

Princeton University Library
32101 064300823
Digitized by Google


Dei
Sub Numine
Viget



Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Fünfundfunfzigster Band. +56

Januar bis ~~Juni~~. December -

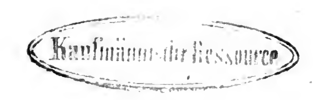
1859.

Leipzig,

Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.


Kaufmännische Ressource


Im Tausch
abgegeben
von der
Kais. Wilh.-Bibl.
Posen.

Inhalts-Verzeichniß.

Deutschland und das Ausland.

Portugal.

Spanien.

Frankreich.

Italien.

Schweiz.

Belgien.

England.

Dänemark.

Schweden.

Rußland.

Probe-Nummer.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 1. Januar 1859. № 1.

Deutschland und das Ausland.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

I.

Die Generalversammlung der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen in Triest. — Die Alpen-Straßen nach Italien. — Wien, vom Südbahnhof aus gesehen. — Baden, Vöslau und die Brühl. — Der Semmering mit seinen Tunnels und Viadukten. — Ludw. Aug. Frankl's poetische Semmeringfahrt. — Die Mürz und die Mur. — Steierisches Eisen und Stahl. — Der „Brandhof" des Erzherzogs Johann. — Felsenbauten an der Mur. — Die Hauptstadt der Steiermark. — Grätz und nicht Graz. — Ein deutscher Dichter. — Die deutschen Schöpfungen des Erzherzogs Johann. — Deutsch, Slavisch und Italiänisch in Oesterreich.

Es war sicher ein guter Gedanke, die General-Konferenz der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen, die alljährlich an einem andern Punkte des deutschen Vaterlandes stattfindet, im Jahre 1858 nach Triest zu verlegen, wo sie auch in den Tagen vom 13. bis zum 15. September abgehalten wurde. Das Netz der deutschen Eisenbahnen, das jetzt eine Länge von 1740 Meilen hat, die zusammen 78 verschiedene Bahnen bilden, welche unter der Verwaltung von 61 Direktionen (worunter 19 Staatsbehörden) stehen, war im Laufe des Jahres 1857 bis an die Küste des Adriatischen Meeres vollendet worden. Nichts war daher natürlicher, als der Wunsch, auch diesen End- und Ausgangspunkt deutschen Eisenbahnverkehrs und Seehandels kennen zu lernen, nachdem seit Jahren bereits die Häfen an der Nord- und Ostsee durch Eisenbahnen mit dem Innern des Landes verbunden sind und das ganze Deutschland mit nicht geringen Erwartungen dem Ausbau der deutschen Linien bis an die Adria entgegengesehen hatte.

Was die Piemontesen, was die Schweizer mit großen Anstrengungen und Opfern kaum in dem künftigen Jahrzehend erreicht haben werden: die Ueberschreitung der Alpen durch eine geschlossene Eisenbahn, deren jenseitige Mündungen die Gestade des Meeres und die transalpinischen Ebenen Italiens berühren — das ist der österreichischen Regierung in dem vergangenen Jahrzehend gelungen, in welchem sie mit Finanz-Verlegenheiten aller Art und zugleich mit äußeren und inneren Feinden zu kämpfen hatte.*) Man muß die Energie der Regierung und die großartigen Mittel des Landes bewundern, die dies möglich gemacht; aber man muß an Ort und Stelle gewesen sein und die Riesenbauten über den Semmering und über die Steierschen, sowie über die Julischen Alpen und die Kalkfelsen des wasserlosen Karst, gesehen haben, um von einem tiefen, nachhaltigen Staunen erfüllt zu werden und sich stolz zu sagen: hier ist deutscher Geist, dies haben deutsche Intelligenz und deutscher Ordnungssinn möglich gemacht!

Wir waren zusammen einhundertfünfundvierzig Abgeordnete der Eisenbahnen aller Zonen Deutschlands, — auch aus solchen Gegenden, die sonst wohl der Lust, sich selbst für etwas ganz Besonderes zu halten, und der Unlust, auch Anderen einige Anerkennung zu gewähren, mit Recht geziehen werden — aber Keiner von Allen, welche die von dem kaiserlich österreichischen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten veranstaltete zweitägige Extrafahrt von Wien nach Grätz und von Grätz nach Triest mitgemacht, hat diesen kühnen, wunderbaren Bauten über die Alpen sein volles, uneingeschränktes Bravo! versagen können. Rheinländer wie Berliner, Bayern wie Hannoveraner, Schwaben wie Hanseaten haben sich selbst und einander gegenseitig gestehen müssen, daß bei ihnen zuhause nicht einmal annähernd dem etwas zu vergleichen wäre und daß es fortan für jeden Deutschen, der in seinem Vaterlande das Schönste und Großartigste kennen und gesehen haben will, eine unerläßliche Pflicht sei, die Reise auf der Eisenbahn von Wien nach Triest zu machen.*)

Die Wien-Triester Linie bildet für jetzt auch in Verbindung mit den nach Wien führenden Eisenbahnen und mit den im Hafen von Triest bereitliegenden Dampfern des Oesterreichischen Lloyd die einzige, jede Beförderung durch Pferde überflüssig machende, bequeme und rasche Verbindung zwischen dem europäischen Norden und der apenninischen Halbinsel. Sobald erst die Strecke der Eisenbahn zwischen Nabresina (zwei Meilen vor Triest) und dem nahen Udine vollendet ist, wird es auch nicht einmal mehr der kurzen Fahrt über das Adriatische Meer bedürfen, um auf ununterbrochenen Schienen von Wien nach Italien zu gelangen. Und selbst den Fall angenommen, daß es den Schweizern und Piemontesen gelingt, in den nächsten zehn Jahren den Luckmanier und die Lepontischen Alpen durch ähnliche Viadukte und Tunnels, wie die Oesterreicher den Semmering und die Steierischen Alpen, zu überwinden, wird doch die Straße über Wien und Triest für uns Deutsche der durch die geradeste Richtung und die anziehendste Seite für den Eintritt in Italien sich empfehlende Weg bleiben. Es kann sich freilich, außer der projektirten Linie über den Luckmanier, auch noch ein dritter Alpenpaß, und zwar in direkter Verbindung mit Mitteldeutschland, zu einer Eisenbahn nach Italien gestalten. Bisher bildete nämlich die Straße von München über Innsbruck, Botzen und Trient nach Verona eine Konkurrenz- und Parallellinie zu der von Wien durch das Murthal über Grätz nach Triest und Venedig. Zwischen diesen beiden großen, die Alpen von Norden nach Süden durchschneidenden Straßenzügen giebt es keinen dritten, der ihnen an Wichtigkeit gleichkäme, und man sollte glauben, daß, vermöge dieser Wichtigkeit, auch jener zweite Straßenzug zu einer Eisenbahn geeignet und bestimmt sei. Aber abgesehen von den vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten eines solchen Baues über den Brenner durch die Tyroler und Trientiner Alpen, bietet auch auf dieser Seite der Eintritt in Italien keine solche Lockung, wie das alte, zauberische Venedig, dar, das uns überdies Gelegenheit giebt, auf einer der reizendsten Eisenbahnen der Welt in wenigen Stunden nach Verona und dem Garda-See, nach Mailand und dem Lago di Como zu kommen.

Wir deutsche Eisenbahn-Direktoren haben uns auch die Gelegenheit nicht nehmen lassen, von Triest nach Venedig zu gehen, wohin,

---

*) Nach Czörnig („Oesterreichs Neugestaltung") wurde seit dem Beginn des Eisenbahn-Baues im Jahre 1825 bis zu Ende des Jahres 1856 für Eisenbahn-Zwecke in Oesterreich die sehr ansehnliche Summe von 371½ Millionen Gulden verwendet. Davon kamen auf die Periode der ersten vierundzwanzig Jahre bis Ende 1848 nur 131¼ Millionen, auf die letzten acht Jahre, 1849—1856, dagegen 240¼ Millionen Gulden. Die Gesammtlänge der Eisenbahnen, deren Ausführung in Oesterreich im Jahre 1856 bewerkstelligt oder noch im Plane und von der Regierung bereits genehmigt war, betrug nicht weniger als 1564½ Meilen, wovon 368 Meilen auf die deutschen, 398½ Meilen auf die slavischen, 117½ Meilen auf die italiänischen und 680½ Meilen auf die ungarischen Kronländer kamen. Allerdings ist während der Handelskrise und der erschütterten Kreditverhältnisse der Jahre 1857 und 1858 manches neue Projekt, besonders von Eisenbahnen in Ungarn und seinen Nebenländern, wieder aufgegeben worden und in den Hintergrund getreten; an den meisten der im Jahre 1856 projektirten Linien wird jedoch rüstig fortgearbeitet. Schon jetzt dürfte die Meilenzahl der in Betrieb befindlichen österreichischen Eisenbahnen mehr als den dritten Theil der Gesammtlänge aller zum deutschen Eisenbahn-Verein gehörenden Linien betragen. D. R.

*) Wer diese Absicht hat, dem empfehlen wir, als belehrenden Reisebegleiter, wie er es uns gewesen und auch bei der Zusammenstellung der gegenwärtigen Notizen gute Dienste geleistet, das mit 13 Stahlstichen, 22 Holzschnitten und einer Karte der österr. Südbahn ausgestattete Reisehandbuch: „Von Wien nach Triest, herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd." Triest, Literarisch-artistische Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd, 1858. D. R.

nachdem wir unsere Eisenbahn-Konferenzen in Triest beendigt hatten, die Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd auf einem ihrer, mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten, durch musterhafte Ordnung und Pünktlichkeit dem Reisenden Vertrauen und große Sicherheit gebenden Dampfschiffe, und zwar über den neuen österreichischen Kriegshafen Pola, den südlichsten Punkt Istriens, uns und unseren Damen gastliche, freie Fahrt gewährte. Doch ich mag hier nicht vorgreifen, sondern will zunächst über die nach Italien führende deutsche Eisenbahn selbst berichten.

Es ist bekannt, daß die erste Meile auf der alten „Wien-Gloggnitzer" Bahn, die Wurzel des Baumes, dessen Wipfel bis zur Spitze des Semmering reicht, den malerischsten Blick auf eine große Stadt gewährt, den man von irgend einer Eisenbahn hat. Nachdem man das links von der Bahn, im angelsächsischen Stil erbaute, mächtige, eine ganze Waffen- und Armaturen-Stadt umfassende, seit dem Jahre 1855 vollendete Arsenal verlassen hat,*) sieht man rechts von der Bahn, und zwar unterhalb, wie auf einem Präsentirteller ausgebreitet, Wien mit allen seinen Vorstädten und den daran stoßenden Orten Hietzing, Schönbrunn und Meidling, in der ganzen Ausdehnung, von Norden nach Süden, vor sich liegen. Man fährt auf der Eisenbahn zehn Minuten lang an diesem Bilde vorüber, dessen Mittelpunkt der St. Stephans-Dom mit seinem schlanken, hohen Thurm, während den Hintergrund das malerische Mittelgebirge bildet, an dessen Fuß die österreichische Hauptstadt liegt. Es ist, als ob man eines der großen Cykloramen, nach Art der amerikanischen, vor sich hätte, doch mit dem Unterschiede, daß hier das Bild nicht vor uns, sondern unser Schauplatz vor dem Bilde vorüberrollt. Ein ähnliches Gefühl werden wir heute auch auf der Semmeringsfahrt haben, denn hier sind die Windungen der Viadukte und die Durchblicke der Bergwände, zwischen einem Tunnel und dem andern, der Art, als wären sie ausdrücklich angelegt, um die gegenüber, vor, über und unter uns befindliche Landschaft mit ihrer mächtigen Staffage, wozu der vor und hinter uns liegende Theil der Eisenbahn selbst gehört, cykloramatisch an uns vorüberzuführen.

„Die Brühl", jene Wiener Schweiz, ein an Naturschönheiten reiches Kalksteinfelsen-Thal, mit der Burgruine Liechtenstein und den großartigen Parkanlagen des Fürsten, bildet nebst den anmuthigen Kurorten Baden und Vöslau die Fortsetzung des Panorama's der Hauptstadt. Die von Wien aus vielbesuchten Vergnügungsorte an dieser Linie, deren zwölf Anhaltpunkte zwischen Wien und Vöslau durchschnittlich nur $\frac{1}{3}$ Meile von einander entfernt sind, haben der Eisenbahn die glänzendsten Einnahmen bisher zugeführt. Ja, letztere allein haben soviel betragen, als alle übrigen Einnahmen der Bahn, trotz ihrer allmählichen Verlängerung um das Zehn- und Funfzehnfache jener vier Meilen langen Strecke. Seitdem jedoch Triest der Endpunkt geworden, fängt endlich der durch Handel und Verkehr gewonnene Ertrag an, denjenigen zu überwiegen, den die Vergnügungslust der Hauptstadt und ihrer zahlreichen Fremden dem Eisenbahnbetrieb dieser Linie abgeworfen hat.

Ueber Wiener-Neustadt gelangen wir nach der zehn Meilen von Wien entfernten Station Gloggnitz; aber schon lange vorher verkündigen uns die nach allen Seiten hin weit sichtbaren Zinnen der Burg Wartenstein, die hoch im Gebirge liegt, daß wir dem Fuße des Semmerings uns nähern. Der Semmering selbst ist keineswegs die höchste Spitze des imposanten Gebirges, das sich jetzt unseren Blicken darbietet. Er ist vielmehr kaum halb so hoch, als der hinter ihm sich erhebende „Schneeberg", und scheint seine größere Berühmtheit nur dem Umstande zu verdanken, daß seine Abhänge und Thalsenkungen auch schon früher zur Anlegung von Kunst- und Heerstraßen sich eigneten, wie sie Kaiser Karl VI., Maria Theresia und Franz I. bauen ließen. Der Semmering ist 3120 Fuß hoch, während von den ihn umgebenden Bergen der „Göstritz" (Sonnwendstein) 4818, der „Wechsel" 5500, die „Rax-Alpe" 6340 und der „Schneeberg" 6570 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebt. „Göstritz", „Semmering" und „Rax-Alpe" stehen vor uns so dicht beisammen, daß es unmöglich scheint, hindurch oder darüber hinaus zu kommen, aber unmittelbar hinter dem mit Werkstätten und Magazinen aller Art bedeckten großen Bahnhofe von Gloggnitz führt die Bahn in kühner Steigung den Berg hinauf. Wir sind in diesem Bahnhofe 1308 Fuß über der Meeresfläche, und beim Hinausfahren aus der Personenhalle erblicken wir die 2088 Fuß über dem Meere liegende Station Eichberg, zu welcher die Bahn in Windungen von $1\frac{3}{4}$ Meilen Länge führt, auf denen wir eine Steigung von 780 Fuß zu überwinden haben. Die Station Eichberg scheint hier dem Auge unmittelbar über der Thurmspitze von Gloggnitz zu liegen. Aber zwischen Gloggnitz und Eichberg muß die anstrengend arbeitende Lokomotive, obwohl von der stärksten, für den Semmering ausdrücklich organisirten Konstitution, noch einmal Halt machen, und zwar vor der Station Payerbach, wo wir das Thal der Schwarza auf einem gewaltigen Viadukt überschreiten, dem längsten der Semmering-Bahn, mit 13 Bogen, von denen die fünf mittleren eine Spannweite von 63 Fuß haben. Gleichzeitig bildet dieser Viadukt eine so bedeutende Kurve, daß er, von der Seite betrachtet, wie das Segment eines riesenhaften, römischen Amphitheaters erscheint.

Die Steigungen der Semmeringbahn haben folgende Verhältnisse:

von	Gloggnitz ..	nach	Payerbach	0,93	Meile	216	Fuß
"	Payerbach ..	"	Eichberg	0,82	"	564	"
"	Eichberg ...	"	Klamm	0,54	"	72	"
"	Klamm	"	Breitenstein	0,70	"	294	"
"	Breitenstein	"	Station Semmering	0,76	"	334	"

Es kommen also auf eine Bahnstrecke von 3,75 Meil. 1480 F. Steigung, und da wir uns in Gloggnitz 1308 Fuß über dem Meere befanden, so sind wir in der Mitte des langen Haupttunnels der Station Semmering, welcher den Berg 300 Fuß unter seinem Gipfel durchschneidet, über welchen die Poststraße nach Grätz und Triest führt, 2788 Fuß über dem Meere. Von diesem Mittelpunkte des Haupttunnels ab senkt sich die Bahn sofort in ebenso starken Verhältnissen, als wir gestiegen sind, nämlich 1:42 und 1:60, so daß wir bis zu der $1\frac{3}{4}$ Meilen entfernten Hauptstation Mürzzuschlag wieder um 720 Fuß niedriger gekommen sind.

Von den Punkten, die wir oben genannt haben, zeichnen sich durch ihre malerische Lage, durch ihre gewaltigen Bergformationen und Schluchten, wie durch ihre kühnen, wunderbaren Bauwerke ganz besonders aus die Station Klamm mit der Burgruine gleichen Namens, einem Felsenneste, von welchem aus der tief unten liegende Marktflecken Schottwien einen reizenden Anblick gewährt, sowie mit dem unmittelbar daran sich schließenden, 400 Fuß langen Tunnel und dem großartigen auf zwei Bogenstellungen über einander ruhenden Henbach-Viadukt, der, wie der bald darauf folgende Viadukt über den Gemperl-Graben, in seinen Formen große Aehnlichkeit mit den antiken Wasserleitungen hat, wie sie im südlichen Frankreich und auf der pyrenäischen Halbinsel vorkommen, doch sind sie in ihren Dimensionen diesen Römerwerken weit überlegen. Die scharf gezackten Zinnen der nächsten Höhe gehören der sogenannten „Weinzettelwand" an, die mit ihren durch die Felsen gehauenen Oeffnungen und Galerien einen an der Seite durchbrochenen Tunnel bildet und einen ebenso imposanten, als überraschenden Anblick gewährt. Tunnels und Viadukte wechseln in den Windungen, auf welchen wir die Höhe des Semmering erklimmen, fortdauernd mit einander ab. Eben haben wir uns in dem Dunkel eines langen Tunnels von der beständigen Umschau und dem unablässigen Aufnehmen neuer Eindrücke ein wenig erholt, als wir, an das Licht des Tages gelangend, nicht blos vor uns einen neuen Viadukt erblicken, sondern auch seitwärts einen zweiten, dem wir uns in einer Kurve zuwenden, während wir von einem dritten Viadukt gegenüber, den wir verließen, als wir in den Tunnel einfuhren, durch eine breite, tiefe Schlucht getrennt sind. Und alle diese Viadukte laufen gewissermaßen an drei Seiten eines von hohen Bergwänden eingeschlossenen Kessels, aus dem wir endlich durch einen neuen Tunnel, den großen Haupttunnel des Semmering, der heute, den deutschen Eisenbahn-Verwaltungen zu Ehren, durch Gas, das auf dem Semmering erzeugt wird, glänzend erleuchtet war, auf dem Punkt gelangen, wo die Gränze zwischen Oesterreich und Steiermark ist und auf dessen Kuppe Kaiser Karl VI. ein Monument hat aufstellen lassen mit der Inschrift: „Aditus ad maris adriatici littora."

Ein uns befreundeter Wiener Dichter, Dr. Ludw. August Frankl, hat die Semmering-Fahrt, die sich in ihrer vollen Schönheit weder durch die Kunst des Malers, noch durch die des Dichters darstellen läßt, doch, und zwar mit dem Motto: „Nec ardua terrent", besungen. Wir theilen daraus einige Verse mit, die jedenfalls unseren Lesern ein des poetischen Gegenstandes würdigeres Bild gewähren dürften, als unsere schlichte Prosa:

. . . .

Abwende jetzt, wen Taumel faßt, die Blicke,
Und wem das Herz im Busen zagbaft pocht —
Titanenhaft hebt Brücke sich auf Brücke,
Die fliegend einen Abgrund überjocht.

Wer spricht vom rhodischen Koloß verwundert?
Das Wunderwerk, besiegt ist's hundertfach;
Und schweigend schafft das lebende Jahrhundert,
Wovon ruhmredig stets die Vorwelt sprach.

Wir sehn zurück entsetzt! Wo flücht'ge Gemsen
Nur sonst den Sprung gewagt, dort fuhren wir!
Nun muß die Kraft der Wagenlenker bremsen,
Wir ziehen durch der Urwelt Nachtrevier.

Phantastisch hängen Felsen uns zu Häupten,
Berggeister sind die Funken in der Nacht,
Die zischend, wirbelnd auseinanderstäubten;
Kein Menschenlaut, nur Wagendonner kracht.

Gebirge höhlten schon im Wunderlande
Die dunklen Sklavenvölker mächtig aus
Und thürmten Pyramiden auf im Sande,
Für eine Mumie ein Riesenhaus.

*) In den Zeughaus-Werkstätten und dem Gießhause sind nicht weniger als neun Dampfmaschinen, mit der Gesammtkraft von 122 Pferden, und zweitausend Menschen in Thätigkeit, um Alles, was die Armee bedarf, unter Benutzung aller Vortheile, die eine große Fabrik gewährt, herzustellen. D. R.

Hier hat durch Urgebirge für das Leben
Der freie Geist geschaffen eine Bahn,
Verbindend Völker und versöhnend, heben
Des Wissens und Verkehrs Triumphe an.

Es tagt! Ein Meer von Licht ist ausgegossen,
Aus Bergen fliegt das Aug' hinab entzückt,
Auf gold'ne Thäler, grün von Wald umschlossen,
Auf reiche Städte, kuppelreich geschmückt.

Bacchantisch wiegt die Rebe sich an Stäben,
Der Gärten Schmuck ergänzt um Dörfer rings;
Viel Güter noch, die in den Geistern leben,
Sie harren nur des Auferstehungswinks!

Wir stehen still. — War wirklich die Erscheinung?
Ein Zauber nur im Alpenfürstenreich?
Es war, an Schätzen reich und guter Meinung,
Nur eine Fahrt durch's Herz von Oesterreich!

(Schluß von I. folgt.)

Der deutsche Buchhandel Oesterreichs.

Eine Berichtigung.

Von einem geachteten, unterrichteten Buchhändler des österreichischen Kaiserstaats geht uns mit Bezug auf den in Nr. 143 des „Magazin" von 1858 enthaltenen Artikel: „Zur Statistik des deutschen Büchermarktes und Buchhandels," dessen Zahlen und Betrachtungen dem Klüpfelschen Nachtrage zum Wegweiser durch das Gebiet der deutschen Literatur entlehnt waren, die nachstehende Berichtigung zu:

„Seit vielen Jahren lese ich Ihr Blatt regelmäßig mit dem größten Interesse, und ich kann wohl sagen, daß mir kaum eine Zeitschrift soviel Belehrung und in so angenehmer Form verschafft hat, wie die Ihrige; erlauben Sie daher, daß ich Ihnen über einen Artikel einige Bemerkungen zukommen lasse.

In Nr. 143 findet sich eine Notiz über den Bücherabsatz im Gebiete des deutschen Buchhandels, wobei die von der Gesammtsumme auf die einzelnen Länder entfallenden Beträge in Prozenten angegeben sind. Mein Vaterland Oesterreich spielt dabei eine sehr traurige Rolle, denn, wenn auch mit einigem Vorbehalt, werden ihm doch nur 6 pCt. (1 pCt. mehr als Rußland!) überlassen. Offenbar ist aber der Absatz einer einzigen Verlagsbuchhandlung durchaus nicht geeignet, das Material für solche Aufstellungen zu liefern, und die Schlüsse, die aus solchen ganz unrichtigen Ziffern gezogen werden, können auch nur falsch sein. In Oesterreich ist eine ziemlich genaue Ermittelung der Büchereinfuhr für den Buchhandel möglich, obgleich die Zolltabellen dazu nicht benutzt werden können. Es braucht also nur der über Leipzig vermittelte Umsatz des Buchhandels festgestellt zu werden, um den Antheil Oesterreichs am deutschen Buchhandel zu finden. Allerdings wird ein nicht unbedeutender Theil des deutschen Buchhandels über die Abrechnungsplätze zweiten Ranges, Stuttgart, Frankfurt a. M., Berlin, Wien u. s. w. verrechnet, der hier außer Berechnung bleibt, allein dieser Verkehr ist gerade in Wien jedenfalls bedeutender, als in jedem der anderen dieser Kommissionsplätze; seine Hinzuziehung würde daher den Privat-Antheil Oesterreichs noch vermehren.

Den ganzen Umsatz des deutschen Buchhandels schätzte Liesching im Jahre 1845 („Bericht über die Frage" rc.) auf 2,840,000 Thlr. In dieser Summe ist aber der Verkehr jener Kommissionsplätze zweiten und dritten Ranges auch enthalten. Um den über Leipzig stattfindenden Verkehr zu ermitteln, mußte daher jene Summe um den Betrag dieses Lokalverkehres vermindert, dagegen für die seit 1845 stattgefundene Vermehrung des Verkehrs ein angemessener Betrag hinzugefügt werden. Man wird jedenfalls eher zu viel, als zu wenig annehmen, wenn man für diese Summe, also für die Geschäftsvermehrung im Verkehr über Leipzig von 1845 ab, den ganzen Umsatz aller anderen Kommissionsplätze und noch 160,000 Thlr. zuschlägt. Der durchschnittliche Umsatz in Leipzig würde dann also drei Millionen Thaler betragen und wohl eher zu niedrig als zu hoch angenommen sein *).

Von diesen drei Millionen Thalern oder 4½ Millionen fl. C.-M. konsumirt Böhmen allein 230,000 Gulden oder 5½ pCt., also beinahe ebenso viel, als dort auf ganz Oesterreich entfällt.

In der ganzen österreichischen Monarchie beträgt der Absatz im Durchschnitt der Jahre 1853—1856, trotz des damals so hohen Agio, 1,200,000 Gulden C.-M., also beinahe 28 pCt. des ganzen Verkehrs über Leipzig. Alle anderen Zahlen jener Aufstellung in Nr. 143 sind daher natürlich ebenso unrichtig wie diese, im Vergleich zu dem wirklichen Gesammtverkehr.

Es bedarf hier wohl nicht der Bemerkung, daß die Summe von 1,200,000 Gulden C.-M. nur ein kleiner Theil des Umsatzes der österreichischen Monarchie in Literatur-Produkten ist; jedenfalls aber dürften diese Ziffern genügen, um die Bedeutung Oesterreichs für die Verleger und Schriftsteller klar zu machen.

Der Herr Verfasser jener Notiz war auch bei den Betrachtungen, welche er an jene Tabelle knüpft, nicht besser berathen, als bei den Zahlen. Er scheint leider gar keine Gelegenheit gehabt zu haben, Oesterreichs Verhältnisse kennen zu lernen; denn die Ursachen des starken Bücherabsatzes in Oesterreich sind ganz andere, als die in jenem Artikel angegebenen.

Frankreich.

Ueber Friedrich's des Großen Randbemerkungen zu den „Considérations" von Montesquieu.

Friedrich hat mit Montesquieu, welcher 1689 geboren und 1755 gestorben ist, in keiner brieflichen Verbindung gestanden, obgleich Letzterer sehr früh zu den Schriftstellern gehörte, welche Friedrich immer aufs neue zu seiner Unterhaltung und Belehrung gelesen. Die „Lettres persanes," die „Considérations" und den „Esprit des Lois" hat der König, als Geschichtsforscher und als Kunstrichter, unbedingt für klassische Werke erklärt;**) von den „Lettres persanes" verlangte er, als er sich derselben schon ein halbes Jahrhundert erfreut hatte, von seinem Buchhändler Pitra, 1784, noch ein neues Exemplar.

Die „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence," welche 1734, ohne des Verfassers Namen, bei Jacques Desbordes in Amsterdam, 277 Klein-Oktavseiten, erschienen, kannte Friedrich schon in Rheinsberg sehr genau; denn in dem Briefe an Madame du Châtelet vom 8. März 1739 führt er die Vergleichung an, welche Montesquieu im zwölften Kapitel zwischen Cicero und Cato macht. Ebenso sind die Worte im ersten Satze der „Principes généraux de la guerre" (vom Jahre 1748): „Il faut que la guerre nous soit une méditation et la paix un exercice", offenbar eine Erinnerung aus dem zweiten Kapitel der „Considérations", wo sich dieselben charakteristischen Worte über die Kriegskunst der Römer finden, aber ausdrücklich als ein Gedanke des Flavius Josephus.***) Endlich, 1785, den 13. und 14. Mai, ließ der König sich die „Considérations" nochmals vorlesen.

Wer Friedrich's Lektüre kennt, der weiß, daß er bei dem immer wiederholten Lesen derselben guten Bücher förmliche Studien machte. Davon haben wir in Bezug auf die „Considérations" ein merkwürdiges Beispiel. Wir ersehen nämlich aus „*Napoléon et Louise, souvenirs historiques de M. le baron Menneval, ancien secrétaire du portefeuille de Napoléon*", Paris, 1845, tome III, p. 160, daß der Kaiser im Jahre 1806 dasjenige Exemplar jenes Buches, welches auf jeder Seite mit Randbemerkungen von Friedrich's Hand bedeckt war, aus Potsdam für seine Bibliothek in Saint-Cloud mitgenommen, aus welcher Herr von Talleyrand es entlehnt, ohne es wieder zurückzugeben. Der Baron von Menneval bezeichnet das Buch näher, indem er sagt: „Sur une table se trouvait un petit volume d'un format in 8. bâtard, imprimé en Hollande, relié en maroquin rouge et marqué sur la couverture d'un P., comme tous les livres de cette bibliothèque." Nach dieser Bezeichnung, welcher aber das Druckjahr fehlt, könnte an eine der beiden ersten, 1734 und 1735, in Amsterdam erschienenen Ausgaben gedacht werden, da die beiden anderen, noch bei Lebzeiten des Verfassers besorgten Ausgaben, 1740 und 1755, in Paris erschienen sind, doch würde die Abfassung der Randbemerkungen nicht vor der Gründung der Bibliothek in Potsdam, d. h. nicht vor dem Dresdener Frieden, mit welchem die üppigste Studienzeit des

---

*) In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" war der Umsatz der Leipziger Buchhändler-Messe vor einiger Zeit allerdings viel niedriger geschätzt, allein in der obigen Summe ist keineswegs nur der zur Messe stattfindende Geldausgleich, sondern der Werth aller im Laufe eines Jahres über Leipzig gelieferten Bücher enthalten. Auf Genauigkeit macht die Zahl aber natürlich keinen Anspruch.

**) „*Oeuvres de Frédéric le Grand,*" t. II, p. 37; t. VII, p. 104.

***) „*De bello Iudaico,*" lib. II.

Königs beginnt, anzunehmen sein; ja, vielleicht sind die Randbemerkungen zu Montesquieu wenig früher geschrieben worden, als in dem Jahre, in welchem der Verfasser die *„Principes généraux de la guerre“* geschrieben hat. Lägen uns die Randbemerkungen selbst vollständig vor, so ließen sich aus dem Inhalte derselben wohl triftigere Gründe für unsere Vermuthung gewinnen. Indessen sind wir doch dem Ziele näher gekommen. Es hat sich nämlich in Paris ein Exemplar der Didotschen Stereotyp-Ausgabe der *„Considérations* de Montesquieu“, vom Jahre XI (1802), gefunden, in welches der frühere Besitzer alle Noten des großen Königs, bis auf die Orthographie treu, aus dem von Napoleon mitgenommenen Buche eingetragen. Das *Bulletin du Bouquiniste*, Paris, 1858, Nr. 34 giebt darüber Nachricht und theilt einige Proben mit, welche das unverkennbare Gepräge der Echtheit an sich tragen und ein neues Zeugniß von der selbständigen Gesinnung des philosophischen Fürsten ablegen, wie derselbe sie zuerst in dem Antimacchiavell ausgesprochen hat. Wir entnehmen diesen Proben drei Randbemerkungen, alle drei in buchstäblicher Treue, welche auch ohne den Montesquieu'schen Text verständlich sein dürften; und zwar

1) zu Kapitel XI der *„Considérations“* (p. 117 der Ausgabe von 1734): „Ceci est d'un critique outré. Silla, le Barbare Silla, n'en usa pas avec autens de modération que César. Une âme basse qui auroit pu se venger l'auroit pourtent fait. Mais César ne sait que pardonner. Il est toujours beau de pardonner, quand même on n'a plus rien à craindre.“

2) Zu Kapitel XXI der *„Considérations“* (p. 239 der Ausgabe von 1734): „Mons. de Montesquieu appelle foible punition d'être mutilé ou d'avoir les yeux crevez. Il faut que sa vue soit mauvaise et qui aye guerre de quoi perdre d'un antre côté, sans quoi il n'auroit pas trété en bagatelle le démembrement d'organes plus précieux que la vue.“

3) Zu Kapitel XXII der *„Considérations“* (p. 248 der Ausgabe von 1734): „N'a-t-on pas vu de nos jours le prétendent pleurer fort dévotement sur les côtes d'Ecosse, au lieu de combattre? Un bigot ne fera que des actions de bigot; mais un homme d'honneur suivra toujours la gloire.“

Noch findet sich im *Bulletin du Bouquiniste*, Nr. 37, p. 330, ein kleiner Artikel: *„Le Montesquieu du Roi de Prusse“*, welcher, ohne etwas erheblich Neues zu geben, mit den Worten schließt: „Maintenant, de quel côté chercher les livres que M. de Talleyrand a dû laisser à sa mort?“ Wir möchten dieser Frage den Wunsch hinzufügen, daß das von Napoleon mitgenommene kostbare Buch von den jetzigen Besitzern der Bibliothek in Potsdam zurückgegeben werde. Gewiß dürfte auch eine neue Auflage desselben, mit allen Randbemerkungen von Friedrich's Hand, Seite für Seite dem alten Drucke gleich und jede Bemerkung am Rande der betreffenden Textstelle, den Freunden der Geschichte und der Literatur willkommen sein.

Berlin, im Dezember 1858 J. D. E. Preuß.

Mannigfaltiges.

— Die Universitäten Padua und Pavia. Durch kaiserl. Erlaß vom 23. Oktober 1858 sind an den beiden alten, italiänischen Universitäten des lombardisch-venetianischen Königreichs einige ebenso wichtige als zweckmäßige Veränderungen hinsichtlich des Studienplans der Studirenden und der Lehrberechtigung der Professoren angeordnet worden. Der alte Lehrbücherzwang ist aufgehoben, und — was besonders wichtig — das deutsche Institut der Privatdozenten, das in Italien bisher noch unbekannt war, ist eingeführt, und zwar ohne jenen Fakultäts-Zwang, der an einigen deutschen Universitäten existirt und der z. B. vor kurzem in der juristischen Fakultät von Bonn den bekannten ärgerlichen Konflikt herbeigeführt hat. Natürlich haben in Folge dessen auch einige bedeutende Veränderungen in dem Lehrer-Personale der beiden Universitäten eintreten müssen. Neue Lehrfächer sind begründet, mehrere andere neu besetzt, und zwar zum Theil durch solche Professoren, die ihre Bildung an deutschen Universitäten erlangt haben. Unter den Neuberufenen der Universitäten Padua und Pavia nennt die „Allgemeine Zeitung“ folgende: die Professoren Molin für Naturgeschichte; Blacovich für Anatomie; Vanzetti für Chirurgie; Leva, gebildet am Seminarium zu Wien, für österreichische Geschichte; Bellavite und de Giorgi für römisches Recht; Messedaglia, eine im Lande akkreditierte Kapazität, für Statistik und Nationalökonomie; Gloria, Archivar in Padua, für Paläographie; Nova, in der deutschen Literatur tüchtig bewandert, zugleich ein guter Romanist, für Philosophie; Gian Maria Bravo, durch zweijähriges Quellenstudium in Wien gebildet, für Rechtsgeschichte; Serafini, gebildet in Berlin, Siena und Heidelberg, für römisches Recht; Dr. Luigi Cossa, gebildet in Wien in der Schule Stein's und Roscher's in Leipzig, für Nationalökonomie; Gasparini, eine Notabilität, aus Neapel für Botanik berufen; Müller und Hochegger, beide Zöglinge des Wiener philologischen Seminars, für deutsche und klassische Philologie u. a. m. Außer diesen neueren Ernennungen wurde für frische Lehrkräfte gesorgt durch mehrfältige Lehramtsstipendien bis zur Höhe von 600 fl. Conv. Münze an begabte Jünglinge italiänischer Zunge.

— Ausländische Journalistik in Deutschland. In dem kürzlich erschienenen „Preiscourant über die durch das k. Zeitungs-Comtoir in Berlin und die Postanstalten in Preußen im Jahre 1859 zu beziehenden Zeitschriften“*) finden sich 666 Tage-, Wochen- und Monatsblätter in fremden Sprachen aufgeführt, während die Zahl der in Preußen debitirten deutschen Blätter 1563 beträgt, worunter 350 politische, 696 nichtpolitische, aber steuerpflichtige, und 517 keiner Stempelsteuer unterworfene, wissenschaftliche und gewerbliche, sowie Amts- und Kreisblätter sich befinden. Die vorgedachten 666 Blätter in fremden Sprachen sind folgendermaßen klassifizirt:

	Politische Zeitungen	Nichtpolitische Zeitschriften	Steuerfreie wissenschaftl., gewerbl. und andere Blätter
1) Französische	83	85	154
2) Englische	78	67	23
3) Holländische	25	7	7
4) Schwedische	14	4	1
5) Dänische	8	3	0
6) Italiänische	10	3	6
7) Spanische	3	0	0
8) Rhätisch-romanische	2	0	0
9) Walachisch-rumänische	1	0	0
10) Russische	10	3	23
11) Polnische	13	4	12
12) Wendische	2	1	0
13) Böhmische (Czechisch)	1	1	0
14) Serbische	2	0	0
15) Litthauische	0	1	0
16) Ungarische (Magyarisch)	5	1	2
17) Hebräische	1	0	[illegible]
	258	180	228

Daß hierbei einige Sprachen, im Verhältniß zu ihrer Ausbreitung und der Zahl ihrer periodischen Schriften, mangelhaft repräsentirt sind, wie namentlich die italiänischen und die spanischen Zeitschriften, fällt in die Augen. Ebenso darf man sich wundern, daß keines der zahlreichen Blätter in neugriechischer Sprache jetzt auf dem Wege der Post nach Preußen gelangt. Von den 322 in französischer Sprache nach Preußen kommenden Zeitschriften erscheinen 51 in Belgien, 8 in der Schweiz, 3 in Rußland, 2 in Italien, 2 in Holland, 1 Luxemburg, 1 in Madrid, 1 in London, 1 in Frankfurt a. M., 1 in Konstantinopel, 1 in Algier und 1 in Nord-Amerika. Unter den 168 Blättern in englischer Sprache befinden sich 22 Nord-Amerikaner. Von den 19 italiänischen Zeitschriften erscheinen 8 in Mailand, 3 in Turin, 2 in Rom, 2 in Triest, 1 in Venedig, 1 in Verona, 1 in Roveredo und 1 in Pisa. Unter den in russischer Sprache aufgeführten Blättern befindet sich auch die von Alex. Herzen in London herausgegebene „Glocke“ (Kolokol), die jedoch in Preußen verboten ist. Von den 29 polnischen Zeitschriften erscheinen 12 in Warschau, 5 in Lemberg, 4 in Posen, 2 in Krakau, 1 in St. Petersburg, 1 in Paris und 1 in London. Die drei wendischen Blätter werden in Kottbus, Budissin (Bautzen) und Hoyerswerda gedruckt. Die litthauische Zeitschrift Keleivis erscheint in Königsberg und die hebräische, politische Zeitung Hamagid zu Lyck in Ostpreußen.

J. L.

*) Berlin, Decker.

Bücher und Manuskripte von Orten, welche Leipzig näher gelegen sind, als Berlin, bitten wir, fortan an uns durch die Verlagshandlung der Herren **Veit & Comp.** in Leipzig gelangen zu lassen.

Die Redaction.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend den 1. Januar 1859. № 1.

Die Literatur des Auslandes.
1859.

Wenn unsere geehrten Leser heute in der Ueberschrift dieses Blattes eine kleine Veränderung wahrnehmen, so ist damit nicht auf irgend eine Aenderung des Geistes oder des Inhaltes dieser seit siebenundzwanzig Jahren der wohlwollenden Aufnahme des deutschen Publikums sich erfreuenden Zeitschrift hingedeutet. Die Verlagshandlung der Herren Veit & Comp., die unserem Unternehmen stets ihre freundlichste Sorgfalt gewidmet und deren ehrenvolle Firma unserem Blatt auch fernerhin verbleiben soll, verlegt ihr Domizil nach Leipzig. Als Centralplatz des deutschen und eines großen Theiles des ausländischen Buchhandels, wird uns Leipzig den Vortheil gewähren, um so rascher und allseitiger mit den Erscheinungen der Literatur des Auslandes bekannt zu werden; aber auf alle anderen Verhältnisse der Redaction wird dies nicht den mindesten Einfluß üben. Unser Blatt, das in **Berlin** geboren ist und hier majorenn geworden, wird es sich auch fernerhin zur Ehre rechnen, der preußischen Journalistik anzugehören und als eine Berliner Zeitschrift bezeichnet zu werden.

Ist auch bei der Beurtheilung der Literatur des Auslandes unser Standpunkt niemals ein partikularistischer oder gar lokaler, sondern immer ein **deutscher** im strengsten Sinne des Wortes, so haben wir doch auch nie verkannt, daß Norddeutschland und in demselben wiederum Preußen der Kern sei, um welchen sich deutsche Wissenschaft und deutsche Bildung in ihrer mannigfaltigen Gliederung und in ihrer literarischen Gemeinsamkeit, als ein dem Auslande Achtung einflößendes Ganzes, gruppiren.

Wir geben gern zu, daß gerade in dieser mannigfaltigen Gliederung einer der Vorzüge deutscher Art und Sitte gegen die des Auslandes besteht; wir geben ferner zu, daß erst durch die Verbindung mit süddeutscher Natur und Empfindung jener norddeutsche Kern zu seiner Entwickelung und der deutsche Geist zu seiner vollen Reife gelangt ist; aber das Prius ist dem norddeutschen Elemente doch jedenfalls zuzuerkennen, und in den Chorus Derjenigen, die mit Geringschätzung von der preußischen Spezialität dieses norddeutschen Elementes sprechen, werden wir gewiß niemals einstimmen.

Daß das deutsche Volk gerade wegen der Mannigfaltigkeit seiner Stämme und wegen der Vielheit seiner Berührungen mit den romanischen, slavischen und skandinavischen Völkern und Gränzen mehr, als irgend ein anderes Volk der Erde, befähigt sei, fremde Nationalitäten zu begreifen und zu beurtheilen, das giebt selbst das Ausland zu. „Nihil humani a me alienum puto" — „nichts Menschheitliches ist mir fremd" — darf der Deutsche im physischen und moralischen Sinne von sich sagen. Deshalb hat auch eine Zeitschrift, wie die unsrige, in Deutschland immer einen viel geeigneteren und fruchtbareren Boden gefunden, als ähnliche Zeitschriften im Auslande, wie etwa die Revue Brittannique, die Revue Germanique, oder die Continental Review. Daraus ist auch zu erklären, daß unser „Magazin" sich nicht blos in Deutschland, sondern auch im Auslande selbst den Ruf erworben hat, ein treuer und ungetrübter Spiegel fremdländischer Zustände und Bildung zu sein — einen Ruf, den zu erhalten und zu vermehren die Redaction stets bestrebt sein wird.

Berlin. J. L.

Deutschland und das Ausland.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

I.

Die Generalversammlung der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen in Triest. — Die Alpen-Straßen nach Italien. — Wien, vom Südbahnhof aus gesehen. — Baden, Vöslau und die Brühl. — Der Semmering mit seinen Tunnels und Viadukten. — Ludw. Aug. Frankl's poetische Semmeringfahrt. — Die Mürz und die Mue. — Steierisches Eisen und Stahl. — Der „Brandhof" des Erzherzogs Johann. — Felsenbauten an der Mur. — Die Hauptstadt der Steiermark. — Gratz und nicht Graz. — Ein deutscher Dichter. — Die deutschen Schöpfungen des Erzherzogs Johann. — Deutsch, Slavisch und Italiänisch in Oesterreich.

Es war sicher ein guter Gedanke, die General-Konferenz der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen, die alljährlich an einem anderen Punkte des deutschen Vaterlandes stattfindet, im Jahre 1858 nach Triest zu verlegen, wo sie auch in den Tagen vom 13. bis zum 15. September abgehalten wurde. Das Netz der deutschen Eisenbahnen, das jetzt eine Länge von 1740 Meilen hat, die zusammen 78 verschiedene Bahnen bilden, welche unter der Verwaltung von 61 Directionen (worunter 19 Staatsbehörden) stehen, war im Laufe des Jahres 1857 bis an die Küste des Adriatischen Meeres vollendet worden. Nichts war daher natürlicher, als der Wunsch, auch diesen End- und Ausgangspunkt deutschen Eisenbahnverkehrs und Seehandels kennen zu lernen, nachdem seit Jahren bereits die Häfen an der Nord- und Ostsee durch Eisenbahnen mit dem Innern des Landes verbunden sind und das ganze Deutschland mit nicht geringen Erwartungen dem Ausbau der deutschen Linien bis an die Adria entgegengesehen hatte.

Was die Piemontesen, was die Schweizer mit großen Anstrengungen und Opfern kaum in dem künftigen Jahrzehent erreicht haben werden: die Ueberschreitung der Alpen durch eine geschlossene Eisenbahn, deren jenseitige Mündungen die Gestade des Meeres und die transalpinischen Ebenen Italiens berühren — das ist der österreichischen Regierung in dem vergangenen Jahrzehent gelungen, in welchem sie mit Finanz-Verlegenheiten aller Art und zugleich mit äußeren und inneren Feinden zu kämpfen hatte.*) Man muß die Energie der Regierung und die großartigen Mittel des Landes bewundern, die dies möglich gemacht; aber man muß an Ort und Stelle gewesen sein und die Riesenbauten über den Semmering und über die Steierschen, sowie über die Julischen Alpen und die Kalkfelsen des wasserlosen Karst, gesehen haben, um von einem tiefen, nachhaltigen Staunen erfüllt zu werden und sich stolz zu sagen: hier ist deutscher Geist, dies haben deutsche Intelligenz und deutscher Ordnungssinn möglich gemacht!

---

*) Nach Czörnig („Oesterreichs Neugestaltung") wurde seit dem Beginn des Eisenbahn-Baues im Jahre 1825 bis zu Ende des Jahres 1856 für Eisenbahn-Zwecke in Oesterreich die sehr ansehnliche Summe von 371¼ Millionen Gulden verwendet. Davon kamen auf die Periode der ersten vierundzwanzig Jahre bis Ende 1848 nur 131¼ Millionen, auf die letzten acht Jahre, 1849—1856, dagegen 240¼ Millionen Gulden. Die Gesammtlänge der Eisenbahnen, deren Ausführung in Oesterreich im Jahre 1856 bewerkstelligt oder noch im Plane und von der Regierung bereits genehmigt war, betrug nicht weniger als 1564¼ Meilen, wovon 368 Meilen auf die deutschen, 398¾ Meilen auf die slavischen, 117¼ Meilen auf die italiänischen und 680¼ Meilen auf die ungarischen Kronländer kamen. Allerdings ist während der Handelskrise und der erschütterten Kreditverhältnisse der Jahre 1857 und 1858 manches neue Projekt, besonders von Eisenbahnen in Ungarn und seinen Nebenländern, wieder aufgegeben worden und in den Hintergrund getreten; an den meisten der im Jahre 1856 projektirten Linien wird jedoch rüstig fortgearbeitet. Schon jetzt dürfte die Meilenzahl der in Betrieb befindlichen österreichischen Eisenbahnen mehr als den dritten Theil der Gesammtlänge aller zum deutschen Eisenbahn-Verein gehörenden Linien betragen. D. R.

Wir waren zusammen einhundertfünfundvierzig Abgeordnete der Eisenbahnen aller Zonen Deutschlands, — auch aus solchen Gegenden, die sonst wohl der Lust, sich selbst für etwas ganz Besonderes zu halten, und der Unlust, auch Anderen einige Anerkennung zu gewähren, mit Recht geziehen werden — aber Keiner von Allen, welche die von dem kaiserlich österreichischen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten veranstaltete zweitägige Extrafahrt von **Wien** nach **Grätz** und von **Grätz** nach **Triest** mitgemacht, hat diesen kühnen, wunderbaren Bauten über die Alpen sein volles, uneingeschränktes Bravo! versagen können. Rheinländer wie Berliner, Bayern wie Hannoveraner, Schwaben wie Hanseaten haben sich selbst und einander gegenseitig gestehen müssen, daß bei ihnen zuhause nicht einmal annähernd dem etwas zu vergleichen wäre und daß es fortan für jeden Deutschen, der in seinem Vaterlande das Schönste und Großartigste kennen und gesehen haben will, eine unerläßliche Pflicht sei, die Reise auf der Eisenbahn von Wien nach Triest zu machen.*)

Die Wien-Triester Linie bildet für jetzt auch in Verbindung mit den nach Wien führenden Eisenbahnen und mit den im Hafen von Triest bereit liegenden Dampfern des Oesterreichischen Lloyd die einzige, jede Beförderung durch Pferde überflüssig machende, bequeme und rasche Verbindung zwischen dem europäischen Norden und der apenninischen Halbinsel. Sobald erst die Strecke der Eisenbahn zwischen Nabresina (zwei Meilen vor Triest) und dem nahen Udine vollendet ist, wird es auch nicht einmal mehr der kurzen Fahrt über das Adriatische Meer bedürfen, um auf ununterbrochenen Schienen von Wien nach Italien zu gelangen. Und selbst den Fall angenommen, daß es den Schweizern und Piemontesen gelingt, in den nächsten zehn Jahren den Luckmanier und die Lepontischen Alpen durch ähnliche Viadukte und Tunnels, wie die Oesterreicher den Semmering und die Steierischen Alpen, zu überwinden, wird doch die Straße über **Wien** und **Triest** für uns Deutsche der durch die geradeste Richtung und die anziehendste Seite für den Eintritt in Italien sich empfehlende Weg bleiben. Es kann sich freilich, außer der projektirten Linie über den Luckmanier, auch noch ein dritter Alpenpaß, und zwar in direkter Verbindung mit Mitteldeutschland, zu einer Eisenbahn nach Italien gestalten. Bisher bildete nämlich die Straße von **München** über **Innsbruck**, **Botzen** und **Trient** nach Verona eine Konkurrenz- und Parallellinie zu der von Wien durch das Murthal über Grätz nach Triest und Venedig. Zwischen diesen beiden großen, die Alpen von Norden nach Süden durchschneidenden Straßenzügen giebt es keinen dritten, der ihnen an Wichtigkeit gleichkäme, und man sollte glauben, daß, vermöge dieser Wichtigkeit, auch jener zweite Straßenzug zu einer Eisenbahn geeignet und bestimmt sei. Aber abgesehen von den vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten eines solchen Baues über den Brenner durch die Tyroler und Trientiner Alpen, bietet auch auf dieser Seite der Eintritt in Italien keine solche Lockung, wie das alte, zauberische Venedig, dar, das uns überdies Gelegenheit giebt, auf einer der reizendsten Eisenbahnen der Welt in wenigen Stunden nach Verona und dem Garda-See, nach Mailand und dem Lago di Como zu kommen.

Wir deutsche Eisenbahn-Direktoren haben uns auch die Gelegenheit nicht nehmen lassen, von Triest nach Venedig zu gehen, wohin, nachdem wir unsere Eisenbahn-Konferenzen in Triest beendigt hatten, die Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd auf einem ihrer, mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten, durch musterhafte Ordnung und Pünktlichkeit dem Reisenden Vertrauen und große Sicherheit gebenden Dampfschiffe, und zwar über den neuen österreichischen Kriegshafen Pola, den südlichsten Punkt **Istriens**, uns und unseren Damen gastliche, freie Fahrt gewährte. Doch ich mag hier nicht vorgreifen, sondern will zunächst über die nach Italien führende deutsche Eisenbahn selbst berichten.

Es ist bekannt, daß die erste Meile auf der alten „Wien-Gloggnitzer" Bahn, die Wurzel des Baumes, dessen Wipfel bis zur Spitze des Semmering reicht, den malerischsten Blick auf eine große Stadt gewährt, den man von irgend einer Eisenbahn hat. Nachdem man das links von der Bahn, im angelsächsischen Stil erbaute, mächtige, eine ganze Waffen- und Armaturen-Stadt umfassende, seit dem Jahre 1855 vollendete **Arsenal** verlassen hat,**) sieht man rechts von der Bahn, und zwar unterhalb, wie auf einem Präsentirteller ausgebreitet, **Wien** mit allen seinen Vorstädten und den daran stoßenden Orten **Hietzing**, **Schönbrunn** und **Meidling**, in der ganzen Ausdehnung, von Norden nach Süden, vor sich liegen. Man fährt auf der Eisenbahn zehn Minuten lang an diesem Bilde vorüber, dessen Mittelpunkt der St. Stephans-Dom mit seinem schlanken, hohen Thurm, während den Hintergrund das malerische Mittelgebirge bildet, an dessen Fuß die österreichische Hauptstadt liegt. Es ist, als ob man eines der großen Cykloramen, nach Art der amerikanischen, vor sich hätte, doch mit dem Unterschiede, daß hier das Bild nicht vor uns, sondern unser Schauplatz vor dem Bilde vorüberrollt. Ein ähnliches Gefühl werden wir heute auch auf der Semmeringfahrt haben, denn hier sind die Windungen der Viadukte und die Durchblicke der Bergwände, zwischen einem Tunnel und dem anderen, der Art, als wären sie ausdrücklich angelegt, um die gegenüber, vor, über und unter uns befindliche Landschaft mit ihrer mächtigen Staffage, wozu der vor und hinter uns liegende Theil der Eisenbahn selbst gehört, cykloramatisch an uns vorüberzuführen.

„**Die Brühl**", jene Wiener Schweiz, ein an Naturschönheiten reiches Kalksteinfelsen-Thal, mit der Burgruine Liechtenstein und den großartigen Parkanlagen des Fürsten, bildet nebst den anmuthigen Kurorten **Baden** und **Vöslau** die Fortsetzung des Panorama's der Hauptstadt. Die von Wien aus vielbesuchten Vergnügungsorte an dieser Linie, deren zwölf Anhaltpunkte zwischen Wien und Vöslau durchschnittlich nur ½ Meile von einander entfernt sind, haben der Eisenbahn die glänzendsten Einnahmen bisher zugeführt. Ja, letztere allein haben soviel betragen, als alle übrigen Einnahmen der Bahn, trotz ihrer allmählichen Verlängerung um das Zehn- und Funfzehnfache jener vier Meilen langen Strecke. Seitdem jedoch Triest der Endpunkt geworden, fängt endlich der durch Handel und Verkehr gewonnene Ertrag an, denjenigen zu überwiegen, den die Vergnügungslust der Hauptstadt und ihrer zahlreichen Fremden dem Eisenbahnbetrieb dieser Linie abgeworfen hat.

Ueber **Wiener-Neustadt** gelangen wir nach der zehn Meilen von Wien entfernten Station **Gloggnitz**; aber schon lange vorher verkündigen uns die nach allen Seiten hin weit sichtbaren Zinnen der Burg **Wartenstein**, die hoch im Gebirge liegt, daß wir dem Fuße des **Semmerings** uns nähern. Der Semmering selbst ist keinesweges die höchste Spitze des imposanten Gebirges, das sich jetzt unseren Blicken darbietet. Er ist vielmehr kaum halb so hoch, als der hinter ihm sich erhebende „Schneeberg", und scheint seine größere Berühmtheit nur dem Umstande zu verdanken, daß seine Abhänge und Thalsenkungen auch schon früher zur Anlegung von Kunst- und Heerstraßen sich eigneten, wie sie Kaiser Karl VI., Maria Theresia und Franz I. bauen ließen. Der Semmering ist 3120 Fuß hoch, während von den ihn umgebenden Bergen der „Göstritz" (Sonnwendstein) 4818, der „Wechsel" 5500, die „Rax-Alpe" 6340 und der „Schneeberg" 6570 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebt. „Göstritz", „Semmering" und „Rax-Alpe" stehen vor uns so dicht beisammen, daß es unmöglich scheint, hindurch oder darüber hinaus zu kommen, aber unmittelbar hinter dem mit Werkstätten und Magazinen aller Art bedeckten, großen Bahnhofe von Gloggnitz führt die Bahn in kühner Steigung den Berg hinauf. Wir sind in diesem Bahnhofe 1308 Fuß über der Meeresfläche, und beim Hinausfahren aus der Personenhalle erblicken wir die 2088 Fuß über dem Meere liegende Station **Eichberg**, zu welcher die Bahn in Windungen von 1½ Meilen Länge führt, auf denen wir eine Steigung von 780 Fuß zu überwinden haben. Die Station Eichberg scheint hier dem Auge unmittelbar über der Thurmspitze von Gloggnitz zu liegen. Aber zwischen Gloggnitz und Eichberg muß die anstrengend arbeitende Lokomotive, obwohl von der stärksten, für den Semmering ausdrücklich organisirten Constitution, noch einmal Halt machen, und zwar vor der Station **Payerbach**, wo wir das Thal der **Schwarza** auf einem gewaltigen Viadukt überschreiten, dem längsten der Semmering-Bahn, mit 13 Bogen, von denen die fünf mittleren eine Spannweite von 63 Fuß haben. Gleichzeitig bildet dieser Viadukt eine so bedeutende Kurve, daß er, von der Seite betrachtet, wie das Segment eines riesenhaften, römischen Amphitheaters erscheint.

Die Steigungen der Semmeringbahn haben folgende Verhältnisse:

von	Gloggnitz..	nach	Payerbach......	0,93	„	216	„
„	Payerbach..	„	Eichberg.......	0,82	„	564	„
„	Eichberg...	„	Klamm.......	0,54	„	72	„
„	Klamm....	„	Breitenstein.....	0,70	„	294	„
„	Breitenstein	„	Station Semmering	0,76	„	334	„

Es kommen also auf eine Bahnstrecke von 3,75 Meil. 1480 F. Steigung, und da wir uns in Gloggnitz 1308 Fuß über dem Meere befanden, so sind wir in der Mitte des langen Haupttunnels der Station Semmering, welcher den Berg 300 Fuß unter seinem Gipfel durchschneidet, über welchen die Poststraße nach Grätz und Triest führt, 2788 Fuß über dem Meere. Von diesem Mittelpunkte des Haupttunnels ab senkt sich die Bahn sofort in ebenso starken Verhältnissen, als wir gestiegen sind, nämlich 1:42 und 1:60, so daß wir bis zu der 1½ Meilen entfernten Hauptstation Mürzzuschlag wieder um 720 Fuß niedriger gekommen sind.

*) Wer diese Absicht hat, dem empfehlen wir, als belehrenden Reisebegleiter, wie er es uns gewesen und auch bei der Zusammenstellung der gegenwärtigen Notizen gute Dienste geleistet, das mit 13 Stahlstichen, 22 Holzschnitten und einer Karte der österr. Südbahn ausgestattete Reisehandbuch: „Von Wien nach Triest, herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd." Triest, Literarisch-artistische Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd, 1858. D. R.

**) In den Zeughaus-Werkstätten und dem Gießhause sind nicht weniger als neun Dampfmaschinen, mit der Gesammtkraft von 122 Pferden, und zweitausend Menschen in Thätigkeit, um Alles, was die Armee bedarf, unter Benutzung aller Vortheile, die eine große Fabrik gewährt, herzustellen. D. R.

Von den Punkten, die wir oben genannt haben, zeichnen sich durch ihre malerische Lage, durch ihre gewaltigen Bergformationen und Schluchten, wie durch ihre kühnen, wunderbaren Bauwerke ganz besonders aus die Station **Klamm** mit der Burgruine gleichen Namens, einem Felsenneste, von welchem aus der tief unten liegende Marktflecken **Schottwien** einen reizenden Anblick gewährt, sowie mit dem unmittelbar daran sich schließenden, 400 Fuß langen Tunnel und dem großartigen auf zwei Bogenstellungen über einander ruhenden Heubach-Viadukt, der, wie der bald darauf folgende Viadukt über den Gemperl-Graben, in seinen Formen große Aehnlichkeit mit den antiken Wasserleitungen hat, wie sie im südlichen Frankreich und auf der pyrenäischen Halbinsel vorkommen, doch sind sie in ihren Dimensionen diesen Römerwerken weit überlegen. Die scharf gezackten Zinnen der nächsten Höhe gehören der sogenannten „**Weinzettelwand**" an, die mit ihren durch die Felsen gehauenen Oeffnungen und Galerieen einen an der Seite durchbrochenen Tunnel bildet und einen ebenso imposanten, als überraschenden Anblick gewährt. Tunnels und Viadukte wechseln in den Windungen, auf welchen wir die Höhe des Semmering erklimmen, fortdauernd mit einander ab. Eben haben wir uns in dem Dunkel eines langen Tunnels von der beständigen Umschau und dem unablässigen Aufnehmen neuer Eindrucke ein wenig erholt, als wir, an das Licht des Tages gelangend, nicht blos vor uns einen neuen Viadukt erblicken, sondern auch seitwärts einen zweiten, dem wir uns in einer Kurve zuwenden, während wir von einem dritten Viadukt gegenüber, den wir verließen, als wir in den Tunnel einfuhren, durch eine breite, tiefe Schlucht getrennt sind. Und alle diese Viadukte laufen gewissermaßen an drei Seiten eines von hohen Bergwänden eingeschlossenen Kessels, aus dem wir endlich durch einen neuen Tunnel, den großen Haupttunnel des Semmering, der heute, den deutschen Eisenbahn-Verwaltungen zu Ehren, durch Gas, das auf dem Semmering erzeugt wird, glänzend erleuchtet war, auf den Punkt gelangen, wo die Gränze zwischen Oesterreich und Steiermark ist und auf dessen Kuppe Kaiser Karl VI. ein Monument hat aufstellen lassen mit der Inschrift: „Aditus ad maris adriatici littora".

(Schluß von 1. folgt.)

Der deutsche Buchhandel Oesterreichs.

Eine Berichtigung.

Von einem geachteten, unterrichteten Buchhändler des österreichischen Kaiserstaats geht uns mit Bezug auf den in Nr. 143 des „Magazin" von 1858 enthaltenen Artikel: „Zur Statistik des deutschen Büchermarktes und Buchhandels", dessen Zahlen und Betrachtungen dem Klüpfelschen Nachtrage zum Wegweiser durch das Gebiet der deuschen Literatur entlehnt waren, die nachstehende Berichtigung zu:

„Seit vielen Jahren lese ich Ihr Blatt regelmäßig mit dem größten Interesse, und ich kann wohl sagen, daß mir kaum eine Zeitschrift soviel Belehrung und in so angenehmer Form verschafft hat, wie die Ihrige; erlauben Sie daher, daß ich Ihnen über einen Artikel einige Bemerkungen zukommen lasse.

In Nr. 143 findet sich eine Notiz über den Bücherabsatz im Gebiete des deutschen Buchhandels, wobei die von der Gesammtsumme auf die einzelnen Länder entfallenden Beträge in Prozenten angegeben sind. Mein Vaterland Oesterreich spielt dabei eine sehr traurige Rolle, denn, wenn auch mit einigem Vorbehalt, werden ihm doch nur 6 pCt. (1 pCt. mehr als Rußland!) überlassen. Offenbar ist aber der Absatz einer einzigen Verlagsbuchhandlung durchaus nicht geeignet, das Material für solche Aufstellungen zu liefern, und die Schlüsse, die aus solchen ganz unrichtigen Ziffern gezogen werden, können auch nur falsch sein. In Oesterreich ist eine ziemlich genaue Ermittelung der Büchereinfuhr für den Buchhandel möglich, obgleich die Zolltabellen dazu nicht benutzt werden können. Es braucht also nur der über Leipzig vermittelte Umsatz des Buchhandels festgestellt zu werden, um den Antheil Oesterreichs am deutschen Buchhandel zu finden. Allerdings wird ein nicht unbedeutender Theil des deutschen Buchhandels über die Abrechnungsplätze zweiten Ranges, Stuttgart, Frankfurt a. M., Berlin, Wien u. s. w. verrechnet, der hier außer Berechnung bleibt, allein dieser Verkehr ist gerade in Wien jedenfalls bedeutender, als in jedem der anderen dieser Kommissionsplätze; seine Hinzuziehung würde daher den Privat-Antheil Oesterreichs noch vermehren.

Den ganzen Umsatz des deutschen Buchhandels schätzte Liesching im Jahre 1845 („Bericht über die Frage" ꝛc.) auf 2,840,000 Thlr. In dieser Summe ist aber der Verkehr jener Kommissionsplätze zweiten und dritten Ranges auch enthalten. Um den über Leipzig stattfindenden Verkehr zu ermitteln, mußte daher jene Summe um den Betrag dieses Lokalverkehres vermindert, dagegen für die seit 1845 stattgefundene Vermehrung des Verkehrs ein angemessener Betrag hinzugefügt werden. Man wird jedenfalls eher zu viel, als zu wenig annehmen, wenn man für diese Summe, also für die Geschäftsvermehrung im Verkehr über Leipzig von 1845 ab, den ganzen Umsatz aller anderen Kommissionsplätze und noch 160,000 Thlr. zuschlägt. Der durchschnittliche Umsatz in Leipzig würde dann also **drei Millionen Thaler** betragen und wohl eher zu niedrig als zu hoch angenommen sein.*)

Von diesen drei Millionen Thalern oder 4½ Million fl. C. M. konsumirt Böhmen allein 230,000 Gulden oder 5¼ pCt., also beinahe ebenso viel, als dort auf ganz Oesterreich entfällt.

In der ganzen österreichischen Monarchie beträgt der Absatz im Durchschnitt der Jahre 1853—1856, trotz des damals so hohen Agio, 1,200,000 Gulden C. M., also beinahe 28 pCt. des ganzen Verkehrs über Leipzig. Alle anderen Zahlen jener Aufstellung in Nr. 143 sind daher natürlich ebenso unrichtig wie diese, im Vergleich zu dem wirklichen Gesammtverkehr.

Es bedarf hier wohl nicht der Bemerkung, daß die Summe von 1,200,000 Gulden C. M. nur ein kleiner Theil des Umsatzes der österreichischen Monarchie in Literatur-Produkten ist; jedenfalls aber dürften diese Ziffern genügen, um die Bedeutung Oesterreichs für die Verleger und Schriftsteller klar zu machen.

Der Herr Verfasser jener Notiz war auch bei den Betrachtungen, welche er an jene Tabelle knüpft, nicht besser berathen, als bei den Zahlen. Er scheint leider gar keine Gelegenheit gehabt zu haben, Oesterreichs Verhältnisse kennen zu lernen, denn die Ursachen des starken Bücherabsatzes in Oesterreich sind ganz andere, als die in jenem Artikel angegebenen.

Frankreich.

Ueber Friedrich's des Großen Randbemerkungen zu den „Considérations" von Montesquieu.

Friedrich hat mit Montesquieu, welcher 1689 geboren und 1755 gestorben ist, in keiner brieflichen Verbindung gestanden, obgleich Letzterer sehr früh zu den Schriftstellern gehörte, welche Friedrich immer aufs neue zu seiner Unterhaltung und Belehrung gelesen. Die „Lettres persanes", die „Considérations" und den „Esprit des Lois" hat der König, als Geschichtsforscher und als Kunstrichter, unbedingt für klassische Werke erklärt;**) von den „Lettres persanes" verlangte er, als er sich derselben schon ein halbes Jahrhundert erfreut hatte, von seinem Buchhändler Pitea, 1784, noch ein neues Exemplar.

Die „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence", welche 1734, ohne des Verfassers Namen, bei Jacques Desbordes in Amsterdam, 277 Klein-Oktavseiten, erschienen, kannte Friedrich schon in Rheinsberg sehr genau; denn in dem Briefe an Madame du Châtelet vom 8. März 1739 führt er die Vergleichung an, welche Montesquieu im zwölften Kapitel zwischen Cicero und Cato macht. Ebenso sind die Worte im ersten Satze der „Principes généraux de la guerre" (vom Jahre 1748): „Il faut que la guerre nous soit une méditation et la paix un exercice", offenbar eine Erinnerung aus dem zweiten Kapitel der „Considérations", wo sich dieselben charakteristischen Worte über die Kriegskunst der Römer finden, aber ausdrücklich als ein Gedanke des Flavius Josephus.***) Endlich, 1785, den 13. und 14. Mai, ließ der König sich die „Considérations" nochmals vorlesen.

Wer Friedrich's Lektüre kennt, der weiß, daß er bei dem immer wiederholten Lesen derselben guten Bücher förmliche Studien machte. Davon haben wir in Bezug auf die „Considérations" ein merkwürdiges Beispiel. Wir ersehen nämlich aus „*Napoléon et Louise, souvenirs historiques de M. le baron Menneval, ancien secrétaire du portefeuille de Napoléon*", Paris, 1845, tome III, p. 160, daß der Kaiser im Jahre 1806 dasjenige Exemplar jenes Buches, welches auf jeder Seite mit Randbemerkungen von Friedrich's Hand bedeckt war, aus Potsdam für seine Bibliothek in Saint-Cloud mitgenommen, aus welcher Herr von Talleyrand es entlehnt, ohne es wieder zurückzugeben. Der Baron von Menneval bezeichnet das Buch näher, indem er sagt: „Sur une table se trouvait un petit volume d'un format in 8. bâtard, imprimé en Hollande, relié en maroquin rouge et marqué sur la couverture d'un P., comme tous les livres de cette bibliothèque." Nach dieser Bezeichnung, welcher aber das Druckjahr fehlt, könnte an eine der beiden ersten, 1734 und 1735, in Amsterdam erschienenen Ausgaben gedacht werden, da die beiden anderen, noch bei Lebzeiten des Verfassers besorgten Ausgaben, 1740 und 1755, in Pa-

---

*) In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" war der Umsatz der Leipziger Buchhändler-Messe vor einiger Zeit allerdings viel niedriger geschätzt, allein in der obigen Summe ist keineswegs nur der zur Messe stattfindende Geldausgleich, sondern der Werth aller im Laufe eines Jahres über Leipzig gelieferten Bücher enthalten. Auf Genauigkeit macht die Zahl aber natürlich keinen Anspruch.

**) „*Oeuvres de Frédéric le Grand*", t. II, p. 37; t. VII, p. 104.

***) „*De bello Iudaïco*", lib. II.

ris erschienen sind; doch würde die Abfassung der Randbemerkungen nicht vor der Gründung der Bibliothek in Potsdam, d. h. nicht vor dem Dresdener Frieden, mit welchem die üppigste Studienzeit des Königs beginnt, anzunehmen sein; ja, vielleicht sind die Randbemerkungen zu Montesquieu wenig früher geschrieben worden, als in dem Jahre, in welchem der Verfasser die „*Principes généraux de la guerre*" geschrieben hat. Lägen uns die Randbemerkungen selbst vollständig vor, so ließen sich aus dem Inhalte derselben wohl triftigere Gründe für unsere Vermuthung gewinnen. Indessen sind wir doch dem Ziele näher gekommen. Es hat sich nämlich in Paris ein Exemplar der Didotschen Stereotyp-Ausgabe der „*Considérations* de Montesquieu", vom Jahre XI (1802), gefunden, in welches der frühere Besitzer alle Noten des großen Königs, bis auf die Orthographie treu, aus dem von Napoleon mitgenommenen Buche eingetragen. Das *Bulletin du Bouquiniste*, Paris, 1858, Nr. 34, giebt darüber Nachricht und theilt einige Proben mit, welche das unverkennbare Gepräge der Echtheit an sich tragen und ein neues Zeugniß von der selbständigen Gesinnung des philosophischen Fürsten ablegen, wie derselbe sie zuerst in dem Antimacchiavell ausgesprochen hat. Wir entnehmen diesen Proben drei Randbemerkungen, alle drei in buchstäblicher Treue, welche auch ohne den Montesquieuschen Text verständlich sein dürften; und zwar

1) zu Kapitel XI der „Considérations" (p. 117 der Ausgabe von 1734): „Ceci est d'un critique outré. Silla, le Barbare Silla, n'en usa pas avec autens de modération que César. Une âme basse qui auroit pu se venger l'auroit pourtant fait. Mais César ne sait que pardonner. Il est toujours beau de pardonner, quand même on n'a plus rien à craindre."

2) Zu Kapitel XXI der „*Considérations*" (p. 239 der Ausgabe von 1734): „Mons. de Montesquieu appelle foible punition d'être mutilé ou d'avoir les yeux crevez. Il faut que sa vue soit mauvaise et qui aye guerre de quoi perdre d'un autre côté, sans quoi il n'auroit pas trété en bagatelle le démembrement d'organes plus précieux que la vue."

3) Zu Kapitel XXII der „*Considérations*" (p. 248 der Ausgabe von 1734): „N'a-t-on pas vu de nos jours le prétendent pleurer fort dévotement sur les côtes d'Ecosse, au lieu de combattre? Un bigot ne fera que des actions de bigot; mais un homme d'honneur suivra toujours la gloire."

Noch findet sich im *Bulletin du Bouquiniste*, Nr. 37, p. 330, ein kleiner Artikel: „*Le Montesquieu du Roi de Prusse*", welcher, ohne etwas erheblich Neues zu geben, mit den Worten schließt: „Maintenant, de quel côté chercher les livres que M. de Talleyrand a dû laisser à sa mort?" Wir möchten dieser Frage den Wunsch hinzufügen, daß das von Napoleon mitgenommene kostbare Buch von den jetzigen Besitzern der Bibliothek in Potsdam zurückgegeben werde. Gewiß dürfte auch eine neue Auflage desselben, mit allen Randbemerkungen von Friedrich's Hand, Seite für Seite dem alten Drucke gleich und jede Bemerkung am Rande der betreffenden Textstelle, den Freunden der Geschichte und der Literatur willkommen sein.

Berlin, im Dezember 1858. J. D. E. Preuß.

Mannigfaltiges.

— Die Universitäten Padua und Pavia. Durch kaiserl. Erlaß vom 23. Oktober 1858 sind an den beiden alten, italiänischen Universitäten des lombardisch-venetianischen Königreichs einige ebenso wichtige als zweckmäßige Veränderungen hinsichtlich des Studienplanes der Studirenden und der Lehrberechtigung der Professoren angeordnet worden. Der alte Lehrbücherzwang ist aufgehoben, und — was besonders wichtig — das deutsche Institut der Privatdozenten, das in Italien bisher noch unbekannt war, ist eingeführt, und zwar ohne jenen Fakultäts-Zwang, der an einigen deutschen Universitäten existirt und der z. B. vor kurzem in der juristischen Fakultät von Bonn den bekannten ärgerlichen Konflikt herbeigeführt hat. Natürlich haben in Folge dessen auch einige bedeutende Veränderungen in dem Lehrer-Personale der beiden Universitäten eintreten müssen. Neue Lehrfächer sind begründet, mehrere andere neu besetzt, und zwar zum Theil durch solche Professoren, die ihre Bildung an deutschen Universitäten erlangt haben. Unter den Neuberufenen der Universitäten Padua und Pavia nennt die „Allgemeine Zeitung" folgende: die Professoren Molin für Naturgeschichte; Blacovich für Anatomie; Vanzetti für Chirurgie; Leva, gebildet am Seminarium zu Wien, für österreichische Geschichte; Bellavite und de Giorgi für römisches Recht; Messedaglia, eine im Lande akkreditirte Kapazität, für Statistik und Nationalökonomie; Gloria, Archivar in Padua, für Paläographie; Nova, in der deutschen Literatur tüchtig bewandert, zugleich ein guter Romanist, für Philosophie; Gian Maria Bravo, durch zweijähriges Quellenstudium in Wien gebildet, für Rechtsgeschichte; Serafini, gebildet in Berlin, Siena und Heidelberg, für römisches Recht; Dr. Luigi Cossa, gebildet in Wien in der Schule Stein's und Roscher's in Leipzig, für Nationalökonomie; Gasparini, eine Notabilität, aus Neapel für Botanik berufen; Müller und Hochegger, Beide Zöglinge des Wiener philologischen Seminars, für deutsche und klassische Philologie u. a. m. Außer diesen neueren Ernennungen wurde für frische Lehrkräfte gesorgt durch mehrfältige Lehramtsstipendien bis zur Höhe von 600 fl. Conv. Münze an begabte Jünglinge italiänischer Zunge.

— Ausländische Journalistik in Deutschland. In dem kürzlich erschienenen „Preiscourant über die durch das k. Zeitungs-Comtoir in Berlin und die Postanstalten in Preußen im Jahre 1859 zu beziehenden Zeitschriften"*) finden sich 666 Tage-, Wochen- und Monatsblätter in fremden Sprachen aufgeführt, während die Zahl der in Preußen debitirten deutschen Blätter 1563 beträgt, worunter 350 politische, 696 nicht politische, aber steuerpflichtige, und 517 keiner Stempelsteuer unterworfene, wissenschaftliche und gewerbliche, sowie Amts- und Kreisblätter sich befinden. Die vorgedachten 666 Blätter in fremden Sprachen sind folgendermaßen klassifizirt:

	Politische Zeitungen	Nichtpolitische Zeitschriften	Steuerfreie wissenschaftl., gewerbl. und andere Blätter
1) Französische	83	85	154
2) Englische	78	67	23
3) Holländische	25	7	7
4) Schwedische	14	4	1
5) Dänische	8	3	0
6) Italiänische	10	3	6
7) Spanische	3	0	0
8) Rhätisch-romanische	2	0	0
9) Walachisch-rumänische	1	0	0
10) Russische	10	3	23
11) Polnische	13	4	12
12) Wendische	2	1	0
13) Böhmische (Czechisch)	1	1	0
14) Serbische	2	0	0
15) Litauische	0	1	0
16) Ungarische (Magyarisch)	5	1	2
17) Hebräische	1	0	0
	258	180	228

Daß hierbei einige Sprachen, im Verhältniß zu ihrer Ausbreitung und der Zahl ihrer periodischen Schriften, mangelhaft repräsentirt sind, wie namentlich die italiänischen und die spanischen Zeitschriften, fällt in die Augen. Ebenso darf man sich wundern, daß keines der zahlreichen Blätter in neugriechischer Sprache jetzt auf dem Wege der Post nach Preußen gelangt. Von den 322 in französischer Sprache nach Preußen kommenden Zeitschriften erscheinen 51 in Belgien, 8 in der Schweiz, 3 in Rußland, 2 in Italien, 2 in Holland, 1 in Luxemburg, 1 in Madrid, 1 in London, 1 in Frankfurt a. M., 1 in Konstantinopel, 1 in Algier und 1 in Nord-Amerika. Unter den 168 Blättern in englischer Sprache befinden sich 22 Nord-Amerikaner. Von den 19 italiänischen Zeitschriften erscheinen 8 in Mailand, 3 in Turin, 2 in Rom, 2 in Triest, 1 in Venedig, 1 in Verona, 1 in Roveredo und 1 in Pisa. Unter den in russischer Sprache aufgeführten Blättern befindet sich auch die von Alex. Herzen in London herausgegebene „Glocke" (Kolokol), die jedoch in Preußen verboten ist. Von den 29 polnischen Zeitschriften erscheinen 12 in Warschau, 5 in Lemberg, 4 in Posen, 2 in Krakau, 1 in St. Petersburg, 1 in Paris und 1 in London. Die drei wendischen Blätter werden in Kottbus, Budissin (Bautzen) und Hoyerswerda gedruckt. Die litthauische Zeitschrift Keleivis erscheint in Königsberg und die hebräische, politische Zeitung Hamagid zu Lyck in Ostpreußen.

J. L.

*) Berlin, Decker.

Bücher und Manuskripte von Orten, welche Leipzig näher gelegen sind, als Berlin, bitten wir, fortan an uns durch die Verlagshandlung der Herren Veit & Comp. in Leipzig gelangen zu lassen. Die Redaction.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Berlin, Druck von A. W. Hayn

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 4. Januar 1859. № 2.

England.

Carlyle als Geschichtschreiber Friedrich's des Großen.

Zweiter Artikel.*)

„Friedrich der Große" von Thomas Carlyle war längst bekannt in der literarischen Welt, noch ehe die beiden ersten Bände erschienen. Wir können also der literarischen Welt nichts Neues verkünden. Oder vielleicht doch. Wer hat die beiden dicken, dichtgedruckten, etwa 1400 Oktavseiten umfassenden Bände schon ordentlich durchgelesen? Gewiß Wenige, insofern man unter ordentlich etwas Ordentliches versteht. Carlyle hat seinen Kopf und sein Englisch für sich. Ich habe schon über 600 englische Wörter gesammelt (ohne die dem „Cant" und „Slang", den Preis-Boxern, Sporting men, Gaunern und Spitzbuben eigenen), über 600 in der gebildeten Umgangs- und modernen Novellensprache gebräuchliche, englische Wörter, die in keinem englisch-deutschen Lexikon stehen, abgesehen von Hunderten, die unzureichend und ohne die spezifisch englische Pekuliarität verdeutscht sind. Bei Carlyle mußte ich dieses mein Supplement-Lexikon wesentlich vermehren, um ordentlich durchzukommen und den krausen, oft lapidaren, eigensinnigen Stil und die darin niedergelegte Denk- und Anschauungsweise würdigen zu lernen. Ein neuer historischer Stil, selbst wenn man die beiden vorhergegangenen großen Epen Carlyle's, die französische Revolution und Cromwell (nicht zu sprechen von den Helden seiner Heroen- und Genien-Kultus-Literatur) noch in lebendiger Erinnerung hat. Wie ernst und schwer, wie tief und durchdacht und doch auch wieder so leicht und springfederig zuweilen und mit so kaustischem Humor! Und wie erquickend diese gründlich gelehrte, gewissenhafte Ehrlichkeit des deutschesten Engländers, nachdem man Jahre lang in allen Sprachen las, daß Macaulay, der feine Phrasenkunstdrechsler und größte Hypokrit der Geschichte, nicht nur der größte englische, sondern der größte Historiker überhaupt sei? Für uns, die wir Friedrich's des Großen Biographie in Hunderten von Ausgaben (von denen an, welche Mutter, Amme, Vater, Großvater u. s. w. mündlich edirten bis zu den neuesten Prachtwerken mit künstlerischen Holzschnitten) bereits in allen Details auswendig kennen, hat es noch einen besonderen Reiz, das Bekannteste, Pikanteste und Populärste aus unserer Geschichte in fremdem Sprachgewande und „in neuer, eigenthümlicher Weise" (um aus dem Patent-Bureau zu borgen) wie etwas ganz Neues zu genießen und darunter mit freudiger Verwunderung gar Manches zu entdecken, das uns doch bisher unbekannt oder doch als Nebensache beiseite gefallen war.

Das Eigenthümliche und Neue der Behandlung (wodurch auch die Thatsachen selbst neu werden) ergiebt sich von vorn herein aus dem originalen Standpunkte, den Carlyle in seinen historischen Arbeiten einnimmt und auch an Friedrich dem Großen geltend machen will.

Carlyle, von dem die orthodoxen Engländer, wie der Kapuziner von Wallenstein, ausriefen: „Weiß doch Niemand, an wen der glaubt!" ist nach seinem Geständnisse, das ihm Friedrich der Große in seiner Vorgröße abnöthigte, ein Calvinist, ein Fatalist, ein Türke, der an Prädestination und „die freie Gnadenwahl" glaubt. Danach könnte er zwar ein braver Muhammedaner, aber kein guter Historiker werden. Aber er irrt sich in diesem Geständnisse jedenfalls selbst. Carlyle ist zwar ein Heide, ein Polytheist, aber ein seligmachender, ehrlicher, tiefer, historischer. Seine Götter sind Menschen, aber Helden.

*) Der erste Artikel (aus der Feder des Herausgebers dieser Blätter) befindet sich in Nr. 126—128 des „Magazin" von 1858. Der gegenwärtige Artikel ist in England geschrieben, und zwar von unserem Londoner Korrespondenten. D. R.

Er ist der Stifter und Priester der historischen Religion des Heroen-Kultus, „Hero-Worship" und als solcher der exklusivste Aristokrat, der je gelebt und das profanum vulgus verachtete. Nach ihm gehört das ganze englische Oberhaus — für gewöhnliche Sterbliche die glorioseste Anthologie von Aristokraten — zu diesem profanum vulgus, ebenso das ganze phraseologisch-stilistisch aufgeputzte Komödianten-Pack Macaulay's. Seine Aristokraten, seine Heroen sind Odin (mit ihm fängt er seinen Heroen-Kultus-Katechismus*) an), Muhammed, Dante, Shakspeare, Luther, John Knox, Cromwell (den er zuerst entdeckte), Napoleon, Goethe, Schiller, Samuel Johnson, Rousseau, die deutsche Literatur und Friedrich der Große. Welches Adelsdiplom muß man zeigen, um von Carlyle unter die ἄριστοι aufgenommen zu werden?

Sein Held darf nicht wissen, daß er einer ist. „Der Gesunde weiß nichts von seiner Gesundheit, sondern nur der Kranke. Es giebt jetzt gerade keine Helden mehr, weil wir Alle mehr oder weniger krank sind, d. h. von unserer Größe (Jeder einzeln) ungeheuer viel wissen und halten, wegen übertriebener „self-consciousness". — Sein Held darf nicht mit Bewußtsein denken und handeln, sondern ewig ohne Absicht, Vorsatz und Bewußtsein, wie es die Functionen in einem gesunden Körper thun. „Das Charakteristikum des Richtigen und Rechten ist immer eine gewisse Spontaneität und Unbewußtheit." „Des Unrechten sind wir uns immer bewußt, des Rechten nimmer."

Sein Held muß natürlich ein Genie sein, „ein Geheimniß für sich selbst, das aus innerer Fülle der Gesundheit handelt und schafft, weil es sein Wesen ist, ohne zu fragen warum? wie? und wozu? ohne sich seines göttlichen Inhalts bewußt zu werden, ohne sich etwas darauf einzubilden. Die Eitelkeit ist der Tod des Genius, der Fluch und die Lächerlichkeit unserer Zeit, der auf Bestellung oder eigenhändig fabrizirte Purpurmantel über innerer Leere und Schäbigkeit."

Sein Held muß Produzent für die Weltgeschichte sein. „Wie ich es verstehe, ist die Weltgeschichte nichts Anderes, als Ausarbeitung dessen, was in den schöpferischen Geistern ihrer Heroen sich bildete und schuf. Sie sind Leiter und Führer, Herzoge, „Koenning's", Könige der Geschichte. Alle Dinge, die wir in der Geschichte als gewordene und sich haltende Gegenwart sehen, sind die äußerlichen, materiellen Ergebnisse, die praktische Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, die zuerst in den Heroen entstanden und wirkten; die Seele der Weltgeschichte war zuerst ihre Seelengeschichte". — Seine Heroen müssen Könige von Natur und (mit Anschluß an seine „freie Gnadenwahl") von Gottes Gnaden sein. „Finde mir den wahren Koenning, und er hat ohne Weiteres das Recht von Gottes Gnaden über mich. Wenn wir eine erträgliche Form hätten, ihn herauszufinden, würden wir genau das spezielle Heilmittel gegen alle unsere politischen und sozialen Krankheiten gefunden haben."

Erträgliche Form? Ist sie nicht gefunden in dem musterhaften England mit Wahlrecht, Parlament, „Billen" gegen alle Unter- und Oberleibskrankheiten, Abstimmung, Majorität, divide! divide! Redehalten, Bravo, Vertrauen, Appellation an das Land, Preßfreiheit, öffentliche Meinung, öffentliche Meetings, Polizei in weißen Handschuhen und Soldaten mit Spazierstöckchen? Wer den alten, halb tauben Herrn jemals besuchen sollte, der spreche ja nicht von diesen Glorien Englands. Die sonst stets brennende Pfeife ginge ihm dabei gewiß aus, und man würde Zuckungen und Gesticulationen in dem alten, tief ausgemeißelten Gesichte bemerken und deutlich und kräftig genug, um mit einem faktischen Hinauswerfen auf gleicher Stufe zu stehen. „Wo Majoritäten herrschen, hört der Genius, die Geschichte auf", sagt er. „Das Neue, die schöpferische Idee hat allemal die Majoritäten und die meiste Bagage der Minoritäten dazu gegen sich,

*) „On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History" (zuerst 1840 erschienen).

sobald sie auftritt. Man verlockt, verbrennt und martert jedes Erste, Große, Neue, das die Welt schöner, freier, menschlicher machen will, allemal zu Tode, wenn es irgend möglich ist. Daher muß der Heros, der Aristokrat, der Könning allemal mehr Majorität sein, als die ganze Menschheit, er muß Despotenmacht ausüben, um die Menschheit von Tyrannei zu befreien" u. s. w.

Das ist „starker Tōbäck" für unseren „parlamentarischen Takt", den wir in dem allgemeinen, herrschenden constitutionellen Durchschnitts- und Mittel-Klassen-Bewußtsein unwillkürlich eingesogen haben. Was, so ist der alte Heide wohl gar ein Absolutist, ein Kreuzzeitungsritter? Nichts weniger als das! Ebenso wenig natürlich Demokrat oder gar Republikaner. Aber etwas muß er doch sein? Wir haben einmal eine Art von politischen Fakultätsfächern; in eine der vier Fakultäten muß er sich hineinmatrikuliren lassen, sonst gilt er gar nicht. Man hat Carlyle von allen Seiten untersucht, aber er paßte in keiner. Das gebildete, constitutionelle Bewußtsein hat sich deshalb längst an ihm gerächt und den Mann schon vor vielen Jahren für verrückt erklärt. (Schluß folgt.)

Deutschland und das Ausland.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

I.

(Schluß.)

Ein uns befreundeter Wiener Dichter, Dr. Ludw. August Frankl, hat die Semmering-Fahrt, die sich in ihrer vollen Schönheit weder durch die Kunst des Malers, noch durch die des Dichters darstellen läßt, doch, und zwar mit dem Motto: „Nec ardua terrent", besungen. Wir theilen daraus einige Verse mit, die jedenfalls unseren Lesern ein des poetischen Gegenstandes würdigeres Bild gewähren dürften, als unsere schlichte Prosa:

. . . .

Abwende jetzt, wem Taumel faßt die Blicke,
Und wem das Herz im Busen zaghaft pocht —
Titanenhaft hebt Brücke sich auf Brücke,
Die fliegend einen Abgrund überjocht.

Wer spricht vom rhodischen Koloß verwundert?
Das Wunderwerk, besiegt ist's hundertfach;
Und schweigend schafft das lebende Jahrhundert,
Wovon ruhmredig stets die Vorwelt sprach.

Wir sehn zurück entsetzt! Wo flücht'ge Gemsen
Nur sonst den Sprung gewagt, dort fahren wir!
Nun muß die Kraft der Wagenlenker bremsen,
Wir ziehen durch der Urwelt Nachtrevier.

Phantastisch hängen Felsen uns zu Häupten,
Berggeister sind die Funken in der Nacht,
Die zischend, wirbelnd auseinanderstäubten;
Kein Menschenlaut, nur Wagendonner kracht.

Gebirge höhlten schon im Wunderlande
Die dunklen Sklavenvölker mächtig aus
Und thürmten Pyramiden auf im Sande,
Für eine Mumie ein Riesenhaus.

Hier hat durch Urgebirge für das Leben
Der freie Geist geschaffen eine Bahn,
Verbindend Völker und versöhnend, heben
Des Wissens und Verkehrs Triumphe an.

Es tagt! Ein Meer von Licht ist ausgegossen,
Aus Bergen fliegt das Aug' hinab entzückt,
Auf gold'ne Thäler, grün von Wald umschlossen,
Auf reiche Städte, kuppelreich geschmückt.

Bachantisch wiegt die Rebe sich an Stäben,
Der Gärten Schmuck erglänzt um Dörfer rings;
Viel Güter noch, die in den Geistern leben,
Sie harren nur des Auferstehungswinks!

Wir stehen still. — War wirklich die Erscheinung?
Ein Zauber nur im Alpenfürstenreich?
Es war, an Schätzen reich und guter Meinung,
Nur eine Fahrt durch's Herz von Oesterreich!

„Durch das Herz von Oesterreich" sind wir also an die Gränzen des obersteiermärkischen Alpenlandes gelangt, an dessen östlichem, hochgelegenem Saume, im Westen von einer Kette dunkel bewaldeter Riesen begleitet, wir nun entlang fahren, um die „maris Adriatici littora" aufzusuchen. Zunächst rasten wir ein wenig in dem von der grünen Mürz anmuthig bewässerten Mürzzuschlag, in dessen großer Bahnhofs-Restauration, um 1 Uhr Mittags, die nord- und süddeutschen Eisenbahn-Direktoren, sowie ihre von der Bergfahrt ebenso hungerig gewordenen, als entzückten Frauen und Töchter — deren zusammen wohl auch an sechzig auf dem Zuge sein mochten — mit steierischem Gemsbraten und Schnitzel, mit einheimischem, gar nicht üblem Wein, „Mosler", der jedoch nicht von den Mosel-Trauben, sondern vom „Moslem", aus dessen Land er ursprünglich gekommen, den Namen haben soll, und „Jerusalemmer", der die Krone aller steierischen Weine ist, sowie mit vielen anderen Delikatessen, an langen Tafeln bewirthet wurden. Inzwischen hatte auch unsere Semmering-Lokomotive, eine der für den Bergbetrieb, nach den Angaben Engerth's, konstruirten Maschinen, zur Erholung von ihren Anstrengungen, ihr Speisehaus aufgesucht und unsere fortan nicht mehr so schwierige Beförderung einem gewöhnlichen, jedoch festlich, wie die Vorgängerinnen, geschmückten Dampfer überlassen. Jene Engerthschen Lokomotiven, deren die Südbahn 36 besitzt, haben eine Länge von 34 Fuß und ein Gewicht von tausend Zentnern eine jede. Durch ihre eigenthümlichen Vorrichtungen akkomodiren sie sich jeder Krümmung und gewähren sie die möglichste Sicherheit gegen Entgleisungen, zu welchem Zwecke auch der Oberbau der Bahn, die Schwellen und die Schienen besonders solid und stark konstruirt sind, was, obwohl es bedeutend mehr gekostet, als ein gewöhnlicher Oberbau, doch, bei den Gefahren für Menschenleben und Eigenthum, die mit einer solchen Bergfahrt sonst verbunden sein würden, hier um so weniger in Anschlag kommen durfte, als auch alle übrigen Kostenverhältnisse dieser Eisenbahn weit über den Maßstab hinausgehen, den man sonst bei solchen Unternehmungen anlegt.

Von Mürzzuschlag nach Bruck durchzieht die Bahn das Thal der Mürz, die bei Bruck mit der aus den Hochalpen kommenden Mur sich vereinigt, welche dann die pfeilschnell hinabströmende Begleiterin der Eisenbahn bis Grätz, ja bis in die Nähe von Marburg bleibt. Mürz- und Murthal bieten dem Reisenden eine fortdauernde Abwechslung von anmuthigen und wilden Landschaften. Auf den Höhen fehlt es auch nicht an wohlerhaltenen Ritterburgen und malerischen Ruinen, wie Hohenwang, Lichtenegg und Kapfenberg. Beim Eintritt in Obersteiermark begegnet uns sogleich in zahlreichen Hammerwerken, die sich an den Ufern der Mürz und dann an der Mur hinziehen, die in diesem Lande überall heimische Industrie, deren Erzeugnisse nicht blos weit über die Provinz, sondern auch über Oesterreich und Europa hinaus den Weg finden. Die neue Bahn nach dem Adriatischen Meere wird der Stahl- und Eisen-Industrie Steiermarks gewiß einen noch erhöhten Aufschwung verleihen. Schon jetzt versorgt es mit seinen Sensen das gesammte östliche Europa und viele überseeische Länder, wo es allerdings mit der englischen Konkurrenz zu kämpfen hat. In steierischen Fabriken wird die ungarische, die russische, die polnische Sense, die sogenannte Morastsense für Ober-Italien, die Sense, welche dem Schnitter in Bulgarien und die, welche dem Arbeiter in Bosnien bequem ist, angefertigt. Der steierische Stahl bekömmt, wenn er in Triest angelangt ist, in den italiänischen Waaren-Preiscouranten den Namen „Acciajo di Milano" („Mailänder Stahl"). Unter dieser Benennung führen ihn die Triestiner nach Aegypten und nach Syrien, der Heimat der Damascener Klingen, aus, und hispanisirt als „Acero de Milano"; begehrt und viel verbraucht wird er in Merico, Cuba, Chili und Peru. Wir sehen schon an diesem zufälligen Beispiel, wie man in Triest, der „deutschen Hafenstadt", den guten deutschen Dingen einen zwar wohlklingenden, aber gewiß nicht besseren südländischen, Namen giebt und werden Gelegenheit haben, auf diese Entdeutschungssucht der deutschen Küstenstadt noch zurückzukommen.

Unfern von Bruck, bei der Ruine Oberkapfenberg, verlohnt es sich der Mühe, die Eisenbahn auf kurze Zeit zu verlassen und einen Exkurs nach dem westlich gelegenen Hochgebirge zu machen, — nicht um der ganz respektabeln Spitzen des Hochschwab (7176 F.) und des Hochwart (7654 F.) willen, sondern um einer noch viel mehr Achtung gebietenden, deutschen Spitze, eines wahrhaft deutschen Mannes und Fürsten wegen, des ehrwürdigen Erzherzogs Johann, der in dem nahen Brandhof seine berühmte Musterwirthschaft und seinen weit und breit hin Segen verbreitenden Sommeraufenthalt hat. Das Schloß ist im Stile eines altdeutschen Gehöftes angelegt. Da ist vor allen Dingen eine Stätte des Herrn, eine imposante Kapelle, und neben den Gebäuden der Landwirthschaft erblicken wir die der Bibliothek und der reichen Sammlungen von Kunst- und Alterthums-Gegenständen. Doch leider ist es uns heute nicht vergönnt, den edeln Greis zu sehen, der hier wie ein Landmann oder Jäger in steierischer Tracht unter den Landleuten sich bewegt.

Wir müssen zurück auf die Eisenbahn. Diese führt uns von Bruck über die scharfen Krümmungen der Mur, durch mächtige Felsen-Einschnitte, z. B. an der steinernen Wand bei Frohnleiten und durch den Hohlweg der Badelwand, wo, nach Sprengung der Felsen, eine über tausend Fuß lange Galerie aufgeführt ist, durch welche die Eisenbahn geht, während auf der ganzen Linie über ihr, d. h. auf ihrer gewölbten Decke, die Poststraße angelegt ist. Da die an der Mur entlang aufgestellten 35 Bogen, auf welchen diese Felsengalerie ruht, eine bedeutende Krümmung bilden, so kann man von der Eisenbahn aus, während der Fahrt, das eigenthümliche Bauwerk betrachten,

das zu den interessantesten Arbeiten dieser an Sehenswürdigkeiten so reichen Linie gehört. Die Felswand, an welcher die Galerie mit den beiden Stockwerken ruht, erhebt sich übrigens noch 150 Fuß über derselben.

Der Göstinger Berg, auf welchem die umfangreiche, schöne Burg-Ruine Gösting steht, bildet den Schlußstein des Mur-Thales, das sich nun zu einer offenen, fruchtbaren, so weit das Auge reicht, mit Häusern bedeckten Ebene erweitert, in welcher sich, als einzeln stehender und deshalb um so mehr imponirender, vierhundert Fuß hoher Fels, der Schloßberg von Grätz erhebt, an dessen Fuß, sowie an beiden Ufern der hier ziemlich breiten Mur, die Hauptstadt der Steiermark eine ungemein malerische Lage hat. An dem schönen Schlosse Eggenberg vorüber fahren wir in den Bahnhof von Grätz ein, wo der deutsche Direktoren-Zug die heutige Nacht rasten will, doch haben wir gerade noch Zeit genug, uns die Stadt und ihre Umgebung ein wenig anzusehen.

Wir waren eben im Begriff, einen Fiaker zu suchen, als uns, die schlesische Landsmannschaft, die ziemlich zahlreich vertreten war, eine liebe, bekannte, biederherzige Stimme beim Namen ruft und ein Sechziger mit starkem, grauem Haupthaar und Bart auf uns zueilt, der sofort auch von Jedem mit lauter Freude und mit herzlichem Händedruck begrüßt wird. Es war Karl von Holtei, der seit einer Reihe von Jahren in Grätz bei seiner hier verheirateten Tochter lebt und der nach dem Bahnhofe gekommen war, um zu sehen, wen der deutsche Direktoren-Zug von seinen vielen deutschen und besonders von seinen schlesischen Freunden wohl mitgebracht habe. Mit Jubel wurde sein Anerbieten aufgenommen, unser Cicerone in dem anmuthigen, an Palästen wie an Kirchen reichen Grätz sein zu wollen, und so traten wir denn, nachdem wir zunächst in den meistens nicht sehr zu empfehlenden Gasthäusern der Stadt (den „Elephanten" allein ausgenommen) unser Reisegepäck abgegeben hatten, unsere Wanderung durch die allen anderen neuen Bahnhofs-Straßen der Welt auf das Haar ähnlich sehende Annen-Straße, über die schöne Ketten-Brücke nach der mit großstädtischen Kaufläden geschmückten Altstadt und von da nach dem Schloßberge an, den man vom Karmeliter-Platze aus, durch das Portal eines Hauses, unmittelbar besteigen kann.

Die Hauptstadt der Steiermark ist, ihrer Bevölkerung und Ausdehnung nach, die größte Stadt im ganzen Gebiete der Alpen, das sich von Wiener Neustadt im Nordosten bis nach Grenoble und Monaco im Südwesten erstreckt. Grenoble, an der äußersten Gränze der Grajischen und der Dauphineer Alpen gelegen, hat 33,000 Einwohner. Ebenso stark ist die Bevölkerung von Genf, das jedoch, streng genommen, nicht mehr zum Alpengebiete gehört. Selbst Bern und Zürich werden in dem neuesten, vortrefflichen „Atlas der Alpenländer", von J. G. Mayr,*) als diesseits der Alpen, im „Schweizerischen Berg- und Hügelland" liegend, bezeichnet, doch dürfen wir diese Hauptstädte wohl ebenso zum Alpengebiete zählen, wie Grätz, das zwar selbst die Spitze des Hügellandes bildet, welches sich, von Steiermark zum Plattensee hinab, allmählich in die große ungarische Ebene verläuft, doch andererseits auch wieder dicht an den östlichen Hochalpen liegt. Während es nun Bern nur bis auf 25,000, Zürich noch nicht einmal bis auf 20,000 und Innsbruck erst auf 15,000 Einwohner gebracht hat, zählt Grätz deren jetzt schon über 63,000. Man kann es daher die Kapitale des Alpen-Gebietes nennen.

Holtei nennt und schreibt den Namen der Stadt: „Grätz" und nicht Graz. Wir thun desgleichen, weil Grätz der deutsche Name ist, den mehrere, von den Slaven „Grad", „Hradec", „Gradzisk" genannte Orte führen,**) und weil wir nicht Lust haben, uns den Namen der steierischen Hauptstadt italisiren oder slavisiren zu lassen. Soviel wir wissen, war es Joseph v. Hammer, der große orientalische Sprach- und Geschichtsforscher, aber keine Autorität in deutschen Dingen, der zuerst, nachdem er in der Steiermark das Gut Hainfeld von der Gräfin v. Purgstall geerbt hatte, vor etwa fünfundzwanzig Jahren darauf antrug, daß die Hauptstadt der Provinz in slavischer und italiänischer Weise auch von österreichischen Behörden und deutschen Geographen Graz und nicht mehr „Grätz" genannt und geschrieben werden solle. Man ging, des Wohlklanges wegen, darauf ein, wie man in Oesterreich überhaupt geneigt ist, in Dingen, wobei man zwischen Süden und Norden, zwischen italiänischer und deutscher Art, zu wählen hat, dem Süden und der italiänischen Art den Vorzug zu geben.

Damit wollen wir nicht etwa sagen, daß Oesterreich, das alte deutsche Oesterreich, am Deutschen nicht hänge und es nicht mehr liebe. Dies sei fern von uns! Wir glauben aber, in Oesterreich überall ein sich bekämpfendes, doppeltes Element wahrgenommen zu haben: ein echt deutsches, das deutsche Sprache, deutsche Literatur und deutsche Wissenschaft denen aller anderen Länder vorzieht, das sich von ganzem Herzen freut, wenn Vereine, wie der der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen, der deutschen Philologen, der deutschen Naturforscher und Aerzte nach Oesterreich kommen, und das voll Hochgefühls in das Lied einstimmt: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Dieses deutsche Element findet sich in Oesterreich, wie wir, um nicht mißverstanden zu werden, ausdrücklich bemerken, unter den Bekennern aller Kirchen, aller Religionen. Wir kennen zahlreiche, sehr gute Katholiken in Oesterreich, die auch ebenso gute Deutsche sind. Aber diesem gegenüber findet sich ein anderes mächtiges Element, das eine doppelte Wurzel hat: in den slavischen und romanischen Völkerschaften des Kaiserstaates, sofern es auf nationalen Sympathieen, und in Rom allein, sofern es auf kirchlicher Ausschließung ruht. An maßgebender Stelle in Oesterreich hat seit der Regierung des unvergeßlichen Kaiser Joseph bald das eine, bald das andere Element das Uebergewicht gehabt.

In neuerer Zeit gehörte zu den gefeiertesten Vertretern des deutschen Elementes in Oesterreich der edle Erzherzog Johann. Grätz bewahrt noch jetzt die Erinnerung an die volksbildenden und humanisirenden Bestrebungen dieses Fürsten in dem von ihm im Jahre 1811 gegründeten Johanneum, das ein Institut zur Beförderung der Landeskultur ist, in welchem sich, neben reichen zoologischen, botanischen und besonders mineralogischen Sammlungen, neben Kunst- und Alterthums-Museen, neben einer Bibliothek von 36,000 Bänden, neben einem chemischen Laboratorium und einem physikalisch-technologischen Kabinet, eine der vorzüglichsten Ackerbau-, Industrie- und Gewerbeschulen findet. Mit dieser in Verbindung, rief der Erzherzog vor zwanzig Jahren einen „inner-österreichischen Gewerbe- und Industrie-Verein" in's Leben, bei dessen Eröffnung im Jahre 1838 er den zahlreichen Mitgliedern des Vereines zurief: „Wir müssen unsere Blicke auf die benachbarten deutschen Staaten werfen, welche dermalen in raschem Fortschritte begriffen sind.... Die Zeiten haben uns gewarnt, daß es Noth thue, uns zu erheben, thätig zu sein und nicht zurückzubleiben. Solche Mahnungen darf man nicht unbeachtet lassen".

Der ehrwürdige, jetzt siebenundsiebzigjährige Erzherzog, der seit zehn Jahren von allen Staatsgeschäften und selbst von seiner früheren Thätigkeit in der Steiermark sich zurückgezogen hat, freut sich gewiß am meisten der durch diese alte deutsche Gränzmark führenden deutschen Eisenbahn nach Italien. Durch sie werden nicht blos die Fortschritte der benachbarten deutschen Staaten in Allem, was der Menschheit nützt, was sie ziert und veredelt, auch in den bisher abseits und fern gelegenen Gauen Oesterreichs rasch bekannt werden und zur Nacheiferung aufmuntern, sondern auch die „maris Adriatici littora", die deutschen Küsten der Adria, zu welchen die Steiermark den „Zugang" bildet, werden durch sie denjenigen Zufluß deutscher Art, deutscher Kraft und deutscher Intelligenz erhalten, welcher dort besonders nöthig, um dem urdeutschen Element Oesterreichs das Uebergewicht über das nichtdeutsche, das italiänische und das slavische, zu verschaffen und zu erhalten. Mit Recht äußerte sich neulich die „Allgemeine Zeitung" bei Gelegenheit einer Anzeige des Werkes: „Oesterreichs Neugestaltung von 1848 bis 1858", von dem vortrefflichen Statistiker, Karl v. Czörnig: „Was in Oesterreich Fortschritt ist, das ist deutsch; das leugnet man drüben selbst nicht. Zum Kampf mit dem Menschen mögen dort auch andere Nationalitäten geschickt sein; zum Kampfe mit der Natur sind es nur die Deutschen allein. Rastlos, unermüdlich arbeiten, nicht um zu genießen, sondern um zu arbeiten, können nur die Deutschen. Nur ihnen steht der Spaten gleich gut zur Hand wie das Schwert; darum müssen wir immer an den Wahlspruch des Kaisers Franz Joseph erinnern: „Die Neugestaltung Oesterreichs durch die Arbeit". Das ist, als rauschte das deutsche Panier weit über das Donaureich!"

Also deutsch: Grätz, und nicht slavisch oder italiänisch: Graz! Und dafür erlauben wir uns auch noch folgendes Historisch-Linguistische beizubringen: Nicht blos Obersteiermark, sondern auch Untersteier, das jetzt, mit Ausnahme des Kreises Grätz, fast gänzlich von windischen Slaven (Slovenen) bewohnt ist, war bis über das sechste Jahrhundert hinaus ein Wohnsitz deutscher Stämme. Bis dahin wenigstens findet sich in diesen Landstrichen keine Spur von slavischen Niederlassungen. Dagegen hat Professor Muchar in Grätz, ein Gelehrter, der die Geschichte der windischen Slaven zu seinem besonderen Studium gemacht und der namentlich die viel erörterte Frage in Bezug auf das erste Erscheinen der Slaven in den Drau-, Save- und Mur-Gegenden in einer gründlichen Abhandlung beleuchtete, ausfindig gemacht, daß in den in steierischen Archiven aufbewahrten alten Urbarialbüchern viele Orte, Berge, Thäler und Flüße, die jetzt slavische Namen tragen und die in diesen Büchern genau beschrieben sind, noch vor dreihundert Jahren deutsche Namen hatten. Ebenso hat es

*) Gotha, Justus Perthes, 1858.

**) Wir verweisen auf Grätz im Großherzogthum Posen (ein Städtchen, das durch sein gutes Bier bekannt ist), Grätz an der Mora, in österreichisch Schlesien, Königin-Grätz in Böhmen und Windisch-Grätz in Unter-Steiermark, sowie eine den Fürsten dieses Namens gehörende Majorats-Herrschaft im Donaukreise des Königreichs Württemberg. D. R.

dort noch im sechzehnten Jahrhundert neben den slavischen sehr viele deutsche Familien-Namen auf dem Lande, wie in den Städten, gegeben. Erst später erscheinen die deutschen Namen mehr und mehr verdrängt und durch slavische ersetzt — wahrscheinlich in Folge der gegen den Protestantismus, dem sich viele Deutsche in Steiermark zugewandt hatten, durch den Erzherzog Karl (1564—1590), Sohn des Kaisers Ferdinand I. und Vater Ferdinand's II., eingeleiteten und von seinem Sohne, der in Grätz begraben ist und hier ein glänzendes Mausoleum hat, fortgesetzten strengen Verfolgungen. Die Slaven selbst aber haben Grätz früher „Niemetski Grad", d. i. „deutsche Stadt", „Deutschburg", zum Unterschiede von Windisch-Grätz im Kreise Cilly, genannt. Uns würde es historischer und würdiger scheinen, wenn die Deutschen jetzt beide Städte „Deutschburg" und „Windischburg" nennen wollten.

Unsee wackerer, schlesischer Freund und Landsmann kam nicht blos nach dem herrlichen Schloßberge mit seinen Aussichten auf das reich geschmückte, trefflich angebaute Land, sondern er blieb auch noch bis Abends spät bei uns im „Elephanten", wo wir um den traulichen Eßtisch versammelt waren. Holtei ist, trotz seiner sechzig Jahre, immer noch das alte kindliche Gemüth, das, wenn es sympathetisch berührt wird, übersprudelt von Lust und Humor, das aber, wenn es auf einen harten Stein trifft, Funken des Zornes und der Satire sprüht. Daß er sich die alte poetische Empfänglichkeit und Reproductionskraft noch bewahrt, hat er soeben wieder durch sein bei Trewendt in Breslau erschienenes prächtiges Buch: „Geistiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken", bewiesen. Er sehnt sich lebhaft zurück nach dem Norden, wo das deutsche Element nicht wie in Steiermark in's Gedränge kommen kann mit dem slavischen, italiänischen und spezifisch römischen; aber er kann doch nicht lassen von den Enkeln, die er täglich auf seinem Schooße wiegt. Möge auch ihm die deutsch-adriatische Eisenbahn recht oft neue deutsche Freude und alte deutsche Freunde zuführen!*)

Zur Poetik.

„Es wird", so sprach sich einst Goethe aus, „bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre ποίησις, wo die Gegenstände ἐν ποιήσει, in der Mache sind: eine gemachte Poesie. Die Dichter heißen dann so, wie schon Moritz sagte, a spissando, densando, vom Dichtmachen, weil sie Alles zusammendrängen und kommen mir vor, wie eine Art Wurstmacher, die in den Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Silbenfülle stopfen." Bekanntlich gedeiht diese Art von Wurstmacherei nicht blos in unseren deutschen Landen, sondern auch bei Franzosen, Engländern und Italiänern vortrefflich, nur zeichnen wir Deutschen uns vor diesen Völkern noch dadurch aus, daß wir uns nicht mit unseren einheimischen Würsten begnügen, sondern unsere Wurstladen auch sehr viel fremde Waare abzusetzen pflegen.

Man sollte glauben, daß der allgemeine Beifall, welchen unsere neueren Werke über Literaturgeschichte bei uns gefunden haben, solchem Treiben hätte ein Ende machen und bei den Poeten wie bei dem sich ihnen zuwendenden Publikum Einsicht und gesundes Urtheil hätte verbreiten müssen; allein die Theilnahme, mit der man sich jenen literaturgeschichtlichen Werken zuwandte, beruhte mit darauf, daß sie Mode geworden waren, die Mode aber ist gedankenlos und hat mit einem sinnigen Verständniß der Kunst nichts zu schaffen.

Aufs neue versucht es nun einer unserer talentvollsten Dichter und gewandtesten Kritiker, Rud. Gottschall, in einer Poetik**), „den modernen Geist aus der jungdeutschen Gährung, Zersplitterung und Formlosigkeit heraus in Kunstwerke von fester, schöner Form und echtem Adel zu retten". Er verlangt von der Poesie, „daß sie aus dem Geiste ihrer Zeit und ihres Volkes herausdichte, wie es die Poeten des Alterthums und Mittelalters gethan; denn nur eine aus dem Leben der Gegenwart herausgeborene Poesie darf auf eine Zukunft rechnen". Schon Goethe sah als Endzweck des Studiums der Alten an: „Richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen, denn das thaten die Alten auch, da sie lebten".

Ueberall haben die großen Dichter einen reichen Vorrath poetischer Bilder und Anschauungen angehäuft; die Sprachen sind im Dienst großer Dichter und Prosaiker überreich geworden, so daß der Dilettantismus nur die leichte Mühe hat, zuzulangen. Das Publikum aber trägt die Schuld, wenn es Gefallen daran findet, das hundertmal Gehörte sich noch hundertmal vorsagen zu lassen. Gottschall's Poetik bezweckt nur, die Geheimnisse des echt dichterischen Schaffens darzulegen. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen: „Begriff und Wesen der Dichtkunst." (Die Poesie im System der Künste. Der Geist der Dichtkunst. Die Technik der Dichtkunst). „Die Formen der Dichtkunst." (Die Lyrik. Die epische Dichtung. Die dramatische Dichtung). Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe kann man ersehen, ein wie reiches Feld der Verfasser zu bearbeiten übernommen hat. Seine umfassenden Studien in der Literatur aller Kulturvölker haben sein Urtheil geschärft, und seine philosophische Bildung hat ihn wohlbefähigt, sein Urtheil zu begründen. Mit Recht hat er sein Werk allen denjenigen bestimmt, welche der Poesie geneigt sind; es soll, „selbst vom dichterischen Hauch durchdrungen, das Gesetz des Schönen und seine lebendige Wirklichkeit in den Werken der Dichtung mit dem empfänglichen Sinne der Leser vermitteln." Deshalb spricht Gottschall nicht als geheimnißvoller Philosoph in den nicht Jedermann zugänglichen Sätzen eines Systems, sondern als ein kunsterfahrner Mann zu seinen Lesern, dem es um allgemeines Verständniß, nicht um den Anbau eines bestimmten philosophischen Systems zu thun ist. Mit Recht dachte er bei seiner klaren Darstellung daran, daß sein Werk sich als Handbuch für Schulen und höhere Bildungs-Anstalten empfehlen möge. Hierzu ist es vortrefflich geeignet, denn es wird unserer Jugend einen festen Halt gewähren, wenn sich ihr der Reichthum der Poesie erschließt. Alle diejenigen aber, die sich zumeist aus Langweil mit den lediglich für schnellen Konsum bestimmten literarischen Productionen beschäftigen, möchten wir auf das hinweisen, was Gottschall S. 378 ff. über den Roman und die Novelle sagt. A. G,

*) II. u. III. folgen nächstens.

**) Poetik, die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit, von Rudolph Gottschall. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1858.

Mannigfaltiges.

— Die Werke Friedrich's des Großen. Wir stimmen mit Vergnügen in das Lob ein, welches eine der zuletzt ausgegebenen Nummern der (nunmehr aufhörenden) „Preußischen Korrespondenz" der seit einiger Zeit vollendeten neuen Ausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand"*) ertheilt. Wir wundern uns jedoch, daß die „Korrespondenz", bei aller Anerkennung, die sie den „zur Ausführung des Unternehmens berufen gewesenen ausgezeichneten Gelehrten" zollt, nicht auch namentlich des Mannes selbst gedenkt, der zuerst in seinem Buche: „Friedrich der Große als Schriftsteller",**) das dem damaligen Kronprinzen von Preußen gewidmet war, die Aufmerksamkeit der Nachfolger Friedrich's, wie der von diesem Könige regenerirten Akademie, darauf lenkte, daß noch ein schöneres Denkmal Friedrich's, als das von dem größten deutschen Künstler damals entworfene, zu errichten sei, und zwar sei dies eine vollständige, sorgfältig hergestellte Ausgabe seiner eigenen Geisteswerke. „Mit Freuden", sagte damals Preuß, „würde dann der letzte Biograph des Königs seine eigene Lebensgeschichte desselben überflüssig werden sehen, weil es keine lauterere Quelle, keinen klareren Spiegel für die Thaten eines Monarchen, der als Kriegesfürst, als Landesvater und als Mensch gleich groß und edel war, geben kann, als seine eigenen Geisteswerke". Auf S. 44 der gedachten Schrift ist dann der Plan kurz angegeben, nach welchem eine echte und vollständige Ausgabe von Friedrich's Werken geordnet sein müßte, und zwar ist er hier ganz so entwickelt, wie er nachmals von Sr. Maj. dem Könige Friedrich Wilhelm IV. genehmigt worden, wie ihn die Akademie der Wissenschaften durch den wackeren Historiographen, Professor Preuß, zur Ausführung bringen ließ und wie diese Ausgabe jetzt in dreißig Bänden vor uns liegt. In demselben Buche findet sich auch bereits ein Theil der Anmerkungen und Erläuterungen des Herausgebers, mit welchen die „Oeuvres de Frédéric le Grand" ausgestattet sind, sowie der Keim zu den „Avertissements de léditeur", die den verschiedenen Schriften in so belehrender, literargeschichtlicher Weise vorangehen. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der Herausgeber, Herr Professor Preuß, bei der Korrektur der Werke Friedrich's und bei der französischen Uebersetzung seiner Erläuterungen und Vorberichte zuerst durch Herrn Paul Ackermann, einen jungen französischen Gelehrten, der leider sehr früh durch den Tod abgerufen wurde, und demnächst durch Herrn Professor La Harpe aus Lausanne unterstützt wurde, der seit der Vollendung jener Arbeit nach seiner schweizer Heimat zurückgekehrt ist. J. L.

*) 30 Bände. Berlin, Decker.

**) „Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des großen preußischen Thron-Jubelfestes ehrerbietigst der K. Akademie der Wissenschaften empfohlen von J. D. E. Preuß". Berlin, Veit & Comp., 1837.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 6. Januar 1859. № 3.

Deutschland und das Ausland.

Taillandier über die Philosophie und Geschichte in Deutschland.

Die **Revue des deux Mondes** brachte in einem ihrer letzten Hefte einen Artikel von St. René Taillandier mit der Ueberschrift: „**La philosophie et l'histoire en Allemagne. Nouvelles écoles: M. H. Fichte et M. Th. Mommsen**". Der bekannte Kritiker hat es auch hier verstanden, mit klarem und scharfem Blicke die Bewegungen, die sich auf diesen Gebieten der Wissenschaft in der neuesten Zeit in Deutschland kund gegeben, zu erfassen und seinen Landsleuten in lebendiger Darstellung vorzuführen. Für uns, die wir uns mitten in der Bewegung selbst befinden, haben solche kritische Musterungen eines außerhalb Stehenden den gewiß nicht gering anzuschlagenden Werth, daß wir daran unser eigenes Urtheil prüfen und nach Umständen befestigen oder berichtigen können. Im Allgemeinen werden wir aus dieser übersichtlichen Zusammenfassung der neuesten Leistungen in der Philosophie und Geschichte die Ueberzeugung gewinnen, daß wir uns auch hier mitten in einer Krisis befinden, die für die wissenschaftliche Richtung der nächsten Zeit entscheidend sein muß. Auch hier tritt uns immer deutlicher die Gewißheit entgegen, daß für das geistige Leben in Deutschland eine neue Aera angebrochen ist, daß die Kämpfe und Bestrebungen der letzten zwanzig Jahre uns nicht, wie sie drohten, das Chaos gebracht, sondern zur Gestaltung eines neuen Kosmos beigetragen haben. Das ungefähr ist auch das Resultat der Kritik Taillandier's.

Ueberall, sagt er, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß die Thatsache die Speculation verdrängt hat. Man erhebt sich nicht mehr, wie sonst, über die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, um das Gesetz zu suchen, das sie hervorbringt, sondern man versenkt sich im Gegentheil in den Strom der Zufälligkeiten, und durch diesen beständigen Fluß, wie Heraklit sagt, verfolgt man die unveränderliche Wahrheit. Den kühnsten Forschern unserer Tage ist die Philosophie des Rechtes die Geschichte des Rechtes, die Philosophie der Sprache die Geschichte der Sprache, die Philosophie des menschlichen Geistes die Geschichte desselben in allen seinen Aeußerungen durch alle Zeiten hindurch. Ist dies eine unserem Jahrhunderte eigenthümliche Tendenz, oder ist es einfach die Abspannung, die uns der Mißbrauch mit den Systemen gebracht hat? Noch vor einigen Jahren hätte man das Letztere glauben können; aber heute ist die Abspannung und der Widerwille geschwunden; man hat sich ermannt, mehr als Eine Stimme hat sich erhoben, den Geist wieder zu wecken, und die Philosophie hat wieder ihr unterbrochenes Werk aufgenommen. Aber sehen wir, wie sie es begonnen. Sie wird von der Geschichte beherrscht, oder vielmehr, sie ruft die Hülfe der Geschichte an und substituirt fast immer die Erklärung der Wirklichkeit der Erforschung abstrakter Gesetze. Es steht demnach fest, daß dies die Tendenz des menschlichen Geistes im neunzehnten Jahrhundert ist. Das Sein, hat Hegel gesagt, ist ein ewiges Werden. Das Werden muß man studiren, jene beständige Veränderung der Dinge verfolgen, und darin liegt die Nothwendigkeit, durch die Geschichte die Speculation der Vernunft zu berichtigen. Man verfolgt diese Richtung, nicht, weil sie Hegel vorgezeichnet hat, sondern man gehorcht einfach dem Instinkt, dem Gesetze der Bestimmung, und das große Verdienst Hegel's ist, zuerst dieses Gesetz gefunden zu haben. Diese geschichtliche Richtung haben denn auch in Deutschland alle höheren Wissenschaften seitdem verfolgt. Nach der dogmatischen Theologie Schleiermacher's machte sich die historische Theologie Baur's und der Tübingischen Schule geltend; nach den ästhetischen Studien Schiller's hat Wilhelm Schlegel die allgemeine Literaturgeschichte glänzend eingeführt; nach der abstrakten Philologie des achtzehnten Jahrhunderts trat die historische und lebendige Philologie eines Wilhelm von Humboldt, Franz Bopp und Jacob Grimm auf. — Was wird, haben edle Geister gefragt, aus der absoluten Wahrheit mitten in den Zufälligkeiten der Dinge, von denen die Geschichte handelt? Und diese Frage hat berühmte Kämpfe hervorgerufen, zuerst in der Rechtswissenschaft zwischen Thibaut und Savigny, den Vertretern des philosophischen und des historischen Rechtes; dann in der Theologie, der literarischen Kritik, der Philologie; am heftigsten ward der Kampf in den Hallischen Jahrbüchern geführt. Die Ereignisse von 1848 haben den Streit unterbrochen, und jetzt sieht man nach und nach diejenigen sich wieder nähern, die sich ewige Feindschaft geschworen haben. Die Kämpfer im Lager der Philosophen galten sonst für revolutionaire Köpfe, und die Repräsentanten der historischen Schule wurden von ihren Gegnern für Parteigänger des Mittelalters ausgegeben. Aller Zorn ist heute beschwichtigt; es giebt, genau genommen, keine historische und keine philosophische Schule mehr; man folgt der Eingebung des Zeitgeistes, sucht die Fortschritte der Wissenschaft unter der historischen Form ohne die Hülfe der reinen Philosophie zu verschmähen. Die Versöhnung ist auf natürlichem Wege zu Stande gekommen. Ein stillschweigender Vertrag hat die kriegführenden Parteien entwaffnet. Philosophie und Geschichte betrachten sich nicht mehr als Feinde; sie wissen, daß sie einander gegenseitig brauchen. Die historische Bewegung unserer Zeit ist das Produkt eines edeln, sich selbst klaren Spiritualismus, eines Vertrauens in die Vorsehung und in die Bestimmung der Welt; mit anderen Worten: die Geschichte, wie sie unser Jahrhundert begriffen hat, schließt eine versteckte Philosophie ein, und der Tag, an welchem diese Philosophie verschwinden würde, brächte auch der Geschichte den Tod; es gäbe dann nur noch eine pedantische Gelehrsamkeit oder eine fade Rhetorik. Lassen wir daher den Geist des neunzehnten Jahrhunderts sein Werk fortsetzen, und weil der Zeitgeist mehr konkrete Demonstrationen, als theoretische Formeln verlangt, lassen wir ihn arbeiten an dieser aktiven Psychologie, an dieser lebendigen Logik, die, indem sie den Menschen auf allen Gebieten seiner Thätigkeit begleitet, uns gleichzeitig das Bild und die Philosophie des menschlichen Geistes giebt.

Die deutsche Philosophie hat seit einigen Jahren einen unerwarteten Charakter angenommen. Die kühnen Baumeister abstrakter Systeme haben praktischen Köpfen Platz gemacht, solchen, die nur das Reale lieben, die Wirklichkeit erfassen und mit klarem Bewußtsein mit den exakten Wissenschaften ringen. Es giebt eine kleine Zahl Männer: Wirth, Fortlage, Moritz Carrière, Hermann Ulrici, vor Allen Hermann Fichte, Sohn des berühmten Nebenbuhlers Kant's und Schelling's, den man als das Haupt dieser Schule betrachten kann, die fest an dem Spiritualismus halten und offene Augen für alle Gefahren unserer Zeit haben. Dieser Schule ist es gelungen, der Wissenschaft der Ideen eine neue Richtung zu geben. Wie eine Ruine aus alter Zeit steht ihnen gegenüber Karl Philipp Fischer, der vor mehr als zwanzig Jahren, kurz nach Hegel's Tode, als die Hegelsche Philosophie noch in den Schulen und in den Schriften herrschte, gegen den gigantischen Pantheismus, der sich aus der Hegelschen Schule entwickelt hatte, als Kämpfer auftrat und den konkreten Theismus, wie er ihn nannte, dem Hegelschen Pantheismus entgegensetzte. Seine letzte Schrift: „Grundzüge des Systems der spekulativen Theologie oder der Religions-Philosophie, Frankfurt, 1855", wozu seine früheren Schriften nur die Vorbereitung waren und worin er, nachdem er über die Idee und die Nothwendigkeit eines lebendigen und freien Gottes gehandelt, die Spuren dieses Gottes in der Geschichte der Menschheit durch die drei von ihm angenommenen Entwickelungsperioden: das Reich des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, nachweist, bietet in-

fern ein Interesse, als sie das Ende jener Periode bezeichnet, wo ein phantastischer Idealismus für Philosophie galt. Diese anti-Hegelsche Philosophie ist nicht mehr an der Zeit; eine solche scholastische Construction des Christenthums kommt zu spät. Die Feinde, die Fischer angreift, sind nicht mehr dieselben, die heute die Philosophie gefährden. An Fischer ist die Veränderung, die in Deutschland stattgefunden, spurlos vorübergegangen. Der Pantheismus Hegel's ist durch seine letzten Schüler in Verruf gekommen und ist für immer dahin. Auf seinen Ruinen grinzt der gemeine Materialismus. Die Naturforscher und Chemiker haben die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und den Hegelianern Stillschweigen geboten. „An uns ist es, sagten sie, die Natur der Seele zu erklären!" Was konnte man ihnen entgegnen? Nichts! Denn sie beanspruchten ein offenbares Recht. Und so haben es Karl Vogt und Jacob Moleschott unternommen, Deutschland die Philosophie zu lehren. Vogt und Moleschott sind Männer von Geist und Gelehrsamkeit. Eins in ihren Doktrinen, sind sie jedoch sehr verschieden in der Art, wie sie dieselben vortragen. Vogt ist ein Spaßmacher, während Moleschott ein Enthusiast ist. Wenn Vogt seine Psychologie auseinandersetzt, erkennt man immer in ihm den humoristischen Naturbeschreiber der Fische; wenn Moleschott das Wort ergreift, glaubt man den Hohenpriester der Materie zu hören. Beide haben Deutschland skandalisirt. Sie haben ihr Wissen, ihren Geist, ihre persönlichen Entdeckungen dazu verwandt, die menschliche Vernunft herabzusetzen, dem Herzen jeden Trost zu rauben. Mögen Andere sie verdammen, sie verdienen dennoch unseren Dank für das, was sie gethan. Deutschland bedurfte solcher Lectionen. Durch den Instinkt der Gefahr wurde es zurückgeführt zur Erkenntniß des Realen. Die Spiritualisten mußten die Philosophie wieder von Grund aus anfangen, und das ist der Ursprung jener heilsamen Entwickelung des deutschen Idealismus der Gegenwart.

Die deutsche Psychologie verachtete die Erfahrung; sie beschränkte höchstens ihre Beobachtungen auf eine kleine Zahl von Thatsachen, ließ sich von ihren Formeln a priori fortreißen und verlor sich in die Wolken. Von jetzt an sind auf lange Zeit solche erhabene Phantasieen nicht mehr möglich. Wenn man sich gegenüber Naturforscher und Chemiker hat, die vorgeben, das, was wir das immaterielle Leben des Menschen nennen, mit ihren Augen gesehen und mit ihren Händen gefühlt zu haben; wenn sie sagen, der Gedanke sei eine Secretion des Gehirns, die Seele eine Zusammensetzung aus Kohlensäure und Ammoniak; wenn sie jede andere Philosophie eine Wissenschaft der Charlatane und Thoren nennen; wenn diese plumpen Doktrinen, gestützt auf eine unwiderlegliche Wissenschaft, auf wichtige anatomische und chemische Entdeckungen, eine große Zahl junger Köpfe verleiten und so zu einer Art von öffentlicher Gefahr werden: dann ist es nicht mehr an der Zeit, mit Fischer die Philosophie in den siebenten Himmel zu tragen, sondern der Philosoph muß den Naturforschern auf ihr eigenes Terrain folgen, ein Sezirmesser nehmen, in's Laboratorium gehen, jene Erfahrungen, auf die man so stolz ist, jene Entdeckungen, die, wie man sagt, so bedrohlich sind, kontroliren, das Studium des Menschen denen, die es erniedrigen, aus den Händen reißen und wieder von seinem Eigenthum Besitz nehmen. Und das hat Hermann Fichte kühn versucht in seiner Anthropologie (Leipzig 1856).

(Fortsetzung folgt.)

England.

Carlyle als Geschichtschreiber Friedrich's des Großen.

Zweiter Artikel.
(Schluß.)

Edler Genius und Greis, sie haben es mit Deinesgleichen früher viel ärger getrieben. Man ließ dich wenigstens leben, denken und schreiben bis in alte, noch frische und kräftige Tage, kräftig genug, um unseren Heros und Genius aus dem dir verhaßten (und verkannten) achtzehnten Jahrhundert herauszuheben und an ihm praktisch zu zeigen, wie ein Held aussieht und aussehen muß, ein ἄριστος deiner Heroen-Religion!

Aus den von mir angeführten Stellen Carlyle's, besonders der letzten, sehen wir deutlich, daß er schon den großen Friedrich suchte oder witterte, um die modernste Phase der Heroen-Manifestation, die der politischen Herrscher und Schöpfer, mit Cromwell und Napoleon zu einer Trias zu vervollständigen.

Noch wissen wir nicht, ob es ihm gelinge. Die zwei Bände vor uns sehen aus, als sollte die rauhe, felsige Gestalt des Vaters für den gelten, welchen er suchte, so sehr findet er hinter dem furchtbaren, rauhen, beschränkten Aeußeren innere Königlichkeit, Konsistenz, eigenen Kopf, Ehrlichkeit und Bewunderung fordernde Gewissenhaftigkeit.

Von Friedrich dem Großen selbst sehen wir erst die harte Schale und Schule, aus welcher er sich als König und Denker zum Kern des Jahrhunderts, dem Säemann der Zukunft und zur Blüthe des Hohenzollern-Geschlechtes hervorbrach. Dies werden erst die beiden folgenden Bände singen und sagen. Singen und sagen, denn Carlyle scheint das Epos zu wagen, welches Schiller einmal konzipirte und glücklicher Weise unterließ. Wir schließen aus dem, was er sagt, daß Carlyle die zum Theil meisterhaften Biographieen und Charakteristiken Friedrich's des Großen von deutschen Künstlern und Schriftstellern gar nicht kennt, und daß er selbst versuchte, unseren Helden in einem Sinne wahrer darzustellen, als er in der Wirklichkeit war.

Dies berechtigt, ja verpflichtet uns zu einer strengen, wenigstens sehr genauen Kritik, welche dann wohl auch, nach den beiden letzten Bänden, nicht ausbleiben wird. Jetzt haben wir noch kein Recht dazu, weil das Beste erst noch kommen soll. Diese Kritik aber muß in Deutschland geliefert werden, wo man die besten Werke über Friedrich den Großen besser kennt und leichter mit dem Heroen-Epos Carlyle's wird vergleichen können.

Es kommt uns hier zunächst darauf an, auf Carlyle's historische Religion hinzuweisen, auf seine Theorie des Heroismus und die Vorzeichen, welche er giebt, um nachzuweisen, daß er in Friedrich dem Großen die Erfüllung und Personification aller übermenschlichen Eigenschaften fand, die für ihn den Helden ausmachen. Die Portraitirung des großen Genius in diesem Lichte müßte denn auch zugleich das Bild geben, das wahrer ist, als der wirkliche Mann es war. Als Genie und Heros nach Carlyleschen Anforderungen konnte sich Friedrich der Große weder selbst begreifen, noch von seiner Zeit oder gewöhnlichen Sterblichen je begriffen werden. Zu dieser Erkenntniß gehört wesentlich das historische Licht, das aus früheren Jahrhunderten, aus der Geschichte seines heroischen Geschlechtes hervor und aus späteren Zeiten, in welchen die Seelengeschichte des Helden zur Seele der Weltgeschichte heraustritt, zurückleuchtet. Es ist besonders die Ausmalung der Thatsachen und des ganzen historischen Bildes, wie es wirklich war, in dieser doppelten Beleuchtung, wodurch es wahrer wird, als die Wirklichkeit.

Carlyle giebt deshalb nicht blos Geburt, Kindheit und Jugend seines Helden in markiger, lichter Ausführlichkeit, sondern auch eine ganze Geschichte des Hohenzollern-Geschlechts von Heinrich dem Vogelsteller an, um so tief zu begründen und nachzuweisen, aus welchen Wurzeln die doppelte Blüthe der Königlichkeit seines Helden (er wurde nicht nur König, weil er Kronprinz gewesen, sondern auch als Carlylescher „Könning") hervorwuchs, die Blüthe des Hohenzollern-Geschlechts, der höchste und letzte wahre König, der zweimal den Mirabeau sprach, ehe er starb, der König, welcher die französische Revolution selbst schon durchgemacht, wenigstens als Philosoph und Schriftsteller überwunden hatte.

„Das Schauspiel,*) daß Einer, der selbst König war, hervortrat und mit Ueberzeugung aussprach, Königthum sei kein Ding von Advokaten-Bettelhaftigkeit, das man unter dem Schutze des Beelzebub ausüben könne, sondern unter ganz andere Patronage gestellt werden müsse, und daß ein König in der That nichts sei als der erste „Diener" seines Staates, dies stieg, erklärlich genug, vor der Bevölkerung, ungewohnt solcher Sprache, wie die Dämmerung eines neuen Tages auf und wurde mit solchem Jubel bewillkommnet, wie es jetzt, nach Allem, was gekommen und gegangen ist, unglaublich erscheinen muß."

Die die Wirklichkeit übertreffende Wahrheit des Bildes wird, außer der angedeuteten doppelten Beleuchtung, auch durch die Art der Malerei bedingt. „Für den Kammerdiener giebt es keine Helden." Jeder Held ist zugleich Mensch, trägt zuweilen den Schlafrock (der Herr Papa verbrannte ihm eigenhändig einen sehr kostbaren Schlafrock, den er als Schüler des Herrn Quantz beim Unterricht im Flötespielen getragen), schreitet nicht immer auf dem Kothurn, schläft, lebt, liebt, ißt und trinkt nicht immer mit der Krone auf dem Haupte, hat auch überhaupt gar nicht nöthig, ein Tugendheld im Philistersinne zu sein; er fällt und geht zuweilen absichtlich aus seiner Rolle. Der Kammerdiener, der orthodoxe Philister, die moralische Drahtpuppe, die alten Jungfern und Klatschschwestern halten sich gern an diese unhistorischen Zufälligkeiten, die mit dem Individuum sterben und keines Bleibens in der Geschichte haben. Sie machen, was dem Individuum Menschliches passirte, gern zur Hauptsache oder werfen es doch hinterher dem als Heros in allem Glanze Auftretenden an den Hals. Ohne dieses Menschliche, Zufällige, hinter die Coulissen Fallende zu verschweigen oder zu beschönigen (im Gegentheil), malt es der Historiker oder geschichtliche Epiker doch auch nicht in den Vordergrund, nicht als wesentlichen Bestandtheil seines Bildes, weil es einfacher Weise gar nicht dahin gehört und die Wahrheit auf Kosten der Wirklichkeit entstellen würde.

Diese Gruppirung des Zufälligen hinter der nothwendigen, historischen Gestalt ist eine Hauptkunst des wahren Historikers und Biographen, die dem Epiker Friedrich's des Großen im Wesentlichen gelingen wird. Nur einige Male kommt er in den beiden vorliegenden Bänden in Verlegenheit. Aber sein Ernst, seine Ehrlichkeit, seine

*) Carlyle spricht hier von dem Anti-Machiavell Friedrich's des Großen.

tiefe Kenntniß helfen ihm glücklich heraus, ohne daß er mit einer Silbe in die glänzende Lügen- und Beschönigungskunst verfällt, wodurch Macaulay's Bände so hohl anschwellen, wie die Crinolinen weiblicher Straßenfeger, wodurch er gemeine Verbrechen seiner Helden zu Thaten des Genius aufgedonnert und unbedeutende Marktschreier oder ekelhaft unverschämte Diebe, Räuber und Häuseinbrecher zu Schöpfern, Trägern und Priestern englischer Größe, englischer Civilisation und Glorie falschmünzert.

Diese Kunst des Gruppirens und des richtigen, historischen Beleuchtens ungeschminkter Wirklichkeit wird unseren Epiker gewiß an seinem eigentlichen Portrait gelingen, da er sich als Meister in Fixirung der Gestalt seines Vaters erwies.

Obgleich ein echter „Orson" von König, war er doch ein noch echterer Arbeiter, ein vollständiger Mann. Er prügelte eigenhändig, wenn im Zorn, aber er war durchweg von echtem Schrot und Korn mit einem Gewissen so wahr gegen Gott und seine Königspflichten, wie er sie einmal erkannt hatte, als der Stundenzeiger an einer Sonnen-Uhr. Dies hebt Carlyle als ganz wesentlich an dem Vater Friedrich's des Großen hervor und tritt so dem Voltairismus, der den Biographieen dieses Königs so lange anhaftete, gründlich entgegen. Es kommt ihm nicht darauf an, etwa jetzige oder sonst individuelle Ansprüche, die man mit Recht an einen König und Vater machen kann, an ihm geltend zu machen, sondern auch das Rauheste und Empörendste als nothwendigen Bestandtheil seines Charakters zu erkennen und diesen Charakter in einem Ganzen, einem Guße zu begreifen und zu würdigen. Tausend andere Könige und Väter würden grausam, tyrannisch erscheinen, wenn sie sich halb so streng zeigten, wie er. Aber er war nie Tyrann und Despot, weil dies Willkür voraussetzt. Der strenge Vater des großen Königs handelte aus dem strengsten Pflichtgefühle. Wir schaudern oft über die Behandlung, die Friedrich der Große erfuhr; aber weshalb ward er gepeinigt, gestraft, unmenschlich streng gehalten? Er sollte einmal erben und fortführen, was der Vater mit eiserner Konsequenz gewissenhaft angelegt, begründet und erreicht hatte. Er sollte nicht an die „freie Gnadenwahl" glauben, weil diese Ketzerei den Manneswillen, den herrischen Entschluß, das Vertrauen in eigene Kraft tödten würde; er sollte nicht Flöte spielen, eine Menge Bücher nicht lesen, weil der Vater ein Ideal des Königthums in sich trug und geltend machte, wodurch, nach seiner strengen, festen Ansicht, allein gedeihen konnte, was er begonnen. Der Mann in seiner Gedrungenheit und Felsigkeit war ein ganzer Mann und König. Nichts Willkürliches in ihm: Alles Pflicht, Gewissenhaftigkeit und aus Einem Guße. Man kann vor der ganzen Gestalt erschrecken, aber man kann nicht an ihr mäkeln: es war ein ganzer Mann und König bis zu seinem letzten Tabacks-Kollegium, bis zu seinem letzten Athemzuge.

Die Zeichnung dieses Vaters ist meisterhaft. Der Sohn und der eigentliche Heros spielt durchweg eine gedrückte, ja in der Hauptsache tragische Rolle bis zum 31. Mai 1740. Wir ahnen erst aus den Keimen, die der Epiker entdeckte und verfolgte, wie er ihn in seiner Größe und Genialität ausführen und vollenden wird. Ueber diesen Mittel- und Brennpunkt seines großen Werkes können wir noch nicht urtheilen, also eigentlich auch noch nicht über diese beiden vorliegenden Bände, deren substantieller Werth wesentlich von dem Ganzen abhängen wird.

Wir mögen uns deshalb begnügen, auf einige charakteristische Eigenschaften dieser Einleitung zu dem großen Epos selbst aufmerksam zu machen. Zu diesem Zweck gleich eine Stelle:

„Wir sagten, es war ein großer Verdruß für Papa, daß der kleine Fritz fast gar keinen Appetit für das Soldatiren zeigte, sondern andere Sehenswürdigkeiten interessanter fand, als den Exerzierplatz. Sympathisire nun mit dem ernsten Papa, wie er eines Nachmittags nachhause kömmt — Datum nicht gegeben, aller Wahrscheinlichkeit nach aber im Jahre 1715, als es so viel Kriegslärm und Marschiren gegen Stralsund gab, — und den kleinen Fritz, mit Wilhelmine über ihn blickend, umhermarschiren sah, tapfer auf einer kleinen Trommel losarbeitend."

Das ist geschichtlich eine ganz unbedeutende, gar nicht in den großen Historienstil gehörige Nebensache, aber Carlyle erzählt es nicht blos, sondern legt viel Gewicht darauf. Wo bleibt der grandiose Historiker? Von dieser vermeintlichen Würde und Grandezza weiß Carlyle nichts. Er bemißt das Große und Bedeutende mit seinem eigenen Stoffe, so daß das kindliche Lärmen auf einer Trommel aus dem Spielwaarenladen ihm viel historischer erscheint, als wenn 20 Regimenter auf einmal in eine Schlacht getrommelt werden, die wegen einer diplomatischen Finesse oder Grobheit geschlagen werden muß, ohne daß dabei ein Körnchen Saat für die Geschichte und den Historiker herauskommt. Wir zweifeln überhaupt, ob die Geschichtschreiber von Profession unseren Heroen-Kultivator zulassen oder anerkennen. Er ist eigen, eigensinnig, excentrisch, humoristisch sogar bei Gelegenheit, in Ton, Empfindung, Stoff, Ziel und Diction. Der König, die Königin, der Sohn, die Tochter alle sind portraitirt wie sie leiben und leben, niemals beschönigt oder mit Phrasen in eine Art Klassizität hinaufgeschraubt, daher stets mit ganz anderen, als Macaulayschen Resultaten. Eines dieser Resultate — und hoffentlich nicht das unbedeutendste, ist dies, daß wir einen Historiker lesen, der uns nicht betrügt und amüsirt, sondern dem wir vollkommen vertrauen können, was bei der Macaulayschen Methode ganz wegfällt, sobald wir irgend ein Stück baare, historische Wirklichkeit neben seine gemalte bringen.

Carlyle schreibt Geschichte, wie der dramatische Dichter seine imaginairen Personen behandelt. Er führt uns in Haus und Herz seiner historischen Personen ein, nicht um sie uns im Negligé zu zeigen, sondern die Geschichte zuhause, in der Individualität verschiedener Persönlichkeiten. Er nennt dies selbst ein „bettelhaftes Element", aber es ist wie das eines Kammerdieners. Die Personen, welche Geschichte machten oder zur historischen Detailkenntniß gehören, müssen als Individualitäten ausgeputzt werden, damit sich die Geschichte uns gehörig einpräge Deshalb giebt er uns die historischen Persönlichkeiten ganz und am liebsten mit Anknüpfungspunkten an ihre Individualität, ihre persönlichen und häuslichen Verhältnisse. Was gehen die Geschichte die Gichtleiden Friedrich Wilhelm's I. an? kann man fragen. Carlyle schildert sie, um uns in dem Vater des großen Friedrich „einen erhabenen Patienten" zu zeigen und Friedrich den Großen, wie er ihm vorliest. Die verschiedenen Kapitel, in welchen Friedrich der Große allmählich vor uns aufwächst, trotz aller Martern und pädagogischen Drakonismen, wie er seinen furchtbaren Vater nach und nach begreifen und achten gelernt und „der gute Sohn Friedrich" am Sterbebette desselben wird — diese Details sind uns Allen bekannt. Es käme nur noch darauf an, die neue Behandlung, die ganze Methode und Pekuliarität unseres Epikers zu charakterisiren und zu richten; vielleicht ist Vieles daran auszusetzen. Ich weiß es nicht. Wenigstens wollen wir das Ende dieses großartigen Werkes abwarten und hier mit einer charakteristischen Probe seiner Art und Weise schließen, mit einer End-Charakteristik Friedrich Wilhelm's.

Bei Gelegenheit der Wiederaufnahme des bekannten Doppelheirat-Projektes, als Friedrich schon verlobt war, sagt er von interessirten Parteien:

„Sie hielten die preußische Majestät blos für ein Schaukelpferd, das keine Intelligenz besäße, weil sie ohne Arg und ganz ohne Vulpinismus war. Worin sie sich sehr irrten. Die Geschichte ist stolz, zu berichten, daß diese arglose preußische Majestät, standhaft und dauernd sich weise um seine eigenen Angelegenheiten bekümmernd, obgleich hinter das Licht geführt und getäuscht von Schwarzkünstlern, sich als intelligenter erwies, als sie Alle zusammen, als Thatsache und Natur hernach sich darüber entschieden, als in jeder Beziehung intelligenter, ja als der Einzige unter ihnen, der überhaupt Einsicht gehabt in Thatsache und Natur. Ausgemachte Schwarzkunst-Diplomatiren, übernetzend das Universum, wurden ganz und gar zu Wasser, hinunterlaufend die Dachrinnen bis zum letzten Tropfen, und ein blühendes, wohl disziplinirtes Preußen, kompakt, organisch in jedem Theile, vom fleißigen Pflugschaar zum scheinenden Bajonnet und eisernen Ladestock, blieb stehen. „Ein voller Schatz und 200,000 wohlgeübte Soldaten, würden die eine Garantie für Eure pragmatische Sanction sein", hatte Prinz Eugen gesagt. Aber dieses Bischen von Einheit wurde nicht acceptirt in Wien; Schwarzkunst und diplomatische Spinneweben von Pol zu Pol hielt man für die bessere Methode."

Es wird Zeit sein, genauer auf das große Epos einzugehen, wenn er im letzten Bande in ähnlicher Weise über den größeren Sohn abgeschlossen und summirt haben wird.

Schließlich noch die nicht überflüssige Bemerkung, daß Deutschland Ursach hat, dankbar für ein solches englisches Werk zu sein, das Stoff für Heroen-Kultus nicht im gloriosen England suchte, sondern nun zum zehnten Male in Deutschland fand, dankbar die historische Literatur, die von England aus solcher soliden, nahrhaften Speise sehr bedurfte, nachdem sie durch Macaulaysche Schaugerichte so lange betrogen ward.

Süd-Afrika.

Die Mission bei den Kaffern.

Ein Referent in The Critic rühmt an dem Verfasser des unten angezeigten Buches*) Eigenschaften, die, wie es scheint, bei dessen Berufsgenossen nicht sehr häufig angetroffen werden: Freimuth und gesunden Menschenverstand; er bezeichnet ihn als einen Missionar, der kein Blatt vor den Mund nimmt (a plain-speaking Missionary). Mit diesen Eigenschaften verbindet er einen kräftigen Körper und

*) „Caffres and Caffre Missionaries; with preliminary chapters on the Cape Colony as a field for emigration and basis of missionary operation". By the Rev. H. Calderwood, South-Africa. London: James Nisbet & Co.

praktische Tüchtigkeit, die er auch in einem von der Regierung ihm anvertrauten Civil-Amte bewährt hat. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in der Kap-Kolonie unter solchen Umständen giebt dem Buche nicht nur für Einwanderer, sondern ganz besonders für Alle, die an dem Missionswesen im Kafferlande theilnehmen, einen hohen Werth. Manche Bischöfe in den Kolonieen, die in den letzten Jahren England besuchten, führten bittere und leider wohl nicht unbegründete Klagen über die von dem Mutterlande ausgesandten Missionare. Sind diese auch im Allgemeinen unschuldig, wie die Tauben, so fehlt ihnen nur zu oft Klugheit der Schlangen. Und doch gehört nicht wenig Gewandtheit und Takt dazu, mit den Kaffern im Wortstreit fertig zu werden. Sie sind geborene Juristen, und ihr Tagewerk ist meist damit ausgefüllt, daß sie Rechtsfälle anhören oder persönlich daran theilnehmen. Da sie keine eigene Schrift haben, so ist ihr Gedächtniß bewunderungswürdig, wovon sich Jeder überzeugen konnte, der jemals bei einer Prozeß-Versammlung der Kaffern zugegen war. Es läßt sich leicht denken, daß ein derartiger Advokat ohne Hemd und ohne Perrücke gegenüber einem unpraktischen, halbgebildeten Missionar in den Augen seiner ihn bewundernden Landsleute die schlechteste Sache im besten Lichte zeigen kann.

Folgendes improvisirte Gebet eines bekehrten Kaffers würde mit seiner epigrammatischen Sprache einem gebildeten und beredten Europäer keine Schande machen: „Die Kaffern sind Sklaven des Viehs; die Hottentoten sind Sklaven des Branntweins; die Engländer sind Sklaven des Geldes. Herr, gieße deinen Geist über uns aus und erlöse uns aus der Sklaverei!"

„Es ist viel leichter", sagt Herr Calderwood, „die Heiden zu lieben und tiefes Interesse für sie zu empfinden, wenn man fern von ihnen in England lebt, als wenn man sie in ihrem wahren Zustand sieht und in tägliche Berührung mit ihnen kommt. Ich reiste einmal mit einem Freunde, der die guten Eigenschaften der Eingebornen übertrieben hoch anzuschlagen und die Kolonisten als Unterdrücker zu brandmarken pflegte. Es geschah aber, daß er im Laufe der Reise gegen seinen Wagenführer in den heftigsten Zorn gerieth, ihn ausschalt und kein gutes Haar an ihm ließ. Da legte ich ihm die Hand auf den Arm und sagte scherzhaft: „Mein guter Herr, Sie vergessen, daß es ein Eingeborner, ein Schwarzer, einer von denen ist, die Sie als die Unschuld selbst geschildert haben, die jeder Gute lieben und bemitleiden müsse". — „Aber sie reizen Einen zu sehr". — Ganz recht, daran denken Sie bei Ihrem nächsten Gemälde, das Sie entwerfen, und zeichnen Sie den armen Farmer nicht mit zu dunkeler Farbe, wenn er ärgerlich wird, wie Sie es eben gewesen sind".

„Die herrschende Kirche in der Kolonie ist die holländisch-reformirte. Sie ist presbyterisch in der Verfassung und allgemein evangelisch in ihrem Lehrbegriff. Manche ihrer Geistlichen sind fromm und tüchtig. Einige Fragen jedoch, die bei der letzten Synode verhandelt wurden, geben den Herren im Allgemeinen kein günstiges Zeugniß. So wurde, z. B. unter anderen alles Ernstes vorgeschlagen, den bei dem neuen theologischen Seminar angestellten Professoren nicht zu gestatten, mit den Schülern und in ihren eigenen Familien englisch zu sprechen. Sechsunddreißig stimmten für den Vorschlag und nur durch die schwache Mehrheit von Einer Stimme wurde er verworfen. Liegt es diesen evangelischen Holländern so sehr am Herzen, ihre Sprache rein zu bewahren, so sollten sie auch ihre Hände vom Gelde der britischen Regierung unbefleckt zu erhalten suchen; aber seltsam, die eifrigsten Gegner englischer Sitte und Gewohnheit sind die wärmsten Bewunderer des englischen Mammons."

Bei den Fingu und Kaffern sind die Weiber eine sehr gesuchte Waare. Der Vater vieler Töchter ist eben dadurch ein sehr reicher Mann: denn jedes Mädchen stellt eine gewisse Anzahl Stück Vieh dar, und der Preis richtet sich nach dem Weibermarkt, je nachdem er leer oder überfüllt ist. Dieser Weiberhandel ist mit eines der größten Hindernisse für die Ausbreitung des Christenthums. Und seltsam, gerade das weibliche Geschlecht hält am eifrigsten diese Gewohnheit aufrecht. Eine kafferländische Dame würde sich für werthlos, für entehrt halten, wenn sie nicht verkäuflich wäre. Demgemäß hat ein Junggeselle, der nach einem Weib oder einem Dutzend Weibern Verlangen trägt, den Preis in einer entsprechenden Anzahl Vieh zu erlegen, und es giebt nur wenige kafferländische Junggesellen, die Hagestolze zu bleiben wünschen. Daher der Viehdiebstahl in diesem Lande in's Ungeheure getrieben wird.

Für jugendliche, weibliche Glaubenssendlinge würde sich hier, nach des Verfassers Meinung, ein großes, fruchtreiches Feld der Thätigkeit öffnen. Nach dem alten Spruche: Gratior est pulchro veniens e corpore virtus (anmuthiger schaut die Tugend, die aus schöner Gestalt kommt), dürfte das kafferländische, das Fingu-Weib, das den Ermahnungen einer stattlichen Matrone oder einer ausgetrockneten alten Jungfer unachtsam den Rücken kehren würde, der Predigt von frischen, jugendlichen Lippen mit Theilnahme lauschen.

Mannigfaltiges.

— Jüdische Polemik in Rußland. In der russischen Journalistik wüthet jetzt ein heftiger Krieg, der die Federn der renommirtesten Schriftsteller in Bewegung setzt. Den Impuls dazu gab der berühmte Chirurg Pirogov, der, als Kurator des neurussischen Lehrbezirks, bei der Inspection der unter seiner Verwaltung stehenden Unterrichts-Anstalten, auch die Talmud-Tora (talmudische Schule) in Odessa besuchte und sie in einer Verfassung fand, die ihn zu höchst schmeichelhaften Bemerkungen über dieselbe und über den jüdischen Nationalcharakter im Allgemeinen veranlaßte, wobei er es nicht an energischen Worten über den Druck und die ungerechte Verachtung fehlen ließ, mit der dieser Volksstamm noch immer in Rußland behandelt wird. Der im Odesskji Wjestnik abgedruckte Aufsatz des Herrn Pirogov rief eine Entgegnung von Seiten eines Herrn Gerssewanov hervor, die in den Petersburger Wjedomosti erschien und die sich im Stil des Pater Veuillot und des Herrn Sebastian Brunner über die unglücklichen Kinder Israels aussprach. Hierauf erfolgte in demselben Blatte eine Replik, als deren Verfasser sich ein Jude, Herr Mandelstamm, unterzeichnete, der sich seiner Glaubensgenossen mit glühendem Eifer annahm, auf das Alter und den Glanz ihres Ursprunges hinwies, „in dem sie alle anderen Völker Europa's und Asiens, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Chinesen und Inder, übertreffen", an ihre Leistungen in jedem Fache des menschlichen Wissens erinnerte und sich sogar bis zu der Behauptung verstieg, daß alle Fragen, die heute das civilisirte Europa in Bewegung setzen, darunter auch das Recht auf Arbeit u. s. w., in den Schriften des Maimonides und anderer jüdischen Gelehrten ihre Lösung gefunden hätten. Dieser Panegyrikus gab wieder zu einigen kritischen Ausstellungen im Sowremennik Anlaß, die jedoch mit dem Geständniß schlossen, daß es Zeit sei, verjährte Vorurtheile abzulegen und sich den humanen Ideen zu nähern, durch die sich die gebildeten Nationen des Westens auch den Juden gegenüber auszeichnen. Nach und nach mischten sich auch der Russkji Wjestnik, der „Invalide", die „Nordische Biene" 2c. in den Streit, und es fand sich bei dieser Gelegenheit, daß Rußland bereits ein ganz ansehnliches Häuflein israelitischer Literaten zählt, wie z. B. den durch seine Beiträge zum Russkji Wjestnik bekannten Herrn Tschatzkin, die Herren Horwitz, Firkowitsch, Rabinowitsch u. A. m.*) Aber auch abgesehen von solchen pro domo kämpfenden Schriftstellern, scheinen die Judäophilen in der russischen Presse entschieden die Oberhand zu behaupten, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so werden sie ihre Gegner bald vollständig aus dem Felde schlagen. Es ist nur zu wünschen, daß diese Polemik nicht ohne praktische Folgen bleiben und daß sie dazu beitragen möge, den politischen und sozialen Bann zu heben, den die Intoleranz des Volkes, wie der Regierung, über die jüdische Bevölkerung Rußlands verhängt hat.

— Plattdeutscher Volkskalender. Auch für das Jahr 1859 ist wieder ein solcher Kalender, und zwar in Berlin gedruckt, erschienen.**) Wie der vorige Jahrgang, so enthält auch der neue manches glücklich Erfundene und Ausgeführte in plattdeutscher Poesie und Prosa, wozu noch einige hübsche, charakteristische Holzschnitte kommen. Erwägt man, daß die Heimat desjenigen Plattdeutsch, das hier vorzugsweise uns anspricht, jetzt von einer fremden, deutscher Art und Sitte geradezu feindseligen Herrschaft mißhandelt wird, so kann man die poetisch-prosaischen Neujahrsgrüße der wackeren Schleswig-Holsteiner in ganz Deutschland nur in herzlichster Weise aufnehmen. Doch wir wollen auch nicht zu weit in dieser Plattdütsch-Liebhaberei gehen; wir riskiren sonst, wie dies in Deutschland nur zu leicht zu besorgen ist, daß alle andere Provinzial-Mundarten, auf diesen Erfolg eifersüchtig, ein Wettrennen um den Preis anstellen, und daß unsere Literatur, bisher Gottlob! ein unbestritten großdeutsches Ganzes in ebenso viele, sehr bestrittene Partikularitäten, wie die deutsche Politik, zerfällt. Unser Volk, wenn es einmal lesen und singen gelernt hat, soll eben nur deutsch lesen und singen, wie es seit Jahrhunderten die Besten und Edelsten der Nation gethan!

*) An der Universität Kiew allein sollen jetzt nicht weniger als funfzig jüdische Studirende sich befinden. D. R.

**) „Plattdütsche Volks-Kalenner för 1859. Mit 6 Holtsneden. Herutgebe vun Friedrich Dörr." Berlin, Expedition von Steffens Volks-Kalender.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Berlin, Druck von A. W Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Sonnabend, den 8. Januar 1859. | № 4.

Rumänien.*)

Die Donaumündung und ihre Regulirung.

Die Donaumündungen spielen seit dem letzten orientalischen Kriege, der sie von der ganz ungehörigen und widerrechtlichen russischen Sperre befreite, in der Diplomatie wie in den daran geknüpften Erwartungen der Handelswelt eine bedeutende Rolle. Man wird sich auch erinnern, daß die Regulirung derselben zum Zwecke einer ungehinderten und vortheilhaften Einfahrt in das Schwarze Meer Gegenstand der Untersuchung und Berathung einer besonderen Kommission geworden ist. Unter den Männern, die derselben angehören, ist der königl. sardinische Ingenieur Paleocapa mehrfach mit Auszeichnung genannt worden, und es dürfte daher am Orte sein, etwas über das Werk mitzutheilen, das er vor kurzem zu Turin über den betreffenden Gegenstand veröffentlicht hat. Es führt den Titel: „Considerazioni sulla scelta di quello fra i canali del Danubio che conviene preferire per regolarne la foce nel Mar Nero ecc., del cavaliere Pietro Paleocapa. Torino, Stamperia Reale, 1858", und behandelt also die Frage, welche von den Donaumündungen als die geeignetste für die Schifffahrt anzusehen sei, um sie zu diesem Zwecke vollends tauglich zu machen.

Die Regulirung der Mündung eines großen Flusses in's Meer enthält in der Haupt-Aufgabe vier besondere Aufgaben, deren jede ihren Theil in der Lösung beansprucht: die Durchfahrt durch die Bänke, die sich an der Mündung bilden — die Bedingungen des Flußlaufes — die größere oder mindere Tauglichkeit des Küstenstriches, wo die Mündung vor sich geht — die zur Regulirung erforderlichen Kosten und der Zeitaufwand. Doch ist unter diesen Aufgaben die erstere die wichtigste, und immer handelt es sich darum, das Hinderniß zu beseitigen, welches die Barren oder Sandbänke entgegenstellen, und, so weit es möglich ist, zu verhindern, daß ihre Bildung sich nicht in nächster Zukunft erneue. Die Bildung solcher Bänke kann man aus drei verschiedenen Ursachen ableiten. Paleocapa gesteht der, welche aus der Anhäufung der von dem Flusse unaufhörlich angeschwemmten Stoffe entsteht, die größte Wirksamkeit zu. Dies sind, wie er bemerkt, zum großen Theile nicht die, welche der Fluß in seinem vollen Laufe mit fortführt, sondern jene langsam fortgeschleppten, schwereren Gegenstände, die an dem Grunde des Flusses fortwährend hinabgehen und eine vorherrschende Neigung haben, sich an der Mündung festzusetzen.

Die Thätigkeit der Meereswogen, welche den Grund aufwühlen, ist eine zweite Ursache, aber Paleocapa bemerkt, daß sie in der That nur eine Wirkung der ersten ist, indem die auf diese Weise vom Meere auf das Ufer zu geworfenen Stoffe nichts anderes sind, als diejenigen, die der Fluß abgesetzt hat, wie es sich von selbst versteht. Eine dritte nicht allgemeine, aber dort, wo sie stattfindet, sehr wirksame Ursache sind die Meeresströmungen, und gerade unter diesen Verhältnissen befinden sich die nördlichen und westlichen Küsten des Schwarzen Meeres. Der von diesen Strömungen fortgewälzte Sand lagert sich um so schneller an den Flußmündungen ab, als durch ihr Zusammentreffen mit der Strömung des Flusses ihr Lauf ziemlich stark verzögert wird. Die Meeresströmungen bereichern sich dann, außer den Gegenständen, die, sie so zu sagen, auf eigene Rechnung mit sich führen, nach und nach mit allen den Stoffen, welche, von dem Meeresgrunde aufgestört, gehorsam ihrem starken Zuge folgen. Diese Wirkung wird an dem Donaugestade daran ersichtlich, daß die Abschüssigkeit des Meeresgestades von Norden nach Süden hin zunimmt, d. h. je mehr die Strömung, nachdem sie zur Bildung der Bänke an der Kiliamündung beigetragen hat, sich dem Bosporus nähert.

Mögen nun die vom Flusse fortgeführten oder von den Meeresströmungen angeschwemmten Stoffe wirklich die Hauptursache zur Bildung der Bänke sein, und mag die Thätigkeit der Meereswogen nur nebenbei einwirken, es macht sich doch auch offenbar durch die besondere Weise, in welcher sich die Ausmündungen starkströmender Flüsse vertheilen. Dieselben richten nämlich fast immer ihre Mündung der Richtung der Meeresströmung entgegen, und gerade hier an den Ausflüssen der Donau zur Linken. Diese Richtung rührt daher, daß sich auf der Rechten mit Schnelligkeit ausgedehnte Bänke bilden, welche den Fluß nöthigen, sich in einer dem Meeresstrome entgegengesetzten Richtung herumzubiegen.

Wenn man einsieht, daß die Masse der vom Flusse fortgeführten Stoffe im geraden Verhältnisse mit seiner dem Meere zugesandten Wassermasse steht, so wird einleuchten, daß man von den verschiedenen Armen, in die sich der Fluß theilt, nicht gerade den wird wählen dürfen, der eine größere Menge Wasser führt, weil er seine Bänke in größerer Zahl, Höhe und Ausdehnung haben wird. Ebenso wenig wird man jenem den Vorzug geben, welcher eine zu geringe Wassermasse führt, weil sich dann bei dem Mangel an Kraft, mit welcher die Wässer in's Meer gehen, die Bänke zu nahe an der Mündung und folglich zu entfernt von den größeren Tiefen bilden. Die Wahl müßte also auf den Arm fallen, welcher hinlänglich mit Wasser versehen, weder, wie der erste, eine zu große Menge von Stoffen mit sich führt, noch sie, wie der zweite, zu schnell und zu nahe der Mündung absetzt.

Indeß ist es nöthig, zu bemerken, daß, wenn ein Fluß sich in viele Arme theilt, nur die beiden, welche sich an den Enden des von seinen Anschwemmungen gebildeten Delta's befinden, die allein wirklich dauerhaften sind, sowohl was den Lauf als was die Wassermasse betrifft, weil nur sie sich an feste und gediegene Gränzen lehnen, während die in der Mitte, je nach der wandelbaren Natur aller Anschwemmungen, sich ändern.

Nach Vorausschickung dieser Betrachtungen kann man nun wohl die Frage stellen, welcher von den Donauarmen am besten einer dauernden Regulirung zu unterziehen sei?

Von den drei Armen, durch welche die Donau sich in's Meer ergießt, bietet der von Kilia, der dort fast zwei Drittel seiner Gewässer ausmündet, bis Wilkov der Schifffahrt die günstigsten Bedingungen und stützt sich zur Linken an einen hohen Rand, der ein fruchtbares Land begränzt, das zu großem Gedeihen kommen könnte. Aber nahe bei Wilkov, in einer Entfernung von vier Miglien vom Meere, theilt er sich in acht Aeste, die bei ihrer Mündung durch sehr ausgedehnte Barren verengt sind — ein Erzeugniß der großen Menge von herabgeführten Stoffen, der Meeresströmungen und des Unrathes im Grunde, der hier durch die Richtung der Winde besonders beweglich geworden. Bei so ungünstigen Bedingungen Arbeiten zu unternehmen, würde eine zu gewagte Sache sein; die Nothwendigkeit, sie zu erneuen, würde sich bei so starken und wirksamen Ursachen der Barrenbildung nur allzubald geltend machen! Aber selbst wenn diese Schwierigkeiten nicht wären, müßte man Arbeiten an der Kiliamündung doch aufschieben, wenn wahrgenommen wird, daß damit der Hauptzweck, die Schifffahrt hinauf und hinab die Donau auf jede Weise zu erleichtern, nicht erreicht werde. Die Schiffe, welche vom Bosporus her auf die Kiliamündung zu steuerten, würden gegen die Winde zu kämpfen haben, die von Nord nach Osten wehen. Ebenso würde das Auslaufen aus der Mündung durchaus nicht leicht sein, da es gleicherweise von den an dieser Küste vorherrschenden Winden behindert sein würde. Der Wunsch, den Handel von Odessa zu heben,

*) Unter dieser Benennung sind die Donau-Länder; Moldau, Walachei und Bessarabien, zu verstehen. D. R.

konnte die Neigung Rußlands bestimmen, wie der, Ismgil und das umliegende Land zu unterstützen, die Gedanken einiger Leute auf Abwege bringen könnte; aber weit größer ist die Wichtigkeit, welche der Handel für die Donau hat, der vom Bosporus kommt, zumal Odessa dabei nicht Schaden erleiden, sondern vielmehr indirekte Vortheile haben wird. Dem Lande entlang der Kilia kann durch andere, von Paleocapa angegebene Mittel geholfen werden.

Der Sulina-Arm mündet in der Mitte des Delta, das etwa 1000 (italiän.) Quadratmeilen groß ist. Hieraus sieht man, daß er einer dauernden Regulirung, wegen seiner Lage, nicht unterzogen werden kann. Und die Mißlichkeit vermehrt sich noch, weil es gerade ein Hauptfehler der Sulina ist, daß sie, ihrer ganzen Länge nach, welche 52 Miglien beträgt, durch sehr beweglichen Anschwemmungsboden läuft. Außerdem ist ihre Laufgeschwindigkeit zu schwach, so daß sie kaum $^3/_7$ der mittleren Geschwindigkeit der Donau beträgt, und sie wird noch schwächer, wenn sie mit der Breite des Bettes, die zwischen 100 bis 200 Fuß schwankt, in Vergleich gestellt wird, weil sie bis zur Mündung von häufigen und ausgedehnten Barren gehemmt ist. Die Tiefe ist ziemlich veränderlich, vorzüglich bei den zahlreichen und plötzlichen Wendungen, welche bisweilen das Bett so einengen, daß es kein Umkehren erlaubt. Die Schifffahrt, die man dort betreibt, ist also ziemlich beschwerlich und zeitraubend, indem man an verschiedenen Stellen die Schiffe am Seile ziehen und die Waaren an das Land bringen muß. Um diesen großen Uebelständen abzuhelfen, wäre es nöthig, die zahlreichen Krümmungen zu durchschneiden — ein ungewisses und kostspieliges Unternehmen — und das Bett auf jene Strecken einzuengen, wo die Breite, überflüssig groß im Verhältniß zur Wassermenge, das Ansetzen von Bänken gestattet.

Der Grund, welcher die Sulina jetzt fahrbar macht, und welcher zu einer Regulirung derselben rathen könnte, ist der, daß die Bank, welche quer vor ihrer Ausmündung in's Meer liegt, eine vier Fuß tiefere Lage hat, als die, welche die St. Georgsmündung beeinträchtigt, und eine sechs Fuß tiefere als die von Otschakov und von Stambul, welches die tiefsten Stellen des Armes der Kilia sind. Die Frage geht also darauf zurück, zu wissen, ob die Regulirung der Ausmündung in's Meer sich mit solcher Leichtigkeit und Gelderssparung herstellen lasse, daß dadurch die für die regelmäßige Schifffahrt des Kanals nothwendigen Kosten wieder herauskommen.

Trotz dieser ihrer größeren Tiefe, müßte die Sulinamündung doch eine noch größere haben, welche die gegenwärtige um vier bis sechs Fuß überträfe, wenn man die Durchfahrt vollbeladener Schiffe eine sichere nennen wollte. Gegenwärtig könnte man mit künstlichen Arbeiten diese Tiefe nicht erreichen, da die Erfahrung vielmals das Unzureichende derselben bewiesen hat. Deshalb ist es nöthig, zu dem Deichsysteme seine Zuflucht zu nehmen; aber gerade diesem Vorschlage kann man sehr ernste Bedenken entgegenstellen, die auch von Paleocapa entwickelt, aber nicht ganz beseitigt werden.

Endlich darf man auch zu Gunsten der Sulina keineswegs die Kürze des Laufes von nur zwölf Miglien in Anschlag bringen, die an sich allzu unerheblich ist und dadurch vollkommen aufgehoben wird, daß für die Schiffe, welche vom Bosporus auf die St. Georgsmündung zu fahren, die Seereise um 18 Miglien abgekürzt wird — ein hochzuschätzender Vortheil dort, wo man die Reise nicht auf hoher See macht, sondern unter dem Einflusse von Winden, welche fortwährend gegen Küsten hindrängen, die voller Sandbänke und Untiefen sind. Der St. Georgsarm wälzt bis zu dem Punkte, wo sich die Sulina abzweigt, $^4/_7$ der ganzen Wassermenge der Donau, und behält von da bis zum Meere noch $^1/_2$. Er besitzt also einen hinlänglichen Reichthum an Wasser für die Schifffahrt, und die Regulirung der wenigen Krümmungen würde nicht etwas Nothwendiges, sondern nur eine Verbesserung sein. Zu diesem Hauptvortheile kommt der andere, der aus seiner Lage entspringt. Indem er sich an einem äußersten Ende befindet, läuft er nach rechts hin an einem sehr gediegenen Ufer, und da er so einen fest bestimmten Lauf hat, so hat er sich auch nach dem Delta zu eine ziemlich feste Randung schaffen können. Deshalb bietet er volle Gelegenheit, dort alle jene Anlagen einzurichten, welche die Schifffahrt erleichtern können, um so mehr, als die Lage gesund und nicht mit Laachen und Pfützen bedeckt ist, wie die Ufer der Sulina.

Die Schwierigkeiten befinden sich nur am Ursprunge und am Ausflusse in's Meer. Am Ursprunge ist die Stelle durch eine Felsenbank behindert. Dieses Hinderniß wegzuräumen, ist sicher nothwendig; aber auch der, welcher die Sulina reguliren wollte, würde sich in derselben Nothwendigkeit befinden, weil diese Bank sich vom rechten Ufer nach Tultscha erstreckt, d. h. sechs Miglien über den Punkt hinaus, von dem sich die Sulina erstreckt. Die Barre, welche den Ausfluß behindert, ist sicher weit höher, als die an der Sulina; aber die Nothwendigkeit, sie wegzuschaffen, bei Seite gesetzt, wenn der Kanal eingedämmt wird, so ist kein Zweifel über das Gelingen des Unternehmens, das durch die erst junge Bildung seiner Bänke erleichtert wird. Weil sie sich weniger verhärtet haben, sind sie leichter wegzuschaffen. Wenn die Regulirungskosten für die Sulina sich auf 17 Millionen (Lire?) belaufen müßten, so würden sie für den St. Georgskanal nicht über 24 Millionen zu stehen kommen. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird dieser Unterschied von 7 Millionen sogar noch geringer, wenn man bemerkt, wieviel größere Leichtigkeit in Vergleich mit der Sulina der St. Georgsarm für den Transport von Bauhölzern gewähren wird. Aus diesen und anderen oben erwähnten Ursachen wird der St. Georgsarm von Paleocapa vorgezogen.

Wenn der zu regulirende Arm bestimmt ist, so bleibt noch festzusetzen, welche Arbeiten vorzunehmen und wie sie in's Werk zu setzen seien. Der Ingenieur Nobiling würde die Bank von Tultscha mit einem kurzen Stücke Kanal zur Linken vermeiden; aber dabei müßte er die Stadt Tultscha in der Entfernung lassen. Andererseits hält Paleocapa die Sprengung für anwendbar, und um die Wirkung erfolgreicher zu machen, würde er vorschlagen, zuerst eine ganze Galerie von Minen auszuarbeiten, die dann zu gleicher Zeit springen müßten. Wenn sie nebenbei die Wirkung hätten, die Masse zu lockern, so würden sie dieselben für die Wirkung nachfolgender Minen desto widerstandsloser machen.

Was den Kanal an der Mündung betrifft, so fügt Paleocapa den Studien der Ingenieure Wer, Nobiling und Hartley noch einige Bemerkungen hinzu. Immer den Hauptzweck im Auge haltend, der darin besteht, die Verlängerung der Deiche wegen Bildung neuer Barren soweit als nur immer hinauszuschieben, würde es ihm nicht gerathen erscheinen, die Deiche in krummen, divergirenden Linien anzulegen. Sie müßten parallel laufen, und um das Einlaufen der Schiffe zu erleichtern, schlägt er vor, den Deich links ein gutes Stück länger zu machen, als den rechts.

In die Kritik, die der Verfasser gegen die Vorschläge und Ansichten seiner Fachgenossen, der angeführten Ingenieure, übt, können wir nicht füglich eingehen; es versteht sich von selbst, daß bei einer solchen Sache, selbst bei großer Sachkenntniß, Vieles auf Ansicht beruht, und daß wir, um den Standpunkt der Frage einigermaßen beurtheilen zu können, auch die Ansichten und Einwendungen Jener hören müßten. Mit Bedauern erfahren wir, daß Herr Paleocapa in Folge seiner eifrigen Studien um sein Augenlicht gekommen ist.

Deutschland und das Ausland.

Taillandier über die Philosophie und Geschichte in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Fichte hat das Buch seinem Sohne gewidmet, einem jungen Doktor der Medizin, für den er den traurigen Einfluß des Geistes, der in der deutschen Wissenschaft herrscht, fürchtet. Die Worte, die er an den Sohn richtet, sind einfach und wahr; sie geben ein dramatisches Gemälde der philosophischen Wirren in Deutschland: auf der einen Seite die Theologen, die Sklaven des Buchstabens, welche die Wissenschaft lästern, auf der anderen die triumphirenden Materialisten und zwischen den extremen Parteien unser Repräsentant der spiritualistischen Schule, der voll Furcht und Bekümmerniß sich bemüht, ihr eine neue wissenschaftliche Basis zu geben und wie ein Vater den Sohn und die jüngere Generation aufzuklären. Fichte kennt alle neuen Entdeckungen der Physiologie und Chemie; er kommentirt sie; er entschleiert ihren wahren Sinn, und jede der Erfahrungen, worauf der Materialismus so stolz war, wird unter seinen Händen der Beweis eines geistigen Prinzips. Dieses Prinzip herrscht überall in dem Buche Fichte's, wie es überall in der Organisation des Menschen herrscht. Fichte's Spiritualismus ist nicht jener alte, der, um besser den Geist vom Körper zu scheiden, der Seele die Herrschaft über die Materie raubte. Als Descartes diese absolute Trennung zwischen Seele und Körper feststellte, war das offenbar eine Inspiration des Genie's; aber war dies das letzte Wort der Wissenschaft? Indem er der Vermischung des Geistes und der Materie aus dem Wege ging, setzte er sich einer anderen Gefahr aus, und die Naturalisten wußten in der That bald, sich den Kartesianischen Dualismus zu Nutze zu machen. Was bedeutet jene Intervention Gottes in den Beziehungen des Körpers und der Seele? Welche Physiologie konnte die Theorie der gelegentlichen Ursachen zulassen? — Descartes hatte das Leben allein durch mechanische und chemische Kräfte erklärt; die Naturalisten bewunderten die Erklärung und verlangten keine andere. Das war zu verschiedenen Zeiten der Gang der Ideen in Europa, und ihn hat man sich auch in der letzten Zeit in der deutschen Philosophie wiederholen sehen. Fichte macht sich durchaus von dem Kartesianischen Spiritualismus frei. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Physiologie und der Wissenschaften, die sich auf sie beziehen, glaubt er sich berechtigt, zu behaupten, daß der Geist direkt auf den Körper wirkt, daß er ihn regelt, leitet, daß er die einzige und nothwendige Erklärung aller der durch die Medizin und Chemie offenbarten Thatsachen ist. Seine

Lehre ist der konkrete Spiritualismus, entgegengesetzt dem, wie er ihn nennt, abstrakten Spiritualismus. War einmal der Weg gebahnt, so konnte Fichte nicht an der Schwelle stehen bleiben. Nicht allein leitet nach ihm der Geist den Körper, sondern noch mehr, er schafft und bildet ihn. Diese Lehre von der Seele, als der Ursache des Lebens und des Denkens, als des Prinzips der ganzen menschlichen Organisation, ist die Platon's, Aristoteles', des heiligen Thomas und Leibnizens; sie ist mit einem Worte die Tradition der Meister, die nur durch den Mechanismus Descartes' unterbrochen worden war. Fichte beruft sich nicht auf diese Autoritäten; er will keine andere Stütze, als die Wissenschaft, die Physiologie und die Medizin, und es ist in der That ein interessantes Schauspiel, wie diese alten Doktrinen durch so neue Gründe vertheidigt und bewiesen werden.

So hat sich eine ganz neue Richtung der deutschen Philosophie eröffnet. Was ist die Seele? Was ist der Körper? Welches sind die Beziehungen des Geistes und des Körpers? Wo muß man die Gränzen der Psychologie und der Physiologie feststellen? Diese und ähnliche Fragen waren sonst nur sehr beiläufig behandelt worden. Die großen Theoretiker der deutschen Scholastik verachteten diese Probleme als von untergeordneter Bedeutung; man lebte in dem Unendlichen, im Schoße des reinen Gedankens, und die Schüler, geblendet von den Meistern, fanden es leichter, die Welt zu schaffen, als sie zu studiren. Heute ist die Philosophie zu der Beobachtung der Natur zurückgekommen; sie tritt bescheiden in die Schule der exakten Wissenschaften wieder ein; sie zeichnet sich selbst schon darin aus; aus einer Schülerin wird sie wieder Lehrerin. Sie vermag manche Fragen, die bis jetzt unter den Gelehrten unentschieden geblieben waren, zu lösen, und man kann es Fichte mit Recht vorwerfen, über den Streit der Vitalisten und der Spiritualisten noch nicht sein Urtheil gesprochen zu haben, worüber zu entscheiden Keiner mehr geeignet ist, als er, der so eingeweiht in die Leistungen der modernen Physiologie ist. Hätte er sich mehr mit diesen zwar dunkeln, aber doch der Induction zugänglichen Problemen beschäftigt, vielleicht hätte er sich nicht fortreißen lassen zur Untersuchung von mystischen, dem gesetzmäßigen Vernunftverfahren widersprechenden Fragen. Hier haben wir die Erbsünde der deutschen Philosophen wieder. Der Denker, der an Exaktheit mit den Physikern wetteifern will, überschreitet doch bald die Gränzen der Wissenschaft. Die Mysterien ziehen ihn an und berauschen ihn. Er will uns den Plan Gottes entschleiern. Daß die Seele ohne den Körper leben kann, daß sie der physischen Organe nicht bedarf, um ihre Fähigkeiten zu entfalten, daß diese Organe sie selbst mehr beschränken, als ihr dienen, das hat er mit Geist und Kühnheit bewiesen, ohne das Gebiet der Physiologie zu verlassen. Warum bleibt er nicht bei diesen kühnen Untersuchungen stehen? Warum maßt er sich an, das Leben der Seele vor ihrer irdischen Existenz zu ergründen? Bei solchen unlöslichen Schwierigkeiten verliert die verständige Forschung bald ihren festen Grund und Boden, und Fichte endet sein durchaus wissenschaftliches Werk mit Vermuthungen, die das Gewissen empören; denn behauptet er nicht, daß die an leidende Körper gebundenen Seelen in diesem Leben die Sünden eines früheren Lebens büßen? Sehen wir von solchen Träumen einer metaphysischen Phantasie ab, so ist die Anthropologie Fichte's ein wahrhaft neues und fruchtbares Werk, das dem Seelenstudium neue Pfade eröffnet. Besonders zu bewundern ist sein Glaube an die Autonomie der menschlichen Seele und jene tiefsinnige Erklärung des Todes, den er als eine der nothwendigen Phasen des Lebens betrachtet. Fichte erhebt sich zur Beredtsamkeit, wo er zeigt, wie die Experiments-Physiologie in der Natur des Menschen das Prinzip einer ewigen Thätigkeit entdeckt und wie die Kenntniß der physischen Organisation selbst den Irrthum, der aus der psychischen Organisation entspringt, zerstört, nämlich die falsche Liebe zu dem Zeitlichen und die Furcht vor dem Tode.

Neben Fichte werden die ähnlichen Bestrebungen gleichzeitiger Forscher auf demselben Gebiete besprochen. Hermann Lotze hat in seiner „Medizinischen Psychologie oder Physiologie der Seele. Leipzig, 1852", und in seinem „Mikrokosmos, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit; Versuch einer Anthropologie. Leipzig 1856", eine Versöhnung der Philosophie mit den exakten Wissenschaften angestrebt, und Friedr. Fabri in seinen „Briefen gegen den Materialismus" dem Glauben neben der Wissenschaft sein Recht zu bewahren gesucht. Wenn seine Liebe zum Wunderbaren, seine Nachsicht für die Klopfgeister seinen sonst gesunden Gedanken Vieles von ihrer Autorität benimmt, so hat dagegen Karl Gustav Carus in seinem „Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes" und besonders in der zweiten Auflage seines „System der Physiologie" gezeigt, wie eine philosophische Physiologie von Mysterien des Geistes sprechen kann, ohne in kindischen Aberglauben zu verfallen. Noch ist das Publikum, das diese Schriftsteller haben, ein sehr kleines. Deutschland ist der Systeme überdrüssig; es fürchtet die Verführungen des Mystizismus; es will die Dinge sehen und fühlen, ehe es an sie glaubt. Dieser Zustand kann nicht lange dauern. Deutschland wird seinen gesunden Geist wieder erlangen; es wird wieder an tieferen Studien Geschmack finden, ohne welche sein intellektuelles Leben nur ein unvollkommenes ist. Mögen nur die Philosophen ihm selbst zu Hülfe kommen. Nichts mehr von scholastischen Prätensionen, von barbarischen Phrasen und Systemen a priori, wo sich die Einbildung freien Lauf läßt! Selbst Hegel und Schelling, wenn sie noch lebten, würden ihr Genie vergebens aufbieten. Jetzt verlangt man, daß die Philosophie die Wissenschaft des Realen sei, das die Welt bildet, und nicht die Kunst, die Abstractionen unseres Gehirns zu realisiren.

Durch seine Anthropologie hat sich Fichte zum Haupt einer Schule gemacht. Das Studium des Menschen ist der Gegenstand der vorzüglichsten philosophischen Abhandlungen, die seit zwei bis drei Jahren veröffentlicht worden sind. Die Schrift von Adolph Helfferich: „Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte. Leipzig, 1856", könnte nach ihrem Titel die Befürchtung veranlassen, es sei hier wieder eine der Constructionen in's Blaue hinein, denen Deutschland entsagt hat, gegeben. Glücklicher Weise hält jedoch der Verfasser sein Versprechen nicht, oder vielmehr hat er das, was der Titel drohte, nicht gegeben. Er liefert einige Versuche über den menschlichen Geist und seine verschiedenen Manifestationen, indem er damit anfängt, die Grundlage der Psychologie festzustellen und dann den Menschen in Beziehung mit den Wissenschaften, welche die verschiedenen Seiten seiner Natur offenbaren, mit der Medizin, der Philosophie, Philologie, Jurisprudenz und Theologie, zu bringen. — Ein anderer Schriftsteller, Hermann Ulrici, hat eine Abhandlung herausgegeben: „Glauben und Wissen, Speculation und exakte Wissenschaft. Zur Versöhnung des Zwiespaltes zwischen Religion, Philosophie und wissenschaftlicher Empirie. Leipzig, 1858", die ebenfalls eine Psychologie ist, nur viel tiefer als die Helfferich's. Während Ulrici überhaupt die innere Natur der Seele erforscht, hält sich Helfferich an die äußere Entwickelung ihrer Fähigkeiten; Beide erregen unser Interesse durch die Feinheit und den Reichthum ihrer Gedanken. — Einen weiteren Schritt als der vorige thut Ernst Fr. Apelt in seiner „Metaphysik, Leipzig, 1857". Unter Metaphysik versteht er nicht, was man sonst darunter verstanden hat, sondern ihm ist sie die Gesammtheit der ersten Wahrheiten, auf denen alle Wissenschaften beruhen. Diese Metaphysik Apelt's ist gewissermaßen der Kranz des Gebäudes, zu dem Fichte den Grund gelegt hat. Kann die Metaphysik Hegel's mit einer Art indischer Theogonie verglichen werden, so faßt sie Apelt in dem Geiste des Aristoteles auf. Die deutsche Metaphysik scheint so, wie der menschliche Geist in seiner Entwickelung im Alterthum, die Reise vom Orient nach Griechenland gemacht zu haben. — Im vorigen Jahre hat Robert Haym in seiner Schrift: „Hegel und seine Zeit. Berlin, 1857", versucht, Deutschland von der Herrschaft des Namens und der Lehre dieses Philosophen, dessen Genie er übrigens volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, zu befreien. Das Werk ist geistreich und gelehrt, nur zuweilen schwerfällig und dunkel. Haym war glücklicher in seiner Biographie Wilhelm's v. Humboldt.

Aus allen diesen Erscheinungen offenbart es sich immer mehr und mehr, daß die deutsche Philosophie sich aus dem Abgrund, in den sie von der Höhe ihres kühnen Idealismus gestürzt war, wieder erhebt, indem sie den konkreten Idealismus an die Stelle des abstrakten und chimärischen setzt. Die Naturalisten, die schon den Tod jeder Philosophie proklamirten und den Triumphgesang der Materie anstimmten, haben selbst den Spiritualismus gerettet, denn sie nöthigten ihn, sich von Grund aus neu zu gestalten. Fichte's Anthropologie gab den Anstoß zu dieser wissenschaftlichen Bewegung, die in Apelt's Methaphysik ihr Ziel gefunden hat. Diese Philosophen und ihre Jünger sind in Uebereinstimmung mit den offenbaren Tendenzen ihrer Landsleute, wenn auch Deutschland noch nicht ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Mißgunst gegen die Philosophen wird jedoch bald ein Ende nehmen. Die Philosophie kann nicht länger das Mißtrauen erregen, sobald man sieht, wie die Philosophen so wacker sich den Bestrebungen anschließen, den öffentlichen Geist zur männlichen Reife zu bringen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Der französische Verein der Bühnendichter und Komponisten.

Unter den vielen Künstler- und Schriftsteller-Vereinen zu Paris ist der „Verein der Bühnendichter und Komponisten", dessen Gründung in das Jahr 1837 fällt, als der älteste und beachtenswertheste zu bezeichnen. Wer irgend welchen Antheil an der Abfassung eines Theaterstückes hat, kann sich dem Verein anschließen, der die Rechte des Autors wahrnimmt, die Honorar-Kapitalien verwaltet und anlegt. Vom Staat, den Gerichtshöfen, den Bühnen anerkannt, verhandelt der Verein mit ihnen als eine Macht mit der anderen und genießt alle Rechte einer moralischen Person. Sein Wirkungskreis erstreckt sich über ganz Frankreich. Eine alljährlich von einer allgemeinen

Versammlung ernannte Kommission vertritt ihn, wacht über seine Rechte, entscheidet über Unterstützungen, die den bedürftigen Mitgliedern zu gewähren sind, mit dem Vorbehalt jedoch, ihre Beschlüsse von der General-Versammlung bestätigen zu lassen. Sie wurden Verwandten französischer Schriftsteller und Tonsetzer bewilligt, die niemals Theilnehmer des Vereins gewesen, und noch ganz neulich wurde eine Urenkelin Racine's, die mit dem Geschick bedroht war, ihr Leben in einer Schneider-Werkstatt zu verbringen, in ein Kloster zu Blois gethan, um auf Kosten des Vereins erzogen zu werden. Hier, wie überall, sieht man, daß es der Geist ist, der die Idee einer Anstalt belebt, und daß der Buchstabe das an sich Edle tödtet.

Von den Prinzipien der edlen Bruderliebe, welche die Wissenschaften und Künste lebendigmachend durchwehen, beseelt, hatte die Kommission des genannten Vereins den großherzigen Gedanken, den Ertrag der Aufführungen von „Oberon", „Euryanthe", „Preziosa", „Figaro's Hochzeit", den geradlinigen Erben Weber's und Mozart's zuzustellen. Der Sohn des Letzteren, Karl Mozart, starb erst kürzlich, im Oktober 1858, in Mailand. Jener Akt edelsinniger Freigebigkeit erfuhr nur von zwei Mitgliedern Widerspruch, welche die Kommission der Ueberschreitung ihrer Vollmacht bezüchtigten. Sie berichtete darüber an die General-Versammlung, und diese drückte durch eine begeisterte Zustimmung das Siegel auf die edle Initiative ihrer Vertreterin.

Mozart's Sohn empfing kurz vor seinem Ende mit Dank die ihm überschickte Summe von 9000 Fr. Er lebte nicht, wie einige Zeitungen behaupteten, in gedrückten Verhältnissen. Früher österreichischer Beamter, genoß er ein Jahrgehalt, das, verbunden mit einigen Ersparnissen, seiner bescheidenen Existenz ein genügendes Auskommen sicherte. Dem Salzburger „Mozarteum", das dem Gedächtniß des Auserwähltesten der großen Tonkünstler, die jemals die Natur hervorgebracht, geweiht ist, hat Karl Mozart sein Vermögen hinterlassen. „Ich lernte ihn", sagt Scudo in der R. d. d. M., dessen Referat wir vorstehende Notiz entlehnen, „in meiner Jugend kennen. Es war 1818 in Mailand, als das Theater della Scala von Rossini's Meisterstück: „La gazza ladra", erklang. In den Kreis einer angesehenen Familie der Stadt eingeführt, wurde ich dem Sohn des Schöpfers des „Don Juan" vorgestellt. Er war so freundlich, mich beim Gesang der Arie aus Tankred: „Di tanti palpiti", auf dem Piano zu begleiten. Ich erinnere mich nicht ohne Rührung, daß, nachdem ich mein Gesangstück beendigt hatte, Mozart's Sohn, in dessen Gesicht die Gutmüthigkeit ausgeprägt war, mir mit der Hand die Wangen streichelte und die Worte sprach: „Bravo, abbiate giudizio, e andarà bene!" (Brav, seien Sie verständig, und Alles wird gut gehen.) Ob die Berührung dieser Hand mir den Keim der Bewunderung für das göttliche Genie Mozart's und Aller, die in seinen Fußstapfen wandeln, eingeimpft hat? Wer weiß! Auch die Anbetung des Schönen hat ihren Aberglauben!"

Mannigfaltiges.

— Die alten czechischen Handschriften in Prag. Die Nachweisung der Unechtheit einer angeblich vor einigen Jahren in Böhmen aufgefundenen, der Zeit des Königs Wenzel I. (1250) zugeschriebenen Handschrift czechischer Dichtungen hat nicht blos in Prag, sondern auch im ganzen übrigen Oesterreich und Deutschland das lebhafteste Aufsehen gemacht. Die Prager Zeitschrift, in welcher zuerst über diese Praktik à la Simonides öffentlich gesprochen wurde, ging bald darauf so weit, auch die Echtheit der unter dem Namen „Königinhofer Handschrift" (Rukopis Kralodworsky) bekannten, auf dem böhmischen National-Museum aufbewahrten Sammlung lyrischer und epischer Gedichte, die der Zeit von 1290 — 1310 angehören sollen, anzuzweifeln. Diese Handschrift hatte der geachtete böhmische Sprachforscher und Literarhistoriker, Professor Hanka, nachdem sie im Jahre 1817 in dem Kirchthurme der böhmischen Stadt Königinhof (Kralodwor) entdeckt worden war, im Jahre 1819 durch den Druck veröffentlicht, während sein Kollege, Professor Swoboda, eine deutsche Uebersetzung der Dichtungen herausgab. Die Czechen betrachten diese Sammlung als ihr ältestes, schriftliches Nationaldenkmal, als ihre „Ilias" und „Odyssee". Man kann sich daher leicht denken, daß jene in einer deutschen Zeitschrift aufgestellte Behauptung, die nichts weiter für sich hat, als den Umstand, daß eine andere, später zum Vorschein gekommene Handschrift wirklich unecht ist, großen Unwillen unter ihnen erregte. Wir lesen nun über die jedenfalls interessante Sache Nachstehendes in einer Prager Korrespondenz der „Köln. Z.":

„Herr Hanka, der erste Editor, fälschlich bisher überall als Entdecker der „Königinhofer Handschrift" bezeichnet, hat gegen Herrn Kuh, den Redacteur des Journals, in welchem die Zweifel gegen die Echtheit dieser und anderer Pergamente neulich angeregt worden sind, die Klage wegen Libells erhoben. In dem Journale nämlich wurde bei dieser Gelegenheit auf das Faktum hingewiesen, daß von Prag aus eine Zeit lang nach St. Petersburg oder Moskau ein förmlicher Exporthandel mit altczechischen Handschriften getrieben worden sei, ein Vorgang, der, wenn die Handschriften echt wären, jedenfalls auf mehr merkantilischen als patriotischen Sinn hinwiese, bei der auffallend großen Quantität der versilberten vaterländischen Schätze aber den Verdacht ihrer Unechtheit wenigstens auftauchen lassen müsse. Nun hat Herr Hanka, der mit mannigfachen russischen Auszeichnungen belohnte Gelehrte, hierin eine beschimpfende Verdächtigung seiner Person gesehen, und daher die gerichtliche Klage. Aber noch andere Personen glaubten in dem Zweifel an der Echtheit der Königinhofer Blätter u. s. w. eine Schmähung der czechischen Nationalität und eine Aufreizung der Nationalitäten (nämlich der deutschen und der czechischen) zum Haß gegen einander erkennen und, da dies im Gesetze als ein Verbrechen vorgesehen ist, die Justiz von Staats wegen zum Einschreiten gegen Herrn Kuh aufrufen zu müssen. Letzterer wird also zwei Strafprozesse durchzumachen haben, von denen der zweite, unseres Wissens wenigstens, in Oesterreich zugleich der erste seiner Art sein dürfte. Die Untersuchung, die sich vorläufig damit beschäftigt, den wirklich stattgehabten Auffund in Königinhof, d. h. an Ort und Stelle, protokollarisch zu konstatiren, ist bereits im Gange."

— Ein englischer Hans Sachs. Als einen solchen bezeichnen die englischen Journale einen am 13. Dezember 1857 verstorbenen Dorf-Schulmeister in Derbyshire, dessen gesammelte Gedichte soeben mit einer Skizze seines Lebens im Druck erschienen.*) Richard Furneß hat zwar keine Schuhe gemacht, wie Hans Sachs, aber er war ein ebenso praktischer Mann und in vielen Dingen erfahren, wie aus nachstehenden Versen, mit welchen er sich selbst charakterisirt hat, hervorgeht:

I, Richard Furness, schoolmaster, Dore,
Keep parish books and pay the poor;
Draw plans for buildings, and indite
Letters for those who cannot write:
Make wills, and recommend a proctor;
Cure wounds, let blood with any doctor;
Draw teeth, sing psalms, the hautboy play
At chapel on each holy-day;
Paint sign-boards, cart-names at command,
Survey and plot estates of land;
Collect at Easter, one in ten, —
And on the Sunday, say Amen!

— Gegen den Materialismus. Von einem in Nord-Amerika lebenden Deutschen, Herrn Albert v. Gloß aus Anhalt, ist soeben bei Westermann in Braunschweig eine gegen die materialistische Tendenz einiger neueren deutschen Naturforscher, insbesondere aber gegen Herrn Dr. L. Büchner, gerichtete, 22 Bogen starke Schrift erschienen.**) Der Grundgedanke des Werkes spricht sich in dem Titel desselben: „Wieviel entdeckte bis jetzt die neuere Naturwissenschaft?" sowie in seinem Motto aus:

„Was sie heute gelernt, das wollen sie morgen schon lehren;
Ach, was haben die Herrn für ein kurzes Gedärm!"

Man könnte dieses Motto auf sehr viele unserer sogenannten populär-naturwissenschaftlichen Publicationen als bezeichnende Kritik anwenden. Herr v. Gloß weist den Herren mit großer Belesenheit nach, daß dasjenige, was sie für neue Entdeckungen halten, bereits von griechischen Sophisten und von französischen, sogenannten Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts gelehrt worden sei. Auch beweist er in amerikanischer Manier in einer Nebeneinanderstellung, welche er „Glaubens-Conto-corrent" nennt, daß weit mehr „Glaube" dazu gehört, die Behauptungen der Herren Moleschott, Vogt, Büchner rc. über den Ursprung der Seele, der Lebenskraft rc. für wahr zu halten, als dasjenige, was die Bibel, die christlichen Offenbarungen und der gesunde Menschenverstand darüber sagen.

*) „The Poetical Works of the late Richard Furness. With a Sketch of his Life". By G. Calvert Holland. London: Partridge & Co.

**) „Wieviel entdeckte bis jetzt die neuere Naturwissenschaft?" Ein kritischer Versuch im Sinne des Fortschrittes, von Albert v. Gloß aus Anhalt. Braunschweig, Georg Westermann, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 11. Januar 1859. № 5.

Deutschland und das Ausland.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

II.

Zweiter Reisetag. — Die Richtungen der Bahn und ihre Ausläufer nach der Levante. — Die Drau, die San und die Save. — Neue Bahnen und alte Burgen. — Badeorte in Untersteier. — Steinbrück. — Krain, die Slovenen und Illyrier. — Illyrische Sprache und Literatur. — Kollar und die Slavomanen. — Laibach, der Kongreß und das Moor. — Die Gottscheewerer. — Der Karst. — Die Steinwüste mit natürlichen Tunnels. — Meilen lange Wasserläufe, künstliche und tief unterirdische der Natur. — Der Anblick des Meeres. — Triest, die italiänische Stadt des deutschen Bundesgebietes.

Am zweiten Tage der Reise führte uns die Bahn von Grätz über Marburg, Cilly und Laibach nach Triest, unserem vorläufigen Ziel. Wir hatten gemeint, den Eindrücken des ersten Tages ließe sich kaum etwas an die Seite stellen, aber diese wurden am folgenden Tage nicht blos erreicht, sondern an einzelnen Punkten noch überboten. Hat sich dort, wie Frankl singt, „wo flüchtige Gemsen nur den Sprung gewagt, durch Urgebirg der freie Geist geschaffen eine Bahn", so gelangen wir hier durch ein südliches, mit dunkeln Laubwaldungen und üppigen Maisfeldern bedecktes, an Italien erinnerndes Land zu Römerbädern, die ebenso antik als romantisch sind, zu mächtigen Erdstürzen und Wasserfällen, von wo uns die Fahrt über das sonst pestgeschwängerte Laibacher Moor zu den seltsamen Höhlen- und Felsengebilden des Karstes und endlich an die überwältigende Thalatta, an die Küste des Adriatischen Meeres bringt, an welcher wir, hoch oben auf dem Fels, 400 Fuß über dem Meere, beinah anderthalb Meilen entlang fahren, um uns an den herrlichsten Aussichten, bald der vorüberkommenden Segel, bald der gegenüberliegenden Ufer des Golfes, zu ergötzen.

Die Bahn, die bei Wiener-Neustadt ganz nahe der Gränze von Ungarn sich befand und die von dort auch eine Zweigbahn nach der ungarischen Stadt Oedenburg entsendet, hat seitdem eine entschieden südwestliche, von Ungarn sich abwendende Richtung bis Bruck an der Mur genommen, von wo ab sie der aus den Hochalpen, vom Salzburgischen herkommenden, eine südöstliche Richtung nehmenden Mur folgt und sich nun wieder ebenso entschieden der ungarischen Gränze nähert, als sie sich bis dahin von ihr entfernt hatte. Bei Marburg, das, wenn auch nicht durch seine eigene Lage, doch durch die seines Bergschlosses und seiner fruchtbaren, weitbekränzten Berge an die hessische Universitätsstadt gleiches Namens erinnert, überschreitet die Eisenbahn auf einer amerikanischen Gitterbrücke die schiffbare Drau, die den nächsten ungarischen Gränzpunkt zwischen Pettau (einer Römerstadt) und Warasdin aufsucht und die, nachdem sich die Mur mit ihr vereinigt, nachdem sie die Länder der Kroaten und Slavonier bespült, sich in die Donau, unfern von Essek und von der bosnischen Gränze, ergießt. Noch entschiedener wird jedoch die levantische Tendenz unserer deutschen Eisenbahn bei Steinbrück, wo sich die San mit der Save (Sau) vereinigt, welche letztere uns aus Laibach entgegenkömmt, also in einer allen Flüssen, an deren Seite wir bisher gefahren, entgegengesetzten Richtung strömt. Die Save nimmt aber von der Eisenbahn-Station Steinbrück ab ihren Lauf direkt nach der etwa fünf Meilen entfernten ungarischen Gränze und nach Agram, von wo ab sie die Scheidelinie zwischen der österreichischen Militairgränze Slavoniens einerseits und dem türkischen Bosnien, sowie Serbien andererseits, bildet, um sich, als ein mächtiger Strom zwischen Semlin und Belgrad — also die Theiß noch hinter sich lassend — in die Donau zu ergießen. Man kann hieraus leicht abnehmen, welche große Wichtigkeit die Save und darum auch die Station Steinbrück für unsere Eisenbahn haben. Schon jetzt führt dieser Strom jährlich über eine Million Centner ungarischer und levantischer Güter nach Steinbrück, wo sie sich in den verschiedenen Richtungen vertheilen und wo darum auch umfassende Bauten zur Spedition der Güter aufgeführt worden. Steinbrück ist mit Agram auch durch eine Chaussee verbunden und in nächster Zeit steht hier die Erbauung einer Eisenbahn ebenfalls in Aussicht. Uebrigens bildet Steinbrück den letzten großen Ausläufer nach dem Osten und dem Donau-Gebiet, denn unfern von jenem wichtigen Punkte verläßt die Bahn zugleich die Steiermark und mit ihrem Eintritt in das Königreich Illyrien gehört sie ausschließlich dem Handelsgebiete Triest's und des Adriatischen Meeres an.

Unsere Hinweisung auf die levantische Bedeutung der deutschen Eisenbahn nach Italien wird den Lesern die große Wichtigkeit dieser Linie um so einleuchtender gemacht haben. Als Vorläufer der Eisenbahnen, welche künftig diese Straße nach Italien mit Kärnthen und vielleicht auch mit dem Salzburgischen verbinden werden, ist eine sechs Meilen lange Zweigbahn über Straßgang und Voitsberg nach Köflach gebaut, welche die steierische Industrie mit den Braunkohlen dieser Gegenden versorgt. Zu dieser westlichen Abzweigung wird demnächst eine Eisenbahn kommen, welche Klagenfurt, die Hauptstadt Kärnthens, mit Marburg verbinden wird und die bis zum Jahre 1860 vollendet sein soll.

Auf der Höhe der Station Wildon erblicken wir die Trümmer eines Schlosses, in welchem einst Tycho de Brahe seine astronomischen Beobachtungen anstellte. Jetzt sind dort interessante mikroskopische Beobachtungen anzustellen, indem der Schloßberg ein Gestein liefert „das, ein Konglomerat infusorischer Schalthierchen, im Bruche selbst weich und leicht zu bearbeiten ist, an der Luft aber eine Härte gewinnt, die sich im Laufe der Zeit bis zur Härte des Porphyrs steigert". Weiterhin führt ein Ort und eine Bahn-Station den Namen Leibnitz — ein Name, der in diesem von lauter Slovenen bewohnten Lande eine um so größere Ueberraschung ist. Bei Schloß Ehrenhausen, jetzt dem Grafen Attems gehörend, steht das Mausoleum der Fürsten von Eggenberg, ein stolzer Kuppelbau, mit zwei kolossalen Krieger-Figuren am Eingange. Stammvater dieses Fürstenhauses war Balthasar Eggenberger, Bürger und Münzmeister in Grätz, um das Jahr 1470. Die Fürstenkrone erhielt Hans Ulrich v. Eggenberg, Minister des Kaisers Ferdinand II., dessen Mausoleum wir in Grätz gesehen haben.

Bei der Station Pößnitz gelangen wir zu dem längsten Viadukt der ganzen Südbahn, der auf 64 Bogen ruht. Er überbrückt das Pößnitz-Thal, hat im Ganzen eine Länge von 2052 Fuß und führt uns unmittelbar in einen ebenso langen Tunnel, den Leitersberger, der, nächst dem Semmering-Tunnel, der längste ebenfalls der ganzen Bahn von Wien bis Triest ist. Hinter Marburg kommen wir an dem Dorfe und der Burg Schleinitz vorüber, der Wiege eines in Norddeutschland berühmt gewordenen Geschlechtes. Daneben liegt Schloß Kranichsfeld, einst der Sitz der Grafen von Tättenbach, deren Letzter mit den gegen Kaiser Leopold I. aufgestandenen ungarischen Magnaten gemeinschaftliche Sache gemacht hatte und deshalb im Jahre 1671 in Grätz enthauptet wurde. Bei Station Kranichsfeld mündet zugleich die große Straße von Pettau, an der ungarischen Gränze, weshalb hier der Verkehr sehr bedeutend ist.

Mit dem noch vor Marburg gelegenen Badeorte Gleichenberg beginnt die Reihe zum Theil sehr alter, schon von den Römern gekannter, zum Theil aber erst in neuerer Zeit aufgefundener Mineralquellen, die sich in den Gebirgen des steierisch-illyrischen Gränzlandes finden und die, wegen ihrer Heilwirksamkeit und wegen ihrer überaus romantischen Lage, im Auslande viel bekannter zu sein verdienen, als sie es sind. Gleichenberg, in der Nähe von Brunnsee und

Schloß Spielfeld, welche beide Eigenthum der Gräfin Lucchesi-Palli (Herzogin v. Berry) sind, die hier ihren Sommeraufenthalt hat, während sie die Winter in Venedig zubringt, besitzt sechs Mineralquellen, deren verschiedenartige Wirksamkeit mit der der Heilquellen von Vichy, Pyrmont, Ems und Selters gleichgestellt wird. Hinter Marburg und vor der Stadt Cilly folgt demnächst, bei der Station Pöltschach, der Badeort Rohitsch, dessen „Tempelbrunn" weit versandt wird und in Italien unter dem Namen „Aqua di Cilli" sehr beliebt ist. Es kommen alljährlich nach Rohitsch zweitausend bis dreitausend Personen zum Gebrauche der Bäder und des Brunnens. Zwei Stunden jenseits Cilly liegt Bad Neuhaus, das als ein „Gastein der Frauen" bezeichnet wird, welche Letzteren auch zwei Drittel der Badegäste zu bilden pflegen. Die nächsten Anhaltpunkte der Eisenbahn hinter Cilly sind ebenfalls Badeorte, und zwar gehören sie zu den schönstgelegenen und, wie behauptet wird, auch zu den wirksamsten: Station Tüffer und Station Römerbad. Das Bad im Markte Tüffer selbst ist erst seit dem Jahre 1852 auch für Badegäste eingerichtet; das „Römerbad" jedoch war schon den Alten bekannt, wie auch aus den dort aufgefundenen Denksteinen mit römischen Inschriften hervorgeht. Diese Quellen, die eine natürliche Wärme von 29 Grad haben und im Waldgebirge aus Dolomitlagern entspringen, werden in ihrer Wirksamkeit den Alpengewässern von Gastein und Pfeffers gleichgestellt. Das „Römerbad" präsentirt sich an der Eisenbahn den Vorüberfahrenden so anlockend, daß es uns Ueberwindung kostet, uns loszureißen, ohne uns näher damit bekannt gemacht zu haben. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Emporkommen und die Blüthe aller dieser im Auslande bisher wenig gekannten Bäder von der Zeit der Eisenbahnen datiren wird.

Was die Bahnfahrt selbst betrifft, so gehört sie in diesen Gegenden zu den abwechselndsten, bald großartig imponirenden, bald anmuthig überraschenden, die es irgendwo auf uns bekannten Eisenbahnen giebt. Man bleibt in den engen Thälern der San und der Save, die nach beiden Seiten hin Durchblicke auf die fruchtbarsten Gefilde, auf üppige Waldlandschaften gewähren, deren Höhen mit stattlichen Schlössern und Vesten, sowie mit vielen kleinen Kirchen und weiß angestrichenen Kapellen bedeckt sind, während von Zeit zu Zeit Alpen-Riesen von 6—9000 Fuß, wie die majestätische Koralpe, die Sulzbacher Rinka, deren Gipfel noch von keinem menschlichen Fuß betreten worden und die Erdstürze der Blasovje auf uns herabschauen und uns den Weg zu versperren scheinen.

Das schon mehrfach von uns genannte Steinbrück bildet den Knotenpunkt und die Wasser- und Landesscheide dieses Alpengebietes. Es prägt sich unserem Gedächtniß insbesondere noch durch die ihm den Namen gebende Steinbrücke ein, deren erste Pfeiler bereits aus dem dreizehnten Jahrhundert herrühren und um welche rings die Häuser des Ortes an die Bergabhänge sich lehnen und das enge Flußthal ausfüllen. Neben der alten für den gewöhnlichen Fracht- und Reiseverkehr bestimmten Steinbrücke läuft jetzt die neue, und zwar dicht vor der Mündung der San in die Save, aus drei Bogen, von je 72 Fuß Spannung, bestehend. (Schluß von II. folgt.)

Taillandier über die Philosophie und Geschichte in Deutschland.

(Schluß.)

Hat, trotz so vielen Anstrengungen, die Philosophie noch nicht die allgemeine Gunst in Deutschland sich wieder erworben, so ist im Gegentheil die Geschichte blühender als je. Diese Gunst verdankt sie nicht blos dem Talent der Historiker, sondern der allgemeinen Strömung der Ideen, die ihren Arbeiten zugute kommt. Deutschland fürchtet die Träume von ehemals; die Geschichte führt es auf die Erde zurück, und darum ermuthigt es die Geschichtschreiber. Von einer Philosophie der Geschichte, wie so viele von Herder an bis auf Hegel versucht worden sind, will es nichts mehr wissen; es will heute nicht eine gelehrte, eine metaphysische und ideale Geschichte, sondern eine lebendige, unterrichtende, welche die Individuen und Nationen im Kampfe mit dem Geschicke zeigt. Vor kurzem hat Herr v. Bunsen ein Buch herausgegeben: „Gott in der Geschichte, oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Leipzig, 1857". Wenn je ein Werk alle Bedingungen eines sicheren Erfolgs in sich vereinigt hat, so war es gewiß dieses. Der Verfasser ist einer der edelsten Männer unseres Jahrhunderts; der Gegenstand, den er behandelt, interessirt die Religion, die Philosophie, die Geschichte. Der erste Band, der einzige, der bis jetzt erschienen ist, ist dem Volke Israel und der Rolle, die ihm die Vorsehung in der Welt zuertheilt hat, gewidmet. Wie viele und was für Probleme! Und doch hat weder der Ruf des Verfassers, noch die Größe des Gegenstandes die Aufmerksamkeit der Menge zu erregen vermocht. Unter allen Schrifter Bunsen's, die sonst von Freunden und Feinden mit gleicher Begierde empfangen werden, ist diese fast unbemerkt vorübergegangen. Sollte vielleicht diese Kälte des Publikums ihre ganz natürliche Ursache darin haben, daß das Werk noch nicht vollendet ist, daß es also dann erst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird, wenn das System des philosophischen Theologen ganz vorliegt? Erkennen wir vielmehr auch darin ein Symptom, das sich unter mancherlei Formen offenbart. Deutschland fürchtet die Philosophie der Geschichte, wie es den Idealismus fürchtet; es verlangt Reales. Die Philosophie, die ihm zusagt, ist die angewandte Philosophie; die einzige Geschichte, für die es Interesse hat, ist das Drama menschlicher Ereignisse. Formeln für die Ereignisse, ungeheure Synthesen, mächtige Constructionen, Alles, was die Zeitgenossen Schelling's und Hegel's so anzog, ist heute aus der Mode. Der analytische Geist hat sich für lange Zeit der neuen Generationen bemächtigt. Die Historiker, die in den letzten Jahren populär geworden, sind diejenigen, welche am besten diesem Bedürfnisse entsprochen haben. Unter diesen nimmt den ersten Rang Theodor Mommsen ein, der Verfasser einer römischen Geschichte, deren Erscheinung für Deutschland ein Ereigniß geworden ist. Mit einem so oft behandelten Gegenstand hat Mommsen sein Vaterland aufgeregt. Seit langer Zeit ist kein Werk der Einbildungskraft, Drama oder Roman, mit so brennender Neugierde gelesen worden.

Worin besteht das Verfahren Mommsen's? Man kann es mit zwei Worten definiren: Mit der genauesten Kenntniß verbindet er die vollkommenste Freiheit des Urtheils. Mommsen hat sich mit der größten Ausdauer zu seinem Werke vorbereitet. Er kennt nicht nur alle Schriften des Alterthums, er hat auch die Monumente, die Inschriften, die Münzen befragt. Italien war während vieler Jahre sein Adoptiv-Vaterland, und für die Geschichte Roms hatte er zu jeder Zeit eine besondere Vorliebe. Als er die Inschriftenkunde durch so kostbare Entdeckungen bereicherte, war es nicht der Ruf eines Gelehrten, der ihn lockte; er beabsichtigte immer tiefer einzudringen in das Innere der römischen Gesellschaft, und so ist er denn in der That ein Genosse der Menschen, die er schildern wollte, geworden; er hat mit ihnen gelebt, hat ihre Gefahren getheilt, sich mit ihren Leidenschaften vertraut gemacht und der Wechsel der Ereignisse erpreßt ihm Aeußerungen der Freude oder des Zornes. Besser als der gelehrte Drumann, der die Geschichte eines jeden der großen Geschlechter Roms geschrieben, kennt er die spezielle Biographie aller Personen seines Drama's. Drumann ist gelehrt und langweilig; Mommsen weiß alle Umstände so genau und erfaßt sie mit solch leidenschaftlichem Interesse, wie ein Zeitgenosse. Die Großen, die Demokraten, die Banquiers, die Aristokraten des Handels, die glänzenden Reiter-Generale, alle Klassen der Gesellschaft, alle Abstufungen der Parteien in den Stürmen der Revolutionen kennt er von Grund aus; er liebt sie, er haßt sie, je nach den Entwickelungen des Kampfes; er überschüttet sie mit Lob oder Tadel; er ist wahrhaft betheiligt bei allen Gährungen der Parteienkämpfe. Man könnte ihn einen Camille Desmoulins nennen, der durch seine Pamphlete die Schauspieler der Tragödie, in der er selbst eine Rolle spielt, anfeuert.

Hieraus erklärt sich auch der Stil Mommsen's. Er ist so vertraut mit seinen geschichtlichen Personen, daß er sie wie Leute aus der jetzigen Welt behandelt. Fénélon hat sehr richtig gesagt: Ein Maler, der das, was man das Kostüm nennt, nicht versteht, malt nichts mit Wahrheit. Mommsen jedoch kommt es nicht darauf an, zu zeigen, was die Alten von uns trennte, sondern im Gegentheil, er will beweisen, daß dasselbe Blut auch uns belebt. Er mischt mit Absicht das Antike und Moderne, die offiziellen Titel mit den ihnen heute entsprechenden. Der Eine ist ein glänzender Gentleman, der Andere der Leader des Parlaments; Dieser ein Don Juan, Jener ein Don Quijote. Es liegt darin etwas von Shakspearischer Freiheit. Trotz der Verstöße des Kostüms — was giebt es Treueres, als den Coriolan und den Cäsar des Dichters von Stratford! Was Shakspeare mit der Naivetät des Genies that, das that Mommsen mit der Absicht des Künstlers. Niemals ist die Lokalfarbe mit mehr Kühnheit und mit mehr Geist verletzt worden. Diese Kühnheit zeigt Mommsen besonders in den beiden letzten Bänden. Der erste Band, der vom Ursprung Roms bis zu dem dritten macedonischen Kriege geht, enthält zwar auch viele neue Ansichten über die Verfassung des alten Roms, über die Rolle der Könige, über den Charakter und die Resultate der Revolution der Aristokraten, die sie stürzt, über die Herrschaft dieser siegreichen Aristokratie, die Umwandelungen, die sie durch die Berührung mit der Bürgerschaft und dem Volke erleidet, über die Land-Aristokratie, die den Patriciern in der Stadt folgt; überall finden wir hier manche Details, die bisher unbeachtet geblieben sind. Wenn aber der Verfasser zu den großen Tagen der Geschichte kommt, dann wird seine Darstellung hinreißend, dramatisch, reich an neuen Thatsachen und unerwarteten Urtheilen. Der König Pyrrhus, den Niebuhr so hoch stellt, weil er in ihm den Repräsentanten des Hellenismus sieht, erscheint Mommsen nur als ein Abenteurer zweiten Ranges; Scipio, der Eroberer Afrika's und Asiens, flößt ihm nur eine mäßige

Bewunderung ein; Hannibal ist im großartigen Stile gemalt; Philipp von Macedonien und Perseus sind ihm Dutzendkönige, die der Rolle, welche ihnen das Geschick zugewiesen, nicht gewachsen waren. Mit der auswärtigen Politik, wie mit der inneren Geschichte Roms ist Mommsen auf das genaueste bekannt. Er beurtheilt die Dinge und die Menschen mit einer Freiheit des Geistes, die sich nie verleugnet. Das ist aber alles noch nichts. Erst wenn die römische Revolution losbricht, da zeigt sich der Historiker in seinem vollen Glanze. Diese Revolution ist für ihn nicht eine partielle Umwälzung, sondern die ungeheure und furchtbare Krisis, die mit Cajus Gracchus anhebt und mit Cäsar endet. Tiberius Gracchus ist nach seiner Meinung der letzte der Reformatoren, die es versucht haben, die drohende Revolution zu beschwören, etwa der Turgot der römischen Aristokratie; sein Bruder Cajus ist ihr Mirabeau. Dieser Krisis, die ein Jahrhundert dauerte, widmet Mommsen den größten Theil seines Werkes. Man sieht, daß ihm in ihr das entscheidende Moment liegt.

Die römische Republik, das heißt die Regierung einer despotischen Oligarchie, konnte nicht länger dauern, als Rom nicht mehr eine Stadt, eine Gemeinde, die erste Gemeinde Italiens, sondern die Herrin der Welt war. Warum konnte die Revolution und die Monarchie, die aus ihr hervorgehen mußte, nicht triumphiren zu einer Zeit, als die Nation noch gesund und großer Dinge fähig war! Diese gerechte liberale, friedliche Monarchie war von Cajus Gracchus beabsichtigt, von Cäsar realisirt worden. Als aber Cäsar sich ihrer bemächtigte, war die Nation nur noch ein Leichnam. Das ist in zwei Worten das politische System Mommsen's. Er verabscheut die Oligarchie wegen ihres Uebermuthes und ihrer niedrigen Gesinnung; er greift sie an, schmäht sie, als wenn er selbst von ihrer gehässigen Politik gelitten hätte; er schimpft auf sie wie ein Straßen-Demagoge, er nennt sie die Clique. Man darf jedoch nicht glauben, daß er deshalb Sympathieen für die Phrasen-Demokratie hat. Alles Gemeine und Unwahre widersteht ihm. Im Gegentheil, wenn er an seinen Feinden hervorragende Eigenschaften wahrnimmt, erkennt er sie mit Unparteilichkeit an. Sein Portrait Sulla's ist nach dem Leben gezeichnet. Gewiß, dieser politische Don Juan, diese Person mit ihrem sanguinischen Temperament, ihren blauen Augen, ihrem blonden Haar, bleichen Gesicht, das bei der geringsten Gemüthsbewegung erröthete, dieser Edelmann, der ebenso in den Salons wie in dem Kriegeszelte sich zu benehmen wußte, dieser Wüstling, den die Strapazen und Gefahren nicht erschreckten, dieser Diktator, dessen Umgang Komödianten und Komödiantinnen bildeten, dieser Mann, der alle Genüsse des Lebens erschöpft hat und der mit kaltem Blute seine grausame Rache zu üben verstand, dieser Körper von Stahl, dieses blasirte Gemüth — das ist nicht der Held, der dem erklärten Feind der römischen Oligarchie gefallen konnte. Was hat also den Historiker für ihn eingenommen? Sein Verstand und sein politisches Genie! Sulla ist wenigstens ein Mann mitten unter diesen entarteten Aristokraten. Er hat es versucht, die römische Gesellschaft wieder herzustellen; er hat die Herrschaft ausgeschlagen! Mommsen geht so weit, ihn mit Washington zu vergleichen. Das heißt aber die Unparteilichkeit weit treiben. Man sieht, wie der Verfasser auf eine volle Freiheit der Bewunderung und des Enthusiasmus hinarbeitet, wenn endlich sein Held auf der Bühne erscheinen wird. Und dieser Held ist Cäsar. Was die Könige gethan hatten für das ursprüngliche Rom, was kühne Staatsmänner, die während der langen aristokratischen Herrschaft von Zeit zu Zeit auftraten, Appius Claudius, der Großvater des Decemvirs, Cajus Gracchus, Sertorius, für Rom, die Herrin der Welt, gewollt, aber nicht gekonnt hatten, das erfüllte endlich Cäsar. Mommsen macht auf eine in der politischen Laufbahn Cäsar's bis jetzt wenig beachtete Thatsache aufmerksam: er verabscheute die militärische Monarchie, von der Marius und Cinna ein Beispiel gegeben hatten und nach der Pompejus strebte. Durch Politik und nicht mittelst der Waffen wollte er eine neue römische Verfassung gründen. Während achtzehn Jahre der Reihe nach Demagoge, Verschwörer, Parteihaupt war er in alle Intriguen verwickelt ohne Beziehungen mit dem Heere, und erst nachdem er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen erkannt hatte, nahm er Zuflucht zu dem Zauber des Ruhmes. Der Kriegsruhm war also nur ein Mittel für Cäsar, und der Sieger der Gallier ist nicht ein siegreicher General, der Kaiser wird, sondern ein Staatsmann, der aus Noth ein Krieger wird. Er war schon vierzig Jahre alt, als er Soldat wurde. Darin allein, sagt Mommsen, liegt aller Unterschied zwischen Cäsar und Napoleon. Selbst als er Herr der Welt war, sah man ihn nicht sich auf die Armee stützen, der Eitelkeit der Soldaten schmeicheln, Befehlshaberstellen kreiren, Marschälle einsetzen. Nie auch hat er mit dem Schwerte den Knoten der Politik durchgehauen. Staatsstreiche wie der 18. Brumaire sind dem Geiste Cäsar's durchaus entgegengesetzt. Er war ein Mann durch und durch. Viele Herrscher haben seinen Namen angenommen; keiner hatte ein Recht dazu. Er ist der erste und doch auch der einzige Imperator Cäsar!

Mommsen hat keine Parteischrift geliefert; er sucht nur Wahrheit, und wo er sie glaubt gefunden zu haben, stellt er sie mit einer kühnen Begeisterung dar. Und eben diese Verachtung der Parteien, diese Rücksichtslosigkeit gegen alle fertigen Meinungen, diese Leidenschaft für das Rechte und Wahre, erregen das lebhafte Interesse für Mommsen's Buch, wenn auch gerade darin der Grund mancher Widersprüche liegt, in die er mit sich selbst tritt. Wenn er Cicero einen Feigling, einen Schwätzer, einen Paradehelden, einen Zeitungsschreiber nennt, so bleibt er sich überall, wo er ihn auf die Scene bringt, konsequent. Wenn er aber aus Cato, dem letzten Vertheidiger der Republik, eine komische Person macht, einen Don Quijote, einen Narren, einen Dummkopf, eine Schildwache, die eigensinnig die Kasse bewacht, aus der man den Schatz gestohlen hat, und wenn er dennoch eingesteht, daß sein Tod für seine Sache nicht vergebens gewesen, daß er ein furchtbarer Protest der Republik gegen die Monarchie, geblieben, daß er das Spinngewebe der gemäßigten Monarchie, die Cäsar gegründet, sterbend zerrissen, daß der unversöhnliche Krieg, der von Cassius und Brutus an bis auf Thraseas und Tacitus und noch später das Phantom der legitimen Republik gegen die Cäsarische Monarchie geführt hat, sein Vermächtniß sei, daß er unter Cäsar schon der Heilige der Opposition, der Gegenstand des größten Hasses Cäsar's selbst geworden: so ist das einer von den Widersprüchen, die sich nur erklären lassen aus dem Standpunkte, den Mommsen als leidenschaftlicher Zeuge der Ereignisse, die er uns schildert, einnimmt. Gewöhnlich beurtheilt er die Begebenheiten und die Menschen vom Gesichtspunkte des praktischen Verstandes aus; wenn er aber zufällig sich in das einem Staatsmanne so gefährliche und so wenig zugängliche Reich des Ideals versteigt, dann zwingt das Rechtlichkeitsgefühl den feurigen Schriftsteller, in zwei Worten zu verdammen, was er eben unbeschränkt gerühmt hat. So hebt ein Blatt Alles auf, was er in den beredtesten Kapiteln zum Ruhme Cäsar's gesagt hat. Er gesteht ein, daß die Monarchie Cäsar's eine absolute Herrschaft gewesen sei. Es ist aber, sagt er, ein Gesetz der Natur, daß der einfachste Organismus unendlich mehr werth ist, als die sinnreichste Maschine, und ebenso ist jede Verfassung, die einer gewissen Zahl von Bürgern eine freie politische Bewegung gestattet, wie mangelhaft sie sonst auch sei, unendlich besser, als der Absolutismus und wäre er auch dem größten menschlichen Genie anvertraut. Seinen Enthusiasmus vergessend, erklärt er, wenn Cäsar's Werk nothwendig und heilsam war, so war es das nicht des Guten wegen, das es stiftete, sondern weil, wie die Sachen damals lagen, es ein weniger großes Uebel war, als alle anderen möglichen Lösungen. Die Verfassungen der alten Staaten, gegründet auf die Sklaverei, mußten mit dem Despotismus einer Oligarchie enden, und einer oligarchischen Despotie gegenüber war Cäsar's Absolutismus immer noch eine Wohlthat.

Eine der originellsten Partieen der Geschichte Mommsen's ist das Gemälde der orientalischen Welt im Kampfe mit der römischen. Mommsen streift die römische Farbe ab, die Polybius und Livius dem Phönizier Hannibal, dem Numidier Jugurtha, dem Parther Mithridates und jenen halb griechischen, halb orientalischen Königen, die der Senat so lange beherrschte, gegeben haben. Jugurtha ist ein echter Kabyle, Mithridat ist, bei aller seiner griechischen Bildung und trotz seines griechischen Luxus, ein Asiate, dessen beständiger Gedanke es ist, die orientalischen Nationen zum Sturm gegen den Occident zu führen. Schon hatten sich verschiedene, von Alexander zerstörte Königreiche von neuem konstituirt; schon hatte ein König der Parther, Mithridates I., den Geist der alten iranischen Raçe wieder geweckt, die Religion hergestellt, die zerstreuten Glieder gesammelt und jenes parthische Reich gegründet, das für lange der Heerd der asiatischen Reaction werden sollte. Von der Zeit an aber, als der Sultan des Schwarzen Meeres und des Kaukasus, Mithridat VII., alle Kräfte Klein-Asiens vereinigt hatte, wird die Bewegung, die den Occident, das heißt die Civilisation und die Freiheit, gegen den Orient trieb, mehr als 1500 Jahre aufgehalten. Die europäische Fluth zieht sich zurück; die Ebbe beginnt, eine schreckliche Ebbe, die von Jahrhundert zu Jahrhundert sich ausdehnt, durch verschiedene Ereignisse sich immer erneuert, bis sie endlich eines Tages die Söhne des Orients in die Alhambra von Granada und in die Sophienkirche von Konstantinopel führen wird.

Frankreich.

Zur Geschichte der Handschriften-Verzierungen.*)

Der ornamentale Schmuck der Handschriften ist auf das Engste mit der Kulturgeschichte des Mittelalters verwebt. Es war kein eitles Spiel, die Kunst, die mit solcher Sorgfalt die Werke des Menschengedankens schmückte, die sie gewissermaßen mit zauberhaftem Rahmen umspannte, um ihren Werth zu heben und die Leser anzulocken. Wie oft haben die anmuthigen Zeichnungen eines unbekannten Illuminators

*) „Histoire de l'Ornementation des Manuscrits", par Ferdinand Dénis.

die kindliche Einbildungskraft der barbarischen Zeiten angeregt und den Geschmack für das Studium gereizt! Eines Tages, im neunten Jahrhundert, erblickte ein junger angelsächsischer Prinz, der später Alfred der Große heißen sollte — sein Biograph Usser erzählt den merkwürdigen Umstand — bei seiner Stiefmutter Judith, Tochter Kaiser Karl's des Kahlen, eine schöne Handschrift, die von Purpur und Gold schimmerte. Er und sein Bruder waren über die wunderbaren Bilder entzückt und Judith, schon überlegt und klug, wie eine junge Mutter, sagte zu den Knaben: „Der erste von euch, der lesen kann, soll das Buch zum Geschenk haben". Alfred warf sich nun mit Leidenschaft auf das Studiren, und wir wissen, was er geworden. Funfzehn Jahre später gab der Schüler Judith's der angelsächsischen Civilisation einen kräftigen Antrieb. Um nur seiner Liebe zu den Wissenschaften zu erwähnen, so übertrug er in die Mundart seines Landes einige von den Werken, die damals die Ueberlieferungen der antiken Bildung und den Schatz des Menschengeschlechtes zusammenfaßten, die „Historia Mundi" von Paulus Orosius, „De Consolatione philosophiae" von Boëthius, die „Historia ecclesiastica" von Beda, zubenannt Venerabilis.

In der artigen Erzählung des Chronisten prägt sich die Gesammtgeschichte der Miniaturmalerei vom achten bis zum sechzehnten Jahrhundert aus; diese demüthigen Arbeiter, so geduldig und aufopfernd, übten keinen geringen Einfluß. Zu allen Zeiten, wo die Pflege der Literatur im Zunehmen ist, sieht man die prächtigen Handschriften sich vervielfältigen, und in demselben Maße erhebt sich die Miniaturmalerei zu ihrem strahlenden Glanze. Welche europäische Länder haben im Mittelalter in den Arbeiten des Gedankens den Vorrang behauptet? Italien und Frankreich. Und gerade diese Länder waren es, die in der Ausschmückung der Handschriften das Herrlichste geleistet. Zwei Schulen der Miniaturmaler und Schönschreiber beherrschen alle übrigen: die Bologneser und Pariser Schulen. Dante, im elften Gesang des Fegefeuers, spricht zu einem Bologneser Miniaturisten, dem er im Kreise der Stolzen begegnet:

> ... Non se tu Oderisi
> L' onor d'Agobbio e l'onor di quell' arte
> Ch' alluminare e chiamata in Parisi?

(Bist du nicht Oderisi, die Ehre Agobbio's und die Ehre jener Kunst, die zu Paris die Illuminirkunst genannt wird?) Diese Verse stellen die beiden Schulen gegenüber; sie deuten wenigstens darauf hin, wie man in Bologna über die Miniaturisten von Frankreich, namentlich von Paris, dachte. Frankreich hinwiederum zollte den Bologneser Künstlern seine Huldigung. Bei Gelegenheit der beregten Stelle, führt der König Johann von Sachsen, in seinem gelehrten Kommentar zu der „Divina commedia", einen merkwürdigen Satz aus den Akten der Inquisition zu Carcassone an: „Ostenderunt mihi quemdam librum valde pulchrum et cum optima littera Bononiensi et peroptime illuminatum cum adhurio (?) et minio". (Sie zeigten mir ein sehr schönes Buch, mit trefflicher Bologneser Schrift und auf das trefflichste ausgemalt mit brauner Farbe (?) und Mennig). Diese von 1308 datirten Worte, also um die Zeit geschrieben, wo Dante den Pariser Zeichnern den Adelstitel ertheilte, zeigen deutlich, wie der Ruhm der Bologneser Schule bis nach Carcassone drang.

Aber nicht nur das dreizehnte Jahrhundert sah die Kunst der Illuminatoren in ihrem Glanze, nicht die Schulen zu Bologna und Paris allein haben sie berühmt gemacht. Von Byzanz bis tief hinein in England, vom sechsten bis zum sechzehnten Jahrhundert, hat jede Periode in jedem Lande ihre Schönschreiber und Miniaturisten; man glaubt ein Heer zu sehen, mit seinen abgestuften Würden und Dienstgraden; Bibliothekare, Kanzler, Kapläne, Schreiber, Illuminatoren stehen sechs Jahrhunderte hindurch auf ihren entsprechenden Posten.

Die Herren Vitel und Natalis de Wailly haben in Spezialwerken die Umgestaltung der Schrift, der Majuskeln, der Randeinfassungen, der Schnörkel verfolgt; sie haben nachgewiesen, wie zu gewissen Epochen mit diesem oder jenem System von Zeichnungen eine symbolische Bedeutung sich verbindet; wie diese Symbole sich verändern oder verschwinden; wie die Erscheinung mancher Blumen, manches phantastischen Thieres mitunter an große geschichtliche Ereignisse mahnt. Bei all diesen Wandlungen steht jedoch Eins fest: die kindliche Ehrfurcht vor dem geschriebenen Gedanken in jenen als barbarisch verschrieenen Zeiten. Nicht ohne tiefe Rührung liest man bei dem Chronisten Orderich Vital, daß ein Gottesmann, der Abt Theodorich, im elften Jahrhundert den Abschreibern und Illuminatoren seiner Abtei unaufhörlich einschärfte: „Schreibt! Ein geschriebener Buchstabe auf Erden löscht euch eine Sünde im Himmel!" Und sie schrieben, schrieben ohne Unterlaß, und mit welcher Liebe! Mit welcher Gottesfurcht! Wie beglückt fühlten sie sich, Azur, Roth und Gold unter die harmonisch verschlungenen Linien zu vertheilen! Versenkt in diese rastlose Arbeit, quälten manchen Abschreiber Erscheinungen, Träume idealer Schönheiten, die er in seinen Werken zu verwirklichen sich unfähig fühlte. Im vierzehnten Jahrhundert drückt Einer diesen Schmerz auf eine höchst rührende Weise aus. Beim Abschreiben und Verzieren des Buches „De Civitate Dei" vom heiligen Augustin, ins Französische übersetzt von Raoul de Presles, schrieb er auf jede Seite, zwischen die wunderbaren Schnörkel, die Worte, die wie ein Seufzer aus seinem Herzen drangen: „die Glut der Eilfertigkeit hat mich verzehrt".

Leonardo da Vinci, Michael Angelo, Raphael haben ebenfalls Handschriften verziert — eine merkwürdige Episode, die sich in der großen Kunstperiode des sechzehnten Jahrhunderts an die geduldigen Arbeiten der Miniaturisten anschließt, an die Arbeiter der Künstler, die einem Ideal nachstrebten, die aber die Eilfertigkeitsglut verzehrte!

(R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— „Hermann", ein deutsches Blatt in London. Vom neuen Jahre ab erscheint in London ein neues deutsches Wochenblatt unter dem Titel „Hermann", herausgegeben von Gottfried Kinkel. Die erste Nummer wird am Sonnabend, den 8. Januar ausgegeben und der Preis ist auf 12½ Shilling (4¼ Thlr.) jährlich festgestellt. In dem Programme der neuen Zeitschrift heißt es: „Zweck dieses Blattes ist, unter den im Auslande lebenden Deutschen den Antheil an der Nationalität und Freiheit des Vaterlandes zu wahren und den Deutschen daheim einen Sprechsaal zu eröffnen in einem stammverwandten Lande, wo die Presse nur durch das von Geschwornen vertretene Gesetz eingeschränkt ist. Außer der Politik, soll besonders das Ziel in's Auge gefaßt werden, von deutschen Erfolgen in Leben, Kunst und Wissenschaft Bericht zu geben, zumal wenn sie von Landsleuten im Auslande errungen worden sind. Jede Nummer bringt einen Kunstbericht aus London, der im Laufe des Jahres für den Reisenden und Einheimischen in eine vollständige Anweisung zum Sehen der hier angehäuften Kunstschätze sich abrunden wird. Ein Feuilleton von Original-Arbeiten vertritt den Fortschritt der Literatur."

— „Aus der Heimat". Unter diesem Titel wird von Herrn Professor Roßmäßler in Leipzig, dem Verfasser vieler naturwissenschaftlichen Darstellungen, namentlich auch einer im vorigen Jahre erschienenen, manches Vortreffliche enthaltenden, wenn auch an einigen ganz ungehörigen Digressionen leidenden Naturgeschichte des Wassers*) seit dem neuen Jahre eine sogenannte populär-naturwissenschaftliche Zeitschrift herausgegeben.**) Es wird zwar von vielen Seiten behauptet, daß unsere populär-naturwissenschaftliche Literatur nachgerade bereits zu massenhaft und darum unverdaulich geworden, aber das, was man so das deutsche Volk nennt, hat einen sehr gesunden Magen, der diese für die Menge bereiteten Speisen nicht blos verträgt, sondern auch in Fleisch und Blut des praktischen Lebens versetzt, ohne daß dadurch schädliche Kongestionen nach dem Kopfe, d. h. nachtheilige Folgen in Bezug auf die Kirche oder den Staat, entstehen. Herr Roßmäßler hält sich übrigens in seinen neuesten Erzeugnissen frei von jeder Proselytenmacherei des Atheismus, die man mit Recht unseren materialistischen Natur-Darstellern vorgeworfen. In seinem Buche über das „Wasser" zieht er zwar noch gegen die „Ritter von der gespenstischen Kraft" los, aber er macht sich doch nicht förmlich zum Apostel des Stoffgötzen, wie gewisse andere, populär sein wollende Natur-Historiker. In den uns vorliegenden beiden Nummern „aus der Heimat" athmet sogar ein gewisser traulicher Familiengeist, der ohne religiöses Moment gar nicht denkbar ist, und deshalb, ja nur deshalb, nehmen wir keinen Anstand, seine an Belehrungen reiche, mit vielen Illustrationen ausgestattete Zeitschrift dem größeren Publikum zu empfehlen.

J. L.

— Acclimatisations-Gesellschaft in Rußland. Am 15. November hielt der Ausschuß der Acclimatisations-Gesellschaft in Moskau eine Sitzung, in welcher die erste Nummer der Denkschriften vorgelegt wurde, die der Direktor der Gesellschaft herausgiebt. In dieser Nummer wird Bericht über zahlreiche Versuche, ausländische Bäume und Sträucher in Rußland anzupflanzen, erstattet und unter Anderem von den Champignons-Sammlern im Gouvernement Wladimir erzählt, daß das Dorf Moschtar allein jährlich für 30,000 Silber-Rubel getrockneter Champignons versende.

---

*) „Das Wasser". Eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen, von E. A. Roßmäßler. Mit 8 Lithographieen in Tondruck und 47 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1858.

**) „Aus der Heimat". Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von E. A. Roßmäßler. Wöchentlich ein Bogen. C. Flemming's Verlag in Glogau.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 13. Januar 1859. № 6.

Ostindien.

Zur Geschichte von Ostindien.

Zu den lesenswerthen Werken über die Schicksale dieses Landes, das mit Europa in so enger Verbindung steht, rechnen wir wohl nicht mit Unrecht die „Geschichte Indiens" von Thomas Keightley, übersetzt und mit Benutzung des Tagebuches der Lady Sale, der „Militärischen Operationen", von Lieutenant Eyre, und anderer Hülfsmittel, fortgeführt von J. Seybt.*)

Wenn es bei einem so viel umfassenden Werke darauf ankommt, nichts Wichtiges zu übergehen und doch auch nicht durch allzugroße Genauigkeit in Details zu ermüden, mit der gründlichsten Kenntniß der Sachen und Ansichten selbständiges und Unparteilichkeit erstrebendes Urtheil zu verbinden, einer Sprache sich zu bedienen, die kurz und prägnant, und doch auch licht und gefällig ist, so wird der Belehrung und nützliche Unterhaltung suchende Leser in allen diesen Hinsichten in dem benannten Buche Befriedigung finden.

Auf eine Geschichte Ostindiens lange vor dem Anfange unserer geschichtlichen Zeit weist der Verfasser hin und erzählt, daß man in den Dickichten und Schluchten des Windhya-Gebirges, in den großen Waldstrichen, die sich von Behar in Hindustan bis in das Dekan und seine Ostküste hinziehen, immer noch auf Stämme stößt, die sich durch rohe Sitten und Gebräuche mißfällig machen, während eine ganz andere, feiner gebaute und gebildetere Menschenart in Hindustan und an den Küsten des Dekan dem Auge begegnet, und die Meinung der Mehrzahl der Gelehrten bestätigt, daß diese höher begabte Race aus einer gemeinsamen Heimat mit den Persern, den Hochlanden Mittel-Asiens, stamme und in Indien eingewandert sei, wo sie die eingeborenen Stämme überwältigt und zu Sklaven gemacht habe. So war dieses Land, in sich selbst ohne Streben nach außen, von jeher das Ziel und die Beute von Eroberern und wurde dadurch vornehmlich bekannt.

Alexander zwar, zeigt der Verfasser, drang, wiewohl er den Indus überschritt und das Pendschab eroberte, nicht weiter vor; seine Nachfolger jedoch, die sich in Baktrien festsetzten, namentlich Seleukus, wurden mit einem mächtigen eingeborenen Reiche, dem der Prasier, bekannt, dessen Hauptstadt Palibathra (Pataliputra) am Zusammenflusse des Ganges und des Son lag, und von dem ein König Sandrakottas (Tschandragoptas) genannt wird; der erste festgestellte Punkt in der Chronologie Indiens. — Das Dunkel über den Zwischenraum von hier bis auf den Ursprung, welches wahrscheinlich eines der glücklichsten Zeiten verhüllt, lichten nur wenig die Epen des berühmten Dichters Kalidasa, und selbst nach Muhammed läßt sich zunächst nur die vorübergehende Eroberung von Dewal Sind unter dem Khalifen Walid angeben. Sebuktagin aber, der sich in Ghusni (Ghazna in Zabulistan, westwärts von Indien), im Afghanenlande, festsetzte, und dessen Sohn Mahmud bilden den Anfang der fortlaufenden Geschichte, die nun wie ein freigewordener überfluthend reicher Strom dahinfließt.

Nachdem die muhammedanischen Fürsten, wie Schuhab-eddin, der Ghoride, immer größere Eroberungen in Indien gemacht hatten, auch das Dekan von ihnen erobert worden war, kommen unter Ala-eddin die durch Tschingis Khan siegreich gewordenen Moghulen 1298 bis Delhi, werden zwar besiegt, wiederholen aber ihre Einfälle. Im Jahre 1398 fällt Timur in Indien ein, um durch seinen vorüberbrausenden Vernichtungskrieg die Herrschaft des Sultan Baber, seines Enkels im sechsten Gliede, vorzubereiten, der nach der Eroberung von Kabul, 1504, durch die Schlacht bei Panipat Agra und Delhi in Besitz nimmt.

Humajun, dessen Sohn, fand einen gewaltigen Gegner an Schier Schah und hatte fast Alles verloren, als ihm Akbar geboren wurde, durch dessen Regierung, seit 1555, die Geschichte Indiens abermals zu der eines mächtigen und geordneten Reiches wird. Ausführlich werden seine und seiner Nachfolger Dschanghir, Schah Dschehan und Aurengsib thatenreiche und glanzvolle Regierungen geschildert, sowie der Ursprung des unter des Letzteren unduldsamer Herrschaft aufgekommenen Reiches der Maratten im Dekan und dessen erste Kämpfe mit den Moghuln, bis wir, trotz dem, daß im nördlichen Lande der Einfall Nadir Schah's, die Verfolgung der Sikhs, die Verheerungen der Rohilla's stattgefunden hatten und das Ansehn der Nachkommen Timur's tief herabgesunken war, die zum Gipfel ihrer Größe gestiegene Macht der Maratten, zur Zeit Kaiser Alum Schah's, durch die ebenfalls von Westen her eingefallenen Durani's, unvermuthet, durch eine neue Schlacht bei Panipat, 1761, gedemüthigt sehen.

Der zweite Theil des ersten Bandes beschreibt die Versuche der Portugiesen, einen Seeweg nach Ostindien zu finden, ihre ersten Niederlassungen daselbst und die Nachfolge, die ihr Beispiel bei den Holländern, bald auch bei den Engländern und zuletzt auch bei den Franzosen fand, und die abscheuliche Art und Weise, womit sich diese Nationen in Indien verfolgten, die Grausamkeit der Holländer gegen die Engländer in Amboyna (das Blutbad von Amboyna), die Einnahme von Madras und anderen den Engländern gehörenden Plätzen durch die Franzosen und die endliche vollkommene Niederlage derselben, sowie die Blindheit des französischen Gouvernements und seine Undankbarkeit gegen Dupleix, der bereits die Grundsteine einer großen Macht Frankreichs in Indien gelegt hatte, und Lally, der, nach bedeutenden Diensten, in Frankreich als ein Missethäter hingerichtet ward. Die englische Gesellschaft der nach Ostindien handelnden Kaufleute erscheint, nachdem sie insbesondere über eine andere rivalisirende Compagnie den Sieg davongetragen hat und den Namen der Vereinigten Compagnie führt, in beständigem Wachsthum, erhält durch die Gunst, die sich der Arzt Hamilton erwirbt, 1717, Zollfreiheit für ihre Waaren, erhebt sich bald zu einer landbesitzenden Macht und vergrößert ihr Gebiet durch Theilnahme an den Streitigkeiten der eingeborenen Fürsten. Die bei weitem wichtigste Person, deren Mitwirken dabei beschrieben wird, ist Clive, der anfänglich als bloßer Schreiber in Madras angestellt ist, aber durch seine Gewandtheit und Tapferkeit emporsteigt, gleich groß sich zeigt im Rathe, wie im Felde, in der Schlacht bei Plassy, den 23. Juni 1757, den Subahdar Suradschedaula schlägt, ja es dahin bringt, daß der Kaiser, wie sein Wesir, von der Gnade der Compagnie abhängig wird. Clive's Verdiensten wird, nachdem beschrieben worden ist, wie er, zum zweiten Male nach England zurückgekehrt, wegen ungerechter Erwerbungen angeklagt und krank, sich selbst das Leben nahm, als dem Gründer des außerordentlichsten Reiches, das je die Welt gesehen hat, und als einem Mann, dem es nicht an Herzensgüte fehlte, Lob gezollt. (Schluß folgt.)

Deutschland und das Ausland.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

II.

(Schluß.)

Am linken Ufer der uns entgegenkommenden Save fahren wir nun in den Theil des Königreichs Illyrien ein, der früher den besonderen Namen Krain („Kraina" bedeutet auf slovenisch: „Gränzland") führte. Die Krainer gehören wieder einem anderen Slaven-Stamme als die Untersteierer an, obwohl ihre Mundarten große Aehnlichkeit mit einander haben und die Schriftsprache der Slovenen mit der der Illyrier fast identisch ist. Der Sitz ihrer literarischen

*) Es bildet den neunten und zehnten Band der „Modernen Geschichtschreiber", herausgegeben vom Professor Dr. Friedrich Bülau. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck, 1857.

Görz, der deutsch-slavisch-italiänischen Stadt, wo König Karl X. von Frankreich gestorben und beigesetzt ist.

Karst ist ein Name, von welchem zweifelhaft, ob er einer deutschen oder einer slavischen Wurzel entstammt, da das deutsche „karsten" soviel heißt, als einen Berg bearbeiten, umkehren (von dem alten „karen"), durchschneiden, während das slavische „karcz" die Ausrodung einer Gegend, die urbar gemacht werden soll, und einen Strunk selbst bedeutet. Der deutsche, wie der slavische Terminus paßt auf den Karst, der bei aller seiner Oede und wüstenartigen Trockenheit doch auch große Oasen zeigt, die durch des Menschen Hand und Fleiß in fruchtbare Kukuruz-Aecker umgewandelt sind. Außerdem ist dieses höhlenreiche, zerklüftete, auf seinem höchsten Punkte bei Nakel 1900 Fuß hohe Kalk-Plateau, das im tiefsten Grund auf Sandstein lagert, fast ohne Bäume und alle Vegetation. Eigentliche Thalbildungen finden sich gar nicht in dieser von der Save bis zum großen Quarner-Golf und bis zur Kulpa sich erstreckenden Gebirgslandschaft. Dagegen haben viele ausgedehnte Höhlen das Ansehen natürlicher Tunnels, von denen man glauben sollte, daß sie zur Durchlegung von Eisenbahnen zu benutzen seien. Der Stein ist jedoch so spröde, daß man ihn keinem großen Widerstand aussetzen darf und daß man ihn selbst auf dem Planum der Bahn nur verwenden kann, wenn er durch Untermauerungen gehalten und befestigt wird.

Weit und breit berühmt ist die beinahe eine deutsche Meile im Umfang habende Tropfstein-Höhle bei der Station Adelsberg, die ein Theil unserer Reisegesellschaft aufsuchte und die in der That bei voller Beleuchtung, wie sie in der Regel veranstaltet wird, wenn recht viele Personen zugleich den Eintritt bezahlen, an die Zauberhöhlen des Aladin in Tausend und Eine Nacht erinnert. Schon im Mittelalter war diese Höhle oder vielmehr diese Aufeinanderfolge von Höhlen und Grotten ein Gegenstand der Neugier der Touristen, wie mehrere in der „alten Grotte" aufgefundene Inschriften von 1213 bis 1676 beweisen. In der Nähe der Adelsberger Höhlen ist auch der ebenso berühmte zwei Stunden lange und eine Stunde breite Zirknitzer See, der zuweilen außerordentlich anschwillt, zuweilen aber auch ganz trocken ist, da er einen Abfluß in den Klüften und Spalten seines Kalkbettes hat und nach mannigfaltigen unterirdischen Windungen in dem entfernten Laibacher Thal als Bistriza und Borovniza wieder zum Vorschein kömmt.

Der einzige große Wasserbehälter, den also der Karst darbietet, ist nur von Zeit zu Zeit als ein solcher zu benutzen. Man hat daher auch in den hier und da angebauten Oasen Zisternen, wie in der Wüste, anlegen müssen, und den Eisenbahn-Stationen wird das Wasser zur Speisung der Lokomotiven und der Menschen durch ein System von Wasserleitungen zugeführt, die auf der einen Seite mit einer in der Thalschlucht der Station Ober-Lesece aufgefangenen und abgebauten Quelle fünf Meilen weit kommunizieren und auf der anderen Seite von der großen Wasserstation Nabrésina, die vermittelst ihrer Dampfmaschinen auch das zwei Meilen entfernte Triest mit dem nöthigen Trinkwasser versieht, ihren Zufluß erhalten. Es laufen diese kolossalen Wasserleitungen in metallenen Röhren neben der Eisenbahn her, und man hat von den Waggons aus zuweilen Gelegenheit, den Aquädukt und seine unterirdischen Adern zu bewundern.

In Adelsberg nehmen wir von der letzten Station, die eine größere Bevölkerung in diesen Gegenden zu ernähren vermag, Abschied. Während wir noch auf die letzte Baum-Region hinaus schaueten, überreichte uns ein Beamter der Südbahn das Uebersichts-Tableau der für uns in Triest besorgten Wohnungen. Da, bei der ansehnlichen Zahl, in der wir eben gleichzeitig in Triest eintrafen, zu besorgen war, daß wir nicht Alle gleich Unterkommen finden würden, so hatte der Magistrat der Stadt es übernommen, uns in den verschiedenen Gasthöfen Quartier zu bestellen. Meinen Namen fand ich unter dem Aushängeschilde der eisernen Krone Italiens (Corona ferrea), die sonst bekanntlich in Monza aufbewahrt wird, verzeichnet.

Die Strecke von Adelsberg bis an die Meeresküste hinter Nabrésina ist der ödeste und schauerlichste Theil des ganzen Karstes. Die kraterähnlichen Vertiefungen im Gestein, an denen wir vorüberfahren und die oft häuserhoch über einander aufgethürmten Bruchstücke des Steingerölles erwecken in uns ein Gefühl, als befänden wir uns in einer vulkanisch zerstörten großen Stadt, in der keine Spur menschlichen Lebens mehr anzutreffen. Von Zeit zu Zeit erkennen wir jedoch wieder die Thätigkeit der menschlichen Hand, indem zu beiden Seiten der Bahn die Stein-Bruchstücke über die Hochebene vertheilt und zu geordneten hohen Mauern oder zu niedrigeren Zäunen aufgeschichtet sind, die sich in großen Windungen kreuzen und eingeschlossene weite Flächen bilden, in welchen hier und da etwas Humus oder Gartenerde gesammelt ist. Die Steinzäune und scheinbaren Mauern dienen aber als Schutz gegen die Bora, jenen bekannten, den ganzen Karst und den Golf des Adriatischen Meeres beherrschenden Nordost-Wind, welcher auf dem Karst keinerlei Vegetation duldet, weil er den auf dem Felsen gesammelten fruchtbaren Boden entführt und dagegen das Erdreich mit dem leichten, alle Vegetation tödtenden Gesteine bedeckt. Durch die Felsen zwischen den Stationen Divaza Sessana und Prosecco hat sich unsere Straße einen von hohen Wänden zu beiden Seiten eingeschlossenen Weg bahnen müssen. Gleichzeitig läuft mit uns auf unterirdischen Wegen, durch Höhlen und natürliche Tunnels, der Fluß Rjeka, welcher fünf Meilen weit unter dem Karste fließt und erst bei Duino, westlich von Triest, wieder zum Vorschein kömmt, indem er aus neun großen Felsenöffnungen hervorstürzt und dort sogleich einen Strom bildet, der sich nach einem halbstündigen Lauf in das Adriatische Meer ergießt. Die Römer nannten diesen Fluß „Timavus", und seine „per ora novem vasto cum murmure montis" unmittelbar das Meer aufsuchende Strömung war ihnen stets ein Gegenstand poetischer Natur-Erhabenheit.

Nachdem man hinter dem „Acquedotto di Aurisina" (slavisch: Nabrésina) den über zweitausend Fuß langen, auf 42 Bogen (von denen zwei eine Oeffnung von 60 F. und vierzig eine Oeffnung von 30 F. haben) ruhenden und gegen 60 F. Höhe erreichenden Viadukt von Santa Croce passirt, der aus dem berühmten Marmor-Muschelkalk gebrochen ist, aus welchem ein großer Theil der Paläste Venedigs erbaut worden, kommen wir zunächst wieder in einen ziemlich langen und tiefen Felsen-Einschnitt, der uns jede Aussicht versperrt. Um so freudiger ist aber unsere Ueberraschung, wenn am Ende dieser Schlucht der Felsen-Vorhang rechts gefallen und, wie durch einem Zauberschlag herbeigeführt, das ganze, weite Meer vor unseren Blicken liegt. Es soll freilich früher, als man auf der Landstraße über Optschina nach Triest kam, der Blick von der Höhe dieser Poststation noch großartiger und umfassender für die Reisenden gewesen sein, als der von jenem Punkte der Eisenbahn; letztere gewährt jedoch den Vorzug, daß sie auf der Höhe, an der Seite des Meeres, eine Zeit lang fortläuft und durch ihre schönen, einen Fels mit dem anderen verbindenden Viadukte ebenso ein Gegenstand der Betrachtung und der Bewunderung vom Meere aus ist, wie das Meer, seine Schiffe und seine den Golf bekränzenden Küsten vom Waggon der Eisenbahn betrachtet und bewundert werden können.

Einer der schönsten, 60 Fuß hohen und tausend Fuß langen, aus Triester Sandstein erbauten Viadukte ist der oberhalb des Dorfes Barcola, welches letztere zwischen dem Meeresstrande und der Eisenbahn liegt. Diesem Bauwerke folgt ein zum Theil tunnelartig eingewölbter, tiefer Einschnitt in den Felsen, woran sich endlich der letzte Tunnel, 870 F. lang, schließt, der unmittelbar in den großartigen Bahnhof von Triest führt, für welchen jener Tunnel ein langes Einfahrts-Thor bildet. In ähnlicher Weise gelangt man durch einen langen Tunnel unmittelbar in den Bahnhof der Seestadt Liverpool, wenn man von Manchester kömmt. Doch eine solche Reihefolge imposanter Marine-Veduten, wie von der Karst-Höhe vor Triest, hat man auf keiner einzigen englischen Eisenbahn, obwohl die Blicke nach dem Meer, die man von der auf den Kreidefelsen zwischen Dover und Folkstone gebauten Bahn hat, an jene Veduten erinnern. Das Vestibulum des Triester Bahnhofes bildet eine lange Ueberbrückung mit vollkommen geschlossenen Glaswänden, die über dem unterhalb am Meere gelegenen Quarantaine-Lazareth gebaut ist. Die Glaswände sollen angeblich den Zug der Reisenden vor jeder atmosphärischer Berührung mit der infizirten Luft des Lazareth's schützen, wenn sich darin ansteckende Kranke befinden. Wir sind der Meinung, daß zu solchem Zwecke die Glasbedeckung entweder überflüssig ist, oder nichts hilft, lassen uns jedoch die Krystall-Halle gern gefallen, da sie sowohl von oben, als vom Meere aus, die herrlichen Ansichtspunkte Triests und seiner Umgebungen vermehren hilft.

Und nun wären wir endlich in Triest, am Schlußpunkt der achtundsiebzig Meilen langen, deutschen Eisenbahn nach Italien, einer Eisenbahn, wie es an Reichthum der Naturschönheiten und der Kunstbauten, an großartigen Eindrücken der verschiedensten Art und bei niemals ruhendem Wechsel derselben, keine zweite giebt. Mit dem Eilzuge legt man diesen Weg in siebzehn Stunden, von 6 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends zurück, während wir, mit unserem Direktoren-Zuge, zwei volle Tage dazu gebraucht haben. Wir würden indeß Jedem, der den vollen Genuß dieser Reise haben will, rathen, es so zu machen wie wir, und am ersten Tage von Wien (mit dem um 8 Uhr 40 Min. Morgens abgehenden Personenzuge) bis Grätz oder Marburg, am zweiten Tage aber nach Triest, und zwar mit dem Morgens um 6 Uhr von Grätz abgehenden Zuge, zu reisen, der im Sommer noch vor Eintritt der Dunkelheit die Ufer des Meeres erreicht.

Wir sind nun, wenngleich noch nicht in Italien, doch auch nicht mehr in Deutschland. Die italiänische Zunge redet uns von allen Seiten an. Die Gepäckträger sind facchini, der Wagen, in den wir einsteigen, ist eine carrozza, und unser Gasthaus ein albergo — und zwar bereits eines, das mit allen Unsauberkeiten des niederen italiänischen Lebens ausgestattet ist. Wir waren, wie wir bereits erwähnt, durch die Einquartierungs-Deputation des Triester Magistrates nach der „Corona ferrea", — zu Deutsch: eisernen Krone — gewiesen worden, wo wir, zu unserer nicht geringen Ueberraschung, durch eine

und poetischen Stimmführer ist in Laibach, Görz und Agram. Der Name Ljudevit Gaj ist den Lesern des „Magazin" nicht unbekannt, doch scheint der Enthusiasmus für die Schöpfung einer neuen illyrischen Schriftsprache und Literatur, der vor etwa zehn bis funfzehn Jahren auf seinem Höhepunkt war, seitdem sehr nachgelassen und das ganze Unternehmen an Intensität und Ausdehnung verloren zu haben. In Illyrien, wie in Istrien, haben übrigens die Slavomanen mit zweifachen Gegnern zu kämpfen: mit der deutschen und mit der italiänischen Art und Bildung. Durch die Venetianer, die von den Küsten, vom Littorale aus, lange über einen Theil von Illyrien, wie über Istrien, geherrscht, ist das italiänische Element weit über das Gebiet der Apenninen in das der Alpen und besonders auch in das geographisch zu Deutsch-Oesterreich gehörende slavische Vorland eingedrungen, welches allein im Süden den Zugang Deutschlands zum Meere bildet. Diesem italiänischen Element gegenüber, haben die Illyrier Jahrhunderte lang weder ihr Volksthum noch ihre Sprache geltend zu machen gewußt. Erst in neuerer Zeit, seitdem das vielsprachige, polyslavistische Oesterreich, ohne Mitbewerbung von Venetianern oder Franzosen, sein Scepter über das ganze Küstenland erstreckt, mit dessen Königreich Illyrien sogar das altösterreichische Kärnthen vereinigt wurde, haben dort einige slavische Gelehrte den Schild ebenso gegen die italiänische, wie gegen die deutsche Hegemonie erhoben. Der Dichter der „Slavy Dcera", Johann Kollar, einer der Hauptführer des Panslavismus in Ungarn, Illyrien und Böhmen, ist sogar in seiner kurz vor seinem Tode erschienenen „Staroitalia slowanska", d. i. „das slavische Altitalien", soweit gegangen, zu behaupten daß nicht blos in Illyrien und Istrien, sondern auch im eigentlichen Italien die Slaven Uransiedler und lange unter den Einwohnern die zahlreicheren gewesen seien. Solche und ähnliche, künstliche Grundlagen einer nicht vorhandenen Nationalität und Literatur sind jedoch am wenigsten geeignet, diese hervorzurufen, und so ist denn auch das Luftgebilde des illyrischen Volksthumes, das es mit italiänischer und deutscher Bildung zugleich aufnehmen wollte, längst wieder verschwunden.

Wie gering die geistige Production der Slaven in den slovenisch-illyrisch-istrischen Provinzen ist, mag aus folgender vergleichender Uebersicht hervorgehen.

Es erschienen vom 1. September 1852 bis zum 31. Dezember 1853:*)

	Druckschriften:		
	deutsche	slavische	italiänische
1) in Steiermark	116	25	—
2) „ Krain	23	13	—
3) „ Kärnthen	8	—	—
4) „ Triest, Görz, Istrien (Küstenland, das zum deutschen Bunde gehört)	36	3	106
	183	41	106

Im Jahre 1854 betrug die Zahl der in den vier Provinzen erschienenen Druckschriften, nach Abrechnung der periodischen Literatur:

	deutsche	slavische	italiänische
1) in Steiermark	60	10	2
2) Krain	16	20	1
3) Kärnthen	12	1	1
4) Küstenland und Triest	55	1	179
	143	32	183

Die meisten der 1853 erschienenen slovenisch-illyrischen Druckschriften gehörten dem Gebiete der Predigten, der Gebet- und Erbauungs-Bücher an. Ihre Zahl verhält sich wie 2 zu 9 im Vergleich mit dem deutschen und wie 2 zu 5 im Vergleich mit dem italiänischen Verlage, die, der eine, wie der andere, hauptsächlich den Gebieten der Wissenschaft, des Handels und der schönen Literatur angehören. Der slovenisch-illyrische Geist macht sich also nicht sehr bemerklich.**) Die Italiäner haben den früher namentlich auch auf Krain geübten geistigen Einfluß fast ganz verloren, während er in dem zum deutschen Bunde gehörenden Theile des Küstenlandes fast noch ebenso prädominirt, wie an der Küste Ungarns (Fiume, Croatien und Dalmatien).***)

Von Cilly, dieser alten Römerstadt, die ihren Namen von „Claudia Celleia" herleitet und von Kaiser Claudius gegründet worden, haben wir nachträglich noch zu erwähnen, daß dort vor einigen Jahren eine römische Wasserleitung aufgefunden worden, die ganz von weißem Marmor gewölbt ist. Der Bau, den römische Prokonsuln mit cäsarischen Mitteln ausgeführt, wird jetzt von slovenischen Kleinbürgern als Kloake benutzt. Besser ist es anderen dort aufgefundenen römischen Denkmälern ergangen, die glücklicherweise tragbar waren und daher nach Grätz oder nach Wien geschafft worden sind.

Station Littai, vier Meilen von Laibach, ist einer der bedeutendsten Orte von Krain. Es ist ein Stapelplatz mit Werften an der Save, wo die meisten Schiffe für diesen wichtigen Strom, Schiffe, die in ihrer Form an die großen slavischen Frachtschiffe der Weichsel erinnern und die hier den Namen „Tomba" haben, gebaut werden. Unweit Laibach erweitert sich das Thal der Save in ähnlicher Weise, wie unsern von Grätz das Thal der Mur. Wie die Hauptstadt der Steiermark, liegt auch die des krainischen Illyrien in einer weiten, fruchtbaren Ebene, die meilenweit mit Ortschaften, Kirchen und Schlössern bedeckt ist. Im fernen Nordwesten erblickt man die riesigen Gipfel der Karavanken mit dem nahe an 10,000 Fuß hohen Terglou.

In dem großen Bahnhofsgebäude von Laibach war für den deutschen Direktoren-Zug um 1 Uhr Mittags wieder ein ähnlicher Imbiß bereit, wie gestern um diese Zeit in Mürzzuschlag. Eingedenk des Kongresses von 1821, auf welchem, nächst den Angelegenheiten Italiens, die der Tafel einer ganz vorzüglichen Berücksichtigung sich zu erfreuen hatten, ließen auch wir es uns in Laibach sehr gut schmecken. In der Stadt hat zur Erinnerung an die glänzende Zusammenkunft von 1821 der größte Platz, der bis dahin „Kapuzinerplatz" hieß, den Namen des Kongresses bekommen. Ebenso hat zunächst der Kongreß dazu Anlaß gegeben, daß Kaiser Franz Befehl ertheilte, Ableitungs-Gräben durch das, wegen seiner ungesunden Miasmen berüchtigte, große Laibacher Moor zu führen, wodurch ein ansehnlicher Theil desselben in fruchtbares Land verwandelt wurde. Die Eisenbahn hat diese Trockenlegung des Moores noch bedeutend ausgedehnt, indem über einen bis dahin noch nicht urbar gemachten Theil des Sumpfes ein zwölf Fuß hoher Damm von 7200 Fuß Länge geführt wurde, der auf einer Grundlage von Steinen und schwerem Schotten ruht, die aus den Felsensprengungen der die beiden Enden des Sumpfes begränzenden Anhöhen gewonnen wurde. Diese Anschüttung allein hat über eine Million Thaler gekostet. Es bildet aber auch der Sumpf-Uebergang mit seinen zwei großen amerikanischen Gitter-Brücken eine, besonders mit den Schluchten, die wir unlängst auf der Bahn durchzogen waren, eigenthümlich kontrastirende Straße, von der aus man nach beiden Seiten, in respektvoller Entfernung von dem Moore, zahlreiche große Dörfer mit hohen Kirchthürmen liegen sieht. Und ist man endlich jenseits des Moores wieder auf festem Boden, so reiht sich daran ein neuer Wunderbau, der 1800 Fuß lange, auf zwei Etagen von 22 und 25 Bogen ruhende und in der Mitte 120 Fuß hohe Franzdorfer Viadukt, an dessen Ende die gleichnamige Station liegt, wo wir aussteigen, um den letzten Rückblick auf die gewaltige Ebene, die wir durchfahren, sowie auf ihre mächtigen Bahn-Bauten und die rings umher liegenden Ortschaften zu werfen.

Einer der in der Nähe von Laibach liegenden Orte heißt Gottschee und ist darum merkwürdig, weil er einem kleinen, deutschen unter den ländlichen Slaven zerstreut lebenden und eine eigenthümliche Mundart redenden Volksstamm, den Gottschewerern, den Namen gegeben hat. Gottschee selbst, ein Städtchen von 700 Einwohnern, ist der Mittelpunkt dieser meistentheils mit fertigen Holz- und Töpferwaaren Handel treibenden und bis in die fernsten Gegenden der Türkei und Rußlands hausirenden Leute, die übrigens von aller geistigen Verbindung mit anderen Deutschen völlig abgeschnitten sind und deren Tracht, ebenso wie ihre Sitten, einem längst vergangenen Jahrhundert anzugehören scheinen. Ihre Mundart erinnert zwar an die der ländlichen Steiermärker und Tyroler, doch ist sie noch viel rauher und dem gebildeten Deutschen fast unverständlich. Die Gottschewerer, deren Anzahl noch zur Zeit des Laibacher Kongresses auf 40—50,000 Köpfe geschätzt wurde, sollen seitdem sehr zusammengeschmolzen sein.

Die Eisenbahn von Laibach über das Moor und den Karst nach Triest ist die zuletzt gebaute und fertig gewordene Strecke auf der Linie zwischen Wien und dem Adriatischen Meere. Im Frühjahr 1850 wurde mit dem Bau des Ueberganges über das Moor begonnen, in den Jahren 1851 bis 1853 wurden die übrigen Bau-Abtheilungen an verschiedene Unternehmer übergeben, und am 27. Juli 1857 fand unter den Auspizien des Kaisers Franz Joseph die erste feierliche Eröffnungsfahrt von Laibach bis Triest statt. Der Karst im weiteren Sinne beginnt unmittelbar hinter dem oben erwähnten Franzdorfer Viadukt, wo die Bahn die erste größere Steigung 1:90 hat, welche ½ Meilen, bis zur Hochebene von Loitsch andauert. Loitsch mit einem dem Grafen Coronini gehörenden, Schloß entsendet westlich eine viel befahrene Verkehrsstraße nach der drei Meilen entfernten Bergstadt Idria mit ihren berühmten Quecksilbergruben, sowie nach

*) Wir entlehnen diese Angaben der schätzbaren „bibliographisch-statistischen Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaates in den Jahren 1852, 1853 und 1854", von Dr. Constant Wurzbach von Tannenberg. 2 Bde. Wien, 1856.

**) Dr. Bleiweis in Laibach, Herausgeber eines slovenischen „Lesebuch" (Slovensko Berilo), redigirt zugleich eine dort zweimal wöchentlich erscheinende Zeitschrift: Novice („Neuigkeiten"), die, außer einer Uebersicht der politischen Ereignisse, auch Aufsätze literarischen und landwirthschaftlichen Inhalts liefert, durch welche der krainische Landmann in zweckmäßiger Weise belehrt wird. D. R.

***) In Dalmatien (Zara, Ragusa rc.) beschränkte sich im Jahre 1853 die Zahl aller dort gedruckten Schriftwerke auf elf, von denen acht in italiänischer, zwei in slavischer und eines in lateinischer Sprache. Im Jahre 1854 war diese Zahl auf sechzehn gestiegen, wovon acht in italiänischer, vier in slavischer und vier in lateinischer Sprache. D. R.

aushängende Taxe benachrichtigt wurden, daß wir für unser unsauberes, ohne allen Comfort, kaum mit Stühlen, Fenstern und Thüren ausgestattetes Zimmer „sei fiorini", sage sechs Gulden täglich zahlen sollten. Da es zum erstenmale war, daß so viele deutsche Gäste gleichzeitig nach Triest kamen, so hatten die italiänischen Gastwirthe die Preise ihrer Zimmer für die Zeit unserer Anwesenheit extraordinair in die Höhe geschraubt. Bei wohnlichen Räumen hätte man sich das auch allenfalls gefallen lassen können; unsere „Corona ferrea" war jedoch so beschaffen, daß ein großer Theil der zu dieser Krone aller Gasthöfe gelangten deutschen Gäste beschloß, nicht länger als eine Nacht darin zu bleiben. Inzwischen suchten wir noch am selbigen Abend das Freie auf und fanden uns Alle, die wir in den zahlreichen Gasthöfen der Stadt zerstreut wohnten, vor dem Kaffeehause des großartig eingerichteten Hôtel de la ville, am Hafenplatze von Triest, beisammen.*)

Italien.

Napoleon I. und der Vicekönig von Italien.

Wir haben bereits in diesen Blättern der vor kurzem in Paris erschienenen „Denkwürdigkeiten und Briefwechsel des Prinzen Eugen", Herzogs von Leuchtenberg, herausgegeben von Du Casse, gedacht.**) Es ist mit den zahlreichen Briefen des trefflichen Fürsten auch eine einfache und schmucklose, aber des Gegenstandes nicht unwürdige Darstellung seines Lebens verbunden. Natürlich sind dabei auch viele Briefe und historisch-charakteristische Erlasse des Kaisers Napoleon. Am 23. Mai 1805 hatte sich Letzterer im Dom von Mailand die eiserne Krone der alten lombardischen Könige aufgesetzt, und am 7. Juni desselben Jahres wurde in Paris sein Stiefsohn, bei Eröffnung des „gesetzgebenden Körpers", zum Vicekönig von Italien proklamirt. Zwei und ein halb Jahr nach dieser Ernennung ward der Prinz Eugen von Napoleon adoptirt, und zwar sollte er, falls Napoleon keine männlichen und rechtmäßigen Nachkommen hinterlassen würde, der Erbe der italiänischen Krone sein. Der noch nicht 27 Jahr alte Vicekönig sah sich bei Uebernahme seines hohen Amtes in eine ungemein schwierige Lage versetzt, und ohne die starke Hand Napoleon's würde er von der ihm auferlegten Last erdrückt worden sein.

Die Korrespondenz, die der Kaiser mit seinem Stiefsohne von dem Augenblick ab führte, wo dieser zum Vicekönig von Italien ernannt war, ist ein neuer Beweis, wie aufmerksam Napoleon die Völker und ihre Charaktere studirte, wie sehr er den Einfluß der Religionen, Gesetze und Sitten beobachten und durchdringen gelernt. Er weiht Eugen (wie ein Referat in der „Allgemeinen Zeitung" über das gedachte französische Werk bemerkt) in alle formellen und materiellen Einzelheiten seines Wirkungskreises ein und giebt ihm sogar die Art und Weise an, wie er mit seinen Ministern korrespondiren und seine Dekrete promulgiren soll. Er verlangt, daß in den offiziellen Erlassen Alles einfach und klar, aber immer würdig und, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, großartig ausgedrückt sein soll. Napoleon kümmert sich um die Verschönerungen von Mailand, Bologna, Brescia und ordnet die Anlegung von Parken und Baumpflanzungen an. Er verlangt zu wissen, wieviel Pulver die Pulvermühlen im Königreich Italien jährlich liefern, wie viele Pferde zum Dienst der Armee die verschiedenen Gegenden stellen können. In einem Schreiben vom 15. Februar 1806 fordert Napoleon die genauesten Nachweisungen über die Finanzen im Königreich Italien und den ehemals venetianischen Provinzen, über das Budget jedes Ministeriums, den Betrag jeder Steuerbranche und der Staats-Domainen.

Am genauesten ist er, sowohl in dem, was er weiß, als was er zu erfahren verlangt, in Allem, was das Kriegswesen betrifft. Unaufhörlich bekümmert er sich um die Stärke seiner Truppen, um deren Ausrüstung und Bekleidung, die Zahl der Kranken, die Befähigung und das Verhalten der Befehlshaber. Er geht in alle technischen Details bei der Erbauung neuer Festungen oder der Verstärkung der schon bestehenden ein. Er weiß, oder er erkundigt sich danach, wieviel dieses oder jenes Magazin an Mehl, trockenen Früchten, Zwieback rc. enthält, und befiehlt, diese Vorräthe zu vermehren oder einen Theil davon anderswo hinzuschaffen. Er bekümmert sich um die Regelung des Laufes der Flüsse, um den durch die Ueberschwemmungen verursachten Schaden, um die dadurch zwischen dem Fiskus und den Privaten entstandenen Rechtsstreitigkeiten u. dgl. m. Unaufhörlich ist er bemüht, den einzelnen Truppen-Corps durch neue Zusammensetzungen mehr Kraft und Uebereinstimmung zu geben. Seine Anordnungen in dieser Beziehung beweisen, daß er diesen Gegenstand mit der Vorliebe, wie etwa ein Dichter seine Verse oder ein Tonkünstler seine Compositionen behandelte. „Ein junges Mädchen", schreibt er an seinen Bruder Joseph, „liest nicht mit mehr Vergnügen einen neuen Roman, als ich die Etats meiner Armee".

Er geht auf die Rechtspflege, das Gefängnißwesen, die Beschäftigung der Sträflinge ein und bestimmt genau, wie es mit allen diesen Dingen gehalten werden soll. Unermüdlich ist er in der Sorge für die öffentliche Erziehung, allerdings immer mit besonderer Rücksicht auf die Vorbereitung für den Kriegsdienst. Der Beherrscher eines großen Theiles von Europa bekümmert sich um die Pension, welche in den Lyceen zu bezahlen ist, um die Kleidung der jungen Leute, um die Eintheilung der Zeit, besonders die militärischen Exercitien. Er verlangt ausdrücklich, daß aus jedem Lyceum eine Anzahl Offiziere oder Unteroffiziere, je nach der Befähigung, hervorgehen soll. An den Universitäten werden Lehrstühle für die Militairwissenschaften errichtet, die Studenten in Paris in zwei Compagnieen eingetheilt und an allen Lyceen alte Unteroffiziere zur Einübung der jungen Leute angestellt. Eine Anzahl Lyceen wird geradezu in Kriegsschulen verwandelt. Dieses System war allerdings dazu geeignet, den Militairgeist in einer Bevölkerung zu wecken, in welcher er seit langer Zeit schlummerte. Aber die übrigen Zwecke der Jugendbildung mußten darunter leiden.

*) III. folgt nächstens.

**) Mémoires et Correspondance politique et militaire du Prince Eugène, publiés, annotés et mis en ordre par M. Du Casse, auteur des mémoires du Roi Joseph.

Mannigfaltiges.

— Der Suez-Kanal. Den Verwaltungsrath der Suez-Kanal-Gesellschaft bilden die Herren: Ferd. v. Lesseps als Präsident; Herzog v. Albufera, Mitglied des Generalrathes des Eure-Departements und des gesetzgebenden Körpers, Ritter Revoltella, Banquier in Triest, und Forbes (Paul), vom Hause R. B. Forbes in Boston, als Vice-Präsidenten; ferner als Mitglieder die Herren: Elie de Beaumont, beständiger Secretair der Akademie der Wissenschaften in Paris, Armand, Mitglied der Handelskammer von Bordeaux und des gesetzgebenden Körpers, Graf d'Avigdor, ehemaliges Mitglied des sardinischen Parlamentes, Alléon (Jakob), Banquier in Konstantinopel, Alvares d'Andra, ehemaliger portugiesischer Diplomat, Antonio Brusi, Präsident der katalonischen Kredit-Gesellschaft in Barcelona, de Chancel, ehemaliger Marine-Offizier, General-Inspektor der Orleans-Bahn, Baron Clary (Nikolaus) Eigenthümer, Corbin de Mangoux, Rath am kaiserl. Gerichtshofe von Bourges, Couturier (Gustav), ehemaliger Banquier in der Türkei, jetzt in Paris, Delamalle (Victor), Eigenthümer, Deloche, ehemaliger Kaufmann in der Türkei, Flury-Herard, Banquier, Graf de Galbert, Eigenthümer im Departement Isère, d'Hoffschmidt, ehemaliger Minister in Brüssel, Jadimerowsky, vom gleichnamigen Hause in St. Petersburg, de Lagan, ehemaliger General-Konsul in Tunis, Lange (Daniel), vom Hause Lange Brothers in London, Lefebvre (Gabriel), Eigenthümer in Paris, de Lesseps (Julius), Eigenthümer in Paris, Marquis de Pontois-Pontcaré, Mitglied des Generalrathes des Eure- und Loire-Departements, de Pésontaine, General-Inspektor der Orleans-Bahn, Quesnel, Rheder in Havre, Randoing, Bürgermeister von Abbéville, Deputirter, Ritter von Reali, Präsident der Handelskammer von Venedig, Renée (Amédée), Haupt-Redacteur des Constitutionnel, Deputirter, Ruysenaers, Konsul der Niederlande in Aegypten, Rouffio, Kaufmann in Marseille, Vicomte Tirlet, Eigenthümer, Ritter Torelli, Deputirte im sardinischen Parlamente, und Conrad, Kommissar des Vicekönigs von Aegypten. Zum Protektor des Vereins ist Prinz Napoleon ernannt; Ehren-Präsidenten sind die Herren Jomard, Charles Dupin und Marschall Narvaez. Auf der Liste der Actionaire befinden sich neben den Namen des Prinzen Napoleon und des Vicekönigs von Aegypten auch die des Grafen von Chambord und des Herzogs von Montpensier.

Mit Bezug auf dieses Unternehmen liest man im Pariser Constitutionnel: „Der Charakter der öffentlichen Actienzeichnung für den Suez-Kanal war der Art, daß dieses Unternehmen eine nationale Angelegenheit geworden ist; nicht in engherzigem und exklusivem Sinne, denn Frankreich wird keinen besonderen Vortheil daraus ziehen, sondern deshalb, weil 25,000 französische Unterzeichner sich daran betheiligt haben. Das Unternehmen hat außerdem mächtige Mittheilhaber in Oesterreich und Rußland; es hat deren in Italien, Spanien, Holland, in den Vereinigten Staaten und selbst in der Türkei."

Titelblatt und Inhaltsverzeichniß des vorigen Halbjahres ist ausgegeben.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 15. Januar 1859. № 7.

Liberien.

Die Neger-Kolonie Liberien, an der Westküste Afrika's.

Die Gründung von Liberien beruht auf einer rein philanthropischen Idee. Einige der aufgeklärtesten und reichsten Grundbesitzer Nord-Amerika's fühlten sich mächtig ergriffen von dem Elend der schwarzen Sklaven und den Schwierigkeiten, mit welchen selbst die freigelassenen in den Vereinigten Staaten zu kämpfen hatten. Vor ungefähr funfzig Jahren verbanden sich diese Menschenfreunde zur Auffindung von Mitteln, die Lage der Schwarzen zu verbessern. Im Jahre 1816 fand das erste Meeting auf dem Kapitol von Washington statt, wo diese Frage öffentlich verhandelt wurde, und es organisirte sich eine Gesellschaft für Colonisation freier Farbigen aus den Vereinigten Staaten; aber den guten Willen der Gründer lähmten so viele Zufälligkeiten, daß ihre Absichten erst 1825 zur Gestaltung kamen. Nun erst wurde beschlossen, auf der Westküste von Afrika eine Stadt, den Mittelpunkt eines Staates, zu gründen, in welchem erprobt werden sollte, ob die Schwarzen durch Erziehung civilisationsfähig werden könnten — eine Frage, welche die ganze Menschheit interessirte.

Achtzig Schwarze wurden mit amerikanischen Agenten nach der Pfefferküste geschickt. Eine schreckliche Sterblichkeit raffte diese erste Expedition bis auf ein Drittheil hinweg, aber man ließ sich nicht entmuthigen. Nur das tropische Afrika und die Amerika am nächsten liegende Küste konnten den Projekten der Gesellschaft dienlich sein. Gegen Ende des Jahres 1821 kaufte sie die Ländereien in einer Ausdehnung von 130 Küstenmeilen und 40 Meilen Tiefe rings um das Kap Mesurado den Eingeborenen zum Theil ab, oder man brachte sie durch einen regelrechten Vertrag mit einigen kleinen Küstenherrschern in den Besitz der Gesellschaft.

Folgendes war der Preis des Landes, auf dem der neue Staat gegründet werden sollte: 6 Gewehre, eine Schachtel Glasperlen, eine bestimmte Quantität Taback, ein Fäßchen Pulver, 6 Stangen Eisen, 10 eiserne Töpfe, ein Dutzend Messer, Gabeln und Löffel, 6 Stücke blauen Musselin, 4 Hüte, 3 Kleider, 3 Paar Schuhe, eine Schachtel Pfeifen, ein Tönnchen Nägel, 3 Spiegel, 3 Stücke zu Taschentüchern, 3 Stücke Kaliko, 3 Stöcke, 4 Regenschirme, eine Schachtel Seife, ein Fäßchen Rum. Alles sofort. Außerdem ertheilte man das Versprechen, später nachzuzahlen: 6 Stangen Eisen, eine Schachtel Glaswaaren, 50 Messer, 20 Spiegel, 10 eiserne Töpfe, 12 Gabeln, 20 Hüte, 5 Tonnen Rindfleisch, 5 Tonnen Schweinefleisch, 10 Tonnen Zwieback, 12 Karaffen, 12 Gläser und 25 Paar Schuhe.

Mit diesem Kontrakt war es indessen noch nicht abgethan; es handelte sich darum, ihm bei den zahlreichen Negerstämmen, die nicht das Glück gehabt hatten, mit den Amerikanern zu verhandeln, Achtung zu verschaffen.

Als nämlich die Pioniere der emanzipirten Schwarzen von ihrem Grund und Boden Besitz ergriffen und anfingen, die Urwälder niederzuhauen, um die ersten Hütten der neuen Stadt zu bauen, fielen mehrere Häuptlinge an der Spitze ihrer Stämme über sie her und wollten sich ihre Freundschaft abkaufen lassen. Mitten im Urbarmachen und Aufbauen mußten sie Kämpfe bestehen, und in dem ganzen Zeitraum von 1822—1829 erhoben sich unaufhörlich neue Schwierigkeiten, die nur durch die Energie, Vorsicht und Ergebenheit der Agenten der Colonisations-Gesellschaft überwunden werden konnten, namentlich J. Ashmun's, eines Farbigen, der 1828 den allzugroßen Mühseligkeiten seiner Aufgabe erlag. Wenigstens konnte dieser Gründer Liberiens sterbend noch sehen, daß seine Mühe nicht unfruchtbar sein würde, denn um diese Zeit entstand auf Kap Mesurado eine wirkliche kleine Stadt mit steinernen Häusern, Kapellen, Schulen und einem kleinen Fort; sie wurde Monrovia genannt, dem Präsidenten Monroe zu Ehren, der sich als einer der wärmsten Anhänger der Colonisations-Gesellschaft gezeigt hatte.

Von nun an war das Bestehen Liberiens gesichert. Eine Buchdruckerei gründete zu Monrovia den Liberia Herald, ein Organ der Kolonial-Interessen, das seitdem ununterbrochen erscheint. Amerikanische Missionare besuchten die neue Kolonie und überzeugten sich von der Moralität der Schwarzen und ihrem Eifer, Gutes zu thun. Nun begaben sich alle freien Neger aus den Vereinigten Staaten, welche die Kraft hatten, ihre angeborne Trägheit abzuschütteln, und in denen das Bewußtsein der Menschenwürde erwacht war, auf den Weg nach Liberien, und gleichzeitig breitete sich die Kolonie durch neuen Länder-Erwerb über die engen Gränzen aus, die ihr ursprünglich angewiesen waren. Ausnahmsweise zeigte sich ein Küsten-Häuptling, Namens Bah-Grey, sehr geneigt, die amerikanischen Ideen zu begünstigen, und zwei neue kleine Städte, Edina und die Kolonie auf Kap Monte, entstanden, die eine südlich, die andere nördlich von Monrovia. Die Ansiedler gewannen sich in einigen eingebornen Häuptlingen Anhänger und schlugen die feindlich Gesinnten zurück.

Im Jahre 1835 schuf die Privatcolonisations-Gesellschaft von Pennsylvanien eine neue Stadt, Bassa-Cove, gegenüber von Edina, am St. Johannisflusse, die nach Ueberwindung vieler Hindernisse auch, wie ihre Nachbarstädte, gedieh. Im Jahre 1839 wurden die Verordnungen der großen Colonisations-Gesellschaft in ein allgemeines politisches Organisations-System für die verschiedenen Kolonieen umgewandelt, wonach die Hauptgewalt in Monrovia konzentrirt war. Eine Regierung, mit einem Rath zur Seite, hatte das Recht, Gesetze zu geben, die der Zustimmung des Colonisationsrathes unterworfen waren. Das Gebiet wurde in zwei Kreise (counties) getheilt; Mesurado umfaßte die Distrikte Monrovia, Caldwell, Millsburg und Neu-Georgia; der Kreis Bassa bestand aus Bassa-Cove, Marshall, Bexley und Edina. Beide mußten zum Staatsrath, die ersteren 4, die letzteren 6 Abgeordnete senden. Durch die neue Verfassung wurde für den jungen Staat ein Gerichtshof eingesetzt und Sklaverei und jeder Sklavenhandel streng verboten. Weiße waren vom Grundbesitz in Liberien ausgeschlossen.

Bei Einführung dieser neuen Organisation war bereits die Kolonie im blühendsten Zustand. Liberien zählte 9 Städte, 4 Druckereien, 2 Zeitungen, 20 Kirchen, 10 Schulen. Der Gouverneur Joseph Roberts, seit 1841 an der Spitze des kleinen Staates, hatte das Verdienst sowohl wie das Glück, sich die meisten Häuptlinge zu Freunden zu machen und mit den mächtigen Kroomen, die sich von Liberien in südlicher Richtung bis zum Kap Palmas hinziehen, ein enges Bündniß zu schließen. Der Häuptling Bah-Grey, der sich stets als ein treuer Freund der Liberier erwiesen hatte, verleibte sein Gebiet dem ihrigen ein, da er von den Stämmen aus dem Innern Afrika's bedroht worden war, die ihm vorwarfen, sie durch Unterdrückung des Sklavenhandels benachtheiligt zu haben. Ackerbau, Handel und Gewerbe entwickelten sich.

Endlich, 1847, war der Zustand der Kolonie ein solcher, daß die Colonisations-Gesellschaft den geeigneten Moment eingetreten sah, das Resultat ihrer Probe der Welt vollständig zu zeigen, indem sie Liberien für würdig erklärte, sich selbst zu regieren, und somit seine politische Freiheit proklamirte. Ein besonderer Umstand beschleunigte noch ihren Entschluß: englische Schiffe, die an den Küsten der Kolonie Handel trieben, weigerten sich, ihr Abgaben zu zahlen, unter dem Vorwande, sie sei kein Staat, sondern nur das Comtoir einer Privat-Gesellschaft. Alsbald wurde eine Constitution verfaßt, eine Unabhängigkeits-Erklärung allen civilisirten Völkern zugeschickt, und in Monrovia und auf der ganzen liberischen Küste erhob sich am 24. August 1847 das roth und weiß gestreifte liberische Nationalbanner.

Die liberische Constitution beruhte auf folgenden Grundlagen:

die gesetzgebende Gewalt wurde einem Senat und einer Abgeordneten-Kammer anvertraut; die beiden alten Kreise, zu denen durch die Erwerbung von Bay-Grey noch ein dritter, Sinon, gekommen war, hatten jeder zwei Mitglieder zum Senat zu senden. Um Senator zu werden, mußte man drei Jahr ansässig, mindestens dreißig Jahr alt sein und ein Einkommen von ungefähr dreihundert Thaler haben. Zum Abgeordneten gehörte ein Alter von dreiundzwanzig Jahren, zwei Jahr Aufenthaltszeit und ein Einkommen von ungefähr hundertfünfzig Thaler. Mesurado wählte vier Deputirte, Bassa drei, Sinon einen; außerdem konnte immer von tausend neu hinzugekommener Seelen ein Deputirter gewählt werden. Endlich wurde die ausübende Gewalt einem mindestens dreißig Jahr alten Präsidenten übertragen, der seit fünf Jahren dort ansässig sein und 800—1000 Thaler Einkünfte besitzen mußte.

Die Präsidentenwahl fiel auf Joseph Roberts für die Dauer von zwei Jahren. Unmittelbar nach seiner Ernennung begab er sich nach Europa, um sich mit den Haupt-Seemächten in Verbindung zu setzen. Mitte des Jahres 1848 stellte er sich in Frankreich vor, wurde sehr freundschaftlich aufgenommen, und zu Anfang des folgenden Jahres wurde eine französische Fregatte zum ersten Mal in der Rhede von Monrovia begrüßt, worauf die französischen Seeschiffe dem Präsidenten die Negerniederlassungen, die Heerde des guineaschen Sklavenhandels, zerstören halfen.

Präsident Roberts trug während der ganzen Dauer seiner Verwaltung, die von 1848—1856 ununterbrochen verlängert wurde,*) wesentlich zum Emporblühen der Kolonie bei. Oeffentlicher Unterricht, Ackerbau, Industrie, Handel, Abschaffung des Sklavenhandels in der Nähe von Liberien, seine Beziehungen zu den Küstenhäuptlingen, Einrichtungen oder neue Reformen nahmen seine rege Thätigkeit in Anspruch. Liberien hat sein ursprüngliches Gebiet um ein Beträchtliches erweitert; sein Einfluß auf die eingeborenen Völkerschaften, wohl nicht weniger als 3—400,000 Seelen, ist so groß, daß das Christenthum, wenn auch noch stark mit Aberglauben vermischt, doch bei ihnen durchgedrungen ist, und selbst diese Mischung ist schon ein Fortschritt.

Was die Bevölkerung von Liberien betrifft, so beläuft sie sich nach den letzten Zählungen blos auf ungefähr 15,000 Seelen. Seit fünf oder sechs Jahren vermehrt sie sich nämlich nicht mehr durch amerikanische Einwanderer, da fast alle freien Neger, die Energie genug hatten, ihr Heil anderswo zu versuchen, schon nach Liberien gegangen und nur diejenigen in den Vereinigten Staaten zurückgeblieben waren, denen es an Muth fehlte, ihre Apathie abzuschütteln.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Zur Geschichte von Ostindien.

(Schluß.)

Der andere Band umfaßt in seinem ersten Theile die Begebenheiten von da bis zu Pitt's India-Bill. Nachdem angezeigt worden ist, wie die Verwaltung der Angelegenheiten der Compagnie in Indien dadurch eine Veränderung erlitt, daß 1773 über Bengalen, Behar und Orissa ein Generalstatthalter mit einem Gehalte von 25,000 Pfund jährlich gesetzt wurde, dem die anderen beiden Präsidentschaften, die von Madras und Bombay, unterworfen waren, und ebenso die Errichtung eines Gerichtshofes zu Kalkutta stattfand, der später in seiner Anmaßung in Kollision mit der Regierung kam, empfangen wir ein Bild der über ganz Indien sich verbreitenden diplomatischen und militärischen Wirksamkeit der Handelsgesellschaft. Ueberall hat sie ihre Agenten, überall ist sie thätig mit ihrer Waffengewalt. Wir sehen sie kämpfen gegen die Rohillas, gegen Heider Ali von Meisore, um den Besitz von Salsette, als Vermittler der Maratten, gegen Holländer und Franzosen, und Gewaltmaßregeln ergreifen gegen den Kaiser, den Wesir und die Begums (kaiserliche Frauen). Während einerseits viel Geld auf Kriege verwandt wird, außerdem die Habsucht der Beamten ungeheure Summen verschlingt, sucht man andererseits durch Erpressungen zu gewinnen. Fürsten und Vertreter derselben werden ein- und abgesetzt, Verträge gemacht, beliebig geändert und aufgehoben, je nachdem es die Umstände zu rathen scheinen. Als Feldherr strahlt der General Coote; Warren Hastings, der Generalstatthalter, erwirbt sich den Ruf eines höchst thätigen und schlauen Politikers, der das Beste der Compagnie per fas et nefas zu fördern sucht, und daß er dies stets im Auge hatte, entschuldigt ihn, den der Verfasser keinen Anstand nimmt, einen sittlich bösen Mann zu nennen, in den Augen seiner Mitbürger und befestigt ihn in ihrer Hochachtung!

Ein Jahr vor seinem Abgange, 1784, erhielt durch eine vom Minister Pitt beim Parlamente durchgesetzte Bill die englische Handels-Compagnie in Indien eine bedeutende Umgestaltung, so daß die oberste Leitung ihrer Angelegenheiten ganz und gar dem Ministerium unterworfen wird, indem man ihr einen Board of Control vorsetzt, den man aus sechs Mitgliedern des geheimen Raths bildet, die der König erwählt, und zu denen der Kanzler der Schatzkammer und ein Staats-Secretair gezogen wird, welchen die gesammte Korrespondenz zwischen der Compagnie und Indien und alle Anordnungen des Direktorenhofes und des Court of Proprietors vorzulegen sind. Die Direktoren sind diesem Board of Control zu gehorchen verpflichtet, während er selbst Befehle nach Indien schicken darf, ohne die Direktoren zu benachrichtigen.

Der andere Theil des zweiten Bandes führt nicht ganz richtig die Ueberschrift: „Anbahnung der britischen Alleinherrschaft"; sie würde richtiger lauten: „Gelangung der Briten zur Alleinherrschaft". Wir lesen ja (S. 331) die Worte: „Die Engländer haben sich von bloßen Kaufleuten mit einigen Faktoreien Indiens zu einer vollständigeren Souverainetät über dieses ausgedehnte Land aufgeschwungen, als ein anderer Fürst oder eine andere Dynastie, soweit die Geschichte sie kennt, jemals besessen hat. Von den Gränzen Afghanistans bis an die von Ava, vom Himalaya bis Kap Komorin und mit Einschluß der großen Insel Ceylon, ist kein einziger eingeborener Staat vorhanden, der nicht direkt oder indirekt unter ihrer Herrschaft stände."

Meistens geschah dies durch das Subsidiar-System, zu dem einige Fürsten, durch Noth getrieben, sich freiwillig verstanden, andere von der Compagnie gezwungen wurden, jenes System, wonach die Engländer bleibende Residenten an den Höfen der Fürsten stationirten, ohne welche die Letzteren nichts vornehmen durften, und Truppencorps mit englischen Offizieren in den Ländern derselben aufstellten, welche von den Herren der Territorien bezahlt werden mußten, aber am Ende nicht bezahlt werden konnten, so daß zum Unterhalt derselben das Abtreten von Besitzungen an die Engländer gefordert und gewährt wurde. Lord Cornwallis führte dies zuerst ein auf die Bitte des Nabobs von Audh, 1786. Als unter John Shore Franzosen und Holländer alle ihre Besitzungen in Indien und den indischen Meeren verloren hatten, setzte dies Lord Mornington (Wellesley) kräftigst und auf das konsequenteste fort, indem er ähnliche Verträge, nachdem Tippu in der Belagerung und Erstürmung Seringapatams gefallen war, 1797, mit dem neuen Königreiche Meisore errichtete, das die Engländer eigentlich ganz unter ihre Verwaltung nahmen, wie denn auch bald darauf mit Tandschore, Surat, Karnatik und Furrokabad geschah. Selbst der Peschwah, das Haupt der Maratten, suchte, um anderen Druckes ledig zu werden, 1802, durch einen Subsidienvertrag die Hülfe der Engländer zu gewinnen, und Scindia, der mächtigste Häuptling der Maratten, fand sich durch einen furchtbaren Krieg, den Lord Wellesley gegen ihn führte, eben dazu genöthigt 1804.

Beim zweiten Erscheinen des Lord Cornwallis in Indien wollte dieser die Maxime der Nichteinmischung in die Angelegenheiten Indiens beobachten. Es war aber bereits so weit gekommen, daß sich dies gar nicht durchführen ließ. Auch da, wo es nicht so schien, wurde das englische Interesse berührt. Die Engländer sahen sich daher genöthigt, 1809 mit bewaffneter Macht in Travankor einzuschreiten, nachdem zu eben der Zeit ein Bündniß mit Rundschit Sing, dem Anführer der Sikhs, der die Nachbarn befehdete, geschlossen worden war; man sah sich veranlaßt, dem Radschah von Berne zu Hülfe zu kommen und den Peschwah der Maratten zu hindern, seine Tschagirdare zu bedrücken; 1814 fand man es für gerathen, gegen Nepal zu marschiren und die Ghurkafürsten zu bekriegen, die Indiens Gränzen verwüsteten; 1815 hielt man ein Subsidien-Bündniß mit dem Radschah von Nagpur für begehrenswerth; 1817 ließ sich der Krieg mit den Pindarris, berittenen Söldnern, welche ganz Indien plünderten, nicht vermeiden.

Als Lord Amherst 1823 General-Statthalter wurde, war Indien bereits so unter englischer Herrschaft, und waren so wenig innere Erschütterungen zu befürchten, daß man sich gegen die Birmanen wenden konnte. Der einzige unglückliche Feldzug der Engländer war der nach Kabul, das 1839 schnell erobert, aber, wegen zu frühen Rückzugs der Hauptmacht, nicht gehalten werden konnte, was das furchtbare Blutbad im Khurd Kabul-Passe zur Folge hatte. Dagegen führten die Engländer einen glücklichen, wiewohl nicht gerechten, Krieg gegen Sind und beendigten ihn durch einen Subsidien-Vertrag 1844. Ein zweifacher Krieg gegen das Pendschab und die Sikhs hatte 1849 die Einverleibung dieses Reiches in das englische Gebiet zum End-Resultat. Nach einem neuen Kriege gegen die Birmanen, 1852, wird Pegu Eigenthum der Briten. 1854 wird der König von Audh, Muhammed Wadschid Ali Schah, wegen schlechter Regierung abgesetzt und sein Reich mit Berar und Nagpur dem britischen Gebiete einverleibt. Lord Dalhousie, der wegen dieser Annexation vielfach getadelt worden ist, hat an dem Verfasser dieses Buches einen beredten Vertheidiger. Der Handels-Compagnie indessen, die schon früher ihr Monopol, nach Indien zu handeln, verlor, wurden 1852 noch mehrere Beschränkungen vorgeschrieben, in die Präsidentschaft Bengalen ein Vice-

B.

*) Im März 1856 wurde der gegenwärtige Präsident der Republik, Mr. Stephen Allen Benson, gewählt.

Statthalter geschickt und aus dem Gebiete von Agra und den Distrikten am Indus zwei neue Präsidentschaften gebildet. Dies ist dieser Geschichtserzählung Gränze. D. P—r.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Geschichtschreibung und ausländische Kritik.

Wir haben zu dem in Nr. 3 und 4 enthaltenen Artikel: „Taillandier über die Philosophie und Geschichte in Deutschland“ noch Einiges nachzutragen. Es sind die Urtheile, die der französische Kritiker über einige deutsche Geschichtschreiber der Gegenwart fällt, nachdem er Theodor Mommsen's ausführlich gedacht hat. Wir vermissen dabei nur wenige Namen, wie Häusser und Sybel,*) die vielleicht darum fehlen, weil sich Herr Taillandier, obwohl vorurtheilsfrei genug, doch nicht ganz von der National-Eitelkeit der Franzosen loszumachen vermag und diese allerdings in den Darstellungen der beiden genannten Historiker zuweilen verletzt wird. Dagegen ist die Anerkennung des Realen und Zieltreffenden der deutschen Geschichtschreibung um so erfreulicher, wenn wir diese Kritik mit dem wahrhaft bornirten Urtheil vergleichen, das Thomas Carlyle in seiner „Geschichte Friedrich's des Großen“ darüber fällt, demzufolge die deutschen Historiker nichts als pedantische „Dryasdust“ sind. Nachstehendes sind die Worte Taillandier's:

„Die Gelehrsamkeit, die sonst das Ziel für die deutschen Schriftsteller war, ist heute nur noch ein Mittel. Das Ziel ist, so zu sagen, die Besitznahme des Realen. Die Menschen beurtheilen, den praktischen Sinn schärfen, die Liebe zum Handeln durch das Schauspiel der Handlung predigen, das ist, was jetzt die deutsche Geschichtschreibung will. Es ist derselbe Instinkt, der auf dem Gebiete der Philosophie die unnütze Speculation verwirft und die Träumer zum Studium des Lebens zurückführt.

Neben Mommsen findet man dieselbe lebendige Psychologie der jungen historischen Schule in dem Geschichtswerke von Max Duncker, der den zwei Bänden, die das orientalische Alterthum behandeln, zwei Bände über Griechenland hinzugefügt hat. Weniger kühn als Mommsen, gleicht er ihm doch in der Kunst, die Fäden mit Geschick auseinanderzulegen und uns die politischen Kämpfe, den Wechsel der Parteien, die versteckte Bedeutung der Begebenheiten vorzuführen. Wenn er auch nicht jene freie Art, die Menschen zu beurtheilen und durch überraschende Vergleichungen ein unerwartetes Licht zu verbreiten, besitzt, wenn er auch ernster, methodischer ist, so hat er doch in einem höheren Grade den Sinn für das Leben. — In ähnlicher Weise, wie Mommsen die römische Geschichte, behandelt Ernst Curtius die griechische Geschichte (1. Band, Berlin 1857). Er hat sich lange in Griechenland aufgehalten und hat vor kurzem eine schöne Beschreibung des Peloponnes veröffentlicht. Die Erinnerungen des Reisenden verbreiten, ohne sich direkt geltend zu machen, gewissermaßen eine poetische Atmosphäre über seine Erzählung.

Diese neuen und glänzenden Werke werden die fast titanischen Monumente der vorhergehenden Generationen nicht in Schatten stellen. Mommsen, Duncker und Curtius werden Niebuhr, Grimm und Lachmann nicht vergessen machen; doch kann man behaupten, daß der Erfolg dieser neuen Schule eine glückliche Umwandlung des öffentlichen Geschmackes bekundet. Dabei wird es in Deutschland an gelehrten Arbeitern nie fehlen, ebensowenig wie an solchen, die durch Kühnheit ihrer Systeme sich auszeichnen. Einer der Letzteren ist der unlängst (17. Juli 1858) in der Blüthe seiner Jahre und seines Talentes verstorbene Eduard Maximilian Röth. Er behauptet, in Aegypten und Assyrien die ersten Elemente der hellenischen Kultur gefunden zu haben und wollte die Geschichte der Beziehungen des ursprünglichen Griechenlands mit dem alten Orient, bisher nur zu oft in vagen Vermuthungen dargestellt, liefern und so der Schule Ottfried Müller's oder der Schule der hellenischen Autochthonen entgegentreten. Einer seiner Schüler, Julius Braun, setzt die Untersuchungen seines Lehrers fort.

Wenn die alte Geschichte den ersten Platz in der wissenschaftlichen Bewegung der letzten Jahre einnimmt, so ist auch die neuere Geschichte nicht von Männern, die nach praktischer Wahrheit streben, vernachlässigt worden. Unter den Schriftstellern, denen es am besten gelungen ist, die Geschichte lebendig zu machen, kann unmöglich Strauß unerwähnt gelassen werden. Der Hauptfehler in seinem „Leben Jesu“ bestand darin, daß er den reellen Erscheinungen der Geschichte die Abstractionen seines Geistes untergelegt hatte. Sobald er sein Geschäft als Theolog für beendet betrachtete, fing er an, die lebendige Psychologie, das heißt die Geschichte, zu studiren, und zwar die speziellste, an positiver Belehrung fruchtbarste, die Geschichte einer kleinen Zahl von Männern, die mit ihm verschiedene Verwandtschaft hatten und die aufzufassen er am besten im Stande war. Alle, die er gewählt hat, sind seine Landsleute, Kinder Schwabens oder Frankens, jener glücklichen Gegend, aus der so viele Dichter und Philosophen hervorgegangen sind. Vor ungefähr zwanzig Jahren besuchte Strauß, der geräuschvollen Streitigkeiten müde, Justinus Kerner, den Geisterseher und Dichter im Neckarthale, und erzählte höchst anmuthig diese poetische Pilgerfahrt. Seitdem er der Theologie entsagt hat, hat er ähnliche Pilgerfahrten bei seinen Landsleuten aus vergangenen Jahrhunderten gemacht. Zuerst zog ihn Schubert an, der Musiker und Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, eine milde Natur, die vergeblich das Gleichgewicht ihrer Fähigkeiten suchte. Hierauf war es ein Philologe der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, Nicodemus Frischlin, eine Art von einem Luther der Grammatiker, ein Feuergeist, der, in beschränkten Verhältnissen kleinlichen Verfolgungen ausgesetzt, immer kämpfte, zuweilen geschlagen wurde und, hineingerissen durch die Tyrannei in ein ungeregeltes Leben, eines tragischen Todes in dem Augenblicke starb, wo ihm die Freiheit aus dem Gefängnisse werden sollte. Strauß malt gern kräftige Naturen, die von ihrer Zeit niedergedrückt werden. Eine andere Persönlichkeit ist der schwäbische Theologe Christian Märcklin, dessen moralische Folter er uns mit peinlicher Genauigkeit schildert; denn auch er schmachtete in einer Art von moralischem Kerker, als er ein geistliches Amt versah, für das er nicht mehr den Glauben hatte. Heute malt Strauß nicht mehr die Leiden gefesselter Geister, sondern die Freuden des Mannes, der seine Ketten bricht. Ulrich v. Hutten ist jetzt sein Held, und als Biograph Hutten's ist er einer der glänzendsten Repräsentanten der neuen, eben charakterisirten Richtung. Er, der ehemals so abstrakte Kontroversist, von Formeln starrend, dem dazu jeder Sinn für das historische Leben zu fehlen schien, glänzt jetzt in der Darstellung von Persönlichkeiten, die sich vor unseren Augen mit aller Freiheit bewegen. Zeigt auch Strauß eine allzu große Vorliebe für Hutten, schildert er ihn auch allzu günstig in jeder Beziehung als den Helden ohne Furcht und Tadel, so ist doch sein Werk voll der interessantesten Details. Deutschland hatte bis jetzt weder eine vollständige Biographie Hutten's, noch eine genaue Ausgabe seiner Werke. Eduard Böking, der seit langer Zeit eine solche Ausgabe vorbereitet, hat Strauß die Resultate seiner Forschungen zur Benutzung überlassen; was daher einen der größten Vorzüge in Strauß' Biographie bildet, ist die literarische Würdigung seines Helden. Die Schmähschriften Hutten's, sonst so unverständlich, sind mit den Ereignissen in Beziehung gebracht und dadurch in ein helleres Licht gesetzt worden. — Man kann behaupten, daß es zwei Personen in Strauß giebt, einen Theologen und einen Künstler. Der Theologe ist zu leidenschaftlich, um gegen Irrthümer geschützt zu sein; der Künstler aber nimmt seinen Platz unter den Meistern ein.

Man kann noch andere Werke nennen, in denen man jenen Geschmack an historischer Realität, jene Vereinigung der Wissenschaft und Kunst wahrzunehmen vermag. So hat der Major Beitzke, der vor kurzem eine sehr beifällig aufgenommene Geschichte der Kriege von 1813 geschrieben, eben jetzt mit demselben Erfolge die Erzählung des russischen Feldzuges herausgegeben. Biedermann hat bemerkenswerthe Studien über Deutschland im achtzehnten Jahrhundert geliefert Gervinus setzt seine freisinnige Geschichte der europäischen Staaten seit den Verträgen von 1815 fort, und Eugen Arneth giebt die erste vollständige Biographie des Prinzen Eugen von Savoyen, nach bis jetzt unedirten Dokumenten der Wiener Archive. Und noch andere interessante Werke legen Zeugniß ab von der Thätigkeit der neuen philosophischen und historischen Schule in Deutschland.

Aus allen solchen Erscheinungen ist sichtbar, daß die Philosophie mehr historisch wird, indem sie sich vorzugsweise mit dem Studium der Thatsachen beschäftigt, die Geschichte mehr philosophisch, indem sie die pedantische Gelehrsamkeit aufgiebt für die Schilderung des Menschen selbst und so eine lebendige Psychologie wird. Das sind vortreffliche Bestrebungen, die man ermuthigen muß. Die Philosophie muß sich erst einleben in die genaue Beobachtung, ehe sie wieder ihren Schwung nach jenen Regionen nehmen kann, wo sie die Kühnheit des deutschen Denkens so vielen Gefahren aussetzt. Die Geschichte gehorcht einem richtigen Gefühle ihrer Mission, wenn sie dem Volke die Früchte ihrer Arbeit mittheilt. Die Zeit ist nicht mehr, in der die Philosophie und die Geschichte nur für die Schule arbeiten konnten. Die Demokratie gewinnt immer mehr Boden. Erheben wir sie, hindern wir sie, daß sie sich nicht servilen Tendenzen überliefere. Dieses Streben scheint das gelehrte Deutschland zu beseelen, indem es seinen eigenen Geist eine Art von Revolution durchmachen läßt. Glücklich die Völker, die, wenn sie im Reiche der Wirklichkeit das self-government noch nicht besitzen, d. h. das wahre Zeichen der Männlichkeit und den einzigen Ruhm, welcher zählt, sich indeß selbst zu regieren verstehen in dem Reiche des Gedankens. Sie erfüllen die Welt nicht mit geräuschvollen Demonstrationen; ihr Werk ist ein soli-

*) Leopold Ranke's hatte Taillandier bereits in mehreren früheren Artikeln gedacht. D. R.

derer. Sie sichern durch freiwillige Umwandelung ihres Geistes die unausbleibliche Umwandelung ihres Geschickes. M.

Mannigfaltiges.

— Klöden's „Handbuch der Erdkunde". Noch im Jahre 1858 ist das zwölfte und Schlußheft des ersten Bandes dieses ausgezeichneten, von uns bereits bei Gelegenheit der Anzeige einzelner Lieferungen hinlänglich charakterisirten Werkes erschienen.*) Es hat sich dieses Werk mit dem Namen Alexander's v. Humboldt schmücken dürfen, dem es gewidmet ist, und der, ebenso wie der verewigte Leopold v. Buch, schon den früheren Arbeiten des Verfassers eine solche Aufmerksamkeit geschenkt, daß er ihn ausdrücklich ermunterte, seinen „Abriß der Geographie" zu einem „Handbuche der Erdkunde" dergestalt wissenschaftlich zu erweitern, wie es uns jetzt eben in seinem ersten Bande vorliegt. Als ein interessantes Zusammentreffen ist es wohl zu bezeichnen, daß der an der Spitze des Buches stehende Name des greisen Fürsten der Wissenschaft auch mit der letzten wissenschaftlichen Notiz verknüpft ist, die in diesem Buche sich findet. Es war nämlich nachzutragen, daß der letzte (54ste) kleine Planet, der im Jahre 1858 von Goldschmidt in Paris entdeckt worden, unserem Humboldt zu Ehren, den Namen „Alexandra" erhalten hat. Das Schlußheft dieses Bandes, der auch den besonderen Titel: „Handbuch der physischen Geographie" hat, bringt, außer einem reichhaltigen, 25 enggedruckte Seiten umfassenden, alphabetischen Sachregister, auch in einem Anhange, auf 34 Seiten, eine Tabelle der Länge, Breite, Höhe und Jahres-Temperatur vieler Orte, mit Einschluß meteorologischer Stationen, in allen Welttheilen und Ländern, sowie eine Uebersicht aller öffentlichen Sternwarten mit ihrer geographischen Breite und ihrer Länge von Ferro und von Greenwich.

Den Schluß der physikalischen Geographie bildet, nachdem die beiden vorhergehenden Abschnitte die Verbreitung der Pflanzen und der Thiere behandelt hatten, die Verbreitung des Menschen nach Raçen und Sprachen, wobei zunächst der Zusammenhang zwischen Floren, Faunen und Raçen, sowie die ursprüngliche Verschiedenheit der Menschen, nachgewiesen wird. Der Verfasser folgt in dieser Beziehung den Aufstellungen von Agassiz, wonach die Menschen als Völker geschaffen sind, fügt jedoch hinzu, daß keinesweges die Nothwendigkeit vorliege, den Glauben an einen gemeinsamen Ursprung des Menschengeschlechtes aufzugeben. Die verschiedenen großen Völkergruppen werden nach ihren unterscheidenden Merkmalen — Schädel, Hautfarbe, Sprache — charakterisirt. Eine Uebersicht der Sprachen, nach Stoff und Form vermischenden oder scheidenden, nach formlosen und formreichen Sprachen, liefert er nach Dr. H. Steinthal**) und eine Uebersicht der Raçen nach Omalius d'Halloy. Er berechnet die weiße Raçe auf 371,408,000 oder 10/27 aller Menschen; die gelbe Raçe (Sinesen, Mongolen, Hyperboräer) auf 345,467,000, oder 4/11 die braune Raçe (Hindu's, Aethiopier, Malaien) auf 205,000,000, oder 1/5; die rothe Raçe (Indianer) auf 8,733,000, oder 1/110 — 1/115, und die schwarze Raçe (Neger) auf 57,000,000, oder 1/17 — 1/18 aller Menschen. Die Zahl sämmtlicher Bewohner der Erde annähernd anzugeben, ist sehr schwierig, und die bekannten Versuche haben daher auch außerordentlich verschiedene Resultate ergeben. Adrian Balbi schätzte die Gesammtbevölkerung der Erde im Jahre 1826 auf 740 Millionen; Vollr. Hoffman nimmt sie (1840) auf 997 Millionen, Cannabich (1847) auf 1065 Millionen, und Berghaus (1843) auf 1272 Millionen an. Der Verfasser des Handbuches der Erdkunde wiederholt die von ihm 1854 in dem „Abriß der Geographie" ermittelte Aufstellung folgendermaßen:

Australien . . .	4 Millionen	=	1/340	aller Menschen
Afrika	250 "	=	2/11	" "
Asien	777 "	=	4/7	" "
Amerika	56 "	=	1/24	" "
Europa	273 "	=	1/5	" "
	1360 Millionen.			

In Europa (und Nord-Amerika) kommen auf die teutonische Familie 99 Millionen (Germanen 51 Millionen, Skandinavier 10 Millionen, Engländer 38 Millionen); auf die lateinische Familie 96 Millionen (Franzosen 40 Millionen, Hispanier 23 Millionen, Italiäner 26 Millionen und Rumänen 7 Millionen); auf die slavische Familie 78 Millionen (Russen 50 Millionen, Polen 9 Millionen, Tschechen 7 Millionen, Serben 5½ Millionen, Slovenen 1½ Millionen, Bulgaren 3½ Millionen u. s. w.) J. L.

*) „Handbuch der Erdkunde". Erster Theil, mit dem besonderen Titel: „Handbuch der physischen Geographie", von Gustav Adolph v. Klöden, Dr. phil., Professor an der städtischen Gewerbeschule zu Berlin. Mit 274 Holzschnitten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1859.

**) Man vergleiche dessen vortreffliches, in der wissenschaftlichen Welt noch nicht genug gewürdigtes Werk: „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältniß zu einander". Berlin, Dümmler, 1855.

— „Homer's Apotheose".*) Wer heißt nicht eine neue Dichtung des ewig jung bleibenden, alten, lieben Dichters des „Laien-Brevier" willkommen? Leopold Schefer hat es unternommen, nicht blos die Persönlichkeit des Sängers der „Ilias" und der „Odyssee" gegen alle Rhapsoden- und Homeriden-Finder mit seinem poetischen Schild zu decken, sondern auch dem mythischen Leben desselben eine epische Weihe zu geben, bei welcher die Götter Griechenlands, der Olymp und der Hades, Ilion und Arkadien ihre Wiedergeburt feiern. Homer, vom Hesiod im Gesange besiegt, aus Euböa mit Spott verjagt und von Schiffern ausgesetzt, kömmt blind in das wüste Gefild von Ilion, wo er einst als Jüngling Memnon's Schafe gehütet, dessen Tochter ihn geliebt und ihm Zwillinge geboren, die er jedoch nie gesehen. Als Homer anlangt, richtet Agameda, die Tochter Memnon's, eben die Hochzeit ihrer und Homer's Enkelin aus. Der blinde Sänger wird aufgefordert, dabei zu singen, und „der Enkelin Hochzeit", so heißt der erste Gesang, dem in diesem Bande noch elf andere folgen, während ein zweiter Band ebenfalls zwölf Gesänge umfassen wird, jeder aus 4—500 Hexametern bestehend. Das Schicksal der Homerischen Gesänge, die den Enkeln vorgetragen und von diesen als die Werke Anderer angesehen werden, geht hier Hand in Hand mit den Geschicken, die sich, anscheinend disharmonisch, in der That aber nach einem weisen, einheitlichen Plane durch das Leben der Götter, Menschen, Thiere und Pflanzen ziehen. Die Vergöttlichung des Schönen und Guten ist der Grundgedanke des Ganzen. Allerdings ist ein Werk, wie „Homer's Apotheose", nicht nach dem Geschmacke vieler Leser unserer Zeit, aber wir sind überzeugt, daß diejenigen, die es zu würdigen verstehen, das Buch zu den werthvollsten Erwerbungen ihrer häuslichen Bibliothek zählen werden.

— Paul Morphy, der transatlantische Schachmeister. Eine wahrhaft überraschende Erscheinung, ja, man kann sagen: ein Phänomen am Horizonte der Schachwelt, ist der junge einundzwanzigjährige Amerikaner Paul Morphy, der über das Meer nach England, Frankreich und Deutschland herüber gekommen, um es hier mit den größten Matadoren des Schachspieles aufzunehmen, die er auch bisher sämmtlich überwunden hat. Seine bevorstehende Ankunft in Berlin ist hier durch eine von einem Mitgliede der Berliner Schachgesellschaft, Herrn Dr. Max Lange, herausgegebene Schrift gefeiert worden, die sowohl über den jungen Schachhelden selbst, als über die Bedeutung, die das Schachspiel in neuerer Zeit in den beiden Welten gewonnen, sehr lesenswerthe Mittheilungen enthält.**) Morphy, am 22. Juni 1837 in Louisiana (Neu-Orleans) geboren, stammt von väterlicher Seite aus einer spanisch-irländischen und von mütterlicher Seite aus einer französischen Familie. Es fließt also nur romanisch-keltisches Blut in ihm. Von seinem Vater im Schachspiel unterrichtet, leistete er bereits zu zehn Jahren Auffallendes, doch seine Berühmtheit erwarb er sich erst auf dem großen Schachkongresse, der im Jahre 1857 in New-York stattfand. In dem vorliegenden Buche sind die in der Geschichte des Schachspiels Epoche machenden Partieen Morphy's auf den Schachkongressen zu New-York und Birmingham, sowie seine Partieen mit berühmten Gegnern, wie Löwenthal, Paulsen,***) Staunton etc., mitgetheilt. Auch kann es den deutschen Schachspielern zu großer Genugthuung gereichen, aus dem Berichte über den Schach-Kongreß von New-York zu ersehen, wie sehr namentlich die Berliner Schachgesellschaft und insbesondere der Verfasser des Schach-Lehrbuches, Herr Heydebrand von der Lasa, in Amerika geachtet sind.

— *Le Montesquieu du Roi de Prusse.* (Zu Nr. 1 des „Magazin" von 1859.) Da die Talleyrandsche Bibliothek, glaubhafter Mittheilung nach, versteigert worden und in Sagan nicht zu suchen ist, so machen wir die Freunde der Literatur aufs neue auf die mit zahlreichen Randbemerkungen von Friedrich's Hand bedeckte holländische Ausgabe der „Considérations" von Montesquieu aufmerksam, um die eifrigste, allgemeine Nachforschung anzuregen, mit dem Wunsche, daß einem glücklichen Bücher-Liebhaber der wichtige Fund gelinge, und daß dann der gehobene Schatz durch die Presse zum willkommenen Gemeingut werde.

Berlin, 10. Januar 1859. J. D. E. Preuß.

*) Von Leopold Schefer. In 24 Gesängen. Erster Band. Lahr, Verlag von M. Schauenburg & Comp., 1858.

**) Paul Morphy. Skizze aus der Schachwelt. Leipzig, Veit & Comp., 1859.

***) Löwenthal ist ein Deutscher aus Ungarn, der in London lebt, und Louis Paulsen, der zweite Sieger im New-Yorker Schachturnier, ein seit vier Jahren im Staate Iowa lebender Deutscher aus Lippe-Detmold, jetzt 24 Jahr alt. D. R.

Berichtigung. In Nr. 6 des „Magazin" sind die SS. 22 und 23 in umgekehrter Ordnung gedruckt, was die Leser gefälligst berichtigen wollen.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 18. Januar 1859. № 8.

Deutschland und das Ausland.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

III.

Triest und seine Gasthöfe. — Winckelmann's Denkmal und Museum. — Der Podestà und die italiänische Verwaltung der Stadt. — Der Oesterreichische Lloyd und seine italiänische Dampfer-Flotte. — Ueberlegenheit der deutschen Kultur und Nationalität. — Vorherrschen des italiänischen Elements auch bei der deutschen Kaufmannschaft. — Triests italiänische Vergangenheit und deutsche Zukunft. — Die Umgebungen der Stadt. — Verhandlungen des Eisenbahn-Kongresses. — Italiänisches und französisches Theater. — Die literarisch-artistische Abtheilung, die Docks und das Arsenal des Lloyd. — Fahrt nach Pola. — Das Alterthum und die neue Zeit in Istrien. — Oesterreichs deutsche Flotte. — Venedig.

In dem Café vor dem „Hotel de la Ville", vor welchem sich das herrliche Panorama des Meeres mit seinen Schiffen und der dasselbe bekränzenden, malerischen Höhen ausbreitet, unfern von dem Molo San Carlo, wo die Reisenden sich aus- und einschiffen, und gegenüber der auf dem Wasser schwimmenden Seebade-Anstalt: „Stabilimento balneare Maria", fanden wir, die in den verschiedenen Gasthöfen der Stadt zerstreuten, deutschen Eisenbahn-Direktoren, uns beisammen. Hier versammelten wir uns mit unseren Damen auch jeden folgenden Abend, um unseren Kaffee, unser „Sorbetto", oder unseren „Granita" (Eis, Gefrorenes wie jenes, nur etwas anders bereitet) einzunehmen. Hier durften wir, unbesorgt vor erkältender Abendluft, deren spezifische Verschiedenheit von der gewöhnlich im Norden herrschenden die wohlthuendste Eigenschaft des südlichen Klima's ist, bis spät in die Nacht verweilen und dem ganz geschmackvollen, von jungen Mädchen vorgetragenen Violinspiel, dem Buffogesang italiänischer Bassisten zuhören, die jedem Theater Ehre gemacht hätten und die hier immer, bei dem Lichte zahlreicher Gasflammen, ein großes, außerhalb der Schranken des Café stehendes Publikum um sich versammelten. Am ersten Abend unserer Anwesenheit fand zufällig noch eine Extravorstellung hier, auf dem offenen Platz am Hafen, statt. Man konnte an diesem Abende nämlich zum erstenmale den Donatischen Kometen mit unbewaffnetem Auge sehen, und von keiner Stelle besser, als von dieser, wo der Blick den ganzen nordwestlichen Horizont beherrscht, an welchem eben das seltene Sternbild stand. „La stella cometa!", hörten wir von allen Seiten rufen. „Wenn uns nur kein Unglück bevorsteht!" — „Da sei Gott vor!" riefen Andere, aber Alles in italiänischer Sprache und mit südlicher Betonung der Furcht.

Wir deutsche Eisenbahn-Gäste theilten uns indessen gegenseitig mit, wie wir es in unseren Absteige-Quartieren gefunden, und Alle klagten über die mit italiänischer Unsauberkeit verbundenen schweizer und mehr als englischen Preise. Eine Ausnahme von der ersten Bezeichnung machte nur das von zwei Schweizern gepachtete „Hôtel de la Ville", wo, außer unserem Präsidium, auch viele andere Vereins-Mitglieder Platz gefunden hatten; es versteht sich aber von selbst, daß hier die schweizer Preise erst recht als Norm galten. Das „Hôtel de la Ville" hatte früher den Namen des Fürsten Metternich, wurde im Jahre 1848 „Hôtel National" genannt und hat seitdem seinen jetzigen Namen erhalten. Ein nicht weit davon, am Marktplatze, belegenes Hotel ist die „Locanda grande" („Großer Gasthof"), dasselbe Hotel, in welchem am 8. Juni 1768 Winckelmann von dem Italiäner Francesco Arcangeli ermordet ward. Arcangeli war keinesweges der Bediente Winckelmann's, wie in der Regel erzählt wird, sondern eine Art Kunst-Agent, der sich in Triest an ihn zu drängen wußte. Dort mochte er allerdings einige Aufträge für ihn besorgt haben. Unter dem Vorwande, abreisen zu wollen, ließ er sich von Winckelmann noch einmal dessen im Koffer verschlossene römische Gold- und Silbermünzen, sowie andere werthvolle Antiquitäten zeigen, angeblich, damit er, falls ihm auf seiner Reise ähnliche Sachen zum Verkauf angeboten würden, dieselben kenne, in der That aber, um bei dieser Gelegenheit den großen deutschen Alterthums- und Kunstkenner seiner Kostbarkeiten zu berauben. Mit Grausen erzählten einige unserer in der „Locanda Grande" abgestiegenen Damen, sie hätten das jetzt noch als „Camera Winkelmann" bezeichnete Zimmer gesehen, in welchem der Italiäner dem großen Deutschen, während dieser an seinem Koffer kniete, eine Schlinge um den Hals geworfen und ihm fünf tödtliche Stiche mit einem Stilet versetzt hat. Der Gasthof, den ich nachmals selbst aufsuchte, hat noch ganz die eben nicht sehr einladende Bauart im Inneren, die er damals, vor nunmehr neunzig Jahren, gehabt.

Inzwischen ist in neuerer Zeit (1830), durch die Bemühungen des gelehrten, auch um die Gründung der städtischen Bibliothek (mit einer der reichsten Petrarca-Sammlungen) sehr verdienten Domenico Rossetti und mit Hülfe von Beiträgen, die in ganz Europa gesammelt waren, auf dem ehemaligen Kirchhofe des hoch oben, neben dem Kastell von Triest, gelegenen, sehr alten Domes, wo Winckelmann (der bekanntlich Katholik geworden war) begraben ist, diesem ein schönes, von dem Bildhauer Bosa gearbeitetes Marmor-Denkmal gesetzt worden. Gegenwärtig steht dasselbe umringt von römischen Alterthümern, die man in Triest und seiner Umgebung gefunden und die nun auf den alten Grabhügeln der Triestiner aufgestellt sind. Es befinden sich darunter einige sehr merkwürdige Inschriften und Monumente aus der Zeit der römischen Republik, sowie der Regierung der Kaiser Claudius und Nero. Da der Kirchhof, als solcher, seit langer Zeit geschlossen ist, so hat man ihm, wegen dieser Denkmäler, den Namen „Winckelmann-Museum" gegeben. Es ist dies die einzige Huldigung, die bisher einem deutschen Namen in der südlichen Hafenstadt Deutschlands zu Theil geworden. Selbst Herr v. Bruck, dem Triest doch einen großen Theil seiner jetzigen Blüthe und seiner berühmten kommerziellen Stiftungen verdankt, ist bis jetzt noch ohne öffentliche Anerkennung seines Namens und Wirkens in dieser Stadt. Hoffen wir, daß auch dem die deutsche Eisenbahn bald abhelfen werde. Man genießt übrigens von der Höhe des Winckelmann-Museums und des Domes auch eine der unbeschreiblich reizenden Aussichten über das Meer, an denen Triest so reich ist.*)

Am folgenden Tage suchte ich mich zunächst von der Last meiner unsauberen „eisernen Krone" zu befreien. Ich begab mich daher nach dem an der „Piazza grande" — zu Deutsch: am Marktplatze — belegenen „Palazzo della Città" — zu Deutsch: Rathhaus — wo ich die Ehre hatte, den Herrn „Podestà" — zu Deutsch: Bürgermeister — zu sprechen. Nachdem mich die Herren „Uffiziali" — zu Deutsch: Rathsschreiber und Diener — alle in italiänischer Sprache, von einem Zimmer in das andere gewiesen hatten, war ich nicht wenig überrascht, als mir der Herr Podestà auf meine italiänische Anrede in gutem, fließendem Deutsch antwortete. Herr Tommasini ist aber auch kein gewöhnlicher Italiäner; er gehört zur Gelehrten-Elite des schönen Landes, und diese zählt bekanntlich die ausgezeichnetsten, gebildetsten Männer, die jedem intelligenten Volke Europa's zur Ehre gereichen würden, in ihren Reihen. Er ist als botanischer Schriftsteller in Italien rühmlichst bekannt, und ich freute mich, schon an der Schwelle dieses Landes, ja noch ehe ich dasselbe wirklich betrat, einen Repräsentanten des edleren, italiänischen Geistes begrüßen zu können. Durch ihn mit dem Magistrats-Assessor, Dr. Carlo Tropeani, bekannt gemacht, lernte ich auch in diesem einen jener urbanen Geister kennen,

*) Wer sich mit den Schönheiten und Sehenswürdigkeiten Triests während eines kurzen Aufenthaltes bekannt machen will, dem rathen wir, sich folgendes geschmackvoll illustriete, in vier Sprachen (deutsch, italiänisch, slovenisch und französisch) erschienene Büchlein anzuschaffen: „Drei Tage in Triest, herausgegeben von S. Formiggini, P. Kandler, P. Revoltella und J. B. Scrinzi". Triest, 1858. D. R.

die zwar unter den romanischen Völkern eine größere Ausnahme bilden, als die hochgebildeten Männer unter den germanischen, die jedoch, wo sie sich als Ausnahmen von der Regel finden, einen überaus wohlthuenden, harmonischen Eindruck machen. Herr Tropeani gehörte zu dem Comité, welches sich in Triest zum Empfange der deutschen Gäste gebildet hatte. Beide Herren sprachen in der liebenswürdigsten Weise ihr Bedauern gegen mich aus, daß, wegen Mangels an Unterkommen, Viele von uns in Hotels zweiten und dritten Ranges hätten logirt werden müssen. Herr Tropeani bot mir inzwischen eines der in Reserve gehaltenen Zimmer im „Hotel de la Ville" an; was ich natürlich annahm, doppelt erfreut, weil mir diese Verhandlung die Ehre der persönlichen Bekanntschaft zweier der geschätztesten Mitglieder des Magistrates von Triest verschafft hatte.

In der That haben auch beide Männer während der ganzen Zeit der Versammlung der deutschen Eisenbahn-Direktoren in Triest ihre lebhafte Theilnahme an den Zwecken derselben, sowie ihre Bethätigung dargelegt, daß sie einen großen Werth auf die Handels-Verbindungen Triests mit Deutschland setzen. Noch in späterer Zeit bestätigte Herr Tommasini schriftlich, was er mehreremal, bei Gelegenheit einiger von ihm in deutscher Sprache ausgebrachten Trinksprüche, mündlich versichert hatte. Er schrieb nämlich unterm 11. Oktober an die geschäftsführende und präsidirende Direction des Vereines deutscher Eisenbahn-Verwaltungen:*) „daß Triests Einwohner, ihre Vertretungen und Vorstände in der von dem Vereine getroffenen Wahl dieser Stadt zur Abhaltung seiner Jahresversammlung einen thatsächlichen Beweis des Interesses erblicken, welches das gesammte Deutschland an dieser Stadt nimmt, und der Ueberzeugung, daß Triest ein wichtiges Glied in der Reihe der vom Vereine vertretenen Verbindungslinien bilde, einer Ueberzeugung, die von unserer Seite ebenso sehr, wie die freundschaftliche Gesinnung, aus welcher sie hervorgeht, getheilt wird".

Ja, diese Ueberzeugung hegen gewiß Alle, die mit uns die Reise auf der großartigen deutschen Eisenbahn nach Triest gemacht, diesem Stapelplatze deutscher, italiänischer und levantischer Erzeugnisse, der einst, wenn erst der kürzeste Weg nach Ostindien durch den projektirten Kanal von Suez geebnet sein, mit Hamburg um die Palme des deutschen Welthandels ringen und mit Marseille um so siegreicher die Mitbewerbung um die Spedition des ostindisch-europäischen Verkehres bestehen wird. Triest ist der natürliche Hafenplatz zunächst der alten österreichischen Kronländer, sodann aber des ganzen Deutschland für das Mittelländische Meer, während das ihm gegenüber liegende Venedig der ebenso natürliche Hafenplatz zunächst für das lombardisch-venetianische Königreich und sodann für das ganze östliche, cisapenninische Italien ist, das an seiner langen Küste keinen zweiten, für den Handel ebenso bequemen und mit dem Binnenlande durch eine große Eisenbahn verbundenen Hafen besitzt.

Warum wendet sich nun Triest, das viele deutsche Kaufleute ersten Ranges unter seinem Handelsstande zählt, dessen großes Rhederei- und Seehandlungs-Institut, der „Oesterreichische Lloyd", von einem genialen, deutschen Kaufmanne, dem jetzigen Finanzminister, Freiherrn v. Bruck, gegründet ward, und das auch jetzt noch unter der Leitung eines deutschen Kaufmannes, des preußischen General-Konsuls von Lutteroth, steht, von Deutschland, ja von deutscher Sprache, Sitte und Art, so entschieden und förmlich ab? In der Verwaltung Triests, wie des Lloyd, ist auch nicht eine Spur deutscher Zugehörigkeit zu bemerken. Die Verhandlungen am grünen Tische des Magistrates sowohl, als der Gerichtshöfe, der Handelskammer und des „Lloyd Austriaco" — wie er hier überall genannt wird — finden ausschließlich in italiänischer Sprache statt. Ebenso sind die Erlasse der genannten Behörden nur in dieser Sprache abgefaßt. Ja, das Handels- und See-Gericht von Triest richtet seine Requisitionsgesuche an die k. k. Gerichts- und Regierungsbehörden in Wien und in anderen deutschen Städten Oesterreichs sowohl, als des übrigen Deutschland, in italiänischer Sprache. Die deutschen Mitglieder des Magistrates und der Handelskammer sollen sogar, obwohl sie das Recht hätten, auch in deutscher Sprache zu reden, die von allen ihren Kollegen verstanden wird, doch davon niemals Gebrauch machen, weil — wie es heißt — die italiänische Nationalität, als eine angeblich der deutschen überlegene, ihnen imponirt! Hört, hört, die Nationalität eines in seiner äußeren Erscheinung — wie wir ihr auf allen Gassen begegnen — und in seinen geistigen Manifestationen — wie sie sich in seinen Schriftwerken und politischen Aeußerungen darstellen — so heruntergekommenen Volkes, eines Volkes, das hier, an diesen Gestaden, die ursprünglich von Slaven bewohnt waren und es größtentheils noch sind, nicht heimischer ist, als der Deutsche, der sie seit Jahrhunderten beherrscht — diese Nationalität imponirt den hier ansässigen Deutschen dermaßen, daß sie es nicht wagen, die eigene Sprache und Schrift gegen sie geltend zu machen!

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" führt seit einiger Zeit mit der in Triest erscheinenden deutschen Zeitung einen Federkrieg, wegen des Mangels an deutscher Gesinnung, der in der adriatischen Hafenstadt herrscht, und namentlich auch wegen des durchweg italiänischen Charakters der österreichischen Handelsmarine, sowie der Dampfer-Flotte des „Oesterreichischen Lloyd". Die „Triester Zeitung", die sonst ihren vorgeschobenen deutschen Posten, unter der Führung des kenntnißreichen Dr. Pippitz, in sehr rühmlicher Weise vertheidigt, wagt es doch nicht, der Zumuthung der „Allgemeinen Zeitung" irgendwie zu entsprechen und Propaganda unter den deutschen Kaufleuten in Triest zu machen, um diese zu Schritten in einem nationalen, deutschen Sinne zu bewegen. Sie beruft sich einfach auf die Thatsache: „Unsere Küsten sind nicht deutsch; sie werden nur von Slaven und Italiänern bewohnt." Ja, eine darauf der „Allgemeinen Zeitung" von „mehreren deutschen Actionairen des Lloyd" zugegangene Erklärung spricht sich in Bezug auf jenen Streit folgendermaßen aus: „Die Stadt Triest ist allerdings insofern deutsch, als sie in der politischen Eintheilung zum deutschen Bunde gehört; dieselbe Regierung aber, welche ihre Kriegsflotte deutsch kommandiren läßt, druckt ihr offizielles Blatt und alle ihre Verordnungen in Triest italiänisch; die Tribunale erlassen ihre Bescheide italiänisch; das Hafenamt ist rein italiänisch, der Magistrat verkehrt italiänisch; der Gemeinderath, die Handelskammern halten ihre Sitzungen nur italiänisch; in der nautischen und Handels-Akademie ist die Unterrichtssprache italiänisch; alle Börsengeschäfte werden italiänisch abgeschlossen — der Lloyd aber, der nur von dem Verkehr lebt, soll allein die Landessprache seines Sitzes verleugnen?"

Eine Thatsache, wie die, auf welche sich die „Triester Zeitung" beruft, ist freilich nicht leicht zu ändern. Die Oesterreicher, die am Adriatischen Meere die Erben der seefahrenden Venetianer wurden, können den im Laufe von Jahrhunderten italisirten, slavischen Küsten nicht nach Jahrzehnten schon einen neuen Nationalcharakter aufgedrückt haben. Aber daß die deutschen Actionaire des Lloyd es so ganz in der Ordnung finden, daß das nicht erst seit Jahrzehnten, sondern schon seit Jahrhunderten (mit alleiniger Ausnahme der kurzen französischen Zwischenherrschaft) unter österreichischem Scepter stehende Triest so durch und durch italiänisch regiert, verwaltet, gerichtet und belehrt werde, wie sie selbst sagen, würde unbegreiflich sein, wenn es dafür nicht eine ganz einfache Erklärung gäbe, eine Erklärung, die, so einfach sie ist, doch der „Allgemeinen Zeitung" bisher entgangen zu sein scheint. (Fortsetzung folgt.)

Liberien.

Die Neger-Kolonie Liberien, an der Westküste Afrika's.

(Schluß.)

Indeß will die Colonisations-Gesellschaft, die mit Sorgfalt ihren eigengeschaffenen Staat überwacht, neue Anstrengungen machen. Das liberische Parlament von 1857—1858 hat in Folge eines Antrages der Gesellschaft darüber berathen, unter welchen Bedingungen die Republik sich verpflichten könne, die ihr zugeschickten Emigranten in den ersten Monaten ihrer Niederlassung abgabenfrei aufzunehmen und sie sogar zu ernähren. Eine der von den liberischen Kammern, Angesichts eines neuen Einwandererzuges, gestellten Bedingungen ist das Verlangen gewesen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten selbst der Colonisations-Gesellschaft in ihrem Unternehmen beistehen möchte; die Unterhandlungen haben begonnen, und wenn sie, wie man hoffen darf, ein günstiges Resultat liefern, kann daraus ein neuer Aufschwung und eine neue Entwickelung dieses Negerstaates erwachsen.

Das Einkommen von Liberien besteht in einer sechsprozentigen Einfuhrsteuer, einer Nachsteuer auf gewisse Waaren, wie Feuergewehre, Taback, Salz, Spiritus, und in einem Gewerbeschein für Kaufleute, was jährlich 25,000—30,000 Thaler einbringt. Die Ausdehnung der Seeküste beträgt nahe an 75, die Breite des Landes 10 Meilen. Der Negerstaat reicht vom Maunaflusse im Norden bis zur Schwester-Kolonie „Maryland-in-Liberia" auf Kap Palmas. Seine Militairmacht ist 12—1500 Mann stark, mächtig genug, um die Eingeborenen in Respekt zu halten. Gesuchte Handelsartikel sind die Boden-Erzeugnisse: Reis, Palmöl, Elfenbein, Schildkrötenschalen, Wachs, Kaffee, Gold, Färbehölzer. Fast immer sind amerikanische oder europäische Schiffe im Hafen, und in den Straßen von Monrovia herrscht nicht weniger reges Leben, als in manchen kleinen Seestädten der Vereinigten Staaten. Manufakturwaaren kommen aus Europa und Amerika, doch ist es lobenswerth anzuerkennen, daß die Einwohner ernstlich bemüht sind, die inländische Industrie zu kultiviren. So bestimmt ein Gesetz des neuesten Parlaments eine landwirthschaftliche Industrie- und Kunstausstellung für die Bürger der Republik und die Ureinwohner des Landes; 1858 hat eine solche Ausstellung zu Monrovia stattgefunden; die nächsten werden abwechselnd in den Hauptstädten der anderen Kreise sein, und die Schätzungs-Kommission wird Preise im Werthe von ½ bis zu 20 Dollars an die Produzenten von den besten Lebensmitteln, Zucker, Baumwolle, Kaffee u. s. w. und die Fabrikanten der besten Manufakturwaaren austheilen.

*) Dermalen und seit länger als vier Jahren bekleidet die Direction der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn-Gesellschaft diese Functionen. D. R.

Es verdient diese Erscheinung die höchste Beachtung. Welches Schauspiel bot sich vor vierzig Jahren den Schiffen, die von den europäischen Stationen an der Westküste von Afrika aus nach Guinea fahren! Eine fast wüste, mit Wäldern und Sümpfen bedeckte Region. Drang man in die entlegenen Buchten und in die Mündungen kleiner Gewässer ein, so hatte man Niederlassungen zu zerstören, wohin die Häuptlinge der Eingeborenen Unglückliche aus dem Innern Afrika's entführten, wo sie Sklavenschiffe erwarteten, die hier in Sicherheit ihre Menschenladung aufnehmen konnten. Auf der ganzen Küste waren die Menschen ebenso barbarisch, wie die Natur wild und wüst erschien. Jetzt sind hier Zufluchts-Häfen geöffnet, der Sklavenhandel ist gänzlich verschwunden, Städte erheben sich mit Magazinen, Hospitälern und anderen gemeinnützigen Instituten; viele Schiffe unterhalten zwischen ihnen den lebhaftesten Handel. Das Alles ist unter dem Schutze einiger menschenfreundlichen Amerikaner aus unglücklichen Negern geworden, die in Verworfenheit und Elend auf dem Straßenpflaster der großen Bundesstädte vegetirten. Und nicht blos darauf beschränkt sich die Wohlthat; außerhalb Liberiens steht noch eine zahlreiche Bevölkerung unter dem Einfluß dieses Staates. Verfeinertere Sitten, ein gewisser Gewerbfleiß, dessen Vortheile die Schwarzen schätzen lernen, die Ersetzung des schändlichen Sklavenhandels durch rechtlichen, Weißen wie Eingebornen nicht weniger gewinnbringenden Handelsverkehr, Neigung zur Civilisation, wo nicht gar Civilisation selbst, sind direkte und indirekte Resultate, die schon 1858 von der Gründung Liberiens ausgehen.

Während jedoch die liberische Regierung sich der Anwerbung freier Schwarzen für französische Kolonieen widersetzt, stehen liberische Bürger in dem Verdacht, unter der Hand sich mit Sklavenhandel abzugeben. Im Jahre 1851 bestätigte dies ein englischer Offizier, Mr. Frederic Forbes, im Anti-Slavery-Reporter. Präsident Roberts widersprach dem im Liberia-Herald mit großer Entrüstung; aber selbst, wenn die Sache sich so verhielte, wie Jener behauptet, könnte man doch unmöglich ganz Liberien dafür verantwortlich machen oder es als ein Argument gegen die Einrichtungen der Republik betrachten. Weil unter den 15,000 Schwarzen und Mulatten, die hier leben, noch Einige ihre ursprüngliche Trägheit beibehalten haben, weil Einige darunter sind, die sich zu Mitschuldigen des Sklavenhandels hergeben, muß man sie darum Alle verdammen? Wenn es wahr ist, daß die Farbigen, die den Kern der liberischen Gesellschaft bilden, in sich neue Fähigkeiten: den Sinn für Ordnung erwachen fühlen; wenn es wahr ist, daß sie eine geregelte, achtungswerthe Gesellschaft bilden, daß ihre Niederlassung zur Abschaffung des Sklavenhandels fast auf der ganzen Küste von Guinea Gelegenheit gegeben hat, so rechtfertigen solche Thatsachen die Schöpfung und das Bestehen von Liberien. Was die vollkommene Erziehung, die gänzliche Civilisation der Liberier und der Schwarzen, auf die sie rückwirken können, betrifft, so seien wir nicht zu ungeduldig; es ist noch nicht so lange her, daß das Werk begonnen ward; es ist auf gutem Wege; überlassen wir der Zukunft die Sorge, es zu vervollständigen.

Die liberische Republik hat schon ihre Rivalin „Maryland-in-Liberia". Die Privat-Gesellschaft von Baltimore beschloß, nachdem sie zuerst ihr Kontingent nach Liberien gesandt hatte, in Folge von Verwaltungsschwierigkeiten, 1831, eine besondere Kolonie neben der vom Kap Mesurado zu gründen, und wählte das Kap Palmas dazu, wo denn auch bald durch ihre Thätigkeit zwei Marktflecken entstanden. Nach einigen Jahren der Mühseligkeiten und Prüfungen, wie sie auch Liberien im Anfang zu erdulden gehabt, erreichte Maryland um das Jahr 1837 eine ziemlich hohe Stufe des Gedeihens. Es besteht jetzt unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie seine Nachbarkolonie; nur darf dort weder Rum, noch Spiritus eingeführt werden, da es von einem zum Mäßigkeitsverein gehörenden Staate gegründet worden. Seine Emigranten-Bevölkerung besteht gegenwärtig aus 1—2000 Personen und vermehrt sich jedes Jahr um ungefähr 60 Farbige. Im Jahre 1854 hat es, wie Liberien seit 1847, Unabhängigkeit erlangt. Bei mehr als Einer Gelegenheit ist davon die Rede gewesen, es ist mit jenem Staat zu vereinigen, noch aber haben sie sich nicht verständigt, weil Liberien sich Maryland als „Kreis" einzuverleiben wünscht, während Maryland sich unter dem Titel eines Bundesstaates verbinden will. Der Handel bewegt sich um dieselben Gegenstände, wie im Nachbarstaat. Im Jahre 1857—1858 belief sich die Ausfuhr auf 7725 Dollars, die Einfuhr auf nahe an 30,000 Dollars und die Zölle, eine Haupt-Einnahme-Quelle, auf 2242 Dollars. Diese Zahlen beweisen hinreichend das Gedeihen, ja die Wichtigkeit von Maryland-in-Liberia.

Japan.

Frankreichs Verhandlungen und sein Vertrag mit Japan.

Auch Japan, dieses seit Jahrhunderten dem europäischen Handel verschlossen gewesene Land, ist nun nicht mehr blos einigen privilegirten Holländern an einem engbegränzten Punkte, sondern auch, nachdem zunächst Amerikaner und Russen sich den Eintritt in Japan zu erwirken verstanden hatten, den englischen und französischen Handelsschiffen zugänglich. Am 26. August 1858 schlossen Lord Elgin und am 8. Oktober Baron Gros im Namen ihrer Regierung einen Vertrag ab, der dem englischen und französischen Handel alle großen Häfen von Japan öffnet, während selbst die Holländer in ihrem am 30. Januar 1856 abgeschlossenen Vertrage von Yeddo nur die Erschließung der Häfen von Nangasaki und Hakodadi, sowie freie Religionsübung, hatten erlangen können. Wir theilen in nachstehender Schilderung den nicht uninteressanten Bericht französischer Blätter über den Gang der Verhandlungen mit, welche Baron Gros in Japan geführt und zum Abschlusse gebracht hat:

„Am 2. September verließ Baron Gros Shang-Hai in China (wo eben der sehr vortheilhafte, neue Friedensvertrag Englands und Frankreichs mit dem Kaiser von China zum Abschluß gelangt war) am Bord des Dampfschiffes „Laplace", um sich nach Japan zu begeben. Als er am 13. September in Simoda anlangte, wurde er von den beiden Gouverneurs auf das zuvorkommendste empfangen. Es waren dies die ersten hohen japanesischen Beamten, mit denen er in Verbindung trat. Der erste Gouverneur besuchte ihn unmittelbar darauf mit zahlreichem Gefolge und mit allen Zeichen seiner Würde bekleidet. Ein Frühstück war am Bord des „Laplace" bereitet, und die Unterhaltung war vom ersten Augenblicke an voll Herzlichkeit und Leben, obgleich sie natürlich mit Hülfe eines Dolmetschers geführt wurde. Es war ganz augenscheinlich, daß man die französische Gesandtschaft bestimmen zu können hoffte, die Reise nach Yeddo aufzugeben. „Der Kaiser ist krank", sagte der japanesische Gouverneur zum Baron Gros, „und wird Sie wahrscheinlich nicht empfangen können. Warum wollen Sie ihm denn nicht von Simoda aus die Grüße ausrichten, die Sie ihm von Seiten Ihres Souverains zu bestellen haben, und sich so eine unnütze und ermüdende Reise ersparen?" Baron Gros erwiederte, daß seine Mission einen ernsteren Zweck habe, daß er mit Vollmacht versehen wäre, mit Japan zu unterhandeln, daß er sich demnach nach Yeddo begeben müsse, wo er dem Premier-Minister schriftlich die sehr friedlichen und wohlwollenden Instructionen mittheilen würde, mit denen ihn der Kaiser der Franzosen beauftragt habe. Diese Erklärung schnitt alle ferneren Einwendungen des Gouverneurs ab, der sich nun zurückzog und an den Baron Gros die Bitte richtete, am folgenden Tage bei ihm einen Imbiß einzunehmen. Er hatte sich die Korvette mit großer Wißbegier angesehen und den lebhaften Wunsch geäußert, sie ganz kennen zu lernen; dann, als er im Momente des Abschieds sah, daß man bei seinem Fortgange salutiren wollte, verlangte er, auf dem Schiffe selbst Zeuge dieses Grußes zu sein. Die feinen Manieren, die sowohl er, als auch die Personen seines Gefolges besaßen, ihre ausgesuchte Höflichkeit, das wahre Interesse, das sie an Allem nahmen, was ihnen vor Augen kam, waren Beweise genug, daß man mit einem intelligenten Volke in Verbindung gekommen war.

Am folgenden Tage wurden Geschenke von Fischen, Gemüsen und Früchten an Bord des „Laplace" gebracht, sie kamen vom Gouverneur, der ihnen zwei Rieß schönes Papier beigefügt hatte, die, wie er sagte, die geistreichen Gedanken des ersten Rathes des Kaisers der Franzosen aufnehmen sollten. Baron Gros begab sich am folgenden Tage zu ihm, wie es von ihm verlangt worden, von den beiden Befehlshabern des „Laplace" und des „Pregent" begleitet. Zwei japanesische Offiziere befanden sich auf dem Landungsplatz und führten ihn nach Begrüßung in das Stadthaus. Dort wurde er vom zweiten Gouverneur und dessen Offizieren empfangen und zuerst durch ein Vorzimmer geführt, um mit dem dort befindlichen ersten Gouverneur in den Speisesaal zu gehen. Zwei parallele Tische, zwischen denen ein Raum für die Bedienung gelassen worden, waren dort für die Gäste aufgestellt, während der erste Gouverneur, sein Adjutant und 7 Offiziere in ihrem Gala-Kostüm sich auf orientalische Weise niederließen, so daß sie auf demselben Tische kauerten, der für sie bestimmt war.

Eine Menge auf kleine lackirte Schüsseln und Näpfe aufgetragene Gerichte erschienen hinter einander auf den Tafeln, und alle Eleganz der japanesischen Küche, die freilich angenehmer für das Auge, als für den Geschmack ist, wurde während dieser Mahlzeit entfaltet. Die starken Weine des Landes wurden in zierlichen lackirten Tassen servirt, Visitenkarten ausgetauscht und von beiden Seiten Gesundheiten ausgebracht. Die Heiterkeit wurde so groß, daß Baron Gros es für gerathen hielt, sich zurückzuziehen, nachdem ihm der Gouverneur alle Diener, Steuermänner und Dolmetscher angeboten hatte, die ihm zur Erleichterung seiner Reise nach Yeddo dienen könnten.

Indeß, trotz dieses Anerbietens, schickte er am folgenden Tage mehrere seiner Offiziere an Bord des „Laplace", um dort den Tod des Kaisers anzuzeigen, eine Nachricht, die den französischen Gesandten gewiß bestimmen würde, nicht nach Yeddo zu gehen, da dort nun allgemeine Trauer herrsche. Der Gesandte antwortete, daß er sehr lebhaften Antheil an dem Ereigniß nähme, welches das Land betroffen, daß die französischen Flaggen zum Zeichen der Trauer nur

zur Hälfte aufgehißt werden sollten, daß er aber nichsdestoweniger am Morgen des 19ten nach Yeddo segeln werde.

An dem genannten Tage in der That warfen die französischen Schiffe vor der Stadt Anker. Eine Mandarinen-Barke begab sich alsbald an Bord des „Laplace“, mit dem Verlangen, daß die französischen Fahrzeuge ihren Ankergrund verlassen und sich nach Kanagawa begeben sollten, wo sie willkommen sein würden. Sechs hohe Würdenträger kamen am folgenden Tage selbst an Bord, um diese Bitte zu wiederholen, und strengten sich zwei Stunden lang vergeblich an, den französischen Gesandten zu bewegen, auf die Landung in Yeddo zu verzichten, indem sie bald die große Trauer als Grund dafür anführten, bald von den großen Verheerungen der Cholera sprachen, die täglich 4—500 Menschen der Hauptstadt hinwegraffte. Aber ihr Flehen und Bitten konnte die Festigkeit des Baron Gros nicht besiegen, und so verlangten sie nur, daß der Brief, den er dem Premier-Minister senden wolle, erst am folgenden Tage, und zwar in einem kleinen, außerhalb der Stadtmauer am Wasser gelegenen Tempel, abgegeben würde. Das wurde unter der besonderen Bedingung bewilligt, daß der Premierminister den Brief an demselben Tage beantworte.

Der zweite Gesandtschafts-Secretair, Herr v. Contades, stieg am folgenden Tage an das Land, um den Brief an dem bezeichneten Ort abzuliefern. Die Mandarinen, die er dort fand, kündigten ihm an, daß eine Wohnung für die Gesandtschaft in der Stadt vorbereitet würde. Nachdem nun Baron Gros am Bord des „Laplace“ noch sechs Mandarinen empfangen hatte, die an ihn die Frage stellten, ob er sie als Unterhändler annähme, landete er in Yeddo und nahm von dem Bonzenkloster Besitz, das er selbst zu seiner Residenz gewählt hatte. Kaum dort eingerichtet, empfing er den Besuch der japanesischen Unterhändler und einen ansehnlichen Vorrath von Gemüsen, Früchten und Fischen, den der Kaiser mit der Zusicherung täglicher Erneuerung desselben sendete. Kurze Zeit darauf wurde ein in den kaiserlichen Küchen bereitetes Diner für 20 Personen im Saal des Bonzenklosters servirt.

Auf dem Tisch befanden sich nur lackirte Schüsseln und Untertassen, und nur aus ganz besonderer Aufmerksamkeit war neben den spitzigen, elfenbeinernen Hölzchen, die in Japan und China unsere Gabeln vertreten, silbernes europäisches Tischgeräth gelegt worden. Der zweite Gouverneur setzte sich neben den Baron Gros, um ihm die Honneurs bei Tisch zu machen, bat denselben aber vor Allem, ihm doch Champagner vorzusetzen, den er, wie er sagte, schon kenne und sehr liebe. Baron Gros beeiferte sich, ihm solchen anzubieten, und nahm die Gelegenheit wahr, mit ihm auf das Wohl des neuen Kaisers zu trinken. Am folgenden Tage fingen die Unterhandlungen an, die so schnell betrieben wurden, daß nach Verlauf von fünf Tagen die Abfassung des Vertrages bewirkt wurde. Er ist am 9ten in der Hauptstadt unterzeichnet worden, in der zum ersten Mal französische Farben wehten, und redigirt in mehreren Exemplaren, die theils französisch, theils in gewöhnlichem Japanesisch, sowie in nur von den Bonzen und den Autoritäten des Reiches verstandenem Japanesisch und Holländisch, geschrieben waren.

Nach dieser Unterzeichnung schickte der Kaiser für die Gesandtschaft und die Befehlshaber des „Laplace“ und des „Pregent“ Rouleaux von dort fabrizirtem Seidenstoff, indem er gleichzeitig den Wunsch aussprach, sechs Karabiner mit Schäften zu erhalten. Baron Gros ließ sie ihm überreichen; das Geschenk wurde vom Kaiser mit lebhafter Zufriedenheit aufgenommen und unsere Seeleute hatten vor ihrer Abreiche von Yeddo das merkwürdige Schauspiel, diese Waffen mit bewunderungswürdiger Präzision von mehreren geschickten Japanesen führen zu sehen.“

Mannigfaltiges.

— Odoardo Salvetti. Am 29. April v. J. starb in Neapel, 32 Jahr alt, Odoardo Salvetti, einer der strebsamen italiänischen Gelehrten, die mit Liebe den Spuren der deutschen Wissenschaft folgen und die gerade Neapel, trotz seiner excentrischen Lage in geographischer wie in politischer Hinsicht, in größerer Menge besitzt, als andere italiänische Staaten. Salvetti war Advokat, machte sich dabei aber auch als philosophisch-juristischer Schriftsteller bekannt, indem er ein fleißiger Mitarbeiter an der vom Professor Capuano herausgegebenen rechtswissenschaftlichen Zeitschrift war und auch an der Pariser Revue religieuse sich betheiligte. In Folge seines Studiums der deutschen Philosophie und Jurisprudenz war er ein großer Verehrer von Hegel und insbesondere auch von Eduard Gans, dessen Obligationen-Recht er in's Italiänische übersetzt und mit einer Abhandlung über des deutschen Verfassers Leben und Standpunkt herausgegeben hatte. Professor Michelet in Berlin sagt in einer vor kurzem in der „National-Zeitung“ erschienenen Notiz über Salvetti: „Er that, was Gans' nächste Freunde unterließen, und ist, obgleich aus weiter Ferne, für ihre Schuld vollgültig aufgekommen. . . : Salvetti verband mit der ganzen Tiefe deutscher Wissenschaftlichkeit das Fließende, Klare, kurz den esprit, der die französischen Schriftsteller auszeichnet, und nicht nur in seiner Muttersprache, sondern auch im Französischen wußte er sich diese fließende und klare Ausdrucksweise anzueignen.“

— Lamartine und Scribe. Wie Moritz Hartmann in einer Korrespondenz der „Köln. Ztg.“ erzählt, ist Lamartine im Begriff, eine Reise nach Italien anzutreten und an Petrarca's und Madonna Laura's Grab neue Elegieen zu dichten, da die alten in Paris durchaus nicht mehr ziehen wollen und der arme Dichter sogar den blinden Bettler am Pontneuf beneidet, der das Mitleid der Vorübergehenden nicht vergebens anfleht. Fast täglich sieht man Lamartine in der Passage de l'Opéra, wo er nachsieht, ob die dort zu seinem Besten aufliegende Subscriptionsliste ein Erkleckliches ausweise. Alle Spaziergänger der Passage lächeln spöttisch, wenn Herr Lamartine erscheint, aber er kömmt immer wieder. — Der durch seine Theater-Tantièmen reich gewordene Scribe prozessirt jetzt mit einem armen Maler, dem er ein Bild, wegen angeblichen Mangels an Aehnlichkeit, nicht bezahlen will. Man wundert sich über den Geiz eines Mannes, der über den prächtigen Palast, den er sich erbaut hat, die zugleich gastfreundliche und stolze Inschrift anbringen ließ: „Wanderer, kehre hier ungenirt ein, denn Du hast gewiß das Deinige zu diesem Hausbau beigetragen“.

— Das Frankfurter Museum.*) Von dieser Wochenschrift liegt uns das zweite Halbjahr 1858 vor. Der ebenso reichhaltige als mannigfaltige Inhalt zerfällt in viele Rubriken und erwähnen wir einiger gediegenen Leistungen: Herr Julius Altmann liefert in gereimten deutschen Versen einen „Alkoran der Liebe“, neupersische Dichtungen Hussein Ali Mirsa's, nach Gridin's russischer Umschreibung. — Herr Bergenroth verbreitet sich mit großer Sachkenntniß über die berühmte fundirte (endowed) Schule zu Eton, wo vor Allem der gentlemännische Charakter ausgebildet und nur die Neigung zur Wissenschaft geweckt wird, damit dann Selbststudium die Hauptsache thue. — A. Schöll, schon lange einer unserer trefflichsten ästhetischen Kritiker und im Besitze der gründlichsten klassischen Bildung, liefert eine in Form und Gehalt vorzügliche Arbeit: „Ueber Goethe's „Pandora“, ihre Entstehung und Bedeutung“. — Sehr lesenswerth ist ferner eine Abhandlung über die Temperamente, von Fortlage. Als Ergebniß seiner Auseinandersetzungen stellt sich heraus, daß die Temperamente nicht angeboren und unabänderlich, sondern gelegentliche Gemüthszustände sind, welche durch ein Zusammenwirken einer empfangenden und einer hervorbringenden Grundthätigkeit in der Seele entstehen, deren jede entweder mehr in Schlaf sinken oder mehr zur Wirksamkeit erwachen kann. „Jeder Mensch hat der Anlage nach alle Temperamente, bildet aber in der Regel nur eines in sich aus, während er den übrigen, wie der Tonkünstler in entlegenen Tonarten, nebenher ausweicht“. — Der Artikel „Ursprung und Herkunft der Philister“ enthält Ergebnisse heutiger Untersuchungen über die Pelischtim der Bibel, aus welchen Luther Philister gemacht hat; dann kommt noch eine Anekdote, die angebliche Veranlassung zum burschikosen Gebrauche dieses Namens erzählend. Von den drei mitgetheilten Novellen sind „Glück“ und „Reichsbaron“ preisgekrönte. — Noch empfehlen wir: Altmann's Charakterbild der Prinzessin-Regentin von Preußen — Nolte's neuere italiänische Dichter — Paldamus' pädagogische Briefe — Rittwegers' Wandern durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler u. s. w.

Sch.

— Sprachen und Zeitungen in der Schweiz. Im Jahre 1858 erschienen in der Schweiz 260 periodische Blätter, und zwar 181 in deutscher, 70 in französischer, 7 in italiänischer und 2 in romanischer Sprache. Von den täglich erscheinenden Zeitungen kömmt eine französische auf 18,695, eine deutsche auf 29,588, eine italiänische auf 50,297 und eine romanische auf 148,536 Schweizer, die dem betreffenden Sprachgebiet angehören.

*) „Frankfurter Museum“. Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Donnerstag, den 20. Januar 1859. | № 9.

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

(Anfangs Januar 1859. I.)

Englands Stimmung zum neuen Jahre. — Defensiv-Politik gegen die neuesten Forderungen des Welthandels. — Illustrirte Weihnachts- und Neujahrs-Literatur. — Preisgekrönte deutsche Knaben in den Londoner Schulen.

Obgleich das geistige Leben eines Volkes nicht nach Kalender-Jahren gemessen werden kann und in England ohnehin das neue Jahr en canaille empfangen und nur im gewöhnlichen Laufe des Geschäfts am 1. Januar beiläufig und gleichgültig „a happy new year!" gewünscht wird, schließt man sich doch auch in Literatur, Kunst und Wissenschaft an die kleine Veränderung in der Jahreszahl an, spricht von Errungenschaften des verwichenen und Aussichten es neuen Jahres. Summa Summarum, sind die Engländer nicht recht zufrieden mit dem vorigen Jahre, namentlich nicht mit der Stimmung, die es dem neuen übermachte. Man glaubt in der auswärtigen Politik viel erreicht zu haben, fürchtet aber, daß die moralischen und materiellen Kosten ein zu theurer Preis dafür sind.*) Im Innern wird diesmal viel von Reform gehofft und gefürchtet, ohne daß sich eine einzige Partei, die alle mehr oder weniger fix und fertige Reform-Bills in der Tasche haben, irgendwie Sieg zutraut. So fürchtet man viel Reform-Gerede und kein erhebliches Resultat. Auch herrscht für keinen Standpunkt in der alten, so oft durch auswärtige Politik zurückgedrängten Reform-Frage wahre Begeisterung. Selbst Bright, der ehrlichste Engländer, den man jetzt im öffentlichen Leben auftreiben kann, und Haupt der eigentlichen Reform-Bewegung, traut den Combinationen der Gegner einen Pyrrhus-Sieg zu, der ihnen schaden, aber dem Lande auch seine bescheidensten Ansprüche auf Verbesserung innerer politischer Zustände zerstören werde.

Die auswärtige Politik Englands, dessen größter und mächtigster Feind, wird auch diesmal, vielleicht mit größerer Gewalt als je, die Sorge für inneres Wohl absorbiren. Die auswärtige Politik Englands kömmt vielleicht schon mit der nächsten, ernsten Wendung in die nicht mehr zu verhehlenden Lage, Defensiv-Krieg führen zu müssen, für die Existenz Englands als ersten Welthandelsstaates. England ist das Land und London das Herz des Welthandels bisher; aber es fürchtet bei jeder ehrlichen Durchstecherei, sei es der Suez-Kanal oder die Panama-Landenge, für sein Leben. Diese Furcht ist vielleicht eine richtige und begründete Todesfurcht, und man muß es natürlich finden, daß sich England, wie es nun einmal ist, dagegen wehrt; aber der Suez-Kanal und die Wasserstraße durch Nicaragua zwischen dem Atlantischen und Großen Oceane (beiläufig gesagt, aber keine beiläufige Thatsache — Beides Entdeckungen und kosmopolitische Forschungs-Resultate Deutscher) werden und müssen im Interesse der Menschen zu Stande kommen. England fürchtet am Suez- und großen Meeres-Kanale neue Mittelpunkte des Welthandels und wehrt sich dagegen durch diplomatische Durchstecherei, vielleicht auch Krieg, wovon bei dem neuesten Versuche der Amerikaner, durch Nicaragua aus dem Atlantischen in den Großen Ocean zu fahren, bekanntlich schon Vorspiele zum Vorschein kamen. England, der Repräsentant des Welthandels, kommt dadurch in das Dilemma, gegen die Seele seiner eigenen Größe bitter reactionair aufzutreten und vielleicht blutigen Krieg zu führen, die neue Welt-Kultur auf Leben und Tod zu bekämpfen oder sich durch eine zum Kosmopolitismus erweiterte neue Anti-Korn-Gesetz-Liga in die richtige Bahn treiben zu lassen. Zu einer solchen kosmopolitischen Liga fehlen aber in England alle Elemente. Diese wird vielleicht von Völkern und Staaten gebildet werden müssen, unter denen die Deutschen unwillkürlich eine ihrer wahren, kosmopolitischen Rollen zu spielen haben werden. Der Wasserweg zwischen den beiden großen Oceanen müßte nach dem ersten Entdecker Humboldt-Straße heißen. Die Engländer werden sie, nachdem sie sich mit aller Macht dagegen gewehrt haben werden, wie Alles, Victoria-, Albert- oder Wellingtonstraße taufen und am Ein- und Ausgange ihre Kriegsschiffe und Zollhäuser aufstellen wollen. Die Deutschen aber, die den Schöpfer des „Kosmos" ihren Landsmann nennen und den Kosmopolitismus und Freihandel gründlicher verstehen, als irgend ein anderes Volk der Erde, sollten, wenn nicht auf den Namen Humboldtstraße, doch darauf bestehen, daß der Geist ihres Entdeckers die Erde beherrsche.

*) Als dies geschrieben wurde, war der in Paris heraufbeschworne italiänische Schwindel noch nicht bis London gedrungen. D. R.

England ist wesentlich voller Furcht und Reaction gegen die neuen Bestrebungen des praktischen Kosmopolitismus, der keinem Volke etwas nehmen, sondern Allen gemeinschaftlich neue Lebens- und Kulturquellen eröffnen will. Die Engländer werden dies am letzten zuzugeben geneigt sein und sich am Ende mörderlich dagegen wehren. Zur Ehre der Menschheit wollen wir hoffen, daß es nichts werde, als ein Kampf des Frachtfuhrmanns gegen eine neue Eisenbahn. Er fürchtet mit seiner Familie und seinen Pferden zu verhungern und findet hernach, daß er als Eisenbahn-Omnibus-Stations-Conducteur nebst hundert Anderen, die früher kein Brod hatten, mehr verdient, als vorher als zotteliger Frachtfuhrmann.

Bis jetzt geben diese angedeuteten und noch andere innere und äußere Beziehungen — besonders letztere — der englischen öffentlichen Stimmung etwas Gedrücktes und Bängliches. Ich will dies nicht als meine Ansicht verkaufen. Ich fand sie in den verschiedensten Blättern, nur nicht in der Times, die eine sehr ausführliche Jahresübersicht richtig gab, aber rosig färbte, und in Gesprächen bestätigt und oft ohne Hehl zugegeben.

Auf dem Gebiete des geistigen Lebens, in Kunst, Wissenschaft, Literatur, herrschte viel Thätigkeit, wie dies in einem so alten, komplizirten, verdichteten Kulturleben, wo geistige Luxusartikel weites und breites Bedürfniß geworden sind und von unzähligen Menschen und Anstalten massenhaft industriell und mit Dampf produzirt werden, nicht anders sein kann. Illustrirte Bücher, besonders „Gift-Books" zu Weihnachten und Neujahr, erschienen in Massen, wie Rosinen und überzuckerte Pomeranzenschalen zu Plumpuddings an den Schaufenstern. Zeitungen werden jetzt mit den wundervollen Hoeschen Horizontal-Dampf-Cylinder-Pressen à 15—25,000 per Stunde, manche täglich zweimal geliefert, darunter Penny-Zeitungen auf Strohpapier, mit 48 enggedruckten Folio-Spalten, an denen man täglich 24 Stunden lesen müßte, um sie durchzumachen, so daß man sein ganzes Leben ohne Essen, Trinken und Schlaf allein dem Lesen einer Zeitung widmen müßte, wollte man gründlich Zeile für Zeile lesen. Hier sieht man gleich embarras de richesse, das Charakteristikum aller geistigen Production Englands, was Masse und Quantität betrifft. Aber Niemand liest, selbst gute Bücher werden nicht gelesen, sondern nur auf drawing-room-Tischen in Pausen, der Bilder wegen, durchgeblättert. Man hat sie ja größtentheils schon früher gelesen. Die „Gift-Books" waren diesmal lauter alte, zum Theil glänzend dekorirte Poeten, von Wordsworth, Childe Harold (überaus prächtig von Murray) bis zu Tennyson.

Ein „Griechenland" („Greece") von Wordsworth und dem deutschen Künstler Scharf illustrirt, auch bei Murray, ist technisch ebenfalls wundervoll. „Mexico" bei Trübner & Comp., besteht aus wissenschaftlichen Landschaftsbildern nach den Originalen von Rugendas, von dem deutschen Künstler Sartorius ausgeführt, um die Humboldtschen Forschungen und Landschafts-Zeichnungen zu veranschaulichen. Auch Indien ward natürlich zu Weihnachtsgeschenken verarbeitet, und zwar auch zu einem lustigen. „Curry and Rice; or the Ingredients of Social Life at our Station in India" von Capitain G. T. Atkinson macht aus der anglo-indischen Blasirtheit, Langweil und indischen

Sklavenhalterei, diesem verbrecherischen Thun und Faullenzen der Engländer in Indien, der Drachensaat einer der blutigsten und giftigsten Revolutionen, ein Buch voller Spaß und lustiger Bilder, ohne die Revolution und Politik nur zu erwähnen. Desto deutlicher sieht man sie aus den unheimlich flammenden Augen der unhörbar schleichenden Dienerschaften, die immer „slaves" genannt werden, herausblitzen.

Jeder anständige Engländer hat den Tisch des drawing-room rings herum voll illustrirter Bücher. Das erklärt den ungeheuren Absatz und die Blüthe der illustrirten Literatur. Dazu kommt, daß in allen Schulen und Erziehungs-Anstalten mindestens zu Weihnachten (auch öfter) große Massen von Büchern als Preise vertheilt werden. Dabei fällt mir ein, daß alle unsere deutschen Jungen hier zu Weihnachten bei den „breaking-up-parties" (Bewirthungen der Kinder mit Thee, Kuchen, Apfelsinen u. s. w. durch die Lehrer und Lehrerinnen zum Schlusse eines Kursus, Semesters oder Vierteljahres) erste Preise bekamen. Die jungen Kinkel's, die jungen Kossuth's, die jungen Freiligrath's, die jungen Pulszky's, der junge Schramm, die jungen Born's, der junge Fontane, der junge Beta (auch größtentheils deren Schwestern), Alle bekamen erste Preise in ihren verschiedenen englischen Schulen. Auch sind sie größtentheils die Ersten in den verschiedenen Klassen. Der junge Gottfried Kinkel, noch nicht 14 Jahr alt, liest Anabasis und Ilias im „London University College". Die jungen Born's lesen mit gleicher Leichtigkeit deutsche, englische, französische und hebräische Bücher. Mein Junge kam vor etwa 1¼ Jahren mit einer tüchtigen Gymnasial-Elementar-Grundlage herüber, aber ohne ein Wort Englisch zu verstehen. Jetzt schreiben die englischen Jungen ihre englischen Stilarbeiten oft von ihm ab. Er ist der Erste in der ersten Klasse in fünf von acht Unterrichtsgegenständen. Auch er bekam den ersten Preis: „The English Boy in Japan", hübsch mit Stahlstichen illustrirt und prächtig gebunden. „Der englische Junge in Japan, oder Gefahren, Abenteuer u. s. w. des Mark Raffles unter Fürsten, Priestern und Volk dieses sonderbaren Reiches, von William Dalton, Verfasser des „Wolfs-Jungen von China",*) des „Kriegs-Tiger" u. s. w." (London: Nelson & Sons), ist eine der vollständigsten und anschaulichsten Schilderungen der Sitten, Gebräuche, Poesieen, Legenden u. s. w. Japans und enthält zugleich das Neueste, was außer älterer Kenntniß durch Lord Elgin in Japan und den Handels-Vertrag bekannt geworden, obgleich Mark Raffles unter den Holländern nach Japan kam. Die neunundzwanzig Kapitel des Buches sind zugleich alle einzeln sehr interessant und stets in sich abgerundet. Obgleich es als Belohnung für den Fleiß eines Knaben benutzt ward, hat es doch auch der Alte mit mehr Interesse und Belehrung gelesen, als viele prätentiöse Bücher. Zugleich scheint mir es für die jugendliche Phantasie ungemein gut berechnet zu sein. Inhalt und Form bieten Ungewöhnlicheres und Anziehenderes, als selbst der unsterbliche Robinson. Aber es ist, wie tausend andere von illustrirten „Gift-Books", eine Compilation, kein Originalwerk.

Deutschland und das Ausland.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

III.

(Fortsetzung.)

Die piemontesischen und die französischen Zeitungsschreiber behaupten zwar, daß das lombardisch-venetianische Königreich unter dem „Drucke tyrannischer Fremdherrschaft" schmachte, und daß Oesterreich seine italiänischen Unterthanen ebenso stiefväterlich behandele, wie der König von Neapel, der Herzog von Modena und andere einheimische Herrscher; wir deutschen Reisenden — und unter denen, die wir uns jetzt in Venedig, Padua, Verona, Mailand, Como ꝛc. umgesehen, befanden sich Männer der verschiedensten politischen Gesinnung — sind jedoch nicht der Ansicht der Zeitungen von Turin und Paris. Vielmehr glauben wir, daß man nur einen Blick in das lombardisch-venetianische Königreich zu thun brauche, um sich davon zu überzeugen, daß die Italiäner in Oesterreich das bevorzugte, ja das verzogene Kind der gemeinsamen väterlichen Obsorge sind. Hier ist nicht allein von dem „Drucke tyrannischer Fremdherrschaft", über welchen das junge Italien zu klagen liebt, nichts wahrzunehmen — wenn man nicht etwa die überall sichtbaren österreichischen Uniformen als solchen bezeichnen will, was jedoch eine ungerechte Hyperbel wäre, da sich das Militair, obwohl vom Bürgerthum ausgeschlossen und exilirt, keinerlei Uebergriffe gegen dasselbe erlaubt — sondern es werden hier auch die altüberkommenen Munizipalfreiheiten sowohl, als die von der Napoleonischen Zwischenherrschaft eingeführten Grundsätze der Gleichheit aller Stände und aller Bekenntnisse vor dem Gesetze auf das strengste geachtet und aufrecht erhalten. Namentlich ist es der letztere Umstand, die Gleichheit aller Stände und religiösen Bekenntnisse vor dem Gesetze, was dem italiänischen Bürger in seinen eigenen Augen ein so hohes, moralisches Uebergewicht über den deutschen Bürger in Oesterreich verleiht, der in einigen Provinzen des Kaiserstaates die Evangelischen und in den meisten alten Kronländern die Juden von dem Rechte ausgeschlossen sieht, Grundeigenthum zu besitzen, und der sich durch den im lombardisch-venetianischen Königreiche längst nicht mehr gekannten Gewerbe- und Zunftzwang in der freien Bewegung auf dem mit dem Auslande konkurrirenden Gebiete der Industrie vielfach gehemmt sieht. Ist es da wohl ein Wunder, wenn die Triestiner, als im Jahre 1815 ihre Stadt, gleichwie das gesammte alte und neue Ländergebiet Oesterreichs, mit Ausnahme der Lombardei und Venedigs, sowie Ungarns und seiner Dependentien, den deutschen Bundesstaaten einverleibt wurde, vor Allem darauf hielten, wie sie jetzt noch darauf halten, daß ihre alten italiänischen Munizipalfreiheiten geachtet bleiben und ihnen, gleichwie den Italiänern des lombardisch-venetianischen Königreiches, das Joch des Gewerbe- und Zunftzwanges und vieler anderen, die deutschen, slavischen, magyarischen und rumänischen Bewohner Oesterreichs treffenden Ausnahme-Gesetze mit der Ehre, zu Deutschland zu gehören, nicht auferlegt werde? Kaiser Franz, der selbst ein Italiäner war (er wurde am 12. Februar 1768 in Florenz geboren und zum Thronerben von Toskana erzogen) und der eine Vorliebe für italiänische Sprache und Sitte hatte, gewährte diese Bitte, nicht blos der Gerechtigkeit wegen, sondern auch weil er die Italiäner, sowohl in der Lombardei, als in allen früher von den Venetianern beherrschten österreichischen Provinzen, für vorgeschrittener in der politischen, wie in der sozialen Bildung hielt, als seine deutschen und slavischen Unterthanen. Und darin mochte er damals vielleicht nicht ganz unrecht haben.

In keinem anderen Lande des Kaiserstaates hat nämlich, wie im lombardisch-venetianischen Königreiche, in Folge seines Bodenreichthums, seiner Seidenproduction und seines (venetianischen) Welthandels, die künstlerische und fabrikartige Ausbildung der Gewerbe so früh schon eine Verschmelzung der Stände herbeigeführt. Diese Verschmelzung der Stände läßt nicht blos die faktische Ungleichheit des Reichthumes, des größeren und des kleineren Grundbesitzes, der patrizischen und der plebejischen Familien weniger drückend und demüthigend erscheinen, sondern sie läßt auch, wie es in der Lombardei und Venedig wirklich der Fall ist, neben der Aristokratie der Geburt eine vollkommen gleichberechtigte Aristokratie des Talentes zu. Und so kömmt es denn, daß das nördliche Italien — denn auch Piemont und Toskana bieten mehr oder weniger ähnliche Zustände dar, wie die Lombardei und Venedig — trotzdem, daß alle romanischen Völker seit einem Jahrhundert weit hinter den Kulturfortschritten der germanischen zurückgeblieben, den Eindruck einer überlegenen Bildung machen und dadurch besonders den slavischen Bewohnern Illyriens und des österreichischen Küstenlandes imponiren, wo im Jahre 1815 die unter der französischen Herrschaft aufgehobenen feudalen Vorrechte (Baronialrechte) wiederhergestellt wurden und wo, wie unter den slavischen Völkern überhaupt, an eine Verschmelzung der Stände und an eine Aristokratie des Talentes nicht zu denken ist.

Triest, dem bereits Karl VI. und Maria Theresia, bei seiner Erhebung zum Freihafen, die Erhaltung seiner alten, italiänischen Munizipalrechte zugesichert hatten, erhielt im Jahre 1775 einen besonderen Statthalter, der das Gebiet der Stadt, abgesondert vom übrigen österreichischen Küstenlande (Aquileja, Fiume, Buccari, Zengg und Carlobago), regierte. Die Evangelischen durften hier unter Kaiser Joseph im Jahre 1786 zwei große Kirchen („Cristo Salvatore" gehört der helvetischen und die „h. Dreifaltigkeits-Kirche" der Augsburgischen Konfession) für ihren Gottesdienst einrichten, und den Israeliten wurden Handelsfreiheiten bewilligt, wie sie dieselben damals nirgends sonst besaßen. Alles dies trug dazu bei, der Stadt einen außerordentlichen Aufschwung zu verleihen, und von 3000 Einwohnern, die sie unter Karl VI., dem Vater Maria Theresia's, besaß, hatte sie es im Jahre 1809, als sie unter französische Herrschaft kam, auf 40,000 gebracht, die jedoch unter dem eisernen Joche des Napoleonischen Regimentes und des Kontinentalsystems sehr bald wieder um ihren Wohlstand kamen.

Als, nach wiederhergestellter Herrschaft der Oesterreicher, Triest zum Königreich Illyrien geschlagen und dem Littorale einverleibt wurde, hat Kaiser Franz, wie wir bereits erwähnten, den von slavischen Landbewohnern, Fischern und Schiffern umgebenen italiänischen Kaufleuten Triests, wie den Italiänern der Lombardei, die Wiederherstellung ihrer alten, sowie die Erhaltung der von den Franzosen neu eingeführten Freiheiten zugesichert, und das, was ihnen 1814 versprochen wurde, ist ihnen in der That treu gehalten worden. Triest hat darin eine Aufforderung gefunden, auch seinerseits dem Kaiserhause die Treue streng zu bewahren. Es hat diese Probe, wie 1809—1813, auch 1848—1849, in den Kämpfen Oesterreichs mit Italien, bestanden, so daß ihm der Beiname der „getreuen Stadt" (Trieste, la fedele) gegeben worden.

*) Vgl. „China" im heutigen Blatte.

Triest hält aber auch auf seine italiänischen Vorrechte so außerordentlich viel, daß es, als die Stadt im Jahre 1848 den damaligen ersten Direktor des Oesterreichischen Lloyd, Herrn v. Bruck, zu ihrem Abgeordneten bei dem deutschen Parlament in Frankfurt a. M. wählte, diesem ausdrücklich die Instruction ertheilte, nicht zuzugeben, daß die Ausnahms-Stellung Triests im deutschen Bundeslande Oesterreichs irgendwie beeinträchtigt werde. Und in der That war es auch Herr v. Bruck, der, als der volkswirthschaftliche Ausschuß des deutschen Parlamentes unter seinem eigenen Vorsitze, den Antrag stellte, Ein Handels- und Zoll-System für das ganze deutsche Bundesgebiet einzuführen, im Namen der Stadt Triest entschieden Protest dagegen einlegte. Seitdem ist im Jahre 1850 der Stadt eine neue, vom Küstenlande abgegränzte Sonderstellung, mit eigener Munizipal-Verfassung für Gemeinde-Angelegenheiten, an deren Spitze ein Podestà sich befindet, gegeben worden, während für die höhere Verwaltung des Littorale eine Statthalterei besteht, die, ebenso wie das für maritime Angelegenheiten des gesammten Küstengebietes eingesetzte „See-Gubernium", in Triest ihren Sitz hat.

Wenn nun aber das Festhalten Triests an seiner italiänischen Nationalität historisch seine Begründung hat und in den materiellen Vortheilen, die dieses Festhalten den Triestinern gewährt, seine Rechtfertigung findet, so scheint doch mit der Vollendung der deutsch-adriatischen Eisenbahn eine solche Veränderung in den Beziehungen und Zukunfts-Aussichten der Stadt eingetreten, daß — wie selbst das Schreiben des Herrn Podestà an den Vorstand des deutschen Eisenbahn-Vereins andeutet — dieselbe sich fortan nicht mehr als vorzugsweise zu Italien gehörend, sondern als ein „wichtiges Glied" in der Kette der deutschen Handelsstädte ansehen muß. Die größere Strömung der Reisenden von Deutschland nach Triest, die wachsenden Speditionen und überseeischen Verbindungen, die es zwischen seinem großen Hinterlande und der Levante, Asien und Afrika bekommen wird, werden es seiner Handelsbevölkerung bald zum Bewußtsein bringen, daß sie einem anderen Kreise der Kulturbewegung angehört, als dem italiänischen. Und ist es der österreichischen Regierung Ernst, sich dem deutschen Zollvereine mehr und mehr zu nähern, was in der That auch für die Interessen beider großen Länderkomplexe wünschenswerth scheint — mit Ausnahme vielleicht des lombardisch-venetianischen Königreiches, das einem von der deutschen Kulturbewegung gänzlich verschiedenen Kreise angehört — dann wird auch sie mehr als bisher dafür thun, daß jene deutschen Sympathieen in Triest rege gehalten und befördert werden. Dazu gehört aber allerdings, daß sie die Aristokratie des Talentes ebenso auf der deutschen Seite des Adriatischen Meeres begünstige, wie auf der italiänischen, und daß sie durch Aufhebung aller Beschränkungen, die noch in Illyrien, Steiermark und im übrigen Oesterreich auf einzelnen Religionsbekenntnissen, sowie auf den nicht bevorzugten Ständen und Gewerben, lasten, das Volksbewußtsein dort ebenso hebe, wie es im Lombardo-Venetianischen und in Triest gehoben ist.

Mit Unrecht wirft übrigens die „Allgemeine Zeitung" dem Oesterreichischen Lloyd vor, daß es gar nichts für die Förderung des deutschen Elementes in Triest thue. Die von der literarisch-artistischen Abtheilung des Lloyd begründeten und herausgegebenen beiden deutschen Journale: die „Triester Zeitung" und das „Familienbuch", nehmen eine sehr rühmliche Stelle unter den österreichischen deutschen Blättern ein. Die von eben so unterrichteten, als politisch gebildeten Männern (Pipitz, Dreger, Wolff) redigirte „Triester Zeitung" bringt nicht blos gut geschriebene Leitartikel, sondern auch ein meistens originelles und belehrendes Feuilleton. Das „Familienbuch", mit seinen Kupfer- und Stahlstichen, und zwar hauptsächlich nach Bildern lebender, deutscher Maler, ausgestattet, zählt Mitarbeiter in allen Gegenden Deutschlands und hat bereits mehreremal ansehnliche Prämien für die beste Novelle, oder andere Preis-Dichtungen, vertheilt. Die Kupfer- und Stahlstiche des „Familienbuch" werden in einer eigenen Kunst-Anstalt des Lloyd hergestellt, in welcher nicht weniger als achtzehn Kupfer- und Stahlstich-Pressen, sowie ein photographisches Atelier in Thätigkeit sind. Gewöhnlich werden diese von deutschen Zeichnern und Kupferstechern gelieferten Arbeiten auch dem ebenfalls im Verlage des Lloyd erscheinenden italiänischen Journale: „Letture di Famiglie", beigelegt, das ebenso in Italien viele treffliche Mitarbeiter zählt (unter Anderen die Brüder Ignazio und Cesare Cantù, Citadella Vigodarzere rc.), wie das „Familienbuch" in Deutschland.

Im Ganzen ist freilich der italiänische Theil des Verlages des „Oesterreichischen Lloyd" viel umfangreicher und werthvoller, als der deutsche. Wir nennen darunter besonders die in unserem „Magazin" bereits mehrfach nach Verdienst gepriesene „Biblioteca Classica italiana", deren Herausgeber, Herr Dr. A. Racheli, sich besonders durch seine schätzbaren Einleitungen und Anmerkungen zu den Chroniken und anderen selten gewordenen Werken des Mittelalters und der neueren Zeit, sowie durch seine kritische Sichtung der Texte der sogenannten klassischen italiänischen Schriftsteller, ein wahres Verdienst um die Literatur seines Vaterlandes erwirbt, die übrigens in dieser billigen und schönen Ausgabe auch in Deutschland mehr und mehr verbreitet und gekannt wird.

Zur Vergleichung dessen, was in Triest in deutscher und in italiänischer Sprache gedruckt wird, liegt uns die bereits von uns erwähnte, treffliche Uebersicht des Dr. von Wurzbach aus dem Jahre 1853 vor. Es sind in dem gedachten Jahre zu Triest (mit Einschluß von drei bis vier unbedeutenden Schriften, die zu Görz und noch einem anderen Orte gedruckt wurden) im Ganzen 36 Schriften in deutscher und 106 in italiänischer Sprache erschienen. Dieselben vertheilen sich nach ihren verschiedenen Fächern folgendermaßen:

	deutsch	italiänisch
1) Romane und Erzählungen	0	32
2) Schöne Literatur im Allgemeinen	14	14
3) Unterrichts- und Jugendschriften	1	20
4) Handels- und Gewerbewesen	6	10
5) Kriegswissenschaft und Marine	8	0
6) Geographie und Ethnographie	5	2
7) Kalender, Jahresberichte rc.	1	6
8) Geschichte	0	5
9) Erbauungsschriften	0	2
10) Sprachwissenschaft, Alterthum	0	3
11) Gedichte	1	2
12) Theater	0	3
13) Philosophie und Naturwissenschaft	0	2
14) Kunst	0	2
15) Verschiedenes	0	3
	36	106

Es ist bezeichnend, daß von allen hier aufgeführten literarischen Fächern nur die Kriegswissenschaft und Marine keine Vertretung in italiänischer Sprache hat. Die Mannschaften der kaiserlichen Marine bestehen zwar fast ausschließlich aus Illyriern, Istrianern und Dalmatinern (also Slaven) und Italiänern; da jedoch die Offiziere sämmtlich entweder Deutsche oder deutsch gebildete Slaven sind, so ist auch die Literatur der Marine in Oesterreich, ebenso wie die der Armee, deutsch, ganz so, wie das Kommando in beiden Abtheilungen der Landesvertheidigung. Anders verhält es sich mit der Dampfer-Flotte des Oesterreichischen Lloyd. Hier ist das Kommando italiänisch — mit alleiniger Ausnahme des Rufes: „Vorwärts!", welches Wort Herr v. Bruck einst dem Wappen des Lloyd als Devise verlieh — und hier bestehen auch die Offiziere fast nur aus Italiänern und Slaven, die sich als gemeinsamer Sprache immer des Italiänischen bedienen. Freilich ist dies auch das in allen Handels- und Küstenstädten des Mittelländischen Meeres unter dem Namen „Lingua franca" verstandene und gesprochene Idiom; aber dieser Umstand allein sollte doch den Oesterreichischen Lloyd nicht zurückhalten, dem Beispiele der Kriegsmarine zu folgen. In der Levante, in Syrien und in Aegypten, wo die Offiziere der englischen, französischen und russischen Handelsmarine verstanden werden, würde man sicher auch bald das deutsche Wort des Oesterreichischen Lloyd-Offizieres verstehen.

Jedenfalls haben wir aber anzuerkennen, daß auch die Offiziere des Oesterreichischen Lloyd dem deutschen Eisenbahn-Vereine alle mögliche Aufmerksamkeit erwiesen haben, und zwar sowohl bei der Rundfahrt, die wir durch den herrlichen Golf von Triest, unter Begleitung des ausgezeichneten Lloyd-Musikcorps, auf zwei Dampfern zurückgelegt, als bei dem am folgenden Tage stattgefundenen Stapellaufe zweier Schiffe in der großartigen Werften- und Werkstätten-Stadt des Lloyd, und endlich bei der am dritten Tage, auf dem großen Dampfer „Il Giove" („Jupiter") unternommenen Fahrt nach dem Kriegshafen von Pola, von wo wir dann in der folgenden Nacht nach Venedig hinüber fuhren.

Die Rundfahrt am ersten Tage ging zunächst an der friaulischen Küste entlang, bei dem freundlichen Dorfe Barcola vorüber, worauf wir den schönen, noch nicht vollendeten Schloßbau des Erzherzogs Ferdinand Max, „Miramar" genannt („Schloß-am-Meer" wäre vielleicht ein ebenso passender Name dieser reizenden Villa), zu sehen bekamen, dessen junger künstlicher Park und dessen Fontainen durch die nahe Wasserleitung von Nabresina (italiänisch: Aurisina) getränkt werden. Von da gelangten wir in die Nähe von Duino, einem ebenfalls sehr malerisch, auf steilem Felsenufer gelegenen Schlosse, das der Fürstin Hohenlohe gehört. In der Nähe von Duino mündet der in unserem zweiten Reise-Abschnitt erwähnte räthselhafte Fluß, der bei den Römern „Timavus" hieß und auch jetzt noch den italiänischen Namen „Timao" führt, in der That aber nichts Anderes als ein slavischer Illyrier ist, der in seiner Heimat „Rieka" („Fluß") heißt, sich bei St. Canzian, auf dem Karst, in die Erde verliert und nach einem unterirdischen Laufe von fünf Meilen, hier, bei Duino, wieder zu Tage kömmt, um sich als breiter Strom in das Adriatische Meer zu ergießen. Nachdem wir auch noch Grado und in der Ferne das alte

Aquileja gesehen, jene erste Niederlassung der Römer am Golf, von wo aus diese die Istrianer und andere thrakische Seeräuber im Zaume gehalten, fuhren wir im Halbkreis über den Golf nach der entgegengesetzten istrischen Küste, wo wir, zurückkehrend nach Triest, bei Isola, Capodistria, Muggia und Servola (letztere beiden die Stationsplätze eines Theiles der kaiserlichen Kriegsflotte) vorüberkamen. Wir können jedem Reisenden, der Triest besucht, nur rathen, diese herrliche Rundfahrt durch den Golf, zu der ihm an jedem Sonn- und Feiertag durch ein Dampfboot des Lloyd Gelegenheit geboten ist, ebenfalls zu machen. (Fortsetzung folgt.)

China.

„Lyu-Payo, der Wolfssohn".*)

Der vor kurzem erschienene fünfte Band (zweiter Reihe) der in Leipzig bei Spamer verlegten „Neuen Jugend- und Haus-Bibliothek" enthält unter vorstehendem Titel eine mit wundersamen Abenteuern reich ausgestattete Episode aus dem Leben oder, mit anderen Worten, dem stürmereichen Lebensmorgen eines getauften Chinesen, der jedoch nicht eigentlich Chinese heißen kann, da er einen Engländer zum Vater hat und seine Mutter zwar ostasiatischen, aber unchinesischen Stammes, nämlich eine Tochter des wilden Bergvolkes Miao-tse, im Inneren China's, ist, welches Volk in seinen natürlichen Festungen dem kaiserlichen Drachen immer Trotz geboten. Schon van der Velde hatte seiner Zeit den Versuch gemacht, möglichst viele Merkwürdigkeiten und Wunderlichkeiten China's in Romanform zu beschreiben, d. h. am Faden einer überdichteten britischen Gesandtschaftsreise aufzureihen. Dem fleißigen und fruchtbaren deutschen Schriftsteller stand aber, einen echten Reisebericht abgerechnet, nur Pater Duhalde's Compilation zur Verfügung, und so mußte seine chinesische Bilder-Galerie ziemlich dürftig und saftlos bleiben. Jetzt kann der Europäer vom „Reich der Mitte", auch wenn er nicht das Glück gehabt hat, dort einige Zeit zu verweilen, schon viel treuere, lebendigere und mannigfaltigere Anschauungen gewinnen, und es ist eigene Schuld, wenn wir noch jetzt in Beziehung auf die Chinesen an Lieblings-Vorurtheile uns festklammern oder vornehm absprechen über manche Verirrung und Thorheit, bei der man die schönste Gelegenheit hätte, an der eigenen Nase zu zupfen.

Das vorliegende Buch empfiehlt sich durch Unparteilichkeit, gesunde Ansichten, wohlthuende Frische und gewandte, lebensvolle Darstellung. Viel Wissenswürdiges ist eingewebt, meist mit Geschick, und die in den Text gedruckten Illustrationen — freilich von sehr ungleichem Verdienste — erhöhen noch den Reiz der so anmuthig eingekleideten Belehrung. Der „Lyu-Payo" ist, seinem deutschen Titel zufolge, „mit Benutzung" von W. Dalton's „Wolfsboy," herausgegeben. Dieses englische Werk ist uns unbekannt, und wir können daher nicht wissen, wie weit die „Benutzung" reicht, und ob nicht ein Wort wie „Bearbeitung" oder „Uebersetzung", paßlicher gewesen wäre. Für letzteres könnten, außer der vorherrschend englischen Schreibung chinesischer Namen, auch gewisse Anglizismen sprechen, z. B. wenn der junge Held (S. 253) bei seinen mütterlichen Stamm- und Bluts-Verwandten, nachdem er auf Rosses Rücken eine steile Höhe hinan- und wieder herabgeklettert ist, wegen dieses „galanten Benehmens" Lob einärndtet. Auf eine Handlung so halsbrechend-kühnen Muthes paßt zwar das gallant der Engländer, keineswegs aber unser galant, welches in solcher Verbindung komisch wirken muß.

Die Vorhalle des Romanes bildet ein von China und den Chinesen im weitesten Sinne handelndes Kapitel, an welchem ebenfalls viel zu rühmen, aber auch Manches zu tadeln ist. Einige Beispiele: Der Name Katai (S. 2) kann im fünften und sechsten Jahrhundert unmöglich schon existirt haben, da er seine Entstehung erst von dem Volke Kitan datirt, das im zehnten und elften Jahrhundert im nördlichen China herrschte. — Das Wort Mandarin (S. 23) kommt nicht von mandar und ist überhaupt nur insofern portugiesisch, als die Portugiesen sich es mundrecht gemacht haben: es ist das sanskritanische mantrin (Rathgeber, Minister) und schon sehr früh zu den Malayen übergegangen, bei welchen die ersten portugiesischen Entdecker es vorfanden. — Die Staatsreligion der Chinesen (S. 28) hat lange vor Kung fu-tse existirt, überhaupt ist dieser nicht Religionsstifter, sondern Sittenlehrer gewesen. — Das Sanskritwort Buddha heißt nicht Glänzender, sondern Erweckter und Weiser. Was (S. 29—30) über den Buddhismus selber gesagt wird, ist so dürftig und ungenau, daß es nur falsche Vorstellungen geben kann. Die sowohl in der Einleitung als im Romane gar häufig uns begegnenden Ausdrücke „himmlisches Reich" und „himmlisches Volk" sind nicht Erfindungen chinesischer, sondern europäischer Albernheit, aber schon dergestalt bei uns eingerostet, daß kein Aetzmittel stark genug scheint, sie auszutilgen. — Chinesische Namen werden öfter ganz falsch übersetzt: so heißt Pe-kiang nicht Perlenstrom (das bedeutet Tschü-kiang), sondern Nordstrom; so muß der Jang-tse-kiang (Weidenstrom) immer und immer wieder der „Blaue" sein (das wäre Lan-kiang oder Tsing-kiang) u. s. w. Es ist mit sterotypen Irrthümern wie mit Krebsschäden, wenn sie auch nicht immer ebenso gefährlich sind.

Der Name Lyu-Payo, welcher, beiläufig gesagt, mit Wolf und Sohn gar nichts gemein hat, würde nur dann in dieser Vollständigkeit zulässig sein, wenn der britische Vater des jungen Helden in China den Familiennamen Lyu angenommen hätte, was aber nicht gesagt wird: der besondere Name des Söhnleins ist mit Pa-yo abgeschlossen, da Kindheitsnamen höchstens zweisilbig sein dürfen. Den Beinamen oder (unverdienten) Spitznamen „Wolfssohn", wofür wir Sohn des Wolfes (oder der Wölfin) empfohlen hätten, und welcher chinesisch Lang-tse lauten müßte, geben die Chinesen ihm nur, weil er von den barbarischen Miao abstammt, die sie zuweilen Wolfs-Menschen (lang-jin) nennen.*) — Auf S. 63 ist durch Vergreifung ein japanisches Stück Papiergeld, statt eines chinesischen, abgebildet.

Bei der Schreibung chinesischer Wörter giebt es orthographische Inkonsequenzen, Dialekt-Mengerei und Schreib- oder Setzfehler zur Genüge. Hier in's Detail gehen, hieße einen Augiasstall ausfegen wollen und geschähe obendrein kaum Jemand zu Danke. Wir bemerken nur, daß der deutsche Herausgeber einige Mal die englische Schreibung in eine deutsche verwandeln will, wobei er aber schlecht fährt: so z. B. heißt die berühmte Pflaumenart (S. 10) nirgends Jäng-mä, sondern Jang-mei (nach deutscher Aussprache des a und ei). Sch.

*) Zur Vollständigkeit des Titels gehört noch: „Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen, Kriegs- und Friedensbilder aus dem Reiche der Mitte". Mit Benutzung von Dalton's „Wolfsboy", herausgegeben von Johannes Ziethen. Leipzig, Otto Spamer, 1858.

*) S. 50 lies Lang-jin für Sang-jin.

Mannigfaltiges.

— George Sand's „Dorfsagen". „Légendes rustiques", heißen die kürzlich erschienenen, geschmackvoll mit Zeichnungen ihres Sohnes, Maurice, ausgestatteten Erzählungen der Verfasserin der „Fadette" und der „Mare au Diable."**) Es sind ländliche Traditionen aus der Provinz Berry, zwölf phantastische Geschichten von gefallenen Sternen, blutenden Leichen, redenden Steinen und anderen schauderhaften oder naiven Wundern, die wir in diesem Buche finden. Schade nur, daß die Verfasserin für nöthig gehalten, die Wunder jedesmal auf natürliche Weise zu erklären und so die Poesie derselben zu vermindern. Die Zeichnungen des Herrn Maurice Sand sind sehr schön und den zum Theil schauerlichen Märchen des Berry ganz entsprechend.

**) Légendes rustiques. Texte par George Sand, dessins par Maurice Sand. Paris, Morel.

— Künstlerschutz in Süddeutschland. In Würzburg ist ein Verein von Kunstfreunden zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe macht, die Hinterbliebenen verdienter Künstler zu unterstützen. Der westfälische Graf Moritz von Bentheim-Tecklenburg und unser preußischer Landsmann, Professor Urlichs, stehen an der Spitze dieses lobenswerthen Unternehmens. Sie haben zum Besten desselben ein Album herausgegeben, welches Beiträge von den namhaftesten Dichtern enthält. Zwei Könige eröffnen den Reigen; König Max, der deutsche Schirmherr aller Kunst und Poesie, singt bedeutsam:

> Der ew'gen Schönheit Ideale
> Sind tief der Seele eingeprägt,
> Daß sie, erwärmt von diesem Strahle,
> Entfaltet, was sie in sich trägt.

Wahrlich, ein herrliches Motto für den königlichen Kunstjünger! König Ludwig zeigt die Tiefe seines Gemüths und die Jugendlichkeit seiner Seele in zwei bedeutungsvollen Gedichten. Alle die vielen, guten und bekannten Dichternamen einzeln aufzuzählen, gestattet der Raum nicht, es sei nur gesagt, daß fast Keiner fehlt und auch sogar Gottfried Kinkel unter der aristokratischen Gesellschaft zu finden ist. Vom Grafen Moritz v. Bentheim sind einige Verse darin, welche durch Gefühlsinnigkeit und Naturwahrheit an seine westfälische Dichtungsgenossin, die herrliche Annette von Droste, erinnern. Möchte das Album recht viel Verbreitung finden, damit es seinen edlen Zweck der Wohlthätigkeit vollkommen erreiche! F. v. H.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Sonnabend, den 22. Januar 1859. | № 10.

Deutschland und das Ausland.

Blaze de Bury über A. v. Sternberg und den Fürsten Pückler.

Ein zweiter Berichterstatter, den die Revue des deux Mondes neben Herrn St. René Taillandier über literarische und Kultur-Zustände in Deutschland besitzt, ist Herr Henri Blaze de Bury. Während jedoch Jener die philosophische und literargeschichtliche Seite dieser Zustände hauptsächlich darstellt, beschäftigt sich dieser vorzugsweise mit dem Leben und der modernen Gesellschaft. „La société de Berlin", ist ein Artikel überschrieben, den Herr Blaze de Bury in dem letzten vorjährigen Hefte der Revue hat abdrucken lassen und dem die „Erinnerungsblätter" des Herrn A. v. Sternberg*) zum Grunde gelegt sind. Trotz oder vielleicht gerade wegen seiner außerordentlichen Blasirtheit ist dieser seit 12—13 Jahren in Berlin gekannte russisch-deutsche Kavalier ein in der modernen Lesewelt sehr beliebter Schriftsteller. Es ist auch gar nicht zu verkennen, daß von einem Bulwer, von einem Thackeray etwas — wenn auch nur in homöopathischer Dosis — in unserem toryistischen Livländer steckt. „Herr v. Sternberg", sagt der französische Reviewer in seiner Einleitung zur „Berliner Gesellschaft", „bildet mit dem Fürsten Pückler und der Gräfin Hahn-Hahn in der deutschen Literatur eine besondere Klasse für sich. Er hat ein gewisses Parfum von ancien régime, das den Schriftsteller sogleich als einen Mann von Geburt verräth. Der demokratischen Literatur gegenüber, welche mehr und mehr den Mittelstein des Straßenpflasters einnimmt, spielt Herr v. Sternberg ein bischen die Rolle des Emigranten. Die Realisten, die Dorfgeschichten-Erzähler werfen ihm vor, daß er einer anderen Zeit, als der eigenen, angehöre; auf dieses Geschrei antwortet er durch Epigramme, und jedes Interdikt, das gewissermaßen gegen seine Erzeugnisse geschleudert wird, erwiedert er durch einen neuen Erfolg, den er davonträgt.... Als ein russischer Edelmann, der mitten in die deutsche Literatur hinein gerathen, suchte Herr v. Sternberg zunächst einen Anlehnungspunkt in der Welt der Salons, die er allerdings mit einer Kunst darstellt, welcher man zuweilen etwas mehr Gutartigkeit und etwas weniger Indiscretion wünschen möchte."

Die „Berliner Gesellschaft", mit welcher sich Herr Blaze de Bury nach der Anleitung des Herrn Sternberg beschäftigt, gehört mehr einer vergangenen Zeit, als der Gegenwart an. Was er über gegenwärtige Zustände sagt — das verdankt er nicht Herrn v. Sternberg, sondern der eigenen Beobachtung, da er in neuerer Zeit zu verschiedenen Malen in Berlin gewesen und hier Gelegenheit gehabt hat, in die tonangebenden Kreise zu kommen.

Zunächst ist es der kürzlich verstorbene Varnhagen v. Ense, dessen lehrreicher Unterhaltung der Franzose ebenso wie der Russe mit Liebe gedenkt. „In ihm", sagt Ersterer, „erblickte man den wahren Repräsentanten, den Ritter ohne Furcht und Tadel jener Berlinischen Zeit voll Liebenswürdigkeit, Geist und Galanterie, die mit dem Prinzen Louis Ferdinand begann und mit Gans endigte." Besonders der Mann voll edler Formen ist es, den Herr Blaze in Varnhagen bewundert, aber er fügt tadelnd hinzu, daß Letzterer auch von den Helden der Geschichte vor allen Dingen die Wahrung der Form verlangt und ihm Napoleon I. hauptsächlich darum nicht zugesagt habe, weil er in der Gesellschaft stets unförmlich gewesen.

Gegen Schiller und Goethe ist Herr v. Sternberg bekanntlich sehr blasirt; dagegen kann er seine Vorliebe für den Fürsten Pückler nicht unterdrücken. Herr Blaze sagt: „Der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", des „Semilasso" und mehrerer anderen in Deutschland bereits vergessenen Werke, die man in Frankreich natürlich nie gekannt, durfte in seiner Eigenschaft, als „grand seigneur" in den „Denkwürdigkeiten" des Herrn v. Sternberg nicht fehlen.... Fürst Pückler hatte die Welt als ennuyirter, skeptischer, spottlustiger Tourist durchzogen; unbekümmert um den Zweck der Reise, der eben blos das Reisen war. Daher dieser affektirte Horror für Alles, was wie ein bestimmter Plan aussieht; diese nachlässige und anspruchsvolle Persiflage, diese erhabene Verachtung alles dessen, was man sonst die höchsten Interessen des Menschen nennt, die er nur mit der Lippenspitze und mit der gleichgültigen Miene berührt, mit welcher ein an einer Lucullischen Tafel eben gesättigter Gast ein Bisquit auf dem Tischtuch zerbröckelt. Dies hindert ihn allerdings nicht, mit liberalen Ideen zu kokettiren, an die er natürlich nicht glaubt. Vielmehr gesteht er, wenn sich die Gelegenheit dazu eben darbietet, daß die größten Epochen der Geschichte diejenigen seien, wo der Despotismus und die Sklaverei geherrscht haben. Die Wahrheit ist, daß er sich über Alles lustig macht. Als geriebener, blasirter Epikuräer, liebt er in der Welt nichts als sich und seine Vergnügungen und ist, Summa Summarum, gerade soviel werth, nicht mehr und nicht weniger, als die Zeit, in der er gelebt hat.... Alle Welt hat wohl schon von der merkwürdigen Kunst gehört, die der Fürst besitzt, Garten-Anlagen zu zeichnen und zu disponiren. Ohne besondere technische Kenntnisse und ein eigenes System, hat er Park-Anlagen entworfen, die wahrhaft bewundernswerth sind. Seine Reise-Erinnerungen kommen ihm dabei sehr zu statten. Er vermählt Italien mit Holland, England mit Frankreich, den architekturalen, pompösen Stil des klassischen Lenôtre, welcher der Natur ein Hofgewand anlegte, mit den malerischen Zierathen Addison's und Pope's und mit der Romantik Rousseau's. Sein Instinkt, sein Gefühl schienen ihm dabei allein die Anleitung zu geben; in seiner Kunst-Anschauung lag Etwas vom Maler, vom Baumeister, vom Dichter, ja, ich möchte sagen: vom Philosophen! Kurz, es war der Eklektizismus in der Gartenkunst, ein Werk der Begeisterung, wobei es niemals an neuen Motiven gebrach. Allerdings ist es zuweilen denjenigen, die seinen Phantasieen freien Spielraum ließen, etwas theuer zu stehen gekommen, denn um einer Idee, um einer Laune willen verlegte er Flußbetten, ließ er Thäler ausgraben, wo er früher Berge hatte anfahren lassen, und kehrte er oft das Unterste nach oben. Inzwischen sind ihm auch Manche für wirkliche, große Verschönerungen ihres Terrains verpflichtet. Man sagt sogar, daß die großartigen Umwandlungen des Boulogner Gehölzes von Paris nicht ohne seine Rathschläge und Pläne stattgefunden haben. Der größte Theil aller fürstlichen Residenzen Deutschlands und zahlreiche, berühmte Landsitze der englischen Nobility tragen die Spuren seines Geschmackes und seiner geschickten Dispositionen. Der unsterbliche Delille, wenn er noch lebte, würde sicher ein neues Garten-Poem dichten auf die herrlichen Park-Anlagen des Schlosses Babelsberg, das dem Prinz-Regenten und der Frau Prinzessin von Preußen gehört. Silvae sunt consule dignae".

Die letztgedachte Bemerkung giebt dem Herrn Blaze de Bury Veranlassung, der höchsten Personen der jetzigen „Berliner Gesellschaft" zu gedenken, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sowohl über den Fürsten, der jetzt mit fester und sicherer Hand die Geschicke Preußens leitet, als über die ihm zur Seite stehende Frau, welcher der Verfasser einst die Ehre gehabt hat, in Koblenz vorgestellt zu werden, mit ebenso vielem Takt als Scharfblick sich äußert. Am Schlusse seiner Darstellung, der die preußischen Zustände überhaupt zum Gegenstande hat, sagt er: „Der gründliche und beharrliche Geist, der bekanntlich ebenfalls eines der Kennzeichen der germanischen Völker ist, wird ohne Widerstand über den Geist der Illusion und der Träumerei den Sieg davontragen. Gerade Preußen ist hierzu der am besten vorbereitete Boden: hier entsprechen die Menschen den Umständen, und hier wird die Gegenwart unterstützt durch die edlen Unter-

*) 4 Bände. Berlin, 1856—1858.

pfänder für die Zukunft. Unter solchen Auspizien scheint uns Preußen dazu bestimmt, der Welt demnächst zwei große Beispiele zu geben: die Verwirklichung freier Institutionen in einer Monarchie, sowie die intelligente und wahre Anwendung dieser Institutionen, die zur dauernden Befestigung des Thrones und zum Wohlstande nicht minder, als zur Würde des Landes dienen." J. L.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

III.

(Fortsetzung.)

Ich gedenke nur flüchtig der Sitzungen und Berathungen des deutschen Eisenbahn-Vereines im großen Saale des Börsengebäudes. Letzteres hat die Börsenversammlungen dem im vorigen Jahrzehent erbauten „Tergesteum" überlassen, dessen Erdgeschoß einen mit Glas bedeckten Kreuzgang bildet, neben welchem sich die Bureaus und Lesesäle des Lloyd befinden, während in den oberen Stockwerken die drei Abtheilungen des Lloyd, mit Einschluß der literarisch-artistischen, ihre großartige Thätigkeit entwickeln. Unsere Sitzungen wurden dnech eine schöne Ansprache des Dr. **Benedetti von Gutmannsthal**, Vice-Präsidenten der Central-Seebehörde von Triest und dem Küstenlande, eröffnet, der während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit und auch bei unserer Fahrt nach Istrien und Pola die wohlwollenden Intentionen seiner Regierung nicht blos durch das gesprochene Wort, sondern auch durch alle seine Anordnungen bethätigte. Ich gestatte mir, aus den Sitzungen selbst, deren Berathungen und Beschlüsse seit dem Bestehen des Vereines stets ebenso die Förderung der Zwecke des handeltreibenden und reisenden Publikums, wie die Einheit der Tarife, Regulative und sonstigen Bestimmungen aller Eisenbahnen der verschiedenen deutschen Staaten im Auge haben, nur anzuführen, daß unter Anderem wieder die Frage erörteet wurde, inwiefern ausländische Eisenbahn-Verwaltungen, wie die lombardisch-venezianischen, die ungarischen, die schleswigschen und andere, dem deutschen Eisenbahn-Verein, seiner Bestimmung nach, anzugehören vermögen? Einzelne Stimmen, und zwar hauptsächlich von Vertretern deutscher Staatsbahnen, hatten früher Bedenken dagegen erhoben, indem die Ausdehnung des Vereines über Italien, Ungarn ꝛc. ihnen gegen die Statuten desselben, die den Verein als einen deutschen bezeichneten, zu verstoßen schien. Auch heute wurde diese Ansicht wiedee geltend gemacht, und zwar gegenüber den Anträgen lombardisch-venetianischer und ungarischer Eisenbahn-Verwaltungen, die dem Vereine ihren Beitritt erklärt hatten. Der Schreiber dieser Zeilen erlaubte sich bei dieser Gelegenheit, auf den Vorgang eines anderen, ebenfalls alle Länder und Stämme unseres Vaterlandes umfassenden, großen Vereins, der deutschen Buchhändler-Corporation, hinzuweisen, der in neuerer Zeit den Grundsatz aufgestellt habe, alle diejenigen Buchhändler des Auslandes (namentlich auch die Pariser und die Londoner Verleger), welche sich den Gesetzen des deutschen Buchhändler-Börsenvereines anschließen, demnach also in Leipzig einen Kommissionär haben, in deutscher Währung abrechnen u. s. w., ohne Rücksicht auf ihre Nationalität in den Verein aufzunehmen und an allen Rechten desselben, wie z. B. Ankündigung ihrer Verlagsartikel im amtlichen Theile des Buchhändler-Börsenblattes, theilnehmen zu lassen. Es kann für Deutschland nur erfreulich und eine Genugthuung sein, wenn sich Angehörige der Nachbarländer unter irgend einer Form deutschen Gesetzen unterwerfen, deutscher Sitte und Art anschließen. Deshalb würde auch nicht blos — wie die Versammlung sofort beschloß — die Aufnahme lombardisch-venetianischer, ungarischer, galizischer, posenscher und anderer solcher Eisenbahn-Verwaltungen, deren Regierungen dem deutschen Bunde angehören, sondern auch die der schweizerischen Eisenbahnen, von welchen einige Direktoren, als eingeladene Gäste, in unseren Sitzungen erschienen waren, sich vollkommen rechtfertigen lassen. In der That haben die schweizerischen Eisenbahnen bereits aus freien Stücken mehrere Regulative und Bestimmungen des deutschen Vereines bei sich eingeführt. Sie haben durch ihr wiederholtes Erscheinen auf den Generalkongressen des deutschen Eisenbahnvereines ihre lebhafte Theilnahme an der Wirksamkeit desselben und auch in vertraulichen Aeußerungen gegen Einzelne ihr Bedauern zu erkennen gegeben, daß, nach den bestehenden statutarischen Bestimmungen, nicht auch ihre Bahnen dem großen deutschen Vereine sich anschließen können. Wir hoffen, daß sehr bald die Zeit komme, wo unter richtiger Erkenntniß dessen, was der Welthandel und der mitteleuropäische Eisenbahn-Verkehr verlangen, auch diese Schranke niedergerissen wied.

Unsere gemeinschaftlichen Ausflüge in die Umgebungen von Teiest machten wir in der Regel nach beendigten Vormittags-Sitzungen. Einer derselben führte uns nach der „Villa Ferdinandiana", die auch den guten deutschen Namen „zum Jäger" hat. Diese Villa, nach der Zeichnung des in Triest durch mehrfache Prachtbauten (unter Anderem: des reichen und geschmackvollen Palastes Revoltella) bekannten und geschätzten Baumeisters **Hitzig** in Berlin erbaut, befindet sich im Angesichte des Meeres, 700 Fuß über demselben, auf dem Abhange eines Waldhügels, den der Kaiser Ferdinand der Stadt Triest zum Geschenk gemacht und dem sie darum, wie der Villa selbst, den kaiserlichen Namen „Bosco Ferdinandeo", „Ferdinandswald", beigelegt hat. Zu dieser Villa hinauf führt eine malerische Straße durch eine kräftige Baum- und Rasen-Vegetation, mit schönen Fernsichten, die bei jeder Windung des Weges abwechseln. Hier sind es die hohen Berge und das blaue Meer, dort die Viadukte der Eisenbahn und die Stadt Triest mit ihren von schönen Villen gekrönten Hügeln, die sich dem Auge darbieten. Abends, bei der Rückfahrt, war diese prachtvolle Straße durch Fackeln erleuchtet, die zu beiden Seiten aufgestellt waren. Die große Säulenhalle im Erdgeschosse der Ferdinands-Villa nahm uns zu dem Festmahle auf, das die kaiserliche Regierung, die Stadt Triest, die Handelskammer und der Oesterreichische Lloyd dem deutschen Eisenbahn-Vereine zu Ehren veranstaltet hatten. Wahrhaft gastfreundliche und echt deutsche Worte wurden auch hier von den einheimischen Herren **Benedetti v. Gutmannsthal, Tommasini** und **v. Lutteroth**, ferner von dem kaiserl. Ministerialrath **Negrelli v. Moldelbe** aus Wien, einem ebenso gründlich gebildeten, als humanen und liebenswürdigen Eisenbahn-Techniker, der leider wenige Tage darauf vom Tod hinweggerafft wurde, von dem Vorsitzenden des deutschen Eisenbahn-Vereines, Direktor **Fournier** aus Berlin, von dem Präsidenten **v. Wittgenstein** aus Köln und von dem General-Direktor Dr. **Hartmann**, Vertreter der k. hannoverschen Staatsbahnen, gesprochen. Auch des Großmeisters der deutschen und der europäischen Wissenschaft, **Alexander's von Humboldt**, dessen neunzigster Geburtstag heute eben war, wurde bei diesem Festmahle mit Jubel gedacht, und es ging von der Tafel aus eine telegraphische Depesche folgenden Inhalts an ihn ab: „Wir, die Stadt Triest und die hier beim fröhlichen Festmahle versammelten Mitglieder des deutschen Eisenbahn-Vereines beglückwünschen Alexander v. Humboldt zu seinem neunzigsten Geburtstage." Wenn auch nur ein kleiner Theil der deutschen Wünsche und Hoffnungen, die heute hier ausgesprochen wurden, in Erfüllung geht, so haben Deutschlands Handel, von den Küsten der Nord- und Ostsee bis zu denen des Adriatischen Meeres, und Deutschlands Wohlstand, natürlich mit Inbegriff der schönen Gauen Oesterreichs, einen außerordentlichen Aufschwung von der Zukunft der deutsch-adriatischen Eisenbahn zu erwarten.

Ein anderer Nachmittags-Ausflug führte uns nach dem neuen „Arsenal" des Lloyd, einer großartigen, seit dem Jahee 1852 hergestellten, doch noch nicht ganz vollendeten Anstalt zum Bau und zur Ausbesserung der Schiffe, sowie der Dampfmaschinen für dieselben. Dieses Etablissement mit seinen Werften und seinen vom Meere bespülten und bis in dasselbe hineinreichenden Dry-Docks, die von Eisenbahn-Geleisen durchschnitten sind, auf welchen mittelst großer, durch eine stehende Dampfmaschine in Bewegung gesetzter Karren die größten Dampfboote in kurzer Zeit auf das Land gezogen und ebenso vom Stapel gelassen werden können; ferner mit seinen kolossalen Werkstätten, Gießereien, Hämmern und Schmieden, mit seinem ausgedehnten Hafendamme und seiner Ameisen-Thätigkeit zu Wasser und zu Lande, hat wohl seines gleichen nur noch jenseits des Meeres zu suchen. Die uns bekannten Schiffbau-Anstalten bei Hamburg und Stettin stehen an Großartigkeit dem Triester Arsenale weit nach, obwohl dieses noch im Werden ist und wahrscheinlich in einigen Jahren noch viel imposanter geworden sein wird. Während unseres Besuches wurden unter dem Fanfare des Lloyd-Musikcorps und unter dem Huzzah! der Arbeiter-Bevölkerung zwei Dampfschiffe, ein großes, „Australia", und ein kleineres, „Lario", vom Stapel gelassen. Das zweite der oben erwähnten Dry-Docks, an dessen Vollendung noch Hunderte von Arbeitern beschäftigt sind, wird förmlich in die Felsen hinein gemeißelt, an welchen sich hier die Brandung des Meeres bricht, und es war uns bei seiner Besichtigung, als ob wir in einen ungeheuren Granitschacht hinabstiegen, um unter die Tiefen der Adria zu gelangen.

Von Sant' Andrea, wo das Arsenal liegt, fuhren wir in Begleitung unserer Damen über San Giacomo, eines der höchstgelegenen Stadtviertel von Triest, nach dem Belvedere, einem öffentlichen Garten, wo uns bei Sonnen-Untergang eine neue, reizende Aussicht über die Umgegend der Stadt und das Meer übeeraschte. Das Musik-Corps der Triester Territorial-Miliz, eines eigenthümlichen Gemisches von rustikaler Landwehr und städtischer Bürgergarde, spielte hier, uns zu Ehren, während Fackeln und bengalische Feuer ein romantisches Licht über die Abhänge und Gelände des Hügels verbreiteten, auf dessen Höhe wir uns befanden. Im großen Gartensaale, dessen Eingang mit dem Transparent: „Willkommen an der Adria!" geschmückt, war uns ein Abschieds-Souper für 300 Converts bereitet, bei dem es auch

wieder nicht an sinnigen Trinksprüchen fehlte, die sowohl von den Wirthen als von den Gästen ausgebracht wurden.

Nicht vergessen darf ich auch der Theater von Triest, die an drei Abenden für unsere Damen und uns gastlich geöffnet waren, ohne daß wir ein Eintrittsgeld zu zahlen hatten. In dem Theater l'Armonia, einem erst im vorigen Jahre, im lombardischen Stil erbauten, überaus anmuthigen Hause, das an diesem Abende festlich erleuchtet war, hatte die philharmonische Gesellschaft, ein Verein von Dilettanten, ein in italiänischem Geschmack arrangirtes Vokal- und Instrumental-Konzert mit Chören veranstaltet, was wir jedenfalls als eine gastfreundliche Aufmerksamkeit zu betrachten hatten, besonders da der Musikdirektor, Herr Piber, eine ausdrücklich für den heutigen Abend komponirte Symphonie („espressamente composta", wie es im Programme hieß) zur Ausführung brachte.*) Außerdem wurden einige Scenen aus dem Trauerspiel des italiänischen Bühnendichters A. Somma: „Marco Bozzari" — bekanntlich ein Held des griechischen Freiheitskampfes unserer Zeit — nicht ohne dramatischen Effekt aufgeführt. An einem anderen Abende sahen wir in dem großen „Mauroner Theater" ein berühmtes Lustspiel von Goldoni, „Le Donne gelose", das mit dem ganzen Zank- und Schimpftalent italiänischer Waschweiber und mit allen karikirten Lazzis Truffaldino's, der in keinem Goldonischen Stücke fehlt, gegeben wurde. An einem dritten Abend endlich hatten unsere Frauen — die Männer waren anderweitig beschäftigt — die Abwechselung, im „Teatro Grande" eine französische Gesellschaft spielen zu sehen, von der sie jedoch nicht allzu entzückt waren. Man sieht, es war uns viel geboten: musikalisches, tragisches und komisches, italiänisches, sowie französisches Theater, sehr viel — nur nichts Deutsches in der doch auch von vielen gebildeten Deutschen bewohnten deutschen Hafenstadt!

(Schluß folgt).

Mexiko.

Ed. Harkort über mexikanische Zustände.**)

Eduard Harkort, zu Harkorten bei Hagen in Westfalen, geboren den 18. Juli 1798, ein jüngerer Bruder der in ihrer Heimat wie in Leipzig und Berlin namhaft gewordenen Männer dieses Namens, erhielt auf der Berg-Akademie zu Freiberg in Sachsen seine technische Ausbildung als Geometer, diente dann als Artillerist im preußischen Heere und ging hierauf im Auftrag einer englischen Gesellschaft nach Mexiko, um Muthungen auf Erzadern anzustechen. Nicht lange nach seiner Ankunft daselbst mußte er seine friedliche Beschäftigung einstellen, weil der in diesem Lande fast nie aufhörende Bürgerkrieg heftig aufloderte und Alles zwang, zu den Waffen zu greifen und Partei zu nehmen. Dies war im Jahre 1832, als der noch lebende General Santana an die Spitze des neuen Aufstandes trat, welcher gegen den General Bustamente, einen ehemaligen Demokraten, ausbrach. Er hatte nämlich das Dekret aufgehoben, das die Spanier aus Mexiko verbannte. Santana erklärte sich (im Januar 1832) für den aus Europa zurückgekehrten Pedrazza, worauf dieser durch die Mehrheit der Staaten als rechtmäßiger Präsident anerkannt wurde. Nach mehreren kleineren Gefechten siegte Santana am 1. und 2. Oktober 1832 über Bustamente bei Puebla und beendigte damit vor der Hand den Bürgerkrieg. Auf Santana's Fahne stand mit goldenen Lettern: „Recht, Freiheit und Unabhängigkeit von Spanien". — Harkort glaubte in ihm, dessen Klugheit und Tapferkeit damals allgemein bewundert wurde, den Mann zu sehen, der endlich den unaufhörlichen Umwälzungen und inneren Unruhen ein Ende machen könne, und stellte sich auf seine Seite. Er bekleidete in seinem Heere die Stelle eines Obersten und wurde eine Zeit lang Gefangener der klerikalen Partei. Da er sein Leben nicht mit einem Uebertritte erkaufen wollte (er war Protestant), so wurde er zum Tode verurtheilt und wäre ohne Zweifel hingerichtet worden, wenn ihn die Seinigen nicht durch eine Ueberrumpelung des Platzes zeitig genug befreit hätten. Er nahm später an dem siegreichen Einzuge Santana's in Mexiko Theil und wohnte der Wiedereinsetzung Pedrazza's bei. Das nächste Jahr folgte ihm Santana im Amte, aber nun änderte derselbe entweder sein System oder trat mit seinem wahren Charakter hervor. Während der Kongreß an der bürgerlichen Reform des Freistaates arbeitete, die zahlreichen Klöster einziehen und die zügellose Soldateska beschränken wollte, war Santana zweideutig genug, die Umtriebe, sowohl der Geistlichkeit als der Soldaten, gegen die gesetzgebende Gewalt zu unterstützen, weil er sich zum Alleinherrscher aufwerfen wollte. Gestützt auf beide Parteien, stellte er sich an die Spitze einer neuen Militairrevolution, forderte Diktatur, sprengte den Kongreß, übte Terrorismus und verrieth Gelüste nach der Kaiserkrone. Nachdem er die Partei der „Reformen von Zacatecas" besiegt, fand er endlich erfolgreichen Widerstand, indem sich die Unzufriedenen von neuem in Texas sammelten, sich gegen ihn erklärten und schließlich Texas von Mexiko losrissen. Eduard Harkort war unter ihnen; er befehligte die Artillerie des Staates Zacatecas und bekleidete auch im Dienste von Texas den Rang eines Obersten. Er nahm an allen Schlachten dieses Befreiungskrieges Theil. — Santana wurde endlich gefangen und verbannt, lebt aber heute noch in der Havanna, von wo aus er intriguirt und Insurrectionsversuche in Mexiko anzettelt. Bald nach Beendigung des Krieges, am 11. August 1834, starb Harkort, als Opfer seiner Anstrengungen und des Klima's, nachdem ihm eine Strecke Landes (etwa 1400 Acres und später noch 1920 Acres) als Dotation zugesprochen worden war. Seine Tochter und Erbin in Deutschland, die darauf Anspruch erhob und sich an die gesetzgebende Gewalt in Texas wandte, ist indeß bis heute noch nicht zu ihrem Besitztitel gelangt.

E. Harkort hat nun ein Tagebuch hinterlassen, ebenso Karten, Höhenmessungen, die Alexander v. Humboldt theilweise benutzt hat, und andere werthvolle Arbeiten. Leider sind sie in einem größtentheils unbrauchbaren Zustande; ebenso das Tagebuch, das zum Theil in nur für ihn selbst verständlichen Aufzeichnungen und zerstreuten Notizen bestand. Im vorliegenden Buche erhalten wir das noch brauchbare Bruchstück, welches mit seiner Gefangenschaft beginnt und mit dem Einzuge Santana's endigt. Es ist in einem fließenden und angenehmen Stile geschrieben und giebt uns ein recht anschauliches Leben von jenem wilden Durcheinander und Treiben, jener Mischung verkommener europäischer Civilisation und Barbarei, die in dem spanischen und sonstigen Amerika zuhause ist. Wie es scheint, sind die politischen Parteien (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, die aber kaum zu Tage kommen) einander werth; die politischen Schlagwörter und Schwindelphrasen, die man im abgestandenen Zustande dem europäischen Urbilde, Frankreich, entlehnt und als Schminke über die nackte, rohe Bestialität streicht, sind noch hohler und widerlicher. Uns fiel bei diesem Buche die Schilderung eines Bekannten ein, der viele Jahre in Mexiko selbst gelebt und mehrere dieser Schild-Erhebungen durchgemacht hatte. Danach war diese ganze politische Wirthschaft das reine Banditenwesen und ein lächerliches dazu. Das eigentliche Volk, so kläglich es ist, kümmert sich wenig um den Rinaldo Rinaldini, der, auf seine barfüßigen und zerlumpten Soldaten und Banditen gestützt, sich zur Zeit Präsident schimpfen läßt und eine Art politischer Komödie aufführt. Nach kurzer Zeit wird er von einem anderen abgethan; die beiderseitigen Gladiatoren (wenn es welche wären) rasen und kanoniren drei Tage in Mexiko wie toll, und wenn die Sache entschieden ist, wenn „die Schlacht gewonnen und verloren", zeigt es sich, daß acht bis zehn Hunde, einige vorwitzige Burschen (Schusterbuben, sagte unser Gewährsmann) auf dem Platze geblieben und an den Hauptstraßen die Ecken abgeschossen sind, „denn", sagte er, „die Hallunken sind zu feig, um die Kanonen in die Mitte der Straßen aufzufahren; um sich vielmehr im Versteck zu halten, fahren sie das Geschütz nur hart an die Ecke, so daß das Rohr an derselben hervorguckt; daher kommt es, daß sie gewöhnlich in die entgegengesetzte Ecke am anderen Ende der Straße treffen". — Wenn die Geschichte vorüber ist, erfolgt allgemeine Verbrüderung, Alles umarmt sich und ruft aus: „Das mexikanische Blut ist zu kostbar, um von Brüdern vergossen zu werden". — Aehnliche Eindrücke haben wir auch dem vorliegenden Buche zu danken, nur daß es im freien Felde doch etwas schärfer und blutiger hergeht. Den Verfasser begeisterten die kriegerischen Thaten Santana's, als er mit einer kleinen Schaar, von Calderon's Division hart verfolgt, durch den Rio Salado und weiter, sich zurückzog, dann aber umkehrte, seinen Gegner überfiel und schlug. Der Verfasser zieht eine Parallele mit Blücher, Schill und seinen rothen Husaren. Später kam er in Santana's Nähe, und seine Anhänglichkeit stieg noch mehr; er wurde von ihm ausgezeichnet, rappirte mit seinen Offizieren, ja erhielt seine Freundschaft zugesichert. Im Juni 1829 traf er ihn noch einmal, als er gerade im Begriff war, gegen die Spanier zu ziehen, die unter Barradas in Tampico landeten. Santana sagte damals zu ihm: „Ich will ihnen einen Schlag geben, wie sie nie einen erhalten haben". — Wirklich nöthigte er Barradas zu einer schimpflichen Capitulation und befreite Mexiko von der spanischen Macht. — Aufgemuntert von mehreren Freunden, bot also Harkort ihm endlich seine Dienste an und stahl sich, als er angenommen worden, auf Umwegen nach Veracruz, wo derselbe sich aufhielt, um keinen Verdacht zu erregen. Dabei kam er durch ein Dorf, dessen Einwohner, unwissende Indianer, ihn vor anderthalb Jahren hängen gewollt hatten, in dem Glauben, er sei ein Hexenmeister, da er für trigonometrische Arbeiten Winkel gemessen hatte.

Es war das Dorf St. Domingo bei Ethela. Ein befreundeter Geistlicher hatte ihn damals von den Kannibalen gerettet. In der

---

*) Am folgenden Tage, bei dem Festmahl in der Villa Ferdinandiana, ward sogar von der Kapelle des Regimentes „Prohaska" ein von dem Festordner, Gubernialsecretair Franz Scherer, komponirter, „den Mitgliedern der Generalversammlung gewidmeter Eisenbahn-Kongreß-Walzer" gespielt. D. R.

**) Aus den mexikanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Eduard Harkort's hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von Dr. F. Gustav Kühne. Leipzig. C. B. Lorck, 1858.

Nähe von Ethela befanden sich alaunhaltige Salzquellen und Vitriolgruben. Dort hielt er an und fand in dem Aufseher einer der Blei- und Vitriolgruben einen Kumpan und Waffengefährten für Santana.

Es war dies ein geborener Schlesier, Karl Lerche mit Namen, der, unzufrieden mit seiner Lage, alsbald aufbrach, indem er sich auf sein Pferd setzte und seinen Hund „Wiedu" neben sich herlaufen ließ. Er war gleichfalls im Dienste der Mexican Company gewesen, hatte sich dann bei der Tlalpuchahua Company anwerben lassen, und als diese Bankerott gemacht, war er nach Mexiko gegangen, wo er bald seine Reise- und Abfindungsgelder verloren hatte. Er nahm also Handgeld beim General Rincon, wurde Kavallerist und machte den Feldzug gegen Santana und die Gefechte bei Jalapa und Perote (1828) mit. Bei Ethela wird er von Santana gefangen, nach dem Kloster S. Domingo gebracht, und „nach der vielbeliebten Sitte in diesem Lande" sattelt er um, nimmt Dienst bei Santana und folgt ihm auf seinem Triumphzuge bis Jalapa, wo er seinen Abschied begehrt. Da dieser verweigert wird, desertirt er und kommt nach mehreren Abenteuern in's Grubenrevier von Oajaca, wo Harkort selbst ihn unterbrachte. Ein Herr Obicini, der die Deutschen nicht leiden mochte, drückte seinen Lohn herunter, so daß er austrat und bei Herrn Uslar an der gedachten Bleigrube Dienste nahm, wo ihn Harkort antraf. — Ein echtes Stück mexikanischen Lebens. — Man muß bedauern, daß der Deutsche sich so leicht hinreißen läßt von diesem alten Hange zum Abenteuern und zum Landsknechtmachen; sein Blut und Leben sollte ihm etwas theurer sein, um es für jede beliebige fremde Menschenart zwecklos in die Schanze zu schlagen.

Später, als Harkort verwundet und gefangen vor den General Calderon gebracht wurde, der schon die Mannschaft aufgestellt hatte, welche die Execution vollziehen sollte, fragte dieser nach seinem Namen, und wo er herkäme. Als Harkort ganz gelassen antwortete, brach er auf eine pöbelhafte Weise in die Worte aus: „Was wollen Sie in unserem Lande, Schelm? warum mischen Sie sich in unsere politischen Angelegenheiten? Führt diesen Schelm hinaus und macht ihn todt". (Glücklicherweise ließ ihn draußen der Korporal laufen, auf Befehl?) Da sich der Deutsche auf alle Standpunkte versetzen kann, so finden wir von dem Standpunkte des General Calderon aus, daß er ziemlich Recht hatte, wenn auch etwas mehr Deutsch als Spanisch ausgedrückt, fast ebenso recht, als General Chassé einen todesmuthigen, preußischen Hauptmann, welcher aus Liebe zur Legitimität holländischer Kanonier geworden und sich mit Lebensgefahr in die Citadelle von Antwerpen geschmuggelt hatte, grob anschnauzte und fortwies, weil er hinlänglich mit Leuten versehen sei. — „Mitgefangen, mitgehangen!" sagt Sancho Pansa.

Nach mehreren Fährlichkeiten kam also E. Harkort bei Santana zu Veracruz glücklich an. Dort war das Hauptquartier; ein Wachtposten hielt ihn vor der Stadt an, wobei wir zuerst die Bekanntschaft einer mexikanischen Armee machen:

„Der Posten bestand aus ungefähr 80 Mann; es war ein höchst buntes und abenteuerliches Gemisch von Negern, Mulatten und braunen Indianern. Es ist fast unmöglich, die Verschiedenheit ihres Anzuges zu beschreiben. Mehrere waren im bloßen Hemde, in kurzen, geschlitzten, weißen Beinkleidern, die Hemdärmel aufgestreift und den Hals bloß, die nackten Füße mit Sandalen versehen. Andere hatten leichte Litefka's umgeworfen und blaue tuchene Kittel, noch andere trugen Jacken mit rothen Kragen, wahrscheinlich die abgesetzten Röcke von Soldaten-Uniformen; ich bemerkte sogar ein paar in schwarzen Fracks. Einige, welche Unteroffiziere und Korporale zu sein schienen, trugen abgedankte Reithosen, mit vielen Knöpfen, nach der landesüblichen Mode besetzt und unterhalb des Knie's offen gelassen, damit der weiße Pantalon darunter zum Vorschein käme. Große Hüte aller Art beschatteten ihre wilden, mit Schnurrbärten gezierten Gesichter. Den Leib umgiebt eine Binde oder ein Gürtel, an dessen ledernem Riemen ihre Machetes (Plantagenmesser) ohne Scheiden, nicht selten mit silbernen Knöpfen beschlagen, herabhängen. Im Gürtel steckt ferner noch das große unentbehrliche Messer (Cuchillo), bei Einigen sogar Husarenpistolen. Diese höchst bunte Gruppe führt Musketen mit Bajonetten, die einzige Waffe, welche dem Ganzen einen etwas militärischen Charakter verlieh; sonst hätte man sie für eine Räuberbande halten müssen. Die Patrontasche hing bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, abwechselnd auch auf beiden Seiten, wie es gerade der Zufall mit sich brachte. Der Kommandant zeichnete sich nur durch eine rothe Binde, Stiefel und Säbel aus. So war dieser Vorposten beschaffen. Die Leute, mit Ausnahme derjenigen, die Schildwacht standen, lagerten oder kauerten in verschiedenen kleinen Gruppen vor der Rohrhütte auf dem Boden, kochten an den Wachtfeuern ihre Frijoles, wärmten die Tortillas, tranken, rauchten Cigarren und spielten Karten, während einige alte Weiber mit ihren Töchtern eifrig beschäftigt waren, auf Reibsteinen Mais zu zerquetschen, oder das Lieblingsgetränk einzuschenken".

Man wird aus dieser kleinen Probe sehen, daß es unserem Verfasser nicht an Beobachtungsgabe fehlt. Das ganze Büchelchen macht diesen Eindruck und giebt sehr ansprechende und charakteristische Schilderungen der Natur, der Sitten, Gebräuche und Zustände in jenem Lande, daneben interessante Daten, die jedenfalls für die mexikanische Geschichte den Werth von Memoiren eines Augenzeugen haben.

Es ist ein wildes und rauhes Leben, voll Scenenwechsel und Abenteuer, doch wir müssen für das Weitere auf das Buch selbst verweisen. Interessant ist es, zu erfahren, daß Eduard Harkort den berühmten Tropenmaler Rugendas aus München, der damals jene Gegenden bereiste, genau gekannt und mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt hat. Rugendas malte sein Bildniß in der mexikanischen Oberstlieutenants-Uniform, wie er in der Batterie von Orizaba im Begriffe steht, eine Militairkarte zu vollenden. Harkort war nämlich das, was man Chef des Generalstabs nennt, bei Santana.

Mannigfaltiges.

— Leipziger „Illustrirte Zeitung", 1859.*) Die uns vorliegende Neujahrs-Nummer dieser seit nunmehr sechzehn Jahren erscheinenden Zeitschrift liefert von Neuem den Beweis, daß das reichhaltige, mit allen Mitteln der Kunst und der Publizistik ausgestattete Unternehmen keinerlei Konkurrenz, von wo sie auch kommen mag, zu fürchten hat. Was vermögen alle die seit dem Jahre 1843 nach dem Vorgange der „Illustrirten Zeitung" gegründeten Bilderblätter, was vermag selbst die mit Hackländer's Erzähler-Talent — das jedoch in einem Journal mit seinem ewigen „Fortsetzung folgt" durchaus nicht am Orte ist — ausgestattete Stuttgarter Illustrirte mit ihren Clichés der Pariser „Illustration" neben dieser Galerie deutscher Original-Bildnisse und deutscher, vaterländischer Stoffe? Mit richtigem Takte stellt die Webersche Zeitung in ihrer ersten Nummer des Jahres 1859, als die beiden Haupt-Tableaus, einen österreichischen und einen preußischen Stoff neben einander, rechts: die Enthüllung des Radetzky-Monuments in Prag (13. November 1858) und links: das Ministerium des Prinz-Regenten von Preußen mit der Devise: „Vorwärts in Licht, Wahrheit und Recht!" Wir machen dabei auf die vortrefflichen Portraits im Vordergrunde des Radetzky-Bildes aufmerksam: man glaubt in jeder Figur einen bekannten österreichischen General zu erkennen. Das Bildniß einer portugiesischen Infantin, der Braut des Prinzen Georg von Sachsen, hat, trotz seiner transpyrenäischen Herkunft einen echt deutschen Charakter. Denn es tritt durch diese Verbindung einer Tochter des Königs Ferdinand, Herzogs zu Sachsen, mit einem Prinzen des sächsischen Königshauses zum erstenmale wieder eine Vereinigung der beiden Stammreihen ein, die von Kurfürst Friedrich II., dem Vater Ernst's und Albert's, der Stifter der nach ihnen benannten sächsischen Linien, bis auf den heutigen Tag reichen. Auch aus dem Gebiete der Poesie finden wir in unserem Neujahrsblatte zwei, das deutsche Herz ergreifende Pendants, das eine aus dem Süden des Vaterlandes: Schiller's Geburtshaus in Marbach, wie es 1759, vor hundert Jahren, aussah, und das andere aus dem Norden: den nun auch bald hundertjährigen Ernst Moritz Arndt (geb. 1769), den hoffentlich, wie seinen Altersgenossen Humboldt, das Jahrhundert noch lange zu seinen Mitlebenden zählen wird. Eine früh verstorbene, geist- und gemüthvolle Deutsche, Johanna Kinkel, reiht sich an diese Säkulargestalten. Man erkennt an dieser Zusammenstellung echt deutscher Stoffe (wozu auch noch ein Karton für das neue Museum in Köln, von Ed. Steinle, und mehreres Andere kömmt) wie unabhängig von ausländischer Illustration das Leipziger Blatt, dessen literarischer Theil in der Regel ebenso taktvoll redigirt ist. Der Neujahrs-Nummer sind überdies eine musikalische Composition: eine Polka für das Pianoforte, von Labitzky, und eine Karte von China als Zugaben beigelegt. J. L.

— Periodische Presse in Britisch-Amerika. In Kanada erscheinen jetzt 20 täglich herauskommende Zeitungen, 156 Wochenblätter und 33 Reviews, die alle 14 Tage oder vier Wochen publizirt werden, im Ganzen also 209 Zeitschriften. Sie werden in 88 verschiedenen Städten und Dörfern gedruckt und ausgegeben. Der kleinste Einwohner-Komplex, der sich den Luxus eines öffentlichen Organs beigelegt, zählt nur etwas über 200 Seelen. Die stärkste Auflage einer täglich erscheinenden Zeitung beträgt 5000 Exemplare, während die der Wochenblätter 75,000 beträgt. Die Zeitungen von Neu-Braunschweig, Nova Scotia, Neufundland und der Prinz-Edwards-Insel sind hierunter nicht begriffen. Ihre Anzahl beträgt etwa 40 oder 50, und zwar sind es größtentheils Wochenblätter.

*) Nr. 809. XXXII. Band. Verlag von J. J. Weber.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 25. Januar 1859. № 11.

Nord-Amerika.

Amerikanische Ideen über Deutschland.

Miß Anna Johnson's Naivetäten über deutsches Leben.*)

Die kürzlich erschienene Reisebeschreibung der amerikanischen Miß Anna Johnson gehört zu den Büchern, welche charkteristisch sind für die amerikanische Auffassung deutscher und europäischer Zustände überhaupt. Diese neuengländische Dame unternahm eine Reise nach Deutschland mit ebenso viel Selbstüberschätzung als Mangel an Kenntnissen und mit einem sehr beschränkten Gesichtskreis. Obgleich sie nicht viel über Neu-England mochte hinausgekommen sein, reiste sie ohne Vorbereitung, im Frühjahre 1857, über Bremen in das Innere von Deutschland, um ein Buch zu machen. Da sie die deutsche Sprache nicht verstand, verschaffte sie sich die Dienste eines deutschen Landmädchens, welches Deutsch und Englisch sprach und auf ihre Ansichten nicht ohne Einfluß blieb. Ohne sonderliche Prüfung scheint das Fräulein die Erzählungen und Bemerkungen dieser Begleiterin angenommen zu haben, wobei sie zwei Züge der Yankees, Neugier und Leichtgläubigkeit, nicht verleugnen kann. Gleichwohl können wir die Erläuterungen jenes Landmädchens nicht in ihrem ursprünglichen Gewande, sondern nur in der neuengländischen Färbung der Verfasserin erkennen; auch läßt sich nicht ermitteln, ob die Begleiterin der Reisenden aus Beschränktheit oder Leichtsinn, oder in der Absicht, ihr etwas aufzubinden, so mancherlei verschroben oder unwahr schildern oder verdolmetschen mochte.

Miß Johnson hatte den Vorsatz, durchaus etwas Neues zu finden und zu beschreiben, obgleich Deutschland schon öfter der Gegenstand amerikanischer Touristen war. Daher beschloß sie, das Leben der ländlichen Bevölkerung in Deutschland sich anzusehen und zu beschreiben, was sie nicht hindert, auch über andere Gegenstände so absprechend als unreif ihr Urtheil abzugeben. Die Einwendungen ihres Umgangskreises gegen ihr Unternehmen läßt sie sich nicht anfechten, und dieselben scheinen auch in der That nicht geeignet gewesen zu sein, ihren Entschluß wankend zu machen, wenn z. B. eine junge Dame ihrer Bekanntschaft ihr mit Verwunderung sagte: „Was können Sie über eine alte, sonnenverbrannte Frau schreiben, welche Sauerkraut macht!“ — Eine innere Stimme ruft ihr zu: „Gehe hin, und der Herr wird mit dir sein“. Sie hat daher das größte Vertrauen in ihren Beruf, denn „sie gehorcht der Stimme Gottes in ihrer Seele“. Diese Frömmigkeit hindert sie aber nicht, die Vorschriften der christlichen Demuth oder auch nur der Bescheidenheit, welche in der Bibel so nachdrücklich eingeschärft werden, zu vergessen oder hintenanzusetzen, Vorschriften, die freilich, trotz des vielen Bibellesens und Kirchengehens, vom weiblichen Geschlecht in Amerika im Allgemeinen ignorirt werden. Mit dem kurzen Maßstabe von Neu-England mißt sie die neuen Gegenstände, welche sie Gelegenheit findet, in der alten Welt wahrzunehmen. Ihre nächste Aufmerksamkeit wendet sie dem Kultus zu. Daher mag die Schilderung ihres ersten Besuches einer Kirche in Deutschland, wie folgt, hier Platz finden.

„Wir mußten natürlich in die Kirche gehen, um zu sehen, wie die Leute in einem fremden Lande Gott dienen. Zu diesem Zwecke betraten wir eine jener alten, von Karl dem Großen gegründeten Kathedralen (es ist wunderbar, wie viele deren in Deutschland auf diese Ehre Anspruch machen), mit reichbemalten Fenstern und einer großen Orgel von dem Umfange eines neuengländischen Versammlungshauses. Der Gottesdienst ist der lutherische, und die Geistlichen dieser Konfession machen, obgleich sie Priesterröcke tragen, ihre Toilette zu hause statt vor einem hinter der Kanzel angebrachten Spiegel. Man sieht dieselben in vollem Ornate über die Straßen gehen und in derselben Kleidung predigen, singen und beten. Die Frauen der Gemeinde scheinen sich nicht immer nach der Paulinischen Anweisung über einen schicklichen Anzug zu richten, sondern sitzen mit unbedecktem Haupte in der Kirche und scheinen nicht mit dem Apostel der Ansicht zu sein, daß dies eine Schande ist; die Männer stehen, die Hälfte davon mit dem Hute auf dem Kopfe (!), den sie nach ihrer Bequemlichkeit abnehmen und wieder aufsetzen.

„Wir erstaunen darüber und denken: wie abgeschmackt! Der Fußboden ist ohne Teppiche und die Sitze sind nicht gepolstert, und doch sehen wir lange Reihen von Heiligen und seliggesprochenen Männern vor uns, nach unserer Vermuthung seltene und kostbare Kunstwerke, auf die wir mit hoher Bewunderung blicken sollten, allein wir haben diese Art von Huldigung noch nicht gelernt. Der Chor besteht aus ungefähr dreißig oder vierzig kleinen Jungen und Mädchen in Uniform, Erstere in blauen Jacken mit breiten gelben Kragen, Letztere in schwarzen Kleidern mit weißen dreieckigen, vorn gekreuzten Halstüchern und weißen Schürzen. Ein netter Anblick. Außer diesem Chor singt die ganze Gemeinde. Von der Predigt können wir nichts verstehen, außer daß sie von den Segnungen der Freiheit handelt. Hierauf kommt das heilige Abendmahl, bei dem alle Theilnehmer schwarz gekleidet sein müssen und Jeder davon an den Altar geht, um dasselbe aus den Händen des Geistlichen zu empfangen. Ein großer Theil der Versammlung bestand aus Soldaten in militärischem Aufzug, welche in Folge Befehls der Regierung anwesend waren. Wenn sie die Kirche verlassen, versammeln sie sich auf dem Paradeplatze, wo man behufs ihrer Ausbildung in der Wissenschaft, möglichst viele Menschen mit möglichst wenig Kosten und Anstrengung zu tödten, zwei Stunden zu Evolutionen verwendet. Dies ist Sonntag, und so bringt man gewöhnlich den Sabbath zu.“

Fräulein Johnson verrichtet unter allen diesen ihr so abstoßend vorkommenden Erscheinungen eines deutschen Sonntags ihre Andacht nach der Sitte ihres Landes und bequemt sich noch, mit einer deutschen Familie Nachmittags eine Landpartie zu machen. Wir lassen nun eine Stelle über die Dörfer im Innern von Deutschland folgen. Sie macht ihre Beobachtungen in einem nassauischen Dorfe und sagt:

„Jedem, der die Dörfer von Neu-England kennt, müssen die Dörfer von Nassau und des Innern von Deutschland im Allgemeinen wenig besser vorkommen, als ein Rest indianischer Wigwams. Die Häuser stehen dicht an der Straße und dicht neben einander oder sind höchstens durch enge, schmutzige und dunkele Gäßchen getrennt, welche schon Jahrhunderte so dunkel und schmutzig waren. Nicht ein Fußbreit Landes ist zu einem Garten oder zu einem Grasplatze verwendet, an dessen Stelle man nur den Viehhof findet, den man gewöhnlich durchschreiten muß, um die Hausthür zu erreichen. Im Hause selbst wird man in einen kleinen, halbwegs bewohnbaren Raum gelangen, der ein Bett, einen Tisch, einen größeren Sessel, einige Stühle und einen langen, kahlen, hölzernen Tisch enthält, welcher nie von seinem Platze gerückt und als Arbeits- und Eßtisch, sowie überhaupt zu allem Möglichen gebraucht wird. Ferner sieht man dort eine Uhr, einige Bilder der Jungfrau Maria und noch andere, die Religion des Volkes bezeichnende Gegenstände, das wir aber im gewöhnlichen Sinne des Wortes weder bigott noch unwissend gefunden haben.

„Die Küche umfaßt einen Raum von ungefähr 10 oder 15 Quadratfuß und ist so dunkel, daß man darin kaum eine Person von der anderen unterscheiden kann. Sie führt nach einer Seite in den Stall, nach der anderen in den Viehhof, und gleicht einem Orte, der nicht geeignet ist, Schweine darin zu futtern, und noch weniger, um für menschliche Wesen Speisen darin zu kochen. Die Schlafräume sind im oberen Theile des Hauses, jeder derselben enthält zwei Betten, in-

*) Peasant Life in Germany by Miss Anna C. Johnson. New-York, Chr. Scribner, 1858.

dem man die Merkwürdigkeit Eines Bettes für zwei Personen vergebens in Deutschland sucht. In der niedrigsten Hütte, unter den elendesten Armen werden nie zwei Familienglieder, wie nahe auch die Verwandtschaft sein mag, dasselbe Bett einnehmen. Die Bettstellen sind sämmtlich sehr eng, und hiermit stehen Betten und Linnen in Verhältniß. Ein oder zwei Federbetten sind nach der Außenseite hin hoch und rund aufgemacht, und eine saubere weiße oder farbige Decke ist über das Ganze gebreitet. Die Fußböden sind weiß und mit Sand bestreut. Will man frühstücken, so wird man Kaffee, Schwarzbrod und Semmeln erhalten, und frühstückt man bei irgend einer Familie in Deutschland, sie sei nun hoch oder niedrig, so wird man immer dasselbe bekommen, und sollte man nach irgend etwas Anderem fragen, so würde man für sehr dumm und uncivilisirt gehalten werden. Um zehn Uhr wird man Brod und Butter, einige Schnitte kalten Schinken oder Rindfleisch anbieten, und dies ist die allgemeine Sitte; in Hinsicht auf Rohheit und Verfeinerung sind wir nicht im Stande, zu begreifen, weshalb zehn Uhr nicht eben so unpassend ist, Fleisch zu essen, als acht Uhr." (Fortsetzung folgt.)

Deutschland und das Ausland.

Die deutsch-adriatische Eisenbahn nach Italien.

Von J. L.

III.

(Schluß.)

Fahrt nach Pola und Venedig.

Am 16. September Morgens stand am Molo San Carlo das größte Dampfboot des österreichischen Lloyd, der „Jupiter" (il Giove), bereit, um die deutschen Gäste aufzunehmen und sie zunächst nach Pola und von da nach Venedig zu bringen. Wir nahmen Abschied von Triest, dessen Vertreter bei unseren Versammlungen zum Theil noch an Bord des Dampfers gekommen waren, um uns Lebewohl! zu sagen, oder auch um uns bis Pola das Geleit zu geben, welches Letztere namentlich der liebenswürdige und gefällige, kaiserliche Regierungs-Kommissarius, Dr. v. Gutmannsthal, that, der, als Vice-Präsident der Central-Seebehörde des Küstenlandes, uns auch in dem neuen Kriegshafen an der Südspitze Istriens durch seine persönliche Begleitung eine um so freundlichere Aufnahme sichern wollte.

Wir fuhren, nachdem wir den Golf von Triest vor Muggia, Capodistria und Isola passirt waren, an der ganzen westlichen Küste Istriens entlang, deren Saum mit olivenreichen Hügeln und vielen malerisch gelegenen Ortschaften bedeckt ist. Um uns besser orientiren zu können, hatte Herr v. Gutmannsthal ein Panorama der Küstenfahrt von Triest bis Pola, die „Costa occidentale dell' Istria",*) Mehreren von uns überreichen lassen. Pirano ist der erste, ziemlich bedeutende Ort (9000 Ew.), der sich uns auf der vorspringenden Westküste Istriens durch seine im Hintergrunde der Stadt sich erhebenden Zinnen und Thürme der ehemaligen Festungsmauer bemerklich macht. Es folgen sodann die Städte Umago (2000 Ew.), in dessen Nähe sich der 4400 Fuß hohe „Monte Maggiore" den Blicken der Vorüberfahrenden zeigt; Cittanova (1400 Ew.), wo sich ein Bisthums-Kapitel befindet; Parenzo (3000 Ew.), auf einem im Meere vorgeschobenen Felsen, wo ebenfalls ein Bischof residirt; Rovigno (14,000 Ew.), die größte und volkreichste Stadt Istriens, sehr malerisch gelegen und mit einem ziemlich bedeutenden Seehandel, der besonders durch den dort mit starken Kräften betriebenen Sardellenfang, sowie durch bedeutende Olivenöl-Pressen, unterstützt wird. Unter den zahlreichen Flaggen, denen wir in der Nähe von Rovigno begegneten, waren auch das griechische Kreuz und der türkische Halbmond. Sie gehörten großen Fischerbarken, deren Heimat Kandien und der nicht allzu entfernte Archipelagus ist, und die mit ihrem Fange bis nach Rovigno gingen. Wer mit einem der Lloyd-Dampfer die Küstenfahrt nach Fiume macht, der sollte nicht versäumen, sich in Rovigno, wo, wie in allen größeren Hafen-Stationen, die Dampfer eine Zeit lang anlegen, den an die St. Marcus-Kirche von Venedig erinnernden Dom anzusehen. Wir näherten uns nunmehr dem Zielpunkt unserer Küstenfahrt, indem wir die zahlreichen kleineren und größeren Brionischen Inseln passirten. Fast jede derselben bildet ein Marmor-Lager, aus welchem sich einst die Venetianer mit dem Materiale zum Bau ihrer kostbaren Paläste und Kirchen versorgten. Aber auch schon die Römer wußten dieses Material in imposanter Weise zu verwenden, wie uns ein Blick unmittelbar hinter diesen Inseln beweist. Denn vor uns liegt Pola mit seinem großartigen, römischen Amphitheater, mit seiner „Porta aurea" und mit seinen äußerlich noch wohlerhaltenen antiken Tempeln.

Pola's Ursprung verliert sich in die ältesten, mythischen Zeiten; Jason und der Argonautenzug werden mit der Gründung der Stadt

*) Disegnata per ordine del Lloyd Austriaco da Giuseppe Rieger. Trieste, 1851.

in Verbindung gebracht, die zur Zeit des Cäsar Augustus den Namen „Pietas Julia", nach der Gemahlin des Kaisers, erhielt. Sicher ist, daß Augustus selbst, sowie die nachfolgenden Cäsaren, hier, an der Küste des Adriatischen Meeres, in einer Gegend, die jetzt noch weit und breit wegen ihrer Witterungsmilde berühmt ist,*) sehr oft ihren Sommer-Aufenthalt nahmen. Daher also hier am Meere das wahrhaft cäsarische Bauwerk des Amphitheaters, das mit seinen wohlerhaltenen, malerischen Umfassungsmauern, mit seinen zweiundsiebzig, je 18 Fuß hohen offenen Bogen in zwei Etagen, über welchen sich ein drittes Geschoß viereckiger Fenster erhebt, stolz neben das Coliseum von Rom und das Amphitheater von Verona sich stellen darf. Im inneren Raume sind noch die Spuren der sogenannten „Naumachia" wahrzunehmen, die unter Wasser gesetzt werden konnte und auf welcher wahrscheinlich Schiffs-Manöver als Schauspiele aufgeführt wurden, ganz so, wie es heutzutage noch im Hippodrom zu Paris geschieht. Der Zuschauerraum der Arena, dessen marmorne Stufen längst von den Venetianern weggeführt wurden, um ihre Gebäude damit zu schmücken, mochte wohl 15—20,000 Menschen fassen. Leider ist das Innere des Bauwerkes ebenso zerstört und ruinenhaft, wie das Aeußere wunderbar erhalten ist. Da für die Erhaltung dieser mindestens 1700 Jahr alten Mauern zu keiner Zeit etwas geschehen ist, so kann man es eben nur der glücklichen, gegen Stürme geschützten Lage des Amphitheaters und der Witterungsmilde dieser Gegenden zuschreiben, wenn das prachtvolle römische Bauwerk noch auf unsere Zeit gekommen.

Der äußerlich ebenso unversehrt erhaltene „Tempel des Augustus", der am Markte zu Pola neben dem „Palazzo publico", dem heutigen Forum, steht, ist ganz im edelen Stile des Parthenons gebaut. Die Inschrift über dem auf korinthischen Säulen ruhenden Porticus und die Ornamente an dem umlaufenden Fries haben ebenso dem Zahne der Zeit getrotzt, wie das Gebäude selbst, in welchem jetzt eine kleine Sammlung römischer Denksteine und anderer Alterthümer aufbewahrt wird. Parallel mit diesem Tempel befand sich, etwa 30 Schritte davon, ein zweiter von ähnlichen Dimensionen, von welchem jedoch nur noch die Rückseite erhalten ist, während die Vorderfronte dieses Tempels durch ein mittelalterliches Gebäude, im venetianischen Stil, ausgefüllt wird, das eben jener „Palazzo publico", eine Art Rathhaus, ist und auch den Zwischenraum bis zum Augustus-Tempel einnimmt. In der offenen Vorhalle dieses Gebäudes ward im vorigen Jahre einem gelehrten Polenser, Luigi Carrara, ein Denkmal errichtet, aus seiner auf einem Sockel ruhenden Marmorbüste mit einer Inschrift in italiänischem Lapidarstil bestehend. Wie diese Inschrift besagt, hat sich Herr Carrara ebenso durch seine Kenntniß des klassischen Alterthumes, wie durch seine „begeisterte Liebe des Vaterlandes" ausgezeichnet. „Patria" — frug ich, als ich dies las, einen neben mir stehenden Bürger von Pola — „ist damit Oesterreich oder blos Istrien gemeint?" — „L'Italia!" antwortete mir der Mann, indem er zugleich leise hinzufügte: „Man hat es uns in Wien übel genommen, daß wir dem Denkmal unseres sehr italiänisch gesinnten Landsmannes diese Inschrift gegeben." — „Aber man hat sie doch stehen lassen", bemerkte ich, „was immerhin ein Beweis ist, daß Oesterreich von den Italiänern in Istrien nichts zu fürchten hat."

Istrien gehört aber auch ebenso wenig der italiänischen Nationalität an, als Krain oder Tirol. Die Venetianer fanden bei der Eroberung Istriens (1267—1331), das sie hauptsächlich wegen seines Reichthumes an Schiffbauholz gebrauchten, Ueberbleibsel alter römischer Kolonisten, geflüchtete Kandier, in den Hafenstädten venetianische Kaufleute und auf dem Lande eine kompakte slavische Bevölkerung. Zum Ersatze für die nachmals durch die Pest hingerafften Einwohner wurden Dalmatiner und Albanesen an die Küsten Istriens verpflanzt. Diese lernten allerdings im Verkehr mit Venedig alle Italiänisch sprechen, aber die meisten Ortsnamen Istriens sind blos italisirt und verrathen leicht ihren slavischen Ursprung, wie Rovigno, Buje, Petrovia, Carnizza, Rabaz, Vrana, Previsch, Czernizze, Markaschina u. s. w. Selbst Capo d'Istria, das lange die Residenz venetianischer Nobili blieb, von der aus man vergebens danach strebte, auch Triest den Oesterreichern abzuluchsen, hat Stadttheile, welche die slavischen Namen Bozadraga, Zubenaga tragen. Je weiter man übrigens von der Küste in das Innere des Landes kömmt, um so slavischer findet man die Bevölkerung. Die Slaven, gewöhnlich „Istrianski", also Istrier par excellence, genannt, zerfallen hier in Morlachen, Savrinen und Tschitschen, neben welchen sich auch viele Walachen finden. Man nimmt an, daß zwei Drittel der Gesammtbevölkerung Istriens Slaven und nur ein Drittel Italiäner sind. Daß auch unter den Slaven viele — besonders diejenigen, die als Matrosen gedient und als Schiffer auf der See waren — italiänisch sprechen, wenigstens soviel, um sich im gewöhnlichen Verkehr mit den Italiänern zu verständigen,

*) Ein bejahrter österreichischer Offizier, der Pola seit einem halben Jahrhundert kennt, versicherte uns, daß er hier noch niemals Schnee gesehen habe. D. R.

ist eine unbestreitbare Thatsache; aber Italiänisch sprechen oder radebrechen, wie es die österreichischen Schiffs-Capitaine, deren Namen mit ...vich endigt, alle können, macht noch lange keinen Italiäner.*)

Istrien ist erst seitdem es den Venetianern abgenommen und mit Oesterreich vereinigt wurde, zu einem eigentlichen Bewußtsein seiner selbst und zu den Elementen eines Volksthumes gelangt. Bis dahin war es eine Art Montenegro, eine Horde ohne Sicherheit der Person und des Eigenthumes, ein Menschenhaufe ohne alle staatliche und individuelle Bildung. Wenn es jetzt den Anblick einer blühenden Landschaft darbietet, wenn sich die Ueberreste des römischen Alterthumes nicht mehr ihrer Umgebungen zu schämen brauchen, so ist dies lediglich der civilisirenden Macht der österreichischen Herrschaft zu verdanken. Bald dürften auch mit der deutschen Flotte Oesterreichs, die jetzt ihren Hauptsitz und ihr Arsenal an der Südspitze Istriens, in Pola, aufgeschlagen, deutscher Gewerbefleiß, deutsches Bürgerthum und deutscher Wohlstand ihren Weg nach Istrien finden, und dann wird die in der Stadthalle von Pola prangende Inschrift zur Verherrlichung des italiänischen Patrioten Carrara noch weniger, als jetzt, von Bedeutung sein.

In diesem Augenblicke bereits regt es sich ziemlich deutsch in Pola. Es war eine Freude, als wir auf dem ersten österreichischen Linienschiffe, dem „Kaiser", der nächstens vom Stapel laufen sollte (was auch seitdem geschehen ist), überall deutsch reden hörten und die slavischen Arbeiter von deutscher Intelligenz geleitet sahen. Mit großer Bereitwilligkeit hatte man uns die Besichtigung dieses auf dem Werfte noch liegenden ersten deutschen Linienschiffes (von 100 Kanonen) gestattet. An dieser Stelle wird sich demnächst der Riesenbau dreier bedeckter Werfte erheben, deren Kosten auf anderthalb Millionen Gulden veranschlagt sind und deren mächtige Eisen-Bestandtheile bereits in dem „Stabilimento tecnico" von Triest angefertigt werden, an dessen Spitze ein wissenschaftlicher Deutscher, Herr **Edmund Bauer** aus Sachsen, steht.**) Das Gesammtbudget der Kriegsmarine beträgt jetzt fünf Millionen Gulden, während es vor dem Jahre 1848 die Summe von anderthalb Millionen nicht überstieg. Der gesammte Mannschaftsstand der österreichischen Kriegsmarine beträgt nahe an 8000 Mann, während sich die Zahl der Kriegsschiffe, mit Einschluß der im Bau begriffenen, sowie von 52 Kanonenbooten und 9 Transportschiffen, auf 108 Fahrzeuge mit 910 Kanonen beläuft.

Der Hafen von Pola, in welchem eben auch noch zwei österreichische Fregatten und zwei Kriegskorvetten lagen, ist ganz zu einem großen Kriegshafen geschaffen. Er besteht aus einer förmlich abgeschlossenen, kreisrunden, großen Bucht, in welche nur ein leicht zu überwachender Eingang vom Meere hineinführt. Die beiden kleinen Forts, die bereits früher an dieser Einfahrt standen, sind jetzt in mächtige Montalembertsche Thürme verwandelt, zu denen noch andere Befestigungen und armirte Kasernen kommen, die den Hafen umgeben. Die Kriegswerfte und das Arsenal für dieselben befinden sich auf einer Insel in der Bucht, zu der und von welcher zurück unsere leichten Boote durch die kräftigen Arme kaiserlicher Marine-Mannschaften pfeilschnell gerudert wurden. Auf einer die Stadt und den Hafen beherrschenden freundlichen Anhöhe ist ein Marine-Krankenhaus erbaut, welches tausend Mann aufzunehmen vermag. Gastfreundlich empfingen uns überall, wo wir ihnen begegneten, die älteren und jüngeren, meistens deutschen, jedenfalls aber deutsch sprechenden Offiziere der Flotte, der wir Alle, wie wir hier aus Deutschland versammelt waren, ein glückliches Gedeihen und — wenn es dermaleinst gilt — auch ein fröhliches Zusammenwirken mit der jungen deutschen Flotte Preußens wünschten.

Der kaiserliche Regierungs-Kommissarius, Herr Marine-Präsident Dr. v. **Gutmannsthal**, gab uns noch Abends spät das Geleit, als wir, von einem heiteren Mahle im festlich geschmückten Garten des „Hôtel de la Ville" und von einem unseren Damen zu Ehren im „Palazzo publico" veranstalteten Balle zurückkehrend, unseren dampfenden „Jupiter" wieder aufsuchten. Es war eine finstere Nacht, als wir hinüber ruderten, aber die Stückpforten der im Hafen liegenden Kriegsschiffe, sowie die des Linienschiffes „Kaiser" auf dem Werft, sandten helle Strahlen in's Meer hinaus, um den deutschen Freunden den Weg zu erleuchten. Ja, als wir vor der stolzen Ruine des römischen Amphitheaters vorüberfuhren, ward dasselbe plötzlich von bengalischem Feuer erhellt, was ihm in der dunkelen Umgebung ein um so eindrucksvolleres Ansehen gab. Ein Hurrah! das wir dem kaiserlichen Regierungs-Kommissarius ausbrachten, bezeugte unseren einstimmigen Dank für die gastliche, deutsche Aufnahme, die wir in dem Küstenlande Oesterreichs gefunden.

Ringsum hatten sich meine Freunde und Kollegen — da in den Kajüten unten nur die Damen Platz gefunden hatten — auf das Verdeck gelagert, um die Ueberfahrt nach der jenseitigen Küste des Adriatischen Meeres, nach Venedig, zu verschlafen und dann um so überraschter den Morgen im Hafen von San Marco zu begrüßen. Ich aber blieb auf einem Feldstuhl an der Galerie des Vorderdeckes sitzen und schaute in das Meer hinaus. Der Mond war eben aufgegangen und beleuchtete den nahen Quarner-Golf, der nicht mehr, wie einst Dante von ihm gesagt: „l'Italia chiude e i suoi termini bagna",*) sondern die deutsche Küste Oesterreichs benetzt, deren Zukunft noch meine ganze Phantasie beschäftigte, als das Morgenroth die Thurmspitzen Venedigs beleuchtete und Alles auf dem Schiffe sich erhob, um das neue große Schauspiel mit Lust zu betrachten. Ich aber schließe diese flüchtigen Skizzen mit den schönen Versen eines deutschen Dichters:**)

> Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
> Als aus der Fluth Palladio's Tempel stiegen,
> An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
> Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.
>
> Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
> Und die Lagune scheint zurück zu fliegen;
> Der Dogen alte Säulengänge liegen
> Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.
>
> Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
> Mit ehrnen Flügeln sehen wir ihn ragen
> Auf seiner kolossalischen Colonne.
>
> Ich steig' an's Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
> Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
> Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

Frankreich.

Aus der Franche-Comté.***)

Einige Stunden abseits Besançon, am Eingang in die Mündung eines Jurathales, das die rauschende Furieuse durchzieht, liegt Salins, eine kleine, von zwei Forts beherrschte Gränzfestung, die in ihrem stillen Winkel von den Franzosen selbst wohl wenig gekannt, noch weniger besucht wird. Von Salinen, die hier ehedem gewesen sein müssen, ist jetzt nichts mehr zu finden; die Bewohner des Städtchens sind mehr oder weniger Alle mit dem Bau, der Verarbeitung und dem Handel des gesuchten Burgunderweins beschäftigt, der auf den steilen Jura-Abhängen vortrefflich gedeiht, oder sie vermitteln den Holzhandel mit den stattlichen Fichten, die auf den Hochebenen des Gebirges gefällt und dem Doubs zugeführt werden, auf dem sie weiter nach den südlichen Häfen gelangen.

„Matachin" heißt das ärmste Viertel des Ortes, das in seinen engen, bergigen und dumpfen Gassen die Mehrzahl der Schuhflicker, der Alttrödler, vor Allem der Winzer beherbergt. Dorthin, in die enge, aber reinliche Wohnung des Winzer-Witwers Josillon und seiner zwanzigjährigen Tochter Fifine, die durch Näharbeit das ärmliche Einkommen ihres Vaters verdoppelt, versetzt uns die erste der beiden Novellen des in der Anmerkung genannten Buches, die „Le Matachin" (meute à chiens, wie der Verfasser etymologisirt) betitelt ist. In den Kreis dieser Familie tritt von Zeit zu Zeit Jeanne-Antoine, eine Witwe aus Villeneuve, bringt ihnen ein paar Eier oder ein Hühnchen und hilft ihnen plaudern. In Villeneuve, einem Walddorfe oben auf dem Jura, besitzt die Alte ein Häuschen, ein paar Felder für Hanf, Klee und Korn, eine Kuh, ein Hühnchen, vor allem zwei Stiere, die ihr einziger Sohn Mannel fährt. Mannel hat sich von Kindheit an im Walde getummelt. Erst mit dem Auszweigen, dann mit dem Fällen und Behauen der Fichten beschäftigt, treibt er jetzt, wie ehedem sein Vater, das Geschäft eines Holzfuhrmannes und fährt Tag für Tag seinen großen Block (pièce de marine) nach den Zimmerplätzen von Salins. Aus dem dunklen Schatten der Fichtenwälder tritt nun seine markige Gestalt in die Rebengänge des Winzers, aus denen Fifine's liebliches Bild hervorleuchtet und wir sehen eine Verbindung dieser beiden idyllischen Wesen zu Stande kommen, die dadurch noch enger und traulicher wird, daß auch die beiden Alten noch ein Bündniß eingehen und sich alle Vier in der Behausung Josillon's einnisten.

Das ist der dünne und kurze Faden der Erzählung, der an sich nicht von besonderem Interesse wäre, da ihm die Verwickelung mangelt, wäre er nicht sehr zierlich umsponnen. Zunächst hat der Verfasser auf die Schilderung des Lokals großen Fleiß verwandt. Er führt uns in die Wohnung des Winzers, ja in den tonnenreichen Keller, wo Faß an Faß funkelt oder dröhnt; Jeanne Antoine zeigt uns ihren Hof und ihren Stall, dessen Hauptzierde der einhörnige Ochse Dsailles ist. Wir müssen uns das Wirthshaus der voituriers de marine ganz

---

*) Man vergleiche: „Geschichtliche Notizen über Istrien", im Feuilleton der „Triester Zeitung", 1858, Nr. 209—215. D. R.

**) Herr Direktor Bauer ist auch Verfasser eines „Ausflug nach Griechenland", Reisenotizen vom Mai 1858 (Triest, Lloyd). D. R.

*) ... „Italien abschließt und seine Gränzen bespült."

**) August, Graf von Platen.

***) Max Buchon: „En province, scènes franc-comtoises". Paris, M. Lévy frères, 1858.

genau ansehen, noch mehr wird das Interesse herausgefordert für den hundertjährigen Fichtenwald mit seinem oceanähnlichen Wogen und Rauschen. Diese Scenen werden aber noch anziehender durch die bunte Bewegung der handelnden Personen und der Staffage. So ein voiturier de marine, wenn er mit dem hundertfüßigen Blocke, den die gequälten Stiere den Abhang hinabhemmen müssen, daherfährt, könnte einem Robert als Vorwurf dienen. Die leeren Wagen sammeln sich dann vor dem „Weißen Roß", und malerisch kauern die Thiere draußen, während die Herren drinnen ihren Landwein, ihren Kaffee trinken und der Wirthin zu Ehren Couplets grölen. Im Gegensatze hierzu sehen wir kleine rothbäckige Mädchen auf dem Anger wie Schmetterlinge umherflattern und mit Gesang ihre Spiele spielen. Aus diesem Hintergrunde treten die vier Hauptpersonen mit scharfen Zügen hervor. Charakterisirt sind sie besonders durch den mit provinziellem Jargon vermischten Dialog, der ganz originell ist. Der Heiratsantrag Manuel's z. B. ist von wahrhaft helgoländischem Genre.

Die Zeichnung, das ist wahr, ist etwas naturalistisch, was mehr zu tadeln ist, streift mitunter an das Burleske, was der Einheit der Charaktere und der Handlung schadet; aber man kann doch nicht verkennen, daß sie charakteristisch und durch einen eigenthümlichen Ton gefärbt ist, der, wie es uns scheint, in dem provinziellen Leben seine Begründung findet.

Wenn der Verfasser meint, sich an Hebel und Auerbach zu lehnen, so muß man das in seiner Weise verstehen: deutscher Athem weht nicht heraus und wird uns von Frankreich her wohl nie anwehen. Aber es ist ja schon genug, wenn man jenseits des Rheins und der Maas das Einzelne, Lokale, das in der Stille der Thäler und des Hauses athmende Leben anfängt liebzugewinnen, wo ganz andere Schönheiten, ganz andere Wahrheiten und noch ganz andere Heldenthaten quillen, als neben den getrübten Gewässern der Seine.

Die zweite Novelle: „Le gouffre gourmand", sticht gegen die erste schon aus dem Grunde sehr ab, weil die Handlung schnell das Lokale verläßt. Uebrigens fehlt ihr auch sonst sehr viel, um uns ein Interesse abzugewinnen.

Mannigfaltiges.

— **Klassisches Theater der Italiäner.** Die von Dr. Racheli in Triest herausgegebene „Biblioteca Classica Italiana"*) enthält, unter dem besonderen Titel „Teatro Classico", eine Sammlung italiänischer Lustspiele, die sämmtlich dem sechzehnten Jahrhundert angehören. Den Reigen eröffnet Francesco d'Ambra, der, wie der Herausgeber bemerkt, auf dramatischem Gebiet als ebenso original und mustergebend zu betrachten, wie Ariost und Machiavell. Francesco d'Ambra ist vor gerade dreihundert Jahren, nämlich im Jahre 1558, von der Erde geschieden, nachdem er in seiner Vaterstadt Florenz und besonders in der Academia Fiorentina einen außerordentlichen Ruf genossen hatte. In der vorliegenden Sammlung werden drei seiner Lustspiele: „Il Furto" (der Diebstahl), „I Bernardi" (die beiden Bernardi, denselben Stoff wie Shakspeare's später geschriebene „Komödie der Irrungen" behandelnd) und die „Cofanaria" mitgetheilt. Es folgt sodann das Lustspiel: „La Suocera" (die Schwiegermutter) von Benedetto Varchi, ebenfalls Florentiner, der sein Werk dem Herzog Cosmus II. von Medici gewidmet hat, woran sich zwei Lustspiele von Agnolo Firenzuola („La Trinuzia" und „I Lucidi"), schließen. Der Herausgeber theilt demnächst ein ungemein selten gewordenes Lustspiel des aus der Geschichte von Florenz bekannten Großneffen von Cosmus dem Aeltern, Lorenzino de' Medici, mit, der sich namentlich durch die Ermordung seines Vetters, des Herzogs Alexander, einen traurigen Ruf erworben hat. „L'Aridosia" heißt das Lustspiel, das den „Brüdern" des Terenz nachgebildet ist und dessen beide Alte Marcantonio und Aridosio heißen, von welchem Letzteren das Stück den Titel hat.**) Hinzugefügt ist die „Rechtfertigung der Ermordung Alexander's von Medici", die Lorenzino während seines zehnjährigen Exils in Venedig geschrieben. Die erste Ausgabe der „Aridosia" ist zu Bologna im Jahre 1548 gedruckt erschienen. Das „Teatro Classico" bringt alsdann auch noch zwei kleine Lustspiele des florentinischen Akademikers Leonardo Salviati: „La Spina" und „Il Granchio", woran sich schließlich dasjenige Lustspiel reiht, welches als das erste und als eines der besten der zur Zeit der italiänischen Renaissance geschriebenen Stücke betrachtet wird: „La Calandra", von Bernardo Dovizi, Kardinal von Bibiena. Im Jahre 1470 zu Bibiena von armen Aeltern geboren, wußte sich Dovizi durch Kenntnisse und Talente, besonders aber durch seine Anhänglichkeit an den Kardinal Giovanni de' Medici, Enkel Lorenzo's des Prächtigen, nachmals Papst Leo X., so hervorzuthun, daß er einer der einflußreichsten Kardinäle unter der kunst- und wissenschaftliebenden Regierung des Letzteren wurde. Der Herausgeber, Herr Racheli, verschweigt indessen auch nicht, daß sich der Kardinal, ebenso wie Bembo und andere berühmte Namen der berühmten Zeit, nicht minder den größten Ausschweifungen, als den Künsten und Wissenschaften, hingegeben habe. Im Jahre 1520 starb er, funfzig Jahre alt, in Rom, wie es heißt, an Gift, nachdem er kurz vorher aus Paris zurückgekehrt war, wo er sich von Franz I. das Versprechen hatte geben lassen, seine Wahl zum Nachfolger Leo's X. zu unterstützen. Sein Lustspiel „La Calandra" (denselben Titel führt auch ein von Ariost, aber später, geschriebenes Stück) wurde zuerst 1521 in Siena gedruckt. Als Beweis, wie neu es noch zu jener Zeit war, in der italiänischen Sprache feinere Lustspiele zu schreiben und aufführen zu lassen, mögen folgende Einleitungs-Worte des Prologes dienen: „Voi sarete oggi spettatori d'una nuova commedia, intitolata *Calandra*; in prosa, non in versi; moderna, non antica; volgare, non latina...... Non è latina, perochè dovendosi recitare ad infiniti (chè tutti dotti non sono), l'autore che di piacervi sommamente cerca, ha voluto farla volgare, a fine che da ognuno intesa, parimenti a ciascun diletti; oltre che la lingua che Dio e natura ci ha data, non deve appresso di noi essere di manco stima, nè di minor grazia, che la latina, la greca e la ebraica, alle quali la nostra non saria forse punto inferiore, se noi medesimi la esaltassimo, la osservassimo e parlassimo con quella diligenza e cura che i Greci e gli altri fecero la loro".

J. L.

*) Trieste, Sezione letterario-artistica del Lloyd Austriaco. 1858.

**) „L'Aridosia, commedia di Lorenzino de' Medici". Esemplata sulle antiche rarissime stampe, con in fine L'Apologia ch' egli scrisse di sè medesimo pel aver ucciso Alessandro de' Medici, Duca di Firenze.

— **Zur Kenntniß von Brasilien.** Kürzlich ist hier die erste Lieferung einer von Dr. Heinrich Handelmann, Privatdozenten an der Universität Kiel, verfaßten Geschichte von Brasilien ausgegeben worden.*) Brasilien allein ist es, das durch seine monarchische Regierungsform auch den staatlichen Zusammenhang Amerika's mit dem alten Europa darthut. Leider ist es jedoch Portugal, die schwächste Monarchie Europa's, mit welchem Brasilien durch seine Dynastie, wie durch seinen großen, aristokratischen Grundbesitz, organisch und historisch zusammenhängt. Nicht blos vermag das Mutterland dem selbständig gewordenen Tochterstaate keine neuen, frischen Kräfte zuzuführen, sondern auch die diesem von dort überkommenen Geschlechter sind in der neuen, wie in der alten Welt so heruntergekommen und verderbt, daß sich Brasilien zu seiner Regenerirung nach anderen Quellen in gesunderen Gegenden umsieht. Wir wissen in Deutschland, daß die brasilianische Regierung Alles, was in ihren Kräften steht, aufbietet, um deutsche Einwanderer für ihr menschenleeres Gebiet zu gewinnen, in welchem neben einem verdienstlosen, hochmüthigen Landadel, der gewohnt ist, über Sklaven zu gebieten, die für ihn arbeiten, nur eben Neger, depravirte Mischlinge und fanatische Priester sich befinden. Es ist gut, ein solches Land ebenso geographisch, als historisch näher kennen zu lernen, damit kein Deutscher ein Gelüsten bekomme, sich und seiner Familie dort eine Niederlassung zu gründen. Es sind ohnedies schon mehr als genug Deutsche dort in einigen Kolonieen und auf einzelnen Pflanzungen, wo sie die Opfer des berüchtigten Halbpacht-Systemes geworden. Wie wenig aber die brasilianische Regierung gesonnen ist, den Einwanderern bessere Garantieen zu gewähren, hat sie kürzlich erst durch die Entlassung des verdienstvollen General-Konsuls, Herrn J. D. Sturz, bewiesen, der seit vielen Jahren redlich bemüht war, seine Regierung auf diejenigen moralischen Bedingnisse hinzuweisen, durch deren Erfüllung allein eine nützliche und nachhaltige Einwanderung von Deutschen in Brasilien sich erreichen lasse. Ueber alle wissenschaftliche Fortschritte, technische Erfindungen und staatsökonomische Beobachtungen, die in Europa und insbesondere in Deutschland gemacht wurden, stattete Herr Sturz der brasilianischen Regierung stets die genauesten Berichte ab. Wir selbst haben oft Gelegenheit gehabt, während der siebzehn Jahre, welche Herr Sturz, der ein geborener Bayer ist, in Berlin, Dresden und dann wieder in Berlin verlebte, wahrzunehmen, wie umfassend seine in portugiesischer Sprache abgefaßten, gewöhnlich zur Veröffentlichung in Brasilien bestimmten und daher metallographirten, meistens von Illustrationen begleiteten Darstellungen, besonders auch auf geographischem, geognostischem und orographischem Gebiete, waren.

J. L.

*) „Geschichte von Brasilien", von Heinrich Handelmann, Dr. ph. und Privatdozent neuerer Geschichte an der Universität Kiel. Erste Lieferung Band I, Bogen 1—7 (Preis 15 Sgr.) Berlin, Verlag von Jul. Springer.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in **Leipzig.**

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in **Berlin.**

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Donnerstag, den 27. Januar 1859. | № 12.

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.
(Anfangs Januar 1859. II.)

Douglas Jerrold's Leben und nachgelassene Schriften. — Deutsches, wissenschaftliches, literarisches und gewerbliches Leben in London. — Deutsche Zeitungen in England. — Kinkel's „Hermann".

Ich erinnere mich aus dem ganzen vorigen Jahre keiner über das Gewöhnliche hinausgehenden Original-Production der englischen Literatur, wenn man größere Werke wie Carlyle's Friedrich den Großen, die „Geschichte der Römer unter den Kaisern", von C. Merivale (jetzt im sechsten Bande erschienen), und dergleichen Leistungen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung ausnimmt. In der Poesie und Romanliteratur sind multa, aber nicht multum geschrieben und gedruckt worden.

England ist immer steriler und langweiliger geworden während der letzten Jahre. Selbst der letzte Witzbold und Humorist, Douglas Jerrold, ist gestorben. Die Blätter haben Wochen lang von Reproduction seiner witzigen Einfälle gelebt, und sein Sohn Blanchard Jerrold ist jetzt mit „Life and Remains of Douglas Jerrold" (London: W. Kent & Co.) aufgetreten. Um die Einförmigkeit des jetzigen respektablen Lebens (selbst das respektable Essen ist in ewiger Wiederholung uniform, wie neulich die Times in einem Leitartikel über ein Bankett in Bangkok ausführte) wo möglich wieder etwas aufzufrischen, hat man wiederholt in Schrift, Bild und Rede auf die „Merrie Days of Old England" hingewiesen. Sie sind jetzt in einem illustrirten großen Werke wieder aufgewärmt worden.*)

Damals gab's Maifeste, Aerndtefeste, Weihnachts-Maskeraden, grandiose Baronial-Schmausereien, Schäferinnen, Milchmädchen, wandernde Rhapsoden, Jagd- und Angelfeste des Volkes, Turnier, Fecht-Belustigungen, derben Uebermuth aller Art — jetzt ist man entweder nur unerträglich respektabel und uniform in allen Lebensbeziehungen oder zerlumpt, liederlich, dem Trunke ergeben und dies auch in sehr einförmiger, sich alle Tage und Nächte ziemlich auf ganz dieselbe Weise wiederholende Manier.

Wir Deutsche hier (wir kennen uns ziemlich gut einander) waren darüber längst in einer Art von chronischer Verzweiflung und wußten lange nicht, was man für Mittel dagegen versuchen solle. Einige verenglisirten sich und thaten, als wenn sie uns nicht verständen, wenn man sie deutsch anredete, und nannten sich „Mister" vor ihrem Namen, sprachen, aßen und tranken blos Englisch und suchten in dem Meere der Vergessenheit ihres Vaterlandes neue Menschen zu werden. Sie zogen stets „weit weg". Es wohnen die meisten Deutschen hier, auch gute Freunde und Bekannte, fünf bis zwölf und mehr Meilen von einander. Sie flohen sich einander und kamen so in gegenseitiger Flucht doch am Ende wieder zusammen. Der Englisirungs-Prozeß war inzwischen total mißlungen. Jeder sagte, daß es in englischer Gesellschaft nicht auszuhalten sei. So gingen sie wieder in deutsche Gast-, Kaffee- und Bierhäuser und schlossen sich wieder an solche an, die Deutsch geblieben waren und selbst in London baierisch Bier trinken, Schwarzbrod und „Handkäse", wie die größte Delikatesse, meilenweit her aufsuchen und sich expreß für das Haus deutsche Bücher und Blätter kaufen. Es bildeten sich mit der Zeit deutsche Kreise, Kränzchen, gesellige, Gesang-, Bildungs- und andere Vereine, sogar ordentliche Kolonieen. Die, welche in Liebe zu Deutschland treu und warm blieben oder es erst recht wurden, bekamen das Wort und trugen so Manches dazu bei, daß sich die Deutschen hier wieder fanden, wieder oder erst recht Deutsche wurden. Es machte sich bald eine tüchtige Reaction gegen das Englischthum geltend. Man lernte wieder Deutsch sprechen, lesen und sich geriren. Während dieser Zeit fing Kinkel seine deutschen Vorträge über deutsche Literatur, Kunst rc. im Arbeiter-Bildungs-Vereine an. Seine sonore, männliche Stimme, seine imposante Persönlichkeit, sein freies, fließendes, goldenes, deutsches Wort über die ewigen Schönheiten und Schätze Deutschlands wirkten mächtig für die Belebung deutschen Sinnes. Im vorigen Winter kamen seine Vorträge über deutsche Literatur vor Kaufmanns-Familien der deutschen Kolonie in Camberwell und den gebildeten Elementen überhaupt hinzu. Sie wirkten ganz merkwürdig auf den Absatz deutscher Bücher und Journale und auf neue Freudigkeit an deutscher Art und Weise. Diesen Winter begann er beinahe doppelt so zahlreich besuchte Vorträge über Kunstgeschichte. Sein Haar war in dem unterirdischen Kerker zu Naugard etwas grau geworden. Aber er blühte rasch wieder auf hier, in harter, endlich erfolgreicher Arbeit. Sein Haus war eine kleine Universität geworden für englische Damen, die mit Liebe und Verehrung den Vorträgen des Kinkelschen Ehepaars lauschten. Da stürzte mit einem tragischen Schlage der ganze schöne Bau einer langen, harten Arbeit durch den Tod der Frau. Seit dem 15. November ist das Haupt des dreiundvierzigjährigen Mannes ganz weiß geworden. Er lag mehrmals krank danieder; aber es galt, noch weiter zu wirken. Die von ihm besonders kultivirte germanische Reaction gegen den trostlosen deutschen Anglomanismus, die Erweckung deutschen Selbstgefühls hier bot ihm ein neues Feld erfrischender Wirksamkeit. Kinkel giebt jetzt ein deutsches Wochenblatt heraus. Er hat es „Herrmann, deutsches Wochenblatt aus London" genannt. Soll der Titel an den Teutoburger Wald erinnern, ist er für unsere Verhältnisse zu weit hergeholt und wollte deshalb auch nicht gefallen. Aber den Titel vergißt man leicht, und es ist überraschend, mit welcher Freude und Betheiligung alle Arten und Klassen von Deutschen hier, in Liverpool, Manchester, Bradford, Hull, Dublin u. s. w. mit Bestellungen zuströmten. Kinkel giebt als Zweck seines Blattes an: unter den im Auslande lebenden Deutschen den Antheil an der Nationalität und Freiheit des Vaterlandes zu wahren und den Deutschen hier einen Sprechsaal zu eröffnen. Außer der Politik soll besonders das Ziel in's Auge gefaßt werden, von deutschen Erfolgen in Leben, Kunst und Wissenschaft Bericht zu geben, zumal wenn sie von Landsleuten im Auslande errungen worden sind. Jede Nummer bringt einen Kunstbericht aus London, welcher im Laufe des Jahres für den Reisenden und Einheimischen in eine vollständige Anweisung zum Sehen der hier aufgehäuften Schätze sich abrunden wird. Ein Feuilleton von Original-Arbeiten vertritt den Fortschrit in der Literatur.

Die erste Nummer führt in dem Leitartikel aus, daß die Erschütterungen von 1848 in ihren übeln Folgen überwunden, aber dauernde, gute Früchte zurückgelassen haben. Der russische Artikel, von einem hiesigen Russen und Freunde A. Herzens (der hier zwei russische Journale herausgiebt) geschrieben, ist besonders gut und reich an neuen, interessanten Thatsachen. Deutschland wird in einem übersichtlichen Artikel sehr erfreulich angesehen und mit gutem Humor revidirt. Interessant scheint mir besonders eine Stelle in dem kosmopolitischen Habitus des Artikels, worin ausgeführt wird, daß Deutschland besonders durch seine auf ausländischen Thronen ehemals und jetzt herrschenden oder wenigstens mitregierenden Fürstentöchter, die kosmopolitische Mission und Einheit der Völker vorbereite und es vielleicht eines der größten Uebel für Europa sei, daß auf Frankreichs Throne, dem drei edele deutsche Fürstentöchter — zuletzt die edelste — geopfert wurden, jetzt die weiche, versöhnende deutsche Frauenhand fehle. Im Uebrigen reiche die deutsche Herrschaft durch Töchter und Söhne Deutschlands bereits vom äußersten Westen Irlands bis an

*) „The Merrie Days of England: Sketches of the Olden Time". By Edward Mc Dermot. Illustrated with twenty Engravings from Drawings by Joseph Nash, George Thomas, Birket Foster and Edward Corbould. London: Kent & Co. Berlin, Asher & Comp.

die chinesische Mauer, bis an die Säulen des Herkules und nächstens auch bis an die äußersten Enden Siciliens. Auf diesem ungeheuren Terrain spielen die Deutschen bereits überall eine zunehmend bedeutende Kultur-Rolle, am meisten in Rußland, dann aber auch in verschiedenen Abstufungen überall in Europa. Das ist ermuthigend, wenigstens angenehm für deutsche Ohren, die sonst oft hängen, wenn von ihrer Bedeutung in der großen Welt die Rede ist, weil sie sich selbst nicht kennen oder unterschätzen.

Das Feuilleton bringt den Anfang einer abgerundeten Partie aus dem kurz vor ihrem Tode vollendeten größeren Romane der Frau Kinkel. Der heitere Ton darin kontrastirt wehmüthig mit den Erinnerungen an ihr tragisches Ende. Eine Abtheilung darin: „Vornehme Proletarier", welche in einer künftigen Nummer erscheinen wird, giebt ein überraschend treues, drastisches Bild von ihrem Leben und ihren Erfahrungen in London.

Das Kinkelsche Wochenblatt will wesentlich positiv und anerkennend sein, sich überall, besonders in Deutschland, an das Gute halten, was geschieht und nicht wegen des Besseren zürnen, das etwa geschehen und von verschiedenen Politikern erstrebt oder verlangt wird. Insofern glaub' ich, daß keine Polizei in Deutschland je vernünftigen Grund haben wird, auf das in etwa alter, guter Polizeifurcht erwartete Kinkelsche Wochenblatt zu fahnden und es zum Wohle irgend eines kleinen Vaterlandes nur allein zu lesen. Ich habe mehrere Dutzend Vorträge Kinkel's hier mit angehört und nie ein böses Wort über irgend eine Person oder einen Zustand Deutschlands, obgleich es in manchen Fällen von den Zuhörern entschieden erwartet wurde. Daraus und aus der ganzen Disposition Kinkel's schließ' ich, daß er vor einem viel größeren Publikum gedruckt auch selbst der argwöhnischsten Polizei, wenn sie nur gebildet genug ist, zu lesen, nichts Nachtheiliges zu Ohren bringen wird. Doch in dieser Beziehung will ich mich weiter nicht abstrapaziren, da meinem guten Atteste gewiß kein so großer Werth beigelegt wird. Im Gegentheil, ein rechter Pfiffikus von Preß-Polizei-Lieutenant wird denken, daß er nicht zu denen gehöre, die sich durch schöne Redensarten abwiegeln lassen in ihrem Argus-Eifer für die Sicherheit des engeren Vaterlandes, das nach seiner Meinung immer noch durch das fernste anzügliche Wort des ehemaligen Freischärlers in die Luft gesprengt werden und allda seine Gruft finden kann.

Wir haben hier wirklich eine herzensgute Meinung von Deutschland, nur nicht von der Majorität seiner Politik, so daß auch in Anbetracht dieser kleinen, alten Schwäche an unserer Mutter Germania im voraus dafür Sorge getragen ward, daß sich das Kinkelsche Blatt hier selbst ernähre. Wir brauchen blos recht hübsche, erfreuliche Nachrichten aus Deutschland. Im Uebrigen werden wir uns wohl selbst helfen. Der deutsche Artikel in der ersten Nummer hofft auch ganz zuversichtlich, daß er immer etwas bringen könne, sich drüber zu freuen, besonders weil er Unerquickliches aus Liebe zu „Muttern" nicht so genau nehmen will.

Bei dieser Gelegenheit läßt sich erwähnen, daß es hier noch zwei andere deutsche Wochenzeitungen giebt: „Die Neue Zeit", bisher ein ärmliches Kommunisten-Unternehmen, neuerdings aber durch Beiträge von Edgar Bauer wenigstens kritisch interessant geworden. Edgar Bauer schreibt gut und pointirt; aber er ist zu kritisch, zu negativ, um einem größeren Publikum, das nur durch positive Waare auf die Dauer befriedigt werden kann, zu genügen. Ein drittes Blatt, genannt „Londoner deutsche Zeitung", ist als stilistische und publizistische Vogelscheuche interessant. Der Eigenthümer, welcher sich Messrs. Ermani & Co. nennt, ist ein aus dem Oesterreichischen davongelaufener Bankerotteur, der schon manchen braven Mann Deutschlands um Erfahrungen bereichert und um Waaren ärmer gemacht hat. Er schreibt an Regierungen und fragt, ob sie keiner Unterstützung in London bedürften? Da diese gewöhnlich sich als nicht unterstützungsbedürftig erweisen, wendet er sich an Kaufleute, Buchhändler u. s. w. und fragt, ob sie nicht vortheilhaft Waare absetzen wollten? Vielen scheint das himmlische Musik gewesen zu sein. Ein Buchhändler schickte seinen ganzen Verlag. Er ist verkloppt und quittirt. Auch hat er ein Heirats-Bureau und Kommissionsgeschäft in der Redaction, wo Jeder eine Frau, Auskunft, Unterkommen erhalten kann, natürlich gegen Vorausbezahlung, worauf sich immer unvorhergesehene Hindernisse einstellen. Was die Deutschen hier betrogen werden, ist fabelhaft. Wer mit London irgendwie Geschäfte machen will, der mache lieber keine, wenn er nicht mit vollkommen und dreifach anerkannten Firmen in Verbindung treten kann.

Wir sind hier unter uns ganz respektable Leute, aber für die ewig herüberfließende Sündfluth von deutschen Bankerotteurs, Kassendieben, Schwindlern und Betrügern, die hier in der Regel lange von deutscher einheimischer Leichtgläubigkeit leben, können wir nicht stehen. Die Majorität der hier situirten Familien aller Berufsklassen und Tausender von Arbeitern macht sich als durchaus solid, geschickt, arbeitsam und erfolgreich geltend. Dieser Wohlstand und das immer lebhafter werdende Bedürfniß, Deutsche zu bleiben und einen Ersatz für das Mutterland zu gewinnen, hat zu allerhand Vereinen, Klubs &c. geführt. Es giebt mehrere Gesangvereine, gesellige, einen Arbeiter-Bildungs-Verein, eine deutsche Kolonie auf Dänemark-Hill (Camberwell), einen deutschen Klub, deutsche Unterstützungs-, Kranken- und andere Kassen, eine deutsche „Mission", deutsche Kirchen und Schulen, eine ganze Menge kleinere deutsche Kreise in den verschiedensten Stadttheilen, deutsche Bier- und Kaffeehäuser und Gasthöfe in ungezählter Menge. Deutsche Gelehrte und Lehrer, deutsche Schriftsteller für englische Blätter, sogar neuerdings für die Bühne, verstecken sich nach allen möglichen Richtungen, so daß ihre Verdienste in der Regel als englische herauskommen. Dies gilt namentlich von den Früchten des Schweißes deutscher Erfinder, die sich hier zum Theil förmlich professionell als Erfinder etablirt haben, bald betteln gehen, bald goldene Pfunde in Masse verzehren. Die größere Hälfte der Londoner Bäcker sind Deutsche. Aller Zucker in London wird von Deutschen in „Klein-Deutschland" gesotten. Tischler und Pianofortemacher wie Sand am Meer aus Deutschland. Uhrmacher mit den glänzendsten Läden in Regentstreet sind Deutsche. Gerstäcker wurde einmal gefragt, was er in der ganzen Welt, die er nach allen Richtungen durchflogen, für das Merkwürdigste halte? „Daß er überall in der Welt deutsche Schneidergesellen gefunden."

Es fehlt an diesem Artikel also auch hier nicht. Notabene waren von jeher deutsche Schneider hier sehr gesucht und reich. Ein deutscher Schneider gründete hier allein ein „Tailor's-Asylum" für fünfhundert invalide Schneider ohne Ansehen der Nation. Ein anderer noch lebender deutscher Schneider wetteifert in Unterzeichnungen für wohlthätige Zwecke mit der reichsten englischen Aristokratie, die ihre Röcke bei ihm deshalb doppelt bezahlt. Man nenne mir das versteckteste, seltenste Produkt, oder Gewerbe, irgend eine Kunst oder Wissenschaft, ich weise ihm Repräsentanten dafür in London nach. Nur ein sehr zahlreicher deutscher Stand fehlt hier: die deutsche Polizei. Aber darum wollen wir uns keine grauen Haare wachsen lassen.

Nord-Amerika.

Amerikanische Ideen über Deutschland.

Miß Anna Johnson's Naivetäten über deutsches Leben.
(Fortsetzung.)

„Mittags finden wir ein schneeweißes Tuch auf dem langen Tische und einen Teller für jede Person, sowie Messer und Gabel bei jedem Teller. Ein großer Krug voll Wasser steht auf dem Tische, aus dem Jeder trinken wird, bis er leer ist, worauf er von neuem gefüllt wird, ebenso liegt ein großes Schwarzbrod auf dem Tische, von dem Jeder ein Stück abschneidet, so wie er es bedarf. Der erste Gang besteht aus gekochtem Fleisch, was wir in Neu-England corned beef*) nennen, und dies ist auch das allgemeine übliche Gericht in Deutschland, wozu Brod gegessen wird. Darauf folgt irgend eine Art gebratenes Fleisch mit gekochten Kartoffeln und vielleicht Kohl, welcher ebenfalls ein dort gebräuchliches Gericht ist. Kohl ist der große Nahrungsstoff unter allen Klassen, aber es giebt dort verschiedene Arten davon, weißen, rothen, braunen und Blumenkohl. Jedes Gericht sieht reinlich und gesund aus, und Jeder bedient sich selbst davon, sowie aufgetragen wird, mit einem Löffel, Messer oder einer Gabel. Zum Nachtisch hat man eine Art dünnen Kuchen mit Pflaumen, welche Zwetschen genannt werden und in dichten Reihen über die ganze Oberfläche gelegt sind. Die auf großen, drei Fuß langen Blechen gebackenen Kuchen werden in Streifen geschnitten und mit den Enden übereinander auf den Teller gelegt. Zur Obstzeit hat man auch Aepfel, Birnen, Pflaumen und Weintrauben.

„Man findet keine Anzeichen von Armuth, im Gegentheil, vom größten Ueberfluß, und die Familie ist vielleicht acht oder zehn tausend Dollars reich. Außer ihrem Bauerhof haben sie eine Ziegelei, auch halten sie Kühe, Schweine, Hühner und junges Federvieh in großer Anzahl. Alle diese Thiere befinden sich in Ställen und sehen jahraus jahrein das Tageslicht nicht, indeß sehen sie doch fett und schmuck aus. Für die Kühe wird im Sommer täglich Grünfutter geschnitten, wir können aber nicht umhin, der Ansicht zu sein, daß der Milch der süße und frische Geschmack fehlt, an den wir da gewöhnt sind, wo die Kühe das grüne Gras da, wo es wächst, sich selbst abreißen und aus dem klaren Kieselbache trinken."

Ich habe zunächst einige Stellen aus Fräulein Johnson's Buche ausgewählt, die nicht zu den schlechtesten gehören, ebenso wenig die folgende: „An einigen Orten wird durch solche Leute, die ihre Frauen

*) Corned beef nennt man in Amerika eingesalzenes Rindfleisch, das aber nicht so sorgfältig bereitet ist und nicht die rothe Farbe hat, wie deutsches Pökelfleisch. Ob die Verfasserin gekochtes frisches Fleisch mit dem amerikanischen Salzfleisch verwechselt, da sich das deutsche Pökelfleisch sehr augenfällig von corned beef unterscheidet, lasse ich dahingestellt sein.

nicht auf dem Felde und an den Straßen arbeiten lassen, eine höhere Klasse gebildet. Bei einer solchen Familie brachten wir einige Zeit während der Einsammlung der Aepfel und der Bereitung des Apfelweines im Herbst zu. Sie hatten die Schenkwirthschaft im Dorfe, aber an einer Straße, die ihnen keinen häufigen Fremdenbesuch brachte. Der Vater glich im Aeußeren der besseren Klasse der Landleute in Neu-England, und auch Frau und Töchter waren denen sehr ähnlich, die wir in derselben Lage zuhause finden würden. Aber ach! wir müssen bekennen, der Vergleich geht noch weiter. Wenn sie es hüben und drüben zu einer gewissen Unabhängigkeit gebracht haben, ist es der Mann allein, der zu Gemächlichkeit gelangt. Ist er nicht länger genöthigt, auf dem Felde zu arbeiten, so führt er eine Art Oberaufsicht, indem er jeden Tag ein wenig nach Belieben arbeitet und die übrige Zeit raucht und mit seinen Kunden schwatzt."

Dergleichen Seufzer über Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes sind nirgends verwunderlicher zu hören oder zu lesen, als in den Vereinigten Staaten, wo man fortwährend Gelegenheit findet, die Prätension, Putzsucht und Verschwendung, den Leichtsinn und die Scheu der Frauen vor einer durchgreifenden Thätigkeit in der Haushaltung wahrzunehmen. Unbemittelte Amerikanerinnen werden, ehe sie sich bequemen, auch mit der Nadel in der Haushaltung überall thätig zu sein, wo es nöthig ist, durchschnittlich lieber für Kleiderhandlungen Westen und Beinkleider nähen, um sich von dem Erlös Putz zu kaufen. Nirgends wissen die Frauen die Thätigkeit der Männer weniger zu würdigen. Sie sind gewohnt, sie als Kreaturen zu betrachten, deren Pflicht ist, eine stets offene Börse zur Befriedigung weiblicher Launen und Eitelkeiten zu halten. In den höheren Klassen braucht in derselben Zeit und zu denselben Zwecken, wo in entsprechender Stellung eine deutsche Frau ein seidenes Kleid braucht, eine Amerikanerin deren wenigstens drei, was ganz ersprießlich für europäische Seidenfabrikanten sein mag, da die amerikanische Industrie zu tief steht, um in feineren Luxus-Artikeln mit der europäischen zu konkurriren. Man führt wohl Ausnahmen an, aber es sind eben nur Ausnahmen. Daher klingen auch die Reden für „Emancipation" der Frauen in Amerika, wo man füglicher für Emancipation der Männer sprechen könnte, noch abgeschmackter als in Europa. Gerade Neu-England ist besonders der Landstrich, wo jene mit Frömmelei gemischte Prätension, sowie der literarische Dilettantismus der Damen, zuhause ist. Es ist dort recht eigentlich die Heimat der Blaustrümpfe. Doch wir lassen die Verfasserin weiter fortfahren:

„Wie gewöhnlich in deutschen Wirthshäusern, giebt es auch hier keinen Platz, wo sich eine Dame mit Anstand und Bequemlichkeit niederlassen könnte, ausgenommen auf ihrem Zimmer, und so mußten wir auch dort alle unsere Mahlzeiten einnehmen. Die Schankzimmer waren mit der gewöhnlichen Anzahl von Holzbänken versehen, die längs der Wände hinlaufen. Vor ihnen stehen die langen Holztische, die niemals durch ein Tischtuch oder durch eine Serviette ein ansprechendes Aussehen gewinnen. In demselben konnte man zu jeder Tageszeit die gewöhnliche Anzahl von Wein- und Biertrinkern sehen, die Schwarzbrod kaueten, Taback rauchten und schwatzten, als sei dies die große Aufgabe des Lebens. — Wir verlangten ein Zimmer mit einem Bette, mußten aber eines mit zweien nehmen und auch für beide bezahlen, als wir unsere Rechnung berichtigten, obgleich wir nur eines benutzt hatten.*) Es war mit besonderer Rücksicht auf unsere Bequemlichkeit aufgemacht und bestand aus einem dicken Strohsacke als Grundlage, auf dem am Kopfende ein großes, solides, nach dem Prinzip einer geneigten Ebene geformtes Strohkissen lag. Hierauf kam ein anderes hartes Bett, indeß etwas weicher als das Stroh, dann die schneeweißen Leintücher und zwei Federkissen, auf denen man aber nur in aufrechter Stellung hätte schlafen können. Auf diese waren wieder zwei Federbetten gelegt, jedes ein halbes Yard hoch, so daß das Ganze von oben bis unten zwei Yards maß. In manchen Bauernhäusern, die wir gesehen haben, war das Gastzimmer mit einer Leiter versehen, um mit deren Hülfe die Höhe des Bettes zu ersteigen, und auch wir würden sicherlich einer solchen bedurft haben, hätten wir die Absicht gehabt, auf einem solchen Lager Ruhe zu suchen; statt dessen brachten wir eine halbe Stunde damit zu, die verschiedenen Lager zu beseitigen, bis die richtige Höhe erreicht war. Wir brauchten zwar unser Bett nicht aufzumachen, aber wir hatten schon eine bedeutende Mühe, es umzubauen, auch durften wir nicht daran denken, um einige Veränderungen in dieser Anordnung zu bitten, da dieselbe die Schönheit des Bettes würden vernichtet haben, welches allenthalben so hoch und rund wie möglich aufgemacht wird, um in ihren Augen desto besser auszusehen. Wie ist es den Leuten möglich, ihre Gesundheit zu bewahren, da sie jede Nacht so schwitzen und braten müssen? Wir begreifen es nicht, und sie wunderten sich nicht weniger, wie wir auf andere Weise schlafen können. Das einzige Mobiliar des Zimmers bestand aus einem Tische von Brettern, auf den jeden Abend ein Gefäß mit frischem Wasser zu unserer Morgenabwaschung gestellt ward, sowie ein großes Glas mit demselben Stoff für unseren Mund. Jeden Tag brachte man uns ein reines Handtuch, und dreimal in der Woche ward unsere Bettwäsche gewechselt, ein Luxus, den wir nirgends anderswo und in keiner Stadt öfter als einmal des Monats fanden.

„Wir hatten uns mit Schokolade versehen, da wir wußten, daß dieselbe auf dem Lande nicht zu haben war, und bekamen jeden Morgen frische Milch, das gewöhnliche gute Brod und zwei Eier zum Frühstück, Mittags gekochtes Rindfleisch und Schwarzbrod nach einer Suppe, welche blos aus dem Wasser bestand, in welchem das Fleisch gekocht war, zuweilen etwas Eingemachtes und vielleicht zum Nachtisch ein Stück gebratenes Schweinefleisch, oder Leber mit Kartoffeln. Zum Abendessen Schokolade und Brod, Andere nahmen aber um neun Uhr im gemeinschaftlichen Zimmer ein tüchtiges Fleischgericht zu sich. Mutter und Töchter arbeiteten den ganzen Tag in der Küche und im Speisezimmer, und wie zeitig wir auch des Morgens hinausschauen mochten, sahen wir die Frau die Fußböden scheuern und die Straße vor dem Hause fegen, so daß sie schon ermüdet aussah, bevor der Tag anbrach, während ihr „guter Mann" schlief (while her *gude man* slept). Die Töchter waren sehr hübsch und gekleidet wie junge Mädchen in Neu-England von derselben Stufe der Gesellschaft, indem sie die Bauerntracht gänzlich abgelegt hatten. Sie erlaubten uns bereitwillig, in die Küche zu gehen, und machten uns mit allen Beschäftigungen im Milchhause und in der Vorrathskammer bekannt, und dies zu thun, fanden wir alle deutsche Hausfrauen bereit."

Es würde mich zu weit führen, amerikanische Dörfer den Deutschen gegenüber zu schildern, wobei die von der Verfasserin vorausgesetzte Ueberlegenheit der ersteren sehr schwinden dürfte; es mag aber hier daran erinnert werden, daß das Landvolk in Amerika überhaupt weniger in Dörfern, als auf zerstreut liegenden Bauernhöfen lebt, welche Vereinsamung schon vom Schulbesuch an nicht vortheilhaft auf die geistige und gesellschaftliche Entwickelung einwirkt. Ohne der Blockhäuser zu gedenken, sind doch die Wohnungen klein, die Wirthschaftsgebäude auch in besser angebauten Gegenden meist unvollständig und bloße Bretterschuppen, der Kuhstall, trotz der harten Kälte, gemeinhin ein von der einen Seite offener Bretterschuppen. Verschiedenes Vieh liegt im Walde umher, im Winter oft in sehr traurigem Zustande, wobei auch manches umkommt. Von einer richtigen Benutzung des Düngers kann dabei nicht die Rede sein. Daher ist die Landwirthschaft in den Vereinigten Staaten ihrer größeren Ausdehnung nach ein Raubbau, wodurch der Boden ausgesogen wird, worauf denn die Bewohner sich bestreben, in entfernten Gegenden neue Wohnsitze zu finden.

Doch es mögen noch einige Stellen folgen, welche die Auffassungsweise der Verfasserin bezeichnen:

„Eine Dame", schreibt sie, „die an einem Orte ankommt und keinen Paß hat, muß funfzig Dollars Bürgschaft für ihr gutes Betragen leisten, oder es muß dies die Familie thun, bei der sie wohnt, ohne Rücksicht auf die Stellung, welche dieselbe einnimmt, oder wie bekannt sie auch sein mag; der Vorwand für alles das ist, daß sie dort auf die Sittlichkeit und das allgemeine Wohl dergestalt Rücksicht nehmen, um in ihrer Mitte keine unverantwortliche Person oder eine solche von zweifelhafter Stellung zu dulden, und dies geschieht in Ortschaften, wo man blos zum Fenster hinauszuschauen braucht, um die flagrantesten Verletzungen der Sittlichkeit und Schamhaftigkeit in jeder Straße und an jeder Ecke zu sehen — ja, solche Beweise der Unsittlichkeit des ganzen Volkes, deren Gestattung man in jedem civilisirten oder christlichen Lande für unmöglich halten sollte."

Weiterhin bemerkt sie: „Jemand, der lange hier gelebt und Gelegenheit hatte, die Verhältnisse kennen zu lernen, behauptet, daß die den ärmeren Klassen angehörigen Weiber täglich gekauft und verkauft werden, nicht in öffentlichen — aber in Privat-Versteigerungen.

„In der kleinen Stadt St. Goar bestand seit dreihundert Jahren der Gebrauch, daß man die jungen Mädchen an einem offenen Platze versammelt und sie dem Meistbietenden zuschlägt — die ganze Partie für funfzig Dollars — und dann jede Einzelne für sich. Wenn ein Mann eine gekauft und bezahlt hat, so ist sie ihm für ein Jahr unterworfen und muß während dieser Zeit auf den Dorfbällen seine Partnerin sein oder darf wenigstens mit keinem Anderen tanzen und muß sich zu jeder Zeit zu seiner Verfügung stellen, wenn er es zu seinem Vergnügen verlangt."*)

Ihrer Begleiterin erzählt sie nach:

„Sie sagten, in einer Stadt, wo sie im Frühling gelebt, war eine

---

*) Die Verfasserin drückt hier wiederholt ihr Befremden darüber aus, daß in Deutschland nicht so allgemein wie in Amerika Ein Bett von zwei Personen benutzt wird. Die Benutzung Eines Bettes für zwei Personen wird in den Vereinigten Staaten bis zur Unsitte getrieben. Nicht allein schlafen in den Familien gemeinhin verschiedene Familienglieder bei einander, sondern auch in Gasthöfen, die zu den besseren gehören, ist man häufig genöthigt, das Bett mit einem ganz fremden Menschen, nicht immer von den saubersten Sitten, zu theilen. D. E.

*) Es scheint sich wirklich Jemand den Spaß gemacht zu haben, der amerikanischen Gans die unglaublichsten Märchen aufzubinden. D. R.

Confirmation in ihrer Kirche, und dreihundert Mädchen sollten konfirmirt werden, die im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren waren, und als es zur Prüfung kam, konnten blos sechzehn zu dieser kirchlichen Ceremonie zugelassen werden; alle übrigen waren in diesem jugendlichen Alter gefallene Weiber."

Es ist auffallend, so etwas von der Tochter eines Landes zu lesen, in welchem das Abtreiben der Kinder ungefähr ebenso üblich wie in der Türkei und Kindermord etwas sehr Gewöhnliches unter den Tagesneuigkeiten ist; wo so häufig ausgesetzte Kinder gefunden werden und andere todt in Abtritten, Gossen und sonstigen unreinen Orten, wo einem so großen Theile der unerwachsenen Jugend allzufrühe Ausschweifung auf das Gesicht geprägt ist und frühreife Unsittlichkeit noch weit greller zu Tage kommen würde, wenn eine strengere Aufsicht geführt würde; man müßte die Leichtgläubigkeit der Verfasserin eben deshalb entschuldigen, weil sie in Amerika vielleicht gewohnt war, so viel von frühzeitiger Ausschweifung zu vernehmen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der gestürzte Baum.

Von Luise von Ploennies.*)

Am meerumspülten Strand
Des fernen Wassers stand
Ein riesenhafter Baum.
Er stand wohl ein Jahrtausend,
Die Meereswellen brausend
Benetzten ihn mit weißem Schaum.

Er war der Wilden Ruhm,
Ihr grünes Heiligthum.
Sie kamen von nah und fern,
Den Wunderbaum zu grüßen,
Sie lagen ihm zu Füßen,
Ihm huldigend als Gott und Herrn.

Mit majestät'scher Würde
Trug er des Schmuckes Bürde,
Den ihre Liebe bot;
Trug bunte Federschwingen,
Und an den Zweigen hingen
Viel Muscheln und Korallen roth.

Doch mit geheimer Macht
Durchwühlte Tag und Nacht
Des Baumes Grund die Fluth.
An seine Wurzeln schlug sie,
Und Scholl' um Scholle trug sie,
Darin er sicher einst geruht.

Er aber, stolz und hehr,
Beschaute sich im Meer,
Er schien noch immer stark.
Die Wilden sprachen alle:
„Ihn schützet vor dem Falle
Der Geist, der wohnt in seinem Mark".

Doch furchtbar war sein Fall!
Mit dumpfem Donnerschall
Stürzt er hinab in's Meer.
Erst weicht's zurück erschrocken,
Dann sprangen, wie wilde Doggen,
Die Wellen über ihn her.

Nun steht das Kreuz am Saum
Des Meers, das deckt den Baum.
Ein Ast wie eine Hand
Entragt der Fluth — sie eilen
Daran vorbei — zuweilen
Steht Einer still am Strand.

Und Blumen bricht er ab,
Wirft sie dem Ast hinab,
An dem die Fluth sich bricht.
Dann vor dem Christusbilde
Kniet der bekehrte Wilde,
Und Liebe zürnt der Liebe nicht.

Mannigfaltiges.

— **Die Bauten des Gustav-Adolf-Vereins in Bild und Geschichte.** Nur mit einigen Worten machen wir hier auf dieses neue, verdienstliche und vielfach anregende Werkchen aufmerksam, wovon kürzlich das erste Heft erschienen.*) Es wird vom Prälaten Dr. Karl Zimmermann in Darmstadt und dessen Sohne, Karl Zimmermann, Prediger in Erbach, herausgegeben und ist ein „Beitrag zur Geschichte der evangelischen Brüder in der Zerstreuung", welcher in Bild und Geschichte die Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins gleichsam in einzelne Strahlen reflektirt und fixirt: durch Abbildung der vom Verein erbauten Kirchen und durch geschichtliche Darstellung der früheren und gegenwärtigen Verhältnisse der einzelnen evangelischen Gemeinden, denen diese Kirchen gebaut worden, werden zugleich die Früchte seiner segensreichen Thätigkeit zur Anschauung gebracht.

— **Jahrbuch für romanische und englische Literatur.****) Mit Vergnügen begrüßen wir diese neue Zeitschrift für historisch-linguistische Erforschung der romanischen Literaturen, in Verbindung mit der englischen, herausgegeben von Ferdinand Wolf in Wien und Adolph Ebert in Marburg, zweien Männern, die auf diesen Gebieten zu den ersten Autoritäten Deutschlands gehören. Namentlich auf dem reichen Felde der spanischen Literatur des Mittelalters giebt es unter uns wohl keinen gediegeneren Kenner, als Ferdinand Wolf, während Herr Professor Ebert sich besonders durch sein Studium der älteren englischen Literatur bekannt gemacht hat. Die beiden Herausgeber haben sich nicht blos in Deutschland, sondern auch im Auslande mit allen namhaften Literarhistorikern in Verbindung gesetzt, und um diesen die Mitarbeiterschaft zu erleichtern, sollen ihre Beiträge, sofern sie in französischer Sprache abgefaßt sind, unübersetzt aufgenommen werden. In der That wird auch bereits das erste Heft der neuen Zeitschrift durch einen Aufsatz in französischer Sprache aus der Feder des bekannten Literaturforschers Edélestand du Méril: „La vie et les ouvrages de Wace", eröffnet. Es wird darin über die Persönlichkeit und das Leben des Verfassers des „Roman de Rou" und des „Roman de Brut", zweier Dichtungen aus dem zwölften Jahrhundert, die man häufig zwei verschiedenen Autoren beimaß, die erste beglaubigte Auskunft ertheilt. Der Name Wace, der jetzt so englisch klingt, ist identisch mit dem mittelalterlichen Guace, einer Abkürzung von Eustaces oder Eustache. Herr du Méril weist nach, daß in dem vorliegenden Falle Wace kein Familienname war; „Maistre Wace", wie er sich selbst nennt, war vielmehr der Vorname des priesterlichen Dichters und Chronisten, welcher Kanonikus zu Bayeux gewesen, und der um das Jahr 1174 gestorben sein soll. Nächst dieser Abhandlung befinden sich in dem ersten Hefte auch noch Artikel von Adolph Ebert („Die englischen Mysterien") und von Dr. C. A. F. Mahn („Der Troubadour Cercamon"), sowie kritische Anzeigen von Ebert, Mussafia und Ferdinand Wolf, welcher Letztere über ein den „Cid" betreffendes historisches Werk berichtet, das Don Malo de Molina im vorigen Jahre in Madrid unter dem Titel: „Rodrigo el Campeador", herausgegeben.

— **Unverbrennlich machende Präparate.** Ein Herr Carteron in Rouen hat ein Seitenstück zu dem von Herrn Thouret in Berlin erfundenen, unverbrennlich machenden Präparate angekündigt. Es ist ein weißes Pulver, das sich mit jeder Flüssigkeit leicht vermischen läßt, welche letztere bei ihrer Verhärtung die Gegenstände, die damit bestrichen sind, unverbrennlich macht. Allerdings findet mit dem unmittelbar dem Feuer ausgesetzten Gegenstand ein Verbrennungs-Prozeß statt, doch ist er von der Art, daß das Feuer nicht eben von dem Punkte, wo es den Gegenstand ergriffen hat, weiter verbreitet wird. Es sind kürzlich mit diesem Präparate Versuche im Großen, und zwar in einem Theater dargestellt worden, dessen Decorationen, Gardinen, Bänke und Logenreihen sämmtlich damit bestrichen waren. Es wurden Hobelspäne angezündet, und nach allen Seiten, wo das Feuer brannte, wurde Terpentinöl verspritzt, aber es wurden nur einige leichte Stoffe von dem Brand ergriffen, der sich dort in sich selbst verzehrte und nicht weiter um sich griff. Ballettänzerinnen, die mit ihren Krinolinen sehr oft den Gasflammen auf dem Proscenium ganz nahe kommen und dies sehr oft schon haben büßen müssen, sollten alle ihre luftigen Gewänder mit diesem hellen und diaphanen Präparate anstreichen lassen.

*) Aus einer Sammlung von Sagen in poetischem Gewande aus allen Weltgegenden, welche die auf diesem Gebiete so heimische Dichterin nächstens unter dem Titel: „Aus allen Ländern", wird erscheinen lassen. Zu nachstehender Sage ist der Stoff aus der „Histoire générale des coutumes religieuses de tous les peuples du monde" geschöpft. D. R.

*) Darmstadt, Eduard Zernin, 1859.

**) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung und A. Asher & Comp. Der Jahrgang von vier Heften zu 8 Bogen kostet 3 Thlr.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Sonnabend, den 29. Januar 1859. | № 13.

Rußland.

Die Memoiren Katharina's II.

Der russische Flüchtling in London, Alexander Herzen, hat kürzlich dort in französischer Sprache *) angebliche „Memoiren Katharina's II." herausgegeben, die allerdings sehr viel Interessantes enthalten. Es sollen sich diese eigenhändigen Memoiren der Kaiserin in Familien-Archiven aufbewahrt gefunden haben, wohin sie nach ihrem Tode geschafft wurden. Es ist jedoch gar nicht zu glauben, daß die Kaiserin selbst diese die Weiblichkeit sehr oft verletzenden Memorabilien aufgezeichnet habe und vielmehr anzunehmen, daß sie nach vorhandenen gedruckten und ungedruckten Quellen von geschickter Hand zusammengestellt worden.

Besonders geschickt ist in dem vorliegenden Buch à la Vehse das unselige Verhältniß der Kaiserin zu ihrem Gemahl, Peter III., aufgefaßt und dargestellt. In dem Palaste des Fürst-Bischofs von Lübeck, seines Erziehers, sah sie den Großfürsten zum ersten Mal; er war damals elf, sie zehn Jahr alt. Fünf Jahre später trafen sie am Hofe zu Moskau zusammen, wo der junge Mann ihr sehr offen erklärte, er sei zwar in ein Ehrenfräulein verliebt, habe aber nichts gegen eine Heirat mit Katharina, da seine Tante es wünsche. Die Einzelheiten der Lebensweise am russischen Hofe sind vom höchsten Interesse, und der natürliche und kindlich muthwillige Ton, in dem sie beschrieben werden, hat etwas so Bestechliches, daß ein naiver Leser die Beschreibung für echt halten könnte. Man sieht unter Anderem das Mädchen Katharina mit ihren Gespielinnen Blindekuh spielen u. dgl. m. Die angebliche Verfasserin berichtet dann über ihre Vermählung mit dem Großfürsten, in deren Gefolge eine Reihe von Festen und Feierlichkeiten war, die zehn Tage dauerten. Das Glück war aber nicht in diesem Gefolge; denn drei Tage nach der Hochzeit schon treibt der Gemahl sein Narrenwesen mit Soldaten und Kammerdienern, und die verlassene junge Frau ist, um die Zeit zu tödten, darauf angewiesen, mit dem Kammerherrn Berkholz Billard zu spielen. Was ließ sich auch von einem Manne erwarten, der schon im zehnten Jahre den Trunk geliebt hatte und der, nach dem hier vorliegenden Zeugniß seiner Frau, wild und stumpfsinnig bis zur Thierheit war? Kurz darauf fand sie einige Unterhaltung in Voltaire's Schriften. Welchen Einfluß dieser rücksichtslose und kühne Denker auf die Bildung ihres Charakters gehabt haben mag — wer will das bestimmen?

Ein ausführliches Charakterbild liefern die Memoiren von der Kaiserin Elisabeth: einer heftigen, despotischen, herrischen Frau, die oft so lange keifte, bis sie in eine wahre Wuth gerieth, und doch wurde sie durch ein demüthiges: „Verzeihung, Mütterchen!" augenblicklich entwaffnet. Unter der Ueberschrift: „Freiheit in den Palästen", erzählt die angebliche Katharina Folgendes:

„Ein Garderobenmädchen, eine Finnländerin in meinem Dienste, die mit einem Hofbedienten, einem Verwandten Jewrejnov's, verlobt war, brachte mir eines Tages einen Brief von Andreas Tschernischev, in welchem er mich um Allerlei ersuchte. Sie war ihm auf dem Zimmer ihres künftigen Mannes begegnet, wo sie den Abend mit einander verlebt hatten. Ich wußte nicht, wo ich den Brief verstecken sollte. Ich nahm ihn, wollte ihn aber nicht verbrennen, um den Inhalt nicht zu vergessen. Seit lange war es mir sogar verboten, an meine Mutter zu schreiben. Durch Vermittelung dieses Mädchens verschaffte ich mir nun eine silberne Feder und ein Dintenfaß. Am Tage behielt ich den Brief in meiner Tasche; Abends beim Auskleiden steckte ich ihn unter das Strumpfband, und als ich mich in's Bett legte, holte ich ihn von dort hervor und verbarg ihn in meinem Hemdärmel. Endlich beantwortete ich den Brief, schickte das Erbetene durch denselben Kanal, dem er anvertraut worden, und ersah einen günstigen Augenblick, das Schreiben zu verbrennen, das mir soviel Ungelegenheit verursacht hatte"...

„Einst, als die Kaiserin unwohl wurde, wagten wir es nicht einmal, davon zu sprechen oder uns nach ihrem Befinden zu erkundigen; denn es würde dann geheißen haben: „Wie, durch Wen, von Wem habt ihr erfahren, daß sie unwohl sei?" und hätte man Einen genannt, so war er gewiß, aus dem Dienste gejagt, verbannt, oder vor die geheime Kanzlei geschickt zu werden: eine Staatsinquisition, die mehr als das Feuer gefürchtet wurde."

Eine Lieblingsbeschäftigung des Großfürsten war, Hunde abzurichten, und der Hundestall stieß an das Schlafzimmer seiner Gemahlin, so daß der eben nicht würzige Geruch der Thiere zu ihr in's Bett drang. Wie menschlich sich der künftige Selbstherrscher aller Reußen bei den Lectionen mit seinen Schülern benahm, davon eine Probe: „Eines Tages hörte ich das entsetzliche und anhaltende Geheul eines armen Hundes; ich öffnete die Thür meines Schlafzimmers, in welchem ich saß, und das mit dem Schauplatz, auf welchem das Stück spielte, in Verbindung stand, und da ich sah, wie der Großfürst einen seiner Hunde — es war ein armes kleines Ding von englischer Zucht — beim Nacken schwebend in der Luft hielt, während einer seiner Stallknechte, ein Kalmücke von Geburt, ihn beim Schwanze faßte und der Großfürst mit einem dicken Peitschenstiel aus Leibeskräften auf das Thier loshieb. Ich versuchte eine Fürbitte für das gemarterte Geschöpf; aber das veranlaßte ihn nur, die Streiche zu verdoppeln. Unfähig, den Anblick, der mir so grausam schien, länger zu ertragen, ging ich mit Thränen in den Augen in mein Zimmer zurück. Ueberhaupt reizten Thränen und Wehklagen den Großfürsten mehr zum Zorn, als zum Mitleiden. Das Mitleiden war für ihn ein peinliches, ja unerträgliches Gefühl."

Katharina selbst war keine abgesagte Feindin der Waidlust. In Oranienbaum pflegte sie Männertracht anzulegen, die Flinte aufzunehmen und von einem alten Jäger begleitet auf die Wild-Entenjagd zu gehen. Um den schädlichen Einwirkungen dieser Beschäftigung auf den Teint zu begegnen, wandte sie ein Mittel an, wozu sie das Rezept angiebt: eine Mischung aus Zitronensaft, Eiweiß und Cognac; die große Katharina verpfändet ihr kaiserliches Wort, daß es probat ist. In dieser Amazonentracht ritt sie auch mit jedem Herrn um die Wette. Sie thut sich auch nicht wenig auf die Erfindung eines Sattels zugut, der so eingerichtet war, daß man darauf nach Belieben en collifourchon oder quer reiten konnte... Das Buch öffnet, wie kein bisher erschienenes, unserem staunenden Blick die ganze innere Wirthschaft eines halb barbarischen Hofes. An der Tagesordnung sind Spionirerei, Liebeshändel auf den Hintertreppen der Günstlinge Elisabeth's. Wir sehen den Großfürsten, wie er bald die Schnapsflaschen in seinem Zimmer versteckt, zu einem Trinkgelag mit seinen kalmückischen Stallknechten, bald Löcher in die Thür bohrt, um ein vertrauliches Mittagmahl der Kaiserin zu belauschen. Wir sehen einen Hofball, wo, auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin, Frauen in Männerkleidern und Männer in Frauenkleidern erscheinen. Das sind zu detaillirte Gemälde, als daß wir glauben könnten, es sei Alles blos erfunden.

*) Eine englische Uebersetzung erschien seitdem ebenfalls bei Trübner & Comp. in London. D. R.

Nord-Amerika.

Amerikanische Ideen über Deutschland.

Miß Anna Johnson's Naivetäten über deutsches Leben.
(Schluß.)

Anderen Touristen gegenüber, welche die Thätigkeit deutscher Hausfrauen lobend erwähnt hatten, bemerkt Miß Johnson:

„Es ist wahr, daß deutsche Frauen mehr Zeit in der Küche zubringen als Engländerinnen oder Amerikanerinnen von demselben Range, — aber es ist nicht wahr, daß sie bessere Haushälterinnen sind oder mehr arbeiten. Ein junges deutsches Mädchen, das mehrere Jahre in Amerika war, bemerkte, daß deutsche Frauen Amerika im Anfang unerträglich fanden, da sie hier mehr zu arbeiten hatten; daß sie aber das Land vorzogen, als sie sahen, daß Arbeit hier nicht entwürdige, und lernten, wie man zu verfahren habe. Männliche Schriftsteller, die in deutsche Familien kamen und die Frauen sagen hörten, daß sie nach dem Essen sehen und vielleicht den Pudding machen wollten, und die nach Art der Männer urtheilen, daß in der Besorgung guter Mittagessen der ganze Haushalt bestehe, haben den Schluß daraus gezogen, daß deutsche Frauen das Ideal von Haushälterinnen sein müssen. Aber die nämliche deutsche Frau wird sich von einem Dienstmädchen alle ihre Arbeit thun lassen, wie keine amerikanische Frau thun würde; sie wird sich ihre einfachen Näharbeiten von Anderen besorgen lassen und erstaunt dareinschauen, wenn sie sieht, daß eine Dame ihre Kleider selbst macht und ausbessert. Die Amerikanerin lehrt blos ihre Köchin das Essen bereiten, wenn sie so gut daran ist, eine Köchin halten zu können, und hat alle ihre Arbeiten so angeordnet, daß sie durch gute Aufsicht besser besorgt werden, als wenn sie fortwährend selbst ihre Hände dabei im Spiele hätte."

Will man sich mit äußerster Billigkeit Mühe geben, aus diesem seichten Gemengsel einige Körnchen Wahrheit herauszufinden, so ist es schwer, sie in der Kürze zu beleuchten, indeß mögen hier einige erläuternde Bemerkungen Platz finden. — Der amerikanische Haushalt ist im Allgemeinen einfacher als der deutsche. Diese durch Mangel an Dienern gebotene Einfachheit ist wieder zweierlei: nämlich einestheils eine wirklich zweckmäßige, anderentheils nur eine solche, die durch nachlässigere Bereitung der Speisen und oberflächlichere und unvollständige Behandlung überhaupt möglich wird. Manches Zweckmäßige ist es aber blos relativ; so z. B. sind die amerikanischen, kompendiös eingerichteten Kochöfen sehr zweckmäßig, wenn die Leute in demselben Zimmer wohnen, kochen und wohl auch schlafen müssen; es ist aber besser, eine besondere, vollständig eingerichtete Küche zu haben. In größter Ausdehnung erinnern die Amerikaner immer noch an ein Volk, das kürzlich von den Schiffen gestiegen und sein Schiffsgeschirr, einige wenige Blechgefäße, in einem eilig gebauten Hause zu provisorischer Einrichtung in Gebrauch nimmt, das aber, trotz aller National-Eitelkeit, mit geringstem Heimatsgefühl bereit ist, sich weiterhin im Lande andere Wohnsitze zu suchen. Wollte man diesen Vergleich noch weiter ausdehnen, so könnte man unter Anderem anführen, daß die Männer die Matrosengewohnheit des Tabackkauens beibehalten, es aber im Spucken soweit gebracht haben, daß sie darin alles Schiffsvolk der Welt übertreffen. Nun ist es allerdings nach der amerikanischen Schablone leicht, mit einem geringeren Aufwande von Arbeit einen Haushalt zu führen, nämlich in den unteren und mittleren Schichten, wobei sich aber selbst Haushaltungen, die mit tausend Dollars und mehr bestritten werden, im Raume oft so eng beschränken müssen, wie man es in Deutschland für unerträglich halten würde. Da aber die amerikanischen Frauen im Haushalt unerfahrener, oberflächlicher und zugleich verschwenderischer sind, als die deutschen Hausfrauen, so fehlt ihnen Geschmack, Takt und Eintheilung, wenn in den oberen Schichten der Haushalt mit reichlicheren Mitteln geführt wird. Daher ist es auffallend, wie wenig nach Verhältniß Bequemlichkeit und wahrer Lebensgenuß in einem amerikanischen Haushalt gefunden werden, der mit ungefähr zwanzigtausend Dollars jährlich bestritten wird. Dabei will ich nicht weiter ausführen, wie, statt einer geschmackvollen Verzierung der Wohnung, nur ein sinnloser Luxus, eine geschmacklose Ueberladung der verhältnißmäßig beschränkten Räume an den Tag gelegt wird, ein Luxus, der an die Verschwendung eines Parvenu erinnert, welcher, ohne Erziehung und Weltkenntniß, durch Aufwand zu blenden sucht.

Wenn nun die Verfasserin anführt, sie habe aus zweiter Hand vernommen, wie deutsche Frauen gesagt, sie hätten anfangs in Amerika mehr arbeiten müssen, bis sie lernten, wie man zu verfahren habe, so kann dies aus dem Gesichtspunkte dieser Frauen wohl gegründet sein, ohne im geringsten etwas für die ganz unrichtige Behauptung zu beweisen, die Amerikanerinnen seien thätiger als die deutschen Frauen. Jene deutschen Frauen, die sich vielleicht keine Diener halten konnten, begannen wahrscheinlich in Amerika den Haushalt mit den wenigen und ihnen ungewohnten Werkzeugen der amerikanischen Küche, aber zugleich mit deutscher Sorgfalt und mit den Ansprüchen an das Produkt der Küche, die sie von Hause gewohnt waren. Sie mühten sich auf diese Weise unverhältnißmäßig ab, bis sie fanden, wie sie nach Landessitte sich die Sache leichter machen konnten. Ich habe gefunden, daß deutsche Frauen, die in Amerika diesen Weg gegangen waren, nach völliger Kenntniß des amerikanischen Haushaltes zwar weniger Mühe hatten, als anfangs, aber in der Qualität der Hauswirthschaft eher Rückschritte als Fortschritte machten. Dabei leuchtet ein, daß die deutschen Frauen, auf die sich die Verfasserin bezieht, einen nur beschränkten Gesichtskreis und keine Uebersicht amerikanischer Gewohnheiten in weiterer Ausdehnung an den Tag legen, noch beschränkter aber erscheint die Verfasserin, wenn sie mit der Prätension, ein Buch zu machen, diese sehr bedingte Erfahrung generalisirt.

Wo nicht die äußerste Nothwendigkeit zwingt, sind aber die Amerikanerinnen überhaupt nicht sonderlich thätig im Haushalt, und es ist die gröbste Unwahrheit, wenn die Verfasserin behauptet, daß eine deutsche Frau im Hause nicht so viel Näharbeit verrichte, als eine Amerikanerin, die sich durchschnittlich mit Ausbessern nicht eben sehr beschäftigt. Ebenso unwahr ist, daß eine amerikanische Hausfrau in der Küche bessere Aufsicht führe, als eine deutsche; was aber das Anlernen einer Köchin betrifft, so ist eine Amerikanerin ungleich weniger dazu fähig, weil sie überhaupt im Küchenwesen nicht so erfahren ist, als eine deutsche Frau. In mittleren und höheren Schichten halten die Amerikaner Diener genug, wo sich deren finden, in reichen Haushaltungen sechs und mehr. Es ist aber jetzt in vielen Gegenden Amerika's kein Mangel an Dienern. Wo sie aber genug Bedienung haben, sind amerikanische Frauen oft so unthätig, daß sie aus Mangel an Bewegung kränklich werden. Sogar die Bauernfrauen würden manche Kränklichkeit vermeiden, wenn sie etwas mehr Hand anlegten.

Wenn die Verfasserin davon spricht, daß in Amerika Arbeit nicht entwürdige, was so oft auch in Deutschland nachgebetet worden, so mag hier bemerkt werden, daß, wenn unter einfacheren Verhältnissen vielleicht mancher Mann in Amerika etwas über die Straße trägt oder verrichtet, was Jemand gleicher Stellung in Deutschland zu thun Anstand nimmt, man diese Gewohnheiten nicht etwa als Fortschritte und Ausflüsse des amerikanischen Republikanismus betrachten darf; denn erstens kommen dieselben immer mehr ab, je mehr und wohlfeiler man Diener haben kann, und zweitens gilt dies nicht von den Sklavenstaaten, die doch auch Amerika, d. h. ein Theil der Vereinigten Staaten und ebensowohl Republiken im amerikanischen Sinne sind, wie die sogenannten freien Staaten; nicht zu erwähnen, daß die Demokratie durchschnittlich in derselben vorherrschend ist, dergestalt, daß keine andere Partei bei Vermeidung lebensgefährlicher Gewaltthätigkeiten neben ihr aufkommen kann, als die Know-Nothings. In diesen Sklavenstaaten entwürdigt aber Arbeit in dem Grade, wie nirgends in Deutschland, und gleichwohl sind sie sehr einflußreiche Staaten, Länder, aus denen der Hauptausfuhrartikel der Vereinigten Staaten kommt, der von Arbeitern gebaut wird, die mit der Peitsche regiert und in öffentlicher Auction versteigert werden; Länder, aus denen die Männer kommen, die seit Dezennien die Hauptrichtungen der amerikanischen Politik bestimmten und über die weißen Arbeiter eine Sprache der Verachtung zu führen pflegen, wie sie von keinem europäischen Aristokraten vernommen wird. Diese Sklavenstaaten werden aber in manchen Büchern über Amerika fast ganz vergessen, und gleichwohl sind dieselben sehr ausgedehnte Länder, welche diesseits einen so großen Einfluß üben.

Von landwirthschaftlichen Ausstellungen gesteht die Verfasserin zu, daß dieselben in Deutschland denn doch etwas glänzender ausfallen, als in Amerika. Sie beschreibt eine solche, die bei Karlsruhe veranstaltet worden, verlegt aber bei dieser Gelegenheit den Harz in die Nähe dieser Residenz, indem sie sagt, tief im „Hartzwald" seien die Vorbereitungen zu diesem Feste getroffen worden. Sie verwechselt den Schwarzwald mit dem Harz, ein geographischer Irrthum, den ich ihr nicht hoch anrechnen will, obgleich die amerikanischen Damen für unterrichtet in der Geographie gelten wollen, während ihr Unterricht darin, sonderlich über die Länder, die nicht zu den Vereinigten Staaten gehören, nur sehr mangelhaft ist.

Die Orte, welche sie kritisirt, nennt sie im selteneren Falle, indeß bringt sie über München folgendes ungewaschene Zeug:

„In München, der Heimat der Künste, sind die Wohnungen der Bevölkerung höchst unbehaglich, und es ist sprüchwörtlich, daß sie Fremde selten einladen, sie zu besuchen, da sie sich ihrer Einrichtung schämen. Sie haben nicht den geringsten Begriff von Comfort, und die unterste Klasse der Handwerker und selbst der Arbeiter in Amerika würde solche Wohnungen für unbewohnbar halten, mit denen Leute von Rang sich begnügen, um ihr Leben lang darin zu essen, zu trinken und zu schlafen. Hält man sich eine Woche dort auf, so muß man in einem Zimmer schlafen, in welchem Alles fehlt, woran man gewöhnt ist und das man zum täglichen Gebrauche für nothwendig hält. Ein ordinärer Krug, der eine Pinte Wasser enthält, wird zum Waschen für genügend erachtet. Man bekommt wöchentlich ein Handtuch und monatlich einen Bettüberzug. Das Tafelgeräth und die Tafel-Etikette sind der Art, daß sie wegen ihrer Rohheit beinahe ein Grünhorn des Yankeelandes überraschen würden. Ach! wie wenig wissen die, welche in das Ausland gehen und einen Tag in dieser, den anderen in jener Stadt zubringen, die Paläste anstarren und die Kunstsammlungen bewundern, von den Ländern, die sie besuchen, und wie wenig sind sie im Stande, ihr eigenes zu beurtheilen. Diese Leute,

die Euch nicht die gewöhnlichsten Erfordernisse des Lebens bieten können, werden Euch durch Glyptotheken und Pinakotheken führen, mit welchen barbarischen Namen der König von Bayern seine zur Aufnahme von Gemälden bestimmten Säle getauft hat, — sie werden mit Euch in öffentliche Gärten spazieren gehen, wo Ihr Pflanzen und Blumen aus allen Himmelsgegenden seht und die Musik von allen Sphären hört, und kehren dann heim in ihre Wohnungen, in die sie über finstere, schmutzige Treppen gelangen, um sich auf ungepolsterte Stühle zu setzen, auf Fußböden ohne Teppich zu gehen, beim Lichte von Talgkerzen sich schlafen zu legen und zu erwarten, daß Ihr ihre höhere Verfeinerung und Civilisation rühmt. Wir stimmen mit dem Autor überein, welcher sagt, es gleiche das sehr der Civilisation der nordamerikanischen Indianer, die ihre Gesichter bemalen und sich in Thierfelle kleiden."

Ueber die Straßen von Bremen sagt sie: „Welch enge, schmutzige, Verbrechen und Armuth beherbergende Orte sind diese alten Straßen!" — Ich habe in Bremen nirgends so viele erbärmliche Wohnungen, oft bloße Bretterhütten, gesehen, als in den größeren Städten Amerika's. Die Verfasserin scheint sich der engen und für einen gesunden Aufenthalt ungenügenden Wohnungen nicht zu erinnern, welche in amerikanischen Städten in überaus schmutzigen und übelriechenden Straßen und Gäßchen von Handwerkern, Arbeitern und überhaupt von ärmeren Leuten benutzt werden, wo selbst Familien, die keineswegs zu den ärmsten gehören, keinen anderen Raum haben, als nur Ein Zimmer nebst einem dunkeln Kämmerchen, und wo ersteres zum Wohn-, Schlaf-, Waschzimmer und (im Sommer oft bei 100 Grad Fahrenheit) auch zur Küche dient. Es ist daher etwas sehr gewöhnliches, daß Kinder am Kochofen Brandwunden bekommen, mit heißem Wasser verbrüht werden oder bei lebendigem Leibe in ihren Kleidern verbrennen. Selbst in bessergestellten Familien wird eine Küche als Luxus betrachtet, dessen sich nur Leute erfreuen können, die im Stande sind, ein ganzes Haus zu miethen. Viele Tausende der städtischen Bevölkerung wohnen in schmutzigen Kellern und in Familienhäusern, deren Schrecknisse schon verschiedentlich Gegenstand polizeilicher Untersuchungen waren. Ich übergehe die elenden Bretterhütten auf dem Lande, in denen hin und wieder auch weiße und nicht blos farbige Amerikaner wohnen. — In München hat die Verfasserin augenscheinlich in einem Gasthofe für die unteren Klassen gewohnt und schließt nun in ihrer Beschränktheit daraus auf die Lebensweise anderer Klassen. Ich zweifle, daß dortige Gasthöfe für die unteren Klassen so schlecht und mit solchem Mangel an Licht und Luft angetroffen werden, als niedere Herbergen, die in amerikanischen Städten von weißen Amerikanern gehalten werden. Schauderhaft aber sind solche Herbergen, die von farbigen Amerikanern benutzt werden. Dabei will ich nicht verschweigen, daß in Amerika auch Ausländer, sonderlich Deutsche und Irländer, nicht wenig Abstoßendes in diesem Zweige aufzuweisen haben.

Das Papier soll, nach der Verfasserin, in Deutschland so theuer sein, daß es Arme nicht kaufen können (während in Amerika fortdauernd Klagen über den hohen Preis des Papiers vernommen werden); die Leichen soll man dort ganz früh, viele vor Tagesanbruch, bestatten; die Deutschen sollen nicht verstehen, Kuchen zu backen, wogegen der amerikanische Pie gepriesen wird. Die verschiedenen Trachten sollen ihren Ursprung den verschiedenen Fürstenthümern verdanken, und nichts Anderes, als die ehemaligen Livreen der Hofbedienten sein!

Außer dem hier Mitgetheilten enthält das Buch noch einen guten Vorrath solcher die Manier der Verfasserin bezeichnenden Stellen. Nun hat zwar die Literatur der Amerikaner einige bessere Schilderungen deutscher Zustände aufzuweisen, und Miß Johnson's Machwerk könnte vielleicht blos als Kuriosität aufgenommen werden, repräsentirte sie nicht einen sehr großen Theil desjenigen amerikanischen Publikums, das sich gebildet nennt. Daß eine Person von mehr Einbildung als Bildung, mehr Vorurtheil als Urtheil einen schülerhaften Versuch drucken läßt, ist weniger bezeichnend, als daß sie Beifall und viel Anklang findet; auch stehen ihre Schilderungen keineswegs isolirt. Bücher in ähnlicher Richtung sind schon mehrfach erschienen und wurden viel gelesen; unter anderen fand man vor zwei Jahren ein solches wegen der sehr verworrenen Bemerkungen des Verfassers über Europa sehr treffend; nicht minder werden Korrespondenzen dieser Art nach Amerika geliefert, und im Allgemeinen nimmt das amerikanische Publikum solche Schilderungen Europa's gut auf, worin die eintönige Schablone der amerikanischen Civilisation als Norm und die Mannigfaltigkeit der europäischen Civilisation als Abnormität des Verfalls dargestellt wird, ungefähr wie Hadschi Baba die persische Kulturstufe als die vernünftige Regel und die europäische Civilisation als die unvernünftige Abweichung davon ansieht. In einflußreichen Organen der Presse ward Miß Johnson's Buch günstig beurtheilt. Die New-York Times, die mit einer großen Circulation zu den bedeutenderen Blättern Amerika's gehört, besprach es mit vielem Lobe; die New-York Tribune, die ich wiederholt als die beste amerikanische Zeitung bezeichnen muß, wenn sie auch von Ungarn, Amerikanern und selbst von Deutschen sich Berichte über Europa senden läßt, welche die Dinge nicht immer im richtigen Lichte darstellen, war zwar zurückhaltender im Lobe der von Miß Johnson veröffentlichten Schilderungen, beurtheilte dieselben aber doch im Allgemeinen günstig, ohne auf deren Fehler einzugehen, worauf indeß in der Evening Post, einem Blatte geringerer Circulation, hingedeutet ward. Unter den deutsch-amerikanischen Blättern enthielt das Sonntagsblatt der New-Yorker „Staatszeitung" einen ausführlicheren, den Geist des Buches richtig würdigenden Artikel; auch die New-Yorker „Kriminal-Zeitung" brachte eine kürzere Andeutung der in demselben enthaltenen Verschrobenheiten, wogegen es die New-Yorker „Abend-Zeitung" den Deutschen mit vielen Lobeserhebungen anpries. In dem betreffenden Artikel wird unter Anderem gesagt:

... „Wer sollte es unternehmen, den Amerikanern das ganze häusliche und heimatliche Leben der Deutschen, ihre Gemüthswelt, ihre Anschauungen vom bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben aufzuschließen? Ein Deutscher selbst konnte es nicht sein, denn dieser würde parteiisch sein" ... „Da fällt es einer jungen amerikanischen Schriftstellerin, die, wie viele unter ihren gebildeten Landsleuten, eine große Vorliebe für deutsches Wesen und Gemüth hat, ein, einmal das deutsche Volk zu studiren ... Mit einer seltenen Eindrucksfähigkeit und Beobachtungsgabe ausgerüstet und mit der noch selteneren Gabe, das, was sie gesehen und erlebt hat, in klarer, unbefangener Weise zu schildern, .. hat Miß Johnson ein Buch über deutsches Volksleben (der Titel „Bauernleben" ist zu vag) geliefert, wie ein ähnliches niemals von einem Deutschen hätte geschrieben werden können." (New-Yorker „Abend-Zeitung", 3. November.)

Nach dieser Empfehlung wird solchen Deutschen, welche die Vorzüge Amerika's nicht begreifen wollen, scharf der Text gelesen und bemerkt, es könnten „sich viele Deutsche, die sich für die Irrthümlichkeit ihrer früheren nebelhaften Träumereien über Amerika durch bittere Verunglimpfung alles dessen, was sie hier vorfinden, rächen und Alles mit einem durch Galle gefärbten Auge im falschen Lichte ansehen, ein Beispiel an dieser jungen Amerikanerin nehmen".

Die Ueberschätzung amerikanischer Geistesprodukte und das Bestreben, den Deutschen, welche nicht günstig über Amerika urtheilen, vorausgegangene „nebelhafte Träumereien" und beschränkte oder niedrige Beweggründe unterzulegen, ist zwar in der deutsch-amerikanischen Presse nicht mehr so Mode wie früher, kommt aber gelegentlich immer noch vor.

Da Schilderungen deutscher und europäischer Zustände im Geiste der Miß Johnson wohl nur im selteneren Falle in Deutschland bekannt werden, so habe ich meinen Landsleuten eine Probe davon mittheilen wollen, jedoch ohne sie zu veranlassen, deshalb hochmüthig auf die Amerikaner herabzusehen, denn wenn für deren Auffassung Europa's dergleichen Bücher charakteristisch sind, können andererseits jene von Unwahrheiten wimmelnden Anpreisungen Amerika's, welche Dezennien hindurch in unserer Literatur gesuchte Artikel waren, als bezeichnend für Deutschland angesehen werden. (Für diese Waare sind erstere gleichsam eine entsprechende Rückzahlung.) Ich denke, dies hat sich sehr zum Besseren verändert.

New-York. A. Böhme.

Frankreich.

König Voltaire, von Arsene Houssaye.*)

Dieses Buch findet in Frankreich so großen Beifall, daß es bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Es ist ein in vielem Betracht sehr fesselndes, bedeutsames Werk. Wird aber der Grund seiner schnellen Verbreitung vornehmlich darin gesucht, daß ein großer Theil der französischen Bevölkerung mit Voltaire's Geist sympathisire, so scheint dies doch auf irrigen Ansichten zu beruhen. Es scheint weit mehr, als schmeichle es dem Stolze und der Eitelkeit der Franzosen, ihren großen Schriftsteller zu einem Könige der Gedanken erhoben zu sehen, der in der Geschichte der Literatur eine so bedeutsame Stellung einnimmt. Sie sind überall geneigt, sich im Reiche der Ideen ein allgemeines Uebergewicht beizumessen, hat aber das Verneinende in den Aussprüchen des großen Denkers bei ihnen lebhaften Anklang gefunden, so gilt dies von Paris, nicht von Frankreich.

Daß eine kleine revolutionaire Partei verneinende, jeder erhabenen Religion, jeder Gefühlsreligion feindliche Grundsätze als eine politische Lockspeise für ihre eigensten Zwecke nutzt und nach allen Seiten hin über das Land auszustreuen trachtet, erleidet keinen Zweifel. Der in fremden Ländern vorherrschende Glaube jedoch, daß der sogenannte Voltaire'sche Geist über die Massen Frankreichs Macht habe, ist unzweifelhaft ein irriger. Frankreich ist, mit Ausnahme der Revolutionsjahre, jederzeit durch die Priesterschaft dahin geleitet worden, der Verneinung fremd zu bleiben. Mit den Parisern ist es anders.

*) „Le roi Voltaire". Par Arsène Houssaye. Paris, Michel Lévy frères, 1858.

Gewohnt, sich als den Mittelpunkt zu betrachten, meinen sie, in allen Gebieten des Denkens, in Religion, Politik und Kunst, nur ihrem eigenen Urtheil folgen und sich über die jenseits ihrer Mauern wohnenden unkultivirten Provinzialen erheben zu dürfen. Ja, wer in dieser, die verschiedensten Gedanken und Ueberzeugungen zu Tage bringenden, zerstreuenden Welt lebt und irgend lose Grundsätze hat, kann leicht dahin gelangen, sich einen Voltairianer zu nennen, ohne nur zu wissen, was der eigentliche Kern von des Meisters Ueberzeugungen sei. Das Hervortretende in der religiösen Empfindung der Pariser ist Apathie und ihr Verneinen meist Spötteln. Man will keinem Genuß entsagen, und Freitags, wo die Hausfrauen Fastenspeisen kochen, eilen eine große Zahl Männer nach den Restaurationen.

Herr Arsène Houssaye trachtet nicht, den König Voltaire zu verherrlichen, dessen geistiges Reich er schildert; er tadelt das Verneinende in dessen religiösen Ansichten überall, läßt dies nur gelten, wo es die sozialen und politischen Zustände seiner Zeit trifft. Er errichtet keiner falschen Gottheit einen Tempel, preist nur den Mann, welchen er hoch verehrt. In seinem Vorworte sagt er: „Ich beuge mich vor Voltaire, als vor einem Meister, will aber nicht sein Schüler sein; Voltaire ist ein Baum, der nicht lauter heilsame Früchte trägt, und du darfst nimmer in dessen Schatten ruhen.“

Es ist klar, daß dieser bedeutende Philosoph nie ein Gotteslengner war, was man ihm oft schuld gab. Dies zu beweisen, müht sich Herr Houssaye durch sein ganzes Buch. Daß er Gott, den allmächtigen Schöpfer aller Dinge, anbetete, geht nicht nur aus vielen seiner Schriften, sondern auch aus vielen Zügen seines Lebens hervor; daß sein Spott oft Unglaube wird, ist unzweifelhaft; wo sich dies zeigt, sucht sein Lobredner ihn zu entschuldigen, nicht ihn zu vertheidigen. Er war ein Dichter, der aus seinen eigensten Ueberzeugungen Gedanken und Kraft schöpfte. „Gott und Freiheit“, sprach er, als er Franklin's Enkel segnete. Diese Worte sind ein Ausdruck seiner tiefsten Weltanschauung. Er will nicht eine Freiheit, die sich gegen Gott auflehnt, Alles sagt und Alles leugnet, sondern Freiheit, das Rechte zu thun, Freiheit des Gewissens, des Denkens, Sprechens und Schreibens. „Voltaire“, sagt er, „der uns Gott gegenüber für frei erklärt, will uns frei machen gegenüber dem Papst, dem König und der öffentlichen Meinung.“

So viel mag genügen, um den Sinn anzudeuten, in welchem das so viel Aufsehen erregende Werk des Herrn Houssaye geschrieben ist. Es war jederzeit schwierig, Voltaire's religiösen Anschauungen, gegenüber den Gläubigen aller Kirchen, zu vertreten; je ferner seine Zeit uns rückt, desto vorsichtiger muß dieser Zweifel weckende oder nährende Streit geführt werden. Herr Houssaye preist den weltbekannten bedeutenden Denker als großen, sozialen und politischen Philosophen, großen Historiker und Dichter, nennt ihn einen König der Gedanken, den man ehre, trotz seiner Irrthümer, seiner menschlichen Leidenschaften und Gebrechen, nicht König „weil“, sondern „obschon“.

Den Titel König gab nicht er ihm zuerst. Friedrich der Große sagte in Potsdam: „Der König bin nicht ich, Voltaire ist es“, deutete dies Wort aus, klassifizirte seines Schützlinges Gaben, seine Werke, zählte die verschiedenen Attribute des Königs Voltaire auf. Die vornehmlichsten davon waren seine Genealogie, seine Jugend, sein Hof, seine Minister, seine Eroberungen und seine Dynastie.

Herrn Houssaye's Buch berichtet von des großen Dichters Aufenthalt am preußischen und von seinem Verhältniß zum französischen Hofe. Die „Heneiade“ dedizirte er Ludwig XIV., dieser nahm jedoch solche Weihe nicht an. Den glänzendsten Triumph feierte er im Théâtre français bei der ersten Aufführung der „Mérope“, ein Triumph, der weithin und lange nachhallte. Sein Leben war ein sehr vielseitiges; „er streute die Blitze seines Geistes und seiner Huldigung nach allen Seiten hin aus, seine schriftstellerischen Arbeiten aber hatten eine viel ernstere Bestimmung und Bedeutung. Er war ein loderndes Feuer inmitten eines wankenden gesellschaftlichen Zustandes, war ein König der Zerstörung, doch jener dem Lichte zugewandten Zerstörung, welche mit einer Hand niederwirft, mit der anderen baut.“

Mannigfaltiges.

— Livingstone's Reisen in deutschem Gewande. Wir machen darauf aufmeeksam, daß eine vollständige, vom Verfasser selbst autorisirte, deutsche Uebersetzung der südafrikanischen Reisen und Forschungen des Missionars Dr. David Livingstone, in der Verlagshandlung von Hermann Costenoble in Leipzig, erschienen ist.*) Es versteht sich von selbst, daß, wer die außerordentlichen Resultate dieser in den verschiedensten Richtungen und zuletzt quer über den ganzen Kontinent des südlichen Afrika unternommenen Forschungsreisen kennen lernen will, nur in diesem Werke selbst Befriedigung findet, während alle Auszüge und Referate darüber ein ungenügendes Bild gewähren. Zu diesen Auszügen gehört auch die im Spamerschen Verlage erschienene Schrift: „Dr. David Livingstone, der Missionar“, die wir, bei unserer Anzeige derselben, eben nur als eine für die wißbegierige Jugend bestimmte Weihnachtsgabe bezeichnet haben. Wenn jedoch Herr Hermann Costenoble in einer uns zugegangenen Berichtigung die letztgedachte Schrift als ein „Machwerk“ qualifizirt, durch welches das Publikum irregeführt werden könnte, so glauben wir diese Qualifizirung selbst, insofern damit auch die Berechtigung, einen solchen Auszug für die Jugend zu liefern, in Abrede gestellt werden soll, als irrthümlich bezeichnen zu dürfen. Ebenso wie es sich der deutsche Reisende, Dr. Heinrich Barth, und sein Verleger Justus Perthes in Gotha haben gefallen lassen, daß man das große Reisewerk des Ersteren in Auszügen für die Jugend und auch für das größere, ungelehrte Publikum bearbeitete, hat gewiß auch Dr. David Livingstone nichts dagegen, daß sein Name in Deutschland recht populär werde, und daß man sogar die Jugend mit demselben bekannt mache, indem man geeignete Referate über sein großes Werk veranstaltet. Und mehr als ein solches Referat ist das Spamersche Bilderbuch in der That nicht, das außerdem auch noch eine ebenso kurze Uebersicht aller anderen berühmten afrikanischen Reisewerke liefert.

Es ist uns übrigens soeben auch noch eine andere Arbeit über die afrikanischen Entdeckungsreisen, mit Einschluß derer des Dr. Livingstone, zugegangen, und zwar aus der Feder des Dr. Karl Andree,*) den Herr H. Costenoble hoffentlich nicht als Plagiarius wird bezeichnen wollen. Herr Dr. Andree ist seit Jahren mit einer Kritik der Forschungen in den außereuropäischen Welttheilen beschäftigt. Natürlich mußten ihm, wie Jedem, der die Fortschritte der geographischen und ethnographischen Wissenschaft verfolgt, vor Allem solche Berichte, wie die der Herren Barth und Livingstone, von Wichtigkeit sein. Die wissenschaftlichen Resultate der Reisen dieser Männer gehören der gesammten Welt an und lassen sich durch keinen internationalen Vertrag in das geistige Eigenthum irgend einer schriftstellerischen oder buchhändlerischen Persönlichkeit verwandeln. Wir glauben, diese Materie hinlänglich in unseren Artikeln: „Das geistige Eigenthumsrecht und der Kongreß zu Brüssel“ (Nr. 146 und 154 des „Magazin“ von 1858), besprochen zu haben. Hier aber möge uns noch verstattet sein, auf das von Dr. Andree herausgegebene Buch, als auf den ersten von vier Bänden eines Werkes aufmerksam zu machen, dessen Fortsetzungen folgende Bezeichnungen haben werden: Zweiter Band: „Die Guineaküste, die Nigerländer und Senegambien“. Dritter Band: „Die Nilländer und das nördliche Ost-Afrika“. Vierter Band: „Nord-Afrika und die Wüste“.

— Julius Mosen. Der kranke Dichter hat neuerdings wieder einen Beweis geliefert, daß die geistige Thätigkeit, trotz seiner lahmen Glieder, noch in voller Kraft bei ihm steht. Er hat sein Drama: „Der Sohn des Fürsten“, in neuer Umarbeitung erscheinen lassen zum Besten eines Denkmals für den verewigten Großherzog von Oldenburg, der vor einer Reihe von Jahren durch dies Werk zuerst auf Mosen's dramatisches Talent aufmerksam wurde und ihn nach Oldenburg berief, um dort Dramaturg zu werden. Der Ueberfall einer lähmenden Nervenkrankheit verhinderte bekanntlich den Dichter, sich seinem Amte zu widmen, aber sein fürstlicher Gönner hielt ihn dennoch in seiner Residenz fest und begründete dadurch die literarische Bildung und Intelligenz in derselben, denn Mosen's Haus ward sehr bald ein Sammelplatz für alles geistige Leben. Das erwähnte Drama ist, abgesehen von seinem eigenen Werth, auch dadurch bemerkenswerth, daß es den ersten Anstoß gab, die Jugend Friedrich's des Großen dramatisch zu behandeln. Mit so vielen Konkurrenzstücken man aber auch Mosen's Drama vergleichen mag, es wird den Vorrang behaupten, da es die Weihe der Poesie vor allen übrigen empfangen hat. Mosen's lyrisches Talent ist in allen seinen Dramen wieder zu erkennen; er hat darin eine gewisse Verwandtschaft mit Schiller und wird deshalb das Gemüth immerdar mehr ansprechen, als alle anderen Dramatiker. Möchte seine Körperkraft doch noch dazu ausreichen, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu bewirken, wie seiner Stellung in der deutschen Literatur gebührt.

F. v. H.

*) Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthaltes im Innern des Kontinents. Autorisirte, vollständige Ausgabe für Deutschland, von Dr. David Livingstone. Mitglied der medizinischen Fakultät zu Glasgow. Nebst 23 Ansichten in Tondruck, zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten. Lexikon-Oktav. 2 Bände. Leipzig, Costenoble, 1858.

*) „Süd-Afrika und Madagaskar“, geschildert durch die neuesten Entdeckungsreisenden. Herausgegeben von Karl Andree. Mit einer Karte. Leipzig, G. B. Lorck, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Dienstag, den 1. Februar 1859. | № 14.

Spanien.

Caveda's Geschichte der Baukunst in Spanien.

Uebersetzt von Paul Heyse.*)

Daß die pyrenäische Halbinsel reich an den merkwürdigsten und großartigsten Bauwerken aller Stilgattungen sei, die seit zweitausend Jahren einander gefolgt sind und sich verdrängt haben, das dürfte ziemlich Allen bekannt und geläufig sein, die des Vortheils einer allgemeinen Bildung genießen. Von der Alhambra in Granada hat wohl fast Jeder gehört; dieses oder jenes alte Amphitheater, diese oder jene in Ruinen liegende römische Wasserleitung, ist wieviel Mal, in Stahl gestochen, in Lithographie oder Holzschnitt vervielfältigt, vor den Augen des Publikums vorübergegangen, oder alte Dome von eigenthümlich fremdartiger Gothik sind in glänzenden Farben als Nebelbilder auf der dunkelen Leinwand aufgetaucht und unter Musik wie durch Zauber verschwunden. Kurz, das Publikum hat Vorstellungen spanischer Architektur und ohne Zweifel hohe Meinungen davon, um so mehr, als sich diese Vorstellungen mit allerlei träumerischer Romantik verschwistern. Lachend azurblauer Himmel, blendendes Sonnenlicht, gesättigt gelbe und blaue Tinten mit markirten Schatten, südliche Vegetation, halb-*orientalische* Bauart der Häuser, die der nordischen Phantasie wenig Comfort zu bieten scheinen; dabei als Staffage spitzhutige, banditenmäßig aussehende Männer, dunkeläugige Frauen und Mädchen, Mönche, Maulthiere und Liebhaber mit der unvermeidlichen Guitarre. Prosaisch wird es etwas anders aussehen, und es fängt allerdings schon an, prosaisch zu werden, wenn wir hören, daß ein gelehrter spanischer Architekt eine Geschichte der Baukunst in Spanien geschrieben.

In Deutschland, der großen Gelehrtenwerkstätte, hat man ziemlich allgemein das Vorurtheil, daß Spanien entweder viel zu poetisch, um ein so mühseliges Handwerk wie Gelehrsamkeit zu betreiben, oder politisch viel zu sehr ruinirt sei, um noch diese zahme Menschengattung zu erzeugen, die des Friedens und der geordneten Zustände bedarf, um zu gedeihen — Vorurtheile, deren es so viele giebt, und wie sie kein Mensch ganz los wird! Wollten wir alle unsere embryonischen, unentwickelten Vorstellungen zu klaren Erkenntnissen ausbilden, wir müßten bald einsehen, daß wir etwas Thörichtes unternommen. Doch in unserem vorliegenden Falle können wir ein Vorurtheil zerstören. Es giebt in der That in Spanien noch bedeutende Architekten und gute Schriftsteller, die über diese Kunst sachgemäß zu schreiben wissen.

In dem vorliegenden Buche haben wir ein letztes Denkmal der vielumfassenden Thätigkeit des verewigten Franz Kugler, dessen noch frischen Verlust die Kunst und ihre Freunde so lebhaft beklagen. Die Uebersetzung ist von dem beliebten Dichter Paul Heyse, und wir können, obwohl uns das Original nicht vorliegt, doch wohl unsere Befriedigung über deren Lesbarkeit, Stilreinheit und Sachverständniß aussprechen. Die Uebersetzung eines vorwiegend technischen Werkes, in dem so viele Ausdrücke vorkommen, die nur durch genaue Anschauung und nach künstlerischer Vorbildung zuverlässig wiedergegeben werden können, hat mit nicht gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Kunstsprache der verschiedenen Nationen Europa's sich keinesweges vollkommen deckt. Alle die größeren und kleineren Bestandtheile, deren sich die verschiedenen Baustile bedienen, haben ihren besonderen Namen, und es ist für den nicht strengen Fachmann gerade nicht leicht, sich in dieser reichen Terminologie zurechtzufinden und namentlich ohne konkrete Anschauung des eben behandelten Gegenstandes immer das Richtige gleich zu treffen.

*) „Geschichte der Baukunst in Spanien, von Don José Caveda." Aus dem Spanischen übersetzt von Paul Heyse. Herausgegeben von Franz Kugler. Mit Illustrationen. Stuttgart, Ebner & Seubert, 1858.

Wie wir aus der Vorrede ersehen, hat der Uebersetzer auch in anderer Hinsicht aus dem pathetischen Spanischen in das kühlere Deutsche übersetzt. Die nördlicheren Nationen, vornehmlich Deutsche, Engländer, Franzosen, haben, und das mit Recht, für die Gelehrsamkeit einen Stil ausgebildet, der allen überflüssigen Schmuck verschmäht und, sich streng an das Thatsächliche haltend, nur einzig darauf ausgeht, ein ausreichendes Verständniß herbeizuführen. Nicht so die Italiäner und Spanier, denen immer noch die alte Rhetorik der römischen Grammatikerschulen im Blute steckt und die sich der Bewunderung und Lobpreisung in klingenden Worten nie ganz entschlagen können. Herr P. Heyse hat also die prächtigen Perioden des Originales etwas zusammengezogen und die rhetorischen Auswüchse beschnitten. „Der stolze Faltenwurf des spanischen Stils, das rednerische Behagen und der lyrische Schwung, zu dem sich an manchen Orten die Darstellung erhebt, würden, da sie gegen unsere wissenschaftliche Landessitte verstoßen, die Zuverlässigkeit und nüchterne Kritik des Verfassers verdächtigen, während es ihm in seinem Vaterlande ohne jene Mittel schwerlich gelungen wäre, sich Gehör zu verschaffen." Wir können mit diesem Verfahren nur einverstanden sein.

Das Werk selbst ward in Madrid im Jahre 1848 „auf königlichen Befehl" veröffentlicht, unter dem vollständigen Titel: „Ensayo histórico sobre los diversos generos de Arquitectura empleados en España". Die Anregung zu einer solchen ersten umfassenden Zusammenstellung und Beleuchtung aller Baudenkmäler auf spanischem Boden verdankt man der „Central-Kommission der Kunstdenkmäler", welche den Herren Don José Madrazo, Don Anibal Alvarez und Don José Caveda den Auftrag gab, Behufs der Registrirung, Besichtigung und gelegentlichen Beantragung von Renovationen den Plan zu einer Reise durch alle Provinzen Spaniens zu entwerfen.

Diese dem Buche Don José Caveda's angehängte Denkschrift, datirt vom 16. September 1846 und in der Sitzung der Central-Kommission vom 28. Juli 1847 gebilligt, legte ihren Urhebern die Mangelhaftigkeit der kunstwissenschaftlichen Vorarbeiten auf diesem Gebiete so nahe, daß Don José, ohne die Erfolge der beabsichtigten Reise abzuwarten, sich zur Ausarbeitung des vorliegenden „Entwurfs" anschickte, zunächst von dem Wunsche beseelt, der Kommission einen genügenden Leitfaden an die Hand zu geben. Die vorgeschlagene Reise unterblieb, soviel man weiß, weshalb man dem Herrn Caveda zu um so größerem Danke verpflichtet ist.

Caveda's Absicht ging, abgesehen von weitläufigen Einzelforschungen, zunächst dahin, den innigen Zusammenhang der Entwickelung der Kunst, und insbesondere der Baukunst, mit dem Wachsthum und dem Gange der Kultur nachzuweisen und an die Stelle einseitiger Kunstliebhaberei und der Verehrung bestimmter Perioden, wie sie besonders in Spanien so lange an der Tagesordnung war, die wahre gegenständliche und geschichtliche Forschung treten zu lassen.

Das erste Kapitel, welches „über die Nothwendigkeit und Bedeutung einer Geschichte der spanischen Baukunst" handelt, hat Herr P. Heyse aus naheliegenden Gründen nicht mit übersetzt; doch theilt er uns daraus mit, was von Interesse ist. Die Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts gewähren für Kunstgeschichte wenig Ausbeute, da ihre Verfasser alles Künstlerische gewöhnlich kurz abzufertigen pflegen, im siebzehnten Jahrhundert herrschte der falsche Geschmack; erst, und das ist doch merkwürdig genug, mit Philipp V. und durch Einfluß der Franzosen kam Leben in diesen Zweig der Erkenntniß; eine neue Aera der Wissenschaften und Künste begann. „Die Restauration derselben auf der Halbinsel datirt ohne Zweifel von dieser glorreichen Regierung, und unter ihr beginnt denn auch die Reihe archäologischer Forschungen. Tarragona, Elche, Castulo, Italica, Cabeza del Griego, Sepona, Carteya, Merida, Segovia, Zaragoza, Numancia, Sagunt, Barcelona, Coruña del Conde und selbst die alte

Reste der phönizischen Kolonieen wurden unserer gelehrten Welt zum Gegenstand eifriger und einsichtsvoller Forschungen. Der Marques de Valdeflores unternahm auf Befehl der Regierung eine Reise durch die Halbinsel, die zum Zwecke hatte, die Alterthümer jeder Art, mit Rücksicht auf ihren Werth für die Geschichte, zu untersuchen. Zu dem Ende bereisten Perez Bayer Catalonien und der P. Sarmiento Galizien, während der P. Burriel das Archiv von Toledo gewissenhaft registrirte und Lumiares über einige Alterthümer an den südlichen Küsten Abhandlungen schrieb.

„Aber die unermüdlichen Alterthumsforscher dieser Epoche verschlossen die Augen für Alles, was nicht der römischen Welt angehörte. Damals wurde die römische Baukunst aus der Entartung, in die sie kurz vorher versunken war, wieder aufgerichtet. Auf Jubara und Sachetti folgten Sabatino und der mit Recht berühmte P. Ventura Rodriguez, und so dauerte während der ersten zwei Drittel des achtzehnten Jahrhunderts die ausschließliche Vorliebe für die römische Architektur fort. Man besaß als Maßstab für den künstlerischen Werth eines Gebäudes nur den Kompaß des Vignola, und wehe dem Talente, das gewagt hätte, sich gegen die Autorität des Vitruvius und Palladio aufzulehnen. Mit denselben Vorurtheilen ist auch das sonst noch immer werthvolle Reisewerk von Ponz getränkt, und gleicher Verkennung und Geringschätzung fielen darin die Bauten der Araber, wie die Werke des wiederhergestellten Königthumes und der Gothik anheim."

Einige Jahre nach Ponz unterzog sich Bosarte derselben Aufgabe, zwar mit größerer Gelehrsamkeit und helleren Begriffen von den verschiedenen Stilen, jedoch immer noch ohne den Muth, die breite Heerstraße des Herkömmlichen zu verlassen. Er untersuchte auf seiner Reise von neuem die griechisch-römischen Monumente; die maurischen und gothisch-germanischen fesselten seine Aufmerksamkeit nicht besonders. Nicht anders war lange Zeit hindurch das Verfahren der Ausländer, die Spanien bereisten, seit dem Erscheinen der Reisewerke Clarke's, Plunt's, des P. Caimo und Bourgoin's bis zur „Voyage pittoresque" des berühmten Alex. de Laborde.

Als wichtige Materialsammlung zur Geschichte der spanischen Baukunst ist zu nennen das Werk des Don Eugenio Llaguno y Amirola, betitelt: „Nachrichten von den Baumeistern und der Baukunst in Spanien", in der Folge von Don Juan Agustin Cean Bermudez mit vielen Anmerkungen, Zusätzen und Original-Dokumenten versehen. Es fehlte indeß darin alles kritische Urtheil, alle Schulen und Stile werden darin durch einander geworfen, ihr Charakter vermischt, ihr Ursprung nicht aufgewiesen, ihr Entwickelungsgang nicht verstanden. Gothisch heißen alle Gebäude vom Ende des zehnten bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Von ähnlicher Beschaffenheit sind Bermudez' Zusätze; beide Kunstschriftsteller leiden an der hergebrachten ausschließlichen Anerkennung der griechisch-römischen Architektur. Erst Fremde weckten in Spanien den Sinn für das Wesen und den Werth der mittelalterlichen Bauten, so namentlich Wels, Edward Ford, Owen Jones, Girault de Prangey u. A., indeß fühlte sich hierdurch bisher kein Spanier ermuntert, die Arbeit Llaguno's in diesem Sinne noch einmal aufzunehmen. Nur einzelne Aufsätze in Zeitschriften und Publicationen örtlicher Natur trugen den neuen Anschauungen einigermaßen Rechnung. Caveda hat also mit seinem Werke eine sehr fühlbare Lücke ausgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Eine Freundin Philipp Egalité's.

Ein schottischer Advokat von guter Familie, Mr. Dalrymple, hatte eine schöne Frau. Diese schöne Frau hatte eine noch schönere Tochter, die in ihrem funfzehnten Jahr die Gattin eines alten Roué, Sir John Elliott, wurde, den sie bald verließ, um jüngeren Liebhabern zu folgen. Eine Zeit lang war sie die Favoritin des Prinzen von Wales, und als ihr der flatterhafte Thronerbe untreu wurde, vergaß sie ihn in den Armen des Herzogs von Orleans, der damals noch nicht den Namen Philipp Egalité führte. In dem Sturm der französischen Revolution litt auch ihre leichte Barke Schiffbruch, und Mrs. Dalrymple Elliot, wie sie sich nannte, kehrte krank in ihr Vaterland zurück. Sie fand ein Asyl zu Twickenham, wo sie von dem königlichen Leibarzt Sir David Dundas behandelt wurde, dem seine schöne Patientin viele interessante und rührende Geschichten aus der von ihr erlebten Schreckenszeit erzählte. Der gute Doktor erzählte sie dem Könige wieder, und sie erregten die Theilnahme Georg's III. in so hohem Grade, daß er noch weitere Details davon zu hören wünschte und Mrs. Elliott auf seinen besonderen Wunsch ihre Abenteuer zu Papier bringen mußte. Dies ist der Ursprung des Berichtes, der jetzt zum erstenmal im Druck erscheint*) und der als ein neuer Beitrag zur Kenntniß der Zustände und Persönlichkeiten des revolutionairen Frankreichs Erwähnung verdient.

Die Memoiren beginnen, charakteristisch genug, an einem schönen Abend im Juli 1789, an dem die Verfasserin, von dem Herzog von Orleans und einer Schaar leichtfertiger Kavaliere begleitet, von einer lustigen Landpartie zurückkehrend, sich nach der Comédie Italienne begeben wollte. Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Revolution war soeben ausgebrochen; das erste Blut war geflossen, und statt den Abend im Theater zu verbringen, mußte die fröhliche Gesellschaft auf ihre Rettung bedacht sein. Niemand war mehr erstaunt, als die schöne Phryne, die zu sehr mit ihren eigenen Herzens-Angelegenheiten beschäftigt war, als daß sie Zeit gehabt hätte, die drohenden Wolken zu bemerken, die sich am Horizonte Frankreichs aufthürmten. „Wir hatten", schreibt sie sehr naiv, „Paris um elf Uhr Morgens in vollständiger Ruhe verlassen."

Trotz ihres Verhältnisses zu dem Herzog von Orleans war Mrs. Elliott doch eine glühende Royalistin, und ihre Verehrung für die unglückliche Marie Antoinette ging so weit, daß sie sogar den gefährlichen Auftrag übernahm, geheime Depeschen der Königin an den österreichischen Hof zu befördern. „Die Königin", erzählt sie, „kam zweimal nach Issy, während ich dort wohnte, und hatte immer die Herablassung, meine Erlaubniß nachzusuchen, in den Gartenanlagen spazieren zu gehen. Es wurde Ihrer Majestät mitgetheilt, daß ich die Absicht hätte, nach Brüssel zurückzukehren, und sie schickte eine vornehme Dame in mein Haus mit einem kleinen Kästchen und einem Schreiben an die Erzherzogin, welches ich ihr selbst übergeben sollte. Ich hatte nicht daran gedacht, nach Brüssel zu gehen, aber ich hütete mich, dies Ihrer Majestät sagen zu lassen. Ich erhielt einen Paß von Lord Gower, unserem Gesandten, und fühlte mich glücklich, der Königin durch diese Reise von Nutzen zu sein. Als ich nach Brüssel kam, hatte die Erzherzogin die Stadt soeben mit dem Herzog Albert verlassen, und da die Königin die Möglichkeit dieser Abreise vorausgesehen, so hatte sie mich gebeten, das Packet in diesem Fall an den General Boileau (Beaulieu?) abzugeben, welcher sich damals in Mons im Kommando der österreichischen Armee befand. Der Besuch der Königin in Issy gab zu dem Gerüchte Veranlassung, daß Ihre Majestät dort eine Unterredung mit dem Herzog (von Orleans) gehabt hätte. Der Herzog pflegte oft bei mir zu speisen und traf in der That häufig mit jungen Edelleuten zusammen, die aus Deutschland oder England nach Paris zurückgekehrt waren, in der Hoffnung, dem Könige nützlich zu sein. Aber alle ihre Pläne waren sehr schlecht entworfen und noch schlechter ausgeführt, so daß sie dem unglücklichen Könige eigentlich schadeten, indem sie den Verschworenen einen Vorwand gaben, den König und seine Familie in noch engere Haft zu bringen."

Von der letzten Erscheinung Marie Antoinettens im Publikum mit den Attributen der königlichen Würde wird folgende Schilderung mitgetheilt. Der Schauplatz war die Opéra Comique. „Ich befand mich in meiner eigenen Loge, der Königin beinahe gegenüber, und da sie ungleich interessanter war, als das Stück, so wandte ich kein Auge von ihr und ihrer Familie ab. Die an diesem Abend gegebene Oper hieß: „Les événemens imprévus", und Madame Dugazon spielte die Soubrette. Schon bei ihrem Eintritt in das Haus schien Ihre Majestät schmerzlich bewegt. Sogar der Beifall, mit dem sie begrüßt wurde, hatte eine niederdrückende Wirkung, und ich sah, wie sie mehreremal sich die Thränen mit dem Tuch abtrocknete. Der kleine Dauphin, der den ganzen Abend auf ihrem Schooße saß, schien ängstlich nach der Ursache der von seiner unglücklichen Mutter vergossenen Thränen zu fragen. Sie schien ihn zu beruhigen, und die Zuschauer waren offenbar geneigt, die grausame Lage ihrer schönen Königin zu bemitleiden. Im Verlauf des Stückes wird ein Duett zwischen der Soubrette und dem Kammerdiener gesungen, in welchem Erstere: Ah! comme j'aime ma maîtresse! sagt. Da die Sängerin bei diesen Worten die Königin bedeutend ansah, so sprangen einige Jakobiner, welche in das Parterre gekommen waren, auf die Bühne, und wenn die anderen Schauspieler Madame Dugazon nicht versteckt hätten, so würden sie dieselbe ermordet haben. Man eilte, die arme Königin und ihre Familie aus dem Hause zu schaffen, und es war mit genauer Noth, daß sie, von den Garden begleitet, unverletzt in den Wagen kam. Unterdessen hatte die Partei der Königin angefangen, die Jakobiner zu prügeln, aber die Soldaten mischten sich ein, und so kam es natürlich zu Nichts."

Während der Prozeß Ludwig's XVI. vor sich ging, war eine Anzahl Königlichgesinnter in einem Hause der Rue St. Marc versammelt, wo der Herzog von Biron wohnte, und wo sie, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, die Entscheidung des Schreckensgerichtes abwarteten. Mrs. Elliott hatte vorher von dem Herzog von Orleans die Versicherung empfangen, daß er an dem verhängnißvollen Sonnabend, wo die Abstimmung stattfinden sollte, den Konvent nicht besuchen würde. „Ich ging", schreibt die Verfasserin, „um etwa halb

*) „Journal of my Life during the French Revolution". By Grace Dalrymple Elliott. London: Bentley.

acht Uhr zu dem Herzog von Biron und fand ihn und die bei ihm versammelte Gesellschaft sehr niedergeschlagen. Er hatte sich alle halbe Stunde eine Stimmliste zuschicken lassen, und wir sahen Alle mit Entsetzen, daß Viele für den Tod des Königs gesprochen hatten. Er erfuhr auch, daß der Herzog von Orleans um acht Uhr in den Konvent gekommen sei, was uns Alle überraschte. Ich muthmaßte, daß er die Absicht habe, für lebenslängliche Haft zu stimmen; an Schlimmeres dachte ich nicht. Inzwischen wurden die Listen immer beunruhigender, bis endlich gegen zehn Uhr die traurige und verhängnißvolle Liste eintraf mit der Verurtheilung des Königs und der Schande des Herzogs von Orleans. Nie in meinem Leben habe ich solchen Abscheu vor Jemand empfunden, wie ihn das Betragen des Herzogs von Orleans mir in diesem Augenblick einflößte. Als meine Equipage kam, begab ich mich nachhause, aber jeder Ort schien mir gleich düster und blutig. Ich wagte nicht, in meinem Zimmer allein zu schlafen; ich ließ meine Magd die ganze Nacht bei mir wachen, und wir machten ein großes Feuer und beteten. Ich konnte nicht schlafen: das Bild des unschuldigen Königs war stets vor meinen Augen. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, einen Trauerfall in seiner eigenen Familie schmerzhafter zu empfinden, als ich den Tod des Königs fühlte. Bis zu diesem Moment hatte ich mir stets damit geschmeichelt, daß der Herzog von Orleans nur irre geführt sei und die Sache in einem falschen Lichte sehe; jetzt aber war diese Illusion verschwunden. Ich warf sogar die Geschenke fort, die er mir gegeben hatte und die sich in meinen Taschen oder meinem Zimmer befanden, da ich Nichts in meiner Nähe haben mochte, was einst das Seinige gewesen. So groß war in diesem Augenblick die Entrüstung, die ich gegen einen Mann fühlte, für den ich kurz vorher mein Leben hingegeben hätte." Noch tiefer empört über das Benehmen des fürstlichen Königsmörders, als seine schöne Freundin, die sich bald mit ihm ausgesöhnt zu haben scheint, war der Herzog von Chartres (Ludwig Philipp). „Er schrieb an seinen Vater einen äußerst harten Brief, den dieser ihm niemals vergab. Der Sohn machte ihm darin die stärksten Vorwürfe über den Tod des Königs. Ich erinnere mich vollkommen dieses Briefes, da er zwei Tage in meinem Besitz war. Der Herzog verbrannte ihn in meinem Zimmer, das letztemal in seinem Leben, daß er zu mir kam."

Während der bedauernswerthe Egalité der Nemesis verfiel, zog auch seine Geliebte den Verdacht der Schreckensherrscher auf sich. Sie wurde verhaftet und verbrachte anderthalb Jahre in steter Todesfurcht, indem ihre Leidensgefährten, Einer nach dem Anderen, das Schaffot bestiegen. Von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, machte sie jedoch in dieser Zeit einige interessante Bekanntschaften. „In St. Pelagie", berichtet sie, „verblieb ich nicht lange. Ich verließ es, glaub' ich, im Juni, aber ich weiß es nicht genau, da sie die Namen der Monate in Frankreich geändert hatten und ich niemals recht wußte, welcher Monat es war. Ehe ich das Gefängniß verließ, wurde die arme Madame Du Barri in dasselbe gebracht. Sie war sehr unglücklich. Sie pflegte Stunden lang auf meinem Bette zu sitzen, indem sie mir Anekdoten von Ludwig XV. und seinem Hof erzählte. Sie sprach viel zu mir von England und dem Prinzen von Wales, von dem sie bezaubert war. Sie bedauerte es sehr, daß sie England je verlassen hatte, und sah mit Schrecken ihrem Schicksal entgegen." Die Ex-Favoritin des Prinzen von Wales schildert die ehemalige Maitresse Ludwig's XV. als „sehr gutmüthig" und versichert, daß sie dieselbe während der Zeit, die sie mit ihr im Gefängniß zubrachte, sehr lieb gewonnen habe.

Unter den Berühmtheiten, die Mrs. Elliott hier kennen lernte, war auch eine von ganz anderer Art. „Ich bat den Gefangenwärter ein paar Mal, mir etwas warmes Wasser zu geben, um mich zu waschen. Er erklärte dies für Unsinn; denn nichts könne mich aus den Händen des Scharfrichters retten, und da diese schmutzig seien, so würde es nichts helfen, mich zu reinigen. Eines Tages kam ich auf das Zimmer des Gefangenwärters, wohin wir zuweilen gingen, wenn wir etwas brauchten. Er saß bei Tisch mit einem sehr hübschen, schmucken jungen Mann, mit dem er Wein trank. Der Gefangenwärter sagte mir, ich möchte mich setzen und auch ein Glas trinken. Ich wagte nicht, mich zu weigern. Bald darauf sagte der junge Mann: „Nun, ich muß fort", und sah nach seiner Uhr. „Nein", entgegnete der Andere, „Euere Arbeit wird nicht vor Mittag beginnen." Ich sah den Mann an und der Gefangenwärter sagte zu mir: „Ihr müßt mit diesem Bürger gut Freund werden; es ist der junge Samson, der Scharfrichter, und vielleicht ist es ihm beschieden, Euch zu enthaupten." Es wurde mir ganz übel zu Muthe, besonders als er mich an das Kinn faßte, mit den Worten: „Er wird bald ab sein, Euer Hals; er ist so lang und schmal. Wenn ich Euch den Garaus machen soll, so wird es nur eines schwachen Druckes bedürfen.""

Nach dem Sturze Robespierre's erhielt die Gefangene, trotz jener ominösen Prophezeiung, ihre Freiheit wieder. Sie spielte noch mehrere Jahre nachher eine Rolle in den glänzenden Zirkeln des republikanischen Paris und soll sogar die Hand des Generals Bonaparte ausgeschlagen haben. Wer weiß, ob nicht dieser Korb mit an dem Haß des rachsüchtigen Korsen gegen das „perfide Albion" schuld war! An dem Tage, als Josephine den jungen Soldaten heiratete, gestand sie der Mrs. Elliott im Vertrauen, daß sie ihn nicht liebe, „daß aber Barras ihr gerathen, ihn zu nehmen"; worauf die Engländerin ihr Erstaunen darüber aussprach, daß sie sich habe entschließen können, einen Mann mit einem so abscheulichen Namen zu heiraten. „Ich that es um meiner Kinder willen", antwortete die Witwe des Vicomte de Beauharnais.

Zur Psychographie.

Das Buch des Baron Güldenstubbe.*)

Die Geister, welche zuerst nur in Tischen rumpelten und klopften, späterhin durch den Psychographen schrieben, werden immer vernehmlicher. Vor uns liegen zwei Bücher, die darauf Bezug haben und darüber Rechenschaft ablegen. Das erste ist betitelt: „Positive und experimentale Pneumatologie", handelt von der Wirklichkeit der Geister und dem wunderbaren Phänomen ihrer direkten Schreibung an und und nennt als Verfasser den Baron Güldenstubbe, soviel uns bekannt, ein Deutsch-Russe aus Livland. Von demselben Verfasser und seiner Schwester ist gleichzeitig ein kleines katechismenartiges Büchlein erschienen: „Pensées d'outre tombe" („Gedanken von jenseits des Grabes"), Paris, A. Franck.

Wie wir aus der ziemlich ausgedehnten Vorrede des ersten Buches und seinem ganzen Verlaufe sehen, ist Baron von Güldenstubbe ein großer Verehrer des Pythagoras, Jamblichus, Swedenborg's, Jung-Stilling's, kurz aller indischen, griechischen und christlichen Theosophen und Mystiker, daneben auch ein bibelgläubiger Christ von der Art, wie es jene Bekanntschaften voraussetzen. „L'auteur de ce volume s'est occupé de philosophie, de théosophie, de sciences occultes, d'histoire et de critique" (!) S. XXIV. Den Materialismus der Naturforscher verwirft er entschieden als das inkarnirte Prinzip des Bösen, während er andererseits die orthodoxen Theologen angreift, und ihnen namentlich „Dämonophobie" vorwirft. Neander, Tholuck, Nitzsch, J. Müller u. s. w. haben in Bezug auf Wunder den Rationalisten und der kritischen Schule zu viele Konzessionen gemacht; die Schleiermachersche Schule schwankt ohne Kompaß zwischen den Orthodoxen und Rationalisten. Auch auf Kant, Hegel, Niebuhr, Strauß, Bauer, Feuerbach kommt der Verfasser zu sprechen, wie auf den Katholizismus, den er noch am glimpflichsten behandelt.

Freilich hat die klerikale Hierarchie die „freie Forschung" (d. h. hier Geistersehen) unterdrückt, und die Dämonophobie hat den Fortschritt des Spiritualismus aufgehalten (S. 34). Unter Spiritualismus versteht der Verfasser den Glauben an Geister und namentlich die unmittelbare Verbindung mit ihnen. Dies ist ihm eine fortgesetzte greifbare Offenbarung, die den Menschen von dem Vorhandensein einer höheren Welt, von der Unsterblichkeit u. s. w. zu überzeugen im Stande ist. Der zweite, bei weitem stärkere Theil des Buches ist eine Zusammenstellung von Exzerpten aus allen Literaturen und Ueberlieferungen, die den Glauben an Geister, an Inspiration, Extase u. s. w. bestätigen — Manenkult, Incubation, Todtenbeschwörung u. s. w., kurz, eine Arbeit der Art, wie sie in Deutschland schon vielfach unternommen worden: viel Ahnung, wenig Kritik. Man weiß nie, wo die Beweisführung anfangen und der Aberglaube enden soll. Denn glaubt man Alles, so glaubt man Unsinn, und glaubt man Unsinn, warum sucht man Sinn? warum dann Beweisführung?

Ueber den ersten Theil wären wir neugierig gewesen, etwas Näheres zu erfahren: denn, wenn es dem Verfasser daran gelegen ist, Propaganda zu machen und zu überzeugen, so hätte er uns doch deutlich und bestimmt die Manipulation angeben sollen, durch welche man diese lesbaren und deutlichen Geisterschriften erlangt, die im Facsimile beigegeben sind. Wir erfahren nur, daß der Verfasser sich dagegen wahrt, als benutze er dazu ein besonders chemisch präparirtes Papier; wir können allenfalls errathen, daß die Schrift in einem früher versiegelten Converte gefunden wird, und daß dazu ein gewisser Kontakt mit einer Bildsäule, einem Gegenstande gehört, der dem Geiste nahe steht, daher sind die Unterschriften und Zuschriften von Augustus, Cäsar, Virgil, Juvenal, Plato u. s. w. aus Museen, wo ihre Statuen standen, andere von französischen Königen, Aposteln u. s. w. aus Kirchen. Selbst altägyptische Könige schreiben in der Nähe ihrer Sarkophage, und zwar eine Art Hieroglyphen; andere Geister, welche diese edle Kunst nicht gelernt zu haben scheinen, malen sonderbare Figuren, die äußerst heilkräftig sind. Bei Application derselben erfolgten, wie Herr Baron v. Güldenstubbe versichert, augenblickliche Heilungen. Eine Somnambule fungirt dabei — man wird nicht recht gescheidt

*) „Pneumatologie positive et expérimentale. La réalité des esprits et le phénomène merveilleux de leur écriture directe". Par le Baron de Guldenstubbe. Paris, A. Franck, 1858.

daraus — als Medium oder als Orakelpriesterin. Sehr interessant sind die lateinischen, griechischen, estnischen, französischen, deutschen, russischen Geisterschriften hinten. Kaiser Augustus schreibt eine schöne, sichere Hand im Lapidarstil, Julius Cäsar zittert etwas mit der Hand. Juvenal antwortet mit einem Distichon:

> hi sunt qui trepidant et ad omnia fulgura pallent,
> cum tonat exangues primoque murmure coeli.

Virgil schreibt in Kurrentschrift ebenfalls mehrere Verse und zeichnet sich am Ende „Virgilius", nicht „*Vergilius*", wie jetzt bei den gründlichsten deutschen Philologen zu schreiben Brauch und Mode ist; wir machen im Interesse der Wissenschaft darauf aufmerksam. Was der gefeierte Dichter geschrieben hatte, klang uns, nachdem wir die Schwierigkeiten der Lesung halbweges überwunden, ziemlich bekannt, und wir erinnerten uns, es bereits gelesen zu haben, auch allenfalls wo — ja, bei einigem Nachsuchen fanden wir, daß Virgilius sein längst gedrucktes sechstes Buch der „Aeneis" V. 45—46 „Cui talia fanti &c." in einem Zuge mit V. 77—78 „At Phoebi nondum patiens &c.", ausgeschrieben hatte.

Die „Gedanken von jenseits des Grabes" sind eine Art Katechismus der Geister-Schrift; sie enthalten Sprüche, Aphorismen, Bemerkungen sehr verschiedener Art. Gemeinplätze wie mystische Lehren, Christliches und Heidnisches, theilweise aber ganz abgeschmackte Faseleien, z. B. über die Spartaner und spartanischen Jungfrauen. „Les mammelles d'une fille de Sparte ressemblaient au calice d'un lis rempli de la rosée du matin". — „Une fille des bords de l'Eurotas avait la majesté d'une déesse unie aux charmes voluptueux (sic — Spiritualist) d'une nymphe". — Und in diesem blühenden Stile wird weiter philosophirt über die lèvres, die gorge, die chasteté dieser Spartiatenmädchen, die man sich, nach der richtigen Ansicht, als ziemlich derbe und unsentimentale Bauertrullen vorstellen muß, mit einem Anflug von Schnurrbart und namentlich einem gesunden Humor, wie ihn etwa eine oberbayerische Sennerin dem Baron v. Stritzow gegenüber entfaltet. Aristophanes hat in einem seiner Stücke eine Muster-Spartiatin gezeichnet, auf die wir hier verwiesen haben wollen, wenn man unsere Ausdrücke etwas zu stark finden sollte. In Betreff der chasteté dem Herrn Baron zur Nachricht, daß in Sparta oft drei oder vier Brüder spartiatischer Abkunft eine und dieselbe Frau hatten, weil das kleine Majorat nicht Jedem eine besondere Ehe erlaubte. — Dies zur Abkühlung des spiritualistischen Enthusiasmus für spartanischen Sensualismus.

Ueber den eigentlichen Werth der uns verhüllten, treibenden Ursachen dieser Schule oder Sekte haben wir kein Urtheil. Paris ist nicht derjenige Ort, der uns besonderes Vertrauen erweckt; ebenso wenig, wie die vornehmen Herren, denen das erste Buch gewidmet ist, unser Urtheil bestimmen können: „Monsieur le comte de Szapary, l'Esculape par excellence des temps modernes". — „Monsieur le comte d'Ourches, Nécromancien le plus illustre de l'Europe", endlich „Son Excellence M. le général le baron de Bréwern, Spiritualiste le plus éminent de notre siècle". Denke sich Jeder darüber, was er will.*)

Mannigfaltiges.

— Das Leben des Generals von Steuben.**) Nachstehende Bemerkungen über das Leben dieses deutschen Generals, aus der Schule Friedrich's des Großen, der im amerikanischen Freiheitskriege ein Kommando geführt, werden auch in Deutschland mit Interesse gelesen werden. Sie sind einem deutsch-amerikanischen Blatte (dem „Pionier") entlehnt und aus der Feder des Herrn A. Douai in New-York:

„Es hat uns noch selten ein geschichtliches Werk so vom Anfange bis zum Ende gefesselt, als diese Lebensbeschreibung unseres um die nordamerikanische Republik so wohlverdienten Landsmannes durch einen zum Geschichtsforscher so geeigneten Landsmann, als Herr Kapp ist. Dies erscheint uns, am Ende angelangt, um so auffallender, als die Kappsche Darstellung frei von allem Gespreizten und Gesuchten in Zeichnung und Stil und ein durchaus nüchterner und ungekünstelter Bericht ist, und Steuben nichts weniger als eine romantische Figur. Da ist nichts von großen, die Einbildungskraft beschäftigenden Heldenthaten, nichts von haarbreiten Lebensgefahren und Lebensrettungen, nichts von theatralischen Verwickelungen; der ganze amerikanische Freiheitskrieg, mit allen seinen Helden, Charakteren und Ereignissen, ist das Gegentheil von Romantik. Außerdem ist eine Auseinandersetzung der besonderen Verdienste Steuben's, welche bekanntlich darin bestanden, daß er die zucht- und ordnungslose Armee Washington's einübte, ordnete und dadurch zu regelmäßigem Felddienste gegen eine europäische Armee erst befähigte, an sich nicht für den gewöhnlichen Leser, sondern nur für den militärischen Sachverständigen von Anziehungskraft, und da diese Auseinandersetzung einen großen Theil des Buches füllt, so ist das Interesse am Buche, welches sich trotzdem einstellt, fast unerklärlich. Es liegt in zweierlei begründet: in der gewissenhaften Benutzung der Quellen seitens des Geschichtschreibers, der, wo er nur immer kann, seine Beweisschriften selber sprechen läßt und sich nirgend die kleinste Fälschung der Thatsachen zu Gunsten seines Helden erlaubt, da er einen viel zu großen Respekt vor den Thatsachen hat, um sie anders als in ihrem eigenen Lichte zu sehen, und zweitens in der Neuheit so vieler Thatsachen, die wir hier zum ersten Male aus den Quellen erfahren. Die amerikanische Geschichte des Befreiungskrieges, wie wir sie bisher kennen lernten, ist mehr darauf berechnet, die Augen der Welt zu blenden und das nüchterne Urtheil des Aus- und Inlandes zu bestechen; aus Kapp's Buche wird es uns sonnenklar, daß wir gelehrt worden sind, eine viel zu hohe Meinung zu haben von der revolutionairen Energie der Amerikaner, von ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Begeisterung für die Menschenrechte, ihrer unerschütterlichen Ausdauer und kaltblütigen Tapferkeit und von den Talenten und dem Charakter selbst mancher ihrer revolutionairen Größen. Es wird in den hiesigen Zeitungen oft geklagt, daß die modernen Amerikaner von der Tugend ihrer Vorfahren des letzten Jahrhunderts ausgeartet sind; aus den bisher ungedruckten Quellen Kapp's tritt uns dagegen ganz das Bild der modernen Amerikaner entgegen. Es kann fortan nicht mehr geleugnet werden, daß Alles, was groß und bewundernswerth ist in der Geschichte der Gründung der Union, das Werk einiger wenigen guten und erleuchteten Männer oder aber das Werk der Umstände war. Die Masse des amerikanischen Volkes war viel weniger gebildet, viel weniger denkfrei und vorurtheilslos, viel weniger heldenmüthig und freiheitsliebend, viel weniger opferbereit und hingebend, als man uns hat glauben machen wollen; es bedurfte ganz unsäglicher Anstrengungen der wenigen Besseren, der Urheber der ganzen Bewegung, um zu verhüten, daß die einmal begonnene Erhebung im Sande der Verzweiflung und Gleichgültigkeit verlief, und ein ganz klein wenig mehr Thätigkeit der englischen Generale hätte allen Widerstand brechen können. Ganz besonders kleinlich erscheint schon damals die Bevölkerung der Sklavenstaaten; wir finden schon damals dieselbe Energielosigkeit und liederliche Wirthschaft, denselben Mangel an Patriotismus und Unternehmungsgeist, welcher sie noch heute vor den nördlichen Angelsachsen auszeichnet. Wir finden von Kapp den Beweis erbracht, daß die südlichen Staaten ihre Freiheit wirklich den nördlichen verdanken, schon damals von diesen in Krieg und Frieden mit durchgeschleppt werden mußten und wie ein Hemmschuh an allem nationalen Fortschritt hingen."

— Projektirter Kanal zur Abkürzung der China-Fahrt. Man denkt in London ernstlich an die Ausführung eines vor längerer Zeit entworfenen Planes, den Weg nach China bedeutend abzukürzen. Ein 12 engl. Meilen langer Kanal, mitten durch einen besonderen Theil der malayischen Halbinsel gegraben, würde nach den Vorlagen Sir John Bowrings und mehrerer Sachkundiger die Fahrt zwischen Kalkutta und China um 1175 Meilen kürzen. Jetzt muß man bei der Straße von Malacca einen langen Umweg machen, der vermieden werden könnte, wenn es möglich wäre, bei dem an der Südspitze des Königreichs Siam gelegenen sogenannten Isthmus von Kraw eine Durchfahrt zu eröffnen. Offiziellen Angaben aus Siam zufolge existirt auf dieser Seite des Isthmus ein schiffbarer Fluß, der von einem anderen an der entgegengesetzten Seite gelegenen durch einen blos 12 engl. Meilen breiten Landstrich getrennt ist. Der östliche Fuß soll ebenfalls vollkommen schiffbar sein und ohne Stromschnellen oder sonstige Hindernisse durch ein wohlangebautes, dichtbevölkertes, mit Reis und Vieh gesegnetes Land bis an den Golf von Siam fließen. Sir John Bowring bemerkt, daß die direkte Passage über den ganzen Isthmus ungefähr 50 Meilen beträgt, und daß ein Kanal zwischen jenen beiden Flüssen ohne allzugroße Schwierigkeiten hergestellt werden könne. Diese Bemerkungen waren schon der früheren Regierung durch Mr. Henry Wise mitgetheilt worden, worauf Lord Clarendon Ordre gegeben hatte, genauere Details einzusenden. Sie sind bis jetzt durch die Krankheit von Sir Rob. Schomburgk, dem britischen Konsul in Siam, verzögert worden, aber mittlerweile hat sich die Handelskammer von Bombay sehr warm für jenen Plan ausgesprochen, und man sieht weiteren Berichten mit Spannung entgegen.

*) Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß zu Dr. Bruno Schindler's Werk „Das magische Geistesleben", wo solche Erscheinungen, wie die obengedachten, ihre natürliche Erklärung finden, kürzlich ein historischer Supplement-Band, unter dem Titel: „Der Aberglaube des Mittelalters" (Breslau, 1858) erschienen ist, über welchen wir demnächst ausführlicher referiren werden. Das neue Buch weist in der Zeit des Mittelalters die Spuren des Aberglaubens und seiner verschiedenen Manifestationen in der Menschen eigenstem Organismus nach, wie das ältere Buch in ähnlicher Weise die physischen Ursprünge des Magnetismus, des Tischrückens und des Geisterklopfens unserer Zeit nachgewiesen hatte. D. R.

**) Von Fr. Kapp. Berlin, Duncker & Humblot, 1858.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, — ferner die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 3. Februar 1859. № 15.

Frankreich.

Ein Schauspieler-Brevier.*)

Das unten angezeigte Buch gruppirt unter allgemeinen Ueberschriften gut gewählte Sentenzen, die dem Schauspieler zum täglichen Nachdenken geboten werden. Namen von gutem Klang vereinigen sich, den Beruf eines Schauspielers in seiner Ehrenhaftigkeit zu zeigen und dem Künstler seine erste Pflicht einzuschärfen: Achtung vor sich selber und dem Publikum. Den Schauspielerinnen wird eine Aufführung empfohlen, die der Verleumdung keine Blößen giebt, eine ehrbare, anstandsvolle und vorsichtige Haltung.

Sticotti: „Eine tugendhafte Schauspielerin macht ihrem Geschlechte, wie ihrem Stande, gleiche Ehre und darf auf jede Anerkennung Anspruch machen."

Diderot: „Es thut mir wehe, daß ein Biedermann und eine ehrbare Frau zu den Seltenheiten unter den Schauspielern gehören."

Terenz: „Ich habe aus meiner Kunst niemals ein Handwerk gemacht."

Karoline van Hove: „Die jungen Leute bilden sich ein, man müsse den Leidenschaften gefröhnt haben, um sie zu kennen. Das ist *nicht wahr*; denn man kann sie nicht alle empfinden und muß sie doch alle darzustellen wissen".

D'Hannetaire eifert gegen den Kneipenton in Gebahren und Sprache, den die Schauspieler unter sich, besonders zwischen Männern und Frauen, so gern annehmen. „Man muß", sagt Lekain, „die Frauen auf der Bühne zu der Ueberzeugung bringen, daß sie nicht zu erröthen brauchen, wenn man sie, nach ihrer ehrbaren Haltung, zu den ehrbaren Frauen zählt"... „Die Seele ist das erste Element des Schauspielers, das Verständniß seiner Rolle das zweite, die Wahrheit und die Wärme des Vortrages das dritte, die Anmuth und Haltung des Körpers das vierte". Grimm ruft ihm zu: „Und wenn Einer nur Stecknadeln macht, so muß er für sein Handwerk begeistert sein, wenn er etwas Tüchtiges darin leisten will". — Fleury giebt die wahre Erklärung für das Wort „schaffen" auf der Bühne: „Es bedeutet nicht: Etwas aus Nichts machen, sondern originell spielen". Dugazon sagt: „Auf dem gewundenen Steige der Neuheit kommt die Kühnheit nur dann fort, wenn sie sich an das Genie lehnt". — Baron sagt: „Die Kunstregeln dürfen das Genie nicht zum Sklaven machen. Sie verbieten, die Arme über den Kopf zu erheben; wenn aber die Leidenschaft sie darüber hinaushebt, dann sind sie dort an der rechten Stelle". Zwischen dem Lächerlichen und Erhabenen ist nur Ein Scheitt, aber welcher Schritt, wenn man in der Sekunde rechts und links zu springen hat, während zweitausend Augen auf Einen geheftet sind! Mit Recht sagte daher Voltaire: „Ich habe mich immer gewundert, daß eine so natürliche Kunst so schwer sein sollte. Es giebt in Paris weit mehr junge Leute, die im Stande sind, eine Tragödie zu machen, die gespielt zu werden verdient, als Schauspieler, die im Stande sind, sie zu spielen". Der Bühnendichter soll also das wahre Verdienst seines Dolmetschers anerkennen; allein nicht minder muß es der Schauspieler einräumen, daß er seinem Bruder in Thalia Stand, Ruhm und Lebensunterhalt verdankt; daß die Schauspieler ohne Bühnendichter Nichts, die Bühnendichter ohne Schauspieler immer noch viel sind. „Bühnenkünstler und Bühnendichter", ruft Goldoni, „lieben wir, achten wir einander! Servatis servandis".

Das „Brevier" geht nun von abstrakten Allgemeinheiten zu konkreten Einzelheiten über und erhebt sich durch die Zusammenstellung der Lehren und Regeln zu einer wahren ars dramatica. Es beruft alle Bühnen-Autoritäten wie zu einem Gerichtshof, der nach Einsicht der Sache in letzter Instanz erkennt.

Der Schauspieler soll gefallen; um aber zu gefallen, darf er nicht garstig, ungestalt, lächerlich in seiner äußeren Erscheinung sein. „Schickliche Züge und eine biegsame Stimme", sagt Talma, „sind unerläßliche Erfordernisse". „Denn", fügt Duclairon hinzu, „wie kann etwas zum Herzen gehen, wenn es von vorn herein Aug' und Ohr beleidigt!" Wenn bei gewissen Rollen gewisse Verunstaltungen am Platze sind, so läßt sich doch schwerlich auf eine körperliche Unförmlichkeit der Ruf eines guten Schauspielers gründen. Eine große Nase, ein ungeheurer Mund, ein dicker Wanst können, wie das täglich zu sehen ist, auf einem Gauklergerüst, niemals aber auf einer Bühne Glück machen, wo wahre Künstler wahre Kunstwerke darstellen.

Es ist von moralischer Seite nicht minder schwierig, als von physischer, sich für die Bühne zu eignen. Der gute Schauspieler hat vor jeder ausschließenden Laune, hauptsächlich vor der Eitelkeit, auf seiner Hut zu sein. Der Verfasser des Breviers scheut sich nicht, den Schauspieler mit dem Priester zu vergleichen; denn der von seinem Beruf begeisterte Schauspieler kann mit dem Geistlichen sagen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Er gehört nicht sich: sei sein Gemüth in welchem Zustand es wolle, er muß seine Rolle spielen; er muß, mit Einem Wort, ein Anderer sein, als er selber.

„Die Bühnenkunst", sagt Sticotti, „ist auch eine Wissenschaft". Man muß sie als Maler und Sittenlehrer studiren. Als Maler giebt er die Attituden wieder, die ihm die Leidenschaften gegeben haben; als Sittenlehrer greift er aus der Masse der Menschheit die Leidenschaften selber heraus. Sein erstes Studium muß also der Mensch sein, dann kommt die Geschichte an die Reihe und endlich die Sprache, denen sich gewisse Fertigkeiten, das Fechten, das Reiten, die Gymnastik, die Musik und selbst das Zeichnen anschließen. Diese werden ihnen wenigstens von Diderot, Talma und Clairon nachdrücklich empfohlen.

Allein die Schönheit, die moralische Kraft, der Unterricht reichen nicht aus, wenn die Grundeigenschaft: das Gefühl, fehlt. Und beim Schauspieler ist dieses nothwendig objektiv und subjektiv zugleich: er soll fühlen und seine Gefühle wiedergeben. Die große Schwierigkeit ist nun, dieses Gefühl zu regeln, so daß es zur Erscheinung kommt, aber ohne Uebertreibung; denn auf der Bühne ist Alles sichtbar und nichts kann sich verstecken. Ist also das Fühlen wichtig, so ist das Beherrschen der Gefühle noch wichtiger. Das meint Diderot mit seinem Paradoxon: „Ich verlange von dem Schauspieler das Hineindringen in seine Rolle und gar kein Gefühl". Dazincourt drückt denselben Gedanken deutlicher aus: „Der echte Schauspieler ist ein Nachahmer der Natur; er muß nach Belieben alle Gefühle in sich hervorrufen können". Wie will er denn sonst in die Seele seiner Zuschauer und Zuhörer dringen?

Nachahmen, begreifen und begreiflich machen, das sind die Aufgaben des Schauspielers. Um aber die Person zu sein, die er darzustellen hat, muß er sorgfältig vermeiden, sein Ich vortreten zu lassen und zugleich irgend welchen seiner Vorgänger oder Berufsgenossen in derselben Rolle wiederzugeben. „Die verächtliche Nachahmungskunst auf der Bühne ist beim Schauspieler das unglückliche Talent, eine Kopie zu kopiren", sagt Sticotti. Den Debütanten, die sich leicht verleiten lassen, ihren älteren Kollegen knechtisch nachzuäffen, ruft Lelion-Damiens zu: „Fliehet die Schulen, die beste taugt nichts!"

Die Kapitel über das Memoriren, über Physiognomie und Geberden, sind voll trefflicher und beherzigenswerther Vorschriften. Das Buch eifert mit Recht gegen die absonderlichen Manieren, die heutzutage so lebhaft beklatscht werden, namentlich von „den Herren unter dem Kronleuchter", die das Geschmacksmonopol haben. Jeder Verständige wird auch das Urtheil, das der Verfasser über den Mißbrauch der Geberdensprache fällt, und die Vertheidigungsrede, die er zu

*) „Le Bréviaire des Comédiens", par Lelions-Damiens. 1 vol. in 18., chez N. Tresse, 1858.

Gunsten der Physiognomie führt, unterschreiben. Er räth den Schauspielern vorzüglich durch die Augen, die Lippen, die Rhythmik des Hauptes und der Arme auf die Zuschauer zu wirken.

„Als wahrer Dolmetsch der Seele besitzt die Stimme alle wechselnden Töne derselben", sagt Quinctilian. Sie ist das große Instrument des Schauspielers, über das er nicht aufmerksam genug wachen kann. Kälte, Hitze, Unthätigkeit, Ueberspannung, unmäßiger Genuß der Tafelfreuden und tausend andere Ursachen können auf dieses zarte Werkzeug schädlichen Einfluß üben. Der Schauspieler hüte sich vor ihnen; für ihn sind Nüchternheit und Keuschheit, so zu sagen, eine physische Nothwendigkeit. — Die Diction ist eines der wichtigsten Elemente seiner Kunst. Ohne seiner Stimme jemals Gewalt anzuthun, sie stets in ihrer natürlichen Höhe haltend, vermeide er die ähnlichen Modulationen, die Endfälle in derselben Tonart, die zu gehäufte Wiederholung der gleichen Einbiegungen. Die eintönige Declamation ist ebenso unerträglich, wie der tragische Schlucken. Edle Einfalt, Richtigkeit, Reinheit, Wahrheit, Mannigfaltigkeit — das sind die Haupteigenschaften einer guten Diction. Wer gut mit einem schönen Organ endet, sichert sich einen ehrenvollen Platz unter seinen Kunstgenossen.

Shakspeare läßt Hamlet den Schauspielern sagen: ...„Daß ihr ja nicht über das Naturmaß hinausgeht; denn jede Uebertreibung hier entfernt sich von dem Beruf eines Schauspiels, das in früheren Zeiten, wie in der Gegenwart, den Zweck hatte und hat, der Natur einen Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Verächtlichkeit ihr eigenes Bild, jedem Zeitalter seine eigenen Formen, sein eigenes Gepräge zu zeigen."

Ein anderer Dichter-Schauspieler, Molière, sagte:

„Trachtet danach, den ganzen Charakter eurer Rollen wohl aufzufassen und euch zu denken, daß ihr das seid, was ihr darstellt".

Natürlich zu sein, schreiben alle Meister vor: allein die Natürlichkeit der Bühnen ist sehr verschieden von der Natürlichkeit des gewöhnlichen Lebens. Unsere Natürlichkeit besteht darin, wir selbst zu sein; die Natürlichkeit der Schauspieler dagegen ist, jedesmal, wenn sie in einer neuen Rolle auftreten, sie mögen wollen oder nicht, eine neue, lebendige Person zu sein. „Die Bühnenperson", sagt d'Hannetaire, „darf so wenig wie möglich von dem eigentlichen Schauspieler durchblicken lassen". — „Ist der Schauspieler Er, wenn er spielt, wie will er aufhören, Er zu sein! Will er aber aufhören, Er zu sein, wie wird er den richtigen Punkt erfassen, auf den er sich stellen, auf dem er weiter muß!" so Diderot.

Seid wahr! Darüber sind alle dramatischen Autoritäten einig. Aber die theatralische Wahrheit hat ihre Gränzen, denn die Mission der Kunst ist, die Liebe zum Schönen einzuflößen. Der Schauspieler wird auf seiner Hut sein müssen, daß er nicht zu wahr sei. „Es giebt", sagt das Brevier, „moralische, wie physische Nacktheiten: man verhüllt sie gern vor sich selber, wie mag man sie vor Anderen aufdecken?" Die auf der Bühne dargestellte Realität des Lebens hat nur das Zartgefühl des Publikums und die Geschicklichkeit des Schauspielers zur Schranke. Die Uebertreibung in Allem ist ein Fehler: die zu lustige Fröhlichkeit wird traurig, und das Heulen des Zornes kann zum Lachen reizen; die Fratze ist nicht das Komische, die Gespreiztheit nicht das Edle, und die physischen Verrenkungen sind niemals der Ausdruck der wahren Seelenschmerzen; der Gipfel der Kunst ist die Harmonie; das Talent sucht, das Genie findet sie.

In einem Kapitel tritt Herr Lelion-Damiens sehr beredt gegen einen der Uebelstände des gegenwärtigen Theaterwesens auf: Man verfaßt keine Stücke mehr, man verfertigt Rollen für gewisse „Sterne". Die Schauspiel-Direktoren haben ihr Publikum gewöhnt, daß es, nicht ein Drama, ein Lustspiel, sondern diesen oder jenen Bühnenhelden anzusehen komme. Und was ist das Ende? Die „Sterne" schneuzen sich, und die dramatische Kunst huscht nach. Hat man keine Stücke, keinen Schauspieler mehr, so tischt man dem Publikum Decorationen auf, und das geschmackverdorbene Publikum nimmt fürlieb, da es nichts Besseres hat. Wenn aber die Decorationen selbst abgenutzt sind, was wird man dann thun? Vielleicht zur Kunst zurückkehren. Glück zu!

Wir übergehen die Kapitel, worin die Rollenvertheilung, das Kostüm, die Requisiten mit großer Sachkenntniß besprochen werden. Der Ausfall gegen „das Weiß und Roth" würde mit hellem Beifall begrüßt werden, wenn ein echter Komiker dieses Unwesen in einem Stücke auf die Bretter brächte, worin das Komödiantenpack (cabotins) des Tages, das nur durch ausgelegte Busen aufs Publikum zu wirken vermeint, mit Meisterhand gegeißelt würde.

Das letzte, funfzehnte Kapitel des Breviers behandelt „das Alter und die Kränklichkeit der Schauspieler". Das wirkliche Alter ist auf der Bühne nicht am Platze; auf der Straße flößt es Achtung ein, hinter der Rampe erregt es Widerwillen. Ist ein Schauspieler über die Jahre der Reife hinaus, so bleibt ihm nur, sich in den Schatten und an den friedlichen Heerd zurückzuziehen. „Anstatt, wie eurer Viele thun", ruft Lelion-Damiens, „die niedrigen Gerüste zu betreten, um das Wenige, was euch noch von dem ehemaligen Menschen geblieben, dem Gelächter der schmutzigen Blousen preiszugeben — im Namen der Brüderlichkeit, sammelt lieber Beiträge für Altersversorgungs-Anstalten in der Republik der Künste! Habt ihr ein Zufluchtshaus für dramatische Künstler geschaffen und ausgestattet, wo ein Tribunal aus eurer Mitte bei jeder Gelegenheit die Interessen jedes Einzelnen vertritt, so daß ihr euch der Gerichtsbarkeit der gemeinen Richter entzieht, vor denen, zur Ehre eures Standes, der Demüthigste unter euch zu erscheinen Scheu tragen muß — habt ihr in Touraine oder sonstwo eine Reihe von Häuschen zum Obdach für eure Invaliden erbaut — habt ihr jedem glücklichen Bewohner dieser Einsiedeleien, außer einem Gärtchen und einem Hühnerhof, eine Jahrrente von 1200 Fr. gesichert, dann werdet ihr nicht mehr über Kummer, Verlassenheit, verfehltes Leben schreien. Mein Mitgefühl reicht nicht bis dahin, eure Verblendung zu beklagen, wenn, vermöge eines bejammernswürdigen Verhängnisses eures Leichtsinnes, euch allein das Alter keine Schadloshaltung für die Güter, die es raubt, bringen sollte".

Mit diesen wackeren Worten schließt das Buch. Es sind Worte eines Biedermannes, der aus seinem von Liebe zur Kunst erfüllten Herzen die Kraft geschöpft hat, zu sprechen, wo Alles schweigt, auf die Gefahr hin, von Niemand gehört zu werden. Verwerfen aber auch die heutigen Schauspieler dieses Brevier, so werden es ihre Nachfolger aufnehmen. Das Publikum wird, wenn es nicht schon müde ist, es müde werden, sich von Marktschreiern anführen zu lassen, es wird — die Zeit wird und muß kommen — wahre Dramen und gute Schauspieler verlangen. Der gegenwärtige Verfall ist nur ein Uebergang. Die alte Kunst stirbt, eine neue, verjüngte, wird erstehen.

Spanien.

Caveda's Geschichte der Baukunst in Spanien.

Uebersetzt von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der spanischen Baukunst ist ein Beitrag zur Geschichte der europäischen Baukunst überhaupt, da ihre Entwickelung aus denselben Grund-Elementen hervorgeht und in steter Verbindung mit der Entwickelung des Ganzen bleibt; nur die arabisch-maurische Baukunst bildet ein Element, welches der pyrenäischen Halbinsel eigenthümlich ist, und das mehrfach modifizirend auch auf andere Stile eingewirkt hat. Die älteste Periode der Architektur datirt von den Römern. Nach völliger Besiegung der eingebornen iberischen Bevölkerung (zuletzt unter August) wurde Spanien eine der blühendsten und ruhigsten Provinzen des römischen Kaiserreiches, eine Menge Kolonieen und Munizipien bilden sich nach und nach in Bätika und Tarrakonensis; viele Patrizier-Familien nehmen in diesen Provinzen ihren Wohnsitz, Sieger und Besiegte verschmelzen zu einem Volke. Auf Augustus' Befehl erhoben sich Städte, wie Emerita Augusta (Merida), Cäsaraugusta (Zaragoza), Lucus Augusta (Lugo am Minho), Pax Augusta (Badajoz) u. a., als glänzende Denkmäler des neubegründeten Weltfriedens. Bald gab Spanien auch dem Reiche selbst seine Kaiser, wie z. B. Trajan, Hadrian, nachdem früher aus ihm angesehene Schriftsteller, wie Columella, Seneca, Quinctilian, Martial und Lucanus, hervorgegangen. Man kennt aus Münzen und Inschriften eine nicht unbedeutende Zahl von römischen Bauten in Spanien, die bis August zurückreichen; so z. B. den Palast des August zu Tarragona, seinen Tempel daselbst, den Tempel der Diana zu Coruña del Conde, den des Herkules zu Murviedro, die Denkmäler von Merida, Italica, Tarragona, Cartagena u. s. w. und die berühmten Heerstraßen in Estremadura, Leon, den beiden Kastilien und Katalonien, die unter August und Trajan mit großem Aufwand eröffnet wurden. Von anderen nicht minder berühmten Bauten sind uns stattliche Trümmer geblieben in Denia, Gárica, Murviedro, Osma, Cartagena, Talavera la Vieja, Andujar, Valencia, Sevilla, Zaragoza, Tortosa, Cadix, Segovia, Toledo und vielen anderen Orten. Die Brücken von Merida, Martorel, Albarregas, Badajoz, Cordoba, Tudela und namentlich die von Alcántara, die Wasserleitungen von Segovia, Merida, Tarragona, Teruel, Murviedro u. s. w., ferner die Reste der gewaltigen Heerstraßen, von denen man heute noch ganze Stücke entdeckt, werden stets für die Tüchtigkeit und den Unternehmungsgeist ihrer römischen Urheber zeugen. Festungswerke, Leuchtthürme, Kloaken, Bergwerke, Triumphbogen, Amphitheater sind gleichfalls aus römischer Zeit in bedeutender Ausdehnung vorhanden.

Als das römische Reich zusammenbrach und sich in einzelne Stücke auflöste, begannen diese ihr selbständiges Leben. Die römische Baukunst blieb dennoch als hergebrachte Kunstform auch in Spanien bestehen, doch machte, nachdem das streng centralisirende Prinzip der Herrschaft gebrochen war, sich bald eine auffallende Verschiedenheit in Form und Ornamentik der Bauwerke geltend.

Dieser modifizirte römische Stil blieb während der Herrschaft der Vandalen und Westgothen im Gebrauch — die Gothen bauten also durchaus nicht gothisch —; daß diese germanischen Stämme nur wilde Zerstörer der Kunst gewesen, wofür sie so lange gegolten, stellen besonnene Spanier in Abrede. Wir können nicht umhin, ein darüber sprechendes Urtheil (von Jovellanos) wörtlich anzuführen, da es für den Standpunkt, von welchem aus die romanischen Spanier die Völkerwanderung betrachten, von Erheblichkeit ist. „Gewiß war sein Charakter (des Gothenvolkes) nicht so wild und zerstörungssüchtig, als er gewöhnlich dargestellt wird. Wenn die Gothen bei ihren ersten Einfällen mordeten und verwüsteten, welches erobernde Volk des Alterthumes bezeichnete seine Siege nicht auf ähnliche Weise? Es war gleichwohl natürlich, daß die verweichlichten und gebildeten Völker, die sie unterwarfen, den Bericht von ihren Verheerungen auf das ärgste übertrieben, und ihre Kraft und Härte Wildheit und Barbarei nannten. Dies ist ohne Zweifel die Ursache des Schreckens, mit dem die zeitgenössischen Geschichtschreiber von ihnen reden, denen die Neueren kritiklos gefolgt sind. Betrachten wir aber die Gothen, nachdem die Ruhe und die Künste des Friedens auch bei ihnen eingekehrt sind, welches andere Volk jener Epoche zeigt uns größere Beispiele von Menschlichkeit und Mäßigung? Wenn auch die Geschichte selber diese Tugenden nicht bezeugte, wer, der ihre Gesetzbücher kennt, würde sie nicht durch alle ihre Einfachheit und Unbildung hindurchleuchten sehen? Dem aber sei, wie ihm wolle; wenn wir sie auch nicht als Liebhaber und Beschützer der Künste darstellen können, dürfen wir doch nicht zugeben, daß man sie als ihre Verfolger betrachte."

Nachdem durch die weise Politik Königs Reccared Gothen und Sueven auf dem dritten Konzil von Toledo den Arianismus feierlich abgeschworen und die Schranken zwischen Siegern und Besiegten, die nun zu einem Volke zusammenwuchsen, gefallen waren, begann für die Baukunst in Spanien eine neue Aera, wenn auch in ihren ersten Schöpfungen nicht von glänzendem Zuschnitt, so doch reich an Hoffnungen für die Zukunft. Vor Allem wandte sich die neue Thätigkeit dem Wiederaufbaue der vielen ganz oder halb zerstörten Kirchen zu. In Konzilien-Beschlüssen (z. B. auf dem Konzil zu Tarracon 516, zu Braga 572, zu Sevilla unter Sisebut's Regierung 619, zu Merida 666 u. s. w.) finden sich Canones, welche den Aufbau oder die Wiederherstellung von Kirchen anbahnen oder sicherstellen, oder gar *Steuern* dafür, namentlich für Kathedralkirchen, festsetzen. Künstlerisch von Bedeutung waren wohl diese Werke nicht, wie es sich aus den *Verhältnissen* dieses ganzen Zeitalters ermessen läßt. Als Denkmäler dieser Periode, die natürlich zerstört sind, werden erwähnt: die Kirche des heiligen Diktinius zu Astorga (wo heute der Garten des Dominikaner-Klosters ist), die Kirche San Aciselo in Cordoba, nach Isidorus vom König Agila geweiht, San Vicente Martir, die älteste Kathedrale von Sevilla, die schon unter dem Vandalenkönige Gunderich gestiftet sein soll, die Kirche von Jerusalem in Merida, die Basilika von San Juan in derselben Stadt, die Kirche der Blutzeugen Justus und Pastor zu Compluto, die Kirche San Claudio in Leon, die schon in vorarianischer Zeit bestand u. s. w. Wir können das lange Verzeichniß der aus gothischer Zeit stammenden Bauten hier nicht weiter verfolgen. Einzelne Architekturreste dieser Epoche, namentlich Säulenkapitäle, sind noch erhalten, namentlich zu Toledo.

Dieser Art Architektur folgte die aus Konstantinopel über Italien her eingeführte byzantinische. Der Verfasser unterscheidet dabei mehrere Perioden, die erste der byzantinischen Anklänge, und dann die ausgebildete römisch-byzantinische Architektur in zwei Perioden, die erste im elften und zwölften Jahrhundert, die andere im zwölften und dreizehnten. Wir können leider hier nicht näher in Einzelheiten eingehen, da die Unterschiede, welche den spanischen Byzantinismus von dem des übrigen Europa unterscheiden, sich natürlich an diesem Orte, selbst wenn wir auf besondere Fachkenntnisse Anspruch machen könnten, nicht würden deutlich machen lassen.

Der Verfasser kommt nun auf die Araber zu sprechen, welche in dem von ihnen beherrschten südlichen Theile von Spanien einen aus dem Oriente stammenden Baustil ausgebildet haben, der namentlich durch die glänzende Alhambra einen Weltruf erlangt hat. Romanzen und Novellen rühmten die Pracht, die Lieblichkeit, die kunstvollen Ornamente jener Bauwerke, aber die spanischen Architekten, Künstler und Alterthumsforscher übersahen sie, wie wir erfahren, zweihundert Jahre lang mit vornehmer Geringschätzung; erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lenkte sich die Aufmerksamkeit wieder auf diese Söhne Ismael's, die man bis dahin nur als blutige und fanatische Eroberer anzusehen gewohnt war. Herbelot war der Erste, der die maurische Civilisation wieder entdeckte, und nun fanden sich auch Spanier, selbst spanische Geistliche, die dies verwundert anerkannten. Wir haben nicht nöthig, hier einen Panegyrikus auf die spanischen Mauren zu schreiben, da ihre Ehrenrettung längst vollständig durchgesetzt ist; wohl aber dürfen wir hier im Vorbeigehen bemerken, daß unser spanischer Verfasser selbst mit einer Art von nationalem Stolze auf sie zu blicken scheint. Sehr ansprechend scheinen uns folgende Bemerkungen über den allgemeinen Charakter dieser Architektur:

„Vor Allem ist zu beachten, daß ihre Architektur auf dem Koran steht, wie die christliche auf der Bibel; diese Religiosität aber verleugnet das Seltsame und Bizarre ihres Ursprungs nicht und zeigt uns neben einander in den sonderbarsten Combinationen wollüstige Sinnlichkeit und Mystizismus, die Freuden eines phantastischen Paradieses und die rohe Strenge des orientalischen Spiritualismus, die Wahnbilder einer vom Sinnenreiz geschmeichelten Einbildungskraft und die fanatische Askese und herbe Strenge der Gesetze des Propheten.

„Ein nicht minder auffallender Kontrast springt in die Augen, wenn wir bei den besten Bauwerken dieses Stils das Innere mit dem Aeußeren vergleichen. Dies letztere offenbart, nach einer sehr treffenden Bemerkung von Owen Jones, die Absicht, einem geknechteten Volke die unumschränkte Gewalt seines Despoten vor Augen zu stellen. Völlig schmucklose, nackte Mauern sollen ein Gefühl der Furcht erwecken und Unterwürfigkeit predigen. Es bewohnt sie der, der nach den Gesetzen des Islam über Leben und Tod seiner Unterthanen verfügt, und mit der Vorstellung seiner absoluten Herrschergewalt, die er als Nachkomme des Propheten vom Himmel erhalten hat, verknüpft sich ihnen nothwendig die Pflicht knechtischen Gehorsams. Der Prophet aber hat ihnen zugleich die sinnliche Glückseligkeit und allen Lebensgenuß in Aussicht gestellt; diese zu verschaffen ist also ein religiöses Gebot, die Erfüllung einer geheiligten Verheißung. Und so regte denn auch die Religion die schöpferische Phantasie der Araber an, mit aller Pracht der Kunst das Innere der Paläste ihrer Fürsten auszuschmücken." (Schluß folgt.)

England.

Der britische Zoll-Tarif. *)

Ein Rezensent in dem englischen Journal The Critic äußert sich über den englischen Zoll-Tarif, bei Gelegenheit seiner Anzeige des unten näher angegebenen Werkes folgendermaßen:

Das System der indirekten Besteuerung scheint bei uns sehr einfach: man besteuert die angenehmen Dinge und läßt die widerwärtigen frei ausgehen. Unser Schatzkanzler (Finanzminister) könnte, wie der Eigenthümer eines großen Waaren-Bazars, dem Publikum zurufen: „Nur herein, meine Verehrenswerthen, nur herein, je mehr je besser! Essen Sie sich an Zucker, Rosinen, Korinthen nach Belieben krank, und Sie sollen dann eine Dosis der besten Arznei fast um Nichts dreinbekommen!"

Das ist die allgemeine Tendenz des englischen Zoll-Tarifs. Wer gern ausländische Aepfel und Kirschen ißt, muß an die Regierung dafür zahlen; wer aber ein Verlangen nach Ricinusöl und Jalappe hat, der mag seinem Geschmacke ein Genüge thun, ohne daß das Zollhaus sich darum kümmert. Jeder kecke Schmuggler mag mit einem paar melodischen Spanferkeln unter beiden Armen bei hellem Tage unbelästigt landen; aber für die Genfer Spieldose in seiner Tasche muß er einen Zoll erlegen, und zwar für jedes Stückchen besonders, für den Fetzen eines Straußischen Walzers, für einen Schweizer Berg-Jodler, für Ouverturen, Variationen, nach bestimmten Sätzen. Arsenik, um eure Ratten (mitunter auch, um euren Großvater) zu vergiften, könnt ihr frei einbringen; Pfeilwurz (Arrowroot), eure Jungen, die tüchtigen Vaterlandsstreiter, aufzufüttern, ist eine Einnahmequelle. Zwieback und Brod zahlt 4½ Pence (3 Sgr. 9 Pf.) vom Centner; Asphalt aber kann frei eingehen, wenn es Lust hat. Ihr könnt jedes Quantum Dünger ausschiffen; wenn ihr aber, wie natürlich und anständig, euch die Hände danach waschen wollt, wird euch euer Vaterland — und darin liegt die Schlauheit der Verwaltung — kein Stück Seife verabreichen, ohne daß ihr tüchtig blecht. Nun, versucht es denn mit Seifenkugeln! Angeführt! Zwei Pence pro Pfund Zoll! — Käseliebhaber müssen für ihre Lust büßen; aber Kaviar wird ungehindert eingelassen; vielleicht weil kein Engländer ihn je gekostet hat und lebt, um zu beschreiben, was er dabei empfunden. Unseren persönlichen Eitelkeiten auf kleine Schmucksachen können wir fröhnen, ohne den Staatsbeutel zu füllen; begnügen wir uns aber damit nicht, und möchten wir durchaus gefaßte Agate und Karneole haben, so müssen wir auch die Folgen tragen und dem Vaterlande zehn Prozent abgeben.

Für Gekörn und Mehl müssen des Farmers wackere und standhafte Freunde nach wie vor steuern. Datteln und Eier sind schwer belastet; Extrakte aber von Blauholz und Eichenrinde sind vollkommen zollfrei. Die Malz-Einfuhr ist schlechterdings verboten (eine Vergünstigung mehr für die Farmer); Wachholderbeeren passiren ungestört. Kartoffeln zahlen keinen Zoll; aber wohl Kartoffelmehl. Pflaumen müssen schwer, Rosinen noch schwerer verzollt werden; Granatäpfel aber und Pottasche haben nicht die geringste Last zu tragen. Sago und Tapioca sind besteuert, Rosenwasser, Sennesblätter und Brat-

*) „The British Tariff for 1838—1839". By E. Beedell. London: Balley Brothers.

würste steuerfrei. Marmorkugeln, das Spielzeug der Kinder, müssen Etwas in den Staatssäckel abwerfen; Tabackspfeifen — thönerne nämlich — das Spielzeug der Alten, zahlen nichts. Ueber die finanzielle Seite des Tarifs geht der Verfasser weg; der Referent in The Critic aber giebt ergänzend einige einschlagende interessante Notizen:

Der Tarif bringt überhaupt 460 Artikel in einer Stufenfolge von Zollsätzen. Für das Steuerjahr 1858 (es endete nämlich am 31. März) ergab der Zoll eine Einnahme von mehr denn 23 Mill. Pfund Sterling, oder mehr denn ein Drittel der gesammten Staats-Einkünfte in derselben Periode. Von jenen 460 Artikeln, trugen 21 Artikel allein die Summe von 22 Mill. Pfund Sterling, so daß nur etwas über 500,000 Pfund sich unter die übrigen 439 Artikel vertheilte. Wir heben aus jener kleinen, aber mächtigen Schaar der Einundzwanzig folgende Artikel heraus, welche nachstehende Zoll-Einnahmen brachten:

Butter	100,000	Pfd. St.
Kaffee	500,000	" "
Getörn, grobes und feines Mehl	500,000	" "
Korinthen	250,000	" "
Pfeffer	100,000	" "
Rosinen	100,000	" "
Seidenwaaren	250,000	" "
Spirituosa	2,250,000	" "
Zucker (roher, raffin. u. Melasse)	5,500,000	" "
Talg	76,000	" "
Thee	5,500,000	" "
Rauch- und Schnupftaback	5,250,000	" "
Wein	1,750,000	" "
Brenn- und Nutzholz	600,000	" "

Es versteht sich, daß diese Zahlen keine strenge Genauigkeit ansprechen und nur annäherungsweise zu nehmen sind.

Bevor das selbstzufriedene, städtische Parlamensmitglied über den Vertreter der ländlichen Interessen mitleidig das Haupt schüttelt, bevor der Leitartikler der Tagesblätter sich hinsetzt, um aus seiner flüchtigen Feder über eine zu Yokel-Bumpstead*) in Essex gehaltene Schutzzollrede einen Spaß loszulassen, würden die Herren gut thun, über das Zollsystem nachzudenken, wie es in dem großen Hause in der Themsestraße zu London und in seinen thätigen, absperrenden Aesten in jedem Hafen des Königreichs verwaltet wird. Ein Viertel jener 460 Artikel, die mit Zöllen belegt sind, hat die Protection unter ihre schirmenden Fittige genommen. Um nicht in's Einzelne einzugehen, brauchen wir nur auf die Posten: Butter, Korn, Mehl und Seidenwaaren hinzuweisen. Noch ist der Freihandel nicht zu der großen Thatsache geworden, wie es die Jubellieder der Presse und der Redner-Bühne uns glauben machen möchten.

Für jedes Pfund Sterling, das in den Staatsschatz kommt, werden die Verwaltungskosten auf 2¼ bis 2½ Shilling, also auf 10 bis 12 pCt., geschätzt. Es sind noch gar manche Einwürfe, soziale, politische, merkantilische und internationale, gegen den Tarif zu machen; der arithmetische giebt jedoch den Ausschlag. Das Eintreiben der indirekten Steuer kostet fast das Siebenfache gegen das Erheben der direkten Steuer, und diese Thatsache stellen wir dem Bedenken des Schatzkanzlers und denen anheim, die sich für die vaterländischen Finanzen interessiren.

Die Vertreter der ersteren haben Shakspeare auf ihrer Seite: „Wenn Einer beraubt ist, ohne zu wissen, was ihm entwendet worden: so lasset ihm die Unwissenheit darüber, und er ist gar nicht beraubt". Die Vertheidiger der letzteren aber berufen sich auf Adam Smith als ihre Autorität: „Jede Steuer muß so angelegt sein, daß sie über das, was sie in den öffentlichen Schatz bringt, so wenig wie möglich dem Volke aus der Tasche nimmt und behält".

Beedell's Schrift könnte man: „Handbuch der indirekten Besteuerung", oder „Leitfaden der britischen Schutzzölle", nennen. Sie zeigt dem Kaufmanne, in welche Formen und Beschränkungen seine Regierung den Handel gezwängt hat; nicht minder weist sie ihn, oder besser den Konsumenten, darauf hin, wie er, wenn er klug ist, sich bestreben müßte, die Fesseln abzuwerfen.

Mannigfaltiges.

— Friedrich der Große und der General-Major v. Walrave. Zu den in einiges mysteriöse Dunkel gehüllten, aus der Zeit Friedrich's des Großen bekannten Personen gehört, neben dem Abenteurer Baron von der Trenck, der Ingenieur-General Gerhard Cornelius Walrave, welchen Friedrich Wilhelm I. geadelt hatte und der, seinem Familiennamen und seinen beiden in den Niederlanden sehr beliebten Taufnamen nach, wahrscheinlich von holländischer Abkunft war. Walrave hat sich gleichzeitig mit Trenck während der ganzen Zeit des siebenjährigen Krieges auf der Festung Magdeburg, die er selbst zum Theil gebaut hatte, als Staatsgefangener befunden, ist jedoch dort auch bis zu seinem im Jahre 1773 erfolgten Tode verblieben, während Trenck nach Abschluß des Hubertsburger Friedens von Friedrich dem Großen der Kaiserin Maria Theresia zum Geschenk gemacht wurde, die den Abenteurer jedoch bald darauf in Schloß Kufstein (Tirol) wieder einsperren ließ. Trenck hat bekanntlich vielerlei gänzlich aus der Luft gegriffene Lügen über den Grund seiner Gefängnißhaft selbst drucken lassen; gleichwohl, oder vielleicht auch gerade deshalb, ist auch heute noch der Name dieses Mannes, der sein Leben im Jahre 1794 auf der Guillotine in Paris endigte, mit einem geheimnißvollen, anziehenden Dunkel umgeben. Besonders in Frankreich hat man ihn bereits mehrfach zum Gegenstande romantischer Darstellungen gemacht. Walrave dagegen, der Zeit- und Schicksalsgenosse Trenck's in Magdeburg, wo er von 1748 bis zu seinem Tode, also über 25 Jahre, saß, war bisher noch nicht so glücklich gewesen, eine historische oder novellistische Feder zur Aufhellung seiner Schicksale in Bewegung zu setzen. Erst das neueste Heft der Berliner „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges"*) bringt den Versuch zu einer solchen Aufhellung, und zwar aus der Feder des Historiographen Herrn Professor Preuß — einen Versuch, der vielen Lesern sehr willkommen sein wird, da er manches ganz neue Material zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Preußen und Oesterreich in dem Jahrzehend vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges enthält, wiewohl der Verfasser aus den Quellen, die ihm zu Gebot standen, nicht zu ermitteln vermochte, ob Walrave vor seinen ordentlichen Richter gestellt, und welches eigentlich das Verbrechen gewesen, dessen er überführt worden. Aus den übereinstimmenden Angaben mehrerer Zeitgenossen, namentlich auch des französischen Gesandten in Berlin, Marquis Valory, ist blos zu schließen, daß Walrave dem österreichischen Gesandten, Grafen von Bernes, im Jahre 1747—1748 erstlich eine Abschrift seines auf Befehl Friedrich's ausgearbeiteten „Mémoire sur l'attaque et la défense des places" mitgetheilt und zweitens auch einen Plan des Königs zum Beginne neuer Feindseligkeiten gegen Oesterreich, den dieser ihm blos anvertraut hatte, um ihn auf die Probe zu stellen, verrathen habe. Friedrich mußte zu jener Zeit allerdings auf seiner Hut sein, denn er war von allen Seiten mit Freunden Oesterreichs umgeben, die ihm das eroberte Schlesien wieder abnehmen wollten. Walrave aber, der die Pläne aller preußischen, zum Theil von ihm selbst gebauten Festungen genau kannte, war ein um so gefährlicheres Subjekt, als er, bei einem ausschweifenden Leben, schon im ersten und zweiten schlesischen Kriege Manches sich hatte zu Schulden kommen lassen, was eines ehrenhaften Soldaten unwürdig war, und er, um sich neues Geld zu verschaffen, keinerlei gewissenlose Handlung scheute, obwohl er anscheinend ein sehr frommer Katholik war. J. L.

— Friedr. Aug. Wolf. Auf den nächsten 15. Februar fällt der hundertjährige Geburtstag des Philologen Friedrich August Wolf (geb. 1759 zu Hainrode bei Nordhausen). Nicht Schiller ist also der einzige große Deutsche, zu dessen Jubiläumsfeier im Laufe dieses Jahres das theure Vaterland seine Leiern stimmt und festlich sich versammeln wird. Und wohl darf es da auch heißen: „das ganze Deutschland soll es sein". In minder weitem und zahlreichem Kreise, als in conspectu des ganzen Deutschlands, aber in desto erlesenerem in den Hallen deutscher Universitäten, Akademieen und Gelehrtenschulen, insbesondere da, wo er einstmals glänzte und mit überwältigender Kraft wirkte, zu Halle und Berlin, wird auch, wie man kühn voraussetzen darf, Name und Ruhm des Begründers der Alterthumswissenschaft, des um die humanistische Bildung Tausender, zunächst des preußischen Staats, dann auch des übrigen Deutschlands und der Schweiz, um deren Gymnasial- und Universitäts-Katheder glänzend verdienten Altmeisters seiner Wissenschaft, des in allen Landen gefeierten größten Philologen seiner Zeit feierlich erklingen. Ihm lebt noch fern und nah eine Elite dankbarer Schüler und Zuhörer, denen es vergönnt war, an seinem Munde zu hangen und mit demjenigen, was diesem Munde entströmte, edelste Propaganda im eigenen Wirkungskreise zu machen. Und wie Unzählige dürfen sich nicht seine mittelbaren Schüler zu sein rühmen! Unter der Zahl der Esoteriker F. A. Wolf's zählt das eine Berlin zwei der höchsten Zierden philologischer Wissenschaft, August Böckh und Immanuel Bekker. Sat est dixisse. Der Feder seines Eidams, Wilhelm Körte, verdanken wir bekanntlich das tüchtige Buch: „Leben und Studien F. A. Wolf's, des Philologen" (Essen, 2 Thle. 1833). Dabei möchten wir an die Worte tiefster Anerkennung erinnern, welche vor nun zehn Jahren Charles Galusky in der Rev. d. d. M. (erstes Märzheft von 1848) dem am 8. August 1824 zu Marseille verewigten Deutschen widmete.

Leipzig. E. K—r.

*) Scherzhaft erdichteter Name, und auf der Karte zu suchen, wo unser Krähwinkel, Flachsenfingen rc. verzeichnet sind. D. R.

*) Jahrgang 1859, Heft I. Redaction: L. Blesson und E. v. Webern. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 5. Februar 1859. № 16.

Klein-Asien.

Tarsus und die cilicischen Alpen.

Die Reise in den cilicischen Taurus über Tarsus, von Dr. Theodor Kotschy, mit Vorwort von Professor Dr. Karl Ritter,*) eine Alex. von Humboldt gewidmete Schrift, liefert einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß eines, wie Ritter sagt, fast noch in schimpflichem Dunkel liegenden nächsten Nachbarlandes der Europäer. Der Verfasser hatte unter Herrn von Russegger schon im Jahre 1836 diesen Theil von Klein-Asien bereist und die in der Mappe bescheidentlich zurückgehaltenen Schätze der lehrreichsten Beobachtungen dem berühmten Geographen Ritter zur Benutzung mitgetheilt. Dieser erkennt in dem Vorworte dankbar die Dienste an, die ihm des Verfassers Mittheilungen bei Ausarbeitung des XVII. Bandes seiner Geographie geleistet haben. „In gleichem Danke", fügt Ritter hinzu, „verpflichtet mich die handschriftliche Mittheilung und Freistellung der Benutzung des Tagebuches über den Bulghar Dagh, von der man einen bescheidenen Gebrauch für meine geographischen Zwecke im zweiten Bande meines Klein-Asiens finden wird." Die Aufnahme, welche Ritter den Mittheilungen des Verfassers zu Theil werden ließ, bestimmte diesen, nach dem im Jahre 1836 gesammelten Material einen Ueberblick über dortige Waldungen und Alpentriften zu liefern. Hierbei gelangte er zu der Einsicht, daß ein nochmaliger Besuch des Taurus durchaus nothwendig sei und namentlich die von ihm auf der ersten Reise wegen politischer Verhältnisse verhinderte Durchforschung der Ost- und Nordseite des Bulghar Dagh. War schon die Ausbeute eines einzigen Alpenthales eine reichliche, so ließ sich von den anderen ein um so günstigeres Resultat erwarten. Er machte die erste Mittheilung über sein Vorhaben dem Herrn Schott, k. k. Hofgärtner und Menagerie-Direktor in Schönbrunn, und mit dessen und einer durch höchste Gnade unverhofft ihm zu Theil gewordenen bedeutenden Unterstützung konnte er am 31. Mai 1853 die Reise antreten.

Der Bericht über die Reise nimmt den größeren Theil des Buches ein, dann folgt ein Anhang, enthaltend einen Ueberblick der Landschaft, Beobachtungen über das Klima, den Boden, die Verbreitung und Vertheilung der Pflanzen und über das Thierleben in dem cilicischen Taurus. — Der Verfasser verliert den wissenschaftlichen Zweck der Reise nie aus dem Auge, doch weiß er auch die Eindrücke, die das Leben der Eingeborenen und Fremden, die landschaftlichen Schönheiten, die geschichtlichen Erinnerungen auf ihn machen, mit einfachen und schmucklosen Worten, dabei mit solcher Anschaulichkeit und Lebendigkeit zu schildern, daß auch für den Laien dieses Reisebuch von vielfachem Interesse ist. Einige Proben mögen unser Urtheil bestätigen.

Der Verfasser war, nachdem er den 3. Juni auf einem Dampfer Triest verlassen und unterweges sich in Korfu, Athen, Syra, Smyrna und Rhodus kurze Zeit aufgehalten hatte, am 16. Juni im Hafen von Mersina an der Küste von Cilicien gelandet. Auf dem Lande lag dichter Nebel, den größten Theil der Berge verhüllend. Von dem Lloyd-Agenten von Mersina, Herrn Santi, freundlich aufgenommen, verweilte er dort bis zum 17. Juni und begab sich in Begleitung seines Wirthes zu Pferde nach Tarsus. Auf dem Wege enthüllte sich seinem Blicke der Schauplatz seiner früheren und jetzigen wissenschaftlichen Forschungen. „Für die Einförmigkeit der ebenen Gegend während des Rittes wurde ich durch das Hervortreten der ganzen Bergkette des Bulghar Dagh und durch die Erläuterungen, die mir Herr Santi über die Gegend gab, entschädigt. Welch ein herrlicher Anblick des nördlichen Horizontes bei der jetzt gegen Abend milder werdenden Beleuchtung! Eine Alpenkette mit 11,000 Fuß hohen Spitzen, die durch kaum auf 9000 Fuß herabsinkende Rücken verbunden wird! Siebzehn Jahre sind es her, seitdem ich diesen Anblick genossen habe. Von unserem Wege an dehnt sich eine üppig grünende Ebene aus, die aber theilweise durch dazwischen liegende Stoppelfelder einem grünen und gelben Schachbrett nicht unähnlich ist. Weiter begegnen dem Auge kahle, kreidige Hügel, die höher hinauf einige Vegetation beschattet. Von ocherrothen Felswänden durchzogene Vorberge auf schroffen steilen Seitenabhängen und tiefe Schluchten durchbrechen die Bergregion des cilicischen Taurus nach verschiedenen Richtungen. Dicht bewachsene, dunkelgefärbte Landschaftsgebiete liegen noch weiter hinauf, doch so entfert, daß selbst dem scharfen Auge ein Fernglas zu Hülfe kommen muß. Es sind dies weite Wälder von Cederbäumen, Edeltannen und Föhren, die wir in Europa theilweise bisher nicht kennen. Am oberen Saume der Wälder, etwa 6500 Fuß über dem Meere, fängt ein smaragdenes Wiesenland von Alpentriften an und zieht sich in lieblich einladender, saftgrüner Farbe bis an die mit Schneeflecken gescheckten Höhen. Gegen die Spitzen ist da, wo der Schneemantel geschwunden, ein kahles, graues Stein- und Felsenland."

Folgen wir unserem Reisenden auf den Basar von Tarsus. „Die Straßen der Stadt sind unrein, hier und da von Hunden belagert, die an einem frischen Aase eines gefallenen Hausthieres zehren. Der Basar besitzt eine breite, durch Strohmatten vor den Sonnenstrahlen geschützte Straße mit einem zur Tenne getretenen Trottoir, welches, fleißig mit Wasser bespritzt, eine außerordentliche Glätte erhält. Rechts und links sind an den Häusern Krämerbuden angebaut, denen des Wiener Marktes nicht unähnlich, jedoch niedriger, enger und unrein. In jeder Bude sitzt ein Türke oder ein blasser orientalischer Christ mit untergeschlagenen Beinen, uns Franken begierig ansehend, ob wir nicht etwas kaufen würden, wo dann fabelhaft lächerliche Preise gestellt werden. Unzufrieden wenden wir uns weiter, und neidisch sieht uns das Auge eines jeden der Kaufleute nach, ob wir nicht zu seinem Aerger dem nächsten Nachbar etwas abnehmen werden; denn Jeder will der Einzige sein, welcher uns mit seinen Waaren beglücken möchte. Tabackbuden, Gewürzläden, Schnittwaarenschränke folgen auf einander. Jetzt ist es Mittag, der Imam ruft von der Höhe des Minarets zum Gebet, und eine feierliche Stille tritt ein, die höchstens von dem leisen Gemurmel „Allah, la il Allah" unterbrochen wird. Alle Kaufleute werfen sich mit ihrem Gesicht wiederholt zu Boden und verrichten ihre Andacht. Bald darauf gelangen wir in ein türkisches Kaffeehaus, woselbst uns kleine, einen halben Fuß hohe Sesselchen auf einer Rohrmatte angewiesen werden; zwei angebotene Wasserpfeifen (ein ganz vorzügliches Rauchen) mit langen Schlangenröhren lassen den duftigen Rauch fröhlich emporwirbeln. Bald folgt ein Kaffee in kleinen Tassen, kaum zwei Löffel Flüssigkeit enthaltend, unter welcher ein fingerdicker Satz liegt. Der Kaffee ist bitter, jedoch gut, und schmeckt aromatisch. Nach dem Kaffee nehmen wir noch eine Art Limonade und eilen, 3 Kreuzer zahlend, in den abgekühlten Straßen weiter. Eine derselben ist mit Schustern und Schneidern besetzt, die in eben solchen Buden arbeiten, wie sie die Kaufleute besitzen; eine andere füllen Riemer und Sattler aus, noch eine andere Waffenschmiede mit reichlich zur Schau ausgestellten Vorräthen, endlich, etwa in der Mitte des ganzen Basars, erreichen wir die Küchen. Es sind Buden, mit aus Brettern gebauten Zimmern verbunden; daselbst sind Matten auf dem Boden ausgebreitet, auf denen eine bedeutende Anzahl Türken sitzen, die sich aus der Bude Gerichte herbeiholen und selbige mit der rechten Hand, ohne Gebrauch von Messer und Gabel, zum Munde führen. Unter den vielen, theilweise angenehm duftenden Speisen befinden sich manche wahrhafte Delikatessen. Man rieth mir, an das Grünzeug mich zu halten, jedoch keine Blicke in das Innere der Speisefabrik zu werfen und von der schmutzigen Person des Koches keine Notiz zu nehmen. Die Speisen sind gesund und rein, bis auf die Kleinigkeit einiger

*) Gotha, Justus Perthes, 1858.

Fliegen, die den ganzen Basar der Köche durchschwärmen. Gekochter Reis mit Hammelfleisch, verschiedene Gemüse und Gurken in Sauermilch sind die Hauptgerichte. Das Brod, stark schwammig, schmeckt ziemlich gut. Neben den Küchen erhält man Früchte; vom Taurus herabgebrachte Kirschen sind vortrefflich, noch besser die köstlichen Aepfel der Hesperiden, sowie verschiedene Trauben und recht saftige Aprikosen. Schnee kühlt das Trinkwasser und ist überall zu erhalten; er wird 24 Stunden weit hergeholt und ist das ganze Jahr hindurch vorräthig".

Ganz Tarsus ist mit einem grünen Gürtel von Gärten umgeben. Sie gehören den Bewohnern von Tarsus, und mehrere Hauptstraßen führen durch diesen Obst- und Maulbeerwald, durch welchen sich wuchernd Reben bis in die höchsten Gipfel der Bäume einflechten. Die Gärtner wohnen in den zwischen dem Grün hier und da hervortretenden Häusern und sind, nach Aussage hiesiger Europäer, keine echten, sunnitischen Muselmänner, sondern sie gehören einer der vielen ismaelitischen Sekten an und werden Fellah's genannt. Sie befolgen eine Zusammensetzung muhammedanischer und christlicher Glaubenslehren, besuchen keine Moscheen, heiraten nur Eine Frau, halten den Ramadan, versagen sich jedoch nicht den Genuß geistiger Getränke. Diese Sekte bewohnt in der Umgegend von Tarsus viele Dörfer. — Der Verfasser benutzte einen unerwarteten Aufschub der Abreise, diese Gärten zu besichtigen. „Ueber viele Kanalbrücken schreitend, gelangten wir bald in den Bereich der Gärten, die, von hohem Baumwuchs umsäumt, einem kultivirten Walde gleich sehen. Die Hauptstraßen, sowie die schmäleren Zugänge, sind mit künstlichen, halblebenden Zäunen, vorzüglich von dem ölblättrigen Kreuzdorn, eingefaßt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen öffneten wir eine der mit hölzernen Schlössern wohlverwahrten Thüren. In der Nähe eines Hauptkanales stehen große Platanen, Eschen und Pappeln als Schatteneinfassung; lichtere Stellen sind mit Lamien, weißen Rüben, Sellerie, süßen Rettigen und mit viel Salat, auch Melinganen bebaut. An Feigen, Citronen, Pomeranzen, Pfirsichen, Aprikosen und selbst Birnen fehlt es in keinem Jahre. Gesträuche von Quitten, Mispeln, Jujuben sind ebenfalls voll von Fruchtansätzen; Pflaumen und Aepfel bemerkte ich keine, Granatäpfel nur wenige, denn sie sind nicht sehr geschätzt. Die entfernteren, trockenen Stellen sind mit Maulbeeren, Oelbäumen, Pistaceen, niederen Reben, Melonen, Gurken, Kürbissen und Weizen bebaut. Es wird nur soviel Seidenzucht getrieben, als die Bäume in jedem Garten den Raupen Nahrung liefern, was kaum die Hausbedürfnisse der Besitzer deckt. An Wasser fehlt es den Gärten nicht; sie werden hier besser gepflegt, als in Aleppo; selbst an schattigen Orten ist der Boden aufgelockert und wenigstens mit Alexandriner-Klee bebaut. In die Aeste der hohen Bäume ziehen sich die Reben, mit reichlichen Ansätzen zu schweren Trauben, weit hinauf."

Die beschwerlichste, aber auch lohnendste Unternehmung war die Besteigung des Metdesis, der höchsten Spitze des Bulghar Dagh. Unser Reisender brach am 27. Juli am späten Nachmittag von Güllek auf und erreichte nach Sonnenuntergang die nie versiegende Quelle Pongar Su Nedere, wo übernachtet wurde. Ein großes Feuer von trockener Iuniperus excelsa loderte hoch auf und beleuchtete die Thalebene magisch mit ihren zerstreut herumstehenden Baumgruppen in der tiefsten Stille der Nacht. Am nächsten Morgen wurde der Weg durch das an seinen Seiten reichbewaldete, aber von Thieren höchst spärlich bewohnte Thal zu den Schneepässen Karli Boghas in der durch Koniferen balsamisch duftenden Luft zurückgelegt. Die Vegetation war bereits in das Stadium des Spätherbstes getreten. Noch vor einbrechender Nacht erreichte man den bereits kahl abgeweideten Sattel von Ketsiebele. Das Thermometer zeigte + 8° R. Den nächsten Morgen führte der Weg an einer nach Südwest sich neigenden Lehne. Die Pferde gelangten nur mühsam weiter auf einem Pfade, wo eine Kalkschicht wie ein Band zwischen den Steinblöcken sich durchwand. Das sich hier ausbreitende Hochalpenthal ist nur hier und da mit kargem Pflanzenwuchs bedeckt, und die Hauptkuppe Metdesis erscheint ganz kahl. Der Boden ist mit verwittertem Talkschiefer und Geröll von dunklem, weißgebändertem Kalk bedeckt; die steilen, nackten Abdachungen bilden den Vordergrund, und die bis 11,000 Fuß sich erhebende nackte Spitze den Hintergrund dieser Landschaft. Der Barometerstand ergab um 9¾ Uhr bei + 8° R. 20 Zoll, also eine Höhe von 9200 Fuß. Mit drei Begleitern begann der Verfasser um 10 Uhr die Besteigung des höchsten Rückens. Das Einsammeln und Einlegen der diesen Regionen eigenen Pflanzen ließ sie nur langsam in den immer steiler sich erhebenden Lehnen vorwärts gelangen. Gegen die unerträgliche Hitze und den heftig sich einstellenden Durst bot ein erreichtes Schneefeld eine erquickende Labung und Abkühlung. Eine pyramidenartige, 300 Fuß hohe Felsmasse, die sich östlich über die Rückenkante von der Metdesisspitze gegen die breiten Harpalik erhebt, bildet durch ihre seitlich überhängende Gestalt das imposante, von Tarsus aus sichtbare Alpenhorn Tschubanhusu, d. h. „Jubel der Hirten". Dieses betraten sie zuerst. Die Nordseite stürzt 2000 Fuß tief mit senkrechter Wand hinab. Tief unten ist die ganze Landschaft mit Schnee bedeckt und auch Eis zu sehen, obwohl keine eigentlichen Gletscher vorhanden sind. Sie erstiegen bei zunehmender Müdigkeit nur langsam den steilen westlichen Grat und gelangten endlich an jene Stelle, die einst die ersten Exemplare von Heldreichia Kotschyi lieferte, und mit der sie die Spitze des Berges erreicht hatten.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Caveda's Geschichte der Baukunst in Spanien.

Uebersetzt von Paul Heyse.

(Schluß.)

„Was der Orient nur Köstliches und Ausgesuchtes erfunden hat, vereinigt sich, ihnen zauberhaften Glanz zu geben. Ein Netz zierlicher Arabesken bedeckt die Wände der hohen und eleganten Giralda von Sevilla, und zwei große eherne Aepfel, mit denen sie in den besseren Tagen der Kalifen gekrönt war, erhöhten ihren prächtigen Eindruck. Am Alcazar von Sevilla haben Kunst und Pracht nichts gespart, um das Portal zu schmücken, dessen reiche und feine Ornamentirung ebenso durch Originalität als durch Mannigfaltigkeit merkwürdig ist. Nicht weniger zart und schön sind die reichen, arabischen Gemächer verziert, die in dem Hause zu Sevilla, das heutzutage der verwitweten Señora de Olea gehört, erhalten sind; ein Schatz, von dessen Dasein man nicht einmal eine Ahnung hatte und der, zufällig entdeckt, seine Erhaltung der Sorgfalt und dem Geschmack des früheren Besitzers, Señor Dominé, verdankt. Der Löwenhof, der Hof der Teiche, das Gemach der beiden Schwestern, der Gesandtensaal — die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten der Alhambra — vereinigen Neuheit und Seltsamkeit, verschwenderische Verzierung und sorgsamste Ausführung derselben. Mit ihren eleganten und schlanken Säulen, ihren leichten und zierlichen Bogen, ihren Stukkaturen und Mosaiken, Brunnen und Fontainen machen sie es zweifelhaft, ob Feenpaläste eine Fabel seien, und lassen die Wirklichkeit wie eine Zauberei erscheinen.

„Bei so kühnen und phantastischen Zierrathen haben die Araber weder die Erfordernisse baulicher Construction noch die Bedingungen des Klima's aus den Augen gelassen, und indem die Civilisation nicht stark genug war, die heimatlichen Erinnerungen und Neigungen zu verlöschen (ist auch gar nicht ihre Sache!!), ließen sie nicht ab, selbst als die Kultur auf der Höhe der Verfeinerung stand, sich an ihren Ursprung zu erinnern.

„Als sie das Zelt ihrer nomadischen Väter mit festen Städten vertauschten, scheinen sie all ihr Streben darauf gerichtet zu haben, jenes Zelt fester und in größerem Maßstabe an den Ufern des Genil und des Darro wieder aufzuschlagen. Daran erinnert uns das Gemach der beiden Schwestern in der Alhambra mit seiner seltsamen leichten und schlanken Form. Wo früher der Pfosten (die Zeltstange) stand, sehen wir nun eine marmorne Säule; die persischen Teppiche und Tücher von Kaschmir, mit denen das Innere verhangen war, sind hier Mosaiken und vergoldete Stukkaturen geworden, die wehenden Vorhänge von bemalter Seide zierliche Wände, die wie buntfarbige Zauberschleier sich von Säule zu Säule, von Arkade zu Arkade, vom Boden bis zur Decke spannen, ohne den Luftzug zu hemmen, der so frei durch ihre Ausschnitte und Arkaden spielt, wie er es nur immer durch ein leichtes Taffetgewebe könnte. Aber diese Bauten der spanischen Araber, das denkwürdigste Zeugniß der Kultur und Macht der Kalifate von Cordoba, Sevilla und Granada in ihrer Blüthe, entstanden nach vielen Versuchen und allmählichen Fortschritten und zeichnen sich weit vor denen aus, die bald nach der Sicherung der maurischen Eroberung ausgeführt wurden. Obwohl sie alle einen gemeinsamen Charakter und Ursprung nicht verleugnen, bezeichnet doch die Heiterkeit, Zierlichkeit und Leichtigkeit der einen, die Schwerfälligkeit, Strenge und geringere Ausschmückung der anderen die schrittweise Entwickelung ihrer Erbauer von blutigen und fanatischen Zerstörern des Gothenreiches zu menschlicheren und gebildeteren Ansiedlern, die ihre Eroberung mit orientalischem Luxus und der Pflege der Künste zu verschönern strebten."

Diese moslemitische Architektur zerfällt nach Girault de Prangey und Battissier in drei unterschiedene und genau begränzte Perioden, in die arabisch-byzantinische, die arabisch-maureske oder Uebergangsperiode, und in die maureske (nach Battissier die arabische). In Ermangelung eines eigenthümlichen und festen Systems neigt sich die arabische Architektur in ihren rohen Anfängen der byzantinischen zu, von der sie einen großen Theil ihrer Ornamente, ja die Anlage und Form ihrer Moscheen entlehnt. Dieser Eklektizismus währt vom achten bis an das Ende des zehnten Jahrhunderts. Im elften strebt sie, sich von den byzantinischen Formen unabhängig zu machen und die gängelnde Tradition abzustreifen, und so gelangt sie durch fremdartige Neuerungen zu den Anfängen einer Originalität, die sie etwas später vollends erreicht; dieser Charakter des Ringens bezeichnet ihre zweite Periode. Vom dreizehnten Jahrhundert an ist dieser Kampf entschieden; sie hat

ein eigenthümliches Gesicht gewonnen, eine phantastische Originalität ohne jedes bekannte Vorbild, gleich dem Volke, das sie geschaffen.

Folgendes Urtheil über den Gesammtwerth dieses Baustils dürfte für die allgemeinere Betrachtung nicht ohne Interesse sein:

„Diese von den Arabern eingeführte, in der Folge von den Mauren mit anderen Formen und Bogen ausgestattete Baukunst kann sich bei allem ihrem Reichthum, ihrer Ueppigkeit und der Fülle ihrer dekorativen Phantasie an Größe und Majestät mit der Gothik nicht messen. Wir bewundern an dieser ein größeres Genie, feineres Kunstverständniß, höher strebende Gedanken, eine Kühnheit, Energie und Lebhaftigkeit, welche die Muhammedaner ihren feingeschliffenen Bauwerken nirgends zu verleihen im Stande waren. Ihre glühende Phantasie erschöpfte sich darin, den Sinnen und der Trägheit ihrer üppigen Sitten zu schmeicheln; sie waren erfinderisch, ohne tief zu sein; sie überließen sich ihrer Genußsucht, und, einer höheren Geistigkeit fremd, dachten sie mehr daran, zwischen Springbrunnen, Blumen und Wohlgerüchen des Schlummers zu pflegen, als ihre Religion in bedeutungsvollen Schöpfungen auszuprägen und ihrer Macht und ihrem Ruhm ein Denkmal zu setzen. Ihre Religion selbst unterstützte diesen Hang zum lachenden Lebensgenuß; ihr Mirhab ist nicht das Heiligthum eines Gottes, hier steht kein Tabernakel des Herrn, wie er so erhaben unter den geheimnißvollen Wölbungen einer gothischen Kathedrale aus Weihrauchwolken hervorblickt.

„Der Tempel des Islam erweckt die Erinnerung an die Palmen des Ferat, an die duftenden Lüfte des Euphrat, an die verführerische Schönheit, der Asien und Afrika ihre Wohlgerüche und Perlen spenden, nirgends aber die hehre Vorstellung von den Gipfeln des Horeb oder Golgatha.

„Diese Verschiedenheiten im Gesammtcharakter haben auch auf die technische Construction auf das entschiedenste eingewirkt. Während die religiös entflammten christlichen Architekten in den Prinzipien der statischen Wissenschaft die Mittel fanden, kühne Bogenstellungen über weite Räume zu spannen, ihre Thürme und leichten Kuppeln zu einer beträchtlichen Höhe emporzuführen und mit kühner Massenhaftigkeit auf das Gemüth zu wirken, blieben die Araber aus Mangel an Wissen und Geist im Detail befangen und kamen nicht in Besitz aller Hülfsmittel der Kunst und aller mechanischen und statischen Gesetze. „Eine nähere Betrachtung", sagt Quatremère de Quincy, „muß die Vorstellung, die man sich von dem Geist der maurischen Baumeister, wie von ihrem künstlerischen Vermögen bildet, sehr herabstimmen. Das Material ist von auffallender Kleinheit und armseligem Gefüge; durch nichts erweisen die Architekten eine tiefere Kenntniß der mechanischen Hülfsmittel; überall wenden sie Holz zur Gewölbe-Construction an, die sich nie zu einer sonderlichen Höhe versteigt."

Der große Sieg bei las Navas de Tolosa (1212), der die Könige von Aragon und Kastilien befestigte und ihr dauerndes Uebergewicht feststellte, war der Todesstoß für die muhammedanische Macht, die schon durch die Einnahme von Toledo und innere Kämpfe und Parteiungen gebrochen war. Der tapfere, tugendhafte und kluge San Fernando III. (von 1214 bis 1252), der die beiden Kronen Leon und Kastilien vereinigte, eroberte hinter einander die Königreiche Murcia, Jaen, Cordoba und Sevilla und machte den König von Granada tributpflichtig, während Don Jaime I. von Aragon die balearischen Inseln und das Königreich Valencia seinem Staate einverleibte. Dies Alles trug seine Früchte für die Hebung der Künste. Eine Zahl würdiger Bischöfe, wie Rodrigo von Toledo, Maurício von Burgos, Nuno von Astorga, Estevan von Tuda, Martin von Zamora u. A. wetteiferten mit einander in Erbauung neuer Kirchen, Kathedralen, Klöster 2c. Ferdinand und seine weise Mutter, die Königin Berenguela, förderten diese frommen Werke durch ausgedehnteste Freigebigkeit.

Dies war die Epoche, in welcher die gothische Architektur in Spanien aufblühte, wohin sie wesentlich aus dem benachbarten Frankreich gekommen war. Der spanische Verfasser schreibt ihr einen deutschen Ursprung zu. Graf Robert von der Normandie, dem Alonso II. von Aragon die Herrschaft von Tarragona abtrat, zog aus seiner Heimat Krieger und Künstler herbei, anderer Bindeglieder nicht zu gedenken. Der Spitzbogenstil fand zuerst in Katalonien Aufnahme; die im römisch-byzantinischen Stile angelegten Dome von Tarragona, Tortosa und Solsona u. a. wurden nur im gothischen Stile weiter fortgebaut, fast zu gleicher Zeit mit denen von Chartres, Soissons, Laon u. a. Am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts hatte sich der neue Stil schon in der ganzen Halbinsel festgesetzt und den römisch-byzantinischen verdrängt. Er dauerte ohne Nebenbuhler vier ganze Jahrhunderte lang, bis zur Renaissance. Man unterscheidet auch hier drei verschiedene Perioden der eigentlichen Gothik, die im sechzehnten Jahrhunderte vollends ausartete und ihren ursprünglichen Gestaltungen ganz unähnlich wurde. Soviel wir beurtheilen können, hat die Entwickelung der Gothik in Spanien im engsten Zusammenhange mit den Fortschritten, der Ausbildung und dem Verfalle in den anderen Ländern, wo sie blühte, in Frankreich, Deutschland und England, gestanden. Die Hauptschöpfungen dieser Periode, z. B. die Kathedralen zu Leon, Burgos, zu Toledo, Sevilla u. s. w., werden in besonderen Abhandlungen eingehend besprochen. Im Ganzen genommen sind diese Bauten in Spanien, wie der Verfasser einräumt, weniger massenhaft und umfangreich als ähnliche in Deutschland; sie stehen an Größe hinter den Domen von Regensburg, Ulm, Straßburg, Freiburg 2c. zurück; halten aber, was Harmonie, Stil, Ornamentik, Schönheit, Keckheit und Zierlichkeit betrifft, den Vergleich mit ihnen wohl aus.

Was die moderne Architektur seit der Renaissance betrifft, so können wir hier nicht näher darauf eingehen und müssen auf das Buch selbst verweisen, das den Fachmännern von großem Interesse sein wird. Eine große Zahl von hervorstechenden Baumeistern und kleineren Schulen lösen einander in den letzten drei Jahrhunderten ab; auch der Zopfstil hat Spanien in schönster Blüthe gehabt, und die Geschmacklosigkeit hat dort vielleicht in größerem Umfange geherrscht, als anderswo. Er heißt hier nach dem italiänischen Architekten Borromini der Borrominesk̃e Stil. Diesem folgte eine zweite Restauration der griechisch-römischen Architektur, an welche sich alle neueren Versuche anschließen.

Künstlerisch ausgeführte Holzschnitte, die dem Text zur Erläuterung dienen, sind hin und wieder eingedruckt.

Persien.

Der Palast des Kosroes.

Ein Pendant zur Geschichte der Mühle von Sanssouci.

Sir John Malcolm, ehemaliger Statthalter zu Bombay, erzählt in seiner Geschichte Persiens,*) indem er sich auf das Buch Rozut-ul-Suffa**) beruft: „Ein römischer Gesandter, der nach Ktesiphon mit reichen Geschenken kam, bewunderte die schöne Aussicht, welche man aus den Fenstern des königlichen Palastes hatte, bemerkte jedoch auch eine Unebenheit des Bodens und fragte, warum man ihn nicht gleich mache?" „„Ja, er gehört einer alten Frau"", gab ein persischer Großer zur Antwort, „„sie macht stets Einwendungen, wenn sie das Feld verkaufen soll, was der König schon oft von ihr verlangt hat, und da will er sich doch lieber die Aussicht verderben, als eine Ungerechtigkeit begehen."" „Der unregelmäßige Punkt", erwiederte der Römer, „scheint mir, von der Gerechtigkeit geheiligt, schöner, als die ganze Umgebung."

In einem bekannten Werke, wo über die Pflichten gehandelt wird, die man gegen Nachbarn zu erfüllen habe, wird dies etwas anders, und zwar folgendermaßen erzählt:

„Zu den Sitten der Stütze des Prophetenthumes gehörte auch diese, daß Er gegen die Armen demüthig, gegen die Reichen stolz war, die Nachbarn freundlich behandelte und ehrte, und Schaden und Geringschätzung von ihnen abwandte; denn wer den Nachbarn nicht hält theuer, der verdient das Feuer. Und wenn Jemanden der Nachbar Uebles anthut, so ertrage er es, soviel als möglich, mit Geduld. Die Ueberlieferungen sagen: „„Wer das vom Nachbar zugefügte Leid mit Geduld hält aus, den erhebt Gott über sein Haus."" Die dem Nachbar schuldige Ehre besteht aber darin, daß man ihn, wenn er gegenwärtig ist, grüße; wenn er krank ist, sich nach ihm erkundige und ihn besuche; wenn er sich auf Reisen befindet, seine Familie und Hausgenossen, soviel als möglich, bewahre und schütze, das Gefolge in seine inneren Gemächer zu schauen abhalte und von bösem Vorhaben abwende, und daß man keine Seite seiner Behausung, ohne seine Einwilligung, ihm abzwinge und nehme. Es wird erzählt, daß Nuschin Rewân***) in Madain einen hohen Portikus und Palast erbaute. In seiner Nachbarschaft war die kleine Wohnung einer alten Frau. So oft er auch mit schwerem Preise und hohen Summen sie kaufen wollte, beharrte sie bei der Verweigerung. Endlich blieb der Hof winkelig, ohne Ebenmaß. In jener Zeit kam ein Gesandter vom Kaiser von Griechenland; der bewunderte und pries die Erhabenheit des Portikus und des Palastes und den weiten Raum des Meidâns (Hofes, Rennplatzes) auf das höchste; daß aber der Hof nicht vollkommen viereckig war, tadelte er und urtheilte, die den Regeln der Kunst nicht entsprechende Figur müsse vertauscht und umgeändert werden. Da er jedoch hörte, daß die Besitzerin jener kleinen Wohnung eine alte Frau sei, die gar nicht Lust habe, sie zu verkaufen, und daß der König, wegen seiner vollkommenen Gerechtigkeitsliebe, sie nicht mit Gewalt nehmen möge, da lobte ihn der Gesandte, erflehte ihm Heil, und sagte: „„Jetzt ist es klar, daß, da dieser von Wasser und Lehm gebaute†) Palast aus dieser Ursache unregelmäßig und winkelhaft ist, eben dies die Geradheit und Regelmäßigkeit des Palastes der Ge-

*) S. die Uebersetzung desselben, herausgeg. Leipzig, 1830, Bd. I, S. 123.

**) [illegible]

***) Auch Nuschirwân oder Nuuschirwân genannt.

†) Der Palast soll, nach Edrisi, mit Ziegeln und Gips aufgeführt worden sein.

rechtigkeit und Religion auf das glänzendste beweist, und diese Unebenmäßigkeit ist besser als die Geradheit, und auf diesem Wege nicht unregelmäßig sein ist tausendmal besser, als den Regeln der Kunst entsprechen.“" Man hinterbrachte dem Könige diese Antwort des Gesandten, welche die Liebe zur Gerechtigkeit stärkte, und er schenkte ihm Reichthum und ein königliches Ehrenkleid.“*)

Man sieht leicht, daß beide Erzählungen der Hauptsache nach übereinstimmen, nur daß nach der letzteren das Haus einer alten Frau die Veranlassung war und die unangenehm auffallende Unregelmäßigkeit an dem inneren Hofe stattfand, welchen orientalische Baue zu umschließen pflegen, und der regelmäßig viereckig sein muß, eben diese Unregelmäßigkeit des Hofes aber zugleich auch eine Unregelmäßigkeit des Palastes genannt werden konnte, da dieser des kleinen Hauses wegen nicht weit genug hinausgerückt worden war. Sonst werden Ktesiphon und Madain für dasselbe gehalten, da Madain, „Städte“, daher kommen soll, weil sie zu beiden Seiten des Tigris liegt. Statt „römischer Gesandte“ hätte Malcolm „griechischer“ übersetzen sollen.

Die Gerechtigkeit Nuschirwân's und Friedrich's des Großen dokumentirte sich also auf ähnliche Weise und bei einem ganz ähnlichen Umstande. Der Windmüller und die alte Frau waren Beide nicht in der Lage, Monarchen zu trotzen, vor denen selbst Könige und Kaiser weichen mußten.

Wenn man aber das Leben Friedrich's des Großen mit dem des Nuschirwân zusammenhält, der den Beinamen des Gerechten erhielt, und zu dessen Zeit geboren worden zu sein Muhammed sogar für eine rühmliche Auszeichnung seiner Person betrachtete, so wird man finden, daß diese beiden Herrscher, obgleich durch weiten Zeitraum getrennt, denn der persische König kam 531 n. Chr. zur Regierung, noch in vieler anderen Hinsicht verglichen zu werden verdienen. Nuschirwân erreichte, wie Friedrich der Große, ein Lebensalter von nahe an achtzig Jahren, war achtundvierzig davon Herrscher seines Reiches, schlug seine Feinde, namentlich den griechischen Kaiser Justinian, in mehreren Treffen, machte sich das byzantinische Kaiserthum sogar zinsbar, erweiterte nicht blos sein Gebiet, daß es vom Indus bis zum Mittelländischen Meere, und vom persischen Meerbusen bis nach Fergana reichte, sondern sorgte auch, wie Friedrich, für dessen Kultur, baute Brücken, Städte und Festungen, z. B. das eiserne Thor im kaukasischen Engpasse und Befestigungswerke am Meerbusen von Aden, erkannte den Werth der Wissenschaft und des Unterrichtes, ließ z. B. die Fabeln des Bidpai aus dem Indischen in's Persische übertragen, ehrte den weisen Minister Busurdsch Miter und hinterließ der Nachwelt ein Vermächtniß köstlicher Lehren. Ueberdies zeigten Beide ihre Gerechtigkeitsliebe schon als Prinzen. Friedrich der Große offenbarte sie in seiner Widerlegung des Machiavellischen Systems, nach welchem der Herrscher an keine Grundsätze der Gerechtigkeit gebunden ist, selbst Versprechungen und Verträge ungescheut brechen darf, wenn er es für seine Zwecke nützlich erachtet, und setzt sich durch dies schriftstellerische Werk, wie er seinen Ruhm dadurch in der Vergangenheit begründete, ein bleibendes Ehrendenkmal in der fernsten Zukunft. Nuschirwân erhob sich schon als Prinz, wie Einige sagen, gegen die Lehre des Masdak oder Mardak, wie er von den Arabern genannt wird, eines Mannes, der ein Prophet zu sein vorgab, große Talente und außerordentliche Beredtsamkeit besaß, sein durch vorgebliche Wunder erlangtes Ansehen und seine Gaben aber dazu anwandte, die allgemeine Gleichheit der Menschen zu behaupten, das Eigenthumsrecht zu bestreiten, den willkürlichen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte zu empfehlen, die Obrigkeiten der Bedrückung anzuklagen und dadurch die Ordnung des Reiches aufzulösen, durch zufälligerweise eingerissene Theuerung einen großen Anhang bei den Unbemittelten erlangte, ja es dahin gebracht hatte, daß selbst Kobâd, der Vater des Nuschirwân, sich zu seinen Lehren bekannte, die eigene Gemahlin preisgab und ein wüstes, gräuelvolles Leben führte. Es läßt sich denken, welch' ein Sittenverfall, welch' eine Verwirrung und welches Unglück dadurch, daß diese Lehre viele Jahre lang die Oberherrschaft hatte und vom Könige selbst geschützt wurde, im persischen Reiche entstand. Unzählige Menschen fanden dadurch ihren Untergang, und, wiewohl viele an dieser Zügellosigkeit ihre Freude hatten, seufzte die Nation. Nuschirwân gab sich einer sorgfältigen Untersuchung der Dogmen des Verführers hin, überzeugte sich von ihrer Unrichtigkeit und Schädlichkeit, suchte seinen Vater zur Berufung eines Konzils zu bewegen,**) auf welchem Masdak von Mihr Aser, einem beredten Theologen, mit Glück bekämpft wurde, und machte so dem Unfuge ein Ende; freilich nicht, ohne eine Grausamkeit an dem vorgeblichen Propheten und seinen Anhängern zu üben, für die er nur im Geiste seiner Zeit und seines Volkes und in dem durch ihn verursachten Unheile Entschuldigung finden kann. Daß seine Absicht eine gute war, beweisen seine angestrengten Bemühungen, die Spuren des vielen Unglückes zu tilgen, welches durch Masdak und seinen Anhang hervorgerufen worden war, und daß er sich sonst gegen die Bekenner anderer Religionen nicht intolerant bewies, geht aus der Aufnahme und dem Schutze hervor, welchen eine große Menge Christen, die im byzantinischen Reiche verfolgt wurden, Nestorianer, Eutychianer und Jakobiten, in seinen Ländern fanden.

Von den zahlreichen Gesandten, welche aus allen Ländern umher in seiner Hauptstadt Madain zusammenkamen, erzählen die Geschichtschreiber und der Dichter des Schahnamé, Firdusi, zur Genüge. Vorzüglich kamen sie aus Turân, aus China, aus den verschiedenen Ländern Indiens, aus den Gegenden Arabiens und von dem Kaiser zu Byzanz. Nach der Sitte aller Zeiten, kamen sie auch nicht leer; die köstlichsten Geschenke, Massen von Aloe, Gewürze, reiche Goldstoffe, seltene, lebendige sowohl als durch die Kunst nachgebildete Thiere, schön gefleckte Schlangenhäute, Waffen, Edelsteine, Perlen und Vasen aus kostbaren Steinen mit lieblichen Bildern, brachten sie ehrfurchtsvoll dar, und daß sie offene Augen hatten für die Vollkommenheiten und herrlichen Werke des Schah, einen beredten Mund zur Anerkennung seiner Verdienste, war ihnen, wie im vorliegenden Falle, eine Quelle des Zuwachses eigener Glückseligkeit. — Der Palast des Kosroes war wegen seiner Schönheit und seines Umfanges weltberühmt, bis die Moslimen im sechzehnten Jahre der Hedschira ihn verheerten.

Mannigfaltiges.

— Der Brüsseler Kongreß über das literarische Eigenthumsrecht.*) Wir haben im vorigen Jahrgange unserer Zeitschrift eine Reihe von Aufsätzen gebracht, welche die Verhandlungen dieses Kongresses beleuchteten und namentlich auf die Prinzipienfrage näher eingingen, die bei den Berathungen selbst in den Hintergrund getreten war. Vorliegendes Buch giebt den thatsächlichen Verlauf des ganzen Kongresses, der damals nur sehr theilweise und aus einzelnen Berichten von Mitgliedern erkennbar war. Wer sich über diese Frage, namentlich über die Verschiedenheit der Ansichten, die darauf hervortraten, eingänglicher unterrichten will, wird in dem Buche, das, wie gesagt, rein Thatsächliches zusammenstellt, hinreichende Auskunft finden. Im Anhange finden wir I. das von uns ebenfalls mitgetheilte Programm; II. die vom leitenden Ausschusse vorgeschlagenen Lösungen; III. die vom Kongresse gefaßten und angenommenen Beschlüsse.

— Bulwer's „*What will he do with it*“. Sir Edw. Bulwer Lytton's neuester (wir sagen nicht „letzter“, da diese Bezeichnung schon mehreremal von dem diplomatischen Novellisten in doppelsinniger Form gebraucht worden) Roman liegt uns in vier schmucken Bändchen der „Copyright-Edition“ von Leipzig vor.**) Die beiden letzten Bände wurden erst vor kurzem ausgegeben, während die ersten bereits aus dem Jahre 1857 datiren. Die „Collection of British Authors“, in welcher der vierte Band dieses Romans von Bulwer Nr. 453 bildet, hat mit jedem neuen Werke an Schönheit der Ausstattung und an Korrektheit des Textes gewonnen, so daß es eine wahre Lust ist, sie sowohl deutschen als englischen Käufern zu empfehlen.

— Nestroy's Possen in Venedig. Im Teatro Malibran zu Venedig ging vor kurzem Nestroy's „Lumpacivagabundus“ unter dem Titel: „Il lupo vagabundo“ über die Bretter. Das Stück wurde zwar mit großem Beifall aufgenommen, doch ein venezianischer Korrespondent der „Triester Zeitung“ bemerkt mit Recht: „Diese exotische Bereicherung des italiänischen Repertoirs ist wenig gerechtfertigt, da dem Stücke hier jener lokale und nationale Hintergrund abgeht, durch welchen die köstlichen Gestalten der komischen Muse der Leopoldstadt erst ihre wahre Bedeutung und zwerchfell-erschütternde Wirkung erhalten“.

*) S. Atkins All III, S. 42.

**) Nach Muradgea d'Ohsson's Gewährsmännern. Nach Abulfeda geschah es, als er zur Regierung gekommen war.

*) „Le Congrès de la propriété littéraire et artistique tenu à Bruxelles en 1858“, par M. Victor Foucher. Paris, Michel Lévy.

**) „What will he do with it?“ By Pisistratus Caxton (Sir Edward Bulwer Lytton, Bart.). Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 8. Februar 1859. № 17.

Die Naturwissenschaften in populärer Form.*)

Der zweite Band des Werkes: „Die gesammten Naturwissenschaften", dessen erster in einzelnen Lieferungen erschien und daher in unserem Blatte nach dem Verfolge derselben besprochen worden ist, liegt als ein Ganzes vor uns — ein stattlicher Band von über sechshundert Seiten, glänzend ausgestattet und mit Register versehen. Der darin gebotene Stoff vertheilt sich auf drei Gelehrte, indem Dr. E. v. Rußdorf, Arzt in Berlin, die Grundzüge der Physiologie entwickelt, Dr. Hermann Masius, Schuldirektor in Halberstadt, die Zoologie, Dr. Dippel, in Idar, die Botanik behandelt.

Der erste Theil bespricht zuerst die Physiologie der Fortpflanzung, die Entwickelungsgeschichte und das organische Leben des Geschöpfes, Lebenskraft, Blut, Nahrungsmittel, Genußmittel, wie Kaffee und Thee, Verdauung, Leber und Bauchspeicheldrüse, Chylusbildung, Lymphgefäße, Kreislauf des Blutes, Athmen, Ernährung, Ausscheidung, und zum Schlusse den berühmten Stoffwechsel. — Hierauf folgt die Physiologie der Nerven; ihre verschiedenen Systeme und deren Functionen werden besprochen. Der dritte Theil behandelt die Physiologie der Seele, empirische und philosophische Anschauungen derselben, die Naturgesetze, die sich in der geistigen Thätigkeit wiederholen, Gedächtnißkunst, Denken, Urtheilen, Schließen, Gemüth, Leidenschaften, Freiheit des Geistes, Temperamente, Phantasmen, Wahnsinn, Traum und Schlaf. Wir erhalten somit einen Ueberblick über das Gesammtgebiet dessen, was die leibliche und seelische Natur des Menschen angeht und ihn als ein Glied in der großen Reihe der Schöpfungen kennzeichnet. Die klare und verständliche Sprache, die geschickte Zusammenstellung und Anordnung der durch die Forschung gewonnenen Resultate werden ohne Zweifel dazu dienen, diesen Theil des Buches populär zu machen und ihm selbst bei einem größeren Kreise von Lesern Anklang zu verschaffen. Leugnen wollen wir indeß nicht, daß wir, je mehr der behandelte Stoff sich dem geistigen Wesen des Menschen und den tieferen Fragen der Psychologie und Philosophie nähert, immer deutlicher die Grundanschauungen des jetzt herrschenden Materialismus hervortreten sehen, mit denen wir nun einmal nicht einverstanden sein können.

Obgleich wir durchaus nicht näher mit dem Verhältnisse bekannt sind, in welchem Herr Dr. von Rußdorf zu den Tonangebern jener Schule gehört, obgleich wir anerkennen, daß er mehrfach Anknüpfungspunkte an andere Standpunkte zu geben scheint, so finden wir doch den ganzen Geist der materiellen Naturbetrachtung vorherrschend und die philosophischen Betrachtungen, durch welche z. B. die Freiheit des Menschen gerettet werden soll, durchaus ungenügend. Man glaube nicht, daß wir irgend etwas gegen die Naturforschung und das Aufstellen positiver Thatsachen hätten, oder daß wir naturwissenschaftliche Bücher mit salbungsvollen Reden erbaulich gemacht wünschten. Keinesweges! — Wir wissen recht wohl, daß die Wissenschaft das Recht und die Pflicht hat, das Ergebniß ihrer Forschungen unabhängig von allem ungehörigen Beiwerk hinzustellen; wir sind aber fest überzeugt, daß die Naturwissenschaften allein und für sich, wenn sie den Menschen nur rein als letztes und vollkommenes Thier fassen und Alles, was nicht empirisch begreifbar ist, also auch Seele, Geist, und Geschichte des Geistes in Philosophie und Religion, als bloße Sache des Glaubens, bei Seite schieben, dem Fluche der Geistlosigkeit anheim fallen müssen.

Das Kennzeichen dieser Naturbetrachtung ist, daß sie Alles aus der Materie, Alles aus dem Empirischen begreifen, daß sie den Geist, und was dazu gehört, als Fazit des Exempels, welches sie in dieser Weise angesetzt, herausrechnen will, während der Geist in der Geschichte gerade für das Umgekehrte ein Beweis ist. Der Geist ist nicht aus der Materie, sondern nur die Materie aus dem Geiste begreiflich; nicht der Geist ist das unbekannte x, sondern die Materie, als etwas dem Geiste Fremdes, Dunkles und Undurchdringliches. Dafür zeugt die ganze Geschichte, dafür alle philosophischen Schulen, die jonischen Physiker nicht ausgenommen, dafür zeugen alle Religionen, in deren Geschichte eben die stufenweise Befreiung des Geistes von der Materie gegeben ist. Freilich ist es nicht modern, diesen Punkt zu berühren.

Es ist vollkommen richtig: Seele, Geist, Freiheit des Willens, Unsterblichkeit u. s. w., sind rein Sache des Glaubens; aber es läßt sich auch der Beweis führen, — und alle Erfahrung führt ihn — daß ein Wissen ohne Glauben gar nicht entstehen kann, daß alles Wissen nothwendig begränzt und endlich sei. Denn von dem absoluten Wissen einer gewissen Philosophie sind wir hoffentlich geheilt.

Um zu zeigen, daß wir unser Urtheil nicht ohne Grund hingestellt, führen wir eine längere Stelle an, in welcher der Verfasser jedenfalls gegen das polemisirt, was wir als die Anschauung und die Ueberzeugung aller Zeiten und Völker betrachten müssen. Wir bescheiden uns dabei durchaus, etwa für unsere persönliche Ansicht mehr in Anspruch zu nehmen, als ihr nach der Billigkeit in solchen Fällen zukommen kann, indem wir der Ueberzeugung sind, daß der Materialismus als solcher für seine Anhänger ebenso gut Glaubensartikel ist, als Spiritualismus und Religion für ihre Vertheidiger. Ein Friede kann zwischen beiden Grundansichten nicht bestehen, und es ist daher nur Sache der Ehrlichkeit, dies frei herauszusagen und die trübe Atmosphäre zu klären, welche die geistige Unklarheit um sich verbreitet. Mit Personen haben wir es dabei in keiner Weise zu thun, sondern mit der Sache, und diese nicht als gleichgültig mit anzusehen, wo der Anlaß geboten wird, halten wir für sittliche Pflicht, weil wir den Materialismus durchaus für eine Verirrung der Wissenschaft, für eine geistige Krankheit und für höchst schädlich in seinen praktischen Konsequenzen erachten. Die Stelle, die wir zunächst im Auge haben, ist folgende (S. 89):

„Es giebt der Begriffe eine Anzahl, in welchen auf den ersten Blick kein Gleichniß eines Naturprozesses enthalten scheint, so daß man der Naturwissenschaft überall das Recht scheint streitig machen zu können, die geistigen Thätigkeiten in das Gebiet der Physiologie zu ziehen. Die letztere Ansicht ist irrig; die Ausführlichkeit der Behandlung nur rechtfertigt eine Trennung der Psychologie von der Physiologie. Die physiologische Behandlung der philosophischen Wissenschaften wird dazu dienen, viele Irrthümer zu berichtigen. Man wird sagen, daß der höchste Begriff, dessen die menschliche Seele mächtig ist, der ihr unzerstörlich einwohnt, sie schlechtweg von der Natur losreißt und sie zu einem unbedingt selbständigen Wesen erhebt; man wird vorgeben, daß dieser Begriff die Göttlichkeit der menschlichen Seele und das Wesen der Gottheit selbst ausdrücke, der Begriff nämlich der Freiheit. Man wird sagen: in der Natur sei keine Freiheit, sondern nur Gesetz, nur Fatum; der Geist verabscheue die Vorstellung, daß er nicht frei sei, sondern durch allgemeine Naturgesetze fatalistisch beherrscht werden solle. Zur Aufhellung dieser Frage zwei Worte.

„Die Vorstellung der Freiheit des Geistes beruht auf einer tiefen Naturwahrheit. Die Freiheit ist überall in der Natur verwirklicht durch ihre Gesetzmäßigkeit; Alles in der Welt befindet sich in seinem Elemente und fühlt sich frei nur dann und nicht anders,

*) „Die gesammten Naturwissenschaften, populär dargestellt von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Romberg, Quenstedt, v. Rußdorf." Zweiter Band. Verlag v. Bädeker in Essen, 1858.

als wenn es sich in der Laufbahn des ihm eigenthümlichen Naturgesetzes befindet, durch welches gerade diese oder jene Lebensform hervorgebracht wird. Die Naturgesetze sind also keine Hemmnisse, sondern die einzigen Ursachen der Freiheit, d. h. der individuellen, selbständigen und eigenthümlichen Erscheinungsformen; Naturgesetz und Individualität, also Freiheit, sind Eins. Durch dieses Verhältniß jedoch ist das Freiheitsgesetz der Natur noch nicht erschöpft. Der Geist bildet sich bei der Vorstellung der Freiheit etwas Schrankenloses ein, das Gesetz der geistigen Freiheit soll die Schrankenlosigkeit selbst sein. Dem Geist ist nun in Wirklichkeit diese Schrankenlosigkeit nicht gegeben; er glaubt nur selber dasjenige in unrichtiger Weise zu sein, was er übrigens richtig aus der Natur herauswittert; trotz des scheinbaren Fatums, das die Natur beherrschen soll, ist die Vorstellung der Freiheit doch nur ein Reflex, eine Abspiegelung des Naturlebens im Geist; die Naturanschauung führt zu dieser Vorstellung und die Selbstempfindung des Bewußtseins, als Wirkung der menschlichen Organisation, bringt sie gleichmäßig hervor. In der Natur ist die Freiheit verwirklicht durch das Gesetz der Bewegung, vermöge dessen nirgend in der Natur ein völliger Stillstand, sondern mit dem gesetzlichen Beharren immer ein fließender Strom verbunden ist. Die Naturgesetze bilden selber ein flüssiges, bewegliches System; sie sind nicht fatalistisch starr, sondern beweglich mit einander verschmolzen und leiten nach dem Gesetz der Metamorphose eins in's andere über.

„Die Begriffe der Freiheit und der Gesetzmäßigkeit, oder des Fatums, sind gute Beispiele, wie geneigt der Geist ist, seine Vorstellungen vereinzelt aufzufassen, ja Gegensätze aus ihnen zu bilden. Ein bischen Vernunft und unbefangenes Denken beweist aber, daß alle Begriffe verwandt sind und aus einander abgeleitet werden können, so daß es eine ganz vollkommene, unbedingte Verschiedenheit der Dinge ebenso wenig im Geist, als in der ganzen natürlichen Welt giebt.

„Ganz richtig sagte man in Bezug auf die geistige Freiheit, daß die Leidenschaften den Geist seiner Freiheit berauben; diese Beschränkung der geistigen Freiheit durch die Leidenschaften erstreckt sich gleichzeitig auf das Denken und auf den Willen; das klare Denken und der vernünftige Wille wird gleichmäßig durch die Leidenschaften gestört und aufgehoben.

„Genauer betrachtet ist nun diese Erfahrung nebst der aus ihr abgeleiteten Moral nichts weiter, als eine Bestätigung unseres soeben vorgetragenen Satzes über die Natur der Freiheit, daß sie nämlich ein Resultat der Gesetzmäßigkeit sei. Der natürliche, also gesetzmäßige Zustand des Geistes ist der freie, oder soll es zum mindesten sein. Ein solcher Zustand wird auch vernünftig genannt, und man sagt, daß der Mensch seiner Vernunft nicht mächtig sei, sobald eine Leidenschaft ihn übermäßig beherrscht. Der freie, vernünftige Zustand des Geistes setzt also Gesetzmäßigkeit voraus, d. h. eben Banden und Fesseln, wodurch die Störer der Freiheit, die Leidenschaften, in ihren Schranken gehalten werden.

„Diese Gesetzmäßigkeit faßt die Sittenlehre ganz abstrakt auf, und gebietet dem Menschen, das Gesetz der geistigen Freiheit nicht zu übertreten; die Wissenschaft geht milder zu Werke, indem sie die geistigen Zustände analysirt und aus solch einer Analyse diätetische (sic) Regeln ableitet."

Wir können nun nicht zugeben, daß diese Auseinandersetzung philosophisch befriedigend sei, sondern sehen in ihr nur eine Zurechtlegung der unabweisbaren Fragen nach den Gesetzen, welche der Grundirrthum dieser Anschauung mit sich bringt. Der Herr Verfasser geht zuvörderst darauf aus, die höheren geistigen Functionen des Geistes stets als ein Gleichniß, ein Analogon der (niederen) Naturprozesse wiederzufinden; die Naturgesetze wiederholen sich ihm im Geiste, wie schon das Inhaltsverzeichniß (siehe oben) die Sache ausdrückt. Nun giebt es aber Begriffe, welche nicht als eine solche höhere Reproduction, als Sublimirung eines materiellen Gesetzes, nachgewiesen werden können, wie z. B. der Begriff „Freiheit". (Es giebt deren noch andere, z. B. Gut, Böse, Recht, Unrecht, Vollkommenheit, Ewigkeit, Nichts, Raum, Zeit.) Will der Herr Verfasser Recht behalten, so muß er beweisen, daß diese Begriffe wirklich auch nichts anderes seien, als solche höhere Analoga eines Naturgesetzes, daß sie also in's Gebiet der Physiologie gehören, was im klaren Deutsch nur heißen kann, daß sie auf materiellen Zuständen und Vorgängen des Körpers und im Nervensysteme beruhen. In Betreff dieser physiologischen Behandlung der Philosophie, von welcher der Herr Verfasser Großes erwartet, sind wir der Meinung, daß eine solche schlechterdings nicht möglich ist. Die Physiologie kommt auf natürlichem und wohlbegründetem Wege bis zur Urzelle zurück; sie erklärt und erläutert, wenn sie es im Stande sein sollte, die Entstehung des lebendigen Wesens, seinen Organismus, dessen Functionen u. s. w., operirt aber dabei auch nicht mit einer Spur von eigentlicher Speculation, sondern mit ein paar einfachen logischen Functionen, die sie praktisch anwendet. Beobachtung, Vergleichung, Schluß, Anordnung und gegenseitige Kontrolirung der verschiedenen Resultate nebst Combinationen (Hypothesen), wo die Thatsachen Lücken lassen — das ist Alles; die letzten Gründe, um die sich Alles handelt, lassen sich durch Physiologie ebenso wenig erkunden, als durch Philosophie und bleiben durchaus dunkel und unerklärbar. Wenn man das Sokratische „Nichtwissen" in seiner tiefen Wahrheit nur verstünde, so würde mancher Streit zeitig abgethan sein. Was ist Materie, Kraft, Bewegung, was ist Natur und Naturgesetz? — Wer die Hohlheit des Floskelkrames und die Selbsttäuschung des Scheinwissens einsieht, der wird die Achseln zucken und sagen: „Ja, wenn man das wüßte!" — Faktum ist nur, daß ich eine Vorstellung habe, die ich für ein Entsprechendes der ganz unbekannten Dinge außer mir ansehe. Ob die Kraft aus der Materie stammt, oder die Materie aus der Kraft, oder ob beide im Grunde eines sind und wie, das ist schlechterdings unbegreiflich und alle Anstrengungen der Philosophen und Physiker, dies deutlich zu machen, sind im Grunde kindisches Lallen. — Es ist immer von Naturgesetz die Rede, und ich bin wirklich überzeugt, daß Alles in dieser sinnlichen Welt nach Naturgesetzen vor sich geht; aber woher kommt denn das Naturgesetz? worin hat das Naturgesetz seinen Grund? — Denn ich bin einmal so neugierig, und seit Jahrtausenden sind die Menschen so neugierig gewesen, so verzweifelt neugierig, daß sie zuletzt die Physiologie erfunden haben. Was giebt uns nun die Physiologie als solche, nachdem sie bis zur Urzelle, zu den Urstoffen, den Urkräften und Urgesetzen heruntergestiegen ist, für eine Antwort? — Wenn wir uns nicht von Redensarten täuschen lassen, keine. — Sie steht da, vor der riesigen, Alles gebährenden und Alles wieder zerstörenden Sphinx, vor der Natur, und sagt: „Ja, bester Freund, da fragst du zu viel — das weiß ich nicht — das ist einmal so." — Die neueren geschäftigen Anatomen, Physiologen u. s. w. sind keinen Schritt weiter, als die alten Saïtischen Priester, welche der Naturgöttin die Worte in den Mund legten: „Ich bin Alles, was war, ist und sein wird, und meinen Schleier hat Niemand aufgedeckt."

Was den Begriff Freiheit betrifft, so wird er dadurch keineswegs gerettet, daß diese Freiheit in der Gesetzmäßigkeit der Natur gesucht wird, mögen die Naturgesetze noch so sehr ein flüssiges und bewegliches System bilden. Für den Menschen bleiben sie, trotz aller logischen Kunst, fatalistisch und starr, weil sein inneres geistiges Bedürfen in einem unauflösbaren Widerspruche steht mit dem äußeren Genügen. Diesen Knoten zerhaut der Materialismus, indem er den Versuch macht, den Geist zu zwingen, sich mit dem, was ihm die Naturgesetze bieten, genügen zu lassen. Er wird daher den Epikuräismus begünstigen, so lange er den Geist über seine tieferen Bedürfnisse durch die Sinnlichkeit täuschen kann; er wird Stoizismus rathen, wo dies nicht länger möglich ist; hinter beiden liegt aber in der Tiefe die Leere und Oede, die Verzweiflung einer unmöglichen Resignation. Daß der Geist eine andere Art Freiheit, als ihn der Materialismus zugestehen kann, gebieterisch verlangt, dafür spricht die Geschichte aller menschlichen Entwickelung, namentlich die Geschichte aller Religionen. Will man sie alle der Reihe nach für Trug und Selbsttäuschung erklären, so ist das leicht gethan — aber es bleibt dabei doch die physiologisch-psychologische Thatsache begreiflich zu machen übrig, wie es komme, daß der Mensch einen so namenlosen Drang in sich fühle, von den Naturgesetzen loszukommen, den Drang nach Erlösung. — Um ganz vorurtheilsfrei zu sein, will ich nicht einmal auf das Christenthum, ich will auf den durchaus atheistischen Buddhismus hinweisen, der eine Vernichtung des Geistes lehrt blos deshalb, weil er um jeden Preis jener materialistischen Freiheit entgehen will.

Auch ist es falsch, wenn Herr Dr. von Rußdorf behauptet, der Geist bilde sich bei der Vorstellung der Freiheit etwas Schrankenloses ein. Wenn man diesen Begriff so faßt, dann hat man allerdings leichtes Spiel, weil das Schrankenlose als etwas durchaus Unmögliches und Leeres erscheinen kann. Die Freiheit, welche der Geist als Ideal vor sich hat, kann gleichfalls als ein Zustand der Gesetzmäßigkeit gedacht werden, aber einer Gesetzmäßigkeit, welche der Natur des Geistes vollkommen entsprechend und nicht im Widerspruche mit der physischen Gesetzmäßigkeit ist. Eben deshalb, weil die physischen Gesetze den inneren Gesetzen des Geistes widersprechen, empfinden wir sie als Zwang und Nothwendigkeit, und wenn kein Glaube an eine höhere innere Geisteswelt in uns ist, als Fatum.

Wie gesagt, der menschliche Geist hat Bedürfnisse, welche die blos physiologische Betrachtung gar nicht begreifen und erklären kann, er hat die Vorstellung und den Glauben an einen Zustand, wo er von den physischen Leiden befreit sein wird. Will man beweisen, daß kein solcher Widerspruch in der menschlichen Natur liege, so muß man alle physischen Leiden ableugnen, denn diese sind der Beweis dafür, daß der Widerspruch in uns vorhanden ist, daß unser Geist, trotz aller Sophistik der Schulmeinung, einen Zwang und Druck empfindet und

keineswegs in der Harmonie der Naturgesetze alle Freiheit verwirklicht finden kann. Wäre der Geist wirklich nur gerade so groß, als seine physische Organisation, warum hat er Wünsche und Bedürfnisse, die drüber hinausgehen, warum empfindet er dann Unfreiheit, warum beklagt er die Begränztheit und Enge seines Daseins rc.?

(Schluß folgt).

Klein-Asien.

Tarsus und die cilicischen Alpen.

(Schluß.)

„Von hier aus", fährt der Verfasser fort, „bietet die ganze weite Landschaft in Süd, Ost und West eine herrliche Augenweide. Der Blick reicht weit nach Süden. Von 1000 Fuß Höhe bis zu der im entferntesten Hintergrunde sich abspiegelnden Meeresfläche senkt sich allmählich der Boden. Dort erglänzt der Wasserspiegel im gelblichen Luftrefler und deutet in dunkeln Umrissen die Insel Cypern an. Den Blick gegen Südwesten begränzen zuerst und am weitesten nach Norden die Spitzen des Dschoisin, dann weiter über dem Cydnusthale, der Hujuk Alen und Baimak. Weiter nach Süden bildet den Hintergrund eine Hochebene, die sich in verschiedenen Abstufungen terrassenförmig von der Höhe des Ketsirbele herabsenkt und das Weideland von Nimrun, dem westlichen Distrikt des Bulghar Dagh, bildet. In dieser Richtung findet der Horizont, da die Berge sich decken und gegen die Seeküste schnell abfallen, eine baldige Begränzung. Nach Westen zu zieht sich eine andere Hochebene von bedeutender Ausdehnung, auf welcher der Spiegel eines weiten See's erglänzt. Die Nordseite gewährt durch schauerlich überhängende Abgründe einen großartigen Anblick. In dem nahen, im Grunde liegenden Schneethale herrscht ewiger Winter. Nur an wenigen Stellen auf Anhöhen zeigt sich steiniger Geröllgrund, außerdem nichts als Schneemassen. Wellenförmiges Land, mit kahlen, grauen Felsenblöcken überdeckt, ertheilt der weiten, schneefreien Terrasse ein wüstes und ödes Aussehen, und nur gegen den Gipfel Deppe hin trifft das Auge eine angenehme Abwechselung von Hügeln und Bergrücken in ganz fremdartiger Form und Farbe; sie sind flach, langgedehnt, bald ochergelb, lichter und dunkler, bald ziegelroth und schwarz. Es ist dies die Gegend von Bulghar Maaden mit seinen reichen Silberbergwerken. Ein von Ost nach West sich erstreckender Parallel-Rücken begränzt das Hochalpenland der Nordseite. Jenseits des nördlichen Abhanges des Bulghar Dagh schweift der Blick über die Ebene von Karamanien. Im Nordosten erhebt sich eine den Metdesis beinahe überragende Gebirgskette, Allah Dagh, mit der Pyramidenspitze des Apisch Dagh, und hinter demselben die Landschaft Berekli Maaden, auf der Nordwestseite des Allah Dagh. Der Bulghar Dagh fällt in Südost allmählich in die weite Ebene von Sis ab, die hinter Adana durch die niederen, kahlen Bergzüge des Nur und Durdun Dagh gegen den Meerbusen von Alexandrette begränzt wird. Den fernsten Horizont bilden die Rücken des Amanus und der hohe Cassius, nur in schwachen Umrissen sichtbar." — Nach fünftägiger Wanderung kam unser Reisender mit reicher Ausbeute wohlbehalten wieder in Güllek an.

Wir fügen noch die vom Verfasser gegebenen, die Vegetationsverhältnisse übersichtlich darstellenden natürlichen vertikalen Gliederungen der Alpengruppe Bulghar Dagh hinzu:

Südseite:

- I. Küstenland (Kultur-Ebene) sammt Thalmündungen, 1—1000 F.
- II. Kreidigweißes Hügelland mit dornigen Sträuchern, 1000—2000 F.
- III. Untere Waldregion (unterer Waldsaum), 2000—3800 F.
  - a) Laubholz vorherrschend.
  - b) Nadelholz, Kiefern.
- IV. Obere Waldregion, 3800—6000 F.
  - a) Schwarzföhrenwald.
  - b) Cedernwald.
- V. Ueppiges Weideland, 6000—8000 F.
- VI. Hochalpenland, 8000—11,000 F.

Nordseite:

- I. Hügelland über dem karamanischen Hochlande, 4000 bis 4800 F.
- II. Waldregion, 4800—7000 F.
- III. Ueppige Felsabhänge, 7000—8400 F.
- IV. Hochalpen-Plateau, 8400—9000 F.
- V. Steile Wände und ihre Felstrümmer, 9000—11,000 F.

Eine Vergleichung der Regionen des Bulghar Dagh mit denen des lyzischen Taurus, des Mons Cassius und des Libanon ergiebt, daß diese nach der gegenwärtigen Kenntniß in Bezug auf Pflanzenvertheilung vom cilicischen Taurus abweichen.

Der Verfasser stieg wohlbehalten am 19. Oktober in Triest wieder an das Land. Von seiner Befähigung zu wissenschaftlichen Exkursionen legt nicht nur das vorliegende Buch Zeugniß ab, sondern auch der kompetenteste Richter, Karl Ritter, hat hierüber sein Urtheil abgegeben, indem er in dem Vorworte den Wunsch ausspricht, den Herrn Verfasser zu einer neuen wissenschaftlichen Expedition als Fortsetzung des schon Erforschten im fast unbekannt gebliebenen östlichen Klein-Asien, innerhalb der Anti-Taurusgebiete zwischen Euphrat-Pyramus- und Sarus-System, bis zu den Quellen und der noch unbekannten Gegend, bis zur noch unaufgefundenen Comana Cappadociae, fortschreiten zu sehen. „Es wäre dies", sagt er, „eine so schwierige wie lehrreiche Aufgabe, zu deren Lösung wohl Niemand so erfahren sein möchte, als Herr Th. Kotschy. Es würde daraus eine nicht unwichtige Bereicherung der genaueren Kenntniß eines fast noch in schimpflichem Dunkel liegenden nächsten Nachbarlandes der Europäer hervorgehen, denen dasselbe eine Brücke der Civilisation vom Orient zum Occident gewesen und in umgekehrter Richtung für die Zukunft wieder werden könnte. Der Westen Klein-Asiens ist einigermaßen erhellt, der Osten dieses Landes liegt noch im tiefsten wissenschaftlichen Dunkel."

England.

Henry Hallam.

Dem am 21sten v. M. im hohen Alter verstorbenen Geschichtschreiber Hallam widmet die Times einen Nachruf, dem wir Folgendes entnehmen:

„Es giebt wenig Gelehrte von so bedeutendem Namen, wie Hallam, über deren persönliche Geschichte dem Publikum so wenig bekannt ist. Daß er in oder um das Jahr 1778 geboren wurde, daß er in Eton seine Erziehung erhielt, von Eton nach Christ-Church, Oxford, überging und in dieser Universität promovirte, sind fast die einzigen, sein früheres Leben betreffenden Thatsachen, die zur Oeffentlichkeit gelangt sind. Nachdem er die Universität verlassen, nahm er seinen Wohnsitz in London, schloß sich den Whigs an und erlangte zuerst literarischen Ruf als Mitarbeiter an der großen whiggistischen Zeitschrift, die in der schottischen Hauptstadt gegründet wurde. Es war seine Verbindung mit der Edinburgh Review, durch die er sich den Zorn Byron's zuzog, der in jener Satire, in welcher er zuerst seine poetische Macht zeigte,*) mit bitterer Ironie von „the classic Hallam, much renowned for Greek" sprach. Indessen war Griechisch nicht das eigentliche Studium unseres Historikers, der sich vielmehr die Aufgabe gestellt hatte, alle wichtigeren, neueren Sprachen zu erlernen, als Hülfsmittel zur Erforschung der Zustände Europa's während des Mittelalters. Er machte sich ruhig an diese Arbeit, verheiratete sich unterdessen und erfreute sich 1811 der Geburt seines kleinen Arthur, der ein solches Wunder von einem Kinde war, daß er, sieben Jahr alt, Lateinisch in Einem Jahr geläufig lesen lernte. Es war im Schooße dieses häuslichen Glückes und der Ruhe, die es verlieh, als Hallam endlich, 1818, der Welt das erste und vielleicht das größte seiner Werke schenkte: die „View of the State of Europe during the Middle Ages", ein Werk, das, obwohl etwas kostspielig und keineswegs im populären Geschmack geschrieben, ein Dutzend Auflagen erlebt hat. Auf jeder Seite dieser Geschichte werden wir durch den seltenen Fleiß und die Gewissenhaftigkeit des Verfassers überrascht, die, in Verbindung mit Tiefe des Gedankens und Kraft des Ausdruckes, jede seiner Arbeiten zu Mustern in ihrer Art erhoben haben. Er wartete neun Jahre und veröffentlichte dann seine „Constitutional History of England from the Accession of Henry VII. to the Death of George II." Nichts kann meisterhafter sein, als die Art, in der hier die Geschichte der englischen Verfassung von ihren ersten schwachen Anfängen bis zu ihrer vollständigen Entwickelung verfolgt wird. Das Buch ist ein reicher Schatz von staatsmännischen Gedanken, eine Rüstkammer politischer Thatsachen, die Rechte und die Freiheiten Englands in sich schließend, die nicht von Königen oder Ministern octroyirt, sondern von der Nation erobert wurden. Nach diesen Publicationen wandte sich Hallam von der politischen zu der literarischen Geschichte, indem er die Ausarbeitung eines Berichtes über die Wiedergeburt der Wissenschaften und über die verschiedenen Stufen unternahm, durch welche sich eine Literatur in den Volkssprachen Europa's bildete. Während er mit diesem Werke beschäftigt war, traf ihn jener harte Schlag, der auf eine Zeit lang seine Kräfte zu lähmen schien, der aber in der Folge seinem Charakter und seinen Gedanken eine Weichheit und eine Tiefe des Gefühls mittheilte, die den glücklichsten Einfluß auf seine kritischen Erörterungen ausübten."

Der Schlag, von dem hier die Rede ist, war der Tod seines ältesten Sohnes Arthur, eines vielversprechenden Jünglings, der mit einer Schwester Tennyson's verlobt war und dem dieser den Kranz von herrlichen Gedichten geweiht hat, welche den Titel: „In Memo-

*) Nämlich in „English Bards and Scottish Reviewers". D. R.

riam", führen. Siebzehn Jahre später starb auch der jüngere, eben so hoffnungsvolle Sohn Hallam's, Henry, und der gebeugte Vater begrub ihn in der Kirche zu Clevedon, in Somersetshire, an der Seite seines Bruders, seiner Schwester und seiner Mutter. Er wählte diesen Ort, wie er in der biographischen Notiz über seinen ältesten Sohn bemerkt, „nicht allein wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern wegen seiner stillen, abgeschiedenen Lage auf einem einsamen Hügel, der den Kanal von Bristol überblickt". Es ist dieser Hügel und dieses Grab, in welchem jetzt auch die sterbliche Hülle des alten Vaters ruht, auf die Tennyson in dem rührendsten seiner Gedichte anspielt:

„And the stately ships go on
„To their haven under the hill!
„But, oh for the touch of a vanished hand,
„And the sound of a voice that is still!

„Break, break, break,
„At the foot of thy crags, O sea!
„But the tender grace of a day that is dead
„Will never come back to me."

Mannigfaltiges.

— Lord Byron's „Giaur" in neugriechischer Uebersetzung. Bekanntlich erschien das Original dieser ausgezeichneten, in jeder Beziehung, namentlich für den Dichter und für den Orient, als den Schauplatz des Gedichtes, charakteristischen und an dichterischen Vorzügen und Schönheiten so reichen Dichtung im Jahre 1813, nachdem Byron kurz vorher in Griechenland und der Türkei gewesen war. Schon das Jahr darauf ward das Gedicht zum elften Male gedruckt, und während es bei seinem ersten Erscheinen nur 870 Verse gehabt hatte, zählte es deren in der elften Auflage 1334. Sehr bald ward dasselbe, mit anderen Dichtungen Byron's, in andere europäische Sprachen übertragen, und es giebt keine gebildete Nation Europa's, welche nicht Byron's Werke, oder einzelne davon, in mehreren Uebersetzungen besitzt. Freilich ist der poetische Werth dieser Uebersetzungen sehr verschieden, um so mehr, da gewisse Eigenthümlichkeiten des Originals eben so viele Schwierigkeiten sind, die sich nicht in jeder Sprache und nicht von Jedem mit Glück überwinden lassen, mag er auch sonst nicht ohne Talent und ohne Gewandtheit als Versifikator sein. Die neugriechische Literatur besaß bis vor kurzem keine vollständige Uebersetzung irgend einer der größeren Dichtungen, und nur von dem auch sonst als gewandter Uebersetzer aus mehreren Sprachen rühmlich bekannten neugriechischen Gelehrten Konstantin Pikkolos enthielt die von ihm veröffentlichte Sammlung: „*Φιλομούσου Πάρεργα*" (Paris, 1838) auch einige Uebersetzungen aus Byron, darunter auch mehrere Stücke aus „Don Juan" und aus „Childe Harold". Vor einigen Jahren hatte es eine Griechin, die inzwischen verstorbene Gattin des auch außer Griechenland nicht unbekannten griechischen Gelehrten Dosios,*) Katharina Dosios, unternommen, Byron's „Giaur" metrisch zu übersetzen, und diese Uebersetzung ist nach ihrem Tode im Druck erschienen.**) Sie ist möglichst treu, im Versmaße des Originals und gereimt, und sie enthält die gleiche Anzahl Verse, wie dieses (1334). Aber dieser Treue ist die dichterische Schönheit und Freiheit keinesweges aufgeopfert worden. Vielmehr muß es anerkannt werden, daß sich diese neugriechische Uebersetzung so leicht und gefällig liest, und daß sie im Allgemeinen von sprachlichen und metrischen Härten und Unebenheiten, von sogenannten Flickwörtern, wie die deutschen Uebersetzer sie so überschwänglich lieben und anwenden, so sehr frei ist, daß sie sich wie ein Original liest. Für den Bilderreichthum und den Farbenschmuck der englischen Urschrift eignet sich die griechische, selbst die neugriechische Sprache vielleicht besser, als die englische, und die griechische Uebersetzerin hat diese Vorzüge ihrer Sprache mit Geschick und Glück anzuwenden gewußt. An und für sich freilich bedarf auch die dichterische Sprache der Neugriechen noch immer mehr der Veredlung und der Befreiung von so manchen grammatischen und syntaktischen Auswüchsen.

— Die Du Barry'sche „Revalenta" vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht. (Nach der Gazette des Tribunaux.) Am 20. und 27. Januar d. J. standen der Ladenbesitzer Troistorff und die unverehelichte Claire Warton in Paris vor dem Zuchtpolizei-Gericht, unter der Anklage, daß sie gemahlene Linsen und Bohnen, denen mit Hülfe von Cochenille eine rothe Farbe gegeben werde, als indisches oder arabisches Geheimmittel zu theuren Preisen verkauften. Die Anklage war durch folgendes Gutachten des bekannten Chemikers Dr. Payen unterstützt:

„Wenn man sich erinnert, daß die Bezeichnungen: „Ervalenta", „Revalenta", „Revalescière" seit längerer Zeit in England und demnächst auch in Frankreich dazu gedient haben, Linsenmehl zu maskiren, welchem man erdichtete Heilkraft beigelegt hatte, so wird man sich nicht wundern, Bohnen- und Linsen-Mehl jetzt unter einer neuen Maske auftreten zu sehen, wobei dieselben erdichteten Eigenschaften, begleitet von lügenhaften Zeugnissen und Empfehlungen, in Zeitungs-Inseraten angepriesen werden, welche dem Mittel den Namen „Revalescière" beilegen. Der Verfertiger, der seinem Produkt ein etwas verändertes, äußeres Ansehen gegeben, hat in Folge dessen den Preis ansehnlich erhöht, indem er es zu 4 Francs das Pfund, also ungefähr zehnmal so theuer, als das gewöhnliche Nahrungsmittel, verkauft, das Jedermann unter dem Namen Linsen- oder Bohnen-Mehl kennt, das jedoch, jenen gedruckten Empfehlungen nach, jedes andere Nahrungsmittel überflüssig macht, sowie es alle Krankheiten heilt, ohne daß es weiterer Arznei bedarf. Es erscheint demnach unbezweifelt, daß die in Beschlag genommenen und sorgfältig untersuchten Proben ein Produkt darstellen, das den Zweck hat, seinem Verfertiger und den Kaufleuten einen unerlaubten Gewinn zu verschaffen; denn es ist ein Betrug, wenn beim Verkauf der Waare dieser eine medizinische Wirkung beigelegt wird, und es ist eine nicht weniger arge Täuschung des Publikums, wenn in den gedruckten Ankündigungen von den nahrhaften Eigenschaften dieses Mehles gesprochen wird. Demzufolge ist der Referent des Medizinalkollegiums der Ansicht, daß Grund vorliegt, den Verkauf desselben unter jeder anderen Benennung, als unter der des Bohnen- oder Linsen-Mehles, zu untersagen und die Confiscation der gedruckten Ankündigungen zu befehlen, in welchen von den erdichteten, medizinischen oder nahrhaften Eigenschaften desselben gesprochen wird; sowie endlich den Gerichtshöfen diesen Handelsbetrug zu überweisen, und zwar unter dem doppelten Titel der Verfälschung oder falschen Benennung eines Nahrungsmittels und des Verkaufes eines durch das Gesetz verbotenen Geheimmittels."

Einer der Angeklagten, ein Herr Klung, hatte gegen dieses Gutachten des Dr. Payen protestirt und in einem an den Polizeipräfekten gerichteten Briefe an Eidesstatt behauptet, daß Herr Payen sich getäuscht habe, indem die „Revalescière" von Du Barry kein Atom von Bohnen oder anderen Hülsenfrüchten enthalte, auch nicht mit Cochenille oder einem anderen Färbestoff gefärbt und überhaupt kein Produkt Frankreichs oder Englands sei. Gleichwohl ist dieser Herr Klung, der demnächst vorgeladen war, nicht vor Gericht erschienen und in Paris gar nicht aufzufinden gewesen. Auch Herr Barry du Barry war, als Haupt-Angeklagter, vorgeladen. Bei der Erklärung, daß derselbe seit acht Jahren verstorben sei und seine Erben das Recht haben, die Firma fortzuführen, beruhigte sich der Richter nicht; es mußte vielmehr ein Todtenschein rc. herbeigeschafft werden, weshalb die weitere Verhandlung am 20. Januar bis zum 27. d. M. verschoben wurde. Am letztgedachten Tage hat der Gerichtshof folgendes Erkenntniß abgegeben:

„Was die Anschuldigung wegen Verkaufs von Geheimmitteln betrifft, so werden die Angeklagten, in Betracht, daß sie, bei dem Verkaufe der „Revalescière du Barry" und der „Ervalenta Warton", obwohl die medizinischen Eigenschaften dieses Mehles aufzählend, doch dem Publikum es nicht als Heilmittel, sondern als Nahrungsmittel angeboten, daß also das Vergehen des Verkaufes von Geheimmitteln nicht hinreichend festgestellt ist, von diesem Theil der Anklage freigesprochen. Was die Anschuldigung der Täuschung über die Natur der verkauften Waare betrifft, so haben, in Betracht, daß sie zum Preise von 5 oder 6 Francs das Kilogramm die „Revalescière du Barry" und die „Ervalenta Warton" verkauften, und zwar als ausländische Substanzen, die aus dem fernen Indien herkommen und Heilkräfte für eine große Anzahl von Krankheiten der Menschen besitzen, während diese Substanzen in Wirklichkeit nichts Anderes sind, als Linsen-Mehl, Klung, Troistorff, als Angestellter des besagten Klung, und die unverehelichte Claire Warton den Käufer über die Natur der verkauften Waare getäuscht, und werden demzufolge die rc. Troistorff und Klung Jeder zu drei Monat Gefängniß und 50 Francs Strafe und die unverehelichte Warton zu einem Monat Gefängniß und 50 Francs Strafe verurtheilt."

---

*) Er ist unter Anderem Verfasser der politisch nicht unwichtigen und patriotischen Schrift: „*Κληρισμὸς ἢ Ῥωσσισμός*", Athen, 1854.

**) Unter dem Titel: „*Ὁ Γκιαούρ· Τεμάχιον Τουρκικοῦ διηγήματος κατὰ τὸ Ἀγγλικὸν τοῦ Βύρωνος, ὑπὸ Αἰκατερίνης Κ. Δοσίου*". Athen, 1857.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 10. Februar 1859. № 18.

Polen.

Ausstellung polnischer Alterthümer in Krakau.

Ueber diese im Jahre 1858 von Polen aller drei Nachbarstaaten veranstaltete Ausstellung bringt das in Lemberg erscheinende „Literarische Tageblatt" (Dziennik literacki) einen längeren Aufsatz von H. Schmitt, aus welchem wir Nachstehendes im Auszuge mittheilen:

„Warschau gab im Jahre 1857 den Impuls zu einer Ausstellung nationaler Alterthümer, und ein Jahr später fand das gegebene Beispiel Nachahmung in der alten Jagiellonenstadt. Die Krakauer Ausstellung ist nicht nur ansehnlicher und reicher, als ihre Vorgängerin, sondern sie hat auch, was sehr hervorzuheben ist, das Interesse des Publikums in hohem Grade rege gemacht. Der Ort war jedenfalls sehr glücklich gewählt, denn einmal laufen daselbst mehrere Eisenbahnen zusammen und dann ist er auch reich, wie wenige, an historischen Erinnerungen. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß die Aufmerksamkeit, wenn sie erst auf einen bestimmten Punkt geleitet ist, sich auch leicht steigern läßt; dies ist hier mit vieler Umsicht geschehen, und die Ausstellung hat neben dem wissenschaftlichen und moralischen Nutzen, den sie bot, äußerst günstig auf das Nationalbewußtsein gewirkt, da sie das Gefühl für das Vaterländische theils wach rief, theils erhöhte.

„Ein spezielles Verzeichniß der vorhandenen Gegenstände, deren Zahl sich auf 2446 belief, zu geben, ist Sache des Katalogs, der — was freilich ein Versehen ist — noch erscheinen soll; wir beschränken uns darauf, den allgemeinen Charakter der Ausstellung sowie deren einzelne Abtheilungen, zu zeichnen und nur dasjenige hervorzuheben, was der Aufmerksamkeit ganz besonders werth ist. Die Leser mögen uns nun in das Palais des Fürsten Andreas Lubomirski in der St. Annenstraße folgen, dessen Besitzer, der nächstens das Kuratorium des Ossolinskischen Instituts in Lemberg übernimmt, nicht nur die nothwendigen Räumlichkeiten zur Verfügung stellte, sondern die Ausstellung auch durch ein Museum (ordynacyi przeworskiéj) vergrößerte, das reich an historischen Erinnerungen ist.

„Gleich beim Eintritt in den Hausflur empfängt uns ein türkisches Zelt, welches Hieronymus Lubomirski vor Wien eroberte; weiter erblickt man noch einige Versteinerungen, sowie einen Reiterstiefel aus der Zeit der Schwedenkriege.

„Die Wände des ersten Saales, der eigentlich ein geräumiger Flur ist, schmücken prachtvolle Gobelins von bedeutender Größe, theils von polnischen Händen verfertigt, theils aus polnischen Häusern stammend; in der Mitte desselben befindet sich ein langer Tisch mit terrassenförmigem Aufsatz, auf welchem die Ueberbleibsel aus vorchristlicher Zeit, sämmtlich Ausgrabungen, aufgestellt sind. Wir erblicken da eine große Menge irdener Gefäße und anderer Töpferarbeit, die schon durch ihr hohes Alter Interesse erregen. Die vorhandenen Aschenkrüge sind in Bezug auf Form, Verschiedenheit der Größe, sowie hinsichtlich der größeren oder geringeren Vollkommenheit in der Ausführung und im Brennen, wohl genauerer Besichtigung werth. Manche von ihnen sind noch voller verwester Knochentrümmer, was darauf hindeutet, daß die Leichen erst verbrannt und deren Asche alsdann vergraben wurde. In einer der Urnen fand man unter Knochenresten ein Geldstück aus der Zeit des Kaisers Hadrian; alle zusammen haben, wenn auch deren Größe ungleich ist, doch in der Anfertigung etwas Uebereinstimmendes und gehören wahrscheinlich einer und derselben Zeit an. Sie wurden in verschiedenen Theilen des weiten Polenlandes ans Licht gefördert und weichen nur in Ausschmückung und Zierrathen von einander ab.

„An Werkzeugen von Erz, meist Kupfer, oft mit einem Zusatz von Gold, alle mit einer dicken, grünen Rostschicht überzogen, ist die Sammlung sehr reich; man sieht hier, außer Reifen, gebogenen Dräthen, die, wie es scheint, zur Spannung der Armbrust gebraucht wurden rc., noch Ringe, größere und kleinere Kreise, Spirale und außerdem noch doppeltgewundene Ringe, die, wenn sie mit einem Stäbchen von demselben Metall berührt werden, einen eben so kräftigen wie angenehmen Klang geben.

„An Gegenständen des Putzes, als Knöpfen, Netzgeflechten, Ohrringen, Perlen und selbst goldenen Zierrathen, ist eine große Auswahl; auch die steinernen Aexte, theils mit Löchern zum Stiel, sind in Menge vorhanden. Zur Vergleichung liegen einige etruskische, phönizische, ägyptische und römische daneben.

„Die vor mehreren Jahren in Zbrucz in Podolien gefundene und auch in deutschen Blättern mehrfach erwähnte Bildsäule des Götzen Swiatowid steht in einer Nische beim mittleren Fenster. Dies Prachtstück der Ausstellung gehört jedenfalls längst entschwundenen Jahrhunderten an, wenn auch Einige dessen Entstehung erst in's sechzehnte oder gar in's siebzehnte Jahrhundert verlegen. Es ist nicht zu begreifen, wie zu dieser Zeit Jemand auf den Einfall gekommen sein sollte, eine Figur, die so deutlich das Gepräge des Kindesalters der bildenden Kunst trägt, eine Figur auszumeißeln, die mit Helmold's oder des Saxo Grammatikus Beschreibung so genau übereinstimmt. Daß die eine Seite des Götzen vom Wasser ganz ausgewaschen ist, spricht übrigens auch für ein bedeutendes Alter desselben.

„Neben dem slavischen Gotte liegt ein ovaler, muldenförmig ausgehöhlter Stein mit eingegrabener Figur (vielleicht Prowe) und einer Umschrift, dann ein anderer, dem erwähnten ähnlicher, welcher die Umrisse eines Rosses, gleichfalls mit Rundschrift zeigt. Beide wurden im Posenschen aufgefunden.

„Für den Archäologen haben selbstverständlich die Gegenstände aus vorchristlicher Zeit ganz besonderen Werth, und wir sehen sie auch in so großer Anzahl und Mannigfaltigkeit aufgestellt, daß sie wohl Material zu umfassenden Studien bieten können. Ueber den alterthümlichen Ausgrabungen hat man verschiedene Fahnen aufgehängt, unter anderen diejenige der Gesellschaft der Barmherzigkeit (towarzystwo milosierdzia), welche der Jesuit Peter Skarga († 1612), der berühmteste polnische Kanzelredner, stiftete.

„An den Wänden des ersten Saales herum stehen Sachen aus polnischen Städten, welche ausländische Kolonisten hatten, dann Erzeugnisse dieser Kolonisten und endlich fremde Arbeiten, die in's Land gebracht worden und daselbst geblieben waren. An der linken, östlichen Seite des Saales bemerkt man die Schlüssel zu den Thoren Krakau's, ferner 25 Streitäxte, welche theils die Vorstände der Gewerke, theils das Kriegsvolk in Scherz und Ernst führten, dann verschiedene Kästchen, Schatullen und Schreibzeuge, sämmtlich sehr interessante Stücke, die ausgezeichnet fleißig gearbeitet sind und zugleich historischen Werth haben. Die Gegenstände von Glas, als Näpfe, Trinkgefäße, Krausen und andere Kleinigkeiten, gehören vorzugsweise dem achtzehnten Jahrhundert, doch auch früheren an. Die verschiedenen Uhren, Astrolabien und armillarischen Sphären oder Ringkugeln stammen meist aus der Zeit des funfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts und bilden, wenngleich ihre Zahl nicht bedeutend ist, eine ebenso interessante wie werthvolle Gruppe. Den alten, unförmlichen Swiatowid umgeben eine Menge Trinkgeschirre, theils aus Metall, theils aus Steingut oder Porzellan verfertigt, deren älteste Exemplare wohl bis in's sechzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Andere Gefäße aus französischem, sächsischem oder auch polnischem Porzellan, darunter manches von den Königen August II. und III. herrührend, sind in einer Nische aufgestellt, und nicht weit davon Gegenstände aus Gold, Silber, Elfenbein und Kokosnuß, große Tabletten in getriebener Arbeit, Humpen, Becher,

Büsten, ein Kaffee-Service von gediegenem Gold, das ein Sultan einem Dzbski geschenkt haben soll, 12 silberne, schwervergoldete Fruchtteller, ein Pathengeschenk des Königs Johann Kasimir für einen Krasinski; sehr interessante Stücke, da jeder der Teller mit dem Bildniß eines polnischen Königs in Relief geziert, auf einem weißen Adler ruht, 6 reichverzierte Taufbecken mit Umschrift, aus dem funfzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und prachtvolle, schwere Gürtel, die theils in Krakau, theils in Großpolen verfertigt wurden.

„Der zweite Saal enthält Gegenstände alter Kunst, sowie auch Anzüge und Waffen. Die an den Wänden aufgehängten, der altdeutschen Schule angehörenden Holzgemälde stammen theils aus dem funfzehnten Jahrhundert, theils aus späterer Zeit. An kostbaren Pferdegeschirren ist reiche Auswahl, und drei Sättel setzen durch ihre Pracht wahrhaft in Erstaunen. Ein ungeheures Graduale von Pergament fesselt den Blick durch die in ihm sich befindenden, fleißig ausgeführten Bilder, die jedoch weder von Talent, noch von Kenntniß der Regeln der Zeichnenkunst zeugen. Eine Nische des Saales birgt in einem Glasschrank allerhand niedliche Kleinigkeiten, als Medaillons in Form von Altären, die sich öffnen lassen. Kreuze, Rosenkränze, Basreliefs in Holz und Silber, Brustbilder, Klappern, Emaillesachen und dergleichen mehr. In ihm liegt auch Skarga's Rosenkranz, sowie eine silberne Tafel, welche in erhabener Arbeit Johann III. zeigt, welcher aus den Wolken heraus den Kaiser Leopold, wegen seines Sieges über die Türken, segnet. In einem anderen Schranke erblickt man kostbare Säbel, unter anderen denjenigen des tapferen Johann Tarnowski, Kronfeldherrn des Königs Siegmund I. (1506—1548), sowie auch dessen Kommandostab (buláwa), ferner Waffen, Ringe, Orden des heil. Stanislaus, sowie des weißen Adlers in Brillanten und andere Kostbarkeiten. In einem dritten Schranke befinden sich unter mehreren werthvollen Ringen auch einer, welchen König Stephan Batory (1576—1586) trug; ferner Zierrathen, welche zum Schmuck des Zupan's (polnischen Unterkleides der Männer) verwendet wurden, Nadeln, Knöpfe, Gürtel, endlich Perlen aus dem Rosenkranze der heil. Hedwig und andere Kleinigkeiten. Die Wände zieren Zeichnungen und Stiche, darunter ein Holzschnitt mit der Unterschrift: „Kontryfei zboru krakowskiego zburzonego dnia 10. Października 1574 r." (Konterfei des Krakauer (lutherischen) Comitiums, zerstört den 10. Oktober 1774), als sehr große Seltenheit, und die Fenster zwei interessante Glasmalereien.

„Die eine Wand des zweiten Saales zeigt eine geschmackvolle Zusammenstellung von allerlei Hiebwaffen, ungeheuren Ritterschwertern, Flambergen, Rappieren und Säbeln, unter anderen denjenigen, mit welchem Joseph Poniatowski umgürtet war, als man ihn aus der Elster herauszog, sowie einen mit dem Bildnisse Batory's, endlich das Richtschwert, mit welchem Samuel Zborowski enthauptet wurde. An der zweiten Wand sieht man Bildhauer- und Schnitzarbeit in Holz und Elfenbein ausgeführt, unter denen eine Gruppe von dem berühmten Veit Stwosz: Herodes, Herodias und einen Soldaten vorstellend, dann sechs anderthalb Fuß hohe Apostel mit höchst gelungener Draperie und mehrere Reliefs in Elfenbein, besonders hervorzuheben sind. Ueber denselben sind wieder verschiedene Waffen, Bogen, Armbrüste ꝛc. aufgehängt, und in der Mitte des Saales befindet sich noch ein Glasschrank, der einige alte, goldene Kirchenkelche, Figuren, einen Helm mit einer Schlacht-Scene in getriebener Arbeit und Spuren von Vergoldung, eine Fahne mit dem polnischen Adler aus der Zeit Siegmund's I., einen Schild mit einer Relief-Arbeit, die Bekehrung des heil. Paulus vorstellend, einen zweiten, kupfernen Helm von ganz eigenthümlicher Form, möglicherweise schon aus dem elften Jahrhundert stammend und in Giecz ausgegraben, endlich einen bronzenen Mörser aus dem Jahre 1671 enthält.

„Im dritten Saal ist das reiche Lubomirskische Museum aufgestellt, welches der Fürst Andreas auf seine Kosten nach Krakau schaffen ließ, und das schon deshalb sehr sehenswerth ist, weil es viele Gegenstände von historischem Werthe aufzuweisen hat. Man sieht da mehrere Oelbilder auf Leinwand, eines auf Blech, Siegmund III. (1587—1631) im Königsornate auf dem Katafalk vorstellend, alterthümliche Gefäße, die theils Eigenthum der polnischen Könige waren, theils anderweitig historisch interessant sind. Kleinodien, kostbare Gürtel, Säbel, Streitkolben, Kommandostäbe, Dolche und andere Waffen, dann Bogen, Armbrüste, sowie ein paar Feldschlangen und kleine Kanonen, ferner eine reiche Sammlung von Gewehren, Pistolen und Terzerolen aus verschiedenen Zeiten, und endlich eine große Anzahl von Pferdegeschirren, Jagd- und Kriegsgeräthschaften. Die Humpen nebst den silbernen oder gläsernen Kelchen geben einen Maßstab für dasjenige, was im achtzehnten Jahrhundert der Pole im Trinken leisten konnte, und die ganze Sammlung erweckt schon deshalb großes Interesse, weil Alles, was zu derselben gehört, an die Republik, von ihrer Blüthe an bis zum Verfall, erinnert.

„Der vierte Saal macht im Ganzen keinen so großartigen Eindruck wie der vorhergehende, enthält jedoch nichtsdestoweniger recht werthvolle Gegenstände. Die Wände derselben bedecken Gobelins und Oelbilder, darunter Portraits in Lebensgröße von Stephan Batory, Peter Skarga, Johann Dlugosz, Kanonikus von Krakau (1415—1480) (Lehrer der Söhne Kasimir's des Jagiellonen und später Erzbischof von Lemberg, der erste der polnischen Geschichtschreiber und ein ebenso bedeutender Historiker wie Schriftsteller), und von Fabian Birkowski dem Dominikaner (1566—1636, Hofprediger Wladyslaw's IV., ein Kanzelredner, den man dreist neben Skarga stellen kann). In einem der aufgestellten Glasschränke liegen militärische und alte Bauerngürtel, Waffen, eine kostbare Taschenuhr aus dem siebzehnten Jahrhundert und sonstige interessante Sachen; in einem zweiten eine Menge Petschafte, aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert herrührend, schön geschriebene Manuskripte mit Malereien, Autographen, sowie die ältesten Denkmäler der Schriftkunst, dann silberne Löffel mit Namen, Medaillen und eine große Sammlung römischer und polnischer Münzen, darunter ein unter Wladyslaw Lokietek (1299—1331) geprägter Dukaten, wahrscheinlich der einzige, welcher aus jener Zeit noch vorhanden ist. (Schluß folgt.)

Die Naturwissenschaften in populärer Form.

(Schluß.)

Was dann der Herr Verfasser von der Sittenlehre sagt, läuft auf dieselben Mißverständnisse hinaus. Er nimmt es der Moral übel, daß sie ganz abstrakt gebietet und befiehlt: „Das sollst du thun" ꝛc. Er ersetzt sie durch „diätetische Regeln", welche sich aus der Analyse geistiger Zustände ergeben. Ganz folgerichlig — denn der Materialismus kann eben keine Moral haben, weil er die Begriffe von Gut und Böse gar nicht anerkennen kann. Denn diese beruhen auf dem Glauben an eine höhere moralische Weltordnung, die der physischen theilweise entgegengesetzt ist und sich im Physischen auch nur dadurch verwirklichen kann, daß sie in Widerspruch mit demselben tritt. Der Herr Verfasser giebt zu, daß die Leidenschaften den Geist seiner Freiheit berauben, daß der freie vernünftige Zustand eben in dieser Befreiung von den Leidenschaften erreicht werde. — Welche Nothwendigkeit giebt seine Anschauungsweise an, die den Geist bestimmen und so weit kräftigen könnte, die Leidenschaften zu besiegen? — Die Vernunft? — was ist Vernunft nach dieser Ansicht? — Ist die Vernunft, d. h. das bloße Einsehen des Zweckmäßigen, je im Stande gewesen, eine Leidenschaft zu bändigen? Nimmermehr; stets ist die Leidenschaft mit dem Kopfe und dem Verstande davongelaufen, wo nicht höhere moralische Mächte den Menschen bestimmten. Welches ist der Maßstab für die Vernunft und den gesetzmäßig vernünftigen Zustand, wenn man keinen kategorischen Imperativ der Moral gelten läßt? — Die bloße Nützlichkeitstheorie reicht dazu nicht hin; der Materialismus kommt konsequent nur zu einer Küchosophie, d. h. zur Lehre, wie durch Speis und Trank und Diät der normale Stoffwechsel befördert wird. Dies sind „die diätetischen Regeln", die sich aus der Analyse physiologischer Zustände ableiten. Iß und trink nicht zu viel, weil du krank werden kannst, erzürne dich nicht, weil es deiner Gesundheit schadet u. s. w. Von welchem Werthe ferner ist dieser „freie vernünftige Zustand", der als höchstes Erreichbare dargestellt wird, wenn er durch die geringste physische Ursache, z. B. durch die schlechte Ernährung des Nervensystemes, vernichtet werden kann. Ein abermaliger Beweis, daß die Naturgesetze der Freiheit des Geistes widersprechen und als Fatum auftreten.

Wir finden also keinen Grund, von der altväterischen Meinung abzugehen, nach welcher der Körper ein bloßes Werkzeug des Geistes ist, und sehen auch nicht ein, warum die Naturwissenschaft das so hart bestreiten sollte. Der Beweis dafür läßt sich allerdings nicht aus der Physiologie führen, der Geist nicht im Destillirkolben einfangen; aber es giebt doch andere Wege, sich von seiner eigenen, nicht rein physischen Existenz zu überzeugen. Bloße Reflexion ist das freilich nicht, der Zustand, in welcher das denkende Ich seiner eigenen Geistigkeit, seiner Unsterblichkeit, seines festen Zusammenhanges mit einer übersinnlichen Weltordnung und ihres Grundes, der Gottheit, gewiß ist, läßt sich demjenigen, der ihn selbst nicht in sich erfährt, nicht klar machen — und daher der Streit. Die logische Formel reicht nicht hin, ihn auszugleichen. Auch die Physiologie kann eine Leidenschaft werden und als solche den Geist trüben und gefangen nehmen, und leider ist es eine Wahrheit, daß die Naturwissenschaften seit lange anfangen, bedenklich auf den Geist zu drücken. Was soll daraus werden, wenn alles Hohe, Edle, Erhabene, an das die Menschheit geglaubt hat, zu Pathologie und Physiologie herabsinkt, wenn der Opfermuth des Helden, die Begeisterung des Dichters, die weltrettende That des Gottgesandten auf Abnormitäten oder besonders günstige Entwickelungen des Gehirnes zurückgeführt werden? Wenn der Materialismus der neueren Schulen eine Wahrheit ist, was bleibt

der Welt übrig, als die traurige Philosophie des Sardanapalus: ἔσθιε, πῖνε καὶ παῖζε, eine Philosophie, die so alt wie die Welt ist, aber immer ad absurdum geführt hat.

Die ausgehobene Stelle, welche wir eben besprachen, ist nicht die einzige, gegen die wir aus Gewissenspflicht unser Bedenken äußern mußten; es giebt deren noch mehrere. Seite 87 und 88 wird über Logik gesprochen, und nachdem einige einfache Functionen derselben erläutert worden sind, heißt es: „Auch das Denken, wie das Vorstellen, bewegt sich in einem Strome, der durch das Fortschreiten von einem Gliede zu einem neuen verursacht wird; auch das Denken ist eine Oscillation, eine Wellenbewegung. In vorstehenden Sätzen sind nur seine einfachsten Formen ausgedrückt." — Was damit gewonnen werden soll, wenn das Denken als eine Oscillation, als eine Wellenbewegung erklärt wird, kann ich wirklich mit meinem einfältigen Verstande nicht fassen. Ich z. B. habe mir mein eigenes Denken nie als Oscillation vorgestellt, und wenn ich es je gethan hätte, so würde ich es jetzt für eine Sinnentäuschung oder, besser gesagt, für eine Hallucination meines Gehirnes halten. Daß „durch die Nervenphysiologie ersichtlich geworden, wie der Mensch sich selbst, sein Organismus und dessen Innerstes, Gegenstand des Bewußtseins" wird, glaube ich einfach nicht und meine einzusehen, daß die Nervenphysiologie gerade ebenso tief dringt, als das Sezirmesser in der Anatomie.

„Zwar habt Ihr die Theile in Eurer Hand;
Fehlt leider nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie."

Von dem Augenblicke an, wo der lebendige Physiologe über sein lebendiges Geistesleben in sich reflektirt, ist er gar nicht mehr Nervenphysiologe, sondern, weil zwischen dem Leben und dem Tode ein unausfüllbarer Riß ist, das, was Alle anderen sind, die das Nämliche thun — Psychologe, Philosoph — er kann weder Experiment noch Probe machen. — Wer steht ihm denn dafür, wenn er sich seine inneren Zustände, sein Denken, Wollen, Fühlen äußerlich vorzustellen sucht, daß er nicht von der täuschenden Nervensensation betrogen wird? — ja, kennt denn der Materialist etwas Höheres überhaupt als Nervensensation? Er ist also mit sich im Widerspruche, wenn er dieser inneren Phantasmagorie des Sein-scheinens mehr Bedeutung beimißt, als sie verdient; wer steht ihm denn dafür, daß sein eigener Gehirnstoff première qualité und in normaler Entwickelung vorhanden sei? — Sollen wir also den Produkten unseres Vorstellungs- und Denkvermögens Richtigkeit und Verlaßbarkeit zugestehen, so können wir auch den Geist, d. h. das Selbstbewußtsein, nicht aus rein physischen Gründen erklären. Dieses scheint aber der Verfasser für nöthig zu halten. S. 88 heißt es: „diesen Prozeß des Denkens darf man nun nicht, wie es in der Philosophie zu geschehen pflegt, als einen abgesonderten, gewissermaßen unkörperlichen Vorgang auffassen; ja er kann gar nicht gedacht werden und in's Leben treten ohne die Gegenwirkung der Vorstellung im Gemüth, ohne die Spannung des Willens und ihre begleitenden Gemüths-Empfindungen. Wenn wir Gemüth den allgemeinen Gefühlszustand nennen, dessen Grundton das Ichgefühl ist, so sind alle Gemüths-Empfindungen Variationen dieses Gefühles, und alle Strebungen, alle Willensregungen unmittelbare Reflexe, unmittelbare Uebertragungen dieser Empfindungen auf die Sinne der That, welchen durch die Willensrichtungen ein Ziel des Wirkens angewiesen ist. Vorstellen, Denken und Streben oder Wollen werden so zu einem einheitlichen Thatbestande, der als Sammelbild Seele genannt wird, und die Einheit dieses Zustandes läßt nur ein gewisses Hin und Her der Wirkung und Gegenwirkung erkennen, indem die eine Seite immer thätig und anregend auf die andere wirkt. — Genauer betrachtet sind aber alle Strebungen und Gedanken an den Mittelpunkt der Seele, an das Ichgefühl gebunden und werden von diesem unumschränkt beherrscht" u. s. w. — Gewiß enthält diese Auseinandersetzung viel Wahres, diese stete Wechselwirkung von Empfinden, Vorstellen, Denken, Wollen ist ohne Zweifel eine Thatsache, welche die Psychologie anerkennen muß; dennoch ist die Philosophie ganz in ihrem Rechte, wenn sie den Prozeß des Denkens als einen abgesonderten, gewissermaßen unkörperlichen Vorgang auffaßt. Das denkende Ich, d. i. der Geist, welches die Welt durch das Medium der Sinne und des Nervensystems in sich aufnimmt, von ihr affizirt wird, sie beherrscht oder sich beherrschen läßt — kann selbst weder etwas Körperliches, noch Gegenstand der physiologischen Erkenntniß sein. Der Körper, die Sinne sind, wie alle Welt, vom richtigen Instinkte geleitet, immer geglaubt hat, nur das Werkzeug dieses Ichs, und wenn die neuere Naturwissenschaft dies fortwährend in Abrede stellen will, so geschieht dies einestheils, weil sie ein zu großes Gewicht auf die reine Empirie der Forschung legt, anderentheils, weil sie eine ihr unbegreifliche organische, nicht mechanische Verbindung von Geist und Körper vorfindet.

Es giebt ein rein geistiges, immaterielles Denken, Fühlen und Wollen, dessen Entwickelung in dem physischen Leibe bereits deutlich erkannt werden kann. Wenn der Materialismus behauptet, er sei nicht im Stande, sich den Geist gesondert vom Körper vorzustellen, so ist dies Geschmackssache; ein anderer kann es vielleicht. Wer die Kritik der reinen Vernunft von Kant (und andere Werke) gelesen, und einigermaßen verstanden hat, der wird wissen, daß ein großer Theil dieser seiner Forschungen sich um die Widersprüche (Antinomieen) dreht, welche zwischen dem sinnlichen Vorstellungsvermögen und der rein geistigen Erkenntniß obwalten. Wir haben z. B. die empirische Vorstellung vom Raume, fühlen in uns die zwingende Nothwendigkeit, ihn uns unbegränzt vorzustellen, und wenn wir diese Vorstellung verwirklichen wollen, sehen wir, daß es nicht geht, daß wir in unserer Leiblichkeit uns nur etwas Begränztes vorstellen können. Wer noch tiefer geht, sieht sogar ein, daß es gar keinen Raum giebt, daß das, was wir Raum nennen, nur ein täuschendes Phantasma unseres Zustandes als sinnliches Wesen ist. Ebenso ist es mit der Zeit und anderen höheren Vorstellungen. Es ist demnach etwas in uns, das schlechterdings über alle Materie und über allen durch dies Nervensystem vermittelten Empfindungen und Anschauungen steht, weil er dieselben als ungenügend und unzureichend erkennt. Das rein geistige Denken und Erkennen, welches im geraden Gegensatz zu den ungenügenden Mitteln, welche die psychische Phantasie darbietet, gewonnen wird, ist etwas grundverschiedenes von dem psychisch-körperlichen, gleichwie das rein geistige Fühlen und Wahrnehmen, das rein geistige Wollen dem psychischen ganz entgegengesetzt ist. Doch wir können hier diesen Gegenstand, so wichtig er ist, nicht weiter verfolgen. Was wir gesagt, geschah nicht, um die sonstigen Verdienste des Herrn Verfassers in der exakten Wissenschaft zu schmälern; die Physiologie als Wissenschaft hat ihr unbestreitbares Recht, und einen Wirkungskreis, der bis in die Psychologie hinausreicht; zugleich aber ihre sehr bestimmten Gränzen, und hieran wollten wir erinnern. Das Bestreben, unser gesammtes Dasein aus Physiologie und materiellen Voraussetzungen zu erklären, halten wir für ein verfehltes, und für eine natürliche Folge davon, daß jede gesunde, solide Philosophie in Verfall gekommen, daß die großen tiefen Gedanken, die z. B. ein Kant gedacht, gar nicht mehr verstanden werden. Die Herrschaft des Sophismus ist allgemein, denn die einfachsten logischen Taschenspielereien finden erstaunte Bewunderer, die höheren Kräfte des Gemüthes sind niedergedrückt, jede Begeisterung, jedes tiefere Eindringen in die Tiefe des Geistes Gegenstand der Furcht und der Besorgniß. Kann man sich danach wundern, wenn man den Geist wider sich selber vertheidigen muß, wenn er sich zu niedrig stellt und unter die tyrannische Herrschaft der Materie hingiebt?

Der zweite Abschnitt von Dr. Masius, die Zoologie, giebt, ehe sie zu den Naturwesen und ihren Gattungen übergeht, gleichfalls allgemeine Betrachtungen und Auseinandersetzungen über Ernährung, Athmung, Blutumlauf, Fortpflanzung, Knochengerüst u. s. w., natürlich in Bezug auf das, was dem ganzen Thierreiche, nicht blos dem Menschen, eigenthümlich ist. Wir heben aus diesem umfangreichen Theile, der wie die anderen, mit mehr oder minder guten Holzschnitten illustrirt ist, die sehr ansprechende Schilderung des obersten Naturwesens, des Menschen, hervor (S. 128).

Der Mensch
(homo)

„Es ist bekannt, daß der Mensch von vielen Geschöpfen an Größe des Leibes, wie an Stärke der Muskeln übertroffen wird. Sein Leben umfaßt, auch wenn es hoch kommt, nur wenige Jahrzehente, und hoffnungslos klagt jener griechische Dichter:

Was ist der Mensch, was ist er wohl?
Ach, eines Schatten Traumbild ist der Mensch!

Dennoch hat der Letztling der Schöpfung Eins voraus, das ihn weit über das Thier, auf den Thron der Welt selbst hinstellt: den denkenden, vernünftigen Geist. Während das Thier, der dunklen Gewalt der Triebe unterworfen, nur empfindet und vielleicht ahnt, ist es dem Menschen gegeben, in seinem Inneren sich eine eigene Welt zu bauen, den großen Gedanken der Schöpfung nachzudenken, und im Dienste des Göttlichen sich zu freier Geisteswürde, zur Weisheit und Sittlichkeit zu erheben. Sinnig hat ihn darum unsere Sprache „Mensch" genannt, d. i. der Geistbegabte, der Denker (mente praeditus), und mit Recht setzt Linné, wo er in seiner Naturgeschichte den Menschen charakterisirt, zu dem nur die erdgeborene Natur bezeichnenden homo (doch wohl von humus) das sapiens (der Weise) als das eigentliche Erkennungswort hinzu.

„Aber wenn man hier ganz abzusehen hat von der Psyche des Menschen und allein die äußere Erscheinung in Rede kommt, so ist doch auch diese vollkommener und edler, als irgend ein anderes Gebilde. Unser Leib spiegelt wiederscheinend die höhere, geistige Natur; er ist eine Idealform, welche trotz aller Verwandtschaft jeden eigentlichen Vergleich aus dem Reiche der thierischen Formen zurückweist.

Die Erdenschwere ist überwunden, welche auch die mächtigsten Geschöpfe zu Boden drückt, und den Baum Jahrhunderte lang an dieselbe Stätte fesselt. Vom Wechselspiel der Kräfte getragen, emporstrebend über den Planeten, der sie geboren, steht die Herrschergewalt da und schreitet mit beschwingter Sohle hin. Entschlossen dringt die Brust über dem kunstvollen Rand des Leibes heraus, aber den Wuchs zu krönen, richtet das Haupt sich auf, und zeigt dem Himmel das freie Angesicht. Hier ist jeder thierische Rest getilgt; es ist ganz und gar nur der Mensch, der aufschauende, weitschauende Sohn des Himmels: ἄνθρωπος, wie der Grieche so schön sagt. Aus der Verschleierung des Haares wölbt sich die marmorne, gedankenstrahlende Stirn hervor; unter dem markigen Bogen der Nase schließt sich der Mund, nicht mehr gewaffnet mit dem Zahn des Raubthieres, aber zu verständiger Rede und zum anmuthigen Lächeln sich öffnend und gehoben von dem starken schönmodellirten Kinn. Ueber dieses Alles hinweg schwingt sich endlich die duftig warme Haut, in unaufhörlichen Schwingungen und Schwellungen ein ganzes Reich der Farben durchlaufend bis zum wunderbaren Roth der Scham und zur Todesbläffe der Furcht, keine einzelne Farbe bestimmt aussprechend und doch sie alle gleichsam in idealer Mischung enthaltend. Tausend geheime Fibern zucken durch sie hin und beginnen im Angesicht das stummberedte Spiel der Mienen.

„Und dennoch, was wäre alles Ebenmaß des Leibes und aller Reiz des Antlitzes ohne das Auge! Man sehe es, wie es voll klarer Ruhe um sich blickt, wie es mit dem siegenden Ausdruck des Wissens das Fremde ergreift und sich zu eigen macht, wie vor seiner Gewalt des Geheimnisses Riegel springen, und die Leidenschaft bezwungen in ihre Fessel zurückkehrt. Man sehe es, wenn es im Löwenzorn aus seiner Höhle tritt und den Feind durchbohrt, oder wenn es begeistert, wie ein überirdischer Strahl, zum Himmel fliegt, oder wenn es vom Schmerz ergriffen zurücksinkt in sein eigenes Dunkel und in dem heiligen Quell der Thränen die Schuld des eigenen wie des fremden Herzens fühnt. Gewiß, das ist das Mysterium des Geistes selbst; das hat kein Thierauge, auch das schönste nicht, und man begreift wohl, was die Jäger vom Blicke selbst des sterbenden Wildes erzählen, daß es seinem vernunftbegabten Tödter zu sagen scheine: es verstehe zwar nicht, aber es ahne die geisterhafte Tiefe des menschlichen Wesens.

„Aber auch das Auge ist noch nicht die höchste der leiblichen Gaben, denn dafür kann nur die Sprache anerkannt werden. Sprechen kann allein der Mensch, weil allein er denkt. Diese wunderbare Gabe wagt immer überwältigend, mag sie nun im stammelnden Schmeichellaut des Kindes oder im erhabenen Donner des Redners sich kund geben, folge das Wort leisen Schrittes dem Zuge der Betrachtung, oder richte es sich auf zum melodischen Tanze des Gesanges. In dem Zauberkreise der Sprache liegen die bewegenden Fäden, welche von dem Herrscher der Erde ausgehen über das ganze Gebiet der Sichtbarkeit. Denn die ganze Erde ist dem Menschen überwiesen. Das Thier ist an eine bestimmte, jetzt engere, jetzt weitere Zone gebunden; aber der Mensch setzt überall hin den freien Stab, und es ist keine Stelle auf der Erde, auf der er nicht den Heerd sich gründen, den er nicht als Heimat lieben könnte. Wo es auch sei, nie verlassen ihn jene Kräfte seiner Natur, die auch in dem Pescheräh des Feuerlandes noch das Siegel seiner göttlichen Abkunft zeigt.

„So erscheint der menschliche Leib in der That als ein Mikrokosmus, als ein Abglanz und Ebenbild dessen, von dem alles Sein ausgegangen" ꝛc.

Ueber das Weitere und namentlich über den dritten Theil, die Botanik von Dippel, eine sehr werthvolle Arbeit, müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Der erste Abschnitt handelt über Verbreitung der Gewächse und den Ausdruck des Schönen in der Pflanzenwelt; der zweite über den inneren Bau der Pflanze, der dritte über Pflanzen-Organe, worauf die einzelnen Pflanzengestalten ihrer natürlichen Verwandtschaft nach beschrieben und besprochen werden. Abschnitt VI bespricht die Pflanzenstoffe im Dienste des Kulturlebens, worauf zum Schlusse eine Geschichte der Botanik folgt. Viele meist gute Holzschnitte dienen zur Erläuterung.

Italien.

Albanesische und griechische Einwanderungen in Unter-Italien.

In Nr. 152 des „Magazin" vom Jahre 1857 ward des interessanten Aufsatzes gedacht, welchen der tüchtige Sprachkenner, Professor Pott in Halle, im zweiten Hefte des „Philologus" vom Jahre 1857 unter der Aufschrift: „Altgriechisch im heutigen Kalabrien", hatte abdrucken lassen, und woraus mit Sicherheit zu entnehmen ist, daß in Kalabrien griechische Einwanderungen stattgefunden haben müssen. Auch in anderen Theilen Unter-Italiens ist dies der Fall, z. B. in Apulien, indem auch dort Ortschaften sich finden, in denen ein mit Italiänischem zersetztes und unter dem Einflusse des neapolitanischen Dialektes verderbtes Griechisch geredet wird. Ein in dem in Braunschweig erscheinenden „Archiv für das Studium der neueren Sprachen", von Professor Herrig, 1858, Heft 1 und 2, enthaltener Aufsatz: „Griechische Kolonieen in Unter-Italien", giebt darüber weiteren Nachweis und enthält die interessantesten Aufschlüsse über diesen in ethnographischer und linguistischer Hinsicht wichtigen Gegenstand. Auch in der Provinz Basilicata werden Dörfer gefunden, von denen ein deutscher Reisender, Dr. Schnars, in seiner „Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata"*) bemerkt, daß sie von Albanesen erbaut oder von albanesischer Bevölkerung bewohnt seien, die in ihren Sitten, Trachten und ihrer Gesichtsbildung viel Griechisches an sich trage. Merkwürdiger Weise ist unter jenen Dorfschaften auch ein Ort mit dem Namen: Atena, wie in Apulien ein Dorf mit griechischredender Bevölkerung den Namen *Καλημέρα* führt. Ueber die Zeit, wann jene griechischen und albanesischen Einwanderungen stattgefunden haben mögen, fehlt es im Einzelnen an bestimmten geschichtlichen Nachweisen und Ueberlieferungen. Indeß fanden wir vor einiger Zeit in einem 1856 und 1857 in zwei Bänden in Athen erschienenen, neugriechisch geschriebenen Buche: *„Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου"*, von Arabantinos, der dazu gute Studien gemacht und seltene Quellen, auch mündliche Ueberlieferungen, benutzt hat, eine Nachricht, die in dieser Beziehung von Interesse ist. Nach derselben sollen nämlich in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, von der Zeit an, wo nach dem Tode des Georg Kastriota (Skanderbeg) im Jahre 1466 ganz Illyrien und Epirus unter die Botmäßigkeit der Türken geriethen, bis zum Jahre 1532 fortwährende Auswanderungen der christlichen Bewohner Illyriens und Albaniens nach der gegenüberliegenden Küste von Unter-Italien, namentlich nach Apulien, stattgefunden haben. Anfänglich wären zwar diese Einwanderer nach Art der Nomaden im Lande umhergezogen, allein mit der Zeit wären ganze Dörfer mit ihnen bevölkert worden, und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hätte es in Apulien sechzig solcher Dörfer mit ungefähr 60,000 Einwohnern gegeben, welche die albanesische Sprache geredet hätten.

Mannigfaltiges.

— **Briefpost in Holland.** Seit dem Jahre 1850 sind auch in Holland die Prinzipien der zuerst in England ausgeführten Briefpost- oder vielmehr Porto-Reform zur Anwendung gekommen, und wie überall, haben sie auch dort für den inländischen Verkehr sowohl, als für den mit dem Auslande, die segensreichsten Resultate geliefert. Folgende Tabelle gewährt eine anschauliche Uebersicht von dem gewachsenen Briefverkehr:

	Briefe für das Inland				Briefe für das Ausland		
	unfrankirte	frankirte	zusammen		unfrankirte	frankirte	zusammen
1848	3,741,168	582,864	4,324,032	1848	1,543,160	290,664	1,833,824
1857	11,342,804	2,156,423	13,499,237	1857	2,852,376	830,045	3,682,421

— **Griechisches Werk über Kreta.** Bei der Wichtigkeit der Insel Kreta (türk. Kandia) an und für sich, und in Bezug auf das heutige Königreich Griechenland, zu welchem sie noch zur Zeit nicht gehört, mit welchem aber vereinigt zu werden die dortigen Griechen schon mancherlei Versuche gemacht haben, die jedoch alle um so weniger erfolgreich gewesen sind, je mehr das für seine Interessen in der Levante großherzig besorgte England die Insel Kreta für sich haben möchte, und bei den kritischen und revolutionairen Zuständen der Insel, die in der jüngsten Vergangenheit ziemlich offen zu Tage getreten waren, machen wir hier um so lieber auf ein Werk aufmerksam, welches in griechischen Zeitschriften bereits im November 1858 angekündigt wurde. Es sind „Denkwürdigkeiten aus dem griechischen Unabhängigkeitskriege der Kreter" (*Ἀπομνημονεύματα ἐκ τοῦ ὑπὲρ τῆς ἑλληνικῆς αὐτονομίας πολέμου τῶν Κρητῶν*), die das Werk enthält, und dasselbe soll vierzig Druckbogen umfassen. Der Verfasser hat vom Anfange des Freiheitskrieges an, welcher auch auf der Insel Kreta schon im Jahre 1821 ausbrach, an den meisten Begebenheiten, welche er beschreibt, persönlichen Antheil genommen, und seine Darstellung zeichnet sich in gleichem Grade durch eine einfache und ungeschminkte Sprache, wie durch Genauigkeit aus. Es wird im Allgemeinen als eine Bereicherung der Literatur der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes und insbesondere als eine Ergänzung des Werkes von Trikupis anzusehen sein.

*) St. Gallen, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Sonnabend, den 12. Februar 1859. | № 19.

Italien.

Der Kaiser Napoleon III. und Italien.*)

Unter den vielen Sophismen und Machiavellismen, welche die Pariser Flugschrift: „Der Kaiser Napoleon III. und Italien", enthält, ist keiner so eklatant unwahr, wie der, daß Oesterreich darum gegen die Einführung von Reformen im Kirchenstaat und in Neapel sei, weil es im eigenen lombardisch-venetianischen Königreiche keine Reformen wolle. „Da Oesterreich", so heißt es wörtlich in der gedachten Schrift, „keine Reformen in seinen italiänischen Provinzen vornehmen kann, so darf es auch in anderen Theilen Italiens keine aufkommen lassen... Von Oesterreich die Anwendung eines milderen und liberaleren Regiments für die Lombardei verlangen, hieße ihm einen Selbstmord vorschlagen. Es ist klar, daß Oesterreich seine Herrschaft in Ober-Italien nur durch die Gewalt behaupten kann; eine jede Freiheit, die es diesem eroberten Lande gäbe, wäre eine Waffe, deren sich letzteres zu seiner Befreiung bedienen würde."

Dergleichen unrichtige Behauptungen im Munde eines Engländers würde man, bei den stolzen Forderungen, welche die Briten im Bewußtsein der eigenen Freiheit an das politische Leben anderer, von ihnen oft falsch beurtheilter Nationen zu machen pflegen, vielleicht entschuldigen können. Wenn jedoch ein Franzose im Jahre 1859 — ein Franzose, dem unmöglich unbekannt sein kann, was jedes französische Kind weiß, daß in seinem Vaterlande die Gewalt und nicht die Freiheit herrsche — Oesterreichs Herrschaft in der Lombardei spöttisch als eine Herrschaft der Gewalt im Gegensatze zu der der Freiheit bezeichnet, so ist das eine Unverschämtheit, wie man sie eben nur an der Seine haben kann.

Wir — der Schreiber dieser Zeilen und einige seiner Freunde, keine Oesterreicher, sondern Preußen — die wir kürzlich nach einander Paris, Mailand und Venedig besuchten, wir können dem Verfasser von „L'Empereur Napoléon III. et l'Italie", der wahrscheinlich seit längerer Zeit die beiden Hauptstädte des österreichischen Italien nicht gesehen hat, die Versicherung ertheilen, daß man in Mailand und Venedig weit freier athmet und weit ungenirter sich bewegt, als an der Seine.

Da ist erstlich keine Paß- und Fremden-Polizei, die den Reisenden belästigt; Niemand hat uns in Mailand, Venedig, Verona und anderen Orten, wo wir uns aufhielten, nach unseren Reise-Legitimationen gefragt, während wir in Frankreich sowohl an der Gränze, als in der Hauptstadt, nachdem wir uns für schweres Geld ein französisches Gesandschafts-Visa verschafft hatten, gleichwohl auf die unerträglichste Weise aufgehalten und inquirirt worden waren. Da ist ferner sowohl in Mailand als in Venedig eine ganze Schaar von politischen und literarischen Zeitungen, denen man nichts weniger als kaiserliche Censur oder Gendarmen ansieht, was man bekanntlich von den in Paris erscheinenden Blättern seit dem berühmten 2. Dezember nicht sagen kann.

Allerdings hatten, als wir im Herbste des Jahres 1858 in Ober-Italien waren, noch keine Turiner Emissaire die leicht erregbare studirende Jugend von Padua und Pavia zu verführen gesucht, und darum dürfte wohl auch die öffentliche Meinungs-Aeußerung damals im österreichischen Italien freier gewesen sein, als sie jetzt vielleicht ist. Wir sahen unter Anderem selbst, wie in einem an einem öffentlichen Platze gelegenen Café, nicht weit von dem Palaste der Brera, einige um einen runden Tisch sitzende Italiäner, denen ein junger Mann einen Artikel der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" aus dem Stegreif in's Italiänische übersetzt und vorgelesen hatte, dieses Blatt anzündeten und unter Evviva-Geschrei verbrannten. In Paris hätte eine solche öffentliche Demonstration gewiß eine schwere, polizeiliche Untersuchung zur Folge gehabt; in Mailand sagte uns ein österreichischer Offizier, mit dem wir zufällig einige Stunden nachher über den Vorgang sprachen: „Nun, wenn die Signori Italianissimi weiter nichts thun — das Vergnügen können wir ihnen schon lassen — eine Nummer der „Allgemeinen Zeitung" ist bald wieder von Augsburg ersetzt."

Ja, wir wiederholen, was wir bereits in diesen Blättern bei Gelegenheit der Schilderung unserer Reise auf der deutsch-adriatischen Eisenbahn nach Italien gesagt, Oesterreich unterdrückt die Italiäner nicht; es begünstigt sie vielmehr, was Munizipal-, Gewerbe- und andere Freiheiten betrifft, im Vergleiche mit seinen deutschen, slavischen, magyarischen und rumänischen Angehörigen; so daß es selbst an der deutschen Seite des Adriatischen Meeres in bürgerlicher Beziehung vortheilhaft ist, sich als Italiäner behandeln zu lassen.

Die Reformen in der Civil- und Gerichtsverwaltung, welche im Kirchenstaat, in Neapel, in Modena wünschenswerth und zur eigenen Sicherheit dieser Staaten nothwendig sind, braucht Oesterreich nicht zu fürchten; denn im lombardisch-venetianischen Königreiche, wo größtentheils noch die Rechtsnormen der früheren französischen Herrschaft in Kraft, wo alle Religionsbekenntnisse, alle Stände vor dem Gesetze gleich, wo die Heerstraßen sicher, Handel und Verkehr blühend sind, weiß man, wieviel den anderen italiänischen Staaten, mit Ausnahme Piemonts, noch fehlt, um zu den besseren Zuständen der Lombardei zu gelangen. Warum sollte also Oesterreich diese Reformen ihnen nicht gönnen und warum sie nicht herbeiführen helfen? Ja, warum sollte Oesterreich überhaupt nicht auch die Hand dazu bieten, unter den Staaten Italiens ein ähnliches Bundesverhältniß, wie in Deutschland, herzustellen? Vermöge der geographischen Lage, sowie des Umfanges und der Bevölkerung seiner italiänischen Provinzen, vermöge der moralischen Ueberlegenheit, welche die Lombardei und Venedig durch ihren Reichthum, durch ihre Intelligenz und durch ihre geordnete Verwaltung über die meisten anderen Staaten Italiens besitzen, scheint ihnen die Hegemonie auf der apenninischen Halbinsel unentziehbar, besonders so lange sie unter dem Scepter deutscher Fürsten sich befinden, deren mildes und wohlwollendes Regiment, im Vergleiche mit der von der Zeit Philipp's II. bis zu der des Utrechter Friedens in Mailand herrschend gewesenen spanischen Inquisitions-Regierung, sowie mit der bourbonischen Herrschaft in Neapel, von Allen, welche die Geschichte Italiens nicht erst aus französischen Flugschriften lernen, stets anerkannt worden ist.

Daß die deutsche Herrschaft in Italien nicht immer die schlechtere war, mußte selbst der piemontesische Graf Balbo, Verfasser des auch von dem französischen Publizisten zitirten historischen Werkes: „Delle Speranze d'Italia", zugeben. „In der Geschichte, wie in der Wirklichkeit", sagt er in diesem Buche, „giebt es keinen herberen Schmerz, als den, die Fremdherrschaft mehr loben zu müssen, als die einheimische. Doch der Wahrheit die Ehre. Und aus der Wahrheit allein entspringen gute Lehren, und für uns ist eine dieser Lehren, daß eine fremde Regierung, mag sie an sich auch noch so gut sein, im Endresultat für die Nation verderblicher wirkt, als eine noch so schlechte nationale." Dieser letzte Ausspruch, durch welchen die Wirkung des vorhergehenden Zugeständnisses geschwächt werden soll, ist jedoch in seiner Anwendung auf die österreichische Regierung in Italien ein bloßes Parteiwort im Interesse des Hauses Savoyen-Piemont. Verderblich auf eine Nation und ihren Charakter wirkt das Ausland nur dann, wenn es durch unmoralischen Einfluß überwiegt. Graf Balbo giebt aber, wie alle nationalen Geschichtschreiber Italiens, andererseits zu, daß der Zustand der apenninischen Halbinsel, als Oesterreich nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges die Herrschaft über die Lombardei antrat, ein überaus verderbter und unsittlicher war, auf welchen Deutschland mit seiner größeren Sittlichkeit und seinen humaneren Fürsten damals, wie seitdem fortdauernd, nur günstig hätte einwirken müssen.

*) „L'Empereur Napoléon III. et l'Italie". Paris, Didot.

wenn das seit Jahrhunderten in politischen und sozialen Lastern versunkene Italien für eine solche moralische Einwirkung empfänglich gewesen wäre.

Lassen wir indessen diesen Einfluß der deutschen Kulturbewegung auf die italiänische, die nun einmal anderen Bahnen folgt und sich der ersteren bewußt und unbewußt zu entziehen sucht. Mögen sich doch die italiänischen Staaten ebenso zu einander schaaren, wie es die deutschen gethan, die ja unter ihren Bundesfürsten ebenfalls auswärtige, der eigenen Nationalität nicht angehörende Souveraine besitzen. Fast gleichzeitig mit dem Grafen Balbo, der seine „Speranze" im Jahre 1845 veröffentlichte, hat ein deutscher, mit Italien sehr vertrauter und ihm nichts weniger als abgeneigter Diplomat, **Friedrich Kölle**, in seinem Buch über Italiens Zukunft,*) die Conföderation der italiänischen Staaten als das einzige praktische Mittel bezeichnet, die unsittlichen Bestrebungen der italiänischen Revolutionaire zu vereiteln und den billigen Forderungen der Nationalitäts-Partei zu entsprechen. „Deutschland und Italien", sagt er, „sind seit sechshundert Jahren demselben tragischen Schicksale verfallen gewesen. Das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen hat mit seinem Untergange auch die Einheit und Einigkeit beider Nationen mit sich ins Grab gerissen. Beide Völker haben sich abwechselnd vielfach geschadet, vielfach genützt, sie haben sich daher einander nichts vorzuwerfen, und obgleich die Sachlage vielfach verschieden ist, so giebt Deutschland dennoch jetzt manche Anknüpfungspunkte, wenn man von den seitherigen Bewegungen auf eine Gestaltung in der Zukunft mit einiger Sicherheit schließen soll. Vor Allem also ein **italiänischer Zollverein** („lega doganale", wie sie in der That bald darauf theilweise zu Stande kam)... Gemeinschaftlichkeit der überall in Italien bestehenden **Monopole** des **Salzes, Tabacks, Schießpulvers** rc., Gemeinschaftlichkeit der bisher so mangelhaft eingerichteten **Posten**, der Gesetzgebung über **Handel, Patente, literarisches Eigenthum**, Beschränkung des lästigen **Paßwesens** auf das unumgänglich Nothwendige, wechselseitige Inspizirung der **Bundestruppen** und harmonische Organisation derselben, ein mit gehöriger Machtvollkommenheit ausgerüstetes **Bundesschiedsgericht** — das darf, das wird das italiänische Volk von seinen Regierungen verlangen und das wird es erlangen, wenn es fortfährt, sich mit dem feinen Takt zu betragen, den es in der letzten Zeit gezeigt..." Leider brachen jedoch bald darauf die unglücklichen, revolutionairen Bewegungen des Jahres 1848 aus, die in Italien alle diese Hoffnungen vernichteten!

Kölle meinte damals zwar, daß das lombardisch-venetianische Königreich einstweilen noch außerhalb des italiänischen Staatenbundes bleiben könne; bei einer monarchischen Organisation desselben, wie in Deutschland, und unter dem Vorsitze des Kaisers von Oesterreich, als Königs der lombardo-venetianischen Provinzen, ist jedoch nicht abzusehen, warum sich dieser schönste, fruchtbarste und reichste Theil Italiens der politischen Regeneration desselben entziehen soll. Oesterreichs Macht wird dadurch nichts an Stärke verlieren, kann aber an moralischem Einfluß sehr viel dabei gewinnen. J. L.

Polen.

Ausstellung polnischer Alterthümer in Krakau.

(Schluß.)

„In dem erst später geöffneten fünften Saale befinden sich einige hundert Zeichnungen aus Pawlowski's wissenschaftlicher Sammlung, sowie über 1000 Diplome und Urkunden, welche theils der Magistrat und die Gewerke von Krakau, theils die Archive bedeutender Familien lieferten. Die besseren oder selteneren Zeichnungen sind an Wänden aufgehängt, die übrigen in zwei Mappen verschlossen, deren Durchsicht jedoch Jedermann gestattet ist; die Diplome, mächtige Fascikeln mit den erläuternden Aufschriften, befinden sich in Schränken, werden aber auch auf Verlangen vorgelegt.

„Kurz vor dem Schluß der Ausstellung, der auf den 11. Dezember angesetzt war, erhielt das Comité die Nachricht, die große Sammlung des Grafen Titus Dzialynski in Kurnik im Großherzogthum Posen, bestehend aus allerlei Waffen, Rüstungen, Schilden und einem Feld-Altar sei unterwegs. Der Grund, weshalb sie so spät erst abgeschickt wurde, ist nicht bekannt, für Krakau die Verzögerung aber von Vortheil, denn der Schlußtermin muß nun hinausgeschoben werden, und das Publikum, dessen Interesse an den Erinnerungen der Vorzeit in fortwährendem Steigen begriffen ist, hat noch länger Gelegenheit, seine Schau- und wohl auch Lernlust zu befriedigen.

„Wenn wir sämmtliche Abtheilungen der Reihe nach einer Prüfung unterwerfen, so können wir nicht in Abrede stellen, daß die Gesellschaft der Wissenschaften es sich hat eifrig angelegen sein lassen, eine Menge von Gegenständen zusammenzubringen, die der Besichtigung werth sind. Wenn sie jeden Weg aufsuchte, der zu einer Erweiterung des Wissens führen oder als Quellenstudium der Literatur zugute kommen kann, so hat sie durch die Ausstellung wenigstens nach Einer Seite hin ihr Ziel erreicht, denn in einem großen Publikum erwachte aufs neue ein schon etwas erkaltetes Gefühl für das Nationale, und die erneuerte, nähere Bekanntschaft mit der Vergangenheit wird sich auch von günstigem Einfluß auf die Literatur zeigen. Es stellte sich heraus, daß wir an Erinnerungen entschwundener Jahrhunderte noch sehr reich sind und es nur des Anstoßes bedurfte, um selbst in weiten Kreisen Theilnahme für solche Gegenstände zu erwecken, die gewöhnlich nur vom Fachgelehrten mit Aufmerksamkeit betrachtet und studirt werden. Wer hätte z. B. vermuthet, daß die Ausgrabungen ein so allgemeines und lebhaftes Interesse erregen würden, wie dies der Fall war; Leute, die sonst vor jeder gelehrten Abhandlung zurückschreckten, weilten stundenlang bei den Ueberbleibseln aus der Vorzeit, und ein gleichgültiges Gesicht auf der Ausstellung gehörte in Wirklichkeit zu den Seltenheiten. Man sah es den Besuchern deutlich an, daß sie stolz darauf waren, Vorfahren zu besitzen, welche die Sachen hinterlassen hatten, die man hier der Beschauung erschloß.

„Wenn wir der Gesellschaft der Wissenschaften, vornehmlich aber der archäologischen Abtheilung, welcher die Anordnung der Ausstellung übertragen war, für den Eifer und die Ausdauer, mit der sie zu Werke ging, unsere Anerkennung zollen, so lassen wir ihr nur eine Gerechtigkeit widerfahren, die sie in reichem Maße verdient. Sie wird es uns wohl nicht übel deuten und darin keine Schmälerung ihres Verdienstes finden, wenn wir uns hinsichtlich der Einrichtung des Ganzen, sowie der Aufstellung der Gegenstände, einige Bemerkungen erlauben. Sie werden als Beweis dienen, wie ernstlich uns die Ausstellung beschäftigt hat, und die Fingerzeige, die wir geben, können für später von Nutzen sein, wenn sie als tauglich anerkannt werden.

„Die Hauptaufgabe jeder Ausstellung muß wohl sein, den Besucher so vollständig als möglich mit dem Vorhandenen bekannt zu machen, ihm eine recht klare Uebersicht über das zu Sehende zu geben. Was zu einer archäologischen Ausstellung gehört, sind Ueberbleibsel aus längst vergangener Zeit, Gegenstände, die zu Bedürfnissen, Sitten, Gebräuchen oder Beschäftigungen in gewisser Beziehung stehen und daher sehr verschiedenartiger Natur sein müssen. Den Beweis für das eben Gesagte bietet die Krakauer Ausstellung, wo so mancherlei Sachen zusammengekommen sind. Um nun das Bekanntwerden mit dem Vorhandenen zu erleichtern, ist es durchaus nothwendig, zu sichten und bei der Aufstellung der verschiedenen Gegenstände vornehmlich danach zu trachten, daß beim Uebergehen von einer Abtheilung in die andere der Beschauer nicht nur den Eindruck des Ganzen, sondern auch der einzelnen Theile behalte. Deshalb mußten die Ausgrabungen, als die ältesten Denkmäler, die frühesten Spuren untergegangener Geschlechter, nicht nur eine besondere, sondern auch die erste, einleitende Abtheilung bilden. An diese Stelle weist sie ihr Alter und die Wissenschaft. Man hätte sie sämmtlich in Einem Raume unterbringen und nicht blos nach dem Fundort, sondern auch chronologisch ordnen sollen; ebenso wenig war es der Uebersicht förderlich, daß man die Gegenstände des Kultus mit den übrigen vermischt hatte.

„In der zweiten Abtheilung waren die Schöpfungen alterthümlicher Kunst unterzubringen, und zwar insoweit, als sie entweder polnischen Ursprungs sind oder polnische Gegenstände darstellen. Auch hier mußte die chronologische Reihenfolge eingehalten werden, um den Fortschritt in Sachen der Kunst verfolgen und beurtheilen zu können. Die dritte Abtheilung hatte Geräthe, Gefäße u. dgl. aufzunehmen, um dem Beschauer ein Bild zu geben, wie es in Haus, Hof, Küche rc. der Altvorderen aussah. Daß hierher auch Alles gehörte, was seiner Zeit leider bei berühmten Trinkgelagen eine Rolle spielte, versteht sich von selbst. In die vierte Abtheilung waren die Anzüge, mit Allem, was zu ihnen gehört, zu verweisen, schon aus ethnographischen Rücksichten; in die fünfte dagegen sämmtliches Jagdgeräth; die sechste mußte eine Sammlung der Embleme enthalten, die von geistlichen oder weltlichen Brüderschaften bei amtlichen Functionen oder bei Feierlichkeiten gebraucht wurden; die siebente alles Kriegsgeräth, mit genauer Berücksichtigung der verschiedenen Epochen, in denen es im Gebrauche war; die achte: die ganze Gruppe historischer Erinnerungen, also sämmtliche Gegenstände, welche von Personen herrühren, die sich auf irgend eine Weise einen Platz in der Geschichte verdient haben; die neunte endlich das weite Feld der Numismatik, die Siegel und Manuskripte.

„Durch das Vorstehende soll übrigens keineswegs gesagt sein, daß die Ausstellung aller Sichtung ermangele; sie ist im Gegentheil ersichtlich und in Bezug auf die Oertlichkeit, sowie auf die verhältnißmäßig nur kurze Zeit, die zur Aufstellung der Gegenstände verwendet werden konnte, sogar recht anerkennenswerth. Was man aber unbedingt vermißt, ist die Verfolgung eines gewissen Systems, wodurch denn oft Sachen neben einander kamen, die nicht im entferntesten zu einander gehören. So trifft man hier zuweilen ein Spielzeug neben

---

*) „Italiens Zukunft. Beiträge zur Berechnung der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung". Von Friedr. Kolle. Stuttgart und Tübingen, Cotta.

einer historischen Erinnerung, ein Ueberbleibsel der Kunst neben einem Stück Rüstzeug; beim Kirchenkelche stehen ein Helm und eine Kanone, bei Siegeln und graphischen Gegenständen liegen Fächer und silberne Löffel. Der Gürtel, den Kosciuszko dem Johann Potocki gab, gehört ebenso wenig neben den Riemen von Poniatowski's Patrontasche und einen Bauerngürtel, wie der Achat von Pulawski's Säbelscheide neben irgend eine Kleinigkeit, die unser Interesse in nur geringem Grade zu erregen vermag. Bei solcher Zusammenstellung ist es dem Beschauer ungemein schwer, zu behalten, was in dieser oder jener Abtheilung Alles vorhanden ist. Gleiche Verstöße sind in chronologischer Beziehung wahrzunehmen, und der Erzielung eines gewissen Effektes auf Kosten der Wissenschaft überhaupt zu sehr Rechnung getragen. Dies tritt besonders deutlich bei der Waffensammlung hervor, und darum gewinnt man auch durchaus keine klare Anschauung von demjenigen, was in diesem oder jenem Jahrhundert beim Angriff, sowie bei der Vertheidigung, gebräuchlich war.

„Die Vernachlässigung einer strengen Ordnung und Sichtung der vorhandenen Gegenstände ist unbedingt die schwächste Seite der so höchst interessanten Krakauer Ausstellung. Wir wollen damit weder gegen die wissenschaftliche Gesellschaft noch gegen die archäologische Abtheilung einen Tadel aussprechen, aber erwähnt mußte die Unvollkommenheit werden, schon deshalb, damit man bei späteren Ausstellungen, die hoffentlich nicht ausbleiben werden, sie vermeide. Das Hauptziel einer Ausstellung, wie die Krakauer, muß immer die Belehrung sein, und da ist denn keinesweges hinreichend, die vorhandenen Gegenstände in geschmackvolle Gruppen zu bringen. Ein zweiter, großer Uebelstand war der Mangel eines übersichtlich geordneten Katalogs. Daß die Sachen inventarisch eingetragen wurden, sowie sie ankamen, war sehr nothwendig, allein der Beschauer hatte dadurch weder Nutzen, noch Hülfe, ja durch das lange Suchen oft nicht unerheblichen Zeitverlust. Die Kürze der Zeit kann wohl auch hier als Entschuldigung für das von Vielen schmerzlich Vermißte gelten, aber hätte man es nur beim rechten Ende angegriffen, so war auch dieser Berg zu übersteigen, und der Besucher seinerseits würde mit Freuden ein paar Groschen und mehr gegeben haben, um einem ausreichenden Führer durch die aufgestellten Schätze folgen zu können. Daß keiner der Krakauer Verleger sich dieser Speculation bemächtigt hat, ist wirklich zu verwundern; in Deutschland würde man gewiß anders dahinter her gewesen sein.

„Um für die Zukunft die erforderliche Einheit in derlei Ausstellungen zu bringen, müssen die Einsender durchaus von der Forderung abstehen, daß dasjenige, was sie einliefern, nicht getrennt werde. Eine Alterthümer-Ausstellung ist keine Schaustellung, bei der es sich darum handelt, zu zeigen, was und wieviel Jeder zusammengebracht hat; sie hat eine ungleich höhere Bedeutung, nämlich Belehrung, und diese wird eine um so ausgedehntere sein, je mehr man bei der Aufstellung dem Sachverständigen freie Hand läßt. Das Letztere ist, wie es scheint, nicht immer und überall der Fall gewesen."

Spanien.

Das moderne Drama der Spanier.*)

Don Patricio de la Escosura.**)

Escosura hat elf Schauspiele veröffentlicht, unter denen das in zwei Theile zerfallende Drama: „Der Hof des Buen Retiro", besonders hervorzuheben ist. Der erste Theil wurde bereits 1837, der zweite 1844 geschrieben.

Dieses Drama spielt, wie schon der Titel andeutet, am spanischen Hofe, und zwar zur Zeit Philipp's IV. Die Liebe eines Edelmannes zur Königin und der Untergang des Ersteren in Folge derselben ist der Hauptinhalt des Stückes, welches nicht nur durch die Romantik dieses Verhältnisses, sondern auch noch durch die historischen Persönlichkeiten, welche hierbei mitspielen, interessant wird. Zugleich findet der Hof des Buen Retiro sowohl in seinen lebendigen Bestandtheilen als in seinen Sitten und Gewohnheiten, ja in den Aeußerlichkeiten der Wohnung, eine getreue Schilderung, die für uns um so anziehender wird, als uns die Schillersche Auffassung des spanischen Hofes in „Don Carlos" hierbei unwillkürlich vor Augen schwebt und zur Vergleichung auffordert.

Das Drama zerfällt in 5 Akte, diese wieder in Bilder (cuadros) und Scenen. Jeder Akt hat seinen besonderen Titel. Der erste: „Die Feuersbrunst", wird in zwei Bildern abgehandelt. Wir finden uns bei nächtlicher Weile im Garten des Buen Retiro, vor dem Palaste. Don Luis de Haro vertreibt sich die Zeit mit dem Hofzwerg. Beide erwarten den König, der, seiner schönen Gemahlin, „weil er sie so sicher besitzt", überdrüssig, eine anderweitige Liebes-Intrigue angesponnen hat. Die Königin beobachtet vom Balkone aus sein nächtliches Wegschleichen und beklagt sich gegen eine Hofdame bitter über ihre Vernachlässigung. Unterdeß erscheint der Graf Villamediana mit seinem Freunde Orgaz im Garten und spricht sich gegen diesen, so daß die Königin auf dem Balkon es hören kann, über seine leidenschaftliche Liebe zu ihr, die ihn hierher in ihre Nähe getrieben hat, aus. Orgaz redet ihm zu, den Gegenstand dieser unseligen Leidenschaft, die ihn verderben müsse, zu fliehen. Villamediana verspricht endlich, morgen Madrid zu verlassen. — Aber das Schicksal hat es anders beschlossen. — Während sie noch zusammen sprechen, entsteht Feuer in den Gemächern der Königin, man hört ihren Hülferuf und Villamediana klettert am Gitter empor, sie zu retten. Es gelingt ihm, und bald erblicken wir ihn in einem anderen Theile des Gartens mit der geretteten Königin, die sich erschöpft auf eine Bank niederläßt. Villamediana benutzt diesen Augenblick, um ihr seine Liebe zu enthüllen, während Orgaz, ein zweiter Posa, was die freundschaftlichen Beziehungen anbelangt, über ihre Sicherheit wacht, aber nicht verhindern kann, daß der heranschleichende Hofnarr einen Einblick in das Verhältniß gewinnt. Bald eilt auch der König auf den Feuerlärm, den sämmtliche Glocken Madrids machen, mit seinem Hofe heran. Die beiden Grafen theilen ihm ein Märchen über ihre zufällige Anwesenheit im Schloßgarten mit. Der König, erfreut über die Rettung seiner Gemahlin, sichert ihnen seine besondere Gnade zu. Der Hofnarr aber läßt sie merken, daß er besser weiß, was hier geschehen.

Wir erlauben uns, hier die Bemerkung einzuschieben, daß dieses Stück für die Spanier deshalb ein doppeltes Interesse haben muß, weil ihnen fast alle Persönlichkeiten desselben, durch Velasquez' Meisterpinsel verewigt, in der Gemälde-Galerie, Real Museo de Pintura in der Nähe des Buen Retiro, täglich vor Augen stehen.

Im zweiten Akte: „Der König als Dichter", treten wir in die Prachtsäle des Buen Retiro, wo Villamediana bereits so große Geltung gewonnen hat, daß Luis de Haro es für räthlich hält, seinen Oheim, den Graf-Herzog von Olivares, zu warnen und ihm zugleich einen Wink über die geheime Neigung des Grafen zu geben. Dieser säumt nicht, den König einstweilen im Allgemeinen gegen die böse Zunge der Poeten, worunter er Quevedo und Villamediana versteht, einzunehmen. Indessen hat jedoch der König, der selbst Poet ist, die bedeutendsten Dichter seines Hofes berufen, um einen Wettgesang abzuhalten, in welchem die Königin Schiedsrichterin sein soll. Calderon, Gongora, Quevedo und Villamediana rezitiren ihre Preisgedichte. Das des Letzteren ist ein Sonett, betitelt: „Unmögliche Liebe", dessen Anfangsbuchstaben die Worte: Isabel de Borbon, den Namen der Königin, bilden. Die Lesung des Gedichtes macht den König nachdenklich, der sofort die Poeten entläßt, um mit seiner Gemahlin selbst über den versteckten Inhalt des Sonetts zu sprechen. Die Königin will ihn nicht verstehen; sie betheuert ihre Unschuld in einer Weise, die ganz an die ähnliche Scene in Schiller's „Don Carlos" erinnert. Endlich nimmt ihr der König das Sonett aus der Hand, entdeckt jetzt auch noch das Akrostichon und zerreißt es wüthend und unter Drohungen, während die Königin in Ohnmacht sinkt.

Der dritte Akt: „Die Königin", zerfällt wieder in zwei Bilder. Das erste spielt im Atelier des Velasquez, der eben seine Diana mit Aktäon zu malen im Begriffe ist. Ihn besucht die Königin, die ihm dabei als Diana sitzt. Bald erscheint auch Villamediana, der Besteller des Bildes und in demselben als Aktäon dargestellt. Velasquez benutzt dieses Zusammentreffen, um zu malen, während der Graf der Königin von neuem von seiner Liebe spricht, die ihn ihrerseits von dem Vorgange mit dem Sonett in Kenntniß setzt. Kaum hat sich Villamediana entfernt, so erscheint der König, was nun auch die Königin, nach einigen kurzen Bemerkungen über seine grundlose Eifersucht, zur Entfernung veranlaßt. Der König, in gnädiger Stimmung, ersucht nun Velasquez um seinen Pinsel und malt ihm in dessen großem Bilde: „Die königliche Familie", in welchem sich Velasquez auch selbst dargestellt hat, mit eigener Hand das Ordenskreuz von Santiago auf die Brust.*) Bei dieser Beschäftigung findet ihn Luis de Haro und bringt ihm Villamediana's Sonett, das er sich von diesem verschafft hat, doch erst nachdem dieser Zeit gefunden, das Akrostichon abzuändern. Der König sieht betroffen, daß er sich getäuscht, und schreibt den scheinbaren Sinnestrug seiner Eifersucht zu.

Das zweite Cuadro führt uns in die Gemächer der Königin. Es ist gewissermaßen die Inscenesetzung des unter dem Namen „Las Meninas" (die Edelfräulein) bekannten Gemäldes des Velasquez und zeigt uns die Königin und ihre Damen mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Die Königin ist sehr gut gelaunt; man spricht von den am morgenden Johannisfeiertage stattfindenden Festlichkeiten, den Stier-

---

*) Vgl. Nr. 81, 92 und 101 des „Magazin" von 1858.

**) Escosura ist bekanntlich ein älteres Palais mit Garten, eine Art Sanssouci, in der Nähe des Alcala-Thores zu Madrid.

*) Diese Anekdote ist historisch. Man zeigt noch heute in dem Real Museo zu Madrid jenes Bild des Velasquez, auf dem er selbst mit dem vom Könige hineingemalten — ziemlich krummen Kreuz figurirt.

gefechten, Carousels u. s. w., an welchen der König und der ganze Hof sich betheiligen werden. Am heutigen Vorabend soll eine Velado, ein nächtliches Volksfest, sein. Die Königin hat eben beschlossen, die letztere mitzumachen, als sie einen Besuch vom Könige erhält, der sie zu ihrem Erstaunen um Verzeihung wegen seiner Eifersucht bittet und sie zugleich einladet, heute Nacht mit ihm den Soto, das Lustwäldchen, wo das Fest stattfindet, zu besuchen, was sie jedoch ausschlägt. Kaum hat sich der König zurückgezogen, so erscheint der Hofnarr, eine historische, von Velasquez' Pinsel gleichfalls verewigte Mißgeburt. Dieses Scheusal ist in die Königin verliebt und hat mit dem scharfen Auge der Leidenschaft Villamediana's Liebe und die Neigung der Königin für diesen entdeckt. Er wirft ihr diese Beschuldigung an den Kopf, indem er ihr die Fetzen jenes ersten Sonettes vorhält, das der König zerrissen, er aber gesammelt und wieder zusammengesetzt hat. Dieser Quasimodo sagt der Königin die schrecklichsten Dinge und droht, dem Könige Alles zu entdecken und sie und Villamediana zu verderben, wenn sie sich nicht ihm ergebe. Nach langen Bitten gewährt er ihr noch Einen Tag Bedenkzeit.

„Das Johannisblümchen" heißt der vierte Akt, nach dem Brauche der Mädchen, am Vorabend von St. Johann jenes Blümchen zu suchen, von dem man sich im Laufe des Jahres einen Freier verspricht. Im Lustwäldchen am Manzanares ist großes spanisches Volksfest mit Zelten, Kramladen, Tänzen, Gesängen, Zechgelagen, verschleierten Damen, Kavalieren, Häschern, Blinden und Bettlern. Villamediana und Orgaz wandeln durch die Menge; der Letztere dringt wiederholt in den Grafen, zu fliehen. Er wird hierin noch mehr bestärkt, als ein Vermummter seinem Freunde einen Zettel überreicht, worin derselbe gewarnt und aufgefordert wird, den Hof schleunigst zu verlassen, da er und „noch Jemand" schwer bedroht sei. Allein nun gerade will Villamediana nicht, er hält die Flucht für eine Feigheit, den Zettel aber für eine List, um ihn fortzubringen. In einer kurzen Zwischenscene zeigt Quevedo seinen Humor, offenbar nur, um ein Miniaturbild dieses Poeten anzubringen, was, wie manche andere Scene, als Fehler gerügt werden müßte, da sie nicht nothwendig zur Handlung gehören — wenn es nicht, wie schon der Titel zeigt, die Hauptaufgabe des Dichters gewesen wäre, ein getreues Lebensbild vom damaligen Madrider Hofe zu geben, wozu er dann benutzte, was in Schriften und Gemälden noch von jener Zeit Zeugniß giebt. — Unterdessen tritt auch die Königin mit einigen Hofdamen, von dem Könige, der sie nicht kennt, verfolgt, in die Scene. Es gelingt ihr, sich einen Augenblick von diesem loszuwinden und mit Villamediana zu sprechen, der sie anfangs nicht erkennt. Ohne sich zu nennen, beschwört sie ihn, Madrid sogleich zu verlassen. Da tritt der König wieder hervor, vom Hofnarren und de Haro gefolgt. Da er die Königin durchaus nicht erkennen darf, so werfen sich die beiden Grafen dazwischen und fangen mit dem Könige Händel an, wodurch die Damen Zeit gewinnen, zu entfliehen. Der Lärm führt einen Polizeikommissar herbei, der die Grafen, nachdem sie ihre Namen angegeben, laufen läßt, den König aber verhaftet, so daß dieser sich genöthigt sieht, dem Kommissar beim Schein einer Laterne sein Gesicht zu zeigen, worauf derselbe entsetzt auf die Kniee sinkt.

Der fünfte Akt, „Villamediana" betitelt, zeigt im ersten Bilde das Zimmer des Hofzwerges, der eben in schlechtester Stimmung vom Soto zurückkehrt; er hat die Königin erkannt, denn er ist ihr nachgegangen, bis sie in den Wagen stieg. Nach furchtbaren Betheuerungen, daß die Königin morgen in seinen Armen liegen müsse, schläft er endlich, vom Herumrennen erschöpft, ein. Da erscheint die Königin, um sich des verhängnißvollen Sonetts um jeden Preis zu bemächtigen. Sie sucht lange vergebens unter den Papieren auf dem Tische, bis sie sich endlich bebend dem schlummernden Scheusale nähert, zu ihrer Freude das Sonett in seiner Hand erblickt und es ihm entreißt. Der Hofnarr erwacht, wähnt anfangs, die Königin sei gekommen, um sich ihm hinzugeben, bis er wüthend den Verlust entdeckt, aber vom Dolche der Königin bedroht, diese ungehindert ziehen lassen muß. — Das zweite Bild enthüllt den prächtigen Ballsaal des Buen Retiro. Aus einer Unterhaltung zwischen Calderon, Quevedo und Velasquez erfahren wir, daß bei dem am Morgen stattgehabten Stiergefechte der Graf von einem Stiere hart bedrängt wurde, was die Königin zu einem Ausrufe leidenschaftlicher Angst veranlaßte — eine Scene, die abermals an „Don Carlos" erinnert.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Zur Handelsgeschichte Venedigs und Genua's. Die deutschen Gelehrten Tafel in Ulm und Thomas in München haben es unternommen, die „Urkunden zur älteren Staats- und Handelsgeschichte Venedigs mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante" zu bearbeiten — ein Werk, das die k. k. Akademie zu Wien bereitwilligst unterstützte und in ihre (1856—1857 erschienenen) „Geschichtsquellen Oesterreichs" aufnahm. Gleichzeitig hat der Professor Ercole Ricotti zu Turin in der großen Sammlung „Monumenta historiae patriae" einen vollständigen Abdruck des „Liber jurium" von Genua publizirt. Aus beiderlei Urkunden-Sammlungen ist zu entnehmen, in welcher großen Ausdehnung und mit welchem ungeheuren Erfolge Venedig und Genua sich im Mittelalter des Welthandels bemächtigt hatten. „Ein weiter Länderkreis (sagt ein Berichterstatter in der „Allgemeinen Zeitung") thut sich auf vor uns als das Handelsgebiet, welches Venetianer und Genuesen nicht etwa blos ab- und zugehend besuchten, sondern mit größeren und kleineren Kolonieen besetzten. Die Kaiser von Byzanz und Trapezunt, die Chane der Krim, die Sultane von Iconium und Aleppo, die Könige von Armenien, die Fürsten der Kreuzfahrerstaaten, die Herrscher von Aegypten, Tunis und Marokko treten in diesen Urkunden auf, Verträge schließend, Handelsvortheile gewährend und Handels-Niederlassungen gestattend". Auch für die mittelalterliche Geographie des südöstlichen Europa, West-Asiens und Nord-Afrika's, sowie für die Geschichte der Kirche im Orient, erwächst aus diesen Sammlungen mancher nicht unerhebliche Gewinn.

— E. v. Lasaulx über die prophetische Kraft der Seele. Von diesem feinen und geschmackvollen Kenner des klassischen Alterthums erschien im vorigen Jahre zum funfzigjährigen Doktor-Jubiläum Friedrich's von Thiersch in München eine ebenso durch ihren Gegenstand als durch dessen Behandlung anziehende und ungemein anregende Schrift: „Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern",*) auf welche wir hier mit einigen Worten aufmerksam machen möchten. Der Verfasser hielt es mit Recht der Mühe werth, die prophetische Kraft der Seele mit Hinsicht auf gewisse, von weltlichen Dichtern des Alterthums und der neueren Zeit, sowie von Geschichtsschreibern, Staatsmännern und Philosophen als Prophetieen ausgesprochene, durch den Erfolg bestätigte Aussprüche näher zu untersuchen und diese geheimnißvolle Kraft zu erklären. Er hat seinen Gegenstand unbefangen, aber mit Liebe behandelt, „ohne die", sagt er, „sich mir nichts gestalten will". Die Zusammenstellung der besprochenen Stellen aus der alten und neuen Literatur hat in dem Wunderbaren der in ihnen enthaltenen, nachgehends thatsächlich bestätigten prophetischen Aussprüche etwas unendlich Fesselndes und Spannendes, und es ist oft schwer, davon loszukommen mit seiner Betrachtung und mit der Vertiefung des Geistes in diese Räthsel der menschlichen Seele und in ihre Lösung. Auch die Erklärung des Verfassers von jener prophetischen Kraft zieht in hohem Grade durch philosophische Feinheit und religiösen Tiefsinn an, und sie muß dem unbefangenen Denker vollkommen genügen durch die von Liebe, Glaube und Freiheit durchdrungene und getragene Anschauung, von welcher der Verfasser ausgeht und zu der er gelangt. Eine andere Ergründung des Räthsels läßt sich nicht denken, oder — sie ist überhaupt gar nicht möglich. Im Einzelnen gedenken wir hier nur der merkwürdigen Prophezeiung Platon's auf Christus, von der bemerkt wird, daß in den heiligen Büchern der Juden keine großartigere Weissagung sich finde; andere Prophetieen, die das deutsche Reich und die politische Zukunft desselben betreffen, sind in der That zu unheilverkündend, als daß man solche Kassandra-Stimmen nicht lieber — überhören möchte. Wollte man übrigens darauf sich einlassen, die von Lasaulx aufgestellten und besprochenen Prophezeiungen der Zahl nach zu vermehren, so wäre dies eine leichte Sache, ohne daß man jedoch, mit Hinsicht auf die von ihm selbst S. 3 abgegebene Erklärung, hierunter irgendwie einen Vorwurf der Unvollständigkeit als berechtigt ansehen dürfte. Denn namentlich die bekannte und merkwürdige Prophezeiung Niebuhr's vom 5. Oktober 1830, die in den Jahren 1848 und 1849 sich in der That erfüllen zu wollen schien, sowie die in anderen Beziehungen ebenfalls merkwürdigen Prophezeiungen des Engländers Gibbon und des Italiäners Manzoni, welche Beide nach der Art des römischen Dichters Horaz über die Unsterblichkeit ihrer Werke, Ersterer in Ansehung seiner „History", Letzterer in seiner erhabenen Ode: „Il cinque Maggio", sich aussprachen, hätten außerdem wohl eine Erwähnung verdient.

K.

*) München, literarisch-artistische Anstalt.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 15. Februar 1859. № 20.

England.

Robert Burns' hundertster Geburtstag.

Wir werden im nächsten Herbst Schiller's hundertsten Geburtstag zu feiern haben. Sehen wir, wie die Engländer und Schotten denselben Tag ihres großen Dichters (25. Januar) zu einem Feste erhoben.

Die Hauptfeierlichkeiten entfalteten sich in den kolossalen, glänzenden Räumen des Krystall-Palastes, die für jeden Umfang und jede Art von Festlichkeiten Raum genug haben, für thurmhohe Trophäen des Waffenruhmes oder des Weihnachtsbaumes für Kinder, für Händel-Feste, Hühner- und Kaninchenschau, 500,000 Blumen und 20,000 Gäste.

Als er noch lebte, der schottische Bauerjunge, berühmt genug, aber als Accise-Beamter bei Seite geworfen, würde natürlich keine Compagnie daran gedacht haben, ihm etwas zum Geburtstage zu schenken. Auch Professor Schiller feierte noch während der letzten Jahre seines Lebens seinen traurigen Geburtstag im November theilnahmlos und im zerrissenen Schlafrocke.

Aber schon längst todt und ein hundertster Geburtstag, das ist etwas ganz Anderes. Geben Sie Acht, die hundertsten Geburtstage werden eine Manie. Just vor hundert Jahren, und darum herum, wurden alle möglichen großen Männer geboren. Also eine günstige Zeit für die Centesimal-Manie.

Burns war just eine gute Speculation für die immer geldgierigen Börsen der Krystall-Palast-Compagnie, und sie machten wirklich etwas mit ihm.

Zürnen Sie nicht ob dieses Tones, der glänzenden Feier gegenüber. Der reiche Schuster, der jetzt an der Spitze der Krystall-Palast-Compagnie steht und der die Armen, die ihm dienen, ärger behandelt, als Burns jemals zornig rügte, der erst neulich auf die brutalste Weise alle deutsche Mitglieder des Orchesters entließ, die aus Ehrgefühl für ihre Person und ihre Kunst sich weigerten, von einem aus Holz sehr unsicher zusammengenagelten Riesen-Plumpudding herab, den Kindern zum Tanze aufzuspielen — dieser reiche Schuster und seine Mitregenten haben vor dem in Armuth gestorbenen Burns ebenso wenig Achtung, wie vor lebenden Dichtern.

Aber das Fest fiel doch großartig und glänzend aus, da der hundertste Geburtstag des berühmten Volks-Dichters gut zu Lockspeise verarbeitet worden und alles mögliche für Effekt und Feierlichkeit ausgefunden worden war. Die zwei Eisenbahnen aus den beiden Haupttheilen der von 3 Millionen Menschen durchwimmelten Stadt führen ohnehin alle Tage Leute genug auf die heiteren Höhen und in die glänzenden Räume des Krystall-Palastes. So war es kein Wunder, daß von den 3 Millionen es 15,000 möglich gemacht, ihre 18 Pence oder zwei Shillinge pro Person und die nöthige Zeit für diesen Tag zu bestimmen. Höhere und höchste Klassen schienen gar nicht unter den 15,000 Menschen zu sein. Es war ja ein plebejer „Shillingtag", nicht exklusiv, wie die Guineen-Konzerte zur Händel-Feier. Verhältnißmäßig sehr viel Besucher trugen schottische Plaids in allen möglichen Farben und Formen, von dem brillanten seidenen Stewart-Tartan, bis herab zu den armseligen Shawls, welche bescheidenere Verehrer des schottischen Barden, ihm zu Ehren, heute in allen möglichen Würfen und Windungen um sich gehängt. Die Compagnie hatte auch für lauter schottische Gerichte in der Speise-Halle erster Klasse gesorgt. Aber die großen Massen aßen aus ihren Körben echt Englisch und tranken nationalen Porter dazu, der im Krystall-Palaste theurer ist, als irgendwo in London. Selbst für ein Glas schmutziges Wasser, das ich nicht trinken konnte, mußte ich zu meinem Kaffee bezahlen, den ich, für 6 Pence (5 Sgr.) die Tasse, ebenfalls nicht zu trinken im Stande war.

Doch genug der Einleitung. Um 12 Uhr begannen die Feierlichkeiten mit Enthüllung einer kolossalen Büste des Dichters im großen Mittel-Transepte, dem nahestehenden kolossalen Händel-Orchester und der furchtbar schreienden und donnernden Orgel gegenüber. Gleichzeitig wurden die gesammelten Reliquien des Dichters zugänglich gemacht: zwei Portraits, von denen eines ihn als Poetam laureatum in der Freimaurer-Loge zu Edinburg darstellt, sein Schreibtisch, seine Schnupftabacksdosen, eine einzige graue Locke von seinem Haar, viele Originalbriefe und Manuskripte seiner Gedichte, auch das Kästchen des Alkoholometers, den er als Accise-Einnehmer gebrauchen mußte, um nicht zu verhungern. Diese und andere Reliquien waren von seinen noch lebenden Söhnen, den Colonels William Nichol und James Glencairn Burns geliefert worden. Ich bekam mehrere Briefe zu Gesicht, allerdings nach langem Gedränge, auch den auf dem Todtenbette an seinen Vetter James Burns geschriebenen, in welchem er mit zitternder Hand um — etwas Geld bittet, da es ihm und den Seinen am Allernöthigsten fehle. Und jetzt dieser Jubel, diese Tausende von Pfunden Umsatz und dieser Profit an seinem hundertsten Geburtstage! Die Compagnie muß ein schönes Geschäft gemacht haben: 15,000 Shillinge Entrée, vielleicht ebenso viel von dem Restaurant, der auf jedes verkaufte Billet 2 Pence an die Compagnie zahlen muß, mag der Inhaber des Billets etwas verzehrt haben oder nicht, vielleicht ebenso viel Shillinge von ausgebotenen und ausgeschrieenen, nachgedruckten Facsimiles, kleinen Reliefs, photographischen Portraits, verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte, Compositionen derselben, die gesungen wurden im Konzert u. s. w.

Um 2 Uhr begann das Konzert des zerrissenen, vorher meisterhaften deutschen Orchesters, verstärkt durch ein englisches, viele Sänger und Sängerinnen; aber man hörte nicht viel davon in den maßlosen Räumen, in welchen just die besten und innigsten Töne spurlos oder in ein häßliches Geräusch verhallten. Von den Sängerinnen drang blos die helle, mächtige Miß Dolby durch, besonders mit dem Verse von Thomas Oliphant:

> Now fare well, Rob; thou'st run thy race.
> But shame to them and black disgrace
> Who raised thee first above thy place,
> Then left thee there to stand or fa'.
> Yet while thy fate all Scotia mourns,
> We'll sing whene'er this day returns,
> "In memory of Robie Burns,
> Hereabout and far awa'!"

Der erste Theil des Konzerts schloß mit einem mächtigen Chor: „God save the Queen", und einem Schluß-Solo von Miß Ranford, welche sehr deutlich und lieblich folgende Worte sang:

> Long live her daughter fair,
> Lov'd wife of Prussia's heir,
> And future Queen!
> On this, their wedding-day,
> Sing we a joyful lay:
> God bless them both, we pray!
> God bless the Queen!

Burns' hundertster Geburtstag war auch die erste Jahres-Erinnerung an die Hochzeit des preußischen Thron-Erben und der ältesten Tochter der geliebten englischen Königsfamilie. Es wäre schön, wenn dieses Zusammentreffen der Poesie und der geistigen Arbeit in Deutschland überhaupt, die so oft und so drückend beeinträchtigt ward, von nun an uns künftig zugute käme.

Vor dem Anfange der zweiten Konzert-Abtheilung wurde das Preisgedicht entsiegelt und von dem berühmten Shakspeare-Kultivator, dem Direktor des Sadlers' Wells-Theater, Mr. Phelps, wirksam und würdig vorgetragen. Manche Leute (und ich oft selbst) sind mir gram, weil ich so wenig Gutes aus England zu sagen weiß. Ist es

ein Mangel an Empfänglichkeit für das Große und Schöne in England? Nein, jetzt empfand ich es, wie nie. Das war ein großer, schöner, herzerwärmender Moment, als Phelps diese aus 122 konkurrirenden Gedichten ausgewählte Ode dem horchenden, lauschenden, an den besten Stellen in begeisterten Beifall ausströmenden Publikum mit künstlerischer Kraft und Wärme vortrug. Die Scene war einfach, aber groß, gewaltig und herzerquickend schön.

Das geräuschvollste Kunterbunt von 15,000 Köpfen andächtig lauschend unter dem schwindelnd hohen krystallenen Gewölbe, unter welchem Tausende von Statuen und Büsten und grüne Bäume und duftige Kinder des Frühlings eine ewige, edele Heiterkeit ausstrahlen; jedes Wort deutlich und warm in Tausende von Herzen dringend und einem unsterblichen Dichterherzen huldigend. Solche Momente sind schön, und für solche hab' ich ein Herz und einen Sinn in voller Weichheit und Empfänglichkeit.

Ich wollte die preisgekrönte Ode übersetzen, finde aber, daß die männlichen englischen Reime schwer wiederzugeben sind, so daß ich die Uebertragung einer späteren Zeit oder Anderen überlasse.

Sie lautet so:

We hail this morn
A century's noblest birth!
A poet peasant-born
Who more of fame's immortal dower
Unto his country brings
Than all her Kings.

As lamps high set
Upon some earthly eminence,
And to the gazer, brighter thence
Than the sphere-lights they flout,
Dwindle in distance and die out,
While no star waneth yet;
So thro' the past's far-reaching night
Only the star-souls keep their light.

A gentle boy, —
With moods of sadness and of mirth,
Quick tears and sudden joy —
Grew up beside the peasant's hearth.
His father's toils he shares;
But half his mother's cares,
From his dark searching eyes,
Too swift to sympathize
Hid in her heart she bears.

At early morn
His father calls him to the field;
Through the stiff soil that clogs his feet,
Chill rain and harvest heat,
He plods all day; returns to eve outworn,
To the rude fare a peasant's lot doth yield; —
To what else was he born?

The God-made King
Of every living thing
(For his great heart could hold them all)
The dumb eyes meeting his by hearth and stall —
Gifted to understand,
Knew it, and sought his hand;
And the most timorous creature had not fled,
Could she his heart have read,
Which fain all feeble things had blessed and shelteréd.

To Nature's feast
Who knew her noblest guest
And entertained him best,
Kingly he came. Her chambers of the East
She drop'd with crimson and with gold,
And pour'd her pure joy-wines
For him the poet-soul'd;
For him her anthem roll'd,
From the storm-wind among the winter pines
Down to the slenderest note
Of a love-warble from the linnet's throat.

But when begins
The array for battle and the trumpet blows,
A King must leave the feast and lead the fight.
And with its mortal foes —
Grim gathering hosts of sorrows and of sins —
Each human soul must close,
And Fame her trumpet blew
Before him; wrapp'd him in her purple state
And made him mark for all the shafts of Fate,
That henceforth round him flew.

Though he may yield,
Hard-press'd and wounded fall,
Forsaken on the field,
His regal vestments soil'd;
His crown of half its jewels spoil'd,
He is a King for all.
Had he but stood aloof
Had he arrayed himself in armour proof
Against temptation's darts!
So yearn the good; so those the world calls wise,
With vain presumptuous hearts
Triumphant moralise.

Of martyr-woe
A sacred shadow on his memory rests.
Tears have not ceas'd to flow;
Indignant grief yet stirs impetuous breasts,
To think, — above that noble soul brought low
That wise and soaring spirit fool'd, enslaved, —
That thus had he been saved.

It might not be!
That heart of harmony
Had been too rudely rent,
Its silver chords which any hand could wound,
By no hand could be tun'd
Save by the Maker of the instrument,
Its every string who knew,
And from profaning touch his heavenly gift withdrew.

Regretful love
His country fain would prove
By grateful honours lavish'd on his grave,
Would fain redeem her blame
That he so little at her hands can claim,
Who unrewarded gave
To her his life-bought gift of song and fame.

The land he trod
Hath now become a place of pilgrimage,
Where dearer are the daisies of the sod
That could his song engage.
The hoary hawthorn wreath'd
Above the bank on which his limbs he flung
While some sweet plaint he breath'd;
The streams he wander'd near;
The maidens whom he loved — the songs he sung;
All, all are dear.

The arch blue eyes,
Arch but for love's disguise —
Of Scotlands daughters, soften at his strain;
Her hearty sons sent forth across the main
To drive the ploughshare thro' earth's virgin soils
Lighten with it their toils,
And sister lands have learned to love the tongue
In which such songs are sung.

For doth not Song
To the whole world belong?
Is it not given wherever tears can fall,
Wherever hearts can melt, or blushes glow,
Or mirth and sadness mingle as they flow,
A heritage to all?

(Schluß folgt.)

Spanien.

Das moderne Drama der Spanier.

Don Patricio de la Escosura.
(Schluß.)

Unterdessen hat der rachsüchtige Zwerg Alles, was er von dem Verhältnisse des Grafen zur Königin weiß, dem Könige mitgetheilt. Dieser, außer sich vor Zorn und Rachgier, überzeugt sich zuerst durch ein kurzes Verhör des Velasquez, daß dieser wirklich jene Diana für den Grafen male, und daß die Königin ihm dazu gesessen. Diese aber, ahnend, daß ihr unbesonnener Ausruf bei dem Stiergefechte, in Verbindung mit der Verrätherei des Hofnarren, die schlimmsten Folgen haben müsse, bietet Alles auf, um den Grafen in Sicherheit zu bringen. Es gelingt ihr auch, ihn auf dem Balle aufzufinden und ihn nochmals zu warnen. Aber der Eigensinnige will nicht fliehen; dies reißt sie zu dem Geständnisse hin: Si amaros alcanza que os vais, mi desvío ceso, Conde mio! (Wenn die Gewißheit, geliebt zu sein, Euch zur Flucht bestimmen kann, dann will ich es nicht mehr verhehlen, theurer Graf!) — Entzückt entfernt sich Villamediana, aber das Verderben folgt ihm auf dem Fuße. Schon ist der Trabant auf der geheimen Treppe aufgestellt, um ihn zu tödten. Die vertraute Hofdame wird zum Könige berufen und ihr unter Bedrohung des Lebens der Auftrag ertheilt, dem Grafen ein Billet mit einem Schlüssel, angeblich von der Königin, einzuhändigen, das ihn nach jener Treppe bestellt. Inzwischen fällt dem Hofnarren bei, daß er mit der Rache eigentlich nichts gewinne. Er will die Königin von der drohenden Gefahr benachrichtigen und ihr noch einmal die Rettung Villamediana's um den Preis ihrer Ehre anbieten. Aber auch das ist zu spät

Schon hat der Graf Brief und Schlüssel in Händen, und mit den verhängnißvollen Worten: „Llave para mi del cielo, contigo empieza otra vida!" (Du für mich ein Schlüssel zum Himmel, mit dir beginnt ein anderes Leben!) — ist er im Begriffe, den Zugang zu der geheimen Treppe zu öffnen. Da stürzt die vom Hofzwerge benachrichtigte Königin heran, aber der König hält sie zurück, und während sie Villamediana zuruft, tönt schon sein Todesschrei und der Trabant tritt mit blutigem Dolche herein. Sie aber wird von dem Könige nach dem Ballsaale zurückgeschleppt.

Aus dieser Geschichtserzählung mag hervorgehen, wie sehr das Drama den Zuhörer zu spannen geeignet ist. Auch ist eine scharfe Zeichnung der Charaktere nicht zu leugnen; das Bild des spanischen Hofes ist bis in's Detail gut ausgeführt und für die richtige Auffassung der Geschichte jener Zeit sehr werthvoll; endlich sind die Verse, in denen das Stück geschrieben ist, schön, kräftig und gedrängt. Dagegen muß zugegeben werden, daß das Drama jener tiefen Poesie in Wort und Gedanken ermangelt, welche die alten Spanier auszeichnet, daß die Leidenschaft weniger Raum und Ausdruck findet als die Intrigue und das Ganze deshalb mehr an Scribe — den die modernen Spanier überhaupt gern nachahmen — als an Calderon erinnert. Wenn aber die edle Leidenschaft darin zu kurz kommt, so fällt die wahrhaft ekelhafte des Zwerges um so widriger auf. Wir wissen nicht, ob derselben eine historische Wahrheit zugrunde liegt; aber jedenfalls wäre eine weniger grelle, ästhetischere Darstellung derselben zu wünschen gewesen.

Die Aehnlichkeit im Uebrigen mit Schiller's „Don Carlos" haben wir bereits angedeutet. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich nicht nur auf das Hauptthema und einzelne Situationen, sondern auch auf die Charaktere: Philipp IV. und Philipp II., Isabel de Borbon und Elisabeth v. Valois, Villamediana und Don Carlos, Orgaz und Posa, Guiomar und Mondecar, Olivares und Alba.

Ob diese Aehnlichkeit eine zufällige, aus dem Thema selbst unwillkürlich entstandene, oder eine Folge der Lektüre von Schiller's „Don Carlos" ist, wollen wir nicht entscheiden; doch glauben wir, das Letztere annehmen zu dürfen, da Schiller's „Don Carlos" für die spanischen Dichter natürlich von besonderem Interesse sein mußte, um so mehr, als er darin den echt spanischen Ton traf und, ohne Spanien und Spanier je gesehen zu haben, doch den dortigen Hof selbst in seinen Aeußerlichkeiten mit großer Wahrheit, oder besser Divination, schilderte. Ob wohl die Jugend-Erinnerungen Schiller's an Solitude, Schloß und Schloßgarten zu Ludwigsburg, die in ihrem Rokoko-Charakter so große Aehnlichkeit mit Aranjuez und Buen Retiro haben, dazu beigetragen, daß er diese so richtig zu schildern und die rechten Bewohner für die prunkvollen Räume zu gestalten wußte!

Im zweiten Theile des „Corte del Buen Retiro" finden wir die meisten Persönlichkeiten des ersten Theiles wieder: Olivares, dessen Einflüsterungen zum Verderben Villamediana's mitgewirkt, ist nun Alleinherrscher, der König sein Werkzeug; die verlassene Königin verbringt ihr Leben in Einsamkeit und Trübsal; Orgaz brütet Rache für seinen Freund; Quevedo ist der alte Satiriker; de Haro, von Olivares entfernt, intriguirt gegen diesen, der überhaupt überall offene und geheime Feinde hat, aber auch Alles aufbietet, um diese vom Hofe zu entfernen oder zu vernichten. Unter diesen Feinden steht die schöne und schlaue Herzogin von Osuna oben an, und ihre Intriguen bilden das Hauptthema dieses Theiles. Endlich gelingt es der Königin, den König in einer Vermummung von neuem zu fesseln; weitere Zufälligkeiten vernichten Olivares' Gegenminen und öffnen dem Könige die Augen über die Unschuld seiner Gemahlin und die schlechte Politik des Olivares. Dieser fällt, der König söhnt sich mit seiner Gemahlin aus und will fortan selbst die Geschike Spaniens leiten.

Wie häufig zweite Theile, entbehrt auch dieser einer gewissen Frische der Darstellung, aber auch eines gewissen tieferen Gehaltes. Während der erste immer noch der Leidenschaft einigen Spielraum giebt, findet man hier nur Intriguen, die, zu breit ausgesponnen, auch dadurch noch an Interesse verlieren. Auch ist das Bild des Hofes ein matteres, weniger charakteristisches als im ersten Theile, während die Ausführung der Charaktere rühmenswerth bleibt. Fast scheint dieser zweite Theil nur geschrieben, um poetische Gerechtigkeit für den ersten zu üben, da dort der Raum hierzu gebrach. Doch hätte dann auch der Zwerg, von dem weiter nichts mehr verlautet, hier wieder auftreten und seinen Theil bekommen müssen.

Ungleich interessanter und von großer dramatischer Wirkung ist das eigentliche Thema dieses zweiten Theiles, der Sturz des Olivares, von Don Florentino Sanz in seinem Drama: „Don Francisco de Quevedo", behandelt worden. A. S.

Rußland.

August Ahlquist's Reisen und Forschungen.

Wenige Tage vor Ablauf des Jahres 1858 kehrte der Magister August Ahlquist von seiner fast dreijährigen Reise zu den finnischen Stämmen im östlichen Rußland und Sibirien nach St. Petersburg zurück. Durch seine früheren Reisen hatte sich Ahlquist eine umfassende Kenntniß der finnischen Sprache und ihrer Mundarten erworben. So hatte er im Jahre 1846 im Auftrage und auf Kosten der finnischen Literaturgesellschaft in den Gegenden an der Ostgränze Finnlands Lieder gesammelt; im Jahre 1847 auf eigene Kosten zu demselben Zwecke eine Reise zu den archangelschen Karelen unternommen; in den Jahren 1854 und 1855 mit Unterstützung der obengenannten Gesellschaft und der Alexander-Universität in Ingermanland und Olonetz Reisen gemacht, hauptsächlich um die Sprache der sogenannten Tschuden zu erforschen, deren südliche Mundart, das Wotische, Ahlquist in einer besonderen Grammatik dieser Sprache behandelt hat. Als Sprachproben befinden sich unter dieser im Jahre 1856 in den „Acta Societatis Scientiarum Fennicae" herausgegebenen Sprachlehre unter anderen eine Anzahl von Ahlquist aufgezeichnete wotische Lieder, welche auch mit einer deutschen Uebersetzung von Herrn A. Schiefner im Bulletin der St. Petersburger Akademie abgedruckt sind. Auf der letztgenannten Reise weilte Ahlquist auch drei Monate in Dorpat, um die estnische Sprache und deren Literatur zu studiren. Die Resultate dieses Studiums hat Ahlquist in einer finnisch abgefaßten Uebersicht über diese Literatur niedergelegt und in dem Jahrgange 1855 der Zeitschrift „Suomi" abgedruckt.

Also vorbereitet, unternahm Ahlquist zu Anfang des Jahres 1856 seine Reise zu den östlichen finnischen Völkerschaften. Die materiellen Mittel zu dieser Reise bildete ein Reisestipendium für junge Gelehrte, welches im Jahre 1842 der Thronfolger, unser nunmehr regierender Kaiser Alexander, bei seinem Besuch in Helsingfors gestiftet hat, und welches deshalb Alexander-Stipendium heißt. Von St. Petersburg begab sich Ahlquist nach Kasan, wo er sofort mit dem Studium des Tschuwaschischen begann. Diese tatarische Sprache wählte er zum ersten Gegenstande seiner Forschung, theils um mit dem Geist der tatarischen Sprachen näher bekannt zu werden, theils um sich zu vergewissern, ob und in welchem Maße finnische Sprachen einen Einfluß auf das Tschuwaschische ausgeübt haben. Zu gleicher Zeit studirte er auch die kasansche Mundart des Tatarischen. Im Mai begab er sich auf ein Dorf im Tschuwaschenlande und setzte dort während zweier Monate seine tschuwaschischen Studien weiter fort. Gegen den Herbst beschäftigte er sich mit der Sprache der zunächst wohnenden Tscheremissen, wandte sich aber darauf im Gouvernement Simbirsk den zuvor genannten Studien zu, welche erst zu Anfang des Jahres 1857 beendigt wurden. Darauf legte sich Ahlquist auf das Mordwinische, dessen Ersa-Mundart er im Laufe von fünf Monaten im ebengenannten Gouvernement studirte, wonächst er eine ebenso lange Zeit auf das Studium der Mokscha-Mundart in den Gouvernements Pensa und Tambov verwandte. Den Herbst 1857 und den Winter brachte Ahlquist in Kasan zu und ordnete unterdessen den größten Theil seiner bisherigen grammatikalischen und lexikalischen Sammlungen. Im Mai 1858 begab er sich auf eine Reise nach dem westlichen Sibirien, um die bisher so gut wie unbekannte wogulische Sprache zu untersuchen.

Die Wogulen, welche früher nachweislich den ganzen mittleren Ural auf beiden Seiten des Hauptrückens innegehabt haben, sind jetzt auf den östlichen Theil dieses Gebirges beschränkt und haben ihre Wohnsitze vornehmlich an den zahlreichen größeren oder kleineren Flüssen, welche vom Ural herab dem Irtysch oder Ob zufließen. An einem dieser Nebenflüsse, an der Tawda, oder vielmehr an dem Vereinigungspunkte dieses Flusses und des Pelym, liegt ein kleines russisches Pfarrdorf: Pelym, das in der russischen Geschichte vormals als einer der härtesten Verbannungsörter für politische Verbrecher bekannt war. In diesem Dorfe brachte Ahlquist den ganzen Sommer bis zur Mitte des August mit Untersuchung der Sprache der an den Flüssen Loswa, Pelym und Konda wohnenden Wogulen zu, zu welchem Behufe ihm brauchbare Individuen aus den genannten Gegenden auf Betrieb der Ortsobrigkeit zur Verfügung gestellt wurden. Von Pelym begab sich Ahlquist den gleichnamigen Fluß aufwärts, durchwanderte eine drei Tagereisen breite moorige Waldgegend zu Fuß und setzte sodann seine Reise auf dem Tapsje-Flusse und der (nördlichen) Soswa bis zur Stadt Beresov fort, wo er gegen Ende des Septembermonats eintraf. Auf dieser ganzen Reise, welche von Pelym bis Beresov fast anderthalb Monate dauerte, ging der Weg durch das Land der Wogulen, welche am oberen Pelym, am Tapsje und an der Soswa noch so ursprünglich sind, daß sie kein einziges Wort Russisch verstehen; auch studirte Ahlquist auf der Reise fleißig ihre Sprache und hatte durch die unmittelbare Berührung mit diesem Volke Gelegenheit, eine Menge von Beobachtungen über ihre Sitten und Lebensweise zu machen. Seine sprachlichen Studien konnte Ahlquist darauf im Herbst in Beresov fortsetzen, wo er sich hauptsächlich mit dem Nord-Ostjakischen abgab, welche Mundart dieser Sprache Castrén auf seiner Reise durch Sibirien nicht kennen lernte und welche von den von ihm behandelten Mundarten bedeutend abweicht. Als die Winterbahn sich konsolidirt hatte, was um die Mitte des Oktober geschah, begab er sich auf Rennthieren nach dem 450 Werst nördlicher belegenen Obdorsk, um sich

vollends von der Identität des Ostjakischen von Obdorsk mit dem von Beresov zu überzeugen. Von Obdorsk zurückgekehrt, trat Ahlquist seine Heimreise von Beresov in der Mitte des November an; der Weg ging über Tobolsk, Turinsk, Werchoturje und Solikamsk bis Perm, und von dort die große Straße nach Moskau. Auf dieser Rückreise hatte er auch noch Gelegenheit, seine wogulischen Sammlungen in verschiedenen von Wogulen bewohnten Dörfern an der (südlichen) Soswa zu vervollständigen.

Von diesen seinen Reisen und Untersuchungen besitzt Ahlquist umfassende grammatikalische und lexikalische Sammlungen für das Tschuwaschische, Tscheremissische, Tatarische in der kasanschen Mundart, den Ersa- und Mokscha-Dialekt des Mordwinischen, für das Wogulische in dem Pelym-, Konda- und Soswa-Dialekt und das Nord-Ostjakische. Für das Tschuwaschische und die beiden Mundarten des Mordwinischen hat er außerdem zahlreiche und zum Theil sehr werthvolle Sprachproben, namentlich Räthsel, Lieder und Märchen, welche er alle selbst aufgezeichnet hat.

St. Petersburg, Januar 1859.

Nord-Amerika.

Indianer-Leben.*)

Der Häuptling einer Bande Comanches hält gewöhnlich des Morgens ein „Gespräch" mit seinem Volk, theilt ihnen die Neuigkeiten mit und bespricht sich darüber mit ihnen; dann theilt er seine Befehle aus.

Wird ein Wechsel des Lagers beabsichtigt, so treiben die Weiber die Thiere zusammen, satteln und bepacken dieselben. Die Zelte werden abgerissen und auf die Thiere gelegt. Die Männer und die Frauen reiten nach einer und derselben Weise. Kinder sitzen in einem Alter auf, in welchem man ihnen bei uns nicht erlauben würde, einem Gaul im Stalle nahezukommen. Alle wissen, wohin die Reise geht. Die Familien brechen auf, sowie sie fertig werden, ausgenommen in außerordentlichen Fällen, wenn Gefahr befürchtet wird. In jedem Falle haben sie eine Anzahl Krieger als Späher auf jeder Seite. Es ist fast unmöglich, sich einem Comanche-Lager zu nähern, ohne entdeckt zu werden.

Eine mit Weib und Kind umherziehende Karavane von Comanches bietet ein munteres Schauspiel dar: die Weiber plaudern, lachen und machen sich mit den Packthieren zu schaffen, um sie in Reih und Glied zu erhalten; Kinder, mit Bogen und Pfeil in der Hand, brechen durch das Dickicht, nach kleinem Wildpret jagend, schießen Schlangen und rennen nach allen Seiten bunt durch einander; die Maulthiere trottiren hurtig über felsige Stellen und schleppen lange Zeltpfähle an jeder Seite hinter sich, was einen gewaltigen Lärm verursacht; junge Krieger, mit buntem Schmuck verziert, treiben allerlei Possen — oh, es ist eine Lust, an einem frischen, heiteren Morgen mit den rothen Kindern des Waldes zu reisen! Zuweilen vermehrt eine „Stampede" den Reiz und mannigfaltigen Wechsel einer solchen Wanderung. Einmal fühlten sich bei einer derartigen Gelegenheit die Hunde des berühmten Häuptlings „Büffelhöcker" für berufen, etwas zu thun. Sie jagten den flüchtigen Rossen nach. Büffelhöcker wurde wüthend; mit starkem Bogen und breitem Pfeil folgt er den Hunden. Es ging über eine Art wellenförmiger Prärie. Hei, wie sauste die Jagd dahin! Das Halloh, der alte Häuptling, nach seinen Hunden schießend, die toll daher springenden Rosse, die Landschaft, alles dies gewährte einen Anblick, würdig, durch den Pinsel eines Salvator Rosa verherrlicht zu werden. Endlich, mit vieler Mühe, gelang es Büffelhöcker, seine Pferde zum Stehen zu bringen.

Wenn Halt gemacht wird, ordnen die Weiber Alles, besorgen die Pferde, stecken die Zelte auf, holen Holz und Wasser und geben sich ans Kochen. Die Krieger treiben sich umher, sammeln sich in Gruppen und plaudern über Dies und Jenes. In Dingen, die sie nicht gehörig begreifen und zu erklären wissen, sind sie sehr ungläubig. Sie glauben es nicht, wenn man ihnen von der Geschwindigkeit einer Eisenbahn-Lokomotive erzählt. Als man einigen dieser Naturkinder mittheilte, ein Dampfwagen könne in weniger als einem Tage von dem Colorado nach Chihuahua laufen, erklärten sie es für unmöglich: „ein Pferd könne ja nicht einmal in einem Tage so weit laufen".

Sie haben ein Spiel, welches man „Hol' die Kugel" nennen kann. Die Spieler sitzen in einem Kreise und singen einen seltsamen Gesang; Einer nimmt eine Kugel, wechselt sie von Hand zu Hand, indem er dabei die Arme nach allen möglichen Richtungen umherwirft. Wenn er glaubt, daß seine Bewegungen den Gegner hinreichend irre geführt haben, streckt er beide Arme aus und läßt ihn rathen, in welcher die Kugel sei. So oft gerathen wird, so viele „Stiche", welche auf die eine oder andere Seite gezählt werden. Wie weit diese Zahl gehen soll, um ein Spiel auszumachen, ist Sache eines jedesmaligen Uebereinkommens; die Zahl der Stiche wird mit Pfeilen vermerkt. Sie spielen auch ein Spiel mit gemalten Stöcken, welche nach der Weise, wie sie fallen, gezählt werden; so viel Stöcke, die auf eine gewisse Weise fallen, zählen so und so viel. Durch diese Spiele gehen viele Sachen aus einer Hand in die andere über. Währenddem ruhen die Weiber eine Zeit lang aus. Sie sind gesprächig, lachen viel und scheinen an einer kleinen Skandalgeschichte eben so viel Vergnügen zu finden, als ihre mehr civilisirten Nachbarinnen.

Die Comanches besaßen früher große Pferdeheerden. In den letzten paar Jahren haben sich diese sehr gelichtet, da sie genöthigt waren, sie zu schlachten, um sie zu verzehren. Sie leben, wie die Redensart lautet, „von der Hand in den Mund". Sie kümmern sich nicht viel um die Zukunft. Wenn sie viele Lebensmittel haben, verzehren sie enorme Quantitäten. Sie ertragen die Qualen des Hungers nicht mit dem stoischen Gleichmuth, den man bei ihnen voraussetzen sollte. In dieser Hinsicht, wie fast in jeder anderen, sind ihnen die Delawaren unendlich überlegen.

*) Nach amerikanischen Blättern.

Mannigfaltiges.

— Benjamin von Tudela. Wie die „Zeitung für das Judenthum"*) berichtet, ist das einzige, vollständig vorhandene Exemplar der ersten, in Konstantinopel (1543) gedruckten Ausgabe dieses mittelalterlichen, jüdischen Reisenden (1160—1173) kürzlich auf einer Bücher-Auction in Amsterdam, wo die anwesenden Käufer von dem bibliographischen Werthe dieses Unicums keine Ahnung hatten, für die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg erworben worden, und zwar fast umsonst, indem nicht mehr als anderthalb Thaler dafür gezahlt wurde. Es ist zwar, wie A. Asher in seiner Ausgabe von „The Itinerary of R. Benjamin of Tudela"**) sagt, noch ein zweites Exemplar dieser ersten Ausgabe vorhanden, und zwar in der Bodleyana (Oxford), doch fehlen darin vierzehn Seiten. Spätere Ausgaben des Benjamin von Tudela sind zu Leyden (Elzevir, 1633) und Amsterdam (1698) erschienen. Genauere Nachforschungen in den Bibliotheken spanischer Israeliten in der Levante, sowie in Holland und England, dürften jedoch wohl noch zur Auffindung mehrerer Exemplare der Ausgabe von Konstantinopel führen.

— Neugriechische Volksmärchen. Bekanntlich haben auch die Neugriechen ihre Volksmärchen, die sie Paramythien (*παραμύθια*) nennen und mit deren Erzählen sie sich Abends die Zeit verkürzen. Irren wir nicht, so finden sich in der „Voyage littéraire en Grèce" von dem Franzosen Guys, aus dem vorigen Jahrhundert, näher eingehende Mittheilungen über diesen Gegenstand; aber genauer kennen wir diese Seite des kulturgeschichtlichen Lebens des neugriechischen Volkes noch nicht, wie dies in Ansehung seiner Volkslieder, oder wie es bei den anderen Nationen in Betreff von Märchen selbst der Fall ist. Um so interessanter ist die Notiz, die wir in der im vorigen Jahre erschienenen Reisebeschreibung L. A. Frankl's in Wien: „Nach Jerusalem", Thl. I, S. 127 lesen, daß der österreichische General-Konsul auf der Insel Syra im griechischen Archipelagus, Dr. jur. v. Hahn, der gelehrte Verfasser der „Albanesischen Studien", einen reichen Schatz griechischer Volksmärchen gesammelt habe. Ist dies der Fall, so muß man nun freilich wünschen, daß sie auch, wenigstens in einer Auswahl, durch den Druck veröffentlicht werden, und zwar ist dies um so mehr zu wünschen, da Herr v. Hahn die Bemerkung gegen Frankl hinzufügte, daß an diesen griechischen Märchen „die außerordentliche Aehnlichkeit mit den deutschen frappiren werde, und daß sie zu manchen kühnen philologischen Combinationen Anlaß geben dürften". Wir selbst kennen aus der neuesten Zeit nur ein einziges griechisches Märchen, das, im neugriechischen Originale und mit russischer Uebersetzung, in einer im Jahre 1843 in Petersburg griechisch und russisch erschienenen interessanten und werthvollen Sammlung neugriechischer Volkslieder unter dem Titel: „*Ὁ Ἀμάραντος, ἤτοι τὰ ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος*", sich findet. Das Märchen hat die Ueberschrift: „*Τ' ἀθάνατο νερό*" (das unsterbliche Wasser), und es dürfte an ähnliche deutsche Märchen (z. B. an das, von den Brüdern Grimm mitgetheilte: „Das Wasser des Lebens") allerdings erinnern, wenn schon es in seinen anmuthigen Wendungen und in einer gewissen dichterischen Ueberschwänglichkeit den Wundern der Heimat von „Tausend und Eine Nacht" näher steht, als andere Märchen. Den Zusatz, den es hat: „*Παραμύθι ἠθικώτατο*", verdient es dagegen in hohem Grade, da es sittliche Wahrheiten eindringlich zur Sprache bringt, und ebenso gewährt es in sprachlicher Hinsicht mannigfaches Interesse und reiche Aufschlüsse.

*) 1859, Nr. 5. Leipzig, Baumgärtner.
**) London and Berlin, 1840—1841.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 17. Februar 1859. № 21.

Rußland.

Winter-Skizzen aus St. Petersburg.*)

Die Newa.

(Im Januar 1859.)

Obgleich der diesmalige Winter des nordischen Klima's ungewöhnlich lange auf sich hatte warten lassen, trat er doch gegen Ende des vorigen Monats um so unerwarteter für uns Westländer auf. Nervöse Leute empfanden bald jenes unbestimmte Unbehagen, das zarten Organisationen der in der Luft ruhende Schnee verursacht, und die Iswoschtschiks, die zwar keine Nerven, dafür aber, wie die Thiere, einen unfehlbaren Instinkt für das Wetter besitzen, erhoben ihre Nasen gen Himmel, der mit einer ungeheuer gelbgrauen Wolke übermalt war, und machten voller Freude ihre Schlitten zurecht. Indeß, der Schnee fiel nicht, und man mußte sich mit einigen kritischen Wetterbeobachtungen begnügen, die jedoch sehr von der Manier abwichen, in der Philister anderer Lande ihre meteorologischen Gemeinplätze abfassen. In St. Petersburg klagt man, daß das Wetter noch nicht streng genug sei, und beim Anblick des Thermometers ruft man: Was, nur 2—3 Grad unter Null! da ist etwas in Unordnung! Und alle Leute erzählen von jenen schönen Zeiten, wo man 25—30 Grad Kälte vom Oktober bis zum Mai genoß.

Eines Morgens jedoch bemerkte ich beim Lüften der Gardinen, durch die vom nächtlichen Frost feuchten Doppelfenster, ein Dach von funkelndem Weiß, das glänzend von dem graublauen Himmel abstach, während die aufgehende Sonne einige rosige Wolken und Flocken weißgelben Rauches vergoldete. Die architektonischen Vorsprünge des Palastes, unserem Hause gegenüber, waren durch Silberlinien begränzt, wie bei den Zeichnungen auf farbigem Papier, wo die Lichter mit Wasserfarben aufgesetzt sind. Auf dem Boden glänzte, wie weicher Flaum, eine dichte Decke jungfräulichen Schnees, in dem die sternförmigen Füße der hier so zahlreich als in Konstantinopel und Venedig flatternden Tauben noch keine Spuren hinterlassen hatten. Der Schwarm verwandelte das reine Weiß des Bodens in Graublau, hüpfte umher, schlug mit den Flügeln und wartete mit größerer Ungeduld, denn je, vor dem unterirdischen Laden eines Viktualienhändlers auf die Fütterung mit Körnern, die dieser jeden Morgen mit der Barmherzigkeit eines Brahminen vollzog. Denn obgleich der Schnee so schön weiß aussah, wie ein Tischtuch, fanden die Vögel doch nicht für sich gedeckt, und die Tauben hatten Hunger. Mit welcher Freude öffnete der „Boutiker" aber auch seine Thür! Der geflügelte Schwarm flog zutraulich auf ihn zu, so daß er für einen Moment in einer Federwolke verschwand. Einige Körner, die er in's Weite warf, machten ihm wieder etwas Luft, und lächelnd stand er nun auf der Schwelle, um seine kleinen Freunde mit freudiger Gier speisen und Schneestückchen nach allen Seiten werfen zu sehen. Man kann sich leicht denken, daß einige ungebetene Sperlinge sich den unverhofften Gewinn zu Nutzen machten; die frechen Parasiten ließen kein Krümchen auf die Erde fallen — doch Jeder will ja leben.

Die Stadt erwachte. Mujiks besorgten die Vorräthe für das Haus und trugen ihre Karsinen aus Holzspänen auf dem Kopf. Sie stampften ihre großen Stiefel tief in den noch unbetretenen Schnee und ließen Spuren, wie von Elephantenfüßen, zurück; einige Frauen, mit dicht unter dem Kinn zugeknüpften Tüchern, hüllten sich in ihre wie Steppdecken durchstochenen Ueberwürfe und gingen mit leichterem Schritt durch die Straßen, wobei sie den Rand ihres Rockes mit silberglänzendem Glimmer stickten. Herren in langen Mänteln mit bis über die Ohren stehenden Kragen gingen vergnügt nach ihren Bureaux, als plötzlich der erste Schlitten erschien.

Der Winter in Person, in Gestalt eines Iswoschtschiks, lenkte ihn. Er trug eine rothe, viereckige Sammetmütze mit Pelzverbrämung, einen blauen, mit Schaffell gefütterten Kaftan und ein altes Bärenfell über den Knieen. Er saß auf dem Hintersitz seines Schlittens und lenkte mit großen Fausthandschuhen über den kleinen Sitz hinweg sein Kasaner Pferdchen, dessen lange Mähne beinahe den Schnee kehrte. Nie, seit meiner Ankunft in Petersburg, hatte ich ein so klares Bild von Rußland in mir aufgenommen; wie eine plötzliche Offenbarung kam es über mich, und ich verstand jetzt eine Menge von Dingen, die mir bis dahin dunkel gewesen waren.

Bald nach dem ersten Anblick des Schnees hatte ich mich eilig angekleidet und beim Nahen des Schlittens Pelz und Galoschen angezogen. So war ich denn eine Minute später auf der Straße und rief das übliche: Iswoschtschik, Iswoschtschik!

Der Schlitten hielt am Trottoir still, der Iswoschtschik stieg herab, und ich setzte mich in den mit Heu gefüllten Raum, schlug den Pelz sorgfältig übereinander und deckte mich mit dem Fell zu. Die Construction des Schlittens ist sehr einfach: man denke sich zwei polirte, eiserne Stangen oder Kufen, deren Enden schnabelförmig auslaufen, wie bei den chinesischen Schuhen. Auf diesen beiden Stangen bezeichnet ein leichter, eiserner Beschlag den Kutschersitz und den Passagier-Raum, der gewöhnlich einen mahagonifarbenen Anstrich hat. Eine schürzenartige Ueberdecke, die abgerundet wie eine Schwanenbrust herabfällt, giebt dem Schlitten ein anmuthiges Aeußere und schützt den Kutscher gegen die durch das schnelle Fahren aufwirbelnden Schnee-Krystallchen. Die Deichseln sind, wie bei den Droschken, an der Halfter befestigt und lenken auf diese Weise die Schlittschuhe. Alles ist leicht gearbeitet, und der Schlitten fliegt bei harter, glatter Bahn wie der Wind.

Wir fuhren nun nach der Anitschkov-Brücke, am Ende der Nevsky-Perspektive, ein Ziel, das wir nur seiner großen Entfernung wegen gewählt hatten. Zu meiner großen Freude erblickte ich die Perspektive mit Reif gepudert, in vollständiger Winter-Toilette.

Man kann es sich gar nicht vorstellen, wie sehr sie dabei gewann. Dieses unendliche Silberband, das sich blendend durch die doppelte Reihe von Palästen, Hotels und Kirchen schlang, die auch wiederum durch weiße Striche hervorgehoben waren, brachte eine wahrhaft zauberische Wirkung hervor. Die rosa, gelben, chamois und mäusegrauen Häuserfarben, die zu gewöhnlicher Zeit grell und unschön aussehen, standen jetzt in harmonischem Einklang, als sie so mit funkelnden Netzen und glänzenden Flittern behangen waren. Auch die Kathedrale der Kasaner Mutter Gottes, bei der wir vorbeikamen, hatte sich zum Vortheil verändert. Auf ihrer italiänischen Kuppel saß eine Mütze von russischem Schnee, ihre Karnieße und Kapitäler waren durch reines Weiß hervorgehoben, und auf der Platte der halbrunden Kolonnade hatte sich eine ähnliche Umsäumung von massivem Silber gebildet, wie sie das Ikonostas der Kirche schmückt. Die zu ihrem Portal führenden Wege waren mit einem Hermelin-Teppich bedeckt, der fein, weich und prächtig genug für den goldenen Schuh einer Zarin gewesen wäre.

Die Statuen von Barclay de Tolly und Kutusov schienen sich auf ihren Piedestalen darüber zu freuen, daß der Bildhauer Orlovsky, der ja das Klima kannte, sie nicht römisch kostümirt, sondern sie mit guten bronzenen Mänteln versorgt hatte. Unglücklicherweise hatte ihnen der Künstler keine Hüte aufgesetzt, und der Schnee bestäubte ihnen das Haupt mit seinem kalten Puder à la maréchale.

Nahe bei der Kirche der Mutter Gottes von Kasan durchschneidet der Katharinenkanal unter einer Brücke die Nevsky-Perspektive. Er war zugefroren, und der Schnee lag in dichten Massen in den Ecken des Quais und auf den Wassertreppen. Eine einzige Nacht hatte Alles zur Erstarrung gebracht. Die Eisschollen, welche die Newa seit einigen Tagen mit sich geführt, hätten sich festgesetzt und überzogen mit

*) Nach Theophile Gauthier.

durchsichtiger Kruste die in ihren Buchten liegenden Schiffsgehäuse.

Vor den Thüren schaufelten die Dworniks den Schnee zu einzelnen Haufen auf den Weg. Von allen Seiten kamen Schlitten; denn merkwürdigerweise waren in der Einen Nacht die am Abend vorher noch so zahlreichen Droschken verschwunden. Man traf kein einziges Exemplar dieser Beförderungsmittel; mir war es, als wäre Rußland in der Zeit vom Abend zum Morgen zur naivsten Stufe der Civilisation zurückgekehrt und hätte den Gebrauch der Räder noch nicht erfunden. Die Rosposniks, die Telegen, alle möglichen Kutschenarten glitten auf Kufen, und die Mujiks fuhren ihre Karsinen auf Miniatur-Schlitten. Die kleinen Hüte waren verschwunden und rothen Sammetmützen gewichen.

Wenn die Bahn glatt und fest ist, kann man sich die ungeheure Ersparniß an Kräften, die das Schlittenfahren gewährt, kaum vorstellen. Ein Pferd transportirt ohne Anstrengung mit doppelter Geschwindigkeit ein dreimal so schweres Gewicht, als es unter gewöhnlichen Bedingungen zu ziehen im Stande wäre. Der Schnee bildet in Rußland sechs Monate hindurch eine allgemeine Eisenbahn, deren weiße Schienen sich nach allen Richtungen erstrecken und uns überall hin befördern. Diese silberne Eisenbahn, deren Kosten pro Werst oder Meile auf gar nichts sich belaufen, bildet eine so wohlfeile und bequeme Straße, wie sie uns der geschickteste Eisenbahn-Techniker nicht herzustellen vermag. Das ist auch vielleicht der Grund, weshalb die eisernen Schienen bisher nur auf zwei bis drei großen Straßen Rußland's ungeheures Gebiet durchfurchen. — Wir kamen von unserem Ausflug sehr befriedigt nach Haus. Nachdem ich gefrühstückt und eine Cigarre geraucht hatte (ein köstliches Gefühl in Petersburg, wo es bei einem Rubel Strafe verboten ist, auf der Straße zu rauchen), ging ich zu Fuß an das Ufer der Newa, um die Verwandlung der Scene zu betrachten. Der große Fluß, der noch einige Tage vorher mit seiner bewegten Fläche geprunkt hatte, die die stets wechselnden Lichtspiele schillernd wiedergab, der unaufhörlich von Schiffen, Nachen, Kähnen und Dampfern durchkreuzt wurde, der, selbst so groß wie ein Golf, dem finnischen Meerbusen in lebhaftester Bewegung zuströmt, lag jetzt starr wie der Tod. Der Schnee ruhte wie eine dichte Decke auf den Eisschollen und granitenen Quais und bildete, so weit das Auge reichte, ein weißes Thal, aus dem nur hin und wieder, wie schwarze Punkte, die Masten der halbbegrabenen Fahrzeuge auftauchten. Fichtenstämme bezeichneten die zum Wasserschöpfen in's Eis gehauenen Löcher und zu gleicher Zeit die gefahrloseste Passage von einem Ufer zum anderen; denn schon gingen Fußgänger hinüber und wurden Bohlen für Schlitten und Wagen herbeigeschafft. Doch war der Weg noch abgesperrt, da das Eis noch nicht fest genug war.

Um diesen Anblick besser zu genießen, stellte ich mich auf die Brücke der Verkündigung Mariä, oder, wie sie gewöhnlich heißt, die Nikolausbrücke, von wo aus wir mit Muße die reizende, St. Nikolaus dem Wunderthäter errichtete Kapelle betrachten konnten, die sich am Vereinigungspunkt der beiden Theile der Zugbrücke erhebt. Es ist ein köstliches kleines Gebäude in moskowitisch-byzantinischem Stil, der so vortrefflich mit dem orthodoxen griechischen Kultus harmonirt, und den man in ganz Rußland verbreitet sehen möchte.

Die Kapelle besteht aus einem Pavillon von bläulichem Granit, der an den vier Ecken von Säulen mit vereinigtem Kapitäl getragen wird, deren Kanellirung in der Mitte von einem Reifen unterbrochen ist. Der Sockel, der den Pfeiler, eine Arkade trägt, ist krystallartig zugespitzt. Drei Vertiefungen sind in drei Seiten des Monuments eingehauen, dessen Rückmauer mit kostbarer Mosaik aus Edelsteinen verziert ist, und das den Schutzpatron der Kapelle in der Dalmatika mit einem Heiligenschein um das Haupt darstellt. Er hält ein offenes Buch und ist von himmlischen, anbetenden Gestalten umgeben.

Von Eisen künstlich gearbeitete Balkone schließen die beiden Seiten-Arkaden ab; die der Façade, an welche eine Treppe stößt, führt in die Kapelle. Das Karnies mit dem Namen der Kirche, in russischer, mit Sternen punktirter Lapidarschrift, ruht auf einer Grundlage, deren herzförmige Verzierungen mit zackigen Schnitzereien abwechseln. Das pyramidenförmige Dach ist ganz mit Goldschuppen bedeckt. Auf seiner Spitze trägt es eine moskowitische Glocke, deren Form einer Tulpenzwiebel ähnlich sieht. Sie ist mit Sternen besäet und endet in einem griechischen Kreuz, dessen Fuß auf einem von einer goldenen Kugel getragenen Halbmonde ruht.

Diese vergoldeten Dächer haben einen eigenthümlichen Reiz, besonders wenn sie der Schnee mit seinem Silberstaub bestreut und ihnen das Ansehen alten, durch den Zahn der Zeit seiner Vergoldung halbberaubten Silbers verleiht. Es entstehen dadurch unglaublich seltene Farbentöne, von deren Wirkung man anderswo keine Vorstellung hat.

Eine Lampe brennt Tag und Nacht vor dem Bilde. Wenn man bei der Kapelle vorbeigeht, lassen die Iswoschtschiks mit einer Hand die Zügel fahren, um die Mütze abzunehmen und sich zu bekreuzigen. Die Mujiks knieen auf dem Schnee nieder. Soldaten und Offiziere beweisen ihre bei 12—15 Grad Kälte gewiß sehr verdienstliche Frömmigkeit, indem sie mit Extase unbeweglich und baarhaupt ein Gebet hersagen. Frauen steigen die Treppe hinan und küssen unter zahlreichen Kniebeugungen die Füße des Bildes. Das thut nicht bloß, wie man leicht denken könnte, das Volk allein, nein auch Leute comme il faut, Niemand geht über die Brücke, ohne seine Ehrfurcht, wenn auch nur durch einen Gruß zu bezeugen und eine Kopeke in die an der Seite der Kapelle befindliche Almosenbüchse zu werfen.

Rechts, wenn man nach der Stadt sieht, bemerkt man etwas hinter dem englischen Quai die fünf Glockenthürme der Kirche für die Garde zu Pferde, mit ihrem von leichtem Weiß überhauchten Gold; weiterhin die St. Isaakskuppel, die der mit diamantnen Sternbildern besäeten Mütze eines Magierkönigs gleicht, den glänzenden Thurm der Admiralität, sowie die Ecke des Winterpalais. Im Hintergrund, etwas mehr links, steigt von einer Insel des Flusses die schlanke, kühne Spitze der Peter-Paulskirche empor, deren goldener Engel auf einem türkißblauen Himmel glänzt. Links (ich spreche immer, als wenn ich dem Meere den Rücken kehrte) bekränzt den Fluß der Horizont nicht so prächtig mit goldenen Kuppeln; denn auf dieser Seite sind wenige Kirchen, da sie mehr im Innern von Wassili-Ostrov — so heißt dieses Stadtviertel — liegen. Indeß bilden die am Quai liegenden Paläste und Hotels eine lange Kette von Bauwerken, die durch den Schnee vortheilhaft hervorgehoben werden. Vor der Börsenbrücke steht die Akademie, ein großes, klassisch gebautes Prachtgebäude, das in seinem viereckigen Raum einen runden Hof umschließt. Eine kolossale Treppe verbindet dasselbe mit dem Fluß und wird von zwei ägyptischen Sphinxen mit menschlichen Köpfen geziert, die sich über die Decken zu wundern scheinen, die der Schnee ihnen über das rosa granitene Kreuz gebreitet hat. Der Obelisk Rumänzov's steigt in der Mitte des Platzes in die Höhe.

Wenn man über die Börsenbrücke nach dem anderen Ufer gelangt ist, dann den Winterpalast und die Eremitage passirt und den Fluß bis zum Marmorpalast entlang geht, genießt man, wenn man sich kurz vor der Troitzkibrücke umwendet, ein neues, sehenswerthes Schauspiel. Der Fluß theilt sich hier in zwei Arme, die kleine und die große Newa, die eine kleine Insel einschließen, deren der Stromrichtung entgegenlaufende Spitze in einer großartig architektonischen Weise geschmückt ist. An jeder Ecke der Esplanade, welche die Insel von dieser Seite abschließt, erhebt sich ein Leuchtthurm, oder vielmehr eine mit Schiffsschnäbeln und bronzenen Ankern geschmückte Säule auf einem mit sitzenden Figuren verzierten Sockel, auf der ein ehernes Feuerbecken in Gestalt eines Dreifußes ruht. Zwischen diesen beiden Säulen blickt die Börse durch, die, wie in Paris, eine Nachahmung des Parthenons, ein von Säulen umgebenes Parallelogram ist. Hier sind aber die Säulen dorisch und nicht korinthisch, und der Rumpf des Gebäudes ragt über die Säulenhallen fort und bildet so einen dreieckigen Giebel, ein griechisches Frontispiz. Eine an demselben befindliche gewölbte Oeffnung wird halb durch eine auf das Karnies des Portikus gestellte Statuengruppe gedeckt. Rechts und links stehen symmetrisch die Universität und das Zollamt, zwei regelmäßige einfache Gebäude, deren etwas kalte, klassische Linien durch die riesigen Umrisse der beiden Leuchtthürme gehoben werden. In dem kleinen Arm der Newa sind die Schiffe und Kähne zur Ueberwinterung zusammengedrängt, deren abgetakelte Masten einen schraffirten Hintergrund zu ihren feinen Umrissen bilden. Setzt man auf diese kurz zusammengedrängte Zeichnung auf perlgrauem Papier noch einige lebhafte, weiße Lichter, so hat man eine ganz nette Skizze für das Album.

Heut will ich nicht weitergehen, denn es ist nicht gerade gemüthlich auf diesen Brücken und Quais, wo ein direkt vom Nordpol kommender Wind weht, und wo sich Niemand lange aufhält. Selbst die beiden Löwen vor dem kaiserlichen Palast scheinen Frost unter ihren Klauen zu haben, denn sie halten nur mühsam die in ihren Tatzen ruhenden Kugeln.

Am folgenden Tag war auf der Perspektive und dem englischen Quai ein reges Treiben von herrschaftlichen Schlitten und offenen Kaleschen. Es scheint seltsam, daß man in einer Stadt, wo 15—20 Grad Kälte häufig sind, so wenig in geschlossenen Wagen fährt. Nur im äußersten Norden fahren die Russen in Kareten, die auch noch nicht einmal sehr fest schließen. Aber der Pelz ist ihnen eine Waffe gegen die Kälte, die sie so gut zu führen verstehen, daß sie einem Wetter trotzen würden, das selbst Quecksilber zum Gefrieren brächte. Sie fahren höchstens durch einen Aermel und halten ihn fest über einander, indem sie die Hand in ein kleines, im Vordertheil angebrachtes Täschchen stecken. Das Tragen des Pelzes ist eine wahre Kunst, die man nicht gleich lernt. Ein Russe kann ihm durch eine unmerkliche Bewegung Schwung geben, ihn übereinanderschlagen und sich bald wie ein Wickelkind, bald wie eine Mumie einhüllen. Der Pelz behält einige Stunden lang die Temperatur des Vorzimmers, in dem er gehangen,

und hält den Zudrang der äußeren Luft so fern, daß man sich im Pelz ebenso warm fühlt, als es draußen kalt ist. Verzichtet man nun noch auf die eitle Eleganz der Hüte, und trägt man wattirte Kappen oder Bibermützen, so kann man auch mit Bequemlichkeit den Pelzkragen in die Höhe schlagen. Das Genick, der Hinterkopf, die Ohren sind vollständig geschützt. Nur die Nase, die aus zwei Pelzklappen hervorsieht, ist allem Unwetter ausgesetzt; doch sobald sie anfängt weiß zu werden, wird man mitleidigerweise davon benachrichtigt, und kann ihr durch Reiben mit einer Handvoll Schnee ihre natürliche rothe Farbe wiedergeben. Solche kleine Zufälle kommen jedoch nur in äußerst strengen Wintern vor. Alte Dandys, welche die Pariser und Londoner Moden aufs genaueste beobachten und sich nicht zu Kappen oder Mützen entschließen können, lassen sich Hüte fabriziren, die hinten keinen Rand, sondern nur ein einfaches Visir haben; denn es ist nicht daran zu denken, mit niedergeschlagenem Kragen zu gehen, da der Wind dem bloßen Hals ein schneidend unangenehmes Gefühl verursachen würde.

Die zartesten Frauen scheuen sich nicht, in diesem Wetter auszufahren, um eine Stunde lang die zwar eisige, aber gesunde, belebende Luft einzuathmen und um die von der heißen, drückenden Stubenluft gepreßten Lungen zu erweitern. Man sieht aber nur ihre von der Kälte gerötheten Gesichter, alles Uebrige ist eine Anhäufung von Pelzen und Muffen, und es ist schwer, eine Form herauszuerkennen, da auch auf den Knieen ein großes, weißes oder schwarzes, scharlachroth ausgezacktes Bärenfell liegt. Die Kalesche gleicht so einem ganz mit Pelz beladenen Fahrzeug, aus dem einige lachende Köpfe hervorgucken.

Bis dahin hatte ich stets die holländischen Schlitten mit den russischen verwechselt und mir daher von diesen ein ganz falsches Bild entworfen. In Holland gleiten auf den gefrornen Kanälen Schlitten in phantastischer Form als Schwäne, Drachen oder Seemuscheln, die von Post und Hondekoeter gezeichnet, vergoldet und gemalt wurden und von denen man das Geschirr beibehalten, an dem die mit allerlei Zierrathen, Federchen und Glöckchen geschmückten Pferdchen befestigt sind, die aber noch häufiger von Schlittschuhläufern mit der Hand gezogen werden. Der russische Schlitten ist kein Spielwerk, kein Luxusgegenstand, der nur einige Wochen zu dienen hat, sondern ein nützliches Werkzeug für den täglichen Gebrauch von hoher Wichtigkeit. Nichts ist an der nothwendigen Form geändert worden, und der herrschaftliche Schlitten gleicht dem des Iswoschtschiks auf's Haar in der Bauart. Höchstens ist das Eisen der Kufen glatter und anmuthiger geschweift, der innere Raum aus Mahagoniholz oder Flechtwerk von spanischem Rohr, der Bezug der Sitze aus Maroquin mit Seide eingefaßt und die schürzenartige Decke von schwarzem Leder. Ein Fußsack liegt in dem herrschaftlichen Schlitten, statt des Heubunds bei den Iswoschtschiks, und ein theurer Pelz, statt des von Motten zerfressenen Felles; einige Kleinigkeiten sind feiner gearbeitet — darin besteht der ganze Unterschied. — Der Prunk besteht in der Haltung des Kutschers, der Schönheit des Pferdes und der Schnelligkeit der Bewegung. Wie bei den Droschken, so spannt man auch oft an die Schlitten ein zweites Pferd.

Aber das großartigste dieses Genres ist die Troika, ein durchaus lokal russisches, höchst malerisches Beförderungsmittel. Die Troika ist ein großer Schlitten, der vier einander gegenübersitzende Personen außer dem Kutscher faßt und mit drei Pferden bespannt ist. Das an der Deichsel befestigte Mittelpferd hat Halfter und Bogen aus Holz, die beiden anderen Pferde sind nur äußerlich am Schlitten befestigt; ein leichter Riemen schnallt sie an die Halfter des Gabelpferdes. Vier Zügel genügen zur Leitung der drei Pferde. Es giebt nichts reizenderes, als eine solche Troika zur Promenadenstunde über die Perspektive oder den Admiralitätsplatz fahren zu sehen. Das Mittelpferd trabt geradeaus, die beiden anderen galoppiren. Das eine muß wild, heftig, unzähmbar aussehen, wie der Wind jagen, ausschlagen und nach der Seite springen. Dies ist das wilde Pferd. Das andere muß seine Mähne schütteln, sich vermummen, sich biegen, mit gesenktem Haupt einhergehen, seine Kniee mit den Lippen berühren, bald tanzen und sich bald rechts, bald links werfen, wie es ihm Laune und Muthwille eingeben. Das ist das kokette Pferd. Diese drei edelen Renner mit ihren metallenen Deichselbändern und ihrem leichten Geschirr, dessen hier und da zart vergoldete Verzierungen wie Flimmer glänzen, erinnern an jene antiken Gespanne, die auf Triumphbogen bronzene Wagen ziehen, an denen sie kaum befestigt sind. Sie scheinen vor der Troika zu spielen und umherzuspringen, wie es ihnen gefällt. Das mittelste Pferd sieht etwas ernster aus, wie ein weiser Freund zwischen zwei närrischen Gefährten. Man kann es sich leicht vorstellen, wie schwer es ist, diese scheinbare Unordnung im schnellen Lauf aufrecht zu erhalten, wenn jedes Thier seine besonderen Bewegungen macht. Manchmal spielt das wilde Pferd seine Rolle ganz gut, während sich das kokette im Schnee wälzt. Der Kutscher der Troika muß enorme Geschicklichkeit besitzen. Welch ein reizendes Spiel! Es nimmt mich Wunder, daß es noch kein Londoner oder Pariser Gentleman nachgeahmt hat. Aber freilich liegt in Frankreich und England der Schnee nicht so lange. — Als die Bahn fest blieb, erschienen nach Verlauf einiger Tage die Coupés, Berlinen und Kaleschen auf Kufen. Diese Wagen ohne Räder sehen seltsam aus; man könnte denken, es wären unvollendete, auf Gestellen ruhende Wagenkasten. Der Schlitten ist unendlich anmuthiger und besser eingerichtet.

Beim Anblick dieser Pelze, dieser Schlitten, Troikas und Wagen auf Kufen und des jeden Monat 1—2 Grad fallenden Thermometers dachte ich sicher, daß der Winter sich nun eingebürgert habe; aber alte kluge Leute schüttelten zweifelnd den Kopf und sagten: Nein, das ist der Winter noch nicht. Und in der That war es noch nicht der wahre russische, der baltische Winter, wie wir ihn erst später wohl bekommen werden.

England.

Robert Burns' hundertster Geburtstag.

(Schluß.)

Lebendig und künstlerisch in der vorhin von mir geschilderten Scenerie vorgetragen, wirkten diese Worte gewaltig. Nachdem ich sie abgeschrieben und dabei Gang und Schritt, Form und Fall durchgefühlt, muß ich gestehen, daß mir die Ode, als beste von 122, mehr Mängel zu haben scheint, als sich mit einem Preise aus dieser bedeutenden Konkurrenz vertragen will, ohne allen den Dichtern und Dichterinnen testimonia paupertatis damit auszustellen. Doch es ist anzunehmen, daß die Dichter und Preisrichter R. M. Milnes, Tom Taylor und Th. Martin wirklich das ihnen als das Beste erscheinende Gedicht für den ausgesetzten Preis von 50 Guineen aussanden. Jedenfalls ist die Hauptstimmung desselben, schmerzliche Erinnerung an die hervorragenden Züge seines Lebens und seiner Poesie und edeler, entrüsteter Schmerz über seine Lebensschicksale wohl am meisten geeignet gewesen, die schwere Wahl zu Gunsten desselben zu entscheiden. Im Uebrigen wollen wir es nicht kritisiren, nur daß es als Preisgedicht nicht abgerundet genug und in der Form gar zu locker erscheint. Als preisgekrönter Dichter ergab sich ein weiblicher Name: „Isa Craig“, der hundert, tausendmal wiederholt werden mußte, ehe er allgemein verstanden und memorirt war. Hierauf schrie das Publikum ungestüm nach Isa Craig, welche bei Phelps auf der Estrade erscheinen und den Dank der Masse entgegennehmen sollte. Aber sie war nicht zu finden. Auch hält man den Namen für angenommen und vermuthet verschiedene bekannte und berühmte weibliche Dichternamen dahinter.

Neun von den eingesandten Gedichten waren aus Amerika gekommen.

Nach dieser Scene der Preiszuerkennung war die Festlichkeit im Wesentlichen vorüber, und der zweite Theil des Konzerts zog sich zu sehr in die Länge, als daß die nun abgespannte Aufmerksamkeit noch länger hätte aushalten sollen. Vieles Publikum brach auf, anderes wimmelte in den ungeheuren Räumen umher oder kaufte Andenken an Burns, die gar oft zudringlich unter die Nase gehalten wurden.

Dieses Schachern und Ausschreien, dieses restaurations- und jahrmarktsbudenartige Feilschen, diese überall zerstreuten Kaffee- und Kuchenbuden sind es denn auch, die den Krystall-Palast und das Burnsfest aller Würde und Schönheit beraubten.

Gegen Essen und Trinken in einem solchen Tempel des Vergnügens und der Freude wird Niemand etwas einzuwenden haben. Man sollte nur diese Dinge nicht überall hinklecksen und nicht Gauner und Betrüger als Restaurants und Kaffeedamen dulden.

Deutschland hat keinen Tempel, der dem Krystall-Palast an Größe und Glorie, und sei es durch ein hundertfach vergrößertes Glas gesehen, irgend nahe käme; aber ich bin überzeugt, daß es für seine Schillerfeier schönere und imposantere Formen des Ausdruckes finden wird.

Das Burns-Bankett in Guildhall verlor sich nach einer langen, geistvollen Rede von James Hannay, dem witzigsten Zeitungsschreiber, in eine Menge von Toasten auf alle mögliche Dinge, die mit Burns nicht im Geringsten zusammenhängen, in schwere Zungen und in deutliche Zeichen der Wirkung schwerer Getränke Englands.

Die „Caledonian Society“ in London, wesentlich zur Kultivirung schottischer Interessen bestimmt, saß zur Feier des Andenkens an ihren volksthümlichsten Dichter auch nur zu einem Bankett nieder, wo viel gegessen und noch mehr getrunken und noch mehr gesprochen ward. Die Gesellschaft von Herren und Damen soll sehr brillant gewesen sein, auch der Saal, auch die Reden — Alles. Nur scheint mir dies keine geeignete Form zur Feier des Geburtstages eines Dichters, der auf seinem Todtenbette noch um Brod, um Almosen bitten mußte.

Die Edinburger Honoratioren, 3000 an der Zahl, aßen und tranken in der Kornbörse, um den hungrigen Dichter zu ehren.

Wahrscheinlich haben auch noch anderswo gerührte Freunde des

schottischen Volksdichters zu seinem Ruhme übermäßig gegessen und getrunken.

Dieses ewige, einförmige Festessen-Unwesen für alle mögliche feierliche Gelegenheiten, dieses traurige Armuthszeugniß für unsere Fähigkeit, Kultusformen zu erfinden und zu verwirklichen, sollte wenigstens großen, leidenden, im Leben armen und darbenden, verkannten und verfolgten Dichtern und Genien gegenüber würdigeren und schöneren Formen weichen. Man denke daran, zu Schiller's hundertstem Geburtstage der Poesie und geistigen Arbeit überhaupt ein bleibendes Denkmal, würdigere Anerkennung in Staat und Gesellschaft zu verschaffen. Hier liegt die wahre Form für solche Festtage der Völker.*)

*) Deutschen Verehrern von Burns wird die unlängst bei Winter in Leipzig und Heidelberg erschienene poetische Uebersetzung des Dichters, von Georg Pertz, angenehm sein. In gelungener Weise hat Frau Luise von Plönnies manches Gedicht des schottischen Barden übertragen, der auch in den von Dr. Hermann Velten 1857 in Aachen herausgegebenen englischen Gedichten würdig vertreten ist. D. R.

Katholische Literatur in England.

Bei J. P. Bachem in Köln kommt eine „Sammlung unterhaltender Schriften der neueren englischen Literatur für gebildete, katholische Leser" heraus, von welcher bereits einige früher erschienene Bände im „Magazin" besprochen worden. Es sind Bücher, die zum Theil Aufsehen gemacht, wie Wiseman's Schriften über Rom und die Päpste. Wir nennen einige andere Titel derselben: 1) „Die Türken in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit", von Dr. J. H. Newman; 2) Vermischte Schriften von Kardinal Wiseman, welche viele einzelne Aufsätze und Essays enthalten, die jedenfalls interessant sind: z. B. Spanien, Spanische Kunst, Briefe an John Poynder über sein Werk: „Das Papstthum im Bunde mit dem Heidenthum" die Agitation gegen die Frauenklöster in England, die Madiai's, das Lesen der heiligen Schrift in der Volkssprache, die Parabeln, die Wunder u. s. w. Dieses Werk umfaßt zwei Bände. 4) „Fabiola, oder die Kirche der Katakomben", von ebendemselben. 5) „Kampf und Sieg auf dem Wege zur katholischen Kirche", von L. Silliman Ives, Dr. der Rechte, gewesenem Bischof der protestantischen Episkopalkirche in Nord-Karolina. 6) „Francisca Romana die Heilige", von Lady Georgiana Fullerton, und „Anna von Montmorency", von J. M. Capes. 7) „Kallista", eine Erzählung aus dem dritten Jahrhundert, von Dr. J. H. Newman. 8) „Vier Vorträge über Konkordate, insbesondere über das österreichische", von Kardinal Wiseman.

Von dieser Sammlung liegen uns jetzt zwei weitere Bändchen vor: „Wesen und Wirken der (englischen) Universitäten", von Dr. J. H. Newman, dem ehemaligen Puseyiten und jetzigen Rektor des katholischen Seminars zu Birmingham. Das Buch verdankt offenbar seine Entstehung den jetzigen Bestrebungen der katholischen Irländer und Engländer, eine rein katholische Universität zu errichten. In der Einleitung werden wir ziemlich ausführlich mit der Geschichte des irischen Maynooth-Kollegiums, das in seinem jetzigen Zustande etwa der Anstalt zu Münster, halb Seminar, halb Universität, entsprechen mag, bekannt gemacht. Hierauf geht der ohne Zweifel geistreiche und klassisch gebildete Verfasser die Geschichte der Universitäten von der atheniensischen Akademie durch, bis auf die modernen, englischen und deutschen Universitäten, indem er gewissermaßen das Ideal seiner kirchlichen Universität sucht. Der behäbige, zwanglose, durchaus nicht pedantische Ton, der auch keine konfessionelle Bitterkeit und unterdrückte Galle verräth, wie man sie hier vielleicht erwartet, ist echt englisch.

Beherzigenswerthes und Gesundes enthält das Buch übrigens genug, und man muß gestehen, daß der Verfasser Vieles mit vorurtheilsfreiem und praktischem Auge sieht und erkennt, was unsere, im geistigen Kamaschendienste grau gewordene Theorie durchaus nicht sehen kann. Er geht auf die Anfänge, das Wesen, das einfache Bedürfniß alles Lernens und Studirens zurück und verfolgt sie durch die Geschichte. Manche Schilderungen, z. B. antiker und altchristlicher Studenten, sind echt englisch und humoristisch entworfen, auch über das Mittelalter finden wir recht hübsche Exkurse. Abälard z. B. ist ihm der erste Professor nach deutschem Zuschnitt, wie er denn auf die Deutschen nicht gut zu sprechen ist. Er nennt unser System „das Professoren-System", dem englischen Kollegiensystem mit seinen Tutoren entgegengesetzt, an dem er übrigens gleichfalls Vieles auszusetzen findet.

Das andere Buch, welches uns vorliegt, ist eine Erzählung aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth, betitelt: „Das Geheimniß der Königin", von Paul Peppergraß. Ob die Schrift, wozu sie die Vorrede zu rechnen scheint, eine klassische sei, mag dahingestellt bleiben, obgleich sie nicht schlecht geschrieben ist und jedenfalls auf dem Niveau des coulanten Romanschriftstellerns steht. Natürlich wird hier die Geschichte Englands unter Elisabeth und ihr Verhältniß zu Maria Stuart, denn darum handelt es sich, mit katholischen Augen angesehen, d. h. Elisabeth wird etwas schwärzer gemalt und Maria Stuart etwas heller, als in England herkömmlich der Fall ist. Wir denken, die Frauen sind alle beide nicht heilig gewesen; der Unterschied liegt nur darin, daß Elisabeth mehr männlichen Charakter hatte, als Maria Stuart, die man schwerlich von ihren Schwachheiten ganz rein waschen wird; Dokumente sprechen zu deutlich. Freilich für den großen Haufen, der von Geschichte läuten gehört, sind die beiden Königinnen Palladien. Dem protestantischen Engländer ist seine Maiden Queen die große Heldin des Glaubens und ein Muster aller Tugend, was sie doch bekanntlich in keiner Beziehung war. Wenn dagegen der katholische Apologet sie schwarz angestrichen hat, wird die in ihrer Jugend leichtsinnige und später intrigante Maria Stuart eine Heilige, auf welche die „gebildeten Katholiken" schwören. Der Geschichte und der Wahrheit wird hierdurch kein Dienst erwiesen.

Mannigfaltiges.

— **Die Bevölkerung der Erde.** Wir haben kürzlich (Nr. 7 des „Magazin") mitgetheilt, wie sich nach dem „Handbuch der Erdkunde", von Professor G. A. v. Klöden, die Bevölkerung der Erde nach den verschiedenen Welttheilen und Racen vertheilt. Herr C. F. W. Dieterici, Direktor des statistischen Bureau's in Berlin, hat es seitdem unternommen, eine ganz neue Bearbeitung dieses Gegenstandes mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auszuführen und das Resultat dieser Arbeit in dem ersten Hefte der diesjährigen „Mittheilungen" von Dr. A. Petermann zu veröffentlichen. In einem ebenso wichtigen als lehrreichen, auch durch die Form anziehenden Aufsatze erörtert derselbe in drei Abschnitten: die Bevölkerung der Erde nach ihren Totalsummen, nach ihren Racen, Verschiedenheiten und nach ihren Glaubensbekenntnissen. Das Hauptresultat, die Total-Bevölkerung der Erde, stellt sich hiernach auf 1288 Millionen Menschen, und es gehören davon in runder Zahl:

	522	Millionen zur mongolischen Race,
	369	„ „ kaukasischen Race,
	200	„ „ malayischen Race,
	196	„ „ äthiopischen Race,
und	1	„ „ amerikanischen Race.

Nach den Glaubensbekenntnissen gehören

335	Millionen zur christlichen Religion,
5	„ zum Judenthum,
600	„ zu asiatischen Religionen,
160	„ zum Muhammedanismus,
200	„ zum Heidenthum.

— **Honorare amerikanischer Schriftsteller.** Ueber Schriftsteller-Honorare in den Vereinigten Staaten von Amerika macht das bibliographische Handbuch Trübner's folgende Mittheilungen: Bedeutende Honorare wurden schon im Jahre 1817 gezahlt. Damals erhielt Noah Webster von der Firma Goderich and Sons 40,000 Dollars für das Verlagsrecht seines „Buchstabirbuches". Bancroft hatte für seine Geschichte vor 1854 bereits 50,000 Dollars bezogen; Barnes erhielt 30,000 Dollars für seine Bibelnoten; Stephens ebenso viel für seine Reisebeschreibungen, und Professor Anthon eine gleich große Summe für seine Editionen der Klassiker. In den letzten Jahren sind die Honorare bedeutend in die Höhe gegangen. Die Firma Soison and Phinney in New-York zahlt für die Schulbücher von Sanders 30,000 Dollars jährlich, und für die arithmetischen Bücher von Thompson jährlich 10,000 Dollars, wobei zu bemerken ist, daß in den ersten sechs Monaten des Jahres 1855 von jenen 244,000, von diesen 38,500 Exemplare abgesetzt wurden. Childs and Peterson in Philadelphia haben der Familie Kane's für dessen „Arctic Explorations in the years 1853—1855" bis jetzt schon 60,000 Dollars (ein Dollar per Exemplar) ausgezahlt, und die Firma Lippincot & Comp. ebendort den Doktoren Ward und Bache 80,000 Dollars für ihr „United States Dispensatory" (Pharmakopöe), während die Familie des Juristen Story für dessen Werke bis jetzt von der Bostoner Firma Little, Brown & Comp. 200,000 Dollars bezogen hat.

Periodische Schriften, die meisten darunter allerdings blos ein bis zwei Mal wöchentlich erscheinend, soll es in den Vereinigten Staaten jetzt gegen 4000 geben, und manche davon erscheinen in kleinen Dörfern von ein paar Hundert Einwohnern. Die religiöse Presse ist durch 120 Blätter vertreten, die in etwa 500,000 Exemplaren wöchentlich abgehen.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 19. Februar 1859. № 22.

Nord-Amerika.

Korrespondenz-Berichte aus New-York.

I. Streitiges in den Ansichten über Amerika.

Ueber kein Land scheint man in Deutschland schwerer in's Klare zu kommen, als über die Vereinigten Staaten. Lange Zeit sind fast nur Lobeserhebungen darüber vernommen worden, und noch sind nicht zehn Jahre vergangen, seit Schriften, welche der vormaligen Ueberschätzung widersprachen, mehr als früher dort Eingang fanden, obgleich der Stoff dazu längst handgreiflich vor Augen lag. Die treffenden Bemerkungen, die Herr von Bülow schon im Jahre 1797 und nach ihm einige Andere veröffentlichten, gingen fast spurlos vorüber, während eine Fluth von Auswanderungs-Literatur, anpreisenden Reisebeschreibungen und Romanen mit idealisirten amerikanischen Stoffen in weiter Verbreitung gelesen wurden. Daß in Amerika eben neue Verhältnisse in der Entwickelung begriffen waren, mag Einiges zu dieser Erscheinung beigetragen haben, aber die Hauptursache lag in der Stimmung und in den Tendenzen des Zeitalters. Der Umschlag dieser Stimmung, welcher dem Ausgange der revolutionairen Bewegungen von 1848 folgte, kühlte um so mehr die Sympathie für Amerika ab, als fast gleichzeitig die Nachrichten darüber sich vervielfältigten und mannigfaltiger wurden.

Philosophie und Idealismus hatten sich in der vorhergehenden Zeit etwas übernommen, und die Thatsachen wurden, insofern sie zu den herrschenden Ideen nicht passen wollten, oft nicht beachtet, umgedeutet oder vielleicht auch geleugnet. Jetzt aber scheint man nach unabweislicher Belehrung durch die Geschichte wieder mehr nach Erkenntniß der Thatsachen zu streben. Die Veröffentlichung einer ungewöhnlichen Anzahl bedeutender Geschichtswerke, die in den letzten sieben Jahren die deutsche Literatur bereicherten, scheint zu den Merkmalen dieser Richtung zu gehören. In Folge derselben mußten sich die Thatsachen auch in den Urtheilen über Amerika geltend machen, wodurch freilich die Physiognomie von Land und Volk sehr verschieden von den Vorstellungen erschien, die man so lange Zeit fast als festgestellt angenommen hatte. Nun hat man sich allerdings auch früher in den Schilderungen amerikanischer Zustände viel mit Thatsachen beschäftigt, aber so einseitig, daß man leicht erkennen konnte, wie man irgend einer Thatsache einen Inbegriff von Folgen zuschrieb, welche durchaus nicht nothwendig daraus entspringen mußten. So z. B. ward etwa berichtet: In der oder jener westlichen Stadt waren vor dreißig Jahren so und so viele Einwohner, jetzt giebt es dreimal so viele Schneider dort u. s. w. Welcher Fortschritt, welche Zukunft! — Zunächst hat man nicht nach der Genauigkeit solcher Angaben und nach der Zuverlässigkeit der amerikanischen Statistik überhaupt gefragt, nach deren Berichtigung sich zahlreiche Uebertreibungen würden herausgestellt haben; indeß sind früher allerdings dergleichen jenen Angaben annähernd entsprechende Anschwellungen der Bevölkerung vorgekommen; man hat sich aber nicht sonderlich mit der Frage nach deren Qualität beschäftigt. Die Frage: Welcher Art ist nun die physische, intellektuelle und sittliche Entwickelung dieser Bevölkerung? hat man etwas zu sehr hintenan gesetzt; auch läßt sich dieselbe nicht mit der schnell fertigen Bemerkung beantworten: es sei eben Alles noch im Werden, denn es fragt sich dann wieder, welche Richtung nimmt aber dieses Werden, welche Keime sind darin zu erkennen? Freilich ward man hinsichtlich der physischen Entwickelung leicht mit den so oft wiederholten Worten abgefunden: Amerika ist das Land des materiellen Wohlseins, obgleich eine nähere Untersuchung dieses „materiellen Wohlseins" die so lange Zeit gangbaren Uebertreibungen hätte berichtigen müssen und die physische Entwickelung im großen Ganzen nicht nach jenen einseitigen Angaben von materiellem Wohlsein konnte beurtheilt werden.*) Hinsichts der geistigen und sittlichen Entwickelung mochten viele Männer, die in Europa mehr Freiheit wünschten, schließen: in den Vereinigten Staaten hat man alle die Freiheiten, die wir eben vermissen, folglich kann eine edlere Entwickelung der Menschen dort nicht fehlen. Die Thatsachen lehrten aber, daß dieser Schluß unrichtig war. Man schien sich über den wahren Charakter amerikanischer Zustände durch die unvermerkt untergeschobene Ansicht zu täuschen, daß hier zu Lande Alles in verschiedener Weise sich entwickeln müsse, als anderwärts unter ähnlichen geschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Bedingungen. So sollte z. B. in den Vereinigten Staaten die Bildung allgemeiner sein, obgleich es von oben bis unten nur sehr mangelhafte Bildungs-Anstalten giebt, verschiedene der höheren in unverkennbarem Verfall sind und bei dem Mangel des Schulzwanges viele Tausende von Kindern gar nicht, andere Tausende nur sehr unregelmäßig zur Schule gehen. Im Gegentheil ist wohl in keinem Volke, das europäische Röcke und Hüte trägt, bis in die höheren Klassen hinauf und unter den Leuten, die man hier zu Lande Gentlemen nennt, der Mangel an Bildung so verbreitet, als unter den Amerikanern. — Freilich half man sich mit der in Deutschland so lange geglaubten Fiction, daß es in Amerika sehr gute Schulen gebe, obgleich die Bedingungen dazu fehlten. Ebenso sollte es überall gute Zeitungen geben, obgleich es deren nur sehr wenige giebt, schlechte aber im Ueberfluß. Wo es Preßfreiheit giebt, mochten Viele schließen, muß es auch gute Journale geben; sie scheinen aber keine Vorstellung gehabt zu haben, wie sich unter der Preßfreiheit, sonderlich wie sie in Amerika benutzt wird, die Presse abstumpft. — Kurz, man legte den Institutionen der Vereinigten Staaten eine veredelnde und erlösende Kraft bei, die sie eben nicht haben konnten.

Man hat den Deutschen Tiefe zugeschrieben und ihnen wohl pedantische Weitläufigkeit vorgeworfen; man hat sie auch der Neigung zum Unglauben beschuldigt, aber während einer langen Reihe von Jahren scheinen sie in ihren Schilderungen und Vorstellungen von Amerika der Welt haben zeigen wollen, wie oberflächlich sie zu Werke gehen und wie leichtgläubig sie seichte Erfindungen oder verschrobene Auffassungen annehmen können. Man hat ihnen unpraktisches Wesen und Unentschlossenheit im Handeln vorgeworfen, aber in Amerika scheinen sie den Beweis haben führen zu wollen, mit wie schneller Entschlossenheit sie zur praktischen Ausführung ihrer Luftschlösser schreiten können. — Oder hat man wohl gehört, daß aus einer anderen Nation so viele Männer höherer Bildung ohne Noth nach Amerika wanderten, um schwere Bauernarbeit zu verrichten, bei hundert Grad Fahrenheit, in fiebererzeugenden Gegenden, in unpoetischer und geisttödtender Vereinsamung, oder neben rohen und lästigen Nachbarn; um in elenden Hütten zu wohnen, ohne die Möglichkeit, ihren Kindern eine Erziehung zu geben, und mit der Aussicht, selbst kläglich zu verbauern oder bis zur Karikatur zu verwildern?

Gewiß ist es ehrenwerth, im Drange der Nothwendigkeit von einer höheren zu einer niederen Thätigkeit ohne Murren herabzusteigen, aber der ganz übereilte, freiwillige Sprung aus der Civilisation in eine langweilige und aufreibende Unkultur ist bezeichnend für die krankhaften Seiten der deutschen Nation. Widerwärtig ist aber, eine

*) Auch die deutsch-amerikanischen Blätter kleben nicht mehr wie früher an der Tradition von unbedingtem materiellem Wohlsein, und der „Anzeiger des Westens" begann kürzlich einen seiner Artikel mit den Worten: „Seit der unerschöpfliche Reichthum der Vereinigten Staaten und der absolute Wohlstand aller seiner Bürger kein Evangelium mehr ist, an das man glauben muß, wenn man es auch nicht wahrnimmt, — —" Besonders haben neuere Thatsachen gezeigt, wie leicht jenes materielle Wohlsein von einer schnell eintretenden Wendung der Dinge erschüttert werden kann, und daß es an manchen Orten im Abnehmen begriffen ist. — Ueberhaupt hatte man sich gewöhnt, in Schilderungen der Vereinigten Staaten manche Zustände für dauernd oder fortschreitend anzunehmen, die nur vorübergehend sein konnten.

solche Verkehrtheit als einen veredelnden Schritt dargestellt zu sehen, viel eher erkennt man daraus, daß die hohe deutsche Geistesbildung an so viele Individuen verschwendet wird, die sie nicht zu würdigen verstehen und auf einer amerikanischen Farm vielleicht ihren naturgemäßen Platz finden. Uebrigens kann es nur als Fortschritt betrachtet werden, daß jener geistige Selbstmord wohl selten mehr vorkommt und man aus so vielen verunglückten Versuchen endlich eine Lehre gewonnen hat.

Der Natur der Dinge nach haben jene übertriebenen Vorstellungen von Amerika vorzüglich unter den oppositionellen Parteien Anklang gefunden, aber auch die konservativen sind nicht frei davon geblieben. So hat man unter Anderem von konservativer Seite die Kirchlichkeit der Amerikaner gepriesen und sich dadurch mit ihren republikanischen Institutionen versöhnt; allein so wenig die Republik die fast beispiellose Demoralisation im Allgemeinen und der Parteien, sowie der Regierung, der Verwaltung, der Justiz und der Wahlen insbesondere hindern konnte, so wenig vermochte die Kirche die Moralität des Volkes aufrecht zu halten oder sich selbst vor dem Verfallen in einen leeren Formalismus zu bewahren, der gemeinhin theils als Modesache, theils aus geschäftlichen Rücksichten betrieben wird. Noch augenfälliger sieht man im jetzigen Chaos von Mexiko, wo es weder an Republik noch an Macht der Kirche fehlte, daß eine republikanische Form noch lange nicht zur Freiheit führt, sowie von der anderen Seite, daß die Kirche nicht im Stande war, den bodenlosen Verfall eines Volkes zu hindern. Man mag sich übrigens erinnern, wie große Hoffnungen von Fortschritten und Zukunft der spanischen Kolonieen in der Zeit des Abfalls derselben in Deutschland ausgesprochen wurden. So wichtig auch Formen sein mögen, kommt es doch vorzüglich auf deren lebendigen Inhalt an, der dieselben in seiner Entwickelung ausfüllen soll.

Andererseits berichten uns neuerdings Reisende, Amerika sei in Deutschland dergestalt in Verruf gekommen, daß man darüber weder etwas hören noch lesen möge. Wenn dies, ich weiß nicht, in welcher Ausdehnung, gegründet ist, so scheint ein solcher Umschwung nur die andere Seite jener Auffassungsweise zu bezeichnen, welcher die vormaligen Illusionen ihren Ursprung verdanken, nämlich der Auffassung von der Gemüthsseite mit der Tendenz zur Befriedigung persönlicher Wünsche, wobei sich die Ansichten nach Sympathie und Antipathie entwickeln. Weil also Amerika der früheren Ueberschätzung nicht entspricht, soll es sich nicht der Mühe lohnen, überhaupt davon Notiz zu nehmen. Die Vereinigten Staaten bleiben aber immer, wenn auch ihre Entwickelung geringhaltiger ist, als die europäische, eine so beachtenswerthe Erscheinung, daß Alle, die nicht gleichgültig gegen Geschichte und Völkerkunde sind, die Beobachtung ihres Fortganges nicht übergehen können, und zwar um so weniger, als diesseits europäische Ideen realisirt sind und an der Wirklichkeit ihre Würdigung finden. Der Umstand, daß die größte europäische Kolonie eine Richtung nimmt, wonach sie äußerlich dem Mutterlande immer ähnlicher, im inneren Menschen aber immer unähnlicher wird, bietet außerdem eine Menge interessanten Stoff dar, der bei weitem nicht genug ausgebeutet ist und selbst für die unterhaltende Literatur mancherlei enthalten dürfte, das anziehender behandelt werden kann, als die nachgerade abgenutzten Rothhäute, Hinterwäldler, Büffel, Urwälder und Prärieen. Praktisch kann man aber die Vereinigten Staaten noch weniger ignoriren: ein ungeheures Ländergebiet, wohin nicht allein Tausende von Europäern alljährlich auswandern, sondern mit dessen nach Millionen zählender Bevölkerung die europäischen Nationen schwerlich werden vermeiden können, in dauernder Handelsverbindung zu bleiben. Da es aber in den Vereinigten Staaten noch keine abgerundet ausgebildete Nation giebt, sondern die fortschreitende Entwickelung sich immer mehr von der früheren Vorstellung verschieden herausstellt, genügt auch zur Kenntnißnahme für praktische Zwecke keine blos kaufmännische Auffassung. Der Mangel einer vollständigeren und tieferen Kenntniß der Amerikaner und ihrer Verhältnisse hat den Europäern einen Schaden von Millionen verursacht. Würde man wohl so leicht ihnen Kredit gegeben, oder würden so viele nun betrogene Inhaber amerikanischer Papiere ihr Geld in unhaltbaren Speculationen angelegt haben, wenn sie den diesseitigen Schwindel, den Grad der Schamlosigkeit im amerikanischen Geschäftsbetrieb und den Mangel an Mitteln hinreichend gekannt hätten, wodurch man in diesem Lande Zahlung erzwingen kann?

Gleichwohl mag in Deutschland noch ein beträchtlicher Rest der früheren Ueberschätzung amerikanischer Institutionen und Zustände zurückgeblieben sein; besonders mögen Viele sich von der Vorstellung noch nicht losmachen können, in den Vereinigten Staaten einen höheren Aufschwung der menschlichen Gattung zu erblicken. Den Ansichten dieser Färbung gegenüber habe ich in diesen Blättern mich bisher begnügt, mehr Thatsächliches zu berichten, als allgemeine Ansichten auszuführen. Da aber im „Magazin“ dergleichen nach entgegengesetzter Richtung in einem längeren Artikel: „Ein Wort zu Gunsten der Yankees“*) überschrieben, entwickelt wurden, so schien es mir nicht ungeeignet, in diese Polemik einzugehen. Freilich kann ich hier nur fragmentarisch und unvollständig Alles behandeln, worin ich einer Schilderung der allgemeinen Umrisse der amerikanischen Civilisation vorgreife, die ich künftig ausführlicher zu veröffentlichen wünsche.

Zwar ist hier nicht der Ort, noch auf andere zur Rechtfertigung oder Anpreisung des amerikanischen Westens erschienene Schriften einzugehen; es dürfte aber zur Erläuterung dienen, auch einen Artikel zu berücksichtigen, der später als der oben erwähnte in der „National-Zeitung“ erschien und in der New-Yorker „Abend-Zeitung“ vom 13. August unter der Ueberschrift: „Eine Schutzrede für Amerika“, im Auszuge mitgetheilt ward. Da derselbe vielleicht nicht allen Lesern dieser Blätter bekannt ist, theile ich ihn hier nach der genannten Nummer der hiesigen „Abend-Zeitung“ wie folgt mit:

„In einer der letzten Nummern der Berliner „National-Zeitung“ zieht der amerikanische Korrespondent dieses Blattes gegen diejenigen europäischen Philister zu Felde, die in den vielen Nichtswürdigkeiten, welche ein Berichterstatter über amerikanische Tages-Ereignisse leider zu berichten hat, Veranlassung zu pharisäischem Bedauern oder zu hämischen Bemerkungen über die republikanische Staatsform finden. Wenn diese Philister beim Anhören der Berichte aus Amerika kläglich seufzen: „Das weiß Gott, 's ist ein elendes Leben“, so antwortet ihnen jener Korrespondent mit „hunderttausenden von Deutschen in Amerika“ ein rüstiges: „Möcht's doch nicht für ein andres geben!“ Und daran knüpft er eine Schutzrede, von welcher wir einen Theil, der auch hier für manche Amerikamüde nicht ohne Interesse sein mag, folgen lassen. Es heißt da:

„„„Es ist nur zu wahr, daß wir viele Blößen, auch Unschönheiten und Schmutz dem Zuschauer in Europa darweisen, aber es vergesse der Zuschauer auch nicht, daß wir uns nackt zeigen, daß wir uns nicht das wilde, kräftige Hauptsaar in Locken brennen, nicht das mit Schmarren bedeckte, wettergebräunte Gesicht mit Schminke oder Mandelkleie salonfähig machen, keine Glacéhandschuhe über die schwieligen Finger ziehen und die knorrigen Füße, meinetwegen auch die Leichdornen, nicht mit Lackleder verhüllen. Wir treiben die Oeffentlichkeit bis zum Extrem. Da ist keine Unthat, kein Verstoß gegen Sitte oder Recht, der nicht ohne Umstände beim Kragen gepackt und an's Tageslicht geschleppt würde — unbekümmert um die allgemeinen Schlüsse oder Trugschlüsse, die man aus diesem individuellen Fall ziehen möge, ja in der Entrüstung wohl gar in der Allgemeinheit solcher Schlüsse die auswärtigen Beurtheiler noch überbietend. Es ist wahr, wir haben viele Schurken im Lande, aber daß wir sie offen vor aller Welt als solche hinstellen können und wirklich hinstellen, mögen sie nun in hohen oder niederen Stellungen sein, ist hoffentlich auch etwas werth. Sie zucken die Achseln darüber? Nun, so will ich fragen: Sind diejenigen Länder, in denen das Verbrechen und die Unsitte mit dem Mantel der Rücksicht — sei es nun Rücksicht auf äußere Verhältnisse oder auf falsche Anstandsbegriffe — verhüllt wird, etwa frei von Unsitte oder Verbrechen? Wenn ein Präsident der Vereinigten Staaten schnöde die Verheißungen bricht, denen er seine Erwählung verdankte, so schlagen wir einen großen Lärm darüber auf, und ein hochgeneigtes auswärtiges Publikum weist mit Fingern auf die tiefe Versunkenheit unserer Staatsmänner. Soll das ein Beweis dafür sein, daß nie ein Herrscher eines anderen Landes, auf den nicht mit Fingern gewiesen werden durfte, sein Wort gebrochen hat? — Wenn ein Gericht in Virginien Leute wegen Neger-Entführung oder abolitionistischer Gesinnungen zu schwerer Zuchthausstrafe verurtheilt, so schreien wir selber darüber sehr laut, ohne danach zu fragen, ob uns aus Europa ein starker Wiederhall entgegenkommen wird. Aber eine in Stockholm erfolgte Verurtheilung des Zeitungsverlegers Lindahl zum Tode durch das Beil wegen „Verleumdung“ habe ich hier aus keiner politischen Zeitung Europa's, sondern aus einer winzigen kleinen Notiz erfahren, die sich in die „Allg. Theaterchronik“ verirrt hatte. — Scheußliche Mordthaten geschehen hier und werden von allen Zeitungen in widerlicher Breite, womöglich mit fünf oder sechs Ueberschriften aus Corpus oder Cicero erzählt. Aber wenn in Deutschland ein 14jähriger Bube fünf kleine Kinder mit kaltem Blute in einer Kiste langsam erstickt, so wird das unter den mit kleinstmöglicher Schrift in der Beilage abgedruckten „Vermischten Nachrichten“ ganz kurz und beiläufig erwähnt. Empörend sind die Bestechungsgeschichten, die in unseren Parlamenten vorkommen, kolossal die Spitzbübereien bei Armeelieferungen; — Alles wahr. Aber existiren solche Spitzbübereien dort nicht, wo man vor den aus armen Teufeln zu Millionären gewordenen Lieferanten den Hut abzieht und alle etwaige Bedenken mit einem kurzen „non olet“ abfertigt? — Reiche Plantagenbesitzer, die arme Neger aus Uebermuth ermorden, werden entweder nicht verfolgt, oder freigesprochen, oder begnadigt. Das ist niederträchtig; — sehr wahr. Aber setzen Sie einmal den unwahrschein-

*) S. „Magazin“ Nr. 87 und 88 von 1858.

lichen Fall, daß in Timbuktu oder auf Papua ein Prinz zum Dessert Dachdecker vom Dache herunter geschossen hätte, wie die Spatzen, oder seinen Jäger mit dem Hirschfänger durchbohrt, — glauben Sie wohl, daß die „öffentliche Meinung" von Timbuktu oder Papua über solche Vorfälle durch die Zeitungen belehrt worden wäre? — Unsere Gränzer mit ihren Lynchgerichten, ihren Regulatoren-Gesellschaften, ihren allezeit bereiten Mordwaffen sind eine gräuliche Rotte Korah; — ganz gewiß. Aber wohnen nicht im christlich civilisirten Europa, in einem gewissen Winkel am adriatischen Meere ebenfalls ganz verzweifelte Kehlabschneider (die Montenegriner)? — Es kommen sehr viele Mordthaten in den Ver. Staaten vor, und die Zahl erscheint noch viel größer, weil über jede einzelne sorgfältig Buch geführt wird. Aber wenn wir die Ziffern in verschiedenen europäischen Staaten näher ansehen, so können wir uns doch mit einiger Beruhigung sagen, daß bei uns die Proportion schwerlich eben so groß ist.""

Die New-Yorker „Abend-Zeitung" und der Verfasser dieses Artikels legen unter Anderem einen Maßstab in der Beurtheilung Amerika's an, den ich kaum erwähnen würde, wenn ich ihn nicht auch in ausführlicheren Schriften gefunden hätte, und der, trotz der vielgerühmten philosophischen Bildung Deutschlands, dort nicht verschmäht worden ist. Die New-Yorker „Abend-Zeitung" läßt in ihrer Einleitung „Philister beim Anhören der Berichte aus Amerika kläglich seufzen" (ich weiß nicht, ob mit den Worten der „National-Zeitung"): „Das weiß Gott, 's ist doch ein elend Leben", worauf ihnen jener Korrespondent, mit „Hunderttausenden von Deutschen in Amerika" ein „rüstiges": „Möcht's doch nicht für ein anderes geben!" antwortet. — Wer bürgt dafür, daß unter diesen Hunderttausenden von Deutschen in Amerika keine Philister sind? Wer bürgt dafür, daß dieser Ausruf immer ein rüstiger ist? Freilich ist es leicht, seine Gegner blos seufzen und einen in der That ziemlich kläglichen Ausruf machen zu lassen; man kann dann recht bequem eine „rüstige" Antwort darauf finden. (Schluß folgt.)

Der Prozeß um die Quecksilber-Gruben von Neu-Almaden in Kalifornien.*)

Das Bezirksgericht von San Francisco hat soeben in einem Prozeß über die Quecksilbergruben von Neu-Almaden einen höchst wichtigen Ausspruch gethan.

Die Minen von Neu-Almaden liegen 15 Meilen südöstlich von der Stadt San José im Bezirk Santa Clara und ungefähr 70 (engl.) Meilen von San Francisco entfernt. Im verflossenen Jahrhundert kannten die Indianer diese Gruben schon und gewannen daraus Zinnober, der, an der Luft aufgelöst, ein Roth lieferte, dessen sie sich zum Tätowiren bedienten. Die allgemeine Verbreitung dieser Farbe veranlaßte 1845 den Befehlshaber des mexikanischen Heeres und Regierungs-Kommissar in Kalifornien, Don Andres Castillero, nach ihrem Ursprunge zu forschen. Er erkannte sogleich die Wichtigkeit der Gruben und bildete eine Gesellschaft zur Ausbeute derselben. Der Boden, in dem sie lagen, ward als das Eigenthum von zwei Rancheros angesehen, die beide die Gränze ihres Gebietes nicht anzugeben vermochten. Die Arbeiten begannen, und die Direktoren der Gesellschaft hielten es für genügend, die Mine in Besitz zu nehmen, ohne die nöthigen Formalitäten dabei zu beobachten.

Währenddessen kam Kalifornien unter die Herrschaft der Vereinigten Staaten. Das englische Haus Barron, Forbes & Comp. brachte den größten Theil der Actien käuflich an sich, und James Alexander Forbes, Agenten der Hudsonsbay-Compagnie, englischem Vice-Konsul zu San Francisco und Theilhaber jenes Handlungshauses, wurde die Leitung der Angelegenheiten übertragen, theils seiner anerkannten Befähigung wegen, theils auch, um das industrielle Unternehmen unter den Schutz der englischen Regierung zu stellen. Die Ausbeute wurde in der That eine größere, und beträchtliche Quantitäten Quecksilber wurden gewonnen. Indeß überließ Herr Forbes im Jahre 1850 aus Klugheitsrücksichten seine Stelle einem amerikanischen Agenten, Mr. Walkinshaw, und als die Bundesregierung eine Prüfungskommission nach Kalifornien schickte, richtete die Compagnie die doppelte Bitte an sie, um Ueberlassung eines drei Quadratmeilen großen, zu den Gruben gehörigen Terrains, sowie um Anerkennung des von den Rancheros bewirkten Verkaufes von 3 Quadratmeilen Landes an Castillero. Die Kommission bewilligte Ersteres, verwarf aber Letzteres, worauf Jene an das Bezirksgericht appellirten.

Alexander Forbes hatte seine Actien verkauft und den Erlös längst verausgabt. Sie waren seitdem im Werthe sehr gestiegen, und er wandte sich jetzt an seine früheren Associés um ein Darlehen; als sie es ihm abschlugen, wendete er sich aus Rache an einen Herrn Laurencet, Mandatar von Justo Larios und Fossat, den beiden Rancheros, die ihm gegen einige hundert Piaster ihre einer so mächtigen Gesellschaft gegenüber schwer geltend zu machenden Rechte cedirt hatten. Er hatte die Korrespondenz des Hauses Forbes, Barron & Comp., dessen Repräsentant und Socius er fünf Jahre lang gewesen war, und außerdem noch Beweise in Händen, daß Castillero sich einige fehlende Urkunden in Mexiko hatte anfertigen lassen. Für 20,000 Piaster überließ er Laurencet diese Dokumente, der sie bei einer Bank deponirte, indem er der Gesellschaft drohte, gegen sie Gebrauch davon zu machen, wenn sie ihm nicht ein Drittheil vom Besitzthum der Gruben zusicherte.

Unterdessen kamen diese Intriguen den Behörden zu Ohren, und der Bezirks-Advokat befahl dem Bankpräsidenten, die Dokumente vorzuzeigen, die ihm anvertraut worden waren und die dem Richter Aufklärung verschaffen konnten. Er legte sie vor, und die Prüfung derselben führte zu erstaunlichen Enthüllungen.

Es ging daraus hervor, daß Castillero sich mit Hülfe hochgestellter Persönlichkeiten aus mexikanischen Archiven Fälschungen von Urkunden und zu wiederholten Malen angebliche Abschriften von Dokumenten zu verschaffen gewußt, die niemals existirt hatten, und daß von allen Schriftstücken, welche die Compagnie vorgezeigt, kein einziges echt gewesen war. Alexander Forbes, der als Zeuge auftrat, erzählte, wie diese Betrügereien ausgeführt worden wären, und die Details, die er lieferte, sprechen nicht sonderlich für die Moralität der höheren mexikanischen Beamten.

Der ganze Rechtsfall ist dem Kabinet von Washington zur Entscheidung gesandt worden, deren Art und Weise nicht zu bezweifeln ist. Es entstand nun die Frage, ob in der Zwischenzeit die Compagnie ihre Arbeiten fortsetzen dürfe? Der Staatsanwalt von San Francisco hielt es für unangemessen und trug bei dem Bezirksgericht auf Ernennung eines Administrators im Namen des Staates und Ernennung eines Kommissars an.

Natürlich hat sich dem die Gesellschaft widersetzt, und es haben in diesem Prozeß schon vierzehn Gerichts-Sitzungen stattgefunden, in welchen sieben verschiedene Advokaten ihre Ansichten entwickelten. Der Richter, Mac Allister, ist den Forderungen des Staatsanwalts nachgekommen und hat einen Administrator ernannt, der für Einstellung der Grubenarbeiten sorgen soll.

Die Zollerhebungen stellen fest, daß das jährliche Ergebnis der Gruben sich mindestens auf 2,500,000 Pfund Quecksilber beläuft und die Einnahme jedes Jahr wohl 2 Millionen Dollars beträgt. Aus den Rechnungen geht hervor, daß der Schaden und die von der Gesellschaft verlangten Zinsen im Ganzen etwa 8 Millionen Piaster betragen. Aber wer wird nun glücklicher Besitzer der Gruben werden, Laurencet, der Konzessionär der Rancheros, oder die Regierung der Vereinigten Staaten? Ist der Mineralreichthum des Bodens untrennbar vom Besitz desselben? Dies ist auch der streitige Punkt in der Sache des Obersten Frémont in Kalifornien.

Andererseits beraubt die Einstellung der Gruben-Arbeiten zu Neu-Almaden Kalifornien des Quecksilbers, das unentbehrlich ist zur Ausscheidung der Quarzbeimischungen vom Golde; es wird nun importirt und viel theurer bezahlt werden müssen. Außerdem bleibt noch Folgendes zu bedenken: die Ausgrabungen gehen in unterirdischen Stollen und Brunnen von 500 Fuß Tiefe vor sich, und Pumpen müssen Tag und Nacht das Wasser entfernen, das sonst die Bergleute wegschwemmen würde. Werden nun die Arbeiten unterbrochen, so stürzen die Stollen zusammen, und später wird es, wo nicht unmöglich, doch sehr schwierig sein, das großartige Unternehmen wieder zu beginnen.

*) Nach amerikanischen Blättern.

Frankreich.

Das Leben der Herzogin von Orleans.

In Paris ist soeben eine Lebensbeschreibung dieser von den Franzosen allgemein verehrten Fürstin, und zwar aus der Feder der Frau v. Harcourt, geborenen Gräfin v. St. Aulaire, einer Freundin der Verewigten, erschienen.*) Das Buch macht einen ähnlichen Eindruck, wie die Lebensbeschreibung der Königin Luise von Preußen, die ebenfalls aus der Feder einer Freundin der Verewigten, der Frau v. Berg, geflossen. Herr Moritz Hartmann sagt über das französische Buch in einem Pariser Briefe der „Kölnischen Zeitung": „Die Stimmung für die vielgeprüfte hingeschiedene Frau, ihr Angedenken ist noch so gemüthlicher Art, daß eine von Freundeshand geschriebene Biographie allein am Platze ist; eine kritisch-historische würde noch zu viele Herzen als kalt und theilnahmlos verwunden; denn die deutsche Prinzessin war und ist in Frankreich sehr beliebt, und gewiß, sie verdiente es zu sein. Die schöne Gestalt, die uns hier entgegentritt, ist vor Allem Mutter, Gattin, überhaupt das liebende Weib in seinen schönsten Rollen."

*) Madame la Duchesse d'Orléans, Hélène de Mecklenbourg-Schwerin.

Die zahlreich mitgetheilten Brief-Fragmente sind das beste Zeugniß, das Frau v. Harcourt für die Wahrheit ihrer Denkschrift anführen konnte; schade, daß wir sie nicht alle übersetzen können. Doch sei hier Einiges mitgetheilt:

„Gestern faßte ich Muth, um mich von Robert (dem Herzog von Chartres) zu trennen und ihn in seine neue Wohnung in der Nähe von Paris zu bringen. Es war eine Art Triumphzug, der mir das Herz zusammenpreßte. Paris (der Graf von) lief lustig voraus; ich trug den Kleinen, dann kam meine Mutter und dann alle Frauen. Ich war die Erste, die das Glück hatte, das arme Kind einzuschläfern. Ich legte ihn der Madame G... ans Herz, welche die Ober-Aufsicht der ganzen Wohnung hat, und gab Paris, der lieb war, wie ein Engel, sein Süppchen. Es war einer jener Abende, wie ich sie liebe, die im Grunde des Herzens so viele Ruhe zurücklassen — sie sind jetzt selten, denn ich entspreche soviel als möglich den Anforderungen der Welt... Die Seele der Kinder thut sich leichter auf, wenn wir allein mit ihnen sind. Ich suche, soviel als möglich, mit meinem Sohne allein zu sein. Heute brachte ich ihn nach Neuilly zurück; er schlief in meinen Armen ein, ich legte ihn in's Bett und leistete ihm tausend kleine Dienste. Sie hätten sehen sollen, wie er zärtlich und herzlich war. Oh, que la mère bourgeoise est heureuse!"

In den meisten späteren Brief-Fragmenten spricht sich die rührendste Witwentrauer aus; wir theilen folgende Stellen mit: „Ach, wie habe ich gelitten, als ich N... von dem Opfer sprach, das ihm seine Frau bringt! Wie glücklich ist sie, ihm beweisen zu können, daß sie ihn mehr liebt, als Alles in der Welt, und daß sie, um ihm zu folgen, ihr Liebstes verläßt, ihre Kinder! wie beneide ich sie!... Aber warum meine Thränen mit jedem Ereignisse im Leben, mit jedem fremden Umstande mischen? Mein Schmerz ist wie ein Spiegel, in dem sich jeder Gegenstand reflektirt". — 1843. „Meine Schwägerin ist nun verheiratet. Sie werden gewußt haben, daß mir der Muth fehlte, den Trauungs-Ceremonien beizuwohnen... Die ganze Familie rührte mich, ich fühlte, daß Alle für mich litten. Mein Herz war in Fontainebleau, in der Vergangenheit. Ich hörte, wie ein Ton an mein Herz schlug, ein Ton, der sprach von Trost, von Ewigkeit, von Wiedersehen... Ich verbrachte die Nacht mit Schreiben und Denken... Ich habe mich entschlossen, manchmal im Salon zu erscheinen, was mir schrecklich peinlich ist. Die Theilnahms-Bezeugungen eines Generals machten gestern, daß ich losbrach; das geschieht mir oft."... „... Nichts Neues in unserer stillen und traurigen Häuslichkeit. Die schönen Frühlingstage machen meine Kinder lächeln — mir thun sie schrecklich weh. Diese Jahreszeit, er liebte sie so sehr! Wir gingen mit einander spazieren, wir folgten unseren Kindern nach Neuilly; dort machte er mir Sträuße aus Frühblumen... Wir verbrachten die Abende in dem duftererfüllten Garten von Neuilly und machten enorme Blumensträuße. Um 9 Uhr gingen wir hinein; man plauderte, man besprach alle wichtigen und ernsten Gegenstände des Augenblickes. Die Politik des Tages führte uns auf den Lieblingsstoff, auf die moralische Größe Frankreichs, seinen Einfluß auf die Welt, seine Vertheidigung, seine isolirte Stellung, auf die moralische Kraft des Volkes 2c.; ich ahnte den unermüdlichen Eifer dieses Geistes und die Ruhe, die bewunderungswürdige Kaltblütigkeit, mit der er sein Land, seine Stellung und seine Zukunft beurtheilte..... Wieder ein Frühling, wieder diese holde Luft, die er so gern athmete, diese Blumen, diese Vögel, die er beobachtete, auf die er mich aufmerksam machte; wieder diese glücklichen Kinder, die über die Wiese laufen; aber Alles ist anders. Diese Welt ist mir nicht mehr dieselbe. Dieser Himmel, diese Sonne haben keinen Glanz mehr, oder vielmehr, ihr Glanz thut mir weh; ich möchte mich verbergen und dieses Erwachen nicht sehen, das nur meinen Schmerz erweckt...."

Mannigfaltiges.

— Die Jonischen Inseln. Ueber diese kleine, aber nicht ganz unwichtige, übrigens in mehr als Einer Beziehung interessante Siebeninsel-Republik im Jonischen Meere ward vor Kurzem eine zwar nicht sehr umfangreiche, aber um so gehaltreichere Schrift eines Griechen, Bulgari aus Korfu, in Leipzig ausgegeben.*) Sie faßt lediglich die rein politische Seite der ganzen Frage, um die es sich handelt, in's Auge, indem sie, mit Hinsicht auf die seit dem Jahre 1800 stattgefundenen europäischen Verträge in Betreff der bis 1797 zur Republik Venedig gehörig gewesenen Jonischen Inseln den rechtlichen Stand jener Frage darstellt, also auch für Entscheidung dieser Frage aus dem Gesichtspunkte des Rechts die nöthige Grundlage gewährt. Der Verfasser der Schrift, der seinen Gegenstand beherrscht und den Werth der Frage gebührend kennt, behandelt ihn auch in seiner Darstellung mit diplomatischer Genauigkeit, Klarheit und Ruhe, und mit einer ebenso edlen Würde, einem ebenso diplomatischen Anstande, als mit nationaler Entschiedenheit und Klarheit des Rechtsbewußtseins. Die Times, die der ganzen Jonischen Insel-Frage die Zähigkeit des britischen Hochmuths und unverbesserlicher Einbildung entgegensetzt, möge zusehen, wie sie — die vorhandenen europäischen Verträge beseitigt, welche die Republik der Jonischen Inseln als selbständig und unabhängig anerkannt und das Protektorat seitens Englands nur als eine Nothwendigkeit zur Aufrechterhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit angesehen haben. Die treulose Willkür, welche die englische Regierung vom Jahre 1814 an, unter Nichtbeobachtung der von ihr selbst früher ausdrücklich anerkannten Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Republik, im Gegensatze zu den Thatsachen und lautredenden Erklärungen und im Widerspruche mit dem klar verbrieften Rechte der Inseln, nicht ohne Waffengewalt gegen dieselben geübt haben, wird hier in das hellste Licht gesetzt. Wenn der Verfasser, auf die politischen Verträge sich stützend, zugleich die Vereinigung der Jonischen Inseln mit dem Königreich Griechenland fordert, so ist er, nach Lage der Sache, eben so objektiv als subjektiv in seinem Rechte; denn England hat nur das Recht einer Vormundschaft über die Jonischen Griechen und nichts mehr.

*) „Les Sept-Iles Ioniennes, et les traités qui les concernent", par Nicolas Timoléon Bulgari de Corfou. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859.

— Volkspoesie der Neu-Seeländer. In einer neulichen Sitzung der Londoner Ethnological Society wurde ein interessanter Bericht über die Volkspoesie der Maori (Eingebornen Neu-Seelands), von einem Herrn Baker, aus Auckland in Neu-Seeland, verlesen, welcher diesem Gegenstand ein besonderes Studium gewidmet hat. Den ersten Rang unter den von ihm besprochenen Gedichten nehmen die historischen Lieder ein, die in großer Zahl vorhanden sind und die Sagen und Ueberlieferungen der Aborigenen enthalten. Das älteste derselben beschreibt, wie Hau, ein Anführer der ersten Ansiedler Neu-Seelands, sein entflohenes Weib, Wairaka, verfolgt und auf dieser Expedition die Hauptpunkte der Insel entdeckt und ihnen Namen beilegt. Das zweite ist ein sehr beliebtes Waiata aroha, oder Liebeslied, von einem jungen Mädchen gedichtet, das von seinen Aeltern einem gewissen Häuptling vermählt wird, während sein Herz einem Anderen gehört. Dergleichen Liebeslieder, sowie poetische Anreden an abwesende oder verstorbene Personen, finden sich unter den Maori sehr häufig. Auch an Kriegsliedern fehlt es nicht, namentlich aber sind die Tangi, oder Klagelieder, äußerst populär, von denen Herr Baker einige hübsche Proben mittheilt. Eines dieser Tangi rührt ebenfalls von einem jungen Mädchen her, welches von seinem Vater an einen Häuptling gegen eine Muskete verhandelt wurde, die von der Tradition als das erste Schießgewehr bezeichnet wird, das nach dem Distrikt Waikoto gebracht worden ist. Es wird in demselben auch einer Beschwörung gedacht, die von den neuseeländischen Frauen angewendet wird, um sich von der Heimat zu trennen oder abzulösen, d. h. den Kummer zu beschwichtigen, den sie beim Scheiden aus dem väterlichen Hause empfinden. Diese Ceremonie besteht darin, daß ein Priester die an Heimweh Leidende an einen Fluß führt, indem er etwas rothen Ocher und Oel in der Hand hält, welches er mit dem Wasser mischt; hiermit befeuchtet er die Augen und die Brust der Patientin, läßt sie dann auf kleine Erdhügel steigen, die er mit den Händen aufgehäuft hat, schlägt das Wasser mit seinem Stabe und spricht zum Schluß das Gebet oder Karakia der Trennung. Jenes Wasser ist also gleichsam das Lethe, in welches die Erinnerung an die Heimat begraben wird. — Die Maori haben auch launige Gedichte, die, wie Herr Baker behauptet, oft recht witzig sind, obwohl die von ihm übersetzte Probe eines solchen eher in das Gebiet des „höheren Blödsinns" zu gehören scheint. Der Inhalt dieser erst im vorigen Jahre gedichteten und sehr populär gewordenen Humoreske ist folgender: Ein neuseeländischer Matrose erzählt seinen Freunden bei seiner Rückkehr aus England, es sei ein englischer Seemann, Namens Haki (Jacky), in den Besitz so ungeheurer Reichthümer gelangt, daß die Königin von England sich in ihn verliebt und ihm ihre Hand angetragen habe, die er jedoch ausschlug. Da sie ihn unerbittlich fand, so habe sie, vor Wuth, Eifersucht und beleidigtem Stolz außer sich, den Topmast eines ihrer größten Kriegsschiffe erstiegen und sich, ein Todtenlied à la Sappho anstimmend, kopfüber in die See gestürzt! — Wie der Berichterstatter versichert, sollen die guten Neu-Seeländer diese absonderliche Geschichte ziemlich allgemein für lautere Wahrheit halten.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Dienstag, den 22. Februar 1859. | № 23.

Deutschland und das Ausland.

Ethnographische Skizzen von Bogumil Goltz.

„Der Mensch und die Leute", ist wohl der eigentliche Titel einer neuen Arbeit von Bogumil Goltz, der in den fünf Bändchen, die vor uns liegen,*) auf die linke Seite des Titelblattes verwiesen, allein auf allen gleichmäßig wiederkehrt, während jedes außerdem für sich seinen besonderen Titel führt. Das erste ist überschrieben: „Die Großmächte und Mysterien im Menschenleben", das zweite: „Der wilde und der civilisirte Mensch, oder Natur und Geist", das dritte: „Zur Charakteristik der Türken, Russen, Polen und Juden", das vierte: „Zur Charakteristik der Spanier, Italiäner und Franzosen", das fünfte: „Zur Charakteristik der Engländer". Erklärend ist den letzten vier Bändchen der Nebentitel: „Ethnographische Skizzen", beigefügt, ebenso ist ein doppeltes Motto allen gemeinschaftlich, über das wir, als besonders charakteristisch, bald etwas näher sprechen wollen. Da wir tagtäglich mit fremden Literaturen, also auch mit fremden Nationen, zu thun haben, so schlägt ohne Zweifel dieses originelle und interessante Buch in unser Fach, und wir können deshalb nicht umhin, demselben die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen.

Ohne Zweifel ist, wie auch schon vielfach anerkannt worden, Herr Bogumil Goltz eine höchst originelle und erfreuliche Erscheinung, ein Trost in einer Zeit, wo sich Alles zu verschließen, zu verflachen scheint und in dem allgemeinen Sumpfe der Charakterlosigkeit und Mittelmäßigkeit zu versinken droht. Selbst seine Fehler, die wir nicht verkennen, sind in heutiger Zeit Tugenden. Wenn man sich etwas an den Ton seiner Sprache gewöhnt hat, an den polternden, mitunter sich übersteigenden Fluß seiner Hyperbeln, Bilder und Vergleiche, an die Schärfe und Eckigkeit seines Urtheils, an die derben und bisweilen unästhetischen Ausdrücke, so wird man endlich dahinter kommen, daß dieser Ton nur der Ausdruck eines starken Dranges, eines lebendigen Rechtsgefühls, einer Begeisterung für das Höhere und Höchste ist, für den die Sprache immer noch nicht zureichen will. Herr Goltz denkt und fühlt noch bei weitem stärker, als er schreibt, und man wird ihn immer nur in dem Grade verstehen, als man der sittlichen Entrüstung in annähernder Weise fähig ist.

Er ist einmal der geschworene Feind jener epikuräischen, quietistischen Aesthetik, welche bei uns in Deutschland eine so starke Schule ausmacht, und mit grober Faust und unermüdlichen Schlägen haut er alle Paraden durch, die man ihm etwa entgegenhalten möchte. Kein Volk, kein Stand, kein Lebensalter wird geschont, Jedes bekommt seinen Theil weg in der derbsten und ungenirtesten Weise; er hält, wie Hamlet sagt, aller Welt das Spiegelglas vor. Daß man bei uns einen solchen Schriftsteller liest, daß er, wie die „Neue Preußische Zeitung" sagt, bereits Aussicht hat, „ein Schriftsteller von Rang" zu werden, — was das sagen will, wird man verstehen — ist der beste Beweis dafür, daß die aristokratische, feine Dezenz, die aus Frankreich geholt worden, der deutschen Natur doch nur eigentlich ein Schnürleib und mehr andressirt als anerzogen ist. Man rümpft die Nase bei diesen starken drastischen Ausdrücken: Sauerei, Schweinerei rc. Warum? — Weil man den Eindruck gewinnt, daß er wirklich was Gutes thue, wenn er die hohle, faule Form des ästhetischen Wohlanstandes schonungslos niederbricht, weil er uns statt dieser falschen Aesthetik eine wahre, kräftige, tiefreligiöse Sittlichkeit erblicken läßt. — Nec sine ira, nec sine studio, ist das zweite auf dem Titel stehende Motto, das man nur auf diese Weise auslegen kann, als wolle der Verfasser damit die Beiwirkung seiner moralischen Entrüstung über die Karikatur des Göttlichen im Menschen ausdrücken. Sine ira et studio über diesen Gegenstand zu schreiben, würde er ohne Zweifel für eine Mattherzigkeit ansehen und seinen eigentlichen Zweck zu verfehlen glauben. — Freilich ist dieser Zweck ein so umfassender, allgewaltiger, daß er schwerlich Aussicht hat, verwirklicht zu werden. Herr Goltz ist mehr, als ein Unterhaltungsschriftsteller, wofür ihn Viele anzusehen scheinen; er ist in seiner Art ein Prophet, wie er denn an vielen Stellen seine lebhafte Sympathie für die Propheten des alten Testamentes kundgiebt.

Glaubt man etwa, wir sehen zu viel? Nun wohlan, so lese man das erste Motto und lese es zum zweiten Male, nachdem man das ganze Buch durchlesen hat. „Gerechtigkeit kommt nicht aus dem Gesetz der Natur und dessen Werken", lautet ein Spruch aus Apostel Paulus, dessen Kommentar eigentlich das ganze Buch bildet. Und daß der Verfasser unter Religion nicht einen lichtfreundlichen Rationalismus (den er oft bekämpft), sondern ein gläubiges, schriftmäßiges Christenthum versteht, sieht man aus Heft 1, S. 145 und dem Folgenden, wo von Religion, Glaube und Begeisterung, als „Großmächten" im menschlichen Leben, gehandelt wird. Man muß, wenn man das Buch verstehen will, hierauf ganz vorzüglich seine Aufmerksamkeit richten; denn sonst könnte es leicht scheinen, als ob der Verfasser, eine Art sittlicher Don Quijote, rastlos und unaufhörlich gegen Windmühlenflügel kämpfte; man könnte sonst fragen: aber was will denn der Mann eigentlich, wenn Alles und Alles an allen Nationen schlecht und thierisch ist? Wie wir am angeführten Orte erfahren, und wie auch die dort gegebenen oft tiefsinnigen und echt philosophischen Anschauungen errathen lassen, hat er sich nach schweren inneren Kämpfen, nach langer Periode des Zweifels zu seinem Christenthum durchgearbeitet, das, in der Hauptsache mit dem biblisch-orthodoxen identisch, doch den eigenthümlichen Weg deutlich verräth, auf dem er darauf zurückgekommen. Er ist im Stande, ebenso freimüthig und offen die Fehler und Gebrechen der „Frommen" zu kritisiren, als die der Naturalisten und der Lichtfreunde mit ihrem „Sternentroste", und man würde irren, wenn man hier an den so wenig beliebten Accent des Pietismus erinnert zu werden fürchtete. Das eben ist das Interessante, daß man Goltz, weil man diesen Ton seit lange mit dem biblischen Christenthum für unzertrennbar gehalten hat, so arglos in eine Gesellschaft hat kommen lassen, wo man angenehme Unterhaltungsschriftsteller, aber nicht Propheten und Apostel zum Thee gebeten hatte.

Goltz hat ein Ideal des Menschen, wie er sein soll, ein wesentlich biblisches und häusliches Ideal, das Ebenbild Gottes in seiner Vollkommenheit, den erlösten Menschen im Stande der Gnade. — Ich thue hier weiter nichts, als das, was Goltz in zeitgemäßen und mehr mundrechten Worten ausdrückt, in seine richtige Sprache übersetzen; danach bemißt er nun die Menschen, wie sie empirisch vorkommen, Zahme und Wilde, Dumme und Kluge, Männer und Weiber, Franzosen, Engländer, Türken, Russen, Polen, Juden, Neger, Japaner rc., und findet in Allen mit einer Virtuosität, einem ringsum hastigen Blicke und rücksichtsloser Kühnheit die Karikatur dieses Ideales heraus. Naturalismus heißt das Wort, das er dafür gebraucht, um das zu bezeichnen, was den Menschen an der Vollkommenheit hindert, das Unterworfensein des Geistes unter den ganzen Komplex physischer Einflüsse des Körpers, des Temperaments, der Triebe und Leidenschaften, des Klima's, der gesellschaftlichen Verhältnisse, des Standes u. s. w., kurz alles dessen, was für den Sensualisten schon Alles in Allem ist.

Daher das Motto aus Paulus über ethnographische Skizzen: „Gerechtigkeit kommt nicht aus dem Gesetz der Natur und dessen Werken". Gerechtigkeit! — Was ist das für eine Gerechtigkeit? — jedenfalls eine, die über der Natur steht, und wenn sie nicht aus dem

*) Berlin, Franz Duncker, 1858.

Gesetz kommt, woher kommt sie denn? Siehe Heft I, S. 148. Aus dem lebendigen Glauben — „er wirkt in uns eine neue Seele und einen neuen Geist!"

Das wird denn nun Vielen sonderbar vorkommen, aber es ist des Mannes Ernst. Hier liegt der Schlüssel zu dem Ringen und Eifer, zu den unzähligen Variationen eines Thema's, das für sehr Viele, die nur die geistreichen Kapriolen und Bocksprünge sehen, ganz unverständlich sein muß. Das Buch ist eine lebendige Anthropologie, eine angewandte Moral, eine Anatomie der Menschengattungen, so viele der vielerfahrene Verfasser durchprobirt hat. Wir wollen nicht sagen, daß dieses Urtheil, daß diese Menschenkenntniß überall von gleichem Werthe und von gleicher Tiefe sei. Einige dieser Typen kennt er offenbar aus langjährigen Anschauungen und dem tiefsten, aufmerksamsten Studium, z. B. den Polen und den polnischen Juden. Hier ist wirklich der Blick, mit dem er die innersten Seelengeheimnisse, die verborgensten Winkel im Denksysteme z. B. des polnischen Edelmannes, des jüdischen Faktors aufdeckt, bewunderunswürdig. Welch scharfes Auge er für das Innere der weiblichen Seele und des Kindes hat, haben frühere Schriften bereits bewiesen. Andere Typen und Charaktere hat er dann auf Reisen kennen gelernt und studirt, den Engländer, den Italiäner, den Griechen, den Araber in Aegypten u. s. w., wo freilich ein so tiefes Eindringen nicht möglich war; außerdem giebt er ein reiches Material aus Kollektaneen u. s. w., welches beweist, wie er seine Studien angelegt hat. Die Form ist ziemlich zwanglos und unbeholfen, manche Theile zusammenhängender, andere fragmentarisch, oder mit Kritiken durchflochten.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Korrespondenz-Berichte aus New-York.

I. Streitiges in den Ansichten über Amerika.
(Schluß.)

Heuler giebt es nach allen Richtungen; wenn es nun aber Tausende, ich weiß nicht, ob Hunderttausende, von Deutschen in Amerika gäbe, die ohne alle Seufzer sich von der amerikanischen Plattheit und anmaßlichen Geistesarmuth abgestoßen fühlten und etwa sagten: „Wenn ich es möglich machen kann, mag ich nicht in Amerika bleiben", so hätte eine solche Aeußerung ungefähr dieselbe Berechtigung und würde ungefähr eben soviel beweisen, wie die, welche jenen ersten „Hunderttausend" in den Mund gelegt wird, sie würde nur den Maßstab des subjektiven Beliebens anzeigen, der in der objektiveren Beurtheilung Amerika's nur wenig Gewicht haben könnte. Ich will nicht erwähnen, daß man außer obgedachtem Wunsche von Ausländern hierzulande Amerika unzählige Male verwünschen hört. Alles das ist in den letzten Jahren von Tausenden praktisch bestätigt worden, indem sie, oft mit großen Opfern, nach Europa zurückwanderten. Wenn man auf subjektive Ansichten Rücksicht nehmen will, so kann man aber dem Zurückwandernden ungleich mehr Urtheil über amerikanische Verhältnisse zutrauen, als den Einwandernden, welche, trotz aller Handbücher und Anweisungen für Auswanderer, hier bethätigen, daß sie nichts wissen von amerikanischen Zuständen, und vollauf Gelegenheit geben, als „Grüne" verlacht und um ihr Geld betrogen zu werden. Das Lob Amerika's, das man wohl oft unter den Zurückgebliebenen hört, ist aber keinesweges so durchgehend „rüstig", wie es nach dem mitgetheilten Artikel scheinen könnte; denn nicht Wenige machen aus der Noth eine Tugend und suchen sich, oder doch Andere, zu täuschen. Das subjektive Gefallen an diesseitigen Verhältnissen ändert sich oft mehrmals in denselben Personen, wie man besonders im Verlaufe von Handels- und Geldkrisen wahrnehmen kann, denn bei dem großen Haufen wird es gemeinhin danach bestimmt, wie die Leute mehr oder weniger Geld verdienen. Eben so zweifle ich, daß Alle, die in Europa nicht mit Amerika sympathisiren, zu den seufzenden Philistern gehören.

Der Ausdruck „Amerikamüde" paßt in seltenen Fällen auf solche, die sich von den diesseitigen Zuständen abgestoßen fühlen; denn es kann nur zu einer schiefen Ansicht führen, wenn diejenigen als „müde" bezeichnet werden, die den reichen und vorragenden Strom europäischer, der geisttödtenden Einseitigkeit amerikanischer Entwickelung vorziehen. Ebensowohl könnte man alle nach Amerika Eingewanderte und sonderlich die sich hier gefallenden Deutschen der schwächlichen Europamüdigkeit bezüchtigen; oder wenn Klagen schwacher Seelen einen allgemeinen Maßstab abgeben sollten, so könnte man ungefähr mit gleichem Rechte schließen, daß diejenigen, welche Amerika loben, zu den Betrügern, Bankerottirern, Charlatanen und Dieben gerechnet werden müßten, weil Leute dieser Sorte die Vereinigten Staaten ausnehmend ansprechend fanden. — Während man aber mit dem Prädikat „amerikamüde" immer noch so freigebig umgeht, ist vielleicht nicht gekannt, wie sehr der Gegensatz von aller Müdigkeit, wie viel Spannkraft und Ausdauer dazu gehört, einige Jahre in Amerika zu leben, ohne den niedrigen und schmutzigen Seiten des amerikanischen und deutsch-amerikanischen Treibens anheim zu fallen.

In beiden erwähnten Artikeln scheint vorausgesetzt zu werden, daß der Tadel amerikanischer Zustände, oder die Einwendungen gegen deren Ueberschätzung, fast nur auf der großen Summe von Verbrechen, die hier vorkommen, basirt sei. Obgleich diese fast beispiellose Menge von Unthaten und Nichtswürdigkeiten einen tiefen Einblick in Regierung, Justiz und Gesellschaft der Vereinigten Staaten gewähren, will ich sie doch vorläufig bei Seite lassen und zunächst versuchen, einige allgemeinere Bedingungen und Züge der amerikanischen Entwickelung anzudeuten.

In der Zeit, als man sich die Vereinigten Staaten als eine neue und verbesserte Auflage von Europa vorstellte, dachte man sich die Propaganda und Verpflanzung der europäischen Bildung viel zu leicht. Damals that man sogar der Physiologie Gewalt an, um nicht zugeben zu müssen, daß nicht allen Menschenracen dieselbe Bildungsfähigkeit eigen sei. Ohne Rückblick auf die Geschichte der europäischen Bildung und die verschiedenen Ursachen, welche sie diese Höhe erreichen ließen, hat man auch die Frage, ob Klima und Gestalt des Landes in Nord-Amerika der Entwickelung der menschlichen Gattung in gleichem Grade wie in Europa günstig seien, zu wenig berücksichtigen wollen. Schon die Geschichte konnte in dieser Hinsicht zu Andeutungen über die Würdigung der „neuen Welt" führen. Denn nicht von ungefähr entfaltete sich die hellenische Bildung nirgends anderswo, als in Europa. Wie der Tag von der Dämmerung, unterscheidet sich der hellenische Geist von dem Wesen der alten Reiche in Aegypten und Asien. Wer am augenfälligsten die große Kluft zwischen diesen verschiedenen Entwickelungen der Menschen erkennen will, mag nur die Götterbilder der alten Aegypter und Asiaten mit denen der Hellenen vergleichen. Aber erst in der hellenischen Bildung wurzelt, vorzüglich durch Vermittelung der römischen Macht, unsere europäische beweglich fortschreitende und so mannigfaltige Civilisation.

Als „eine westliche Halbinsel von Asien" verdankt, nach Alexander von Humboldt, das Festland von Europa, „dessen nördlichste Regionen weniger kalt als unter gleicher Breite die von Asien und Amerika sind, eine größere, die allgemeine Gesittung begünstigende Milde seines Klima's diesem Umstande und seiner mannigfaltigen vielgegliederten, schon von Strabo gerühmten Form, seiner Stellung gegen das in der Aequatorialzone weit ausgedehnte Afrika, sowie den vorherrschenden über den breiten Ocean hinstreichenden und deshalb im Winter warmen Westwinden". („Kosmos", erste Ausgabe, Bd. I, S. 308, 350 und Bd. II, S. 150.) — Diese, die höhere Civilisation fördernden Eigenschaften Europa's, die im „Kosmos" weit ausführlicher, als hier geschehen konnte, auseinandergesetzt werden, sucht man vergebens in Nord-Amerika; im Gegentheil zeigt jede Karte, statt der mannigfaltigen und tiefen Einschnitte, in denen das Meer den vielgegliederten Welttheil Europa umgiebt, im Ländergebiet der Vereinigten Staaten eine ungeheure Landfläche, die mehr an Asien, als an Europa erinnert. Die Vortheile der großen Ströme und Landseen Nord-Amerika's können zwar nicht übersehen werden, allein im Klima haben sie nicht die Wirkung der durch die eindringende Seeluft eintretenden Milderung, und in der Communication wirken sie mehr auf leichte Handelsverbindungen, bis tief in's Innere, als auf vielseitige Förderung der Entwickelung. Zu dieser Art von Verbindung sind sie auch schon vom amerikanischen Unternehmungsgeiste selbst, bis zu übereilter Speculation auf Besiedelung weit entlegener Gegenden, benutzt worden, während nähere, sehr fruchtbare Landstriche unbenutzt liegen. Das Klima von Kalifornien, welches den Vortheil einer westlichen Küste hat, wird zwar sehr gerühmt, allein dieses Land entbehrt nicht nur der anderen überlegenen Eigenschaften Europa's, sondern ist von den Ländern höherer Kultur zu entfernt und hat noch zu wenig sichere Grundlagen einer gehaltreichen Civilisation, um darüber andere als ungewisse Vermuthungen aufzustellen.

Schon dem oberflächlichen Beobachter muß die im Vergleich zu Europa untergeordnete Qualität des nordamerikanischen Klima's auffallen, wenn er in New-York eine fast tropische und sehr angreifende Sommerhitze und eine Winterkälte findet, die mit empfindlichem Wechsel an das nördliche Deutschland erinnert, während ungefähr in gleicher europäischer Breite, bei Neapel, üppige Orangen als gewöhnliche Gartenbäume, und zur Zierde auch Palmen gezogen werden. Wer aber die Breite von Hamburg nach dem Festlande von Amerika verfolgt, wird an die Küste von Labrador kommen. Die hin und wieder aufgestellte Ansicht, daß sich das amerikanische Klima durch Ausrottung der Wälder in ein europäisches verwandeln werde, hat sich durch die Erfahrung nicht bestätigt. Es verändert sich allerdings, aber es wird kein europäisches.

Deutlicher erkennt man die große Ueberlegenheit des europäischen Klima's durch die Isothermen-Linien, welche im Verhältniß zu Europa in Nord-Amerika sehr tief herunterfallen. Zur Erläuterung wird es

genügen, hier auf drei dieser Linien hinzudeuten, und zwar erstens auf die Linie, die nördlich von Wien und ein wenig südlich von Dresden sich hinschlängelt und, wenn wir sie über den Atlantischen Ocean verfolgen, oberhalb New-York fortläuft; zweitens (nach Süden) auf die Linie, die sich oberhalb Genua hinzieht und ebenfalls ungleich südlicher in Amerika eintritt, und drittens auf die Linie, die nördlich von der afrikanischen Küste im Mittelländischen Meere hinläuft, Italien, seinem größten Theile nach, sowie Sicilien, einschließt, Gibraltar berührt und in Amerika sich etwas nördlich von New-Orleans hinzieht. Diese Linien fallen nicht allein in Amerika ausnehmend ab, sondern sie schließen auch auf dem westlichen Kontinent einen ungleich schmäleren Raum ein, man mag denselben nun zwischen der ersten und zweiten oder zwischen der ersten und dritten Linie messen. Der Raum zwischen der ersten und dritten Linie schließt die schönsten Länder Europa's ein und nördlich, sowie östlich von der ersten ist noch weithin die europäische Civilisation verbreitet, während sie auf dem amerikanischen Festlande eine Fläche begränzen, die ungefähr halb so breit ist, als die in Europa davon nördlich und südlich eingeschlossene. Genauer, als es hier ausgeführt werden könnte, wird man dieses Verhältniß auf der Karte überblicken.

Das Klima von Europa ist aber nicht nur milder, sondern scheint auch stärkender und überhaupt der höheren Entwickelung der Menschen günstiger zu sein, als das amerikanische. Die größere Trockenheit des letzteren ist bekannt. Es wirkt im Allgemeinen angreifender auf die weiße Raçe, als das europäische, wenn es auch Beispiele sehr alter Leute unter den Weißen in Amerika giebt. Besonders an den Gliedern solcher Familien, deren Vorfahren schon vor mehreren Generationen eingewandert sind, kann man schon jetzt eine Veränderung der weißen Raçe wahrnehmen, die schwerlich eine Verbesserung genannt werden kann. — Weitere Bedingungen und Kennzeichen der amerikanischen Civilisation werde ich versuchen, in einem späteren Artikel anzugeben.

New-York. Albr. Böhme.

England.

Literarische Korrespondenz aus London.

(Im Februar 1859. I.)

Fluth- und Ebbezeit im Londoner Leben. — Soziale Kontraste und Dichter-Nebeneinanderstellung. — Die Saucennoth der Reichen und der Brodmangel für fleischlose Arme. — Die über- und die untermenschlichen Menschenklassen. — Das Superioritäts-Dogma der anglo-sächsischen Raçe. — Die untersten Klassen und die Farbigen.

In dem Londoner Leben giebt es, wie alle Tage auf der Themse, jährlich eine Fluth- und eine Ebbezeit. Die Fluthzeit beginnt mit Eröffnung des Parlaments, die der Ebbe mit dem Schlusse desselben. Das ist sehr bekannt und einfach, hat aber noch eine ganze Menge Eigenthümlichkeiten, die sich kaum ohne wirkliches Erleben begreiflich machen lassen. Wir rechnen dazu Ton und Themata der Tagespresse während der Ebbezeit: eine ganze komplizirte Masse sozialer Betrachtungen und Untersuchungen, welche oft mit vieler Sachkenntniß und Spezialität furchtbare Geheimnisse aus der Sphäre der Noth und den Schichten der Verbrecherwelt an die Oberfläche der Oeffentlichkeit schleudern. Während der Fluthzeit verschwindet das immer wieder, um mit der nächsten Ebbe ebenso furchtbar, vielleicht entsetzlicher, zurückzukehren. Bisher hörten wir in der Times von Stroh- und Mistlagern Tausender in London, Tausender, die nicht einmal so weiche Lager für die Nacht bekommen können und auf Steinen, unter Brücken und Thorwegen, in offengelegten Gasröhren, in Büschen und gewühlten Erdlöchern schlafen, erfrieren oder sonst umkommen. Jetzt kommen Beschreibungen von Dinners und Parties, wo die Damen Kopfputz tragen, mehr werth, als eine Million Menschen in London jährlich zu verzehren haben. Der Kontrast ist furchtbar, aber man kontrastirt in der Regel nicht, da man inzwischen die sogenannten „sozialen Fragen" wieder fallen ließ. Blos während der letzten Tage vor eintretender Fluthzeit machte die Times eine pikante Ausnahme: sie stellte die Kontraste räumlich in Leitartikeln und Abhandlungen an einem und demselben Tage dicht neben einander. Hier klagt sie, daß täglich Tausende um eine Rinde Brod schreien und sie nicht verdienen, nicht als Almosen erbetteln können; daneben weint sie beinahe Thränen über die grausame englische Küche der Reichen, die zwar viel und gutes Fleisch, aber nicht die gehörig feinen Saucen liefern könne. Tausende, Hunderttausende wohnen schlechter als die Hunde des jagdgerechten Lords; aber größer ist die Noth der Reichen, welche beinahe die ganze Woche geröstete Hammelkeule ohne Sauce, Pudding und gekochtes Geflügel essen und immer wieder eines der beiden Biere und immer wieder einen der beiden Weine (Porter und Ale, Sherry und Port) dazu trinken müssen. Hier drängen sich Schatten der Unterwelt in den Straßen Londons um Suppenkessel, aus denen keine Mittelklassen-Katze fressen würde; dort jammert G. H. M., der geheimnißvolle Mitarbeiter der Times, über die Trostlosigkeit des englischen Dinners, das nicht nur keine ordentlichen Saucen liefern könne, sondern auch die für ein ordentliches Essen nöthigen Blumen (jeder Gast müsse wenigstens ein wohlriechendes Sträußchen neben dem Teller haben, außer den großen Tafel-Aufsätzen mit lebendigen, duftenden Blumen im Januar) in der Regel schmerzlich entbehren müsse. So ging es fort, fast alle Tage in den überschwenglichsten Kontrasten, die Wirklichkeit, aber doch unglaublich sind. Die Klagen über Armuth an Saucen waren beinahe herzzerreißender, als der Jammer über den Mangel an Brod und Obdach für die „untersten Zehntausend".

Jedenfalls hat die Times etwas Gutes gewirkt: die obersten Zehntausend werden in Folge ihrer erschütternden Klagen mehr und bessere Saucen haben und in dieser Richtung nach Kräften für die nöthige Reform sorgen. Die untersten müssen nach wie vor für sich selber sorgen.

Der soziale Kontrast in den englischen Lebensverhältnissen ist wohl kaum je so schroff und so echt englisch dicht neben einander aufgetreten, als in diesen Saucen- und Paupertäts-Artikeln der Times. Deutsche haben es beispiellos, frech und schamlos gefunden, diese Noth der höheren Klassen um Saucen und Blumen bei Tische ebenso groß hinzustellen, als den Hunger, die Blöße und oft lebenslängliche Obdachlosigkeit der Tausende unten, ohne nur einmal den Rath zu geben, daß dem offenbaren Uebel des Zuvielessens in den höheren Klassen, welches durch gute Saucen u. s. w. nur vermehrt werden würde, am besten durch Abgabe an die Verhungernden, also zwei Uebeln, abgeholfen werden könne. Kein Gedanke! Die Leiden der höheren Klassen an Saucen-Armuth sind ebenso groß, als die der unteren an Mangel des Unentbehrlichsten. Für die Oben hat man einen ganz anderen Maßstab: sie sind über-, die Unten untermenschlich. In Deutschland hat auch der grimmigste Polizei-Lieutenant irgend etwas von Ahnung allgemeinen Menschenrechtes und läßt dies gelegentlich auch dem polizeiwidrigsten, verworfensten Subjekt noch zugute kommen. Hier in England gilt die leiseste Anspielung auf allgemeine Menschenrechte einfach für roh, low, vulgar, common. Selbst der zerlumpteste, ausgehungertste Elende weist diese Theorie ab; die höheren Klassen sind ihm einfach höhere Wesen, und er gehört ohne irgend einen Zweifel einer niederen Schicht von Geschöpfen an.

Ich weiß nicht, wie weit es die Missionare französischer Freimaurer-Logen und Napoleons, die jetzt in England wirken und den unteren Klassen Ideen von Menschenwürde und Menschenrechten beizubringen suchen, gebracht haben mögen: gemerkt habe ich noch nichts von ihrer Wirksamkeit. Damit ist freilich nicht gesagt, daß es keine geheimen Strömungen von Theorieen in den unteren und arbeitenden Klassen gäbe. Soviel ich aber von den untersten und obersten verstehen gelernt, gilt in beiden Extremen, daß hier über-, dort untermenschliche Wesen leben, und beide sich selbst dafür halten, danach denken und handeln.

Ich hatte unlängst einmal die Ehre, etwa 20 Minuten einer alten englischen aristokratischen Dame im drawing-room, eine Treppe hoch, gegenüberzusitzen und ihr Bericht über etwas zu erstatten. Die Küche ist eine Treppe tief. Dort wohnen und leben die dienstbaren Geister. Die alte Dame saß natürlich neben dem Feuer auf einem großen, prächtigen Bequemlichkeitsstuhle (easy-chair) neben dem großen, runden Tisch, auf welchem dicht vor ihr ein Glas Wein stand. Linker Hand war die Klingel, die sie einmal plötzlich zog. Nach einer Viertelminute erscheint, raschathmend von den schnell erstiegenen zwei Treppen, ein nettes, schönes Mädchen mit Feinheit und Intelligenz in ihrem jungen Gesicht, wie die alte Dame nie gehabt haben mag. Ein Wink von Letzterer, der gerade hingereicht haben würde, ihre Hand bis an das Glas Wein zu bringen — der Wink bedeutete aber blos, daß das Mädchen aus der Unterwelt dies thun solle. Sie thut es und verschwand. Kurz darauf ruft sie die Klingel wieder: sie muß das Feuer pokern. Kurz darauf wieder: sie muß mich die Treppe hinunter begleiten und die Thür öffnen. — Mein Schneider, auch berühmt in Damen-Reitjacken, muß eines Tages der jüngsten Tochter eines von 12 Dienerschaften erfüllten Hauses so eine Jacke anmessen. Er ist natürlich sehr diskret und zurückhaltend dabei, indem er sich zugleich bemüht, so genau als möglich zu messen. Die junge Dame merkt es und ruft unwillig: „Don't be bashful! put your hand wherever you like!" — „Ich war wüthend darüber", sagt mein Schneider, „nicht mit einer Josephs-Wuth, sondern weil in dieser Aufforderung der jungen, durchaus unschuldigen und tadellosen Dame die feste Ueberzeugung lag, daß ich weder Mensch, noch Mann, sondern eben blos Schneider, tradesman, sei und der untermenschlichen Klasse angehöre." Andere, die das hörten, lachten darüber und wollten die junge Dame zu einem Embryo von Madame Potiphar erniedrigen. Der Schneider aber widerlegte dies gründlich aus der reichsten Erfahrung beim Anmessen von Damen-Reitjacken.

Solche triviale Spezialitäten, vom Zufall geliefert, mögen an sich lächerlich erscheinen; aber man bedenke, daß sie eben blos spezielle Beispiele und Beläge für das Charakteristikum des englischen Lebens sind: für die bis in's Einzelnste, in jeder Denk- und Anschauungs-

weise ausgebildeten Kontraste des aristokratischen und Lumpen-Elements. Nirgends in der Welt ist die Aristokratie so aristokratisch, und der Pöbel so pöbelhaft, der Reichthum so reich, die Armuth so arm, als in England. Nirgends gilt das Uebermenschliche oben und das Untermenschliche unten für so natürlich und als „göttliche Einrichtung“, als in England. Selbst die Amerikaner mußten nach Durchführung der Freiheit und Gleichheit wieder eine „Institution“ haben, durch welche sie ihre Superiorität und Uebermenschlichkeit wieder geltend machen konnten. Was in Amerika „colour“, und sei es nur das letzte Fleckchen unter dem Nagel, das sind in England die untersten, unteren und arbeitenden Klassen desselben Blutes. Sie sind die „niggers“ und „slaves“, wie ebenfalls alle Indier, zum Theil die nobelsten und feinsten Raçen und Menschen, von den Engländern durchweg genannt und behandelt werden.

Dies steckt in der „anglo-sächsischen“ Raçe, in ihrem Vorurtheil, in ihrer ganzen Erziehung und Schule. Ich habe schon das vorige Mal erwähnt, daß die deutschen Jungen hier in englischen Schulen überall erste Preise bekamen und in der Regel die Ersten der ersten Klassen sind. Ja, der vierzehnjährige Gottfried Kinkel bekam den Einen Preis des „Queen's College“, der nur alle Jahre einmal dem anerkannt Einen Besten ertheilt wird. Gleichwohl ist es, soviel ich nun aus den verschiedensten Schulen erfahren, in jedem Unterrichtsgegenstande allgemeiner Stil, das je Englische von den Produkten und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker allemal das Beste, das unerreichbar Höchste zu nennen. Mein Knabe erzählte mir davon die verschiedensten Beläge, unter Anderem auch, daß ein Lehrer französischen und selbst Düsseldorfer Mostrich ganz gewaltig schlecht gemacht und mit stolz aufflammendem Patriotismus versichert habe, kein Mostrich in der Welt könne in irgend einer Weise je zu der Ehre kommen, je mit echtem, wahrem großbritannischen Mostrich zu konkurriren.

Dieser Glaube an anglo-sächsische Superiorität, den Kindern mit der Muttermilch eingeflößt, in allen Schulen Stichwort, pathetischer Schluß jeder Rede und jedes Vortrages, der applaudirt werden will, ist auf diese Weise in Fleisch und Blut übergegangen und so eine reale Macht geworden. Er überwindet alle Skrupel bei diplomatischer und gewaltsamer Eroberung. Die regierenden Klassen können bombardiren und nehmen, was und wie sie wollen. Wenn sie es nur kriegen, so ist der patriotische Jubel allemal mit ihnen. Aehnlich in Amerika, wo man jetzt Cuba, Meriko, Central-Amerika und dann immer mehr in Anspruch nimmt, immer in dem Glauben, daß die anglo-sächsische Raçe offen dazu bestimmt sei (die sprüchwörtlich gewordene „manifest destiny“), alle Welt zu erobern, zu civilisiren, zu christianisiren. Ganz derselbe Glaube, der in Amerika die Schwarzen und die sogenannten Farbigen, in England die untersten, unteren und arbeitenden Klassen zu einer von Gott allerchristlichst aus purer Liebe für die respektablen und regierenden Klassen so eingerichteten Inferiorität bestimmt haben soll.

Was die Schwarzen betrifft, so sind sie neuerdings intimer und spezieller studirt und geschildert worden, als die meisten sogenannten höheren Raçen. Man braucht nur Barth und Livingstone zu lesen. Vielleicht sind sie Summa Summarum weniger kulturfähig, als die weißen und braunen Raçen; gleichwohl sind ihnen auch moralische und physische Vorzüge eigen, mit denen der beste Weiße es nicht aufnehmen kann. Namentlich können sie lustiger sein, als wir in unserer höchsten Freude. Und was Treue, Liebe, Hingebung, Aufopferung betrifft, so liefert Livingstone einzelne herrliche Beläge.

Mannigfaltiges.

— Die deutschen Dorfgeschichten in Italien. Wir haben bereits früher des in Mailand erscheinenden Crepuscolo und seiner überaus würdig gehaltenen, auf gründlicher Sachkenntniß ruhenden Urtheile über die deutsche Literatur erwähnt. Wenn die italiänische Publizistik im Großen und Ganzen so unterrichtet über unsere Zustände wäre, wie es dieses Journal ist, dann würden wir uns nicht über den wahrhaft lächerlichen Hochmuth zu beklagen haben, mit welchem in den Blättern der apenninischen Halbinsel, die gewöhnlich nur durch ihren Reichthum an Phrasen, nicht aber durch den an Kenntnissen sich auszeichnen, sehr oft über die wissenschaftlichen und literarischen Zustände Deutschlands geurtheilt wird. Nachstehende, dem Crepuscolo entlehnte Bemerkung über die „Dorfgeschichten“ in Deutschland (Il racconto campagnuolo in Germania) ist aus der Feder des Herrn V. Malfatti geflossen:

„Unter den mannigfachen Anschuldigungen, welche heutzutage von den Freunden und Gegnern der neuen Richtung erhoben werden, ist nicht die geringste die über zunehmende Lauheit gegen das ideale Wissen und besonders gegen die schöne Literatur. Und die Heftigkeit, womit der Vorwurf wiederholt wird, läßt uns glauben, daß etwas Wahres daran sei. Es giebt in der That viele Leute, nach deren Meinung die Gesammtthätigkeit des menschlichen Geistes auf eine Summe von Zahlen, Formeln und Tabellen sich zurückführen läßt, und welche mitleidig auf alle Gebilde der Phantasie und alle Untersuchungen der Kritik wie auf Wucherpflanzen oder unnützes Gestein hinabschauen. Für viele Andere ist ein Buch kaum ein Zeitvertreib, eine letzte Zuflucht gegen störrische und eigensinnige Langweil. Aber sollen wir die Schuld dieses Widerwillens und dieses Hinschwindens der Sympathieen ausschließlich dem Zeitgeiste beimessen? Oder sollen wir nicht vielmehr als Mitschuldige manche jener Schriftsteller aufzuführen haben, welche, den Beruf der Kunst verkennend, sie zur Waffe der Partei, zu einem Werkzeuge schriftstellerischer Coterie, zu einem Launen-Kitzel der Mode umschufen? So sehr auch unsere Generation mit den wichtigsten materiellen Aufgaben, und mit vollem Rechte, beschäftigt sein möge, sind Phantasie und Gefühl doch noch nicht so abgestumpft, um nicht erregt zu werden, sobald sich nur der lebendige Strahl einer Idee kundgiebt. Die wahre Poesie, die nämlich, welche rein und lauter hervorquillt, um zum Spiegel jener innersten Widersprüche des Geistes zu werden, die zugleich die Vorboten sozialer Neugestaltung sind, sie hat noch nicht an Reiz oder Wirksamkeit verloren. Unter vielen anderen Beweisen hierfür liefert uns Deutschland einen, wo wir in kurzen Zwischenräumen und schönen Gesammtausgaben die Schriften der beiden Neuerer begrüßten, welche zu tüchtiger Vollendung die ländliche Erzählung ausbildeten; wir meinen Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach. Aus ihren einfachen Geschichten, obgleich sie theilweise eine bereits hingeschwundene Generation betreffen, weht ein Hauch jugendlicher Frische uns an. Während so unendlich viele Erzählungen nach kurzer Bewunderung für immer jede Lebensfähigkeit verlieren, verstanden Jene es, glorreich den Wechsel der Meinung und des Geschmackes zu überdauern. Es ist uns nicht unbekannt, daß mancher Kritiker unseren beiden Verfassern geradezu eine Verkennung der wahren Natur des Idylls, eine Hintansetzung des Poetischen zu Gunsten der Charakterschilderung, und des Idealen zu Gunsten der treuen Wirklichkeit zur Last legt. Solche Kritik enthält aber nicht viel mehr als eine scholastische Formel. Es ist eben das ein großes Verdienst von Auerbach, daß er uns wieder daran erinnert hat, wie die wahre Poesie aus inniger Betrachtung des wirklichen Lebens, und nicht jener luftigen Welten, wie hinfällige und verdrossene Gemüther sie sich schaffen möchten, entspringt“.

— Naturwissenschaftliches aus Griechenland. In Athen ist im Jahre 1858 eine naturhistorische Schrift von wissenschaftlichem Interesse erschienen, die wenigstens zum Theil auch die Aufmerksamkeit der Naturforscher außerhalb Griechenlands verdienen dürfte. Sie führt den Titel: *„Ἡ παλίῤῥοια τοῦ Εὐρίπου, καὶ ὁ μεγαλόσαυρος τῆς Αἰδηψοῦ“*, und hat den Griechen A. Zygomalas zum Verfasser. Ihr Inhalt ist also ein doppelter, indem sie theils die merkwürdige Naturerscheinung der unregelmäßigen Ebbe und Fluth des Euripus, theils den Megalosaurus von Aidepsos zum Gegenstande hat. Dieser zweite Theil der Schrift ist jedenfalls der interessantere. Die Stadt Aidepsos, am Kanal von Talanta, an der Nordwestküste der Insel Euböa, war schon im Alterthum wegen ihrer warmen Bäder berühmt, und diese wurden schon damals ebenso angewendet, wie dies auch gegenwärtig der Fall ist. In der römischen Zeit strömten hier Badegäste in großer Anzahl zusammen, und es war für ihre Bequemlichkeit und Annehmlichkeit in einer Weise gesorgt, daß sie dort eine ähnliche üppige Lebensweise führen konnten und führten, wie heutigen Tages der vornehme Müßiggang in den modernen Badeörtern. Indeß ist hier davon und von der Reichhaltigkeit und Heilkraft der Quellen keine Rede, wiewohl daran erinnert werden mag, was Roß im zweiten Theile seiner „Griechischen Königsreise“ (Halle, 1848), S. 56, aus dem Jahre 1841 bemerkt, daß es keinem Zweifel unterliegen könne, daß „einst, bei weiterem Fortschritte der Wiedergeburt Griechenlands und bei vermehrtem Verkehr mit Europa, auch Aidepsos wieder ein berühmter und vielbesuchter Badeort werden wird“; vielmehr handelt es sich hier um eine merkwürdige Versteinerung eines urweltlichen Seeungeheuers, eines Megalosaurus, die der Grieche Zygomalas im Jahre 1852 in der Nähe jener Quellen auf einem Hügel gefunden hatte. Nach seiner Versicherung ist dieser griechische Megalosaurus besser erhalten und vollkommener, als die in den naturhistorischen Museen Europa's, und er wünscht daher im Interesse der Wissenschaft, daß die griechische Regierung damit das Museum der Universität zieren möge. Er giebt eine Beschreibung davon, nach welcher er eine Länge von ungefähr vierzig Fuß hat; er hat das Ansehen einer Eidechse (σαυρα), aber sein oberer Theil, vom Halse bis zum Schwanze, ist geschuppt, der Kopf unförmlich und die Augen sehr groß, und Füße hat er, wie ein Salamander. Die in Athen erscheinende wissenschaftliche Zeitschrift: „Neue Pandora“, lieferte in ihrem ersten August-Hefte von 1858 eine Abbildung dieses Megalosaurus.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 24. Februar 1859. № 24.

Italien.

Zur Geschichte des österreichischen Besitzstandes in Italien.

Nachstehende Notizen über die österreichische Erwerbung Mailands und eines Theiles der Lombardei beim Abschlusse des Utrechter Friedens (1713) und über die Wiedervereinigung dieses Gebietes mit dem Kaiserstaate nach Abschluß des Pariser Friedens (1814) werden im gegenwärtigen Augenblicke nicht ohne Interesse sein. Sie sind der in England erschienenen „Geschichte des neueren Italien" von Richard Hebee Wrightson*) entlehnt.

„Es dürfte hier der Ort sein, von dem Heimfall des Mailändischen Gebietes, dem Ursprung der kaiserlichen Herrschaft und den Umständen zu sprechen, unter welchen Oesterreich wieder im nördlichen Italien Fuß faßte.

Als Karl der Große durch seine Siege der Herrschaft der lombardischen Könige ein Ende gemacht hatte, gelangte das Mailändische mit den davon abhängigen Gebieten durch seine Nachkommen an die deutschen Kaiser. Der Erzbischof von Mailand genoß, als Bewahrer der eisernen Krone, mit welcher seine Hand allein die Könige von Italien krönen durfte, bedeutenden politischen Einfluß, und die Kirche, deren Haupt er war, hatte ihre eigene Liturgie und ihre eigenen Gebräuche und erkannte eine Oberherrschaft des römischen Papstes nur in geringem Grade an.

Während des Kampfes zwischen Kaiser und Papst erwarben die lombardischen Städte ausgedehnte Vorrechte, und obgleich sie die souverainen Rechte des Kaisers nicht bestritten, so widerstanden sie doch oft der Autorität seiner Lehnsträger. Mailand stand in vorderster Reihe in dem Kampfe für Rechte und Privilegien, deren Genuß einer thatsächlichen Unabhängigkeit gleichkam. Der Kampf der lombardischen Städtegemeinden gegen Friedrich I. bildet eine der interessantesten Episoden der Geschichte des zwölften Jahrhunderts; aber obgleich Mailand im Ringen für die Freiheit voranging, so bestand es doch nur kurze Zeit als unabhängige Republik und kehrte bald wieder in sein früheres Verhältniß als Reichslehen zurück.

Im Jahre 1395 wurde das Mailändische zu Gunsten der Visconti zu einem Herzogthum erhoben, und nach dem Tode des letzten Sprossen dieser Familie, im Jahre 1497, fiel es an Franz Sforza, der, als Landmann geboren, Connetable von Neapel und Gonfaloniere (Bannerträger) der heiligen Kirche wurde.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erhoben Ludwig XII. und sein Nachfolger Franz I., als Abkömmlinge der Visconti, Anspruch auf das Mailändische. Es gelang ihnen jedoch nicht, ihr angebliches Recht gegen Karl V. geltend zu machen, der nach dem Ableben des letzten der Sforza seinen eigenen Sohn, Philipp II., mit dem Herzogthum belehnte. Nun blieb es bis zum Tode Karl's II. der spanischen Krone unterworfen. Im Erbfolgekrieg fiel es an das Haus Oesterreich und blieb bei diesem, bis durch den Frieden von Campo Formio Mailand der Mittelpunkt der Cisalpinischen Republik und später des Königreichs Italien wurde.

Wären die Bewohner dieses Königreichs mit der Regierung Eugen Beauharnais' zufrieden gewesen, so hätten nach dem Sturze Napoleon's die Verbündeten seine Ansprüche vielleicht anerkannt. Er erfreute sich der Unterstützung seines Schwiegervaters, des Königs von Bayern, und des noch wichtigeren Rußlands.

Als im April 1814 die Nachricht von der Abdankung Napoleon's eintraf, kehrten die französischen Truppen, die einen beträchtlichen Theil von Eugen's Armee bildeten, nach ihrem Vaterlande zurück, und da sich der Vicekönig auf diese Weise in seinen Vertheidigungsmitteln beschränkt sah, mußte er sich zu einer Convention mit dem österreichischen General Bellegarde entschließen, fuhr aber fort, mit seiner italiänischen Armee einen ansehnlichen Theil des Königreichs besetzt zu halten. Man kam überein, an die verbündeten Mächte Abgeordnete zu schicken, welche denselben die Wünsche des Volkes darlegen sollten. Duca Melzi, der Vorsitzende des Conseils, schlug vor, der Senat möge eine Deputation absenden, die in Uebereinstimmung mit einer schon von der Armee abgeschickten wirken und für die Unabhängigkeit des Landes unter der Herrschaft Beauharnais' sprechen sollte. Die Grafen Gonfaloniere und Porro und die anderen Führer der italiänischen Partei faßten jedoch gegen diesen Schritt eine Verwahrung ab und erlangten dafür die Unterschrift von hundertfunfzig einflußreichen Personen, die um jeden Preis sich Beauharnais' zu entledigen wünschten. Ein heftiger Aufstand war die Folge; — der Senat wurde mit Gewalt von dem Volke auseinandergejagt und Prina, einer der Minister, grausam ermordet. Tief entrüstet über diese feindseligen Demonstrationen, zog sich Eugen, der einzige Souverain, unter welchem die Errichtung eines unabhängigen Königreichs Italien möglich war, nach München zurück, und die italiänische Partei wurde zu spät gewahr, daß sie verblendeter Weise die Absichten Oesterreichs gefördert hatte, dessen Truppen die nach der Abreise des Vicekönigs eingesetzte provisorische Regierung unbehindert in Mailand einziehen ließ.

Als man in Paris bereits über die neue Gebietsvertheilung des nördlichen Italiens sich geeinigt hatte, traf eine Deputation aus Mailand ein, welche um die Erhaltung des Königreichs Italien als unabhängiger Staat bat. Da Gonfaloniere, das Haupt dieser Deputation, natürlich nur wenig Aufmunterung bei dem Kaiser von Oesterreich fand, verschaffte er sich eine Audienz bei Lord Castlereagh, über die ein Bericht in einem Anhange zu Foscolo's Abhandlung „Della Servitù d'Italia" abgedruckt ist. Der Graf bezog sich zuerst auf die von den Generalen Wilson, Macfarlane und Lord William Bentinck den italiänischen Patrioten gegebenen schmeichelhaften Zusicherungen und sprach die Hoffnung aus, England werde seinen Einfluß aufwenden, um den Heimfall seines Vaterlandes an Oesterreich zu verhüten. Lord Castlereagh erklärte sofort, weder die gewünschte Unterstützung versprechen, noch sich für verpflichtet halten zu können, alle von unautorisirten Versprechungen englischer Offiziere und Staatsmänner erregten Erwartungen zu erfüllen. Gonfaloniere wiederholte den von seinen Landsleuten gehegten Wunsch, einen eigenen Souverain zu besitzen, selbst wenn dieser ein Oesterreicher sein sollte, und eine der englischen ähnliche Repräsentativ-Verfassung zu erhalten. Darauf soll der englische Diplomat Zweifel über die Anwendbarkeit solcher Institutionen zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen ausgesprochen und auf den schlechten Erfolg des erst neuerdings in Sicilien gemachten Versuches hingedeutet haben. Er setzte hinzu: gegen einen dem Napoleonischen ähnlichen Despotismus jede mögliche Garantie zu erlangen, würde er die Wünsche der Deputation unterstützt haben; aber unter der österreichischen Dynastie sei kein Beispiel eines Mißbrauchs der Gewalt vorgekommen, und eine wegen ihrer Milde und ihres väterlichen Charakters bekannte Regierung werde weder die Wünsche noch die Interessen des Volkes zu beachten unterlassen.

Diese Meinung, begründet auf die weise und wohlthätige Regierung der Kaiser Joseph und Leopold, herrschte damals allgemein.

Die österreichische Regierung war aber kaum im Besitz der Herrschaft, so entfremdete sie sich die Herzen der Lombarden durch gänzliches Beiseitesetzen der Rücksichten, welche die Franzosen wenigstens zum Theil auf ihre gesonderte Nationalität genommen hatten. Wie unpolitisch dieses Verfahren war, springt in die Augen, wenn man bedenkt, daß Bonaparte damals mit dem Plane einer Flucht von Elba umging und daß Murat die Hoffnung hegte, seine Streitkräfte mit den unzufriedenen lombardischen Truppen zu vereinigen und Italiens Unabhängigkeit zu seinem Schlachtruf zu machen.

Von Fürst Metternich blieb dieser Irrthum wohl nicht unbemerkt;

*) Deutsch von Julius Seybt. Leipzig, Lorck.

denn nach der Wiederherstellung des Friedens im Jahre 1815 errichtete er das lombardisch-venetianische Königreich, eine Konzession, die, bereitwilliger und früher gewährt, gewiß mit größter Dankbarkeit aufgenommen worden wäre. Dieser Schritt, so wohlthätig er in seiner Tendenz war, wurde von keinem Systemwechsel begleitet. Das Erbitterung erregende und abstoßende Benehmen der kaiserlichen Regierung vertilgte allmählich die aufrichtige und uneigennützige Loyalität, welche viele Familien dem lothringischen Hause von Alters her noch bewahrt hatten.

Obgleich die französische Partei, die meist aus den in Napoleon's Diensten gestandenen Militairs und Beamten bestand, allmählich abnahm, so wuchs doch die Partei der italiänischen Patrioten, die ihr Hauptquartier in dem Hause des Grafen Gonsaloniere hatte, aber vergeblich hoffte, die Carbonaria zu einer nationalen Bewegung benutzen zu können. Die neapolitanische Revolution von 1820 rief große Aufregung sowohl in Mailand wie in Turin hervor, und Gonsaloniere und seine Freunde nahmen, mit seltsamer Täuschung über die Möglichkeit eines Erfolges, an den Plänen der piemontesischen Revolutionaire von 1821 Theil. Man hielt den Augenblick für günstig, weil ein Theil der österreichischen Armee nach Neapel marschirt war; doch reichte der zurückbleibende Rest nicht nur hin, jeden Aufstand hoffnungslos zu machen, sondern er ward auch durch ansehnliche in Tirol versammelte Verstärkungen unterstützt.

Nachdem die von einem bösen Geschick verfolgte spanische Verfassung in Piemont und Neapel abgeschafft war, ging die kaiserliche Regierung langsam und überlegt an's Werk, denen, welche sich bloßgestellt hatten, ihre Rache fühlen zu lassen. Da kein offener Aufstand stattgefunden hatte, hätte man eine gelindere und großmüthigere Politik erwarten können; aber der Kaiser war erbittert über den kühlen Empfang, den er in Mailand gefunden hatte, und man scheint gehofft zu haben, durch einen Prozeß gegen Gonsaloniere und seine Genossen einen Beweis für die Theilnahme des Prinzen von Savoyen-Carignan (nachmaligen Königs Karl Albert) an ihrer Verschwörung und damit einen Vorwand zu erlangen, ihn der Thronfolge zu berauben.

Der größere Theil der Mailänder Verschworenen rettete sich durch freiwillige Verbannung. Gonsaloniere, Andryane und einige ihrer weniger vorsichtigen Genossen wurden im Dezember 1821 verhaftet. Die über sie verhängte Untersuchung schleppte sich fort bis Ende Januar 1824. Daß diese Männer nach dem Buchstaben des Gesetzes das Leben verwirkt hatten, läßt sich nicht leugnen; aber die in dem ganzen Verfahren gegen sie an den Tag getretene unbarmherzige Strenge steht in seltsamem Widerspruch mit dem Charakter einer milden und väterlichen Regierung, die immer abgeneigt ist, ihre irrenden Kinder mit unnöthiger Strafe zu treffen."

Deutschland und das Ausland.

Ethnographische Skizzen von Bogumil Goltz.
(Fortsetzung.)

Schon der Anfang, wo Herr Goltz über die Frage von der Schöpfung des Menschen, ob eines oder mehrere Paare, spricht, ist sehr originell, indem er einestheils die große Verschiedenheit z. B. der Negerrace von der kaukasischen anerkennt, und andererseits doch die Einheit des Schöpfungsgedankens streng behauptet.

„Gleichwohl ist es aus sublimeren Gesetzen höchst unwahrscheinlich, daß die Natur ihr vollkommenstes Gebilde, den Menschen, mehr als einmal und daß sie ihn an verschiedenen Orten hervorgebracht habe. So widersinnig dem Geiste die Vorstellung von vielen Göttern bedünkt, weil die Welt nur Einen Gravitationspunkt, Ein Herz und Einen Kopf haben kann, so undenkbar und unserem Gewissen widersprechend sollte uns auch die Idee von der Erzeugung verschiedener Menschenraçen durch eine und dieselbe Naturkraft sein. Hat sie allein einen Menschen produzirt, dann fehlte ihm eben die Vernunft, der göttliche Hauch, der das Naturgeschöpf zum Menschen macht; hat sich aber zur Zeugung des Menschen der Geist Gottes der Natur so angetraut, daß sie ein Menschen-Embrio (sic Embryo) ohne Aeltern erschuf, oder daß sie das Hirn und Herz des klügsten Affen, zu einem „menschlichen Denken und Fühlen potenzirte, dann geschah dies Wunder sicher nur einmal" (sehr groß gedruckt) u. s. w. Bis zu der Zeit, wo ich ein Exemplar von den gefabelten Schwanzmenschen zu Gesicht bekomme (die allerdings den Uebergang des Affen zum Menschen darthun können, falls sie existiren), halte ich an der Mosaischen Urkunde fest, und bewundere an ihr die großartigste Welt- und Naturanschauung, das den ältesten Naturphilosophen stets gegenwärtige Gottesgewissen, ihren großartigen, weltumfassenden Blick, den immensen Geist, der das Leben auf allen Punkten durchschaut, und über den himmlischen Bedingungen keinmal die irdischen übersieht". — Weiterhin heißt es:

„Der Weltgeist hat mit den Himmelsstrichen und dem Erdgeiste die mongolische, die kaukasische und die Negerrace zusamt ihren Spielarten und Mischraçen produzirt; aber alle diese Geschlechter dekliniren das heilige Wort „Mensch" ebenso bestimmt und fest, in allen Ländern und auf allen Kulturstufen, als das Wort „Natur", und die verschiedenen Raçencharaktere fallen so wenig aus dem Schoße des Weltgeistes, von dem sie abgezweigt sind, als die verschiedenen Zonen aus dem Bereiche und Gesetze der Natur. Die Himmelsstriche und Bodenverhältnisse helfen die Körper produziren und influiren durch dieselben auf Seele und Geist; aber der Gottesgeist haucht diesen Naturleibern aller Raçen seinen Odem ein, wie er ihn Adam einst einblies...

„Der Weltgeist hat mit den Himmelsstrichen die Menschenraçen erzeugt; aber nachdem dies geschehen ist, siegt das Raçenprinzip über jeden Einfluß des Klima's und der Kulturverhältnisse, wie man das an den Juden, an den Nord- und Süd-Amerikanern, an den Negersklaven, an den deutschen Kolonisten in allen Welttheilen, und an allen Auswanderern sieht.... Wer Sinn und Verstand für Volkscharaktere hat, findet noch heute an dem Türken das indolent gefühllose, barbarisch charakterzähe Tatarenprinzip und an dem Russen den Asiaten und Nachbarn des Tataren heraus. Die Briten lassen heute noch in den geschmacklosen Kontrasten ihres Nationalcharakters und in ihrer politischen Perfidität die diskrepanten Elemente erkennen, aus denen ihre musivische Sprache und Kultur, und ihre Mischraçe zusammengeschmolzen ist. — Selbst der gebildete Engländer hat weder die schwerfällige Sinnlichkeit des Angel-Sachsen, noch den Hochmuth und die Phantasterei des Normannen abgelegt. Er ist bis zum heutigen Tage ein Gemengsel von Noblesse und Brutalität, von Verschwendung und Knauserei, von Materialismus und Geisterseherei, von Spleen und Trivialität, von Weltbürgersinn und Philisterhaftigkeit, von Großmuth und Gewissenlosigkeit. Diese Kontraste, auf Mensur gebracht, machen den englischen Humor und die englische Geschmacklosigkeit.

„Daß die Franzosen trotz aller Kulturschleifereien und historischen Metamorphosen die verlogenen, prahlerischen, ostensibeln, gleißnerischen, immer schlag- und redefertigen, viel gewandten, leicht beweglichen, oberflächlichen und leicht zusammengerotteten Gallier geblieben sind, ersehen wir aus Cäsar's Kommentarien, und der deutsche Grund-Charakter läßt sich trotz aller Entstellungen und Hüllen noch in den Schilderungen des Tacitus erkennen. Der deutsche Idealismus und Tiefsinn hat sich sogar in dem spanisch-maurischen Blute nicht verloren, und ist nicht blos in Calderon's Schauspielen, oder im „Don Quijote" und „Cid", sondern in dem edelüberspannten, närrischpedantischen, spiritnellmelancholischen, feierlich ernsten, tiefgefurchten Grundcharakter der ganzen Nation wiederzufinden (!), der vom Maurenblute noch den Stolz, die sinnliche Leidenschaft und das Rachegelüst geerbt hat. — Daß dieser Raçecharakter und nicht der Himmelstrich den spanischen Fanatismus in der Religion und Politik produzirt, beweist die Thatsache, daß der in denselben Breitegraden, auf ähnlichem Boden, in derselben Staats- und Erziehungsmisère lebende Italiäner kein so düsterer, konsequenter und grübelnder Fanatiker als der Spanier ist.

„Die norddeutsche Schwerfälligkeit, Ungrazie und Melancholie wird aus den nordischen Nebeln, Sorgen und Arbeitstagen erklärt; aber man vergißt dabei, daß die Polen, obgleich in demselben Klima und denselben materiellen Verhältnissen lebend, so lustig und leicht, so graziös und natürlich als Franzosen und Italiäner zu sein verstehen, und daß wiederum die böhmischen Slaven ein melancholisch ernster, tiefsinnig grübelnder und zum Mißtrauen geneigter Menschenschlag sind. Die Erscheinung ist aber nicht mehr so befremdend, wenn man weiß, daß aus einer und derselben Raçe durch gewisse Verhältnisse verschiedene Seiten und Elemente hervorgebildet und herausgespiegelt werden, wie man das an den Individuen einer und derselben Familie sieht.

„Variationen zu diesen Thatsachen bildet die liebenswürdig phlegmatische Lebensart der Oesterreicher und ihre Bonhommie, die sich auch in der religiösen Toleranz ausspricht, verglichen mit dem cholerisch-sanguinischen Charakter, welchen der Katholizismus in Bayern angenommen hat, und in Accenten gegen den Protestantismus ausspricht, die freilich auch eine Respekt fordernde Charakter-Entschiedenheit manifestiren. Ebenso bekundet der Schwabe seine melancholisch-phlegmatische Gemüths- und Verstandestiefe in allem Thun und Glauben, im Leben und in der Literatur, und doch haben sich Oesterreicher, Bayern und Württemberger unter klimatischen Bedingungen civilisirt, die man unmöglich für so verschieden erklären darf, als die diesen Stämmen angehörenden Charakter-Eigenschaften und ihre verschiedene Art zu sein. Die Juden endlich bleiben unter allen Himmelsstrichen, Verhältnissen und Bildungsprozessen dieselbe zähe, widerspenstige und doch fügsame, leidensfähige, von Mitleidenschaften getragene, gesellige und tolerante Raçe, wie zu Mosis und Aarons Zeit; denn bekanntlich wurden die Juden dafür heimgesucht, daß sie in dem Gebot der Ausrottung der heidnischen Bewohner Kanaan's nicht konsequent und rigoros genug verfuhren."

Wir heben diese Stelle besonders heraus, weil sie gewissermaßen die Ouverture zu dem bildet, was die einzelnen Bändchen enthalten.

Ueber den Naturstolz:

„Der jungfräuliche, der jugendschöne, paradiesische Mensch hat den Naturstolz der Wüstenthiere, des jungen Hirsches, des edlen Ros-

ses, das zum erstenmale die Zügel fühlt, und dieser aus keuscher Naturschöne geborene Stolz ist es, aus welchem die sublimste Grazie des Geistes wie des Körpers erblüht. Der wahre Menschenstolz ist das göttliche Selbstgefühl im Menschen, wie Scham, welche fühlt, daß sie Natur- und Gottes-Mysterien vor dem Profanverstande zu verschleiern hat.

„Was können wir, vom profansten und eitelsten Schulstolze, vom bloßen Schreibestil aufgeblähten, vom dumpfen Geld- oder Adelstolze, vom Standesstolze korrumpirten, von Formen und Konvenienzen ausgefüllten, von Sorgen, Miséren und Reflexionen zerfressenen, von allen möglichen Narretheien und Teufeleien durchsetzten Personagen, die wir der Divination und des Instinktes ledig geworden sind, was sollen wir vom Natur- und Gottesstolze aufbringen, in unserer Erscheinung abspiegeln, oder davon glauben und verstehen? Die Besten halten das lieber zu ihrer eigenen Gewissensbeschwichtigung für Ueberschwenglichkeit, für Poeten-Phantasterei, und sie haben von ihrem Standpunkte, mit Rücksicht auf die heutigen Thatsachen im Menschenleben, Recht.

„Was sollen wir in dieser Civilisation, bei diesen Grundsätzen und Parolen: von Oeffentlichkeit, Vergesellschaftung, Massenbewegung, Uniformität, Naturwissenschaftlichkeit, Unpersönlichkeit und Seelenleugnung, bei der Säkularisation aller Heiligthümer: was sollen wir in diesen Nivellirungs- und Auslichtungsprozessen, mit dem Wunder und Heiligthume der Persönlichkeit, mit dem Blüthenstaube der Seele, mit einem Naturstolze, der in Gottesscham (!) verstrickt ist?"

(Schluß folgt.)

England.

Literarische Korrespondenz aus London.

(Im Februar 1859. II.)

Dr. Barth's fünf Bände: Timbuktu und der Niger. — Ein neunbändiges Werk von Briefen Horace Walpole's. — Oeffentliche Vorträge von Dickens, Kinkel, Kossuth, Madame Ronge, Edgar Bauer und Barnum. — Deutsches Leben, deutsches Theater, deutsche Wochenschrift.

Ueber Dr. Barth's Reisewerk in fünf Bänden habe ich mich lange gesträubt zu berichten. Ich habe gelesen und gelesen, angefangen und wieder angefangen, bald da, bald dort sondirt, aber die „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika"*) u. s. w., sind und bleiben ein über sechs abenteuerliche Jahre ausgedehntes Journal mit allem Stückwerk und Reichthum, mit aller zerstreuten Massenhaftigkeit der verschiedensten Beobachtungen und Notizen, aus denen sich bis jetzt für mich kein Total-Eindruck, kein sicheres Urtheil gewinnen ließ. Man hat wohl gesagt, Dr. Barth hätte den, von Tag zu Tag in neuer, bisher nie gesehener und betretener Welt gesammelten bunten Stoff sichten und sondern sollen, und hübsch in Abtheilungen, geschlossenen Bildern und Schilderungen auftreten lassen, was ihm das tägliche Leben in dieser neuen Welt kunterbunt und frisch zuwarf und er unter den verschiedensten Gefahren, Mühen und Strapazen ermittelte und entdeckte; aber wo wäre unter einer so übermenschlichen Arbeit die Frische und Unmittelbarkeit dieser Tausende von Meilen umfassenden Reisen und Entdeckungen geblieben? Wie die fünf Bände vor uns liegen, in Wort und manchem naturgetreuen Bild, bilden sie eben ein ungeheures Material, aus welchem Geographen, Ethnographen, Politik, Industrie und Handel, Botaniker, Zoologen u. s. w. gelegentlich je das Ihre schöpfen werden, um ihre Wissenschaften und Interessen danach zu bereichern und auszudehnen. Von allen den Palmen, seltsamen Pflanzen und Bäumen, Heerden Geflügel und Vierfüßlern, Reis- und Baumwollenfeldern, Lehm- und Erddörfern, ummauerten Städten, schwarzen Schaaren aller Art, bald mit Neger-, bald mit beinahe griechischen Profils, von diesen Thälern, Bergen, lachenden Ebenen, todten Wüsten, üppigen Ufern, weithin glänzenden Seen und Flüssen, von allem diesen seltsamen, unerhörten Kunterbunt, das aus den fünf Bänden unklar und wirr um mich her kaleidoskopirt, ist mir nichts Festes geblieben, als der große, geheimnißvolle, unter den verschiedensten Namen und Windungen immer wiederkehrende Niger und Timbuktu, die große Central-Hauptstadt eines ungeheuren Negerreiches. Ersteren mögen sich Geographen und Handel zu Nutze machen. Barth war acht Monate lang in Timbuktu gefangen gehalten, sehr oft in Lebensgefahr, dann gemartert und ennuyirt von bekehrungseifrigen und feindselig intriganten Gläubigen und Gelehrten, wenn ich mich recht erinnere, auch von dem Heiratsantrage einer sehr fetten und schweren schwarzen Prinzessin (die er zu nehmen versprach, wenn ein Kameel ausgefunden werden könnte, stark genug, sie zu tragen, durch welche Bedingung er richtig loskam). Stets festgehalten, wenn auch in einem luftigen Zelte, auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt, und feindselig bewacht und beobachtet, konnte er von der Stadt selbst wenig zu sehen bekommen. Ueber die kommerzielle Bedeutung der Stadt spricht er sich so aus:

„Die Schwierigkeiten eines freien Verkehres mit Europäern sind sehr groß. Ihre Lage an einem Ende der großen Wüste, an den Gränzen verschiedener Raçen in Degeneration, so daß eine geordnete Regierung beinahe unmöglich erscheint, die große Entfernung von der Westküste und den Mündungen des Niger zugleich, sind schwer zu besiegende Hindernisse. Andererseits ist ihre Lage an dem großen Ellenbogen des majestätischen Flusses, welcher in ungeheurer Windung die ganze südliche Hälfte des nördlichen Central-Afrika zugänglich macht, darin dicht bevölkerte und der größten Produktivität fähige Länder, sehr günstig, und macht es wünschenswerth, sie mit Hülfe des mächtigen Flusses dem europäischen Handel zu öffnen. Denn obgleich die Stadt den französischen Besitzungen in Algerien und andererseits am Senegal näher liegt, ist sie doch von ersterem durch eine furchtbare Wüste, von letzterem durch Hoch-Plateaus und gar Bergketten getrennt. Ferner haben wir hier eine Familie, welche lange, ehe die Franzosen ihre Eroberungen in Algerien begannen, ihre freundlichen Gesinnungen gegen die Engländer deutlich kund gaben. Und jetzt ist das Haupt dieser Familie ganz besonders geneigt, mit den Engländern in Handelsverbindung zu treten."

Timbuktu und der Niger sind die Hauptfrucht aus den fünf Bänden voller Muth und Mühe, Heroismus und Ausdauer unseres Helden, obgleich wir damit nicht sagen wollen, daß sie nicht auch reich an mancherlei anderen wichtigen Objekten für Handel und Wissenschaft seien.

Barth schildert seinen ersten Anblick des Niger so: In edeler, ungebrochener Strömung, obgleich hier zu 70 Yards Breite zusammengedrängt, von der einen Seite von einem 20—30 Fuß hohen Felsen-Ufer, gleitete der große Fluß des westlichen Afrika (dessen Name, wie er auch klingen mag: Dhiuliba, Mayo, Eghirrën, I'sa, Awára, Baki-n-ruwa u. s. w. immer nichts weiter bedeutet als „der Fluß", so daß er von uns auch fortan Niger genannt werden mag), in nordnordöstlicher und südsüdwestlicher Richtung dahin mit einer Schnelligkeit von etwa drei Meilen in der Stunde. An dem flacheren Ufer breitete sich eine große Stadt aus, deren niedrige Brustwehren und Hütten malerisch von zahlreichen Dum-Palmen überschattet sind. Das ist die Flußstadt Say. Letzterer Name bedeutet hier wieder nichts als „der Fluß". Die Fulbe's nennen sie „Ghutil". Es folgt eine Beschreibung des Ueberganges über den Fluß, der mit Hülfe „des Königs der Wasser" (besserer Name wie „Hafen-Inspektor") auch glücklich zu Stande kam. Die geographischen Entdeckungen Barth's in Bezug auf den Niger haben wir früher schon einmal im Wesentlichen mitgetheilt. Seine spezielleren Ausführungen zerstreuen sich in vielen Theilen des umfangreichen Werkes und gehören der Spezial-Geographie an. Die fünf Bände, jeder von mehr als sechshundert Seiten, sind selbst eine geographische Bibliothek über diesen ehemals kahlen, jetzt dicht bevölkerten und auf der Karte reich und dicht markirten Welttheil, für dessen Erschließung deutscher Muth und deutsche Forschung mehr gethan haben, als ein Dutzend vorhergegangene, große, kostbare Entdeckungsreisen.

Was Bände-Reichthum betrifft, so können die englischen Memoiren-Schriftsteller allerdings besser aufwarten. Sie brauchen sich ihren Stoff nicht mit heroischer Aufopferung und Ausdauer zusammenzusuchen, sondern nur zuzugreifen. Und das thun sie in der Regel mit ausgebreiteten, voll greifenden Armen, um Alles abdrucken zu lassen, was sie so erwischen. Lord John Russell und andere schriftstellenlassende Große des Reiches sind furchtbare Beispiele. Doch Peter Cunningham, der berühmte Winkel-Gelehrte, hat sie Alle übertroffen. Nicht weniger als 2665 Briefe von Horace Walpole hat er in neun großen Bänden drucken lassen.*) Für die Spezialgeschichte unter dem zweiten und dritten Georg enthalten sie viel Pikantes, Klatschiges, wenig wirklich Historisches. Ich bedaure den armen Historiker, der sie durchlesen muß, um einige Körner aus den neun Körben Spreu herauszupicken. Der Herzog von Buckingham soll nächster Tage mit zwei Bänden „Memoirs of the Court of George IV." die fashionable Welt, die nichts so gern liest, als Skandal aus den gloriosen Zeiten ihrer George's, erfreuen.

Von gedruckter Literatur will ich diesmal nicht weiter reden. Das Beste kommt noch, wie jedes Jahr, für die season. Warten wir ab, ob darunter auch etwas für uns sein wird. Zwar hat es nie gefehlt an neuen Erscheinungen, aber ich bin seit langer Zeit nicht dahin zu bringen gewesen, triviale Romane, populäre Kompendien, Sammel- und Kuriositätenwerke, wie sie so eigenthümlich Englisch blühen, nur anzulesen. Mich interessirte neuerdings besonders lebendige Literatur, lectures. Diese lectures sind auch eigenthümlich Englisch in ihrer unbeschränkten Freiheit und Massenhaftigkeit. Jeder kann beliebig

*) „Travels and Discoveries in North and Central Africa: being a Journal of an Expedition undertaken under the Auspices of Her Britannic Majesty's Government, in the years 1849—1855". By Henry Barth, Ph. Dr., D. C. L., Fellow of the Royal Geographical and Asiatic Societies &c. &c. In 5 volumes. London: Longmans. Berlin, Asher & Comp.

*) „Letters of Horace Walpole, Earl of Orford. Edited by Peter Cunningham". 9 Volumes. London: Murray. Berlin, Asher & Comp.

über Jedes und Alles lesen und öffentlich sprechen, wenn er nur Publikum hat. Nichts Grandioseres unter diesen lectures als die von Ch. Dickens in St. Martins-Hall aus seinen eigenen Werken. Wochen lang hatt' ich mich bemüht, ihn nur einmal zu hören, aber stets waren alle Billets von den Halb-Guineen- bis Shilling-Plätzen immer schon Wochen lang vorher verkauft, so daß ich endlich nur seiner eigenen Gefälligkeit ein Entrée verdankte. Es läßt sich schwer über diese Dickensche Kunst des Vortrages etwas Treffendes sagen. Man weiß nicht, wie diese Persönlichkeit, dieser Wortklang, diese Wirkung dem Fremden anschaulich gemacht werden kann.

Denke man sich einen gedrungenen, festen, aber dabei sehr wenig umfangreichen Mann mit ungemein scharf ausgemeißelten Zügen, die zum Theil von einem vollen, deutschen, bereits in's Graue schimmernden Barte umschaltet werden, in dem scharf gemeißelten, ausdrucksvollen Gesicht ein Paar gloriose, feste, durchdringende, aber offene, stolze, strahlende, liebevolle, graue Augen, das Buch fest in der Hand, die Augen mit einem Blick halbe Seiten umfassend, dann vom Munde aus sich Silbe für Silbe in Ton, Ausdruck, Fall und Hebung gleichsam personifizirend und verkörpernd. Die freie und die das Buch haltende Hand werden lebendig; sie härten das eine und schmelzen das andere Wort; sie zeichnen die Gestalt, der das Wort gehört. Hier ist es eine weiche, liebe, süße Mädchen- oder Kindesgestalt, wie sie nur Dickens schuf, dort ein böser, individuell englischer Dämon; hier alle Zwerchfelle erschütternder Humor, dort dem Gefühllosesten und Härtesten den längst vertrocknet geglaubten Thränenquell mit einem Schlage, einem leisen Tone, einem Worthauche aufsprengend. Ich habe während der einen Stunde die ganze, dicht gedrängte, unabsehbare Schaar ohne Ausnahme ebenso herzlich und erschüttert lachen wie ausnahmlos weinen sehen und hören. Als das Kind im „Dombey und Sohn" im Sterben lag und es mit Dickens seine letzten Worte zitterte, da weinte, weinte, weinte Alles gründlich, laut, schluchzend, Kinder wie kahle Greise, alte, vertrocknete Großmütter und rosige Wangen zwischen goldenen Locken.

Ein anderer Künstler des Vortrages ist Gottfried Kinkel und zwar in beiden Sprachen. Wie im vorigen Winter, liest er in Camberwell-Hall vor einem zahlreichen deutschen Publikum über die Entwickelung der Kunst von den ältesten Zeiten und macht seinen leichten, freien, anmuthigen Vortrag durch zahlreiche große Abbildungen anschaulich. Ueber denselben Gegenstand spricht er Englisch in dem großen Auditorium des South-Kensington-Museums. Sein erster Vortrag über die Kunst unter den Muhammedanern war ein glänzender Triumph. Die Zuhörer und Zuhörerinnen aus allen möglichen Ständen und augenscheinlich mit den verschiedensten Bildungsstufen waren Ein Herz und Eine Stimme in ihrem Beifall.

Eine andere Macht der Rede- und Vortragskunst entwickelt Kossuth. Er ist eigentlich ein Virtuose der Beredtsamkeit. Meister über die englische Sprache, wie der beste Engländer, kann er sein Demosthenes-Talent ungehindert strömen lassen. Aber es ist nicht blos Rede-, es ist auch dialektischer Gedankenstrom, geistreiche Combination von Thatsachen und brillanter Schluß daraus. Er las vorige Woche hier über sein brillantes Thema, womit er schon in Schottland triumphirte, die charakteristischen Unterschiede der drei europäischen Hauptvölker, worauf ich schon in einem früheren Briefe hingewiesen. Eine Zeitung hat ihn freilich furchtbar mitgenommen, daß er den Deutschen hauptsächlich die Gabe schöpferischen, tiefen Denkens vindizirte. Der Daily Telegraph sagte, das sei just umgekehrt: die deutschen Philosophen hätten Alles von den Engländern gestohlen. Der Glaube macht selig und die spezifischen Engländer werden sich auch das Dogma nicht nehmen lassen, daß sie, wie in Allem, auch in der Philosophie die Ersten in der Welt seien.

Edgar Bauer hat seine Vorträge über die Reformation vor dem deutschen Arbeiter-Bildungsverein geschlossen.

Auch Barnum feiert noch Triumphe. Seine echt „smarten" Anekdoten und Beweise, daß Humbug und Geldmachen einander bedingen, eine schöne, praktische, für das Wohl des Publikums nothwendige Kunst und Industrie seien, ziehen immer noch Alt und Jung, Weib und Kind vor sein Katheder. Zuletzt will ich nicht unerwähnt lassen, daß auch eine deutsche Frau, Madame Ronge, die Seele einer Fröbelschen Kindergartenschule und Verfasserin eines englischen Werkes darüber, in St. Martins Hall einen erfolgreichen Vortrag über das Fröbelsche Erziehungs-Prinzip in englischer Sprache hielt und praktisch erläuterte, z. B. das Planetensystem durch die Sonne eines goldlockigen Mädchens, um welche sich Merkur, Venus, Erde, Mars &c. in den entsprechenden Entfernungen, Kreisen und Geschwindigkeiten bewegten. Auch den Anfang eines deutschen Theaters aus den arbeitenden Klassen haben wir zu registriren. Auch die Kinkelsche Wochenschrift mit dem Motto der ersten Nummer:

„Was auch daraus werde,
Steh zu deinem Volk;
Da ist dein rechter Platz",

trägt viel zur weiteren Ausbildung des längst erwachten Lebensgefühls der Deutschen in London bei.

Mannigfaltiges.

— W. H. Prescott. Dem Andenken Prescott's, des Verfassers der „Geschichte Ferdinand's und Isabella's",*) dessen plötzlichen Tod die amerikanische Post gemeldet hat, widmet der Boston Courier einen begeisterten Nachruf, welchem die folgenden Stellen entnommen sind: „William Hickling Prescott ist todt. Kein Fleck der Erde, wo überhaupt wissenschaftliche Arbeiten gewürdigt werden, der diesen Verlust nicht mit tiefem Schmerze mitfühlen wird. Vor einem Jahre ungefähr war er von einem leichten Schlaganfalle betroffen worden, doch erholte er sich bald wieder, und seit Monaten schien er sich des besten Wohlseins und der herrlichsten Stimmung zu erfreuen, so daß seine Freunde ihm ein hohes thatkräftiges Alter prophezeiten. Das Schicksal hat es anders gewollt. Am 28. Januar Mittags war er vollkommen wohl, eine halbe Stunde darauf hatte er einen Schlaganfall, und um 2 Uhr war sein Geist entflohen. Prescott gehörte einer hochgestellten Familie von Neu-England an. Sein Großvater, Oberst William Prescott, befehligte die amerikanischen Truppen in der Schlacht von Bunkers-Hill. Sein Vater, den Jedermann in Boston als Richter Prescott kannte, war einer der Besten und Weisesten, die je in unserer Mitte gelebt haben. Seine Mutter war eine Tochter von Thomas Hickling, der lange Zeit den Posten eines amerikanischen Konsuls auf den Azoren verwaltet hatte. Er selbst war am 4. Mai 1796 in Salem, Staat Massachusetts, geboren, von wo er aber schon als zwölfjähriger Knabe mit seinen Aeltern nach Boston übersiedelte. Dort studirte und graduirte er im Harvard College (1814). Leider hatte er während seiner Studienjahre durch einen Zufall ein Auge eingebüßt, und seit jener Zeit war auch das andere so geschwächt, daß er es jederzeit schonen mußte. Zum Glück waren die Vermögens-Verhältnisse seines Vaters der Art, daß er nicht für das liebe Brod zu arbeiten brauchte. Wenn er sich frühzeitig literarischen Arbeiten widmete, so geschah es aus Lust und freier Wahl, und kaum waren seine Universitätsjahre abgelaufen, so trat er auch schon eine wissenschaftliche und Erholungs-Reise nach Europa an, verweilte zwei Jahre in England, Frankreich und Italien, von wo er, körperlich zwar bedeutend gestärkt, aber ohne daß dadurch sein leidendes Auge sich gekräftigt hatte, in seine Heimat zurückkehrte. Bald darauf heiratete er, und seitdem konnte er sich in wohlthuender Behäbigkeit seinen literarischen Arbeiten hingeben, wobei er sich den größten Theil des Tages fremder Hülfe zum Studiren und Schreiben bedienen mußte. Nachdem er der North American Review und der American Biography von Sparks mehrere Beiträge geliefert hatte, ging er nach einigem Bedenken an seine erste große Arbeit: die „Geschichte Ferdinand's und Isabella's". Im Jahre 1838 veröffentlicht, wurde dieses Werk bald in's Französische, Spanische und Deutsche übersetzt. Prescott gehörte von da an zu den gefeiertsten Autoren Amerika's, und die königliche Akademie der Wissenschaften in Madrid ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Fünf Jahre später (1843) erschien seine „Eroberung Meriko's", nach Ablauf von anderen vier Jahren (1847) seine „Geschichte der Eroberung Peru's", und von dieser Zeit an widmete er sich fast ausschließlich umfassenden Studien zu seiner „Geschichte Philipp's II. von Spanien", deren dritter Band vor nicht langer Zeit ausgegeben wurde, deren Vollendung ihm aber nicht vergönnt war. Doch verdanken wir dieser seiner letzten Periode noch die von ihm im Jahre 1856 veröffentlichte, mit werthvollen Anmerkungen und Ergänzungen versehene Ausgabe von Robertson's „Geschichte der Regierung Karl's V." Ihm war das große Glück zu Theil geworden, seinen Ruhm mit jedem seiner Werke wachsen zu sehen. Oxford ertheilte ihm im Jahre 1850 ein Ehren-Doktor-Diplom, die französische Akademie ernannte ihn, nach des spanischen Geschichtschreibers Navarete Tod, zu ihrem Mitgliede, und die meisten gelehrten Gesellschaften Europa's wetteiferten, ihn zu ehren. Nicht minder beglückt war er durch die Liebe und Verehrung, die ihm seine nächste Umgebung widmete. Sein Benehmen war aber auch überaus offen, einfach und anziehend, sein Charakter stark ausgeprägt und lebendig und dabei Gefühls-Eindrücken leicht zugänglich. Seine von Natur schönen Züge behielt er bis in sein vorgerücktes Alter. Nie war ein Mann wärmer geliebt worden, nie hatte ein Mann auf Freundesliebe bessere Ansprüche aufzuweisen. Sein steigender Ruf that seiner einfachen Freundlichkeit niemals Abbruch, daher kommt es wohl, daß er in seinem ganzen Leben keine Neider und Feinde hatte. Er starb inmitten seiner Angehörigen und Freunde. Er hinterläßt eine Witwe, zwei Söhne und eine Tochter."

*) Der deutsche Uebersetzer seiner historischen Werke (Leipzig, Brockhaus), Heinrich Eberty, ist ihm im Tode vorangegangen. D. R.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 26. Februar 1859. № 25.

Ost-Asien.

Deutschlands Handel mit China und Japan.

Ueber diesen Gegenstand liegen uns zwei Denkschriften von Männern vor, die, der Eine mit dem östlichen Asien und der Andere mit dem überseeischen Handel und Verkehr, auf das innigste vertraut sind. Herr Professor Karl Friedrich Neumann in München ist Verfasser der einen dieser Denkschriften, deren Inhalt in den letzten Tagen des Januar in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt war.*) Die zweite, bisher lediglich als Manuskript gedruckt, führt den Titel: „Denkschrift, betreffend den Verkehr mit dem neu eröffneten Weltmarkt in China, Japan und Siam, mit Bezug auf Preußen und den deutschen Zollverein", und hat den früheren brasilianischen General-Konsul, Herrn J. D. Sturz, zum Verfasser.

Beide weisen, mit einem historischen Rückblick auf das, was England, Frankreich, Rußland, die Vereinigten Staaten und Holland in neuerer Zeit in Ost-Asien, und namentlich in China und Japan für die Ausbreitung ihres Handels erlangt haben, auf die Nothwendigkeit hin, eine Expedition nach den ostasiatischen Gewässern zu senden, um dort auch für Deutschland Handelsverträge abzuschließen, die für den Gewerbfleiß und den Wohlstand der Heimat von außerordentlicher Wichtigkeit werden können. Professor Neumann wendet sich zu diesem Zwecke gleichzeitig an Oesterreich und Preußen, die sich zu diesem Behufe vereinigen sollten, um durch ein paar Kriegsschiffe ihr eigenes und das Interesse von ganz Deutschland zu vertreten.

Herr K. F. Neumann, der Verfasser der im vorigen Jahre erschienenen trefflichen Geschichte des englischen Reiches in Indien, weiß auf eine zu Bremen im Jahre 1857 herausgekommene Schrift eines deutschen Superkargo, des Herrn Fr. Aug. Lühdorf, hin, der darin unter Anderem sagt: „Die Japanesen sind bereit, sobald ein Gesandter mit den nöthigen Vollmachten erscheint, ähnliche Verträge mit den deutschen Regierungen einzugehen. Auf meinen Brief wegen eines Vertrages mit Deutschland ist heute (22. Oktober 1855) vom kaiserlichen Ministerium zu Jedo folgende Antwort eingetroffen. Sie wurde mir vom Statthalter zu Simoda sofort mitgetheilt und bestätigte seine früher ausgesprochene Meinung in allen Stücken. Die kaiserlich japanische Regierung, die mich für einen Amerikaner ansah und als solchen behandelte, bedauert, mein Gesuch aus diesem Grunde nicht in dem gewünschten Licht betrachten zu können. Die einzige Antwort, die mir darauf ertheilt werden könne, sei die, daß ein mit den nöthigen Vollmachten und Beglaubigungsschreiben versehener Gesandter der deutschen Staaten dieselbe Berücksichtigung wie die Gesandten der bereits mit Japan befreundeten Mächte erhalten werde. Wie ich überdies Gelegenheit gehabt habe, aus sicherer Quelle zu erfahren, wird die japanische Regierung mit derselben Bereitwilligkeit einen Vertrag mit Deutschland wie mit Amerika, England und Rußland eingehen, und ist es durchaus unnöthig, deshalb eine starke Kriegsmacht, wie die genannten Mächte gethan haben, nach Japan zu senden. Ein einziges Kriegsschiff würde diesen Zweck erreichen; ohne viele Schwierigkeiten und große Kosten würde sich ein Vertrag mit Japan auf denselben, vielleicht noch auf besseren Grundlagen schließen lassen, wie der amerikanische, welcher bis jetzt noch immer zum Vorbild genommen wurde. Die Vortheile eines Vertrages müssen Jedermann einleuchten; denn ohne einen solchen ist nicht an direkte Handelsbeziehungen, ja nicht einmal daran zu denken, daß deutsche Schiffe zum Frachtverkehr nach Japan benutzt werden können, denen überdies, wenn sie hierher verschlagen werden, jeder Schutz mangelt. Der Leser wird aus meinen persönlichen Erfahrungen ersehen, daß es nicht rathsam ist, Unternehmen nach Japan zu richten, bevor ein Handelsvertrag mit der dortigen Regierung geschlossen ist."

Herr Professor Neumann fügt hinzu: „War die Regierung zu Jedo schon damals (1855), als die Eröffnung Japans nur in höchst beschränkter Weise stattfand, bereit, Verträge mit den deutschen Mächten zu schließen, wieviel mehr muß dies jetzt der Fall sein, wo das Reich, vermöge der letzten Vorgänge, vollständig zugänglich ist und Gesandte in der Hauptstadt zugelassen werden. Die Japanesen sind einsichtsvoll genug, zu wissen — gleicher Verstand kann bei den Chinesen nicht vorausgesetzt werden — daß, je mehr Handelsleute verschiedener Nationen auf dem Markt erscheinen, desto vortheilhaftere Preise die einheimischen Käufer und Verkäufer erzielen. Engländer und Amerikaner werden ohnedies diesen wackeren Leuten, deren Einsicht und Milde, deren Artigkeit und Mäßigung von allen Fremden gepriesen werden, in der nächsten Zeit Schaden genug zufügen."

„Japan", schließt Lühdorf seinen Bericht, „ist ein von der Vorsehung begünstigtes Land, ein irdisches Paradies. Alles was des Menschen Habsucht nur wünschen kann, ist in diesem glücklichen Lande vereinigt. Das Klima ist vortrefflich, die Erträgnisse des Bodens sind, sowohl in Quantität wie in Qualität, unübertrefflich und der Mineralreichthum des Landes an allen möglichen Metallen weltbekannt. Die Kupfer- und Eisenminen sollen unerschöpflich sein. Alles, was zu den Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens gehört, findet sich hier im Ueberfluß. Ein solches Land wäre für eine civilisirte Nation von unschätzbarem Werth; ohne Zweifel werden die Nord-Amerikaner und Engländer bald Mittel und Wege finden, sich hier einzunisten. Sind diese unersättlichen Menschen erst im Lande, dann werden die Japanesen erst den Unterschied zwischen den Amerikanern und Engländern der Jetztzeit und den Portugiesen vor 250 Jahren kennen lernen. Sie würden gewiß mit Freuden die Rückkehr der Letzteren begrüßen, wenn sie nur dadurch die habsüchtigen Amerikaner und die anmaßenden herrschsüchtigen Engländer wieder los werden könnten."

Der Verfasser erinnert ferner daran, daß, als die amerikanische Gesandtschaft zum erstenmal (1843) in China erschien und die Forderung stellte, daß die chinesische Regierung auch mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag abschließe, die Mandarinen folgenden Bescheid ertheilten: „Ein Vertrag des Mittelreiches mit der Union ist vollkommen überflüssig. Haben wir doch niemals einen Krieg gegen Amerika geführt. Etwas Anderes ist es mit England; mit diesem Reiche sind wir in einen Krieg verwickelt gewesen, der durch einen Friedens- und Handelsvertrag sein Ende erreichte." — „Wenn es weiter nichts ist", erwiederte darauf der amerikanische Gesandte, Herr Caleb Cushing, „mit einem Kriege können wir aufwarten. Wollen die Chinesen einen Vertrag mit auswärtigen Mächten nur dann abschließen, wenn sie durch Waffengewalt dazu gezwungen werden, so stehen wir gerüstet da. Die Vereinigten Staaten sind mächtig genug, um das Mittelreich zu Boden zu schlagen." Der Hof von Peking ließ es nicht soweit kommen, er fügte sich den Wünschen und Forderungen der Union.

Als einige Jahre später ein deutscher Kaufmann zu Kanton eine Eingabe an die Kreisregierung richtete, mit der Bitte, ihn als Konsul für Bremen anzuerkennen, erwiederte ihm diese: „Wir wissen nichts von einem Pilimen Kuo (Bremen-Reich) und wollen daher auch nichts mit einem Pilimen-Konsul zu thun haben." Der Bremer hatte freilich nicht, wie Caleb Cushing, ein Kriegsschiff zur Hand, um den groben Klotz mit einem groben Keil zu spalten. Gleichwohl ist der Handelsverkehr der deutschen Hansestädte mit China bereits so bedeutend, daß es unverzeihlich ist, wenn ihre Regierungen sich nicht an Oesterreich und Preußen wenden, um mit deren Beistand gemeinsam etwas für die gesetzliche Sicherung des deutschen Handels in den chinesischen Gewässern zu thun.

*) „Die Ereignisse in Ost-Asien und die Nothwendigkeit deutscher Handelsverträge mit Siam, China und Japan. Eine Denkschrift von K. F. Neumann". (Abdruck aus der „Allgemeinen Zeitung".) Augsburg, 1859.

Nach den bisherigen Erfahrungen, sind es besonders Tuche und andere wollene Stoffe, welche China und Japan, wegen ihrer schwachen Schafzucht, bedürfen. Ebenso ist China, wegen des dürftigen und mangelhaften Anbaues der Baumwollenstaude, bisher ein günstiger Markt für englisches Baumwollengarn und Baumwollenzeuge gewesen. Wie in allen Dingen, die den Chinesen viel früher als den anderen Nationen bekannt waren, sind sie auch im Bergbau und in der Bearbeitung der Metalle, die sie bereits vor viertausend Jahren gekannt und bearbeitet, hinter den Bewohnern des Westens weit zurückgeblieben. Ihr Eisen ist weich und spröde und kann zu manchen Vorrichtungen gar nicht gebraucht werden; dasselbe gilt von ihren Stahl-Arbeiten. Eisen, Stahl und Zinn bilden daher, theils roh und theils zu Fabrikaten verarbeitet, einen wichtigen Einfuhr-Artikel auf den chinesischen Märkten. Parfümerieen, Bronze- und Bijouterie-Arbeiten, Brillen, andere optische, sowie astronomische Gegenstände, Uhren ꝛc. haben viel Eingang gefunden, und in der Schweiz hat sich bereits eine Gesellschaft gebildet, um, mit Unterstützung der Bundesbehörde, der Uhren-Fabrication in Ost-Asien Absatzmärkte zu schaffen. Es versteht sich von selbst, daß, statt der römischen und arabischen Zahlen, chinesische oder japanesische auf die Zifferblätter gesetzt werden müssen.

Glasgow hat eine Anzahl junger Männer nach China entsendet, um Alles zu recognosciren und zugleich die Sprache gründlich zu erlernen. Etwas Aehnliches zu thun, dürfte auch den deutschen Regierungen anheimzustellen sein. Deutsche Techniker namentlich würden, unserer Meinung nach, in Ost-Asien wirksame Propaganda für den Absatz deutscher Erzeugnisse machen, indem sie zugleich den Japanesen Anleitung zur Fabrication der Schwefelsäure, zur Gas- und Phosphor-Bereitung, sowie zur Auffindung von Kohlenminen, zur Anlegung artesischer Brunnen u. s. w. gäben.

Wir haben nicht unterlassen wollen, auch unsererseits auf diese beiden beachtenswerthen Denkschriften hinzuweisen.

Deutschland und das Ausland.

Ethnographische Skizzen von Bogumil Goltz.

(Schluß.)

Im zweiten Bändchen beginnen nach einer Reihe psychologischer Abhandlungen über Natur und Geist die Völkerkritiken, und es werden zuerst allerlei Wilde durchgenommen: Neger, Kaffern, Südseeinsulaner, amerikanische Indianer, Tschuktschen und Jakuten, natürlich nach Kollektaneen aus älteren und neueren Reiseberichten. Gewöhnlich sucht der Verfasser in einer Kritik die Gewährsmänner zu widerlegen und nachzuweisen, daß sie mit zu viel Milde und Gutmüthigkeit jene Barbaren beurtheilt und sich von der Außenseite haben bestechen lassen. Ein hitziger Feind aller romantischen Illusionen, sucht er dann den rohen, halbthierischen Seelengrund solcher Naturmenschen zu enthüllen und auf das zurückzuführen, was er Naturalismus nennt. Die guten Seiten jener Völker sind reine Naturanlage und ohne alle Spontaneität, ohne alle sittliche Freiheit. Hierauf kommen Chinesen und Japanesen an die Reihe, alte Kulturvölker; aber auch an ihnen läßt er kein gutes Haar, namentlich nicht an den Chinesen, die ihm ein Ausbund aller Schlechtigkeit, List, Verschmitztheit u. s. w. sind. — Hier möchten wir aber doch ein bescheidenes Wort einwenden — ein so uraltes Volk, wie die Chinesen, mit seiner viertausendjährigen Geschichte, seiner gewaltigen Literatur u. s. w., läßt sich denn doch nicht mit einigen kurzen Anmerkungen abthun. Mögen die heutigen Chinesen wirklich das sein, wofür man sie ausgiebt, ein raffinirtes Schacher- und Industrievolk (wozu wir, nebenbei gesagt, schon die größte Anlage zeigen) ohne Gewissen, ohne Religion und Grundsätze, rein im Schlendrian und in Routine versunken, sind sie das immer gewesen? Darf man ihnen „Mangel an tieferer Erfindungsgabe, und Sucht zur Imitation, wie den Russen" vorwerfen, ihnen, die den Kompaß, das Schießpulver, die Buchdruckerei und tausend Künste erfunden haben, als wir noch Vandalen, Heruler, Gothen u. s. w., als wir noch ungeschlachte Barbaren waren? Wie alt ist denn die enorme Erfindungsgabe der europäischen Völker — lumpige paar hundert Jahr! Als die Deutschen sie z. B. im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte besaßen, zur Zeit der Blüthe von Nürnberg, Augsburg u. s. w., war sie bei den Engländern noch unentwickelt, und als die Engländer und Franzosen empor kamen, ging sie den Deutschen aus. Noch zu Friedrich's des Großen Zeit und später galt der Deutsche für einen etwas schwerfälligen Arbeiter, für einen fleißigen, mühsamen Pinsel, aber für kein Genie, weder in Kunst noch in Gewerbe. Glaubt man, wir seien vor dem Schlendrian und der Routine sicher? — Nichts ist leichter der Verknöcherung ausgesetzt, als industrielle Künste. — Auch China hat seine Zeit des Lebens gehabt, seine Gesetzgeber, seine tiefen Denker und Reformatoren, wie Lao-tse, Konfutse u. s. w., seine Religionskriege, sein goldenes Zeitalter der Literatur. — Der jetzige Zustand beweist nichts, als daß Völker altern, daß Enkel gedankenlose Anhänger des Schlendrians werden, daß religiöser Indifferentismus Alles ertödten kann.

Grade Männer, welche die Chinesen aus gründlichster Erfahrung kennen, nicht blos aus dem schmutzigen Volke der Handelsplätze, wie z. B. der französische Lazarist Huc, Gützlaff u. s. w., finden sehr ehrenwerthe Seiten an ihnen heraus und führen den Nachweis, daß immer noch eine sehr respektable Gesellschaft in diesem Lande existirt, das uns durch die Sonderbarkeit seines Formenwesens nicht zu falschen Urtheilen verleiten darf. Seit wie lange sind wir denn eigentlich über die chinesische Barbarei, die grausamen Hinrichtungen, die schlechten Gefängnisse, Armenhäuser u. s. w. hinaus? — Haben die Chinesen etwa nicht schon vor Jahrtausenden die heilige Theorie unserer Humanität besessen, mit der wir so groß thun, ohne sie eben besonders glücklich durchführen zu können? Wenn sie in China zur Lüge geworden, kann sie es bei uns denn nicht auch werden? Wir erkennen dabei vollkommen an, daß z. B. den Chinesen der Schönheitssinn mangelt, den wir seit etwa hundert Jahren von den Griechen erborgt haben, der uns aber keineswegs Gemeingut geworden; ebenso ist uns klar, daß ihre alten Religionen und Philosophieen das Christenthum nicht ersetzen können, und daß deshalb ihre Kultur eine wesentlich niedrigere ist; ein Kulturvolk aber sind sie, und ihre geistige Begabung muß ursprünglich eine ganz ausgezeichnete gewesen sein. Die neue sonderbare Art des Christenthumes bei den Tai-ping-Rebellen beweist, was auch sonst sein Werth sein möge, daß auch dem Chinesen der Sinn für Religion, für das Ideale, Geistige, oder wie man es nennen will, keineswegs abgeht.

Auch gegen das, was Herr Goltz im dritten Bändchen von Spaniern, Italiänern und Franzosen sagt, möchten wir einige bescheidene Worte einwenden. Am besten kommen noch die Spanier weg; die Kritik der Italiäner und Franzosen ist dagegen eine Mißhandlung von A bis Z, gegen die man Einspruch thun muß. Die Italiäner sind Lumpen, Schelme, Hallunken durch und durch; der Bandit scheint der Grundtypus davon; ebenso sind die Franzosen Affen, Narren, Quecksilber, Schablonenmenschen ꝛc. — Alles, was über beide Völker Anerkennendes geschrieben worden, wird widerlegt. — Es ist kein Zweifel, der Verfasser, obgleich nicht von der burschenschaftlich germanischen Tradition, hat einen instinktmäßigen Widerwillen gegen die Romanen, die ihm in ihrer Formgewandtheit und äußerlichen Manierlichkeit zuwider sind, weil er dahinter nichts als nur Schlechtes findet, namentlich beim Italiäner. Wir glauben, wer etwas tiefer sieht und sich nicht von den Aeußerlichkeiten und Karikaturen beider Völker, etwa den Pariser Bummlern, Komödianten, Gewürzkrämern, Börsenspekulanten, Grisetten oder den italiänischen Straßenbettlern, Gastwirthen, Ciceronen, Packträgern u. s. w. beirren läßt, wird von dem Gesammtwesen dieser Völker eine bessere Vorstellung erhalten.

Nein, so lassen sich weder Franzosen noch Italiäner in Bausch und Bogen abthun. Wir kennen Franzosen und Italiäner genug, um auch uns ein allgemeines Urtheil aus eigener Anschauung gebildet zu haben, ohne daß wir uns blos vom Aeußerlichen und einer falschen Aesthetik bestechen ließen. Leider ist es wahr, die Italiäner sind in Folge trauriger Verhältnisse herabgekommen und auch ein guter Theil des französischen Volkes ist in Folge der Revolutionen der Verlumpung anheimgefallen — aber trotzdem haben beide Völker noch viele und gesunde Elemente; Italiäner und Franzosen sind der Ehrlichkeit, der Tugend, wahrer Religiosität und tiefer Geistes- und Seelenbildung ebenso gut fähig, als wir Deutschen, ja sogar der Gemüthlichkeit. Jedes Volk hat eine solche für sich, nur daß keines die des anderen ganz versteht, weil selbst die beste Sprachkenntniß nicht die angeborenen, an's Herz gewachsenen Gefühlsbeziehungen aufschließt. Weder Italiäner noch Franzosen entbehren geistiger Tiefe; beide Völker haben Männer erzeugt, die zu den größten Philosophen, Gelehrten und Künstlern gehören. Als die Italiäner ihren Dante und Thomas von Aquino, die Franzosen ihren Cartesius u. s. w. hatten, war von deutscher Philosophie nicht viel die Rede. Seit wann sind wir denn diese tiefen Denker, diese weltumfassenden Gelehrten? Wir behaupten sogar, und ein neuerer französischer Schriftsteller hat es durchgeführt, daß die Franzosen der großen Mehrzahl nach ein sehr religiöses, simpel religiöses Volk sind, nicht Schauspieler der Andacht, voll falschen Pathos. Vergißt man denn, daß die Franzosen in den Kreuzzügen an der Spitze waren? Besteht nicht die unendliche Mehrzahl der katholischen Missionare unter den Heiden aller Welttheile aus Franzosen, und geben ihnen nicht selbst protestantische Stimmen das Lob, daß ihnen an Opfermuth, Geduld, Anbequemung an die Sitten ihrer Bekehrten keine anderen gleichkommen? Man hebe das verdorbene Paris hinweg, in dem die Karikatur des Franzosen auf den Leuchter gestellt erscheint, und man wird ein Volk finden, das diesem Bilde sehr wenig gleicht. Wenn dem Franzosen und Italiäner nichts bleibt, so haben sie das Verdienst, dem barbarisch gewordenen Europa die antike Tradition der griechischen Urbanität und Humanität vermittelt zu haben. Allen Respekt vor den Tugenden und der gesunden Kraft unserer deutschen Vorfahren, aber Bildung, Humanität und Achtung vor der Menschenwürde (sic) haben sie nicht erfunden, — wir sind sehr gemüthlich, so lange wir gut gelaunt sind — aber Höflichkeit, Takt,

Zartgefühl wird selbst heute noch der größten Zahl unserer Landsleute herzlich schwer.

Dieses Zartgefühl, der Takt, was unangenehm sein und beleidigen könnte, die Discretion in peinlichen Verhältnissen, die Achtung vor der äußeren und inneren Würde des Nebenmenschen, dieses Kennzeichen echtester Humanität, die eine tiefe geistige Quelle haben müssen, gebühren, man mag sagen, was man will, den Franzosen und damit machen sie heute noch Propaganda, bei Russen und Polen, ja beim deutschen Bauern. — Gewiß ist, daß heute die „feine Lebensart der Franzosen" bei unseren Landsleuten traditionell im Andenken steht, während die Ungeschlachtheit deutscher Bruderstämme stets daneben gestellt wird. Führt doch Herr Goltz (Bd. II, S. 48.) selbst einen Indianer redend ein, der vom stolzen Engländer und vom „offenherzigen, freigebigen Franzosen" spricht. Im Kriege plündern alle Völker und sind alle brutal, auch die Franzosen sind es gewesen, aber das Faktum ist doch merkwürdig, daß, so weit nicht doktrinäre Liebhabereien in's Spiel kommen, der Franzose bei allen Völkern als der liebenswürdigste und umgänglichste gilt. Täuschen wir uns darüber gar nicht, die Kunst, wie gebildete Menschen sich anständig unter einander benehmen, wie sie die Schranke der Dezenz und Sitte aufrecht halten, um ihre persönliche Würde zu wahren, haben weder die Deutschen, noch die Alles karikirenden Engländer, noch sonst ein nordisches Volk erfunden, sondern die Franzosen, und daher ihre Stellung, ihre Ansprüche auf die erste Stelle unter den kultivirten Völkern. Schon in den mittelhochdeutschen Heldengedichten kann man sehen, was der Deutsche für einen Respekt vor dem Franzosen in dieser Hinsicht hatte, wie er, wo es auf „Courtoisie" ankam, sein Deutsch sogleich mit französischen Ausdrücken mengte. Herr Goltz unterschätzt das — wir denken, mit Unrecht. Gott bewahre uns vor der deutschen Biederkeit, Treue und Aufrichtigkeit in ihrem formlosen Naturzustande, wie er noch ziemlich häufig selbst bei Gelehrten und Männern „von Bildung" angetroffen wird. Es giebt eine gewisse Schauspielerei, eine blos formelle Höflichkeit, die durchaus erlaubt, ja die das Zeichen des wahrhaft Gebildeten ist. Wie oft muß man z. B. im Leben eine Bitte abschlagen, oder sich abschlagen lassen und wie wohlthuend ist es, wenn auf dem Gesicht dessen, der es thun muß, kein widriger Zug des Mißvergnügens oder Zornes erscheint, wenn kein grobes und polterndes Wort herausfährt.

Wir geben zu, daß Polen und Russen den Franzosen vorläufig nur die Grimasse abgesehen haben, und sind hierin mit Herrn Goltz vollkommen einverstanden, wie auch darin, daß diesen Völkern das deutsche Wesen ein verschlossenes Buch ist. Die französische Formengewandtheit ist das Geld, mit dem sie sich in die Gesittung einkaufen. Die Polen und Juden in Polen kennt Herr Goltz gründlich, und merkwürdig, hier entspringt aus dieser gründlichen Kenntniß sogar eine gewisse Zuneigung trotz des Schmutzes, der Schweinerei rc., er schließt uns liebenswürdige Seiten auf, die er bei den Italiänern z. B., welche er wahrscheinlich nur als Tourist kennt, gar nicht entdecken kann.

Am richtigsten mögen die Engländer geschildert sein, Licht- und Schattenseiten stehen sich hier wenigstens gegenüber, und wir finden eine Menge der feinsten und tiefsten Bemerkungen. Schade, daß die Deutschen, wenigstens bisher, nicht von ihm abkonterfeit und nur mit gelegentlichen Bemerkungen bedacht sind. Auch sie, die nächsten Landsleute, werden, wie wir schon oben sahen, keineswegs geschont, aber wenigstens scheinen wir noch die respektabelsten von Allen zu sein, namentlich was Herz und Gemüth betrifft. Wir haben nichts dagegen; aber, wenn Herr Goltz Recht hat, so sage man uns, was ist alle unsere Civilisation? Die civilisirtesten Völker sind ihm Barbaren, Halbbarbaren, gefirnißte Thierseelen u. s. w. Kann man da das Zutrauen zu sich gewinnen, daß wir wirklich etwas besser, daß je die Civilisation eine echte und wahre werden wird? Ist man nicht Träumer, Dämmerer, Naturalist, kein liebenswürdiger Naturschuft, kein zahmer Barbar, der gerade seine gute Stunde hat, so wird man ein Pedant, ein Formelmensch, eine von Reflexion u. s. w. zerfressene Civilisations- und Dressur-Karikatur. Wie gesagt, Herr Goltz ist mit der ganzen Welt unzufrieden, er findet das Menschen-Ideal, das er sich gebildet, nirgends; Wildheit und Barbarei taugt nichts, eben weil es Naturalismus ist, und die Civilisation taugt im Grunde auch nichts; denn die ungemein kleine Minderzahl nur kommt dem Ideal wahrer Bildung und Gesittung nahe, nur wenige Männer. Von Frauen ist nicht die Rede, da sie stets Heidinnen und Naturalisten bleiben. Die bei weitem größere Mehrzahl der civilisirten Menschen sind einseitige Entwickelungen oder Karikaturen. — Das ist der stete Refrain des Liedes.

Polen.

Warschau unter der Regierung Alexander's II.

Der Kurjer Warszawski berichtete vor kurzem über das, was die Regierung des Kaisers Alexander II. seit drei Jahren auf dem Gebiete der Volksbildung und Schule im Königreich Polen gethan hat.

Voran geht die Stiftung der „Medizinisch-chirurgischen Akademie" in Warschau. Ein Geschenk Alexander's an Polen, eröffnet sie der polnischen Jugend ein ganz neues „Feld des Studiums", und obwohl erst eine Fundation des verflossenen Jahres, zählt sie doch bereits 340 akademische Zöglinge. Ihre Ausstattung nebst den erforderlichen Baulichkeiten (die Akademie hat den Palast der Wissenschaftsfreunde auf der „Neuen Welt" in Besitz, der anatomische Unterricht wird am „Spital des Kindlein Jesu" ertheilt) hat 30,000 Silberrubel erfordert, um „dem Lande ein unvergängliches Denkmal" zu werden. — Die philologischen Gymnasien haben eine Reorganisation erfahren, welche „wir zu den wichtigsten und nützlichsten Förderungen des Unterrichts rechnen". Dieser Reorganisation zufolge, bilden die erwähnten Schulen von Klasse V an zwei Abtheilungen: eine historisch-philologische und eine physikalisch-mathematische, „wodurch die Jugend Gelegenheit findet, sich der Wissenschaft zu widmen, zu welcher sie mehr Beruf fühlt oder für welche sie besser vorbereitet ist". Theils wegen dieser Abänderung, theils zur Vermehrung der Lehrkräfte ist das Budget der philologischen Gymnasien um 9000 Silberrubel vergrößert worden. — Die fünfklassigen Bezirksschulen und die „Schulen der schönen Künste" in Warschau haben gleichfalls auf die Verbesserung des Unterrichts bezügliche, besondere Instructionen erhalten. Die Elementarschulen sind unter strengere Revision der Direktoren, Inspektoren und Etats-Oberaufseher gestellt und durch Vermehrung ihrer materiellen Hülfsmittel verbessert worden.

Gleiche Sorgfalt hat man auf den zeitgemäßen Fortschritt der Realschulen verwendet; Mathematik und Technik sind die Hauptaufgabe des Realgymnasiums zu Warschau und der höheren Schulen zu Kalisch und Kielce. Von nicht geringem Einfluß auf die Ausdehnung des Unterrichts wird die Vollendung der mechanischen Werkstätte mit ihren technischen Vorrichtungen und Modellen für das genannte Realgymnasium sein. Um diesen im vorigen Jahre von der Praxis als dringend erkannten Zweck zu erreichen, sind keine Kosten gescheut worden; man hat einen 42,448 Quadratfuß großen Platz an der Königsstraße in Warschau erworben und der Bau hat bereits 10,000 Silberrubel erfordert. Aehnliche kostspielige Bauten für Schulanstalten sind auch an anderen Orten in Angriff genommen.

Einer besonderen Aufmerksamkeit hat sich in Polen die Agrikultur stets zu erfreuen gehabt. Eine bedeutende Lehranstalt für diesen Wissenszweig ist das land- und forstwirthschaftliche Institut zu Marymont; es hat eine Neugestaltung erfahren, die sein theoretisch-praktisches System wesentlich zum Besseren umgeschaffen hat. Eine Erweiterung des Lehrplanes, sowie die möglichste Ausdehnung der Institutsgrundstücke verleihen hinreichende Mittel zu umfassender Ausbildung tüchtiger Agronomen. Der Kursus ist dreijährig; die Chemie hat einen besonderen Lehrstuhl erhalten. — Zur wissenschaftlich-praktischen Ausbildung von „Oekonomen", Vögten, Schäfern und niederen Wirthschaftsbeamten ist die Errichtung von fünf neuen Landschulen neben einer bereits bestehenden beschlossen. Diese Schulen, in verschiedenen Provinzen angelegt, mit dem erforderlichen Grund und Boden versehen, von wackeren und erfahrenen Landwirthen geleitet, „werden dem Landbau eine große Unterstützung zuführen". Ein jährlicher Zuschuß von 10,000 Silberrubeln soll den Zutritt erleichtern. Bereits sind zwei Landgüter in der Umgegend von Radom und Plock angekauft worden.

Soweit über die Ausbildungsmittel für die männliche Jugend; aber auch das weibliche Geschlecht wurde bedacht. Das „höhere Regierungspensionat" zu Warschau ist der Erziehung von Töchtern gewidmet. „Mäßige Kosten, die getroffene Wahl der Lehrer und Gouvernanten, der gesunde Aufenthalt in einem geräumigen Gebäude mit Garten, den Regeln des Unterrichts und der Erziehung entsprechende Anordnungen lassen erwarten, daß dieses Institut den Zudrang kaum wird befriedigen können, womit man dasselbe benutzen wird."

Für israelitische Jünglinge ist die „Rabbinerschule" durch eine neue Verordnung ermächtigt, ihre Zöglinge ohne Beschränkung mit den Pflichten ihres künftigen Amtes vertraut zu machen. Außerdem ist den Juden gestattet, überall, wo sie zahlreich genug sind, Elementarschulen zu errichten, wodurch den Juden, die im Allgemeinen lernbegierig sind, Gelegenheit gegeben wird, diesen Drang zu befriedigen.

Wenn bei der Regelung des Schulwesens also einerseits bedeutende Umänderungen schon ausgeführt sind, so ist es andererseits Plan, auf alle Weise die Unterrichtsfonds zu vergrößern, durch Sammlungen, Ankäufe, Schenkungen die Unterrichtsmittel zu vermehren. Die Haupt-Bibliothek im Kasimir-Schlosse, die Gymnasial- und Schul-Bibliotheken in Warschau und den Provinzen, die Kabinette, Museen und Laboratorien der Unterrichtsanstalten sind durch Ankauf einheimischer und fremder Werke, durch Erwerb von Apparaten, Instrumenten, Maschinen und Modellen ansehnlich erweitert worden. Die Auswahl und Beschaffung dieser Gegenstände wird besonderen Agenten anvertraut, welche sich in Folge dessen in's Ausland begeben. Wichtige Erwerbungen sind auf diese Weise in Deutschland und Frankreich für die Medizinische Akademie, für die Schulen der schönen Künste und

Realschulen, für die Sternwarte in Warschau gemacht worden; nächstdem gehören hierher: eine Bereicherung des zoologischen Museums durch Ankauf der ornithologischen Sammlung des Naturforschers Taczanowski, gegenwärtig Adjunkt des Museums, der auf einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland und Frankreich viele Ankäufe für die Warschauer Sammlungen gemacht hat; eine Bereicherung des mineralogischen Kabinets mit Mineralien Rußlands, an Ort und Stelle gesammelt von Peczarski, Lehrer am Gouvernements-Gymnasium in Warschau.

Geschenke haben gleichfalls große Beiträge geliefert; zwei davon haben europäischen Werth: die Bibliothek des Ministers Turkull, über zehntausend Bände wissenschaftlichen Inhalts in neueren und alten Sprachen. Diese Büchersammlung wurde vom Kaiser Alexander II. erstanden und dem Adelsinstitute in Warschau überlassen. Das andere Geschenk ist die Bildergalerie des Bürgers und Beamten Peter Fiorentini an der Schule der schönen Künste zu Warschau. Sie umfaßt mehr als 200 Gemälde, wovon viele in jeder Galerie eine achtbare Stelle einnehmen würden.

Schulbücher werden im Auftrage der Regierung von namhaften Pädagogen ausgearbeitet und den Schülern zum Kostenpreise verabreicht. So wurden herausgegeben: eine Geometrie, ein höherer und niederer Kursus der lateinischen Sprache, technische Zeichenblätter, Musterblätter zum Handzeichnen nach den besten Modellen, kalligraphische Vorlegeblätter, ein vollständiges Lehrbuch der Arithmetik.

Stipendien bestehen sowohl unter der Form des freien Schulbesuchs für Söhne unbemittelter Beamten, als auch baar in der Höhe von 100 bis 150 Silberrubel jährlich, unter dem Titel der Unterstützung; ihre Gesammtsumme beläuft sich im ganzen Unterrichts-Departement auf 37,500 Silberrubel. Außerdem sind Stipendien von 100 Silberrubel für arme Schüler in Gymnasien und philologischen Bezirks-Schulen bestimmt worden, welche sich dem Stande der römisch-katholischen Geistlichkeit widmen wollen. Ferner hat man die Zahl der Stipendien vermehrt, welche Jünglingen aus dem Königreich Polen zufließen, die sich auf einer der Universitäten des Kaiserstaats befinden, und zwar für Studirende des Rechtes um 20 und der Pädagogik um 6.

Zur Vervollständigung dieser Uebersicht verdient noch speziell angeführt zu werden, daß die Regierung alljährlich eine Anzahl Männer in's Ausland sendet, um sich dort über die neuesten Entdeckungen und Erfindungen zu informiren. Deutschland beherbergt gegenwärtig mehrere dieser wissenschaftlichen Gäste; einige Notizen darüber werden nicht unwillkommen sein: Zdzitowiecki, Staatsrath und Direktor des Marymontschen Institutes, bereiste mit Bogucki, dem Adjunkten desselben Institutes, Frankreich, Belgien, Holland und Deutschland; Milosz, Lehrer der Landwirthschaft, hat nach zweijährigen Studien in Hohenheim seine agronomisch-wissenschaftliche Reise in den Westen Europa's angetreten. Przystański, Professor der Physik, und Prazmowski, Adjunkt des astronomischen Observatoriums in Warschau, verweilten während dieser Periode gleichfalls in Oesterreich, Frankreich und Deutschland, um Studien und Einkäufe von chemischen und physikalischen Instrumenten zu machen; der Baumeister Orlowski bewegt sich in derselben Zone, zum Zweck der Besichtigung und des Studiums der bestorganisirten mediko-chirurgischen Anstalten; Zdislaw Wyczlinski, Erasmus Langer und Roman Wawnikiewicz halten sich jetzt zu Heidelberg auf, Kasimir Kopytowski in Karlsruhe ꝛc.

Diese auf eine allgemeine Volksbildung berechnete Thätigkeit drängt zugleich mit lockender Gewalt zu den ernsten Wissenschaften, von denen durch Jahrhunderte lange unglückliche Umstände in Polen nur noch ein Schemen geblieben war. Der Regierung Alexander's II. ist es vorbehalten geblieben, Polen energisch an das Versäumte zu erinnern und einen kräftigen Impuls zu seiner Nachholung zu geben, der, bei dem empfänglichen Sinne der polnischen Jugend, gewiß nicht ohne schöne Erfolge bleiben wird.

Mannigfaltiges.

— **Der Sinn für Aesthetik und Kunst unter den heutigen Studirenden.** Einem Aufsatze der Cottaschen „Vierteljahrs-Schrift" (Januar—März 1859): „Deutsche Universitätsverhältnisse in der Gegenwart", entlehnen wir nachstehende Bemerkungen über die den ästhetischen und Kunst-Studien wenig günstige Richtung der heutigen Studirenden: „Der Professor der Aesthetik, der Lehrer für die neuere Literatur, der Archäolog werden es nicht versäumen dürfen, sich mit den Leistungen der modernen Künste bekannt zu machen und den Sinn der Studirenden darauf zu leiten. Es ist tief zu beklagen, daß entweder die Lehrer für diese Fächer oft nicht fähig sind, ein starkes und lebhaftes Interesse dafür hervorzurufen, so daß nur einzelne Studirende auf der Universität solche Vorlesungen besuchen, oder daß der Sinn der heutigen Universitätsjugend diesen Zweigen, ja, selbst der Poesie der klassischen Zeit, außerordentlich viel mehr abgewandt ist, als noch vor einigen Dezennien. Das hängt mit dem allgemeinen Realismus unserer Epoche zusammen, mit der Abkehr von allen und jeden idealen Bestrebungen, mit dem Rennen und Jagen nach äußeren Glücksgütern, mit dem Bedürfnisse, vor Allem den Prüfungen für Anstellungen zu genügen, in denen jetzt ein solcher Mechanismus die Oberhand gewonnen hat, daß bei neun Zehntheilen unserer Studierenden sich das Leben theilt zwischen den studentischen Vergnügungen und dem Einpauken für die Prüfungen. Ist aber dies nicht der Fall, so ist es doch ein entgeisteter Naturdienst, ein Aufgehen in Mikrologieen, in eine aller Wärme des Subjektes entkleidete, sogenannte objektive Geschichtsauffassung, oder in eine Zahlen-Statistik, und, wenn es sich ja um politische Dinge handelt, in eine bloße Neigung, ein bloßes Parteinehmen für eine absolutistische, constitutionelle, oder demokratische Staatsschablone. Nur selten und bei Wenigen findet man eine höhere und würdigere Auffassung des zukünftigen Berufes und des eigenen Ich im Verhältnisse zur Aufgabe des Lebens. Wie sollten neben dieser meist rein auf das Brodstudium oder den vulgärsten Materialismus und Egoismus gerichteten Thätigkeit noch Zeit und Sinn übrig bleiben für Poesie und eine im Idealen ruhende Subjektivität, deren doch eigentlich die Jugend sich niemals entschlagen sollte und die wir immer fordern werden, auch wenn wir der Noth und Bitterkeit der äußeren Lage, der Schwierigkeit des Unterkommens, alle Rechnung tragen."

— **Tragbare chinesische Sonnenuhr.** Solche Instrumente sind bei den Chinesen sehr häufig, von dem verschiedensten, zum Theil kostbaren Material, und immer mit einer Bussole verbunden.*) Wir geben hier von einem dieser zierlichen Geräthe, das wir der Güte des Herrn Redacteurs verdanken, eine kurze Beschreibung. Es besteht aus zwei 5—6 Zoll langen und 3—4 Zoll breiten viereckigen Täfelchen, von denen das dünnere nach Art eines Deckels an das dickere geschraubt ist und sich senkrecht aufrichten läßt. An der Außenseite dieses Deckels ist eine kleine hölzerne Scheibe in Relief, mit einem starken gerade stehenden Metallstift im Mittelpunkte, angebracht, die als horizontale Sonnenuhr benutzt werden kann, da die zwölf (Doppel-) Stunden im Kreise herum auf derselben bezeichnet sind. Um diesen Kreis zieht (auf der Fläche des Deckels) ein zweiter mit den gemeinen Zahlwörtern von eins bis dreißig, welche die Monatstage andeuten. Der andere Sonnenzeiger ist ein Zwirnfaden, welcher beim Aufheben des Deckels in schräger (mit der Erdachse paralleler) Richtung sich spannt und seinen Schatten auf sieben, an der oberen Fläche des dicken Täfelchens im Quadrat bezeichnete Doppelstunden wirft. Mitten im letzteren befindet sich die Magnetnadel in einer etwa drei Linien hohen, mit einer dünnen Glasscheibe überdeckten, cylindrischen Aushöhlung. Ein um den Rand der Aushöhlung laufender kleiner Kreis enthält Schriftzeichen für acht Weltgegenden (gerade Nord, Nordost, Nordwest, gerade Süd, Südost, Südwest, Ost und West); in einem anderen Kreise außerhalb des erwähnten sind vierundzwanzig Sternbilder oder himmlische Räume verzeichnet, von denen je drei auf eine der acht Weltgegenden kommen. Auf der horizontalen, wie auf der geneigten Sonnenuhr ist jede Doppelstunde in acht Theile getheilt, die unseren Viertelstunden entsprechen. An der inneren Seite des Deckels belehren uns unter der Ueberschrift „Sonnen-Lied" acht siebenwörtige Verszeilen darüber, in was für Sternbildern die Sonne in den verschiedenen Monaten auf- und niedergeht;**) dies geschieht aber mit so erstaunlicher Kürze, daß man wenigstens sechzehn Zeilen daraus machen müßte, um sie verständlich zu übersetzen. Als Beispiel mögen die zwei ersten dienen:

Tschéng kiù seng ji, fè keng fang;
órl pà seng mao, fè jeù hiung.

d. h. (Im) ersten (und) neunten (Monat) steigt (die Sonne im) Ji (und) sinkt (im) Keng-Raume. (Im) zweiten (und) achten (Monat) steigt (sie im) Mao, (und) sinkt (in der) Jeu-Gegend.***) Nach jedem vierten Worte ist eine Cäsur, die wir durch ein Komma andeuten. — An den beiden Langseiten des dicken Täfelchens sind die Namen der vierundzwanzig kleineren Abschnitte des Jahres zu lesen.

Sch.

*) Vgl. Prof. Adolph Erman's historischen Bericht seiner Reise um die Erde, Band 2, S. 136—138 und S. 146—152.

**) Wir erinnern hier, daß in der chinesischen Metrik Wort, Silbe und Versfuß nur verschiedene Ausdrücke für einen und denselben Begriff sind.

***) Der erste Tag des ersten Monats der Chinesen fällt sehr verschieden; das entsprechende Gregorianische Datum hat als äußerste Gränzen den 21. Januar und 20. Februar.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 1. März 1859. № 26.

Frankreich.

Die künftige Rolle des Dampfes in den europäischen Kriegen.*)

Niemand erfährt etwas Neues, wenn wir ihm sagen, daß in der Kriegskunst eine bedeutende Veränderung vorzugehen im Begriff ist. Das neunzehnte Jahrhundert, das in seinen ersten Dezennien vielleicht die erstaunlichsten Waffenthaten, deren Andenken die Geschichte bewahrt hat, erlebte, sieht heutzutage, wie der menschliche Geist in seinem unaufhaltsamen Fortschritt täglich Entdeckungen macht, um dem großen Spiele der Schlachten neue Grundbedingungen und unerwartete Wendungen zu verleihen. Wenn die Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffen vor 3—400 Jahren eine völlige Revolution in der Kriegführung zu nennen war, so darf man wohl die Erfindungen und Verbesserungen unserer Zeit: die außerordentliche Schußweite und das Zieltreffen unserer Büchsen und unserer Kanonen, die Benutzung des elektrischen Telegraphen, der Eisenbahnen und der Dampfmarine bei den Kriegs-Operationen, als etwas Aehnliches bezeichnen. Unwissende sowohl als Gelehrte vermögen die Wirkungen zu begreifen, welche die letztgedachten Entdeckungen haben müssen, indem sie den Dispositionen und Bewegungen der Heere eine Schnelligkeit und Genauigkeit verleihen, wie sie bisher unbekannt waren und wie nicht alle Völker in gleichem Maße sie sich zu nutze machen können. Kriegsunternehmungen, die noch vor wenigen Jahren als unausführbar betrachtet wurden, werden nicht blos möglich, sondern auch leicht. Die Einbildungskraft hat freien Spielraum, Pläne zu machen, die ebenso unerwarteten als sicheren Erfolg versprechen, und die von der Art sind, daß sie das ganze Gebäude über den Haufen stürzen, welches die Vorsicht, nach den Erfahrungen der letzten Jahrhunderte, zur Landesvertheidigung aufgerichtet hatte.

Bereits fangen sogar diese neuen Hülfsmittel an, wenigstens in einem gewissen Maße, die Bestätigung der Erfahrung für sich zu haben. Wenn die kürzlich erfundenen Kanonen, deren wunderbare Wirkung man rühmt, ihre Probe auf dem Schlachtfelde noch zu bestehen haben, so haben dagegen die Büchsen eine solche bereits in Afrika, in Rom, in der Krim und in Indien bestanden, und es ist außer Zweifel, daß sowohl die eine, als die andere dieser Erfindungen fortan auf die Zusammensetzung des Heeres und auf die Disposition seiner Kräfte einen großen Einfluß üben wird.

Die Eisenbahnen haben zu wiederholten Malen gezeigt, was man von ihnen für die pfeilschnelle Konzentrirung der Truppen auf den Punkten, wo sie gebraucht werden, erwarten kann. Und um denjenigen, welcher kommandirt, in einem Augenblicke mit denen, welche gehorchen, in Verbindung zu setzen, wird der Telegraph in Zukunft ein mächtiges, unersetzliches Hülfsmittel sein. In Zukunft wird der elektrische Drath überallhin dem Heere folgen, wie er bereits den schwachen englischen Heersäulen gefolgt ist, die auf dem weiten Felde des indischen Aufstandes zerstreut waren; dort hat er für den Sieg beinahe ebenso viel gethan, als die Tapferkeit und Ausdauer der Soldaten, denn er hat sie unter einander stets in Verbindung erhalten, so daß sie, trotz ihrer Zerstreutheit, einem massenhaften Feinde gegenüber immer auf einander rechnen konnten.

Aber von allen diesen neuen Hülfsmitteln des Krieges ist, unserer Ansicht nach, keines so einfluß- und erfolgreich, als der Beistand, den die Dampferflotte dem Kriegsheere verleiht, und die unermeßliche Wichtigkeit dieses Beistandes ist es, auf welche wir jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser richten wollen. Hätte man es wohl vor vierzig Jahren für möglich gehalten, daß eine Armee plötzlich nach einem europäischen Küstengebiete geschafft wird, welches darauf nichts weniger als vorbereitet ist, daß sie dort rasche und entscheidende Handstreiche ausführt, oder sich doch zu behaupten vermag, gestützt auf das Meer und die unermeßlichen Hülfsquellen, die es ihr liefert, während sie zugleich die Streitkräfte des mächtigsten Reiches in Schach hält? Alles dies ist auf überraschende Weise während des Krieges auf der Krim geschehen, und die Erinnerung daran lebt noch in Aller Gedächtniß.

Inzwischen ist vielleicht, bei den sich rasch folgenden Ereignissen dieses riesenhaften Kampfes, die öffentliche Aufmerksamkeit weniger der besonderen Art und Weise gefolgt, wie der Krieg dort, an den entfernten Gestaden des Schwarzen Meeres, geführt wurde und welches die charakteristischen Merkmale dieser Kriegführung waren. Diese Merkmale zu sammeln und die daraus sich ergebenden Schlußfolgerungen zu ziehen, wird die Aufgabe des ersten Theiles unserer Abhandlung sein, wobei wir uns so kurz als möglich fassen wollen. Es kann die kombinirte Verwendung der Land- und der Seemacht, wie wir sie in der Krim gesehen, in den europäischen Kriegen, die Frankreich etwa in Zukunft zu führen hat, für dasselbe ein unvergleichliches Element des Erfolges und des Ruhmes, aber auch ein Anlaß großer Gefahr werden, über welche man sich nicht vollständig genug aufklären kann.

I. Die Kriegführung an den Küsten der Krim.

Mit Weglassung aller Vorbemerkungen, beginnen wir unsere Darstellung mit dem Momente, wo die in Varna versammelten Streitkräfte der Verbündeten im Begriffe waren, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Für England war die Situation nichts Neues; seine insularische Lage hatte es früh daran gewöhnt, Landheere zum Kampf auf entfernten Gefilden über das Meer zu befördern. Wir erinnern nur an seine Truppensendungen nach Portugal, Spanien und den Niederlanden zu Anfang dieses Jahrhunderts. Etwas Anderes war es mit Bezug auf Frankreich. Eine Kontinentalmacht ersten Ranges, hatte man es noch nicht gesehen den Weg über das Meer einschlagen, um in der Ferne den verwundbaren Fleck einer anderen Kontinentalmacht anzugreifen. Zwar hatten die Expeditionen nach Aegypten und nach Algerien stattgefunden — gewissermaßen als Versuche, als Lehrjahre dieser Art von Krieg — aber jene gegen barbarische Völker gerichteten Unternehmungen schienen mehr den alten Ueberlieferungen der Kriege des Abendlandes gegen den Islam anzugehören, und sie hatten die europäischen Staaten keineswegs darauf vorbereitet, daß auch gegen sie einmal ähnliche Mittel angewendet werden könnten. Erst in Sebastopol ist der Beweis dafür geliefert worden.

Warum war diese auf der Meeresseite mit einem außerordentlichen Aufwande von Vorsichtsmaßregeln, die jeden Gedanken eines Angriffes entmuthigen mußten, befestigte Stadt auf der Landseite ohne alle Vertheidigung? Deshalb, weil die Russen, die an der Meeresküste nur einen Angriff von England für möglich hielten, sehr wohl

*) Wir entlehnen diesen unter den gegenwärtigen Umständen sehr interessanten und in vieler Hinsicht als Fingerzeig zu benutzenden Artikel dem neuesten Heft der Revue des deux Mondes, die bekanntlich auch schon in früheren Epochen einige belehrende Abhandlungen über die französische Marine aus der Feder des Prinzen von Joinville gebracht hat. Es leidet keinen Zweifel, daß auch der gegenwärtige Artikel aus der Feder dieses Prinzen von Orleans geflossen ist. Zwei Momente sind es hauptsächlich, die diese Quelle andeuten: erstlich der Umstand, daß bei aller Hingebung für den Ruhm der französischen Waffen doch in der ganzen Abhandlung der Name Napoleon's III. weder direkt, noch indirekt genannt wird, und zweitens die älteren Erinnerungen an die afrikanischen Feldzüge, wobei ein Toast wörtlich angeführt wird, den der verewigte Herzog von Orleans im Jahre 1839 an der Tafna auf die tapferen Soldaten ausgebracht, die, fern von den inneren Streitigkeiten Frankreichs, für dessen Ruhm in Afrika kämpften. Der Verfasser spricht auch einigemal davon, daß er die Schlachtfelder auf der Krim längere Zeit nach dem Feldzuge gesehen, und in der That hat der Prinz von Joinville im Jahre 1857 die taurische Halbinsel besucht. D. R.

wußten, daß diese Macht für sich allein niemals ein hinlänglich zahlreiches Heer besitzen werde, um es vor Sebastopol auszuschiffen. Was die Franzosen betrifft, so wußte man wohl, daß sie den Weg nach Rußland über Polen zu finden wissen, aber an ihren Küsten, vor ihrem großen Arsenal des Schwarzen Meeres diese zu sehen, war den Russen nicht entfernt in den Sinn gekommen.

Die bloße Anwesenheit der Verbündeten in Varna war daher etwas Neues, Unvorhergesehenes und daher sehr Bedrohliches für Rußland, und diesen Vortheil verdankten wir der neueren Entwickelung unserer Marine, der Erfahrung in Bezug auf Truppenbewegungen bei unseren zwanzigjährigen Expeditionen in Algerien, der Trefflichkeit unseres Flotten-Personales und besonders den neuen Hülfsmitteln des Dampfes.

Wir hatten jedoch auch noch etwas Besseres damit erreicht, als die gleich im Beginn der Operationen sehr bedrohliche Stellung im Angesichte des Feindes: wir hatten nämlich zwei große Schwierigkeiten vermieden. Die erste derselben war die Haltung der neutralen Mächte. Bisher war Deutschland gewöhnlich der Kriegsschauplatz zwischen Frankreich und Rußland gewesen, da es zwischen beiden liegt. Durfte man nun wohl, bei der Erinnerung an unsere großen Kriege der Kaiserzeit und bei dem Gedanken an die noch bestehenden Verträge von 1815, hoffen, daß sich nicht tausend diplomatische und andere Hindernisse erheben würden, um einer französischen Armee den Durchzug nach Rußland durch deutsches Gebiet zu wehren? Dieses Hinderniß war durch eine einzige Disposition überwunden. Das war aber noch nicht Alles. Man hatte ebensowohl Frankreich als Deutschland zu berücksichtigen, und wenn unsere Armeen über den Rhein marschirt wären, so hätte das Land nicht ohne lebhafte Beunruhigung jene Reihefolge von Kontinentalkriegen wieder beginnen sehen, denen wir vor vierzig Jahren die Leiden der beiden auf einander folgenden Invasionen zu danken hatten. Also auch diese Schwierigkeit wurde vermieden. Ja, ungeachtet der Mächtigkeit des Kampfes, der sich unter den Mauern von Sebastopol entspann, hat doch seinetwegen die öffentliche Meinung in Frankreich keine jener lebhaften Bewegungen und Beängstigungen empfunden, welche stets im Gefolge der Kriege der ersten Kaiserzeit waren. Die Krim war gewissermaßen nur ein zweites Algerien für uns, was ein außerordentlicher Vortheil war, da unsere Bevölkerung dadurch vor beiden Extremen: der blinden Zuversicht und der ebenso blinden Entmuthigung, bewahrt blieb und wir in Folge dessen unsere nationalen Hülfsquellen ruhig entwickeln konnten.

So sah denn Frankreich ohne Beunruhigung jenem fernen Kampfe zu und Europa befand sich nicht in der Nothwendigkeit, daran Theil zu nehmen. Europa war seit 1830 gewöhnt, die Verbindung Frankreichs und Englands als unwiderstehlich zu betrachten; es hatte gesehen, wie diese Verbindung, ungeachtet der heiligen Allianz, die belgische Nationalität gründete und in Spanien, wie in Portugal, freisinnige Institutionen in's Leben rief. Es war gefährlich, gegen diese „entente cordiale" anzukämpfen, welche inniger als jemals früher sich gestaltete, wenn man andererseits auch nicht gern mit dem russischen Koloß sich verfeindete, vor welchem man so lange gezittert hatte.

Bei dem auf diese Weise neutralisirten Europa frug es sich nun, da Frankreich und England die freie Wahl ihres Schlachtfeldes hatten, wohin sie dasselbe verlegen sollten?

Zusammengesetzt aus vortrefflichen Truppen, aus der Elite der britischen Streitmacht und der alten Soldaten, die sich ihre Sporen in unseren afrikanischen Kriegen verdient hatten, befehligt von erfahrenen Generalen, die ihr Vertrauen besaßen, waren die in Varna vereinigten Armeen bereit, beim ersten Signal gemeinsam zu agiren. In der Bucht lag eine Flotte, die im Stande war, sie auf einmal nach jedem beliebigen Punkte der feindlichen Küste zu befördern, und zwar mit einer Schnelligkeit und mit einer mathematischen Pünktlichkeit, wie sie eben nur vermittelst einer Flotte von Dampfbooten und Dampfschleppern zu erreichen ist. Niemals waren noch ähnliche Mittel der kriegerischen Action, sowie hier, auf einem Punkte beisammen gewesen. Welchen Gebrauch sollte man davon machen? Man wußte es sehr bald, wenigstens im Lager der Verbündeten und, wir zweifeln nicht, auch überall sonst, mit Ausnahme von Rußland, wo man eine Art Binde vor den Augen hatte. Da Oesterreich die Fürstenthümer und die Mündungen der Donau besetzte, so war es klar, daß die verbündeten Streitkräfte nur seewärts agiren konnten. Dieses einfache Raisonnement hätte für den Zaren ein Lichtstrahl sein müssen. Gleichzeitig sprach sich in England die öffentliche Stimme immer entschiedener dafür aus, daß die Expedition nach Sebastopol ihren Weg nehmen müsse. In Sebastopol, sagten die Engländer, befindet sich die Flotte, welche die Russen bereits einmal, im Jahre 1833, nach Konstantinopel gebracht hatte. Begünstigt durch die in diesen Gegenden vorherrschenden Winde und Strömungen, war diese Flotte immer nur achtundvierzig Stunden entfernt von jenem Zielpunkt aller moskowitischen Ambitionen. Wenn man sie und zugleich das Arsenal zerstörte, wo sie ihre Ausrüstung fand, so machte man jeden neuen Versuch, sich durch einen Handstreich des Bosporus zu bemächtigen, schwer, wo nicht unmöglich. Darin lag das öffentliche Motiv, Sebastopol anzugreifen, ein vollkommen gerechtfertigtes und mit dem eingestandenen Kriegszwecke übereinstimmendes Motiv.

Aber nicht blos der Gedanke, die Integrität des türkischen Reiches zu behaupten, war es, was England damals so eng mit Frankreich verband. Es war noch nicht ein Jahr verflossen, seitdem das englische Volk gemeint hatte, sich am Vorabend einer französischen Invasion zu befinden und darüber eine ohne Zweifel sehr übertriebene Besorgniß gefaßt hatte. War es nicht das beste Mittel, diese Unruhe zu beschwichtigen, daß man die Soldaten beider Heere und die Matrosen beider Flotten, unter dem Feuer der Russen, bei einer gemeinsamen, fernen Expedition mit einander Brüderschaft machen ließ? Und welche unschätzbare Gunst des Geschickes war es, als Zweck dieser Expedition die furchtbare Rhede zu bezeichnen, auf welcher ein Geschwader ausgerüstet lag, das, in der Gegenwart bedrohlich für Konstantinopel, in der Zukunft sich mit anderen Fahrzeugen verbinden konnte, um die britische Unabhängigkeit zu bedrohen! In dieser Beziehung besser daran, als ihre Schwester in Kronstadt, war die russische Flotte des Schwarzen Meeres niemals von Eis eingesperrt, und in Sinope hatte sie große Beweise von Unternehmungsgeist geliefert. Sie vernichten, hieß zugleich die künftige Möglichkeit einer Marinen-Coalition gegen England vermindern.*) Ob Englands Kalkül durch die Ereignisse gerechtfertigt worden, gehört nicht hierher; sicher ist, daß er damals ziemlich unverhohlen angestellt worden und daß dies einer der vielen Gründe war, welche das englische Publikum aufstellte, um den Kriegsschauplatz nach der Krim zu verlegen. (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Zur Geschichte der neueren italiänischen Verschwörungen.

Nach Richard Heber Wrightson.

Im Jahre 1831 machte sich ein junger Genuese, Giuseppe Mazzini, durch die Veröffentlichung eines Briefes berühmt, in welchem er den eben zum Throne gelangten Karl Albert ermahnte, die Befreiung Italiens zu unternehmen. Die Kühnheit und das Selbstvertrauen, welche dieses Schriftchen zeigte, erwarb sich die Bewunderung der Heißsporne des Tages, und die verbannten Flüchtlinge, deren Enttäuschung noch frisch war, und welche die Verfolgung in gereizter Stimmung erhielt, waren von vorn herein günstig gestimmt für Einen, der seine Rathschläge mit orakelmäßiger Zuversicht aussprach und sie mit neuen und unbestimmten Hoffnungen tröstete.

Mazzini wurde bald der anerkannte Mittelpunkt dieses Geheimbundes, dessen Stiftung in gleiche Zeit mit der des jungen Frankreichs und des jungen Deutschlands (!) fiel, und der die bereits bestehenden Verbindungen umgestalten, mit sich verschmelzen und ihnen Einheit des Zieles und der Leitung geben sollte. Politische Zwecke waren bis dahin allein verfolgt worden; jetzt wurde den Italiänern eine soziale und religiöse Revolution unter dem vagen Motto: „Dio e popolo", in Aussicht gestellt. Bis dahin hatten die Verbannten geduldig den Gang der Ereignisse abgewartet und sich bestrebt, die Gelegenheiten zu benutzen, die ihnen die politischen Wechselfälle Europa's und die Zustände ihres eigenen Vaterlandes darbieten möchten. Mazzini führte jetzt ein anderes System ein. Indem er die Hülfe fremder Gesinnungsgenossen anrief und von ihren Diensten Gebrauch machte, munterte er seine Anhänger in Italien durch Versprechungen der Hülfe des Auslandes auf, dem Tode und der Gefangenschaft zu trotzen. So lebte die Sitte des Mittelalters wieder auf, wo die besiegten Parteien der von inneren Kämpfen erschütterten italiänischen Republiken im Auslande Geld sammelten und Soldaten warben. Ein selbst in Zeiten, wo stehende Heere unbekannt waren, meistens erfolgloses System, das nichts als Leiden in seinem Gefolge haben kann, sollte gegen Regierungen wirken, welche durch reguläre Armeen und mächtige Allianzen unterstützt waren.

Den ersten Versuch der neuen Taktik sah das Jahr 1834, wo das Haupt des jungen Italiens eine Schaar polnischer und italiänischer Flüchtlinge an der schweizer Gränze sammelte, sie unter den Befehl eines gewissen Ramorino, eines Nizzaers von zweifelhaftem Charakter, stellte und mit ihnen einen Einfall in Savoyen machte. Dieses Unternehmen fand ein rasches und schmachvolles Ende und stärkte die sardinische Regierung, die es zu stürzen beabsichtigte.

Trotz dieses unglücklichen Anfanges zeigten Mazzini und seine Anhänger unermüdliche Ausdauer in der Benutzung aller Mittel, welche zur Ausbreitung des Einflusses ihres Geheimbundes beitragen konnten. Sie waren die Anstifter und Leiter der wiederholten Aus-

*) Dasselbe gilt natürlich auch von der Verminderung der Möglichkeit einer Marinen-Coalition gegen Frankreich — ein Zweck, der dem Kaiser Napoleon III. im Jahre 1854 sehr wohl vorgeschwebt haben mag. D. R.

brüche, die von Zeit zu Zeit stattfanden, und die Leichtigkeit, mit der vereinzelte Aufstände sich bewerkstelligen ließen, verleitete sie zu dem Glauben, daß das Land zu einer allgemeinen Erhebung reif sei. Als sie 1843 beschlossen, eine gemeinsame Unternehmung zu wagen, fürchteten sie am meisten den Widerspruch der gemäßigten Partei, welche in dem Maße Kraft gewonnen hatte, als das Volk anfing zu bemerken, daß erfolglose Revolutionen nur seine Lage verschlimmerten.

Während der greise Papst, der Gesundheit und Erholung wegen, eine Rundreise durch seine Staaten machte, durcheilten die Sendlinge des jungen Italiens sie mit anderen Absichten. Diese Männer beuteten reichlich den guten Glauben der Parteien aus, an die sie gewiesen waren. Dem unzufriedenen Bologna stellten sie neapolitanische Mitwirkung in Aussicht, und den Beistand der ganzen spanischen Legion spiegelten sie als etwas ganz Gewisses vor. Den Italiänern, welche in dieser Legion gedient und militärische Erfahrungen in Spanien gesammelt hatten, aber mit dem wahren Zustande ihres Vaterlandes unbekannt waren, schilderten sie die ganze Bevölkerung als bereit, zu den Waffen zu greifen. „Die Wahrheit zu gestehen“, schreibt Farini, „sie fanden wenig Glauben, zumal in der Romagna, die für die Sache der Verschwörung zu oft gelitten hatte. Man setzte nur wenig Vertrauen in die Fuorusciti und keines in Mazzini, weil seine Lehren für die große Mehrheit keine Anziehungskraft besaßen, und weil der Savoyerzug Jedermann abgeneigt gemacht hatte, auf sein Geheiß oder seine Anstiftung Thorheiten zu begehen.“

In Bologna befand sich eine kleine Gesellschaft von Mazzinisten, die ihre Befehle von London oder Malta erhielt und vorgab, in Gemeinschaft mit einer zahlreichen Partei zu handeln, die entschlossen wäre, eine gehoffte Bewegung der Neapolitaner zu unterstützen. Ihr eigentlicher Zweck war, so viel Personen als möglich bloßzustellen und die Zweifelhaften und Schwankenden dadurch zu fichern, daß sie den Argwohn und die Verfolgungen der Regierungen auf sie zogen. Der allgemeinen Abgeneigtheit, in verzweifelte Unternehmungen sich einzulassen, sich bewußt, warben sie Anhänger unter den niedrigsten Klassen und schlossen Kameradschaft mit Schmugglern und Banditen. Trotz dieser entwürdigenden Nachgiebigkeit erreichte die Verschwörung von 1843 niemals eine gefährliche Ausdehnung. Der neapolitanische Aufstand ließ vergeblich auf sich warten, und ein schwacher Versuch in Bologna wurde rasch unterdrückt und streng bestraft.

Da der größte Theil der Offiziere und Mannschaften der österreichischen Marine aus Venetianern bestand, so richtete Mazzini sein Augenmerk auf diese. Zwei Söhne des Admirals Bandiera und einer ihrer Kameraden, Domenico Moro, geblendet von den Versprechungen des jungen Italiens, ließen sich in ein Komplott zur Bewerkstelligung eines Aufstandes unter der Marine ein. Ihr Vorhaben wurde entdeckt, aber es gelang ihnen, sich nach Korfu zu flüchten. Weder das Fehlschlagen eines Aufstandsversuchs in Calabrien, noch die Bitten ihrer Freunde konnten diese Verblendeten abhalten, Korfu zu verlassen und mit ungefähr zwanzig Begleitern im Juni 1844 an der calabrischen Küste zu landen. In der Erwartung, Unterstützung zu finden, getäuscht und verrathen von ihren eigenen Genossen, wurden sie überwältigt, zu Gefangenen gemacht und hingerichtet. Die Seelenstärke, mit der sie ihren vorzeitigen Tod ertrugen, sühnte zum Theil den Irrthum, der sie verleitet hatte, ihren Fahneneid zu verletzen.

Trotz des beklagenswerthen Ausganges dieser Unternehmungen bestand der Geheimbund des jungen Italiens fort, bis er 1848 durch eine neue Verbindung mit den französischen Republikanern einen großen Zuwachs an Macht erlangte. Auf die Uneinigkeit und die Befürchtungen, welche seine auf Umsturz zielende Einmischung hervorbrachte, läßt sich das Fehlschlagen der damaligen nationalen Bewegung und der Verlust einer Gelegenheit, wie sie Italien nie so günstig geboten war, zurückführen.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Publizistik in fremdem Solde.

Friedrich Gentz.*)

Es sind in jüngster Zeit eine große Zahl Biographieen von politisch oder militärisch bedeutenden Persönlichkeiten dem deutschen Publikum vorgelegt worden; vorzüglich boten den Stoff zu denselben solche Männer, welche zur Zeit der Abhängigkeit Deutschlands von Frankreich und in den herrlichen Tagen der Erhebung des deutschen Volkes eine hervorragende Rolle gespielt haben. Die meisten dieser Arbeiten haben gezeigt, wie viele Eigenschaften zu einem guten Biographen gehören und wie schwer es ist, sich dieselben zu erwerben; ja selbst Männer, die auf dem historischen Gebiete unvergeßliche Verdienste haben, konnten keine befriedigende und ansprechende Biographie schreiben; Varnhagen von Ense ist noch nicht übertroffen, ja noch nicht erreicht worden.

Eine der neuesten Erscheinungen ist eine Biographie von Friedrich von Gentz, von Schmidt-Weißenfels. Wir gestehen, daß wir einigermaßen erstaunt waren, noch einmal diesen Schatten heraufbeschworen zu sehen; sollte es nicht würdigere Stoffe für einen deutschen Schriftsteller geben?

Für Gentz haben die Deutschen noch nie Begeisterung und Sympathie empfunden. Jedermann erkennt die Schärfe seines Verstandes, die Gewandtheit seiner Feder auf dem Gebiete der politischen Literatur und der Publizistik an; aber dieser scharfe, denkende Geist gerieth in falsche Bahnen und seine Feder war käuflich, mögen sich seine Anhänger und Verehrer noch so sehr anstrengen, dies zu bemänteln und zu entschuldigen. Auch Schmidt-Weißenfels hat, den Fußstapfen Varnhagen's folgend, diesen Punkt zur Sprache gebracht (II, 70, 71), aber wir sind von ihm nicht überzeugt worden, wenn er sagt: „Wie ehrenvoll es auch sei, mit Orden geschmückt zu werden, es ist sicherlich kein Grund, daß man es verächtlich findet, wenn ein Unbegüterter darauf verzichtet und statt dessen sich mit dem belohnen läßt, was ihm nützlich zu sein scheint. Die englischen Parlamente dekretiren bekanntlich Geldbelohnungen für den, der dem Vaterlande Dienste erwiesen hat.“ Zunächst fragen wir, ob ein Mann, der eine Stellung in Oesterreich bekleidete, die ihm einen Gehalt und nicht unbedeutende kaiserliche Geschenke abwarf, der als politischer Agent der Hospodare der Moldau und Walachei jährlich 6000 Dukaten, ja in einem Jahre sogar 20,000 Dukaten erhielt, zu den Unbegüterten zu rechnen ist? Fürs zweite ist der Vergleich mit den Schenkungen des englischen Parlaments durchaus ungeeignet. Der Verfasser sagt selbst, daß man für diejenigen Geldbelohnungen auswarf, die dem Vaterlande Dienste erwiesen haben. Hätte Gentz von seinem zweiten Vaterlande Geschenke erhalten, so würde Niemand ihn verdächtigen. Es ist noch Niemand eingefallen, die großen preußischen Generale, welche Domänen für ihre Verdienste um das Vaterland erhielten, anzuklagen; aber von allen Seiten, von Rußland, England, dem Hause Rothschild &c. sich Geld schenken zu lassen, das ist verdächtig; namentlich sind uns die Verdienste um das letztere nicht recht klar. Sollte dieses Großhandlungshaus nur das Talent von Friedrich Gentz belohnt haben?!

Auch der politische Umschwung im Jahre 1809 stimmt für Gentz nicht günstig. Es ist eines ehrlichen, charakterfesten Mannes nicht würdig, aus einem offenen Kampfe in die Irrgänge einer schleichenden Politik sich zu verlaufen; wäre er von Haus aus als Vertreter des Rückschrittes und der Volksunterdrückung aufgetreten, und hätte er vom Beginn seiner politischen Laufbahn bis an das Ende diese Grundsätze festgehalten, so könnten wir ihn nur bedauern; aber von einem Extrem zum anderen überzuspringen — wie sollen wir dies bezeichnen?

Die Verdienste von Gentz sind rein literarischer Natur, und dieser Seite seiner Thätigkeit ist in der trefflichen Sammlung von Schlesier (1838) Genüge geleistet worden. Auch R. Haym hat eine biographische Arbeit über Gentz in der Ersch-Gruberschen Encyklopädie geliefert.

Die Arbeit von Schmidt-Weißenfels ist übrigens mit Fleiß und sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Quellen verfaßt, nur hätten wir eine größere Kürze und oft auch einen schärferen Ausdruck gewünscht; dafür entschädigt die leicht hinfließende, gefällige Schreibweise. Eine sehr angenehme Beigabe sind die beiden Portraits von Gentz, eines aus seiner Jugend, das andere aus späteren Jahren. Deshalb werden Alle, die das Buch in die Hand bekommen, dasselbe nicht ohne Vortheil und Vergnügen aus der Hand legen.

*) Eine Biographie von Schmidt-Weißenfels. Mit zwei Portraits und einem autographirten Briefe Gentzens. 2 Bde. Prag, Kober & Markgraf, 1859.

Helmina von Chezy's Memoiren.

Das Andenken der unglücklichen Dichterin, welches durch ihren eigenen Sohn in seinen „Erinnerungen“ im „Morgenblatt“ so lächerlich gemacht worden ist, wird jetzt in würdiger Weise geehrt durch die Herausgabe ihrer Denkwürdigkeiten. Ihre Großnichte, Bertha Bornträger, auch eine Erbin der poetischen Ader der Karschin, hat soeben im Verlage von Brockhaus ein zweibändiges Werk unter dem Titel: „Unvergessenes“, herausgegeben, welches ihr von der erblindeten Helmina von Chezy in die Feder diktirt worden, theilweis aber auch eigenhändig in früherer Zeit von derselben niedergeschrieben ist. Der Sohn hat versucht, die Echtheit dieser nachgelassenen Memoiren zu bestreiten, aber sie tragen zu deutlich den Stempel der Wahrheit, des Ungekünstelten, des Ursprünglichen an sich, um auch nur den leisesten Zweifel gegen ihre Echtheit aufkommen zu lassen. Ein unumstößlicher Beweis derselben liegt zudem auch noch in der Fehlerhaftigkeit, der Wiederholung und der Nachlässigkeit, womit manche

Data erzählt werden. Man gewahrt auf den ersten Blick die Störung und Unruhe des Krankenbettes, von dem diese Worte, nach mancherlei traurigen Unterbrechungen, gesprochen wurden und ist geneigt, Nachsicht zu üben. Wären es aber gefälschte oder nur nacherzählte Memoiren, so würde die Verfasserin unzweifelhaft die auffallenden Unvollkommenheiten darin verbessert haben. Uebrigens thun dieselben dem Interesse des Buches keinen Abbruch; es macht ganz den Eindruck einer lebendigen, fesselnden Unterhaltung, das vielbewegte Leben der fahrenden Poetin Helmina bot eine Mannigfaltigkeit des Stoffes dar, die noch nicht halb erschöpft ist.

Besonders reichhaltig ist die Episode in Paris, wohin Helmina als geschiedene Baronin Hafter in Begleitung der berühmten Genlis ging und alle bekannten Namen der damaligen Zeit in ihr Lebensbuch verzeichnen konnte. Sie lernte dort den gelehrten Sprachforscher Chezy kennen, der ihr in seiner blühenden Männerschönheit wie ein orientalisches Gedicht vorkam. Man hat immer geglaubt, er sei schon damals ein ältlicher, häßlicher Gelehrter gewesen und Helmina habe ihn nicht aus Neigung geheiratet. Sie hegte jedoch eine förmliche Leidenschaft für ihn und gab seinetwegen ein Verlöbniß mit einem jungen deutschen Gelehrten auf. Als Frau v. Chezy lebte sie keineswegs in einer sorgenfreien Lage, das Gehalt ihres Mannes bestand nur in 1200 Francs, und Helmina mußte sich häufig zum Schreiben zwingen, um einigen Zuschuß zur Wirthschaftskasse zu erlangen.

Die Andeutungen über die literarischen Verhältnisse der damaligen Zeit sind ungemein charakteristisch; die junge, kaum zwanzigjährige Frau war Redacteur einer gelehrten Zeitschrift, die bei Cotta herauskam, und erhielt als Gehalt nicht mehr als sechs Karolin! Die Honorarbedingungen waren überhaupt kläglich und man begreift nicht, wie die arme Chezy Jahre lang sich und ihre Kinder durch Schriftstellerei erhalten konnte.

In Folge häuslicher Zwistigkeiten mit ihrer Schwiegermutter verließ sie das Haus ihres Mannes und ging mit seiner Zustimmung nach Deutschland zurück, wo ihr Leben sich wo möglich noch abwechselnder und bunter gestaltete als in Paris. Ein Injurienprozeß führte sie nach Berlin; sie war beschuldigt, die preußischen Militair-Behörden beleidigt zu haben, weil sie die Fehler und Mißbräuche rügte, welche bei der Verpflegung der Truppen zur Zeit der Befreiungskriege vorfielen. Der berühmte Erzähler E. T. A. Hoffmann führte ihre Vertheidigung und erlangte ihre Freisprechung beim Kammergericht. Helmina fand damals Unterstützung von hochgestellten Persönlichkeiten und ihre Denkwürdigkeiten geben Schilderungen derselben, die viele Berliner mit Rührung und Pietät lesen werden. Sie hätte nur weitläufiger über die damalige Geistesblüthe Berlins sich verbreiten sollen; es wäre so Vieles der Vergessenheit zu entziehen gewesen.

In jener Zeit sah Ref. die Dichterin in den Kreisen der Rahel, der Baronin v. Hohenhausen, der Frau v. Stägemann, der Frau v. Waldow, der Frau v. Krayn (zwei bekannten Berliner Salons) und erinnert sich noch sehr wohl der originellen Erscheinung Helmina's. Sie hatte eine weiche, überaus gutmüthige Physiognomie, ihre körperliche Rundung kontrastirte einigermaßen mit ihrer exaltirten, sentimentalen Redeweise. Sie verstand es nicht im mindesten, den allezeit fertigen Spöttern in der Gesellschaft zu imponiren, weil sie zu gutmüthig und zu arglos war. Man fand sehr bald Vergnügen daran, sie bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen. Ihre mangelhafte Toilette, ihr rasches, unbesonnenes Wesen, ihre stete Geldverlegenheit boten Anlaß genug dazu dar. Trotz alledem wurde sie von allen Seiten ausgezeichnet, sogar von den Prinzessinnen des königlichen Hauses. Mit der unvergeßlichen Beschützerin der Kunst und des Unglücks, der Prinzessin Wilhelm, stand sie in näheren Beziehungen und schildert sie mit dem ganzen Enthusiasmus der Dankbarkeit.

Von Berlin zog Helmina nach Dresden, nach Heidelberg, Baden-Baden, Wien und München, verweilte überall Jahre lang und trat mit allen Celebritäten in Schlössern und Hütten in Verbindung, bis sie endlich ihren nomadenhaften Wanderstab in Genf aus den Händen legen mußte, weil Alter, Armuth und Blindheit sie dazu zwangen. Sie starb dort am 28. Januar 1856, ungefähr 73 Jahr alt; ihr Geburtsjahr ist in ihren Memoiren nicht genau angegeben. Die kärgliche Pension, welche sie als Witwe eines französischen Gelehrten empfing, war ihr nicht regelmäßig ausgezahlt worden; sie hätte Hungers sterben müssen, wenn nicht der großherzige König von Preußen ihr ein Jahrgehalt gewährte. Der Monarch ehrte in Helmina wahrscheinlich die Enkelin der Karschin, welcher Friedrich der Große den Dichterlohn schuldig geblieben war. In Helmina's Memoiren ist die Erinnerung an ihre berühmte Großmutter die lieblichste Episode und schon darum allein werth, in jeder Frauenbibliothek zugelassen zu werden. Namentlich ist der Aufenthalt der Karschin in Glogau und in Frankfurt a. d. O. ein interessantes Stückchen Spezialgeschichte dieser beiden Städte. Ueberhaupt ist das Buch eine reizende Auffrischung der halb vergessenen Momente der deutschen Literatur und deshalb eine ebenso lehrreiche als angenehme Lektüre. F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Alfieri und Hermann Grimm. Im Januar-Heft der „Stimmen der Zeit" von Adolph Kolatschek befindet sich folgende Bemerkung: „Man lese, mit welchem Selbstbewußtsein Grimm über Alfieri redet! Ruhiger und stolzer können römische Prokonsuln nicht über die unterworfenen Syrer zu Gericht gesessen haben". Diese Worte machten auf mich einen gar seltsamen Eindruck. Wie? frug ich mich, es wäre möglich, daß ein Deutscher, der Erbe obendrein eines der besten deutschen Namen, ein Mann, von früher Jugend getränkt mit den Quellen deutschen Denkens und Dichtens, soviel Unverstand und Anmaßung in sich vereinte, um sich gegenüber einem Genius von der Größe und Erhabenheit Alfieri's, gegenüber dem

> „Allobrogo feroce, a cui dal polo
> Maschia virtù, non già da questa mia
> Stanca ed arida terra,
> Venne nel petto," *(Leopardi.)*

das Ansehen eines stolzen römischen Prokonsuls zu geben, der über „unterworfene Syrer" zu Gericht sitzt? Es wäre allzu traurig und wer nicht trauern wollte, müßte ein horse-laughter aufschlagen; — es ist unmöglich! Aber — „man lese!" — Ich las also, las mit dem lebhaftesten Interesse den Aufsatz: „Alfieri und die Ristori", und erkläre denselben bei weitem für das Beste, was ich mich je erinnere über den großen Tragiker Italiens gelesen zu haben. Und dabei braucht H. Grimm ganz unbefangen die Redensarten, welche Goethe (Werke, 26. Band) mit so liebenswürdig feinem Spotte gesammelt hat, damit sie „für die Zukunft aufbewahrt seien, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen demüthigen Phrasen Gebrauch machen sollte", und vergebens suchst Du nach der leisesten Spur jenes römischen Prokonsul-Bewußtseins, „unterworfenen Syrern" gegenüber! — Nein, hier liegt eine Arbeit vor, wie sie nur die reine Hingebung eines edelen Herzens und einer vorzüglichen, durchbildeten Intelligenz an einem großen Mann, wie es Alfieri in jeder Beziehung war, ausführen kann. „Alfieri und die Ristori" ist ein Heroen-Kultus der edelsten und echtesten Art: so tief ist H. Grimm in die große Seele Alfieri's und ihre erhabenen Schöpfungen eingedrungen, daß eben die Tiefe dieser Erkenntniß sein Gemüth mit der innigsten Pietät und Verehrung des Genius erfüllt hat, den er „über uns unerreichbar erhaben stehen" sieht. Theodor Opitz.

— Die französische Staatsschuld. Nicht uninteressant und sehr wichtig in Bezug auf die Frage, ob Krieg oder Frieden? ist die statistische Ermittelung, daß in dem französischen Rentenbuche der Staatsschuld vor der Februar-Revolution 292,000, dagegen zu Anfang des Jahres 1857 nicht weniger als 1,028,284 Rentenbesitzer eingeschrieben waren. Es sind also in Frankreich jetzt über dreimal soviel Staatsgläubiger, als unter Ludwig Philipp, dabei interessirt, daß kein Krieg, der möglicherweise innerhalb der Landesgränzen selbst geführt wird, den Staat außer Stand setze, seinen Verpflichtungen gegen die Rentenbesitzer nachzukommen. Deshalb also auch der panische Schrecken, welcher Frankreich bei den ersten, ernsten Gerüchten von einem europäischen Krieg ergriff und den Napoleon III. in seiner Thronrede vom 7. Februar zu beschwichtigen suchte. Jene dreifache Zahl der Staatsgläubiger ist übrigens eine Folge nicht blos der seit der Februar-Revolution eingetretenen Vermehrung der Staatsschuld von 179 auf 270 Millionen Francs jährlicher Rente, sondern auch der im Jahre 1848 geschehenen, zwangsweisen Verwandlung der Sparkassengelder, deren sich der Staat bemächtigt hatte, in Rentenbriefe zu einem bestimmten Course. Hierunter sind natürlich eine Menge von Arbeitern und anderen Leuten, die sich einen Sparpfennig sauer erworben hatten und die nun, wenn das „Kaiserreich" aufhören wollte, der „Friede" zu sein, sehr natürlich auf den Gedanken kommen würden, daß sich das Kaiserreich überhaupt nicht mit ihrem Privat-Interesse vertrage. Außer der gedachten, im sogenannten Großen Buche inskribirten Rentenschuld, giebt es übrigens in Frankreich auch noch eine sehr bedeutende, schwebende Staatsschuld, die sich in diesem Augenblicke auf nicht weniger als 900 Millionen Francs Kapital beläuft.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 3. März 1859. № 27.

Nord-Amerika.

Amerikanische Ideen über Deutschland.*)

II. Der amerikanisirte Dr. Julius Fröbel.

Wenn die in der Kenntniß des Auslandes so unerfahrenen Nord-Amerikaner die Korrespondenzen lesen, die kürzlich Herr Julius Fröbel dem New-York Tribune aus London zugehen ließ, so kann man ihnen kaum verdenken, sich für das erste Volk der Welt, Europa für altersschwach und absterbend und dergleichen Schilderungen wie die von Miß Johnson für treffend zu halten. Da diese Korrespondenzen das Neueste in ihrer Art sind, mögen einige Stellen daraus, welche sich auf die deutsche Nation und deren Sympathie für Amerika beziehen, hier beigefügt werden.

... „Es ist nichts schwerer", heißt es in der ersten Korrespondenz (d. d. London, den 15. November), „als aus der alten Welt etwas Neues zu berichten. Man hat unter diesen Längengraden einen entschiedenen Geschmack für das Alte und Ehrwürdige. Man zieht einen alten Zahn, wenn er auch schmerzt und unnütz ist, einem neuen vor und Manche gehen so weit, zu behaupten, daß der Welt ohne Zahnschmerz so viel als dem besten Stück Roastbeef ohne Meerrettig und Senf an Geschmack fehlen würde. Ein europäischer Maler wird sich weigern, Ihr Portrait in Ihrem sauberen, stehenden Hemdkragen und in Ihrem weiten Leibrock zu malen, und von Ihrer ganzen Garderobe Ihre alte „robe de chambre" (wenn Sie kein solcher amerikanischer Hinterwäldler sind, um keine zu besitzen), als gerade den Anzug wählen, in welchem Ihr Bild vor dem Publikum erscheinen soll. Man giebt dem Malerischen einen Vorzug vor dem Reinlichen und Nützlichen, und ein gewisser Grad von Verfall, wenigstens genug davon, um die Spuren der Zeit sichtbar zu machen, scheint für das Malerische ein unerläßliches Erforderniß zu sein. Der amerikanische Nützlichkeitsmensch mag neuen Häusern mit den Einrichtungen, die er „modern improvements" nennt, vor alten, mit ehrwürdigen Bettstellen und dem Staube von Jahrhunderten, darunter den Vorzug geben; aber auf dieser Seite des Atlantischen Oceans denken die Leute anders. Selbst England — ich spreche von dem Alt-England am östlichen Ende des versenkten Kabels, das die Bewohner des Kontinentes als halb zu Amerika gehörig ansehen — steht, was den Vorzug des Alterthümlichen betrifft, auf der Seite von Europa.

„Unter allen europäischen Ländern ist Deutschland dasjenige, worin die Vereinigten Staaten am besten gekannt und am populärsten sind. Auswanderung und Handelsbeziehungen haben zusammen zwischen den beiden Ländern einen in seiner Wirkung staunenswerthen Verkehr hervorgebracht, dessen Ausdehnung und Gewicht unter der Masse der Anglo-Amerikaner wenig bekannt ist. — Diese Vertrautheit mit amerikanischen Zuständen ist nirgends auffallender, als unter den Mittelklassen in Mitteldeutschland, in den kleinen Fürsten- und Herzogthümern von Thüringen und Sachsen. In der kleinen Stadt Rudolstadt, der Residenz des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt — die beiläufig in einer der reizendsten Gegenden im Mittelpunkte von Europa liegt — wird ein ausschließlich dem Interesse der deutschen Auswanderung gewidmetes Wochenblatt herausgegeben, und Briefe aus allen Theilen der Erde, wohin Deutsche ausgewandert sind und noch auswandern, gehen bei dem Redacteur ein. Treten Sie in sein Geschäftszimmer, so können Sie vielleicht Leute treffen, welche die Absicht haben, auszuwandern — einer nach Brasilien, ein anderer nach Australien, der größte Theil nach den Vereinigten Staaten. Sie kommen, um Auskunft zu bitten oder wegen der Ueberfahrt von Hamburg oder Bremen nach ihrer neuen Heimat zu unterhandeln. Lassen Sie sich mit denen, welche die Vereinigten Staaten gewählt haben, in ein Gespräch ein, so werden Sie dieselben über Nord-Amerika und über das, was sie am Orte ihrer Bestimmung zu erwarten haben, im Allgemeinen wohl unterrichtet finden." (New-York Tribune, 29. November.)

Wenn diese Leute sich im Geschäftszimmer der Rudolstädter Auswanderungs-Zeitung so gut unterrichtet zeigen, so scheinen sie bessere Theoretiker als Praktiker zu sein, denn wenn sie nach Amerika kommen, so erscheint ihnen Alles fremd und befremdend und sie werden dergestalt verblüfft, daß sie den gröbsten Betrügern in die Hände fallen. Wegen des Jahre langen und oft kaum glaublichen Unfuges, der in New-York mit ihnen getrieben ward, hat man die Auskunft getroffen, in dem auf einem alten Fort erbauten Rundgebäude Castle-Garden sie für die erste Zeit nach ihrer Ankunft in einer Art Gefangenschaft und Bevormundung zu halten. Ihre auffallende Verblüffung über amerikanische Zustände suchte der vorige Präsident der deutschen Gesellschaft durch die Behauptung zu erklären, die Leute müßten durch die Seereise verdummt sein.

Später erschien hier eine Korrespondenz Herrn Fröbel's von angeblich früherem Datum (London, 12. November), unter der Ueberschrift: „Europäische Ideen über Amerika"; es scheint aber im Datum ein Irrthum vorgekommen zu sein, da sich dieses Schreiben auf das vorher angeführte bezieht, wie man aus folgendem Auszug ersehen wird.

„Wenn ich in meinem Briefe von letzter Woche versicherte, die Vereinigten Staaten seien in Deutschland besser gekannt und populärer als in irgend einem Lande Europa's, so habe ich selbst England nicht ausgenommen...... Soll ich jedoch aufrichtig sein, so muß ich sagen, daß Deutschland in den Vereinigten Staaten das bewundert, was es selbst zu besitzen wünscht, während England in den minder empfehlenswerthen Zügen des amerikanischen Charakters nur einige der minder bewunderuswürdigen Linien des eigenen Gesichtes im Spiegel erkennt und bei Allem, was in den Vereinigten Staaten edel und preiswürdig ist, die kalte Unabhängigkeit der Yankees um so übler aufnimmt.

„Selbstverständlich ist die Stimmung gegen die Vereinigten Staaten nicht nur in den verschiedenen europäischen Ländern verschieden, sondern ebenso unter den verschiedenen Klassen und den verschiedenen Parteien der europäischen Gesellschaft. Europäische Regierungen und Regierungs-Beamte hassen die amerikanische Selbstregierung; europäische Kapitalisten hassen die Unsicherheit amerikanischer Papiere; europäische Aristokraten hassen amerikanische Gesellschaft. Die Engländer hassen gleichfalls die amerikanische Gesellschaft, weil Engländer Aristokraten sind und diejenigen unter ihnen, die nicht selbst Lords sind, sich wenigstens unfähig fühlen, ohne Lords zu bestehen. Die Franzosen lieben die Amerikaner, insofern Letztere nach Paris kommen, um ihr Geld auszugeben — sie würden den Teufel lieben, wenn er in dieser Absicht käme — aber davon abgesehen, hassen sie dieselben, obgleich nicht in dem Grade, wie sie die Engländer hassen. — Die Spanier hassen Amerika, weil sie es verloren haben und fürchten, eines schönen Tages noch dazu die Insel Kuba zu verlieren, sowie auch, weil weder Don Quijote noch Sancho Pansa in den Vereinigten Staaten in hoher Achtung stehen. Die Deutschen allein als Nation lieben Amerika, sonst würden sie nicht in solcher Anzahl nach der neuen Welt auswandern. Bei den Deutschen, als einer Nation, stehen die Vereinigten Staaten in hoher Gunst, und dies würde in noch weit höherem Grade der Fall sein, wie es auch vor einigen Jahren Thatsache war, wenn nicht Berichte über die Know-Nothings, wie sie deutsche Turner umgebracht, und über einige ähnliche Begebenheiten in Verse gesetzt und in traurigen Tönen von den Orgeldrehern durch ganz Deutschland

*) Vgl. Nr. 11—13 des „Magazin".

wären abgesungen worden. Indeß hassen deutsche Dichter und Philosophen das amerikanische Interesse am Thatsächlichen; deutsche Sybariten hassen das trockene amerikanische Geschäftsleben und amerikanische Sonntage;*) deutsche Romantiker, sie mögen nun Romane schreiben oder lesen, hassen amerikanische Realität, obwohl einige davon Coopers Schriften und das Gedicht von Hiawatha bewundern. Diese verschiedenen Klassen der deutschen Aristokratie des Geistes nähren ihre Antipathie durch freiwillige Unwissenheit, oder wenn einige thatkräftige Charaktere unter ihnen ein Interesse an amerikanischen Zuständen an den Tag legten, so zeigen sie in ihrer Verbissenheit dieses Interesse nur, um solche Thatsachen zu sammeln und vor das Publikum zu bringen, welche geeignet sind, das amerikanische Leben von der am wenigsten günstigen Seite darzustellen. Diese Tendenz ist indeß nur die einer Minorität und einer Menschenklasse, die nicht populär bei der Masse der Nation ist, welche (letztere) keines außerordentlichen Grades von Pfiffigkeit (smartness) bedarf, um die Beweggründe einer solchen Industrie zu verstehen, wenn sie die in gewissen Regionen gemachten Anstrengungen bemerkt, um der Auswanderung Einhalt zu thun.

„Alles dies ist äußerst natürlich, und das Recht, seine Stellung und sein Interesse zu vertheidigen, muß jeder Klasse der Gesellschaft eingeräumt werden. Wenn denjenigen, welche durch das gute Beispiel der Vereinigten Staaten zu gewinnen haben, freisteht, ausschließlich die Lichtseite des Gemäldes zu malen, so überlasse man denen, die dadurch zu verlieren haben, die Sammlung des Stoffes, um die Schattenseite zu schildern, vorausgesetzt, daß beide ihren Zweck ohne Abweichung von der Wahrheit erreichen. Wenn unter dieser Einschränkung die letzteren im Stande sind, solches Material zu finden, ist es nicht ihre Schuld, daß es dergleichen giebt, und die Freunde des amerikanischen Republikanismus können nur die unleugbare Thatsache beklagen. Die Vereinigten Staaten haben gleich anderen Ländern und Nationen kein Recht auf die Sympathie und das Wohlwollen von Jedermann; allein wenn diejenigen, deren Interessen unzertrennlich mit denen Amerika's zusammenhängen, welche am allerersten unter der wachsenden Unpopularität der Vereinigten Staaten zu leiden haben — diejenigen, welchen eine ununterbrochene und wo möglich noch ausgedehntere Einwanderung ihrer Landsleute eine Vermehrung an Macht und Einfluß bringen würde, diejenigen, welche über die engherzige Intoleranz der Nativisten-Partei empört sind — wenn diese sich ein Geschäft daraus machen, durch ihre Korrespondenzen und literarischen Arbeiten das Land ihrer Adoption (the country of their adoption) herabzusetzen, so ist dies einfach thöricht. Die Kritik, wenn auch boshaft, mag gerechtfertigt erscheinen, wenn man einen bessernden Einfluß auf ihren Gegenstand voraussetzen kann; dies ist aber unmöglich, wenn sie nicht zur Kenntniß derer gelangt, mit deren Fehlern sie sich beschäftigt, wie in dem Falle, wenn sie in einer Sprache geschrieben ist, welche sie nicht lesen können. Wenn jedoch, wohin man auch blicken mag, blos Nachtheil und nichts Gutes für den Kritiker selbst aus ihr entspringt, dann können wir nicht umhin, zu sagen, daß er in seinen Bestrebungen thöricht handelt.

„Es ist indeß eine Thatsache, zu welcher diese Thorheit beigetragen hat, daß die Vereinigten Staaten in der guten Meinung der europäischen Nationen beträchtlich verloren haben.**) Aber vielleicht haben sie zu gleicher Zeit verloren und gewonnen. Hinsichtlich Deutschlands wenigstens wage ich zu sagen, daß es in der That so ist. Jenes schöne Ideal von Demokratie und Republikanismus, welches sie einst in der Einbildung unerfahrener Millionen waren, stellen sie nicht mehr dar. Man hat die Frucht vom Baume der Erkenntniß gekostet und die süßen Illusionen des nach Freiheit und Glückseligkeit sehnsüchtigen Gemüths, sowie der Glaube, daß solch ein Zustand irgendwo in dieser unvollkommenen Welt bestehe, ist vor der bitteren Erfahrung der Wirklichkeit geschwunden. Wenn aber so der Roman amerikanischer Freiheit seine Reize verloren, hat die Wirklichkeit amerikanischen Lebens ihr wahres Interesse gewonnen. Wenn die Vereinigten Staaten in der Gunst von Theoretikern und antikirchlichen Geistern (heretical minds), von Revolutionairen und Enthusiasten an Terrain verloren haben, so haben sie doch angefangen, das Interesse derjenigen in Anspruch zu nehmen, welche wissen, daß die Schwierigkeit des Fortschrittes nicht in den Ideen, sondern in deren Verwirklichung besteht — daß, wenn der hauptsächliche Nachdruck einmal auf das Reale im Gegensatz zu dem blos Imaginären gelegt ist, eine Periode von wesentlich utilitarischem Charakter in der Weltgeschichte angebrochen ist, in welcher Periode den Vereinigten Staaten die Leitung zugetheilt worden, wie unvollkommen auch deren gesellschaftliches System in mancher Hinsicht sein mag — und daß rücksichtlich dieser Unvollkommenheiten die Freiheit kein Geschenk ist, das man ruhig genießen kann, wenn man es einmal erworben hat, sondern ein Schatz, für dessen Bewahrung der Kampf auf Leben und Tod bis in alle Ewigkeit muß gekämpft werden.

„Wenn diejenigen, welche sich in Deutschland Europamüde nennen — ein Ausdruck so voller Sinn, daß er nicht in einem Worte übersetzt werden kann — wenn diese erwarteten, in Amerika die Ruhe eines schönen und stillen Abends zu finden, der den müden Wanderer einladet, unter dem Vordache eines gastlichen Hauses der Ruhe zu pflegen, die Sonne untergehen zu sehen, sich des Mahles und der Gesellschaft guter Leute zu erfreuen und dann sich schlafen zu legen — so waren sie stark im Irrthum über die Tageszeit der Welt. Was sie als ihren stillen Abend begrüßt hatten, war der geräuschvolle Morgen des Tages anderer Leute, welche durch

Double, double, Toil and trouble —	Doppelte, doppelte Müh' und Unruhen —

sie ihres nächtlichen Hoffnungstraumes beraubten. Diese Sonne war nicht das untergehende, sondern das aufgehende Gestirn des Tages — und was für eines Tages! — eines lauten und durch sein Geräusch betäubenden Tages, gleich dem, womit Goethe den zweiten Theil seines „Faust" eröffnet:

> Horchet! Horcht dem Sturm der Horen,
> Tönend wird für Geistesohren
> Schon der neue Tag geboren.
> Felsenthore knarren rasselnd;
> Welch Getöse bringt das Licht!

„Soviel von den Deutschen..."

Ob die Deutschen als Nation Amerika in dem Grade bewundern und verehren, wie Herr Julius Fröbel in seiner den Amerikanern gewidmeten Huldigung und Trost-Epistel Letztere will glauben machen, überlasse ich am besten dem Urtheil der deutschen Leser, da ich nunmehr länger als acht Jahre Deutschland nicht gesehen habe, während Herr Fröbel, der, wenn ich nicht irre, behufs der Rückkehr nach den Vereinigten Staaten in England weilt, allerdings wohl Jahr und Tag wieder in Deutschland gelebt hat. Sollte aber immer noch in größerer Ausdehnung, als ich vermuthe, ein sehnsüchtiges Herüberblicken nach Amerika und vielleicht der, wenn auch nicht lautwerdende, doch still fortwuchernde Wunsch nach dessen republikanischer Staatsform in Deutschland noch einige Verbreitung haben, so möchte ich solchen deutschen Republikanern rathen, sich umfassender und gründlicher über das Wesen der amerikanischen Republik zu unterrichten, als es gemeinhin bisher in Deutschland gebräuchlich ist. Zu diesem Zwecke möchte weder das Studium der Verfassungsurkunden noch die Art von Kenntnissen über Amerika ausreichen, welche Herr Fröbel von der deutschen Mittelklasse rühmt. Vielleicht ist mir noch vergönnt, über den amerikanischen Republikanismus, sonderlich auch über das allgemeine Stimmrecht, wie es in den Vereinigten Staaten ausgeübt wird, über Presse und öffentliche Meinung u. dgl. meine Erfahrungen und Ansichten mitzutheilen.

So hoch ich aber auch Europa und speziell Deutschland über Amerika stelle, muß ich doch einräumen, daß die Bewunderung der Vereinigten Staaten und die Sehnsucht nach ähnlichen Zuständen, die denn doch nicht ganz in Deutschland mag verschwunden sein, einen

*) Beiläufig hassen deutsche wie amerikanische „Sybariten" amerikanische Sonntage und Sonntagsgesetze bei weitem nicht in dem Grade und wissen ungleich besser mit ihnen umzuspringen, als die Klasse von Leuten, welche nach Herrn Fröbel in den kleinen Fürstenthümern über Amerika so gut unterrichtet sind und sich bei der Rudolstädter Auswanderungs-Zeitung Raths erholen. Wenn sie in Deutschland die amerikanischen Sonntage und Sonntagsgesetze (des Temperenzwesens nicht zu gedenken) nicht hassen, so kommt dies vielleicht daher, daß die Bücher und Blättchen, aus denen sie ihre Kenntnisse schöpfen, ihnen diesen Gegenstand nicht der Wirklichkeit gemäß schildern. Wenn sie aber in Amerika leben, können sie ihren Haß gegen das amerikanische Sonntagswesen nicht lebhaft genug ausdrücken. Wo demselben Nachdruck gegeben wird, lesen sie mit Wohlgefallen die fulminantesten (wenn auch ohnmächtigen) Artikel der deutsch-amerikanischen Presse dagegen, welche dann, aus Rücksicht auf ihre Abonnenten, gegen dergleichen amerikanische Institutionen mit aller Macht zu wüthen pflegt. — Tausende dieser Leute könnte man von der Auswanderung abhalten, wenn es einer deutschen Regierung gefallen sollte, ihnen nur einen Monat amerikanische Sonntage zu verunstalten, besonders in dem Stile von Miß Johnson's engerer Heimat. Anm. d. Eins.

**) In Artikeln zweier deutsch-amerikanischen Blätter wird Obiges als ein Angriff auf die deutsch-amerikanische Presse aufgefaßt. Ob in Amerika gedruckte deutsche Blätter amerikanische Zustände so gründlich kritisiren und in so großer Anzahl nach Deutschland gelangen, um dort merklich einzuwirken, lasse ich dahingestellt sein, sie enthalten aber andererseits nicht selten Ansichten über Amerika und die Amerikaner, worin dieselben sehr hochgestellt werden, wie man aus der Probe ersehen kann, die ich aus der New-Yorker „Abend-Zeitung" (s. Nr. 22 des „Magazin") mitgetheilt habe. Werden solche Journale also in Deutschland gelesen, so möchten diese Stellen und andere, worin sie sich in amerikanischem Geiste über die alte Welt aussprechen, einer etwa vorkommenden Kritik diesseitiger Zustände reichlich die Wage halten. Ich weiß zwar, daß einige für die deutsch-amerikanische Presse schreibende Literaten nach Deutschland korrespondiren, habe aber ihre Korrespondenzen nicht oft genug gelesen, um ein Urtheil darüber zu haben. — Ich selbst stehe weder mit der deutsch-amerikanischen Presse in Verbindung, noch habe ich die Vereinigten Staaten jemals als mein Adoptiv-Vaterland bezeichnet; wäre aber auch Beides der Fall, so würde ich doch nicht anders, als bisher, nach Deutschland schreiben. In welchem Grade Herr Fröbel in seinem Ausfall gegen die Männer, die von Amerika nach Deutschland schreiben, auch mich begreift, habe ich um so weniger ein Interesse, zu untersuchen, als dies im Wesentlichen nichts ändern kann. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß auf das Auswanderungs-Publikum die starke Rückwanderung und eine beträchtliche Anzahl Farmer-Briefe mehr als alle Literatur eingewirkt haben. Anm. d. Eins.

faulen Fleck in der deutschen Nation andeutet. Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn es in einem großen Volke Leute giebt, welche den Inhalt und das Gewicht von dessen Kultur einem anderen Volke gegenüber vergessen; das noch kaum ein Volk genannt werden kann und nicht einmal den Ansatz zu einer Entwickelung an den Tag legt, die an Qualität und Mannigfaltigkeit sich mit der der alten Welt vergleichen ließe.

New-York. Albr. Böhme.

Frankreich.

Die künftige Rolle des Dampfes in den europäischen Kriegen.

(Fortsetzung.)

Allerdings waren diese Gründe für Frankreich nicht ebenso maßgebend, als für England, aber die französische Regierung, gleich eifersüchtig wie die englische, die Integrität des osmanischen Reiches zu sichern, ließ sich zu diesem Kriege durch Motive bewegen, die aus ihrer besonderen Lage hervorgingen und die sie um so zugänglicher für jene Ansichten ihres Verbündeten machten. Unsere nach dem Orient beförderte Armee mußte nothwendig dort etwas thun und, Alles wohl erwogen, war die Krim-Expedition das einzige Ausführbare. Man hatte wohl auch davon gesprochen, die Truppen in Odessa auszuschiffen und diese Stadt zum Ausgangspunkt einer Invasion in die südlichen Provinzen des russischen Reiches zu machen; aber dieses Projekt hatte keinen rechten Boden. Man hätte geradezu vergessen müssen, was kürzlich erst in der Dobrudscha passirt war und wie es 1812 den französischen Heeren erging. Doch seltsam genug, soll Kaiser Nikolaus dies gerade erwartet haben, und diesem seinem Irrthume schreibt man den Fehler zu, daß er die Krim fast ohne Vertheidigung ließ.

Hier übrigens tritt einer der Hauptvortheile jener gemischten Expeditionen klar an den Tag, auf welche der Wahlspruch des englischen Marine-Soldaten: „Per mare, per terram" so trefflich paßt und die den besonderen Gegenstand unserer Darstellung bilden. Man hat einen Feind vor sich, der ebenso furchtbar im Kriege, als gewöhnlich wohlberathen in seiner Politik ist, dem es nicht an Mitteln fehlt, sich über Alles, was ihn interessirt, wohl unterrichtet zu halten und dem sehr mächtige Vertheidigungsmittel zu Gebote stehen, und gleichwohl ist man im Stande, obwohl das Schwert, mit dem man ihn treffen will, schon gezückt ist, ihn bis zum letzten Augenblicke über den Punkt in Ungewißheit zu lassen, wo er die Streiche zu pariren hat, die man ihm zugedacht. So kam es denn, daß unsere Soldaten bei ihrer Landung in der Krim, statt einer imposanten Masse russischer Streitkräfte, sich gegenüber nur eines der verschiedenen Armeecorps dieses großen Reiches fanden.

Die Expedition war also beschlossen. Es war das erstemal seit sehr langer Zeit, daß eine Landung mit offener Gewalt an einer feindlichen Küste nach einem so großen Maßstabe geschehen sollte. Die Vorbereitungen waren sorgfältigster Art: Alles war vorzusorgen und neu zu schaffen, denn es fehlte an Präcedenzfällen. Die Ueberlieferungen von der Zeit der Algier-Expedition im Jahre 1830 konnten allein einige Anhaltpunkte für den gegenwärtigen Fall gewähren. Und wir haben zu konstatiren, daß sich diese Ueberlieferungen in der französischen Armee und Flotte erhalten hatten, wozu auch noch die Erfahrungen bei dem fortdauernden Truppen-Transport nach unserer afrikanischen Kolonie kamen, so daß es an Sachkundigen nicht fehlte. Mit der Idee, sich einzuschiffen, um plötzlich auf einen feindlichen, fremden Boden versetzt zu werden, wo man allein durch Umsicht und Muth sich zu behaupten vermag, waren unsere Soldaten völlig vertraut, und es schien ihnen die Sache ganz natürlich. So hatten sie gelernt, den Krieg in Algerien zu führen, und so wollten sie ihn nun auch in der Krim durchmachen. Es war also etwas in den französischen Truppen, was sie für das projektirte Unternehmen ganz besonders geeignet machte. Aber ungeachtet alles dessen, was man von ihnen erwarten durfte, war es doch für die Offiziere, die mit der Herstellung dieser gleichzeitigen See- und Land-Expedition beauftragt waren und dies mit aller militärischen Präzision thun sollten, eine schwer zu bewältigende Aufgabe. Viele unsichere Versuche und Experimente mußten erst gemacht werden, bevor man es so weit gebracht hatte, die Anordnungen und Reglements, die dem materiellen Theil einer so großartigen Operation als Grundlage dienten, mit der nothwendigen Bestimmtheit und Energie auszuführen. Vielleicht haben unsere Offiziere damals, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Grundlagen zu einem gänzlich neuen Kriegssystem aufgestellt, das früher ihnen wohl bereits vorgeschwebt, jetzt aber zum erstenmale eine praktische Form bekam. Man weiß gegenwärtig, wieviel Soldaten, Pferde, Kanonen und Lebensmittel jede Art von Schiffen zu tragen vermag; man weiß, in wieviel Zeit alles dies ein- und ausgeschifft werden kann; man weiß, wieviel Menschen zu gleicher Zeit an das Land gesetzt werden können. Man hat ferner sehr genaue und positive Grundlagen für das, was eine Macht von der Verbindung ihrer Land- und Seetruppen zu erwarten berechtigt und wie groß die Tragweite einer solchen Vereinigung von Kräften ist.

Nach den publizirten Etats, die wir für richtig halten dürfen, bestand die französische Flotte bei ihrem Abgange von Baltschik nach der Krim aus folgenden Fahrzeugen:

15 Linienschiffe, mit Segeln oder Dampf,
25 Dampf-Fregatten oder Korvetten,
5 Segel- oder Transport-Fregatten,
3 Handels-Dampfboote,
49 Segel-Kauffahrteischiffe.

Diese Flotte war dergestalt vertheilt, daß sie ganz und gar durch Dampf in Bewegung gesetzt werden konnte, indem die mit Maschinen versehenen Fahrzeuge diejenigen schleppten, die nur Segel hatten. Einige für die Intendanz befrachtete Kauffahrteischiffe allein mußten mit Hülfe ihrer Segel und isolirt fahren, damit die Armee keine Verzögerung erleide; ihre sofortige Anwesenheit am Orte der Landung war aber auch nicht unumgänglich.

Die obgedachte Flotte trug:

29,000 französische Soldaten,
68 Feldkanonen,
2900 Pferde oder Maulesel.

Wir registriren hier diese Zahlen, die uns später dazu dienen werden, die Frage zu beantworten, was Frankreich zu leisten im Stande ist, wenn es eines Tages in den Fall kommen sollte, alle seine Hülfsmittel aufzubieten.

Zur Seite der französischen Armada beförderten die Engländer:
28,000 Mann und 74 Kanonen,
sowie eine Anzahl Pferde.

Letztere waren an Zahl den Pferden der Franzosen überlegen, weil sie eine Kavallerie-Brigade mehr als wir mitführten. 57 Segel-Kauffahrteischiffe, die von 35 großen Dampfern (ebenfalls Privat-Fahrzeuge) geschleppt wurden, waren dem Transporte der eigentlichen, englischen Armee gewidmet. Ihre Intendanz führte außerdem eine ansehnliche Zahl von Segel- und Dampf-Transportschiffen mit. Die Kriegsflotte der Engländer trug nichts, was zum Personal oder Material der Armee gehörte.

Endlich waren auch 7000 Türken, ohne Artillerie, auf Fahrzeugen ihres Geschwaders eingeschifft, das von Dampf-Fregatten der Verbündeten geschleppt wurde.

Im Ganzen waren es demnach 60—70,000 Mann Soldaten, die diese ungeheure Armada mit einemmale auf die feindliche Küste werfen sollte.

Die Fahrt ging langsam von Statten. Man brauchte eine Woche, um die Strecke vom Meerbusen von Varna bis an die Küste der Krim zurückzulegen. Die Flotte zählte sehr viele schwerfällige und langsame Segelschiffe, deren Vorwärtsbewegung den Schleppern große Anstrengung kostete; gleichwohl hat die Ueberfahrt ohne alle Unfälle stattgefunden und ist die verbündete Armada in ihrem Laufe durch keinerlei Versehen oder Unordnung unterbrochen worden.

Heutzutage, nach den Fortschritten, welche die täglich sich weiter entwickelnde Dampfmarine seit vier Jahren wieder gemacht, würde man zu einem solchen Dienste nur Schiffe verwenden, die mit Dampfkräften ausgestattet sind, oder mindestens sehr kräftige Schleppschiffe, so daß die Ueberfahrt*) nicht länger als achtundvierzig Stunden dauerte, oder man würde in einer Woche eine dreimal so große Strecke, als die von Varna nach der Krim, zurücklegen.

An dem Punkte angelangt, der ihnen bezeichnet worden war, nämlich einige Stunden südlich von Eupatoria, gingen die Flotten, und zwar in vollkommenster Ordnung, vor Anker. Die Ausschiffung geschah mit einer Präzision und Schnelligkeit ohne Beispiel. In weniger als anderthalb Stunden waren die erste französische Division und deren Artillerie an das Land gesetzt. Von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags wurden drei Divisionen und achtzehn Stück Geschütz gelandet. Am Abend waren diese drei Divisionen bereits im Besitze ihres Gepäckes und ihrer Pferde, und nicht weniger als 59 Geschütze waren völlig bespannt. Die bei der französischen Expedition befindlichen schwachen Kavallerie-Detachements, das Material der Ingenieur-Corps und Lebensmittel für die ganze Armee auf vier Tage waren ebenfalls gelandet. Vom Morgen bis zum Abend hatte man demnach eine vollständige, mit allen ihren Bedürfnissen ausgerüstete Armee an das Land gesetzt. Wer da weiß, welchen Werth bei einer Operation dieser Art jede einzelne Minute hat zu einer Zeit, wo einerseits das Meer und andererseits der Feind unvorhergesehene Hindernisse herbeiführen kann, wer sich die außerordentliche Complication der verschiedenen Anordnungen vorzustellen vermag, welche die Abwickelung einer so umfassenden Maschinerie erforderlich macht, der wird dem, was geleistet worden, gewiß die Anerkennung zollen, daß hier das Talent der Organisation ein wahres Meisterstück zu Stande gebracht. Dem

*) Z. B. von Marseille nach der adriatischen Küste Dalmatiens oder Italiens. D. R.

Admiral Bouet, sowie den Generalen Martimprey und Trochu, gebührt vorzugsweise das Verdienst dieser Anordnungen.

Unsere Verbündeten landeten in derselben Zeit, wie wir, aber mit weniger Methode und Schnelligkeit. Wenn sich der Feind in der Nähe der Küste befunden hätte, so würde diese Langsamkeit und Konfusion gewiß ernste Uebelstände herbeigeführt haben. „Um 10 Uhr", schreibt einer ihrer Offiziere, „hatten die Franzosen 6000 Mann am Lande und wir siebzig Mann". Die Verzögerung unserer Verbündeten lag zum Theil an ihrem Ueberfluß an Fahrzeugen, gleichzeitig aber auch an ihren wohlerwogenen Vorsichtsmaßregeln.

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Die dänische Literatur im Jahre 1858.

In Dänemark sind während des abgelaufenen Jahres nur wenige Werke erschienen, die sich über das Niveau des Alltäglichen erheben. Von H. C. Andersen sind außer seinem gleichzeitig in deutscher Sprache herausgekommenen und in Deutschland mit nur mäßigem Beifall aufgenommenen Roman mit philosophischer Tendenz: „Sein oder Nichtsein", „Neue Märchen" herausgegeben worden, die, wie seine früheren Arbeiten in diesem Genre, sich durch Naivetät und sittliche Wahrheit auszeichnen. — „Der Mann ohne Heerd" ist der Titel eines neuen Romans vom Verfasser des „Juden", Goldschmidt. Außerdem hat ein anonymes Werk: „Die Phantasten", Aufsehen erregt. „Claus Limbeck", „Eine Familiengeschichte", „Der Bauernkrieg" sind historische Romane von F. A. Becker.

C. Hauch hat ein neues Drama: „Der Günstling des Königs", auf die Bühne gebracht, wo es vielen Beifall findet. Die Hauptrolle spielt darin König Christian IV., dessen öffentliches und Privatleben und dessen Charakter sich von jeher in Kopenhagen großer Popularität zu erfreuen hatte. J. Fibiger, der sich schon durch seine beiden biblischen Romane, „Die Tochter Jephtha's" und „Jeremias", einen Namen gemacht, hat im vorigen Jahr ein christliches Trauerspiel, „Johannes, der Vorläufer", herausgegeben. Obgleich in Form und Entwickelung etwas schwerfällig, hat es doch Leser und sogar enthusiastische Bewunderer gefunden. G. L. Möller hat an der Universität Kopenhagen einen Preis davongetragen, durch seine Abhandlung über das moderne Lustspiel in Frankreich und Dänemark, worin er viel Sachkenntniß und ein gewisses Schriftstellertalent an den Tag legt.

N. M. Petersen hat den vierten Band seiner interessanten „Dänischen Literaturgeschichte" veröffentlicht und C. F. Allen seine historische Arbeit über „Die dänische Sprache und das Volksleben im Herzogthum Schleswig" beendigt. In zwei Bänden beleuchtet er, natürlich mit einer die dänischen Farben tragenden geschichtlichen Fackel, die Frage, die Dänemark und Deutschland mit Bezug auf das Herzogthum Schleswig in Bewegung setzt. Die skandinavische Frage einerseits und die schleswig-holstein-lauenburgische Frage andererseits veranlassen übrigens fortdauernd zahlreiche, politische Broschüren.

Wie geschickt bei dieser Polemik die dänischen Publizisten alle schwachen Seiten der deutschen Herzogthümer zu benutzen wissen, um zu beweisen, daß Dänemark in politischer Hinsicht weit über den letzteren stehe, und daß diese namentlich von der bürgerlichen Freiheit einen sehr eingeschränkten Begriff haben, beweist unter Anderem ein Artikel, den „Dagbladet" kürzlich über die Behandlung der Juden in Holstein gebracht, und worin es die Behauptung aufstellt, „daß das deutsche Herzogthum Holstein in sehr vielen Beziehungen auf gleichem mittelalterlichen Standpunkte, wie Lauenburg, Mecklenburg, das Kurfürstenthum Hessen und ähnliche Paradiese deutscher Junker sich befindet". Als Beweis dafür citirt es ein in der That merkwürdiges Aktenstück: einen an den Vorstand der israelitischen Gemeinde des adeligen Gutes Ahrensburg gerichteten Erlaß des dasigen Inspektorates vom 7. Dezember 1852, worin, auf Grund eines Reskriptes des holstein-lauenburgischen Ministers, Grafen Reventlow-Criminil, vom 30. November desselben Jahres, 1) denjenigen Israeliten, die bereits vor dem 14. Dezember 1826 die Erlaubniß hatten, mit Ellenwaaren zu handeln, dieses Vorrecht für ihre Lebenszeit noch gelassen wird; 2) einem namhaft gemachten Israeliten, dessen Aeltern noch leben, ausnahmsweise gestattet wird, mit seiner Familie außerhalb des älterlichen Hauses zu wohnen, doch darf derselbe keinen Handel treiben; 3) endlich wird das Verheirateten der Kinder Ahrensburgischer mit auswärtigen Israeliten untersagt, wenn sie nicht zugleich ihren dortigen Aufenthalt verlassen. — In Dänemark selbst sind die Juden bereits seit König Friedrich VI. von allen ähnlichen Beschränkungen befreit, und durch das dänische Grundgesetz vom 5. Juni 1849 sind sie mit ihren christlichen Mitbürgern völlig gleichgestellt.

Auf ein spezielleres Gebiet gehört J. P. Trap's statistisch-topographische Beschreibung des Königreichs Dänemark mit allgemeinen Bemerkungen und genauen Schilderungen, ein nützliches, verständnißreiches Werk mit detaillirten Noten, selbst über die kleinsten Lokalitäten des Landes.

Der Präsident des dänischen Appellationsgerichtes von Schleswig, C. H. F. v. Steman in Flensburg, hat im vorigen Jahr ein sehr schätzbares Werk über das „Eigenthumsrecht der Ehegatten, nach jütländischem Recht, oder nach dem Gesetze Waldemar's II." (1241), das dem jetzigen Recht in Schleswig zu Grunde liegt, veröffentlicht.

Dänemark hat im Jahre 1857 seinen ersten Rechtsgelehrten in J. C. Larsen verloren. Erst nach seinem Tode haben seine Freunde und Schüler seine Schriften zusammengestellt und veranstalteten eine vollständige Ausgabe seiner Werke in 10 Bänden. Diese enthalten seine juristischen Vorträge und noch viele andere mit großer Klarheit abgefaßte Rechtsschriften. Außerdem hat Dänemark seit Jahresfrist auch noch drei andere Männer verloren, die in den Händeln mit Schleswig-Holstein eine wichtige Rolle gespielt: die Herren v. Reedtz, Bardenfleth und Helgesen. Herr v. Reedtz, im Jahr 1800 geboren, zuerst Secretair, dann Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, hatte sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen, wurde aber 1848 von neuem dazu berufen. Nachdem er während des Krieges die Unterhandlungen über die Verträge von Malmoe und Berlin geleitet hatte, führte er auch die Verhandlungen mit dem Kaiser Nikolaus zu Warschau im Jahre 1850, wurde dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten, worauf er sich definitiv zurückzog. C. Bardenfleth, geboren 1807, Hofmarschall des jetzigen Königs und Landesrichter, wurde 1848 in das Justizministerium berufen. Seine weise Mäßigung in schweren Zeiten trug wesentlich dazu bei, die Angelegenheiten zu entwirren und eine monarchisch-liberale Constitution zu begründen. 1851 vertrat er Herrn von Tillisch als Minister von Schleswig, welches er nach dem königlichen Manifest vom 28. Januar 1852 und dem Ministerwechsel verließ. Als Mitglied des Landsthing war er seit zwei Jahren Domänen-Direktor. Der Oberst H. Helgesen endlich, der im Februar 1858 im Alter von 65 Jahren gestorben ist, ein geborener Norweger, blieb 1814 unter der dänischen Fahne, gleich seinen beiden Landsleuten und Kameraden, den Generalen Rye und Schleppegrell. Die beiden Letzteren starben auf dem Schlachtfelde: der Eine bei Fredericia, den 6. Juli 1849, der Andere bei Idstedt, den 25. Juli 1850. Helgesen zeichnete sich im Herbst 1850 aus, wo er die Festung Friedrichstadt kommandirte, die mehrmals von holsteinischen Truppen belagert, bombardirt und in Brand gesteckt wurde. In der letzten Zeit war er mit dem schwierigen Kommando von Rendsburg betraut.

Mannigfaltiges.

— Guizot's Memoiren. Kürzlich ist in Paris der lange erwartete zweite Band der Denkwürdigkeiten Guizot's ausgegeben worden. Gleichzeitig ist dieser Band auch in der für das Ausland bestimmten wohlfeileren Ausgabe bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen.*) Wenn irgend ein Buch ein zeitgeschichtliches Interesse hat, so ist es das vorliegende, in welchem dem französischen Volke aus der Geschichte seiner Zeit eine lehrreiche Erläuterung der Fabel von dem Hunde geliefert wird, der aus einfältiger Begierde, das Fleisch zu bekommen, welches sich im Wasser wiederspiegelt, das reale Stück, das er im Maule hält, in's Wasser fallen läßt. Der vorliegende Band beginnt mit den Ereignissen der Juli-Revolution von 1830 und reicht bis zum 22. Oktober 1832, an welchem Tage Herr Guizot in das neue Kabinet, an dessen Spitze der Marschall Soult stand, als Minister des öffentlichen Unterrichts eintrat, nachdem er in dem ersten Ministerium nach der Juli-Revolution Minister des Innern gewesen war. Die dramatischen Ereignisse der beiden Jahre: die Thronbesteigung Ludwig Philipp's, die Minister-Präsidentschaften von Laffitte, Casimir Périer und Soult, der Ausbruch republikanischer und legitimistischer Aufstände in der Hauptstadt und in den Provinzen, die Rückwirkung der polnischen Revolution auf die Ereignisse in Frankreich, das erste Auftreten der Cholera in Paris, der Tod Benjamin Constant's, Casimir Périer's, Cuvier's, des General Lamarque und anderer bedeutender Männer, die Beziehungen Talleyrand's, Chateaubriand's, Dupin's rc. zur neuen Regierung werden hier mit Meisterhand geschildert. Auch fehlt es wieder nicht an einer Reihenfolge höchst anziehender, historischer Aktenstücke. Wir behalten uns vor, auf einzelne Episoden dieses Bandes zurückzukommen.

*) „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps". Par M. Guizot. Tome second. Paris, Michel Lévy frères. Leipzig, F. A. Brockhaus. Edition interdite pour la France.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Sonnabend, den 5. März 1859. | № 28.

Rußland.

Ein russischer Staatsmann.

Zur Geschichte der letzten Theilung Polens.

Die ersten beiden Bände des vorliegenden Werkes: „Ein russischer Staatsmann; des Grafen Jakob Johann Sievers' Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands, von Karl Ludwig Blum",*) sind bereits früher im „Magazin" besprochen worden. Nun liegen uns der dritte und vierte Band vor, und wir ergreifen die Gelegenheit zu referiren um so bereitwilliger, als sie den Höhenpunkt der Thätigkeit unseres Staatsmannes umfassen, nämlich die letzte Theilung Polens. Sievers war bekanntlich der große russische Diplomat, der den schwachen König und uneinigen Reichstag ganz im Interesse seiner Kaiserin dirigirte und zu allen den verhängnißvollen Schritten drängte, ja zuletzt mit Gewalt zwang, welche die Auflösung des Reiches zur Folge hatten. Jedenfalls dürfte das treue und brauchbare Werkzeug des Herrscherwillens einer Katharina schon deshalb unserer Aufmerksamkeit werth sein.

Sievers war, wie wir aus dem zweiten Bande erfahren, durch die Einflüsse am Hofe, wo „der Fürst der Finsterniß", Potemkin, sich ganz der von ihrer Leidenschaft verblendeten Kaiserin bemächtigt hatte, in Ungnade gefallen und hatte die Zeit über auf seinem Gute Bauenhoff, das überhaupt eine große Rolle spielt, in stiller Zurückgezogenheit gelebt, mit der Beglückung seiner Bauern beschäftigt. Als Potemkin gestorben, richtete die Kaiserin allmählich ihre Blicke wieder auf Männer, die von ihm verstoßen worden waren, und so kam auch Sievers wieder zu Gnaden. Er machte zwar, als ihm ein Courier zu Riga seine Berufung an den Hof und zu hohen Ehrenstellen überbracht hatte, Anfangs einige Ablehnungsversuche, wegen „geschwächter Leibes- und Geisteskräfte", indeß ließ er sich, trotz seiner Liebe zur Ruhe und Beschaulichkeit, wie auch späterhin nach neuen Ungnaden stets wieder geschah, am Ende erbitten. Am Abend des 13. (24.) November 1792 kam zu Bauenhoff abermals ein Courier mit einer Depesche an, in welcher ihm Subov, der damalige junge Geliebte seiner alten Kaiserin, im Namen derselben den bedeutenden Posten eines außerordentlichen und bevollmächtigten Botschafters in Warschau antrug.

Die Petersburger hatten endlich den Geschmack des alten Herrn, der vor einer Gouverneurstelle und ihren ihm wohlbekannten Beschwerlichkeiten einen Widerwillen hegte, richtig getroffen. „Ich weiß nicht, was Ihr Beide zu dieser neuen Laufbahn in meinem Alter sagen werdet", schreibt er an seine Töchter, „aber der Ton der Aufforderung ist allzu schmeichelhaft, um sie nicht anzunehmen." Er machte sich schleunig auf den Weg nach Petersburg. An ihrem Namenstage (25. November) erließ Katharina an das Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten den Befehl, ihren wirklichen Geheimenrath v. Sievers als bevollmächtigten und außerordentlichen Botschafter an den König und die Republik Polen zu senden, sowie ihm das volle Gehalt zu zahlen, mit einer Nebenanweisung auf 30,000 Rubel zu Reisekosten und Einrichtung. Derselbe Ukas befahl die Abberufung des bisherigen außerordentlichen Geschäftsträgers und bevollmächtigten Ministers, Blugakov.

Am 5. (16.) Januar beurlaubte er sich bei der Kaiserin und reiste dann über Bauenhoff, Riga, Mitau, von wo er dem Herzoge von Kurland, Peter, zu Würtzau einen Besuch abstattete, um ihm, wie die Kaiserin befohlen, „den Kopf zurecht zu setzen". So trat denn Sievers seine Functionen an, und setzte dem Herzoge in seinem Privat-Kabinette den Kopf zurecht, was ihm auch vortrefflich glückte. Herzog und Herzogin betheuerten in wohlgesetzten Ausdrücken, daß sie in Zukunft artig sein und ihrer hohen Schützerin keine trübe Stunde mehr machen würden. Dabei mußten sie mehrere Verbindlichkeiten eingehen, die ihnen die Kaiserin diktirte, z. B. Ausstattung derjenigen Edelleute mit Lehngütern, die sich um den russischen Staat verdient gemacht hatten. Sievers erstattete hierüber zuerst an Subov, den Günstling der Kaiserin, und den Vize-Kanzler Ostermann und später erst privatim an die Kaiserin selbst Bericht. Ein kühner Schritt. — „Jetzt mußte der Botschafter, den ein Glanz umgab, wie ihn nur Katharina's Macht einem Unterthan verleihen konnte, durch eine kühne Wendung die Stelle wieder erobern, von der aus allein er hoffen konnte, seine Ehre und Würde zu behaupten." Die Günstlinge standen zwischen ihm und der Kaiserin: Ostermann und jener Subov — Zähnlein auf deutsch — ein ehemaliger Garde-Offizier, der Gnade gefunden in den Augen seiner Herrin. „Potemkin meinte, er müßte nach Petersburg, der Kaiserin das Zähnlein auszuziehen; aber er hatte sich selbst eher die Zähne ausgebissen, als ihm das Ausziehen glückte." Subov war ein unselbständiger und unbedeutender Mensch, stand wieder ganz unter dem Einflusse eines gewissen Markov, „ein abgefeimter, furchtbarer Mensch, jener Markov, voll Fähigkeiten und Kenntnissen, die er aber nur zu Anderer Verderben anzuwenden pflegte; dabei ein Wüstling ärgster Art." Er untergrub also seine ehemaligen Gönner und Patrone der Reihe nach: Stackelberg, Saldern, Besborodko. Markov dirigirte den Subov, der ihm blindlings folgte, und beherrschte so die Kaiserin, deren ehrgeizigen Sinn er fortwährend köderte. Der Sturz des Halbmonds, eine neue Theilung Polens, Kurlands Einverleibung in's russische Reich, waren die Lockspeisen.

Wenn man die sehr diplomatisch und im Familieninteresse geschriebene Geschichte des „russischen Staatsmann", namentlich diesen dritten Band, aufmerksamer gelesen hat, so wird man keinen Zweifel hegen, daß der feine, schlaue, alte Diplomat, ohne daß er es wußte, der hintergangene Diener jener Leute war, welche das Ohr der Kaiserin hatten. Der deutsche, gewandte, feine Mann war das geeignete Werkzeug, die Sache, um die es sich handelte, mit der größten Dezenz und Feinheit, mit jener Eleganz abzumachen, zu der ein brutaler Moskowit weniger geeignet schien. Als der Mohr seine Schuldigkeit gethan, als er den polnischen Reichstag mit sammt seinem Könige durch ein, den Pariser Revolutionairen abgelerntes Stück, vergewaltigt hatte — schon im Dezember desselben Jahres — erhielt er seine Rückberufung und wurde gestürzt. „Jakov Jefimowitsch" (so heißt Jakob Johann v. Sievers auf russisch) erhielt ein kurzes, barsches Sendschreiben der Kaiserin mit einer Anweisung von 6000 Rubeln zur Heimreise. „Durchaus kleinlich erscheint endlich die große Kaiserin in der Geldangelegenheit, wie der Schluß des Reskriptes (eines früheren) sie bestimmt. Gegen ihre Günstlinge wirft sie mit Millionen um sich; aber der hochverdiente Mann, dessen unbestechliche Redlichkeit sie seit dreißig Jahren kennt, soll vom letzten Heller, den er für ihren Vortheil verausgabt, Rechenschaft ablegen. Indeß er ihr ganze Länder, unzählige Städte und Dörfer erwarb, hatte sie ihn beständig in Geldnoth erhalten, aus der ihn nur sein Eifer und erfinderischer Geist herausarbeitete. Zum Lohne dafür gab sie ihn jetzt den Ränken seiner Feinde preis." — Wir finden diesen Lohn ganz verdient; warum gab sich der Ehrenmann dazu her, ein so trauriges Stück Arbeit, wie das Abschlachten eines ganzen Königreichs (das ist der rechte Ausdruck) zu vollziehen? Auch hat er übrigens ein recht deutliches Bewußtsein über die eigentliche Natur seiner Sendung, deren unmoralischen Charakter er nur mit der gränzenlosen Hingebung gegen seine Herrscherin und der stets wiederkehrenden Betrachtung verhüllt, daß er sich damit, nämlich durch die Art der Ausführung, ein Verdienst um die Menschheit erworben. Ein anderer würde vielleicht die Sache minder elegant, minder dezent ausgeführt haben, und die Polen hätten vielleicht mehr Männchen gemacht. So organisirte

*) Leipzig und Heidelberg, Winter, 1857—1858. 4 Bände.

er die Sache vortrefflich, und die Polen, über welche der Spruch der waltenden Götter längst gesprochen war, wurden systematisch in das Garn getrieben, das sich immer enger zusammenzog.

Daß Sievers selbst ein Betrogener war, wird deutlich gesagt: „Die Kaiserin (oder Markov) spielte mit ihm kein ehrliches Spiel"; denn während bereits vor seiner Abreise nach Warschau der Theilungs-Kontrakt Polens mit Preußen und Oesterreich zu Petersburg abgemacht war, während General Igelström, der unter dem Botschafter stehen sollte, schon am 6. (17.) Januar klare Instructionen über die Einverleibung der polnischen Länder erhielt, wurde Sievers in seiner Instruction auch darüber auf seine Divinationsgabe angewiesen; man vertraute im Allgemeinen auf seine Geschicklichkeit, Erfahrung und seinen Diensteifer, um ihn hinterdrein, im Falle das Spiel mißglückte, desavouiren zu können. Indessen wußte Sievers recht gut, wieviel die Uhr geschlagen und was er zu thun habe; er, der die Kaiserin selbst darauf aufmerksam gemacht, „die jetzigen Verhältnisse zu einer besseren Arrondirung nach Südwesten zu benutzen", der ein völlig tarifmäßiges Bestechungssystem für die polnischen Großen und Kleinen organisirte und zuletzt den König mit seinem Reichstage einsperrte und mit Grenadieren und Kanonen zwang, die letzte verhängnißvolle Einwilligung zu geben, sollte ohne Plan, ohne Kenntniß der Sachlage nach Warschau gegangen sein? Die nachherige bittere Feindschaft mit Markov findet so ihre Erklärung.

Von Mitau reiste Sievers nach Grodno, wo er am 20. (31.) Januar eintraf. Dort tagte die General-Conföderation, deren Marschall, Felix Potocki, ihm zu Ehren alsbald ein großes Diner veranstaltete. „Man empfängt mich wie einen Schutzengel", schreibt Sievers von dort an seine jüngere Tochter, „und das tröstet weder, noch erfreut es mich." An seine ältere: „Die Zeitungen werden Euch traurige Nachrichten über Polen bringen." Er hoffte, „viel Gutes zu wirken, viel Böses zu verhindern." Kurz vor seinem Eintritt in Warschau, über das er vom Grafen Stackelberg u. A. nähere Erkundigungen eingezogen, erhielt er in einem Briefe seines Vorgängers Bulgakov die Nachricht, daß der König Ludwig XVI. von Frankreich durch Beschluß des Konvents zum Tode verurtheilt worden sei. Sievers traf am 29. Januar (9. Februar) 1793 vor Warschau ein und hielt am folgenden Tage seinen Einzug. Die fremden Minister, denen er seine Ankunft angezeigt, machten ihm nun die Aufwartung, darunter auch der päpstliche Nuntius, Saluzzo, ein Neapolitaner. Am 3. (14.) Februar hatte er die erste Audienz beim Könige, bei der nur eigentlich das Ceremoniell in Betracht kommt. Der König, in Purpur angethan, antwortete in drei Mal längeren Worten als der Botschafter gesprochen. Beide kannten sich indessen von früher her aus England. Später hatte er bei ihm eine vertrauliche Audienz, in welcher bereits die ganze Erbärmlichkeit dieses Scheinmonarchen zur Rede kommt. Er ist hier ganz der unterwürfige Sklave von Rußland, der die Hand küßt, die ihn züchtigt. Sievers „setzt ihm wahrhaft zu", nach Grodno zu gehen und sich der General-Conföderation anzuschließen, die bereits in russischen Händen war. Als Sievers nach dieser Audienz nachhause kam, meldete sich bei ihm der Hof-Bankier Tepper; der König hatte bei ihm 1,500,000 Dukaten Schulden, der junge Radziwil 110,000, Graf Potocki 100,000. Der gute, für sein Geld besorgte Mann bat, die russische Majestät möchte dafür gutsagen. Jammer und Elend! — Später speiste Sievers bei dem Könige. — Er besaß außer den Prunkgemächern zur Audienz nur drei Zimmer, sein Schlafzimmer war auch sein Gesellschaftssaal. Ein Kabinets-Secretair Friese machte fortan den bescheidenen Botengänger für die stillen Anliegen des Königs an den gewaltigen Botschafter. Bald meldete sich bei diesem auch ein Intrigant und Spion, Geheimerath v. Boscamp, ein Holländer, der früher im preußischen Dienste diplomatisch verwendet worden war, und empfahl sich zunächst als Portraitmaler, d. h. er überreichte Sievers eine Anzahl von Charakterschilderungen hoher Personen, die aber nicht benannt und nur mit Nummern bezeichnet waren. Er sollte aus der Aehnlichkeit rathen, und auf das Talent des Zeichners schließen. Nr. 1 war gleich die Schilderung des Königs Stanislaus August, Nr. 2 der Primas Michael Poniatowski, Bruder des Königs, Nr. 3 die Schwester Beider, Madame de Cracovie 2c. Der Botschafter war gut bedient. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die künftige Rolle des Dampfes in den europäischen Kriegen. (Schluß.)

Die großartige Flotte von Transportschiffen, über welche die Engländer verfügten, hatte hingereicht, ihre Armee aufzunehmen; sie waren nicht, gleich uns, genöthigt, ihre Soldaten auf den Kriegsschiffen über einander zu häufen und konnten daher ihr Geschwader disponibel halten, um nöthigenfalls die russische Flotte zu bekämpfen, falls sie versucht hätte, die Landung zu hindern. Es war klug, so zu verfahren, aber da die Transportschiffe nur wenige kleinere Boote und Bedienungs-Mannschaften besaßen, so ging das Entladungs-Geschäft natürlich sehr langsam vor sich. Einige Stunden darauf, als es fest stand, daß die russischen Kriegsschiffe unbeweglich im Hafen von Sebastopol blieben, leisteten auch die englischen Kriegsfahrzeuge mit ihren Landungsmitteln den Transportschiffen Beistand und die verlorene Zeit war so bald wieder eingebracht, daß noch am Abende 23,000 Engländer und 19 Stück Geschütz am Lande in einer Linie neben unseren Soldaten standen.

Man konnte also um diese Stunde das große Werk der Landung einer Armee von 60,000 Mann auf feindlichem Boden als beendet ansehen, und zwar war es die Arbeit eines halben Tages gewesen, ohne daß die Russen zu Lande oder zur See etwas gethan hatten, um es zu hindern. Diese Unthätigkeit im Angesichte der Invasion ihres Gebietes mußte den energischen Männern, welche die russische Flotte befehligten, eine harte Aufgabe sein. Sie mußten vor Begierde brennen, mit ihrem vortrefflichen Geschwader den Hafen zu verlassen, um die Schiffe der Verbündeten anzugreifen und mindestens Unruhe und Verwirrung unter sie zu bringen. Wenn der Admiral Nachimov große Dampfschiffe gehabt hätte, so würde er es auch unbezweifelt versucht haben; er wäre wahrscheinlich im Kampfe gegen die Mehrzahl erlegen, aber vor seinem Untergange hätte er den auf ihren Schiffen angehäuften Verbündeten empfindliche Verluste beigebracht. Er hätte die Expedition in Verwirrung und solche Unordnung bringen können, daß es vielleicht unmöglich gewesen wäre, sie fortzusetzen; mindestens aber hätte dadurch Fürst Menschikov Zeit bekommen, die Vertheidigung der Halbinsel zu organisiren. Aber einen solchen Versuch mit Segelschiffen wagen, auch wenn der Wind günstig gewesen wäre, würde keine Möglichkeit eines Erfolges dargeboten haben. Man mußte ja, ehe man zu den Transportschiffen der Verbündeten gelangte, vorher die überlegenen Streitkräfte ihrer Geschwader und insbesondere ihrer Dampf-Linienschiffe und Fregatten bekämpfen, denen unmöglich zu entgehen war. Wie die Ereignisse bewiesen, haben die russischen Seesoldaten ihrem Vaterland einen größeren Dienst dadurch geleistet, daß sie sich der Vertheidigung Sebastopols weiheten.

Aber wenn die russische Flotte nicht im Stande war, die Landung der Verbündeten zu hindern, warum haben die Landtruppen keinen Versuch gemacht, es zu thun? Auf diese Frage haben wir zum Theil bereits geantwortet, indem wir darauf aufmerksam machten, daß es eben ein Vortheil der gemischten Expeditionen sei, den Feind über den Punkt, wo man ihn angreifen will, im Ungewissen zu halten. An die Invasion der Krim hatte der Kaiser Nikolaus nicht gedacht, besonders nicht drei Monat vorher, wo es ihm vielleicht noch möglich gewesen wäre, solche Maßregeln zu treffen, daß die Expedition sehr übel hätte ablaufen können. Selbst zur Zeit, wo diese bereits in der Nähe ihres Zieles war, herrschte im russischen Kriegsrath noch Ungewißheit darüber, wohin wohl die von Varna abgegangene furchtbare Armada sich begeben werde. Es gab in der Krim weder Telegraphen, noch Recognoscirschiffe, welche die Annäherung der Flotten im voraus hätten melden können, und der an einem bestimmten Küstenpunkte erwartete Angriff hätte durch ein geschicktes Scheinmanöver sehr gut binnen einigen Stunden dreißig Meilen davon verlegt werden können. Gleichzeitig durch Oesterreich an der Gränze der Moldau und durch die Verbündeten an allen Küsten des Schwarzen Meeres in Schach gehalten, hatte der Feind dort überall Truppenmassen versammelt, die ihm in der Krim leider fehlten und die, trotz aller möglichen Eil, erst zwei Monate später dort eintreffen sollten, um sich bei Inkerman aufreiben zu lassen.

Die Krim, obwohl unvollständig geschützt, besaß indessen doch Truppen genug, um es Männern von Muth möglich zu machen, dort einen energischen Widerstand zu leisten. Fürst Menschikov befehligte ungefähr 30,000 Mann und hatte mit einem ihm zur Ehre gereichenden, richtigen Blicke, den Punkt ungefähr, wo man landen dürfte, falls man die Krim angriffe, errathen, obwohl man ihn sehr sorgfältig geheim gehalten hatte. Während die Befehlshaber der Verbündeten noch nicht einig darüber waren, ob man an der westlichen, oder an der östlichen Küste der Krim landen solle, erwartete sie der russische General zwischen Sebastopol und Eupatoria. Aber diese Küste ist zu ausgedehnt, als daß er genau den Ort hätte errathen können, wo die Landung geschehen werde. Er hatte seine Truppen in Lagern vereinigt, welche die Verbündeten vom Meere aus wahrnehmen konnten, so daß sie in Folge dessen einen von diesen Lagern weit entfernten Punkt sich aussuchten, wo sie mindestens am Tage der Landung der Feind nicht zu erreichen vermochte. Höchstens hätte seine Kavallerie zur rechten Zeit eintreffen können, um noch die Operationen der Verbündeten etwas zu beunruhigen. Aber auch diese Kavallerie, an sich bekanntlich nicht sehr unternehmender Natur, würde bereits die Franzosen am Ufer unter Waffen gefunden haben, so sehr hatten diese ihre Landung zu beschleunigen gewußt.

Als einmal die beiden Armeen festen Fuß gefaßt hatten, war es ihre numerische Ueberlegenheit, die Vortrefflichkeit ihrer Zusammen-

setzung, der Ruf ihrer Befehlshaber und der Soldaten, der es dem russischen General zur Pflicht machte, vorläufig nichts gegen sie zu unternehmen und vielmehr in der genaueren Kenntniß, die er von dem Boden hatte, auf dem wir uns befanden, die Möglichkeit künftiger Erfolge zu suchen. Daher auch die Wahl, die Menschikov traf, als er die feste Stellung an der Alma einnahm, um dort den Angriff der Verbündeten zu erwarten.

Am Tage der Schlacht an der Alma leisteten sieben oder acht Dampf-Kriegsschiffe, die mit ihren schweren Haubitzen von außerordentlicher Tragweite das ganze Plateau reinigten, den kämpfenden Franzosen und Engländern sehr wesentliche Dienste. Allerdings konnten sie dies thun, ohne daß sie selbst dabei einer Gefahr ausgesetzt waren, und es warf daher weniger Ruhm für sie ab, als wenn sie selbst in der Schlacht sich befunden hätten, aber es bleibt immerhin erwähnenswerth, wo es gilt, sich der Mitwirkung der Flotte zu erinnern. Auch ist zu erwähnen, daß sie die Armee mit Schießbedarf versah, daß sie ihre Verwundeten und Kranken aufnahm und daß sie demnächst dem Marsche des Heeres an der ganzen Meeresküste folgte, wobei sie ihm fortdauernd moralische sowohl als materielle Unterstützung leistete, während sie zugleich immer einige Fahrzeuge nach Varna detaschirte, um Verstärkungen zu holen.

Bereits waren die Seesoldaten der russischen Flotte am Werke, Sebastopol gegen einen Handstreich zu schützen. Bei dem Mangel einer größeren Besatzung von der Linie, waren sie entschlossen, die Festung zu vertheidigen, bis die erwarteten Verstärkungen aus dem Innern des Reiches eingetroffen sein würden. Angefangen hatten sie damit, daß sie, um den Hafen von Sebastopol zu schließen, am Tage nach der Schlacht an der Alma einen Theil ihrer Kriegsschiffe darin versenkten — ein ebenso weiser, als energischer Entschluß, dessen nützliche Folgen sich sehr bald zeigten. Die beiden Flotten mußten sich nämlich jetzt, statt gemeinschaftlich mit dem Landheere die Festung sofort von allen Seiten zu bestürmen, was unstreitig zum Ziele geführt haben würde, auf ein vorübergehendes Bombardement beschränken, obendrein aus der Ferne und daher unwirksam. Von der Seeseite demnach ungefährdet, verwandelten sich die russischen Matrosen in Soldaten und Erdarbeiter und, unterstützt von ihren Familien, welche die Bevölkerung der Stadt bildeten, legten sie den Grund zu jenen wunderbaren Vertheidigungswerken, welche ein Jahr lang die furchtbarsten Angriffe aushielten. Das Schauspiel war neu und zum Nachdenken gemacht: wir waren auf dem Meere angekommen, aber mit Soldaten, um die russische Flotte und ihr großes Arsenal anzugreifen, und die russische Flotte vertheidigte sich zu Lande, aber mit Matrosen. Es geht daraus hervor, welche Gemeinschaftlichkeit heutzutage zwischen den Land- und See-Truppen besteht, welche, die Einen wie die Anderen, berufen sind, auf dem Elemente zu agiren, das nicht das ihrige ist und dort ihre ganze Macht zu bethätigen.

Aber nicht darauf allein hatten die russichen Seeleute ihre Thätigkeit beschränkt; sie brachten auch die Kanonen, die früher auf ihren Schiffen waren, nach den von ihnen improvisirten Wällen, und man weiß, wie sehr diese mächtige Artillerie am 17. Oktober gegen die Belagerungs-Batterieen der Verbündeten gewirkt hat. Auch diese Batterieen waren mit Geschützen schweren Kalibers von den Kriegsschiffen armirt. Das in Sebastopol auf diese Weise gegebene Beispiel der doppelten Verwendung der Seegeschütze ist von den Engländern in Indien nachgeahmt worden, wo die Kanonen zur Belagerung von Lacknau ebenfalls von den Schiffen mit vieler Mühe hergenommen wurden. Inzwischen sind seitdem wieder einige neue Verbesserungen erfunden worden, in Folge deren man mit weniger schweren Geschützen eine ebenso große Wirkung erreichen kann.

Nach der Schlacht von Inkerman wird der Anblick des Krieges ein anderer. Die Anstrengungen der Russen, die Verbündeten von der Krim wieder zu vertreiben, sind gescheitert, und diese haben auf dem feindlichen Boden feste Wurzel gefaßt. Es kann für sie fortan nicht mehr die Rede davon sein, sich vor dem Siege einzuschiffen. Auch können wir jetzt die Beschützer-Rolle der Flotten als beendigt ansehen: sie werden sich nicht mehr an den Operationen der Armee militärisch zu betheiligen haben; einige an das Land gesetzte Matrosen allein nehmen mit ihren Kanonen an den glorreichen Belagerungs-Arbeiten Theil. Von Seite der Russen blieb die Rolle der Marine bedeutender, und ihre im Hafen eingeschlossenen Dampfer hörten nicht auf, die Vertheidigung aus allen Kräften zu unterstützen.

Oft genug zwar haben die Russen ihr Bedauern darüber ausgesprochen daß sie keine Eisenbahn gehabt hätten, um ihr umfangreiches, verschanztes Lager von Sebastopol zu verproviantiren. Aber wir sind der Meinung, daß eine solche Verbindungsstraße, wie pfeilschnell sie auch fördert, doch mit der Meeresstraße keinen Vergleich auszuhalten vermag. Der geringste Zufall kann den Gang einer Eisenbahn unterbrechen, die überdies nur wenig auf einmal anbringt und ihren Hauptvortheil in der Kontinuität ihrer Bewegungen besitzt. Auf dem Meere dagegen werden die Transporte massenhaft bewirkt und der einem einzelnen Fahrzeuge begegnende Zufall hat auf den Gang der übrigen keinen Einfluß. Aber der Kampf in der Krim hatte es nicht mit einer Rivalität zwischen Eisenbahn und Dampfschifffahrt zu thun; den zahllosen Hülfsquellen, die das Meer uns darbot, hatten die Russen nur einen einzigen Vortheil gegenüber zu stellen: den nämlich, daß sie auf der Halbinsel zuhause waren und in Sebastopol selbst das ganze Material eines ungeheuren Zeughauses fanden, um die Mittel zu ihrer Vertheidigung in's Werk zu setzen. Dagegen hatten sie viel darunter zu leiden, daß sie, unter der beständigen Wirkung unserer konzentrisch aufgestellten Geschütze, ihren Verwundeten und Kranken nicht dieselbe Sorgfalt wie wir schenken konnten und daß sie durch unermeßliche Distanzen von den Verstärkungen getrennt waren, die sie nothwendig gebrauchten und die sie aus dem Herzen des Landes ziehen mußten. Es ist daher kein Wunder, daß sie mit jedem neuen Tage der Belagerung schwächer an Zahl gegen die Unsrigen wurden, die von den Schiffen fortdauernd mit frischen Kräften versorgt wurden. Dabei ist noch nicht einmal erwähnt, was die zum Schutze von Sebastopol so weit herberufenen Verstärkungen der Russen unter dem schrecklichen Zustande der Landstraßen und von der Rauhheit des Klima's zu leiden hatten, während die von den Schiffen herbeigebrachten Mannschaften gleich am Tage ihrer Ankunft beim Dienst in den Laufgräben und beim Sturme verwandt werden konnten.

Doch unsere Flotten dienten nicht blos dazu, unsere Heere mit wunderbarer Schnelligkeit und Sicherheit zu bedienen; sie sollten bald auch unter Benutzung der geographischen Gestalt der Krim auf eine direktere und unmittelbarere Weise in den Kampf eingreifen, indem sie dem Feinde die Lebensmittel abschnitten.

Die Russen hatten drei Straßen, um aus dem Innern des Reiches nach Sebastopol zu gelangen. Die eine, über Perekop, durchschneidet auf ihrer langen Linie Wüsten, wo man im Sommer von Hitze und Durst und im Winter von dem strengsten Froste viel zu leiden hat. Die zweite, über die Brücke von Tschongar und das Faule Meer führende, bietet dieselben Unbequemlichkeiten dar. Die dritte Straße dagegen, die des Asovschen Meeres, auf welchem die Russen eine ansehnliche Flottille hatten und in das sich mehrere Flüsse ergießen, bietet diejenigen Vortheile dar, die wir oben an den Wasserverbindungen hervorgehoben und deren sich auch damals die Russen zum Theil bedienten. Die verbündeten Flotten unternahmen es nun, sie dieser Vortheile zu berauben. Sie drangen in dieses Meer ein, zerstörten die an verschiedenen Punkten angesammelten Vorräthe von Lebensmitteln ebenso, wie die Flottille, die dazu bestimmt war, sie zu transportiren, und unterbrachen nicht blos die Seeverbindungen, sondern auch alle von den Kanonen der Dampfer beherrschten Land-Communicationen. Hier that also unsere Schiffs-Abtheilung den Dienst der leichten Kavallerie, den unsere nach Eupatoria gebrachten Husaren auf der Straße von Perekop verrichteten. Man kann sich leicht denken, daß dadurch dem Feinde kein geringer Schaden zugefügt wurde.

Um der freien Bewegung unserer Kreuzer im Asovschen Meere nicht entgegentreten zu lassen, wurde die Expedition nach Kertsch unternommen, welches den Eingang in dieses Meer beherrscht. Es war dies gewissermaßen im Kleinen eine Wiederholung der großen Expedition nach der Krim. 15,000 Soldaten der Verbündeten wurden eingeschifft, befördert, zurückberufen, von neuem befördert und endlich gelandet mit einer Leichtigkeit, von der sich diejenigen kaum einen Begriff machen können, die noch an die Schwerfälligkeit früherer großen Truppenbewegungen gewöhnt sind. Aber nachdem bereits 60,000 Mann glücklich auf einen fernen Boden gebracht worden, war es ein leichtes Spiel, deren 15,000 Mann nach einem anderen Theile der feindlichen Küste zu versetzen. Der gute Erfolg der Expedition war unbezweifelt. Das schwere Geschütz der Marine war da, um die feindlichen Truppen, die sich vielleicht der Landung widersetzen möchten, einzuschüchtern und niederzuschmettern. Unter dem Schutze dieser mächtigen Artillerie stieg man ohne Schwertschlag an das Land, und als man hier erst festen Fuß gefaßt hatte, würde es einer ganzen Armee bedurft haben, um diejenigen in's Meer zu werfen, die diesen Handstreich gewagt hatten. Und wo sollte diese Armee herkommen? Fürst Gortschakov konnte sie im voraus nicht schicken, da er den Plan der Feldherren der Verbündeten nicht kannte, und auf die unbestimmte Vermuthung hin, die er vielleicht davon gehabt, konnte er es nicht wagen, einem Feinde gegenüber, dessen Truppenmacht der seinigen an Zahl überlegen war, 20,000 Mann zu detaschiren, und soviel hätten es mindestens sein müssen. Nachdem der Handstreich einmal ausgeführt war, wäre es noch unvorsichtiger gewesen, die Besatzung von Sebastopol zu vermindern und für die detaschirten Truppen wäre es noch zweifelhafter gewesen, einen Erfolg zu erreichen. Bei dieser Gelegenheit, wie bei der Abfahrt von Varna, hatte die Seeverbindung der Expedition eine solche Schnelligkeit verliehen und sie mit einem so geheimnißvollen Dunkel umgeben, daß der Feind außer Stande war, darüber etwas zu erfahren, oder dem Handstreiche zuvorzukommen. Eine Abtheilung der ausgeschifften Regimenter reichte mit den Schiffskanonen

zur Ueberwachung der Meerengen vollkommen hin. Man hatte sich dort stark verschanzt, und der Ueberrest der Flotte konnte sofort den überflüssigen Theil der Truppen wieder nach Sebastopol bringen.

Es wird im Laufe eines großen Krieges oft vorkommen, daß die Verwendung der Dampfmarine die Mittel darbietet, eine jener sonst ganz unmöglichen Operationen auszuführen. Wichtige Punkte, wie der von Kertsch, wird man einnehmen und mit Erfolg besetzt halten können, während die Hauptmacht der Armee dem Feinde an der Gränze gegenüber steht. Jeder Staat wird es jetzt als seine Aufgabe betrachten müssen, alle verletzbaren Punkte seines Gebietes zu ermitteln und sie durch Werke zu befestigen, die so lange Stand halten, bis Hülfe und Entsatz eingetroffen. Aber um einen solchen Widerstand zu bieten, wird man sich nicht auf die alten Befestigungsarten beschränken können, die in früheren Zeiten für unüberwindlich galten. Die Russen haben davon mit ihrer Festung Kinburn, die im vorigen Jahrhundert so berühmt war, eine sehr traurige Erfahrung gemacht. Gegen Ende des orientalischen Krieges richteten die Verbündeten gegen diesen Platz eine jener gemischten Expeditionen, auf deren große Bedeutung für die Zukunft wir hingewiesen. Kinburn war eine regelmäßige, gemauerte Festung, die man einer längeren Vertheidigung fähig gehalten hatte. Aber sie hat der kombinirten Thätigkeit der Land- und See-Truppen gegenüber, unter dem niederschmetternden Kreuz-Feuer der Flotte, deren mit Panzern versehene Fahrzeuge hier die erste, sehr günstige Probe bestanden, kaum einige Stunden Stand halten können.

Wir erlauben uns, dem die Bemerkung hinzuzufügen, daß es jetzt kein Land in Europa giebt, welches nicht sein Kinburn besitzt und daher sich wohl davor zu hüten hat, daß es kein allzu großes Vertrauen darauf setze.*)

Italien.

Literarisches Leben in Piemont.

Theater, Roman, Geschichte und Poesie bieten dem sardinischen Publikum viel Stoff zur Unterhaltung, aber Weniges nur findet Beifall. Im Theater wird besonders „Parini und die Satire" häufig gegeben, ein Lustspiel in 5 Aufzügen, von Paul Ferrari aus Modena, der schon durch ein Lustspiel: „Goldoni und seine sechzehn Komödien", bekannt ist. Das neue Stück ist mit großem Beifall aufgenommen worden. Leider kann man noch nicht so bald hoffen, „Parini" im Druck erscheinen zu sehen, da es in Italien kein kaufendes und lesendes Publikum giebt. Ebenso ist es mit „La Cameriera astuta" (Die schlaue Zofe), von Castelvecchio, ein Pseudonym, hinter dem sich ein junger Literat, Namens Pullè, verbirgt. Obgleich dieses Lustspiel den beiden Ferrarischen bedeutend nachsteht, hat es doch einen Ruf erlangt, den wir diesseits der Alpen respektiren müssen, weil wir durch Lektüre uns nicht von seinem Werth überzeugen können.

Von den Tragödien, die von Zeit zu Zeit am Horizont auftauchen, sagen wir aus guten Gründen nichts.

Ein Schriftsteller, dessen Namen zu Liebe man viele Fehler hingehen läßt, ist Guerrazzi, der Ex-Diktator der ephemeren toskanischen Republik.**) Er hat in diesem Jahr Mehreres geschrieben: „Fides", ein von ihm erfundener Novellenstoff; „La Torre de Nonza", historische Erzählung, und „Memoiren eines Esels", von denen wir nicht zu behaupten wagen würden, daß sie die Memoiren des Verfassers seien, wenn er es nicht selbst gesagt hätte. Interessant sind darin die Enthüllungen und Portraits. Einige Lieferungen sind von den piemontesischen Gerichten mit Beschlag belegt worden. Giordana, aus derselben Schule, hat einen Roman veröffentlicht: „Die Ruinen von Rutulia", der zu den besten Hoffnungen berechtigt, wenn es dem Verfasser gelingt, seinem Stile mehr Natürlichkeit zu geben und sich von dem phrasenreichen Pathos loszumachen, in das er als Nachahmer des berühmten livornesischen Romantikers verfällt. Von Frau Begezzi-Rufcalla ist ein Band „Novellen und Erzählungen" erschienen. Brofferio, der bekannte Deputirte aus Turin, fährt in der Veröffentlichung seiner „Memoiren" fort, die sich durch hinreißende Lebendigkeit und fließende Sprache auszeichnen. Revere, einer der besten jetzt lebenden Schriftsteller Italiens, hat zwei Bände Reise-Eindrücke herausgegeben: „Bozzetti alpini" (Alpenskizzen) und „Marine e Paesi" (Zu Wasser und zu Land), die mit zarter Empfindung und gutem Stil geschrieben sind.

Die eigentlich geschichtlichen Werke waren im Jahre 1858 in Piemont weder zahlreich noch von Wichtigkeit. Mandelli hat eine gelehrte „Monographie der Stadt Vercelli im Mittelalter" geschrieben. Luigi Chiala verdanken wir „Eine Seite aus der Geschichte der Gegenwart", oder „Skizzen aus dem constitutionellen Leben Piemonts", eine Arbeit, die sehr verschieden beurtheilt worden, auf deren Treue man sich nicht allzu sicher verlassen kann, die sich nichtsdestoweniger aber durch klare Auseinandersetzung der Thatsachen auszeichnet. Aquarone hat eine Geschichte Savonarola's begonnen.

Im Gebiet der lyrischen Poesie ist kein erwähnungswerthes Werk erschienen, blos einige in verschiedenen Sammlungen verstreute Stücke. Dazu zwingt die geringe Zahl der Leser in Italien, und vielleicht auch der Mangel an poetischer Begeisterung. Der erste Gesang eines Gedichtes kömmt heraus, mit dem Vorbehalt, später das Ende zu liefern — wenn nichts dazwischen kommt. So machte es Bellini („Il Parlamento", Gedicht); Giovanni Prati, der berühmte Sänger Karl Albert's, Luigi Prati aus Novara, der Abbate Chirola, Balegno, Carbone, Solari, Saluzzo und viele Andere haben Jeder einen Stein zu einem Gebäude herbeigetragen, das vielleicht niemals vollendet wird. Constantin Nigra hat ein wichtigeres Werk unternommen; er giebt in vielen Lesarten, mit Uebersetzungen und Kommentaren, die Volkslieder Piemonts heraus.

Mannigfaltiges.

— *„Sire, rassurez-nous".**) Diesen Titel trägt eine als Flugschrift in Leipzig erschienene französische Erwiederung auf die kaiserliche Thronrede vom 7. Februar. Daß sie nicht blos in besserem Französisch, sondern auch in besserem Deutsch gedacht und geschrieben ist, als die von einem Berliner Jüngling mit der naivsten Bonhommie abgefaßte „Politique de l'empereur, par un allemand", ist noch kein besonderes Verdienst. Sie hat aber auch das positive Verdienst der Kürze, der Geradheit und der Wahrheit. Sie sagt dem Kaiser unter Anderem: „Wie groß auch die Weisheit und Geschicklichkeit ist, die Sie, Sire, bei der Ausübung Ihrer Macht entwickelt haben, kann sich doch Europa unmöglich beruhigen, wenn es sieht, wie Sie sich nicht als Oberstrichter, sondern als erster Geschworener bei der Entscheidung der allgemeinen politischen Fragen konstituiren. Und wenn ich sage: als Geschworener und nicht als Richter, so hat das seinen positiven Grund. Der Geschworene erkennt als Regel nur sein Gewissen; der Richter urtheilt nach den Gesetzen. Nun sind Verträge dasjenige für die Staaten, was Gesetze für die Individuen sind: sie stellen die politische Gesetzlichkeit dar, und die Gesetzlichkeit ist die einzige Bürgschaft für die nationalen wie für die persönlichen Interessen..... Doch Sie haben in Ihrer Rede, Sire, ganz unterlassen, von den Verträgen zu sprechen. Jenseits des Kanals hat man nicht verfehlt, Sie vorher daran zu erinnern, und Sie, der Sie auf die nationalen Vorurtheile Ihres Landes nichts geben, hätten diesen freundschaftlichen Wink gewiß beachtet, wenn Sie nicht eben das Gegentheil gewollt. Diese Auslassung also, die eine wohlüberlegte war, hat bewirkt, daß Ihre Rede, wie geschickt und gedankenreich sie auch ist, Niemand in Europa beruhigte." — Das Ganze schließt daher mit einem an die Regierungen Europa's gerichteten „Caveant consules!"

Ein kleines Meisterstück ist die aus der Offizin von Giesecke & Devrient in Leipzig hervorgegangene typographische Ausstattung der vorliegenden Erwiederungsrede, die es in dieser Beziehung mit der besten Pariser Ausgabe der kaiserlichen Rede aufnehmen kann.

— Nautisches Wörterbuch für Griechenland. Ein solches Wörterbuch ist unter dem Titel: *„Ὀνοματολόγιον Ναυτικόν"*, auf Veranlassung der griechischen Regierung (Athen, 1858) erschienen. Obwohl dasselbe zunächst nur ein praktisches Interesse für Griechenland hat, gewährt es doch auch ein linguistisch-philologisches für das Ausland. Die Absicht der griechischen Regierung war bei diesem Unternehmen darauf gerichtet, theils fremde, nichtgriechische Ausdrücke, theils nicht entsprechende, griechische Worte, welche bisher im griechischen See- und Schifffahrtswesen üblich gewesen waren, aus der offiziellen Sprache zu verbannen und dafür entsprechende, echtgriechische, theils aus dem Schatze der altgriechischen Sprache zu entlehnen, theils neue zu bilden und jene durch diese zu ersetzen, und in das Geschäfts- und Volksleben einzuführen. Das Wörterbuch soll namentlich bei offiziellen Schriften und Eingaben an die Regierung, sowie für den Seedienst, maßgebend sein, und es soll z. B. auch für das Kommando zur See Geltung haben.

---

*) Den Abschnitt II, die Schlußfolgerungen umfassend, die für jeden Staat, der ein „Küstenland" besitzt, aus der vorstehenden Darstellung kombinirter See- und Land-Expeditionen gezogen werden, werden die nächsten Nummern des „Magazin" enthalten. D. R.

**) Seine „Beatrice Cenci" ist vor kurzem in einer deutschen Uebersetzung (2 Bde. Hamburg, O. Meißner), erschienen und wird nächstens in diesen Blättern ausführlich besprochen werden. D. R.

*) Réponse à l'empereur Napoléon III. Leipzig, Wolfgang Gerhard, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 8. März 1859. № 29.

Frankreich.

Die künftige Rolle des Dampfes in den europäischen Kriegen.

II. Die kombinirte Verwendung der Land- und der Seemacht Frankreichs.

Die vornehmste Thatsache, die wir bei unserer kurzen Uebersicht des Krieges in der Krim hervorheben wollten, ist die Leichtigkeit, mit der eine zahlreiche Armee eingeschifft, in die Ferne befördert und auf den feindlichen Boden geworfen werden konnte. Sechzigtausend Engländer, Franzosen und Türken wurden am Bord, während einer mehr als achttägigen Schifffahrt, also so lange untergebracht, als man heutzutage gebrauchen würde, um von Toulon nach Alexandrien, oder von Cherbourg nach der Ostsee zu gehen. Die Flotte, auf welcher sie sich befanden, hat ohne Hinderniß, ohne Unfall ihre Fahrt zurückgelegt und sie mit bewunderungswerther Ordnung und Sicherheit auf den feindlichen Boden versetzt. Was dort mit den kombinirten Flotten und Heeren dreier verschiedener Nationen geleistet worden, was, ungeachtet aller Unzuträglichkeiten, die mit einer Theilung des Oberbefehls verbunden sind, auf den ersten Coup gelungen, wird sicherlich, sobald es an der Zeit sein wird, umsomehr gelingen, wenn man über eine homogene Flotte und Armee, die einem einzigen Willen unterworfen sind, zu verfügen hat, und dabei, von den Erfahrungen der Vergangenheit unterstützt, die in neuester Zeit fortdauernd verbesserten Angriffsmittel sich zunutze macht. Für Nationen, die, gleich der französischen, eine ansehnliche Militairmacht und Marine zugleich besitzen, liegt darin ein außerordentlicher Vortheil, während diejenigen Länder, die keine Marine haben, in entschiedenem Nachtheile sich befinden.

Geht man die Geschichte unserer früheren Kontinentalkriege durch, so gewahrt man, daß sich die Wirksamkeit der Flotte stets auf einige Beschädigungen, die sie den Seestädten durch mehr erschreckende als gefährliche Bombardements und auf den mehr oder weniger ernstlichen Nachtheil beschränkt, den sie dem Handel zufügt. Denke man sich z. B. einen Krieg zwischen Frankreich und dem Hause Oesterreich, wie er in den beiden letzten Jahrhunderten zu wiederholtenmalen vorgekommen, so wird unsere Flotte höchstens dazu verwendet, Triest oder Ragusa zu blokiren. Einige tausend Tonnen Zucker wären nach Oesterreich über neutrale Häfen, statt direkt, gekommen, und zwar zu einem im Verhältnisse der Schwierigkeiten und des Risiko's höheren Preise; der österreichische Lloyd würde, wenn er damals bereits existirt hätte, genöthigt sein, seine Paketboot-Fahrten zu suspendiren; — das wäre aber auch ungefähr Alles gewesen, und zwar hätte das Alles nicht den mindesten Einfluß auf den Gang des Krieges ausgeübt. Ganz anders gestaltet sich die Sache von dem Tage, wo die Flottenmacht sich mit der Militairmacht verbindet, um ihr die Möglichkeit zu gewähren, in entfernten Gegenden einen unvorhergesehenen, entscheidenden Schlag auszuführen. Mit diesem Augenblicke kommen auf das Kriegs-Schachbrett ganz neue Figuren, durch deren unerwartete, kühne Züge alle Berechnungen umgestoßen werden, und die demjenigen, der über sie verfügen kann, einen unermeßlichen Vortheil sichern. Allerdings wissen wir auch, daß sich das Verhältniß umkehren kann, und daß, wenn Frankreich mit seinen vereinigten Geschwadern und Heeren seinen Feinden unberechenbaren Schaden zuzufügen im Stande ist, es einen solchen auch seinerseits zu gewärtigen hat, sobald dieselben Waffen gegen Frankreich in Anwendung kommen. Wir wollen darum auch die verschiedenen Chancen prüfen, die dieser neue Stand der Dinge für jede der großen europäischen Mächte darbietet, zunächst aber die Angriffsmittel untersuchen, über welche Frankreich verfügt, und auf dasjenige, was es in der Krim geleistet, einen Kalkül begründen, wie weit die Anwendung des Kriegssystems zu gehen vermag, das uns in diesem Augenblicke beschäftigt.

Wir haben gesehen, wie man 60,000 Mann von Varna nach Old Fort in einer Woche transportirte und wie der große Park von Fahrzeugen, der sie beförderte, mit Ordnung und Sicherheit seinen Weg zurücklegte. Wir dürfen daher als Grundlage unserer Betrachtungen annehmen, daß eine Flotte, die hinreichend ist, 60,000 Mann aufzunehmen, ohne große Schwierigkeit versammelt und in Bewegung gesetzt werden kann, daß also eine solche Armada durchaus nichts Uebertriebenes ist. Reduziren wir jetzt die Zahl der Soldaten am Bord von 60,000 auf 50,000 Mann und nehmen wir, statt der fortbleibenden 10,000 Mann, die nöthige Zahl von Pferden auf, um der eingeschifften Armee ihr gewöhnliches Verhältniß an Kavallerie zu verleihen, die unserem Heere in der Krim vollständig fehlte. Ausgemacht ist, daß Frankreich eine solche Detaschirung von 50,000 Mann Infanterie, Artillerie und Kavallerie in jedem großen Kontinentalkriege leicht wird bewirken können. Während der Kriege der Kaiserzeit sind dergleichen Detaschirungen, ebenso zahlreich und noch stärker, vielfach geschehen. Von Seite der Armee unterliegt also eine solche Maßregel keiner Schwierigkeit. Es bleibt uns nur noch zu untersuchen, wiefern die Marine und ihre Transportmittel dazu befähigt sind.

Es lassen sich über diesen Punkt sehr schwer Berechnungen von absoluter Genauigkeit anstellen, und zwar weil unsere Marine von 1859 kaum mehr der von 1854 ähnlich sieht. Zu letztgedachter Zeit befanden wir uns in einer Uebergangs-Periode der Unsicherheit und des Umhertappens; die Segelmarine verschied eben, um der Dampfmarine Platz zu machen, und die drängenden Erforderniße des Krieges hatten uns mitten unter allen den Zweifeln und Bedenken überrascht, deren wir uns bei Aufgebung eines Systems, das seine Proben bestanden und mit dem alle Welt vertraut ist, nicht entschlagen können. Noch mehr, wir hatten unsere Soldaten nach dem Orient geschickt, ohne daß ein wohlerwogener Plan festgestellt war, also gewissermaßen aufs Gerathewohl, und unsere Seemacht im Mittelländischen Meer, ein unorganisches Konglomerat von Segel- und Dampfschiffen, war keinesweges auf eine Expedition eingerichtet, wie sie dort beschlossen und aus dem Stegreif hergestellt wurde. In der That hatten wir dort auch nur einen Theil unserer Marine versammelt. Während unsere Soldaten in der Krim ausgeschifft waren, nahm ein französisches Geschwader Theil an den Waffenthaten von Bomarsund; unsere Marine-Stationen waren an allen Punkten der Erde komplett; ein Theil unserer großen Kriegsschiffe lag unarmirt in den Häfen, und nicht ein einziges der Dampfpaketboote unserer Schifffahrtsgesellschaften im Mittelländischen und Atlantischen Meere war seinem regelmäßigen Dienste entzogen worden. Dennoch ist zu konstatiren, daß es uns, ungeachtet des Zusammentreffens aller dieser nicht sehr günstigen Umstände, möglich gewesen, von Varna nach der Krim 29,000 Mann zu befördern.

In diesem Augenblicke ist es außer allem Zweifel, daß die französische Marine, wenn man ihr nur einigermaßen Zeit zur Vorbereitung läßt, viel umfassendere Mittel, als damals, in Bewegung setzen kann. Zunächst kann die Umwandlung unserer Segelflotte in eine Dampfmarine als beinahe vollendet angesehen werden. Dieser Metamorphose verdanken wir nicht blos unsere Schraubenschiffe von neuer Construction, sondern auch einen unerwarteten Zuwachs in der Zahl unserer disponibeln Fahrzeuge. Früher zerfiel nämlich unsere Segelflotte in zwei fast ganz gleiche Abtheilungen: in schwimmende Fahrzeuge, die zu den verschiedenen Friedens-Dienstverrichtungen gebraucht wurden, und in die Kriegsreserve, bestehend aus Linienschiffen und Fregatten, die man, obwohl sie ganz fertig waren, doch, um sie zu konserviren, auf den Werften ließ, wo man sie als hinreichend disponibel betrachtete. Als man zu der Ueberzeugung gelangt war, daß ein Fahrzeug ohne Dampfbewegung nicht mehr zum Kriege geeignet sei, ließ man sofort alle diejenigen schwimmenden Fahrzeuge, die noch der Mühe verlohnten, ebenso wie die Reserve auf den Werften, mit Ma-

schinen versehen. Und als man ferner erkannt hatte, daß das Montiren der Maschinen, am Bord eines großen Fahrzeuges unmöglich, so lange es auf den Werften sich befindet zu langsam vor sich gehe, als daß man beim Eintreten eines Krieges die Reserve-Fahrzeuge erst sollte vom Stapel laufen und noch zur rechten Zeit mit Maschinen versehen lassen, fand man sich veranlaßt, dem Prinzip der Reserve auf den Werften zu entsagen und den größten Theil der Schiffe, aus welchen sie bestand, vom Stapel zu lassen. Daher also die plötzliche Vermehrung der disponibeln Kräfte der französischen Marine — eine Vermehrung, die größtentheils während der Zeit der Krim-Expedition stattfand. Europa bemerkte damals unsere Fortschritte, ohne daran Anstoß zu nehmen, aber es kannte das Geheimniß aller dieser neuen, so billig hergestellten Armirungen nicht. In diesen, wie in vielen anderen Stücken, ärndtete die gegenwärtige Regierung die Früchte der Aussaat, welche die vorige Regierung ausgestreut hatte.

Die Linienschiffe der früheren Reserveflotte blieben übrigens, nachdem sie mit Maschinen versehen worden, Kriegs-Linienschiffe, während es mit den Fregatten anders gehalten ward. Da nämlich ihre Formen ungeeignet für die große Schnelligkeit waren, die man jetzt von Dampffregatten verlangt, so wurden sie mit Apparaten von mäßiger Kraft ausgestattet und in große Transportschiffe verwandelt, welche im Stande sind, ansehnliche Heeresmassen zur Beförderung nach Civita-vecchia, an die afrikanische Küste, oder wo es sonst der Staatsdienst erheischen möchte, aufzunehmen. Gleichzeitig wurden bedeutende Fonds angewiesen, um Linienschiffe und Fregatten zu bauen, welche die spezielle Bestimmung haben, Fahrten von außerordentlicher Geschwindigkeit zu bewirken, zu welchem Zwecke auch eine Flotille von Schrauben-Lastkorvetten zum Transporte von Truppen, Pferden und Material hergestellt worden. Eine Abtheilung der letztgedachten Schiffe wird bereits im Dienste unserer Kolonialbesitzungen und unserer Expedition nach Cochinchina verwendet.

Wir wollen nicht behaupten, daß alle diese Umwandlungen und neuen Constructionen bereits vollendet seien, aber es sind deren in der That bereits so viele fertig, daß wir dreist behaupten dürfen, unser Material könne jetzt mit Leichtigkeit das Doppelte von dem, was wir in der Krim hatten, an Linienschiffen, und das Dreifache an Fregatten, Korvetten und Transportschiffen — Alles mit Dampf arbeitend — herstellen. Fügt man dem noch hinzu, was unsere verschiedenen Paketboot-Linien an Dampfern besitzen, so wird Jedermann mit uns zugeben, daß der überseeische Transport von 50,000 Mann heutzutage eine sehr einfache und leichte Sache für Frankreich sein würde, ohne daß wir auch nur ein einziges Segelschiff durch Schlepper müßten befördern lassen. In sehr kurzer Zeit dürfte sich auch noch ein viel besseres Resultat sogar herausstellen lassen: wir werden alsdann hinreichende Mittel besitzen, unsere Expeditions-Armee zu befördern, ohne die Linienschiffe selbst zu belasten, die alsdann ihrer natürlichen Rolle als Eskorte zurückgegeben, oder zu jedem anderen, ihnen durch die Kriegsereignisse gebotenen Dienst verwendet werden können.

Was die Frage des Personals betrifft, so würden wir, wenn wir nicht fürchteten, den Leser allzusehr mit Zahlen zu ermüden, sehr leicht deutlich nachweisen können, daß es daran an dem Tage, wo eine Mobilmachung nothwendig sein, ebenso wenig fehlen wird, als am Material. Man wird uns wohl auf's Wort glauben, wenn wir sagen, daß, bei dem doppelten Element, aus welchem unsere Schiffsmannschaft gebildet wird: nämlich zwei Drittel durch Eintragung in die Seedienstrollen und ein Drittel durch Rekrutirung, die Anzahl der zur Mobilmachung unserer ganzen Flotte erforderlichen Seeleute nicht die Hälfte des Effektivbestandes beträgt, über welchen wir zu verfügen haben. Es ist daher durchaus nichts Uebertriebenes, wenn bei dem, was Frankreich an Matrosen, wie bei dem, was es an Schiffen zählt, angenommen wird, es sei uns vollkommen gestattet, eine Armee von 50,000 Mann über See zu befördern. Man kann sogar annehmen, daß, wenn das Ziel der Expedition nicht zu entfernt von unseren Häfen ist, dieselbe Flotten-Abtheilung ohne Schwierigkeit einem noch weit bedeutenderen Heere Ueberfahrt gewähren kann.

Nach allem Vorstehenden dürfen wir es also als zugestanden betrachten, daß unsere Flotte eine Armee von funfzigtausend Mann aufnehmen und über das Meer führen kann. Nun denke man sich, welchen Eindruck des Schreckens es bei unseren Feinden machen muß, wenn hundert Zeitungen zugleich ihnen die Nachricht bringen, daß eine französische Armada dieser Art abzugehen im Begriffe sei. Würde man nicht täglich und auf allen Punkten der Küste eine furchtbare Flotte zu erwarten haben? Und würde nicht diese Besorgniß allein schon ein sehr empfindlicher Nachtheil für unseren Feind sein? Sind die in der Nähe der Küste wohnenden Bevölkerungen ihren Regierungen treu und ergeben, so werden sie in schmerzlicher Angst ihre Tage verbringen. Sind sie dagegen unzufrieden und ihren Regierungen abgeneigt, so werden sie die Ankunft des französischen Heeres als das Signal ihrer Befreiung ansehen. In dem einen, wie im anderen Falle wird Alles in Aufregung sein und wird die bedrohte Regierung nichts thun können, was diese nicht noch vermehrt. Was vermögen in der That Truppen-Konzentrirungen, die doch das einzige Mittel sind, einer solchen Gefahr zu begegnen, was vermögen sie anderes, als — die Einwohner sich selbst zu überlassen, sei es in ihrer Unruhe, oder in ihrer regierungsfeindlichen Gesinnung? In Europa giebt es nur das eine Rußland, das hinter einem Theile seiner Küsten ungeheure Wüsteneien darbietet, die von keiner Invasion etwas zu besorgen haben; überall sonst aber, wo die Bevölkerung dichter und reicher ist, bieten die Küsten tausend verwundbare Punkte dar. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Ein russischer Staatsmann.

Zur Geschichte der letzten Theilung Polens.
(Schluß.)

Sievers' Stellung in Warschau war übrigens, wie wir vielfach sehen, durchaus keine angenehme, und konnte es unter diesen Verhältnissen und Umständen auch nicht sein. Die traurige Aufgabe, die Agonieen des sich auflösenden Staates anzusehen und seine Euthanasie durch allerlei kalmirende Mittel zu befördern, unvorhergesehenen Umsetzungen des Windes geschickt zu begegnen, der fremden Diplomatie, die sich gleichfalls bei dem Schmause der Adler eingefunden, klug und gewandt zu begegnen, endlich dem Könige und den Großen gegenüber wechselnd die Rolle des Freundes und Beschützers, dann wieder des strengen Gebieters zu spielen, das erforderte viel Umsicht, Kaltblütigkeit und Geschmeidigkeit, und wir müssen gestehen, daß er hierin den Eindruck eines genialen Diplomaten macht. Das Gewissen ist hierbei freilich Nebensache. Andererseits ward seine Stellung durch die Feinde schwer gemacht, die am Petersburger Hofe gegen ihn intriguirten; er klagt über Geldmangel, zu späte Zusendung der ihm bestimmten Summe, endlich sogar über offene Bosheit, wenn man ihm z. B. russische Rubel sandte, die damals in Warschau keinen Kurs hatten, weil die Polen nur nach Dukaten rechneten (sic!). Die fortwährenden Feste und Schmausereien nahmen gleichfalls viel Zeit weg und erforderten eine gute Gesundheit. Wir können die Geschichte der Ränke und Intriguen, der Kniffe und Nichtswürdigkeiten, deren Schauplatz das von Diplomaten, Industrierittern und Gaunern wimmelnde Warschau ist, natürlich nicht weiter verfolgen und müssen auf die Geschichte verweisen, die zu vervollständigen und in manchen Punkten aufzuhellen das Buch einen guten Beitrag bildet.

Endlich hatte man den König, der sich lange auf das entschiedenste gesträubt hatte, vermocht, nach Grodno zu gehen. Sievers reiste ihm voraus am 19. März. Wir geben hier einige interessante Daten für das System, nach welchem die polnischen Adeligen bearbeitet wurden, um gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

Sievers schreibt an die Kaiserin z. B.:

„Ohne bestimmte Vorschriften über die außerordentlichen Ausgaben, wage ich Ew. kaiserliche Majestät um welche zu bitten, oder wenn Sie dabei geruhen, sich auf mich zu verlassen, werde ich damit gut haushalten. Ich gab bei meiner Abreise von Warschau dem Grafen Ozarowski 500 Dukaten mit den Worten: dies geschähe, um seinen Fleischtopf auf einen Monat als Kommandant in Warschau kochen zu lassen, und er möchte es so anfangen, daß er die Fortsetzung verdiene (!!!). Hier gab ich dem Vice-Marschall Zabiello 1000 Dukaten mit denselben Worten. Ich werde es ebenso mit dem Kossakowski und dem machen, der an der Spitze der Conföderation stehen wird. Es versteht sich, daß die Kasse des preußischen Ministers die Hälfte trägt."

Man hatte also die begleitenden Redensarten bei diesen Douceurs völlig fertig gemünzt und fand es nicht für nöthig, für jeden dieser edlen Herren eine neue zu erfinden. Freilich war es mit den „Fortsetzungen" nicht weit her, und es gingen nur wenig Monate vorüber, daß die Polen ihren Fleischtopf mit russischem Gelde kochen lassen konnten. Die Stimmen des kleinen Adels waren wohlfeiler: „diese Stimmen sind nicht die der großen Herren, sondern nur des kleinen Adels, der die meisten besitzt und folglich das Uebergewicht bei den Diätinen (Vorlandtagen) giebt und mit seinen Stimmen handelt. Man kauft sie zu 10, zu 15 und höchstens zu 30 Dukaten. Mein ganzer Aufwand bei den Diätinen Prosowitz und Oswotzing belief sich, wenn ich mich recht erinnern kann, auf 200 bis 300 Dukaten, ohne meine Reise nebst persönlichen Auslagen". Indessen der König war nicht besser; aus einer umständlichen Unterredung, die Sievers mit ihm über seine Abdankung hatte und mittheilt, sehen wir, daß dem armen Manne weiter nichts Schmerzen machte, als seine Schulden und die traurige Aussicht auf die Zukunft, wo er kein Geld haben würde.

„Ich habe einige Tage gezögert, Rechenschaft von einer langen Unterredung abzulegen, welche ich an dem vergangenen Sonntage mit dem Könige gehabt; ich speiste bei ihm zu Mittag an einer kleinen runden Tafel von neun Gedecken. Das ist sein ganzer Haushalt. Er

ließ mich in sein Kabinet eintreten, wo er, nach verschiedenen Gegenständen von wenig Bedeutung, beständig mit Klagen und der Lust, den Beschützer zu spielen, sich mit einer wahren Schwachheit in die Geschäfte zu mischen, auf seine Schulden, ihre unerträgliche Last kam, von da zur Schätzung seiner Lage in den Augen seines Volkes, Europa's und der Nachwelt. Den Schluß machte der entschiedene Wunsch, die Freiheit, seiner Krone zu entsagen. Sein Gespräch war leidenschaftlich, wenig vorbedacht; — oft Thränen in den Augen — wünschte er nur die Ausgleichung seiner Schulden, die aufs grausamste auf ihm lasteten, nur wenig für seinen lebenslänglichen Unterhalt; es finden sich Männer genug, welche aus den Händen Ihrer kaiserlichen Majestät die Krone annehmen möchten. Endlich bäte er mich, darüber an Ihre kaiserliche Majestät zu schreiben, oder zu gestatten, daß er selbst schriebe."

Sievers fällt ihm in die Rede und sucht ihm seine Gedanken auszureden; doch er bleibt dabei, und er kommt nun auf die Kandidaten des neuen Königthums zu sprechen. Zuerst nennt er den Grafen Potocki, seinen Feind und Gegner, dem er schwerlich etwas Gutes gönnt; darauf den Prinzen von Württemberg, Graf von Artois u. s. w.

Wir knüpfen wieder an: „Er schien mir bewegt, schwieg und wiederholte gleichwohl, es bleibe ihm nur das Eine zu thun übrig, abzudanken — wenn nur nicht jene unglücklichen Schulden wären! Ich sagte ihm ferner, ihre Ausgleichung würde sich, ohne Zweifel mit großen Opfern und Entbehrungen von seiner Seite, machen. Sie nehmen mir meine Tafelgüter. — Ja, Sire, Sie sind das Opfer davon geworden, denn sie bringen Ihnen nur die Hälfte ihres Ertrages. — Und was werden Sie mir lassen? — Fünf Millionen, vielleicht sechs, von denen die Hälfte zur Bezahlung Ihrer Schulden würde angewiesen werden. — Ich glaubte immer, es könnten sechs Millionen sein. Wenn er abdankte, hätte der Nachfolger nicht, wovon zu leben; oder die Ausgleichung der Schulden würde schwieriger. — Könnten Sie in der Abgeschiedenheit mit anderthalb Millionen leben? — Plötzliche heitere Veränderung des Gesichts. Ei wie! Das sind 80,000 Dukaten, soviel braucht man nicht in Rom, noch Neapel. „Ach", sagte er mir (deutsch), indem er die Hand mit sichtlicher Aufregung mir entgegenstreckte: „Wenn Sie das möglich machen, mein lieber Ambassadeur! Lassen Sie uns nach Italien reisen! Da wollen wir glücklich sein, Alles vergessen". Sievers glaubte Anfangs, er würde ihn vor Freuden umarmen.

Die Scene ist entschieden komisch, und könnte in einem Lustspiele stehen, während die Auflösung Polens für eine Tragödie gehalten wird.

Das Meisterstück Sievers' ist ohne Zweifel die Vergewaltigung des Königs und der Conföderation in Grodno, wo er ihn durch Grenadiere und gegen den Sitzungssaal gerichtete Kanonen zwang, die gemachte Theilung zu sanctioniren, wie gesagt, ein Kunststück, das er dem Pariser Henriot, der es im Juni probirt, geschickt nachmachte. Die polnischen Patrioten, welche dagegen protestirten und laut gegen ihre mit Dukaten bedachten Mitlandboten loslegten, wurden für Jakobiner erklärt, deren verderbliche Grundsätze man nicht dulden dürfe. Die umständliche Schilderung des Herganges ist sehr belehrend. Sievers wurde dabei in Folge der Aufregung bedeutend krank. Nur Auszüge aus Briefen an seine Töchter aus dieser Periode mögen hier Platz finden, den Standpunkt klar zu machen, auf dem der Diplomat steht:

„Den 2. September (n. St.) 1793. Es schlägt zwölf Uhr in der Nacht. Ich komme vom Palais zurück, das ich mit zwei Bataillonen habe umstellen lassen, um den Reichstag zur Vernunft zu bringen. Er muß mich arg erzürnt haben, daß ich soweit gegangen bin. Sie werden vor 5 Uhr Morgens nicht schließen, und verliere ich das Turnum, d. h. die Mehrheit, so halt' ich sie eingesperrt."

„Den 3. September. Mitternachts. Betrachte Tag und Stunde, meine Theuerste, also wird dieser Brief ebenso kurz sein, als der vorgestern Abend mit der Post. Ach, meine Theure, ich führe ein Hundeleben. Weiß Gott, wie lange ich es aushalten werde. Welch' eine Laufbahn für einen Ehrgeizigen! Für einen bescheidenen Mann oder der von jenen eitlen Größen zurückgekommen ist, welche Qual... Was fühlte ich, diesen König mit seinem Reichstag zwölf volle Stunden eingesperrt zu halten, mit dem Befehl an Rautenfeld, ihn nicht herauszulassen, bevor er bestimmt und verordnet hätte, ihr Unglück zu unterzeichnen. Hier giebt es was zu lesen. Vier Noten in fünf Tagen, und doch ist der Preuße nicht zufrieden."

Am 6. September war indessen die Sache wieder im ruhigen Gange; Sievers war bereits wieder in einer Abendgesellschaft bei der Gräfin Camelli gewesen, wo diese Dame mit dem Grafen Morelli, der die Guitarre spielte, ein Duett gesungen hatte; — den 7ten feierte man (Ironie des Schicksals) den Wahltag des Königs, und Sievers gab ihm zu Ehren ein großes Abendessen und einen Ball von hundertfunfzig Personen. Jene Gräfin Camelli war eine mysteriöse Person, hinter deren Ursprung man nicht kommen konnte; nur war sie mit dem Schicksale Polens und des Königs innig verbunden. Die wahrhaft unglückliche Camelli war Gegenstand der diplomatischen Verhandlungen und sollte eine bedeutende Geldsumme erhalten.

Wie gesagt, bereits im Dezember hatte auch Sievers seine Rolle ausgespielt.

Der vierte Band enthält vollends die weiteren Lebensschicksale des Staatsmannes bis zu seinem Tode im Juli 1808. Der weitere Verlauf der polnischen Dinge, dann die Zustände unter Kaiser Paul, unter dem er wieder eine Rolle spielte, ziehen an uns vorüber: tausend Einzelnheiten aus einer bestimmten, scharfen Perspektive, die uns einen Einblick in das innerste Leben und Treiben der Regierung eines großen Staates gewährt. Man sieht, wie die Geschicke der Völker gemacht werden, und wie Rath und Auskunft dort oben oft ebenso theuer ist, als in niederen Regionen und wieviel von Launen, Einfällen und Persönlichkeiten abhängt, die aber alle im Dienste einer inneren Nothwendigkeit stehen und nicht ungestraft den großen, sicheren Instinkt verletzen, den jedes Staatsleben wie gewissermaßen ein Thier hat. Solche Bücher haben einen ganz bedeutenden Werth. Wer viel Geschichte liest und gelesen hat, aber blos Geschichte im eigentlichen Sinne, der hat zuletzt doch eine falsche Vorstellung von Geschichte, denn die Geschichte hat Pathos, hat Dramatik, hat den Rhythmus, der erst beim Ueberblick über große Massen hervortritt; in solchen Büchern tritt das Alles zurück, wenn man sieht, wie um die Größen und leitenden Charaktere unzählige Menschlein, ganz wie wir Alle, krabbeln und wimmeln, und wie diese Größen ziemlich gerade so aussehen, wie ihre Umgebung, von der sie vielfach abhängen. Die weise Lehre hieraus ist freilich nur: „Ja, so geht es in der Welt zu. Es ist heute, wie gestern, und wird wohl immer so bleiben, die Menschen sind sich unter allen Umständen gleich; ob weltgeschichtliche Katastrophen, oder tiefe Alltäglichkeit, sie essen, trinken und unterhalten sich nach Kräften und Vermögen; die Geschichte löst sich, bei näherer Betrachtung, in tausend kleine Genrebildchen und Komödienspielchen auf, Pathos und Drama erscheint erst bei tieferer Betrachtung". Solche Bücher sind das beste Mittel gegen die Prinzipienreiterei der Geschichtsmechaniker und Pedanten, die vor lauter Regel die Dinge selbst nicht sehen können. Wir leugnen durchaus nicht das Vorhandensein von Prinzipien, d. h. von leitenden Gedanken in der Geschichte; nur glauben wir, daß dieselben zur Zeit ihrer Wirksamkeit ganz wo anders sind, als im Hirn und Bewußtsein der Handelnden. Was wir jetzt Prinzipien nennen und worüber sich die Leute katzbalgen, sind logische Krücken, Laufkörbe für Kinder, Exerzierreglements für rohe Rekruten, Schemalieferungen von Parteilügen. Es giebt nur Ein Prinzip in der Geschichte: Wahrheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit.

Jedem Bande ist eine Anzahl interessanter Portraits, namentlich der hohen und höchsten Personen, beigegeben. Sievers erscheint zweimal darin, als junger Mann und als alter Herr; ein fein geschnittenes Gesicht mit großen, ruhigen Augen und einem milden Lächeln um den Mund, das einigermaßen den Eindruck des Listigen macht; der feine Aristokrat und Diplomat ist unverkennbar.

Deutschland und das Ausland.

Zur Schiller-Feier.

PROLOGUE TO „*WILLIAM TELL*".

By *Hermann Marggraff.*

Spoken, November 10, 1858, by Herr *Alexander Köckert*, at a Festival, in Leipsic, given in honour of *Schiller*.

Translated into English by *Mary Anne Burt*.*)

Know'st thou a little homely house at Marbach,
In Suabia? — a modest house, yet common,
Like poverty's asylum: — drear the entrance,
The dwelling-room chill, smoke-bedimmed, and close,
The window, small and ancient, faintly gleams,
In time-worn frame, of melancholy tint: —
This little — little house in little town,
Cradled that Genius — that poetic mind,
Whose fame rose high o'er humble hearth and town,
High o'er a natal district's narrow sphere,
And spread to Germany's remotest bounds —
A Genius, universal, great, and free,
And all encircling, like humanity,
Powerful as Freedom's self-created law,
Graceful as Beauty's ideality,
Combined with all, most chaste, and most sublime!

---

*) Mary Anne Burt ist bekannt durch ihre Anthologie: „Specimens of the choicest Lyrical Productions of the most celebrated German Poets. With biographical and literary notes" (2. Aufl., 1855), ausgewählte Stücke von Klopstock, Hölty, Bürger, Salis, Goethe, Schiller, Uhland, Heine, König Ludwig von Bayern, Rückert, Freiligrath, Dingelstedt, Platen, Anastasius Grün, Zedlitz, H. Marggraff und German Mäurer, darunter namentlich Balladen in rhythmischen Uebersetzungen, enthaltend.

A nation small, a homely pastoral tribe,
Of mould robust; dwellers of rugged mountains,
Scarce visible on mighty Europe's map —
Contemned, insulted, of a people's rights
Defrauded, through a bailiff's despotism, —
Behold that nation rise — rise like *one man!* —
They grasp their trusty sword, the cross-bow, club,
They wield the metal-gleaming morning-star —*)
Now, the bright morning-star of Liberty,
That hurls destruction on Oppression's head! —
The steer of Uri's shrill, heart-piercing tones
Reverberate through abyss, and mountain-cave,
While echo's countless herolds bear the sound,
Like thunder's peal, o'er snow-crowned Alpine walls!

Here stands Nobility, in arms, well-tried,
In coat of mail with golden ornaments,
Proud plume on helmet waving, — lance in hand,
As mid a forest of bright-glistening steel! —
There stands the peasant-tribe, in doublet coarse,
With free, uncovered, patriotic brow;
On God confiding, trusting in their strength,
And on their ancient, independent Rights: —
That contrast great! — Yet Victory's palm is ever
By rough-clad peasants — not by steel-eased Knights!

More and more numerous the confederates
Of that most hallowed row, sworn on the Rütli! —
The citizens of Friburg, Bern and Zürich
Extend the hand of succour, and defence. —
The Duke of Burgundy's belligerent host,
Falls — falls, like corn, mown down, at harvest-time!
As God deals justice, due to violence,
And pride — that Bene-house, reared at Murten, proves!

Billows of Universal History, since,
Have raged, tumultuously, round Switzerland,
Yet, dissipating 'gainst her rock-built walls,
'Gainst loyal hearts of Switzerland's true sons,
And 'gainst the root of German union.

Oh, may th' example, the great Poet gives,
In Switzerland, teach German brethren,
Not to contract their sentiments within
A vale's small bounds, an isolated farm,
Within a village, or a district, — no! —
Let this be their ambition — to become
Burghers of that ideal — that Free State,
By cantons not computed — but, by nations,
And souls refined! — Thus, may the Rütli-row
Our emblem prove, at dire misfortune's hour! —
May we forget each variance — petty strife,
Unnatural fratricide, in days of yore,
Each jealousy, each sombre, withering cloud,
And each fierce discord in religious creed! —
May we, united, raise our hand toward Heaven,
And swear — yes! — swear, all, as *one man*, to stand,
Guardians of German morals, science, rights,
Of each most sacred boon, kind Heaven bestows,
And which a nation, proudly, calls her own, —
Treasures that Universal History's
Genius sublime trusts to a people's care!

Thus, brethren — not with boastful, empty words,
That vibrate through the atmosphere, and die —
Honour the Poet's genius — the mind
Of Frederick von Schiller! — in energy,
Like ancient Switzerland's unconquered sons,
The Poet, trusting on internal powers,
With open breast, and unprotected brow,
Challenged the world's dread Genius of Deceit! —
He crushed his visor — fought for death — or life, —
Nor rested, till victorious in the strife!

Mannigfaltiges.

— **Zur Kenntniß der Provinz Preußen.** Als einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte und Geographie der Provinz Preußen empfehlen wir die verdienstliche Schrift von Dr. M. Töppen: „Historisch-komparative Geographie von Preußen".**) Die wichtigsten Quellen dieser Arbeit sind Urkunden, Chroniken und Kartenwerke. Von den benutzten Urkunden ist ein beträchtlicher Theil ungedruckt und verschiedenen Archiven und Registraturen, namentlich in Königsberg, Danzig, Elbing und Frauenburg, aber auch in einer ziemlichen Anzahl kleinerer Landstädte, entnommen. Dazu kommen noch die Handfesten und Zinsbücher, deren Benutzung für die Geographie der Ordenszeiten besonders fruchtbar ist; leider aber haben sich diese für die älteren Zeiten nicht vollständig erhalten. Zuletzt sind noch die neueren wissenschaftlichen Werke über die Geographie und Geschichte Preußens mit kritischer Vorsicht gebraucht worden. Das Ganze zerfällt in drei Theile, von denen der erste Preußen und die Nachbarländer vor der Ordensherrschaft, der zweite zur Zeit der Ordensherrschaft und der dritte seit dem Untergange der Ordensherrschaft behandelt. Beigegeben ist ein Atlas von 5 Blättern, enthaltend: 1) die Karte von Preußen und den Nachbarländern vor der Ordensherrschaft; 2) zur Zeit der Ordensherrschaft; 3) vom Untergange der Ordensherrschaft bis zur ersten Theilung Polens; 4) bis zum Tilsiter Frieden; 5) in kleinerem Formate die Karte von Preußen im neunzehnten Jahrhundert.

— **Deutsche Literatur in Frankreich.** Herr Moritz Hartmann in Paris schreibt in einem Feuilleton der „Köln. Ztg.": „Es heißt, daß die neue Uebersetzung des Götheschen „Faust" dem Théâtre Français bestimmt sei; der Uebersetzer, Fürst Polignac, hat sein Möglichstes gethan, und er konnte es besser als Andere. Er ist der Sohn des Ministers Karl's X. und ist in der Verbannung, in Deutschland, aufgewachsen, wo er unsere Sprache und unsere Dichter so gut, wie die seines eigenen Landes kennen lernte; so war es ihm auch leichter, in den Geist des Gedichtes einzudringen, und verstand er den tieferen Sinn jenes großen Gedichtes, der dem Fremden meistens entgeht. Die deutsche Dichtung gewinnt übrigens immer mehr Boden in Frankreich, und in dieser Beziehung hat die Revue Germanique in der kurzen Zeit ihres Bestehens Außerordentliches geleistet. Sowohl die deutschen Romane und Novellen, wie die deutschen Dramen, die sie gebracht, haben allgemeinen Beifall gefunden; in letzter Zeit Auerbach's „Spinoza" und Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen". Dadurch aufgemuntert, wird sie in kurzem unter anderen Novellen Heyse's „Kreisrichter", und unter anderen Dramen Heyse's „Sabinerinnen", Mosen's „Otto III.", Glaser's „Galilei" u. s. w. bringen. Die anderen Revuen benutzen die Erfahrung, welche die Germanique für sie gemacht, und bringen ebenfalls Uebersetzungen aus dem Deutschen. Die Revue Française brachte Heyse's „Rabbiata"; die Contemporaine bringt in ihrer nächsten Nummer Mosen's „Ismael", und demnächst dessen „Heimweh". Die Zukunft der Revue Germanique ist nach funfzehnmonatlicher Existenz gesichert; sie steht bereits ganz auf eigenen Füßen, — ein Erfolg, dessen sich in so kurzer Zeit bisher nicht eine einzige Revue erfreute. Ich erwähne dieses absichtlich, weil der Neid und die Konkurrenz das Bestehen der Revue Germanique als zweifelhaft und unsicher dargestellt haben. Der Erfolg erscheint übrigens nicht so wunderbar, wenn man bedenkt, daß sie neben dem Interesse für die deutsche Geistesbewegung, das sie theils vorgefunden, theils geweckt, auch noch durch den Umstand begünstigt wird, der sie in Folge der Universalität der französischen Sprache zur Dolmetscherin zwischen Deutschland, Spanien und Italien macht. In der That hat sie in allen Winkeln dieser Länder ihre Abonnenten. Auch von England und von Amerika aus wird sie bedeutend unterstützt; nur Deutschland verhält sich ihr gegenüber sehr spröde." (Aber wozu soll sich denn auch Deutschland eine französische Uebersetzung deutscher Novellen und Dramen anschaffen?)

— **Chinesische Mond-Uhr.** Als solche verwendet man gewöhnlich die horizontale Sonnen-Uhr auf dem oberen der beiden Täfelchen, aus welchen die tragbaren Sonnen-Uhren (vgl. Nr. 25) zusammengesetzt sind. Wer bei Mondschein die Stunde und Viertelstunde wissen will, für den ist folgende Anweisung gegeben: „Nimm die (immer beigefügte) messingene Schraube, stecke sie auf dem unteren Täfelchen in dasjenige Loch (am Rande), welches dem laufenden (funfzehntägigen) Jahres-Abschnitt entspricht; laß die Schraube das obere Täfelchen stützen (welches nun mit dem unteren einen mehr oder weniger spitzen Winkel bildet), stelle die (drehbare) Scheibe am ersteren so, daß ihre Handhabe den Tag des laufenden Monats deckt (vgl. Nr. 25) und stecke in den Mittelpunkt der Scheibe eine kleine Nadel: so wird der Schatten der Nadel die gesuchte Stunde und Viertelstunde anzeigen".

*) Für Landsleute der Uebersetzerin sei zum besseren Verständniß des Wortspiels bemerkt, daß eine Gattung von Keulen, welche zuerst bei den schweizerischen Bauern gebräuchlich war, den Namen „Morgenstern" (morning-star) führte.

**) Gotha, Justus Perthes, 1858.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 10. März 1859. № 30.

England.

Humphry Davy's nachgelassene Schriften.*)

Humphry Davy, 1778 in Cornwall, der Grafschaft, die den altbritischen Nationalcharakter am treuesten bewahrt hat, geboren, ward schon in seinem zwanzigsten Jahre an die Spitze der pneumatischen Anstalt zu Clifton gestellt, „deren Hauptzweck war, mit den verschiedenen Gasarten Experimente zu machen, zunächst, um sich von ihren medizinischen Wirkungen in allerlei Krankheiten zu vergewissern". Dieses Amt verdankte er seinen frühesten Untersuchungen über die Natur und die Wirkungen des Einathmens der Gase. Drei Jahre später folgte er dem Rufe als Professor der Chemie an das königliche Institut. In das Jahr 1807 fällt seine Entdeckung der metallischen Basen in den festen Alkalien — eine Entdeckung, die „eine Aera in der Geschichte der Chemie bildet" — aber auch ein gefährliches Fieber, das er sich, nach seinem eigenen Dafürhalten, durch einen Besuch in Newgate, zu dem Zwecke, die Ventilation und die Heilsamkeit in diesem großen und verpesteten Gefängniß möglichst zu verbessern, zugezogen hatte. Im Jahre 1812 folgten sein Ritterschlag und seine Heirat mit Mrs. Apreece rasch auf einander; 1813 trat er seine erste, orientalische Reise in Gesellschaft eines befreundeten Geistesgenossen, Faraday's, an. Seine weltberühmte Erfindung der Sicherheitslampe fällt in den Herbst 1815. Im Jahre 1820 wurde er einstimmig zum Präsidenten der Königlichen Gesellschaft gewählt, und diese Wahl wiederholt sich alljährlich mit derselben Einstimmigkeit bis 1827, wo ein Schlaganfall ihn nöthigt, seine Stelle niederzulegen. Von da ab bis zu seinem Tode, 1829, wandert der gebrochene Mann umher, um Linderung seiner Leiden, oder mindestens ungestörte geistige Beschäftigung zu suchen, bis der große Lebenswechsel eintritt.

Diesem flüchtigen Lebensumriß mögen nun einige Notizen aus dem „fragmentarischen Nachlaß" folgen:

Als das Anziehendste daraus erscheint seine Bekanntschaft mit Southey und Coleridge, die sich noch aus der Zeit der Anstellung des großen Chemikers an dem pneumatischen Institut herschrieb und die bald zur vertrauten Freundschaft reifte. Die Innigkeit dieses Bundes wurde nicht wenig durch den Umstand gesteigert, daß in Davy mit dem Mann der positiven Wissenschaften, der Chemie, Geologie und Naturkunde, der Dichter, der Künstler, der Politiker und der Philosoph sich vereinigten. Coleridge äußerte über ihn in einer Unterhaltung mit Poole: „Wäre Davy nicht der erste Chemiker, er könnte der erste Dichter seiner Zeit sein." Auf Cottle's Frage, wie hoch er Davy im Vergleich mit den tüchtigsten Männern des Tages stelle, erwiederte Coleridge: „Ei, Davy verschlingt sie alle zusammen! In seiner Seele ist eine Energie, eine Elastizität die ihn befähigt, jeden Gegenstand zu erfassen, zu analysiren und bis in seine letzte Konsequenzen zu verfolgen. Jeder Gedanke in Davy's Seele hat Lebenskraft. Die lebendigen Gedanken sprossen „„wie die Blumen unter seinen Füßen auf.""

Einer der schönsten Briefe Coleridge's an ihn ist folgender:

„Arbeiten Sie tüchtig, und wenn der Erfolg nicht, gleich den Blasen in der Salzauflösung — mit der Spirituslampe darunter — aufhüpft, so hole den Erfolg der Teufel und seine Großmutter! Mein theurer Bruder, aus meinem Fenster vor mir sehe ich ein großes Lager von Bergen. Riesen scheinen hier ihre Zelte aufgeschlagen zu haben. Jeder Berg ist eines Riesen Zelt, und wie strömt das Licht von ihnen herab! Davy, ich sehne mich krank nach Ihnen, Sie bei uns zu haben!.....

...„Was denken Sie von dem Fall, den ich für Sie aus dem Deutschen übersetzte! Daß ich ein gutherziger Schuster war, der mit mehr Eifer als Weisheit übergeleistet (ultra-crepidated) hat. Das Wort nehme ich auf eigene Gefahr; es sprang wie eine neue Schöpfung aus meinem Gehirn...

„In der Nacht, bevor ich Grasmere verließ, tranken wir den Thee auf dem Eiland in dem lieblichen See. An einem Föhrenast hing der Kessel und schwankte über dem Feuer; ich lag und schaute die Wälder und die Berge und den See, alle zitternd und gleichsam vergeistigt durch den zarten Rauch, der aus der lichten, rothen Asche der Tannzapfen, die wir zusammengerafft hatten, aufwirbelte. Hernach machten wir ein glorreiches Freudenfeuer an dem Seerand, neben einem alten Buschwerk, dessen Zweige in der hinaufwallenden Rauchsäule knarrten und seufzten, und das Bild dieses Freudenfeuers, und die gerötheten lachenden Gesichter derer, die rund um dasselbe im Zwielicht tanzten — dieses Bild in einem Gewässer, so spiegelglatt wie jener See, als der Sohn Gottes dem Wetter Frieden! zurief! — Gott und alle seine Söhne mögen Sie so lieben, wie ich.

S. T. Coleridge."

„Sara grüßt herzlich. Hartley ist ein Geist, der auf einem Espenblatte tanzt. Die Luft, die jener bleichwangige, gähnende Tourist athmet, ist für meinen Buben stetige Schwefelsäure. Ein fröhlicheres Geschöpf war nie geboren. Der Schmerz transsubstantiirt sich durch die voranrollende und nachrauschende Luft in ihm so völlig, daß er oft, fünf Minuten nachdem er von der Mutter die Ruthe bekommen, hinging und sie bat, ihm noch einmal die Ruthe zu geben."

Ein andermal schreibt er ihm über seine literarischen Entwürfe:

„Ich fürchte, wenn ich auch noch so sauer arbeite, doch nicht im Stande zu sein, das zu machen, was mir stets im Herzen brennt zu machen; das ist, meine freie Seele zusammenzudrängen und in den, den Worten und Gedanken verwandten Gefühlen zu fassen unter dem Titel: „Ueber die Poesie und die Natur der aus ihr entspringenden Lust". Ich getraue mir, das Ding zu verstehen, und bin gewiß, daß, wenn ich darüber schreibe, wie ich soll, das Werk alle Bücher der Metaphysik und alle Bücher der Moral obendrein überflüssig machen wird. Gegen wen soll ein junger Mensch seinen Stolz aussprechen, wenn nicht gegen einen jungen Menschen, den er liebt?"

Davy's Briefe geben Zeugniß von einem rastlos arbeitenden Geiste, der sich, oder vielmehr den Leib, in welchem jener hauste, lange vor der Frist aufrieb, die ihm Natur bestimmte. Heute dichtete er die „Salmonia", morgen schrieb er die „Elemente der Chemie". Jetzt versenkte er sich in die Tiefen der Metaphysik, um bald darauf die Angel nach den Fischen auszuwerfen. An seinen Freund Knight schreibt er: „Ich werde Ihnen die Fliegen und die Angeln schicken, bevor die Jahreszeit beginnt. Der Wildhüter war so freundlich, mir zu versprechen, Ihnen für mich einige Schwanzfedern vom Zaunkönig und Drosselflügel zu übergeben; alle anderen Federn können wir uns in London verschaffen. Ich habe in den letzten drei Monaten wieder gearbeitet und war so glücklich, einige schwierige Aufgaben über die Natur des Schwefels, des Phosphors, der Holzkohle, des Diamants, der Borsäure zu lösen. Alle diese Körper zeigen sich als Mischungen."

Daß er auch der Politik und dem Völkerleben nicht fremd blieb, beweisen einige Stellen seines Briefwechsels; z. B. folgende Anschauungen des englischen und französischen Nationalcharakters: „Die Macht unseres Eilandes mag abnehmen, allein die Seelenstärke des Volkes kann sich nicht so leicht verlieren. Unsere Literatur, unsere Wissenschaft, unsere Künste, die Würde unserer Nation hängen wenig von unseren auswärtigen Beziehungen ab. Als wir weniger Kolonieen denn Genua hatten, hatten wir Bacon und Shakspeare. Macht und Reichthum eines Landes sind blos die Wohlbeleibtheit eines Körpers, die Fülle an Fleisch und Fett; der Geist aber ist davon unabhängig; der braucht, um seine Verrichtungen treu zu verwalten, nur Muskeln, Knochen und Nerven. Wir können unsere Freiheit nicht

*) „Fragmentary Remains, Literary and Scientific, of Sir Humphry Davy, Bart., with a Sketch of his Life &c." Edited by his Brother, John Davy, M. D. F. R. S.

verlieren, weil wir nicht aufhören können, zu denken, und ein Volk von zehn Millionen ist nicht leicht zu vernichten."

Als Gegensatz höre man seine Ansicht von den Nachbarn jenseit des Kanals: „Wer die Franzosen kennt, weiß, daß man sich schlechterdings auf ihre Dankbarkeit nicht verlassen kann und daß die Güte keinen Einfluß auf sie hat. Ungeregelt in ihren Neigungen, launenhaft in ihren Gefühlen, bar alles öffentlichen Geistes, sind ihre herrschenden Leidenschaften: Selbstsucht und Eitelkeit; diese erhalten sie in ununterbrochener Aufregung. Ihre Selbstsucht könnte der Gravitation verglichen werden, die sie an einen gemeinsamen Mittelpunkt, Frankreich, festhält; ihre Eitelkeit ist die Schwungkraft, die sie zu fernen Eroberungen treibt. Allein selbst diese beiden Kräfte sind niemals im Gleichgewicht; sie erzeugen keine zusammenstimmenden Bewegungen, keine Ergebnisse, die man der Berechnung unterziehen kann."

Die letztere Stelle ist der Auszug aus einem Briefe ohne Datum und Adresse. Der Herausgeber vermuthet aber, er sei an Lord Liverpool gerichtet und kurz nach der Pariser Capitulation an die verbündeten Heere und der Heimkehr Davy's nach England geschrieben. Gegen ein Volk, das ihm, 1801, für seine Entdeckungen in der Voltaischen Elektrizität, die „Napoleon's Preisdenkmünze" zuerkannte; das 1813, zu einer Zeit, wo es mit Großbritannien im Kriege war, ihm und Faraday erlaubte, als Naturforscher Frankreich zu bereisen — gegen das Volk scheinen die bitteren Auslassungen nach Undank zu schmecken. Allein in jenen Tagen gehörte es zur Pflicht eines Engländers, sich zu Nelson's Glaubensartikel zu bekennen: „Ich hasse den Franzmann!"

Viel Wahres und Unterhaltendes enthält die Federzeichnung der Irländer (denn 1811 besuchte er die Edgeworth's):

„Von physischer Seite ist die Bevölkerung von Mayo und Galway wohlgestalteter und kräftiger, als irgend eine in den übrigen Thälern Irlands, die Frauen zeichnen sich zum Theil durch sanfte Züge und Schönheit aus. Es giebt keine Fabriken im Lande; wenig oder gar keinen Ackerbau; wenig oder gar kein Gesetz für die Pächter, aber viele Prozesse unter den Gutsbesitzern, die sich meistens außer Landes aufhalten. Connemara ist ein Nest für Ausreißer und Schmuggler. Die wenigen hier wohnenden Leute aus der Mittelklasse sind entzückt, Fremde zu sehen, die mit demselben Gefühl der Neuheit begrüßt werden, wie ein Komet in unserem Planetensystem. Die niedrigen Schichten sind unzuverlässig und gefährlich, nicht unähnlich den Eingebornen von Otaheiti; ein Fremder ist unter ihnen nicht mehr seines Lebens sicher. Nur an einem Orte in Connaught, zu Ballma, sah ich einen fortgeschrittenen Bauernstand, bei dem Industrie, geregelte Sitten, Höflichkeit ohne Kriecherei heimisch sind. Sie werden, ich darf es wohl sagen, den Grund errathen: vier oder fünf edelgesinnte Besitzer großer Güter wohnen unter ihnen, und gehen im Anbau des Landes und in guten Sitten mit gutem Beispiel vor."

... „Lady M., unter anderen Schönen, ist eine fleißige Zuhörerin meiner Vorlesungen. Sie wurde gefragt, warum sie hingehe? „Ich habe, ich habe einen Grund!" antwortete sie. Wie sie so viele Herzen hat unterjochen können, ist mir unglaublich. Sie schmeichelt, aber nicht in feiner, sondern in dick aufgetragener Manier. Sie trägt den Verlust ihrer Macht nicht mit Würde, und sucht durch plumpe Schmeicheleien (daubs) die verkommenen Reize des Körpers und Gemüthes aufzustutzen."

Folgendes ist ein Auszug aus einem Briefe, den er 1821 in Schottland während des Besuchs Georg's IV. an einen Freund schrieb:

„Die hochländischen Lairds ziehen insgesammt, nicht mit Sack und Pack, aber mit Sack und Sackpfeife nach Edinburg, mit so starken Ausdrücken von Loyalität, als wären sie niemals Jakobiten gewesen, und ganz Schottland ist in Bewegung. Den Tag, bevor ich Edinburg verließ, aß ich mit Walter Scott, der thatsächlich Meister der königlichen Lustbarkeiten ist. Es ergötzte mich, ihn mit Schneidern, Federschmückern, Putzmachern, welche die große Schaustellung schottischer Kostüme vorbereiten, mit so tiefem Interesse verhandeln zu sehen".

Das häusliche Verhältniß Davy's war leider, wie aus dem „Nachlaß" hin und wieder hervorgeht, kein erfreuliches. Die Ehe mit Mrs. Apreece hat den glühenden Erwartungen wenig entsprochen, die er während der Flitterwochen in einem Briefe ausdrückte: „Mir ist jede Aussicht auf Glück in meinem neuen Stande geöffnet. Eine hochgesinnte, reizende, verständige Frau, voll edeler Gefühle, mit verfeinertem Geschmack und einem Geist, der mit mannigfaltigen Kenntnissen ausgestattet ist." Nicht ohne Rührung lesen wir, was er von seinem Schmerzenslager nicht lange vor seinem Tode aus Mainz an Lady Davy schrieb:

„Ich denke, Du wirst mich in manchen Dingen verändert finden — mit einem Herzen, das noch immer lebendig schlägt, Güte zu würdigen und zu erwiedern — mit der Neigung, auf die glänzenden Momente meines Daseins vor funfzehn Jahren zurückzugehen — mit dem Gefühl, daß zwar ein ausgebranntes Feuer nie, aber ein gedämpftes wohl wieder entzündet werden kann. Gott segne Dich!"

Zum Schlusse geben wir den letzten Brief Davy's an seine Frau und ihre Antwort:

„Noch lebe ich, obgleich jede Stunde meiner Erlösung gewärtig; der tückische und unerwartete Anfall hat fast alle Kräfte meines Leibes gestört, scheint aber die volle Energie und den ganzen verfeinerten Tastsinn meines Geistes unverletzt gelassen zu haben. Da ein Uebelbefinden Dich von der Reise abgehalten haben mag, so richte ich den Brief nach London, hoffe aber, Du werdest so schleunig als möglich zu mir nach Rom kommen. Ich wünsche, daß mein Staub in der Cäsarenstadt ruhe; aber einige Reliquien möchte ich gern Dir oder meinem Bruder einhändigen: es sind meine sechs Gespräche, mein Vermächtniß an die philosophische Welt. Sie machen fünf kleine Bände aus, und ich hoffe, Herr Tobin werde vor Deiner Ankunft eine zweite Abschrift davon gemacht haben. Von diesen zwei Abschriften wünsche ich, daß die eine, um jedem Mißgeschick vorzubeugen, auf einem besonderen und sicheren Wege nach England gehe. Ich würde für diese Arbeiten nicht so große Sorge tragen, wenn ich nicht glaubte, daß sie Wahrheiten enthalten, die, verloren, nicht wieder zu ersetzen wären und die, nach meiner Ueberzeugung, für die sittliche wie für die denkende Welt von außerordentlichem Nutzen sein werden. Ich mag mich täuschen; doch es ist die Ueberzeugung eines, an allen geistigen Kräften vollkommen gesunden Mannes, der in die Zukunft mit jenem Seherblick schaut, wie er den letzten Momenten des Daseins eigenthümlich ist.

„Ich freue mich, daß die katholische Frage zum Abschluß gekommen ist. Ohne eine stark ausgesprochene politische Neigung zu besitzen, dünkte mich doch dieser Punkt stets mit der Wohlfahrt Englands, als eines großen, und mit seinem Ruhm, als eines freisinnigen, philosophischen und christlichen Landes wesentlich verwebt.

„Du wirst hoffentlich meine Pferde hier wohlgenährt und sorgfältig gepflegt finden und von ihnen Gebrauch machen; jedenfalls kann ich Dir die Ponies als Reitpferde empfehlen, und George ist jetzt wohlvertraut mit der Art, wie sie zu behandeln sind und läßt sich, wie ich glaube, ihre Wartung sehr angelegen sein. Solltest Du es vorziehen, mit der Post zu reisen, so würden ein paar Pferde, denk' ich, meinem Bruder von Nutzen sein, und sollte er sich in London oder sonstwo als Arzt niederlassen, so könnten sie ihm bei seiner neuen Hauseinrichtung zugute kommen. Er wird, hoff' ich, vor Dir in Rom sein, und es ist, denk' ich, hohe Zeit, daß er sein ärztliches Wanderleben in der Armee aufgiebt. Bei den Anordnungen über meine Habe, in Bezug worauf ich Dich zur alleinigen Vollstreckerin ernenne — mein Testament liegt in einer eisernen Kiste bei Drummond's — wünsche ich, daß meines Bruders Interesse besonders berücksichtigt, und was ich in meinem Testament und Kodizill, mit Bezug auf ihn, bestimmt habe, aufs günstigste für ihn ausgelegt werde. Ich glaube, weiß es aber nicht gewiß, gegen Dich schon anderweit den Wunsch ausgesprochen zu haben, daß die jährlichen Zinsen von 100 Pfund Sterling, also 4 Pfund Sterling alljährlich, an meinem Geburtstage an die Schüler der lateinischen Schule zu Penzance vertheilt werden, vorausgesetzt, daß Mayor und Stadtrath denselben an jenem Tage Ferien gestatten. Ich bitte Dich auf's dringendste, meinem Freunde, Monsignore Spada zu Spoleto, einen Besuch zu machen. Er hatte für mich ein Zimmer eingerichtet, das, hoffe ich, meine „relicti" aufnehmen wird. Uebergieb ihm ein Exemplar der zweiten Ausgabe meiner „Salmonia" und das goldene Schächtelchen in meinem Schreibzeug, ein Geschenk des Kaisers Alexander, das er, denk' ich, als Tabacksdose gebrauchen wird. Er ist einer der liebenswürdigsten und helldenkendsten Männer, die ich je kennen gelernt, und ich zweifle nicht, er werde in unferner Frist die Zierde des Konklave sein.

„Gott segne Dich, meine Theuerste!

H. Davy".

Lady Davy an ihren Gemahl:

„Ich habe, mein geliebter Sir Humphry, den von Deiner Hand unterzeichneten, und das Datum vom 1. März tragenden Brief erhalten. Ich reise morgen ab, da ich bis heute von den Doktoren Babington und Clarke hier zurückgehalten wurde. Ich werde mit aller möglichen Schnelligkeit reisen, um nicht ganz nutzlos bei Dir einzutreffen. Ich getröste mich der Hoffnung, Dich noch zu umarmen; denn so klare und schöne Ausdrücke und Empfindungen können in keinem zerstörten, wenn auch schwachen Bau wohnen. Ich werde bis in's kleinste Deine Wünsche heilig halten und mit aller Bereitwilligkeit mehr noch dem Geiste, als dem Buchstaben Deiner Anordnungen gehorchen. Gott erhalte Dich noch! Weißt Du, daß der erhabene und edele Ton Deines Briefes in die Tiefen aller Liebe und Treue dringt, die ich jemals für Dich gefühlt, und glaube mir, daß Deine Worte liebevoller Gesinnung mir ein Schild durchs ganze Leben sein werden. Ich kann nichts mehr hinzufügen, als daß Dein Ruhm ein Vermächtniß, Dein Andenken eine Glorie, Dein Leben noch eine Hoffnung ist

„Deiner ewig treuen und liebenden

Jane Davy".

Frankreich.

Die künftige Rolle des Dampfes in den europäischen Kriegen.

II. Die kombinirte Verwendung der Land- und der Seemacht Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Wir haben gesehen, wie bei der Invasion in der Krim der Feind noch bis zum letzten Augenblicke in Ungewißheit darüber war, wohin die Expedition sich wenden würde. Dieselbe Ungewißheit wird auch bei dem Feinde herrschen, dem die nächste, französische, kombinirte Expedition gilt. Der Telegraph, der heutzutage Alles sagt, weiß doch nichts über die Bewegungen einer auf dem Meere schwimmenden Flotte. Ebenso gut könnte man ihn über den Punkt befragen, den, wenn sich am Himmel ein Gewitter bildet, der Blitz treffen wird. Man erwartet vielleicht den kommandirenden General der Expedition an einem Orte der Küste, und vierundzwanzig Stunden darauf ist er an einem anderen gelandet, wohin es eines Marsches von sieben oder acht Tagen bedarf, um ihn zu erreichen. Sich gegen eine solche Angriffsweise zu schützen, ist unmöglich, wenn man seine Kräfte nicht auf das Unendlichste und Gefährlichste zersplittern will; denn wir setzen immer voraus, daß das überseeische Armee-Corps nur eine Abtheilung des französischen Kriegsheeres bildet, dessen Gros dem Feinde auf dem eigentlichen Kriegsschauplatze gegenübersteht. Man könnte auch die Hypothese aufstellen, daß jenes Armee-Corps nur Hülfstruppen seien, die einem Verbündeten beistehen sollen, oder daß die Landung den Zweck gehabt, sich durch Ueberrumpelung eines militärischen oder maritimen Punktes zu bemächtigeen, sich dort zu befestigen und in einer Art von Brückenkopf die Ereignisse oder Verstärkungen abzuwarten; dies würden jedoch nur sekundäre Operationen sein, bei welchen wir uns nicht aufhalten wollen. Wir kehren vielmehr zu der der Flotte zugedachten großen Rolle zurück, nachdem erstere 50,000 Mann auf die Flanke eines Feindes geworfen, dem bereits eine Armee gegenübersteht.

Wir haben gezeigt, daß es unmöglich ist, die Ankunft einer solchen See-Expedition zu berechnen. Was ist also in der Erwartung einer so unvermeidlichen Gefahr zu thun? Man muß sich entweder der Art konzentriren, um die Invasion, wo möglich, in ihrer bedrohlichsten Richtung aufzuhalten, oder sich schlennig auf dieselbe werfen, sobald man den Punkt ihrer Landung kennt. Aber Zusammenziehungen von Truppen können der Beobachtung nicht ebenso entzogen werden, wie die Bewegungen eines Geschwaders, und es wird, wie wir dargethan haben, immer leicht sein, die Landung in solcher Entfernung zu bewirken, daß diese Zusammenziehung unnütz wird. Oder sollten vielleicht mehrere solcher Konzentrirungen, statt einer einzigen, stattfinden? Um dies bewirken zu können, müßte es in Europa Staaten geben, die mächtig genug sind, von ihrer Haupt-Armee eine ganze Anzahl von Nebencorps zu detaschiren, deren jedes im Stande wäre, es mit 50,000 Franzosen aufzunehmen. Eine unzuläßige Hypothese!

Wir haben demnach das Recht, zu sagen, daß unser Expeditions-Heer landen werde, ohne Störung zu besorgen, und daß es, wie es in der Krim geschehen, den Feind überraschen wird. Man dürfte uns vielleicht die Eisenbahnen entgegenhalten, die einem Angriffe dieser Art gegenüber die Mittel zur Vertheidigung pfeilschnell herbeizuführen im Stande sind. Wir unsererseits fragen, ob diese Straßen, wie trefflich sie auch eingerichtet, im Stande sind, Menschen, Pferde und Kanonen mit der Schnelligkeit eines Geschwaders herbeizuschaffen, welches stündlich 15,000 Mann auf die Küste wirft? Wir fragen, welche Hülfsmittel wohl die Eisenbahnen gegen die zermalmende Masse von Feuerschlünden, mit denen eine Flotte das Ufer bedecken kann, darzubieten vermögen? Auf die in der Krim gemachten Erfahrungen uns stützend, sehen wir, daß unsere Armee, zwei Tage, nachdem sie den Boden betreten, sich in Marsch setzt, und zwar auf die solideste und sicherste Operationsbasis gestützt: auf das Meer, das ihr alle ihre Mundbedürfnisse, alle ihre Munitionen, alle ihre Verstärkungen mit einer Schnelligkeit und mit einer Pünktlichkeit zuführt, wie sie zu Lande unmöglich zu erreichen sind. Wir sehen sie in das Herz des feindlichen Landes eindringen, hinter allen jenen Festungsketten, die im Norden und im Süden Europa's gegen uns errichtet worden, seitdem wir die Invasionen unternommen, welche schließlich soviel Unglück über unser Vaterland gebracht. Wir sehen sie jenseits jenes Netzes von Eisenbahnen, das ebenso in einem Frankreich feindseligen Gedanken, wie zur Beförderung von Handel, Verkehr und Wohlstand angelegt ist. Würde eine solche drohende Gasse, die man in das feindliche Territorium gemacht, während sich die großen Armeen an der Gränze gegenüberstehen, nicht etwas ganz Neues im Kriege sein? Man denke sich die Wirkung eines solchen Corps, das die Verbindungen unserer Gegner unterbricht, das auf ihre Hauptstadt zumarschirt, wenn diese zu erreichen ist, oder das sich mitten in eine mißvergnügte Bevölkerung wirft, um diese zum Aufstand zu bewegen.

Entweder täuschen wir uns, oder die Kriegsgefahren sind für einen auf diese Weise exponirten Staat ungemein vergrößert und vermehrt. Er wird stets und in jedem Falle genöthigt sein, einen Theil seiner Provinzen den Verwüstungen des Feindes preiszugeben, der seinerseits höchstens Gefahr laufen würde, sich unter die Kanonen seiner Schiffe zurückzuziehen, nicht jedoch ohne vorher sehr viel Unheil angerichtet zu haben. Wenn wir einen etwas wunderlichen und gleichwohl zutreffenden Vergleich machen dürften, so möchten wir sagen, daß ein Landungsheer, wie das von uns dargestellte, dazu bestimmt sei, eine Art gigantischer, auf Linienschiffen berittener Kavallerie zu bilden, mit denen es eine Woche lang funfzig Lieues in vierundzwanzig Stunden zurücklegen kann, ausgestattet mit der Fähigkeit, sich auf seinem Marsche unsichtbar zu machen und auf diese Weise die feindliche Macht zu umgehen, sie an Stellen, wo es am wenigsten erwartet wurde, zu schlagen, den Erfolg der kühnsten strategischen Combinationen zu sichern und endlich Schrecken und Unordnung überall zu verbreiten, wo der Feind nicht seine ganze Kraft beisammen hat.

Noch haben wir aber nicht Alles gesagt, wenn wir zeigten, wie unsere Flotten gemeinschaftlich mit unseren Armeen operiren können, indem sie dieselben, nach Art der Genien in „Tausend und Eine Nacht", unversehens an einen anderen Ort versetzen, indem sie mit ihrer mächtigen Artillerie die Küsten beherrschen und hier die solideste Operationsbasis bilden, die es irgendwo geben kann. Es bleibt uns noch übrig, auch noch auf eine andere Art von Dienst hinzuweisen, den sie zu leisten, auf einen wichtigen Beistand, den sie außerdem unseren Landtruppen zu leihen vermögen. Man erinnert sich wohl noch der Dampf-Kanonenboote, die vor fünf Jahren in der Ostsee als eine neue, furchtbare Erscheinung auftraten. Diese können in jeden schiffbaren Fluß einlaufen, und auf diese Weise vermag die Marine dem Landheere bis in das Herz des feindlichen Landes zu folgen. Kanonenboote dieser Art, die nicht sehr tief gehen und mit schwerer Artillerie bewaffnet sind, würden sehr leicht die großen Wasserläufe, wie den Rhein, die Elbe, die Oder, die Weichsel, den Po hinauf segeln und zur Zeit dort das wiederholen, was auf der Alma die Dampfboote gethan, deren Feuer das schöne Manöver des General Bosquet unterstützte. Auf den Strömen, besonders denjenigen, die, von Deichen eingeschlossen, oft ein höheres Niveau als die sie umgebenden Niederungen bilden, würde eine solche Flotille eine furchtbare Batterie darstellen. Nichts ist einfacher, als durch solche Kanonenboote auch einen Theil der Mundbedürfnisse und Munitionen der Armee nachschleppen zu lassen, wozu sie sich großer, flacher Boote bedienen können, die zu jeder Art von Transport sich eignen und gleichzeitig dazu dienen, rasch eine Schiffbrücke herzustellen. Die Erfahrung allein wird die verschiedenen, mehr oder weniger mächtigen Vortheile uns kennen lehren, die dieses neue Hülfsmittel im Laufe eines Feldzuges zu gewähren vermag. In diesem Augenblicke kann man über die unendlich vielen Combinationen, welche für die französische Kriegführung entstehen, wenn Armee und Marine vereinigt wirken, nur Vermuthungen aufstellen. Gebe der Himmel, daß die Gelegenheit, sie praktisch kennen zu lernen, noch lange auf sich warten lasse!

Nichtsdestoweniger müssen wir das Gebiet der Allgemeinheit verlassen und Frankreich mit seiner neuen zwiefachen Waffe der Kriegführung den Gegnern, denen es seit sechzig Jahren auf den Schlachtfeldern Europa's begegnete, persönlich gegenüberstellen. Sehen wir, in welchem Maße sich das Verhältniß der beiderseitigen Streitkräfte geändert hat.

Wenden wir uns zunächst zu Preußen und Oesterreich. Nichts Ungünstigeres giebt es in dieser Hinsicht, als den Zustand einer jeden dieser beiden Mächte. Preußen an der Ostsee und Oesterreich am Adriatischen Meer besitzen ein Küstenland von so großer Ausdehnung, daß sie solchen Angriffen, wie den von uns beschriebenen, mehr als bloßgestellt sind, während weder das Eine noch das Andere eine Marine besitzt, die zu seiner Kontinentalmacht in einem richtigen Verhältnisse steht. Preußen und Oesterreich haben sich unsere neuen Büchsen, unsere Kanonen und alle unsere Verbesserungen des Kriegsmaterials aneignen können; ja, vielleicht haben sie noch Anderes hinzugefügt; aber sie haben keine Marine und keine Seeleute, und werden auch noch lange keine besitzen, die sie in den Stand setzen, Frankreich mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Man hat zuweilen schon erlebt, daß das Genie eines Mannes eine Armee zu improvisiren vermag; eine Marine ist immer nur nach und nach entstanden. Wir wiederholen daher, daß weder Preußen noch Oesterreich es möglich machen kann, sich so bald dieses große und neue Element der Militairmacht anzueignen, obwohl sie vielleicht, des beschränkten Umfanges ihres Küstenlandes ungeachtet, in diesem Augenblicke bereits die Nothwendigkeit erkannt haben, ihre mächtigen Armeen durch eine ebenso ausgedehnte als mögliche Entwickelung ihrer Seemacht zu vervollständigen. Bis dahin, daß sie dieses Werk ausgeführt, sind ihre Küsten einer Invasion der französischen Flotte ausgesetzt, und es erleidet keinen Zweifel, daß, unter dieser furchtbaren Drohung, die eine wie die andere Macht,

genöthigt, ihre Streitkräfte zu theilen, sich nothwendig an allen Punkten schwächen und dadurch großen Wechselfällen und Mißgeschicken aussetzen würde. Setzt man voraus, daß sie mit einander verbunden seien und den gesammten deutschen Bund zur Seite hätten, so kann der Verlauf der Ereignisse allerdings ein anderer sein; es würde die Ueberlegenheit der Zahl die Befähigung, die Initiative zu ergreifen, kompensiren; aber bei der ersten Hypothese, die wir aufgestellt, der eines Kampfes Mann gegen Mann mit Frankreich, wobei die Chancen von beiden Seiten ungefähr gleich sein würden, unterliegt es keinem Zweifel, daß das Gewicht unserer Flotten, die ihre Operationen mit denen unseres Landheeres verbinden und den Rückschlag ihrer Macht bis nach Wien und Berlin würden empfinden lassen, uns sehr bald eine unwiderstehliche Ueberlegenheit verleihen werde.*)

Rußland, das seit dem großen Glücksumschlage von Sebastopol mit außerordentlicher Thätigkeit eine Dampf-, Kriegs- und Transport-Flotte herstellt, wird sich in dieser Beziehung sehr bald unter gleichen Verhältnissen, wie Frankreich, befinden. Was wir zu leisten im Stande sind, das wird auch Rußland zu leisten vermögen, und wenn es sich treffen sollte, daß seine Streitkräfte sich mit denen Frankreichs verbänden, so würden die Gränzen ihrer Wirksamkeit in Europa nicht abzusehen sein. Bräche dagegen ein Krieg zwischen beiden Kaiserstaaten aus, so würden die See-Invasionsversuche von beiden Seiten entweder unmöglich, oder doch wenigstens so lange sehr gewagt sein, bis ein entscheidendes Zusammentreffen dem einen oder dem anderen Staate den ungestörten Besitz des Meeres verschaffte. Man war bisher nicht gewöhnt, Rußland als eine Seemacht ersten Ranges zu betrachten, und dies hatte seinen richtigen Grund. Dasselbe beeilt sich jedoch, sich aller Vortheile zu bemächtigen, welche die Dampfkraft den Nationen verleiht, denen die Marine eine politische Nothwendigkeit ist, ohne ihnen doch eine Nothwendigkeit der Existenz zu sein, und Alles deutet darauf hin, daß seine Flotte bald der unsrigen gleichen werde. Admirale werden ihm, wenn wir nach den Helden der Krim: Nachimow, Kornilow, Istomin, urtheilen dürfen, nicht fehlen, und auf dem entfernten Kriegstheater der tatarischen Meere hat uns die russische Flotte bewiesen, daß sie ihre Unternehmungen mit Geschicklichkeit und Glück auszuführen weiß. Im gegenwärtigen Augenblicke kann Rußland seine Häfen und Flotten nur in der Jahreszeit benutzen, wo diese nicht durch das Eis abgeschlossen sind, was allerdings ein großer Nachtheil ist; aber dies wird doch nicht hindern können, daß seine Geschwader zur Zeit sich mit den unsrigen messen und wenn das Glück der Waffen gegen uns ist, würden wir uns dem ausgesetzt sehen, daß an einem unbeschützten Punkte unserer Küsten eine Landung von Kosaken stattfindet. Nun denke man sich die Unruhe, die ein solches Ereigniß verursachen würde, wenn es etwa zu einer Zeit geschähe, wo die französischen Heere am Rhein oder in Italien kämpften!

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Gladstone und die Beziehungen Englands zu Griechenland.

Das „Magazin" Nr. 92 von 1858 theilte einen Brief George Canning's mit und sprach sich bei dieser Gelegenheit zugleich über die Politik Englands gegen Griechenland aus. Neuerdings brachte das nämliche Blatt in Nr. 149 einen Aufsatz: „Die Times und die Jonischen Inseln", wozu die bekannte Mission Gladstone's nach den Jonischen Inseln die nächste Veranlassung gegeben hatte. Was auch der eigentliche Erfolg dieser Mission sein mag: es ist unter allen Umständen von hohem Interesse, es ist von Wichtigkeit und sogar nothwendig, auch hier über gewisse Grundsätze sich zu verständigen und ihnen Geltung und Anerkennung zu verschaffen, damit sie dereinst zu Thaten führen können. In dieser Hinsicht ist ein Brief Gladstone's von besonderem Interesse, welchen derselbe in dem für Griechenland und für die Politik Englands und Frankreichs gegen Griechenland so verhängnißvollen Jahre 1854 an den damaligen Präsidenten der Deputirten-Kammer in Athen schrieb. Ein Korrespondent aus Athen in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 364 von 1858, theilt denselben zur Bekräftigung der Ansicht mit, daß sich „gerade in den maßgebenden Kreisen der englischen Gesellschaft eine große Partei finde, welche das von Anderen (Palmerston ꝛc.) dem griechischen Volksstamme angethane Unrecht wieder gutzumachen bemüht sei". An der Spitze dieser Männer stehe Gladstone, und seine ganze Vergangenheit stelle ihn dahin. Die Deputirten-Kammer in Athen vom Jahre 1854, hatte die nämliche Ansicht, und sie hatte daher unter anderen europäischen Philhellenen, denen sie einen Nationaldank votirt hatte, dies auch in Ansehung Gladstone's gethan. Darauf schrieb Letzterer den erwähnten Brief, der es verdient, auch hier mitgetheilt zu werden, damit er, theils um des Mannes willen, der ihn schrieb, theils wegen seines Inhaltes in möglichst weiten Kreisen bekannt werde.

„Ich habe", schrieb Gladstone, „mit innigster Verehrung von dem Kammerbeschluß in Athen Kenntniß genommen, der mir durch Ihr verbindliches Schreiben und durch das der Herren Secretaire mitgetheilt wurde. Ich glaube nicht, daß ich irgend eine Berechtigung zu dieser ausgezeichneten Ehre mir erworben habe. Mein einziger Titel Ihnen gegenüber ist, daß ich mich mit meinen Kollegen und meinen Landsleuten im Allgemeinen auf das Innigste für das Wohlergehen des hellenischen Stammes interessire, an welchen die christlichen Völker so viele Verbindlichkeiten abzutragen haben. Ich hoffe aber zuversichtlich, daß, ungeachtet der schlimmen Anzeichen, welche die jetzige Zeit mit sich führt, wir das Glück des griechischen Stammes sich entfalten und befestigen sehen werden mit Hülfe der Religion, des Friedens, der Industrie und der regelmäßigen Entwickelung der freien Verfassung.

„Empfangen Sie ꝛc.

„London, den 17. (29.) März 1854. W. E. Gladstone."

Also schrieb ein gebildeter und wohlwollender Staatsmann über den griechischen Volksstamm und über dessen Zukunft. In welchem Lichte erscheinen dagegen so manche gehässige und unverständige, parteiische und befangene Urtheile, wie sie seit längerer Zeit über die Griechen und über Griechenland, sowie über so manches, was dort und von ihnen im Allgemeinen und im Besonderen in verständiger Absicht erstrebt und unternommen wird, um eine bessere Zukunft für das Land und für das Volk herbeizuführen, in gewissen englischen und besonders auch in deutschen Zeitungen und Zeitschriften beinahe an der Tagesordnung sind! Von christlicher Liebe ist dabei ebenso wenig die Rede, als von verständiger und richtiger Beurtheilung und Erwägung aller hier einschlagender Umstände. Difficile est, satiram non scribere.

Mannigfaltiges.

— Das französische Volk und der Frieden. Daß auch in Frankreich der Wunsch der Nation für Erhaltung des europäischen Friedens sei, geht aus den nachstehenden Bemerkungen der „Chronique" in der Revue des deux Mondes vom 1. März hervor: „In Frankreich giebt es, Gott sei Dank! weder unter den Massen, noch unter den aufgeklärten Männern, eine Vorliebe für den Krieg. Selbst der Parteigeist sucht unter uns nicht mehr in den Verlockungen des Krieges ein Mittel der Taktik oder der Propaganda. Wir haben kürzlich davon erfreuliche Beweise erhalten. Die Majorität aller Parteien hat unter den Verhältnissen der letzten Wochen laut ihre Vorliebe für den Frieden zu erkennen gegeben. Es ist dies ein großer Fortschritt der neueren Civilisation, eine Frucht der vierzig Jahre Freiheit und Frieden, welche den so unglücklich abgelaufenen großen Kriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts gefolgt. Als Liberale haben wir gelernt, daß die unwiderstehlichste Propaganda, die wir zum Besten der weniger als wir vorgeschrittenen Völker machen können, nicht die der Waffen, sondern die der Ideen sei. Als Patrioten haben wir durch die unumstößlichsten Beweise, durch die praktische Erfahrung, die Ueberzeugung erlangt, daß ein Volk seine wahre Macht nicht sowohl durch die abenteuerlichen Kriegszüge seiner Heere jenseits der Gränzen vermehrt, als durch Eroberungen im Innern des Landes, die unter dem Schutze des Friedens durch die Arbeit und den Gewerbfleiß gemacht werden. Als Nation bedürfen wir des Ruhmes nicht mehr; wir besitzen das Gefühl unserer Kraft, und der Krieg um des Krieges willen würde uns nicht mehr verführen können. Aus dem Fortschritte der Ideen, wie aus der Entwickelung der materiellen Interessen, ist ein Gemeingefühl hervorgegangen, das ebenso eine Schutzwehr für uns selbst, als eine Bürgschaft für die Ruhe der Welt ist — das Gefühl, daß der Krieg ein Unglück ist, das man mit Kraft und Muth ertragen muß, wenn es uns durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit auferlegt wird, das jedoch leichtsinnig hervorzurufen, selbst unter dem Reize der verführerischsten Vorwände, ebenso unklug als verbrecherisch sein würde. Die vom englischen Parlamente gelieferten Einblicke in den Gang der diplomatischen Verhandlungen lassen uns hoffen, daß jenes Gemeingefühl nicht auf die Probe gestellt werden wird. Wie bereits der Kaiser in seiner Thronrede gesagt, ist die Lage Italiens kein hinreichendes Motiv, an den Krieg zu glauben. Wenn Oesterreich den Rathschlägen Englands folgt und seine Verträge mit den kleinen Staaten Italiens derart modifizirt, daß die innere politische Entwickelung der Halbinsel nicht mehr durch Einmischungen des Auslandes und durch eine beständige Drohung mit Interventionen verhindert wird, so wird auch die gegenwärtige Krisis überwunden werden."

*) Wer in Deutschland wird bei dieser Gelegenheit nicht mit neuer Wehmuth der unglücklichen Politik sich erinnern, die es im Jahre 1850 dahin brachte, daß die „deutsche Flotte" unter den Hammer kam und ein leeres Luftgebilde blieb? Diejenige Macht, die damals am meisten diese Politik beförderte, wird jetzt wohl auch die meiste Ursache haben, sie als eine unglückliche zu bezeichnen. D. R.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 12. März 1859. № 31.

Spanien.

Eine Tochter Böhl-Faber's als spanische Novellistin.

Man wird sich erinnern, daß unser Blatt vor einiger Zeit einen Artikel über den um die Kenntniß der spanischen Literatur in Deutschland verdienten Hamburger Kaufmann, Böhl von Faber, der sich in Cadix und nachmals in Puerto-Santa-Maria niedergelassen, gebracht hat; es wird daher manchen unserer Leser nicht uninteressant sein, zu hören, daß die Tochter desselben in Spanien als Schriftstellerin aufgetreten ist und nicht gewöhnlichen Beifall gefunden hat.

Es sind mehrere Jahre her, daß in Spanien von Zeit zu Zeit Erzählungen, und zwar zuerst in Journalen, erschienen, die durch ihre Originalität sofort eine besondere Aufmerksamkeit erregten. Durchaus aus dem spanischen Geiste hervorgegangen und nichts einer fremden Phantasie verdankend, gefielen sie durch ihre Einfachheit und durch eine glückliche Mischung von sittlichem Zartgefühl, poetischer Färbung und scharfer Beobachtung. Sie spielten durchgängig unter dem Himmel Andalusiens, und zwar beschrieben sie nicht blos das Aeußere, die materielle und sichtbare Physiognomie einer Gegend, die selbst in Spanien ihre großen Besonderheiten hat, sondern sie belebten diese Gegend mit wirklichen Andalusiern, wie sie leiben und leben; die provinziellen Hauptcharaktere, ihre Sitten, ihre Traditionen, ihre Familien-Sagen waren darin mit großer Treue dargestellt. Lange zerbrach man sich den Kopf, von wem eigentlich diese stets von Cadix, Sevilla, Jerez oder Puerto-Santa-Maria — nie von Madrid — datirten Erzählungen sein möchten; denn daß der auf dem Titelblatte genannte „Fernan Caballero" ein erdichteter Name sei, wurde nach und nach immer glaublicher, da der poetische Unbekannte nirgends erscheinen wollte — ja, aus Vorzügen wie aus Fehlern, aus der Unerfahrenheit im Leben, aus der Dürftigkeit der Erfindungen, wie aus der Anmuth der Einzelheiten und der Feinheit des Pinsels, vornehmlich aber aus dem Wohlgefallen an der Schilderung der weiblichen Charaktere wollte man schließen, daß nur eine Frau Verfasser dieser Erzählungen sein könne, und zwar eine Frau von Rang und Stellung. Dies war in der That der Fall; Verfasserin war die in erster Ehe mit einem Adeligen in Sevilla verheiratet gewesene Tochter des Cadixer Kaufmanns Böhl von Faber und einer spanischen Mutter, die sich gleichfalls, schon im Anfange dieses Jahrhunderts, an literarischen Streitigkeiten betheiligt hatte und die, soviel wir aus Böhl-Faber's Biographie wissen, von irländischer Abkunft war.

Welchen Beifall ihre Arbeiten in kurzer Zeit in Spanien gefunden kann man daraus am besten ersehen, daß ihre Werke jetzt auf Kosten der Königin Isabella gedruckt werden, und daß die Verfasserin jetzt zu Alcazar de Sevilla als Gouvernante der jungen Infanten und Infantinnen, der „Kinder von Kastilien", residirt. Unter Benutzung einer in der Revue des deux Mondes enthaltenen Charakterisirung des Sittenromanes in Spanien, haben wir Nachstehendes über unsere Verfasserin zu sagen:

Also auch Spanien fängt an, seine schriftstellernden Frauen zu haben, und demgemäß in seine höhere Literatur-Epoche einzutreten, nachdem Frankreich mit George Sand, England mit Currer Bell und so vielen schreiblustigen Misses, Schweden mit Friederike Bremer ꝛc. vorangegangen ist, von unserem lieben Deutschland ganz zu geschweigen. Es scheint wirklich, als ob sich die schriftstellernde Welt in eine weibliche und eine männliche Hälfte theilen werde und wir erleben es vielleicht noch, bei der Sanftheit, der Eleganz und zarten Gefühligkeit unserer Schriftsteller, daß sie, wie jetzt die Frauen unter die Männer, so umgekehrt unter die Frauen gehen, und als Emma, Ida So und So den Beifall des Publikums erwerben, den sie in ihrer bärtigen Existenz nicht erworben hätten. Daß man so leicht den Mann herauserkennen werde, wie bei den Frauen die Frau, haben sie so bald nicht zu fürchten. Das Auftreten einer Romanschriftstellerin in Spanien, und dazu unter männlichem, ritterlichem Namen, hat gewiß seine Bedeutung; denn erstens ist das Romanschreiben in Spanien gar nicht besonders zuhause, zweitens kannten die spanischen Damen, dem herkömmlichen Systeme nach, bisher die „kränkelnde Bläffe des Gedankens" noch wenig oder gar nicht. Es scheint also, als ob hier eine deutsche Ader in das spanische Leben hineinwachse, oder die Spanier fangen an zu reflektiren. Unglückliche Spanier, wenn Euch das beikommen sollte, wenn die ganze Sündfluth des Skeptizismus mit seinem Weltekel, maltraitirten und frikassirten Gefühlen und Gefühlchen, Grillen und Reflexionen über Euch kommen sollte, die in den drei neblichen Nord- und Winterkulturlanden so viele Ganz-, Halb- und Viertel-Fauste und Fäustchen erzeugt haben und noch erzeugen. Der englische blue stocking an den reizenden Ufern des Guadalquivir, wo die goldenen Kastanien — doch nein, die blühen nach Geibel am Ebro — Dinte, gemeine, prosaische Dinte sind an den Fingern einer schwarzäugigen andalusischen Schönen. Nein, da hört Alles auf, unsere ganze spanische Poesie geht flöten, und aus ist es mit der Romantik, sobald wir erfahren, daß die Spanierinnen ebenso bürgerlich ehrenhaft ihre Manuskriptbogen herunterschreiben, wie eine deutsche Kinderschriftstellerin, die für den Weihnachtsmarkt arbeitet.

Die spanischen Sitten sind dem modernen sozialen Romane nicht günstig, wie ich schon im Scherz angedeutet habe. Selbst in früherer Zeit ist der Roman nur als Phänomen erschienen und wieder verschwunden, Cervantes mit seinem sinnreichen Junker Don Quijote und im vergangenen Jahrhundert der Pater Isla mit seinem Fray Gerundio sind die einzigen namhaften Schriftsteller in diesem Fache, und eigentlich sind beides mehr Satiren von Sachkennern ihres Faches, als Romane. Der Soldat Cervantes verspottete das falsche Ritterthum, der Geistliche die Auswüchse und Gebrechen der spanischen Priester und Prediger. Der Grund hiervon und von dem Folgenden liegt hauptsächlich wohl im Katholizismus, der dort, trotz aller Umwälzungen und Umgestaltungen, tiefgewurzelt ist. Indem er jeder Existenz seine bestimmte, feste Schranke anweist und namentlich jedem Skeptizismus und überfeinerter Reflexion abhold ist, entzieht er dem Romane den Stoff, von welchem derselbe in heutiger Zeit vorwiegend lebt — das Suchen, Tappen, Irren in allerhand sozialen und religiösen Problemen, die unklaren, unruhigen Gefühle, die nach Befriedigung suchen. Der alte spanische Roman hat, wie überhaupt alle ältere Literaturen, nur Typen, nur Charaktere, wie sie sich nach den natürlichen Voraussetzungen bilden müssen, aber keine Bastardgestalten, wie sie für uns die interessantesten sind. Don Juan ist Don Juan, aber nicht Faust. Bösewicht sans phrase, der lustige Student, der nebenbei den Bedienten macht und die Mandoline spielt, der bramarbasirende oder kokettirende Fähnrich, der in Flandern gefochten hat, der würdige, gefoppte Alkalde, die alte, bigotte Dueña, alle sind naturwüchsig und resolut, und die sozialen Probleme kümmern sie so gut, wie gar nicht. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die künftige Rolle des Dampfes in den europäischen Kriegen.

II. Die kombinirte Verwendung der Land- und der Seemacht Frankreichs.

(Schluß.)

Diese einfache Hypothese und die Betrachtungen, die sich daran knüpfen, überheben uns aller weiteren Auseinandersetzung, um begreiflich zu machen, wie groß die Leiden sein können, die ein solches System gemischter Expeditionen herbeizuführen vermag. Die Dampfmarine mit ihrer Befähigung, sich nach Belieben von Felsen und Sand-

bänken fern zu halten, legt überall an, wo sie eine hinreichende Wassertiefe findet, um flott zu bleiben und Anker zu werfen. Sie bedarf weder der gewöhnlichen noch der Noth-Häfen. Wenn das Wetter nur erträglich ist, so ist jeder Punkt ihr recht und sie kann an einer Menge von Orten, die man in früheren Kriegen für unzugänglich hielt und deshalb ohne Vertheidigungswerke ließ, Soldaten an's Land setzen. Solcher schwachen Angriffspunkte giebt es bei weitem mehr, als man sich gewöhnlich denkt; man brauchte nur einige zu nennen, um die allgemeinste Unruhe und Besorgniß zu verbreiten. Jeder Tourist kann, bei einem Spaziergange an den Küsten Europa's, ja jeder Zeitungsleser kann, wenn er eine gute Spezialkarte zur Hand nimmt, sehr leicht diese Punkte entdecken und zugleich mit einem einigermaßen geübten Blicke wohlbegründete Kriegscombinationen aufstellen, für die es keinen Präzebenzfall giebt, der Kämpfe von Jahrhunderten ungeachtet, deren Schauplatz unser Kontinent war. Unsere Vorgänger hatten ja von den Angriffsmitteln, über die wir heutzutage verfügen, keine Ahnung. Was hätte Napoleon nicht darum gegeben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, an einem bestimmten Tage 50,000 Mann an dem oder jenem Punkte der Küsten Preußens, Oesterreichs oder Rußlands plötzlich anstauchen zu lassen! Napoleon konnte an solche Combinationen nicht denken, nicht blos deshalb, weil zu seiner Zeit der Dampf noch nicht existirte und es unmöglich war, solchen Berechnungen, die den Launen des Windes ausgesetzt waren, eine bestimmte Basis zu geben, sondern auch und ganz besonders, weil das ganze Meer ihm feindlich und unsere Flotte durch die Revolution und mehrere Niederlagen desorganisirt war, weshalb er auch die Herrschaft des Meeres der britischen Flotte überlassen mußte. Allerdings hatte Napoleon die Expedition nach Aegypten zu unternehmen und sich den englischen Kreuzern zu entziehen gewußt; aber diese Expedition, die kühne Berechnung eines ungeduldigen Ehrgeizes, stand mit keinem kontinentalen Kriegsunternehmen in Verbindung. Sie konnte nur dazu dienen und diente in der That dazu, den Ruf des General Bonaparte zu vermehren, während die Truppen, die dazu verwendet worden, eingeschlossen in einer Sackgasse, dann von ihrem Führer verlassen, mit den Linienschiffen, welche sie hinübergeleitet hatten, in die Hände Englands fielen.

Dies führt uns natürlich darauf, von der letztgenannten Macht zu sprechen, deren wir bisher noch nicht gedacht, und die Situation zu prüfen, die ihr durch Verbindung der Land- und Seemacht in den Kontinentalkriegen bereitet werden kann.

Wir sagten eben bei Gelegenheit Rußlands, daß, wenn dieses uns feindselig sei und das Meer mit der großen Dampfflotte halte, die es zu schaffen sich beeilt, unsere See-Expeditionen, wo nicht unmöglich, doch jedenfalls sehr gewagt sein würden, so lange nicht eine der beiden Marinen über die andere ein entschiedenes Uebergewicht erlangt habe. Was mit Bezug auf Rußland gilt, das gilt noch weit mehr mit Bezug auf England, ohne dessen ausdrückliche oder stillschweigende Zulassung auch jetzt schon keine See-Expedition sich in Bewegung setzen könnte. Niemand zweifelt allerdings, daß die mehr und mehr bedeutende Rolle, welche die Flotten berufen sind, in den Kontinentalkriegen zu spielen, gerade der englischen Marine kein größeres Gewicht, als sie bisher besaß, in der Waagschale der Entscheidungen verleihen werde; gleichwohl hat dieser Gegenstand auch noch eine andere Seite, die man nicht aus dem Auge verlieren darf. Wenn es wahr ist, daß das täglich mehr in Anerkennung kommende System der gleichzeitigen Verwendung der Marine und des Landheeres den Erfolg hat, auf dem festen Lande die Macht der Flotten direkt zur Geltung zu bringen, so hat es andererseits auch den Erfolg, daß das Landheer seine Macht auch auf dem Meere zur Geltung bringt. England besitzt, wie Jedermann weiß, unermeßliche Hülfsmittel aller Art, um mit Vortheil auf dem Meere zu kämpfen. Es besitzt in seinem Personal, wie in seinem Material, numerisch eine große Ueberlegenheit. Seine Bevölkerung ist gewissermaßen für das Meer geboren, das zu beherrschen und auf dem zu siegen, ihm zur historischen Ueberlieferung geworden. Handel und Gewerbsleiß haben es zur reichsten Nation der Erde gemacht und — was die Hauptsache ist — es besitzt die ganze patriotische Energie eines freien und stets der Freiheit treugebliebenen Volkes. Inzwischen wird die Anwendung des Dampfes den Seekriegen mehr und mehr ihren speziell nautischen Charakter nehmen und ihnen einen militärischen Charakter verleihen. Die Zeit dürfte nicht fern sein, wo man unter den Flotten der verschiedenen Völker eine Art von Gleichförmigkeit wahrnehmen wird, nicht unähnlich derjenigen, die bereits zwischen den großen Heeren des Kontinents besteht, in welchen der besondere Charakter jedes Volkes täglich mehr vor der Vervollkommnung der mechanischen Hülfsmittel in den Hintergrund tritt.

Gleichmäßig mit den weitreichenden Büchsen versehen, mit derselben Sorgfalt exerzirt und unterrichtet, gleichen sich jetzt ein französisches, ein russisches und ein österreichisches Bataillon, besonders da, wo es sich um die Agirung in Masse handelt und wo die Intelligenz, die persönlichen Eigenschaften des Soldaten in dem Ensemble der Leistungen verschwinden. Wenn ich nicht irre, werden die englischen, französischen und russischen Dampf-Linienschiffe sehr bald dieselbe Aehnlichkeit besitzen. Die Fahrzeuge, die Maschinen, die Artillerie, das gesammte Material — Alles wird nach den besten Mustern eingerichtet sein — vielleicht sogar nach denselben Mustern, denn das Geheimniß der Erfindungen und Verbesserungen, wenn es noch gewahrt wird, bleibt doch nicht lange ein Geheimniß. Die Dampfmaschine wird von geschickten Mechanikern geleitet, wie sie jetzt, bei der allgemeinen Verbreitung der Dampf-Apparate, in jedem Lande zahlreich herangebildet werden, und diese, die in ihrem Maschinenkasten gegen jede Kugel geschützt sind, werden das Kriegsschiff nach dem Kommando des Capitains mit einer Kaltblütigkeit leiten, die sich durch nichts stören läßt. Was die Mannschaft betrifft, so wird sie aus gewählten, wohlunterrichteten und in langer Uebung gebildeten Offizieren, aus tüchtigen Stückrichtern (der Geschütze) und sorgfältig exerzirten Marine-Tirailleurs, aus einer kleinen aber hinreichenden Zahl eigentlicher Matrosen und aus kräftigen, gewandten Leuten bestehen, welche die Kanonen in jeder Weise handhaben können. Ohne Zweifel wird der Vortheil groß für denjenigen sein, der, wie die englische Admiralität, ganze Schiffsbemannungen aus erfahrenen Seeleuten zu rekrutiren vermag, aber am Tage des Kampfes wird sich diese Ueberlegenheit weniger, als vorher geltend machen.

Man darf übrigens nicht außer Acht lassen, daß man bei einer Dampfmarine die Mobilmachung mit einer zur Zeit der Segelmarine unbekannt gewesenen Schnelligkeit betreiben kann. Daraus entsteht aber auch für die seefahrenden Nationen die Nothwendigkeit, die Einrichtungen zu modifiziren, auf denen ihre Seemacht beruht, und zwar der Art, daß sie daraus die allerschnellsten Resultate ziehen können. England hat es seinem Welthandel zu verdanken, daß es über eine größere Anzahl Matrosen, als jede andere Marine, verfügen kann; aber diese Matrosen sind über seine ganze Handelsflotte verbreitet, und wenn es immer erst die Rückkehr derselben abwarten sollte, um seine Kriegsflotte mobil zu machen, so würde es sich der Möglichkeit aussetzen, daß es vertheidigungslos überfallen werde. Handstreiche sind fortan viel rascher und entscheidender als früher auszuführen, wo man sich noch Zeit nehmen konnte, die Schiffsbemannungen zu komplettiren. Wenn erst die Kontinentalmächte es dahin gebracht, ihre Flotten militärisch einzurichten und von heute bis morgen mobil zu machen, so kann auch England darin nicht zurückbleiben. Des Respektes ungeachtet, den es vor allen seinen alten Ueberlieferungen hat, wird es sich doch dazu entschließen müssen, seine Mannschaften in ähnlicher Weise zu rekrutiren, wie es auf dem Kontinente geschieht. Bereits hat es begonnen, seinen gewohnten Weg zu verlassen, theils, indem es seine Seesoldaten zu einem längeren Dienste zwingt, und theils durch Einrichtung der „Coast Volunteers" und der „Continuous service men".

Auch die nautische Taktik hat durch den Dampf eine vollständige Umgestaltung erfahren, und sie ist heutzutage, wie Sir Howard Douglas in seinem kürzlich erschienenen Werke („Naval Warfare with Steam") dargethan, eben nichts Anderes, als militärische Taktik, deren Grundsätze anzuwenden Franzosen und Russen ganz ebenso befähigt sind, wie Engländer. Ganz wie in den Feldschlachten, wird es fortan auch auf dem Meere darauf ankommen, wer an einem gegebenen Punkte der Stärkere und der Zahlreichere ist, und um diesen Zweck zu erreichen, wird der Dampf, bei der Schnelligkeit und Genauigkeit der Bewegungen, die er verleiht, außerordentliche Dienste leisten können. Um die zu seiner Sicherheit nothwendige, nautische Ueberlegenheit sich zu wahren, vertraut auch England jetzt weniger auf die Qualität, als auf die Quantität seines Personales und sehen wir es daher auch beschäftigt, sich eine permanente, sogenannte Kanal-Flotte (Channel Fleet) zu schaffen, welche im Stande ist, sofort die Stämme einer großen, nautischen Armee zu liefern, ganz so, wie die Kontinentalmächte genöthigt sind, in Friedenszeit die Stämme ihres Landheeres zu erhalten. England will sich nicht überraschen lassen; es wendet daher gleichzeitig seine großen finanziellen Hülfsquellen dazu an, sich auch, was das Material betrifft, die numerische Ueberlegenheit zu sichern, die es jetzt weniger als je entbehren kann.

Fügen wir hinzu, daß sich England in seiner auswärtigen Politik denjenigen Kontinentalmächten, welche große Armeen und keine Marine besitzen, außerordentlich genähert hat, so sehr ist es von der außerordentlichen Wichtigkeit des Gedankens durchdrungen, daß heutzutage nur vereinigte See- und Land-Streitkräfte etwas ausrichten können. Wenn England von jenen Mächten erhält, was ihm fehlt, nämlich die Mitwirkung zahlreicher Bataillone, so leiht es ihnen seinerseits den furchtbaren Beistand seiner Linienschiffe, und diese Allianz kann zu Lande solche Vortheile erringen, daß dadurch die bestersonnene, gegen England gerichtete maritime Unternehmung scheitern gemacht wird. Aber ungeachtet des geraden und praktischen Sinnes, ungeachtet des entschlossenen Muthes, mit welchem sich das englische Volk für eine Zukunft vorbereitet, deren Wechselfälle für alle Welt neu und unberechenbar sind, täuscht es sich doch nicht über die Gefah-

ren, denen es jetzt ausgesetzt ist, und von denen es vor einem halben Jahrhundert noch nichts ahnte. Seine Presse und seine Meetings hören nicht auf, das Land daran zu erinnern, daß es nicht schlafen dürfe auf seinen alten Lorbeern.

Man würde uns sehr ungerecht beurtheilen, wenn man diesen unseren Bemerkungen eine feindselige Gesinnung gegen England unterlegte. Uns geht natürlich die Ehre und das Interesse Frankreichs über Alles, aber wir würden es als ein außerordentliches Unglück betrachten, wenn Frankreich durch die politische Nothwendigkeit gezwungen würde, seine Waffen gegen ein Volk zu kehren, das so viele Achtung für Menschenwürde und für die freien Institutionen hat, die seine Größe und unsere Bewunderung ausmachen. Es hieße übrigens die Gränzen dieser Studie überschreiten, wenn wir uns bei den Eventualitäten eines Kampfes zwischen Frankreich und England aufhalten wollten. Wir haben von der letztgedachten Macht nur gesprochen, um der Rolle zu gedenken, die sie mit Hülfe ihrer Marine in einem Kontinentalkriege spielen kann.

Es bietet sich in diesem Falle folgende Alternative dar: Entweder England ist der Verbündete einer oder mehrerer Seemächte des Kontinents, und dann ist das Gewicht seiner Allianz entscheidend; denn gestützt auf England und seine unermeßlichen Hülfsquellen, giebt es kein Ziel, und läge dies noch so sehr außerhalb ihres natürlichen Bereiches, das diese Mächte dann nicht zu erreichen vermöchten. Oder England ist mit einem oder mehreren Seestaaten des Kontinents im Kriege, in welchem Falle es feststeht, daß es erst, wenn es auf die eine oder andere Weise deren Seemacht zerstört hat, den Krieg in die Länder jener Seestaaten zu werfen vermag; ist aber erst einmal sein Uebergewicht erreicht, dann leidet es keinen Zweifel, daß es ihnen alle mögliche Unbill zuzufügen vermag, über deren Natur und Umfang man sich nicht täuschen darf.

Solche Unbill vermag England allerdings nur durch seine Marine, nicht aber durch sein Heer zuzufügen. Ein Truppen-Corps ans Land zu setzen, würde für England ein zu gewagtes Unternehmen sein. Denn es steht fest, daß, wenn die britische Marine die umfangreichsten Mittel für den Truppen-Transport zu liefern vermag, die Truppen selbst, über welche England verfügt, in zu beschränkter Anzahl vorhanden sind, als daß es für sich allein im Stande wäre, einen Kampf gegen eine der großen Armeen Europa's zu bestehen. Was würde in Spanien aus dem Heere des Herzogs von Wellington ohne den Beistand der portugiesischen und deutschen Kontingente, ohne den allgemeinen Aufstand der Spanier, und besonders ohne die Unterstützung geworden sein, welche ihm das gegen uns in Waffen stehende Europa lieh? Was hätte er selbst bei Waterloo ohne die Belgier und Holländer, und ganz besonders ohne die Preußen anfangen sollen?

Was den Engländern mit ihrer Marine allein zu leisten möglich scheint, ist die Führung eines Parteigänger-Krieges, die Vermehrung der kleinen Expeditionen nach allen Punkten der den Kanonen ihrer Linienschiffe ausgesetzten Küsten, Verwüstung des Küstenlandes, Einäscherung der Seestädte. Nach Art der alten Normannen, würden ihre Kanonenboote überall in die Mündungen der Flüsse eindringen und ihre Verheerungen weit hinein in das Land tragen, um sich dann vielleicht ebenso ungestraft, wie sie eingelaufen waren, wieder zurückzuziehen; denn es giebt leider wenige Barrièren, welche die Dampfboote heutzutage nicht zu überwinden wissen. Man wird den Eingang eines Stromes, eines Hafens, einer Rhede erzwingen, indem man pfeilschnell und mit geringem Verluste unter den dort über einander aufgestellten Batterieen eindringt, und ist einmal die Passage erzwungen, so sind die Folgen derselben, wenn nicht eine kluge Vorsicht Mittel der inneren Vertheidigung vorbereitet hat, unberechenbar.

Inzwischen würde doch das Alles nur Seekrieg sein, d. h. es würden eben nur maritime Angriffsmittel dabei in Anwendung kommen. Die Rolle der englischen Truppen, die sich dabei befänden, würde sich darauf beschränken, unter dem Schutze der Schiffskanonen irgend einen befestigten Punkt, irgend ein Kinburn, dessen Besetzung man für nöthig erachtete, in Garnison zu halten. Sie könnten in keiner Weise für sich allein agiren und müßten sich beständig auf jenem engen, isolirten und ihren Angriffsmitteln entsprechenden Schauplatze bewegen. Wenn z. B. England mit Frankreich Krieg führte, so würde ersteres vielleicht riskiren, Algerien zum Schlachtfelde zu erwählen und den Versuch machen, uns die einzige Eroberung zu entreißen, die wir seit sechzig Jahren behalten haben. Auf einem Geschwader eingeschifft, das wir uns auf einen Augenblick als Herrin des Meeres denken wollen, würden seine Truppen vielleicht unsere von dem Beistande des Mutterlandes abgeschnittene Kolonie angreifen. Aber ein solches Unternehmen — das dürfen wir wohl ohne zu große National-Eigenliebe behaupten — hätte nur wenig Aussicht auf Erfolg einer energisch geleiteten Armee gegenüber, die gewohnt ist, zu siegen, und sich auf alle die Hülfsmittel stützt, die dort unsere langjährige Besatzung entwickelt hat.

Aber es ist nur möglich und nicht wahrscheinlich, daß England einen solchen Krieg mit einer der großen Militairmächte Europa's allein führen werde. Es ist viel wahrscheinlicher und auch mit dem, was die Vergangenheit lehrt, übereinstimmender, daß England nur dann erst in einen Kampf sich einlassen werde, wenn es sich vorher auf dem Kontinente Verbündete gesichert, zu deren Dienst es seine Kriegsschiffe stellt, welche dagegen die Heere der ersteren als tüchtige Kampfgenossen erhalten. In diesem Falle würde es sich nicht mehr um einen Krieg im Kleinen, um Verheerungen der Küste, oder um Expeditionen gegen entfernte Kolonieen handeln. Die Gefahr wäre eine viel ernstlichere; denn während die Verbündeten Englands eine feindliche Streitmacht an der Gränze aufstellten, würde eine kombinirte Expedition, wie wir sie geschildert, von der See her einen unvorhergesehenen und entscheidenden Schlag ausführen.

Man sieht, je weiter wir in unserer Darstellung vorrücken, um so mehr vergrößert sich die Rolle der Seemacht, und um so bedeutungsvoller wird die Mitwirkung der Flotten in den künftigen europäischen Kriegen. Es liegt darin Stoff zum Nachdenken für alle Welt, für große und kleine Staaten, seefahrende und ausschließlich kontinentale Völker. Für uns Franzosen liegt darin ein dringender Grund, diesem Zweige der Vaterlandsvertheidigung mehr als jemals unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden und die seit zwanzig Jahren eingeführten Verbesserungen derselben fortzusetzen. Als Kontinentalmacht ersten Ranges, kann Frankreich nicht beanspruchen, daß es auch auf dem Meere numerisch die Ueberlegenheit behaupte. Aber da die Seemacht jetzt eine so große Rolle spielt, so wollen wir, was uns an Quantität abgeht, wenigstens durch die Qualität ersetzen. Unser Material ist vortrefflich, und wir haben ihm während des Krim-Krieges einen Zuwachs verleihen können, an welchem unser Verbündeter, England, damals keinen Anstoß nehmen konnte. Bemühen wir uns, diesen Vortheil uns zu erhalten, und benutzen wir zugleich mit offenem Auge Alles, was in anderen Ländern als Verbesserung eingeführt wird. Vielleicht haben wir nicht genug an die Wichtigkeit der kleineren Schiffe gedacht, namentlich der Kanonenboote, denen die riesenhaften Fortschritte der Artillerie eine so mächtige Wirksamkeit für den Offensiv- oder Defensivkrieg an der Küste verleihen; es ist hier, wie wir glauben, in unserem Material noch eine Lücke auszufüllen.

Was das Personal betrifft, so haben wir die durch die erste Revolution herbeigeführten Unfälle, sowie manche Irrthümer, gut gemacht; aber es sind in dieser Beziehung noch einige Schritte zu thun. Wenn unsere Offiziere eine Elite von Männern bilden, die man Freunden und Feinden vorstellen darf, so ist dabei sehr zu bedauern, daß sie im Leben nicht die höhere Stellung einnehmen, die dem wehrhaften Corps einem nicht wehrhaften gegenüber gebührt. Das Verwaltungs-Personal nimmt einen zu großen Platz in dem Etat unserer Marine ein und eine Verminderung desselben würde ebenso im Interesse des Dienstes, als in dem der Oekonomie sein. Aehnlicher Art sind noch andere wünschenswerthe Verbesserungen, namentlich bei den Marine-Truppen. Doch wir wollen uns dabei nicht länger aufhalten.

Unser Zweck war nicht sowohl, eine Denkschrift im Bezug auf die Marine zu schreiben, als hauptsächlich auf die großen und neuen Vortheile sowohl als Gefahren hinzuweisen, die aus der kombinirten Verwendung der Dampfflotten und der Landtruppen in künftigen europäischen Kriegen entspringen. Wenn es uns gelungen wäre, dadurch indirekt auch etwas für die Vermehrung des Ruhmes und der Macht unseres Vaterlandes zu thun, so würden unsere höchsten Wünsche erreicht sein.

Ueber künstliche Austernzucht.

Auf einen vorgängigen Bericht, den Herr Coste, Mitglied der Akademie, Professor der vergleichenden Embryogenie am Collège de France, unterm 28. Juni 1858 an den Kaiser gerichtet hatte, befahl dieser, um sich zu vergewissern, ob, wie die Wissenschaft es verhieß, das Meer, gleich dem Lande, des Anbaues fähig sei, den ersten Versuch einer Austernsaat in dem Golf von Saint-Brieuc auf Staatskosten zu machen. Aus dem zweiten Bericht desselben Gelehrten, vom 12. Januar d. J., geben wir, mit Weglassung der offiziellen Formen, folgenden wesentlichen Auszug.

Die zur Ausführung des Planes gewählte Rhede hat einen aus Muschel- und Korallensand mit einem leichten Ueberzug von Mergel oder Schlamm, mit Spreu dünnbesäeten, festen Grund, der, in einem Umfange von 12,000 Hektaren, durchweg einen günstigen Aufenthalt für Schaalthiere bietet. Der Wellenschlag, der jeden Ebbe- und Fluth-Wechsel in der Richtung von Nordwest nach Südwest, und wiederum von Südwest nach Nordwest mit der Schnelligkeit von einer Lieue auf die Stunde erzeugt, und der sich an den zahlreichen Felsen dieser Gestade bricht, führt unaufhörlich frisches Wasser zu und nimmt die ungesunden Ablagerungen mit fort.... Wir lassen nun den Berichterstatter selbst sprechen: „Die Einsenkung des Austernsaamens nahm im März ihren Anfang und wurde Ende April unter meinen Augen

abgeschlossen. In dieser kurzen Zeit wurden drei Millionen Exemplare, die einen aus dem offenen Meere, die anderen bei Tréguier oder bei Cancale geholt, in zehn langgestreckte Lager vertheilt, die, an verschiedenen Punkten des Golfs angebracht, eine Fläche von 1000 Hektaren einnehmen. Diese Lager wurden zum voraus in eine Seekarte aufgenommen, welche die befruchteten Felder vermerkt, und Boyen mit flatternden Fahnen zeigten den Schiffen den Weg, den sie beim Einsäen zu nehmen hatten. Damit aber diese Einsaat mit der ganzen Regelmäßigkeit des Landbaues vor sich gehe, und die Mutter-Austern durch Druck einander nicht schaden, erschien ein Avis-Dampfer des Staates, bald der „Ariel", bald die „Antilope", der mit Muscheln beladene Kähne im Schlepptau zog, nach und nach an einem der äußersten Enden jedes mit Baktonnen markirten Feldes, wo ein queraufgestelltes Fahrzeug ihm den Einfahrtspunkt bezeichnete. Indem er ein anderes, am entgegengesetzten Ende aufgestelltes Fahrzeug im Auge behielt, verfolgte er die Längenachse des rechtwinkeligen, von den flatternden Fahnen umschriebenen Raumes, machte dann eine Achsenwendung und kehrte zu dem Ausgangspunkt zurück; gerade wie der Pflug, der auf dem Acker parallele Furchen zieht.

Während der Schleppdampfer dieses Manöver ausführte, standen die Matrosen auf der in's Schlepptau genommenen Flottille und schütteten längs der Furchen aus den in Reihen aufgestellten Körben die Austern, die nun den Grund bevölkern sollten.

Allein, um den Erfolg dieses Unternehmens zu sichern, genügte es nicht, die Austern in die für ihre Fortpflanzung günstige Lage zu bringen; auch für die Brut mußte gesorgt werden, daß sie sich auf den Feldern festsetze; denn die Einsenkung wurde gerade im Momente der Eierlegung vorgenommen.

Die zweite Operation nun, die den besäeten Golf in eine Art von unterseeischer Meierei verwandelt, wurde durch zwei Kunstgriffe bewerkstelligt, deren gleichzeitige Anwendung schon umfassende Ergebnisse liefert, und die in nächster Zukunft die Aussicht auf eine zu beliebiger Höhe gesteigerte Aerndte eröffnen, vorausgesetzt, daß die nöthigen Verpflegungsmittel mit der Zunahme der Fortpflanzung im Verhältniß stehen.

Der eine Kunstgriff besteht darin, den Grund der seeischen Fruchtfelder mit Auster- oder anderen Muschelschalen so zu pflastern, daß kein einziger Keim zu Boden fallen mag, ohne einem festen Körper zu begegnen, an den er sich anklammern kann. Die an der Küste von Cancale zu diesem Behufe gesammelten Schalen wurden durch einen eigenen Zug Fischerkähne in den Golf gebracht und über die künstlichen Bänke ausgestreut. Diese früher so unnützen Schalen, die man alljährlich, um die Versperrung der Dünen zu verhüten, mit großen Kosten wegfegen mußte, werden künftighin sorgfältig erhalten werden und, nach völliger Austrocknung, kostbare Werkzeuge für das Einärndten darbieten.

Der zweite Kunstgriff hatte zum Zweck, den durch die Strömungen fortgerissenen Saamen aufzunehmen. Es wurden zwölf bis fünfzehn lange, in der Mitte zusammengebundene und mit einem Ballast von Steinen beschwerte Faschinen in den Lagern der Quere nach von einem Ende bis zum anderen so geordnet, daß sie, 10—14 Zoll hoch über dem Grunde, eine Art staffelförmige Brücke bildeten. Leute, mit Schwimmjacken bekleidet, senkten die Faschinen in die Tiefe und waren beordert, eine Anzahl Austern, die im Begriffe zu gebären waren, ringsum zu legen.

Mit den geschickt entworfenen Spezialkarten, auf denen die Oertlichkeiten sorgfältigst genau vermerkt sind, in der Hand, ist jede Lücke sicher aufzufinden; die Faschinen können dann aufgehoben und die Austern mit derselben Leichtigkeit abgelesen werden, wie der Landmann von seinen Baumgeländen die Früchte bricht.

Zwei Staatsfahrzeuge, „le Pluvier" und „l'Eveil", die an entgegengesetzten Punkten des Golfs, das eine zu Portrieux, das andere zu Dahouët, stationiren, kreuzen täglich über die künstlichen Bänke, und um die Ueberwachung zu vervollständigen und bei der Arbeit, welche die wirthschaftliche Ausbeutung fordert, mitzuwirken, wurde dem Berichterstatter auf Befehl des Kaisers ein kleiner Kutter zur Verfügung gestellt, damit seine täglichen Anweisungen unverweilt ausgeführt werden können.

Das waren die ersten Maßregeln zur Befruchtung des Golfs. Kaum ist ein halbes Jahr verstrichen, und schon haben sich die Verheißungen der Wissenschaft in handgreifliche Thatsächlichkeit verkörpert. Die Schätze, die eine beharrliche Anwendung ihrer Theorieen auf diesen üppig keimenden Feldern anhäuft, lassen die Träume überspanntester Hoffnungen weit hinter sich. Cancale und Granville in ihren blühendsten Perioden haben niemals eine ähnliche Fruchtbarkeit gesehen. Die Faschinen sind mit Austern so dicht besäet, wie Bäume, die im Frühling ihre Zweige unter der Fülle von Blüthen verbergen. Nur ein Augenzeuge kann an das Wunder glauben.

Schon haben die jungen Austern eine Größe von ¾—1 Zoll, und diese Früchte brauchen nur anderthalb Jahr zur Reife, um eine unermeßliche Aerndte zu gewähren. Auf einer einzigen Faschine sind an die 20,000 Stück, und doch nimmt sie im Wasser nicht mehr Raum ein, als eine Garbe auf dem Felde. 20,000 Austern, aber in eßbarer Beschaffenheit — das Tausend zu 20 Fr. berechnet, wenn an Ort und Stelle gekauft — haben einen Werth von 400 Fr. Da nun solche Zeugungs-Apparate in beliebiger Menge eingesenkt werden können, da eine einzige ausgewachsene Auster-Mutter zwei bis drei Millionen Eier legt, so ist der Ertrag dieser Industrie gar nicht zu berechnen. Wenn man ihn durch die Verbindung der bereits angelegten Brücke in ein ungeheures Fruchtfeld verwandelt, so wird der Golf von St. Brieuc zu einem wahren Speicher des Ueberflusses werden."

Mannigfaltiges.

— **England und die Jonischen Inseln.** Der stets mit Sachkenntniß und Freisinnigkeit urtheilende Chronist der Revue des deux Mondes drückt sich über das Verhältniß Großbritanniens zur Siebeninsel-Republik folgendermaßen aus:

„Auch England besitzt in den Jonischen Inseln seine Nationalitäten-Frage in Miniatur. Die Jonier, aufgeregt durch ihre Priester, wollen um jeden Preis in das Königreich Griechenland aufgehen und ziehen diese Einverleibung den freisinnigen Institutionen vor, mit welchen England, das dort von einem seiner berühmtesten Staatsmänner vertreten wird, sie beschenken wollte. Vergebens hatte sich Herr Gladstone, um sich zum Mentor dieses kleinen Volkes zu machen, entschlossen, seiner hohen Stellung in der Heimat zu entsagen und eine Function anzunehmen, die für einen Mann von seinem Werthe sehr bescheiden zu nennen ist. Die Jonier haben ebenso wenig von der ihnen hierdurch erwiesenen Ehre, als von den ihnen dargebotenen politischen Vortheilen Notiz genommen. Der passionirte Kommentator Homer's hat dort für sein Griechisch, oder doch mindestens für seine Eloquenz, kein Verständniß gefunden, und die widerspenstigen Nachkömmlinge des Volkes von Ulysses haben seinen Gründen kein Gehör geschenkt. Herr Gladstone hat der Sache der Jonier große Opfer gebracht, denn ihretwegen hat er sich sogar dem Schein des Lächerlichen ausgesetzt. Zu Korfu in der Eigenschaft eines außerordentlichen Lord-Ober-Kommissars angekommen, hat er, um seine Mission zu erfüllen, darein gewilligt, sich, nach Abgang von Sir John Young, zum Lord-Ober-Kommissar machen zu lassen. Diese Function nöthigte ihn, sich für den Augenblick seines Sitzes im englischen Parlamente zu begeben; inzwischen gab er dieselbe bald wieder auf, um sie seinem Nachfolger, Sir Henry Storks, zu überlassen und demnächst ward er neuerdings von der Universität Oxford zum Parlamentsmitglied erwählt. Gleichwohl wollte er es noch einmal versuchen, seine ihr wahres Wohl verkennenden Schützlinge über das letztere zu belehren, zu welchem Zwecke er eine amtliche Stellung bei der Regierung der Jonischen Inseln haben mußte. Um aber nicht wieder genöthigt zu sein, seinen Parlamentssitz zu quittiren und die Universität Oxford abermals zu behelligen, hat er zu dem Auskunftsmittel gegriffen, sich von Sir Henry Storks zum Vice-Ober-Kommissar ernennen zu lassen. So hat er in Korfu nach einander dreimal in dem Amte, das er dort bekleidete, sich degradiren lassen, und Alles vergeblich, denn mit dem letztenmale endigte seine Mission. Inzwischen thut sein Mißlingen seinem Verdienste keinen Abbruch, denn seine Absichten waren loyal, und die Jonier haben sich durch ihr Benehmen eben nicht beliebter in den Augen Europa's gemacht."

— **Der erste Schiller-Verein in Oesterreich.** Die erste Kunde von einem Zweigvereine der Dresdener Schillerstiftung in Oesterreich geht uns aus Grätz in Steiermark zu, aus Grätz, wo jetzt bekanntlich **Karl v. Holtei** seinen Wohnsitz hat. Holtei ist es gelungen, ein Schiller-Comité zu Stande zu bringen, an dessen Spitze Anton Graf **Auersperg** (Anastasius Grün) steht und zu welchem auch noch die Herren Graf **Ulrichspach**, C. G. Ritter **von Leitner**, C. W. **Martini**, Dr. **Rechbauer**, Dr. **Karl Steiner** (Chef der Buchhandlung A. Leykam's Erben in Grätz), Dr. **Karl Weinhold** und Feldmarschall-Lieutenant Graf **Zedtwitz** gehören. „Wir sind Deutsche", sagt Holtei in seinem Aufrufe, „und deutsche Poesie und Literatur weben das Band, das ohne Unterschied von Farben und Gränzen alle Deutschen verbindet." Wer im deutschen Norden wird nicht mit Jubel diesen deutschen Volkssinn in Grätz begrüßen, in Grätz, wo die Wiege Kaiser Ferdinand's II. stand und wo sich sein Mausoleum befindet, in der Hauptstadt der Steiermark, die im siebzehnten Jahrhundert der Heerd der undeutschesten Unduldsamkeit war. Dahin haben es Gottlob! die moralischen Einwirkungen unserer Literatur, unserer Lessing und unserer Schiller gebracht!

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Dienstag, den 15. März 1859. № 32.

Der Aberglaube des Mittelalters.*)

Herr Sanitätsrath Dr. Schindler zu Greiffenberg in Schlesien, dessen jedenfalls originelle Theorie zur Erklärung des Magnetismus, Tischrückens, Geisterklopfens bei Gelegenheit der Anzeige seines Werkes über das „magische Geistesleben" schon näher besprochen worden ist, hat, wie bereits in einer Notiz unseres Blattes (Nr. 14, S. 56 dieses Jahrganges) kurz angezeigt worden, ein neues Werk verwandten Inhalts: „Der Aberglaube des Mittelalters", veröffentlicht, das gleichfalls höchst interessant ist. Es bildet gewissermaßen den Kommentar und die Materialiensammlung zu dem früheren Buche und zeigt, welche umfangreiche Studien der Herr Verfasser auf diesem dunklen Gebiete gemacht hat. Gleich hinter der Einleitung finden wir die Angaben über benutzte und citirte Literatur, die allein 12 Seiten einnehmen und die seltensten und kuriosesten Bücher aufführen, die dieses kuriose Feld betreffen. Der Malleus maleficarum (Hexenhammer) von 1489 führt den Reigen, und dann folgt eine große Zahl würdigster Hexenmeister, Nekromanten, Magier, Adepten u. s. w., die über die Magia naturalis, das mysterium magnum, den Stein der Weisen u. s. w. geschrieben haben; kurzum, es muß Einem bei dem bloßen Durchlesen dieser Literatur feierlich zu Muthe werden, wo wir alle unsere alten Bekannten: Agrippa von Nettesheim, Heisterbach, Konringius und zahlreiche andere würdige Pythagoräer antreffen. Doch nicht blos Gläubige sind hier vertreten, auch Zweifler und Ungläubige: Thomasius, Spee und viele Andere; kurzum, man findet hier ziemlich Alles beisammen, was zum Verständniß und zur Erläuterung der Sache dienen kann. Daß der Verfasser eine lange und innige Bekanntschaft mit dieser Materie gepflogen haben muß, sieht man aus der Bearbeitung dieses Wustes. Der Stoff ist vollständig beherrscht, wohl gegliedert und in sich so abgeklärt, daß dem Leser nirgends die unverdauten Notizen oder eine bröckliche Mosaik mit heterogenen Fragmenten störend auffallen, wie das in den eigentlich gelehrten Werken fast immer der Fall ist. In dieser Beziehung hat das Buch namentlich Werth. Man braucht nur das Inhaltsverzeichniß durchzugehen, um zu sehen, wie vielfach die Zweige sind, in die sich der fast unübersehbare Stoff, der dabei doch wieder im Ganzen ziemlich eintönig ist, spaltete. Sieben Bücher umfaßt das Werk (ist dies absichtliche Symbolik?); das erste handelt über die Weltanschauung des Mittelalters, die Welt, die Engel, Teufel, den Menschen, Inanimaten, Geister, Spektra; das zweite über das Verhältniß der Geisterwelt zur Körperwelt (die Geisterwelt und der Mensch, die Geister und die Natur, das Wettermachen); das dritte über die magischen Wissenschaften, das vierte über die lichte Magie, Theosophie, Kabbala, Macht des Wortes, Binden und Lösen, Amulet, Bild, Zeichen, Symbol, Citiren der Geister ꝛc.; das fünfte über die Naturmagie, das sechste über Divination, d. h. die verschiedenen Zweige der Weissagung, Astrologie, Traumdeutung, Ekstase u. s. w.; das siebente über die schwarze Magie, Teufelsbund, Hexenwesen u. s. w.

Wir heben zunächst aus der Vorrede einige tiefgedachte Gedanken des Verfassers heraus, um uns selbst seinen Standpunkt gegenüber der von ihm behandelten Sache klar zu machen.

„Was ist denn aber Aberglaube? Heut eine Schmarozerpflanze, die an dem Baume des Glaubens hinaufrankt und ihn morgen zu überwuchern und zu ersticken droht; heut der heilige Hort des gläubigen Gemüths selber, der morgen, trotz aller Kämpfe, in den Strom der Vergessenheit gesenkt wird; heut das Schaffen eines überirdischen Geisterreichs und morgen die Annahme eingebildeter, unerwiesener Kräfte in der Natur; heut die Umkehr von Ursache und Wirkung, und morgen die falsche Konsequenz einer richtigen Prämisse; heut ein falscher Causalnexus für den speziellen Fall, und morgen der Glaube an den nothwendigen Zusammenhang des Zufälligen; aber wer steht uns dafür, daß das, was wir heute als die höchste Frucht einer geistigen Ueberlegenheit und als die Errungenschaft einer Jahrtausende langen Arbeit ansehen, von unseren Nachkommen als Aberglaube gebrandmarkt wird? und wer steht uns dafür, daß das, was von uns als Aberglaube verworfen wird, die Folgezeit wieder unter anderer Form in die Wissenschaft einführt? wer dafür, daß Erscheinungen, welche wir heute zweifellos als durch Causalnexus verbunden betrachten, von der Zukunft als außer allem ursachlichen Zusammenhang gewußt werden?

„Indem der Verstand sich zu dem alleinigen Richter des Möglichen und Wirklichen macht, verwirft er häufig alles das als Aberglaube, dessen Grund er nicht einsieht, und leugnet nur zu leicht die Erscheinung, deren Zusammenhang ihm fremd bleibt. Es hat dieser Stolz des Menschengeistes die Ergründung der Wahrheit vielfach verzögert, und schon oft war die Wissenschaft genöthigt, die früher geleugnete Erscheinung als Thatsache wieder in die Wissenschaft einzuführen. Man ist immer geneigt, das Unbegreifliche als Wahn, Aberglauben, Sinnestäuschung zu verwerfen, und doch hüte man sich vor dem Wahne, die Sache für abgemacht zu halten, wenn man sie in der Olla Potrida des Aberglaubens begraben weiß.

„Der Aberglaube ist somit keine absolute Größe; denn jede Partei und jede Zeit nennt das Aberglaube, was sich mit ihrer Anschauung nicht verträgt, und wenn wir bei der Schilderung einer vergangenen Zeit und ihres Aberglaubens nur das hervorheben wollen, was uns heut als Aberglauben erscheint, so werden wir stets Gefahr laufen, Irrthum über Irrthum zu begehen; denn so wenig man das Leben einer Zeit begreifen kann, wenn man nicht die Stufe ihrer moralischen Entwickelung, die herrschenden Begriffe über Recht und Unrecht, Erlaubtes und Unerlaubtes, Sitte und Unsitte zu Grunde legt, so wenig kann man auch hoffen, ein treffendes Zeitbild zu gewinnen, wenn man nur die eine Hälfte des Glaubens im Volke berücksichtigt, die wir selbst noch als berechtigt anzusehen gewillt sind, die andere aber mit Stillschweigen beseitigt. Nur wo man die ganze Konsequenz einer Zeitanschauung in allen ihren verschiedenen Richtungen würdigt, wird man dazu gelangen, ein vollendetes Bild einer Zeit zu gewinnen.

„Der Aberglaube ist nichts Einzelnes, Isolirtes, für sich Bestehendes, von dem übrigen Geglaubten Losgelöstes, und es ist ein Irrthum, wenn man behauptet, „daß häufig in demselben nichts weiter zu suchen sei, als was er ausspricht" — „daß er bei seiner Entstehung oft ebenso wenig zu der eigentlichen Religion gehört habe, wie heute, sondern nur einen Theil von jenen unentwickelten, nicht zur vollständigen Ausbildung gelangten Vorstellungen ausmachte, die wir in den meisten Religionen, als Ueberbleibsel einer früheren, niederen Kulturstufe vorfinden, welche erstarrt und unverständlich sich erhielten."

Letzteren Satz möchten wir indessen doch wohl zum größeren Theile gelten lassen; denn die nachfolgende Widerlegung, welche die wesentliche Gleichheit des Aberglaubens bei räumlich und zeitlich ganz entfernten Völkern als Gegenbeweis anführt, scheint uns die Frage nicht in ihrem ganzen Umfange zu fassen, und wir glauben, daß hier leicht ein Drittes möglich wäre.

Es ist vollkommen richtig, daß gewisse Grundzüge des Aberglaubens bei allen Völkern wiederkehren, selbst wenn durchaus keine geschichtliche Vermittelung zwischen ihnen nachzuweisen ist. Die alten Mexikaner hatten ihre Zauberer, weisen Männer, Propheten, ihre Magie, ihre Omen-Deutung, ihre Zaubermedien, ganz in ähnlicher Weise, wie Griechen und Römer; die Peruaner zauberten Regen ziemlich in ähnlicher Art, wie die alten Deutschen u. s. w. Der Polytheismus ist überall ganz nach derselben inneren Logik und Nothwendig-

*) „Der Aberglaube des Mittelalters". Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, von Dr. Heinrich Bruno Schindler. Breslau, Wilh. Gottl. Korn, 1858.

keit entstanden; andererseits aber hat der Aberglaube seine Geschichte, ohne die er nicht zu verstehen ist und ist dabei der Religion und dem religiösen Glauben nicht nur nicht gleichförmig, sondern ihm häufig gerade entgegengesetzt. Alle Religionsstifter hoben das Volk aus dem bisherigen Gemüths- und Seelenzustande eine Stufe höher und kämpften gegen den Aberglauben. Der Monotheismus der Hebräer beseitigte die Vielgötterei, den ägyptischen Thierkult und eine Masse anderen Aberglaubens in strengster Weise; das Christenthum nahm vollends den Kampf mit dem ganzen heidnischen Polytheismus und dem allgemeinen Dämonen- und Geisterglauben jener späteren Zeiten auf. Man lese z. B. nur, wie bitter der Apostel Paulus die Galater darüber abstraft, daß sie die abergläubische Tagwählerei, trotz seines Verbotes, wieder treiben (Kap. 4), man lese, mit welchem Kampfsmuthe die späteren Apologeten die Absurditäten der Götterfabeln, der Zauberkulte u. s. w. angreifen. — Freilich, wird man sagen, sie hätten bei sich selber anfangen sollen, sie seien selbst im Aberglauben befangen gewesen; — ganz richtig, aber eben deshalb, weil sie selbst noch Fleisch und Blut vom Heidenthum hatten und unbewußt eine Menge Anschauungen und Meinungen hinübernahmen, nämlich die, deren Unverträglichkeit mit dem neuen Glauben noch nicht in's Bewußtsein getreten war; es ist auch richtig, daß das Heidenthum bis in unsere Zeit herein im Christenthume ein gespenstisches Nachleben führt. — Wenn wir das reiche Material, das der Herr Verfasser vor uns ausbreitet, aufmerksam durchgehen und geschichtlich kritisch sondern, so werden wir finden, daß das chaldäische Religionssystem mit seiner Astrologie, das ägyptische mit seiner mystischen Chemie, die Ormuzd-Religion, ferner altitalischer, altgriechischer, keltischer und germanischer Volksaberglaube die Ingredienzien sind, aus denen der wüste mittelalterliche Aberglaube zusammengebraut ist. Es ist auch richtig, daß dieser Aberglaube das Bestreben hatte, sich mit dem Kerne der Religion selbst zu amalgamiren, sich zu systematisiren und fest zu gestalten, wie z. B. die Hexentheorieen traurigen Andenkens, die Systeme der Goldmacher, Zauberärzte u. a. beweisen. Es ist richtig, daß die Führer und Leiter des Volkes, selbst die Priester und Gelehrten, nicht gescheidter waren, als die übrigen, und dem traurigen Wahne anhingen, gegen den endlich ein kräftiger und bald wieder übertriebener Rückschlag eintrat.

Was die Wurzel des Aberglaubens sei, darüber ist kein Zweifel. Es ist die dem Geiste eingeborne Nothwendigkeit, zu glauben, d. h. Vorstellungen zu antizipiren, ohne dieselben begrifflich bestimmt und in die logische Ordnung gereiht zu haben; es ist das Ahnungsvermögen, d. h. der innere geistige Sinn, der bereits thätig ist, ehe noch die körperlichen Sinne ihre Wirksamkeit üben, derselbe Sinn, der verallgemeinert, der schrankenlos wirkt, während die körperlichen Sinne Alles nur mühsam, stückweise und einseitig herbeischaffen, dieselbe Thätigkeit, die z. B. für eine bestimmte Gesichtsempfindung und eine bestimmte Gesichtsempfindung gleich das beide vereinende Dritte schafft. Richtig oder falsch, ganz gleich vor der Hand. Dichter, große Erfinder, Propheten sind nur durch ihn, was sie sind. Er zeigt dem Columbus sein Amerika, dem Newton das Gesetz des Weltalls, dem Propheten zur Zeit der Trübsal den künftigen Trost. — Weil nun aber zwischen dem inneren Sinne und den äußeren auf die Erscheinung gerichteten Sinnen eine Kluft, ein Widerspruch, eine Antinomie besteht, wie Kant sagen würde, welche das logische Vermögen vermitteln soll, so entstehen, da diese Vermittelung nicht immer gelingt und oft fehl greift, falsche Vorstellungen, falsche Verbindungen von Ursache und Wirkung, also das, was wir Aberglauben nennen, und es scheint die Aufgabe des Menschengeschlechts zu sein, diese Vermittelung nach immer erneuten Anstrengungen zu erstreben. Vieles, was wir heutzutage Aberglaube nennen, ist nichts als Wissenschaft, die vor dreitausend Jahren vielleicht als Höchstes menschlicher Erfindungsgabe galt; ja, gerade diese absurd gewordene Wissenschaft ist oft der zäheste unausrottbarste Aberglaube, eben weil er mit dem Anscheine der Logik auftritt. — Man klagt darüber, daß der Aberglaube unausrottbar sei; ganz gewiß, eben weil seine Ursache eine unausrottbare ist, denn nicht blos Gläubige, nein auch Rationalisten, ja selbst Atheisten werden diese Achillesferse des Geistes nie los, wie tausendfache Erfahrung lehrt. Der Aberglaube und die Neigung dazu bleibt lebendig, weil die exakte, erfahrungsmäßige Wissenschaft leere Stellen läßt, weil sie unvermögend ist, Alles durch das logische Urtheil und den präzisen Erfahrungssatz zu beherrschen, weil viele Ursachen außerhalb des Kreises ihrer Erfahrungen liegen. Wir glauben, der Herr Verfasser wird uns in diesem Satze, den er nur in anderen Formen ausspricht, beistimmen.

Derjenige, der es unternimmt, nur Bewiesenes und Beweisbares zu glauben, kommt seinerseits zeitig genug zum Widerspruch; er wird von den Zufälligkeiten der herrschenden Verstandssysteme rettungslos gefangen genommen und kann nicht von ihnen los, selbst wenn der Zwiespalt der Theorieen und Meinungen ihn in bedenkliche Lagen bringen sollte, und leider kann sich dabei ein Fanatismus entwickeln, der noch unliebenswürdiger ist, als der des Aberglaubens; jedenfalls geht die bedenklichste aller Seelenlagen daraus hervor: der Skeptizismus, denn eigentlichen Unglauben giebt es wohl nicht.

Es liegt auf der Hand, daß die unendliche Mehrzahl der Menschen nicht jenen geistigen Standpunkt erreicht, wo sie diese Grundvermögen der Seelen mit Freiheit in Einklang zu bringen vermöchte. Der Autoritätsglaube, kirchlicher, staatlicher, wie wissenschaftlicher, beherrscht sie; ja, ich möchte nicht einen einzigen von Allen ausnehmen, selbst den tiefsten Denker, den größten Philosophen oder Gelehrten nicht; Alle sind darauf angewiesen, etwas gelten zu lassen, über das sie nicht hinweg können, um wie viel mehr das Volk im Großen und Ganzen. Daher bleibt denn in ihm auch jene von uns oben bemerkte Geneigtheit zum Glauben und Fürwahrhalten des Unbewiesenen und Unbeweisbaren lebendig, und mit ihr natürlich der Aberglaube. Wir haben keine Magier, keine Beschwörer, keine Zauberer mehr, aber Charlatane aller Art, die willig Glauben finden, und noch mehr finden würden, wenn ihnen nicht ein starkes Gegengewicht gehalten würde. Nur ein Thor kann leugnen, daß die verständige und logische Betrachtung der Welt, welche seit dem Bruche mit dem Aberglauben angestrebt worden, bedeutende Fortschritte gemacht habe und dem neuen Hereinbrechen desselben einen starken Damm entgegensetze.

Die Verbindung des Aberglaubens mit der Religion ist unleugbar; fast aller Aberglaube hat eine religiöse Seite und es wird schwer sein, zu bestimmen, wo der eine aufhört und die andere anfängt; jedenfalls ist Jeder, der hierin ein Urtheil fällt, Partei, weil wir gar keinen Maßstab besitzen, um die Sache absolut zu bestimmen. Dem Sensualisten, dem Atheisten ist alle Religion Aberglaube, dem Anderen mehr oder minder, dies oder jenes. (Schluß folgt.)

Spanien.

Eine Tochter Böhl-Faber's als spanische Novellistin.

(Schluß.)

Heimliche Zusammenkünfte, Entführungen, Schelmenstreiche, Abenteuer mit Räubern u. s. w. sind die Hauptmotive der Entwickelung. Das hat sein Gutes und sein Mißliches, wie wir gern zugeben, aber Jeder wird zugestehen, daß Spanien nach solchen Voraussetzungen nicht als der günstigste Boden für den modernen Roman erscheint. Dazu kommt, daß das schöne Geschlecht daselbst im Großen und Ganzen noch nicht aus dem Lesen Profession macht und überhaupt nicht die Bildung zu besitzen scheint, die dazu gehört, unserer feinen, zugespitzten, nordischen Gefühls-Dialektik zu folgen. Indeß muß wohl im Stillen auch hierin eine Aenderung vorgegangen sein, die man erst aus den Folgen wird errathen können, wir bescheiden also unser Urtheil vor der Thatsache, daß Spanien wirklich eine beliebte und anerkannte Romanschriftstellerin hat. Ueber den Charakter ihrer Werke heben wir Folgendes hervor, was unser Gewährsmann darüber sagt, denn selber sind sie uns nicht zur Hand gewesen.

In einer der Erzählungen kommt eine Scene vor, wo verschiedene Personen sich an's Werk machen, um zusammen einen Roman zu erfinden. Vor Allem wird festgesetzt, daß weder Ehebrüche, Selbstmorde, Travestirungen des Evangeliums, noch unglaubliche Abenteuer darin vorkommen dürfen; ebenso wenig solle er eine phantastische oder sentimentale Geschichte sein. Man wird hieraus sehen, wie ernst es Fernan Caballero mit der Moral nimmt; denn gerade diese verpönten Dinge scheinen unentbehrlich, um einen Roman von dem Vorwurfe der Langweiligkeit und Nüchternheit zu befreien. Keine Ehebrüche, keine Selbstmorde, keine unglaublichen Abenteuer — o Eugen Sue, Alexander Dumas, Paul de Kock! — Diese Spanierin hat philisterhafte Grundsätze! Was bleibt übrig? „In meinen Augen", sagt eine der Personen, „giebt es nur zwei Arten, die uns zustehen, der geschichtliche Roman und der Sittenroman. Der erstere ist der Roman ganz vornehmlich; jedes Volk müßte seine derartigen Erzählungen besitzen. Schriften, mit Genauigkeit, mit wirklichem Beobachtergeiste verfaßt, würden viel zum Studium des Menschengeschlechtes, der Geschichte, der praktischen Moral, zur Kenntniß der Oertlichkeiten und Zeitalter beitragen. Wenn ich die Königin wäre, würde ich einen Sittenroman in jeder Provinz zu schreiben anbefehlen (etwas naiv!!), in dem nichts übersehen und unterlassen sein dürfte." „Ja", fügt ein Zwischenredner hinzu, „das wäre eine neue Art Geographie"... Fernan Caballero ist gerade der Erzähler des häuslichen und Volkslebens, der moralische Geograph von Spanien, der treue und mitfühlende Enthüller einer unbekannten Welt, eine Art spanischer Walter Scott, B. Auerbach, oder Joseph Rank, geographischer Sittenphotograph, wahrscheinlich mit allen Vorzügen und allen Fehlern dieser Stilgattung. In der That bestärkt die weitere Berichterstattung diese Vermuthung:

„Fernan Caballero hat ohne Zweifel nicht die männliche Kraft und die geduldige Reproductions-Geschicklichkeit Walter Scott's; aber, wie er, besitzt er den scharfen Blick für das traditionelle und lokale Leben der Gegenden, deren Geschichtschreiber und Dichter er zu

gleicher Zeit ist. Spanien ist seine einzige Inspiration; er liebt Spanien in seinen Landschaften, seinen Sitten, seiner Vergangenheit, seinen Legenden, selbst in seinem Elende, das nicht ohne Größe ist. Ein anderer Zug dieses seltenen Talentes, in dem sich besonders die Weiblichkeit seiner Phantasie enthüllt, ist der, daß seine Dramen ziemlich ohne Verwickelung sind, ohne jene Knoten und Verflechtungen, welche die Handlungen schürzen und in ihrem Verlaufe bedingen. Er hat vielmehr den stärksten Sinn für die Einzelnheiten und macht dadurch Alles lebendig (wie in unseren Dorfgeschichten u. s. w.), er hat den Sinn für diese tausend, gewöhnlichen Blicken oft ganz unbemerkbaren Abschattungen, welche den Naturereignissen, wie den menschlichen Dingen, ihre besondere Physiognomie verleihen.

Wie Walter Scott, ja mehr noch als Walter Scott, gefällt er sich in Abschweifungen, umständlichen Gesprächen; er läßt sich darin mit Wohlgefallen gehen, vervielfältigt die Portraits und diese so lebensfrischen Gemälde, ja bis zur Verschwendung wendet er Alles auf, was dienen kann, auf Sitten und Charaktere ein Licht zu werfen. Er sammelt die von den Blinden gesungenen Sagen Andalusiens und geht mit anmuthiger Leichtigkeit von den Verfeinerungen des Weltlebens über zu den bescheidensten Volksscenen, da er ebensowohl der Geschichtschreiber des Volkes als der höheren Klassen der Gesellschaften ist. Alle diese spanischen Typen, die alte Patrizierfrau von Sevilla, der alte General des Unabhängigkeitskrieges und der Kämpfe in Amerika, der große Grundbesitzer aus dem Innern, die arme Dörflerin, der entklosterte Mönch, der Küstenfischer, selbst der Bandelero treten nach einander auf und gruppiren sich in den Romanen: „La Gaviota", „Clemencia", „Die Familie von Alvareda", „Elia", in allen diesen leichtgewobenen Erzählungen, die alle auf die Verherrlichung Spaniens abzwecken. — Aber nein, nicht Spanien ist es, sondern ein Theil desselben, das schöne Andalusien, dem die Verfasserin zunächst angehört: Cadix, Jerez de la Frontera, Sevilla, Carmona, Puerto-Santa-Maria. Fernan Caballero ist also vor Allem Natur- und Sittenmaler, womit indeß nicht gesagt werden soll, daß er in Bezug auf das Gemüth, auf Verständniß des menschlichen Herzens zurückstände. Elia ist eine rührende Figur, ein anmuthiges und schmerzenvolles Bild der weiblichen Liebe, die mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in Konflikt kommen und durch ein freiwilliges Opfer in dem Frieden eines Klosters ihre letzte Zuflucht suchen soll. Clemencia ist die Geschichte der inneren Kämpfe einer jungen Frau, einer jungen Witwe, die durch die Prüfungen einer ersten unglücklichen Ehe gegangen und in ihrem Witwenstande allen Kämpfen des Lebens bloßgestellt wird. Man sieht hieraus, daß das allgemeine Leid auch in Spanien zum Ausdrucke kommt. Die Klage des Weibes über ihre soziale Stellung, eine Sache, die man freilich sehr von zwei Seiten ansehen, als Fortschritt oder als Rückschritt, als unberechtigt oder berechtigt betrachten kann.

Um ein kleines Beispiel von der Auffassungsweise unseres Autors zu geben, skizziren wir den Eingang des Romanes „Elia, oder Spanien vor dreißig Jahren":

Sevilla feiert die Wiedereinsetzung seines „vielgeliebten Königs" Ferdinand VII.; dabei gewahrt man auf einem Balkone eine kleine, alte Frau „mit einem eingerunzelten Gesichte, wie eine Rosine, kleinen, lebhaften Augen, wie Pigmentkörner, mit einer schwarzen Spitzenmantille, die, ohne alle Absicht zu gefallen, über ihre weißen Haare gezogen ist." Es ist Doña Isabel Orrea, Schwester des Marquis de Jara, Witwe des namhaften und mächtigen „Assistenten" von Sevilla, Don Manuel Farfan y Calatrava, welcher selbst der Sohn eines Vicekönigs von Meriko war. Die Assistentin, wie man sie heißt (à l'allemande!), ist eine Spanierin von ehemals, aus der Zeit, wo Sevilla einer adeligen Matrone glich, den Rosenkranz in der Hand, frühmorgens gottesfürchtig zur Messe gehend, Abends tresillo spielend und in sich selbst lebend mit feiner Welt von Domherren, Auditoren und Vierundzwanzigern, d. h. Senatoren. Natürlich ist die Señora y Calatrava königlicher als der König und katholischer als der Papst; namentlich aber ist sie Feindin alles Fremden, des französischen bon ton und aller Neuerungen. Sie liebt ihr altes Haus, ihre alten Möbel und alten Bilder von Murillo oder Velasquez, die an ihren alten weißen und nackten Wänden hängen. So wird sie denn von einer naiven Entrüstung ergriffen, als sie bei ihrer Nichte, der jungen Gräfin de Palma, die aus London und Paris kommt, Alles umgekehrt sieht, die Familienbilder durch Bildnisse großer Männer ersetzt, von denen kein einziger ein Spanier ist, und von denen der merkwürdigste „ein sehr häßlicher Alter, mit dem Gesichte eines verhungerten Fuchses" ist, Niemand anders, als der berüchtigte Voltaire. Die Assistentin bekommt fast den Krampfhusten, daß sie den Voltaire so nahe gesehen hat. Uebrigens ist sie durchaus gutmüthig, nachsichtig für die Jugend, zartfühlend in ihrer Wohlthätigkeit und umgänglich mit ihren Umgebungen. Gern verlangt sie von ihrem Intendanten Don Benigno ein Kapitel aus Don Quijote, nachdem ein Stück aus dem „Kirchenjahre" gelesen worden, und wenn sie lebhaft in Worten ist, so bleibt ihre Spottlust ohne Galle. Sie kann einzig und allein nur in Eifer gerathen gegen die Literaten, die Encyklopädisten und die Atheisten, welche verlangen, daß der König eine Constitution nöthig haben soll und behaupten, daß in England verheiratete Bischöfe möglich sind. Was sie betrifft, so wünscht sie dieselben zum Teufel in der Person eines gewissen Narcisso Dolgado, der selbst ein sehr possirliches Wesen ist, groß, dürr, eine Art Ritter von der traurigen Gestalt der Philanthropie und des Fortschrittes, der bei jedem Schritte über ein Vorurtheil oder einen Aberglauben stolpert und, wenngleich ohne Erfolg, ein tiefes Mitleid fühlt mit der finsteren Unwissenheit und dem unheilbaren Elende des spanischen Volkes. Die Assistentin hat also einen Gegenstand der Abneigung, und das ist Narcisso Dolgado, und einen der Zuneigung, nämlich Elia, ein junges Mädchen, die sie aus christlicher Liebe angenommen hat und als ihr eigenes Kind aufziehen läßt in voller Unwissenheit über ihr dunkles und beflecktes Herkommen. Elia liebt, und sieht plötzlich das vor ihr sich erhebende Schreckbild einer unrechtmäßigen Geburt, die sie von ihrem Geliebten trennt, und es bleibt ihr kein Ausweg, als mit gebrochenem Herzen in ein Kloster zu fliehen. Was die Assistentin betrifft, so hat sie alle Aengsten einer guten Seele, die da glaubt, sich betrogen zu haben. „Don Benigno", sagt sie zu ihrem Intendanten, „Ihr habt studirt, sagt mir, wie kommt es, daß die Personen, die von Klugheit und Gründen geleitet wurden, gewöhnlich mehr Glück haben, als die, welche sich blind von ihrem Herzen bestimmen lassen?" Dies ist der Knoten der kleinen Erzählung, die durch tausend kunstvoll hervorgehobene Einzelnheiten anziehend wirkt und deren herrschender Mittelpunkt stets die Assistentin bleibt.

Diese Typen des alten Spaniens, die jeden Tag mehr und mehr verschwinden, sind es, die Fernan Caballero liebt und mit genialer Sicherheit überall aushebt, wo er sie findet. Welches ist die originelle und hervorspringende Persönlichkeit in der Clemencia? Die junge Wittwe selbst ist es nicht, trotz ihres Seelenadels und ihrer leidenschaftlichen Offenheit, Don Martin Ladron de Guevara ist es, auf seinem Gute Villa Maria, der wahre Typus des großen Grund-Eigenthümers im Innern, ganz verschieden von dem Hofadeligen in Spanien wie anderwärts. Physisch ist Don Martin groß, von stolzer andalusischer Miene und seine Züge, obgleich durch das Alter etwas grob geworden, sind noch schön und regelmäßig. Er ist immer gleich gekleidet, Strümpfe von blauer Seide, eine schwarze Kasimirhose mit silbernen Knieschnallen, eine lange Weste von gestickter Seide, ein Kamisol von nämlichem Stoffe, ein Kappenmantel von schönem schwarzen Tuche mit Schnüren und Quasten besetzt, ein Netz, um die nie verschnittenen Haare aufzunehmen und auf dem Haupte einen Hut mit stehenden Krämpen, wie ihn die Picadores bei den Stiergefechten tragen. Don Martin hat außer in der Religion keinen Unterricht gehabt; denn als Erstgeborner mußte er das Majorat bekommen, und das war hinreichend, was ihn übrigens nicht hindert, jene Originalität und jenen natürlichen Verstand zu haben, den fast alle Andalusier besitzen. Gewohnt, gehört zu werden, ist er im Reden laut und kurz gebunden, und entbehrt selbst nicht jener Art von Witz, der denen eigenthümlich ist, die das Vorrecht haben, Alles zu sagen, obgleich er sich Zeitlebens nur mit seinen Pferden, Ochsen, Feldern und sonstigen Dorf-Angelegenheiten befaßt hat. Er ist höchstens nach Sevilla gekommen. Sein Haus, das erste in Villa Maria, ist ein massiver Bau mit ungeheuren Zugehörigkeiten, ein gewaltiger Hofraum und Säle, wo die Pferde Rennen halten konnten. Ueber dem Eintritte ist ein großer Altan, der mit dem Familienwappen gekrönt ist. Karl IV., die Prinzessinnen von Braganza, Ferdinand VII. sind daselbst auf der Durchreise aufgenommen worden und wenn man Don Martin fragt, warum er an seiner Thür nicht das Abzeichen der Häuser, die königliche Gäste beherbergt, nämlich eine Kette, angebracht habe, antwortet er: „Eine alte Schenke hat keinen Ast (Aushängeschild) nöthig".

In dieser Persönlichkeit findet sich eine sonderbare Mischung der entgegengesetztesten Dinge, ein gewisser ritterlicher Instinkt und Plumpheit, despotische Gewaltthätigkeit und Gutmüthigkeit, Eigennutz und Großmuth, Größe und Kleinlichkeit. Als alter Christ hat er stets die Hand offen zum Almosen; in einem Hungerjahre weigert er sich, seine Aerndte zu verkaufen, weil sie, wie er sagt, denen gehört, die Noth leiden. Wenn die Aerndte der Armen von Villa Maria verbrannt ist, giebt er einfach die Hälfte der eigenen, und zu gleicher Zeit läßt er sich in wüthende Händel mit allen Bettlerinnen ein, die ihn erbittern und zuletzt Recht behalten. So lebt Don Martin Ladron de Guevara bis zu dem Tage, wo er beim Aufheben der Tafel nach einem Weihnachtsabendbrode fortgeführt wird. Viele andere Personen gruppiren sich um Don Martin, sein geistlicher Bruder, seine Frau, Doña Brigida Mendoza, eine schweigsame, strenge und hartherzige Person; Clemencia selbst, seine Schwiegertochter, die Tante Latrana, diese feine und unverschämte Wespe, ein sonderbarer Typus spanischer Bettlerinnen. Es ist, als ob der Autor einen Win-

kel von Andalusien aufdeckte, indem er die schlagendsten Züge auf eine Figur sammelt, die so zu sagen zwischen Adel und Volk in der Mitte steht."

Doch wir müssen hier abbrechen, so interessant die Inhaltsangaben und einzelnen Charakteristiken der noch besprochenen Erzählungen, z. B. der „Familie von Alvareda", auch sind. Es genüge demnach, auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben, die einer näheren Kenntnißnahme werth sein dürfte. Vielleicht erweckt dieser spanische Sittenroman ein ähnliches Interesse, als die Frauenromane anderer Länder, die, wenn sie uns auch näher stehen, als Spanien, doch nicht das Interesse, wie gerade etwas Fremdartiges, erwecken. Poesie, was man so Poesie nennt, d. h. starke Bewegung der Einbildungskraft, ist jedenfalls aus Spanien mehr zu holen, als aus England, Schweden und anderen Ländern des kühlen Nordens; es scheint sich also hier ein neues Feld aufzuthun, wo Uebersetzer Arbeit finden würden.

Polen.

Adam Mickiewicz bei Goethe.

Im Dezember-Heft der Beilage zu dem in Krakau erscheinenden Czas theilt Herr K. W. Wójcicki, Verfasser einer Biographie von Mickiewicz, die in dessen, bei J. H. Merzbach in Warschau verlegten „sämmtlichen Werken" aufgenommen ist, folgenden Brief von A. E. Odyniec (Uebersetzer der „Jungfrau von Orleans" von Schiller) mit:

„Im Mai 1829 fuhr ich von Warschau nach Petersburg, um von Adam Abschied zu nehmen, und dort erst kam der Plan einer gemeinschaftlichen Reise zu Stande. Mickiewicz begab sich den 13. (25.) des gedachten Monats mit dem Dampfschiffe nach Lübeck, und von da über Hamburg, Berlin und Dresden nach Karlsbad, woselbst er mich erwarten sollte. In Berlin fand er im Kreise der polnischen Studenten die herzlichste Aufnahme, die denn auch nie aus seiner Erinnerung geschwunden ist. Er improvisirte einigemal unter ihnen und reiste dann nach Karlsbad, wo seiner ein gleich freundlicher Empfang seitens der Polen wartete. Ich nahm den Weg über Wilna und Warschau, und gelangte am 10. August 1829 an den verabredeten Ort des Zusammentreffens, um von da aus zusammen mit dem Freunde die Reise über Marienbad, Eger, Hof 2c. nach Weimar zu machen, das wir den 17ten Abends erreichten. Adam hatte an Goethe sowohl, wie auch an dessen Schwiegertochter, Ottilie, Briefe von Frau Szymanowska, welche der Dichterfürst sehr hochschätzte, der er einen prächtigen Vers in's Stammbuch geschrieben und über die er gegen uns unter Anderem äußerte: „Elle est charmante, comme elle est belle, et gracieuse comme elle est charmante". Ihr hatten wir jedenfalls die überaus freundliche, zuvorkommende Aufnahme zu danken, die wir fanden.

Tages darauf, in den Vormittagsstunden, machte mein Reisegefährte in der Stadt den ersten Besuch bei Ottilie, um die Briefe zu überreichen — Goethe selbst wohnte vor dem Thore — und schon wenige Stunden darauf erhielten wir eine Einladung zum Abend, an welchem uns jedoch der gefeierte Altmeister nicht zu Gesicht kam. Den folgenden Tag in der Frühe übergab man uns zwei Visitenkarten und zugleich eine Einladung zum Mittagessen von Frau Ottilie, welche uns den Wagen schickte, um uns nach Goethe's Villa bringen zu lassen.

Ein alter Diener, der an der Gartenpforte bereits auf uns gewartet hatte, führte uns in den Salon hinauf, wo wir über eine Viertelstunde allein blieben. Endlich hörten wir Tritte, und Adam deklamirte Kiężka's Vers: „Gehen hört man und den Schritt in der Höhe", von Zgierski (beiläufig gesagt, dem dümmsten Verseschmied seiner Zeit). Wir waren noch im besten Lachen über das in diesem Augenblicke eigenthümliche Citat, als Goethe, dessen Mund ein Lächeln umspielte und in dessen ungemein angenehmem Blicke eine Fülle von Güte lag, eintrat und uns der Reihe nach die Hand drückte. Das Gespräch drehte sich erst um die Szymanowska, dann um die polnische Literatur, wobei Goethe äußerte, er wisse wenig von ihr und bedauere lebhaft, keine slavische Sprache zu kennen. Mais l'homme a tant à faire dans cette vie, fügte er wie entschuldigend hinzu. Adam's Name war ihm schon aus den Zeitschriften erinnerlich, ebenso einige Bruchstücke aus dessen „Konrad Wallenrod", welche nach einer Uebersetzung von Fräulein Jänisch, einer Freundin Mickiewicz', die Leipziger Jahrbücher gebracht hatten. Durch dieselben war er auch mit meiner erst kürzlich erschienenen „Einziehung des Litauers" (Branka Litwina) bekannt geworden, und lobte sowohl die lebendige Handlung, wie auch den Stil, mit dem Zusatze: „autant que j'en puis juger par la traduction". Mit großem Interesse vernahm er, daß in Polen jede Provinz ihren besonderen Charakter, ihre besonderen Gesänge habe und erzählte dies bei Tische wieder; er erkundigte sich auch nach den Plänen, die wir Behufs unserer Reise festgestellt hatten. Bei der Erwähnung Italiens schienen angenehme Erinnerungen in ihm aufzutauchen; er beneidete uns fast um eine Reise, von welcher er in jüngeren Jahren die erhabensten Eindrücke mitgebracht hatte.

Als die Unterhaltung wieder auf die Szymanowska zurückkam, erinnerte sich Goethe noch einiger anderer Bekanntschaften mit unseren Landsleuten, namentlich Johann Potocki's und der Fürstin Lubomirska, über welche er sich ungemein lobend aussprach. Herzlich bedauerte er, daß er uns des Regens wegen nicht in seinem petit jardin herumführen könne, und sagte: „Mais j'aurai le plaisir de jouir de votre société à diner chez ma belle-fille." Zu mir gewandt fügte er hinzu: „Et nous aurons quelques jolies dames et demoiselles; j'espère que cela vous fera plaisir". Diese Bemerkung nöthigte uns Beiden ein Lächeln ab, in welches Goethe mit einstimmte, der uns dann mit einem Händedruck entließ. Wir waren schon vor der Thür, als diese sich nochmals öffnete und der freundliche Hausherr uns ein Au revoir! nachrief.

Desselben zuvorkommenden Tones, der bei Adam eine mehr ernste, bei mir dagegen eine scherzhaftere Färbung hatte, erfreuten wir uns von Seiten des großen Dichters, so lange unser Aufenthalt dauerte, und er zog sich länger hin, als in unserer Berechnung lag. Auf Ottiliens Einladungen blieben wir bis zum 28. August, um den achtzigsten Geburtstag Goethe's mitzufeiern, der diesmal ganz besonders begangen werden sollte. Bis zu diesem Tage waren wir noch dreimal zu Tische gebeten, und verlebten bei Ottilien fünf oder sechs Abende in des greisen Dichters Gesellschaft.

Wir lernten noch den Bildhauer David aus Angers (denselben, der auch Adam's Medaillon verfertigte), kennen, der nach Weimar gekommen war, um Goethe's Büste zu machen. Eines Tages schickte mit einigen eigenhändig geschriebenen Zeilen der Sängerfürst einen jungen Maler zu Mickiewicz mit der Bitte, sein Portrait zeichnen zu dürfen. „Ich möchte gern einen so interessanten Gast in der Sammlung bedeutender, mir bekannter Menschen haben". Dieser Grund war angegeben und wahrlich, er war schmeichelhaft genug!

An Goethe's Geburtstage liefen vom Könige von Bayern, sowie von verschiedenen anderen Fürsten eigenhändige Briefe ein, und die Universitäten, Deputationen vieler Theater brachten ihre Glückwünsche dar. Die Tischgesellschaft war gleich zahlreich und glänzend, und die Freuden der Tafel erhöhten Declamationen und Musik; allein derjenige, dem die Feier galt, war nicht anwesend, er empfing nur bei sich zuhause und Abends bei seiner Schwiegertochter. Die Zahl der Ausländer beschränkte sich auf uns, David und den Astronomen Quetelet aus Brüssel. An jedem Stuhle befand sich ein Schildchen mit dem Namen desjenigen Gastes, welcher ihn einnehmen sollte. Von den Wirthen auf diese Einrichtung aufmerksam gemacht, suchte ich lange Zeit unsere Plätze, doch vergebens; endlich fiel mir die Aufschrift in die Augen: „Der Pole Nr. 1. Der Pole Nr. 2." — Diese absonderliche Gattungsbenennung wurde bei Tische ausführlich besprochen und aufs herzlichste belacht.

Tages darauf war die erste Aufführung des „Faust". Der Dichter wohnte derselben persönlich nicht bei, empfing jedoch nach derselben Besuche und unterhielt sich bei dieser Gelegenheit mit Adam viel über den Eindruck des Ganzen, sowie über die verschiedenen einzelnen Scenen.

Am Abende vor unserer Abreise verabschiedeten wir uns bei Ottilie von dem großen Meister. Wir befanden uns in einer sehr erregten Stimmung, die Goethe wohl bemerkt haben mochte, denn als wir ihn um seinen Segen baten, umarmte er uns und drückte uns Beiden einen Kuß auf die Stirn, eine Aufmerksamkeit, deren sich, wie die Schwiegertochter bemerkte, bis jetzt noch kein Deutscher zu rühmen hatte. Auf Adam's Bitte um einige Zeilen von seiner Hand, sowie um die Feder, mit welcher sie geschrieben worden, verließ er den Saal, und schickte Jedem von uns durch seinen Enkel ein Blättchen mit einem vierzeiligen Verse und eine Feder.

Den 1. September verließen wir das für uns an schönen Erinnerungen so reiche Weimar, und nahmen den Weg nach der Vaterstadt des gefeierten Dichterfürsten."

Mannigfaltiges.

— Rodenberg's deutsche Antwort. Von den sechs geharnischten, deutschen Liedern, die Julius Rodenberg unter dem Titel: „Deutsche Antwort auf die Welsche Frage",*) herausgegeben, ist kürzlich bereits das fünfte Tausend gedruckt und versandt worden, was jedenfalls ein erfreulicher Beweis für die in den deutschen Landen jetzt herrschende, nationale Gesinnung ist.

*) Hannover, Karl Rümpler, 1859 Preis 1½ Ngr.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 17. März 1859. № 33.

Deutschland und das Ausland.

Ein deutsches Fest in Sydney.

Die „Novara" und die Deutschen in Australien.

Durch gütige Vermittelung ist uns die letzte, nach Europa gekommene Nummer der „Australischen Deutschen Zeitung" vom 27. November 1858 zugegangen, in welcher sich eine ausführliche Beschreibung der Festlichkeiten befindet, welche, der auf ihrer wissenschaftlich-kommerziellen Expedition zu Sydney vor Anker liegenden österreichischen Fregatte „Novara" zu Ehren, von den daselbst wohnenden Deutschen im Monat November v. J. veranstaltet wurden. Die Festlichkeiten selbst und die davon in der „Deutschen Zeitung" (herausgegeben von J. Degotardi) gelieferte Beschreibung tragen einen so erhebenden, nationalen Charakter, daß wir es uns nicht versagen können, eine möglichst vollständige Mittheilung daraus zu geben, überzeugt, daß man auch in Deutschland, im Norden, wie im Süden, mit Genugthuung lesen werde, wie Oesterreich's Flagge in fernen Welttheilen eine Ehre darin sucht, Deutschlands Wissenschaft, Deutschlands Gewerbfleiß und Deutschlands Handel zu vertreten, und wie in dem jüngsten aller Welttheile, in Australien, unter Großbritanniens mächtigem und aufgeklärtem Schutz, eine große, deutsche Kolonie erblüht, die, aus allen Stämmen, aus allen Ständen, aus allen Religionsbekenntnissen zusammengesetzt, einen Stolz darin findet, deutsche Sprache, Art und Sitte auch auf ihre Kinder fortzupflanzen und durch die allgemeine Begeisterung, mit welcher sie die Anwesenheit der „Novara" feierte, ihre Anhänglichkeit an dem gemeinsamen Vaterlande kundzugeben.

In Sydney giebt es nicht weniger, als vier deutsche Vereine, die sämmtlich entweder wohlthätige oder gesellige Zwecke haben, womit stets deutsche, patriotische Sitte Hand in Hand geht. An der Spitze des „Deutschen Klub", der sich namentlich um die Festlichkeiten zu Ehren der „Novara" verdient gemacht, stehen der preußische Konsul, Herr W. Kirchner, als Präsident, und ein junger Kaufmann, Herr E. Bieber, aus Berlin, als Secretair. Die „Deutsche Wohlthätigkeits-Gesellschaft" (German Association) wird von den Herren Lamy, als Präsident, und Süßmilch, als Secretair, geleitet. Letzterer ist auch Secretair des „Deutschen Turn-Vereins von Sydney", dessen Präsident Herr Janssen ist. Endlich stehen an der Spitze des „Neuen Deutschen Krankenvereins" die Herren P. Licker, als Präsident und F. A. Müller, als Secretair. Außer diesen vier in Sydney giebt es in Neu-Süd-Wales noch zwei deutsche Vereine, einen „Deutschen Sängerbund" (Präsident: Wilhelm Otte) in Albury und einen „Deutschen Krankenverein" (Präsident: Herr Burdorff) in Brisbane. Die Provinz Victoria zählt ebenfalls vier deutsche Vereine: zu Melbourne einen „Deutschen Verein" (Präsident: Professor Neumayer) und einen Gesangverein „Harmonia" (Präsident: Herr Siede), und zu Ballarat einen „Deutschen Verein" und einen „Liederkranz", deren gemeinsamer Präsident Herr Wiesenhafen ist. Schließlich haben wir auch noch in Süd-Australien, und zwar zu Adelaide, einen „Deutschen Verein" zu nennen, dessen Präsident Schumacher heißt.

Nachdem in Sydney bereits ein Konzert und ein „Bürger-Ball" stattgefunden hatten, bei welchem die Offiziere und die gelehrten Mitglieder der Novara-Expedition (Dr. Scherzer, Dr. Hochstädter ꝛc.) als Ehrengäste erschienen waren und wobei die Herren unter Anderem Gelegenheit hatten, das meisterhafte Spiel einer in Sydney wohnenden, aus Wien gebürtigen Pianistin, Madame Nawack, zu bewundern, veranstalteten die deutschen Vereine am Mittwoch den 23. November Abends auf dem Dampfboote „Washington" eine Sängerfahrt, zu der draußen auf der Rhede liegenden „Novara", um die deutschen Landsleute durch eine Deputation und durch Gesang zu begrüßen. Der „Washington" war mit grünenden Bäumen und Zweigen (wie sie der November, der australische Mai, dort mit sich bringt), sowie mit bunten Lampen reich geschmückt. Die Mitte des Dampfschiffes überwölbte ein mächtiger Transparentbogen mit der Inschrift „Willkommen!", über welcher der österreichische Doppeladler schwebte. Leider trat gerade an diesem Abend, nachdem lange eine schwüle Windstille geherrscht hatte (am Tage hatte man eine Gluthhitze von 109 Grad Fahrenheit in der Sonne gehabt), ein orkanartiger Sturm ein, der dort „Brickfielder" genannt wird, und die schöne Illumination sehr benachtheiligte. Wir lassen nun nachstehend die Beschreibung folgen, wie sie in der „Australischen Deutschen Zeitung" enthalten ist.

„Es war 8 Uhr vorüber, als sämmtliche Theilnehmer am Ständchen, wohl 300 an der Zahl, an Bord des „Washington" versammelt waren. Ein wahrhaft wohlthuender, freundlicher, erhebender Anblick! Deutsche aus allen Ecken und Enden und aus allen Theilen der Mitte des großen Vaterlandes fanden sich hier in brüderlicher Vereinigung. Nicht Oesterreicher, nicht Preußen, auch nicht Bayern, noch Sachsen, noch Hannoveraner waren es, sondern Deutsche und nichts als Deutsche, und Alle vereinte der eine edle Zweck, in der Begrüßung der „Novara" ihre Anhänglichkeit und Liebe zur gemeinsamen Heimat an den Tag zu legen, in der den Herren der „Novara" zu erweisenden Ehrenbezeigung zugleich das Vaterland und vaterländische Wissenschaft und Kunst zu ehren, welche in den ehrenwerthen Männern der Novara-Expedition so würdige Vertreter finden. Ein froher und frischer Geist durchwehte den schönen Verein, der überdies durch die zahlreiche Theilnahme stammverwandter Söhne Albions, sowie durch einen schönen Damenkreis, bedeutend belebt wurde. Den ganzen lieblichen Menschenbund umschloß ein Kranz buntfarbiger Lampen zwischen frischen Baumzweigen, während auf hoher, über den Paddleboxes errichteter Tribüne unser beliebtes deutsches Musik-Corps, sowie die muntere Schaar der Sänger, postirt war.

„Der Anker wurde gelichtet. Mit den ersten taktmäßigen Schlägen der Schaufelräder begann die Musik einen kräftigen, begeisternden Marsch und das Schiff strebte von Circular Quay in das weite Port Jackson hinaus, der stolzen „Novara" entgegen. Wie aber der Brickfielder merkte, daß man sich über sein Pfeifen lustig machte und ihn verlachte, da fing er seine boshaften Streiche an und blies schon bei der ersten Wendung des Schiffes die eine Reihe der farbigen Lichter schadenfroh aus, bei der zweiten Wendung auch die andere und endlich selbst die Lampen der Musiker und Sänger und da saß man denn in der dicken Finsterniß und der Brickfielder triumphirte. Aber der unverwüstliche deutsche Humor siegte auch hier. Die Lampen wurden wieder angezündet, ausgeblasen und wieder angezündet, so daß der Brickfielder am Ende nicht Schritt halten konnte und wenigstens einige der Lampen ungerupft lassen mußte. Bald mischte sich mit den vollen Klängen der Musik, mit dem Jubel der Menge und dem Sausen und Pfeifen des Windes das Zischen und Knallen der abgebrannten Raketen und sonstigen Feuerwerke, während bengalische Flammen das bunte Menschengedränge an Bord des Schiffes, sowie die vorüberfliegenden Schiffe des Hafens und die bewegte Wasserfläche magisch erleuchteten. Ihr Verlöschen hüllte die ganze Umgebung wieder in tiefes Dunkel, welches nun jenseits wieder den Glanz der Himmelslichter sowie den Schimmer der irdischen Lichter in der weiten Runde um so lebhafter hervortreten ließ.

„Jetzt erblickte man die Lichter der Schiffslaternen auf den äußersten Mastenspitzen der „Novara" und konnte bald den ganzen dunkeln Körper des schönen Schiffes unterscheiden. Mit möglichster Sorgfalt suchte man die Lampen vor dem Winde zu schützen und die Transparente beim Näherkommen zu erleuchten, was auch, so gut es

die Umstände erlaubten, gelang. In weiten Bogen, unter dem fortwährenden Spiel der Musik, wurde die „Novara" umkreist und endlich in möglichster Nähe, d. h. in ehrerbietiger Entfernung, Anker geworfen. Bengalische Flammen an Bord der „Novara" erleuchteten plötzlich die uns zugewendete mächtige Seite des stolzen Kriegsschiffes und ließ nicht nur die auf dem Deck versammelten Herren, sondern auch mehrere mit Menschen gefüllte Boote an seiner Seite erkennen. Ein Boot der „Novara" kam heran und nahm die Mitglieder des Comité, welche mit Ueberreichung einer Adresse betraut waren, auf, während in freundlicher Erwiederung die Musik der trefflichen Novarabande zum „Washington" herüberdrang. Dort war unterdessen die Deputation, bestehend aus den Herren Hetzer, Frerichs, Janssen, Kohn, Reiling und Gelbrecht, von Herrn Konsul Kirchner einzeln dem Commodore vorgestellt worden. Nach dieser Ceremonie verlas Herr Gelbrecht laut und deutlich die Adresse, deren Wortlaut wir hier folgen lassen:

„An den Befehlshaber, die Offiziere und die Gelehrten
des k. k. österreichischen Kriegsschiffes „Novara."

„Geehrte Herren!

„Wir, die unterzeichneten deutschen Bewohner Sydney's, rufen Ihnen bei Iheer glücklichen Ankunft im hiesigen Hafen ein herzliches Willkommen entgegen. Nehmen Sie dieses Willkommen auf als einen Erguß unserer höchsten Sympathie mit der großen Unternehmung, auf welcher Sie zum Wohle der gesammten Wissenschaft begriffen sind. Wir fühlen uns besonders stolz als Deutsche, unseren englischen Mitbürgern gegenüber, wenn wie nicht allein Männer wie Dr. Leichardt, der in den Herzen aller Kolonisten fortleben wird, sondern sogar die größten deutschen Monarchen ein so hohes Interesse für Kunst und Wissenschaft kundgeben sehen.

„Fern von unserem Vaterlande, können wir unsere Liebe und Anhänglichkeit an dasselbe nur dadurch beweisen, daß wie deutsche Sitten und Gebräuche mit uns verpflanzen, wo immer das Schicksal uns hinführen möge, und daß wir stets unserer Abstammung eingedenk sind, wo immee Deutsche auf unserem Lebenspfade uns begegnen.

„Solch eine Kundgebung stolzer Erinnerung an unser weit entferntes Geburtsland, solch ein heiliger Beweis unserer hohen Verehrung für deutsche Kunst und Civilisation giebt sich Ihnen bei Gelegenheit der heutigen Demonstration kund, und mögen Sie den Ausdruck unserer Gefühle als eine schöne, vielversprechende Blüthe des deutschen Lebensbaumes betrachten, den wir an die Ufer des Stillen Oceans, auf australischen Boden verpflanzt haben.

„Erlauben Sie uns, Ihnen auszudrücken, daß die Ausrüstung der Expedition der „Novara" zu dieser weltberühmten Fahrt uns mit der höchsten Bewunderung für Oesterreichs jungen Monarchen und Se. kaiserl. Hoheit Erzherzog Max erfüllt hat, die, wie ihr Ahn Joseph, den deutschen Fürsten als Förderer von Kunst und Wissenschaft so leuchtend voranstehen; nehmen Sie die Versicherung hin, daß wir die Ausdauer und den Muth bewundern, welchen Sie selbst, geehrte Herren, auf der langen, mit so vielen Mühseligkeiten und Gefahren verknüpften Reise kundgeben, und lassen Sie uns auch bei dieser Gelegenheit den Männern und Koryphäen deutscher Wissenschaft unsere Anerkennung zollen, welche im Verein mit unserem großen, in der ganzen Welt verehrten Landsmann, Alexander von Humboldt, Ihnen durch Zusendung von Materialien und Instrumenten so große Hülfsleistungen zu Ihrer Unternehmung boten.

„Möge der Erfolg der „Novara-Expedition" ein solcher sein, daß er Ihren kühnsten Wünschen entspreche; die Data dieser Weltumseglung werden mit ehernem Griffel der Geschichte der Nachwelt überliefert werden und noch in den spätesten Zeiten als ein Beweis gelten, was deutscher Sinn für Wissenschaft und Kunst zum Wohle der gesammten Menschheit zu wirken im Stande ist.

„Genehmigen Sie, geehrte Herren, nochmals die Versicherung unserer tiefgefühlten Hochachtung, mit welcher wir zeichnen rc."

(Folgen die Unterschriften.)

„Die Adresse wurde nun dem Commodore überreicht, welcher dieselbe mit unverkennbarer Freude empfing und in folgenden Worten erwiederte:

„Geehrte Herren!

„Ich danke Ihnen mit gerührtem Herzen für die Ehre und Auszeichnung, welche Sie der Novara-Expedition und mir durch die zarte Aufmerksamkeit erweisen, deren Zeugen wir eben sind.

„Als Vertreter Oesterreichs freut es mich, Sie hier auf deutschem Boden empfangen und begrüßen zu können. Ich werde es mir zur ganz besonderen Ehre rechnen, die warmen und herzlichen Sympathieen, die Sie für unser gemeinsames Vaterland sowohl, als für dieses Unternehmen, an dessen Spitze ich stehe, an den Tag gelegt, zur Kenntniß Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Marine-Oberkommandanten, Erzherzog Ferdinand Max, und Sr. Majestät, meines allergnädigsten Kaisers und Herrn, zu bringen.

„Ich danke Ihnen wiederholt auf das Verbindlichste für diese schöne patriotische Demonstration, welche gewiß in allen biedern deutschen Herzen im Vaterlande ein lautes Echo finden wird, weil sie auch hier in Australien der Ausdruck jener Einheit ist, welche den Strebungen der kaiserlichen Regierung, als deutscher Großmacht, als Hauptziel vor Augen schwebt."

„Nach dieser Erwiederung gab Herr Gelbrecht durch lauten Ruf von der „Novara" ein Zeichen, und nun erschallten vom „Washington" der „Novara" zum Gruße donnernde Hurrahs, worauf vom Sängerchor: „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit Kraft und Wärme gesungen wurde, so daß es an Bord der „Novara", ungeachtet des Windes deutlich genug vernommen werden konnte.

„Die Deputation verabschiedete sich und kehrte unter dem Spiel des Novara-Musik-Corps an Bord des „Washington" zurück, wo Herr Gelbrecht im Namen des Commodore allen Anwesenden und Theilnehmern für die der Expedition erwiesene Aufmerksamkeit dankte. Die Musik an Bord der „Novara" hatte geendet und es wurde von den Sängern der Festmarsch gesungen: „Töne, du Feierlied!", welchem Herr Süßmilch die folgenden angemessenen Strophen untergelegt hatte:

Ein Hoch gebracht den Männern werth,
Der Wissenschaft geweiht;
Die gern verließen Haus und Heerd
Zu kühner Thätigkeit.

Ein Hoch dem theuren Vaterland;
Es möge ewig stehn!
Auf seine Söhn' im fernen Land
Mit Stolz herübersehn!

„Von der „Novara" herüber tönten nun die vollen Klänge der herrlichen österreichischen Nationalhymne. Fest und gehalten erschallte auch das „Gott erhalte" aus der Brust der Sänger, und zum dritten Male aus den Instrumenten des deutschen Musik-Corps von Sydney. Während dessen wurde von der Spitze des Washington-Mastes ein brillantes Feuerwerk abgebrannt, sowie von beiden Schiffen aus leuchtende Raketen in weiten Bogen die Nacht durchzischten und blendende künstliche Flammen von Zeit zu Zeit Schiffe und Menschen und Meer in geisterhafter Beleuchtung hervortreten ließen. So verfloß eine fernere halbe Stunde, während welcher der musikalische Wettstreit zwischen den Sängern und Musikern auf der einen und dem Musik-Corps der „Novara" auf der anderen Seite ununterbrochen fortdauerte und kräftige, aus voller Brust tönende Lieder mit ohrenentzückenden, herzerfreuenden und beine-belebenden Musikstücken mannichfach abwechselten.

„Die Stunde des Abschiedes war endlich gekommen. Noch einmal begrüßte die „Novara" ein freudiger Chor, während der Anker aufgewunden wurde; dann erschollen zum Abschied donnernde Hurrahs und mit voller Kraft dampfte, unter frohem Jubel und klingendem Spiel, der starke „Washington" davon. Nicht viel fehlte, so hätte der festliche Abend auch Menschenopfer gekostet. Man sang eben „heiterer Lebenslauf" von Mangold, als plötzlich ein gellender Angstruf vom Wasser heraufschallte und die Kehlen mit einem Male in's Stocken brachte. Man forschte nach der Ursache und sah bald ein bemanntes Boot dicht am Dampfer vorüberpassiren. Dasselbe war, wie sich nachher ergab, bei einer plötzlichen Wendung des Dampfers in dessen unmittelbare, verderbendrohende Nähe gekommen und entging nur wie durch ein Wunder dem Schicksale, in Grund gebohrt zu werden. Einige Damen im Boot hatte der Schreck besinnungslos gemacht, während er den Männern — es waren die deutschen Capitaine des „Armin" und der „Anna Lange" und Herr Konsul Müller — jene Nothrufe auspreßte. Diesen Schreck hätte man sich sparen können, wenn man, anstatt in dunkler, stürmischer Nacht sich dem schwachen Boote anzuvertrauen, an Bord des „Washington" gegangen wäre. — Zum Glück kam man eben mit dem Schrecken davon! Eine halbe Stunde nach 10 Uhr legte der Dampfer an seinem Landungsplatze im Circular Quai an, nachdem die Musik mit „God save the Queen" diesen Theil des Festabends beschlossen hatte."

(Schluß folgt.)

Der Aberglaube des Mittelalters.

(Schluß.)

Der Herr Verfasser nimmt entschieden Partei gegen das Mittelalter und stellt den Satz auf, daß darin der Schatten das Licht weit überwiege. Er wendet sich gegen die zwei Parteien, welche die Umkehr zum Alten, Verkommenen und Abgestorbenen predigen, um die Entwickelung der nach neuer religiös-politischer Gestaltung ringenden Zeit zu bewältigen, gegen die „neupatentirten Kirchenheiligen" und die feudalen Romantiker. „Wer dem längst verschollenen Teufel ein Auferstehungsfest feiern hilft, der darf sich nicht wundern, wenn er mit der Wiedereinsetzung des Fürsten der Finsterniß auch sein Reich mit heraufbeschwört. Wäre die Wiederbelebung des Abgestorbenen möglich, eine Verteufelung des ganzen Menschengeschlechts würde die Folge sein, die das Mittelalter uns vorführt." ..... „Es kam nur darauf an, zu zeigen, daß aller Aberglaube dem Glauben an ein außerweltliches Geisterreich seine Entstehung verdankt, und daß Kirche und Wissenschaft, Philosophie und Volkswitz sich verbanden, nicht einzelne Phantasmen, sondern ein mit dem Glauben im innigsten Zusammenhange stehendes System des Aberglaubens zu schaffen."

Wir haben in dem letzten Satze unstreitig den Grundgedanken des ganzen Buches vor uns, einen sehr folgeschweren Satz. Unsere subjektive Meinung ist freilich die, daß mit dem Glauben an ein (nicht gerade plump außerweltliches) höheres Geisterreich auch zugleich die Möglichkeit aller eigentlichen Religion abgeschnitten ist. Unsterblichkeit der Seele, Vergeltung u. s. w. fällt dann durchaus hinweg; jene Er-

scheinung aber, an die der Herr Verfasser glaubt, z. B. die Magie und verborgenen Kräfte des Willens, werden räthselhafter, wie zuvor, und dadurch dem Mißbrauche zum Aberglauben keinesweges entzogen. Ohne weder einer der modernen Kirchenheiligen noch ein besonderer Liebhaber des Feudalismus zu sein, möchte wir doch von rein objektiv historischem Standpunkte das Mittelalter mit etwas milderen Augen ansehen. Das Mittelalter ist die Zeit der Erziehung roher Barbaren, d. h. unserer germanischen Stämme und der verkommenen Römerwelt, zu einer neuen, höheren Civilisationsstufe. Der Geist der Wissenschaft und Kritik des Alterthums, viel zu eng und beschränkt, um die neue Gedankenmasse zu fassen, wurde überstürzt, die Unwissenheit brach herein, und alle schmutzigen Kanäle aus den früheren geschichtlichen Bildungen entleerten sich in den Gedankenkreis unserer einfältigen, arglosen Vorfahren. Warum schilt man das Mittelalter wegen etwas, wofür es nicht kann? warum klagt man es an, leichtgläubig gewesen zu sein, da Jeder glaubt, so lange nicht das Gegentheil bewiesen ist? Gerade das, daß Kirche, Wissenschaft, Philosophie daran arbeiteten, aus Glauben und Aberglauben, Wahrheit und Täuschung ein System zu schaffen, ist der beste Beweis, daß der Geist frisch und gesund war, daß das Mittelalter bona fide handelte und dem ganz richtigen Triebe folgte, in eine dunkle Sache Licht und Klarheit zu bringen. Worüber man sich eigentlich mit Recht weit mehr wundern kann, ist dieses, daß der mit dem Aberglauben aller Völker und Zeiten überschüttete und übersättigte Geist der abendländischen Welt in den Labyrinthen des Widersinnes nicht umgekommen, nicht, wie z. B. die Inder, ganz stupidisirt und verdummt worden ist, sondern die Mausekrankheit so wacker bestanden, die fremden Stoffe endlich so kräftig abgestoßen hat. Daß der mittelalterliche Aberglaube die Welt noch einmal in Beschlag nehmen sollte, ist schwerlich zu fürchten.

Um eine Probe der belebten und anziehenden Darstellung zu geben, wollen wir etwas herausheben, das mehr ein Ganzes bildet, und überdies als stehende Redensart und Symbol alles Wunderbaren in aller Munde ist, nämlich etwas vom Steine der Weisen (S. 194):

„Der Magier tritt hinein in den Kreis der göttlichen Schöpfungskraft, und was ihm als möglich erscheint, das denkt er sich wirklich; er sucht den „Stein der Weisen", den „lapis philosophorum", den „Wasserstein", den „alten, verborgenen, unbekannten, natürlichen, unbegreiflichen, ja den himmlisch gebenedeiten Universalstein", den „Dreieinigen", die „Goldtinktur", den „Naturheiland"; in der Büchse der Pandora, im goldenen Vließe, im Steine des Sisyphus, im goldenen Schenkel des Pythagoras sieht er das Vorbild des Steines, und gelingt es ihm nicht, ihn aufzufinden, so tröstet er sich mit dem Gedanken, daß er noch nicht gewürdigt sei, das Geheimniß zu ergründen, daß aber Andere dasselbe bereits erforscht, und er beginnt seine Arbeit aufs neue, um am Ende wieder so trostlos dazustehen, als das erste Mal. Aber das Ziel ist ja der Mühe werth! „Der Stein ist unter allen Gütern der Welt das allerwesentlichste, das allerhöchstgeschätzteste und das allergrößeste, das der Mensch genießen kann. Denn die unermeßlichen Reichthümer, die allerhöchsten Ehren, und alle Heimlichkeiten der Erde sind in keinem Stücke diesem köstlichen Schatze vergleichbar, welcher unter allen zeitlichen Gütern das einzige ist, so das Verlangen des Herzens erfüllen kann. Es giebt dem, der ihn hat, langes und von allen Arten der Krankheiten befreites Leben, und mehr Gold und Silber in seine Gewalt, als alle die mächtigsten Monarchen der Welt zusammen besitzen. Dieser Schatz hat auch überdies noch den absonderlichen Vortheil über alle anderen Güter des zeitlichen Lebens, daß der, der sein genießt, sich vollkommen vergnügt befindet, auch nur über seiner bloßen Betrachtung, und daß er nimmermehr von der Furcht, ihn zu verlieren, kann beunruhigt werden." Ein Gran des Pulvers oder ein Tropfen der Tinktur tingirt und transmutirt so viel unedle Metalle, als man nur immer will, in edle; ja, „der Stein" nimmt bei dieser Prozedur nicht ab, sondern vervielfältigt sich nur dabei. Das kleinste Tröpfchen des Elixirs regulirt tausend Tropfen Merkur in einer Medicin, die alle gewöhnlichen und auch die unheilbaren Krankheiten: Wassersucht, Schwindsucht und Krebs, heilt und verhütet; ja Adam und die Erzväter wurden so alt durch das Elixir, wie in neuerer Zeit ein Prophet in Damaskus, St. Germain und Elamulkus durch dasselbe ihr Alter auf 300, 350 und 147 Jahr brachten. Das ist aber Alles noch Kleinigkeit! Wer den Stein besitzt, kann Alles im Lichtglanze sehen, was im Himmel, auf und unter der Erde ist; er kennt die Namen und Eigenschaften aller Sterne, Kräuter und Steine; er kann mit den Geistern reden und Alles von ihnen erfahren. Der Stein schenkt seinem Besitzer ewige Jugend, ja er macht ihn wieder jung, er macht ihn kräftig zur Ertragung von Anstrengungen, ja er kann ihn unsichtbar machen. Mit seiner Hülfe erreichen alle Pflanzen eine ungeheure Größe und Fruchtbarkeit, alle Thiere kommen dahin, wohin man sie ruft, aber die bösen Geister fliehen und werden ausgetrieben, und kein Mörder kann sich dem Besitzer nahen. Und noch nicht genug! der, der den Stein hat, bildet den Menschen nach, wenn auch im Kleinen, ja die ganze Welt, und stellt sich in der Schöpfung des Homunkulus und des Perpetuum mobile dem Schöpfer zur Seite.

Ein solches Gut zu erstreben lohnte sich wohl. Man versuchte es mit der Heiligung, mit der Kabbala, mit den Beschwörungen, mit Gott und dem Teufel, mit Retorte und Schmelztiegel. Im sechzehnten Jahrhundert war es der Teufel, „der kleine Meister", mit dessen Hülfe man arbeitete, wie Wilhelm von Konstanz; ja Del Rio behauptet, daß Arnold de Villanova, Lullius, Geber, Bachomus und Richard Angelicus, Agrippa und Paracelsus mit Hülfe des Teufels zu der Kenntniß des Geheimnisses gekommen. Später aber suchte man nur auf dem Wege der Heiligung zum Ziele zu gelangen.

Die meisten Schriftsteller stimmen darin überein, daß man das Geheimniß nicht aus sich selber finden könne, sondern daß man eines Meisters bedürfe, der dem Jünger es offenbare, doch genüge auch das nicht, wenn nicht die besondere Gnade Gottes dazu komme..... So wendete man sich zur Kabbala und erklärte zuletzt die ganze heilige Schrift im Sinne der hermetischen Kunst. Nicht allein geht die ganze Kosmogonie in der Manipulation zur Erzeugung des Steins auf, nicht allein löst man die Weisheit Salomo's in einem chemischen Prozesse auf, es wird nicht nur Gott zur „prima materia" und Christus zum „Naturheiland", sondern es wird auch jede andere Bedeutung der Schrift in Abrede gestellt.

Man sucht aber auch die Beweise für die Wirksamkeit der Alchymie in der Bibel. David kennt die Kunst wohl, und von Salomo heißt es, daß er Silber und Gold gemacht, so viel als Steine. In das Allerhöchste wurden von David 50 Millionen Thaler Gold verarbeitet, und das Gold, womit Salomo den Tempel decken ließ, ward auf 276 Millionen geschätzt. Wo hätte er solche Summe hernehmen können, wenn er sie nicht selbst gemacht? Nicht nur zwei, wie Serubabel und Josua, werden, wie Zachar. 14, 12 steht, Gold aus Oelzweigen auspressen, sondern die Priester und Leviten werden Alle die Lebenswissenschaft haben. Daß alle Hohenpriester die Kunst verstanden, erzählt uns Eleazar. Auch der Evangelist Johannes wird als Goldmacher aufgeführt, und in einer alten Hymne von Adam St. Viktor heißt es von ihm:

In exhaustum fert thesaurum
Qui de ligno fecit aurum,
Gemmas de lapidibus.

Im kabbalistischen Buche Asch Mazareph findet sich die Auslegung der Sephirot für die chemische Prozedur. Die Eigenschaften Gottes, die göttliche Kleidung, durch die sich Gott den Menschen kenntlich macht, sind Kether, die Krone; Chochma, die Weisheit; Bina, der Verstand; Gedula, die Großmuth; Gebora, die Stärke; Thiphereth, die Schönheit; Natsoch, der Sieg; Hud, die Ehre; Jesod, die Befestigung; Malchot, die Herrschaft. Diese Eigenschaften Gottes bedeuten die Metalle: Kether ist die verborgene Wurzel aller Metalle, Chochma das Blei, Bina Zinn, Jesod Quecksilber, Natsoch und Hud bedeuten die zwiefache Natur des Erzes, Malchut die Tinktur selbst. Die metallische Materie, worin gearbeitet wird, ist unter dem Namen des Löwen vorgestellt (Gen. 49, 9); dieser faßt nach der Geomantie die Zahl 209; wird eins dazu gethan, so kommt Naeman, der syrische Feldhauptmann (2. Kön. 5, 1) heraus, was die Deutung giebt, daß die Materie siebenmal im Jordan muß gereinigt werden. In diesem kabbalistischen Unsinn geht es fort und die ganze Bibel wird zum alchymistischen Handbuche u. s. w."

England.

Aytoun's „Altschottische Balladen".*)

Es ist das unten angezeigte Werk das Erzeugniß eines tiefkundigen und gewissenhaften Arbeiters auf dem Felde der alten Volksdichtung. Von den meisten altschottischen Balladen sind nämlich verschiedene, oft bedeutend von einander abweichende Versionen im Umlauf. Professor Aytoun in Edinburg war nun bestrebt, durch genaue Vergleichung der Varianten und durch sorgfältiges Erwägen der Anlässe zu den Dichtungen, mit Einem Worte, durch Anwendung aller Mittel gesunder Kritik einen echten, jeden Anspruch befriedigenden Text herzustellen. Und das ist ihm meist in dem Grade gelungen, daß seine Arbeit als eine Mustersammlung bezeichnet werden darf.

Seine Begründung der Verschiedenheiten, wie sie die Balladen in den einzelnen Landestheilen aufweisen, ist ebenso originell, wie sinnreich. Die Minstrels (Meistersänger), behauptet er, waren oft nicht blos die Sänger, sondern zugleich die Verfasser der Balladen, die sie vortrugen. Jeder nahm sich in Acht, dem Bruder-Minstrel seine Balladen mitzutheilen; und lebten sie in demselben Landesbezirk, so war das, was Aytoun scherzhaft „einen Eingriff in's Verlagsrecht" nennt, kaum zu besorgen. Dem würde die öffentliche Meinung vor-

*) „The Ballads of Scotland." Edited by W. Edmonstoune Aytoun, D. C. L., Author of „Lays of the Scottish Cavaliers". 2 Vols. London and Edinburgh: Blackwood 1858. Berlin, A. Asher & Comp.

gebeugt und den Frevler am geistigen Fremdeigenthum bestraft haben. Ein Minstrel in Selkirkshire würde sich wohl gehütet haben, sich eine Weise seines tonreichen Bruders von Dumfries anzueignen. Sie bereisten denselben Kreis, traten oft vor denselben Zuhörern auf; Entdeckung, und ohne Zweifel Schimpf und Schande würden dem Diebstahl auf dem Fuße gefolgt sein. Anders gestaltete sich das Ding, wenn ein Sänger von den Höhen Yarrows einen Ausflug nach Deeside unternahm, wie etwa heutzutage ein Londoner Bühnendichter einen Abstecher nach Paris macht. „Wenn er eine Mähr, das Bruchstück eines Verses, aus dem Vortrag eines Kunstgenossen von Aberdeen auffangen konnte, so hielt er es weder für Sünde noch Schande, sich das Fremde anzueignen und zu seinem Betriebskapital zu schlagen". Der Aberdeener litt nicht darunter und die Gränznachbarn wurden mit etwas Neuem beschenkt. Nur in dieser Weise lassen sich, nach Aytoun's Ansicht, die mannigfaltigen Texte der Balladen erklären…

Als eine der Eigenthümlichkeiten schottischer Balladendichtung bemerkt Aytoun die häufigen Erscheinungen der Verstorbenen; die aber nicht, wie allgemein in derartigen Dichtungen anderer Länder, auf die Erde zurückkehren, um irgend eine Todsünde zu büßen, für ein ungeahndetes Verbrechen Rache zu nehmen, zur Erfüllung eines noch ungelösten Gelübdes aufzufordern; sondern bisweilen von der Stimme der Klage herbeigerufen. Nichts ist rührender, als die Schilderung in „The Wife of Usher's Well" der Rückkehr aus, und der Heimkehr nach dem „stillen Lande", wenn die Verzweiflung der Mutter ihre drei ertrunkenen Söhne aus dem Jenseits herbeiruft. Das Bewillkommnungsmahl ist vorüber:

And she has made to them a bed,	Und sie hat bereitet für sie ein Bett,*)
She's made it large and wide;	Sie hat's bereitet räumig und weit;
And she's ta'en her mantle herabout,	Und sie hat gehüllt ihren Mantel um sie,
Sat doun at the bed-side.	Saß nieder an des Bettes Seite.
Up then crew the red, red cock,	Auf dann krähte der rothe, rothe Hahn,
And up and crew the gray;	Und auf auch krähte der graue;
The eldest to the youngest said,	Der Aeltere zum Jüngeren sprach:
„'Tis time we were away.	„'S ist Zeit, wir machten davon.
„The cock doth craw, the day doth daw,	„Der Hahn thät kräh'n, der Tag thät grau'n,
The channerin' worm doth chide;	Der höhlende Wurm thät schelten;
Gin we be missed out o' our place,	Sind wir vermißt an unserm Platz,
A sair pain we maun bide".	Herbe Pein wir müßten dann leiden.
„Lie still, lie still but a little wee while,	„Lieg still nur, still nur 'ne klein winz'ge Weil',
Lie still but if we may;	Lieg still, so lang wir dürfen,
Gin my mother should miss us when she wakes	So Mutter uns mißt, wenn sie erwacht,
She'll go mad ere it be day".	Kommt sie von Sinnen, eh' es tagt."
O it's they're ta'en up their mother's mantle,	Drauf ab nahmen sie der Mutter Mantel,
And they're hung it on a pin:	Und hängten ihn auf an den Pflock:
„O lang may ye hing, my mother's mantle,	„Lang' magst du hangen, meiner Mutter Mantel
Ere ye lap us again!"	Ehe du uns wieder hüllst".

Als Probe der launigen Art geben wir die Schlußstrophen der Ballade: „The Laird of Drum". Der Laird von Drum hatte ein Mädchen unter seinem Stand geheiratet und seine Freunde sahen scheel dazu an seinem Hochzeittage:

Four and twenty gentlemen	Vierundzwanzig Edelleut
Ga'ed in at the gates of Drum, O!	Gingen ein zu den Thoren von Drum, o!
But no a man has lifted his hat	Doch nicht Einer hat gelüftet den Hut,
When the Leddy o' Drum came in, O!	Als die Dame von Drum zog ein, o!

Am Hochzeittage kann sich der, wenn auch liebeglühende, Gemahl nicht des Ausrufs erwehren:

Gin ye had been o' high renown,	So ihr wär't von hoher Geburt,
As ye're o' low degree, O!	Wie ihr seid niedern Geschlechts, o!
We might hae baith gane doon the streets	Wir gingen dann beide die Straßen lang
Amang gude companie, O!	Unter der feinen Welt, o!

Darauf die junge Gemahlin, in halb demokratischem, halb philosophischem Freimuth:

I tauld ye weel ere we were wed,	Ich sagt' euch wohl, eh' wir uns vermählt,
Ye were far above my degree, O!	Ihr wär't weit ob meinem Stand, o!
But now I'm married, in your bed,	Doch nun bin ich euch angetraut,
And just as gude as ye, O!	Und just so gut wie ihr, o!

*) Wir haben, um keinen Zug des Originals zu verwischen, eine möglichst wortgetreue Uebersetzung einer metrischen Bearbeitung vorgezogen. D. R.

Ein ergreifendes Bild schauerlicher Verlassenheit und gräßlich thierischer Gier, die sich auf eine edle Beute wirft, giebt die Ballade mit der Ueberschrift: „The twa Corbies" (die beiden Raben):

As I was walking all alane,	Als ich wandelte ganz allein,
I heard twa Corbies making a maen;	Da hört ich zwei Raben krächzen;
The t'ane unto the t'other did say,	Der ein' also zum andern sprach:
„Whaur shall we gang and dine the day?"	„Wo wollen wir heut zu Tische gehn?"
„O doun beside yon auld fail dyke,	„Unten an jenem alten, trüben Teich,
I wot there lies a new-slain knight;	Ich weiß, da liegt ein Reck, jüngst erschlagen;
Nae living kens that he lies there,	Keine Seele ahnt, daß er dort liegt,
But his hawk, his hound, and his lady fair.	Nur sein Falk, sein Hund und sein Weibchen fein.
His hound is to the hunting gane,	Sein Hund ist zu jagen gangen,
His hawk to fetch the wild fowl hame,	Sein Falk zu holen den Wildvogel heim,
His lady's ta'en another mate,	Sein Weib hat sich 'nen Andern gewählt,
Sae we may mak' our dinner sweet."	So halten wir denn 'nen lustigen Schmaus."
„O we'll sit on his white house bane,	„Wollen sitzen auf dem weißen Hausbein oben.
And I'll pyke out his bonny blue een;	Will aushacken ihm die hübschen blauen Augen;
Wi ae lock o' his golden hair,	Mit den Locken seines goldnen Haars
We'll theek our nest when it blaws bare.	Füttern unser Nest, wenn der Sturm es kältet.
Many a ane for him makes maen,	Mancher Einer wehklagt um ihn,
But none shall ken whaur he is gane,	Doch Keiner soll merken, wohin er gangen;
Over his bones when they are bare,	Ob seinem Gebein, wenn es gebleicht ist,
The wind shall blaw for evermair."	Soll der Wind fahren für immerdar."

Mannigfaltiges.

— „Rachel, eine biographische Novelle".*) Unter diesem Titel hat die Verfasserin des Romanes: „Zwei Schwestern" (Berlin und Leipzig, Veit & Comp.), das Jugendleben der französischen Schauspielerin Rachel Felix zu einer ebenso anziehenden, als anspruchslosen Darstellung gemacht. Es werden darin die Schicksale der an der schweizer französischen Gränze geborenen Tochter des jüdischen Hausirers von der Zeit ab, wo die ersten Gefühls- und Talentregungen in ihr sich bemerklich machten, bis zu dem Tage erzählt, an welchem sie auf dem klassischen Boden des Théâtre Français als die erste Künstlerin Frankreichs anerkannt wurde. Ein kleiner Liebesroman ist eingewebt, der einen Konflikt mit den religiösen Verhältnissen der Künstlerin zur Folge hat, wobei diese ihr Herz zum Opfer bringt, um ihrer religiösen Ueberzeugung treu zu bleiben. Einem großen Theile der Erzählung scheinen positive Thatsachen aus dem Leben Rachel's zum Grunde zu liegen. Letztere ist übrigens gleichzeitig von ihrem berühmten Freunde Jules Janin zum Gegenstand einer biographischen Skizze**) gemacht worden, mit welcher zwölf Photographieen verbunden sind, welche die Künstlerin in ganzer Figur, und zwar in den verschiedenen Rollen darstellen, die sie gegeben hat. Die Physiognomie der großen Tragödin ist hier zwölfmal wiedergegeben, jedoch jedesmal mit einem anderen Ausdruck und in einer anderen dramatischen Situation. Solche photographische Fixirungen des Momentes sind ganz geeignet, des Mimen Kunst, die, wie der deutsche Dichter sagt, nur für die Gegenwart bestimmt ist, auch der Zukunft zu überliefern.

— Mortalität der Kinder in Schottland. Aus dem Berichte des General-Registrators von Schottland für 1858 erhellt, daß unter den 23,420 Personen, die in die Todtenlisten der acht volkreichsten Städte dieses Landes eingetragen wurden, sich nicht weniger, als 11,290 Kinder unter fünf Jahren befanden, d. h. 48, Prozent sämmtlicher Verstorbenen. Dieses Verhältniß ist jedoch in den verschiedenen Städten sehr ungleich; in Glasgow, wo eine starke Arbeiter-Bevölkerung von Irländern der niedrigsten Klasse lebt, stieg dasselbe auf 53,8 Prozent, während es in Aberdeen, das sich einer gesunden Lage am Meere erfreut und dessen Bewohner nicht in so enge Quartiere zusammengedrängt sind, nur 31, Prozent betrug. Jedenfalls geht aus diesen Zahlen hervor, daß die Sanitäts-Kommissionen und Gesellschaften zur Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen in Schottland noch viel zu thun haben.

*) Berlin, Verlag von Adolf & Comp.
**) Paris, Amyot, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hahn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 19. März 1859. № 34.

Rußland.

Literatur und Literaten Rußlands.*)

Von einem Russen.

Einige Worte über Turgenjev.

Man ist von jeher gewohnt, den Deutschen mit Recht oder Unrecht das ziemlich zweideutige Prädikat der gelehrtesten Gründlichkeit zu ertheilen. Sie selbst geben sich gern für das mit universalem Sinn am meisten begabte Volk auf Erden aus. Die Fähigkeit, über Kunst, Leben und Wissenschaft anderer Völker ein unfehlbares Urtheil zu fällen, soll ihm in höherem Maße als jedem anderen innewohnen, wenigstens so versichert uns Herr Hermann Grimm.**) Mag dieses im Allgemeinen seine Richtigkeit haben, in Bezug auf Rußland ist es einmal nicht. Noch ist Niemand erstanden, der für Rußland auch nur annähernd das geleistet hätte, was der Frau von Staël einen ewigen Namen in der französischen Literatur zusichert. Noch immer sind die abenteuerlichsten Ansichten über russisches Sein und Wesen im Umlauf. Noch immer finden Leute, die versichern, ein honneter Mensch könne in Rußland nicht aushalten, andächtige Zuhörer. Allen Bemühungen Varnhagen's, Wolffsohn's, Bodenstedt's zum Trotz ist man in Deutschland noch nicht so weit gekommen, sich über die allgemeinsten und lebendigsten Fragen und Zustände der russischen Literatur und des Lebens ein richtiges Urtheil zu bilden. Quousque tandem?

Sie, geehrter Herr Redacteur, haben sich zum Zweck und Ziel gesetzt, die in der Kenntniß fremder Völker und Länder fühlbare Lücke nach Möglichkeit auszufüllen. Ihre verehrlichen Mitarbeiter dringen in die entferntesten Winkel der Erde ein, wo nur ein Fünkchen Leben glimmt oder zu glimmen verspricht. Jeder derselben wird emsig durchsucht und mit werthvollen Beiträgen bedacht. Unser liebes „heiliges“ Rußland allein muß zu kurz kommen! Die Arbeiten über Rußland allein können nicht den leisesten Anforderungen der mildesten Kritik entsprechen. — Quousque tandem, noch einmal!***)

Am schlimmsten traktiren uns unsere sogenannten Freunde und Gönner mit ihren lächerlichen Liebäugeleien. Rußland kann mit vollem Recht wie Heinrich IV. sagen: „Möge mich nur die gütige Vorsehung vor meinen Freunden bewahren, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden“. So erinnert sich Schreiber dieses einiger Aufsätze des Dr. Altmann, der mit einem Federzuge eine ganze Phalanx von Namen zu bedeutenden Schriftstellern kreirte, von denen das beneidenswerthe Rußland nicht das Geringste weiß. Ein nicht uninteressantes Pendant liefert der im vorjährigen „Magazin“ abgedruckte Aufsatz aus der Feder eines Engländers, bearbeitet — horribile dictu — von einem Deutschen, einem gründlichen Deutschen. Selbigen, nämlich den Aufsatz, wollen wir einer ausführlicheren Betrachtung unterziehen, um mit diesem kleinen Beispiel nochmals zu erhärten, was eigentlich keiner Erhärtung mehr bedarf, wieviel die Kenntniß russischer Zustände in Deutschland noch zu wünschen übrig läßt.*)

Der Verfasser ist im Allgemeinen sehr wohlwollend über Rußland und die Russen gesinnt. Er lobt an uns unser Sprachtalent, die Frische unserer Sprache und Literatur, die er nach eigener Anschauung und Studium zu kennen vorgiebt. Alles das ist gewiß recht schön und kann nicht umhin, uns zum größten Vergnügen zu gereichen, auch ermangeln wir nicht, uns höflichst zu bedanken. Ueber kurz oder lang wird des Verfassers liebende Seele sicher den ihr gebührenden Lohn empfangen; vorerst aber muß seine Kompetenz einer strengen Prüfung unterworfen werden, denn davon hängt ja der Werth des Lobes und des Gelobten ab. Wie es damit steht, wird ein geduldiger Leser aus Nachstehendem ersehen.

Zuerst einige bibliographische Unrichtigkeiten. Ueber die altrussische Literatur fällt Verfasser oder Bearbeiter folgendes Urtheil: „Rußland und seine Sprache und seine nationale Kultur fingen nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, sich zu regen. Bis dahin gab es das russische Lied von Igor, die Chroniken Nestor's, später Lomonossov's Schriften, sonst aber kaum etwas gedruckt Russisches. (Mit Ausnahme von manchen Uebersetzungen.)“ Versteht er darunter die Denkmäler überhaupt, welche im Schooße des Volkes und der Geistlichkeit ruhten, so ist es offenbar, daß er die ganze vorlomonossovsche Literatur ignorirt, welche mit jedem Jahre mehr und mehr ans Licht gezogen wird, er ignoriet die unzähligen Lieder, Gedichte, Erzählungen und Romane, welche sie ausmachen. Meint er aber nur die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gedruckte oder bereits entdeckte Literatur, so wurden ja Nestor und das Igorlied erst lange nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgefunden, letzteres erst im Jahre der Gnade 1795, wie der Bearbeiter leicht aus Boltz's deutscher Ausgabe ersehen konnte.

Weiter: die „Vaterländischen Annalen“, „Der Zeitgenosse“, die „Lesebibliothek“ erscheinen nicht 104 Mal, wie der Verfasser oder Bearbeiter annimmt, sondern blos 12 Mal im Jahr. Die „Lesebibliothek“ heißt weder allgemein noch öffentlich.**) Grigorowitsch und Tolstoi waren nie Hauptdichter der „Lesebibliothek“, von Ersterem ist blos eine Novelle, von Letzterem nichts darin abgedruckt. Ebenso gehören Turgenjev und Tolstoi zu den Mitarbeitern des „Russischen Boten“, keiner von Beiden hat je im besagten Journal etwas publizirt. Motley und Grote sind nie in's Russische übersetzt worden.***) Snegirev hat nie ein Leben Plato's geschrieben; wohl existirt aber von ihm ein Lebensabriß des Metropoliten Platon. Sernin hat nie daran gedacht, „Kritiken russischer Sprachwerke“ vom Stapel laufen

*) „Magazin“, 1858, Nr. 124 u. 125.

**) „Westermann's Monatshefte“, Nr. 18.

***) Der geehrte Verfasser möge uns verzeihen, wenn wir auf dieses wiederholte Quousque tandem! folgende, seinen nationalen Ansichten vielleicht nicht ganz zusagende Erwiederung haben: Unser „Magazin“ ist einem ausgedehnten, auf seinen „zwölf Seiten wöchentlich“ unmöglich vollständig zu umfassenden Literaturkreise gewidmet. Wir müssen nothwendig uns beschränken, wenn wir überhaupt etwas leisten wollen. Bei aller Achtung nun, die wir in diesen Blättern niemals vor der jugendlich aufstrebenden russischen Literatur verleugnet haben, dürfen wir doch dieser, die, wie der kenntnißreiche Verfasser gewiß gern zugiebt, mehr von der deutschen Literatur, als letztere von ihr, lernen kann, nicht auf Kosten anderer fremder Literaturen, von denen die Deutschen wirklich lernen können, eine zu große Berücksichtigung schenken. Wir geben zu, daß die Kenntniß russischer Zustände in Deutschland größer sein könnte, als sie ist, obwohl zwei im vorigen Jahre in Deutschland erschienene Werke: Professor Blum's „Ein russischer Staatsmann“ und Theodor v. Grimm's „Fürstin der siebenten Werst“ immerhin Zeugnisse für die „Fähigkeit“ der Deutschen liefern, über Kunst, Wissenschaft und Leben der Russen zu urtheilen. Aber mögen nur die Russen erst mehr sie selber, als die Nachahmer anderer, westeuropäischer Nationen sein, dann werden sie auch die Deutschen fleißiger in den Studien russischer Schriften finden. Die ungekürzte Aufnahme der vorstehenden Reclamation möge übrigens dem Herrn Verfasser ein Beweis sein, daß wir sein Anerbieten, die russischen Lücken in unserem „Magazin“ ausfüllen zu wollen, mit Vergnügen annehmen. D. R.

*) Wir sind sehr erfreut, daß die harmlosen, in No. 124 u. 125 des „Magazin“ von 1858 aufgenommenen Notizen des englischen Touristen Sutherland Edwards, deren scherzhafter Ton sie von vorn herein als anspruchsloses Geplauder charakterisirt, einen so wohlgemeinten, über vielerlei Dinge belehrenden Artikel hervorgerufen, wie den gegenwärtigen. Indessen können wir doch bei der ernsten Polemik, die diesem harmlosen, gewiß ebenfalls wohlgemeint gewesenen Geplauder zu Theil wird, ein „Trop de bruit pour une omelette“ nicht unterdrücken. D. R.

**) „Lesebibliothek“ ist ein Pleonasmus und kein in der deutschen Schriftsprache rezipirtes Wort; deshalb vielleicht war der Titel so umschrieben. Wir können dem Herrn Verfasser versichern, daß wir die Библіотека для чтенія lange Zeit selbst für Redactionszwecke gehalten haben; es handelt sich also bei der Angabe, daß sie zweimal wöchentlich erscheint, wie in den meisten, dem deutschen Bearbeiter mit zur Last gelegten Fällen um einen blosen lapsus memoriae oder calami. D. R.

***) Es würde für die russische Literatur jedenfalls ein Gewinn sein, wenn diese beiden historischen Schriftsteller der Engländer in's Russische übertragen würden. Wir glauben uns übrigens zu erinnern, daß eine Uebersetzung von Grote's „Geschichte Griechenlands“ schon Anfangs vorigen Jahres in den von Krajewskij und Dudyschkin herausgegebenen „Historikern und Publizisten der neuesten Zeit“ versprochen wurde. D. R.

zu lassen; im citirten Journal findet sich von ihm blos eine leidige Charakteristik Basilius', des Macedoniers.*) Ebenso wenig hat Schpilewsky seine „Reise in den Polargegenden und an der Küste (?!) Weißrußlands" beschreiben können, da er nur eine Reise in die Walddistrikte (Polessje, daher wahrscheinlich des Verfassers oder Bearbeiters „Polargegend") und nach Weißrußland gemacht hat. Der „Telegraph" und „Teleskop" werden nur mit Hülfe der verehrlichen Redaction glücklich begraben. Doch wir wollen innehalten. Es ist ohnehin unmöglich, aufzuzählen alle Schnitzer, alle falsche Titel- und Tendenz-Angaben, welche mit merkwürdiger Zuversicht vorgetragen werden.

Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer nennet ihre Namen?

Nun zu den allgemeineren Gesichtspunkten des Verfassers. — Er versucht die verschiedensten Richtungen der neueren russischen Literatur zu charakterisiren, und bespricht Grigorowitsch, Aksakov, Schtschedrin und Turgenjev. Wohl citirt er Dudyschkin's geistvolle Arbeiten über russische Literaturgeschichte, scheint sie aber nicht gelesen zu haben, und doch würden sie dem Verfasser, wie nicht minder dem Bearbeiter, viel Belehrung gewähren, besonders in Betreff Turgenjev's.

Da Letzterer von unserem Verfasser am ausführlichsten behandelt wird, wobei er der Wahrheit sehr nahe zu kommen scheint, de facto aber eine nichts weniger als wahre Charakteristik giebt, da überdies Turgenjev unter den Neueren der bekannteste in Deutschland ist, so wollen wir versuchen, uns seine soziale und literarische Bedeutung in wenigen Zügen zu vergegenwärtigen.

In der Wirksamkeit der ersten geistigen Notabilitäten Rußlands können wir deutlich genug zwei Entwickelungsperioden unterscheiden, welche alle charakteristischen Merkmale eines langen, zwar verhaltenen und unterdrückten, aber nicht verloschenen inneren Kampfes an sich tragen. In der ersten Periode sehen wir ein beständiges Ringen nach Einheit und Einigung der Ideale mit den Anforderungen der äußeren Wirklichkeit. Wenigen Auserwählten ist es überhaupt gegeben, den Sieg in diesem unglücklichen Kampfe davonzutragen, ihr Theuerstes aus dem heraufbeschworenen Gewirr zu retten und es der Welt gegenüber als Fahne aufzupflanzen. Die Stärksten müssen die Uebermacht der sie bedrängenden Gegnerin anerkennen und bethätigen diese Uebermacht durch ein merkwürdiges Sichzurückziehen, Sicheinschließen in die Vergangenheit, die trotz ihrer Mängel, eben weil sie Vergangenheit ist, dem Ruhe suchenden Gemüth in einem verklärten Lichte erscheint. Dieser Umschwung charakterisirt die zweite Entwickelungs-Epoche eines Karamsin's, eines Puschkin's, eines Gogol's. Bei dem Ersten erscheint er als Verehrung der guten alten Zeit, als die rechtgläubigen Russen noch „auf der Bärenhaut lagen", ohne von der westthümlichen Krankheit angesteckt zu sein. Der zweite, Puschkin, als Poet im vollsten Sinne des Wortes, und eben darum Eklektiker, suchte und fand die dem Dichter so nöthige Geistesruhe und Erfindung in der Anschauung der hochpoetischen Seiten des russischen Volks-Charakters. Der dritte endlich, Gogol, versenkte sich in eine mystisch-religiöse Anschauung, die in Verbindung mit einem griechisch-orthodoxen Anstrich dahin führt, wo schon so Viele vor ihm, und erst neulich Daumer, ihre vollkommene und endliche Ruhe und Beruhigung fanden — ob es eine buddhistische Ruhe ist, gehört nicht hierher.

Dieser realistische Anfang, wobei der Idealismus nur beiläufig und als Widerwillen hervorschimmert, und dieser erzwungene Romantizismus als End-Ergebniß ist eine Erscheinung, die vielleicht in ihrer Art einzig dasteht; das ist der Punkt, ohne welchen die ganze neuere Literatur der Russen ein Schibolet ist und bleibt; das ist es, was den deutschen Kritikern so viel zu schaffen macht.**)

Also, um auf Turgenjev zurückzukommen: unter den lebenden Schriftstellern ist keiner in so stetem organischen Zusammenhange mit der ihn umgebenden Gesellschaft geblieben, kann keiner in solchem Grade für ihren reinsten und wichtigsten Ausdruck gelten, wie Turgenjev; keiner hängt so organisch zusammen mit den vorhergehenden Richtungen, keiner knüpft so fest an frühere Standpunkte an, keiner führt sie zu einer so entschiedenen, in sich abgeschlossenen Entwickelung. Hier ist nicht der Ort, dies Alles ausführlich darzuthun. Wir beschränken uns daher auf einige wenige Andeutungen.

Eines der Hauptideale, wie sie uns in den frühesten und späteren Dichtungen Turgenjev's vorgeführt werden, ist der „Ueberflüssige". Derselbe ist mit sich und der Gesellschaft entzweit, er ist sich mitunter auch bewußt, Niemandes Glück zu machen, Niemanden Glück bringen zu können, er flieht die Gesellschaft; denn eine dunkle Macht verfolgt ihn, etwa in der Art, wie den bekannten Sänger in „Wilhelm Meister", denn die Welt hat kein Verständniß für ihre und seine Leiden; dazu sind die armen Staubgeborenen zu pygmäenhaft. Dieser Charakterzug zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze neuere Belletristik, soweit sie das Verhältniß des Ideals zur Wirklichkeit berührte. Ihm huldigte Puschkin in seinem „Onägin", einigermaßen sogar Gribojedov in „Verstand schafft Leiden", übrigens mit durchaus anderem Endzweck; Lermontov in seinem „Held unserer Zeit", Baratynsky in seiner „Eda", Turgenjev endlich in seinen Dichtungen. Auf den ersten Blick scheinen sie Alle ein und derselbe Mann oder vielmehr gleich wenig männlich zu sein. Bei näherer Beleuchtung zeigt sich eine merkwürdig regelmäßige Stufenfolge, eine Weiter- und End-Entwickelung. In ihrer ersten Entwickelungsperiode scheinen diese Helden Männer mit ziemlich bescheidenen Ansprüchen zu sein, obgleich sie sich sehr gut bewußt sind, wie wenig die gemeine, undankbare Welt sie zu schätzen vermag: sie stehen ja so unerreichbar hoch, so erhaben! In ihrer zweiten Periode haben sie etwas Dämonisches an sich, die Zuversicht in ihre eigene Unfehlbarkeit und Erhabenheit wird so groß, daß sie sich nicht scheuen, vor das Leben mit einem Ultimatum: la bourse ou la vie, zu treten. Nur den „Helden unserer Zeit" ist es erlaubt, mit menschlichen Gefühlen und Leidenschaften zu spielen, nur ihnen ist es vergönnt, Liebe zu erwecken und sie hernach sich selbst zu überlassen, denn sie werden „von furchtbaren Leidenschaften verzehet". Lermontov's „Held unserer Zeit" ist der Hauptrepräsentant dieser Periode; an ihn schließen sich auch die frühesten und einige spätere von Turgenjev's Dichtungen. In der dritten Periode endlich sind unsere Helden wieder voll Demuth und Ergebenheit, es öffnen sich ihnen allmählich die Augen: sie lernen einsehen, daß die Gesellschaft nur theilweise die Schuld an ihrem Mißgeschicke trägt. Im „Rudin" und im „Briefwechsel" gesteht sogar der respektive Held, daß nicht in der Gesellschaft, nicht in der Welt, nicht nach Außen, sondern nach Innen die Unnützlichkeit und Ueberflüssigkeit solcher Charaktere, wie er einer ist, zu suchen sei. Nulla salus extra societatem, rufen sie mit spät erlangter bitterer Einsicht aus!

Turgenjev gebührt die Ehre der Durchführung dieser Wahrheit durch die letzte Stadie der künstlerischen, literar- und kultur-historischen Entwicklung. Dies in wenigen Worten sein Verhältniß zu Lermontov und zur Gesellschaft.

Man sieht, auch in einem verhältnißmäßig so kleinen Faktum, wie die genetische Entwicklung eines literarischen Typus, wiederspiegelt sich die Wahrheit des großen Schelling-Hegelschen Lehrsatzes, daß die höchste Entwicklungsstufe der Form nach immer der ersten gleicht.

Hätte der englische Verfasser und besonders der deutsche Bearbeiter, von dem man doch philosophische Bildung verlangen darf, dieses Axiom beachtet; hätte einer von ihnen die citirten kritischen Arbeiten gelesen, er würde sicher nicht gesagt haben: „Eine seiner vorzüglichsten Productionen schrieb Turgenjev zur Widerlegung des Lermontovschen „Helden unserer Zeit", der eine „Werther"-artige Berühmtheit erreichte". Kann man einen Charakter widerlegen, der im Gemüth des Dichters und seiner Zeit wurzelte, kann man eine Widerlegung des Helden der „Clementinen" oder von „Werther's Leiden" schreiben?

Moskau. P.

*) Da es sich einmal um bibliographische Genauigkeit handelt, so bemerken wir, daß unseres Wissens auch ein Aufsatz von Sernin über Prosper Mérimée's „Faux Démétrius" in der B. д. Ч. erschienen ist. D. R.

**) So z. B. Paul Heyse in der Literatur-Beilage zum „Deutschen Kunstblatt", 1858.

Deutschland und das Ausland.

Ein deutsches Fest in Sydney.

Die „Novara" und die Deutschen in Australien.

(Schluß.)

„Am folgenden Abend fand das Festessen, vom deutschen Club zu Ehren der „Novara" veranstaltet, im geräumigen, freundlichen Club-Lokale statt. Wohl siebzig Gäste nahmen Theil, und zählte man darunter an zwanzig der geehrten Novara-Gäste. Der erste, von Herrn Konsul Kirchner ausgebrachte Toast galt „der Königin", unter deren mächtigem Schutz wir uns in Australien einer erwünschten Freiheit zu erfreuen haben; der zweite, ebenfalls von Herrn Konsul Kirchner ausgebracht, galt „dem Kaiser und dem Erzherzog Ferdinand Max". Beide wurden mit Begeisterung aufgenommen und der letztere von dem Commodore der „Novara" mit folgenden herzlichen Worten erwiedert:

„Erlauben Sie mir, meine Herren, Ihnen meinen besten Dank für das herzliche Lebehoch zu sagen, welches Sie soeben auf das Wohl Se. Majestät meines allergnädigsten Kaisers und Herrn und der erlauchten nächsten Glieder der kaiserlichen Familie ausgebracht haben. Als Repräsentant einer deutschen Großmacht, ist es mir wohlthuend, solche Gesinnungen von den in Australien unter dem Schutze englischer, stammverwandter Herrschaft lebenden Deutschen aussprechen zu hören! Lassen Sie mich, in Erwiederung Ihrer so schmeichelhaften Gesinnungen, Sie einladen, die Gläser auf das Wohl eines deutschen Mannes zu leeren, durch dessen edles Verhältniß zum englischen Königshause die Beziehungen Deutschlands zu England noch inniger und herzlicher werden, auf das Wohl des erlauchten Gemahls der Königin Victoria: Prinz Albert!"

„Hierauf brachte Herr Frerichs das Wohl des Commodore, der Offiziere der „Novara" und der wissenschaftlichen Expedition aus, worauf der Commodore abermals in folgenden Worten antwortete:

„Gestatten Sie, meine Herren, daß ich mich nochmals erhebe, um meinen tiefgefühltesten Dank für das Hoch auszusprechen, durch das Sie mich eben geehrt haben. Innig erfreut, mich fern vom gemeinsamen deutschen Vaterlande wieder unter biederen Landsleuten zu befinden, fühle ich mich glücklich, Ihren warmen Gruß in deutscher Sprache, mit deutschen Gesinnungen erwiedern zu können. Nachdem mir die Ehre der Leitung einer so bedeutungsvollen Expedition zu Theil geworden, hielt ich es für einen der Zwecke derselben, der Welt zu zeigen, was mit vereinten Kräften, nach unseres Kaisers Wahlspruch, deutscher Fleiß, deutsche Ausdauer, deutscher Wille zu leisten vermögen. Wir Alle reichten uns die Hände, diesen Zweck zu erfüllen, wir Alle haben es uns zur schönen Aufgabe gemacht, den Erwartungen unseres erhabenen Monarchen, unseres illustrirten Chefs der kaiserlichen Marine und unseres Vaterlandes, soweit es unsere Kräfte ermöglichen, gerecht zu werden. Wir Alle sind von dem gleichen Wunsche beseelt, den Bewohnern der Erde zu zeigen, daß wir einem Volke angehören, welches theilnehmen kann und will an den Erfolgen der Wissenschaft, selbst auf dem weiten Meere. Ob wir den angestrebten Zweck auch erreichen, ob der gewünschte Beweis auch geliefert wird, müssen wir dem Urtheile derjenigen Männer überlassen, welche, unser großer Humboldt voran, Meister sind, vor denen wir uns mit Ehrfurcht beugen. Aber einig wollen wir sein, zusammenwirken wollen wir und mit Ernst der Lösung unserer wichtigen Aufgabe nachstreben. Und so lassen Sie mich dem Wunsche Worte leihen, daß Sie sich gleichen Gesinnungen hingeben, ähnliche Ziele erreichen mögen, und empfangen Sie die Versicherung, daß wir nie vergessen werden, wie liebevoll Sie uns Alle mit echt deutscher Biederkeit aufgenommen und uns entgegengekommen sind. Ich ersuche Sie, meine Herren, mit einzustimmen in ein lautes Lebehoch auf das Wohl und das Gedeihen der Deutschen in Australien!“

„Nachdem das Wohl der hiesigen Deutschen getrunken war, ergriff Herr Michaelis das Wort und sprach mit Wärme und Gewandtheit von den Verdiensten deutscher Männer auf dem Gebiete der Wissenschaft, deren besonderes Wohl er zu trinken beantragte. Herr Dr. Scherzer erhob sich und sprach folgende Worte der Erwiederung:

„Meine Herren! Es ist ein gar wohlthuendes Gefühl für den deutschen Reisenden, die großartige Verbreitung seiner Stammgenossen über alle Länder der Erde zu sehen, den edlen Einfluß wahrzunehmen, welchen die deutsche Nation auf die Kulturgeschichte der Menschheit übt! Kaum giebt es einen Fleck auf Gottes schöner Erde, wo nicht Deutsche als Landwirthe, Kaufleute, Missionare, Aerzte, Advokaten, Industrielle, Ingenieure u. s. w. thätig sind und einen ansehnlichen und angesehenen Theil der Bevölkerung bilden. So wichtig aber ihr sozialer und sittlicher, ebenso gering ist ihr politischer Einfluß. Ist es nicht z. B. eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß von den fünf Millionen Deutschen, welche zum Wohle des Landes die Vereinigten Staaten bewohnen und namentlich als Kaufleute, Aerzte eine bedeutende Stellung einnehmen, auch nicht ein Einziger im Kongreß sitzt oder sonst einen wichtigen Posten in der Legislatur oder Gerichtspflege einnimmt? Die Ursache ist leicht erklärlich: sie wurzelt tief, sie erinnert an den ewigen Krebsschaden der Deutschen, an den Mangel an Einheit, an ein kräftiges, festes Zusammenwirken! Diese Zerfahrenheit der Deutschen in der Fremde wird aber so lange nicht beseitigt werden, als dieselbe in der Heimat selbst fortwuchert und fortbesteht. Mit Stolz, meine Herren, spreche ich es an dieser Stelle aus, wo wir von unseren Landsleuten mit echt biederer deutscher Herzlichkeit aufgenommen worden sind, daß keine deutsche Regierung in den letzten Jahren so viel bemüht und beigetragen, die Einheit Deutschlands durch Verschmelzung der materiellen und volkswirthschaftlichen Interessen der verschiedenen deutschen Staaten zu fördern, als das regenerirte Oesterreich! Die kaiserliche Regierung war es, welche die Zolleinigung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln herzustellen trachtete; sie war es, welche das deutsche Handelsrecht zu ihrem eigenen machte, welche die Gleichheit der Münze, die Gleichheit der Maße und Gewichte, jenes schöne Symbol der Einheit der Völker, anstrebte und theilweise bereits verwirklichte; sie war es, welche, obschon selbst keineswegs in den glänzendsten finanziellen Verhältnissen, den deutschen Handel und die jüngste Krisis, gleichsam mit dem Gefühl der Erfüllung einer Pflicht, auf die großmüthigst uneigennützigste Weise unterstützte; sie ist es ferner, welche im Verein mit Bayern ernstlich bemüht ist, die deutsche Emigration auf eine festere, solidere Basis, wie die bisherige, zu stellen, damit Deutschland sich um das Schicksal der deutschen Emigranten mehr, wie es bisher geschah, kümmere. Und gewiß ist es nicht die letzte Aufgabe der Novara-Expedition, sich über den Zustand der deutschen Emigranten in den von ihr besuchten Ländern zu unterrichten, die Mittel und Wege kennen zu lernen, wodurch dem deutschen Handel und der deutschen Industrie neue Abzugsquellen eröffnet und ein neuer Markt geschaffen werden könnte! Ja, meine Herren, bei den edlen, echt deutschen Gesinnungen, welche die Männer, die sich an der Spitze der kaiserlichen Regierung befinden, beseelen, ist gewiß der Moment nicht mehr fern, wo auch der ärmste deutsche Emigrant im entferntesten Winkel der Erde sich mit Stolz wird daran erinnern und erbauen können, daß er auch dann noch unter dem Schutze einer deutschen Macht steht, selbst wenn er entfernt vom Mutterlande weilt, und ihrer kräftigen Theilnahme versichert sein möge, wenn es sich darum handelt, sein gutes Recht zu schützen und zu wahren!

„Und so erlauben Sie mir denn, meine Herren, Sie einzuladen, dieses Glas zu leeren: Auf die Einheit, auf die Macht und Größe des gemeinsamen, deutschen Vaterlandes,

„So weit die deutsche Zunge klingt
„Und Gott im Himmel Lieder singt!“

„Auch Herr Dr. Frauenfeld sprach herzliche Worte des Dankes. Danach brachte Herr Dr. Hochstädter das Wohl des unvergeßlichen Dr. Leichardt aus, welchem von Seiten des Commodore ein Hoch auf den allverehrten Alexander von Humboldt folgte:

„Wir haben bereits zahlreiche Trinksprüche ausgebracht; wir haben auch auf das Wohl eines Deutschen getrunken, der sich um diese Kolonie, um Australien, unsterbliche Verdienste erworben. Lassen Sie uns nun auch das Glas leeren auf das Wohl eines deutschen Mannes, dessen Name uns mahnt an die Einheit des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, eines Mannes, der keiner Nationalität, der ganz Deutschland angehört, auf das Wohl des edlen Alexander von Humboldt!“

„Mit unverhohlener Herzlichkeit wurden beide Toaste aufgenommen. Das ewig schöne Thema „Vaterland“ hatte sich Herr Dr. Jonasson gewählt, welcher in einer meisterhaften, von Herzen gehenden Anrede die Zuhörer zur wärmsten Theilnahme hinriß. Herr Wallach beantragte das „Wohl Australiens“. Zum letztenmale erhob sich der Commodore der „Novara“ und brachte folgenden Toast aus:

„Meine Herren! Während ich mich einerseits über das Gedeihen des deutschen Elementes in dieser Kolonie innig freue, kann ich andererseits nicht unterlassen, den englischen Bewohnern von Neu-Süd-Wallis meinen tiefgefühltesten Dank für die ehrende, auszeichnende Aufnahme auszudrücken, welche uns in dieser zukunftreichen Kolonie englischer Seits zu Theil geworden ist. Ja ich komme nur einer angenehmen Pflicht nach, indem ich meine Dankbarkeit, meine innigsten Wünsche für das Wohl und das Gedeihen dieser herrlichen Kolonie in dem Einen Trinkspruch zusammenfasse: Auf das Wohl des hochverdienten General-Gouverneurs von Australien, auf das Wohl Sr. Excellenz, Sir William Denison!“

„Mit Recht fand auch dieser Toast beifällige Aufnahme, und so schloß dieser Festabend zur allgemeinen Zufriedenheit derjenigen, welche das Glück hatten, dem Feste beizuwohnen.“

Brieflich ist uns noch mitgetheilt worden, daß einige Tage später der Commodore die Offiziere und die Gelehrten der „Novara“ auf diesem Kriegsschiffe, das wahrhaft prachtvoll und mit den sinnigsten Emblemen geschmückt war, den Deutschen in Sydney ein glänzendes Fest der Erwiederung gegeben, bei welchem es ebenso herzlich und deutschpatriotisch, wie bei den obenerwähnten Festen, hergegangen ist.

Zur Literatur des Reifrocks und der Crinoline.

Ueber diese vielfach besprochene, vor einigen Jahren an der Seine unter dem Einflusse der allerinteressantesten Umstände zuerst wieder in's Leben gerufene, in ästhetischer Hinsicht ebenso unschöne und geschmacklose, als auch sonst mehrfach unbequeme und gefährliche Modetracht unserer Frauenwelt beginnt bereits eine eigene Literatur sich zu bilden. Vor einiger Zeit erschien in Frankreich eine darauf sich beziehende Schrift, welche den Titel führt: „Histoire de la crinoline au temps passé, par Albert de la Fizelière, suivie de la satyre sur les cerceaux, paniers &c., par le chevalier de Nisard, et de l'indignité et l'extravagance des paniers, par un prédicateur“. Im Allgemeinen ist es von einem gewissen kulturhistorischen Interesse, daß, als die Crinoline oder der Reifrock im vorigen Jahrhundert das erste Mal in Deutschland von Spanien aus erschienen war, diese Tracht bei uns ebenfalls mit Spott und Satire aufgenommen ward und mehrere Schriften dagegen ans Licht traten, die man jedoch nur nach der Thatsache ihrer Existenz kennt, aber nicht auch ihren Titeln nach hat ausfindig machen können. Ein einziges, aus vier Quartblättern bestehendes Spottgedicht ist zur Zeit der Vergessenheit entgangen, und das vom Bibliothekar Dr. Robert Naumann in Leipzig herausgegebene „Serapeum“*) hat sich das Verdienst erworben, dieses literarische Curiosum in seiner zweiten Nummer des gegenwärtigen Jahrgangs (vom 31. Januar) mitzutheilen. Das Gedicht ist mit deutschen Typen gedruckt und führt den Titel:

Klage
Uber den allzusehr eingerissenen
Mißbrauch
der
Reiff-Röcke,
In einem
Schertz-Gedicht
entworffen;
Franckfurt, gedruckt bey David Jacob Cronau,
Und in Commission zu finden bey Joh. Christoph
Kolb, Kupferstechern in Augspurg.

— — — — — — — — — —

Ridendo dicere verum quis vetat?

Der Einsender des Gedichts im „Serapeum“ theilt zugleich mit, daß es auch als eine namentliche Satire auf die Frei-, Handels- und Reichsstädte Frankfurt und Augsburg anzusehen sei, wo damals die neuen Moden zuerst aufzukommen pflegten, während jetzt keine größere oder kleinere Stadt hinter der anderen zurückbleiben will und die fremde Tracht bereits ihren Weg vom Hof aufs Land gefunden hat.

---

*) Leipzig, T. O. Weigel.

Das Gedicht ist in Alexandrinern verfaßt und bringt seine „Klage" in köstlichem, gesundem und derbem Humor, sowie mit Witz und Ironie vor. Wir machen hier auf diese literarische Kuriosität aufmerksam und wollen, auch wenn wohl anzunehmen sein dürfte, daß es vielleicht bald in mancher deutschen Zeitschrift vollständig abgedruckt werden dürfte, wenigstens einige Stellen daraus zur Probe hier mittheilen.

Der Dichter fragt:

> Was Nutzen hat man wohl von solchen weiten Röcken?
> Kann man grösseres als sonst damit bedecken?
> Es wend das Frauen-Volck auf diese Frage ein,
> Das solche Röcke gut vor Sommer-Hitze seyn.
> Allein wie kommt es dann, daß man noch nie gelesen,
> Daß ihre Mütter auch von solcher Hitz gewesen,
> Und sich durch solche Röck im Sommer abgekühlt?
> Wie kommts, daß man itzt mehr als sonsten Hitze fühlt?
> Wie kommt es, daß man auch im Winter also gehet,
> Wann oft ein rauher Nord auf unsre Glieder wehet?
> Warum legt man alsdenn den Reiff-Rock nicht von sich?
> Doch nein, es kann nicht seyn, u. s. w.

Und weiter heißt es:

> So hat das Frauen-Volck bei der Invention
> Der Reiff-Rock sonsten auch noch diesen Nutz davon,
> Daß sich das Männer-Volck bey so gestalten Sachen
> So nahe, als wie sonst, nicht darf zu ihnen machen.
> Denn diese Aussenwerk von Leinwand und Fischbein,
> Die können jederzeit die Ehren-Hüter seyn,
> Drum man sie angelegt auf etliche Distanzen,
> Deß Frauen-Zimmers Ehr dadurch recht zu verschantzen.

Und sodann:

> Wer wird das Frauen-Volck doch noch dahin vermögen,
> Daß sie die Hühnlein-Körb von ihrem Leib ablegen?
> Fährt man noch ferner fort mit dieser eitlen Tracht,
> So ist es Noth, daß man die Gassen weiter macht! —
> Ach! welcher wolte nicht der tollen Mode lachen,
> Die auch den schönsten Leib gantz ungestalt kan machen?
> Die Kirchen sind anitzt gewißlich viel zu klein,
> Wenn in denselbigen viel solche Röcke seyn,
> Die man dem Frauen-Volck nicht darf zusammenpressen,
> Die Banck, auf der vorher bey 20 sind gesessen,
> Hat wegen solcher Röck gewißlich itzo kaum,
> Wie man gar wohl gespürt, vor 10 Personen Raum,
> u. s. w.

Doch nun genug hiervon, ogleich es wahr bleibt: Difficile est, satiram non scribere! Solche satirische, aber doch sehr „vernünftige" Gedanken über die neue Kleidertracht, voll tiefer und treffender Bemerkungen, übrigens nicht blos über die Luftballons unserer Frauen, brachte jüngst das diesjährige „Morgenblatt", Nr. 5 und 6. Man lese und beherzige sie.*)

Mannigfaltiges.

— Palleske's Schiller in englischer Uebersetzung. Die Longmansche Buchhandlung in London kündigt soeben eine von Lady Wallner veranstaltete und Ihrer Majestät der Königin Victoria gewidmete englische Uebersetzung von Emil Palleske's Buch: „Schiller's Leben und Werke"**) an, dessen zweiter Band im deutschen Original immer noch auf sich warten läßt. Zur Empfehlung des Werkes läßt die englische Verlagshandlung zwei belobigende Aeußerungen über dasselbe drucken: einen an Palleske gerichteten Dank der Freifrau Emilie von Gleichen, Tochter Schiller's, und folgende Bemerkung Varnhagen's von Ense: „Wir besitzen viele Lebensbeschreibungen Schiller's von verschiedenartigem Verdienst; keine jedoch hat bisher vollständig den Ansprüchen der Geschichtschreibung und der Kritik, der Erhabenheit des Gegenstandes, wie den Sympathieen der Nation, entsprochen. Freudig bewillkommnen wir daher eine genaue und wahrhaft werthvolle Darstellung unseres großen Dichters, die des Gegenstandes würdig ist. Es ist ein Werk, wie wir es uns lange gewünscht haben. Wir schätzen es sogar höher, als das treffliche Buch von Lewes über Goethe".

— Polnische Literatur. Zwei größere Dichtungen eines in neuerer Zeit bekannt gewordenen polnischen Dichters: Gustav v. Zielinski, sind kürzlich in deutschen, metrischen Uebertragungen von Albert Weiß erschienen.*) Die ältere von beiden: „Kirgiz", war auch bereits durch die von A. Bahn (Berlin, 1855) herausgegebenen „Blätter slavischer Poesie" in Deutschland bekannt worden und hatte sich, wegen ihrer aus dem Leben gegriffenen, romantischen Schilderung der „Wild-Stein-Kirgisen", einer größeren Aufmerksamkeit zu erfreuen, als hier sonst gewöhnlich den Uebertragungen slavischer Dichtungen zu Theil wird. Herr Albert Weiß, der sich mit dem polnischen Dichter in persönliche Verbindung gesetzt, hatte von demselben auch seine neuere Dichtung: „Stepy", erhalten, die er nun im Versmaße des Originales (reimlose, daktylisch-spondäische Tetrameter) dem „Kirgisen" mit einer kurzen Einleitung über die Scenerie beider Dichtungen vorangehen läßt. Die sogenannte „freie Tatarei", die sich von den asiatischen Gränzen Rußlands bis nach China erstreckt, und deren Bewohner zum Theil den großen Nachbarstaaten unterworfen, zum Theil aber noch als „Wild-Stein-Kirgisen" in naturwüchsiger Unabhängigkeit leben, bildet den dem Dichter aus persönlicher Anschauung bekannten Schauplatz beider Dichtungen, die besser, als es eine Landkarte mit einer statistischen Darstellung in Petermann's „Mittheilungen" vermöchte, uns mit dem fernen, fremden Volk und seinem Lande bekannt machen. Bei aller ihrer Wildheit und Zügellosigkeit, sind diese Kirgisen große Freunde der Musik und des Gesanges; ihre wichtigsten Versammlungen können ohne Sänger nicht stattfinden, und, was das Wunderbarste dabei ist, ihre Volkslieder sind voll zarter, wehmüthiger Gefühle, ganz im Widerspruch mit ihrer barbarischen Lebensweise. Diese Scenerie, diese Sitten und diese Sangesliebe sind es nun, die der polnische Dichter poetisch aufzufassen und darzustellen verstand, und deren gelungene Uebertragung wir dem deutschen Publikum empfehlen können.

— Graf Sigismund Krasinski. Die polnische Literatur hat einen neuen empfindlichen Verlust erlitten. Seinem Freunde Mickiewicz ist der ebenfalls in Paris lebende und dichtende Graf Sigismund Krasinski sehr bald im Tode gefolgt. Er starb in der Hauptstadt Frankreichs, am 23. Februar d. J., 49 Jahr alt. Seine größeren Dichtungen: „Die menschliche Komödie" (im Gegensatze zur „göttlichen" des Dante) und „Irydion" (eine Art Faust-Drama, deutsch bearbeitet von Mauritius Müller-Jochmus) sind zur Zeit ihres Erscheinens in unserem „Magazin" ausführlich besprochen worden. Seine Witwe, eine geborene Gräfin Branicka, die mit drei Kindern ebenfalls in Paris lebt, wird, dem Vernehmen nach, eine Gesammtausgabe der Werke ihres Gatten veranstalten.

— Lelions-Damiens' „Schauspieler Brevier". Von diesem Buche, das wir in Nr. 15 des „Magazin" angezeigt, wird nächstens eine vom Verfasser autorisirte deutsche Uebersetzung aus der Feder des Herrn Rudolf Günther erscheinen. Letzterer hat, um das Buch dem deutschen Schauspielerstand, sowie den Theaterzuständen und Verhältnissen, unseres Vaterlandes überhaupt, mehr anzupassen, manches Neue aus deutschen Schriftstellern, was dem sonst sehr belesenen französischen Verfasser nicht bekannt war, hinzugefügt, so daß besonders die Rubrik: „pour objet de méditation quotidienne" sehr gewonnen hat. Von dem Originale ist übrigens auch bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden — ein Beweis von der praktischen Brauchbarkeit des Buches.

— Aldus Manutius und Hieronymus Soncino. Die auch in unserem „Magazin" (1858, Nr. 150) zur Sprache gekommene kleine Schrift zur Geschichte der italiänischen Typographie: „Chi era Francesco da Bologna?" von dem gelehrten Ober-Bibliothekar des British Museum, Herrn Panizzi, hat dem Herrn Dr. Steinschneider, Herausgeber der „Hebräischen Bibliographie",**) Anlaß gegeben, in Nr. 6 dieser Zeitschrift, die von Panizzi nur beiläufig erwähnten Beziehungen der berühmten jüdisch-italiänischen Buchdrucker-Familie Soncino (gegen Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) zu der gleichzeitig Aldinischen Presse näher zu besprechen, worauf wir die Freunde der Geschichte der Buchdruckerkunst aufmerksam machen.

*) Dem Grossen Rath des Kanton Bern wurde am 4. März, unter allgemeiner Heiterkeit, ein Antrag des Herrn Mühlethaler folgenden Inhalts niedergelegt: Der Regierungsrath, respective das Justiz- und Polizei-Departement, soll beauftragt werden, zu untersuchen, ob diejenigen Töchter des Landes, welche Crinolinen tragen, mit einer Steuer zu belegen seien.

**) Erster Band, Berlin, Franz Duncker, 1858.

*) „Die Steppen". — „Der Kirgise". — Gedichte von Gustav v. Zielinski. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Albert Weiß. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858.

**) Berlin, A. Asher & Comp.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Dienstag, den 22. März 1859. | № 35.

Frankreich.

Napoleon's I. Korrespondenz, zweiter Band.*)

Die Franzosen in Italien.**)

In dem ersten Bande berichtete Bonaparte, wie er in Italien als Befreier einzog. Er verkündete seine Sendung, die Lombardei frei zu machen, die Ketten Venedigs zu brechen, das Papstthum zu reformiren, die sardinische Nationalität zu wecken. Zu diesem Zwecke schleppte er seine Kanonen durch die Alpenschluchten, entfaltete er seine Heere am Tessin, siegte er bei Lodi. Die Italiäner lagen dem geborenen Korsen stets am Herzen, und konnte eine solche Liebe zu theuer erkauft werden? Soliman zog mit 250,000 Mann durch das östliche Europa, „ohne einen Grashalm zu zertreten"; Napoleon führte das Schwert in der einen und den Strick in der anderen Hand, denn seine Krieger waren — und wir müssen ihm, ihrem Haupt und Geschichtsschreiber, wohl glauben — nicht viel besser, als eine Räuberbande.

Aber welch ein Gegensatz zwischen einer Napoleonischen Proclamation an Italien und seinen Tagesbefehlen! Dort ist die Rede von Stamm- und Blutsverwandtschaft, Alterthum, lange erlittenen Ungerechtigkeiten, unveräußerlichen Rechten Italiens; hier werden Plünderung und Eroberung verheißen. Den Befreiern wird zugesichert, daß die reichsten Schätze der Erde ihnen zu Füßen gelegt werden sollen. Es ist die alte Geschichte: der Flibustier-Hauptmann vor Panama parlamentirt mit den Bürgern dieser Stadt und bietet ihnen eine Belohnung, wenn sie sich ergeben; seinen Söldnern aber rechnet er eine lange Liste vor von Goldkisten, silbernem Kirchenschmuck und schönen Weibern. Der Feldzug von 1796 zeigt den Italiänern die Aussicht auf Befreiung, den Franzosen die auf Wohlleben. Und doch, welche Hoffnungen wurden da geweckt! Wie schlugen die patriotischen Pulse! Welche Freiheitsstrahlen zuckten aus Arcole und Rivoli! Welche Tintenströme ergossen sich in Protesten und Depeschen! Und welch ein Truggewebe war der Frieden von Campo-Formio! Frankreich ergriff die Waffen für Italiens Unabhängigkeit; die Schlachten von Montenotte, Lodi, Arcole und Rivoli wurden geschlagen; Mantua ergab sich; Venedig ward besetzt, und der Friedensvertrag überlieferte dieses dem deutschen Kaiser, während die Lombardei an Frankreich fiel. So viel, was die politische Philanthropie betrifft.

Wie begann aber das für eine kurze Frist aufgeschobene Werk? Die Franzosen waren eine Heuschreckenwolke für Italien. Wie sie, wenn es möglich gewesen wäre, in Aegypten gern die Pyramiden herausgehoben und mitgeführt hätten, so hätten sie auch gern von der apenninischen Halbinsel jede Statue, jedes Gemälde, jeden Buchstaben des klassischen Bodens weggeschleppt. Während der Obergeneral auf Herrschaften und Staaten sein Siegel drückte, raubten seine Obersten Kirchen und Paläste aus, vollführten die Gemeinen auf eigene Hand Diebstahl, Nothzucht und blutige Gewalt. Hatte ihnen ja ihr Führer gesagt: „Ich werde euch in die reichsten Fluren der Welt führen. Reiche Provinzen, reiche Städte sollen in eurer Gewalt sein". Nun waren sie in ihrer Gewalt, warum sollten sie die Beute nicht genießen?

Italien von 1859 mag sich das Italien von 1796 als Warnung dienen lassen; zumal wenn der Bonapartismus sich großmüthig erbietet, die Verließe Roms, die Kerker Venedigs und die Oubliettes von Ischia zu öffnen. In Lesegno schilt Napoleon seine Truppen einen Räuberschwarm; in Mondovi ruft er, sie hätten weniger Erbarmen gegen die friedlichen Einwohner, als gegen den Feind; in Cherasco läßt er die Strolche in seinem eigenen Lager erschießen; in Tortona wirft er seinen Leuten vor, daß sie ihre Lorbeern mit Feigheit und Verbrechen besudeln; in Brescia scheint er an der französischen Mannhaftigkeit zu verzweifeln. Zu gleicher Zeit jedoch streicht er den Sold des Heroismus gemächlich in die Tasche; läßt er die Gemälde, Statuen und Kunstkabinette zu Mailand, Parma, Modena, Piacenza und Bologna abschätzen, droht er, Häuser und Dörfer zu verbrennen. Sollten Carabiniere und Artilleristen ehrliche Leute sein, durfte der schmutzige Despotismus auf die Handlungen des Generals en Chef keinen Einfluß haben.

Der zweite Band enthält mehrere hundert Briefe Napoleon's, und doch sind wir noch nicht in Marengo. Ja, noch trennt uns ein Raum von drei Wochen von Campo-Formio.

Das erste Dokument ist ein Brief an einen sardinischen Minister, datirt aus Mailand vom 22. September 1796; das letzte ein Tagesbefehl vom 19. April 1797 zu Leoben, der den nahen Frieden mit Oesterreich ankündigt. Obgleich im Ganzen der zweite Theil minder interessant als der erste ist und sich mehr mit militärischen Einzelnheiten beschäftigt, so behält er doch seinen geschichtlichen Werth und wirft helle Schlaglichter auf das Genie und den Ehrgeiz Bonaparte's. Zuvörderst wiederholen sich hier die Klagen über die üble Aufführung der Armee, während andererseits häufig von Meuchlings-Anfällen gegen französische Soldaten die Rede ist; sorgfältig wird aber das verschwiegen, was Andere erzählen: der Vandalismus der Eroberer in Bezug auf Kunst und Alterthümer. Nicht Spanien, während des Erbfolgekrieges, nicht Indien, als der bengalische Bauer sein Luntenschloß in's Feld mit sich trug; selbst Italien nicht, als es seine Soldaten wenig kümmerte, ob sie dem Herzog von Mailand oder der Signoria von Florenz dienten, keines blutete aus so vielen Wunden oder erröthete über so viele Demüthigungen, wie die italische Halbinsel, als sie gezwungen war, ihre Befreiung aus den Händen Napoleon's zu empfangen. Ist das kein Spiegel für die Gegenwart? Ist es nicht, dann ist die Geschichte, für einen Theil der Menschheit wenigstens, umsonst geschrieben. Aus seinem Hauptquartiere zu Mailand, im Herbste 1796, schleuderte Bonaparte die Wurfgeschosse seiner militärischen Diplomatie. An den Minister des sardinischen Hofes richtete er einen Brief, in welchem er erklärte, in jeder Gemeinde, in welcher ein Mord oder Raubanfall begangen würde, werde er Häuser, Meiereien und jegliche Art Eigenthum den Flammen übergeben. Der türkische Sultan, der zwölf Pagen den Bauch aufschneiden ließ, um herauszufinden, wer die Milch genascht hatte, konnte schwerlich blutigere Gesetze geben. Bonaparte, von seinen Schaaren begleitet, zog umher, studirte die Kunst in Rom und Florenz auf eine Art, daß Pulci lächelte und Politian erbleichte; duldete aber keinen gemeinen Raub und ließ daher hochtönende Worte zu Mailand vernehmen. Hier erließ er später das ohnmächtige Dekret gegen England, das ihm durch Vittoria und Waterloo antwortete. Nach manchem dringenden Mahnbrief an das Direktorium um Waffen und Geld —

*) „Correspondance de l'Empereur Napoléon &c." Vol. II. Paris, 1859. Vgl. „Magazin" von 1858, Nr. 131—132.

**) Die Ereignisse des Zeitraumes, den dieser Theil der Korrespondenz umfaßt, werden von L. Häusser im zweiten Bande seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" folgendermaßen resumirt: „Indessen man sich in Deutschland mit der eiteln Hoffnung trug, das Mißlingen der Invasion Jourdan's und Moreau's werde die Franzosen dem Frieden zugänglicher machen, erfolgte in Italien eine Entscheidung, wie sie dem französischen Eroberungsplan entsprach.... Bonaparte warf sich rasch auf die einzelnen österreichischen Corps und lieferte ihnen in den letzten Tagen des Juli und zu Anfang des August 1796 eine Reihe von siegreichen Gefechten, welche die Kaiserlichen zwangen, sich nach Tirol zurückzuziehen. Viermal ward vergebens versucht, Mantua zu befreien, es war an Entsatz nicht mehr zu denken; am 2. Februar 1797 fiel Mantua. Der wankende Gehorsam der italiänischen Regierungen ward nun von Bonaparte neu befestigt, der Papst für seine stillen Widerstands-Gelüste in dem Frieden von Tolentino hart gestraft und in völlige Abhängigkeit von der französischen Politik gebracht. Mit Italien im Reinen, konnte Bonaparte seine Kraft gegen Oesterreich selbst wenden."

nicht um Instructionen — entschloß er sich, aus seinem Hauptquartier zu Mailand eine Proclamation von sich zu geben, die wie Trommelschall durch Italien dröhnen sollte; im September 1796 schrieb er an den Senat von Bologna:

„Bürger! Ich habe Euren Brief nebst dem gedruckten Manifest, die Ihr mir gesendet habt, erhalten. Letzteres hat Euren Zorn und meine Verachtung erregt. Ich bemerke, daß dieses Manifest nicht unterzeichnet ist, was mich zu glauben veranlaßt, es sei nicht vom Papst, sondern von irgend einem Feinde der Religion ausgegangen, der diese gehässig machen möchte, indem er sie mit Blutschuld bedeckt. Wehe denen, die sich den Zorn der französischen Armee zuziehen! Unheil über Ravenna, Faenza und Rimini, wenn sie, in Wahn verstrickt, jemals die Achtung vergäßen, die sie der siegreichen Armee und den Freunden der Freiheit der Nationen schuldig sind! Betrogene und Fanatiker werden dann in gleicher Reihe mit Verbrechern stehen. Die Freiheit wird einem Theil Italiens verbleiben. Die Zeit ist gekommen, wo Italien seine Stellung unter den mächtigen Nationen mit Ehre einnehmen wird. Die Lombardei, Bologna, Modena, Reggio, Ferrara, vielleicht Rom, wenn es sich deß würdig macht, werden einst Europa in Staunen setzen, und wir werden die glänzendsten Tage Italiens zurückrufen. Eilet zu den Waffen! Der Theil Italiens, der frei ist, ist reich und bevölkert. Macht die Feinde Eurer Rechte und Eurer Freiheit zittern. Ich werde Euch nicht aus dem Gesichte verlieren. Republikaner werden Euch den Weg zum Siege lehren; Ihr werdet von ihnen lernen, wie man Tyrannen bekämpft. Ich werde Eure Bataillone führen und Euer Glück wird zum Theil Euer eigenes Werk sein. Vor Allem, haltet die Bethörten zurück und diejenigen, die es wagen, dem Zorn des französischen Volkes zu trotzen, das, obgleich es Völker und Religion schützt, dem, der es reizt, schrecklich ist, wie der verderbende Engel dem Vermessenen."

(Schluß folgt.)

Die Chronik Ludwig's des Heiligen.*)

Joinville's „Geschichte König Ludwig's des Heiligen", die in Frankreich lange in Vergessenheit gerathen war, hat als eine der bedeutendsten Biographieen ihrer Zeit wiederum volle Geltung gefunden. Grund, weshalb ihr diese Stellung nicht immer eingeräumt wurde, ist, daß La Harpe ihrer in seinem umfangreichen Werke: „Cours de Littérature", nicht gedenkt und Voltaire sie verspottete, und ist außerdem wohl auch die sehr veraltete Schreibweise, öfter auch Darstellungsweise, die ein volles Verständniß gar sehr erschwert. In England und Deutschland hat man Uebersetzungen von dieser historisch wichtigen Lebensbeschreibung und die nunmehr in Frankreich erschienene, unten angeführte, der Jetztzeit verständliche Ausgabe ist Beweis, daß man sie auch dort einem größeren Publikum zugänglich machen will. Wer aber in allen drei Landen dies Buch zu wahrer Freude und Belehrung lesen will, der muß es mit reiner Gesinnung in die Hand nehmen und fähig sein, unbefangen dem Faden einer Erzählung zu folgen, welche mit harmloser Naivetät die Thaten und Schicksale eines hochverehrten fürstlichen Freundes und Gönners schildert und von dessen Denken und Wirken offenen Bericht erstattet. Es führt uns dies Werk viele fremde Zustände vor, enthält in religiöser, kirchlicher, sozialer und staatlicher Beziehung vieles uns ganz Ungewohnte, nicht Gefallende, ist aber gerade hierdurch ein treuer Abdruck der Zeit, in welcher es entstand und die darin sich abspiegelnde edle Denkweise des Königs sowohl, als die liebenswürdige Persönlichkeit Joinville's, des Berichterstatters, leihen ihm hohen Reiz.

Joinville war 1224 geboren, verheiratete sich schon 1239, erst sechzehn Jahre alt, mit Alix v. Grandpré, die so jung war wie er selbst, nach voller Neigung des Herzens; er war Seneschall und Großmeister des Grafen v. Champagne und das schöne Bild eines tapferen, Gott und Menschen liebenden Ritters. Im Jahre 1245 ließ König Ludwig den Aufruf zum Kreuzzug vernehmen. Joinville, noch nicht 22 Jahr alt, folgte alsbald diesem Rufe, schloß sich aber nicht unmittelbar, sondern erst in Cypern mit seinen Kriegsleuten, die er selbst ausrüstete, dem Zuge an. Vor seinem Aufbruche ließ er seine Basallen und Untergebenen zu sich berufen und bewirthete sie eine Woche lang gastlich auf seinem Schloß. Dies erzählend, fügt er hinzu: „Als der Charfreitag kam, sagte ich ihnen: Vernehmet, meine Herren, daß ich über's Meer gehe und nicht weiß, ob ich wiederkommen werde. Ist Einer unter Euch, dem ich etwas schulde und der Beschwerde wider mich führen möchte, der trete hervor, ich will ihm Genüge thun, wie meine Gewohnheit ist bei denen, so sich über mich oder meine Leute beklagen. Dies ließ ich durch öffentlichen Aufruf den Einwohnern des Landes und meiner Besitzungen verkünden und hinzufügen, wenn nicht ein gemeinsamer Richterspruch mir Aufschub zugestehe, würde ich mich zahlungspflichtig erkennen und ohne Widerrede ihnen Glauben beimessen. Das that ich, um nicht einen Dreier widerrechtlich mitzunehmen. Ich verpfändete, jeder Verbindlichkeit zu genügen, meinen Freunden eine große Menge meiner Ländereien, behielt, da meine Frau Mutter noch lebte und die Einkünfte vom größten Theil meiner Güter bezog, so wenig Grundbesitz, daß er mir nicht mehr als 100 Pfund trug, und zog, wie ich oben schon sagte, mit neun Rittern und drei Bannern aus (eine kleine Armee, da jedem Ritter eine Anzahl Krieger folgte, den Bannern noch mehrere). Alle diese Dinge erzähle ich, damit man erkenne, ohne Gottes Beistand, der mich nimmer verließ, hätte ich nicht vermocht, die Mühen zu überwinden, welche ich während sechs Jahren jenseits des Meeres auf dem heiligen Kreuzzug erdulden mußte.

„Kurz vor meiner Abfahrt schickten Jean, der Sire von Apremont und der Graf Salebruche zu mir, um zu fragen, ob wir zusammen ziehen wollten, sie wären bereit. Damit war ich sehr einverstanden, und wir ließen zu Marseille ein Schiff miethen, welches uns Harnische und Pferde zuführte.

„Der König berief vor seiner Abreise alle französischen Barone nach Paris, ließ sich von ihnen huldigen und schwören, daß sie Treue gegen seine Kinder üben würden, falls ihm auf der Pilgerfahrt jenseits des Meeres ein Unglück zustoßen sollte. Er sandte auch zu mir, ich war ihm jedoch nicht unterthan und wollte kein Gelübde leisten, um so weniger, als ich nicht willens war, daheim zu bleiben.

„Mit meinen Zurüstungen am Ende, schickte ich nach dem Abte von Cheminon, welcher damals für den vorzüglichsten Mann unter den Mitgliedern des weißen Ordens galt, in der Absicht, ihm zu beichten. Er reichte mir die Schärpe und band mir sie um, gab mir den Stab in die Hand und ich verließ alsbald Joinville, um das Schloß nicht mehr zu betreten, bis ich von jenseits des Meeres heim kam.

„Zuerst unternahm ich eine fromme Pilgerfahrt in der Nähe von Blicourt und Saint Auban und nach anderen bei Joinville gelegenen Orten, barfuß und im Hemde. Als ich so von Blicourt nach Saint Auban ging, mußte ich an meinem Schlosse vorüber, wagte nicht das Angesicht dorthin zu wenden, aus Furcht, es möchte mich zu großes Leid erfassen und das Herz mir weich werden im Gedanken an das Scheiden von meinen beiden Kindlein und von meinem Schlosse Joinville, welches mir sehr theuer war. Rasch schritt ich vorüber mit dem Grafen Salebruche, meinem Gefährten, und unseren Leuten und Kavalieren, und wir speisten zu Lafontaine, dicht vor Denieux, dem Sitz des Erzbischofs. Dort schenkte der gute Abt von St. Urban uns schönen Schmuck. Wir nahmen Abschied von ihm und gingen stracks nach Ausonne, stiegen zu Schiff und fuhren mit unseren Rüstungen und Waffen die Saone herab, während man unsere Pferde den Fluß entlang an der Hand führte.

„Im Monat August stiegen wir bei dem Fels des Hafens von Marseille in unser Schiff. Die Thür des Fahrzeuges wurde aufgethan, um die Pferde einzulassen, welche mit übers Meer sollten, und, sobald alle darin waren, wiederum verschlossen und fest verstopft, wie man bei einem Faß Wein zu thun pflegt; das aber mußte geschehen, weil die Thür ganz im Wasser liegt, sobald das Schiff in offene See kommt. „„Habt ihr alles Nöthige bereit?"" rief der Schiffs-Capitain seinen Leuten auf dem Vordertheil zu, „„sind wir fertig?"" — Ja, ganz fertig, antworteten sie. Da ließ er die Geistlichen und Priester auf das Schiffskastell steigen und Gott anflehen, daß er uns Schutz gewähren möge. Sie stimmten vereint mit lauter Stimme den schönen Gesang: „Veni Creator Spiritus", an, sangen ihn bis ans Ende, und während sie sangen, lösten die Seeleute in Gottes Namen die Anker, der Wind schwellte die Segel, wir verloren das Land aus dem Gesicht, sahen bald nur Himmel und Wasser und entfernten uns weit und immer weiter von dem Orte unserer Abfahrt. Wie thöricht ist, wer mit dem Bewußtsein, daß er eines Anderen Eigenthum besitze und daß eine Todsünde auf seiner Seele laste, in solche Gefahr geht! Schläft man am Abend ein, so weiß man nicht, ob der Morgen einen nicht auf dem Grunde des Meeres finden wird."

Sehr merkwürdig ist die Schilderung der in Cypern aufgestapelten ungeheuren Vorräthe an Lebensmitteln, die Schilderung der mühevollen Fahrt von Cypern nach Damiette, auf welcher die Königin und ihre Kinder den heiligen Ludwig begleiteten, und überaus schön die Schilderung der Ausschiffung der Kreuzfahrer, welche Angesichts der feindlichen Sarazenen vor sich ging und mit den Worten schließt: „Als der gute König St. Ludwig erfuhr, die Fahne von St. Denis sei am Lande, stieg er aus dem Schiff, das dem Ufer schon nahe war, geduldete sich nicht, bis es anlegte, sondern sprang gegen den Willen des Legaten, der bei ihm saß, in's Meer, so daß die Wellen ihm bis über die Schultern reichten, und schritt, den Schild im Nacken,

*) „Mémoires de Jean Sire de Joinville ou Histoire et Chronique du Très-Chrétien Roi Saint Luis. Publiés par M. Francisque Michel, Correspondant de l'Institut de France; précédé de Dissertations par M. Ambr. Firmin Didot et d'une notice sur les Manuscrits du Sire de Joinville par M. Paulin Paris". Paris, Didot, 1858.

den Helm auf dem Haupt und das Schwert in der Faust, durch das Wasser hindurch."

Das innige, schöne Freundes-Verhältniß zwischen dem König und Joinville, eine Frucht der gemeinsamen, auf dem Kreuzzuge bestandenen Gefahren, Thaten und Leiden, und offenbarte sich im ganzen Verlaufe jener Jahre in den rührendsten Zügen, welche über Alles, auch über das Erschütterndste, was der Seneschall von jenem an Unglück reichen Kreuzzug erzählt, einen mildernden Schleier breitet. Die wahrhaft fromme Ergebung, mit welcher die höchsten Leiden ertragen wurden, die Pietät, welche in den aufgelöstesten Zuständen bewahrt blieb, legt erhebendes Zeugniß ab für die Macht, welche des Königs feste und reine Gesinnung über die Gemüther ausübte, für die warme Liebe, welche die Armee, und insbesondere Joinville, für ihn nährte.

Hatten solch starke, die Geister stützende und tragende Gesinnungen sich im Orient bewährt, so geschah dies nicht minder auf der gefahrvollen, endlichen Heimkehr. Mag man lächeln über den Wunderglauben, der sich hier wie bei der Hinfahrt häufig kundgiebt, lächeln über den Mangel an Länder- und Völkerkunde, der sich in vielfachen Aeußerungen und Erzählungen offenbart, aber nicht darüber spotten; all dies sind Zeichen der Zeit, in welcher der geschilderte Kreuzzug unternommen wurde, der kindlichen Vorstellungen, in welche man sich, aus Mangel an tieferen wissenschaftlichen Kenntnissen, bewegte. Das größte Wunder war die Liebe, welche die jeder Noth trotzenden Kreuzfahrer zusammenhielt im fernen Lande, welche die Ueberbleibenden zusammenhielt bei ihrer Heimkehr. Was Joinville in kurzen Worten und schlichter Einfalt von des Königs Gesetzgebung und Regierungsweise, von seinen mäßigen Ansprüchen in allen Lebensbeziehungen, von dessen Stellung zu seinen Untergebenen und Unterthanen erzählt, ist wenig und doch genügend, um eine vollkommen klare Anschauung von dem zu geben, was Ludwig den Heiligen zu einem der bedeutendsten Herrscher seines Volkes macht. Auf das Anziehendste wird das Bild seiner Persönlichkeit durch das erste Buch der obgenannten Biographie vervollständigt, in welchem des Königs Denkweise dargestellt ist, und die Regeln und Ermahnungen, welche er dem Seneschall Joinville giebt, das offene, unschuldige, zwischen Beiden bestehende Freundesverhältniß hell vor Augen führen.

Die erste Ausgabe des Joinville erschien 1546, die zweite von Ducange 1668 mit sehr schätzbaren Noten und beigefügter Abhandlung; diese war die erste, von einem kompetenten Kritiker veranstaltete; er besaß jedoch leider kein Original-Manuskript. Die dritte, 1761, von Capperonier, als die Louvre Edition bekannt, erschien auf Befehl Ludwig's XV., und war die erste, bei welcher man versuchte, den Text korrekt zu geben, ist jedoch gerade weniger verständlich als die des Ducange. Die folgenden Ausgaben in den „Mémoires relatifs à l'Histoire de France" und dem „Recueil des Historiens", folgen in ihrem Text der Ausgabe Capperonier's und sind, gleich dieser, durch die Form ihrer Veröffentlichung, ausgedehnte Werke. Herr Francisque Michel sagt in seiner Vorrede, er habe lange schon getrachtet, seinen Landsleuten eine durch Preis und Lesart allgemein zugängliche Ausgabe des alten Historikers zu verschaffen; dies versuchte er schon 1830, erst jetzt aber ist ihm gelungen, sie in einem einfachen Bande zu sehr mäßigem Preis zu liefern.*)

England.

Zur Geschichte der Puritaner.

Neulich ist in England ein Buch von L. Sanford erschienen, das unter dem Titel: „Studies and Illustrations of the Great Rebellion" (London, Parker), eine Reihe Essays über diese Zeitläufte bringt. Nach dem englischen Beurtheiler in der Literary Gazette, die ihm eine sehr eingängliche Besprechung widmet, ist Mr. Sanford blos ein neuer Advokat der alten Puritaner. — Wir heben aus dieser Besprechung, die recht aus der Mitte des englischen Lebens hervorgeht, Einiges hervor, was für uns von Interesse sein dürfte. Die Hinrichtung Karl's I. ist noch immer der Mittelpunkt, um den sich die ganze Frage dreht, und von deren Billigung oder Mißbilligung das Urtheil über diese Periode und die ganze Folgezeit abhängt. Zur Zeit der Restauration, als das puritanische Regiment, als Cromwell beseitigt war, wurde natürlich der unglückliche Monarch der Gegenstand eines Heroen-Kultus von Seiten der Kavaliere, die es mit der geschichtlichen Thatsache nicht zu genau nahmen. Neuere Theorieen brachten ihn abermals in Flor. Unser kritischer Gewährsmann sagt hierüber:

„Der Irrthum, zu welchem Karl's I. Bewunderer auf diese Weise verleitet worden sind, wurde an dem Haupte ihres Idoles schwer heimgesucht. Da das Volk es endlich müde wurde, den Aristides fortwährend den Gerechten genannt zu hören, so wurden die Leute es endlich auch satt, wenn Karl fortwährend als Heiliger, Held und Märtyrer gepriesen wurde.

„Es war so ungemein leicht, seine Mißgriffe als Herrscher nachzuweisen, daß man bald anfing, die Sturmversuche ein wenig weiter zu treiben und seinen Charakter als Mensch anzutasten. Man war entschlossen, Rache an denen zu nehmen, welche seine Tugenden bis zum Ekel übertrieben hatten, um sich an ihnen zu reiben. Daher hat uns urplötzlich ein gewaltiger Guß antikarlischer Literatur überfluthet, wie „Wasser aus dem steinichten Gellipp" — und ganz echter, reiner Klatsch und gedankenlose Verleumdung ist jetzt beinahe ebenso Mode geworden, als seine ebenso unvernünftige Bewunderung es dreißig oder vierzig Jahre früher war.

„Aber es würde Unrecht sein, zu meinen, daß das stätige Zunehmen eines puritanerfreundlichen Geistes in unserem Lande keinen tieferen Grund habe, als den eben angeführten. Langsam, aber sicher, fluthend und ebbend, aber jedesmal einen höheren Wasserstand angebend, als der vorige war, ist eine mächtige Veränderung während des letzten Jahrhunderts im englischen Geiste vor sich gegangen. Wir sind ernster, sorgenvoller und unserer Verantwortlichkeit uns mehr bewußt geworden. Die allmähliche Abnahme unserer Isolirung, die uns gezwungen hat, in Bezug auf viele Dinge ängstlich zu sein, die uns früher keinen Kummer machten; zu essen und zu trinken, so zu sagen, mit gegürteten Lenden — die ungeheure Ausdehnung unseres Reiches, dessen Aufrechthaltung eine fortwährende Kraftprobe für uns ist, die Abschaffung von Privilegien und Monopolen, die jedem Einzelnen zwanzig Mitbewerber im Leben giebt, wo er früher Einen hatte — alle diese zusammenwirkenden Ursachen haben den Charakter der angelsächsischen Race bleibend verändert. Der Arme ist ehrgeiziger geworden, und der Reiche gedankenvoller. In einem solchen Zeitalter sind Einfachheit und Strenge höher geschätzte Eigenschaften als Eleganz und Ritterlichkeit. Loyalität ist verschwunden wie eine schöne Mythe, wie die Verehrung von Apollo und Diana. Lust und Genialität werden, anstatt unser ganzes Leben zu durchdringen, für besondere Gelegenheiten aufgespart. Daher der sentimentale Charakter unserer Volkspoesie, die vielmehr ein stillendes Opiat für den Müden sein soll, als ein Antrieb zu großen Thaten oder eine Lection erhabener Sittlichkeit. Das ungeheure und fortwährend wachsende Feld der Wissenschaft, das nun Jeder, der ein gebildeter Mensch heißen will, durchwandern muß, ist ein zweites Hinderniß für die Liebe zum blos Schönen und eine zweite Quelle für verminderte Sympathie mit dem Kavalier.

„Unter diesen Umständen steht nicht zu erwarten, daß ein Rückschlag gegen die modischen Schwärmer für Cromwell je das für Karl thun wird, was der Rückschlag gegen Karl für Cromwell that; wir möchten vielmehr hoffen, daß die Zeit nahe ist, wo etwas Aehnliches, wie Gerechtigkeit, beiden dieser ausgezeichneten Charaktere in unserer Geschichte zugemessen werden wird."

Sanford's erster Essay ist einer Betrachtung des „Zustandes von England" während der letzten Tage der Tudor- und den Anfängen der Stuart-Dynastie gewidmet. Er enthält bekannte Dinge. Maria Stuart kommt bei dem puritanischen Verfasser ziemlich gut weg; Jakob und Karl I. werden eines überlegten und wohlausgedachten Planes angeklagt, die englische Verfassung zu ändern und an ihre Stelle eine Monarchie nach dem Modelle des festländischen Absolutismus zu setzen. Mr. Sanford scheint hier bereits mit den Augen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zu sehen; denn wenn auch in jener Zeit seit Heinrich IV. der Absolutismus im Sinne von Ludwig XIV. bereits angebahnt war, so war er doch eben nur erst in der Bildung begriffen, und es ist nicht zu glauben, daß Jakob oder Karl einen so klaren Blick in die Zukunft gehabt haben sollten, um mehr zu erstreben, als ihnen gerade vor Augen lag. Ueberhaupt ist der „kontinentale Absolutismus" eine gewöhnlich nur schwach entwickelte Vorstellung im Kopfe des Durchschnitts-Engländers, welche seiner happy constitution wie ein dunkler Hintergrund zur Folie dient.

Der Titel von Mr. Sanford's zweiter Abhandlung lautet: „Puritanism, Religious and Social". Der Hauptpunkt, den er beweisen zu wollen scheint, ist, daß der Puritanismus allein den wahren Geist der Reformation in England darstellt, und daß das hochkirchliche System erst später sich ausbildete, als die Krone die Entdeckung gemacht hatte, welche feste Stütze ihrer Autorität in der anglikanischen Idee liege. Dabei giebt er sich Mühe, den Puritanismus von der traditionellen Lächerlichkeit, die man ihm angeheftet, zu befreien.

In der dritten Abhandlung über: „The Antecedents and First Years of King Charles", wird gezeigt, daß Karl I. ebenso wenig, wie sein Vater, den Thron von England in Unwissenheit über die englische Verfassung bestieg. Dieser Essay enthält einige Skizzen hervorragender Führer der Rundköpfe, die interessant genug sind. Wir theilen daher Einiges daraus mit, was über Eliot und Pym gesagt wird:

*) In England ist obige Biographie durch Gibbon sehr warm empfohlen und durch die Uebersetzung des Colonel Johnes bekannt. In Deutschland giebt es davon eine Uebersetzung von W. Driesch, Trier, 1853, und eine wortgetreue, doch im Inhalt zusammengedrängte Uebersetzung dieses Werkes von der Uebersetzerin des „Vasari" (Berlin, Georg Reimer, 1853).

„Der Führer der Volkspartei im Parlamente von 1628—1629 war Sir John Eliot, einer der vielen großen Männer, welche der Westen Englands zu dieser Periode der heimischen Geschichte beigesteuert hat. Mit Talenten der höchsten Gattung vereinigte Eliot viel Würde und Einfachheit des Benehmens. Warme Gefühle, unter der Zucht eines ernst geschulten Urtheils, waren in ihm mit einer beinahe herben Aufrichtigkeit und einem Ernste des Vorsatzes gemischt, welcher seine politischen Freunde mit einer ihrer Bewunderung und Liebe gleichkommenden, freiwillig zurückstehenden Achtung erfüllte. Für sich selbst uneigennützig in hohem Grade, schien er neben dieser Eigenschaft ein instinktmäßiges Wahrnehmungsvermögen für das Vorhandensein gemeiner und niedriger Beweggründe bei Anderen zu besitzen, die vor der Welt im Großen und Ganzen als uneigennützige Vaterlandsfreunde galten. Ein fester und wankelloser Freund, war er ebenso untadelhaft in seinen häuslichen Verhältnissen. Er war nicht ein bloßer Politiker, sondern hatte seinen Geist an den Alten genährt, namentlich an solchen, die zu der Höhe seiner eigenen erhabenen Ideen reichten. Verfassungsgeschichte und die höhere Literatur nahmen ebenfalls in seinem Geschmacke eine vorragende Stelle ein. Er besaß die Gabe, die Resultate seiner Belesenheit mit großer Wirkung auf jeden Gegenstand zu konzentriren, und dieses Talent macht seine Reden reicher an belehrenden Anspielungen, als die der Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Nach seinen religiösen Meinungen muß er zu den Puritanern gerechnet werden, und zwar zu jenem Theile derselben, den man die „Doktrinal-Puritaner" nannte. Ein strenger Gegner des Arminianismus, war er Erastianer in seinen Vorstellungen von Kirchenverzierung, und war eher ein Feind der Einführung neuer Lehren und Ceremonien, als der Schutzredner einer Aenderung in der Verfassung der Kirche von England. Es ist nur noch hinzuzufügen, daß er ein vollkommener Meister in dem System der parlamentarischen Taktik war und in der Leitung der Geschäfte hinter Keinem im Hause zurückstand.

„In politischen Beweggründen ebenso hochherzig, als Eliot, bildet der Charakter von John Pym, dem Sohne eines Squires in Somersetshire, in einigen Punkten einen schlagenden Gegensatz gegen den seines Parteigenossen. Eliot war von Natur von stürmischem und feurigem Temperamente, und seine Reden haben alle jene Wärme, die damit in Einklang steht. Pym war im Allgemeinen mehr gleichmäßiger und vorsichtiger Natur. Die Freundlichkeit seines Benehmens und seine angenehmen geselligen Talente gewannen Manche, die vor den herberen Ansprachen Eliot's zurückgebebt wären, für die Sache, deren Vorsprecher er machte. Zu gleicher Zeit war bei großen öffentlichen Gelegenheiten eine ernste Würde in seiner Haltung, welche, wie seinen Zeitgenossen schien, den politischen Körper, in dem er ein so ausgezeichnetes Mitglied war, passend repräsentirte. An Kraft und Ausdauer den schwersten und widerwärtigsten Aufgaben gerecht zu werden, steht Pym ohne Gleichen da, und er übertrifft Alle in der wunderbaren Meisterschaft, die er über eine Masse scheinbar unzusammenhängender Einzelnheiten erlangte, und in der klaren und kraftvollen Weise, in welcher er den Kern der Materie aus dem dürren Wuste unbedeutender Umstände, worin er versteckt lag, herausschälte. Obgleich an Genauigkeit und Mühsamkeit in der Prüfung der Thatsache jedem Alterthumsforscher gleichkommend, sank er doch niemals unter der Wucht des Zusammengesuchten; sondern, es in eine einfache, aber schlagende Sprache kleidend, erhob er es in seiner Anwendung zu den höheren Regionen eines breiten und allgemeinen Prinzipes. Seine Beredtsamkeit, an Reichthum der Ausschmückung der Eliot's nachstehend, und ohne sein Feuer des Ausdrucks, übertraf sie doch an natürlichem Flusse und Gemeinverständlichkeit für eine so gemischte Zuhörerschaft.

„Von wesentlich konstruktivem Geiste, sank er niemals herab und betete die Idole seiner eigenen Schöpfung an, sondern behielt immer die Meinungen und Gefühle Anderer vor Augen. Weniger streng im Urtheil über die Thorheiten der Welt rings um ihn, als Eliot, hatte er weniger von dessen instinktmäßiger Erkenntniß gemeiner Beweggründe, aber er hatte mehr praktische Menschenkenntniß. Das Benehmen Pym's könnte mehr als das Eliot's dem Einflusse weltlicher Motive unterworfen zu sein scheinen; aber es würde schwer sein, ein Beispiel zu finden, wo Einflüsse minder dem Tadel offen wären. So verband sich Pym während seiner politischen Laufbahn mit Leuten und benutzte Werkzeuge, vor deren Bekanntschaft und Benutzung Eliot's Zartgefühl wahrscheinlich zurückgeschreckt wäre; aber es ist noch nicht dargethan worden, daß er in seinem Verkehr mit den einen und in seiner Anwendung der anderen die Gränzen der Sittlichkeit überschritten hätte".

Die Charaktere von Strafford und Hampden sind mit gleicher Sorgfalt gezeichnet, bieten aber keine besonderen Züge dar und sind zu bekannt, um hier angeführt zu werden. Das Kapitel über das frühere Leben von Oliver Cromwell ist, wie sich erwarten läßt, mehr antiquarischer Natur. Es schließt mit seiner Wahl zum langen Parlamente.

Mannigfaltiges.

— Linguistisches. Von dem „Jahrbuche für romanische und englische Literatur", von Ferd. Wolf und Ebert, ist das zweite Heft erschienen.*) Dasselbe enthält, außer dem Schluß des Artikels über die englischen Mysterien von Ad. Ebert, folgende Abhandlungen: „Die Reimkunst der Troubadour", von Karl Bartsch; „Notice sur la chanson de geste intitulée: Le voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople, par Paulin Paris, de l'Institut"; „Nachtrag zu Mahn's Artikel über Cercamon", von Ad. Teller; sowie kritische Anzeigen von Ferd. Wolf u. A. — Gleichzeitig geht uns die Ankündigung zu von einer im Verlage der Ferd. Dümmlerschen Buchhandlung erscheinenden „Zeitschrift für Völker-Psychologie und Sprachwissenschaft", herausgegeben von Dr. M. Lazarus, Verfasser der geschätzten psychologisch-philosophischen Untersuchung über „das Leben der Seele", und Dr. H. Steinthal, Verfasser des neue Bahnen brechenden Werkes: „Grammatik, Logik und Psychologie" (Berlin, 1855). Die Völker-Psychologie ist allerdings eine neue Wissenschaft und scheinbar auch ein neuer Begriff, doch ist sie als „Ethnologie" ein namentlich in Deutschland stets mit Vorliebe betriebenes Studium, dem allerdings zwei so entschieden berufene Männer, wie die Herren Lazarus und Steinthal, ein neues und erhöhtes Interesse verleihen können.

— Deutsche Vorlesungen in Nord-Amerika. Ueber diesen Gegenstand lesen wir in dem jetzt von New-York nach Boston verlegten „Pionier" von Heinzen: „Neben den früher besprochenen Vorlesungen in Hoboken hat auch Herr Dr. Wiesner einen Cyklus in New-York angekündigt. Aus dem Westen erfährt man, daß in Cincinnati ebenfalls Vorlesungen gehalten werden, unter denen die des Herrn Stallo die besten sein sollen, und endlich hat auch der Turnerbund mehrere Redner für Vorträge in verschiedenen Städten engagirt. Man scheint also jetzt an dergleichen Mitteln der geistigen Belehrung, Anregung und Unterhaltung (wodurch allmählich eine Art „fliegender Universität" gebildet werden soll) Geschmack zu finden. Es ist deshalb nicht überflüssig, ein paar Bemerkungen dazu zu machen. Der gewöhnliche Fehler, in den die Vortragenden verfallen, ist, daß sie sich die Sache zu leicht machen, oder daß sie unpassende Themata wählen. Ein Vortrag soll, nach unserer Ansicht, ein wohldurchdachtes und ausgearbeitetes Ganzes sein, das ungefähr die Mitte hält zwischen einem Pamphlet und einer Rede. Da er auf ein gemischtes Publikum berechnet sein muß, darf er kein Thema behandeln, das zu weit vom Wege des allgemeinen Interesses und der allgemeinen Bildung entfernt liegt; gleichzeitig aber muß er die Unterhaltung mit der Belehrung, die Verständlichkeit mit der Gründlichkeit, das Anregende mit dem Ernstlichen zu vereinigen suchen. Ist er dabei pikant, ohne die Wahrheit, und gedankenreich, ohne die Faßlichkeit zu beeinträchtigen — desto besser! Ein guter Vortrag ist also nach Form und Inhalt keine so leichte Leistung, wie man ihn gewöhnlich zu nehmen scheint, und wir Alle werden in dieser Beziehung noch Manches zu lernen haben. Da der Turnerbund auf uns ebenfalls sein Auge geworfen und uns auch von anderer Seite Anfragen zugegangen sind, wollen wir die Gelegenheit benutzen, öffentlich zu erklären, daß wir, — wenn nicht etwa ein wohlthätiger Zweck oder dergleichen eine Ausnahme bedingt — vor Deutschen keinen Vortrag mehr halten werden, wenn man uns nicht mindestens 200 Zuhörer garantirt. Zu dieser Erklärung veranlaßt uns die Ehre der Sache und unsere eigene. Nachdem wir uns so vielfach bemüht, halten wir es für eine Wegwerfung, unter fünf Millionen Deutschen noch öffentlich aufzutreten, ohne ein angemessenes Auditorium, und hoffentlich werden Andere zu ähnlichen Entschlüssen kommen. Jeder Deutsche hat Geld für Bier, für Taback, für schlechte Theater, für Vereinsfahnen, für Turnerfahrten und hundert andere Nichtigkeiten; er muß also auch Geld haben für einen guten Vortrag. Sind dennoch 25 Cents dem Herrn Landsmann lieber, als der Vortrag, so sei dem Vortragenden der Stolz lieber als der Landsmann."

*) Berlin, F. Dümmler und A. Asher & Comp.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 24. März 1859. № 36.

England und Amerika.

Die englisch-amerikanischen Gefängniß-Reformen in ihrer geschichtlichen Entwickelung.

Unter den Fragen, welche die Gegenwart beschäftigen und beherrschen, tritt die über das Gefängnißwesen mit Recht in die erste Reihe. Edelgesinnte und begabte Männer aller Nationen widmeten diesem Gegenstande die eingehendste Aufmerksamkeit, bemühten sich, durch eigene Anschauungen und Erfahrungen demselben näher zu treten, ihr Urtheil über solchen immer mehr zu berichtigen, um so zur Lösung einer Frage beizutragen, die unbedingt als eine Prinzipienfrage der Humanität und Gerechtigkeit aller Zeiten und Völker anzusehen ist. Auch Deutschland, und insbesondere Preußen, blieb in dieser Hinsicht nicht zurück. Die betreffenden vaterländischen Institutionen geben davon ein vollgültiges Zeugniß. Der Blick war hier vorzugsweise auf die Anstalten des Auslandes, namentlich die in England und Amerika, gerichtet. Gemeinsamkeit oder Einzelhaft der Sträflinge? Gewährung oder Entziehung von Beschäftigung? Pennsylvanisches, oder Auburnsches, oder Pentonviller System? Das war die Devise, die man auf der Fahne der Führer der Parteien — denn an lebhaftem Streite fehlte es hierbei natürlich nicht — erblickte.

Um so freudiger begrüßen wir daher ein Werk der vaterländischen Literatur, das sich die Aufgabe gestellt hat, das allgemeinere Verständniß der Gefängnißfrage dadurch näher anzubahnen, daß dasselbe in gedrängter Form ein getreues Bild der betreffenden Institutionen in England und Amerika in ihrem allmählichen Entwickelungsgange entwirft, um so zu zeigen, was sich daraus Gutes und Nachahmenswerthes für die heimischen Zustände ergiebt; wir meinen die so eben hierselbst erschienene Schrift: „Geschichte der Gefängniß-Reform. Vereinigte Staaten; England und Schottland; Irland". Von Dr. Fr. J. Behrend, Oberarzt der Sittenpolizei in Berlin u. s. w.,*) ein Werk, das, abgesehen von seinem allgemeinen, zeitgemäßen Interesse, noch dadurch würdig in den Vordergrund tritt, daß Se. königl. Hoheit der Prinz-Regent von Preußen die Widmung desselben seitens des Verfassers angenommen.

Dasselbe ist in der That das Resultat Jahre langer Studien, vielseitiger eigener Anschauungen und Erfahrungen, wobei der Verfasser durch seine amtlichen Beziehungen zum Sittenpolizeiwesen der Residenz nicht unwesentlich unterstützt ward. Um in den Besitz authentischer Data zu gelangen, knüpfte derselbe unmittelbare Verbindungen mit den Gefängniß-Gesellschaften des Auslandes, u. a. denen in Philadelphia, Boston und New-York an. So tritt denn die Arbeit in ihrer ganzen Gestalt als ein Produkt der Unmittelbarkeit, recht eigentlich als ein „entstandenes" Werk auf, im Gegensatze zu jenen „gemachten" literarischen Erzeugnissen, an denen die heutige Literatur-Periode eben nicht arm ist.

Im ersten Abschnitte: „Die Vereinigten Staaten", skizzirt der Verfasser zunächst die frühere Deportation der englischen Sträflinge nach den amerikanischen Kolonieen, das „Veranctioniren" derselben an die Kolonisten, den nur zu bald eintretenden Widerwillen der letzteren gegen die ihnen zugeführten arbeitsscheuen, bösartigen und raublustigen Gesellen, den schauerlichen Zustand der amerikanischen Gefängnisse u. s. w. bis zur Bildung der bekannten, noch heute bestehenden „Philadelphischen Gesellschaft zur Milderung des Elends in den öffentlichen Gefängnissen" (Philadelphia Society for Alleviating the Miseries of Public Prisons) im Jahre 1776. „Die nächste Folge", bemerkt der Verfasser, „war eine Classification der Gefangenen nach Geschlecht, Alter, Charakter und Arbeitsfähigkeit, ferner die Autorisation, in jedem Gefängnisse Zellen zu einsamer Haft einzurichten für die unbändigsten, widerspenstigsten Individuen." So war denn die erste Idee zum Zellensystem, das späterhin eine so bedeutende Rolle zu spielen berufen war, aufgestellt, wiewohl zunächst nur als Disziplinarmittel, und „man hatte damals noch nicht den Gedanken, aus dieser einsamen Zellenhaft ein vollständiges System zu bilden". Auf die Ausbildung eines solchen in Amerika wirkten insbesondere die auf der Selbstbeschauung, dem Insichgehen in der Einsamkeit basirenden Dogmen der Quäker, die sich bekanntlich vorzugsweise im Staate Pennsylvanien angesiedelt hatten. Davon abweichend waren die Ansichten in den nördlichen Staaten der Union, in denen sich ein lebhafter materieller Verkehr und daher eine vorherrschend lebensfrischere Richtung geltend machte. Diese Gegensätze der Lebens-Elemente erzeugten jene beiden Systeme: das pennsylvanische (philadelphische) oder Einsamkeitssystem und das Auburnsche oder Schweigsystem. Während nach dem ersteren die Gefängnisse „Bußhäuser" (Penitentiaries), sollten dieselben nach dem letzteren „Arbeitshäuser" (Workhouses) sein, oder, während nach dem pennsylvanischen Systeme der Sträfling im Sinne der Quäker nur durch Nachdenken und Einsamkeit, religiösen Zuspruch, unter Ausschluß der auf Erwerb gerichteten „zerstreuend wirkenden" Arbeit gebessert werden sollte, sollten nach Auburnschem Systeme die Sträflinge nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Kräfte zur Arbeit angehalten, dabei indeß durch Absonderung bei Nacht, sowie durch ein strenges Unterdrücken jeder gegenseitigen Verständigung (Schweigen) dahin gestrebt werden, daß die gemeinsame Beschäftigung nicht verderblich auf sie wirke. Allein weder die Einsamkeit noch das Schweigen konnte in der ursprünglich beabsichtigten strengen Konsequenz durchgeführt werden, so daß im Jahre 1828 durch die Legislatur von Pennsylvanien eine Milderung des „Einsamkeitssystems" durch Gestattung des Besuchs der Gefangenen von menschenfreundlichen, gebildeten Männern, sowie durch Gewährung von Arbeit und Ertheilung von Unterricht in nützlichen Kenntnissen beschlossen ward, wiewohl dabei jeder Sträfling auf seine Zelle beschränkt blieb, um einen Verkehr mit einander zu verhüten. Dieses so modifizirte pennsylvanische System ging später auf Europa über. Auch das Auburnsche System unterlag, wie vorauszusehen war, der nothwendigen Einschränkung, „da es rein unmöglich ist, ein strenges Schweigen der Gefangenen während der gemeinsamen Arbeit durchzuführen", vielmehr kam man allmählich dahin, nicht nur Arbeiten im Freien, in Bergwerken und Steinbrüchen, vornehmen zu lassen, sondern selbst in den Pausen das Sprechen der Gefangenen mit einander zu gestatten.

Nach Darstellung dieser Vorgänge in Amerika geht der Verfasser im zweiten Abschnitte der Schrift auf das Gefängnißwesen in England und Schottland über, indem er zunächst John Howard's menschenfreundliche Bestrebungen zu Gunsten einer Gefängniß-Reform näher schildert, anknüpfend an den damaligen schauerlichen Zustand der englischen Gefängnisse, die fast durchweg zugleich zur Aufnahme von Untersuchungs- und Strafgefangenen, wie zur Vollstreckung des Personal-Arrestes für die Schuldgefangenen (!) dienten. Die Kerkermeister und Schließer waren in Ermangelung eines festen Gehaltes auf die Gebühren von den Gefangenen, namentlich aber auf den Gewinn angewiesen, den sie von den Gefangenen, welche ihre Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten mußten, zu ziehen verstanden. Dieses war ein trauriger Zustand, zu dessen näherer Charakteristik der Verfasser zwei einschlagende Stellen aus Howard's berühmtem Werke: „The State of Prisons" citirt. „Der entsetzliche Zustand der Gefangenen", sagt Howard, „der wirklich nur Wenigen ganz unbekannt war, kam mir näher zur Kenntniß, als ich Sheriff der Grafschaft Bedford wurde, und der Umstand, welcher mich ganz besonders zur Thätigkeit anregte, war die Wahrnehmung, daß mehrere Untersuchungs-Gefangene, welche, obwohl endlich von den Geschwornen für nicht-

*) Berlin, Verlag von Brigl & Lobeck, 1859.

schuldig erklärt, ja, von der Anklage sogar entbunden, noch mehrere Monate im Gefängnisse zurückbehalten und hart behandelt wurden, blos, weil sie nicht im Stande waren, die dem Aufseher, Schließer, Assisenschreiber u. s. w. zukommenden Gebühren zu bezahlen"... „Ein Mann", fährt Howard weiterhin fort, „der wegen einer Schuld in Haft gebracht war, konnte, nachdem er durch Vermittelung mit seinem Gläubiger ein Abkommen getroffen hatte, und dieser auf seine Haft nicht länger bestand, doch seine Freiheit nicht wieder erlangen, da er noch dem Kerkermeister 15 s. 4 d. und dem Schließer 2 s. Gebühren zu zahlen hatte, die er unmöglich auftreiben konnte. Obgleich vom Schuldgericht seine Freilassung dekretirt war, wurde er doch wegen dieser Gebühren im Gefängniß zurückbehalten und sehr hart behandelt. Er konnte darin vermodern, denn eine Aussicht loszukommen, hatte er nicht, da durch die fortgesetzte Haft seine Gebührenlast immer höher hinauftief." — „Die Gebäude, die zu den Gefängnissen dienten", ergänzt der Verfasser das traurige Gemälde, „waren entweder verfallen und im kläglichsten Zustande, oder sie waren so unpassend für den Zweck, so mangelhaft eingerichtet, so wenig gelüftet und gereinigt, so sehr gegen alle Gesundheitsrücksicht, daß Krankheit, Wahnsinn und Tod reiche Aerndten hielten. Die Gefangenen wurden für nichts geachtet; man zählte sie kaum; man betrachtete sie als Verlorene, als Ausgestoßene, gleichviel, welches die Ursache war, wodurch sie in den Kerker gelangten! In manchen Gefängnissen waren es feuchte, unter der Straßen-Ebene liegende Keller, in denen die Gefangenen zusammengepfropft schliefen; in manchen wurden sie gekettet und angeschlossen, obwohl nicht zu Kettenstrafe verurtheilt, blos, weil die Wände des Gefängnisses verfallen waren und man Fluchtversuche fürchtete, aber nicht Lust und Neigung hatte, auf Ausbesserung des Gefängnisses Kosten zu verwenden."

Endlich gelangte auf Howard's Anregung (1773) eine Motion wegen Gefängniß-Reform in's Parlament. Das Resultat war, daß zwei Bills, betreffend die Aufhebung der Gebühren der Kerkermeister und Verbesserung der Gefängnißräume, zum Gesetz erhoben wurden. Doch dadurch war keine durchgreifende Abhülfe geschaffen; es war nur der Weg zum Wege. Howard's weiteres Ziel war mit Recht die Besserung der Strafgefangenen, „aber in den Mitteln zu diesem Ziele vergriff er sich ebenso, wie die Quäker in Pennsylvanien". Es sollten nämlich nach seinem Plane die Gefängnisse aus lauter einzelnen Zellen bestehen, und jedem Gefangenen eine Zelle für sich angewiesen und darin für seine geistige Erbauung gewirkt werden. Arbeit dürfte ihm nicht des Gewinnes wegen für sich oder für die Anstalt zugewiesen werden, sondern nur soviel, daß er sich damit beschäftige, um sich von seiner geistigen Selbstbekehrung oder Selbsterziehung dann und wann zu erholen.

In einigen kleineren Gefängnissen Englands wußte Howard diese Anordnung auch wirklich durchzusetzen; das Resultat entsprach indeß durchaus nicht den Erwartungen, so daß daher offizieller Seits seinen Vorschlägen keine Folge gegeben ward, zumal die britische Regierung in der Deportation ein genügendes Mittel zu besitzen glaubte, sich der gefährlichsten und ärgsten Verbrecher zu entledigen. Doch das Deportationswesen, insbesondere das dabei gebildete sogenannte „Assignement-System" fand bald in England den lebhaftesten Protest, da nach demselben „über die Sträflinge wie über Lastthiere verfügt und diese vereinzelt der Gnade oder Ungnade ihrer Herren übergeben wurden."

Eine Umgestaltung des ganzen Gefängnißwesens wurde daher jetzt in Angriff genommen und dabei das pennsylvanische System mit einigen Modificationen, die eine geeignete Vorbereitung (Erprobung) der Sträflinge für die Deportation zur Aufgabe hatte, adoptirt. Dieses Erprobungs- oder Probationssystem, nach seinen Schöpfern auch das „Stanley-Grahamsche" System genannt, sollte in einem zu Pentonville zu erbauenden Mustergefängnisse zur Ausführung gebracht werden. „Man sagte sich", bemerkt der Verfasser, „daß in diesem Systeme Alles vereint sei, was Besserung in einem leichtsinnigen oder verdorbenen, aus seiner bisherigen Gesellschaft ausgestoßenen Menschen herbei führen könne, nämlich: 1) Absonderung von dem schädlichen Einflusse seiner Mitgenossen während seines Aufenthaltes im Gefängnisse durch die Zellenhaft; 2) Unterricht, Ermahnung, Gelegenheit zum Nachdenken in dieser einsamen Haft; 3) die Anregung nicht nur des Triebes der Selbstförderung, sondern auch des Ehrgeizes durch die Hinweisung auf das Schicksal, das in der Kolonie er sich nun selbst bereiten könne; 4) das ihm gemachte Geschenk einer bessern Arbeitsfähigkeit und das Bewußtsein, nun ein Handwerk zu besitzen, wodurch er im Stande sei, sich zu einem unabhängigen Manne zu machen, und 5) die Ueberführung in eine Kolonie, wo man kaum seinen Namen, am wenigsten aber das Verbrechen kennt, wegen dessen er hingeführt worden, ja, wo unter gehöriger Benutzung der Umstände man nicht einmal erfährt, daß er Deportirter ist, wo also kein auf ihm haftender Makel, kein schädliches Drängen früherer Lastergenossen ihm entgegensteht." (Schluß folgt.)

Allibone's
„Wörterbuch englischer und amerikanischer Autoren".

Um dem Mangel an bibliographisch-kritischen Hülfsmitteln abzuhelfen, der sich jedem Freunde der englischen Literatur schon längst fühlbar gemacht — das bekannte „Bibliographer's Manual" von Lowndes verfolgt nur einen speziellen Zweck, und die „Cyclopaedias" von Chambers u. A. geben von den massenhaften literarischen Reichthümern Englands einen nur schwachen Begriff — hat der Amerikaner **Allibone** ein Werk unternommen, das nach seiner Absicht für die Literatur dasjenige sein soll, was ein etymologisches Wörterbuch für die Sprache ist. Es ist ein encyklopädisches Lexikon der englischen (und amerikanischen) Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, von dem uns jetzt der erste Band vorliegt, der, von A bis J reichend, mehr als tausend enggedruckte Seiten in doppelten Kolumnen enthält.*) Den Namen der Schriftsteller, die in alphabetischer Ordnung erscheinen, und deren im Ganzen etwa 30,000 sein werden, sind die Titel ihrer Werke, die verschiedenen Ausgaben derselben u. s. w. beigefügt, und über alle nur einigermaßen bedeutende unter ihnen sind bald kürzere, bald ausführlichere biographische Notizen mitgetheilt, die mit den Urtheilen der bewährtesten Kritiker über ihre Schriften schließen. So erstreckt sich der Artikel **Byron** über sechs, **Goldsmith** über zehn, **Washington Irving** über neun, **Johnson** über zehn Seiten, und es gewähren solche Aufsätze, namentlich durch den Konflikt der sich oft schnurstracks widersprechenden kritischen Verdikte, eine ebenso unterhaltende als belehrende Lektüre, die das Lexikon des Herrn Allibone sehr zu seinem Vortheil von den meisten literar-historischen Handbüchern unterscheidet, welche uns nur mit den mehr oder minder begründeten Ansichten eines einzigen Kunstrichters bekannt machen. Allerdings kann auch unser Amerikaner nicht immer der Versuchung widerstehen, sein eigenes Licht leuchten zu lassen und sein subjektives Urtheil einzuflechten, wo es uns angenehmer wäre, seine Gewährsmänner allein reden zu hören. Ebenso werden ohne Zweifel, trotz allem Fleiße, den er an seine Arbeit verwendet hat, ihm manche Lücken, Irrthümer und Inkonsequenzen nachgewiesen werden können. Wir bemerken z. B., daß die von dem Abbotsford Club 1837 publizirten „State Papers" einem angeblichen Grafen von Melrose zugeschrieben werden, während sie von dem kürzlich verstorbenen Grafen von **Haddington** herrühren, der zwar, neben seinen schottischen Titeln, auch den eines Baron Melrose in der englischen Pairie hatte, aber nie diesen Namen führte. Der gleichfalls vor kurzem mit Tode abgegangene ausgezeichnete Arzt **Richard Bright** wird nur als der Verfasser eines unbedeutenden Reisewerkes: „Travels from Vienna through Lower Hungary" aufgeführt; seine medizinischen Schriften, welche durch die Beobachtungen über den nach ihm benannten Morbus Brightii wichtig sind und in mehrere Sprachen übersetzt wurden, scheinen für Herrn Allibone nicht zu existiren. Von dem berühmten deutschen Reisenden **Forster**, dem Begleiter Cook's auf seiner zweiten Weltumsegelung, welcher von dieser Expedition auch eine englische Beschreibung herausgab, wird gesagt, daß „er als Ausländer keinen Platz in diesem Dictionair beanspruchen kann", während wir doch die Namen vieler anderer Ausländer finden, die in englischer Sprache geschrieben haben, als De Lolme, Gallatin, Wilhelm und Caroline Herschel, Agassiz, Follen, Belzoni, den russischen Flüchtling Iwan Gotowin rc. rc., und in der Vorrede sogar ausdrücklich bemerkt wird, daß „while professing to chronicle only British and American authors... we have *sometimes* (sehr oft) overlooked the nativity, and enrolled a writer whose insignia of literary nobility would properly be quartered on an English field". Diese letztere Phrase muß cum grano verstanden werden, da der Verfasser es mit der „literary nobility" nicht immer allzu genau nimmt. Indessen sind dergleichen kleine Mängel bei einem so umfangreichen Werke unvermeidlich, das sich im Ganzen, namentlich was **amerikanische** Literatur und Literaten betrifft, soweit wir es zu beurtheilen vermögen, durch große Vollständigkeit auszeichnet.

Frankreich.

Napoleon's I. Korrespondenz, zweiter Band.

Die Franzosen in Italien.
(Schluß.)

Eigene Begriffe wurden für Italien ausgeprägt. Erobertwerden hieß frei, Beraubtwerden hieß reich sein. Von barfüßigen Soldaten, verkümmerten Kavalleriepferden keine Rede; die Ebenen der Lombardei waren erreicht und wieder „ernährte der Krieg sich selber". In-

*) A Critical Dictionary of English Literature, and British and American Authors, Living and Deceased. By S. Austin Allibone. Voll. I. Philadelphia: Childs & Peterson. London: N. Trübner & Co., 1859. — Berlin, Asher & Comp.

zwischen wurde ein Plan entworfen, die Vorstädte und das Weichbild des zu blokirenden Mantua zu überschwemmen und so die von der Fluth eingeschlossene unglückliche Stadt zur Uebergabe zu zwingen. „Mache einen Sumpf aus ihrem Blute", schrieb einst ein russischer General an einen Kosaken-Hetman. „Setzt Italien den Fuß auf den Nacken", schärfte Napoleon I. den Theilnehmern seiner Gloire ein. Mit den Lippen jedoch erklärte er zu Mailand, er schäme sich ihrer Grausamkeit.....

„Seit ich in Mailand eingerückt bin", schreibt er an das Direktorium, „habe ich mir's angelegen sein lassen, Krieg gegen die Schurken zu führen; manche sind vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen worden. Dadurch, daß ich in offene Feindschaft gegen sie trat, regte ich Tausende gegen mich auf, welche die Meinung irrezuleiten suchen. Daher entspringt die Nachricht, daß ich vor zwei Monaten Herzog von Mailand und jetzt König von Italien zu sein wünschte; allein, so lange meine Hülfsquellen und Euer Vertrauen vorhalten, werde ich einen Krieg ohne Mitleiden gegen Schurken und Oesterreicher führen. Die Gesellschaft Flachat ist nur eine Gauner-Rotte, ohne Kredit, ohne Geld und ohne Ehrlichkeit....."

Während er noch alle Geschäftsführer, mit wenigen Ausnahmen, als Gauner, Schurken, Diebe, Vergeuder öffentlicher Gelder brandmarkt, bestürmt er den deutschen Kaiser mit Bitten, der unglücklichen Welt den Frieden zu geben, und in demselben Athemzuge ruft er dem Volk von Reggio zu:

„Muth! wackere Einwohner von Reggio! Schließt eure Reihen, eilt zu den Waffen! Es ist Zeit, daß Italien zu den freien und mächtigen Nationen zähle!"

Beruft er einen Kongreß, so löst sich dieser in einen Kriegsrath auf; seine Friedensboten sind Bombardements; seine Mäßigung ist ein verwüstendes Feuer. Er giebt vor, die Unabhängigkeit zu bringen und schreibt im Geheimen an das Direktorium: „Rom und alle seine Provinzen, Triest und Friaul, ja ein Theil Neapels wird unsere Beute, aber um sie zu behalten, müssen wir mehr Truppen haben".

Er fährt fort die Gemüther in Italien aufzuregen und berichtet darüber im Oktober:

„Bologna, Modena, Reggio und Ferrara sind zu einem Kongreß zusammengetreten und haben hundert Abgeordnete nach Modena gesandt. Die lebhafteste Begeisterung und der reinste Patriotismus beseelen sie Alle; schon sehen sie das alte Italien wiederauferstanden; ihre Phantasie ist entflammt; der öffentliche Geist lodert auf; das Feuer durchglüht alle Schichten der Bürger."

Seine Politik scheint aber gewesen zu sein, seinen Legionen den Schrecken voranziehen zu lassen. In seinem Manifest an die Bologneser sagt er:

„Ich bin der Tyrannen Feind, vor Allem aber bin ich ein geschworener Feind der Schurken, Plünderer und Anarchisten. Ich erschieße meine eigenen Soldaten, wenn sie plündern, und werde Alle erschießen, die, die gesellschaftliche Ordnung zerrüttend, zum Schandfleck und Unheil der Welt geboren sind. Bologneser, wollt ihr, daß euch die französische Republik schütze? Wollt ihr, daß die französische Armee euch achte und sich Glück dazu wünsche, die Urheber eurer Wohlfahrt gewesen zu sein? Nun, so zermalmt jene elende Schelmenbande; gestattet nicht, daß Irgendwer wegen seiner Meinungen verfolgt werde; laßt Keinen, außer auf gesetzlichem Wege, verhaften. Vor Allem sei das Eigenthum geachtet. Ich bin eben im Begriff, einen Dieb zu erschießen; wer ihm nachahmt, soll sein Loos theilen."

An Kardinal Mattei schreibt er: „Ihr müßt wissen, wie sehr ich, von meinem persönlichen Standpunkte aus, für den Frieden gestimmt bin." — Und weiß das nicht Jeder, der das Leben des ersten Konsuls gelesen hat, so gut wie Mattei? Ueberdies wird gewiß jeder Mensch von gesundem Verstande den Briefen Glauben schenken, in welchen Bonaparte mit ängstlicher Sorgfalt seine Brüder, namentlich Lucian, von aller politischen Thätigkeit abmahnt, mit anderen Worten, vor dem Ehrgeiz warnt: Denn Cäsar duldet keinen Nebenbuhler in der Nähe seines Thrones.

Ein schwarzes Wetter zieht herauf; die drohenden Wolken stoßen zusammen; ein blitzender Tagesbefehl zuckt aus San Massimo:

„Wenn die Schlachtentrommel dröhnt und ihr mit eingelegtem Bayonett, in dem düstern Schweigen ringsum, dem Vorspiel des Sieges, stracks gegen den Feind rückt; dann, Soldaten, seid eingedenk, eurer würdig zu sein! Nur drei Worte rufe ich euch zu, sie sind für Franzosen genug: Italien, Mantua, der Frieden Europa's!"

Zwei Tage später ist seine Seele „in Verzweiflung", aber „sein Gewissen ruhig". Er braucht Verstärkung; der Feind ist im Anmarsch:

„Wir stehen verlassen im Herzen Italiens. Ich habe freilich nur wenig Leute verloren, aber es waren die Besten und sie sind unmöglich zu ersetzen. Die Uebriggebliebenen sehen, mitten unter unablässigen Gefahren, bei so geschwächten Kräften, den Tod als unvermeidlich an. Vielleicht schlägt die Stunde bald dem braven Augereau, dem unerschrockenen Massena, Berthier und mir selber."

Zehn Tage nach dieser Seufzer-Epistel stand er mitten auf dem Blutfelde, wo Augereau seine Truppen als Feiglinge brandmarkte. In seinem farbenreichen, lebenvollen und ruhmredigen Bericht über das Gefecht sagt er zum Schluß:

„Ich darf euch nicht verhehlen, daß ich in den Truppen meine alten Phalangen von Lodi, Millesimo, Castiglione nicht erkannt habe; Erschöpfung und Mangel an geübten Kriegern brachen ihren Ungestüm, von dem ich die Gefangennahme Alvinzi's und des größeren Theiles seiner Armee gehofft hatte."

Und woher sollte der Armee der Enthusiasmus kommen? Sie war ohne Schuhe, ohne Kleidung, ohne Kredit, ohne Hospitäler, und die Verwundeten lagen auf Schuttkarren „in entsetzlicher Nacktheit". Der Morgen nach diesem für Bonaparte so glänzenden Siege bei Arcole war ein trübseliger für diese armen Kerle, die ihren Führer als ein Wunder militärischer Verwaltung preisen hörten, während sie auf dem nackten Boden verkümmerten. Indeß kamen Klagen aus Venedig, daß die Befreiungs-Armee in den Gebieten von Verona und Brescia keine Frau unentehrt, keine Kirche ungeschändet, kein Eigenthum unverletzt gelassen. Bonaparte stellte zwar das Faktum schlechterdings in Abrede, ließ aber doch zu Mantua und sonstwo fleißig erschießen. Trotz aber dieser Strenge ist es ausgemacht, daß er in den Händen einer zügellosen und aufrührerischen Soldateska war.

Für die Tagesgeschichte interessant ist besonders der im Dezember 1796 entworfene Vertrag mit Piemont. Es ist ein Bündniß zu Schutz und Trutz, garantirt die sardinischen Länder, verspricht beim Friedensschluß Gebietszuwachs, verbürgt den piemontesischen Schiffen Freiheit zur See. Ueber den Lärm der Schlachten hörte man wenig von diesem Vertrag, der jedoch nicht ohne Einfluß blieb.

„Sucht ihm begreiflich zu machen", schrieb er mit Bezug auf den Prälaten zu Bergamo an den Herrn Bataglia, „ein wenig bescheidener zu sein und sich etwas weniger in die Brust zu werfen, wenn die französischen Truppen in der Entfernung sind. Bittet ihn, weniger Memme und etwas weniger angstaufgelöst zu sein, wenn eine französische Uniform in Sicht ist".

Der arme Mann zu Bergamo war jedoch um nichts schlimmer, als seine übrigen Landsleute, wenn wir nach folgendem Vorwurf urtheilen sollen:

„Dieses klägliche Italien war lange Zeit aus der Liste der europäischen Mächte gestrichen. Sind die Italiäner der Gegenwart würdig, ihre Rechte wieder zu gewinnen und sich einer freien Regierung zu erfreuen, so werden wir zu rechter Zeit ihr Land eine rühmliche Stelle unter den Mächten des Erdkreises einnehmen sehen; allein ohne Kraft kann kein Gesetz bestehen."

Das Gesetz sollte italiänisch, die Kraft französisch sein. Die Losung des Napoleonismus im Jahre 1797 war: „Freiheit, Republik, Wohlstand". Leider konnte der große Führer seine Umgebung nicht zu sich erheben. Seine Untergebenen, klagt er, thun sich gütlich in der Gesellschaft schöner Schauspielerinnen und ihre Lüste verleiten sie zu Unterschleifen. Er hätte gern — wie eine Sage es Wellington in der pyrenäischen Halbinsel thun läßt — alle Frauensleute aus dem Lager peitschen lassen. Sogar am Vorabend von Rivoli, mit einer Hauptschlacht und einem halben Dutzend kleiner Gefechte in Aussicht, wird die große Seele, die später eine Josephine verstieß, von den Gedanken an kanonenfieberkranke Männer und liederliche Weiber gequält. Ein Balsam auf diese Wunden waren zwei große und sechs kleinere Siege, die binnen vier Tagen 25,000 gefangene, 6000 getödtete Feinde, 20 eroberte Fahnen und 60 Geschütze zählten. Allein das Licht, das von den französischen Helmen strahlte, war ein finstrer Schatten für das Volk. So oft Bonaparte seine Zelte abbrach und zu einem Siegesfluge die Schwingen hob, verbreitete sich der Schrecken über die bedrohten Länder.

Nach der Schlacht von Rivoli fanden sich indeß Napoleon's Legionen zu Verona mitten unter aufgehäuften Reichthümern und „amüsirten sich" in ihrer Weise, während ihr Meister aus dem Hauptquartiere an den Bürger Carnot folgenden Machiavellismus schrieb:

„Ich sehe mit Verachtung auf das, was mir zu Last gelegt wird; Jeder entstellt die Thatsachen nach seinen eigenen Vorurtheilen. Ich glaube, Sie kennen mich zu gut, um zu denken, daß dergleichen Dinge auf mich Einfluß haben können. Ich hatte mich unausgesetzt mannigfaltiger Beweise Ihrer Freundschaft gegen mich und die Meinigen zu erfreuen und ich werde für Sie stets die tiefste Dankbarkeit fühlen. Es giebt Menschen, denen Haß ein Bedürfniß ist, und die, außer Stande, die Republik zu stürzen, darin einen Trost suchen, so weit sie können, Mißstimmung und Zwietracht zu säen. Was mich betrifft, mögen sie sagen, was sie wollen, es soll mich nimmer verwunden. Mir liegt nur an der Achtung eines kleinen Kreises von Männern wie Sie, an der Achtung meiner Kriegsgefährten und Soldaten, an dem einst vielleicht gerechten Urtheil der Nachwelt, und vor Allem an der Zufriedenheit meines Gewissens und der Wohlfahrt meines Vaterlandes".

In Forli kamen wieder häufig Gewaltthaten und Füsilladen vor, als frische Beweise, daß die Befreier von ihrem großen Häuptling für eine geborene „Bande Strauchdiebe" gehalten wurden. Dafür soll der Bischof von Rimini gegen die guten Franzosen, die seinen Landsleuten die Freiheit brachten, den Meuchelmord gepredigt haben. In Ancona, wo die Armee einzog und der „lächerlichsten der Regierungen" ein Ende machte, war das Volksgefühl, nach Napoleon's Beschreibung, das „eines momentanen Schreckens". Eine neue Verwaltung wurde organisirt. Bonaparte setzte sich über „leichte Grillen" weg, um „den Stolz des Papstes zu demüthigen". Er war entschlossen, einige erkleckliche Abtretungen für die Republik zu erzwingen: die Legationen Bologna, Ferrara, Romagna, das Herzogthum Urbino, die Mark Ancona, „unbezweifelt die reichsten Stücke des Kirchenstaates"; dazu achtzehn Millionen Franken und jeden Huf in dem römischen Heer. Es folgte der Friedensvertrag von Tolentino; Bonaparte schrieb an Pius VI. und versicherte ihn „der vollkommenen Verehrung", die er für dessen Person fühle. Im März fiel Mantua, nachdem die französische Armee in diesem einzigen Feldzuge vierundzwanzigmal im Gefecht gestanden, sich „durch den eroberten Provinzen aufgelegte Contributionen selbst ernährt und obendrein dreißig Millionen in den Staatsschatz geliefert hatte." „Ihr habt", jauchzt der selbstzufriedene Befehlshaber, „das Pariser Museum mit mehr denn dreihundert Kunstwerken bereichert, mit jenen Meisterstücken des alten und neuen Italiens, zu deren Schöpfung drei Jahrhunderte erforderlich waren.... Ihr habt für die Republik die schönsten Länder in Europa erobert: die lombardische und cispadanische Republik verdanken Euch ihre Freiheit; die französische Flagge flattert zum ersten Mal auf dem Adriatischen Meere.... Ihr habt die Engländer aus Livorno, Genua und Korsika vertrieben."

Seine Erbitterung gegen England spricht sich beispielsweise in Folgendem aus:

„Von allen Feinden, die sich vereint hatten, die Republik zu zermalmen, ist nur noch der Kaiser geblieben; dieser Herrscher ist von dem Range eines mächtigen Monarchen so tief gesunken, daß er sich mit den Krämern von London verbündet; seine Politik und sein Wille sind gebunden an die Politik und den Willen dieser falschen Eiländer, die, fern von den Leiden des Krieges, ruhig lächeln zu der Noth des Festlandes."

Von den Schlachtfeldern Rivoli's und den Mauern Mantua's wurde der Kampf nach den Ufern der Piave versetzt, an der, hüben und drüben, die kriegführenden Heere manövrirten. Hier ereignete sich ein dramatischer Zwischenfall. Ein Soldat wurde beim Schwimmen vom Strom fortgerissen. Ein Weib warf sich in den Fluß und rettete ihn. Der General überreichte ihr ein goldenes Armband mit einer Bürgerkrone daran, in welche der Name des von ihr geretteten Soldaten eingegraben war.

Tarvis und Chiusa öffneten den Weg nach Deutschland. Jetzt war die Reihe zu zittern an Venedig. Von Judenburg aus donnerte Napoleon in drohenden Manifesten. Er beklagte sich über das Volksgeschrei: „Tod den Franzosen!"

„Glaubt ihr, daß ich, im Herzen Deutschlands, außer Stande bin, das erste Volk in der Welt zu schützen? Glaubt ihr, daß die Soldaten Italiens ihre Kriegsgefährten werden ruhig schlachten lassen? Das Blut meiner Waffenbrüder soll gerächt werden. Der Senat von Venedig hat mit der schwärzesten Treulosigkeit die großmüthige Rücksicht vergolten, womit wir ihn unausgesetzt behandelt haben."

Aus Gräz, vom 12. April 1797, schreibt er an den „Bürger Baptiste", einen Schauspieler des Theaters „de la République":

„Die Armee ist jetzt in Deutschland, in Eilmärschen vorrückend. Die Italiäner, ohne Theilnahme für dramatische Spiele, würden, wie ich glaube, Ihr Theater sehr spärlich besuchen. Wenn wir eine Zeit der Ruhe haben, wie sie in den Zwischenräumen von Frieden und Krieg eintritt, dann, aber nur dann, könnte Ihr Vorhaben, nach Italien zu kommen, ausgeführt werden, und wir würden uns freuen, einen Mann von so ausgezeichnetem Talent, der die Italiäner allmählich an das wahrhaft Schöne gewöhnen dürfte, unter uns zu sehen. Aber wie kommt es, daß, zu einer Zeit, wo in Paris täglich neue Theater gegründet werden, gerade die ausgezeichneten Künstler, um die uns Europa beneidet, sich vornehmen, die Hauptstadt zu verlassen? Ich fühle, daß ich diese Frage nicht an Sie, sondern an das Publikum richten müßte. Jedenfalls aber, wenn Sie entschlossen sind, nach Italien zu kommen, soll es mir eine Freude sein, Ihnen zu zeigen, in welcher Achtung bei mir die Schauspieler des Theaters „de la République" stehen."

Die Besetzung Venedigs, dieser große Akt der „Befreiung", der die alte Dogen-Republik mit Hülfe der neuen Soldaten-Republik in ein Besitzthum des absoluten Oesterreichs verwandelte, wird von dem nächstens erscheinenden dritten Bande die Einleitung bilden.

Mannigfaltiges.

— Bevölkerung von Paris. In einer Denkschrift, die der Seine-Präfekt kürzlich in Bezug auf die Nothwendigkeit der Ausdehnung der städtischen Zoll- und Octroy-Barrièren von Paris ausgearbeitet, lesen wir unter Anderem: „Im Jahre 1851 umschloß die befestigte Enceinte von Paris nicht mehr, als 1,264,309 Einwohner, welche Zahl bereits 1846, fünf Jahre vorher, vorhanden gewesen war. Durch die Folge der Revolution von 1848 wird dieser Stillstand in der Statistik der hauptstädtischen Bevölkerung hinreichend erklärt. Bei der Zählung des Jahres 1856, nachdem abermals fünf Jahre verflossen waren, fand sich, daß die Bevölkerung von Paris und seiner äußeren Vorstädte 1,525,942 Seelen zählte. Gegenwärtig beträgt sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht weniger, als 1,700,000 Seelen... Paris und die außerhalb seines Weichbildes gelegenen Landgemeinden bieten jetzt zusammen den Anblick einer einzigen Häusermasse dar, deren wellenförmige Umfassungslinie sich, je nach der mehr oder weniger dichten Bevölkerung, dem Umkreise der befestigten Enceinte mehr oder weniger nähert. Jene Landgemeinden sind heutzutage das, was noch vor zwanzig bis dreißig Jahren die jenseits der Linie der inneren Boulevards gelegenen Vorstädte waren".

— Ausdehnung und Volkszahl der Jonischen Inseln. Die kleinste der sieben Inseln ist Paxo und die größte Cephalonia. Die Gesammt-Ausdehnung der Jonischen Inseln beläuft sich auf 1100 englische Quadratmeilen, also auf nicht mehr als den Flächenraum der englischen Grafschaft Durham, während die Volkszahl des Siebeninsel-Staates kaum die der Stadt Birmingham erreicht.

Folgendes ist eine Uebersicht beider statistischen Verhältnisse:

	engl. Quadratmeilen	Seelenzahl
Korfu	227	65,000
Paxo	26	5000
Santa Maura	180	20,000
Cephalonia	348	70,000
Ithaka	45	10,000
Zante	156	40,000
Cerigo	118	10,000
	1100	220,000

— Dr. Eduard Vogel. Im Verlage von O. Spamer in Leipzig erscheinen, zugleich als dritter Band vom „Buch der Reisen und Entdeckungen", Dr. Eduard Vogel's „Entdeckungsreisen in Central-Afrika, nebst einer Lebensskizze des vermißten Reisenden. Nach authentischen Quellen herausgegeben von Hermann Wagner. Mit vielen Illustrationen, Karten u. s. w." Da dem Herausgeber die Briefe und handschriftlichen Aufzeichnungen Vogel's, sowie eine Menge von Original-Dokumenten vorliegen, wird das Buch zur willkommenen Berichtigung der mancherlei Irrthümer dienen, welche durch die heimische und auswärtige Presse, z. B. durch die kürzlich in Paris erschienene Schrift von Malte-Brun, über die Lebensverhältnisse unseres berühmten Landsmanns verbreitet worden sind.

An die Leser.

In Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung der Herren Veit & Comp., sowie mit uns bekannt gewordenen Wünschen des Publikums, werden wir vom nächsten Quartal ab, wo der Druck des „Magazin" von Berlin nach Leipzig verlegt wird, dasselbe, nach dem Beispiele aller anderen literarischen Zeitschriften Deutschlands, wöchentlich in Einer Lieferung (von zwölf Seiten des bisherigen Formates) erscheinen lassen.

Durch die Ausstattung des Blattes wird die Verlagshandlung den Lesern den Beweis liefern, daß sie bei dieser Veränderung nichts verloren haben.

Berlin. Die Redaction.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 26. März 1859. № 37.

Frankreich.

Eine Unterredung Louis Blanc's mit dem Gefangenen von Ham.

Man wird sich erinnern, daß der in London lebende und dort seine „Geschichte der französischen Revolution" schreibende Sozial-Politiker und Erfinder der National-Werkstätten, Herr Louis Blanc, im vorigen Jahre dem Lord Normanby, der seine gesandtschaftlichen Pariser Erinnerungen aus dem Jahre 1848 hatte drucken lassen, durch eine Gegenschrift in englischer Sprache antwortete, die den Titel hatte: „1848. Historical Revelations by Louis Blanc". Beide Offenbarungen, sowohl die des Lords, als die seines französischen Antagonisten, haben zur Zeit wenig Aufsehen erregt, obwohl beide mancherlei schätzbares Material für den künftigen Geschichtschreiber enthalten — vielleicht auch für Herrn Guizot, wenn er erst in seinen „Memoiren" an die Geschichte jenes Jahres gekommen sein wird. Gleichwohl möchte nachstehender, in dieser Schrift enthaltener Bericht Louis Blanc's über einen Besuch, den er im Jahre 1845 dem jetzigen Kaiser der Franzosen abgestattet, der damals als Staatsgefangener auf dem festen Schlosse von Ham saß, auch jetzt noch unseren Lesern von Interesse sein:

... „Als ich in das Schloß kam, wurde ich in ein großes, hübsch möblirtes Zimmer geführt, in welchem wenig zu mangeln schien, was zur häuslichen Bequemlichkeit diente. Ich sah auf einen Blick — zur Ehre Ludwig Philipp's sei es gesagt — daß der Gefangene sehr gut behandelt war. Er saß in einem hohen Lehnstuhl, zwischen dem Kamin und einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch. Als ich eintrat, stand er auf, trat vorwärts, um den erwarteten Besuch zu empfangen, und drückte mir die Hand mit einem gemischten Ausdruck von Herzlichkeit und Zurückhaltung. Mein Eindruck war, daß er einen Augenblick im Sinne hatte, eine Art Staats-Miene anzunehmen; allein er fühlte sogleich den Mißgriff, that, was er vermochte, um ungezwungen zu scheinen, und wir fingen eine Unterhaltung an. Ich hatte ihn nie vorher gesehen. Ich konnte auch nicht, zu jener Zeit, gehörig bemerken, wie sehr er in Gesichtszügen, Manieren und Haltung von allen anderen Mitgliedern der Napoleons-Familie abstach, weil ich die Letzteren nicht kannte. Allein es fiel mir auf, daß er nichts von dem Napoleonischen Typus besaß, daß er mit fremdartigem Accente sprach und daß er weniger Gewalt über die Sprache besaß, als irgend ein Mann, mit dem ich mich je unterhalten hatte.

So lange wir über die Politik Ludwig Philipp's sprachen, konnten wir nur übereinstimmen. Wir trafen zusammen in dem Gedanken, daß ein System, das auf Bestechung im Innern und fortwährende Erniedrigung im Auslande gegründet war, nicht lange dauern könne. Allein als die Frage sich erhob, wie die Zukunft sich gestalten werde, fingen wir an, entgegengesetzter Meinung zu sein.

Da er vorgab, ein wahrer Demokrat zu sein und vollständig das Prinzip der Volkssouverainetät anzuerkennen, fragte ich: „Wie ist, nach Ihrer Meinung, dieses Prinzip auszuführen?"

Er antwortete ohne Zögern: „Durch allgemeines Stimmrecht".

„Niemals", sagte ich, „hat Jemand das allgemeine Stimmrecht als Prinzip wärmer vertheidigt, als ich selbst. Allein man muß die unmittelbaren praktischen Resultate der Ausführung mit unendlicher Sorgfalt beobachten. Sie sind gewiß mit dem Zustande der Bildung unter den französischen Bauern bekannt. Sie wissen, daß die Meisten derselben in Unwissenheit leben und daß, wenn wir aufzählen wollten, wie viel Tausende unter den Landbewohnern nicht einmal lesen können, die Anzahl haarsträubend erscheinen würde. Uebrigens, wo eine große Ungleichheit der sozialen Verhältnisse herrscht, darf man kaum eine unabhängige Stimme von denen erwarten, die für ihr tägliches Brod und den Unterhalt ihrer Familie ganz von Anderen abhängen."

„Sind Sie der Meinung", unterbrach er mich, „daß der nationale Wille übersehen werden darf, und daß Sie das Recht haben, wenn Sie die Macht dazu besitzen, Ihren politischen Glauben, kraft Ihrer Ueberzeugung, einer unwilligen Majorität aufzudrängen?"

„Ich sage nichts der Art; allein ich behaupte, daß man das allgemeine Stimmrecht nicht zu einer geladenen Pistole in der Hand eines Kindes werden lassen darf. Die Volkssouverainetät schließt nicht die geistige Abdankung derjenigen ein, die fähig sind, entweder durch ihre Reden und ihre Bücher oder durch ihr Beispiel in ihren Mitbürgern eine großherzige und einsichtsvolle Regung hervorzurufen. Es ist die Pflicht sowohl als das Recht aller ehrlichen Männer, die Aufgabe zu übernehmen, die Majorität zu sich herüberzuziehen, um solchergestalt das Volk zu verhindern, durch seine eigenen Waffen überwältigt zu werden."

„So sei es."

„Wohlan! es ist nicht hinreichend für Sie, die Volkssouverainetät anzuerkennen und sich passiv vor dem allgemeinen Stimmrecht zu beugen. Sie müssen, als ein Mitglied des Ganzen, eine klare Idee von Ihrer beabsichtigten Initiative haben; Sie müssen, außer Ihrer Anbetung des allgemeinen Stimmrechts, einen politischen Glauben haben."

Louis Bonaparte sah ein wenig verlegen aus; allein nach einem kurzen Stillschweigen sagte er: „Mein Glaube ist das Kaiserreich. War es nicht das Kaiserthum, das die französische Nation auf den Gipfel der Größe und des Ruhmes brachte? Ich bin überzeugt, daß das Geschick des Kaiserreichs auf dem nationalen Willen beruht."

„Allein das Kaiserthum begreift, wie ich muthmaße, das Prinzip der Erblichkeit in sich?"

„Ja."

„Und ist es möglich, das Prinzip der Volkssouverainetät mit dem Prinzip der Erblichkeit zu versöhnen? Die Worte widersprechen sich. Das zweite ist die Verneinung des ersten. Der nationale Wille kann sich ändern, und es liegt in der Natur der Dinge, daß er es thut, während eine erbliche Macht theoretisch unveränderlich ist. Es ist abgeschmackt, daß der nationale Wille von heute berufen werden soll, den nationalen Willen von morgen zu zerstören, und daß die Volks-Souverainetät verwirkt werde. Einen Mann zu umarmen, um ihn zu erwürgen, hat nichts mit der Anerkennung eines Prinzips zu thun: das wäre klarer Verrath. Ein Demokrat ist nothwendig jeder erblichen Regierungsform entgegen. Die Volkssouverainetät darf nicht, als ein Prinzip, auf eine bestimmte Zeit beschränkt werden. Wie dürfte man der gegenwärtigen Generation erlauben, das Recht aller künftigen Geschlechter zu konfisziren! Ein Vertrag dieser Art ist wesentlich null und nichtig."

Louis Bonaparte bestand nicht auf seinem Satz, als ob er sich bewußt gewesen wäre, daß er ein schlechtes Spiel spielte, und es entstand eine Pause. Zuletzt, in der augenscheinlichen Absicht, die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand zu wenden, fuhr er fort: „Gut! was Sie gesagt haben, mag wahr sein, und nach Allem besteht der Hauptpunkt darin, daß die Regierung — auf welche Art sie auch gebildet sei — sich die Veredlung und das Glück des Volkes angelegen sein lasse." Er fing dann an von der Nothwendigkeit sozialer Reformen zu sprechen, und als ich meine eigenen Ansichten über den Gegenstand auseinandersetzte, schien er von Anfang bis zu Ende mit mir übereinzustimmen. In der That, wenn ich, aus einem rein politischen Gesichtspunkte, viel an seinen Meinungs-Erklärungen auszusetzen hatte, war ich beinahe verdutzt über seine Bereitwilligkeit, dieselben sozialistischen Prinzipien anzunehmen, die er nachher benutzte, um Kaiser zu werden, indem er die Unwissenden so sehr erschreckte, daß sie ihre Freiheit wegstimmten. Ich besitze noch ein Exemplar seines Buches: „Ausrottung der Armuth", das er in einem Anfall

sozialistischer Inbrunst verfaßte und das er mir gab, mit zwei schmeichelhaften Zeilen, die er selbst auf das erste Blatt schrieb.

Ich hatte Erlaubniß, drei Tage zu bleiben. Ich brachte sie damit zu, über alle die verschiedenen Gegenstände zu sprechen, die sich auf den allgemeinen Zustand der Dinge oder die besondere Lage des Gefangenen bezogen.

Unter den Umständen, deren ich mich entsinne, ist einer, den ich der Mühe werth halte, zu erwähnen, weil er dazu beiträgt, den harten Charakter, von dem sein späteres Betragen Probe ablegte, in einem strengeren Lichte zu zeigen. Eines Nachmittags sprach er mit mir über Einzelnheiten seines Mißgriffs von Boulogne, als plötzlich seine Stimme zu wanken schien; er hielt inne, kämpfte einen Augenblick, um ein Schluchzen zu unterdrücken und brach in Thränen aus. Den nächsten Tag gingen wir auf die enge Ringmauer, die seinen melancholischen Spaziergängen angewiesen war, während er natürlich von allen Seiten durch Soldaten bewacht wurde. Ich glaube ihn noch zu sehen, mit gebeugtem Haupte und langsamen Schrittes, mit gedämpfter Stimme sprechend, aus Furcht, der Wind möchte jedes Wort, das er äußere, seinem Gefängnißwärter zutragen. Die Unterhaltung bezog sich auf die „Geschichte der römischen Kaiser", wie sie in einem Buche geschrieben war, das Louis Bonaparte sehr bewunderte wegen der Parteilichkeit, die der Verfasser für diese Tyrannen an den Tag legte, die Tacitus mit ewiger Schande gebrandmarkt hat. Louis Bonaparte's Meinung zufolge hatte Tacitus Unrecht und der moderne Verfasser Recht. Ich hatte das mit solcher Wärme gelobte Buch nicht gelesen, allein ich verstand leicht die Ursache, weshalb Louis Bonaparte es lobte. Deshalb behauptete ich die entgegengesetzte Meinung mit etwas Aufregung, die seinerseits eine Empfehlung hervorrief, welche ich nicht erwartete. „Ich bitte, sprechen Sie leise", lispelte er, und sich umdrehend zeigte er mir einen Mann, der, in einen Mantel gehüllt, in kurzer Entfernung folgte, ohne uns aus den Augen zu verlieren. Louis Bonaparte erinnert sich sicherlich jetzt nicht mehr, allein ich erinnere mich, wie er diese Gelegenheit ergriff, um sich über die Erbärmlichkeit einer Politik auszubreiten, die einer düstern Armee von Spionen bedarf, in den schmutzigsten Winkeln des menschlichen Herzens Wurzel faßt und sich selbst mit der Erniedrigung ihrer Agenten brüstet."

England und Amerika.

Die englisch-amerikanischen Gefängniß-Reformen in ihrer geschichtlichen Entwickelung.

(Schluß.)

Im Jahre 1842 ward das Pentonviller Gefängniß seiner Bestimmung übergeben. Es war in der That Alles gethan, um diese Anstalt zu einem Vorbilde für Gefängnisse zu machen. Der Verfasser entwirft uns in wenigen Zügen ein Bild dieser, in ihrer Art einzigen Anstalt. Die großartigen Anlagen mit 520 Zellen, jede mit einem kleinen Spazierhofe versehen, in strahlenförmiger Construction, die Vorsorge für Reinlichkeit, Lüftung, Erwärmung und Beleuchtung, die Anstellung eines großen Personals zur Beaufsichtigung und zum Unterricht (bestehend unter Anderem aus einem Gouverneur, Kaplan, Apotheker, mehreren Aerzten, Oekonomen, Lehrern, Schreibern, Aufsehern, Krankenwärtern rc., ferner einer Kranken-Abtheilung, einer Kapelle, mehreren Magazinen, Waschanstalten rc.), — alles dies machte auf den Beschauer einen großartigen Eindruck, und dieser Eindruck wurde noch gesteigert durch die außerordentliche Ruhe und Stille, die mit dem Lärm und der Unruhe in den Gefängnissen alten Stils so gewaltig kontrastirte, ferner durch die Sauberkeit, ja Eleganz der Einrichtung. Es kann darum nicht überraschen, daß die einsichtsvollsten, urtheilsfähigsten Männer, die, von außerhalb kommend, diese Anstalt besichtigten, in hohem Grade für sie und für das damit verknüpfte System eingenommen wurden, zumal, da die neue Theorie: erst die Gefangenen zu bessern und ihnen dann durch die Deportation eine neue Heimat anzuweisen, wo sie, fern vom Schauplatze ihrer Verbrechen, ein neues Leben beginnen konnten, — so überaus einleuchtend erschien. War das Herz des Besuchenden mit Menschenliebe erfüllt, war es von dem Drange beseelt, das Gute auch in der Heimat zur Geltung zu bringen, so mußte das neue Gefängniß in Pentonville in der That als ein nachahmungswerthes Vorbild erscheinen. Wir finden es daher erklärlich, daß, als Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Besuche in England dieses Gefängniß bald nach dessen Eröffnung besichtigte, er laut den Ausspruch that: „Mein Entschluß ist jetzt gefaßt; in Meinen Landen soll dieselbe Einrichtung ins Leben treten." Daraus entsprang die erste Idee des Zellengefängnisses in Moabit bei Berlin; es ist nach dem Muster des Gefängnisses in Pentonville gebaut, aber das pentonviller System konnte nicht mit übertragen werden, da das Preußische Gesetzbuch die Strafe der Deportation nicht kennt und Preußen auch keine Deportationsorte besitzt.

Doch das großartige und so kostspielige Experiment hatte nicht den gehofften Erfolg. Man mußte zunächst seine Zuflucht zu einer Classification der Gefangenen nach ihrer Arbeitsfähigkeit nehmen, je nachdem sich dieselben nämlich geschickt oder unbeholfen, für diese oder jene Art mechanischer Verrichtung qualifizirt, zeigten. Diese Classification führte wieder zu einem anderen Schritte. Ehe der Sträfling aus Pentonville nach Vandiemensland deportirt wurde, sollte er erst in eine an der englischen Seeküste zu etablirende Vorbereitungs-Station oder sogenannten „Zufluchtshafen" (Harbour of refuge) gebracht werden, „da man bald begriff, daß die Erkenntniß des Charakters eines in einer Zelle abgesperrten Menschen, und namentlich die Beurtheilung, ob in ihm eine Besserung vorgegangen, keine gründliche und zuverlässige sei, so lange er für sich allein lebt, und solche erst erlangt werden könne, wenn nach der beendeten Zellenhaft der Gefangene eine Zeit lang vor der Einschiffung nach der Strafkolonie mit den Anderen in Gemeinsamkeit verbleibt, und, da man endlich auch noch fühlte, daß ein plötzlicher Uebergang aus zwölf- bis achtzehnmonatlicher Einsamkeit in das Beisammenleben mit anderen Menschen, was doch jedenfalls schon während der Seefahrt, und später in den Strafkolonieen ganz gewiß eintreten mußte, für nicht ganz zu starke Gemüther ein viel zu bedenkliches Experiment ist". Es wurde zu dieser Vorbereitungs-Station die kleine Halbinsel Portland in Ayrshire gewählt. Je nach dem Resultate der Prüfungszeit, wurde alsdann den Besseren und Zuverlässigeren bei ihrer Ankunft in Vandiemensland die bedingte Begnadigung zu Theil, indem sie den sogenannten „Freischein" (Ticket of Leave) erhielten, womit sie dort nach Belieben Arbeit suchen und den Verdienst behalten konnten; die weniger Zuverlässigen erhielten nur einen sogenannten „Führungs-Paß" (Probationary-pass), womit sie in der Kolonie auch Arbeit suchen; aber jedesmal der Verwaltung ihren Aufenthalt an- oder abmelden, und von Zeit zu Zeit Zeugnisse über ihre Führung einreichen mußten also, wie wir bei uns zu sagen pflegen, unter Polizeiaufsicht standen. Doch die Resultate des Stanley-Grahamschen Systems entsprachen keineswegs den gehegten Hoffnungen. Lungenschwindsucht und Geisteskrankheiten erheischten eine Anzahl von Opfern, deren Höhe mit den Mortalitäts-Verhältnissen von England, und namentlich von London, in gar keinem Verhältniß stand, wie der Verfasser durch Zahlen nachweist. Die Ursachen davon konnten aber nur in den Konsequenzen des Zellen-Systems gefunden werden, und zwar insbesondere in der Einsamkeit und Monotonie der Beschäftigung. — Gegen diese traurigen Folgen der systematischen Zellenhaft erhoben sich denn auch in Nord-Amerika und England die bittersten Klagen. Nicht erfreulicher waren die Nachrichten über die Deportirten in Vandiemensland. „Der Verkehr, in welchen die Sträflinge nach ihrer dortigen Ausschiffung mit einander geriethen, wurde der Wiederbelebungsheerd aller verbrecherischen Neigungen, bösen Gelüste und lasterhaften Gewohnheiten. Bis zur Vertheilung in die einzelnen Trupps (Probation-gangs) waren noch alle ruhig, musterhaft, still und fügsam, wie zu Pentonville. Jeder hoffte, eine gute Station in der Kolonie sich zu erheucheln, und behielt möglichst das ihm in Pentonville angezwungene Wesen bei. Als aber der „Probation-gang" gebildet und das Schicksal wenigstens für die nächste Zeit entschieden war, legte Jeder den Zwang ab, und nun ging es los in der Bande, toller und ärger, als je zuvor, gleichsam, als wollten sich alle für den während der 12—18 Monate ausgestandenen, ihrem Naturell und früheren Wesen schnurstracks entgegengetretenen Trainirungs-Zwang entschädigen. Die Verdorbenheit und Bestialität kam mit aller Schroffheit zum Vorschein" . . . . „Viele der sogenannten Gebesserten, nachdem sie erkannten, daß ihr mitgebrachtes gutes Zeugniß keine Geltung fand, ließen sich gehen, brachen durch, und zerstreuten sich in die Buschgegenden. Mit großer Mühe wurden sie nach und nach und nachdem sie eine Zeit lang als Buschklepper die Kolonieen unsicher gemacht hatten, wieder eingefangen, gepeitscht und theils nach der Insel Norfolk gebracht, theils einer strengeren Aufsicht unterworfen."

Diese Erfahrungen bildeten allerdings den grellsten Gegensatz zu den Hoffnungen, die man in England von der Deportation der Pentonville-Gefangenen, und von dem Systeme überhaupt, gehegt hatte. Die öffentliche Stimme erhob sich gegen dasselbe. Männer von großer Autorität und scharfem Urtheil tadelten die übertriebene Philanthropie in der modernen Behandlung der Verbrecher; unter Anderen citirt der Verfasser den bekannten Publizisten und Historiker Carlyle, der sich, wie folgt, ausspricht: „Sind wir alle weibisch geworden, in diesem schrecklichen und furchtbaren Schwindel, schwere oder Todesstrafe abzuschaffen und zu mildern? Alle dafür, einen Judas Ischariot, Courvoisier, Praslin, Tavell und naturwüchsige Schurken, Schüler des Höllengeistes, dem Schullehrer zuzusenden, statt dem Henker oder der tiefsten Pfütze? Alle dafür, uns von dieser Philanthropie überholen zu lassen? Soll die Gesellschaft den Lügner, den Verleumder, den Erpresser, den Unterdrücker, den Räuber, den Schänder, den Mörder — als blos an einer moralischen Krankheit leidend und daher derjenigen zärtlichen Sorg-

fall anheimfallend betrachten, welche die Humanität den Schickungen der Krankheit gewährt? Ist es jetzt oder ist es je eitel Dummheit gewesen, praktisch zu unterscheiden zwischen Schlechtigkeit und Verrücktheit?" — — Deutlicher noch spricht der Recorder, Herr Hill, in London sich aus (London Quarterly Review, 1848): „Man schlage irgend eine Seite der vor uns liegenden Berichte (aus Pentonville) auf, und man wird finden, daß der arme Mann zur Begehung eines ganz netten Diebstahls sich verleitet fühlt oder seinen Sprößling verleiten wird, damit dem Kirchspiel, der Grafschaft, oder dem Lande die Last zufalle, zuerst ihn zu unterstützen und zuletzt ihn zu transportiren, eine ganz natürliche Endwirkung dieser Lehren, welche eine sehr ausgedehnte und sorgfältige Erziehung mit Bestrafung verwechseln". — Dieses erinnert denn allerdings lebhaft an jene arme Frau in Frankreich, welche, vergeblich für ihr Kind ein Unterkommen suchend, voll Neid über den behaglichen Zustand der jugendlichen Verbrecher in der Anstalt zu Mettray, klagend ausrief: „Ah, que je puisse placer mon fils à Mettray, mais c'est impossible, il n'a ni volé, ni mendié, ni meurtré."

Selbst der Mitschöpfer des Systems, Sir James Graham, räumte die aufgestellten Einwürfe mehr oder weniger ein. Die Deportation, als Endglied des Probations-Systems, wurde aufgegeben, damit aber auch demselben die Spitze abgebrochen, und es mußte auf eine Abänderung Bedacht genommen werden.

Capitain Maconochie, Gouverneur des Stadtgefängnisses von Birmingham, entwickelte nunmehr vor einer Parlaments-Kommission sein sogenanntes „Marken-System". „Um dieses System ganz deutlich zu zeigen", bemerkt der Verfasser, „brauchen wir nur mitzutheilen, wie Herr Maconochie es in Birmingham gemacht hat. Jeder jugendliche Verbrecher wird gleich nach seiner Ankunft in eine einsame Zelle eingesperrt, wo er 48 Stunden ohne Arbeit verbleibt; hierauf erhält er Arbeit und muß in der Zelle so lange bleiben, bis die ihm auferlegte Arbeit fertig ist. Für jedes Stück Arbeit erhält der Eingesperrte, gleichsam als den Werthpreis der Arbeit, eine Marke. Abgezogen von diesen Marken, seinem Arbeitsverdienste, wird das, was seine Ernährung kostet; ferner werden ihm Marken für schlechtes Betragen, Widerspenstigkeit, Faulheit u. s. w. ebenfalls abgezogen. Der Rest der Marken wird ihm als ein Guthaben für die geleistete Arbeit angerechnet. Er muß 100 solcher Marken in der Zelle verdient haben, bis er aus der Zelle entlassen wird. Hat er sie verdient, so wird er zur Arbeit in Gemeinschaft mit einer kleinen Zahl anderer Gefangenen zugelassen. Hier muß er wieder 100 Marken verdienen und kommt dann ein Stadium weiter, nämlich in Gemeinschaft mit einer noch größeren Anzahl, wo er sich etwas freier bewegen kann und wieder 100 Marken verdienen muß. Hat er so 300 Marken verdient, so wird er als Schuhmacher, Schneider, Drechsler, Zimmermann u. dgl. gebraucht, oder in diesen Gewerben unterrichtet. Die Kost, die er erhält, richtet sich nach der Zahl der verdienten Marken; sie wird um so besser, je mehr Marken er erworben hat" u. s. w.

Mit Recht wurde aber gegen dieses System geltend gemacht, daß die Arbeitsfähigkeit bei den verschiedenen Individuen von Natur eine sehr verschiedene ist und folglich bei ganz gleich gutem Willen und Fleiß der Eine früher mit seiner Arbeit fertig werde, als der Andere; es würde mithin eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen geübt werden, die von der Natur weniger begabt und anstellig sind, die aber nicht immer zu den Schlechtesten gehören. Indessen gab man zu, daß das stufenweise Vorrücken von strenger Einsamkeit bis zu immer ausgedehnterer Gemeinschaftlichkeit viel für sich habe. Auf diesen Stufengang war denn auch das System basirt, welches sich an die zur völligen Regelung aller Wirren in der Gefängnißfrage sanctionirte Bill vom 20. August 1853 knüpfte, nämlich das „Greysche Probations-System". Dasselbe stellt drei Abstufungen dar: a) modifizirte Zellenhaft, als erstes Stadium, b) Zwangsarbeit in England oder auf den britischen Inseln des Kanals und c) als drittes Stadium entweder bedingte Begnadigung unter Ertheilung von Urlaubsscheinen, oder Deportation nach einer entfernten Straf-Kolonie bei Zwangsarbeit. — Dieses System trat mit Beginn des Jahres 1854 in Wirksamkeit. Auch von ihm wurden große Hoffnungen gehegt, indem man glaubte, daß, wenn von allen bisherigen Systemen das Beste herausgenommen und mit einander organisch verbunden würde, das Schluß-Resultat endlich ein befriedigendes sein müßte. Doch nur zu bald sah man sich bitter enttäuscht. Insbesondere waren die „Freischeine" für das Inland von großem Nachtheil. Die Sträflinge suchten sich dieselben durch jede Art Heuchelei, Schliche und Kniffe zu erschwindeln und fröhnten im Besitze derselben ihrer alten Bestialität und Liederlichkeit. Von einer Besserung, die man so bestimmt erzielt zu haben glaubte, war keine Rede, so daß dann ein sehr großer Theil der mit Freischeinen ausgestatteten Sträflinge wieder in's Gefängniß zurückwanderte. Bald bemächtigte sich die Tagespresse der Angelegenheit. Eine Parlaments-Kommission zog die Frage aufs neue in Erwägung. Das Mißlingen des Greyschen Systems, meinten die Vertheidiger desselben, beruhe zum Theil in der plötzlichen Versetzung der mit „Freischeinen" versehenen Sträflinge aus der Strafanstalt in das Leben und Treiben der Welt, wo sie allen Versuchungen wieder preisgegeben seien. Könnte zwischen der Entlassung aus dem Gefängniß und dem Wiedereintritte in die bürgerliche Gesellschaft noch eine gewisse Zeit so verwendet werden, daß während derselben die Entlassenen irgendwo untergebracht und beschäftigt würden, so wäre dem Uebelstande wohl größtentheils begegnet und man bedürfte dann der Deportation nicht. Es wird damit auf das ganz neue in Valencia durchgeführte Gefängniß-System und auf das in Irland entstandene sogenannte „Intermediär-System" des Capitain Crofton hingewiesen.

Dieses im dritten Abschnitte der Schrift näher erörterte „Intermediär- oder Zwischenstufen-System", das neueste der bisher aufgestellten Gefängniß-Systeme, charakterisirt sich, wie schon die Bezeichnung andeutet, im Wesentlichen durch die Bildung von Vermittelungs-Anstalten zwischen dem Gefängnisse und der Welt, um die mit großen Mühen und Kosten endlich Gebesserten in ihrer Besserung außerhalb des Gefängnisses zu sichern, das Vorurtheil der Welt gegen den früheren Sträfling zu paralysiren und seine Wiederaufnahme in die bürgerliche Gesellschaft zu unterstützen. Auf dieses System wird mit großer Hoffnung und Spannung hingesehen; indeß jedes neue System ist, wie der Verfasser am Schlusse mit Recht hervorhebt, von seinen Begründern und Anhängern in der ersten Zeit gerühmt worden; ein richtiges Urtheil bildet sich erst, wenn dasselbe mehrere Jahre bestanden hat und mit allen seinen Konsequenzen hervorgetreten ist, und so müssen auch wir uns jetzt noch enthalten, in das allgemeine Lob einzustimmen, welches dem „Intermediär-Systeme" in diesem Augenblick gespendet wird.

Dieses ist, in allgemeinstem Umrisse, das Totalgemälde, das der Verfasser von den bis heute in England und Amerika zur Anwendung gekommenen Gefängniß-Systemen und deren praktischen Erfolgen entwirft. Sein Werk ist, obwohl es, der Aufgabe gemäß, die er sich gestellt, auf die vaterländischen Zustände und Institutionen des vorliegenden Gebietes nicht näher eingeht, für die letzteren doch insofern von besonderer Wichtigkeit, als es historisch treu, mithin unwiderleglich, zeigt, welche Versuche in dieser Hinsicht bereits im Auslande gemacht sind und so warnend lehrt, fernere kostspielige Experimente über Systeme zu unterlassen, die anderwärts längst als erfolglos oder gar als unausführbar erkannt worden.

Möge der Verfasser, seinem Versprechen gemäß, uns bald mit einer Fortsetzung seines Werkes, einer Entwickelungsgeschichte des Gefängnißwesens in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien, Italien, Spanien, Holland, Skandinavien u. s. w. erfreuen, und dann auf die Institutionen unseres Vaterlandes näher eingehen. Möge er aber auch hierbei nicht stehen bleiben, sondern zum Wohl der Gesellschaft immer tiefer in das eigentliche Wesen seines Gegenstandes einzudringen bemüht sein. Prostitution und Verbrechen nämlich rekrutiren sich im Wesentlichen aus denselben Elementen der Gesellschaft, und ein genaues Erkennen der Entstehungsursachen des Einen schließt auch das Erkennen des Anderen in sich. Es wäre daher in der That zu wünschen, daß ein Mann, wie der Verfasser, der sich seit Jahren mit dem Wesen der Prostitution so eifrig und eingehend beschäftigt, daß er auf diesem Felde mit Recht als Autorität gilt, sich auch mit den tiefer liegenden Anläßen dieser sozialen Schattenseiten befassen und seine Ansichten: wo und wie von den Behörden wirksamer verfahren werden könne? kundgeben möge. Wir leben in einer Zeit, in der es zugestandenermaßen nicht mehr genügt, die Uebel der Gesellschaft, wenn sie bereits entstanden sind, nur als solche zu ergreifen und zur Bestrafung zu ziehen, sondern wo es als nöthiger erkannt worden ist, vorbeugend und abwehrend gegen dieselben aufzutreten.

Fr. F—kow.

Rußland.

Gedichte aus dem Russischen.

Uebersetzt von Paul Fuchs.

1. Das vergessene Dorf.

Von N. Nekrassov.

I.

Großmütterchen Nenila hat bei Wlaß, dem Scholz,
Um ihre Hütte auszubessern, etwas Holz.
„Ich hab' kein Holz für Dich", sprach er mit strengem Blicke.
Es kommt der Junker bald zu uns in's Dorf zurücke —
Denkt sich die Alte — dieser läßt sich wohl erweichen,
Sieht, wie alt meine Hütte sei, läßt Holz mir reichen.

II.

Ein gier'ger Wucherer, der Bauern Nachbarsmann,
Riß sich von ihrem Land ein gutes Stückchen an,
Und hat es zugemessen sich ganz ehrvergessen.
Bald kommt der Junker, er läßt unser Land vermessen —
Die Bauern denken — er braucht nur ein Wort zu sagen,
Und gleich wird unser Land uns wieder zugeschlagen.

III.

Nataſcha heiß ein freier Ackerbauer liebt.
Ein Fremder doch, der oberſte Verwalter, giebt
Ihr nicht Erlaubniß! — „Warte, theuerſter Ignaſcha,
Es kommt der Junker bald zu uns!“ — ſo ſpricht Nataſcha.
Und Groß und Klein, ſo oft ſie ſich um etwas ſtreiten,
„Der Junker kommt“, ſo ſagen ſie zu allen Zeiten.

IV.

Es ruht Nenila lange ſchon in ihrem Grab,
Das Feld des Nachbarn hundertfache Aerndte gab;
Die frühern Knaben ſind mit Bärten ſchon, mit langen,
Ignaſcha unter die Soldaten iſt gegangen,
Nataſcha ſelbſt träumt nicht von Hochzeit mehr und Schimmer,
Der Junker iſt nicht da, es kommt der Junker nimmer.

V.

Einſt endlich rollt ein Wagen auf der Straße hin.
Ein Leichenwagen iſt es, den ſechs Pferde ziehn;
Im Leichenwagen iſt ein eichner Sarg enthalten,
Dort liegt der Gutsherr und der neue folgt; den alten
Begrub man. Doch der neue trocknet ſeine Thränen,
Und eilt nach Petersburg zurücke voller Sehnen.

2. Die Bettlerin.

Von A. Jemtſchuſnikow.

Wir haben auf offenem Feld ſie getroffen,
Bei eiſigem Froſte. Nicht alt
War ſie, doch Krankheit, betrogenes Hoffen
Und Hunger, der Krankheit Gewalt,
Vielleicht auch der Kampf zwiſchen Laſter und Tugend.
Ihr brachen die Kräfte in früheſter Jugend.

Kaum war von Lumpen die Blöße verborgen,
In Lappen gewickelt ihr Kind,
Von ihr erwärmt mit Mühe und Sorgen,
Schlief ſtill am Herzen und lind;
Doch findet, wenn ſich nicht Leute erbarmen,
Erwachend es Nahrung am Buſen der Armen?

Die Hand war erhoben, es murmelten Bitten
Die Lippen, von Kummer erfüllt,
Doch pfeilſchnell flog dahin unſer Schlitten,
Wir waren in Pelze gehüllt.
Wie Staub wand der Schnee ſich auf eiſiger Glätte,
Wir eilten in's nahe Kloſter zur Mette.

Mannigfaltiges.

— Die italiäniſche Frage und das franzöſiſche Volk. Was die Beurtheilung der italiäniſchen Frage in Frankreich betrifft, ſo iſt nachſtehende Bemerkung des Chroniſten der Revue des deux Mondes vom 15. März ungemein charakteriſtiſch: „Piemont iſt es, das die italiäniſche Frage aufgeworfen, und zwar ganz unerwartet für das franzöſiſche Volk; die große Ueberraſchung deſſelben darf auch zu den Hauptgründen gezählt werden, weshalb die piemonteſiſche Politik ſo wenig Anklang in Frankreich gefunden hat. Eine große Nation ſieht ſich nicht gern, ohne daß ſie darauf vorbereitet war, in die Angelegenheiten einer anderen verwickelt. Das Unternehmen, bei welchem das Miniſterium Victor Emanuel's die Betheiligung Frankreichs wünſcht, gehört nicht zu den Combinationen, die durch bloße Uebereinſtimmung der Kabinette zu einem glücklichen Ende geführt werden. Wenn ein Volk das andere auffordert, ihm im Namen ſeiner freiſinnigen Grundſätze gegen die Herrſchaft des Auslandes beizuſtehen, ſo genügt dazu nicht die heimliche Verabredung der Regierungen, ſondern es muß zwiſchen den Völkern das herzlichſte Vernehmen, die vollſtändigſte Sympathie beſtehen. Beide Völker müſſen über die Frage völlig eins ſein. In Piemont, einem Lande, das ſich aller Freiheiten der Rednerbühne und Preſſe erfreut, hat Herr v. Cavour ſeit mehreren Jahren ſeine Pläne vorbereitet, um ſie der Bevölkerung als annehmlich erſcheinen zu laſſen. Wie hat er nur aber, als Miniſter eines freien Landes, glauben können, daß ſich Frankreich ſofort und unvorbereitet für eine Sache begeiſtern werde, bei welcher es nur indirekt intereſſirt iſt und der es nur durch Darbringung unſäglicher Opfer zu dienen vermöchte? Hat er die Verſchiedenheit der Inſtitutionen Frankreichs und Piemonts außer Acht laſſen können? Piemont hat mit Hülfe der Freiheit ſein kühnes Unternehmen, die italiäniſche Unabhängigkeit zu erringen, begonnen, und nur die Freiheit wird es ſein, durch welche dieſe Unabhängigkeit, falls ſie errungen wird, einſtmals organiſirt werden kann. Was verlangt nun Herr v. Cavour von Frankreich? Er muthet ihm zu, für Italien die Freiheiten erobern zu helfen, auf die es ſelber momentan verzichtete. Dieſer Kontraſt, oder vielmehr dieſer anomale Zuſtand, der in Frankreich allgemein auffiel — ſollte er allein dem Herrn v. Cavour entgangen ſein?“

— Breslauer Montags-Zeitung. Vom 1. April ab wird auch in Breslau dem allgemein gefühlten Bedürfniß, am Montag ebenſo wie an den anderen Tagen der Woche zum Morgenkaffee die Zeitung zu leſen, abgeholfen werden. Herr Dr. M. Kurnik, den Leſern der „Schleſiſchen Zeitung“ als Redacteur des Feuilleton derſelben bekannt, hat ſich dieſer Aufgabe unterzogen und wird ſie wahrſcheinlich ebenſo geſchickt zu löſen wiſſen, wie ſein Berliner Kollege, der Herausgeber der beliebten „Montags-Poſt“, Herr E. Koſſak. Das unten näher genannte Breslauer Blatt*) wird folgende zwölf Rubriken umfaſſen: 1) Leitartikel; 2) die neueſten politiſchen und Handels-Nachrichten; 3) Börſe in Breslau; 4) Montags-Briefe, zur Orientirung über die intereſſanteſten Erſcheinungen und Vorfälle der Woche; 5) Bilder aus dem Breslauer Leben; 6) provinzielle Streifzüge; 7) Berliner Briefe; 8) Theaternachrichten; 9) Literatur und Kunſt; 10) biographiſche Skizzen; 11) vermiſchte Aufſätze und 12) Inſerate. Der Preis iſt auf 22½, resp. 25 Sgr. vierteljährlich feſtgeſetzt. Die ſchleſiſche Hauptſtadt bildet nicht blos für die betreffende Provinz, ſondern, wie die weite Verbreitung der beiden in Breslau erſcheinenden politiſchen Zeitungen bezeugt, auch für die benachbarten Provinzen einen Mittelpunkt geiſtigen und induſtriellen Lebens und ſo iſt auch nicht zu zweifeln, daß das neue, mit Sachkenntniß und Geſchicklichkeit begonnene Unternehmen ſich einer großen Theilnahme zu erfreuen haben werde.

— Ruſſiſche Actien-Geſellſchaften. Das in Petersburg erſcheinende Журналъ для Акціонеровъ (Journal für Actionaire) enthält eine Ueberſicht der ruſſiſchen Actien-Geſellſchaften zu Ende des Jahres 1858, von der ein Auszug nicht ohne Intereſſe ſein dürfte. Es beſtehen demnach in Rußland jetzt 76 dergleichen Vereine, von denen ein einziger, die ruſſiſch-amerikaniſche Compagnie, mit einem Grundkapital von 1,122,600 Silber-Rubeln, noch aus dem vorigen Jahrhundert (1799), und ein zweiter, die ſogenannte Transport-Compagnie, mit einem Kapital von nur 15,000 Silber-Rubeln, aus der Regierung des Kaiſers Alexander I. (1822) datiren. Unter der Regierung des Kaiſers Nikolaus entſtanden vierunddreißig, darunter die Erſte Feuerverſicherungs-Compagnie (mit einem Kapital von 4,000,000 Silber-Rubeln, im Jahr 1827), die Zweite Feuerverſicherungs-Compagnie (1,500,000 Silber-Rubel, 1835), die Feuerverſicherungs-Compagnie „Salamander“ (2,000,000 Silber-Rubel, 1846), die Wolga-Dampfſchiffs-Compagnie (2,950,000 Silber-Rubel, 1847), die Viehverſicherungs-Compagnie (3,000,000 Silber-Rubel, 1848), die Compagnie für ruſſiſchen Holzhandel (4,000,000 Silber-Rubel, 1853), die Kama-Wolga-Dampfſchifffahrts-Compagnie (1,500,000 Silber-Rubel, 1854), und die Goldwäſcherei-Geſellſchaft Золотое руно oder Goldenes Vließ (5,000,000 Silber-Rubel, 1854). In den vier Jahren ſeit 1855 ſind nicht weniger als vierzig Geſellſchaften aufgetaucht, an deren Spitze natürlich die „Haupt-Compagnie der ruſſiſchen Eiſenbahnen“ ſteht, mit einem Kapital von 275 Millionen Silber-Rubel, in 2,200,000 Actien zu 125 Rubeln, worauf jedoch erſt 37 Rubel 50 Kopeken eingezahlt ſind. Dann folgen die Riga-Dünaburger Eiſenbahn-Compagnie (10,200,000 Silber-Rubel), die Warſchau-Wiener Eiſenbahn-Compagnie (10,000,000 Silber-Rubel), die Ruſſiſche Handels- und Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft (6,000,000 Silber-Rubel), die Warſchau-Bromberger Eiſenbahn-Compagnie (5,400,000 Silber-Rubel), die Compagnie für Dampfſchifffahrt auf dem unteren Dnjepr (3,000,000 Silber-Rubel), die Amur-Compagnie (3,000,000 Silber-Rubel) u. ſ. w. u. ſ. w. Von allen dieſen neuen Unternehmungen bezahlte nur die „Ruſſiſche Handels- und Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft“, deren „Kohlenſtation“ in Villafranca die politiſche Welt unlängſt in ſo große Unruhe verſetzt hat, eine Dividende von 6 pCt., und außerdem erhielten die Actionaire der großen Eiſenbahn-Geſellſchaft, und der Riga-Dünaburger den von der Regierung garantirten Zins von 5 pCt.; alle übrigen ſcheinen ſich erſt im Stadium der Entwickelung zu befinden, und vermuthlich dürfte das Kapital derſelben erſt zum kleinſten Theil eingezahlt ſein. Von den älteren Vereinen macht offenbar die kleine „Transport-Compagnie“ (über deren ſpeziellen Zweck nichts Näheres angegeben iſt), die beſten Geſchäfte, indem ihre Dividende für das Jahr 1857 ſich auf 200, ſage zweihundert Prozent belief, und überhaupt die mittlere Jahres-Dividende für die 34 Jahre, von 1822 bis 1857, 68,6 pCt. beträgt. Die Wolga-Dampfſchiff-Compagnie Самолетъ zahlte 20 pCt., die Ruſſiſche Baumwollſpinnerei-Compagnie und die Murtaja-Transport-Compagnie in Abo 17,5 pCt., die Erſte Feuerverſicherungs-Compagnie und die Compagnie „Merkur“ und „Kaukaſus“ 15 pCt., die Stearinlichter-Fabrications-Compagnie in Moskau 14 pCt., die ruſſiſch-amerikaniſche Compagnie und die Kama-Wolga-Compagnie 12 pCt., andere 11, 10, 9 pCt. u. ſ. w. Dagegen gab es auch mehrere, deren Dividende ſich auf 3 bis 4 pCt beſchränkte, und bei elf Geſellſchaften iſt gar keine Dividende angezeigt.

*) „Breslauer Montags-Zeitung. Blatt für Politik, Handel, geſellſchaftliches Leben, Literatur und Kunſt“. Herausgegeben von M. Kurnik.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hahn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. — Dienstag, den 29. März 1859. — № 38.

China.

Eine Französin unter chinesischen Seeräubern.*)

In dem Zueignungswort an einen Freund, das als Vorrede zu dem unten genannten merkwürdigen Buche dient, sagt die Verfasserin: „Sie fordern mich auf, einfach und natürlich zu sein: nichts zu meinen Eindrücken und Leiden hinzuzufügen; blos meinen Erinnerungen zu vertrauen; mir keine Mühe zu geben, als Geograph oder Geolog aufzutreten, kurz, nichts mehr zu sein, als das, was ich war: ein junges und muthiges Weib, hineingeworfen in die größten Gefahren und wunderbar gerettet. „„Wie groß auch gegenwärtig der Geschmack fürs Reisen ist““, sagen Sie, „„so haben doch bis jetzt wenig Frauen China besucht, und sicherlich ist nicht Eine in der Verfassung, uns das zu geben, was Sie gesehen und erfahren haben. Schreiben Sie also ohne Furcht, und Sie werden unter dem zartfühlenden Theil des Publikums Leserinnen zählen, die noch für das Einfache und Wahrhaftige Sinn haben““. So sprachen Sie, und ich unternahm es, Ihrer Aufforderung Folge zu geben. In Ermangelung anderer Eigenschaften wird es hoffentlich meiner Erzählung an den beiden nicht fehlen: an Wahrheit und Gemüthsanregung.“

Wir übergehen den anderthalbjährigen Aufenthalt der Reisenden und ihrer Schwester in Kalifornien, wo sie durch Handel einiges Vermögen erworben hatten. Eine jener in San Francisco so häufigen Feuersbrünste legte ihren Laden und ihre Waarenvorräthe in Asche. Eine Madame Nelson, auch eine handeltreibende Frau, rieth ihnen, Kalifornien gegen Batavia auf der Insel Java zu vertauschen. „Meine Schwester“, sagte die Reisende, „ganz übermannt von dem unerwarteten Mißgeschick, entschied sich für die Uebersiedelung nach Yraka, wo nach eingezogenen Nachrichten der Handel blühte; ich dagegen beschloß, Madame Nelson zu folgen. Abgesehen von dem Geldgewinn, den ich mir dabei versprach, drängte mich die unwiderstehliche Gier, neue Länder zu sehen.“ Sie bestieg also mit ihrer Freundin ein Schiff, das auf dem Wege nach Batavia Canton, Macao und Hong-kong berührte. Auf der Fahrt erkrankte Madame Nelson gefährlich. Am Bord war kein Arzt. Schon halb bewußtlos ließ sie sich von zwei Chinesen, die eine Mischung von Wahrsagern, Schwarzkünstlern und Aerzten waren, behandeln und starb mit dem Ausruf: „Die Chinesen! o, die Chinesen!“ Allein und schutzlos in der Welt landete die Verfasserin in Hong-kong mit dem Vorsatz, so schnell als möglich wieder nach Kalifornien zu ihrer Schwester zurückzukehren. Von dem französischen Vice-Konsul freundlich aufgenommen, weilt sie einige Zeit in Hong-kong, von welchem Platze, seiner ungesunden Luft, seinem eintönigen Leben, seinen eigenthümlichen Sitten, veranschaulicht durch die Gruppen der Chinesen, von denen die „Neue chinesische Straße“ wimmelt, sie ein gedrängtes, aber lebhaftes Bild giebt. Der gutherzige Konsul besorgte endlich für sie einen Platz am Bord der „Caldera“, Capitain Rooney, die am 4. Oktober 1854 unter Segel ging. Sie beschreibt den Capitain als einen Seemann, in dessen Gesicht Muth und Güte als die hervorstechendsten Züge sich ausprägten. „Bei unserem ersten Mittagsmahl in der Kajüte bemerkten wir, daß wir (außer ihr waren noch zwei Passagiere) vier Nationalitäten vertraten: der Capitain war ein Engländer, der eine Mitreisende, aus einem Handelshause zu San Francisco, ein Amerikaner, der zweite ein Chinese und ich eine Französin.“ Bei der Schilderung des Chinesen, Than Sing, der bestimmt war, der Gefährte ihrer Gefangenschaft, ihr Freund, Vater und Tröster in Leiden zu werden, verweilt sie mit großer Umständlichkeit. „Er war durch Pockennarben grausig entstellt; allein seine Häßlichkeit hatte nichts Abstoßendes. Güte strahlte aus seinem Gesicht, und ein freundliches Lächeln spielte fast stets um seinen Mund.“ Zum Glück für ihre künftigen Schicksale konnten sie sich einander im Englischen verständlich machen.

Unmittelbar nach dem Auslaufen des „Caldera“ begann die Unglücksreise mit einem heftigen Sturm, die Masten wurden gekappt, und das Schiff war in kurzem nichts mehr als ein Wrack. Indeß legte sich der Orkan, und es trat einige Ruhe ein. „Es war um Mitternacht, als es mir, unter entsetzlichem Alpdruck, vorkam, als wenn ich das Höllengeschrei einer Rotte Teufel hörte. Ich schrak aus dem Schlafe und setzte mich im Bette auf. Meine Kajüte war von hellrothem Schein erleuchtet, der mir die Augen blendete. Entsetzt von dem Gedanken, daß das Schiff von Feuer ergriffen sei, sprang ich aus dem Bette und stürzte vor die Thür. Der Capitain und der Amerikaner standen an der Schwelle ihrer Kajüten. Wir stierten einander sprachlos an; wir hörten wildes Gellen, und heftige Stöße dröhnten an den Schiffsseiten. Die Fenster wurden mit Steinen und Eisenstücken eingeschlagen. Der Widerstrahl der Flammen flackerte uns vor den Augen. Wir waren zu Stein erstarrt, ich faßte den Capitain beim Arme und rang nach Worten: „„Capitain, das Schiff steht in Flammen! Antworten Sie! Was ist's mit diesen Tönen?““ Er stand wie vernichtet und murmelte blos: „„Ich weiß es nicht““. Bald aber griff er nach einem Revolver und sprang auf's Deck. Mit der Angst vor einem schauerlichen Unglück im Herzen rannte ich in meine Kajüte zurück und schaute durch die Stückpforte nach der offenen See. Bei dem Flammenlichte erblickte ich die Masten chinesischer Dschonken. Zum Wahnsinn erschreckt kreischte ich: „„Piraten! Piraten!““ In der That waren es die durch ihre entsetzliche Grausamkeit verrufenen Piraten der chinesischen Gewässer. Wir waren in ihrer Gewalt. Drei Dschonken, zu je dreißig bis vierzig Mann, hatten die „Caldera“ in die Mitte genommen. Der Sturm schien die Räuber den Teufeln gleich herbeigefegt zu haben, um sein Zerstörungswerk zu vollenden. Sie hatten den zerrütteten Zustand unseres Fahrzeuges berechnet, ihren Erfolg zu sichern. Mit Katzenbehendigkeit waren sie an den Schiffsseiten hinaufgeklettert. Auf dem Deck stellten sie einen höllischen Tanz an unter einem gellenden Jauchzen, das keiner Menschenkehle anzugehören schien. Der vermeintliche Feuerschein war vielmehr die Wirkung von Leuchtkugeln, welche diese Ungeheuer zu werfen pflegen, um die Schiffsmannschaft zu erschrecken und jeden Versuch zum Widerstand zu lähmen.“

Widerstand erschien in der That fruchtlos. Der auf dem Deck versammelte Theil der Mannschaft wird durch Knallgeschosse nach dem Mitteldeck zurückgescheucht, wo sie, jeden Gedanken an Gegenwehr aufgebend, sich zu verstecken suchen, in der Hoffnung, wenn das Schiff ausgeplündert ist, verschont zu bleiben. Bald aber werden sie entdeckt und unter Todesdrohungen aufs Verdeck geschleppt. „Ich blieb bis auf die letzte Minute“, fährt die Reisende fort, „hinter einem Waarenballen verborgen, mehr todt, als lebendig. Endlich wurde auch ich in meinem Versteck aufgefunden, und als sie in mir ein Weib erkannten, brachen sie in einen Schrei der Ueberraschung aus; eine entsetzliche Freude blitzte aus ihren Augen. Mir war es, als gähnte mir ein offenes Grab entgegen, als streckten Teufel ihre Krallen nach mir. Ich hob meine Hände gen Himmel und empfahl Gott meine Seele. In demselben Augenblick fühlte ich mich ergriffen und auf das Deck gezerrt.“

Hier wurden die Gefangenen zusammengestellt und bewacht, während die Piraten sich daran machten, das Schiff zu plündern. Inzwischen wird das unglückliche Weib fortwährend mit dem Tode bedroht und durch scheußliche Geberden erschreckt. Aber der chinesische Kaufmann, auch Gefangener, doch nicht gefesselt und gemißhandelt wie die Uebrigen, suchte das arme Opfer zu trösten. Er machte den Dolmetscher bei seinen gesetzlosen Landsleuten und mit lebhaften Far-

*) „Les Pirates chinois: Ma Captivité dans les Mers de la Chine.“ Par Mme. Fanny Loviot. Paris, Librairie Nouvelle.

den schildert er ihnen das wackere Benehmen des Capitains, den er, klug genug, für einen Spanier ausgiebt; wohl wissend, daß, bei dem Hasse der Chinesen gegen die Engländer, die Entdeckung seiner wirklichen Nationalität die Losung zu seinem augenblicklichen Tod sein würde. Die Gefangenen wurden endlich in einen stockfinstern Winkel eng zusammengesperrt, und erst nach der Fürsprache Than-Sing's läßt man sie wieder auf dem Deck freie Luft schöpfen und gestattet dem armen Weibe, sich in seine Kajüte zu begeben, da der alte Kaufmann die Piraten zu überzeugen gewußt, daß sie durch ein Lösegeld mehr, als durch Ausübung von Grausamkeiten, gewinnen würden.

Am Morgen zuckt ein Hoffnungsstrahl durch ihre Seele. Sie hört die Matrosen schreien: „Die Piraten fliehen!" Vielleicht, denkt sie, hat die Annäherung eines Dampfers die Räuber in die Flucht getrieben. Bald aber schwand die Hoffnung. Die ersten Quälgeister waren vor einer zweiten Piratenrotte geflohen, die ihrerseits in überlegener Zahl das Schiff erstiegen, um das Werk der Plünderung und Verwüstung zu krönen. Inzwischen suchte sie, unter dem Beistand des gütigen Capitains und durch Beisteuer der Schiffsmannschaft, männliche Kleidung anzulegen. Diese zweite Bande zeigte sich noch schrecklicher als die erste. Sie zerstörten Alles, selbst die Nahrungsmittel. Umsonst suchten der Capitain und der alte Chinese die Frau ihren Blicken zu entziehen: ihr Geschlecht ward entdeckt, und die schmählichen Zudringlichkeiten begannen von neuem. Endlich, nachdem sie fortwährend zwischen Entehrung und Tod geschwebt, trat eine Pause ein; die Piraten verließen das Schiff, ein nacktes Gerippe, sicher, daß es, einsam auf dem Gewässer ankernd, ihnen nicht entfliehen könne, und segelten ans Land. Ein schauerliches Bild entwirft Frau Loviot von den verzweifelnden Gruppen auf dem zertrümmerten Fahrzeug. Ein einziger in Fett getränkter brennender Docht in der trostlosen Nacht warf sein schwaches Licht auf diese mit Koth bespritzten, schreckenbleichen, schmerzverzerrten Gesichter. In fieberischer Rastlosigkeit, des Schlafes unfähig, wandelt sie auf und ab, weckt endlich den Capitain und dringt in ihn, einen Fluchtversuch zu machen, dem sich aber die Mannschaft, der Amerikaner an der Spitze, widersetzt, da die Böte zerbrochen und leck seien. Endlich wird eines von seiner Kohlenladung geleert und mit Mühe hinabgelassen. Bald aber füllt es sich mit Wasser. Die Flucht ist für diese Nacht unmöglich. Am Abend des nächsten Tages, nach einiger Ausbesserung des Bootes, wird ein zweiter Versuch gemacht, allein in dem Augenblick, wo Alles bereit ist, nähern sich Dschonken. Eine Piratenabtheilung hält Untersuchung bei Laternenschein, entdeckt aber nichts Verdächtiges und fährt wieder ab. Ein dritter Versuch wird wiederholt, aber erfolglos. Der Zustand des Bootes ist der Art, daß die Mannschaft, nach verzweifelten Anstrengungen, sich genöthigt sieht, zum Schiffe umzukehren. „Als ich", sagt die Verfasserin, „auf das unglückliche Fahrzeug wieder den Fuß setzte, wurde mir schwindlig. Erschöpft von Angst, Anstrengung und Hunger sank ich in eine langanhaltende Ohnmacht. Als ich zu mir kam, fand ich mich mit Segelfetzen und Matrosenkleidern zugedeckt. Die Matrosen standen um mich gruppirt und sahen mitleidig auf mich. Mancher dieser rauhen Männer vergoß Thränen. Mein Anblick mochte die Erinnerung an eine Mutter, eine Schwester, eine Gattin, die er in der Heimat zurückgelassen, in ihm hervorgerufen haben."

Sie entschlief endlich, erwachte aber bald zu schreckenvoller Wirklichkeit. Die gräßlichen Piraten, bewaffnet mit Säbeln und Pistolen, umstehen sie; mitten unter ihnen Than Sing, der lebhaft mit dem Häuptling spricht: sie ist der Gegenstand der Unterhaltung und erfährt bald, daß sie am Bord einer Dschonke in die Nähe von Hongkong gebracht, wo wegen ihres Lösegeldes unterhandelt werden sollte. Sie muß mit dem chinesischen Kaufmann ein Boot besteigen. Sie erwartet, von dem Capitain begleitet zu werden; allein das Boot stößt ohne ihn ab. „Ich streckte", schreibt sie, „dem guten Rooney und meinen Unglücksgefährten, als Zeichen eines ewigen Abschiedes, die Arme entgegen. Ich hörte den Capitain wie rasend schreien: „„Nehmt mich, nehmt mich mit ihr!"" dann bedeckte er das Gesicht mit seinen Händen und weinte bitterlich."

Sie wird mit dem Kaufmann in ein schauerliches Loch gesperrt, wo es von Spinnen, Vielfüßern und Ratten wimmelt. Am Tage wurde das Loch verdeckt, damit man von vorbeisegelnden Schiffen oder von der Küste aus nicht Unrath merke, und so waren die Gefangenen dem entsetzlichen Erstickungstod ausgesetzt. Abends wurde der alte Mann herausgelassen, und durch seine dringende Vermittelung genießt sie endlich dieselbe Vergünstigung. In diesen Zwischenpausen der Erlösung aus ihrem Kerker wird sie erträglich behandelt und theilt die Kost der Schiffsleute. Sie findet sogar Gelegenheit, die Gebräuche beim Beten — denn die Schurken beteten sehr eifrig! — die Eigenthümlichkeit beim Essen, die Physiognomie des Piraten-Capitains und seiner Mannschaft zu beschreiben. Sechs Tage und Nächte dauert die Reise, als die Dschonke einen chinesischen Kauffahrer angriff. Sie hört in ihrem Gefängniß das Schlachtgeschrei, das Jammern und Aechzen der Verwundeten. Sie wird fast wahnsinnig, windet sich in Krämpfen, erkrankt gefährlich und wird von dem Chinesen väterlich gepflegt. Am siebenten Tage kommt ein Dampfer in Sicht. Die erschrockenen Piraten springen von der Dschonke und schwimmen ans Land. Kaum kann ihr Gefährte der Unglücklichen die Wahrheit begreiflich machen. Kanonenböte rücken dem chinesischen Fahrzeug näher und feuern einen Schuß darauf ab. Aus einer Gefahr kaum erlöst, droht ihr der Tod aus den Feuerschlünden. Da stürzt sie, wie im Delirium, ohne der fliegenden Kugeln zu achten, an den Rand des Decks, läßt ihr langes Haar herabfallen und schwingt ihren Hut. Englische Offiziere und Matrosen, geleitet von ihrem alten Freund, Capitain Rooney, besteigen das Piratenschiff, und sie ist gerettet.

Hier lassen wir den Vorhang fallen und empfehlen unseren Lesern die weiteren Ereignisse: ihre Ankunft in Hong-kong, ihre Erkrankung und die sorgfältige Pflege im Hause des Konsuls, die Wiedergenesung, ihren Abschied von Rooney, durch dessen eifrige Bemühungen bei dem französischen Konsul und den englischen Behörden der Zug gegen die Piraten und die Rettung der Gefangenen vermittelt wurden, von Than Sing, der sich ihr als zärtlicher Vater erwiesen, ihre Abreise von China am Bord des „Malta", ihre Ankunft in Marseille, in dem höchst interessanten Buche selber nachzulesen.

Keltisches.

Bretonische Volkslieder.*)

Im Nordwesten von Frankreich hat sich der letzte auf dem Kontinent von Europa ansässige Rest jenes einst über halb Europa verbreiteten Volkes der Kelten erhalten, das einst wohl dem germanischen Stamme an Stärke nicht nachstand, und dieser Rest ist nach den besten Quellen keinesweges ein Ueberbleibsel der alten Gallier, welche Cäsar unterwarf, sondern es sind Flüchtlinge aus dem großen Britannien, die sich auf die Schiffe setzten, um den sächsischen Eroberern zu entgehen. Sie nannten ihre neue Heimat nach dem Lande ihrer Vorfahren und sich selbst Bretonen, d. i. Briten. Bekanntlich sind die heutigen Bewohner von Wales nebst den gälischen Hochschotten und den Iren ebenfalls Glieder desselben Stammes.

Das Loos solcher zurückgedrängten und allmählich eingehenden Stämme hat immer etwas Trauriges, und wir haben dergleichen Völkchen in Europa mehrere: Basken, Iren, Bretonen, Litauer; ich könnte mehrere nennen; ich habe selbst immitten eines solchen gelebt und manche Accente verstehen gelernt, für die man im Großen und Ganzen kein Ohr hat. Die höhere Kultur zehrt die niedere, vereinzelte auf; dem schwachen Stamme werden allmählich die Nahrungssäfte entzogen, und der Uebergang ist ein peinlicher und schmerzvoller. Daher das verschlossene Grollen, die Bitterkeit und Verstimmtheit der Zugehörigen eines solchen Stammes, selbst wenn sie schon mitten in der fremden Kultur drin stehen. Gewöhnlich tasten auch die Angehörigen der siegreichen Race bei aller Humanität mit zu roher Hand und zu schonungslos zu, um die Nothwendigkeit wenigstens erträglich zu machen. Das Kränkendste aber ist der Raçenstolz, dessen Aeußerungen um so bitterer empfunden werden, je naiver sie sich geben. Die neuere Sprachforschung und die neueren ethnographischen Studien haben sich das schöne Verdienst erworben, hier mildernd und versöhnend zu wirken und jenen unglücklichen Völkern wenigstens den Trost zu gewähren, der aus dem Stolze auf ihr geistiges Eigenthum, auf ihre Sprache und Sitte, entspringt; sie hat den Druck der Verachtung von ihnen genommen, und es ist dringend zu wünschen, daß sie es immer mehr thue. Ich sage das, weil das mir vorliegende und zu besprechende Buch eine Bestätigung von Erfahrungen giebt, die ich selber gemacht und die ich für den Schlüssel von Vielem halte, was man bisher noch nicht gehörig gewürdigt hat.

Das Buch ist betitelt: „Bretonische Volkslieder" (größtentheils nach der Sammlung des Herrn v. La Villemarqué), übersetzt von Moritz Hartmann und Ludwig Pfau. Dasselbe zerfällt in zwei Theile: 1. Mythisch-historische Gedichte, 2. Lez-Breiz. Epische Gedichte bilden den ersten; Balladen, Fest- und Liebeslieder, religiöse Lieder den zweiten. Jedem Gedichte folgt eine kürzere oder längere Abhandlung, um das Geschichtliche, Geographische 2c. zu erläutern und es so vollständig als möglich zu erklären. Wie von solchen Uebersetzern zu erwarten steht, sind die Verse fast durchgängig gut gebaut und in schöner, korrekter Sprache gegeben, so daß sich das Meiste wie Original lesen läßt. Die Treue zu beurtheilen, sind wir außer Stande; wir glauben aber, daß sie nichts oder nur wenig zu wünschen wird übrig lassen.

Den Eingang bilden einige höchst interessante, uralte Gedichte, die noch aus der Druidenzeit herüberklingen und uns den Beweis liefern, daß mit dem Keltenthum eine ganze alte Kultur, und zwar

*) „Bretonische Volkslieder, übersetzt von Moritz Hartmann und Ludwig Pfau". Köln, DuMont-Schauberg, 1859.

eine priesterliche, untergegangen ist. Das Buch fängt ganz mystisch an: „Die Prophezeiung Gwennc'hlan's". Sonderbarer Name! Wer war Gwennc'hlan? Nun wohl, ein alter Barde, der im fünften Jahrhundert in der Bretagne lebte und einer der ältesten Barden ist, die mit ihren Dichtungen den Volkspoeten vorangegangen sind. Klan, genannt Gwennc'hlan, was so viel bedeutet als reiner Stamm, wurde um die Mitte des fünften Jahrhunderts in Armorika geboren. Der Barde Taliesin, ein Auswanderer aus Britannien, kannte ihn noch und sagte von ihm, daß er viele Preislieder auf die Helden seines Vaterlandes gesungen. Der Geschichtschreiber Nennius im neunten Jahrhundert rechnet ihn mit Taliesin, Aneurin und Liwarc'h-henu zu den Barden der Bretonen. Ein Manuskript mit seinen Gesängen, älter als Nennius, wurde im funfzehnten Jahrhundert kopirt und befand sich vor der Revolution noch in der Abtei Landerenec. Die Sansküloten sollen es vernichtet haben; doch versichert man in der Bretagne, es sei gerettet. Das Buch führte den Titel: „Diouganon" (Prophezeiungen). Gwennc'hlan soll alle Schicksale prophezeit haben, die seitdem die Bretagne und Britannien betroffen haben.

Gwennc'hlan sagt von sich selbst: „Die Zukunft wird von Gwennc'hlan sprechen, eines Tages werden die Bretonen auf dem Menez-bon ihre Stimmen erheben, und, nach dem Gebirge blickend, werden sie sagen: Hier wohnte Gwennc'hlan, und sie werden die Geschlechter bewundern, die nicht mehr sind, und die Zeiten, deren Tiefen ich gemessen habe". Er stellt sich uns dar als armer, blinder Greis, der aus einem Landstrich in den anderen zieht, auf seinem kleinen Gebirgspferde sitzend, dessen Zügel sein Knabe erfaßt hat. Er sucht ein Feld, das er bebauen und wo er seine Hütte aufschlagen könne. Da er die Pflanzen kennt, die auf gutem Boden wachsen, fragt er von Zeit zu Zeit: Mein Sohn, siehst du den Klee grünen? Nur den Fingerhut seh' ich blühen, antwortete der Knabe. So ziehen wir weiter, spricht der Barde und verfolgt seinen Weg, bis er die erwünschte Stätte gefunden. Er steigt vom Pferde, und auf einem Steine in der Sonne sitzend, sagt er seinem Knaben an, welcher Saaten es bedarf, um den Boden fruchtbar zu machen, und in welcher Reihenfolge die Arbeiten der Bestellung vorzunehmen seien. Und er schließt: „Vor dem Ende der Welt wird der schlechteste Boden den besten Weizen tragen."

Doch nicht immer ist er so friedlich gewesen. Ein Spätling des Druidenthums, sieht er den Untergang seiner Religion und seines Volkes und ist von grimmigem Hasse gegen die Christen, namentlich gegen Priester und Mönche, erfüllt. Er weissagt ihnen einen schrecklichen Untergang, wo sie wie wilde Thiere gejagt und in Haufen geschlachtet werden sollen, so daß ihr Blut, in Strömen fließend, Mühlräder umdrehen werde.

Die vorliegende Weissagung soll Gwennc'hlan kurze Zeit vor seinem Tode gedichtet haben, und zwar im Gefängnisse, in das ihn ein auswärtiger Fürst hatte werfen und blenden lassen. Es war ein Fluch auf den Fürsten, der kurz darauf in der Schlacht von den Bretonen erschlagen ward. Dieser fremde Fürst wird dargestellt als ein vor Alter grau gewordener borstiger Eber, dem hungrige Ferkel in großer Zahl nachfolgen, um über das Land der Bretonen herzustürzen. — Der Barde ruft ein anderes Wunderthier zu Hülfe, das Meerpferd.

„Das Meerpferd springt ans Land und naht,
Vor Schreck erzittert das Gestad.
Es glänzt so weiß wie Schnee des Firn',
Ein Silberhorn trägt seine Stirn.
Aus seinen Nüstern sprühet Gluth,
Daß schäumt und kocht die Meeresfluth.
So viele Seepferd' nah'n zugleich,
Als Schilf sich drängt um einen Teich.
So halt dich gut, du Seepferd du!
Schlag ihn aufs Haupt, schlag zu, schlag zu."

Wem fällt nicht bei diesem Seepferde, das doch unzweifelhaft das Zeichen und Wappenthier der Bretonen ist, das Einhorn im englischen Wappen ein? Gewiß ist dieses Thier, wie das sächsische Pferd 2c., das uralte Emblem der keltischen Briten, und schon Vortigern, schon König Arthur mag es in seinem Schilde geführt haben. Sehr pathetisch ist das dritte Gedicht dieser Weissagung:

„Als ich in meinem kalten Grabe schlief,
Hört ich, wie durch die Nacht der Adler rief.
Er rief die jungen Adler in das Feld,
Und alle Vögel unterm Himmelszelt.

Und als er sie gerufen sprach der Aar:
Erhebt euch schnell auf euer Schwingenpaar.
Nicht Fleisch von Hund und Lämmern faul und todt,
Nein, Christenleiber thun uns heute noth.

Sag an, du alter Rabe von dem Meer!
Was trägst du da in deinen Krallen her?
Das Haupt des fremden Herzogs trag ich hier,
Nach seinen rothen Augen lüstet mir.

Ihm reiß ich beide Augen aus dem Haupt,
Der dir die Augen und das Licht geraubt.
Und du, o Fuchs, gieb Antwort und sag an,
Was trägst du her, von Blute trieft dein Zahn.

Es ist sein Herz, das ich vom Schlachtfeld trug,
Das war, wie meines, falsch und voll von Lug,
Das deinen Tod begehrte, dich in Gram
Vergehen ließ und dir das Leben nahm.

Und du, o Kröte! sag und thu mir kund,
Warum doch lauerst du an seinem Mund?
Am Winkel seines Mundes harr ich still,
Am Weg der Seele, bis sie fliehen will.

Sie bleibt in mich gebannt endlose Zeit,
Bis daß sie abgebüßt das schwere Leid,
Das Leid, das sie dem Barden angethan,
Der nicht mehr weilt in seiner Heimat Clan."

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Aus dem Revolutionskrieg in Ostindien.

Nachrichten, die wir aus Zeitungen über Kriegsereignisse erhalten sind gewöhnlich Bruchstücke und häufig auch nicht hinlänglich sicher; die Geschichte der Kriege im Zusammenhange aber übergeht oft Einzelnes oder unterwirft die einzelnen Punkte, wo Großes geschah, einer zu oberflächlichen Betrachtung, und das zumal, wenn ihr nicht über Alles und Jedes bewährte Berichte vor Augen liegen, auf die sie sich stützen kann. Von besonderem Werth sind daher von Augenzeugen verfaßte, umständliche Erzählungen über das, was im Verlaufe eines Krieges an einzelnen Brennpunkten des Streites gekämpft und gelitten worden ist. Eine solche Beschreibung giebt uns von der Belagerung von Lucknow im Jahre 1857 ein Deutscher, Namens Runtz Rees, der als Kind zu seinem Oheim, dem damaligen Professor der Astronomie am Hindu-Kollegium und Superintendent der Sternwarte der Ostindischen Compagnie zu Kalkutta, dorthin geschickt worden war, als erwachsener Mann aber, bei Gelegenheit einer Reise nach Lucknow, wo er früher in einer Anstalt Unterricht genossen hatte, wiewohl er Civilist war, an den Trübsalen und Kämpfen, welche die Engländer hier zu bestehen hatten, Antheil zu nehmen genöthigt wurde.*)

Die Aufrichtigkeit, womit der Verfasser zu Werke geht, bekundet das Geständniß, welches er von der Schuld der Engländer an der Empörung auch hier in dieser Stadt und Umgebung offen ablegt. Unter Anderem sagt er: „Wir hatten uns gar zu sehr bemüht, auf der Kredit-Seite unserer Bücher eine ansehnliche Bilanz zu ziehen, daß wir uns weniger darum kümmerten, das indische Volk glücklich zu machen, als vielmehr, es unsere Schatzkammern füllen zu lassen. Da gab es eine Stempeltaxe, eine Steuer auf Eingaben, auf Futter und Häuser, einen Zoll für Lebensmittel, für Wege und Fähren zu entrichten. Da gab es einen Opium-Lieferanten, einen Korn- und Lebensmittel-Lieferanten, einen Salz- und Branntwein-Lieferanten, und wurden in der That alle Gegenstände, die man in Paris unter dem Begriff Oktroy zusammenfassen würde, in Akkord gegeben. Jeder mehr oder minder zur Nahrung dienende Artikel war demzufolge sehr theuer, und die Lieferanten erwarben sich Schätze, während das Volk unter ihren Erpressungen darbte.

„Besonders die Steuer auf Opium verursachte eine gränzenlose Mißstimmung im ganzen Lande, vornehmlich aber in Lucknow. Opium war ein Artikel, der in jener Stadt ein ebenso allgemeines Bedürfniß war, wie in China, und die Entziehung dieser so beliebten Waare fiel als ein harter Schlag auf die ärmeren Opiumesser. Mancher, der nicht reich genug war, den erhöhten Preis bezahlen zu können, schnitt sich aus Verzweiflung darüber den Hals ab. Ueberdies waren unsere Beamten, obschon ängstlich darauf bedacht, immer und überall Recht und Billigkeit zu üben, zu sehr von stehenden Verordnungen und Instructionen eingeengt, als daß sie hätten ganz unparteiisch sein können, und wurden von ihren Sheristadars und den eingeborenen Würdenträgern, deren schmachvolle Bestechlichkeit sprüchwörtlich geworden ist, abgehalten, den Eingebungen des eigenen Gewissens zu folgen.

„Der Kotwal, oder eingeborene Polizei-Commissair, der sich in unserem Dienste so eifrig gezeigt hatte, und der unserer Sache so fest anhing, nicht aus Dankbarkeit, sondern in Folge des Abscheues, den er sonst überall einflößte, besaß keine anderen Freunde, als unsere Beamten, denen sein wahrer Charakter fremd war, und die leider zu sicher auf seine Ergebenheit bauten. Dieser Mann pflegte Jeden, von dem er dachte, daß er ihn gut bezahlen könne, mit einer Anklage

*) „Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow", von L. E. Runtz Rees. Mit dem Plan der Stadt nebst der Residenz und dem Portrait des General Sir Henry Lawrence. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Karl B. Lorck, 1858.

zu bedrohen, und bei der hohen Stellung, die er einnahm, und den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, war er ein fürchterlicher Feind aller derer, die Verwegenheit genug hatten, sich ihm zu widersetzen und seiner Macht zu spotten. Seine wüsten Ausschweifungen machten ihn ganz besonders gefährlich für Väter und Ehegatten, denen er, mit Hülfe eines Schergen, zu jeder beliebigen Zeit Töchter oder Frauen entreißen konnte. Zu alle dem waren die Eingeborenen von unseren Hindu- und muhammedanischen Untergebenen gewöhnt worden, uns für verrucht und ungerecht anzusehen; denn wenige von ihnen steckten Bestechungen ein, ohne anzudeuten, daß die größere Hälfte davon in die Taschen unserer Richter und Beamten fließe, während diese armen Menschen wenig ahnten, wie schmählich ihre Gerechtigkeitsliebe verdächtigt wurde, und was für Reichthümer sich ihre Amtsgehülfen auf Kosten ihres guten Namens erworben."

Die Belagerung dauerte vom 30. Juni bis zum 17. November, wo Sir Colin Campbell und sein tapferes Heer herbeikamen, den Feind schlugen und der geringen Besatzung nebst ihren Familien die Freiheit verschafften, Lucknow verlassen und sich in ruhigere Gegenden Indiens zurückziehen zu können, nachdem sich früher, nämlich am 25. September, schon General Havelock und Outram nach blutigem Sturme auf die Belagerer in die Stadt geworfen und wenigstens neue Hoffnung gebracht hatten.

Der Zustand der in Lucknow Eingeschlossenen war ein furchtbarer, da die Streitkräfte derselben schon zur Zeit der Schlacht von Chinhutt, am 30. Juni, sich nicht höher beliefen, als auf 300 Europäer vom 32. königlichen Regimente, ungefähr 150 Mann vom 13. Eingeborenen- und eine kleine Zahl vom 71. und 48. Eingeborenen-Infanterie-Regimente, 125 Berittene von den Ouder Irregulairen (meistens Sikhs) und etliche freiwillige Kavalleristen, zusammen etwa 7000 Mann, davon aber in eben jenem Treffen bereits eine Menge Eingeborener desertirt und viele Europäer (116 Gemeinen und 3 Offiziere) getödtet, andere gefährlich verwundet worden waren. Lucknow selbst war keine reguläre Festung, vielmehr eine am Flusse Gumtee sich weit ausbreitende Straße von Palästen, Häusern und Gärten, in der die Engländer, nachdem sie ihre Erdwälle und Lehmmauern zu ihrer Vertheidigung angelegt hatten, sich nicht anders befanden, als in einer Verschanzung auf freiem Felde; ja noch schlimmer: denn die Batterieen der feindlichen Inder, deren Zahl sich anfänglich auf 18,000 Mann, später, als immer Mehrere herbeiströmten, vielleicht auf 50,000 belaufen konnte, waren nur 60 oder 100 Schritte von den schwachen Bollwerken der Belagerten, und mit dem Terrain waren die Belagerer so bekannt, daß sie genau wußten, auf welche Stellen sie zu zielen hatten, um sicher zu treffen und Verlust zu veranlassen. Eines der ersten Opfer der feindlichen Kanonade war daher Fräulein Palmer, Tochter des Oberst-Kommandanten vom 40. Regimente, die, in der Statthalterschaft selbst wohnend, von einer Granate verwundet wurde, und schon am 2. Juli wurde der brave Gouverneur Sir Henry Lawrence, auf einem Feldbette, in seiner Stube, im zweiten Stockwerke des Statthaltergebäudes, von einem Stücke einer Bombe tödtlich verletzt, die zwischen ihm, seinem Privatsecretair Cooper und Capitain Wilson geplatzt war.

Daß die Engländer, auch die Civilisten, trotz aller dieser Gefahren und Leiden, heldenmäßig aushielten, die Feinde fern zu halten wußten, ihnen, wie der Ingenieur-Oberst Fulton, durch Minen und Gegenminen und Ausfälle großen Verlust verursachten, war des Lobes wohl würdig, das Sir Colin Campbell bei der endlichen Erlösung ihnen gab. Aergerlich war es ihnen aber anzuhören, wie die Feinde, bei ihrem Abmarsch, sie verhöhnend, am anderen Ufer des Gumtee „God save the King" und andere englische Lieblingsmelodieen spielten.

Dr. P—r.

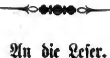
Mannigfaltiges.

— Die Religions-Philosophie des Maimonides. Das „jüdisch-theologische Seminar" in Breslau, das jetzt von Israeliten der verschiedensten Länder, unter Anderem auch aus Schweden und Nord-Amerika, besucht wird, hat am 27. Januar d. J. das erste Lustrum seiner Stiftung gefeiert. Nach dem im Druck erschienenen Jahres-Bericht zählt die Anstalt gegenwärtig in ihren beiden, seit dem Beginn des vorigen Studienjahres eingeführten, getrennten Seminarien 50 Hörer, und zwar 40 im Rabinen-Seminar (aus zwei Abtheilungen bestehend) und 10 im Lehrer-Seminar. Ein neuer Gegenstand: das „mosaisch-talmudische Kriminal- und Civilrecht", ist in den Lehrplan des Rabbiner-Seminars aufgenommen. Der von einem Freunde der Anstalt gestiftete Preis für die beste wissenschaftliche Abhandlung eines Seminaristen ist im vorigen Jahre einem Studirenden der Philosophie aus Baja in Ungarn und im laufenden Jahre einem Oberschlesier zuerkannt worden. Die diesjährige Preis-Aufgabe war: „Ueber Inhalt und Geist der Einleitungen des Maimonides zu seinem Mischna-Kommentar, mit besonderer Berücksichtigung des von E. Pococke edirten arabischen Orginals zur Ordnung Seraïm." Außer den auch im Verlauf des vorigen Jahres von Gemeinden, wie von Privaten, gespendeten Geldbeiträgen in Stipendienform, ist auch die Seminar-Bibliothek (deren Grundstock die bei der Eröffnung der Anstalt mit großen Kosten in Triest angekaufte Saravalsche Bibliothek bildet) mit mancher literarischen Gabe bedacht worden. Und es läßt sich erwarten, daß die dringende Bitte des Direktors, Herrn Ober-Rabbiner Dr. Frankel, an Alle, die für jüdisch-theologische Wissenschaft Interesse nehmen, durch Geschenke, namentlich an hebräischen Werken, die oft in Familien unbenutzt verkommen, sich ein bleibendes Verdienst um diese Bibliothek zu erwerben, gerechten Anklang finden werde. Dem Jahresbericht voraus geht eine Abhandlung des Seminar-Lehrers Dr. Joel, über: „Die Religionsphilosophie des Mose ben Maimon (Maimonides)". Zum Grunde gelegt ist das Hauptwerk des Maimonides auf diesem Gebiete: „Moreh-Nebuchim" (Führer, oder Wegweiser der Verirrten), aus welchem sein philosophisch-theologisches System entwickelt wird. Der Verfasser weist zuvörderst in einem gedrängten Umrisse nach, wie die jüdische Scholastik an die arabische mit ihren Verästungen, den Philosophemen der Mutakallimun, des Matazila,*) der Ascharia angeknüpft und sich zu ihr bald einstimmend, bald polemisch verhalten hat, um dann zur Sache zu kommen und in drei Abschnitten: a) Maimoni's Philosophie, b) Maimoni's Ausgleichung der Philosophie mit der Bibel, c) Maimoni's Auffassung der biblischen Gebote, in lichtvoller Darstellung zur Anschauung zu bringen, wie denn die ganze Arbeit als eine wohldurchdachte und gediegene Kennern und Freunden der mittelalterlich-jüdischen Wissenschaft mit gutem Grund empfohlen werden darf.

— *Biblioteca italiana.* Il sottoscritto ha l' intenzione di vendere all' ingrosso (in Bausch und Bogen) la Collezione dei Libri di cui se ne può avere il Catalogo. Essa contiene per lo più Opere classiche Italiane, di buone Edizioni, alcune anzi *rare*, e ben conservate. I Libri Francesi, in piccolo numero, non sono del tutto privi di pregio. Tra questi merita particolar menzione „*L'Encyclopédie par Diderot et d'Alembert*", la quale è tutt' ora in grande stima dei Dotti. Il prezzo di sessanta Federici d' oro di Prussia per la medesima non sembrerà punto esagerato ai Conoscitori.

Prof. *Fabbrucci.*
Berlino, Niederlagstr. 6.

*) Der Akademiker S. Munk in Paris, eine auf diesem Gebiete anerkannte Kompetenz, schreibt: Metakallemin, Motazela.



An die Leser.

In Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung der Herren Veit & Comp., sowie mit uns bekannt gewordenen Wünschen des Publikums, werden wir vom nächsten Quartal ab, wo der Druck des „Magazin" von Berlin nach Leipzig verlegt wird, dasselbe, nach dem Beispiele aller anderen literarischen Zeitschriften Deutschlands, wöchentlich in Einer Lieferung (von zwölf Seiten des bisherigen Formates) erscheinen lassen.

Durch die Ausstattung des Blattes wird die Verlagshandlung den Lesern den Beweis liefern, daß sie bei dieser Veränderung nichts verloren haben.

Berlin.

Die Redaction.
J. L.

Bücher und Manuskripte für diese Zeitschrift werden sowohl durch die Herren Veit & Comp. in Leipzig, als durch Herrn Devaranne in Berlin (Jägerstraße Nr. 25) besorgt.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Donnerstag, den 31. März 1859. № 39.

Italien.

Guerrazzi in deutschem Gewande.

Beatrice Cenci.*)

Ein vielgenannter Name in den heutigen italiänischen Fortschritts- und Freiheitsbestrebungen ist Guerrazzi, und es sollte uns wundern, wenn nicht wenigstens dieser Name einer großen Anzahl unserer Leser im Ohre hängen geblieben wäre, selbst wenn sie nichts Weiteres wüßten, als daß er in der italiänischen Politik eine Rolle gespielt hat und noch spielt. Guerrazzi hat nun vor einigen Jahren einen Roman, „Beatrice Cenci", geschrieben, der uns in deutscher Uebersetzung in zwei mäßigen Bänden vorliegt. Den Lesern des „Magazin" wird der Verfasser interessanter als sein Roman sein, und da wir in der Vorrede ziemlich ausführliche und, wie es scheint, gute Auskunft über ihn erhalten, so wollen wir daraus das Wichtigste über den Mann mittheilen, der vielleicht noch fernerhin eine Rolle spielen wird.

Guerrazzi führt den Vornamen Francesco Dominico, und ist 1805 zu Livorno geboren. In Pisa studirte er die Rechte und zeigte schon frühzeitig Talent und Geist. Als junger Mann wurde er 1830 wegen einer von ihm veröffentlichten Lobrede auf Cosmo di Fante zu einer sechsmonatlichen Gefangenschaft verurtheilt, worüber ein älterer Verwandter von ihm, Peter Guerrazzi, den Verstand verlor. An den politischen Umwälzungen in anderen Staaten zeigte er in mündlichen und schriftlichen Aeußerungen eine so lebhafte Theilnahme, daß er darüber wiederholt (1831 und 1834) festgenommen wurde. Bei den großen Erschütterungen von 1848 wurde er gleich anfangs wieder inhaftirt und nach Porto-Ferrajo abgeführt. Als jedoch nicht lange nachher bedenkliche Unruhen in Livorno ausbrachen, fühlte man sich veranlaßt, zur Herstellung der Ordnung ihn wieder herbeizurufen, und wiewohl Neri Corsini ihm zur Seite stand, mußte doch Guerrazzi auf mehrere Tage die Zügel der Regierung ganz allein in die Hand nehmen. Als hierauf ein neues Ministerium gebildet werden sollte, zeigte sich, daß Montanelli und Guerrazzi die Günstlinge der demokratischen Partei waren, und als diese Partei nach längeren Kämpfen den Sieg davontrug, wurde Montanelli Premierminister mit dem Portefeuille des Auswärtigen, und Guerrazzi Minister des Innern. Das entschieden demokratische Programm, welches diese neuen Minister nebst ihren Kollegen vorlegten, war, wie man allgemein glaubte, von Guerrazzi entworfen.

Dieser demokratische Guerrazzi wußte aber nichtsdestoweniger auch die Gunst des Großherzogs Leopold II. zu gewinnen, worin Montanelli nicht so glücklich war. Als nicht lange darauf der Großherzog sich in die Festung Gaeta zurückzog, verlangte die Bevölkerung Toskana's, daß die Regierung bis weiter den Händen von drei Männern anvertraut werde, und es wurden in dieses Triumvirat Montanelli, Guerrazzi und Mazzoni gewählt, von denen alsdann wieder ein neues Ministerium ernannt wurde. Durch reactionaire Bestrebungen der aristokratischen Anhänger des Hofes fand sich die Demokratie bald genug veranlaßt, einen Diktator zu verlangen, wozu ohne Weiteres Guerrazzi ernannt wurde, der sich in dieser sehr schwierigen Stellung bis zur neuen Wendung der Verhältnisse im April 1849 zu behaupten wußte. An der Spitze eines Heeres erfocht er im Kampfe für das Fortbestehen der Diktatur einen entscheidenden Sieg über den General Laugier. In der ferneren Verwickelung, als die Parteien einander schroff gegenüber traten, schien sich an Guerrazzi eine schwankende Unsicherheit kund zu geben, indem er sich zunächst dem Volke, aber doch auch der großherzoglichen Regierung, gefällig bezeigte, wodurch er dann, wie es in solchen Fällen immer geht, nach beiden Seiten hin mißliebig wurde. Der fernere Verlauf dieser Zustände ist aus der Geschichte bekannt. Da sich die angesehensten Orte Toskana's, Florenz und Livorno, unter einander selbst befehdeten, wurde es der Regentschaft sehr erleichtert, den alten Sitz und die alten Rechte wieder einzunehmen. Das Volk zerstörte die Freiheitsbäume mit eben den Händen, womit es dieselben kurz vorher gepflanzt hatte, und in den Kehlen der Masse wurde das frühere pereat von dem Vivatruf des Augenblicks vielleicht noch überschrieen. Guerrazzi aber wurde nun festgenommen und saß längere Zeit, wie es scheint, ganze Jahre, in der Veste Belvedere — diesmal gewiß als wirklicher Verbrecher behandelt; wie er denn in unserer Erzählung nicht selten auf diese Periode seines Lebens zurückweist, deren Erfahrungen seine Seele offenbar mit tiefer Erbitterung erfüllt haben. Als ihm später gestattet wurde, außer Landes zu gehen, begab er sich nach Bastia auf Korsika, wo er seinen wissenschaftlichen Studien lebte und auch das vorliegende Werk schrieb, das dem Marchese Massimo Tornerì in Turin gewidmet ist. In neuester Zeit lebt er in Piemont.

Er hat eine Anzahl von Büchern veröffentlicht, die zum Theil mehrere Auflagen erlebt haben. Als wichtigste werden uns angeführt: „La battaglia di Benevento, storia del secolo XII." Firenze, 1828. „Isabella Orsini" (ohne Jahreszahl und Angabe des Druckortes). „L'assedio di Firenze, romanzo storico", 1834. 3 Bde. (auch Paris 1840). „I Bianchi ed i Neri", ein Drama, nebst Uebersetzungen aus Schiller und Byron. 3 Bde. 1847. „Mémoires sur lui-même", Livorno, 1848. „Apologia della vita sua politica". Firenze, 1850 (mit dem Bildnisse des Verfassers). „Collezione di documenti per servire alla storia della Toscana" (ohne weitere Angabe).

Das vorliegende Buch macht den Eindruck, daß es mehr Geschichte als Roman sei; auch liegt es wohl in des Verfassers Absicht, daß es so aufgefaßt werde, als ein Spiegelbild des italiänischen Lebens. Was Beatrice Cenci betrifft, deren Schicksal den Mittelpunkt des Romans bildet, so war sie die Tochter eines reichen Grafen aus dem alten Geschlechte Cenci in Rom. Dieser Franz Cenci war ein Ungeheuer an Lasterhaftigkeit und Verworfenheit, wie sie, so scheint es, nur Italien hervorzubringen im Stande ist, während seine Tochter Beatrice an Schönheit wie an Tugend Alles um sie her überstrahlte. Die schändliche Zuneigung des Vaters schürzt den Knoten der Erzählung; sein unter auffallenden Umständen erfolgter Tod bringt die Tochter in Verdacht, ihn ermordet zu haben, eine Ansicht, die lange Zeit die herrschende war. Zum Tode verurtheilt, wurde Beatrice Cenci (im Alter von sechzehn Jahren, nach Guerrazzi) unter Papst Clemens VIII. am 10. September 1599 zu Rom öffentlich mit dem Beil hingerichtet; mit ihr zugleich einer ihrer Brüder und ihre Stiefmutter. Bald nach dieser Hinrichtung wurde das Volk in Rom in bedrohlicher Weise aufgeregt; auch entstand über das von der Kirche eingezogene, nachher aber theilweis wieder herausgegebene große Vermögen der Cenci ein Prozeß dieser Familie mit den Häusern Aldobrandini und Barberini, der, wie der Verfasser sagt, wohl noch immer nicht ganz zu Ende ist.

Gegenwärtig findet man in Rom zwei Paläste Cenci, der eine auch Palast Maccarini genannt, in der Gegend des Pantheon; der zweite, die eigentliche Residenz der Cenci, auf den Grundmauern des Theaters Balbi, in der Nähe des Ghetto-Thores.

Der Stoff ist bereits behandelt worden, von dem Engländer Shelley und von dem Italiäner Anfossi, beide Male dramatisch.

Wir geben nur eine kurze Probe aus dem Buche: die Schilderung der Haupthelden.

„Franz Cenci erscheint uns, wie der letzte faule Athemzug eines antik-römischen Genius, ein Hauch aus Latium, hervorströmend aus einem geöffneten Grabe, und wenn auch faul, so doch immer aus

*) 2 Bände (mit dem Bildniß der Beatrice). Hamburg, Otto Meißner, 1858.

Latium: eine nicht zu bändigende Natur, ein satirisches Talent, unversöhnlich, unersättlich in der Lust am Gräßlichen, Ungeheuren und Maßlosen. Hätte er zu den Zeiten von Junius Brutus gelebt, er würde seine eigenen Söhne nicht nur verurtheilt haben, vielmehr hätte er in unnatürlicher Machtvollziehung mit eigener Hand sie hinrichten können. Für die Wissenschaften bezeigte er die größte Liebe, wiewohl er nachher mit Salomo von ihnen urtheilte: Es ist Alles eitel und Mühe des Geistes! Er benutzte sie aber, wie von den Sybariten die Rosen angewendet wurden, als Mittel und Werkzeuge des Todes. Seinen Reichthum vergeudete er, doch ohne sich zu Grunde zu richten. Bei ungeheuren Kräften, sowohl im Fühlen als im Denken, als auch im Handeln und Wirken, waren ihm die Wege zum Guten, wie zum Schlechten stets geöffnet. Nach Beschaffenheit der damaligen Zeit war der Kreis des Guten eng beschränkt, Wohlwollen gegen Hausgenossen, Gelegenheit, Kirchen und Klöster zu gründen, der Armuth mit Almosen aufzuhelfen, wodurch das Armsein immer doch nur hingehalten und verlängert wird; ein stilles Leben, ein ruhmloses Sterben, ein Andenken nach dem Tode, fortdauernd, wie die Stimme der Mönche, welche durch das Schiff der Kirche ihre Miserere singen.

„In solcher Weise war das Jahrhundert, in dem er lebte, nicht geeignet, die wunderbaren Kräfte dieses Geistes zu einer größeren Entwickelung zu führen, und es bot sich keine Gelegenheit, dieselben zu bethätigen: es waren Tage, wo die italiänische Bildung im letzten Todeskampfe lag. Dennoch versuchte sich Cenci in großartigen Thaten, kehrte sich zum Schlechten und sprach zum bösen Dämon: „Du sollst mein Theil sein!" So gefiel ihm die Rolle der Titanen, und es galt ihm als ein großartiger Muth, die trotzende Stirn gegen den Himmel zu heben und ihn herauszufordern.

„Wie alle seine Wünsche und alle Mittel, Ruhm zu erlangen, auf dem Schlechten beruhten, so liebte er dasselbe mit dem Ungestüm eines Trunkenen und mit der Hartnäckigkeit der klügsten Berechnung. Das Gebiet der Bosheit, soweit es ihm bisher bekannt gewesen, noch zu überschreiten, erschien ihm wie eine Heldenthat, als habe er gleichsam die Säulen des Herkules noch weiter hinausgerückt und neue Welten entdeckt. So schloß er Familienbande mit der Absicht, sie auf's schändlichste wieder zu zerreißen; hegte und belebte die innigsten Gefühle, um sie unter dem giftigen Hauche bitterer Scherze, oder weniger schmerzhaft vielleicht, mit einem Dolche zu tödten. An Gott glaubte er nicht, aber er fühlte ihn wie einen Nagel mitten in seinem Herzen und verfluchte ihn dann auf die roheste Weise, einem Bären zu vergleichen, wenn er in den Speer beißt, der ihn durchbohrte, in der Meinung, seine Wunden dadurch zu heilen; ein scheußliches Gemisch aus Ajax, Nero und einem gemeinen Banditen."

Keltisches.

Bretonische Volkslieder.

(Schluß.)

Das zweite Gedicht ist überschrieben: „Der Frankenwein und der Schwerttanz", ein Gedicht, das eine sonderbare Entstehung hat und bis zu den Merovingern hinaufgeht. Die alten Druiden waren eifrige Pflanzer des Apfelweins, der den Bretonen ein heiliger Baum war und in besonderen heiligen Gärten gezogen wurde. Der berühmte Zauberer Merlin ist in Besitz eines solchen. Apfelwein (Cider) war ein geweihter Nationaltrank, und die Druiden mochten von seiner Heilkräftigkeit nicht geringer denken, als der berühmte Apfelweinarzt von Berlin, der so erstaunliche Kuren damit macht. Nichtsdestoweniger fanden die braven Bretonen, daß der Traubenwein, den die benachbarten Gallier und Franken bauten, besser schmecke und stärker berausche, als gesunder Cider. Sie machten deshalb, wie Gregor von Tours berichtet, häufige Raubzüge in die Weinlese bei ihren Nachbarn. Man glaubt, das erwähnte Lied sei bei einem solchen Raubzuge gedichtet worden. Es fängt so an:

Besser Traubengluth
Als Maulbeerblut;
Besser Traubengluth.
O Feuer! o Feuer! o Stahl! o Stahl! o Feuer und Schwert!
O Eich'! o Eich'! o Fluth! o Fluth! o Eich' und Erd'!

Besser weißer Wein
Als Bier allein;
Besser weißer Wein.
O Feuer! o Feuer! o Stahl! o Stahl! o Feuer und Schwert!
O Eich'! o Eich'! o Fluth! o Fluth! o Eich' und Erd'!

Besser Wein voll Kraft
Als Aepfelsaft;
Besser Wein voll Kraft.
Besser Frankenwein
Als Meth allein;
Besser Frankenwein....

Nr. 8, „Arthur's Marsch" ist auch ein recht schönes, altes Gedicht voll Kampfmuth und Todesverachtung.

Arthur (Artus von der Tafelrunde) war bekanntlich ein geschichtlicher König, den sich die Briten aus dem kambrischen Stamme gewählt, um den siegreichen Sachsen Widerstand zu leisten, welche bereits den östlichen und südlichen Theil des Landes erobert hatten. Arthur besiegte sie in mehreren Schlachten, doch hatte er bald gegen innere Feinde zu kämpfen. In einer Schlacht gegen seinen Neffen verwundet, starb er 542 n. Chr. an seinen Wunden auf der Insel Avalon (Glastonbury) im Süden der Savernebucht.

Die Briten und Bretonen hofften auf seine Wiederkehr, da sie nicht an seinen Tod glaubten. — Also wie Barbarossa bei den Deutschen, Marko bei den Serben, Swatopluk bei den Slovaken. — In dem vorliegenden Gedichte ist diese Wiederkehr Arthur's geschildert, daher der Racheschrei des Alten, der grimmige Vergeltung üben will. Es wird heute noch hier und da gesungen und war zur Zeit der Chouanerie ein berühmtes Marsch- und Kriegslied.

Nun folgen neun Gedichte, die von Merlin handeln. In den dazu gegebenen Erläuterungen erfahren wir, daß man zwei Barden mit dem Namen Merlin unterscheiden müsse: Merlin, den Wunderthäter, den Sohn einer Vestalin und eines Konsuls (nach Nennius und Gildas), der im fünften Jahrhunderte unter Emreis Aurel lebte, und Merlin den Wilden, der sich, wie er uns selber erzählt (gegen 597), in den Wald von Kalidra zurückzog, weil er in der Schlacht von Arderp, wo er das goldene Halsband, das Abzeichen der kambrischen Häuptlinge trug, seinen Schwestersohn unfreiwillig getödtet hatte und sich dies sehr zu Herzen nahm.

Hierauf folgen die epischen Gedichte, meist in der Form von Romanzen-Cyklen. Ihre Kenntniß ist wichtig genug, auch für die deutsche Literaturgeschichte, da eine nicht unbedeutende Zahl keltischer und im Besonderen bretonischer Sagenstoffe von unsern mittelalterlichen Dichtern benutzt und verarbeitet worden sind, freilich wohl meist durch das Mittel des Französischen. Ich erinnere an die Sagen von Artus und seinen Paladinen, Tristan und Isolde, den heiligen Gral u. s. w.

Das erste Gedicht handelt von dem ganz besonders nationalen Helden der Bretonen, ihrem Fingal, Alfred, Roland, wenn man will, der bereits dem französischen Bretonenlande angehört und nicht, wie Arthur, mit eingewandert ist. Sein Name ist Lez-Breiz oder Morvan, zu deutsch Meerrabe, Herr von Leon. Er war ein Zeitgenosse Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen, gegen den er sich empörte, den Tribut weigerte und sich zum Könige der Bretonen machte. Er fiel im Kampfe 818 gegen die Franken. Die nächsten Gedichte handeln von Nachfolgern desselben, Neumenoion, Allan dem Fuchse u. s. w. Leider können wir nicht näher auf die interessanten Gedichte eingehen. In „Loiza und Abalard", d. i. Heloise und Abaillard, wird der berühmte Scholastiker des elften Jahrhunderts als eine Art Faust und Heloise als eine Art druidische Zauberin eingeführt. Heloise ist eine Bretonin:

Als ich mit dem theuren Lehrer
Bin in Nantes angekommen,
Hatt' ich die Bretagnersprache
Nur gesprochen und vernommen.

Es finden sich dabei auch Gedichte aus ganz neuer Zeit, zum Beispiel: „Die Chouans", aus den Revolutionskriegen. In dem Gedichte: „Die Blauen", ist das, was damals die Bretonen und Vendeer beseelt, was sie litten und dachten, recht lebendig und aus innerster Seele ausgedrückt:

Sehrt die Franzosen kommen;
Horchet, wie die Hunde bellen!
Fliehet, fliehet in die Wälder!
Treibt die Heerden aus den Ställen.

. . . .

Die uns Weib und Kind getödtet,
Die uns unsre Töchter schänden,
Morden selbst die armen Kranken,
Jene mit den weißen Händen;

Welche Schloß und Hütte ließen
Hinter sich in Flammen stehen,
Welche Heu und Korn mit blut'ger
Flamme von den Feldern mähen.

Unsre Bäume, reich an Früchten,
Haben nieder sie gehauen,
Wohl zehn Jahre ist kein Apfel
Mehr, kein Most im Land zu schauen.

Unsre Stiere, unsre Kühe
Stahlen sie und unsre Stuten,
Trieben Heerd und Hirten in die
Stadt, wo sie zugleich verbluten.

> Stahlen heilige Gefäße
> Selbst aus heilgen Kirchenladen
> Und sie warfen vor die Thüre
> Die Reliquien voll Gnaden u. s. w.

So geht die Schilderung fort; Thränen, das Unglück zu beweinen, sind bei Todesstrafe verboten, die Kreuze abgehauen; an ihrer Stelle steht die Guillotine, die Priester erleiden das Martyrium, lesen Messe in den Klüften oder auf dem offenen Meere; Viele entfliehen in fremde Länder, während ihre Pfründen von Judaspriestern eingenommen werden u. s. w.

Unter den Balladen ist ausgezeichnet Schönes; „die Gattin des Kreuzfahrers“ z. B., die auch vortrefflich übersetzt ist, sucht ihres gleichen. „Der Page Ludwig's XIII.“ hat etwas ungemein Rührendes. Ein französischer Page hat geäußert: „Die Leute in der Bretagne wären alle Schweine“. Dessen nimmt sich der junge Bretagner an und tödtet den Beleidiger im Duell — aber nach dem Gesetze verfällt er dem Tode — ein Freund bringt in fliegender Eil die Nachricht nach der Heimat zu der Schwester des Pagen, die sich aufmacht und eben nach Paris kommt, als das Haupt des Jünglings gefallen. — Sie tritt vor den König und verlangt Rechenschaft — und als derselbe sie abweist, eilt sie zurück und entzündet einen furchtbaren Aufstand der Bretagner.

> Meine Stammgenossen thun dir
> Zu wissen in kurzer Frist,
> Ob wirklich die Bretagne
> Von Schweinen bevölkert ist.

Zum Schlusse sind einige Original-Melodieen beigefügt. Wir haben Einiges, was uns zur Vermittelung des Verständnisses am geeignetsten schien, ausgehoben, können aber versichern, daß das sauber ausgestattete Buch (480 S. stark) einen wahren Schatz enthält. Die Bretonen stehen als dichtendes Volk ohne Zweifel höher als die meisten anderen Völker in ähnlicher Lage. Hier ist noch Schule, hier giebt es noch Volkssänger und echte Volkspoesie, die immer zugleich Kunstpoesie ist. Zwischen Kunstpoesie und Gelehrtenpoesie mit ihren erlogenen Motiven, künstlich produzirten Gefühlen und unwahren Formen ist ein Unterschied.

Hier wächst die Poesie noch als lebende Pflanze aus und über der Prosa des Lebens auf und ist der lebendige Ausdruck lebendiger und unmittelbarer Gefühle und Leidenschaften. Unsere Prosa dagegen erzeugt keine Poesie mehr; bei uns wird sie erzeugt, fabrizirt wie ein seelenstärkender Liquor und genossen wie homöopathische Streukügelchen oder Selterwasser. Hier ist etwas Besseres geboten, als uns viele deutsche Originaldichtungen zu bieten im Stande sind.

England.

Zur Geschichte des Ackerbaues und des Handwerkes.

Wir entlehnen dem in der Anmerkung genannten englischen Werke*) Nachstehendes:

Um die Zeit der Entdeckung Amerika's kannten die Eingeborenen in Mexiko den Gebrauch des Eisens nicht. Sie verstanden nur das Kupfer zu bearbeiten und zu härten, um daraus die beim Ackerbau nöthigen Werkzeuge zu machen. Sie besaßen kein einziges Last- oder Zugthier und kannten weder Pflug noch Räderfuhrwerk. Wann die Völker östlich vom Mittelmeere sich des letzteren bedienten, wissen wir nicht, es muß aber in einer der geschriebenen Profan-Geschichte vorangegangenen Epoche geschehen sein; die heiligen Urkunden sprechen nicht davon. Um die Zeit des trojanischen Krieges (1200 v. Chr.) bedienten sich die Griechen der Räder. Im ersten Buch der Könige (19, 19) lesen wir, daß Elisa mit 12 Joch Rinder ackerte. Um die Zeit der Eroberung gebrauchten die Indianer Beile und Ackergeräthe von Stein; wie langweilig und unvollkommen die Arbeit mit solchen Werkzeugen von der Hand gehen mußte, läßt sich leicht denken. Sie bauten auch nur einige Gemüsearten und etwas Korn. Daraus erklären sich die häufigen Hungersnöthe in Kanaan und Ost-Asien, zu der Zeit, wo die Israeliten nach Aegypten zogen, um Getraide zu kaufen.

Die Maurerkunst, die Verfertigung des Mörtels, das Streichen und Brennen der Ziegel, um Städte zu bauen, Mauern und Tempel aufzuführen, geht bis in die Urzeit zurück. Die Ruinen von Ninive, Babylon, Theben mit ihren Säulen, Statuen und Werkstücken geben noch heute Zeugniß von den Massen der Menschenhände und den gewaltigen Maschinen, die dabei thätig waren, um solche Wunderbauten in's Leben zu rufen.

Um so ungeheure Stein- und Marmorblöcke zu behauen und fortzuschaffen, mußten die Thebaner den Gebrauch des Eisens und der Räderfuhrwerke gekannt haben. Bei den Aegyptern hatten die Baukunst, die Skulptur und der Ackerbau schon früh bedeutende Fortschritte gemacht; sie waren die Lehrer West-Asiens, Griechenlands und Roms. Die Israeliten waren Anfangs Hirten und erst in der Folge allmählich wandten sie sich dem Landbau zu; die Tyrer und Assyrer waren ihnen darin weit überlegen. Als Salomo den Plan faßte, den Tempel zu Jerusalem aufzuführen, bat er Hiram, den König von Tyrus, um Zimmerleute und Arbeiter in Kupfer und Holz. (1. Könige 5, 16—20).*)

Als Erasmus England im sechzehnten Jahrhundert besuchte, waren die strohgedeckten Häuser von Lehm und Holz gebaut, der Fußboden bestand aus der festgestampften Erde. Geht man in das zwölfte Jahrhundert zurück, so stößt man auf Häuser, die weder Kamine noch Schlote hatten; das Feuer wurde einfach auf der Erde angemacht und mit Kohlen unterhalten, der Rauch mußte zusehen, wie er hinauskam. Fenster gab es nicht, das Licht fiel von oben durch das Dach oder durch Seitenlöcher in den Wänden ein; statt der hölzernen Laden schloß man, da das Holz sehr theuer war, diese Lichtluken mit leinenen Gardinen. Es läßt sich denken, daß es in einem so nebeligen Lande wie England in solchen Wohnungen feucht und kalt sein mußte. In einem solchen Lande war es natürlich, daß die Einbildungskraft sich anstrengte, Haus und Kleidung den Bedürfnissen entsprechend einzurichten; die Jagd war es, die hier vor dem Ackerbau die ersten Lebens-Erforderniße verschaffte. Lange aber litten die Völker des Nordens unter dem harten Kampfe mit der rauhen Natur; die große Sterblichkeit, namentlich unter den Kindern, hinderte die Zunahme der Bevölkerung; so hatte Italien, das gegenwärtig mit Entvölkerung bedroht ist, im zweiten und dritten Jahrhunderte, auf einer gleichen Flächen-Ausdehnung, sieben- bis achtmal mehr Einwohner als Großbritannien.

Die erste Civilisation der alten Welt beschränkte sich anfangs lediglich auf die Länder unter 35° n. Br. Sie verbreitete sich von dort nach Klein-Asien, nach den Mittelmeer-Inseln und dehnte sich bis zum 40° aus, von wo die Römer sie dann weiter nach Norden förderten. Um diese Zeit lebten die Völker über dem 50° hinaus von Jagd und Fischfang; denen zwischen 40° und 50° gaben ihre Heerden Nahrung und Kleidung. Andere Unterhaltsmittel gab es nicht; denn ohne Werkzeug ist an Landbau nicht zu denken. Im Winter stiegen die Horden von ihren Bergen in die südlichen Thäler hinab, um dann im Sommer wieder ihre früheren Wohnplätze aufzusuchen.

Wann und wo die Glasbereitung entdeckt wurde, darüber hat man keine zuverlässige Kunde; nur eine Vermuthung giebt ihr Syrien zur Wiege, und das dritte oder vierte Jahrhundert v. Chr. zur Geburtszeit. In Rom, vor Augustus, war diese Industrie wenig, den Aegyptern, Hellenen und anderen Völkern des Alterthums gar nicht bekannt. Die Römer verfertigten nur Flaschen, Gläser, aber keine Fensterscheiben, von denen man in Europa erst im zwölften Jahrhundert, und zwar nur für Kirchen, Paläste und Ritterburgen Gebrauch machte. Die wohlhabendsten Pächter in England gönnten sich diesen Luxus erst im siebzehnten Jahrhundert. Früher verschloß man die Fenster mit leinenen Vorhängen oder mit einem Holzgitter, die der Kälte leichteren Eingang als dem Lichte gewährten.

Wie in den Wigwams der Indianer, diente damals ein Loch in der Zimmerdecke, dem Rauch einen Ausgang zu verschaffen. Die Griechen und Römer erwärmten ihre Stuben durch tragbare Oefen und Kohlenpfannen, und warfen wohlriechende Sachen in die Gluth, um den übeln Geruch zu dämpfen. Nur Seneca, kein anderer gleichzeitiger Schriftsteller, spricht von Schloten, die man zu Rom unter Nero erfunden haben soll; in Herkulanum und Pompeji fand sich keine Spur davon. Fast mit Gewißheit lassen sich die ersten Rauchfänge, unter dem Namen Camini, im elften Jahrhundert in Italien nachweisen. Um das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert in Frankreich und England eingeführt, verbreitete sich ihr Gebrauch allgemein, doch erst im sechzehnten Jahrhundert, unter Elisabeth's Regierung. Anfangs führte man sie in Ziegeln oder in Thon auf; der eisernen Rauchfänge bedient man sich erst seit dem Beginn unseres Jahrhunderts.

Der Zeitpunkt, in welchem die erste Sägemühle gebaut wurde, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen; soviel aber steht fest, daß sie dem hellenischen und römischen Alterthum unbekannt war. Die ersten, zu unserer Kunde gekommenen, wurden in Madeira 1420, und in Norwegen 1530 gebaut. Die erste, 1633 in London eingerichtete Sägemühle wurde bald wieder niedergerissen, weil sie einen Aufstand unter den Holzsägern hervorrief, die darin eine Vernichtung ihrer Erwerbsquelle sahen. Um dieselbe Zeit aber wurden die Sägemühlen in Massachusetts eingeführt...

Vor der Erfindung des Kompasses war es unmöglich, auf offenem Meere sicher zu segeln und überhaupt das Land aus dem Auge zu verlieren; daher war der Seehandel auf dem Mittelmeer, dem Schwar-

---

*) „On the Origin and Progress of Agriculture and the Mechanic Arts“. By Seaman. London, 1858.

*) Das Citat ist etwas flach und flüchtig; es beweist nur, daß die Tyrer das Holzschlagen besser, als die Israeliten verstanden (V. 20.); das Behauen der Steine verstanden auch die Baumeister Salomo's, die V. 30. ausdrücklich nennt. Nur einen geschickten Künstler in Kupferarbeiten, Chiram, verschrieb er sich aus Tyrus (das. 7, 13. 14.) D. R.

zen und Rothen Meer, dem Atlantischen und Indischen Ocean nur auf die Küsten beschränkt. Die Neapolitaner sprechen diese Erfindung für einen ihrer Landsleute um 1302 an; die Venetianer dagegen behaupten, sie hätten sie aus China um 1260 gebracht. Dem sei indeß, wie ihm wolle, sie hat die Schifffahrt völlig umgestaltet, und ihr verdankt man die Entdeckung Amerika's durch Columbus, 1492.

Statt unseres Papieres bedienten sich die Alten der Tafeln von Stein, Holz, Blei; der Thierhäute, des Pergaments, der Leinwand, und endlich der Papyrus-Pflanze, die mehrere Jahrhunderte v. Chr. in Aegypten in Gebrauch kam. Die Papierbereitung aus Baumwolle und Lumpen verdankt man den Chinesen oder Persern, und wurde im elften Jahrhundert durch die Sarazenen nach Europa gebracht. Lange Zeit liefen Frankreich, Holland, Genua den Engländern, in Bezug auf Schönheit des Papiers, den Rang ab. Die erste Papierfabrik in England wurde unter Elisabeth gegründet und von den französischen Flüchtlingen 1685 vervollkommnet. Im Jahre 1721 fabrizirten die Engländer 300,000 Ries; im Jahre 1783 warf diese Industrie 780,000, im Jahre 1840 etwa 1,500,000 Pfund Sterling ab. Gegenwärtig zählt England 700, Schottland 70—80, Irland nur wenige Papier-Fabriken. Im Jahre 1810 betrug der Werth der Papierfabrication in den Vereinigten Staaten 1,939,285 Dollar; im Jahre 1840 stieg diese Summe auf 6,153,092 in 426 Fabriken. Frankreich produzirt jährlich für 43,000,000 Francs.

Mannigfaltiges.

— Die magyarische Akademie in Pest ist (einer Mittheilung im Londoner Athenaeum zufolge) nach einer langen Pause verhältnißmäßiger Unthätigkeit, zu frischem Leben erwacht. Sie ist, nach ihrer Entstehung und Geschichte, eines der eigenthümlichsten und interessantesten Institute Europa's. Als 1825 auf dem ungarischen Landtage über die Gründung einer solchen Anstalt debattirt wurde, erhob sich Graf Stephan Széchenyi, später das Haupt der liberalen Partei in Ungarn, und bot als Beitrag zu diesem Zweck sein einjähriges Einkommen an, das sich auf 60,000 Gulden belief. Andere Magnaten folgten seinem Beispiel, und so war, nach Jahre langer Erörterung und Verzögerung, die Akademie in Einer Stunde gegründet. Schon viele Jahre vorher hatte übrigens Graf Széchenyi, der Vater, das National-Museum in's Leben gerufen. Graf Teleki übergab der Akademie eine kostbare Büchersammlung, die, durch Schenkungen und Pflicht-Exemplare von allen in Ungarn erscheinenden Werken bereichert, jetzt auf 60,000 Bände angewachsen ist. Das Hauptaugenmerk der Akademie war und ist, den Anbau der ungarischen Sprache zu fördern. Es sind jährliche Preise ausgesetzt für das beste Drama und für andere literarische und wissenschaftliche Arbeiten in dem vaterländischen Idiom. Zweiundzwanzig der besten Schriftsteller, nach der Wahl der Akademie-Mitglieder, genießen Jahrgehalte, Ausschüssen ist die Abfassung einer Grammatik und eines Wörterbuches der Nationalsprache übertragen. Oeftere Versammlungen — alljährlich eine allgemeine — wurden von den Sectionen, der historischen, philologischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen u. a. abgehalten. Die Theilnahme für diese Anstalt lebte in allen Volksschichten. Der Aufstand von 1848 unterbrach ihre Thätigkeit. Viele ihrer Mitglieder betheiligten sich bei dem unglücklichen Kampf, und fielen entweder auf dem Schlachtfelde oder auf dem Blutgerüste. Széchenyi wurde vor Gram und Abscheu über den Verlauf der Ereignisse wahnsinnig; Czuczor, der Haupt-Mitarbeiter an dem National-Wörterbuch, wurde von den Kriegsgerichten zu sechs Jahren Kettenstrafe verurtheilt; Petöfi, der magyarische Burns, war nach einer unglücklichen Schlacht in Siebenbürgen völlig verschollen; Pulszky, Josika, Bischof Horvath, mußten landflüchtig werden; Vörösmarty, Secretair der Akademie, Verfasser eines patriotischen Gedichts, für das ihm die Akademie die Belohnung von einem Dukaten die Zeile zuerkannte, wurde, als Mitglied eines Revolutions-Ausschusses, von einem Gerichtshof verurtheilt. Nach kurzer Einsperrung wurde er zwar wieder in Freiheit gesetzt, allein, von dem Unglück seines Vaterlandes gebeugt, sank er in unheilbaren Trübsinn, aus dem ihn erst der Tod erlöste. 20,000 Menschen folgten seiner Leiche, die zu Pest bestattet wurde; für seine Witwe und Kinder wurden durch Unterzeichnung 100,000 Gulden aufgebracht. Im Jahre 1850 eröffnete die Akademie wieder ihre Sitzungen. Die Liste vom 1. Januar 1859 weist 225 Mitglieder auf; die Namen der Flüchtlinge sind stillschweigend übergangen. Gegenwärtig ist Präsident Graf Emil Dessewffy, Vice-Präsident Baron Jos. Eötvös, Verfasser des „Dorf-Advokaten". Unter den Mitgliedern des akademischen Rathes bemerken wir den berühmten und unglücklichen Széchenyi, und unter den „ordentlichen Mitgliedern" Toldy, den unermüdlichen Literarhistoriker; Czuczor, den Lexikographen; Nagy, den ungarischen „Boz"; Paul Hunfalvy, den Philologen und andere Namen von hellem Klang in ihrem Vaterlande. Zu den auswärtigen Mitgliedern zählen: Alexander von Humboldt, Jakob Grimm, W. Schott, Guizot, Montalembert, Macaulay, Bowring, Rawlinson, Faraday u. A.

— Die Ausgrabungen in den Ruinen von Karthago. Die gegenwärtig in der Lokalität des alten Karthago vorgenommenen Ausgrabungen — schreibt man einem englischen Blatte aus Tunis — haben nicht allein die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt, sondern auch die der bloßen Modetouristen auf sich gezogen. Vor einigen Jahren näherte sich ein europäischer Reisender nur selten dieser Küste, aber seitdem die Ueberreste der einst mächtigen Hauptstadt Afrika's ans Licht gebracht worden, führt uns jeder Dampfer wißbegierige Gäste zu. Der Spaten und die Spitzhacke beweisen täglich die Unrichtigkeit der bisher allgemein gültigen Ansicht, daß selbst von den Ruinen Karthago's keine Spur mehr geblieben sei. Man hat Gegenstände der Kunst entdeckt, welche in vollem Maße den Geschmack wie den Reichthum des Volks offenbaren, das einst über Afrika herrschte und dessen Gesetze von einem beträchtlichen Theil der alten Welt anerkannt und geachtet wurden." Auch auf den sozialen und moralischen Charakter desselben lassen uns die schon zu Tage geförderten Denkmäler einen Blick werfen. Dies sind die Resultate von sehr beschränkten und mit höchster Sparsamkeit betriebenen Untersuchungen; was können wir also nicht davon erwarten, wenn sie in größerer Ausdehnung und mit bedeutenderen Mitteln fortgesetzt werden. Bis ganz kürzlich war der Engländer Davis der einzige Arbeiter in diesem Felde, aber während der letzten paar Wochen hat auch Herr Beulé, Professor der Archäologie in Paris, mit thätigem Eifer und großer Sachkenntniß an der Untersuchung dieser Ruinen theilgenommen. Man muß nicht glauben, daß hier eine Rivalität im Spiel ist; im Gegentheil herrscht die größtmögliche Harmonie zwischen dem französischen Professor und seinem englischen Kollegen. Man sieht sie häufig zusammen unter den Ruinen, sich gegenseitig in dem Bestreben unterstützend, die Topographie der geheimnißvollen Stadt Dido's festzustellen. Die Wissenschaft besitzt eine wunderbare Macht, zwischen ihren Jüngern ein Bündniß zu erzeugen, das den nationalen und allen anderen Vorurtheilen trotzbietet. Die Arbeiten des Herrn Beulé finden unter den Auspizien des französischen Generalkonsuls Roche statt, der sein Landhaus in der Nähe der Ruinen zur Verfügung des Professors gestellt hat und die Ausgaben für zehn Werkleute aus seiner eigenen Tasche bestreitet. Die neuesten, von Herrn Davis gemachten Entdeckungen werden den Gegenstand einer künftigen Mittheilung bilden.

An die Leser.

In Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung der Herren Veit & Comp., sowie mit uns bekannt gewordenen Wünschen des Publikums, werden wir vom nächsten Quartal ab, wo der Druck des „Magazin" von Berlin nach Leipzig verlegt wird, dasselbe, nach dem Beispiele aller anderen literarischen Zeitschriften Deutschlands, wöchentlich in Einer Lieferung (von zwölf Seiten des bisherigen Formates) erscheinen lassen.

Durch die Ausstattung des Blattes wird die Verlagshandlung den Lesern den Beweis liefern, daß sie bei dieser Veränderung nichts verloren haben.

Berlin. Die Redaction.

J. L.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem Empfange dieser Zeitschrift keine Verzögerung erleiden wollen.

Die nächste Nummer des „Magazin", **drei** der bisherigen Blätter zugleich enthaltend, wird das Datum vom **9. April** tragen.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilh. Theod. Ferd. Einhorn. Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in **Leipzig.**



Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in **Berlin.**

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

28. Jahrgang. — **Sonnabend, den 9. April 1859.** — **№ 40-43.**

Inhalt:

Frankreich.

Louis Blanc's Geschichte der Revolution *).

Robespierre.

Es liegt uns der zehnte Band der Geschichte der französischen Revolution von Louis Blanc vor, der die Zeit der Schreckensregierung schildert bis zur Veröffentlichung des Gesetzes vom 22. Prairial über die Reorganisation des Revolutions-Tribunals, die, wie der Verfasser sagt, zum Zwecke hatte, den Schrecken durch den Schrecken zu bekämpfen. Der bekannte Sozialisten- und Revolutions-Führer von 1848, Louis Blanc, der seit dem Staatsstreiche vom 2. Dezember in London lebt, wo man ihn sehr viel in den Sälen des British Museum arbeiten sieht, beabsichtigt durch diese Darstellung eine Apologie Robespierre's gegen die gewöhnliche Anschauung der meisten Historiker, die in ihm den Erfinder und furchtbaren Leiter des Schreckenssystems sehen. Welche persönlichen Beweggründe den Apologeten bei seiner Vertheidigung geleitet haben, muß dem unparteiischen Richter, der nur die Vertheidigung, nicht den Vertheidiger zu berücksichtigen hat, gleichgültig erscheinen. Wir wollen daher nicht fragen, ob Blanc mit der Vertheidigung Robespierre's die Vertheidigung seiner eigenen politischen Grundsätze bezweckt habe, sondern ob es ihm gelungen sei, seinen Klienten, wenn auch nicht von aller Schuld freizusprechen, doch in einem milderen Lichte zu zeigen, als man ihn sonst zu betrachten gewohnt ist.

Louis Blanc stellt an die Spitze seiner Darstellung den Satz: Die Schreckensregierung war nicht das Produkt eines Systems, sondern sie ging, ganz bewaffnet und vom Geschicke hervorgerufen, aus der Situation selbst hervor. Die Ungerechtigkeiten der Vergangenheit haben den Terrorismus empfangen und die außerordentlichen Kämpfe und die beispiellosen Gefahren der Gegenwart haben ihn zur Welt gebracht. Die Männer, die sich des Terrorismus bemächtigten und ihn gleichsam großzogen, lassen sich in drei Klassen theilen. Diejenigen, deren Leidenschaften der Schrecken diente oder deren wildem Charakter er schmeichelte, suchten in ihm einen verabscheuungswürdigen Stützpunkt. Zu ihnen gehörten Hébert, Ronsin, Fouché, Collot-d'Herbois, Carrier. Andere, wie Danton und Camille Desmoulins, in welchen sich ein natürlicher Hang zur Milde zu ihrer mit der Zeit abgeschwächten Ueberzeugung gesellte, wichen bald, um der Aussicht auf das Schaffot zu entfliehen, vor dem Schrecken bis zur Contre-Revolution zurück. Endlich Robespierre, St. Just, Couthon, Lebas wollten zwar, daß die Revolution mit dem Schrecken breche, doch aber nichts von ihrer Energie einbüße. Robespierre sprach sich mit gleicher Heftigkeit gegen den Moderantismus der Dantonisten, wie gegen den Exzeß der Hébertisten aus. „Der Moderantismus," sagte er, „verhält sich zur Moderation, wie das Unvermögen zur Keuschheit, und der Exzeß zu der Energie, wie die Wassersucht zu der Gesundheit."

Den ersten Rang unter den großen Bewegungsmitteln des Schreckens nahm der allgemeine Sicherheitsausschuß ein, dem die Leitung der Polizei und die Handhabung des Gesetzes über die Verdächtigen übertragen war. Die einflußreichsten Mitglieder derselben waren Vadier, Vouland, Amar, Jagot, Louis, welche Senar, Sekretär des Sicherheitsausschusses, als die verworfensten und brutalsten Menschen, als die eifrigsten und thätigsten Anhänger der Schreckensregierung und zugleich als die gefährlichsten Feinde Robespierre's schildert. Der privilegirte Mörder des Sicherheitsausschusses war Héron. Beauftragt mit der Verhaftung der Verdächtigen, war er stets von Sbirren begleitet, die das Volk Héronisten nannte. Er war der Schrecken der Familien. Wenn er ausging, glich er einem wandelnden Arsenal. Man nannte ihn den Chef. Sohn eines Stall-Fouriers der Mutter Ludwig's XVI., war er selbst Stall-Fourier des Grafen von Artois gewesen. Die Revolution, die so viele Helden und Märtyrer schuf, brachte auch Tyrannen hervor; Héron gehörte zu der Zahl der subalternen Tyrannen. In ihm verkörperte sich der Geist, der die Führer des Sicherheitsausschusses beseelte, in seiner plumpesten und brutalsten Form. Héron war der Arm Vadier's. Robespierre stand weder mit diesem Menschen, noch mit den meisten Mitgliedern des Sicherheitsausschusses in irgend einer Beziehung. Lebas war das einzige Mitglied, durch das der Gedanke Robespierre's auf eine ernste Weise hätte repräsentirt werden können. Denn David's vulkanische Natur ließ sich leicht zu Extremen hinreißen. Wie groß auch sein Respekt vor Robespierre's Genie sein mochte, so ist doch immer der große und wahrhafte Gegenstand seiner Bewunderung „der Volksfreund" gewesen, und als er schrie: „Läßt uns Roth reiben!" (broyons du rouge), so war es offenbar die Erinnerung an Marat, die ihm diesen Ausruf eingab. Eine Thatsache beweist, wie weit die Animosität des Sicherheitsausschusses gegen Robespierre ging. Senar beklagte sich eines Tages, daß man Tallien nicht habe verhaften lassen. Ihm antwortete Moyse Bayle: „Tallien hat so viele Verbrechen begangen, daß, wenn er fünfmalhunderttausend Köpfe hätte, er nicht verdiente, einen einzigen zu behalten; aber weil Robespierre ihn angegriffen hat, wollen wir schweigen." — Dem Sicherheitsausschusse waren die revolutionären Ausschüsse untergeordnet, die das Recht hatten, Verdächtige verhaften zu lassen. Sie wurden durch das Volk in den Sektionen ernannt. Nach dem Gesetze vom 17. Sept. 1793 sollte es in Frankreich 45,000 solcher Ausschüsse geben; die Zahl der wirklich thätigen belief sich auf 21,500.

Ein anderer Hebel des Schreckens war das Revolutions-Tribunal, in vier Sektionen, worin 16 Richter und 60 Geschworne fungirten. Der

*) Histoire de la révolution française. Par M. Louis Blanc. T. I. 1847. T. X. 1858. Paris, Langlois, Pagnerre, Furne, Perrotin.

Präsident desselben war Hermann, Vizepräsident Dumas; Fouquier-Tinville hatte das furchtbare Amt eines öffentlichen Anklägers. Hermann war ein rechtlicher und aufgeklärter Mann, und als solcher betrachtete ihn auch Robespierre. Es ist wahrscheinlich, daß er ihn zur Präsidenten-Stelle vorgeschlagen habe; daß er aber nicht die Absicht hatte, sich in ihm ein Werkzeug zu schaffen, geht daraus hervor, daß Hermann nie erfuhr, wem er seine Ernennung zu verdanken habe, wie er selbst zu einer Zeit erklärte, wo es leicht war, ihn zu widerlegen, wenn er die Wahrheit umgangen hätte. Der Vizepräsident Dumas und der Richter Coffinhal waren eher zu Soldaten, wie zu Richtern geschaffen. Um Fouquier-Tinville kennen zu lernen, brauchte man ihn nur zu sehen. Sohn eines Landmanns aus Herouelles, einem Dorfe in der Nähe von St. Quentin, war er früher Prokurator am Châtelet gewesen, und hatte im J. 1781 Verse zum Lobe Ludwig's XVI. geschrieben. Anfänglich Geschworner beim Revolutions-Tribunal, dann öffentlicher Ankläger, war er in Paris der Repräsentant des Vernichtungsgeistes, der sich in Collot-d'Herbois und Fouché zu Lyon und in Carrier zu Nantes verkörpert hatte. Sein Ausspruch war fast immer der Tod. Nur zuweilen regte sich ein menschliches Gefühl in ihm, das ihm einmal die Aeußerung erpreßte: er wolle lieber das Feld bebauen, als öffentlicher Ankläger sein. Er stand nie in besonderer Beziehung weder zu Robespierre, den er nicht leiden konnte, noch zu St. Just. Couthon kannte er kaum persönlich. — Die wildesten Mitglieder des Tribunals, außer dem öffentlichen Ankläger, waren Trinchard; Leroy mit dem Beinamen Dix-Août, ein früherer Marquis von Montflabert; Brochet; Renaudin, der sich als das blinde Werkzeug des Gesetzes betrachtete und welcher, als die triumphirende Contre-Revolution ihn in die Conciergerie schleppte, sagte: „Ich war nur das Beil, dessen man sich bediente; man kann doch aber dem Beile nicht den Prozeß machen!" Chrestien, der Wirth eines Kaffeehauses, das die wüthendsten Jacobiner besuchten, und der die Section Lepelletier despotisch beherrschte; Prieur, der während der Debatten die Porträts der Angeklagten, die eine auffallende Physiognomie hatten, als Karrikaturen zu zeichnen pflegte; Villate, ein ehemaliger Priester, der den Namen Sempronius Gracchus angenommen hatte und der, wenn ihm die Debatten zu lange dauerten, mit Ungeduld umherspazierte, sich in den Saal der Zeugen begab und versicherte: er sei immer von der Schuld der Angeklagten überzeugt. Eines Tages sagte er zu Dumas, der gerade präsidirte: „Es ist Mittagszeit; die Angeklagten sind doppelt schuldig: denn in diesem Augenblicke konspiriren sie gegen meinen Magen." Nach dem 9. Thermidor schrieb er ein Buch: „Causes secrètes de la révolution du 9 et 10 thermidor," worin er im Namen der Menschlichkeit das Anathem über die Revolution aussprach. Vor seinem Tode spielte er den reuigen Sünder, um seinen Kopf zu retten, indeß seine Mitschuldigen wie Männer starben. Seine Komödie hat ihm nichts gefruchtet.

Unter den Richtern und Geschworenen des Revolutions-Tribunals gab es auch einige, die Menschlichkeit mit Gerechtigkeit verbanden, wie Naulin, Sellier, Maire, Harny und endlich den Tischler Duplay, den Wirth Robespierre's. Beim Ausbruche der Revolution war Duplay ein Schützling der Madame Geoffrin und besaß mehrere Häuser, die ihm ein Einkommen von 15,000 Livres brachten. Er hatte also nicht nöthig, sich in die Revolution zu stürzen, um sich zu bereichern. D'Aubigny, einer der heftigsten Gegner der Partei, der Duplay diente, äußerte von ihm: „Ich habe immer Duplay gekannt als guten Vater, guten Ehemann, als einen Menschen von unbestrittener Rechtlichkeit, von sanftem, nachgiebigem Charakter, unfähig, sich durch die Launen irgend eines Ehrgeizigen bestimmen zu lassen." Wie Lebas sagt, verdankte Robespierre die Freundschaft und Anhänglichkeit Duplay's und seiner Familie der Milde seines Charakters, der Leutseligkeit seines Umgangs und der Güte seines Herzens. Duplay's Haus stand Camille Desmoulins, Buonarotti und Lebas offen. Letzterer war ein großer Liebhaber der italiänischen Musik und ließ sich oft in diesem engen Kreise hören, während ihn Buonarotti auf dem Flügel begleitete. War der Abend nicht der Musik geweiht, so beschäftigte man sich mit der Lektüre der schönsten Tragödien Racine's, die Lebas und Robespierre mit vielem Gefühl deklamirten. Duplay hatte nur mit Widerstreben die Function eines Geschwornen beim Revolutions-Tribunal angenommen. Er übte sie nur selten aus und nahm nicht Theil an der Verurtheilung Marie Antoinette's und der Madame Elisabeth. Duplay war der Einzige, der von den in den Prozeß Fouquier-Tinville's Verwickelten freigesprochen wurde.

Die Revolution triumphirte in der Vendée und an den Gränzen über ihre Feinde. Zum Belagerungsheere von Toulon waren vom Konvent als Kommissäre Barras, Fréron, Salicetti, Robespierre der Jüngere und Ricord geschickt worden. Robespierre hatte seine Schwester Charlotte und Ricord seine schöne junge Frau mitgenommen, die das Glück hatte, sowohl dem jüngeren Robespierre, als Napoleon Buonaparte zu gefallen. Dies hinderte jedoch nicht, daß beide Nebenbuhler die innigsten Freunde wurden. „Buonaparte," erzählt Charlotte (Mémoires de Charlotte Robespierre sur ses deux frères, chap. V.), „hatte eine sehr hohe Achtung für meine beiden Brüder, besonders für den ältesten. Ein Umstand, der, so viel ich weiß, noch von keinem Geschichtschreiber der Revolution berichtet worden, ist, daß Buonaparte nach dem 9. Thermidor den Volksrepräsentanten vorschlug, er wolle mit der Armee von Italien nach Paris marschiren, um die Urheber der contrerevolutionären Bewegung, die meinen Brüdern den Tod gebracht hatte, zu bestrafen." — Die fürchterliche Rache, die die Republik an den royalistischen Verräthern in Toulon nahm, vollstreckte Fréron; Robespierre war früher nach Paris gereist.

Während St. Just und Lebas, als Repräsentanten des Konvents in Straßburg, Frankreich vor dem Einfalle der Feinde bewahrten, erfüllten andere Kommissäre, wie Tallien, Barras, Fréron, Fouché, Collot-d'Herbois, Carrier, Bordeaux, Marseille, Lyon und Nantes mit Blut und Schrecken. Als St. Just und Lebas nach Straßburg geschickt wurden, schien Alles verloren. Die französische Armee, entmuthigt durch den Verlust der Weißenburger Linien und lebhaft von den Oesterreichern bedrängt, war nur noch der Schatten eines Heeres, ohne Lebensmittel, ohne Bekleidung, ohne Anführer, ohne Disziplin. In Straßburg triumphirte die Contre-Revolution. Die Emigranten waren eingezogen und gingen mit erhobenem Haupte einher. Alle Behörden schienen gelähmt. Es fehlte an Allem; die Verwundeten kamen ohne Pflege in den Hospitälern um; kurz, die Unordnung schien auf's Höchste gestiegen, als mit dem Erscheinen St. Just's Alles anders wurde. Der junge Mann trat mit unerbittlicher Strenge auf. Eine bei den Reichen erhobene gezwungene Anleihe schaffte Geld, das St. Just und Lebas nicht wie Fouché, Carrier, Ronsin und so viele andere Tyrannen, die aus der anarchischen Schule Hébert's hervorgegangen waren, vergeudeten, sondern für die Bedürfnisse des Heeres verwendeten. Beide, die über die größten Reichthümer zu gebieten hatten, blieben arm; selbst nach ihrem Sturze hat man ihnen den Vorwurf der Habsucht nicht machen können. St. Just war es auch, der dem Treiben des entlaufenen Mönches Eulogius Schneider in Straßburg ein Ende machte. Er ließ ihn am 13. Frimaire (13. Dez.), zwei Tage, nachdem Schneider nach einer blutigen Exkursion durch das Elsaß mit seiner jungen Frau, seinen Richtern, seiner Guillotine und seinem Henker einen Triumpheinzug in Straßburg gehalten hatte, verhaften, öffentlich auf der Guillotine zwischen zwei Henkersknechten ausstellen und dann nach Paris bringen, wo er nach der Abtei geschafft wurde. Man hätte ihn vergessen, wenn nicht eines Tages Robespierre von der Tribüne aus gefragt hätte: „Warum lebt der Priester aus Straßburg noch?" Schneider erschien vor Fouquier-Tinville, der ihn dem Henker überlieferte.

Ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, hatten St. Just und Lebas in Straßburg der Republik die wichtigsten Dienste geleistet, indeß Tallien in Bordeaux, Fréron und Barras in Toulon und Marseille, Collot-d'Herbois und Fouché in Lyon durch ihr barbarisches und nutzloses Wüthen die Republik verhaßt machten. „Aus dieser Vergleichung", sagt unser Verfasser, „läßt sich die Frage entscheiden: wer die Terroristen waren? die, welche den 9. Thermidor machten, oder die, welche an ihm unterlagen? Diesen Männern des rothen Schreckens gaben übrigens die Männer des weißen Schreckens, die fanatischen Monarchisten und die bekehrten Girondisten, nichts nach, ja, sie übertrafen sie oft noch. Aber über die Frevel des weißen Schreckens ist die Geschichte fast stumm geblieben, während sie die des rothen Schreckens mit einer Donnerstimme verkündet hat. Und doch knüpft sich an das Andenken des rothen Schreckens das Bild des vor der Invasion geretteten Vaterlandes; aber in welchen Gefahren, in welcher Nothwendigkeit wird man die Erklärung des weißen Terrorismus suchen?"

Die sich in ihrer furchtbaren Energie entfaltende Schreckensherrschaft war die Folge des verhängnißvollen Gesetzes von Merlin de Douai über die Verdächtigen. Dies war ein Schwert, dessen Spitze Jeder an seiner Brust fühlte. Und wenn die Partei des Terrorismus nur Männer wie Hébert zu ihrem Vortrabe gehabt hätte! Aber da war Ronsin, der mit einem wilden Gemüthe alle Kühnheit und Unerschrockenheit verband; Vincent, furchtbar wie ein Wahnsinniger, wenn er in Wuth gerieth; Collot-d'Herbois und Fouché, die, zur Erfüllung ihrer blutigen Missionen, der Eine alle Macht des Fanatismus, der Andere die einer kalten und tiefen Ueberlegung mitbrachten; Billaud-Varenne, dessen Terrorismus sich auf eine eisenfeste Ueberzeugung gründete. Der Einfluß

dieser Menschen machte sich überall geltend, in den Heeren, in den Gemeinden, in den Wohlfahrtsausschüssen, unter den Prokonsuln. Um das Gegengewicht zu einer solchen Partei zu bilden, war Robespierre, der sich nur auf St. Just und Couthon stützte, nicht stark genug. Robespierre und seine Genossen wollten nicht, daß die Revolution den Abscheu vor Gewaltthaten bis zur Schlaffheit ausdehne, die sie in Gegenwart so vieler Feinde, die auf ihren Sturz losgingen, waffenlos gelassen hätte; aber sie wollten Mäßigung, Gerechtigkeit und Nachsicht gegen die, welche nur verirrt waren; doch, so lange der Kampf dauerte und den Faktionshäuptern gegenüber, verlangten sie Wachsamkeit und Festigkeit. Und hierin liegt auch die Gränzlinie zwischen ihnen und den Dantonisten. Diese erfaßte plötzlich eine Art von großmüthigem Unwillen, in den sich ein Gefühl von Ermattung mischte, und sie fielen von dem einen Extrem in das andere. Danton gab sich bei der geringen Festigkeit seiner Grundsätze und bei seiner Neigung, großmüthig zu sein, seiner natürlichen Unbesonnenheit hin; Philippeaux wurde von seinem Rechtlichkeitsgefühl fortgerissen und Camille Desmoulins folgte seiner Herzensgüte, zu der sich ein kindlicher Leichtsinn gesellte. Das Losungswort der Hébertisten war der Schrecken; Robespierre setzte ihm das Wort Gerechtigkeit entgegen und die Dantonisten das Wort Gnade. Hiermit ist der Kampf, der jetzt folgt, angedeutet.

Die Hébertisten unterlagen den Angriffen Robespierre's und seiner Genossen vom 4. Germinal (24. März). Zögernd ging hierauf Robespierre an den Kampf gegen die Dantonisten. Danton war bisher der Kampfgenosse Robespierre's gewesen; für Camille Desmoulins empfand Robespierre eine persönliche, fast väterliche Liebe. Aber die Ueberzeugung, daß, wenn man den Schrecken entwaffne, man auch zugleich die Revolution entwaffne, hieß ihn jedes Gefühl des Mitleids und der Nachsicht unterdrücken. „Robespierre", sagt der Verf., „hatte anfänglich so wenig die Idee, gegen Danton seinen Streich zu richten, daß, als Billaud zuerst diese Idee äußerte, sie ihn erbeben machte und in Wuth versetzte; denn der Sturz Danton's war zugleich der Camille Desmoulins'. Aber St. Just, der unversöhnliche St. Just war da mit seiner Mahnung: Die Liebe zum Vaterlande hat etwas Schreckliches; sie opfert Alles ohne Mitleid! Welche Partei sollte Robespierre, gedrängt, gespornt, bezaubert von diesem Menschen von Stahl, der, wie Levasseur sagt, vor Nichts zurückwich, ergreifen? Sollte er sich der Gefahr aussetzen, in St. Just, dessen treue Hingebung er kannte, einen leidenschaftlichen Bewunderer, einen fanatischen Verbündeten und einen zuverlässigen Freund zu verlieren, oder Danton aufgeben, den er nicht achtete, den er fürchtete, dessen Aufrichtigkeit für die Revolution ihm mindestens verdächtig war? Dazu kommt noch, daß gewisse Freunde Danton's, von der Gefahr, die ihn bedrohte, unterrichtet, sich bemühten, diese Gefahr durch Mittel, die dieselbe nur vermehrten, zu entfernen. Sie beschworen Robespierre, sich wohl vor einem Gewaltstreich gegen Danton zu hüten: Danton's Gefahr sei seine eigene; Danton sei seine Schutzwehr, und sei diese einmal umgestürzt, so könne ihn nichts mehr gegen die Geschosse seiner Feinde schützen. Indem sie diese Sprache führten, dachten sie nicht daran, daß sie Robespierre das Sophisma in die Hand gaben, das er brauchte, um sich selber zu täuschen, das Sophisma, wodurch er das, was eine That der Ungerechtigkeit und Barbarei war, mit dem falschen Firniß des Patriotismus und des Muthes bedeckte. Der Stolz Robespierre's empörte sich bei dem Gedanken, daß er mit Danton's Leben zugleich das seinige vertheidige. „„Ich will zeigen,"" meinte er, „„daß ein solches Motiv mir fremd ist; ich will zeigen, daß mein Herz die Furcht nicht kennt; was mein Leben betrifft, so gehört es dem Vaterlande."" Und er willigte ein, Danton aufzugeben: il consentit à abandonner Danton, wie sich Billaud-Varenne bezeichnend ausdrückte."

Durch den Sturz der beiden entgegengesetzten Parteien, der Hébertisten und der Dantonisten, schien der Wohlfahrtsausschuß, dem sie im Wege standen, eine unwiderstehliche Macht erlangt zu haben. Das Blut, das die Revolution so eben vergossen hatte, war das der Ihrigen und mußte ihren äußeren und inneren Feinden als eine Schwächung ihrer selbst erscheinen. Der Wohlfahrtsausschuß begriff dies so gut, daß er seine Thätigkeit zu verdoppeln beschloß. Dieser Nothwendigkeit fielen die edelsten Opfer, unter diesen Madame Elisabeth. Robespierre hätte sie gern gerettet, wenn nicht Collot-d'Herbois und Billaud-Varenne gewesen wären, die immer ihre Augen auf den Nebenbuhler gerichtet hielten, bereit, bei dem mindesten Schwanken ihn des Moderantismus anzuklagen und zu stürzen. Auf diesem blutigen Abhange, von dem die Macht der Umstände die Menschen bunt unter einander hinabstürzte, suchte Robespierre voll Angst eine Stütze, woran er sich halten könnte. Diese Stütze fand er in der Herstellung einer friedlichen Herrschaft der Freiheit und Gerechtigkeit. Er wollte die Revolution aus dem Chaos erheben, aus den Trümmern der alten Gesellschaft eine neue errichten, und um das letzte moralische Band, das die Menschheit zusammenhielt, wieder zu knüpfen, wurde, auf seinen Antrag, am 18. Floréal die Anerkennung des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit dekretirt. Das Dekret wurde mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen. „Man hat diesen Akt Robespierre's als eine frevelhafte Profanirung des Heiligsten verschrieen; indeß", meint Louis Blanc, „hat Robespierre durch dieses Dekret nichts Anderes gethan, als was die Urheber der Charte von 1830 auch thaten, indem sie die katholische Religion für die Staatsreligion erklärten, welcher Artikel nach langer Diskussion dann so abgeändert wurde, daß er, was allerdings lächerlich war, nichts Anderes gab, als die allgemein bekannte statistische Thatsache: die Religion der Mehrzahl der Franzosen ist die katholische."

Robespierre stand auf dem Höhepunkte seiner Macht und seines Ansehens, als er bei dem Feste des höchsten Wesens, am 20. Prairial, als Präsident fungirte. Man erwartete, daß mit diesem Tage der Schrecken enden, daß Robespierre selbst den Beginn einer neuen Aera verkünden werde. Statt dessen sprach er die unheilvollen Worte: „Heute wollen wir uns den Entzückungen einer reinen Freude überlassen; morgen werden wir von neuem die Laster und die Tyrannen bekämpfen." Aber schon als er vom Feste heimkehrte, kündigte sich ihm das nahende Verhängniß an. Todesdrohungen tönten in sein Ohr, leise, aber schneidend, wie die Schärfe eines Dolches. Der Eine sagte: „Siehst Du, er begnügt sich nicht, der Herr zu sein; er will auch ein Gott sein!" Ein Anderer: „Hoherpriester, der Tarpejische Felsen ist nahe!" Ein Dritter: „Es giebt noch Männer, wie Brutus!" Er trat in sein Zimmer, von düsteren Ahnungen das Herz beschwert. Die Duplays, die er des Morgens so fröhlich verlassen hatte, bemerkten, wie sehr er litt. „Ihr werdet mich nicht mehr lange sehen," sagte er zu ihnen.

Das Fest des höchsten Wesens war von Seiten Robespierre's ein Schritt, aus dem Schrecken herauszutreten. Um diese Zeit legte er seinen Kollegen im Wohlfahrtsausschusse den Plan einer geregeltern Regierung vor. Nur hielt er die Verwirklichung dieses Planes für unmöglich, wenn man nicht zuerst die Terroristen des Sicherheitsausschusses, wie Amar, Jagot, Vadier, Boulaud, und die Kommissäre des Konvents, die er beschuldigte, sich mit Blut und Raub befleckt zu haben, wie Fouché, Fréron, Tallien und Carrier, niederkämpfte. An dieser Klippe scheiterte Robespierre. Collot-d'Herbois, den Fouché in seinen Sturz mit fortgerissen hätte, widerstand auf das Heftigste, Billaud-Varenne unterstützte ihn, nicht aus persönlichen Rücksichten, sondern aus revolutionärem Fanatismus. Die unbezähmbare Feindseligkeit der Royalisten, der Widerstand, den die Revolution im Süden fand, machte, daß Jeder, der gegen den Schrecken ein anderes Mittel als den Schrecken selbst hätte anwenden wollen, sich von Seiten der unbeugsamen Republikaner den Vorwurf der Schlaffheit oder selbst den Verdacht des Verrathes zugezogen hätte. Es blieb daher Robespierre nichts übrig, als den Terrorismus gegen die Terroristen selbst zu richten und dazu bedurfte es einer neuen Organisation der revolutionären Justiz, die erlaubte, gegen Jeden den Streich zu führen, ehe ihm noch Zeit bliebe, zur Besinnung zu kommen. In diesem Sinne wurde am 22. Prairial von Couthon das Gesetz in Antrag gebracht, das, wie jedes Ausnahmegesetz in anarchischer Zeit, mag es zur Handhabung einer Sternkammer, einem hohen Gerichtshofe, einer Militärkommission übergeben werden, die Garantien des Angeklagten verminderte, während es die Macht des Anklägers zur Willkür erhob. Das Gesetz ging nach heftigem Widerstande am 24. Prairial durch. Es hatte sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie groß noch Robespierre's Einfluß im Konvent sei. Er selbst indeß verhehlte es sich nicht, daß sein Einfluß im Wohlfahrtsausschusse ein sehr zweifelhafter sei; denn der Charakter Billaud-Varenne's gestattete ihm keine Illusion, daß er an ihm den heftigsten Gegner finden würde. Er sah sein Unvermögen ein, im Wohlfahrtsausschusse das Gute zu thun und das Böse aufzuhalten; daher beschloß er, wenn auch nicht den Namen, doch die Function eines Mitgliedes des Wohlfahrtsausschusses aufzugeben, um zu zeigen, daß die Uebel des Vaterlandes nicht sein Werk seien, und um seine Verleumder zu überführen, daß die Tyrannei thatsächlich in ihrer ganzen Macht noch fortbestehe, auch nachdem sich der angebliche Tyrann zurückgezogen habe. Aber indem er sich zurückzog, ließ er in den Händen seiner Feinde eine Waffe, von der sie den verabscheuungswürdigsten Gebrauch machten und deren Erfindung für immer auf seinem Namen lasten sollte, da er es ja war, der diese Waffe geschmiedet hatte. Wenn er sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß die Nachwelt, seinen Absichten Rechnung tragend, die Resultate vergessen werde, so war dies ein tiefer Irrthum. Das Blut, das leider bald darauf vergossen wurde und zwar durch Menschen, die Robespierre selbst verabscheute, dies Blut ist auf seinem Namen geblieben. Man sage

daher noch, daß der Zweck die Mittel heilige! Robespierre fiel einen Augenblick in die Schlingen dieser verfänglichen Lehre, und der Tod selbst hat nicht seinen Fehler gesühnt.

* * *

Wir haben in wenigen Hauptzügen den Weg angedeutet, den der Verfasser zur Rechtfertigung Robespierre's einschlägt. Wir müssen ihm zugestehen, daß er von seinem politischen Standpunkte aus mit einer anerkennenswerthen Unbefangenheit und Unparteilichkeit seine Aufgabe zu lösen versucht habe, und dürfen ihm wohl auch das Resultat zugeben, daß Robespierre und seine Anhänger St. Just, Couthon, Lebas in Rücksicht des Charakters und der Motive, die sie in ihren Handlungen leiteten, bei weitem höher stehen, als ihre Genossen und nachmaligen Gegner, die Männer des neunten Thermidor. Meinten es Jene mit dem Vaterlande und der Freiheit ernst, so waren Diese gemeine Räuber und Mörder, die nur ihren Lüsten und ihrer Habsucht fröhnten. Daß aber solche Schurken unter dem Schutze des Gesetzes eine Zeit lang ihr Wesen treiben durften, davon trägt Robespierre die Schuld und von dieser kann ihn Louis Blanc selbst nicht freisprechen, und daß er, wie er es versuchte, ihrem Treiben entgegenzutreten, als ihr Opfer fiel, war die Nemesis, die ihn mit Recht ereilte. Er hatte in dem Wahne, der Zweck heilige die Mittel, die bösen Geister entfesselt, die er dann vergebens zu bannen suchte. Darum ist Robespierre ein so lehrreiches und warnendes Beispiel für alle im Grunde edle Männer, die da vermeinen, auf dem Wege der Gewalt ihre politischen und sozialen Ideen verwirklichen zu können. Einen größeren Verrath, als alle Royalisten und Aristokraten, hat Robespierre selbst an dem Vaterlande und an der Freiheit begangen dadurch, daß er den Ideen derselben die Kraft nicht zutraute, selbst alle Hindernisse zu überwinden und durch sich selbst den sichern, wenn auch langsamern Sieg zu erringen, sondern daß er meinte, ihnen den Weg durch Gewalt bahnen zu müssen, daß er den Schrecken zu Hülfe rief, um Vaterland und Freiheit zu retten.

Konnten sie nur dadurch gerettet werden, so waren sie der Rettung nicht werth, so verdienten sie nicht, daß nur ein Tropfen Blutes für sie vergossen wurde. Robespierre glaubte an die Ideen des Vaterlandes und der Freiheit, zweifelte aber an ihrer moralischen Macht, und das ist es, was ihn zum Verräther an ihnen stempelt, und darin besteht seine Schuld, von der ihn die Geschichte nimmer lossprechen wird. Er war ganz ebenso ein politischer Fanatiker, wie Philipp II. ein religiöser. Beide haben ihren Götzen für einen Gott gehalten und ihm in ihrem Wahne wohlgefällige Opfer zu bringen geglaubt, und während sie für Religion und Freiheit zu kämpfen meinten, haben sie die wahre Religion und die wahre Freiheit vernichtet. Und dieser Zweifel an der moralischen Macht der Idee der Freiheit ist es, der Frankreich bis jetzt noch nicht zu einer gesunden Entwickelung politischer und bürgerlicher Freiheit hat kommen lassen, indem seine Freiheitsmänner, in Abstractionen befangen, immer noch wähnen, daß man durch Revolutionen ein Volk frei machen könne. Wenn der Volksgeist nicht selbst die Freiheit schaffen und schützen kann — der Volksarm allein kann es niemals; denn der Revolution folgt unausbleiblich die Contre-Revolution und der Anarchie der Despotismus. Der Freiheitsbaum wächst langsam, aber um so dauernder, aus einem kleinen edlen Kern. Die französischen Freiheitsmänner aber sind zu ungeduldig, sie wollen gern selbst schon die Früchte pflücken, die naturgemäß vielleicht erst den Enkeln entgegenreifen können. Daher versuchen sie es, einen ausgewachsenen Baum als Freiheitsbaum hinzupflanzen, und wenn dieser nach einiger Zeit welkt und verdorrt, so geben sie nicht ihrem verkehrten Verfahren die Schuld, sondern dieser oder jener Form der Regierung, dieser oder jener Partei der Bürger. Keiner aber hat seinem Vaterlande eine so unselige Gabe hinterlassen, als Robespierre in der Furcht vor dem rothen Terrorismus. Er ist zum Popanz geworden, den man allen Freiheitsbestrebungen drohend entgegenhält, so daß das Volk, eingeschüchtert, sich immer wieder willig in das Joch einer despotischen Militärherrschaft fügt, die ihm das blutige Gespenst zu beschwören verspricht.

M.

Eine jung-französische Zeitschrift.

„Le Quart d'heure" *).

„Die Viertelstunde; Zeitung für halb-ernste Leute", so nennt sich ein seit dem 20. Febr. in Paris erscheinendes Journal, das in Form eines Duodezbändchens von 150—180 Seiten alle vierzehn Tage ausgegeben wird und das ganze Jahr dort nicht mehr als 18 Francs ($4^{1}/_{5}$ Thlr.) kostet.

*) Gazette des Gens demi-serieux. Paris, Bureaux rue de Bac, 40. Nr. 1 et 2, 20. Février et 5. Mars, 1859.

Drei junge Schriftsteller, die Herren Valéry Vernier, Zacharie Astruc und Arthur Louvet, haben sich zur Herausgabe dieser Zeitschrift verbunden, die, mit Ausschließung der Politik, allen Erscheinungen des Lebens in literarischer Form gewidmet ist. Es werden darin Novellen und Zeitgeschichten, Kritiken und Theaterskizzen, Alles jedoch in heiteren oder doch mindestens nur halbernsten Darstellungen aufgenommen. Die Zeitschrift nennt sich „le Quart d'heure", „die Viertelstunde", weil sie eine Revue des Augenblicks, des Aktualsten und Lebendigsten, sein will. Auch den ausländischen Literaturen und vornehmlich der deutschen will sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden, und zu diesem Behufe hat sich die Redaction mit einem seit sieben Jahren — seit der Zeit des großen Pariser Staatsstreichs — in Heidelberg lebenden jungen französischen Gelehrten, Hrn. Eugène Seinguerlet, verbunden, der auch bereits für die „Revue Germanique" Berichte über deutsche Literatur liefert, die dort mit Recht große Theilnahme gefunden haben. Ueber deutsche Literatur soll ausnahmsweise in jedem Hefte ein Bericht gebracht werden, während über englische, spanische, italiänische und russische Literatur nur alle Monat einmal berichtet werden soll.

In seinem ersten „Courrier d'Heidelberg" liefert Herr Seinguerlet eine Kritik der bisherigen Bestrebungen französischer Journale, ihr Publikum mit dem literarischen Leben Deutschlands bekannt zu machen. Wir lesen darin unter Anderm:

„Ich habe Alles gelesen, was man in Frankreich über das literarische und künstlerische Leben der Deutschen geschrieben: von den ultradeutschen Kritiken der Frau von Staël bis zu den unfranzösischen Uebersetzungen der Frau von Carlowitz, von den philosophischen und poetischen Phantasieen der beiden Victor, Cousin und Hugo, bis zu gewissen Erzeugnissen der beiden Alexander, Dumas und Weill, von denen Letzterer sich einbildet, Französisch schreiben zu können, weil er Deutsch versteht, und Ersterer Deutsch zu verstehen, weil er sehr gut Französisch schreibt. Nun, ich nehme keinen Anstand zu sagen, daß alle diese Schriften, wie zahlreich sie auch sind, keinem Leser, der die Sprache selbst nicht kennt, einen einigermaßen vollständigen Begriff von der deutschen Literatur zu geben vermögen. Man hat bisher über Deutschland ohne die mindeste Kontrole geschrieben, und Gott weiß, welche merkwürdige Mißbräuche diese uneingeschränkte Freiheit zur Folge gehabt hat. Allerdings tritt heutzutage, wo die deutsche Literatur besser gewürdigt wird, zuweilen der Fall ein, daß französische Schriftsteller, die dadurch sich selbst ein Relief zu geben vermeinen, sich für gründliche Kenner derselben oder für philosophische Kritiker ausgeben. Mit Bezug auf diese Leute ist jedoch meistens das Witzwort Lichtenbergs anzuwenden, daß es eine der größten Erfindungen der neuern Zeit sei, die Bücher kritisiren zu können, ohne sie gelesen zu haben."

Herr Seinguerlet wendet sich demnächst zu dem bekannten Kritiker der deutschen Literatur in der Revue de deux Mondes, Hrn. St. René Taillendier, von dessen Arbeiten er sagt, daß sie hauptsächlich den Fehler haben, aus der Vogel-Perspektive, oder nach den Darstellungen Anderer (namentlich Julian Schmidt's) aufgenommen zu sein, während man ein Volk, das man vollständig begreifen wolle, selbst und in der Nähe beobachten müsse. „Mich hat," sagt er, „ein Weihnachtsabend im Schooße einer wackern deutschen Bürgerfamilie, ein mittheilsames Gespräch mit einem Studenten bei einem Kruge Bier, oder ein Spaziergang mit einem gebildeten einfachen deutschen Mädchen mehr belehrt, als alle Bücher über deutsche Literatur." Von der Revue Contemporaine sagt Herr S., daß sie nach Stiftung der Revue Germanique ebenfalls für ihre Pflicht gehalten, etwas mehr für die Kenntniß der deutschen Literatur zu thun. Sie habe daher zwei Mitarbeiter zu den Jubelfesten in München und Jena gesandt. Der Bericht über Jena sei allerdings ganz amüsant gewesen, der über München aber ebenso langweilig, wie diese Stadt selbst. Unter Anderm hat Herr Ch. Perrier, Berichterstatter der Revue Contemporaine, Lessing „einen erklärten Parteigänger des französischen Theaters" genannt, was allerdings ein starkes Stück ist. Mit Vergnügen sehen wir den weiteren „Courriers d'Heidelberg" entgegen, von welchen der nächstfolgende (in Nr. 2 des „Quart d'heure") Bettina von Arnim zum Gegenstande hat, die jedoch von Herrn Seinguerlet nicht ganz unbefangen beurtheilt wird, wenn er sagt, daß durch ihre eigenthümliche Leidenschaft für Goethe der Briefwechsel des Kindes zu einer unangenehmen (déplaisante) Lektüre geworden. Darin stimmt die deutsche Lesewelt gewiß nicht mit ihm überein.

Berichterstatter des „Quart d'heure" in St. Petersburg ist ein Herr Viroux, der jedoch von der Journalistik der russischen Hauptstadt nicht viel Gutes zu sagen weiß. Das „Journal de St. Petersbourg" ist ihm das fadeste in französischer Sprache existirende Blatt, und die

„Deutsche St. Petersburger Zeitung,“ die jetzt sehr gute Pariser Korrespondenzen enthalten soll, wacht, weil sie Eigenthum der Akademie ist, deren Einkünfte sie vermehren hilft, sehr eifersüchtig darüber, daß ihr Monopol nicht durch Konkurrenzen leide. Von den beiden Tageblättern in russischer Sprache, der „Nordischen Biene“ und dem „Invaliden“ nennt Hr. Biroul nur die Namen, ohne etwas Weiteres hinzuzufügen. Auf den Petersburger Theatern werden Meyerbeer's „Hugenotten“ auch jetzt noch unter dem Titel: „Die Guelfen und die Ghibellinen“ und Rossini's „Wilhelm Tell“ unter dem Titel „Karl der Kühne“ aufgeführt!

Wir glauben dem kleinen unterhaltenden Journal in Deutschland viel eher ein großes Publikum versprechen zu dürfen, als der „Revue Germanique“, deren französische Uebersetzungen deutscher Novellen, Dramen rc. überall von großem Interesse sein mögen — nur nicht gerade in Deutschland, das lieber die Originale selbst liest. J. L.

Belgien.

Die vlaemische Bewegung in Belgien.

Die harmlose vlaemische Bewegung (de vlaemsche beweging) rührt von dem naiven Vertrauen her, das die Vlaemingen den Versprechungen der in dieser Beziehung sehr indifferenten liberalen Partei Belgiens geschenkt hatten; zahlreiche Enttäuschungen haben endlich ernsten und allgemeinen Unwillen hervorgerufen. Die Vlaemingen haben sich zusammengethan, und alle ihre Journale (wohl achtzig an der Zahl) verlangen einstimmig von der Regierung baldige und wirksame Maßregeln. Die Organe der katholischen (ultramontanen) Presse sehen darin allerdings blos ein Mittel, den Liberalismus zu bekämpfen und Leben in ihre Partei zu bringen. Doch die aufgeklärteren Männer, die an der Spitze der Bewegung sind und sich von den Liberalen verlassen sehen, welche sie so redlich bei den letzten Wahlen unterstützt hatten, schlossen sich bona fide der neuen Richtung an, die die Vlaemingen eingeschlagen. Der Geschichte und den nationalen Traditionen treu, halten sie sich ebenso von der katholischen Partei wie vom Ministerialismus fern. Ein radikaler vlaemischer Verein mit der Devise: „Vlaemingen vooruit!“ (Vlaemingen vorwärts!) hat sich in Brüssel konstituirt unter der Präsidentschaft des Herrn v. Perceval, Mitglieds der Repräsentantenkammer.

Der Verein besteht aus Professoren und anderen Männern der Wissenschaft und hat den Zweck, die vlaemische Bevölkerung durch die Presse zu emanzipiren und zugleich die Wahlen in Flandern zu leiten.

Auch eine Unterrichtsfrage von höchstem Interesse macht viel von sich sprechen, die Schulpflichtigkeit der Kinder. Kommunalbeamte, Privatgesellschaften und Journale betheiligen sich an der Debatte, deren interessanteste Episode sonderbarer Weise in Saint-Josse-ten-Noode, einer Vorstadt Brüssels, spielte, wo G. Tiberghien, Professor der Philosophie an der freien Universität Brüssel, die Schulpflichtigkeit vertheidigte, die von einem alten Mitgliede des National-Kongresses, Lucian Jottrand, einem Anhänger der sogenannten Unwissenheitsfreiheit, angegriffen wurde. Die Frage ist noch nicht gelöst und wird wohl noch eine Zeit lang das Land beschäftigen.

Man sieht, daß die geistige Regsamkeit der belgischen Nation sich auf ziemlich verschiedenen Gebieten kund giebt. Belgien hat übrigens in dieser Beziehung seit 6 — 7 Jahren unverkennbare Fortschritte gemacht, Dank der großmüthigen unparteiischen Aufnahme, die es fremden politischen Flüchtlingen gewährt, einer Gastfreundschaft, die keine Gränzen kennen würde, wenn sie das Land und nicht die Regierung zu bewilligen hätte. Besonders haben die französischen Verbannten viel zu diesem Fortschritt beigetragen; sie haben jene wissenschaftlichen Konferenzen organisirt, durch welche ganz Europa mit Belgien in Verbindung getreten und bei denen häufig Belgier von Talent zum ersten Male ihren eigenen Werth kennen und zeigen lernten. Dieser Einfluß hat sich ebenfalls, wenn auch indirekter, in Bezug auf vlaemische und französische Sprachwissenschaft geltend gemacht.

Ehe wir die Hauptwerke der vlaemischen Literatur die Revue passiren lassen, müssen wir den Tod eines Schriftstellers erwähnen, der ihr die meiste Ehre machte. G. F. van Kerckhoven starb am 1. August 1857 in einem Alter von 40 Jahren. Nachdem er an der Universität Bologna als Doktor der Medizin promovirt hatte, ließ er sich in seiner Geburtsstadt Antwerpen nieder, wo er ausschließlich sich den Wissenschaften widmete. Er gründete und leitete hinter einander drei wichtige Blätter, den „Nordstar“ (Nordstern), den „Kunst- en Letterbode“ (Kunst- und Literaturbote) und den „Vlaemsche Rederyker“ (vlaemischen Rhetor). Als talentvoller Dichter und vorzüglicher Dramatiker nahm Kerckhoven unbestritten nach Conscience den ersten Rang unter den vlaemischen Prosaikern ein. Durch seinen Tod entstand eine große Lücke im Herzen der Jugend, die ihn als Haupt der liberalen Partei ansah. Einige Tage nach seinem Tode erschien sein letzter Roman „Twee Goddeloozen“ („Zwei Atheisten“). Dies kleine in populärem Styl, aber ohne Trivialität geschriebene Buch ist gleichzeitig ein gutes Werk und ein Kunstwerk; es ist ein Aufruf zur Toleranz, wie es überhaupt charakteristisch für ihn ist, daß seine Schriften, bei aller Mannigfaltigkeit, stets von praktischem Nutzen sind.

Dasselbe wollen wir nicht gerade von zwei anderen Romanen, „Morgend, Middag en Avond“ (Morgen, Mittag und Abend) von D. Delcroix und „Paul“ von Sleeckx, behaupten, die 1857 erschienen sind. Die beiden ausgezeichneten Schriftsteller bewegen sich nur in der Sphäre einer Kunst, von der man sie gern öfters abweichen sehen möchte, besonders wenn man weiß, daß sie beide jung und Feinde des Fortschrittes sind. — „Belgie onder Maria-Theresia“ (Belgien unter Maria Theresia) ist das Werk eines jungen Mannes, der liberal aus Instinkt und katholisch aus Ueberzeugung ist. Der Verfasser erscheint oft zurückhaltend und sich selbst widersprechend, um nicht aus gewissen Thatsachen Folgerungen zu ziehen, die ihm zu kühn dünken. — Ein ganz entgegengesetzter Geist waltet in einer Sammlung „Nord en Zuid“ (Norden und Süden) betitelt, die deshalb schon die Ehre einer kleinen Verfolgung auf sich gezogen hat. Der Rektor der Universität in Gent, wo diese Sammlung erschien, fand sie auf politischem und religiösem Gebiete zu weit vorgeschritten und untersagte die Veröffentlichung; das Buch erschien in Brüssel unter dem Protektorat der vlaemischen Studenten der freien Universität.

In der Poesie machen sich drei neue Namen geltend: Der erste, Frans de Cort, hat sich als würdiger Nachfolger des berühmten Th. van Ryswick kund gegeben durch einen Band „Liederen“ (Lieder) von nur hundert Seiten, deren jede von einem patriotischen Herzen und einem noch jungen, doch bedeutenden Talent zeugt. Einen Nebenbuhler hat Cort in Dodd gefunden. Die Gedichte des Letzteren, Liedchens en Deuntchens, sind der Form nach weniger vollendet; aber sie sind lebensvoller, satyrischer, volksthümlicher; Entrüstung über die Feinde des Landes ergießt sich in pikanten und schwungvollen Versen. Das dritte Werk, das wir erwähnen müssen, ist „Bloemen op een Graf“ (Blumen auf einem Grabe) von J. de Geyter. Es ist das Bemerkenswerthste, was im letzten Jahre erschienen ist. In den Versen Geyter's herrscht jene freimüthige, überzeugende Sprache, jene Mischung von Energie und Grazie, selbst oft jenes non mortale sonans, das den wahren Dichter bekundet. Der Band ist sehr günstig aufgenommen worden, und der Erfolg war ein um so verdienterer, als die Verkaufssumme dieser Ausgabe zur Errichtung eines Mausoleums bestimmt war für den hochgeschätzten Schriftsteller Zettermann, der in der Blüthe seiner Jahre als Opfer der Hingebung für die vlaemische Sache starb. Wir bezweifeln nicht, daß dem Talent Geyter's, wenn es sich von den kleinen Mängeln, die seine Jugend mit sich bringt, losgemacht hat, eine glänzende Zukunft bevorsteht.

Ein zweites Ergebniß der literarischen Regsamkeit ist die Veröffentlichung alter vlaemischer Schriften, von Seiten der belgischen Akademie, der vlaemischen Bibelgesellschaft und einzelner Gelehrten. Die von der Akademie ernannte Kommission will vor Allem die Werke des größten Dichters aus dem 13. Jahrh., Jakob van Maerlant, herausgeben. Das Unternehmen ist ein ungeheures. Es ist ferner bekannt, daß der berühmte Kanzler van Damme in seiner Jugend Rittergedichte und in seinen alten Tagen Abhandlungen über die verschiedensten Zweige menschlichen Wissens schrieb; es war dies in Europa der erste Versuch einer Encyklopädie in der Volkssprache. Die Idee, seine Werke, unter ihnen viele, die noch nie zu Tage gekommen sind, zu sammeln und zu veröffentlichen, ist eine schöne und nationale. Zwei Bände, die sich durch ihre luxuriöse Ausstattung und die Sorgfalt, welche auf die Reinheit des Textes verwandt ist, auszeichnen, sind vor Kurzem erschienen. Das eine, „Naturen bloemen“ (Natur-Blumenlese) ist von Bormans, das andere, „Rymbibel“ (eine Reimbibel) von David herausgegeben worden.

Letzterer hat auch „Dat boec van den gheesteleken Tabernacle“ (das Buch von dem geistlichen Tabernakel) von Johann van Ruysbroek, dem berühmten Mystiker des 14. Jahrhunderts, dem Vorläufer der Reformation in den Niederlanden, drucken lassen. Obgleich die Schriften Ruysbroek's mehrmals, in's Lateinische übersetzt, herausgegeben worden, sind sie doch merkwürdiger Weise nie in ihrer Ursprache erschienen. Das

„Tabernakel" bildet das 25. Werk, das die vlaemische Bibelgesellschaft veröffentlicht.

Ph. Blommaert hat im Jahre 1858 eine neue Auflage seiner vortrefflichen Ausgabe der „Legende von Theophil" (aus dem 14. Jahrhundert), dem Faust des Mittelalters, mit mehreren anderen Stücken aus derselben Epoche veranstaltet. Ch. Stallaert, Professor am Athenäum von Brüssel, hat das Andenken eines wenig gekannten Schriftstellers aus dem 16. Jahrhundert, Johann van der Noot's, aufgefrischt, indem er eine treffliche Auswahl seiner Dichtungen der Oeffentlichkeit übergeben hat. Gleichzeitig hat ein andrer genialer Schriftsteller aus jenem großen Jahrhundert, Marnix v. Ste. Aldegonde, durch einen in Belgien im Exil lebenden berühmten französischen Schriftsteller die Popularität wiedererlangt, die seinen Namen zur Zeit des Aufstandes der Niederlande unter Philipp II. umgab. Nach der „Geschichte der Religionsstreitigkeiten," deren spezielle Ausgabe Edgar Quinet besorgt hat, erschien das Hauptwerk von Marnix, der „Byenkorf der H. Roomsche Kerche" (der Bienenkorb der römischen Kirche).

Das sind die hauptsächlichsten literarischen Erscheinungen des vlaemischen Belgien. Bedenkt man die große Anzahl der vlaemischen Sammelwerke und Zeitschriften; zieht man in Betracht, daß die sämmtlichen Werke von Hendrik Conscience gegenwärtig in Antwerpen in mehreren tausend Exemplaren erscheinen, daß die Werke der drei berühmtesten holländischen Dichter: Vondel, Cats und Bilderdijk, in Flandern eine unermeßliche Anzahl Subskribenten gefunden haben, daß endlich die besten Produkte der lebenden holländischen Schriftsteller durch die Pressen von Gent und Antwerpen nachgedruckt worden und mit Enthusiasmus gelesen werden, so kann man sich nicht verhehlen, daß das vlaemische Element jung und kräftig ist, daß die vlaemische Literatur bald einen glänzenden Platz unter den Literaturen der europäischen Zeitgenossen einzunehmen verspricht.

Schweiz.

Genf unter der Herrschaft des Radikalismus*).

I.

Geschichtliches seit der Restauration von 1814.

Wenn man mit der Eisenbahn von Lyon nach Genf kommt, so sind die ersten Gebäude, die uns entgegentreten: eine Synagoge, ein Freimaurertempel, eine katholische Kirche, und, einige Schritte weiter, eine schmucke kleine anglikanische Kapelle. Diese verschiedenen Andachtsstätten, erst neulich auf den Seiten des Staats eingeräumten Plätzen erbaut, geben ein glänzendes Zeugniß von der Duldung, die heutzutage in der Calvinsstadt herrscht. Verlassen wir den Landungsplatz und verfolgen die Straße, die zum Kai Mont-Blanc führt, so fällt uns ein schönes Hôtel in die Augen, das dem Präsidenten des Staatsraths gehört, dessen erstes Stockwerk von Spielsälen eingenommen ist: ein andres, sehr verschiedenes Zeichen, das in dem Gebiete der moralischen Ideen auf eine starkbetonte Reaktion gegen die calvinistische Sittenstrenge hindeutet. Es sind dies zwei charakteristische Züge der Umgestaltung, der Genf entgegengeht. Um die alten Vorurtheile, das verjährte Widerstreben gegen jeden Eingriff in die von dem gewaltigen Reformator festgestellte Ordnung zu überwinden, mußte dem revolutionären Geist freier Spielraum gewährt werden, und dieser, in der Hitze des Kampfes, scheute sich nicht, Grundsätze und Sitten unter seine Füße zu treten, die eine Dauer von drei Jahrhunderten unverletzlich gemacht zu haben schien.

Hätte denn das gebildete und wissenschaftliche Genf wirklich das Bedürfniß mit seiner Vergangenheit zu brechen? Erwiesen ist es nimmer. Es liebte seine engen Gassen, voll alter Erinnerungen, die Festungswerke, die es mehr als einmal geschützt hatten. Obgleich klein an Umfang, behauptete es von längsther seinen Platz in der Reihe der freiesten und gebildetsten Staaten Europa's. Es spielte keine unbedeutende Rolle in der Geschichte. An Allem, was in der Welt seit der Reformation Großes geschah, hatte es seinen Antheil. Genf gab Rußland einen Le Fort, England einen Delolme, den Vereinigten Staaten einen Albert Gallatin, der französischen Revolution Necker, Clavière, Dumont, Mallet-Dupan. Und wieviel merkwürdige Männer der Wissenschaft und Literatur sind aus seinen Mauern hervorgegangen! An Jean Jacques Rousseau, Charles Bonnet, Saussure schlossen sich nach der wiedererlangten Unabhängigkeit de Candole, Pictet, de la Rive, Rossi, Töpfer u. A. Traun, Genf mit seinen 25,000 Einwohnern konnte stolz auf solchen Ruhm sein. Auch das materielle Gedeihen blieb nicht zurück. Unter einem völlig freien Regiment entfalteten sich Handel und Industrie, wurde die Wohlhäbigkeit allgemein, und, Dank den Anstrengungen der Privatmilde, schien die Noth aus diesem glücklichen Erdwinkel verbannt.

Wie kam es nun, daß eine Revolution plötzlich diesen Frieden störte und die scheinbar vollkommene Eintracht guter alter Bürger dieser kleinen Republik zerriß? Keine Wirkung ohne Ursache. Augenfällig keimte diese Revolution im Verborgenen und gährte lange unter der ruhigen Fläche der Genfer Gesellschaft. Ein tieferes Eingehn in die Verhältnisse muß die ersten Kennzeichen entdecken, und den Fortschritt bis zu dem Moment des Ausbruchs verfolgen. Hat man die Quelle der eingebildeten oder thatsächlichen Beschwerden des Genfer Volkes aufgefunden, so sind wir im Stande, sowohl über das Verdienstliche des alten Systems, wie über die Tragweite der Pläne, die das neue Regime verfolgt, einiges Licht zu verbreiten. Die Vergangenheit muß man fragen, will man die Gegenwart verstehn, sich der Krisen erinnern, durch die Genf von 1814 bis 1846 gegangen, um die Ergebnisse der gegenwärtigen Revolution zu würdigen, zuvörderst für die moralische, dann für die staatswirthschaftliche Ordnung. Das wollen wir nun in Folgendem versuchen.

* * *

Als Genf nach dem Sturz Napoleon's seine Unabhängigkeit wiedererlangt hatte, bedurfte es, um sich der Schweiz als Kanton einzureihen, einer Gebietsvergrößerung, da mehrere Gemeinden ausgeschieden werden mußten. Auf dem Wiener Kongreß unterstützt, erlangte es die nöthigen Territorialzugeständnisse von Sardinien und Frankreich. Durch die Verträge von Paris, 20. November 1815, und von Turin, 16. März 1816, wurden die Bedingungen festgestellt, wonach Genf einen Zuwachs erhielt von 12,000 Seelen katholischen Bekenntnisses, die $^2/_5$ der Gesammtbevölkerung bildeten.

Vom konfessionellen Standpunkte aus war ein solcher Zuwachs nicht ohne Gefahr für den kleinen Freistaat, um so mehr, als der Turiner Vertrag ihm die Verpflichtung auflegte, den katholischen Kultus in den von Sardinien ihm abgetretenen Gemeinden aufrecht zu erhalten und zu schützen; keine protestantischen Kirchen, mit Ausnahme einer einzigen in der Stadt Carouge, darin zu erbauen; in Bezug auf das Kirchliche die Gesetze und Herkömmlichkeiten, wie sie am 29. März 1815 bestanden, zu bewahren. Die unmittelbaren und nächsten Vortheile der Abtretung rückten das Mißliche der möglichen Ergebnisse, deren ganze Tragweite überdies damals schwer vorherzusehen war, in den Hintergrund. Die Genfer dachten nur an das Glück, ihre Unabhängigkeit, sie unter die Bundesfahne stellend, zu sichern, und gingen sofort an's Werk, ihre Regierung zu organisiren. Die frühere Verfassung, die schmerzliche Erinnerungen hervorrief und mit der neuen Lage des Landes nicht übereinstimmte, konnte nicht wieder hergestellt werden. Ueberdies waren die vornehmsten Häupter der Genfer Restauration aristokratisch gesinnt. Ami Lullin, Joseph des Arts und Charles Pictet de Rochemont, die sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, übten natürlich einen bedeutenden Einfluß auf das Werk der Gesetzgebung. Ihr Ziel war, dem Repräsentativsystem, als dem zur Ausgleichung der widerstreitenden Ansprüche der Demokratie und Aristokratie einzig geeigneten das Uebergewicht zu sichern.

Der neuen Verfassung mit der scharfausgeprägten Tendenz, die Uebung der Volks-Souverainetät in die engsten Gränzen zu bannen, fehlte es dennoch nicht an einer freisinnigen, weiterer Entwicklung fähigen Organisation. Als Prinzip setzte sie: Völlige Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, Freiheit der Presse, Unabhängigkeit und Oeffentlichkeit der Gerichte, das Abstimmen über Steuern und Gesetze von urgewählten und zum Theil jährlich erneuerten Abgeordneten, das diesen Abgeordneten eingeräumte Recht, unter der Form von Vorschlägen, die Initiative zu üben, endlich die Befugniß, Abänderungen in die Verfassung selbst einzuführen. Freilich erschienen, für den Augenblick wenigstens, durch den Wahlmodus diese kostbaren Bürgschaften gleich Null. In jenem herrschte nämlich der aristokratische Geist vor, der seiner Natur nach geneigt ist, die Macht in den Händen einer geringen Zahl zu konzentriren. Man hatte für den Fall, daß die absolute Majorität das Ziel verfehlte, zu den Aushilfen des Census, des Alters, selbst der indirekten Wahl Zuflucht genommen. Der sogenannte Repräsentativrath wählte aus seiner Mitte die 24 Glieder des Staatsraths, deren schwachbesoldetes Amt nur wohlbekannten Männern zugänglich war. Die ausübende Gewalt mit der ausschließlichen Initiative der Gesetze war dem Staatsrath anheimgefallen. Unmöglich

*) Von dem einer bekannten Genfer Gelehrten- und Buchhändler-Familie angehörenden Professor Cherbuliez in Paris.

waren die Verfassungsverbesserungen nicht, aber die Förmlichkeiten, die sie umgaben, erschwerten und verzögerten ihren Gang.

Trotz ihrer wahrhaft freisinnigen Prinzipien, die sie im Keime enthielt, wurde daher auch die Verfassung von 1815 kalt aufgenommen. Das Volk rügte daran hauptsächlich die Abschaffung des alten Gemeinderaths, in welchem die Wahl der Beamten und die Bestätigung wichtiger Gesetze der Prüfung allgemeiner Abstimmung unterlag. Daß sie dagegen die bevorrechteten Kasten vernichtete, daß sie allen Bürgern dieselben bürgerlichen Rechte einräumte, wurde ihr nicht hoch angerechnet. Vorzüglich als Unterpfand des Friedens und der Unabhängigkeit bewillkommte man die neue Verfassungsurkunde. Die Freude, in den Schweizerbund eingetreten zu sein, die glänzende Aussicht, die sich für Genf zu öffnen schien, überwogen alle Einwürfe. Kaum zwei Jahre verflossen überdieß, als die auf Oeffentlichkeit der Gerichte, so wie auf die eventuellen Gesetze in Betreff des neuen Gebietszuwachs bezüglichen Abänderungen die Möglichkeit außer Zweifel setzten, alle für nöthig erachteten Reformen auf gesetzlichem Wege zu erzielen. In der That verlängerte man allmählich die Dauer der Amtsführung des Staatsraths; die Sitzungen des Repräsentativraths wurden öffentlich und sein Wirkungskreis vergrößerte sich beträchtlich unter dem eben so weise wie freisinnigen Reglement, mit dem ihn **Dumont** ausgestattet hatte; endlich wurde der Wahlcensus auf den mäßigen Satz von 3$^1/_4$ Fr. reduzirt und es war auch den nicht so hochbesteuerten Bürgern, die aber dennoch das Recht der aktiven und passiven Wählbarkeit ansprachen, freigegeben, den erforderlichen Steuersatz zu erlegen.

Diese weisen Reformen fielen mit dem merklichen Aufschwung zusammen, den die Wissenschaften, die Literatur, die Künste, namentlich auf dem materiellen Gebiete nahmen. Von 1815 bis 1830 entwickelte sich der republikanische Geist mit erfolgreicher Energie. Bürgerschaft und Regierung wetteiferten, das Vaterland mit freisinnigen Anstalten auszustatten. Die Obrigkeit genoß allgemeine Achtung, der sie sich durch Eifer, Pflichttreue und Einsicht würdig machten. Die Restauration hatte in Genf mehrere hochverdiente Männer zusammengeführt, die einen geistigen Herd bildeten. Man braucht nur die Namen d'Ivernois, Sismondi, Dumont, de Candolle und den italiänischen Flüchtling Rossi zu nennen; der Letztere verschmähte es nicht, seine hervorragenden Talente dem Dienste der kleinen Genfer Gemeinde eine Zeit lang zu weihen. Unter dem Einfluß solcher Geister konnten die Debatten des gesetzgebenden Körpers nur fruchtbar an glücklichen Ergebnissen sein. Durch das Uebergewicht des Talents, des Wissens, der Erfahrung, des beredten Wortes spornten und zügelten sie abwechselnd die Bestrebungen der Opposition, die eine Zeit lang außerhalb der Rathskörperschaften keinen Wiederhall fanden. Die Meinungsverschiedenheiten galten mehr der Theorie; denn in der Praxis war man einverstanden, die überstürzenden Neuerungen von der Hand zu weisen. Indeß blieb Genf so wenig zurück, daß es vielmehr in kurzem nicht nur seinen Eidgenossen, sondern den meisten europäischen Staaten einen Schritt voraus war. Genf war die erste Stadt auf dem Festlande, die die wohlthätigen Sparkassen einführte; sie gründete eine Muster-Besserungsanstalt; veröffentlichte ein Gesetz über das Civilrechts-Verfahren, das von alten Rechtsgelehrten bewundert wurde; gab ihrer Akademie den früheren Glanz wieder; ließ sich die Bedürfnisse des Elementar- wie des Gymnasialunterrichts sehr angelegen sein, vernachlässigte darüber aber auch nicht, was die materielle Entwickelung des Landes betraf. Unabhängig von der Regierung, förderten Vereine die Künste und die Industrie. Unter ihrem Einfluß entstand eine Malerschule; die Stadt wurde ferner um ein Museum, ein freigebiges Geschenk der Fräulein Rath, so wie um eine, von Franz Bartholony gegründete Gesangschule reicher; eine neue Uhrenfabrik vermehrte den alten Ruhm Genf's in diesem Industriezweig. Andere Gesellschaften, aus Antrieb einer erleuchteten Menschenliebe, statteten Genf mit Anstalten aus, die man in anderen Städten von gleicher Größe vergeblich gesucht hätte.

Leider hat das Fahrzeug des Glücks für Völker wie für Einzelne seine Klippen. In dem Genusse des Wohlstandes schläft man ein; man giebt sich gern dem Wahne hin, daß in der besten der möglichen Welten Alles auf's Beste eingerichtet sei. Diese, in der herrschenden Klasse sich immer mehr und mehr kundgebende Richtung kann als die Quelle bezeichnet werden, die dem Strom der Revolutionen in Genf die erste Nahrung zuführte. Bald vereinigten sich damit andre Zuflüsse, die mehr sozialer als politischer Natur waren. In einer Republik ist die Eifersucht sehr empfindlich. Die Ungleichheit, aus dem Gesetze verjagt, flüchtet sich in die gesellschaftlichen Gewohnheiten. Es giebt keine scharfabgegränzten Rangstufen; dafür bilden sich Zirkel, die noch abgesperrter und ausschließender sind. In Genf sonderte sich die Aristokratie in mancherlei Pferche, nach dem Alter der Familien und nach dem Umfang des Geldsacks; die Kleinbürgerschaft und die Arbeitsklasse theilten sich in eben so viel Gruppen, die nicht weniger sorgfältig darüber wachten, sich nicht mit einander zu mischen. So sah sich Jeder von seiner Geburt an in einen mehr oder weniger engen Kreis gebannt, aus dem er nur mit großer Mühe herauszutreten vermochte; denn Talente und Reichthum haben nicht immer die Macht, das Vorurtheil zu überwältigen. Ohne Zweifel stößt man überall auf ähnliche Richtungen, nirgends aber sind sie markirter als in Genf, wo es leider an der Disziplin fehlt, die allein diese Art künstlicher Hierarchie heilsam machen könnte. Wohl läßt man sich Untergebene gefallen; gilt es aber, sich irgend welcher Superiorität unterzuordnen, dann bäumt sich die erwachte Gleichheitsliebe gegen die berechtigtsten Ansprüche. Ein solcher Zustand der Dinge erzeugt nothwendig Mißtrauen, reizt zu beklagenswerther Gehässigkeit der Bürger untereinander, und besondere Rücksichten oder persönliche Vorliebe überwiegen die wahren Interessen des Vaterlandes. Man gewöhnt sich, die Sachen im engern Ausschuß zu verhandeln, ohne den Forderungen der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen.

In Genf begünstigte obendrein die Regierungsform diese betrübende Zerstückelung der sozialen Kräfte. Die Beamten waren meist gering oder gar nicht besoldet; es wurden daher zahlreiche Hilfskommissionen eingesetzt, um die Arbeiten nach speziellsten Fächern zu vertheilen. Bestanden diese nun auch meist aus ehrenwerthen und pflichtergebenen Männern, so erneuerte sich das Personal nicht oft genug, um den Schlendrian mit seinen gewöhnlichen Wirkungen zu verhindern. Sie konnten sich nicht vor dem Geiste der Coterie wahren, der die großherzige und fruchtbare Thätigkeit des Patriotismus in so trauriger Weise lähmt. Diese Kommissionen, von edelsten Absichten beseelt, und dennoch unwillkürlich mehr oder weniger ausschließend, blieben Allem fremd, was außerhalb ihres Wirkungskreises vorging. So konnte eine Opposition keimen und wachsen, ohne daß das Geringste geschah, die Gefahr zu beschwören. Genf war frei, glücklich, ruhig im Innern, geachtet nach Außen und die Genüsse des Wohlstandes schläferten den republikanischen Geist ein. Der allgemeine Fehler bestand darin, daß man vergaß, um welchen Preis diese Vortheile wenn erworben, auch erhalten werden.

In einer 1832 ausgegebenen Schrift hatte Rossi mit richtigem Blick auf die Natur des Uebels und die zu gewärtigenden Folgen hingewiesen. Nachdem er der Thatkraft und Hingebung der Bürger, denen man die Genfer Restauration zu verdanken hat, seine Huldigung gezollt, stellte er sich die Frage, ob die neue Generation weiser, ehrenwerther, vielleicht unterrichteter als die vorangegangene, das Gute wollend, die Ordnung und die Regel liebend, derselben Thatkraft, derselben Hingebung fähig sein würde? „Wie", ruft er, „wir sollten nicht besorgt sein, wenn wir sehen, wie die jungen Leute arbeiten ohne Neigung, sich zerstreuen ohne Genuß, studiren, tanzen, Beides auf dieselbe Weise, wie eine Aufgabe, die jeder wohlerzogene Mann regelmäßig zu lösen hat. Großer Gott, wie soll's im reifen Mannesalter werden, wenn man zu zwanzig Jahren von Eis ist! Vor allem trifft man zu eignem Gebrauch bei möglichst wenig Geräusch kleine Einrichtungen: eine kleine Politik, eine kleine Philosophie, eine kleine Religion, eine kleine Literatur. Das Wesentliche ist ja nichts Hervorstehendes, nichts Lärmendes, nichts über eine konventionelle Linie hinaus! So vermeint man sich goldene Tage zu bereiten; allein diese eintönige Jugend ohne Gemüth, ohne Feuer, in den Zustand jener Wesen übergegangen, die Dante nicht wußte, wohin er sie unterbringen sollte und ausrief:

Non ragionar di lor, ma guarda e passa!

(Kein Wort weiter über sie, nur ein Blick und fürbaß!)

Solche Jugend muß allgemach nothwendig zu einem durchaus materiellen Leben führen, zur Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine, zur Unfähigkeit für ernste Geschäfte; hauptsächlich, wenn sich jemals die entscheidungsvollen und stürmischen Zeiten wieder erneuern; wenn jene ebenso ernsten, wie unvorhergesehenen Ereignisse eintreten, die, mitten unter Leiden aller Art, die Bürgertugenden der alten Genfer in so hellem Glanze leuchten ließen!"

Die Prophezeiungen des berühmten Publizisten gingen buchstäblich in Erfüllung. Die Hintansetzung der unerläßlichen Lebensbedingungen der Republik übte den verderblichsten Einfluß. In freien Staaten erhält sich eine Aristokratie nur durch Wachsamkeit, Selbstverleugnung und Hingebung. Das Genfer Volk, das dürfte man nicht vergessen, hat keine wesentlich demokratische Erinnerungen und sein Charakter trägt das scharfmarkirte Gepräge der Institutionen, die es gebildet haben. Man dürfte vielleicht ein so auffallendes Beispiel von der Wirkung der Gesetze auf die Sitten anderswo vergeblich suchen. Die Genfer Bevölkerung

besteht aus den unterschiedensten Elementen. Sie ist eine Mischung aller Racen; den Hauptbeitrag haben Italien, Deutschland und Frankreich gesteuert; es fehlt aber auch nicht an anderen Bestandtheilen. Welch eine Assimilationskraft gehörte dazu, um aus diesem Völkergewimmel, wie beim babylonischen Thurme, Ein Volk mit scharfunterschiedener, kräftiger, unverwischbarer Nationalität zu machen! In diesem Betracht erscheint die Rolle Genf's würdig, die Aufmerksamkeit des Philosophen und des Historikers zu fesseln. Seit dem 16. Jahrhundert war die Stadt ein Asyl für alle Opfer theils politischer, theils religiöser Verfolgungen und indem diese Flüchtlinge hier Schutz fanden, füllten sie zugleich die durch die Zugvogelnatur der Genfer — denn man trifft sie in allen Punkten des Erdenrunds zerstreut — entstandenen Lücken in der Bevölkerung aus. Wenige Jahre des Aufenthalts in der kalvinistischen Stadt reichten hin, den neuen Ankömmlingen das nationale Siegel aufzudrücken. Noch heute tritt uns diese auffallende Erscheinung entgegen. Es ist z. B. nichts Seltenes, daß in den vor kurzem eingebürgerten deutschen Familien die Kinder von ihrer fremden, gewöhnlich so zähen Nationalität weder in der Sprache, noch in den Gewohnheiten, noch in der Geistesrichtung die leiseste Spur bewahren: die Genfer Atmosphäre hat Alles aufgesogen. Ein Volk, das Jahrhunderte hindurch die Elemente jeder Nation in sich aufnimmt, ohne seinen ursprünglichen Charakter zu verlieren, ist natürlich zum Stolz geneigt. Das Nationalgefühl hat bei ihm etwas Individuelles, wie es uns schwerlich in einem andern Lande begegnet. Es geht in den Institutionen seines Vaterlandes ganz auf, glüht leidenschaftlich für Alles, was dieses betrifft und verficht es, ohne Opfer zu scheuen und ohne sich von der Furcht, seine Zukunft zu gefährden, abschrecken zu lassen.

Der Genfer, stolz auf seine alte Unabhängigkeit, sträubte sich stets gegen den Zwang auch der wohlwollendsten Verfassung. Es kostet ihm Ueberwindung, seinen Bruchtheil Souveränetät zu übertragen und er überwacht seine Bevollmächtigten mit spähendem Mißtrauen. Nicht er wird den sprichwörtlichen Undank der Republikaner Lügen strafen. Auf eine andere Anerkennung als die ihres eigenen Gewissens müssen seine Obrigkeiten verzichten; denn so lange sie im Amte sind, verdächtigt, haben sie es niedergelegt, vergißt man sie. Um eine so schwierige Bevölkerung, der es nicht an Verstand, Muth und Edelsinn gebricht, zu leiten, dazu gehören, traun, geschickte Männer. Genf besaß deren manche seit der Restauration. Um die bereits Genannten, welche 1813 an die Wiederherstellung der Republik muthig die erste Hand legten, hatte sich eine Kernschaar gesammelt, nicht minder durch ihre Bildung, wie durch hingebenden Eifer ausgezeichnet. Aus ihrer Mitte hob Genf Männer aus, die in jedem Betracht des öffentlichen Vertrauens würdig waren: unbestechliche Administratoren, hervorragende Rechtskundige. Dank ihren Anstrengungen, betrat die Republik die Bahn des weisen und geregelten Fortschrittes; in dem Maße aber, wie der Tod die Reihen dieser in der Schule der Erfahrung gereiften Männer lichtete, machten sich die Wirkungen des Wohlstandes auf die Erziehung des erblühenden Geschlechtes bemerklich, und man konnte nicht ohne Besorgniß in die Zukunft schauen. Die gestählten Charaktere wurden immer seltener, besonders in der jungen Aristokratie, die im Allgemeinen geringen Willen zeigte, dem Beispiele ihrer Vorfahren nachzueifern. Obgleich unter der ebenso freisinnigen wie klugen Leitung des Syndikus Rigaud, dem es zehn Jahre lang glückte, durch seinen Einfluß die Parteien zu beherrschen, verlor die Regierung rasch ihre Kraft und ihren Zauber. Und gerade 1830, eine Epoche, mit der in Europa eine neue Strömung begann, sah sie sich zu den hohlen Täuschungen des patriarchalischen Regiments herabgekommen.

Während die reiche Klasse kein großes Gewicht auf die Leitung der öffentlichen Geschäfte zu legen schien, lauschte das Volk gespannt dem Lärm von Außen, folgte mit sympathischer Theilnahme den Bewegungen in Frankreich und Italien. Die Ansteckung blieb nicht lange aus. Freilich hatte es keine Tyrannei zu bekämpfen, keine Freiheit zu erobern; allein ehrgeizige Wühler, an denen es bei solchen Gelegenheiten niemals fehlt, wußten ihm leicht einzureden, es müßte seinen Traditionen zu Ehren revoltiren. In den vormaligen Zeiten, als die Republik Genf verschieden berechtigte Einwohner und Aufäßige, Eingeborene und Bürger in sich schloß, da war in der That der Aufruhr gewissermaßen an der Tagesordnung. Sobald eine Maßregel dem souveränen Volke nicht zusagte, griff es nach den Waffen, schoß auf einander in den Straßen. Zog die Regierung den Kürzern, wurden Zugeständnisse gemacht mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sie später zurückzunehmen; triumphirten ihre Anhänger, so verwies man die Rädelsführer und Alles kehrte in die gewohnte Ruhe zurück. Das waren die Erinnerungen, auf denen man nach 1830 in Genf wohlgefällig verweilte. Beschwerden sind den Wühlern stets leicht zur Hand. Aus Furcht vor dem Erwachen der Demagogie hatten sich die Urheber der Verfassung einer Art, freilich schwer durchzuführender, Oligarchie zugeneigt; allein, Dank dem erleuchteten Patriotismus einiger wackeren Männer, es verloren sich die Fehler der neuen Institutionen nach und nach und die Sache war für alle wünschenswerthen Fortschritte offen. Auf diese Weise war man dem allgemeinen Stimmrecht ohne dessen Uebelstände möglichst nachgekommen, da man, um Wähler zu sein, wie oben erwähnt, nur eine freiwillige Steuer von 3¼ Fr. zu zahlen brauchte. Eine so schwache Barre konnte nur das Eindringen des Proletariats abhalten, um einen Wähler von einigem Gewichte auszuschließen, und dennoch rief sie lebhafte und zahlreiche Klagen hervor. Die behutsame Politik wird im Allgemeinen wenig verstanden oder übel ausgelegt. Weil man ihre Motive nicht begreift, zeihet man sie lieber bald der Schwäche, bald des Verraths, und die Genfer, mißtrauisch von Charakter, ergriffen diesen Vorwand, die Absichten ihrer Regierung anzuschwärzen. Sie machten sie verantwortlich für die sozialen Ungleichheiten und für alle daraus hervorgehenden Kränkungen der Eigenliebe. Nach ihnen maßte sich die Aristokratie unerträgliche Vorrechte an, indem sie sich dem Staatsdienste mit einer Uneigennützigkeit widmete, die von den gering begüterten Klassen nicht zu verlangen gewesen wäre. Zugleich machte sie ihr ihre Schlichtheit, ihre Sittenstrenge, ihren durch Arbeit und Wirthschaftlichkeit erworbenen Reichthum zum Vorwurf. Eine nergelnde Opposition machte sich anfangs Luft in Karikaturen, in beißenden Satiren, in Schmähschriften, die geeignet waren, die Gehässigkeit des großen Haufens aufzureizen. In diesen Krieg gegen die hohen Leute geiferte der Neid sein Gift über die gleichgültigsten Handlungen. Ein übel verstandenes Wort, ein vergessener Gruß, der geringste Schein von Standesüberhebung lieferten eben so viel Beschwerdegründe, die man ausbeutete, um dem Volke einzureden, daß es unter einem demüthigenden Joche seufze. Die Verschrobenheiten der sozialen Gewohnheiten wurden der Verfassung zur Last gelegt und diese als das Hinderniß verschrieen gegen den Geist der Eintracht, die unter allen Bürgern herrschen müßte.

Ist man erst so weit, dann handelt es sich nicht mehr um bloße Reformen; nur ein allgemeiner Umsturz scheint die Mißbräuche, die wirklichen wie die vorgeblichen, unter seinen Trümmern begraben zu können. Wir sagen: die wirklichen; denn auch deren gab es. In einem Lande, wo die öffentliche Erziehung dem Armen wie dem Reichen die geistige Entwickelung möglich macht, haben die höheren Klassen unrecht, wenn sie zu sehr auf Unterscheidungen halten, die sich auf den Zufall der Geburt oder auf die Laune des Glücks gründen; sie schaden sich offenbar, denn sie geben den falschen Anschuldigungen eine Handhabe und rufen einen unversöhnlichen Groll hervor. Es ist aber auch nicht zu vergessen, daß nur sehr wenige gesellschaftliche Beziehungen sich gewissen Zumuthungen der Gleichheit fügen und daß auch der reinste Wille hier auf große Hindernisse stößt.

Dem sei nun, wie ihm wolle, das Genfer Volk, das für sehr verständig gilt, ließ sich einreden, es sei sehr ärgerlich, eine unbestechliche Obrigkeit, die mehr auf Ehre als auf Geld hält, erleuchtete Vertreter, weise Verwaltungsbeamten zu haben und sie gar mehrere Jahre in ihrer Stellung zu belassen. Es begeisterte sich für starke Besoldungen, für öftere Wahlen, die dem Umtrieben und dem Ehrgeiz günstigen Spielraum öffnen, und für unbedingt allgemeines Stimmrecht, das dem ungebildetern Theil der Nation die Majorität giebt. Das Umsichgreifen dieser neuen Richtung zeigte sich schon 1834, als ein Versuch der italiänischen und polnischen Flüchtlinge auf Savoyen zu einer Volkskundgebung Anlaß gab, wie Genf sie seit lange nicht erlebt hatte. Einen Augenblick fürchtete man, sie könnte in eine Meuterei ausarten. Indeß konnte die Regierung sich noch auf die große Mehrheit der Bürger stützen und die Gährung wurde bald beschwichtigt.

Im folgenden Jahre gab die Jubelfeier der Reformation den kirchlichen Zänkereien Nahrung. Diese waren seit einiger Zeit wieder aufgelebt, theils durch die Einführung des englischen Methodistenwesens, theils durch den schlagfertigen Stadtpfarrer Vicarin, der mit der geschickten Taktik eines Jesuiten die Energie eines frühern Soldaten verband. Die politischen Fragen wurden seitdem durch die sich einmischende Kontroverse auf betrübende Weise verwickelt; und auf diesem gemischten Gebiete machte der Aufruhr 1837 seinen ersten Versuch. Die Regierung wollte die kirchliche Feier des Genfer Fastens an deren Stelle das in allen Schweizer Kantonen begangene eidgenössische Fasten getreten war, abschaffen, und die Protestanten, die darin einen Eingriff in ihre theuersten Ueberlieferungen erblickten, geriethen darüber in Aufregung. Am 7. September strömte die Menge nach den Kirchen, zog ihre Prediger mit sich fort, und feierte den Gottesdienst trotz dem Verbote der Behörde.

Diese, außer Stande, der Unordnung auf der Stelle zu steuern, begnügte sich damit, am folgenden Tage einen der Pastoren, der beschuldigt ward, sich bei der Bewegung betheiligt zu haben, die Kanzel auf ein halbes Jahr zu untersagen. Diese eben so unglückliche, wie ungenügende Maßregel traf gerade das volksbeliebteste Mitglied der protestantischen Geistlichkeit und offenbarte die Ohnmacht des Staatsraths, der es nicht wagte, die eigentlichen Häupter des Aufruhrs vor Gericht zu stellen. Man schien zu fürchten, in die Motive der dumpfen Gährung, die sich durch solche Symptome kundgegeben, tiefer einzudringen.

Einige Monate später (1838) trugen die Zwistigkeiten, die sich zwischen Frankreich und der Schweiz wegen Louis Napoleon erhoben, dazu bei, die Regierung in ihrer trügerischen Sicherheit noch mehr zu bestätigen. Der bloße Schein einer äußern Gefahr hatte hingereicht, alle Bürger um ihre Obrigkeiten zu sammeln. Angesichts dieses erwachten Nationalsinns — wie sollte man da an das Dasein politischer Leidenschaften und sozialer Gehässigkeit denken? Der Optimismus ist die Schwäche patriarchalischer Regierungen; man bildete sich ein, es gehe Alles auf's Erwünschteste; und wenn die Wähler sich nur in sehr geringer Zahl bei der Stimmurne einfanden, so hielt man das gerade für ein Zeichen unbedingten Vertrauens. Die Klagen der Opposition, weit entfernt eine bessere Aufnahme zu finden, erregten vielmehr die stürmischsten Debatten im Schoße der Rathskollegien. Ihre Anträge auf Einführung der Geschworenen und des städtischen Gemeinderaths wurden gleichfalls abgewiesen. In Folge dieser Diskussionen, in welchen einige unkluge Redner so weit gingen, zu äußern, man hätte schon nur zu viel Zugeständnisse gemacht, bildete sich ein politischer Verein zu dem Zweck, den Volks-Interessen — denn auf diesen Namen taufte man seitdem die oppositionelle Bewegung — den Sieg zu sichern. Indeß nahm er nur den Titel: Verein des 3. März (das war der Gründungstag) an, und schien entschlossen, sich auf dem gesetzlichen, den verfassungsmäßigen Verbesserungen offenen Weg zu halten; allein in dem Maße, wie die Zahl der Unzufriedenen, die sich um ihn gruppirten, wuchs, erweiterte sich auch das Progamm. Bald mochten seine Gegner mit Recht sagen, er sei die Krankenanstalt für die verwundete Eigenliebe. Leider nahm die Zahl der Kranken so sehr zu, daß sie einen Putsch auf die beiden höchsten Staatskörper versuchen konnten. Am 22. November 1841 stürmte die Menge gegen das Stadthaus und verlangte unter Geschrei eine konstituirende Versammlung. Sie wurde bewilligt und begann einige Wochen später ihr Werk, das zum Ziel hatte, Abänderungen einzuführen, ohne den Gesammtbau von Grund aus niederzureißen. Sie beschränkte die Zahl der 28 Staatsräthe auf 12; erhöhete ihren Gehalt von 800 auf 2000 Fr., theilte den Kanton in 10 Wahlkörper, 4 auf die Stadt und 6 auf das Land; schaffte den Census ab, führte Geschwornengerichte ein; gab der Stadt einen von den Bürgern gewählten Gemeinderath. Die neue Verfassung schien demnach allen Forderungen des dritten März genug zu thun; allein das allgemeine Stimmrecht täuschte die Hoffnung der Radikalen, die zwar die Miene annahmen, als verlangten sie blos Reformen, im Grunde aber die Revolution wollten; der 22. Novbr. war nur der Prolog. Die Rathskörper gingen aus der Abstimmung mit einer großen konservativen Mehrheit hervor, während die Opposition, über diesen Streich erbittert, die Maske abwarf und sich entschlossen zeigte, zu den Waffen zu greifen. Der erste Erfolg reizte den Appetit und das Volk kam wieder auf den alten Geschmack zum Aufruhr. Im Februar 1843 versuchte die radikale Partei wieder ihre Stärke in einem Aufstande und es floß Blut; und trotz der Wohlthat einer mehr großmüthigen als klugen Amnestie, verweigerte sie hartnäckig jede Versöhnung mit der durchaus liberalen Partei, in deren Hände das allgemeine Stimmrecht die Gewalt gelegt hatte.

Diesmal diente der Generalrath den Wählern als Werkzeug. Als der Großrath sich dafür aussprach, neue Versuche zur Versöhnung zu machen, bevor man dem Sonderbund den Krieg erklärt, bildete sich aus dem Stegreif eine öffentliche Volksversammlung in dem Viertel Saint-Gervais, dem Mittelpunkt des Radikalismus, blieb zwei volle Tage in Permanenz, und es erfolgte das beklagenswerthe Gefecht vom 7. Oct. 1846, das James Fazy an das Steuer der Gewalt brachte. Der Staatsrath dankte ab, und eine auf der Straße improvisirte Regierung nahm dessen Stelle ein. Diese berief die Wähler ein, um eine Konstituante zu ernennen, deren Aufgabe durch eine Proklamation, die in sechs oder sieben Paragraphen die vorgeblichen Volksbeschlüsse formulirte, schon zum voraus bestimmt war. Die Wahlbevölkerung wurde von neuem in drei Körperschaften vertheilt: die Stadt mit 29,000, das rechte Seeufer mit 8000, das linke Seeufer mit 25,000 Seelen. Diese ungleiche Vertheilung hatte zum Zweck, den Einfluß der Stadt zu brechen und die ländlichen protestantischen Gemeinden in der starken katholischen Ueberzahl zu ertränken. Der Staatsrath wurde auf 7 Mitglieder beschränkt und ihr Gehalt auf 5000 Fr. erhöhet; sie sollten auf 2 Jahre von dem Generalrath, d. h. von der Gesammtheit der Wähler, zu einem einzigen Körper in der Stadt vereinigt, gewählt werden. Ebenso wurden Zahl und Amtsdauer der Deputirten im Großrath herabgesetzt. Die Stimmberechtigung erstreckte sich auf Personen, die von Unterstützung leben oder ihre Zahlungen eingestellt haben, und die in der vorigen Verfassung davon ausgeschlossen waren. — Die zur Bestreitung der Kosten des protestantischen Kultus gegründeten Stiftungen wurden vom Staat eingezogen. Kurz in den geringsten Einzelheiten bekundete sich der entschiedene Wille, die alten Genfer Institutionen möglichst zu vernichten.

Die so formulirten Volksbeschlüsse waren thatsächlich nur ein treuer Ausdruck der Willensmeinungen eines einzigen Mannes. James Fazy, ein durch eine stürmische Jugend herabgekommener Aristokrat, von den Lehren einer revolutionär-weltbürgerlichen Schule aufgesäugt, hatte sehr rasch die Hilfsquellen gewürdigt, die seine Geburtsstadt den Plänen der europäischen Demagogen eröffnen könnte. Er entschloß sich denn, dieser Quellen Meister zu werden, und entwickelte, um dahin zu gelangen, seltene Talente. Niemals vielleicht hat ein Begünstiger der Revolution Beweise von solcher sophistischer Redegewalt gegeben; gewiß aber zeigte keiner in solchem Maße die heroische Keckheit, die vor Nichts zurückschreckt, durch ein unerschütterliches Aplomb ihre Gegner verdutzt und sie endlich zum Zweifel an sich selber bringt. Die Revolution vom 7. Oct. 1846, die das Programm Fazy's mit dem Siege krönte, bildete eine Aera in der Genfer Geschichte, deren Periode sich vor unseren Augen fortsetzt, und deren wahren Charakter wir in dem folgenden Artikel darstellen wollen.

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Zur Statistik der englischen Presse und Literatur, der Unwissenheit und des Verbrechens.

Gesellschaft, Wahlrecht und Reform-Bill.

März 1859.

Dieses Großbritannien ist wirklich groß und der alte Stolz, daß man hier Alles am größten, besten und meisten habe, ist in der Regel nicht ohne Grund, obwohl in Bezug auf Qualität oder „Bestes" der Kontinent immer mehr rühmliche Widerlegungen liefert. Zu ihrem Schrecken haben die Engländer eben auch bemerkt, daß die französische Flotte größer sei, als die größte, die ihrige, so daß man sofort die fehlenden Kriegsdampfer u. s. w. bauen will. Wir wollen hier nicht weiter aufzählen, worin Deutsche und sonstige „Foreignors" den Engländern bereits zuvorgekommen sind, sondern sofort auf die Sphäre eingehen, worin sie's Allen zuvorthun. Das ist in der Literatur, wenigstens der Massenhaftigkeit der Zeitungs-Literatur. Vor mir liegt das von Baßmore Edwards begründete und zuerst für 1859 publizirte „Literarisches und Unterrichts-Jahrbuch"*). Wir finden darin unter Anderm folgende Verzeichnisse: der Bücher, die von Mitte Nov. 1857 bis zu derselben Zeit 1858 publizirt wurden, über 2300; der neuen Auflagen, über 1100; der in Amerika erschienenen neuen Bücher (noch nicht 300), dann auch eine Liste im Auslande erschienener Bücher, d. h. freilich nur ein jämmerliches Verzeichniß von etwa 580 größtentheils französischer und einiger deutscher Bücher (der Verfasser versteht weder etwas von deutscher Sprache, noch deutscher Literatur und ist nur ein tüchtiger englischer Literat und Redner); ferner Titel der in Vierteljahrschriften erschienenen Hauptartikel und „Essays", Werke, offiziell von dem Haupt-Patent-Bureau gedruckt, neue Karten und Lithographien, Verzeichniß bezahlter (350) und freier Vorlesungen (gegen 500).

Und nun kommt die Größe, Liste der Zeitungen und Journale: 13 Londoner Morgen- und 6 Abendzeitungen, Londoner Wochenzeitungen und Journale, 108, über 500 englische Provinzialzeitungen, dazu 27 in Wales, über 100 schottische, gegen 200 irländische und 12 auf den kleinen Inseln um England (allein 6 auf dem kleinen Jersey), 22 Provinzial-Monatsschriften, 10 schottische u. s. w., Liste von Kolonial- und ausländischen Zeitungen. Hier zeigt sich wieder der Engländer. Nach ihm erscheinen in Berlin: Vossische Zeitung, Berliner Zeitungshalle, Haude-

*) The Literary and Educational Year Book for 1859. Price 2 s. 6 d. London: Kent and Co. Paternoster Row. Berlin: Asher and Co.

u. Spenersche Zeitung, Constitutionelle Zeitung, Magazin für Literatur, Kreuzzeitung, National-Zeitung, Neue Preußische Zeitung, Deutsche Reform, Volkszeitung, Preuß. Wochenblatt, Kladderntatsch. Alles falsch, alles Druckfehler durch ganz Deutschland hindurch. Wenn ein englisches Blatt einmal ein deutsches Wort zitirt, ist's in 99 von 100 Fällen immer falsch gedruckt. Nur die Times mit ihren deutschen Mitarbeitern und Korrektoren macht eine Ausnahme. Der Verfasser setzt unter das deutsche Verzeichniß die Bemerkung: „Für diese Information sind wir der sehr nützlichen Liste von Zeitungen, publizirt von den Anzeige-Agenten Egres und Co., zu Danke verpflichtet.“ Also eine zuverläßige, sehr nützliche Quelle! Der Mensch muß Gott für Alles danken.

Folgen wir unserm Verfasser wieder auf das Gebiet, worin er zu Hause ist. Wir finden außer den angegebenen Zeitungsmassen noch ein Verzeichniß von 52 nicht politischen, Londoner Wochen-Journalen, über 400 Monats- und 66 Vierteljahrschriften und die Namen und Adressen von 338 Verlags-Buchhändlern Londons. — Statistik und Namen der Oxforder-„Mittelklassen-Examination: „de examinatione Candidatorum qui non sunt de corpore Universitatis.“ Man wird sich aus den Zeitungen erinnern, daß vor zwei Jahren das Monopol- und Mönchswesen der englischen Universitäten durch ein sehr lobenswerthes Institut gebrochen ward, das man just in Deutschland nachahmen könnte, wenn man etwas nach englischem Muster haben will. Jeder, der etwas gelernt hat, auch jeder Dummkopf, der nie auf Universitäts-Klöstern gewesen, kann sich jetzt in Oxford für einen zivilen Preis examiniren und ein Zeugniß, welches statt Referenzen und hohen Konnexionen gilt, geben lassen. Die etwas gelernt haben, bekommen eins (verschiedene Grade), die Dummköpfe fallen wirklich durch und haben keine Chancen wie bei den Gouvernements-Examinationen. Wir finden in dem Buche eine Liste der in verschiedenen Graden und Sphären durchgekommenen Examinanden, auch die Regeln, Statuten, Bedingungen und Erfordernisse; statistische Materialien, Preise u. s. w. Der Kunst-Verein (Art Union), Universitäten und „Grammar“-Schulen, wissenschaftliche, gelehrte und Kunst-Sozietäten in London — über 60 — Tabelle der Zeit und des Orts ihrer Meetings für das Jahr 1859, ähnliche Vereine und Sozietäten in England und Wales — über 300 — Bücherhändler-Sozietäten (Book-hawking Societies), Pädagogische Vereine und Assoziationen, wandernde Bibliotheken, Verzeichniß der großen Bibliotheken in Deutschland mit Angabe der Bändezahl, Institution der Civil-Ingenieurs, Society of Arts, u. s. w. Liste gelehrter Verstorbener und eine Menge sonstiger Thatsachen und Materialien im Gebiete der Literatur, Kunst, Wissenschaft und Pädagogik. Eine Monatsschrift: „Literary Record,“ zum ersten Male am 1. März erschienen, bringt einstweilen neu und theilweise, was das nächste Jahrbuch besser und vollständiger, wie der Verfasser versichert, für das ganze Jahr liefern wird.

Es ließen sich viele Betrachtungen und Schlüsse an die hier kurz angedeuteten literarischen und wissenschaftlichen Großgeschäfte und Zahlengrößen anreihen, aber es giebt noch mehr zu berichten und diese Zahlen sprechen außerdem Manches durch sich selbst. Ich will hier nur einige Resultate der Thätigkeit des „Vereines für soziale Wissenschaft“, und zuvor aus dem Erziehungs- und Verbrechensache anschließen. Viel Schule, viel Wissenschaft, viel Bildung und Tugend, aber auch — da in England einmal Alles am größten sein soll, größte Unerzogenheit, größte Unwissenheit, größte Laster. Von den 125,000 Verbrechern, die während des Jahres bestraft wurden, hatten nur 400 gute Bildung. Von den Uebrigen konnten nur 6000, etwa 5 vom Hundert, nothdürftig lesen und ihren Namen schreiben. Ueber 90 Prozent konnten weder lesen noch schreiben. Im Jahre 1858 wurden 320,000 Personen verheirathet, von denen 110,000 ihre Namen nur in der historischen Form von drei Kreuzen, wobei man ihnen noch dazu die Hand führen mußte, unterschreiben konnten. Es hat sich aus diesen und anderen statistischen Thatsachen der Schluß ergeben, daß von der ganzen Bevölkerung volle 30 Prozent weder lesen noch schreiben und 50 Prozent es nur nothdürftig und fehlerhaft können, so daß nur 20 Proz. übrig bleiben, die es in ihrer Bildung bis zum richtigen Schreiben und Lesen gebracht haben (näher nachgewiesen im Märzhefte des „National Magazine“). Man hat während der letzten Jahre alles Mögliche versucht, um dem Verbrechen und der Verwahrlosung zu steuern. Es war längst ermittelt worden, das in der absoluten Verwahrlosung der Armen- und Verbrecherkinder die Hauptmängel aller Uebel wuchere.

London wimmelt in vielen Straßen von Kindern und in Lumpen, Schmutz und Frechheit beinahe als Menschen unkenntlichen Wesen, die immerwährend Armen-, Kranken-, Arbeits- und Gefängnißanstalten füllen. Um möglichst viel Jugend zu retten, die in der Regel von Eltern zu Verbrechen erzogen und geprügelt werden, legte man Lumpenschulen und „Reformatories“ an. Letztere Anstalten nehmen in Verbrechen und Schmutz verwahrlosten Eltern ihre Kinder weg, um sie ordentlich zu erziehen. Aber die Reformatories sind mit etwa 2000 Kindern längst überfüllt. Hunderttausende (auch hier ist England am größten) leben wie die Hunde Konstantinopels. Die Assoziation für soziale Wissenschaft weiß bis jetzt nicht, was sie damit soll. In einer Abhandlung darüber wurde vorgeschlagen, man solle sie unter der Million kinderloser Ehepaare und unter den 800,000 Witwen Englands unterzubringen suchen. Ziehe man von diesen 1,800,000 Stellen, wo Kinder fehlen, auch die Hälfte oder mehr als abgeneigt oder unfähig ab, behalte man doch immer noch eine halbe Million Häuser, Heerde und Herzen, welchen man die verwahrlosten und Verbrecherkinder als Geschenke und Haussegen anbieten könne. Den Mann, der diesen rührenden Plan ausgedacht, kennt England nicht.

In Berlin sollen eine Zeit lang Eltern mit Kindern wie Geächtete nach Wohnungen umhergelaufen sein. Kein Potentat von Wirth wollte solche Unglückliche annehmen. In England ist das viel ärger. Personen mit Kindern werden gar nicht in respektable Häuser aufgenommen. Respektable Eltern, die ihre eigenen Häuser bewohnen, bringen ihre Kinder immer sobald als möglich in „Boarding-schools“ in der Provinz oder auf dem Kontinente. Man sieht also leicht, daß auf diesem Wege nicht viel zu machen sein wird, abgesehen davon, daß er weder theoretisch noch praktisch im Geringsten etwas mit „sozialer Wissenschaft“ zu thun hat. Ueberhaupt ist diese „soziale Wissenschaft“ nur erst ein Name; die dunkle Ahnung, daß die „Gesellschaft“ in ihren natur- und sittengesetzlichen Bedingungen erkannt und Staaten, Gesetze, Verwaltungen danach geregelt und reformirt werden müssen. In Deutschland haben Riehl und ähnliche „Land und Leute“-Schriftsteller die soziale Wissenschaft wenigstens entdeckt und die Materialien, den Boden derselben, ihre Elemente, ihr ABC in Bücher gebracht. England hat noch keine Ahnung davon in seiner ganzen, hochtönigen Assoziation für soziale Wissenschaft. Aber ein einzelner Denker oder wenigstens beobachtender Pragmatiker, John Stuart Mill, ist auf dem Wege. Sein Buch „On Liberty“ (London: Parker und Sohn) behandelt den wesentlich negativen Begriff der Freiheit ganz sozial, um Inhalt, um Kraft und Stoff zum Wohle der Gesellschaft in diese Negation zu bringen. Freiheit ist wesentlich Negation, Ueberwindung der von Natur und Unnatur oder Staat (wie er ist) gegebenen Schranken. Nach Wegräumung derselben befindet man sich mitten unter Menschen, die ebenfalls keine Schranken mehr anzuerkennen brauchen, auch als solche ansehen und deshalb irgendwie beseitigen können. Sofort wird dann die Freiheit zur Pflicht und Nothwendigkeit, mich, das Meine und die Meinigen selbst zu schützen. Deshalb kommt Mill zunächst auf „5d.-protection,“ das bestimmtere, positive Wort für Freiheit und damit auf das soziale Gebiet, dessen verschiedene Formen und Beziehungen in Staat, Gemeinde, Gesetzgebung, Polizei u. s. w. er pragmatisch (nicht philosophisch oder dialektisch) untersucht, ohne jemals zu der Lügen- und Scheinwirthschaft der Politiker und der Reform-Schwindeleien herabzusteigen. Ob der Wähler ein Jahr lang Chambre garni gewohnt oder eine bestimmte Summe in der Sparkasse hat (neue Disraelische Wahlrechtserweiterung), auf diese und alle die andern politischen Qualifikationen, wahre Irrenhausgebilde vor dem Auge des Sozial-Naturforschers, kommt's ihm niemals an. Allen diesen modernen, liberalen Unrath wirft er mit Verachtung aus seinem ganzen Freiheits-Bereiche heraus, um zu sehen, was sich aus gegebenen, aus der Natur zusammenlebender Menschen entwickeln, d. h. in der sozialen Wissenschaft naturgesetzlicher Bestimmungen und Schranken für das Wohl dieser Menschen thun oder öfter lassen lasse. Die Spezialitäten, die er zu diesem Zwecke anbringt und durchsucht, sind oft vortrefflich; aber an eine wissenschaftliche, philosophisch-dialektische Basis, welche alle diese Einzelnheiten zusammenhalten, lebendig machen sollte, ist natürlich bei ihm eben so wenig zu denken, wie bei jedem andern englischen Philosophen. Trotzdem ist das Buch sehr bedeutend: ein tüchtiger Beweis, daß denkende Engländer kein Heil mehr von sogenannten Parlaments-Reformen, Wahlrechtsflüstereien und pfiffig erschwindelten Parlamentsstatuten erwarten, sondern das Wohl der Gesellschaft in der Gesellschaft, nicht im Staate suchen. Die Form des letztern ist für das Wohl der erstern ganz gleichgiltig, d. h. es hängt nicht von absolutistischen, constitutionellen oder republikanischen Formen ab. Alle diese Formen können verderblich werden, alle sind's schon oft genug geworden. Jeder Staat, auch der freieste und republikanischste, ist eine Sünde, eine Krankheit, eine Mißgeburt, der sich selbst zum Zweck hat und nicht als Produkt der Gesellschaft, als Diener und Organ derselben entstand und dasteht.

Dies sind einige mir gebliebene Gedanken aus einer raschen Lektüre der

Mill'schen Abhandlung. Wir sehen daraus so viel, daß er alles Staatliche, alle Politik verwirft, die Kabinets- und Staats-Interessen als solche treibt und nicht aus der Naturnothwendigkeit der Gesellschaft des Gemein- und allgemeinen Menschenwohls geboren wird. Damit ist die ganze soziale Assoziation Englands verdammt: sie sozialisirt und doktert, weil man den Staat vor den Ansprüchen der Gesellschaft schützen, ihm das Monopol, Alles für sich und die regierenden Klassen zu schulen, erhalten will. Auch die 6—7 Reform-Bills, die jetzt im Parlamente intriguiren, sind damit verworfen. Die meisten dieser Reform-Bills sind Versuche, die Gesellschaft wieder zu betrügen, die Bright'sche, ehrlich gemeinte, beruht auf der Voraussetzung, daß etwas besser und weiter vertheiltes Wahlrecht die sozialen Uebel heilen könne. Er ist nicht so lächerlich und willkürlich in seinen Bestimmungen für Wahlrecht, als die Regierungs-Bill, aber auch willkürlich. Disraeli will die Leute, die ein Jahr lang Chambre garni in derselben Stube gewohnt oder ein Jahr lang eine bestimmte Summe in der Sparbank gehabt haben, zum Wahlrechte emanzipiren. Wenn aber nun die Wirthin in der 51. Woche aufsagt? Oder wenn die Kinder des Sparbank-Kapitalisten neue Stiefel, Winterkleider brauchen und er ohne Arbeit oder krank gewesen? Also die Laune einer möblirten Zimmer-Vermietherin oder ein Paar Kinderstiefel können mit einem Male das ganze politische Recht des freien Urwählers vernichten. Warum macht er das politische Recht nicht von dem Besitze eines Dutzend Hemden oder von 6 Paar ganzen Stiefeln abhängig? Hemden und Stiefel sind nicht so von den Launen des Schicksals abhängig. Warum hat Disraeli nicht einen Paragraphen der Art in seine Reform-Bill aufgenommen? Die Waschzettel von der Waschfrau, welche beweisen, daß Jemand ein ganzes Jahr lang ein Dutzend Hemden besaß und waschen ließ, geben Wahlrecht und sollen die Waschzettel als Legitimation in der Stimmbude gelten. Dasselbe gilt von Schusterrechnungen. — Zu solchen Lächerlichkeiten ist nur noch ein Schritt. Jeder Wahlrechts-Census, der nicht auf sozialen, natürlichen Werthmessern beruht, ist mit Lächerlichkeiten und willkürlichen Chikanen der Art mehr oder weniger behaftet.

Fort aus diesem liberalen Gemengsel, weit fort über Weltmeere und Wüsten in das Paradies der Westseite Amerika's, an die andere Halbkugel, die neueste der neuen Welt, die sich wie ein Wunder der alten aufthut, wo goldenes Leben aus Felsen springt und die Kartoffeln größer sind, als bei uns die größten Kanonenkugeln, diese Reform-Pillen des alten Europa und letzten Gründe der Herrscher!

Italien.

Zur Statistik der italiänischen Staaten.*)

Wenn die Statistik eine im neunzehnten Jahrhundert eigentlich ihren Windeln erst entwachsende Wissenschaft oder im gewissen Sinne richtiger Kunst ist, welche mehr als manche ihrer älteren Schwestern sorgsamer Pflege praktischer Hülfsmittel, dabei auch so zu sagen mathematisch genauer Bewachung bedarf, und daher zu geregelter Entwickelung zunächst nur dort zu gelangen verspricht, wo jenen Bedingungen genügt wird, — entweder durch volksthümliche Institutionen und politische Freiheiten wie in England, oder durch Konzentration aller das Staatsleben bekundenden und leitenden Organe, wie in Frankreich, — so dürfen wir gewiß um so mehr mit dem Rufe freudiger Verwunderung solche junge literarische Erscheinungen begrüßen, die uns den thatsächlichen Beweis dafür liefern, daß die Statistik auch auf einem Boden, wo die genannten Erfordernisse zu ihrem Gedeihen nicht oder nur in sehr beschränktem Maße vorhanden sind, sichere und selbstständige Schritte gethan hat.

Wenn wir gewahren, wie in dem Lande, „wo die Zitrone blüht, im dunkeln Laub die Goldorange glüht," bei mitternächtlichem Monden- oder Lampen-Scheine neben der Guitarre des Serenaden-Sängers auch die Feder des Stubengelehrten sich regt, um mit mehr als kaufmännischer Treue beispielsweise die Kistenzahl der aus den Hesperiden-Gärten Kalabriens oder Siziliens immer aber unreif ausgeführten Apfelsinen und sonstiger Südfrüchte zu konstatiren, oder das Zentnergewicht jährlicher Produktion von Seiden-Kokons und die Pferdekräfte der Spulen und Spindeln, die zur Verarbeitung jener in Bewegung sind, zu notiren, so mag die traditionell-poetische Anschauung italiänischer Zustände dabei einigen Abbruch erleiden; der Zeitgeist erblickt aber mit Recht darin das Streben nach einem Anschluß an nordische, durch gründliche Durch- und Ausbildung materieller Verhältnisse bevorzugtere Auffassung des Lebens und der Wissenschaft. Dieses Streben giebt sich in eben so überraschender als anerkennenswerther Weise in dem kürzlich erschienenen „Annuario Statistico Italiano" kund, welches seinem Zwecke nach auf die Halbinsel, besonders Ober-Italien mit berechtigter Vorliebe und der kritischen Leuchte eines umsichtigen Sammlers eingehend, daneben so manche, mitunter zwar grelle, nichts desto weniger originelle, durch die anhängenden Schlagschatten frappirende Streiflichter verbreitet, daß, wenn uns auch Auszüge aus dem Werke selbst versagt sind, für einige Mittheilungen, unter Zugrundelegung des im Crepuscolo enthaltenen Artikels aus der Feder Massarani's hier der Ort und die Zeit sein möge.

Die Italiäner oder doch die nicht unbedeutende Zahl der Gebildeten unter ihnen, sind zu der Einsicht gelangt, daß, um der Jahrhunderte hindurch jenseits der Alpen gehegten Meinung über ihre unverbesserliche Schlaffheit, Trägheit, Unreinlichkeit, Unbeständigkeit u. s. w. wirksam zu begegnen, und eine solche, ehemals gewiß nur zu begründete Ansicht als veraltetes Vorurtheil zu kennzeichnen, welches, wie die Nacht dem Morgensterne unbedingt weichen muß, es ihnen selbst zunächst obliegt, durch anschauliche Darstellung der Gesammtverhältnisse und aller Fortschritte ihrer Kultur, den Ausländern, welche bis dahin mit einer Art von Geringschätzung glaubten, auf sie herabschauen zu dürfen, als sicherste Hilfsmittel zu eben jener Erkenntniß, die Resultate gründlicher Forschung an die Hand zu geben. Dieses Bemühen nun macht sich immer mehr geltend; das „statistische Jahrbuch" ist ein neuer Beweis dafür; das Material dazu wird von Jahr zu Jahr reichhaltiger gesammelt, sorgfältiger gesichtet. Vor zwei Dezennien besaßen nur Sizilien und Sardinien statistische Bureaus; jetzt läßt sich jede Regierung angelegen sein, solche zu fördern, wenn auch theilweise nur von einseitigem, bureaukratischem Standpunkte aus. In Europa, welches mit seinen vielfachen Landzungen, Halbinseln und durch natürliche Begränzungen scharf gesonderten Ländergruppen vom asiatischen Kontinente sich ablöst, um gleichsam als Vorposten der Civilisation in das von ihm beherrschte Weltmeer hineinzuragen, in Europa, wie gesagt, ist die günstigste Lage zur Erfüllung der von der Vorsehung der kaukasischen Race angewiesenen Mission augenscheinlich Italien zu Theil geworden. Die von dem Apenninen-Stocke links und rechts sich abzweigenden Gebirgszüge zerlegen es in eine Menge blühender Thäler, scheiden es in Zellen eines gemeinsamen Bienenkorbes. Je mannigfacher, abwechselnder, ungleicher aber die Verhältnisse eines Bodens sind, um so mehr wird er zum Ausgangspunkte und zur Pflanzstätte der Kultur. In ungeheuren Binnen-Steppen hausen unwirthlich Kalmücken und Kirgisen; auf hölzernem Pfahlroste erhob sich im seichten Lagunen-Archipel der Brenta-Mündung das gastliche Venedig, und auf sieben Hügeln thront seit Jahrtausenden Roma. Von den Küsten schreitet landeinwärts jegliche Kultur, die Eroberung des Schwertes wie der Pflugschar, des Koran und der Bibel. Phokäer, Normannen und die modernen squatters im Urwalde des fernen Westen sind Beläge dieser Erscheinung. Den Bewohnern so gesegneter Himmelsstriche, wie die ausonischen Fluren schon in grauer Mythe Sagenzeit waren, wohin man Saturn's Erdenwallen und des Hirtenlebens goldene Aera verlegt, wird man es nicht verargen, wenn sie mit Wehmuth auf den Ruhm vergangener Größe blickend, hoffnungsvoll der Zukunft, als einer glückspendenden Göttin entgegenharren. Befremden kann daher auch nicht, wenn sie von den drei Haupt-Stämmen der Bevölkerung Europa's, dem germanischen, slavischen und lateinischen eben diesen als den „ersten und letzten bezeichnen, als den Erben glorreichster Ueberlieferung und unbestrittenen (?) Beherrscher von zwei Kultur-Epochen" (unter August und Leo X.), ohne den daher auch die zu erwartende dritte soziale Umwandlung nicht vor sich gehen könne, da ihm dabei, wenn er auch nicht so sehr vom Siegesbewußtsein gegenwärtiger Größe sich gehoben fühle, wie die anderen Beiden, dennoch eine, seit lange ihm bekannte Verbündete stets treulich zur Seite stehen werde, nämlich: „ausdauernde Geduld." Mag diese Ansicht etwas parteiisch sein, die wir dem begreiflichen Unmuthe wegen mangelnder Staatseinheit zu Gute halten, immerhin können wir einem so gemäßigten Organe derselben, wie Massarani ist, die Fähigkeit nicht absprechen, Zustände, welche seinen Patriotismus nicht berühren, scharf und klar aufzufassen. Ueber England sagt er unter Anderm:

„Während das kräftigste Volk des germanischen Stammes (Deutschland), gelähmt durch den Zwiespalt der Konfessionen, gehindert wurde, sich zu fester Abgeschlossenheit politischer Macht zu gestalten, in den Niederlanden dagegen der feiste Holländer und der gewerbthätige Flamänder im Genusse erworbener Schätze über die verlornen Quellen derselben sich

*) Annuario Statistico Italiano. Anno I. 1857—1858. Milano, C. Canadelli e C.

trösteten, verstand es der Angelsachse, der Letztgeborne der Familie, indem er den Vernichtungsplänen eines Philipp II. und Napoleon gegenüber auf Vertheidigung sich beschränkte, aus der Gewohnheit des Widerstandes den Instinkt und die Kunst der Hegemonie zu entwickeln. Er wagte es, die Oberherrschaft der Meere sich anzueignen, und sein Wagniß gelang, so daß seine Kriegsflotte heute mit der Dampfkraft von 100,000 Pferden und mit dem Nachdruck von 20,000 Kanonen auftritt. Eine Oligarchie, geschickt das Widersprechendste mit einander zu verbinden, und bei der Gewährung intellektueller Freiheit die Einheit des Willens und gemeinsamen Handelns festzuhalten, konnte mit Vortheil Fabrikation und Industrie sich entwickeln lassen."

Frankreichs Silhouette tritt in noch schärferen Zügen hervor; wie der Kupferstecher das Portrait eines Friedrich des Großen oder Napoleon mit den Miniaturen ihrer Feldherren und Staatsmänner kranzförmig zu umgeben beliebt, so reihen sich auch in der Uebersicht des hier uns beschäftigenden Werkes kleinere national-ökonomische Skizzen der Nachbarländer um das Hauptbild, das statistische Gemälde Italiens. Doch nachdem uns die Medaillons des Rahmen schon zu lange aufgehalten, können wir auf den eigentlichen Gegenstand der Darstellung nicht speziell mehr eingehen, und beschränken uns somit darauf, einige Grundlinien desselben zu schraffiren, mit andern Worten, einzelne Zahlen-Angaben herauszuheben, welche den Beweis liefern, daß Italien der physischen und sozialen Elemente nicht ermangelt, um eine würdigere Stellung in der europäischen Rangordnung einzunehmen, als ihm augenblicklich politische Geschicke zugewiesen haben.

Niemals, weder unter dem Kaiserszepter römischer Weltherrschaft, noch in der Blüthezeit der mittelalterlichen Städte-Republiken konnte Italien einer so dichten Bevölkerung sich rühmen, wie gegenwärtig, wo sie mehr als das Dreifache der Durchschnittszahl von Europa (27) beträgt, nämlich 83 Einwohner auf den Quadrat-Kilometer, deren ungefähr 62 auf die Quadratmeile gehen. Nur Belgien mit 147, Holland mit 90, England mit 87 Kopf pro Quadrat-Kilogr. ist stärker bevölkert. Bei dem jährlichen Zuwachs von 6 pro Mille steht zu erwarten, daß binnen 10 Jahren die jetzigen 27 auf 30 Millionen anwachsen. Die Altersklasse der 20- bis 30jährigen umfaßt 2,340,000, von denen aber die Hälfte dem ehelosen Stande angehören, indem die Geistlichen hier zahlreicher wie irgend wo sonst. Das Städtewesen ferner, diese Pflanzschule und der eigentliche Nerv und Keimtrieb romanischer Staaten-Bildung, im Gegensatze zu der in freien Volksstämmen, Gauen wurzelnden germanischen, hat nirgends so reiche Entwickelung gefunden, als in Italien. Noch jetzt zählt es, obgleich es um $^2/_5$ kleiner, und bei um ein $^1/_4$ geringerer Bevölkerung als Frankreich, welches nur 9 Städte von über 50,000 Einwohner hat, deren 19, und gegen dessen 34 Orte von 20—25,000 Einwohner hat es deren 59 aufzuweisen. In Deutschland, wo theilweise noch zur Stunde des Tacitus Ausspruch: „per pagos habitant" gilt, sollen sogar nur zehn Städte mit über 40,000 Einw. existiren. Für die Richtigkeit dieser Angabe möchten wir noch eher einstehen, als für die andere, daß die städtische Bevölkerung überhaupt bei uns fast 10 Mal kleiner sei, als dort, wonach auf 1740 Kopf in Italien nur 195 in Deutschland kämen. — Von der Ertragsfähigkeit des Bodens auf die Besitzverhältnisse desselben folgerichtig übergehend — denn wichtiger noch als die Menge der Quellen des National-Reichthums ist die Vertheilung derselben — sucht das Jahrbuch nachzuweisen, daß die Zahl von Grundeigenthümern relativ 7 Mal größer als in England, und 10 Mal größer als in Deutschland sei, indem in Italien schon der je 5te Einwohner zu jener Klasse gehöre. — Was die Industrie betrifft, so übersteigt namentlich die Seidenfabrikation Italiens die des übrigen Europa um das Doppelte; 281 gegen 133 Millionen lire pro Jahr. — Auch der Handel ist nicht ohne zunehmende Bewegung, da er in Piemont, Toskana und im Kirchenstaate allein schon die Werthsumme einer Milliarde beinahe erreicht (900 Mill. lire). — Daß die Schifffahrt wenigstens die Cabotage sehr bedeutend, ist in Anbetracht des ausgedehnten doppelten Küstensaums von 5,894 Kilom. weniger befremdlich. Im Jahre 1852 hatte England auf 170,000 Matrosen 27,000 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 4 $^1/_2$ Millionen Tonnen; Italien auf 130,000 Schiffer 20,000 Fahrzeuge von 700,000 Tonnen Gehalt, welcher indeß in den letzten sieben Jahren von 27 auf 40 Tonnen im Durchschnitt gestiegen ist.

Wenn, wie die Statistiker meinen, rascher und fortdauernder Aufschwung durch ungeheure Schulden- und zunehmende Steuer-Lasten mannigfach gehemmt wird, worüber leider zu begründete Data vorliegen, so sehen sie doch in dem Durchstich des Suez-Isthmus neue Morgenröthe schimmern, und erwarten Großes von der unbezwinglichen Expansionskraft jenes National-Geistes, welcher nicht auf die eigene herrliche Halbinsel gebannt, dessen kleinsten Theil schon Sanazzar: „Un pezzo del cielo caduto in terra" nennt, wenn er von Neapel spricht, die Zunge des Petrarca und Ariost gleichzeitig in Zara und Konstantinopel, in Monte-Video und New-York ertönen läßt, und überall durch die Fülle seines Ideenkreises sich Liebe und Achtung zu verschaffen weiß.

Theilen wir auch nicht unbedingt die Ueberzeugung von einer überschwenglichen Zukunft, welche die italiänische Presse immer siegesgewisser und lauter verkünden möchte, so stimmen wir doch in den Wunsch, daß das redliche Streben nach innerer Entwickelung von nachhaltigem Erfolge, und somit auch von internationalem Nutzen begleitet sein möge, mit ganzer Seele, nach deutscher Art und Weise ein; denn wer ist wohl geneigter, als eben der vor allen kosmopolitische Sinn des Germanen, mehr als das eigene Wollen, die Willensäußerungen anderer Völker gelten zu lassen und dem Verdienste auf fremdem Boden Anerkennung zu zollen?

Polen.

Zygmunt Krasinski*).

Die polnische Nation hat in Paris am 26. Februar d. J. den Grafen Zygmunt Krasinski, einen ihrer großen Namen, eins ihrer großen Herzen, einen ihrer großen Poeten zu Grabe getragen. Er war verwandt mit den herrschenden Geschlechtern: mit dem königlich sächsischen und mit dem königlich sardinischen Hause. Der Kaiser Napoleon, welcher ihn über die Taufe hielt, ernannte ihn bei seiner Geburt zum Adjutanten des Königs von Rom. Zwei Krasinski's waren die Häupter der Konföderation zu Bar, der letzten Regierung der polnischen Nation zu jenen Zeiten, als Polen gegen drei Feinde mit altem Heldenmuthe kämpfte, der Eine als Marschall, der Andere als Bischof von Kamieniec. Zygmunts Vater, der General Graf Vincenz Krasinski, war unter Napoleon I. Anführer der leichten polnischen Gardereiterei, und er war es, welcher nach dem Tode des Fürsten Poniatowski die Heldenüberreste des polnischen Heeres so glänzend in's Land zurückführte.

Wer vermag das zerrissene, schmerzgetränkte und unruhvolle Leben des Grafen Zygmunt in Worte zu fassen? Wer vermag all' die Schmerzensgeheimnisse seiner vom heiligsten patriotischen Feuer erglühten Seele zu enträthseln? Ein vornehmer Herr, ein großer Dichter, einer der reichsten Männer Europa's, welchem es gegeben war, die höchsten Ehrenstellen zu beanspruchen, verurtheilte sich selbst zu einem dunklen, passiven, ja man kann sagen: zu einem unpersönlichen Leben. Es fehlte nicht an Gnadenbezeigungen, welche ihm von höchster Stelle zu Theil wurden. Es gab einen Moment, wo ihn der Kaiser Nikolaus sehen wollte. „Sei mit mir," sagte der Zar, „und ich erfülle alle Deine Wünsche." Aber der Graf Zygmunt ging in fremde Länder, und aus der Tiefe dieser freiwilligen Verbannung sandte er hocherhabene Schöpfungen in die Welt, zu denen er sich aber nie öffentlich bekannte. Polen wiederholte die begeisterten Gesänge, ohne ihren Verfasser zu kennen. Als die „Ungöttliche Komödie," „Irydion," „Przedswit," die „Sommernacht," die „Psalmen der Zukunft" und die „Versuchung" auf einander folgten, in der die Erinnerung an das ihm vom Kaiser Nikolaus gestellte Anerbieten leise anklingt, fragte man sich im ganzen Slavenreiche(?), wer dieser unbekannte Genius, dieser gottgeweihte Barde hochheiliger Sphärenharmonien sei, dessen Gesänge jedes polnische Herz vor Wonne und Entzücken erbeben machte und dessen Namen ein tiefes Geheimniß blieb? Einige Freunde, welche Zygmunts erhabene Seele kannten, verfielen endlich auf den Gedanken, daß Er jener namenlose Poet sei — Er, der sich mehr Mühe gab, unbekannt zu bleiben, als Andere, sich bekannt zu machen. Doch Krasinski selbst hat sich nie dazu bekannt. Er pflegte von sich in der dritten Person wie Caesar zu sprechen: der Verfasser des „Irydion," der „Ungöttlichen Komödie" u. s. w. Zurückgezogen von der Bühne des Lebens, übte er die strengste Selbstverleugnung. Edles Herz, edle Gesinnung! welch' bittern Leidenskelch mußtest du geleert haben, daß du so leicht auf deinen strahlenden Ruhmesglanz verzichten konntest!

Zygmunt Krasinski's poetische Schöpfungen athmen den ganzen Duft dieser glühenden, innigen, wunden Seele, die nur der Ruhm seines Namens und die keuscheste Vaterlandsliebe erfüllte. Alle heiligen und reinen Gefühle hat er in einen edlen Ausdruck verkörpert: „„der höchste Verstand ist Tugend!"" Das war sein Wahlspruch, den man als Motto auf alle seine Dichtungen schreiben kann.

*) Aus polnischer Feder.

Adam Mickiewicz ist der kämpfende Dichter Polens, Zygmunt Krasinski sein Schutzengel, Prophet, Seher. Leider haben Beide ihre große Seele auf dem Golgatha der Verbannung ausgehaucht.

Polen verliert in Krasinski nicht nur seinen größten Dichter, sondern auch seinen edelsten Menschen, seinen erhabensten Patrioten, seinen wahren Genius. Friede deiner Asche, heiliger Seher! Auf Wiedersehen!

Dr. Winiary.

Türkei.

Zustände im Innern des türkischen Reiches, nach Tschichatschev*).

I. Mohammedanische Christen in Kleinasien.

Ueber die inneren Verhältnisse des türkischen Reiches ist namentlich in den letzten Jahren so unendlich Viel und Verschiedenes geschrieben worden, daß sich wohl eine allgemeine Anschauung darüber gebildet haben dürfte, — nichtsdestoweniger glauben wir, daß die Masse von fremdartigen Vorstellungen, Notizen, Standpunkten und Beurtheilungen, welche in der europäischen Tages-Literatur in Umlauf gebracht werden, eher dazu beitragen, die Begriffe zu verwirren und das Urtheil irre zu leiten, als zu klären und zu berichtigen. Daß die Herrschaft der osmanischen Türken an den schwersten Uebeln kranke und alle jene Zeichen an sich trage, welche eine baldige Auflösung voraussehen lassen, darüber sind wohl die Meisten einverstanden; wenn kein anderer Beweis dafür vorhanden wäre, so genügte hierfür die Art und Weise, in welcher sie Freunde, Bundesgenossen und Aerzte gefunden hat. „Das Opfer liegt; die Raben steigen nieder" — und nur weil diese weisen Vögel fürchten, mit dem Rechenexempel über die Theilung in die Brüche zu kommen, weil sie bei dem ersten Versuche sich selber gegenseitig blutig gehackt haben, ziehen sie es vor, sich noch eine Weile ein Stückchen abseit zu setzen und die letzten Zuckungen zu erwarten.

Die Zeit schreitet schnell und es scheint, als ob der Augenblick nicht lange mehr ausbleiben werde, wo das Schicksalswort gesprochen wird. Vor der Hand ist der Prozeß instruirt, sind die Vorlagen zusammengebracht worden, welche die Diplomatie braucht (bisweilen auch nicht), um das nöthige fait accompli herbeizuführen. Lebensfähigkeit und Nichtlebensfähigkeit der Türkei, das ist die wichtige Streitfrage, welche die hohe Politik durch ihre dienstbaren Geister, vor der sechsten Großmacht, vor der öffentlichen Meinung verhandeln läßt — daher endlose Bücher, Broschüren, Journal-Artikel, die man füglich in zwei Klassen, die englisch-französische und die russische theilen kann.

Die Schriftsteller der letzteren haben natürlich das Thema aufbekommen, die Nichtlebensfähigkeit der Türkei darzuthun und mit dem vorhandenen Materiale zu beweisen oder auch Neues herbeizuschaffen; die englisch-französischen dagegen geben sich Mühe, das Gegentheil glaublich zu machen und den Schein zu erhalten, als glaubten sie an eine Wiedergeburt der Türkei durch Vermittelung der europäischen Civilisation, obgleich es auf der Hand liegt, daß die französischen und britischen ministeriell inspirirten Vögel sofort ein anderes Stücklein pfeifen werden, wenn die entscheidende Parole gegeben sein wird. Rabulisterei hier, Rabulisterei dort; wer glaubt, daß ihm hierbei reiner Wein über die Verhältnisse des Osmanenreichs eingeschenkt werde, der ist um seinen harmlosen Glauben zu beneiden; jedenfalls wird ihm zeitig genug der Kopf schwindlig, wenn er sich zu der Kühnheit erhebt, sich nach Verhörung beider Parteien ein richtiges Urtheil bilden zu wollen. — Arme Türken!

Wir mußten das vorausschicken, um gleich von vornherein den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus das von uns zu besprechende Buch: „Briefe über die Türkei von P. v. Tschichatschev", etwa am richtigsten betrachtet werden dürfte. Diese Briefe sind nämlich eine Sammlung schon früher abgedruckter Korrespondenz-Artikel, welche der in der Türkei, namentlich in Kleinasien reisende Verfasser an die Brüsseler Zeitung „Le Nord" eingesandt hat — wie wir aus der Vorrede ersehen, auf Ansuchen des Chef-Redakteurs selbst, ehe der Verfasser (von Brüssel?) abreiste. In welcher Eigenschaft derselbe diese Reise unternahm, ob als Journalist, ob als Tourist, Diplomat oder was sonst, ist nicht angegeben; nur so viel ist aus einer Stelle (S. 14) zu ersehen, daß derselbe früher lange Jahre im Orient gelebt und sich mit dem Charakter des Morgenlandes auf's Innigste vertraut gemacht hat. Es läßt sich also, selbst wenn wir nicht umhin können, einen parteiischen Standpunkt vorauszusetzen, doch mit Grund annehmen, daß die Daten und Anschauungen, die wir erhalten, nicht ohne Werth und Gehalt sein werden; und dies scheint in der That der Fall zu sein. Wir wollen also aus diesen in sehr coulantem Französisch geschriebenen Reisebriefen, in denen allerdings auch viele allgemein gehaltene Betrachtungen und viele nicht gerade tief gedachte Stellen vorkommen, Einiges hervorheben, was uns theils über die Zustände der Türkei, theils über den Standpunkt des Verfassers einigen Aufschluß giebt. Denn auch der letztere ist sehr interessant, namentlich weil man daraus ersehen kann, in welcher Ausdehnung Rußland auf die Sympathieen seiner griechischen Glaubensgenossen rechnet. Wir geben zunächst eine längere Stelle, in welcher der bedeutsame Nebenblick, den der Russe bei Besprechung der Zähigkeit des griechischen Christenthums auf den Papst wirft, unseren Lesern nicht entgehen wird.

Der Verfasser hat eben ziemlich allgemein von den heimlichen Christen gesprochen, die sich, wie wir auch aus anderen Nachrichten schon erfahren, in Kleinasien, hier namentlich in der Nähe von Trapezunt befinden. Sie sollen mindestens 50,000 Köpfe stark sein und stammen ohne Zweifel von einer griechischen Bevölkerung, die bei dem Einbruche der Türken oder später gezwungen wurde, den Islam anzunehmen.

„Uebrigens beweist die Ausdauer der christlichen Lebenssäfte unter der versteinerten Rinde der mohammedanischen Religion auf schlagende Weise für die sittliche Lebenskraft, mit welcher der griechische Stamm begabt ist. Dieses Beispiel der hellenischen Zähigkeit erinnert mich an ein anderes, das ich in einem wenig bekannten Theile von Europa, in Kalabrien, zu bewundern Gelegenheit hatte. Dort, in der Umgegend von Cosenza und Catanzara, habe ich ganze von einer ursprünglich griechischen Bevölkerung bewohnte Dörfer angetroffen, welcher der päpstliche Despotismus nur die trügerischen Aeußerlichkeiten des Katholizismus aufzudrängen vermocht hatte; nicht blos bewahren diese „unirten Griechen" alle wesentlichen Gebräuche ihrer Religion, sondern, obgleich in die Mitte einer ganz italiänischen Bevölkerung eingeschlossen, deren Sprache sie vollständig sprechen und deren Tracht auch die ihre ist, bedienen sie sich unter einander nur der griechischen Sprache. So hat diese Hand voll Menschen, trotz so vieler Jahrhunderte und so vieler Umwälzungen, die Ueberlieferungen der alten byzantinischen Provinz, der magna Graecia*) gerettet, deren Namen heute nur in den Büchern der Gelehrten zu finden ist. In jedem Falle beweist die sonderbare Erscheinung, welche die mohammedanisch christliche Bevölkerung darbietet, von der ich eben gesprochen, eine sittliche Lebensfähigkeit, die schlagender ist als jedes andere Beispiel. Die unirten Griechen sind mit Rom einen Vertrag eingegangen und haben sich politisch die Stellung gesichert, die sie eingenommen; während in Kleinasien das Christenthum, heimlich fortbestehend, sich unter den Formen eines so gut nachgeahmten Islam verborgen hat, daß nur Eingeweihte im Stande sind, die Rinde zu durchbrechen. Seit den letzten Erlassen des Sultans, obgleich diese mehr eine Hoffnung anregen, als eigentlich Thatsache sind, fangen diese Bevölkerungen an, allmählich die Maske zu lüften; denn in den Dörfern, wo ich mich aufgehalten, haben sich mehrere anscheinende Muselmänner im Vertrauen denjenigen meiner Leute, die diese Religion bekennen, als Christen zu erkennen gegeben, namentlich meinen Stallknechten (Saïs), welche Armenier sind.

„Während meines Aufenthaltes zu Kerasun machte mir ein Mollah die Aufwartung, der sich unter dem Namen Suleiman melden ließ und den ich ohne seine wiederholten Bitten nicht vorgelassen haben würde, weil ich weder Zeit noch Lust hatte, über eine These des Koran mit einem moslemitischen Gelehrten zu disputiren; aber wie groß war mein Erstaunen, als der vorgebliche Diener Mohammed's mich wissen ließ, daß er zu gleicher Zeit der Mollah Suleiman und der griechische Priester Parthenios sei, und daß er nur in letzterer Eigenschaft zu mir käme, um meinen christlichen Beistand in einer ungewöhnlichen und peinlichen Lage anzusprechen, die er von seinen Vorfahren ererbt hatte. „Nicht um mich handelt es sich," sagte der Greis zu mir, indem er eine große Thräne in seinen Silberbart fallen ließ; „ich habe nur wenig Jahre noch zu leben, und kann fortfahren, meinem Gotte im Geheim zu dienen, wie ich es seit fast siebzig Jahren gethan habe; aber ich habe eine Tochter, die ich öffentlich Fatime nenne, im Geheim aber unter dem süßen Namen Sophie an mein Herz drücke. Dieses unschuldige Geschöpf wollte ich gern retten. Sie ist in dem heirathsfähigen Alter und ich werde sie nicht länger den Moslemin, ihren scheinbaren Glaubensgenossen, die der Ruf ihrer Schön-

*) Lettres sur la Turquie. Par P. de Tchihatcheff. — Bruxelles et Leipzig, A. Schnee, 1859.

*) Beides dürfte zu hoch hinaufgreifen. Griechische Einwanderungen haben, wie geschichtlich nachgewiesen worden, noch in sehr jungen Zeiten stattgefunden.

heit angelockt hat, verweigern können. Unter ihnen befinden sich allmächtige Personen. Ich würde es nicht über mich gewinnen, den Tag zu überleben, wo ich diesen Engel einem türkischen Harem überliefern müßte. Ich komme also, um Sie anzuflehen, mir die Mittel an die Hand zu geben, um sie hinüber nach der Krim, nach Tiflis oder in welches christliche Land immer zu schaffen, meine arme Sophie, begleitet von einigen ihrer Verwandten, alle Christen wie ich, unter dem Schein von Moslemin. Ich werde in ihre Hände eine Summe legen, die dazu bestimmt ist, die Zukunft meiner Tochter zu sichern, und den Rest meiner Tage dazu widmen, Gott anzuflehen, Ihnen dieses gute Werk zu vergelten." — Diese Worte rührten mich tief, und ich beeilte mich zu thun, was sich nur vereinigen ließ mit meiner Stellung, die mir auflegte, die Gesetze der Gastfreundschaft nicht zu verletzen, — wenn ich mich in die Angelegenheiten eines fremden Landes mischte ..... Dieses Mal hatte ich das Glück, meine Vorstellungen (bei den türkischen Obrigkeiten) mit Erfolg gekrönt zu sehen; der Greis und die liebenswürdige Sophie-Fatime konnten sich am Bord eines europäischen Dampfers einschiffen, nachdem sie von den türkischen Behörden, nicht eine amtliche Erlaubniß, aber ein schweigendes Zugeben erlangt hatten." —

Man wird nicht umhin können, die eben gegebene Erzählung recht rührend und poetisch zu finden; und da wir nicht im Besitze des Maßstabes sind, um Wahrheit und Dichtung unfehlbar von einander zu sondern, so wollen wir glauben, daß manchmal Geschichten vorkommen, welche mit Wirkung auch in einem Romane stehen könnten. Jedenfalls thun uns die armen Christen in Kleinasien leid, da ihre Lage ohne Zweifel mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist, und es wohl zu wünschen wäre, daß sie aus diesem Zustande erlöst würden. — Es ist nicht zu leugnen, die Russen besitzen in diesen Sympathien der morgenländischen Christen griechischen Ritus' einen furchtbaren Hebel, den sie zur rechten Stunde mit Erfolg ansetzen dürften, und leider nicht blos in der Türkei. — Jener Seitenblick, den der russische Mitarbeiter des „Nord," bei Gelegenheit jener kalabresischen Griechen, auf Rom und den Papst wirft, könnte auch auf Oesterreich geworfen werden, das in seinen östlichen Theilen so viele unirte wie nicht unirte Griechen beherbergt. Wenn die Union mit Rom bei den griechischen und römischen Christen nur äußerer Schein, nur Anbequemung bei ganz verschiedener Grundrichtung ist, was wird erfolgen, wenn einst die wahre Natur zu Rechte kommt und an's Tageslicht treten darf? Wird sich der alte Patriarchensitz von Konstantinopel zu neuem Glanze erheben, wird der Nachfolger des Photius die neu belebte anatolische Kirche zu einer strengern Einheit sammeln und den westlichen, lateinischen Patriarchen, den Papst von Rom, überstrahlen? Wird dieses Wunder dem weisen Zaren gelingen? Wird er das alte Byzantinerthum zur Theokratie beleben, in welcher die Harmonie der geistlichen und weltlichen Macht besser hergestellt wird, als es dem Westen gelungen ist?

Nord-Amerika.

Aus den Briefen einer deutschen Frau in Madison*).

.... Daß in New-York die alten Jenenser Burschenschaften das Jenaer Jubiläum durch begeisterte Reden, Toaste, Schmausereien und sonstigen Enthusiasmus gefeiert haben, wissen Sie wohl aus deutschen Blättern. Sie haben auf würdige Weise dargethan, daß sie, obwohl schon seit Lustren in Amerika lebend, echte Deutsche geblieben sind. Ohne das Gute zu verkennen, das ihre neue Heimat vor der alten voraus hat, fühlen sie sich dem alten Vaterlande eben so warm zugethan, als zur Zeit, wo sie dort weilten. Dieses konnte man deutlich aus ihren Reden herausfühlen. Es thut mir immer sehr wohl, wenn ich dergleichen lese, daß nämlich, ungeachtet sich Jeder soviel wie möglich amerikanisiren muß, der treue, redliche deutsche Sinn im Innern fortlebt, und nur die Hefe ausartet; denn in den großen Städten giebt es nicht eben wenig deutsche Loafers und Rowdies. Der großartigen Bestechung wegen von Seiten der Republikaner laufen Tausende dieses noblen Sortiments mit und für diese; jedoch auch viele rechtliche und honette Deutsche lassen sich durch die Sklavenfrage von ihnen beschwindeln und auf listige Weise in deren Lager locken, was sie jetzt bitter bereuen, seit sie durch die innige Vereinigung der Republikaner mit den fremdenhasserischen Knownothings gesehen haben, was ihre bisherigen Freunde sind, und wessen sie sich in Zukunft von ihnen zu gewärtigen haben.

Diese nun haben die republikanische Partei verlassen, und da sie sich schämten, zu den Demokraten zurückzukehren, wollten sie eine eigne deutsche Partei bilden, welche Idee jedoch von der Presse als noch unzeitgemäß getadelt und lächerlich gemacht wurde, weßhalb sie sich an den Herbstwahlen gar nicht betheiligten. Die Ersteren aber waren nicht so feinfühlend, verschluckten ganz gemüthlich die — wie es hier heißt — Schuhnägel und stimmten für die vereinigte Partei, deren zwölfter Paragraph dahin lautet, daß Adoptivbürger erst mit dem 21. Jahre stimmfähig sind. Sie sehen hieraus, daß diese Subjekte jedes bessern Gefühls für ihre deutschen Brüder bar sind. Auch nicht das mindeste Ehrgefühl haben sie; denn die Presse, die man mit Recht die Wächterin der Union sowie die erste Macht nennen kann, die Alles aufspürt und bloßlegt, schont diese charakterlosen Menschen nicht; sie geißelt sie nach Kräften und schämt sich solcher Landsleute. Doch das Geld der Republikaner macht sie taub und blind.

Nach dem Schlimmen muß ich nun aber auch das Gute erwähnen. Die hiesigen Deutschen haben nämlich einmüthig beschlossen, in Madison eine deutsche Elementarschule zu gründen, was, längst und oft angeregt, noch nicht hat zu Stande kommen können. Wie tief auch das Bedürfniß gefühlt wurde, fehlten doch die rechten Leute und die Mittel dazu. Es ist dies auch jetzt noch ein großer Entschluß; denn die wenigsten hier lebenden Deutschen sind reich zu nennen, und da solche Anstalten aus Privatmitteln beschafft werden müssen, gehören große Anstrengungen und Opfer dazu. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die hiesigen englischen Schulen Alles aufbieten, um die Jugend in jeder Art zu bilden, so daß die Leutchen dann in jedes Fach passen; aber das deutsche Kind ist nicht im Stande, ein deutsches Buch zu lesen oder einige Zeilen an seine Verwandten in Europa zu schreiben, wenn es nicht schon diese Kenntniß mit herübergebracht hat, und wie viele kommen ganz klein hierher oder werden hier geboren? Wenn es auch die Eltern wollten, fehlt ihnen ja die Zeit, um ihre Kinder darin zu unterrichten.

Eins der schönsten Volksfeste ist hier die sogenannte statesfair, eine Ausstellung von Industrie-, landwirthschaftlichen und Kunstgegenständen mit Belustigungen aller Art gemischt. Außer dem Wettrennen der Herren war dies jetzt auch Damen-Wettrennen, wobei es weniger auf geschwindes Reiten als festes Sitzen, schöne Haltung und gute sichere Leitung des Pferdes ankommt. Ich war an diesem Tage nicht dort, sowie ich überhaupt nur einmal mit hinaus wallfahrtete; denn von uns aus betrug die Entfernung weit über zwei englische Meilen, und noch besonders hielt mich das unfreundlich kalte Wetter ab; ein Nordwest blies unerträglich. Dennoch waren jeden Tag 10—12,000 Menschen dort. Das Ganze war auf einem Platze von fünfzig Acres. Alle möglichen Maschinen mit Dampf- und Pferdekraft stehen zur Ansicht da, aber nicht müßig; alles ist im Gang. Sogar eine Syrup- und Zuckerbereitung aus chinesischem Zuckerrohr war da, welches in Wisconsin wachsen soll. Da aber, wo dieses gedeiht, muß es bedeutend wärmer sein, als in Madison und Umgegend. Auch viele und wunderschöne Aepfel, Birnen und sogar Weintrauben fanden sich da. Wo diese Dinge dann hinkommen, weiß ich nicht, denn bei den Händlern sieht man nichts dergleichen, sie haben blos die harte und trockene Sorte Aepfel zu 5 Cent pro Stück; Birnen sieht man niemals; ein großer Pfirsich gilt 10, ein kleines Weinträubchen 20—25 Cents. Unter den Gemüsen waren wahrhafte Monster-Gegenstände, unter anderm ein Krauthaupt von fünf Fuß im Umfang; ein Yankee hat es für drei Dollars gekauft. Auch für andere Gegenstände wurden die höchsten Preise gezahlt, um den Leuten (Verkäufern) Lust zu machen und sie gleichsam für die Reise zu entschädigen. Ein Humbug durfte auch nicht fehlen. Ein pfiffiger Yankee gab sich für Rarey, den Pferdebändiger, aus, hielt in einer Bude mit Eintrittsgeld von zwei Schilling darauf bezügliche Reden, verkaufte auch sein Geheimniß für zehn Dollars allen denen, die da wissen wollten, wie man wilde Pferde zähmt, soll auch obendrein von den Preisrichtern eine große goldene Medaille erhalten haben. Erst nach einiger Zeit stellte es sich durch die Presse heraus, daß der echte Rarey sich noch in Europa befinde, und sonach die Madisoner behumbugt sind. Solche Dinge sind hier nichts Seltenes und heißen smart.

Durch den Brand des Krystallpalastes während der Ausstellung in New-York, wobei Nichts gerettet werden konnte, sind die dortigen deutschen Künstler und Industriellen von dem bisherigen Drucke befreit und selbstständig geworden. Sie wollen nichts mehr von amerikanischer Direction wissen, sondern künftig die Produkte deutscher Industrie, Ausdauer und Intelligenz in eigne Hände nehmen und selbst ausstellen. Vor der Hand ist ihnen zu diesem Zwecke ein großes Depot-Gebäude unentgeltlich überlassen. Sie sehen: die Deutschen, hier überhaupt die geachtetsten Fremden, streben vorwärts. Sie sind nur noch zu schwach und zu sehr zertheilt, um in der ganzen Union ein selbstständiges deutsches Element

*) Mitgetheilt von E. K—r. Vergl. „Magazin" 1858. Nr. 73 und 81, die Mittheilungen einer Nürnbergerin.

zu bilden; es kommt aber auch dahin noch. Die Yankees wissen und fürchten dies, darum die Unterdrückung und Verfolgung von ihrer Seite. Von der famosen und brillanten Telegraphen-Feier durch die ganze Union werden Sie gelesen haben. Als die erste Nachricht von der glücklichen Legung Abends halb zehn Uhr hier ankam, wurde mit allen Glocken geläutet, Freudenfeuer auf den Straßen angezündet, Raketen und Leuchtkugeln platzten in die Lüfte; die Miliz und die Feuercompagnie marschirten mit Musik auf, hundert Böllerschüsse dröhnten aus dem Kapitolpark weit in die Umgegend. Wir waren schon zu Bett und konnten nicht begreifen, was los sei. Ich war schnell angekleidet und bald in der Stadt, wo ich bis um 12 Uhr dem Spektakel zusah. In New-York hat der Brand der City-hall bei der Illumination und dem Feuerwerk den Beschluß gemacht. Diese Volksfeste haben einen ganz friedlichen Anstrich und Verlauf, die Menge mag noch so groß sein. Da ist kein brutales Drängen oder Stoßen, nein! Alle sind duldsam.

Sie klagen über große Sommerhitze. Wie, wenn Sie erst hier gewesen wären! Das war ganz zum Zerschmelzen. 125° Fahrenheit im Schatten, was sagen Sie dazu? Eisen und Blechgeschirr, der Sonne ausgesetzt, wurde so heiß, daß man es nicht anfassen konnte. Das in der Sonne stehende Wasser konnte man zum Abspülen gebrauchen. Mensch und Vieh läßt es seine Sorge sein, sich vor diesen glühenden Sonnenstrahlen zu schützen; alle Gänge werden auf den Abend verschoben, wo es dann auf den Geschäftsstraßen sehr lebendig und interessant wird. Im Garten ist es bei Tage wie ausgestorben, und Alles, was da kreucht und fleugt, verkriecht sich unter Stauden und Blätter, bis die Sonne anfängt tief zu gehen; aber dann summt und lärmt es die ganze Nacht. An Arbeiten mit der Nadel ist nicht zu denken, und wer nicht nach Brod arbeiten muß, läßt Alles liegen, wie ich, und sucht sich blos Kühlung zu verschaffen. Dazu helfen Palmenfächer, welche in keiner Familie fehlen; sogar in Kundiker's (?) Salon liegen deren auf jedem Tische zur Benutzung der weiblichen Gäste. Der Anzug wird so leicht und dünn gewählt, als es nur der Anstand erlaubt. Der Kampf mit dieser Hitze, welche zwei Monate ununterbrochen anhielt, ist eine alle Kraft lähmende Strapaze, und in dieser Zeit scheint uns der Winter trotz seiner Unannehmlichkeiten wünschenswerth oder doch erträglicher, bis er nun da ist; dann hat man auch an ihm Allerlei auszusetzen. Dieses Jahr hat er sich sehr zeitig eingestellt, wenigstens durch starke Nachtfröste, in deren Folge unser ganzes selbstgebautes Obst im September schon erfroren ist, namentlich die schon früher beschriebene Knollenfrucht, hier tomatos genannt. Im October hatten wir ununterbrochen kalten Regen und nach diesem gleich Schnee und Frost, so daß meine Möhren und rothen Rüben noch jetzt (November) in der Erde stecken und ungenießbar geworden sind.

Mit der Bemerkung, daß die Krisis den Westen nicht erreicht habe, war ich zu vorlaut. Sie hat uns auch ereilt und macht sich in allen Geschäften bemerkbar. Die Arbeitgeber bekommen ihr Geld für gelieferte Arbeit nicht ein, stellen weniger Arbeiter an und können auch diesen nicht den ganzen Wochenlohn geben, so daß Alles aus der Hand in den Mund geht, was man hier „fein Leben machen" nennt. An den Miethen wird auch nur wenig abgezahlt, und die Vermiether müssen sich gedulden, bis die Leute ihr rückständiges Guthaben einbekommen. Sogar die reichen Yankees, deren viele blos des gesunden Klimas wegen hier wohnen, schränken sich dieses Jahr sehr ein, was durch den geringen Theaterbesuch und die spärlich veranstalteten Bälle und die ausbleibenden sogenannten parties (Privatgesellschaften) mit Souper und Tanz sich für uns wie viele andere empfindlich herausstellt. Familien, welche sonst zwei Mädchen hielten, haben jetzt blos eins zur gröbern Arbeit, und manche sonst so vornehme und bequeme Lady kocht und plättet jetzt selbst. Bei dem Allen ist aber an Noth und Armuth nicht zu denken. Amerika ist ein zu praktisches Land. Wenn Eins nicht geht, wird das Andere getrieben, und nur wenn die Arbeit im Winter ganz aufhörte, würde zeitweilige Unterstützung nothwendig und nach Kräften gewährt werden. Dieses ist jedoch mehr in großen Städten der Fall, wo die Arbeitskräfte sich zu sehr anhäufen; hier ist dieser Fall noch niemals eingetreten. (Folgen Mittheilungen ähnlichen Inhalts aus dem Hause.) Ich rufe alle meine Kenntniß und meinen Scharfsinn zu Hülfe, um so genau und billig zu wirthschaften, als nur irgend möglich ist. Dabei aber sind wir gesund, heiter und zufrieden, wissend, daß diese Schmalhanserei nur so lange dauert, bis die Geldklemme sich zu geneigtem Andenken empfiehlt, wo dann die Ueberschüsse unseres Verdienstes, statt sich, wie jetzt, in fremde Taschen zu verlieren, hübsch in den unsrigen bleiben. Ein großes Glück ist in dieser geldarmen Zeit für die Städter, daß alle Lebensmittel, trotz einer Mittelärnte, nach hiesigen-sonstigen Preisen spottbillig sind. Ich habe wohl schon bemerkt, daß das Fleisch von allen Thieren einerlei Preis hat? Nur sind die Hinterviertel theurer als die vorderen — von ersteren das Pfund 6 Cents, von letzteren 4 Cents. Zulage bekommt man nicht, muß aber soviel nehmen, als das abgeschnittene Stück wiegt. Die großen Knochenstücke werden nicht gewogen und haben ihren festen Preis, à 1 Schilling, woran oft 3—4 Pfd. Fleisch sind. Die Knochen werden hier nicht zerhackt, sondern zersägt, was den Stücken ein reinliches nettes Ansehen giebt. Dieses Geschäft wird hier kaufmännisch betrieben, und, wie in jedem anderen Geschäft, sitzt der Herr am Pult, während die Burschen verkaufen.

100 Pfund des feinsten Weizenmehls $2^1/_2$ Dollar, 10 Pfd. Salz 25 Cents, 1 Pfd. Butter 10—12 Cents, ein Dutzend Eier 8 Cents, Kaffee 16 Cents, Zucker je nach der Güte 8—12 Cents, das Pfund Fische 3—4 Cents. Letztere ißt man nur im Sommer, weil die Seen im Winter dick zufrieren, wird aber damit förmlich geplagt, weil so Viele da ärnten wollen, wo sie nicht zu säen brauchen. Wildpret und Geflügel hat fast dieselben Fleischpreise; nur die feineren Sorten, als Truthühner, Gänse, Schnepfen u. s. w. sind etwas theurer. Ein Hase kostet 8—10 Cents, ist aber viel kleiner und nicht so gut, als die deutschen. Die Farmers freilich empfinden diese geringen Preise schwer und klagen bitter, daß ihnen kaum das Arbeitslohn bleibt. Doch sie können nichts daran ändern, es liegt dies in den Verhältnissen, die überstanden werden müssen. Bei hohen Preisen muß die Consumtion leiden, bei niederen die Production. . . .

In den geschäftsfreien Stunden wird gemüthlich Alles durchgesprochen, sich in den Erinnerungen ergangen, noch öfter politisirt und friedlich gestritten, wonach mich oft der Bruder, wenn er nicht mehr weiter kann, die Weisheitskrämerin nennt, was ich mit ungeheurer Heiterkeit hinnehme und doch das nächste Mal wieder streite. Zur Unterhaltung beziehen wir fünf Zeitungen, der Bruder die New-Yorker und die hiesige Staatszeitung, und ich die andern drei Blätter, als die Kriminal-, die Novellen- und die Illustrirte Zeitung. Die Politik ist blos in der mittlern etwas vertreten. Diese Zeitungen haben in allen großen Städten Europa's ihre Korrespondenz, somit erfahren wir immer, was es Neues in der alten Welt giebt, welche Bücher dort erscheinen, und oft zugleich eine Rezension darüber, die deßhalb recht interessant zu lesen ist, weil, die Bücher mögen nun gelobt oder getadelt werden, ganze Stellen daraus abgedruckt sind; den Todesanzeigen gelehrter oder sonst berühmter Männer ist gleich die Biographie beigefügt.

Die New-Yorker Blätter sind die interessantesten und belehrendsten und durch ihren reichen und unterrichtenden Inhalt ein Mittel zur Volksbildung geworden. Der einsame Farmer oder Hinterwäldler bleibt durch das Lesen solcher Blätter, die ihn von Allem und Jedem unterrichten, mit der Außenwelt vereinigt; denn jede Woche kann er erfahren, was in seiner neuen oder alten Heimat sich Wichtiges ereignet, und erhält so Stoff genug, sich mit seinen Nachbarn zu unterhalten.

Gerade so einsam leben auch wir; denn alle Bekannten sind nach und nach fortgezogen, und neue suchen wir nicht; wir sind uns selbst genug, und bei dieser mannigfachen Lektüre kann Langeweile nicht aufkommen — im Gegentheil geht eine Woche nach der andern hin, ich weiß nicht wie, und selbst der sibirische Winter hat jetzt sein Schreckliches für mich verloren. Woran gewöhnt der Mensch sich nicht? selbst an das Schlimmste. Auch wir hatten hier große Ueberschwemmung. Durch die schrecklichen Gewitterregengüsse waren die Seen so angespannt, daß der Damm eines sie verbindenden und eine Schneidemühle treibenden künstlichen Kanals zerriß und alle Niederungen überflutete. Die dort wohnenden Leute mußten sich zum Theil in der Nacht auf Kähnen mit Sack und Pack zu uns heraufflüchten und bewohnten sechs Wochen lang alle in der obern Stadt leerstehenden Logis, die ihnen gern und gratis überlassen wurden. Sehr vieles Vieh, besonders Schweine, Hühner und Katzen sind dabei umgekommen. Meine ganze Aussicht war ein See, worin die Häuser bis an die Hälfte der Hausthüren im Wasser standen; alle Gemüse in den Gärten waren verdorben, und über mehrere Straßen mußten querüber Brücken gelegt werden, bis das Wasser in die Lakes abgeleitet war. So etwas war hier noch gar nicht vorgekommen; doch war dieß eine Kleinigkeit gegen andere Staaten, wo der Schaden von Ueberschwemmungen Millionen beträgt. .....

Alle Leiden, welche das Klima mit sich bringt, habe ich nunmehr glücklich überwunden. Auch geht es mit dem Englischsprechen ziemlich gut; ich kann mich wenigstens verständlich machen, und habe nun doch die Stufe erklimmt, wo man nicht mehr „grün" genannt wird. Durch den Genuß des Theaters fühle ich mich gleichsam belohnt für die Mühe, die ich mir gegeben habe, noch eine Sprache in den alten Kopf hineinzutrichtern. Man denkt nicht an Alles, ich hätte mir zur Erleichterung den Nürnberger Trichter mitbringen sollen.

Mannigfaltiges.

— Die Herzogin von Orleans und G. H. von Schubert. Als Ergänzung des vortrefflichen Buches über die verewigte Herzogin Helene von Orleans, das Frau von Harcourt kürzlich in Paris herausgegeben, ist eine eben in München erschienene deutsche Schrift zu betrachten, deren Herausgeber Herr Professor G. H. von Schubert, ein alter Lehrer und Freund der Prinzessin ist*).

Letzterer hat die Lebensmomente der ebenso in Deutschland, wie jetzt in Frankreich, allgemein verehrten Fürstin nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt und zwar auch nach solchen, welche die Herzogin an ihre Mutter, die verwitwete Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg gerichtet hatte. Schubert selbst hatte fünfunddreißig Jahre lang mit ihr in Korrespondenz gestanden und wir verweisen in dieser Beziehung auf Nr. 123 des „Magazin" von 1858, wo wir einen der frühesten Briefe des gelehrten Veteranen an die junge Prinzessin Helene von Mecklenburg mitgetheilt. Wie das Buch der Frau von Harcourt, so läßt uns auch das von Schubert einen Blick in das reiche Seelenleben und das herrliche deutsche Gemüth der verewigten Prinzessin thun. Ihr letzter Brief an den Herausgeber ist aus Schloß Richmond vom 24. April 1858 datirt und bezieht sich auf dessen jüngste, der Prinzessin eingesandte Schrift über die Fortdauer der Seele nach dem Tode. „In keiner passenderen Stimmung," schreibt sie, „konnten diese Blätter mich treffen, als gerade in jener, die dem plötzlichen Tode meiner geliebten Schwester, der Herzogin von Nemours folgte — einer Stimmung, welche hoffentlich durch mein ganzes übriges Leben durchdringen wird, da sie die Frucht einer ernsten Mahnung ist, die uns Angehörigen Allen durch diesen unerwarteten Verlust an das Herz gedrungen. Die Vergänglichkeit dieses zeitlichen Lebens und die Eitelkeit der weltlichen Interessen ist mir wohl nie so ernst vor die Seele getreten, als gerade in diesen letzten Monaten, obgleich schon oft Gottes Stimme laut und schmerzlich zu mir gesprochen und durch plötzliche Schläge seiner Hand mir die Unhaltbarkeit der menschlichen Größe, sowie die Flüchtigkeit des reinsten Erdenglückes gezeigt hat."

— Englisches Schauspiel in Berlin. Die Anwesenheit einer englischen Schauspielergesellschaft in Berlin ist ein Ereigniß, das in unseren, den literarischen und künstlerischen Wechselbeziehungen Deutschlands und des Auslandes gewidmeten Blättern nicht ganz übergangen werden darf. Es sind jetzt schon mehrere Jahre, seitdem das Berliner Publikum zuletzt den Genuß hatte, die Meisterwerke Shakspeare's in der Ursprache darstellen zu sehen, und zwar von dem genialen Neger Aldridge, dessen eminentes Talent die Schwächen seiner Umgebung und seinen eigenen nicht zu verkennenden Mangel an künstlerischer Durchbildung vergessen ließ. Mit ganz anderen Ansprüchen tritt Mr. Phelps auf, der als Direktor des Sadler's Wells-Theaters, das unter seiner Leitung die Heimatstätte des „Legitimate Drama" in London geworden ist, sich in seinem Vaterlande eines bedeutenden Rufes erfreut und sogar eine gewisse Stellung einnimmt, und der sich auf seiner Kunstreise von einem vollzähligen, aus seiner eigenen und aus einigen Provinzialgesellschaften rekrutirten Personal begleiten läßt, von dem man ein Recht hat, die Aufführung Shakspeare'scher Stücke in einer ihrer würdigen Weise zu erwarten. Zu seinem Debüt hatte der Gast „Othello" gewählt — eine Wahl, die dem Publikum um so angenehmer sein mußte, als sie Gelegenheit gab, seine Leistungen mit denen seines afrikanischen Vorgängers in der gelungensten Rolle des Letztern zu vergleichen. Wir können gerade nicht sagen, daß der Vergleich zu Gunsten des englischen Mimen ausgefallen sei. Phelps ist offenbar ein intelligenter Schauspieler, der sein Fach gründlich studirt hat und die Aufgabe begreift, die dem wahren Künstler gestellt ist; sein Aeußeres ist imponirend und wird durch eine sonore Stimme unterstützt, seine Bewegungen sind ungezwungen, sein Mienenspiel in hohem Grade ausdrucksvoll; aber er steht zu wenig auf eigenen Füßen und klebt zu ängstlich an den Traditionen der englischen Bühne, welche Aldridge entweder nicht kennt, oder mit glücklicher Kühnheit durchbricht. Ueberschreitet dieser mitunter die Gränze, die, nach dem bekannten Ausspruch Schiller's, den Schein von der Wirklichkeit trennen muß, so bleibt Jener weit hinter ihr zurück. Aldridge ist vielleicht zu sehr Naturalist; bei Phelps hingegen ist die Kunst in Manier ausgeartet. Sein Talent ist ein wesentlich deklamatorisches. Daß es ihm nicht an Gefühl, an der Fähigkeit, dramatische Momente wiederzugeben, fehlt, zeigten einzelne Blitze der Leidenschaft, welche den harmonischen, aber monotonen Fluß seiner Rede unterbrachen, ohne ihn jedoch zu einer nachhaltigen Gluth erwärmen zu können. Ein solcher Blitz, der auch elektrisch in die Zuhörer hineinschlug, war der Ausruf, in welchem das liebende Herz Othello's zum letzten Mal gegen die Einflüsterungen der Verleumdung ankämpft:

„I do not think but Desdemona's honest!"

aber nach diesem momentanen Aufflackern fiel der Gast nur zu bald in den stereotypen Ton eines in seiner Gleichmäßigkeit unnatürlichen Pathos zurück.

Von der Gesellschaft des Herrn Phelps scheinen sich nur zwei Mitglieder über das Niveau der Mittelmäßigkeit oder dessen, was man in England „respectable" nennt, zu erheben — Herr Robinson, der den „Jago" mit Takt und Einsicht darstellte, wenn auch ohne den dämonischen Anflug, der diesen Charakter durchweht, und Miß Atkinson, die sich in der kleinen Rolle der „Emilia" verdienten Beifall erwarb. Entschiedenen Widerwillen erregte dagegen der „Roderigo," der in einer Weise aufgefaßt wurde, die zwar auf englischen Bühnen — hauptsächlich wohl in Rücksicht auf das Galerie-Publikum — nicht ungewöhnlich, aber keineswegs gerechtfertigt und jedenfalls „more honoured in the breach than in the observance" ist. Roderigo ist keineswegs ein Spaßmacher, ein alberner Geck oder Idiot; er ist ein junger venetianischer Nobile, der, leidenschaftlich in Desdemona verliebt, durch seine Leidenschaft in die Netze Jago's geräth und den Ränken dieses Bösewichts zum Opfer fällt. Er ist in seiner Art ein eben so tragischer Charakter wie Othello, dem er gewissermaßen zur Folie dient, indem er durch sein Beispiel zeigt, daß auch weniger offene und mehr argwöhnische Naturen, als der edle Mohr, von der Arglist und der tiefen Verstellungskunst eines Jago getäuscht und in's Verderben gestürzt werden konnte. Daß ihn der Versucher hinter seinem Rücken verspottet und einen Narren schilt, ist von dem Standpunkte des Letztern ganz erklärlich; spricht er sich doch eben so wegwerfend über Othello aus, der ihn belehren soll „for making him egregiously an ass," was uns aber immer noch kein Recht giebt, den ruhmgekrönten Feldherrn als einen Schwachkopf zu betrachten. — Herr Phelps wird noch als „Lear" und als „Hamlet" auftreten, welche letztere Rolle seinem Naturell möglicherweise mehr zusagen wird, als die des Othello; aber er ist augenscheinlich zu sehr über sein System im Klaren und hat sich in dasselbe zu vollständig hineingelebt, als daß wir Veranlassung finden dürften, unser Urtheil über ihn wesentlich zu modifiziren.

— Kiepert's Handatlas.*) Die neueste Lieferung (VIII.) von Dr. Heinrich Kiepert's „Hand-Atlas über alle Theile der Erde" enthält folgende Karten: 1) Nordöstliches Deutschland (Stettin und Emden, Berlin, Leipzig und Wesel umfassend); 2) Pommern und Preußen (die Küste der Ostsee, soweit sie preußisch ist, das Hinterland bis Warschau und Berlin); 3) Galizien, Ungarn und Nebenländer (im Süden auch noch Serbien und Bosnien größtentheils umfassend) und 4) Süd-Amerika. Von diesen vier Blättern erscheint das zweite im Vergleiche mit anderen Darstellungen dieser von den Kartographen gewöhnlich etwas vernachlässigten baltischen Alluvionsländer am sorgfältigsten ausgeführt. Das dritte dagegen hat sich einer gleichen Bevorzugung nicht zu erfreuen. Wir kennen bereits bessere Darstellungen der Karpathen und der Nieder-Donau. Inzwischen werden auch diese vier Blätter den Besitzern des eben so schönen, als preiswürdigen Kiepert'schen Hand-Atlas eine erfreuliche Erwerbung sein.

*) „Erinnerungen aus dem Leben Ihrer k. Hoheit Helene Louise Herzogin von Orleans, gebornen Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin."

*) Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.

Die Leser erhalten in dieser Woche den Inhalt von vier Nummern, da in der vorigen nur zwei ausgegeben worden.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Sonnabend, den 16. April 1859. | № 44-46.

Inhalt:

Frankreich.

Roman und Schauspiel im heutigen Frankreich.

Die Lorette als Gegenstand der Kunst.

Von den neuen Erzeugnissen der sogenannten leichten Literatur hat in Frankreich während der letzten Jahre keines einen größern Ruf erlangt, als der später auch dramatisirte Roman „La Dame aux Camélias" und das Lustspiel „Le Demi-Monde," beide von Alexander Dumas' Sohn. Neuerdings hat die Novelle „Fanny" von Feydeau in Paris wenigstens Furore gemacht*). Das eine dieser Bücher wurde binnen kurzer Zeit sechsmal aufgelegt, wie bei uns „Soll und Haben" — aber in den Ideen, die hier und dort zur Darstellung kommen, welch ein Unterschied! Keine von jenen französischen Dichtungen verdient um ihrer selbst willen besprochen zu werden. „La Dame" und „Fanny" sind nicht nur an sich unbedeutende, es sind schlechte Bücher. Aber kulturhistorisch sind sie nicht uninteressant. Wir lesen sie mit einem ähnlichen wenn auch unweit geringern Antheil, wie den Amadis oder den Roman de la Rose. Wie wir in diesen älteren Werken den Anschauungen vergangener Jahrhunderte neugierig nachforschen, so reizt es uns, aus jenen ephemeren Produkten Charakterzüge unserer französischen Zeitgenossen zu erkennen. Wohl mag der Literarhistoriker zu einer Zeit, zu einem Volke sprechen: „Sage mir, was du liest, und ich will dir sagen, was du bist."

Wir freuen uns, daß Romane wie diese neuen französischen in dem heutigen Deutschland niemals populär werden können; neben der faulen Luft, die in der Welt weht, welche sie schildern, erscheint uns das gesunde Leben bei unserm Freytag doppelt erquicklich. „Demi-Monde" ist erträglicher: es ist unschädlich, etwas albern und unwahrscheinlich, in gewandtem Dialog nicht ohne Esprit geschrieben; weder Handlung, noch Personen vermögen zu fesseln, und wenn es schließlich einen Eindruck macht, so ist es ein unangenehmer. Durch das ganze Stück geht etwas Peinliches. Der Verfasser stand bei weitem nicht hoch genug über der Art zu sein und den Empfindungen jener Gesellschaft, die er uns darstellt, um aus seinem Stoff eine wahre Komödie bilden zu können; was er so nennt, hat überhaupt vom Lustspiele nichts als einige Witze.

Die beiden anderen Werke sind charakteristischer. Beide haben das gemein, daß sie dem Ausspruch eines neuern Reisenden Gewicht geben: die Hauptkrankheit des modernen Frankreich sei sein zerrüttetes Familienleben. „La Dame" ist die Dichtung der Prostitution, „Fanny" die des Ehebruchs.

Die poetisirte Lorette ist keine moderne Erfindung. Schon die griechisch-römische Verfallzeit brachte diesen Auswuchs hervor. In der Blüthe von Hellas freilich bedeuteten die Hetären mehr als eine griechische „Demi-Monde;" denn sie allein stellten das weibliche Element in dem geselligen Leben einer Nation dar, die, sinnlich und schönheitsdurstig wie sie war, diesem Elemente eine bedeutende Stelle einräumen mußte. Der Fehler jener alten Kultur, daß sie den Frauen und Töchtern das Haus zum Gefängniß machte und sie nicht zu den Freuden der Geselligkeit einlud, rächte sich in Athen früh, wie er sich später in Rom gerächt hat. So läßt sich Aspasia, bei der die ersten Staatsmänner und Philosophen erschienen und dessen kein Hehl zu haben brauchten, nicht auf eine Linie stellen mit der Pariser Courtisane, die jeder kleine Vicomte allenfalls in ihrer Loge besuchen, vor der er aber nie auf den Champs Elysees den Hut lüften wird. Es war zu einer Zeit, als Griechenland weder Perikles und Sokrates, noch auch Phryne oder Laïs mehr hatte, als neben anderm griechischen Unwesen die rührenden Schicksale von Priesterinnen der Aphrodite Pandemos nach Rom auf die Bühne verpflanzt wurden. Aber jene entarteten Römer bewiesen ein kräftigeres und natürlicheres Gefühl, als die heutigen Franzosen: sie zischten die tugendhaften Freudenmädchen aus.

Sonst ist die professionsmäßige Dirne selten Gegenstand der Kunst gewesen. Nur einmal, so viel uns erinnerlich, begegnen wir ihr bei einem Meister, und dort keineswegs in tragischer Haltung. Falstaff's Freundin, Dortchen Lakenreißer, ist der schneidendste Gegensatz zu dieser französischen sentimentalen Afterdichtung, den man sich denken kann. Shakspeare ist bei ihr der Wahrheit näher geblieben, als die Kunst erlaubt; die Gestalt ist zu gemein. In diesem Mädchen ist auch nicht eine Ahnung von Poesie, nicht eine schwache Spur von Weiblichkeit zurückgeblieben. Daß die Dichtung sich nie mit diesen Unglücklichen beschäftigen dürfe, behaupten wir nicht; wir denken an Anastasius Grün's wirklich rührendes Gedicht von der Gefallenen. Wir wollen ihrer und ihres unverlierbaren menschlichen Rechts an unsere Theilnahme in der Wissenschaft gedenken, wie in unseren Vereinen und Anstalten. Wenn sie sich je einmal in dem Reich der heitern Kunst zeigen, sei es wenigstens nicht zu unnatürlichen Heldinnen aufgeputzt. Das Gedicht von Grün trifft den rechten Ton. Es kann der göttliche Funke noch aufleben auch in der „Letzten ihres Geschlechts." Wie sie mit Bändern geschmückt, und im Herzen das entsetzliche Elend, hinaussieht in den Frieden des Sommerabends, tauchen in ihrem Gedächtniß Bilder und Gedanken aus ihren unschuldigen Tagen auf. Aber zwischen damals und jetzt hat das Laster in wenigen traurigen Jahren Berge gewälzt. Die Zeit, wo sie noch ohne Seelenqual und nicht so stumpf war, liegt unerreichbar fern, und ihr scheint, als könnte sie nie wiedergewinnen, was sie an Ruhe und Heiterkeit verlor. So ziehen Sehnsucht und Hoffnung, wechselnd mit dem namenlosen Weh, durch diese verwüstete Seele.

Anders wird die Lorette in Frankreich aufgefaßt. Seit Jahrhunderten hat sich in diesem Lande Vieles geändert und Manches gebessert; aber was diesen einen Punkt betrifft, ist der Franzose immer noch leicht-

*) „Fanny" Etude par E. Feydeau, Paris, Amyot, 1858.

fertig oder außerordentlich nachsichtig. Keine Nation besitzt eine so reiche Literatur in diesem Genre. In Balzac's „Comédie de la vie humaine“ durften natürlich „les splendeurs et les misères de la courtisane“ nicht fehlen; und Cousin bringt jenen berüchtigten Frauen des 17. Jahrhunderts die Huldigung seiner Feder dar. Herr Alexander Dumas' Sohn übertrifft aber doch seine Vorgänger weit. Er hat seines Vaters Geschäft mit den väterlichen Mitteln fortgesetzt; nur daß er sich noch besser auf jene Kunstgriffe französischer Publizisten zu verstehen scheint, welche dazu dienen, die eigene Persönlichkeit interessant zu machen. — Es ist nicht der Mühe werth, auf die Einzelnheiten seiner Erzählung einzugehen. Ein alter Herzog, der die Heldin öffentlich weinend in die Arme schließt, weil sie seiner verstorbenen Tochter gleicht, und sie nun anspruchslos unterhält — das ist ebenso neu als wahrscheinlich. Der Gedanke, eine solche Frau nicht als Nebenfigur einzuführen, sondern zur Heldin eines Romans und dann noch eines Drama's zu machen, würde allein beweisen, daß der Verfasser von dem Wesen der Kunst keine Ahnung hat. Die Kunst verlangt nicht Sittlichkeit von ihren Gestalten: sie stellt Ungeheuer wie Shylock dar; aber sie setzt etwas Individuelles und soviel Kraft bei ihnen voraus, als nöthig ist, um sie über die Geschichte des gemeinen Lasters hinauszuheben. Ein psychologisches Interesse mögen einzelne dieser Unglücklichen besitzen. Aber dann begegnen wir ihnen doch am rechten Orte in den Krankengeschichten der Aerzte und nicht auf den Brettern, die die Welt bedeuten; vor Allem verlangen wir dann die Wahrheit, welche die Naturwissenschaft fordert, und nicht den Alles erhöhenden Kothurn. Aber leider findet selbst ein Interesse, wie wir es an wissenschaftlichen Dingen nehmen, fast nie Nahrung in solchen Fällen. Die äußere Geschichte dieser Personen mag verschieden sein; die innere ist schrecklich einförmig. Das gemeine Laster hat eine nivellirende Kraft. Wer dort noch nach kräftigem Gefühle sucht, der verkennt die Macht eines solchen Lebens, die Seele zu ermatten und ihren ganzen Ton allmählich herabzustimmen. Wir wollen gern das Mitleid walten lassen und zugeben, die Erziehung war in vielen Fällen ungewöhnlich schlecht, die Versuchung ungewöhnlich stark; günstige Verhältnisse hätten vielleicht aus der Dirne eine tüchtige Frau gemacht. Was nun weiter? Wie sie in dem Leben der Schande fortschreitet, übt das Laster an ihr, wie an Millionen Anderen, seine furchtbare Gewalt, edle Keime zu ersticken, die Kräfte des Verstandes zu verkrüppeln, Willens- und Gefühlsvermögen zu paralysiren. Was sie auch ursprünglich gewesen sein mag — jetzt ist sie nur noch eine Ziffer in der Statistik der Prostitution. Die Gesellschaft, der Arzt, die Religion bieten ihr die Hand. Ein edler Mann, wie Edmund Burton, mag sie unter den Schutz seines Daches führen, damit sie ihr trauriges Gewerbe mit einem bessern und glücklichern Leben vertauschen kann. Aber das heitere Auge der Kunst ruht nicht auf ihr.

Die Dichtung stellt das Leben dar auch in seinen unsittlichen Erscheinungen. Wo aber die sittliche Gesundheit gänzlich fehlt, da muß Eins vorhanden sein, wenn wir intressirt werden sollen: die Kraft — eine Eigenschaft, welche die Menschen zwar da am höchsten verehren, wo sie für einen edlen Gedanken kämpft, die aber auch dann noch Theilnahme erweckt, wo sie selbstsüchtigen Zwecken mit großartigem Nachdrucke dient. Was versöhnt uns mit dem Scheusal Richard III., als die furchtbare Energie seines Charakters? Und so ist es die Kraft des Gefühls, die unheimliche Gewalt der Leidenschaft, die uns bei der griechischen Phädra gebannt hält, weil sie von einer mächtigen, obgleich verirrten Seele zeugt. Darum ist aber auch die Phädra Racine's ein Unding, die mit einer Phrase der Akademie im Munde stirbt. Denn das Einzige, was uns hinreißen kann, die verbrecherische Richtung dieser Neigung mit dem theilnahmsvollen Mitleid zu betrachten, das die echte Tragödie so Gräßlichem gegenüber erweckt, ist gerade die zerstörende Gewalt, das tiefe Pathos einer Leidenschaft, welche die Heldin und durch sie auf Augenblicke auch uns alles Andere vergessen macht. Der gefahrvolle Versuch, uns gegen eine blutschänderische Liebe etwas Anderes, als Widerwillen und Verachtung einzuflößen, ist nach dem griechischen Tragiker noch gemacht worden, aber Keinem wieder gelungen. In Byron's Parisina fühlt man es durch, daß der Dichter selbst an seinen Gestalten keinen warmen Antheil nimmt, gerade wenn er sich Mühe giebt, uns deutlich zu machen:

And what unto them is the world besides?

Der Ehebruch ist einmal in England, nämlich bei den Dramatikern der Restauration, in Frankreich regelmäßig und bis auf unsere Tage als komisches Motiv behandelt worden. Noch in Scribe's Lustspielen werden Anschläge ersonnen, glücklich ausgeführt und als guter Scherz erzählt, die Frau eines Andern zu verführen und den Ehemann lächerlich zu machen. Zwar hat die Gesetzgebung längst im Code Napoleon ihr furchtbar ernstes Wort gesprochen. Aber wie in Bezug auf das Duell, folgt die Sitte langsamen Fußes nach. Spuren eines sittlichen Fortschrittes sind allerdings sichtbar. Zuweilen trägt jetzt der Ehemann in dem Wettstreite mit seinem unberechtigten Nebenbuhler den Sieg davon; auf seiner Seite ist mitunter nicht nur das Recht, auch was der Franzose „poésie“ nennt und das, was neben der gloire am meisten Macht über ihn hat, „l'éloquence“. Früher schien zwischen den französischen Romanschreibern eine alte und unverbrüchliche Uebereinkunft zu bestehen, zufolge deren der Ehemann jedesmal dumm, häßlich, ein kleines Monstrum, der Liebhaber ein Ausbund von Liebenswürdigkeit sein mußte. Bis auf die neueste Zeit lastete dies Gesetz ebenso schwer auf der Novelle, wie nur je die drei Einheiten auf dem Drama. Aber diese ewige Lächerlichkeit des Ehemannes ist nun selbst lächerlich geworden. „D'autant plus qu'elle est usée jusqu' à la corde, même dans les romans et les comédies, l'apologie de l'amant, toujours joli, toujours spirituel, toujours aimé, tandis que le mari est toujours bête, toujours laid, toujours détestable.“ (Demi-Monde.) Einen Fortschritt in den Ansichten von der Ehe beobachten die Franzosen selbst sogar im Sprachgebrauch; und auf diese größere Strenge der öffentlichen Meinung wird die schärfere Sonderung jener aus verschiedenen schlechten Elementen gemischten Gesellschaftsklasse zurückgeführt, für die das Wort demi-monde geschaffen wurde. „Autrefois l'adultère comme nous le comprenons n'existait pas. Les maris étaient beaucoup plus faciles, et il y avait, pour définir la chose que représente aujourd'hui le mot adultère un autre mot beaucoup plus trivial, dont Molière s'est servi souvent et qui ridiculisait plus le mari qu'il ne condamnait la femme; mais depuis .... une transformation s'est opérée dans les moeurs conjugales qui a dû créer un monde nouveau.“ Olivier erklärt sogar, er sei „résolu à ne plus commettre ces petites infamies dont l'amour est l'excuse“. —

Neben diesen Zeichen einer sittlichern Auffassung macht sich E. Feydeau's neues Buch auf eine häßliche Weise bemerkbar. Was er eine „Studie“ zu nennen beliebt, tritt allerdings mit nicht geringen stylistischen Prätensionen auf und zeichnet sich, abgesehen von der gesuchten Sprache, durch einige Raffinirtheit aus, wohl geeignet, oberflächlich gebildeten Menschen, namentlich Franzosen, zu imponiren. Einen solchen Gegensatz von anspruchsvoller, gezierter Form und innerlicher Rohheit haben wir noch bei wenig Schriftstellern gefunden. Allerdings bleibt auch hier der Ehemann schließlich Sieger, und der Liebhaber räumt das Feld. Aber trotzdem ist das Buch eine Apologie des Ehebruches in dem Sinne, in dem Werther eine Apologie des Selbstmordes genannt werden konnte. Hier wie dort schließt die Dichtung mit einem grellen Mißton. Hier wie dort sehen wir kein männliches Durchringen, sondern der Held bleibt bis zum Ende in einer Neigung befangen, die doch keineswegs die Züge einer mächtigen Leidenschaft trägt. In beiden Fällen kann man sagen, daß der ästhetische Fehler eines solchen Schlusses von üblen sittlichen Folgen begleitet sein mußte, weil es verhältnißmäßig Wenige giebt, die ein poetisches Werk rein objectiv auffassen, verhältnißmäßig Viele, auf die es direkt didaktisch wirkt. Damit endigt die Aehnlichkeit. Das eine dieser Werke fand einen starken und oft unheilvollen Wiederhall in der Zeitstimmung, deren Kind es war. Aber wenn in nichts Anderm, trägt es in der blühenden Schönheit seiner Formen den Stempel dessen, der nach Shakspeare der größte Dichter christlicher Zeit ist. Von dem andern können wir nur hoffen, daß es überall eben so sehr verachtet werden möge, als es bald vergessen sein wird. Es soll vielleicht dem Buche ein sittlicher Gedanke zu Grunde liegen. Dann ist er ebenso richtig dargestellt, wie in den erbärmlichen Sudeleien von Paul de Kock, wo den Figuren das durchlöcherte Mäntelchen einer dürftigen Moral umgehängt ist, um die Berechnung auf den sinnlichen Kitzel zu verstecken. Es sind „Fanny“ allerdings zwei Bibelstellen vorgedruckt. Wir fürchten jedoch, es ist das nur jene Verbindung des Geheiligten und der Ausschweifung, die wir bei verderbten Völkern finden, — eine ähnliche pikante Gedankenverbindung, wie sie einmal den jungen, übersättigten römischen Seigneurs die Vestalinnenliebschaft so reizend erscheinen ließ.

Die Geschichte ist bald erzählt, denn Handlung hat das Buch wenig. Fanny ist 35 Jahre alt, und natürlich schöner, als sie je gewesen — ein etwas verbrauchter Typus in französischen Romanen. Der Liebhaber ist vierundzwanzig; Beide gehören der vornehmern Pariser Gesellschaft an. Sie liebt ihn, weil er blond ist und ihr Mann braun, — zart und schmächtig, während der Mann erscheint wie ein „espèce de taureau à face humaine“. Auch dieser Gegensatz bleibt ganz in der Tradition. Jenem bäurischen Riesen gegenüber kommt sich der Liebhaber wie ein „Sylphe“ vor (S. 37); er gesteht sich jedoch trotz seiner „finesse de

race et d'élegance": „jener allein, nicht er sei die kräftige und schöne Darstellung des Menschen." Auch besteht diese Ueberlegenheit nicht in physischer Stärke allein und vollem Blut: zwar der „Nebenbuhler" lacht unsalonfähig laut und begeht den Verstoß, nach jeder gewechselten Schüssel geräuschvoll zu athmen; aber er trägt doch den Ausdruck auch von geistiger Kraft, — ein Blick aus krystallhellen Augen, dessen Freimuth in Verlegenheit setzt, — ein großer Ausdruck von Rechtschaffenheit und Geradheit, — ein wohlwollend Lächeln. In der Unterhaltung ist er „exquisit" höflich und weiß doch seine Selbstständigkeit zu wahren; er erscheint als ein Mann von Geist. Fanny hat sich von ihm entführen lassen und hat ihn, der arm und ohne Namen war, gegen den Willen ihrer Familie geheiratet. Seitdem hat er sich durch Energie und Geduld Wohlhabenheit und eine Stellung erworben: „er versteht zu wollen." Nach einer fünfzehnjährigen Ehe sagt Fanny noch jetzt von ihm: „je mentirais si je disais que je n'avais pas d'affection pour lui." So hat die Dame einen Liebhaber gewählt, „pour compléter son idéal." (p. 54.) Der Bevorzugte ist scharfsinnig genug, diese Entdeckung selbst zu machen. Mit komischer Verzweiflung ruft er aus: „Ich bin also für sie nur ein halber Mann! Man hat mich gemessen! Man läßt mich nicht für voll gelten! Ich bin nur ein Additions-Faktor! O, entsetzlich!"

Fanny hat Kinder. Wenn die untreue Gattin je auf Nachsicht Anspruch hat, was soll man zu der ehebrecherischen Mutter sagen! Ihr ist ein Halt und Trost und eine Beschäftigung gegeben in jener Neigung, welche die Natur stark genug gemacht hat, um die Liebedürftigkeit eines weiblichen Herzens zu befriedigen. Und diese Mutter zählt fünfunddreißig Jahre. In der That ist sie schon des Genusses etwas müde, schon etwas blasirt. Ihr jetziger Geliebter war der erste nicht, wird vermuthlich nicht der letzte sein.

Soweit haben wir es also mit ganz trivialen gemein sinnlichen Verhältnissen zu thun, deren Darstellung nur durch das blendende Talent des Verfassers über ähnliche Schmierereien gestellt wird. Der Aufputz ist neu; der Inhalt derselbe.

Nun aber werden uns andere Dinge erzählt, die zwar nichts entschuldigen, wie es ihre Absicht war, wohl aber uns die einzige Person in dem ganzen Roman verleiden, an der wir bisher noch einiges Interesse nehmen konnten. Es glänzt diese neue Wendung keineswegs durch die Erfindungsgabe, welche sie verräth; denn sie ist nur ein Schritt weiter in der regelrechten altbewährten Ueberlieferung. Nämlich der Ehemann ist doch ein heimlicher Tyrann. Alles im Hause beugt sich seinem Willen; sogar die Dienstboten, gegen die er immer höflich ist, gehorchen ihm in allen Stücken — also das Muster eines Hausherrn. Daß er seine Frau ohne Grund unglimpflich behandelt, wird uns nicht gesagt. Er hat jedoch Beweise von ihrer Untreue in Händen, und bei jeder heftigen Szene schleudert er ihr nun dasselbe gemeine Wort in's Gesicht. Von dieser Rohheit ist sie dann so niedergeschmettert, daß sie bei einer Gelegenheit nicht im Stande ist, ihrem Manne die verlangte Einwilligung zu verweigern, deren er bedarf, um mit dem mütterlichen Vermögen der Kinder seinem eigenen zu Hilfe zu kommen. Sie kann also nicht mehr Mutter sein.

Der Schluß ist bald erzählt. Der Galan will, sie soll mit ihm fliehen. Sie denkt an ihre Kinder, selbst an ihren Gatten, der sich drüben in England für ihr gemeinsames Wohlergehen abmüht, und weigert sich. Da er sie unaufhörlich mit seiner Eifersucht martert, verspricht sie, sich von ihrem Manne mit Kälte abzuwenden; ein Versprechen, das sie dann ohne eine andere Provocation, als daß ihr Eheherr sich seinerseits eine Maitresse hält, bald darauf bricht. Der Liebhaber belauscht sie, will sich ertränken, verfällt in ein Fieber und nachdem er das überstanden, wirft er ihr ihre „Untreue," ihren Mangel an Liebe in einer langen und heftigen Rede vor; worauf er sich in ein einsames Haus am Meeresstrand zurückzieht, um dort „das bittere Futter seiner Erinnerungen wiederzukäuen," „comme ces grands boeufs que, dans mon enfance, je voyais agenouillés parmi les herbages déserts."

So weit die Fabel. Möglich, sie hat eine Moral haben sollen. Einer „fein organisirten" Natur, mag sich Herr Feydeau gesagt haben, muß die Theilung mit dem „Nebenbuhler" auf die Dauer unerträglich werden. Dies Gefühl wird dann an ihm zur Nemesis. Wir bemerken den Fortschritt: die französische Libertinage zeigt dadurch doch eine Ahnung von Zartgefühl. Auch im Demi-Monde tritt sie nicht mehr mit ihrer alten gemeinen Sinnlichkeit und unverschämten Gefühllosigkeit auf. „De quoi a-t-il l'air," sagt dort Hyppolyte, „l'amant d'une femme mariée quand le mari est là?.... Est-il assez maladroit, assez mal à son aise, assez humilié?" Dennoch athmet Herrn Feydeau's Buch sittliche Kraftlosigkeit, ja Mangel an fast allem sittlichen Bewußtsein von Anfang bis zu Ende. Die beiden Hauptfiguren, der Liebhaber und Fanny, sind nichts als hohle Puppen, das Spielzeug einer erbärmlichen Begierde — denn „Neigung" ist zu gut für eine solche aus dem Müßiggang geborene Laune. Etwas Flaueres, Uninteressanteres als diese Menschen giebt es kaum. Sie sind so willenlos wie Automaten; nirgends läßt sich ein Aufgebot von Kraft, auch nur ein Versuch zu einem Kampf bemerken. Freilich sind sie so schwach gezeichnet, daß wir schon deshalb keinen Antheil nehmen könnten. Der Verfasser gehört seinem Style nach der realistischen Schule an. Er wird an keinen Stein stoßen, ohne uns zu sagen, was es für ein Stein gewesen, und wie er ausgesehen habe. Mit photographischer Treue bemüht er sich, die Gegenstände auf das Papier zu bringen. Die Epitheta werden dabei so unnütz gehäuft, daß z. B. bei Tafel von einem Tischgenossen gesagt wird: „il mangeait, ... levant les coudes pour mieux péser sur son couteau brillant et sur la manche de sa fourchette." Ist „brillant" ein unterscheidendes Merkmal? Sollte die Köchin nicht auch die Messer der übrigen Gäste blank geputzt haben? Die Gestalten, die er uns so genau gezeichnet, sind wahrscheinlich Portraits; aber sie haben darum doch kein Leben. Jede Linie und Farbe ist eingetragen —

Fehlt leider! nur das geistige Band.

Trotz aller Genauigkeit können wir uns von keiner einzigen Person ein Bild machen. Sie verschwimmen wie blasse Schatten. Diese mühevollen Schnörkel eines Stümpers erzeugen das Leben nicht; während ein Meister mit wenig Strichen wie durch Zauber die Leinwand athmen macht. Mit allem Zergliedern haben viele dieser Realisten so sicher den Geist herausgetrieben, wie die Philosophen im Faust. Sie sagen Alles, was sie wissen, und doch lernen wir nichts; die Kunst weise zu verschweigen, haben sie nie geübt. Wir erfahren, wie Fanny's Finger aussehen, aber wir haben kein Gefühl von ihrer Persönlichkeit. Es ist die Geschichte vom Homunculus. Wie der Chemiker nichts Organisches schafft durch die Verbindung der Elemente, so werden die Gestalten der Kunst nicht belebt ohne die Flamme des Prometheus.

Trotz aller Ueberfeinerung, trotz der mehr künstlichen als künstlerischen Form, ist die Lebensanschauung, die sich uns hier darbietet, doch in ihrem innersten Wesen roh und kindisch. Von Maß und Urtheil keine Ahnung! Gränzenlose Selbstsucht, mattherzige Sinnlichkeit und die krankhafteste Ueberspanntheit sind ihre Hauptkennzeichen. An unzähligen Stellen tritt uns grell die Unaufrichtigkeit des Franzosen entgegen, jener allgemeinste unter den charakteristischen Erbfehlern seiner Nation. Im Allgemeinen sagt der französische Schriftsteller oft mehr als er denkt, weil er oft wenig von dem fühlt, was er sagt. Er bewegt sich in phrasenhafter Uebertreibung, weil seiner rhetorischen Natur die höchste und die schrecklichste aller Gaben fehlt, welche die Götter den Kindern der Menschen verleihen, — die Leidenschaft des Herzens. Das ist es, was diesem Roman das Todesurtheil spricht, daß für seine sittliche Schlechtigkeit die einzig mögliche Entschuldigung fehlt: die natürliche Leidenschaft eines ungebändigten Sinnes. Das Feuer der Liebe, das Phädra verzehrt, ist doch kein Theaterfeuer. Da ist tiefe Verderbniß, aber da ist doch die Gewalt des Lebens; während es sie fortreißt und vernichtet, fühlen wir den Abscheu, aber wir stehen unter dem Zauber jenes sympathetischen Zuges, der uns an jede Offenbarung gewaltiger Kräfte fesselt in der Natur, im Leben und in der Kunst. Aber diese schwächlichen Treibhausgefühle können uns nur ein Achselzucken abgewinnen; sie haben nichts von der schrecklichen Pracht einer wahren unglücklichen Leidenschaft. Selbst als der Liebhaber zuletzt die Siedehitze seines Passiönchens erreicht hat, blickt doch noch der mittelmäßige Schauspieler heraus, der mitten in seiner Raserei zusieht, daß der gehobene Arm auch die rechte Wirkung thue.

Das Ideal der Frauenliebe haben sich verschiedene Nationen verschieden gedacht. In „Tristan und Isolde" rührt sie von einem Zaubertrank her. In den Liedern des Hafis legt sich der Verschmähte wie ein Sklave vor die Schwelle seiner Herrin, küßt den Fuß, der ihn zurückstößt und rühmt sich dann in zierlichen Versen seiner Erniedrigung. Jacopo Ortis und Werther werden durch sie zum Selbstmord getrieben. Für Matthisson ist sie die Quintessenz des Mondscheins. In Frankreich war sie, vor und nach Saint-Preux, gewöhnlich sehr erhaben in Worten und sittenlos in Handlungen. Die neueste Lesart haben wir soeben gegeben. Diese Liebe ist weit verschieden von der tiefen Harmonie edler Geister, die einst Wilh. von Humboldt und Karoline von Dacheröden unauflöslich verband. Und wenn wir nach gemeineren Beispielen suchen: hier ist auch keine Ahnung von der treuen Geduld, mit der Hastings Jahre lang wartete, bis sich das Band löste, das seine „elegant Marian" an einen fremden Gatten fesselte, noch auch von der zärtlichen, rücksichtsvollen Sorgfalt, die er immer für sein erwähltes Weib bewies. Nichts von dem veredelnden und besänftigenden Einfluß, den Henriette Wentworth auf

den schwachen, sittenlosen Monmouth ausüben konnte. Statt dessen die maßlosesten Ansprüche, die Zerstörung heiliger, sittlicher und natürlicher Verhältnisse. Das soll furchtbar sein, aber es ist nur abscheulich. Wo ist hier eine Spur von jener Innigkeit des ersten Liebestraums, der Romeo und Julie vereinigt? Von jener wahren Hingabe, die in den Briefen der echten Heloise, Abälard's Heloise, trotz ihres mittelalterlichen Lateins so rührend ist? Und es fehlt zuletzt das Einzige, was uns in der Kunst mit dem großen Verbrechen des Ehebruchs und mit größeren Verbrechen versöhnen kann: die unselige Gewalt einer Leidenschaft, die fast wie ein Naturereigniß, so unaufhaltsam und schön wie der Feuerbach von der Bergesseite, hervorbricht, alles Nächste und sich selbst vernichtend. An solche überwältigende Begebenheiten und Gestalten verlernen wir fast das Maß des Sittlichen anzulegen. Aber dieser gemeine Uebermuth blasirten Müssiggangs und großstädtischer Verderbtheit kann nur Ekel erzeugen; und die geeignete Antwort darauf wird nicht auf dem Gebiete der Kunst gegeben, sondern zunächst im Code Napoleon. Diese Menschen ahnen noch gar nicht, daß Handeln und Entbehren unerbittlich von uns gefordert werden; das Schicksal hat mit ihnen seine strenge Schule noch nicht begonnen. Durch und durch weichlich, gehorchen sie dem Anstoß ihrer niedrig sinnlichen Natur und decken ihre Jämmerlichkeit mit dem großen und schönen Namen der Liebe zu. Aber unter ihnen werden die Herzen nicht gefunden, die eine Leidenschaft beseligt und bricht. So sind wir in jeder Beziehung mit ihnen fertig.

Wohl aber mögen wir für ein Land fürchten, wo dies die besten Aepfel von dem Baume der Hesperiden sind, — oder doch diejenigen, die am meisten Käufer finden. F. Worthmann.

Edgar Quinet.

Selbstbiographie eines Denkers.

Edgar Quinet, der philosophische Dichter des „Ahasverus," der einst so gefeierte Schriftsteller, der sich namentlich auch durch seine genaue Kenntniß der deutschen Literatur auszeichnete, hat seit geraumer Zeit geschwiegen und ist in Frankreich, das er in Folge der politischen Umwälzungen verlassen mußte, fast vergessen. Er hat längere Zeit nichts geschrieben und war damit beschäftigt, seine gesammelten Werke herauszugeben; der zehnte Band derselben sollte einige politische Aufsätze enthalten. Der Druck stieß auf Hindernisse und der Verleger bat den Autor, ihm anderes Material zu senden. Edgar Quinet glaubte nichts Besseres thun zu können, als seinen gesammelten Werken eine Geschichte ihrer Entstehung beizugeben. Er hat ein kleines Meisterwerk geliefert, voll Reiz und Frische; die strenge Moralität des reifern Alters paart sich darin mit der Arglosigkeit der Jugend, die bittre Enttäuschung der Erfahrung mit der Heiterkeit und Freude eines sichern Glücks.

„Der Eindruck, welchen das Buch hervorruft, ist erfrischend und kräftigend, wie ein schöner Sonnenuntergang," sagt ein Freund des Verfassers, Emil Montégut. Es ist die Geschichte einer reichen Seele, welche im vollen Licht einschlummert, die Finsterniß nicht scheuend und keine Täuschung festhaltend. Nirgends zeigt sich ein schwächliches Bedauern, nirgends falsche Hoffnungen. Die Reue ist ihm eben so unbekannt, wie die Enttäuschung.

Quinet gesteht mit edlem Freimuth, daß er sich nie betrogen gesehen; die Welt, die vielgeschmähte, hat ihm keine Fallstricke gelegt. Die Freundschaften, auf die er rechnen konnte, haben sich als treu bewährt; das Mißgeschick, das ihn betroffen, war meistens selbstverschuldet. Und es ist wahr, die meisten Menschen werden nicht in ihren tugendhaften Erwartungen, wohl aber in ihren selbstsüchtigen Wünschen getäuscht. Wenn sie außer sich sind über den Betrug, der ihnen widerfahren, so sollte man immer erst forschen, wie viel sie selbst dabei verschuldeten. Eine reine Seele kann nicht bestochen werden durch egoistische Liebe, falsche Freundschaft, käufliche Huldigungen; also wird sie auch nicht durch sie betrogen. „Alles, was ich geliebt habe, erschien mir mit jedem Tage liebenswerther. Die Gerechtigkeit wurde immer heiliger, die Freiheit schöner, das Wort treuer, die Kunst immer wahrer und die Wahrheit immer poetischer, die Natur immer erhabener und das Göttliche immer natürlicher." So spricht Quinet in der Einleitung zu seinem Buche, welches der Spiegel einer friedensreichen Seele ist. Diese philosophische Heiterkeit und Ruhe ist besonders beachtenswerth in einer Zeit, wie die unsrige, in welcher Ungeduld und Unruhe sich hervorthun. Quinet ist eine Ausnahme unter unseren fieberhaften unzufriedenen Zeitgenossen. Er ist dankbar für die Freuden, sowohl wie für die Schmerzen, welche ihm zu Theil geworden sind, und ist zufrieden mit den Gesetzen der Welt, auch wenn sie sich gegen ihn selbst richten.

Es ist zu bedauern, daß die Selbstbiographie oder die Geschichte seiner Gedanken, wie Quinet sie nennt, nicht vollständig ist; sie umfaßt nur die Jugend und giebt eine Andeutung über das nahende Alter, läßt aber die Tage der Manneskraft ganz unerwähnt, wahrscheinlich weil er sich noch nicht getraut, darüber alles öffentlich zu sagen. Quinet hat geglaubt, sich vor dem Publikum zu rechtfertigen wegen der Aufmerksamkeit, welche er für die Entwickelung seines Geistes und seines Charakters in Anspruch nimmt. Er sagt:

„Ich möchte wohl, daß Jedermann, der öffentlich gedacht hat, also jeder Schriftsteller, eine ähnliche Prüfung mit sich anstellte; es würde vielleicht die nützlichste Arbeit sein, welche er dem Publikum übergäbe. Wie wichtig wäre es für die Erziehung der Jugend, wenn wir mehr solche einfache Erzählungen hätten, worin ganz aufrichtig und ohne Befangenheit gebeichtet würde, unter welcher Form die Welt sich offenbarte, als man aus dem Paradiese der Kindheit in sie eintrat; warum diese oder jene kleine Ursache oft eine große Wirkung hervorbrachte und wie die Geschichte der Menschheit sich zuerst in dem Horizont eines Erdenwurms abspiegelte."

Die Selbstbiographie Quinet's ist eben so unterhaltend wie ein Roman und viel belehrender; in jedem Augenblick wird das Nachdenken wach gerufen über die Bedingungen einer heilsamen Jugendbildung. Als merkwürdig ist besonders hervorzuheben, daß Quinet, der demokratische Ideologe, für die Aristokratie der Geburt sich ausspricht. Einer alten Familie entsprossen zu sein, hat auf die geistige Entwicklung den nachhaltigsten Einfluß, wie Quinet behauptet, sei es, daß die Vorfahren Bürger und Bauern gewesen; ja einer Ahnenreihe von Bettlern anzugehören, scheint ihm beneidenswerther, als der Sohn eines Millionärs zu sein, der durch keine Familienerinnerungen mit der Vergangenheit verbunden ist. „Unter zwei gleich talentvollen Männern wird es leicht sein, auf den ersten Blick denjenigen zu erkennen, der einer alten Familie angehört," fügt Quinet's Freund Rezensent hinzu, „die adlige und edle Gesinnung wird sich immer bemerkbar machen." So weit haben wir deutschen Aristokraten es noch nicht in der Schwärmerei gebracht! Wir sind uns sehr vieler räudiger Schafe bewußt, die durch keinen Stammbaum zu veredeln sind.

Quinet gehört einer alten aber bürgerlichen Familie an und allerdings ist die Schilderung des ehrwürdigen altherbrachten Geistes darin der beste Theil seiner Selbstbiographie. Ebenso ist sie reich an interessanten Familienportraits, eine sanfte liebevolle Tante, die aussah wie ein Bild aus Paul und Virginie, ein Mönch der Trappisten, der während der Revolution sein Kloster verlassen mußte, aber nie seine strengen Ordensregeln bei Seite setzte und ein Konventmitglied, dem man die Schreckenstage nicht mehr ansah, werden mit besonderer Vorliebe gezeichnet und lassen bedauern, daß Edgar Quinet sein Talent nie für einen französischen Sittenroman benutzt hat. F. v. H.

Schweiz.

Genf unter der Herrschaft des Radikalismus.

II.

James Fazy und die Revolution von 1846.

Die Genfer Revolution von 1846 ging großentheils als Ergebniß aus Umständen hervor, die von dem Willen derer, die sie hervorriefen, völlig unabhängig waren, und die demokratischen Ideen beschleunigten nur den Gang einer unvermeidlich gewordenen Krise.

Genf war eine geschlossene Stadt. Die Bürger wohnten sehr beengt unter ihren Wällen, die, zwar von keinem großen Nutzen zur Vertheidigung waren, die man aber niederzureißen sich scheute, theils aus Liebe zu den Erinnerungen, die sich daran knüpften, theils aus Besorgniß, es könnte dadurch die Zahl der Katholiken über die Maßen anwachsen. Der letztere Beweggrund namentlich hatte die Ausführung einer Maßregel gehindert, die der Aufschwung des Handels und der Industrie gebieterisch forderte. In diesem Betracht ging das Volksvorurtheil mit dem Konservatismus Hand in Hand. Das Feldgeschrei der Revolution von 1846 war daher auch: „Nieder mit den Jesuiten!" Zugleich aber — und das gehörte zu den seltsamen Widersprüchen, die sich bei Volksbewegungen geltend machen — war die erste positive Errungenschaft dieser Revolution, dem Katholizismus die Thüren angelweit offen zu machen. Der Köder der materiellen Entwickelung brachte jede andre Rücksicht zum Schweigen. Das Werk wurde unter der Gewalt eines allgemeinen Fiebers vollbracht, das den gesunden Sinn nicht aufkommen ließ. Es ging dabei

mit solcher Ueberstürzung zu, daß darüber die Verwaltungs-Interessen ganz bei Seite geschoben wurden. Anstatt die Vortheile im Auge zu behalten, die der Staat aus einer solchen Operation ziehen könnte, dachte man nur daran, sie rasch zur Entscheidung zu bringen, ohne zu untersuchen, ob die unermeßlichen Kosten nicht den Ertrag aus dem Verkauf der Plätze übersteigen würden.

Bald erhoben sich in den neu gewonnenen Räumen wie durch Zauber neue, besser als die alten gebauten Viertel, schöne Quais und mehrere öffentliche Gebäude. Zu dieser wunderbar raschen Umgestaltung kamen noch die Eisenbahnen. Die Stadt streckte sich nach allen Seiten, so daß ihr Umfang sich fast verdoppelte. Es ist anzuerkennen, daß die Zwecke des Radikalismus mit den Bedürfnissen der Epoche im Einklang waren. Die allgemeine Richtung benutzend, strebte er danach, sie zum Werkzeug seiner Politik zu machen und auf dem Wege des materiellen Fortschrittes wollte er seine Ansprüche auf die Dankbarkeit des Landes erlangen. Die Idee war in der That sinnreich, und bei einem wegen seiner Tüchtigkeit zu Handel und Industrie bekannten Volke, hatte sie alle Chancen des Gelingens. Die gewonnenen Resultate sind wichtig genug. Genf ist im Zuge, eine Großstadt zu werden; es gewährt dem Aeußern nach wenigstens, den Anblick des Wohlstandes und Gedeihens. Seine Bevölkerung ist im steten Wachsen und kaum, daß sie die zahlreichen Häuser fassen, die auf der Stelle der früheren Festungswerke sich erheben. Schon sieht man die Stadt über ihr Weichbild in die benachbarten Gemeinden hinaustreten, die zu weiteren Vorstädten werden.

Zum Unglück besitzen die Männer, denen die Aufgabe, so lange zurückgehaltene Bestrebungen zu befriedigen, anvertraut ist, nicht alle erforderlichen Eigenschaften, um einem solchen Unternehmen gewachsen zu sein. Selbst ihr Haupt, wie weit überlegen auch seinen Genossen, James Fazy, ist mehr ein Revolutionär, als ein Staatsmann. Um sich die Gewalt zu erhalten, bedient er sich derselben Mittel, wodurch er sie errungen hat. Das Wühlen ist sein Element und überraschende Handstreiche sind seine Lieblingsmittel. Keiner versteht es so gut, die Volksinstinkte auszubeuten. Er handhabt diese gefährliche Waffe mit staunenswerther Geschicklichkeit. Zwölf Regierungsjahre haben daher auch seinen Einfluß nicht abgenutzt und seine Anhänger scheinen ihm nach wie vor blind ergeben.

Das seit zwölf Jahren eingeführte Finanzsystem sieht der Wirthschaft eines liederlichen Sohnes ähnlich, der die von seinem geizigen Vater zusammengerafften Schätze nicht schnell genug durchbringen kann. Vor 1846 wurde Genf mit der strengsten Sparsamkeit verwaltet. Selten kamen in dem jährlichen Haushalt kleine Ausfälle vor, die durch einen Reservefonds gedeckt wurden. Wurden außerordentliche Ausgaben unumgänglich nothwendig, so vertheilte man sie auf mehrere nacheinander folgende Jahre, um niemals die gewöhnlichen Hilfsquellen anzugreifen. Genf besaß eine wohlfeile Regierung in des Wortes umfassendem Sinne. Kaum aber waren die Revolutionäre am Ruder, so stürzte diese Ordnung der Dinge über den Haufen. Sie brauchten ergebene Diener, und um deren Zahl zu vermehren, gab es kein besseres Lockmittel, als einträgliche Stellen. Die Ehrenämter, als der Aristokratie wesentlich günstig, mußten schwinden. Die Ausbeutung des öffentlichen Kredits ward das erste Augenmerk der Radikalreformer. Diese Veränderung machte schwere Anleihen nothwendig; die ohnehin mäßigen Steuern blieben sich gleich, bis auf eine, die nur die reichen Leute belastete, die man verdoppelte, ohne daß das Volk eine Hand regte. Borgen, um ihm schöne Straßen, schöne Plätze anzulegen, um ihm Arbeit oder Jahrgehalte zu schaffen, das ließ es sich gefallen; um's Zurückzahlen kümmerte es sich nicht und kümmert sich noch heute sehr wenig. Ueberdies versteht es blutwenig von den Finanzfragen und seine Häupter streuen ihm Sand in die Augen durch die Gründung zahlreicher Kreditanstalten, worin, nach dem Programm, die Unterschrift eines Proletariers eben so gut ist, wie die des größten Kapitalisten. So entstanden die Genfer Bank, die Hypothekenbank, die allgemeine Schweizerbank, die Diskontkasse, die Zentralvorschußkasse. Nur entspricht die Praxis nicht ganz dem Programm, aus dem einfachen Grunde, daß eine Bank, die auf so ungereimte Zumuthungen nach dem Buchstaben eingehen wollte, ihr Comptoir schließen, oder die Regierung um Vorschüsse ansprechen müßte: ein trauriges Mittel, das stets den öffentlichen Kredit untergräbt.

Die Früchte eines solchen Systems sind nicht dazu angethan, diejenigen zu befriedigen, die nach der Zahlenbilanz urtheilen. Bis jetzt hat sich in der Rechnung ein beträchtliches Defizit herausgestellt. Das Ebnen der Festungswerke verschlingt den ganzen Ertrag des Länderverkaufs, in welchem man ein zweites Kalifornien zu finden sich einbildete; und die außerordentlichen Ausgaben übersteigen alljährlich die Totalsumme des alten Budgets. Die Finanzfrage ist die Klippe des Radikalismus. Ohne uns hier auf trockene Zahlen näher einzulassen, mag ein einziger Umstand für sich sprechen: Am 8. Oktober 1846, als James Fazy das Stadthaus bezog, fand er in der Staatskasse, die keinem Menschen einem Heller schuldig war, 300,000 Fr.; heute ist der Kanton Genf mit einer Schuld von mindestens zehn Millionen Fr. belastet.

Genf hat, es ist wahr, prächtige Quais, einen geräumigen Hafen, eine thätige und zahlreiche Bevölkerung. Es bildet an beiden Ufern des Sees ein schönes Amphitheater, das sich von den Alpen und dem Jura im Hintergrunde herrlich abhebt; zahlreiche Dampfer, Schiffe mit drei Masten, Fahrzeuge aller Art beleben die Gewässer seines Bassins am Tage und in der Nacht; in dem zitternden Wellenschlag brechen sich die Gasflammen und bringen wunderbare Licht-Effekte hervor. Ueberdies ist die Zeit nicht fern, wo die alte Calvinstadt den Mittelpunkt eines Eisenbahnnetzes einnehmen und dadurch mit Frankreich, Italien und mit Deutschland mittelst der Nordschweiz verbunden sein wird. Schon sind die Linien von Lyon und der westlichen Schweiz dem Verkehr übergeben, und der Bau der Bahn von Annecy ist in sicherer Aussicht. Die Vortheile einer solchen Lage, die sich obendrein mit der Freiheit paart, sind nicht zu verkennen. Alles scheint der Stadt Genf eine glänzende materielle Zukunft zu verheißen. Ihr guter Ruf, den sie noch nicht ganz verloren hat, wird diese neue Entwickelung begünstigen und die Schulden, die der Radikalismus gemacht, werden einst durch ihre Arbeiten und Opfer diejenigen bezahlen, die er als Feinde des Volks angeklagt. Nicht hier liegt die größte Gefahr. Habe man immerhin viel Geld vergeudet, viele Anleihen abgeschlossen, die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Haushalte vielleicht sehr schwierig gemacht: wenn nur die guten vaterländischen Ueberlieferungen sich unverletzt und lebenskräftig erhalten, so gehören derartige Uebel nicht zu den unheilbaren. Wir wollen demnach zunächst den moralischen Zustand Genfs untersuchen.

England.

Correspondenz-Berichte aus London.

Kaliforniens Reichthum und Produktivität, von einem Deutschen geschildert.

Balduin Möllhausen und andere deutsche Pioniere der Kulturwelt.

April 1859.

Vor mir liegt das prächtig ausgestattete Werk von einem Deutschen aus Elberfeld und aus Kalifornien über den Reichthum und die Produktivität dieses nicht blos mineralischen, sondern auch vegetabilischen Goldlandes, zur Belehrung für den Kaufmann, Kapitalisten und Emigranten bestimmt, deshalb reichlich mit Statistik und speziellen Tabellen der Produktion und des Handels ausgestattet, aber auch mit wundervollen Stahlstichen und chromolithographischen Ansichten*). Im Texte ist Hr. Seyd durchaus Lobredner Kaliforniens, sogar oft begeisterter Propagandist; aber wo so viele paradiesische Thatsachen zu Grunde liegen (die in noch begeisterterer Weise von einem meiner Bekannten bestätigt und vermehrt werden, der drei Jahre in Kalifornien war und erst Steine trug, Flaschen spülte u. dergl., zuletzt mit der Frau des Gouverneurs tanzte und spazieren fuhr), da hat man keinen Grund, mit kleinlicher Philisterhaftigkeit zu zweifeln und seine Begeisterung zu verdächtigen. Die Natur arbeitet in Kalifornien unter dem klarsten, herrlichsten Klima und in den zauberhaftesten Landschaftsgebilden fabelhaft en gros und en masse. Und die Gesellschaft hat sich durch die Revolution von 1856, sehr stark mit Hilfe der Deutschen, so vollständig gereinigt und gesichtet, daß Leben und Eigenthum nicht nur sicher und frei, sondern auch üppig und heiter geworden. Die „Wellington-Bäume," bis 100 Fuß höher als die höchsten Thürme in Europa, sind keine Fabel, aber auch Aepfel bis zu 2 Pfund 14 Loth schwer das Stück, Fische à 187 Pfund, 221 Lachse, 18—20 Pfd. jeder, in einer Nacht gefangen, Kartoffeln 4—7 Pfund, Kürbisse à 200—250, Pfirsiche à 1 Pfund 3 Loth, ebenso verhältnißmäßig Feigen, Zitronen, Quitten, Strauchfrüchte und Baumobst; für 49,000 Dollars Pfirsiche aus einem Garten im Jahre (für 70,000 im Jahre 1857), 200,000 Dollars Einnahme aus einem Garten, der 1853 angelegt ward, Weinstöcke zu Tausenden mit Trauben größer, wie Kaleb eine trug (Kalifor-

*) „California and its Resources. A Work for the Merchant, the Capitalist and the Emigrant. By Ernest Seyd. London, Trübner and Co. 60 Paternoster Row Berlin: Asher and Co.

nien wird das erste Weinland der Welt), Getraide aller Art (zum Theil wild) bis zum fünffachen Betrage der Aernte im Vergleich mit den besten Weingegenden Europa's — diese und andere fabelhaften Wunder sind amtlich bestätigte, in Kalifornien alltäglich gewordene Thatsachen.

Unter den mancherlei interessanten Details über die ungeheure Produktivität Kaliforniens verdient auch die Bienen- und Seidenzucht besondere Beachtung, hauptsächlich letztere, die in Deutschland ohne Mühe und Kosten eingeführt und wahrscheinlich mit großem Vortheil ausgebildet werden kann. Der Naturforscher Dr. Behr entdeckte in Kalifornien eine neue Art Seidenraupe, dreimal größer als die Maulbeerbaum-Raupe, sehr hart und dreimal fleißiger, als der bekannte, sehr empfindliche Wurm, der den Damen bisher die seidenen Kleider spann. Seine Fäden sind stark, fein und oft dreifach, und er lebt von gewöhnlichen Kreuzdorn-Blättern (rhamnus carthartieus), die überall in Europa bis Schweden wachsen, so daß er auch bei uns unter freiem Himmel gepflegt und gefüttert werden könnte. Dr. Behr und Seyd haben bereits Kokons in verschiedene Theile Europa's, auch an die preußische Regierung geschickt; doch wird es gleich von vorn herein gerathener sein, diesen Wurm nicht zum Staatsbeamten zu machen, sondern der freien Industrie zu überlassen. Das neue „Anfrage- und Intelligenz-Bureau v. E. Juch u. Co., 10 Crutched Friars, London, E. C." ist im Stande, über Anschaffung der betreffenden Seidenraupe Auskunft und Rath zu geben. Der Eigenthümer war selbst mehrere Jahre als Naturalist in Kalifornien und besorgt eine Uebersetzung des Seyd'schen Werkes. Dieses Anfrage- und Intelligenz-Bureau ist wirklich in intelligenten und soliden Händen und können sich Deutsche namentlich in allen geschäftlichen und merkantilen Angelegenheiten, eben so im Interesse ihrer eigenen Person und Börse, wenn sie als Unbekannte hier London zu besuchen gedenken, an dasselbe wenden. Für Anfragen und Aufträge, die Mühe und Zeit kosten, muß, glaub' ich, ein Thalerschein beigelegt werden, was für Londoner Wege und Stege zivil genug erscheint.

Ein anderes deutsches Reisewerk (es sind doch die Deutschen allein, welche die Welt auf eine anständige und solide Weise ohne Kanonen, Mord und Todtschlag und ohne den Fluch der Völker erobern) giebt genaue Auskunft über ungeheure Strecken vom Mississippi bis an den Küsten des stillen Meeres entlang. Es ist das Buch Balduin Möllhausen's, der im Dienste der amerikanischen Regierung die große Expedition zur Ausfindung einer Eisenbahn nach Kalifornien als Zeichner und Naturforscher begleitete: Da sein Werk mit einer Vorrede Humboldt's aus dem Deutschen übersetzt ist, gehört es mit seinem Inhalte nicht vor mein Forum. Nur insofern Möllhausen die deutsche Heldenschaar von kosmopolitischen Reisenden und wissenschaftlichen Eroberern wieder vermehrte, kann ich ihn nicht unerwähnt lassen*). Ich denke dabei auch an einen Artikel der Kinkel'schen Wochenschrift in Nr. 9: „Der deutsche Pionier," von einem solchen Pionier geschrieben. Er machte die furchtbare Reise vom östlichen Nordamerika nach Kalifornien über Land mit 80 Menschen und 120 Maulthieren. Von allen diesen 200 Lebenden kamen blos 4, darunter der Verfasser, bis nach St. Franzisko. Er fiel abgerissen und vom Fieber geschüttelt in einem Straßenwinkel zusammen. Eine holde, junge Dame ruft ihn durch Mitleiden zum Leben zurück und bringt ihn in eine deutsche Apotheke. Hier wird er wieder zu sich gebracht. Er geht und trägt Steine bei einem Hausbau, schreibt des Nachts für eine deutsche Zeitung in St. Franzisko und spült später Flaschen bei einem Brauer. Vom Flaschenspüler wird er Redakteur einer Zeitung, Offizier im Vigilanz-Comité, das 1856 seine Diebe und Mörder von Obrigkeit aufhing, die übrigen verbannte und bessere wählte; später kauft er sich eine Apotheke und wird schnell ein berühmter Arzt (war studirter Mediziner), als welcher er mit der Frau des Gouverneurs tanzt und spazieren fährt, während der Mann oft nicht Zeit hat; dann reitet, fährt, geht, klettert und kämpft er wieder durch Wüsten und Wildnisse, durch Mexiko u. s. w. hindurch mehrere tausend Meilen, und findet überall Deutsche, selbst mitten unter Indianern und in den unmöglichsten Gegenden, Alle auf diese und jene Weise gedeihend, kultivirend, mächtig und angesehen. In Kalifornien selbst spielen die Deutschen eine bedeutende Rolle. Ihre Lieder und Gesänge, ihre Musikanten, ihre Art zu leben und zu trinken, sind die „Fashion" in Kalifornien. Und durch das deutsche Lagerbier über Amerika hin werden die Yankees massenweise zu Deutschen. Er hat's überall gesehen und sagt's in dem Artikel. Von der Art, wie die deutsche Kultur in St. Franzisko anfing, erzählte er mir mündlich Geschichten zum unauslöschlichen Göttergelächter. Einmal sollten die „Räuber" aufgeführt werden. Nach der Stunde des Anfangs fing's noch lange nicht an. Endlich gehen die Musikanten fort und das tobende Publikum verlangt die „Räuber." Der Vorhang geht auf und der kleine Viereck (Bruder der bekannten Schauspielerin) tritt heraus. „Verehrtes Publikum," sagt er, „die Räuber sind mit der Kasse durchgegangen." Allgemeiner Jubel und darum keine Feindschaft. Ein andermal Benefiz: Abgekürzter erster Theil des „Faust." Sie kommen aber nicht weiter, als bis in Auerbach's Keller. Hier bemächtigt sich der ganzen Gesellschaft die Kneiplust so, daß sie sitzen bleiben, regulär zu kneiren anfangen und nicht wieder aufhören. Das Publikum wird angesteckt: Alles kneipt und singt deutsche Lieder. Ein Schauspieler hieß eigentlich Mehl, fiel aber überall durch in den deutschen Gemeinden Amerika's. Auch war er als Genie und Bruder Lüderlich im Leben sehr famos. In Kalifornien übersetzt er sich in's Englische und tritt als „Flour" auf und zwar als: „Marquis Posa: Herr Flour." Sowie er auftritt, schreit Alles: Mehl! „Hilft nichts," extemporirt er, „als Mehl wurde ich überall ausgepfiffen, so sollt Ihr mich als Flour haben." Dies gefällt und er macht Glück als Marquis Posa. Die Eboli, Prinzessin, eine berühmte Schauspielerin bei Kasse, entdeckt ihn kurz darauf auf der Straße, auf einer Leiter, anstreichend. „Marquis Posa, edler Schwärmer, wie hoch versteigen Sie sich!" ruft sie ihm zu. Er zitirt einen Theil seiner Rolle, fällt von der Leiter: eine 65jährige Jungfrau nimmt den Bewußtlosen in's Haus und geht mit ihm durch nach New-York.

Eine Tyroler Jodler-Familie fing in einem kleinen Keller für's Publikum zu jodeln an und zog sich nach $1\frac{1}{2}$ Jahren mit 10,000 Doll. netto in's Privatleben zurück. Seyd erzählt auch viele Beispiele schnell gewonnenen deutschen Reichthums. Ein armer Jude fing das Geschäft an, den Handschuh von Schiller in der bekannten jüdischen Travestie für Geld hausirend vorzutragen. Nach 14 Tagen war er Held des Tages und nach einem Vierteljahr legte er mit 700 Dollars baar ein ordentliches Geschäft an. Am meisten floriren deutsche Musiker in Kalifornien Es giebt nur deutsche Musik in Konzerten, auf Bällen und in den Minen. — Das waren lustige, lüderliche, übermüthige Anfänge der deutschen Kultur in Kalifornien. Sie ist aber mit jedem Tage solider geworden. Es giebt zwei ordentliche deutsche Zeitungen, gesellige, Kunst- und wissenschaftliche Vereine, Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w., in größtentheils respektabler, nobler Form und Führung. Die Deutschen nehmen in Kalifornien eine bedeutendere und achtbarere Stellung als in den anderen Staaten Amerika's ein, selbst Philadelphia und Cincinnati nicht ausgenommen. Es gehören auf den gewöhnlichen Wegen mindestens tausend Thaler dazu, um nach Kalifornien zu kommen, auf ungewöhnlichen viel Intelligenz, Kraft und Gesundheit. Daher findet man eine Art deutsche Aristokratie (geistige und materielle) in Kalifornien, unbelästigt von der Menge aller möglichen Armen, Mühseligen und Beladenen, die in New-York und überhaupt auf der Ostseite den deutschen Namen so oft beeinträchtigen.

Doch ich will nicht rosig malen und nicht die Verantwortung auf mein Gewissen laden, Leser etwa nach Kalifornien zu locken. Wer auswandert, thue es auf eigene Rechnung und Verantwortung. Dies gilt auch in Bezug auf die „Ecuador-Land-Compagnie," eine englisch-deutsche Gesellschaft in London, welche für etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Morgen Boden im Lande des Chimborasso Bewohner und Bebauer, besonders unter soliden Deutschen, sucht. Die ungeheuren Ländermassen wurden den englischen Gläubigern der Ecuador-Regierung statt Zahlung übergeben. Nach dem Urtheil Sachverständiger liegt darin ein ungeheurer Vortheil. Einige Theile des gezahlten Landes sind entschieden sehr fruchtbar und gesund im Klima, trotz der Nähe des Ecuadors (Aequators), da sie hoch liegen. Auch ist Ecuador schon nach dem Konversations-Lexikon eine Art Paradies und die Hochebene am Quilo eins der größten Kulturwunder der Welt. Tüchtige, gesunde, solide Personen, Ackerbauer, Handwerker und kleine Kapitalisten Deutschlands werden von der Compagnie unter sehr vortheilhaften Bedingungen angenommen. Das Geschäftliche der Sache ist auch bereits dem „Anfrage- und Intelligenz-Bureau" für Deutschland übergeben worden. Ein deutsches Mitglied der „Ecuador-Land-Compagnie" und ein Deutscher in Ecuador (überall Deutsche) hoffen, in der Ecuador-Republik eine wesentlich deutsche Kolonie zu gründen, natürlich auch ohne Kanonen und brutale Gewalt, wie alle deutschen Kolonien über die Erde hin sich rühmen können.

---

*) Das „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee," von Balduin Möllhausen (Leipzig, Hermann Mendelssohn, 1858), eines der nobelst ausgestatteten, deutschen Reisewerke, ist im „Magazin" bereits mehrfach besprochen und hier, wie von der deutschen Kritik überhaupt, als ein überaus verdienstvolles, besonders die indianische Ethnographie förderndes Werk anerkannt worden. D. R.

Ein englisches Pompeji.

Der Flecken Wroxeter, in Shropshire, ist auf der Stätte erbaut, wo sich zur Zeit der römischen Herrschaft in Britannien die Stadt Uriconium befand, die wahrscheinlich bei der Invasion der Sachsen zu Grunde ging. Seit kurzem sind dort unter der Leitung des bekannten Archäologen Thomas Wright höchst interessante Ausgrabungen vorgenommen worden, welche großartige Ueberreste des Alterthums zu Tage gefördert haben, und über welche Herr Wright einen Bericht an die Times abgestattet hat, aus dem wir Folgendes entnehmen:

„Uriconium war ohne Zweifel eine der ersten römischen Ansiedelungen in Britannien, da es schon von Ptolomäus erwähnt wird, und gewiß ein bedeutender Ort, indem es einen Flächenraum einschloß, der innerhalb der Stadtmauern (welche deutlich durch einen fortlaufenden Erddamm bezeichnet werden, der die Ueberreste derselben bedeckt) eine Länge von beinahe zwei Miles hat, während die größte Breite eine Mile beträgt. Die Erddecke, unter welcher die Stadt liegt, ist zum Glück nur wenig aufgewühlt worden, und die Resultate unserer ersten Ausgrabungen lassen mit Grund hoffen, daß die unteren Theile der Gebäude der ganzen Stadt sich unter derselben finden werden.

„Ungefähr um die Mitte des Terrains ragt eine große Masse römischen Mauerwerks, über 20 Fuß hoch und von bedeutender Ausdehnung, über der Erde hervor und ist seit undenklicher Zeit unter dem Namen des alten Walles bekannt. Wir begannen im Norden dieses Walles zu graben und stießen auf Etwas, das ein großes öffentliches Gebäude gewesen zu sein scheint. In der Mitte desselben war ein viereckiger Raum, etwa 40 Fuß breit und mehr als 200 Fuß lang, höchst sauber mit kleinen, schmalen, grätenförmig gelegten rothen Backsteinen gepflastert, der, nach den vielen umherzerstreuten Dachziegeln zu urtheilen, früher wenigstens zum Theil bedeckt war. Möglicherweise diente er zu öffentlichen Versammlungen. Er lag nicht ganz in der Richtung von Osten nach Westen und war in seiner ganzen Länge an beiden Seiten durch starke Mauern von 14 Fuß breiten Korridoren getrennt. Am östlichen Ende des nach Norden liegenden Korridors wurden zwei oder drei gewürfelte Estriche von sehr schöner Arbeit gefunden, welche zu kleinen Zimmern gehört haben mögen. Die nördliche Mauer dieses Korridors war augenscheinlich die Außenseite des Gebäudes, da die Werkleute von dort auf eine Straße kamen, die mit demselben parallel lief und mit kleinen runden Steinen, nach Art einiger alten englischen Städte gepflastert war. Im Osten des Korridors und des großen Saales fand man einen viereckigen Raum ohne Pflaster, der, wie ich dem Aussehen der Mauern nach glaube, ein offener Hof gewesen ist. Weiter östlich wurden andere Mauern bemerkt, die man bis jetzt erst theilweise untersucht hat. Der Korridor im Süden des großen Saales hat den Anschein eines offenen Ganges oder Gäßchens, längs dem sich zum Theil der alte Wall hinzieht, zum Theil eine Fortsetzung desselben, die unter der Erde entdeckt worden ist und in die sich Oeffnungen oder Thorwege befinden, zu jedem von welchen eine aus einem einzigen großen Steinblock gebildete Stufe führt. Eine von diesen steinernen Stufen ist ziemlich stark abgetreten. Diese Thüren führten zu einer neuen Reihe von Zimmern und Höfen, und in geringer Entfernung nach Süden stießen die Grabenden auf die unverkennbaren Ueberreste reicher Wohnungen. Zuerst kam ein großes Zimmer, etwa 35 Fuß lang und 25 Fuß breit, dessen Hypokauston (ein von unten heizbarer Raum) noch gut erhalten, der Fußboden aber zertrümmert ist. Im anstoßenden Raume wurde ein zweites Hypokauston gefunden, und andere Gemächer von größerm oder geringerm Interesse sind theilweis im Süden der alten Mauer eröffnet worden. Vergangenen Donnerstag kamen die Arbeiter in meiner Gegenwart an eine massive steinerne Treppe, welche zu dem schön gewölbten Eingange der Hypokausten führte. Ein viereckiger Raum am Fuße dieser Treppe diente, wie es scheint, den „letzten Römern" als Müllgrube, und man fand unter dem Schutt eine große Anzahl bronzener Münzen und andere Gegenstände: Eisen, Blei, Glas, Töpferzeug u. s. w. Er lag etwa 10 bis 12 Fuß unter der Oberfläche des Bodens.

„Es würde zu weit führen, die Gegenstände verschiedener Art aufzuzählen, welche diese kaum begonnenen Ausgrabungen zu Tage gefördert haben und welche ein eigenes Museum bilden werden. Auf der Stuckaturarbeit an den Wänden zeigen sich die Freskogemälde ungemein frisch und in geschmackvollen Mustern. Auf einem Stück ist das Fragment einer Inschrift in Uncialbuchstaben, ungefähr zwei Zoll hoch. Fensterglas ist in Menge über das Pflaster zerstreut, alles ziemlich dick, etwa wie unser gewöhnliches Spiegelglas, und es geht daraus hervor, daß die römischen Häuser gut beglast waren. Als Eigenthümlichkeit muß noch erwähnt werden, daß die Häuser, wie es scheint, allgemein mit rautenförmig gelegtem, glimmerartigem Schiefer gedeckt waren, so daß diese römische Stadt, aus der Entfernung gesehen (da sie eine schöne Anhöhe an den Ufern der Severn einnimmt, an deren Fuße sich das Thal von Shrewsbury ausdehnt), im Sonnenschein wie eine jener Städte von Diamanten gefunkelt haben muß, die in orientalischen Märchen beschrieben werden. Spuren eines Brandes sind überall zu bemerken; in einem der Gemächer fand sich eine Masse verkohlten Weizens, und auch menschliche Knochen lagen umher, sowie der Schädel eines sehr jungen Kindes, was auf ein Blutbad zu deuten scheint, das sich zur Zeit der Eroberung und Zerstörung von Uriconium ereignete."

Herr Wright spricht zum Schluß die Ueberzeugung aus, daß die Freunde der englischen Geschichte und Archäologie es nicht an den Geldmitteln fehlen lassen werden, die zur Fortsetzung dieser höchst wichtigen Ausgrabungen erforderlich sind. „Es ist," schreibt er, „das erste Mal, daß wir Gelegenheit haben, uns in genügender Weise über den Charakter und den Zustand einer römischen Stadt in Britannien zu unterrichten, und diese Entdeckung hat für das römische Britannien ein ähnliches Interesse, wie es die von Pompeji für das römische Italien hatte." Bis jetzt sind von der Stätte, auf welche die Metropolis stand, kaum zwei Acres erforscht worden, während der von den alten Stadtmauern eingeschlossene Flächenraum, ohne die jenseits derselben gelegenen Todtenäcker nicht weniger als 1400 Acres beträgt.

Rußland.

Zur Geschichte unserer Zeit in Rußland.

Alexander II. und die Leibeigenschaft*).

Kaiser Alexander II. beschloß im September des Jahres 1857, nach seiner Rückkehr von Stuttgart, wo er eine Zusammenkunft mit Napoleon III. gehabt, in Begleitung seiner Gemahlin einen Ausflug in das Innere seines Reiches. Nach kurzem Aufenthalt in Polen, wo er eine höchst befriedigende Aufnahme gefunden, begab er sich nach Kiev und Moskau. In beiden Städten empfing er Zeichen aufrichtigster Ergebenheit. Kiev, das er seit seiner Thronbesteigung nicht besucht hatte, erwartete ihn mit Ungeduld; er erwiderte diesen Enthusiasmus mit einem Akt der Gnade: Kurze Zeit vorher hatte nämlich ein Streit zwischen den Offizieren der Garnison und den Studirenden der Universität, einer der wichtigsten und besuchtesten Rußlands, stattgehabt. Ueber die Ursache des Streites und wer von beiden Theilen Unrecht hatte, darüber herrschten die widersprechendsten Ansichten; fest stand aber, daß einige Offiziere geschlagen worden waren. Es wäre dies in jedem andern Lande ein ernstes Vergehen gewesen, um wie vielmehr also in Rußland; die Polizei verfuhr streng, und eine Schaar Studenten wurde zum Militärdienst verurtheilt. Das Urtheil sollte gerade vollstreckt werden, als der Kaiser nach Kiev kam und mit der ihm innewohnenden Herzensgüte die jungen Studenten begnadigte.

Zufällig fanden zur selben Zeit ähnliche Szenen, aber ernsterer Art, in Moskau Statt. Studenten hatten sich bei einem ihrer Kameraden versammelt und sangen Trinklieder, als Polizeiagenten unter dem Vorwande, die Ruhe aufrecht erhalten zu müssen, in's Zimmer drangen. Es entspann sich ein Handgemenge, in welchem mehrere der jungen Leute gefährlich verwundet wurden. Selbst wenn es wirkliche Ruhestörung gewesen wäre, stand nur der Universitätspolizei das Recht zu, dagegen einzuschreiten; wenigstens führten dies die Studenten zu ihrer Rechtfertigung an. Jedenfalls brachten die traurigen Folgen jenes Vorfalls einen sehr üblen Eindruck selbst außerhalb der Universität hervor; indeß war die Angelegenheit bei der Ankunft des Kaisers noch nicht weit genug gediehen, als daß er, wie er es ohne Zögern in Kiev gethan, eine Entscheidung hätte abgeben können; er ließ sich aber den ganzen Hergang genau berichten und empfahl den betreffenden Behörden die größtmögliche Mäßigung in ihrem Verfahren. Die Dankbarkeit des Volkes war für die wohlwollenden Absichten, die der Herrscher in Moskau an den Tag legte, keine geringere, als für den Gnadenakt, der seinen Aufenthalt in Kiev bezeichnete.

Alexander II. kehrte mit einem großen, für sein Reich wesentlich nützlichen Entschlusse in seine Hauptstadt zurück. Die Aufhebung der

*) Nach dem „Annuaire etc. Histoire générale des divers états. — Paris, 1858.

Leibeigenschaft, von der man als von etwas noch ganz fern Liegendem sprach, ward bei ihm fest beschlossen. Noch nicht ein Jahr war seit seiner Krönung verflossen, und es gab für ihn nichts Dringenderes, als muthvoll die große Emanzipationsfrage zu lösen. Ein Comité wurde in Petersburg gebildet, um den einzuschlagenden Weg zu ermitteln. — Bald verkündete ein über die russischen Angelegenheiten wohlunterrichtetes Blatt*), daß das Comité eine Reihe von Beschlüssen gefaßt hätte, die bald der Oeffentlichkeit überliefert werden würden. Es geschah auch wirklich in Form eines kaiserlichen Reskriptes, wonach es schien, als hätte der Adel aus den Gouvernements Wilna, Grodno und Kowno den Wunsch ausgesprochen, mit der Freilassung den Anfang zu machen; vielleicht war ihm, da seine Gesinnung bekannt war, amtlicherseits an die Hand gegeben worden, jenes Verlangen zu stellen; gewiß ist, daß der Wunsch vom Kaiser mit Lebhaftigkeit aufgenommen wurde, und daß das Reskript an den Generalgouverneur jener Provinzen gerichtet war, der darin den Auftrag erhielt, den Adel zusammenzuberufen, damit dieser binnen sechs Monaten einen Bericht über das zweckmäßigste Verfahren erstatten könne. Als Basis dieser Arbeit sollten die Angaben des Petersburger Comité dienen. Anmerkungen vom Minister des Innern begleiteten das Reskript; sie besagten, daß die freizusprechenden Leibeigenen noch zwölf Jahre unter Botmäßigkeit ihrer Herren bleiben und diese Frist dazu benutzen sollten, sich von den Verbindlichkeiten frei zu machen, die sie für Erwerbung ihres Hauses und Stück Ackers gegen ihre Herren eingegangen waren. Diese Verbindlichkeiten sollten entweder durch Grundzins oder Frohndienst abgelöst werden. Die Wohlhabenderen könnten sich mit Geld, die Anderen durch Arbeit loskaufen. Während der zwölf Jahre dieses Uebergangszustandes stünde dem Herrn nicht das Recht zu, den Leibeigenen aus seinem Haus und Hof zu entfernen, und im Falle dieser seinen Verpflichtungen nicht nachkäme, dürfte der Eigenthümer sich nur durch die Behörden zu seinem Rechte verhelfen. Nach Ablauf dieses Zeitraumes sollten die Leibeigenen völlige Freiheit genießen, und man würde sich im Voraus mit Feststellung ihrer bürgerlichen Rechte beschäftigen. Dieser Entwurf wurde den Statthaltern sämmtlicher Provinzen mitgetheilt. Ihnen indeß war es nicht wie denen von Wilna, Kowno und Grodno vorgeschrieben, den Adel zu einer Untersuchung anzuregen; die Regierung behielt sich vor, zu gelegener Zeit neue Befehle in Betreff dieses Gegenstandes zu geben. Bald darauf aber wurde der Petersburger Adel in gleicher Weise zusammenberufen, um seine Meinung abzugeben; dann wurde derselbe Aufruf nach einander an sämmtliche Provinzen des Reiches erlassen.

Diese Maßregel brachte in den verschiedenen Klassen der russischen Gesellschaft eine mächtige Wirkung hervor. Schon bei der Thronbesteigung des Zaren hatte sich der Glaube an eine bevorstehende Emanzipation mit freudiger Genugthuung unter den Bauern verbreitet, denn sie waren zum Bewußtsein ihrer Lage erwacht und fühlten das Bedürfniß, einen gesichertern und höhern Standpunkt einzunehmen. Schon wenige Tage nach der Krönung im September erzählten sich die Bauern des Gouvernements Jekaterinoslaw, die als eine abgemachte Sache ansahen, was nur eine großmüthige Intention des jungen Herrschers war, daß die Emanzipation schon verkündigt wäre; noch mehr, sie sagten, die Regierung bewilligte ihnen Ländereien in der Krim, und sie könnten sich sofort daselbst niederlassen. Diese leicht in Umlauf gekommenen Gerüchte bewirkten, daß viele Leibeigene mit ihren Familien und Hausthieren die Güter verließen, zu denen sie gehörten, und sich auf den Weg nach dem Isthmus von Perekop begaben, trotz der lebhaften Reklamationen ihrer Herren und des drohenden Einschreitens der Behörden. Sie wanderten bis an die Ufer des Dniepr und es bedurfte der Dazwischenkunft des Militärs, um sie am weitern Fortschreiten zu hindern und sie nach den verlassenen Gütern zurückzuführen. Man hatte selbst in Petersburg 1857 ein nicht weniger schlagendes Beispiel von der Leichtigkeit, mit der sich derartige Gerüchte unter den Leibeigenen verbreiten. Die Veröffentlichung eines gewisse Zinsbeziehungen zwischen der Krone und ihren Domänen betreffenden Ukases in der „Senats-Zeitung" wurde von Vielen als der erste Schritt zu den erwarteten Maßregeln betrachtet, und in wenig Augenblicken waren alle Nummern dieses Journals in den Händen der Leibeigenen, die sich vor der Druckerei zusammengerottet hatten, dieselbe, als sie den Anforderungen nicht mehr genügen konnte, stürmten und sie geplündert hätten, wenn die Polizei nicht eingeschritten wäre.

Wenn schon falsche Gerüchte zu solchen Szenen Anlaß gaben, so kann man sich leicht die mächtige Wirkung ausmalen, die jene offizielle Bekanntmachung des Reskriptes vom 20. November 1857 auf die ackerbauende Klasse ausübte. Die Freude der Leibeigenen war um so größer, als der Adel sich Anfangs übelwollend genug zeigte, obgleich alle aufgeklärteren Männer, besonders der jüngern Generation, sich gleich zu Gunsten des neuen Systems ausgesprochen hatten. Nach Veröffentlichung des Reskriptes vom 20. November konnte das russische Kabinet es kaum erwarten, daß der Adel jenes Gouvernements eine günstige Meinung darüber äußere und um Bildung eines Comité nachsuchte. Ein früherer Professor an der Universität Moskau, der jetzige Lehrer des Großherzogs Thronfolger, Kawelin, benutzte seine alten Verbindungen im Lande zur Unterstützung der Regierung in Bezug auf diesen Gegenstand, und ergriff die Gelegenheit eines Gastmahls, zu dem er alle der Emanzipation zugethanen Gutsbesitzer und die reichsten Bürger Moskau's einlud. Selbst Universitäts-Professoren, Schriftsteller, alle Männer, die nur irgend von Einfluß sein konnten, wurden dazu gebeten. Dem Kaiser und der Befreiung zu Ehren wurden ausgezeichnete Reden dabei gehalten. Bapst, ein vorzüglicher Landwirth, der Geschichtsschreiber Pogodin, der Romandichter Pawlov wetteiferten mit Kawelin in begeisterter Anempfehlung der Regierungsmaßregeln. Kokerev, einer der reichsten moskowitischen Grundbesitzer, hatte zu dieser Gelegenheit eine Rede vorbereitet, die er aber nach so vielen vorangegangenen für unnöthig erachtete; er gab sie indeß später heraus. Es war ein Aufruf an die russischen Kaufleute, daß sie sowohl den Bauern, die nicht im Stande wären, den geforderten Grundzins zu zahlen, als auch den kleinen Gutsbesitzern zu Hilfe kommen möchten, denen durch die Aufhebung der Leibeigenschaft Schaden erwüchse.

Der Adel ging nur zögernd, von der allgemeinen Stimme gedrängt, auf die Vorschläge des Kaisers ein; indeß erklärte sich die Majorität der Gutsbesitzer im Gouvernement Moskau dafür. Im Laufe des Januars 1858 wurde die Formirung eines Ausschusses beantragt; aber trotz der Versicherungen ihrer Ergebenheit und Bereitwilligkeit, den Wünschen des Kaisers entgegenzukommen, behielten die Antragsteller sich gewisse Punkte in Betreff der Emanzipation vor, die wohl bemerkt wurden. Indem sie einerseits von der allgemeinen Nützlichkeit sprachen, stützten sie sich andererseits auf die Lokalbedürfnisse des Moskauer Gouvernements und schienen so Vorschläge vorzubereiten, die den allgemeinen Grundlagen des Reskriptes vom 20. November 1857 nicht entsprachen. Der Kaiser ging nicht auf diese Punkte ein, und der augenblicklich an die betreffenden Behörden ausgefertigte Befehl einer Zusammenberufung des moskowitischen Adels lautete: Bildung eines Comité, das sich unverzüglich mit einem Entwurf genau nach dem zu Grunde gelegten Reskript vom 20. November beschäftigen soll.

Es ist hier eine Bemerkung am Orte, die durch das, was in anderen Gouvernements geschehen, gerechtfertigt wird: die Minorität des Adels, die das Emanzipationsprinzip nicht offen bekämpfen und so die Unpopularität auf sich ziehen wollte, hielt sich an die Ausführung, die sie nicht zu begreifen vorgab. Die russische Regierung durchschaute diese Kriegslist, und um sie kurz abzuschneiden, bestand sie in einem Dokumente mit der Aufschrift: „Vom Ministerium des Innern an den General-Militärgouverneur von St. Petersburg," auf den im Reskripte vom 20. Nov. angegebenen Grundsätzen und zerstreute jeden Zweifel über die Ausdehnung, die demselben gegeben werden konnte. „Vor Allem," sagte der Minister des Innern, „muß ich bemerken, daß weder in meinen vorhergehenden Verfügungen, noch in dieser ein detaillirtes Programm für die Verhandlungen der Kommission zu suchen ist. Meine Ideen und Ansichten dürfen keineswegs als eine Lösung der schwebenden Frage angesehen werden." Gleichzeitig erklärte der Minister des Innern rund heraus, daß, wenn die Kommissionen auch die lokalen Zustände in ernsten Betracht zu ziehen hätten, doch die Grundlagen des kaiserlichen Reskriptes fest ständen und unverrückbar wären; diese Grundlagen beständen in der Garantie des Grundbesitzes für die Besitzer und eines festen Aufenthalts sowie der Existenzmittel zu Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten für die Bauern. „Nur durch pünktliche Beobachtung dieser Basis," fügte er hinzu, „wird Rußlands Ruhe und Wohlstand für Alle und Jeden, für die Gegenwart wie für die Zukunft verbürgt."

Darauf stellte der Minister des Innern Einiges über die Lehnsgebühren fest: Die Ablösung der Rente kann verschiedenartig, je nach den lokalen Mitteln und Erfordernissen bewerkstelligt werden. Wenn trotz der Erleichterung, die die Besitzer ihren Bauern gewähren, deren Lage sie verbessern wollen, diese Ablösung nicht innerhalb des bestimmten Termins vollständig erfolgen kann, so darf dieser hinausgeschoben werden, obgleich von Rechtswegen eigentlich nur zwölf Jahre dafür bestimmt sind. Die alsdann von den Bauern gemachten Schulden können auf ihren Namen, selbst wenn sie schon im Vollgenuß ihrer persönlichen Rechte sich

*) Der Brüsseler „Nord."

befinden, mit dem Vorbehalt eingetragen werden, daß sie bis zur vollständigen Zinszahlung noch nicht für volle Eigenthümer ihres Hofes gelten. Es könnte statuirt werden, daß die so erworbenen Bauergüter weder durch Vererbung, Schenkung oder Verkauf in andere Hände als zur betreffenden Gemeinde gehörige übergehen dürfen, oder wenigstens an solche, die sich in die Gemeinde aufnehmen lassen. Versetzung der Bauern aus ihren Häusern an andere Orte desselben Gutes wird nur in Folge eines gerichtlich bestätigten Akkordes zwischen den Eigenthümern und Bauern gestattet. Jede aus ökonomischen Rücksichten für den Eigenthümer und die Gemeinde nothwendige Veränderung in Betreff der Felder und anderer zur Gemeinde gehörigen Ländereien muß durch ein Uebereinkommen der betheiligten Parteien autorisirt werden. „Mit einem Wort," fügt Herr v. Lanskoy hinzu, „der Adel muß, indem er die Anordnungen höheren Orts zu Grunde legt, die einfachsten Mittel anwenden, um die Lage der Bauern bis zum bestimmten Termin mit Wahrung der beiderseitigen Rechte und Interessen zu organisiren." Gleiche Instruktionen vom Minister des Innern gingen den General-Militärgouverneuren von Moskau, Wilna und Nijni Nowgorod zu.

Der Zar kam in einem einige Tage darauf (im März) an den Militärgouverneur von Kiev und Generalgouverneur von Podolien und Volhynien erlassenen Reskript nochmals auf diesen Gegenstand zurück. Er bestand auf folgenden drei Punkten: 1) Der Besitzer behält sein Eigenthumsrecht über seinen Grund und Boden, aber der Bauer bleibt auf dem von ihm bewohnten Gehöft, das er auf käuflichem Wege bis zu einem bestimmten Termin in seinen Besitz bringt. Letzterer hat außerdem die Nutznießung des Terrains, das nach den örtlichen Verhältnissen nothwendig ist zur Gewinnung seines Unterhaltes und der Mittel, dem Staate und dem Gutsbesitzer seine Abgaben zu zahlen. Für die Nutznießung dieses Terrains hat der Bauer dem Eigenthümer einen Zins zu entrichten, für ihn zu arbeiten. 2) Die Bauern werden wieder in Gemeinden eingetheilt. — Die Polizeiverwaltung hat der Gutsbesitzer. 3) Der Vertrag zwischen Gutsbesitzer und Bauer muß dem Staat regelmäßige Zahlung der Steuern garantiren.

Um die Aufgabe der Comité's deutlich zu machen, verfaßte die Regierung ein Programm der Fragen, die sie zu prüfen, und der Mittel und Wege, die sie einzuschlagen hätten. Ihre Mission zerfällt in drei Abtheilungen: In der ersten haben sie die Ameliorationsmittel (man bediente sich dieses Wortes statt Emanzipation) ausfindig zu machen und einen Entwurf auf den angegebenen Grundlagen aufzubauen. In der zweiten sollen sie die vom Kaiser für gut befundenen Kombinationen in Ausführung bringen. In der dritten endlich sollen sie Reglements für die Dorfgemeinden ausarbeiten und alle Details der neuen Bauernverfassung feststellen.

Die erste Abtheilung zerfällt wieder in vorbereitende und eigentliche Arbeiten. Beide müssen in einem Zeitraume von sechs Monaten, von dem Tage der Zusammenkunft an gerechnet, beendet sein. Die vorbereitenden Arbeiten bestehen im Zusammenstellen der Berichte, die von den berathenden Versammlungen aus den verschiedenen Distrikten eingehen. Diese Berichte sind genaue Angaben der Seelenzahl auf jedem Rittergute, der Zahl der Verstorbenen, der Größe des von jeder Familie bebauten Landes, der Profession oder des Gewerbes der Bauern, ihres Bildungsgrades, der Schuldenlast, die auf jedem Gute ruht, und des Betrages der bis zum 1. Januar 1858 zahlbaren Steuern. Die eigentlichen Arbeiten begreifen die allgemeine Schätzung des gegenwärtigen Zustandes der Rittergüter des Gouvernements, den Bericht über die in den Distriktsversammlungen gemachten Anmerkungen, die Prüfung der einzelnen Artikel, die den vom Comité vorzulegenden Entwurf bilden, endlich die Aufnahme des Entwurfes selbst. Der Entwurf besteht aus folgenden Artikeln: 1) Uebergang der Bauern vom Zustande der Knechtschaft in die Lage von Personen, die durch einen Kontrakt gebunden sind. 2) Natur des Zustandes, der aus einem solchen Kontrakt hervorgeht. Die Bauern bleiben für den Augenblick noch an das Gut gefesselt; sie können erst später Gemeinden bilden. Ein Individuum oder eine Familie kann die Erlaubniß erhalten, sich einer andern Corporation einzuverleiben. Alle Abgaben werden in die Hände des Gutsbesitzers geliefert. Der Ablauf des Kontraktes ist unabhängig von dem für die Abzahlung der Wohnung angesetzten Termin. 3) Eigenthumsrechte der Gutsbesitzer. Mit Ausnahme der von den Bauern abgekauften Gehöfte behalten die Gutsbesitzer ihr unversehrtes Recht über Kauf und Verkauf. 4) Organisation der Bauergüter. Dies Kapitel enthält die Beschreibung von Haus und Hof, die das Besitzthum des Bauern bilden, die Schätzung derselben, das den Bauern zugestandene Recht, in vollen Besitz derselben zu treten, und die Bedingungen, unter denen sie bis zur Abzahlung Nutzen daraus ziehen dürfen; den Ankauf durch eine oder mehrere Geldzahlungen der Arbeit; das Vererbungsrecht dieses Besitzthums; das Recht, es nur an Gemeindemitglieder oder nur mit Bewilligung der Gemeinde an einen Andern zu verkaufen. 5) Vertheilung und Cession urbaren Landes an die Bauern. 6) Steuern und Abgaben, die der Bauer dem Staate und dem Gutsherrn zu zahlen hat. 7) Bestimmungen für die große Klasse leibeigener Dienstboten. 8) Bildung von Gemeinden. 9) Beziehungen des Eigenthümers zur Gemeinde. Er wird der Chef derselben und hat über die Aufrechthaltung der Ordnung, eine einsichtsvolle Verwaltung und pünktliche Zahlung der Steuern zu wachen, die Klagen und Zwistigkeiten der Bauern unter einander zu untersuchen und den richtigen Verbrauch der Geld- und Naturalvorräthe der Gemeinde anzuordnen. 10) Ausführung des Entwurfes. Derselbe wird von allen Mitgliedern unterzeichnet und mit den Belegen versehen dem Minister des Innern vorgelegt.

Die zweite Periode beginnt von da an, wo der vom Comité vorgelegte Entwurf die Bestätigung des Kaisers erhält. Der Adelsmarschall jedes Gouvernements eröffnet die neue Sitzungsperiode des Comité, das über die Art und Weise zu berathen hat, in der der bestätigte Entwurf zur Ausführung gebracht wird; es hat die Fragen zu erledigen, die bei dieser Gelegenheit sich darbieten; endlich wird es Material für das Kommunalreglement vorbereiten. Die Abfassung desselben wird die letzte Periode ausfüllen. Definitiv soll dies aber erst abgeschlossen werden, wenn das Emanzipationsprojekt schon auf dem Wege der Ausführung ist und durch praktische Erfahrung sich die Bedürfnisse der neuen Lage fühlbar machen.

Die verschiedenen Schriftstücke, die wir hier einzeln vorgeführt haben, sprechen vielleicht für die Unsicherheit der russischen Regierung über das einzuschlagende Verfahren; aber sie bekunden auch, daß, je mehr Widerstand sie bei den großen Gutsbesitzern fand, sie sich desto mehr in ihrem Entschlusse befestigte. Bei einem so großen Unternehmen konnte sie über die Art der Ausführung unentschieden sein; dies ist wohl begreiflich; aber diese unvermeidlichen Schwankungen hatten keinen Einfluß auf das Prinzip selbst. Kaiser Alexander wollte, daß seine Bauern und ihr Haus und Hof frei würden; über diesen Punkt stand die Idee und der Wille des jungen Herrschers fest. Von dem Tage an, wo die russische Regierung ihre Intentionen zum ersten Male verkündete, bis dahin, wo sie den Comité's ihre Aufgabe Punkt für Punkt verzeichnete, ist sie in Bezug auf die wesentliche Hauptfrage, die Umwandlung der Leibeigenen in Eigenthümer durch Ankauf ihres Gehöftes, entschieden und fest geblieben. Indeß war noch nicht aller Widerstand besiegt; besonders in Moskau zeigten sich neue Symptome davon. Die Wahlen hatten im Februar 1858 stattgefunden und die bedeutendsten Namen des Landes vereinigt. An ihrer Spitze standen die Fürsten Mentschikov, Metschersky und Graf Stroganov. Sie waren der Emanzipation nicht sehr hold; besonders abgeneigt zeigten sich die Fürsten Mentschikov und Metschersky; hingegen fand die Regierung die eifrigste Unterstützung bei der Geistlichkeit. Die Moskauer Zeitungen haben eine sehr interessante Rede des Metropoliten Philaret gebracht, die derselbe zur Jahresfeier der Thronbesteigung des Kaisers am 3. März vor dem versammelten Adel hielt. Er sagte darin:

„Der Zar fordert unsere Treue nicht nur für sich, sondern für das
„Wohl des Staates; aber nur der ist dem Zaren wahrhaft treu, der best-
„möglichst seinen Willen befolgt, welcher Gesetz ist. Fraget Euer Gewissen,
„ob Eure Treue wirklich rein ist. Sehet zu, ob Ihr in persönlichem In-
„teresse oder im Pflichtgefühl und in Liebe gegen den Zaren und das
„Vaterland gehandelt habt. Sehet zu, ob Ihr nicht hinter scheinbar
„schönen Handlungen, wie hinter der Maske der Heuchelei, ungesetzliche,
„sträfliche Absichten verberget!

„Meinungsverschiedenheit ist erklärlich; sie ist unvermeidlich in einer
„Gesellschaft, in der sich so viele Streitfragen erheben: aber wenn die
„Spaltung zu groß wird, der Ideenkampf die Gemüther zu weit führt,
„so hört sie auf, zum Gemeinwohl beizutragen, sie bereitet Untergang.
„Die Freunde der öffentlichen Wohlfahrt müssen sich also volle Ueberein-
„stimmung in Ansichten und Gedanken aneignen. Wie kann, so wird
„man fragen, eine große Versammlung von Männern zu Uebereinstim-
„mung in Ideen, trotz der Verschiedenheit der Charaktere, der Erziehung,
„der Tendenzen gelangen? Um dies zu erreichen, muß man sich bemühen,
„Einheit in den Gesinnungen herzustellen. Vereinigt Euch in dem Wunsche
„des öffentlichen Wohls. Der gute Wille des Menschen übt großen und
„wohlthätigen Einfluß auf seine eigene Vernunft aus, und seiner edeln
„Gesinnung fügt sich leicht die Vernunft Anderer. Wenn die Herzen
„nicht durch Leidenschaften getheilt sind, dringt die Wahrheit ohne Wider-
„stand ein und einigt alle Gemüther. Der Apostel Paulus sagt: Es

„sehe nicht ein Jeder auf seinen eigenen Vortheil, sondern er beachte „auch das, was die Andern angeht.

„Die Gesetze erlauben allerdings einem Jeden für seine Bedürfnisse „zu sorgen, seine Sicherheit, seine Ruhe und selbst seine persönlichen In- „teressen zu wahren, aber wenn der Mensch sich seinen Begierden hingiebt „und in der Verfolgung seines Vortheils keine Gränzen kennt, kann das „öffentliche Wohl nicht dabei bestehen; die Gesellschaft ist in ihren Grund- „pfeilern erschüttert, denn sie beruht auf dem Prinzip, daß Jeder einen „Theil seiner schwachen Kräfte und seiner einzelnen Mittel opfern muß, „um ein Anrecht an die große Kraft und die bedeutenden Mittel der Ge- „sellschaft zu haben. Es ist nichts Seltenes, daß das, was Einzelnen „zum Vortheil gereicht, die Rechte der Gesammtheit beeinträchtigt. Je „ungemäßigter diese Eigennützigen in ihren Ansprüchen auftreten, desto „mehr reizen sie die Andern zu Unzufriedenheit und zur Opposition, und „so bereiten sie Alles zum Ausbruch gefährlichen Bürgerkrieges vor. Seid „also nicht blind, bewahret Euch und Andere vor zahllosen Gefahren. „Haltet ein in der Verfolgung Eurer besonderen Interessen, und was „noch besser ist, habt Acht auf das, was die Andern angeht!"

Diese Worte entsprachen vollkommen der Situation, und weisere und zugleich nachdrücklichere Rathschläge konnten wohl nicht leicht den großen Herren gegeben werden, welche verlangten, daß das so lange ihren eigenen Interessen geopferte Gemeinwohl auch diesmal nachstehen müßte. Der Patriarch von Moskau war bei dieser Gelegenheit auf seinem natürlichen Platze. Ueberall seit Jahrhunderten hat die römische Kirche die Befreiung der Sklaven befohlen; man freut sich, die griechische Kirche dieselben Pfade einschlagen und sich mit aller Kraft der intelligenten und zur Befreiung der russischen Bauern fest entschlossenen Macht anschließen zu sehen.

Das Moskauer Comité eröffnete seine Sitzungen im April 1858, und der Metropolit Philaret benutzte diese Gelegenheit zu einem neuen Aufruf an den Adel zur Uneigennützigkeit und Einigkeit. Wenn Einige auch fortfuhren, sich den Absichten des Kaisers zu widersetzen, so versäumten hingegen die Anderen nichts, um ihn darin zu unterstützen. In demselben Gouvernement, in welchem Fürst Mentschikow und Fürst Metschersky die proponirten Maßregeln offen und nicht leidenschaftslos bekämpften, veröffentlichte Fürst Galitzin, ein junger Diplomat, eine Broschüre, die den Zweck hatte, den Leibeigenen Zuversicht einzuflößen, sie aber zugleich zu belehren und ihre Ungeduld, die ihnen versprochene neue Stellung kennen zu lernen, zu zügeln.

Während die vom Kaiser dekretirten, von der öffentlichen Meinung und der Kirche energisch unterstützten Maßregeln, trotz des Widerstandes einiger an den Ideen der Vergangenheit hangenden großen Herren, ihren Verlauf nahmen, ereignete sich in Esthland ein unangenehmer Fall. Er betraf die Bauernverfassung im Allgemeinen, ohne jedoch direkten Bezug auf die neuen Dispositionen zu haben, über die der Adel des Reiches eben berieth. Die Bauern der Ostsee-Provinzen sind seit 1817 frei; aber das Gesetz, welches jene Emanzipation regelte, hat nicht, wie das jetzt sich vorbereitende, die Bauern zu Eigenthümern eines Ackers gemacht, sondern blos zu erblichen, mit einer Geld- oder Arbeitssteuer belasteten Pächtern, mit dem Vorbehalt, daß der Grundherr über einen Theil des verpachteten Grund und Bodens verfügen und demungeachtet ganz ruhig die Abgaben einziehen könnte. Die russische Regierung wollte dieser unsichern Sachlage abhelfen, im Interesse der Bauern selbst den Theil Ackers bestimmen, der ihnen nothwendig gehören mußte, und den Ueberschuß definitiv dem Gutsbesitzer zuweisen. Diese den Bauern so günstige, nur aus dem Wunsche, ihre Lage zu verbessern, hervorgegangene Entscheidung ward von Einigen mißverstanden; sie bewirkten einen Aufstand, und es mußte Gewalt angewendet werden zur Wiederherstellung der Ordnung (im Juli 1858).

Die Gegner der Regierung glaubten in diesem ganz lokalen Aufruhr ohne Tragweite ein neues Argument gefunden zu haben; für einen Augenblick lebte die Opposition wieder auf. Aber weit entfernt, sich dadurch entmuthigen zu lassen, sah die russische Regierung darin einen neuen Grund, auf ihrem einmal betretenen Wege zu verharren, und den 6. Aug. 1858 veröffentlichte die Petersburger Zeitung ein neues Reskript, das die feste Absicht des Kaisers aussprach, jeden Widerstand zu besiegen. Das Reskript betraf die Bauern der Apanagen, denen es das Eigenthumsrecht ohne Entschädigung zuerkannte; alle gesetzlichen Beschränkungen wurden für sie abgeschafft; sie sollten in Zukunft das Recht haben, durch alle gesetzmäßigen Mittel unbewohntes, sowohl Personen aus derselben Klasse, als auch aus anderen Ständen gehöriges Terrain zu erwerben. Sie könnten ihr eigenes Land, wem ihnen gut dünkt, überlassen, könnten in ihrem eigenen Namen Kontrakte darüber abschließen und über Alles, was auf oder in dem erworbenen Boden existirt, verfügen.

Nach den Verordnungen, die bis jetzt in Kraft waren, war die Versetzung der Apanagenbauern in den Bürgerstand nur auf kleinen Besitzungen gestattet; ihre Aufnahme in den Kaufmannsstand war an den Besitz einer beträchtlichen Summe geknüpft. Außerdem mußte jede Person männlichen Geschlechts beim Uebergang in die Bürgerklasse 600 Rubel und beim Eintritt in die der Kaufleute 1500 Rubel zahlen.

Statt dieser Verordnungen wurde für die Apanagenbauern das in diesem Falle für die Domänenbauern bestehende Gesetz geltend. Demzufolge betrug die Besteuerung für den ersten Fall 40 und den zweiten 15 Rubel. Den Witwen und Töchtern der Apanagenbauern wurde es gestattet, mit Personen aus anderen Klassen Heiraten zu schließen, ohne dafür eine Abgabe zu zahlen. — Die Apanagenbauern können künftig in ihren Prozessen, ihren gerichtlichen Instanzen, überhaupt in allen ihren Streitsachen mit Personen anderer Klassen selbst vor Gericht erscheinen; die Kommunal-Angelegenheiten dürfen aber nur von Personen geleitet werden, die von der Gemeinde mit Einwilligung der Kommunal-Verwaltung eigens dazu bestimmt sind. Das Recht, jede Art von Verpflichtungen einzugehen, sowie nach den Gesetzen für die Domänenbauern zu testiren, ward auch den Apanagenbauern zugestanden. Dieselben Reglements sind für die alten Soldaten der Militärkolonien anwendbar, die zu demselben Gerichtssprengel gehören. Endlich wurden die jenen Maßregeln entsprechenden Verfügungen der Zivilgesetze mit der neuen Bauernverfassung in Einklang gebracht.

Dieser Ukas machte großen Eindruck. Die Gegner der Emanzipation zauderten gern mit Allem, was der Kaiser noch nicht für seine eigenen Bauern gethan hatte. Es lag für sie noch einige Hoffnung in dem Gedanken, daß der Kaiser zögerte; trotz der augenscheinlichen Beweise eines festen Willens, den alle schon veröffentlichten Reskripte laut aussprachen, überredeten sie sich dennoch gar zu gern, daß eine Vertagung möglich bliebe; nun aber wurden sie durch die zu Gunsten der Apanagenbauern gethane Entscheidung entmuthigt. Der Kaiser hatte sich durch einen feierlichen Akt gebunden; er konnte weder zurücktreten, noch auf halbem Wege stehen bleiben; Ausflüchte waren nicht mehr möglich, auf die gewisse Comité's zu lange gerechnet hatten. Von da ab wurde es ihnen klar, daß, wenn sie nicht bald einen Entschluß faßten, die Regierung genöthigt sein würde, die Frage ohne sie zu entscheiden. Dies war der Zustand der Dinge im August 1858, und Alles deutete darauf hin, daß die Angelegenheit im Sommer des Jahres 1859 beendet sein würde.

Türkei.

Zustände im Innern des türkischen Reiches, nach Tschichatschew.

II. Das Christenthum und die türkischen Reformen.

„Unter den feierlichen Versprechungen, die den christlichen Unterthanen durch die Erlasse der Pforte gemacht worden sind, figurirt auch die Zulassung dieser Letzteren in die Reihen des Heeres, d. h. die Abschaffung des Charadsch, einer Kopfsteuer, die sie gerade deshalb zahlen mußten, weil sie vom Militärdienste ausgeschlossen waren, und endlich die Annahme ihrer Zeugenschaft vor Gericht. Nun, wir wollen sehen, wie diese Versprechungen ausgeführt worden sind.

„Der Charadsch ist thatsächlich abgeschafft, aber nur, um durch eine andere weit stärkere Auflage ersetzt zu werden.

„Sie wird von denjenigen Christen eingezogen, die sich von der Aushebung losmachen wollen, und würde also für sie eine rein bedingungsweise Last sein, von der sie sich durch Leistung der geforderten Sache befreien könnten. Das besagt also das neue Gesetz, und in der That ist es vollkommen gerecht und vernünftig; aber nun sehe man, wie sich die Dinge in der Wirklichkeit herausstellen! Mehrere Fälle sind vorgekommen, wo gewisse Raja's wegen ihrer Armuth den verzweifelten Entschluß gefaßt hatten, die wenig verheißenden Aussichten der neuen Laufbahn zu versuchen, die ihnen der Hati-Humayum eröffnet, und demgemäß hatten sie verlangt, mit ausgehoben zu werden; aber nie haben sie diese, in dem bekannten kaiserlichen Erlasse so bestimmt ausgedrückte Ermächtigung erlangt. Die Ortsbehörden haben sie stets mit jener Verwunderung und jener üblen Laune zurückgewiesen, mit welcher man immer aufgenommen wird, wenn man mit ganz unvernünftigen Leuten zu thun hat. Uebrigens kommen die Christen selten in den Fall, solche Abweisungen zu erleiden, weil sie vollkommen wohl wissen, daß sie in den Reihen des Heeres stets nur als

Paria's betrachtet werden würden, denen jede Aussicht auf Beförderung unwiderruflich abgeschnitten wäre. Nichts würde in der That der Heiterkeit eines türkischen Soldaten gleichkommen, dem man von der Möglichkeit spräche, er könne unter den Befehlen eines Generals oder eines Obersten griechischer oder armenischer Herkunft zu stehen kommen. Diese Annahme würde etwas so Ausschweifendes haben, daß die Raja's selbst, vor denen man sie ausspräche, unwillkürlich die Heiterkeit des türkischen Militärs theilen würden, gerade so wie ein Lakai nicht umhin können würde, selbst bei dem Gedanken zu lachen, den Platz seines Herrn in der Kutsche einzunehmen und diesen Letzteren hinten auf stehen zu sehen. Mit einem Worte, die Christen sehen sich heutzutage gerade so streng wie früher von den Reihen des Heeres ausgeschlossen, und was noch grausam lächerlicher ist, die bloße Verkündigung des kaiserlichen Erlasses, welche ihnen die Ehre der Zulassung versprach, hat ihnen nur die Erhöhung der Auflage eingebracht, die sie zahlten, um ausgeschlossen zu sein. Denn während der Charadsch sich höchstens auf die bescheidene Summe von 30 bis 40 Piastern auf den Kopf belief, beträgt die neue Auflage 300 bis 400 Piaster.

„Da die Christen, trotz der feierlichsten Zusagen, beinahe noch alle jene Hemmketten tragen, die sie hinderten, mit den muselmännischen Unterthanen gleichen Schritt zu halten, haben sie vielleicht doch wenigstens das Recht erlangt, von den Gerichten als Leute behandelt zu werden, deren Wort einen sittlichen Werth hat? — Mit einem Worte, wird ihr Zeugniß vor dem Gesetze angenommen, wie die kaiserlichen Erlasse es befohlen haben? — Ja, in der Theorie, aber in der Praxis keineswegs. Denn ich bin mehr als einmal in dem Falle gewesen, die Aussagen von Christen, welche der Kadi verworfen hatte, bei den Paschas und Kaimakams zur Geltung zu bringen. Paschas und Kaimakams antworteten mir mit der größten Höflichkeit, daß der Kadi Unrecht habe, und daß sie nach Konstantinopel schreiben würden, aber daß sie, ohne den Charakter eines muselmännischen Richters zu entwürdigen, nicht im Stande seien, ihn von dem Spruche zurückzubringen, den er fällen zu müssen geglaubt habe. —

„Alles dieses wird Sie ohne Zweifel in Staunen setzen, und Sie werden vielleicht fragen, wie es möglich sei, daß so feierliche Worte, wie die des Hati-Humayum, die vor ganz Europa und unter Gewähr der europäischen Mächte ausgesprochen wurden, so ohne Ausführung bleiben? Nun, Ihr Erstaunen wird sich noch vermehren, wenn Sie erfahren, daß dieser berühmte Erlaß in Europa weit bekannter ist, als in dem Lande, wo er ein neues Zeitalter anbahnen sollte. Ja, es giebt viele Landestheile, wo die höchste Behörde, die ihn zu verkünden beauftragt war, Umgang davon genommen hat. Ich will Ihnen nur eine der großen Städte in der asiatischen Türkei nennen, — Erzerum — wo thatsächlich die Verkündigung noch nicht geschehen ist.

„Will man wissen, wie die Dinge damit hier zugegangen sind? Erst nach Abschluß des Pariser Vertrags wurde der zu Konstantinopel schon seit Monaten veröffentlichte Hati-Humayum dem Pascha von Erzerum (damals Wehbi Pascha, jetzt Pascha von Saloniki) mit dem Befehl übersandt, ihn in der ganzen Provinz verkünden zu lassen. Seine Excellenz ließ in sein Privatkabinet sofort zwei türkische Mitglieder des Medschlis berufen, die sich am meisten seines Vertrauens erfreuten, und in diesem geheimen Konventikel wurde beschlossen, daß ein für die Würde der osmanischen Regierung so verfängliches Schriftstück nicht an die Oeffentlichkeit gelangen dürfe. Also ließ er zwei christliche Mitglieder des Medschlis holen, den armenisch-gregorianischen Erzbischof und den armenisch-katholischen Erzbischof, gab ihnen den kaiserlichen Erlaß zu lesen und händigte Jedem eine Abschrift davon ein, wobei er ihnen bemerkte, sie hätten dieses erhabene Dokument ihren Glaubensgenossen zur Kenntniß zu bringen, aber er, der Pascha, stände ihnen in diesem Falle weder für ihre eigenen Köpfe, noch für die ihrer Zugehörigen. Natürlich verbeugten sich die beiden Priester, vor Schrecken zitternd und schweigend, und eilten nach Hause, um das gefährliche Aktenstück zu verschließen und nie ein Wort davon an die Christen verlauten zu lassen. Doch, Dank den liberalen Grundsätzen und der edlen Thätigkeit des englischen Konsuls, Herrn Brant, wurden mehrere Abschriften des Erlasses, die seine Kanzlei genommen, unter das Publikum verbreitet. Dieser völlig private Akt aber machte auf die Christen nur wenig Eindruck. Da sie ihn nicht von der gesetzlichen Obrigkeit bestätigt sahen, fürchteten sie, er könne eine Täuschung sein, wie viele frühere, deren Opfer sie geworden. Andererseits genügte diese apokryphe Oeffentlichkeit des Dokumentes, um die Türken zu erbittern, um so mehr, als sie hierin das zwecklose Verdrängen eines Fremden sahen, der auf eigene Faust handelte und öffentlich durch das Schweigen des Pascha verdammt wurde. Das geringe Einvernehmen, welches durch die zwingende Macht der Verhältnisse zu Erzerum sich zwischen Muselmännern und Raja's zu zeigen begonnen hatte, machte dem alten Hasse wieder Platz."

Deutschland und das Ausland.

Deutschland, Oesterreich und Italien*).

Unter diesem und dem in der Anmerkung vervollständigten Titel ist ein besonderer Abdruck der zuerst in unserm „Magazin" (Nr. 1—11 von 1859) von dem Herausgeber dieser Blätter veröffentlichten Schilderungen der deutsch-adriatischen Eisenbahn, sowie seines Aufenthaltes in Triest, in Istrien und im nördlichen Italien, mit einigen Zusätzen und einer Einleitung: „Deutschland und Oesterreich," erschienen. Gerade auf diese Gegenden ist die Aufmerksamkeit der Welt jetzt mehr als je gerichtet, und die vorliegende Schrift dürfte wohl einen nicht ganz unerheblichen Beitrag zur Kenntniß des Mischvolkes liefern, welches in Illyrien und Istrien den Uebergang vom deutschen zum italiänischen Charakter des österreichischen Kaiserstaates bildet.

Während die radikalen und kriegslustigen piemontesischen Blätter fortdauernd von dem Drucke sprechen, unter welchem die italiänischen Unterthanen Oesterreichs schmachten, weist die vorliegende Schrift nach, daß letztere im Gegentheile viele Begünstigungen vor den deutschen, slavischen und magyarischen Unterthanen Oesterreichs voraus haben; was naturgemäß auch die Folge hat, daß sich die Italiäner, die seit einem Jahrhundert weit hinter der deutschen Bildung zurückgeblieben, doch für ein den Deutschen geistig weit überlegenes Volk halten. Um diesem italiänischen Dünkel seinen Boden zu entziehen, braucht Oesterreich nichts weiter zu thun, als diesseits des adriatischen Meeres dieselben Munizipalfreiheiten, dieselbe Gleichheit aller Stände und aller Religionsbekenntnisse vor dem Gesetze zu bewilligen, die bereits jenseits des adriatischen Meeres unter der Herrschaft seines Szepters eingeführt sind. Und hat dann eine solche Ausgleichung diesseits stattgefunden, so würde sich daran leicht eine andere Ausgleichung jenseits reihen können: indem man mit Rücksicht auf die nun einmal in Italien, ebenso wie in Deutschland, vorherrschenden nationalen Wünsche dort einen ähnlichen, aus souveränen Theilnehmern bestehenden Staatenbund herstellte, wie in Deutschland. Der Verfasser weist auf einen in dieser Beziehung bereits im J. 1847 von Friedrich Kölle**) gemachten Vorschlag hin, der auch auf die Herstellung eines italiänischen Zollvereins (Lega doganale italiana), sowie der Gemeinschaftlichkeit der überall in Italien bestehenden Monopole des Salzes, Tabaks, Schießpulvers ꝛc., ferner der Posten, der Gesetzgebung über Handel, Patente, literarisches Eigenthum, auf Beschränkung des lästigen Paßwesens, auf wechselseitige Inspizirung der Bundestruppen und harmonische Organisation derselben, endlich auch auf ein mit gehöriger Machtvollkommenheit ausgerüstetes Bundesschiedsgericht hinauslief.

Wäre es möglich, daß durch Vermittelung eines europäischen Kongresses eine solche Combination in Italien hervorgerufen würde, bei welcher man sich natürlich den Kaiser von Oesterreich, als König von Lombardo-Venetien, ebenso betheiligt denken muß, wie beim deutschen Staatenbund; wäre es ferner möglich, daß Letzterer durch die italiänische Nachahmung seiner Prinzipien angefeuert würde, es diesem dann auch in denjenigen Punkten gleichzuthun, worin es ihm selbst noch an der nöthigen Einheit und Einigkeit gebricht, so würde beiden großen vielstaatlichen Ländern eine neue, schöne Zukunft daraus emporblühen, und allen Gefahren eines europäischen Krieges wegen der leidigen, italiänischen Frage könnte dadurch ein Ende gemacht werden.

Die Mitglieder des deutschen Eisenbahn-Kongresses haben auf ihrer Fahrt nach Istrien auch den neuen, festen Kriegshafen kennen gelernt, welchen Oesterreich auf deutschem Bundesgebiet, in Pola, anlegen läßt. Es war ihnen natürlich eine große Genugthuung, den deutschen Geist wahrzunehmen, der überall auf Oesterreichs jugendlicher Flotte ebenso herrscht, wie auf der Kriegsfregatte „Novara," deren deutsche Feier in Australien wir kürzlich in diesen Blättern (Nr. 33—34 des „Magazin")

*) „Erinnerungsblätter an die im September 1858 in Triest stattgefundene Konferenz der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen." Von Joseph Lehmann. Zweiter vermehrter Abdruck. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1859.

**) „Italiens Zukunft; Beiträge zur Berechnung der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung." Von Fr. Kölle. Stuttgart und Tübingen, Cotta.

beschrieben haben. Um so schmerzlicher empfanden es freilich die anwesenden Hannoveraner, Oldenburger, Hanseaten, Holsteiner und Mecklenburger, daß nicht auch die ausgedehnten Küsten ihrer Heimat im Falle eines ausbrechenden Krieges gegen die in unserer Zeit einen furchtbar bedrohlichen Charakter habenden Angriffe von feindlichen Dampferflotten geschützt seien. Allerdings hat Preußen einen Anfang damit gemacht, auch im Norden eine deutsche Flotte zu schaffen, aber dieser Anfang dürfte kaum ausreichend sein, von den eigenen Küsten eine neue Blokade der jedenfalls mit den Feinden Deutschlands verbündeten dänischen Flotte fern zu halten. Wie sehr darum auch der deutsche Volksgeist für Oesterreich Partei nimmt, wenn dessen Machtstellung und Länderbesitz von Frankreich bedroht sind, werden doch die norddeutschen Küstenländer keinen Krieg gegen Letzteres — es sei denn zur Vertheidigung des deutschen Bodens — beginnen können, ohne daß sie des mächtigen Beistandes der Engländer und ihrer Flotte sicher sind. Man vergleiche nur, was der Prinz von Joinville, dieser geistreiche Admiral, über die „künftige Rolle des Dampfes in den europäischen Kriegen" sagt*), und man wird sich nicht wundern, wenn die norddeutschen Staaten die Mitwirkung Englands zur conditio sine qua non jedes Krieges gegen Frankreich machen, das jetzt, wie der Prinz von Joinville dargethan, mit Leichtigkeit eine Armee von hunderttausend Mann, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, detaschiren, auf seiner aus lauter mächtigen Schrauben- und anderen Dampfern bestehenden Flotte einschiffen und unter dem Beistande Dänemarks an jedem beliebigen, unbewachten Punkte der Nord- und der Ostsee-Küste ausschiffen kann, um im Rücken der am Rheine aufgestellten, oder in Frankreich einmarschirten deutschen Heere unserer Hafenstädte, unserer in den Banken dort aufbewahrten Geldmittel und aller unserer Zuflüsse sich zu bemächtigen. Die kleinen Mazarin's und Richelieu's der süddeutschen Staaten haben davon zwar keine Ahnung; darum werden sie aber auch den Ruhm behalten, von ganz Deutschland als sehr kleine Mazarin's und Richelieu's angesehen zu werden.

England dagegen wird und muß mit Preußen, Deutschland und Oesterreich kämpfen und sie vertheidigen helfen, wenn diese, fest stehend auf dem Boden der Verträge von 1815, keinen Eingriff Frankreichs in dieselben dulden, übrigens aber um die sogenannten inneren Verträge der italiänischen Staaten sich ganz und gar nicht kümmern, oder vielmehr auch ihrerseits deren von England (Lord Minto) bereits vor zwölf Jahren in Anregung gebrachte Aufhebung recht bald herbeiwünschen.

J. L.

Mannigfaltiges.

— Phelps als „Lear." Nachdem wir über das Debüt des Herrn Phelps in der Rolle des „Othello" berichtet, halten wir es für unsere Pflicht, auch ein paar Worte über seine Darstellung des „Lear" zu sagen, um so mehr, da sie uns den Künstler in einem weit günstigern Licht zeigte, als wir nach seinem ersten Auftreten erwartet hätten. Von dem hohlen Pathos, der uns aus dem „Othello" anfröstelte**), waren im „Lear" höchstens im ersten und zu Anfang des dritten Akts einige Spuren zu bemerken; im Großen und Ganzen war der Charakter so genial aufgefaßt und so konsequent durchgeführt, daß der Beifall, zu dem er die Zuhörer hinriß, auch vor dem Tribunal der strengsten Kritik gerechtfertigt erscheint. Die stufenmäßigen Uebergänge des Wahnsinns, von dem Aufbrausen der Wuth, der Raserei eines tödtlich gekränkten Herzens bis zum halb bewußtlosen Lallen der geistigen und körperlichen Ohnmacht, wurden mit einer Naturwahrheit veranschaulicht, deren erschütternde Wirkung fast an das Peinliche gränzte; einen noch ergreifendern und erhebendern Eindruck gewährte aber der Moment, wo der unglückliche Greis, aus dem schweren Schlummer der Erschöpfung aufwachend, allmählich zum Bewußtsein zurückkehrt und die verstoßene Tochter erkennt. Unser Urtheil über „Othello" können wir auch jetzt nicht widerrufen, aber die Rolle des „Lear" beweist, daß die Landsleute des Herrn Phelps nicht Unrecht haben, ihn den bedeutendsten Tragöden unserer Zeit an die Seite zu stellen, und das deutsche Publikum kann sich nur Glück wünschen, daß ihm Gelegenheit gegeben wurde, einen so begabten Künstler kennen zu lernen.

*) Nr. 26—31 des „Magazin" von 1859.

**) Auch in der Darstellung des „Macbeth" wird dem englischen Künstler derselbe Fehler vorgeworfen. Sehr gelobt wird hingegen Miß Atkinson in der Rolle der „Lady Macbeth," in der sie sich wahrscheinlich an die auf der englischen Bühne fortlebenden Traditionen der berühmten Siddons gehalten hat. D. R.

— Paul Morphy (zweiter Theil*). Die Theilnahme für die phänomenartige Erscheinung dieses transatlantischen Schachspielers ist auch unter den deutschen Schachfreunden so groß, daß dem ersten Theile der „Skizze aus der Schachwelt" sehr bald ein zweiter folgen konnte, der die Geschichte der Schachkämpfe Morphy's in Paris in den Tagen vom September bis zum Dezember 1857 umfaßt, welche Kämpfe mit dem Haupttriumphe des Amerikaners: mit der Besiegung des großen deutschen Schachmatadors Adolph Anderssen (in fünf Gewinnspielen M's. gegen zwei von A.) endigten. Unser deutscher Schach-Geschichtschreiber, Kritiker und Biograph beklagt es tief, daß Held Andersen der deutschen National-Ehre so viel vergeben, von Breslau nach Paris zu reisen, um dort mit dem jüngern, siegesgewissen Yankee zusammenzutreffen, und daß er nicht lieber in Schlesien den Gegner erwartet habe, dem es gewiß keine Ruhe gelassen hätte, bis er sich auch mit dem berühmtesten deutschen Schachmeister gemessen. Der Verfasser scheint zu glauben, daß der Deutsche auf dem heimischen Terrain ruhiger geblieben sein und dem amerikanischen Gegner besser Stand gehalten haben würde; auch will er, bevor ein „Revanche-Match" in Breslau stattgefunden, die deutsche Sache nicht verloren geben. Wir ruhigeren Zuschauer jedoch, die wir bei einer gewonnenen oder verlorenen Schachpartie den Nationalruhm nicht betheiligt sehen, wir zweifeln, daß Andersen, der nicht blos, wie Morphy, Schachspieler und nichts Anderes, sondern auch Professor und Mathematik-Lehrer in Breslau ist, seinen Kopf und seine Zeit daher auch noch mit andern Dingen, als Schachfiguren, füllen muß, irgendwo und jemals dem durch und durch zum Schachgeiste gewordenen Amerikaner es wird zuvorthun können.

— Alexander Dumas im Kaukasus. Auf seiner Reise durch Rußland befand sich der bekannte französische Romandichter während des vorigen Herbstes im Kaukasus. Dort hat er, wie er im Feuilleton des Pariser Moniteur erzählt, in Derbent, der Felsenfestung der eisernen Thore — „Portae ferreae," so nannten die Alten bereits den Kaukasus-Paß von Derbent — ein nachgelassenes Manuskript des bekannten russischen Dichters Marlinsky-Bestuschew aufgefunden, der ein Jahr lang zu Derbent in Garnison gestanden, bevor er im Jahre 1827 im Kampfe mit den Lesghiern den Tod suchte und fand. Dieses russische Manuskript behandelt in Novellenform das Leben in Daghestan und liefert zugleich ein Bild von den Kämpfen der Russen mit den tapferen und wilden Tscherkessen. Es war die Tochter des russischen Kommandanten von Derbent, die Herrn Dumas mit dieser Erzählung bekannt machte und sie ihm zuerst in's Französische übersetzte. Nach dieser Uebertragung hat er nun selbst eine kaukasische Novelle ausgearbeitet, die jetzt unter dem Titel „Ammalat-Bey" im Feuilleton des Moniteur veröffentlicht wird.

— „Der Pflug"**). So nennt sich eine vom 1. April ab in Berlin erscheinende Zeitschrift, welche speziell der Mechanik in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft gewidmet ist. Der Herausgeber, Herr J. Pintus, ist uns durch literarische Arbeiten, die er für das „Magazin" geliefert, als ein kenntnißreicher, besonders auch mit der englischen Literatur auf dem Gebiete der Mechanik sehr vertrauter junger Mann bekannt. Wir können daher seine Zeitschrift, die überdies durch ihren billigen Preis zur Anschaffung auch für die bescheidenste ländliche Behausung sich eignet, nur empfehlen. Die erste Nummer ist mit mehreren Illustrationen zu den darin enthaltenen Artikeln über den neuen „Untergrundpflug" von W. Smith und Howard und über Lokomobile-Dampfmaschinen ausgestattet.

*) Skizze aus der Schachwelt. Schachkämpfe in Paris. Mit einem Titelbilde (die berühmtesten Schachkämpfer in Paris darstellend). Leipzig, Verlag von Veit und Co., 1859.

**) Zeitschrift für das landwirthschaftliche Maschinen- und Geräthewesen. Herausgegeben von J. Pintus. Berlin, Verlag von Gustav Bosselmann.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

28. Jahrgang. Sonnabend, den 23. April 1859. № 47-49.

Inhalt:

Schweden.

Fryxell's Geschichte Karl's XII.

Die Geschichte Karl's XII. von Andreas Fryxell in deutscher Uebersetzung liegt uns in der zu Leipzig erscheinenden historischen Hausbibliothek vor*). Karl XII. pflegt uns gleich jenen Helden des Alterthums von der Schule her durch Voltaire's Histoire de Charles XII. ein Gegenstand der Bewunderung zu sein. Das vorliegende Buch ist ganz dazu geeignet, unsern Enthusiasmus abzukühlen. Hat der Franzose es verstanden, seinen Helden mit den glänzendsten Farben als den Alexander der neuern Zeit darzustellen, so hat der Schwede, der eigene Landsmann des gefeierten Königs, mit mehr historischer als patriotischer Treue ihn des Nimbus entkleidet und in seiner wahren Gestalt gezeigt, als den tollkühnen Abenteurer, der auf ein Haar jenen rauflustigen Parteigängern, die aus dem Kriege ein Handwerk machen und an denen das 17. und 18. Jahrhundert so reich war, gleicht; nur mit dem Unterschiede, daß Karl als König nicht blos seine eigene, sondern auch zugleich seines Volkes Wohlfahrt auf ein gewagtes Würfelspiel setzte. Wie jeden Spieler, so hatte auch ihn das Glück, das ihn anfänglich mit allen seinen Gaben überschüttete, verwöhnt und ihm jene leidenschaftliche Hartnäckigkeit eingepflanzt, die ihn taub machte gegen die Stimme der Vernunft und in der verzweifeltsten Lage immer auf einen günstigen Glückswechsel hoffen ließ. In einem solchen Starrsinn liegt nicht die echte Heldengröße. Hingegen verdient unsere wahrhafte Bewunderung die Treue und Hingebung des schwedischen Volkes, das die Tollheiten seines Königs mit seinem Vermögen und seinem Blute bezahlen mußte. Es ist erklärlich, daß es gern alle Opfer brachte, so lange der junge König noch einen gerechten Kampf gegen seine ländersüchtigen Nachbarn führte, so lange er noch der bewunderte, siegreiche Held war, der dem Nationalstolze schmeichelte und Schweden zu einer Bedeutung erhob, die es selbst unter dem großen Gustav Adolph nicht hatte. Als aber Karl die besten Kräfte und die kostbarste Zeit in dem unnützen Kampfe um die Krone Polens vergeudete, als er in der unglückseligsten Verblendung statt Rußland mit allem Nachdruck an der Ostsee zu bekämpfen und die Entstehung der russischen Seemacht im Baltischen Meere zu hindern, seinen abenteuerlichen Zug nach der Ukraine unternahm, der ihn einem gewissen Untergange entgegenführte, als er fünf Jahre in eitler Selbsttäuschung vor Janitscharen und Türken den König und Helden spielte, den Hilferuf seines Volkes überhörend, — daß da noch die Unterthanen in der Treue zu ihrem Herrn nicht wankend wurden, das ist ein ehrenvolles Zeugniß für das Volk, aber ein um so größerer Vorwurf für den Herrscher, der mit einem solchen Volke und bei seinen sonstigen trefflichen Eigenschaften wohl berechtigt war, sich ein würdigeres Ziel vorzusetzen, als durch eitlen Kriegsruhm den Namen des modernen Alexanders zu verdienen. Es ist einem Schweden nicht zu verargen, wenn er für seinen Karl XII. keine Sympathie hat. Karl's Unklugheit hat nicht weniger als Peter's Klugheit dazu beigetragen, daß die nordische Hegemonie von Schweden auf Rußland übergegangen ist. Deutschland hat dabei den Gewinn gehabt, daß durch die Abtretung der Herzogthümer Bremen und Verden an Hannover, und Vorpommerns bis zur Peene an Preußen, Schwedens Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten fast völlig bedeutungslos geworden ist, wenn auch wieder auf der andern Seite die Schwächung Schwedens die Stärkung des noch gefährlichern russischen Nachbars zur Folge hatte.

Die Schrift von Fryxell giebt in einer einfachen, von allen Digressionen freien Darstellung die Geschichte dieses merkwürdigen Königs, die um so weniger der äußeren Reizmittel bedarf, als sie des Wunderbaren und Außerordentlichen schon an sich so viel bietet. Es ist bekannt, wie Karl schon in seiner frühesten Jugend in einzelnen Zügen und Aeußerungen seinen künftigen Charakter offenbarte. Seine entschiedene Lust am Kriegshandwerke bekundet folgendes kindliche Gespräch, das er schriftlich mit seinem Lehrer Nordenhjelm führte. Nordenhjelm: Ist es nützlich, sich Gefahren auszusetzen? — Karl: Ja, aber nicht zu sehr. — Nord.: Wann wagt man zu viel? — Karl: Wenn man nichts achtet. — Nord.: Wäre es nicht vielleicht das Beste, sich nie in Gefahr zu wagen? — Karl: Nein! Dann würde man ein Hase genannt werden. — Nord.: Ist es nicht besser, ein Hase zu heißen und zu leben, als ein Löwe und todt zu sein? — Karl: Nein! So zu leben würde eine Schande sein; lieber will ich mit Ehren todt sein. — Die mit sieben Jahren niedergeschriebene Antwort auf die Frage, wie ein braver Mann beschaffen sein müsse: „Er soll milde sein, aber ein Herz in der Brust haben; gegen die Feinde barsch wie ein Löwe, gegen die Freunde fromm wie ein Lamm sein!" — zeigt gleichfalls deutlich die Richtung, die Karl's Seele schon damals genommen hatte. — Die alten nordischen Kämpensagen las der Knabe so gern, daß der Lehrer den dadurch entstehenden Zeitverlust rügen mußte. Aus diesen Schriften schöpfte er auch den Gedanken an einen Mitregenten, den er schon im achten Jahre durch den Wunsch ausdrückte, einen Bruder zu haben, der zu Hause bleiben und das Reich regieren könne, während er selbst mit seinen Kriegern in der Welt umherzöge. — Seine Vorliebe für die alten Heldensagen blieb ihm auch später noch. In Bender ließ er sich von seinem Tafeldecker Gultmann unermüdlich die alte Sage von Gideon und Maribrander vorlesen, in der er eine Verwandtschaft mit seinem Schicksale fand.

Daß Karl mit fünfzehn und einem halben Jahre die Regierung antrat, war ein Unglück nicht weniger für ihn, wie für sein Land. Eine zu frühe Selbstständigkeit bestärkte seinen ohnehin übermäßigen Unabhängigkeitssinn. Die Sucht, sich als König und Mann von eigenen Entschlüssen

*) Leipzig, Carl B. Lorck, 1859.

und mit der Kraft, sie durchzuführen, zu zeigen, ließ ihn selten auf den Rath Anderer hören. Wer hartnäckige Vorstellungen wagte, wurde angefahren; oft rief ein guter Rath das Gegentheil hervor, was zuletzt so weit ging, daß man schlaue Berechnungen darauf gründete. Seine Tollkühnheit wurde durch den Herzog von Holstein noch genährt. Dieser ermunterte ihn zu den gefährlichsten und ausgelassensten Streichen, so daß man vermuthete, der Herzog suche ihn absichtlich in Lebensgefahren zu bringen, um sich durch einen möglicher Weise eintretenden Unfall den Weg zum Throne zu bahnen. Die Schweden ließen ihr Mißvergnügen laut werden und nannten das tolle Benehmen des Königs die Gottorper Wuth. Die Unzufriedenheit ging so weit, daß selbst die Geistlichen ihre Mißbilligung äußerten. An einem und demselben Tage wurde in allen Kirchen Stockholms über den Text: „Wehe dem Lande, deß König ein Kind ist," gepredigt. Karl ließ die Prediger in Anklagestand versetzen, schlug jedoch später den Prozeß nieder; nur durften sie in Stockholm nicht wieder die Kanzel besteigen. Nach der Abreise des Herzogs schien der König ein ganz anderer Mensch: er war still, friedfertig, arbeitsam und eifrig in der Erfüllung seiner Regentenpflichten. Als im folgenden Jahre, 1699, der Herzog, von Dänemark aus Holstein vertrieben, wieder nach Stockholm kam, fielen nur unbedeutende Streiche vor; dafür bekam Karl die Laune, einen so glänzenden Hof zu halten, wie ihn Stockholm seit Christinen's Zeiten nicht gehabt hatte. Eine heftige Predigt Svedberg's gegen den Luxus des Hofes hatte die Wirkung, daß die kostspieligen Vergnügungen aufhörten.

Das Bündniß zwischen Friedrich IV. von Dänemark, Friedrich August von Sachsen und Peter von Rußland gegen Schweden, und der hierauf erfolgte Angriff auf Holstein bewirkte in dem vorher so wilden Jünglinge eine plötzliche Umwandlung. Die Gefahr reifte den König zum Manne; er wurde männlicher, ernster, nahm eine würdigere und festere Haltung an. Vor dem Rathe sagte er: „Ich habe beschlossen, nie einen ungerechten Krieg zu beginnen, aber auch nie einen gerechten zu beenden, bis ich meinen Feind besiegt habe." — Der Erfolg des ersten kriegerischen Unternehmens Karl's war ein überaus glänzender. Dänemark wurde zu dem Frieden von Travendal, 8. August 1700, gezwungen und das staunende Europa bewunderte den jungen König wegen des seltenen Vereins von Muth und Mäßigung. Karl wandte sich hierauf gegen Rußland. Die Schlacht bei Narwa, 20. November 1700, bildet einen Wendepunkt in dem Leben Karl's. Der glorreich erfochtene Sieg, zu dem des Königs Anordnung und persönliche Tapferkeit das Meiste beigetragen hatte, änderte mit einem Schlage sein Benehmen. Er wurde immer gebieterischer, gewaltsamer und eigensinniger; er fing mehr und mehr an, den Krieg um seiner selbst willen zu lieben, wurde kälter gegen die blutigen Schenßlichkeiten und sogar gleichgültig für die Leiden seiner eigenen Soldaten. In Wort und Brief drückte er eine rohe Lust an dem Tödten und Morden des Schlachtgetümmels aus, und fing an, die Russen zu höhnen, und die Aeußerungen seiner Generale wurden bittere Klagen über die unbesonnenen, hartherzigen Unternehmungen, die er ungefragt und jedem Rathe zum Trotze zum größten Verderben seines Heeres unternahm. Das Glück von Narwa, das seinen eigenen Plan den gegenüberstehenden Meinungen verdienter Generale zum Trotze krönte, hatte ihm eine beunruhigende Verachtung jeder andern Erfahrung und der Kriegstüchtigkeit der Russen beigebracht, so daß er sich um Niemand kümmerte und jede Vorsichtsmaßregel außer Acht lassen wollte. So keimte in dem ersten, reichsten und schönsten Lorbeer Karl's XII. auch sein und Schwedens späteres Unglück. Im Gegentheil war für Peter die schmachvolle Niederlage eine heilsame Lehre, die bittere Erfahrung zu benutzen und durch kluge Maßregeln künftigen Unfällen zu begegnen. Der Zar wurde durch die Nachricht der verlorenen Schlacht sehr bestürzt und sagte, die begangenen Fehler offen bekennend, in Freude über den geretteten großen Theil der Truppen: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden; endlich werden sie uns aber doch lehren, sie zu schlagen." — Der Erfolg von Narwa erzeugte auch in Karl den Vorsatz, mit König August vor dessen Absetzung keinen Frieden zu schließen.

Es beginnt jetzt die Reihe kühner, aber meist unbesonnener und daher in ihren Resultaten nur verderblicher Kriegsthaten Karl's, die zunächst den Sturz August's zum Zwecke hatten, während dem bedeutendern und gefährlichern Feinde Peter Zeit und Gelegenheit gelassen wurde, sich an der Ostsee festzusetzen, als Bollwerk seine künftige Hauptstadt Petersburg zu gründen und seine Russen zu Kriegern heranzubilden. — Zuweilen mochte sich in Karl das Gefühl regen, daß so blutige Kämpfe eines bessern Zieles würdig wären, als die Rache gegen den treulosen und unzuverlässigen Polenkönig. Während seines Aufenthaltes in Sachsen besuchte er das Schlachtfeld von Lützen und sagte bei der Todesstelle Gustav Adolph's: „Ich habe wie er zu leben gesucht. Gott wird mir vielleicht die Gnade erzeigen, auf eben so ruhmreiche Weise zu sterben." Im Sommer 1701 machte er einen zweiten Besuch auf dem Schlachtfelde, aus Anlaß einer Schrift über die Tödtung Gustav Adolph's; er befestigte sich dabei in der Ueberzeugung, daß sie nicht die That des Herzogs von Lauenburg gewesen sei.

Im Februar 1707 besuchte er unerwartet Wittenberg, und nachdem er dessen Merkwürdigkeiten besehen und sich der Stadt sehr milde und gnädig gezeigt hatte, betete er knieend auf Luther's Grabe und ritt sodann wieder zurück. Er ehrte das Andenken des großen Reformators und seines Ahnherrn, des ruhmvollen Glaubenshelden, auch durch das warme Interesse, das er für die trotz dem westphälischen Frieden hart bedrückten schlesischen Protestanten zeigte, denen er vom Kaiser eine freie Uebung ihres Gottesdienstes zu verschaffen wußte.

Karl hatte seine Absicht erreicht. August war in dem Altranstädter Frieden gezwungen worden, der Krone Polens zu entsagen und seinen Gegenkönig Stanislaus Lesczinski anzuerkennen. Jetzt sollte auch Peter von Rußland die Feindschaft gegen Schweden mit dem Verluste seines Zarenthums büßen. Daher ließ Karl die dem Wohle Schwedens entsprechende Politik, die in dem Wiedererwerb seiner Ostseeküsten und in der Zurückdrängung der Russen von dem Meere bestand, gegen die persönliche fallen, die ihn trieb, den Zaren zu entthronen und durch einen Andern zu ersetzen. Vergeblich waren die Gegenvorstellungen Aller, die irgend einen Einfluß auf den König üben zu können glaubten. Nur eine Anzahl Glücksjäger und junger, übermüthiger Offiziere kämpften gegen jene für das, was in Karl's Eigensinne längst fest beschlossen war. Er trat seinen verhängnißvollen Zug in das Innere Rußlands im Sommer 1708 an. Schon vor Beginn desselben war der König oft zerstreut und träumerisch; es verriethen sich große und vermessene Gedanken, die nur nach einem neuen Ziele suchten, um nach Absetzung Peter's weitern Ruhm und Ehre zu suchen. Nur ahnend und folgernd vermochten die beobachtenden Staatsmänner seine Pläne zu durchdringen, denn er blieb still, unerschütterlich ruhig, ein glänzendes, aber finsteres und geheimnißvolles Räthsel. Da brachen die Sommer- und Herbstunfälle über die schwedischen Heere herein, und Karl, der bisher, vom Erfolge verwöhnt, wie auf einer Lustbahn das höchste Ziel der Ehre erreicht und so stets seinen Gesichtskreis und seine Ansprüche erweitert hatte, erkannte mit einem Male die ganze Tiefe des Abgrundes vor sich. Er schauderte vor den Folgen, die ihm so plötzlich näher unter die Augen traten, schwindelte am Rande des Abgrundes und zögerte zum ersten Male in seinem Leben, und gerade in dem Augenblicke, wo diese Zögerung das Unheil vermehrte. Schwankend und ungewiß, bekannte er in dieser Zeit, daß er nicht wisse, was er thun solle; jedem wohlmeinenden Rathe aber trat der alte ungebeugte Eigenwille hemmend entgegen. Die Schlag auf Schlag hereinstürmenden Unglücksnachrichten und das Bewußtsein, sie mit verschuldet zu haben, erzeugten in dem sonst unerschütterlichen und eisenfesten König eine früher nie verspürte Gemüthsunruhe. Vergeblich suchte er seine Bekümmerniß zu beherrschen und zu verbergen. Oft stand er mitten in der Nacht auf und begab sich in das Zelt eines seiner höheren Offiziere, oder berief diese zu sich, um in stundenlangem Gespräch über gleichgiltige Dinge und ohne im Entferntesten den Gegenstand seiner Furcht zu berühren, die nagende Unruhe seines Gewissens zu beschwichtigen. Mit der Ueberzeugung des Scheiterns aller seiner Hoffnungen schwieg dasselbe; die unerschütterlichste Kälte zog in das Gemüth Karl's ein und verließ ihn, mit nur wenigen Ausnahmen, während seines ganzen Lebens nicht wieder. Der schnelle, plötzliche Wechsel vom höchsten Glück zum Unglück ist der Wendepunkt in der Geschichte seines innern Menschen. Das ohnehin kalte Herz war zu Erz erstarrt. Die Mahnungen der höhern Macht, nicht auf die Unerschütterlichkeit seiner Kraft zu bauen, den Traum der Gerechtigkeit seiner Sache aufzugeben, waren an ihm vorübergegangen. Karl dachte nicht an sein Volk, dem die Segnungen des Friedens das dringendste Bedürfniß waren, dem er Wunden geschlagen, die Jahrhunderte zum Verharschen bedurften; dachte nicht an den Glanz seines Reichs, dessen schwer errungene Provinzen er zu feindlicher Beute werden ließ, sondern beharrte in dem gefährlichsten Irrthume der Könige, ihre persönliche Auszeichnung und ihren Ruhm mit dem ihres Volks und Reichs zu identifiziren. Hartnäckig und unbeugsam, das wohlerkannte Unrecht nie eingestehend, keinen Schritt zurückgehend, ertrotzte und wagte er Alles, sich selbst wie sein Volk, und schritt unerbittlich fort auf der Bahn, die ihn zu dem seltenen Ziele des geschichtlichen Anstaunens, aber nicht der, Achtung und Liebe umschließenden Bewunderung machte. — Die Niederlage bei Pultawa, die Gefangennahme des Restes der schwedischen Armee unter Lewenhaupt durch die Kapitulation bei Perevoloczna,

die Flucht Karl's zu den Türken, waren die natürlichen Folgen seines Starrsinns. Mit Recht konnte Peter sagen: „Die Nothwendigkeit für das Wohl meines Reichs ließ mich den Krieg ungerecht beginnen. Weil aber Karl in seinem Uebermuthe jeden Friedensantrag und Vergleich zurückwies, habe ich schließlich Gott, die Gerechtigkeit und den Sieg auf meine Seite bekommen.“ Unmittelbar nach dem Kampfe bei Pultawa schrieb er in einem Briefe: „Jetzt liegt der Grundstein von St. Petersburg fest und unerschütterlich!“ — Thatsächlich war jetzt Schweden das über hundert Jahre mit Auszeichnung geführte Szepter der Herrschaft des Nordens entrissen, und die von den östlichen Nachbarn gegen dasselbe gerichteten Kriege wurden fortan in den eigenen Gränzen des Landes geführt.

Karl gestand sich und Anderen die ganze Größe seines Unglücks nicht ein. In den Briefen an seine Schwester Ulrike Eleonore erwähnte er der Schlacht von Pultawa nur beiläufig: er habe einen zufällig eingetretenen Verlust erlitten, den er bald wieder gut zu machen hoffe. An Stanislaus Lescinski schrieb er, daß diese Niederlage nicht so wichtig wäre, um nicht wieder gut gemacht werden zu können, und daß er ihm bald mit bedeutender Unterstützung zu Hilfe kommen würde. — Die fast an abergläubische Verehrung gränzende Achtung, die ihm die Türken erwiesen, schmeichelte seiner Eitelkeit und befestigte ihn in dem Entschlusse, vorläufig in der Türkei zu bleiben. Hätte man, was später des Sultans Günstling Kumurgi anrieth und was dann auch geschah, gleich von Anfang an Karl zwar mit der einem gekrönten Haupte und einem Unglücklichen gebührenden Achtung, aber gleichgültig in Bezug auf sein Gehen und Bleiben behandelt, so würde er nicht fünf Jahre in unnützen Bravaden gegen türkische Wesiere und Pascha's verbracht haben, sondern früher seinem unglücklichen Lande zu Hülfe gekommen sein. Die Thaten des nordischen Heldenkönigs und seiner Genossen hatten das Staunen Europa's und des Orients erregt, aber die Bewunderung ward mit dem Ruin des Vaterlandes erkauft. In den Augen der Besonneneren war Karl's Ruf gesunken, da ihnen die Königspflicht höher steht, als der Manneswille. Nur die rohen Naturvölker sahen in dem wahnwitzigen Eigensinn, den die Umstände und gewissenlose Schmeichler bis an die äußerste Gränze getrieben, eine der Achtung und Ehrfurcht würdige Tugend. Der Khan der Bulgarei ging in seinem Entzücken so weit, daß er, wo er es vermochte, mit großen Kosten Schweden und Schwedinnen als Sklaven kaufte, um sie mit seinen Unterthanen zu vermischen und einen kräftigern Volksstamm zu erzeugen. Karl selbst wurde ein Gegenstand der wunderbarsten Märchen und Sagen des Orients. Bei Bender zeigt man noch die grasbewachsenen Schutthaufen des Königshauses von Warnitza als den Sitz des vom Volke verehrten „Schwetzky Koroll,“ der nach der Sage noch heute Schweden regiert, während seine verzauberte Tochter die unter den Ruinen befindlichen, mit Gold und anderen Schätzen gefüllten Gewölbe bewacht, um sich und diese, wie das halbe schwedische Reich, ihrem Befreier zu geben. M.

Schweiz.

Genf unter der Herrschaft des Radikalismus.

III.

Die sittlichen Zustände des heutigen Genf.

Gewiß konnte die kleine Republik Genf von der allgemeinen Bewegung unserer Zeit nicht unberührt bleiben; wohl oder übel mußte sie deren Einfluß erfahren. Die revolutionaire Thätigkeit beschleunigte nur eine Umgestaltung, die die Zeit nothwendig herbeigeführt hätte. Allein die Gewaltsamkeit ist eine schlechte Rathgeberin, und einen zu hastigen Wechsel der Lebensweise können Völker so wenig wie Einzelne vertragen, ohne darunter zu leiden. Die weise Langsamkeit des geregelten Fortschritts wich plötzlich der tollkühnen Ueberstürzung. Auf einen Hieb sollte Genf mit seinen Ueberlieferungen brechen und sich in die neue Strömung werfen. Und wie gewöhnlich in solchen Fällen, gerieth man aus einem Extrem in's andre: die übertriebene Strenge des alten Regiments gab der Ungebundenheit der Neuerung Raum. Man erinnerte sich, daß die Stadt Genf vormals, ehe sie ein Bollwerk der Reformation geworden, eine Stätte der Weltlust gewesen sei, daß die dem Einfluß des großen Reformators entgegentretende Partei im sechzehnten Jahrhundert sich die Partei der Libertinen genannt, vergaß aber, daß zu anderen Zeiten die Sittenstrenge in Genf die äußerste Gränze erreichte, daß sie dem Andrang der kühnen Philosophie einen starren Widerstand entgegengesetzt und dabei oft eine Beschränktheit des Blicks gezeigt habe, die sich mit der Lehre von der freien Forschung schwer vereinen läßt. Das darf uns übrigens nicht wundern, wenn wir die von Calvin gegründete, religiös wie bürgerlich gewaltige Organisation näher in's Auge fassen. Eine solche Form kann zerschlagen werden, und doch behält die Gesellschaft das Gepräge derselben auf lange Zeit; selbst das 18. Jahrhundert vermochte nicht es zu verwischen, und die spiritualistische Richtung Rousseau's bewahrte sein Vaterland vor Voltaire's Einfluß. Dieser versucht's nun, sich geltend zu machen; wird's ihm gelingen? Wenn wir uns die Mittel ansehen, die er anwendet, so dürfen wir daran zweifeln. Die Revolutionaire, die an der Umgestaltung Genf's arbeiten, gehören der französischen Schule. Ihre hervorstechenden Züge sind: religiöser Indifferentismus und materialistischer Hang, verstärkt durch einen eben so zähen wie heftigen persönlichen Haß. Um jeden Preis wollen sie, nicht ihren Prinzipien, sondern ihrem Groll den Sieg erringen; ob darüber die wahren Interessen der Freiheit zu Grunde gehen, das kümmert sie nicht. Der Protestantismus, dem Pfaffenjoch feind, den verfassungsmäßigen Einrichtungen, den republikanischen Sitten freund, Liebe zur Ordnung und Achtung vor dem Gesetze predigend — der steht ihren Umsturzplänen im Wege, der muß weichen, auf die Gefahr hin, daß Genf zurückschreiten könnte. Die Genfer Revolution begnügte sich nicht, mit der ultramontanen Partei ein politisches Bündniß zu schließen, sie suchte durch alle Mittel die protestantische Kirche zu schwächen, indem sie ihr ihre besten Stützen nahm. Zuerst richtete der Radikalismus sein Geschoß gegen die Akademie, dann gegen den Pastorenverein. Jene erfuhr in ihrem Personal wie in ihrem Unterrichtsplan bedenkliche Abänderungen. Früher war die Leitung der Studien einem Lehrkörper, unter dem Beistand eines Rathes des öffentlichen Unterrichts anvertraut. Jetzt hat sie ein Mitglied des Staatsraths in Händen, der über alle einschlägigen Fragen in letzter Instanz entscheidet. Diese Allmacht ist um so gefährlicher, als es bei dem allgemeinen Stimmrecht einmal leicht kommen könnte, daß ein Mensch ohne alle wissenschaftliche und literarische Bildung den öffentlichen Unterricht leitet. Wenn die Genfer Akademie nach zehn Jahren einer solchen Verfassung noch nicht allen Glanz eingebüßt hat, so ist das wohl der noch herrschenden Macht der Gewohnheit zuzuschreiben.

In der Kirche zeigt sich dieselbe Erscheinung. Die neue Organisation, auf wesentlich demokratischen Grundlagen errichtet, hat nicht die schlimmen Wirkungen hervorgebracht, die man von ihr erwarten konnte. Das allgemeine Stimmrecht bei der Wahl der Prediger giebt in der Regel befriedigende Resultate, und das aus derselben Quelle hervorgegangene Konsistorium zeichnet sich durch den Geist der Erleuchtung, der Duldung und der Frömmigkeit aus, der bei seinen Berathschlagungen, wie in seinen Handlungen, sich nie verleugnet. Auf diesen beiden Punkten also scheiterten die Angriffe des Radikalismus an der Gewohnheit, während er auf dem politischen Felde, indem er das Recht der brutalen Gewalt auf den Thron hob, einen vollständigen Sieg erfocht.

Selbst gegenwärtig ändert der theilweise Widerstand nichts an dem Gang der Genfer Regierung. Obgleich sie die Hälfte der Wähler gegen sich hat, weist sie dennoch jeden Vermittelungsversuch zurück, beharrt bei ihrem ausschließlichen Verfahren in den geringsten Einzelheiten und verfolgt ihr Ziel mit beispielloser Zähigkeit. Eine verbissene Antipathie gegen die Prinzipien, denen Genf seinen Ruf verdankte — das ist der Geist, der sie beseelt. Und doch wollten das die Meisten nicht, die die Revolution von 1846 hervorriefen: sie würden vor dem Gedanken zurückgetreten sein, in ihrem Vaterland neue Saaten der Feindseligkeit, der Zwietracht und der Auflösung auszustreuen; allein ein einziger Wille herrscht und regiert. Der Großrath hat keine andere Aufgabe, als Erlasse einzutragen. Bei den Anhängern des Chefs ist die republikanische Empfindlichkeit der monarchischen Ergebenheit gewichen. Die Zukunft würde wenig Hoffnung darbieten, wenn sich in der Stadt Calvin's nicht hier und da die Symptome eines verständigen Freisinns zeigten.

Der Genfer Geist ist nicht ganz todt. Die furchtbaren Streiche, die man auf ihn geführt, konnten, in dem Kern der Nation wenigstens, seinen Muth nicht niederschlagen. „Noblesse oblige“ ist bei diesem die Losung, und er begreift als seine Pflicht, die geistige und sittliche Entwickelung, den Ruhm Genf's zu fördern und zu erhalten. In Gegenwart der Gefahr ist der Eifer wieder erwacht.

Seit 1847 machte die konservative Opposition zuerst vollen Gebrauch von den Hilfsmitteln, die eine freie Presse zu ihrer Verfügung stellte. Fünf oder sechs Jahre hinter einander war der politische Kampf auf dem journalistischen Felde sehr lebhaft. Neben den Lokalblättern zeichnete sich manche Flugschrift aus. Was den Genfer Publicisten im Allgemeinen an eigentlichen Schriftsteller-Talenten abgeht, ersetzten sie durch die Leidenschaft.

Sie lassen sich in dem Feuer der Polemik gehen, die von Geist und beizender Schärfe überwallt. Schade, daß sie nicht Maß zu halten weiß. Wenn ein Thema die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, so wird das Volk durch alle Schichten mehr oder weniger von dem Schreibefieber erfaßt. Das ist übrigens nichts Neues. Isaac Cornuaud, der um die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte, anfangs bloßer Uhrmacher-Gesell, später Buchhalter, veröffentlichte fast täglich eine Flugschrift. Die Sammlung seiner Drucksachen bildet fünf dicke Octavbände, und außerdem hinterließ er zehn Quartbände Manuscripte, die auf die Angelegenheiten seiner Zeit Bezug haben. Die heutigen Genfer stehen in diesem Betracht ihren Vorgängern im achtzehnten Jahrhunderte nicht nach, wenn man die Zahl der Flugschriften, Lieder und Karikaturen, namentlich im Laufe der Jahre 1847—1849, zum Maßstabe nimmt. Die meisten freilich sind mehr nach ihrem Gehalt, als nach ihrer Form zu würdigen; einigen aber ist auch der literarische Werth nicht abzusprechen. Als Beispiel ist Doktor Baumgartner anzuführen. Früher Mitglied des März-Vereins, brach er nach der Revolution von 1846 mit der radikalen Partei und schloß sich bald ihren feuerigsten Gegnern an. Er führt eine messerscharfe Feder. Er geht dem Haupt des Radikalismus hart zu Leibe, enthüllt dessen Schwächen, und legt mit unbarmherziger Ironie dessen Politik bloß. Aus der leidenschaftlichen Glut, die oft in ihm brennt, sprühen wahrhaft originelle Funken. Gedanke und Styl haben das scharfe Genfer Gepräge, paaren sich aber mit der französischen Lebhaftigkeit. Seine Flugschriften, in denen es von Sarkasmen und Persönlichkeiten wimmelt, kamen in großen Schwung und trugen nicht wenig bei, den Nationalsinn zu wecken, indem sie die weltbürgerlichen Tendenzen bekämpften, die aus Genf einen Mittelpunkt der revolutionairen Propoganda machen zu wollen schienen. Ein anderer, ebenso hervorragender Schriftsteller, der namenlose Verfasser der „Herzensergüsse eines Staatsmannes", hatte den sinnreichen Einfall, den Diktator selber in Szene zu setzen, wie er einem seiner Vertrauten die Geheimnisse seiner Taktik mittheilt. Er verstand es, mit seltenem Scharfblick gewissermaßen die Bahn abzustecken, die der Radikalismus zu verfolgen im Begriffe stand.

„Erinnert euch," läßt er ihn sagen, „daß es eine unsrer kostbarsten Hilfsquellen ist, über Stellen und Geld, über Geld und Stellen zu verfügen. Nun aber sind wir in der besonders günstigen Lage, alle Macht, die in diesem kräftigen Hebel liegt, aus ihm zu ziehen. Indem wir die uneigennützige Hingebung als eine veraltete Schrulle der Aristokratie verwerfen und brandmarken; indem wir als ein ruhmschaffendes Prinzip aufstellen, daß Geld ein demokratisches Triebrad sei: haben wir dem radikalen System einen wunderbaren Stützpunkt gegeben, ihm seine Bahn geebnet und seinen Gang erleichtert....

„Der Nerv einer Regierung ist ihre Kasse; die Menschen wie die Thiere im Viehhof erkennen willig in Dem ihren Herrn, der ihnen Futter giebt. Beim Regieren bedarf man Eins: Viel Geld und den Verstand, es zu gebrauchen. Ausgeben, viel ausgeben, noch einmal ausgeben, immer ausgeben — darin liegt Alles!.....

„Ein Zugabevortheil beim Gebrauch der Staatsmittel mit vollen Händen wäre noch, daß wir den Platz für jeden andern außer uns unhaltbar machen; denn die Aristokratie der Pfahlbürger und des Beutels dünkt sich verloren, wenn der Geldkasten nicht voll ist, oder, um ihre pedantische Sprache zu sprechen, wenn der Staatshaushaltsbedarf nicht mindestens auf ein halbes Jahr voraus gedeckt ist....."

So viel über die Finanzen; hier eine Probe von dem Wahlmechanismus:

„Bei dem wahren demokratischen Regime, wie es aufzufassen und zu üben ist, damit das Land ohne Ruck und Stoß seine Fahrt mache, muß Alles so eingerichtet sein, daß die Wahlen thatsächlich in den Händen der Regierung oder besser des Regierungshauptes liegen. Dann hat dieser nichts weiter zu thun, als eine angemessene Deputirtenliste anzufertigen..... Habt ihr einige Stimmzettel für Leute vorbehalten, denen ihr Verpflichtungen schuldig seid und euch auf keine andere Weise erkenntlich beweisen könnt, dann füllet eure Liste mit Menschen, die im Punkte der Talente und der Kenntnisse Nullen sind, nur mit euren Augen sehen und nur auf euren Namen schwören....."

Der Sozialismus, der, wie man sagt, gerade die Regierungen bedroht, ist für die Radikalen nur eine Waffe mehr.

„Er ist's, der bis jetzt unsere Stärke ausgemacht und unsern Erfolg gesichert hat; er liegt allen Wühlereien, allen Aufständen, allen radikalen Umwälzungen zu Grunde: er ist die Seele, der Brennpunkt derselben; er ist die Feder, wie die regulirende Unruhe in der Uhr.....

„Der Sozialismus kann uns nicht missen; allein und sich selbst überlassen, hat er keine Aussicht auf Erfolg; er kann in seiner Nacktheit nicht bestehen, und Alles würde von den starren Konsequenzen seines Prinzips erschreckt zurückweichen. Ja, mein Freund, du magst Das widersinnig nennen, wenn du willst; ich aber meine, die Schwäche des Sozialismus rührt gerade davon her, daß er ein Prinzip hat und es schauträgt. Wir wollen keins ankündigen, uns sorgfältig hüten, etwas zu formuliren; darin liegt eine der Ursachen, die dem Radikalismus sein Uebergewicht geben. Sein kostbarer Skeptizismus gestattet ihm, jeden beliebigen Weg einzuschlagen, um den als Feind zu behandeln, der ihm widersteht, sich aus Allem Waffen zu schmieden, wie überall Bundesgenossen zu werben...

„Mittelst einiger Zugeständnisse in Bezug auf das Recht zur Arbeit und dessen praktische Anwendungen auf Eigenthum, Erbfolge, Steuern, mittelst Wegräumung vorhandener Institutionen, besonders mittelst der Feindseligkeit, die zwischen ihm und der wohlhabenden Klasse nimmer aufhören wird, kann sich eine radikale Regierung mit einiger Gewandtheit das sozialistische Element günstig erhalten...

„Der Sozialismus ist ein Bundesgenoß, der Zuträger des Radikalismus; sein Nebenbuhler kann er nie werden. Jener ist der Arm, dieser wird stets der Kopf bleiben."

Diese Blicke, die der politische Seher 1849 in die Zukunft that, wurden zur vollen Wirklichkeit. Man vermehrte die Stellen und gründete überdies Nationalwerkstätten. Außerdem boten die öffentlichen Arbeiten ein Einflußmittel auf die Wahlen, dessen sich das neue Regiment geschickt bediente, um Anhänger zu werben. Eine geschlossene Organisation hielt das allgemeine Stimmrecht in Abhängigkeit von einigen dem Chef ergebenen Männern, und wenn dies nicht ausreicht, so müssen Drohungen, Tumult, selbst Gewalt herhalten, um die Gegenpartei einzuschüchtern. 1849 und öfter seitdem wurden die Wahlen durch beklagenswerthe Auftritte gestört. Die Geringschätzung der Prinzipien läßt die Vorhersagungen des erwähnten anonymen Verfassers weit hinter sich. Die Politik kennt keine andere Regel als das Tagesinteresse und greift nach dem ersten besten Auskunftsmittel. Bald geht man in der Freiheit bis zur Ungebundenheit, bald verfolgt man die entgegengesetzte ebenso auf die Spitze getriebene Richtung. Durchweg aber zieht sich wie ein rother Faden die festbeschlossene Absicht, der Thätigkeit der Regierung die möglichste Ausdehnung zu geben. Man rückt dem Sozialismus gerade nahe genug, um sich seines Beistandes zu sichern, und sorgt dafür, ja nur auf Kosten der Konservativen Zugeständnisse zu machen. Die „Herzensergüsse eines Staatsmannes" sind demnach ein treues Bild der verflossenen zehnjährigen Geschichte, und werden die glänzendste Probe Genfer Polemik bleiben, die selbst in ihren mittelmäßigsten Productionen eine allgemeine Geschicklichkeit zeigen, die Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung zu erörtern; sie geben Zeugniß, wie vertraut die republikanische Erziehung alle Bürger mit den Interessen des Gemeinwesens macht; leider schützt sie diese politische Betonung nicht vor den gefährlichen Abwegen der Sophisterei, auf welche das Genfer Volk sich nur zu leicht verleiten läßt.

Der Federkrieg erbitterte die Gemüther je mehr und mehr. Die gewaltsamen Auftritte bei den Wahlen von 1849 bewiesen, daß jeder Versuch zur Verständigung erfolglos sei. Der Radikalismus trug seine Absicht offen zur Schau, entweder das allgemeine Stimmrecht zu seinem Nutzen auszubeuten, oder es in dem für ihn ungünstigen Ausfalle unter die Füße zu treten. Seine Gegner begriffen nun die Nothwendigkeit, ihn mit anderen Waffen zu bekämpfen und dem Einfluß der Regierungsgewalt den der Privatvereine entgegenzusetzen. Als z. B. die Genfer Akademie bedroht erschien, beeiferten sie sich, den Grund zu einer neuen ähnlichen Anstalt zu legen, um jene im Nothfall zu ersetzen. Freiwillige Zeichnungen unterhielten mehrere Jahre ein Frei-Gymnasium, worin junge Leute sich für die akademischen Würden vorbereiten konnten. Die Raschheit, womit diese Konkurrenz sich bildete und die Wirkung, die sie auf den akademischen Unterricht übte, zeugen für den Reichthum Genfs an wissenschaftlichen Hilfsmitteln. Da aber einmal der Zweck erreicht, d. h. die Akademie so umgestaltet war, um jede Besorgniß für ihre Existenz zu verscheuchen, wurde das Frei-Gymnasium geschlossen; denn der Opposition lag ja nur daran, die Aufrechthaltung dieser alten und fruchtbaren National-Anstalt, auf die Genf mit Recht stolz sein kann, sicher zu stellen.

Calvin war ihr Gründer. Sein gewaltiger organisatorischer Sinn hatte wohl begriffen, daß in ihr das sicherste und dauerndste Einflußmittel lag. Da er vor Allem die Bedürfnisse der reformirten Kirche im Auge hatte, so errichtete er nur vier Lehrstühle: 1) für Theologie, die Theodor von Beza anvertraut ward; 2) für hebräische Sprache, der vom angestellten Professor einige Stunden wöchentlich behufs der Auslegung des alten Testaments gewidmet werden sollte; 3) für Philosophie,

von einem Arzt, einem Beichtvater und einem Dichter*); der Redefluß des Letztern gleicht den Strömen Amerika's, die Gold in ihren Wellen mit sich führen, er ist unwiderstehlich, wunderbar, tiefsinnig, reich an berauschenden Bildern, welche die Seele in süße Träumereien versenken. Aber der Beichtvater ist ein wenig Jesuit und der Arzt befolgt ein sehr gewagtes Heilsystem! Die Moral und die Gesundheit könnten leicht bei dem Verfahren Beider in Gefahr gerathen. Die Absicht des Verfassers soll damit in nichts verdächtigt werden; er hat überall die reinste, denn Michelet ist eine durchaus übersinnliche Natur. Er ist ein Hindu, in dem besten Sinne des Wortes, wie einst Heinrich Heine von ihm gesagt hat. Die Einbildungskraft ist bei Michelet die hervorragendste Seelenthätigkeit; sie ist beweglicher wie das Wasser, einschmeichelnder wie Vogelgesang, glänzender wie ein Sonnenstrahl und farbenreicher wie der Abendhimmel; sie kann alle Formen annehmen, denn sie ist selbst formlos. Wenn einige Behauptungen und Schilderungen wie Räthsel und Träumereien erscheinen, so darf man dem Verfasser nicht darob zürnen, seine Einbildungskraft hat ihn verleitet, sich in den hinreißenden Orakelsprüchen zu ergehen, wie sie einst vom mystischen Dreifuß der Pythia ertönten.

Man kann sich ungefähr denken, was eine solche Natur für ein Buch von der Liebe zu schreiben vermag. Er, der sich bei historischen Darstellungen so erregt fühlte, daß er sich selbst mit in den Kampf mischte; er, der einst von lyrischen Phantasien überschüttet ward, als er dem Gesange der Vögel lauschte (Michelet „L'oiseau") und dem stummen Leben der Insekten („L'insecte") zuschaute, wie mußte er ergriffen werden von dem Zauberwort der Liebe! Die Berauschung ist vollkommen, sein Herz strömt über, sein Mund redet in Rubinen und Perlen. Noch nie ist von der Liebe der Menschen in ähnlicher Weise gesprochen worden.

Das Weib wird gefeiert wie im hohen Liede, unter seiner natürlichen Form und unter einer symbolischen, als Persönlichkeit und als Symbol der Natur, als der Zauber des Hauses und als Quelle allen Lebens. Ein süßer Wahnsinn überschattet die Zeilen, alle Worte zittern wie erregte Nerven, alle Gedanken suchen sich und pressen sich aneinander wie zwei Hände, die sich drücken möchten. Und dennoch läßt die Lektüre des merkwürdigen Buches kalt; man möchte es nicht lesen im Schatten eines Sommerabends, sondern am warmen Kamin bei hellem Lampenlicht. Es ist ein herbstliches Buch; man merkt sehr bald, daß bei aller Glut der Phantasie doch die eigentliche jugendliche Herzenswärme fehlt.

Der Verfasser wird auf diesen Einwurf erwidern, daß er nicht danach gestrebt hätte, Liebhaber zu erwecken, sondern Ehemänner; aber er verlangt, daß der Ehemann fortwährend der Liebhaber seiner Frau bleibe und muthet ihm auch zu, daß er gewissermaßen ihr Arzt werde. Er läßt sich auf medizinische Einzelnheiten ein, welche Einfluß auf das Leben und Empfinden des Weibes üben sollen; er rechnet die Kränklichkeit so sehr zur Natur desselben, daß er zeitweise in eine völlig ärztliche Abhandlung geräth, welche sich neben dem hohen Liede der Liebe fast komisch ausnimmt und den harmonischen Eindruck seines Buches gänzlich zerstört.

Außerdem wirkt das Ideal eines Ehemannes, welches Michelet aufstellt, fast lächerlich, weil es übertrieben und unmöglich ist. Er soll jede Empfindung, jede noch so leise Regung im Herzen seiner Frau beobachten und ergründen, nebenbei aber auch die Häuslichkeit überwachen, daß ihr keinerlei Unannehmlichkeit daraus erwachse, für weiche Teppiche auf den Treppen, für gute Wahl der Speisen u. s. w. Sorge tragen, kurz er soll ein Topfgucker und ein Poet zugleich sein! Es ist nicht wahrscheinlich, daß Michelet seinen edlen Zweck erreichen wird, nämlich die Ehen in Frankreich zu vermehren, denn alle Hagestolzen werden mit Schrecken die Ansprüche erwägen, die sie in der Ehe erfüllen sollen, von denen hier nur kaum die Hälfte aufgezählt worden ist. Michelet verlangt noch ganz andere Dinge, die man in dem Buche selbst nachlesen möge. Das kostspielige, ermüdende und unmoralische Leben der meisten heiratsfähigen Junggesellen wird durch Michelet's gute Absicht schwerlich unterbrochen werden, denn die Ehe erscheint durch seine Schilderung geradezu wie eine Last und eine Verdrehung aller Begriffe. Er verwechselt die Obliegenheiten des Mannes häufig mit denen des Weibes und treibt eine Art Abgötterei mit dem Kultus der Liebe, wodurch das Wesen der Ehe gänzlich mißverstanden werden muß. Daß es auf dem Begriff der Pflicht begründet ist, scheint Michelet gänzlich zu übersehen. Die Rathschläge, welche er dem Ehemanne giebt, wenn er seine Frau vor einer Untreue bewahren will, zeigen deutlich, wie wenig der Verfasser von der Heiligkeit und Macht des Pflichtgefühls bei den Frauen erwartet, wie gering also seine Meinung von denselben ist, obwohl er ihnen die übertriebenste Verweichlichung und Verehrung von Seiten ihrer Männer zuwenden möchte. Er schlägt nämlich vor, daß man seine Frau um jeden Preis von dem Gegenstande, der ihr gefährlich werden könne, entfernen solle und zwar, wenn ihr ein Italiäner gefallen hätte, solle man mit ihr nach Italien reisen, damit ihr die südliche Gesichtsbildung als etwas Alltägliches erscheine; sei sie aber von einem blonden Nordländer angezogen, so solle man ihr in Deutschland möglichst viel Flachsköpfe und rothe Backen zeigen, damit die Illusion des Ungewöhnlichen verschwinde. Es scheint dem Verfasser gar nicht einzufallen, daß solche Hilfsmittel sehr unsicher sind und daß eine Mahnung an das Gewissen viel würdiger und viel wirksamer sein würde. Ueberhaupt zeigt Michelet wenig ideale Auffassung der Weiblichkeit, trotz der Abgötterei, welche er für sie an den Tag legt. Schon daß er den Frauen zumuthet, sein Buch über Liebe und Ehe zu lesen, ist ein Beweis, daß er keinen Sinn für die zarte Weiblichkeit besitzt. Erleidet auch das sittliche Gefühl keine Verletzungen, so wird doch die Schamhaftigkeit einigemal in unglaublicher Weise von ihm beleidigt. Er hätte wenigstens wie Rousseau in seiner Vorrede zur Heloise die Frauen warnen sollen vor der Lektüre seines Buches oder er hätte für dieselben eine besondere gereinigte Ausgabe erscheinen lassen müssen, denn es ist allerdings zu bedauern, wenn sie alle der Schönheiten und Eigenthümlichkeiten verlustig gehen, welche der Verfasser über ihre wichtigsten Lebensfragen in diesem seltsamen Buche zusammengetragen hat.

Namentlich verdient das Kapitel über die Liebe im Alter von allen Frauen gelesen zu werden, denn hierin hat Michelet alle Schlacken abgestreift, die seinem Feuer anhafteten bei der Schilderung jugendlicher Liebe. Er hat reine und erhabene Ausdrücke gefunden, um die edlen Regungen der Seele im Herbstkleide wieder zu geben. Jede Spur von Sinnlichkeit ist verschwunden, das Fleisch ist verstummt, nur die Seele ist übrig geblieben, welche empfindet, leidet und hofft. Die Liebe erscheint mit ernster Anmuth und rührender Größe; das Materielle und Triviale, dessen Michelet sich schuldig gemacht, ist abgefallen, er schwärmt wieder für die Reinheit und Heiligkeit der Gefühle. Auf die irdische Kreatur, die Asche und Staub war, ist ein unsterblicher, fleckenloser Geist gefolgt. Die Liebe hat den Tod überwunden und jenseits des Grabes finden sich die Verbundenen wieder. Die Klagen der Witwe und die Tröstungen des verstorbenen Gatten kann man nur mit der größten Rührung und Bewunderung lesen. Es fehlte nur die gebundene Rede, um ein Gedicht daraus zu machen.

Diese Verherrlichung der „alten Frauen" ist ein Verdienst, welches Michelet sich um die Wahrheit erwirbt. Es ist Zeit auszusprechen, daß sie sehr wohl befähigt sind, eine Empfindung zu erwecken, die wärmer ist als die Freundschaft und reiner als die Liebe, daß sie eine Schönheit besitzen können, welche das Spiegelbild der Seele ist, und welche Michelet sehr richtig als den „Zauber der Güte" bezeichnet. Eine alte Frau kann nicht mehr wie eine junge das Auge täuschen; man erkennt auf den ersten Blick, ob sie Engel oder Hexe ist, was sehr schwer war, so lange die Lippen noch in Purpur leuchteten, das Antlitz noch in Marmorglätte glänzte und sie selbst kann im Alter erst genau erfahren, ob ihre Seele oder ihr Körper Liebe erweckte....

Die obigen Andeutungen über Michelet's neuestes Buch sind theilweise durch einen Aufsatz von E. Montégut angeregt worden, der jedoch zu weitläufig war, um ihn wörtlich hier wiederzugeben, daß unsre eignen Bemerkungen mit denen Montégut's etwas unkenntlich ineinandergeflossen, liegt an der Uebereinstimmung unserer Ansichten über das Werk, welches als eine literarische und moralische Kuriosität zu betrachten ist. F. v. H.

*) In der That soll der Verfasser bei allen seinen nicht-historischen Werken einen Mitarbeiter gehabt haben — seine Frau nämlich, die eine geborne Amerikanerin ist. D. R.

Italien.

Italiänische Volkslieder.

Als eine nicht unbedeutende Ergänzung der reichhaltigen Sammlung der „Canti popolari toscani, corsi," u. s. w., welche Nicolo Tommaseo in mehreren Theilen bereits vor zwanzig Jahren herausgegeben hat, muß die kleine Sammlung piemontesischer Volkslieder angesehen und von allen Freunden des Volkslieds willkommen geheißen werden, die kürzlich unter dem Titel: Canzoni popolari del Piemonte, raccolte da Costantino Nigra erschienen ist. Die Augsburger Allgemeine Zeitung machte schon vor einigen Monaten im Voraus auf dieselbe aufmerksam, und in der That finden wir alles das, was dort darüber gesagt ward, vollkommen bestätigt. Sie ist um so wichtiger, da sie nicht etwa Liebeslieder, Ritter-

nelli und dergleichen, sondern namentlich einige geschichtliche und romantische Volkslieder (Canzoni storiche e romanzesche) enthält die eben so von historischem Werthe, als reich an poetischen Schönheiten und in hohem Grade anziehend durch die äußere prägnante Form des Ausdrucks und der mit dramatischem Leben*) sich fortbewegenden Darstellung sind.

Der Verfasser der Sammlung hat seinen Gegenstand mit großer Liebe und mit warmem Interesse behandelt und dabei zugleich die wissenschaftliche Seite gebührend in's Auge gefaßt. Er theilt die einzelnen Volkslieder in den verschiedenen Dialekten, in denen das Volk in Piemont sie noch jetzt singt, sowie mit den einzelnen Abweichungen und Lesearten, mit welchen sie an verschiedenen Orten sich erhalten haben, dann aber auch in einer Uebersetzung mit, in welcher jeder, der die italiänische Sprache versteht, die Lieder selbst lesen und verstehen kann. Außerdem bringt der Herausgeber zur Erklärung des Gegenständlichen jedes einzelnen Volkslieds, namentlich bei den historischen in Betreff der geschichtlichen Grundlage und des Zeitalters, welchem sie angehören, das Nöthige bei, und er unterläßt auch nicht, die einzelnen Lieder in den einzelnen Lesearten mit historischer und ästhetisch-philosophischer Kritik unter einander zu vergleichen. Dabei kommt ihm eine gewisse Bekanntschaft mit anderen Volksliedern (französischen, portugiesischen, slavischen u. s. w.), in hohem Grade zu Statten, und indem er, was die romanischen Volkslieder seiner Sammlung anbelangt, aus den diesfallsigen Literaturen einzelne ähnliche Volkslieder, Paralleli, zur Vergleichung mittheilt, arbeitet er in gewissem Sinne einer allgemeinen Volkslieder-Koncordanz vor, deren Durchführung in der That eben so interessant als wichtig wäre. Das bedeutendste und interessanteste der von dem Italiäner Nigra mitgetheilten historischen Volkslieder ist übrigens jedenfalls das erste, Donna Lombarda, von welchem er drei verschiedene Lezioni, eine Canavese, eine Monferrina und eine Piemontese beibringt, auch außerdem als Paralleli eine Lezione Veneta und zwei spanische Romanzen über den nämlichen Gegenstand hinzufügt. Die Donna Lombarda ist die ehebrecherische Tochter des Longobarden-Königs Alboin, Namens Rosmonda (Rosemunda, Rosamunde), die ihren Gemahl vergiftet, aber dabei ebenfalls ihren Tod findet. Das Lied hat in seiner Einfachheit und Kürze wahrhaft tragische Momente und wirkt in ähnlicher Weise, wie die bekannte, zuerst durch Herder bekannt gewordene schottische Ballade: „Edward," die sich auch in Menzel's reichhaltiger Sammlung: „Die Gesänge der Völker," Nr. 382 mitgetheilt findet. Dabei hat diese „Donna Lombarda" geschichtlichen Werth und zwar auch insofern, als das Lied ohne Zweifel gleichzeitig mit der Begebenheit selbst entstanden ist, auf welche es sich bezieht, dasselbe also aus der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts herrührt. Das Landvolk, das im Allgemeinen an seinen Trachten und Sitten mit einer größern Zähigkeit hängt, als die Bewohner der Städte, hat auch in Piemont dieses und andere Lieder und Romanzen, die in Nigra's Sammlung enthalten sind, treu bewahrt. Diesem Umstande ist es zu verdanken, daß, wer auch der eigentliche Verfasser aller dieser Lieder sei, der ursprüngliche Geist derselben und ihr Grund-Charakter in ihnen sich erhalten hat und klar zu erkennen ist. In dieser Hinsicht trägt auch diese Sammlung piemontesischer Volkslieder ihrerseits dazu bei, die Ansicht des gelehrten Romanisten Ferd. Wolf in Wien über die Entstehung des Volksliedes und über dessen wahren Charakter in's Licht zu setzen und zu bestätigen, die derselbe in dem Vorworte zu den „schwedischen Volksliedern von Rosa Warrens" (1857) ausgesprochen hat. K.

Türkei.

Zustände im Innern des türkischen Reiches, nach Tschichatschew**).

III. Finanzen und Staats-Ausgaben.

Heute, wie vor 20 Jahren, ist die Ziffer der öffentlichen Einkünfte etwa funfzig Millionen Thaler, während das Ausgabe-Budget auf eine ungeheure Weise gewachsen ist, abgesehen von den Kosten des letzten Krieges, die man bei der Abschätzung des Normalstandes der Dinge natürlich nicht in Anschlag bringen darf.

Also, vor 10 Jahren konnte das jährliche Defizit der Ausgabe gegen die Einnahme auf etwa acht Millionen Thaler geschätzt werden; 1858 ist es auf mehr als achtzehn Millionen gestiegen — eine Differenz, die nicht blos allein durch den außergewöhnlichen Zuwachs der Kriegskosten motivirt werden kann. Man muß um so mehr von dieser öffentlichen Schuld der Türkei sprechen, als sie vor zwanzig Jahren vielleicht der einzige Staat war, der sich rühmen konnte, Niemandem etwas schuldig zu sein und nur baares Geld im Umlaufe zu haben. Ja, in diesem Augenblicke hat die Staatsschuld die Ziffer von 150 Millionen Thaler erreicht, eine enorme Ziffer, verglichen nicht mit den absoluten Ziffern (wie die bezahlten oder unbezahlten Schutzredner der Türkei es gewöhnlich machen) der Staatsschulden der anderen europäischen Staaten, sondern nach dem Verhältnisse, das diese letzteren zwischen Einnahme und Ausgabe darbieten. Der traurige Zustand der türkischen Finanzen hat verschiedene Ursachen, unter welchen die ruinirende und oft unbegreifliche Verschwendungssucht des Sultans voransteht, obwohl seine Zivilliste verhältnißmäßig höher ist, als die jedes andern europäischen Monarchen. Sie ist nämlich durch Sultan Mahmud auf sieben Millionen Thaler festgestellt worden, was mehr als den neunten Theil der jährlichen Staatseinnahmen ausmacht. Eben so ist es richtig, daß die persönlichen Schulden des osmanischen Herrschers, d. h. diejenigen, die er ganz privatim bei den Landeseinwohnern, durch nicht-offizielle Vermittelung der Bankiers (gewöhnlich zu 6 bis 10 Prozent) macht, und die er jeden Tag vermehrt, mit reißender Schnelligkeit entsetzliche Verhältnisse annehmen, so, daß sie in diesem Augenblicke vielleicht nicht viel geringer als die Staatsschulden sind. Es würde fast unmöglich sein, sich in Europa von den über alles Maß gehenden Ausgaben Seiner Hoheit einen Begriff zu machen; und aus welchen leichtfertigen Beweggründen werden diese Schulden gemacht?!

So lieh er Ende April (1858) durch Vermittelung der Geschäftsleute von Galata zu 9 Prozent (7 Prozent Zinsen und 2 Prozent für die Kommission) die Summe von 2½ Millionen Thaler, die ausschließlich zu den zur Ehre der Hochzeit seiner zwei Töchter gegebenen Festlichkeiten bestimmt waren, während jede Lustfahrt im Kaïk oder zu Pferde durch einen Befehl bezeichnet wird, einen Palast einzureißen oder zu bauen. Der von Tscharagan, den erst sein Vater gebaut hatte, ist abgetragen und durch einen neuen ersetzt worden; der ganz planlos angefangene Bau des einzigen Palastes von Dolmabaktschi hat 18 Mill. Thaler gekostet, d. h. mehr als das Drittel aller jährlichen Staatseinnahmen. Man erzählt bei dieser Gelegenheit eine Anekdote, die in mehr als Einer Hinsicht bezeichnend ist. Als sich der Sultan eines Tages bei seinem ersten Kämmerer erkundigte, was dieser Palast wohl kosten könne, antwortete dieser Seiner Hoheit, die Summe beliefe sich nur auf 3500 Piaster (150 Thlr.); denn in der That war dies der Werth des in Assignaten verwandelten Papieres, mit welchem man die Rechnungen bezahlt hatte. Es begreift sich bei dieser Leichtigkeit, sich Geld zu verschaffen, d. h. durch Hilfe der kaiserlichen Papierfabriken, wie die Kaïmé oder Bankscheine im Stande gewesen sind, alles baare Geld aus dem Umlaufe in der Hauptstadt zu verdrängen.

Eine andere Ursache der Krankheit der türkischen Finanzen ist die Erhaltung der alten Einrichtung des Vakuf, der bis zur Einnahme von Konstantinopel zurückgeht, und woran die Reform noch nicht gerührt hat.

Man bezeichnet mit Vakuf das Eigenthum der Moscheen (also das Kirchengut), das von allen Lasten frei ist und gewissermaßen einen Staat im Staate bildet. Diese privilegirten Güter bringen ein Einkommen von ungefähr 40 Millionen Fr., was übrigens weit davon entfernt ist, ihren wahren Werth darzustellen. Denn bei ihrer schlechten Verwaltung bringen sie nur den kleinsten Theil dessen ein, was sie unter einer bessern Bewirthschaftung einbringen könnten. Also, abgesehen von dem, was der Fiskus durch die Steuerfreiheit der Kirchengüter verliert, entzieht überdies der Vakuf den rechtmäßigen Staatseinnahmen eine Menge von Privatgütern, indem er sie mittelst eines bekannten und allgemein angewandten Kniffes, der mehrere Jahrhunderte schon in Uebung ist, mit seinen Privilegien deckt. Um den Beraubungen oder der gesetzlichen Besteuerung zu entgehen, treten die Unterthanen, Christen wie Muhammedaner, durch einen Scheinkontrakt ihre Güter dem Vakuf ab, welcher selbstverständlich die vorgeblichen Schenkungen annimmt und sich den Anschein giebt, die alten Eigenthümer als zeitweise Pächter gegen eine ganz unbedeutende Abgabe zu belassen. Auf diese Weise zahlt ein guter Theil der schönsten Güter im osmanischen Reiche dem Fiskus gar nichts, und man sieht selbst heut noch zu Konstantinopel eine große Zahl von Häusern, die nicht blos tür-

*) Torino, 1858.

**) Die Urtheile des russischen Verfassers, über dessen „Lettres sur la Turquie" wir heute den Schlußbericht liefern, haben einen um so größern Werth, als er bereits vor einer Reihe von Jahren wiederholt in Kleinasien sich aufgehalten, und worüber er ein Werk in französischer Sprache herausgegeben, dem auch Alex. von Humboldt in seiner „Asie Centrale" große Anerkennung zu Theil werden ließ. D. R.

kischen Unterthanen, sondern sogar denen europäischer Mächte angehören, von jeder Last befreit, weil sie auf den Vakuf eingetragen sind. Ich kenne eins, das seinem Besitzer 5000 Thlr. jährlich einbringt, und das an den Vakuf, dessen anscheinendes Lehn es ist, nur 200 Piaster (8 Thaler) zahlt, was einer vollkommenen Steuerfreiheit ziemlich gleich ist.

Andere Briefe Tschichatschew's verbreiten sich über Handel und Industrie in der Türkei, und entwerfen davon ein eben so wenig tröstliches Bild. Obgleich von dem russischen Standpunkte des Verfassers aus, welcher für eine Zeitschrift geschrieben, deren Tendenzen bekannt genug sind, Alles in den dunkelsten Farben erscheint, so kann man doch wohl glauben, daß, trotz einzelner Lichtseiten, welche die Gegenpartei übermäßig hervorhebt, die Zustände traurig genug beschaffen sind, und Alle auf den nahen Fall hinstreben.

Eine Wiedergeburt der Türkei, wie des Orientes überhaupt, auf den Grundlagen der europäischen Gesittigung zu erwarten, scheint eine der größten Selbsttäuschungen, die unser Civilisationsstolz erzeugt hat. Die türkische Regierung, das herrschende Türkenvolk und die Bevölkerungen des osmanischen Reiches sind drei Dinge, die man nicht in Eins vermischen darf. Bei den griechischen, armenischen und überhaupt den christlichen Bevölkerungen der Türkei findet unsere abendländische Civilisation ohne besondere Schwierigkeit auf Privatwegen Eingang; sie europäisiren sich allmählich, weil das Christenthum hier die Brücke bildet und alte Anknüpfungspunkte genug vorhanden sind. Vielfach nehmen sie nur zurück, was wir ihnen früher entlehnt. — Ganz anders ist es dagegen mit dem türkischen Volke, mit dem Muhammedanismus. — Nehmen wir eine Einrichtung, wie die eben besprochene, den Vakuf. — Sie ist weit wichtiger, als sie selbst der Russe ansieht. Wo Geld, Besitz und Schutzverhältniß ist, dort ist auch Macht, und die türkische Profanregierung des Sultans hat eine geistliche zur Seite, die gewiß zu ihrer Zeit zum Vorschein kommen wird; wenn nicht eher, so doch, wenn der bankerotte Staat sein muhammedanisches Kirchengut wird säkularisiren wollen. — Säkularisation im Islam heißt aber selbst mehr als Säkularisation z. B. im Katholizismus, weil im Erstern Geistliches und Weltliches noch weit enger verbunden sind. In Europa thut man aber gerade so, als ob ein gläubiger oder, wenn man will, fanatischer Muhammedanismus gar nicht mehr vorhanden sei, gerade so, als wie man im vergangenen Jahrhunderte die Existenz der Kirche und aller positiv gläubigen Bevölkerungen ignorirte. Ohne Zweifel gehört diejenige Schicht der türkischen Bevölkerung, welche sich mit europäischer Bildung befreunden will, in die Klasse der Erscheinungen, welche stets der Auflösungsprozeß von Völkern und Staaten hervorbringt. Die türkischen Reformer möchten gern unendlich viel; sie erkennen theilweise die Vorzüge der europäischen Bildung (d. h. ganz auf der Oberfläche); sie erkennen die Uebelstände, welche daraus hervorgehen, daß der größte Theil der Unterthanen rechtlos und der Regierung feindlich ist; sie erkennen, wie dieselben durch den materiellen und sittlichen Einfluß der glaubensverwandten Westvölker gehoben und allmählich zur Einsicht ihres Zustandes gebracht werden. — Auch Furcht wirkt mit bei diesen Reformversuchen — kurzum die Regierenden sitzen auf zwei Stühlen, und müssen es am Ende mit beiden Theilen verderben. — Bis jetzt hält den rechtgläubigen Türken die Ehrfurcht vor der Majestät des Sultans, des Beherrschers der Gläubigen zurück — ein rein religiöses Bedenken. — Wenn dieses einmal überwunden sein wird, — und daß dies geschehen dürfte, wird man nicht bezweifeln — wenn man das Beil an die Grundwurzel des Staates, an die religiöse Verfassung, an den Vakuf legen wird, dann könnte es kommen, daß der ganze muhammedanische Orient aufflammt und sich zum letzten Streit rüstet.

Alle diese Reformen sind — wir glauben es dem Verfasser — Schein — Schein das Straßenbauen, Eisenbahnenanlegen, Industriebefördern, Schein die Gleichberechtigung u. s. w. Europäische Schwindler bereichern sich, bestehlen schamlos die Kassen der dummen Türken, welchen sie Berge von Gold vorfabeln durch die Wunder der Industrie, Kohlenförderung, Kanäle u. s. w., und damit sie dieses Handwerk recht lange und ungestört ausüben können, allarmiren sie die europäischen Tageblätter, indem sie die Lebensfähigkeit der Türkei in die Wolken erheben. — Die türkische Bevölkerung läßt das Alles in gewohnter Indolenz über sich ergehen und sieht halb verächtlich, halb ängstlich auf die abendländischen Giaurs, die so geschäftig sind, so unendlich Viel zu thun haben und Alles in Unruhe versetzen. — Es ist ihm ein Wunder, ein großes Wunder; er streicht den Bart, richtet die Augen gen Himmel und seufzt tief und lang — aber bald raucht er seinen Tschibuk weiter — der Sultan von Konstantinopel, der Padischah will es, der Pascha will es — Inschallah, so mag es sein; was kümmert ihn das Wohl des Staates, die Aufrechthaltung des Reiches? — Das ist des Sultans Sache und nicht seine. — Ob er dieselbe Ruhe bewahren wird, wenn die Grundfeste seines Glaubens, die bis jetzt immer noch in ihrem Kerne geschont worden, an die Reihe kommt, das ist eine andere Frage, welche nur die Zeit selbst beantworten kann.

Mannigfaltiges.

— Schiltberger's Reisen in Europa, Asien und Afrika*). Herr Professor K. F. Neumann in München hat, bei Gelegenheit der im vorigen Jahre stattgefundenen siebenhundertjährigen Jubelfeier der Gründung der Stadt München, den im Mittelalter berühmt gewesenen Münchener Reisenden, Johannes Schiltberger, zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht und in einer kleinen, uns jetzt gedruckt vorliegenden Schrift einige, sowohl der Form als dem Inhalte nach interessante Auszüge aus dessen deutschem Reisetagebuche mitgetheilt. Schiltberger, der bayersche Reitersmann, ist zu seiner Zeit, wie Marco Polo im 15. und 16. Jahrhundert, ein sehr beliebter Autor gewesen, und die Geschichte seiner Reisen im Morgenlande, seiner langen Gefangenschaft unter den Türken, in deren Hände er in der Schlacht von Nikopolis, 1395, gefallen war, sowie seiner ferneren Schicksale bis zu seiner Heimkehr im Jahre 1427, war ein Lieblingsbuch des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Sein Reisewerk gehört zu den Inkunabeln der Buchdruckerkunst und ist dann noch wiederholt im Druck erschienen. Eine Handschrift des Schiltberger, vielleicht seine eigene, wie Herr Prof. Neumann meint, ist zum Behufe des Druckes von München nach Nürnberg gegangen und dort geblieben. Das Buch ward später der Nürnberger Stadtbibliothek einverleibt und von Panzer in den „Annalen der älteren deutschen Literatur" (Nürnberg 1788) beschrieben. Dieses Manuscript ist später durch den fahrenden Gelehrten A. J. Penzel, der sich dasselbe im Jahre 1812 nach Jena hatte schicken lassen, wo er eine ungeschickte Bearbeitung desselben herausgab (München, 1813), verloren gegangen. Prof. Neumann hat nun seine Zusammenstellung unter Vergleichung einer Heidelberger Handschrift (die nicht jene verloren gegangene ist) mit den ältesten Drucken veranstaltet und theilt in der überaus anziehenden oberdeutschen Sprache Schiltberger's nicht weniger als siebenundsechzig Kapitel desselben mit, von denen das erste überschrieben ist: „Von dem ersten strit, den kunig Sigmund (von Ungarn) tet mit den Türcken", und das letzte: „Durch welche land ich herus komen bin." Der Herausgeber hat das Ganze mit zwei Einleitungen (die leider nicht immer bei der Sache bleiben), sowie durch zahlreiche geographische Anmerkungen und sprachliche Erklärungen und endlich durch ein vollständiges Orts- und Namen-Register bereichert.

— Alexander Herzen gegen Baron Korff. Gegen die im Jahre 1857 erschienene, von dem russischen Staatssecretair Baron M. von Korff, „nach eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen der kaiserlichen Familie" herausgegebene, auch in unserm „Magazin" (1857, Nr. 122) besprochene Schrift: die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I. von Rußland im Jahre 1825" hat der bekannte russische Flüchtling Alex. Herzen einen Protest in Form eines Buches veröffentlicht, von welchem auch eine deutsche Ausgabe erschienen (das Original war zuerst in der in russischer Sprache zu London erscheinenden Glocke abgedruckt**). Wie Alles, was dieser russische Karl Heinzen veröffentlicht, trägt auch seine jetzige Schrift das Gepräge des Leidenschaftlichen und der Uebertreibung, ja, man könnte sagen: der politischen Monomanie. Es ist, als ob diese schriftstellerischen Radikalen, von denen übrigens jede europäische Nation einige Exemplare im Auslande aufzuweisen hat, bei dem Mangel an Zustimmung, den ihre exaltirten Ideen selbst in den freiesten Ländern finden, darüber den Schwerpunkte einer gesunden Logik verlieren und nun so verfahren, als sei eigentlich die ganze Welt wahnsinnig, während sie — die

*) Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asien und Afrika von 1394 bis 1427. Zum erstenmal nach der gleichzeitigen Heidelberger Handschrift herausgegeben und erläutert von Karl Friedrich Neumann. Mit Zusätzen von Fallmerayer und Hammer-Purgstall. München, 1859, auf Kosten des Herausgebers Berlin, A. Asher & Co.

**) „Die russische Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dezember 1825." Eine Entgegnung auf die Schrift des Baron Modeste Korff. Hamburg, Hoffmann und Campe

äußerst Wenigen — allein vernünftig sind. Bekanntlich hat der regierende Kaiser Alexander II. bald nach seiner Krönung alle noch lebenden Theilnehmer an der Militair-Insurrection von 1825 begnadigt und dabei die Worte ausgesprochen: „Gebe Gott, daß fürderhin kein russischer Kaiser mehr in die Nothwendigkeit versetzt werde, solche Verbrechen zu bestrafen, oder auch nur zu verzeihen!“ Es giebt wohl kein zivilisirtes Land in der Welt, gleichviel nach welcher Form es regiert wird, in welchem nicht die Theilnehmer an einem Militairaufstande, wie derjenige von 1825 in St. Petersburg, als Verbrecher angesehen und bestraft werden. Herr Alex. Herzen ist jedoch außer sich darüber, daß in der Schrift des Baren von Korff die Generale, Obersten und Subaltern-Offiziere, die im Jahre 1825 das russische Heer zu ihren besonderen Ansichten und zum Ungehorsam gegen die bestehende Regierung verführen wollten, auch jetzt noch als politische Phantasten und als strafwürdige Meuterer bezeichnet werden. Pestel, die beiden Murawiew (Sergius und Matthias), Bestuschew, Rylejew und Andere, deren Namen wir nicht kennen, mögen persönlich ganz liebenswürdige und achtbare Männer gewesen sein, aber in ihrer Stellung als Offiziere der russischen Armee hatten sie ihre Pflicht, ihre Aufgabe als Männer von Ehre verkannt, und das, was Herr Herzen zu ihrer Apologie gegen den milden Kaiser Alexander II. vorbringt, an welchen die Schrift durch den vorgedruckten offenen Bericht gerichtet ist, ist hier jedenfalls am ganz unrichtigen Orte. Durch bloße Phrasen von Freiheit und Menschenrechten wird jetzt Niemand mehr überzeugt und selbst in Rußland wird dem Volke dadurch nicht imponirt, so neu es auch sein mag, dergleichen in russischer Sprache gedruckt zu sehen.

— Das heutige Italien, nach Otto Speyer. Es ist interessant, italiänische Urtheile über die politischen Verhältnisse Italiens, wie sie gegenwärtig sind, aus einer Zeit und unter Umständen zu vernehmen, die die Urtheile selbst als unbefangen und ohne alle Berechnung, vielmehr als das Ergebniß der Ueberzeugung erscheinen lassen. Ein solches Urtheil finden wir in einem kürzlich erschienenen Buche über Italien: „Bilder italiänischen Landes und Lebens, von Otto Speyer“*), das wir auch sonst, als vielfach das Interesse des Lesers ansprechend und befriedigend, bei dieser Gelegenheit besonders empfehlen. Der Verfasser traf nämlich im April 1849 mit einem Offizier der toscanischen Nationalgarde zusammen, der, ein Korse, 1848 auf den ersten Schlachtruf der italiänischen Freiheit aus seinen Bergen herbeigeeilt war und mit jubelnder Begeisterung an den Tagen von Curtatone und Montanara mitgekämpft hatte. Der Mann war kein Republikaner, kein Exaltado; nur ein unabhängiges Italien mit Bundes-Einheit, gleich der deutschen, war das Ziel seiner Wünsche, und als Italiäner mit Leib und Seele, hing er an dem Glauben fest, daß auch seine vaterländische Insel Korsika früher oder später zu ihren Stammverwandten zurückkehren müsse. Aber offen sagte er: „Unsere Fürsten haben uns verrathen, und unsere Republikaner uns durch ihre eigensüchtige Tollheit vernichtet“, und setzte er hinzu: „Noi altri, noi, i liberali moderati, riposando sugli allori de' nostri antenati, lasciamo fare tutto a tutti, e non facciamo nulla noi medesimi“ (Wir, die gemäßigten Liberalen, ausruhend auf den Lorbeeren unserer Vorfahren, lassen Alle Alles thun, und wir selbst thun Nichts.“). Er setzte sogar mit bitterm Hohne hinzu: „Wir haben unsere Unfähigkeit, ein freies und großes Volk zu werden, auf's Unwiderleglichste bewiesen.“ Was der Mann noch weiter gesagt, wollen wir hier — um beider Theile willen — nicht wiederholen.

— Neue französische Musik zur „Athalie.“ Racine's „Athalie,“ die auf dem „Théatre Français“ in Paris bisher immer mit Weglassung der Chöre aufgeführt wurde, ist in diesen Tagen dort zum ersten Male mit denselben gegeben worden, aber nicht nach der edlen, klassischen Composition Felix Mendelssohn's, sondern in Musik gesetzt von einem Herrn J. Cohen, einem jungen Komponisten, über dessen Anspruch auf Bevorzugung der musikalische Kritiker des Moniteur Universel eben nichts weiter zu sagen weiß, als: „Les jeunes Compositeurs ont si peu d'occasions de se produire, qu'on ne doit pas quereller la Comédie-Française d'avoir, cette fois, préféré M. Cohen à Mendelssohn.“ Im Uebrigen wird von der Musik gesagt, daß sie von dem ganzen Ernste und der religiösen Weihe der Dichtung, sowie von ihrer Lieblichkeit durchdrungen sei, nicht allzu opernhaft erscheine und auch nicht mit ihren zudringlichen Noten die schönen Verse bedecke, die nicht zu hören eine große Einbuße sein würde. Der Gesang der bewaffneten Leviten (bekanntlich auch bei Mendelssohn eines der schönsten und imposantesten Stücke) mußte, obwohl der Vorhang inzwischen gefallen war, auf das dringende und enthusiastische Verlangen des Publikums, da capo vorgetragen werden. Es ist bemerkenswerth, daß auf der französischen Bühne erst jetzt die „Athalie“ mit einer würdigen Musik ausgestattet erscheint, während in Deutschland schon vor sechzig Jahren diese biblische Tragödie Racine's mit sehr wirksamen Chören von Schulz, nachmaligem Kapellmeister in Kopenhagen, aufgeführt wurde. Bekanntlich war es die Jugend-Erinnerung an einzelne schöne und eindrucksvolle Chöre von Schulz, die den König Friedrich Wilhelm IV. veranlaßte, dem verewigten Felix Mendelssohn zu empfehlen, diese Chöre ebenfalls in Musik zu setzen.

*) Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1859.

— Das Land und Volk der alten Griechen. Im Spamer'schen Verlage in Leipzig ist kürzlich der zweite Band des illustrirten Werkes „Hellas“ ausgegeben worden*). Wir können nur wiederholen, was wir bei Gelegenheit des ersten Bandes gesagt, daß es für reifere Knaben gebildeter Stände kaum ein edleres, nützlicheres und zugleich preiswürdigeres, literarisches Festgeschenk giebt, als diese von anschaulichen, schönen Illustrationen begleitete Einführung in das klassische Alterthum. Der erste Band umfaßte die Urzeit der hellenischen Mythen, der Götter- und Heroen-Sagen, sowie die Zeit der Staatenbildung bis zu der höchsten Blüte des hellenischen Geistes. Mit dem Tode des Perikles beginnt der zweite Band, der uns in die Zeit des Verfalles einführt, zunächst aber auch noch den peloponnesischen Krieg und den Zug nach Sicilien zum Gegenstande hat, wobei wir mit Alkibiades und Lysander, mit Sokrates, Platon, Xenophon und den Schulen der Sophisten durch Bild und Schrift vertraut gemacht werden. Es folgen dann die beiden Epochen des Wechsels der Vorherrschaft einzelner Staaten und der macedonischen Herrschaft. Die Meisterwerke der griechischen Kunst werden uns vorgeführt und erklärt, und auch eines der größten, plastischen Kunsterzeugnisse der neuern Zeit, Thorwaldsen's „Alexanderzug,“ das uns auf zwei großen Tafeln gezeigt wird, ist benutzt, um darzuthun, wie würdig und großartig der moderne Geist den antiken aufzufassen und wiederzugeben verstanden hat. Der Text des Herrn Wilhelm Wägner dient ebenso, wie die Zeichnungen des Hrn. H. Leutemann, dem Ganzen zur Erreichung seines anerkennenswerthen Zweckes: Weckung des jugendlichen Sinnes für das Große, Edle und Schöne.

— Grace Aguilar. Die Schriften dieser im jugendlichen Alter verstorbenen englischen Schriftstellerin gehören zur verbreitetsten Lektüre junger Frauenzimmer in England. Ohne in die Fehler der liebesseligen Frommen zu verfallen, die jedem Leser zumuthen, sich mit ihnen durch alle Formen ihrer besondern religiösen Ueberzeugung hindurchzuarbeiten, sind die Schriften der Miß Grace Aguilar von einem innig religiösen und tief sittlichen Geiste durchdrungen und tragen eben ihres anspruchslosen Charakters wegen zur wahren Herzensbefriedigung junger Leserinnen bei. Es ist daher auch für die deutsche Jugend ein Gewinn, daß kürzlich eine Uebersetzung zweier Hauptwerke der Verfasserin, der „Home Influences“ und der „Mothers Recompense“, erschienen und zu mäßigen Preisen käuflich ist**). In dem ersten der beiden genannten Werke werden die segensreichen Einflüsse einer mütterlichen, häuslichen Erziehung, und in dem zweiten, das die Fortsetzung dieser Familiengeschichte bildet, die guten Folgen dieser Erziehung für das Leben auf das Anmuthigste dargestellt. Wir können diese Bücher als ein überaus passendes Angebinde für junge Mädchen empfehlen.

*) Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen. Bearbeitet für Freunde des klassischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend, von Dr. Wilhelm Wägner. Mit vielen Tonbildern und in den Text gedruckten Illustrationen, nach H. Leutemann, und einer Karte des alten Griechenlands. Zweiter Band. Leipzig, Otto Spamer, 1859.

**) „Erziehungs-Resultate. Eine Erzählung für Mütter und Töchter.“ — „Der Lohn einer Mutter.“ Fortsetzung der „Erziehungs-Resultate.“ Leipzig, Voigt & Günther, 1858—1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

die sich auf die Elemente der Wissenschaften und auf etwas Rhetorik und Logik zu beschränken hatte; 4) für die Literatur, wobei die Kenntniß des Griechischen zum Hauptzwecke gesetzt wurde. Nach Calvin's Tode erlangte Beza, um des Meisters letztem Willen nachzukommen, die Schöpfung einer Rechtsschule, welcher schon bei ihrer Entstehung zwei ausgezeichnete Franzosen, Bonnefoy und Hotman, einen gewissen Glanz verliehen. Hervorragende Gelehrte, wie Joseph Scaliger, Isaac Casaubonus, Jacques Godefroy, Leclerc, Alfonso Turrettini, brachten bald die junge Akademie in wohlverdienten Ruf, und Charles Bonnet, Cramer, Prévost, Pictet, Jalabert, Saussure u. A. gaben im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts der Philosophie und den Naturwissenschaften einen hohen Aufschwung. Der Sinn für das Studium vererbte sich in den aristokratischen Familien von Vater auf Sohn. Professoren an der Akademie nahmen oft die höchsten Staatsstellen ein und setzten nichtsdestoweniger ihre Vorlesungen fort, weil sie lebhaft fühlten, wie wichtig es für Genf sei, seinen wissenschaftlichen und literarischen Glanz, der ihm die Achtung der fremden Fürsten sicherte, sich zu bewahren. Und in der That gelang es der kleinen Republik dadurch, das Treiben ihrer zahlreichen Feinde unschädlich zu machen. Mehr als einmal fand sie Beschützer theils in der gelehrten Welt, theils in den adeligen und fürstlichen Familien, deren Söhne zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung die Genfer Schulen besuchten. Unter den Lehrern, Geistlichen, ja unter den Handelsleuten, die aus ihrem Schooße nach anderen Ländern zahlreich übersiedelten, fanden sich hin und wieder Männer von ungewöhnlichen Talenten, die zu hohen Stellungen gelangten und ihr nützliche Dienste leisten konnten. Die gastliche Stadt, mit weisen und liberalen Institutionen ausgestattet, reich an gebildeten, thätigen, rechtschaffenen Männern voll Vaterlandsliebe, deren Namen durch ihre Unternehmungen oder durch ihre Schriften in allen Weltgegenden mit Ehren genannt wurden, hatte sich wahrlich ein Recht auf Achtung erworben. Dieser verdankt Genf unleugbar in manchen mißlichen Umständen sein Heil. Auf dem Wiener Kongresse nannte Capodistrias die kleine Republik „ein Moschuskorn, das ganz Europa durchduftet," und alle Monarchen waren wohlwollend für sie gestimmt. Im Innern leistete die Akademie nicht weniger ersprießliche Dienste. Sie förderte den Volksunterricht, diese unerläßliche Nahrung des republikanischen Lebens. Unter ihrem Einflusse drang eine geistige Bildung durch alle Schichten der Gesellschaft, wie man sie anderswo nur in den höheren Klassen antrifft. Rousseau sagt von seinem Vater: „Ich sehe ihn noch vor mir, der von seiner Hände Arbeit lebte und dabei seine Seele mit den erhabensten Wahrheiten nährte. Ich sehe unter seinem Handwerkzeug Tacitus, Plutarch und Grotius liegen." Und noch heute, wenn auch die Liebe zu der Wissenschaft nicht Das ist, was sie früher gewesen, sind solche Originale, namentlich unter den Uhrmachern, nicht selten. Die fremden Elemente, die unabläßig zuströmen, führen allerdings andere Sitten und Gewohnheiten zu; allein der Nationalcharakter zeigt eine wunderbare Kraft des Widerstandes und der Assimilirung. Die Aufnahme in die Bürgerschaft verwandelt oft in Einem Tage den Fremdling; und wer gestern noch Deutscher, Italiäner, Ungar, Pole war, ist heute ein glühender Genfer Bürger. Es war demnach ein grober Fehler des Radikalismus, daß er Das, was er „die Nester der Aristokratie," nämlich die höheren Studien nannte, zerstören und nur den Elementarunterricht bestehen lassen wollte. Anfangs nahm man es mit Beifall auf, weil er unentgeltliche Schulen eröffnete und das Volk sich gern gefallen läßt, was ihm nichts kostet; bald aber wich die Begeisterung der Ueberlegung. Die Eltern kamen zu der Einsicht, daß, anstatt der Gleichheit, die man ihnen vorspiegelte, das einzige Ergebniß dieser Maßregel sein würde: Allen, die nicht reich genug sind, um ihre Kinder auf auswärtige Universitäten zu schicken, den Weg zu jedem andern als gewerblichen Berufe abzuschneiden. Von Stunde an machte sich eine Reaction geltend. Mehrere Vereine junger Leute gaben ihre Säle zu literarischen oder wissenschaftlichen Kursen her. Die Zusammenkünfte für religiöse Besprechungen und historische Forschungen, die belehrenden Vorlesungen vervielfältigten sich, und der Zufluß der Hörer war so stark, daß die Regierung nur zu bald merken mußte, sie habe sich auf den Holzweg verlaufen. Um nun ihren Gegnern keine Handhabe zu geben, machte sie eine Schwenkung, gab ihre Anschläge gegen die Akademie auf, behielt die Rechtsschule, deren Unterdrückung fast beschlossene Sache war, weiter bei und veranstaltete ihrerseits öffentliche Abendvorlesungen im Saale des Stadthauses. So lief der dem höhern Unterrichte zugedachte Streich darauf hinaus, daß im Gegentheil eine Art Succursale gegründet wurde, ein treffliches Mittel, den Anbau der Wissenschaft und Literatur zum Volkseigenthum zu machen.

Eine nicht minder schlagende Thatsache als die geistige, ist die moralische Reaction: das Wiedererwachen des Protestantismus. Nicht ganz hatte sich Genf vor dem religiösen Indifferentismus, der im achtzehnten Jahrhundert wucherte, wahren können. Nicht so glaubensleer zwar wie seine Nachbarn, pflanzte es dennoch nicht frei und offen die Fahne des Glaubens auf. Die in Verfall gerathene calvinistische Strenge fand keine Stütze in der weltlichen Macht und die geistliche Autorität keinen Anklang in der öffentlichen Meinung. Die meisten Anhänger der Altorthodoxen schaarten sich um die neugegründeten, freien, methodistischen Gemeinden. Eine neue Quelle der Zerwürfnisse und Zänkereien, denen indeß als nächste Folge der revolutionaire Umsturz ein Ende machte. Um dem Sturme zu begegnen, legte man den Sektenstolz bei Seite und mit wenigen Ausnahmen stand bald die konservative Partei in so eng geschlossenen Reihen, wie seit lange nicht. Dieser Friede nahm an Festigkeit zu, seitdem die Radikalen mit den Ultramontanen ein Bündniß eingegangen. Der Charakter dieser Vereinigung, ursprünglich rein politisch, nahm zuletzt vorherrschend religiöse Färbung an. Da sich die neue Organisation der protestantischen Kirche auf das allgemeine Stimmrecht gründete, so wurde seine Sache Volkssache. Seit 1815 flossen überdieß Protestantismus und Nationalität bei dem Genfer in einem einzigen Gefühle zusammen.

Selbst im Schooße der radikalen Partei bietet demnach die konfessionelle Frage noch immer große Schwierigkeiten. Man fürchtet und mit Recht die ultramontanen Bestrebungen. Sobald sie sich zu offen blicken lassen, bricht die Unzufriedenheit sofort hervor. Auf diesem Punkte hat das Ansehn des Diktators schon manchen harten Stoß erfahren. Genf ist nicht gesonnen, seinen Namen einer protestantischen Stadt einzubüßen; sie will die Freiheit der Kulte, Duldung für Alle, keine Suprematie irgend eines Klerus. Nun aber ist seit 1815 die Stellung der Katholiken im Kanton Genf eine nahezu bevorrechtete. Die von Savoyen abgezweigten Gemeinden sind in Betreff der Geburten, Ehebündnisse, Sterbefälle den Anmeldungen bei der bürgerlichen Behörde nicht unterworfen; in ihren Gemeinderäthen bilden sie die katholische Mehrheit von Rechtswegen; sie können auf ihrem Gebiete dem Aufbau einer protestantischen Kirche wehren; endlich ist ihre Kirchenverfassung so geblieben, wie sie vor dem Sieg der Demokratie gewesen, d. h. sehr unabhängig von dem Volke, wie von der Regierung. Das Wahlsystem und der jetzt herrschende Geist der Duldung sichern ihnen die Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Geschäfte. Sie hätten also nicht den mindesten Grund zu Beschwerden und Alles scheint ihnen, wenn auch nicht Dankbarkeit, doch Vergessenheit der alten Gehässigkeiten zur Pflicht zu machen. Aber der römischen Kurie genügt das nicht. Was kümmert es sie, wenn die Zwietracht gehegt, des Landes Wohl gefährdet wird? Das Organ ihrer Zumuthungen spricht diese mit unverschämter Keckheit aus. Vor der Gefahr, die die kostbarste Freiheit, die Freiheit des Gedankens, bedrohet, ruhet der innere Streit, schweigt aller Groll; Ein Gedanke beseelt Alle: eine so theuer erkaufte, drei Jahrhunderte so tapfer vertheidigte Eroberung zu retten.

Hier also hat der Radikalismus, trotz seiner Anläufe, das Ziel nicht erreicht. Genf bewahrt sein ererbtes Gepräge: den Geist des Lichts und der Forschung, in weisen Schranken gehalten. Seine Schriftsteller bleiben den spiritualistischen Ueberzeugungen ihrer Vorgänger treu; die Geistesbildung wird im Allgemeinen auf eine eben so gesunde, wie fruchtbare Weise gefördert. Nicht ganz so befriedigend ist der sittliche Zustand. Es ist das ein fast unvermeidliches Ergebniß der auf die Spitze getriebenen demokratischen Prinzipien. Das souveraine Volk hat seine Vorurtheile, Leidenschaften, Launen; wenn es Gesetze macht und es ihm nicht beliebt, sie zu befolgen, wer will es zwingen? Argwöhnisch gegen die Obergewalt, verweigert es der Regierung die nothwendigen Mittel, die Willkür niederzuhalten. Die Polizei ist ohnmächtig, die Bürger selbst müßten sie dann handhaben; und wer steht dafür, ob der Parteigeist in ihnen die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit nicht verfälscht? Die Leitung in diesen Angelegenheiten, die der Regierung vorbehalten bleiben müßte, fällt dann leicht diesem oder jenem politischen Klub zu, dessen ursprüngliche Bestimmung war, bei den Wahlen zu wirken, der aber, wenn der Sieg auf diesem Felde ihm zu Kopfe steigt, den Staat mit zu meistern trachtet und ein sehr unbequemer Kollege wird. Die Obergewalt, die es nicht wagt, mit ihm zu brechen, bedient sich seiner als Werkzeug, um auf einem Umwege die Einschüchterung zu erzielen, in den Fällen, wo es gefährlich wäre, sie offen in's Werk zu setzen. Durch stürmische Versammlungen, Gelage, Drohungen, die sich mitunter sogar zu gewaltsamen Thätlichkeiten steigern, welche die Regierung scheinbar verleugnet, ohne denselben vorzubeugen, oder sie zu unterdrücken, erreicht sie ihre Absicht, ohne sich bloßzustellen. Das sind aber sehr gefährliche Waffen; denn läßt man einmal der in Bewegung gesetzten Menge die Zügel schießen, wie schwer hält es dann, sie zu bändigen! Hier zeigt sich nun in ihrem vollen Glanze

des Meisters Kunst, der es versteht, je nach den Umständen, abwechselnd Kühnheit und Behutsamkeit, Festigkeit und Nachgiebigkeit, List und Offenheit zu gebrauchen. Sein Wille muß stets im Einklang mit dem Volkswillen erscheinen; das ist die wesentliche Bedingung des Erfolgs; alles Andere ist gleichgültig; Fehler, die Anderen verderblich wären, bleiben unbemerkt: in ihm ist die Demagogie Fleisch geworden und sie übernimmt die Verantwortlichkeit für all seine Handlungen. Er kann unbedenklich Prinzipien um ein Billiges losschlagen; wie ein Chamäleon alle Stunden die Farbe wechseln; Widersprüche bringen ihn in keine Verlegenheit und beeinträchtigen sein Ansehn nicht. Ein solcher Staatsmann würde den echten Typus eines volksbeliebten Diktators darstellen, dessen schwierigstes Werk wäre, eine Gewalt, die von den Launen eines unbeständigen und leidenschaftlichen Haufens abhängt, in Händen zu behalten.

Zum Verwundern indeß ist's, daß die radikale Wirthschaft, nach zwölfjähriger Dauer, noch immer zu solchen revolutionairen Mitteln ihre Zuflucht nimmt. Es erscheint um so auffallender, als die politische Aufregung, sei es aus Ueberdruß, sei es aus Entmuthigung, sich von Tag zu Tage immer mehr legt. Dieses unzeitige Hervorrufen der Anarchie — wie leicht könnte es eine Reaction erzeugen, die fürwahr nicht zu Gunsten des Radikalismus ausschlagen würde. In der That, die Gewohnheiten der Freiheit, die ein Alter von dreihundert Jahren zählen, können nicht mit einem Handumdrehen unterdrückt werden. Der republikanische Geist hat noch zu viel Lebenskraft; früher oder später wird er sich gegen die radikale Richtung kehren, die zu gleicher Zeit ein doppeltes, den Interessen der Freiheit gleich verderbliches Ziel verfolgt: einerseits schwächt sie das moralische Gewicht der Regierung durch den Gang, sich über das Gesetz zu stellen; andrerseits neigt sie sich immer mehr und mehr dem Despotismus und der Willkür zu. Diese Richtung hat sich in leider unbestrittenen Thatsachen ausgesprochen. Nur einige Beispiele für viele: Entgegen dem ausdrücklichen Verbot des Code Napoléon, der im Kanton Genf noch zu Recht besteht, wurde ein Spielhaus errichtet; in ihrer hochfahrenden Unbekümmertheit blieb die Kanzlei mindestens zwei Jahre in Rückstand mit Publizirung der amtlichen Gesetzsammlung; die Obergewalt erlaubte sich Eingriffe in die Rechte des Advokatenstandes, des Kunstvereins, der medizinischen Fakultät u. a.; endlich zeigte sich die Regierung nicht eben zuvorkommend gegen die eidgenössischen Behörden. Auch in diesem Punkte gerieth der Radikalismus auf eine falsche Fährte. Der schweizerische Geist hat in der Genfer Bevölkerung zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er gänzlich ausgerentet werden könnte. Das sah man im Januar 1857, als Preußen die Schweiz bedrohete. Die alte Republik schloß sich mit vollem Herzen an die Eidgenossenschaft, trotz ihrer Unvollkommenheiten; sie begreift, daß in dieser die zuverlässigsten Bürgschaften ihrer Unabhängigkeit und Sicherheit liegen. Die Erinnerungen an ihre Vergangenheit, wie die Interessen ihrer Zukunft machen es ihr zur Pflicht, vor Allem schweizerisch zu sein; das ist das Vermächtniß eines ihrer edelsten Bürger im sechszehnten Jahrhundert. Sie hat auch das Recht, im Rath des gemeinsamen Vaterlandes ihre Stimme mit in die Wagschale zu legen und dürfte nimmer auf die ehrenhafte Rolle verzichten, die ihre Abgeordneten Jahre lang auf der alten Tagsatzung gespielt haben. Schon fragen sich die anderen Kantone unruhig, was aus der erleuchteten und durch ihre Traditionen verherrlichten Stadt geworden, aus deren Schooß ehemals so ausgezeichnete Männer hervorgegangen. Sie beklagen diesen anscheinenden sittlichen Verfall, und vor der fast einmüthigen Stimme ihrer Organe aller Schattirungen kann ein heilsamer Rückschlag unmöglich auf sich warten lassen.

Die Republik Genf muß sich fürderhin in die Uebelstände des allgemeinen Stimmrechts fügen und kann an die Wiederherstellung ihrer alten Institutionen nicht denken. Nur auf Eins hat sie ihr Augenmerk zu richten: die Thätigkeit der fremden Elemente, die sie überfluthen, mit derselben beharrlichen Energie zu bekämpfen, an der ehedem die Anläufe ihrer auswärtigen Feinde sich brachen. Eine so vollständige Umwälzung, wie sie erfahren — mögen die Motive, die zum Vorwande dienten, gewesen sein, welche sie wollen — hat ihre ersten Ursachen in den Bedürfnissen der Zeit. Man kann die Lehren der Ungebundenheit und des Umsturzes, den verderblichen Gebrauch der Lüge und der Sophisterei von ganzer Seele verabscheuen und dennoch anerkennen, daß die Bedingungen, unter denen ehemals die calvinistische Stadt blühete, mit den gebieterischen Forderungen der materiellen Entwickelung, die keinen Widerstand duldet, nicht vereinbar sind. Und wäre es nicht eine Beleidigung gegen das Prinzip der freien Forschung, wenn man es für zu ohnmächtig hielte, um die Duldung und die freie Erörterung auszuhalten?

Bis jetzt steht die konservative Partei dicht geschlossen. Die wiederholten Stöße haben sie nicht aus den Fugen gebracht. Die Zahl ihrer Stimmen ist fast stets dieselbe, und das werdende Geschlecht, minder befangen in Vorurtheil und Groll, wird ihre Reihen noch vermehren. Auf dem Gebiete der wahren Freiheit, von den unreinen Schlacken, die der Radikalismus ihr beigemischt hat, gesäubert, wird das Aussöhnungswerk vollbracht werden. Ohne die drohenden Gefahren der Gegenwart zu leugnen, kann man dennoch bessere Tage erwarten. Das Genfer Volk mit all' seinen Fehlern bietet dem aufmerksamen Beobachter manchen Zug, der ihn über die Zukunft beruhigt. Noch lebt in einem großen Theile desselben die Liebe zur Arbeit, die Achtung vor dem Edlen und Gerechten, die Ehrfurcht vor Sitte und Religion. Bedenkt man die mannigfaltigen Wandlungen, durch die es gegangen, die Einwirkung der vielen Einflüsse von außen, der Flüchtlinge aller Art, welche die politische Fluth von 1848 an seine Gestade herangespült hat: so muß man sich verwundern, daß noch eine Spur von seiner Nationalität geblieben ist. Vergesse man auch nicht, daß Genf sich in einer Uebergangsperiode befindet, wo das Gute und das Böse wie das Licht und die Finsterniß mit einander ringen; wo das ungeduldige Drängen hier und der beharrliche Widerstand dort den Fortschritt hindern, seinen regelmäßigen Gang zu verfolgen. Die Prinzipien aber, die der alten Republik Ehre und Dauer sicherten, werden auch ihre Zukunft beschützen. Der Fels, auf den, nach Michelet's Ausdruck, der strenge Genius Calvin's die Reformation gegründet, hat einen jener Stürme erfahren, die des Meeres Fluthen aufwühlen und den Unrath aus der Tiefe an die Oberfläche führen. Die Gewässer verlaufen sich wieder und lassen auf den vor Kurzem so saatenreichen Gefilden einen schwarzen Schlamm zurück; die dem undankbaren Boden durch angestrengte Arbeit abgewonnene Ernte scheint verloren; allein der Fels bleibt unverletzt, unerschüttert auf seinem Grunde stehen, und die auf seinen Gipfel geflüchtete Bevölkerung faßt neuen Muth, geht von Frischem an's Werk und stellt noch einmal ihre Hoffnung auf die Grundlehren der ewigen Wahrheit.

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Kanonische Geheimnisse und Productionen.

Die neuesten Straßen in der Weltstadt London.

April 1859.

Fünf englische Meilen weit tragende Kanonen, die dann rund umher Stein und Bein zerschmettern, flüssiges Feuer in hohlen Kugeln, die halbe Armeen und große Linienschiffe auf ein Mal unlöschbar in Brand stecken, unzählige andere, geheimnißvoll offenbare und patentirte, von der Regierung aufgekaufte, ausgeführte und dann größtentheils beim ersten Versuche, wie der 320pfündige Bomben schleudern sollende „Palmerston-Mörser," mit furchtbarem Donnereffekt berstende Kanonen-Sorten, die hinten, von der Seite und sonst auf ungewöhnlichen Wegen, nur nicht durch die Mündung geladen werden, Kanonen mit zwei, drei schmiedeeisernen Mänteln und zwei, drei Häuten von Stahl, Schmiedeeisen, Gußeisen u. s. w., Kugeln, die alle möglichen Formen haben, nur keine kugelförmige, vor allen Dingen die bereits veredelte Armstrong-Kanone mit cylinderförmigen Kugeln, die von der Seite in den geheimnißvoll gereifelten Lauf gesteckt und mit zwei Zündern abgeprotzt werden, — das sind jetzt die großen, öffentlichen Interessen Englands, gegen welche selbst die große Frage, ob Russell wieder einmal erster Minister werden solle oder nicht, zurücktreten mußte. In den Zeitungen und besonders in mündlicher Unterhaltung fand man eine Zeit lang immer Armstrong-Kanone oder „Flüssig-Feuer-Rifle-Bombe," wenn man gekommen war, sich über literarische und sonstige friedliche Dinge Raths zu erholen. Man fürchtete sich hier, wie überall, vor dem fürchterlichen Riesen dieses Jahrhunderts, den die Diplomatie, besonders die Palmerston'sche, so groß gezogen hat, und glaubt nun gegen die „Alliance" und sonstige kontinentale Freundschaften kein sichereres Mittel zu haben, als Armstrong-Kanonen, die freilich bereits eben so gut, wenn nicht besser, in Amerika und Frankreich gemacht werden. Beiläufig gesagt, war es speziell Palmerston, der in Deutschland angebetete (den ich mit einer Reihe dicht gedrängter erwiesener Thatsachen zu schwarz und mit der Unkenntniß eines in London vereinsamt wohnenden Deutschen geschildert haben sollte, wie mir in „Unserer Zeit" unter meinem Artikel von der nicht in London vereinsamt lebenden Redaction vorgeworfen ward), war es just Palmerston,

der nicht nur die liebe Schleswig-Holstein'sche Frage maulwurfsartig aufwarf, sondern auch speziell die jetzige Kriegs- und Friedenszitterei, dieses delirium tremens der Diplomatie, durch seine Schenke und seine Getränke verschuldete. Mr. Whiteside sagte am 25. März im Unterhause, auf den nun endlich alt gewordenen und in seinen gemeinen Zügen scharf ausgemeißelten Palmerston zeigend: „Da sitzt der Minister, der alle jetzige Verwirrung in Europa, besonders aber die über Italien veranlaßte. Im Jahre 1848 erbot sich das österreichische Kabinet, die Lombardei und Venedig frei zu geben, aber Lord Palmerston widersetzte sich, wie es ja auch mit Palmerston's eigenen Worten „das business Englands" war, dafür zu sorgen, daß Schleswig-Holstein nicht von Dänemark getrennt würde." Lord Palmerston sprang, wie seit 50 Jahren in solchen Fällen, entrüstet auf und sagte, es sei ganz anders gewesen, Oesterreich habe sich nur erboten, die Lombardei zu einem eigenen Herzogthum mit einem österreichischen Fürsten zu machen. Die Tory-Zeitungen brachten darauf aus den Aktenstücken selbst den Beweis, daß sich Oesterreich erboten habe, die Lombardei ganz von Oesterreich zu trennen und entweder zu einem selbstständigen Staate zu erheben oder mit einem andern österreichischen Staate zu verbinden und nur Venedig unter ganz eigener, unabhängiger Verwaltung und kaiserlicher Souverainetät zu lassen. So ward der edle Lord wieder einmal beleuchtet und zwar aus Aktenstücken, wie ich es einmal gethan. Nur daß mir diese jetzt sehr interessante Thatsache damals noch ganz unbekannt war. Daß jetzt Englands und Frankreichs Flotten den fanatisch-priesterlich-reactionairen Miramon in Mexiko gegen die konstitutionell Liberalen unterstützen, ist auch keine zu verachtende Thatsache für Die, welche sich gern an Englands Politik anlehnen.

Doch wo gerathe ich hin? Schon wieder auf England schimpfen? Gott soll mich bewahren, auf die deutsche Kolonie zu schimpfen, die einstmals hier auf englischem Boden von Sachsen und Angeln begründet und zu der alten, herrlichen, echt germanischen freien Selbstverwaltung mit dem noch in Bruchstücken vorhandenen common law ausgebildet ward. Von diesem ist zwar manches Schöne und Noble im Privatleben, in lokalen Einrichtungen übrig, aber nichts mehr in den großen und politischen Verhältnissen, welche von mehr als einer Million Paragraphen des parlamentarischen statute law auf das Unentwirrbarste so überwuchert sind, daß tausendfacher Humbug, millionenfache Hypokrisie und Feindseligkeit gegen Land und Leute zu Hause und in der ganzen Welt ihre Verstecke, Schlupf- und Schutzwinkel darin finden.

Aber was geht uns das hier an? Und wer wird denn deshalb das „viele Gute" in England verkennen? Was hilft uns das „viele Gute," wenn ganz Europa und Deutschland vielleicht am empfindlichsten und furchtbarsten unter der Liebe für englische Politik, unter ihren Geschenken und Einflüssen, unter dem ehemaligen Lieblingszöglinge und Alliirten in Paris, unter den Folgen des Palmerston'schen „business" leidet? Wenn England, das gloriose, mächtige, freie, reiche, immer sichtbarer von den Folgen dieser Wirthschaft ausgebeutet und demoralisirt wird?

Doch genug! Es giebt ja bei alledem noch des Schönen so viel in England, z. B. reiche Kunstausstellungen, Vorbereitungen zu einer großen Welt-Industrie-Ausstellung für 1861, Blätter, Broschüren, Monatsschriften, Vierteljahrsschriften, wissenschaftliche, wohlthätige, Kunst- und Literatur-Vereine wie Sand am Meere, Theater, Konzerte, Leben und Verkehr in unsäglicher Fülle und Großartigkeit, wie ich, gleich dem Müller, der aufwacht, wenn das furchtbare Geklapper aufhört, erst jetzt wieder einmal recht merke, nachdem ich aus einer mittlern Extremität Londons in eine äußerste zwischen grüne Felder und blühende Bäume gezogen bin, in einen ganz neuen Stadt-Auswuchs mit fast lauter Straßen-Namen, die an Literatur und Kultur erinnern, hinaus über das quadratmeilengroße Gebiet, wo alle Straßen und Plätze mit King-, Green-, Albert-, Victoria-, Wellington-, Bedford-, Russell- oder sonst königlich oder aristokratisch anfangen. Hier draußen bei mir giebt's ringsherum Feld und Wald und dazwischen Spenser-, Milton-, Cowper- und Shakspeare-Roads, keine Leierkasten mehr, aber Lerchen in der Luft, die hier erst anfängt, mit Recht auf diesen Titel Anspruch zu machen, freudig aufgackernde Hühner, der Welt verkündend, daß sie wieder ein Ei gelegt haben, Leute, die im Felde pflügen und graben, Kinder, die im sonnigen Sande herumwatscheln und sich die Tasche bis zum Reißen mit Steinchen anfüllen (ja auch der Londoner Lehmboden reicht nicht mehr bis hierher). Ich muß eine halbe Stunde stadtwärts gehen, um die erste Eisenbahnstation oder den am weitesten herausreichenden Omnibus für die Mitte der Stadt zu erreichen. Nach dem Westende brauche ich vier Stationen Eisenbahn und eine lange Dampfschifffahrt auf der Themse oder zwei lange Omnibustouren. Und dabei habe ich noch lange nicht die äußersten Säume Londons mit meiner jetzigen Wohnung erreicht. Jenseits fängt's noch einmal an und in einigen Jahren wohne ich wieder mitten im Lärm und Getöse. Welch ein Dämon, welch ein Ungeheuer dieses London! Wenn ich jetzt mitten hineinkomme, ist das Donnern und Krachen, Knattern und Brausen, dieses Gedränge und Geschiebe, dieses überall Unabsehbare von Wagen und Karren, Pferden und Menschen, Dampfschloten und Lokomotiven, Eisenbahnen über und unter den Häusern und Straßen, von Läden und Glanz, von Verwahrlosung und Elend, von Equipagen und Reiterinnen in Hyde- und Battersea-Park (12 englische Meilen von meinem Theile Londons), von Diamanten und Federn, bauschenden Krinolinen und seidenem Rauschen aus Equipagen, die Gäste zu Diners und Bällen heraufkutschiren, von Ausrufern, Leierkasten, gefärbten Bettelsängern und halbnackten Ungethümen — ist mir dieses seit 10 Jahren alle Tage bekannter gewordene London wieder neuer und unbegreiflicher, als jemals.

Die englische Presse über das deutsche Theater.

Sowie die „Times" mit dem neu erwachten politischen Leben Preußens die längere Zeit unterbrochenen Berliner Briefe ihres „own Correspondent" wieder und zwar eifriger als je aufnahm: also sehen wir jetzt auch die englischen Wochenblätter mit erneutem Antheil und gesteigertem Interesse sich allen Vorgängen in deutscher Politik, deutscher Wissenschaft und deutscher Kunst zuwenden. Wir theilen in Nachstehendem einen Artikel des Londoner „Critic" über „das gegenwärtige deutsche Theater" mit, welcher eine Reihe von regelmäßigen Kunst- und Literaturberichten aus Deutschland zu eröffnen scheint. Er ist aus Hannover, Januar 1859 datirt und lautet in wortgetreuer Uebersetzung folgendermaßen:

„Die segensreichen Wirkungen des Regierungs- und Systemwechsels in Preußen sind nicht auf dieses Land allein beschränkt geblieben. Ganz Deutschland, vornehmlich der Norden, der, wo es geistigen und sittlichen Fortschritt galt, immer siegreich voranging, scheint neues Leben aus jener frischen Brise zu athmen, die so kräftig von Berlin weht. Daß auch die Kunst aus dieser Veränderung ihren Vortheil ziehen würde, wird Niemanden verwundern, der nur im Mindesten mit Deutschlands charakteristischem Wesen vertraut ist. In keinem Gebiete der Kunst jedoch ist die Wandlung überraschender oder deutlicher ausgeprägt, als in jenem, welches, wie ein Spiegel, die leisesten Schattirungen des sittlichen und intellektuellen Lebens eines Volkes reflektirt und dessen Zweck so zu sagen ist: „dem Jahrhunderte und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen." Wir meinen das Drama.

Seit dem Tode Tieck's, oder vielmehr seitdem er seine dramaturgische Thätigkeit der deutschen Bühne entzog, war die deutsche Bühne Alles, nur nicht national. Die unberechenbare Wohlthat, die er dem deutschen Theater erwies, indem er Shakspeare auf demselben heimisch machte und naturalisirte, machte sich freilich auch so noch geltend. Das deutsche Theater und das deutsche Volk sah auf Shakspeare nicht länger mehr als auf einen Fremden, sondern als auf einen Dichter, der in gleicher Weise allen Stämmen und Völkerschaften der germanischen Race (to all the tribes and nations of the German race) angehörte. Allein trotz des glorreichen Musterbildes, das man vor ihren Augen aufgestellt hatte, begann die deutsche Originalproduction unter dem Druck aller Arten von beschränkenden Maßregeln und religiösen Bedenken zu kränkeln. Selbst Schiller — der deutsche Schiller! — konnte nicht überall mehr sein Volk in seinen eigenen Worten anreden wegen gewisser „destruktiven Tendenzen," die man in seinen idealischen Versen entdeckte. Es gab Bühnen, welche den „Fiesko" nicht aufzuführen wagten, andre, denen „Don Carlos" eine verbotene Frucht war; und die Geschichte von dem Theater, welches, auf Hohen Befehl, die bedenklichen Worte der Schwörenden auf dem Rütli:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern",

wegen der allzunahe liegenden Anspielung auf „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" in die weniger gefährlichen:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Onkeln"

verwandeln mußte: ist, wenn nicht wirklich wahr, so doch auf alle Fälle nicht weit von der Wahrheit entfernt.

Unter diesen Umständen sahen sich die Bühnendirectionen veranlaßt, die Uebersetzung von politisch harmlosen französischen Komödien zu ermuntern und Abend für Abend aufzuführen, während die deutschen Bühnendichter gezwungen waren, ihre Helden und Stoffe aus der griechischen

Mythologie und der römischen Geschichte, aus Bibel und Koran zu importiren. Daher kam es, daß die deutsche Bühne von den Maitressen Ludwig's XIV. und den Höflingen Ludwig's XV., von Heldinnen in der griechischen Chlanis und Helden in der römischen Toga, von jüdischen Priestern und mahommedanischen Tyrannen wimmelte — wahrlich, ein Maskenzug von so ausgesuchter Thorheit und gespreizter Dürftigkeit, wie ihn die Geschichte des Theaters nicht oft gesehen hat.

Die Ursache dieser unnatürlichen Erscheinung tritt nun zu Tage, da die frische Strömung in der politischen und religiösen Atmosphäre in dem kurzen Zeitraume von kaum einem Jahre hinreichte, der deutschen Bühne ein ganz verändertes Aussehn zu geben. Wir sehen hier auf's Neue, wie unmittelbar der Einfluß des politischen Lebens sich auf das künstlerische Leben eines Volkes äußert, und wie unendlich wichtig der begeisterte Antheil der Nation zur vollen Entwickelung der Kräfte ihrer Poeten ist.

Das Lob, in dieser nationalen Richtung vorangegangen zu sein, gebührt einem deutschen Edelmann, der in der politischen sowohl als der literarischen Welt eine hohe Stellung einnimmt, dem Herrn Gustav von Meyern. Sein Schauspiel „Heinrich von Schwerin," welches zuerst im vorigen Frühling (1858) zu Weimar und dann in rascher Folge auf allen Hauptbühnen Deutschlands aufgeführt wurde, behandelt jenen Theil dänisch-deutscher Geschichte, in welchem der edle Heinrich als deutscher Reichsgraf und dänischer Vasall alle jene Kämpfe — gleichsam prototypisch — durchzumachen hat, unter welchen wir, in unseren Tagen, ein ganzes Volk in den Herzogthümern Schleswig und Holstein haben leiden und dulden sehen. Es konnte nicht an schlagenden Vergleichen und ergreifenden Anspielungen fehlen, die dann auch (besonders im Berliner Hoftheater) den enthusiastischsten Anklang fanden und noch immer finden. Gustav von Meyern ist Kabinetsrath des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha und Verfasser der vielgerühmten Dichtungen „Welfenlied" und „Ein Kaiser." — Es war zu erwarten, daß Andere dem Versuche zur Wiederherstellung des deutschen National-Theaters, der unter so günstigen Umständen unternommen und von so außerordentlichem Erfolge begleitet war, bald nachfolgen würden. In der That erschien nach kurzem Zwischenraume ein anderes Drama auf der deutschen Bühne: „Das Testament des Großen Kurfürsten" von Gustav zu Putlitz, einem Dichter, der sein Talent bisher nur zur Hervorbringung niedlicher Feengeschichten und kleiner Lustspiele (comediettas of the smallest calibre) angewendet hatte. Mit seinem neuen Schauspiel tritt er in die erste Reihe der deutsch-nationalen Dramatiker. Sein Gegenstand ist von spezifisch-preußischer Natur und behandelt ein Ereigniß aus der Regierung des großen Kurfürsten, des eigentlichen Gründers der preußischen Monarchie, als einer europäischen Macht. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, hat — theils weil er an den Fähigkeiten seines Sohnes und Nachfolgers, Friedrichs III. zweifelte, und theils weil er den Intriguen der Stiefmutter desselben, seiner zweiten Gemahlin, Dorothea von Holstein, nachgiebt, — ein Testament aufgesetzt, in welchem er die Theilung der Brandenburgisch-Preußischen Monarchie anordnet. Wie nun Dorothea einerseits, unterstützt von Frankreich und Polen, die Theilung zu Gunsten ihrer beiden eigenen Söhne durchzusetzen suchte — und wie Friedrich III. andererseits sich erhebt und durch seine unerwartete heroische Festigkeit Dorothea zwingt, selbst das Testament zu zerreißen, und wie er also gleichsam zum zweiten Male Preußens Größe begründet und einen neuen Glanz um dasselbe verbreitet, indem er vom deutschen Kaiser das Recht und den Titel eines Königs erwirbt und so als Friedrich I. die Reihe der preußischen Könige eröffnet: das ist der Stoff dieses echt poetischen Drama's, welches denn auch überall, wo es bis jetzt zur Darstellung gekommen ist, eine wahrhaft begeisterte Aufnahme gefunden hat.

Das nächste Stück, von welchem wir hier zu reden haben, gehört in die Zeit des zweiten Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's I., Sohn jenes ersten Friedrich. Der Held desselben ist jener berühmte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der noch heute unter dem Namen „der alte Dessauer" seinen Platz unter den volksthümlichsten Helden Deutschlands einnimmt. Wir meinen das Schauspiel: „Die Anna Lise" von Hermann Hersch, der — mit all' seinen dramatischen Versuchen — sich nicht so hoch erhob als nun, wo er die Sophonisben und Meropen der klassischen Tragödie mit den frischen, lebendigen Gestalten der deutschen Historie vertauschte. Die schöne Anna Lise, oder, um sie mit vollem Namen zu nennen, Anna Lise Föhse, ist ein Bürgermädchen. Fürst Leopold, damals noch nicht der „alte," sondern noch der junge Dessauer, verliebt sich in sie und heiratet sie trotz allen Vorurtheilen von Rang und Stellung. Die siegreiche Verachtung des verknöcherten, herzlosen Etikettenzwanges, welche einem so populairen Helden als dem Dessauer ganz besonders anmuthig steht, wird dann zuletzt auch dadurch sanctifizirt, daß der Kaiser von Deutschland die Anna Lise zur Reichsfürstin erhebt. Aber in den Augen des Volkes giebt es seinem Lieblingshelden einen ganz besondern Relief, daß er sein Weib aus den Reihen desselben erwählt und genommen hat. — Aber damit unter den dramatischen Helden auch das Zeitalter und der Name des großen Friedrich nicht fehle, malt ein viertes Stück, „Die Preußen in Breslau" von Arthur Müller, in humoristischer Weise die Vorgänge und Intriguen, durch welche Breslau, die Hauptstadt von Schlesien, aus den Händen der Oesterreicher in die der Preußen hinübergespielt wurde.

Und so scheint sich denn der Genius des deutschen Drama's in Ernst und Scherz jenem großen und erhabenen Ziele, jener nationalen Tendenz wieder zugekehrt zu haben, welche in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, der Politik und der Kunst die höchste ist und bleibt und dem deutschen Theater eine neue und würdige Aera verheißt.

Zum Schluß, da wir vom deutschen Theater reden, wollen wir noch einer Opern-Novität, „Diana von Solange", Erwähnung thun, sowohl wegen ihres Erfolges, den sie auf einigen der großen Bühnen Deutschlands bereits hatte, als auch wegen des Namens ihres erlauchten Komponisten, der keine geringere Persönlichkeit ist, als der Bruder unsers Prinz Albert, nämlich Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha. Unsere Leser wissen ohne Zweifel, daß Herzog Ernst bereits mehrere Opern komponirt hat, von denen eine: „Santa Chiara", mit Erfolg von der großen Oper zu Paris gegeben worden ist; aber dieses letzte Werk, „Diana von Solange", läßt alle früheren weit hinter sich zurück. Die Oper ist anmuthig in der Behandlung, reich an Melodie, rasch und mannigfaltig in ihrer dramatischen Entwickelung (graceful in treatment, rich in melody, rapid and varied in its dramatic course), und es sollte uns nicht wundern, wenn sie eines Tages, nachdem sie ihre rühmliche Laufbahn in Deutschland und Paris gemacht hat, im Theater Ihrer Majestät oder in Covent-Garden bewillkommnet würde."

Frankreich.

Der Historiker Michelet über Liebe und Ehe.

Ein Buch, das augenblicklich in Frankreich großes Aufsehen macht, ist „L'amour" (Paris, Hachette) von J. Michelet*) und enthält in der That viel Neues über das alte Thema von Liebe und Ehe. Es wird mit wahrhafter Begier gelesen, obwohl es sicherlich eigentlich Niemanden zufrieden stellen wird.

Die Philosophen werden sich ärgern, daß ein so ernster Gegenstand mit so viel Redeblumen aufgeschmückt ist; sie werden dem Verfasser vorwerfen, daß er die Ehe wie ein Hochzeitsgedicht behandelt hat. Die Ehemänner werden das Buch mit sehr niederschlagenden Empfindungen lesen, denn sie können unmöglich alle die hochpoetischen Ritterdienste und die zarten Rücksichten üben, welche Michelet vorschreibt, um eine glückliche Ehe zu führen. Die Junggesellen, welche sich Raths erholen möchten bei dem berühmten Buche, werden die Ehe scheuen lernen, sie wird ihnen wie ein Würfelspiel erscheinen und anstatt sich dazu zu entschließen, werden sie zaghafter als jemals vor dem großen Räthsel stehen bleiben.

Die Frauen werden jedoch am wenigsten zufrieden sein, sie werden nie zugeben, daß sie so launenhaft, so kränklich und so veränderlich sind, wie Michelet sie schildert. Auch werden sie empört sein, daß er ihren Leib und ihre Seele so unverhüllt sehen läßt. Kurz, das Buch wird Niemand befriedigen, Niemand bessern, Niemand trösten und doch kann es viel Wirksamkeit ausüben.

Der zündende Funke kann aus diesem Feuerwerk des Geistes in irgend ein düstres erstarrtes Gemüth fallen und es für lange Zeit erleuchten. Wer weiß ob nicht ein vertrocknetes an Liebe zweifelndes Herz dadurch umgewandelt, ob nicht in einer vereinsamten Seele eine Erinnerung oder ein Hoffnungsstrahl dadurch entsteht? ob nicht die Feinheiten der Civilisation, welche Michelet hier neben manchen Rohheiten so glänzend schildert, nicht einige jener ungezähmten Wilden zum Nachdenken bringen, die im schwarzen Frack einhergehen und Zutritt in unseren Häusern haben? Die Wirkungen des Wortes lassen sich nicht vorher berechnen und bestimmen.

Das Buch scheint von drei verschiedenen Autoren geschrieben zu sein:

*) Eine deutsche Bearbeitung desselben ist soeben bei J. J. Weber in Leipzig erschienen.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in Kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 30. April 1859. № 50-52.

Inhalt:

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Londons Wochen- und Monatschriften.

Shakspeare als Jurist und mythische Person.

Neuere englische Dichter.

April 1859.

Wer kann jemals sagen, was dieses London ist, thut, leidet und der Welt anthut? Es ist desto unbegreiflicher, je näher man es kennen lernt. Die Londoner sehen's nicht. Man lernt bald hindurchfahren, wie durch eine Wüste, wo Alles todtenstill, leer und todt ist. Blos wenn man einmal wieder aufwacht und wirklich seine Augen gebrauchen lernt, erstaunt man und sieht sich wieder blind und hört sich wieder taub und macht sich dann wieder nichts draus. Deshalb entgeht uns auch hier Vieles, was außerhalb das größte Aufsehen erregen kann und Niemand hier beachtet, Niemand sieht. Dabei fällt mir ein, daß Sie mir, lieber Herr Redacteur und Freund, einen Vorwurf aus der Unachtsamkeit gegen die Dichter herrlicher Magazine, Monats- und Vierteljahrsschriften machten. Wie manches Interessante und Wichtige mag oft darin stehen, ohne daß ich's nur erwähne. Vielleicht ist's wahr, aber ich weiß wirklich nicht, was darin steht oder gestanden haben mag. Man kommt in einen Reading-room, hat zwei, drei Stunden Zeit und findet außer 100 Zeitungen und Journalen 30—40 dicke Magazine. Diese sind uns beim Lesen allemal im Wege, so daß man sie Einer dem Andern unwillig zuschiebt, bis ein dienstbarer Geist gerufen wird, dem man ärgerlich aufträgt, den rubbish in irgend einem unschädlichen Winkel zu begraben. Die Sache ist, daß sie Niemand liest, daß sie Jedem im Wege sind, daß sie in dem wohlverdienten Rufe stehen, unerträglich langweilig und wortreich zu sein. Wie können sie sich aber halten? Kosten sie nicht fabelhaftes Geld und bezahlen Einige nicht 40 Pfund für den Bogen? Dies erklärt sich leicht durch den Umstand, daß sie nach Convention auf allen Tischen der regierenden Klassen (je nach Partei) in allen Museen, Vereins-Lokalen, Lese-Instituten, Klub-Bibliothek-Zimmern und Lese-Sälen unzähliger Gesellschaften liegen müssen. Die Novellen darin und sonstiges Unterhaltende werden auch von Damen und allen zurückgezogenen Gentlemen gelesen; auch behaupten Einige, daß überhaupt Alles gelesen werde und sei es das Unbedeutendste, dessen Verfasser, wenn kein Anderer, sicherlich Zeile für Zeile genieße. Man muß bedenken, daß ungeheure Massen von englischer Literatur höchster Luxus sind, die man kaufen, auf dem Tische liegen haben muß, ohne daß Jemand daran denkt, sie sei zum Lesen da. Dabei wird vielleicht immer noch in keinem Lande mehr gelesen, als in England, wie auch in keinem zivilisirten Lande mehr Leute leben, die gar nicht lesen können.

Das verträgt sich hier Alles. Für Droschkenkutscher, Omnibus-Conducteurs, Dienstmädchen, niedere Klassen überhaupt, obgleich unter ihnen die meisten der 50 Prozent Ignoranz zu finden sind, giebt es ein halb Dutzend Journale mit 100,000 bis 800,000 Auflage (das „London Journal" hat einmal vor einigen Jahren 800,000 Exemplare gedruckt); für die feineren, gebildeteren Mittelklassen und die nobleren Arbeiter sind Chambers' und Dickens' Wochenschriften da. Und so geht's herauf und herunter für alle Schichten, ohne daß die dicken „Magazine" speziell unterzubringen sind. Das haben Sie wohl schon gehört und gelesen, daß Dickens aufhören wird, den Redacteur-Namen für die Household-Words herzugeben. Sein Spezial-Redacteur Mr. Wills, hat's durch seine „Pfiffigkeit" mit dem Publikum, mit den Verlegern, mit den Mitarbeitern, mit Allem, nur nicht mit seiner Privatkasse verdorben. Dickens wird am 18. Mai mit einer neuen Wochenschrift: „All The Year Round" (wer findet dafür im Deutschen einen entsprechenden Journal-Titel?) zum ersten Male hervortreten. Die Household-Words, von denen $^5/_8$ Dickens, $^1/_8$ dem Mr. Wills gehören, $^2/_8$ den Verlegern, sollen verkauft oder unter die reiche Liste untergegangener Journale aufgenommen werden. Die Verleger Bradbury und Evans haben versucht, zu klagen, wurden aber vorläufig abgewiesen. Die Klatschereien über die Ursachen des Zwistes, von denen ich die verschiedensten und widersprechendsten Durcheinander vernommen habe, gehören nicht hierher, obwohl die Literaten hier seit Wochen mit dem größten Interesse darüber gestritten und konjekturirt haben. Nur ein Faktum will ich mittheilen, weil ich es als solches kenne. Mr. Wills hat das Blatt in den Ruf gebracht, daß er 30 Schillinge Honorar für die Oktavspalte zahle. Er nahm immer gern von neuen und frischen Federn fünf bis zehn bis zwanzig Artikel auf, ohne jemals von Honorar zu sprechen, obwohl er bereitwillig auf Abschlag zahlen ließ und zwar höchst pfiffig so, daß es schien, als verstünden sich die zehn Thaler für die Oktavspalte von selbst. Endlich war der Mitarbeiter „verbraucht," oder er drang auf Abrechnung, die dann verschieden von fünf bis zehn Schillinge per Spalte hinauslief. Es versteht sich von selbst, daß Dickens nichts von dieser Praxis wußte, wie er überhaupt Jahre lang sich wenig oder gar nicht um die Redaction der Household-Words bekümmerte.

Auf dem Gebiete literarischer Production sieht es ziemlich mager aus. Man kommentirt, revidirt, kritisirt, memorialisirt und biographisirt fleißig das Alte und vergangene Große, aber groß gedacht und geschaffen wird nicht. Unter den Kommentaren und Exegesen macht John Lord Campbell's Shakspeare-Brief an Payne Collier Anspruch auf Anerkennung. Es ist ein gelehrter, philologischer Beweis, daß Shakspeare ein Jurist, wenigstens ein theoretischer Rechtskundiger gewesen. Schon früher ward die Vermuthung ausgesprochen, daß er vor seiner Schauspieler-Carrière in London bei einem Advokaten in Stratford Sekretär gewesen und die Sprache und Anschauungsweise der Jurisprudenz durch Aktenschreiben, Rechnungen, Prozeßverhandlungen praktisch gelernt hatte.

Lord Campbell weist juristische Phrasen und Bilder in 23 Shakspeare'schen Dramen nach und schließt daraus auf die Identität des Dichters für diese. Die anderen werden als unechte Shakspeare'sche Productionen gehalten. Am juristischsten sind viele Shakspeare'sche Sonette, ganz besonders das 46ste.

> Mine Eye and Heart are at a mortal war
> How to divide the conquest of thy sight;
> Mine Eye my Heart thy picture's sight would bar,
> My Heart mine Eye the freedom of that right.
>
> My Heart doth plead that thou in him dost lie
> (A Closet never pierced with crystal eyes)
> But the Defendant doth that plea deny,
> And says in him thy fair appearance lies.
>
> To 'cide this title is impannelled
> A quest of thoughts, all tenants to the Heart,
> And by their verdict is determined
>
> The clear Eyes moiety, and the dear Heart's part
> As thus: mine Eye's due is thine outward part
> And my Heart's right thine inward love of heart.

Dies ist so juristisch, daß man's ohne Kenntniß der technischen Ausdrücke des engl. Prozeßverfahrens gar nicht ordentlich verstehen kann. Ein Liebender behauptet seine Geliebte gewonnen, durch conquest, d. h. Kuß, als Eigenthum bekommen zu haben. Aug' und Herz sind gemeinsame Besitzer joint-tenants, und wissen nicht, wie ihre Besitztitel sich abgränzen. Jede juristische Hälfte (moiety) will das Ihrige als uneingeschränktes, persönlich ausschließliches Eigenthum (estate in severalty) besitzen. Uneinig darüber gehen sie vor Gericht, das Herz als Kläger (Plaintiff), das Auge als Verklagter (Defendant). Es kommt nun darauf an, aus den Behauptungen und Leugnungen der Beiden durch eine Jury zu entscheiden, cide, decide, was Rechtens sei. Ihr Erkenntniß, Verdikt, ist einstimmig gewonnen und lautet dahin, daß das Rechtsgebiet des Auges sich durch die äußere Form der Geliebten abgränze und das Herz rechtlicher Herr ihrer inneren Vorzüge und Liebenswürdigkeiten sei. In anderen Sonetten finden sich nach und nach alle möglichen Advokaten-Ausdrücke und juristische termini zusammen.

In den Dramen reden selbst gewöhnliche lustige Weiber von Windsor wie eingefleischte Juristen:

Mrs. Ford. What think you? May we, with the warrant of womanhood, and the witness of a good conscience, pursue him with any further revenge?

Mrs. Paye. The spirit of wantonness is sure scared out of him; if the devil have him not in fee simple, with fine and recovery, he will never, I think, in the way of waste, attempt us again."

So spricht nie eine Frau, wenn sie nicht einen echten Juristen zum Manne oder Vater hat. Dies ist schon Beweises genug, aber noch auffallender sind die Abschweifungen, die ganz augenscheinlich nur den Zweck haben, mit Advokaten-Ausdrücken, mit juristischer Weisheit zu glänzen. Die Hamlet-Szene auf dem Kirchhof ist Kopie einer bestimmten, berühmten juristischen Verhandlung aus Shakspeare's Zeit.

Von dem Beweise, daß Shakspeare ein Jurist gewesen (die Campbell'sche Broschüre führt den Titel: „Shakspeare's Legal Acquirements considered" u. s. w.) zu dem, daß überhaupt ein Jurist und Philosoph die Shakspeare'schen Dramen geschrieben, ist nun nur noch ein Schritt. Die Amerikanerin Delia Bacon hat längst plausibel zu machen gesucht, daß Shakspeare sich in Lord Bacon und Walter Raleigh auflöse. W. H. Smith hat dasselbe lange und scharfsinnig genug in England gethan. Die historischen Thatsachen über Shakspeare standen nie recht fest, und man kann sich bei Durchlesung der Beweisführungen des Engländers und der Amerikanerin durchaus nicht mehr gegen Zweifel wehren. Statt vieler Beispiele nur eins, das in doppelter Beziehung schlagend ist.

In Bacon's „Advancement of Learning" kommt wörtlich folgende Stelle vor: Is not the opinion of Aristotle worthy to be regarded, where he saith that young men are not fit auditors of moral philosophy, because they are not settled from the boiling heat of their affections, nor attempered, by time and experience?" In Shakspeare's „Troilus and Cressida" heißt es wörtlich:

> „Not much
> Unlike young men, whom Aristotle thought
> Unfit to hear moral philosophy."

Das ist auffallend genug; aber noch merkwürdiger ist, daß in beiden Fällen derselbe Fehler wiederkehrt, da Aristoteles nicht von Moral-, sondern von politischer Philosophie sagt, sie sei nichts für junge Leute. Dieselben Gedanken in Shakspeare und Bacon kommen sehr oft vor, nicht selten aber auch dieselben Worte und Wendungen. Es ist hier nicht unsere Sache, über diesen gelehrten Streit, an welchem die gebildeten Engländer sehr lebhaften Antheil nehmen, zu entscheiden. Sicherlich wird er noch weiter fortgesetzt und vielleicht bald zu einer Entscheidung gebracht. Es ist zwar sehr verführerisch, den Herrn Smith und die Amerikanerin kurz und bündig für verrückt zu erklären, jedenfalls aber anständiger, selber die Akten nachzusehen und dann wenigstens zu warten, bis sich irgend etwas definitiv Entscheidendes ergeben haben wird.

Dieser Shakspere, Shakespere, Shakspeare oder Shakespeare (denn so schreiben ihn die Engländer ohne irgend einen Anhaltepunkt, obgleich das Museum die einzige Originalschrift dieses Namens besitzen soll) soll freilich nicht ganz und gar in eine Mythe verwandelt werden. Der Schauspieldirektor des Globe-Theaters wird nicht geleugnet; nur behauptet man, daß Bacon und Walter Raleigh ihre Stücke anonym von ihm aufführen ließen, so daß sie sich an den Namen des Direktors anknüpften und mit ihm identifizirten. Die gewaltigen Schöpfungen werden dadurch nicht werthloser, so daß wir den Streit einstweilen für unwesentlich betrachten können.

Wo sind und bleiben aber jetzt die großen Dichter? Auf der Bühne ist seit Jahren keiner erschienen. Selbst englische Originale werden oft von englischen Kritikern als schlechte Uebersiedelungen aus dem Französischen enthüllt. Wir haben hier große, unverschämte literarische Diebe, aber keine großen Dichter. Ganz besonders empörend trat neulich eine Dame als literarischer Dieb auf. Sie hat Carové's „Geschichte ohne Ende" schlecht aus dem Deutschen übersetzt und z. B. norddeutsche Kinderblumenbeete mit „Palmen" eingefaßt, aber den Namen des Verfassers nirgends nur erwähnt, so daß die Kritiken, wie z. B. im Athenaeum, mit Stolz auf dieses Produkt der englischen Muse hinweisen. „Wir sind Mrs. *** für eine Reihe von literarischen Produkten verpflichtet," heißt es im Athenaeum, „aber für dieses werden ihr noch unsere Kindeskinder danken; das Buch ist eine Perle in unserer Literatur." Ich weiß nicht mehr, was noch alles für deutsche Bücher als englische Produkte renommiren; ich erinnere mich nur augenblicklich, daß Kugler's Geschichte der Malerei immer als eine literarische Hauptthat des Akademie-Direktor Eastlake gepriesen wird.

Der Gegensatz führt mich auf neuerdings hervorgetretene wirkliche englische Dichter, die ich in verschiedenen Perioden des vergangenen Jahres und bisher kennen lernte, um die daraus gezogenen Notizen gelegentlich anzubringen. Ich bemerke dabei, daß ich nicht glaube, eine volle Liste zu geben, da Southey's vor 30 Jahren in den „Colloquies" und Lady Montagu's vor 136 Jahren gemachte Bemerkung über der Dichter Menge sich ziemlich genau verwirklicht hat: Man würde sie bei jeder Wendung, in jedem Winkel, in gestickten Uniformen und in „Fustina"-Jacken finden; man würde eben so viele Verse machen, als man Prisen nähme; doch könne dies nichts schaden; die Verse seien das Salz der Erde, das vor Fäulniß schütze. Je mehr, desto besser, desto mehr Gefühl und Regung gegen Gemeines und Häßliches. Insofern hätten auch künstlerisch werthlose Verse unzweifelhaft ihr Gutes. So stehen wir nicht an, lyrische Gefühle aus einer Kohlen-Mine von einem Kohlenbergmanne, „Lyrics by S. F., a Coal-Miner" (Durham: George Procter) wegen nobler, patriotischer Richtung zu acceptiren. Er schimpft auf England, weil er nobel denkt und fühlt, für unterdrückte Nationalitäten, die zerquetscht wurden, weil England dazu lächelte, dabei half oder es — auf eigne Rechnung that und thut. Auch liebt er in Versen, wie der poetische Bauer Clare in Northamptonshire, aber nicht traurig und sentimental, sondern mit leidlichem Humor.

Vernon de Montgomery, der schon im 16. Jahre ein Gedicht „To the Eternal" veröffentlichte, erschien eben mit Hours of Sun and Shade; Musings in Prose and Verse," mit Uebersetzungen aus sechzig Sprachen in zweiter Auflage (London Partridge and Co.). Als ich die erste Auflage durchblätterte, fand ich viel Blätter, viel Wort-Reichthum, viel Declamation und, wie es mir schien, Uebersetzungen, die schon vorher in's Englische übersetzt und aus dem englischen Text blos umgearbeitet worden waren. Die zweite Auflage habe ich noch nicht gesehen.

Die „Lyrics" von Temperley Grey (Newcastle-upon-Tyne, nur für Privat-Circulation gedruckt) sind mit kolorirten Anfangsbuchstaben ausgestattet und sehen sonst prätensiös aus. Man findet außer flüssiger, nicht sehr gefeilter Form und Sprache für kursirende lyrische Themen schwerlich etwas besonders Originales und Schönes. Eine Art lyrische Komödie: „The Maid of Norway," in fünf Akten von John Waddie (London! R. Marlborough and Co.) versetzt uns in die Zeiten alter nordischer Könige, die England attackirten. Ein solcher ver-

lirt seine Tochter in Liebe zu einem feindlichen Engländer, bekommt aber nicht nur sie, sondern auch den feindlichen Engländer als Schwiegersohn wieder. So kommt's heraus, wenn ich nicht irre; es ist schon einige Monate her, als ich die fünfaktige romantische Komödie durchlas.

Der Geistliche William Tidd Matson, schon früher als geschätzter Lyriker bekannt, hat jetzt seine „Poems" gesammelt herausgegeben (London: Groombridge and Sons). Es ist der wahrhaft christlich-humane, liebende Geistliche, aber nicht im abgedroschenen Kanzelton, sondern lyrisch-schön, bilderreich, graziös und fast eben so poetisch in Ton und Tendenz, wie sein Original Wordsworth, der überhaupt von allen englischen Dichtern die meisten Schüler und Nachahmer zu haben scheint. — „Phantasus: a Faerie Romance for Men and Women" von George Macdonald (London: Smith, Elder and Co.), dem Dichter des poetischen Drama's: „Within and Without" und schon aus einem früher veröffentlichten Bande Gedichte vortheilhaft bekannt, gehört unstreitig zu den selbstständigsten und eigensten poetischen Productionen jetziger Tage. Es ist schon angenehm, einen Mann zu finden, der den Muth hat, von dem in England überall mächtigen Konventionalismus abzugehen und sich einen eigenen Weg zu brechen. Der Phantasus bewegt sich kühn und frei bald in Versen, bald in kühner rhythmischer Prosa durch eine Traumwelt von Allegorieen hindurch, die an die besten deutschen Märchen erinnern. Unter- und Oberwelt, Bäume und Blumen mit Bewußtsein, Charakter und eigenthümlichen Passionen, sonderbare Grotten und liebliche Verstecke mit alten, lieben, bekannten, noch ganz jungen Damen aus unserer Kinderzeit — Feen — besonders der „weißen Dame," die wir in den verschiedensten Situationen und Lebensperioden so oft lieben lernten — kurz eine liebe, alte Märchenwelt in neuer Form, Fassung und Handlung, die am Ende auch etwas Hübsches und Sinniges bedeuten will und uns sehr wohl gethan hat, als wir sie vor einigen Wochen vor einem englischen Kaminfeuer im Bequemlichkeitsstuhl theils vorlasen, theils erzählten.

Gedichte von Charles Boner.

Herr Boner, Verfasser des neuerdings von der englischen Presse rühmlich besprochenen „Cain" hat kürzlich bei Chapman & Hall in London ein neues Buch, „Verse" betitelt, herausgegeben. Mit Recht durfte der Verfasser die Versicherung Goethe's: „Ich habe in meiner Poesie nie affektirt," für sich in Anspruch nehmen, und als Motto seinem Buch voransetzen. Die, meist dem Leben entnommenen, Stoffe sind einfach und naturwahr behandelt, und erhalten ihren Hauptreiz durch die daraus hervorleuchtende Innigkeit der Empfindung. Was uns Deutsche außerdem angenehm darin berührt, ist die warme Sympathie des Verfassers für Deutschland, dessen Natur und Kunst seine Poesie vielfach abspiegelt. Längerer Aufenthalt in unserm Vaterland hat es Herrn Boner gestattet, nicht blos die Höhen und Tiefen unsrer Gebirge*) zu ergründen, sondern auch in einem höhern Sinne sich einen Ueberblick über die geistige Schönheit unsers Landes zu verschaffen. Die den Originalgedichten beigefügten Uebertragungen aus Auersperg, Geibel, Dingelstädt, Heine, Kobell, Schiller, Goethe, beurkunden ein inniges Verständniß der deutschen Poesie. Aber auch unsere politischen Interessen umfaßt und behandelt der britische Dichter mit einer Theilnahme, die uns gerade im jetzigen Augenblick besonders wohlthuend anspricht. Wir gedenken dabei des Gedichts: The Battle of Novara, das in Oesterreich warmen Anklang finden dürfte. — Es beginnt:

> Soldaten! so rief der Feldmarschalt aus,
> Der Waffenstillstand der ist nun aus,
> Karl Albert fordert uns drüben heraus.
> Am Ticino bei Novara!

Das Gedicht „The Shipwreck" ist eine ergreifende Schilderung eines untergehenden Schiffes, die wahrscheinlich aus einem wirklichen Erlebniß hervorgegangen ist. The ballad of the royal hunt in the new forest, erinnert in Ton und Darstellungsweise an die altenglischen Balladen. Die Schilderung des Waldes ist ausnehmend gelungen und bestätigt auf's neue die frische Naturanschauung, welche im „Chamois Hunting in the Mountains of Bavaria" so gerechte Anerkennung fand.

Als Beispiele des Uebersetzungstalents des Verfassers lassen wir einige Uebertragungen folgen.

Auersperg. Das Blatt im Buch.

> I have quite an old grand mother,
> And an old, old book has she;
> A leaf in the volume lieth
> As dry as it dry can be.
>
> And wither'd must now the hand be
> That once pluck'd it in spring for her;
> I wonder why it affects her!
> When she sees it she drops a tear

Heine. The Fir-tree.

> There stands a Fir-tree northward,
> On a bare height all alone.
> He slumbers: a white cloak round him
> Of snow and of ice is thrown.
> He of a Palm is dreaming
> In the East, far, far away,
> That lonely and silent mourneth
> On a rock in the sun's hot ray.

Kobell. Gems and their Setting.

> „A topaz am I" said the golden Wine,
> „A ruby am I" said the rich red Wine;
> „And I" said the Toper „am gold, I opine,
> And love to clasp jewels so rare and fine"

L. v. P.

Frankreich.

Gounod's Oper „Faust," nach Goethe.

Gegen Ende des Monats März wurde auf dem „Théâtre Lyrique" in Paris zum erstenmale Gounod's große Oper „Faust," „imité de Goethe," aufgeführt. Der musikalische Berichterstatter des „Moniteur Universel," Herr A. de Rouvray, sagt von Gounod: „Der Komponist ist ein so großer Verehrer Goethe's, daß er den Verfassern des Libretto, den Herren Jules Berbier und Michel Carré die Bedingung stellte, das Werk des deutschen Dichters auf das Gewissenhafteste zu achten; namentlich durften sie Nichts hinzufügen, wodurch der Geist oder die Form der ursprünglichen Dichtung verändert wurde und Nichts wegstreichen, als was mit den dramatischen oder musikalischen Bedingungen des französischen Theaters durchaus unverträglich ist. Eines der anziehendsten, charakteristischen Merkmale dieser Muster-Oper ist daher auch, daß man überall den geistigen Hauch und den Genius eines großen Dichters empfindet, verbunden mit der mächtigen Harmonie und der ausgesuchten Melodie eines großen Komponisten."

Inzwischen scheinen doch die Textbuch-Dichter dieser Aufgabe nicht ganz treu nachgekommen zu sein, wie aus folgender Analyse der Oper zu ersehen, die wir dem Artikel des Herrn A. de Rouvray entnehmen:

„Herr Gounod, der bekanntlich ein Meister in der Symphonieen-Composition ist, hat sich nicht in eine lange Ouvertüre einlassen wollen. Das Drama ist zu umfassend und mannigfaltig, als daß es möglich wäre, es auf einigen Notenblättern vollständig zu resumiren. Besser schien es daher, sofort mit vollen Segeln in das Innere der Handlung, in medias res, einzudringen. Die Ouvertüre ist daher durch eine kurze Instrumental-Einleitung ersetzt, in welcher zwei Bilder uns mit überraschenden Zügen entgegentreten: das des von Zweifeln heimgesuchten, von seinen unnützen Arbeiten und Nachtwachen erschöpften Faust und das Bild Gretchen's, von einer wahrhaft idealen Sanftmuth, Reinheit und Heiterkeit. Der erste Akt umfaßt die beiden großen Expositions-Szenen des Drama's. Faust ist allein; er spricht seinen Schmerz und seine Trauer, seinen Lebensüberdruß und seinen Entschluß aus, dieser Pein ein Ende zu machen. Es ist Zeit, sagt er,

> „Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
> Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen."

Da ertönen plötzlich Glockenklang und Chorgesang: „Christ ist erstanden!" Nach einander ziehen Landleute und Schnitterinnen unter dem Fenster Faust's vorüber, und sie fesseln ihn wieder an das Leben; aber nochmals bemächtigt sich die Verzweiflung seiner, und die Arie Faust's schließt mit dem Ausrufe: „Zu mir, Satan!" — ein Gesangsstück von der größten Wirkung.

Das Duett in der Höllenverschreibung ist in der Anlage, wie in der Gediegenheit der Durchführung gleich bemerkenswerth. Faust verlangt

*) Chamois Hunting in the mountains of Bavaria, by Charles Boner, with Illustrations in tinted Lithography. London, Chapman and Hall.

nach Jugend, Mephistopheles verspricht sie ihm unter Bedingungen: der Teufel liebt es, beim Handel vorzuschlagen. Der Doktor besinnt sich — da läßt Mephisto vor den bethörten Augen des Alten das Bild Gretchen's, am Spinnrade sitzend, erscheinen. Es ist eine sehr glückliche, sinnreiche Combination des Komponisten, daß jetzt vom Orchester das Motiv der Begleitung des Spinnradliedes gespielt wird, welches im dritten Akt wiederkehrt, und daß sich auch der köstliche Gesang: „O Liebesnacht" in der Gartenszene des zweiten Aktes wiederholt. Mephistopheles hält Wort, Faust ist vergnügt; die Vision verschwindet. Das kurze, gedrängte Duett: „Mir die Lust und die jungen Schätzchen" ist voll Schwung, Leben und Energie.

Der zweite Akt (die Kirchweih) beginnt mit einem prächtigen Chorstück. Sechs Chöre vereinigen ihre verschiedenen Themata zu Einem und bringen eine unwiderstehlich schöne Wirkung hervor. Das Publikum verlangte und erhielt die Wiederholung aller; denn sie sind von gleichem Werth und haben das doppelte Verdienst, die Masse zu begeistern und den strengsten Anforderungen der Kritik zu genügen. Der Reigen um das goldene Kalb hat den satanischen Charakter und den höhnischen Ausdruck, den der Autor ihm zu geben wünschte. Ich finde auch die Trinkszene in Auerbach's Keller sehr schön, die mit einem großartigen, mittelalterlich gefärbten Choral schließt. Mephistopheles zieht einen magischen Kreis. Die Studenten, die ihn von allen Seiten umdrängen, halten erstarrt vor Schreck inne; ihre Klingen sind zerbrochen; kein Zweifel — sie haben es mit dem Bösen zu thun. Schnell bringen sie, nachdem sie das Heft ihres Degens, das ein Kreuz bildet, nach außen gewendet, auf den Teufel ein, der zurückweicht. Diese kühn bewegte, ergreifende Szene ist in erhabenem Styl abgefaßt und hat einen tiefen Eindruck im Publikum zurückgelassen.

Ein Walzer, der Karl Maria von Weber's würdig wäre, wird durch das Vorübergehen Gretchens unterbrochen, der sich Faust mit der liebenswürdigen Phrase nähert:

„Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Mein Arm und Geleit Ihr anzutragen?"

worauf Gretchen antwortet:

„Je ne suis demoiselle,
Ni belle
Et je n'ai pas besoin
Qu'on me donne la main."

Welch köstlicher Walzer! Wieviel Herzklopfen wird er verursachen, in welche süßen Träume junge Köpfe wiegen!

Der dritte Akt spielt ganz und gar in Gretchen's Garten. Er ist von durchgängig sanfter Färbung, von einer unaussprechlichen Keuschheit und Zartheit, von sanfter Gluth und wunderbarem Reiz durchweht. Will man aber mit wahrem Vergnügen in diesen so reinen, erhabenen Regionen weilen, will man den vollen Zauber dieser süßen, duftigen Melodien auf sich einwirken lassen, so muß man sich vor allem von dem Ort der Handlung und der Natur und dem Stande der Hauptpersonen Rechenschaft ablegen. Man darf nicht vergessen, daß Gretchen eine Deutsche ist, daß sie mehr träumt als fühlt, daß sie ein armes, einfaches, naives, frommes Mädchen ist — der Typus der Offenheit und Reinheit. Satan selbst würde zu anderen Mitteln greifen, sollte er ein italiänisches oder französisches Mädchen verführen. Daher dürfen wir auch an den Komponisten nicht solche Ansprüche machen, die er weder erfüllen durfte noch wollte. Hier ist Mondschein, der reizendste Mondschein, wie sollten wir da Sonne und Gluth oder gar Lebendigkeit, Leichtigkeit und esprit finden wollen!

Ich übergehe die Couplets Siebel's, um schneller zu der Szene Gretchen's zu gelangen, die überaus bezaubernd scheint. Es ist unmöglich, die Einfachheit und Grazie der beiden Zeilen des Rezitativs zu beschreiben:

„Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt'
Wer heut der Herr gewesen ist."

Die Art und Weise, in der Mme. Carvalho sie wiedergiebt, wiegt ein ganzes Drama, ein ganzes Gedicht auf. Sie haucht, noch ganz von der einen Idee eingenommen, leise die Ballade hin: „Es war ein König in Thule," die sie mit Ergüssen eines köstlichen Gemüthes, einer rührenden Melancholie unterbricht.

Auber würde ohne Zweifel mehr eitle Coquetterie, mehr funkelnden esprit in das Lied beim Erblicken des Schmuckes gelegt haben, aber Gretchen ist auch kaum irgendwie mit Manon zu vergleichen. Das Quartett im Garten würde, meinem Erachten nach, durch eine kleine Abkürzung sehr gewinnen, da ihm obenein eine der Hauptpartien der Oper folgt: das Liebesduett zwischen Faust und Gretchen. Die Situation bei Goethe ist bewunderungswürdig und der Komponist ist auch nicht hinter dem Dichter zurückgeblieben; doch weiß ich nicht, ob es blos die Aufführung so scheinen ließ, als wäre die zarte, flehende, schüchterne Seite dieser unnachahmlichen Szene besser gelungen, als der feuerige, stürmische Theil. Wir müssen auch noch des schönen instrumentalen Satzes gedenken, der dem Duett vorangeht. Er ist mit Meisterhand bearbeitet, verliert sich in wohlklingenden Tonstrahlen und endet in Akkorden, die wie Wohlgerüche berauschen.

Ich kenne nichts Luftigeres, Duftigeres, als die Cantilene Gretchen's am Fenster. Das arme Mädchen spricht im Uebermaß ihrer Freude zum Mond und zu den Sternen; sie ruft die ganze Natur zum Zeugen ihres Glückes an. Ihre Worte werden von schmachtender Sehnsucht und Entzücken unterbrochen. Sie ruft ihren Geliebten und Faust ist da und stürzt in ihre Arme; sie läßt sanft ihr Köpfchen auf seiner Schulter ruhen. Ihre Stellung ist gleichzeitig so zärtlich und rein, daß selbst die Engel im Himmel nichts Tadelnswerthes daran finden würden.

Der vierte Akt beginnt mit dem Liede am Spinnrad:

„Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer und nimmermehr."

Wir werden nun in den dramatischen Theil des Werkes eingeführt. Gewissensbisse und Thränen sind den flüchtigen Träumen, dem Rausch des Augenblicks gefolgt; Demüthigung und Schande haben für immer die Ruhe aus Gretchen's armen Herzen vertrieben. Das Lied am Spinnrad ist sanft wie eine Klage, ergeben und demuthsvoll wie eine Beichte.

Aber nun folgt ein glänzender Contrast, der von dem ganzen Auditorium mit rauschendem Beifall begrüßt wird. Ein Chor in B-moll, von kräftiger Färbung und kühnem, stolzen, kriegerischen Rhythmus, unterbricht die vorhergegangene Szene. Die Kameraden Valentin's feiern ihre Rückkehr in's Vaterland. Der volltönende, helle, freie Soldatengesang ist eine der gelungensten Stellen der Partitur. Das Publikum verlangte ihn da capo; doch müssen wir, um gerecht zu sein, noch hinzufügen, daß die Choristen des Théâtre lyrique in prächtigen Kostümen mit seltener Kraft und wunderbarer Einheit gesungen haben.

Die Serenade des Mephistopheles war nicht ganz so wirkungsvoll, wie ich erwartet hatte. Das Bemerkenswertheste in dieser Arie ist das Ritornell. Aber das Terzett beim Duell und die ganze Todesszene Valentin's sind Partien ersten Ranges. Die Verwünschungen des Sterbenden, die Verzweiflung Gretchen's, das Murren und Grollen der Menge bilden ein Gemälde von außerordentlicher Schönheit und ergreifender Wirkung. Die Szene wechselt und durch den überraschendsten Mechanismus, der je auf der Bühne angewendet worden, erscheint ein Dom mit seinen Pfeilern, Wölbungen, Nischen, Steinplatten und Fenstern vor unseren erstaunten Augen. Diese Kirchenszene ist geradezu ein Meisterwerk; nie ist etwas Schöneres, Erhabeneres, Strengeres geschrieben worden; es ist eine religiöse Musik im Sinne Marcello's, Haydn's und Beethoven's. Gretchen betet; der unsichtbare Mephistopheles erstickt ihre Gebete, indem er ihr ihre Vergehen vorwirft und sie mit dem göttlichen Zorn und ewiger Strafe bedroht. Bis in's Innerste wird man durch ihre schrecklichen Laute erschüttert; man schaudert in die Seele hinein und ist vernichtet.

Die erste Szene des fünften Aktes hat bei den Proben einige Umarbeitungen erlitten, die man für den raschern Fortgang des Drama's und für die Inszenesetzung des Stückes unerläßlich hielt. Ich bin überzeugt, daß, wenn die ganze Partie des Brockens und der Walpurgisnacht so aufgeführt wird, wie sie Herr Gounod geschrieben hat, sie ihm die größten Lobsprüche und die gewiegte Bewunderung der Kenner eintragen wird. Bei der Darstellung ist der Chor der Hexen bedeutend gekürzt worden. Die, wie ich glaube, erst nach vollendetem Werke hinzugefügten Tenor-Couplets ermangeln weder der Kühnheit noch des Schwunges. Der Chor der Courtisanen ist ganz in der heidnischen Färbung gehalten, die ihm der Autor im Gegensatz zu der vorhergegangenen Kirchenszene augenscheinlich zu geben beabsichtigt hatte; doch schien mir das so zugestutzte Bacchanal confus und unvollständig.

Hingegen das letzte Bild im Gefängniß, die düstere Introduction, das Wahnsinnsduett, bei dem sich die Erinnerungen an den Walzer und den Garten dem gestörten Geiste Gretchen's aufdrängen, das bewunderungswürdige Terzett Faust's, Gretchen's und Mephisto's und die strahlende Apotheose, die das wundervolle Werk würdig schließt, haben den Beifallssturm und das unaufhörliche Bravo verdient, mit dem an diesem schönen triumphreichen Abend der junge Meister und seine wackeren Dolmetscher überschüttet wurden."

---

unter dem Befehle des Lieutenant Thomas Page in den Jahren 1853—56 ausgerüstet wurde.

Der Rio de la Plata, der Silberfluß, ist eigentlich nur die Mündung eines der größten Stromsysteme der Erde, welche die vereinigten Wassermassen der beiden Hauptarme Uruguay und Parana, mit ihren zahlreichen und bedeutenden Nebenflüssen, dem Meere zuführt. Fast möchte man Bedenken tragen, ihm die Bezeichnung Fluß oder Strom beizulegen, denn an der engsten Stelle ist er 25, an der weitesten, da, wo er sich zwischen den Kap's Santa Maria und San Antonio mit dem Atlantischen Ozean vermischt, 180 englische Meilen breit; und doch fehlen ihm bis dorthin die charakteristischen Kennzeichen eines solchen **nicht!** Der eine der erwähnten Hauptarme, der Uruguay, hat seine Quelle in der Sierra Catalina unter 27° 30′ südlicher Breite in der brasilischen Provinz Rio Grande do Sul, und trennt in seinem hauptsächlich nach Süden gerichteten Laufe durch herrliche Gegenden, die argentinische Konföderation von Brasilien und den Freistaat Uruguay. Er ist von seiner Vereinigung mit dem Parana an aufwärts 250 englische Meilen schiffbar; dort erzeugt eine quer durch das Bett gehende Felsenleiste gefährliche Schnellen, welche die eigentlich nicht richtige Bezeichnung des Salto Grande führen und der Schifffahrt leider zu früh hemmend entgegentreten. Wichtig und vortheilhaft würde die Beseitigung dieses Hindernisses für den Verkehr sein, da der Strom später wieder hinreichende Tiefe hat. Der Parana entspringt ebenfalls in Brasilien, in der Provinz Matto Grosso; doch befindet sich sein oberer, wenig bekannter Lauf noch in ungestörtem Besitz der Indianer. Er nimmt unter 27° 17′ südl. Breite und 58° 39′ westl. Länge v. Gr. den mächtigen Paraguay auf, dessen ebenso nicht genau bekanntes Quellgebiet den nordwestlichen Gebirgen Brasiliens angehört.

Begleiten wir nun das Explorationsschiff „Water-Witch" auf seiner Fahrt. Zuvor sei erwähnt, daß die argentinische Konföderation in der Person ihres Präsidenten Justo J. Urquiza das Unternehmen der Vereinigten Staaten mit rühmenswerther Bereitwilligkeit unterstützte und, freilich in eigenem Interesse, das Befahren der verschiedenen Arme des Rio de la Plata, soweit dieselben ihr Gebiet berührten, erlaubte. Viel zäher zeigte sich Brasilien, im Anfang wenigstens, wo die Expedition im Paraguay nur bis Albuquerque hinaufgehen sollte; später wurde noch Corumba, 60 Meilen höher liegend, als äußerster Punkt bewilligt; als aber zuletzt der ganze Strom der Forschung freigestellt wurde, traten andere, im Verlaufe unsres Berichts näher zu erwähnende Hindernisse dem Unternehmen entgegen.

Die „Water-Witch" richtete ihren Lauf von Buenos Ayres nach dem Parana. Es war die Jahreszeit des niedrigsten Wasserstandes, trotzdem war die geringste Tiefe des ganzen Delta's 16 englische Fuß und variirte von da an bis auf 105 Fuß. Die Breite wechselte von 1/2 bis 2 1/2 Meilen*) und die Geschwindigkeit der Strömung betrug 2 1/2 Meile pro Stunde. Im Dezember beginnt der Fluß zu steigen und fährt mit einem täglichen Zuwachs von etwa zwei Zoll bis Mitte Februar fort, wo er sein Maximum erreicht. In dieser Höhe bleibt er einen Monat lang, worauf er wieder fällt und zwischen Juni und Juli in das Minimum tritt, welchen Standpunkt er bis Oktober beibehält. Während dieses Monats verursachen tropische Regen, die sich über ein großes Gebiet von Brasilien erstrecken, ein partielles Steigen von etwa sechs Zoll.

Das Delta des Parana zieht sich am linken Stromufer 245 Meilen weit hinauf; erst in der Nähe der kleinen Stadt Diamante tritt Hochland an das Flußufer. Von der Mündung an bedecken zahlreiche Inseln das Strombett; das Auge ermüdet an dem Anblicke der prachtvoll-üppigen Tropen-Vegetation mit den edelsten Fruchtbäumen, die überall die Ufer des Flusses verbergen. Der erste bedeutende Punkt ist die Hafenstadt Rosario, 188 Meilen von der Mündung, welche in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen hat und 1855 bereits 12,000 Einwohner zählte. Ihre Lage wird sie jedenfalls zum Haupthandelsplatz der westlich vom Parana gelegenen Provinzen machen, und jetzt schon rivalisirt der Platz mit Buenos Ayres; denn die Entfernung von dieser Stadt, 200 Meilen, kommt bei der Schiffbarkeit des Stromes nicht in Frage. Selbst Segelschiffe können bei dem vorherrschenden Südwinde dem nach Nordnordwest gerichteten Laufe des Flusses folgen. Auch bietet das Ein- und Ausladen der Schiffe bei Rosario weit mehr Vortheile, als bei Buenos Ayres, wo die Breite des Rio de la Plata während der Südostwinde ein für solche Arbeiten viel zu unruhiges Wasser erzeugt. Die in naher Aussicht stehende Eisenbahn zwischen Rosario und der 300 Meilen westlich entfernt gelegenen Stadt Cordova muß das Aufblühen des ersteren Ortes noch wesentlich begünstigen.

Etwa 18 Meilen oberhalb Rosario mündet der Tercero; hier tritt das Hochland, welches das rechte Ufer des Parana von Buenos Ayres an in größerer oder geringerer Nähe begleitet, immer weiter nach dem Innern zurück, und erst 1000 Meilen weiter oben sieht man es wieder an dem rechten Rande. Niedriges, sumpfiges Flachland nimmt seine Stelle ein. Immer aber bleibt die Szenerie durch die Menge der Inseln im Strome noch malerisch, Hunderte von Meilen weit bilden diese einen charakteristischen Zug des Parana. Dabei scheinen die weiter oben gelegenen noch reicheren Baumwuchs, ja noch größere vegetabilische Fülle im Allgemeinen, als die unteren zu entfalten. — 33 Meilen von der Mündung des Tercero aufwärts erreicht man das Städtchen Diamante, an sich unbedeutend, für Dampfschiffe aber seines großen Vorraths von Brennholz halber wichtig. Hier ändert sich, wie schon erwähnt, der Charakter des **linken** Ufers, und das Hochland von Entre Rios bildet längs desselben wellige Pampa's. Ueberall, wo nicht Inseln dem Auge das Festland entziehen, blicken Estancia's und Ansiedelungen hervor.

Eine weitere Fahrt von etwa 30 Meilen bringt uns in die Nähe von Santa Fé (31° 38′ 34″ südl. Br. und 60° 39′ 48″ westl. L.), auf einer im Salado, einem Nebenarme des Parana, gelegenen Insel. Die Bewohner des alten, am Cayesta-See 1573 von de **Garay** gegründeten Santa Fé wählten diesen Platz, welchen die Natur selbst zur Festung geschaffen zu haben schien, um sich vor den Einfällen der Indianer zu schützen. Sie täuschten sich; denn trotz der insularischen Lage, haben wohl wenige Städte am Parana mehr von den räuberischen Angriffen der wilden Eingeborenen zu leiden gehabt, als Santa Fé. Es liegt an der Gränze ihres weiten Gebiets „El Chaco", welches sich von hier aus am Westrande des Parana hinzieht. Mit dem Salado als Südgränze, dem Parana und Paraguay als Ostgränze, bedeckt dieses im unbestrittenen Besitz unzivilisirter Indianerhorden befindliche Gebiet ein Areal von 200,000 Quadratmeilen.

Wenig nördlich am linken Stromufer des Parana erblicken wir die Hauptstadt der argentinischen Konföderation Parana, früher Bajada genannt. Sie hat als Handelsplatz keine vortheilhafte Lage, auch ist ihr Handel, mit Ausnahme des Imports, von geringer Bedeutung; dennoch ist die Bevölkerung, welche 1855 sich auf 8000 Einwohner belief, in fortwährendem Steigen begriffen. Dabei muß man auch bedenken, daß diese Gewässer erst seit drei Jahren dem Verkehr zugänglich gemacht worden sind. Parana liegt auf einem Plateau, eine Fortsetzung des von Diamante an am linken Ufer hinziehenden Hochlandes. Von erwähnenswerthen Gebäuden bietet die Stadt das einfache, aber geschmackvolle Haus des Gouverneurs, mehrere Kirchen und sogar ein hübsches Theater. Eine höchst kunstfertig angelegte Straße verbindet den Hafen mit der Stadt, welche 150 Fuß höher liegt.

Sechs Meilen oberhalb Parana schlägt der Strom gleichen Namens eine nordöstliche Richtung ein, welche er bis zu dem elenden Platze La Paz, auf der Gränzlinie der Provinzen Entre Rios und Corrientes, beibehält. Nachdem er von da ab 93 Meilen nach Norden fließt, verfällt er in einen außerordentlich unregelmäßigen Kurs, bald nördlich, bald südlich fortströmend, bis er wieder die Richtung nach Nordnordost bis etwa zum 28° 40′ südl. Br. annimmt und endlich in einem nördlichen Laufe nach Corrientes zu weiter geht. Corrientes, eine Stadt mit 12,000 Einwohnern, am linken Ufer des Parana, liegt 20 Meilen unterhalb der Einmündung des Paraguay. Es dehnt sich weithin am Ufer aus und ist im gewöhnlichen Style der spanisch-amerikanischen Städte so gebaut, daß sich die Straßen in rechten Winkeln schneiden. Außer einigen nicht unansehnlichen Kirchen sieht man im Allgemeinen nur einstöckige Häuser mit sogenannten Azotea's*). Schiffe können bis dicht an die Stadt fahren.

Ehe wir dem weitern Verlaufe der Expedition folgen, wollen wir noch einmal auf die geschilderte Strecke zurückblicken. Auf der ganzen Fahrt den Parana hinauf hatte die „Water-Witch" überall gutes Fahrwasser gefunden, und trotz der Jahreszeit des niedrigsten Wasserstandes, war die geringste Tiefe 9 engl. Fuß gewesen. Dabei war das Dampfschiff nirgends auf Felsen, versunkene Baumstämme oder andere Hindernisse gestoßen. Die prächtigen Waldungen oberhalb Diamante lieferten dem Boote Brennmaterial im Ueberfluß. Das Land ist zu beiden Seiten des Stromes fruchtbar, und zahlreiche Estancia's ziehen sich vom Flusse ab selbst zuweilen weit in's Innere hinein. Fleisch und Früchte waren überall zu kaufen.

*) **Stets** englisches Maß.

*) Eine Art oben auf den Gebäuden befindlicher Galerien.

Der große Reichthum von schiffbaren Flüssen erleichtert den Verkehr ungemein und läßt, vor der Hand wenigstens, die Nothwendigkeit der Anlegung von Straßen und Kanälen in den Hintergrund treten. Das Klima ist gesund, sogar in den niedrigen Gegenden, wie die Expedition selbst und andere Forschungsreisen bewiesen haben. Die spanischen Amerikaner und Mestizen sind gastfreundlich und zuvorkommend; die Städte gewähren das angenehme Bild eines ruhigen, gesellschaftlichen Lebens. Zwar existiren nirgends oberhalb Buenos Ayres protestantische Kirchen oder Schulen, doch ist die Begründung derselben von der argentinischen Konföderation durchaus nicht untersagt. Was endlich die Eingeborenen betrifft, so sind dieselben mit Ausnahme der Bewohner von Chaco halb unzivilisirt.

Der Paraná wendet sich nach seiner Vereinigung mit dem Paraguay nach Osten, während letzterer im Allgemeinen von Nord nach Süd strömt. Wir folgen jetzt seinem Laufe aufwärts und verlassen den Parana. Beide Flüsse sind wesentlich von einander verschieden. Der Paraguay ist selten über eine halbe Meile breit, der Lauf gewunden und seine Oberfläche mit verhältnißmäßig wenig Inseln bedeckt. Er strömt mit einer Schnelligkeit von 2 bis 2½ Meilen die Stunde. Seine Ufer sind nicht so hoch als die des Parana. Lieutenant Page kennzeichnet den Unterschied noch anders: „Während wir in den Inseln des Parana die lieblichen Gärten des Flußgebiets La Plata vor uns sahen, schien der Paraguay durch Parke zu strömen. Hier ist die Region der Palmen, die schon eine bedeutende Höhe erreichen und in so regelmäßigen Zwischenräumen von einander emporsteigen, daß man fast die Hand des Menschen im Spiele der Natur glauben möchte. Dazu hat das Gras ein so frisches, reinliches Aussehn, als würde es sorgsam gepflegt; Hirsche spielen unter den Bäumen, und die Phantasie hat sich nur noch menschliche Wohnungen hinzuzuschaffen, um das Bild herrlicher Parks vollständig zu machen."

Das Land am linken Ufer des Paraguay gehört unbestritten zur gleichnamigen Republik. Am rechten Ufer beansprucht die argentinische Konföderation eine Strecke bis zur Mündung des Vermejo, von Paraguay jedoch nicht anerkannt. Ueberhaupt ist die Gränzbestimmung hier im Gebiete von Chaco noch sehr zweifelhaft. Am linken Ufer des Stromes ist, soweit der Staat Paraguay geht, eine Art Flußpolizei in Zwischenräumen von etwa drei Meilen aufgestellt, welche einestheils den Schleichhandel verhindern und dann auch die Beförderung von Depeschen schnell besorgen soll. Jeder Posten besteht aus 6—12 Mann. Am andern Ufer besteht diese Einrichtung nicht, und da die Indianer keine Kanoe's haben, wird der Strom als hinreichendes Schutzmittel gegen die Einfälle der wilden Bewohner von Chaco gehalten.

Je weiter das Dampfschiff nach Norden dem Aequator entgegenfuhr, um so mehr entfaltete sich die tropische Vegetation in all' ihrer Pracht und Fülle. Ueberall fiel der Blick auf blühende Sträucher und kolossale Bäume; die Stämme der letzteren waren in Schlingpflanzen förmlich eingehüllt und die langen Ranken derselben hingen tief herab oder verbanden die niedrigsten mit den höchsten Zweigen, mit vielfarbigen Blüthen den dunklen Blätterwald durchwebend.

Ihren Lauf in Paraguay fortsetzend, gelangte die „Water-Witch" 48 Meilen oberhalb des Zusammenflusses mit dem Parana an die Mündung des Vermejo (26° 51′ 52″ südl. Br. und 58° 28′ 21″ westl. L.); 30 Meilen weiter strömt vom linken Ufer der Tibiquari ein. Mehrere unbedeutende Punkte passirend, erreichte das Boot Asuncion (25° 16′ 30″ südl. Br. und 57° 42′ 42″ westl. L.), die Hauptstadt von Paraguay. Die Stadt zählt 12,000 Einwohner und liegt 50 Fuß hoch über dem Stromspiegel. Lieutenant Page stattete hier vor Allem dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Visite ab, um eine Audienz bei Sr. Exzellenz Señor Don Carlo Antonio Lopez, Präsident der Republik Paraguay, zu erhalten. Dies gelang, und er wurde noch selbigen Tags um 4 Uhr beschieden. Sich nach dem Regierungsgebäude begebend, gelangte er durch eine Vorhalle in ein langes Zimmer, dessen Fußboden mit Teppichen belegt war; an den Wänden standen rund herum eine Reihe Rohrstühle in militärischer Ordnung, und Seine Exzellenz, eine wohlbeleibte Gestalt in vorgerücktem Alter, saß am obern Ende vor einem runden Tische. Beim Eintritt Page's nahm er, ohne sich zu erheben, leicht den Hut ab und bedeutete den Lieutenant, sich auf einem Stuhle vor ihm niederzulassen und die Mütze neben sich auf den Tisch zu legen. Es war dies Alles ein Beweis von ungewöhnlicher Herablassung seitens des Präsidenten. Page legte hierauf seine Kommission von den Vereinigten Staaten vor und erklärte die Zwecke der Expedition, wobei sich Seine Exzellenz im Ganzen beifällig und zufrieden zeigte. Die ganze Audienz verlief ohne Förmlichkeiten, doch erfuhr Page später, daß der Präsident Lopez alle öffentlichen Angelegenheiten sitzend und bedeckten Hauptes verhandele. Uebrigens sprach er viel und gut. Bei einer spätern Zusammenkunft legte Page den Plan vor, einen kleinen Dampfer in Asuncion bauen zu lassen, um mit Hilfe desselben die kleineren Nebenflüsse des Paraguay zu befahren, und machte einen Anschlag über das dazu nöthige Bauholz. Sofort wurden die erforderlichen Befehle ertheilt, allen Bedarf hierzu zu liefern. Während dieser Plan verwirklicht wurde, bereitete sich Page zur weitern Exploration in Paraguay selbst vor. Hier gab es Schwierigkeiten zu beseitigen, denn ein kurz vor Ankunft der „Water-Witch" mit Brasilien geschlossener Handels- und Schifffahrtsvertrag gestattete keinem Schiffe höher als bis Asuncion zu fahren. Page stellte dem Präsidenten den Zweck der Expedition vor, die ja durchaus keine politischen Absichten verfolgte, und es gelang ihm, Erlaubniß bis an die Nordgränze des Staates auszuwirken. Von dort aus waren keine Hindernisse mehr, denn für die Bolivia gehörige Strecke, sowie weiter in Brasilien bis über Albuquerque hinaus, war schon der Strom der Forschung freigestellt worden.

Bei Asuncion mündet rechts der bedeutende Pilcomayo. Die Breite des Paraguay beträgt oberhalb Asuncion ½ bis 1 Meile, die geringste Tiefe 20 und die größte 72 Fuß. Die Ufer waren 15 Fuß hoch, der gewöhnliche Wasserstand zu dieser Zeit 4 Fuß unter dem Maximum. In einiger Entfernung dehnten sich große Waldungen aus, die mit Grasplätzen abwechselten, und selten waren Wohnungen zu sehen. Später wurden die Ufer wieder flach und der Wald trat dicht an sie heran. Auf einer Ebene liegt unter 23° 23′ 56″ südl. Br. und 57° 30′ 39″ westl. L. die kleine Stadt Concepcion, mit etwa 2000 Bewohnern. Alles strömte hier zusammen, um das noch nie erlebte Schauspiel eines Dampfbootes zu genießen.

Eine Strecke oberhalb dieses Platzes zeigten sich auf der Seite des Chaco-Gebiets eine Anzahl Indianer. Wenige stellten sich aber frei an das Ufer, die Meisten waren halb in dem langen Grase verborgen. Page begab sich, von mehreren Offizieren und Einigen der Mannschaft begleitet, Alle im bewaffneten Zustande, an's Land zu ihnen. Einer der Wilden wies auf ihren Caziken, worauf der Guarani-Pilot der „Water-Witch" auf den „Caziken" der Expedition deutete. Hierauf entwickelte sich ein allgemeines, seitens der Indianer von tiefen Kehllauten begleitetes Händeschütteln. Page reichte dem Häuptling eine angebrannte Cigarre, aus welcher derselbe einen Zug that und sie dann seinen Gefährten übergab. Jetzt kamen auch die Uebrigen, Männer, Frauen und Kinder, aus ihrem Versteck hervor und das Händeschütteln ging von neuem los. Sie hatten sämmtlich nur ein Stück Zeug um die Hüften und gingen im Uebrigen ganz nackt; aller Schmuck und jede Malerei fehlte ihnen. Die Männer waren wohlgestaltet, über mittleeer Größe, mit großen Augen, denen der Chinesen nicht unähnlich, und weitem Mund. Die Frauen waren durch das vor dem Heiraten übliche Tättowiren sehr entstellt. Diese Indianer halten Pferde und Schafe, bauen Korn und Baumwolle, und die Fraen weben aus letzterer Kleidungsstücke.

Page lud den Caziken mit einigen seiner Gefährten mit an Bord zu kommen, ein, in der Hoffnung, denselben von den friedlichen Absichten der Expedition zu überzeugen und erwartend, daß auch andere Stämme diese erführen. Nie konnte der Häuptling ein Dampfboot, nicht einmal ein gewöhnliches Schiff von der Größe der „Water-Witch" gesehen haben; dennoch verrieth kein Laut, selbst nicht eine Miene, Verwunderung oder Furcht. Einige der Begleiter konnten sich weniger beherrschen; keiner konnte aber bewogen werden, in den untern Raum hinabzusteigen. Zum Abschiede wurden sie mit Spielsachen, Fischhaken und Cigarren beschenkt, wogegen sie einige Knäule Garn gaben.

Weiter strömte der Fluß durch einen prächtigen Palmenwald, der sich neun Meilen am Ufer hinzog. 70 Meilen von Concepcion aufwärts liegt der kleine Platz Salvador (22° 48′ 45″ südl. Br. und 57° 54′ 23″ westl. L.). Schon war man 520 Meilen von der Mündung des Paraguay in den Parana entfernt, und noch hatte sich nirgends ein Hinderniß für die Schifffahrt gezeigt. Die Temperatur des Wassers betrug hier 24° R.; ebensoviel betrug die mittlere Wärme aus den täglichen Extremen in der Atmosphäre; doch wurde diese bedeutende Hitze durch Winde gemildert. Etwa 7 Meilen oberhalb Salvador füllte eine Felsenleiste zwei Drittel des Flusses 5 Meilen weit aus, und drängte das Fahrwasser nach der Chaco-Seite. Die Szenerie war weiter nördlich prächtig; einmal trat ein Bergzug, die Sierra Caapucu, einen steilen, felsigen Bluff bildend und mit herrlichem Baumwuchs bedeckt, dicht an das linke Ufer, während der Blick rechts auf endlosen Palmenebenen ruhte.

Unter 21° 01′ 39″ südl. Br. und 57° 55′ 40″ westl. L. steht auf dem äußersten Nordende der Sierra Olimpo und auf dem niedrigsten

Theile derselben nur 45 Fuß über dem Spiegel des Paraguay das Fort Bourbon, den Strom beherrschend. Es gehört zu Bolivia. Bald darauf legte das Dampfboot bei der ersten brasilianischen Ansiedelung, Fort Coimbrah (19° 55′ 43″ südl. Br. und 57° 52′ 32″ westl. L.) an, seit Santa Fé, 1280 Meilen weiter abwärts, der erste bewohnte Punkt am rechten Ufer des Paraguay. Hier eröffnete der kommandirende Offizier der Expedition, daß sie nur noch eine kurze Strecke über Albuquerque ihre Forschungen ausdehnen dürfe. Das Fallen des Stromes hätte überdies dem Dampfboote nicht höher hinaufzugehen erlaubt, und Page beeilte sich, wenigstens diesen Punkt noch zu erreichen. Schnell Albuquerque passirend, kam man bald in Sicht des kleinen, nur aus Strohhütten bestehenden Ortes, welcher durchaus nichts Bemerkenswerthes bot. Es war wirklich zu bedauern, daß der Expedition hier ihr Endziel gesteckt wurde, denn wenn auch die „Water-Witch" zur weitern Forschung nicht mehr hätte benutzt werden können, so hätte man doch die vollständige Aufnahme des Stromes bis zu seinen Quellen in einem Boote mit Leichtigkeit ausgeführt. Doch ließ sich gegen die Vorschriften der brasilianischen Regierung nichts thun. So richtete denn das wackere Dampfschiff seinen Lauf wieder stromabwärts, um zunächst noch für kurze Zeit in Albuquerque zu verweilen. Albuquerque ist ein überaus freundlicher Platz, drei Meilen vom Flusse entfernt, von tropischem Baumwuchs ganz verborgen. Es besteht aus 60 bis 70 Häusern, welche eine „Plaza" bilden, an deren einem Ende wie gewöhnlich eine Kapelle steht. Page machte von hier aus einen Ausflug nach einer 8 Meilen entfernt gelegenen Mission von Guano's-Indianern. Der Weg ging durch eine schöne, wellige Gegend. In den nächsten Umgebungen des Missionsplatzes herrschte eine kaum zu erwartende Sauberkeit und Ordnung. Das eine Ende der großen „Plaza" bildeten die Kirche und das Schulgebäude, und zu beiden Seiten zogen sich die Hütten der Indianer hin, einfach aus Stroh gebaut, aber äußerst gesund und dem tropischen Klima entsprechend eingerichtet. Jede Behausung durfte nur 20 Fuß breit sein; an jedem Ende befand sich eine Thür, und der innere Raum war durch wollene Vorhänge getrennt, so daß überall die Luft frei zirkuliren konnte. Weniges Kochgeschirr, zwei bis drei Hängematten und eine Art Tisch an einer Seite bildeten das innere Arrangement. Zu jeder Hütte gehörte ein Garten zum Gemüsebau, aber in einiger Entfernung von dem Orte waren Anpflanzungen und Felder, die Korn, süße Kartoffeln, Bohnen, Reis u. s. w. trugen. Männer und Knaben werden jeden Tag einige Stunden lang in militärischen Exercitien geübt; und in der Schule von etwa 80 Zöglingen wurde nicht blos nach den gewöhnlichen Erfordernissen der Erziehung gestrebt, sondern auch Musik und Tanz gelehrt. In Gesellschaft des Pater hielt man ein ausgezeichnetes Mittagsessen, wobei eine Anzahl Indianer ganz vortrefflich musizirten, und zum Schluß mußten dieselben einen Tanz aufführen, denn dies liebte der Pater ganz besonders. Unter den Indianerinnen gab es wirklich recht hübsche und klug aussehende Gesichter. Rührend war die Liebe und Verehrung, mit welcher Alle, Jung und Alt, dem Pater zugethan waren. Höchst befriedigt kehrte Page mit seinen Begleitern von diesem Ausfluge zurück.

Es fehlt uns hier an Platz, die Fahrt der „Water-Witch" stromab genauer zu verfolgen und müssen wir uns deshalb nur auf Allgemeines beschränken. Als das Boot wieder vor Asuncion angekommen, waren Reparaturen an ihm unvermeidlich, und während der Zeit konnte das inzwischen hier gebaute kleine Dampfschiff zu Explorationen verwandt werden. Auch größere Touren zu Land wurden unternommen, und fast dreiviertel Jahr vergingen unter fortwährenden Exkursionen. Die „Water-Witch" war zur gründlichen Ausbesserung nach Montevideo hinab geschickt worden und lag jetzt wieder in Asuncion. Page hoffte täglich von der brasilianischen Regierung Erlaubniß zum Befahren des obern Paraguay zu erhalten, um seine früheren Absichten bezüglich der Aufnahme des Stromes bis zu seinen Quellen zu verwirklichen, als ein an sich ganz unbedeutender Zwischenfall alle Hoffnungen abschnitt. Ein Bruder des Konsuls der Vereinigten Staaten in Asuncion, Mr. Hopkins, war von einem Soldaten in der Nähe der Stadt in Folge einer Geringfügigkeit überfallen worden. Anderwärts würde diese Angelegenheit ohne Einmischung der Regierung geordnet worden sein, allein in Paraguay muß selbst die unbedeutendste Sache vom Präsidenten selbst verhandelt werden. Dies geschah; der Soldat wurde bestraft, aber die Art und Weise, in welcher die Klage abgefaßt worden, mißfiel Sr. Exzellenz. Es entspannen sich Streitigkeiten, das Exequatur von Konsul Hopkins wurde zurückgezogen, der Zorn dehnte sich auch auf die amerikanische Gesellschaft, deren Agent Hopkins war, aus, und Alle sollten sofort den Staat verlassen. Diese Gesellschaft hatte ein ganzes Stadtviertel von Asuncion inne gehabt, Boden erworben, sowie eine Sägemühle und eine Cigarren-Fabrik angelegt; das Aufgeben alles Dieses brachte ihr natürlich großen Schaden. Page's Dazwischenkunft führte zu nichts, und da kein Handelsschiff die Gesellschaft aufnehmen wollte, aus Furcht, den Grimm des Präsidenten auf sich zu lenken, mußte dieselbe mit der „Water-Witch" weggeführt werden. Neue Streitigkeiten waren noch zu beseitigen, da die Gesellschaft Alles, was transportirbar war und ihnen gehörte, mitnehmen wollte. Gerade in diesen unruhigen Tagen war von Brasilien die Erlaubniß eingegangen, den obern Paraguay mit seinen Nebenflüssen erforschen zu dürfen. Zu spät; was vorauszusehen war, geschah; ein Gesuch Page's, um später wieder die Gewässer der Republik passiren zu können, wurde abgeschlagen und alles Weitere vereitelt. Mehr noch: als die „Water-Witch" von Corrientes aus eine Fahrt den Parana aufwärts antrat, welcher Strom durchaus nicht ausschließlich dem Staate Paraguay angehört, sondern nur den Gränzfluß zwischen ihm und der argentinischen Konföderation bildet, wurde von einem Fort auf der Seite der erstgenannten Republik auf sie gefeuert und ein Mann getödtet. Präsident Lopez hat sich vergebens bemüht, diesen Vorfall zu entschuldigen. Page's Streben ging zuletzt nur noch dahin, von der Rückfahrt möglichsten Nutzen zu ziehen, und die Expedition schloß mit einer Fahrt auf dem Uruguay, soweit derselbe schiffbar war, bis zum Salto Grande.

W. Tr.

Mannigfaltiges.

— Zeitschrift für Völker-Psychologie und Sprachwissenschaft*). Wir gedachten in Nr. 35 des „Magazin" einer in Berlin angekündigten neuen Zeitschrift unter diesem Titel. Es ist uns seitdem das erste Heft derselben zugegangen, welches mit „einleitenden Gedanken über Völker-Psychologie" beginnt, die von beiden Herausgebern unterzeichnet sind. Dieses psychologisch-linguistische Essay ist dazu bestimmt, den Boden abzugränzen, auf welchem die neue Zeitschrift und mit ihr zugleich die neue Wissenschaft der Völker-Psychologie erbaut werden soll. Letztere stellt sich die Aufgabe, „das Wesen des Volksgeistes und dessen Thun psychologisch zu erkennen; die Gesetze zu entdecken, nach denen die innere, geistige oder ideale Thätigkeit eines Volkes in Leben, Kunst und Wissenschaft vor sich geht, sich ausbreitet und erweitert, oder verengt, erhöht und vertieft, oder verflacht, sich verschärft und belebt, oder ermattet und abstumpft; es gilt, die Gründe, Ursachen und Veranlassungen, sowohl der Entstehung, als der Entwickelung und endlich des Unterganges der Eigenthümlichkeiten eines Volkes zu enthüllen." Die Völker-Psychologie ist es hiernach, welche uns die Geschichte der Völker erläutert und sie als das Resultat eines ewigen, nenne man es nun: göttlichen oder angeborenen Gesetzes erscheinen läßt. Von Julius Cäsar und Tacitus bis auf Niebuhr und Schlosser ist die Völker-Psychologie stets ein Grundzug der großen Geschichtschreibung gewesen; was wir an ihr bewundern, ist hauptsächlich ihre Auffassung und Darstellung des Volksgeistes und ihre darauf gegründeten Erläuterungen der Volksgeschichte. Wenn, wie vielfach zugegeben wird, die Philosophie wesentlich die Aufgabe hat, Psychologie zu sein, so wird die Philosophie der Geschichte eben nichts Andres, als Völker-Psychologie sein können. Der Volksgeist, d. h. „das allen Einzelnen Gemeinsame der inneren Thätigkeit," wird wesentlich durch die Sprache, durch ihren gemeinsamen Schatz von Vorstellungen und Begriffen bedingt und charakterisirt. „Mit der Sprache hängen die psychologischen Formen des Denkens auf das Innigste zusammen, und Jeder, dem das Wesen der Sprache im wahren Lichte erscheint, wird erkennen, daß grundverschiedene Redeformen nur die Erscheinung grundverschiedener Denkformen sind." Hieraus ergiebt sich, weshalb unsere neue Zeitschrift mit der Wissenschaft der Völker-Psychologie zunächst die der Sprache verschwistert. Beide Herausgeber ergänzen sich in dieser Beziehung gegenseitig, indem Herr Doktor Lazarus, der rühmlichst bekannte Verfasser des „Leben der Seele" psychologische und Herr Doktor Steinthal, Verfasser des Werkes: „Grammatik, Logik und Psychologie," sprachvergleichende Forschungen hauptsächlich zu seiner Aufgabe gemacht hat. Von den vereinigten Bestrebungen zweier so tüchtiger Männer, die lediglich um der Wissenschaft selbst wegen diese mit dem größten Eifer betreiben — was in unserer Zeit leider zu den Ausnahmen und Seltenheiten

*) Herausgegeben von Dr. M. Lazarus und Dr. H. Steinthal. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

gehört — darf wohl etwas Tüchtiges erwartet werden, und so begrüßen wir auch ihre neue Zeitschrift mit Freude und Hoffnung. Das erste Heft derselben enthält außer der vorgedachten Einleitung auch noch eine Betrachtung des Herrn Steinthal über eine die unpersönlichen Zeitwörter zum Gegenstand habende Abhandlung von Karl Philipp Moritz in dessen „Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde“ (1783) und mehrere kurze Anzeigen von Lazarus über einschlägige Abhandlungen von W. H. Riehl, Max Duncker und A. Boeckh. Wenn die Herausgeber auch ältere Schriften, die zu dem Bereiche ihrer Wissenschaft gehören, nach und nach besprechen wollen, so möchten wir ihnen zu diesem Behufe auch Kohl's zahlreiche ethnographische Darstellungen und namentlich dessen: „Skizzen aus Natur- und Völkerleben“*) empfehlen.

— Die Herzogin von Orleans und Mrs. Austin. Die französische Schrift der Frau von Harcourt über die Herzogin von Orleans, ist von Mrs. Austin in's Englische übersetzt (London, W. Jeffs) und mit einigen sehr anziehenden Zusätzen bereichert worden. Mrs. Austin, diese gebildete Kennerin der Literatur, und zwar ebenso der deutschen und französischen, wie der englischen, hatte die Ehre, sich eines sehr innigen Vertrauens der Verewigten zu erfreuen, welche sich zuweilen auch an sie mit Fragen über die für ihre Söhne und besonders für den Grafen von Paris am meisten sich eignende Lektüre wandte. Mrs. Austin erzählt unter Anderm:

„Die letzte Unterhaltung, die ich mit der Herzogin — etwa vierzehn Tage vor ihrem Ableben — hatte, bewegte sich ausschließlich um die Art und Weise, wie der Prinz, ihr Sohn, wohl am besten mit den englischen Institutionen und mit den politischen Gewohnheiten — wenn ich mich so ausdrücken darf — welche die englische Gesellschaft durchdringen, vertraut gemacht werden könne. Sie war viel zu klarblickend und verständig, um zu glauben, daß man Institutionen und Gewohnheiten zu kopiren vermöge; auch war sie zu wohlunterrichtet, um zu denken, daß eine servile Nachahmung Englands in diesen Stücken irgendwo, selbst wenn sie möglich wäre, wünschenswerth sein würde. Aber sie wünschte, daß ihr Sohn lerne, auf welchem Wege junge Leute dazu gelangen, thätige Bürger eines freien Staates zu werden. Es war für mich ungemein ergreifend, während dieser Unterhaltung den Eindruck zu beobachten, den dieselbe auf ihr Gemüth machte, das sich so erkennbar in ihren Gesichtszügen aussprach. Als wäre es eine Grausamkeit, so bebte ich davor zurück, Dinge zu berühren, auf die jeder Engländer dem Auslande gegenüber stolz zu sein pflegt. Es schien, als ob ihr Herz uns jene Merkmale politischer Ueberlegenheit, die nicht wahrzunehmen sie viel zu scharfblickend war, ein wenig mißgönnte. Wo sie dieselben zugestand, da that sie es mit einem Seufzer und mit einem Blicke voll unaussprechlichen Bedauerns. Was irgendwo nur gut war, das wünschte sie auch für Frankreich herbei.“

— Lady Morgan. Mit der geistreichen Sydney Owenson, verwitwete Lady Morgan, ist wieder ein Mitglied jenes ausgewählten Kreises von Literaten und Staatsmännern, von politisirenden Frauen und literatisirenden Aristokraten aus dem Leben geschieden, der sich im zweiten Jahrzehend unsers Jahrhunderts in den Sälen von Holland-House und Landsdown-House zu versammeln pflegte und einen sozialen Krieg gegen den Toryismus führte, — eine Polemik, die dem politischen Kampfe voranging. In diesem Kriege von Bonmots und Epigrammen spielte Lady Morgan mit ihrer irländischen Lebhaftigkeit, ihrem pikanten Witz und ihrer weiblichen Malice nicht die letzte Rolle. Sie war die Freundin von Lord Byron und Thomas Moore, von den Lords Holland und Melbourne, von Sydney Smith und Caroline Lamb, verkehrte während ihres Aufenthalts in Paris mit Lafayette, Laffitte, Benjamin Constant und den anderen Koryphäen der damaligen französischen Opposition, und trug durch ihr bekanntes Werk über Italien nicht wenig dazu bei, im englischen Publikum die Antipathie gegen Oesterreich und das Interesse für die Befreiung der Italiäner zu wecken, das jetzt die Politik des Ministeriums Derby zu durchkreuzen droht. Ein Bruchstück ihrer „Erinnerungen,“ das erst vor kurzem veröffentlicht wurde, giebt höchst anziehende Details über jene Zeit, die in Folge der Rückkehr Napoleonischer Despotie schon so weit hinter uns zu liegen scheint, daß die darin vorkommenden Personen uns fast wie Mythen erscheinen. Da sie ihre Memoiren vollständig ausgearbeitet hinterlassen hat, so darf man wohl einer Fortsetzung dieser Enthüllungen entgegen sehen. Einige autobiographische Notizen hatte sie übrigens bereits im Jahre 1847 als Einleitung zu einer neuen Auflage ihrer „Wild Irish Girl“ mitgetheilt.

*) 2 Bände. Dresden, Rudolph Kuntze, 1851.

— Goethe's Faust, von dem wir bereits so viele überflüssige Interpretationen besitzen, hat einen neuen und zwar philosophischen, zur Lehre Arthur Schopenhauer's sich bekennenden Ausleger in Herrn Dr. David Asher gefunden*). „Niemand,“ sagt der Verfasser in dem Vorwort, „kann grundsätzlich mehr, als ich selbst gegen Kommentare zu Dichtern eingenommen sein, und doch bin ich fast unwillkürlich dazu gekommen, einen solchen zu schreiben.“ Bei dieser grundsätzlichen Eingenommenheit des Verfassers wird es ihn auch nicht wundern, wenn die Kritik und das Publikum ebenso dagegen eingenommen sind. Uns ist der erste Theil des Faust kein Räthsel, dessen Auflösung wir von einem Philosophen erwarten. Viel eher scheint zwar der zweite Theil zu einem Kommentar geeignet, doch möchte er hier ebenso vergeblich, als dort überflüssig sein. Ja, der beste Interpret des ersten Theiles würde vielleicht ein im Geiste desselben, mit glücklicher Anknüpfung an die Charaktere des großen Kunstwerkes gedichteter, zweiter Theil sein. Nicht also ein philosophischer Kommentar, sondern eine poetische Fortsetzung, wie sie Goethe selbst leider nicht geliefert hat, darf auf die Theilnahme des deutschen Publikums zählen. Und von allen Versuchen, die uns in dieser Richtung begegneten, scheint uns der des Herrn Dr. Ferdinand Stolle, von dem wir einzelne Bruchstücke seines „neuen Faust“ haben vorlesen hören, der kühnste und der glücklichste zu sein. Es möchte von großem Interesse sein, diesen auch bereits von vielen anderen Seiten mit Anerkennung begrüßten „neuen Faust“ sehr bald im Druck erscheinen zu sehn.

— Droysen's Geschichte der preußischen Politik. Von Joh. Gustav Droysen's „Geschichte der preußischen Politik“, einem Buche, das sich ebenso durch seine gründlichen, archivalischen Forschungen, wie durch seinen Geist der Auffassung und Darstellung auszeichnet, wird nächstens (Leipzig, Veit & Comp.) die zweite Abtheilung des zweiten Bandes erscheinen. Wir freuen uns, daß trotz der abgeschmackten, lediglich auf Unkenntniß und nationalen Vorurtheilen beruhenden Kritik der deutschen und insbesondere der preußischen Geschichtsschreibung von Thomas Carlyle, der sie als Pedantismus (Dryasdust) charakterisirt, unsere tüchtige historische Schule nicht nachläßt, in den staubigen Archiven des Landes zu forschen und den romanhaften oder phantastischen Geschichtsdarstellungen Macaulay's oder Carlyle's ihre philosophisch-pragmatischen Werke entgegen zu halten. So wenig weiß Thomas Carlyle von der deutschen Geschichtschreibung, daß er in den ersten Bänden seiner „History of Friedrich II. of Prussia,“ wo er ein unendlich langes Resumé der Geschichte der brandenburgisch-preußischen Vorfahren Friedrich's des Großen liefert, nicht ein einzigesmal der Forschungen Ranke's**) und Droysen's auf diesem Gebiete gedenkt.

*) Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie, von Dr. David Asher. Leipzig. Arnoldische Buchhandlung 1859.

**) „Neun Bücher preußischer Geschichte.“ Von Leopold Ranke (3 Bände. Berlin, 1847). Die drei ersten Bücher (Band I) dieses Werks behandeln: 1) das Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht; 2) die auswärtigen und häuslichen Angelegenheiten Friedrich Wilhelm's I. von 1725 bis 1732 und die Jugendjahre Friedrich's II. und 3) die Politik und den Staat Friedrich Wilhelm's I. von 1732 bis 1740. Man kann wohl sagen, daß in den beiden voluminösen Bänden Carlyle's nichts, durchaus nichts enthalten ist, was nicht in diesem ersten Bande Ranke's gründlicher, würdiger und geschichtsmäßiger behandelt wäre. D. R.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Charpentier's „Magasin de Librairie."

Eine neue Pariser Zeitschrift.

Ein unternehmender Pariser Buchhändler, Herr Charpentier, der sich seit mehr als zwanzig Jahren durch eine Reform des Verlagsverfahrens und der Bücherpreise namhafte Verdienste erworben, hat kürzlich ein neues Unternehmen in's Leben gerufen, das von Bedeutung zu werden scheint und auf das wir jedenfalls im Interesse unserer Leser aufmerksam machen müssen. Es ist dies eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Magasin de Librairie," welche allmonatlich zweimal (den 10. und 25.) erscheint und jedesmal 160 Druckseiten umfaßt. Jede Lieferung (die besonders verkauft wird) kostet nur einen Franc.

Auf den ersten Blick erscheint der Titel etwas sonderbar gewählt und man dürfte nach ihm leicht versucht sein, einen falschen Schluß auf den Inhalt und Charakter dieser Zeitschrift zu machen. Das „Magasin de Librairie" ist nämlich, wie im Vorwort gesagt wird, eine Sammlung noch nicht herausgegebener Werke aus den verschiedenen Fächern der Bibliographie: Schöne Wissenschaften, Geschichte, Philosophie, Memoiren, Reisen, Theater u. s. w., und in der That ersehen wir aus den uns vorliegenden acht Lieferungen, daß mehrere selbstständige Werke in der Art, wie Journalartikel abgebrochen und wieder aufgenommen, durch dieselben hindurchgehen.

„Das Publikum ist schon aus Revuen und Journalen an solche getheilte Publicationsweise gewöhnt, und der geringe Uebelstand, der daraus für die Ordnung des Gelieferten entstehen kann, wird aufgewogen durch die Abwechselung des Inhaltes in jeder Lieferung und das mühelose Vergnügen der Lektüre. Die heutzutage so bewegliche und unstäte individuelle Existenz erträgt nicht immer das anhaltende Lesen eines langen Werkes, und wir sind fern von der geistigen Ruhe, welche in früheren Zeiten der Aufmerksamkeit erlaubte, lange an einem und demselben Gegenstande zu haften."

Wenn dem so ist, wie es hier gesagt wird, so muß es allerdings als eine nicht gerade erfreuliche Erscheinung gelten — doch der Herausgeber giebt uns ein Gegengift:

„Die Werke, welche das „Magasin de Librairie" bilden sollen, werden, wir wagen es zu sagen, guten Zwecken dienen. Besteht das Hauptbedürfniß unserer an Illusionen und falschen Zielen reichen Zeit nicht darin, daß man auf einen kräftigen Sinn für Wahrheit in allen Dingen zurückkommt, — nicht für jene Wahrheit, die unter dem Namen Realismus nichts als die stumpfsinnige Wiedergabe des Häßlichen und Schlechten ist, sondern für jene höchste Wahrheit, die das Herz erhebt, das Urtheil schärft und den Geist erquickt durch den Glanz, den sie auf alles Gute und Schöne ausstrahlt?"

Also auf eine Reaction gegen jenen Geist der Lüderlichkeit und Verwahrlosung ist es abgesehen, dem man Frankreich schon unrettbar verfallen meint. Wir wünschen aufrichtig Glück dazu; denn es ist kein Zweifel, daß eine Ermannung der gesunden Kräfte in dem Franzosenvolke, an deren Vorhandensein wir immer noch glauben, dringend Noth thut, wenn das geistige Leben desselben nicht in dem niedrigsten Mischmasch toller Systeme und sittlicher Haltlosigkeit untergehen soll.

Die uns vorliegenden Arbeiten entsprechen in der That zum großen Theil diesem Zwecke. Die nicht gerade sehr bedeutenden Poesien aus dem Nachlasse Alfred de Musset's muß man den Franzosen zu gut halten, die traditionell eben so gut ihre Dichter genießen wollen, wie wir die unsrigen, obgleich der Pegasus einmal nicht über eine gewisse sehr mäßige Flughöhe hinaus will. Bedeutend sind Geruset's „Geschichte der französischen Literatur während der Revolution" — Emile Saisset's „Versuch über die Religionsphilosophie" — Zeller's „Geschichte des Falls von Italien zur Zeit der Renaissance im 16. Jahrhundert" u. s. w.

St. Marc Girardin liefert einen „Cours de Littérature dramatique," der uns interessant war, weil er darin auf Geßner, Voß (Louise) und Goethe (Hermann und Dorothea) zu sprechen kommt und den Unterschied zwischen wahrer und falscher Idylle recht treffend charakterisirt. Emil Saisset's Versuch über die Religionsgeschichte, klar und anschaulich geschrieben, trotz des schwierigen Gegenstandes, verdient besondere Aufmerksamkeit, da er wirklich echt philosophischen Geist verräth (Spinoza, Kant, Hegel u. s. w. werden besprochen) und in die Tiefe dringt. Auch ältere Werke, wie z. B. die bisher ungedruckten Memoiren des Baron de Breteuil (Hofleben aus der Zeit Ludwig's XIV.) sind aufgenommen. — Wir verweisen auf den nachfolgenden Artikel Italien, den wir zum Theil nach diesem reichhaltigen Journale bearbeitet haben.

Italien.

Italiens staatlicher Untergang im sechszehnten Jahrhundert.

Italien ist die brennende Frage des Tages, welche alle Völker des alten Europa in Spannung, in Unruhe, ja in Furcht versetzt; Italien, dieses schöne und dabei so heillose Land, das den anderen Mitgliedern unserer Staatenfamilie so viel Sorge und Kummer bereitet — was wird doch endlich aus diesem Italien werden? So fragen gewiß Unzählige, nun wir am Anfange eines neuen Aktes dieser vielaktigen Tragödie oder Komödie stehen, und geben sich sehr verschiedene Antworten auf diese Frage. Die Einen sind voller Erwartungen und guter Wünsche für die Wiedergeburt einer begabten Nation, die in alter wie in mittlerer Zeit eine so große Rolle gespielt hat; sie hoffen Alles von der Befreiung von Fremdherrschaft, vom Sturze der jedenfalls nicht vorzüglichen einheimischen Regierungen, die nur durch fremde Macht aufrecht erhalten werden; sie glauben an die günstige Einwirkung freier Staatseinrichtungen und des Geistes der Neuzeit auf den während des langen Druckes entarteten Nationalcharakter — Andre sind dagegen ungläubig; sie sehen nur höchstens einen Tausch der Fremdherrschaft voraus und halten die Italiäner für viel zu entartet, als daß sie im Stande sein würden, die Freiheit vernünftig zu ertragen. — Wer wird nun Recht haben? — Die Zukunft ist dunkel und menschliche Vermuthungen, die stets nur auf unzureichende Kenntniß und Veranschlagung der in der Tiefe wirksamen Kräfte gegründet, sind schwankend und trügerisch — der Blick rückwärts, die Geschichte der Vergangenheit kann allein einigen Anhalt für die Beurtheilung der Gegenwart und die Aussichten in die nächste Zukunft geben.

In der oben angezeigten französischen Zeitschrift „Magasin de Librairie" finden wir von J. Zeller eine „Geschichte von Italiens Fall zur Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften im 16. Jahrhundert," der eine höchst interessante Einleitung vorangeht. Wir finden darin die Ursachen desselben vom Standpunkte des besonnenen Geschichtsschreibers auseinandergesetzt, der die Gegenwart aus der Vergangenheit begreifen will, ohne deshalb einem Parteizwecke dienen zu wollen. Wir bemerken dies deshalb, weil in jetziger Zeit das Urtheil eines Franzosen leicht einem ziemlich gerechtfertigten Mißtrauen begegnen könnte.

Wir heben aus den Betrachtungen unsres Gewährsmannes das Wichtigste hervor.

„An den Gränzen der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, giebt es ein Volk, das in Europa eine ganz entschiedene und beklagenswerthe Ausnahme macht in der allgemeinen Bewegung, die beinah alle anderen Völker zu einem und demselben Ziele zu ziehen scheint. Alle Völker Europa's, damals von den Fesseln des Mittelalters sich befreiend, nehmen klare und scharfe Umrisse an, scheiden sich ab von den anderen, setzen sich und befestigen sich unter dem Schutze der Monarchie, stark genug, sie zu regieren und zu vertheidigen, ihnen Ordnung und Unabhängigkeit zu sichern. Italien allein verfehlt diese glückliche und ruhmreiche Zukunft. Nicht allein vernachlässigt es seine Nationalität in Form einer Monarchie oder eines Staatenbundes kräftig festzustellen; es fällt sogar in kurzem verknechtet unter die Herrschaft seiner glücklicheren Nachbarn — und das, zu welcher Zeit? im selben Augenblicke, wo es plötzlich auf die Wissenschaften und Künste einen Glanz wirft, der bei den anderen Völkern bald wetteifernde Literaturen hervorruft, in Italien selbst aber nur deshalb zu strahlen scheint, um seinen Sturz zu beleuchten. Die Macht, die Unabhängigkeit der meisten großen Nationen Europa's datiren von dieser schöpferischen Epoche; Italien dagegen datirt von da seinen Verfall und seine Knechtschaft. Wo die Anderen ihr Heil finden, findet es seinen Verderb. — Welches sind die Ursachen dieses schlagenden Gegensatzes? In welcher Wechselwirkung steht die Wiedergeburt der Wissenschaften jenseits der Alpen mit dem politischen Sturze Italiens? — das ist der Gegenstand unserer Untersuchung. Man interessirt sich bei uns stets für Italien. Seine Geschichte ist eine Räthselfrage, welche den Gegenstand des Nachdenkens für mehr als einen ernsten Geist oder eine entflammte Einbildungskraft gebildet hat. Ja, wenn es in seiner Vergangenheit eine ganz besonders interessante Epoche giebt, so ist es ganz gewiß diese. — Die Italiäner haben damals alle ihre guten Eigenschaften und alle ihre Fehler entfaltet; sie sind großartig und erbärmlich gewesen, dabei immer dramatisch! Enthält diese Vergangenheit Belehrung für die Zukunft? Können die Todten den Lebenden vielleicht noch guten Rath geben? Dürfte die richtig befragte Geschichte uns nicht noch irgend ein Geheimniß enthüllen?

„Wenn man im Mittelalter die Elemente der italiänischen Nationalität mit denen der anderen europäischen Nationalitäten vergleicht, so

scheint es, daß Italien eben so gut, ja vielleicht besser begabt war, als die Nachbarländer, und daß ihm ein eben so großes Nationalglück an seiner Wiege versprochen war. Zeitig waren ihm alle die kostbaren Gaben, an denen man den Charakter eines echten und starken Volksthums erkennt, gesichert; Ein Glaube, mit Rom als seiner Hauptstadt; Eine Sprache, und die zuerst ausgebildete in Europa; die theologische und juridische Wissenschaft mit St. Thomas von Aquino und Accursius; die Reichthümer des Seewesens und des Handels, mit Venedig und Florenz; ein Heldengedicht, eine Kunst, beide national: Dante und Cimabue. Immitten ihrer verschiedenen Schicksale und tragischen Wendungen im Mittelalter erscheint die italiänische Nation wie heute, beseelt von denselben Gefühlen, demselben Gedanken, und scheint denselben Zweck zu verfolgen. Bei der äußersten Beweglichkeit seiner Staatsverfassungen und der unendlichen Mannigfaltigkeit der Ereignisse bildet ein ganz sittlicher und tiefgehender Umstand seine Einheit: kein Ereigniß geht auf irgend einem Flecke des italiänischen Bodens vor, welchem das Uebrige fremd bliebe; stets wird das Ganze von dem Einzelnen in Mitleidenschaft gezogen. Der Barbar, der auf der Höhe der Alpen erscheint, versetzt in Furcht und Zittern den Fischer der sumpfigen Lagunen, wie den Lazarone auf dem sonnenglühenden Strande von Neapel. Das Wort, welches vom Vatikan ertönt, erschüttert ganz Italien. Der größte Staat wie der kleinste, das Königreich Neapel, wie die Republik San Marino, haben Abneigung und Zuneigung, je nachdem ganz Italien den Ton dazu angiebt. Trotz der Verschiedenheit der Staaten und der großen Verwicklung der Ereignisse giebt es eine italiänische Geschichte; sie ist nichts anders, als die Ebbe und Fluth der Revolutionen, die sich bald von Norden nach Süden, bald von Süden nach Norden den Apenninen entlang fortpflanzen. Diese Geschichte ist schwer zu verfolgen, aber sie existirt; man kann sie greifen und wäre es selbst nur in einer Negation. Ein einziges Gut ist Italien versagt worden, und gerade das, welches das Siegel auf eine Nationalität drückt: eine staatliche Verfassung für die ganze Halbinsel. Gelangte man nur dazu, daß man einsähe, wie sich Italien diese Bürgschaft seiner Kraft und Unabhängigkeit hat entgehen lassen, man würde bereits eine Einheit, eine Philosophie für diese Geschichte finden, vorzüglich, wenn es gelänge zu zeigen, daß Italien weniger seine Nachbarn oder gar das Schicksal, diesen namenlosen Verbrecher, für sein Unglück anzuklagen hat, als sich selber.

Wenigstens giebt es keine Staatsform, die auf der Halbinsel nicht probirt worden wäre. Man hat neuerdings ein Verzeichniß der italiänischen Revolutionen gemacht; und das gefundene Ergebniß war erschreckend. Wenn man seine Verfassungen herzählen wollte, so ist zu fürchten, daß sich ein nicht weniger fabelhaftes Ergebniß herausstelle. Versteht sich, die Zahl der Verfassungen erklärt sich durch die der Revolutionen und umgekehrt.

Unglücklicherweise haben die Verfassungen, die man in Italien probirt hat, nie den wahren Bedürfnissen des Landes entsprochen. Die großen Anläufe zu kaiserlicher oder päpstlicher Alleinherrschaft, welche das italiänische Mittelalter unter dem Namen des Kampfes zwischen Priesterthum und Kaiserwürde anfüllen, und in welchen ein neuerer Schriftsteller die beiden Pole der italiänischen Geschichtsphilosophie hat finden wollen (man kann sagen, der europäischen), sind über die Gränzen der Halbinsel hinausgegangen. Unseres Theils betrachten wir den kosmopolitischen Ehrgeiz, welchen Italien diese beiden großen Einrichtungen eingeflößt haben, und deren Schlachtfeld und Opfer es stets gewesen ist, als ein Unglück für dasselbe.

Hier wollte man Italien einfangen in das tonangebende Königreich Neapel, dort in die Abenteurer-Despotie des Mailänders, dann wiederum in die engen Mauern eines städtischen Gemeinwesens. Man denkt an die Verfassungsform, die sich für Italien vielleicht am besten schickte: an einen Staatenbund, aber nur in einigen seltnen und gefahrvollen Augenblicken, um bald darauf diesen Gedanken als einen Zwang zu verwerfen. Wie sollen Königreiche, Zwingherrschaften, Freistaaten Italien jene Ordnung und Dauer geben, die sie selbst gar nicht besitzen? Auf das von einer unzüchtigen Königin, wie Johanna I. oder Johanna II. von Neapel, gegebene Zeichen bringt oder entfernt die Fluth oder die Ebbe im Angesicht des Vesuvs die Dynastieen von Anjou, Aragon, selbst die ungarische. Die Tyrannei hat zu viel zu thun in dem Heldenlande der Lombardei; sie überliefert die Herrschaft nicht, gewaltthätig geht sie aus den Händen der Terriani in die der Visconti, von ihnen ebenso an die Sforza über. Die Freistaaten durchlaufen alle Abenteuer einer zuchtlosen Freiheit.

Von dem Tuchscheerer Michel Lando kommen sie an den Tyranneien-Aufrichter Walther von Brienne, aus der Anarchie in die Usurpation. So ist Alles vorübergehend; nichts erweitert sich gesetzmäßig, nichts faßt Wurzel. Nur die Unbeständigkeit und die Zwietracht sind bleibend. Italien kommt in's 15. Jahrhundert, durch Mißbrauch von Allem zu Grunde gerichtet, nachdem es Alles abgenutzt hat.

Italien hat alle möglichen Liebschaften gehabt; jetzt hat es alle Enttäuschungen; es hat alle Leidenschaften durchgemacht — nun ist der Ekel gegen Alles da.

Papstthum, Kaiserthum — Götzenbilder! — Freiheit — trügerische Fata Morgana! — Kriegerischer Ruhm — Dummheit! Um sich zu vertheidigen, bezahlt es Söldlinge, die ihm entweder sein Geld oder seine Freiheit stehlen. Im 15. Jahrhundert giebt es in Italien weder eine kaiserliche noch eine päpstliche Partei mehr; es ist weder gibellinisch noch welfisch, weder monarchisch noch republikanisch. Es hat weder eine gemeinschaftliche Fahne, noch ein volkseignes Heer. In kleine Staaten zertheilt, jeder unter kleiner Tyrannei, ist es fürstlich. Die Politik hat nichts Allgemeines, Großes, Volkseignes mehr; sie geht ganz in Sonderinteressen, in persönlicher und örtlicher Selbstsucht auf. Der Erfolg des Tages ist das Ziel eines Jeden, das Gleichgewicht der Kräfte das Ziel Aller, das Gemeinwohl kümmert Niemanden. Die Staatenbünde, von denen in jener Zeit Guicciardini so viel Aufhebens macht, sind nichts als Fallen, die man sich legt, oder künstliche Halbversuche. Den Fürsten, vom besten bis zum schlechtesten, macht das gemeinsame Vaterland keine Sorge. Zu Florenz denkt Lorenzo der Prächtige unter den frischen Schatten von Careggi oder Caffagiolo, wie er selbst sagt, nur daran, „seine Seele in einem ruhigen Hafen, fern den rauhen Stürmen der Politik" zu bergen, indem er sich der Gegenwart erfreut ohne Sorge für Morgen. Zu Mailand hat Galeazzo Sforza, der Sohn des großen Francesco, keinen andern Gedanken, als das Glück und die Macht, die sein Vater erworben, mit Unenthaltsamkeit und Grausamkeit zu mißbrauchen. An die Stelle der Größe setzt er Prunk, Autorität wird Tyrannei, politische Klugheit — Schikane, ernste Zucht im Privatleben — scheußliche Unzucht, bis zu dem Tage, wo der Dolch seinem verbrecherischen Leben ein Ende macht. Zu Rom ist der wiederhergestellte heilige Stuhl damals nicht mehr das gewaltige Papstthum des Mittelalters, selbst nicht ein solches, wie es das Jahrhundert verlangte, wobei ich den schönen, aber nutzlosen Tod Pius' II. ausnehme.

Nikolaus V., Innocenz VIII., Alexander VI. sind gerade solche italiänische Fürsten, wie die Sforza oder Medici. Die großen Päpste des Mittelalters, Gregor VII, Innocenz III. hatten den Erdkreis in seinem Wesen verstanden; diese dagegen verstehen nicht einmal Italien. Die große Theokratie des Mittelalters ist auf den kleinlichen Maßstab des Negatismus herabgedrückt.

So stand es im Politischen mit Italien, als seine Literatur in den Fußstapfen des Petrarca und Boccaccio weitergehend — Dank den Unterweisungen der griechischen Verbannten — die christlichen und volksmäßigen Quellen, woraus es bisher seine Begeisterung geschöpft hatte, verließ und mit den rationalistisch-heidnischen Quellen des jüngst wieder entdeckten Alterthums vertauschte. Eine neue Sonne erhob sich im Süden, welche die Dämme — ich will nicht sagen die Finsternisse — des Mittelalters durchbrach. Der menschliche Geist verließ die erhabenen Tiefen des Glaubens für die Prinzipien des reinen Verstandes, der strengen oder anmuthigen Schönheit, für die gefährlichen Reize der alten Welt. Man stelle sich vor, wie inmitten der italiänischen Verweichlichung und Knechtschaft, unter schmerzhaften Rückblicken und wiederum Hoffnungen, der rasche, glänzende Einfall des philosophischen, poetischen, historischen Alterthums geschieht, das plötzlich durch hundert enthusiastische Zungen verbreitet und erläutert wird; trotz der Gelehrsamkeit versteht man oft nicht, was man bewundert. Man vergegenwärtige sich das griechisch-römische Alterthum und das Italien des 15. Jahrhunderts, alle jene Erinnerungen und alle diese Wirklichkeiten, und man frage sich dann, ob die italiänische Literatur von diesem Zusammentreffen nicht stark berührt werden, ob sie, ihrerseits umgestaltet, nicht eine fast allmächtige Wirkung ausüben mußte auf die politischen Geschicke Italiens selbst, dessen Einbildung das alte Rom und Griechenland auf diese Weise plötzlich überstürzten und seine Leitung übernahmen.

Im Allgemeinen bekommt ein Volk, das bei einer gelehrtern und höher stehenden Literatur in die Schule geht, gewöhnlich fast nur diejenigen Unterweisungen weg, welche sein Temperament, sein Charakter und der Stand seiner geistigen und sittlichen Entwickelung zu erfassen und anzuwenden erlauben. So geschah es auch mit Italien.

Für die Künste und Wissenschaften in Italien war es ohne Zweifel eine glänzende Zeit, dieses Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts; ich will nichts herabsetzen. Der Geschmack für die Literatur

ist hier allgemein, die Thätigkeit vielumfassend; wie sollten wir ihm, namentlich heute, dafür nicht Dank wissen? Wer sieht indeß nicht, daß die italiänische Wiedergeburt im Studium des Alterthums sich mehr an die Form, als an den Inhalt der Dinge selbst geheftet, daß sie die alten Meisterwerke mehr nachgeahmt, übersetzt, nachgebildet und kopirt hat, als eigentlich davon begeistert worden ist? In dieser rückhaltslosen Bewunderung, die keine Auswahl kennt, bei dieser knechtischen Nachahmung, bei dieser fortwährenden Nachäffung der antiken Form, war die Begeisterung in kurzer Zeit weder eine christliche noch eine nationale mehr; Glaube und Vaterlandsliebe haben dem Heidenthum und der Gelehrsamkeit Platz gemacht. Die Wissenschaft — man fühlt es nur zu gut — wirbelt nur den Staub der Vergangenheit auf; sie stört nur in todten Buchstaben herum. Man entdeckt den echten Aristoteles; in mancher Ausgabe lies't man Plato, man erklärt ihn, aber man schafft keine neue Philosophie. Man lernt von den Alten die Kunst, eine Erzählung geschickt zu gliedern, sie mit Betrachtungen nach Art des Livius regelrecht zu unterbrechen; aber Italien findet weder seinen Herodot — der überdies für eine natürlichere Epoche gemacht ist — noch seinen Tacitus, der besser gepaßt hätte für diese Zeit der Verderbniß und des Verfalls. Man giebt sich alle Mühe, die dichterische Begeisterung in das antike Modell zu gießen; der Anhauch der Poesie, den heiligen Regionen des Glaubens, den Stürmen und Bewegungen des Marktes entfremdet, belebt in der That nur noch die, wenn man will, glänzenden, aber ausschweifenden und sinnlichen Träume des heroischen oder verliebten Ritterthums. Vida scheitert mit seiner Christiade, weil er das Geheimniß der Erlösung mit virgilischen Prachtwörtern ausputzen will*), Trissino scheitert mit einem Stoffe, der doch völlig zeitgemäß war, mit der „Befreiung Italiens von den Gothen." Nur Ariosto machte Glück; aber sein Meisterwerk ist nur die Verspottung einer Welt voll Glauben und Heldenthum, die man nicht mehr versteht, die aber größer war als die Gegenwart. Andere mögen in dem „rasenden Roland" die göttliche Komödie der italiänischen Geschichte erblicken; nur ein Sohn kann seine Mutter so mißhandeln.

Italien konnte im Alterthume eine große und nutzbare Schule finden; aber bezaubert von dem Lehrer, hat es sich ganz bei der Lection vergessen; die Nachahmung hat alle Ursprünglichkeit getödtet. Es hat sich in der Schule der Renaissance vielleicht polirt, geschliffen, geschmeidigt, aber es hat sich darin nicht geläutert, gestärkt und erhoben; vor Allem hat es ein glänzendes Leichenbegängniß darin gefunden.

Wie sollte dieser knechtische Sinn in der Literatur, dieser Mangel an geistiger Selbstständigkeit nicht in geheimer Wechselwirkung mit der Entnervung der Seelen, der Schwächung der Charaktere stehen? wie sollten sie diese nicht befördert und zur Reife gebracht haben, wofern sie nicht gar die Hauptursache derselben sind?

Nationen wie einzelne Menschen befleißigen sich weniger der Beispiele, durch welche ihre schlechten Leidenschaften verurtheilt werden, als derjenigen, welche ihnen schmeicheln und sie ermuntern. Man kann in der Geschichte Italiens eine schlagende Bestätigung dieses Satzes finden.

Das Alterthum versetzte Italien zwischen Plato und Epikur, zwischen die Philosophie der Pflicht und die des Vergnügens. Einige Fürsten und Liebhaber stiften und feiern jährlich ein Fest Plato's; sie selbst geben das Beispiel, das tägliche Leben nach den Gesetzen Epikur's einzurichten. Im Alterthum ist der Staat Alles, die Politik beherrscht die Religion, ja selbst die Moral. Sein Land retten oder vergrößern, ihm dienen oder es verknechten, es befreien oder beherrschen, das ist der ganze politische, religiöse, moralische Mensch in Griechenland und in Rom. Diese alte Geschichte setzte indessen Tugenden und Heldenthaten, welche die Freiheit und Größe von Rom und Athen gegründet, den Feigheiten und der Verderbniß entgegen, welche beide in die Knechtschaft gebracht haben. Selbst verderbt und verknechtet unter kleinen Tyrannen, wo wird das Italien des 15. Jahrhunderts seine Unterweisung und seine Vorbilder suchen? In den Jämmerlichkeiten und Leiden der kleinen Tyrannen des sinkenden Griechenlands oder des kaiserlichen Roms. Seine Literatur hat die alte Literatur nachgeahmt, kopirt, travestirt; Italien selbst, glücklich sich gleichsam wiederzufinden und sein Bild in den traurigsten Zeiten der alten Geschichte zu beschauen, wird sich seinerseits daran machen, es nachzuahmen, darzustellen, aufzufrischen. In den Kämpfen der kleinen italiänischen Tyrannen und ihrer Völker, in den Tragödien der kleinen Höfe der Päpste, der Medici, der Sforza wird man sich oft fragen: „Sind wir zu Athen oder zu Florenz, zu Syrakus oder zu Mailand, im christlichen Rom oder im heidnischen? ist dies Demetrius Phalereus oder Lorenzo de' Medici, ist dies Dionysius oder Sforza? ist dies Tiberius oder Borgia? Brutus oder Olgiati, Chärea oder Stefano Porcaro? Die aus Konstantinopel flüchtigen oder aus Italien selbst stammenden Gelehrten, arme, bedürftige Leute, die aus der Gelehrsamkeit ein Werkzeug der Schmeichelei für die Fürsten machen, die sie bezahlen, oder ein Werkzeug der Drohung, indem sie die klassischen Verschwörungen gegen die Fürsten, die sie verachten, anblasen; und die Fürsten selbst, glücklich, in dieser Wissenschaft des Vergangenen das zu finden, was die Knechtschaft der Gegenwart heiligt, Unterstützungen ihres Despotismus, der wenigstens von dem Glanze der Künste und Wissenschaften verdeckt wird; — Alle treiben um die Wette diese politische Nachäffung des Alterthums.

Damals also impfte das Heidenthum der Halbinsel die zwei Krankheiten ein, an denen sie so lange gelitten hat, an denen sie vielleicht noch jetzt leidet: eine Art skeptischen Epikuräismus, der sich bis an den Fuß von St. Peter's Thron eingeschlichen hat, um sich von da in die ganze Masse der Nation zu verbreiten, und jene schon bekannte und ehe sie ihr Gesetzbuch und ihren Namen gefunden, geübte Politik, welche dem Interesse des Staates das Interesse Aller und überdies das der Sittlichkeit zum Opfer bringt. Vornehmlich damals war es, wo Italien sich jenes stoßartige Temperament aneignete, das vom Enthusiasmus zur Abgeschlagenheit, von der Entrüstung zum Servilismus, von der Gewaltthätigkeit zur Hinterlist umschlägt; welches Italien ohne Unterlaß zwischen Verschwörer und Tyrannen stellt, Personen von völlig heidnischer Herkunft, und es hin und her schwanken läßt zwischen den beiden äußersten Polen des gesellschaftlichen Zustandes, zwischen Anarchie und Knechtschaft, bis zu dem Tage, wo bei diesem unversöhnlichen, gewissenlosen Kampfe zwischen Fürsten und Unterthanen die Fremden, die Barbaren, die längst auf ihren Raub lauerten, Franzosen, Spanier, Deutsche, ja die Türken, bis in's Herz der Halbinsel eindrangen und Herren wie Sklaven ihrer Herrschaft unterwarfen.

Arabien.

Die arabischen Frauen.

Unter dem Titel: „Die arabischen Frauen vor und seit dem Islam,"*) hat Dr. Perron, Direktor des arabisch-französischen Collége und Mitglied der Asiatischen Gesellschaft zu Paris, ein anziehendes Buch veröffentlicht. Das Buch ist eine Geschichte sowohl der arabischen Frauen als der arabischen Dichtkunst, zweier Dinge, die so innig mit einander zusammenhängen, daß es unmöglich wäre, sie von einander zu trennen.

Die in den Wüsten Arabiens zerstreuten Völker, die sich später unter die Fahne des Propheten schaaren sollten, sind bis zur Zeit vor Christi Geburt im Allgemeinen bekannt. Bis dahin treten sie in Verbindung mit den Aegyptern, den Juden und anderen asiatischen Völkern auf; aber bald verlieren sie die Geschichtschreiber aus den Augen, um ausschließlich das Christenthum in seinem Kampfe und seinem Siege gegen das Heidenthum zu verfolgen. Die Araber, vergessen in den Einöden, wo sie als nomadisches Volk leben, treten erst wieder auf mit Muhammed, welcher furchtbare Krieger aus ihnen macht. Bald durchkreuzen sie die Meere und machen riesige Eroberungen in Asien, Afrika, selbst in Europa. Während dieses langen Zeitraums lebten die Araber mit Sitten, Gesetzen und einer Religion, die wesentlich verschieden von denen der umwohnenden Völker waren. Sie waren weder Heiden, noch Christen; sie gestatteten Vielweiberei und lebten nach heiligen Büchern, die in gewissen Punkten mit der Bibel übereinstimmten, in anderen davon abwichen. Begabt mit einer lebhaften Einbildungskraft und bei ihrem Nomadenleben unaufhörlich dem Kampf um's Leben, der Wanderung und den tausend damit verbundenen Abenteuern ausgesetzt, häuften sich allmählich Fabeln und Legenden an, die, von ihren Dichtern in Verse gebracht, traditionell von einem Geschlecht auf das andere übergingen. Die Frauen spielen darin eine Hauptrolle, denn bei den alten Arabern war die Frau hoch geehrt und genoß das höchste Ansehen. Die Dichter vergleichen sie stets mit Blumen und Sternen; der Krieger rief sie an, ehe er in den Kampf ging, und, wenn er triumphirte, so erwartete er von ihr seine Belohnung. Sie hatten ihren Ehrenplatz im Zelte, sie ging nur auf Seidenteppichen, bedeckt mit Wohlgerüchen und Edelsteinen. Daher der hohe Glanz der

*) Die „Christias" von Vida (Bischof von Alba, † 1566) existirt auch in einer deutschen, 1811 erschienenen Uebersetzung von Müller. D. R.

*) „Les femmes arabes avant et depuis l'islamisme." Paris et Algér, Tissier 1858.

Bilder, die Uebertreibungen der Dichter beim Anblicke ihrer Reize. Doch waren ihnen auch prosaischere Beschäftigungen zugewiesen, wie man sich leicht denken kann — und es mußte so sein; nur dadurch bekamen sie jene Wichtigkeit und jenen Einfluß auf's Leben, der stets nicht blos von Schönheit und Lieblichkeit, sondern von Nutzbarkeit und Tüchtigkeit abhängt.

Dr. Perron will später beweisen — und wir glauben es ihm gern — daß der Islam gerade dadurch die Entwürdigung und Ungültigkeit der Frauen herbeigeführt hat, weil er sie von aller soliden Pflicht und Theilnahme am Haushalt entband. Freilich hat auch das wieder seinen bestimmten Grund, auf den man namentlich aufmerksam machen muß; das schlechte Beispiel des unenthaltsamen Propheten ist das Urbild und Muster seiner Verehrer und Gläubigen geworden. „Die Serailwirthschaft wurde dadurch geheiligt.“

Nach Perron gab es vor dem Islam arabische Frauen, die er nicht Anstand nimmt, mit den französischen Salongrößen zu vergleichen, mit einer Du Deffant, Geoffrin, Du Chatelet — freilich etwas stark. Alle schönen Geister fanden sich bei ihnen zusammen. „In diesen olympischen (?!) Festen Arabiens erneuerte man in langen Plaudereien (causeries) das Andenken jener heidnischen Dichter, welche in dem Räume zwischen den Zelten mit ihren Erzählungen und ihren lebhaften Stegreifgedichten die Krieger, die Weisen und die Stamm-Häuptlinge ergötzt hatten, während die staunenden Kinder, die gerührten Frauen, die lächelnden Mädchen im Kreise umher saßen, oder auf dem Sande, wenn nicht auf einer groben Decke von Linnen oder Kameelhaar kauerten. Ueberall wird in den alten Gedichten von der Frau gesprochen, wie sie sich vor dem Spiegel mit wohlriechenden Oelen salbt, sich die Augenbranen, die Augen und Hände bemalt, wie sie den Ruhm ihres Mannes, ihrer Söhne, ihrer Brüder liebt; wie sie die Wechselfälle des Krieges, die Legenden der Stämme gern hat. Bei solchen Sitten ging die Frau des alten Arabiens nicht darauf aus, eine närrische Liebe im Herzen des Mannes zu entzünden, ihn durch Leidenschaft zu schanden zu machen, oder ihn durch Schmachten umzubringen. Im Gegentheil wollte sie den Krieger befeuern, sich verdient zu machen um den Stamm, den Dichter zu neuen Dichtungen begeistern, die er aus ihren Augen las.

Wenn Dr. Perron beweist, daß die Araber schon zu Salomo's Zeiten als Stamm und Volk existirt, so ist dies allerdings bescheiden genug; denn die Araber sind weit älter. Ein besonderes Kapitel widmet er dem Besuche und der (angeblichen) Heirat des König Salomo mit der Königin von Saba. Die Araber betrachten nämlich Salomo (Suleiman) als einen ihrer Propheten, und so haben denn ihre Dichter mit ganz besonderer Einbildungskraft eine Wundergeschichte vom Leben dieses Königs und seiner Heirat mit der Königin von Saba gemacht, die ziemlich alles Aehnliche hinter sich zurückläßt. Wem die muhammedanischen Salomo's-Sagen weniger bekannt sind, den wird vielleicht eine Probe davon interessiren.

„Salomo war einer der neunzehn Söhne des Propheten David, der einzige, der von Gott das Vorrecht der Allwissenheit und Allmacht erlangt hatte und allein Prophet war. Nie hatte ein Gotterwählter, ein Prophet, so die Menschen, die Elemente, die Thiere, die Geister und Genien zu seinem Befehle, wie Salomo. Die Winde selbst dienten ihm zu Spähern, und aus der größten Ferne brachten sie zu seinem Ohre Alles, was man von ihm sagte. (Furchtbare geheime Polizei!!) Die Sylphen oder In's, die Dschinn's, die Schaitan oder Höllengeister, die Thiere, vierfüßige wie Vögel gehorchten ihm. Von Allen kannte er die Sprache, Gedanken, Werke; alle waren seine demüthigen Diener. Sie bildeten für ihn ein Heer, das einen Raum von hundert Quadratmeilen einnahm und in vier gleiche Abtheilungen gesondert war. Fünfundzwanzig davon für das Lager der Heeres-Abtheilung der Dschinn, fünfundzwanzig für die Abtheilung der Sylphen oder In's, fünfundzwanzig für die Abtheilung der Vögel, und ebenso viel für die Vierfüßler.

„Die Wohnung Salomo's war ein Palast aus Krystall, der auf einer hölzernen Grundlage ruhte und dreihundert rechtmäßige Frauen und siebenhundert Kebsen einschloß. Der Teppich, welchen, wenn er auf Reisen war, die Dschinn am Haltungsplatze ausbreiteten, war aus Gold und Seide gewebt und bedeckte die Fläche einer Quadratmeile; den Thron setzte man dann in die Mitte; ringsumher Sessel von Gold und Silber. Die Propheten am Salomo's Hofe setzten sich auf die goldenen Sessel, die Gelehrten und Doktoren auf die silbernen. Die Menge, d. h. In's, Dschinn, Schaitan, standen im Umkreise. Die Vögel verweilten in der Luft, und bildeten so im Schweben ein befiedertes Gewölbe, welches als lebendiger Sonnenschirm, strahlend von glitzernden Farben, gegen die Gluten der Sonne schützte. Wenn man das Lager abbrach, trugen die Winde Alles fort; man reiste durch die Luft. Auf diese Weise reiste Salomo nach Arabien.“

So geht es weiter. — Wir wollen nur noch anführen, wie Salomo auf den Einfall kam, die Königin von Saba zu heiraten. Der Wiedehopf Salomo's hatte sich auf dieser Triumphreise verirrt, und als er endlich zurückkam, redete ihn der König auf folgende Weise an:

„Wer hat dich heute mir so fern gehalten? — Ich habe Dinge erfahren und gesammelt, die du nicht weißt. Ich bin tief nach Yemen hingekommen, in's Sabäerland; ich habe Mareb gesehen, die Hauptstadt der Ankömmlinge Saba's; ich bringe dir bestimmte Nachrichten. — Laß hören! — Ich habe dort eine Königin von blendender Schönheit bemerkt, Bilkis, aus dem Stamme Malek's, des Sohnes Rayan. — Sehr wohl. Aber wir werden erproben, ob du die Wahrheit sprichst. Und Salomo schrieb alsbald folgenden Brief:

„Der Diener Gottes, Salomo, der Sohn David's an Bilkis, die Königin von Saba. Im Namen des Barmherzigen und Milden! Heil dem, der auf dem rechten Pfade wandelt! Also wisse, rühme dich nicht und erhebe dich nicht über mich. Komme und folge meinen Worten.“ Salomo schloß diesen Brief mit einem Siegel von Moschus und drückte sein Petschaft darauf. Dann sagte er zu dem Wiedehopfe: „Nimm diesen Brief, wirf ihn zu der Bilkis, aber etwas aus der Ferne, so daß du Alles sehen und hören kannst, ohne bemerkt zu werden.“ — Der Wiedehopf nahm den Brief in seinen Schnabel und flog fort.

Die Königin von Saba versammelte nach Empfang des Briefes ihren Rath, und eine lange Verhandlung fand statt über das Prophetenthum Salomo's u. s. w. Hierauf sandte sie Wahrsager und Geschenke an ihn ab, und machte sich selbst auf den Weg, voll des Glückes, einen so mächtigen Gemahl zu bekommen. Als sie ankam, entfaltete Salomo natürlich alle seine Pracht. Natürlich thun wieder die Geister ihr Bestes, alles auf's Prächtigste herzurichten. An einem wunderbaren Krystall-Palaste mit Gewässern reinen Wassers, Fischteichen &c., in deren Erfindung die arabische Phantasie überhaupt stark ist, fehlt es nicht. Nach der Verheiratung beingt der Prophet seiner neuen Gattin die Grundsätze des wahren Glaubens bei, und so wird Bilkis eine gute Muhammedanerin. Hierauf schickt er sie nach Mareb zurück mit einer Begleitung von zahllosen Dschinn, In's und Schaitan, um ihr als Leibwache zu dienen. Er selbst reist in seine Staaten zurück, aber alle Monate brachte er drei Tage zu Mareb oder Saba zu.

Perron's ganzes Buch ist voll solcher Erzählungen.

Im zweiten Bande verbleicht der Zauber der arabischen Frau. Sie verliert allmählich ihre Poesie, ihre Reize und ihren Einfluß, und steigt, so zu sagen, von dem Range einer Person zu dem einer Sache herab. Sie ist eingeschlossen in dem Harem und in Schleier gehüllt. Auch der Dichter fängt an, zu schweigen, und seine Gesänge machen Platz dem Zischeln der Eifersucht, der Tyrannei der Eunuchen. Kaum findet man, wie der Verfasser bemerkt, kurze Zeit nach dem Auftreten Muhammed's in der ganzen islamitischen Welt noch eine Frau, die lesen könnte. Die arabische Frau ist sehr entartet. Ihre Stellung in der Familie ist zwar schärfer und genauer geregelt durch den Islam, aber sie hat die geistige und sittliche Lage der heidnischen Araberin verloren. Jetzt existirt sie fast nur als Geschlechtswesen, ohne Rechte, nur als eine Art Spielzeug des Mannes, der sie gekauft hat und sie nach Belieben verkaufen kann. Das ist allerdings ein trauriges Zeugniß für den Islam, aber es ist gut, diesen wichtigen Punkt in's Auge zu fassen, der sich aus dem persönlichen schlechten Beispiele des Propheten erklärt.

Süd-Amerika.

Lieutenant Page's Reise in dem Flußgebiete La Plata.

Mit großem Interesse begrüßen wir das Erscheinen des ausführlichen Berichts*) über jene, durch allgemeine Notizen und Mittheilungen bereits hinlänglich bekannte Expedition, welche der Erforschung des ungeheuren Flußgebiets La Plata galt, und von den Vereinigten Staaten

*) La Plata, the Argentine Confederation and Paraguay. Being a Narrative of the Exploration of the tributaries of the River La Plata and adjacent countries during the years 1853, 54, 55 and 56, under the Orders of the United States Government. With Charts and numerous Engravings.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 7. Mai 1859. **№ 53-55.**

Inhalt:

Italien.

Zur neuern Geschichte Italiens.

E. Ruth über Italien und die Hierarchie*).

Wir brachten in Nr. 50—52 einen Artikel, der nach einem gediegenen französ. Geschichtsschreiber die Ursachen des Falls und politischen Untergangs von Italien möglichst übersichtlich und gedrängt vor Augen stellte. — So eben kommt uns ein Buch zur Hand, welches den Faden, den wir dort fallen ließen, wieder aufnimmt und bis in die Gegenwart fortspinnt. Es ist die neueste Schrift des als Kenner der italiän. Poesie und Literatur vortheilhaft bekannten Dr. E. Ruth in Heidelberg, die unter dem Titel: „Geschichte des italiänischen Volkes unter der Napoleonischen Herrschaft" ausgegeben worden und jedenfalls auf das unmittelbare Zeitinteresse berechnet ist. Denn als eine eigentliche Geschichte Italiens in der angegebenen Periode kann das nicht volle hundert Seiten enthaltende Buch nicht gelten, da die Betrachtungen über sittliche und politische Zustände, die Schilderung einzelner Charaktere u. s. w. den verhältnißmäßig größten Raum einnehmen und von den geschichtlichen Ereignissen nur so viel erwähnt wird, als nöthig ist, um jene Zustände in das gehörige Licht zu setzen. In dem „Inhalt" vorn sind die leitenden Gedanken des Verfassers klar und übersichtlich ausgesprochen, so daß man sich bei einiger Bekanntschaft mit der Sache und dem, was Andere darüber gesagt haben, einen Begriff von seinem Vollstellungskreise machen kann. Diese Grundgedanken (S. I.) sind folgende: Italien ist ein Opfer der Größe der Hierarchie — die Hierarchie braucht Italien, um gegenüber den anderen Völkern eine compakte abgerichtete Masse für ihre Experimente zu haben. — Die Geschichte Italiens ist also eine Geschichte der Hierarchie — (eigentliche Aufgabe einer Kirche S. 3 erörtert) — die Kirche hatte bis zu den Kreuzzügen ihre Mission in den alten Formen erfüllt — die herrschsüchtige und schwelgende Hierarchie wollte aber die Völker auf dem niedern geistigen Standpunkte erhalten, und von da sank die Kirche — die Hierarchie hatte drei Angriffe zu bestehen, in den beiden ersten, im dreizehnten und sechszehnten Jahrhundert siegte sie in Italien auf Kosten des Moral- und Rechtsgefühls, erst mit den Welfen, dann mit den Jesuiten. Der dritte Angriff war tödtlich. Die Jesuiten raubten der Kirche alle moralische Macht, die Ideen siegten über die Formen (nicht umgekehrt?), die Fürsten stellten sich der Hierarchie feindlich entgegen, die geistliche und weltliche, besonders die lombardische Aristokratie war in Sinnenkultus versunken — die französische Revolution schaffte die verlassene und gedemüthigte Kirche ganz ab u. s. w.

Der Verfasser ist also, wie man aus diesem Eingange gesehen hat, ein entschiedener Gegner der Hierarchie und leitet von derselben die jetzige traurige Lage Italiens her — in der That nicht ohne Berechtigung — die Ansicht ist alt; schon Machiavelli, gewiß ein Kenner Italiens und ein Mann, der die Hierarchie mit prosaischem Auge zu betrachten im Stande war, hat es ausgesprochen, daß das Papstthum Gegner jeder politischen Einigung Italiens sei — indessen will es uns doch bedünken, als ob man mit dieser Ansicht, so schroff wie sie hingestellt ist, nicht alle und jede Schwierigkeit erklären könnte. Es giebt Ursachen, die mit an den Uebelständen in Italien Schuld sind, und die über die Zeiten der Hierarchie hinausliegen; ja, da in der Natur, wie in der Geschichte, alle Dinge mit einander zusammenhängen und einander gegenseitig beeinflussen, so könnte man eben so gut sagen, die Kirche sei dadurch entartet, daß sie eben in Italien ihren Mittelpunkt gefunden, der Charakter des hierarchischen Kirchenthums sei ein Ausfluß des italiänischen Nationalcharakters; bei einem andern Volke würde sich das christliche Priesterthum ganz anders entwickelt haben u. s. w. Wie gesagt, daran, daß heute die weltliche Herrschaft des Papstes, die stete Vermengung des kanonischen Rechts mit dem bürgerlichen u. s. w. für Italien — und nicht blos für Italien — ein drückender Uebelstand sind, darüber kann kein Zweifel obwalten; nur darauf möchten wir aufmerksam machen, daß die Ursachen des heutigen Verfalls in Italien noch tiefer liegen, mannigfaltiger sind und nicht blos den Herrschenden, sondern auch dem Volke selbst zugeschrieben werden müssen. Darüber werden mit uns Viele übereinstimmen. Es kommt hierbei nicht darauf an, ein Urtheil der Verwerfung zu sprechen, weder über Hierarchie, noch Fürstengewalt, noch Volk, sondern zu erklären und zu begreifen, wie Manches so ist, wie es ist, und füglich nicht anders werden konnte.

Wenn man will, so büßt heutzutage Italien noch dafür, daß es zu der Römer Zeiten die Welt beherrscht und die Nationen geknechtet hat; Italien kann von dem Gespenste des Römerthums nicht los. — Ist es möglich, fragt der ernste Geschichtsforscher, daß die heutigen, haltlosen, blind in's Blaue hinein revolutionirenden Italiäner die Nachkommen nicht nur jener einfach biderben, tapferen Sabiner, Samniten u. s. w., sondern auch der so prosaisch vorbedächtig rechnenden Römer sind, deren politische Klugheit den Erdkreis zum ersten Mal unter die pedantische Ordnung einer allumfassenden Bureaucratie brachte?

Wenn aus den heutigen Briten, dem nüchternsten, besonnensten, ordnungsliebendsten Volke, in fünfhundert oder tausend Jahren ein Volk hervorginge, das durchgehends etwa den Typus des Irländers aufwiese, so würde dies ein ähnlicher Fall sein. — Aus der römischen Geschichte wird man den Zeitpunkt kennen, wo in Folge der Verhältnisse die alten kräftigen Stämme mit ihrem einfachen Gemeinwesen, wo die alte ehrenhafte Landbevölkerung zu Grunde ging und ganz Italien von ländlichen Bagnos wimmelte, in denen die den Ackerbau treibenden Sklaven gehalten wurden, während in Rom zwischen der regierenden Kaste, später dem

*) „Geschichte des italiänischen Volkes unter der Napoleonischen Herrschaft, als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens." Von Dr. E. Ruth. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer, 1859.

Kaiserthum und dem aus aller Welt zusammengelaufenen Pöbel, der den altehrwürdigen Namen der plebs entweihte, eine tiefe Kluft aufgerissen war. Italien kam um seine autochthone Bevölkerung, um seinen alten Bauernstand und seine älteste gesunde Ackervertheilung — d. h. um die allerersten und nothwendigsten Bedingungen einer kräftigen Nationalität. — Der heutige italiänische Bauer ist bis auf den Namen noch der arme Kolone des sinkenden Römerreiches; er hat bis heutigen Tages nie ein Wort mitgesprochen, das sein Vorhandensein und seine Geltung verrathen hätte, und ihn geht die nationale Sache Italiens auch eigentlich gar nichts an, eben so wenig als den polnischen Bauer, dem es gleichgültig sein kann, ob er russische oder nationalpolnische Hiebe bekommt, der Standespatriotismus seines Adels. Instinktmäßig verbindet man mit dem Namen Volk die Vorstellung des einfachsten und ältesten Standes desselben, der die größte Zahl ausmacht — das Bauernvolk ist demnach ganz besonders das Volk — nun wohl, in diesem Sinne hat Italien kein Volk, und alle seine politischen Bestrebungen gehen daher in einer Sphäre vor sich, die gar keinen Boden und keine Grundlage hat.

Mit dieser durch die Römerherrschaft entarteten Bevölkerung macht Italien die Schrecken der Völkerwanderung und das Mittelalter durch, mit ihr tritt es in neuerer Zeit wieder an's Tageslicht. Die Einfälle und Niederlassungen der Westgothen, Ostgothen, Longobarden u. s. w. vermehrten den Druck und das Elend der Eingebornen, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu wecken, wie ihn nationales Gefühl hervorzubringen pflegt — die alte Volksseele war abgestorben, und selbst das in ziemlich starkem Verhältnisse zugeführte Blut der Barbaren, das bei anderen Völkern eine Verjüngung hervorgebracht hat, ist hier nicht im Stande gewesen, eine neue Nationalität zu schaffen. In dem Sinne, wie es Franzosen, Engländer, Spanier, Deutsche giebt, nämlich als selbstbewußte, auf ihre Geschichte stolze Nationalitäten, giebt es keine Italiäner; es giebt Bewohner der apenninischen Halbinsel, die ein verschliffenes Latein reden, und deren Geschichte, deren Herz und Begeisterung jenseits der Völkerwanderung liegen, wenn ihnen die Erinnerungen an die Größe des Papstthums, an die mittelalterlichen Republiken, an Florenz, Mailand, Venedig u. s. w. nicht mehr genügen.

Daß die Hierarchie, als solche, für Italien nicht zum Segen geworden, liegt in ihrer doppelten Natur. Sie ist durch den ihr zu Grunde liegenden Kern des Christenthums kosmopolitisch und allen Völkern ohne Ausnahme zugehörig. — In dem Augenblick, wo sie national italiänisch, wo der Papst vor Allem nur italiänischer Fürst sein wollte, müßte sie für die anderen zur Zwingherrschaft werden und hat auch diesen Charakter zum Theil angenommen. Je kosmopolitischer sie aber ist, desto weniger werden mit ihr die Italiäner zufrieden sein. Es ist ganz richtig, daß sie seit einer bestimmten Zeit, und zwar seit ihrer Restauration im fünfzehnten Jahrhundert, ein Hemmniß für die natürliche Entwicklung Italiens gebildet hat und noch bildet.

Das eigentliche Mittelalter kannte Nationen in dem Sinne, wie wir sie jetzt ansehen, nicht — die Nation bildete die Sprachgemeinschaft; wer deutsch redete, war ein Deutscher, wer französisch, ein Franzose, wer bretagnisch, ein Bretagner u. s. w., und man findet nicht, daß die einzelnen Völker einen besonders entwickelten Nationalstolz gehabt hätten; denn eigentlich gab man auch auf die Sprache nur wenig; der Ungebildete war sich zu sehr bewußt, nur eine gemeine plebejische Rede (volgare, theotisko*) zu sprechen, als daß er viel Werth vor andern darauf gelegt hätte gegenüber dem zwar schlechten, aber heilig gehaltenen Latein, welches die Priester und Gelehrten sprachen. Der Nimbus des alten römischen Reiches und seiner geistigen Bildung, durch das neue priesterliche Rom und das neue Kaiserreich bedeutend verstärkt, imponirte immer noch den bäurischen Barbaren, die aus den Wäldern Deutschlands hervorgegangen. Sonst ließen diese Völker mit sich machen was man wollte, wie die Geschichte der Karolingischen und folgenden Zeiten deutlich beweist: außer dem römischen Kaiserthum, das in der Luft hing, war eine bestimmte Staatsidee nirgends vorhanden; Alles wurde eigentlich nur nach einem rohen Privatrechte behandelt; mächtige Reiche wurden beim Tode des Herrschers bald so, bald anders getheilt, wie eine Feldmark, wie ein Bauerngut; das ganze Lehnswesen beruht auf Privatabkommen und Stipulationen der Herrscher mit einzelnen Unterthanen; die Städte und das Bürgerthum kommen auf denselben Wege empor, d. h. in dem dauernden Zustande einer staatlichen Ordnungslosigkeit, die ihnen Freiheit genug verstattete, sich selbständig zu entwickeln; kurz das Mittelalter ist in der That nichts anders, als das Fortleben des römischen Reiches in derjenigen Form, die allein möglich war.

Der Glanz und Zauber des römischen Namens blieb; von der Völkerwanderung an und früher bis zum Ende des Mittelalters haben die in's Reich eingedrungenen Barbaren, welche sich ihres Siegerthums durchaus nicht klar bewußt wurden, die Stadt am Tiber als den Mittelpunkt betrachtet, um den sich ihre Welt drehte. Wie kläglich die letzten Nachfolger des Augustus sein mochten, in dem Hirne der Barbaren erweckten doch die Worte „Reich, Kaiser, Rom" Vorstellungen, über deren Macht sie nicht hinwegkonnten. Obgleich materiell Sieger, waren sie geistig doch Unterthanen des Römerthums, dessen gute Bestandtheile sie in sich aufnehmen sollten. Die Stellung, welche bald der päpstliche Stuhl einnehmen sollte, ist der beste Beweis, daß mit Romulus Augustulus das römische Reich nicht untergegangen ist. Nicht ohne Bedeutung ist es, wenn der Titel des großen heidnischen Priesterthums, das in den früheren Zeiten durch seine Auspizien der Staat gelenkt und durch sein heiliges Recht die Götter der besiegten Völker dem Kapitolinischen Jupiter unterthan gemacht hatte, auf den Nachfolger des Apostels überging, zu dem Christus gesagt hatte: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" — trotz des profanen Ansehns, trotz Kaiser und August, trotz des Senates und seiner Staatsweisheit, war das alte Römerthum seinem innersten Grunde nach eine Theokratie, in der Alles durch die Winke der Gottheit regiert werden sollte. — Eine neue Theokratie trat an ihre Stelle und das Mittelalter ist nur die Fortsetzung des Römerreichs. — Es ist kein Zweifel, daß eine starke altrömische Tradition in die neue Hierarchie herübergeht, daß die weltlichen Regierungskünste des Senates und der Kaiser sich in den geistlichen fortsetzen, wie sich denn das kanonische Recht aus dem römischen bürgerlichen Rechte entwickelt. Rom übernahm abermals eine Aufgabe, nämlich die, das Gebiet des alten Reiches nunmehr auch geistig zu bezwingen, zu erziehen, zur Menschlichkeit zu bilden. — Es ist lächerlich, ihm aus dem, was sein höchstes Verdienst ist, einen Vorwurf zu machen. — Was wäre aus den rohen Stämmen, die sich unter den entnervten, ganz entarteten Romanen niedergelassen, geworden, wenn sie Heiden geblieben wären und fortgefahren hätten, ihren Wodan oder Sarnot zu verehren? Man kann es dreist und ungescheut behaupten, sie wären alle in Trunk und Ausschweifung untergegangen, wie viele von ihnen, und die europäische Menschheit hätte schon damals einem abgestorbenen Baume geglichen. Durch die Brille unserer Germanisten mag das deutsche Heidenthum großartig und poetisch erscheinen, ja Manches mag uns, trotz des Zwischenraumes der Zeiten, noch vertraulich anheimeln; im Großen und Ganzen aber war es gewiß ebenso untauglich, den tieferen Bedürfnissen des Gemüthes zu entsprechen, als die Mythologie der Griechen, welche ohne Zweifel die größere Bildung und Feinheit voraus hatte. Alles Heidenthum ist im Grunde Theokratie, und nur dadurch, daß die christliche Kirche als leitendes Orakel an die Stelle der alten Alrunen- und Priesterführung durch Zeichen und Vogelflug trat, war es möglich, diese Stämme in den großen Kulturkreis des Alterthums hineinzuziehen und mit den romanischen Bewohnern des alten Reichslandes zu verschmelzen.

Die Wiederherstellung des römischen Kaiserthums mit Karl dem Großen ist nur eine weitere Folge dieser Sachlage; eben weil geistig die Idee des Römerthums fortlebte, weil in den Gemüthern das Reich nie untergegangen und nur gewissermaßen verdunkelt worden war, wurde es wiederhergestellt; die römische Theokratie fühlte das Bedürfniß, ihren bis dahin blos mehr geistigen Hilfsmitteln den Nachdruck des weltlichen Armes zu sichern, um die große Idee eines Gottesreiches auch praktisch durchführen zu können. Das neue Kaiserthum ist, trotz der bedrängten demüthigen Stellung der damaligen Päpste, nur die Schöpfung der Hierarchie, und alle die großen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, welche die Zeit der fränkischen und hohenstaufischen Kaiser anfüllen, waren schon im Keime vorhanden, als Leo III. Karl dem Großen eine Krone aufsetzte, die er aus rein menschlicher Machtvollkommenheit allerdings nicht zu vergeben hatte. Darin lag der organische Fehler, an welchem diese ganze Einrichtung krankte. Das Papstthum suchte seinerseits die aus dieser Krönung und Salbung hervorgehenden Konsequenzen zu ziehen, während das Kaiserthum sich dagegen mit aller Macht wehrte. Da der Kampf von beiden Seiten bald mit ungehörigen Mitteln, von der einen Seite mit List und diplomatischer Schlauheit, von der andern mit der rohen Gewalt geführt wurde, so verloren beide Theile und rieben einander auf; namentlich aber sank die Theokratie zur bloßen Hierarchie herab, die über den weltlichen Angelegenheiten ihre höheren Aufgaben zum großen Theil ver-

*) Zu den Faseleien der Deutschthümler gehört auch die künstliche Aufschraubung und Erhöhung des Wortes thiuda, theod, Diet, woven thiudisk, deutsch herkommt. Dieses Wort bedeutet gar nichts Nobles, Pathetisches, Hochtrabendes, sondern „Gesinde, gemeines Volk" (fahrende Diet — sind Musikanten, Jongleure u. s. w.), diutiska zunka also nichts anders als lingua volgare, sermo plebejus.

gaß. Als der letzte große Hohenstaufe, verfolgt von dem unversöhnlichen Hasse der römischen Kirche, gestorben war, als der Papst sein Lehnsrecht über Apulien und Sicilien durchgesetzt, als er die deutsche Kaiserkrone durch seine rheinischen Erzbischöfe feil bot, und selbst das Volk über die „Pfaffenkönige" zu murren anfing, kam auch die Ohnmacht der Hierarchie an den Tag; die Werkzeuge der Rache gegen die Hohenstaufen spotteten des neuen Lehnsherrn, und bald mußte der Papst sehen, daß die weltlichen Machthaber über die Schrecken seiner geistlichen Drohungen hinweg zu kommen verstanden — bald wanderte er in's Exil von Avignon.

Daß bis dahin das Papstthum in irgend welchem Gegensatze zu den nationalen Bestrebungen gestanden und dieselben gehindert habe, läßt sich nicht behaupten; im Gegentheil bildete es, wie z. B. die ganze welfische Partei, der Bund der Kirche mit den lombardischen Städten beweist, eher den Kern und Mittelpunkt derselben; das Papstthum war das nationale Lebenselement Italiens; durch dasselbe setzte es die alte Römerherrschaft fort, und wenn es nicht mehr Prokonsuln und Imperatoren aussandte, so waren es Legaten und geistliche Würdenträger aller Art, die oft in ganz ähnlicher Weise wirthschafteten und die zeitlichen Güter ihrer geistigen Unterthanen zu schützen wußten.

Erst von dem restaurirten Papstthume im 15. Jahrhundert, als es wieder nach Rom verlegt wurde, kann man behaupten, daß es auf die weitere Entwickelung Italiens hemmend eingewirkt hat. Als die Päpste aus Avignon kehrten, fanden sie ihr Land im Besitz zahlreicher kleiner Tyrannen und Edlen, welche ihre Macht völlig illusorisch machten. Die Nothwendigkeit, sich wieder Raum und Ansehn zu verschaffen, den Grund und Boden seines Fortbestandes zu erkämpfen, zwang sie, in die Politik jener Zeiten einzugehen und vor Allem das zu werden, was die Andern waren, — italiänische Fürsten — dieses hat Zeller (im Magasin de Librairie) sehr gut nachgewiesen. — Die alten, gewaltigen, weltbewegenden Priesterfürsten, wie Gregor VII., Innocenz III. u. s. w., sind nicht mehr; die neuen Päpste sind meist Politiker, deren Absicht und Streben dahin geht, die Macht der kleinen Tyrannen und Condottieri zu brechen, den benachbarten Fürsten und Freistädten diplomatisch Vortheile abzugewinnen, um ihr eigenes Gebiet sicher zu stellen. Weil ihre Würde und oberste Stellung ihnen häufig verbot, sich selbst zu sehr auszusetzen und in zweideutige Angelegenheiten einzulassen, so schoben sie geschickte Verwandte vor, welche freiere Hand hatten; was des Papstes unwürdig gewesen, griff sein zum Kardinal gemachter Neffe an, — und so entstand der viel gescholtene Nepotismus. Da in jenen Zeiten das Heidenthum in Italien zu offenen Thoren einzog, da Treulosigkeit und Sittenverderbniß allgemein waren, so begreift man leicht, wie die Eigenschaft des Papstes, als geistlichen Hauptes der Christen, nur eigentlich bei den auswärtigen Angelegenheiten in's Spiel kam und zum Departement der Barbaren gehörte, während der in klassischen Erinnerungen schwelgende Italiäner lieber den altrömischen Pontifex Maximus herausfand. Das Papstthum steuerte noch einmal darauf los, für Italien das zu werden, was dasselbe bis heute vermißt, nämlich der Einigungspunkt seiner politischen Macht; aber es hatte dabei zu viele Mitbewerber und bald trat ein Umschwung ein, der Alles über den Haufen warf. Julius II., der im Harnisch ritt und Städte belagerte, ist der letzte Vertreter dieser Politik, welche als letzte Konsequenz vor sich hatte, daß der erste Papst, der unbestrittener weltlicher Herrscher von Italien war, sich selber säkularisirte, weil dann der geistliche Gehorsam der anderen Völker sicher nicht mehr lange zu erhalten war. — Doch dieses Ereigniß trat eher ein, als die Selbstsäkularisation vollendet war; die Reformation brachte das Papstthum zur Besinnung und führte ihm zunächst nachdrücklich zu Gemüthe, was seine eigentliche Aufgabe gewesen sei; das christliche Gewissen erwachte. Auf den vornehmen Medicäer Leo X., mit seinem weltlichen Hofe und seinem antik-heidnischen Geschmacke folgte der ascetische holländische Mönch Florent als Adrian VI. Es konnte in der bisherigen Weise nicht fortgehen. Seit dieser Zeit ist der schneidende Gegensatz zwischen nationalen Bestrebungen und der Hierarchie entschieden. Es wird nun, wie auch Spanien, ein katholisches Land um jeden Preis und der Stützpunkt des römischen Priesterstaates, das gegen jeden Einfluß des Protestantismus gesichert werden muß. Nun entwickelt sich jene kirchlich und staatlich konservative und reactionaire Politik, die im Jesuitismus ihren stärksten Ausdruck gefunden hat, und von nationalen Bestrebungen ist nicht mehr die Rede. Wir stimmen dem Verfasser gern bei, daß das 17. und 18. Jahrhundert die traurigste Periode der italiänischen Geschichte sind.

Mit der französischen Revolution und der Eroberung Italiens durch Napoleon beginnt ein neues Weltalter für dieses Volk — der schnelle und unaufhaltsame Sturz der alten Regierungen entfesselte es für den Augenblick, um es im nächsten einer andern Zwingherrschaft zu unterwerfen, die von ganz entgegengesetzten Prinzipien ausging. — Seit der darauf erfolgten Restauration ist Italien das Land rastloser innerer Gährung und erfolgloser Revolten, und die große Räthselfrage der Diplomatie ist: „Was soll aus dieser unglücklichen Halbinsel werden?" Leider scheint es eine Thatsache zu sein, daß die Italiäner eben so unfähig zum Genusse einer auf weiser Selbstbeschränkung beruhenden Freiheit sind, wie in früheren Zeiten; die alten häßlichen Nationalzüge sind nicht verschwunden; Ruhmredigkeit und Feigheit, ein maßloser Civilisationsstolz und sittliche Ohnmacht, kein Sinn für das praktisch Mögliche, Solide und Haltbare. Nach den neuesten Thaten des Grafen Cavour und der sardinischen Politik, welche Italien an das einst so bitter gehaßte Frankreich überliefert und die Kräfte des einzigen Staates, der in Italien die neuen Prinzipien vertrat, in abenteuerlichster Weise in das gefährlichste Spiel einsetzt, das es geben kann, sind selbst die Gönner und Freunde des italiänischen Fortschritts stutzig geworden, und man fängt an, auch im übrigen Deutschland Vorstellungen von den Italiänern zu bekommen, wie sie in Oesterreich längst gäng und gäbe sind.

Wir haben oben gesagt, daß Herr Dr. Ruth die Hierarchie namentlich in ihrem jetzigen Zustande für ein Haupthinderniß der Entwickelung Italiens erklärt — und wir stimmen ihm darin um so eher bei, als wir mit seiner auf Seite 4 und 5 gegebenen Ansicht über Wesen und Zweck der christlichen Kirche fast vollkommen einverstanden sind. — Wie die Sache steht, wird sie auf längere Dauer nicht mehr bleiben können — die Zeit der Inquisitionen, der Jesuiten, der Scholastik ist vorüber.

Interessant sind die Schilderungen einzelner literarischer Größen, weil in ihnen das Nationalelend sich gewissermaßen verkörpert und Ausdruck gewinnt, bei dem einen so, bei dem andern in andrer Weise.

Wir geben als Probe der Darstellungen zunächst eine Schilderung des geistigen Zustandes der Italiäner:

„Der Hauptbundesgenosse der Hierarchie war die im 16. und 17. Jahrhundert eingesäete Weichlichkeit und Schlaffheit des Geistes, die Trägheit im Denken und Wollen, die eine Hauptfrucht der jesuitischen Leistungen war. Das niedere Volk und die überwiegend große Masse des Mittelstandes, in der Dummheit und Unwissenheit erhalten, ohne Kraft und bessere Triebe, blieb ein furchtbares Werkzeug für die Hierarchie, und in dieser Eigenschaft gab es ihr eben das Gefühl der Sicherheit, worin sie ruhig schwelgen konnte. Die Wenigen, welche allein von Reformen ein Verständniß hatten, waren zu schwach, zu wenig zum Selbstbewußtsein gekommen, zu vereinzelt. Die Hierarchie hatte durch die geistige und moralische Vernachlässigung und Erniedrigung des Volkes sich selbst sicher zu betten geglaubt, aber in Wahrheit die Aristokratie und die Fürsten auf ihre Gefahr sicher gebettet. Die Regierungen hatten von dem für die Despotie ganz erzogenen Volke nichts zu fürchten und stellten sich nun gegen den einzigen noch vorhandenen Zwang, gegen die Hierarchie, mit aller Macht fest. Das Zeitalter der Aufklärung brach an, und jeder Stand bemächtigte sich des wenigen Lichtes zu seinem eignen Vortheil, wobei die Kirche arge Schläge erlitt. Wir erinnern nur an Neapel unter Tanucci, ebenso Toskana unter seinem Leopold und dem Bischof Ricci; sogar Parma hatte seinen Tillot. Venedig hatte schon längst sich von der Hierarchie losgemacht und ihre Methode als Staatssystem angenommen. Die Jesuiten wurden aus allen großen Staaten fortgeschickt und dann ihr Orden aufgehoben. Ihre Grundsätze, ihre Erziehung und ihr Einfluß blieben freilich ungeschwächt, aber die Regierungen benahmen doch der Hierarchie die einzige noch gesetzliche Waffe, um ihre Herrschaft zu behaupten.

Die hohe geistliche und weltliche Aristokratie, die ihr Feudalwesen und ihre Privilegien, ihre Genußmittel, ihre glänzende und lukrative Laufbahn in Kirche und Militair ganz gesichert glaubte und nur das Geschäft kannte, jede einschränkende Neuerung abzuwehren und zu vernichten, sog mit aller Behaglichkeit nur das Gift der neuen Richtung ein, und versank in Unglauben und Aberglauben, Atheismus und den krassesten Sinnenkultus, der je dem Egoismus gedient hat.

Der lombardische Adel war wohl nicht gesunkener als der römische und neapolitanische. Daß wir von jenem mehr Nachrichten haben, scheint zu beweisen, daß die allgemeine Civilisation und Aufklärung gerade dort auch vortreffliche Richtungen angebahnt hatte, daß die Wissenschaft und Moral gerade dort in vielen Einzelnen noch einen kräftigen Boden fand.

Diese tüchtigen Männer, worunter einige vom höchsten Adel, flüchteten aus der allgemeinen Sittenlosigkeit in einen Verein, den sie nach dem Ort ihrer Zusammenkunft die Gesellschaft des Kaffeehauses nannten. Zu ihr gehörten Parini, Longhi, C. Visconti, Paolo Frisi, die drei

Grafen Verri und Beccaria. Sie kämpften in Schriften gegen die alten Vorurtheile und Fehler, für die Reformen, unterstützten die österreichischen liberalen Bestrebungen und bildeten den Kern zu den Größen der Intelligenz, die wenige Jahre später Mailand seinen Glanz gaben*).

Die Erziehung war echt nach dem damaligen hierarchischen Schnitt und brachte ein sklavisches, kriechendes, selbstsüchtiges Geschlecht hervor, unbekannt mit sozialen und politischen Verhältnissen, streng geschieden von anderen Klassen, nur dem Genuß nachjagend. Tanzen und Französisch plappern war die Hauptsache der Erziehung. Auf den Tanz wurde besonders viel gesehen; er sollte den von anderen Klassen unterscheidenden Anstand in Gesellschaften und die Kunst der Verbeugung dem jungen künftigen Diplomaten oder Prälaten beibringen. Es scheint, daß dieses auf eine so lächerliche Weise übertrieben wurde, daß Aless. Verri in der Zeitschrift des „Caffé" einmal eine mathematisch-logisch-politische Abhandlung über die Reverenzen versprach.

Die erstgebornen Adligen waren hoffärtig unter ihrem Haufen Clienten: die Nachgebornen arm, voll Intriguen und Kriecherei; für ihr mehr oder weniger glänzendes Unterkommen mußte die Kirche und das Militair die besten Aemter hergeben. Denn Handel und Industrie, überhaupt Arbeit, war ihnen als schimpflich verboten.

Die Kirchenämter und Beneficien brauchten sie dann, um die Kirche durch ihre Laster verabscheuungswerth zu machen. Gegen das Volk, gegen alle Arbeitenden waren sie hochmüthig, bubenhaft grausam, mit höhnender Verachtung drückend und beleidigend, und antworteten den sich Beklagenden mit Schlägen. Wenn diese Junker einmal eine Reise in's Ausland machten, so kamen sie von den Höfen Ludwig's XV. und den kleinen deutschen Fürsten nur noch schlechter zurück. Ihre leeren Stunden füllten sie mit der gemeinsten Venus, dem Spiel und den schlechten Büchern aus. Die höchste Blüthe der Corruption und des Versinkens erschien mit der Ausbildung der Cicisbei, dieser halben Männer mit lauter negativen Eigenschaften, womit die Unsittlichkeit, die sklavische Schwäche und gänzliche Nullität organisirt wurde. Die Männer führten ihren Frauen selbst den Cavaliere servente zu. Wenige begnügten sich aber mit diesem einen. Die meisten vornehmen Damen hätten sich geschämt, auf dem Spaziergange oder zu ihren Freundinnen oder in's Theater nicht einen großen Schweif von Sklaven ihrer Reize nachzuziehen.

Dieser Schweif bestand 1) aus einem oder mehreren wirklichen und begünstigten Liebhabern, Amanti; 2) aus mehreren Geduldeten, patiti (unglücklichen Liebhabern); 3) aus den Galanti. Die Letzteren waren junge Leute, die oft mehreren Damen angehörten, oder Abbé's, jüngere Söhne des Adels, die vom Priesterthum nichts als den schwarzen Rock hatten, vom Gelehrten nichts als die schlechten Sonette und vom Weltmann nichts als die Geduld, der Dame überall zu folgen und ihren Mops zu tragen."

So fand die französische Revolution „Italien gänzlich unvorbereitet, in Müssiggang, in Schlaf und Ueppigkeit versenkt, ohne Willenskraft und Verständniß der Zeit. Die Völker blickten nun nach der Kirche, aber diese war vollständig verlassen, und demüthigte sich bis zum Lobe der Jakobinermütze. Sie wahrte sich mit den alten Formen gegen die Zeitströmung, aber sie hatte selbst aus den alten ehrwürdigen Formen allen Geist absterben lassen und stand nicht mehr über, sondern unter dem Volksbewußtsein. Man schaffte zuletzt die Kirche auf kurze Zeit ab, und seitdem steht sie unter der Politik."

Der Verfasser geht hierauf zur Literatur, namentlich zu den Dichtern über. „Sie ist überhaupt der beste Spiegel, der die Kraft oder Schwächen, den Pulsschlag, die nächste Zukunft einer Nation am klarsten andeutet, verdient aber in Italien eine ganz vorzügliche Beachtung, da die Italiäner Alles mit der Poesie abmachen, ihre großen Zeiten durch die Dichter erkennen, ihren Schmerz durch Gedichte aushauchen.

„Die Italiäner hatten eine eigne Stellung zu ihrer Kirche. Sie fühlten zuweilen die Sklaverei und den Druck der Hierarchie, aber sie brauchten die Kirche, die ihnen in allen Lebensverrichtungen vorstand, ihnen vom ersten Augenblick bis zum Ende des Lebens die Leiterin des Denkens und Wollens war. Sie hatten ein Gefühl der Furcht vor den Verordnungen und der Macht der Kirche, aber wenig Achtung vor der hierarchischen Sekte, deren Treiben sie bespöttelten. Der König von Neapel, der mit solcher Eifersucht auf seine unumschränkte Macht, jedes Vorgehen der Hierarchie in seinem Staate zurückdrängte, den Tribut an den Papst abschaffte, und sogar die zu mächtig werdenden Jesuiten fortjagte, hatte während der Zeiten der letzten Revolution drei Tage und Nächte den Mantel des heiligen Januarius umhängen. Von der Prachtentfaltung der Kirche war der Italiäner wenig geblendet, sie kam ihm zu oft, war zu alt, und er hatte die Idee der Symbole verloren. Dagegen standen die Persönlichkeiten des Hierarchenthums seiner Andacht und Erhebung im Wege, ihre echt nationale Politik und Lebensrichtung waren der seinigen zu verwandt. Und so sehen wir durch ganz Italien, von dem feiner gebildeten, mehr zur Politik neigenden Lombarden und Venetianer stufenweise bis zum ganz orientalisch angelegten Neapolitaner eine feste Masse im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, in welche das Hierarchenthum nur in Rücksicht auf die Institutionen der Kirche sich sicher einzuleben glauben konnte. Diese Abstufung von der vergleichsweise größern politischen Ausbildung des nördlichen Italiens bis zum ganz orientalisch regierten Neapel zeigte sich auch in der Zeit der politischen Umwälzung auf bemerkenswerthe, aber ganz naturgemäße Weise. Die Lombardei, die jetzt noch das Glück der geordneten Regierung unter Maria Theresia und Joseph preist, ging auffallend schnell und freiwillig zu den Fahnen der Revolution über. Rom dagegen wehrte sich lange und konnte sich halten, bis es von der Uebermacht besiegt wurde und sich in sein Schicksal ergab, während es den Franzosen nie ganz gelungen ist, sich die Neapolitaner vollständig zu unterwerfen, und sie immer mit Verschwörungen und kleinen Kämpfen in den Gebirgen beschäftigt waren."

Nachdem der Verfasser einige hervorragende Schriftsteller, Ferrante Pallavicini, Goldoni, Casti u. a. besprochen und die Kläglichkeit des Zeitalters an ihren Werken nachgewiesen, kommt er auf die Männer zu sprechen, die den fast verlornen Gedanken an die politische Existenz Italiens neu belebten, auf Alfieri und später auf Foscolo — „aber auch hier herrschen die Leidenschaft und Einbildung, selten die Kritik, immer das ästhetische Ideal, selten die Logik und Wirklichkeit." — Alfieri „will die Herstellung Italiens durch republikanische Tragödien bewirken, und bringt eher eine große Verwirrung der Ideen hervor." — Alfieri wurde in ganz Italien bewundert, nachgeahmt, als erster Herold der Freiheit gepriesen, weil er — eigentlich nur im Nebel herumstach. Er ließ die Italiäner bequem und versunken, wie sie waren, überließ Anderen die Sorge der Erziehung aus den Banden des Aberglaubens und der geistigen und materiellen Knechtschaft, und erhitzte ihre Phantasie mit hohen Phrasen vom Sturze der Tyrannei und vom Beispiel der alten Griechen und Römer, als ob die Italiäner nur zu wollen brauchten, um auch gleich alte Römer zu sein. Er schoß in den alten versumpften Zuständen plötzlich wie ein Irrlicht auf, das sich an der französischen Literatur entzündet hatte, zündete auch viele andere Irrlichter an, gab aber trotz seines guten Willens und seiner edlen Absicht weder Licht noch Wärme, weder nachhaltige zum Ziele führende Belehrung, noch eine fruchtbare Erhebung des Geistes, weil er wie seine Nachfolger es in Einem versah, in dem Zustande des Volks, dem er seine altrömischen Freiheitstheorien vorpredigte, und bei dem er die ganze Entwickelung durch die mittelalterlichen Uebergänge ignorirte...... Als Mann ragt er unter den Besten seiner Nation hervor, aber zum politischen Reformator fehlen ihm alle Eigenschaften.

„So erhielten die Italiäner, die in den verdorbensten Volks- und Staatszuständen versunken waren, auf dem künstlichen Wege der Poesie von Dichtern, die ihre Zeit und ihr Volk selbst nicht verstanden, die glänzendsten Bilder der Republik in Griechenland und Rom, einen Hang zu gleichem Ruhm, wie jene Helden, zu phantastischen Anschauungen des Lebens, und eine große Selbstsucht bei merkwürdiger Ueberschätzung ihrer Kräfte und Mittel."

Nicht größer ist die geistige Gesundheit des andern Reformers Ugo Foscolo, der bekanntlich auf der Insel Zante (1777) aus venetianischer Familie geboren war und in der neuen cisalpinischen Republik Napoleon's eine Rolle spielte. Er hatte zu Padua studirt und daselbst unter Männern wie Sibiliato, Stratico und besonders Cesarotti einen fast fanatischen Enthusiasmus für das klassische Alterthum und seine politischen Doktrinen eingesogen. Unmäßige Eitelkeit, ungezügelte Sinnlichkeit und grober Eigendünkel waren seine Haupteigenschaften. „Er kleidete sich gern in das Gewand der Unabhängigkeit, und konnte sich einbilden, als Phocion oder Cato zu einem freiheitsliebenden tapfern Geschlechte zu reden. Schon in seinem sechszehnten Jahre war er mit seinem sozialen Systeme fertig, in seiner Zeit war er gänzlich unerfahren, die so verwickelten Verhältnisse der modernen Gesellschaft zu erforschen, hatte er nicht Helle und Besonnenheit des Geistes genug und war zu exaltirt von seinem Alterthum, wo sich das ganze Staatsleben nur an ein paar Helden abzuwickeln schien, die auch, so oft sie wollten, eine tapfere Schaar zur Hand hatten. Er hielt die Auferstehung von Sparta und Rom für möglich und wün-

*) Wir werden über diese lombardische Glanzepoche und namentlich über Parini's Einfluß im 18. Jahrhundert nächstens einen besondern Artikel liefern. D. R.

schenswerth, und sah in den jetzigen Institutionen nur Tyrannei und Dummheit." — Zeitig genug fiel er der Inquisition in die Hände.

Dieses sind nun ein paar Haupthelden, ein paar Glanzpunkte am Himmel Italiens. — Welche Schule wird das Land noch durchmachen müssen, bis dieses tyrannenfressende Theaterheldenthum zu der einigermaßen nüchternen und besonnenen Stimmung kommt, die nöthig ist, um solide, dauernde Zustände zu begründen? Politische Freiheit zu ertragen, dazu gehört Phlegma, bescheidene Genügsamkeit und Erkenntniß dessen, was menschenmöglich und was es nicht ist. Die Thorheit aller revolutionairen Fanatiker besteht darin, daß sie von einer menschlichen Einrichtung, wie der Staat ist, Wunder verlangen, die er nicht leisten kann.

Ueber die eigentliche Geschichte Italiens während dieses Zeitraums verweisen wir auf das Buch selbst. — Es ist gerade zur richtigen Zeit erschienen und wird nicht ohne Nutzen gelesen werden.

Belgien.

Korrespondenz-Berichte aus Brüssel.

Nationale Literatur, vlaemische und französische.

Nachdem Sie mir die Erlaubniß gegeben haben, belgische Literatur, belgische Kunst und überhaupt das soziale und intellektuelle Leben Belgiens in Ihrer so geschätzten Zeitschrift zu vertreten, dürfte sich zum Anfang wohl kein wichtigerer Stoff finden, als Ihren ausgebreiteten Leserkreis mit dem Ursprung und der Geschichte der vlaemischen Bewegung bekannt zu machen, deren Sie kürzlich bereits gedacht und die sich in neuester Zeit immer mehr ausgebreitet hat. Die belgische Gesammtbevölkerung ist, wie Sie wissen, aus zwei in Sprache, Charakter, Sitten und Gewohnheiten gänzlich entgegengesetzten Stämmen zusammengesetzt, die sich von ganzem Herzen hassen und verabscheuen: aus Vlaemingen und Wallonen. Da ich durchaus nicht in eine historische Erläuterung des Ursprungs dieser beiden Volksstämme eindringen möchte — ich behalte mir diesen interessanten Stoff für einen spätern Artikel vor — so bemerke ich vorläufig nur, daß die wallonischen Provinzen: Lüttich, Hennegau und Namur, nur der Eroberung und Erbfolge ihren Platz im belgischen Lande verdanken, während die beiden Flandern, Brabant, Antwerpen und Limburg den Stamm jener vlaemischen Bevölkerung bilden, die im ganzen Mittelalter die reichste und blühendste Europa's war und durch ihre Freiheitsliebe und beinahe unbesiegbare Tapferkeit hier die französischen Eroberungsversuche zurückstieß, dort die mächtige spanische Monarchie zittern machte und endlich im kecken Bürgerstolze dem deutschen Kaiser Karl V. Widerstand leistete und Gesetze vorschrieb. Ich freue mich, hinzufügen zu können, daß die flandrischen Provinzen germanischer Abkunft sind und daß sie heutigen Tages noch in Sitten, Charakter und Sprache mit den angränzenden westphälischen und Rheinprovinzen beinahe gänzlich übereinstimmen.

So eifrig auch die spanische Oberherrschaft bemüht war, diese nordische, unbeugsame Herkunft bis zur Wurzel auszurotten, es wollte ihr nie gelingen. So tyrannisch auch Napoleon I. den vlaemischen Provinzen französische Sprache und Gesetzgebung aufzwang, der Vlaeming hat sie niemals anerkennen wollen. So schonungslos auch die holländische Regierung in dem Napoleonischen Geiste fortfuhr und nicht nur der ihrer eigenen so verwandten Sprache, sondern auch dem altvlaemischen Glauben, den so tief eingewurzelten Sitten den Krieg erklärte, der Vlaeming hat sie mit gleicher Entrüstung und endlich mit den Waffen zurückgewiesen, so daß, wenn auch heutigen Tages die französische Sprache die offizielle, die gerichtliche und die wissenschaftliche Belgiens ist, wenigstens die Hälfte der Bevölkerung sie weder kennt, noch kennen will. Der vlaemische Dialekt ist — Brüssel und einige größere Provinzialstädte ausgenommen — der allein herrschende, der allein geliebte, und die Anhänglichkeit an ihn ist vorzüglich in der ländlichen Bevölkerung so weit getrieben, daß — besondere Gelegenheiten bei Seite gesetzt — der selbst der französischen Sprache kundige Landmann sie weder sprechen will noch sprechen zu können vorgiebt.

Man hätte glauben sollen, daß die Revolution von 1830 der Entwürdigung des vaterländischen Idioms ein Ende machen und die alte Kernsprache zu Ehren bringen würde, aber leider ist dem nicht so gewesen und das vlaemische Element trat im Gegentheil mit Belgiens Unabhängigkeit gänzlich in den Hintergrund. Die junge Regierung, anstatt den vaterländischen Dialekt zu erheben, zu verbessern und zu unterstützen, suchte im Gegentheil seinen gänzlichen Verfall zu beschleunigen. Aus Schulen, Collegien, Lehrstühlen und Universitäten verbannt, flüchtete sich der arme Verlassene hinaus auf das Land, und die französische Sprache nahm freien und vollkommenen Besitz auf dem Throne der Intelligenz in Wort und Schrift. Was man dem Fliehenden verweigerte, bewilligte man dem Sieger im doppelten Maße; die französischen Lehranstalten, die Theater und Zeitschriften wurden mit Unterstützungen überhäuft. Wehe dem, der in der bessern Gesellschaft noch vlaemische Laute hören ließ, sein Loos war entschieden, er konnte nur dem Plebs angehören.

Diese Lage der Dinge sollte jedoch nicht immer währen. Es gab in Belgien noch Tausende von Männern alten Schlags, die ihr Vaterland und die Sprache ihrer Väter über Alles liebten und mit blutendem Herzen die raschen Fortschritte der fremden Eindringlinge verfolgten. Diese Männer suchten durch alle möglichen Mittel das Unheil, wenn nicht zu verhüten, doch wenigstens zu hemmen, und die neuesten Ereignisse beweisen uns, daß sie durch ihre unerschütterliche Ausdauer dieses Ziel erreicht haben. Henri Conscience war und ist, wenn nicht der erste, doch der bekannteste, der seine Muttersprache durch eine Reihenfolge von populären Erzählungen und Romanen aus dem Dunkel hervorzog. Anfangs dieses scheinbar unnützen Versuchs wegen bemitleidet, später seines an eine so unbiegsame Sprache vergeudeten schönen Talents wegen, bedauert und endlich in seiner ganzen Glorie anerkannt und gefeiert, ist er gegenwärtig der kühnste Kämpfer für die Wiederbelebung seiner Sprache. Ihm schlossen sich viele Andere an; vlaemische Zeitschriften tauchten im ganzen Lande auf, vlaemische Dichter, Prosaiker und Geschichtschreiber traten aus der Dunkelheit, in der sie eine falsche Scham zurückgehalten hatte, hervor und bereiteten sich zum Kampfe. Vlaemische Gesellschaften und Vereine bildeten sich in allen Städten; hier besprach man die geeignetsten Mittel, die Sprache zu erheben, dort setzte man Belohnungen und Wettpreise aus für prosaische, poetische und historische Arbeiten. Ein schlichter Bürger, Namens Kats, unternahm die Gründung eines vlaemischen Theaters. Die Stadtbehörde räumte ihm, wohl oder übel, das seit Jahren geschlossene Parktheater ein, ohne ihn jedoch von den darauf haftenden Abgaben zu entbinden, ohne ihm auch nur die geringste pekuniäre Unterstützung zu gewähren. Der brave Mann setzte sein eignes Vermögen auf das Spiel und verlor es. Das Publikum des Parktheaters — immer zahlreich, aber nur den untersten Ständen angehörend, war nicht genügend, die bedeutenden Kosten zu decken; die ersten und einträglichsten Plätze blieben leer, die hohe Gesellschaft konnte und wollte sich nicht für den Aufschwung der Muttersprache interessiren. Die Ursache war sehr einfach. Sie konnte nicht, weil ihr das Vlaemische kaum mehr verständlich als das Chinesische war, — sie wollte nicht, weil der Fluch der Verachtung auf ihr lastete. Kats wandte sich an die Stadtbehörde, um den zehnten Theil der Unterstützung bittend, die man dem königlichen Theater gewährte; die Elite der vlaemischen Bewegung unterstützte seine gerechten Forderungen. Dies gelang. Die Kammern wurden von der Sache ergriffen und plötzlich zeigten sich in ihrer Mitte die kühnsten Vertheidiger der vlaemischen Sprache. Der Bann war vernichtet, der vaterländische Accent von der auf ihm lastenden Verachtung befreit. Die Regierung setzte eine Kommission nieder, um die besten Mittel, die Muttersprache zu Ehren zu bringen, zu erforschen, und diese hat vor sechs Wochen ihren Bericht abgegeben, der natürlicherweise in allen Stücken dem Vlaemischen günstig ist. Belgien wird in kurzer Zeit seine eigne Sprache in Schulen, Kirchen und Theatern wiederbesitzen und dann erst einer freien selbstständigen Nation gleichen, die nicht nöthig hat, Wort und Schrift, die Grundbedingungen der Unabhängigkeit, einem fremden Lande zu entlehnen.

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, möchten jedoch noch viele Anstrengungen und Verbesserungen nöthig sein. Es ist statistisch bewiesen, daß zwei Drittheile der belgischen Bevölkerung das Vlaemische sprechen, aber, großer Gott! welches Vlaemische! — Der Bewohner von Gent versteht nur mit genauer Mühe den Antwerpener, der Brüsseler eben so schwer den Erstern und Letztern. Jeder spricht seinen Dialekt, der oft kaum die Hälfte wahrhaft vlaemischer Wörter enthält, sondern mit spanischen, französischen und wallonischen Phrasen vermischt, ausgeschmückt und verunstaltet ist. Hier zeigen sich deutlich die Folgen des fehlenden Unterrichts und der strafbaren Vernachlässigung des vaterländischen Idioms: die grammatikalische Bildung mangelt gänzlich, die vlaemischen Zeitungen sind für Viele unverständlich. Keine Akademie, keine Universität, keine anerkannte Grammatik giebt für die streitigen Punkte die höchste Entscheidung. Jede Stadt, jedes Dorf spricht seine eigne Mundart und sonst nichts; die reine, die Schriftsprache, findet sich nur in Zeitschriften, Notariatsveröffentlichungen und Gebetbüchern. Wenn folglich wirksam für die Wiederbelebung derselben eingeschritten werden soll, so kann es nur auf dem etwas langsamen Wege des Unterrichts geschehen. Man

begünstige die vlaemische Sprache in den Elementarschulen, unterrichte darin in den Atheneen, gebe ihr auf den Universitäten einen Lehrstuhl und vor Allem, man bemühe sich, sie rein und ohne Schamerröthen gleichviel wo zu sprechen, und ich glaube, dies würde das sicherste Mittel sein, sie zu Ehren und in allgemeinen Gebrauch zu bringen. Alle anderen Versuche und Geldunterstützungen sind nur Palliative, die den eigentlichen, den Grundzweck, verfehlen*).

Eine zweite, eben so wichtige und eben so erfreuliche Erscheinung in Belgiens intellektuellem Leben ist der Beginn einer eigenen, vaterländischen, französischen Literatur. Sie geht mit der vlaemischen Bewegung Hand in Hand, war wie sie mit dem Banne belastet, hatte wie sie mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber während die erstere dem muthigen Zusammenstehen vaterlandliebender Männer ihre Wiederbelebung verdankt, ist die letztere einzig und allein der Aufhebung des Nachdrucks ihr Entstehen schuldig. Als ich vor zwölf Jahren zum ersten Male Belgien durchreiste und meiner alten Gewohnheit zufolge jede Buchhändlerauslage von oben bis unten durchlief, konnte ich mich eines bangen Gefühls nicht erwehren. Ich entdeckte Nachdrücke und Uebersetzungen aus aller Herren Länder, aber vergebens suchten meine Blicke nach einem belgischen Namen. Die belgische Literatur war ein todter Buchstabe, das belgische Genie schien eingeschlafen oder gestorben und begraben. Und wie konnte es auch anders sein? Der Nachdruck, dieser so lange gesetzlich geduldete Diebstahl, hatte alle Geisteskräfte aufgezehrt. Der Verleger, der Buchhändler und der Buchdrucker, der die besten Geisteserzeugnisse aller Länder ohne Honorarkosten herausgeben konnte, hütete sich wohl, das einheimische Talent aus seiner Tasche und ohne Erfolg zu unterstützen; das Publikum, das um geringen Preis die besten ausländischen Werke aller Wissenschaften zu Diensten hatte, beeilte sich keineswegs, die doppelte Summe für mittelmäßige inländische Erzeugnisse auszugeben. Und da es keine Schriftsteller gab, so waren auch die Gelehrten und Publizisten in größerer Anzahl Fremdlinge des belgischen Bodens. Die meisten belgischen Zeitungen wurden und werden noch heute von Franzosen redigirt.

Seit sechs Jahren, seitdem auch in Belgien das literarische Eigenthum anerkannt worden ist, hat sich Alles verändert. Die junge Generation der Schulen und Universitäten hat die Feder ergriffen, um sich die Sporen zu verdienen. Von Belgiern in französischer Sprache geschriebene Geschichtsforschungen, Romane, Flugschriften, Poesien und Zeitungen sind wie aus dem Boden gewachsen und an das Tageslicht getreten, haben Anfangs ein ungläubiges Lächeln, später eine vorurtheilsfreie Ueberschauung und endlich jene Theilnahme erweckt, die der gebildete, parteilose Mann einem jungen Talente nie versagen wird. Und wenn Sie jetzt die Buchhändlerauslagen durchmustern, so finden Sie wenigstens eben so viele belgische Namen als ausländische.

Auch hier hat sich ein Mann als muthiger Ringer für die nationale französische Literatur an die Spitze gestellt und seinen jungen Kompatrioten den einzuschlagenden Weg angedeutet. Dieser Mann ist Louis Hymans, der Hauptredacteur des „Etoile belge," einer kleinen, aber äußerst gediegenen politischen Zeitschrift, derjenigen, die im ganzen Lande am meisten verbreitet ist. Es giebt keine Aufmunterung, keine Mühe, kein Opfer, die er nicht versucht und gebracht hätte, um den Ehrgeiz der unterrichteten Jugend anzufeuern und zu belohnen. Seit Jahren Professor der belgischen Geschichte und als solcher ein gediegener Forscher, hat er es nicht verschmäht, sich auf den Roman und die Novelle zu werfen, nicht um sie gegen ernstere Arbeiten zu begünstigen, sondern um einer ganzen Phalanx von jungen Talenten den Weg und die Weise zu zeigen, wie es möglich sei, die Schreibgewandtheit der französischen Romanciers zu gewinnen, ohne sie nachzuahmen und ohne in ihre zahlreichen Fehler zu verfallen. Er empfiehlt mit großem Rechte die leichte Form der Novelle und Charakterschilderung als den sichersten Weg, in das Herz des Volkes zu dringen und die Belgier für die schönen Wissenschaften empfänglich zu machen. Er war es, der für das Feuilleton des „Etoile belge" den ersten Preis von tausend Franks für den besten von Belgiern geschriebenen Roman aussetzen ließ (Preis, der von einer Frau, Madame Vve. L'anglet, gewonnen wurde), er ist es, der ermüdungslos durch Wort und Schrift zur Thätigkeit anspornt. Ich könnte Ihnen noch verschiedene Namen nennen, die sich bereits in Belgien einen guten Klang erworben haben, aber ich behalte mir vor, in einem zweiten Briefe die ganze junge belgische Literatur zu analysiren.

V. M.

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß kürzlich in Aachen und Antwerpen (Max Kornicker, Hofbuchhändler) ein „Neuer theoretischer und praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der vlaemischen Sprache, für Deutsche," von Werner Herz, Lehrer in Köln, erschienen ist. D. R.

Frankreich.

Meyerbeer's neue Oper: „Le Pardon de Ploërmel"*).

Wir glauben dem berühmten deutschen Komponisten es schuldig zu sein, auch von diesem seinem neuen Triumphe in der musikalischen Welt in unseren Blättern Akt nehmen zu müssen. Der tüchtige, französisch-italiänische Kritiker, P. Scudo, der kein übertriebener Verehrer der sogenannten „großen Opern" unsrer Zeit ist, nennt in der Revue des deux Mondes die Aufführung des neuen Meyerbeer'schen Werks „un événement des plus heureux." Er fügt hinzu: „Wir lieben vor Allem die einfache Inspiration, welche direkt der Seele entquillt und wir glauben mit dem gesunden Menschenverstande und der Geschichte, daß in einer Ecloge Virgil's oder in der Composition eines Grétry mehr wahre Erfindung ist, als in funfzig modernen Opern von der Kraft des „Tannhäuser" oder des „Lohengrin" von Richard Wagner. Wir sind der Meinung, daß Haydn, der zur Schaffung seiner unsterblichen Werke erst die Instrumentalmusik aus dem Nichts hervorrufen mußte, dadurch ein größeres Genie an den Tag legte, als selbst Beethoven, der das Gebiet, das ihm seine beiden berühmten Vorgänger, Haydn und Mozart, hinterlassen, umgebildet und erweitert hat. Wer aber wird verkennen, daß Meyerbeer einen hohen Rang in der modernen Kunst einnimmt? Seine Opern haben das Privilegium, das Publikum anzuziehen und zu fesseln. Er interessirt die ganze Welt durch große Schönheiten, er reizt die Neugierde der Kenner durch kunstreiche Details der Ausführung und er reißt die Menge durch dramatische Farbe und Leidenschaft hin."

So viel von diesem Kritiker, der sich in Paris den Ruf großer Unparteilichkeit und Strenge erworben hat. Dasjenige, was wir nun folgen lassen, ist der Kritik eines andern französischen Kunstrichters, des Herrn A. de Rouvray im Moniteur Universel entlehnt, der sich nicht minder den Ruf eines Kenners und eines unparteiischen Beurtheilers erworben hat:

„Wir müssen diesmal Meyerbeer auf eine neue Bahn folgen, auf die ihn sein schöpferischer Geist geführt hat. Sein jüngstes Meisterwerk, „Die Wallfahrt nach Ploërmel," trägt einen ganz andern Charakter, als sein großes Dreiblatt: „Robert der Teufel," „die Hugenotten" und der „Prophet;" noch weniger Aehnlichkeit hat es mit dem „Nordstern," der prächtigen Episode aus dem Soldatenleben mit seinen kriegerischen Klängen. Das neue Werk ist einfach, wie eine Idylle, fromm wie ein Gemälde des ersten biblischen Zeitalters, das in die neuere Zeit, in ein Land kindlichen Glaubens versetzt ist. Die Composition ist wie aus Einem Guß der Begeisterung entströmt; unvergleichlich graziöse Melodien sind in kunstreiche Harmonien gefaßt; es ist unstreitig das Natürlichste und Vollendetste, was Meyerbeer bis jetzt geschaffen hat.

Der Text ist so legendenhaft einfach, daß er sich mit wenig Worten wiedergeben läßt: Ein rauher, kräftiger Bergbewohner mit übersprudelndem Herzen und etwas beschränkter Geistesverfassung stand im Begriff, sich mit der Tochter seines Nachbarn, eines Ziegenhirten, zu verheiraten, als ein Blitzstrahl die Hütte des Ziegenhirten in einen Aschenhaufen verwandelte. Dinorah und ihr Vater sind nun gänzlich ruinirt. Hoël — so heißt der Bräutigam — der selbst zu arm ist, um den wackeren Leuten zu helfen, läßt sich durch einen alten Zauberer verlocken, welcher ihm unermeßliche Reichthümer und einen Schatz verspricht, der unter einem nur ihm bekannten Stein vergraben liegt. Nach Ablauf eines Jahres will er ihn ihm zeigen, aber unter harten Bedingungen; er soll seine Braut verlassen, ohne ihr die Ursache seiner Abreise und seinen Aufenthaltsort mitzutheilen; er soll mit ihm in einem abgelegenen tiefen Walde, fern von jeder Berührung mit menschlichen Wesen, leben und sich vor den Netzen hüten, die ihm gestellt werden. Wenn er Punkt für Punkt diese Bedingungen befolgt, wird am Ende des Jahres eine Ziege erscheinen, die ihn geradesweges zum Schatze führt. Der Zauberer ist aber durchaus nicht so gutmüthig, als es den Anschein hat. Er nimmt Jenen nicht mit in den Wald, um ihn zu bereichern, sondern weil er sehr gut weiß, daß der Erste, der jenen verteufelten Schatz berührt, todt niederfällt. Indeß bringen Treulosigkeit und Verrätherei niemals Nutzen; der Zauberer stirbt zwei bis drei Tage vor dem Zeitpunkte, den er für den Beginn seiner Nachforschungen angesetzt hat; nun, da er des Geheimnisses nicht mehr bedarf, vertraut er es seinem Verbündeten an. Was bringt die Liebe zum Gelde nicht in den einfachsten, gradesten Menschen zu Wege!

*) „Die Wallfahrt nach Ploërmel," so übersetzten Moritz Hartmann und andere deutsche Berichterstatter diesen Titel, der wörtlich und im Sinne der katholischen Kirche: „Die Sündenvergebung (der Ablaß) von Ploërmel" lauten müßte. D. R.

Hoel ist gewiß kein schlechter Mensch und doch wird er, seit sich die Idee des Schatzes seiner Seele bemächtigt hat, ebenfalls egoistisch, ja fast zum Mörder. Er dingt einen armen Dudelsackpfeifer, Corentin, den furchtsamsten und unschuldigsten Dummkopf des Dorfes, berauscht ihn und führt ihn dem nach der Aussage des Zauberers gewissen Tode entgegen. Indessen kommt Dinorah, welche das unerklärliche Verschwinden ihres Verlobten wahnsinnig gemacht hat, und übernimmt den gefährlichen Posten Corentin's, der sie gewähren läßt; der Egoismus ist ansteckend. Plötzlich umzieht sich der Himmel, Blitze zucken und in dem Augenblicke, wo das junge Mädchen einen Baumstamm betritt, der zwischen zwei Felsen eine Brücke bildet, öffnen sich die Schleusen, der Strom tritt über, der Baumstamm zerbricht und Dinorah versinkt in den schäumenden Fluthen.

Der dritte Akt ist der Reue und Buße und dem Gebet geweiht; das junge Mädchen ist durch ein offenbares Wunder seiner Schutzpatronin, der Mutter Gottes, gerettet worden. Hoel wirft sich ihr weinend zu Füßen und schwört, daß er nie mehr Schätze aufsuchen will. Die Prozession rückt wohlgeordnet vor, die Fahnen flattern im Winde; der für immer von seiner Sucht nach Abenteuern geheilte Corentin pfeift vergnügt seinen Dudelsack, Kinder streuen Blumen, und die Verlobten reichen sich unter einem weißen silbergestickten mit Rosenguirlanden verzierten Traubimmel die Hand.

Dies ist das Sujet; es sind weder Verwicklungen noch romanhafte Zwischenfälle, noch Theatercoups darin, es eignet sich aber nichtsdestoweniger sehr zur Composition, da es dem Komponisten volle Freiheit läßt. Der Dialog nimmt nur eine ganz bescheidene Rolle darin ein.

Die Ouvertüre oder besser gesagt die große Symphonie mit Chören, die dem Anfrollen des Vorhangs vorangeht, ist schon für sich allein ein Meisterwerk. Sie übertrifft, meines Erachtens, noch die Einleitungsmusik zum „Struensee," die doch zum Schönsten gehört, was der Meister geschrieben hat. Von dem Augenblicke an, wo die Ouverture zur „Wallfahrt" beginnt, fühlt man sich in eine andere Region versetzt, wo Sittenreinheit und Frömmigkeit herrschen. Die ersten lang gehaltenen Akkorde frappiren und fesseln den Hörer. Man ist mitten in den Bergen in einer großartig wilden Gegend; ein reizender gedämpfter Violinsatz überrascht durch seine Neuheit und ländliche Frische; dann versenkt uns ein kostbares Thema, das sich während des Stückes mehrfach wiederholt, und das ferne Läuten einer Glocke in die süßesten Träumereien, wie sie nur die Einsamkeit sonst einzuflößen vermag. Auf diese ländliche Introduction folgt ein prächtiges Gebet, das hinter dem Vorhang mit einfacher Orgelbegleitung gesungen wird. Daran schließt sich, wie ein sympathisches Echo, ein imposanter Pilgermarsch für Quartett mit pizzicati der Kontrabässe, der plötzlich durch ein schwermüthiges, unbeschreiblich zartes Klarinettensolo unterbrochen wird. Das Gebet wiederholt sich demüthiger, empfindungsvoller, inbrünstiger; die Violinen klagen dazwischen, das Ungewitter bricht mit schrecklichem Getöse aus, immer übertönt durch das Kreischen zweier Piccoloflöten; das erstickte Schluchzen des Chores, dessen Gebete mit der zunehmenden Gefahr immer dringender werden, die tumultuarischen Akkorde des in Unordnung sich auflösenden Marsches, die furchtbar drohende Stimme des entfesselten Orkans, Alles wächst und mischt sich in der Ouverture; die Wirkung ist eine nicht zu beschreibende.

Der Vorhang geht in die Höhe und enthüllt eine wildromantische, malerische Landschaft; in Uebereinstimmung mit dieser ertönt ein Chor der Landleute in vortrefflicher lokaler Färbung in neuem, originellem Rhythmus; die Stimmen können gar nicht besser vertheilt werden, als sie es hier sind.

Alle Welt singt jetzt schon die „Berceuse" als eine der schönsten Stellen der Partitur. Dem Rezitativ der Wahnsinnigen geht ein wunderschönes Ritornell voraus; tausend Stimmen der Natur werden durch Gesang und Orchester nachgeahmt. Die absonderlichen Phantasieen, die Visionen, die Geistesabwesenheit der Aermsten werden durch das Violoncello in abgebrochenen, unbestimmten, traurigen Akkorden wiedergegeben.

Die große Arie Hoel's: „O, puissante magie!" drückt mit ergreifender Wahrheit die Macht einer fixen Idee über das beschränkte Begriffsvermögen eines Bauern aus; sie ist ein merkwürdiges Gemisch von Zähigkeit und Exaltation. Das Allegro: „De l'or! de l'or!" wird bald auf allen Piano's, ja ich fürchte auf allen Leierkasten gespielt werden. Es ist das Pendant zu dem allbekannten Refrain: „Das Gold ist nur Chimäre!" Ein Breton ist hier nicht der Ansicht Scribe's, er besingt das Gold mit einer Ehrfurcht, die an Anbetung gränzt.

Nun sind wir am Schluß des ersten Akts; Meyerbeer läßt den Hörer unter dem Zauber einer der brillantesten, leichtesten, melodiösesten Stellen des Stückes zurück: „Un trésor! bois encore!" Wie viel Trinklieder sind nicht schon gemacht worden! Wie ist man jedesmal, wenn man das Glas erheben sieht, auf irgend eine Trivialität gefaßt. Einfach und originell zu sein, ist nur dem großen Komponisten gegeben.

Der zweite Akt ist ein reines Kunstwerk von der ersten Note bis zur letzten. Ich kann mir jeden Kommentar erlassen und nur bei all' den einzelnen Punkten meine Bewunderung an den Tag legen. Ein hinreißender, begeisterter Chor und eine süße Romanze gehen der großen Arie im Walzerrhythmus voraus, die schon ganz Paris auswendig weiß. Man kann sich nichts Feineres, Zarteres, Süßeres denken; die Kunst der Instrumentation reicht nicht weiter.

Sehr komisch ist die furchtsame Arie: „Ah, que j'ai froid! ah, que j'ai froid!" Die in anderm Styl und andrer Tonart gehaltene Legende hingegen zeichnet sich durch Neuheit der Melodie und des Rhythmus aus. Es sind nur vier Zeilen:

Sombre destinée,
Le malheur advint à qui le chercha!
Celui qui, premier, au trésor toucha
Mourut dans l'année.

Aber wenn man einmal diese vier Verse gehört hat, vergißt man sie nie mehr. Sie klingen wie eine Stimme von Jenseits, die unvermeidliches Unheil verkündet, groß und schrecklich. Unter Allem, was Meyerbeer bis jetzt geschrieben hat, ist es das Kürzeste und Mächtigste.

Das komische Duett zwischen Hoel und Corentin ist voll Geist und Feinheit. Es wird eben so populär werden, wie das berühmte Duett aus Robert der Teufel: „Ha, welche Großmuth!"

Das große, dramatische Terzett zwischen Dinorah, Hoël und Corentin beschließt wundervoll den zweiten Akt:

Holà! ma belle, écoutez-nous.
— Qui m'appelle? . . . Que voulez vous?

Es giebt nichts Bezaubenderes, als das Vogellied, welches die Wahnsinnige summt, während Corentin sie überredet, die Brücke über den Abgrund zu betreten. Dieser reine, frische, von allem Irdischen sich losmachende Gesang steht im poetischsten, idealsten Gegensatze zu der rohen, starrsinnigen Gier der beiden Goldsucher. Es ist die Nachtigall, die sich in die Lüfte schwingt und dem Echo der Wälder ihre Töne sendet, während die Holzfäller sich in ihrer rauhen Sprache zanken. Das prächtige Gewitter, das man schon in der Ouvertüre vernommen, kehrt mit erneuter Wuth im Orchester wieder und schließt mit wachsender Kraft das unnachahmliche Finale.

Das Jägerlied im dritten Akt wurde da capo verlangt; es wird auch bald allerorts gesungen werden, es ist originell ohne gesucht, populär ohne trivial zu sein. Das Lied des Schnitters ist ein kleines pastorales Meisterwerk. Das Pater ist salbungsvoll und zugleich frisch und graziös. Die Romanze Hoel's rührt zu Thränen, ich wüßte kein besseres Lob. Das Schlußduett ist einfach und rührend. Dinorah will sich den Bußgesang in's Gedächtniß zurückrufen, empfindet aber unbegreifliche Lücken in der Erinnerung; sie fühlt sich unter dem Einflusse eines bösen Traumes, verliert den Muth, versinkt in Betrübniß, sie kann nur Bruchstücke einer unbestimmten, flüchtigen Melodie, den Schatten eines Echo's erhaschen. Plötzlich ertönt der Chor hinter den Coulissen, auf den sich das junge Mädchen so vergeblich zu besinnen sucht; sie erinnert sich, sie ist gerettet, ist glücklich. „O, mon dieu! c'était donc un rêve!" ruft sie, von unbeschreiblicher Freude bewegt, aus. Der schon in der Ouvertüre mit solchem Beifall aufgenommene Pilgermarsch wird vom Orchester wiederholt, der Chor singt mit vollen Tönen den Bußgesang und der Vorhang fällt unter donnerndem Beifallssturm.

Nur Meyerbeer kann eine derart tüchtige und vollendete Aufführung zu Stande bringen, da, aus gerechter Verehrung seines Genies, seiner Erfahrung und seines Namens, ihm nichts abgeschlagen werden kann; da er den Ruf seiner Kunst mit solcher Sorgfalt wahrt, daß ihm kein Detail entgeht, die kleinste Kleinigkeit ihm nicht unbedeutend erscheint; da endlich Dirigenten und Künstler, durch sein Beispiel angefeuert, von der Begeisterung hingerissen, von der Ueberlegenheit des Meisters beherrscht, denselben Glauben an sein Werk haben, wie er selbst. Nicht nur die ersten Rollen sind gut besetzt, sondern auch die zweiten und dritten; so entsteht ein wundervolles Ensemble, und die leisesten Nüancen werden mit seltener Präzision ausgeführt. Der Erfolg war ungemein glänzend."

Böhmen.

1. „Wissenschaftliche Geographie,"

von Dr. Johann Palacky.*)

Aus der Vorrede ersehen wir, daß der Verfasser das Werk ursprünglich in böhmischer Sprache geschrieben und seit vorigem Jahr zu veröffentlichen begonnen hat. Von der deutschen Uebersetzung oder Bearbeitung, wie man es nun nennen will, liegt uns das erste Heft des ersten Bandes vor. Was der über dieser Angabe stehende Ausdruck: „Besonderer Theil" zu sagen habe, ist uns nicht recht klar geworden, eben so sind wir über die Gründe im Unklaren, die den Verfasser bestimmt haben, gerade mit den sporadischen Inselgruppen rings um Afrika, von den Azoren bis Madagaskar und Sokotra, zu beginnen. Wir bezweifeln nicht, daß der Verfasser seine Gründe hierfür gehabt haben wird, indeß befremdet es uns doch gewissermaßen, bei einem so streng wissenschaftlichen, einem umfassenden Plane angelegten Werke so plötzlich in medias res versetzt zu werden. Wir hätten gern über diesen Plan etwas Näheres erfahren, zumal den Verfasser gewiß die reinste Liebe zu seiner Wissenschaft geleitet hat. Denn aus dem kurzen Vorworte erfahren wir, daß „bei dem Mangel an allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln in Prag (?), der größte Theil des Werkes in Berlin gearbeitet worden.

Nach dem, was uns vorliegt, scheint der sehr fleißige und mühsame Verfasser seine Aufgabe mehr geschichtlich, wenn man so sagen darf, als physikalisch-geographisch aufgefaßt zu haben. Betrachtungen, wie wir sie in der neuern Geographie seit Ritter gewohnt sind, über Formation und Gliederung der Erdtheile und Länder, über hydrographisch-orographische und dergleichen Verhältnisse finden wir gar nicht oder nur beiläufig erwähnt; vielmehr scheint nach den gleich vorn angegebenen Quellen die Absicht gewaltet zu haben, aus den vorhandenen Reisebeschreibungen das verläßigste und umfangreichste Material über diese Länder zusammen zu tragen — jedenfalls ein sehr dankenswerthes Unternehmen; denn verläßiges Material ist die Hauptsache; weitschichtige Betrachtungen lassen sich hinterdrein leicht machen. In dieser Weise erstreckt sich des Verfassers Blick ziemlich auf Alles, was der Bemerkung werth scheint, auf Zoologie und Botanik, Geschichte, bürgerliche und sittliche Verhältnisse der Eingebornen, Statistik u. s. w. Wir finden z. B. viele Seiten hindurch eine lange Aufzählung der botanischen Namen von Pflanzen, die einem bestimmten Lande angehören, ebenso der Thiere u. s. w. Die zahlreichen Quellen sind überall genau angegeben; nur wird geklagt, daß manche derselben nicht so reichhaltig als wünschenswerth sich erwiesen und solche für andere wichtige Gegenstände noch ganz fehlten.

Die Darstellung selbst ist, wie schon angedeutet, schmucklos, nur Thatsächliches gebend, ohne alle Betrachtungen und allgemeine Ideen — was wir nur als einen Vorzug anerkennen dürfen. Jedenfalls wird das Werk, das nach dem Vorliegenden sehr umfangreich werden dürfte, für die Geographie von bleibendem Werthe sein.

---

2. „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens"**).

Unter diesem Titel erscheinen in dem sehr thätigen Verlage von Kober und Markgraf in Prag die schönsten und ältesten architektonischen Denkmäler Böhmens in sauberen Stahlstichen nach Zeichnungen von Hellich und Kandler und mit erklärendem Texte von Ferd. Mikowec. Die drei ersten Lieferungen umfassen folgende Darstellungen: 1) Ottokar's Grab in der Domkirche zu Prag; 2) Ruine Kokorin; 3) St. Stephanskirche auf der Neustadt Prag; 4) Statue der Madonna in der Stadtkirche zu Pilsen; 5) Kreuzgang im Kloster der Dominikaner zu Budweis; 6) das alte Leitmeritzer Rathhaus; 7) die Ruine Jenstein; 8) die alten Schanzen und Bastionen zu Schlan und 9) die St.-Wenzels-Statue im Prager Dom***). Wir vermuthen, daß neben dem deutschen Text auch ein czechischer erscheint, da die Stahlstiche ebenfalls sowohl mit czechischen als mit deutschen Unterschriften versehen sind. Die Ausstattung des Unternehmens ist in jeder Beziehung empfehlenswerth.

Damit verbinden wir die Anzeige einer ebenfalls in Prag erschienenen, neuen Sammlung czechischer Volkslieder, in's Deutsche übersetzt von Alfred Waldau*). Das auf 338 Sedez-Seiten 450 Lieder umfassende Bändchen bildet die vollständigste Sammlung dieser Art, die wir bisher in deutscher Uebersetzung haben. Die czechischen Sammlungen von Erben, Czelakovsky, Krolmus und Kamaryt sind dabei hauptsächlich zum Grunde gelegt. Die Bearbeitungen lesen sich überall leicht und angenehm, da der deutsche Uebersetzer nicht, wie manche andere Bearbeiter slavischer, magyarischer und anderer Texte seiner Muttersprache Gewalt angethan und dadurch selbst deutschen Lesern die Uebersetzung unverständlicher macht, als ihnen das Original ist.

*) Prag, Karl Bellmann, 1858.

**) Mit Zeichnungen von Joseph Hellich und Wilhelm Kandler. Beschrieben von Ferdinand B. Mikowec. Lieferung 1—3. Prag. Kober und Markgraf.

***) Die soeben uns zugehende 4. Lieferung bringt auch noch: 10) die Hohenfurter Madonna (das schönste Denkmal altböhmischer Kunst); 11) Schloß Worlik und 12) das Saazer Thor zu Laue. D. R.

*) „Böhmische Granaten." Czechische Volkslieder, übertragen von Alfred Waldau. Prag. Friedrich Ehrlich, 1858.

Rußland.

Eine russische Dame über die französische Gesellschaft.

Eine russische Dame aus den höheren Gesellschaftskreisen, die unter dem Namen Eugenia Tur schreibt und deren literarische Erzeugnisse in ihrem Vaterlande sehr geschätzt werden, veröffentlicht in dem Russkji Wjestnik eine Reihe von Briefen aus Paris, in welcher sie die gegenwärtigen Zustände Frankreichs und seiner Hauptstadt in keinesweges schmeichelhaften Farben schildert. „Wie oft Du auch verlangt hast," heißt es in ihrem ersten Schreiben, „daß ich Dir den Eindruck wiedergebe, den Paris auf mich hervorgebracht, so habe ich bisher doch immer gezögert, zunächst weil dieser Eindruck ein unklarer und dann, weil er ein trauriger war. Endlich aber verwandelte sich diese Empfindung in einen moralischen Druck, in eine schwere Bürde, von der ich mich nur dadurch befreien kann, daß ich die Beobachtungen und Gedanken mittheile, zu denen mir ein neunmonatlicher Aufenthalt in Paris Veranlassung gab."

Schon der Anblick der Tuilerien erregte in der Verfasserin ein unheimliches Gefühl. „Vor kurzem war es noch ein Schloß, das, von allen Seiten offen, aus seinen Fenstern, wie aus hellen Augen, in das Tageslicht hinaussah. Jetzt hat das düstre Louvre, eine Schöpfung der Katharina v. Medici und finster wie sie selbst, die Tuilerien in seine steinernen Umarmungen geschlossen und läßt in ihren Mauern nur mächtige, aber mit schweren Gittern versehene Thore zum Durchgang des zahllosen Haufens, der Paris ewig durchkreist. Man schließe nur diese Thore und stelle innerhalb Kanonen auf, und die Tuilerien sind eine starke Festung nach der Seite der Stadt, wie sie ein befestigtes Kastell nach der Seite der Seine sein werden, wo man schon neue Gitter, Gräben und Palissaden anbringt."

Nach einigen ähnlichen Bemerkungen über die Veränderung in der Physiognomie der Stadt, welche durch die unter dem gegenwärtigen Regime vorgenommenen kolossalen Bauten bewirkt worden, wendet sich unsere Russin zu der französischen Gesellschaft. „In meiner Jugend," sagt sie, „hatte ich sie gut gekannt; jetzt wollte ich sie genauer fixiren, sie in der Nähe beobachten, ohne mich jedoch in das Treiben der großen oder offiziellen Welt zu mengen. Gerade dies war aber eine schwierige Aufgabe, da alle Bekanntschaften und Verbindungen dort eingegangen werden. Es zeigte sich, daß in dem heutigen Paris kein Vereinigungspunkt ist, wo verschiedene Gesellschaftskreise zusammentreffen; Alles ist zerstreut, zersprengt, isolirt. Selbst die Familien-Zusammenkünfte haben ein Ende genommen, und die Mittagsmahle, die früher Einmal in der Woche die zahlreichen Mitglieder einer Familie zu vereinigen pflegten, sind jetzt eine Seltenheit geworden. Man nannte mir viele Häuser, wo sonst Künstler, Literaten und politische Notabilitäten zusammenkamen, setzte aber stets hinzu: „Jetzt sind die Thüren dieser Salons geschlossen." Anfangs hielt ich dies für nichts weiter, als eine manière de parler, eine den Franzosen so eigenthümliche Uebertreibung, doch allmählich überzeugte ich mich davon, daß diese Kreise, welche Alles an sich zogen, was Paris Geistreiches, Talentvolles, Berühmtes, oder Jugendliches und Versprechendes darbot, zugleich mit einigen jener alten Straßen verschwunden sind, von denen man selbst die Namen beinahe schon vergessen hat. Zur Bestätigung dieser Thatsache wurde mir eine Anekdote erzählt, die einen Begriff von der gegenwärtigen Lage der höhern Pariser Gesellschaft giebt. Frau v. B(roglie?), die unter der Regierung Ludwig Philipp's eines der glänzendsten Häuser machte, hat seit der Revolution von 1848 ihre Thüren geschlossen und öffnet sie jetzt nur für eine kleine Zahl vertrauter Freunde, die sich am Kamin versammeln, um die Vergangenheit zu betrauern und über die Gegenwart zu seufzen. Trotz der bescheidenen Rolle, welche diese fast auf

Familienglieder beschränkten Zusammenkünfte spielen, mißfallen sie einer sehr hochstehenden Person; vielleicht giebt die Verwandtschaft der Dame vom Hause mit der berühmten Frau von Staël, die so lange den ersten Napoleon bekriegte, diesem Mißfallen eine besondere Nüançe. Wie dem auch sein möge, man erzählt, daß Napoleon III. gesagt habe: „Das Geschwätz bei der B. wird mir lästig. Ich werde damit enden, daß ich eine der neuen Straßen von Paris durch ihr Haus führe und so ihre Salons dem Erdboden gleich mache." Es ist begreiflich, daß unter solchen Bedingungen von Annehmlichkeit des geselligen Verkehrs oder gar von Freiheit desselben keine Rede sein kann.

Es folgen nun einige Anekdoten über die Allgegenwart der Polizei, die zur Bestätigung ähnlicher Geschichten dienen, wie wir sie in englischen Blättern gelesen haben. „Einer der reichsten Bewohner des Faubourg St. Germain, der Herzog ***, wollte einen Ball geben. Der Vorschrift des Gesetzes nach, muß der Polizeipräfekt davon in Kenntniß gesetzt werden, wenn mehr als hundert Personen sich versammeln. Der Herzog that, was das Gesetz verlangt, aber wie groß war sein Erstaunen, als der Präfekt von ihm zwei Einladungskarten forderte, um darüber nach Gutdünken zu verfügen. Der Herzog bat um eine Erklärung, und da er allgemein geachtet wird, so erschien der Präfekt in eigner Person bei ihm. „Zwei Cartes blanches sind mir schlechterdings nothwendig," sagte er, „aber seien Sie ruhig, die Herren, die ich Ihnen schicke, werden nach der neuesten Mode gekleidet sein; ihre Manieren sind elegant und ihre Unterhaltung äußerst liebenswürdig." Diese verführerischen Aussichten hatten jedoch auf den Herzog keine Wirkung, der vielmehr in noch heftigern Zorn gerieth. „Nun gut," nahm der Polizeipräfekt wieder das Wort, „vielleicht können wir auch ohnedies fertig werden. Lassen Sie mich gefälligst das Verzeichniß der Eingeladenen sehen." Der Herzog überreichte ihm ein langes Register; der Präfekt warf darauf einen prüfenden Blick und wandte sich dann mit einem verbindlichen Lächeln zu dem Wirth. „Sie können Ihren Ball geben," sagte er, „ich brauche keine Karten. Meine Leute sind schon hier!" und er zeigte auf das Register. Seit der Zeit denkt der Herzog nicht daran, Bälle zu geben. Fast dasselbe ereignete sich vor kurzem in einer andern Sphäre, bei einem literarischen Diner, welches der bekannte Verleger Charpentier in einem Restaurant des Palais Royal veranstaltete. Man speiste in einem besondern Zimmer, aber trotzdem war in einer Ecke desselben ein kleines Tischchen gedeckt, an welchem zwei tadellos gekleidete Elegants, in weißen Halstüchern und Handschuhen und von angenehmem Aeußern sich das Mittagsessen Charpentier's wohlschmecken ließen und das Gespräch behorchten. Auf einer andern literarischen Soirée, zu der auch einige von unseren Landsleuten geladen wurden, bat einer von ihnen den Hausherrn, ihm die Notabilitäten von Paris zu zeigen. Der Hausherr lachte, gewiß nicht ohne Bitterkeit, und indem er den Arm des jungen Russen nahm, machte er ihn auf zwei außerordentlich modern gekleidete Personen aufmerksam, die, auf weichen Sesseln hingestreckt, Eis schlürften. „Da sind sie!" sagte er. „Wer?" „Die ungebetenen, aber unvermeidlichen Theilnehmer an jeder literarischen oder künstlerischen Gesellschaft, die sich nicht auf das Zusammensein vertrauter Freunde beschränkt.""

„Paris," fährt die Briefstellerin fort, „ist heutzutage an der Börse, in den Tuilerien, auf den Plätzen, wo Revüen und Paraden abgehalten werden, in den Empfangsälen und Vorzimmern derjenigen, welche Stellen und Orden vertheilen, in den Comptoirs der Finanzmänner zu finden, aber nicht in den Auditorien, in den Lesekabinetten und in den Salons gebildeter Familien. Das heutige Paris hascht gierig nach der Protection der Machthaber, dient dem Gotte des Tages, dem Mammon, und beugt sich vor den Hofschranzen, die den neuen Gebieter Frankreichs umringen. Das heutige Paris liegt, nach dem treffenden Ausdruck eines französischen Feuilletonisten, auf den Knieen vor Bankbillets von 1000 Francs; es will von der Wissenschaft, von der Literatur nichts wissen. Als Mittel, sein Glück zu machen, kann man sich allerdings auch mit der Literatur beschäftigen. Unter der zahlreichen, aber herzlosen Schaar von Romanschreibern, Bellettristen und Journalisten zweiten Ranges findet man jedoch nur wenige Gelehrten und Literaten, meistens Anhänger der Orleans'schen Dynastie, die mitten in der allgemeinen Corruption des Egoismus und der Säbelherrschaft jenen aufgeklärten Ideen treugeblieben sind, auf die Frankreich einst und nicht mit Unrecht stolz war. Einige von ihnen haben Paris verlassen, Alle aber, wie berühmt auch ihre Namen sind, halten sich von der öffentlichen Bühne entfernt, schließen sich ein in die engen Zirkel ihrer Familien und blicken mit Kummer auf die gegenwärtige Lage der Gesellschaft und des Vaterlandes. Es gelang mir, einige von ihnen in einem Hause zu sehen, wo die sehr gebildete und liebenswürdige Wirthin, eine geborne Engländerin, und der Mann, ein Deutscher und Mitglied des Instituts, befreundete Gelehrte und Literaten um sich versammelten. Unter ihnen waren nur wenige Journalisten, und Alle waren bejahrte Leute, zum Theil schon mit grauen Haaren; trotzdem war ihre Unterhaltung lebhaft und voll von dem Interesse, das aus der Liebe zum Vaterlande, zu den Wissenschaften und zur Aufklärung entspringt. Sie beklagten sich einstimmig über das junge Geschlecht und warfen ihm in bitteren Worten geisttödtenden Egoismus und Gewinnsucht vor; vierzehnjährige Kinder, bemerkten sie, die noch auf den Schulbänken sitzen, folgen schon mit Eifer den Actiencoursen und ergeben sich mit Eifer dem Börsenspiel. Allerdings giebt es junge Leute, die sich mit den Wissenschaften beschäftigen, aber nicht aus Liebe zu denselben, ohne wahres Interesse und nur in der Hoffnung, Carrière zu machen und um jeden Preis Vermögen zu erwerben. Außer dieser bei dem jüngern Geschlecht herrschenden Richtung kann man nicht umhin, wahrzunehmen, daß in Paris unter dünner Decke politische Parteien lauern, die sich als unversöhnliche Feinde gegenüber stehen. Sie warten auf einen günstigen Augenblick, um aus ihrer Verlegenheit aufzutauchen und ihre Thätigkeit mit der bekannten Furia francese zu beginnen, die in Hinsicht der Mittel zur Erreichung ihres Ziels nicht wählerisch zu sein pflegt. Der allgemeine Schrecken, der der übrigen Gesellschaft durch diese Parteien eingeflößt wird, kommt der Regierung bei ihren drückenden Maßregeln zu statten, die für die Franzosen unerträglich sind, die sie aber auf Grund dieses Schreckens ertragen. Am Abend des 14. Januar, bei der Nachricht vom Attentat auf das Leben des Kaisers, gab er sich in schlagender Weise kund. Der einstimmige Ruf: „Was würde morgen aus uns geworden sein?" durchflog den ganzen Saal und das Publikum begrüßte mit rasendem Beifallgeschrei den in das Theater eintretenden Kaiser. In diesen Worten ist das ganze Geheimniß der Macht Napoleon's, der Stärke und Frechheit seiner Genossen, welche die öffentliche Meinung für Nichts achten. Es bleibt nur die Frage, ob eine solche Lage der Dinge von Dauer sein kann, und wer wird sich anmaßen, eine so schwierige Frage zu beantworten? Ich meinerseits erzähle nur, was ich gesehen, gehört und was mir Andere erzählt haben, und zwar nicht Leute von gewöhnlichem Schlage, sondern allgemein bekannte Personen.

„Ein offener, cynischer Egoismus hat sich aller Parteien bemächtigt; Jeder, von dem Reichsten bis zum Aermsten, von dem Staatsmann bis zum Tagelöhner ist von ihm angesteckt. Ein Jeder hat zu seinem Motto: „chacun pour soi" erkoren, ohne den Schluß „et Dieu pour tous" hinzuzusetzen, der einigermaßen damit versöhnt; ein Jeder sorgt nur für sich selbst und sagt zum Nachbar: „Ote-toi de là, que je m'y mette!" Dies wird nicht einmal durch die Zurschaustellung von edlen Gefühlen und Ideen maskirt — wer würde jetzt an dergleichen glauben? — und deshalb hört man nichts öfter, als diese beiden berühmten Redensarten, die zu Thatsachen geworden sind. Während die Einen sich mit aller Anstrengung in die Höhe zu arbeiten suchen, klammern die Anderen sich krampfhaft an die schon gewonnene Stellung fest, verweigern alle Konzessionen, hören auf keine Warnungen und schreiten mit verbundenen Augen weiter — wohin? kann man nicht wissen, aber, wie es mir scheint, in einen Abgrund. Dieser bisjetzt noch stille, aber augenscheinliche Kampf erfüllt jeden geistesfrischen Menschen mit einem Schauder des Entsetzens. In Paris weilend, fühlt er, daß er in einen Maelstrom gerathen ist, der Alles, ihn selbst mit einbegriffen, fortreißt und an den Rand eines Abgrunds führt. Es ist ein schweres, peinliches Gefühl; ich habe es empfunden. Mir war schwül in Paris, und seine prachtvollen Straßen, die feenhaften Magazine, die verführerischen Theater und die üppigen Gesellschaften kamen mir vor, wie eine allgemeine Orgie vor dem Untergang. Ich gedachte unwillkürlich der biblischen Worte, und die Zunge flüsterte mechanisch: „Du wirst fallen, stolzes Babylon!"

Süd-Amerika.

Der Reichthum von Ecuador*).

Neu-Edinburg, 1. März.

Wir liegen in der Bai von Darien im Antillen-Meer, wohin wir Herrn Pritchett, Agenten der englischen Länderei-Gesellschaft, gebracht haben, und dessen Rückkehr von Quito, Staat Ecuador, wir erwarten müssen. Ich benutze die erquickenden Nächte in dieser entsetzlich heißen Zone,

*) Aus dem Schreiben eines deutschen Seemanns in mexikanischen Diensten.

um Dir zum Schluß dieses Briefes noch einige Mittheilungen über den Zweck zu machen, der uns in diese Gegenden geführt hat.

Die Republik Ecuador mit ihrer genannten Hauptstadt ist kaum dem Namen nach in der alten Welt bekannt, weil sie als solche erst seit Auflösung der Columbischen Staaten vor etwa dreißig Jahren entstanden; während sie doch jetzt einen Aufschwung zu nehmen scheint, der ihr leicht eine wichtige Rolle in der Kulturgeschichte beider Welttheile verleihen kann. Die Regierung dieses einst neu-spanischen Gebietes war in Folge der langen inneren und äußeren Kämpfe, in schwere Schulden gerathen, und hat jetzt gesucht, ein Abkommen mit ihren Kreditoren auf Kapital und Zinsen durch die Abtretung von Staats-Ländereien zu treffen. Die Kreditoren haben sich vor einiger Zeit in eine sogenannte Länderei-Gesellschaft zusammengethan, nachdem sie vor vier Jahren Herrn Pritchett nach Quito gesandt hatten, um die damals schon offerirten Ländereien zu besehen und über die Abtretung die erforderlichen Kontrakte abzuschließen. Da sein Bericht sehr günstig ausgefallen, so ist er jetzt wieder dorthin gesendet worden mit der Vollmacht, die Verwerthung der acquirirten Landstriche an Ort und Stelle in Gang zu setzen.

Die beiden Distrikte, Pailon und Atacames genannt, an der Küste des Stillen Meeres, auf welche die Gesellschaft zunächst ihr Augenmerk gerichtet, sind, wie der Bericht sagt, den ich gelesen und wie Herr Pritchett uns noch mündlich auf der Reise erzählt hat, eine wahre Schatzgrube, indem, ganz abgesehen von den bisher unbekannt gebliebenen schönsten Bauhölzern und was sonst die große Ergiebigkeit an Cacao, Kaffee, Tabak, Kautschuk u. s. w. betrifft, die Gebirge mit ihrem Flußgeäder von Edelsteinen, Silber- und Golderzen so zu sagen fast strotzen, die alle blos der lebendigen Hand des europäischen Arbeiters bedürfen — denn der hiesige Kultur-Mensch, vollends der spanische Bastard, wie wir täglich mit eigenen Augen sehen, ist träg ohne Gleichen — um aus der tiefen Nacht ihrer Todesgruft an das Tageslicht hervorzutreten und der civilisirten Welt zugeführt werden zu können. Dies wird insofern nicht schwer sein, als der Fluß Esmeraldas sehr nahe von dem einen Distrikt in das Meer strömt und der andere Distrikt einen zureichend brauchbaren Hafen hat. Das Klima soll sehr gesund sein, was wir selbst finden, da wir uns hier wohler fühlen, als in Mexiko, entfernter vom Aequator. Einer von unserer Schiffsmannschaft, der vor einigen Jahren mit einer Nordamerikaner-Brigg nach jener Küste bei Barbaceos verschlagen worden war, erzählt uns, einen deutschen Matrosen dort gefunden zu haben, der sechs Jahre sich in den Wäldern des Esmeraldas versteckt gehalten und hier mit den Indianern einen Tauschverkehr betrieben, der ihn zum reichen Manne gemacht hat. Der Ackerbau ist freilich werthlos, und daher sind auch die Geräthschaften desselben hier völlig unbekannt.

Wie bei uns in Mexiko, so macht es auch der hiesige Indianer. Er beschränkt sich nämlich darauf, mit der Hand eine Oeffnung in die Erde zu machen, eine Kaffee- oder Cacao-Bohne hineinzulegen und sie zu bescharren, und er ist allemal sicher, eine gute Aerndte zu haben, so viel davon die Eichkatzen und ähnliche Liebhaber von Delikatessen nicht wieder auswühlen. Eben so wenig war seither das Vorhandensein der großen Metall-Menge und der anderen Erzarten geahnt oder gar verstanden, sie kunstmäßig auszubeuten. Selbst hier, wo wir vor Anker liegen, überbringen uns die Indianer die reichsten Erze, wofür wir ihnen werthlose Glasperlen geben, die sie begierig erhaschen, um sich damit zu behängen. Die plump geschnitzten Zierrathen von Gold, an Sternen, kleinen Vögeln und anderen Thierchen, selbst Löffel, die von jenen Küsten durch den Tauschhandel hierher nach Neu-Erinburg oder Carthagena gelangen, geben Zeugniß von dem kolossalen Reichthum, den die dortigen Flüsse, die alle ohne Ausnahme Gold enthalten, bei sich führen müssen. Es ist vorauszusehen, daß der von der Gesellschaft in Angriff genommene Theil der acquirirten Staatsländereien den ganzen mittelamerikanischen Handel, der jetzt nur direct zwischen Panama und Guayaquil besteht, beherrschen und bevor zwanzig Jahre werden verlaufen sein, zum großen Nutzen Europa's völlig absorbiren wird.

Dem Bericht ist ein Gutachten des französischen Konsuls, Herrn Bourcier in Quito, der das Ecuador-Gebiet seit Jahren durchforscht hat, angehängt, dessen Urtheil so lautet: „Die Länder des Esmeraldas sind gewiß die reichsten auf dem ganzen Erdball. Bis jetzt sind sie ein in den Gebirgen tief verborgenes rohes Kleinod; die Wälder sind so voll von Wildpret der verschiedensten Gattung und die Flüsse so überfüllt von den seltensten Fischarten, die sie zu der Küste von Ecuador, zum Meere hinabführen, daß selbst die lebhafteste Phantasie, die Fülle, Mannigfaltigkeit und Schönheit, wie sie gerade hier die tropische Natur hervorbringt und täglich vor Augen stellt, getreu in einem Bilde wiederzugeben zu schwach sein würde."

Unser Felleisen mit den Briefschaften geht zunächst von hier nach Panama und von da über New-York nach Europa. O. v. E.

Deutschland und das Ausland.

Das Deutschthum im Elsaß.

Der verewigte Eduard Gans hat an das Ende seines geistreichen Buches „Rückblicke auf Personen und Zustände" (Berlin 1833, Veit und Comp.) einen Aufsatz gestellt, der den Titel führt „Die Deutschheit des Elsasses." Gans schildert darin den physiognomischen Eindruck, den Land und Leute dieser ci-devant deutscher Provinz auf ihn gemacht, als er im Jahre 1832, bei Gelegenheit seiner zweiten französischen Reise, dort verweilte, wie er die Spuren deutscher Volksthümlichkeit, denen er aufmerksam nachging, hier und dort in Sprache und Gebräuchen noch lebensvoll wiederfand; er bemerkt den Gegensatz zwischen dem Deutschen und dem „Wälschen" noch im Bewußtsein der Menschen ausgeprägt, im Lesezirkel der Akademie-Professoren, dessen Musenstätte Tabakspfeifen und Bierkrüge nicht entweihten, nicht weniger als auf der Straße, im Postwagen, in der Gaststube; ja sogar die französisch polirte Salongesellschaft hat das Deutschthum nicht völlig verleugnet und Gans wußte einer jungen Schönen das Bekenntniß abzulocken, daß nicht Corneille und Racine, sondern Goethe und Schiller ihre Nationaldichter seien.

Aber seit jener Reise hat sich gar Manches im Leben geändert; non sum qualis eram kann die bunte Alsatia sagen, wenn sie ihr Jetzt und Ehmals vergleicht. Der Assimilirungsprozeß, den Frankreich seiner „extrême frontière" zumuthet, schreitet unerbittlich vorwärts und es bedarf von Tag zu Tag mehr eines Blickes in die Vergangenheit, wenn man germanisches Leben hier antreffen will.

Wäre es unserm Gans vergönnt gewesen, vierzig Jahre früher das Elsaß zu schauen, sein deutsches Herz hätte, unbeschadet seines Freisinnes, sich besser erquickt gefühlt, als in der Aera des Julikönigs. Der Schreiber dieses erinnert sich aus den Erzählungen seines Vaters, der ein Straßburger war, daß Sprache, Sitten und Gebräuche noch zur Zeit der großen Revolution durch und durch deutsch waren und nur Familien von altfranzösischer Abkunft, die, sei es in Folge von amtlicher Stellung des Oberhaupts, oder wegen Güterkaufs, im Elsaß sich niedergelassen hatten, nach französischer Weise lebten und dachten.

Das Elsaß gehörte zum pays conquis; es war blos ein Außenwerk des großen Vaubanschen Festungssystems, ein eigenartiges Vorland des Hauptstaates Frankreich. Den Franzosen des Innern, des pays d'états und pays d'élection, kam das Elsaß wie Ausland vor; sie rechneten es geographisch und ethnographisch zu Deutschland; waren doch in der That einige Enclaven im Niederelsaß und die ganze Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard), letztere württembergisch und bald zum Oberelsaß, bald auch zur Franche Comté gezogen, noch bis 1790 Theile des deutschen Reiches. Die elsässischen Regimenter galten für deutsche Truppen: da gab es Royal-Allemand-Dragons, Royal-Allemand-Hussards, Royal-Allemand-Infanterie, und wahrlich hatten diese Soldaten deutsche Begriffe von Treue und Fahneneid. Die Dragoner des Prinzen Lambesc gaben den gardes françaises, der französischen Leibwache des französischen Königs, welche schamlos auf ihre eignen Kameraden zu feuern wagte, am 12. Juli 1789 die soldatische Antwort: „Nous sommes pour ceux qui nous donnent des ordres!" Sie und die anderen elsässischen Regimenter nebst den Schweizern bildeten jene „fremden Horden" Mirabeau's, auf die allein der Marschall Broglie vor Paris sich verlassen konnte. Die Royal-Allemand-Husaren endlich, deren Chef bis zur Revolution der nachmalige König Max I. von Baiern als Herzog von Zweibrücken war, hielten treu zu ihrem Feldherrn Dumouriez und nahmen auf seinen Befehl die Konventskommissaire gefangen.

Wer sich der Schilderungen Goethe's von seinem Straßburger Aufenthalte erinnert (und dieser fiel allerdings zwanzig Jahre vor der Revolution), der weiß nichts von einem fremdländischen Eindruck, den er aus selbigen empfangen hätte; alles ist dort deutsch: Friederike Brion von Sesenheim ebenso wie Goethe, Straßburg wie Frankfurt. Die Straßburger Universität war eine der deutschen Hochschulen, auf der es dem deutschen Patriziersjüngling, dem Reichsstädter, ziemte ad summos honores promovirt zu werden — denn Straßburg war, wie der Verfasser an anderm Orte dargelegt hat, ohne Widerspruch eine deutsche Stadt. Recht deutschaltbürgerlich ging's da her. Der hochweise Magistrat der Reichsstadt als solcher („la protection" du roi de France und die königl. Besatzung

thaten dieser Würde keinen Eintracht) waltete in den Kollegien des großen Rathes, der „löblichen" Stättmeister, der Einundzwanziger und der Dreizehner; seine Kämmereiverwaltung besorgten die Fünfzehner und andere Subalternstellen. Welch wohlbehäbiges Wesen umgab die Sphäre des Domstifts und der zwei katholischen und des evangelischen Kollegiatstifts, der hochadligen und der bürgerlichen Kanonici, der Deutschherrnritter, der Johanniter, der pia corpora und Pflegschaften aller Art! Die Pfeffinger, die Schöpflin, die Oberlin, die Schneegans spürten keine Plackereien französischer Büreaukratie; sie waren noch Herren in ihrer Heimat, redeten deutsch sans permission und brauchten nicht erst einen deutschen Theeconversationszirkel zu bilden, wie solches heutzutage von Nöthen.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Die korporative Selbstständigkeit, die gediegene Rechtsheimat deutscher Art und Sitte, sie ist gesunken vor den blutigen Schlägen der liberté, egalité, fraternité. Die Guillotine, die Eulogius Schneider und St. Just in Thätigkeit setzten, ward schon aufgerichtet auf dem ebenen Boden der commune française. Hier könnte der Straßburger auch von Wahrheit und Dichtung schreiben. Aehnlich wie die Kasino-Demokratie Kopenhagens die deutsche Nationalität in den Staub trat, so hat der französische Jakobinismus alter und neuester Zeit die Axt an das deutsche Wesen im Elsaß gelegt. Seit 1790, d. h. seit der Aufhebung der weltlichen Corporationen, datirt der rapide Assimilirungsprozeß. Zuerst verschwand der Name Elsaß, die Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin sind nichts Absonderliches mehr; dasselbe Netz der zusammenfließenden Staats- und Gemeinde-Verwaltung hüben und drüben. Seit der Revolution wird der elsässische Soldat französisch eingeübt und im fernen Westen (meist in der Bretagne) stationirt, soll er deutsche Sprache und Sitte vergessen. Aber diese exercices de corps et de langue blieben so lange ziemlich einflußlos, als die deutsche Sprache nicht blos Kirchen- sondern auch Schulsprache war. Wer deutsch schreiben und lesen gelernt, konnte solchen Französirungsversuchen noch Widerstand leisten; wehte ihn die heimische Luft wieder an, so verflog der Franzose. Jetzt ist es anders. 1848 fanden die Herren Ledrü-Rollin und Lamartine es für gut, ganz Frankreich in eine Sprachuniform zu stecken: es war die „république française une et indivisible." Nun ist der Primärunterricht in der Volksschule französisch, die deutsche Sprache wird überall im Elsaß, wie in Lothringen, als fremde Sprache und als Nebendisziplin behandelt. Zwar sind einige Präfekten vernünftig genug, das praktische Bedürfniß in Anschlag zu bringen. So erzählte mir ein Freund, der zu W. an der Saar ein Vikariatamt bekleidete, daß der Präfekt, Herr Migneret, ihm eingeschärft hätte, doch ja den deutschen Unterricht recht fleißig zu fördern; es sei das der ausdrückliche Wunsch der Regierung. Daß der Straßburger Professor Matter (er nennt sich Matère) viele Jahre und (irren wir nicht) bis vor einem Jahre als Generalinspektor an der Spitze des gesammten öffentlichen Unterrichts in Frankreich stand, hat der Deutschheit des Elsasses wenig genützt.

Denn die aura aulica s. academica der Straßburger Hochschule (der Name Universität paßt nicht mehr, weil die fünf Fakultäten nichts gemein haben) ist offiziell und nicht offiziell keine deutsche! Alle Kollegien mit Ausnahme eines einzigen, des Kirchenhistorikers Schmidt, werden französisch gelesen und gäbe es nicht das akademische Seminar für protestantische Theologen, welche als dereinstige Prediger Deutsch können müssen, so hätte die Sprache der deutschen Vorväter keinen nennenswerthen Anhalt mehr an der alma mater Argentoratensis. Der deutscheste Sinn herrscht noch in der „faculté de théologie protestante," unter den lutherischen Professoren und Studenten. Namentlich sind die Professoren Reuß und Schmidt Männer von deutscher Bildung; der Erste ist ein Freund und Kenner der deutschen Literatur, und in seinem Hause soll die durchgeistigte Gemüthlichkeit deutscher Gelehrtenkreise anheimeln.

Aber nun haben wir auch den letzten Stützpfeiler des Deutschthums im Elsaß berührt. Kaserne, Bureau, Comptoir, Schule, Salon sind französisch gefärbt, die Kanzel jedoch, zumal auf dem Lande, ist deutsch geblieben. Wie im Großherzogthum Posen die evangelische Konfession die „deutsche Religion" heißt, so hat der elsässische Lutheraner auch eine deutsche Religion; alle Fäden seines Gottesbewußtseins hängen mit Deutschland zusammen, und daher ist auch die Theologie, selbst in dem offiziellen Sprachgewande der Fakultät, wesentlich deutsch. Wenn nicht im Elsaß daneben ein starkes katholisches Element wirkte, das die französischen Regierungen seit 1648 fort und fort begünstigt haben, so wäre wenigstens in Einer Lebensrichtung die volle Einheit deutscher Sinnesart. Doch die katholischen Priester sind dem Deutschthum abgeneigt, und ein Mann wie der Straßburger Bischof Geoffroy macht eine ehrenvolle Ausnahme.

Der deutscheste Mann im Elsaß ist der protestantische Bauer. Der antwortet, wenn man ihn fragt, was für ein Landsmann er sei: „i bin a Schwoob'" und sagt das mit breitem Munde. Der unterscheidet noch wälsch und deutsch, trägt sich äußerlich mit Weib und Kind deutsch, redet und handelt deutsch und besitzt am meisten jene Bequemlichkeit und Schwerfälligkeit, die der Franzose dem Elsasser zum Vorwurf macht und die doch — wir müssen's gestehen — aus deutscher Wurzel stammt. Dieser Bauer hat Geld; aber auch der bürgerliche Bewohner der ehemaligen elf Reichsstädte hat Geld, als Kaufmann steht er in steter Verbindung mit Deutschland, und so vertritt der Altbürger zwar einen schwächern, doch seinerseits auch einen Zweig des altländischen Wesens.

In Summa hat das deutsche Volksthum sich gerettet bei den unabhängigen Leuten germanischen Ursprungs, die eigenes oder korporatives Kapital vertreten. Die „Proletarierarmee" der salariers hingegen, der Soldaten, Beamten, Fabrikarbeiter, Techniker, diese flüssige Masse der Volksnatur, parlirt, agirt und maniert französisch. Mancher davon möchte zwar mit Louis Blanc sagen: du peuple est celui qui ne possède pas de capital et qui dépend d'autrui: dann freilich wäre die Französirung des Elsasses vollendet, das elsässische Volk französisch; aber wir denken, daß obiger Satz vielleicht in seiner Umkehrung erst seine höchste Wahrheit empfängt.

* * *

Wir knüpfen an vorstehende Bemerkungen einen die deutschen Erinnerungen der lothringischen Gränzorte zum Gegenstande habenden kleinen Artikel, welche kürzlich deutsche Zeitungen bei Gelegenheit der ersten Kriegsgerüchte gebracht haben. Ein Korrespondent des „Mainzer Journal" von der Saar entwirft nämlich folgende Schilderung von den Zuständen und Stimmungen im nahen Lothringen:

„Wie sehr der Regierung des Kaisers Napoleon III. daran gelegen ist, das französische Volk über die wahren Ursachen der gegenwärtigen politischen Schwüle im Unklaren zu lassen, davon haben wir uns bei einem Sonntagsausflug, den wir in das französische Gränzstädtchen Forbach machten, unlängst überzeugen können. Obgleich der Kern der Bevölkerung Lothringens in Sprache und Sitten noch fast allgemein das deutsche Element bewahrt hat, und die aus dem Innern Frankreichs an die Gränze versetzten französischen Beamten, wie überhaupt alle Stockfranzosen, als „Wälsche" zu bezeichnen pflegt, so hat doch das schon seit Jahrhunderten verfolgte Entnationalisirungssystem schon dafür zu sorgen gewußt, daß das auf den deutschen Stamm gepfropfte französische Reis hin und wieder ganz artige Schößlinge getrieben hat. Namentlich ist das mehr oder minder bei dem höhern Bürgerstand der deutsch-französischen Provinzen der Fall. Jedermann ist dort des deutschen Dialektes mächtig, insoweit sich solcher durch den Mund der Eltern auf die Kinder fortzuerben vermag. Allein da der Unterricht in der deutschen Sprache in den Elementarschulen von der französischen Regierung grundsätzlich vernachlässigt oder vielmehr aus denselben gänzlich verbannt ist, so ist die deutsche Schriftsprache für alle, welche nicht in der Lage waren, einen höhern Unterricht genießen oder längere Zeit in Deutschland verweilen zu können, ein fast gänzlich unbekanntes Ding, und daher kommt es, daß unsere deutschen Stammverwandten bei einem zufälligen Zusammentreffen mit eingebornen Deutschen, um sich keine Blöße zu geben, aus Scham die Kenntniß unserer Sprache lieber verläugnen und sich der französischen bedienen. Viele deutsche Wörter sind ihnen denn auch gänzlich abhanden gekommen, und so bildet ihre deutsche Conversation das buntscheckigste Durcheinander von deutschen und französischen Brocken, wie z. B. die Ausdrücke: Gilet, Procès-verbal, Crayon, Canif, Cahier, Douane, Gare 2c. vollständiges Bürgerrecht bei ihnen erlangt haben; die sonntägigen Kanzelvorträge der Geistlichen machen hievon keine Ausnahme. Eine sehr wirksame, wenn auch unabsichtliche Propaganda für französische Sprache und Kultur machen auch die jungen Leute, welche nach Leistung ihrer Militairdienste ihren „Congé" erhalten haben und nach Hause zurückgekehrt sind. Diese gebärden sich als Erzfranzosen, und haben während ihres Waffendienstes weidlich auf die „cuistres allemands," namentlich aber auf die „Prussiens," räsonniren gelernt. Eine solche Lästerung meines schwarzweißen Nationalgefühls war mir vorbehalten, als ich in ein Kaffeehaus des genannten Städtchens trat, und dort eine Anzahl friedlicher Bürger nebst einigen dieser verabschiedeten Mitglieder der „grande armée" bei dem Glas „de bière de Bavière," gebraut in Zweibrücken, versammelt fand. Die ruheliebenden Bürger hatten sich des Wortes zu Gunsten der jungen Kriegsveteranen begeben, und diese gaben ihnen mit beredtem französischem Wortschwall umständliche Erklärungen über die gegenwärtigen politischen Zeitläufte. Was dieser Kaiser von Oesterreich denn eigentlich vorhabe, daß er mit aller Gewalt Krieg mit den Franzosen wolle? meinten sie;

wenn Napoleon III. die unterdrückten Italiäner befreien wolle, so habe er ein Recht hiezu, denn Oesterreich habe in Italien nichts zu suchen. Ihr Berichterstatter unterdrückte die ihm auf den Lippen schwebende Frage: was denn Frankreich in Elsaß und Lothringen zu suchen habe, und begnügte sich statt dessen mit der bescheidenen Anfrage: wo denn geschrieben stehe, daß der Kaiser von Oesterreich „quand même" und „à tout prix" Krieg mit den Franzosen wolle? Statt aller Antwort brachte man mir ein halbes Dutzend Nummern französischer Zeitungen, und bezeichnete mit dem Finger verschiedene Kraftstellen des Constitutionnel ꝛc. „Ja aber," entgegnete ich, „lesen Sie denn keine deutschen Zeitungen?" Da erfuhr ich denn, daß man es unter seiner französischen Würde halte, sich durch deutsche Zeitungen — abgesehen davon, daß solche dort überhaupt gar nicht zu finden waren — belehren zu lassen, und auch wir fanden uns in Berücksichtigung verschiedener bedrohlicher Umstände nicht bewogen, ihnen diese Belehrung angedeihen zu lassen. Das tröstliche Bewußtsein aber brachte ich zurück über die preußische Gränze, daß unsere französischen Gränznachbarn keineswegs den Krieg wünschen, und nur deshalb so auf den Kaiser von Oesterreich schelten, weil sie in ihrer naiven Unwissenheit ihn für den Störenfried halten. Man kann ihnen deshalb nicht gram sein, denn nicht sie tragen die Schuld an dieser Unwissenheit."

Mannigfaltiges.

— „Das Weib," von Adolph Monod*). Herr Dr. Ferdinand Seinecke in Hannover hatte zwei Vorträge des berühmten Kanzelredners der protestantischen Kirche Frankreichs, dessen Heimgang am 6. April 1856 auch in Deutschland tief beklagt wurde, in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Das Weib" im Jahre 1853 herausgegeben. Nach wenigen Jahren ist von dieser kleinen Schrift, die vielfach als Familien- und als religiöses Weihe-Geschenk benutzt wurde, schon die vierte Auflage nöthig geworden, und zwar wurde diese sowohl durch den Herausgeber innerlich, als durch den Verleger äußerlich, bedeutend vermehrt und verschönert. Ersterer hat eine reiche Sammlung schöner Aussprüche über das Verhältniß der Frau zu ihrem Gatten und zur Familie aus den Werken der berühmtesten deutschen und französischen, theologischen sowohl als poetischen Schriftsteller und Letzterer hat einen schönen, dem Gegenstand entsprechenden Stahlstich hinzugefügt. Wir zweifeln nicht, daß das Ganze in dieser Gestalt noch willkommner sein werde, als das Büchlein bisher schon war.

— Deutsche „Schneeflocken" aus Rußland. Von dem im vorigen Jahre in diesen Blättern angezeigten, russisch deutschen Musen-Almanach, „Schneeflocken" benannt, liegt uns der zweite Jahrgang, oder, wie es auf dem Titelblatte heißt, der „zweite Winter," vor**). Wir freuen uns, das deutsche Gemüth, trotz der nordischen Temperatur, in alter Behaglichkeit und Wärme anzutreffen, und bedauern nur, daß seit dem vorigen Jahre zwei wackere Poeten aus dem bekannten Kreise geschieden sind, und zwar nicht um zur deutschen, sondern um zur ewigen Heimat des Geistes zurückzukehren. Die Herren Max Cambec und Friedrich Hinze, welche einige der besseren Beiträge des ersten Jahrgangs geliefert, sind seitdem mit Tode abgegangen. Inzwischen theilt das vorliegende Bändchen noch mehrere poetische Reliquien aus dem Nachlasse Beider mit, die zu den liebenswürdigsten Vertretern des deutschen Geistes in Rußland gehört haben. Friedrich Hinze's lebensfrohe, anakreontische Lieder können wir deutschen Komponisten als gedankenreiches und zugleich sangbares Material empfehlen. Und wie geist- und gemüthvoll ist der „Abschied," den der liebenswürdige Alte vom Leben nimmt! Die Gedichte Hinze's allein machen diese deutschen „Schneeflocken" aus Rußland so werthvoll, daß sie auch in Deutschland eingesammelt zu werden verdienen. Nächst den beiden Verstorbenen hat auch wieder Herr Friedrich Meyer (von Waldeck), der eigentliche Herausgeber dieses Musen-Almanachs, einen interessanten Beitrag, den vierten Gesang aus seinem Epos: „Don Juan" (d'Austria), geliefert, das den auch von Pyrker in seiner „Tunisias" behandelten Stoff zum Gegenstand hat. Die Namen Ferd. Adolph Gelbcke, der unter Anderm hier von den 153 Sonetten Shakspeare's den dritten Theil in lesbarerer Uebersetzung geliefert, als wir sie bisher von anderer Hand (z. B. von Gottlob Regis) kennen, und Alexander Tollert sind uns noch vom vorigen Jahre in gutem Andenken, und außerdem sind auch noch die Herren Karl v. Bursy und Ludwig Osten hinzugetreten.

*) Vierte, bedeutend vermehrte Auflage. Hannover 1859.

**) Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Zweiter Winter. Berlin, Alex. Duncker, 1858.

— Sprachforschung in Ungarn. Von der sehr schätzenswerthen Zeitschrift Magyar Nyelvészet sind uns die drei ersten Hefte des vierten Jahrgangs zugekommen. Die vornehmsten Abhandlungen haben wieder Herrn Paul Hunfalvy zum Verfasser: namentlich eine noch fortzusetzende Arbeit über die Ostjaken-Sprache in Sibirien, in welcher der Verfasser, den Erfordernissen der heutigen Sprachforschung vollkommen genügend, von den einfachsten Elementen ausgeht, mit beständiger Vergleichung der Schwestersprachen, insonderheit des Magyarischen; dann eine Untersuchung des Neupersischen, welche befriedigend darthut, wie grundlos die in neuester Zeit wieder aufgetauchte Behauptung einiger ungarischer Gelehrten ist, daß das Ungarische zum persischen Stamme gehöre. — Ein ebenfalls gediegener, obwohl nicht ganz von Vorurtheilen freier Artikel des Herrn Samuel Brassai enthält dessen Beobachtungen auf dem Gebiete der im heutigen Ungarischen sich geltend machenden Neologie und Sprachverderbung durch Aufnahme von Germanismen und dergleichen. Ein Nachtrag des Herrn Hunfalvy berichtigt Verschiedenes, und Herr Lorenz Lauchß beweiset in einer besonderen Untersuchung, (namentlich gegen Brassai) die historische Berechtigung des Gebrauches der mittelst at, et und tat, tet abgeleiteten Verben im passiven Sinne. Es ist dies nur die weitere Ausführung und Begründung einiger von den Einwürfen des Herausgebers. — Herr Mansuetus Riedl liefert eine klare und wohlgeordnete Uebersicht der Lautlehre des Magyarischen. — Noch erwähnen wir Beobachtungen des Herausgebers, veranlaßt durch ein Schulprogramm „über das Verhältniß des Latein zum Griechischen;" mehrere Artikel aus dem Gebiete der sogenannten klassischen Philologie, von Franz Budenz, u. s. w.

— Die Politik und die Wissenschaft vor sechzig Jahren, nach A. v. Humboldt. Von den Werken Heinrich von Kleist's erscheint in nächster Zeit bei Georg Reimer in Berlin eine neue Ausgabe, revidirt und mit einer biographisch-kritischen Einleitung versehen. Es befinden sich darin auch einige bisher ungedruckte Briefe berühmter Männer an Kleist, von welchen Briefen die „Grenzboten" (vom 8. April) einen von Goethe und einen andern von Alex. v. Humboldt mittheilen. Letzterer schreibt aus Salzburg vom 9. April 1798, daß er eben im Begriffe sei, nach Paris abzureisen, um, da der eingetretene Seekrieg einen Aufschub der beabsichtigten westindischen Reise gebiete, einige Monate dort zuzubringen und dann wo möglich für den Winter nach dem Orient zu gehen.

„Alle Anstalten zu dieser levantischen Reise," so fährt Humboldt fort, „sind gemacht, aber schon höre ich von allen Seiten von einer Landung in Aegypten, die meine Zwecke entweder sehr befördern oder ganz vereiteln wird. Ich will mich gern überreden, daß Alles, was jetzt geschieht, einst den Flor der Wissenschaften befördern wird; ich selbst aber fühle mich in allem Thun so gehindert, daß ich täglich ein Vierzig Jahr früher oder später gelebt zu haben wünschte. Eine traurige, der ganzen Menschenbildung nachtheilige Einförmigkeit wird über den ganzen Erdboden verbreitet. Völker, deren physische und moralische Lage gewiß ein Bedürfniß nach sehr verschiedenartigen Regierungsformen erregen sollte, müssen von einem Direktorium und zwei Räthen beherrscht werden — und die republikanischen Dragonaden sind ebenso empörend, als die religiösen. Nur Eine Wohlthat, die Ausrottung des Feudalsystems und aller aristokratischen Vorurtheile, unter denen die ärmeren und edleren Menschenklassen so lange geschmachtet, wird schon gegenwärtig genossen — und dieser Genuß wird bleiben, wenn auch monarchische Verfassungen wieder ebenso allgemein werden, als es jetzt die republikanischen zu werden scheinen."

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Sonnabend, den 14. Mai 1859. | № 56-58.

Inhalt:

Alexander von Humboldt.

Auch unsere Zeitschrift darf unter die über die ganze gebildete Welt verbreiteten, tief Leidtragenden treten, die am 6. Mai d. J. einen Freund, einen Gönner und einen Beschützer verloren.

Als in Berlin, gegen Ende des Jahres 1831, von dem Herausgeber dieser Blätter der Plan zu dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" entworfen und dem damaligen Kurator der „Preußischen Staatszeitung," Geheimen Legationsrath **Karl Philipsborn**, vorgelegt wurde, war es Alexander von Humboldt, der sich herabließ, von diesem Plane Kenntniß zu nehmen, ihn in allen seinen Theilen zu billigen und ihn in seiner bekannten, liebenswürdigen Weise, in Berlin wie in Paris, an maßgebender Stelle zu empfehlen.

Der Herausgeber dieser Blätter hat von der Theilnahme, die der große Förderer der Wissenschaft seinem bescheidenen Unternehmen von dessen Begründung an schenkte, vielfache Beweise in Händen. Er erlaubt sich jedoch nur eines dieser Zeugnisse hier mitzutheilen, weil es zugleich bezeichnend ist für die Denkweise des Verewigten über staatsmännische Angelegenheiten und für seine persönlichen Ansichten über die diplomatische Laufbahn seines ihm im Tode vorangegangenen Neffen, des k. preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn v. **Bülow**, frühern Gesandten bei der europäischen Konferenz in London.

Der Herausgeber dieser Blätter hatte im Jahre 1846, nach dem Ableben des Ministers von Bülow, einen Nekrolog dieses Staatsmannes verfaßt und in der Augsburger Allgemeinen Zeitung abdrucken lassen. In Folge dessen ging ihm, ohne daß er selbst es durch irgend eine Zuschrift veranlaßt hatte, das nachstehende Schreiben zu:

„Potsdam, den 15. Juli 1846.

„Erlauben Sie, theuerster Herr, daß ich in dem Wirrwarr der nahen Abreise des Königs, wenn auch nur mit wenigen Worten, doch recht herzlich, Ihnen in meinem Namen und im Namen der edlen Wittwe unseren innigen Dank darbringe für den vortrefflichen, würdigen, gemäßigten Nekrolog des unglücklichen Ministers von Bülow.

„Dergleichen Compositionen sind von gar schwieriger Art, wie Alles, was der Rede und dem Ausdruck der Gefühle nicht volle Freiheit gestattet. Sie haben das Ihrem Talent so würdige Problem recht glücklich und geschmackvoll gelöst, das Bild eines Mannes entworfen, der unter einer andern Staatsverfassung, unter anderen Lebensbedingungen, sich zu einem großen Staatsmann erhoben haben würde. Mit Hindernissen aller Art bis zu seinem traurigen Hinscheiden kämpfend, hat er muthig geleistet, was unter solchen Umständen zu erlangen war. Auch bleibt eine Spur seines Lebens in den Verhandlungen, denen Europa seine jetzige scheinbare Ruhe verdankt. In der politischen Atmosphäre, wie in der der meteorologischen Prozesse, bereiten die Ungewitter sich langsam. Der Moment des Ausbruches ist schwieriger vorherzusehen, als die Veranlassung dazu.

„Ich schöpfe indeß oft Freude aus Ihrem stillen, aber nicht unfruchtbaren literarischen Wirken in der Redaction eines sinnigen Blattes. Auch da ist Alles wieder eine „Bedingungs-Gleichung" (équation de conditions, sagen die Algebraïsten), aber die Sprache, wenn man sie wie Sie zu beherrschen weiß, verhüllt den Gedanken heiter in leichtem Dufte.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und freundschaftlichen Ergebenheit

Ihr

Al. von Humboldt."

Böhmen.

Czechenthum und Panslavismus.

I. Vom dreißigjährigen bis zum deutschen Befreiungskriege.

Man sollte glauben, daß von allen fremden Nationalitäten, welche den Polyglottenstaat Oesterreich bilden, keine so sehr mit dem deutschen Stammelement der Monarchie verwachsen sein müßte, als die der Czechen. Mit der Schlacht am weißen Berge war ja das eigentliche Böhmenreich, die Schöpfung der Zauberkönigin Libussa und der heldenhaften Premysliden, untergegangen und eine Provinz der österreichischen Monarchie geworden. Der dreißigjährige Krieg, der hier wie nirgend anderswo seine verwüstenden Spuren hinterließ, bildet für Böhmens Geschichte die ungeheure Kluft zwischen glanzvoller Vergangenheit und trostloser Zukunft, das flammende Schwert, welches jäh den Faden des czechischen Lebens durchhieb, und das alte Reich mit seiner Romantik plötzlich in die Nebel der Mythe versinken ließ. Am Ende dieses fürchterlichen Krieges war Böhmen eine Wüste, die alte Generation war fast ausgerottet und mit ihr das Wesen des alten Premyslidenreiches; die junge, im Kriege aufgewachsene Generation machte kaum noch ein Sechstel der ehemaligen Bevölkerung aus; ganze Städte und Dörfer waren spurlos verschwunden

und ausgestorben, der Landesadel theils geköpft, theils in den Schlachten gefallen, theils in Gnaden nach anderen Provinzen deportirt. Auf seine Güter wurden deutsche, dem Kaiser treu ergebene Kavaliere gesetzt; deutsche Einwanderer mußten das Land wieder bevölkern, um sich zugleich mit dem übriggebliebenen Czechen-Element zu amalgamiren und es zu ersticken. Aber der Rest dieses Czechenthums drängte sich scheu und stumm-trotzig zusammen und hatte sich im Laufe eines Jahrhunderts wieder erholt und gekräftigt. Mit der Theilung Polens freilich wurde seine letzte große Wurzel durchschnitten; es war dadurch als ein Glied des Slaventhums vollständig vom Hauptkörper abgelöst, isolirt und von germanischem Geist umzingelt worden, und zu schwach, um selbstständig sein zu können, schien es, als wenn es wie ein unterbundenes Glied allmählich vertrocknen müßte.

Aber dieser Rest des Czechenthums war gleichwohl so kräftig, daß er das Unwahrscheinliche ermöglichte, frische Wurzeln schlug und, zähe durch Druck und ewigen Widerstand geworden, als abgelöster Körpertheil fortlebte. Er ballte sich zusammen, verknorpelte sich, mied jede Absplitterung und setzte bei jedem neuen Attentat auf sein Leben den passiven Widerstand eines Igels entgegen; zugleich aber grub er still und geräuschlos durch die feindliche Welt der Germanen hindurch Kanäle zu den stammverwandten Völkern, zu den Serben, Montenegrinern, Polen und besonders den Russen — eine Anstrengung, die sich dadurch belohnt sah, daß nun wieder frische, belebende Lebenssäfte in den halb ausgemergelten Czechenkörper drangen.

Das heutige Böhmen, wie wenig Gefahr es auch für die österreichische Monarchie direkt bieten kann, ist doch keineswegs so innig mit ihr verwachsen, wie es sein glattes äußerliches Leben kund zu geben scheint. Es lebt still und festgeschlossen ein eigenes Czechenreich unter dieser, äußerlichen, künstlich aufgelegten Hülle des allgemeinen politischen Lebens, eine tückische, grimmige Macht, die den Druck des Germanenthums nur grollend erträgt und besonders Oesterreich's Verderben mit Freuden begrüßen würde. Es zeigt, um nichts von seinem kaum wiedererstandenen Leben einzubüßen, seinem Unterdrücker freilich nur glatte, ergebene, devote Gesichter; aber im Geheimen nährt es seinen Haß groß. Es ist falsch, tückisch, kriechend vor der Macht, schadenfroh, wenn dieser das Unglück schlägt; es ist ein böser Mineur, der langsam und höhnisch lächelnd den Boden zum Einsturz unterhöhlt und treuherzig dabei versichert, daß er für seinen Herrn nach Schätzen suche. Es ist mit Einem Wort ein gefährlicher Feind, weil er sich als Freund zu geben trachtet. Oesterreich hat die Czechen nicht versöhnt und dreihundertjähriges Handhaben der Dezimirungs- und Erstickungspolitik hat es auch nicht bewirken können, daß dies trotzige, ungefügige, feindliche Element ausgerottet wurde; ja, wie wenig Oesterreich erreicht hat, erhellt daraus, daß im südöstlichen Böhmen noch zahlreiche Ortschaften sind, die von der Existenz eines Kaisers von Oesterreich, als ihres Herrn, in allem Ernst nicht die geringste Kenntniß haben, sondern noch heute von einem König von Böhmen sprechen, als lebten sie zu den Zeiten eines Wenzel oder ihres gefeierten Podiebrad.

Allerdings strebt der Czeche heut nicht mehr nach der Gründung eines eigenen Reiches, dessen Bestand er selber für unmöglich hält. Aber seine Gedanken beschäftigen sich desto mehr mit dem Panslavismus, mit der Vereinigung aller slavischen Völker in Ein Reich, das dann das mächtigste und größte von allen sein würde. Für diese Idee arbeitet er; für sie ist das Czechenthum der größte Agitator, der inmitten germanischen Lebens auf dessen Vernichtung sinnt. Das dumpfe Schweigen gegenüber deutschen Erfolgen, macht schnell lautem Jubel Platz, wenn die slavische Welt irgendwo einen Schritt weiter zu ihrem Ziele gelangt ist. Alle Wünsche konzentriren sich auf dessen Macht; für seine Interessen ist der Böhme fähig, die größten Opfer zu bringen, die undankbarsten Anstrengungen nicht zu scheuen, und jenen heiligen Patriotismus zu empfinden, der sonst nie bei ihm oder nur um die offizielle Welt zu täuschen, gefunden wird. Rußland, als das mächtigste Slavenreich, ist sein Ideal; für dieses leben seine Sympathien, dieses betrachtet er als den angestammten Schutzherrn seines vom Germanenthum zerschlagenen Lebens, auf dieses setzt er seine Hoffnung für das dereinstige, allmächtige Slavenreich, in dem dann auch der Czeche seine natürliche Stellung wieder gewinnen wird. Er will, da er nie wieder die goldenen Tage der Premysliden zurückrufen kann, mindestens ein Glied seines Stammes sein, als unterjocht von einer erbfeindlichen Race. Und wer wollte ihm dieses natürliche Gefühl verargen? Wer kann sagen, daß der Czeche wie der Italiäner, der Ungar wie der Pole keine Berechtigung zu seinen Bestrebungen habe? Alle folgen dem natürlichen Gesetz, der Herrschaft einer fremden Race sich zu entziehen und der Familie anzugehören, die die ihrige ist. Die Vermischung verschiedenen Racenblutes geschieht nie ohne fürchterlichen Kampf, denn zwei Naturen wollen ihren eigenen Schwerpunkt behalten. Und wer kann endlich noch sagen, daß die Hoffnungen, welche die Böhmen nähren, sich nicht einst realisiren werden? daß ein großes einheitliches Slavenreich das Germanenthum verschlingt? Hat doch das Slaventhum, dessen Stütze der russische Koloß ist, dieselbe weltgeschichtliche Mission, welche allen mächtigen Racen der Erde auferlegt ist, und es wird sie erfüllen, wenn die Zeit dazu gekommen; es wird und muß den Gesetzen der Geschichte zufolge auch seine Fluthen dereinst über den Westen werfen, wie die Hunnen, wie die Germanen, wie früher die Phrygier, die Skythen, die Aegypter, Griechen und Perser es thaten. Nach Westen geht der Lauf der Völker und alle großen Versuche, gegen dieses Gesetz zu handeln und nach Osten den Strom zu lenken, haben sich durch Unheil oder Fruchtlosigkeit gestraft; so war dies vor Troja mit den Griechen, so in Rußland mit Napoleon der Fall. Die Slaven sind bestimmt — wann? ist noch im Schooße der Zukunft verborgen — den gemißbrauchten, ausgemergelten Boden der europäischen Civilisation wieder mit dem frischen Humus ihrer Ursprünglichkeit und Unverbrauchtheit zu befruchten und das Grab des Germanenthums wird die erste weltgeschichtliche Mission des Slavismus sein!*)

Die panslavistische Idee, welche sich bei den Böhmen zuerst aus der Einsicht der Unmöglichkeit einer anderen Wiedergeburt des Czechenthums bildete, ist auch von ihnen am meisten kultivirt worden. Alle ihre Bestrebungen laufen darauf hinaus und selbst, wo es scheint, daß nur spezifisch lokale Interessen vorwalten, sehen sie deren Austrag als gleichbedeutend mit dem der allgemeinen slavischen Tendenzen an. Die ungeheure Zähigkeit, mit der sie ihre Sprache bewahren und vor Germanisirung schützen, entspringt dabei dem Instinkt, sich für die hoffnungsvolle Zukunft unverfälscht und möglichst ungeschwächt zu erhalten; es giebt, trotz der deutschen Kultur ringsum und zwischen ihnen, trotz der Anstrengungen der Regierung, die deutsche Sprache prävalirend zu machen und trotz des ewigen Verkehrs mit dieser Zunge, ganze Länderstriche, in denen nur czechisch gesprochen und deutsch nicht verstanden wird. Ja, die Opposition gegen das dominirende germanische Element macht sich auch darin geltend, daß der Czeche, selbst in Prag, die etwaige Kenntniß der deutschen Sprache verleugnet, nur mit Widerwillen Verkehr mit Deutschen unterhält; daß er Betrug, Falschheit und Tücke — die er nie gegen seinen Stammgenossen ausübt — gegen jene für erlaubt und gerechtfertigt hält, und daß er denjenigen verachtet, der die czechische Sprache vielleicht über die verhaßte deutsche vernachläßigt hat. Unter sich entfällt den Czechen kein deutsches Wort; sie lesen, wenn es nicht unumgänglich nöthig ist, keine Schrift in dieser Sprache und schreiben sie noch viel weniger.

Das Czechenthum ist dabei als das Gehirn des gesammten Slavismus zu betrachten; es denkt vornehmlich und arbeitet unter allen slavischen Völkern am eifrigsten und bedeutungsvollsten, nicht blos für sich allein, sondern zu Gunsten der slavischen Idee überhaupt. Denn die Einheit der Tendenz des Slavismus ist wunderbar klar, und jede seiner Literaturen — die böhmische, russische, polnische, serbische — steht da wie eine, unter einem großen Ganzen dienende Fakultät. Während die eine schläft, arbeitet die andere; geht die eine zurück, schreitet die andere vor; was die eine nicht mehr vermag, weiß die andere zu vollbringen. In ihrer Gesammtheit aufgefaßt, bilden sie eine Welt voll mächtigen Einklangs; oft aber bricht dieser Einklang jählings in einen Mißton ab, wenn man jene in den abgeschlossenen Kreis einer einzelnen Nationalität zu bannen versucht. Die alte, ehrwürdige Czechen-Literatur ist heute wenig mehr in sich selbst, aber ungeheuer viel für die allgemeine slavische Literatur, und diesen Zweck will sie auch nur erfüllen. Sie ist der ewige Quirl des slavischen Geistes, regt an, spekulirt, gräbt Schätze, lehrt dichten und denken; sie vermittelt von allen vier slavischen Literaturen allein deren Ineinandergreifen und ideellen Zusammenhang und befördert den frischen

---

*) Das sind allerdings Prophezeiungen und Phrasen, wie man sie häufig von slavischen Enthusiasten verkünden hört, die jedoch weder in der Geschichte noch in der Natur des Slaventhums ihre Begründung und Wahrheit nachzuweisen vermögen. Allerdings hat auch das Slaventhum jenem angeblichen Naturgesetze des Vordringens von Osten nach Westen zu folgen versucht, und zwar bereits vor einem Jahrtausend und auch schon zur Zeit der Völkerwanderung, gleichzeitig mit den Germanen. Aber der slavischen Fluth ist überall die ihr geistig überlegene, germanische Rückströmung gefolgt, um jene wieder in ihre alte östl. oder nordische Heimat zurückzudrängen. Wohl wissen die Deutschen, daß auch in St. Petersburg und Moskau, ebenso wie in Warschau und Prag, einige Phantasten der Meinung sind, es könne und werde in Zukunft den Slaven gelingen, was die Geschichte der europäischen Menschheit bisher als unausführbar gezeigt, aber die Germanen haben andererseits das noch viel zuversichtlichere Vertrauen in die Zukunft, daß der Geist, der Geist der Humanität, der Wahrheit und des Rechts, der mehr oder weniger allen Slaven abhanden gekommen ist, den Germanen stets das Uebergewicht unter den drei großen Racen Europa's erhalten werde. D. R.

Blutumlauf in der gesammten slavischen Welt. Was der Serbe glüht, der Pole schwärmt, der Russe dichtet — der Böhme legt es aus, deutet es, scheidet die Idee daraus und macht sie für das Gesammte fruchtbringend. Das Czechenthum hat immer seine Dichter gehabt, aber seit dem vierzehnten Jahrhundert gingen diese nur neben der tiefen, wissenschaftlichen Spekulation. In so gestimmte Köpfe, wie die Czechen sind, konnte eine positive Wissenschaft sich rasch zur Flamme entzünden, zumal wenn sich, wie es bei der hussitischen Bewegung der Fall war, zu den Fragen der religiösen Umgestaltung die Frage einer politischen Wiedergeburt und der Nationalkampf gegen fremde Elemente gesellte. Seit jener Zeit haben die Böhmen stets ihren Ehrgeiz auf Ruhm und Eroberung im Gebiete des Gedankens gerichtet. Sie waren ein geordnetes, selbstständiges Volk, dessen Fortleben und Zukunft nur noch als ein Glied des Slavismus, dem es angehörte, möglich war. Was es daher seit seinem politischen Untergange gearbeitet hat, war um des Slavismus Willen und um sein Anlehnen an diesen, um seine Aufgabe als Glied des Ganzen zu ermöglichen.

Der Druck, welcher seit dem dreißigjährigen Krieg auf Böhmen lastete, hatte also im Grunde nur den politischen Körper, nicht den Geist des Czechenthums getroffen, der gerade freier und kräftiger erstand und sich inniger denn je an den großen Slavenkörper anschmiegte. Der Staat, zum Theil wohl auch in der Absicht, das heimlich gehaßte Czechenthum unaufhörlich zu deciminen und aus seinem Boden zu verpflanzen, hat die hohe Bildung, welche sich unter den Böhmen findet, in seinem Interesse auszubeuten gesucht und seit Jahrhunderten seine Beamten aus ihnen genommen. Noch heute sind die Mehrzahl der österreichischen Functionaire Böhmen, zum Theil, weil sie sich am meisten dazu eignen, zum Theil, weil der stolze Patriotismus des Ungarn und des Italiäners den Dienst bei seinem Unterdrücker verschmäht, während sich der Böhme über solche Skrupel und Rigorosität hinwegzusetzen weiß. Seiner Natur getreu, schmeichelt er äußerlich der Macht, und läßt sich willig von ihr gebrauchen, wenn es ihm Vortheil bringt. Seine Loyalität, die er zur Schau trägt, ist aber gemeinhin die Maske, hinter der er seine egoistischen Interessen verbirgt; er ist, wenn er nicht entartet ist, ein Staatsdiener, auf dessen Treue in außerordentlichen Fällen man nicht rechnen darf, oder er wüthet gar, um seinen Eifer für den Herrn an den Tag zu legen, unaufgefordert und mit verachtungswürdigem Cynismus in sein eigenes Fleisch. Der Böhme weist mit einem gewissen Hohn darauf hin, daß er für den Deutschen, seinen Erbfeind, eine Nothwendigkeit sei, daß er die Pflanzschule der tüchtigsten Geister und Beamten bilde, Kunst, Musik und Wissenschaft durch ihn hervorragende Pflege bekommen haben und noch erhalten, und daß durch ihn gewissermaßen die deutsche, besonders die österreichische Intelligenz mitgetragen werde. Sei es nun instinktartig oder mit Bewußtsein — es scheint in diesem selbstgefälligen Hinweis das Gefühl vom einstigen Dominiren des Slavismus über die germanische Race sich kundzugeben, das Gefühl einer Rache, die versteckt und ungeahnt sich mitten unter den Erbfeind schleicht, um anscheinend indifferent oder in treuer Ergebenheit auf das Verderben desselben und auf den sichern, wenn auch späten Triumph ihrer Sache hinzuarbeiten, die kein Mittel scheut, um Fuß auf dem Gebiet des Feindes zu fassen; die sich selbst verleugnet, verkauft und aufgiebt, wenn nur ihr Opfer dadurch umstrickt werden kann. Es scheint, als wenn der Einzelne und seine Handlungsweise in den Augen des Czechen gerechtfertigt ist, wenn er nur dem Ganzen Förderung zu Theil werden ließ, und daß er Moral, Sittlichkeit, Charakter, Patriotismus und alle persönlichen Tugenden aufgeben kann, sobald der Czeche und mit ihm der Slave im Allgemeinen seine National-Eitelkeit befriedigt sieht und ein scheinbares Aufgehen eines Individuums in die germanische Welt als eine Infizirung und unbemerkte Auflösung derselben durch den Slavismus verzeichnen kann.

Neben der hohen und wissenschaftlichen Bildung, die man unter den Böhmen findet, und die auch nicht immer in der politischen Demoralisation aufgeht, steht aber eine Masse von Rohheit und Bildungslosigkeit, die in Erstaunen setzen muß. Die Kulturstufe des ganzen Czechenvolks ist fast noch dieselbe, wie sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war, und wie sollte es auch anders sein? Bis zu den Tagen Joseph's II. war der Bauer Leibeigner, Sklave, der sein Joch in stumpfer Trägheit und ohne Verlangen nach Freiheit, die er nicht verstand, ertrug; bis zum Jahre 1848 war er Robotbauer, der Selbständigkeit nicht gewohnt war und, wenn er sie besaß, sie doch nicht zu benutzen wußte. Der Druck auf die geistlose Masse der Czechen von Seiten der Regierung hat bei ihr alle Keime echten, freien, markigen Volkslebens ertödtet und ein stagnantes, heuchlerisches, von rohen Leidenschaften durchzogenes Volk herangebildet, welches alle Untugenden und schlechten Eigenschaften des Böhmen nackt und widerwärtig zur Schau trägt. Diese alte Hussitennation, seit drei Jahrhunderten durch den Katholizismus terrorisirt, sieht man heut jener gedankenlosen, „thatenscheuen," rohen Bigotterie verfallen, die immer ein Zeichen gewaltiger Demoralisation bekundet. Außer Tyrol giebt's kaum ein Land, das heut katholischer ist, als Böhmen — und doch lebt hier ein eigener, man kann sagen czechischer Katholizismus, der die Hussiten-Idee in sich aufgenommen hat und der seine Heiligen aus der alten Czechengeschichte entnimmt, oder sie doch mit nationalen Attributen bekleidet. Der religiöse Kultus ist damit unmerklich zu einem altnationalen geworden, und der niedere böhmische Klerus ist ein so eigenthümlicher, mit Rom so wenig verwachsener, wie man eine ähnliche Erscheinung nicht in der ganzen katholischen Christenheit findet. Nur die wirklich große Vorliebe für Musik bildet einen erfreulichen, wohlthuenden Zug des böhmischen Charakters; kaum Einer, der nicht ein Horn oder eine Flöte spielen kann; Keiner, der nicht leidenschaftlich auf Musik lauscht. Aber auch hier ist es lediglich auf nationale Stärkung abgesehen; es ist ein alter czechischer Zug, der sich nicht verlieren darf. Der Böhme musicirt, weil er schweigsam ist und nicht reden will; er hat es verlernt, offen und ehrlich seine Gefühle auszusprechen: er tönt sie in sanfter Macht der Musik aus — in melancholische, monotone Lieder, deren Poesie meist ein leises, zitterndes Timtam an die Nationalempfindungen ist. Selten mehr; und hört man gar die munteren, schalkhaften Liebeslieder, wie sie die böhmische Poesie hat, so muß man ja beobachten, welchen Lippen sie entströmen und ob sie nicht nur mechanisch den zusammengekniffenen Zähnen einer zweideutigen Natur entfallen. Wie selten, daß kernige, lebensfrohe, lustige Bursche zu finden, die wirklich jung sind! Wie selten, daß aus den schönen, stolznackigen, kalten Marmorfiguren der böhmischen Mädchen ein echtes Gefühl der Herzlichkeit spricht!

Die vorhin angeführte Regeneration des Czechenthums, seine innige Vermählung mit dem gesammten Slavismus, datirt vom Jahre 1818, und hat ihre Motive augenscheinlich in den äußeren Ereignissen, welche die ganze europäische Welt im Anfange des Jahrhunderts erschütterten. Die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 haben die germanische Welt gerettet, aber durch die Hilfe der Slaven; die romanische Race, welche ihr Eroberungszug nach Osten geführt hatte, wurde durch die Russen zu ihrer Niederlage geführt. Es kennzeichnete sich hierin schon die Mission des Slaventhums, und wenn es auch diesmal als Retter der Germanenwelt auftrat, so bedeutet dies eben nicht mehr, als daß die Zeit ihres Untergangs noch nicht da war. Rußland war faktisch der Held dieser Epoche, und dieser Triumph kam der gesammten Slavenwelt zu Statten, in der sich von nun ein Zucken und Regen bemerkbar machte, welches früher gar nicht vorhanden gewesen war. Auch die Czechen lebten damit auf; denn die Sache, die sie auch als die ihrige betrachten mußten, hatte einen ungeheuren Triumph erfochten, ihre alles überstrahlende Macht geltend gemacht und damit instinktartig die nationalen Hoffnungen desjenigen Slaventheiles erhöht, der sich als der fortgeschrittenste und die meiste Bildung umfassende betrachten konnte. So erstieg dann gerade aus dem Sumpfe geistigen Lebens das Czechenthum nach dem Triumph des slavischen Prinzips in außerordentlicher Machtfülle und arbeitete mit einer gewissen systematischen Ordnung auf das plötzlich erkannte Ziel des Slavismus hin. Es erhob sich freilich zuerst als individuelles Czechenthum, aber damit war doch zugleich eine Kräftigung des allgemein slavischen Prinzips gegeben, ganz abgesehen davon, daß damit der bisher nicht bestandene ideelle Zusammenhang aller slavischen Stämme vermittelt ward.

Schmidt-Weißenfels.

England.

Das Nationalitäts-Prinzip, nach englischer Ansicht.

Das letzte Heft der Edinburgh-Review kömmt bei Besprechung der bekannten Laguerronière'schen Schrift über den Kaiser Napoleon III. und Italien auf das darin, sowie in mehreren Deductionen des Moniteur und endlich auch in den Aeußerungen Napoleon's III. selbst, geltend gemachte Nationalitäts-Prinzip als künftigen Leiter der französischen Politik*). Es

*) In Mazzini's Journal „Pensiero ed Azione" (Gedanke und That") wird die Lehre von den Nationalitäten ganz so vorgetragen, wie in den Artikeln des Moniteur von 1859 und in anderen kaiserl. französischen Staatsschriften. Jenes Journal ist zwar in italiänischer Sprache redigirt, besitzt jedoch Mitarbeiter aus allen Ländern, namentlich auch aus Frankreich, Deutschland und Rußland. Der bekannte Harro Harring, jetzt auf der Insel Jersey lebend, vertritt darin die

wird auf die allen Lehren der Geschichte, wie allen gesunden Staats-Theorien widersprechenden, namentlich aber, wenn sie gegen Frankreich selbst angewandt werden, dasselbe mit am Empfindlichsten treffenden Konsequenzen dieses Prinzips hingewiesen, das, wie der Reviewer sagt, nur einer zu einem Angriffs- und Eroberungskriege geneigten Macht, die keine bessere Rechtfertigung ihres Verfahrens für sich hat, zum Vorwand ihrer egoistischen Politik dienen kann. Wir lassen im Nachstehenden einige der schlagendsten Stellen des Artikels der Edinburgh-Review folgen:

„Oft schon hat die revolutionaire Partei, wenn es ihr darum zu thun war, in Europa die bestehende Ordnung umzustürzen, das Prinzip der Nationalitäten als Heilslehre verkündet. Kein Wunder ist es daher, wenn die jetzige Macht in Frankreich, welcher die Verträge, auf denen seit einem halben Jahrhundert der Friede des europäischen Festlandes ruht, ein Dorn im Auge sind, sich ebenfalls auf jenes Prinzip beruft.

„Untersuchen wir die Theorie von den Nationalitäten, welche neueren Ursprungs und von sehr elastischer Anwendung ist, etwas näher, so läuft sie darauf hinaus, daß jede politische Einheit, die einen Staat bildet, ihrem ganzen Umfange nach übereinstimmen müsse mit einem jener großen, durch gemeinsame Sprache, Abstammung und Interessen gekennzeichneten Zweige der menschlichen Familie, von welchen keiner über den Bruchtheil eines andern herrschen dürfe, ohne daß es als unerträgliche Unterdrückung anzusehen sei. Hierauf ist nun aber zu erwidern, daß es niemals einen Staat gegeben, der diese Bedingungen ganz erfüllte. Selbst **Frankreich**, das sich doch einbildet, Staat und Nationalität seien bei ihm identisch, hat seine Elsasser und Lothringer, seine Vlamingen (im Nord-Departement), seine Bretons, Basken und Provençalen, sein Korsika und sein Algerien. **Deutschland**, dessen Bevölkerungen allerdings ein großes Maß von Familien-Aehnlichkeit mit einander haben, hat doch niemals eine strenge politische Einheit dargestellt und umfaßt zugleich mehrere slavische Provinzen. **Italien**, mit allem seinem Geschrei nach National-Einheit, ist durch unlösbare, lokale Differenzen uneins. Selbst das jetzige Königreich **Sardinien** besteht aus fünf verschiedenen Theilen, die sehr eifersüchtig auf einander sind: Savoyen, Piemont, Lomellina (Landschaft im Herzogthum Mailand, die im Jahre 1743 erworben ward), Genua und die Insel Sardinien. Zur Herstellung von Italiens National-Einheit müßte Oesterreich die Lombardei, Venedig und Wälsch-Tyrol (konsequenter Weise auch Friaul, Triest und Istrien), die Schweiz den Kanton Tessin, Frankreich die zwischen der Insel Sardinien und Piemont (für König Victor Emanuel noch viel bequemer als die Lombardei) gelegene Insel Korsika und England die Insel Malta aufgeben. Eine konsequente Anwendung dieses Prinzips würde augenscheinlich zur gänzlichen Auflösung aller der bunt zusammengesetzten Staaten führen, die im eigentlichen Sinne Weltreiche (empires) sind, namentlich **Rußlands** (von dem zunächst die Germano-Skandinaven die Ostsee-Provinzen und Finnland reklamiren würden, und das dann in so viele Staaten getheilt werden müßte, als es Nationalitäten und Sprachen umfaßt), **Oesterreichs** und **Großbritanniens**.

„Von allen Souverainen unserer Zeit hat unbezweifelt die Königin Victoria die größte Mannigfaltigkeit unterworfener Racen, verschiedenartiger Völkerschaften und Sprachen unter ihrem Szepter vereinigt. In dem weltweiten Umfang ihres Ländergebietes finden sich alle Religionsformen vertreten und gelten die allerverschiedensten Gesetzbücher. Der Boden ihres Reiches trägt die Aussaat aller Formen und Farben der menschlichen Spezies. Ueberall freilich herrscht jenes tief eingewurzelte Gefühl, in Folge dessen jeder Einzelne glaubt, **seine** Religion sei die wahre, **seine** Gestalt der Typus der Schönheit, **sein** Stamm und **sein** Geburtsland die besten der Welt; doch über allen diesen Stämmen, Sprachen und Religionen ragt das durch Englands Tapferkeit und Autorität aufgeführte majestätische Gebäude, welches jene zerstreuten Länder zu einem großen **Ganzen** verbindet, das unendlich mächtiger, civilisirter und freier ist, als irgend ein getrenntes Bruchstück desselben sein könnte. Ja, der Unterordnung seiner nationalen oder provinziellen Unabhängigkeit verdankt das echte Bürgerthum dieses Weltreichs sein Dasein. Auf solches Motiv und solches Recht gestützt, haben wir den indischen Aufruhr zermalmt und versagen wir dem Volke der Ionischen Inseln die Bitte um deren Vereinigung mit Griechenland. Auf solches Motiv und solches Recht gestützt, haben wir das Volk von Großbritannien und Irland in ein Vereinigtes Königreich zusammengefaßt, wiewohl diese Union einen vieljährigen Kampf mit den unzufriedenen Irländern zur Folge gehabt und sie auch in Schottland nicht überall freudig aufgenommen ward. Gleichwohl ist es Englands Ruhm, ein solches Weltreich gegründet zu haben und überall nach gerechten und milden Grundsätzen zu herrschen. Nur wo seine Souverainetätsrechte angefochten und gefährdet werden, schreitet England mit Strenge ein und weiß es ohne alle Nachsicht sein Uebergewicht zu bewahren.

„Unter diesen Umständen widerstrebt es den Grundprinzipien unserer Politik, wie es im Widerspruch mit jedem Blatt unserer Geschichte ist, die Losreißung einzelner Nationalitäten von den Reichen, denen sie geschichtlich angehören, irgendwie zu befördern; wir würden vielmehr ähnlichen Versuchen, die unser eignes Reich mit Zerstückelung bedrohten, den hartnäckigsten Widerstand leisten. Ja, wir halten es für unsere Pflicht, die Apostel einer ganz andern Lehre zu sein: der Lehre nämlich, daß ein großes, seinen einzelnen Theilen nach heterogenes Reich von England nicht sowohl durch die Gewalt, die es gegen sie anwendet, zusammengehalten wird, als durch die Achtung, die es stets gegen die nationalen Sitten an den Tag gelegt, sowie durch sein Bestreben, wo es nur immer angeht, der Selbstregierung die Wege zu bahnen und auswärtige Besitzungen nicht durch Furcht und Strenge, sondern durch Liebe und Milde, an die Krone zu fesseln. Hätte Oesterreich seine Provinzen von 1815 bis 1848 nach freisinnigeren Grundsätzen regiert, hätte es nicht überall gegen die Strömungen der Zeit angekämpft, würde es möglicherweise ähnliche Resultate erzielt haben und seine italiänischen Unterthanen vielleicht, als dies noch in seiner Hand war, für sich gewonnen haben.

„. . . Aus denselben Gründen sind wir aber auch für die Aufrechthaltung bestehender Verträge, selbst dann, wenn sie mit den liberalen Gesinnungen und freien Institutionen unsers Landes in Widerspruch sind. Zum Beweise führen wir den letzten englisch-französischen Krieg gegen Rußland an, der zu keinem andern Zweck geführt wurde. Die Existenz des türkischen Reiches in Europa und die Beherrschung seiner christlichen Völkerschaften durch das Schwert des Islams ist eine der Civilisation und Humanität unendlich nachtheiligere Thatsache, als der Besitz Lombardo-Venetiens von Seiten des Hauses Oesterreich. Aber als Rußland unter dem Vorwande, das, was es die unvordenklichen Rechte der Christen in der Türkei nannte, zu schützen, die wankende Pforte über den Haufen zu stürzen drohte, da setzten England und Frankreich sofort ihr bestes Blut daran, allerdings nicht zur Unterstützung des türkischen Despotismus, sondern zum Schutze der Verträge, welche die Türkei gegen die feindliche Intervention einer fremden Macht anzurufen berechtigt war — und Sardinien selbst vereinigte seine Waffen mit denen Englands und Frankreichs."

skandinavische Nationalität Schleswigs, wogegen Karl Blind als Vertheidiger der deutschen Nationalität dieser Provinz aufgetreten ist. Mazzini selbst sucht die beiden Streitenden in einer Nachschrift zu beschwichtigen, worin sich folgende charakteristische Bemerkung findet: „Wir Italiäner verwerfen allerdings jedes monarchische Präcedens, das aus den Verträgen von 1815 abgeleitet wird, weil sich das italiänische **Volksbewußtsein** schon im Gegensatze zu diesen Verträgen befindet; dagegen scheuen wir uns nicht (wie der Ehrgeiz der Napoleone), sogar die ehrgeizigen Pläne der lombardischen Könige, der Berengare und Manfrede, als Vorzeichen eines Instinktes anzuführen, der schon zu jenen alten Zeiten auf die Möglichkeit einer Einheit des zersplitterten Italiens hindeutete." D. R.

Frankreich.

Aus Guizot's Memoiren*).

I.

Ludwig Philipp und die Mutter Napoleon's III.

Der zweite Band der „Memoiren" umfaßt den kurzen, aber ereignißvollen Zeitraum vom 26. Juli 1830 bis 11. Oktober 1832. Als Anhang folgt eine Reihe historischer Aktenstücke in Bezug auf jene Periode; darunter ein vortrefflicher Aufsatz aus der Feder der geist- und gemüthvollen Gattin des Verfassers, Elisa Guizot, über „die werkthätige Liebe und ihre Stelle in dem Leben der Frauen." Die Grundzüge der innern und auswärtigen Politik Ludwig Philipp's, die in dem Ministerium Casimir Périer's ein thatkräftiges Organ fand, werden mit Meisterhand und mit sichtbarer Vorliebe gezeichnet. Wir heben einige der charakteristischsten heraus.

Im April 1831, wenige Wochen nachdem Périer die Leitung des Kabinets übernommen, während noch der Aufruhr gleich dem Donner bei anhaltendem Gewitter in den Straßen rollte und dröhnte, kam die Königin Hortense mit ihrem kranken Sohne, dem Prinzen Louis Bonaparte,

*) Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, par M. Guizot. Tome II. Paris et Leipzig (F. A. Brockhaus), 1859. (S. Mag. 1858. Nr. 107. 108.)

plötzlich nach Paris. Sie flüchtete aus Italien, wo sie eben ihren Aeltesten verloren hatte. Bald nach ihrer Ankunft wandte sie sich an den ihr von früher bekannten Grafen d'Houtetot, Adjutanten des Königs, und bat ihn, diesem ihre Lage und die Umstände, die sie nach Paris geführt, vorzustellen. Der König empfing sie heimlich im Palais Royal, in einem Zimmerchen, das d'Houtetot bewohnte, worin nur ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle standen. Auf Befehl des Königs waren die Königin und Madame Adelaide herbeigeholt worden. Die Unterredung dauerte lange, wie unbequem auch die Oertlichkeit war: die Königin und Hortense saßen auf dem Bette, der König und Madame Adelaide auf den beiden Stühlen; der Graf stand an der Thür, um jeden störenden Besuch abzuhalten.

Das Königspaar bezeigte der Königin Hortense die wohlwollendste Theilnahme. Sie wünschte die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich, oder mindestens zum Besuch der Bäder von Vichy zu erhalten. „Vichy dient," sagte der König, „zur Herstellung Ihrer Gesundheit; man wird das ganz natürlich finden; und dann können Sie Ihren Aufenthalt verlängern oder für immer hier bleiben; man gewöhnt sich in diesem Lande schnell an Alles; man vergißt schnell Alles." Sie bat dann auch, ihre Geldforderungen bei der Regierung betreiben zu dürfen. Der König versprach ihr jeden Beistand, der in seiner Macht sei. „Allein," sagte er, „ich bin ein constitutioneller König; ich muß meinem Minister Ihre Ankunft und Ihre Wünsche mittheilen."

In der That sprach er darüber nur mit Casimir Périer und sandte ihn an die Königin Hortense, die ihn nicht ohne Bangen empfing. „Ich weiß, mein Herr," redete sie ihn bei seinem Eintritt an, „daß ich ein Gesetz übertrat: Sie haben das Recht, mich verhaften zu lassen; es würde gerecht sein." — „Gesetzlich, Madame, allerdings; gerecht nimmer," antwortete Périer. — Nachdem er sich eine Weile mit ihr unterhalten hatte, bot er ihr Unterstützung an, wenn sie deren bedürfte; sie schlug sie aber aus. Inzwischen dauerten die Volksaufläufe fort und näherten sich der Straße de la Paix, wo die flüchtige Königin ihre Zuflucht genommen hatte. Am 5. Mai rotteten sich Haufen um die Vendome-Säule; der Ruf: „Vive l'Empereur!" erscholl; nach einem umlaufenden Gerüchte war der Prinz Louis auf dem Platze gesehen worden. Périer ging nun zur Königin und erklärte ihr, daß sie hier nicht länger weilen dürfte. Sie reiste dann mit ihrem Sohne nach England ab, unbeachtet vom Publikum und stets von dem Könige geschützt, an dessen Sturz ihre Freunde arbeiteten. Später erhielt sie, durch Talleyrand's Vermittelung, Pässe zur Durchreise durch Frankreich, um sich auf diesem Wege nach der Schweiz zu begeben, wo sie ihren künftigen bleibenden Aufenthalt nehmen wollte.

Wenige Tage vor diesem Zwischenfall, am 8. April 1831, hatte der König, auf den Antrag Périer's, befohlen, daß die Statue Napoleon's ihre Stelle auf der Vendome-Säule wieder einnehmen sollte. Einige Monate nachher, am 13. September, überwies die Deputirtenkammer an den Minister-Präsidenten die Petitionen, die dahin lauteten, daß die Asche des Kaisers von England zurückgefordert und unter der Säule beigesetzt werden solle. Ein junger feuriger Opponent unter der Restauration, Charles Comte, und ein alter Liberaler der Constituante, Charles Lameth, waren fast die Einzigen, welche den von der Kommission vorgeschlagenen Uebergang zur Tagesordnung unterstützt hatten. „Allerdings," sagte Lameth, „hat Napoleon die Anarchie erdrückt; es wäre aber nicht nöthig, daß seine Asche sie heute wieder in's Leben rufe." Das Kabinet nahm durchaus keinen Theil an der Debatte und nahm die überwiesenen Petitionen stillschweigend entgegen.

So begann unter dem Ministerium Périer die Reihe jener Handlungen, durch welche Ludwig Philipp und seine Regierung achtzehn Jahre hindurch, trotz der Komplotte, dem Namen, dem Gedächtniß und der Familie Napoleon's so viele Rücksichten und Aufmerksamkeiten bewiesen. Viele gescheidte Männer sind überzeugt, daß das ein folgenschwerer Mißgriff, wenigstens eine große Unklugheit war. Ich selbst bin geneigt zu glauben, daß die constitutionelle Regierung von 1830 in ihrer Gefälligkeit gegen eine Nationalerinnerung und ein Volksgefühl, die mit ihrer freisinnigen und friedlichen Politik so wenig harmonirte, über das Nothwendige, ich möchte sagen, über das Schickliche weit hinausging; und wäre ich der Meinung, daß diese Gefälligkeit auf das Schicksal dieses Regime's von großem Einfluß gewesen, ich würde keinen Anstand nehmen, heute noch Rüge und Bedauern auszusprechen. Allein ich denke, daß weder Napoleon's Statue auf dem Vendome-Platz, noch seine Ueberreste im Invalidenhause den Sturz Ludwig Philipp's und der Charte herbeigeführt haben. Ganz andere Ursachen, wovon die einen weit unmittelbarer wirkten, die anderen, viel tiefer lagen, haben die Ereignisse von 1848 hervorgerufen. Und heute freut es mich, in jenen Handlungen den Adel der Gesinnung, die Unbefangenheit des Blickes wiederzufinden, die der Regierung von 1830 als gefahrlos anriethen, unserer Gesammtgeschichte, der alten wie der zeitgenössischen, ihre Huldigung darzubringen, und in unseren Straßen, auf unseren Plätzen, im Invalidenpalast, wie zu Versailles, alle Glorien Frankreichs strahlen zu lassen, indem sie zugleich Frankreichs Freiheiten gründete. Das ist auch eine Glorie, die Ludwig Philipp und seine Regierung sich ehrlich erworben haben und die ihnen das Unglück nicht entreißen konnte."

Zur Geschichte des Panorama's.

In französischen Zeitschriften finden wir bei Gelegenheit der Besprechung des Panorame national in den Champs-Elysées, das seiner Vollendung entgegengeht (ein Mittel, auf die Pariser napoleonisch einzuwirken), Beiträge zur Geschichte des Panorama's. Da es aber nicht uninteressant sein dürfte, über diese jedenfalls französische Erfindung etwas Näheres zu erfahren, so wollen wir das Wesentlichste hier mittheilen. Auf den Unterschied von „Panorama," „Diorama," „Cyklorama" wollen wir hinweisen, übrigens aber ihn hier nicht geltend machen, sondern geben, wie wir es finden.

„Die Panoramen sind, wie man weiß, Gebäude, bestimmt eine gemalte Leinwand aufzunehmen, die auf eine kreisrunde Mauer gespannt und so beleuchtet wird, daß der Zuschauer im Mittelpunkt der ganzen Szene befindlich, sich mitten in die Handlung oder die Ansicht versetzt glauben kann, die das Gemälde darstellt. Die ersten zu Paris aufgestellten Panoramen datiren erst aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Prévost, ein geschickter Landschaftsmaler erbaute damals in dem Durchgange, der seinen Namen diesen Gebäuden verdankt (Passage des Panoramas), die ersten Säle mit Gemälden, welche durch die vereinten Wirkungen der Perspektive und der Farbe jene Täuschung hervorbringen sollten. Die zwei zu diesem Zwecke erbauten Rotunden hatten nur 14 Meter im Durchmesser, und in der Mitte war eine runde Bühne von 18 Meter Umfang für die Zuschauer. Der Erfolg dieses Unternehmens bestimmte Prévost, ein neues Etablissement dieser Art zu schaffen zwischen der Straße Neuve-Saint-Augustin und dem Boulevard der Kapuziner in schon größeren Maßen. In der Mitte des Platzes erhob er eine Rotunde von 32 Meter Durchmesser und 16 Meter Höhe, deren Dach zum Theil von einem Mittelpfosten getragen war, in dem sich die Dachstuhlsparren sammelten. Das Licht drang durch einen Kreis von Fensteröffnungen ein, der unten rings um das Dach lief.

Nach Prévost's Tode faßte der Oberst Langlois den Plan, durch Panoramen dem Volke die Haupt-Episoden der großen Feldzüge vorzuführen, an denen er selbst Theil genommen.

Besitzer einer bedeutenden Bodenfläche, unternahm er den Bau eines neuen Panorama's, rue des Marais-du Temple. Er ließ eine Rotunde bauen, deren First gleichfalls durch einen Stützpunkt in der Mitte getragen war, und brachte den Durchmesser dieses Saales auf 35 Meter. Im ersten Panorama, welches ausgeführt wurde, dem der Schlacht von Navarin, trug der das Dach tragende mittlere Mastbaum viel dazu bei, eine mächtige und ganz neue Wirkung hervorzubringen. Der Mittelpunkt des Gebäudes wurde von der genauen Nachbildung eines ausgerüsteten und aufgetakelten Schiffes von 74 Kanonen eingenommen, dessen Hauptmast eben die Tragsäule des Dachstuhls bildete. Dies erhöhte die Täuschung; der Zuschauer, durch die Seite des Schiffes hinaufgeführt, befand sich anscheinend auf dem höchsten Punkte des Hinterdecks, dessen betretbarer Theil allein natürlich war, während das hintere Ende in ein Gemälde auf der Leinwand selbst auslief und die Täuschung vollkommen machte. Man glaubte sich mitten in den schrecklichen Kampf versetzt.

Etwa zur selben Zeit wurde auch in London beim Eingange in den Regent-Park eine ungeheure Rotunde erbaut, für ein Rundgemälde von London. Thomas Horner hatte an den Gerüsten, die gelegentlich um die Kuppel der Paulskirche errichtet gewesen waren, die ganze Stadt aufgenommen und faßte nun den Plan, danach ein Panorama in der Weise zu schaffen, wie er es in Paris gesehen. Doch folgte der englische Künstler nicht dem von Langlois angenommenen Systeme, und anstatt den Zuschauer in die Mitte der Aussicht der Handlung zu versetzen, hatte er den Gedanken, ihn in einen Thurm in der Mitte einzuschließen, der mehr oder weniger genau der Laterne (der obersten durchsichtigen kleinen Kuppel) von St. Paul glich.

Dadurch kam man natürlich um den Gesammteindruck; man mußte, um jeden Theil des Gemäldes zu betrachten, rings herumgehen, wie auf

jener obersten Galerie. — Ein eigener Mechanismus beförderte die Zuschauer vom Boden in die Höhe. Uebrigens ist dieses Panorama das erste massive Gebäude seiner Art: nach außen ein Polygon von 16 Seiten, dessen Kreisumfang ungefähr 38 Metres beträgt. Eine vollgewölbte Kuppel, welche sich zum Theil auf den Thurm in der Mitte stützt, bedeckt das „Kolosseum," und ein dorischer Säulengang von 6 Säulen bildet den Eingang.

Ermuthigt durch den Beifall, den zu Paris hintereinander die Panoramen von Navarin, Algier und der Schlacht an der Moskwa fanden, kam Langlois ein und erhielt 1838 von der Stadtkommune die Erlaubniß, vierzig Jahr einen Platz in den Champs-Elysées für einen Panoramenbau zu benutzen, der zugleich eine Zierde jener Promenade wäre. Diese Rotunde, deren Erbauung dem Architekten Hittorf aufgetragen wurde, mußte in Folge der allgemeinen Ausstellung von 1855 entstellt und abgetragen werden.

Bei einem Durchmesser von 40 Meter war es so gedeckt, daß es des Balkens in der Mitte ganz entbehren konnte. Ein Kreis von Fensteröffnungen, in Entfernungen von 2 bis 3 Meter, am Fuße des Daches erhellte es, und es waren besondere architektonische Vorkehrungen getroffen, daß so wenig als möglich Schatten entstünde. So konnte das neue Panorama ohne Hindernisse im Innern drei neue Gemälde aufnehmen: den Brand von Moskau, die Schlachten von Eilau und den Pyramiden, vollkommen gut aufgestellt und beleuchtet.

Seit der Abtragung des erwähnten Gebäudes war Paris eines Schauspiels beraubt, wo die Malerei der Geschichte so trefflich zu Hilfe kommt. Eine Entschließung des Seine-Präfekten und neue Stipulationen erlauben nun demselben Künstler, der die erwähnten sechs Gemälde ausgestellt hatte, ein anderes Panorama in den elisäischen Feldern zu besitzen. Es wird an einen sehr geeigneten Platz, den Cirkus der Kaiserin kommen, der ungefähr 40 Meter Durchschnitt hat. Der Bau ist dem Architekten Davieud übertragen, unter Oberaufsicht des Promenaden- und Anlagen-Inspektors von Paris, Alphaud. Es wird also links vom großen Eingange und in der Axe des nordwestlichen Thores des Industriepalastes liegen, und den Peristyl und das Verwaltungsgebäude mit inbegriffen, einen Raum von 1,750 Meter einnehmen. In die Beschreibung und ausführliche Zergliederung, wie man bei der Beleuchtung jede Möglichkeit eines Schatten-Werfens entfernen will, können wir nicht eingehen, ebenso in die nähere Beschreibung des Gebäudes selbst, das zum größern Theile, wie es scheint, fertig ist. Diesen Augenblick ist die Leinwand von 1,680 Meter schon an die Wand befestigt und bereits hat sich ein Heer von Malern, unter der Oberleitung des Meisters daran gemacht, die Einnahme von Sebastopol an die Wand zu werfen.

Italien.

Briefe Lucrezia Borgia's an den Kardinal Bembo*).

Mitten unter dem Kriegslärm, der aus der Ebene der Lombardei über die Alpen dringt, geht uns eine friedliche, literarhistorische Botschaft zu, die der Oberbibliothekar der Ambrosiana in Mailand, Signor Bernardo Gatti, der gelehrten Welt sendet. Wer die berühmte Ambrosianische Bibliothek jemals mit einiger Aufmerksamkeit durchforschte, dem wird dort auch nicht unter den zahlreichen Handschriften-Sammlungen ein sorgfältig gehüteter Band von eigenhändigen Briefen der berüchtigten Freundin Ariost's und des Kardinal Bembo, der verbrecherischen Tochter und Schwester der lasterhaften Borgia's, entgangen sein. Dieser Band gehört der Bibliothek seit undenklicher Zeit, ohne daß man recht weiß, wie er dahin gekommen. Daß die Briefe echt seien, geht nicht allein aus Form, Inhalt und Unterschrift hervor, sondern auch aus der eigenhändigen Bescheinigung Bembo's, der auf mehrere Briefe das fehlende Datum und einmal auch den Namen Lucrezia hinzugefügt hat. Mazzuchelli, in seinem „Leben Bembo's," hat auf diese in der Ambrosiana befindliche Briefsammlung zuerst aufmerksam gemacht, und auch Lord Byron gedenkt ihrer in seinen Anmerkungen zum „Childe Harold."

Es bilden die von Signor Gatti publizirten Briefe zwar nur einen kleinen Theil des Briefwechsels von Lucrezia mit dem Kardinal, der von einer glühenden Neigung für die schöne, geistreiche und vornehme Buhlerin erfüllt war, aber sie haben noch einen besondern Werth durch einige dabei befindliche Gedichte Lucrezia's in spanischer Sprache, in welcher letzteren auch zwei der abgedruckten neun Briefe verfaßt sind. Diese selbst sind zwar in einem sehr ruhigen, ernsten und zuweilen männlichen Tone gehalten, doch sind die Gedichte dafür um so leidenschaftlicher und geben ganz das ungebundene, aufbrausende und jeder Ausschreitung fähige Temperament zu erkennen, das die berüchtigte Tochter Alexander's VI. kennzeichnet.

Herr Gatti findet sich inzwischen durch den Ton dieser Briefe veranlaßt, als Schutzredner Lucrezia's aufzutreten, und, aller gegen sie sprechenden Zeugnisse ihrer Zeitgenossen, namentlich Guicciardini's, ungeachtet, von ihr zu behaupten, daß sie viel besser als ihr Ruf gewesen. Nachdem Alfred Reumont und Andere für die Tugend Katharina's von Medici aufgetreten, kann es nicht Wunder nehmen, auch Vertheidiger der Tugend Lucrezia Borgia's zu finden. Es ist diesen gelehrten Herren eine Genugthuung, gerade für solche Persönlichkeiten zu plaidiren, die von dem Schwurgerichte der Geschichte einmüthig als schuldig erkannt worden. Wir glauben jedoch nicht, daß, auf so schwache Vertheidigung hin, die Prozesse Lucrezia Borgia's, Katharina's oder Maria Stuart's noch einmal revidirt werden, und wenn es der Fall sein sollte, dies zu einer sittlichen Rehabilitirung der Damen führen dürfte.

Abgesehen von dem Urtheile, das der Herausgeber über Lucrezia abgiebt, spricht übrigens die vorliegende Briefsammlung weder für noch gegen sie. Sie bildet einen interessanten Beitrag zu der nur allzu traurigen Sittengeschichte Italiens, und man muß dem Herausgeber dankbar dafür sein, daß er die ihm anvertrauten Handschriften der Ambrosiana auf diese Weise auch einem größern Publikum zugänglich macht. Hoffentlich wird er damit in Zukunft noch weiter fortfahren.

*) Lettere di Lucrezia Borgia a Messer Pietro Bembo. Milano, coi tipi dell' Ambrosiana, 1859.

Schweiz.

Die Erdbeben in der Schweiz.

Vor uns liegt ein bei Justus Perthes in Gotha erschienenes, drei Bände starkes Werk von Dr. Volger, welches das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz behandelt*). In der That eine Monographie von bedeutendem Umfange, wenn man bedenkt, daß die Schweiz durchaus nicht ein Erdbebenland ersten Ranges ist. Das Werk darf also jedenfalls Anspruch auf Gründlichkeit von vorneherein machen, und in der That sehen wir uns eine solche Fülle des reichsten Materials von Beobachtungen und sorgfältiger vom Einzelnen ausgehender Untersuchungen geboten, daß wir seine Wichtigkeit für die strengere Wissenschaft nicht in Zweifel ziehen können. Der erste Theil enthält die Chronik der Erdbeben in der Schweiz mit sechs lithographischen Tafeln, welche die Ergebnisse der Beobachtungen graphisch darstellen und höchst interessant sind. So ergiebt sich, daß die Erdbeben eine unseren klimatischen Jahreszeiten entsprechende regelmäßige Wiederkehr haben und an dieselben gebunden scheinen. Von 1230 Erdbeben in Europa, für welche eine nähere Bestimmung der Zeit angegeben ist, fallen auf den Frühling (März, April, Mai) 315, auf den Sommer (Juni, Juli, August) 141, auf den Herbst (September, Oktober, November) 313, auf den Winter (Dezember, Januar, Februar) 461 — somit kommen auf das Sommerhalbjahr 456
auf das Winterhalbjahr 774.

Die Vertheilung auf die einzelnen Monate ist dabei folgende:

Januar,	Februar,	März,	April,	Mai,	Juni,	Juli,	August,	September,
150	143	138	119	58	54	40	47	117

Oktober,	November,	Dezember.
111	85	168.

Auch aus Perry's Beobachtungen und Forschungen über die Erdbeben in Frankreich, Skandinavien, im Rhonegebiete, am Rhein, in Italien geht dasselbe hervor, nämlich daß die meisten Erdbeben in den tiefen Winter, die wenigsten in den Sommer fallen. Der Verfasser hat diese Ergebnisse in sogenannten „sismischen Kurven" für Jahre, Monate, Tage durch zahlreiche Zeichnungen veranschaulicht.

Wie er sismische (vom griech. „Seismos" Erdbeben) Jahreskurven, so giebt er auch sismische Monats-Tageszeiten, und Stunden-Kurven, um das Gesetz, durch welches diese Erscheinungen geregelt sind, möglichst

*) „Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz" u. s. w., von Dr. G. H. Otto Volger. 3 Bände, Gotha, Justus Perthes 1857—1858.

genau zu ermitteln und festzustellen. Von 435 beobachteten Erdbeben fallen z. B. von Mitternacht bis 6 Uhr Morgens 147
bis Mittag 98
bis 6 Uhr Abends . 76
bis Mitternacht . . 114,
woraus ein Zusammenhang der Erdbeben mit den täglichen Perioden unverkennbar hervorgeht, ein Ergebniß, welches wohl schon im Allgemeinen und zwar nach der in besonders erdbebenreichen Gegenden herrschenden Volksmeinung vermuthungsweise ausgesprochen, aber noch nicht durch den numerischen Beweis dargethan worden ist.

„Die Tagesperiode ist wirklich ein Bild des Jahres im engern Zeitraume; der Mittag ist des Tages Sommer, die tiefe Nacht des Tages Winter. Daher kann uns die merkwürdige Analogie der Jahreszeiten- und der Tagzeiten-Kurve und die der Monats- und Stunden-Kurve nicht überraschen. Wohl aber überraschen dürfte gegenüber dem Vorurtheile, mit welchem man bisher das Phänomen der Erdbeben noch immer als ein vom Innern unsers Planeten abhängiges zu betrachten gewohnt war, das Ergebniß der obigen Thatsachen, daß **das Phänomen der Erdbeben unter dem regelnden Einflusse der nämlichen kosmischen Verhältnisse steht, welche Licht und Dunkelheit, Wärme und Kälte, Regen und Schnee, Reichthum und Armuth der Quellen gesetzmäßig auf der Erdoberfläche abwechseln lassen.**"

Der zweite Theil enthält die Geologie von Wallis — eine Frage, die bei der Theorie, welche der Verfasser vertheidigt, von Wichtigkeit ist. Denn der Kanton Wallis, über dessen Erdbeben im dritten Bande ausführlich gehandelt ist, gehört zu den Hauptstoßgebieten der Erdbeben, die wir schon in der Einleitung aufgezählt fanden. Es sind dies gewisse unterirdische Mittelpunkte, wo die Hauptstöße stets wiederkehrend erfolgen, und sich nach allen Seiten wellenförmig fortpflanzen. Solcher Hauptstoßgebiete führt der Verfasser allein in der Schweiz gegen dreißig auf, zahlreiche andere, die weniger bedeutend hervortreten, nicht mitgerechnet. Manche derselben sind bereits seit alter Zeit bekannt, z. B. Basel, Eglisau, Hohensax, die Grafschaft Baden, das Glarner Land u. s. w. Ein recht anschauliches Bild von der Fortpflanzung der Stöße in einem Gebiete geben die beiden Zeichnungen im 3. Bande, welche das Erdbeben von Wisp (Juli 1855) nach den gemachten zahlreichen Beobachtungen graphisch darstellen. Wir sehen hier das Hauptstoßgebiet etwas nordwestlich vom großen St. Bernhard, von mehreren immer weiteren unregelmäßigen Rundlinien umschlossen, deren äußerste nördlich Mainz, östlich Ingolstadt, Bregenz, Lugano, Mailand, südlich Parma, Turin, Grenoble, westlich Lyon, Fontenay und Metz einschließt. Die Richtung der Stöße ist bei den einzelnen Orten nach den gemachten Beobachtungen angegeben. Außer diesem äußersten Kreise finden sich namentlich nach Norden zu, wohin sich die Stöße mindestens dreimal weiter als nach Süden fortpflanzen, noch vereinzelte Punkte, in denen Erschütterungen gefühlt worden sind, z. B. Wetzlar, Salzhausen, Verdun, Paris u. s. w.

Im dritten Bande endlich finden wir die Theorie des Erdbebens, die der Verfasser aufstellt — und zwar ganz im Gegensatze zu den bisher angenommenen Erklärungsarten. Wir maßen uns nicht an, in dieser Sache, welche eine so tiefe Naturkenntniß und so viele Einzelnkenntnisse erfordert, irgend ein Urtheil zu haben und wollen uns also weder für noch gegen die Theorie entscheiden, mit der wir uns aus zweiter oder dritter Hand befreundet und die wir als gesichertes Ergebniß der Naturforschung angenommen hatten, wie tausend Andere. Es ist uns — und gewiß den meisten unserer Leser, die sich für Naturwissenschaft interessiren geläufig, bei Erdbeben sofort an das feuerflüssige Innere der Erde, an zusammengedrückte und explodirende Dämpfe, an vulkanische Eruptionen zu denken. — Nun wohl, der Verfasser behauptet, daß die Erdbeben mit dem Vulkanismus so gut wie gar nichts zu schaffen haben und leugnet ein feuerflüssiges Innere der Erde durchaus. Sehr interessant sind die sehr ausführlichen Auseinandersetzungen, in denen er die bisherige vulkanische Theorie bestreitet, und wir glauben manchem unserer Leser einen Gefallen zu thun, wenn wir — neugierig wie er sein dürfte — einiges davon mittheilen, was auch dem Laien verständlich ist. Zuerst leugnet er, daß hebende Stöße von unten die Ursache der Erschütterung seien. Wäre dies der Fall, sagt er, daß ein Stoß von unten aus dem feuerflüssigen Innern an den festen Kern der Erde träfe und dort für Dämpfe Ausgang suchte, so müßte, die Dicke der Erdrinde nur zu 5 Meilen angenommen, eine Hebung nur von 1/2 Fuß nach den Regeln der Stoßfortpflanzung an der Oberfläche bereits eine 40 Fuß breite Schlucht verursachen. Die Spaltungen, die man bei Erdbeben beobachtet hat, erweisen sich aber als bloße Abrutschungen. Hierauf führt er den Plutonisten Babinet ein, welcher nachweist, daß Wasserdämpfe nicht die Ursache sein können, welche Hebungen auf der Erdoberfläche hervorbringen. Die Spannkraft des Wassers habe ein bestimmtes Maß, über das sie nicht hinausgehe. Auf den höchsten Grad angelangt, geht die Ausdehnung nicht weiter, die Anziehung der einzelnen Theilchen gewinne die Oberhand und der Druck vermindere sich. Das Wasser, welches von der Oberfläche in die Tiefe eindringe, komme auf natürlichem Wege, als Quell oder Dampf wieder heraus — die Wassersäule, die auf diesem Wege eingedrungen, würde, sobald der an ihrem untern Ende (wenn man das annehmen will) durch den Zusammentritt mit dem Feuer gebildete Dampf stark genug geworden, zurückgetrieben werden; Erschütterungen der Gebirge könnten dadurch gar nicht eintreten.

Die Gleichzeitigkeit von vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben, die allerdings, wie Alles in der Natur, mit einander bisweilen in Wechselwirkung treten könnten, sei ungefähr von dem Werthe, wie das Zusammentreffen eines Kometen mit einem großen Kriege. Die Erdbeben gehörten mit zu den häufigsten Erscheinungen, vielleicht vergehe kein Tag, an dem nicht ein und der andere Theil der Erdoberfläche schüttere; dieselbe sei ziemlich fortwährend in Bewegung — also sei eine Gleichzeitigkeit beider Erscheinungen ziemlich unvermeidlich. Heftige vulkanische Ausbrüche z. B. des Vesuvs (1855) seien ohne die geringste Spur von Erdbeben erfolgt; Erdbeben fänden in Ländern statt, wo es durchaus keine Vulkane gäbe. Auch das Aufhören der vulkanischen Thätigkeit, namentlich das Verschwinden der Dampfsäulen an Vulkanen bei gleichzeitigem Erdbeben, stellt der Verfasser nach strenger Kritik in Abrede.

Erderschütterungen können durch starke Pulverexplosionen (z. B. der von Mainz) erzeugt werden — so sei es denn auch möglich, daß die vulkanische Thätigkeit in der Nähe des Kraters Erschütterungen bewirken könne. Eine andere Ursache, z. B. in der Schweiz, ist das sogenannte Schründewerfen; d. h. das Platzen und Reißen von Eisfelsmassen auf Gletschern und Firnen, Einsturz unterhöhlter Theile des Gletscherkörpers, ferner das Zerreißen anderer Felsmassen, Bergstürze u. s. w.; vor Allem aber sind die Erdbeben, dieser Theorie nach, Folgen unterirdischer Einstürze in den Klüften und Höhlen im Innern der Erde, die theils durch Lagerungsverhältnisse, theils durch Auswaschungen u. s. w. hervorgebracht werden. Das Niederfallen hängender Massen, das Einbrechen von Höhlendecken, das Abrutschen schiefliegender Schichten u. s. w. bringt in diesen unterirdischen Räumen heftige Stöße hervor, die sich, je nach den Schichtungsverhältnissen, der Gebirgsformationen und der Beschaffenheit der Aushöhlungen mehr oder minder weit in dieser oder jener Richtung fortpflanzen. Hieraus werde erklärlich, warum z. B. gerade die höhlenreichsten Gegenden, z. B. Krain, am meisten von Erdbeben heimgesucht seien, warum diese besonders an Orten auftreten, wo solche Einsenkungen und Einstürze durch die vorhandenen Bodenverhältnisse bedingt werden, z. B. durch Gypslager und schattenreiche Kalkmassen, wie in Wallis.

So viel über dieses jedenfalls anregende Buch, das für die Naturwissenschaft von Bedeutung sein wird. Der Verfasser hat alles Mögliche gethan, um seine Theorie durch Beobachtungen zu sichern und durch Thatsachen und Gründe zu stützen. Wir sind begierig, was die Plutonisten dazu sagen werden.

Nord-Amerika.

Amerikanische Betrachtungen über Kaffee und Thee *).

Thatsachen und die sie vertretenden Vorstellungen sind schon hartnäckige Gegner, wenn sie einfach als Argumente aufgestellt werden, doch betreten sie in solcher Menge den Kampfplatz, daß allgemeine Schlüsse aus ihnen gezogen werden können, so ist ihnen oft gar nicht beizukommen.

Dem einen Leser mag es als erstaunliches, dem andern als trauriges Faktum erscheinen, daß in den Vereinigten Staaten Jedermann jährlich persönlich oder durch Vertretung 6 bis 7 Pfund Kaffee und 1 Pfund Thee konsumirt, während in England auf jeden Einwohner, gleichviel welcher Klasse, nur über 1 Pfund vom erstern und 2 Pfund vom letztern dieser beiden Luxusartikel kommen.

Der Kaffee kam über Marseille im Jahre 1644 nach Westeuropa und erschien in London zuerst ungefähr 1652. Im Jahr 1853 wurde

*) Wenn auch nicht direkt aus der Feder Ralph Emerson's, des Verfassers der „Representative Men" und der „English Traits," doch jedenfalls aus dem von ihm mit redigirten „Transatlantic Monthly, devoted to Literature Art, and Politics." January, 1859. Boston, Philips, Samson & Co.

der Verbrauch des Kaffee's in England nach offiziellen Untersuchungen auf 36 Millionen Pfund und in den Vereinigten Staaten auf 175 Millionen Pfund jährlich veranschlagt.

In gleicher Weise hat sich der allgemeine Verbrauch des Thees im Verhältniß zu seinem Preis gesteigert, welcher letztere 60 Schilling (20 Thlr.) pro Pfund betrug. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde er durch die holländisch-ostindische Kompagnie in England eingeführt und im Jahre 1854 wurden in den Vereinigten Staaten zum eigenen Verbrauch 25 Millionen Pfund und in England 58 Millionen Pfund importirt.

Zwei Jahrhunderte haben diesen fast unglaublichen Fortschritt erlebt. Der Verbrauch des Kaffees hat sich durch die ganze Welt in den letzten 25 Jahren um vier Prozent jährlich gesteigert.

Wir bezahlen jährlich für Kaffee 15 Millionen Dollar und für Thee 7 Millionen, also 22 Millionen Dollar für Dinge, die eigentlich weder zur Feuerung oder Kleidung, noch zur Nahrung gerechnet werden können.

Welche Verschwendung, hören wir den Weltverbesserer ausrufen, ein Jeglicher im Lande, Mann, Weib oder Kind bezahlt also einen Dollar für jeden dieser theuren Luxusartikel! Ist das eine Verschwendung? Ist es möglich, daß wir Jahr für Jahr so viel Geld für bloße Reiz- oder Beruhigungs-Mittel wegwerfen? Es ist nur zu wahr, daß der Instinkt, der uns zu solchen Reizmitteln führt, im menschlichen Geschlecht allgemein verbreitet zu sein scheint. Wir bezeichnen es mit dem Namen Instinkt, da von Natur alle Menschen einzeln, unabhängig und unablässig nach Reizmitteln suchen und die Gewohnheit auch diese Bedürfnisse so unentbehrlich, wie den Genuß wirklicher Nahrungsmittel macht. Nächst Alkohol und Tabak, liefern Thee und Kaffee mehr der gewünschten Anregung, als irgend ein anderes Reizmittel, und wird das weibliche Geschlecht mit in Betracht gezogen, so stehen Kaffee und Thee in Bezug auf die Zahl ihrer Konsumenten weit über den erstgenannten Substanzen.

In der Türkei wird der Kaffee als Kern der Gastfreundschaft und als Balsam des Lebens betrachtet. In China bildet der Thee nicht nur das Nationalgetränk, sondern auch den Hauptgegenstand der Kultur und Feldarbeit des Landes. Rußland folgt im beinah allgemeinen Verbrauch des Thees unmittelbar auf China — ein Faktum, das sich wohl aus der Verwandtschaft und dem gemeinsamen Ursprung des größten Theils der Bewohner beider Länder erklären läßt. In West-Europa sind Kaffee und Thee in gleichem Maße verbreitet, doch Frankreich beschränkt sich fast nur auf ersteren. Die Cafés sind dort zahlreicher und tragen ein wichtigeres soziales Gepräge, als irgend ein anderes Etablissement der französischen Städte. England verbraucht mehr Thee als Kaffee; ersterer wird bei allen Klassen für unentbehrlich gehalten und der Arme speist lieber noch so spärlich, um nur seine Tasse Thee nicht aufgeben zu müssen; dem französischen Bauer ähnlich, der seine demi-bouteille Rothwein für den wichtigsten Bestandtheil seiner Mahlzeit hält.

Der Thee veranlaßte zuerst den Aufstand der amerikanischen Kolonien und bildete manchen Halb-Tory unter den älteren Damen der Revolution. Er ist auch von dem älteren Weller als unentbehrlicher Tröster und Freund des reiferen weiblichen Lebens betrachtet und humoristisch beschrieben worden. Dr. Johnson war wegen seiner Theeleidenschaft eben so bekannt, als wegen anderer Ausschweifungen bei Tafel. Manche nüchterne Köpfe machten Kaffee und Thee zum vis a tergo ihrer täglichen intellektuellen Arbeiten, wie einige Andere von größerer Phantasie, oder mehr Genie, im Opium die Anregung für ihre ephemeren Bestrebungen zu finden hoffen. In den Vereinigten Staaten werden Kaffee und Thee schon den kleinsten Kindern eingeflößt, und es ist eben sowohl möglich, daß ein Theil der Nervosität des Volks daraus entspringt, als es wahrscheinlich, daß die weitverbreitete schlechte Verdauung eine Folge der unmittelbar nach dem ersten Zahnen genossenen, schlecht gekochten festen Speisen ist.

In unserm ganzen Lande trinken Alle, wenigstens die Majorität, Morgens und Abends Kaffee und Thee. Diese Getränke sind theuer, in ihren fühlbaren Wirkungen auf die Nerven flüchtig, sie gelten für nicht nahrhaft, ja bei Vielen sogar für positiv schädlich. Und doch brauchen wir sie, und noch Niemand hat in unseren Mäßigkeitstagen in Vergleich mit den oft wirksamen Angriffen anderer Reizmittel, erfolgreich gegen sie gekämpft. Das schöne Geschlecht erhebt zwar laut seine Stimme gegen Tabak und andere Reizmittel für das männliche Geschlecht, klammert sich aber hartnäckig an den Gebrauch des Thees und Kaffees.

Es wird also von wichtiger Bedeutung zu entscheiden, ob die Wahl der zivilisirten Welt durch Erfahrung und Wissenschaft gerechtfertigt wird, und ob irgend ein Einfluß auf den körperlichen Organismus, abgesehen von der beruhigenden oder erregenden Wirkung, den Genuß von Kaffee und Thee gut heißen kann. Diese Frage weicht von allen, andere Reizmittel betreffenden, insoweit ab, als sie nicht vom Moralisten, sondern vom Staatsökonomen und vom Arzt beantwortet werden muß.

In ersterer Hinsicht betrifft sie mehr als uns Amerikaner die überfüllten, engen Staaten Europa's, wo Arbeit billig ist und die Nothwendigkeiten des Lebens alle Kräfte und Anstrengungen absorbiren; es ist wichtig zu wissen, ob hier jährlich ein großer Theil vom Verdienst der Armen für unnütze Reizmittel verschwendet wird.

Doch uns Amerikanern ist sie in Hinsicht auf den Gesundheitspunkt wichtiger als anderen Völkern. Wir sind einfach in Gewohnheiten und von unermüdlicher Ausdauer; wir dürfen luxuriösen Neigungen nachgeben, sind sehr empfänglich für Nerven-Erregung und arbeiten oft zu viel. Unsere Leibes-Constitution ist eine schwache; Schwäche ist der vorherrschende Typus unserer Krankheiten. Nervöse Erschöpfung ist die Folge genossener Reizmittel. Wir glauben immer Thee und Kaffee seien harmlos, oder wenigstens in ihrer zerstörenden Wirkung äußerst langsam. Sind sie denn außerdem Nichts?

Wie Schwäche die Abnahme unserer physischen Gesundheit charakterisirt, so verräth eine krankhafte Empfindelei in Bezug auf alle staatliche Dinge, das Streben, unschädliche, wenn auch unnütze Dinge zu verbessern, die Schwäche der moralischen Gesundheit unserer Tage. Es herrscht ein ascetischer Geist in der Welt, und unsere philosophischen Dilettanten wollen lieber das Fleisch tödten, als es auf gute Weise stärken. Sie ziehen nackte Muskeln gerundeten Formen vor und wollen ihren Leib lieber kasteien als pflegen. Aus Furcht, in Epikuräismus zu verfallen, werden sie, so weit es ihnen ihre schwächere Natur erlaubt, Spartaner und Stoiker. Eine falsche Logik verweigert den bescheidenen Genuß von Dingen, die nur im Uebermaß schädlich werden. An und für sich unschuldige Gewohnheiten werden ausgerottet, um nicht gefährlichere nach sich zu ziehen.

Es ist wirklich wenig zu befürchten, daß Nachfolger von Puritanern in einem Klima, wie Neu-Englands, in mäßige Verweichlichung und epikuräische Trägheit versinken werden. Wir denken vielmehr, daß das Bestreben, zu reformiren, zu weit gehe. Wir lieben, wir bekennen es, die Gestalt Apollo's mehr als die eines Herkules und gestehen gern unsere Schwäche für die milden Gaben der Natur, die nur beruhigen und wohlthun und die uns, wir glauben wenigstens, wenn sie nicht im Uebermaß genossen werden, nicht schädlicher sind, als das tägliche Brod.

Die Wissenschaft findet in der That immer einige Gründe für populäre Vorurtheile. Jahre lang haben die Menschen ihr Vermögen für Thee und Kaffee verschwendet, die, wie sie behaupteten, sie sowohl stärkten als erfrischten, trotz aller Warnungen des Arztes, der in ihnen nur Reiz- oder Beruhigungs-Mittel sah und des Oekonomen, der ihre außerordentlichen Kosten veranschlagte.

Die auf organischer Chemie beruhende Physiologie wenigstens hat die Wahl der zivilisirten Welt gebilligt. Bis dahin waren Kaffee und Thee von Physiologen und Physikern nur für Reizungen des Nervensystems und in geringerm Maße für Beförderungsmittel der Blut-Cirkulation angesehen worden. Um diesen Zweck zu erreichen und dem unaufhörlichen Verlangen nach beständiger Erregung der Gehirnfunction zu genügen, haben die Aerzte dieselben mit Widerstreben in die Diät ihrer Patienten mehr als nothwendige Uebel, wie als positive Heilmittel, aufgenommen. Es blieb dem alles durchforschenden deutschen Geiste vorbehalten, ihre besseren Eigenschaften zu entdecken; erst in den letzten fünf Jahren haben die mit Selbstaufopferung unternommenen Experimente des Dr. **Böcker** in Bonn und des Dr. **Julius Lehmann** in Jena ihnen den gebührenden Platz unter den Speisen als ergänzende Nahrungsmittel angewiesen. Diese Bezeichnung, die wir dem Werke des Dr. R. **Chambers** in London: „Die Verdauung und ihre Störungen" entlehnen, ist nur der geringste Beweis der vielen Belehrungen, die wir diesem Autor dankbar schulden.

Das Resultat der Arbeiten früherer Chemiker, als Carpenter's, Liebig's und Paget's, war die Classification der verschiedenen Nahrungsmittel nach ihren verschiedenen Bestimmungen für den physischen Organismus.

Wir haben hiernach zwei natürliche Abtheilungen, die erwärmenden und die plastischen Nahrungsmittel; die einen erhalten die Wärme des Körpers und befähigen uns, eine von dem Medium, in dem wir uns befinden, unabhängige Temperatur zu ertragen, die anderen bauen, bessern und erhalten die verschiedenen Gewebe, die faserigen, muskelhaften, knochigen oder nervigen Theile, die unsere Gestalt bilden. Diese beiden Nahrungsarten müssen wir in gehörigem Maß und Verhältniß zum Leben haben und entlehnen sie sowohl dem Thier- als dem Pflanzenreich. Wir nehmen sogar gewisse zufällige Elemente in uns auf, die ihren Platz finden und der

Gesundheit zuträglich sind. Eisen durchströmt unser Blut, Schwefel ruht verborgen in Haar und Nägeln, Phosphor funkelt ungesehen im Gehirn, Leim verbindet unsere Knochen und Fluorin emaillirt unsere Zähne. Wenigstens ein Dritttheil der bekannten chemischen Elemente existirt in irgend einem Theil des menschlichen Körpers und wird uns durch die verschiedenen Nahrungsmittel zugeführt. Dies würde nun eigentlich für die Bedürfnisse der Natur hinreichen und genügt auch der ganzen thierischen Schöpfung; doch der Mensch und Denker verlangt etwas mehr. — In allen untergeordneten Regionen der Schöpfung ist der Normalzustand bewahrt, Gesundheit ist Regel und Krankheit die seltene Ausnahme, Verlangen und Gewährung gehen Hand in Hand. Die willkürliche Zusammenziehung der Muskeln, die auf Ortsbewegung beruhende Verausgabung nerviger Kräfte, der mäßige Gebrauch der fünf Sinne und die regelmäßige, ruhige Vollendung der großen organischen Prozesse begränzen das Leben und die Zerstörung des Geschöpfs. Aber welche unaufhörlichen Ansprüche werden an die ergänzenden, wiederherstellenden Kräfte gemacht, wo sich das Gehirn in der domartigen Hirnschale des menschlichen Körpers ausdehnt! Das Nervensystem steigert seine Bedürfnisse um das Hundertfache. Wir denken und erschöpfen uns, machen Pläne und Phantasiegebilde, studiren, strengen uns an, genießen und verausgaben im Verhältniß unserer Kräfte.

Bei rohen, primitiven Menschen ist dies weniger der Fall, als bei zivilisirten Völkern, doch auch schon bei jenen sind stets die Kräfte, die jenen Verlust erleiden, durch künstliche Mittel wieder herzustellen gesucht worden. Wie viel mehr im geschäftigen Leben von heutzutage! Ein übermäßig angestrengtes Gehirn, ein überfüllter Magen bei wenig geübten Muskeln und Gliedern, heben bald das richtige Verhältniß zwischen Gewährung und Verlangen auf. Wir verlieren mehr, als uns die geschwächte Verdauung wiedergeben kann, und suchen das daraus entstehende, unangenehme drückende Gefühl zeitweise durch Reizmittel, entweder durch Tabak oder Alkohol, oder durch Kaffee und Thee aufzuheben. Diesen beiden letzten Hilfsmitteln ist daher der Name: ergänzende Mittel gegeben worden.

Ergänzende Mittel sind solche, deren Genuß die Belebung und Erneuerung des organischen Baues (d. h. die Metamorphose) den erforderndeu Umständen nach modifizirt. Man kann sie in solche eintheilen, welche die Metamorphose hemmen, und in solche, die sie beschleunigen. Unter die ersten gehören Alkohol, Zucker, Kaffee und Thee.

Dr. Chambers sagt: „Nicht befriedigt von den bloßen Nothwendigkeiten (den gewöhnlichen Variationen der plastischen und Wärme erzeugenden Nahrungsstoffe), fühlt sich unser Geschlecht durch einen sogenannten Instinkt veranlaßt, eine Menge Dinge zu genießen, deren Nutzen nicht wie oben zu erklären ist, und die, da sie im Organismus nicht wiedergefunden werden, scheinbar nicht ohne Zerstörung desselben in den Körper aufgenommen werden können. Diese sind als außergewöhnliche Kost zu betrachten, oder „ergänzende Mittel" zu nennen. Sie sind für den Menschen überflüssig, der nur den einzigen Wunsch hat, sein Leben auf Erden zu fristen, da er ohne sie leben, wachsen und in gewisser Art auch denken kann. Ein kleines Kind thut es. Wäre es vernünftig, ihm darin nachzuahmen?

Es ist keine Frage, daß das leicht verdauliche, gebratene Fleisch eine geeignete Nahrung für alle die ist, deren Muskelsystem durch harte Arbeit abgenutzt wird. Sind die Verdauungsorgane in solcher Ordnung, um den reichlichen Genuß dieser Speise zu ermöglichen, so wird auch in diesem Falle das Defizit vollständig ersetzt. Unter diesen Umständen ist auch Wasser das beste Getränk und ein wahrer Enthaltsamkeitsprediger wird es mit einer Menge frischen Fleisches, starker körperlicher Uebung und einer kräftigen Verdauung wahrscheinlich mit Jedem in Muskelentwicklung aufnehmen können.

Ist aber die Verdauung nicht in so musterhafter Verfassung, die körperliche Anstrengung übergroß und die Nahrung unzureichend, so muß der Verbrauch der Kräfte durch eine Zurückhaltung der Metamorphose gehemmt werden. Geschieht das nicht, so leidet das System, und man sagt von einem solchen Menschen, er sei „überarbeitet." Auch geistige Anstrengung beansprucht physische Nahrung und wirkt gleichzeitig nachtheilig auf die Verdauungsorgane, so daß, wenn keine verständige Diät angewendet wird, eine Aufzehrung der Kräfte eintritt, die nicht wieder hergestellt werden kann. Diese Aufzehrung, könnte man uns entgegnen, sei Leben und die Schnelligkeit des Wechsels ein Zeichen der Thätigkeit des Lebensprozesses. Wohl wahr, wenn jedes consumirte Theilchen auf einmal und angemessen wieder ersetzt wird. Neigt sich aber über diesen Punkt hinweg die Wagschale zu sehr auf Seite der Aufzehrung, so nähern wir uns dem Verfall. Vögel leben mehr und schneller als Menschen, Insekten wahrscheinlich in noch höherm Grade, ja viele von ihnen dauern nur einen Tag.

Die tägliche Erfahrung hat schon längst die oft wiederkehrende Erscheinung beobachtet, daß sich unter den jährlichen Opfern der Lungenschwindsucht nur Wenige befinden, die an den Genuß von Spirituosen gewöhnt sind. Die Wissenschaft fand eine Erklärung dafür in der Erfahrung, daß Alkohol ein dem Fisch-Leberthran ähnliches wasser- und kohlenstoffhaltiges Nahrungsmittel liefert, das, als Wärme erzeugender Stoff, nach Verhältniß seines Verbrauchs und seiner Verdauung, die Zerstörung der Gewebe hindert. Auch ein anderer heilsamer Einfluß die Belebung der Verdauungsthätigkeit, wird ihm zugeschrieben. Spätere Forschungen haben ihm eine noch wichtigere Bedeutung als Verzögerer der Metamorphose zuerkannt. Als Dr. Böcker zu diesem Schluß kam, stellte er eine Reihe sorgfältiger Experimente an, um den Einfluß des Wassers auf den Körper und den wahren Werth von Salz, Zucker, Kaffee, Thee und anderen Würzen als Nahrungsmittel zu erproben. Er scheint dabei mit äußerster Genauigkeit verfahren zu sein, und detaillirt seine Abwägungsmethode so gewissenhaft, daß spätere Forschungen wohl vielleicht die gezogenen Schlüsse ändern, nie aber den Werth des Experiments selbst verringern können. Man kann gegen sie nicht den Einwand erheben, trügerische Symptome und Wahrnehmungen in seltsamer, wenn auch ehrlicher Weise mißverstanden zu haben, was ja so leicht beim homöopathischen Probiren der Flüssigkeiten geschehen kann, wie ein kürzlich in London vorgekommener Fall beweist, der die Prüfung des neuen medizinischen Mittels des „Gonoin" behandelt. Sie sind, ihrer Genauigkeit nach, eher eine sowohl quantitative als qualitative Analyse.

Es wäre schwer, den praktischen Nutzen der von unseren deutschen Gewährsmännern DDr. Böcker und Lehmann angestellten Experimente und ihrer Untersuchungen des Thëin und Cafëin zu überschätzen. Sie erheben Kaffee und Thee vom Rang bloßer Reizmittel zu wirklichen Nahrungsstoffen, von dem unnützen Luxusartikel zu Unterstützern und Verlängerern des Lebens. Nun kann der Oekonomist ihren wachsenden Verbrauch ohne Bedauern mit ansehen; der Arme kann sie nun nicht mehr als ausschweifende Genüsse, sondern als wirkliche Wohlthaten einnehmen. Die Tasse Thee, die den einzigen Luxus seines spärlichen Mahls ausmacht, vermindert den Bedarf fester Speisen, sättigt den Magen und erfreut das Herz. Sie hebt die Ausgabe für jene theuren, schwer zu verschaffenden, stickstoffhaltigen Nahrungsmittel auf; denn Fleisch und Cerealien, welche die größte Quantität von dieser Hauptbedingung zum organischen Leben enthalten, sind auch die theuersten, kostbarsten Speisen. Wir empfehlen freilich Thee und Kaffee nicht als positive Nahrungsmittel, da ihr verhältnißmäßig großer Stickstoff-Bestandtheil noch besser festen Speisen entnommen werden kann. Aber ihr Nutzen ist ein zwiefacher. Während sie mehr als hinreichend die Auflösung der Gewebe zurückhalten, helfen sie einem fühlbaren Mangel des Nervensystems ab. Sie erfreuen, erfrischen und trösten, wie es andere Nahrungsstoffe nicht im Stande sind, da sie sowohl das Verlangen des Körpers als das des Geistes befriedigen.

Bei erschöpfenden Arbeiten, als Wachsamkeit erhaltendes Mittel, sind Kaffee und Thee schon längst von allen Klassen praktisch anerkannt. Der Seemann, der Fußreisende, der Gelehrte stellen sie sogar über Alkohol, und ihre wichtige Mitwirkung zur Erleichterung des Widerstands gegen den harten nordischen Winter ist eben so zuverlässig.

Es giebt natürlich, wie bei jedem Dinge im menschlichen Leben, eine Schattenseite auch bei diesem Bild. Mißbrauch entsteht leicht aus Gebrauch und die Folgen des übermäßigen Genusses nervöser Reizmittel, heftige Nervenerschütterung und Verdauungsschwächung, sind zu bekannt, um noch einer Erwähnung zu bedürfen. Aber selbst in diesem Falle sind die Wirkungen nicht so schrecklich, wie für den Trunkenbold und den Opium-Esser. Nicht selten weigert Idiosynkrasie ihren Genuß ganz und gar, doch in ihrer Eigenschaft als Stärkungen und Erfrischungen für den menschlichen Organismus werden sie von keinem andern Mittel übertroffen, daher sie auch am allgemeinsten verbreitet sind.

Es ist ziemlich seltsam, daß der wirksame Stoff im Thee und im Kaffee wahrscheinlich derselbe ist, doch sind ja auch Stärkemehl, Gummi und Zucker von bewunderungswürdiger Aehnlichkeit. Dieser Stoff wird Cafëin und Thëin genannt und enthält eine große Menge Stickstoff. Chemisch besteht er aus 19 Proc. Kohlenstoff, 10 Proc. Wasserstoff, 4 Proc. Stickstoff, 4 Proc. Sauerstoff. Man kann ihn also mit einigem Rechte zu den plastischen Nahrungsmitteln zählen.

Der eigenthümliche wirksame Stoff (Thëin) ist ebenfalls in den Blättern der Ilex Paraguayensis, des Paraguay-Thees, enthalten, der in Südamerika als Getränk genossen wird.

Guter schwarzer Thee enthält	2.00—2.13	Proc. Thein
Kaffeeblätter enthalten . .	1.15—1.25	„ „
Paraguay-Thee	1.01—1.23	„ „
Die Kaffeebohnen	„ —1.00	„ „

Außer dem Thein und dem ätherischen Oel, das den Pflanzen ihr Aroma giebt, ist im Thee sowohl als im Kaffee auch ein gewisses Quantum schwer aufzulösenden Eiweißstoffs und in diesem wieder besonders eine große Menge Tannin enthalten. Das Brennen verflüchtigt das ätherische Oel der Kaffeebohne. Das Theeblatt verliert, wenn es nur schnell gebrüht wird, das ätherische Oel und kleine Theile des Thein, von dem eine große Menge mit dem Grund fortgeschüttet wird. Wird der Thee gekocht oder zu lange gebrüht, so geht noch mehr davon fort und ein zusammenziehendes unangenehmes Getränk bleibt zurück. Das Kochen des Kaffee's entzieht diesem alles Oel und Alkaloid und macht ihn, wenn er mit dem Grund getrunken wird, zu einem sehr vortheilhaften Getränk. Selbst filtrirt und geklärt ist er noch billiger als Thee. Dies Faktum wird durch seine Verabreichung in Schanklokalen bewiesen und könnte auch für andere Zwecke ausgebeutet werden. Der hohe Preis und die weite Verbreitung des Kaffee's und Thee's haben zahlreiche Verfälschungsversuche herbeigeführt. Der unschuldigste ist noch der Verkauf von Kaffeegrund und alten Theeblättern für frische Waaren. Es ist ein sehr unsicheres Ding, gemahlenen Kaffee zu kaufen und mit unwillkürlichem Schauder sehen wir stets die niedlichen kleinen Tüten an den Fenstern des Krämers, aus deren Inhalt sicherlich Bohnen und Erbsen herausschmecken. Die gebräuchlichste, selbst offenkundig als ökonomisch und lukrativ gerühmte Verfälschung besteht in der Mischung des Kaffee's mit den Wurzeln der wilden Endivie oder Cichorie. Geröstet und gemahlen gleichen dieselben wirklich dem Kaffee, enthalten jedoch keine seiner guten Eigenschaften und sind nur der Billigkeit wegen zu empfehlen. Die Blätter der Esche und der Schlehe werden zur Verfälschung des Thees angewandt, verringern aber dessen gute Eigenschaften, ohne dieselben genügend durch andere ersetzen zu können.

Der Kaffeebaum ist in Abyssinien oder in Aethiopien zu Hause. Bruce erzählt uns, daß die Nomadenstämme dieses Theils von Afrika, wenn sie auf feindseligen Streifzügen die Wüste durchkreuzen, nur Kugeln von pulverisirtem, mit Butter vermischten Kaffee mit sich führen. Eine derselben, in der Größe einer Billardkugel, verleiht ihnen nach ihrem Ausspruch mehr Muth und Kraft für einen ganzen Tag voll Anstrengungen, als ein Laib Brot oder ein Fleischgericht. Die Araber gaben die erste schriftliche Beschreibung des Kaffee's und genossen ihn zuerst in flüssiger Form. Burton erwähnt ihn schon 1621 in seiner „Anatomie der Melancholie." „Die Türken haben ein Getränk, das sie Kaffee nennen (sie trinken keinen Wein) nach einer wie Ruß schwarzen und bittern Beere, und das sie so heiß wie möglich hinunterschlürfen, da sie aus Erfahrung wissen, daß dies so genossene Getränk der Verdauung nachhilft und heitere Stimmung verursacht."

Der Kaffeebaum erreicht eine Höhe von 6—12 Fuß und hat, wenn er vollständig ausgewachsen, sehr viel Aehnlichkeit vom Aepfelbaum. Seine Blätter sind immer grün, und zu allen Jahreszeiten kann man auf demselben Baume zu gleicher Zeit Blüthen und grüne und reife Früchte sehen. Wenn die Blüthe fällt, so entspringt aus ihr eine kleine, erst grüne, bei der Reife rothe Frucht, die unter ihrem Fleisch statt eines Steins die Bohne oder Beere einschließt, die wir Kaffee nennen. Es ist erst kürzlich von Europäern entdeckt worden, daß die Blätter der Kaffeepflanze dasselbe wesentliche Prinzip enthalten, das die Kaffeebohne so unschätzbar macht; in Sumatra werden sie auch zu demselben Getränk durch Aufguß bereitet. Der Baum trägt weit mehr Blätter als Bohnen, und sollte der Blätterkaffee sich als so angenehm wie der der Bohne herausstellen, so könnten wir ihn so viel billiger erhalten; obgleich noch zu erproben ist, ob er außer dem Cafein auch das ätherische Oel enthält. Der Kaffee aus Java, Ceylon und Mokka ist der berühmteste. Die dort gewonnenen Quantitäten sind sehr gering; Manilla und Arabien zusammen liefern weniger als 4500 Tonnen. Cuba giebt jährlich 5000 Tonnen, St. Domingo 18,000, Ceylon und das Englische Ostindien 16,000, Java 60,000 und Brasilien 142,000 Tonnen. In der Berechnung von 1853 findet es sich, daß Gr.-Britannien 17,500, Frankreich 21,500, Deutschland (Zollverein) 58,000 und die Vereinigten Staaten ungefähr 90,000 Tonnen konsumiren. Es ist wohl zu beachten, wie gering verhältnißmäßig der Theeverbrauch in Frankreich ist; die Theeimportation betrug im Jahr 1840 nur 264,000 Kilogramm.

In Asien wird der Kaffee in einer dicken, mehligen Mischung getrunken, während bei uns Klarheit ein Haupterforderniß ist. Wir genießen ihn gewöhnlich mit Zucker und Milch, die Europäer gleichfalls, doch gleich nach Tisch stets ohne Milch. Wir wollen nervöse oder schwer verdauende Leute, die dem Kaffee-Luxus nicht widerstehen können, oder denen seine Eigenschaft, als den Stoffwechsel verzögernd, wohlthätig ist, noch darauf aufmerksam machen, daß der Kaffee bei leerem Magen oder bei den Mahlzeiten weit wirksamer ist, als bei vollem Magen genossen.

Im Theeverbrauch folgen die Vereinigten Staaten auf England; Thee ist der Hauptgegenstand der Importation von China nach unserm Lande. Die Theepflanze blüht vom Aequator bis zum 45. Breitegrad, gedeiht aber am besten zwischen dem 23.—25. Grad. Wahrscheinlich wird sie auch in Südamerika mit Erfolg kultivirt werden können. Herr Fortune behauptet, daß alle verschiedenen Theesorten von derselben Pflanze abstammen. Andere Autoritäten stellen fest, daß es zwei Arten, grünen und schwarzen Thee — Thea viridis und Thea Bohea giebt, doch ist das noch nicht entschieden. Der Thee wächst in kleinen staudenartigen Pflanzungen, die den Weinbergen ähnlich sehen. Da er Nationalgetränk ist, so werden auch einige Orte zur Cultivation erlesener Abarten so hoch geschätzt, wie die berühmten Weinberge und Hügel in Südfrankreich. Knospen und Blätter werden zum Verbrauch gesammelt; und drei Ernten im Februar, April und Juni finden zu diesem Zweck Statt. Die jungen unerschlossenen Knospen des Februars liefern die „Youi" und „Soumlo" oder Kaiserthee, sowie den delikaten „jungen Hyson," den wir manchmal zu kaufen wähnen, der aber meistens von den Mandarinen konsumirt wird. Souchong, Congo und Bohea bezeichnen die drei Stadien des wachsenden Umfangs und die geringer werdende Qualität des Thees. Schwarzer Thee ist die schlechteste Sorte mit den größten Blättern. Es wird uns von glaubwürdiger Autorität versichert, daß beim Sammeln der erlesenen Arten jedes Blatt einzeln gepflückt wird, und daß die Erntenden jeder groben Nahrung entsagen und sich täglich einige Male baden müssen. Manche Unterschiede in Geschmack und Farbe des grünen und schwarzen Thees werden künstlich erzeugt. Herr Fortune sagt vom grünen Thee, daß er von Natur keine Blüthe auf dem Blatt und eine viel natürlichere Farbe habe und er mit Berliner Blau und Gyps gefärbt würde, was aber wohl keine nachtheiligen Folgen hat. Der Verdacht, daß der grüne Thee seine Farbe den Kupferplatten verdanke, auf denen er getrocknet und gekräuselt wird, ist ungegründet; denn die Trockenpfannen sollen stets aus Eisen sein. Wir trinken unsern Thee mit Milch oder Zucker, oder mit Beidem und stets als warmen Aufguß. In Rußland wird er kalt, in China unvermischt getrunken und in Ava in Oel eingemengt.

Es wäre unrecht, nicht auch zuletzt der indirekten moralischen Wirkung des Kaffee- und Theetrinkens zu gedenken. Die Branntwein-Pest würde nämlich in vielen Ländern weit mehr noch um sich greifen, wenn nicht dem schädlichen Reizmittel des Alkohol das meistens unschädliche des Kaffees und Thees gegenüberstände.

China.

Chinesen außerhalb China's.

I. Ersatz der Negersklaven-Arbeit.

Die Abschaffung der Sklavenausfuhr hatte das alte Kolonialwesen über den Haufen geworfen und England litt darunter mehr, als jede andere Nation. Die Weißen, zu den Arbeiten unter der tropischen Sonne gänzlich unfähig, mußten, wenn sie nicht Mauritius, Guyana und die Antillen verlieren wollten, auf Ersatz der Arme denken, deren sie sich zum Theil für die Zukunft beraubt hatten. Die Engländer sahen sich anfangs nach Arbeitern auf der Westküste Indiens um, und führten eine große Anzahl in Mauritius ein. Diese Indier heißen Kuli im engern Sinne, ein Name, den man späterhin auf alle unter den Chinesen oder unter den Negern angeworbenen Arbeiter ausdehnte. Die Franzosen von Réunion behalfen sich mit denselben Indiern und den Malayen. Allein diese Quelle, die für die Inseln des indischen Ozeans ausreichte, konnte das ganze ungeheure System der englischen Kolonien nicht speisen. Die Indier, ohnehin nicht sehr arbeitsam, mochten in zu entfernten Kolonien keine Dienste nehmen; und die ostindische Compagnie selbst, die den Franzosen das Anwerben von Arbeitern untersagt hatte, besorgt, das Land könne durch die Auswanderung seiner besten Arbeitskräfte beraubt werden, legte auch den englischen Kolonisten große Schwierigkeiten in den Weg. Da erst richteten die Engländer und nach ihnen die Spanier ihr Augenmerk auf China, aus dem sich schon längst das niederländische Indien mit thätigen Händen versehen hatte.

Agenten wandten sich nun an die dichte Bevölkerung von Fo-Kien, Kwang-Fu und den anderen Provinzen im Süden und an der See, verbreiteten ihre Aufrufe mit verschwenderischen Verheißungen in Hong-Kong und den fünf Häfen. Anfangs ließen sich nur Wenige darauf ein: noch waren die Chinesen, für welche die Welt noch immer zwischen der großen Mauer und ihrem Gestade eingeschlossen erschien, nicht gewöhnt, über ihr Land hinauszublicken; noch immer wurden die das Auswandern verbietenden Gesetze geachtet. Heutzutage bestehen die Gesetze noch, man umgeht sie aber, ohne sich ein Gewissen zu machen und ohne Schwierigkeit. Da nun einige vereinzelte Versuche gelungen waren, so glaubten die Kolonisten das rechte Mittel gefunden zu haben, das Gedeihen in ihre Zucker- und Baumwollenpflanzungen zurückzubringen. Die Agenten wurden zudringlicher; die gut bezahlten Mandarinen von Amoy und Kanton drückten ein Auge zu und ließen die verhungerten Unglücklichen, die in den Straßen der chinesischen Städte wimmelten, ungehindert abziehen; kurz, der erste Stoß war gegeben. Einige nach Ablauf ihrer Dienstzeit heimgekehrte Chinesen setzten durch die Wundermärchen von dem Reichthum und der Ausdehnung der Länder, die nur an Einem Gute, an anbauenden Händen, arm seien, die brod- und obdachlose Menge in Erstaunen. Zwischen 1840 und 1850 ließen sich nun die Chinesen ausführen, arbeiteten in den Kolonien und leisteten dort einige Dienste. Cuba erlangte 1847 von seiner königlichen Junta die Einführung asiatischer Kolonisten und befand sich wohl dabei. Im Allgemeinen rühmte man die Gelehrigkeit, Mäßigkeit und Verständigkeit der neuen Kuli.

Bald jedoch änderten mancherlei Umstände diesen Zustand der Dinge: die Chinesen kamen allmählich auf den Gedanken, die Kräfte, die sie im Dienste Anderer verwendeten, für ihre eigne Rechnung auszubeuten. Viele fanden während ihrer Dienstzeit durch Sparsamkeit und Beharrlichkeit Mittel, eine kleine Summe zurückzulegen, und versuchten nun auf eigne Hand entweder in der Kolonie irgend ein Gewerbe zu treiben, oder in ihr Vaterland zurückgekehrt, nach den Philippinen überzusiedeln. Ueberdies banden sich nicht alle Pflanzer streng an die festgesetzten Bedingungen; viele machten keinen Unterschied zwischen den Schwarzen, die sie früher als Eigenthum besaßen, und den Chinesen, die bloße Miethlinge waren. Die Thatsache aber, die die Häfen des himmlischen Reiches erschloß und, wie wir später sehen werden, der freien Auswanderung einen unberechenbaren Impuls gab, war die Entdeckung der Goldquellen. Inzwischen drängten sich die südlichen Chinesen schaarenweis zu den den Fremden geöffneten Häfen und ließen sich zahlreicher denn je als Kuli anwerben. Mit der Entwickelung dieses Geschäfts entwickelten sich aber auch die Mißbräuche. Die Chinesen mit ihrem gelben Gesicht, ihren schräggeschlitzten Augen, ihrer seltsamen Figur, ihren wunderlichen Manieren, die man nur als eine Waare, als eine untergeordnete, fast sklavische Gattung ansah, waren ein Gegenstand unablässiger Verspottung und Neckerei der Matrosen, die sich ein besonderes Vergnügen daraus machten, an John Chinaman's Zöpfen, dieser heiligen Kopfzier, dessen Berührung auch der friedlichste Chinese nicht ohne Erbitterung duldet, zu zerren, sie an einander zu binden, mitunter sogar — unerhörter Frevel! — abzuschneiden. So der Raubsucht der Agenten, die ihm an seinen Reis- und Theerationen abzwackten, und den Kränkungen der Schiffsleute, die ihn in seinen theuersten Lebensgewohnheiten verletzten, schutzlos preisgegeben, trat John Chinaman hin und wieder aus seiner gewohnten Ruhe und übte furchtbare Wiedervergeltung. Hier einige Beispiele.

Im Dezmbr. 1853 segelte der „Spartan," eine englische Barke, von Amoy nach Sidney mit einer Fracht von 150 Kuli. Jeder hatte einen von dem Capitain des „Spartan," wie von dem Inhaber unterzeichneten und durch den vermittelnden Agenten für richtige Uebersetzung vidimirten Kontrakt, der dahin lautete: Der Kuli verpflichtet sich, auf fünf Jahre dem Capitain, seinen Agenten, Verwaltern, Actionairen oder ihren Stellvertretern als Hirte, Landbauer, Knecht zu dienen; dagegen machte sich der Capitain verbindlich zu einem Sold von vier Dollar monatlich nebst wöchentlicher Ration an Zucker, Reis, Getraide, Fleisch und Thee; die Auszahlung des Lohns sollte vierzehn Tage nach dem Eintritt in die Kolonie beginnen; die acht Dollar, die jedem Chinesen bei der Abfahrt vorgeschossen worden, sollten vom Lohne in Abzug kommen. Die Leute wurden, nach dem Bericht des Korrespondenten von Singapore an die „China Mail," anfangs gut behandelt und genossen so viel Freiheit, als es der Raum des Fahrzeugs gestattete. In den ersten acht Tagen ging Alles gut; am neunten aber — der Capitain mit einem Bootsmann stand eben mitten unter den Kuli und der Oberbootsmann an einem Ende des Schiffes, und die Leute befanden sich am Hinterkastel — stürzten sich alle Chinesen jählings auf den Steuermann und suchten ihn über Bord zu werfen; mit Noth entrang er sich ihnen und versteckte sich in das Takelwerk. Andere rannten nach den Kajüten und rissen die Bajonette von den Gewehren, die sie liegen ließen, weil sie diese nicht zu handhaben verstanden. Mehrere Leute erhielten Messerstiche, Einer fiel, der Capitain selbst wurde schwer verwundet. Indeß war die Schiffsmannschaft von ihrer Ueberraschung zu sich gekommen und vertheidigte sich wacker; die Musketen fingen an zu spielen, ein Dutzend Chinesen stürzten getroffen: die Ordnung ward wieder hergestellt. Der „Spartan," von einem Amerikaner, dem sie begegneten, eskortirt, lief in Singapore ein, wo ein Theil der Chinesen wegen Mord und Seeraub dem Gerichtshof überliefert wurde.

Der „Robert Browne," ein amerikanisches Fahrzeug, hatte am 20. März 1852 mit 400 Kuli Amoy verlassen, mit der Bestimmung nach Cuba und Peru. Auf der Höhe der Inseln Lu-Tschu, zwischen Formosa und Japan, hatte sich einige Unzufriedenheit unter den Eingeschifften gezeigt, ohne jedoch derart zu sein, um ernstliche Besorgnisse wach zu rufen: als unvermuthet 30 Chinesen über den Capitain herfielen, ihn erwürgten und die meisten Matrosen niederhieben. Der Unterlieutenant mit einigen Leuten kämpften auf dem Vorderkastel verzweifelt, aber vergebens. Nur neun Matrosen, die sich auf das Hinterkastel geflüchtet, blieben verschont; die Chinesen befahlen ihnen mit dem Dolch auf die Brust, den Schiffsdienst zu übernehmen. Der Häuptling der Bande, ein Chinese aus Amoy, einen sechsläufigen Revolver in der einen, eine Fahne in der andern Hand, gab vom Dache einer auf dem Verdeck erbauten Kajüte herab das Losungszeichen zur Plünderung, und in wenigen Augenblicken bot das Fahrzeug das Schauspiel entsetzlichen Wustes. Die Schiffspapiere, die Instrumente, die Sachen des Capitains lagen im wirren Durcheinander mit Reis, Zwieback, Salzfisch; die Chinesen zertrümmerten die Chronometer, um zu sehen, ob die Fassung nicht aus Gold bestand; andere ließen zur Unterhaltung das Quecksilber aus den Barometern tröpfeln; Einer hatte den Arzneikasten aufgeschlagen und trank die Flaschen aus, indem er den Inhalt für einen feinen Liqueur hielt; er bezahlte freilich den Irrthum nach einigen Stunden mit dem Leben. Die Seekarten, zerrissen und blutbefleckt, lagen auf dem Verdeck umher; dazwischen tummelten, geberdeten, heulten die Chinesen alle zusammen wie toll. Sie ließen das Schiff nach einem Inselchen nördlich von Formosa lenken, ankerten, stiegen mit den Kuli an's Land und ließen nur 22 Mann zur Bewachung der neun Matrosen zurück. Während ihrer Abwesenheit jedoch begann der Wind vom Gestade her zu wehen und die Amerikaner benutzten es, das Tau zu kappen. Durch Versprechungen und Drohungen bemächtigten sie sich ihrer Wächter, ein Fahrzeug, auf das sie stießen, kam ihnen zu Hilfe, und so konnten sie wieder Amoy erreichen. Der Grund oder doch mindestens der Vorwand zu der Empörung fand sich in den Mißhandlungen und der Beschimpfung gegen mehr denn 200 Chinesen, die man ihrer Zöpfe beraubt hatte.

Diese und ähnliche Ereignisse erschollen laut in Amerika und Asien. Die Zeitungen von Shanghaï, Hong-kong und der Union nahmen Partei gegen Das, was sie als den Handel mit gelben Sklaven bezeichneten und wiesen auf die Gefahren der Kuli-Ausfuhr hin. Indeß brauchten die Kolonien Arme; seine blutigen Zwischenfälle abgerechnet, war der Transport der Chinesen sehr gewinnreich: das Geschäft ging also ununterbrochen fort. Als Köder boten die englischen Agenten, die für die Antillen Kuli werben sollten, folgende Bedingungen: ein warmes Klima von gleicher Temperatur mit dem südlichen China; die allerdings große Entfernung wird in bequemen und wohleingerichteten Fahrzeugen zurückgelegt; die Gewohnheiten der Reisenden sollen keine Veränderung erleiden; der Vertrag gilt auf fünf Jahre; wem die Arbeit nicht behagt, der wird nach einem oder anderthalb Jahren in sein Vaterland zurückgebracht. Der Lohn ist vier Dollar monatlich, ein Dollar Vorausbezahlung; zwei vollständige Anzüge jährlich; wöchentlich 10½ Pfund weißen Reis oder Getraide, 4 Pfd. Rind- oder Schweinefleisch, oder auch Salzfisch, 1 Pfd. Zucker, eine Unze Thee; bei beliebiger Selbstbeköstigung wurden diese Naturalien mit 2 Dollar verrechnet. Jeder Chinese bekommt ein Stück Land zum Gemüsebau. Den Sonntag hat er frei; bei dringender Arbeit wird er dafür besonders entschädigt. Frau und Kinder des Kuli bekommen freie Ueberfahrt und erhalten ebenfalls Lohn nach Maßgabe ihrer Arbeitstüchtigkeit. — Am Bord jedes Fahrzeugs wird ein Dolmetscher angestellt, der ein oder zwei Jahr unter den Kuli verweilt, um sie in den Bräuchen und Gesetzen des Landes zu unterrichten. Endlich wird ihnen ärztliche Pflege zugesichert.

Die Amerikaner, die bei dem ganzen Handel, den die Engländer nach Kräften zu regeln und auszubeuten suchten, kein Interesse hatten und die Konkurrenz der chinesischen Thätigkeit zuerst eingesehen und gefürchtet hatten, erklärten sich von vornherein als die entschiedenen Gegner desselben. Von 1853—1857 kam diese Frage im Washingtoner Kongreß unablässig

auf's Tapet: es giebt kein unsittlicheres und schimpflicheres Geschäft; es gleicht dem Sklavenhandel, den Viele mit dem Leben bezahlt haben, ohne die Ueberlebenden zu bereichern; es wird durch amerikanische Schiffe betrieben, und so werden die ehrenhaften Beziehungen zwischen den beiden Reichen gefährdet; die Bürger der Union thäten also gut daran, sich von dem verhaßten Verkehr fern zu halten. Aber freilich, wo der Yankee ein goldmachendes Geschäft führt, da predigt man tauben Ohren.

In den chinesischen Häfen, die den Fremden offen waren, nahm man die geeignetsten Maßregeln, die mit diesem Handel verbundenen Gefahren zu beschwören und die Erfüllung der eingegangenen Bedingungen, wenigstens von Seiten der Chinesen, zu verbürgen. Man suchte die Kuli durch Milde zu gewinnen. Die Agenturen empfahlen den mit dem Transport der Kuli beauftragten Capitainen, genau darauf zu halten, daß jedem Anlaß zu Mißhelligkeiten und Verdruß vorgebeugt werde. Die portugiesischen Behörden zu Macao machten es sich zur Aufgabe, durch genaue und strenge Vorschriften den Transport zu regeln. Dessenungeachtet gerieth das Geschäft in Verfall, bis ihm der zu Kanton ausgebrochene Krieg den Todesstreich versetzte. Die wenigen Chinesen, die sich noch zu Kuli hergeben, entwickeln bisweilen nicht die Thätigkeit ihrer Brüder, die für eigne Rechnung arbeiten. In unserm nächsten Artikel kommen wir zu der Auswanderungsform, die eine gewaltige Menschenfluth über die alten Dämme China's nach Kalifornien, Australien, Borneo, den Philippinen und überall hin aus Lebensnoth oder Gewinn ergossen hat.

Mannigfaltiges.

— Schiller und Goethe in altgriechischem Gewande. Schon häufig ist die Bemerkung gemacht worden, daß zwischen manchen Dichtungen Schiller's und Goethe's und manchen Stellen altgriechischer Dichter in Gedanken und in der Ausdrucksweise eine große Aehnlichkeit stattfinde und daß der Einfluß der antiken Dichterwerke auf jene beiden modernen Dichter eben so wenig verkannt werden könne, als eine gewisse Verwandtschaft ihrer Werke mit denen der Alten, die nicht etwa nur in der Wahl antiker Stoffe, sondern auch in der antiken Anschauungsweise sich kund giebt, welche unsere Dichter durch Gedanken und Ausdruck, so wie durch die Sprache uns so nahe rücken. Die Frage nach dem Grunde dieser Erscheinung bei beiden Dichtern hat schon Manchen beschäftigt, aber sie ist zur Zeit noch nicht befriedigend gelöst worden, wenn schon manche Momente zur Erklärung beigebracht worden sind, die sich auch wohl hören lassen und die man gelten lassen kann. Auch die im Ganzen nicht ungegründete Behauptung, daß Schiller und Goethe mehr als andere ihrer Zeitgenossen sich von den Einflüssen der modernen Bildung frei zu machen und frei zu erhalten gewußt haben, und daß sie durch ihre originelle Begabung befähigt gewesen, zu einer gewissen Ursprünglichkeit der Empfindung und Anschauungsweise zurückzukehren und dadurch den alten Griechen näher zu kommen, erklärt die Sache noch nicht erschöpfend. Dagegen mag es nicht verkannt werden, daß man durch Uebertragungen aus den Werken Schiller's und Goethe's in die alten Sprachen, namentlich in's Griechische, immer einen Schritt näher zur endlichen Lösung jener Frage thut. Ist der Geist Schiller'scher und Goethe'scher Dichtung wirklich ein antiker oder doch ein dem Alterthume nahe verwandter, so muß dies dem Uebersetzer aus ihren Werken in die alte Sprache um so klarer werden; je mehr sich diese letztere, auch bei möglichster Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeit, doch der Uebertragung leicht und ohne große Schwierigkeiten fügt und gleichsam darbietet. Von diesem Allen ausgehend, haben wir es nicht unterlassen mögen, auf die „Metrischen Uebersetzungen ins Griechische und Lateinische aus Schiller und Goethe" hier aufmerksam zu machen, die das vom Rektor der großen Stadtschule in Wismar, Dr. C. F. Crain, verfaßte Schulprogramm für 1858 enthält. Es sind namentlich Uebertragungen aus Goethe's Iphigenie, sowie aus Schiller's Jungfrau von Orleans und Braut von Messina ins Griechische, und der Schiller'schen Ballade: Der Ring des Polykrates, sowie des Gedichtes: Die Theilung der Erde, ins Lateinische, welche hier mitgetheilt werden, und man muß gestehen, daß sie eben so korrekt als leicht und gefällig sind, und daß sie in der obgedachten Beziehung um so sicherer einen trefflichen Beitrag zur Lösung der Frage gewähren, je glücklicher der Uebersetzer namentlich die griechische Sprache nach Geist und poetischer Ausdrucksweise zu behandeln und sich dienstbar zu machen verstanden hat. K.

— Ampère's „Dante'sche Reise." Von J. J. Ampère's griechisch-italiänischen Studien, die unter dem Titel La Grèce, Rome et Dante" sowohl in der Gelehrten- als in der gebildeten Laien-Welt großen Beifall fanden, ist kürzlich (Paris, Didier) eine neue Auflage erschienen. In der Vorrede spricht sich der Verfasser über die Theilnahme aus, die sein Buch und namentlich der Dante betreffende Theil derselben („Voyage Dantesque") auch in Deutschland und Italien gefunden. Diese „Dante'sche Reise" ist in's Deutsche übersetzt worden, und zwar that der Uebersetzer so, als wenn er selbst der Verfasser wäre, obwohl er auf dem Titel die Worte: „auf den Spuren Ampère's" hinzugefügt hatte. Die deutsche Bearbeitung wurde darauf in's Italiänische übertragen, jedoch mit Weglassung auch der „Spuren" des französischen Verfassers. Der italiänische Uebersetzer brachte vielmehr durch eine merkwürdige Konjecturalkritik heraus, daß der angebliche deutsche Verfasser dieses Buches niemand anders sei, als Se. Majestät der König Johann von Sachsen, der allerdings ein großer Kenner Dante's ist, aber zu dem Werke Ampère's keinerlei Beziehungen hat. Und in dieser von ihm ausgesprochenen Vermuthung hielt sich der Italiäner hauptsächlich dadurch bestärkt, daß in der „Dante'schen Reise" der Verfasser irgendwo erzählt, es habe ein Mönch im Kloster de l'Avellana, am Fuße eines der höchsten Berge in den toskanischen Apenninen, als Jener dort den Namen seines Vaters nannte, ehrerbietig den Hut gezogen. Dieser Vater ist jedoch niemand anders, als der berühmte Physiker A. M. Ampère, nicht aber, wie der Italiäner konjekturirte, ein gekröntes Haupt gewesen. Glücklicherweise ist noch eine zweite italiänische Uebersetzung der „Voyage Dantesque," und zwar direkt nach dem Französischen, erschienen (Florenz, Lemonnier), und auf diesem Buche ist J. J. Ampère als Verfasser genannt.

— Die politische Stellung der Juden in Polen. Ueber diesen Gegenstand — eine der merkwürdigsten Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts, indem die Lage der Juden in Polen einen fast noch schreienderen Kontrast zu dem Humanismus unserer Zeit bildet, als die Lage der Neger in Nordamerika — ist soeben eine kleine Schrift in deutscher Sprache erschienen*). Dieselbe bildet im Wesentlichen eine Beleuchtung des von der königlich polnischen Ministerialkommission des Innern an den Administrationsrath des Königreichs abgestatteten Gutachtens über die gesetzliche Stellung der Juden in Polen, im Vergleiche mit der ihrer Glaubensgenossen in Rußland. Es sollte durch dieses Gutachten dargethan werden, daß die Juden in Polen noch nicht in der allerschlimmsten Lage sich befänden und also auch die Abhilfe nicht so dringend noth thue, als es die Stimme Europa's nach der Thronbesteigung Alexander's II. durch die geachtetsten öffentlichen Organe (Journal des Débats, Berliner Zeitungen u. a.) als wünschenswerth bezeichnete. In der vorliegenden „Beleuchtung" wird jedoch nachgewiesen, daß, selbst jenem Gutachten zufolge, die jetzige politische Stellung der Juden in Polen unverträglich mit jeder humanen Gesetzgebung, mit jeder gesunden und vernunftgemäßen Staatsökonomie und mit jeder sittlichen Volkserziehung sei. Die Beleuchtung schließt mit folgender Appellation an den Kaiser: „Im Ganzen und Großen ist die jüdische Frage in Polen ein gordischer Knoten, den nur ein zweiter Alexander lösen kann." Es wird dabei namentlich auf die Corruption eines großen Theils der polnisch-russischen Beamten hingewiesen, die die Lage der Juden als eine Goldgrube für sich ausbeuten, indem sie sich jede noch so billige Gewährung — z. B. die Erlaubniß, daß ein Judenknabe eine Unterrichtsanstalt des Staates besuche — mit schwerem Gelde bezahlen lassen. Zu den exceptionellen Abgaben der Juden gehört auch eine „Luftsteuer," d. h. jeder Jude, der nicht in Warschau geboren, zahlt für den Genuß der Warschauer Luft täglich zehn Kopeken. Die jüdische „Fleischsteuer" bringt dem Staate jährlich 350,000 Rubel, kostet den Juden aber mindestens 400,000 R. Für „Güterpacht und Schenk-Konsense" zahlen die Juden, und zwar ebenfalls nur „ausnahmsweise" und während sie alle anderen Gewerbesteuern rc. ganz so wie die Christen entrichten, 70,000 Rubel jährlich. Ein großer Theil dessen, was sie zahlen, fließt natürlich gar nicht in die kaiserlichen Kassen.

*) Beleuchtung eines ministeriellen Gutachtens über die Lage der Juden im Königreich Polen. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

28. Jahrgang. Sonnabend, den 21. Mai 1859. № 59-61.

Inhalt:

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Kriegsbereitschaft für Land und Wasser.

Die englische Armee, deren Geist und Organisation.

Mai 1859.

„Kannst du's nicht in Bücher binden, gieb ein flüchtig Blatt den Winden!" Das ist zunächst meine Literatur für diesmal. Flüchtige Blätter in den Winden, in scharfen, kalten Ostwinden, die nie während des ganzen Winters so bösartig waren, als während der ersten Tage des wunderschönen Monat Mai. Flüchtige Blätter an Bretterbuden der Wahlen, auf Werberwagen mit flatternden Bändern und Bannern, an Straßenecken und Planken; Wahl und Werbung. Die Wahlen kosten in der Regel eine Mill. Pfund, diesmal aber, meinte ein englischer Freund, würden zwei kaum reichen, weil Alles kauft und besticht, um ein im Ganzen eben solches Parlament zu Stande zu bringen, wie das aufgelöste, Palmerston-Chinesische war. Die Werber-Plakate, ihre lustigen Wagen und von Spiritus und Bier fließenden Kneipen concurriren scharf mit den Wahl-Agitationen. Man giebt für den miserabelsten Kerl zwanzig Pfund Prämie oder Kaufgeld und ist doch in großer Noth und Verlegenheit, da sich für diesen Preis der Markt immer noch karg und knapp zeigt. Viele speculative Hungerleider wollen noch warten, heißt es, da allgemein gehofft, respektive gefürchtet wird, daß Lebensmittel- und Kanonenfutterpreise noch bedeutend steigen werden. Der panische Schrecken ist da. In jedem Shopkeeperladen hört man furchtbare Klagen und Drohungen, daß Napoleon und die Russen zugleich kommen würden und man dann fürchterlich viel todtzuschlagen haben werde. Und das ist aus der blutbesiegelten, lorbeerumwundenen Allianz und Freundschaft geworden. Uebrigens ist dieser Argwohn gegen Napoleon nicht von gestern. Die Furcht vor einer „Invasion" lebt und wirkt seit Jahren und arbeitete schon lange Tag und Nacht an Kriegsbereitschaft. Dies thaten andere Staaten allerdings im gerechten Mißtrauen gegen sich selbst und andere auch in ungewöhnlicher Geschäftigkeit, wohl aber kaum in dieser furchtbaren Großartigkeit, Vollkommenheit und Massenhaftigkeit, wie England.

In Woolwich arbeiten jetzt 6000 Menschen und Dampfräder, deren Axen zusammen 7 englische Meilen lang sind und die Hände und die Geschicklichkeit von mehr als 70,000 Schmieden, Wagnern, Drechslern, Tischlern u. s. w. ersetzen, Tag und Nacht an Kriegsmaterial. Die Rifle-Kanonen-Gießerei in New-Castle unter Sir W. Armstrong, dem geadelten Erfinder der fünf Meilen weit treffenden mysteriösen „Armstrong-Kanone," schmiedet ebenfalls in furchtbarstem Eifer. Anderswo werden cylinderförmige Bomben dazu gegossen und componirt, geheimnißvolle Zünder dazu u. s. w. Auf der bisher öden Landzunge Shoebury-Paß, an der Essex-Seite der Themse-Mündung, ist eine Stadt von Kasernen und Kriegslagern entstanden, wo ungeheure Kanonen und neue Erfindungen gefährlichster Art zuerst probirt und sehr oft zersprengt werden. In Enfield, etwa 18 Meilen östlich von London machen 1400 Menschen und die großartigsten, genialsten Maschinerien die neuen „Enfield-Rifle-Gewehre," womit die ganze Armee versehen wird. Die Flotte alten, historischen Styls ist gänzlich verschwunden, und dafür seit 1848 eine Dampfflotte mit 4 Schiffen angefangen und bis zum Dezember 1858 so vergrößert und ausgebildet worden, daß sie jetzt über eine Dampfflotte von nicht weniger als 354 Fahrzeugen disponiren können. Alles von direkter Kriegsmacht ist Schraubendampfer. Die ganze Flotte, 473 Fahrzeuge, zählt nicht weniger als 351 Schraubendampfer und nur 112 mit Schaufelrädern. Die 49 Linienschiffe, 24 Fregatten, 9 Blockschiffe, 82 Korvetten und Schaluppen, 4 Mörser-Schiffe, Kanonen-Boote, Truppen-, Vorraths- und Yachtschiffe — Alles ist Schraubendampfer. Welch' eine Seeschlacht wird das geben! Lauter furchtbare Maschinerie und Technik, fernhintreffender Mord und Brand, persönliche Courage ganz unnöthig, sogar störend Alles von Hebeln, Schrauben, Ventilen, Explosions-Chemikalien, Technik, Mathematik, Physik und Chemie abhängig, in einer Stunde mehr Mord möglich, als früher in Monaten — welch' eine Aussicht auf die nächste See- oder auch Landschlacht! Ein entsetzlicher Trost für civilisirte Leute, die im Kriege alle die Bedingungen ihres Gedeihens, alle Früchte und Hoffnungen des Jahrhunderts in Blut und Schande ersticken zu sehen fürchten, liegt in dem Umstande, daß bei dieser furchtbaren Mechanik, Mathematik und Chemie der Mordinstrumente sich zwei gegenüberstehende Feindesmassen in kurzer Zeit, wie die fabelhaften Löwen in der Wüste, bis auf die Schwänze gegenseitig auffressen werden, so daß den Maschinen-Direktoren nichts Anderes übrig bleiben wird, als nun doch so schnell als möglich zum Kongreß zu fahren und Frieden zu schließen.

Es fehlt, wie wir aus diesen rasch hingeworfenen Andeutungen ersehen, den Engländern nicht an Hebeln und Schrauben der Kriegsgewalt, wohl aber an Soldaten. Militairzwang giebt's nicht: man muß sich jeden Mann kaufen. Und da nach den gelehrten Untersuchungen des General-Commissärs, E. L. de Fonblanque die Engländer nur aus Armuth Soldaten werden (wir werden hernach sehen, weshalb andere Motive wegfallen), sträubt sich gern Jeder so lange gegen die bebänderten Werbe-Sirenen, als sich irgendwie noch auf andere Weise Leib und Seele zusammenhalten lassen. Der Bedarf von Soldaten entstand rasch und im großartigen Maßstabe, so daß man die höchsten Preise bietet, die je für Kanonenfutter bezahlt wurden. Daher auch der Lärm und Jubel und die Plakate auf den Straßen, um dem Gelde den möglichsten Werth und lachende Folie zu geben.

Das Werk L. de Fonblanque's*) giebt über die Organisation, Ad-

*) Treatise on the Administration and Organisation of the British Army, with special reference to Finance and Supply. By Edward Bar-

ministration und Composition, den Geist und das eigene Wesen der englischen Armee **zum ersten Male** authentische und genaue, sachkundige Auskunft; namentlich auch über die Motive, warum Engländer und besonders Irländer Soldaten werden, warum nur Aermste, Verkommenste und Verwahrlosteste, denen alle andere Aussicht abgeschnitten ist, sich anwerben lassen und Patriotismus dabei nicht in Betracht kommt.

Als Lord Panmure Kriegsminister war, kam die allgemeine **Unkenntniß über die Armee** zur Sprache, da man fand, daß selbst Militairbeamte und sogenannte Kenner ganz oberflächliche oder falsche Vorstellungen davon hatten. Aus diesem Grunde wurde L. de Fonblanque beauftragt, ein gründliches Buch darüber zu schreiben. Als er es vollendet, war inzwischen General Peel an Panmure's Stelle getreten. Dieser wollte das Buch nur dann als offizielles drucken lassen, wenn der Verfasser seine Kritik und seine Enthüllungen über faule Stellen und Institutionen ausmerze. Dies ist aber der eigentliche Werth der ganzen Arbeit, den sich der Verfasser nicht wollte vernichten lassen. So ließ er's auf eigene Kosten drucken. Zunächst schildert er, wie der englische Soldat in allen seinen Lebensbeziehungen vom Anfang bis in's Grab administrirt wird, wie er alle Selbstständigkeit und Sorge für sich selbst verliert und Essen, Trinken, Kleider, Wohnen, Schlafen, Kommen und Gehen u. s. w. ihm von Außen diktirt und octroyirt wird. Vor einigen Jahren kam einmal der Tisch des englischen Soldaten zur Sprache, und es fand sich, daß er 30 Jahr lang alle Tage gekochtes Rindfleisch in **Einer Form** zu essen bekomme und Tausende just von dieser Nahrung getödtet worden seien.

England ist kein militairisches Land. Es ist das Letzte und Verächtlichste, Soldat zu werden. Die aristokratischen Institutionen, der Handel, das Shopkeeperthum, die Leichtigkeit, auf bessere Weise mit Freiheit Geld zu verdienen, die Rohheit und Unwissenheit unter den existirenden Soldaten, der Fluch, der sie von allem Avancement ausschließt, dies und manches Andere haben den Soldatenstand geächtet. Europa im Allgemeinen hat zwölf Soldaten auf je 1000 Einw., Rußland 14, also die meisten, nämlich England die wenigsten, 8. Je mehr Soldaten, desto wohlfeiler sind sie und umgekehrt. Der russische Soldat kostet jährlich 13, der englische 52 Pfund. Die Durchschnittszahl auf dem Kontinente ist 25 (in Belgien 38).

Die eigentliche reguläre englische Linien-Armee besteht aus 100 Regimentern, die nach der Zahl, zuweilen auch mit einem Nebentitel bezeichnet werden, wie z. B. 7[th] Fusiliers, 32[d] Foot, 78 Highlanders u. s. w. Jedes Regiment besteht, wenn voll, aus 900 Gemeinen, 180 Offizieren u. s. w. Dies giebt etwa 120,000 Mann Linientruppen, von denen aber stets eine bedeutende Zahl in Kolonien verwendet werden, namentlich in Indien.

Wie und woher bekommt man diese Soldaten?

Die Königin darf eigentlich gar keine Soldaten halten; wenigstens muß es jedes Jahr vom Parlamente neu bewilligt werden und das Geld dazu. Ohne Parlaments-Bewilligung kann sie keinem Soldaten nur einen Schilling bezahlen. Auch mit dem Gelde und der Parlaments-Einwilligung kann sie eben so wenig wie irgend Jemand einen Unterthanen zwingen, Soldat zu werden. Militairpflicht giebt's nicht. Man hilft sich mit den Steuerpflichten, mit deren Erträgen auch Soldaten zu den verschiedensten Marktpreisen gekauft werden. (Nur in Bezug auf Miliz existirt Dienstzwang.) Man geht natürlich auch hier gern dahin, wo der Markt am besten, die Preise am niedrigsten sind. In den Mittelklassen ist gar nichts zu machen, auch nicht unter den arbeitenden, so lange sie irgend zu thun oder Aussicht und Hoffnung haben. So bleiben blos die untersten Schichten und unter ihnen die „loose fishes“ übrig, die noch dazu in besondern Kneipen mit Bier und Spirituosen, Bändern und Bannern kirre gemacht werden müssen. Unter 73,000 neuen Soldaten, erzählt Fonblanque, fanden sich blos 2000, die lesen, schreiben und rechnen konnten 20,000 hatten keine Ahnung von der Bedeutung geschriebener oder gedruckter Buchstaben, 13,000 konnten etwas lesen, aber nicht einmal ihren Namen schreiben. Offiziere und Gemeine sind hier durch eine weitere, unübersteiglichere Kluft getrennt, als irgendwo auf der Erde, Wirkung doppelter Aktion und Reaktion. Die Armen und Verwahrlosten werden Soldaten, weil nur die unterste, letzte Noth sich erhoben und besser fühlt, wenn sie hier eintritt, wo man nach der Times, wie vor Dante's Hölle die Hoffnung zurücklassen muß, und die Mittelklassen ekeln sich vor solcher Gesellschaft. Ein gemeiner Soldat kann's bis zum Korporal und Sergeanten, aber nie weiter bringen. Jenseits des Sergeanten und einer weiten Kluft fangen die Offiziere, die „Gentlemen“ an, die sich ihre Stellen theuer erkauft haben, statt sich für Geld anwerben zu lassen.

Die „commissioned officers“ sind monopolisirte Aristokraten, zweite, dritte Lordssöhne, reiche Taugenichtse, welche Eltern los sein wollten und offiziell „gentlemen.“ Der Herzog von Cambridge riß zwar die soziale Kluft, welche commissioned von non commissioned officers und Gemeinen trennt, nieder und erklärte, daß die Armee in allen ihren Rangstufen für Jeden geöffnet sei, und während des russischen Krieges gab man Korporalen und Sergeanten für ausgezeichnete Verdienste „Gentlemen“-Offizierstellen; aber sie kamen in eine Hölle von Qualen, die so notorisch geworden ist, daß seitdem eine solche Beförderung in Rang und Sold einmal von 5 Sergeanten hintereinander abgelehnt ward, ein andermal von 15 u. s. w.

Welche Unnatur, welch' unerklärlicher Widerwille gegen Avancement und goldene Pfunde! Die so Beförderten kamen in eine wirkliche Hölle. Sie müssen mit den Gentlemen essen, verkehren, sprechen. Niemand spricht mit ihnen, man isolirt sie, man führt Tischgespräche, wo jedes Wort ein Dolch, ein Giftbecher auf jeder Bissen, jeder Athemzug zur Qual wird. Man hat diese Quälereien, wodurch nicht „Geborne“ ausgeräuchert, zu Exzessen verleitet, mißhandelt und verhöhnt werden, in Gerichtsverhandlungen und durch Romane kennen gelernt. Dazu sind neuerdings die Berichte der mit Beförderung bestraften Sergeanten gekommen; die Kluft ist größer, als jemals und mag vielleicht nur durch einen Krieg niedergerissen und an den Schuldigen bestraft werden.

In manchen Regimentern werden Söhne von reichen Kaufleuten und Bürgerlichen überhaupt geduldet, aber die Leibgarden, die „Household-troops, life-guards, Horseguards, Grenadier-Guards, Fusilier-Guards und Coldstream-Guards sind in ihren Offiziercorps vom reinsten Wasser und alle verwandt mit Mitgliedern des Oberhauses. Bürgerliche, die sich zuweilen hineingekauft haben, wurden thatsächlich bis auf's Blut mißhandelt und zuweilen **geohrfeigt**, worauf sie gesetzlich gezwungen waren, ihre Stelle zu verkaufen und zu verschwinden.

Dieses aristokratische, exclusive Gepräge in der englischen Armee tödtet unter den Gemeinen alle Regungen der Ambition und erniedrigt ihre niedrige Stellung noch mehr. Da nun Engländer nicht gezwungen werden können, Soldaten zu werden, muß es andere Triebkräfte geben, die ihn den Werbe-Sergeanten zuführen: Patriotismus, Neigung und Armuth. Fonblanque untersucht alle drei und findet blos Armuth als die wahre Triebkraft, da Patriotismus und Neigung durch Zureden, Bier, Gin, bunte Bänder und hohe Prämie künstlich gemacht werden. Wie gesagt, für Marinesoldaten bezahlt man jetzt 10 bis 20 Pfund pro Kopf und macht ungeheuern Lärm mit Plakaten, Musikwagen, die bebändert von 4 bis 6 Pferden durch die Straßen triumphirt werden, mit grimmigen Reden gegen den sonst angebeteten Napoleon, zu dessen Gunsten einmal ein Franzose, der den Hut nicht abnehmen wollte, als die vergötterte Majestät durch Fleetstreet fuhr, von Engländern thatsächlich niedergeboxt ward.

Das Blut kocht mir noch heute, wenn ich mich der Szene und der sonstigen Speichelleckerei und Brutalität des freien Volks für **diesen** Gekrönten erinnere, der Palmerston'schen Anerkennung, der englischen Auffütterung dieses Kuckuks, der nun billiger Weise Miene macht (wie hier der panische Schrecken prophezeit), die zärtliche Mutter Großmächte zu verschlingen.

Bounty, pay and pension (Kaufgeld, Sold und Pension, letztere freilich erst nach dem 36sten und bei der Infanterie 38sten Dienstjahre, in Krankheits- oder Fällen dauernder Invalidität natürlich früher) nach der Entlassung, das sind nach Fonblanque die Trompeten, welche die englische Armuth und Verwahrlosung unter die Vaterlandsvertheidiger ruft.

Es giebt neun Haupt-Werbe-Bureaux und 30 Hauptquartiere für Ablieferung aller Derer, die „der Königin Schilling“ einmal angenommen haben. Mancher nahm das Geld in der Trunkenheit, wofür die Werbeoffiziere bezahlten; aber hat er's einmal genommen, ist er verrathen und verkauft und steht unter den strengen Militairgesetzen, die noch mit Prügel traktiren. Die Werbeoffiziere haben ihre bestimmten Kneipen, worin Bier und Spirituosen umsonst fließen, auch Musik, Billard, Tabak, Mädchen. Dahin werden verhungerte und verlotterte Jungen (von 16 Jahren an) und Männer von Märkten und Straßen gelockt und da gefangen. Die Werbeoffiziere haben jetzt auch öffentliche Plätze eingenommen und ziehen über Sonnabends-Nacht- und Sonntags-Kaufmärkte. Alle Vortheile gelten. Ich glaube, sie müssen jetzt in kürzester Frist allein 30,000 Mann à 20 Pfund für die Marine, für die Flotte auf-

---

rington de Fonblanque, Assistant Commissary General Für das Kriegsministerium ausgearbeitet und auf eigne Rechnung des Verfassers gedruckt; nicht im Buchhandel, wie ich glaube, da ich dieses Werk nur als eine besondere Gunst zur Ansicht erhielt.

laufen, Alles wegen der Palmerston'schen und Malmesbury'schen Großmachts-Zärtlichkeit gegen ihren lieben Kuckuk, der jetzt den Italiänern Freiheit zuruft und sich sogar für diese aufopfern will, nachdem sie ihm zu Hause unschuldigerweise ganz abhanden gekommen. Ein schreckbarer Zustand, der schmachvollste für Europa während des ganzen Jahrhunderts, der schmachvollste und speziell von dem edlen Freiheitshelden Palmerston begründet und erkünstelt, in der Lombardei, in Oesterreich wie in Frankreich.

Die Engländer haben Maschinen, Waffen und Kugeln hinreichend, die ganze Menschheit damit todtzuschießen, aber es fehlt an „hands," an Leuten. Nichts wäre daher besser, praktischer und entscheidender, als wenn sich etwa Deutschland mit vielen Soldaten und England mit vielen Maschinen und Materialien, und die Italiäner, Ungarn u. s. w. dazu gegen alle Feinde der öffentlichen Ruhe und Sicherheit für einen hohen, edlen Zweck, der schön und theuer genug wäre, um die mißhandelten Völker alle zu vereinen, zu erneuern und zu der Leidenschaft zu entflammen, ohne welche nach Hegel nichts Großes geschehen kann, unter Eine Fahne stellten und Straßen, Länder und Gegenden in Europa wieder sicher machten.

Die bewaffneten Neutralitäten sind langsamer Krieg gegen das eigene Volk und Fütterungs-Mastzeiten für die Feinde. Wenn Wölfe und Räuber Wege und Stege, Handel und Wandel stören, muß man nicht warten, bis sie uns an der Gurgel packen, sondern eine allgemeine Jagd gegen sie arrangiren und je schneller, desto besser exekutiren.

Das ist mein Rezept gegen das jetzige allgemeine Elend, gegen alle Feinde der Ruhe und Ordnung und des Blühens der Gewerbe. Ich weiß, daß es kein Diplomat nimmt. Es ist ganz ohne ein Atom diplomatischer Finesse. Das hab ich bei Lecture eines echt diplomatischen Buches empfunden: Memoirs of the Court of George IV." vom Herzog von Buckingham und Chandos, über welches ich Ihnen in meinem nächsten Briefe einige Worte sagen werde.

Frankreich.

Aus Guizot's Memoiren.

II.

Die auswärtige Politik und das Interventions-Recht.

Im 13. Kapitel entwirft Guizot das allgemeine Bild der auswärtigen Politik Frankreichs unter dem Ministerium Périer. Sie trug durchaus ein friedliches Gepräge. „Gerade in der auswärtigen Politik," sagt er, „wenn in den Beziehungen der Völker zu einander die Gerechtigkeit und der gesunde Sinn walten sollen, ist das Werk der Reform höchst mühevoll und langsam. „„Es liegt in der trotzigen Natur des menschlichen Herzens,"" sagt Adam Smith, „„daß es, um an das Ziel seiner Wünsche zu kommen, sich dann erst versteht, die guten Wege einzuschlagen, wenn es die schlechten durchgemacht hat."" Noch mehr als die Einzelnen machen die Völker bei ihren auswärtigen Beziehungen den Anfang mit Trotz und Gewalt. Sei das Pathos die Macht, der Fortschritt, die Größe, der Ruhm — es kommt mir nimmer bei, darüber Staunen oder Klage zu äußern; ohne dieses Pathos würden sie in den schlechtesten Egoismus: in die Abspannung verfallen oder nahe daran sein, darein zu verfallen. Nationen wie Individuen sind dazu gemacht, mit einander in Gesellschaft zu leben; die Gesellschaft aber ist Bewegung, Wetteifer, Entwickelung bald durch Zusammenstimmung, bald durch Kampf der Ideen, Interessen, Kräfte .... Obgleich nun die Christenheit moralisch allen Gesellschaften der Geschichte überlegen ist, so streifte dennoch die Politik der christlichen Staaten in Bezug auf einander ziemlich hart an Barbarei; Barbarei von Seiten der Zuschauer wie der handelnden Personen, der Regierer wie der Regierten. Von dem glänzenden Hintergrunde der glücklichen Kriege und der geschickten Unterhandlungen heben sich recht auffallend die rohen und dummen Leidenschaften der Fürsten wie der Völker ab.

Die Regierungen ließen stets viel zu wünschen übrig, weit mehr aber in Bezug auf die auswärtige, als die inneren Angelegenheiten. Die auswärtige Politik war die Lieblingsbühne für die brutale oder schlaue Gewalt, für die Hinterlist oder die Dummköpfigkeit, für den kurzsichtigen Egoismus oder die blödsinnige Leichtgläubigkeit. In keiner ihrer Functionen waren die Regierungen gegen Wohl oder Uebel so gleichgiltig, so leichtsinnig, so verkehrt, so grillenhaft; bei keinem andern Anlaß erwiesen sich die Völker so unwissend in ihren Rechten und wahrhaften Interessen, so bereit, die Werkzeuge und die Genarrten zu sein.

Die französische Revolution hatte sich und der Welt das Wort gegeben, dieses, wie so viele andere Uebel zu heilen. Als sie sagte: „Kein Krieg, keine Eroberung mehr!" als sie das Prinzip aufstellte, daß die Gerechtigkeit und das Sittengesetz die Beziehungen der Staaten, wie die Beziehungen der Bürger jedes Staates unter einander regeln müßten: da meinte sie es ehrlich und glaubte wirklich, dem von ihr verkündeten Ziele entgegen zu gehen: Es war ihr Geschick, die edelsten Bestrebungen und die schlimmsten Leidenschaften der Menschheit zu gleicher Zeit an den Tag zu fördern und ihren Stolz durch ihre Fehlschläge und Mißgriffe zu demüthigen. Sie rief die gewaltsamste und ungerechteste auswärtige Politik, die je die Welt gesehen, in's Leben: die Politik der bewaffneten Propaganda und der endlosen Eroberungen, die alle europäischen Gesellschaften über den Haufen warf, um aus den Trümmern heute die Republik, morgen die Universalmonarchie aufzubauen. In diesem Geleise bewegte sich die auswärtige französische Politik, dem gesunden Verstande wie dem Recht zum Hohne, von 1792 bis 1814.

Wie und durch wen nahm der Kampf seinen Anfang? Wer hat zuerst den Fehdehandschuh hingeworfen? Welches gegenseitige Unrecht hatten sich Frankreich und Europa im ersten Moment vorzuwerfen? Welche Nothwendigkeit, liege sie in der Sache oder in der Einbildung, rechtfertigen oder erklären mindestens hüben und drüben Angriff und Abwehr? Auf diese Fragen lasse ich mich nicht ein; ich beschränke mich darauf, die herrschende Thatsache, den wesentlichen Charakter der Beziehungen Frankreichs zu Europa von 1792 bis 1814 hervorzuheben; es war der Revolutions- und Eroberungskrieg, der unablässige Angriff auf das Leben der Regierungen und die Unabhängigkeit der Völker.

1814 verließen Frankreich und Europa diesen abscheulichen Weg; andere Grundsätze machten sich in der äußern Politik der Staaten geltend. Weder von einer einzigen Herrschaft in Europa, noch von einer Propaganda der Ideen oder Einrichtungen durch die Waffen wollte man etwas wissen. Staaten von verschiedener Verfassung und Regierung; absolute Monarchieen, constitutionelle Monarchieen, kleine Republiken nahmen in der europäischen Gesellschaft ihre neuen oder alten Stellen ein. Der Krieg hörte auf, dauernde Lebensordnung der Regierenden und Regierten zu sein. Man sah nicht mehr Gebiet und Nationen alle zwei oder drei Jahre Namen und Herren wechseln. Mit dem Frieden und der Achtung vor den Traditionen bekam das Recht wieder einiges Uebergewicht in der auswärtigen Politik Europa's.

Man hat die beiden Mächte, die von 1814 bis 1830 auf diese Politik den größten Einfluß geübt, den Wiener Kongreß und die heilige Allianz, stark angegriffen; man hat die Organisation, die Jener Europa gab, und die Oberherrlichkeit, die diese sich hier anmaßte, scharf kritisirt. Ich will diese Kritiken weder prüfen noch in Abrede stellen: allerdings hat der Kongreß mehr denn Einmal mit Ländern und Seelen willkürlich geschaltet, ohne Rechte, Interessen, Wünsche sehr zu berücksichtigen; in den Erörterungen machte sich der Egoismus der zuletzt siegreichen Mächte so breit, daß für eine hohe und freie Anschauung der Bedürfnisse der europäischen Ordnung wenig Raum blieb; ihre geographischen und diplomatischen Combinationen waren weder treffend noch glücklich. Der heiligen Allianz grauete vor dem Fortschritt des politischen Lebens in Europa; sie pochte auf das Interventionsrecht in den fremden Staaten, indem sie als allgemeines und dauerndes Prinzip aufstellte, was nur als vorübergehende Ausnahme gelten, nur als Zufälligkeit durch irgend ein großes, unmittelbares und klares Interesse gerechtfertigt werden kann. Ich will weder der heiligen Allianz noch des Wiener Kongresses Anwalt sein; nur zwei verkannte und von ihren Feinden mit Schweigen übergangene Thatsachen will ich hervorheben. Alle Vorwürfe, die man ihnen macht, haben die Regierungen während der Epoche von 1792—1814 in weit reicherm Maße verdient. Gewaltsamer und anhaltender, als der Wiener Kongreß, hatten der Konvent und Napoleon I. über das Loos und die Eintheilung der Staaten, über Land und Leute, verfügt. Sie hatten sich weit gewaltsamer in die Angelegenheiten der fremden Völker gemischt, indem sie heute deren Könige entthronten, morgen ihnen neue aufzwangen, ihre Gesetze und Bündnisse, wie ihr politisches Loos wechselten. Hatte doch Napoleon das Interventionsrecht so weit getrieben, daß er die Handelsgesetzgebung des gesammten Festlandes regeln und aus den Hemmketten, die er der Nahrung und Kleidung aller Familien bei allen Völkern anlegte, Waffen für seinen Kampf mit England schmieden wollte! Wohl weiß ich, was sich zur Vertheidigung, zur Erklärung mindestens der Irrthümer und Gewaltstreiche dieser stürmischen Epoche sagen läßt; wohl kenne ich auch die Dienste, die sie Frankreich geleistet

hat, wie theuer sie ihm auch zu stehen kamen, verkenne nicht das Gute, das von ihren Werken, selbst nach ihrem Sturz geblieben ist. Nichtsdestoweniger stehen die erwähnten Thatsachen fest; der gesunde Sinn wie die Gerechtigkeit aber verlangen, daß auf alle Epochen entweder dieselbe Strenge oder dieselbe Nachsicht angewandt werde; und Alles in Allem genommen, walteten in Europa nach der Arbeit des Wiener Kongresses und unter der Herrschaft der heiligen Allianz mehr Freiheit, mehr Achtung vor dem Recht, als unter dem Regiment des Konvents oder des Kaisers Napoleon.

Nach der Julirevolution 1830 kehrte die Bewegung, so weit sie die auswärtige Politik berührt, in das ausgetretene Geleise der revolutionairen imperialistischen Epoche zurück; es war ein Rückfall in den Krieg der Propaganda und der Eroberung; ein Rückfall, der um so ungelegener und gefährlicher war, als ihr jedes großartige und bleibende Motiv abging. Frankreich hatte eben, dem Auslande gegenüber, einen Akt der vollständigsten und stolzesten Unabhängigkeit vollbracht, der, weit entfernt, von irgend einer Seite Angriff oder Drohung hervorzurufen, vielmehr von allen europäischen Mächten mit einem Eifer anerkannt und gutgeheißen wurde, der, wenn auch nicht ihre freundliche Gesinnung, so doch ihre Klugheit und ihren Wunsch bezeugte, jeden Zusammenstoß mit uns zu vermeiden. Der Politik Mauguin's, des Generals Lamarque und ihres Anhangs ging demnach alle Originalität, alles Verständniß der Zeit ab, und sie war nichts als eine Kopie verjährter Eindrücke, wenn sie das Land und dessen neue Regierung mit sich fortzureißen trachteten. — Nichts, weder in seiner Lage noch in seinen Beziehungen zu Europa, rief Frankreich in diese Bahn, und die Meisten, die es hineindrängten, waren selbst nur von verlebten Erinnerungen oder von kindischer Aengstlichkeit hineingedrängt.

Unter den Declamationen dieser Zeit hatte eine einzige Idee, ein einziges Gefühl noch einen Schatten von Größe: Frankreich gab sich, ohne alles persönliche und handgreifliche Interesse, nur um die Sendung der Civilisation und der Freiheit zu erfüllen, überall in Europa dazu her, Ungerechtigkeiten auszugleichen, Schwache zu beschützen und der guten Sache, die an eigenen Mitteln ohnmächtig ist, zum Siege zu verhelfen. Ich zähle nicht zu denen, die über diese Anmaßung höhnisch lächeln und sie als reine Narrheit abfertigen. Die Bande, die heutzutage die Völker umschlingen, reichen weit hinaus über die Gebietsabgränzungen, und in dem Wunsche, für die Rechte und Interessen aller Theile der großen Menschengesellschaft auch aus der Ferne thätig einzugreifen, liegt ein gewisses Maß von Wahrheit und Berechtigung, dem man ernstlich Rechnung tragen sollte. Die großen Politiker des sechzehnten Jahrhunderts begriffen die Rolle des religiösen Sinnes und räumten ihr einen guten Theil an Achtung und Macht ein; in unseren Tagen haben die sympathischen und liberalen Gesinnungen der Völker gegen einander von Seiten einer erleuchteten Politik ein Recht, dieselbe Aufmerksamkeit und Rücksicht zu verlangen.

Allein die Anwälte dieses Apostelamtes im Dienste der Menschheit vergessen eine große Pflicht und eine große Thatsache, die eine besonnene und moralische Politik nimmer aus dem Auge verlieren darf. Was die Pflicht betrifft, so hat jede Regierung, bevor sie an Das denkt, was sie fremden Völkern schuldig ist, die Pflichten gegen ihr eignes Volk in's Auge zu fassen, ihm einen guten innern Zustand, die Rechtspflege, den Wohlstand zu sichern, dessen Rechte, dessen Wünsche, dessen Blut zu schonen. Die Thatsache ist, daß die Intervention mit Waffen in Angelegenheiten einer fremden Nation niemals zum Vortheil der Gerechtigkeit und Freiheit ausschlägt. Bald giebt sie einer Partei ein erkünsteltes und flüchtiges Uebergewicht, indem sie im Schooße desselben Volkes Sieger und Besiegte durch den Fremden schafft; bald wiederum reizt sie die nanationalen Empfindlichkeiten, vor denen die inneren Zwistigkeiten schweigen, und verbindet Sieger und Besiegte gegen den Fremden. Und endlich sieht sich die intervenirende Macht genöthigt, sich entweder zurückzuziehen, weil sie sich dem hartnäckigen Uebel, dem sie ein Ziel setzen wollte, nicht gewachsen fühlt, oder mit eignen Händen das Volk zu unterdrücken, zu dessen Beistand sie gekommen war.

Denn die nationale Unabhängigkeit ist bei den Völkern ein so angebornes, gewaltiges, lebenskräftiges Gefühl, daß man sich wohl hüten müßte, es zu verletzen, selbst dann, wenn der Anschein des Moments den Fremden zur Intervention einladet und ihm einen leichten Erfolg verbürgt. Dupin gab diesem Gefühl den übertriebenen Ausdruck: „Jeder bei sich, Jeder für sich." So abgeschlossen und gegen einander gleichgiltig dürfen Nationen nicht sein; wie roh dieser Ausspruch aber auch in der Form ist, so liegt ihm dennoch eine große Wahrheit zum Grunde. Hat ein Volk Jahrhunderte lang gelebt, so wird es zur Person, deren historischer Egoismus berechtigt und achtungswerth erscheint; es ist eine Familie, der man es überlassen muß, ihre Angelegenheiten selber und nach eigenem Gutdünken zu besorgen; es ist ein Haus, in das keinem Fremden das Recht zusteht, mit Gewalt einzudringen, selbst wenn er die Gerechtigkeit oder die Freiheit mitbringt.

Gewalt und Krieg sind überdies schlechte Mittel zur Begründung oder Fortpflanzung der Gerechtigkeit und Freiheit. Gründlich und sicher gedeihen sie nur unter moralischen Einflüssen und durch Mitwirkung der Zeit. Der Anblick und das Beispiel eines wohlregierten Landes sind weit mächtiger als Kanonen, die Begriffe von einer guten Regierung und die Wünsche danach zu verbreiten. Es sind Samenkörner, die man ausstreuen und dem Winde anvertrauen muß; man überlasse dann dem Boden, in den sie fallen, das Keimen und den Besitzern die Pflege.

Die französische Revolution und der Kaiser Napoleon haben gewisse, mitunter ausgezeichnete Köpfe in eine fieberhafte Aufregung versetzt, die zu einer moralischen, ich hätte bald gesagt: zu einer geistigen Krankheit wird. Sie brauchen unermeßliche, jähe, seltsamliche Ereignisse; unablässig sind sie beschäftigt, Regierungen, Nationen, Religionen, die Gesellschaft, Europa, die Welt, wie einen Rock aufzutrennen und wieder zusammenzunähen. Um welchen Preis? — Daran liegt ihnen wenig. Die Größe ihres Planes berauscht sie, macht sie gleichgiltig gegen die Mittel, blind gegen die Gefahren des Ausgangs. Wer sie reden hört, könnte glauben, die Elemente und die Jahrhunderte ständen ihnen zu Gebote: und je nachdem das Anschauen ihrer heißen Arbeit Schrecken oder Hoffnung in Einem hervorruft, möchte man glauben, entweder am jüngsten Tage der Welt oder am ersten Tage der Schöpfung zu stehen.

Ich wiederhole hier, was ich schon anderweit gesagt: Es wird Ludwig Philipp's Ruhm bleiben, daß er eine verständige, gemessene, geduldige, geregelte und friedliche Politik begriffen und bethätigt hat. Man schreibt oft das ganze Verdienst seiner Klugheit und der schlauen Berechnung des Eigennutzes zu. Es ist eine Täuschung. Hat man der Klugheit und dem persönlichen Interesse einen guten Theil eingeräumt, so ist damit nicht Alles erklärt, nicht Alles gesagt. Die Friedensidee mit ihrer Moralität und Größe war dem Könige Ludwig Philipp tief in Geist und Herz gedrungen; die Ungerechtigkeiten und Leiden, womit der Krieg, oft um so seichte Gründe und so eitle Berechnungen, die Menschen heimsucht, empörten seinen Edelsinn und seinen gesunden Verstand. Unter den großen sozialen Hoffnungen, um nicht zu sagen, schönen Träumen, worin seine Zeit und seine Erziehung seine Jugend gewiegt hatten, stand das Friedensbild obenan und wirkte mächtig auf seine Seele. In seinen Augen war es die kostbarste Eroberung der Civilisation, eine Pflicht des Menschen und des Königs; darein setzte er seine Lust und seine Ehre, mehr noch, als er darin seine Sicherheit sah.

So besonnen und klug er auch war, so schloß er sich deshalb keineswegs in den engen Kreis eines müssigen Zuschauers. Während er in Frankreich den Frieden aufrecht hielt und Throne für seine Familie ausschlug, richtete er seine Thätigkeit über unsere Gränzen hinaus und vertrat auch hier die berechtigten Interessen der französischen Politik. Neben das Prinzip der Achtung vor den Verträgen stellte er bethätigend auch ein anderes: das Prinzip der Achtung vor der Unabhängigkeit der angränzenden und Frankreich wie einen Gürtel umschließenden Staaten: Belgien, Schweiz, Piemont, Spanien. Molé erklärte dem Baron von Werther, daß, wenn preußische Soldaten in Belgien einrücken, französische Soldaten ihnen auf dem Fuße folgen sollten. Dieselben Bescheide brachte Rumigny nach der Schweiz, Barante nach Turin. In der That nahm Belgien, mühsam zwar, aber ohne fremdes Hinderniß, seine Stellung unter den europäischen Staaten. Die Schweiz führte unbehelligt in ihre inneren Verfassungen die Verbesserungen ein, die sie, mit Recht oder Unrecht, für nothwendig erachtete. Piemont, damals politischen Neuerungen fremd, schloß sich eng an Oesterreich, ohne in dessen Abhängigkeit zu verfallen, und schonte dabei sorgfältig Frankreichs, das ihm als Feind furchtbar war und dessen Beistand ihm eines Tages wünschenswerth sein konnte. Die Epoche, in der Spanien die Anerkennung und Unterstützung seiner neuen Politik von Seiten Frankreichs nöthig haben werde, ließ sich schon vorahnen. Ueberall, rings um unser Gebiet, zeigte sich die Regierung Ludwig Philipp's thätig, indem sie jede fremde Einmischung abhielt, ohne Ehrgeiz aber wirksam die Unabhängigkeit unserer Nachbarn beschützte, und über den Einfluß und die Sicherheit Frankreichs in seiner natürlichen Bahn wachte. „Man muß," sagte er oft, „die Interessen wägen und die Abstände messen; Frankreich in die Ferne zu verpflichten, dazu ist keine Röthigung vorhanden; wir können handeln oder es unterlassen, je nachdem die Klugheit und das französische Interesse es erheischen; in unserer Nähe aber, vor unseren Thoren — da sind wir von vornherein verpflich-

ten! wir können nicht dulden, daß unsere Nachbarn durch andere, als durch sich selber und ohne uns, ihre Angelegenheiten besorgen."

Für diese verständige und ehrliche, aber mühevolle und schwierige Politik brauchte man einen Stützpunkt in Europa. Sie stieß selbst bei den Mächten, die sie laut priesen, auf Widerspruch und Mißtrauen, die stets so leicht in Gefahren umschlagen. Sie bedurfte einer aufrichtigen und thätigen Zustimmung. Und diese fand sie in England, nicht um den Preis irgend welches Zugeständnisses an ein englisches Interesse, nicht kraft einer besondern und förmlichen Verpflichtung, sondern lediglich durch das natürlichste und wirksamste Band, durch die Uebereinstimmung der beiderseitigen Politik.

Um den Frieden und die ruhige Entwickelung seiner Freiheiten zu sichern, genehmigte Frankreich die europäische Ordnung, so wie sie bestand. Um die europäische Ordnung und den Frieden zu bewahren, genehmigte hinwiederum England nicht nur das neue französische Regime, sondern auch die Hauptfolgerungen aus demselben in Europa: die Theilung des niederländischen Königreichs, die Unabhängigkeit Belgiens, die bevorstehende Sprengung des Bundes der europäischen Mächte, die sich bis dahin auf der Hut gegen Frankreich hielten. Beide Regierungen nahmen dasselbe allgemeine und höhere Interesse zu ihrer Richtschnur; denn beide führten die constitutionelle Devise in ihrer Fahne. Trotz der alten Rivalität und den langen Kämpfen der beiden Länder war ihnen das Einvernehmen leicht und durch die veränderte Lage gewissermaßen geboten. Das Torykabinet unter Wellington und Aberdeen hatte, durch die sofortige Anerkennung Ludwig Philipp's, diese Bahn eröffnet, und würde sie auch, wäre es am Ruder geblieben, unausgesetzt verfolgt haben, wie das Whigkabinet später unter Grey und Palmerston willig und mit Eifer that. England, in seiner lebhaften Sympathie für Frankreich, drängte seine Minister auf diesen Weg, und Frankreich, obgleich etwas überrascht, trat in die Fußstapfen seines Königs.

So bildete sich und so beschaffen war die englische Allianz im Jahre 1830. Eigentlich ist dieses Wort kein passender Ausdruck für die damalige Beziehung der beiden Regierungen. Später erst verbanden sie sich förmlich in gewissen Momenten und für besondere Fragen: 1832 auf Anlaß der belgischen Angelegenheiten; 1834 zur Lösung der portugiesischen Frage. Eine allgemeine und dauernde Allianz bestand nicht; sie waren durch keinen Vertrag an einander gebunden; sie handelten meist in Uebereinstimmung, aber aus freien Stücken und ohne ein anderes Motiv, als weil sie derselben Meinung waren. Und wohl muß diese Politik für Frankreich eine naturgemäße und dem Nationalinteresse entsprechende sein, da sie alle Revolutionen überlebt und die mannigfaltigsten Hindernisse überwunden hat.

Die eintägige Republik von 1848 hat sie festgehalten, und noch heute läßt das neue Kaiserthum nicht von ihr. Wie die Regierung Ludwig Philipp's, wollten diese beiden Regierungen den Frieden und genehmigten die europäische Ordnung (?)*); wie er, suchten sie in dem guten Einvernehmen mit England des Friedens Unterpfand und den Stützpunkt, um bei den europäischen Fragen wirksam zu handeln."

Italien.

Die periodische Presse in Neapel.

Der in diesen Blättern schon öfter erwähnte offizielle Preis-Courant der in Preußen durch die Post zu beziehenden Zeitungen gewinnt von Jahr zu Jahr an äußerm Umfange; noch zu Anfang der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts erreichte die Zahl seiner Nummern nicht 2000; diese Gränze ist jetzt bei weitem überschritten. Erfreulich ist es, mit diesem Zuwachs auf eine lebhaftere Bewegung des geistigen Verkehrs auf politischem und internationalem Boden schließen zu dürfen. Irrig aber würde es sein, wollte man die Fortschritte der Presse in nichtdeutschen Ländern aus den jährlichen Zusätzen und Nachträgen ermessen, welche sie in dem besagten Preis-Courant erfahren; man würde dann zu gar wunderlichen Resultaten gelangen. Noch immer bildet in jenem die Aufzählung der Organe deutscher Presse die größere Hälfte, ja zwei Drittel des Ganzen, und mit Recht, da der Staat nicht die Aufgabe hat, die ausländische Journalistik zu katalogisiren, sondern es ihm zunächst nur darum zu thun ist, die einheimische zu konstatiren und zu fördern.

Auffallend dürfte nur das Verhältniß sein, nach welchem selbst europäische Länder in so ungleichem Maße bedacht sind. Daß von den 4000 Zeitungen der nordamerikanischen Freistaaten kaum ein halbes Dutzend auf postalischem Wege zu uns gelangen, darf nicht sehr befremden, weil jene in mehr als Einer Hinsicht einer andern Hemisphäre angehören. Die Zahl der aus Rußland zu beziehenden dagegen übersteigt, trotz des schon, der sprachlichen Schwierigkeiten wegen, uns so fremden Idioms, vierzig, also vielleicht die größere Hälfte der überhaupt daselbst erscheinenden, während von ganz Italien noch nicht zwanzig aufgenommen sind, d. h. nicht einmal so viel, als in einer einzigen Stadt, nämlich Neapel, gedruckt werden, von denen aber gar keins uns zugänglich gemacht ist.

Manche Rechts- und Scheingründe mögen für diese Thatsache sich anführen lassen: Unvollkommenheit bestehender Verträge, Mangel an nationaler Anziehungskraft u. s. w.; immerhin aber bleibt sie, im Interesse der Civilisation, welche eben eine Annäherung der Völker unter sich und durch gegenseitiges Durchdringen eine Auffrischung der Jedem eigenthümlichen Institutionen bewirken soll, um so mehr zu beklagen, je greller sie mit anderen Erscheinungen und Bestrebungen in derselben Richtung, an denen unsere Zeit doch sonst reich ist, kontrastirt, und das Vorhandensein äußerer Widersprüche ohne hinreichende innere Berechtigung dokumentirt.

Magyarische und wallachische Blätter kann man per Post sich kommen lassen, in Hinter-Indien auf Bombay- und Calcutta-News sich abonniren; das Königreich beider Sizilien aber figurirt im Preis-Courant mit Hayti und Australien auf gleicher Stufe, nämlich gar nicht, trotz dieser Gleichheit doch aber mit verschiedener Wirkung; denn während man das Ausbleiben des ex-kaiserlichen Hofblattes zu Port-au-Prince oder der goldsandsprudelnden Melbourne-Times leicht verschmerzt, fühlt sich Mancher, dem die Zustände in Neapel, diesem einst mit Deutschlands Größe und Mißgeschick unter den Hohenstaufen so innig verbundenen Reiche, nicht gleichgültig sind, zu der Ansicht gedrungen, von der Presse daselbst den bekannten Ausspruch gelten zu lassen, daß sie bei uns „nur durch ihre Abwesenheit glänzt." Jedenfalls thut sie es, trotz derselben, wie dem Schreiber dieser Zeilen aus eigener Anschauung zu entnehmen vergönnt war.

Es soll dieser Eingang mit nichten dazu dienen, ein neapolitanisches Loblied anzustimmen; wir wollen es vielmehr nicht unterlassen, bedeutende dortige Schattenseiten, im Gegensatz zu den, aus langjährigem ruhigen Besitzstande entspringenden Vorzügen unserer Presse hervorzuheben; vorher aber haben wir uns nicht enthalten können, auf den Umstand hinzudeuten, welcher zur Stunde noch einem innigen Anschlusse zwischen dem germanischen und südlich-romanischen Stamme entgegensteht, nämlich die Dürftigkeit literarischer Verbindung, nicht nur so weit es den Buchhandel betrifft, was sattsam beschrieben und bekannt ist (vgl. Nr. 46 des Magazin von 1858), sondern auch, was die flüchtige, so leicht zu verbreitende und bei unscheinbarem Aeußern doch so vielseitig und einflußreich auf Sitte, Gewohnheit, Gefühl, Ansichten, kurzum auf materielles und psychisches Leben einwirkende periodische Presse angeht. Sowie man jenseits Terracina nur noch die Augsburger Allgemeine, als Nucleus deutschen Denkens, und zwar nur in wenigen Café's der Hauptstadt zu Gesichte bekommt, so stößt man, abgesehen von isolirten gelehrten Zirkeln, höchstens in einzelnen Schweizer-Konditoreien unserer nordischen Residenzen auf ein verstaubtes Exemplar des Osservatore Triestino, des Risorgimento von Turin oder des Crepuscolo von Mailand, wenn man emsige Recherchen nach autochtonischem Ab- und Ausdrucke der Tagesliteratur jenseits der Alpen anzustellen sich versucht fühlt. Und doch wie reich ist dieselbe! Wir, die wir der erstickenden Censur-Fesseln längst entledigt sind, haben um so mehr Grund zu staunen über eine Fruchtbarkeit, bei mangelnder Freiheit der Presse, als dieselbe obendrein noch dem Stoffe nach eine wenig mannigfaltige, jedenfalls einseitigere als bei uns ist. Was unsere Tagespresse wach hält, das ist großentheils das politische Leben, ein Streiten und Polemisiren über Gesetz-Entwürfe, Verfassungs-Reformen, Kammer-Verhandlungen des In- und Auslandes. Dieses weite, zu müssigem Schlendern sowohl, wie zu ernsten Betrachtungen geeignete Gebiet, ein bei uns nie geschlossener Janus-Tempel, der zwar eine unermeßliche, von leerem Geschwätz und eitlem Wortgepränge wiederhallende salle des pas perdus, aber zugleich eine ποικίλη in sich faßt, eine durch historische Vorbilder zu gewichtigen Auf- und Entschlüssen führende Ruhmeshalle, er ist für den Redacteur in Neapel — und nur dieses Land wollen wir hier in's Auge fassen, nachdem der Aufsatz in Nr. 93. v. J. 1857 in ähnlicher Art Mittel- und Ober-Italien spezialisirt hat, — verriegelt, oder der Zugang doch nur in der Art verstattet, wie man schaulustige Reisende das Parquet fürstlicher Schlösser betreten läßt, indem man an der Schwelle

*) Unwillkürlich fällt Einem bei dem berüchtigten Motto „L'empire c'est la paix" das Wort des Dichters ein: „Ruhe und Frieden — ja, die wünscht jeder Raubvogel, um seine Beute gemächlich verzehren zu können." D. R.

sie mit Filzschuhen versorgt, wodurch lautes Auftreten zur Unmöglichkeit, Gleiten und Schleichen zum bon ton und Tonlosigkeit auch hier zur Norm, zur Requisite des höhern Anstandes wird.

Die Folge davon ist natürlich, daß politische Zeitungen nur dem Namen nach, und das kaum, existiren. Während in Rom neben dem Giornale di Roma, dem amtlichen Organe, doch noch der „Vero amico del popolo" in eben so bescheidenem Aeußern, als schwacher und serviler Tendenz erscheint, regt sich unter dem Bourbonischen Szepter diesseits des Faro nur ein einziges, ausschließlich der Politik gewidmetes Blatt, nämlich das offizielle „Giornale delle due Sicilie." Wie und womit dieses seine sechszehn täglichen, je fast zwei Fuß langen Spalten füllt, scheint zu originell, um nicht von den vor uns liegenden älteren Nummern ein summarisches Inhaltsverzeichniß anzugeben, wonach die Substanz einer, dem deutschen Gaumen so ungewohnten Kost unsere Leser selbst ermessen mögen.

Im Dezember 1856 fand das Attentat des Milano statt; bis in den April 1857 hinein erstreckte sich die Fluth der sämmtlich verbotenus, und zwar stets primo loco abgedruckten Glückwunschschreiben an den König, für die wunderbare Rettung Sr. Majestät. Ein Schnellläufer-Wettkampf, nein, ein Maulthier-Rennen wär's zu nennen, dieses Sich-Ueberstürzen von schwülstigen Phrasen und hyperbolischen Redefiguren. Keine Gerichts-, keine Orts-Behörde, kein Lazaret oder Frauenkloster, kein Steuer- oder öffentlicher Almosen-Empfänger wollte mit seiner Rhetorik zurückbleiben; aus Caltanisetta allein liefen 49 Adressen ein, und alle sammt und sonders erschienen sie im besagten Moniteur, richtiger monotoneur, dem in jener Zeit hienächst nichts willkommner schien, als die Neufchateler Frage. Hatte auch diese ihr Kontingent an Protokollen und widersprechenden Kriegs- und Friedens-Gerüchten abgegeben, dann kam die englische Expedition nach Persien sehr zu statten, um daran weitschichtige, nicht eben durch Jugendfrische glänzende Reiseberichte aus Teheran und Ispahan zu knüpfen, oder aus Anlaß der China zusteuernden, französischen Flottille, eine umfassende, durch mehrere Nummern sich hinziehende Abhandlung über die Rechts- und Verfassungszustände des nachbarlichen Japan zu geben. Vom eignen Lande kein Laut; aus der Residenz nur Dekrete, Ordensverleihungen, Kabinets-Raths-Sessionen und Sr. Majestät Lokomotionen von Caserta nach Gaeta und vice-versa; aus Italien dreizeilige Notizen, wenn nicht das klerikale Oppositionstreiben auf der Deputirten-Tribüne zu Turin Gelegenheit bot, durch Aufnahme der Debatten eine wenig kordiale Gesinnung gegen das dortige Gouvernement an den Tag zu legen. Auf der letzten Seite Subhastationen und Halloway'sche Pillen, vielleicht zur Erleichterung für solche, deren Verdauung durch unvorsichtiges oder ungeduldiges Verschlucken der Artikel auf den drei ersten Seiten gelitten haben könnte. Wem nach solcher Lectüre gelüstet, der kann sie nebst hergebrachtem Modekram leichter und besser noch aus — Paris beziehen. Nicht darum also, wohl aber trotzdem ist es wünschenswerth, daß ein engerer Verband und Austausch der Tagespresse und somit Tagesmeinungen zwischen dem Süden und Norden, zwischen den Extremen, dem nordischen Preußen und den beiden Sizilien bestehe, weil mit dem Fallen der Scheidewände auch mancher tief eingewurzelte und doch morsche, an das zerbröckelnde Gemäuer sich anlehnende, nur düstere Schatten verbreitende Stamm stürzen, und der Urwald nationaler Vorurtheile vortheilhaft gelichtet würde. Doch nicht blos jene, auch wir würden gewinnen; denn so unvollkommen die Politik vertreten, so üppig wuchert dort die Journalistik auf volksthümlich ästhetischem Gebiete.

Zur Erläuterung der lokalen Bedeutung des letztern Wortes möge eine kurze Zwischenbemerkung hier Platz finden: Wenn wir durch flüchtige eigene Wahrnehmung und gründlichere Forschungen Anderer allmählich zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß im romanischen Blute durchgehends noch eine, vielleicht von grachischen Ahnen, oder aus dem republikanischen Weltreiche herrührende, weit größere Neigung zu demokratischer Auffassung der Lebensverhältnisse sich kund gibt, als dies der Fall ist bei dem in Feudal-Absonderungen groß gezogenen Germanenthum, so müssen wir doch eine kleine Ausnahme gelten lassen, für die Bretter nämlich, welche die Welt bedeuten. Als bei uns, aus dem wandernden Thespiskarren der Jahrmarkt-Gaukler, aus dem mittelalterlichen Mummenschanz und den geistlichen Fasten-Aufzügen stehende Bühnen, geschlossene Thalia-Hallen, zur Zierde der Städte und zur Erholung der Bürger, wurden, da standen alsbald auch die dort gebotenen Kunstgenüsse allen Klassen der Gesellschaft rückhaltslos zu Gebote; die Verschiedenheit der Eintrittspreise, nach Maßgabe der größern oder geringern Bequemlichkeit oder Schauzweckmäßigkeit der Plätze gestattete dem armen Handwerker, wie dem reichen Patrizier, die Theilnahme an einer und derselben Vorstellung, und fanden Beide an ihr analoge Reize. Der Grund dieser Erscheinung liegt wohl darin, daß in Deutschland der Abstand der Bildungsstufen unter den verschiedenen Ständen nie ein so großer war, als in jenen Ländern, den Geburtsstätten der Klassizität (Italien und Hellas), wo Adel und Geistlichkeit immer die Träger von Kunst und Wissenschaft waren, während das Volk in arger Finsterniß verharrte. Daher auch wohl die Wahrnehmung, daß bei uns an den Aufführungen der Meisterstücke unserer Dramatiker der sogenannte gemeine Mann mit nicht geringerm Interesse und für eine seinen Vermögens-Umständen ebenso entsprechende Geldspende beizuwohnen pflegt, als dieses von Seiten der wohlhabenderen Mittel- und reicheren höheren Klassen geschieht. Uns Germanen scheint es so selbstverständlich, daß Goethe's „Egmont" und Schiller's „Räuber" für die ganze Nation geschrieben sind und gegeben werden, daß wir uns eine exklusive ständeweis gespattene Bühnen-Literatur gar nicht denken können; denn abgesehen vom durchaus undeutschen Vaudeville und ähnlichen übertragenen Scribe'reien, findet jedes dramatische Original-Produkt bei uns in allen Schichten fast dasselbe Verständniß, Ge- oder Mißfallen. — Ganz anders im europäischen Süden. Dort trifft, so zu sagen, jeder Bildungsgrad einen verkörperten und ihm geistesverwandten Ausdruck auf einer ausschließlich ihm gewidmeten Bühne. Die räumliche Einrichtung der resp. Schauspielhäuser bringt dieses nicht so sehr mit sich, als sie vielmehr selbst eine Folge davon ist; denn bekanntlich enthalten sie meist nur ein Parterre; statt der Galerien umgeben dasselbe zwei bis vier Reihen von Logen, welche Familien- und Semester-Abonnementsweise vermiethet werden. So nun kommt es, daß, während man z. B. in Rom, im Valle- oder Apollo-Theater, im Parterre stets einem ausgewählten Publikum begegnet, welches mit andächtiger Stille dem nur gegen hohes Entrée zugänglichen, dafür aber durchaus würdigen und gediegenen Vortrage klassischer Stücke lauschet, im „Emilia" (piazza Navona) und „Teatro Nuovo" auf den ersten, wie auf den letzten Plätzen eine durch die Bank der rohen Schiffer- oder Lastträger-tribus angehörende Menge äußerst vernehmlich sich spreizt und an den, seiner Sinnesweise entlehnten groben Späßen und niedrigen Possen ihr lautes Behagen kund giebt; die spießbürgerliche Krämer- und Subaltern-Beamten-Welt hingegen in der Argentina und Capranica die ihr zusagende lyrische und dramatische Kost aufsucht. Aehnliches gilt nicht nur von Neapel, Florenz und Palermo, sondern selbst von Provinzial-Städten, wie Messina, Catania, Bologna, Ancona.

Wir könnten diese vielleicht zu manchen interessanten Aufschlüssen hinleitende, auf National-Eigenthümlichkeiten basirende Grundverschiedenheit im germanischen und romanischen Leben noch weiter ausführen, hätten wir dieselbe hier nicht blos erwähnen wollen, um eine Parallele zu leichterm Verständnisse des Folgenden zu ziehen. Mit den Erzeugnissen der Tages-Literatur nämlich hat es ähnliche Bewandtniß, wie mit den abendlichen Productionen der Schauspieler. Bei uns kennt man keine schroffe Sonderung der Presse nach Etagen, keine feuchten Kellergeschosse im diametralen Gegensatze zu hell erleuchtetem Hoch-Parterre; wohl giebt es Organe, welche Fach- und Erwerbs-Interessen vertreten (Zeitschriften für Philologen, Lederbereiter, Schneider, Photographen); wohl giebt es eine Verzweigung nach der Gesinnungs-, nicht aber nach der Lebensweise; doch Alles, was in den Bereich der Belletristik und des allgemeinen Wissens fällt, wird mit ziemlich gleichen Schöpflöffeln gespendet. Ein Blatt, welches Anekdoten und Novellen im Tone und sogar im Dialekte der Schenken und Marktbuden veröffentlichen, oder etwa eine, auch noch so sachgemäße Belehrung des Landmanns und Handwerkers in eben der Sprache, wie sie hinter dem Pfluge oder in der Werkstatt üblich ist, sich angelegen sein lassen wollte, würde schwerlich auch nur solche Leser bei uns finden. Wie sehr aber der Neapolitaner gewohnt ist, daß jedem Geschmacke genügt, und die Presse auch dem Halbgebildeten, ja sogar dem nur eben Lesekundigen gerecht werde, wäre aus Bruchstücken jener Schaar von Blättern sattsam zu erweisen, mit deren auch nur unvollständigen Aufzählung wir uns heute hier begnügen:

L' Iride (der Regenbogen). — Verità e bugie (Dichtung und Wahrheit). — Serate di famiglia (Familien-Journal). — La Pecchia ingegnosa (die fleißige Biene). — La Platea (das Parterre). — L'Espero (der Abendstern). — La Rondine (die Schwalbe). — La Rondinella. — L'Omnibus. — L'Omnibus pittoresco. — Il palazzo di Cristallo. — Il Diorama. — La Moda. — Il Cattolico. — Il Nomade. — L'Eco dell' Esperienza. — La Musica. — Gazzetta musicale. — Gazzetta dei Tribunali. — Giornale del Commercio etc. — Doch genug der Nomenklatur; welche Stadt bei uns könnte einer gleichen sich rühmen? Jene Reichhaltigkeit, die übrigens dem nähern Eingehen eine stellenweise Armuth, nach Form und Inhalt, vergebens zu verbergen trachten würde, läßt sich eben nur aus dem dargelegten sozialen Umstande erklären. Während manches jener Blätter ein

unscheinbares Dasein in den Bretterverschlägen und auf den Austerntischen am Lido führt, sind ihre Antipoden nur in Salons und Boudoirs zu treffen, andere wiederum blos in den Café's und Sorbetterien von der oder jener Nüançe der Kultur-Stufe ihrer Besucher. An politische Färbung, wie schon gesagt, ist dabei gar nicht zu denken; diese macht durchaus keinen Unterschied, schon weil sie äußerlich nicht hervortreten kann und überhaupt ein entsprechender Stoff ihr nicht geboten wird. Die Politik in der Presse kann dem Neapolitaner nur wie eine Theorie, grau in grau, erscheinen, nur so fade und farblos, wie der schon erwähnte Moniteur sie ihm täglich auftischt; allen andern Aeußerungen des Geistes ist dagegen freie Entfaltung gestattet, und diese gestalten und geberden sich nun gleich einem Schwarme buntschillernder Schmetterlinge. Jeder hascht um so lebhafter und nur zu unstät nach demjenigen, welchen Neigung, Sitte und Konvenienz, kurz das individuelle Fassungs-Vermögen ihm als den geeigneten bezeichnen. Zu verwundern ist es demnach nicht, wenn so mancher literarische Fang dieser Art, bei Lichte betrachtet, nur leicht verwischten Blütenstaub, doch keine feste Haltung, geschweige einen nach unserer Weise dogmatisch und philosophisch soliden Kern erkennen läßt. Indeß beachtet und sammelt ja der ernste Naturhistoriker gern ephemere Tag- und Nachtfalter und weiß aus ihnen Wahrnehmungen von nachhaltigem Nutzen zu leiten. So könnte ebenfalls eine freiere Zulassung der leichteren Schöpfungen und Aeußerungen des südlichen Volksgeistes schon durch den Kontrast gegen das bedächtige und von einer genial-humoristischen Auffassung des Heute und Morgen keine Ahnung verrathende Gemüth der Deutschen ein fruchtbares Interesse bei denselben erwecken, welches, einmal angefacht, sicher immer noch reger sich gestalten würde. Der Beweis für diese Behauptung wäre durch spezialisirende Mittheilung des in den neapolitanischen Blättern, bei stellenweiser Seichtigkeit, in charakteristischer Form und origineller Fülle Gebotenen leicht zu erbringen. Die Uebertragung aber würde vieles verschütten; labender ist es, mit eigener hohler Hand aus der Quelle zu schöpfen, als mit fremdem Becher daraus zu nippen.

Böhmen.

Czechenthum und Panslavismus.

II. Hanka. — Palacky. — Rieger. — Mikowec. — Purkinje. — Schafarik.

Vor etwa 40 Jahren trat ein literarisches Ereigniß ein, das die aufdämmernde, neue Epoche des Czechenthums plötzlich belebte. Wenceslav Hanka, des gefeierten Slavisten Dobrowsky Schüler — ein wißbegieriger, das zähe, suchende, spürende Czechenthum repräsentirender Bauernsohn, der sich in den alten Winkeln der Manuscriptsäle in der Wiener und Prager Bibliothek umhergetrieben, in alten Klöstern, Kirchen und verstaubten, modernden Archiven böhmischer Kavaliere nach Urczechenthum geforscht und gegraben, und der schon manches altböhmische Schriftdenkmal, manchen verrosteten poetischen und sprachlichen Schatz an's Licht gebracht hatte, war auf einer solchen Wanderung auch in eine alte Kirchenruine gekommen, von deren verwitterten und morschen Mauern der junge Czeche den Geist des Hussitenthums absaugen wollte. Wie erzkatholisch der Böhme auch sei, er verehrt im Geheimen doch das ketzerische Hussitenthum und die Erinnerungen an Ziska und andere Hussitenhäuptlinge leben frisch und heilig gehalten von Geschlecht zu Geschlecht weiter. So war auch Hanka ehrerbietig zu alten Hussiten-Ruinen geschlichen, was jeder Czeche sich schuldig zu sein glaubt, wie der Muselmann die Wallfahrt nach dem Grab des Propheten zu Mekka; er war so nach Königinhof gekommen, stieg — es war just der 18. September 1817 — in das alte Thurmgewölbe der Kirche, tappte, suchte nach altem, freiem Nationalgeist; horchte, ob kein ketzerischer, vergötterter Hussitenton durch die alten Gemäuer seufzte; betastete, befühlte die Steine, und siehe! plötzlich huscht seine Hand über nasses, kaltes Pergament; er faßt es, zieht es hervor, und hat, der Ueberglückliche, alte, verschimmelte, aus Menschenhaut gegerbte Blätter in der Faust, beschrieben mit alten böhmischen, glagolitischen Zeichen — genug, die berühmte Königinhofer Handschrift, deren Echtheit neuerdings bezweifelt wird, zur Entrüstung der Matice česka und wohl mehr aus Parteigehässigkeit, denn aus vernünftigen Motiven *). Es waren altböhmische Gesänge, ureinfach, Perlen der slavischen Poesie, die bei ihrer ersten Herausgabe allgemein entzückten, die Goethe, W. v. Humboldt, Grimm und andere unparteiische Autoritäten für echt erklärten, und Hanka plötzlich zum populärsten und gefeiertsten Mann in Böhmen machten — ein keuscher Ruhm, der den glücklichen Träger nie in Versuchung führte, und den er sich in echter Weisheit bis heute noch zu bewahren wußte.

Die Wirkung, welche Hanka's Fund auf die Czechen machte, war eine außerordentliche und riß vollends die nationale Tendenz aus ihrer bisherigen stagnirenden Ruhe. Man hatte plötzlich eine feste Basis, einen goldenen Herd, über dem sich der junge Bau der wieder erwachten böhmischen Literatur mit jugendmuthigem Stolz und schöner Zuversicht wölben konnte. Die Wogen des Nationalbewußtseins rauschten durch das alte Land, das mit seinem Leben und Streben wie im Schooße der Zeiten versunken schien; die neue Aera des Czechoslavismus wurde enthusiastisch eingeläutet; alle slavischen Stämme empfanden die Glut in einem ihrer Glieder, das sie für abgestorben hielten, mit, und ahnten in der neugetriebenen Blüthe des alten, unter germanischem Geist scheinbar erdrückten Czechenthums die Frucht ihres einheitlichen Wesens. Böhmischer Patriotismus, sonst ein stummes Ding und zu Opfern nicht sehr bereit, loderte plötzlich über die stereotype Lauheit fort und half, von Hoffnungen geschwellt, rüstig am Bau des neuen Tempels mit. So entstand eine Säule desselben nach der andern; die Volkslieder wurden im ganzen Lande gesammelt; der Gymnasialprofessor J. Jungmann in Leitmeritz, bekannt durch sein großes böhmisches Lexikon, schuf in seiner Styllehre und Chrestomathie (Slovesnost, 1820) einen wohlthätigen Leitfaden für angehende böhmische Schriftsteller; das Nationalmuseum entstand (1818) auf den Aufruf und durch die werkthätige Unterstützung des Oberstburggrafen Franz Anton Grafen von Kolowrat-Libsteinsky und kam, trotz geheimer Kabalen und der verbissenen Feindseligkeit des Metternich'schen Kabinets, schnell zu Bedeutung und Ansehn. Wenzel Hanka wurde zum Dank für die Auffindung der Königinhofer Handschrift mit der Leitung desselben betraut und zum Bibliothekar ernannt; denn es handelte sich vor Allem darum, eine böhmische Nationalbibliothek zu schaffen. Der Thätigkeit Hanka's ist es zu danken, daß durch Geschenke und Vermächtnisse und Ankauf heut eine sehr stattliche und an Bohemica besonders reiche Bibliothek existirt, deren Ordnung musterhaft und alleiniges Werk des Bibliothekars ist. Tagtäglich findet man den nun alt gewordenen Hanka im Saale seiner Schöpfung, freundlich, still, einfach — ein breiter, kräftiger Mann mit blatterartig zerfetztem, gutmüthigem Gesicht, Czeche durch und durch, von Morgens bis Abends nur in seiner Welt lebend, mißtrauisch und knurrig gegen die Deutschen, stiller Agitator der panslavistischen Partei, dessen Korrespondenz unermüdlich die Fäden schürzt, die slavischen Geister annähert und kennen lehrt; ein Mann, der durchdrungen ist von der Mission des Slavismus, der nicht ein Titelchen davon aufgiebt, nie oder höchst widerwillig sich mit anderen als slavischen Interessen beschäftigt und der mit Stolz seine russischen Orden trägt. — Es ist noch zu erwähnen, daß das böhmische Nationalmuseum neben seiner Bibliothek eine sehr werthvolle und interessante Sammlung alter böhmischer Waffen, Handschriften, Merkwürdigkeiten, Vögel, Amphibien und Mineralien besitzt.

In diese Regenerationsepoche des Czechenthums fällt auch die damit innig zusammenhängende Hebung der böhmischen Journalistik. Der Čechoslav fing an, unter Tomsa's Leitung Originalartikel von selbständigem Charakter zu bringen; Schiller und Goethe wurden übersetzt; Ossian zuerst in die böhmische Literatur eingeführt und durch starke Berücksichtigung polnischer und russischer Erscheinungen die Idee der slavischen Wechselseitigkeit gefördert, deren Banner Johannes Kollar in Buda-Pesth, aber erst mehrere Jahre später, unter Acclamation von der einen, doch auch Anfeindung von der andern Seite erhob, denn die Träume über ein in sich abgeschlossenes, wieder freies Böhmenreich waren in vielen Köpfen noch vorhanden und wurden für den Panslavismus erst allmählich und auch wohl ungern aufgegeben. — Eine andere bedeutende, wenn auch bescheiden auftretende Zeitschrift war der aus dem Rozmanitosti (Buntes, Verschiedenes) 1820 hervorgegangene Hyllos, von Hybel redigirt. Bei fünfzig Mitarbeiter unterstützten das Blatt, welches sein Augenmerk vornehmlich auf Popularisirung vaterländisch-geschichtlicher Data und Persönlichkeiten, Schilderungen böhmischer Städte und Schlösser richtete, da-

*) So viel uns bekannt, will Herr Professor Hanka nicht persönlich der Auffinder der Handschrift im Kirchthurme von Kraledwor (Königinhof) gewesen sein; wohl aber war er ihr erster Herausgeber und gelehrter Kommentator, während sein verstorbener Freund, Professor Swoboda in Prag, die erste deutsche Bearbeitung der Handschrift geliefert hat. In dem ersten Hefte der neubegründeten „historischen Zeitschrift“ von Sybel, befindet sich übrigens ein aus der Feder von Dr. Max Büdinger geflossener, mit kritischem Scharfsinn geschriebener Artikel, worin behauptet wird, daß die Königinhofer Handschrift nichts weiter, als ein matter Auszug der Chronik des Hajek sei, der „von armseligen Skribenten platt geschlagen und dann von Fälscherhand mit Flittergold behängt worden.“ D. R.

bei aber seine Spalten auch für ältere und neuere Poesie geöffnet hielt. Die meiste Bedeutung in jener Zeit hatte aber wohl die 1821 gegründete Zeitschrift Krok, Name des weisen Dichters und Vaters der fürstlichen Seherin Libussa. Einige der eifrigsten Patrioten, darunter der hochgeachtete Naturforscher Johann Swatopluk Presl (gest. 1849), Professor der Zoologie an der Prager Universität, der auch als Redacteur genannt war, und der liebenswürdige, gelehrte Reisende Friedrich Graf Berchtold von Ungarčik, hatten den Plan dazu entworfen und das Unternehmen opfermuthig in's Werk gesetzt. Philologie, Aesthetik, Technologie, Philosophie, Naturwissenschaften sollten darin vertreten sein, und in der That lieferte der Krok die dankenswerthesten Materialien zu der jetzt konsequent entwickelten böhmischen Terminologie aller Künste und Wissenschaften. Die Anstrengungen der Herausgeber hielten das Unternehmen, an dem sich die besten Kräfte betheiligten, bis zu der Periode, wo man dieser literarischen Baumschule im Hinblick auf den immer dichter bebuschten Garten nicht mehr so dringend bedurfte.

Eine hervorragende Bedeutung für diese neuczechischen Bestrebungen, welche im Jahre 1848 einen fruchtlosen Versuch machten, den Panslavismus zu realisiren, und die noch heute emsig auf dieses Ziel gerichtet sind, besitzt die böhmische Museumszeitschrift Časopis společnosti českého museum, welche die Museumsgesellschaft im Jahre 1827 gründete und die gewissermaßen das Centralorgan der nationalen Partei, Ausdruck der böhmischen, mit vorherrschend panslavistischem Charakter begabten Wissenschaft wurde. Franz Palacky, der im Jahre 1823 als ein unbekannter Kandidat aus Mähren nach Prag gekommen war, um seinem Lieblingsstudium, der Geschichte seines Volkes, mit Eifer obzuliegen, übernahm die Redaction der Museumszeitschrift und hob sie zu einer spezifischen Bedeutung für böhmische Nationaltendenzen. Palacky, damals einige zwanzig Jahre, war die verbittertste, glühendste Czechenseele unter dem ruhigsten, glattesten Aeußern. Er war bescheiden, fast furchtsam, arm, gedrückt von Sorgen um die Zukunft und auch von Gram um das Geschick der Czechen, die aus dem germanischen Wesen sich nicht herausringen konnten. Zwar Mähre von Geburt, war er doch einer jener Charaktere, die sich in die Vergangenheit versetzten und ihre Identität mit den Czechen nicht verleugneten. Er kannte mit erstaunlicher Gründlichkeit alle slavischen Sprachen und Dialekte und war überhaupt mit so weiten Kenntnissen und Studien versehen, daß er bald die Aufmerksamkeit der vornehmen Czechen auf sich lenkte. In demselben Augenblicke, wo Palacky, der bleiche, schwache junge Mann, über sein Geschick verzweifeln wollte, nicht wußte, was er beginnen sollte, nahmen sich seiner die Grafen Kaspar und Franz von Sternberg, welche die Fähigkeiten des jungen und schon reifen Mannes erkannt hatten, an und wußten ihn als Redacteur der eben gegründeten Museumszeitschrift an den rechten Posten zu bringen. Palacky grub sich nun förmlich in sein neues Amt ein — kein Redacteur, der mit mehr Enthusiasmus seine Pflicht erfüllt hätte. Er wußte, wohin er steuern wollte; sein Streben war Kräftigung des Czechenthums, Entfremdung und Isolirung, Aufreizung und Erbitterung gegen das Germanenthum, Verschmelzung aller slavischen Elemente, um dem Böhmenthum die Zukunft zu sichern. In jedem Monatsheft dokumentirte Palacky dies Bestreben; seine Artikel, zugleich Ausflüsse seiner seltenen Kenntnisse des Slaventhums und wahre Bereicherungen der vaterländischen Literatur, waren hauptsächlich bestimmt, Gift in die czechischen Gemüther zu senken, Zorn, Groll und Grimm gegen die Deutschen. Er verstand zu diesem Behufe die Kunst, trocken und glatt zu schreiben und sich vor Unbedachtsamkeiten im Ausdrucke zu hüten; er brachte nur Thatsachen, zog die Geschichte der Böhmen an, that weiter nichts, als daß er heut die ehemalige Freiheit der Czechen schilderte, morgen die Art und Weise, wie sie von dem Kaiser betrogen und hintergangen, von den Deutschen gemißhandelt, verfolgt und gedrückt worden waren. Er hegte keine Meinung, fällte kein Urtheil, aber die Thatsachen sprachen desto aufreizender und wurden von dem Volke sehr wohl verstanden. Bellettristik und Geschichte waren hauptsächlich die Felder, welche die Museumszeitschrift bebaute; die Jahrgänge, welche Palacky redigirte, nämlich von 1827—1837, waren für Böhmens Geschichtsforscher und Literarhistoriker eine kostbare Fundgrube und für Ausbildung und Klärung der Tendenz, welche das Czechenthum in heutiger Zeit verfolgen sollte, von der wesentlichsten Bedeutung. Die Zeitschrift, viel bedeutender als sie heute ist, übte ihren Einfluß auf alle slavischen Geister und bewirkte auch, daß sich fremde Kapazitäten plötzlich mit der sonst ganz mißachteten böhmischen Literatur eingehender beschäftigten, wie denn Goethe bis zu seinem Tode ihre Artikel mit dem regsten Interesse verfolgte, und, sicherlich ohne Ahnung der geheimen Absichten und Agitationen der Czechen, an Zustimmung und Ermunterung es nicht fehlen ließ.

Nachdem Palacky die Redaction der Museumszeitschrift niedergelegt hatte und durch eine reiche Heirat in den Stand gesetzt war, ganz seinem Studium und Neigungen obzuliegen, warf er sich mit einer Leidenschaftlichkeit auf das Studium der böhmischen Geschichte, die sprechendes Zeugniß von den Empfindungen ablegt, die diesen Mann beseelen. Er hielt es für seine Mission, zu zeigen, was einst Böhmen war und wie es von den Deutschen durch alle Mittel der List und Gewalt unterjocht worden; es war die Aufgabe seines Lebens, das Testament böhmischer Anschauungen zu schaffen, die Bibel, aus der der Czeche und Slave seinen Trost und Nahrung für den Groll gegen die Deutschen schöpfen konnte. Diese Aufopferung Palacky's, diese Zähigkeit, diese Unversöhnlichkeit seines gereizten Czechengeistes sind wirklich heroisch zu nennen. So alt er ist, beschäftigt er sich nur mit dem Gedanken, für sein unterdrücktes Vaterland zu arbeiten; indem er es that, schwollen Groll und Grimm in seiner Seele an, grämte sich sein Gemüth, ballte sich seine Faust, röthete sich vor Zorn sein Auge. Es war eine undankbare, trostlose Arbeit, den Untergang des Vaterlandes, seine Schmach und blutige Vernichtung so ruhig und stilltraurig zu schreiben, daß das Werk in Oesterreich erscheinen konnte und als wenn das Herz darüber nicht geblutet hätte. Und doch that es Palacky. Er wanderte von Archiv zu Archiv, von Stadt zu Stadt bis nach Paris und London, um nach alten Urkunden über die frühere böhmische Geschichte zu forschen; er scheute keine Mühe und Anstrengung, um die Beweise zu beschaffen über den Mord, den das Germanenthum an Böhmen begangen. Zwanzig Jahre lang grub er nach diesen Schätzen und noch heute ist er nicht müde und fertig; er hat die Früchte seiner Anstrengungen und Studien in mehreren Bänden böhmischer Geschichte niedergelegt und bis zum vierzehnten Jahrhundert die Vergangenheit des alten Czechenreichs so aufgeklärt, wie es nur möglich war und wie es unmöglich schien. Palacky ist kein eigentlicher Geschichtschreiber; er hat keine Schule und schreibt im Style der trockensten Wissenschaft; es sind Urkunden, die Niemand außer ihm kennt und schwerlich gesehen, alte Briefe und Dokumente, die er aus den Archiven zusammengesucht und entziffert hat. Was er sagt, muß man ihm glauben; denn er beweist, und Anderen ist ein Gegenbeweis unmöglich gemacht. Er ist über die böhmische Geschichte so klar, daß er kein Deuteln und Zweifeln für zulässig erachtet und sich für diesen Gegenstand als alleinige Autorität betrachtet. Außer ihm, meint er, giebt's Keinen, der eine böhmische Geschichte schreiben kann; er sieht sich als deren Generalpächter an und anerkennt kein Urtheil, was dem seinigen widerspricht. So zäh und von sich selbst durchdrungen, ist er auch im persönlichen Verkehr; er lacht nie, er lächelt kaum und wenn er's thut, ist's nur ein Zug leiser Ironie und Bitterkeit, der über ein erdfahles, pergamentartiges Angesicht flüchtig hineilt; sein rothbraunartiges, noch starkes Haar, stark auf die Stirn herabgeneigt, sein scheues Auge, sein bedächtiges, seltenes Sprechen, das fortwährende Abwesendsein macht dazu den unheimlichsten Ausdruck und es gehört erst nähere Kenntniß seines Charakters dazu, ehe man diesen Mann gern sieht. Wenn er aber Gelegenheit hat, über böhmische Geschichte zu sprechen, so belebt sich diese große, kräftige Gestalt; das Auge blitzt und hinter den leisen, scharf accentuirten Worten, vernimmt man deutlich das Geräusch des aufgezogenen Räderwerks nationalen Grolles. Er ist der Typus jenes äußerlich ruhigen, innerlich unversöhnlichen Czechenthums, das keine Gemeinschaft mit dem Germanenthum eingeht und im Prinzip die Herrschaft Oesterreichs nicht anerkennt. Auf dem Reichstage im Jahre 1848 gab Palacky dieser Gesinnung genügenden Ausdruck, wenn er auch, seinem vorsichtigen Wesen gemäß, niemals offen und bestimmt seine Ansichten über diesen Punkt zu äußern pflegt.

Sein Schwiegersohn Rieger, dem bei dieser Gelegenheit wohl eine Erwähnung zukommt, ist in dieser Hinsicht die Offenheit selbst. Es ist ein stattlicher, kräftiger, schöner Mann mit einem Paar großen treuherzigen Augen, wie man sie selten bei einem Böhmen findet; ein freier, unabhängiger Mann, der durch eine schöne Redegabe, weitschichtige Kenntnisse, große Vaterlandsliebe und ein weltmännisches, liebenswürdiges Benehmen sich auszeichnet und der von allen Parteien hochgeachtet wird. Seit seiner rührigen Thätigkeit auf dem Reichstage von Kremsier sahen die Böhmen in ihm ihren begabtesten Redner und Staatspolitiker. Rieger, mit einer Tochter Palacky's vermählt, theilt im Grunde die Gesinnungen desselben; denn auch er ist Czeche mit Leib und Seele. Aber er bewegt sich doch mehr auf dem Boden der Wirklichkeit, steht über kleinlichen Vorurtheilen und unterscheidet sich dadurch von Palacky und einem großen Theil der Czechen, daß er sich mit der Wiederherstellung der alten böhmischen Selbständigkeit, unter der Souverainetät des österreichischen Kaisers begnügen würde. Es ist dies allerdings der Wunsch aller Czechen; doch würden sie dabei nicht stehen bleiben und ihre Erbitterung gegen die Deutschen damit noch keineswegs aufgeben. Sie würden in der Wie-

derherstellung des alten böhmischen Königreiches nur die Erfüllung einer Pflicht sehen und die panslavistische Idee nicht aufgeben. Rieger indessen sieht die Verhältnisse unbefangener an und würde in innigster, aufrichtigster Dankbarkeit an Oesterreich sich anschließen, wenn dies dem altböhmischen Leben, der einstigen nationalen Selbstständigkeit nur einige Konzessionen machte. Er ist jedenfalls einer der edelsten, patriotischsten, offensten und biedersten Charaktere der czechischen Partei, ohne Hehl und Falsch, klar sein Ziel erkennend, abhold allen Chimären und zu hochgebildet, um sich in eine Parteileidenschaft zu verbeißen. Er unternimmt jetzt im Verein mit Palacky die Herausgabe eines böhmischen Conversations-Lexikons (Slovník naučný*).

Indessen müssen wir nach dieser Abschweifung noch einmal auf die Journalistik der Böhmen zurückkommen, die einen nicht zu unterschätzenden Maßstab für das rege Leben der Czechen seit etwa vierzig Jahren bildet. Ein Organ der böhmischen katholischen Geistlichkeit, Casopis pro Katolicke duchovenstro, das im Jahre 1828 gegründet wurde, ist nicht ohne Wichtigkeit und sein Charakter beweist, daß der niedere böhmische Clerus, wie schon erwähnt, viel inniger mit den spezifischen Nationalempfindungen zusammenhängt, denn, wie gewöhnlich der Fall, mit der Hierarchie Rom's.

Im Jahre 1830 erschien auch wieder, wenn auch nur für kurze zwei Jahre, ein neuer „Čechoslav;" aber er hatte insofern eine besondere Bedeutung, als er gewissermaßen das Centralorgan der jungczechischen Partei war nur hauptsächlich jüngere Schriftsteller, wie Frauta, Tomicek, Langer, die Redaction führten. Langer besonders war durch einige glühende Artikel eine gefeierte Größe der Patrioten geworden und schien einer großen Zukunft entgegen zu gehen; das Geschick schleuderte ihn jedoch in seinen Geburtsort Bohdanec zurück, wo er im Jahre 1846, kaum 40 Jahr alt, starb. Nach dem Abgange Langer's von der Redaction des Čechoslav verlor dieser seine Bedeutung und hörte endlich auf zu erscheinen.

Einen glücklichern Bestand fand die Zeitschrift „Květy," „Blüthen," welche 1834 von Pospišil aus dem frühern „Hyllos" geschaffen wurde und zu den verbreitetsten und wichtigsten aller böhmischen Zeitschriften gehörte. Zu gleicher Zeit wurde aus der Beilage der böhmischen Prager Zeitung ein selbständiges Journal Vcela, die Biene, gemacht, und die Redaction desselben erst dem bekannten Dichter und Gelehrten Čelakowsky, dann dem jungen, reichbegabten und populären Tyl übergeben. Die „Květy" und die „Vcela" rivalisirten energisch miteinander und theilten gewissermaßen die jungböhmische Literatur in zwei Lager, deren Kampf nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das geistige Leben blieb. Mit Tyl's frühem Tode hörte diese förderliche Friction freilich auf.

Ein anderes, nicht zu vergessendes Journal war „Ost und West" von Glaser, ein als deutscher Dichter nicht unrühmlich genannter Name. Auch Karl Egon Ebert betheiligte sich an dem Blatte, das hauptsächlich das deutschböhmische und allgemein deutsche Literaturleben im Auge hatte und zu den czechischen Journalen eigentlich nicht gerechnet werden kann. Die beiden angeführten Dichter, obgleich geborene Böhmen, haben gar nichts mit czechischen Tendenzen gemein, ebensowenig wie Alfred Meißner, Uffo Horn und andere böhmische Schriftsteller, die man als rein deutsche betrachten kann. Sie schlagen wohl auch gern einmal an die große Glocke der böhmischen Nationalempfindungen, aber weniger aus Tendenz, denn aus Vorliebe für Effekt und die Dankbarkeit von dergleichen Stoffen. Meißner's „Ziska," Ebert's „Vlasta," sind Dichtungen, welche böhmische Geister verherrlichen, aber nicht aus Patriotismus, sondern aus Zufälligkeit der Wahl. Ebert ist ein so guter Deutscher, daß er die Czechen mit gewaltigen Antipathien betrachtet; er war früher Bibliothekar und Hofrath des Fürsten von Fürstenberg, ließ sich in noch kräftigem Mannesalter pensioniren und lebt jetzt behäbig und still, zehrend von seinem Ruhegehalt und dem Ruhme, welchen ihm einst die „Vlasta," das glückliche Anschlagen an die böhmische Sagenwelt, einbrachte. Glaser ist bei der Universitätsbibliothek beamtet, Philister geworden und ziemlich mißmuthig darüber, daß seine paar Gedichte von der undankbaren Mitwelt nicht gehörig respektirt wurden. Sein „Ost und West," ein ganz tüchtiges Blatt, überlebte den Sturm von 1848 nicht**).

Von den jetzt noch hervorragenden Journalen ist die täglich erscheinende Pražské Noviny, Prager Zeitung, zu erwähnen, ein ziemlich ledernes, trockenes Journal, welches die große Firma Haase herausgiebt, bekanntlich auch die Verlegerin der offiziösen deutschen Prager Zeitung. Eine andere, wöchentlich erscheinende Zeitschrift ist der Lumir, ein viel verbreitetes, bellettristisches Blatt von ausgesprochener Czechen-Gesinnung. Redacteur desselben ist Ferdinand Mikowec, ein sehr fruchtbarer und spekulativer böhmischer Schriftsteller, Dichter, Archäolog, Historiker u. s. w. Mikowec ist ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, sehr groß oder vielmehr lang, mit rothblondem Haar, feinem Teint, einer der eitelsten Stutzer, die je in engen Inexpressibles und Frack sich bewegt haben, ein Mann, der vor Gram sterben würde, wenn keine Spiegel existirten, und der allen Humor verliert, wenn er nicht stets so placirt ist, daß er sich im Trumeau bewundern kann.

Im Jahre 1848 war Mikowec Student und betheiligte sich an der Agitation und Revolution in Prag. Um die Mißliebigkeit, die er dadurch nach Oben hin erregt hatte, wieder zu unterdrücken, faßte er den eben so kühnen, als edlen Entschluß, zu dem Freicorps zu gehen, welches die österreichische Regierung gegen die Ungarn formiren ließ. Mikowec's Gewissen ward schnell über dieses Renegatenthum getröstet durch die prachtvolle Uniform, welche den Freiwilligen auf ihre Kosten gestattet war zu tragen. Es war doch zu schön, in engen Halbstiefeln und ungarischen Hosen, mit goldgesticktem Husarenwamms, scharlachrothem, fliegenden Dolman, mit krummem, türkischen Säbel, zwei Pistolen im Gürtel, einen Karabiner über der Schulter, auftreten zu können; die große Figur von Mikowec machte sich in dieser malerischen Kleidung außerordentlich imposant. Heldenthaten verübte der brave Böhme, der erst mit revolutionirt hatte und dann auszog in prachtvollem Theaterkostüm, um die Revolution zu bekämpfen, zum Glück nicht; er roch nicht einmal Pulver. Aber im Bewußtsein des Heroismus, den er gezeigt, kam er wieder nach Prag zurück und ging vier Wochen lang zum Entzücken der jungen Mädchen in seiner malerischen Tracht fleißig spazieren.

Mikowec bildete sich inzwischen zum Schriftsteller aus und lernte Böhmisch, was er bis dahin noch nicht kannte. Bei Völkern, die nur wenige literarische Geister zählen, ist es sehr leicht, seine schriftstellerische Production rühmlich zu verwerthen, und wenn auch die Böhmen verhältnißmäßig eine wohlgepflegte Literatur besitzen, so wird diese doch lediglich von nationalem Geist getragen und ein Schriftsteller, ein Dichter Böhmens findet stets ein dankbares Feld seiner Thätigkeit. Dies verhehlte sich auch Mikowec nicht, und kaum daß er sich die Fertigkeit des czechischen Idioms erworben hatte, als er als Dramatiker, Archäolog und Historiker auftrat. Unstreitig hat er von allen böhmischen Autoren das beweglichste Talent, und seine Studien und Kenntnisse der böhmischen Geschichte sind aller Anerkennung werth. Seine Dramen haben vielen Beifall geärndtet und zeugen, wenn nicht von besonderer politischen Kraft, so doch von Geschick und glücklicher Benutzung der nationalen Gesinnungen. Er ist dabei einer der fleißigsten Arbeiter und um so fruchtbarer, als er sowohl böhmisch als deutsch zu schreiben versteht. Sein Lumir wird daneben nicht ohne Takt redigirt; sein Styl ist trocken, dürr; er schreibt wie ein Pedant, gelehrt, ohne Schwung; aber er weiß seine Kenntnisse gut anzubringen und man lernt Manches aus seinen Aufsätzen. Sein Lieblingsgegenstand ist das Zeitalter Rudolph's II. und die alten Kirchen und Burgen Böhmens und Mährens, mit deren Chronik und Geschichte er außerordentlich vertraut ist. Von ihm ist auch der Text zu dem malerischen Album von Mähren, das in Olmütz erscheint, sowie zu den Alterthümern und Denkwürdigkeiten Böhmens, die neuerdings in Prag herausgegeben werden.

Noch einige Persönlichkeiten der Czechen sind von Interesse und mögen die Skizze vervollständigen helfen. Der Advokat Dr. Pinkas, aus dessen Feder früher die geistvollen und pikanten Prager Korrespondenzen für die Kuranda'schen „Grenzboten" geflossen sind, gehört mit zu der Palacky'schen Partei, aber die Eigenthümlichkeiten seines Charakters gestatten ihm nicht, sich in jene Verbissenheit und Vergrimmtheit zu bannen, welche der Historiker Böhmens fühlt. Sein Witz bricht aller Leidenschaft die Spitze ab. Schon wenn man in dieses interessante Schalksgesicht blickt, dessen Stirn sich beim Sprechen bis in die starken, mit Grau gemischten Haare hinauf runzelt; wenn man diese scharfen, schelmischen Augen, oben überbuscht von dunklen Brauen, unten mit ihrem sarkastischen Leuchten balancirt durch einen husarentüchtigen, eisgrauen, spießförmig geknebelten Schnurrbart betrachtet, zeigt sich jene Attraction, die man ge-

---

*) Es liegt uns ein Prospekt und ein Probebogen dieses „Slovnik" vor, der im Verlage von Kober und Markgraf in Prag erscheint. Außer dem deutschnamigen Herausgeber, Dr. F. L. Rieger, finden wir in dem Verzeichnisse der Mitarbeiter wenigstens noch fünfundzwanzig deutsche neben etwa sechzig slavischen Namen. D. R.

**) Zu den auf dem Felde der deutschen Literatur thätigen Böhmen ist auch der ehemalige Demokrat Adolph Kolatschek zu zählen, der von Wien aus in Norddeutschland, und zwar in Gotha, ein anti-gothaisches, anti-norddeutsches, mit echt böhmischer Schlauheit redigirtes Journal unter dem Titel: „Stimmen der Zeit" herausgiebt. D. R.

meinhin beim ersten Begegnen zu originellen Geistern empfindet. Vinkas ist einer der unterhaltendsten Gesellschafter und drolligsten Erzähler, die es geben kann; sein czechischer Patriotismus hat ausgerauscht und ist jetzt mit einem liebenswürdigen Sarkasmus versetzt, der nichts Aufreizendes besitzt.

Eine ebenso harmlose, wenn auch mehr gelehrte und einseitige Natur ist der als Physiker berühmte Professor **Purkinje**, ein kleiner, freundlicher, einfacher Mann, ein böhmischer Bonhomme, der seiner Wissenschaft lebt und in's gemeine Leben nur mit Bescheidenheit und fast naiven Ansichten steigt. Er weiß, daß er in der allgemeinen Welt nicht heimisch ist; er geht Jahr ein Jahr aus durch sie hindurch bis zu dem Kreise, an den er sich gewöhnt hat und kehrt dann denselben Weg wieder zurück. Zu Hause, einsam, umgeben von den Instrumenten seiner Wissenschaft und den Bequemlichkeiten, die sich dieser abgehärtete Mann von mehr als 60 Jahren auserlesen hat, ist ihm wohl. Des Morgens in's Amt, von dort nach Hause, Abends in die böhmische Ressource — das ist Purkinje's Leben. In früheren Jahren war er einmal in Deutschland, studirte daselbst, kam in die Kreise eines Varnhagen von Ense und der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, die er mit außerordentlichem Interesse verfolgte*). Als er aber nach Böhmen zurückkam, brach er diese Verbindungen allmählich ab und lebte nur seiner Physik und dem Czechenthum. Indessen gab er vom deutschen Wesen nicht Alles auf, haßt und verachtet es auch nicht.

Den gelehrten, hochgeschätzten, um die böhmische Wissenschaft sehr verdienten **Schafarik** findet man pünktlich und alltäglich in seinem Winkel des Lesesaales der Universitätsbibliothek, deren Bibliothekar er ist. Es ist ein großer, schweigsamer, ernster, Ehrfurcht gebietender Greis, der in der ganzen Würde seiner Gelehrsamkeit daherschreitet und das profane Leben keines Blickes würdigt. In seinen Zügen liegt eine stille, resignirte Wehmut, die Klage um sein unfreies Vaterland, der Schmerz, es nie wieder zu seinem einstigen Flor erstehen zu sehen. Der tiefe Patriotismus Schafarik's ist tragischer Natur; er dokumentirte sich nie geräuschvoll und aufreizend, jagte nie nach Chimären, sondern zeigte sich still in mühseliger und unaufhörlicher Arbeit. Er ist eine der Zierden seiner Wissenschaft und eine Größe der böhmischen Literatur, deren Leben und Blühen ihn über den politischen Tod des Vaterlandes tröstet — denn sein Geist lebt doch darin noch fort**). Wenn er durch die langen, gewölbten Gänge, die herrlichen Säle und das große, mit reichgezierten Galerien und Fresken geschmückte Refektorium des Clementinums schreitet — ein altes, mächtiges Jesuitenkloster, in dem jetzt die Universität, die Bibliothek und ein Alumnat sich befinden; — wenn er durch diese Spaliere der Wissenschaft, an alten Schriften, neuen Büchern, an Globen, Karten, Manuskripten und Handschriften vorbeigeht, so erscheint er wie ein Priester in seinem Heiligthum: er lächelt nie, die Wehmut grifselt sich herber in die Züge dieses milden Antlitzes; denn außer in den Hallen der Wissenschaft, deren Meister er ist, befindet er sich ja auch umgeben von den Zeichen und dem Geist der alten böhmischen Vergangenheit, des freien Czechenthums, dessen Kind er ist! Und soll ein edles Patriotenherz nicht bluten, wenn das **Mausoleum** der Vaterlandsgröße, der heiligen Hoffnungen und der Freiheit sein Tempel sein muß?

Schmidt-Weißenfels.

Rußland.

Usträlov's „Leben Peter's des Großen."

Seit dem Meisterwerke Karamsin's hat in Rußland keine historische Arbeit so allgemeines Interesse erregt, als das „Leben Peter's des Großen" von Usträlov, wovon die ersten drei Bände im Laufe des verflossenen Jahres in St. Petersburg erschienen sind***). Die Erzählung wird darin nur bis zum Ausbruch des schwedischen Krieges im Jahre 1700 fortgeführt, allein durch die zahlreichen, bisher unbekannten Dokumente und Handschriften, welche dem Verfasser zu Gebote standen, wird auf die Geschichte des russischen Reformators ein so bedeutendes Licht geworfen, daß sie derselben eine ganz neue Gestalt verleihen.

Das umfassendste Werk über ihren größten Monarchen, das die Russen bisher geliefert haben, ist die Biographie von Golikov, in dreißig Bänden, die einen ziemlich merkwürdigen Ursprung hatte. Golikov, der wegen Unterschleifs zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt worden war, erhielt seine Freiheit in Folge einer allgemeinen Amnestie wieder, die von Katharina II. im Jahre 1782 bei Gelegenheit der Enthüllung der Statue Peter's des Großen auf dem Isaaksplatz in St. Petersburg erlassen wurde. Der begnadigte Verbrecher eilte, sich zu den Füßen der Statue zu werfen, und sprach öffentlich das Gelübde aus, daß sein künftiges Leben ausschließlich der Aufgabe gewidmet werden solle, das Leben seines Befreiers zu schreiben. Golikov durchreiste ganz Rußland, um jeden Punkt zu besuchen, an dem sein Held verweilt hatte, und häufte so ein ungeheures Material zusammen, das freilich aller Ordnung und kritischen Sichtung entbehrt.

Usträlov besuchte dagegen jeden Theil Europa's, wo der Zar Spuren seiner Gegenwart zurückgelassen hatte; er durchwühlte die Bibliotheken Schwedens, Deutschlands, Hollands, Englands und Frankreichs, und erhielt auch vielfach Zutritt zu den geheimen Staatsarchiven; indeß werfen ihm die russischen Kritiker vor, daß er über dem Eifer, mit dem er sich im Auslande umgesehen, manche Quellen vernachlässigt habe, die ihm das eigne Vaterland darbot, und die zum Theil unter seinen Augen, in der großen kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg, lagen.

Einige Bruchstücke aus seinem Werke waren schon früher in russischen Zeitschriften veröffentlicht worden, aus welchen eine interessante Episode — die Reise Peter's nach England im Jahre 1698 — auch in unser „Magazin" übergegangen ist. Ein Gegenstück dazu bildet der Besuch des Zaren am Hofe Kaiser Leopold's in Wien, wo er incognito im Gefolge seines Gesandten erschien, wo aber das peinliche Ceremoniell ihm viel weniger behagt zu haben scheint, als das ungenirte Leben in London und Deptford.

Zu bemerken ist übrigens, daß Usträlov zu den unbedingten Bewunderern Peter's gehört, während andere russische Geschichtsschreiber, darunter namentlich Karamsin, die Gewaltsamkeit mißbilligen, mit der er mit allen Traditionen der Vorzeit brach, und nicht mit Unrecht meinen, daß er die innere historische und naturgemäße Fortbildung des Reichs der Befestigung und Erweiterung seiner äußern Machtstellung aufgeopfert habe.

China.

Chinesen außerhalb China's.

II. Kalifornien.

Die Kunde von der Entdeckung der Goldgruben Kaliforniens drang rasch über die Weltmeere nach dem Reich der Mitte, und die Chinesen in den Häfen schickten sich an, in großer Anzahl nach dem Lande zu segeln, das ihrer Thätigkeit einen gewinnreichen Spielraum eröffnete. 1850, ein Jahr nach seiner Entdeckung, waren sie in Kalifornien schon zahlreich genug, um in einer abgeordneten Körperschaft dem Leichenbegängniß des Präsidenten Taylor beizuwohnen und in einer Adresse ihren Antheil an der öffentlichen Trauer auszusprechen. In den folgenden Jahren nahm die Einwanderung in beträchtlichen Massen zu; mitunter kamen auch von Gesellschaften eingeführte Kuli vor, aber in sehr geringer Zahl, weil die Amerikaner gegen diese Art Arbeiter eine Abneigung haben; sie befrachten wohl ihre Schiffe mit ihnen, um sie den Kolonien zuzuführen, da der Transport ergiebig ist: weiter aber wollen sie nichts von ihnen wissen. Ueberdies dauerte es nicht lange, als auch der freie Chinese mit scheelen Augen angesehen wurde.

Diese neuen Ankömmlinge machten sich seit ihrem Eintritt in den Staat durch Ordnungssinn und Beharrlichkeit bei ihrer Nationalität bemerklich. Mitten in dem Babel, wo die Menschen aus aller Welt Enden zusammenströmen, ihre Gewohnheiten und Leidenschaften kreuzen und mischen, bleiben die Chinesen stets Kinder des Reichs der Mitte und bewahren ihr eigenthümliches Gepräge. Sie suchen durch Nichts die Abgeschlossenheit, in welche sie Sprache und Sitte versetzt, zu lockern; organisiren die Arbeit unter sich, finden Erholung in ihrem Kreise, überdies nüchtern, geduldig, sparsam, fleißig, sind sie mit dem kleinsten Nutzen zufrieden und scheuen keine noch so niedrige Arbeit.

Mit dieser Eigenschaft und eben wegen derselben wurden die Chi-

*) Später war Dr. Purkinje mehrere Jahre Professor der Physiologie an der Universität Breslau, wo nachmals auch Čelakowsky eine Zeit lang den Lehrstuhl der slavischen Sprachen und Literaturen bekleidete. In Breslau, wie in Berlin, lebt Purkinje noch in der Erinnerung vieler alten deutschen Freunde fort. D. R.

**) Paul Joseph Schafarik's „Slavische Alterthümer" (deutsch von Mosig von Aehrenfeld, herausgegeben von Heinrich Wuttke, 2 Bde. Leipzig, Engelmann, 1843—44) sind entschieden als das werthvollste, wissenschaftliche Werk zu betrachten, das die czechische Literatur aufzuweisen hat. D. R.

***) Исторія царствованія Петра Великаго, соч. Н. Г. Устрялова. Спб. 1858.

nesen bald den Amerikanern ein Dorn im Auge. „Man konnte," sagten die kalifornischen Zeitungen, „John Chinaman, Jehu Safran nicht ohne Haß und Ekel neben sich dulden. Er ist schmutzig und feig; Kleider, Farbe, Gesicht, Manieren — Alles widert uns in seiner Person an." Und doch war der arme John unter allen Fremden der einzige, der die von den Goldgräbern verlangte Abgabe gewissenhaft berichtigte; er war nachgiebig und verträglich; duldete es, nach den Launen der Weißen, von den Plätzen verdrängt zu werden, die er sich gewählt hatte; ließ sich's nie beikommen, die reichen Fundgruben, die sie sich vorbehalten, zu betreten. Nach dem Geständniß amerikanischer Beobachter selbst, war er im Allgemeinen ruhig, arbeitsam, mildthätig gegen seine Landsleute, nie dem Trunke ergeben; voll Liebe zu seinen Verwandten, voll Achtung gegen das Alter, das ihm für die verkörperte Weisheit gilt. Er wollte weiter nichts, als ein Plätzchen, das geringste, das letzte, um zu arbeiten, zu leben und dann in das Land seiner Ahnen heimzukehren. In der That kehrten viele nach China zurück, nachdem sie ein Sümmchen zusammengebracht hatten; das gilt von den Goldgräbern in Australien, wie von denen in Kalifornien und Borneo. Die Handel und Ackerbau treibenden vergessen leichter ihr Geburtsland; indessen bewahren auch sie in dem Lande, wo sie sich niederlassen, ihre Sitten und ihre Sprache, und führen so zu sagen China mit sich.

Gingen aber auch einige mit dem gesammelten kleinen Vermögen ab, so strömte dafür eine solche Fluth wieder zu, daß den Amerikanern vor dem Mißverhältniß bangte. In einem Monat des Jahres 1852 kamen 10,000 an, und man erfuhr, daß eine eben so große Zahl noch auf dem Wege sei; es stand zu befürchten, daß Kalifornien chinesisch werde. Es wurden Maßregeln genommen, dieser Invasion ein Ziel zu setzen. Der Präsident Bigler rief die Legislatur auf, durch ein Gesetz eine größere Einwanderung zu untersagen; seine Botschaft wurde aber zurückgewiesen. Denn bedrohten auch diese Chinesen die Zukunft, so waren sie doch für die Gegenwart von Nutzen; es erschien zu bequem, Menschen bei der Hand zu haben, die um ein Billiges die widerwärtigsten Geschäfte verrichteten. Man begnügte sich also damit, sie zu verabscheuen und zu gebrauchen; die chinesische Kolonie konnte in Kalifornien nach Neigung und Gewohnheit leben und sich entwickeln; sie zählt gegenwärtig 50,000—60,000 Seelen und dürfte in ihrem Filiale Australien noch beträchtlicher sein.

San-Francisco allein hat einige Tausend, die zum Theil, wie es ihre Geschäfte erfordern, in der ganzen Stadt zerstreut wohnen; am dichtesten ist ihre Bevölkerung in dem Viertel, das man Klein-China nennt; es umfaßt den obern Theil der Sacramento-Straße, die Dupont-Straße und die einmündenden Nebengassen. Hier haben viele reiche chinesische Kaufleute ihre Laden mit den verschiedensten Erzeugnissen ihres Landes. Es sind im Allgemeinen Leute von höflichem, feinem Benehmen, ziemlich unterrichtet und mitunter von edler Gesinnung. Viele sprechen das Englische fertig, Andere halten Dolmetscher, die bei ihren Häusern angestellt sind. 1854 bauten sie eine Art Börse zum besondern Gebrauch ihrer Landsleute, und am 29. April desselben Jahres erschien die erste Nummer einer chinesischen Zeitung, ein kleines Blatt von vier Seiten, unter dem Namen: „Zeitung des goldnen Hügels;" d. h. von San-Francisco („Goldberger Zeitung"). Die reichen Kaufleute Klein-China's kleiden sich kostbar; sie unterhalten Maitressen, bilden gesellige Zirkel, zu denen die niedrigeren Klassen ihrer Landsleute nicht zugelassen werden, und genießen das Leben auf eine verfeinertere und sinnigere Weise, als die Masse.

In der Stadt sind die armen Chinesen — und das ist die überwiegende Mehrheit — Lastträger, Wäscher, Schneider. An den Brunnen oder Sumpfrändern sieht man sie haufenweis stehen und das Leinenzeug waschen, oder das getrocknete bügeln, indem sie die Eisen in den kleinen Steinkohlenbecken glühend machen. Zur Unterhaltung dieses Publikums sind in der Dupont- und Sacramento-Straße mehrere Spielhäuser geöffnet, die Tag und Nacht nicht leer werden. Im Hintergrunde der Hauptsäle bringt ein Orchester von fünf bis sechs Musikern auf den wunderlichsten Instrumenten Töne hervor, die nur chinesische Ohren aushalten können. Bisweilen begleitet ein Sänger diese seltsame Musik mit rauher und durchdringender Melodie. Auch bei diesem sonderbaren Vergnügen behält der Chinese seine ernste, trübselige Miene. Auf den Spieltischen, deren jedes Zimmer drei bis vier enthält, über welchen Laternen von farbigem Papier sich wiegen, liegt ein Haufen Kupfermarken umhergestreut; der Bankhalter schwingt eine lange, dünne Gerte und zählt die Marken Stück für Stück, während die Spieler mit gespannter Gier jeder Bewegung folgen und von Zeit zu Zeit rauhe Kehltöne ausstoßen.

Die wenigen chinesischen Frauen, die sich in Kalifornien einfinden — denn gegen ihre Auswanderung sind die Gesetze besonders streng — treiben mit ihrer Person Handel. Seit 1851 aber kommen sie, von dem sehr einträglichen Geschäft gelockt, trotz der geschärften Verbote, in immer zahlreicheren Schaaren an. Sie bilden den schmählichsten Auswurf der Bevölkerung von San-Francisco.

Auch ein Theater haben die Chinesen hier eingerichtet. 1852 kam eine Truppe aus China und führte rein chinesische Stücke auf. Im folgenden Jahre wurde ein zweites Schauspielhaus eröffnet.

Außerdem haben sie noch eine Art Zerstreuung, die ein religiöses Gepräge hat. Zweimal im Jahre, bei Frühlings- und Herbst-Anfang, ziehen sie in Prozession nach ihrem Begräbnißplatz mit Fahnen, auf denen große goldne Drachen gemalt sind, und Musik an der Spitze der gesonderten Rotten; sie nehmen gebratenes Schweine- und Bockfleisch mit, dessen Geruch, wie sie sagen, den Geistern ihrer abgeschiedenen Eltern und Freunde angenehm ist. Auf dem Friedhofe angelangt, lassen sie Schwärmer steigen, zünden mit mystischen Figuren bemalte Papiere an, bilden wunderliche Tänze und kehren dann in demselben feierlichen Zuge nach der Stadt zurück, um zu essen und sich zu erlustigen. Alle nehmen an diesen Nationalfesten Theil, obgleich es viele Christen unter ihnen giebt und sich in San-Francisco selbst eine Mission niedergelassen hat.

Mit welcher Liebe sie an ihrem Vaterlande hängen, mag folgende Thatsache beweisen. Am 26. Mai 1856 lief in den Hafen Hong-Kong ein Fahrzeug aus Kalifornien ein und seine Fracht bestand in — 300 Leichen. Die Verwandten und Freunde der Verstorbenen hatten sie in Sis-Kyin und Mariposa ausgraben und nach San Francisco bringen lassen; dann schickten sie dieselben, ohne die ungeheuren Kosten zu scheuen, in lange Kisten verpackt, über den weiten Ozean, damit sie im Lande ihrer Väter ruhen. Bei dieser Gelegenheit schrieb Daily California: „Was die Chinesen-Ausfuhr betrifft, hat Kalifornien Seinesgleichen nicht; es besitzt das Monopol: wir führen den Chinesen als Rohstoff, lebend, ein, und schicken ihn verarbeitet, todt, zurück."

Ein seltsames Point d'Honneur haben die Chinesen: wenn ein Schuldner nicht zahlen kann, so schneidet er sich den Hals ab und die Rechnung ist ausgeglichen. Es kommt vor, daß selbst Frauen, die ihren Verpflichtungen nachzukommen außer Stande sind, sich durch Opium vergiften. Es scheint auch eine Art geheimer Gesellschaften und verborgener Gesetze unter ihnen zu existiren, die ihre Handlungen leiten und Uebertretungen züchtigen. Stellt man sie zur Rede, kraft welcher Autorität und nach welchen Regeln sie es thun: so geben sie lügenhafte Ausflüchte. Will die Polizei zum Schutz des von seinen Landsleuten Gemißhandelten einschreiten, so weigert sich der Gemißhandelte selber, von dem guten Willen Gebrauch zu machen. Uebrigens fügen sie sich gänzlich den Staatsgesetzen und den Anordnungen der städtischen Behörden, und wenn sie dagegen fehlen, geschieht es meist aus Unkunde.

In Folge der zahlreichen und verwüstenden Feuersbrünste zu San-Francisco wurden die hölzernen Gebäude zum Theil durch massive Häuser ersetzt; die Steine dazu kamen behauen aus China. Und doch besteht das chinesische Viertel fast nur aus Holzhäusern, die zerlegt aus China eingeführt und an Ort und Stelle zusammengesetzt werden. Sie sind klein und unbequem; kaum glaublich ist's, wie viel Menschen in dem engen Raume zusammengedrängt wohnen.

Nur sehr wenige Chinesen haben die europäische Tracht angelegt; die allermeisten bewahren ihre Nationalkleidung, ihren langen Zopf, und diesem, sowie der fortwährenden Bewegung und der rastlosen Thätigkeit in den von bunten Papierlaternen erleuchteten Straßen verdankt das chinesische Viertel seine eigenthümliche Physiognomie.

Mannigfaltiges.

— Humboldt's Leben. Das deutsche Volk ist in wenigen Stücken so einig, als in seinen Gefühlen in Bezug auf zwei im Jahre 1769 geborene Männer: in seiner Sympathie für Alexander von Humboldt und in seiner Antipathie gegen Napoleon. Beide Gefühle, Sympathie und Antipathie, haben im Jahre 1859 Gelegenheit erhalten, lebhafter und einhelliger als je zur Erscheinung zu kommen: durch das Ableben des edlen Vertreters der Humanität und der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts und durch das Wiedererwachen des verhaßten Ehrgeizes der jedem Völkerfortschritte feindlichen Napoleone. Berlin hat in einer und derselben Mai-Woche zwei Demonstrationen gesehen, die von des

deutschen Volkes Denk- und Gefühlsweise ein bedeutungsvolles Zeugniß sind: zuerst die unter der Theilnahme von Hunderttausenden, vom Höchsten bis zum Niedersten, vor sich gegangene Leichenfeier Alexander's von Humboldt und sodann die einmüthige Verurtheilung Napoleonischer Tendenzen durch den weithin vernehmlichen Mund der beiden Häuser des preußischen Parlaments. Was in dieser Mai-Woche an kräftiger, vaterländischer Gedanken-Saat ausgestreut worden, das wird hoffentlich Früchte für das gesammte Deutschland tragen!

Für die Wahrung deutscher Ehre sorgen unsere deutschen Heere. Und was Humboldt's Leben betrifft, so können wir dem deutschen Volke vorläufig keine bessere Erinnerung an dasselbe empfehlen, als die soeben in Leipzig, im Formate und zum Preise der Cotta'schen deutschen Volksbibliothek erschienene Lebensbeschreibung des Heimgegangenen aus der Feder von Dr. Hermann Klenke*). Dieselbe ist, wie es einem Buche geziemt, das dem Volke zur Lehre und Unterhaltung dienen soll, eben so faßlich und konzis, als liebevoll eingehend in die Ideen des Verewigten, über dessen großes Verdienst um die Erweiterung der Gränzen der menschlichen Erkenntniß in diesem Buche die anschaulichste Darstellung geliefert wird. Wir gestehen, daß wir selbst, die wir Humboldt's Leben aus seinen Werken und durch seine edle Persönlichkeit kennen, dieser Biographie von dem Beginn des Lebens in dem stillen lieblichen Tegel und unter den bedeutungsvollen Einflüssen Joachim Heinrich Campe's und Christian Kunth's bis zur Vollendung des „Kosmos" mit Spannung und Theilnahme gefolgt sind. J. L.

— **Das Studium der englischen Sprache, nach D. Asher.** Das diesjährige Programm der rühmlichst bekannten „öffentlichen Handels-Lehranstalt zu Leipzig" bringt eine in englischer Sprache abgefaßte, sehr lesenswerthe Abhandlung „über das Studium neuer Sprachen und insbesondere der englischen"**) aus der Feder des Hrn. Dr. David Asher, Lehrer des Englischen an der gedachten Anstalt. Die Abhandlung zerfällt in vier Kapitel, von welchen das erste von den Vortheilen handelt, die das Studium der neueren Sprachen überhaupt gewährt. Es trägt dieses Kapitel den schönen Spruch Rückert's als Motto:

„Mit jeder Sprache, die Du erlernst, befrei'st
Du einen bis daher in Dir gebundenen Geist,
Der jetzt thätig wird mit eigner Denkverbindung,
Dir aufschließt unbekannt gewesene Welterfindung.
Ein alter Dichter, der nur dreier Sprachen Gaben
Besessen, rühmte sich, der Seelen drei zu haben.
Und wirklich hätte in sich alle Menschengeister
Der Geist vereint, der recht wär' aller Sprachen Meister."

Die drei folgenden Kapitel haben ausschließlich die englische Sprache zum Gegenstande, und zwar erstlich vom linguistischen, zweitens vom literarischen und drittens vom praktischen Standpunkte. Der Verfasser hat mit großer Belesenheit zusammengestellt, was hauptsächlich deutsche und englische Schriftsteller (unter Anderen auch Arthur Schopenhauer) über das Studium fremder Sprachen gesagt und daran seine praktischen Bemerkungen über den Unterricht in der englischen Sprache geknüpft. Wir können diese Abhandlung, die auch besonders abgedruckt zu werden verdient, Jedem empfehlen, der sich für den darin behandelten Gegenstand interessirt.

— **Für Reisende in Griechenland.** Wie gering auch die Zahl deutscher Reisenden in Griechenland noch zur Zeit sein mag, so ist doch denen, die dahin zu reisen die Absicht haben, zu diesem Zwecke ein vor kurzem erschienenes Reisehandbuch wohl zu empfehlen***). Der Verf. ist selbst im vor. Jahre in Griechenland gewesen und hat es damals, wenn schon nur flüchtig, doch wenigstens in einigen Theilen des Königreichs besucht und kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Er gab auch nach seiner Rückkehr einige recht lebendig gehaltene und anschauliche Reiseschilderungen davon in den „Grenzboten," wobei er jedoch nicht selten seine Vorgänger, z. B. Vischer in dessen Reisewerke: „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland" (Basel, 1857), sogar wörtlich benutzte. Dies hat er nun auch nach seinem eigenen Geständnisse bei dem „Reisehandbuche" namentlich insofern gethan, als er in einzelne Provinzen, welche er beschreibt, wie z. B. Nordgriechenland, Thessalien, Albanien und die Inseln, nicht selbst gekommen ist, und er hat bei diesen Beschreibungen auch andere Werke, wie er bemerkt, benutzt. Das Ganze ist besonders in seinem einleitenden Theile, der sich über alles dasjenige verbreitet, was zunächst dem Reisenden für seinen allgemeinen Reisezweck und für dessen Ausführung zu wissen nöthig ist, auch sodann die politische Geschichte des Volkes und Landes, sowie das Allgemeine über die alte Kunst berücksichtigt, eine zweckmäßige Zusammenstellung, die den billigen Ansprüchen gewöhnlicher Touristen von allgemeiner Bildung genügen dürfte. Mehrere Ansichten, ein Plan des neuen Athen und eine Karte von Griechenland sind eine höchst geschmack- und werthvolle Zugabe, und besonders die Karte wird Manchem von Nutzen sein, dem dadurch wie überhaupt durch das Reisehandbuch ein weiterer literarischer Reiseballast erspart wird. Nur haben wir zu bedauern, daß gerade in die Karte, wie auch sonst hin und wieder in den Text des Buchs manche Druckfehler sich eingeschlichen haben. Daß der Verfasser des Reisehandbuchs ohne Befangenheit über die gegenwärtigen Zustände des Landes und Volkes und namentlich über das letztere urtheilt, muß als ein besonderer Vorzug, der sich in ähnlichen Fällen und gerade bei Deutschen nicht immer vorfindet, auch besonders anerkannt werden.

— **Zeitungen und Zeitschriftenwesen in Griechenland.** Nach einer uns aus Athen zugekommenen Mittheilung erschienen zu Anfange des gegenwärtigen Jahres im Königreiche Griechenland 41 Zeitungen und periodische Journale, theils politischen, theils wissenschaftlichen Inhalts, darunter namentlich auch einige theologische, juristische und medizinische Zeitschriften, desgleichen eine militärische, sowie eine Sonntags-Zeitung (*Ἑρμῆς Κυριακῆς*). In Athen allein erschienen 31 Zeitschriften und Journale, die übrigen zehn dagegen in Tripolitza (2), Kalamata (1), Patras (3), Lamia (1), Missolonghi (1) und Syra (2). Nach der Notiz, die sich in dem „Handbuch der Geographie und Statistik u. s. w.," von Wappäus, 7. Auflage. Bd. III. Liefr. 2, die unter Anderm auch das Königreich Griechenland betrifft, S. 343 findet, erschienen dort im Jahre 1853 23 politische Zeitungen, wovon 14 in Athen.

— **Ammalat-Beg.** Im „Magazin" Nr. 44—46 ist von einem nachgelassenen Manuskript des russischen Dichters Bestujev (Marlinskji) die Rede, welches Herr Alexander Dumas von der Tochter des Kommandanten von Derbend erhalten haben will und jetzt im Feuilleton des „Moniteur" unter dem Titel: „Ammalat-Beg" veröffentlicht wird. Wenn Herr Alexander Dumas nicht selbst das Opfer einer Mystification geworden, so hat er sich wieder einen jener Geniestreiche erlaubt, welche die literarische Laufbahn dieses Schriftstellers in so unrühmlicher Weise bezeichnen. „Ammalat-Beg" ist schon vor einigen zwanzig Jahren in russischer Sprache gedruckt erschienen und gehört sogar zu den bekanntesten (wenn wir nicht irren, auch in's Deutsche übersetzten) Werken des unglücklichen Verfassers, der, nachdem er als Theilnehmer an der Verschwörung von 1825 nach Sibirien verbannt worden, im Jahre 1830 Erlaubniß erhielt, als gemeiner Soldat in die Kaukasus-Armee einzutreten und im Juni 1837 durch die Kugel eines Tscherkessen den Tod fand.

*) Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal von Hermann Klenke. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit dem Portrait Humboldt's. (5 Hefte à 4 Sgr.) Leipzig, Otto Spamer, 1859.

**) On the Study of Modern Languages in General, and of the English Language and its Treatment in the Commercial School of Leipzig in Particular.

***) Reisehandbuch für Griechenland mit Einschluß Thessaliens, Albaniens, der Inseln des Archipelagus und der Jonischen Republik, von Dr. Moritz Busch. Triest, 1859.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodar Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 28. Mai 1859. № 62-64.

Inhalt:

Rußland.

Astronomische und geodätische Arbeiten in Rußland.

Nach T. F. von Schubert*).

Man ist in Europa gewohnt, in wissenschaftlicher Beziehung einigermaßen auf Rußland herabzusehen, und es hinter der übrigen civilisirten Welt merklich zurückzuwähnen. Das Werk des Generals von Schubert über die bis zum Jahre 1855 in Rußland ausgeführten astronomischen und geodätischen Arbeiten liefert den glänzenden Beweis, daß Rußland wenigstens in geographischer Beziehung den übrigen Staaten Europa's verhältnißmäßig voran ist, ja ganz ungeahnte, wahrhaft überraschende Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht hat. Das Werk zerfällt faktisch in zwei Haupttheile, einen beschreibenden und einen tabellarischen; der letztere, ungleich größere bildet das fünfte Kapitel. Um eine Uebersicht des Gesammtinhalts zu geben, führen wir die Titel der Kapitel an: 1) historische Darstellung der astronomisch-geodätischen Arbeiten in Rußland; 2) Untersuchung der geographischen Position der Hauptpunkte Rußlands; 3) Beschreibung der großen geodätischen Arbeiten und der damit verbundenen Correctionen; 4) Beschreibung der weniger genauen Arbeiten und ihrer Correctionen; 5) Resultate der astronomisch-geodätischen Arbeiten in Rußland. Hieran schließen sich die genannten Tabellen der Positionen, welche ein Supplementband auch in russischer Sprache giebt. Eine Uebersichtskarte zeigt die Hauptdreiecke der Triangulirungen, sowie die astronomisch bestimmten Punkte; die Gebiete, welche die einzelnen Arbeiter bewältigten, sind kolorirt.

Aus dem Vorworte erfahren wir, daß diese großartigen geographischen Arbeiten in Rußland selbst noch sehr wenig bekannt sind, was davon herrührt, daß bis dahin nur Bruchstücke veröffentlicht wurden und die Materialien in den Archiven und Memoiren der Akademie der Wissenschaften, in den Schriften des topographischen und hydrographischen Depots, in einzelnen Reiseberichten und anderen ähnlichen Werken zerstreut lagen, welche überdies dem Publikum größtentheils gar nicht zugänglich waren.

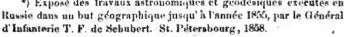
General v. Schubert, welcher eine Hauptrolle bei diesen großartigen Arbeiten gespielt hatte, unternahm es daher im Jahre 1856, jenes massenhafte Material zu bewältigen, und bereits nach nicht ganz zwei Jahren sah er sich im Stande, dem Publikum das vorliegende höchst schätzbare Werk zu übergeben. Allerdings mußte ein Mann, der dieser Sache sein Leben gewidmet hatte, und über zwanzig Jahre lang mit der Oberleitung aller geodätischen Arbeiten betraut gewesen war, mehr als jeder Andere zu einer Riesenarbeit befähigt sein, deren Resultat er selbst bescheiden doch nur einen geographischen Leitfaden nennt.

Eine interessante, in diesem Vorwort berührte Thatsache können wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen, obschon sie in ein späteres Kapitel gehört: Es hat nämlich die Vergleichung der geodätischen mit den astronomischen Operationen unbestreitbar dargethan, daß in dem Raume zwischen Moskau, Warschau und Kiew entweder eine starke Lokal-Attraction, und zwar an den genannten Punkten, oder aber eine Unregelmäßigkeit der Erdkugel besteht. General v. Schubert begründet die Ansicht, daß bei Moskau und Kiew das erstere, bei Warschau das letztere der Fall sein müsse.

Da für das große Publikum das erste Kapitel am meisten Interesse hat, so wollen wir uns auch hierüber am ausführlichsten auslassen. Es giebt, wie schon bemerkt, die Geschichte jener astronomisch-geodätischen Arbeiten, deren Ausführung anfangs ausschließlich der russischen Akademie der Wissenschaften zufiel. Vor dem Bestehen der letztern war in Rußland gar Nichts für Geographie geschehen; auch sie hatte noch schwer zu thun, da es ihr fast ganz an den nöthigen Hilfsarbeitern fehlte. Joseph de l'Isle und sein Bruder Louis, genannt la Croyère waren zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Ersten, welche größere wissenschaftliche Reisen zum Zweck astronomischer Ortsbestimmungen unternahmen, dabei aber sehr oberflächlich verfuhren. Weit pünktlicher arbeitete ihr Gefährte Krasilnikov, welcher von 1736 bis 1745 die ersten ziemlich genauen Ortsbestimmungen in Sibirien und Kamtschatka lieferte. Bis 1760 waren im Ganzen 17 Positionen, und zwar die Mehrzahl von Krasilnikov, astronomisch bestimmt. Weitere wissenschaftliche Reisen wurden nun von Krafft, Lowitz, Inochodsov, Islenjev, Euler und Tschernoi unternommen; sie verbreiteten sich über das südöstliche europäische Rußland und Sibirien. Diese Arbeiten wurden mit denen des Observatoriums zu St. Petersburg verglichen und die Positionen hiernach von Rumovski, Lexel und Inochodsov berechnet, so daß im Jahr 1786 bereits 67 Punkte bestimmt waren — eine an sich geringe Zahl, aber immerhin mehr als die anderen Länder Europa's um diese Zeit aufzuweisen hatten.

Unter Kaiser Paul wurde ein Karten-Depot gegründet, welches aber erst unter Kaiser Alexander und den von diesem bestellten tüchtigen Chefs Suchtelen und Oppermann zur rechten Thätigkeit gelangte und die erste Karte von Rußland in 100 Blättern herausgab. Bei diesem Unternehmen zeigte sich nun recht der Mangel an einer genügenden Anzahl genau bestimmter astronomischer Positionen, weshalb eine Anzahl Offiziere kommandirt wurde, um einen Kursus der praktischen Astronomie bei dem Akademiker Schubert durchzumachen. Dieser ausgezeichnete Gelehrte unterrichtete nun die Männer, welche in der Folge die großen Triangu-

*) Exposé des travaux astronomiques et géodésiques exécutés en Russie dans un but géographique jusqu'à l'année 1855, par le Général d'Infanterie T. F. de Schubert. St. Pétersbourg, 1858.



lirungen in Rußland ausführten: den jüngern Schubert, Tenner, die beiden Theslev und Kotzebue.

Bis dahin hatte man die Positionen mittels Lunar-Distanzen bestimmt, bei welcher Operation die Länge eines Orts nie ganz genau genommen werden konnte. Wischniewsky, welcher von 1806 bis 1815 größere wissenschaftliche Reisen unternahm, bediente sich dabei eines Reflexions-Sextanten von Troughton und zweier Taschen-Chronometer. Von Libau bis Jekaterinburg einer- und von Mezen bis zum Elborus andererseits, bestimmte er Länge und Breite von nicht weniger als 250 Punkten, nämlich von allen Gouvernements- und vielen Bezirksstädten des europäischen Rußlands, — ohne Zweifel die größte und bedeutendste astronomisch-geographische Arbeit des Jahrhunderts.

Mit Uebernahme der Leitung des Karten-Depots durch den Fürsten Wolchonsky trat ein bestimmtes System bei den Aufnahmen in Wirkung, welche durch Reichenbach's und Frauenhofer's (in München) bedeutend verbesserte Instrumente und die zugleich durch Gauß, Bessel und Struve wesentlich vervollkommnete Beobachtungs- und Berechnungs-Methode einen höhern Aufschwung erhielten.

Bis dahin hatte es Rußland noch an einem eigentlichen Topographen-Corps gefehlt. Im Jahre 1822 erhielt General von Schubert den Auftrag, ein solches zu organisiren. Sein Vorschlag einer mit einer wissenschaftlichen Schule verbundenen Topographen-Compagnie und von acht weiteren Compagnien für die verschiedenen Aufnahmen im Reiche erhielt die allerhöchste Genehmigung. Er veranlaßte ferner, daß ein praktischer, astronomischer und geodätischer Kursus bei Struve in Dorpat eingerichtet wurde, welchem die geschicktesten Offiziere des Generalstabs, des topographischen Corps und des Piloten-Corps anzuwohnen hatten. Erst durch dieses Institut wurde es möglich, so große astronomische und geodätische Arbeiten auszuführen, so ungeheure Strecken topographisch aufzunehmen und so treffliche Karten zu liefern.

Die erste Triangulirung fand (1821—1831) in den Ostsee-Provinzen durch Struve statt; die zweite (bis 1843) umfaßte die Gouvernements Wilna, Kurland, Minsk, Grodno, Volhynien, Podolien und Bessarabien und geschah durch General Tenner. Im Jahre 1835 wurde der nördliche Theil dieser Triangulirung durch Finnland bis Torneå fortgesetzt. Die ersten dieser Operationen geschahen mittels der Winkelmeßscheibe (cercle repétiteur), die späteren mittels des neuen Münchener Theodoliten. General v. Schubert selbst besorgte von 1820 an den größten Theil der russischen Triangulirung. Seine Operationen umfassen die Gouvernements St. Petersburg, Pskov, Witebsk, Nowgorod, Moskau, Smolensk, Mohilew, Twer, Krim, Golf von Finnland. Er war es auch, der den Anlaß dazu gab, daß die Karten des Baltischen Meeres durch eine große chronometrische Expedition rektifizirt wurden.

Zugleich fanden topographische Aufnahmen (1828 bis 1840) in der Moldau und Wallachei, in Serbien, Bulgarien, Rumelien, Kleinasien, Persien und China statt.

Indessen setzte auch die Akademie der Wissenschaften ihre Ortsbestimmungen durch Entsendung einzelner Mitglieder nach Sibirien, Chiwa und an das Kaspische Meer fort. Die Einrichtung der Sternwarte von Pulkowa gab ihren Arbeiten eine sicherere Grundlage. Das Erste, was nun geschehen mußte, war die genaue Bestimmung von Pulkowa selbst, worauf zahlreiche chronometrische Reisen zwischen Pulkowa und Moskau, Pulkowa und Warschau, Kiew, Charkov, Nikolajew, Dorpat, zwischen Moskau und Kasan, Astrachan ꝛc. folgten.

Zugleich setzte das topographische Korps seine Triangulirungen in Kaluga, Orel, Tschernigov, Pultawa, Kursk, Cherson, Jekaterinoslaw, Charkov, Neu-Tscherkask, dem Königreich Polen, in Bessarabien, Transkaukasien, durch Oberst Oberg und die Generale Tutschkov, Wrontschenko, Tenner, Chodzko ꝛc. fort.

Eine große Anzahl neuer Ortsbestimmungen geschah endlich durch die Petersburger geographische Gesellschaft, sowie durch die Marine auf dem Eismeer, dem Weißen und Baltischen Meer.

So wurden in 35 Jahren 33 Gouvernements, das Königreich Polen, das Land der Donischen Kosaken, Esthland und Finnland mit einem ununterbrochenen Netze von Dreiecken bedeckt; ein größerer Meridianbogen als irgendwo ward gemessen und über 12 Gouvernements, einen Theil von Sibirien, den Ural und die Steppe der Kirgisen verbreiteten sich die astronomisch bestimmten Positionen, welche man durch die besten Instrumente und nach den trefflichsten Methoden gewonnen hatte.

Bei einem so ungeheuern Reiche wie Rußland bleiben aber natürlich außer den fortdauernden topographischen Arbeiten, welche die täglich steigende Kultur und hierdurch herbeigeführte Veränderung des Terrains nöthig macht, noch große astronomische und geodätische Arbeiten übrig, über welche General von Schubert eine Uebersicht giebt, und die theils in geographische Bestimmungen für die weniger bewohnten Länder wie Sibiren, den Ural, Astrachan u. s. w., theils in genaue Triangulirungen der noch restirenden wichtigeren Provinzen zerfallen.

Der Inhalt der übrigen Kapitel, welche das Detail der Positions-Bestimmungen von 34 Hauptpunkten, das Verfahren bei 16 Triangulirungen, sowie die Resultate von 25 wissenschaftlichen Reisen besprechen, ist weniger für das große Publikum als für den Mann von Fach bestimmt.

Es bleibt uns nur noch zu erwähnen übrig, daß die angeschlossene Tabelle geographischer Positionen nicht weniger als 14,531 Orte umfaßt. Es ist darin gegeben: die Länge und Breite des betreffenden Orts, der Name des Bestimmers, das Jahr der Bestimmung, die Instrumente, welche dabei verwendet wurden, die Beobachtungsmethode. Die Längen sind hierbei vom ersten Meridiane, d. h. von einem fingirten 20° westlich von Paris gezogenen Meridiane berechnet.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieses nach Form und Inhalt, sowie nach äußerer Ausstattung gleich ausgezeichnete Werk nicht in dem engen Kreis der Männer vom Fache eingeschlossen bleiben, sondern dessen historisch-geographische Abtheilung wenigstens im Interesse der allgemeinen Bildung in geographischer Richtung einen deutschen Bearbeiter finden möchte. S.

Frankreich.

Aus Guizot's Memoiren.

III.

Die italiänische Frage nach der Juli-Revolution.

Die italiänische Frage war 1831 weder so gefährlich für das Kabinet, noch so brennend in dem Publikum, wie die belgische und polnische. Die beiden Gedanken, besser die beiden Leidenschaften, die gegenwärtig diese Frage beherrschen und entflammen: die Austreibung Oesterreichs und die Einheit Italiens — sie hatten sich in jener Epoche nicht kund gegeben. In den Herzen lebten sie und blitzten gelegentlich auf in der Sprache oder in den Maulwurfsarbeiten der italiänischen Verschwörer; laut aber verriethen sie ihr unbedingtes Streben und ihr gestecktes Ziel nicht. .... Die Lage der italiänischen Angelegenheiten in den Jahren 1831 und 1832, wie das französische Kabinet darüber dachte, was es darin that und welchen Antheil ich an den einschlagenden Erörterungen nahm, will ich hier besprechen.

Piemont und Neapel, also die beiden, durch Berührung der Gebiete einerseits und durch Verwandtschaft der Herrscher mit Frankreich andererseits am engsten verbundenen Staaten waren zu jener Zeit von keinem Aufstand heimgesucht, noch war man des nahen Ausbruchs eines solchen gewärtig. Ferdinand II., der seit der Julirevolution den neapolitanischen Thron einnahm und mit seinem Oheim, dem König Ludwig Philipp, und seiner Tante, der Königin Marie Amélie, in freundlichem Verkehr stand, schien geneigt, ihrem Rathe zu folgen und Verbesserungen in seiner Regierung einzuführen. Der König von Sardinien, Karl Felix, hatte den Ereignissen in Frankreich mit großer Besorgniß, aber ohne Uebelwollen für den neuen König, zugesehen; die beiden Fürsten kannten sich persönlich; Marie Amélie unterhielt einen ununterbrochenen Briefwechsel mit der Königin Marie Christine. Als der neue französische Gesandte, Herr v. Barante, in Turin ankam, fand er zwar die Gemüther in großer Angst vor den revolutionairen Bewegungen, aber ohne Mißtrauen gegen die französische Regierung, die man nicht geneigt glaubte, Verwirrung in Italien anzuregen und zu unterhalten. Das piemontesische Kabinet, obgleich es sich an Oesterreich lehnte, behielt dennoch gegen diese Macht seine selbstständige und behutsame Haltung; die Anerbietungen des Beistandes gegen die Revolutionaire, die ihm Fürst Metternich so eifrig gemacht hatte, nahm es, ohne sie schlechterdings zurückzuweisen, doch kalt auf; es war aufrichtig entschlossen, mit Frankreich und dessen Regierung wie vor 1830 auf freundlichem Fuße zu leben. Auch die piemontesischen Liberalen, selbst die Carbonari, die seit 1821 durch Schaden behutsam und still geworden, versuchten keine Bewegung. Sie näherten sich dem Herrn v. Barante mehr aus Neugierde, als in der Hoffnung, ihn zu ihren Ansichten zu bekehren. Der abgedruckte Entwurf einer Proclamation wurde ihm vorgezeigt, mehr aber um seiner Meinung darüber an den Puls zu fühlen, als ihm dienstfertig einen Wink zu geben. Ich stand mit ihm in

vertrautem Briefwechsel. Unterm 8. Febr. 1831 schrieb er mir, und den Scharfblick, der sich hier ausspricht, haben die Ereignisse zu rechtfertigen übernommen:

„„Dieses Land ist ruhig; die Regierung ist ängstlich, kann aber zu keinem Entschluß kommen; die Chancen einer jakobinischen und carbonarischen Bewegung scheinen sich zu verlieren; desto größer werden die Chancen eines raschen Fortschrittes in der öffentlichen Meinung. Aller Augen sind auf uns gerichtet. Die absolutistische Partei, die gern zu den Waffen greifen möchte und sich Luftbilder malt, ist nur ein zähliges Häuflein. Die höheren Beamten, die Männer von Adel, die über die Fünfzig hinaus sind, der König selbst, verlangen nur den Status quo, weise und mit allseitiger Rücksicht gehandhabt. Die jüngere Aristokratie meint, die Revolution müsse von oben kommen, um nicht von unten hereinzubrechen, und träumt von großen Reformen. Andere aus dieser Kategorie gehen noch weiter und möchten mit uns gleichen Schritt halten. So weit ist man hier noch nicht, die Meinung des dritten Standes sehr hoch anzuschlagen, und doch ist dieser von nicht geringerm Gehalt, als bei uns in Frankreich; man behandelt ihn zwar mit jedem Tage schonender; allein man läßt ihn zu nichts zu, man übersieht ihn. Das scheint mir die sicherste Bürgschaft für eine Revolution. Eine soziale Reform ist nothwendig, aber die macht sich nicht durch königliche Ordonnanzen."

Der Tod des Königs Karl Felix und die Thronbesteigung Karl Albert's am 27. April 1831 änderten nichts an diesem Stand der Regierung und des Landes in Piemont. Von 1830—1832 blieb der Theil Italiens, der von Bourbonischen Fürsten regiert wurde, ruhig und in freundlicher Beziehung zu Frankreich und seinem neuen Könige.

In den Kleinstaaten unter den Fürsten aus dem Hause Oesterreich und in dem Kirchenstaate: in Modena, Parma, Bologna, Ancona — da brach der Aufstand aus. Der Fürst Metternich hatte laut erklärt, welche Haltung Oesterreich in diesem Falle annehmen würde: Es werde seine eigenen italiänischen Besitzungen gegen die revolutionaire Feuersbrunst dadurch decken, daß es diese bei seinen Nachbarn erdrückt; es werde die Fürsten aus dem Hause Oesterreich und andere italiänische Herrscher, die seinen Beistand anrufen, gegen versuchte Aufstände in ihren Staaten schützen. — Metternich war Praktiker mit handgreiflichen Ansichten und Theoretiker mit wissenschaftlichen Grundsätzen in Einer Person. Ein zu heller Kopf, um nicht die Bedürfnisse und Neigungen des menschlichen Geistes zu kennen, sorgte er stets dafür, seine Handlungen unter eine große Gedankenfahne zu stellen. Er ging unbeirrt auf sein praktisches Ziel los, machte aber zugleich seinen Gegnern wie seinen Verbündeten das Vergnügen oder den Verdruß, über den Weg zu philosophiren. Ueber das Recht in gewissen Fällen und unter gewissen Beschränkungen zu interveniren, stellte er Prinzipien auf, die die französische Regierung von 1831 nicht anerkennen konnte; denn sie hatte neulich bei Gelegenheit der belgischen Ereignisse dem Anschein nach entgegengesetzte Prinzipien geltend gemacht, und doch durfte sie jene nicht ganz bestreiten, da sie entschlossen war, sich allerdings in das zu mischen, was bei ihren Nachbarn vorgeht, wenn die Interessen Frankreichs augenfällig und ernstlich dabei betheiligt sind.

Allgemeine Prinzipien haben fast immer den Haken, daß sie eben nicht allgemein genug sind, um alle Thatsachen zu umfassen und allen Fällen gerecht zu sein; daher sind sie auch gewöhnlich mehr Waffen für geistige Spiegelfechtereien, als Regeln zur That. Metternich ließ im Namen des Interventionsrechts nach seiner Definition österreichische Truppen in Modena und Bologna einrücken, die er aber sofort zurückzog, als die Aufstände unterdrückt waren, was weder viel Zeit noch große Anstrengung kostete. Casimir Périer behauptete das Prinzip der Nicht-Intervention, erklärte aber zugleich: „daß daraus kein gegenseitiger Vertrag mit den Aufständen in allen Ländern zu folgern sei, und daß die von Frankreich seinen belgischen Nachbarn gewährte Unterstützung zwischen ihm und den fernen Nationen keinerlei solidarische Verbindlichkeit begründe." Beide Minister wollten für die Interessen des eigenen Landes sorgen und zugleich den Frieden Europa's aufrecht erhalten; und während sie prinzipiell auseinandergingen, hielten sie praktisch zusammen und unterstützten sich sogar in der Arbeit zu dem Doppelzweck.

Indeß war es mit Händen zu greifen, daß, so lange die italiänischen Staaten, in denen der Aufstand ausgebrochen war, namentlich das päpstliche Gebiet, in derselben innern Lage verblieben, der Aufstand unaufhörlich sich erneuern würde, was die Intervention auf diesem Punkte eben so unaufhörlich nothwendig machen und den Frieden Europa's gefährden mußte. Es giebt einen Grad schlechten Regiments, den die Völker, große oder kleine, gebildete oder rohe, heutzutage nicht mehr ertragen; Alle verlangen — und das gereicht ihnen zur Ehre und ist der sicherste Fortschritt der neuern Civilisation — von Seiten ihrer Gewalthaber eine Dosis Gerechtigkeit, gesunden Sinn, Aufklärung und Sorge für das Interesse Aller, die weit stärker ist, als die Dosis, womit sich die früheren menschlichen Gesellschaften begnügten. Die Machthaber, welche die gegenwärtige Bedingung ihrer Existenz nicht begreifen und ihr keine Rechnung tragen, werden abwechselnd aus dem Fieber in Abspannung verfallen und stets am Rande des Abgrundes stehen, der sie zu verschlingen droht. Von dieser Nöthigung unserer Zeit durchdrungen und von der französischen Regierung lebhaft angegangen, versuchten es die europäischen Großmächte, auch den römischen Hof davon zu überzeugen und ihn dahin zu bringen, in die Verwaltung seiner Staaten Reformen einzuführen, die, wenn sie auch nicht allen Wünschen der Liberalen entsprächen, doch ausreichend wären, ihnen die gerechtesten Gründe zur Klage zu nehmen und ihren Kredit bei den Bevölkerungen zu schwächen. Die Vertreter Frankreichs, Oesterreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands zu Rom thaten in diesem Sinne am 21. Mai 1831 einen entschiedenen und übereinstimmenden Schritt, der so weit ging, dem Papst die Hauptreformen anzudeuten, deren Nothwendigkeit Europa erkenne und ihm anrathe.

Der damalige französische Gesandte zu Rom, einer meiner vertrautesten Freunde, Graf von Sainte-Aulaire, war vermöge seiner ganzen Persönlichkeit für diese Sendung geeignet. Rechtlich, helldenkend, ein eben so aufrichtiger Katholik, wie aufrichtiger Liberaler, aber eben so gemäßigt wie entschieden in seinem Liberalismus, bewies er in den Rathschlägen, die er im Namen Frankreichs dem römischen Hofe ertheilte, eben so viel Achtung und Wohlwollen gegen den Papst, wie Eifer zu Gunsten der römischen Bevölkerung und zur Verbesserung ihrer Regierung. Nur vor Einer Klippe hätte er sich mehr hüten sollen: vor dem zu großen Freimuth im Ausdruck der verschiedenartigen Empfindungen, die ihn beseelten und in der Vertheidigung der verschiedenartigen Interessen, die er auszugleichen hatte. Indem er abwechselnd und nach Erforderniß des Moments bald die päpstliche Regierung gegen die maßlosen Ansprüche oder die geheimen Umtriebe, bald die Wünsche der römischen Bevölkerungen und die Reformen, die er für sie verlangte, gegen die Vorurtheile und den Eigensinn ihrer Herren eifrig vertrat: ergoß er sich bisweilen in der Sache, die er heute vertheidigte, in so reicher Fülle, ohne sich weder um diejenige, die er morgen zu vertheidigen haben würde, noch um die Wirkung zu kümmern, die seine unterschiedenen Reden auf das Publikum in Frankreich und Italien machen mußten. Er war immer verständig und loyal, aber nicht immer hatte er die Zukunft und die Umgebung im Auge. Dieser Fehler einer edlen Gesinnung wäre ohne Schaden gewesen, wenn Diejenigen, die in Frankreich und Italien eine politische Rolle spielten, nicht mehr hinterhaltige Gedanken, als der Graf Sainte-Aulaire gehabt hätten, und wenn die Politik aller europäischen Mächte in der italiänischen Frage eben so entschieden, wie die des französischen Kabinets und seines Gesandten in Rom gewesen wäre.

So war es aber nicht: die Demagogen in Frankreich suchten bei den Angelegenheiten Italiens etwas ganz Anderes, als die Reform des römischen Regiments, und bei vielen italiänischen Liberalen hatte diese Reform nur insofern einen Werth, als sie die Revolution und den Krieg auf der Halbinsel vorbereitete, statt beiden vorzubeugen. Die europäischen Mächte dagegen waren weit entfernt, bei den Rathschlägen, die sie dem Papst ertheilten, von demselben Gedanken auszugehen: Fürst Metternich glaubte nicht an den Erfolg der vorgeschlagenen Reformen und der Kaiser Nikolaus wünschte ihn nicht; jener hielt sie für Träume, dieser für Eingriffe in die Rechte und die Autorität eines Souverains. Sie hatten sich in einem sturmbedrängten Moment zu dem Schritte herbeigelassen, theils aus Klugheit, theils aus Rücksicht gegen Frankreich und England, deren liberale Thätigkeit sie scheuten und die sie in Schranken zu halten hofften, wenn sie sich nicht von ihnen trennten; im Herzen jedoch fühlten sie weder Vertrauen noch Neigung zu den von ihnen empfohlenen Verbesserungen.

Nichts aber ist bei Handlungen im Großen unkluger und schafft peinlichere Verlegenheiten, als wenn sie ohne Ernst betrieben werden, und der Handelnde selbst den Erfolg weder hofft noch wünscht. Der schöne, aber unwirksame Schein ist ein Unglück für die gute Politik; er verschlimmert das Uebel, das er heilen zu wollen sich das Ansehen giebt. Um inneren Schwierigkeiten und diplomatischen Mißhelligkeiten zu entgehen, mehr aus Gefälligkeit als aus Ueberzeugung, hatte man den römischen Hof zu Reformen ermahnt; ob sie ausführbar, ob ausreichend, ob sie endlich in's Leben getreten seien — darum kümmerte man sich nicht; es war den Rathgebern ja mehr um eine Demonstration, als um ein Resultat zu thun; die Demonstration aber schwächte den Papst und das Resultat ließ die Bevölkerung unbefriedigt. Wären die Mächte über das Wesen der Dinge einig gewesen; hätte ihnen bei ihren Rathschlägen die Sache

am Herzen gelegen; hätten sie auf den päpstlichen Hof eine einmüthige und durchgreifende Thätigkeit geübt: vielleicht würden sie die italiänische Frage einen Schritt näher zu einer wirklichen und glücklichen Lösung gebracht haben; so aber verwirrten sie den Knäuel noch mehr. Die Bevölkerung, ohnehin wenig geneigt, selbst mit kräftigen Reformen zufrieden zu sein, überließ sich dem heftigsten Unwillen über getäuschte Hoffnungen. Kaum wenige Monate nach der Bekanntmachung der päpstlichen Edikte zur Verbesserung der Gemeindeverwaltung und der Rechtspflege in den Legationen begannen die Unruhen von neuem, die sich zuerst in Unordnung und Ungehorsam äußerten, dann in offenen Aufstand ausbrachen; die Bürgerwehr griff zu den Waffen; Kardinal Bernetti erklärte den fremden Gesandten, der Papst befinde sich in der Nothwendigkeit, wiederum den Weg thatkräftiger Unterdrückung einzuschlagen. Wirklich wurde alle Verbesserung der Strafgerechtigkeit aufgeschoben; der Bürgerkrieg loderte in hellen Flammen; die päpstlichen Truppen schlugen die Aufständischen, ohne sie zu unterwerfen, und ihre Ausschweifungen nach dem Siege nährten den Kampf unter der Form von örtlichen Aufläufen, Privatrache, gelegentlichen Gefechten, Meuchelmorden. Auf Verlangen des römischen Hofes und fast zur Freude der Bevölkerung rückten die Oesterreicher wieder in die Städte ein, die sie eben verlassen hatten.

Die italiänische Frage zeigte sich nun unter einer ganz andern Gestalt. Die Uebereinstimmung der Mächte war wirkungslos geblieben. Dem französischen Kabinet, dessen liberale und zugleich antirevolutionaire Politik Europa dem Anschein nach zu der seinigen gemacht hatte, war es weder gelungen, ihr in Italien den Sieg zu verschaffen, noch auf diesem Wege die Eintracht zwischen dem Papste und seinen Unterthanen herzustellen. Oesterreich mit seiner Politik der Unterdrückung durch Waffengewalt gewann die Oberhand. Blieb man nun dabei stehen; blieb die französische Regierung gleichgiltig gegen diesen Fehlschlag und ohne Willen, ihn wieder gut zu machen: so war für sie alle Achtung und aller Einfluß in Italien verloren, und was konnte sie in Frankreich den Angriffen und Schmähungen der Opposition entgegensetzen? Schon eiferte diese, interpellirte, erzählte von den Leiden der Italiäner, von den Ausschweifungen der päpstlichen Soldaten, von dem Einmarsch der Oesterreicher in die Legationen, von ihrem Gebahren als Herrscher und fast als Retter für die Sicherheit der Bevölkerung, wie für das Ansehen des Souverains. Ein materielles und direktes Interesse für Frankreich stand dabei nicht auf dem Spiele; es war aber eine Frage der nationalen Würde und Größe, vielleicht auch der innern Ruhe. Die Politik des Friedens war gesunken und gefährdet. Casimir Périer war indeß nicht der Mann, diese Lage kalt und müßig hinzunehmen. Der König theilte seine Meinung. Die Expedition von Ancona wurde beschlossen.

Es ist bekannt, wie rasch und kräftig sie ausgeführt wurde. Das kleine französische Geschwader unter dem Befehl des Schiffscapitains Gallois, mit dem vom Obersten Combes kommandirten 66. Linienregiment am Bord, segelte den 7. Febr. 1832 von Toulon ab und erschien am 22. auf der Höhe Ancona's. In der Nacht um 2 Uhr lief die Fregatte „Victoire“ mit vollen Segeln in den Hafen; die Truppen landeten in der Stille; die Stadtthore wurden eingerannt, und am frühen Morgen waren, ohne einen vergossenen Blutstropfen, Stadt und Citadelle von unseren Soldaten besetzt, die gemeinschaftlich mit den Soldaten des Papstes den Dienst auf allen Posten versahen; die französische Fahne flatterte unter der römischen.

Groß war die Ueberraschung in Frankreich, in Italien, in ganz Europa. Nicht etwa, daß der Gedanke an einen ähnlichen Akt der französischen Regierung ganz neu gewesen wäre und nicht schon die Kabinette und Diplomaten beschäftigt hätte. Denn bereits bei dem ersten Einzuge der Oesterreicher in die Legationen hatte der Graf von Sainte-Aulaire den General Sebastiani veranlaßt, an die Küsten Italiens französische Fahrzeuge abzuschicken, um im Nothfalle zu einer wirksamen Demonstration fertig zu sein; und der Capitain, jetzt Admiral, Parseval Deschênes, war wirklich mit seinen Fregatten anfangs vor Civita-Vecchia, dann in's Adriatische Meer gesegelt, hielt sich auf offener See, nahm aber seinen Kurs gegen die Küstenhäfen, unter andern gegen Rimini und Ancona, sobald die österreichischen Truppen Miene machten, sich diesen zu nähern. Als die zweite Besetzung der Legationen bevorstand, trug Périer dem Grafen ausdrücklich auf, bei dem Papst anzufragen, ob, in dem Falle des Einmarsches der Oesterreicher, er es gestatten würde, daß die Truppen irgendwelcher italiänischen Macht, namentlich Piemonts, einen andern Punkt der römischen Staaten und ein französisches Corps die Citadelle von Ancona besetzen dürften? Sainte-Aulaire entledigte sich seines Auftrags in öfteren Unterredungen, anfangs mit Kardinal Bernetti, dann mit dem Papst selber. Im ersten Augenblicke glaubte er, das Verlangen seiner Regierung dürfte nicht entschieden zurückgewiesen werden; bald aber bemächtigte sich des römischen Hofes, des ganzen heiligen Kollegiums und der Gesandten der Mächte eine lebhafte Unruhe bei dem Gedanken an die Gegenwart der französischen Fahne auf irgend einem Punkte Italiens; in ihren Augen war dann Italien wahrscheinlich der Revolution, jedenfalls dem französischen Einfluß verfallen. Ihre Opposition gewann ohne Mühe das Uebergewicht; und als am 31. Jan. 1832 der Graf Sainte-Aulaire die Forderung des französischen Kabinets an Bernetti in amtlicher Fassung richtete, antwortete der Kardinal mit einer förmlichen Weigerung. Acht Tage darauf, den 9. Febr., benachrichtigte Périer den Grafen Sainte-Aulaire, daß ein französisches Geschwader mit der Bestimmung nach Ancona die Segel gelichtet habe.

Schon seit einigen Wochen unterhielt man sich in Italien von den Vorbereitungen zu dieser Ausrüstung, war aber in völliger Ungewißheit über das eigentliche Ziel. Zu Rom, Neapel, Florenz hatte kein Mensch, weder unter französischen Agenten noch unter den italiänischen Politikern, an die plötzliche Landung, an diesen unerwarteten Einfall mit bewaffneter Hand in eine römische Stadt glauben wollen; der Akt schien in einem zu schreienden Widerspruch mit dem öffentlichen Rechte und zu kühn, um im vollen Frieden und ohne Einwilligung weder des Papstes noch der Alliirten Frankreichs ausgeführt zu werden ..... Unterm 28. Februar 1832 schrieb mir Herr von Barante aus Turin, bevor er noch wußte, daß die Expedition gelungen wäre: „„Ich erwarte im Laufe des Tages den Eilboten, der mir von Ancona-Nachrichten bringen soll. Wir vermuthen hier, daß man sich, trotz dem Mißvergnügen, das diese Besetzung dem österreichischen Kabinet und dem heiligen Stuhl verursachen müßte, dazu wird verstanden haben. Unter den gegebenen Umständen ist es das Beste, was man thun könnte. Die Besetzung durch sardinische Truppen hätte ihr Schwieriges. Das Turiner Kabinet würde sich nur dann dazu hergegeben haben, wenn es vollkommen sicher gewesen wäre, Oesterreich dadurch nicht zu mißfallen. Von politischem Standpunkt angesehen, wäre dann eine sardinische Garnison eine österreichische gewesen, und wir hätten dann gerade das bestehen lassen, was wir hindern wollen: die Oberlehnsherrlichkeit Oesterreichs über Italien. Da liegt die ganze Frage. Die Legationen erobern, daran denkt man nicht in Wien und Mailand; aber sich das Uebergewicht auf der Halbinsel bewahren, das will man; und das war um so leichter, als die italiänischen Regierungen, die sich vor unserer Revolution ein wenig dagegen sträubten, heute mit allen Händen danach greifen und bei Oesterreich ihre Schutzwehr suchen. Wenn wir also Ancona besetzen — und das werde ich vor dem Schluß meines Briefes erfahren — wird Oesterreich uns allerdings scheel ansehen, aber zerfallen wird es deshalb mit uns nicht; und das ist sehr gut. Wir werden den italiänischen Regierungen gezeigt haben, es sei nicht unsere Meinung, daß sie sich zu Vasallen machen, um ihren Unterthanen Nichts bewilligen zu dürfen. Wir werden einen kräftigen Streich geführt haben zu großer Freude der ganzen französischen und liberalen Partei, die in der Gegenwart unserer Fahne in Italien Muth und Stütze finden werden. Selbst die Carbonari werden anfangen, unser Ministerium mit anderen Augen anzusehen, als Herrn von Lafayette. So steht denn Alles auf's Beste, wenn die Expedition gelingt““ ..... Einige Stunden später schließt der Brief: „„Es ist geschehen; wir sind mit Waffenmacht in Ancona eingezogen und der Papst protestirt. Nimmt's Oesterreich, wie es den Anschein hat, geduldig hin, so sind wir in einer guten Stellung. Die Wirkung wird in Italien eine mächtige sein, und schon fange ich an, sie zu spüren.““

Zu Rom war im ersten Moment die Aufregung der Regierung so lebhaft wie natürlich. In einer Note des Kardinals Bernetti an Sainte-Aulaire protestirte der Papst feierlich gegen die Besetzung Ancona's; er zog seine Bevollmächtigten, seine Soldaten, seine Fahne aus der Stadt und verlegte die Regierung der Provinz nach Osimo. Das Wiener Kabinet äußerte seine Ueberraschung mit großem Lärm und erklärte, das sei eine europäische Angelegenheit, die alle Kabinette angehe. Selbst in London wurden Grey und Palmerston, die, von Talleyrand auf das Ereigniß vorbereitet, sich mit Noth darein gefügt hatten, im Parlamente angeklagt, Italien dem Ehrgeiz Frankreichs preiszugeben. Sainte-Aulaire war — und konnte es anders sein? — in einiger Verlegenheit und Unruhe; nach der Erfolglosigkeit seiner Unterhandlung, um auf regelmäßigem Wege an dasselbe Ziel zu kommen, hatte er sich eines so jähen und gewaltsamen Akts nicht versehen. Auf ihm ruhte die ganze Last einer Situation, die er nicht gemacht hatte; an ihm war's, die Aufregung zu beschwichtigen und das Mißtrauen des Papstes und seiner Rathgeber zu verscheuchen. Mit der gewohnten Treue gegen die Instructionen seiner Regierung und mit Hingebung an die Interessen seines Vaterlandes ging

er an's Werk, und sechs Wochen nach der Besetzung Ancona's erlangte er vom Römischen Hofe, daß er sie als eine zeitweilige Thatsache anerkannte, die weder den Frieden Europa's, noch die freundlichen Beziehungen des heiligen Stuhles mit Frankreich stören sollte. Eine Uebereinkunft vom 16. April 1832 regelte den Modus und die Bedingungen derselben.

Nächst der eignen Thätigkeit und dem persönlichen Vertrauen, das Sainte-Aulaire gewonnen hatte, verdankte er den Kredit und die Stärke, deren er bedurfte, um ein so schwieriges Ergebniß zu erzielen, hauptsächlich der Haltung und der Sprache, womit Périer sowohl in dem diplomatischen Kreise, wie in den Kammern auftrat. Bald nach dem Einrücken der französischen Truppen in Ancona begaben sich die Vertreter der Großmächte in Paris, theils weil sie wirklich über das Ereigniß beunruhigt waren, theils um ihre amtliche Verantwortlichkeit zu decken, zu Périer und verlangten Erklärungen. Sie fanden ihn sehr leidend; er hatte sich wenige Stunden zuvor Blutegel setzen lassen. Er empfing sie stolz und aufgeregt. Auf die fragende Aeußerung des preußischen Gesandten, Hrn. von Werther, ob es noch ein Völkerrecht in Europa gebe, erhob er sich ungestüm vom Sopha und trat mit den heftigen Worten auf ihn zu: „„Das europäische Völkerrecht, mein Herr, das vertheidige ich; glauben Sie, daß es was Leichtes sei, die Verträge und den Frieden aufrecht zu erhalten? Auch die Ehre Frankreichs muß aufrecht erhalten werden, und sie gebot mir, das zu thun, was ich eben that. Ich habe ein Recht auf das Vertrauen Europa's und habe darauf gerechnet."" — „„Ich sehe sie noch vor mir,"" sagte Graf Pozzo di Borgo, der mir diese Unterredung mittheilte, „„die große, bleiche Gestalt in dem wallenden Morgengewande, den Kopf mit einem rothen Tuche verbunden, wie sie uns zornig entgegentrat."" — Nach dieser ersten Aufwallung floß die Unterhaltung sanfter und die fremden Gesandten entfernten sich befriedigt. Der gutgeführte Hieb saß und Périer fühlte nun die Nothwendigkeit, die Wunde zu verbinden. Er that es mit der festen Offenheit eines Mannes, der sich seines Zweckes wie seiner Macht bewußt ist; der nichts verleugnet, weil er nichts zu verbergen hat; der, sein Ziel im Auge, auf dem Wege zu halten und vorwärts zu gehen weiß. Den 7. März 1832 verhandelte die Deputirtenkammer über das Budget des Departements des Auswärtigen; Périer nahm das Wort und besprach alle brennenden Fragen der auswärtigen Politik. Als er auf die italiänischen Angelegenheiten und die Besetzung Ancona's, die erst seit vier Tagen in Paris bekannt war, zu reden kam, sagte er: „Das ist noch kein vollendetes Ereigniß und folglich schrankenlosen Nachspürungen und Anfragen preisgegeben; wir erklären aber von vorn herein, daß in diesem reiflich überlegten und nach allen seinen Folgen wohlerwogenen Schritt Nichts ist, was den Freunden des Friedens die geringste Unruhe verursachen darf über die Erhaltung des guten Einvernehmens zwischen den Mächten, die in dieser Frage, wie in allen anderen, zu einem gemeinsamen Ziele Hand in Hand gehen. Wie unsere belgische Expedition, wird unsere Expedition nach Ancona, bei der das allgemeine Interesse des Friedens, wie das politische Interesse Frankreichs in's Auge gefaßt worden, zur Wirkung haben, diesen Theil Europa's vor jedem Zusammenstoß zu bewahren, indem sie den heiligen Stuhl befestigt, den italiänischen Bevölkerungen thatsächliche und gewisse Vortheile sichert, und den stets wiederkehrenden Interventionen, die eben so ermüdend für die sie ausführenden Mächte, wie eine Quelle der Besorgnisse für die Ruhe Europa's sind, ein Ziel setzt."

Tags darauf bestieg ich die Tribüne, und ohne die Rücksichten zu nehmen, die Périer in seiner Stellung zu nehmen hatte, ging ich tiefer ein auf die Entwickelung der Motive zu der Expedition von Ancona, unserer Politik in Italien und ihrer Verbindung mit unserer allgemeinen Politik in Europa. „Es ist nicht zu verkennen," sagte ich, „daß es eine Partei giebt, die eines allgemeinen Krieges bedarf, die daraus alle ihre Hoffnungen schöpft. Sie hatte gehofft, dieser allgemein feindliche Zusammenstoß werde aus Belgien kommen: es schlug fehl. Sie hatte ihn aus Polen gehofft: es schlug wiederum fehl. Man sucht ihn nun in Italien." Oesterreich spielt hier ein falsches Spiel, sagte man; seine Intervention in den Legationen ist ein bloßer Vorwand, um sich dieser Provinzen zu bemächtigen und sie zu seinen übrigen Besitzungen in Italien zu schlagen. Man schmeichelte sich, es werde hier zwischen Frankreich und Oesterreich ein Zusammenstoß hervorgehen, den Belgien und Polen nicht erzeugt haben, und man versprach sich davon, Gott weiß, wie viele Revolutionen in Europa. Ich meinerseits bin der Zuversicht, man werde sich über Italien eben so täuschen, wie man sich über Belgien und Polen getäuscht hat. Die österreichische Regierung hat zu viel gesunden Sinn, um nicht einzusehen, daß selbst der Besitz der Legationen um die Chancen eines Weltkrieges zu theuer erkauft ist. Was sie will, ist die Aneignung Italiens durch ihren Einfluß, und das kann Frankreich nimmer zugeben. Jeder muß nun seine Stellung nehmen; Oesterreich hat seine genommen, wir nehmen die unsrige und werden sie nehmen: wir werden die Unabhängigkeit, die Entwickelung der Freiheiten der italiänischen Staaten verfechten; wir werden es nicht dulden, daß Italien ganz und gar dem österr. Uebergewicht verfalle; wir werden aber jedem allgemeinen Zusammenstoß ausweichen. Die gehegten und ausgebeuteten Aufstände, die Invasions- und Eroberungskriege — das ist die revolutionaire Politik, in die möchte man uns gern hineinreißen; Maßregeln, Feindseliges einzuschüchtern, Behutsamkeit und Nachdruck, abgegränzte Expeditionen, geduldiges Unterhandeln — das ist die geregelte und civilisatorische Politik. Die ersten Schritte zu ihr haben wir gethan, und wir werden auf diesem Wege beharren. Die Hindernisse, die uns darauf erwarten, sind nicht gering, ohne aber mit dem Friedenszustand in Europa unvereinbar zu sein; es sind keine Lebensfragen; sie werden nach und nach ihre Lösung finden in der guten Haltung der Regierung, in ihrer Achtung vor dem Rechte Aller, vor allen Rechten Aller und in der Standhaftigkeit der Kammern, sie auf diesem Wege beharrlich zu unterstützen."

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Diplomatische und bellettristische Literatur.

Das Altjungferthum in England.

Mai 1859.

Die in meinem letzten Briefe erwähnten, von dem Herzog von Buckingham herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Hofes von Georg IV."*) liegen mir in zwei stattlichen, glänzend verzierten Einbänden vor. Aber so feierlich und bedeutsam das Aeußere dieses Buches erscheint, daß man als eine neue, zuverlässige Quelle über den „vollkommensten Gentleman des damaligen Europa" begrüßen möchte, so trivial, klatschhaft und trocken ist sein Inhalt. Titel und Aeußeres und der Inhalt erinnern an die Leute auf den Straßen Konstantinopels, welche: „Im Namen des Propheten — Feigen!" ausrufen. Es ist ärger, als wenn man einen Briefwechsel verschiedener Waschfrauen und professioneller kleinstädtischer Klatschschwestern läse. Hof-Memoiren, geschichtliche Mosaikstückchen sind es gar nicht; aber sie haben wenigstens den Werth, daß sie mittelbar den Charakter des Königs mit der Genauigkeit eines Kammerdiener-Bewußtseins wiederspiegeln. Zu seiner Krönung hatte sich der König für 24,000 Pfd. Kleider und für 11,000 Pfd. Juwelen geborgt. Die Miethe war deshalb so hoch, weil die geborgten Theater-Garderoben und Kleinodien erst nach zweiundzwanzig Monaten zurückgegeben wurden. „In und hinter seiner Equipage" (heißt es in einem der unzähligen Höflings-Privatbriefe) „waren stets fünf Lakeien, darunter zwei Gentlemen" von 18 und 19 Jahren, welche das Amt hatten, des Königs Bett zu machen. (Ich sollte denken, Einer sei genug gewesen, „to make or unmake it".) Lady Grenville war grausam genug, dies mir nicht eher zu sagen, als bis er abgefahren war, so daß ich mir keinen der beiden Gentlemen ansehen konnte." Wie grausam! Um nicht auch grausam zu werden, machen wir beide splendide Bände mit einem Klapp zu und sehen uns nach etwas Anderm um.

Da hat Mr. Owen Maddyn, Verfasser des „Life of Pitt and Fox" auch wieder Memoiren geschrieben, da er als Advokat im Innern Temple" nichts zu thun hat: anekdotische, schwatzhafte, zuweilen auch interessante und historisch beleuchtende Charakteristiken parlamentarischer Helden und Partei-Häupter vergangener und jetziger Zeit mit Original-Anekdoten**), wie er sagt und womit er meint, daß sie bisher noch nicht gedruckt, nicht bekannt geworden seien. Wir glauben's ihm, denn das Meiste von den Klatschereien aus den Winkeln seiner Größen war uns unbekannt. Wir wußten noch nicht, daß der junge Premier-Minister Pitt, als er eines Abends früher als gewöhnlich zu Bett gehen wollte, das wunderschönste Hausmädchen in seinem Schlafzimmer fand, um die Wasch-

*) Memoirs of the Court of George IV. By His Grace the Duke of Buckingham and Chandos. London: Hurst & Blackett (Berlin: A. Asher & Co.) 1859.

**) Chiefs of Parties, Past and Present; with Original Anecdotes. By Daniel Owen Maddyn, Esq. of the Inner Temple, Author of" the Life of Fox and Pitt.

toilette in Ordnung zu bringen und zu der Erröthenden sagte: „Stay-you must let me have — das Mädchen wird noch schöner und röther, ehe er hinzusetzt „the tinder box," das Zunderfeuerzeug, und daß er, so wie das Mädchen die Zunderbüchse gebracht hatte, sofort in aller Unschuld und Gesundheit einschlief. Aber es kommen auch größere Szenen: Fox auf seinen Beinen im Unterhause, wo wir auch Sheridan, Burke, Wilberforce &c. auftreten sehen; auch hören wir sie sprechen, darunter manchen notabeln Parlamenter, sogar noch lebende, z. B. Gladstone. Details und Anekdoten über solche Persönlichkeiten liest man gern, wenn man grade Zeit und etwas gutartige Langeweile hat. Es ist vieles Müßige, Triviale und Lederne darin, aber im Ganzen prägen sich doch bekannte und bedeutende Charaktere individueller und klarer in unserer Erinnerung aus und geben unserer historischen Wissenschaft mehr Farbe und Wärme.

In der bellettristischen Literatur giebt's stets multa nicht multum. Ich dachte, Charles Reade, der durch seinen Roman: „It is never too late to mend," durch „White Lies" u. s. w. den Ruhm des Pikanten und Frischen geärntet hat, würde mit seinem neuesten „Love me Little, Love me Long" (London: Trübner and Co.), wieder etwas der Art zum Besten gegeben haben; aber es ist am Ende doch nur eine triviale Heirat mit Hindernissen, in der nur die alte Amme, die zuletzt statt eines Deus ex machina herbeispringt und alle geschürzten Knoten, Intriguen und tragischen Situationen tapfer beseitigt, auf ein größeres, heiteres Interesse Anspruch bekömmt. Es ist ein schlechtes Buch mit großen Verdiensten. Letztere bestehen in elastischer Leichtigkeit und blitzartig treffenden und leuchtenden Anschauungen und Schilderungen psychologischer Prozesse des alltäglichen Lebens u. s. w., aber das Ganze ist trivial und ungemein nachlässig zusammengewürfelt.

„The Afternoon of unmarried Life" — „Der Nachmittag ehelosen Lebens" d. h. des spezifisch-englischen Altjungfernthums von der Verfasserin der „Morning Clouds" oder „Morgenwolken," die sich um frische, lockige Köpfchen junger Damen sammeln, ist ein charakteristisches Produkt. Es ist eine Reihe von gutgemeinten Abhandlungen für ledige Damen zwischen 30 und 50 Jahren, worin ihnen, statt der nicht gefundenen Männer und nicht gebornen Kinder, alle mögliche religiöse, ethische und intellektuelle Surrogate angerathen werden. Das ist Alles recht gut und verdient von allen Damen, die Ehe und Liebe als unerreichbare Güter zu betrachten Grund haben, sehr wohl beachtet zu werden, aber die vielen Gemeinplätze gegen Selbstsucht und natürliche, nothwendige Gefühle und Motive, dieses Moralisiren und Religionisiren machte auf mich wenigstens einen sehr unangenehmen Eindruck. Wenn's den betreffenden Damen eben so geht, heiraten sie gewiß zwischen 30 und 50 immer noch lieber, sobald sich die leiseste Gelegenheit bietet, statt diese gutgemeinten Rezepte zu appliciren. Den wahren Grund des sozialen Uebels der Ehelosigkeit und des Altjungfernthums, der dem englischen Leben und der Gesellschaft ein so horrendes Gepräge giebt, berührt sie gar nicht. Neulich war ich bei meinem Hauseigenthümer, einem „Builder," der nicht zu Hause war, aber eben erwartet ward, so daß ich etwas blieb. Während der Zeit setzte die Mutter im Hause ihre zehnjährige Tochter wegen ihrer Trägheit zu Rede, sie solle nähen, häkeln, stricken lernen. „Das hab' ich gar nicht nöthig," erwiderte sie sehr altklug und patzig, „denkst du denn, ich habe Lust, mich einmal so zu plagen, wie du, und einen Mann zu heiraten, der mich nicht zu einer „„Lady"" macht?" Diese Schwärmerei für die Ladyship, d. h. wundervolle, überladene drawing rooms und parlours, eine Köchin, eine „Lady's maid," einen Portier, Krinolinen, Ringe, so viel an die zehn Finger zu bringen sind, Arm- und Halsbänder, Fleurszen und Falbeln, für going-a-shopping, d. h. für's Umherfahren in eigener Equipage von Laden zu Laden und lispelnd-wegwehend gegebene Ordres auf allen möglichen Putz und Staat, alle mögliche Delikatessen zur nächsten „party" (alles auf Rechnung, die der Mann ungeprüft und ohne Kritik bezahlen muß, wenn er kann), das aufgedonnerte, mit hochgehaltener Nase und auf beiden Seiten „aufgenommene" Umherstreichen, wobei man stets die gestickten oder roth- und schwarzgestreiften Unterröcke sehen muß, das müßige, sich und Andere langweilende Halbumherliegen in easy-chairs, Besuche annehmen oder Besuche machen, gelegentliches Klimpern und Singen, Buchgelese, Klingeln zum Haarmachen, zum Kleiderwechseln, zum Frühstück, zur Ertheilung der kostspieligsten Befehle an die stets im untern Geschoß hin und her schwärmenden Lieferanten täglicher Bedürfnisse und Genüsse auf Rechnung (die in der Regel falsch sind und die Geschenke für Dienstboten zu vielen Hunderten von Prozenten mit enthalten) — diese Schwärmerei für die Ladyship tyrannisirt alles weibliche Geschlecht Englands, das nicht mit eisernen Banden der Noth und Arbeit von der Kindheit an davor geschützt wird, von der frühesten Kindheit an und wird von den Müttern in der Regel erzogen und entwickelt. Ich kenne das aus vieljährigen Erfahrungen mit Kindern, die mit meiner zehnjährigen Tochter aufwuchsen, in die Schule gehen und spielen. Wie manches Kind von 9—10 Jahren mußt' ich schon von ihr verbannen, weil sie in Krinolinen und aufgezwungener, ladysirender Unnatur, Koketterie und Reservirtheit des Vornehmthuerischen der kindlichen Naivität meiner eigenen Tochter die abscheulichsten Beispiele zu Verirrungen gab?

Wie diese Töchter Englands unter der Tyrannei des Ladysirens aufwachsen, nimmt sie natürlich kein vernünftiger Jüngling oder Mann zur Frau. Auch wird der etwa liebende Jüngling, der ein gewöhnliches Geschäft treibt und nicht reich ist, ganz entrüstet abgewiesen. Die Eltern der Angebeteten und diese selbst examiniren sehr genau, ob der Applicant im Stande ist, eine „Lady" in sein Haus zu stellen und die mindestens 300 Pfund jährlich zu schaffen. Wo die Geliebte selbst Geld hat, wird's ihr zu diesem Zweck persönlich zugesichert und gerichtlich vermacht; aber das ist in den wenigsten Liebesaffairen der Fall. So bleiben die Lady-Kandidatinnen hundert- und tausendweise sitzen und spielen schreckliche Afternoons and Evenings of unmarried life mit ungeheuer fett gemästeten Katzen und Schooßhündchen, scharfen Kritiken über die Nachbarschaft und giftigen Klatschereien gegen alle Sprossen aufkeimender Liebe Anderer. Sie sind im Durchschnitt selbst immer bald sehr dick, rothnäsig, religiös und grimmig gegen die ganze Welt. Daß Viele sich durch schöne weibliche Tugenden auszeichnen und sich durch sittliche und intellektuelle Läuterung über ihre unnatürliche Stellung erheben, ändert in der Gesammterscheinung nichts. Diese resignirten, noblen alten Damen werden in dem Buche, das wir andeuteten, allerdings eine herzliche, liebe, wohlmeinende und in vielen Fällen wohlthuende Freundin kennen und lieben lernen.

Italien.

Der Dichter Parini und seine Zeit*).

Als gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts der junge General Bonaparte mit seinen republikanischen Schaaren die Herrschaft Oesterreichs in Italien zertrümmerte und Freiheit verkündigend die Gefilde der schönen, aber unglücklichen Halbinsel durchzog, befand sich unter denjenigen, welche die neue Aera mit freudigen, leider nur zu bald getäuschten Hoffnungen begrüßten, auch der Dichter Giuseppe Parini, dessen berühmte Satyre „Il Giorno," welche die täglichen Beschäftigungen und Vergnügungen der Mailänder Aristokratie schildert, von Cesare Cantù in vorliegendem Bande wieder herausgegeben und kommentirt wird. Parini war zu jener Zeit fast siebzig Jahre alt und wird als ein großer, hagerer alter Mann beschrieben, mit einer hohen Stirn, markirten und beweglichen Zügen, einem olivenfarbigen Teint, einem seltenen Lächeln, das zwei Reihen ungemein weißer und regelmäßiger Zähne enthüllte, und einem paar großen braunen Augen, welche in lebhaftem Gespräch ordentlich Funken zu sprühen schienen. Sein Gang war immer etwas schwankend und unsicher, in Folge einer Schwäche in den Muskeln der beiden Knöchel, auf welche er in seinen Schriften eine scherzhafte Anspielung macht, indem er sagt: Parini io son, d'ambe le gambe strambe (ich bin der Parini mit den beiden lahmen Beinen). Trotz dieses Gebrechens bewegte er sich mit einer solchen Würde, daß Jeder, der ihn vorübergehen sah, unwillkürlich auf ihn aufmerksam wurde, und sogar Kaiser Leopold sich bei seinem Aufenthalt in Mailand erkundigt haben soll, wer denn der Mann sei, der so majestätisch einherschreite.

Durch ruhige Beharrlichkeit und ein hohes, obwohl nicht anmaßendes Bewußtsein seines eigenen Werthes hatte Parini sich aus der Dunkelheit zu bedeutendem Ansehn erhoben und nicht mit Unrecht wurde ihm von seinen Zeitgenossen der Name des „Juvenals von Mailand" beigelegt. Er stand im innigsten Verkehr mit den ersten literarischen Berühmtheiten des damaligen Italiens, von denen nicht wenige, wie Trivulzio, Archinto und Beccaria, demselben verweichlichten Adel angehörten, dessen Thorheiten und Laster der Satyre Parini's so reichlichen Stoff lieferten.

Seine plebejische Abstammung suchte er nie zu verbergen. Er war der Sohn von armen, aber rechtschaffenen Eltern, die sich in dem kleinen Dorfe Bosisio vom Seidenbau nährten. Hier, auf dem romantischen

*) L'Abate Parini e la Lombardia nel secolo 18. Studii di Cesare Cantù. Milano.

Monte di Brianza, wurde Giuseppe im Jahr 1729 geboren. Durch mannigfache Opfer wurde es dem fleißigen Ehepaar möglich, den einzigen Sohn in Mailand zum Geistlichen ausbilden zu lassen, und nachdem er sich langsam durch den trocknen und geisttödtenden Kursus der scholastischen Philosophie und Theologie durchgearbeitet, wurde er in gehöriger Form zum Priester geweiht, ohne indeß die Functionen eines solchen je auszuüben. Es folgte eine Periode von drückenden Nahrungssorgen, wo der arme junge Abate seinen Unterhalt durch das Kopiren von gerichtlichen Dokumenten für die Notare und den gelegentlichen Verkauf eines kleinen Gedichts von mittelmäßigem Werth gewinnen mußte, während er die Zwischenstunden den klassischen Studien widmete, denen er leidenschaftlich ergeben war. Durch die Vermittlung eines Standesgenossen, Gian Carlo Passeroni, der ihn kennen gelernt hatte, als er vergebens von einer Sakristei zur andern wanderte, um Beschäftigung zu suchen, wurde Parini der Accademia dei Trasformati (der Verwandelten) vorgestellt, einem jener zahllosen literarischen Vereine, deren gelehrte Tändeleien einen so bedeutenden Raum in der italiänischen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ausfüllen. Er erhielt wenigstens dadurch Gelegenheit, seine Poesieen unter günstigeren Auspizien zu veröffentlichen, und im Jahr 1752 gab er demnach unter dem angenommenen Namen Ripano Eupilino sein erstes Werk heraus. Es war eine Sammlung von Oden, oder vielmehr von Schäfergedichten in dem arkadischen Styl jenes sehr unarkadischen Zeitalters, die ihm vielen Beifall und die Wahl zum Mitglied der Accademia degli Arcadi in Rom eintrugen.

Parini's Vaterland und Jahrhundert waren besonders reich an satyrischen Dichtern, die mit gleichem Eifer, aber sehr ungleichem Talent die Modethorheiten ihrer Zeitgenossen geißelten. Es scheint jedoch, daß der künftige Juvenal die wahre Richtung seines Genius erst spät entdeckte, oder vielleicht hielt er es vorläufig für gerathener, sich auf das Idyllenfach zu beschränken, als Gefahr zu laufen, in einflußreichen Kreisen Anstoß zu erregen und dadurch seine prekäre Lage noch zu verschlimmern. Inzwischen nahm er keinen geringen Antheil an den ersten Bestrebungen der italiänischen Literatur, sich von der Tyrannei der Accademia della Crusca und ihrer Zweig-Akademien zu emanzipiren, deren Bologna allein nicht weniger als dreizehn zählte. Ueber die ganze Halbinsel waren Gesellschaften von Occupati, Apparenti, Cessenti, Ipocondriaci, Teopneusti und hundert ähnlichen zerstreut, eben so bizarr in ihren Namen als zwecklos in ihrem Treiben, die ihre Kräfte an Tropen und Metaphern, Wortspielen, concetti und spitzfindigen Lappalien jeder Art verschwendeten. Das Sonettschreiben stand damals in seiner höchsten Blüthe. Es gab Anakreontische Sonette für Hochzeiten, religiöse Sonette für Einsegnungen, Sonette auf die neueste Roulade einer Prima donna und die zierliche Pirouette einer beliebten Tänzerin, auf die erste Messe eines jungen Priesters und das letzte Diner einer vornehmen Dame, und diese Sonetten-Manie hat sich in Italien so eingewurzelt, daß, obwohl jetzt allgemein verlacht und als rococo bezeichnet, sie noch immer nicht ausgerottet ist. Der Dichter Frugoni schrieb sechzig Sonette gegen den Geizhals Ciacco, und veröffentlichte sie mit einem witzigen Titel, der einen Begriff von dem Inhalt giebt: „Sonette der Ser Lullo und Ser Lollo, mit Anmerkungen von Ser Lallo und einem Briefe von Ser Lillo." Um diese Zeit gab auch Casti seine hundert Sonette über die Schuld von drei Giulj oder dreizehn Silbergroschen heraus, die er einem Freunde zu zahlen hatte, und Antonio Maria Borromeo, ein schwächlicher Sproß der Familie, welche den berühmten Heiligen erzeugte, besang die Verdienste seines Hundes Cocco in Versen, von welchen die Accademia dei Trasformati so gerührt wurde, daß sie sich in lauten Klagen über die todte Katze Balestreri's ergoß. Es hat in der That das Ansehen, als ob damals unter den italiänischen Schöngeistern die alte ägyptische Katzenvergötterung wieder zu Ehren gekommen sei; im Jahre 1780 erschien in Mondovi eine Micceide oder „Mieziade" auf die Lieblingskatze eines poetischen Buchdruckers, und zehn Jahre später wurde ebendaselbst eine zweite oder „Neue Mieziade" herausgegeben.

Auf der Bühne ging die Leidenschaft für Flitterstaat und eine gänzliche Nichtachtung künstlerischer Schicklichkeit Hand in Hand mit diesen Spielereien, welche den Namen der Poesie verunglimpften. Im Theater kümmerte sich keine Seele um die Schauspieler, außer in der Oper, wo die Musik aus einem Labyrinth von Schnörkeln, Trillern, Rouladen, affectirten Pausen und Schwierigkeiten aller Art bestand. Der Sänger Guadagni, der die Rolle des Oetius gab, bestand darauf, im letzten Akt in den Theseus verwandelt zu werden, weil es ihm Spaß machte, in diesem Charakter den Minotaur zu bekämpfen, und der Componist mußte sein Verlangen erfüllen. In einem der beliebtesten dramatischen Spektakelstücke wurde Persepolis durch eine Mine in die Luft gesprengt. Cato tödtete sich in einem Bibliothekzimmer, auf dessen Fächer man ihn zuerst seine eigene Lebensbeschreibung von Plutarch und die „Gerusalemme liberata" stellen sah. Die schöne Welt aß, trank, plauderte und spielte unterdessen in ihren vergoldeten Logen und hielt nur inne in diesen lärmenden Beschäftigungen, um die Tänze zu betrachten.

Gegen eine so völlige Entartung des literarischen und künstlerischen Geschmacks begannen Männer wie Parini einen Kampf, in welchem sie die ungeheure Mehrzahl der für wissenschaftliche Orakel geltenden Akademien zu Widersachern hatten. Um den künftigen Verfasser des „Giorno" sammelte sich eine Schaar von gleichgesinnten Freunden; an der Spitze ihrer Gegner stand Pater Branda, ein fanatischer Anhänger des status quo, der die Neuerer „eine Rotte mißgestalteter Skribenten" (Anspielung auf trasformati) titulirte, „schmähsüchtig, schmutzig, ekelhaft, verleumderisch und von aller literarischen Scham entblößt." Ein zweiter geistlicher Antagonist Parini's in dieser Bücherschlacht war Pater Alessandro Bandiera, ein Autor von großer Fruchtbarkeit, aber schwerfällig und langweilig bis zum Exzeß, der seinen Schülern ganz ernsthaft den Styl Boccaccio's und seinen eigenen als die einzigen sicheren Muster zur Nachahmung empfahl. Ganz Italien sah neugierig dem Kampfe zu, der in Mailand mit wechselndem Glück geführt wurde, bis die Censur, unwillig über eine so plötzliche Unterbrechung der schläfrigen Stille, die bisher im Lande geherrscht hatte, ihm dadurch ein Ende machte, daß sie jede fernere Discussion der Sache verbot.

Indessen hatten diese literarischen Streitigkeiten für Parini den Vortheil, daß er dem Publikum allgemeiner bekannt wurde, und wir finden ihn bald nachher als Mitredacteur einer Zeitschrift „Il Caffè," welche eine glänzende Ausnahme in der faden und inhaltlosen Journalistik jener Tage gebildet haben soll. Nicht lange darauf wurde er zum Professor der Rhetorik an der Akademie Brera ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Im Jahr 1763 veröffentlichte er den ersten Theil seiner berühmten Satyre unter dem Titel „Il Mattino" (der Morgen), und obgleich das Werk ohne seinen Namen erschien, wurde die Anonymität doch nicht so streng bewahrt, daß nicht ganz Mailand den Verfasser errathen konnte. Der Erfolg, welcher diesem geistreichen Zeit- und Sittengemälde in einer Gesellschaft zu Theil wurde, die, ohne es zu wissen, dem Dichter Jahre lang zu ihrem Portrait gesessen hatte, ist vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, daß er viele Freunde in den gebildeteren Kreisen der Mailänder Aristokratie zählte; als er jedoch im Begriff war, die Fortsetzung „Il Meriggio" (der Mittag), herauszugeben, scheinen die von seiner Satyre Getroffenen ihre Nachsicht bereut zu haben, und sie bemühten sich nach Kräften, die Publication zu hintertreiben. Es fehlte nicht an Kabalen und Drohungen, die einen weniger festen und energischen Geist als Parini eingeschüchtert hätten; aber er blieb standhaft — Zeit und Geduld überwanden alle Hindernisse, die Censur gab ihr Imprimatur und „Il Meriggio" verließ die Presse.

Bis dahin war Parini, obwohl schon im Genuß eines hohen literarischen Rufes, pekuniär so unglücklich gestellt, daß er kaum Mittel erschwingen konnte, die Miethe für ein einziges ärmliches Stübchen zu zahlen und seine alte hilflose Mutter zu ernähren. Um nur Brod zu schaffen, mußte er seine Zuflucht zu jenen kriechenden Zuschriften und Dedicationen nehmen, die leider in seinem Zeitalter die peinliche Nothwendigkeit einer literarischen Laufbahn bildeten. Was seine demüthigen Bittgesuche an den hochgebietenden Kardinal Durioni und Andere einem Mann von dem geraden und unabhängigen Charakter unsers Dichters gekostet haben mögen, können wir nur errathen; so viel aber ist gewiß, daß sobald eine neue Anstellung als Lektor bei der Akademie der schönen Künste und regelmäßige Beschäftigung bei mehr als einem Journal ihm ein etwas reichlicheres Einkommen sicherten, er dem herabwürdigenden Handwerk eines poetischen Bettelbriefschreibers augenblicklich und auf immer entsagte.

So vergingen Jahre. Parini arbeitete langsam weiter an dem dritten Theil seines Gedichts „Il Vespro" (der Abend) — denn die hohe Vollendung seines Styls wurde nur durch eine unverdrossene Sorgfalt im Retouchiren und Corrigiren erreicht, die bei einem Schriftsteller unglaublich scheint, der zugleich einer solchen Originalität des Gedankens und Kühnheit des Ausdrucks fähig war. Da erschallten die Donnertöne der Marseillaise in den Engpässen der Alpen, und als die Revolution auf den Flügeln der französischen Adler bis nach Mailand vordrang, war Parini, dessen freisinnige Ideen längst kein Geheimniß waren, einer der Ersten, dem sich das Vertrauen seiner Mitbürger zuwandte. Obgleich jetzt alt und gebrechlich und auf einem Auge fast blind, wurde er mit einem Sitz in dem Munizipalrath der lombardischen Hauptstadt beehrt. Indessen scheint Parini sich nie recht von Herzen an die transalpinischen Be-

freier angeschlossen zu haben. Ihr renommirendes Wesen, ihr brutaler Sansculottismus, ihre Verachtung alles Glaubens und aller Zucht konnten dem ehrbaren und würdevollen Greise nicht zusagen, der, zierlich in seinem Aeußern, höflich, obwohl offen in seinen Reden, die feinen Sitten der alten Schule liebte und mit aufrichtiger Frömmigkeit an der Religion seiner Väter hing.

Er sah bald genug ein, daß die angebliche Morgenröthe der politischen und sozialen Freiheit nur ein Blendwerk sei, und das bittere Gefühl, welches diese Enttäuschung in ihm erregte, machte sich bisweilen in Worten Luft, die gefährliche Folgen haben konnten. In einer öffentlichen Versammlung, wo ein Akt von mehr als gewöhnlicher militairischer Tyrannei besprochen wurde, soll Parini die dreifarbige Schärpe, welche die Munizipalräthe zuerst um den Leib und dann auf höhern Befehl um die Schulter geschlungen trugen, ergriffen und dem allmächtigen General Despinoy zugerufen haben: „Warum ziehen Sie diese Binde nicht noch etwas höher hinauf und schnüren sie uns um die Kehle?" Ein andermal, als im Theater der bekannte, furchtbare Schrei: „Es lebe die Republik! Es sterben die Aristokraten!" erhoben ward, wagte Parini, der redliche und furchtlose Ankläger derselben entarteten Aristokratie, allein zu antworten: „Es lebe die Republik! Es sterbe Keiner!"

Die gemäßigten Ansichten Parini's und der Freimuth, mit dem er sie vertrat, mußten dem ungestümen Eifer oder der berechnenden Klugheit seiner Kollegen bald lästig werden. Er wurde seines Amtes entlassen, nicht, wie seine Biographen geglaubt haben, auf seinen eigenen Wunsch, sondern einfach auf Befehl der Machthaber. „Sie haben mich fortgeschickt," sagte er zu einem Freunde, der ihn fragte, wie er dazu gekommen sei, aus dem Munizipalrath zu treten. Von nun an gesellte sich zu den Leiden täglich zunehmender Blindheit die peinigende Furcht, auch den Lehrstuhl zu verlieren, den er so viele Jahre mit Ehren ausgefüllt hatte, und in seinen alten Tagen an den Bettelstab gebracht zu werden. Zum Glück wurde diese Furcht nicht verwirklicht, und eine glückliche Operation gab ihm das Gesicht wieder, als er nur noch wenige Monde von jenem Ziel entfernt war, dem er längst mit Sehnsucht entgegensah. Der letzte Theil seines Gedichts, „La Notte" (die Nacht) beschäftigte ihn in diesen Augenblicken, wo er seine eigene Nacht mit raschen Schritten herannahen fühlte. Am Morgen des 15. August 1799 stand er am geöffneten Fenster, sich des wiedergewonnenen Augenlichts freuend, sank dann in seinen alten Lehnstuhl zurück und entschlief ruhig im einundsiebzigsten Jahre seines Lebens.

Das ist in kurzen Zügen die Geschichte des lombardischen Juvenal, der als Dichter eben so sehr die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte, wie er als Mensch die Achtung der Nachwelt verdient. Die Republikation seiner Satyre, deren letzter Theil beim Tode des Verfassers halbvollendet zurückblieb, hat Herr Cantù willkommene Veranlassung dargeboten, eine Reihe von historischen Skizzen der literarischen und politischen Zustände Italiens im achtzehnten Jahrhundert zu entwerfen, die, wie man von einer solchen Feder nicht anders erwarten konnte, sich durch die genaueste und bis in's kleinste Detail gehende Kenntniß jener Zeit auszeichnen.

Griechenland.

Neugriechische Pädagogik.

In Athen erschien im Jahre 1868 ein in pädagogischer Beziehung besondere Anerkennung verdienendes Werk des Griechen Leon Melas, unter dem Titel: *Ὁ Γεροστάθης, ἢ ἀναμνήσεις τῆς παιδικῆς μου ἡλικίας.* Indem die im „Magazin" oft genannte, ebenfalls in Athen erscheinende wissenschaftliche Zeitschrift: „Neue Pandora" auf dasselbe aufmerksam macht, findet sie sich zu folgenden höchst verständigen Bemerkungen veranlaßt, die nicht blos Griechenland gelten, sondern die man auch außer Griechenland gerade heutzutage sich gesagt sein lassen kann. Es heißt dort:

„Wer mit einiger Aufmerksamkeit die Fortschritte unserer, der neugriechischen Literatur verfolgt, freut sich jedenfalls, so oft er mitten unter den gedrängten Haufen der ABC-Bücher, Grammatiken, Chrestomathien und ähnlicher Druckwerke der Pressen des Koromilas'*), sowie unter der Menge von Dichtungen und anderen anmuthigen und unterhaltenden Schriften, ein Buch ernsteren Inhalts und namentlich ein solches antrifft, das sich mit der Erziehung der Jugend beschäftigt. Die Kinder lernen wohl Lesen, Schreiben und Rechnen, sie besuchen die hellenische Schule und das Gymnasium, auch geschieht es wohl oft, daß einer und der andere sein Haupt mit dem Lorbeer des Doktors schmückt; aber wenn sie nicht das Glück gehabt haben, von verständigen Eltern erzogen zu werden, die der Ehrbarkeit des Charakters den Vorzug gaben vor dem Wissen, die die Weisheit des Herzens über die Weisheit des Verstandes setzten, so fehlte ihnen fort und fort der sichere Führer für die erste Zeit ihres Lebens, und diese Zeit bildet zugleich die Grundlage für die Zukunft. So geschieht es, daß wir täglich wissenschaftlich gebildete und gelehrte Männer in großer Zahl antreffen, aber sie besitzen nicht jene Tugend, ohne welche, nach dem Ausspruche des göttlichen Plato, alles andere Wissen — Nichts und eine Last ist. Wahrhaft bedauern muß man deshalb jene Eltern, die aus Unkenntniß oder aus Eigennutz nur dafür sorgen, daß ihre Söhne viel lernen, um dereinst geschickt zu werden, Reichthümer zu erwerben; denn wenn der Zweck des Menschen nur darin bestände, Reichthümer zusammenzuscharren, so bedürften auch ihre Söhne der wissenschaftlichen Bildung weiter nicht, da heutzutage die Ungebildetsten nicht selten die Wohlhabendsten sind. Täglich vernehmen wir in unserer Nähe die allgemeine Klage, daß der Charakter der Menschen verdorben und diese selbst gewissenlos seien; aber wer anders ist daran schuld, als wir selbst, da wir die Erziehung der Kinder als ein bloßes — Handelsgeschäft betrachten und behandeln?

Indem der Verfasser des vor uns liegenden Buches diesen großen Uebelstand erkannte, einen Uebelstand, der leicht hinreicht, um die ganze Gesellschaft zu verderben, verfaßte er seinen *Γεροστάθης*. Derselbe ist ein Sprößling jener griechischen Landschaft, deren Söhne vor und nach dem Freiheitskampfe mehr als andere die Wohlthäter des gemeinsamen Vaterlands gewesen, nämlich aus Epirus. Durch den Druck der auf dem Lande lastenden Tyrannei genöthigt, viele Jahre in der Fremde zu leben, kehrte er erst in vorgerücktem Alter in seine Heimat wieder zurück und widmete den Ueberrest seines Lebens der Erziehung der Kinder seiner Mitbürger. Und welches sind die Grundlagen dieser Erziehung? Die Ehrfurcht vor der Religion, Gerechtigkeit gegen die Menschheit und Liebe zum Vaterlande. Aber das sind an und für sich nur leere Worte, die Alle beständig im Munde führen, die aber nur Wenige durch die That bewähren. Deshalb unternimmt dieser „Gerostathis" ein großes, mühsames, wahrhaft Sokratisches Werk: er flößt nämlich jene Grundsätze in die Herzen der Kinder seines Vaterlands durch sein eigenes Beispiel und durch die Beispiele ein, welche er aus der Geschichte und namentlich aus der Geschichte unserer Vorfahren entlehnt; zu diesem Zwecke ißt, spielt und wandelt er mit ihnen lehrend, lobend, tadelnd und ermuthigend, immer jedoch mit Geduld und Sanftmuth Alles wohl benutzend. Seine Lehre richtet sich auf die Gesundheit des Körpers, der Seele und des Herzens, und bemerkenswerth ist vornehmlich die Gewandtheit, mit welcher er eine jede Eigenthümlichkeit, auch die unbedeutendste, des ihm vorkommenden Gegenstandes in's Auge faßt und sie in einer Weise erklärt, daß er dadurch zur Ehrfurcht gegen Gott, sowie zur Liebe zum Nächsten und zum Vaterlande antreibt und ermuntert. Der Glaube des „Gerostathis" ist unüberwindlich, seine Vaterlandsliebe unauslöschlich und se in Eifer für die griechische Jugend ist unermüdlich.

In dieser Weise stellt sich in Kürze der „Gerostathis" dar. Wenn wir, die wir bereits in einem vorgerückten Alter stehen, in einem Alter, in welchem die Ausrottung eingewurzelter Meinungen und Begierden schwer, wenn nicht geradezu unmöglich ist, das Buch mit großem Nutzen für uns selbst gelesen haben: welchen Vortheil wird es dann wohl unserer Jugend gewähren? Wir sind der Meinung, daß ein anziehenderes, nützlicheres und lehrreicheres Buch seit langer Zeit nicht in Griechenland erschienen ist, und wir glauben, daß es von nun an keinen Vater oder Lehrer geben könne, der nicht darauf bedacht sein sollte, dies Buch seinem Sohne oder Schüler vor Augen zu legen, und in die Hand zu geben. Wenn wir, in Hinblick auf die von dem patriotischen Vater des Verfassers in seinem Testamente ausgesprochene Bestimmung wegen der besten moralischen Schrift in neugriechischer Sprache über die griechische Jugend*), die Entscheidung zu treffen hätten, so würden wir kein Bedenken tragen, den Preis dem Gerostathis zuzusprechen. —

So weit der griechische Berichterstatter in der *Πανδώρα*. Man

*) Andreas Koromilas, der 1858 in Athen starb, war der erste, thätigste und bedeutendste Buchdrucker des neuen Griechenlands, der besonders mit dem Druck von Schul- und Elementarbüchern, Grammatiken, Chrestomathien und Wörterbüchern sich beschäftigte und in dieser Beziehung große Verdienste hat. D. E.

*) Der im Jahre 1857, wenn wir nicht irren, verstorbene griechische Kaufmann Melas setzte für eine solche Schrift 5000 Drachmen aus, und andere 5000 Drachmen für deren Druck und zur unentgeltlichen Vertheilung des Buchs. D. E.

sieht, die Griechen unserer Tage wissen, wo sie der Schuh drückt, und wenn wir Anderen, außer Griechenland, es auch recht wohl wissen, wo uns selbst der Schuh drückt, aber weniger Lust haben und bezeigen, mit Ernst die Herrschaft der materiellen Interessen zu bekämpfen, so wollen wir uns doch wenigstens darüber freuen, daß patriotische und verständige Griechen es daheim für sich erkennen und laut aussprechen. K.

Central-Asien.

Adolf Schlagintweit's Tod in Turkistan.

Die Herren Hermann und Robert Schlagintweit haben in einem Hefte von 17 Seiten in 4. die offiziellen Berichte über die letzten Reisen und den Tod ihres Bruders Adolf, der auf seiner wissenschaftlichen Reise von den Moslemin in Turkistan (Central-Asien) gefangen genommen und getödtet wurde, drucken lassen. Es sind zehn offizielle Aktenstücke, die uns in diesem, auf dem Titelblatte mit einem Trauerrande umgebenen Hefte vorliegen, und jene sind die Berichte von den verschiedensten Seiten in Ostindien, sowie vom asiatischen Departement in St. Petersburg, gesammelt und eingesandt. Sie stimmen sämmtlich darin überein, daß Adolf Schlagintweit zu Kasgar in Turkistan, und zwar bereits im August 1857, getödtet wurde. Er war als Europäer erkannt worden, nachdem er verkleidet über den Karakorum und Küen-lüen, die früher noch nie ein europäischer Fuß betreten hatte, auf einer etwas westlichern Route, als die seiner beiden Brüder, weit nach Central-Asien vorgedrungen war. Ungeachtet der eifrigsten Bemühungen von Hermann und Robert Schlagintweit, seine Zeichnungen, Manuskripte und Tagebücher aus der letzten Zeit zu erlangen, ist es ihnen bis jetzt leider noch nicht gelungen, Näheres über dieselben zu erfahren, doch ist wohl bei dem großen Interesse, welches die englische Regierung in Ostindien für die Hingebung und Aufopferung der deutschen Reisenden an den Tag gelegt, zu erwarten, daß diese alles Mögliche noch aufbieten werde, um den schriftlichen Nachlaß des Umgekommenen herbeizuschaffen.

Wir theilen von den uns vorliegenden zehn Aktenstücken das letzte, einen Bericht über den Tod Adolf Schlagintweit's, der von einem seiner indischen Begleiter, dem Yarkandi Mohammed Emin an den englischen Oberst Edwardes aus Kokand vom 29. Juli 1858 gerichtet ward, in Nachstehendem vollständig mit:

„Ich ging von Sultánpur über einen Paß nach Rúpchu. Hier theilte sich die Straße in einer Richtung nach Leh, in der andern nach Chúsel. Mein Herr verlangte, daß ich den Weg nach Aksaë-Chin nehme, was wir auch thaten, indem wir über Changchénmo und eine hohe Gebirgskette (das Karakorúm-Gebirge) auf die nach Aksaë-Chin führende Straße gelangten.

Wir passirten auf unserm Wege zwei Forts, wovon das eine Sikánder (Alexander) gehört haben soll und in der Nähe des Yurungkásh-Passes gelegen ist; das andere liegt am Karakáshflusse, der durch Khótan fließt.*)

Wir reisten dem Karakáshflusse entlang weiter und kamen (nach dem Uebergange über den Küen-lüen) zu dem Hauptstrome Khótan's und nach Shaidúlla Khója, wo zwei Routen sich kreuzen, deren eine Yárkand und Tibet verbindet, während die andere nach Tashkorgán, Osh und Kókand führt.

In Shaidúlla machten wir einen 5tägigen Halt. Von hier war Osh via Tashkorgán 20 Tagereisen entfernt, Yárkand 5.

Herr Adolf Schlagintweit äußerte, daß der Weg über Tashkorgán und Osh sehr lang, dagegen der nach Yárkand verhältnißmäßig kurz sei und daß er deshalb den letztern wählen würde. Ich stellte ihm vor, daß die letztere Route viel gefährlicher als die erste sei. Er sandte hierauf Murád, den Juden, ab, um Nachrichten von Yárkand einzuziehen. Murád kam denn auch in Gesellschaft von 8 Karavanen zurück, mit dem Berichte, daß der Khan von Kókand dem Volke der Khatáis (= Chinesen) die Provinzen Káshgar und Yárkand entrissen habe.

*) Auch wir waren mit Mohámmad Emin durch Sikánder-Mokám gekommen, am 18. August 1856. Es ist dies ein kleines, jetzt verlassenes Fort. Es scheint überhaupt nur Befestigung, nie ein regelmäßig bewohnter Ort gewesen zu sein. Alexander der Große, dessen Namen es führt, ist in Turkistán theils in historischer, theils in mehr sagenartiger Form den Einwohnern sehr bekannt, und sein Name ist mehrmals mit Ortsnamen verbunden.
(Anmerk. der Herren H. und R. Schlagintweit).

Ich schenkte indeß dieser Nachricht keinen Glauben und sagte Herrn Adolf Schlagintweit, daß der wirkliche Khan von Kókand niemals eine Expedition so weit von seinem eigenen Lande unternehmen würde, daß jedoch seit zwölf Jahren einige der Bára Sáhibs von Kókand (der Großen von Kókand), Sáyads von Geburt, mit Vagabunden und Gesindel aller Art in Káshgar häufig Einfälle machten, wobei sie einigemal die Beherrscher vertrieben und deren Thron besetzt hatten, später aber auch wieder durch die Armee der Chinesen zurückgeschlagen wurden, und daß einst einer von jenen, Namens Chilchik Khója, der Armee von Khatáis in die Hände fiel und sich noch in Haft befände. Wenn also, fügte ich hinzu, in Káshgar Krieg geführt würde, so könne dies nur durch diese fanatischen Sáyads geschehen, aber nicht durch den Khan von Kókand. Dessenungeachtet blieb Herr Adolf Schlagintweit bei seinem Plane nach Yárkand zu gehen (da auch der Weg nach Káshgar und Kókand wegen der ausgebrochenen Kriege ebenso gefährlich und viel weiter war).

Er sandte mit einer Karavane den Gosht Mohámmad, Khánsamah, zurück nach Kángra und gab ihm ein Geschenk von 300 Rupi's in baarem Gelde und eine Anweisung im Betrage von 300 Rupi's auf Kángra.

Wir machten uns denn auf den Weg nach Yárkand. Die Bewohner dieser Stadt behandelten uns bei unserer Ankunft mit großer Artigkeit und versahen uns mit Lebensmitteln. Herr Adolf Schlagintweit machte ihnen dafür Geschenke, je nach Rang und Verdienst.

Von da begaben wir uns nach Káshgar, welchen Ort damals ein Chodscha von Kókand im Besitz hatte, der den rechtmäßigen Regenten vertrieben und dessen Provinzen ihm entrissen hatte. Außerhalb der Stadt befand sich indeß auch die Armee der Khatáis (Chinesen), die ein Fort, etwa eine engl. Meile von Káshgar, belagerte, das Gul-Bagh hieß.

Die Mussalmáns der Garnison machten täglich Ausfälle und schlugen sich mit den Belagerern. Als wir ankamen, begann eben ein Gefecht; die Mussalmáns frugen, wer wir seien, und Herr Adolf Schlagintweit sagte ihnen, daß er ein Gesandter der ostindischen Compagnie sei und daß er zum Khan von Kókand wolle.

Sie wurden aber wüthend gegen uns und gaben Befehl, den Herrn Adolf Schlagintweit zu enthaupten und mich mit meinen Leuten in's Gefängniß zu werfen. Unser Eigenthum wurde von ihnen geplündert. — Während der 35 Tage unserer Gefangenhaltung starben zwei meiner Diener, von dem dritten hörte ich nichts weiter.

Inzwischen hatte die Armee der Khatáis von Mába Chín*) her Verstärkung erhalten, worauf sie den Chodscha überwältigten und zur Flucht nöthigten. In Folge dessen erhielt ich meine Freiheit wieder. Ich übergab die Gebeine des Herrn Schlagintweit dem Murád zu sicherer Verwahrung und begab mich nach Kókand. Ich blieb daselbst acht Monate, doch da der Weg nach Káshgar während dieser Zeit blokirt blieb und nicht zu passiren war, konnte ich Ihnen keine Botschaft schicken. Kürzlich sind jedoch Gesandte dahin abgegangen und auch empfangen worden, und der Friede ist wieder hergestellt. Ebenso hat der Khan von Kókand einen Mann Namens Ala Sikáb nach Káshgar abgeordnet, um Alles wieder wie früher zu regeln.

In kurzem werde ich mich deshalb nach Káshgar begeben und nach Uebernahme der sterblichen Reste des Herrn Adolf Schlangintweit nach Peshaur abreisen."

*) Mába Chín heißt das große China und ist hier für das eigentliche China, im Gegensatze zur chinesischen Provinz (Turkistán), gebraucht.
(Anmerkung der Herren H. und R. Schlagintweit.)

China.

Chinesen außerhalb China's.

III. Australien.

Auch in Australien haben die in den Golddistrikten zerstreuten dreißig bis vierzig Tausend Chinesen ihre Nationaleigenheiten nicht abgelegt. Melbourne hat wie San-Francisco seine chinesischen Straßen. Seit 1854 nahm die Auswanderung theils wegen der geringen Entfernung, theils aus Sparsamkeit, ihren Zug nach Australien, ohne deshalb Kalifornien im Stich zu lassen. Die Engländer hießen die Gäste eben so wenig willkommen, wie die Amerikaner. Die Gesetzgebung nahm Maßregeln, die ihr geeignet dünkten, die zuströmende Fluth zu beschwören: sie legte eine Steuer von 10 Pf. St. auf den Kopf und verbot den Fahrzeugen, mehr als Einen Chinesen auf zehn Tonnen Last aufzunehmen.

Allein die Schiffe umsegelten Port-Philipp, landeten an anderen Punkten des australischen Festlandes und setzten dort die Chinesen ab, die dann zu Lande nach der Kolonie wanderten; so daß der Hafen von Melbourne, ohne den Zweck zu erreichen, sich um eine Haupteinnahme gebracht sah.

Die letzte Maßregel unterblieb und nur die erste wurde beibehalten. Die Chinesen bezahlten die Auflage und die Einwanderung nahm ihren ununterbrochenen Fortgang; Tausende kamen jeden Monat an. Die öffentlichen Blätter zogen nun an der großen Glocke, eiferten gegen diese Invasion, die die Weißen mit der Gefahr bedroht, sich „wie die Stecknadeln in einem Bund Stroh" unter Mongolen und Chinesen zu verlieren. Die Handelskammer trat in einer außerordentlichen Sitzung zusammen, um die chinesische Frage zu besprechen und folgende fünf Punkte zu erörtern: a) Gestatten die Verträge zwischen Großbritannien und China einer englischen Kolonie, die chinesischen Eingebornen auszuschließen? b) Hat die Regierung von Victoria das Recht, die Bewegung zwischen seinen und den chinesischen Häfen zu hemmen? c) Welche Folgen kann ein Ausschließungsgesetz in Bezug auf Chinesen für Leben und Eigenthum der in China weilenden englischen Unterthanen haben? d) Was für Folgen könnten daraus für den Handel Großbritanniens und der australischen Kolonien mit China hervorgehen? e) Welche Maßregeln wären die geeigneten, um zwischen den chinesischen Einwanderern und den weißen Kolonisten Frieden und Eintracht zu erhalten?

Angesichts dieser neuen Bedrohlichkeit faßten die Chinesen ernstliche Besorgnisse, und um die Gefahr abzuwenden, übertrugen sie einem der Greise, unter deren Leitung sie die Reise gemacht, ihre Vertheidigung. Wir lassen nun hier die vollständige Apologie folgen:

„Quang-tschu, neu angekommen, ein Mann gesund an Verstand und Gemüth, und fünfter Vetter des Mandarinen Ta-quang-tsing-lu, der mehrere Gärten unsern Macao besitzt.

„Gutes Volk der reizenden Goldgegend, ich, um einige Jahre älter, als die Chinesen, die an das gastliche Gestade eurer gelben Gefilde gelandet sind, zuvörderst wünschend, mit Achtung die Dankbarkeit und die Demuth auszusprechen, die wir, ich und alle meine Reisegefährten, nicht zu vergessen diejenigen, die bescheidentlich auf dem Herwege sind, im Herzen hegen; ich, im Namen der Mäßigung und Vorsicht, der es weiß, nach der weisen Vorschrift Kong-fu-tsi's und Lao-shang's, die Frage nach beiden Seiten zu untersuchen, bevor ich mich ausspreche; ich kann nicht Worte finden, um die Ueberraschung auszudrücken, die in mir hervorgerufen die knotigen und mißgeschnittenen Bambusstöcke, die, nach dem Bericht unsers Dolmetschers Atschai, die Schultern der Ausgewanderten aus dem blühenden himmlischen Reiche unsers fernen Geburtslandes bedrohen.

„Der Mensch ist vielen Irrthümern ausgesetzt, ist umgeben von sehr tiefer Finsterniß; er muß sich mit Ergebenheit unterwerfen. Er muß geduldig und ehrerbietig sein, alle guten Gesetze lehren das, und die Chinesen ehren und achten die Gesetze, weil sie die schönsten Blüthen und die schönsten Früchte sind, welche die Sonne des Himmels aus den Wurzeln der Weisheit gelockt hat. Ferner muß der Mensch sich krümmen wie ein Bogen vor den Regierenden und Höheren, denn sie selber sind die Wurzeln der Weisheit. Daher auch wünschen wir, mit allen gebräuchlichen Feierlichkeiten uns zu nahen und zu krümmen vor dem Regenten dieser Stadt.

„Wodurch denn nun haben wir Chinesen, demüthig gelandet an eure köstlichen Gestade, eurem Zorne gerechte Ursache gegeben? Das wünschen wir Alle zu erfahren. Der Mensch braucht zu allen Zeiten Belehrung, und zumal wenn er ein fremdes Land betritt. Unser Dolmetscher Atschai hat uns nicht absichtlich hintergehen wollen; Atschai ist ein ehrenwerther junger Mann, früher Agent bei den Thee-Kaufleuten, Huqua und Mowqua; allein es ist möglich, daß er eure Verhandlungen schlecht verdolmetscht und sie uns schlecht berichtet hat. Das ist meine und anderer achtbarer Männer Meinung.

„Ich weiß es aus dem Munde mehrerer angesehenen Männer unseres Landes, und ich bin durch andere, die in Australien gelebt haben und nach dem himmlischen, blühenden Reiche zurückgekehrt sind, überzeugt worden, daß nicht nur das Volk aus England, sondern auch aus Indien, Japan, Amerika und sogar aus den Ländern Frankreichs und sonstwoher hier ankommen, daß kein Volk einer civilisirten Gegend, wo die Künste und nützlichen Gewerbe nach den ältesten und weisesten Ueberlieferungen studirt und mit Erfolg angewandt werden, ausgeschlossen ist, sondern im Gegentheil herzlich mit beiden Händen und dem Klang der Triangel und der Tam-tams empfangen wird. Also, auf Grund Dessen in aller Ehrerbietung und mit allen gebräuchlichen Feierlichkeiten kann ich, Redner des gegenwärtigen Quang-tschu, sehr unterthäniger Mann, aber nicht ohne einigen Verstand, nicht denken, daß der Gouverneur, der in seiner Hand die Waage der Gerechtigkeit hält, daß seine hohen und weisen Richter (seine Mandarinen von der Pomeranzenschale) vorschlagen, daß alle Nationen willkommen seien, ausgenommen die chinesische Nation. Ich appellire an euch Alle, verschiedene Völker der reizenden Goldgegend: würde dieses Verfahren nicht aller Gerechtigkeit und Biederkeit baar sein? Bei dem Gedanken, ohne Jemanden gekränkt zu haben, obgleich unschuldig, obgleich rein von allem Fehl, schimpflich zurückgewiesen zu werden, sind wir voll Furcht.

„Unter uns giebt es geschickte Leute in der Gärtnerei, die es verstehen, alle Arten Blumen und Früchte zu pflegen, Zimmerleute und Handwerker, Arbeiter in kostbarem Holz und Elfenbein; wir haben kluge Landwirthe, die es verstehen, aus gutem und schlechtem Boden Vortheil zu ziehen; namentlich Ceu-Ci und seine fünf Enkel; wir haben auch zwei Handwerker, die geschickt sind im Verzieren der Verdecke und einen Mann voll Gewandtheit, mit Namen Yaw, der Meister ist in der Kunst, Windspiele mit ungeheuren Flügeln und großen Glasaugen zu machen. Wir empfehlen ferner den kleinen Yie, der sich auf die Zucht der Fische, Vögel, Hunde und Katzen versteht. Endlich haben wir auch vortreffliche Köche, die nichts vergeuden oder umkommen lassen; Schlosser, Ciselirer, geschickte Sonnenschirmmacher und viele andere. Müssen alle diese Talente mit Schmach zurückgeschickt werden? Ist unglücklicher Weise Einer unter uns, der irgend einen Frevel begangen, bestraft ihn. Es giebt zwei Arten, die Menschen zu unterweisen, die weisen Vorschriften und die Züchtigungen. Das ist's, was ich zu sagen hatte; ich muß aber noch ein Wörtchen über das Gold sprechen.

„Ich habe über diesen Gegenstand viel nachgedacht und ich kann versichern, daß nicht Jeder unter uns berufen ist, ein Vermögen zu finden. Einige sogar werden gar nichts finden. Dann werden diese armen Leute nach dieser Stadt zurückkommen oder in andere Städte gehen, in die Dörfer, in die Meiereien und ihre Zeit um einen geringen Lohn, um ein wenig Reis verkaufen. .... Unermeßliche Ländereien liegen über diese Stadt hinaus, die nie angebaut worden sind und ich, Quang-tschu, Redner des Gegenwärtigen, ein Mann voll Demuth, aber von einigem Verstand, ich bin gewiß, daß viele von denjenigen, die so glücklich gewesen, Gold zu finden, jetzt Besitzer großer Bodenstrecken sind. Der Besitz des Bodens ist die Wonne des Mannes; er ist darauf stolz, zu sagen: Mein Gehege, mein Garten, meine Meierei; allein diese Grundstücke liegen noch brach und zwar, weil diejenigen, denen sie gehören, nur gewöhnt sind, in den Goldminen zu arbeiten und nicht den Boden zu bauen und auch darum, weil die Zahl der Hände nicht im Verhältniß steht mit den Bedürfnissen der Landwirthschaft.

„Wenn diese Rede einigen Verstand in sich hat, so weiß ich, sie werde mit aufmerksamem Ohr, das Haupt auf eine Schulter geneigt, angehört werden. Ich hoffe mit Bangen, daß es dem Gouverneur dieser Stadt und aller Städte und Ländereien der Umgegend gefallen wird, ein wenig über meine Worte nachzudenken; in der Hoffnung dessen und mit tiefer Demuth des Herzens und der gebräuchlichen Feierlichkeit erwarten wir schweigend eine zinnoberfarbene Antwort."

Der Chinese gewann mit seinem kunstvollen und schlauen Plaidoyer seinen Prozeß. Die Handelskammer erklärte jede Beschränkung für unzuläßig. Die Goldregion war also der unermüdlichen Thätigkeit der Chinesen geöffnet. Wie klein und demüthig sie sich auch machten, sie jagten dennoch die Weißen aus den Gruben, nicht mit Gewalt, allein sie verbrauchten eine ungeheure Menge Wasser bei ihren Operationen, und wer konnte es überdies vor Gestank und Schmutz in ihrer Nähe aushalten? Der Haß und der Abscheu gegen sie wuchsen täglich und machten sich in häufigen Zänkereien Luft.

John Bull und John Chinaman stehen vor dem Richter. John Bull betheuert, neulich sei er Abends durch das chinesische Viertel gegangen mit einem Freunde, der sich ein Extragläschen zu Gemüthe geführt und in Folge dessen den Kopf etwas überladen habe. Da seien sie von A'hiu, A'schiu und von einem Dutzend anderer Zopfträger beschimpft und auf Tod und Leben angegriffen worden. Zum Glück hatte aber das Extra John Bull's Fäuste nicht geschwächt, und sie waren noch kräftig genug, die Gegner in die Flucht zu schlagen. Die Reihe ist nun an dem Chinesen, Zeugniß abzugeben, und es handelt sich zuvörderst um den Eid, was keine Kleinigkeit ist. Bisweilen versichert er, er sei Christ und sein Beistand verbürgt sich, daß er die Bedeutung des Eides kennt. Ist das aber nicht der Fall, so schreitet man zu der feierlichen Probe des zerbrochenen Gefäßes; und da der Chinese von sprichwörtlicher Sparsamkeit ist und die Behörden erklärt haben, daß das mystische Gefäß von der verklagten Partei beschafft werden muß: so versieht sich John Chinaman

mit einem zersprungenen Topfe, mit einem Scherben, bisweilen nur mit einem Henkel, um die Wahrheit seiner Aussage zu erhärten. Er versichert, er sei ruhig vor dem Eingange seines Zeltes sitzend, ohne Veranlassung hart angefallen worden. Die Sache ist aber die, daß der Chinese dem betrunkenen Europäer auflauert und kann er ihn in einen Winkel bekommen, wo er vor Augenzeugen sicher ist, dann wirft er ihn zu Boden und prügelt ihn weidlich durch; so rächt er sich für die fortwährenden Kränkungen und Verhöhnungen, deren Zielscheibe er ist.

Wie in Kalifornien, haben die Chinesen auch in Australien ihre unveränderte Nationalphysiognomie bewahrt. Im Mai 1856 gaben sie auch hier ein chinesisches Blatt, „Der chinesische Anzeiger," heraus. Im September desselben Jahres wurde das Joß-Haus eingeweiht. Es ist ein hölzernes, ziemlich umfängliches Gebäude von zwei Stockwerken und zu chinesischen religiösen Bräuchen bestimmt. Solche Unternehmungen werden mittels Unterzeichnungen ausgeführt und es fehlt dabei niemals an Geld. Die Versuche, protestantische Missionen zu Melbourne und Castlemaine zu stiften, mißlangen. Selbst die Chinesen, die sich für Christen ausgeben, bewahren den rohen vaterländischen Aberglauben. Bei der Sonnenfinsterniß in Australien 1856 schlugen sie auf Pfannen und Kesseln, um den bösen Geist zu verscheuchen, der die Sonne verschlingen wollte. Sonntags wird in den Minen nicht gearbeitet und die Chinesen, so leid es ihnen thut, ein Tagewerk zu verlieren, arbeiten auch nicht, um keinen Anstoß zu geben; aber in die Kirche, wie es die Missionäre hofften, gehen sie doch nicht; sie bleiben in ihren Zelten, verrichten ihre kleinen Haushaltsgeschäfte, rasiren sich Haupt und Kinn und flechten ihren langen Zopf.

Sie haben fast gar keine Frauen nach Australien gebracht. Die Chinesen werden Alle der Unsittlichkeit bezüchtigt. Nur wenige haben fremde Frauen geheiratet. Außer den Grubenarbeiten treiben sie Kleinhandel und unterziehen sich jedem sauren und abstoßenden Geschäft. Sie leisten der Kolonie tausend Dienste, deren sie schwer entbehren könnte. Außer den Matrosen und dem Pöbel, die sie aus instinktartiger Abneigung verabscheuen und mißhandeln, haben sie daher unter den Gebildeten auch ihre Anhänger neben den Gegnern. Jene hören dabei auf die Stimme der Humanität und der fortschreitenden Civilisation; diese fürchten ihre beharrliche Industrie, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Konkurrenz des überfluthenden Chinesenthums eine der großen Fragen der Zukunft bildet.

Mannigfaltiges.

— „Die militairische Schwäche Frankreich's Deutschland gegenüber."*) So heißt eine zum Theil auch in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" abgedruckte, sehr zeitgemäße Abhandlung aus der Feder des (wahrscheinlich königl. württembergischen) Artillerie-Lieutenant a. D. Herrn W. Streubel.**) Es ist sehr löblich, in dieser Zeit allgemeiner Erregtheit, die hier und da, bei aller patriotischen Gesinnung, doch auch eine übertriebene Angst vor den Eroberungsgelüsten der Franzosen verräth, auf die Schwäche der Letzteren dem, wenn es seiner Vertheidigung gilt, bis an die Zähne bewaffneten Deutschland gegenüber aufmerksam zu machen. Deutschland — das ist unzweifelhaft — hat zu keiner Epoche seiner Geschichte so unbesorgt in die Zukunft blicken können, wie jetzt, wo seine Fürsten und Völker so einig sind zu Schutz und Trutz gegen jeden auswärtigen Feind, wo in seinen beiden Großstaaten die Heeresverfassung so ausgezeichnet und namentlich in Preußen auf die wirksame Vertheidigung des heimischen Herdes so berechnet ist und wo endlich seine festen Plätze eine so vortreffliche Einrichtung haben, daß sie ganzen Heeren als zuverlässige Stütz- und Sammelpunkte dienen können. Weniger vielleicht eignet sich die deutsche Heeresverfassung zu Angriffs- und Eroberungs-Kriegen, aber diese zu unternehmen, hat auch das deutsche Volk keinerlei Veranlassung. Genug, daß es nicht mehr die Rückkehr von Katastrophen, wie die von 1648, wo Deutschland einen Theil des Elsaß verlor, oder die von 1805 und 1806 zu fürchten hat. Es ist wahrhaft thöricht, wenn unter den jetzigen Landesverfassungen und bei den jetzigen Gesinnungen der Deutschen irgendwo noch eine Invasion der Franzosen, oder auch der Russen, gefürchtet wird. Der Verfasser der vorliegenden, kleinen Schrift, die auf ihrem Umschlag eine Germania mit gezücktem Schwerte und mit der Umschrift trägt: „Alle für Einen und Einer für Alle" weist sehr schlagend nach, warum uns Napoleon I. besiegte und warum uns Napoleon III. niemals in Deutschland besiegen wird und kann.

*) Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1859.

**) Dasselbe Heft (II. 1859) der Deutschen Vierteljahrsschrift enthält auch noch folgende, nicht minder zeitgemäße Abhandlungen: 1) Finanzgeschichtliche und volkswirthschaftliche Betrachtungen über den Krieg; 2) das gegenwärtige Machtverhältniß Frankreichs und Englands aus dem militairischen Gesichtspunkte; 3) militairisch-politische Betrachtungen über den Einfluß des schweizer Eisenbahn-Netzes auf ein Vertheidigungssystem der Schweiz in seinem Anschlusse an das süddeutsche Vertheidigungssystem; 5) die Ehre der Arbeit; eine Studie zur Volkskunde, von W. H. Riehl, und 6) die Heiligkeit der Staatsverträge und deren kulturhistorische Bedeutung. — Alle Achtung vor diesen gründlichen, wahrhaft patriotischen Studien und Untersuchungen, die mit den oft völlig unpolitischen, burschikosen Leitartikeln der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung" auf merkwürdige Weise kontrastiren. D. R.

— Willst du den Frieden, bereite den Krieg! Si vis pacem, para bellum, ist der Wahlspruch einer so eben in Leipzig erschienenen Flugschrift, die den „Kern der italiänischen Frage" bespricht und deren Verfasser sich gleich auf den ersten Seiten als ein scharfsinniger, deutscher Historiker zu erkennen giebt.*) Er bezeichnet es als die Aufgabe Deutschlands, der Bewahrer des Friedens in Europa und — wo dieser gestört ist — der Wiederhersteller desselben zu sein, und zwar nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen. „Der Friede," heißt es in dieser Schrift, „ist, wie unsere Vorfahren das alte Wort verstanden wissen wollten, die Rechtsordnung: also unter Völkern die Herstellung eines geordneten Rechtszustandes in der Staatenwelt. Unmöglich aber ist ein gesicherter Rechtszustand für Europa, solange das internationale Programm der Bonaparte, wie es das Kriegsmanifest unzweideutig im Sinne des Laguerronnière'schen Pamphlet's kundgiebt, nicht thatsächlich widerlegt und unausführbar gemacht ist. Unmöglich ferner ist der Weltfriede, solange das Staatensystem im Herzen unsers Erdtheiles nicht konsolidirt, solange nicht Deutschland, das von seinen kaiserlichen Ahnen als Erbtheil das Amt überkommen, der Christenheit den Frieden zu wahren, den ihm gebührenden Platz im Rathe der Völker aus eigener, innerer, rechtlicher und sittlicher Kraft sich errungen hat. Darum ist der Friede nur herstellbar erstens dadurch, daß Deutschland die Suprematie Frankreichs brechen hilft, somit Oesterreich — nicht etwa nur um Oesterreichs willen — kriegsmächtig zur Seite tritt, und zweitens dadurch, daß Deutschland innerlich verfassungsmäßig regenerirt wird, um als wirkliche europäische Großmacht handlungsfähig zu sein, folglich daß Oesterreich uns die Hand bietet zu einer Stärkung des (durch seine Schuld bisher in Schwäche erhaltenen) deutschen Bundes." — Dies sind die Hauptgedanken der Schrift, welche jedenfalls geeignet ist, die in diesem Augenblicke so nothwendige, durch die Vordringlichkeit einiger kleinen deutschen Staaten gefährdete Einigkeit Deutschlands zu fördern. Was Italien betrifft, so ist der Verfasser der Meinung, daß Sardinien in seine Schranken zurückgewiesen werden, sonst aber die Freiheit dieses Staates unangetastet bleiben müsse, während Oesterreich selbst die Hand dazu bieten müsse, daß im Kirchenstaat, in Toskana, Parma, Modena und Neapel diejenigen politischen Verbesserungen eingeführt werden, die diese alten kulturgeschichtlichen Staaten von ihren Fürsten erwarten und fordern dürfen.

— Revue Européenne. Wir haben in diesen Blättern kürzlich über zwei neue Halbmonatsschriften berichtet, die unlängst in Paris gegründet worden. Die „Revue Européenne" ist die dritte im Bunde seit dem 15. Februar d. J. Während jedoch das „Magasin de Librairie" ein Organ der historisch-philosophischen Schule der Franzosen und das „Quart d'heure" ein literarischer Sammelpunkt des freisinnig gebliebenen jungen Frankreichs ist, tritt die „Revue Européenne" als das bevorzugte Kind der „Napoleonischen Ideen" und der kaiserlichen Protection in das Leben. Der „Moniteur" hat, wenn auch nicht gerade in seinem amtlichen Theile, doch unmittelbar hinter seinen politischen Nachrichten, die neue „Europäische Revue" als eine bedeutende Erscheinung empfohlen, die sich des höchsten Patronates zu erfreuen habe, und dies wird für ganz Europa eine Aufforderung sein, die angeblich europäische, jedoch ihrem ganzen Inhalte nach napoleonisch-französische Revue — nicht zu lesen. In dem Sinne Europäische Revue zu halten, wie es Napoleon I. gethan, wird einem Napoleon III. wohl niemals gelingen; aber auch wenn seine „Ideen" unbewaffnet und anscheinend friedlich erscheinen, will Europa nichts mehr von ihnen wissen. In einem deutschen Blatte lasen wir kürzlich: „Den Beruf, über die öffentlichen Angelegenheiten zu

*) „Der deutsche Kern der italiänischen Frage." Leipzig, Veit u. Co., 1859.

sprechen und zu schreiben, haben unter der redseligsten Nation Menschen empfangen, welche theils abgerichtet sind, gleich stummen Eunuchen, die Thaten, die Geheimnisse und Orgien des Despotismus schweigsam zu betrachten, theils so schamlos die Wahrheit verletzen, daß es scheinen könnte, in Frankreich habe niemand mehr den Verstand, die Lügenhaftigkeit zu erkennen, niemand mehr das Herz, sie zu entlarven, zu verachten und zu brandmarken." Nirgends haben wir die Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft empfunden, als bei der Lesung der Leitartikel des Moniteur von 1859, der Laguerronnière'schen Staatsschriften und der „Revue Européenne." In der letztern liefert unter Anderm Herr Desiré Nisard mit seiner Feder à la Genz — geistreich aber feil — eine Revue der ersten italiänischen Revue, die Bonaparte im Jahre 1796 gehalten. Der hofmännische Kritiker, dessen Betrachtungen die beiden bisher erschienenen Bände der auch in unseren Spalten bereits mehrfach besprochenen „Korrespondenz des Kaisers Napoleon I." zum Grunde liegen, stellte sich als Aufgabe die Beantwortung der Fragen: „Hat der General Bonaparte vorhergesehen, daß er eines Tages Napoleon I. sein werde? Ist er mit Bewußtsein, mit oder ohne Zögern dem Ziele der kaiserlichen Weltherrschaft entgegengegangen?" Herr Nisard beantwortet diese Fragen natürlich, wie ein Mann, der an den „Stern" der Napoleone glaubt. Es giebt nur Einen Gott und Napoleon ist sein Prophet! Ebenso wie Louis Napoleon Bonaparte in Straßburg und in Boulogne, hat auch der General Bonaparte bereits in Mailand, als er dort im Palast Serbelloni den Abgesandten der italiänischen Fürsten und Magistrate die erste Audienz ertheilte, den kaiserlichen Adler Frankreichs und die eiserne Krone Italiens in der Tasche gehabt. Nahende, große Ereignisse werfen bekanntlich ihre Schatten lange vorher: und so hat sich auch zu Mailand, wie Herr Nisard andeutet, in dem kleinen Manne in republikanischer Generals-Uniform schon der große Mann mit dem prächtigen Hermelin-Mantel erkennen lassen, dessen Purpur-Sammet von goldenen Bienen bedeckt ist. Wer in Europa an solchen Apotheosen der französischen Eroberer-Glorie Gefallen findet, der mag auf die Revue Européenne abonniren; es ist jedoch zu bezweifeln, daß aus irgend einem Lande Europa's — Sardinien vielleicht ausgenommen, wo man sich die Freiheit von französischen Braven und italiänischen Bravi zurechtmachen läßt — Bestellungen darauf eingehen werden.

— **Agassiz und die Amerikaner.** Amerika hat eben Europa ein Beispiel gegeben, welches wohl Nachahmung verdiente. Herr B. Agassiz, der gelehrte Naturforscher aus Neuchatel, den die französische Regierung vergeblich für Paris zu gewinnen gesucht hat, ist, wie man weiß, Professor zu Cambridge im Staate Massachusets, wo sein Unterricht einen ungeheuern Erfolg erreicht hat. Er hat seit kurzem den Plan gefaßt, vom naturgeschichtlichen Standpunkte aus eine Beschreibung vom ganzen nördlichen Theile des amerikanischen Festlandes zu geben und berechnet, daß, wenn die Ausgabe, die nicht unter zehn Bänden stark sein wird, die Kupfertafeln abgerechnet, einen günstigen Erfolg haben soll, fünfhundert Exemplare, jedes zu 120 Dollars, als Absatz gesichert sein müßten. Kaum war sein Plan bekannt, als dreitausend Subscribenten zwei Millionen Franks zu seiner Verfügung stellten. Man sieht, daß Bruder Jonathan, wenn er sich einmal darauf einläßt — was allerdings selten der Fall ist — wissenschaftliche Bestrebungen zu unterstützen, auch darin mit massenhafter Energie sein Go-ahead zu befolgen weiß.

— **Aus Süd- und Nord-Amerika.** Zur Vergleichung liegen uns zwei statistische Hand- und Nachschlage-Bücher von Nord- und Süd-Amerika vor: 1) der Adreßkalender von Canada auf das Jahr 1858*) und 2) das Hof- und Staats-Handbuch des Kaiserthums Brasilien auf das Jahr 1857**). Letzteres wird auch kurzweg: „Almanak de Laemmert" genannt, nach seinem deutschen Gründer, dem Chef der Buchhandlung, in welcher es erscheint, dem badischen Konsul, Herrn Eduard von Lämmert. Es zerfällt in drei starke Abtheilungen: 1) Hof- und Hauptstadt; 2) Provinz Rio-Janeiro und 3) die übrigen Provinzen Brasiliens. Geschmückt ist es mit dem Bildnisse des Kaisers Napoleon III.; auch trägt es ein ganz aristokratisches Ansehen.

Dagegen ist das Canada-Directory (1544 S.) ein ziemlich derber, demokratischer Bursche, der schon halb wie Onkel Sam*) mit allen seinen Humbugs und Großsprechereien, halb aber auch noch wie der ehrliche handfeste John Bull, Hand in Hand mit einem Petitmaitre von Paris, sich ausnimmt.

Es ist bemerkenswerth, daß in Canada das französische Element, welches dort nicht älter ist und auch verhältnißmäßig nicht tiefer in die Bevölkerung eingedrungen war, als in Louisiana, oder in Mississippi, doch dem angelsächsischen Element einen viel zähern und nachhaltigern Widerstand zu leisten weiß, als in diesen südlichen Staaten der amerikanischen Union. Während in New-Orleans fast alle höheren Beamten, alle Universitätslehrer und Richter englische Namen tragen, begegnet man im „Canada Directory," und zwar nicht blos in den Hauptstädten Montreal und Quebec, sondern auch in sehr vielen ausgedehnten Distrikten, fast nur französische Namen unter den Lehrern, Richtern, Advokaten und bedeutenderen Grundbesitzern. Dagegen ist in das Kleingeschäft, in das money-making people, das Amerikanerthum mit seiner ganzen Prosa eingedrungen. Charakteristisch sind in dieser Beziehung die 600 Seiten Privat-Anzeigen, die dem Buche angehängt sind und die zum Theil allerdings aus den Vereinigten Staaten datiren. Sie sind voll der einladendsten und kunstvollsten Illustrationen von großen Hôtels, Geschäftsläden und Industrie-Artikeln. Unter den Maschinen, die uns da empfohlen werden, nehmen wir eine uns sonst noch nicht vorgekommene Stiefelschäfte-Zuschneide-Maschine wahr, die mit einem Druck an der Kurbel das hineingelegte Leder sofort in (natürlich unbesohlte) Stiefel jeder beliebigen Größe verwandelt. Es ist ein wahres Vademecum dieses Avertissements-Bilderbuch!

— **Bulletin international**)**. Dieses vor mehreren Jahren von Herrn Robert Lippert, einem gebornen Sachsen, der lange in St. Petersburg und nachmals in Frankreich gelebt hatte, in Paris gegründete, später von Herrn Charles Lahure fortgesetzte bibliographische Journal zur Kenntniß neuer Erscheinungen der französischen sowohl als der ausländischen Literatur ist kürzlich in den Verlag der sehr thätigen Buchhandlung L. Hachette & Co. übergegangen. Letztere wollen dasselbe zu einem Vehikel machen, durch welches die Titel und der summarische Inhalt neu erschienener Schriften schnell in weiten Kreisen bekannt werden, und sie erlassen es daher den Sortiments-Buchhandlungen, bei Partien von 100 Exemplaren, zu außerordentlich niedrigen Preisen (60 Centimes oder 5 Sgr. jährlich, wofür man monatlich einen Druckbogen erhält).

— **Eine neue Kirchenzeitung.** Wie wir aus den Göttingischen Anzeigen vom gegenwärtigen Jahre, Seite 501, ersehen, beabsichtigt Dr. Friedr. Aug. Holzhausen, Licent. der Theologie an der Universität zu Göttingen — dessen interessantes, viel Stoffliches darbietendes und gewährendes, noch mehr aber anregendes Werk: „Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung," soeben mit dem dritten Bande***): „Die geschichtliche Fortbildung des Protestantismus," seinen Abschluß erlangt hat — eine Kirchenzeitung „zur Anbahnung einer endlichen Ausgleichung der Glaubensspaltung mit besonderer Beziehung auf Deutschland" herauszugeben. Einer Rechtfertigung bedarf an und für sich das Unternehmen nicht; aber es bedarf der Unterstützung aller Derer, die jede Glaubensspaltung beklagen und die im Interesse der Menschheit einen „neuen Aufbau der Kirche" als eine Nothwendigkeit betrachten. K.

---

*) The Canada Directory for 1857—58; containing names of professional and business men, and of the principal inhabitants in the cities, towns and villages throughout the province etc. etc. Corrected to November 1857. Montreal: John Lovell, 1858.

**) Almanak administrativo, mercantil e industrial da Corte e Provincia do Rio de Janeiro para o anno de 1857, fundado por Eduardo von Laemmert, Consul de S. A. R. o Grão-Duque de Baden etc. Decimo quarto anno. Rio de Janeiro, E. e H. Laemmert, 1857.

*) Die Abkürzung U. S. Am. (Vereinigte Staaten von Amerika) ist bekanntlich die Ableitung von „Uncle Sam."

**) „Bulletin international du libraire et de l'amateur de livres."

***) Leipzig, Brockhaus, 1859.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig. Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

28. Jahrgang. | **Sonnabend, den 4. Juni 1859.** | **№ 65-67.**

Inhalt:

Frankreich.

Der Protestantismus im Elsaß.

I.

Vor und während der Revolution.

In unserm Artikel über das Deutschthum im Elsaß wiesen wir darauf hin, daß alle Fäden des Gottesbewußtseins der elsässischen Lutheraner dieselben mit Deutschland verknüpfen. Man kann, so gut man den Reformirten helvetischer Confession nennt, sie als Anhänger deutscher Confession bezeichnen. Zwar sind nicht alle elsässischen Protestanten Lutheraner; im Süden nach Basel zu finden sich viele reformirte Gemeinden, die auch von Basel her ihre religiöse Form empfangen haben, doch der Lutheraner macht den Hauptstock der evangelischen Bevölkerung des Elsasses aus und dies ist des Reformators Martin Butzer (Bucer) Verdienst. Dieser große Theolog, selbst Elsasser von Geburt, aus dem ehemaligen Schlettstadt, welches nach manchen Schwankungen seines französischer Zunge unaussprechlichen Namens (Sélestat, Slèstat etc.) endlich zu der Bahnhofsfirma Schléstadt gelangt ist, hat von 1523 bis 1549 an der Thomaskirche zu Straßburg gewirkt. Er ist der Verfasser der berühmten Confessio Tetrapolitana, des Vierstädte-Bekenntnisses von Straßburg, Constanz, Lindau und Memmingen, welches die Idee der evangelischen Union in einer dogmatischen Ausgleichung der zwischen Luther und Zwingli obwaltenden Streitpunkte verkörpert, aber von dem eignen Urheber für die protestantische Einheit zum Opfer ward. Weil Luther mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens nichts nachgeben wollte, vermochte Butzer die vier Städte zur Annahme der Augsburgischen Confession und der bekannte Wittenberger Vergleich von 1536 befestigte den Bund mit dem norddeutschen Lutherthum. So heißen denn heutzutag die elsässischen Lutheraner amtlich les protestants de la confession d'Augsburg. Ihre Zahl beträgt über 300,000; von Straßburgs 77,656 Einwohnern machen sie, trotz des von 1681 datirenden katholischen Zuzugs, immer noch fast die Hälfte aus.

Der Umstand, daß Butzer die Kanzel der St. Thomaskirche zu Straßburg beherrschte, hätte allein schon dieses Gotteshaus zu dem Range der Mutterkirche des evangelischen Elsaß erheben können, aber zu der ideellen Würde kam überdies die materielle Macht.

Als am 16. Februar 1524 die Messe zum ersten Male in deutscher Sprache durch die Hallen der Thomaskirche tönte, bestanden in der alten Reichsstadt vier geistliche Kapitel: das Domkapitel und die Kollegiatstifter zu Alt-Peter, Jung-Peter und St. Thomas. Die Canonici des letzteren, wie sie denn bei der Thomaskirche intitulirt waren, traten 1525 durch Mehrheitbeschluß zur Reformation über; in dem andern Kapitel entschied sich die Mehrheit für Beibehaltung des alten Gottesdienstes und als 1528 der souveraine Magistrat auf den Wunsch der Zünfte von Staatswegen die Reformation einführte, blieben die katholischen Stifter unbehelligt in der Ausübung ihres Kultus und gleich denen des Thomasstifts im Fortgenuß ihrer Präbenden, was zu Schlettstadt im Januar 1529 sogar vertragsmäßig festgesetzt und dem Bischofe selbst 1549 nochmals feierlich zugesichert ward. So handelte eine protestantisch gewordene Stadt! Von Säcularisation keine Spur; man vertraute der geistigen Hoheit des neuen Prinzips und die einzige materielle Stütze, die man gewann, war das Vermögen des St. Thomasstifts, das ebenfalls eine geistliche Körperschaft blieb. Butzer, Capito und Figius begeisterten die Canonici, sich dem Lehrberuf der freien protestantischen Wissenschaft hinzugeben, ein ernst wissenschaftliches Streben ergriff die Stadt, 1538 entstand das evangelische Gymnasium (le gymnase heißt es jetzt), aus welchem 1566 eine Akademie hervorging, die 1621 zu dem Range einer Universität emporstieg. Noch gegenwärtig sind die Canonici zu St. Thomas Professoren an der protestantischen Fakultät und dem Seminar. Wie die wenigen eingezogenen Klostergüter geistlichen und Schulzwecken der Protestanten gewidmet blieben, so schuf der evangelische Geist im Wege von Legaten und Schenkungen sich von Jahr zu Jahr neue Mittel zur Erziehung frischer Streiter. Diese Kapitalien wuchsen allmählich zu dem corpus pensionum zusammen, das als juristische Person den Inbegriff jener Einzelstiftungen ausmacht. Das Thomasstift, das Vermögen der alten Hochschule (ancienne Haute-Ecole) wie der alten Abtei St. Wilhelm und das Corps-des-Pensions bilden die materiellen Grundlagen für den Bestand des Protestantismus in Straßburg und seit Napoleon's I. Errichtung der Staatsacademie und der Verwendung des Thomasstiftes für das lutherische Staatsseminar (18. Germinal X. und 30. Floréal XI.), für den Bestand des Protestantismus im Elsaß überhaupt.

In diesen Thatsachen wurzelt die Wichtigkeit der cause célèbre de la Fondation de Saint-Thomas, welche vor einigen Jahren so viel von sich reden machte und die den großartigsten Angriff der Ultramontanen auf den evangelischen Kirchenbestand enthält, welcher seit dem dreißigjährigen Kriege vorgekommen ist. Denn nicht blos auf Weizen und Gerste des Thomasstifts war es abgesehen. Wir werden im nächsten Artikel auf den merkwürdigen Fall zurückkommen.

Die Geschichte des Protestantismus im Elsaß war von der Reformation bis auf die neueste Zeit im Ganzen eine ruhige, friedliche, glückliche. Obgleich nicht allheinherrschend im Lande — Butzer's Mäßigung hatte dem Römerthum das Leben gefristet — durchdrang der evangelische Sinn dasselbe doch vorherrschend und bestimmte, wie auch sonst in Deutschland, den Charakter der Literatur. Die Werke der Pfeffinger, Schöpflin, Oberlin tragen den Stempel der breiten Gediegenheit der alten deutschprotestantischen Gelahrtheit, Pfeffels Dichtungen athmen den Geist unsers nüchtern ehrlichen Altrationalismus, der bis zu einem Lessing sich erheben und bis zu Lange, Nicolai und Biester hinabfallen konnte, in der Hauptsache aber stets das Mittelmaß predigt.

Die Stürme des dreißigjährigen Krieges, der Eroberungszüge Lud-

wig's XIV. und der großen Revolution von 1789 hat der elsässische Protestantismus sammt seinem Kirchengut mit einem, dem furchtbaren Drang der Umstände gegenüber, wirklich seltenen Glück überdauert. Weil das Evangelium dem Magistrat Gewissenssache war, hatte er fremdes Eigenthum auch gewissenhaft geschont und dies Verfahren stellte sich in so unzweifelhaft günstigem Lichte dar, daß selbst ein Ferdinand II., der restitutor orbis terrarum ecclesiae, die Rechtmäßigkeit der Maßnahmen eines hochweisen Rathes anerkennen mußte. Ein kaiserlicher Commissair erschien 1629 in Straßburg, da er aber alle Stifter und frommen Körperschaften im Vollbesitz ihrer Pfründen und mit Erfüllung ihrer geistlichen Bestimmung beschäftigt fand, so kam er zu dem logischen Schluß, daß nichts zu restituiren sei — und, wo nichts ist, hat, wie bekannt, der Kaiser sein Recht verloren — auch das Recht aus einem Restitutionsedikt.

Der westfälische Friede zu Münster und Osnabrück gab zwar Metz, Toul und Verdün, Pignerol, Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß mit Ausnahme des Bisthums und der Stadt Straßburg und von Mömpelgard, den Sundgau, die Landvoigtei der zehn vereinigten Reichsstädte im Elsaß und die Reichsfestung Philippsburg, in Summa eine hübsche Ländermasse und den Kern des Elsasses, an Frankreich, doch einmal mit Aufrechthaltung der alten corporativen Freiheiten der subjizirten (untergethanen) Stände und dann bestimmte das Grundrecht unserer Religionspartei, das instrumentum pacis Osnabrugensis, welches in dem Traité de Munster (zwischen Frankreich und dem Kaiser) Punkt für Punkt bestätigt ist, was den Besitzstand der Confessionen betrifft, in § 2. des Art. V. das Jahr 1624 als Normaljahr (année dérétoire), reservirt in § 7. ibid. jeder Partei ihre Kirchen und Schulen und spricht in § 8. ibid. den schönen Satz aus:

„Keine Religionspartei aber soll ihre Macht zur Unterdrückung der andern mißbrauchen!" — Ganz besonders aber schärft § 25. desselben Artikels das uti possidetis zu Gunsten der Lutheraner ein: „Und die Augsburgischen Confessionsverwandten sollen in Zukunft in ihrem innegehabten oder wiedererlangten Besitze in keiner Weise gestört werden, sondern vor jeder rechtlichen oder thatsächlichen Verfolgung sicher sein!"

Man möchte ein tiefgefühltes Utinam hier einschalten. —

Wider Erwarten gut ging's auch den Straßburger Protestanten, als Ludwig XIV. sein Reunionsbedürfniß und seine Rheinsucht spürte. Die Ritterschaft des Bisthums, Dank dem Einfluß des Fürstbischofs von Fürstenberg, den Grafen von Hanau an der Spitze, ging bereitwillig auf die Wünsche des Königs ein; nur die protestantische Reichsstadt zögerte und erst die königliche Genehmigung ihrer überaus vortheilhaften Capitulation vom 30. September 1681 brachte sie zur Oeffnung der Thore. Diese Capitulation beließ der Stadt ihre selbständige Regierung und Verwaltung gegen Anerkenntniß der königlichen Schutz-Oberhoheit „en souverain et protecteur" und Aufnahme eines préteur royal (Repräsentanten des Königs) und französischer Besatzung. Der dritte Artikel sagt über die Religionsverhältnisse: „Le roi laissera le libre exercice de la religion, comme il a été depuis l'année 1624 jusques à present, avec toutes leurs églises et écoles et ne permettra, à qui que ce soit, d'y faire de pretensions ny aux biens Ecclesiastiques, Fondations et Convents, à sçavoir — le Chapitre de St.-Thomas — St.-Guillaume — et tous les autres compris et noncompris, mais les conservera à perpetuité à la Ville et ses habitans.

Freilich damals war die Stadt (la clef de l'Allemagne!) als solche noch protestantisch und die Einwohner in der Mehrzahl auch. Dies hat sich unter den Bourbonen allmählich geändert und wenngleich die Capitulation formell streng beobachtet wurde, die Aufhebung des Edikts von Nantes den Elsasser Protestanten überhaupt keine Dragonaden bescheerte, vielmehr ein Rescript des Staatsministers Marquis de Barbesieux an den Marquis d'Huzelles, „Commandant en chef pour Sa Majesté en Alsace" (Marly, den 25. April 1698) alle Befürchtungen niederschlug, so ward doch schon 1683 ein katholisch-bischöfliches Seminar zu Straßburg unter königlicher Confirmation errichtet, 1685 ein katholisches collége royal und 1702 die seit 1617 in Molsheim bei Straßburg bestehende bischöfliche Universität in letztere Stadt verlegt. Dergestalt wuchsen dem Katholizismus wieder die Flügel und der „Weltheiland Ludwig," wie Fürstenberg's Worte lauteten, hatte nicht umsonst kanonisirt.

Die französische Revolution besaß keinerlei antireformatorische Gefühle. Die katholische Staatsreligion zerstörte sie, die protestantische, antikatholische Confession fand reichliche Gnade. Auf die Petition der Städte Colmar, Weißenburg (Wissembourg) und Landau erging ein Dekret der Nationalversammlung vom 17. August 1790, das der König am 24. ejusd. sanctionirte, welches die zarteste Schonung diktirt hat. Nach einem Considérant, das ausführlich alle Arten protestantischer Kirchen und Schulgüter aufzählt, folgt ein zweites charakteristisches und dann das Dispositiv:

Considérant enoutre que *la différence dans les opinions religieuses ne doit pas, dans les élections, influer sur les suffrages* (lehrreich für gewisse Leute!) et que dans le choix de ceux qui doivent remplir des fonctions publiques on ne doit avoir égard qu'aux vertus et aux talents;

L'assemblée nationale décréte que les protestants des deux confessions d'Augsbourg et Helvétique, habitants d'Alsace, continueront à jouir des mêmes droits, libertés et avantages dont ils ont joui etc.

Das Gesetz vom 10. Dezember 1790 nimmt die Kirchengüter der Protestanten beider Bekenntnisse im Elsaß von dem Verkauf der Nationalgüter aus und ist blos zu diesem Zweck erlassen. Die Form des Gesetzes ist folgende:

Louis par la grâce de Dieu etc. (sic!)

Décret du premier Décembre 1790.

L'assemblée nationale, ouï le rapport qui lui a été fait de la part de ses comités de constitution et des affaires ecclésiastiques, décrète ce qui suit:

Article 1. Les biens possédés actuellement par les protestants des deux confessions d'Augsbourg et Helvétique, habitants de la ci-devant province d'Alsace et des terres de Blamont, Clermont, Héricourt et Châtelet, sont exceptés de la vente des biens nationaux, et continueront d'être administrés comme par le passé — etc. etc.

Was that nun der Nationalconvent, er, der den Bischof von Paris sammt seinem Klerus vor der Barre das Christenthum abschwören lies? Er betrachtete die Bestätigung der Protestanten in ihrem Besitz als selbstverständlich! Das Dekret vom 8. März 1793 befiehlt den Verkauf der Dotation der Collegien und der anderen Anstalten des öffentlichen Unterrichts, Artikel 14 jedoch fügt hinzu:

Sur la proposition d'un membre, la Convention Nationale décréte que les possessions affectées à l'entretien des établissements d'instruction publique des Protestants des Départements du Haut-et Bas-Rhin, leur étant provisoirement conservées par la loi du 5 Mai (10 Décembre) 1790, elle passe à l'ordre du jour motivé sur la loi même.

Das katholische Christenthum ward abgeschafft, das protestantische niemals! Natürlich konnte der revolutionäre Sturm, der auf Jahre einen chaotischen Wirbel aller Lebensverhältnisse hervorbrachte, nicht ohne jede Rückwirkung auf den Kirchenbestand vorüberziehen. Der erwähnte 14. Artikel war eben durch die Eingriffe zweier Conventscommissare Dentzel und Couturier veranlaßt, die, tout de bon, um's Völkerrecht unbekümmert, schon den Verkauf verschiedener protestantischer Güter und namentlich derer des Thomascapitels anbefohlen hatten. Von wirklichem Gottesdienst war ohnehin zur Schreckenszeit nicht die Rede und die protestantischen Kirchen standen fast eben so leer, wie die katholischen. Die Thätigkeit der protestantischen Universität hatte wie von selbst aufgehört.

Napoleon I., der Reorganisator Frankreichs, stellte auch auf diesem Gebiete die Ordnung wieder her und zwar durch die oben angedeuteten Maßregeln. Sie tragen nur formell den Charakter von Neuerungen — die kaiserlich französische offizielle Staatsrobe der Akademie ward übergeworfen — materiell nahm der Cultusminister Portalis die protestantischen Rechte und Güter in seinen wärmsten Schutz, und so besteht das Thomascapitel, das ehedem die protestantische Universität fundirt hatte, der Hort des Protestantismus im Elsaß in des Wortes doppelster Bedeutung, heute noch unter dem Titel: Séminaire protestant de la Confession d'Augsbourg fort. Aber Tage der Prüfung mußte es erleben!

Italien.

Aus dem Leben des italiänischen Flüchtlings Giacinto Collegno*).

Auf jedem Blatte der Jahrbücher Italiens drängen sich die düsteren Bilder der Aechtungen. Seitdem Dante mit der tiefen Bitterkeit seines

*) Ricordo d'una vita italiana, scritto da Massimo d'Azeglio.

erhabenen Genius das herzdurchbohrende Wehe beschrieben hat: „Tu lascerai ogni cosa diletta etc.“ „Du wirst das Liebste verlassen, fremdes Brod essen, fremde Haustreppen hinaufsteigen“ — welch eine unabsehbare Reihe Geächteter ziehet an uns vorüber! Das Exil ist jenseit der Alpen eine Art National-Tradition, und was anderswo eine Ausnahme, eine gelegentliche Erscheinung ist, zeigt sich dort als dauernder, normaler Zustand. Auch in unseren Tagen spielt, so zu sagen, jede politische Welle auf der Halbinsel eine Fluth von Verbannten an die Gestade naher und ferner Länder, wie kürzlich erst wieder den unglücklichen Poerio und seine neapolitanischen Gefährten an die Küsten Englands.

Und zu allen Zeiten waren und sind diese aus ihrer Heimat Verstoßenen nicht durchweg strafbar. Allerdings mochten und mögen gewaltsame Naturen darunter sein, die das Exil verbittert und verschlechtert hat. Aber nur Parteiverblendung sieht nicht, daß es unter jenen Flüchtlingen zu allen Zeiten Männer gegeben, die in einem minder gewaltsam organisirten Italien die Kraft und der Stolz desselben gewesen wären. Zu dem Kern und der Blüthe eines durch das Exil dezimirten Geschlechts dürfen wir mit vollem Rechte den vor kurzem in Turin verstorbenen General Giacinto Provana de Collegno zählen: Welch ein bewegtes, wechselvolles Leben tritt uns in diesem Manne entgegen! Offizier in dem französischen und sardinischen Heere, Theilnehmer an der piemontesischen Revolution 1821 trat er, geächtet, als Freiwilliger nacheinander in den Dienst des constitutionellen Spanien, 1823, und des unabhängigen Griechenlands; dann war er Professor der Wissenschaften in Frankreich, endlich nach 1848 General, Senator und königlicher Rath zu Turin, und eine kurze Zeit Sardiniens Gesandter zu Paris, 1852. Auch diesen Mann hatte die Heimat ausgestoßen; zwanzig Jahre pilgerte er durch Europa von Land zu Land, unablässig auf die Stunde harrend, die ihn in's Vaterland zurückrufen würde. Und durch diese harte Prüfung ging er mit stolzer Würde, mit Ueberlegenheit des Geistes, mit der angeborenen sittlichen Lauterkeit; aus dem Exil hatte er nur eine reifere Erfahrung, eine tiefe Kenntniß der Menschen und der Sachen geschöpft, so daß er am Ziel seiner Laufbahn seinem Vaterlande Etwas brachte, was diesem vielleicht noch mehr noth thut, als Talent: einen Charakter, einen sittlich hohen Charakter, gepaart mit einem durchdringenden Verstande; praktische Weisheit vereinten sich in diesem ehrlichen Manne mit ungeschwächtem Vertrauen auf die Zukunft. So schildert ihn Massimo d'Azeglio in seinem „Ricordo d'una vita italiana.“

Unter einem „italiänischen Leben“ versteht d'Azeglio aber nicht ein geräuschmachendes, mit Verschwörungen ausgefülltes Leben, sondern ein Leben, das von einem Manne auf die edelste Weise geführt wird, der sich frei in Lagen bewegt, die leicht in Abenteuer hätten umschlagen können.

Giacinto de Collegno war 1794 geboren. Mit achtzehn Jahren, in den französischen Kriegsschulen ausgebildet, hatte er den russischen Feldzug als Artillerie-Lieutenant mitgemacht, war auf dem verhängnißvollen Rückzuge den Kosaken in die Hände gefallen, denen er nur durch ein Wunder von Kühnheit, in der Nacht, halb nackt, mit einem erfrorenen Fuß entging. Die Ereignisse von 1814 fanden ihn als Artillerie-Capitain, und geschmückt mit dem Orden der Ehrenlegion kehrte er in sein Geburtsland, Piemont, heim, das seit zehn Jahren in dem Kaiserreich aufgegangen war. Der italiänische Nationalsinn, den man gegen Napoleon anzustacheln gesucht hatte, entflammte zum erstenmale die Gemüther, der Jugend insbesondere und, sich mit dem liberalen Geist verbindend, wurde er der Hebel der piemontesischen Revolution, 1821. Unter allen Revolutionen unserer Zeit hat vielleicht keine einen so geringen revolutionären Charakter gehabt, wie diese. Die spanische Constitution, die man ihr zur Fahne gab, drückte den Gedanken dieser Bewegung sehr ungenau aus; denn sie war vor Allem ein Aufstand der von liberalen Trieben unterstützten Nationalität.

Wer machte diese Revolution? Militairpersonen von hoher Abkunft; es waren Marquis von Saint-Marsan, Oberst der Königin-Dragoner und Sohn des Ministers des Auswärtigen; der Graf Santa-Rosa, Major und Unter-General-Adjutant, der thätigste Förderer des Unternehmens; Graf Lisio, Capitain der leichten Kavallerie; de Collegno, Artilleriemajor und Stallmeister des Prinzen Carignan. Alle waren dem Könige Victor Emanuel und dem Hause Savoyen mit Leib und Seele ergeben. Kein einziger hatte einen andern Gedanken, als den Absolutismus, der Piemont gefährdete, Schranken zu setzen, und sich gegen Oesterreich zu kehren, das seitdem eine Reihe von Eingriffen eröffnet hat, die jetzt zu den Problemen der europäischen Politik gehören. Und diese Verschworenen hatten, wie man weiß, einen Prinzen von Geblüt, Karl Albert von Savoyen-Carignan, zum Mitschuldigen.

Jene Bewegung dauerte dreißig Tage, und als die großherzigen Männer aus diesem Traum erwachten, was sahen sie? 12000 Oesterreicher in den Städten und festen Plätzen Piemonts. König Karl Felix war seinem Bruder auf den Thron gefolgt, absoluter als jemals gesinnt. Der Prinz von Carignan war ein halber Verbannter und von Oesterreich in seinen Rechten auf die Krone bedrohet. Die anderen Verschworenen: Santa-Rosa, Collegno, Saint-Marsan, Lisio, zum Tode verurtheilt, waren in's Exil gewandert, als Sühne für einen unzeitigen patriotischen Traum. Das menschliche Schicksal spielt indeß oft recht seltsam. Dreißig Jahre später, als König Karl Albert nach dem Unglück bei Novara, in die freiwillige Verbannung aus Piemont ging, wen traf er da auf seiner Flucht? Wer war sein letzter Reisegefährte, als er über die Grenze schritt? Es war der Sohn eines der Verschworenen von 1821, Graf Theodor von Santa-Rosa, damals General-Intendant von Nizza, gegenwärtig General-Secretair im Ministerium des Innern zu Turin. Und bald darauf, als der piemontesische Senat eine Deputation an den besiegten Fürsten sandte, um ihm in seiner bescheidenen Zurückgezogenheit eine letzte Huldigung zu erweisen — wer zählte in erster Reihe unter diesen Höflingen des Unglücks? Collegno, der sich gegen den König erbot, dessen Exil zu theilen. Wie beschämt mußte sich dieser von dem angebotenen Opfer seines ehemaligen Stallmeisters fühlen, dessen Exil er nach seiner Thronbesteigung hätte abkürzen können, und es doch nicht that! Ohne diesen Beweis der Hingebung anzunehmen, wies er gerührt auf Collegno mit den Worten: „Hier sehen Sie einen Freund, der mir seit zweiunddreißig Jahren treu geblieben.“ In dem Gedanken der beiden Männer, des Königs und des alten Dieners, schienen die beiden Zeitpunkte 1821 und 1849 in einander zu fallen; was dazwischen lag, schien ausgelöscht.

Der Traum einer freisinnigen Wiedergeburt Piemonts, die Hoffnung auf einen Nationalkrieg gegen Oesterreich, die Glücksfälle eines ehrengeschmückten Lebens unter der Fahne — Alles war auf Einmal dahingeschwunden für diese jungen Offiziere, die sich Tages darauf geächtet und ungewiß über ihre Zukunft sahen. Collegno wendet sich über Portugal nach Spanien, um hier, wie er glaubt, für die Freiheit zu kämpfen; bald aber kann er sich über die constitutionelle Bewegung auf der Halbinsel, die nur aus der Ferne eine imposante Gestalt zeigte, nicht mehr täuschen. Denn was findet er? Eine ohnmächtige Revolution, eine kraftlose Regierung, mit einander hadernde Parteien, ein Land, das den Parteizänkereien fast völlig fremd ist, Flüchtlinge, die von allen Seiten wie zu einem kriegerischen Stelldichein zusammengeströmt sind, das Nationalgefühl mißtrauisch gegen diese verdächtigen Bundesgenossen, endlich viel Lärm und keine ernstliche kriegerische Vorbereitung gegen den drohenden französischen Feldzug.

Der piemontesische Verbannte beurtheilte übrigens seine lieben Italiäner ohne Schwäche. Jene italiänische Emigration in Spanien malt er später mit Farben, die auch heute noch nicht ganz veraltet sind. „Die Italiäner, fünf an Zahl,“ schreibt er aus Coruña, „sind in Parteien zerfallen, die einander so hassen, wie Guelfen und Gibellinen. Die Eine — ihrer Zwei — meint, alle Völker müssen sich vereinen, um dem Bündniß der absoluten Regierungen die Spitze zu bieten; diese Partei macht Chorus mit der französischen Abtheilung. Die Andere — drei an der Zahl — behauptet, jeder Bund mit dem Auslande sei stets Italien verderblich gewesen. Sie haben das italiänische, rein italiänische Banner, Einer trägt es, zwei folgen ihm und sie weigern sich, den französischen Kommandanten anzuerkennen.“

Bald nach seiner Ankunft bot man ihm an, ihn an die Spitze einer italiänischen Schaar zu stellen, die aus zwanzig Mann bestand; er lehnte ohne Weiteres den Oberbefehl über diese Heeresmacht ab, die wahrscheinlich den Anfang damit gemacht hätte, ihm nicht zu gehorchen. Er war übrigens, was ihn persönlich betraf, nicht glücklicher bei den Spaniern. Eines Tages besuchte er zu Madrid einen Deputirten, und äußerte gegen denselben den Wunsch, im Fall des Krieges in der spanischen Armee Dienste zu nehmen. Der Deputirte ermunterte ihn eifrig zu diesem Vorhaben, und um ihn noch mehr anzuspornen, theilte er ihm mit, es sei so eben bei den Cortes ein Gesetz durchgegangen, das zum Anwerben der Ausländer ermächtigt und ihnen Beförderung bis zum Unteroffiziergrade verspricht. Mit Mühe konnte der piemontesische Emigrant dem Deputirten begreiflich machen, daß er, der in zwei Armeen von einigem Ruf als Offizier gedient habe, unmöglich Unteroffizier im spanischen Heere sein könne. Nur Ein Weg blieb ihm nun offen: als unabhängiger Freiwilliger einzutreten. Er begab sich nach dem einzigen gefährlichen Punkt, nach der französischen Grenze, um so lieber, als dort der einzige Mann stand, dem er vertraute, ohne dessen Zuversicht zu theilen: es war der Oberst Fabvier, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband.

So sah sich Collegno im April 1823 am Ufer der Bidassoa als

Zeuge und Mitwirkender jenes Gefechtes, das unter einem gewissen Gesichtspunkte als das ernsteste Zwischenspiel des spanischen Feldzuges zu bezeichnen wäre. In diesem ungleichen Kampfe ließ sich, wie Carrel sagte, eine Handvoll Flüchtlinge von einem regelmäßigen Heere für eine Sache niederschießen, die sie als die Sache des europäischen Liberalismus ansahen. Die Nacht vor dem Treffen waren all' diese Ausgewanderten, von denen der älteste noch nicht dreißig Jahre zählte, in Irun versammelt, und unterhielten sich von den platonischen Theorien, von der spiritualistischen Schule, von der Unsterblichkeit der Seele. „Es wird wohl," fügt Collegno hinzu, „manche Narrheit vorgekommen sein, jedenfalls aber waren's edelherzige Narrheiten. Benty namentlich äußerte: als ausreichenden Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, für die Gegenwart eines göttlichen Odems im Menschen genüge ihm unser Zusammentreffen zur Verfechtung eines Prinzips, dessen Sieg uns nicht den geringsten handgreiflichen Vortheil gewähren würde; und doch haben wir um dieses Prinzips willen unser Vaterland verlassen und sind bereit, unser Leben dafür in die Schanze zu schlagen." Den folgenden Tag lag ein Theil dieser Gesellschaft an den Ufern der Bidassoa todt oder verwundet und sie war auf 60 Mann geschmolzen. „Es war nun erwiesen," sagt Collegno, der mitten im Feuer neben Fabvier unerschrocken bis an's Ende aushielt, „daß die französische Armee von unserer Brüderschaft und Freundschaft nichts wissen wollte." — Einige Tage später schreibt er aus Coruña: „Diesen Morgen feierte man eine Messe um die an der Bidassoa Gefallenen. Die Behörden und das Publikum waren dazu eingeladen worden; allein die hiesigen Damen scheinen die Fremden nur lebendig, die Herren weder lebendig noch todt zu lieben. Bei der Leichenfeier unserer armen Kriegsgefährten waren nur die gegenwärtig, die sie haben sterben sehen."

Das war die erste Erfahrung für einen Geächteten, wie Collegno; es war nicht die letzte. Er war nicht glücklicher in Griechenland, nur bekam er hier noch einen bittern Kelch mehr zu kosten. Santa-Rosa, mit dem ihn eine innige, ernste und durch das Unglück gestählte Freundschaft verband, hatte nicht nach Spanien gehen wollen, denn er sah dort Nichts, was seinen Ansichten und Grundsätzen entsprach. Die Sache der griechischen Unabhängigkeit wäre mehr geeignet, einen Italiäner hinzureißen. Santa-Rosa warf sich in das Unternehmen mit der Energie und der Glut eines Mannes, den das Exil und die Unthätigkeit wie eine Last drückte, und der es fühlte, daß der Boden Europa's mit jedem Tage mehr unter seinen Füßen wich. „Wer eine starke Seele hat," sagte er, „muß handeln, schreiben und sterben." Hellas mußte auch für Collegno mehr Reiz als Spanien haben und so verließen die beiden Exulanten den 5. November 1824 England am Bord der „Little Sally," versehen mit den prächtigsten Versprechungen des griechischen Gesandten zu London. Einen Monat später waren sie in Napoli di Romania. Und was geschah? Die griechische Regierung nahm die beiden piemontesischen Emigranten kalt auf; sie scheuete es, Männer, die sich gegen die heilige Allianz empört hatten, in ihre Dienste zu nehmen. Santa-Rosa, ungeduldig und in seinen Hoffnungen getäuscht, nahm den Pallikarenrock und ließ sich in einem ruhmlosen Gefecht bei der Vertheidigung der Insel Sphakteria als gemeiner Soldat todtschlagen. Collegno schloß sich in Navarino ein, wo er, nicht sowohl kraft einer Vollmacht der Regierung, als durch die Gewalt der Dinge, in der von Ibrahim Pascha belagerten Citadelle, eine Art Kommandant des Ingenieurcorps wurde.

Die Stellung eines europäischen Offiziers unter den Griechen kennzeichnet sich sofort in folgendem Vorgang. Der neue Ingenieurkommandant reicht einen Bericht ein, worin er die Nothwendigkeit gewisser Vertheidigungsarbeiten beweist. Der Bericht Collegno's wird in einer Versammlung der Generale vorgelesen und jeder Artikel erregt unbeschreibliche Heiterkeit. Als man aber an den Vorschlag kommt, Wallgänge zu führen, um die Batterien zu schützen, da weicht die Heiterkeit einem tiefen Unwillen. „Die Griechen sind keine Leibeigne," rufen Alle wie aus Einem Munde. „Will der Ingenieurkommandant Handlanger, so mag er sich Aegypter dazu suchen." Und so löst sich die Versammlung auf. „Es ist nicht meine Schuld;" äußerte der Präsident dieses seltsamen Kriegsraths gegen Collegno, „Sie sehen, die Herren verstehen Sie nicht." Die Sache ist aber die, der Ingenieurkommandant von Navarin war für die Griechen ein Fremdling, wie es Santa-Rosa war, der auf der Insel Sphakteria fiel. Collegno mußte oft verwunderliche Reden über sich wie über seinen heldenmüthigen Gefährten mit anhören: „Was wollen diese Franken hier? Es ist nicht ihr Land; sie haben hier keine Familie, keinen theuren Angehörigen zu vertheidigen und doch theilen sie unsere Gefahren," — „Es ist die Ruhmliebe, die sie hierher führt," läßt sich eine andere Stimme vernehmen. Keiner denkt daran, daß wohl eine edlere Leidenschaft, die uneigennützige Hingebung an eine gerechte Sache diese Exulanten treiben könnte. Mitunter kamen auch komische Szenen vor, die mit pikanter Laune beschrieben werden. „Während, bei einem Seegefecht, die Flotten mit einander kämpften," erzählt Collegno, „stand ich beobachtend mit meinem Augenglas unter einer Gruppe Generale und höherer Offiziere. Mein Nachbar bat mich um mein Glas, das ich ihm gern überließ; es wanderte von Hand zu Hand, und als ich es nach einer Viertelstunde zurückverlangte — da war es verschwunden. Es war das Erste, um das ich in Griechenland auf diese Art kam. Hätte ich's einem gemeinen Bergbewohner anvertraut, er würde mir's, davon bin ich fest überzeugt, wieder zugestellt haben; allein in dieser Gruppe waren nur höhere Offiziere!" — Hier schimmert die wahre Ansicht Collegno's von dem griechischen Charakter durch: er hatte eine hohe Idee von dem Volke und eine nur mittelmäßige Meinung von den Häuptern.

Das Leben eines Exulanten ist oft voll der wunderlichsten Gegensätze, und in den Revolutionen begegnen sich oft die seltsamsten wie unerwartetsten Combinationen. Als die Cidatelle von Navarin sich nicht länger halten läßt und man genöthigt ist, mit Ibrahim zu unterhandeln — wem sieht sich Collegno gegenüber? Es ist ein Pole, der Oberst Schulz, den 1821 Santa-Rosa auf dessen Flucht nach Savona gerettet hat, und der, selbst flüchtig zu werden genöthigt, im Heere des Vize-Königs von Aegypten Dienste nimmt. „Die Freiheit," sagte Schulz, „für die ich dreißig Jahre gefochten, ließ mich ohne Brod. In meinem Alter kann man keinen andern Beruf wählen; man bot mir an, in Mehmed Ali's Dienste zu treten; was konnte ich thun?..." Und bei diesen Worten fielen dem Veteranen der Freiheit, vor Scham, daß er dem Unterdrücker Griechenlands dienen mußte, zwei schwere, bittere Thränen aus den Augen. — Noch nicht Alles. Navarin sollte endlich übergeben werden, und Collegno in seiner Eigenschaft als Kommandant hatte die Schlüssel der Festung einem feisten Türken auszuliefern. Und wer ist der Türke? Ein neapolitanischer Oberst, Romei, der 1820 auswanderte und ebenfalls in die Dienste Mehmed Ali's überging. „Auf diese Weise," sagt Collegno, „mußte ein piemontesischer Major, 1821 wegen seiner Liebe zur italiänischen Sache zum Tode verurtheilt, einem neapolitanischen Obersten, aus demselben Grunde und um dieselbe Zeit zum Tode verurtheilt, eine Festung übergeben, die er gegen diesen vertheidigt hatte!" Noch andere infolge der Ereignisse von 1821 verurtheilte piemontesische Offiziere, die sich im ägyptischen Heere befanden, kamen, um Collegno zu begrüßen; er empfing sie aber kalt, denn in seinen Augen „konnten Offiziere, die sich Liberale nannten und um Geld gegen die Griechen und gegen ihre eigenen Prinzipien kämpften, nicht seine Freunde sein." Hier sehen wir den ganzen Mann mit seinem lautern Charakter und seinem angeborenen Stolze.

Durch einen eigenen Zufall sollte er auf demselben Fahrzeug, das ihn nach Griechenland gebracht, auf der „Little Sally," die Rückkehr — aber ohne Santa-Rosa antreten. „Als ich das Verdeck betrat," sagt er, „fragte mich der Schiffslieutenant, ob mein Freund wirklich im Gefecht gefallen sei. Ich kann es nicht sagen, was ich bei dieser Frage an diesem Orte und in diesem Momente fühlte. — Bald schweigt Alles; man vernimmt nur den Tritt des Capitains auf dem Verdeck und das Murmeln der Wellen im Golf, die unter der Last des Fahrzeuges keuchen. Der Moment der Abfahrt zur See hat etwas Feierliches, zumal wenn die nächtliche Stille unsern Blick nach Innen kehrt. — Ich kehre heute zur Civilisation zurück!" Collegno gab den Betrag der ihm von den Griechen bewilligten Kosten für seine erste Ueberfahrt an die hellenischen Abgeordneten mit den Worten zurück: „In dem Falle, daß die griechische Regierung gewichtige Gründe hatte, uns nicht zu verwenden, so machten es ihr die Freimüthigkeit unsers Betragens und die Uneigennützigkeit unserer Anerbietungen zur Pflicht, uns das offen zu sagen; sie trüge dann nicht die Verantwortlichkeit für den Tod des Grafen Santa-Rosa, der, empört über eine solche Behandlung, als gemeiner Soldat in den Kampf ging und sein Leben preisgab für eine Sache, die nicht die Sache seines Vaterlandes war, für eine Nation, die bei der Todtenfeier zu Ehren der in der Vertheidigung der Insel Sphakteria Gefallenen es nicht der Mühe werth hielt, seinen Namen unter denen zu nennen, deren Verlust sie betrauerte."

Das war die zweite und letzte derartige Erfahrung des piemontesischen Flüchtlings. Collegno verließ Griechenland mit dem stolzen Gefühl verletzter Würde; man würde jedoch gröblich irren, wenn man meinte, daß die wiederholten Täuschungen seine Seele erkältet und seine Ueberzeugungen geschwächt hätten. Nach wie vor glaubte er an die gerechte Sache, an die Rechte der Freiheit und Unabhängigkeit; selbst das undankbare Griechenland lag ihm am Herzen; allein mit der von keiner

Berrechnung erschütterten moralischen Ueberzeugung verschmolz sich jetzt in ihm das klare unbefangene Urtheil, gereift durch die Erfahrung im Umgange mit den Menschen und in der scharfen Beobachtung der menschlichen Angelegenheiten, und diese Mischung bildet gerade die merkwürdigste Seite seines Charakters. Wäre Collegno ein gewöhnlicher Emigrant gewesen, es hätte sich ihm ohne Zweifel noch mehr als Ein Schlachtfeld, mehr als Eine neue zu vertheidigende Sache dargeboten; allein er fühlte, daß fürderhin sein Degen nur seinem Vaterlande gehöre, und wenn im Augenblick nicht als Soldat, so konnte er diesem durch seine Arbeit, durch sein Studium, durch die Würde seines Lebens und seiner Handlungen dienen. Er begriff, wie d'Azeglio sagt, daß es verdrießlich sei, wenig zu thun, wenn man nicht im Stande ist, viel zu thun; daß aber schon das einigen Werth habe, ungebeugt durch die undankbaren und ruhmlosen Prüfungen des Exils zu gehen.

Ein neues Leben begann nun für Collegno. Da sein Degen in der Scheide ruhen mußte, so suchte er eine geistige Beschäftigung, die ihn am meisten ansprach. Mit Decandolle, bei dem er in Genf seine Wohnung nahm, studirte er anfangs Botanik. Die Thätigkeit eines Botanisten, die Ausflüge in die Gebirge und Thäler, um Pflanzen zu suchen, sagten seinen militairischen Gewohnheiten zu. Später warf er sich auf die Geologie und wurde ein Schüler Elie's de Beaumont zu Paris, wo er sich häuslich niederließ. Er stieg allmählich durch alle Universitätsgrade, bekleidete mehrere Jahre die Professur der Geologie und das Dekanat der Fakultät der Wissenschaften zu Bordeaux. Collegno hinterließ kostbare und hochgeschätzte wissenschaftliche Werke über die Elemente der Geologie, über die Bodenbeschaffenheit der lombardischen Alpen, über die geologische Karte Italiens, über die zerstörende Einwirkung des Meeres auf die französischen Lande.

So ragt Collegno über den gemeinen Emigrantenschlag hoch empor. Er vertrat die Idee der Unabhängigkeit und des gemäßigten Liberalismus; an ihn schloß sich ein anderer Italiäner, Graf Pietro Ferretti aus Ancona, von dem neulich d'Azeglio eine biographische Skizze brachte. Auch er hatte die härtesten Wechselfälle des Exils erfahren. Zu Marseille sah er sich einmal genöthigt, um sein Leben zu fristen, einen kleinen Kram auf offener Straße zu halten. „Aber konntest du nichts Besseres anfangen?" fragte ihn d'Azeglio. „Wenn du dich nur zu erkennen gegeben hättest!" — „Lieber Freund," erwiederte Ferretti gutmüthig, „ich wollte mir als Mensch und nicht als Graf Pietro Ferretti aus der Verlegenheit helfen, und du siehst, es ist mir geglückt." ... Ferretti hielt es für verträglicher mit seiner Würde, der Arbeit, auch der gemeinsten, seine Unabhängigkeit zu verdanken. Später wurde er nach Rom berufen, um unter seinem Bruder, dem Kardinal Ferretti, Minister Pius IX. im Jahre 1847, in den Staatsdienst zu treten; er arbeitete besonders an dem Zollverein der italiänischen Staaten.

Auch für Collegno schlug die Stunde der Heimkehr aus dem fünfundzwanzigjährigen Exil. 1848 nahm er zu Turin seinen Sitz in dem so eben gebildeten Senat und erhielt sofort den Grad als General-Lieutenant. Kurz nach einer militairischen Sendung zu Mailand, während des Kampfes zwischen den Piemontesen und Oesterreichern, kam er als Kriegsminister in das Kabinet. Die kurze Dauer dieses Kabinets konnte ihn schwerlich überraschen, und wenn Karl Albert einen Augenblick die Idee hatte, ihn mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen, so blieb es eben nur bei der Idee. Mochte er aber am Ruder, oder entfernt davon sein, immer zeigte sich Collegno dem constitutionellen Piemont mit voller Seele ergeben, als das, was er wirklich war, als Mann von geradem Sinne, von ruhiger Entschlossenheit, von erfahrungsgereiftem Verstande. Eine Thatsache im Verlauf dieser Jahre trübte besonders sein Urtheil und seine Seele: der Meuchelmord Rossi's, mit dem er in inniger Freundschaft gelebt. Balbo sagt, aus der zeitgenössischen Geschichte Italiens möchte er drei Blätter herausreißen: den Mord Rossi's, den demagogischen Angriff auf den König Karl Albert zu Mailand und den Aufstand zu Genua nach der Niederlage bei Novara. So dachte auch Collegno. Jene Bluthat griff in seine theuersten persönlichen Zuneigungen, wie in seine patriotischen Gefühle; der bloße Gedanke empörte ihn, die irregeleitete öffentliche Meinung in Europa könnte die liberale Sache Italiens für solche Frevel solidarisch verbindlich machen. „Er ging zwar," sagt d'Azeglio, „nach wie vor seinen Weg, aber mit einem traurigen Herzen und mit getrübter Hoffnung."

1852 sah man sich genöthigt, ihn als Vertreter Piemonts nach Paris zu schicken, und trotz seiner sinkenden Gesundheit übernahm er noch, als die piemontesische Armee zu dem orientalischen Feldzuge ausrückte, den militairischen Oberbefehl in Genua. Seitdem verschlimmerte sich die Krankheit, an der er seit einigen Jahren litt, mehr und mehr, und im September 1856 zu Bavano am Lago-Maggiore machte sie seinem vielbewegten Leben ein Ende.

China.

Chinesen außerhalb China's.

IV.

Asien und die Civilisation.

Lange bevor sie sich in den europäischen Kolonien verbreitet, unterhielten die Chinesen Verkehr mit ihren Nachbarn und besäeten die westlichen Inseln des stillen Meeres. Kiachta ist allbekannt der Stapelplatz eines beträchtlichen Handels mit Sibirien. In Japan genießen sie etwas ausgedehntere Vorrechte, als die Holländer. Tardy de Montravel, ein französischer Seeoffizier, der ihre Faktorei zu Nangasaki besucht hat, sagt: „Das chinesische Viertel mit etwa 200 Häusern und Magazinen liegt an einem Ende der Stadt und ist mit einer Mauer umgeben, ohne daß diese ihnen den freien Zutritt in die Stadt wehrt; sie dürfen sie vielmehr beliebig besuchen, jedoch unter Ueberwachung eines Polizeibeamten und einer Schaar Aufpasser. Dafür müssen sie dem Gouverneur von Nangasaki einen starken Tribut unter dem poetischen Namen „Silberblume" erlegen. Sie sind aber auch nicht gehalten, wie die Holländer bis jetzt, kostspielige Gesandtschaften zu gewissen Zeiten herzuschicken, von denen wir allerdings das Wenige erfahren haben, was wir über Yedo wissen, die aber den Ertrag der Faktorei größtentheils aufsaugen." — Montravel sah sie auch in dem ganz der Neuzeit gehörigen, aber sehr wichtigen Singapore an der äußersten Spitze der Halbinsel Malacca und, wie alle Seeleute und Reisende, bezeugt er die rastlose Thätigkeit, den Reichthum und die Bedeutung dieser chinesischen Kolonie. Sie hat eine ganze Seite des Hafens, die linke Küste, inne; überdies sind die meisten Untergeschosse der Häuser von Chinesen bewohnt. Ihre Wohnungen sind im Allgemeinen Löcher ohne Luft und Licht, in welchen eine unglaubliche Menge lebendiger Wesen, Männer, Frauen, Kinder, durcheinander wimmeln. Das geht, kommt, arbeitet wie ein Ameisenhaufen; aber der Anblick ist über alle Beschreibung schmutzig und ekelhaft.

In Siam kommen auf eine Bevölkerung von fünf Millionen Seelen nicht weniger als anderthalb Millionen Chinesen. In Bangkok zahlen 200,000 die Kopfsteuer; es sind entschieden die thätigsten und gewerbefleißigsten Bewohner dieser Hauptstadt; sie arbeiten in den Zuckersiedereien, legen unermeßliche Tabak-, Pfeffer- und Zuckerrohr-Pflanzungen an; sie sind sehr geschickte Ackerbauer und Gärtner. Viele, wenn sie ein kleines Kapital erspart, kehren in die Heimat zurück. Die Aermsten lassen sich bei den Erdarbeiten und Bauten verwenden. Auch die chinesischen Frauen begeben sich in diese ihnen benachbarte Gegend; sie backen Pasteten, ziehen Seidenwürmer, flechten Matten, weben Zeuge. Andere Chinesen treiben kleinen Küstenhandel an den Gestaden und auf den Flüssen.

In Java hatten 1852 nahe an 200,000 Chinesen ausgedehnte Grundstücke. Die große Stadt Samarang an der Nordküste der Insel hat auch ihr chinesisches Viertel Kampang-tschina; nächst dem holländischen ist es das bestgebaute und man glaubt sich in einer ganz chinesischen Stadt: die Inschriften an dem großen Thore, die Schilder, die Volkstracht, die Physiognomie, die Sprache machen die Täuschung vollständig. Die schräggeschlitzten Augen, die vorspringenden Backenknochen würden den Chinesen kenntlich machen auch ohne seinen langen Zopf und ohne seinen Anzug, der bei Allen gleichförmig aus weiten Hosen, einem Wams und einem weißen oder schwarzen, auf der Seite zum Zuknöpfen eingerichteten Hemde besteht. Die Kaufleute putzen ihre Laden mit großer Kunst aus; sie sind zuvorkommend, höflich, aber sehr eigennützig. Bei der Kreuzung mit den Javanesen ändert sich der chinesische Typus wenig; nur die Hautfarbe nimmt die dunkelbraune Schattirung der Malaien an.

Die ganze Philippinen-Gruppe hat auch ihre Chinesen, die einen beträchtlichen Handel mit Seltenheiten und Manufaktursachen treiben. Ein Viertel in Manilla ist angefüllt mit ihren engen Laden, in denen sie die mannigfaltigsten Waaren auf's Kunstvollste auslegen. Der Laden des Chinesen ist zugleich seine Wohnung, in welcher die ganze Familie zusammengedrängt lebt; und wenn des Morgens gegen 5 Uhr die nach der Straße gehenden Thüren geöffnet werden, so dringt aus diesen Löchern

ein wahrer Pestqualm. Die reichsten Kaufleute in Manilla haben nicht selten ein Dutzend aneinanderstoßende Läden, die sie gegen eine geringe Entschädigung von armen Landsleuten versehen lassen, so daß ein Käufer, der von dem zu hoch gesetzten Preise einer Waare abgeschreckt, im benachbarten Laden nachfragt und sie hier um nichts billiger findet, sich endlich entschließen muß, das verlangte Geld zu geben. Der Waarenumsatz dieser Chinesen mit den englischen Großhändlern ist sehr bedeutend; mancher macht monatlich für 10,000 bis 15,000 Dollars Einkäufe gegen drei bis sechs Monate Kredit. Mitunter vergessen sie das Zahlen; im Allgemeinen aber sind sie ehrlich, so lange wenigstens, als ihr Interesse dabei im Spiele ist. Die meisten kommen nach Luzon als Kuli; durch angestrengte Arbeit, Beharrlichkeit und Sparsamkeit machten sie sich zuvörderst frei und erwarben später bedeutendes Vermögen. Lesen und schreiben können Alle, auch die Aermsten. Selten bleibt einer, wenn er etwas zurückgelegt hat, auf den Philippinen, was wohl daran liegen mag, daß die spanische Regierung ihnen wenig Schutz und Freiheit gewährt.

Borneo mit seinen reichen Goldgruben zieht, wie Kalifornien und Australien, die Chinesen mächtig an. Der Weg dahin ist ihnen seit undenklichen Zeiten bekannt. Nach einer Sage, irrte einst eine Fee von wunderbarer Schönheit in den Gebirgsschluchten des Distrikts Burni. Ein chinesischer Prinz, in Liebe für sie entbrannt, suchte sie auf, fand aber seinen Tod, indem er, eine Höhe erklimmend, in einen Abgrund stürzte. Seitdem nannte man die Fee, sowie den Berg, auf dem sie haust, Kinabalu (die Witwe des Chinesen).

Zu Tundong auf Borneo, am westlichen Arme des Sarawak, der von Süd nach Nord fließt, besitzen die Chinesen ein reiches Spießglanzwerk; sie haben auch die Eisengruben entdeckt. Die Ausbeutung des goldergiebigsten Kalkfelsens gestatten ihnen die Malaien nicht; sie bearbeiten nur den angespülten Goldsand, indem sie am Ende der Berge Einschnitte machen. Die 32,000 Chinesen, die in den Goldgruben von Mentrada und anderen Ortschaften Borneo's beschäftigt sind, gewinnen dem Boden jährlich mindestens für sechs Millionen Thaler Gold ab. Die Bevölkerung der Ackerbauer, der Handwerker, der Krämer wird auf das Doppelte der Grubenarbeiter geschätzt. Durchschnittlich kehren jahraus jahrein fünfhundert Chinesen in ihre Heimat zurück; dazu müssen sie wenigstens 2000 Dollars erwerben; manche aber nehmen das Doppelte, ja das Dreifache dieser Summe mit. Sie würden bei weitem reicher sein, da der Goldboden dem ersten Besten anheimfällt, der davon Besitz nimmt, wenn sie nicht so völlig entblößt von allen Mitteln herkämen. Eine Schaar verhungerter Chinesen, von der Goldaussicht gelockt, macht die Ueberfahrt nach Borneo auf den Dschunken um den Preis von zehn Dollars auf den Kopf. Bei der Landung sind ihre Taschen leer und sie können weder den Fahrlohn, noch den von der Ortsbehörde aufgelegten kleinen Zoll zahlen; sie müssen sich also, um Beides und des Lebens Nothdurft zu erschwingen, auf drei oder vier Jahre an Minenbesitzer vermiethen. Erst wenn ihre Miethzeit abgelaufen, legen sie mit erneutem Eifer Hand an's Werk für eigne Rechnung und kehren dann mit einem ersparten kleinen Vermögen an den vaterländischen Herd zurück.

In Peru endlich, in Chili, Brasilien, Nicaragua sind Chinesen, und zwar sind sie überall dieselben.

China ist nun geöffnet; die Handelsvölker haben das so lang ersehnte und angestrebte Ziel erreicht. Wurde der Friedensvertrag von Peï-ho auch nicht vollständig ausgeführt, so kommt doch China zu uns; seine Bewohner kümmern sich nicht mehr um die hundertjährigen Abschließungsgesetze, ihre altersschwache Regierung müht sich vergeblich sie zurückzuhalten: sie treten in Verkehr mit den Nationen des Westens und ein Markt von dreihundert Millionen Menschen erschließt sich uns. Die Werkstätten in Birmingham und Manchester mögen ihre Thätigkeit verdoppeln.

Allein welches Bedürfniß ist bei den Chinesen überwiegend, das zu kaufen oder das zu verkaufen? Sind sie so reich an Geld und so arm an Industrie, daß sie lange Zeit ihre Baarschaft gegen unsere Waaren austauschen werden? Dort, wo wir sie bei ihrem Werk beobachtet haben, kaufen sie nicht; sie arbeiten, verkaufen, sparen. Wohl treibt nur die tiefste Verarmung diese Leute aus ihrem Vaterlande; sind aber nicht der Handelsgeist und der haushälterische Sinn allen Chinesen angeboren? Sie sind erfinderisch in einem gewissen, geduldig im höchsten Grade. Wenn sie in Gewerbe und Kunst gegen uns zurückstehen, so liegt es daran, daß ihnen die Hilfsquellen der Vervollkommnung fehlen; es ist aber vorauszusehen, daß sie, bei der vielfachen Berührung mit uns, nicht säumen werden, sich unsere Verfahrungsweisen anzueignen. Oder ist es denkbar, daß der Chinese, ein so geschickter Nachahmer, viel Zeit brauchen wird, um sich den Dampf mit seinen Wundern dienstbar zu machen? Und wird diese Konkurrenz, die gegenwärtig auf die Bergwerke und den Kleinhandel beschränkt ist, wenn sie sich in einem so unermeßlichen Spielraum bewegt, den Fabriken, dem Lebens- und Wohlfahrtsquell der Handelsnationen nicht vielleicht wahrhaften Nachtheil bringen?

Und wenn die Chinesen unsere europäischen Städte überschwemmen und unseren Industriellen ihre wohlfeilen Arme anbieten, wird man sie zurückweisen können, nach unseren freien Gesetzen zurückweisen dürfen? Und wenn sie dann einem Theile unserer Bevölkerung den letzten Bissen Brod vor dem Munde wegnehmen, werden dann neue Verwickelungen für die ohnehin schwierige Proletariatsfrage daraus hervorgehen? Zum Glück bleibt ihnen noch ein freier Raum in Borneo, Celebes, Neuguinea auszufüllen, unter jenen glühenden Zonen, die der weißen Race so unhold sind und von der Natur den Schwarzen und Gelben vorbehalten scheinen.

Ehe übrigens die begonnene gegenseitige Berührung des Westens mit China in eine Vermischung übergeht, können Jahrhunderte verlaufen; die beiden Racen haben zu wenig Sympathie für einander, und der angelsächsische Stamm namentlich, der mit der gelben Race in nächster Beziehung steht, ist zu ausschließend und zu starr in seinem Nationalstolz, um irgend eine innige Annäherung zuzulassen. Indessen können Millionen Menschen unmöglich Tag für Tag mit einander verkehren, ohne auf einander wechselseitig einzuwirken, Geschmack und Gesinnung gegen einander auszutauschen. Wer will den wechselseitigen Einfluß leugnen, der in den älteren Zeiten seine Macht geübt bei den hellenischen Kolonien in Asien, bei den barbarischen Volksschwärmen im römischen Reich, bei den Griechen in Aegypten, bei den Phöniziern in Nordafrika? Zeiten und Personen haben gewechselt, das Prinzip ist dasselbe geblieben; nur daß diesem überdies in unseren Tagen die Raschheit der Ortsbewegung und die Vielfältigkeit der Berührungspunkte noch zu gute kommen. Die Chinesen haben von uns viel zu nehmen, was haben sie uns dafür zu geben? Sie sind geduldig, nüchtern, arbeitsam; ihre einzige Aristokratie ist die des Wissens; ihre Religion verkündigt eine erhabene Menschenliebe; die Sittenlehre in den Buddhistischen Büchern steht der unsrigen kaum nach. Was fehlt ihnen denn?

Was ihnen fehlt, ist: der Aufschwung des Geistes über das gegenwärtige Leben, der von den Sinnen befreite Gedanke, den wir hin und wieder gemißbraucht, indem wir uns in die Schluchten einer labyrinthischen Metaphysik verlaufen haben, der aber der Lebensnerv aller Thaten ist. Für die Chinesen ist nur diese Erde; niemals haben sie ein höheres Streben, schönere Hoffnungen gehegt: ihr Gesetzgeber selbst hat nichts Besseres ersonnen, als einen weiten Kreis von Wanderungen in dieser Welt, die endlich in die Vernichtung auslaufen. Bei einer solchen Lebensanschauung reicht die beste Moral nicht aus, wenn sie von den Interessen der menschlichen Leidenschaften verworfen oder umgangen wird. Liest man die lange Reihe der Vorschriften Sakyamuni's, des buddhistischen Gesetzgebers, so fühlt man sich von Achtung und Bewunderung durchdrungen. Und dennoch, wo findet sich eine größere Unsittlichkeit, als in China und Japan?

Die Einführung dieser Millionen, die keinen andern Kultus als das Menschlich-Nützliche kennen, in unsere Gesellschaft — haben wir absonderlich in einer Epoche zu fürchten, in der so viele unter uns in ihren Sinnengelüsten und der geistigen Genüsse vergessend, den Neuangekommenen entgegen gehen und zum Voraus geneigt scheinen, den materialistischen Trieben, die die Welt bedrohen, als Bundesgenossen freundlich die Hand zu reichen.

Und die Kunst — dieser Ausdruck des Großen und Schönen, den uns Hellas und Rom als Vermächtniß hinterlassen, und das wir schon ohnehin geschmälert genug haben — was soll aus ihr werden, wenn die Chinesen berufen sind, dereinst Einfluß auf sie zu üben? Das Beispiel Amerika's scheint zu beweisen, daß die große industrielle Bewegung ihr kein Glück bringt, und die Menschen, die nur an's Geldmachen denken, dürften schwerlich den Eingebungen der Kunst in Bild und Wort zugänglich sein.

Müßte demnach unsere Civilisation, wenn sie sich über diese Menschen verbreitet, an Gehalt verlieren, was sie an Ausdehnung gewinnt? Das wäre eine trübe Aussicht in die Zukunft! Zum Glück hat der Fortschritt seine Strömung, die keine Gewalt in ihrer Richtung abzulenken vermag; außer und über aller menschlichen Berechnung behält sich die Vorsehung ihre Combinationen vor, die der Geschichte niemals gefehlt haben. Gott ist der Baumeister eines Werkes, dessen Riß und Bestimmung Er uns nicht überliefert hat und an dem wir Alle mehr oder weniger demüthige Handlanger sind. Aus dem Haufen, der Hammer und Kelle handhabt, ohne zu wissen, was der Architekt beabsichtigt, ragen einige Bevorzugte hervor: der Philosoph und der Geschichtsschreiber; sie

sehen zu und sagen: „So weit ist der Bau gediehen; hier ist das und jenes noch zu thun!“ Allein sie sind, wie alle Menschen, dem Irrthum ausgesetzt. Vor neunhundert Jahren richteten unsere Vorfahren ihre Blicke auf den engen Gesichtskreis, der für sie die Welt umspannte, und als sie das Jahr Tausend nach Christo kommen sahen, riefen sie mit Schrecken: „Die Welt wird untergehen!“ Machen wir's nicht wie sie. Beim Herannahen des Jahres Zweitausend, von dem uns nur noch einige Generationen trennen, bereiten sich große Dinge vor; allein das Werk der Vorsehung ist noch nicht fertig, und eben so wenig wie die physische Welt, werden Anbetung im Geiste, Bildung und edle Seelentriebe untergehen.

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

I.

Alexandria's Eindruck auf den Fremden.

Alexandria, März 1859.

Für wen hat der Name Aegypten nicht etwas Geheimnißvolles, Mystisches! Das Land der Pyramiden und der Sphinx, die Urstätte der Intelligenz und der Wissenschaft, die Heimat der Magier und Wahrsager — dies Alles zieht einen Nimbus um diesen Theil der Erde, der den Reisenden, der nach stürmischer Seefahrt endlich den Anblick des Leuchtthurmes von Alexandria hat, sehnsüchtig den Augenblick des Landens herbeiwünschen läßt, um mit eigenen Augen die Wunder alle zu schauen. Leider läßt meine zu hochgespannte Erwartung gar bald einen unangenehmen Rückschlag erfolgen, denn Alexandria, von dem ich hier vorzugsweise spreche, enthält nur sehr wenig oder gar nichts von dem Allen, was wir gewohnt sind, in Aegypten zu suchen; fast vermißt man den Orient und glaubt sich in einen südlichen Theil Europa's versetzt.

Alexandria ist fast durchweg eine europäische Stadt mit allen ihren Bequemlichkeiten und ihren Unannehmlichkeiten, die letzteren allerdings in einem etwas höheren Grade als anderswo. Von europäischen Nationen haben Italiäner und Griechen an Zahl hier die Oberhand, ihnen ziemlich nah kommen die Franzosen, der kleine Rest sind Engländer und Deutsche. Von europäischen Sprachen ist es die italiänische, die hier als allgemeine Umgangssprache gilt. Schon bald nach meiner Ankunft hatte ich das Vergnügen, auch ein Stückchen deutsches Element hier in Alexandria begrüßen zu können. Zwei der Kellner meines Hôtels hatten einen Wortwechsel, und zwar in deutscher Sprache. Beide waren Deutsche und erklärten mir auf mein Befragen, daß auch der Wirth des Hôtels ein Deutscher sei und daß derselbe auch noch ein zweites derartiges Etablissement in Alexandria besitze. Also die beiden größten Hôtels sind in den Händen eines Deutschen. Die nächste Mittagszeit brachte mir ein anderes Pröbchen deutschen Elementes. Auch eine der Landplagen Deutschlands hatte ihren Weg bis hierher gefunden, ein deutsches Harfenmädchen forderte ihren Tribut für das Geklimper, mit dem sie in Gemeinschaft einer einsamen Flöte unser musikalisches Gehör für eine lange Zeit zu vernichten drohte. Die beste Probe aber, daß deutsches Leben hier wirklich existirt, fand ich, als ich wenige Tage später das Vergnügen hatte, in dem hiesigen deutschen Verein eingeführt zu werden, der in echt deutscher Gemüthlichkeit hier bereits seit einigen Jahren besteht und etliche fünfzig Mitglieder zählt. Mit inniger Freude fand ich hier alte Bekannte in der Gestalt von deutschen Zeitungen vor. Die Allgemeine Zeitung, das Ausland, die fliegenden Blätter u. s. w., sie alle lagen vor mir ausgebreitet und luden mich ein, mich im Geiste nach Deutschland zurückzuversetzen.

Der freundliche Eindruck, den Alexandria vom Hafen aus macht, verschwindet leider gar bald zum größten Theil. Alles hat hier den Anstrich, als sei es nach einem großen Maßstab angefangen, aber halb fertig liegen geblieben. Der Geist eines großen Mannes weht durch alle Einrichtungen Aegyptens, das Genie Mehemed Ali's, der allein im Stande war, das hervorzurufen, was jetzt leider nach seinem Tode, sei es zum Theil durch Geldmangel, zum Theil durch die angeborne Trägheit der Orientalen, oder durch andere Ursachen halb vollendet dem Verfalle anheimgegeben ist. Vom Höchsten bis zum Geringsten herab, Alles hat den Anstrich des Halbvollendeten. Die Soldaten des Vicekönigs sind zum großen Theil europäisch gekleidet und mit besonderem Mißtrauen betrachte ich jederzeit die Waffenröcke derselben; es kommt mir immer vor, als ob ich alte Bekannte, preußische Waffenröcke, vor mir sehe, von denen man nur die Achselklappen und etliche überflüssige Knöpfe abgetrennt hat, um daraus eine neue ägyptische Uniform zu formiren. Der neue Theil der Stadt besteht größtentheils aus freundlichen, oft palastähnlichen Gebäuden und ist durchweg europäisch. Leider muß man, um zu ihnen zu kommen, sich bei schlechtem Wetter durch unergründlichen Schmutz, bei trockenem durch Wolken von Staub durcharbeiten; Pflasterung fehlt ganz, eben so die Straßenbeleuchtung, weshalb Jeder am Abend eine Laterne haben muß. Wird er ohne dieselbe betroffen, so ist eine Nacht freies Quartier in der Polizeiwache sein durchaus nicht beneidenswerthes Loos. Aber auch am Tage möchte der Fremde oft eine Laterne haben, um sich aus dem Knäuel herauszuwinden, der sich alsbald um ihn sammelt, sobald er sich auf der Straße zeigt. Hunderte von Jungen mit Eseln umringen ihn sogleich und preisen in allen Sprachen, Good donkey, guter Esel u. s. w., die oft sehr versteckt liegenden Vorzüge ihres Langohres an. Schaaren von Jungen mit den Instrumenten zum Putzen der Stiefel versehen, fallen wie die Wölfe über den armen Reisenden und offeriren ihm ihre Dienste. Die Jungens haben die merkwürdige Gabe, Jedem die Nationalität an der Nase anzusehen, und reden Einen dann in dieser Sprache an. „Schuhe putzen,“ ist das Geschrei, was ich täglich von diesen mich umringenden Plagegeistern hören muß. Mitten unter diesen zwei sehr ehrenwerthen Klassen der Bevölkerung von Alexandria, den Eseltreibern und den Schuhputzjungen, treiben sich nun noch eine Menge von arabischen Dragomans oder Dolmetschern herum, die mit ekelhafter Zudringlichkeit den Reisenden nach allen möglichen Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgegend zu bringen versprechen. In all dieses Gewirr mitten hinein fahren noch einige Lohnwagen, die den Fremden den Anderen streitig zu machen suchen und ihm nur die Wahl lassen, entweder von den sich immer mehr und mehr um ihn drängenden Dienstbeflissenen zerrissen oder von den Pferden zertreten zu werden. Zur Verzweiflung gebracht, bleibt ihm kein anderer Rath übrig, als schnell auf einen Esel zu springen, und mit Hilfe einiger derber Stockschläge von Seiten des Eigenthümers des erwählten Langohrs auf dessen Hintertheil durchbricht er den Menschenknäuel, der sich bald nach erfolgter Wahl zerstreut, um sich um ein anderes unglückliches Menschenkind auf's Neue zu schaaren. Der Reisende aber trabt auf seinem hartmäuligen Bucephalus dahin, gefolgt von dem barfüßigen, braunen Teufelchen, das mit Hilfe eines fortwährenden Geschreies und von Zeit zu Zeit applizirter Hiebe denselben in erträglichem, oft sogar schnellem Gange zu erhalten weiß. Dies ist die Art, wie hier Jedermann weitere Strecken außerhalb der Stadt zurücklegt, sogar Damen auf Herrensätteln sind oft zu sehen und erregen keineswegs Aufsehen.

Der alte arabische Theil der Stadt ist ein Gewirre von zahllosen engen, fürchterlich schmutzigen Straßen, verpestet durch die gräßlichen Düfte der Fisch- und Fleischläden. Jedes Haus hat einen offenen Verkaufsladen, der ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß über dem Straßenniveau liegt, ohne daß jedoch Stufen bis zu dieser Höhe angelegt sind. Der Laden selbst ist eigentlich nur eine bei dem Bau des Hauses offengelassene Nische, gerade groß genug, um zwei, höchstens drei Menschen zu fassen. Auf dem mit einem Teppich belegten Fußboden derselben sitzt nun der Ladeninhaber gemüthlich seinen langen Tschibuk rauchend und wartet mit echt orientalischer Ruhe in der Mitte seiner Waaren der Dinge, die da kommen sollen. Der Käufer tritt heran, setzt sich dem Verkäufer gegenüber, trifft seine Wahl und der Handel beginnt. Es mag in den Käufen zwischen Araber und Araber anders sein, aber in denen zwischen Arabern und Europäern muß man stets bedacht sein, nur etwa den vierten Theil des verlangten Preises zu bieten, man ist sicher, es dafür zu erhalten. So kaufte ich ein Pfeifenrohr, wofür man vier Schilling englisch forderte, für acht Pence. Der türkische Bazar in Alexandria bietet durchaus kein anderes Bild als diese Straßenläden dar, er ist nichts als ein langer, sehr schmaler, holzbedeckter Gang mit unzähligen dieser Miniaturladen, in denen vorzüglich Seidenwaaren verkauft werden. Ein ungeheures Gewimmel von Menschen drängt sich fortwährend durch diese Gassen, in denen Alles feilgeboten wird, was zum arabischen Luxus und zum bloßen Lebensunterhalt gehört. Früchte, Fleisch, Tabak, wollne und Seidenwaaren, Fische, Tabakpfeifen und Kaffeehäuser, alles ist hier zu haben in diesem Eldorado des zum Theil schon europäisirten Aegypters, des Wüstenarabers, des dunkelbraunen Bewohners der Berberei und des Negers von jeder Schattirung, die sich hier ein Rendez-vous geben und zum Theil in malerischen Kostümen, zum Theil fast nackt erscheinen. Dazwischen drängen sich Jungen von allen Farben, um irgend einen Handel mit Kleinigkeiten, oft mit Leckereien zu treiben, Esel, beladen mit der Last irgend eines fetten Türken, Kameele, an beiden Seiten Schläuche mit Wasser tragend, alles dies, verbunden mit dem fortwährenden Geschrei, das Jeder nach besten Kräften zu vermehren sucht, bildet ein Gemälde, das den neuangekommenen Europäer auf's Höchste interessiren muß.

Für heute genug. Gruß an mein schönes Schlesien und an Alle, die meiner in Freundschaft gedenken.

Rudolph Schück.

Sandwichs-Inseln.

Das Königreich der hawaïschen Inseln*).

Blaubücher und rother Bindfaden sind der konstitutionelle Stolz der Staatsmänner Englands, ihre Kraft, ihre Unverantwortlichkeit, ihre diplomatische Untastbarkeit und Undurchdringlichkeit. Die Blaubücher erscheinen auf den Tischen des Parlaments in unabsehbaren Massen Folio von der Dicke eines Zolls bis zur Höhe einer Elle querdurch, so daß Jedermann schon beim Anblicke dieser Ungeheuer verzweifelt, jemals hindurchzukommen. Der alte Hume arbeitete sich noch manchmal durch und forderte Aufschlüsse, aber der alte Hume ist todt und die Bücher bleiben geschlossen. Die Brauer, Fleischer, Papierfabrikanten und Geschäftshäupter aller Art, welche das Unterhaus füllen, haben ohnehin weder Zeit noch Geist, sich die Hieroglyphen der diplomatischen Sprache, in welcher diese Blaubücher abgefaßt sind, zu enträthseln. Außerdem steht nie die volle Wahrheit darin. Aktenstücke erscheinen mit Auslassungen, Zusätzen, oder sind gar nicht die wahren Aktenstücke, wie die Opposition mehrfach nachgewiesen.

Bei aller Oeffentlichkeit und Preßfreiheit liest also Niemand, was in den blauen Büchern und zwischen dem rothen Bindfaden die Götter Englands mit Nacht und Grauen bedecken. Aber noch ist ein Aktenstück leserlich, welches nach dem Modell der englischen Blaubücher Auskunft über einen Streit giebt, den die Engländer nach dem Muster des übrigen einzurenken angefangen haben, „das Königreich der Hawaïschen Inseln", wie die Sandwich-Inseln jetzt offiziell genannt werden. Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit auf Lage und merkantile Wichtigkeit dieser Inseln und den Streit der verschiedenen Staaten um deren Besitz aufmerksam gemacht und beziehen uns darauf, um uns hier auf einige kulturgeschichtlich interessante Thatsachen, wie sie das vor uns liegende Aktenstück in mäßigem Octav-Umfange giebt, zu beschränken. Die Sandwichinseln, vor einem Menschenalter noch von nackten, gelbbraunen, naiven, heitern Wilden bewohnt, wurden seit 1840 durch Einführung einer konstitutionellen Regierung aus ihrem Paradiese vertrieben. Seit 1851 müssen sie sogar ihre Vertreter durch geheime Abstimmung wählen, in die Schule gehen und Englisch lernen. Die ganze Einwohnerzahl des Insel-Königreichs belief sich im Anfange des Jahres 1855 auf 73,137 (das Buch giebt offiziellen Bericht bis zum 7. April 1855). Es gab 402 freie Schulen mit 10,241 Kindern, welche ihre eigene und die englische Sprache, lesen, schreiben, rechnen und singen lernen. Die Schulen werden durch eine allgemeine Steuer erhalten und kosteten während des Jahres 21,000 Dollars. Religions-Unterricht wird nicht gegeben und dieser den Eltern oder besonderen Lehrern überlassen, da man von dem Grundsatze ausgeht, daß Religion Sache individuellen Bedürfnisses und persönlichen Glaubens sei, der nicht erzwungen werden dürfe. Auch das Englische wird nicht erzwungen in den Schulen, ist aber neuerdings zur Landes- und offiziellen Sprache erhoben worden und Jeder muß es lernen, der einmal im Handel und Wandel oder im Staate etwas leisten will. Das Englische ist Handels-, Geschichts- und Parlamentssprache. Die sittlichen und sozialen Zustände bieten ein merkwürdiges Gemisch von Harmlosigkeit und Liederlichkeit. „Leben und Eigenthum" sind sicher. Von Raub, Mord, Feueranlegen rc. hört man sehr selten etwas und nie von Eingebornen. Dagegen sind Trunkenheit, geschlechtliche Unsittlichkeit und leidenschaftliches Reiten und Fahren ganz zu Hause unter ihnen. Zwei oder drei Familien leben gemeinschaftlich in einer einzigen Schmutz- oder Grashütte ohne irgend eine Abtheilung oder Unterscheidung von Mein und Dein, Alt und Jung, Männlich und Weiblich durcheinander, wobei keine Idee von Reinlichkeit, Scham, Ordnung, Fleiß rc. aufkommen kann. Der Mangel an Häuslichkeit, Wirthschaftlichkeit, Sitten- und Ehrgefühl vom Säugling an bis zum Eintreten in's Leben und das plötzliche Eindringen der Civilisation in diese thierische Naivetät (d. h. der spirituosen Getränke und „konstitutionellen Freiheit") wüthet wie ein Würgengel unter den Eingebornen. Doch hat man dagegen zu kämpfen angefangen und zwar mit den geeignetsten Mitteln, durch Erziehung von Mädchen zu Hausfrauen und Müttern. Der Minister des Cultus, Verfasser des Aktenstückes, citirt hierbei Napoleon den Großen, der gefragt, was Frankreich brauche, um groß und glücklich zu werden, antwortete: „Mütter!"

Trägheit ist die Wurzel des Uebels, seitdem die Civilisation mit spirituosen Getränken, Mein und Dein, Schiffen, Fässern, Kisten und Säcken unter diesen Bewohnern des ehemaligen Paradieses wüthet. Die Kindlichkeit, Gutmüthigkeit und natürliche Edelherzigkeit der Sandwich-Insulaner, die Niemandem etwas verweigern können, die alle Genüsse und Bedürfnisse des Lebens gemeinschaftlich verzehren und gar keine Idee von Mein und Dein haben — der Communismus in seiner naivsten Gestalt — wird durch die civilisirte Plackerei um Mein und Dein, um Luxusbedürfnisse, um Besitz von Grund und Boden völlig aus den Angeln gehoben, ohne daß sie durch etwas Besseres ersetzt werden kann. Was der Eine in die Hütte oder eine Sammlung von Hütten mitbringt, gehört sofort Allen und wird gemeinschaftlich genossen. Mancher schon arbeitsam gewordene Eingeborne versicherte dem Berichterstatter, daß er nur arbeite, weil ihm der Müssiggang langweilig geworden, denn Nutzen habe er nicht von seiner Arbeit, wenn nicht den, daß ihn die Leute so lieb hätten, weil sie ihm immer etwas wegnehmen könnten: Geld, eingekaufte Güter und Kleider, Alles. Die Freiheit, die ihnen staatlich oktroyirt wurde, begreifen sie nicht und machen sich nur elender, ärmer und unmoralischer damit, wie die freien Neger. Unter den Negersklaven der südlichen Staaten von Nordamerika ist das Schimpfwort: „so schlimm wie ein freier Neger," eins der beleidigendsten.

Nach Freiheit strebt Jeder, weil Jeder darunter etwas versteht, was seinem Interesse am nächsten liegt. So verlangten z. B. freie Schneider 1848 vor allen Dingen das Verbot der Schneidermamsells, die freien Baumwollenspinnereibesitzer Verbot wohlfeilen Kattunes rc. Nach Freiheit streben ist daher Kinderspiel jedes einzelnen Egoisten. Auch für Freiheit kämpfen ist leicht; aber das Schwerste, was unter Tausenden kaum Einer versteht: Freiheit vertragen, einigermaßen begreifen, sich ihrer würdig zeigen und sie auch in Anderen dulden. —

Der Bericht des obersten Richters klingt auch, als suche er in der geschenkten Freiheit der Sandwich-Insulaner deren Untergang. „Jedes Jahr vermindern wir uns in Zahl und sterben jeden Tag langsam, aber immer schneller dahin, und athmen kürzer und schwächer. Die Geschichte der Vergangenheit zeigt uns die Ereignisse der Zukunft. Wollen wir sie nicht hören, kann nichts unsern Untergang verhüten. Ich spreche offen über diesen Gegenstand, weil ich tief fühle. Ich fühle, daß die Wahrheit bekannt werden sollte, um das Volk aufzuregen für die Erhaltung ihrer eigenen Existenz. Es giebt schon Gesetze, welche den Verkauf von spirituosen Getränken an Eingeborne verbieten, aber diese werden umgangen. Das sogenannte Dünnbier z. B., welches gesetzlich verkauft werden darf, ist mit allerhand spirituosen Giften versetzt, um es den Eingebornen angenehmer und zerstörender zu machen. Wir können Freiheitsunfähige nicht als Freie behandeln, wenn wir sie lieben: wir müssen sie gegen ihren eigenen Willen, gegen ihre eigenen Gelüste, gegen die „freie" Mischung der angesiedelten, herrschenden Leute mit Gewalt schützen."

Diese Aeußerung des obersten Richters ist merkwürdig genug, wie er selbst. Er wollte durchaus von seinem Amte zurücktreten, ermüdet und verzweifelt; aber der König ließ ihn durch den Gerichtshof von Honolulu (der Hauptstadt) bitten und beschwören, daß er bleiben möge, da er nicht wisse, wie ihn zu ersetzen. Endlich ließ er sich durch eine persönliche Bittschrift des Königs Kamehameha IV. bewegen, noch länger sein schwieriges Amt zu verwalten. In finanzieller Beziehung erfahren wir, daß die Einnahmen des Jahres 393,084, die Ausgaben 318,621 Dollars betrugen. Das sieht ganz gut aus, jedoch sehen wir zugleich offiziell bestätigt, wie schwer es dem Finanzminister wurde, der Wittwe des verstorbenen Königs die 2000 Dollars, welche ihr das Parlament bewilligt hatte, zu beschaffen.

Die empfangenen und versandten Briefe vom Auslande und für dasselbe betrugen 41,484, die im Lande selbst cirkulirten 27,000. Es kamen 30,000 Exemplare fremder Zeitungen an. Man kann sich aus diesen Zahlen allein eine Vorstellung von dem Kulturzustande des Landes machen.

Der Bericht des auswärtigen Ministers spricht von der Gefahr, in welcher das Vaterland durch amerikanische Flibustier gewesen, welche durch die Intervention der amerikanischen, englischen und französischen Regierung (die sich selbst um die Oberherrschaft über diese Inseln streiten) beseitigt worden sei. Dann heißt es: „Ich kann nicht verhehlen, daß die einzige große Lebensfrage für uns immer noch ist: Kann das Hawaïsche Königreich als ein besonderer Staat fortbestehen, oder nicht?" Die Frage, obgleich günstig beantwortet, ist in sich selbst schon der Zweifel. Er giebt verschiedene Lebensverlängerungsmittel an, „doch," fährt er fort, „sind sie alle ohne Werth, so lange die Ursachen innerer Zerrüttung und die Habgier der Spekulanten fortbestehen oder sogar zunehmen. Die Speculation der Engländer und Amerikaner, welche dem Könige Grundeigenthum abgekauft haben, besteht besonders darin, ihren Ländereien durch allerhand Mittel der Habgier einen künstlichen Werth zu verschaffen. Die Zahl dieser Habgierigen nimmt mit jedem Tage zu. Sie kennen keine Dankbarkeit, keine Rücksicht, keine Menschlichkeit. Wenn sie des Königs Regierung nicht durch List stürzen können, werden

*) Von unserm Londoner Korrespondenten.

sie es mit Gewalt versuchen, wie sie denn auch damit umgehen, aus der Unmasse liederlicher und gesetzloser Individuen in Californien Werkzeuge dazu zu kaufen. Gegen solche Gefahren giebt es blos Waffengewalt, die wir aber unter der jetzigen Verfassung nicht gehörig entwickeln können, so daß wir unter der Furcht vor Rebellion nicht den Trost haben, ihr gebührend begegnen zu können."

Verschiedene Aktenstücke über abgeschlossene und noch schwebende Verträge übergehen wir.

Der Minister des Auswärtigen ist ein Engländer, Mr. Wyllie, zugleich Kriegsminister. Der vorher erwähnte oberste Richter heißt Lee und ist ein Amerikaner. Das neue constitutionelle Gesetzbuch hat den Amerikaner Ricord, jetzt in Californien, zum Verfasser. Elisha Allen, der Finanzminister, war früher amerikanischer Konsul und Mr. Young, Minister des Innern, ein Engländer, dessen Höflichkeit Madame Pfeiffer sehr zu rühmen wußte. So haben sich Herren, von anglosächsischer Raçe, aller Aemter und alles Landes bemächtigt und die Eingebornen, die früher ohne constitutionelle Formen nackt umher badeten, plätscherten, kicherten und spielten, mit Hosen und constitutioneller Freiheit beschenkt. Nur das unbedeutendste Staatsamt hat man einem Eingebornen gelassen, das Königsein. Kamehameha IV. ist ein heiterer, talentvoller, junger Mann und guter Redner, aber ein noch besserer Billardspieler und Cigarrenraucher. Letztere Functionen müssen ihn über das Bewußtsein, daß er ein Popanz der neuen Leute von Amerika und England ist, die seinen Titel und seine Krone als Heiligenschein für ihre Spezial-Interessen brauchen und deshalb sehr königlich gesinnt sind, hinwegspielen.

Allerdings kommt es auch auf die Herrlichkeit dieses Königs und auf eine Selbstständigkeit seines Staates nicht an. Die Sandwichsinseln sind ein Hauptpfeiler der Völkerbrücke des Stillen Ozeans, der mit jedem Tage lauter wird und die zukunftreichsten westlichen Gestade Amerika's mit den gegenüber liegenden, alten, neu auferstehenden China's, Japans, Indiens u. s. w. verbindet. Die Weltkultur und speziell die Seehandelsvölker haben daher das gewisse Interesse an dem Gedeihen dieser herrlichen Inseln, auf welche die Natur mit ihrem schönsten Paradiese Zuflucht gefunden zu haben schien. Das Gedeihen hängt aber nicht von der Frage ab, wem die Inseln gehören sollen. Sie sind unendlich schön und fruchtreich und wichtig als Hauptstation des Welthandels auf der andern Halbkugel; aber wenn sie ein bestimmter Staat erobern und als sein spezielles Eigenthum halten und schützen wollte, um etwa Räuber in Form von Steuereinnehmern dort zu placiren, die jedem Schiffe unter verschiedenen Titeln Geld abzwacken müßten, würden sie dem Besitzer eben so leicht zum Fluche werden, wie dem Welthandel im Allgemeinen. Noch giebt es unter den hawaischen Spekulanten und Staatsbeglückern eben so wenig Kosmopoliten, wie unter anderen Spekulanten und Staatsbeglückern. Sie sehen noch nicht ein, was den habgierigsten Egoismus und die erhabenste Menschenliebe zugleich befriedigen würde, nämlich daß je mehr Menschen es ringsum um die Erde wohlgeht, je freier die Bedingungen und Plätze sind, unter welchen und durch welche sich das Glück der Menschheit über die Erde ausgießt, auch jeder Einzelne dabei desto mehr gewinnt. Jeder Mensch, der irgendwie Kapital auf Erden angelegt hat, findet in den Menschen desto mehr Zinsenzahler, je mehr sie in materiellem und geistigem Austausch sich mit einander verbinden und gegenseitig bereichern.

Die handelnde und seefahrende „Civilisation" der Engländer, Amerikaner, Franzosen u. s. w. wuchert neues Leben mit Riesenschritten nach allen Seiten über diese glänzenden Oasen des stillen Oceans und mit Riesenkraft beschleunigten Tod der schönen, braungelben, kindlichen Eingebornen, die noch vor kurzer Zeit in paradiesischen Zuständen, selbst ohne Blätterschürzen und Feigenblätter übermüthig und lustig in den warmen sonnigen Flüssen und blauen, ebbenden und fluthenden Meereswogen herumplätscherten ohne Bewußtsein einer Schuld, Verpflichtung, Steuer oder einer Paßkarte, ganz wie Adam und Eva sich amüsirt haben mögen, ehe sie in den verbotenen Apfel bissen. Aber die moderne Schlange der Verführung kroch hervor über die Fluthen, die so viele Jahrtausende durch unermeßliche Entfernungen von allen civilisirten Landen diese Paradiese geschützt, die aus wüthenden Schloten qualmende Dampfschlange und brachte ihnen Aepfel der Civilisation: Fässer Branntwein, Kleider und Schuhe und sogar Handschuhe, Havannah-Cigarren, Billards, amerikanische Baumwollen-Religion und das Schlimmste von Allem — englische Constitution. Daran sterben die schönen, braunen, weißen Urbewohner wie Fliegen, denen man Gift gestellt, massenweise, dörferweise, ohne daß sie sich dagegen wehren oder im Geringsten davor fürchten. Auch thun sie aus eigenen Mitteln das Ihrige, um sobald als möglich zu verschwinden und der „Civilisation" das Feld zu räumen. Sie haben namentlich eine nationale Art, das Fieber zu kuriren, die nie fehlschlägt und den Puls jedesmal gründlich beruhigt, den „ländlich sittlich" herbeigerufenen Tod. Von ihrer Gleichgiltigkeit gegen den Tod und ihrer Medizin gegen das Fieber giebt Mr. S. Hill, der die Sandwichs-Inseln zuletzt besuchte und schilderte,*) folgende Beispiele:

In Krankheiten wollen sie in der Regel nicht den geringsten Rath annehmen, und bei den geringsten Fieberanfällen folgen sie trotz aller Warnungen durch die tödtlichen Folgen, die sie stets bei Anderen in ähnlichen Fällen eintreten sehen, und trotz aller Bitten und Belehrungen der Weißen doch stets ihrer alten Kurmethode. Sie sagen nach jedem Anfalle von Fieber: „Da ich zu heiß bin und mein Blut kocht, muß ich Mittel finden, mich zu kühlen." Und so erhebt sich der Fieberheiße von seiner Matte, läuft nach dem Meeresufer und stürzt sich in dessen Wogen oder weiter im Lande in den ersten besten Fluß oder Teich und giebt sich in voller Länge der Brandung oder den rasch dahinfließenden Wellen Preis. Der Gekühlte wird jedesmal ganz kalt und zwar oft schon nach einigen Stunden. Die Leute begraben ihn und machen's ihm beim geringsten Fieberanfalle gewissenhaft nach. Es ist einmal eine alte Volkssitte, eine durch Jahrhunderte langen Gebrauch geheiligte Universalmedizin, an welche der Sandwichsinsulaner glaubt, wie der polnische Bauer an seinen allkurirenden Fusel. Auch die bereits mit den „Weißen" verbundenen, schon „constitutionell" — freien Eingebornen sind nur durch genaue Aufsicht und mit Gewalt von dieser Medizin abzuhalten.

Da sie ohne Widerstand sterben, nachdem ihnen die Civilisation das Paradies ihrer Lebensfreuden verkümmert, geben sich die Gesunden um einen Kranken auch nie Mühe, ihn zu pflegen. Der Kranke verlangt, die Angehörigen gewähren keine Hilfe. Ihr Muth, ihre Hoffnungen sind gebrochen: sie glauben allgemein und fest an ihr baldiges Verlöschen bis auf den letzten Mann. Mr. Hill begleitete den englischen General-Konsul Miller öfter auf Exkursionen in der Nachbarschaft Honolulu's, einer schon ganz europäisch aussehenden Stadt mit Läden, Lagern, Straßen, Hausnummern u. s. w. Sie besuchten einzelne Hütten und Dörfer und fanden, daß in jedem Hause neuerdings zwei, drei und mehr Mitglieder gestorben waren und respektive im Sterben lagen. Einige Hütten waren bereits ganz leer. Alle Bewohner waren binnen wenigen Wochen hinter einander gestorben. In der Mitte eines Dorfes, das ganz leer war, fielen ihnen einige dicht zusammengepackte Grashütten auf, in und vor welchen keine Spur von Leben zu entdecken war, bis sie endlich dicht in Matten gehüllt einen Mann zusammengekauert vor einer Hütte zittern sahen. Der Konsul fragte ihn, wie es käme, daß im ganzen Dorfe kein lebendes Wesen zu sehen sei, nicht mehr das lustige Gekreische von Kindern und die lachenden Schäkereien von Mädchen. Der Mann, ungefähr ein Dreißiger, antwortete, daß während der letzten zehn Tage alle noch Lebenden begraben worden seien, daß er gestern den letzten beerdigt und er nun hier ebenfalls den Tod erwarte. „Aber mein Gott, warum verlaßt Ihr den Ort nicht?" frug der General entrüstet und mitleidig zugleich; „warum kommt Ihr nicht nach Honolulu zu freundlichen Menschen und Kundigen, die Eure Gesundheit und Euren Lebensmuth wieder herstellen könnten?" — „Ich will nicht mehr leben," antwortete die fieberzitternde, vermummte Gestalt ganz ruhig, „alle meine Freunde sind gegangen, und ich will ihnen folgen, wie Jeder von uns Braunen mir bald folgen wird."

Unter solchen Verhältnissen ist ihnen nicht zu helfen. Das einzige Mittel wäre, alle Civilisation und Constitution, importirte Religion und Confusion der Engländer, Amerikaner, Franzosen, Chinesen, Deutschen, Neger u. s. w., die jetzt in Honolulu geschäftig umherschwärmen, wieder auf Schiffe zu packen und fortzuschaffen und der üppigen Natur der Inseln wieder ihren freien Lauf zu lassen; aber der schwellende Welthandel auf dem stillen Ozean duldet das nicht. Die Sandwichsinseln sind eine der schönsten Hauptstationen auf dem Meeresspiegel der Antipoden.

Wer jetzt nicht mit dem um die Erde herumpulsirenden Strome der Weltkultur schwimmen und sich flott erhalten kann, wird mit fort- und niedergerissen, sei er nationaler Sandwicher oder patriotischer Tecklen-, Mecklen- oder Bückeburger. Ja das Meer ist jetzt so mächtig, daß es selbst die Leute mitten auf trockenem Binnenlande ersäuft, wenn sie dieser Versöhnungs- und Verbindungsbrücke der Völker „nicht ihren Tribut an Productionen und Welthandelsartikeln als Brückenzoll entrichten. Auf den

*) Travels in the Sandwich and Society Islands. By S. Hill. London: Chapman and Hall.

Sandwichsinseln unterstützt das Meer die Civilisation oft direkt in Ausrottung der Eingebornen." Unlängst lief der Ozean von der Hauptsandwichsinsel Owyhi ebbend unerhört weit vom Gestade zurück und enthüllte die Wunder seiner Tiefen bis auf mehrere tausend Schritt. Die Eingebornen spielten und sonnten sich am Gestade oder buffelten in ihren Lianenpflanzungen oder machten Taro, ihr Hauptgemüse. Der davon laufende Ozean erregte ihre höchste Neugier. Sie liefen ihm nach, wie einem lieben Freunde, den man gern zurückhalten möchte, bis er etwa eine englische Meile vom Gestade Halt machte, um sofort mit furchtbarem Ungestüm donnernd, rollend, wälzend, zischend, zornig nicht nur zurückzukehren, sondern auch ziemlich eine halbe Meile weit über seine übliche Gränze landeinwärts zu wogen und Hütten und Heerden, Land und Leute, Wälder und Wiesen mit sich fortzureißen. Von Denen, welche dem scheidenden Freunde nachgelaufen waren, hätten die Meisten trotz ihrer amphibischen Natur umkommen müssen, wenn nicht der Capitain eines dort vor Anker liegenden englischen Schiffes alle bis auf 13 Personen, größtentheils Kinder, hätte auffischen lassen.

Ein charakteristisches Bild der Confusion von Sitten und Ansichten der verschiedenen Menschenracen und Völker, die sich handelnd der Sandwichsinseln bemächtigen, giebt folgender Vorfall. Vor Honolulu kam ein englisches Schiff auf seinem Wege von Hongkong nach der Westküste Amerika's an mit einer Chinesin im Dienste einer englischen Familie. Man hatte damals noch keine Chinesin auf den Sandwichsinseln gesehen. Die Nachricht, daß eine solche in dem englischen Schiffe des Hafens sei, erregte daher allgemeine Neugier und brachte den Bürgermeister der Chinesen Honolulu's in amtlichen Harnisch zur Vollstreckung des Gesetzes, welches die Auswanderung der Chinesinnen barbarisch grausam bestraft. Der Bürgermeister und Mandarin, Slam Sing mit Namen, im Geschäft ein friedlicher Kleinhändler mit chinesischen Waaren, wandte sich an den König und forderte, daß ihm die verbotene Chinesin ausgeliefert werde, damit er sie dem Moloch chinesischen Gesetzes überliefern könne. Der König, ein echt Constitutioneller, kam durch diese Forderung in die größte Verlegenheit. Er ist den Kammern, den Engländern, den Amerikanern, den Chinesen und aller Welt theils moralisch, theils wirklich verantwortlich und kann selten etwas thun, damit er nicht „andere Interessen" verletzt, so daß er in der Regel Billard spielt und Cigarren dazu raucht. Aber jetzt hieß es, sich entscheiden. Was sollte König Kamehameha IV. thun? Verweigerte er dem chinesischen Mandarinen seine Forderung, könnte er's mit ganz China verderben. Gab er Erlaubniß, das englische Schiff zu durchsuchen und das Mitglied einer englischen Familie, wenn auch blos einen Dienstboten, zu entfernen, bekam er die Engländer auf den Hals. In diesem Dilemma sandte er zum englischen General-Konsul und bat sich dessen Rath aus. Dieser schlug vor, den gewaltigen chinesischen Bürgermeister Slam Sing erst zu fragen, was er mit der ihm ausgelieferten Chinesin gesetzlich vorzunehmen gedenke? Der König bat, der General-Konsul möge ihn selber fragen, weil er vor ihm wohl den meisten Respekt haben werde. Der General-Konsul machte also dem gesetzeifrigen chinesischen Bürgermeister amtlich seine Aufwartung. Er fand ihn gelb und lächelnd aus geschlitzten Augen, angethan mit einem großen, blauen, gelbgestickten Schlafrock in seinem Laden. Der Konsul sagte ihm, er sei nicht im Stande, irgend einen Grund für seinen Anspruch auf seine Landsmännin zu entdecken, da hier nicht chinesischer Boden sei, sondern ein englisirt-constitutioneller, deshalb möge er ihm wenigstens sagen, was er gesetzlich mit ihr thun würde, wenn sie ihm ausgeliefert wäre? Darauf antwortete der Mandarin, von einem Ohre bis zum andern, und außerdem aus den schiefen, geschlitzten Augen auf das Freundlichste und Unterwürfigste lächelnd, daß ihm die heilige Pflicht der Gesetze seines Landes nöthige, die ausgewanderte Chinesin — lebendig zu begraben.

Der General-Konsul rieth ihm, sich seinen loyalen Eifer für seine himmlische Majestät und dessen Gesetze vergehen zu lassen und traf mit dem Könige natürlich sofort die geeigneten Schutzmaßregeln für die ungesetzliche Chinesin.

Es ist ein Gewinn für's himmlische Reich und alle die himmlischen Inseln des stillen Ozeans, daß sich weder Chinesen mehr in ihrem Reiche lebendig begraben, noch Chinesinnen außerhalb lebendig begraben werden, sondern zu neuem Leben erwachen, das nirgends so laut und lärmend klingt, als in den chinesischen Quartieren von Sydney, Honolulu, St. Franzisko und wo sie sich sonst eingefunden haben, um die Leute, die in ihre Nähe kommen, auf das Dringendste und Zärtlichste bei der Gurgel oder am Kragen zu nehmen und sie in ihre Läden zu schleppen, aus denen man sich blos wieder unbepackt retten kann, wenn man so glücklich ist, gar kein Geld bei sich zu haben.

Die Blaubücher und Aktenstücke des Hawai-Inselkönigreichs von den letzten Jahren sind uns nicht bekannt. Aus gelegentlichen Nachrichten geht aber hervor, daß die Eifersüchteleien und Diplomatien der Engländer, Amerikaner und Franzosen einstweilen ruhen und die Englisirung der Inseln in Handel und Wandel, Sprache und Sitten eben so rasch fortschreitet, wie die musikalische Sprache und die unschuldige Naivetät der Eingebornen, oder diese selbst, in geometrischen Proportionen abnehmen. Die Engländer arbeiten bereits an einem Plane, die Tausende von Inseln des stillen Ozeans zu einem antipodischen Großbritannien zu vereinigen.

Das Seecadetten-Institut in Berlin.

Das im Jahre 1850 in Stettin gegründete Seecadetten-Institut befindet sich seit dem October vorigen Jahres in Berlin (Matthäikirchstraße Nro. 19) und steht unter der Leitung des Baron von Hallerstein. Dasselbe zählt gegenwärtig 43 Cadetten, welche von siebzehn Lehrern unterrichtet werden.

Der Zweck des Institutes ist, den in die königliche Marine eintretenden Volontair-Cadetten diejenige Ausbildung zu geben, welche der Dienst eines Lieutenants zur See erfordert, und welche sie befähigt, ihre Weiterbildung durch Selbststudien, sowie durch die Praxis des Dienstes zu verfolgen.

Das Institut steht unter direktem Befehl der Admiralität, von welcher alle, die obere Leitung der Anstalt betreffenden Verfügungen ausgehen. Die Direction führt ein von Sr. Majestät dem Könige ernannter Stabsoffizier. Zu dem bei dem Institute angestellten und zu demselben commandirten Militairpersonen steht der Direktor im Verhältniß eines militairischen Vorgesetzten. Dem Direktor zur Seite wird ein Seeoffizier als Erster Offizier commandirt, welcher denselben bei Krankheit oder Abwesenheit vertritt, in welchem Falle allein ihm auch eine Strafgewalt zusteht. Die commandirten Inspections-Offiziere führen die unmittelbare Aufsicht über sämmtliche Cadetten des Instituts. Sie überwachen die sittliche Führung derselben, sowie die Ausführung ihrer Arbeiten, und sorgen überhaupt für die Befolgung der von der Direction erlassenen Befehle. Eine spezielle Instruction regelt den täglichen Dienst im Institute. Die Lehrer werden soweit als möglich aus dem Personal der königlichen Marine gewählt, und zu den Lehrerstellen berufen. Ihre Anstellung ist, insofern sie nicht durch Allerhöchste Cabinetsordre zu ihrer Function definitiv ernannt sind, als ein Commando auf unbestimmte Zeit zu betrachten. Für die Lehrerstellen, welche nicht aus dem Personal der königlichen Marine besetzt werden können, werden erprobte, durch anderweitige Leistungen bereits bewährte Männer des Gelehrtenstandes, und insbesondere des Schulfaches ausgewählt. Die Anzahl der Lehrer richtet sich nach der Menge und dem Umfange der Unterrichtsgegenstände, so daß jedes Fach hinreichend besetzt ist, um in Krankheitsfällen u. s. w. den Unterricht nicht in einer nachtheiligen Weise unterbrechen zu müssen. Außer den Lehrern werden auch einige Hülfslehrer verwendet, welche aus dem Deckoffizier-Personal gewählt werden. Die besonderen Verhältnisse und Pflichten der Lehrer, sowie die Competenz zum Empfange ihrer Zulagen und Honorare sind in einer besondern Instruction enthalten.

Die Gesundheitspflege der Cadetten und des zum Institute gehörenden Personals wird von einem commandirten Marine-Arzte ausgeübt. Die Rendantur ist einem Beamten übertragen, und wird nach der desfallsigen besondern Vorschrift verwaltet. Der Haus-Inspector hat die unmittelbare Aufsicht über die Gebäulichkeiten und das Inventarium des Instituts, sowie die Verausgabung der Beleuchtungs- und Heizungs-Materialien, und ist hierfür, sowie überhaupt in allen ökonomischen Verhältnissen dem Rendanten untergeordnet und verantwortlich. Er kann zu den Bureau-Arbeiten und zur Unterstützung des die Bibliothek verwaltenden Offiziers herangezogen werden. Der Portier, sowie die als Aufwärter commandirten Matrosen sind ihm untergeordnet. Das gesammte Hauspersonal steht ebenfalls unter dem direkten Befehl der Direction und beziehungsweise des Ersten Offiziers und der Inspections-Offiziere. Die besonderen Pflichten des Hauspersonals sind durch eigene Vorschrift festgestellt.

Die Anmeldungen zum Eintritt als Seecadetten-Aspirant geschehen direkt bei der Admiralität und dürfen nicht vor dem 12. Lebensjahre erfolgen. Der Eintritt muß nach vollendetem 14. und vor vollendetem 16. Lebensjahre stattfinden, wobei der Termin zur Eintrittsprüfung maßgebend ist. Es findet jährlich nur Eine Eintrittsprüfung statt, und zwar

am 1. Juni. Zur Eintrittsprüfung wird nur derjenige zugelassen, welcher nach ärztlicher Untersuchung für körperlich tauglich zum Seedienst befunden wird. Den Anmeldungen ist das Tauf- und Impfungszeugniß, sowie eine schriftliche Zusicherung über die zur Zahlung der von der Admiralität festgesetzten Pension von 20 Thlrn. monatlich bis zur Ernennung zum etatsmäßigen Fähnrich zur See beizufügen. Die Prüfung findet im Seecadetten-Institut statt, und müssen sich die Exspectanten in Begleitung eines ihrer Angehörigen dorthin begeben. Nach bestandener Prüfung werden die Exspectanten eingeschifft, erst nach Beendigung der mit ihnen vorzunehmenden Probefahrt als Volontair-Cadetten eingestellt, und zum Besuch des Instituts zugelassen. Die Probefahrt soll die Tauglichkeit zum Seedienst feststellen, und werden alle diejenigen, welche nicht die gehörige Qualification besitzen (und auch solche, welche mit Anlage zu Schwindel, Kurzsichtigkeit u. s. w. behaftet sind) ihren Angehörigen zurückgegeben werden. Vor der Einschiffung haben sich dieselben mit vorgeschriebenen Bekleidungs- und Ausrüstungs-Gegenständen, welche nach den von der Admiralität genehmigten Proben angefertigt sein müssen, zu versehen.

Der Unterricht zerfällt in vier Cötus, von denen die beiden ersten zum Seecadetten-Examen, der dritte zum ersten Abschnitt und der vierte zum zweiten Abschnitt des Examens zum Lieutenant zur See vorbereiten. Der Besuch des ersten und zweiten Cötus durch die Volontair-Cadetten findet in ununterbrochener Reihenfolge statt, wogegen der des dritten durch die Seecadetten und des vierten durch die Fähnrichs zur See nur dann stattfinden kann, wenn die betreffenden im Dienst auf Sr. Majestät Schiffen entbehrlich sind und sie die vorgeschriebene Seedienstzeit erlangt haben. Nach Beendigung des ersten Cötus findet für die Schüler desselben eine dreimonatliche Einschiffung statt, wogegen die Dauer der Einschiffung nach bestandenem Seecadetten-Examen resp. Ernennung zu dieser Charge sich lediglich nach den Bedürfnissen des Dienstes und der Application der Seecadetten im praktischen Dienst richten wird. Zum Besuch des dritten Cötus (Vorbereitung zum ersten Abschnitt des Lieutenant-Examens) werden nur diejenigen Seecadetten zugelassen, welche bei einer längern Seedienstzeit eine genügende praktische Beschäftigung dargethan haben, ausnahmsweise wird auch den Seecadetten der Besuch dieses Cötus gestattet, wenn deren Verwendung auf Sr. Majestät in Dienst gestellten Schiffen gerade nicht erforderlich sein sollte. Der vierte Cötus ist für diejenigen Fähnrichs zur See bestimmt, welche im ersten Theil des Examens zum Lieutenant zur See bestanden und die gesetzliche Fahrzeit zur See ganz oder doch beinahe erreicht haben. Fähnrichs zur See, welche die Gelegenheit haben, sich zum zweiten Theil der ebenerwähnten Prüfung anderweitig durch eigene Mittel vorzubereiten, können vom Besuche dieses Cötus dispensirt werden. Ein zweimaliger Besuch des vierten Cötus ist nicht gestattet.

Es ist darauf Bedacht genommen, daß die Lebensweise der Cadetten ihrem Alter gemäß, sowohl den allgemeinen Gesundheitsregeln entsprechend, als auch für ihren Beruf vorbereitend sei. Zur Entwickelung der körperlichen Gewandtheit und Kraft erhalten die Cadetten Unterricht im Turnen, Fechten und Tanzen, wobei die größtmöglichste Ausbildung im Turnen und Fechten in Bezug auf ihre künftige praktische Thätigkeit erzielt werden soll. Auf Unterricht im Schwimmen wird möglichst Bedacht genommen. Von Zeit zu Zeit wird der Gesundheitszustand sämmtlicher Cadetten durch den zum Institut commandirten Marine-Arzt untersucht, welchem auch die Behandlung der Kranken obliegt.

Zur Erhaltung der christlichen Gesinnung der Cadetten ist für die beiden ersten Cötus Religions-Unterricht angeordnet, für die noch nicht confirmirten wird außerdem ein besonderer Confirmanden-Unterricht ertheilt. Den Religions-Unterricht für die evangelischen Cadetten ertheilt ein hierzu commandirter Marineprediger, für die Seelsorge der katholischen Cadetten wird auf angemessene Weise Sorge getragen. An Sonn- und Festtagen besuchen die evangelischen Cadetten entweder die Garnisonkirche, oder es findet im Institut selbst der Gottesdienst durch den Marineprediger statt; die Cadetten katholischen Bekenntnisses werden zum Besuch ihrer Kirche angehalten. Täglich wird vor dem Beginn der Lehrstunden eine kurze Morgenandacht gehalten, an welcher sämmtliche Cadetten Theil nehmen. Als Mittel zur Beförderung der sittlichen Ausbildung der Cadetten sollen ferner wirken: das Beispiel aller am Institute angestellten Vorgesetzten und Lehrer, der gesammte Unterricht, die Vertheilung aller Cadetten in Censurklassen, Lob und Tadel, Belohnung und Strafe, überhaupt alle solche Mittel, durch welche ein echtes Ehrgefühl auf wahrhaft sittliche Weise erweckt werden kann. Der Besuch ihrer Angehörigen und anderer achtbarer und gebildeter Familien ist den Cadetten gestattet, außerdem werden von Zeit zu Zeit gesellschaftliche Vereinigungen im Institute veranstaltet, um auf diese Weise Anstand und gute Sitte zu befördern.

Der Zweck der wissenschaftlichen Ausbildung ist zunächst der, den Cadetten eine ihrer künftigen, höchst ehrenvollen und wichtigen Stellung entsprechende, allgemeine Bildung zu geben, in allen Hülfswissenschaften die größte theoretische Vorbildung zu gewähren, und endlich ihnen in den eigentlichen Berufswissenschaften diejenige vollständige theoretische Ausbildung zu geben, welche der erwähnte Zweck erheischt. Der theoretische Unterricht, welcher stets mit applicatorischer Beziehung auf den praktischen Dienstberuf zu ertheilen ist, beginnt in der Regel am 1. October und endigt mit dem 20. Juni; dasselbe findet für die drei ersten Cötus Vor- und Nachmittags, für den vierten Cötus nur des Vormittags statt. Der Privatfleiß der Volontair- und Seecadetten wird von den Inspections-Offizieren überwacht.

Die praktische Ausbildung findet vorzugsweise an Bord Sr. Majestät in Dienst gestellter Schiffe statt. Im Institut erstreckt sich dieselbe nur auf Unterricht und Ausführung von Seemannsarbeiten, Auf- und Abtakeln eines Modellschiffes, Uebungen im Bootrudern und Segeln, sowie in der Bedienung eines im Garten des Institutes errichteten Mastes. Durch den Besuch von Modellsammlungen, Maschinenbau-Anstalten, der verschiedenen naturwissenschaftlichen Sammlungen, durch die Besichtigung wirklicher Festungswerke und militairischer Etablissements, Werfte, Zeughäuser und Werkstätten wird den Cadetten Gelegenheit gegeben, ihre theoretischen Kenntnisse durch praktische Anschauung zu vervollständigen.

Nach Beendigung des ersten, sowie des zweiten Quartals finden in den drei ersten Cötus mündliche Schulprüfungen statt, am Schlusse des letzten Quartals dergleichen auch schriftlich. Im vierten Cötus sind die Prüfungen nur schriftlich. Zu denselben Terminen werden auch Censuren über jeden Schüler ausgefertigt, welche der Admiralität eingereicht, und für die Schüler der drei ersten Cötus den Angehörigen derselben mitgetheilt werden. Die am Schlusse des Cursus stattfindende Prüfung entscheidet zugleich über die Fähigkeit zum Aufrücken in den höhern Cötus und bestimmt gleichzeitig die Rangirung der Volontair- und Seecadetten im Institut, wogegen die praktische Qualification die Rangirung derselben während ihrer Einschiffung regelt. Wer nach zweimaligem Besuch eines Cötus diese Fähigkeit nicht erlangt, oder sich durch fortgesetzte mangelhafte Führung und beharrlichen Unfleiß auszeichnet, wird in Folge eines von der Direction mit Zuziehung sämmtlicher Lehrer abgefaßten motivirten Gutachtens der Admiralität behufs Entfernung aus dem Institute resp. Entlassung aus dem Dienst der königlichen Marine angegeben. Die Volontair-Cadetten, welche in der Schlußprüfung des zweiten Cötus bestanden haben, legen vor einer hierzu ernannten Commission das Examen zum Seecadetten ab; in gleicher Weise findet die Ablegung des ersten Abschnitts des Examens zum Lieutenant zur See durch die den dritten Cötus besuchenden Seecadetten statt. Ueber die Absolvirung des zweiten Abschnitts dieser Prüfung durch die den vierten Cötus besuchenden Fähnrichs zur See ist vorläufig kein bestimmter Termin festgesetzt.

Die ökonomischen Verhältnisse des Instituts werden durch Spezial-Instructionen geregelt.

Mannigfaltiges.

— Ein Beweis, daß nicht Oesterreich, sondern Piemont und Frankreich den jetzigen Krieg begonnen. Man braucht nur das erste, beste Zeitungsblatt aus den letzten Monaten des Jahres 1858 zur Hand zu nehmen, um Beweise dieser Art in Menge aufzufinden. Wir entnehmen einen solchen dem bekannten, in Turin erscheinenden Organ des Herrn v. Cavour „L'Opinione," das in seinem Blatte vom 1. December 1858 — also einen Monat vor der vielbesprochenen, kaiserlichen Neujahrs-Anrede an Herrn v. Hübner — folgenden Artikel enthielt:

„In den letzten Tagen war in den in- und ausländischen Zeitungen viel die Rede von Gerüchten über einen Friedensbruch im bevorstehenden Frühjahr. Diese Gerüchte scheinen mehr auf Vermuthungen und unterstellten Absichten, als auf bestimmten und positiven Thatsachen zu beruhen. In diesem Augenblick ist in der That keine einzige Frage anhängig, die zu einem Friedensbruch Anlaß geben könnte, aber es ist nicht zu verkennen, daß die Bewegung der Gemüther das Herannahen ungewöhnlicher Ereignisse andeutet. Europa ist jetzt in politischer

Beziehung mit einem Eimer voll Wasser zu vergleichen, welcher überlaufen muß, sobald auch nur ein einziger Wassertropfen mehr hineinfällt. Wird dieser Tropfen nun fallen, oder wird sich das Gleichgewicht noch einige Zeit erhalten lassen? Das ist jetzt die Frage! Ohne allzuviel Gewicht auf jene Gerüchte zu legen, darf man doch als sicher annehmen, daß sie nicht gänzlich ungegründet sind. Bei der gegenwärtigen Lage der Gemüther wird der erste wichtige Schritt, den das eine oder das andere Kabinet wagen möchte, um seine politischen Ansichten in Europa geltend zu machen, unvermeidlich einen Friedensbruch herbeiführen. Ein Aufstand im Orient, oder eine Revolution in dem einen oder andern italiänischen Staate, die, aus welchen Gründen sie auch stattfinde, Aenderungen in seiner Politik herbeiführt, dürfte wohl für Oesterreich ein hinlänglicher Grund zu gewaffneter Intervention sein. Insbesondere möchte es auf diese Weise Anlaß zu einer Intervention in Italien bekommen; da nun aber die österreichische Regierung in der Lombardei und im Venetianischen viel Mißvergnügen bei der Bevölkerung erweckt hat, so wird dadurch die Hoffnung derjenigen, die für Italiens Unabhängigkeit wirken, neu belebt, und dies kann jeden Augenblick wichtige und unberechenbare Erfolge haben; es kann dies das Wiener Kabinet oder die Bevölkerung des österreichischen Italien zu verzweifelten Schritten treiben. Man füge hierzu die Feindschaft Rußlands gegen Oesterreich, die Neutralität Englands und Preußens und die Aufregung, in welcher sich die Levante und Italien befinden, und man wird eine Anhäufung brennbarer Stoffe wahrnehmen, die durch einen einzigen Funken in die hellsten Flammen gesetzt werden kann."

Nicht minder ist in vielen Zeitungsblättern des Jahres 1858 der Beweis zu finden, daß bereits im vorigen Jahre sowohl in Piemont, als in Frankreich, bedeutende Kriegsrüstungen stattgefunden haben.

— Die Unterrichtsfrage in Oesterreich. Ueber diesen wichtigen und einflußreichen Gegenstand ist kürzlich in Leipzig eine kleine Schrift erschienen, von der man wünschen muß, daß sie nicht etwa über Anderes unbeachtet bleibe.*) Sie verdient vielmehr recht beachtet, unbefangen geprüft und gewissenhaft beherzigt zu werden. Der ungenannte und unbekannte Verfasser beherrscht seinen Gegenstand vollkommen, und er scheint zu ihm selbst durch seine Stellung in irgend einer unmittelbaren Beziehung zu stehen. Seine Darstellung beruht eben so auf Sachkenntniß, als sie von aufgeklärter Gesinnung, Unbefangenheit und Unparteilichkeit der Anschauung zeigt und von Klarheit und Entschiedenheit der Ueberzeugung durchdrungen ist. Er weiß insbesondere die wahrhaften Bedürfnisse der Zeit und der Wissenschaft, den Kulturzustand der Gegenwart, sowie die Bedingungen der menschlichen Bildung überhaupt und das letzte Ziel alles Jugendunterrichts, als welches er einen „gebildeten edlen Charakter" erkennt, nach Verdienst und Gebühr zu würdigen und geltend zu machen. Danach beurtheilt er nun auch die Reformbestrebungen im Unterrichtswesen Oesterreichs und vornehmlich den Entwurf zur Organisation der Gymnasien vom Jahre 1849, sowie die gemeinsamen Bestrebungen, mit denen man der wohlgemeinten Absicht, die österreichischen Bildungs- und Unterrichtsanstalten mit der allgemeinen deutschen Wissenschaft und Kultur in Verbindung zu bringen, entgegenzutreten gewagt hat und das jesuitische und altösterreichische System zu rehabilitiren bemüht gewesen ist. Zu diesem Zwecke unterwirft der Verfasser den Lehrplan (Ratio studiorum) der Jesuiten, der hierbei in Betracht kommt, einer scharfen und tief eingehenden Kritik, und faßt er zugleich das System des Jesuitenordens an der Hand unparteiischer Prüfung, aber mit der Klarheit und Entschiedenheit eines protestantischen Gewissens, sorgfältig in's Auge. Mit Recht tadelt er die Unfähigkeit, die Unterrichtsfrage als etwas von dem Glauben und der Konfession Getrenntes aufzufassen; mit Offenheit bezeichnet er jenen Lehrplan als ein „System der geistlosesten Dressur," in welchem selbst „in Betreff der Hauptpartien eine Verwirrung und Ignoranz" herrscht, „die noch hinter dem Bildungsgrade des sechzehnten Jahrhunderts zurücksteht," und welches den Forderungen und Bedürfnissen der Zeit in gleichem Grade widerspricht, als es zugleich dazu beiträgt, die Bildung Oesterreichs von der Bildung Deutschlands einseitig zu trennen. Oesterreich muß vielmehr gerade jetzt ernstlich und aufrichtig bemüht sein, sich in allen Fragen des öffentlichen Lebens an das weiter vorgeschrittene übrige Deutschland auf das Innigste und Genaueste anzuschließen. **R.**

*) Die Gymnasien Oesterreichs und die Jesuiten. Leipzig, E. Boß. 1859.

— Die Biographie Beethoven's, nach dem *Athenaeum*. Bei Gelegenheit einer Besprechung des kürzlich vom Prof. Dr. A. B. Marx in Berlin herausgegebenen Werkes über das Leben und die Werke Beethoven's äußert sich das Londoner Athenaeum folgendermaßen: „Wir können nicht umhin, dieses neue Werk des gelehrten Verfassers dem musikalischen Publikum als beachtenswerth zu empfehlen. Das eigentliche Moment, das die früheren Werke des Prof. Marx charakterisirte: eine gewisse Bitterkeit der Kontroverse erscheint hier so gemildert, daß man es kaum wahrnimmt. Obwohl ein außerordentlicher Enthusiast für den großen Meister der romantischen Instrumental-Composition, hat der Verfasser doch nichts mit dem Nonsens eines solchen Rhapsoden, wie Herr v. Lenz, gemein. Ueberflüssig ist es, zu sagen, daß er noch geringere Sympathie mit der engherzigen, mißwollenden Auffassung Ulibischew's hat, der, weil Beethoven nicht Mozart und nicht fehlerlos war, alles Mögliche that, um Beethoven „herunter zu schreiben." In dem vorliegenden Werke findet sich keine neue Thatsache, die nicht auch schon in Schindler's Leben Beethoven's, in den „Notizen" von Ries und Wegeler und in den Bemerkungen darüber von Prof. Moscheles enthalten wäre. Beethoven als Modell zu behandeln, an welchem man Studien macht, haben wir stets für einen großen, unglücklichen Irrthum gehalten. Sein Genius war der eines Meisters, unvollendet vollendet innerhalb des ihm eigenthümlichen Kreises, wo „Niemand wandeln konnte, als er." Wir haben gesehen, wie ein weniger genialer Mann, der gleichwohl großes Talent hatte und der nachahmend in Beethoven's Fußstapfen treten wollte — wir meinen Ferdinand Ries — es gänzlich verfehlt hat, seiner unzweifelhaften musikalischen Kraft und Tüchtigkeit den Ruf zu sichern, der ihm gebührte. Das Leben Beethoven's in prägnanten Zügen, mit Einschluß eines lichtvollen Ueberblickes seiner Werke, ist erst noch zu schreiben. Es muß dies von Jemand unternommen werden, der mit den Verhältnissen und Geschichten der Wiener Gesellschaft während der letzten siebzig Jahre vertraut ist, vertraut mit den Vor- und Rückschritten der Welt der Instrumental- und Vokalmusik; er muß die Gesinnung eines liebenswürdigen Humoristen, das Urtheil eines gerechten, aber nicht trübseligen Moralisten und die Neigungen eines großen Herzens haben. Freilich, ein Biograph, wie wir ihn wünschen, wird wahrscheinlich nur in Utopien zu finden sein."

— Aufgefundene Schriften des Cartesius. In französischen Zeitschriften lesen wir: „Es ist lange Zeit für die Gelehrten ein Gegenstand des Bedauerns gewesen, daß vier Manuskripte, die man von Cartesius geschrieben wußte, und die folgende Titel trugen: 1) „Betrachtungen über Wissenschaft im Allgemeinen; 2) etwas über Algebra; 3) Experimente, und 4) Olympica," gänzlich verschwunden sind, ohne eine Spur ihres Vorhandenseins zu hinterlassen. Durch einen sonderbaren Zufall hat jetzt Graf Foucher de Careil Abschriften von ihnen in einer alten Presse, die Jahre lang nicht geöffnet worden war, in der Bibliothek zu Hannover entdeckt. Diese Abschriften sind von Leibniz' Hand, der die Originale zu Paris gesehen hatte; und, was noch merkwürdiger ist, die Abschriften selbst wären beinah jetzt auf dem Wege von Rouen nach Paris verloren gegangen, da die sie enthaltende Kiste an Bord eines Bootes gebracht worden war, welches am Port de l'Ecole beim Louvre unterging. Sie blieben drei Tage lang unter Wasser, und als man sie wieder erlangte, mußten sie wie Wäsche auf der Leine getrocknet werden. Zwei der Manuskripte tragen die folgende Bemerkung: „„Abgeschrieben am 4. Juni 1676."" Graf Foucher de Careil hat diese schätzbaren Werke jetzt veröffentlicht."

— Französische Kolonial-Zeitung. Eine solche erscheint jetzt alle Donnerstage in Paris (Hachette) unter dem Titel: „La France coloniale et maritime." Die uns vorliegenden Probenummern sind sehr mannigfaltigen Inhalts und bringen namentlich einige gründliche Artikel von dem bekannten spanischen National-Oekonomen Don Ramon de la Sagra über „Cuba und die Vereinigten Staaten" und den „Handel Frankreichs mit Südamerika;" ferner über „französische Gerichtsbarkeit im Orient" von Frigolet, über „Algerische Fragen und Interessen," über die „Einheit der Signale von Seeschiffen" u. s. w.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. Sonnabend, den 11. Juni 1859. **№ 68-70.**

Inhalt:

England.

Bewaffnete Neutralität in England.

Literatur, Kunst und Wissenschaft, Recht und Gesetz, Sitte und Ehre, Gewerbe und Handel, „Ruhe und Ordnung," Wohlstand und Humanität, Geld und Gut, Blut und Leben, alle Früchte, Blüthen und Hoffnungen dieses Jahrhunderts müssen dem bis jetzt „lokalisirten" Moloch am Ticino u. s. w. geopfert werden; wenn das noch so ein Weilchen fortgeht und das Geschwür sich weiter über den europäischen Staatskörper wegfrißt, so müssen wir das Festmahl auch mitfeiern. Will doch Niemand mehr von Literatur und sonstigen Genüssen des Friedens hören und lesen, wie mir ein Freund von Deutschland schrieb, nur: Kriegsschauplatz, — Truppen, Kanonen, Märsche, Contributionen, Schändungen en gros, Kriegspreise, Steuern, Abschied von Frau und sechs Kindern, Deutschlands Ehre, Sicherheit, Selbstständigkeit der einzelnen Staaten, vielleicht auch wieder „Rheinbund," „Sie sollen ihn nicht haben," auch Schleswig-Holstein soll am Ende wohl gar noch wieder einmal erobert werden, Leitartikel ob und wann für Oesterreich und gegen den Liebling der auswärtigen Palmerston'schen Politik, Bamberger deutscher Bund — das sind jetzt die großen Interessen und Thatsachen, womit man Leser gewinnen muß.

Kann man in England nicht auch etwas zur Kultivirung dieses neuesten Geschmackes beitragen? O, wenn sie jetzt nur den Wald vor Bäumen sehen könnten, würden sie längst wissen, daß der jetzige Kriegsschauplatz eigentlich England war und ist, England seit mindestens zehn Jahren. England, d. h. eine niederträchtige Sackgasse in London, nicht weit von der freundlichen Westminster-Abtei und der stinkenden Themse, die berüchtigte Downing-street, die trotz des allmächtigen Parlaments ihren Kopf oder vielmehr ihren Sack immer für sich hat. Dieser Sack ist die eigentliche Pandora-Büchse der Politik für alle Welt und England obendrein. Von hier aus, wo Palmerston die auswärtige Politik seit einem halben Jahrhundert machte, ging das Geschäft aus, durch welches die schleswig-holstein'schen Herzogthümer nicht von Dänemark getrennt werden konnten (Palmerston sagte im Parlamente wörtlich: „es war das Geschäft Englands, dafür zu sorgen, daß die Herzogthümer nicht von Dänemark getrennt würden"); von hier aus wurde Napoleon, dessen ganzes Geschlecht einst eben hier auf ewige Zeiten von dem Throne Frankreichs ausgeschlossen ward, zu allererst mit Aufopferung seines Minister-Postens, von Palmerston anerkannt. Hier wurde er groß gezogen, angebetet, vergöttert, so daß hernach beinahe ganz England vor ihm niederfiel. Hier entstand die „Allianz," der Krim-Krieg mit seinen Lorbeeren, hier der für Rußland günstige, für England nachtheilige Friede, da Napoleon, der mehr Lorbeeren haben wollte, hier überstimmt ward. Von hier aus wurde der österreichische Plan, die Lombardei frei zu geben, vereitelt, da es das Geschäft Palmerston's war, dafür zu sorgen, daß die Lombardei nicht von Oesterreich getrennt würde, von Oesterreich, das England als Gegengewicht wider Frankreich durch entwürdigende, unnatürliche, schwächende Herrschaft über friedliche Menschen stark erhalten zu müssen wähnte. Sardinien ward durch Englands Politik in die jetzige Situation gebracht.

Wo ist der Kriegsschauplatz? Hier in England. Hier keimte und wuchs das Giftgeschwür. Von hier aus doctorte und cowleyte man an ihm, bis es in der beispiellosesten Ekelhaftigkeit ausbrach, um sein Gift über alle Kultur Europa's auszubreiten.

Und rüstet man sich hier nicht? Aerger, furchtsamer, eifriger, gewissensgepeinigter vor der eigenen aufgegangenen Drachensaat, als irgendwo.

Zu einem Vorrathe von 90 Millionen Minié-Kugeln liefern die Minié-Kugel-Maschinen im Arsenale zu Woolwich noch wöchentlich 2 Millionen, so daß die runde Summe von hundert Millionen längst erreicht sein wird. Mit nächtlicher Arbeit dazu können wöchentlich 3 Millionen geliefert werden. Percussions-Zündhütchen werden längst nicht mehr gezählt. Die genialsten Maschinen liefern mit Hilfe von einigen Jungen täglich über 300,000 Stück.

In unabsehbaren Straßenreihen und pyramidalen Haufen lagen im Innern des Arsenals etwa 12,000 Kanonen, von denen während der letzten Wochen 5000 auf Schiffe und in Forts oder Küstenschanzen gebracht wurden. Dabei sind nicht mitgezählt die früher anderweitig placirten Kanonen in Dockyards — 1000 bis 1500 in jedem — und anderen Orten. Von diesen 7000 Kanonen in Woolwich wurden früher wöchentlich 200, jetzt 500, für activen Dienst fertig gemacht und verschifft. Sie gehen neuerdings nach Malta, Korfu, Gibraltar, in mittelländische Häfen und werden an den neuen Festungswerken — der französischen Küste gegenüber — ringsum angespickt aus Furcht vor etwaigen Zärtlichkeiten des großgezogenen, gefeierten Alliirten, vor welchem einst die Königin des stolzen England knieete, um ihm den „Hony soit qui mal y pense" umzubinden. Die Kanonen in Chatam, Sheerneß und den übrigen Themse-Forts werden alle durch neue vom schwersten Kaliber ersetzt, größtentheils durch 68 Pfünder.

Sebastopol wurde zum ersten Male am 17. October 1854 aus 72 Kanonen bombardirt, die 21,881 Schüsse lieferten, zum zweiten Male am 9. April 1855 aus 123 Kanonen mit 30,633 Schüssen, am 6. Juni aus 155 Kanonen und Mörsern mit 32,833 Schüssen, am 17. Juni aus 166 Geschützen mit 22,684, am 17. August aus 196 Geschützen mit 26,270 und zuletzt im September aus 207 Geschützen mit 28,476 Kugeln und Bomben. Im Ganzen feuerten die Engländer 251,872 Ku-

geln und Bomben gegen Sebastopol. Dies giebt 6000 Geschosse wöchentlich für die ganze Belagerungszeit oder noch nicht ein Sechstel dessen, was Woolwich jetzt wöchentlich an Kanonenkugeln und Bomben liefern kann.

Neben der neuen Kanonenfabrik in Woolwich erhebt sich jetzt eine neue Anstalt blos für Verfertigung der berühmten Armstrong-Rifle-Kanonen. Man verwendet dazu die Trümmer der kleinen Stadt, welche für 250,000 Pfund, blos zur Herstellung der jetzt in Mißkredit gerathenen, aufgegebenen Lancaster-Kanonen aufgebaut worden war.

Während des vorigen Jahres bestellte die Regierung außerdem 1355 Stück eiserne Kanonen in Privatanstalten. Sie wiegen zusammen 4,800 Tonnen, wonach sie mit 19—21 Pfund Sterling per Tonne — bezahlt wurden. Für 1859 sind sodann weitere tausend Eisenkanonen in Privat-Schmieden und Gießereien bestellt worden.

Man hat viel von den Mysterien der Napoleon'schen Artillerie gefabelt. In einem englischen Blatte wird aber behauptet, daß die englische Regierung von jeder Erfindung und Kanone in Cherbourg u. s. w. genaue Kunde erhalten habe. Demnach sind nicht mehr als etwa 100 gezogene, und zwar nur sehr kleine Kanonen für den Mann gemacht worden, der jetzt allen Gegenden Europa's eine unheimliche Unsicherheit verleiht, als lauerten hinter jeder polizeilichen Warnungstafel und hinter jeder Hauptwache, in jedem Busche Räuber und Spitzbuben.

Es ist ein sehr grober Irrthum, zu glauben, daß man Erfindungen gleich nachmachen könne. Die Armstrong-Kanonen sind theoretisch allgemein bekannt. Das Geheimniß wurde expreß an die französische und amerikanische Regierung verkauft; doch ist bis jetzt, wie behauptet wird, noch nicht eine einzige dieser Kanonen nachgemacht worden. Die Minié-Rifle-Gewehre sind trotz ihrer großen Vortheile für's Todtschießen und allgemeiner, alter, theoretischer Bekanntschaft mit ihnen doch noch Seltenheiten und nach einer officiellen englischen Behauptung nur in der englischen Armee allgemein im Gebrauch. Die Anstalt in Enfield im Osten von London, welche die Rifle's liefert, beschäftigt für die Maschinen, welche viel tausendfacher Menschen- und Pferdekraft ersetzen, doch noch 1500 Menschen, unter deren Leitung die Maschinen alle 56 Stücke des Rifle-Gewehrs und diese selbst lieferte. Für den Continent werden die Rifle's größtentheils in Lüttich gemacht, wo wöchentlich 500 Stück geliefert werden können. Die Franzosen machen ihre eigenen. Im Allgemeinen sollen nur 5—6 Procent der continentalen Armee Rifle's haben; in England wird die ganze Armee damit versehen.

In Bezug auf die Armstrong-Kanone wird noch angeführt, daß gewöhnliche 32 Pfünder, à 57 Centner von Gewicht, mit 20 Pfund Pulver höchstens 3000 Yards weit tragen, während die 32 Pfünder Armstrong-Kanone, nur 26 Centner schwer, mit nur 5 Pfund Pulver $5^1/_2$ englische Meilen oder etwa 10,000 Yards weit trägt. In einem solchen 32 Pfünder sind nicht weniger als 44 Rifle-Rinnen. Aus einer derselben ist auf Shoebury 3500mal geschossen worden, ohne daß sie im Geringsten gelitten haben soll. Bis auf 4000 Yards soll sie sicher ihr Ziel treffen, insofern nur ein gewöhnlich geschickter Mann sie richtet.

Bis jetzt sind freilich kaum ein Paar Dutzend Armstrong-Kanonen fertig. Aber der Erfinder hat sich verpflichtet, noch im Laufe dieses Jahres 200 Stück zu liefern.

Die Häfen und Forts und bis jetzt unbedeckten Küsten werden überall durch Erdwälle, Schanzen und Kanonen gesichert und befestigt. Man rekrutirt durch's ganze Land mit Trommeln, Pistolen, Flinten, Bannern, Bändern, Flaggen und Fahnen. Fast alle Wege ziehen vierspännige Wagen voller Musikanten und Fahnen, und Redner vornauf durch die Straßen Londons und schreien aus, daß die Königin Patrioten für die Flotte brauche und 10 Pfund Prämie für jeden gelernten Seemann, 5 für jeden gemeinen Matrosen und 2 für eine gemeine „Landratte" gebe. Auch auf der Themse ziehen prächtig ausstaffirte Dampfschiffe auf die Menschenjagd aus. Für die Landarmee wird auf allen Märkten, in Kneipen mit Geld, Bier und Spirituosen geworben. Auch bezahlt man jetzt ein Pfund (statt der früheren 10 Schill.) für jeden eingefangenen Deserteur. Das Desertiren hat ungeheuer zugenommen. Man bildet deshalb Freischärler, freie Schützencorps u. s. w., weil man sich auf Linie und Militia allein nicht mehr verlassen kann.

Und dies Alles, um neutral zu bleiben? Nein, man fürchtet mit Recht, daß England von seinem eigenen Zögling in Paris Besuch bekommen könne; man fürchtet, daß England gezwungen werde, die Suppe, die es durch auswärtige Politik eingebrockt, mit auszuessen. Gesegnete Mahlzeit!

London. H. B.

Das Shakspeare-Studium in Deutschland.

Kreyßig. — Rohrbach. — Heinichen.

Der deutschen Gelehrsamkeit und der deutschen Kritik gebührt die Anerkennung, für das Verständniß Shakspeare's Ungewöhnliches geleistet zu haben. Seitdem Lessing auf diese Bahn hingewiesen hatte, haben sich die bedeutendsten Literaturhistoriker und Kritiker des großen englischen Dichters bemächtigt, um in die Tiefen dieses Geistes einzudringen; die Namen Tieck, Rötscher, Gervinus genügen, um die Wahrheit dieser Behauptung zu bestätigen. Im vorigen Jahre erschien ein neues Werk über Shakspeare von F. Kreyßig: „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke;" in diesem Jahre wurde der zweite Theil desselben veröffentlicht*). Der Verfasser weist von vornherein den Vorwurf manches Berichterstatters zurück, der das Buch mit dem unwilligen Ausrufe: „Shakspeare und kein Ende!" in die Hand nimmt und sezirt. Er will eine populäre Besprechung der Shakspeare-Dramen; er wendet sich, wie er in der Vorrede zum ersten Bande S. VI sagt, vorzugsweise an strebsame und gebildete Dilettanten (im guten Sinne), an Männer und Frauen, welche ihrem Shakspeare, ohne die Muße und die Hilfsmittel zu langjährigen, strengen Studien zu besitzen, doch einen nachhaltigern Genuß verdanken möchten, als die unvermittelte und unvorbereitete Lektüre ihn gewähren kann.

Wenn der Verfasser nachweist, daß der englische Dichter nach allen Seiten hin untersucht worden ist, in gelehrter und deutsch gründlicher Weise, daß es aber für das gebildete Publikum an einer verständlichen Anleitung fehlt, so muß ihm Jeder, der nur oberflächlich mit der Shakspeare-Literatur bekannt ist, beistimmen. Und gerade der Verfasser ist der Mann dazu gewesen, ein solches Werk zu liefern. In einer klaren, allgemein verständlichen Sprache giebt er, wie früher seinem Zuhörer-Publikum, jetzt dem deutschen Leserkreise seine Ansichten über Shakspeare, und obgleich er nirgends mit gelehrten Zitaten prahlt, so sieht man doch auf jeder Seite das gründliche Studium, das tiefe Eindringen in die Kunstwerke des Engländers: er ist dem großen Baumeister jener herrlichen Geistesbauwerke bis auf den Grund nachgestiegen, um diesen zu erforschen und seinen Zuhörern zu vermitteln. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß seine Vorlesungen zu subjektiv wären; aber gerade hierin liegt ein gewisser Reiz für das Buch und es würde durchaus seinen Ursprung verleugnen und seine anfängliche Bestimmung aufgeben, wenn der Verfasser nicht zugleich sein Denken und Fühlen mitgäbe; daß diese Eigenthümlichkeit den Verfasser zu Abschweifungen verleitet hätte, die dem Verständnisse Eintrag thun, kann ihm nicht vorgeworfen werden.

Die einleitenden Vorlesungen beschäftigen sich mit dem Zeitalter und Volke des Dichters, geben eine kurze Entwickelungsgeschichte des englischen Drama's bis Shakspeare, eine höchst willkommene Zugabe; des Dichters Lebensgeschichte und die Ausbreitung des Shakspeare-Studiums. Dann wendet sich der Verfasser zu den historischen Stücken und geht vor allem davon aus, daß aus der Liebe zum Vaterlande, die dem Dichter keine kalte Abstraction, keine mit Mühe der widerstrebenden Natur aufgedrungene Pflicht ist, diese Stücke hervorgewachsen sind. Darauf kommt der Verfasser immer wieder in seinen Vorlesungen zurück. Er bespricht die einzelnen Stücke nicht in der Reihenfolge ihrer Entstehung, sondern nach der historischen Stellung des Stoffes, so daß er mit „Richard II." beginnt und mit „Richard III." abschließt und daran die mit der Periode der Lancaster und York nicht im Zusammenhange stehenden Dramen „Heinrich VIII." und „König Johann" anreiht.

Im zweiten Theile werden die Römer-Dramen und die Trauerspiele besprochen. Auch in diesem giebt uns der Verfasser vieles Neue und Interessante; um auf eines aufmerksam zu machen, nennen wir den „Hamlet." Durchdrungen von der Schwierigkeit, vor gebildeten Deutschen über Hamlet zu reden, weil „bei Vielen eine fertige und abgeschlossene Ansicht des Gegenstandes, bei Allen eine Fülle von Erinnerungen und Anschauungen" vorhanden ist, führt der Verfasser den Leser einen sichern Weg zu einem klaren Verständniß des Dichters.

„Der geistreiche Dänenprinz, der Märtyrer der Bildung und Genialität, bewegt sich, unbekümmert um sein Jahrhundert, recht eigentlich in der aristokratischen Gesellschaft des sechszehnten Jahrhunderts." Das ist der Satz, den Kreyßig gegenüber von Erklärern, die Hamlet unter nordische Recken und in ein rohes Zeitalter versetzen wollen, beweisen will und beweist. „Der Dichter zeigt in Hamlet den subjektiven Gedanken und Gegensatz gegen die Anforderungen der Außenwelt, erliegend un-

*) Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (G. Parthey). 1858—59.

ter der Last der zu reichen und zu schweren Waffen, die er sich selbst geschmiedet."

Es würde zu weit führen, alle Vorzüge des vorliegenden Werkes auch nur annähernd vorzuführen: das deutsche Publikum, welches von jeher mit ganz besonderer Verehrung an dem britischen Dichterhelden gehangen hat und noch hängt, kann dem Verfasser nur Dank dafür sagen und wir rathen Jedem, der seinen Shakspeare mit Genuß lesen will, sich diesem sichern Führer anzuvertrauen; die klare und schöne Sprache des Verfassers wird ihm die Schönheiten der Shakspeare'schen Dramen im reichen Maße erschließen.

Wenn wir dann die Hoffnung aussprechen, daß der dritte Theil nicht zu lange auf sich warten lassen möge, so geben wir nur einen Wunsch zu erkennen, dem die Leser des Buches Alle beipflichten werden.

* * *

Wir verbinden damit eine kurze Anzeige einiger anderer mit Bezug auf Shakspeare in der letzten Zeit erschienenen deutschen Werke:

Zum „Hamlet" hat Herr Karl Rohrbach in Berlin eine Reihenfolge von Erläuterungen geschrieben und herausgegeben*). Weil der Zweck jedes Drama's, wie der Verf. annimmt, ein mehr moralischer als ästhetischer ist, weil „alle übrigen Künste im Menschen nur den Sinn für die Schönheit bilden, nicht aber ihn, wie das Drama, zum Wahren und Guten erziehen," darum scheint ihm „zu seinem Verständnisse die Betrachtung der Personen des Drama's, nach ihrem moralischen Werth, nicht nur erlaubt, sondern nothwendig, und ist die genaue und gewissenhafte Beurtheilung derselben um so wichtiger, weil sie, als Verkörperungen der Tugend oder des Lasters, der Kraft oder der Schwäche, vor den Zuschauern auftreten und diese zur Nachahmung oder zum Abscheu reizen sollen. Ob die Leute sich beim Kölner Dom dies oder jenes denken, den Apoll so oder so betrachten, die Raphael'sche Madonna loben oder tadeln, eine Beethoven'sche Symphonie für sanft oder wild halten — das hat zuletzt keinen großen Einfluß auf ihr tägliches Leben; ob sie aber einen Hamlet für christlich fromm oder für unschlüssig und feig halten — das hat allerdings bedeutenden Einfluß. Denn er redet, er spricht zu ihnen, er vertheidigt sich — und das Publikum sitzt als Geschworenengericht daneben und weiß oft nicht, ob es ihn schuldig nennen soll oder nicht. Darum treten die Erklärer Shakspeare's als Staatsanwalt oder als Vertheidiger des Angeklagten auf und geben das Für und Wider zu erwägen. Nun mögen die Leser urtheilen!"

Wir haben den Verfasser mit seinen eigenen Worten den Zweck seines Buches erklären lassen, das übrigens, wie er hinzufügt, weder für Philologen noch für Literaten von Fach bestimmt ist, sondern die bescheidenere Aufgabe sich gestellt hat, junge Leute in das Verständniß des vieldeutigen Hamlet einzuführen und ihnen dabei die großen sittlichen Zwecke des Dichters zur Anschauung zu bringen.

* * *

Von Herrn E. Heinichen, Rittmeister im preußischen siebenten Husaren-Regiment, erscheint eine neue Uebersetzung Shakspeare'scher Dramen, von welchen uns die beiden ersten Hefte: „Cymbeline" und „Coriolanus" vorliegen**). Gewidmet ist das Ganze dem Herrn Professor Nikolaus Delius, „in aufrichtiger Dankbarkeit für Erklärung und Berichtigung." Mit Delius'schen Hilfsmitteln ausgerüstet, will also der neue Uebersetzer dem deutschen Gewande des großen englischen Dichters ein besseres oder doch mindestens dem Originale näher kommendes Ansehen verleihen. Wir müssen gestehen, daß uns diese Wirkung im Vergleiche mit den bekannten und anerkannten deutschen Uebersetzungen Anderer nicht erreicht zu sein scheint. Der neue Bearbeiter bleibt weit hinter der Meisterschaft der Sprach- und Versbewältigung eines A. W. v. Schlegel und eines Tieck zurück, und wenn es ihm auch hier und da gelingt, ein Mißverständniß seiner Vorgänger zu beseitigen, so hat doch das Ganze weder an Schönheit noch an Kraft der Shakspeare'schen Muse gewonnen.

*) „Shakspeare's Hamlet, erläutert durch Karl Rohrbach." Berlin, Ferd. Schneider. 1859.

**) „Shakspeare'sche Dramen." Uebersetzt von E. Heinichen, Rittmeister rc. Erstes Heft: „Cymbeline." Zweites Heft: „Coriolanus." Bonn, Adolph Marcus, 1858.

Frankreich.

Der Protestantismus im Elsaß.

II.

Seine Gefahren in neuerer Zeit.

Frankreich hat nicht erst im Jahrhundert Ludwig's XIV. jene Eigenthümlichkeit offenbart, kraft deren der Staatszweck alle Lebensregung in seinen Dienst bannt, überall zusammenfaßt, sammelt, centralisirt. Die Religion wenigstens hat schon früh den Einheitsdruck der königlichen Obmacht empfunden; denn nachdem Bonifacius VIII. 1303 gestorben war, sahen sich die nächsten Nachfolger dieses Papstes von Clemens V. an überaus dringlich veranlaßt, den Sitz des heiligen Stuhles in das reizende Thal von Avignon zu verlegen.

Der katholische Cultus ward eine königliche Staatsangelegenheit und die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche die sanction pragmatique besiegelt hatte, schlugen zu eben so viel Rechten der Krone aus. Die weitgreifenden Bestallungs- und Patronatrechte des Monarchen machten den Clerus mehr dem Szepter als dem Hirtenstab unterthan: so konnte der Typus der geistreichen abbés d'antichambre sich gestalten und die Kirche ward in dem Grade verweltlicht, daß das epigrammatische Witzwort:

De par le roi défense à Dieu,
De faire miracle en ce lieu

allerdings eine treffende Ueberschrift abgab. Selbst ein Bossuet konnte so weit herabsteigen, daß er in seiner éducation de Mgr. le dauphin den Thronerben vom Königthum belehrte: Vous voyez l'image de Dieu et vous voyez l'idée de la majesté royale. Oui, Dieu l'a dit: Vous êtes des Dieux! (d. h. ihr Könige!)

Diese katholische Kirche war nichts, um das der Staat sich sonderlich bemüht hätte; sie war ein Mittel für den Staat, kein Zweck desselben. Zuweilen bediente er sich der Kirche als einer Zuchtruthe gegen Adel und Volk, doch, wohlverstanden, stets im eigenen Interesse und das Gefühl dieser Entwürdigung verschuldete darum in der Revolution den Anschluß der Pfarrer an den tiers état.

Dem allerchristlichsten Könige hingegeben (à la merci du roi) vermochte der Katholizismus ultramontane Strebungen wenig geltend zu machen; er war so gelähmt, daß er unter Ludwig XV. sogar mit Allerhöchster Erlaubniß — nichts mehr ausrichten konnte. Das ist der Schlüssel zu dem Räthsel, warum die Elsasser Protestanten, anders als die altfranzösischen Hugenotten, diese „Feinde der Majestät", geduldet wurden. Und weil Napoleon's I. Concordat zwar den Katholizismus in Gnaden retablirte, aber die gallikanischen Freiheiten nicht zum Schaden der Krone aufrecht erhielt, so waren auch die Protestanten des Elsaß keine Unmöglichkeit in dem neuen „Organismus." Allein etwas freier als unter dem ancien régime war die Kirche Roms dennoch geworden und die verhältnißmäßig schwachen Regierungen der Restauration und des Julithrons ließen die Partei des Univers zu Anzahl und Kräften kommen. Zwar gegen die Krone machtlos, ist sie doch stark genug, dem Protestantismus Eintrag zu thun und jemehr ihr das Emporgreifen nach oben abgeschnitten ist, desto lebhafter wünscht sie, seitwärts zu erobern. Der Zug dieser Eroberung geht nach Osten, gleich dem der französischen Politik, und ihr Ziel ist die Vernichtung des elsässischen Protestantismus.

Ein herrschsüchtiger Feind, der sich seiner sittlichen Schwäche bewußt ist, pflegt mehr erbittert als habgierig zu sein: die sittliche Ehrfurcht, welche Tugend und Einsicht des Gegners ihm abnöthigen, verletzt ihn auf's Tiefste. Nicht der Reichthum der Straßburger Lutheraner, den der Haß absichtlich weit übertrieben hatte, sondern der kernhafte Sinn und die wissenschaftliche Höhe und Gediegenheit der evangelischen Geistlichen und Gelehrten waren der spitzeste Stein des Anstoßes. Dem frivolen Gesindel des altfranzösischen Pöbels von Vornehm und Gering bot man in dem finstersten Aberglauben noch ein Manna vom Himmel, immerhin etwas Positives, an das sich der Mensch halten kann; dem erleuchteten Christen evangelischer Confession, der die Einheit alles Wissens und aller Religion erkannt hat, solchem Manne gegenüber schwindet jeglicher Nimbus, und das ist unerträglich! Aber, um geistig etwas zu bedeuten, dazu gehören auch materielle Mittel und indem man diese wegnahm, hatte man den Quell freiwissenschaftlicher Bildung für die Zukunft verstopft.

Die ersten Anläufe der Clerikalen beim Civilgericht erster Instanz in Straßburg wider die Thomas-Güter scheiterten, ein arrêté des Appellhofes von Colmar trug einen abschläglichen Bescheid ein; ihre Petitionen an die Pairs- und an die Deputirtenkammer in den Jahren 1843 und 1846 hatten keinen günstigern Erfolg. Das Thomasstift blieb im Besitz. Vergab man dem evangelischen Kirchenbestand sein Da-

sein nicht, so konnte man noch weniger ihm diese Niederlagen vergeben. Rüstig ward das Feuer fortgeschürt, gewühlt und gehetzt, verdächtigt und gelogen, und nachdem die Blicke sich von der Revolution wieder auf das Privatleben gelenkt hatten, von 1852 ab mit frischen Kräften gearbeitet. Nun tauchten Sturmpetitionen und eine Saat von Schmähschriften auf, die 1854 endlich die helle Flamme zum Ausbruch brachten. Bis in die Reisehandbücher trug man den Kampf und ein in Frankreich vielbenutzter Guide de Paris à Strasbourg, der eine recht hübsche Beschreibung der Schweighäuser'schen Wunderuhr enthält, mußte auch eine Apostrophe gegen das protestantische Seminar und „contre Mrs. les luthériens de Strasbourg" aufnehmen. — Eine Etude historique et descriptive de Strasbourg von St. de Lajolais beschreibt, wie die Lutheraner des Elsasses, von ihrem Consistorial-Directorium in Straßburg vertreten, 1789 die Communal-Verwaltung für Führung der geistlichen Einkünfte geschickt aus dem Sattel gehoben und letztere inmitten des revolutionairen Chaos als gute Beute an sich gerissen hätten. Lajolais giebt den Werth dieser Güter der „todten Hand" auf 15 Millionen Francs an, d. h. auf das Fünffache ihres wirklichen Werthes! — Auf deutsch und französisch, hauptsächlich aber und kläglich auf deutsch, regnete es clerikale Broschüren „an's Volk." Ueber eine dieser Flugschriften scheint sich der Präsident des evangelischen Oberconsistoriums, Hr. Th. Braun, doch ein wenig geärgert zu haben, denn der Libellist nennt die Fakultäts-Professoren „eine Hand voll Scholiasten und Pädagogen, die mehr deutsch als französisch sind," und hierauf antwortet der Präsident mit einer stattlichen Aufzählung der Namen und Verdienste der Herren Professoren. Gern räumen wir ein, daß diese Namen Zierden der Wissenschaft bilden, und daß auf sie die Bezeichnung der „deutschen Tiefe, übersetzt in's Französische von den Gelehrten des Elsaß" anzuwenden ist. Zwei der bedeutendsten sind leider in den letzten Jahren verstorben: Christ. Bartholmeß und Willm. Beide haben für den Norddeutschen Interesse. Christ. Bartholmeß (in Cannstadt lebt sein als Gelehrter und Mensch gleich ausgezeichneter Bruder) ist der Verfasser der *Histoire de l'Académie de Berlin* und Biograph des Giordano Bruno (des Vorgängers von Spinoza), Willm hat geschrieben „Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hégel" (4 vol.), welches Werk ihm von Herrn v. Remusat das Lob eintrug: qu'il ait fait entrer le jour dans les voies obscures de la philosophie allemande; aber für das von Braun ihm so hoch angerechnete Verdienst, durch persönlichen Einfluß und Schriften die „Nationalsprache" im Elsaß verbreitet zu haben, fehlt uns Deutschen der rechte Sinn.

Obwohl nun durch die ultramontane „Literatur" die „Stimmung" verbreitet war, erschien doch der Schritt der Angreifer, der Ende Juni 1854 erfolgte, einem Handstreich sehr ähnlich. Die clericale Partei hatte den Maire, Herrn Coulaux, einen Katholiken, zu gewinnen gewußt und dieser, ein entschlossener Mann, der seine Zeit zu verstehen glaubte, die Opposition des benachbarten Freiburger Erzbischofs neben und einen katholischen Präfekten, Herrn West, über sich sah, zögerte nicht zu handeln. Er legte auf die Pachtgelder des Thomasstiftes eigenmächtig Beschlag, indem er den Pächtern bei Gefahr doppelter Zahlung verbot, den Zins an das Seminar zu leisten, und da der Munizipalrath der Stadt zu viel dissentirende Protestanten enthielt, so löste der Herr Maire diesen Rath auf, und setzte eine commission municipale an dessen Stelle. Gern hätte er's gesehn, daß auch die beiden protestantischen Adjunkten sich empfohlen hätten, aber sie blieben. Der Stadt Straßburg als solcher hatte man die Rolle des sein Eigenthum, nämlich die evangelischen Güter, fordernden Klägers zugedacht; waren die Güter erst in Händen der Stadt (und was ist eine Stadt im heutigen Frankreich?!), so waren sie den Protestanten verloren. Der Plan war so unfein nicht.

Allein der „acte conservatoire" des Herrn Maire rief eine gewaltige Erbitterung unter den Protestanten hervor. Weil, wie wir im vorigen Artikel mittheilten, der materielle Bestand des protestantischen Seminars, des protestantischen Gymnasiums, der Professoren, des Internats (Studentenconvicts) von St. Wilhelm, der Pfarrer, der Beamten an den evangelischen Anstalten, kurz die Mittel für alle Zahlungen an die Kirchen und Schulen durch die Beschlagnahme der Stiftseinkünfte bedroht waren, folglich eine allgemeine Unterbrechung in dem Unterricht und in dem Cultus der Protestanten in Aussicht stand, so gerieth die protestantische Bevölkerung in lebhafte Bewegung; der Baron Alfred Renouard de Bussierre richtete einen energischen Protest an den Maire, eine Adresse der notabelsten Protestanten Straßburgs ging an den Kaiser ab und obgleich der Präsident des Oberconsistoriums nur schwer eine Audienz erwirken konnte (die Ultramontanen hatten auch am Hofe vorgearbeitet), so drang doch das klare Recht beim Kaiser durch und er gab seine Mißbilligung der Beschlagnahme zu erkennen, worauf natürlich die Wiederaufhebung nicht lange auf sich warten ließ. Der erste Gewaltstreich war abgeprallt, jetzt betrat man den Rechtsweg.

Der Maire bestimmte seine Munizipalcommission zu einem Beschluß, der die Bitte der Stadt Straßburg, d. h. deren Munizipalität an den Präfecturrath des Niederrhein-Departements enthielt, er möge ihr die Autorisation zur Klage wider das protestantische Seminar ertheilen (Demande en autorisation de la Ville pour la revendication des biens administrés par le Séminaire protestant). Die Stadt wünschte beim Civiltribunal des Niederrhein die Eigenthumsklage (action en revendication) anzustrengen.

Das Material, welches der Maire seiner Commission vorgelegt hatte, war übrigens nicht aus der lautersten Quelle geflossen; ein fanatischer Katholik, Baron Schaumburg, hatte die Straßburger Archive planlos durchstöbert und mit Mißverstand und grober Verdrehung der Thatsachen eine blitzschwangere Denkschrift an's Licht gefördert, welche die Belege für das Recht der so plötzlich mit einem Prozeß beglückten Stadt aufzeigen sollte. — Das protestantische Seminar stellte dieser Blumenlese den wahren Sachverhalt, wie er geschichtlich bis zur Gegenwart sich entwickelt hatte, einfach und ohne rednerischen Aufputz gegenüber; seine „Mittheilung über die Stiftungen des protestantischen Seminars Augsburgischer Konfession," welche der gewandten Feder des Fakultätsprofessor Jung ihren Ursprung verdanken soll, widerlegt durch eine wohlgruppirte Uebersicht aller wichtigen Daten und Zahlen die Schaumburg'sche Denkschrift.

Auf die „Mittheilung" erfolgte Seitens der Stadt ein Précis en réponse der Herren Frignet, Advokat am Staatsrath, und Dufaure, Advokat am kaiserlichen Gerichtshofe von Paris, und nunmehr enthüllte sich das ganze Streit-Arsenal der Gegner.

Non omnes possunt esse Scipiones aut Maximi, sagt der treffliche Cicero, und so wollen wir's jenen Herren nicht allzusehr verargen, daß ihre völlige Unkenntniß deutscher Reichs- und Rechtsgeschichte und altdeutscher, wie protestantischer Zustände, sie zu wunderbaren Angaben verleitet hat. Doch vergessen wir nicht, daß jeder Denkende an seine Voraussetzung gebunden ist und die ihrige lautete: Es giebt keine protestantische Kirche als Kirche, Reformation ist Säcularisation! — So ward denn also argumentirt:

Um 1528 herum (sic) habe der Magistrat kraft der ihm durch die Verfassung von 1482 verliehenen Exekutivgewalt die geistlichen Güter (welche?) säcularisirt, d. h. zu weltlichen Schul- und anderen Zwecken verwendet und unter seine, des Stadtmagistrats Aufsicht und Verwaltung genommen, die Friedensverträge von Passau 1552, Augsburg 1555 und Osnabrück 1648 hätten den Magistrat als Vertreter der Commune darin bestätigt, die hohe Schule (Gymnasium) und die Universität seien städtische d. h. munizipale Anstalten gewesen, die Capitulation vom 30. September 1681 mit Frankreich habe in dem (im vorigen Artikel angeführten) dritten Artikel ausdrücklich das Eigenthum der Straßburger Kommune an allen geistlichen Gütern, protestantischen Stiftern, Klöstern und Schulen anerkannt und „der Stadt und deren Einwohnern" (à la Ville et ses habitans) die Bewahrung dieses Besitzstandes gewährleistet. Denn wie hätte er, der Feind der Ketzer, die Protestanten begünstigen sollen? So seien jene Güter bis zur Revolution im Namen, im Auftrag und für Rechnung der Kommune verwaltet worden, und erst während der Revolution habe die Kirchenbehörde der Protestanten doloser (der von Lajolais so anschaulich beschriebenen) Weise den Besitz der Einkünfte des Thomasstifts der hohen Schule, der Abtei St. Wilhelm und des corpus pensionum erlangt.

Die Kritik dieser Angaben ist in unserm vorigen Artikel gegeben. Unbegreiflich bleibt nur, wie ein Straßburger Maire nicht wissen konnte, daß der Magistrat in den Kollegien des Großen Raths, der Stättmeister, Einundzwanziger, Dreizehner, als das Staatsregiment, von der Munizipalverwaltung seiner Kämmerei (Funfzehner ꝛc.) wie in allen Reichsstädten sich wesentlich unterschied, daß Straßburg bis 1681 eine Reichsstadt und eine ganz protestantische Reichsstadt war, souverain und nur den Kaiser über sich erkennend, als protestantischer Staat und Reichsstand jene Friedensschlüsse mitunterzeichnet hatte, Kommunal-Universitäten unerhört sind; daß der König von Frankreich nach dem Wortlaut jener Capitulation an die Stelle des deutschen Kaisers trat (denn der Magistrat behielt Selbstregierung und Regalien) und endlich, daß das königliche Aufsichts- und Besatzungsrecht nur das Ansehen des Königs als Schutzherrn und die Beziehungen zum Ausland betraf! Mit einer Munizipalität nach neufranzösischem Zuschnitt, einer simple commune, wäre Ludwig etwas summarischer verfahren und wäre Straßburg nicht ein starker-pro-

testantischer Staat gewesen, Ludwig XIV. hätte wahrlich keine protestantische Kommune errichtet!

Dies ist die Quintessenz sowohl der 1855 bei Meyrueis zu Paris erschienenen Observations du Séminaire prot. sur la demande portée par Mr. le maire de Strasbourg, als zweier Consultationen, deren erste von Herrn J. Chauffour (Advokat am kaiserlichen Gerichtshofe zu Colmar), die andere, welche den Inhalt der vorigen genehmigt, von den Herrn Dupin ainé (jetzt General-Procurator am Cassationshofe), Paillet, „ancien bâtonnier," Paul Fabre (Advokat am Staatsrath und Cassations-Hof) und St. Treitt (Advokat am kaiserlichen Gerichtshof von Paris) unterzeichnet ist. In der streng formalistischen und doch eleganten Weise der französischen Jurisprudenz wird die Frage nach den Gesichtspunkten der question de forme (Legitimation und Competenz) und q. de fond (Prüfung des materiellen Rechts der Parteien) gegliedert. Die Zuständigkeit des Civilgerichts leugnete die Partei des Seminars ab, weil ihre Rechtstitel in völkerrechtlichen Verträgen begründet seien und „en principe, l'interprétation des actes du souverain appartient au souverain seul" (Dupin), folglich könne nur der Staatsrath solche Frage rechtsgültig entscheiden — und diese formale Seite des Falls ward besonders von den Pariser Advokaten betrachtet; in der Sache selbst hatte Herr Chauffour das entscheidende Wort gesprochen, nicht blos als Advokat, auch als Mensch und Christ. Die Beredtsamkeit seiner Sprache fließt aus dem eignen Eindruck der Gerechtigkeit seiner Sache, die gleich stark vom historischen Recht getragen, als durch die Grundsätze der Duldung und der Gewissensfreiheit geheiligt wird.

Der Präfecturrath des Niederrheins konnte sich jenem Eindruck nicht entziehn. Am 17. November 1855 erging sein Beschluß:

Le Conseil de Préfecture du Bas-Rhin, Vu (folgen alle Dokumente, einschlagende Verträge und Gesetze), Considérant (folgt die meisterhaft gedrungene und scharfe Erörterung der Rechtspunkte) arrête:

Il n'y a pas lieu d'accorder à la Ville de Strasbourg l'autorisation qu'elle sollicite.

Nun kam die Sache an den Staatsrath, der die Entscheidung des Präfecturraths bestätigte, aber, dies ist sehr wichtig, dabei nur über die question de forme, d. h. über die Legitimation der Stadt entschied: Weil die Mehrheit des eigentlichen conseil municipal den Maßnahmen des Maire nicht beigetreten sei und diesen nicht unterstützt habe, so müsse der Kommune Straßburg das Klagerecht verweigert werden.

Die Hauptsache also, der Rechtsstreit als solcher, ist bis zu dieser Stunde unerledigt, während er in Folge der Gesetzeskraft der Staatsrathsbeschlüsse sonst ein für allemal abgethan wäre. Hat bei nächstgünstiger Gelegenheit der Maire eine ihm gleichgesinnte Munizipal-Verwaltung zur Seite, so bricht der Kampf der Konfessionen von neuem aus und der Protestantismus im Elsaß ist dann von Neuem bedroht.

Diejenigen, welche die Stirn hatten, ihre Vorväter bei Einführung der Reformation der Begier (convoitise) nach zeitlichem Gut zu beschuldigen, sind der Wiederaufnahme des Kampfes wohl fähig, denn sie haben das Bewußtsein der höheren, geistigen Antriebe der Menschennatur verloren. So lange solche Ungeister die Welt aufregen und erschüttern, bleibt Rückert's Wort eine Wahrheit:

„Er ist noch nicht geschlossen, der große Friedensbrief,
Es sind daran noch Glossen zu schreiben hoch und tief.

Baumpflanzungen im Innern von Paris.

Man weiß, welche Umgestaltungen die alte Stadt Paris unter der jetzigen Regierung im Innern erlitten hat und fortwährend noch erleidet. Militärische Zwecke, Schönheits- und Gesundheitsrücksichten, vielleicht auch das Bestreben, eine große Anzahl Arbeiter zweckmäßig zu beschäftigen, wirken zusammen, ganzen Stadttheilen, in denen fast jedes alte Haus, jeder Pflasterstein, jeder Baum historisch ist, ein ganz verändertes Ansehen zu geben. Das Alte muß dem Neuen Platz machen. In neuer Zeit nun giebt sich die Stadtkommune von Paris, die diese Aenderungen treffen läßt, namentlich Mühe, die alten Bäume und überhaupt die Vegetation, die sehr viel Einbuße erlitten, durch neue Pflanzungen im größten Maßstabe zu ersetzen. Die englischen Squares scheinen namentlich das Muster abzugeben, nach denen man hierbei verfährt. Daher sprechen die Franzosen heutigen Tags von den squares du Temple, de Saint-Jacques-la-Boucherie, de Sainte-Clotilde, d. h. von Plätzen, auf denen bereits dergleichen Anpflanzungen bestehen.

Namentlich legt man hierbei ein Hauptgewicht auf die Gesundheitspflege, da diese Vegetation von außerordentlich vortheilhaftem Einfluß auf die Atmosphäre sein soll. Schon 1846 überreichte Chevreuil, eine Autorität im Fache der Pflanzenphysiologie, der Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift, worin er klar die wichtige Rolle auseinandersetzte, welche die Bäume in Bezug auf die Gesundmachung großer Städte zu spielen berufen sind. „Wenn," sagte er „der Nutzen der Bäume unbestreitbar ist, wo es sich darum handelt, die Entblößung schiefgelegener Bodenflächen zu verhindern und die Wirkungen der Platz- oder Landregen abzuschwächen, so ist er es nicht minder in großen Städten, wo die durch organische Stoffe und die zu große Feuchtigkeit des Bodens unaufhörlich erzeugte Ungesundheit durch sie wirksam bekämpft wird. Die in's Unendliche verästeten Wurzeln nehmen aus der sie umgebenden Erde das Wasser mit seinen organischen Stoffen und den darin in Lösung befindlichen Salzen in sich auf und brechen das Gleichgewicht der Erdschichten. In Folge der Wirkung der Haarröhrchen zieht das Wasser aus den feuchtesten Stellen des Bodens bei dem Zusammentritt mit den Wurzeln nach der weniger feuchten hin, und dieselben werden so die zufällige Ursache einer unaufhörlichen Bewegung des unterirdischen Wassers, die für die Gesundheit des Bodens sehr vortheilhaft wirkt. Um die ganze Stärke der Wirkung abzuschätzen, welche Gewächse so hervorzubringen im Stande sind, will ich erinnern, daß Hales bei einem seiner Experimente bemerkte, wie eine Sonnenblume (helianthus annuus) in 12 Stunden 1 Pfund 14 Unzen Wasser ausdünstete, und ich will hinzufügen, daß bei einem Versuche, den ich selber am Museum der Naturgeschichte im Juli 1811, zugleich mit dem Herrn Desfontaines und Mirbel an einer Pflanze derselben Art von 1 M 80 Höhe anstellte, das durch zwölf Stunden lange Ausdünstung ausgeschwitzte Wasser 15 Kilogramm betrug. Die Wurzeln standen dabei in einem gefirnißten Topfe, der mit einer Bleiplatte bedeckt war, welche in der Mitte für den Stamm ein Loch hatte. Freilich hatte man von Stunde zu Stunde die Erde des Topfes bis zur größten Sättigung angefeuchtet."

Man sieht also, wie das Wasser, das mit organischen veränderlichen Stoffen und Salzen geschwängert, von Außen in den Boden dringt, in der schönen Jahreszeit unaufhörlich von den Gewächsen aufgesogen wird, die den größten Theil davon in der Luft verbreiten, nachdem sie einen Theil zu Nahrungsstoffen verbraucht haben.

Nord-Amerika.

Betrug und Vergeudung in der Armee-Verwaltung der Vereinigten Staaten.

Im Februar 1859 waren die öffentlichen Blätter wieder einmal dergestalt mit Berichten über Corruption, Betrug, Unterschleif und dergleichen in der Administration der Bundesregierung, der einzelnen Staaten und verschiedener Stadtverwaltungen angefüllt, daß man füglich einen ganzen Band davon hätte zusammendrucken können. Da sich aber in Deutschland schwerlich Leser dazu gefunden hätten, so beschränke ich mich auf einige Posten in der Armee-Verwaltung, die vielleicht gerade jetzt eine augenfällige Vergleichung abgeben, denn es ist in der letzten Zeit in Europa so viel die Rede vom Kriege gewesen, daß man wohl auch an die Kriegskosten gedacht hat. — Aus der in Philadelphia erscheinenden „Freien Presse" druckte der „New-Yorker Demokrat" vom 28. Februar einen Artikel ab, den ich hier, wie folgt, unverkürzt beifüge.

„Wir theilen nachstehend einen interessanten Bericht mit, in welchem der Washingtoner Korrespondent des „Independent" den außerordentlichen Maßstab liefert, nach welchem Forderungen an Sam's Beutel gemacht und die öffentlichen Gelder des Volks vergeudet werden. Wie dem auch sei, es ist eine kitzliche Frage, inwiefern der demokratische Kongreß diese enorm hohen Kostenansätze durch Verzögerung und durch Ausgaben gefördert hat, die er zwischen die Vorlegung der Rechnungen und die Bezahlung derselben eingefügt hat. Der Gegenstand ist schon vielfach besprochen, aber die nähere Uebersicht ist von solchem Interesse, daß sie hervorgehoben zu werden verdient.

„Der Berichterstatter sagt: „Vor mir liegen Dokumente, die in einem geringen Grade die Methode beleuchten, auf welche unser Gouvernement die jährlichen Ausgaben auf hundert Millionen heraufschraubt. Es ist ein Brief vom dritten Auditor der Schatzkammer an das Repräsentantenhaus als Antwort auf einen Beschluß des Letztern, durch welchen Aufschluß über die Forderungen verlangt wird, die für die Indianerkriege in den Territorien Oregon und Washington gemacht sind.

„Ueber die Ursache der Feindseligkeiten der Indianer ist keine Aus-

kunft gegeben, weil dergleichen in dem Wuste von Akten, die in Washington aufgehäuft, nicht zu finden ist. Es ist der Ursache mit keiner Silbe erwähnt. Man quält und peinigt die rothen Männer, und wenn man sie mit Gewalt und List von ihrem heimatlichen Boden räuberisch entfernt hat und sie dann auf Vergeltung sinnen, dann läßt man die blutgierigen Doggen des Kriegs gegen sie los.

„Nun zu den Ausgaben für die Feindseligkeiten gegen die Indianer am Stillen Meer! Das Territorium Oregon hatte im Oktober 1856 einen Bericht an den Kriegssecretair eingesandt, in welchem Forderungen für die große Summe von 4,449,949.33 Doll. zur Zahlung aus der National-Schatzkammer vorgelegt wurden. Das sind blos die Forderungen von Oregon! Washington-Territorium ist etwas bescheidener, fordert aber doch die erkleckliche Summe von 1,481,475.45 Doll. Dies bildet für diese beiden jugendlichen Territorien eine Gesammtsumme von mehr als sechs Millionen Dollars an Kriegskosten. Die in diesen Rechnungen gemachten Ansätze sind wirklich fabelhaft. Wir wollen einige aus denselben ausziehen. Der gewöhnliche Tagelöhner ist mit 4 Doll. und der Clerk mit 10 Doll. per Tag angesetzt. Pferde sind in Bausch und Bogen zu 300—450 Doll. in Anrechnung gebracht und das Miethgeld für ein Pferd per Tag mit 4—5 Doll. Die Miethe für Holzhütten zur Aufnahme von Offizieren und Soldaten wird regelmäßig zu 100—200 Doll. für den Monat berechnet. Für einen einzigen Courierritt zur Ueberbringung einer Botschaft von Deer Creek nach Port Oxford sind in runder Summe 800 Doll. angesetzt, ein hübsches Handgeld von einem einzigen Tagesritt. Die einzelnen Artikel mit deren Preisen sind wahrhaft kolossal, wie z. B. ein ordinaires Geschirr für ein Zugpferd 100 Doll., für einen Sattel 60—70 Doll., Holz in einem mit Wäldern überzogenen Lande 30—100 Doll. für tausend Stück, Nägel 45—50 Cents für's Pfund, Tabak $^1/_2$ Doll. für's Pfund, Aexte zu 3—6 Doll. und Handsägen zu 8 Doll. Die angesetzten Preise für Fourage sind eben so enorm: Hafer 5—7 Doll., Welschkorn 4—5 Doll. pro Bushel, und für die Tonne Heu 160—200 Doll.

„Für Hufschmiede ist dieser Krieg eine wahre Goldgrube gewesen. Der Preis für ein Hufeisen ist unverändert zu 3 Doll. und der ganze Beschlag eines Pferdes oder Maulesels zu 12 Doll. angerechnet.

Den schlagendsten Beweis für die ruchlosen Schwindeleien, welche unter Begünstigung der Demokraten unter den Augen der National-Verwaltung verübt wurden, liefern die Käufe und Verkäufe. Ein Agent des Gouvernements, Hr. Peters, hatte angeblich 317 Maulesel und 19 Pferde durchschnittlich für 250 Doll. gekauft. Derselbe ökonomische Demokrat verkaufte zu Jacksonville am 27. August 1856 26 Pferde für 1891 Doll., also durchschnittlich jedes für 73 Doll., und 200 Maulesel zu 18,076 Doll., also durchschnittlich jedes für 90 Doll., mit Einschluß von Packsättel, Zäume &c., die jedes 15—20 Doll. gekostet. Sieben Wagen wurden zu 51 . 70 Doll. jeder verkauft. Eben dieser ehrenwerthe demokratische Agent, Hr. Peters, berechnet für Fourage folgende Preise: Hafer 5—7 Doll. pro Bushel (diese Preise wurden durch den Auditor auf 3 . 90 Doll. ermäßigt), Korn 4 Doll. per Bushel, Gerste 9 . 12 Doll. pro Bushel (herabgesetzt auf 3.50), geschrotenen Weizen zu 7 Doll., Heu zu 160—200 Doll. pro Tonne, Stroh für 20 Doll. pro Tonne. Die von dieser Fourage nicht verkauften Artikel wurden später zu Spottpreisen, unter andern 1000 Bushel Weizen zu 62—75 Cents verkauft. Sattel, die zu 50—60 Doll. in Rechnung gebracht waren, wurden zu 23—29 Doll., Nägel, die zu 45—50 Cents pro Pfund angekauft waren, wurden zu 16 Cents, Kappen zu 25 Cents, Hüte zu 50 Cents und Stiefel zu 1.50—2.25 Doll. in Schein-Auctionen verschleudert, um zu gelegener Zeit zu dem vierfachen Preise wieder in Anrechnung gebracht zu werden. Von 150 Pack Zeichenpapier, für welche 450 Doll. in Rechnung gebracht waren und von denen nur 75 gebraucht worden, wurde der Rest zu 11.50 Doll. verkauft. Eben dieser ökonomische Gouvernements-Agent hat unter anderm für 448 Pferde und Maulesel zusammen für 28,078 Tage zu 4 Doll., 112,312 Doll. und für die Wagen, welche dieselben gezogen, 21,900 Doll. in Rechnung gebracht, indem er für jedes Pferd oder Maulesel 4 Doll., für jeden Ochsen 2 Doll. und für jeden Wagen 4 Doll. pro Tag ankreidete. Die Miethe für Packknechte und Fuhrleute ist auf 4—10 Doll. angesetzt, und es ist dabei merkwürdig, eben diese Packer und Fuhrleute waren größtentheils Besitzer der Wagen, Pferde und Ochsen, welche sie zu 2—4 Doll. vermiethet hatten, und für jene wurden außerdem täglich 4—8 Doll. berechnet.

„Wir könnten dieses Schandregister noch in's Unendliche erweitern, doch diese aus offiziellen Dokumenten gezogenen Zahlen mögen genügen.

„Aus diesen Zusammenstellungen wird es erklärlich, daß ewige Ebbe in unserm Staatsschatze ist und daß die Ausgabe unserer Administration die enorme Summe von hundert Mill. Doll. übersteigt, von denen der dritte Theil gestohlen und unterschlagen wird. Daraus, daß solche gewissenlose, ruchlose Betrügereien mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt werden, geht selbstredend hervor, daß den höchsten und hohen Personen ein gebührendes Scherflein von der Spitzbubenbeute zugefallen ist. Diese Kriminal-Anschuldigungen sind in einer Menge von Parteiorganen und unabhängigen Blättern durch die ganze Union publizirt, und ist keine Silbe darauf geantwortet."

Ich kann hier nur wiederholen, was ich bei ähnlicher Gelegenheit schon bemerkt habe: dergleichen Enthüllungen machen in Amerika gar keinen Eindruck; die Betrüger lachen darüber und Niemand fragt danach. Heute wird das Blättchen gelesen und morgen wickelt man Käse hinein. Es kann Alles gedruckt werden, aber es kümmert sich Niemand darum. Die Amerikaner verlangen nur, unter allen Umständen und mit allen Mitteln ihre Geschäfte zu machen und lassen das Gouvernement auch seine Geschäfte machen. — Der Artikel ist überschrieben: „Wüste Verschwendung der demokratischen Administration," da die „Freie Presse" ein Blatt der republikanischen Partei ist; aber eine Administration der letzteren Partei würde um kein Haar redlicher verfahren. — Die Sache an sich ist richtig, es wird nur von einem republikanischen Blatte pflichtgemäß die Schuld auf die demokratische Partei geschoben. Uebrigens mag man nicht vergessen, daß die hier in Rede stehenden Kosten nur für winzige Truppenkörper und in Kriegen verwendet wurden, die kaum in der Geschichte verzeichnet werden.

New-York. A. B.

Ausgang eines amerikanischen Kriminalprozesses.

Im März d. J. waren alle amerikanischen Blätter voll von Berichten über den von dem New-Yorker Repräsentanten Sickles an dem Vereinigten-Staaten-Anwalt Key (weil Letzterer die junge, eitle Frau des Ersteren verführt hatte) am 27. Februar in Washington verübten Mord. Es war dies eine schauerliche Familientragödie im amerikanischen Style. Inzwischen ist dem „Achtbaren" (Hon.) Sickles der Prozeß gemacht und sind in möglichster Breite die Berichte darüber durch die Journale veröffentlicht worden. Die Sache war nicht eigentlich interessant, aber doch geeignet, vom amerikanischen Publikum mit Gier verschlungen zu werden. Es lag nämlich schon nach dem ersten Berichte klar zu Tage, daß ein vorbedachter Mord begangen worden, aber die große Summe von Skandal, welche besonders durch die Bekenntnisse der Madame Sickles zum Vorschein kam, verfehlte ihre Wirkung auf das Publikum nicht. Da ich nicht voraussetzen kann, daß man in Deutschland ein gleiches Interesse an der Sache nehmen könnte, beschränke ich mich darauf, das Ende des Prozesses kurz zu erwähnen, da es vielleicht manchen Lesern, die in politischen Zeitungen den Bericht über den Mord gelesen haben, willkommen ist, das Urtheil des amerikanischen Gerichtshofes darüber zu erfahren.

Sickles ward am 26. April in Washington unter großem Jubel des Volks freigesprochen. Als man das „Nichtschuldig" der Geschworenen erfuhr, erschallte ein donnerndes Hurrah von den Zuschauerräumen, das in unausgesetzte Vivat's und Hoch's überging und auch außerhalb des Sitzungssaales unter der vor dem Gebäude versammelten Menge lauten Wiederhall fand. Als Sickles in's Freie kam, ward er von den ihm dargebrachten Huldigungen fast erdrückt und die Menge brach in tolles Hurrah-Geschrei aus.

Die besseren Blätter englischer Zunge, sowie die deutschen (wenigstens in New-York) insgesammt, haben diese Freisprechung in sehr starken Ausdrücken verdammt. Es spiegelt sich aber in diesem Urtheile der Presse nichts weniger, als die amerikanische Volksmeinung ab, welche bei der größten Majorität jedenfalls dem Spruche der Geschworenen beistimmt. Man kann dies auch von der Majorität der deutschen Bevölkerung in New-York behaupten und es wird wohl anderwärts nicht anders sein. An den Berichten über den Verlauf des Prozesses nahmen die Deutschen mit geringerer Neugierde Theil, als die Amerikaner. Die Personen und die Sache lagen ihnen auch ungleich ferner, als den letzteren.

Diese Freisprechung ist ganz den amerikanischen Begriffen gemäß, insofern sie nämlich einen Mann von Vermögen, Einfluß oder Protection und einen Amerikaner betrifft. Wer aber sich dieser Vortheile nicht erfreut und noch dazu im Auslande geboren ist, mag sich keine Hoffnung machen, so leicht durchzukommen; er kann eben so leichtsinnig verurtheilt werden, als Sickles freigesprochen ward. Denn bei allem Geschrei von Gleichheit ist doch die einzig mögliche, die vor dem Gesetz und deren Richter nirgends weniger zu finden, als in den Vereinigten Staaten.

Eine Menge von Fällen könnte dafür angeführt werden; es mögen aber zwei genügen, die ungefähr gleichzeitig mit dem Prozesse gegen Sickles vorkamen, nämlich erstens die Verurtheilung des deutschen Wirthes Pfromer in New-York, der in Selbstvertheidigung einen verrufenen Rowdy tödtete*), und zweitens der Fall des Chinesen Quimbo Appo, der vor kurzem in New-York des Mordes im ersten Grade schuldig befunden ward, weil er sich gegen einige in Wuth gerathene inländische Weiber gewehrt und dabei in der Aufregung eine derselben so gestochen, daß sie an den Folgen der Wunde starb. Der Chinese wird dem Galgen schwerlich entgehen.

New-York. A. B.

Spanien.

Die jüdisch-spanischen Dichter des Mittelalters**).

I.

Die Makamen des Charisi.

Herr Dr. Kämpf, der sich schon 1845 durch die Veröffentlichung der „ersten Makamen des Tachkemoni oder Diwan des Charisi" als heimisch auf diesem Gebietstheile der mittelalterlich-jüdischen Literatur bekundet hat, begründet durch das unten angezeigte Werk seinen Beruf namentlich als talentvoller Uebersetzer. Es reihet sich den Meisterarbeiten von Sachs („Die religiöse Poesie in Spanien," 1845) und Zunz („Die synagogale Poesie des Mittelalters," 1855) nicht ganz unebenbürtig an und findet in diesen, besonders was die etwas dürftig und flach ausgefallene literärgeschichtliche und biographische Partie betrifft, seine Ergänzung und tiefere Auffassung. — Ohne mit dem Verf. über den etwas präziösen Titel seines Buches — bei dem der Leser überdies nicht recht weiß, was er sich zu denken hat — rechten zu wollen, gehen wir zu dem Inhalt desselben über.

Der erste Band enthält in zwei Abtheilungen: a) zehn (verdeutschte) Makamen Charisi's; b) Dichtungen von Gabirol, Moses ben Esra u. a. (jüd. span.) Dichtern. Der zweite bringt die zehn Makamen in dem sorgfältig nach Handschriften verbesserten und vokalisirten Urtext und außerdem als „Beilagen" poetische Bruchstücke der andalusischen Dichter, literarische und biographische Notizen u. A.

Charisi, mit seinem vollständigen Namen: Jehudah ben Salomo ben Alchofri Alcharisi, blühete um die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts in Spanien; genau ist weder sein Geburtsjahr noch sein Geburtsort zu ermitteln. — Es ist bekannt, wie mächtig das geistige Leben der Araber jener Periode in Spanien auf die spanischen Juden eingewirkt, wie es ihrem Denken und Dichten nicht nur den Stoff zum Theil zugeführt, sondern auch seine ganze Form aufgedrückt hat. So war in Bezug auf die letztere die komplizirte poetische Technik, mit Metrik und Reim, mit all' ihren Schnörkeln und Künsteleien, dieses fremde Gewächs auf jüdischen Boden verpflanzt worden und hatte sich unter der Pflege besonders der großen Progonen Charisi's: Gabirol's (Avicebron), Juda Hallevi's, Mosis ben Esra's zu einem laub- und blüthenreichen Baume entfaltet. Charisi, von dem arabischen Dichter Hariri (geb. 1054), dessen Makamen er in's Hebräische übertragen hatte, inspirirt, dichtete nun seinen Tachkemoni, aus 50 Makamen (Schearim — Pforten) bestehend, die in Anlage und Oekonomie sich seinem Vorbilde anschließen. Wie dort der Proteus Abu-Said, so ist hier Cheber, der Kainite, der Träger der episch-dramatischen Darstellung, nur daß Charisi, als eine Art Deuterolog, den Erzähler, Heman, den Esrachiten, einführt. Lassen wir ihn zunächst aus seiner Vorrede zum Tachkemoni, über den Anlaß zu dieser Dichtung, selber sprechen:

„So hab' ich befriedigt das Verlangen — den Edlen Andalusiens, die mich angegangen — die erhabene Dichtung des Ismaeliten*) — zugänglich zu machen den Israeliten — darauf verließ ich Hof und Haus — und zog weit in die Welt hinaus — bestieg ein Schiff, durchflog das Meer — nach Osten hin, nach Westen her — Und da begann ich einzuzusehn — wie unverzeihlich mein Vergehn — Daß ich, statt eines kühnen Selbstversuches — gewählt die Uebertragung eines fremden Buches — als wären des Herrn lebendige Worte — nicht mehr zu finden an unserm Orte — die fremden Weinberge eilt' ich zu wahren — doch meinen eignen ließ ich fahren."

„Darum habe ich nun dies neue Werk errichtet — und in der heil'gen Sprache es gedichtet — es wird die matten Geister neu beleben — wird müden Körpern frische Kräfte geben — Es zerfällt in funfzig Geschichten — die alle gewürzt sind mit Gedichten — von tiefem Sinn mit hohem Schwunge — gesprochen mit Prophetenzunge — Ich wählte zum Erzähler Heman den Esrachiten — und zum Helden der Erzählung Chaber den Kainiten."

Die Diction bewegt sich abwechselnd in der aus Bibelstellen musivisch zusammengesetzten, von Charisi mit vollendeter Meisterschaft gehandhabten Reim-Prosa, die hin und wieder von einer kürzern oder längern metrischen Strophenreihe abgelöst wird. Die Hauptkunst dieses Styls besteht nun in dem witzigen Akkomodiren des biblischen, mitunter auch eines talmudischen Ausdrucks, um ihm einen ganz verschiedenen, oft heterogenen Gedanken anzupassen.

Diese Akkomodirung versteigt sich mitunter bis zur keckstem Parodie. Einen besondern Reiz bildet die Pointe: ein vollständiger Bibelvers, in den die ganze Reihe ausläuft. — Bei einem poetischen Gebilde nun, dessen Charakter so wenig mit der Sprache verwachsen ist, dessen bunter, schillernder Farbenschmelz so unzertrennlich an dem Ausdruck haftet, kann natürlich von einer strengen Uebersetzung nicht die Rede sein. Daß aber Herr Dr. K. die hier einzig billige Aufgabe, die an einen Nachbildner zu stellen ist, in dem deutschen Gewande den Charisi ahnen zu lassen, meist glücklich gelöst hat, mögen folgende Proben bezeugen, die wir aus der zweiten Makame: „Ameise und Floh" überschrieben, herausheben wollen.

Ein Dichterpaar, ein jüngerer und ein älterer — der letztere ist der verkappte Chaber — gehen einen poetischen Wettkampf ein zum Lobe jener beiden Insekten; der jüngere begann:

„Die staubgeborne Ameise — angehörig dem Sklavenkreise — ist sie doch gerüstet auf Heldenweise — sich zu verschaffen ihre Speise. — Ihrer schmalen und schmächtigen Hüften wegen — vermag sie rasch sich zu bewegen — und ist zu sehn auf allen Wegen. — Schwarz ist ihre Haut — doch ist ihr Leib niedlich gebaut. — In schwarzer Tracht — entsteigt sie dem finstern Schacht — noch ehe des Frühroths Pracht — bewältigt die Schatten der Nacht — und bevor noch die Thore werden aufgemacht. — Sie treibt sich umher auf allen Pfaden und Wegen — auf allen Steigen und Stegen — bald ist sie da, bald ist sie dort — bald an diesem, bald an jenem Ort. — In des Winters Tagen — wirst Du vergeblich nach ihr fragen — erst wenn herannaht des Sommers Behagen — pflegt sie sich auf freien Pfad hinaus zu wagen — um für ihren Magen — Beute zu erjagen. — Nicht will sie lang' im Hause weilen — viel lieber mag sie auseilen — um ihren Schritt zu lenken — hinan zu Berges Spitz' — oder ihn zu senken — hinab in Thales Ritz'. — Sie arbeitet mit Hast — ohne Rast — ist fleißig im Schaffen — ohne zu erschlaffen — sie strebt unablässig — und ist nicht lässig — auf Erwerb auszugehn — und ihr Haus mit Nahrung zu versehn. — Sie ist klein und hager — und schleppt dennoch zusammen ein großes Lager — sie reißt und beißt ab Aehren von den Feldern — und verwahrt sie in

*) Es mag hier wie folgt ein kurzer Bericht darüber aus der „New-Yorker Abend-Zeitung" vom 28. April Platz finden:

„Wie wir vor einigen Tagen anführten, bestand der deutsche Wirth J. Pfromer vor dem Gerichtshofe der Oyer and Terminer seine Untersuchung wegen Tödtung des John Sturges. Pfromer war allgemein als ein friedfertiger, anständiger Mann bekannt und geachtet, während Sturges ein Rowdy der allerschlechtesten Sorte war. Pfromer mußte also eine außerordentliche Veranlassung zum Angriffe des Sturges gehabt haben und die lag auch klar zu Tage. Wie alle Zeugen, selbst des Verstorbenen Freunde bezeugen, war Sturges in das Lokal Pfromer's gekommen und hatte gesagt: „Ich will den Bäcker in der Küche prügeln." Pfromer buk dort Kuchen. Sturges war gleich darauf in die Küche gegangen und hatte mit Pfromer Krakehl angefangen. Dieser hat Sturges, dessen Mordlust überall bekannt war, wiederholentlich aufgefordert, die Küche zu verlassen und sich nicht an ihm zu vergreifen, und ist, als Worte nicht halfen, zur That geschritten. Die Vertheidigung wies überzeugend nach, daß Pfromer nur in Selbstvertheidigung gehandelt und der Distriktsanwalt verzichtete auf jede Widerlegung. Jeder erwartete eine augenblickliche Freisprechung des Angeklagten, statt dessen saßen die Geschworenen 25 Stunden, in denen nur einmal die Rede von „Selbstschutz" war, und fanden ein Verdikt auf „schuldig des Todschlags im zweiten Grade." Pfromer war ein ordentlicher Mann, ein Deutscher, und Sturges ein Rowdy, der noch im Tode furchtbar und auf die Wahlen von Einfluß ist. Wenn ein Mann seine Hausehre, die weder er noch sein Weib besitzt, mit dem Tode eines ebenbürtigen Schänders rächt, so macht er sich um das Vaterland verdient; wenn aber ein Deutscher sein Leben gegen einen Rowdy vertheidigt, indem er diesen niederschießt, so ist er ein Verbrecher, ein Todtschläger." Bei dergleichen Gelegenheiten wird den Deutschen ihre untergeordnete und schiefe Stellung in Amerika fühlbar, obgleich sie dies bald wieder vergessen, wenn erst die stärksten Eindrücke vorüber sind.

**) Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter aus dem 11., 12. und 13. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Poesie des Mittelalters. Von Dr. Kämpf, Doc. an der k. k. Universität in Prag 2c. 1. und 2. Band. Prag, Carl Bellmann's Verlag, 1858.

*) Des Arabers Hariri.

den Behältern — die sie in der Erde ausgräbt — worin sie ihren Vorrath aufhebt. . . . . Und zieht der Winter ein in's Land — und hüllt sich die Erde in ein Leichengewand — so daß die Menschen das Freie fliehen — und in's Haus zurück sich ziehen — dann erschleußt sie ihre Vorrathskammer geschwinde — und speist ihr Hausgesinde — mit dem, was ihr Fleiß aufgespeichert — womit ihre Rührigkeit sie bereichert. — So sind ihre klugen Werke — ein Beweis für ihres Schöpfers Weisheitsstärke — und ihr selbst erblüht Ruhm aus ihren Saaten. — Drum Heil dem Rührigen und Regen — der sich ein Beispiel nimmt an ihren Thaten — doch wehe dem Langwierigen und Trägen — der von ihr sich nicht läßt rathen — ihm droht das traurige und schaurige Loos — einherzugehn nackt und bloß — zu müssen küssen des Kummers hagere Lippen — und zum Erbarmen zu umarmen des Mangels magere Rippen."

Und nun begann er sein Gleichniß und sprach:

„Die Heldendirn in schwarzer Tracht
Die Dirnen all' zu Schanden macht;
Nicht Gürtel kennt sie und nicht Gurt,
Doch ist gerüstet sie mit Macht;
Wie Myrrhe ist ihr Leib gefärbt,
Doch Myrrhen-Duft sie stolz verlacht.
Früh geht sie auf die Lauer aus,
Noch eh' es tagt, ist sie erwacht.
Die Sorg' um ihren Unterhalt
Verkürzt den Schlaf ihr in der Nacht.
Wenn Tagelöhner auf erst stehn,
Steht sie schon munter auf der Wacht.
Sie häuft Getraidevorrath auf,
Ist stets auf Hungersnoth bedacht;
Und jedes Körnlein, das sie fängt,
Vergräbt sie hurtig in den Schacht.
Sie wühlet in der Erde Leib,
Höhlt Grotten aus für ihre Fracht.
Und Alles, was sie sammelt ein,
Das wird von ihr dahin gebracht.
Auf Einbruch geht sie täglich aus,
Und kommt doch niemals in Verdacht.
Im Sommer liebt das Freie sie,
Doch nimmt vor Frost sie sich in acht.
Darum versorgt sie sich mit Brod,
Eh' fühlbar wird des Winters Macht.
An Weizen hat sie Mangel nie
Und ihre Mazza ist bewacht.
Lebendig dann begräbt sie sich,
Sobald die Ernte ist vollbracht.
Sperrt ihre Stätt' wie Jiricho,
Hält zu das Thor bei Tag und Nacht.
Bis wieder naht die Sommerzeit,
Des Hauses Pforten auf sie macht.
Entwindet sich der Veste Schooß,
Eilt nach Bet-Lehem*) auf die Jagd.
Sie wähnt, daß wenn umher sie schweift,
So wird sie los der Sünde Tracht.
Und während früh noch Alles schläft,
Hat sie sich schon hinaus gewagt,
Bewegend sich von Ort zu Ort,
Wie Jemand, der Geschäfte macht.
Sie lehrt die Menschen emsig sein,
Wer hat ihr dieses beigebracht?
Im Bette wälzt der Träge sich,
Sie aber schaut des Frühlings Pracht."

Nun beginnt der Gegner seine Schilderung des Floh's:

„Der Floh ist vom Wirbel bis zur Sohle — schwarz wie eine Kohle — ein Mohr in Person — ist er doch keines Mohren Sohn — er nährt sich von ungerechtem Gut — wehrt sich ohne Geschoß voll Muth und verbreitet wie ein geheizter Ofen stechende Gluth. — Er schleicht sich wie ein Dieb in Deine Wohnung — hüllt sich in Deine Kleider ohne Schonung . . . . . Wie oft verbirgt er sich nicht in der Mädchen gewirkten Gewänden — und zwickt die Kleinen bald in die Waden, bald in die Lenden. — Ja, selbst in ihrem Busen sucht er einen Zufluchtsort — und schlägt vermessen auf sein Lager dort. — Er scheut und schont nicht Jungfrau, nicht bemanntes Weib — anschmiegt er sich an ihren Leib — bis sie ob seinem bösen Getreib' — erhebt ein Geschrei — „es schreit die Maid, doch Niemand steht ihr bei"**) . . . . . Schenkel, Arm und Brust — scheinen seine Lust — sich die feisten Theile auslies't er — als wäre er ein Priester***) . . . . . Bei Tage scheint er zu hassen alle Speise — und Abends pflegt er zu prassen auf alle Weise — Voll Wuth — vergießt er der Unschuld Blut — der Reichen, wie der Armen — plagt und nagt er ohn' Erbarmen . . . . Und wenn er nach langem Treiben auf Erden endlich empfindet — daß die Tage kürzer werden und die Wärme 'schwindet — und ahnt er, daß ihn wird der Wind vertreiben — die Kält' entleiben — und der Regen aufreiben — dann ergreift er die Flucht — hüpft und schlüpft in der Erde Schlucht. — Das thun auch die Andern — schicken sich an, in's Exil zu wandern — steigen mit Kind und Gesind lebendig hinab — in's dunkle Grab. — So lang die Kälte anhält — wohnen sie in der Unterwelt — und Erdschollen bilden ihr Gezelt — da wohnen sie in Schaaren — um ihr Leben zu bewahren — doch sobald sie erfahren — daß der Schnee dahingefahren — die Kälte geschwunden — und die Wärme sich eingefunden — halten sie für gekommen ihre Zeit — zu entsteigen der Dunkelheit. — Da sprossen sie hervor aus der Erde Schooß — und wachsen groß — „und viele die geschlummert in der Erde Schacht — sind nun erwacht."*)

Und jetzt begann er sein Gleichniß und sprach:

„Der Nachtgeborne, der Nacht begehrt,
In Finsternissen siebenfach berührt —
Fänd' Rettung er in seiner Schwungkraft nicht,
Vom eignen Feuer wohl würd' er verzehrt.
Er scheint von Profession ein Schmiedgesell',
Den schwarzverkohlt die Flamme und betheert.
Nur mit den Fittigen der Finsterniß
Fliegt er, und Niemand seinen Flug erfährt.
Mich schmerzt sein Stich nur, bis ich ihn erlegt,
Durch seinen Tod wird Heilung mir gewährt.
Als Waffe dient ihm sein Gebiß, das er
Im Kampf gegen mich gebraucht als Schwert.
Mein Blut gleicht einer Rose, welche knospt,
Die er, noch eh' sie aufgeblüht, zerstört.
Er sucht mich heim um Mitternacht, und schließ
Die Thür' ich auch, er wird nicht abgewehrt.
Sein Treiben ist, wie das der Fledermaus,
Die nur zur Nachtzeit aus auf Beute fährt.
So quält er mich die ganze Nacht hindurch,
Nicht läßt er ab, bis sich der Morgen näh'rt.
So raubt er mir den Schlaf, dehnt aus die Nacht,
Die er beginnen läßt, wenn auf sie hört.
Sind's Honigströme, die er in mir sucht,
Daß er so gern von meinem Saft sich nährt?
Des Tages Blick verscheucht ihn schon, nicht braucht's
Des Sturms, da er so klein, gering an Werth.
Er scheint ein Tintentröpflein nur zu sein,
Wie es des Schreibers Feder oft entfährt."

Nachdem nun die beiden Wettkämpfer, von dem Richter überschwänglich belobt und reich beschenkt, vom Schauplatz sich entfernt, entdeckt sich und seinen Gefährten der ältere dem Erzähler auf dessen dringende Bitte mit den Worten:

„Ich bin der Chabër und Der da ist mein Sproß!
Wir sind der Dichtkunst Löwen, die bewährten;
Ich bahne des Wissens Pfade, die verheerten,
Er baut des Liedes Hallen, die zerstörten." . . . . .

Noch möge eine an farbenprächtigen und lieblichen Bildern reiche Schilderung der im Frühling erwachenden Erde hier eine Stelle finden. Sie ist der dritten Makame: „Die zwölf Monate," entlehnt:

„Heman, der Esrachite, spricht:

„Ich befand mich in edler Freunde Mitte — die zusammenführte und vereinte feine Sitte — Alle waren edlem Stamm' entsprossen — und hatten eine gute Erziehung genossen — tiefsinnige Worte entflossen — ihrer Zunge — sie redeten in dichterischem Schwunge — in Bildern, die glühten — und Feuerfunken sprühten. — Gekommen war der Monat Nissan, der mit seiner Zaubermacht — Alles heiter und fröhlich macht — da des Frühlings Pracht sich entfaltet — sobald er waltet. — An der Rose rundem Kinn — rollten des Thaues Thränen hin — und aller Arten Blumengehege — umsäumten im Garten Wege und Stege. — Die ganze Erde prangte in ihrem Feierkleide — ihre Brust umrankte Schmuck und Geschmeide — der Lilie Glanz — war ihre Lust und Augenweide — ihr Blüthenkranz — dicht und schwer — verbreitete Licht umher. — An allen Orten, allen Plätzen — konnte man an edlen Pflanzen sich ergötzen. — Und wo der Flur — von der Natur — versagt waren der Blumen Gaben — da konnte man an frischem Grün sich laben. — Balsamische Düfte — durchströmten die Lüfte. — In gestei-

---

*) Brod-Haus.
**) 5. B. M. 22, 27.
***) 3. B. M. 7, 34. 5. B. M. 18, 3.

*) Daniel 12, 2.

gertem Grade — hatte die Sonne auf ihrem Pfade — ihr kostbar Gut — Licht und Glut — ausgegossen über die Welt — ihr Zelt — war im Widder*) aufgestellt. — Aus der Erde Schoos — wanden sich los — Gräser und Kräuter — verbreiteten sich weiter und weiter — kaum daß sie im Boden Wurzel geschlagen — sah man in die Höhe sie ragen — und über die Erde nach allen Seiten — einen bunten Teppich ausbreiten. — Und die Wolke ward entsandt — zu verkünden dem Volke im Land — daß ein Gewitter kommt herangezogen — und sie rief dem Blitz, der ihr gewogen: — „Zieh' dein Schwert und spanne deinen Bogen! — auf, Blitz, und streite!**) — und mache Beute! — mit deinem feurigen Mund — thu' der Erde kund — daß ich mit meinen Schaaren komme auf sie losgefahren." — Da sprach zu ihr der Blitz: — „Wenn du mir gönnst in deinem Schooße den Sitz — so will ich dir dienen zur Stütz'." — Da sprach die Wolke: „Nicht werd' ich von dir lassen — werde bei der Hand dich stets fassen." — Da erhob der Donner seine Stimme und schallte — so daß die Erde im Grimme wiederhallte — auch des Regens Heer — fiel über die bedrohte her — und den Blitz sah man jagen — hinter dem Wolkenwagen***) — der die Fluth getragen. — Während dessen aber hatte das Gartenland — angethan sein Prachtgewand — und die Lilie, durch des Thaues Umarmung tief bewegt — und freudig erregt — konnte sich der Zähren — nicht erwehren — perlend blieben sie hangen — an ihren Wangen. — Wie ein Mädchen, voll Unschuld, unbefangen — sah man den Garten lugen — durch des Zaunes Luken — er hatte abgelegt den Schleier der Nacht — und angelegt goldschimmernde Tracht — deren Säume — erfüllten mit der Myrrhe Wohlgeruch die Räume — auch der Myrthe Duft — würzte des Gartens Luft. — Der Weinrebe Feuersaft — hatte dem Gebeine, das erschlafft — verschafft — frische Kraft — und in die Herzen, die in Schmerzen zerflossen — Lebensfreude gegossen."

Portugal.

Geibel in portugiesischem Gewande.

Aus Portugal geht uns so selten ein Zeichen geistiger Regsamkeit zu, daß nachstehende Uebersetzungen zweier Gedichte Emanuel Geibel's, welche die zu Lissabon erscheinende „Revista peninsular" mittheilt, unseren Lesern wohl nicht unwillkommen sein werden:

Tu Recuerdo

(traducido del aleman de Geibel.)

Tu dulce recuerdo
por la noche oscura
me ilumine el alma
cuol rago de luna.
Del alma el silencio
tu recuerdo turba,
como el son del harpa,
con grata dulzura.
Entonces me juzgo
dichoso cual nunca.

Es mi carazon
oro, y tu hermosura
la perla brillante
que el oro circunda.
Como perla en oro
tal alli deslumbras.
Ay! asi tuvieras
en el alma pura
grabada mi imagen
cual tengo la tuya.

Al Sueño

(del mismo.)

Refrigerio del alma,
don de los cielos,
alivios de las penas,
placido sueño,
yo te bendigo
al hundirme de noche
en tus abismos.

Mar de misticas olas
tu me circundas,
dando al cuerpo y al alma
dulce frescura.
Lejos, may lejos
se quedan en la orilla
malis que siento.

Yo te bendigo siempre
por la mañana.
De tu seno renace
joven el alma
fresca, brillante
como la hermosa Venus
nacio en los mares.

Un baño santo eres
Que el ser renueva,
la mente fortifica
y el pecho alienta.
El alma pasa
por ti de vida en vida,
de playa en playa.

Baño es tambien la muerte
baño tranquilo,
dó se pierden cuidados
y hay paz y olvido.
La opuesta orilla
con vestiduras nuevas
al alma brinda.

Juan Valera.

*) Das Gestirn im Thierkreise.

**) Richt. 4, 6 ff. 5, 12. Barak-Blitz.

***) Das. 4, 16.

Griechenland.

Die Handelsschifffahrt in Griechenland.

Das Marine-Ministerium in Griechenland, das den Werth und den Nutzen statistischer Nachrichten (πολιτειογραφικών ειδήσεων) für das Land gehörig zu würdigen weiß, veröffentlicht seit längerer Zeit alljährlich Tabellen über den Zustand der griechischen Handelsmarine, und außerdem hat dasselbe bereits dreimal offizielle Verzeichnisse mit den Angaben über Gattung, Namen und Alter der griechischen Schiffe des Königreichs, so wie über die Namen der Capitaine und der Häfen, denen sie angehören, veröffentlicht. Wie diese Angaben für Griechenland und außer Griechenland von Nutzen und von Interesse sind, so werden auch diejenigen Nachrichten, welche kürzlich die in Athen erscheinende „Pandora" über die Zahl der in Griechenland vom Anfange des Jahres 1843 bis Ende Oktober 1858 neugebauten Schiffe unter griechischer Flagge mittheilte, und welche auf den Angaben beruhen, die das Marine-Ministerium auf Ersuchen ertheilt hatte, auch außer Griechenland von Interesse sein. Denn der Handel ist in materieller Hinsicht das hauptsächlichste Lebenselement des griechischen Volkes und Staates, und die Zukunft des Landes beruht eben so auf der Entwicklung des Handels und der Schifffahrt, wie in geistiger Hinsicht auf der Entwicklung des Volksunterrichts und der Volksbildung. Indem wir übrigens das gedachte Verzeichniß in Nachstehendem mittheilen, haben wir dasselbe insofern vereinfacht, als wir von den einzelnen Gattungen der Schiffe, die dort in vierzehn Kolumnen unter den verschiedenartigsten Rubriken aufgeführt werden, hier ganz abgesehen und nur die Gesammtzahl der Fahrzeuge anführen.

In der bemerkten Zeit von 1843 bis 1858 wurden in Griechenland folgende griechische Handelsschiffe gebaut, die zugleich dem Orte nach, wo sie gebaut wurden, ihrem Gesammtbetrage nach, so wie nach der Zahl des Tonnengehalts und der Anzahl der Matrosen, näher bezeichnet werden.

1. Ort.	2. Zahl der Schiffe.	3. Tonnengehalt.	4. Zahl der Matrosen.
Hydra	333	11,141	1,990
Spezzia	643	44,337	3,375
Piräus	257	9,112	1,291
Paros	26	331	97
Poros	256	2,130	880
Syra	909	134,318	6,685
Mylones	21	113	102
Santorin	79	1,598	286
Andros	71	1,210	359
Milos	15	75	48
Skiathos	153	9,098	898
Chalkis	80	685	325
Amaliopolis	55	5,862	328
Skopelos	152	11,981	868
Kumi	49	2,770	390
Missolonghi	60	749	241
Patras	66	989	262
Polos	54	418	162
Galaxidi	162	17,982	1,000
Kalamata	145	772	355
	3,578	253,671	19,942

Eines weiteren Kommentars hierzu bedarf es nicht; die Zahlen sprechen für sich selbst und sie geben reichen Stoff zum Nachdenken. K.

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

II.

Alexandria's Merkwürdigkeiten.

Alexandria im April 1859.

Ein großer Uebelstand in Alexandria, einer Stadt von mindestens 60,000 Einwohnern, ist das fast gänzliche Fehlen von Brunnen. Leider läßt sich dem bei der unmittelbaren Nähe der Wüste sehr schwer abhelfen und man ist genöthigt, zu Nilwasser seine Zuflucht zu nehmen, welches, in großen Lederschläuchen von Kameelen getragen, in der ganzen Stadt herumgeführt wird. Bei Ausflügen in die Nähe des Flusses trifft man ganze Karawanen dieser Thiere, von denen jedes zwei Schläuche, an jeder Seite einen, trägt. Durch einen Strick mit einander verbunden, geht ein Kameel hinter dem andern; das erste wird durch einen Führer geleitet.

Um nun das Wasser in die höher gelegenen Stockwerke der Häuser zu bringen, tragen die, die Kameele begleitenden Araber oder Neger Ziegenfelle an den zusammengeknüpften Beinen derselben um den Hals. Nur der Kopf der Ziege ist abgeschnitten, der Hals dagegen gelassen und dient derselbe als Oeffnung zum Füllen des am Bauche zusammengenähten Felles, in welchem, nachdem es aus den durch die Kameele getragenen Schläuchen gefüllt, bei durch die Hand zusammengehaltenem Halsende, das Wasser bis an den Ort des Verbrauchs gebracht wird. Merkwürdigerweise ist das Wasser im Geschmacke ganz gut, dagegen ist es zum Waschen nur dann zu brauchen, wenn es mehrere Male geklärt worden ist, da es sonst die Wäsche anstatt weiß, gelb und schmutzig macht. Ich habe stets eine gewisse Antipathie gegen Wasch- und Scheuer-Frauen gehabt, aber hier steigert sich dieselbe von Woche zu Woche und bei jeder mir gebrachten Rechnung immer mehr und mehr; denn die Preise für das Waschen sind ungeheuer, so groß, wie ich sie selbst in London, das gerade in dieser Hinsicht den Ruf der Theuerung hat, nicht gezahlt habe. Allerdings mag es für die Damen von der Zunft der Waschfrauen einigermaßen zur Entschuldigung dienen, daß gerade für Seife von der ägyptischen Regierung ein hoher Zoll verlangt wird. Warum dies geschieht, weiß ich nicht; möglicherweise betrachtet man hier diesen von uns durch anerzogenes Vorurtheil als unumgänglich nothwendig gehaltenen Gegenstand als einen Luxusartikel.

Die wenigen Brunnen, die sich in der Umgegend Alexandria's vorfinden, werden von Seiten der Eingebornen als ein besonderes Geschenk Allah's mit hoher Pietät betrachtet. Zum Schöpfen des Wassers bedient man sich zum Theil der auch bei uns auf dem Lande gebräuchlichen Ziehbrunnen, hier aus zwei langen Stücken Bambusrohr bestehend; andrerseits findet man aber auch sehr häufig vollständige Räderschöpfwerke, die durch im Kreise herumgehende Pferde oder Ochsen getrieben werden. Aehnliche Anlagen findet man auch längs des Nils, um das durch die Kameele in die Stadt zu bringende Wasser zu fördern.

Das Klima Alexandria's ist durchweg gesund und ohne die besondere Gefahr von großen, verheerenden Epidemien. Cholerafälle kommen öfter vor, jedoch ohne daß diese Krankheit epidemisch wird. Die Pest zeigt sich wohl in der Umgegend, doch selten oder nie in Alexandria. Die Temperatur gleicht jetzt, Mitte März, am Tage ungefähr der, welche wir in Deutschland Mitte Juni haben, dagegen sind die Abende stets sehr kühl.

Für den Botaniker ist die Gegend um Alexandria ein verhältnißmäßig sehr armer Platz; nur sehr wenige, von den unsrigen abweichende Pflanzen sind zu finden, dagegen ist die Flora der Wüste durchaus neu und interessant und für den Sammler sehr belohnend. An Bäumen haben Cypressen und Dattelpalmen die Oberhand. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, daß hier dicht an der Stadt eine deutsche Brauerei existirt, in deren Garten man unter riesigen Palmen, aber sonst ganz auf deutsche Art, ein gutes Bier trinken kann. Ein deutscher Biergarten im Schatten von Palmen ist gewiß etwas Neues und Eigenthümliches. So wie die Flora, so ist auch das Thierreich hier herum sehr arm geworden. Die wilden Thiere sind durch die Civilisation vertrieben worden, und die Wenigen, die sich bisweilen noch finden, können nur als verirrte Wanderer von Oberägypten gelten. Selbst der Nil hat seine Krokodile in der Nähe Alexandria's verloren; dagegen herbergt die Wüste noch jetzt Tausende von zum Theil sehr großen Chamäleonen. Das Meer allein ist das alte in seinem Reichthum geblieben; es lohnt den Sammler durch eine Unmasse von Seethieren, Muscheln 2c. Eine große Plage für alle Europäer hier sind die Unmassen von Mosquitos, die Einem oft jeden Augenblick der nächtlichen Ruhe rauben. Eine in den Mosquitonetzen, mit denen hier jedes Bett umgeben ist, unvorsichtig offen gelassene ganz kleine Oeffnung genügt, um diese Teufelsbrut den Weg zum Körper des armen Schlachtopfers finden zu lassen und sie benutzen diese Gelegenheit so, daß am andern Morgen der Gepeinigte vor Unmassen von kleinen Beulchen sich selbst nicht wieder kennt. Merkwürdigerweise stechen diese Thiere nie einen der Eingebornen; beiläufig gesagt ist dies durchaus nicht zu verwundern, denn es gehört wirklich Geschmack dazu, einen dieser schmutzigen Menschen nur zu berühren.

Die Verhältnisse der Frauen scheinen durch den Einfluß der vielen hier lebenden Europäer bedeutend milder als früher geworden zu sein, wenigstens sieht man jetzt, was, wie man mir sagte, früher nie der Fall war, sehr häufig Frauen auf der Straße erscheinen. Allerdings bedeckt ein Tuch ihr ganzes Gesicht von den Augen, die frei bleiben, abwärts, jedoch wenn auch diese manchmal recht lebhafte Blicke auf den vorbeigehenden Europäer werfen, der entenartige, wackelnde Gang und die ganz ohne alle Grazie verhüllte Figur verderben für denselben allen Eindruck. Einen wirklichen Harem sah ich, natürlich nur von außen, dem Palast des Vicekönigs gegenüber und diesem gehörig, in welchem, wie man mir sagt, über Hundert dieser Unglücklichen schmachten. Der Palast scheint mit dem Harem gar keine Verbindung zu haben, möglicherweise geht jedoch ein unterirdischer Gang von dem einen zum andern. Merkwürdig, aber entwürdigend halte ich es, daß eine Menge von christlichen Frauen hier türkische Kleidung adoptirt haben und eben so verhüllt wie Jene gehen. Wenn es nichts Anderes ist, so ist es an und für sich schon gegen den Geist des Christenthums.

Der Palast des Vicekönigs, ein Werk Mehemed Ali's, ist ganz im französischen Geschmack gebaut. Das Innere desselben zeigt neben echt orientalischer Pracht oft das Bild großer Einfachheit. So findet man in einem der herrlichen Zimmer eine rohe, hölzerne Bettstelle, in welcher der Vicekönig schläft, während er im nächsten Saale eine massiv silberne von der künstlichsten, geschmackvollsten Arbeit stehen hat. Besonderer Fleiß ist auf die Fußböden verwendet und sind einige Zimmer, in welchen dieselben nur aus Ebenholz und Ceder bestehen, reine Kunstwerke. Die Möbel, Vasen, Uhren und sonstige Zimmerverzierungen sind alle französischen Ursprungs, einiges sehr schön, anderes, wie z. B. die Rouleaux in einigen Gemächern durchaus ordinair und häßlich. Lehnsessel von europäischer Form findet man fast überall und sind dieselben der ungeheuren Dicke Seiner Hoheit halber von bedeutenden Dimensionen. Das Billard, welches hier steht, würde ich eher für das Eigenthum irgend eines deutschen Kneipiers, als für das des Vicekönigs von Aegypten gehalten haben; durchaus kunstlos und ölbefleckt gleicht es auf ein Haar denen, auf welchen wir in Deutschland für sechs Pfennige die Partie spielten. In demselben Zimmer befindet sich auch ein Piano von eben so untergeordnetem Werthe. Ein wahres Kunstwerk und ein Meisterstück des Geschmackes ist jedoch der große Empfangssalon. Der mit künstlichen Steinen von allen Farben behängte Kronleuchter hat 120 Flammen und muß angezündet dem Saale einen feenhaften Anblick geben. Ein Divan ganz herum um die Wände dieses Raumes bildet das alleinige Meublement desselben. Der Vicekönig wählt zu seinem Sitze stets eine Ecke des Divans, und sind zu diesem Behufe daselbst golddurchwirkte Decken übergebreitet. Der Saal selbst ist so vollständig akustisch gebaut, daß jedes an der Thüre, wenn auch ziemlich leise gesprochene Wort in der hintern Ecke laut und deutlich gehört wird, so daß es nicht nöthig ist, daß irgend Jemand in den Raum selbst oder überhaupt weiter als bis zur Thüre tritt, um Befehle in Empfang zu nehmen, oder eine Botschaft zu überbringen. Die Gärten des Vicekönigs sind leider fast immer für das Publikum geschlossen. Bereits habe ich zwei Mal hineinzukommen erfolglos versucht, vielleicht gelingt es mir ein drittes Mal besser.

So arm wie die Umgegend von Alexandria an Pflanzen und Thieren ist, eben so wenig bietet sie dem Alterthumsfreunde an bemerkenswerthen Ueberbleibseln aus jener fast mythischen Zeit, wo Aegypten der Hauptsitz der Intelligenz und Wissenschaft war. Selbst Alterthümer aus der so viele Jahrtausende spätern Zeit, wo Aegypten römische Provinz war, sind fast keine anzutreffen.

Unter den wenigen, sich in unmittelbarer Nähe Alexandria's noch vorfindenden, bemerkenswerthen Baudenkmälern aus der Vorzeit Aegyptens verdienen die „Katakomben" zuerst erwähnt zu werden. Diese regelrecht in den harten Fels gehauenen Gewölbe stammen jedenfalls aus den ältesten Zeiten, doch wurden dieselben weit später von den Römern, wahrscheinlich schon damals verschüttet, wieder aufgefunden und benutzt. Ihre ganze Bauart deutet auf ihren ursprünglichen Zweck, als Grabstätten zu dienen, hin; die großen, runden Säle mit regelmäßigem Rundgewölbe waren jedenfalls zur Abhaltung der Leichenceremonien, die an den Wänden ringsherum eingehauenen Nischen zur Aufnahme der Leichen selbst bestimmt. Nur einige der Säle sind vollständig gangbar gemacht, zu anderen kann man nur auf Händen und Füßen gelangen, und gewiß liegen noch eine Menge derselben vollständig verschüttet. Vor ungefähr sechs Monaten entdeckte man an einer andern Seite der Umgegend Alexandria's ähnliche Katakomben, an deren Ausgrabung zum Theil noch gearbeitet wird. Dieselben sind jedoch jedenfalls nicht so alt, als die vorher erwähnten, sondern stammen erst aus den ersten Zeiten des Christenthums. Die noch erhaltenen Wandgemälde thun ihren Zweck einer christlichen Kirche augenscheinlich dar.

Den Hügel, an welchem die eben erwähnten Ausgrabungen stattfinden, hinaufsteigend, gelangen wir zu einem Denkmale aus der Zeit der Römerherrschaft über Aegypten. Es ist eine einzelne Säule von bedeutender Höhe, die auf diesem, Alexandria beherrschenden Platz, wohl als eine Erinnerung an irgend einen Verstorbenen, möglicherweise auch als Gedenkstein an einen errungenen Sieg aufgestellt wurde. Da sie ohne alle Inschrift ist, läßt sich ihr Zweck schwer bestimmen, doch wird ihre

Errichtung neueren Forschungen nach, nicht wie bisher dem Pompejus, sondern dem Diocletian zugeschrieben. Unter dem Namen „Pompejussäule" ist sie jedoch hier allgemein bekannt und man würde seinen Dragoman oder seinen Eseltreiber in große Verlegenheit bringen, wollte man unter anderm Namen danach fragen. Die umwohnenden Araber treiben ein ziemlich einträgliches Geschäft mit dem Verkauf von kleineren, von dem untern Theil der Säule abgeschlagenen Stücken an die Fremden, was gar leicht ein Umfallen dieses schönen Baudenkmals zur Folge haben könnte.

Wenden wir uns bei unserm Wege zur Stadt zurück etwas rechts, so gelangen wir bald in der unmittelbaren Nähe des Meeres zu einem wüsten, leicht eingezäunten Bauplatz, in dessen einer Ecke wir ein anderes Andenken aus längst vergangenen Zeiten finden. Es ist ein Obelisk von imposanter Höhe aus einem einzigen Stück Stein bestehend und von oben bis unten mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt; er ist unter dem Namen „die Nadel der Kleopatra" bekannt. Früher stand hier noch ein anderer, ganz gleicher; derselbe wurde jedoch von Mehemed Ali den Engländern zum Geschenk gemacht und diese legten den Obelisk um, in der Absicht ihn nach England zu transportiren. Der Versuch mißlang jedoch, der ungeheuren Schwere dieses Steinkolosses halber, und so schlummert die eine Nadel der Kleopatra bereits ganz versandet zu den Füßen ihrer glücklichern aufrechtstehenden Schwester. Für heute genug. Die Fortsetzung dieses Briefes erhalten Sie aus dem Innern Aegyptens, von der Gränze Nubiens.

R. Schück.

Mannigfaltiges.

— Die italiänische Frage und die Rheingränze. Das Heft der Revue des deux Mondes vom 1. Juni bringt einen mit eben so großer Mäßigung, als Sachkenntniß geschriebenen Artikel von Herrn Ch. de Mazade über den Krieg und das europäische Interesse daran („La guerre et les intérêts européens"). Es wird darin historisch zu entwickeln gesucht, wie die italiänische Frage von 1815 bis zum heutigen Tage sich zu einem gordischen Knoten geschürzt, der eben nur durch das Schwert zu lösen. Es wird dargethan, daß Italien seit Jahrhunderten das Feld sei, auf welchem sich französische und österreichische Interessen einander gegenüber ständen, daß es aber für jenes Land selbst, wie für das, was man das „europäische Gleichgewicht" nenne, und für den Frieden des Welttheils von außerordentlichem Segen sein würde, wenn sowohl Frankreich als Oesterreich von Italien fern gehalten werden könnten und dieses seine nationale Unabhängigkeit, unbeirrt von der einen, wie von der andern Seite, zu begründen im Stande wäre. Wir folgen nicht den Deductionen, in welchen der Verfasser nachzuweisen sucht, daß sich Frankreich vor Erlaß der österreichischen Sommation an Piemont wirklich damit begnügt haben würde, die italiänische Frage vor einem europäischen Kongresse verhandelt zu sehen und daß auch jetzt noch Frankreich diese Frage nicht sowohl vom Gesichtspunkte eines Wechsels der Herrschaft, als von dem der Beseitigung des ausländischen Einflusses in Italien, betrachte. Dagegen theilen wir nachstehend mit, was Herr de Mazade über das Verhältniß des heutigen Frankreichs zur Frage der Rheingränze sagt:

„Das Geheimniß der möglichen Ausdehnung des gegenwärtigen Krieges ist in diesem Augenblicke jenseits des Rheins verschlossen, und nirgends sonst. Deutschland bietet in der That seit einigen Monaten ein merkwürdiges Schauspiel dar. Einerseits sucht Oesterreich die deutschen Staaten auf seine Seite zu ziehen, indem es sich bemüht, diese zu überzeugen, daß Deutschlands Macht durch einen Krieg in Italien bedroht sei und daß sie daher gemeinsame Sache mit der kaiserlichen Herrschaft jenseits der Alpen machen müßten. Andererseits bemüht sich Preußen, ohne seine Augen gegen das zu verschließen, was die Ereignisse mit sich bringen, die Action Deutschlands auf das zurückzuführen, was es als die Vertheidigung der „wahrhaft deutschen Interessen" bezeichnet. Zwischen den beiden Mächten, welche die Häupter des deutschen Bundes bilden, geht die Bewegung der übrigen Staaten vor sich, die täglich von der öffentlichen Meinung (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung) zu Maßregeln oder Vorschlägen gedrängt und getrieben werden, welche offenbar einen gegen Frankreich gerichteten, feindseligen Charakter tragen. Nichts ist bekanntlich gefährlicher, als diese Aufregungen der öffentlichen Meinung, wobei die Vaterlandsliebe mit ihrer edeln Empfindlichkeit in Gefahr kömmt, künstlichen oder eigennützigen Zwecken zu dienen — Aufregungen, die oft auf einem ungreifbaren Mißtrauen beruhen und die aus einem Kriege in Italien sofort einen Krieg am Rhein machen. Was Deutschland so aufregt, ist augenscheinlich der dort vorherrschende Gedanke, daß Frankreich sich durch einen zurückgekehrten Ehrgeiz, durch eine wiedererwachte Eroberungslust leiten lasse und daß die italiänische Expedition nur der erste Akt eines Drama's sei, das am Rhein zu Ende gespielt werden soll. Daß Deutschland mißtrauisch ist, läßt sich allenfalls erklären. Aber sieht man denn nicht, daß gegen diese Eroberungslust, die den deutschen Patriotismus so in Bewegung bringt, nicht blos die öffentliche Meinung, sondern auch das positive und offenbare Interesse Frankreichs ist? In unserm Lande giebt es heutzutage keinen Angriffs-Gedanken gegen Deutschland und kann es keinen solchen geben; ebenso wenig giebt es hier jetzt eine Rheinfrage, schon deshalb nicht — und zwar ist dies nur einer von den vielen Gründen dagegen —, weil Frankreich in diesem Falle ganz Europa, alle Interessen, allen Patriotismus der verschiedenen Länder der ganzen Welt gegen sich haben würde... Jene Siege von ehemals, die nur Eine Zeit hatten, wir haben sie theuer genug durch die Unfälle bezahlen müssen, die man so gern in unser Gedächtniß zurückruft, und wir bezahlen sie vielleicht noch theuerer durch das Mißtrauen, mit welchem man im Auslande jede Bewegung Frankreichs begleitet. Die französische Politik kann und darf heutzutage nicht daran denken, Eroberungszüge jenseits der Alpen zu unternehmen, und aus diesem Grunde gestaltet sich die italiänische Differenz zu einer derjenigen Fragen, mit denen sich zu beschäftigen Deutschland zwar das Recht und die Pflicht hat, die jedoch weder seine Größe noch seine nationale Existenz in irgend einer Weise verletzen oder bedrohen."

— Die kleineren, italiänischen Staaten. Wie weit die heutigen Franzosen davon entfernt sind, in Italien — eine Politik der Eroberung und der Einverleibung à la Napoleon I. befolgen zu wollen, geht aus den Rathschlägen hervor, welche die Revue des deux Mondes mit Bezug auf die kleineren italiänischen Staaten ertheilt: „Allerdings," sagt dieses Journal in seiner „Chronique de la quinzaine" vom 1. Juni, „allerdings muß man die kleineren Staaten auffordern, sich an dem Kriege zu betheiligen und ihre Kontingente zu stellen, so daß, wo möglich, jetzt schon eine italiänische Bundes-Armee hergestellt wird, aber man muß sich hüten, dabei irgendwie Gewalt; wäre es auch nur anscheinend, durch willkürliche oder voreilige Gebiets-Einverleibungen, nicht blos gegen die auf Staatsverträgen beruhenden Rechte der einzelnen Staaten, sondern auch gegen die Empfindlichkeit der an ihrer historischen Autonomie hangenden Bevölkerungen anzuwenden. Diese Lage der Dinge bietet sich in Parma, in Modena, nirgends aber unter zarteren Beziehungen, als in Toskana, dar. Daß bei der toskanischen Revolution ein unitarisches Element mitgewirkt, ist unzweifelhaft; aber die gemäßigt liberale Partei hat, Dank der Gunst, mit welcher die öffentliche Meinung sie umgiebt, sehr bald das partikularistische Element wieder hervorzukehren gewußt. Durch den Einfluß dieser Partei hat Toskana ein achtbares Ministerium und eine eigene Staats-Consulta erlangt, im Widerspruch mit den übertriebenen, unitarischen Ideen einiger Männer, die sich für die wahren Vertreter der in Turin herrschenden Politik ausgeben. Vor einigen Tagen noch hatte die auf diese Weise hergestellte, toskanische Autonomie eine ernste Gefahr zu bestehen, indem, wie ihre Gegner behaupteten, Toskana in voller Anarchie und eine Besetzung durch die Franzosen unumgänglich sei. In Folge dessen sprachen die Unitarier auch schon von sofortiger Einverleibung, von Aufhebung der Zollgränzen, der Finanzverwaltung, des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten u. s. w. Dieser plötzliche Lärm ist, wie wir glauben, mit eine Ursache gewesen der unerwarteten Ankunft des Prinzen Napoleon in Florenz, aber es scheint, daß die Gefahr wieder vorübergegangen und daß es den toskanischen Liberalen, die ihre Sache in vortrefflicher Weise geltend zu machen wußten, gelungen ist, die unpolitische Absorption, von der sie sich bedroht hielten, von ihrem Staate abzuwenden."

— Sprachvergleichende Forschungen in Italien. In dem Mailänder Crepuscolo finden wir einen Aufsatz: „Delle antiche lingue d'Italia," der insofern interessant ist, als ein Italiäner (G. Rosa) in diesem Falle seine Landsleute mit den deutschen Forschungen auf dem Gebiete der Sprachvergleichung bekannt zu machen sucht; namentlich sind es die Arbeiten von Mommsen, Aufrecht und Kirchhoff, die „Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft," die er als Quellen anführt; nebenbei aber auch andere Werke, die in dieses Fach schlagen, z. B. Lange's Antiquitäten, Zauß über das Keltische, Diessenbach, Holtzmann, Gerlach u. s. w. Wir können indeß aus dem Aufsatze nur so viel entnehmen,

daß die Methode der sprachvergleichenden Forschung für die Italiäner noch ein versiegeltes Buch ist; die Berichterstattung ist weder tief, noch klar, noch von Verständniß zeugend, und mischt die entgegengesetztesten Standpunkte in den allgemeinen Mischmasch der deutschen Gelehrsamkeit zusammen, vor der, wie es scheint, die Italiäner einigen Respekt bekommen sollen. Wie man z. B. die hebräischen Erklärungen des Etruskischen von Stückel, das Oskische von Huschke und das der Bopp'schen Schule zusammenreimen will, ist nicht recht begreiflich. Die beigebrachten Proben eigner Sprachwissenschaft sind ebenfalls nicht von besonderer Gründlichkeit. „Cosi, mentre il celtico cean, il greco ecaton, il latino cantum corrispondono al sanscritto kantan (?), il tedesco undert (hundert) sta isolato." — Dies ist unrichtig; das deutsche hund-erd, goth. hund ist durch Lautverschiebung ganz richtig gebildet.

— Uebersetzungen englischer Romane. Bei Franz Kirchheim in Mainz, dem bekannten Verleger der einst so berühmten „Amaranth" von Redwitz, erscheinen jetzt ausgewählte englische Romane, die gewiß einen großen Leserkreis anziehen werden, denn sie vereinigen ein spannendes Interesse mit streng moralischer Tendenz. Das Böse wird zwar geschildert, aber stets bestraft und so in abschreckender Weise behandelt, daß es wie eine heilsame Arznei wirken muß. Die Engländer haben ein merkwürdiges Talent, mit dramatischer Lebendigkeit den Reiz des Schauerlichen in ihre Romane zu verflechten; sie übertreffen darin die Franzosen bei weitem, weil sie naturwahrer schreiben. Sie suchen stets einen wirklichen Hintergrund für ihre spannenden Ereignisse und hüten sich vor Uebertreibungen. Bulwer und Dickens haben hierin Vorbilder geliefert, die allerdings noch mancher Variation fähig sind.

„Dick Tarleton" (von einem ungenannten Verfasser) heißt eine Erzählung in zwei Bänden, die im höchsten Grade die obigen Vorzüge besitzt und so viel Stoff zu dramatischen Effekten enthält, daß Frau Birch-Pfeiffer ein halbes Dutzend guter Theaterstücke davon anfertigen könnte. Die eigenthümlichen Erbschaftsverhältnisse der vornehmen Familien in England geben Veranlassung zu tragischen Verwickelungen, in Folge deren der Held nach Australien gehen muß, wo das Gaunerleben der Auswürflinge Europa's ihn mit tausend Gefahren umgiebt. Er überwindet sie jedoch, und erhält sich seinen unbefleckten Charakter; er kehrt nach England zurück und gelangt zu seinem rechtmäßigen Erbe, nachdem in dem altersgrauen Schlosse die Nemesis in ernstester schauerlichster Weise gewaltet hat. Der Uebersetzer nennt sich Veltheim und gehört einer vornehmen baierischen Familie an. Seine Sprache ist gebildet, aber einige süddeutsche Gewohnheiten müßte er doch noch ablegen, um eine gute Uebertragung zu Stande zu bringen; indessen sind die Romane des Kirchheim'schen Verlags doch in besserem Deutsch geschrieben, als die meisten Uebersetzungsfabriken es liefern. Es wäre schon deshalb eine größere Verbreitung derselben wünschenswerth, damit aus unseren Leihbibliotheken die lächerlichen Sprachverdrehungen verschwinden, die in dieser Weise weder bei Franzosen noch Engländern vorkommen; denn wenn diese die Feder zur Hand nehmen, so verstehen sie doch wenigstens ihre Muttersprache, wenn auch nicht das Idiom, aus welchem sie übersetzen. Für Romanleser, die jetzt meistens den weniger gebildeten Kreisen angehören, ist es wichtig, daß sie sich wenigstens durch Lektüre in ihrer Muttersprache üben und nicht etwa ihren Styl und ihre Kenntniß der Grammatik einbüßen durch die Verirrungen, welche schlechte Uebersetzer sich zu Schulden kommen lassen. — v. —

— Neue polnische Zeitschriften der Provinz Preußen. Der Buchdrucker und Buchhändler A. Ganscherowski zu Johannisburg in Ostpreußen kündigt durch zwei uns zugegangene Probeblätter zwei neue Zeitschriften für die polnischen Landleute in Masuren an, denen auch außerhalb dieses Landestheiles unter den Landleuten polnischer Zunge eine weite Verbreitung zu wünschen wäre. Das Eine nämlich ist eine landwirthschaftliche Zeitschrift: „Zaradny gospodarz wiejski" („Der praktische Landwirth") und wird in monatlichen, zwei bis drei Bogen starken Lieferungen erscheinen. Illustrationen von landwirthschaftlichen Maschinen, Geräthen &c. sollen die populär geschriebenen, den Landmann belehrenden Abhandlungen erläutern. Das Andere, ebenso verdienstliche Unternehmen richtet sich zunächst an die meistens evangelischen Bewohner jenes polnisch redenden Landestheiles (Masuren) und wird von dem Prediger Möller zu Osterode unter dem Titel: „Prawdzwiy Evangielik polski" („Der wahrhafte Polnisch-Evangelische") herausgegeben. In der Probenummer findet sich unter Anderem ein polnisches Gedicht „zur Feier des 27. Januar 1859," des Geburtstages des künftigen preußischen Thronerben, sowie Nachrichten von evangelisch polnischen Gemeinden in Westpreußen, in Galizien und österreichisch-Schlesien. Regelmäßig werden beide Journale erst vom 1. Juli ab ausgegeben, und zwar ist das landwirthschaftliche Blatt zum Preise von $1/2$ und resp. $1/3$ Thlr. halbjährlich zu haben, während das evangelisch-kirchliche Blatt, das wöchentlich in einem halben Bogen erscheint, am Druckorte 5 Sgr. vierteljährlich kostet und den evangelischen preußischen Militärs polnischer Zunge gegen das bloße Versendungsporto erlassen werden soll.

— Photographie durch Wärme ohne Sonnenlicht. Darüber berichtet die Literary Gazette: „Auf Grund eines Experiments und nach Anleitung des Herrn Niépce de St. Victor stellte ein Herr Crookes folgenden Apparat her: Er nahm eine, inwendig mit in Weinsteinsäure getrocknetes Papier bekleidete zinnerne Röhre. Nachdem er etwas Wasser hineingegossen, um das Papier gehörig anzufeuchten, und den Rest hatte auslaufen lassen, verschloß er die Röhre und erhitzte sie bis zu einem Grade, daß man sie mit bloßen Händen nicht berühren konnte. Dann öffnete er sie stracks und setzte sie mit der Mündung auf ein Blatt sensitives Chlorursilber-Papier, auf das er vorher als ein Negativ ein beschriebenes Billet gelegt hatte. Nach etwa zehn Minuten zeigte sich ein dem von Niépce erlangten genau entsprechendes Resultat. Der Kreis des von der Mündung der Röhre bedeckten sensitiven Papiers wurde an den Punkten, die von dem beschriebenen Blättchen nicht beschützt waren, sichtbar geschwärzt und die Buchstaben des letztern erschienen nun weiß auf schwarzem Grunde und deutlich lesbar. Ein unwiderleglicher Beweis, daß das Sonnenlicht mit der Operation nichts zu schaffen hat, da sie Nachts bei einem Lämpchen vollbracht wurde, und man überdies vorher alle dabei angewandten Materialien und Geräthe einige Zeit im Dunkeln hatte liegen lassen. — Crookes meint, daß hier die Wärme in Verbindung mit einem chemischen Reagens der Körper innerhalb der Zinnröhre diese Wirkung hervorbringe. Jedenfalls ist der Gegenstand reif für eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung, die, wenn sie nicht schon unternommen ist, gewiß in nächster Aussicht steht."

— Neueste Anwendung der Photographie. Der Bedarf von Karten des italiänischen Kriegsschauplatzes für den Generalstab und die befehlhabenden Offiziere der französischen Armee hat zu einer ebenso neuen als sinnreichen Anwendung dieser Kunst Anlaß gegeben. Die Gebrüder Bisson in Paris, bekannte, sehr geschickte Photographen, haben nämlich die schöne, vom österreichischen Generalstab herausgegebene Karte des lombardisch-venetianischen Königreichs auf photographischem Wege kopirt und vervielfältigt. Bis zum Ausbruche des Krieges ist die österreichische Generalstabskarte im Buchhandel zu haben gewesen — allerdings zu einem sehr hohen Preise — doch ist sie seitdem aus der Circulation gezogen worden. Um eine Kopie davon zu nehmen, haben nun die Herren Bisson die Originalkarte in mehrere Stücke getheilt, welche Letzteren dann einzeln, und zwar mit der größten, minutiösesten Sorgfalt photographirt wurden, so daß sie bei der Zusammensetzung ein vollständiges Ganzes bilden und die Conturen der Zeichnung sowohl, als die Schrift, nichts zu wünschen übrig lassen. Eine Arbeit, zu deren Vollendung der Grabstichel mehrere Jahre gebraucht, hat ihm die Photographie in einigen Tagen nachgemacht.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

28. Jahrgang. | Sonnabend, den 18. Juni 1859. | № 71-73.

Inhalt:

England.

Thomas Carlyle
und die deutsche Literatur in England.

Von Julius Rodenberg.

Es sind jetzt etwa 34 Jahre her, da setzte sich Mr. Jeffrey, der gewaltige Reviewer von Edinburgh, in seinen weichgepolsterten Ledersessel und schrieb mit einer Hand, deren Nägel gut gebürstet waren, mit einer zärtlich gepflegten weißen Hand, die nach Windsor-Soap duftete, folgende Worte über „Wilhelm Meister," über Goethe und deutsche Poeten insgemein: „Ihre Werke riechen, so zu sagen, nach der Krämerbude — nach braunen Tuten voll fettiger Kuchen- und Schinkenschnitte — nach den Bratpfannen dunkler Hinterstuben. Alle bemerkenswerthen Erinnerungen aus der Jugend beziehen sich auf unvergeßliche Leckerbissen und die Plünderung der Speisekammer. — Denn," Deutschland, horch auf! — „die Schriftsteller sowohl, als die Lehrer in jenem Lande gehören fast ausschließlich zu der plebejischen und gemeinen Klasse. Die Gelehrten daselbst sind zumeist beklagenswerthe, arme und hülflose Männer, und die behäbigen Bürger, welche auf der Frankfurter Messe Unterhaltungsbücher zu Tausenden einkaufen, stimmen vielleicht in Nichts so sehr mit ihren Autoren überein, als in dem Werth, den sie in jene häusliche Bequemlichkeit setzen, auf welche ihre Armuth sie beschränkt, und sie lesen Nichts mit solcher Begierde, als die Stellen, in welchen ihre hohe und unangetastete Wichtigkeit herausgestrichen wird." (Edinburgh Review, Vol. XLII, pag. 418.)

Gegen diese Worte, die der Ausdruck dessen waren, was man sich noch vor 34 Jahren in England unter „Deutschen Dichtern" und „deutschem Publikum" dachte, erhob sich Thomas Carlyle. Die hohe Achtung, die jetzt die stolzeste und ablehnendste Nation der Welt vor deutscher Literatur empfindet, ist zumeist sein Werk. Die Geschichte Carlyle's ist die Geschichte deutscher Literatur in England — das Leben und Streben des Einen ist so eng mit dem fortschreitenden Sich-geltend-machen der Anderen verwachsen, daß Beide fortan von allen nachfolgenden Geschlechtern Englands in glorioser Verbindung genannt werden müssen.

Thomas Carlyle ward am 4. Dezember 1795 im südlichen Schottland geboren. Sein Vater war ein „small farmer," ein kleiner Pächter, aber in bemittelten Umständen. Was Carlyle in seinem berühmten Essay über Burns sagt, paßt buchstäblich auf ihn selber. „Er hatte, was seine Eltern anbetrifft, jeden Grund, sich glücklich zu schätzen. Sein Vater war ein Mann von gedankenvoller Innerlichkeit und ernstem Charakter, wie es die Besten unsrer Bauern sind. Er schätzte Kenntnisse, besaß einige, und hatte — was weit besser und weit seltner ist — einen empfänglichen Geist für mehr. Ein Mann von scharfer Einsicht und demüthigem Herzen; ehrfürchtig gegen Gott und freundlich darum gegen Alles, was Gott geschaffen. Mit Einem Wort: wiewohl nur ein harthändiger Bauer, ein vollständig entwickelter, ein ganzer Mann. Solch ein Vater findet sich in allen Stufen der Gesellschaft selten; und er ist es werth, daß man, um ihn zu suchen, tief in die Gesellschaft hinuntersteigt."

Es ist merkwürdig, auch hier bestätigt zu finden, was dem Forscher in alter und neuer Literatur längst aufgefallen sein wird: daß sich die Denker und Kritiker vorwiegend unter dem Einfluß ihrer Väter gebildet und geschult, während die Dichter sich aus der Gemüthsfülle ihrer Mütter genährt haben. Bei Goethe, der als Philosoph und als Poet auf gleicher Höhe steht, wirkten die beschränkende Strenge des Vaters und die Alles belebende „Frohnatur" der Mutter zusammen.

Uebrigens war auch Carlyle's Mutter nicht ohne Einfluß auf den Entwicklungsgang ihres Sohnes; sie war eine mildherzige, fromme Frau.

Thomas Carlyle war noch sehr jung, als er die Edinburgher Universität bezog; er war noch nicht älter als 18 Jahre. Aber schon in so jungen Jahren erregte er nicht nur als fleißiger Student, sondern eben so sehr als origineller Denker die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Kameraden. Seine Belesenheit soll schon damals einen erstaunenswerthen Umfang gehabt haben; und wir dürfen wohl auf ihn selber beziehen, was er in seinem „Sartor resartus" den Helden dieses wunderlichen Buches, Herrn Teufelsdröckh, von sich sagen läßt: „Den wüsten Jargon der metaphysischen Controverse, der Etymologie und mechanischen Manipulation — die man fälschlich Wissenschaft nennt — jenen Jargon, welcher auf der Hochschule geläufig war, den lernte ich besser vielleicht als die Meisten. Unter eilfhundert jungen Menschen wird es immer eilf geben, die lernbegierig sind. Im Wetteifer mit diesen gewinnt man eine gewisse Wärme und einen gewissen Schliff; Instinkt und glückliche Fügung führten mich dahin, weniger zu disputiren, als zu denken und zu lesen, und lesen durfte ich, so viel ich wollte. Ja, aus dem Chaos der Bibliothek glückte mir's mehr Bücher zu fischen, als vielleicht den Bibliothekaren selbst bekannt waren. Dadurch war der Grund zu einem literarischen Leben gelegt. Ich lernte aus eigenem Vermögen, in fast allen Kultursprachen über fast alle Gegenstände und Wissenschaften fließend zu lesen. — Freilich war Carlyle für die Kirche bestimmt gewesen; aber auf dem „Grund zu einem literarischen Leben" läßt sich ein Vikariat der anglikanischen Hochkirche nicht gut bauen. Er gab seine theologischen Absichten auf, aber er wußte lange nicht, wohin sich wenden. Das „literarische Leben" zog ihn unwiderstehlich an. „Wenn das Leben eines Autors," sagt er, (Life of Schiller, p. 55) „bewegter und schmerzlicher ist als das anderer Menschen, so ist es doch geiststärkender und erhebender. Das Schicksal kann ihn unglücklich machen, — verächtlich machen kann nur er sich selbst! Die Geschichte des Genius hat, in der That, ihre lichte Seite so gut als ihre dunkle. Und wenn es betrübend ist, das Elend und — was schlimmer — die Erniedrigung so vieler begabter Männer zu überschauen: so ist es doppelt beglückend, andrerseits über die Wenigen nachzudenken, die

es inmitten der Versuchungen und Sorgen, denen das Leben in all seinen Gebieten, und zumeist in den ihrigen, unterworfen ist — in Ruhe und tugendreicher Majestät durchwandert haben und nun nicht weniger ihres Lebens als ihrer Schriften halber unsrem Andenken heilig sind. Solche Männer sind die Blüthe dieser niederen Welt; ihnen allein gebührt das Beiwort „groß“ mit dem ganzen Nachdruck seines stolzen Klanges. In ihrem Dahinschreiten ist die Harmonie, die man zu betrachten liebt; wer Heldengedichte schreiben will, der sollte aus seinem ganzen Leben ein Heldengedicht machen.“

Für diese Worte sollten alle ernstgesinnten Schriftsteller unsrer Zeit dem würdigen Manne, der sie gesprochen, die Hand drücken. Er sagt ihnen vor Allem, auf was sie insgemein verzichten müssen — und wahrlich, das ist nicht wenig! Es ist das, was die Anderen Glück und Freude und Wohlstand nennen — sie die geistige Avantgarde im Siegesmarsch des Geistes, sie die idealen Eroberer, die der trägen Wildniß neue Territorien abfordern für den Gedanken und die Thätigkeit ihrer beglückteren Brüder — welcher Siegespreis, welcher Ehrentheil von den Eroberungen wird ihnen? Was gewinnen sie dabei? Nichts — ach, Nichts als das „Integer vitae,“ welches sie mit wehmüthigem Lächeln über die Thüre ihres einsamen Zimmerleins schreiben! — Aber daß dies Alles, daß dies mehr sei, als die materielle Ausbeute eines noch so gesegneten Lebens, das fühlte und sprach Carlyle doch auch aus; und doch zauderte er noch sich zu entscheiden. Er ernährte sich einige Jahre vom mathematischen Unterricht, ward 1823 Hauslehrer und .... schrieb das „Leben Schiller's“ und übersetzte Goethe's „Wilhelm Meister.“

Es war im Jahre 1824, als diese Uebersetzung zuerst erschien. Carlyle hatte damals weder Namen noch Ruf; sein Werk hatte den einfachen Titel: „Wilhelm Meister's Apprenticeship, a novel from the German of Goethe.“ Es ward von den meisten Blättern leidlich gut aufgenommen; Blackwood lächelte gnädig und de Quincey, der Opiumesser, war nur ein bischen neidisch. Aber da erhob sich Mr. Jeffrey, der Gewaltige von Edinburgh, von Byron's spott-vergifteten Pfeilen bereits tödtlich getroffen, zu jenem berühmten Angriff auf Goethe, der, auf ihn zurückgeschleudert, ihn gänzlich erdrückte, und der deutschen Literatur die Thore Englands weit öffnete. — Er habe diese Novelle als das beste Muster deutscher Literatur angesehen, sagt der Reviewer, da die Deutschen selbst sie „als das allergrößte Werk ihres allergrößten Schriftstellers betrachteten, als das Originellste, das Mannigfaltigste, Erfindungsreichste, Charakteristischste und Beste, was der Autor und sein Land überhaupt hervorzubringen im Stande wäre.“ Darum habe er ihr das aufmerksamste Studium gewidmet, und sei zu dem Schluß gekommen: „daß sie im höchsten Grade albern, knabenhaft, unzusammenhängend, gemein und affectirt, daß sie, Alles in Allem, von Anfang bis zu Ende eine offenbare Beleidigung gegen jeden Grundsatz des Geschmackes und jede Regel der Composition sei.“ Und um diese, Goethe ein für allemal „vernichtende“ Kritik zu begründen, gab Mr. Jeffrey, der „Riesentödter,“ eine Anzahl von Auszügen aus „Wilhelm Meister,“ welche den Verfasser, den Dichter des „Faust“ **lächerlich** machen sollten!!

Wenn Nichts den jungen Carlyle hätte bestimmen können, die Literatur zum Zweck und Beruf seines Lebens zu machen und ihr zu dienen „mit ganzem Herzen und ganzer Seele“: dieser albernste aller Angriffe, die je auf einen großen Mann gemacht sind, würde ihn ganz gewiß dazu bestimmt haben. Aber Carlyle hatte sich entschieden. 1825 erschien sein „Leben Schiller's,“ welches Goethe's ganze Theilnahme erregte, unter seiner Aufsicht übersetzt wurde, mit einer Vorrede von ihm erschien und den Briefwechsel und die Freundschaft Goethe's und Carlyle's zur Folge hatte; und 1827 erschien er auf einmal auch in der „Edinburgh Review,“ und hatte nun Gelegenheit, in Jeffrey's eigenem Organ die abgeschmackten Theorien dieses gefürchtetsten und einflußreichsten aller Kritiker anzugreifen, zu bekämpfen, zu besiegen. Sein erster Artikel war über „Jean Paul,“ sein zweiter über „German Literature,“ und diese Artikel machten solches Aufsehn, daß der jugendliche Essayist sich auf einmal unter die ersten Kritiker jener Zeit gestellt sah. Wie muß die Schaar, welche bisher auf Jeffrey als auf den untrüglichen Führer in literarischen Dingen gesehen hatte, wie muß sie zusammengefahren sein, als der neue Mitarbeiter seine furchtlose Stimme erhob, der Unerschrockne, welcher es wagte, „den Fürsten der Kritiker“ wegen seines gemeinen Ausfalls auf Goethe zur Rede zu stellen, und die Deutschen von den Vorwürfen jener Kritiker zu reinigen, welche den deutschen Schriftstellern schlechten Geschmack vorwarfen, weil sich dieselben nicht in „guter“ Gesellschaft bewegten. — Ich weiß wahrlich nicht, wie die englischen Gentlemen von der Presse auf diesen komischen Einfall gekommen sind, der noch viel komischer wird, weil er sich zunächst gegen Goethe, den Freund und Premierminister Karl August's richtete. Oder gehörte, nach englischen Begriffen von anno 1827, ein deutscher Großherzog nicht zur „guten“ Gesellschaft? Uebrigens muß die Ansicht, daß deutsche Schriftsteller „die feine Bildung des Drawing Room nicht erwerben können, sondern in dürftigen Häusern leben, und darum auch in einem dürftigen Style denken und schreiben müssen,“ damals sehr verbreitet und allgemein gehegt worden zu sein; denn gerade gegen sie richtete Carlyle einen seiner glänzendsten Ausfälle. „Ist es denn so gewiß,“ fragt er, „daß Geschmack und Reichthümer in einem unauflöslichen Zusammenhange stehn? daß die Echtheit des Gefühls durch das Gewicht der Börse bedingt ist und daß der Blick trübe bleibt für die Alles erfüllende und ewige Schönheit, bis er lange auf vergoldeten Tapeten und kostbaren Möbeln geruht hat? Das wären in der That schwere Neuigkeiten für die große Mehrzahl der Menschheit; denn von Tausend ist kaum Einer reich, steht kaum Einer in Verbindung mit dem Reichen; neunhundert und neunundneunzig sind immer arm gewesen und müssen immer arm sein. Wir nehmen uns die Freiheit, die Wahrheit des ganzen Vordersatzes in Frage zu stellen. Wir denken, daß Reichthum und Verkehr mit dem Reichen zur Erwerbung echt poetischen Geschmackes entschieden nicht erforderlich sind; daß sie thatsächlich mit unserm Gegenstand wenig oder Nichts zu thun haben.

„Geschmack — wofern die Worte etwas Anderes als die werthlose „Kennerschaft“ bedeutet — muß die allgemeine Empfänglichkeit für das Wahre und das Edle bedeuten; die Fähigkeit, das Schöne, das Geordnete, das Gute, wo immer oder wie immer und in welcher Umgebung es erscheinen mag, zu erkennen; das Herz es zu lieben und zu verehren. Sicherlich, dies Alles macht zur wesentlichen Bedingung nicht äußerlich gegebenen Rang, nicht Stellung; aber es verlangt einen immer fein ausgestatteten Geist, der zur Eintracht mit sich selbst geläutert ist, zur Klarheit und Richtigkeit der Ansichten; über Alles aber warm genug, um zu lieben und rückhaltslos zu bewundern. Wird Bildung von dieser Art ausschließlich in den höheren Klassen gefunden? Wir glauben, daß sie in keiner Klasse äußerlich mitgegeben, sondern in jeder innerlich erworben sein will..... Das ist unsere Hypothese über den Gegenstand. Wie steht es mit den Thatsachen? Steht die Feinheit des Sinnes, die Schärfe der Wahrnehmung, welche sich in den Werken des Künstlers ausdrückt, wirklich im Verhältniß mit seinem Reichthum und dem hohen Stande seiner Bekannten? Hat Beides wirklich die geringste Beziehung zu dem einen oder dem andern? Wir denken nicht. Wessen Geschmack in der Malerei zum Beispiel ist richtiger und feiner, als der des Claude Lorraine? Und war er nicht ein armer Farbenreiber; äußerlich der gemeinste unter den Bedienten? Und wo, möchten wir weiter fragen, lag Shakespeare's Rentenbrief? und welcher edelmüthige Peer nahm ihn bei der Hand und entfaltete ihm das „offene Geheimniß“ des Universums, um ihn zu lehren, daß Dieses schön und Jenes nicht schön sei? War er nicht ein Bauer von Geburt und von Vermögen noch etwas weniger; und hielt man es nicht für etwas Großes, selbst auch auf der Höhe seines Ruhmes, daß Lord Southampton ihn eben so gnädig patronisirte, wie er die Possenreißer, Gaukler und Bärentreiber seiner Zeit patronisirt hat und dennoch, vergleicht seinen Geschmack, vergleicht ihn nur so weit, als er sich auf die negative Seite der Dinge bezieht; denn, was die positive und weit höhere Seite anbelangt, so läßt er keinen Vergleich mit dem eines andern Sterblichen zu — vergleicht ihn zum Beispiel mit dem Geschmack seiner Zeitgenossen Beaumont und Fletcher, Männer von Rang und Erziehung und schönem Genius, wie er selber. Selbst wenn man mit der kleinlichen, prüden und größtentheils falschen und künstlichen Zartheit unsrer Zeiten die Probe macht: wie steht es mit den beiden Parteien, mit den lustigen, triumphirenden Männern der Mode und dem armen, obdachlosen Laternenmann? Sündigt der Letztere gegen — wir werden nicht sagen: Geschmack aber Etiquette, wie es der Erstere thut? Giebt es nicht für jede Zeile, für jedes Wort, das ein Chesterfield aus dem Ersten weggewischt zu sehen wünschte, bei den beiden Anderen ganze Seiten, die er mit zuckendem Herzen in die tiefste Nacht begraben möchte? Aber auch dies, merkt es wohl, berührt nicht ihren Genius, sondern nur ihren Bildungsgrad; nicht ihre Erkenntniß des Schönen, sondern nur ihre Verwerfung des Häßlichen, welche auf einem Gefühl beruht, das bei ihnen das große und eigenthümliche Resultat ihrer vornehmen Erziehung sein sollte. Freilich geht in solchen Fällen selbst dieses Gefühl zuweilen irre.

„Der Kern der Sache scheint zu sein, daß mit dem Bildungsgrad eines echten Dichters, Denkers oder Künstlers überhaupt der Einfluß des Ranges in keinem ausschließlichen, ja nicht einmal in einem besondern Zusammenhang steht. Für Männer der raschen That, für Senatoren, Redner, oder politische Schriftsteller mag die Sache anders stehn; aber von diesen sprechen wir hier nicht. Eben so wenig sprechen wir von den

Nachahmern und dem Haufen der Mittelmäßigen, denen das fashionable Leben zuweilen einen Anschein von Liebenswürdigkeit giebt, welcher oft genug durch die kalte Bosheit des innern Wesens aufgewogen wird. Wir sprechen von Männern, welche inmitten der verwirrten und streitenden Elemente ihres täglichen Seins sich zur Harmonie und Weisheit zu entfalten und Anderen, die neben ihnen sind, diese Weisheit zu zeigen haben. Solch einem Manne ist das „high life," wie man es nennt, eine Provinz des menschlichen Lebens, aber Nichts mehr .... Ist er arm? Arm waren ja Homer und Sokrates; arm war Samuel Johnson; arm war John Milton. Sollen wir ihm aus seiner Armuth einen Vorwurf machen und annehmen, daß er werthlos sein müßte, weil er arm ist? Gott verhüte, daß die Zeit je komme, wo auch er den Reichthum für gleichbedeutend mit dem Guten halten wird! Das Gespenst des Mammons hat ein weites Reich, aber man kann und man soll es nicht in der Versammlung der Heiligen anbeten. Verneint nicht das Herz jedes echten Jüngers der Literatur, wie eng auch immer seine Sphäre sein möge, die Anwendbarkeit dieses Prinzips auf ihn oder Andere instinktmäßig? Ist es nicht vielmehr wahr, wie d'Alembert gesagt hat, daß für jeden Mann der Literatur, der diesen Namen wirklich verdient, die Parole Freiheit, Wahrheit und grade diese Armuth sein soll; und daß er sich die beiden ersten nie gewinnen wird, wenn er die letzte fürchtet?"

Eine Sprache wie diese war, 30 Jahre zurück, in den englischen Review's, die — ob sie nun den Tories gehörten, wie Blackwood und Quarterly, oder den Whigs, wie Edinburgh Review immer ihren aristokratischen Anstrich conservirt hatten, nicht gehört worden. Aber diese Sprache machte Aufsehn und drang durch. Wie es denn die Aufgabe Carlyle's gewesen und noch immer zu sein scheint, daß er aggressiv der deutschen Literatur und der Kunde von deutschem Leben Boden in England gewinnen sollte. Seine glänzendsten und erfolgreichsten Waffen, die er in diesem Kampfe gegen englische Ignoranz und englische Vornirtheit verwandte, schöngefiederte Pfeile mit stählernen Spitzen, die er gegen sie schleuderte, waren seine „Essays," die zum Theil in der (1828 gegründeten) „Foreign Review," zum Theil in der Review von Edinburgh, oder in „Fraser's Magazine" erschienen und später gesammelt in fünf Bänden herausgegeben worden sind. Es sind bewundernswerthe Arbeiten, die — obwohl sie für Deutsche nichts saglich Neues enthalten — doch auch für uns ewig interessant bleiben werden, weil ihnen die originelle Auffassung und der poetische Tiefblick Carlyle's tausend ewig schöne Züge aufgeprägt hat. Es ist fast kein Zweig der deutschen Literatur in alter und neuer Zeit, dem Carlyle seine Aufmerksamkeit betrachtend und forschend nicht zugewandt hätte; aber es ist nicht zu leugnen, daß er für Alles nur so weit ein Auge und ein Herz hatte, als es sich im Zauberspiegel jener Romantik zeigte, die ihren Focus in Goethe's großem, erschaffendem Geiste hat.*) Für die Ironie, die die Auflösung der Romantik ist, hat Carlyle keinen Sinn; darum hat er keinen Sinn für Heine und keinen für Börne, in dem sich positiv aussprach, was in Heine nur seinen negativen Ausdruck fand. Carlyle's Welt ist die der deutschen Romantik mit all' ihren Nebenprovinzen und Kolonien. Die Gestalten, die ihn beschäftigen, sind Jean Paul und Franz Horn (1827), Zacharias Werner und Goethe's Helena (1828); im folgenden Jahre unternimmt er es, die Träger der romantischen Tragödie: Grillparzer, Klingemann und Müllner dem Publikum seines Vaterlandes vorzustellen, und den sanften Abklang dieses Jahres bildet ein Blick auf Novalis. Im Jahre 1830 erscheint „Jean Paul Friedrich Richter again," und das Jahr 1831 eröffnet sich kampfesfroh und siegesgewiß mit Luther's Psalmen; Schiller's und Goethe's Briefwechsel (1794—1805) folgt, das Nibelungenlied in Simrock's herrlicher Uebersetzung klopft zum erstenmal in seiner prächtigen Urgewalt an das englische Drawing-Room; Reinecke der Fuchs (übersetzt von Soltau) schleicht schelmisch hinterdrein, Friedrich von Schlegel's halbmystische „Philosophie der Sprache und des Wortes" macht die Leser für Ludwig Tieck und E. T. A. Hoffmann in Leben und Schriften empfänglich (die Uebersetzungen aus den Werken der beiden Genannten erschienen später in seinen „Translations of German Romance" noch einmal) — sich selbst und, seine Leser mit sich steigernd, giebt der Unermüdliche alsdann Goethe's „Novelle," und um dieses große und erfolgreiche Jahr würdig abzuschließen, faßt er am Ende desselben Schiller und Goethe noch einmal zusammen. Groß und erfolgreich war dies Jahr! Sollte doch Goethe noch vor seinem Tode es selber erfahren, daß ihm in England eine neue, große Gemeinde geworden! Zu seinem letzten Geburtstag hatten ihm „funfzehn englische Freunde" ein goldnes Siegel gesandt, mit der Umschrift: „To the German Master: from friends in England. 28. August 1831." Das Siegel selbst stellte einen Stern dar, umschlungen von der Schlange der Ewigkeit und den Worten: „Ohne Hast, aber ohne Rast." Wie den Patriarchen von Weimar, der ja nun dem Himmel und der Unsterblichkeit schon auf wenige Schritte genaht war, diese Gabe zarter Verehrung im Tiefsten ergriff, spricht sich in den Zeilen aus, die er zurücksandte:

Den fünfzehn englischen Freunden.

Worte, die der Dichter spricht
Treu in heimischen Bezirken
Wirken gleich, doch weiß er nicht,
Ob sie in die Ferne wirken.

Briten! habt sie aufgefaßt,
Thätigen Sinn, das Thun gezügelt —
„Stetig Streben ohne Rast"
Und so wollt Ihr's denn besiegelt!

Im Jahre 1832 starb Goethe, aber das große Werk hatte sich schon bei seinen Lebzeiten vollendet. Im Jahre 1832 erschien Carlyle's Essay über „Goethe's Works," und er begann mit den ergreifenden Worten: „Der Ehrwürdige ist von unsrer Erde abberufen worden, und wir haben nun von seinen langen Arbeiten und von seiner Berufstreue, mit welcher er dem Hohen unverwandt diente, gehabt, was uns zu haben bestimmt war!" Mit der Nachricht seines Todes war es dem treuen Herold auch vergönnt, die Nachricht seines Sieges zu verkünden. Er hatte das Evangelium Goethe's unermüdlich gepredigt und eine dichte Schaar von Gläubigen hatte sich um ihn versammelt — sein Werk nach dieser Seite hin war gethan und er konnte ruhn. Nur einmal — sechs Jahre später — während er sich sonst nur in Vorlesungen über den bereits geordnet vor ihm liegenden Stoff öffentlich aussprach, kam er noch in seinem Essay über „Varnhagen von Ense" auf die Nachklänge Goethe'scher Romantik zurück; und — Dank seinem eigensten Verdienst! — kann er damals schon sagen: „Man darf nun wohl hoffen, daß Deutschland nicht länger mehr das wüste Land grauen Dampfes und phantastischer Gesichter ist, welches es vor wenigen Jahren noch für die meisten Engländer war." Inzwischen hatte sich Carlyle, je reifer an Jahren und philosophischem Umblick er ward, um so entschiedener auch der rein historischen Betrachtung des Weltlaufs zugewandt, welche — da sie alle anderen Betrachtungsweisen in sich schließt — doch wohl immer als das Ziel und Ende der Wissenschaft angesehen werden muß. Bezeichnend genug fällt in den Anfang dieses zweiten und höhern Abschnitts seiner schriftstellerischen Laufbahn sein Werk über „Helden, Heldenverehrung und Heldenthum" in der Geschichte gleichsam das Programm dessen, was er in Zukunft zu leisten hatte (1840). Was er gleichzeitig — um auch dem Vaterlande und den Parteikämpfen desselben seinen Zoll zu bringen — an Streit- und Gelegenheitsschriften veröffentlichte, sein „Chartismus" (1839), sein „Vergangenheit und Zukunft" (1840) kümmert uns an dieser Stelle weniger, obgleich die Grundsätze, die er darin ausspricht: „daß England an seiner Aristokratie, die nicht regieren will oder nicht regieren kann, und an seinem Parlament, welches durch Bestechung gewählt werde, und langweiligen, nutzlosen Klatsch unerläßlicher Arbeit vorziehe," eben so große Aufregung in England hervorriefen, als die Mittel, die er gegen diese Uebel vorschlägt, nämlich „allgemeine Erziehung und allgemeine Auswanderung." Diese Arbeiten stehen an Wichtigkeit hinter seinen anderen zurück; sein Beruf war es, „Helden" in der Geschichte zu suchen; und er suchte sie mit ausschließender Vorliebe in jenen großen Wendepunkten der Geschichte, wo aus dem Chaos verrotteter und verfaulter Zustände, wo eben Nichts mehr helfen kann, plötzlich der „Held" oder das „Heldenthum" eines ganzen Volkes erscheint, und einer neuen Ordnung der Dinge Bahn bricht. In dieser Weise hat er „die französische Revolution" (1837), „Oliver Cromwell" (1845) behandelt; in dieser Weise ist es, daß er jetzt begonnen hat, „Friedrich den Großen" zu behandeln. Er sieht in Friedrich dem Großen vor Allem den „Helden" und so gelingt es dem Autor, ihn, den Mann der nüchternen Philosophie und der nüchternen That, mit jenem romantischen Schimmer zu umgeben, in welchem ihn die deutsche Geschichte niemals betrachten kann, obwohl ihn das deutsche Volk immer so betrachtet hat, und in welchem er dem Blick, dem Verständniß, dem Herzen des englischen Historikers am Nächsten gerückt ist. Und das will bei Carlyle nicht wenig sagen. Denn wenn es einen Historiker giebt, der es vorwiegend mit dem Herzen ist, so ist Carlyle dieser Historiker. Sein Motto ist: „Das Herz sieht weiter als der Kopf," und tiefer,

*) Selbstschöpferisch auf dem Gebiete der romantischen Dichtung trat Carlyle in seinem „Sartor Resartus, the Life and Opinions of Herr Teufelsdröckh" auf, einer Art von biographischen Reminiscenzen, die, ganz in der burlesk-mystischen Weise der spätesten Romantiker gehalten, zuerst in „Fraser's Magazine" (1834—35) erschienen.

möchte man hinzufügen. Es ist wunderbar, wie Carlyle immer seinen Weg in die Herzen derer findet, die er darstellen will, und wie genau und richtig er sie immer nach dieser Seite hin trifft, mögen sie an Gefühl und Ansichten noch so weit verschieden sein.

In seiner ersten Periode begann Carlyle mit den Deutschen; in seiner zweiten scheint es ihn endlich doch auch wieder zu dem Deutschen hingezogen zu haben. Es scheint, als ob seine Arbeiten auf dem Gebiete der englischen und französischen Geschichte nur Vorstudien zu seiner deutschen Geschichtsarbeit gewesen seien; als habe er aus jener nur die Vorbedingungen der Zeit, aus welcher sein deutscher Held hervorgegangen, und aus dieser nur die großen Resultate der Freiheit des Gedankens und des Wortes kennen lernen wollen, in welche das Leben und Wirken desselben gemündet ist. — Aber auch hier, in der Behandlung der deutschen Geschichte, mußte er, wie früher in der Behandlung der deutschen Literatur, aggressiv verfahren: er mußte erst den englischen Boden vom Vorurtheil und falschen Begriffen säubern, bevor er seine Saat über denselben ausstreuen konnte und wollte. Carlyle's Stellung zur englischen Literatur und Geschichte ist nun einmal eine decidirt angreifende und reformatorische; Deutschland scheint ihm die Rüstkammer zu sein, aus der er sich seine Waffen nimmt. Inwiefern das Gesagte auf Carlyle's Geschichte von Friedrich dem Großen paßt, kann den Lesern am Klarsten aus einer Stelle derselben werden, die Carlyle selbst „englische Ignoranz und englische Irrthümer über Friedrich" genannt hat*).

Tritt Thomas Carlyle da nicht wie ein Herkules in den englischen Augiasstall, um ihn von jenem „unendlichen Schmutz," jenen „Haufen von Verleumdung und Dummheit" zu säubern, unter welchen „englische Ignoranz und englischer Irrthum" unsre größten Todten gebettet hatte? Es läßt sich voraussehen, daß Deutschland dieses Werk seines großen englischen Verfechters mit aufrichtigem Danke entgegennehmen wird. Vornehmlich jetzt, wo man die lieblose Behandlung, die demselben Friedrich von Seiten eines andern englischen Historikers zu Theil ward, der weniger wahrhaftig, aber viel glänzender ist, als Carlyle, noch nicht ganz verwunden hat; jetzt, wo man wieder einmal in die Zukunft Preußens mit dem Blicke der Hoffnung sieht, die es immer geliebt hat, in einer großen Vergangenheit ihre Muster und Ideale zu suchen. Eine tiefergehende Besprechung seines neuen Werkes — das bis jetzt in seinen beiden ersten Bänden vorliegt — würde die Gränzen unserer Arbeit überschreiten; wir überlassen sie Anderen mit der Gewißheit, daß sie — wie viel Ausstellungen sie auch im Einzelnen zu machen haben wird — sich doch durch den Hauch der Wahrheit und Lebenswärme, der das Ganze durchströmt, unwillkürlich gehoben fühlen wird. Die Aufnahme in England war durchgehends eine warme, von Seiten der Carlyle'aner eine enthusiastische. Die Schule, die er sich gebildet hat — eine mächtige Schule, die einige der wichtigsten Organe der öffentlichen Meinung und einige der ausgesuchtesten Gesellschaftskreise vollständig beherrscht — sieht in ihm mehr als einen großen Schriftsteller oder einen großen Mann: sie sieht in ihm den „Leader," den Lehrer, den Meister, den Seher**). Wir wollen nicht so weit gehen, als Emerson, der von ihm (English Traits, Chapt. XVI.) sagt, daß er der letzte Denker Englands sei, und daß man seinen Einfluß in jedem zeitgenössischen Buche verfolgen könne; aber weit bleibt Julian Schmidt, den man in keinem Falle im Verdachte haben wird, daß er „zu viel" sage, diesmal nicht hinter Emerson zurück. „Thomas Carlyle," das ungefähr sind Schmidt's Worte, „ist unter den romantischen Spiritualisten der einflußreichste und derjenige, welcher der Literatur des jungen Englands ihre Prosaiker gebildet hat. Ohne politische Partei — obwohl sich Carlyle vorwiegend mit den Tagesfragen beschäftigt, — hat sein Einfluß doch Männer aller Parteien inficirt: Kingsley, Maurice, Thackeray, Bulwer und d'Israeli. Mehr noch wie alle Andere (Jul. Schmidt spricht von den Dichtern der Seeschule, Wordsworth, Coleridge ꝛc. und der ihnen verwandten Prosaisten) hat Carlyle sein Denken und Empfinden durch das Studium der deutschen Dichter und Philosophen genährt; und das Erbübel der deutschen Literatur ist auch seines: Styllosigkeit und Mangel an Disziplin .... Allein trotzdem hat er große Verdienste, und sein größtes ist, gegen die Benthamische Nützlichkeitstheorie die Fahne des Ideals aufgepflanzt zu haben, ohne in das Lager der Orthodoxen und Aristokraten hinübergegangen zu sein." (Romberg's Wissenschaften, 1856. II, 7 und 8.)

*) Wir haben diese Stelle aus Carlyle's „History of Friedrich II. of Prussia" vollständig in unserer Anzeige dieses Werkes (Nr. 126—128 des „Magazin" von 1858) übersetzt. D. R.

**) Wie z. B. Ballantyne eine Auswahl aus Carlyle's „Latter Day's Pamphlet's" unter dem Titel: „Prophecy for 1855" herausgab!

So weit von Carlyle, dem Schriftsteller. — Von seinem häuslichen Leben, seinem menschlichen Thun und Treiben, giebt uns ein Brief, den er im September 1828 an Goethe richtete, und den dieser in seiner Vorrede zur deutschen Uebersetzung von Carlyle's „Leben Schiller's" auszugsweise mittheilte, eine freundliche Skizze. Der Brief ist von Craigenputtach aus adressirt, einer Besitzung Carlyle's im südlichen Schottland, wo er früher regelmäßig lebte, ehe er sich zuerst zeitweilig und dann dauernd von London angezogen fühlte. „Sie erkundigen sich," schrieb er damals an Goethe, „mit so warmem Antheil nach unserm gegenwärtigen Aufenthalte, Thun und Treiben, daß ich mich verpflichtet fühle, über Beides — so weit mir noch Raum gelassen ist — ein paar Worte zu sagen. Dumfries ist eine anmuthige Stadt mit ungefähr fünfzehntausend Einwohnern und muß als der Mittelpunkt des Handels- und Gerichtswesens eines Distriktes betrachtet werden, welcher im Umkreise schottischer Betriebsamkeit einige Wichtigkeit besitzt. Unser Wohnsitz ist nicht in der Stadt selbst, sondern fünfzehn (englische) Meilen nordwestlich von derselben, unter den Granithügeln und den schwarzen Morästen, die sich westwärts durch Galloway, fast bis an die Irische See erstrecken. — In dieser Wildniß von Fels und Haide, steht unsre Besitzung, eine grüne Oase, ein Strich gepflügten, zum Theil eingehägten und bepflanzten Grundes, auf welchem Korn reift und Bäume Schatten gewähren, ob er gleich von Seemöven und rauhwolligen Schafen umgeben ist. Hier, mit keiner geringen Mühe, haben wir ein hübsches, festes Wohnhaus erbaut und eingerichtet; hier, in der Freiheit von einer gewerbsmäßigen oder andern Berufsthätigkeit, leben wir, um die Literatur nach unseren Kräften und in unsrer eigenen, besondern Weise anzubauen. Wir wünschen den Rosen und Blumen unsers Gartens ein fröhliches Wachsthum; wir hoffen auf Gesundheit und auf den Frieden des Gedankens, damit unsre Pläne gefördert werden. Die Rosen freilich müssen noch zum Theil gepflanzt werden; aber sie blühen schon im Voraus. Zwei Ponny's, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die beste Medicin für schwache Nerven. Diese tägliche Kraftübung, für die ich eine große Vorliebe hege, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel, in dem wir hocken, ist der einsamste in Britannien — sechs Meilen entfernt von Jedem, der mich möglicherweise besuchen könnte. Hier würde Rousseau eben so glücklich gewesen sein, als auf seinem Eiland St. Pierre. In der That schreiben meine Freunde in der Stadt meinen Aufenthalt hier einer ähnlichen Disposition zu und prophezeien mir keinen glücklichen Erfolg. Aber ich kam hierher ja einzig in der Absicht, meinen Lebenswandel zu vereinfachen, und die Unabhängigkeit sicher zu stellen, durch welche es mir möglich wurde, mir selber treu zu bleiben. Dieser Fleck Erde ist unser Eigenthum: hier können wir leben, schreiben und denken, wie es uns selbst am besten gefällt, und wenn auch Zoilus selbst als Monarch der Literatur gekrönt werden sollte!

Auch ist die Einsamkeit gar nicht einmal von solcher Bedeutung; denn eine Postkutsche bringt uns rasch nach Edinburg, auf welches wir wie auf unser britisches Weimar sehen. Und liegt nicht auch in diesem Augenblick auf dem Tische meiner kleinen Bibliothek eine ganze Karrenladung französischer, deutscher, amerikanischer und englischer Journale und Zeitschriften, was immer auch ihr Werth sei, aufgehäuft? Auch zu antiquarischen Studien fehlt uns hier die Gelegenheit nicht. Ich kann, ungefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel unterscheiden, auf welchem Agricola und seine Römer ein Lager hinter sich zurückließen. Am Fuße desselben bin ich geboren worden, und dort leben noch Vater und Mutter, um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit walten lassen." . . .

Einige Jahre später besuchte ihn ein amerikanischer Schriftsteller, dessen Namen — damals noch unbekannt — durch Carlyle in die englische Literatur eingeführt, in England und außer England bald als der eines eigenthümlichen Denkers und noch eigenthümlichern Schreibers zu großer Geltung gelangte. Wir meinen Ralph Waldo Emerson, der im fernen Westen ungefähr in demselben Sinne und nach derselben Richtung hin wirkte, wie Thomas Carlyle dies in England thut. Er sagt von den Deutschen, daß sie für die Welt denken, und daß ihre Wissenschaft die englische umfasse. — In seinen „English Traits" giebt er uns (S. 8—11) eine Schilderung seines ersten Zusammentreffens mit Carlyle. „Ich fand das Haus unter traurigen, haidebewachsenen Hügeln, wo der einsame Gelehrte sein großes Herz nährte. Carlyle war ein Mann von seiner Jugend an; ein Schriftsteller, der sich vor seinen Lesern nicht zu verstecken brauchte, und dabei ein Mann, so unabhängig von der Welt, als ob er — unbekannt und vereinsamt, wie er auf seiner Farm lebte — das Beste, was man in London hat, in seinen eigenen Gränzen hege. Er war hochgewachsen und mager, mit einer Stirn wie eine Klippe, selbstbewußt, und er beherrschte seine außerordentliche Kraft der Unterhaltung mit Leichtig-

keit; hielt auf seinen nordischen Accent mit sichtbarem Nachdruck; war voll munterer Anekdoten und eines flüssigen Humors, der Alles, was er ansah, flott machte. Er plauderte mit vieler Anmuth über sein häusliches Leben und wußte seinen Gast auf der Stelle mit seinen Laren und Lemuren bekannt zu machen und es war sehr amüsant, die kleine Mythologie seines Haushaltes kennen zu lernen. Dürftig war die Umgebung und einsam der Mann, „nicht ein Mensch im Umkreis von sechzehn Meilen, außer dem Pfarrer von Dunscore;" so daß alle seine Beziehungen unvermeidlich auf Bücher hinausliefen.

Wir wanderten über lange Hügel und schauten hinauf zum Criffel, der just ohne seine Nebelkappe war, und nieder in Wordsworth's Land. Da saßen wir nieder, und sprachen von der Unsterblichkeit der Seele. Es war nicht Carlyle's Schuld, daß wir über diesen Gegenstand sprachen, denn, wie jedem thätigen Geist war es auch ihm von Natur zuwider, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen; und er liebte es nicht, sich dahin zu stellen, wo man keinen Fuß fassen kann. Aber er war ehrlich und wahr und er erkannte die feinen Fäden an, welche die Zeitalter zusammenhalten und er sah, wie jegliches Ereigniß seinen Theil an der ganzen Zukunft hat. „Christus starb am Kreuz; das baute dorten die Kirche von Dunscore; das führte Sie und mich zusammen. Die Zeit hat nur ein relatives Dasein!"

Dr. Dionysius Lardner.

Vor wenigen Wochen starb, fern von seinem Vaterlande, ein durch seine Schicksale, wie durch seine wissenschaftlichen Leistungen bekannter englischer Gelehrter, Dr. Lardner. Sohn eines Sachwalters in Dublin, wurde er für den Beruf seines Vaters erzogen, dem er aber bald entsagte, um sich auf der Universität Cambridge im Trinity-College immatrikuliren zu lassen, wo er außerordentliche Fortschritte in der Mathematik, Physik und Astronomie machte und eine unerhörte Anzahl Preise in allen diesen Fächern davontrug. Nachdem er den Grad eines Bachelor of Arts erhalten, blieb er noch zehn Jahre in Cambridge, beschäftigte sich fleißig mit mathematischen Berechnungen und physikalischen Experimenten und wurde einer der geschätztesten Mitarbeiter an der großen Edinburger Encyklopädie und an der „Encyclopaedia Metropolitana."

Im Jahre 1827 wurde ihm der Lehrstuhl der Physik und Astronomie an der neugegründeten Londoner Universität übertragen und er begann jetzt die Herausgabe der großen, nach ihm genannten „Cyclopaedia," von der nach und nach hundertunddreißig Bände erschienen und an der die berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit Theil nahmen. Mackintosh schrieb für dieselbe eine populäre Geschichte von England, Sir Walter Scott und Thomas Moore Geschichten von Schottland und Irland, Sismondi ein Abrégé seines großen Werks über die italiänischen Republiken, Sir John Herschel seinen vortrefflichen „Discourse on Natural Philosophy," Brewster eine Geschichte der Optik u. s. w. Von Lardner selbst wurden Abhandlungen über Geometrie, Arithmetik, Mechanik, Hydrostatik, Elektricität, Magnetismus, Meteorologie, Dampfkraft ꝛc. geliefert und bei dieser Gelegenheit, wie in seinen „Popular Lectures on the Steam Engine" jene Ansicht von der Unmöglichkeit, den Dampf zur Ueberschiffung des Ozeans anzuwenden, ausgesprochen, die später durch die Erfahrung so glänzend widerlegt wurde und den Verfasser der Lächerlichkeit preisgab.

Damals stand Lardner indeß auf dem Gipfelpunkte seines Ruhms; als akademischer Lehrer geachtet, mit unermüdlichem Eifer für die Popularisirung der Wissenschaft wirkend, war er seiner gefälligen Manieren und seines weltmännischen Taktes halber auch in den höheren gesellschaftlichen Kreisen ein willkommener Gast. Hier machte er die Bekanntschaft einer hübschen jungen Dame, der Tochter eines hochgestellten Militairs, selbst mit einem Offizier von guter Familie verheiratet und Mutter von mehreren Kindern; die Bekanntschaft nahm allmählich einen innigeren Charakter an, und eines schönen Morgens erfuhr das fashionable London zu seinem Erstaunen, daß der 47jährige Gelehrte die reizende Mrs. Heavyside entführt habe und mit ihr nach Paris entflohen sei. Ein Sturm des Unwillens erhob sich gegen den unglücklichen Lothario, es regnete Epigramme und Pasquille, der beliebte Novellist Warren prostituirte ihn öffentlich unter dem Namen „Doctor Diabolus Gonder" in seinem „Ten Thousand a Year", und auf die Klage des betrogenen Gatten verurtheilte das Gericht den Verführer zu einer Geldbuße von 8000 Pfund Sterl. (50,000 Thlr.).

Durch diesen Fehltritt und die Folgen desselben war die Carrière Lardner's vollständig zerstört; er wandte sich von Paris nach den Vereinigten Staaten, wo er Vorträge über wissenschaftliche Themata hielt, die mehr aus Neugier als aus wirklichem Interesse an dergleichen Gegenständen stark besucht wurden, und kehrte dann auf eine Zeitlang nach England zurück; doch brachte er den Rest seines Lebens meist auf dem Kontinente zu, sich noch immer mit angestrengtem Fleiß den gelehrten Beschäftigungen widmend, die jetzt bei dem Verlust seiner Professur zu seinem Unterhalt doppelt nothwendig waren. Es erschienen von ihm zahlreiche Handbücher über verschiedene Zweige der Naturwissenschaften, die sich weniger durch Tiefe, als durch leichte und populäre Darstellung auszeichnen; eine seiner letzten und wichtigsten Publicationen war das „Museum of Science and Art," in zwölf Bänden, welches interessante Abhandlungen über Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, Telegraphie u. s. w. enthält und sowohl in England als in Amerika ein großes Publikum gefunden hat. Auf einer Reise nach Italien, die er zur Herstellung seiner Gesundheit unternommen hatte, ereilte ihn der Tod zu Neapel im sechsundsechzigsten Jahre seines Alters.

George Eliot's Szenen aus dem Leben englischer Geistlichen.*)

Der den Lesern des „Magazin" bereits bekannte Verfasser hat uns in den vorliegenden beiden Bänden zwar blos „Studien" geboten, aber „ex ungue leonem" — sie reichen vollständig hin, ein Urtheil über ihn zu fällen, und es gewährt uns eine wahre Genugthuung, dem der englischen Kritik diesmal ohne Rückhalt beitreten zu können. George Eliot ist ein entschiedenes Genie, ein hochbegabter Künstler, der seinen Rang neben den besten in seinem Fache unstreitig behaupten kann. Man hat ihn mit Thackeray verglichen, insofern beide das Gemeinsame haben, über die conventionellen Schranken, welche die verschiedenen Stände der Gesellschaft von einander trennen, sich und uns hinwegzuheben, die Gleichheit der Menschen scharf zu betonen und zur Anschauung zu bringen. Die Analogie ist richtig, nur daß Thackeray es liebt, die Schwächen der Menschen hervorzuheben, während Eliot's Auge vorzugsweise auf die guten Seiten, die auch in den rohesten und verderbtesten Charakteren noch vorzufinden sind, gerichtet ist. Nicht als ob ihm jenes Autors satirische Laune abginge: o nein, er versteht es vortrefflich, die Geißel über Gebrechen und Thorheiten zu schwingen, allein man sieht es ihm an, daß er nicht wie Thackeray an diesem Geschäft seine Freude hat und so ist auch seine Satyre feiner und edler und nähert er sich mehr einem Dickens, indem sein Streben dahin geht, uns mit den Schwächen der Menschheit auszusöhnen und Menschenliebe, nicht Menschenverachtung zu lehren. Er ist auch Humorist, so man Carlyle's Definition des Humors gelten läßt. Er hat nämlich Augen nicht blos für das, was über, sondern auch für das, was unter ihm ist und ihn umgiebt. Er erhebt die Dinge zur Idee und durch das Kaleidoskop seiner Phantasie hindurchgegangen, nehmen sie ein poetisches Gewand an und werden vom poetischen Hauch beseelt. So finden wir die höchsten Gaben in ihm vereinigt und erkennen an ihm einen Gottesgesandten, berufen die schöne Botschaft der Liebe und Duldung im weitesten Sinne zu predigen und die Menschheit zu bessern. Seine Charakterzeichnung ist kräftig und bestimmt: die Gestaltungen, die er geschaffen, sind lebendig und prägen sich unauslöschlich dem Gedächtniß ein. Er hat das menschliche, besonders aber das weibliche Herz bis in seine innersten Falten gelesen und schildert es mit Meisterschaft. Sein Glaubensbekenntniß ist frei von Engherzigkeit; sein religiöser Standpunkt ein durchaus aufgeklärter. Auch ihm ist „Gefühl Alles, Name leerer Schall." Gefühlsnaturen sind es auch, für die er eine besondere Vorliebe hat und die er am besten zu zeichnen versteht. Vortrefflich sagt er an einer Stelle von ihnen: „Ihre Gedanken sind die flüchtigen Schatten, die ihre Gefühle geworfen." „Hab' Acht, Freund," heißt es an einer andern Stelle, „ehe du ein vorschnelles Urtheil fällst, daß deine eigenen sittlichen Gefühle nicht huf- und klauenartig seien. Das schärfste Auge wird nichts nützen, wenn du nicht die zarten Finger mit ihrem feinen Netz von Nerven hast, die den wissenschaftlichen Lupen entgehen und sich in die unsichtbare Welt menschlicher Empfindungen verlieren." Ueberhaupt zeigen die häufig, doch nie zur Unzeit eingestreuten Reflexionen von einem Gedankenreichthum, wie wir ihn nur selten in derartigen Schriften zu finden pflegen. Der Styl ist edel; die Sprache höchst gewählt. Seine Bezeichnung der Gegenstände, Homerisch treffend. Ein philosophischer

---

*) Scenes of Clerical Life by George Eliot. Tauchnitz Edition, Vol. 1 et 2. Leipzig 1859.

Zug macht sich überall bemerkbar. Daher ist es auch durchaus keine leichte Waare, die uns hier geboten wird.

Die Lektüre dieser Erzählungen nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Nebenbei ist aber auch der sogenannte „Spieltrieb" stark in ihm entwickelt und zeigt sich hierin eine andere Aehnlichkeit mit Dickens. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen. Katharina, beiläufig erwähnt, seine reizendste und gelungenste Schöpfung, besucht einen ihrer Freunde im Dorfe und nimmt ihren Hund Rupert mit. Am Hause angelangt, bellt der dortige Bullenbeißer seinem Kameraden anfangs heftig entgegen, sobald aber Katharina im Gespräch mit dem Hausherrn sich befindet, fängt auch unser Bullenbeißer „einen freundlichen Austausch der Ideen mit Rupert an."

Man ist noch in Ungewißheit darüber, ob man den Autor dem männlichen oder dem weiblichen Geschlecht zuzuzählen habe. Wir, für unsern Theil, neigen uns entschieden zur erstern Meinung und bestimmt uns hierzu besonders die Rücksicht auf den Styl, der durchaus männlich und kräftig ist und nichts von dem conversationellen Ton hat, welcher selbst die Leistungen der besten Schriftstellerinnen kennzeichnet. Frauen citiren auch schwerlich Sophokles in der Ursprache, wie solches von unserm Autor mehrmals geschieht. Man hat einen „Joseph Liggins" öffentlich als Autor genannt; dieser Behauptung wurde jedoch alsbald von George Eliot widersprochen. Er drückte sich sehr ungehalten darüber aus, daß man ihm nicht gestatten wolle, unbekannt zu bleiben. Demungeachtet möchten wir uns erlauben, eine Muthmaßung zu wagen. Aus verschiedenen inneren Gründen nämlich glauben wir dem Verfasser der vor nicht allzulanger Zeit in der „Times" veröffentlichten, mit der Unterschrift: „Habitans in sicco" versehenen Briefen die Autorschaft der vorliegenden Bände zuschreiben zu dürfen. Indessen ist dies eine bloße Annahme, die sich leicht als irrig erweisen könnte und wollen wir kein besonderes Gewicht darauf legen. Jedenfalls hoffen wir nach dem Erscheinen seines „Adam Bede" auf diesen Autor zurückzukommen und diese seine neueste in England mit Enthusiasmus aufgenommene Leistung zu besprechen. D. A.

Frankreich.

Memoiren des Baron de Breteuil, Einführers der Gesandtschaften am Hofe Ludwig's XIV.

Das Zeitalter Ludwig's XIV. ist für die Franzosen, trotz der Revolution und des Sturzes der Bourbonen, noch immer das große Jahrhundert, das goldene Zeitalter ihres Königthums, ihrer Sitte, ihrer Literatur; ja gerade dadurch, daß eine unausfüllbare Kluft, ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit jene Zeiten von der Gegenwart trennt, hat sich um dieselbe ein Nimbus verbreitet, eine Poesie, die der nüchterne Geschichtsforscher leugnen mag, die aber nichts desto weniger besteht, trotz Allongenperücke, trotz Bastille und lettres de cachet. Nicht umsonst ist Rococo wieder modern geworden! — Wie faul auch die Grundlagen, wie unnatürlich die Zustände gewesen sein mögen, auf denen Ludwig XIV. seinen glänzenden Thron aufrichtete, die Zeit im Großen und Ganzen genommen imponirt, wie die Zeit des Perikles, welcher der peloponnesische Krieg folgte, wie die Zeit des August, welche der Anfang eines langen Verfalles war. Die französische National-Eitelkeit, die von dem ersten Volke der Welt redet und in Paris den Mittelpunkt aller Civilisation sieht, ist vornehmlich durch Ludwig XIV. und seine Zeit genährt und gezeitigt worden. Wir lasen erst jüngst einen Aufsatz in einer Pariser Zeitschrift, worin ein geistreicher Franzose die geistige Revolution schildert, die 1814 in den Gemüthern seiner gebildeten Landsleute vorging, als sie durch den Augenschein überführt wurden, daß es auch außerhalb Frankreichs noch Nationen gäbe, die eine Civilisation besäßen — und welche Begriffe muß man trotzdem noch in den höchsten Regionen von Paris von den europäischen Völkern haben, wenn man so naiv-unverschämt noch immer von der civilisatorischen Aufgabe Frankreichs u. s. w. zu deklamiren wagt?! Das kommt aber daher, daß die Franzosen in ihrer Einbildung zum großen Theil noch im Jahrhundert Ludwig's XIV. leben. Damals war es Wirklichkeit, damals war Frankreich und Paris das große Spiegelglas und Musterbild von ganz Europa; zunächst der Fürsten und des Adels, dann natürlich ihrer Nachahmer; damals wurde dem ganzen Volke jener Civilisationsstolz, jene Eitelkeit und jenes ungemessene Selbstvertrauen eingeimpft, das jetzt höchstens etwas geschwächt ist.

Das Zeitalter Ludwig XIV. ist immer noch nicht ausgenutzt; immer noch tauchen neue Quellen und Schriftwerke auf, die neues Licht darüber werfen und es uns, wenn wir Zeit und Neigung dazu haben, bis in die kleinste Einzelnheit anschaulich machen. So bringt z. B. das Magasin de librairie interessante Auszüge aus den Memoiren des Baron de Breteuil, die bisher noch nicht gedruckt worden sind. Der genannte Edelmann war Einführer der Gesandten am Hofe Ludwig's XIV. vom Jahre 1698 bis 1715. Durch seine amtliche Stellung, durch die Verbindungen, die sich daran knüpften, war Baron de Breteuil in Stand gesetzt, aus den sichersten Quellen kostbare Nachrichten zu bekommen und zu sammeln. Indem er in seinen Memoiren, die Tag für Tag geschrieben sind, die offiziellen Vorstellungen aufzeichnete, die in seinen amtlichen Bereich fielen, hat er vielfach anderweitige eigenthümliche Begebnisse, interessante Berichte von Ereignissen, pikante Anekdoten über gewisse Personen u. s. w. beigefügt. Seine Erzählungsweise hat den Charakter strengster Aufrichtigkeit, und wir glauben, daß sein Zeugniß Vertrauen finden wird, mag er nun die Urtheile anderer Geschichtschreiber bestätigen oder entkräften.

Die ganze Handschrift zu veröffentlichen, würde schwerlich gerathen sein; die ewige Wiederholung derselben Förmlichkeiten, die nothwendig mit denselben Worten erzählt werden, würde den Leser bald anwidern. Daher hat sich das Magasin de librairie darauf beschränkt, nur die Theile auszuheben und abzudrucken, die eigentlich Interessantes enthalten, sei es nun für die Kenntniß des Hoflebens, sei es für die Geschichte. Die Originalhandschrift dieser Denkwürdigkeiten ist im Besitze der Stadtbibliothek von Rouen, wohin sie aus der Leber'schen Sammlung gekommen ist. Eine Abschrift davon befindet sich in der Bibliothèque de l'Arsenal zu Paris, und ist das Werk bisher weder gedruckt, noch wie es scheint, jemals als Geschichtsquelle benutzt worden. Der gegebene Auszug mit Noten, die oft sehr werthvoll sind, ist von den Herren Ch. Roux und Fréd. Lock veranstaltet worden.

I.

Ein marokkanischer Gesandter.

Das erste Stück enthält die Berichte über die marokkanische Gesandtschaft, die der durch seine Grausamkeit berüchtigte Muley Ismael damals nach Paris schickte, um mit Frankreich wo möglich in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, und einen Handelstraktat zu schließen, oder vielmehr neu zu befestigen. Denn schon am 29. Januar 1682 war ein solcher abgeschlossen worden, hatte aber späterhin mancherlei Verletzungen erlitten. Der Gesandte Abdalla-Ben-Aischa kam in Begleitung des französischen Geschäftsträgers am marokkanischen Hofe, St. Olon, am 10. Febr. 1699 zu Paris an, wo ihn Baron de Breteuil sogleich empfing und in seiner Eigenschaft als Gesandtschafts-Einführer unterbrachte. „Da man seit lange von der Ankunft Abdalla-Ben-Aischa's benachrichtigt war, so hatte ich Muße, aus dem Gesandtschaftshôtel alle zu kostbaren Möbel wegschaffen zu lassen, welche gedient hatten, um den englischen Gesandten zu empfangen, in der Ueberzeugung, daß man jedenfalls einen Unterschied machen müsse zwischen dergleichen Gesandten und denen der europäischen Könige und Mächte, nicht als ob nicht der Titel „König" derselbe und die Macht des Königs von Marokko, wie die Ausdehnung seiner Reiche nicht bedeutend sei, sondern weil dieser König und alle anderen muhamedanischen Fürsten die Gesandten der christlichen Fürsten nicht mit derselben Höflichkeit und denselben Ceremonien behandeln, wie die christlichen Fürsten ihre gegenseitigen Gesandten. — Als ich mittelmäßige Möbel hinbringen ließ, hatte ich Sorge getragen, daß man keine Tapisserien mit Menschenfiguren anbrächte, namentlich nicht im Schlafzimmer und im Sophazimmer, wo sie ihr Gebet abhalten, weil die muhamedanische Religion keine gemalten Figuren duldet. Auch ließ ich am Tage vor der Ankunft die beiden Thronhimmel wegnehmen, die gewöhnlich in den Gesandten-Gemächern sind, da dieses Zeichen von Größe bei ihnen unbekannt ist. — Ich hatte darüber Zerwürfnisse zu Versailles, aber endlich billigte es der König, daß ich es thue."

Ludwig XIV. war keineswegs etwas Besonderes an dieser Gesandtschaft gelegen, die natürlich unter den Pariser Gaffern eine Zeit lang das höchste Aufsehn erregte. Er hätte gern gesehen, wenn der Vertrag zu Brest abgeschlossen worden und diese „marokkanische Maskerade" ihm erspart geblieben wäre. Wie wir schon gesehen, setzte die Ankunft dieser Afrikaner die etikettenreifrigen und etikettenkundigen Hofleute, Ceremonienmeister u. s. w. nicht wenig in Verlegenheit, da sie kein eigentliches Prinzip fanden, wonach sie ihre Kunst zweckdienlich umgestalten konnten. Man verfiel also für einen Augenblick der rohen Empirie und dem Naturalismus; gut war es nur, daß der Marokkaner im Ganzen davon verstanden haben wird, was Ehre und was nicht Ehre sein sollte. „Der Gesandte hatte mich (Breteuil) auf das Dringendste ersucht, daß alle seine

Sklaven, Hausdiener und andere in den Audienzsaal treten dürften, um in ihrem Lande sagen zu können, daß sie den König gesehen hätten; das, sagte er, würde ihnen dort ein Ansehn geben, und überdies sei es in seinem Lande Gebrauch, daß nicht blos das Gefolge der Gesandten, sondern selbst das der ländlichen Gutsherren, die zur Audienz des Kaisers kommen, um Geschäfte abzumachen, an den Ort Zutritt haben, wo der Fürst sie giebt. Se. Majestät, bei der ich Befehl einholte, als er eben auf dem Gange zur Messe war, gab seine Zustimmung, obwohl diese Art und Weise ganz gegen unsere Gewohnheiten ist." — Im Allgemeinen wurde der Gesandte empfangen, wie nicht-europäische Gesandte, Türken und Moskowiten bis Peter I. Natürlich war Abdalla-Ben-Aischa auch auf den Hofbällen und konnte dort seine marokkanischen Kulturstudien machen. Bei einem derselben im Palais Royal, den „Monsieur" veranstaltet hatte, wurde er von der Schönheit der Fürstin von Conti (Mademoiselle de Blois), einer natürlichen Tochter Ludwig's XIV. und der la Ballière, betroffen. Er hatte „ihren schönen Geist, ihre königliche Miene und ihr vollkommnes Verständniß in den Uebungen des Tanzes (du bal) und der musikalischen Instrumente" bemerkt, und in seiner Entzückung von ihr gesagt: „Man braucht sie nur zu sehen, um zu wissen, wessen Tochter sie ist." —

Bei seiner Zurückkunft nach Marokko schilderte Abdalla seinem Herrn die junge Prinzessin mit den reizendsten Farben, und dieser hielt wirklich um sie an. Thomassy hat diese Freiwerbung selbst noch in einer gleichzeitigen Handschrift, die jedenfalls noch jetzt existirt, gelesen und führt sie an. Sie ist von Abdalla für seinen Herrn und im Namen desselben verfaßt und an den Minister Pontchartrain gerichtet. Ihr Schluß lautet folgendermaßen: „Unser König will die Prinzeß Conti zum Weibe nehmen nach dem Gesetze Gottes und seines Propheten, mit der Versicherung, daß sie in ihrer Religion, Willensmeinung und gewöhnlichen Lebensweise bleiben wird."

Uebrigens meinen die Herausgeber, daß sich der grausame Barbar mit dieser Werbung nur einen Scherz erlaubt, und es gar nicht so ernstlich gemeint habe, als die Franzosen. Wenigstens geriethen die Dichter in einen heiligen Zorn über diese Dreistigkeit und sangen furchtbar heroische Oden im Mercure galant u. s. w.

„Hochmüthiger Tingitan, verlangst du, was mein eigen?
O sag', wo denkst du hin?
Die Tochter Ludwig's, sie sollte niedersteigen
Zum Rang 'ner Sultanin!

Ha, wenn dein Ehrgeiz uns dies Fürstenkind entführte,
Wie Griechenland bethört
Von mind'rer Schönheit einst, gewiß ganz Frankreich rührte
Die Waffen wild empört!

II.

Ein kleiner italiänischer Despot.

Auch in dem zweiten, nicht sehr erbaulichen Stücke spielt diese Prinzessin eine hervorragende Rolle. Es enthält die tragisch komische Reise des letzten Herzogs von Mantua aus dem Hause Gonzaga, Karl Ferdinand († 1708), der nach Paris kam, um sich eine Braut anzusehen, die ihm in Italien anempfohlen worden war noch während der letzten Krankheit seiner frühern Gemahlin. Die Erzählung ist köstlich und liest sich fast wie eine Novelle; mit einiger moderner Zuthat, einiger Ausmalung der Seelenzustände der betreffenden Personen ließe sich daraus recht gut ein etwas lüderlicher Roman zusammenbrauen, wie sie gewöhnlich aus diesen Zeiten geholt werden. Karl Ferdinand war einer jener sittlich und körperlich ruinirten kleinen Despoten Italiens, wie wir deren ziemlich viele antreffen, und damals bereits 52 Jahr alt. Noch bei Lebzeiten seiner erkrankten Gemahlin Anna Isabella von Guastalla ließ er sich, einer neuen Verbindung mit dem kaiserlichen Hause durchaus abgeneigt, von der Gemahlin des Gouverneurs von Mailand, Prinz von Vaudemont, einer gebornen Duchesse v. Elbeuf, bereden, deren jüngere sehr schöne Schwester zu heiraten, nachdem sie ihm ein höchst vortheilhaftes Bild von ihr entworfen. Der hohe Wuchs, für den der Herzog bei Damen eine besondere Vorliebe hatte, scheint die Hauptrolle gespielt zu haben. Er machte sich indessen aus, dieselbe erst selbst in Augenschein nehmen zu dürfen, wobei ihm das gute Lob ertheilt wird, daß er, bei einer Unzahl schlechter Eigenschaften, die gute gehabt habe, das gegebene Wort zu halten. — Als bald darauf die Herzogin von Mantua starb, schickte er den Marquis v. Fantoni nach Paris, um sich dort über das Fräulein v. Elbeuf und — andere etwa heiratbare Hofschönheiten zu orientiren.

Denn sein Resident Truzzi, der ihm darüber noch bei Lebzeiten seiner Frau mehrfach geschrieben hatte, interessirte sich für eine andere Dame, nicht ohne Interesse ihres Vaters, des Herrn Prinzen, nämlich Heinrich Ludwig's von Bourbon, Fürsten von Condé und Sohn des großen Condé, der bekanntlich mit Anna von Baiern, der sogenannten princesse palatine verheiratet war. Wie man wissen wird, hat diese Dame, eine große Feindin der Maintenon, in sehr deutschem Style über den Hof des französischen Augustus geschrieben. Die Tochter, die der Prinz von Condé gern unter die Haube gebracht hätte, war Marie-Anne, Demoiselle v. Montemorency, später v. Enghien, welche später den Herzog von Vendôme, Louis Joseph, heiratete und schon 1718 starb. Truzzi hatte den Geschmack seines Herrn nicht errathen; denn späterhin, als der Herzog von Mantua diese Schönheit geprüft hatte, äußerte er unserm v. Breteuil, der hierbei auch seine Rolle spielte, im Vertrauen, er könne sich unmöglich entschließen, eine so kleine Person, wie Fräulein v. Enghien zu heiraten; eher würde er Allem entsagen, was er von den Kronen Frankreich und Spanien zu hoffen habe.

Ehe indeß Fantoni ankam, setzte sich Truzzi mit v. Breteuil in Einvernehmen, da dessen Frau, eine geborne v. Froulai die leibliche Cousine der ausersehenen Braut (Fräulein v. Elbeuf) war. — So weit die Geschichte von dieser Seite.

Fräulein v. Elbeuf war eben mit dem Herzog von Vendôme (demselben, der später Fräulein von Enghien beglückte) verlobt gewesen und das Verhältniß hatte sich zerschlagen, obgleich sie noch nicht die Hoffnung aufgegeben, es wieder anzuknüpfen — also eine unglücklich Liebende. Als daher Baron von Breteuil zu ihr kam und den Herzog von Mantua als Werber anmeldete, wurde sie sehr böse und aufgebracht auf ihn — ehe sie diesen Mann heirate, wolle sie lieber Karmeliterin werden. Die Geschichte wird nun rührend Die alte Frau von Elbeuf, ihre Mutter, welche bestimmt wußte, daß aus der Heirat ihrer Tochter mit dem Herzog von Vendôme nichts werden könne, ging freudig auf den Vorschlag ein; nur ein Prinz aus königlichem Geblüt oder ein Souverain sollte ihre Tochter haben. Sie schrieb sofort an Frau von Vaudemont, ihre Tochter in Mailand, die den Plan eingefädelt hatte. — Nun folgen Leiden, Thränen und Seufzer der bestürmten Schönen, und Baron de Breteuil kam in eine peinliche Lage, aus der ihn nur seine Klugheit und Geschicklichkeit rettete. Endlich (im Mai 1704) kam der Herzog von Mantua in Paris an, musterte den pariser Hof und seine Damen. Er macht einen kläglichen Eindruck in seiner Beschränktheit, Unentschlossenheit und sittlichen Verkommenheit. Selbst im Palaste des Königs setzte er die gemeinsten Ausschweifungen fort und Breteuil zog von den betheiligten Personen Erkundigungen ein, welche ihn einen tiefen Blick in das Schicksal der künftigen Gemahlin thun ließen.

Wir übergehen die zahlreichen Einzelnheiten und geben nur an, daß diese unglückliche Ehe endlich doch zu Stande kam.

Napoleon III. und zwei merkwürdige Vorhersagungen.

Wenn es eine prophetische Kraft der Seele und demgemäß Vorhersagungen giebt, die in gewissen Beziehungen und unter gewissen Umständen Beachtung verdienen, so muß Letzteres noch mehr der Fall sein, wenn die Vorhersagungen angefangen haben, theilweise in Erfüllung zu gehen, und sie demzufolge nach dem historischen Ausspruche: „C'est le commencement de la fin," eine gewisse Berechtigung und Beglaubigung haben.

So ist es mit zwei merkwürdigen Vorhersagungen in Betreff Napoleon's III. Wie wir vor einigen Wochen in einem öffentlichen Blatte lasen, ist vor kurzem in Brüssel eine Schrift: „Le second Empire. Dialogues politiques. Fragment. Par A. Dechamps. Ministre d'Etat et ancien Ministre des affaires étrangères, erschienen, in welcher der Verfasser sorgfältig erwogene Betrachtungen über die verschiedenen Perioden des zweiten Kaiserreichs anstellt.

Unter Anderm wird darin aus einem Gespräche, welches Herr Dechamps im Jahre 1850 mit dem Fürsten Metternich gehabt hat und das auf Napoleon III. sich bezog, Einiges mitgetheilt, was gerade jetzt besondere Beachtung verdient. Der Fürst äußerte: „Die Republik läßt sich zum Kaiserreich an. Der künftige Kaiser hat schöne Karten in Händen. Er spielt sein Spiel gut; glückliche Aussichten öffnen sich vor ihm; er ist geschickt und glücklich; er wird es weit bringen. Aber es giebt eine Klippe, die er vermeiden muß. Ich fürchte, er wird als revolutionairer Kaiser umkommen." — „Aber," unterbrach Herr Dechamps den Fürsten, „aber der Präsident Louis Napoleon scheint mir der Gegner der Revolution, die er durch das allgemeine Stimmrecht zu ersticken sich anschickt. Wo sehen Sie den revolutionairen Kaiser?" — Der Fürst erwiderte: „Davon rede ich nicht, ich denke an 1831; das ist ein böses Blatt in sei-

ner Geschichte; wenn er als revolutionairer Kaiser umkommt, so wird es in Italien sein und an dem Tage, wo er seine Politik von der Politik Oesterreichs und Europa's trennen wird."

Noch weiter und tiefer reicht eine andere Vorhersagung, die wir in einem Romane Levin Schücking's: „Ein Staatsgeheimniß," und zwar im zweiten Theile (1854), S. 243 lesen. Was vorausgeht, kommt hier weiter nicht in Betracht; auch ist ein Theil dieser Vorhersagung, welcher die Türkei betrifft, wenigstens zur Zeit unerfüllt geblieben. Dagegen heißt es nun weiter: „Eine Zeit lang erfreut sich die Welt des Friedens (nämlich nach dem orientalischen Kriege von 1854—1856). Zwei Sprossen treibt der Stamm des Gewaltherrn der Franken: einen Sohn und eine Tochter (?); aber keine Wurzeln treibt sein Stamm im Boden des Landes, das er beherrscht. Da läutet die Sturmglocke in den Thälern des Po, das helle Kriegsgeschrei tönt wieder von den Wänden des Apennin. Die Welt stürzt zu den Waffen. Das Schwert zieht Austria wider die Empörung; zu ihr stehen die Fürsten Deutschlands; nur die starken schwarz-weißen Banner bleiben daheim und stehen nicht zum Reiche (?). Den Frankenkaiser drängt es zum Schlagen; der Wille seiner Krieger reißt ihn fort; er führt seine Heerschaaren den entflammten Söhnen Ausoniens zu Hülfe; in den lombardischen Ebenen, am Fuße der Alpen, in den Thälern Helvetia's, bedrohen sich die feindlichen Heere. Doch ehe große Schlachten den Rasen blutig färben, hebt die Empörung ihr zorniges Haupt auf im Rücken des gallischen Imperators. Er will zurück in seine Hauptstadt; er kämpft wie ein Mann, wie ein Mann fällt er im Streite wider das Volk, das er beherrscht hat. Die deutschen Heere überschreiten den Rhein; Straßburg fällt; noch einmal sieht die Stadt an der Seine in ihren Mauern Austria's Heersäulen."

So weit lohnt es sich der Mühe, die fragliche Vorhersagung hier anzuführen. Im Wesentlichen genügt die Thatsache, daß Napoleon III., der durch das allgemeine Stimmrecht gegen die Revolution erwählte Kaiser, einen Bund mit der Revolution gemacht hat, daß er also ein — revolutionairer Kaiser geworden ist. Er hat das Spiel, das er bisher gut und mit Glück gespielt hat, nunmehr ungeschickt verrathen und aufgegeben; er hat als Spieler den letzten Trumpf ausgespielt; er spielt jetzt: Va banque! Ihn treibt nun nicht mehr die kluge Berechnung, nachdem er sein Spiel aus den Händen gegeben; ihn treibt sein Schicksal und die geheimen Mächte, die er heraufbeschworen hat, treiben mit ihm selbst tolles, gefährliches, wahrhaft höllisches Spiel. Es ist einfach die Geschichte vom „Zauberlehrling" in dem Goethe'schen Gedichte, die sich vor unseren Augen zu entrollen beginnt, und der feste Glaube an eine sittliche Weltordnung kann und darf auch an dem endlichen Ausgange des tollen Frevelspiels keinen Zweifel hegen.

Spanien.

Die jüdisch-spanischen Dichter des Mittelalters.*)

II.

Andalusische Meistersänger.

In der zweiten Abtheilung geht der Verfasser nach einem flüchtigen Ueberblick der neuhebräischen Poesie, deren Wiege er nach Babylon verlegt und als deren Träger er Jannai, Kalir, Saadja, Hai nennt, zu den andalusischen Meistersängern über und weilt besonders länger bei Gabirol (geb. 1035 zu Malaga), diesem Heros des Gedankens und der Dichtung, aus dessen „Königskrone" — bereits von Sachs, in seinem erwähnten Werke, meisterhaft übersetzt — er einige Stellen anführt, die sich, aufrichtig gesagt, bei der Vergleichung gerade nicht zu ihrem Vortheil ausnehmen. Ja, völlig den Sinn verfehlend ist z. B. der Passus:

„Du bist! doch du allein nur kennst dein Wesen,
Und keiner sonst ist dazu erlesen."

Die Stelle lautet in wortgetreuer Uebersetzung: „Du bist, aber für dich, und für keinen Andern neben dir." Es soll nämlich hier nach der haarspaltenden scholastischen Metaphysik das absolute Fürsichsein Gottes als Gegensatz zu dem bedingten Füreinanderessein des Geschaffenen ausgedrückt werden; ein Gedanke, der sich in der Uebertragung Kämpf's nicht wiederfindet. — Der Merkwürdigkeit wegen und zum Beweis, daß dieser eben so tiefe Denker, wie erhabene Sänger bei Gelegenheit auch das leichte Saitenspiel mit kunstgeübter Hand zu rühren wußte, geben wir unseren Lesern sein „Wasserlied" zum Besten. Bei einem gewissen Filz, Moses mit Namen, zu Tafel geladen und reichlicher mit Wasser als mit Wein bewirthet, ergoß er Klage und Spott in folgendem Gedichte aus:

„Vom Weine leer ist nun das Faß,
Drum ist mein Auge thränennaß!

Chor der Tischgäste:

Vom Weine leer rc.

1.

Die Siebzig*) Helden bei Gelagen —
Die Neunzig**) hat sie all' erschlagen!
Anstatt der Lieder tönen Klagen —

Chor:

Den Mund voll Wasser,
Voll Wasser, Wasser.

2.

Wie sollt' die Kost dem Gaste munden?
Wie könnt' er bei dem Mahl gesunden,
Wenn aus dem Kelch der Wein geschwunden?

Chor:

Und nichts als Wasser,
Ach, nichts als Wasser!

3.

Ben-Amram***) ließ die Bäche weichen,
Das Schilfmeer that sein Stab verscheuchen;
Doch Moses hier weiß nur zu reichen —

Chor:

Verhaßtes Wasser —
Verhaßtes Wasser!

4.

Dem Frosche könnt' ich an mich reihen,
Und mit ihm um die Wette schreien —
Wir könnten singen nun zu Zweien —

Chor:

Das Lied vom Wasser!
Ja wohl, vom Wasser!

5.

Dem Wassermann! ihm sei beschieden,
Zu werden ein Nasir†) hienieden;
Er theil' das Loos der Rechabiden††) —

Chor:

Er trink' nur Wasser,
Ja nichts, als Wasser!"

Moses ibn Esra, aus Grenada, dessen Geburtsjahr zwar unbekannt, der aber, wie erwiesen, noch 1132 gelebt hat, beurkundete seinen hohen Dichterberuf vorzüglich durch sein größeres Werk, Tarschisch†††), das in zehn Abschnitten einen Kranz kleiner Gedichte verschiedensten Inhaltes umfaßt.

Vom Wein.

Mich kühlt der Wein, wenn Hitze schaltet,
Mich wärmt er auch, wenn Kälte waltet.
Er ist ein Schild vor Frosteswuth,
Und Harnisch auch vor Sonnengluth.

Das Alter.

Weh mir! aus ist es mit der Freude,
Aus mit der Lust im Erdenleben! —

*) Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter aus dem 11., 12. u. 13. Jahrhundert. Von Dr. Kämpf rc. 2 Bde. Prag, Carl Bellmann, 1858.

*) Jajin (Wein) dem Zahlenwerthe nach = 70.

**) Majim (Wasser) = 90.

***) Moses, Sohn Amram's, der Bibel.

†) Dem (4. Mos. 6, 2 ff.) der Weingenuß untersagt war.

††) Sie durften nach dem Verbote ihres Ahnen, Rechab, keinen Wein trinken.

†††) Entweder nach dem Namen eines gewissen Edelsteins (Chrysolith, Topas), also: ein Edelsteingeschmeide (in diesem heißt das Gedicht auch Anak, Halsband), oder anspielend auf des Dichters Geburtsland, Spanien, das in der Bibel Tarschisch = Tartessus heißt; endlich ist das Wort im Hebr. seinem Zahlenwerthe nach = 1210, und so viel Verse enthält das Poem. — Uebrigens wird darin häufig von der arabisch poetischen Ausdrucksweise Tadschnis, dem amphibolischen Spiel, Gebrauch gemacht; z. B. goléh, offenbarend, und auswandernd; schûr, Mauer und Name eines Ortes.

Doch konnte ich im grauen Kleide
Der Tugend Krone mir erstreben.
Das Alter brach der Lüste Macht;
Nun bin ich aus dem Traum erwacht.

Die Trennung.

Aus meinen Augen strömt's am Trennungstage,
In meinem Munde find' ich da nur Klage;
Kaum kann den Arm ich zur Umarmung regen,
Zum Lebewohl die Lippen kaum bewegen.

Ein Räthsel.

Der Sonne Schwester ist's, gemacht
Zu dienen dir in dunkler Nacht;
Der Palme gleich, strebt's himmelan,
Ein goldner Spieß, erstrahlt's in Pracht;
Die Thräne perlt an seiner Wang',
Wird von der Flamme sein Leib benagt;
Ist's nah' dem Tod, enthaupt' es schnell!
So wird sein Leben angefacht;
Nie sah ein solches Wesen ich,
Das weint zu gleicher Zeit und lacht.

(Auflösung: Die Kerze.)

Abraham ben Meir ibn Esra — oder Ibn Esra schlechtweg — 1100 zu Toledo geboren, als Denker, Grammatiker und Exeget ein Stern erster Größe, verstand auch in der heiligen Sprache manches sinnige und wohltönende Lied zu dichten. Hier einige zur Probe:

Die Völker in ihrem Gesange.

Das Lied aus der Ismaeliten*) Mund
Besingt der süßen Liebe holden Bund;
Edôm**) singt nur von Kämpfen und von Kriegen,
Von blut'gen Heldenthaten, Rachesiegen.
An Geist und Witz ist Hellas' Muse groß,
Und Räthsel kommen aus der Inder Schooß.
Doch Lieder, die zu Gottes Ruhm erklingen,
Vermag nur Israel allein zu singen.

Sein letztes Wort (Starb in Rhodus 1175).

Mein Geist schaut auf zu Gottes Thron,
Er gab viel Gutes mir, doch nicht zum Lohn;
In Huld hat seinen Pfad er mir enthüllt,
Ließ leben mich, bis sich mein Wunsch erfüllt.
Und muß ich nun des Leib's Verfall auch schauen —
Gott ist mein Hort, mein Schirm und mein Vertrauen.

Rab. Jehudah Hallewi (1105 in Kastilien geb.) — der „süße Schwan von Kastilien" — wird von dem Verfasser mit gerechter Vorliebe gefeiert. Bei der Verherrlichung dieses allseitigen Dichters, voll religiöser Gluth, Gemüthstiefe und Gedankenschwung, der damit einen wunderbaren Zauber der spiegelklaren Sprache verbindet, die sich den mannigfaltigsten, kunstreichsten Rhythmen willig fügt — brauchte Herr Kämpf nur in die Fußstapfen würdiger Vorgänger zu treten: Luzzato (Betulat Bat Jehudah, Prag 1840); Sachs (a. a. O. S. 287 ff.); Geiger (Diwân des Kastiliers Abu'l Hassan Juda Hallewi, Breslau 1851) haben ihm trefflich vorgearbeitet. Auch durch H. Heine's „Romancero" ist der Name Jehuda Hallewi in weiteren Kreisen bekannt. Dem Referenten aber macht es die „Verlegenheit des Reichthums" sehr schwer, eine dem ihm zugemessenen Raume nicht mißbrauchende Auswahl zu treffen; er greift denn aus dem vollen Juwelenschatz einige Anakreontische Steinchen und einige Bruchstücke aus den religiösen Liedern auf gut Glück heraus:

Der Labetrunk.

Dir singe ich, so lang ich lebe,
Dem süßen Saft aus deiner Rebe —
Ich füll' davon mir meinen Krug,
Und lab' mich stets mit Einem Zug
Wenn Trunkenbold mein Freund mich schilt,
Und fragt: „Wird nie dein Durst gestillt?"
Sprech' ich: Hab' Balsam nun gefunden,
Und soll nicht heilen meine Wunden?
Der Lust soll ich gebieten Halt,
Der noch nicht vierundzwanzig alt?

*) Araber.

**) Rom.

Die Holde.

Sie taucht ihr Tuch in meiner Thränen Welle,
Und trocken wird's bei ihrem Blick, der glüht;
Braucht keinen Bach bei meiner Zähren Quelle,
Die Sonne nicht, da Feu'r ihr Auge sprüht.

An den schlafenden Geliebten.

Erwach', Geliebter, aus dem Schlummer!
Vor deinem Blick entweicht mein Kummer;
Träumst du von Kusses Seligkeiten?
Erwach'! ich will den Traum dir deuten.

Räthsel.

Wollt lernen ihr die Freundschaft kennen?
So kommt, wir machen es euch kund:
Wir schneiden durch, was uns will trennen,
Und unverletzt bleibt unser Bund.

(Auflösung: Die Schere.)

Auf der See.

Dein bin ich, Herr, in allen Tagen,
Dir will für Alles Dank ich sagen;
Dir jauchz' ich zu, bin ich bewegt,
Dich preis' ich, wenn der Sturm sich legt.
Wenn aus das Schiff die Segel spannt,
Zu führen mich in fremdes Land;
Wenn unter mir der Abgrund brüllt,
Als wär', wie ich, er glutherfüllt;
Wenn auch die Brandung kocht und schäumt,
Das Schiff erzittert und sich bäumt;
Selbst wenn umher Piraten streifen
Und Schrecken sich auf Schrecken häufen;
Wenn Haie schon das Schiff umkreisen
Und lauern auf, uns zu verspeisen;
Wenn ist der Vorrath aufgezehrt,
Die höchste Noth auch eingekehrt:
Dein süßer Name giebt mir Muth,
Und leicht verschmerz' ich weltlich Gut;
Was ich daheim auch hab' besessen —
Ich denk' an dich — es ist vergessen.

Gegen die Anmerkungen unter dem Original-Text im zweiten Bande wäre zu erinnern, daß sie an zwei entgegengesetzten Uebeln leiden: an Mangel und an Ueberfluß. Fremden auf diesem Gebiete geben sie zu wenig, für sie wäre ein vollständiges Glossar nöthig gewesen; und Kennern braucht schwerlich gesagt zu werden, daß z. B. al-pö mündlich, und af-al-pi obgleich heißt. Sehr unvollständig sind ferner die Nachweisungen der akkomodirten Bibelstellen.

Die kleinen Ausstellungen sollen uns indessen nicht hindern, das auch äußerlich schön ausgestattete Buch Allen, die sich für jüdische Literatur interessiren, bestens zu empfehlen.

Polen.

Das erste in polnischer Sprache gedruckte Buch.*)

Für die Freunde der Bibliographie ist es gewiß von Interesse, etwas über einen Fund zu erfahren, welchen der Graf W. Dziedurzycki in Stanislawow in österreichisch Galizien gemacht und seiner Bibliothek einverleibt hat. Es ist dieß ein Buch, das den Titel trägt: Ecclesiastes xyęgi Salomonowe, które polskim wykładem Kaznodzieyskie myanujemy (Ecclesiastes, die Bücher Salomonis, welche wir in polnischer Uebersetzung den Prediger nennen) — jedenfalls die älteste der durch den Druck veröffentlichten Uebersetzungen dieses Theils der heiligen Schrift. Als Verfasser derselben nennt sich Hieronymus von Wieluń, und gedruckt wurde sie 1522 durch Hieronymus Wietor in Krakau, wie die auf der vorletzten Seite befindlichen polnischen Worte bezeugen, welche in deutscher Uebersetzung lauten: „Gedruckt in Krakau durch Hieronymus Wietor, in dessen eigenem Verlage, zu Ehre und Preis des allmächtigen Gottes, und den gläubigen Christen zur Vermehrung der Weisheit. Im Jahr der Geb. Christi 1522."

Von dem Vorhandensein dieses Buches hatte die polnische gelehrte

*) Nach dem Czas.

Welt bis jetzt keine Ahnung, und ebenso wenig ist es in irgend einem bibliographischen Verzeichniß zu finden. Es ist bekannt, daß die „Gespräche Salomo's mit Marcholt" (Kozmowy Salomona z Marcholtem), sowie Bonaventura's „Leben Christi," (Zywot Chrystusa) in der Uebersetzung des Balthasar Opeć (Doctors der Akademie zu Krakau, der dieses Werk für Elisabeth, die Tochter Siegmund's II., in's Polnische übertrug), bis jetzt für die ersten in Polen gedruckten Bücher gehalten wurden. Das durch den Grafen Dzieduszycki aufgefundene Buch straft diese Annahme nun Lügen, was übrigens auch schon aus der Vorrede zur ersten Ausgabe des Opeć'schen Buches erhellt. Es beruft sich nämlich darin Hieronymus Vietor auf die schon früher von ihm herausgegebenen Bücher Salomonis, indem er zugleich der Schwierigkeiten erwähnt, die er in Bezug auf Herbeischaffung der Typen u. s. w. zu überwinden hatte, um ein polnisches Buch drucken zu können. Auf diese Bemerkung hin schloß der altehrwürdige Joachim Lelewel, die Bücher Salomonis seien möglicher Weise in polnischer Sprache erschienen. Wiszniewski dagegen bezog sie, obgleich ganz fälschlich, auf die Gespräche Salomo's mit Marcholt. In der erwähnten Vorrede ist es aber klar und deutlich zu lesen, daß Vietor „die neuen, anmuthigen, unlängst im deutschen Lande erfundenen Lettern mit vieler Mühe sowie mit Kosten, die seine Vermögensverhältnisse überstiegen," eingeführt und die im Polnischen nöthigen Buchstaben und Punkte hinzugefügt habe.

Wenn man das eben Angeführte mit demjenigen zusammenstellt, was Opeć in der Vorrede zu seinem Buche sagt, so gelangt man leicht zu dem Schlusse, daß die Bücher Salomonis, wenn sie auch in demselben Jahre erschienen sind, in welchem die Gespräche herauskamen, jedenfalls zuerst gedruckt worden sein müssen. Von der ersten Ausgabe der letztgenannten, welche die Jahreszahl 1521 trägt, sind kaum noch einige lose Blätter erhalten. Das durch einen glücklichen Zufall an's Licht getretene Werk des Hieronymus von Wieluń vom Jahre 1522 ist sonach das älteste, wohlerhaltene polnische Buch. Es ist in groß 4° und besteht aus 16 nur auf Einer Seite numerirten Blättern mit deutschem Druck in dicken, breiten Lettern. Die Ausgabe selbst zeugt von viel Sorgfalt und ist mit drei Holzschnitten geziert, von denen zwei ein Wappen (półkozić) vorstellen, der dritte dagegen den heiligen Stanislaus mit dem Pastorale in der linken Hand, der sich mit der rechten auf ein knieendes Lamm stützt, dessen Kopf von einem Heiligenschein umgeben ist. Ecclesiastes als erste Zeile des Titels, sowie die Initialen im Texte, sind in Antiqua ausgeführt und das Werk selbst dem Nicolaus Wolski, Kastellan von Sochaczew, Haushofmeister der Königin Bona, Gemahlin Sigmunds I., gewidmet.

Griechenland.

Literaturbericht aus Griechenland.

Neugriechische Dichter von den jonischen Inseln und aus Epirus.

Wenn man die Behauptung aufstellen kann, daß es in der Geschichte der Völker nicht leicht eine Nation giebt, die mehr gelitten und ertragen hat, als die griechische, so muß man doch zugleich in Ansehung der jonischen Inseln eine Art Ausnahme machen und zugestehen, da die Griechen dort stets ein minder hartes Geschick zu erdulden hatten. Gleich einem rast- und ruhelosen Vorposten am äußersten Ende des Vaterlands gelegen, waren sie von der göttlichen Vorsehung in den Tagen des Jammers und der Thränen als eine sichere Freistätte und als Ausgangspunkt für die Vorläufer der nationalen Erhebung Griechenlands für die Armatolen und Klephten, hingestellt, welche nicht selten von dort aus Versuche zur Erlangung der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes gegen die Feinde und Unterdrücker der Nation unternahmen.

Und gleichwohl unternahmen es die Venetianer und nachmals die Engländer, die man des Wohllautes wegen mit dem Namen: Protektoren benannte, die vaterländische und eingeborne Sprache der jonischen Inseln zu verbannen und die italiänische für die Verhandlungen und Bekanntmachungen der Behörden und der Gerichtshöfe einzuführen. Dies war denn auch der Grund, warum die bewunderten Dichtungen eines Ugo Foscolo und anderer jonischer Griechen, die Früchte griechischen Geistes, von der Gewalt eines wilden Sturmwinds auf die Fluren eines fremden Landes geworfen wurden.

Ehe jedoch für das griechische Volk die blutigen Kämpfe für Freiheit und Vaterland begannen, erschien auf einmal die tragische Muse des Joannis Zampelios*). — Die Griechen der jonischen Inseln waren die Ersten, die das männliche Antlitz dieser Muse und den Laut der griechischen Sprache, in welcher sie sich vernehmen ließ, mit Enthusiasmus begrüßten. Hiermit war der erste Schritt zur Gewinnung einer vaterländischen Literatur der jonischen Inseln gethan.

Bald nachher erglänzten die Tage der nationalen Erhebung Griechenlands, zwar furchtbar und schrecklich durch die Hinwürgung der Priester und der Vornehmen der Nation, aber rühmlich und stolz durch die Triumphe der griechischen Waffen. Die Ermordung des Patriarchen Gregorios, die Einnahme Tripolitza's, der erste Sieg bei Missolonghi und alle jene ersten Siegesthaten zu Wasser und zu Lande weckten und begeisterten das lyrische Talent des Zakynthiers Solomos. Während derselbe die Klänge der italiänischen Sprache erstickte, in welcher er erzogen worden war und in der er zu denken und schreiben gelernt hatte, dichtete er in griechischen Lauten und sang er seinen erhabenen und begeisterten Hymnus an die Freiheit**).

Der Allmächtige krönte endlich die Kämpfe der Griechen mit Sieg und mit Ruhm, und nach kurzer Zeit warf der jonische Staat der Sieben-Inseln die fremde Sprache von sich und setzte für immer die griechische in ihre Rechte ein. Die Griechen der jonischen Inseln beeilten sich von nun an, die vaterländische Sprache mit Eifer zu pflegen, und während dort griechische Zeitschriften in Ansehung der Sprache mit den besten Zeitschriften Athens wetteiferten, traten einzelne Griechen mit selbstständigen Arbeiten und Dichtungen hervor, womit sie die jonischen Inseln selbst ehrten und die sich neu entwickelnde Literatur des wiedererwachten Griechenlands bereicherten. Besonders gehören hierher der philosophische Schriftsteller Braila und der Historiker Spiridion Zampelios, und wenn noch jetzt die Insel Leukadia den Tod des greisen Dichters Zampelios (er starb im Mai 1856), dagegen Zante den des Solomos beweint, so gewähren zwei andere edle Söhne der jonischen Inseln, der Zantiot Julias Typaldos und der Leukadier Aristoteles Valaoritis, Trost und Aussicht für die Zukunft der griechischen Dichtkunst. Beide dichten in der Sprache des griechischen Volks, aber es muß ihnen zum Vorwurfe gemacht werden, daß sie dabei der Ausdrucksweise des gemeinen Volks einen zu ungebührlichen Vorzug einräumen, auch wenn man es zugeben mag, daß man diese Ausdrucksweise bis zu einem gewissen Punkte, namentlich in der Poesie, sich wohl mag gefallen lassen und sie sogar eine Art reizender Naivetät hat, weil diese Weise „die Sprache der Epoche und des Herzens" ist. Aber es darf damit auch in der Poesie nicht übertrieben werden. Im Uebrigen haben beide Dichter die Vorzüge der Leidenschaft, der Phantasie und des lyrischen Schwunges mit einander gemein, so wie ein Streben nach dem Idealen, das jedoch nicht selten in eine Ueberschwänglichkeit bei beiden ausartet, die tadelnswerth ist. Eine Gedichtsammlung des Typaldos enthält einige ganz vorzügliche Dichtungen: *Ὁ θάνατος τῆς χάμκως* (der Tod der Chamko, der Mutter des Ali Pascha), *Τὸ παιδάκι καὶ ὁ Χάρος* (das Kind und der Tod), voll Leidenschaft und einer erhabenen Lyrik, der nur hin und wieder das rechte Maß fehlt.

Von ausgezeichnetem Werthe sind namentlich die Dichtungen des Valaoritis, und sie verdienen aus mehr als einem Grunde besondere Anerkennung. Sie haben eine solche nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern auch bereits im Auslande, in Italien und Frankreich, gefunden. Unter den Italiänern ist es vornehmlich Tommaseo, der sich darüber in hohem Grade anerkennend ausgesprochen hat. Valaoritis ist ein Dichter im wahren Sinne des Worts, und seine Dichtungen bezaubern durch das Frische und Ursprüngliche der Gefühle, Gesinnungen und Gedanken. Alle athmen einen tiefen Sinn für Schönheit und Anmuth, für Freiheit und Vaterland; eine lebendige, glühende Phantasie, besonders aber der innigste Patriotismus und eine hohe Begeisterung für die Heldenthaten des griechischen Vaterlands sprechen aus ihnen, und dies Alles verleiht ihnen in gewisser Hinsicht nicht trotz der von dem Dichter gewählten, gleichsam ungeleckten, aber kräftigen Ausdrucksweise des Volks, sondern weil er in dieser ungeschminkten Redeweise des Volks dichtet, eine edle Naivetät und eine einfache Würde. Hier ist keine bequeme Wortmacherei und keine studirte und affektirte Glätte des Ausdrucks: hier findet man, wie in den köstlichsten Volksliedern der griechischen Klephten, statt gefeilter Waare nur gediegenes Gold der Berge. Sie entzücken das unverdorbene, für wahre Poesie empfängliche Herz der Ausländer und der Griechen; aber demungeachtet darf namentlich auch der Fremde, welcher die Dichtungen des Valaoritis liest und von ihnen hingerissen wird und

*) Vergl. Magazin 1857, Nr. 117.
**) S. Magazin 1857, Nr. 79.

immer wieder mit Entzücken zu ihnen zurückkehrt, um an ihren inneren, geistigen Reizen auf's neue sich zu ergötzen, die Bemerkung und den Tadel nicht unterdrücken, daß er, um die Wirkung und die tiefen Eindrücke seiner Dichtungen zu erhöhen, am allerwenigsten nöthig gehabt hätte, sie in dem gemeinen Volksdialekte der jonischen Inseln zu dichten.

Wir haben eine Sammlung von Gedichten des Valaoritis vor uns liegen, die unter dem Titel: *Μνημόσυνα*, im Jahre 1857 in Corfu erschien. In einer voranstehenden, in neugriechischer, aber in einer reinern Volkssprache, nicht in dem gemeinen Volksdialekte der jonischen Inseln geschriebenen, hin und wieder sogar ganz altgriechisch gefärbten Widmung spricht er sich entschieden für die neugriechische Volkssprache und für die Nothwendigkeit ihrer Anwendung zu romantischen, nationalen und lyrischen Dichtungen, im Gegensatze zur Sprache der Gelehrten und zur altgriechischen aus. Insoweit er dabei nicht einzelne Dialekte, etwa den der jonischen Inseln, oder den trapezuntischen (um von anderen, in der Mitte liegenden Dialekten hier nicht weiter zu reden) im Sinne hat, mag er Recht haben. Er sagt: „In der Geschichte der Völker ist es eine unbestrittene Thatsache, daß einzelne Redensarten, Worte und Idiotismen ausschließlich der Poesie gewidmet waren. Wir Griechen sind glücklicher als andere Völker; denn wir können einen ganzen Dialekt dazu gebrauchen. Die Gelehrten mögen zusehen, ob sie eine schon gestorbene Sprache wiedererwecken können. Die Sprache des Volks ist Eine. Die Sprache der Gelehrten ist vielgestaltig: einige von ihnen werfen sich ohne weiteres auf die altgriechische Sprache, andere pflanzen Zweige und Blüthen von ihr auf den Boden des neuen Griechenlands, der jedoch vielleicht für solche Veredlung nicht so empfänglich ist, als wir gemeiniglich glauben. In keinem Falle dürfen diejenigen, welche gegenwärtig in Griechenland die Literatur beherrschen, die Sprache des Volks weder aufopfern, noch auch nur beschneiden wollen. Diese Sprache ist es, in der das griechische Volk von Mohamed II. an bis zu Rhigas dem Befreier klagte; sie ist es, in der die Klephten des Pindos, des Kissawos und des Olympos sangen. Wären es auch nur Trümmer: auch als Trümmer wollen wir sie ehren, denn sie sind durch die Bande, die Thränen, die Verfolgungen und die Leiden, durch den Tod der Märtyrer, durch das Blut der Helden, durch Ungemach und Kreuz aller Art geheiligt worden, und die Volksdichtung hat sie mit ewiggrünendem Epheu umzogen, auf daß die durch so viele Erschütterungen getrennten Theile nicht zu Boden stürzten und ganz zertrümmert würden. Das freie Griechenland selbst darf es nicht dulden, daß das Kleid seiner Dürftigkeit verachtet und daß die heilige Parole vergessen werde, in welcher seine an allen Orten und Enden zerstreut wohnenden Kinder sich vereinigten. Auch ist die Sprache des Volks nicht arm, sie ist vielmehr in hohem Grade bildsam und poetisch, und gewährt dem Dichter unzählige Bequemlichkeiten, ist voll Eigenthümlichkeiten, und ahmt selten fremde Sprachen nach. Besonders aber ist sie der alleinige Ausdruck der neugriechischen Dichtkunst. Selbstständig geboren, ist sie nicht das Erzeugniß der Kunst, wie diejenige, welche man jetzt zu machen beabsichtigt, und sie ist vielmehr der einzige Zweig, der von dem altehrwürdigen Baume unserer Nationalität übrig geblieben ist. Diesen Zweig haben wir bisjetzt frisch und grün erhalten, indem wir ihn mit unserm Blute und mit unserm Hasse tränkten. Es wäre ein sündlicher Frevel, wenn wir selbst diesen Zweig abhauen wollten."

Die „Mnemosyna" selbst enthält zwölf, zum Theil längere und aus einzelnen unter sich zusammenhängenden Gedichten bestehende Dichtungen, deren Stoffe größtentheils national und aus der neueren Geschichte Griechenlands, aus dem Leben einzelner Klephten, aus den Kämpfen Suli's gegen Ali Pascha u. s. w. entlehnt sind. Einzelne von ihnen müssen als wahre Meisterstücke der lyrisch-elegischen Gattung gelten und sind das Höchste einer wahren und lebendigen, von innigstem Bewußtsein und edler Manneswürde, sowie von poetischer Anschauung und dichterischer Begeisterung durchdrungenen und getragenen Nationalpoesie.

Ein vielbegabter Dichter des neuen Griechenland, Zalakostas, aus Epirus gebürtig, starb im September vor. Jahres in Athen. Er war eine um so interessantere Erscheinung auf dem neugriechischen Parnaß, da er ein Mitkämpfer des griechischen Freiheitskampfes gewesen und als Offizier der griechischen Armee bis an seinen Tod in Aktivität geblieben war. Seine Lernbegier, womit er, bei seltenen Naturanlagen, sich den Wissenschaften gewidmet hatte, war eben so außerordentlich, als namentlich auch die Erfolge seiner Beschäftigung mit den Musen überraschten. Zalakostas hat Mancherlei geschrieben, in Prosa und in Versen und Vieles davon ist noch ungedruckt. Unter Anderm übersetzte er auch Bulwer's „letzte Tage von Pompeji." Aber besonders die dichterische Seite seines Wesens hatte er frühzeitig durch Selbststudium ausgebildet, und ein Kind des Unabhängigkeitskampfes, unterließ er es nicht, mitten während des Lärmes der Schlachten und unter dem Sausen der Kugeln seinen Homer zu lesen. In dem bereits mehrfach in diesen Blättern erwähnten, von dem reichen Griechen Rallis in Triest eingeführtem poetischen Wettkampfe in Athen hat er zwei Mal den Preis davon getragen. Seine Muse, die Muse des Kriegers aus den epirotischen Gebirgen und des Mitstreiters in den Reihen der Heldenschaar von Missolonghi, ist kräftig und stolz, aber zugleich von einer lebendigen Frische, wie seine vaterländischen Berge. Die Sprache, in welcher er dichtet, ist bald der gewöhnliche Dialekt des Volks, bald eine reinere Ausdrucksweise, aber immer ist sie edel und correkt, und gleicht dem Marmor des Parnasses. Auf den Versbau wendet er große Sorgfalt, und mit Kunst bildet er denselben. Seine Phantasie ist reich und glühend, doch weiß er sie zu zügeln und ihren Schwung zu mäßigen, so daß er seinen Erzeugnissen das gebührende Maß und die kunstgerechte Form zu geben im Stande ist. Wie wir aus einer griechischen Zeitschrift ersehen, beabsichtigt die von ihm nachgelassene Wittwe seine sämmtlichen Dichtungen und sonstigen Aufsätze unter dem Titel: „*Τὰ ἅπαντα τοῦ Ζαλακώστα*" in einem Bande und zu dem geringen Preise von fünf Drachmen herauszugeben.

Eines andern neugriechischen Dichters aus Epirus, Joannis Villaras aus Janina, gedenken wir hier nur ganz kurz, da man ihn in Deutschland noch gar nicht kennt und er gleichwol, namentlich in gewisser Beziehung, ein eigenthümliches Interesse hat. Zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts galt er als der beste lyrische Dichter des neuen Griechenland, der erotische Lieder, Fabeln u. s. w. dichtete, auch die unter dem Namen des Homer bekannte Batrachomyomachie in's Neugriechische übersetzte. Er war ein guter Versificator und nicht ohne Geist, aber er war ohne höhere Begeisterung und ohne ideales Streben. Dabei schrieb er in seinem vaterländischen Dialekte und hatte außerdem noch die sonderbare Idee, daß er glaubte, man müsse die griechische Sprache ohne Accente und ohne Beobachtung der Orthographie, auch ohne Diphtonge, nur nach dem Gehöre schreiben. In dieser Weise und nach einer solchen Methode verfaßte er sogar eine Grammatik der neugriechischen Sprache unter dem Titel: *Η Ρομεηκη Γλοσα*, die auch im Jahre 1814 in Corfu gedruckt wurde. In späterer Zeit scheint er das Lächerliche jener Ansicht eingesehen und dieselbe aufgegeben zu haben; wenigstens haben wir eine zweite Ausgabe seiner „*Ποιήματα καὶ πεζὰ τινα*" (Zante, 1854) vor uns liegen, worin jene Sonderbarkeiten sich nicht finden, wenn schon die Schreibweise des Verfassers von gewissen Eigenthümlichkeiten in Betreff der Orthographie keineswegs ganz frei ist. Sie beruhen auf einer Ansicht, die wenigstens früher, wo die Frage wegen der Art und Weise, wie man die neugriechische Sprache schreiben solle, unter den neugriechischen Gelehrten noch streitig war, sogar eine Art systematischer Berechtigung für sich in Anspruch zu nehmen wagen konnte. Aber das Wort Cicero's hat sich auch hier bewährt: Opinionum commenta delet dies! K.

Mannigfaltiges.

— **Deutschlands und Frankreichs Macht.***) Auch diese kleine Schrift hat, wie die in Nr. 62—64 des „Magazin" angezeigte, den löblichen Zweck, diejenigen ängstlichen Gemüther, die in unserer Zeit eine Rückkehr der Katastrophen von 1805—6 fürchten, vollkommen zu beruhigen. Die Wehrkraft der deutschen Staaten ist heutzutage so groß, die Antipathie der deutschen Nation gegen Frankreich so einmüthig, daß, wie stark auch die von dem Verfasser nach eigener, vieljähriger Beobachtung geschilderte Kriegs- und Raufluft des französischen Heeres und seine Gelüste nach der Rheingränze sein mögen, Deutschlands Integrität doch nach Westen wie nach Osten hin in jeder Weise, ebenso durch innere Energie, wie durch Mitwirkung der bei dieser Integrität betheiligten fremden Staaten, gewährt ist. Es konnte allerdings nicht die Aufgabe Deutschlands sein, den Sardiniern zu wehren, daß sie — wenn auch mit Hilfe Frankreichs — die Oesterreicher von piemontesischem Boden vertreiben und sie nöthigenfalls bis über das nahe an der Gränze gelegene Mailand hinaus verfolgen. Wohl aber wird Deutschland sofort bewaff-

*) „Deutschlands und Frankreichs Macht. Eine Schutz- und Trutzschrift von einem deutschen Offizier a. D." Potsdam, Verlag von Aug. Stein, 1859.

neten Einspruch thun, wenn die Kommissarien Victor Emanuel's österreichisches Gebiet — das Gebiet eines Verbündeten, der Deutschland mindestens ebenso nahe steht, wie Sardinien den Franzosen — wirklich „annexiren" wollten, wie man das in Nordamerika nennt. Ein solcher bewaffneter Einspruch wäre keinesweges eine Aggression, wie sie die Augsburger „Allgemeine Zeitung" gepredigt, eine Aggression, die nur zur Folge gehabt hätte, daß sich ganz Frankreich wie Ein Mann gegen unsern Angriff erhob, sondern lediglich eine Abwehr, wie die, welche Frankreich bisher gegen die Oesterreicher zu Gunsten Sardiniens eintreten ließ. In dieser Abwehr würde das industriöse, friedliebende Volk von Frankreich keine Beeinträchtigung seiner Ehre und seiner Interessen, sondern vielmehr eine indirekte Förderung seiner Ideen finden, und so ist auch nicht zu erwarten, daß sich das französische Volk aus Liebe zu dem Schwiegervater des Prinzen Napoleon Jerome den Leiden eines Krieges aussetzen werde, der sehr bald auf seinem eigenen Boden geführt würde.

Daß Deutschlands Einspruch nicht auch gegen ein nationales, unabhängiges und bundesstaatliches Italien gerichtet sein könne, braucht wohl nicht erst hier gesagt zu werden.

— Karl August Mayer's „Deutsche Geschichte"*). Obwohl dieses Werk nicht eigentlich vor das Forum unserer Zeitschrift gehört, können wir doch in dieser Zeit der Gestaltung einer neuen deutschen Geschichts-Epoche nicht unterlassen, auf eine Geschichtsdarstellung hinzuweisen, die, das Ziel einer nationalen Einigung und Kraftentwickelung Deutschlands stets vor Augen habend, dem Leser auch zum Bewußtsein zu bringen weiß, daß, trotz der vielen Enttäuschungen seit den Befreiungskriegen von 1813—1815 und trotz der namentlich durch Oesterreichs Einfluß bewirkten Herabstimmung des deutschen Selbstgefühls, Deutschland doch in entschiedenerer Weise, als irgend ein anderes europäisches Land, mit Ausnahme von Großbritannien, Fortschritte in der Herrschaft des Rechtes und der Verbreitung der bürgerlichen Freiheit, sowie in seiner nationalen Einheit und Selbständigkeit gemacht habe. Deutschland hat in den letzten vierzig Jahren allen Bestrebungen Oesterreichs, uns in unseren staatlichen, nationalen, religiösen und bürgerlichen Verhältnissen auf Ein Niveau mit dem von ihm ausschließlich beeinflußten Italien zu bringen, wenn auch nicht immer, doch in den meisten Fällen erfolgreichen Widerstand geleistet, und dieser moralischen Opposition, die hauptsächlich vom deutschen Norden, oder doch mindestens von den wesentlich protestantischen Staaten Deutschlands ausging, ist es zu verdanken, daß das deutsche Geistesleben auf dem gesammten Erdenrund geachtet geblieben, und daß in Folge dessen auch unser Nationalgefühl gestärkt und unser Einheits-Bewußtsein gewachsen ist. Dieser Glaube an den nationalen und politischen Fortschritt Deutschlands, diese unbeirrte, ein großes, „des Schweißes der Edeln werthe" Ziel stets vor Augen habende Betrachtung deutscher Zustände ist es, was das vorliegende Werk, das in seinen zwei starken Bänden die gesammte ältere und neuere Geschichte Deutschlands umfaßt, zu einem Volksbuche macht, das wir allen Kreisen als Lektüre und auch als Studium empfehlen können.

— Alexander v. Humboldt. Der Erinnerung an den großen Todten widmet Direktor Dr. Vogel in der am 28. Mai ausgegebenen ersten Nr. seiner diesjährigen „Mittheilungen der allgemeinen Bürgerschule zu Leipzig an das Elternhaus ihrer Zöglinge," folgende inhaltreichen Worte: „Wenige Tage nach dieser frohen Feier**) veranlaßte der Tod eines der größten Fürsten auf dem Gebiete der Wissenschaft, des greisen, edeln Alexander von Humboldt, — dessen Bildniß schon längst neben Goethe (geb. 1749) und Schiller (geb. 1759) einen Platz in unserm Versammlungssaale gefunden hatte, — in derselben Stunde, in welcher ein unabsehbarer Trauerzug in Berlin seine sterbliche Hülle zur Ruhe begleitete, eine ernste Ansprache des Direktors an die versammelten Schüler, um diesen das Lebensbild des wahrhaft großen, echt deutschen Mannes, so weit es die Kürze der Zeit erlaubte, zur Erweckung der Nacheiferung zu vergegenwärtigen. Die Geschichte der Hauptmomente des eben so langen als segensreichen Leben Humboldt's knüpfte sich aber an vier Marksteine, die zeitlich in ganz gleicher Entfernung von einander stehen, als wenn in dem Leben eines solchen Mannes Alles zur vollkommensten Harmonie, selbst in der Zahl, sich gestalten müßte: er trat seine Weltfahrt an im J. 1769, in welchem Jahre er in Berlin geboren ward, — begann als dreißigjähriger Mann seine Reise in die neue Welt und auf die Höhen der Anden im J. 1799, — zog wieder dreißig Jahre später als sechzigjähriger Greis noch einmal aus, das alte Asien in seinem unbekannten Innern, namentlich in dessen Gebirgsbildung zu erforschen, im J. 1829, — und erstieg, neunzig Jahre alt, bis an's Ende seiner Tage in begeisterter Liebe thätig für alle höheren Zwecke der Menschheit, die himmlischen Höhen, von welchen er nun den Kosmos — das Weltall in seiner Ordnung und Schönheit — im vollsten Glanze der Wahrheit schaut, nachdem er ihn hier schon in bewunderungswürdiger Klarheit erforscht und dargestellt hatte. Dank sei Gott, der das Leben eines solchen Mannes so lange fristete zur Ehre Seines Namens, zur Förderung der Wissenschaft und zum Ruhme unsres theuren deutschen Vaterlandes, das auf **seinen** Humboldt stolz sein darf! Die deutsche Jugend aber bewahre seinen Namen und die Erinnerung an das Große, das er geschaffen, wie an die Reinheit seines Charakters und seines Lebens, in ihrem Herzen, und lerne von ihm, was es heißt, ein großer Mann sein!"

*) Deutsche Geschichte für das deutsche Volk. 2 Bände. Leipzig, 1858. Gustav Mayer.

**) Feier des 25. Jahrestags seit Bestehen der Leipziger Realschule am 5. Mai.

— Der poetische Wettkampf in Griechenland. Von dem, im Jahre 1850 von Ambrosios Rallis gegründeten, alljährlich in Athen stattfindenden poetischen Wettkampf ist bereits im „Magazin" mehrfach die Rede gewesen. Er hat auch in diesem Jahre stattgefunden, und am 25. März ist in Athen von der zu diesem Zwecke niedergesetzt gewesenen Kommission aus der Mitte der dortigen Universität der Bericht über die eingegangenen Konkurrenzgedichte erstattet worden. Indeß ist diesmal, wie früher schon zwei Mal keiner der eingegangenen elf Dichtungen, die theils der romantischen und lyrischen, theils der epischen und dramatischen Gattung angehörten, der Preis zuerkannt worden, obschon eine „Sammlung poetischer und patriotischer Betrachtungen" und eine Tragödie, deren Stoff aus der altgriechischen Geschichte entlehnt war, einer besonders rühmlichen Erwähnung gewürdigt wurden. Der Bericht spricht sich darüber mit Anerkennung aus, und überhaupt ist die Kritik, die darin geübt wird, so weit sich dies hierorts beurtheilen läßt, eine eben so wohlwollende und gerechte, als gewissenhaft strenge. Mit Recht hebt bei dieser Gelegenheit der Berichterstatter, der Professor der Geschichte an der Universität Athen, Konst. Paparrigopulos, die nationale Wichtigkeit hervor, die jener poetische Wettkampf an und für sich selbst und um so mehr hat, weil der 25. März im Königreich Griechenland zugleich als das Fest der Nationalunabhängigkeit und der Wiedergeburt Griechenlands gefeiert wird. „Alles," sagt der Redner, „was das Gefühl der Nationaleinheit, welches an diesem Tage unsere gesammten Gedanken und Wünsche beherrscht, zu kräftigen und zu stärken im Stande ist, gereicht ihr auch zugleich zu besonderer Anerkennung. Aus allen Landen mit griechischer Bevölkerung kommen hier die Bewerber um den Kranz des Dichters zusammen, und die Prüfung ihrer Arbeiten veranlaßt uns, die Kampfrichter, über die Dichtung, die Sprache, die Erinnerungen und Hoffnungen, über alle jene Elemente der moralischen und geistigen Einheit der Nation zu sprechen, wodurch ihre letzte entscheidende Wiederherstellung vorbereitet wird. Solchergestalt ist jener Wettkampf in Wahrheit ein Kampf des Panhellenions, und der Gegenstand dieser meiner Rede ist gleichfalls panhellenischer Art und panhellenischen Wesens, das geistige Fest aber, welches wir hier begehen, ist der natürliche Schlußstein des politischen Festes, welches wir heute feiern."

Den geehrten Lesern unseres Blattes,

welche im regelmäßigen Empfange desselben keine Unterbrechung erleiden wollen, bringen wir hierdurch das am 30. d. M. zu Ende gehende Abonnement in Erinnerung.

Für die „Redaktion des Magazins" bestimmte Briefe, Mittheilungen ꝛc. bitten wir franco entweder an die unterzeichnete Verlagshandlung nach Leipzig, oder an deren Commissionair, Herrn E. Devaranne, Jägerstraße 25 in Berlin zu richten.

Leipzig, den 15. Juni 1859. **Veit & Comp.**

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Expeditiure Neumann (Niederwallstraße Nr. 21) in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seilen in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr.,
wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

28. Jahrgang. Sonnabend, den 25. Juni 1859. № 74-76.

Inhalt:

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Die Kriegs-Literatur und ihre Einflüsse.

Juni 1859.

In einem Witzblatte sah ich einmal ein Stückchen Sand-Düne bei Swinemünde abgebildet und durch Fernröhre in Augenschein genommen, die deshalb so historisch merkwürdig geworden war, weil am Tage vorher auf dieser Stelle ein naseweiser Badegast eine Ohrfeige bekommen hatte. Diese Leidenschaft, merkwürdige Gegenden der Tagesgeschichte zu illustriren und zu diesem Zweck durch imaginäre Fernröhre zu zeichnen, ist jetzt Ernst geworden. Die illustrirten Blätter bringen die Bilder vom „Kriegsschauplatze“ in jeder Nummer zum Theil dutzendweise, Abbildungen von Kaffeehäusern in Frankreich, Sardinien oder der Lombardei, wo Soldaten einmal Kaffee getrunken und Cigarren geraucht, Eisenbahnschuppen voller Soldaten (stereotyp mit einer Marketenderin, vor welcher ein Soldat mit ganz hinten überhängendem Kopfe den letzten Tropfen seines Glases in den Mund laufen läßt) mit der Unterschrift, daß dies Abreise der und der Truppen von dem und dem Orte sei, Zelte mit Kochtöpfen im Vorder- und Kavallerie im Hintergrunde, Thore, durch welche nach den Zeitungen einmal Truppen marschirten, Wege, über die sie weggezogen, Straßen, in denen sie einmal waren, Thüren, durch welche Victor Emanuel oder Napoleon oder der Kaiser von Oesterreich gegangen, Stückchen Papier mit undeutlichen Strichen und Krümmungen, welche Pulverdampf bedeuten und aus welchen Theile von Pferden und herunterstürzende Menschen, Stückchen Kanonenräder, Bayonnette und unten allemal sehr viel Leichen in den verschiedensten Verrenkungen hervorragen. Diese werden jetzt en gros nach Krim-Holzschnittsblöcken fabricirt und mit der Unterschrift einer Schlacht, die eben mit dem Telegraphen gemeldet ward, versehen, in die neueste Nummer gedruckt.

„'s Geschäft bringt's mal so mit sich.“ Das Publikum will Futter vom Kriegsschauplatze und nichts Friedliches, Schönes, Literarisches, Wissenschaftliches, Belehrendes, Unterhaltendes mehr lesen. Die Redactionen sagen daher: „Wir müssen dem Kriegsschauplatze unsere ganze Aufmerksamkeit widmen“ und redigiren und schreiben danach. So giebt's jeden Tag frische und zum zehnten, zwanzigsten Male aufgewärmte, modificirte Gerüchte und Thatsachen und die Urtheile der anderen englischen, deutschen, französischen, auch manchmal russischen und italiänischen Zeitungen darüber oder über Standpunkte, Fragen und Parteiansichten. Irgend ein General oder Staatsmann, der irgend wohin reist oder angeblich „sicherem Vernehmen nach“ beinahe abgereist wäre, füllt damit die Zeitungen mit so und so viel hundert oder gar tausend Artikelchen.

Das ruinirt auf die Dauer Leser und Schreiber furchtbar. Die materiellen Verwüstungen sind schon entsetzlich genug, da Niemand im besten Falle auf irgend entsprechende Lorbeeren für das geistige oder physische Wohl der Völker rechnen, sondern in optimistischer Laune nur auf Herstellung des status quo mit Abzug von so und so viel tausend Menschenleben und hunderten von Millionen der Production und Kultur entzogenen Thalern rechnen kann.

Die literarischen und ästhetischen Verwüstungen werden in der Regel nicht beachtet und berechnet, da sie sich wie ein allgemeines atmosphärisches Gift in jeden Athemzug vertheilen und im Stillen ununterbrochen wirken. Nichts desto weniger sind sie beinahe mit den Händen zu greifen. Wenn die Herren Europäer so Tag für Tag jede Woche, jeden Monat, vielleicht Jahr und Tag für nichts mehr Interesse fühlen, über nichts mehr sprechen, nichts mehr hören können, als Gespräche über einen Krieg und dessen Gefahren, der keinen einzigen Punkt der Erhebung, der Begünstigung gesunder Regungen und Bestrebungen bietet, wenn selbst sogenannte liberale Zeitungen, wie z. B. die Kölnische vom zweiten Juni, die schwachen Wünsche für Bundesreform und deutsche Einheit im Einverständnisse mit der Kreuzzeitung denunciren, „weil Reform- und Einheitsbestrebungen, Hader, Zwietracht und Verwirrung schaffen könnten, wo Einheit am meisten Noth thut“ (also keine Einheitsbestrebungen, weil Einheit am meisten Noth thut, „gemeinschaftliches, kräftiges Handeln gegen den [von der Kölnischen Zeitung mit gehätschelten] französischen Erbfeind“ ohne Einheitsbestrebungen, ohne Einheit — ein sehr logisches und nobles Programm für deutsche Vaterlandsvertheidigung) — mit solcher publizistischen Rührung alle Tage fortgesetzt, muß selbst der beste Magen verwildern und der edelste Kopf verdummen, falls er sich nicht privatim und durch neu belebende Kulturmittel immer gehörig mit Gegengiften retten kann. *)

Der Standpunkt, daß kriegerische und gefährliche Zeiten, welche des Volkes Kraft doppelt und dreifach in Anspruch nehmen, die ungeeignetsten seien, für das Volk etwas zu thun, es durch Reformen, Einheit u. s. w. patriotisch und stark zu machen, ist übrigens ein ganz englisch-parlamentarischer, eine Times-Taktik, von der die Kölnische ihre Weisheit wahrscheinlich entlehnt hat, wie wir wenigstens zur Ehre Deutschlands annehmen wollen. Alle, irgendwie wesentlichen Reformen wurden in England seit beinahe einem Menschenalter immer unter dem Vorwande abgewiesen, daß Gefahren in China, auf der Krim, in Neapel, in irgend einem kolonialen Theile, daß Krieg oder Kriegsmöglichkeiten auf irgend einer Stelle der Erde die Weisheit der Minister und des Parlaments so ausschließlich in Anspruch nehme, daß die Reformfrage wieder bis auf bessere Zeiten verschoben werden müsse. Napoleon rettet nun wahrschein-

*) Daß die Kölnische Zeitung dem „französischen Erbfeind“ das Wort rede, ist eine Erfindung der weisen Politiker von Augsburg und Wien, die ebenso treffend überall „Gothaische“ Eroberungsgelüste wittern, wo es sich darum handelt, österreichische Bestrebungen zur Zerklüftung Deutschlands durch preußische Bestrebungen zur Förderung deutscher Einheit und deutschen Selbstgefühls zu paralysiren. D. R.

lich wieder das künftige Ministerium Russell=Palmerston, den Lord Reform=Finality und den grimmigsten Feind aller Reform — ein historisch berühmt gewordener wärmster Freund des Napoleon vom 2. Dezember — vor der Reform, welche das Derby=Ministerium gestürzt, weil es wirklich eine Reform, aber eine zu geringe, vorschlug. Die Times braucht diesmal nur aus der Kölnischen Zeitung zu übersetzen, um die neuen Minister wieder vor Reform=Ansprüchen zu schützen. „Bestrebungen für innere Reformen können Hader, Zwietracht und Verwirrung schaffen.“ Ist das nicht schlagend? Warum dringt sie nicht auf gänzliche Abschaffung alles Wassers, „dieweil darin ersäufet sind all' sündhaft Vieh und Menschenkind“ und weil Mancher schon darin ertrunken ist und noch ersaufen könnte? Selbst Einheits=Bestrebungen sind jetzt in Deutschland gefährlich, weil Einheit Noth thut.

Ueber letztere Gefahr ist England allerdings hinaus. Es ist schon längst ein „United Kingdom“ und zwar so, daß ihm das noch feindlichste Element, Irland, die meisten Soldaten für Wahrung dieser Einheit liefert. Es wurde, wie die Geschichtsbücher spezificiren, einig durch Einheitsbestrebungen im Krieg und Frieden. Es wurde und blieb einig, weil man Entzweiungen und Parteien ziemlich freien Spielraum ließ und nicht wegen möglicher, nicht einmal wegen wirklicher Zwietracht seine Einheits=Bestrebungen aufgab oder der Polizei denuncirte.

England fürchtet sich auch vor dem Lieblingskinde Palmerston'scher Vaterfreude und rüstet sich in= und auswendig, an den Küsten, im Lande und zu Wasser gegen den vor wenigen Jahren Angebeteten und Gefeierten; aber es macht sich wenigstens so weit bis jetzt Alles hübsch freiwillig und mit dem besten Humor freiwilliger Menschen. Man schickt lustige Werber mit blankem Gelde, blanken Bändern, flatternden Fahnen und lustigen Musikanten im Lande umher und frägt: Wer will der Königin dienen? Hier ist Geld! Auch sollt ihr's gut haben. Die Admiralität hat befohlen, daß allen Geworbenen und Willigen alle Vortheile ihres neuen Berufes explicirt werden sollen, was sie für Aussichten, für Pensionen oder Orden zu erwarten haben, bei Wem sie sich über ihnen vorenthaltene Rechte in Bezug auf Nahrung und Kleidung u. s. w. beschweren können u. s. w. Das sieht eines einigen und in seiner Einheit und Freiheit starken Volkes ganz würdig aus. Auch die freiwillige Rifle=Corps=Agitation flößt, trotz aller dabei zum Vorschein kommenden Erbärmlichkeiten und Streitereien, im Ganzen Respekt ein. Die Regierung sagt: „Bewaffnet Euch! Ich stelle nur die und die Bedingungen.“ Letztere wurden vielfach angegriffen, da sie nicht Freiheit genug gewähren und die besten Stellen für die Offiziere der Linie bestimmt sein sollen. Dies mag richtig sein. Auch machen sich unter den Herren selbst, welche zu freier Volksbewaffnung zusammentreten wollen, pfiffige und gemeine Speculationen und Intriguen geltend. Aber das Schöne dabei ist, daß sich weder die Regierung, noch conservative und privilegirte „Unterthanen“ vor dieser Agitation und Gährung fürchten, sondern im Gegentheil ihre Hoffnungen für das gefährdete Vaterland mit darauf bauen. Ich fühle keinerlei Art von Begeisterung für die Art und Weise, wie sich England dem größten Unholde Europa's gegenüber gezeigt und jetzt entwickelt, aber wenn ich an die kläglichen Entzweiungen der deutschen Heimat denke, flößt mir dieser Corps=Geist des Vereinigten Königreichs die höchste Achtung ein. Wir Deutsche wissen ja am besten, wie kläglich es in Deutschland als ganzem Deutschland aussieht, wie sie sich fürchten, beargwöhnen, einander hemmen und hindern, alle möglichen Erbärmlichkeiten gegen Einheit vorbringen und selbst vor Reform des deutschen Bundes aus Patriotismus warnen.

Belgien.

Ein deutsch=vlaemisches Bruderlied.

Der jetzt unter den verschiedenen deutschen Stämmen unter dem Vorgange Preußens, des größten, rein deutschen Staates, sich kundgebende Geist der Einigkeit und des Volksgefühls giebt belgischen Zeitschriften Anlaß, eine Cantate in Erinnerung zu bringen, die im Jahre 1846 bei dem Septemberfeste in Brüssel zu Ehren des vlaemisch=deutschen Sängerbundes zuerst gesungen wurde. Eine der schönsten Stellen dieses Gesanges lautet:

„Zoo lang der Belgen Leeuw
Met Duitschlands Arend eenig
Tezamen houdt, met echte broedertrouw;
Zoo lang de reuzengeest van Pruissens Hohenzollern
Germanje voorwaerts voert met onverwinbre Kracht;
Zoo lang een eng verbond de duitsche stammen allen
Van d'Eider-tot den Donaustrom omsluit;
Zoo lang van Memels vest
Tot Duinkerks vlaemsche wallen
Derselfde geest der volken ry doorzweeft;
Zoo lang toch zal van alle duitsche gouwen
Geen enkele des vreemdlings vaen aenschouven.“

In deutscher Uebersetzung lautet dies:

„So lang der Belgen Leu
Mit Deutschlands Adler einig
Zusammenhält mit echter Brudertreu;
So lang der Riesengeist von Preußens Hohenzollern
Germanien vorwärts führt mit ungeschwächter Kraft;
So lang ein enges Band die deutschen Stämme alle
Vom Eider= bis zum Donaustrom umschließt;
So lang von Memels Wall
Bis Dünkirch's vlaem'schen Mauern
Derselbe Geist die Völkerreih'n bewegt,
So lang auch wird von allen deutschen Gauen
Kein einziger des Auslands Fahne schauen.“

Einige andere Verse derselben Cantate lauten:

„En gy, Belg, blyv' toch gedurig
Duitsch als 't oude voorgeslacht;
Wees Germaen in spraek en zeden,
Houd aen 't groote vaderland!

Op de deugden uwer vad'ren
Moet gy uwe burgten bouwn
En de leeuw op uw standaerden
Leer u op uw zelf vertrouwn.

Trouw bewaer toch in uw midden
Tegen's vreemdlings euvelmoed
Uwe spraek en uwe zeden
Uwer vadern goed en bloed.“

Die Worte sind so völlig deutsch, daß sie für unsere Leser kaum einer Uebersetzung bedürfen, doch mag eine solche hier folgen:

„Und Ihr Belgier, bleibet fürder
Deutsch, wie Eure Väter einst,
Deutsche bleibt in Sprach' und Sitte,
Treu dem großen Vaterland.

„Auf die Tugend Eurer Ahnen
Müßt Ihr Eure Burgen bau'n,
Und der Leu auf Euren Fahnen
Lehr' Euch selber Euch vertrau'n.

„Treu bewahrt in Eurer Mitte
Vor des Fremden Uebermuth
Eure Sprach' und Eure Sitte,
Eurer Väter Gut und Blut.“

Frankreich.

Memoiren des Baron de Breteuil, Einführers der Gesandtschaften am Hofe Ludwig's XIV.

III.

Dänische Politik und französische Etikette.

Das folgende Stück ist überschrieben „Monsieur de Mayerkroon, envoyé de Danemark et madame sa femme (1704—1706). Interessant ist die Einleitung dazu, ein Beitrag zur Geschichte der Etikette:

„Wir haben jetzt zwei Schwierigkeiten über das Ceremoniel mit Dänemark: Die eine betrifft die Gleichheit des Titels, welche der König von Dänemark fürderhin mit dem Könige in den Briefen, die sie sich schreiben, beansprucht. Der alte Gebrauch ist, daß die Könige von Dänemark an die Könige von Frankreich lateinisch schreiben mit dem Titel Serenitas vestra; wohingegen die Könige von Frankreich, die ihnen französisch schreiben, sie nur mit vous ohne allen Titel anreden. Aber da die Könige von Dänemark seit etwa 50 Jahren erblich geworden sind, so bestehen sie jetzt auf der Abschaffung dieser Behandlung und verlangen, daß die Könige von Frankreich und Dänemark sich wechselseitig in den Briefen des Ausdruckes „Majestät“ bedienen; und da man keinen Gesandten oder andern Minister ohne ein Beglaubignngsschreiben absendet, und sie bei diesem Anspruche weder schreiben, noch empfangen können, so ist das die Ursache, weshalb die beiden Könige sich seit einiger Zeit gar

keinen Gesandten schicken. Aus demselben Grunde ist der Marquis von Chamilly, der letzte Gesandte, den Frankreich in Dänemark gehabt hat, ohne Beglaubigungsbrief abgereist; und seitdem hat Frankreich nur einen Secretair in Dänemark.

Mayerkroon, der dänische Geschäftsträger, hat mir mehr als einmal versichert, daß der Kaiser und der König von Spanien in ihren Briefen an den König, seinen Herrn, ihm jetzt den Titel Majestät geben.

Die zweite Schwierigkeit besteht darin, daß der König von Dänemark seit fünf oder sechs Jahren sich dahin berathen hat, die Boten (messagers) gekrönter Häupter gerade so zu empfangen, wie der König von Frankreich sie empfängt, nämlich sitzend mit bedecktem Haupte, während er und seine Vorfahren sie jeder Zeit stehend empfangen haben. Die Königin Wittwe von England, die jetzt regiert, hat es gut geheißen, daß ihr Bote sich dem neuen Ceremoniel unterwerfe, aber zu gleicher Zeit hat sie ein Schreiben vom Könige von Dänemark erwirkt, worin er sich anheischig macht, künftighin allen Boten gekrönter Häupter nur auf diese Weise Audienz ertheilen zu wollen. Also kann der König von Frankreich, der sich diesem neuen Ceremoniel nicht unterwerfen will, füglich nur einen Minister zweiten Ranges hinschicken.

Der König von Dänemark wird nur zu bald und zu leicht diese Gleichheit erlangen. Die Erfahrung lehrt mir, daß man sich seit einiger Zeit nur mit Anmaßung auf solche Ehrenbezeugungen steifen muß, um sie zu erhalten: Der Herzog von Savoyen hat für seine Gesandten einen Prinzen verlangt, um zu den Audienzen geführt zu werden, wie die Gesandten gekrönter Häupter; die Republik Venedig hat dieselbe Ehre eine Viertelstunde später erlangt; der Kurfürst von Brandenburg hat sich zum Könige gemacht; und es wird nicht lange dauern, so werden wir ihm den königlichen Titel und die Ehren zugestehen. Sogar der Herzog von Lothringen fängt schon an, sich den Titel „königliche Hoheit" nicht blos zu Hause, sondern auch an fremden Höfen geben zu lassen. Verhüte Gott, daß wir ihm denselben noch nicht so bald geben. Seit einigen Jahren haben wir es nicht mehr als ein großes Präjudiz betrachtet, mit den neuen Ehren, welche die Fremden beansprucht haben, herunter zu lassen, noch es auch als einen großen Vortheil angesehen, die Ueberlegenheit in derartigen Dingen und den Vorrang zu behaupten, in welchem die Krone Frankreich sich hierin befindet und seit so vielen Jahrhunderten behauptet hat."

Die Geschichte mit Frau von Mayerkroon ist ziemlich spaßhaft, weil sie zeigt, was eine Frau selbst dem „großen" Ludwig gegenüber vermochte. Eine eifrige Protestantin, nahm sie sich der durch den Widerruf des Edikts von Nantes unterdrückten Reformirten an, und zog sie zu den Predigten und Versammlungen im Gesandtschaftshotel, das in der Nähe des Priesterseminars von St. Sulpice lag. Daher wurden diese Konventikel zeitig genug verrathen. Polizei und Hof wandten sich nun an Mayerkroon, seiner Frau Vorstellungen zu machen und diesen Mißbrauch des Gesandtenrechts abzustellen — aber umsonst — Mayerkroon wandte sich vielmehr weiter an Breteuil, damit dieser seiner Frau Vernunft beibringe. Sie blieb hartnäckig und setzte ihren Verkehr mit den heimlichen Kalvinisten fort, ohne daß man ihr etwas anhaben konnte. Endlich gebrauchten die Herren von Saint-Sulpice Repressalien und vergalten Gleiches mit Gleichem, indem sie eine deutsche Kammerfrau der Frau von Mayerkroon, welche lutherisch war, katholisch machten. Wie, wird nicht gesagt. — Frau von Mayerkroon wurde hierdurch nur noch heftiger und trieb es immer ärger, so daß sie beim Könige, der durch die frommen Klatschverbindungen (Frau von Maintenon) Alles erfuhr, sehr übel angeschrieben war. — Als die Königin von Dänemark im Juni 1705 nach Aachen in's Bad kam, und Frau von Mayerkroon sich dorthin begab, um ihre Aufwartung zu machen, verbot der König ihr die Rückkehr und gab strengen Befehl an den Gränzen, sie nicht wieder hereinzulassen, trotzdem ihr Mann, welcher seine durch obige Etikettenstreitigkeit verzögerte Abschiedsaudienz erwartete, noch in Paris verweilte.

* * *

Die muthige Frau kam indeß auf einem Umwege wieder nach Paris, um, wie sie sagte, ihren Mann abzuholen, zum großen Verdrusse des Königs, der nun sehr positive Maßregeln ergriff, sie los zu werden. Nur ihre und ihres Mannes Krankheit verzögerte die Abreise noch einige Zeit.

Abschnitt IV. handelt über die Geschenke, die der König den Gesandten macht und diese den Hofleuten. Von Breteuil erzählt bei dieser Gelegenheit, daß sein Vorgänger im Amte, Bonneuil mit den Geschenken der Gesandten einen sehr schmutzigen und gemeinen Handel getrieben. „Anstatt der Geschenke, die alle Zeit in Gebrauch gewesen sind, nahm er ohne Weiteres Geld von den Gesandten und dem Geringsten der Geschäftsträger, und hatte dabei Sporteln und Taxen festgesetzt. Um diesen schimpflichen Gebrauch etwas zu verdecken und anständiger zu machen, hatte er Anfangs festgesetzt, daß man dieses Geld zu einem von ihm bezeichneten Goldschmied brächte, unter dem Vorwande, daß er für diese Summe ein Stück Silberwaare nach seinem Gefallen entnehmen werde." Später zog er seinen Kollegen Sainctot in dieses Geschäft hinein, der aber hernach davon Abstand nahm; denn als Breteuil in's Amt trat, schaffte er diese Unsitte sogleich ab und einigte sich mit den Gesandten dahin, daß man, um der Sache einen Namen zu geben, ihm bei der Einführung nur ein paar spanische Handschuhe schenken möge. Auch Sainctot ging ohne Zögern darauf ein. Es wurden also von nun ab nur wieder Geschenke in natura gereicht; nur mit dem Gesandten von Venedig, Erizzo, qui, sur le cérémonial, est le plus difficultueux et le plus pointilleux ambassadour qui soit jamais sorti des lagunes de Venise, hatte unser Gewährsmann einen ziemlich harten Strauß zu bestehen, weil dieser seine hundert Pistolen auf dem alten Wege los werden wollte.

IV.

Der persische Gesandte Mehemed Risa.

Nicht uninteressant ist ferner der Bericht über die persische Gesandtschaft, welche im Januar 1715 zu Paris anlangte. Mehemed Risa Bay wurde mit weit mehr Aufmerksamkeit und Höflichkeit empfangen, als der Marokkaner, von dem wir früher gesprochen, und zwar jedenfalls deshalb, weil auch der persische Hof, eine Ausnahme von den anderen muhamedanischen Höfen machend, die europäischen Gesandten äußerst glänzend aufzunehmen pflegte. Sein Hotel wurde sehr reich möblirt, obgleich er es wenig um die Franzosen verdiente. Denn er war ein äußerlich indolenter, plumper, dabei aber pfiffiger und verschlagener Orientale, der sich absichtlich dümmer stellte, als er wirklich war.

Auf Höflichkeits-Formalitäten ließ er sich gar nicht ein, und schützte, wo man ihm zu dringend zusetzte, seine Religion, oder vielmehr die Gebräuche seiner bestimmten sehr strengen muhamedanischen Sekte vor. Sein Dolmetscher, ein kleiner französischer Missionair in Persien, Namens Richard, wird beschuldigt, ihn noch darin bestärkt zu haben, um bei der Zurückkunft nach Persien Vortheile für seine christlichen Gemeinden zu erringen. Als Breteuil ihm im größten Staate entgegengefahren und in seinem Zimmer bewillkommnen wollte, empfing er ihn auf seinem Teppiche liegend. „Und da es ihre Sitte ist, die Beine stets unter sich übereinander geschlagen zu haben und der Gesandte sehr klein ist, so gestehe ich, daß es mir im ersten Augenblicke vorkam, als läge ein großer Affe an dem Feuer." — Da seine Höflichkeiten nur sehr kurze, oder vielmehr gar keine waren, so machte auch unser Hofmarschall keine Umstände, und setzte sich nach kurzem Gruße durch Abnehmen des Hutes auf einen Stuhl und hielt seine Anrede an den Perser, der sich indessen zum Sitzen aufgerichtet hatte:

„Der Herrscher (empereur) von Frankreich, mein Herr, der größte und gottesfürchtigste der christlichen Herrscher, der prächtigste der europäischen Könige, der Gewaltigste im Kriege, so zu Lande wie zu Meer, der stets Unbesiegliche, die Liebe seiner Völker und das vollkommne Musterbild aller königlichen Tugenden, schickt mich, mein Herr, Euch seinerseits einen Gruß zu thun u. s. w."

Man sieht hieraus, daß die Franzosen sich recht artig auf den orientalischen Styl verstanden, ohne gerade sich besonders hoch aufschrauben zu müssen.

Auch der persische Gesandte wurde ungeheuer Mode zu Paris. — Am Hofe traf man Anstalten, recht prächtig zu erscheinen und dem Gesandten einen recht hohen Begriff von der Macht des Königs beizubringen. Die Audienz, deren Einzelnheiten umständlich beschrieben werden, war ungewöhnlich pomphaft. Indessen hatte Herr von Breteuil seine liebe Noth mit dem Barbaren, der solche Aufmerksamkeiten kaum zu würdigen wußte und der französischen Eitelkeit, sei es aus Indolenz, sei es aus Absicht gar nicht schmeichelte, was natürlich höchst unangenehm auffiel.

Indessen die Langsamkeit dieser wenig wichtigen Verhandlungen (des Handelsvertrages zwischen Frankreich und Persien) kostete dem Könige alltäglich viel Geld und verursachte oft neue Auftritte zu Paris (Streitigkeiten, Schlägereien des persischen Dienstpersonals mit Franzosen) bei der wenig gelehrigen Laune des Gesandten, über den man es nicht hatte gewinnen können, seinen Leuten einen Geist der Weisheit und Höflichkeit einzuflößen.

Es ist schwer zu glauben, daß ein Mann, der aus einem so entfernten und in jeder Hinsicht von dem unsrigen so verschiedenen Lande,

wie Persien kommt, fünf Monate in Paris zubringt, ohne die Neugier gehabt zu haben zu sehen, was es etwa Seltenes in der Stadt und der Umgegend gebe, und ohne den Verstand zu besitzen, sich über Regierung und Sitten der Franzosen zu unterrichten. Mehemed Risa hat durchaus kein Drängen gezeigt, die Herrlichkeiten von Versailles und anderer königlicher Schlösser, noch diejenigen Paläste von Privatleuten zu sehen, deren zu Paris mehrere die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen; auch hat er kein Gespräch angeknüpft, das ihn etwa über unsere Regierung und Sitten hätte belehren können. Wenn alle Perser ein eben so faules und müssiges Leben führen, wie ihre Gesandten zu Paris, so muß ihre Weichlichkeit und ihre Unwissenheit beispiellos sein. Indessen hat er, wie ich schon gesagt habe, viel Geist, aber ich glaube, daß seine Eitelkeit ihm einbildet, es genüge für ihn, die Augen auf die Personen geworfen zu haben, welche die Neugier zu ihm gelockt hat, und einige Mal durch die Straßen von Paris geritten zu sein, um unsere Regierung, unsere Sitten, die Pracht unserer Paläste und Gärten kennen zu lernen; denn er hat mir mehr als einmal gesagt, daß ein Blick ihm genüge, um Alles zu sehen, was es zu sehen gebe. Wir sind am Ende Juni und er hat noch nicht einmal den Wunsch geäußert, einen der Gärten zu besuchen, obgleich man ihm oft von ihren Schönheiten erzählt hat, und obgleich das Wenige, das er in der Verwirrung und Hast am Tage seiner Audienz davon zu Versailles sehen konnte, in ihm eine große Neugier zurücklassen mußte, diesen herrlichen Palast und diese Gärten zu sehen, die jeden in Staunen setzen müssen, der aus einem Lande kommt, wo man nichts Dergleichen hat."

Der in Kanton gefangene Vicekönig Yeh hat den Engländern auch nicht den Gefallen gethan, ihre Zaubereien und Kulturkunststücke zu bewundern, wie sie ganz bestimmt erwarteten — die Orientalen sind schlau und kennen unsere schwache Seite, d. h. unsere Civilisations-Eitelkeit ganz vortrefflich, und thun uns den Gefallen nicht, sich als die Geringeren bloszustellen. Nil admirari! diese Politik ist ganz richtig!

Trotz der Unliebenswürdigkeit des Gesandten fand sich doch eine civilisirte Dame, die den Barbaren liebenswürdig fand — „eine vollkommen hübsche Frau, siebzehn Jahr alt, wegen ihrer Schönheit an den Sohn einer reichen Familie verheiratet, an die Vergnügungen von Paris gewöhnt und in ziemlich vornehmer Gesellschaft erzogen — und was noch wunderbarer ist, die junge Frau ist weder gefallsüchtig noch lüderlich und hat das bescheidenste Ansehn von der Welt, aber in Wahrheit wenig Geist. Preisgegeben und verkauft von ihrer Mutter, gewöhnte sie sich schon im ersten Monat, als der Gesandte zu Paris war, zu dem Mittagstische zu kommen, den man für Saint-Olon deckte, und den der Gesandte Anfangs immer in seinem eigenen Zimmer decken ließ, um das Vergnügen zu haben, seine Geliebte länger sehen zu können, und endlich kirrte er sie so weit, daß sie nach dem Essen bis Mitternacht und länger bei ihm blieb. Am Tage saßen diese kleine Person und ihre Mutter, nachdem sie ihre Schuhe am Ende des Teppichs zurückgelassen, im Hintergrunde des Saales auf den Platten des Fußbodens, wie die Frauen in den persischen Serails, und boten sich den Gesellschaften, welche zu dem Gesandten auf Besuch kamen, zum Schauspiel. Acht Uhr Abends schloß sich dieses Gemach für das Publikum und die beiden Weiber blieben eingeschlossen im Innern des Serails mit einem Manne, dessen Sprache sie gar nicht verstanden, der die ihre nicht verstand, der einen Kapuzinerbart und dabei den schlechtesten Wuchs von der Welt hatte ..... Was mich betrifft, so habe ich hundertmal diesen Handel mit angesehen, ohne ihn zu begreifen. Indessen die Mutter, die noch weniger getaugt hatte, als die Tochter, besaß Geist; die Geldgier, die sie zu einem solch unwürdigen Handel gebracht hatte, war unersättlich." Die Bedienten des Gesandten mußten dieser Geschichte wegen hungern, weil ihr Herr das Geld für ihren Unterhalt anderweitig verwendete. Als er von Paris abreiste und fürchtete, daß man die junge Schöne, die er um jeden Preis mit nach Persien nehmen wollte, nicht würde mitreisen lassen, ließ er einen großen Koffer machen, in dem sich seinem Vorgeben nach „Bücher und zerbrechliche Waare" befand. In der That steckte die junge Pariserin darin, sorgfältig der Hut von Muhamedanern anvertraut, damit die Sache nicht herauskomme. Erst auf der Rhede zu Havre, wo Mehemed Risa ein englisches Schiff bestiegen, wurde sie aus dem Kerker erlöst, in einer sehr romantischen Szene.

Doch das Glück des verliebten Persers war von kurzer Dauer; wie im April 1718 Gardannes, der französische Konsul in Persien an Breteuil schrieb, war Mehemed Risa im Juni 1717 zu Ispahan gestorben und seine Geliebte muhamedanisch geworden.

Chateaubriand in der Opposition.

Ein historisches Spiegelbild.

Der König von Frankreich, Ludwig XVIII., fand beim Antritt seiner Regierung die schwere Aufgabe vor, die Vermittlung der Extreme zu übernehmen, die Versöhnung der Parteien zu versuchen. Die Republikaner begehrten von ihm freie Institutionen, die Royalisten verlangten ungestüm nach Rache und nach Belohnungen. Erst jetzt erkennen die Franzosen es an, daß der König sich mit seltener Kraft, Klugheit und Milde seiner Aufgabe unterzogen. In der ersten Zeit seiner Regierung gab er der Majorität der Kammern nach, welche aus exaltirten Royalisten bestand. Er trachtete aber beständig danach, ihren blinden Eifer zu mäßigen und ihnen großmüthigere Gesinnungen einzuflößen, die ihrer Sache würdiger waren. Er ernannte Männer voll edler Selbstverläugnung und von versöhnlichem Charakter zu Ministern und als Alles nichts half, faßte er den Entschluß, die Kammern aufzulösen, indem er an die ganze Nation appellirte, damit die Krone geschützt werde vor ihren „unvernünftigen Freunden." Er gab damit ein Beispiel von königlichem Vertrauen auf sein Volk, wie es vielleicht einzig in der Geschichte dasteht.

Unter diesen unvernünftigen Freunden der Krone, befand sich ein berühmter Mann, Chateaubriand, der durch eine politische Flugschrift: „Das Königthum nach der Charte" damals das größte Aufsehen erregte. Er stellte darin eine constitutionelle Muster-Monarchie auf und zeigte wie wenig diese erreicht worden sei; dann schleuderte er die Beschuldigung hin, daß die Minister die Schwäche des Königs benutzt hätten, um die royalistische Kammer aufzulösen.

Chateaubriand's Schrift wurde von der Polizei mit Beschlag belegt, ihm selbst wurde der Titel als Staatsminister und seine Pension entzogen (beides hatte er als Lohn für seine Königstreue erhalten). Er wurde von dem Augenblick an unversöhnlich, die Rachegedanken des Emigranten und die unbefriedigte Ehrbegier sprachen von nun an stets aus seinen Schriften und Handlungen.

Das Ministerium (der Herzog v. Richelieu und Decazes), welches er bekämpfte, war keineswegs ohne politische Fehler, aber Chateaubriand's Opposition richtete sich ohne Unterschied gegen alle Handlungen desselben, wenn sie auch aus den besten Absichten geflossen waren. Er sprach fortwährend von Verrath und Neigung zur Revolution, die das Ministerium beseelen sollten; er eröffnete einen förmlichen Krieg gegen die Personen noch mehr als gegen die Principien desselben und trieb es dadurch gerade in die Arme der liberalen Partei, die wenigstens wohlwollende Gesinnungen an den Tag legte.

Chateaubriand gefiel sich darin, den Untergang der Monarchie zu prophezeien, aber er bedachte nicht, daß er selbst geholfen hatte, das Unheil anzurichten, welches er so gern voraussagte; denn nicht die Mißgriffe des Ministeriums, sondern die Uebergriffe der Royalisten führten es herbei. Er hatte durch seine polemische Opposition das Ministerium zum Sturz gebracht und jedenfalls zur unzeitigen Stunde die Macht in die Hände der Royalisten gelegt. Das Verdienst ist ihm jedoch nicht abzusprechen, daß er sie gut geschult hatte; sogar zu Publicisten hatte er sie erzogen. Er gründete im Jahre 1818 ein Journal: Le Conservateur (ein Geistesverwandter der Kreuzzeitung) und ruhte nicht eher bis er die glänzendsten Namen unter seinen Mitarbeitern hatte. Er spricht sich in seinen Memoiren über das Unternehmen folgendermaßen aus: „Der Umschwung, den dieses Blatt hervorbrachte, war unerhört: in Frankreich änderte es die Majorität der Kammern, im Auslande wirkte es auf den Geist der Regierungen ein. Die Royalisten, die neben den Völkern und den Königen in Nichts versunken waren, hob ich empor, indem ich die Feder in die Hände der berühmtesten Familien legte. Ich machte die Montmorency's und die Lewis zu Journalisten. Ich bot den ganzen Adel auf und ließ ihn marschiren um die Preßfreiheit zu unterstützen. Nie war ich glücklicher als wenn ich mein Journal mit einem geistlichen Gewande schmücken konnte, wenn ein Artikel mit großen Buchstaben: der Cardinal so und so unterzeichnet war!" In der That hat Chateaubriand zuerst die politische Presse in Flugschriften und Zeitungen dem französischen Adel zugänglich gemacht und ihn dadurch befähigt, wie der englische aufzutreten und sich geltend zu machen. Chateaubriand selbst besaß im höchsten Grade das Talent, in dieser Art wirksam zu schreiben: Schlagfertigkeit, Glanz des Styls, Uebertreibung der Leidenschaft. Er ist ein Vorbild geworden für die Publicisten der Jetztzeit, aber man weiß nicht, ob man ihm danken soll, eine neue Kriegsmaschine in Bewegung gesetzt zu haben; politische Flugschriften können mörderischer wirken wie Zündnadelgewehre und explodirende Baumwolle.

Es gelang Chateaubriand noch einmal, Minister zu werden, aber

seine Eifersucht auf den damaligen Premier, Herrn v. Villèle, führte den jähen Sturz Chateaubriand's herbei und machte ihn zum zweiten Male zum Coriolan. Seine Opposition entstand zu sichtlich aus dem Verdruß über den Verlust des Portefeuille's; er hat dadurch einem großen Theil der Nation Widerwillen gegen die constitutionellen Formen eingeflößt, die das Ueble haben, die Gelüste des Ehrgeizes öffentlich zu zeigen und vielleicht auch zu steigern. Das ansteckende Beispiel des Tadels und der Opposition, welches Chateaubriand gegeben, konnte nicht verfehlen, den Thron zu erschüttern, denn die Angriffe auf die Minister wirken immer auf die Krone zurück.

F. v. H.

Böhmen.

Die Geisteskultur der Slaven und ihre zukünftige Weltstellung.

Das Czechenthum und seine Nationalität.

Gerecht zu sein in der Beurtheilung der Geistesgaben aller Völker, ist die erste Pflicht der Kulturhistoriker. Um aber diese Gerechtigkeit üben zu können, ist es nöthig, daß man ihre wissenschaftliche und belletristische Literatur sehr speziell kennen lernt und einen nähern freundschaftlichen Umgang mit Personen aus allen Ständen pflegt. Denn nur hierdurch wird man befähigt, den Geist und Charakter mit allen seinen Gemüthswandlungen beurtheilen zu können. Wer dies nicht gethan hat und seine Kenntnisse eines Volkes nur aus Büchern schöpft und oft nur aus solchen Büchern, die von einem Ausländer geschrieben sind, der bei seinen Reisen nur die Außenseiten der Nation wahrnehmen konnte, wird wenig Wahrheit darüber sagen, dabei aber viele allgemeine Redensarten hinschreiben, die ebenso gut auf die Slaven wie auf die Chinesen passen und eigentlich gar keine Nation genau charakterisiren.

Betrachten wir den ersten Artikel in Nr. 56—58 des „Magazins", so treten uns darin viele allgemeine Floskeln entgegen, die man schon in zahlreichen Reisebeschreibungen über die verschiedensten Völker gelesen hat. Einige Aussprüche über das Slaventhum und seine welthistorische Zukunft sind Bruno Bauer's kleinen Schriften über Rußland und das Germanenthum fast wörtlich entlehnt. Wie diese Schilderungen von den Slaven selbst aufgenommen wurden, ist bekannt; Viele sahen darin nichts weiter als Unkenntniß oder Schmeichelei. Bruno Bauer hatte sich dadurch lächerlich gemacht und wurde von der russischen Regierung und den slavischen Schriftstellern gänzlich ignorirt. Denn diese kennen den Geisteszustand ihrer Völker zu genau und wissen recht gut, daß man das Bauer'sche Idealisiren eher für Ironie als für annähernde Wahrheit halten kann, weil nur sehr wenig wahre Charakterzüge darin enthalten sind. Wie sich aber der kluge und scharfsichtige Denker so weit verirren konnte, will ich sogleich zeigen. Zur Rechtfertigung des ehrenwerthen Charakters von Bruno Bauer muß ich sagen, daß die Beschuldigung, er beziehe eine russische Pension, unwahr ist. Nicht einmal eine Ordens-Auszeichnung hat er vom Zaren erhalten, weil man des ehemaligen Volkstribuns enthusiastische Redensarten, wonach die Russen den hellenischen Schönheitssinn besitzen 2c. mehr für nachtheilig als für förderud und empfehlend betrachtete. Ich selbst habe ihn persönlich kennen gelernt, denn ich wohnte in Berlin in demselben Hause mit ihm und zwar in der Periode, als er seine letzten Schriften über Rußland veröffentlichte, worin er aber seine russische Anschauung schon etwas modificirt hatte. Daher weiß ich, daß er oft in Geldverlegenheit war und einen Theil seiner Bibliothek verkaufen mußte, obgleich er ganz allein dastand und sehr eingeschränkt lebte. Diese gedrückten Verhältnisse hatten eine starke Schroffheit und Reizbarkeit, überhaupt eine bittere Zerrissenheit in seinem Gemüth hervorgebracht; deshalb haßte er auch unsere bestehenden Verhältnisse unerbittlich. Er lebte das einförmigste Leben, das man nur führen kann, hatte keine Bekannten, besuchte niemals Gesellschaften und ebenso wenig Konzerte oder Theater, sondern that so, als ob die ganze Welt für ihn gar nicht existire. Lesen, Schreiben und Tabakrauchen waren seine täglichen Beschäftigungen von früh bis spät; Haxthausen's Schriften über Rußland die Lieblingslektüre, von anderen Werken über das Slaventhum nahm er fast gar keine Notiz. Obgleich er gegen mich sehr freundschaftlich war, so sprach er sich doch stets geringschätzig gegen viele Schriften aus, die ich ihm zum Lesen empfahl.

Hierdurch wird es jedem Leser erklärlich werden, wie dieser Schriftsteller durch seine einseitige Lebens- und Geistesrichtung auf die sonderbaren Prophezeiungen über die welthistorische Mission de[r] kommen konnte.*)

Ich habe diese Notizen über Bruno Bauer hier desha[lb] weil Herr Schmidt-Weißenfels dieselben Orakelsprüche über die [...] des Slaventhums in seinem Artikel in Nr. 56 des Magazins vor[...]. Die Redaction hat sie zwar in einer Anmerkung mit wenig Worte[n] widerlegt, aber dennoch finde ich mich bewogen, sie in einer längern Abhandlung zu kritisiren und zu berichtigen. Es bleibt sich hierbei ganz gleich, ob er sie aus Bauer's Schriften entlehnt, oder ob ihn sein eigner Gedankengang darauf geführt hat.

Der Hauptgedanke beider Herren ist der, daß ein großartiges Slavenreich das Germanenthum verschlingt. „Die Slaven sind bestimmt — wann? ist noch im Schooße der Zukunft verborgen — den gemißbrauchten, ausgemergelten Boden der europäischen Civilisation wieder mit dem frischen Humus ihrer Ursprünglichkeit und Unverbrauchtheit zu befruchten und das Grab des Germanenthums wird die erste weltgeschichtliche Mission des Slavismus sein."

Diese sonderbare Ansicht entspringt theils aus den persönlichen Stellungen der Verfasser, theils auch aus einer mißverstandenen Geschichtsansicht; ich will hier den Geistescharakter der Slaven am Schlusse betrachten, zuerst aber eine Andeutung geben, aus welcher falschen Geschichtsauffassung diese Prophezeiung ihren Ursprung hat.

Wir haben in der Kulturgeschichte das Schauspiel hinter uns, daß mehrere Nationen der Vergangenheit zu einer höhern Geistesreife gelangten, während die übrigen Völker noch in barbarischer Thierheit versunken, nur Raub- und Plünderungszüge vollbrachten. Die Kulturvölker erzeugten in Poesie und Kunst die größten Meisterwerke, so daß sie zu Lehrern der kommenden Generationen wurden, sanken aber dann von ihrer Geisteshöhe herab und ihr Staatsleben verfiel der Auflösung. Dabei geschah es oft, daß die kommenden Schüler mit Barbarenart ihre Lehrer bedrückten und endlich ganz unterjochten und sich selbst als Beherrscher des Landes proklamirten. Dieser Act wurde im Alterthum von den Römern an den Griechen vollzogen; und die Römer erlagen wieder den Barbaren des Nordens.

Dies sind die zwei größten und wichtigsten Hauptepisoden in der Geschichte; wir könnten noch viele kleinere namhaft machen, aber sie sind den Lesern zu bekannt. Nach diesen geschichtlichen Ereignissen werden von zahlreichen Schriftstellern auch unsere gegenwärtigen Kulturverhältnisse beurtheilt und auch dem Germanenthum der Untergang prophezeit, ähnlich wie bei dem Hellenen- und Römerthum in der antiken Welt.

Um diese falsche Muthmaßung, denn anders kann man sie nicht benennen, hier widerlegen zu können, ist es nöthig, daß ich die Hauptursachen des Verfalls der hellenischen und römischen Geisteskultur hier anführe; hierdurch wird ersichtlich, daß wir unsere gegenwärtigen Kulturperioden nicht mit denen der antiken Völker vergleichen und daraus Schlüsse auf unsern Untergang ziehen können; wir werden nicht von den Slaven verschlungen, auch ist es nicht nöthig, daß sie mit ihrem Humus unsern „ausgemergelten und gemißbrauchten Boden zu düngen brauchen." Dieser schlechte Vergleich ist überhaupt sehr unpassend und gemein. Daß aber die beiden Herren den Untergang des Griechen- und Römerthums im Hintergrunde ihrer Gedanken hatten, als sie uns das Grab durch die Slaven prophezeiten, ist sehr klar, denn viele Schriftsteller haben dies schon offen ausgesprochen.

Die Geisteskultur der Griechen und Römer war ganz das Produkt ihrer Religions- und Weltansicht. Obgleich dem Polytheismus ergeben, beseelte sie doch eine ehrerbietige Gottesfurcht — es versteht sich, in ihrer Glaubensperiode; diese war aber auch zugleich das Blüthenzeitalter ihrer höheren Kultur. Die Opfer wurden sehr sorgfältig dargebracht, alle Gebräuche des Götterkultus heilig gehalten und die Gebote und Gesetze der Götter wagte kein Sterblicher zu verletzen, denn jeder war zu fest überzeugt, daß ein Vergehen gegen Götter und Menschen sogleich unbarmherzig geräċht und bestraft werde. Durch diesen felsenfesten Glauben an die gerechte Weltregierung der Götter entstand ihre Tugend und ihre todesverachtende heroische Tapferkeit. Bei jedem Geschäft, das der gläubige Grieche oder Römer unternahm, rief er erst den Schutz der betreffenden Gottheit an. Der Kaufmann bat den Merkur um Beistand, der Krieger flehte um die Gunst des Mars und die Poeten ließen sich durch Apollo und die Musen begeistern. Dieses Anrufen der göttlichen Hülfe geschah also aus wirklichem Glauben an die Existenz der Götter;

*) Bruno Bauer hat die Marotte von der welthistorischen Mission der Slaven nicht erfunden, sondern nur einigen panslavistischen Schriftstellern (Böhmen, Polen und Russen) in seiner sorbistischen Weise nachphilosophirt, gerade wie er dem Verf. des „Leben Jesu" seine Evangelien-Kritik nachphilosophirte. D. R.

dieser Glaube begeisterte sie und diktirte ihnen ihre unsterblichen Meisterwerke. So beim Homer (wenn auch als Kollectivname), Aeschylus, Sophokles, Phidias und vielen anderen Dichtern und Künstlern. In diese Periode der Glaubenszeit waren sie allen Barbaren gegenüber stark und unüberwindlich; sie hatten sich eine wohlgeordnete Staatsverfassung gebildet, wodurch das Blüthenleben ihrer Geisteskultur wesentlich gefördert wurde. Als aber die philosophischen Forschungen eine allgemeine Aufklärung verbreiteten und die Menschen zu der Einsicht brachten, daß ihr Olymp mit dem gesammten Götterstaat gar nicht existire, sondern nur ein Erzeugniß der kindlich dichtenden Phantasie sei, da mußten sich alle bisherigen Staats- und Socialverhältnisse total auflösen, denn sie beruhten ja nur auf ihrem Religionskultus. Die Philosophie wirkte in dieser Zeit mehr negativ als positiv, denn nur wenige höhergebildete Geister gelangten durch sie zu einer vernünftigen Weltanschauung mit geläuterter Religionsansicht. Der größte Theil des Volks versank im Nihilismus; Götter gab es nicht, deshalb befolgte man auch die Gesetze nicht mehr; eine bodenlose Sittenverderbniß war die Folge des Religionsverlustes, weil man noch keine Wissenschaft errungen, die die Menschheit in Zucht gehalten hätte. Hierzu kam noch die Erbitterung, daß man so lange Zeit im Wahn gelebt, den Göttern geopfert und ihre Gebote befolgt habe, während es doch die größte lügenhafteste Täuschung gewesen sei. Verachtung und Spott und nicht selten Zerstörung der Götterbilder und ihrer Tempel, war die Rache des halb aufgeklärten Volkes. Dabei sank es immer tiefer in den Abgrund des Lasters; es trat oft eine wirkliche Verrücktheit des Geistes hervor, die sich in den grausenhaftesten Schandthaten erging; denn nur unter das Thier versunkene Schlemmer können sich dem scheußlichen Laster der P. und O. ergeben, nicht aber ein vernünftiger Mensch. Und alle Schandthaten der griechischen und römischen Despoten sind nur aus diesem demoralisirten Geisteszustande hervorgegangen. Also wohl gemerkt! Durch diese Gesunkenheit in das Laster wurden sie eine leichte Beute der Barbaren. Denn ein Volk, das keine Religion und Wissenschaft besitzt, verfällt in wilde Orgien und berauscht sich zum Unverstand.

Der einsichtsvolle Leser wird mir verzeihen, daß ich hier eine kleine Erinnerung an den Verwesungsprozeß des Griechen- und Römerthums gegeben; sie war durchaus nöthig, um dagegen unsere Kulturzustände gehörig würdigen zu können. Denn jetzt wird es uns einleuchtend, daß sich jene demoralisirten und stupid gewordenen Griechen und Römer gegen die riesig starken Söhne des Nordens nicht mehr vertheidigen konnten; sie mußten besiegt und unterjocht werden und ihr Nationalleben hatte sein Ende erreicht. Ich sage noch einmal, dieser demoralisirte Geisteszustand war die Hauptursache, daß die Griechen und Römer eine leichte Beute der rohesten Barbaren wurden; denn diese waren zwar unwissend, aber doch nicht entnervt und befaßen daher auch noch ihren gesunden Menschenverstand.

Aber ich frage hier, sind denn unsere Kultur- und Socialverhältnisse, unsere Sitten- und Rechtszustände in einem ähnlichen Stadium? — Welcher Schriftsteller würde wohl so keck sein, dies zu behaupten! Was noch nicht ist, kann noch werden; rufen sie uns entgegen. Aber dies ist ein großer Irrthum und beruht auf einer gänzlichen Verkennung unserer Geisteskultur.

Das Kulturleben unserer Zeit ruht ja auf einer ganz andern Basis als das der antiken Völker. Wir haben durch unsere Wissenschaft eine geläuterte Religions- und Weltansicht erhalten, die uns auch eine edlere und festere Moralität verleiht als der Polytheismus den antiken Völkern. Unsere durch die Wissenschaft logisch gebildeten Geister versinken nicht wieder in einen solchen Irrwahn, wie die griechischen und römischen Skeptiker; noch weniger haben wir eine solche Epidemie des Lasters zu fürchten, wie sie in der antiken Welt eintrat, als die Völker den Götterglauben als Täuschung verspotteten. Selbst die Atheisten und Materialisten unserer Zeit, die sich nicht von der Existenz eines Weltgeistes überzeugen können und das Leben und Denken nur als ein Produkt des Stoffwechsels, als ein Resultat des chemischen Prozesses betrachten, selbst diese Menschen werden nicht in solche Thorheiten versinken wie die Sophisten und Nihilisten der alten Völker, denn sie haben die gewisse und zuversichtliche Kenntniß durch die Naturwissenschaft erlangt: daß das treue Befolgen der Sittengesetze im Interesse eines jeden Staatsbürgers liegt, weil nur hierdurch das Glück der Einzelindividuen und das Wohl des Staates begründet wird. Unsere Naturwissenschaft hat auch den Materialisten und Atheisten gelehrt: daß die Sittengesetze zugleich die ewigen Naturgesetze sind, deren Uebertretung und Verletzung durch den Causalnexus der Naturbegebenheiten gerächt und bestraft werden. Heutzutage wird unseren sechsjährigen Kindern schon gesagt, daß maßlose Schwelgereien den Organismus zerrütten und die schmerzlichsten Krankheiten herbeiführen. Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung wird auch der Materialist ausüben, weil er weiß, daß hierdurch seine Gesundheit bedingt wird und kein Germane der Neuzeit wird in solche wahnsinnige Verkehrtheiten verfallen wie Domitian, Nero, Caligula u. A.

Es ist also eine Lächerlichkeit, uns ein gleiches Schicksal voraussagen zu wollen, wie es den entarteten Griechen und Römern widerfuhr. Die Prophezeiung, daß die kräftigen Slaven mit ihrer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit dereinst die Germanen beherrschen, oder wie man sich ausdrückt, verschlingen werden, zeigt nur von einer oberflächlichen Denkungsart. Ja, wären wir auch so demoralisirt, oder sänken wir von Jahr zu Jahr in eine solche Entartung wie ehemals die antiken Völker, als sie den Glauben an die göttliche Weltregierung verloren hatten, so könnte uns auch wie ihnen ein ähnliches Schicksal von unsern noch wenig kultivirten Nachbarn bevorstehen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Unsere Sittlichkeit erhebt und veredelt sich von Jahr zu Jahr; dabei erhalten wir täglich die tiefsten Aufschlüsse über die Naturphänomene und lernen ihre Gesetze erforschen. Mögen wir auch unsern kindlichen Glauben verloren haben, durch die philosophische Ergründung des Weltalls kommen wir, vermöge der Vernunft-Erkenntniß zu der festen Ueberzeugung: daß ein absoluter Geist als beseelende und gestaltende Macht im Universum lebt und sich durch die Kreaturen manifestirt. Hat uns eine oberflächliche Aufklärung die Religionsdogmen über die Gottheit benommen, so führt uns die tiefer forschende Naturphilosophie zu einer geläuterten Kenntniß des allmächtigen Weltgeistes und versetzt uns in eine erhabenere Weltanschauung, welche dem Menschen eine höhere Befriedigung zu gewähren vermag, als der dunkle Glaube ohne Wissenschaft. Denn daß der absolute Geist die organisirende und belebende Macht im Stoffwechsel der Materie ist, weiß jetzt der Naturphilosoph als evidente Gewißheit, die ihm kein Skeptiker zu negiren vermag. Diesen Vorzug der höhern Geistesbildung hatten weder die Griechen, Römer, noch die mittelalterlichen Völker, weil bei ihnen die Wissenschaft noch zu unbedeutend war; eigentlich hatten sie noch gar keine systematische Wissenschaft, sondern nur ganz vereinzelte unzusammenhängende Kenntnisse. Und demzufolge sinken wir auch niemals so tief hinab, wie jene Völker und werden nie und nimmer eine Beute der Slaven werden.

Aber der wesentlichste Unterschied zwischen unseren Kulturverhältnissen und denen der antiken Welt ist der: daß bei den europäischen Völkern der Neuzeit der Kontrast zwischen Kultur und Barbarei nicht mehr so groß ist, als im Alterthum. Wir können und dürfen heutzutage die Slaven nicht als Barbaren benennen, weil sie auch schon eine bedeutende Bildungsstufe erreicht haben; die Griechen hatten aber dazumal das Recht dazu. Als die nordischen Horden ehemals nach Griechenland und Rom kamen, verwüsteten sie in roher Unwissenheit alle Literatur- und Kunstschätze; ein Gleiches würden wir von den Russen nicht zu befürchten haben. Die Slaven stehen in Hinsicht der Sittlichkeit nicht so tief unter uns, aber sie haben doch noch einen langen Bildungsgang durchzuleben, bevor sie uns ähnlich werden.

Wie kann man bei solchen Thatsachen von einem ausgemergelten und gemißbrauchten Boden reden, der von dem slavischen Humus befruchtet werden müsse?!

Es ist dies ein ganz gedankenloser Ausspruch. Man vergleiche doch nur unsern Kulturzustand, unsre Sittlichkeit und staatliche Ordnung mit den Verhältnissen des vorigen Jahrhunderts!

Haben wir nicht mit Riesenschritten einen Höhepunkt in geistiger und sittlicher Beziehung erreicht, von dem die edelsten Geister der früheren Zeit kaum eine Ahnung hatten! Und in der Gegenwart ist kein Verfall bemerkbar, sondern nur immer höhere Fortschritte in einer reinern Region des Geistes. Die philosophische Aufklärung mit der unbesiegbaren Macht der logischen Wissenschaft ist unsere feste Burg aus der wir niemals vertrieben werden. Wir sinken also auch nicht unter die Herrschaft des Slavismus wie die antiken Völker unter die der Barbaren, weil wir nicht wie sie durch Demoralisation und Unwissenheit entarten, sondern einer höhern Vollkommenheit in der Wissenschaft und Tugend entgegen eilen. Denn unsere schon jetzt errungene Selbst- und Weltkenntniß verleiht uns einen sittlichen Haltpunkt, den alle Nationen des Alterthums nicht hatten. Treten wir mit den Slaven in nähere Bande zusammen, so entsteht hierdurch nicht Unterjochung und Verwüstung, sondern gegenseitige Belehrung und ein fruchtbarer Ideen-Austausch, welcher nur eine intime Völker-Freundschaft zur Folge haben kann.

Eine ganz kindische Schlußfolge macht Herr Schmidt-Weißenfels aus der französischen Niederlage in Rußland. Er sagt: „Die romanische Raçe, welche ihr Eroberungszug nach Osten geführt hatte, wurde durch

die Russen zu ihrer Niederlage geführt. Es kennzeichnete sich hierin schon die Mission des Slaventhums, und wenn es auch diesmal nur als Retter der Germanenwelt auftrat, so bedeutet dies eben nicht mehr, als daß die Zeit ihres Untergangs noch nicht da war."

Wie lächerlich! jeder Secundaner weiß heute, daß der russische Winter im Verein mit der russischen Tapferkeit die Franzosen besiegte und daß der französische Kaiser der damaligen Zeit nicht mehr der klugblickende und richtig urtheilende Geist seiner Jugend war; sondern daß seine großen Siege, die abgöttische Schmeichelei und reichbesetzte kaiserliche Tafel (welche im Organismus den Stoffwechsel mächtiger machte, als das logische Denken) und noch viele andere Sinnengenüsse seinen Geist umflorten und das klare Denken negirten. Denn wäre er 1812 noch der klugblickende und klar urtheilende Feldherr der frühern Zeit gewesen, wo er noch mehr geistig als sinnlich beschäftigt war, so hätte er den Zug nach Rußland im Frühjahr begonnen, nicht aber im Herbst. Er konnte zwar auch im Sommer auf russischem Boden geschlagen werden, aber daraus folgt noch nicht, daß die Russen uns dereinst besiegen und unterjochen werden. Die Zeit jener wilden Eroberungen, wo ein Volk dem andern durch Unterjochung sein Grab bereitete, ist vorüber; wir werden die Slaven nicht vernichten, noch werden sie uns dies Schicksal bereiten; denn wir können in friedlicher Nachbarschaft durch Freundschaft ein edleres Ideenleben führen, als durch blutige Vernichtungskriege.

Was die Geistesfähigkeiten der Slaven betrifft, so wurden sie von früheren Schriftstellern zu geringschätzig beurtheilt und von einigen neueren zu hoch gestellt, wahrhaft idealisirt. Als talentvoll kann man den größten Theil der Slaven wohl bezeichnen, nur darf man nicht so enthusiasmirt sein und ihnen die höchste Geistesbegabung andichten; ganz widersinnig ist es, sie als griechische Ideale hinzustellen; dies würden fast alle Slaven als Ironie aufnehmen.

Die einseitigen Beurtheilungen früherer Zeit werden jetzt berichtigt, weil man erst in der Gegenwart jene Völker näher kennen gelernt und ihren vorwärtsschreitenden Bildungsgang seit 50 Jahren besser beobachtet hat. Früher wurden sie von den Germanen und Romanen, wegen ihres wilden, cholerischen Temperaments, als ganz unfähig zu aller Geistesbildung betrachtet; jetzt aber weiß man, daß ihr träges Phlegma und ihre aufbrausende cholerische Wildheit im Verlauf der Zeit durch eine höhere Geisteskultur beherrscht und gemindert werden. Das höchste Ziel, was die Slaven erreichen können und erreichen werden, ist das, daß sie uns gleich werden an Geistesbildung und vielleicht in dasselbe Verhältniß zu uns Deutschen treten, wie wir gegenwärtig mit den Engländern und Franzosen stehen. Es wird ein gleichmäßiger Verkehr in geselliger und wissenschaftlicher Beziehung stattfinden und auch die Geschäftsverhältnisse auf gleicher Stufe regulirt werden. Wer ihnen aber eine Beherrschung und Verschlingung des Germanenthums prophezeit, der redet wie ein Phantast ohne Geschichts- und Menschenkenntniß und ohne philosophische Weltansicht. Denn ein tiefer Denker, der die bisherigen Geschichtsereignisse und die Menschen wie sie sind, unbefangen und ohne vorgefaßte Meinung betrachtet, kann auf eine solche Ansicht nicht kommen.

Die Charakteristik, die Herr Schmidt-Weißenfels über die Czechen giebt, ist sehr einseitig und falsch, denn er spricht nur Injurien aus, nicht aber die reine Wahrheit. Hinterlist, Rachsucht, augendienerliches Ergebensein, heimtückisches Grollen und wie die bösen Eigenschaften noch heißen mögen, die er ihnen andichtet, sind wohl an vielen Individuen in vereinzelten Zügen vorhanden; wenn man aber diese Prädikate der ganzen czechischen Nation als wesentlichen Charakter beilegt, so begeht man die gröbste Ungerechtigkeit.

Es ist eine große Schwäche vieler unserer Schriftsteller, daß sie eine Anzahl Charakterzüge, ob gut oder schlecht, zusammenstellen und sie entweder ganzen Völkern oder einzelnen Gesellschaftsklassen beilegen. Durch dieses allgemeine Schildern und Klassificiren ist schon sehr viel Unwahrheit in die Welt gesprochen. Solche einzelne Charakterzüge mögen sich bei Tausenden vorfinden, aber bei anderen Tausenden sind sie nicht vorhanden. Ja, viele Individuen können solche Charakterschwächen besitzen, aber sie werden dabei auch von edler Eigenschaft und von einer höhern Geistesbildung beherrscht und überwunden.

Ob Herr Schmidt-Weißenfels wirklich viele Czechen persönlich kennen gelernt hat, möchte ich nach seinen Aussprüchen bezweifeln. Der Verfasser dieses Artikels hatte längere Zeit Gelegenheit, czechische Familien aus der Aristokratie, aus dem Bürgerstande und aus den niedrigen Volksklassen kennen zu lernen und wurde sehr bald durch ihre wirklich gutmüthige Gastfreundschaft sehr intim mit ihnen, woraus sich dann innige Herzensfreundschaften entspannen. Nach solchen durchlebten Ereignissen beurtheilt der Verfasser ihren Charakter, bemerkt aber doch zuvor, daß er diese Beurtheilung nicht so auf das ganze Czechenvolk anwenden will, wie Herr Schmidt die seinige. Man kann nur sagen, daß diese Züge bei vielen Czechen als Grundtypus des Charakters vorhanden sind, die aber auch noch viele andere Farben haben mögen. Denn wer kann den vollständigen auch nur eines einzelnen Menschen hinreichend ergründen! Und fast unendlich schwer ist es, ein ganzes Volk in seinem Geist und Gemüth durchschauen zu können. Die vielen mannigfaltigen Charakterzüge einer großen Nation kann und darf man nicht in wenig Schlagworten schildernd zusammenfassen, denn damit bezeichnet man noch nicht das Seelenleben eines einzigen Menschen, am allerwenigsten das der ganzen Nation.

Schon das Faktum, daß die Czechen sehr viel und gern musiciren, deutet uns auf ein tief innerliches Gefühlsleben. Wenn aber Herr Schmidt dies bezweifelt und behauptet, daß die Gesänge nur mechanisch den zusammengekniffenen Lippen entströmten, so zeigt das wieder von einer gänzlichen Unkenntniß der Psychologie. Wer viel und gern musicirt, der thut dies auch mit Gefühl; mechanisch singt und spielt nur derjenige, welcher es thun muß, nicht aber der, den das Herzensbedürfniß dazu treibt. Die Musik ist ja nur das Erzeugniß des tiefgefühlvollen Seelenlebens, das sich in Tongebilden aussingt. Nur in den Individuen und Völkern, wo ein zartgefühlvolles Herz pulsirt und zur leicht erregbaren Resonanz des Mitgefühls bewegt, da tönt sich alles Leid und jede Lust in Poesie und Musik aus. Ein hartherziges, kalt berechnendes Volk erzeugt keine tief gefühlsreichen Tonweisen. Aber ein Volk, das edle Lieder singt, ist auch ein gutes Volk.

Wer dies Gesagte etwa bezweifeln oder leugnen will, der mag erst noch gründlichere psychologische Studien bei allen Völkern der frühesten und neuesten Zeit machen; dann wird er von seinem Irrthum zurückkommen, vorausgesetzt, daß er so viel Resonanz des Herzens besitzt, um alle zarten Gemüthswallungen mitempfinden zu können. Daß die Czechen inniges Verständniß und viel Empfänglichkeit für Musik besitzen, ist allgemein bekannt, eben so ihr Talent zur praktischen Ausübung. Nur die Prager verstehen mich, sagte Mozart bei der Aufführung seines Don Juan. Die Prager oder böhmischen Musikanten sind weltbekannt und der ärmste Böhme muß wenigstens seinen Dudelsack haben, um sein erregtes Gefühlsleben darauf austönen zu lassen. Hieraus also folgt schon, daß die Czechen eine sehr gemüthsreiche und gefühlstiefe Nation sein müssen; und dies habe ich beim nähern Umgang mit ihnen auch bestätigt gefunden.

Sie sind allerdings gegen die Fremden etwas kalt, zurückstoßend und verschlossen; sobald sie sich aber überzeugt, daß sie einen ehrenwerthen Charakter vor sich haben, sind sie die gastfreundlichsten, zutraulichsten und herzlichsten Menschen, die man sich nur denken kann. Sie sind viel anhänglicher als der Deutsche; und wen sie lieben, wem sie ihr Herz geschenkt, der besitzt es auch ganz und ungetheilt. In treuer Liebe opfern sie sich für den geliebten Gegenstand ihres Herzens, und der Verlust verursacht ihnen trostlose Melancholie und Todesschwermuth. Von dieser Seite habe ich die böhmischen Männer und ihre marmorblassen Frauen kennen gelernt.

Daß aber auch jedes tief gefühlvolle Seelenleben in leidenschaftliche Wuth und in grimmigen Haß auszubrechen vermag, ist tief begründet in der menschlichen Natur. Und auch die böhmische Geschichte alter und neuer Zeit giebt uns zahlreiche Beispiele, wie die getäuschte und betrogene Nation sich in wildem Schlachtenmuth gegen ihre Unterdrücker und Verfolger wendete. Daß hierbei Heimtücke und Hinterlist nicht fehlten, ist erklärlich. Wenn aber Herr Schmidt dies als einen beständigen Grundzug ihres Charakters bezeichnet, d. h. wenn er ferner behaupten will, daß jener aufbrausende Unmuth als gährende Rachsucht, als geheimnißvolle Tücke im Busen der Czechen ruht und nur auf die passende Gelegenheit zum Hussitenähnlichen Schlachtausbruch lauert, so muß ich hiergegen erwidern, daß dies eine große Unwahrheit ist, von der er sich überzeugen kann, wenn er viele Czechen näher und intimer kennen lernt. Die gesangesliebenden Czechen haben durchaus nicht eine solche lauernde Hyänen-Natur.

Talentbegabt ist der größte Theil dieses Volks; ich habe Damen gekannt, die außer ihrer Muttersprache noch russisch, polnisch, italiänisch, spanisch, französisch, englisch und deutsch sehr gut sprachen und mit besonderer Vorliebe Volkslieder dieser Nationen in ihren Mundarten sangen. Allgemeine Empfänglichkeit für alles Wissenswürdige ist auch eine Grundeigenschaft der ganzen Nation. Ob ihr aber auch wahrhafte Produktivität beiwohnt, welche große Werke zu erzeugen vermag, das muß uns erst die Zukunft lehren. Bisher haben sie sich mehr empfangend und reproducirend gezeigt, aber noch keine großen Geistesprodukte geschaffen, wie die Germanen und Romanen. Ihre lyrische Poesie und Musik zeichnet sich durch ihren tief gefühlvollen elegischen Gedanken-Inhalt aus; in dieser Gefühlslyrik haben sie aber auch die kostbarsten Perlen geschaffen. Und

eben weil sie zu tief gefühlsreiche Naturen sind und noch ganz in ihren Gefühlen und Empfindungen befangen sind und davon beherrscht werden, eben deshalb vermochten sie noch keine große Zahl dramatischer Meisterwerke zu produciren. Denn der dramatische Dichter muß über allen Gefühlssituationen als sie beherrschender Geist thronen, um sie ganz zu seinen dramatischen Zwecken verwenden zu können. Wessen Denken und Dichten aber noch ganz von den Gefühlen beherrscht wird, so daß sie ihm Worte und Töne diktiren, der wird in der Lyrik Hochvortreffliches schaffen, aber ein gutes Drama oder eine große Oper vermag er nicht zu erzeugen. So hat es sich bisher bei den Czechen verhalten, daher haben sie auch noch wenig große Kunstwerke in die Welt gesendet.

Auch in wissenschaftlicher Hinsicht waren sie bisher mehr sammelnd und reproduktiv, ohne Epoche machende Geister erzeugt zu haben. Sie besitzen zwar zahlreiche Gelehrte in allen Wissenszweigen, aber diese haben selten eine bedeutende Entdeckung gemacht, wodurch die Wissenschaft bereichert worden wäre, sondern sie pflanzten nur die errungenen Kenntnisse und den erworbenen Ideenreichthum traditionell weiter, ohne bemerkenswerthe Zuthat.

* * *

Nachdem ich diese Zeilen niedergeschrieben, las ich den zweiten Artikel über Czechenthum und Panslavismus des Herrn Schmidt-Weißenfels in Nr. 59 des „Magazin für die Literatur des Auslandes." Er bespricht darin die geistigen Manifestationen des Czechenthums, wie sie sich seit 40 Jahren in der Literatur kundgegeben haben. Die Notizen über ihre Zeitschriften und Geschichtswerke sind bemerkenswerth; die Charakteristik über ihre nationalen Bestrebungen werden aber oft ironisch.

Wir müssen die geistige Regsamkeit der Czechen nur mit Befriedigung wahrnehmen; es ist höchst erfreulich, daß sie auch eine eigne Literatur und damit ein höheres geistiges Leben erzeugen wollen. Diese Erscheinung haben wir auch noch bei anderen kleinen Völkern, bei den Belgiern, welche auf eignem Boden in der vlaemischen Sprache eine Literatur gründen und sich von der französischen emanzipiren wollen; ebenso bei den Rumänen (?) in den Donaufürstenthümern.

Daß wir von dem Czechenthum keine Hegemonie zu befürchten haben, ist selbstverständlich; wir dürfen daher auch ihre nationalen Bestrebungen nicht feindlich betrachten, selbst dann nicht, wenn sie gelegentlich gegen das Germanenthum polemisiren. Sie wollen auf ihrem Boden eine vaterländische Geisteskultur gründen und nicht blos die sklavischen Nachbeter anderer Völker sein. Dies wäre nur zu mißbilligen, wenn sie auch zugleich unsere Kultur und unsere gesammte Wissenschaft zu geringschätzig behandelten. Wir wissen aber, daß sie unsere Geistesschätze assimiliren und uns hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie wollen sich aber auch als selbständige Kulturnation emporarbeiten und ihre Nationalität nicht verschwindend absterben lassen. Wer gegen sie geringschätzig oder gar unterdrückend verfährt, gegen den manifestirt sich ihr hussitischer Haß — eine Erscheinung, die wir bei fast allen Völkern, ob groß oder klein, vorfinden. Nachdem wir uns überzeugt haben, daß der französische Kaiser uns in Krieg verwickeln will, tragen die bayerischen Damen keine französischen Moden mehr. Und so dürfen wir uns auch nicht beklagen, wenn die Czechen feindselig gegen die Unterdrücker ihrer Nationalität sind. Gegen Oesterreich haben sie nur dann Krieg gepredigt, wenn die Beamten des Kaiserstaates gegen die czechische Sprache, ihre Literatur und ihre staatsbürgerlichen Rechte negirend wirkten und sie verdeutschen wollten. Sonst sind sie ruhige Unterthanen und gehorchen dem Gesetz; denn auch der Czeche ist etwas phlegmatisch und liebt die Ruhe wie der Russe. Nur die Störung aus ihrer Ruhe und häuslichen Freiheit stachelt sie zu grimmiger Wuth und fanatischem Haß empor.

Was die russische Geisteskultur betrifft, so bietet uns diese Kontraste dar, wie wir sie in keinem andern Lande finden. Denn hier sind nicht nur die Bildungsstufen zwischen der Aristokratie und dem leibeignen Bauernstande unendlich groß, sondern auch die aristokratische Gesellschaft selbst bietet uns die mannigfaltigsten Abstufungen dar. Denn die Einen haben ihre Kenntnisse und den feinen Umgangston aus Frankreich, die Anderen aus Deutschland oder von Britannien, wieder Andere durchreisen alle Länder. Außer diesen Reisebildungen, wie man sie nennen kann, berufen sie auch noch alljährig eine große Zahl Lehrer nach Rußland, wodurch ihr Kulturleben die heterogensten Schattirungen bekömmt.

Der größte Theil der Bewohner im europäischen Rußland ist mit einem scharfen und klaren Verstande begabt; dabei besitzen sie eine feurig cholerische Phantasie, die sich oft zur wilden Extase steigert. Nebst diesen Eigenschaften beherrscht sie aber auch ein Phlegma, das oft in wahrhaft stupide Trägheit übergeht; in dieser trägen Ruhe verharren sie gar zu lange in völliger Selbstvergessenheit. Aber ein Reiz, eine Aufstachelung aus dieser phlegmatischen Trägheit kann sie blitzesschnell in das ganz entgegengesetzte Extrem werfen. Zum Studiren fehlt ihnen die Lust und Geduld, hat aber eine feurige Seele doch endlich ein Thema oder irgend einen Stoff gefunden, der sie zur Arbeit begeistert, so können sie dann auch Tag und Nacht mit Riesenausdauer sich dem Gegenstande widmen, um seine Vollendung hervorzubringen. Sie sind auch wirklich produktiv in Poesie und Musik und werden es gewiß auch in der Wissenschaft werden, wenn ihr Kulturzustand erst eine höhere Geistesstufe in der ganzen Nation erlangt hat. Ihre nationalen Tonweisen zählen zu den schönsten, die die Musik aufzuweisen hat und ebenso ihre zarten Liebesgedichte. Wenn man diese hört oder liest, so kann man gar nicht glauben, daß sie auf dem rauhen russischen Boden von diesem anscheinend gefühllosen Volke erzeugt sind. Und dennoch verhält es sich so, die Russen sind eine tief gefühlvolle und gemüthsreiche Natur. Ja sie legen ihren Thieren, wie den Pferden und Hunden, die um ihre todten Herren trauern, die ergreifendsten elegischen Gedanken unter. Ich erinnere hier nur an die Lieder, die betitelt sind, „der Kosack und sein Pferd"; es existiren unter diesem Titel eine große Zahl von gleicher Schönheit. So schlägt unter ihrer rauhen Hülle ein tief gefühlvolles Herz, das aber auch, nach ihrer Ansicht, in der Brust der Thiere wohnt. Auch ihre Hausthiere empfinden mit ihnen gemeinsam Liebe, Lust und Schmerz.

Schon diese Empfänglichkeit der Russen für alle Regungen des Herzens deutet auch auf Empfänglichkeit für alles Wissenswürdige. Daß aber dennoch der Entwicklungsgang ihrer Geisteskultur so sehr langsam und träg von statten geht, daran tragen nicht nur ihre bisherigen Staatsverhältnisse die Schuld, sondern auch ihre ganze Geistesorganisation und ihr rauhes Klima. Die extremen Richtungen ihres Charakters, das phlegmatische Verharren in jener faulen Apathie gegen alles Dasein und das gereizte Emporwallen in rauschende Bacchantenlust, oder das Aufbrausen zur tobenden Wildheit und Zornesgluth, worauf sodann wieder jene stupide Gleichgültigkeit und träge Ruhe erfolgt; diese Temperamentseigenschaften sind es, die das Emporkommen und Umsichgreifen einer höhern und edlern Geistesbildung verhinderten. Sie befinden sich nur selten in jener gleichmäßigen Seelenstimmung, die mit ruhiger Haltung die Verhältnisse und Dinge betrachtet wie sie sind. Der menschliche Geist kann weder in phlegmatischer Ruhe, noch in aufgeregter Leidenschaft die ruhige Klarheit erlangen, um ein wissenschaftliches Problem durchdenkend verfolgen zu können. Beide Situationen sind dem Studium hinderlich, und da die Slaven mehr in der einen oder in der andern leben und denken, so vermochten sie bisher auch noch keine wissenschaftliche Bildung zu erringen. In jener trägen Apathie denken sie gar nicht, und in ihren aufgestürmten Leidenschaften beherrscht sie eben nur ihre gegenwärtige Leidenschaft mit Ausschluß aller anderen Gedanken. Der wissenschaftlich forschende Mensch muß zwar sehr geistig belebt und auf Alles aufmerksam sein, aber mit ruhiger, beharrlicher Seelenstimmung; und in dieses Studium können sie sich selten versetzen. Nur eine kleine Zahl der Slaven hat im Verlauf der Jahrhunderte in jener denkenden Geistessituation bedeutende Literaturwerke erzeugt. Geschichte und Naturwissenschaft wurden vorzugsweise kultivirt, in neuester Zeit auch die Philologie: die Philosophie wollen und müssen sie ignoriren. Und doch ist es die Philosophie, die den Charakter zu stählen und zu veredeln vermag. Nur diese Wissenschaft gewährt dem Menschen die nöthige Selbst- und Weltkenntniß und lehrt ihn seine Leidenschaften beherrschen. In der Poesie und Musik haben sie, wie schon gesagt, eine tief ergreifende Lyrik erzeugt, aber eben so wenig wie die Czechen, großartige Dramen oder Opern geschaffen.

Die jetzige Regierung, unter dem edeldenkenden Kaiser Alexander, hat zwar jene Corruption der Beamten vermindert und überall Wissenschaft und Kunst gefördert und zu verbreiten gesucht; aber die Slaven müssen erst durch eine höhere Geisteskultur neugeboren werden an Geist und Charakter, dann nur werden sie selbst eine produktive Nation werden. Sie müssen erst durch deutsche Lehrer geschult werden, um eine höhere Kulturstufe zu erreichen und in eine veredelte Sittlichkeit zu gelangen. Der humane Alexander hat durch die Aufhebung der Leibeigenschaft hierzu die Bahn gebrochen, indem er einem großen Theil seiner Nation die ewigen Menschenrechte zurückgab. Von nun an wird es möglich sein, daß sie eine allgemeinere Geistesbildung erringen, die sich nicht nur auf die höhere Region der Gesellschaft beschränkt, sondern auch alle Schichten des Volks durchdringt. Daß aber hierbei der denkend bildende Geist noch eine Riesenarbeit vor sich hat, die er nur im Verlauf der Jahrhunderte annähernd vollenden kann, das weiß Jeder, der nur die geringste Kenntniß von Rußlands Kulturverhältnissen hat. Hieraus ergiebt sich, daß die

Slaven noch einen langen Bildungsgang vor sich haben, bevor sie uns geistesähnlich werden; ob sie aber später ein Uebergewicht an Geistesbildung über die Germanen erlangen werden und somit auch eine Herrschaft, ist ganz unwahrscheinlich; wer dies aber dennoch prophezeit, der thut es nur, um etwas Neues, Sonderbares sagen zu wollen; er weissagt es nur aus bloßem Einfall, nicht aber aus logischer Folgerichtigkeit. Und daß sie uns in ihrer jetzigen Rohheit nicht besiegen und verschlingen werden, trotz der deutschen Zerrissenheit und den Sonderinteressen, die sich überall geltend machen, das kann man wohl so gewiß behaupten, wie daß sich die Erde um die Sonne bewegt und von ihr zum Leben erwärmt wird.

Fürchten wir uns also nicht vor unseren rauhen Nachbarn des kalten Nordens; auch sie wissen deutsche Geistesbildung und edle Humanität sehr hoch zu schätzen. Die Buchhändler-Verzeichnisse beweisen uns, daß alljährlich nach Rußland eine große Zahl von Werken ausgeführt wird und daß kein Staat so viel deutsche Bücher bezieht wie der russische, trotz der russischen Censur. Alle geistig höher stehenden Bewohner Rußlands sprechen sich darin einstimmig aus, daß gewisse Bücher der ungebildeten Klasse vorenthalten werden, nicht aber den wissenschaftlichen Forschern. Man geht dort von der ganz richtigen Ansicht aus, daß ein Buch mit staatsgefährlichen Lehren die Ungebildeten zur Revolution und zum Umsturz anfeuern kann, nicht aber den Gelehrten und höher gebildeten Geschäftsmann. Der Gelehrte widerlegt durch seine Schriften diese verderblichen Grundsätze und falschen Ansichten, und der gebildete Partikulier oder kenntnißreiche Geschäftsmann lächelt darüber und legt das durchlesene Buch zu den anderen, ohne auch nur im geringsten anders zu denken als zuvor. Ich war oft erstaunt, von Russen vernehmen zu müssen, daß sie dies oder jenes bei uns verbotene Buch gelesen hatten, während es mir unmöglich gewesen war, es hier bekommen zu können. Diese Begünstigungen der höher gebildeten Russen (die man doch wohl nicht zu Rechtsverletzungen zählen kann) werden von den Beamten niemals geheim gehalten; ein Beweis, daß es ihnen ihre Instruction von der höheren Instanz gestattet. Und daß der jetzige Kaiser fortwährend bestrebt ist, alle seine Beamten durch höhere Geistesbildung zu veredeln, auf daß hierdurch auch sein ganzes Volk civilisirt und in eine höhere Sittlichkeit gehoben wird, davon erhalten wir täglich durch Facta die evidentesten Beweise. Unser künftiges Verhältniß zu den Slaven wird also nur ein geistiges Freundschaftsband werden, nicht aber eine gegenseitige Bekämpfung und kanibalische Vernichtung. Die Zeit der Kanibalenherrschaft ist in Europa vorüber, und wenn sich heutzutage noch ein vom Champagner berauschter Despot unterstebt, sie durch Eroberungskriege zurückführen zu wollen, so wird er einstimmig von allen vernünftig Denkenden in die allgemeine Acht der Verachtung geworfen. Der durch die Wissenschaft veredelte und logisch denkende Geist unserer Zeit will nur veredelte Sittlichkeit, Humanität und allgemeine Bruderliebe unter allen Völkern begründen, nicht aber durch zerstörende Kriege das Elend und die Armuth vergrößern. Aber nur die freie Wissenschaft, welche nicht durch egoistische Ränke verfälscht wird, führt uns jenem hohen Ziele der Weltgeschichte näher. Nur durch Kunst und Wissenschaft erreichen wir den hohen Edelmuth des Geistes, der die Tugend und das Glück der Völker begründet; nur in Kunst und Wissenschaft durchleben wir ein edleres Dasein auf dieser Erdenwelt.

J. S.

Nord-Amerika.

Gemälde-Ausstellungen und Bilderfabrication in New-York.

Weder New-York noch irgend eine Stadt der Union besitzt eine auf öffentliche Kosten unterhaltene Bildergalerie. Die sogenannte „Düsseldorfer Galerie," in New-York die werthvolle Stücke enthält, ist ein Privatunternehmen und wird für Eintrittsgeld gezeigt. Wer außerdem Gemälde sehen will, begnügt sich mit denen, die in Kunsthandlungen und in Ausstellungen, wo dieselben zu verkaufen sind, gezeigt werden, z. B. in den (neuerdings fortgeschrittenen) Ausstellungen der Academy of Design. Dergleichen Ausstellungen haben kürzlich eine sehr beachtenswerthe Vermehrung durch die am 9. April hier eröffnete International Art Institution (internationale Kunstanstalt) erhalten, wo permanent Gemälde von Werth ausgestellt werden sollen. Da dieselbe in Deutschland vorbereitet worden und aus Beiträgen deutscher Künstler besteht, mag es vielleicht am Orte sein, hier etwas Näheres darüber zu berichten. Zur Erläuterung mögen jedoch einige Andeutungen über Bilderfabrication und Kunsthandel vorausgehen.

Während man bei den Amerikanern nur selten wahren Kunstsinn findet, ist doch das Bestreben, ja die Sucht, Bilder und zwar Oelgemälde zur Decoration der Zimmer zu besitzen, unter ihnen so verbreitet, wie vielleicht in keinem Volke der Welt. Der kaufmännische Geist der Nation hat natürlich diese Werke ausgebeutet und es hat sich daraus eine ausgedehnte Bilderfabrication und ein massenhafter Bilderhandel entwickelt. New-York ist der Hauptsitz von beiden und es werden hier mehr Bilder in Oel gemalt als irgendwo in der Welt. Rom kann sich in der Menge nicht mit New-York messen. Von hier werden sie nicht allein nach allen Ländern der Union, sondern auch über deren Gränzen hinaus versendet. Bei dem großen Unverstand, auf den dabei gerechnet wird, ist dadurch die Malerei, ihrer größten Ausdehnung nach, zum bloßen Industriezweig herabgesunken. — Daß beim Verkauf dieser Art von Bildern die Rahmen die Hauptsache sind, die Bilder von den Goldleistenfabrikanten verkauft werden und überhaupt eigentliche Kunsthandlungen nur selten vorkommen, wird in Deutschland zur Genüge bekannt sein. Natürlich hat es neben dem breiten Strome dieser Richtung unter Amerikanern und Ausländern immer auch Kunstfreunde und Kenner gegeben, welche durch jenes die Kunst erniedrigende Treiben und dessen Erzeugnisse nicht befriedigt werden konnten.

In den letzten Jahren hat sich die industrielle Bilderfabrication und der Verkauf besserer Gemälde, jedes in seiner Art, weiter entwickelt. Sowie durchschnittlich in anderen Industriezweigen der Lohn der Fabrikarbeiter in Amerika gefallen ist, mußte er auch in der zur Industrie herabgesunkenen Malerei sich vermindern, wogegen dabei auf gut amerikanisch die Fertigkeit gestiegen ist, ohne Rücksicht auf Qualität in kürzester Zeit die möglichst große Menge zu produciren. So zahlen Kunsthändler, die sich mit den niederen Sorten von Bildern abgeben, für eine Landschaft in Oel 24 Zoll bei 32 an den Arbeiter 3 Schillinge 6 Cents. Der Unternehmer giebt dabei die Leinwand, die aber sehr schlecht, nur wie baumwollener Stoff ist. Die Farben muß der Maler geben. Fertige Bilder mit $3^1/_2$ Zoll breitem Barrockrahmen (unechte Vergoldung) werden mit $1^3/_4$ bis $2^1/_2$ Dollar bezahlt (Kunsthändlerpreise). Tausende dieser hier fabricirten Bilder werden nicht allein tiefer im Lande unter einer ungebildeteren Bevölkerung, sondern auch in der Hauptstadt selbst verkauft. Maler, welche sie anfertigen, sollen sich eigener Gestelle und Vorrichtungen bedienen, mittels deren sie mehrere gleich große Stücke Leinwand aufspannen und auf alle nach einander jede Farbe einer Landschaft auftragen, so daß dieselbe auf jeder Leinwand fast gleichzeitig fertig wird. Außer dieser niedersten Sorte giebt es auch im gewöhnlichen Verkehr etwas feinere Bilder, die in den Auctionen auch zu besseren Preisen verkauft werden, zu 10 bis 20 Dollars, wohl auch darüber. Durchschnittlich sind es langweilige amerikanische Landschaften, aber mit breiten, pomphaften Rahmen, auch werden sie Abends bei künstlicher Beleuchtung verkauft, wobei der Auctionator jenes eigenthümliche, vielleicht nur in Amerika zu vernehmende Geschrei hören läßt, das man Anfangs kaum für eine Menschenstimme halten möchte.

Andererseits hat sich das Verlangen nach besseren Gemälden in den letzten Jahren beträchtlich gehoben, wobei die häufigeren Reisen wohlhabender Amerikaner nach Europa wahrscheinlich nicht ohne Einfluß geblieben. Kürzlich sind in Auctionen Gemälde für 100 und 200 Dollars, wohl auch für mehr verkauft worden, vom Kunsthändler Knödler (Goupil'sche Kunsthandlung) eine Florinde von Winterhalter sogar für 3100 Dollars.

Bei dem gestiegenen Verlangen nach besseren Gemälden, scheint New-York jetzt allerdings der Ort für eine Ausstellung von der erwähnten Art zu sein. Die internationale Kunstanstalt ist von Herrn Wilhelm Aufermann aus Iserlohn nicht sowohl aus kaufmännischem, als aus Interesse für die Kunst veranstaltet worden, da derselbe kein Kunsthändler, sondern der Chef eines von jener Ausstellung ganz getrennten und hier sehr geachteten Band- und Waarengeschäfts in der unteren Stadt ist. Auf einer Reise in Deutschland wußte Herr Aufermann verschiedene (vorzüglich deutsche) Künstler zu bewegen, eine Anzahl von Gemälden auf diese Ausstellung zu geben. Die zur Aufnahme geeignete Qualität sowie der Preis wurden durch sachkundige Männer von Ruf bestimmt, unter denen die Professoren Schrader und Kretschmar, sowie die Herren Meyer von Bremen und Eschke in Berlin, die Professoren Fr. Kuntze und Andr. Achenbach, sowie Herr Alex. Michaelis in Düsseldorf, Herr Robert Kummer in Dresden und Professor Dietz in München genannt werden. Jetzt enthält die Ausstellung fast nur Gemälde von Künstlern in Deutschland (indeß drei aus Paris, eins aus dem Haag und eins von einem

Amerikaner in Düsseldorf); künftig sollen aber auch Gemälde von Künstlern anderer Nationen ausgestellt, aber einer ähnlichen Prüfung wie bisher unterworfen werden. Das Lokal ist in einem neuen Gebäude, in einer von den wohlhabenden Klassen sehr besuchten Gegend der Stadt (694 Brandweg, Ecke der vierten Straße) und die Gemälde sind in Zimmern aufgehängt, welche durch offene, an den Fenstern fortlaufende Durchgänge in Verbindung stehen und eine gute Beleuchtung zulassen, so daß schon der erste allgemeine Eindruck ein sehr günstiger ist. Der Katalog weist bis jetzt 117 Nummern nach. Natürlich ist hier nicht der Raum dazu, dieselben alle zu erwähnen und ich muß mich bei dem kleineren Theile mit folgenden kurzen Andeutungen begnügen.

Die Ueberschwemmung — Meyer von Bremen, Berlin —. Eine Familie in Norddeutschland ist bei einströmendem Wasser genöthigt, im oberen Theile des Hauses Zuflucht zu suchen. Die Mutter säugt ein kleines Kind und ist von andern Kindern und der Großmutter umgeben. Sie erwarten ein Boot, das sie retten soll. Eins von den Mädchen ist emporgestiegen und schaut durch eine Oeffnung. Dieses Bild ist in Composition, Zeichnung, Colorit und überhaupt in jeder Hinsicht mit seltener Vollendung ausgeführt, sehr fein und doch kräftig gemalt und fällt, seines geringen Umfanges ungeachtet, doch sehr in die Augen. Ich fragte nach dem Preise und erfuhr, daß es 2000 Dollars kosten solle. An solche Preise sind aber die Amerikaner allerdings noch nicht gewöhnt; wenigstens würden sie in diesem Falle mehr bemalte Fläche sehen wollen. Doch es kann Ausnahmen geben, die sich hier zu Lande, wo sich Alles in Widersprüchen bewegt, weniger als anderwärts bestreiten lassen. — Die Quitzow's — C. Steffeck, Berlin —. Die Raubritter überfallen Bauern, denen sie das Vieh wegtreiben. Ein großes Bild, reich an Figuren und ausgezeichnet ausgeführt. Im Hintergrunde sieht man eine mittelalterliche Stadt und allerlei Vieh wird zusammengetrieben. Ein Theil desselben wird dem Beschauer entgegengetrieben, wobei man eine große Meisterschaft in der Zeichnung, sonderlich in den Verkürzungen erkennt. Ausgezeichnet sind in dieser Hinsicht ein weißer Bulle und eine Heerde Schweine. Alles lebt und webt auf diesem Bilde. — Wallenstein in der Schlacht von Lützen (nach Schillers Wallenstein, zweiter Act) — Dietz, München —. Eine reiche Composition mit vielen Figuren aber einem zu eintönigen, bräunlichen Colorit und zu scharfem Firniß. In der Ferne brennende Gebäude. Wallenstein's idealisirtes Gesicht ist herrisch schön. Wenn ich nicht irre, hat dieses vor mehreren Jahren gemalte Bild in Deutschland einen Ruf. — Die Bittschrift — C. Cretius, Berlin. — Ein vornehmer Herr in der Tracht des vorigen Jahrhunderts läßt sich von seinem Friseur eben die Haare machen, als ein schlankes, aber blühendes Mädchen in bescheidenem Kleide und schwarzem Schleier mit niedergeschlagenen Augen und einer Bittschrift in der Hand in's Zimmer tritt. Der Herr, auf dessen Gesichte sich ausprägt, daß er ein Lebemann ist, scheint verdrießlich zu empfinden, daß er den Kopf nicht wenden kann, um das Mädchen anzusehen, da ihn der Friseur gerade bei den Haaren des oberen Kopfes festhält. Dies giebt dem Bilde einen humoristischen Charakter. Nicht allein der Gegenstand ist gut gewählt, sondern er ist auch technisch trefflich durchgeführt, lebensvoll und mit Geist. — Diana im Bade überrascht — C. Sohn, Düsseldorf —. Dieses Bild ist die erste Skizze des Gemäldes, welches von demselben Künstler sich in der „Düsseldorfer Galerie" befindet. Diana, eine herrliche Gestalt mit imposantem Ausdruck des Gesichts, erfreut durch jene Formenschönheit, die den Göttergestalten des klassischen Alterthums eigen ist. Es ist ein anziehendes, scharf in die Augen fallendes Bild. — Der kleine Musiker — C. Gesellschap, Düsseldorf —. Ein lebhafter alter Musiker hat seinen kleinen Enkel auf dem Beine sitzen und sieht mit Vergnügen, wie derselbe den Fiedelbogen zu handhaben versucht. Gegenüber sitzt die mit Stricken beschäftigte Mutter und sieht mit Wohlgefallen auf das Kind und den Alten. Die Beleuchtung ist sehr gut, sowie denn überhaupt das Gemälde ein sehr geistreich und auch technisch trefflich ausgeführtes Genrebild ist. — Hagar hält ihren Sohn Ismael, der verschmachten will, in den Armen — T. Grün, Berlin —. Ein großes, schön gemaltes Bild mit dem leidenschaftlichen Ausdruck des südlichen Naturels, aber der Haltung einer kräftigen Seele. Die Figur der Hagar tritt scharf hervor auf dem Hintergrunde eines lichtvollen südlichen Himmels —. Szene aus dem siebenjährigen Kriege. Der Herzog von Braunschweig zieht von einem Bauer Nachricht über den Feind ein — F. Hurten, Düsseldorf. — Gut gruppirt und mit charakteristischem Ausdruck der Personen und der Zeit. Heitere Farben im hellen Tageslicht machen auf diesem Bilde einen erfreulichen Eindruck. — Die ersten Hosen — H. Kretzschmar, Berlin —. Eine junge und blühende Bauernfrau zieht ihrem kräftigen Söhnchen die ersten Hosen an. Mit sehr lebhaftem Ausdruck trefflich gemalt. — Eine Fischerfamilie, welche erwartungsvoll nach einem Sturm auf das Meer blickt, um die Rückkehr des Vaters zu erspähen — Carl Hübner, Düsseldorf —. In Gesichtern und Haltung drückt sich je nach Geschlecht und Alter verschieden die besorgte Erwartung aus. Uebrigens schön ausgeführt. — Ein Pifferaro — C. Cretius, Berlin —, Lebensvoll, charakteristisch und von ausgezeichneter Technik. — Die Königin Elisabeth, wie sie dem Staatssecretair Davison das Todesurtheil der Maria Stuart einhändigt — Ewald, Berlin —. Ein großes Gemälde mit nur zwei Figuren, aber tragischem und erhabenem Ausdruck. Wir wundern uns, daß sich dieses schöne Bild nicht bereits in der Galerie eines englischen Lords befindet. — Die Trauben, ein italiänisches Genrebild — T. Fay, Düsseldorf —. Eine sitzende Frau und neben ihr ein unerwachsenes Mädchen, zu welchen Beiden ein erwachsenes Mädchen mit einem Korbe Trauben auf dem Kopfe herantritt, wobei sie dem kleinen Mädchen eine Traube reicht. Plastische gut ausgeführte italiänische Gestalten, die, sowie Früchte und Vegetation überhaupt gut durchgeführt sind. Schöne Beleuchtung bei Sonnenuntergang. — Italiänischer Knabe und italiänisches Mädchen — B. Reinhold, Dresden —. Ein großes Bild, kräftig und mit charakteristischem Nationalausdruck. — Eine Waise in dunkler Kleidung, die ein Körbchen voll Blumen trägt (wenn ich nicht irre, das Grab ihrer Mutter damit zu schmücken) — Clara Oenicke, Berlin —. Ein bescheidenes, aber seelenvolles und schön ausgeführtes Bild und zwar ohne schwächliche Sentimentalität. Die „Jungfrau," große Alpenlandschaft — A. Becker, Düsseldorf —. Schneebedeckte Berge in großartigen Formen werden von der Abendsonne in verschiedenen Abstufungen der Beleuchtung beschienen. Die Ansicht ist von einem schon ziemlich hohen Standpunkte genommen, doch so, daß der Beschauer noch in der Waldregion steht und man Vegetation im Vordergrunde sieht. Ein kräftig gemaltes Bild von großem Effekt. — Norwegische Landschaft — Martin Müller, Düsseldorf —. Im Vordergrunde Wald mit einem neben hölzernen Häusern über Felsen stürzenden Wasser, im Hintergrunde graue Felsenberge. Der nordische Charakter ist gut wiedergegeben und es läßt sich überhaupt in der Ausführung Meisterschaft erkennen, besonders auch ist die Luft mit verschiedenem Gewölke und Lichtstreifen dazwischen sehr gelungen. — Gegenüber in demselben Zimmer: eine italiänische Landschaft mit der Beleuchtung des frühen Morgens — Oswald Achenbach, Düsseldorf —. Links vom Beschauer sieht man eine Mauer, an der sich ein mit Sculptur verzierter Laufbrunnen befindet. Pinien und eine Cypresse erheben sich vor und hinter der Mauer. Rechts eine Aussicht in eine weite Fläche. Frauen, sowie Männer zu Pferde, in der ländlich italiänischen Tracht sieht man in der Nähe des Brunnens oder in geringer Entfernung. Während nun der Vordergrund dunkel gehalten ist, fällt dahinter das Licht des frühen Morgens mit großem Effekt und in der Färbung und eigenthümlichen Lichtfülle ein, wie man sie um diese Tageszeit in Italien beobachten kann. Dieses Gemälde ist ein interessanter Gegensatz zu der vorher erwähnten norwegischen Landschaft. — Mont St. Michel in der Normandie — H. Eschke, Berlin —. Eine Landschaft von eigenthümlichem Charakter und sehr kräftig ausgeführt. Auf der flachen Meeresküste erhebt sich der pyramidalische Berg mit dem alterthümlichen Gebäude der Bergfeste, so daß Fläche und Berg mit ernstem Ausdruck scharfe Gegensätze bilden. — Norwegischer Binnensee mit Gebirgen — Gude, Düsseldorf —. Ein kleines Bild, aber mit viel Charakter, sowie kräftiger Natur in der Localfarbe. Ist übrigens bereits verkauft. — Tyroler Landschaft — Seiffert, Berlin —. Eine großartige Aussicht auf mächtige Gebirge, die mit schöner Wirkung behandelt sind. Im Gegensatz dazu eine frische Vegetation im Vordergrunde. — Deutsche Landschaft — W. Steinacker, Düsseldorf —. Gesunder Ausdruck der deutschen Natur. Besonders fällt ein großer Eichbaum in die Augen, durch dessen Laubwerk Stamm und Aeste an verschiedenen Stellen sichtbar werden. — Eine andere deutsche Landschaft — C. Rausch, Düsseldorf —. Scharf ausgeprägter Vordergrund und in demselben rechts vom Beschauer ein malerischer Baum, der schön in der gut behandelten Luft hervortritt. In der Mitte des Vordergrundes eine rohe Brücke, die über ein kleines Wasser führt. Hinter diesem Vordergrunde mit anziehendem Kontraste die Aussicht auf eine weite Ferne mit verschiedenen Gegenständen, die poetisch mit einem klaren Himmel schließt. — Landschaft in den bairischen Gebirgen — Jungheim, Düsseldorf —. Ein schöner Himmel und eine gute Beleuchtung der verschiedenen Bergmassen. — Landschaft in der Nähe von Düsseldorf — F. Hennert, Düsseldorf —. Eine kleine Baumlandschaft, die sich aber durch trefflich gemalte Bäume auszeichnet. Ueber die Bäume des Hintergrundes ist eine schöne in's Bläuliche und Violette spielende Färbung gebreitet, hinter der die Gegenstände gleichwohl nicht verschwommen erscheinen.

Viele Schönheiten und Verdienste der hier erwähnten und noch mehr

der nicht erwähnten Gemälde mögen mir entgangen sein, denn ein langjähriger Aufenthalt in Amerika ist nicht geeignet, den Blick für Kunstwerke zu schärfen. So wie ich aber ohne Prätension mich an dieser Ausstellung erfreute, habe ich geglaubt, ein Bericht darüber, wenn er auch auf Kennerschaft keinen Anspruch macht, könne den Landsleuten drüben vielleicht nicht unwillkommen sein. Uebrigens sind in Blättern englischer Zunge und in mehreren deutschen von großer Verbreitung über diese Ausstellung verschiedene anerkennende Artikel erschienen.

New-York. A. Böhme.

Mexiko.

Mexiko als Republik*).

Als Ferdinand Cortez 1521 Mexiko erobert hatte, wurde dem Lande vierzehn Jahre später ein Vicekönig vorgesetzt. Das Vicekönigthum (Vireynado de Nueva-España) währte bis zum August 1821, zu welcher Zeit Don Agustin Iturbide der spanischen Herrschaft ein Ende machte. Allein das nunmehr unabhängig gewordene Land hat sich nicht der Segnungen theilhaftig machen können, welche ihm durch Proclamationen wie durch Verfassungsversuche aller Art verheißen wurden; es befindet sich am Rande des Grabes seiner Selbstständigkeit.

Auf eine Regentschaft folgte 1821 ein erbliches, constitutionelles Kaiserthum, 1823 eine provisorische Regierung, 1824 eine Föderal-Republik, 1837 eine republikanische Central-Regierung, 1841 eine Diktatur, 1844 eine constitutionelle Central-Regierung, 1846 eine Föderal-Republik, 1853 eine Diktatur. Mehr als neunzig Mal wurden in Mexiko seit seiner Trennung von Spanien die in Bezug auf die Regierung des Landes maßgebenden politischen und administrativen Ideen gewechselt, ohne daß sie zu praktischer Geltung gelangen konnten; denn Egoismus und Mangel an Energie der jeweiligen Machthaber und derer, die es werden wollten, traten aller Stabilität hemmend entgegen. Von der Unabhängigkeits-Erklärung bis auf die neueste Zeit sollten gegen dreihundert Revolutionen, die man „glorreiche Erhebungen" zu nennen beliebte, das Glück des Landes begründen; sie haben aber nur Auflösung und Kraftlosigkeit im Innern und vollkommenste Schwäche und Bedeutungslosigkeit nach Außen zur natürlichen Folge gehabt. Freiherr von Richthofen, der ehemalige preußische Minister-Resident in Mexiko hat in „einem eben so gründlichen als interessanten Werk über „die äußeren und inneren Zustände der Republik Mexiko" auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, daß Mexiko ein warnendes Beispiel für alle diejenigen ist, welche wähnen, freie Verfassungen könnten durch ein Blatt Papier geschaffen werden, selbst da, wo es an Bürgern fehlt, die durch Jugend, Einsicht und Tüchtigkeit einer solchen würdig sind.

Das Richthofen'sche Werk ist so inhaltreich, daß wir uns hier darauf beschränken müssen, Einiges aus dem wichtigen Abschnitt über Kirchen-Angelegenheiten mitzutheilen; wir wollen durch diese Mittheilung darauf hinweisen, daß die katholische Kirche einer gewaltigen Reform bei vielen ihrer Mitglieder und in so manchen Institutionen bedarf. Bei uns in Deutschland gilt es als ein Angriff auf die Kirche, wenn an der Spitze eines harmlosen Gedichts ein trinkender Mönch dargestellt wird; sofort erfolgt ein erzbischöflicher Hirtenbrief voller Klagen und Beschwerden über die Gottlosigkeit der Zeit. Katholische Zeitschriften nennen es einen schmählichen Angriff auf die Kirche, wenn der Kapuziner in Wallenstein's Lager die Gränzen mönchischen Anstandes überschreitet, wenn in anderen Theaterstücken Geistliche nicht mit angemessener Würde agiren. Wir sind der Ueberzeugung, daß die Würde der katholischen Kirche in anderer Weise, und zwar durch das Gebahren mancher ihrer eigenen Mitglieder auf das Höchste gefährdet wird. Sehen wir nur den Zustand dieser Kirche in Mexiko uns etwas näher an.

Trotz aller politischen Schwankungen, hat man in Mexiko an dem Grundsatz festgehalten, daß die Religion der Nation für immer die katholisch-apostolisch-römische sein soll. Zwar erließ der Papst auf Ansuchen der spanischen Regierung 1824 ein Verdammungsurtheil über die mexikanische Unabhängigkeitserklärung; später jedoch, namentlich seitdem 1837 Spanien die Republik anerkannte, ist zwischen dieser und dem Oberhaupt der katholischen Christenheit eine Art Versöhnung eingetreten. Ueber einzelne Punkte vereinbarte man sich mit dem Papste, aber zum Abschluß eines Concordats konnte man nicht gelangen. Es sind in der Republik vorhanden: 1 Erzbisthum, 11 Bisthümer, 1229 Pfarreien mit 3223 wirklichen Pfarrern und Vikarien, so daß auf je 2000 Seelen der Bevölkerung ein Pfarrgeistlicher kommt; ferner sind vorhanden 146 Mönchs- und 39 Frauenklöster und 8 Klöster zur Ausbreitung des christlichen Glaubens. Die Zulassung der Jesuiten ist 1853 verfügt worden. Im Jahre 1852 waren 1139 Mönche, 1541 professirte Nonnen, 740 Novizen und 879 dienstbare Klosterfrauen vorhanden. In den Missionsklöstern gab es 238 Individuen.

Die Einkünfte der Bisthümer und Kapitel bestehen im Decem und in einer Abgabe von den Erstlingen vom Vieh und in den Zinsen von den Kapitalien, die fromme Leute zu Anniversarien hergegeben haben. Das Kollegiat-Bisthum unserer lieben Frau zu Guadalupe veranstaltet außerdem monatlich zweimal eine Lotterie; zu dem Ende giebt es jedes Mal 13000 Loose zu 1 Peso (1 Peso = 1 Thlr. 13 Sgr. 4 Pf.) aus; die Gewinne betragen 6500 Peso's, es kommen also dem Bisthum monatlich 13000 Peso's zu Gute. Auch an andern Orten der Republik sind geistige Pfründen auf solche Lotterien fundirt, denn es liegt den Geistlichen daran, zum eigenen Besten die Spielwuth der Mexikaner auszubeuten. Wird doch selbst in Rom das scheußliche Lotto gehegt und gepflegt und die Glückstrommel von einem Würdenträger der Kirche mit dem Segen bedacht. Man geht in Mexiko noch weiter. Um Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen, veranstaltet der Klerus Lotterien. Die Spieler erhalten ein Jeder für zwei und mehr Reales (1 Real = 5 Sgr. 5 Pf.) Loose, auf denen man die Namen Verstorbener notirt. Wessen Name gezogen wird, „der wird demnächst durch die tausend und mehr Peso's, welche aufkommen, und welche der Klerus an sich zieht, durch ein zu dem Behuf veranstaltetes kirchliches Fest aus dem Fegefeuer in das Paradies versetzt." Es ist kaum denkbar, daß die ärgsten Feinde der Kirche etwas Schlimmeres zum Behuf der Entwürdigung derselben ersinnen könnten und solche Lotterien werden von Geistlichen veranstaltet und dringend anempfohlen. Wahrlich, unsere Zeloten sollten sich schämen, über Kränkung der Kirche in Deutschland zu klagen, so lange solche Blasphemien von ihren Amtsbrüdern jenseits des Ozeans eifrigst betrieben werden.

Die Einkünfte der Ortspfarrer bestehen theils in festen Leistungen, theils in Stol- und Parochialgebühren und in dem Erlöse für den Verkauf geweihter Gegenstände: Medaillen, Rosenkränze, Heiligenbilder, Wachsfiguren, Wachslichter und dergl. Ein Gouverneur des Staates Zacatécas berichtet 1851: „Die Armen sollen von der Zahlung der Stolgebühren befreit sein, aber niemals ist es mir vorgekommen, daß irgendwo Taufen oder Trauungen von den Pfarrern ohne vorherige Zahlung der Gebühr verrichtet worden wären, so daß es unbestreitbar in Mexiko ist, daß, um sich verheiraten zu können, sich viele wirkliche Arme zu persönlichem Dienst auf lange Zeit verkaufen, um nur jene Gebühren herbeischaffen zu können und während dieser Zeit die größten Entbehrungen zu erdulden haben. Die große Anzahl unserer Tagelöhner lebt daher ehelos, oder sie treten nur unter den größten Opfern in die Ehe. Im Allgemeinen kann als Regel angenommen werden, daß auf dem Lande jeder Tagelöhner, der sich verheiratet, in Folge der Stolgebühren für seine ganze Lebenszeit ruinirt wird und bei seinem Tode seiner Familie neue Schulden durch sein Begräbniß aufbürdet."

Indianer müssen sich vor den Kirchthüren auspeitschen lassen, wenn sie ihren Pfarrern die schuldigen Abgaben und Gebühren nicht zur rechten Zeit entrichten oder die Messe versäumen. „Es giebt Geistliche, welche die Weiber, die sich verheiraten wollen, unter dem Prätext, sie zuvor noch in den Grundsätzen der Religion fester zu machen, in ihrem Hause Monate lang zurückhalten, theils um sie zu Feldarbeiten im eigenen Interesse zu verwenden und die Stolgebühr theilweise vorher abzuarbeiten, theils aus noch weit verwerflicheren Absichten, und es ist nicht allzu selten, daß sich solchergestalt in einem Pfarrhause 20 bis 30 Weiber zusammengehäuft finden; wer sich dem nicht unterwerfen will, der kann Strafe befürchten, welche auch diejenigen dieser Weiber bedroht, die sich nicht unbedingt den Wünschen des geistlichen Herrn fügen."

Jedoch nicht überall sind die Geistlichen so tief gesunken; es giebt unter ihnen auch sittlich reine und tüchtige Männer, aber deren Zahl ist sehr klein und sie vermögen nicht, Mißbräuche zu beheben, die eine Schmach der katholischen Kirche sind.

„Die Klöster sind auf einen reichen, ausgedehnten Grundbesitz gegründet, den sie bei Eroberung des Landes zu erwerben und später zu vergrößern wußten und die Total-Einnahme des Klerus der Republik mag jährlich mehr als 19 bis 20 Millionen Peso's betragen; sie ist demnach noch einmal so groß, als die der Regierung. Der Klerus sieht sehr gut ein, daß der stupideste Aberglaube, Unsittlichkeit und Irreligiosität ihm

*) Die äußeren und inneren politischen Zustände der Republik Mexiko, seit deren Unabhängigkeit bis auf die neueste Zeit. Von Emil Karl Heinrich Freiherrn von Richthofen, k. preuß. Minister-Resident ꝛc. Berlin. Wilh. Hertz. 1859.

die reichste Ausbeute gewähren und er besitzt schon wegen seiner Revenüen einen zu großen Einfluß, um nicht dafür Sorge tragen zu können, daß diese Ausbeute ihm ungeschmälert verbleibt. Er wacht darüber, daß auf das niedere Volk, besonders auf die stupide abergläubische Race der Indianer, die große Masse des Volks, kein Strahl von Bildung komme, der sie in ihrer Nacht erleuchtet und der sie in den Stand setzt, zu beurtheilen, daß ihr künftiges Seelenheil mehr von guten Thaten als von Opfern an den Klerus und von strikter Heilighaltung von Gebräuchen abhängt, die weit weniger an den christlichen Kultus als an ihre vorchristlichen Sitten erinnern."

Da ist es denn natürlich, daß drei Viertheile der gesammten Nation völlig unwissend sind, und von einem ABC keine Ahnung haben. Trotzdem hat man sie zu Republikanern machen wollen, sie sind jedoch unfrei geblieben und werden es so lange bleiben, bis auch hier wahre Religion und wahre Bildung eine Stätte finden. Mehr als drei Fünftheile der ganzen über 7 Millionen Menschen betragenden Bevölkerung gehört der indianischen Race an, von dem Rest ein Dritttheil der reinen europäischen Race, „deren blaues Blut vielleicht auch nicht in allen Fällen eine Ahnenprobe bestehen möchte," die übrigen zwei Dritttheile aber sind Mischlinge von Indianern und Weißen. „Dieses ganze Kreolen- und Indianergemisch ist, aller hervorragenden Befähigung Einzelner ungeachtet, im großen Ganzen politisch und kulturgeschichtlich impotent." Man muß das Richthofen'sche Werk durchlesen, um sich von dieser Impotenz zu überzeugen. Nach einer allgemeinen Einleitung, in welcher namentlich die geographischen und Bevölkerungs-Verhältnisse, sowie die Regierungsform erörtert werden, handelt der Verfasser von den Ministerien 1) der auswärtigen Angelegenheiten, 2) des Innern, 3) der Justiz, der Kirchen-Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, 4) für die allgemeine Wohlfahrt, Kolonisation, Industrie und den Handel, 5) von den unter Aufsicht der Ministerien für Handel und der Finanzen stehenden auf Handel und Verkehr bezüglichen Zweige der öffentlichen Verwaltung, 6) von dem Finanz-Ministerium, 7) vom Kriegswesen. Ein Anhang liefert 1) die Föderalverfassungs-Urkunde vom 4. Oktober 1824, 2) die Reform-Akte und 3) den Vertrag zwischen England und Mexiko vom 26. Dezember 1826. Alle Abschnitte beweisen, daß der Verfasser seinen Gegenstand vollkommen beherrscht, daß er außer seinen persönlichen an Ort und Stelle unbefangenen Blicks gemachten Erfahrungen, amtliche und nichtamtliche Quellen benutzte, aus denen er mit der Sicherheit und Umsicht eines gediegenen Forschers schöpft. So reiht sich denn das Werk dem Besten an, was deutsche Forschung in neuester Zeit geleistet hat und der Philosoph wie der Staatsmann, der Geschichtschreiber wie der Kaufmann werden aus demselben vielfache Belehrung schöpfen.

Mannigfaltiges.

— Deutschland, Spanien, Italien und Frankreich. Die Revue des deux Mondes beklagt in ihrem neuesten Hefte (vom 15. Juni), daß Spanien, ebenso wie Deutschland, mit Mißtrauen und unverhohlener Antipathie auf das Einschreiten Frankreichs in Italien blicke, obwohl doch die freisinnigen und aufgeklärten Männer Spaniens, wie Deutschlands, den Einheits- und Unabhängigkeits-Bestrebungen des italiänischen Volkes ihre volle, herzliche Theilnahme schenkten. Aber gerade weil Letzteres der Fall, blickt Deutschland, wie Spanien, mit Mißtrauen und unverhohlener Antipathie auf das, was jetzt die Franzosen in Italien thun und treiben. Von dem gegenwärtigen Herrscher Frankreichs kann doch unmöglich geglaubt und angenommen werden, daß er, um die in Sardinien herrschende constitutionelle Freiheit über ganz Italien auszubreiten, seine Armeen über die Alpen und über das Meer nach der Ebene der Lombardei geführt, daß Espinasse, Cler, Beuret und so viele andere Vertheidiger des kaiserlichen Despotismus nur um der italiänischen Unabhängigkeit willen gefallen seien. In Spanien, wie in Deutschland, gewahrt man in diesem Feldzuge der Franzosen jenseits der Alpen nur den ersten Schritt, um dem übrigen Europa die Napoleonischen Fesseln wieder anzulegen, die es in den Jahren 1813—15 so glücklich abgestreift. Und wenn Spanien eine schlagfertige Armee zu seiner Verfügung hätte, wie Deutschland und Preußen, so würde es jetzt gewiß auch wie dieses mit Entschiedenheit fordern, daß die Franzosen wieder über die Alpen und das Meer zurückkehren, damit die Italiäner, unbeeinflußt vom Auslande und mit Achtung der Verträge, auf welchen der europäische Rechtszustand ruht, ihre nationale Selbständigkeit konsolidiren können.

— Vapereau's Lexikon der Zeitgenossen*). Um dieses Unternehmen nicht mit einem ältern deutschen, den „Zeitgenossen" zu vergleichen, wollen wir es lieber dem „Conversations-Lexikon der Gegenwart" an die Seite stellen. Ohne Zweifel ist der Gedanke zu dem Werke deutschen Ursprungs, etwa der Brockhaus'schen Anlage entlehnt; aber die Durchführung ist französisch und hat ihre besonderen Verdienste. Schon der Umfang des Werkes läßt nicht einen Vergleich zu, indem der „Dictionnaire" einen Band von mehr als 1800 Seiten gr. Lexikon-Oktav mit doppelten Kolumnen bildet, an 300,000 Artikel enthält und etwa sechzehn Bände gewöhnlichen Druckes füllen würde. Schwerlich werden wir uns denselben um derjenigen Artikel willen anschaffen, welche deutsche Männer und Verhältnisse besprechen, obgleich, so weit wir das Buch geprüft haben, uns nichts Uncorrectes aufgestoßen ist**), namentlich scheint auch die Angabe deutscher Werke fehlerfrei gedruckt, ebenso dürften einzelne Data auf diesem Felde nicht immer in deutschen Werken der Art zu finden sein. Einen weit höhern Werth erhält der „Dictionnaire" durch die Behandlung der französischen Partie, welcher unzweifelhaft auch der größere Theil des Raumes gewidmet ist. Die Schicksale und Stellungen der Personen, welche gegenwärtig auf der Weltbühne Frankreichs thätig sind, die Freunde und Gegner der Regierung werden, so weit es möglich ist, mit Unparteilichkeit vorgeführt. Wir verweisen, als ein schlagendes Beispiel, auf die Artikel „Napoleon." Aber auch englische und amerikanische Persönlichkeiten finden sich in größerm Umfange dargestellt, als in der Regel bei uns***); selbst China mit seinen neuesten Verhältnissen fehlt nicht. Lehrreich wird das Werk allein schon durch den Vergleich mit den gäng und gäben deutschen Anschauungen, und daß auch Irrthümer sich eingeschlichen haben, erwartet die Redaction selbst. Die Ausstattung ist gut, der Preis von 5 Rthlr. sehr mäßig. Supplemente sollen das Unternehmen au niveau erhalten.

— Wörterbuch der römischen und griechischen Alterthümer†). Bei Firmin Didot in Paris ist in diesen Tagen ein solches Wörterbuch erschienen, welches die Beachtung auch der deutschen Gelehrtenwelt verdient. Die römischen und griechischen Alterthümer werden nämlich in alphabet. Ordnung aufgeführt und erklärt, zugleich aber durch etwa 2000 Abbildungen nach Antiken, deren Ursprung jedesmal mit angegeben ist, erläutert. In der That giebt es kaum ein besseres Veranschaulichungsmittel über das staatliche, bürgerliche und Familienleben der alten Welt, als diese präcisen, saubern Holzschnitte nach Skulpturen, welche durch fast alle Museen der Welt zerstreut, sich hier in wenig kostspieliger Weise vereinigt finden. Der erklärende Text selbst ist bei minder Wichtigem kurz gehalten, hingegen ausführlich und eingehend, wo es sich um bedeutendere Gegenstände des Alterthums handelt, wie Bäder, Theater, Haus, Forum u. s. w. Der Gedanke selbst ist einem englischen Vorbilde entlehnt, aber in gewohnter Meisterhaftigkeit von der berühmten Verlagshandlung ausgeführt. Ein griechisch-lateinischer Index, sowie eine analytische Zusammenstellung der bedeutendsten Materien beschließen das gegen 800 Seiten mit doppelten Kolumnen starke Werk. Aus der Benutzung desselben würde für den realen Inhalt unserer lateinischen und griechischen Wörterbücher ein bedeutender Zuwachs entstehen.

*) Dictionnaire universel de Contemporains, par Vapereau, Paris, Hachette, 1858.

**) Einzelne Beschwerden von deutschen Männern, die darin mit unrichtigen Angaben in Verbindung gebracht werden, sind uns zwar vorgekommen, doch hat die Redaction das Versprechen ertheilt, jeden Irrthum durch Cartons und Supplemente zu verbessern. D. R.

***) Vorck's „Männer der Zeit" machen in dieser Beziehung eine ähnliche Ausnahme. D. R.

†) Dictionnaire des Antiquités Romaines et Grecques par Anton Rich.

Den geehrten Lesern unseres Blattes,

welche im regelmäßigen Empfange desselben keine Unterbrechung erleiden wollen, bringen wir hierdurch das am 30. d. M. zu Ende gehende Abonnement in Erinnerung.

Für die „Redaktion des Magazins" bestimmte Briefe, Mittheilungen &c. bitten wir franco entweder an die unterzeichnete Verlagshandlung nach Leipzig, oder an deren Commissionair, Herrn E. Devaranne, Jägerstraße 25. in Berlin zu richten.

Leipzig, den 15. Juni 1859. Veit & Comp.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes, der Zeitungs-Spediteur Neumann (Niederwallstraße Nr. 21), in Berlin, sowie die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Der Post-Debit
für den deutsch-österreichischen Postverein, sowie für das Ausland, geschieht ausschließlich durch das Königlich Preußische Zeitungs-Comtoir in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in kl. Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr. — halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. — vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

28. Jahrgang. — Donnerstag, den 30. Juni 1859. — **№ 77-78.**

Inhalt:

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Patrick Fraser Tytler.

Roman und Wirklichkeit des ehelichen Lebens in England.

Ein Derby-Wettrennen-Tag.

Juni 1859.

Es ist so schön in England, weil man hier über unzählige Reformen, an die man in Deutschland der Gefährlichkeit wegen noch nicht einmal zu denken wagt, längst hinweg ist und sich derselben erfreut, wie der Luft, der Sonne und ihres warmen Lichts, Wohlthaten, die man als sich ganz von selbst verstehend und natürlich hinnimmt und deren Beschränkung wie eine Irrenhaus-Idee belacht werden würde. Es war nicht immer so. England ist viel vielköpfiger gewesen, als Deutschland und noch als der berühmte schottische Historiker Tytler nach Hause zurückkehrte und Englisch sprach, weinte seine Schwester die bittersten Thränen, weil er in London eine fremde Sprache reden gelernt hatte. Jetzt giebt's ein United Kingdom mit aller innern Einheit dem Auslande gegenüber. Es herrscht nicht durch Polizei- und Militairzwang, hat die wenigsten Soldaten und die wenigsten Policeimen, die mit ihren weißen Handschuhen mehr ausrichten, als die bewaffneten Legionen und Myriaden Spione in Frankreich und anderswo, und grade deshalb fühlt es sich im Innern sicherer und zeigte sich nach Außen stets mächtiger, als alle die von Bayonetten und Polizeischaaren wimmelnden Staaten des Kontinents.

Es ist interessant, nachzusehen, wie das so gekommen ist. Der Weg war oft blutig und mußte jedenfalls breit gebrochen und gebahnt werden. Ich habe dies wieder durch einen Blick in die Geschichte Schottlands gesehen. Wie interessant muß es sein, diese Geschichte von Patrick Fraser Tytler ganz zu lesen. Ja, wer ein Paar Monate Zeit dazu hätte! Vorher hatte ich sie noch nie angesehen, erst durch die unlängst erschienene vortreffliche Memoiren-Biographie des großen schottischen Historikers von seinem alten Freunde Burgon*) wurde ich auf einzelne besonders gelungene Partien hingewiesen, die ich mir im Britischen Museum aufsuchte. Ich gewann alle die dicken Bände lieb, weil ein so vortrefflicher, braver Sohn, Gatte und Vater sie geschrieben. Das Leben Tytler's liest sich wie eine Idylle, wie die „Luise" von Voß, wie „Hermann und Dorothea," nur weiter, breiter und tiefer und so eigenthümlich anziehend durch das schottische Gepräge dieser Idylle und der berühmten und liebenswürdigen Gesellschaft, die man hier findet. Seine von der Schwester, der Kinderschriftstellerin, geschriebene Jugend ist besonders glücklich und mit graziösem Humor ausgemalt.

Patrick Fraser Tytler ist Enkel des bekannten William Tytler, der die Maria Stuart in seiner, historische Epoche machenden „Inquiry into the Evidence against the Queen of Scots" mit dem feinsten Scharfsinn nobel vertheidigte. Auch sein Vater, Lord Woodhouselee, war ein vortrefflicher Mann und Vater bis zu seinem seligen Ende im späten Greisenalter. Walter Scott kam oft in's Haus und machte mit der Familie Morgen-Promenaden und erzählte den Kindern am Kamin Abends Legenden und Geistergeschichten. Auch Dugald Stewart kam, ein besserer Mensch, als Philosoph, außerdem Henry Mackenzie, James Macintosh, Leyden, der Orientalist, Lord Jeffrey und der lustigste und liebenswürdigste von Allen, Sidney Smith. In einem Hause mit solchen Gästen wuchs unser Historiker auf, nachdem er 1791 in Edinburg geboren worden war. Schule und Universität in verschiedenen Orten und Anstalten, auch in London, bieten nichts besonders Merkwürdiges. Er war Advokat geworden, worin er aber wenig Befriedigung fand, so daß er viel schrieb und studirte, namentlich Geschichte. Im Haß gegen Jurisprudenz und mit Liebe für Geschichte kam er 1823 eines Abends zu Walter Scott in Abbotsford. Hier ward er überredet und ermuthigt, eine ganze, gründliche Geschichte von Schottland zu schreiben. Die beiden ersten Bände erschienen 1828 und 29. Im folgenden Jahre brachte er aus 700 Folio-Bänden, in welche die Geschichte Heinrich's VIII. zerstreut war, weitere Fortsetzungen und endlich elf Folio-Bände zu Stande, ehe er 1849 starb.

Das sind einige Data aus seinem Leben und Wirken, welches man aber aus Burgon's Memoiren kennen lernen muß, um zu erfahren und zu empfinden, was für ein biederer, durch und durch schlichter und frommer Mann diese voluminöse Geschichte Schottlands schrieb. Ich glaube nicht, daß sie von der historischen Kritik als ein Werk ersten Ranges anerkannt werden wird, weil sie an dem Fehler fast aller englischen Geschichtswerke leidet: sie ist zu national, zu patriotisch, deshalb nicht vorurtheilsfrei und nicht unbedingt zuverlässig.

Aber dies schadet den Memoiren, dem Leben, der Persönlichkeit dieses glücklichen, nobeln Mannes wenig oder nichts. Das Buch von Burgon ist ein spezieller, faktischer Beweis, wie gut und liebenswürdig Menschen auf dieser schnöden Erde sein können.

Freilich diese Art von Leuten sind altautorisch und nicht mehr Mode. Gleich nach Tytler lernte ich einen Hallunken erster Klasse kennen, einen sehr hübschen, von der Tochter eines Geistlichen geliebten Schurken, der falsches Geld macht, mit der entführten Geliebten nach Australien auswandert, um sich dort nach einem genialen Hallunken-Leben sehr tapfer, als stolzer Repräsentant der modernen Muscular-Novellen-Helden, hängen zu lassen und die Tochter des Geistlichen dem ersten wahren Liebhaber zu überlassen. Dies Alles geschieht in drei Bänden von Charles Kingsley, der seine episodische, fragmentarische, novellistische Geschichte und Schilderung Australiens „The Recollections of Geoffry Hamlyn" nennt. Es ist eine schlechte Novelle, ein ganz unkünstlerischer Roman, aber voller Keckheit und genialer Liederlichkeit, die sich viel angenehmer liest, als die nach allen conventionellen Regeln ver- und entsponnene Entwickelung von Charakteren und deren Handlung.

Aber es ist gefährlich, ohne Genie und Uebermuth der Poesie litera-

*) Memoirs of Patrick Fraser Tytler, Author of the History of Scotland. By his Friend, the Rev. John W. Burgon. London: Murray.

risch lüderlich zu sein. Dies sah ich an „The Man of Fortune, Hona of the Present Day. By Albany Fonblanque jun. Esq. Author of „How we are governed“ (London, Routledge). Es handelt sich hier auf 400 Seiten um die wichtigen Fragen, ob Hugh Trever seine Cousine Ellen heiraten soll, will oder muß und wer Titel und Vermögen des Sir Francis Trever zu erben berechtigt ist. Das sieht einfach genug aus, aber solche heftige, gemeine Melodramen, solch durchdringendes Gekreisch, solch Heulen und Zähneklappern, solche schwere Gefälle in Ohnmacht sind mir auf 400 Seiten noch nie in solcher Masse und Gemeinheit vorgekommen. Auch kommt ein hagebuchen schönes Weib darin vor, welche entsetzlich schreit: „Money is all I want. Oh! give me money, money, money! and I will set you free!“ Sie sagt das zum christlich Angetrauten, der sie natürlich blos des Geldes wegen genommen hat, dafür ist's „a story of the present day“ und dieser giebt Geld, um wieder frei zu werden. Die Freiheit, d. h. die Ehescheidung kommt so zu Stande, daß Mann und Frau schriftlich ein Geständniß des Ehebruchs einreichen. Und so etwas in Romanen, in decenten englischen Romanen? Der Mann hat sich von der Wirklichkeit überwältigen lassen, um in Romanform zu geben, was man alle Tage viel romanhafter, viel unglaublicher, viel gemeiner und individueller in den Berichten aus Scheidungs-Prozessen lesen kann.

Ja, das ist entsetzlich, seitdem die Ehescheidung nicht mehr 5000 Pfund kostet, sondern von jedem mittelmäßig Bemittelten und Beweibten bezahlt werden kann. Die Frommen im Lande, wie in jedem, schreien nun zwar, die Ehescheidungserleichterung sei Schuld an den Gründen derselben und jammern über die unchristlich ausbrechenden und den Gesellschaftskörper reinigenden Giftbeulen und meinen, wie alle Frommen in jedem Lande, daß verstecktes, im Innern wüthendes und festgehaltenes Gift viel besser sei, als ausbrechendes und ausgeschiedenes. Wir geben einige Fälle in allgemeinster Andeutung, wie wir sie in verschiedenen Stadien an Einem Tage in den Zeitungen fanden. Lord Campbell unterbricht die Enthüllungen der Ehescheidungsgründe in Sachen Evans contra Evans und Robinson zum achten Male, weil die Oeffentlichkeit die infamen Thatsachen nicht aufschnappen und in den Zeitungen breit treten soll. Ratcliffe c. Ratcliffe und Anderson. Erstere General und Frau, letzterer Liebhaber der Frau, dem sie sich sofort angetraut hatte, um den Grausamkeiten des Generals und Gatten zu entfliehen. Der General entschuldigt seinen Nachfolger sehr witzig und meint vor dem offenen Gerichtshofe, es sei gar nicht so schlimm, „daß er kein Joseph gewesen,“ was zugleich ein Hieb gegen die Frau. Mr. Laws muß in die Scheidung willigen, weil er die Frau mit dem Stiefelabsatze, außerdem mit einem indianischen Tomahawk behandelt hatte. Mr. Jones hört vor Gericht zu, wie man ihm beweist, daß er seine Frau unter dem Ohre verwundet, ihren Körper mit Beulen bedeckt und ihr ein Bein mit einer Spitzaxt secirt habe. Mr. Henry läuft von seiner Frau fort einer andern nach und läßt sie ohne alle Mittel. Die Halbverhungerte kommt endlich und bittet um Unterstützung: er schlägt sie nieder und wirft sie mit großer Brutalität zum Hause hinaus. Mr. Studdy verläßt seine gesetzliche Lebensgefährtin zu Gunsten einer Magd, mit der er sich selbständig einrichtet, aber erst, nachdem er mit seiner Frau kontraktlich abgemacht hat (bei Strafe aller Subsistenz-Entziehung), daß er zu ihr zurückkehren könne, sobald es ihm beliebe und er im Uebrigen fortleben wolle, wie ihn grade die Laune treibe. Der Photograph Brunel spie seiner Frau in's Gesicht und machte Anstalt, sie mit einem gewöhnlichen Messer abzuschlachten. Mr. Pappleton stieß und schlug seine Frau, sobald sie ihm wegen allzuhäufiger Lieferung von sexuellen Ehescheidungsgründen zur Rede setzte. Mr. Gwyn schlug in Gegenwart der Kinder und Dienstboten seine Frau, wickelte ihr Haar um seine Hand und zerrte sie so eine ganze Treppe hinunter. Früher hatte er Feuermaterial unter ihr Bett gehäuft, gewartet bis sie schlief, die Brennmaterialien angesteckt und das Zimmer verschlossen. Sie war nur durch zeitiges Erwachen durch einen Sprung aus dem Fenster vor diesem Beweise ehelicher Zärtlichkeit entkommen.

Ich will nicht weiter fortfahren. Wer sich für Einzelnheiten dieser Art interessirt, findet sie so ziemlich alle Tage in entsprechenden Variationen unter den Gerichtsverhandlungen der Zeitungen, besonders in den Wochenzeitungen. Die Personen, welche darin auftreten, gehören größtentheils den Mittelklassen an, in denen viel Ansprüche auf äußern Glanz gemacht werden, ohne daß eine tüchtige, sittliche und ästhetische Bildung Maß und Form dazu liefern. Sie drängen sich in Wohnung, Kleidung und Luxus zu den höhern Klassen, saufen aber Bier und Gin und die Frauen tragen rothe Nasen, dicke, goldene Ketten und Ringe und verlangen vom Manne, daß er Rechnungen zu jedem Betrage bezahle. So sind es auch die Frauen, welche ihre Männer bestialisiren. Just in diesen Mittelkreisen wüthet der englische Damenwürgengel, die „Lady“-Manie, am ärgsten. Damen, deren Ladythum nicht recht sicher steht, suchen es durch den ungeheuersten Aufwand von Müssiggang, Verschwendung, Crinolinen, roth- und schwarzstreifige Unterröcke, überladenen Putz, möglichst viel Dienstboten und möglichst kostspielige Gesellschaften zu sichern. Aus Liebe wurde in der Regel nicht geheiratet, sondern blos, weil der Liebhaber versprach, sie zu einer „Lady“ zu machen. Daran hält sie sich. Auch findet sich nach der Heirat noch manchmal ein Anbeter auf den vielen Streifzügen in Putz- und Luxusläden oder in den luxuriösen Gesellschaften. Der Mann, der es bald merkt, daß er blos Geld liefern und Rechnungen bezahlen soll, wird entweder zum Sklaven und Blackholz oder tückisch und greift dann in seiner Wuth zu „Pokers“ und Beilen und braucht seine Absätze. Früher kam's deshalb nicht zu Ehescheidungen, weil die 5000 Pfund dazu nicht aufzubringen waren, so daß Unsittlichkeit und Mißhandlungen kirchlich vereinigt blieben, bis der Tod oder ein Mord sie schied. Natürlich fehlt es auch nicht an brutalen Männern, wo die beiden englischen Biersorten, Gin und Whisky herrschen und Frauenzimmer, zum Theil schön und geputzt wie Pfingst-Ochsen, zu Tausenden Tag und Nacht auf Straßen, in Theegärten und Ballsälen schwärmen. Es fällt mir nicht ein, irgendwie behaupten zu wollen, daß entweder die Männer oder die Frauen schuld seien. Die sozialen und sittlichen Gifte wirken ohne Ansehen des Geschlechts.

Wunderbar, daß hier Frauen und Mädchen massenweise umherspazieren, fahren oder reiten, denen alle Verderbnisse und Gifte des Londoner Städte-Ungeheuers nicht nur nichts anhaben können, sondern die auch schöner, reiner, idealer dadurch zu werden scheinen. Die Kontraste sind überall groß, kaum aber so an beiden Polen auf die Spitze getrieben, als in dem weiblichen Geschlechte Londons und Englands. Zerlumpteste, schlotterige Gestalten von Schmutz klebend, nach Fusel stinkend, aufgelöstes Haar umherfliegend, eine kaum kenntliche Reminiscenz von Hut im Nacken hängend, Schuhe ohne Sohlen, Kleider in Fetzen, so kreischen und schlampen Mitglieder des weiblichen Geschlechts durch stets nach Innen halb offen stehende Publik-Hausthüren zur Barre, gießen noch mehr Spiritus in den stinkenden Hals, bombardiren Anwesende mit frechen Redensarten und heiserkreischendem Gelächter, stürzen und wanken wieder fort in ein anderes Publik-Haus immer kannibalischer, immer Entsetzen erregender, bis sie oft erst um Mitternacht irgendwo verhauen werden oder von selbst auf die schmutzige Straße hinklatschen. Hier versucht ein Policeman, der nicht eher eingreifen durfte, das Hinderniß und Aergerniß zu beseitigen und in einen Winkel des Polizei-Arrestes zu schaffen. Sie kreischt tollwahnsinnig, schlägt mit Händen und Füßen und wehrt sich gegen die beiden Policemen, die sie mit heroischer Ruhe und Kaltblütigkeit an beiden Armen führen und tragen, mit Gebrüll, Nägeln und Zähnen, so gut sie kann. Solche Szenen sind hier massenhaft alltäglich und allnächtlich. Am andern Ende des Poles klassische, ideale Göttinnen von Fleisch und Blut, schwebend, ätherisch, anmuthig und würdig in jeder Bewegung und jedem Blick, immer makellos rein in jeder Falte, jeder Hautpore, durch die rauchige Luft und deren vielfaches Gift wandelnd, als scheue sich jede Ruß-Flocke, jedes unreine Atom, die in ihrer Schönheit und Grazie Unantastbare zu berühren. Weiße, zarte, aber blühende Haut, ruhig leuchtende Augen, in der Regel herrliche Locken, Gesicht zart, Busen mäßig, Fuß klassisch lang, schmal und klein, in seiner Niedlichkeit stets durch volle, runde Waden und Obertheile gehoben; im Umgang und Gespräch sicher, aber bescheiden, sehr unterrichtet und fest auch in Wissenssphären, die sonst in der Regel schwache Seiten des schwachen Geschlechts bilden: in Geographie und Geschichte, ruhig, heiter, herzlich zärtlich gegen Vater, Mutter und Geschwister, als Gattin die leidenschaftslos Leuchtende und Wärmende, im Hause Alles verschönernde Ueberstrahlende, als Mutter besonders thätig und klug im Unterricht der Töchter, nie ein böses oder nur irritirtes Wort aus ihrem Munde, stets gemessen in klassischer Abgränzung, über welche auch keine Macht von Außen etwas Rauhes oder Rohes zu bringen vermag — das sind die Mädchen und Frauen am andern Pole und nach dem Urtheile eines Aesthetikers und Kenners, der nun schon zehn Jahre besonders viel Gelegenheit hatte, das weibliche Geschlecht an diesem Pole kennen zu lernen, das Schönste und Erquickendste, was überhaupt von lebendiger Schönheit auf Erden zu finden sei. Freilich das eine ist so gut eine unwirthliche, unbewohnbare Polargegend, wie das andere. Ich weiß es, daß Deutschlands weibliches Geschlecht an dem Endpunkte des Schönen auch stark vertreten ist und am entgegengesetzten im englischen Sinne ganz fehlt. Die Hauptsache ist aber, wie's in der stark bevölkerten gemäßigten Zone aussieht. Und hier steht das weibliche Geschlecht Deutschlands durchweg erhaben über den ihrer englischen Schwestern, denen es durchschnittlich genommen an allen den häuslichen, sittlichen und ökonomischen Tugenden

fehlt, wodurch das deutsche Weib den ersten Rang in der ganzen Welt einnimmt. Hätten die deutschen Frauen so freie Männer, wie die englischen, würden sie noch ganz anders aufleuchten in ihrer Schönheit und Tugend. Wie kann sich aber das weibliche Geschlecht in seinem Herzensreichthum entwickeln, wenn die Männer unter den unzähligsten Schranken gewerblicher, intellektueller, sozialer und politischer Art vermuckern und sprechend, schreibend, handelnd nie aus der Gefahr kommen, an irgend eine verstrickte polizeiliche Warnungstafel zu stoßen? Ja es ist doch schön, freie Männer und freie Frauen um sich zu haben, selbst mit den englischen Klobigkeiten und Verkrüppelungen der Freiheit. — Ich sah und bewunderte England erst neulich wieder in seiner volksthümlichen Glorie der politischen und sozialen Ungenirtheit, die alle Jahre einmal am Derby-Wettrennentage zur vollen Geltung kommt. Leider hat das Parlament alle übrigen Volksfeste, Messen und Jahrmärkte abgeschafft, so daß die volle Gewalt und Schönheit der freien Gesellschaft und Heiterkeit sich auf diesen einen Tag beschränken muß, obgleich sie sich sonst alle Abende hübsch vertheilt und auch zur Geltung und zum Genusse kömmt. Das Wettrennen selbst war für mich eine sehr gleichgültige Affaire, da ich von Pferden nichts verstehe und nicht durch Wetten betheiligt war. Aber diese Hunderttausende von Volksmassen d'rum herum zu Fuß und zu Pferde, in und auf Wagen, auf Stelzen und Tischen, dieses Geschacher und Feilschen, diese Eß-, Trink- und Schaubuden, diese Künstler und Schreier, diese Musikanten und Sänger, dieses Tollen, Jagen, Lachen und Toben auf der ungeheuern sonnigen Ebene, Affen in Generals-Uniform, gefärbte Negersänger, Mädchen von sechs Fuß hohen Stelzen herunter Geld sammelnd, künstlerische weiße Mäuse, Riesen und Zwerge, Monstre und Krüppel, Matrosen ohne Arme oder ohne Beine, himmlische Schönheiten unter flatternden Sonnenschirmen, Champagner nippend, alte, vertrocknete, schinkenfarbige Zigeunerinnen wahrsagend, Jungen und Mädchen und klobige Bengel voll Uebermuth und Gebalge, Tausende, Zehntausende unabsehbar im Grase und auf dem Sande liegend, schmausend und trinkend, Jeder im vollen Genusse seiner ausgelassensten Laune, von keiner Polizei genirt, von keinem Zurück! kommandirt — Alles in wilder Anarchie und doch so heiter und sicher verlaufend, ohne daß Jemand sich fürchtet und gefürchtet wird — so etwas muß man sehen, um's zu glauben und die Menschen in ihrer Freiheit und liebenswürdigen Unverschämtheit anerkennen zu lernen. Dem echten deutschen Philister will ich freilich nicht rathen, sich den Derby-Tag anzusehen. Er würde wüthen und grimmig verlangen, daß Polizei und Dragoner einschreiten sollten, daß er seinen Schnaps in Ruhe trinken könne.

Aus der Gilden-Halle von London.

Das weiße Buch*).

In diesen ersten Band der, unter Leitung des königlichen Archiv-Direktors (Master of the Rolls), von H. T. Riley mit gründlichster Sachkenntniß und eisernem Fleiß bearbeiteten und herausgegebenen „Munimenta Gildhallae“ (aus dem Londoner Gilden-Hallen- [Rathhaus-] Archiv) sind die alten Jahrbücher John Carpenter's aufgenommen. Um das Ende der Regierung Edward's III. (1370) geboren, zum Rechtsgelehrten gebildet, später Stadtschreiber der Londoner Bürgerschaft, Parlamentsmitglied für London, stand Carpenter wegen seiner Rechtlichkeit in so hoher Achtung, daß ihm mit noch drei Männern die Vollstreckung des Testaments Richard Whittington's anvertraut wurde. Seine Denkwürdigkeiten, die sich über englische Gebräuche und Gesetze der Zeit erstrecken, umfassen einen hundertjährigen Zeitraum, von dem Anfang der Regierung Edward's I. (um 1280) bis in die Mitte der Regierungszeit Richard II. (um 1383.)

Heben wir aus dem in dieser Chronik sich abspiegelnden Bilde der „guten alten Zeit,“ die den umkehrsüchtigen Mittelalterlingen als die goldne strahlt, einige charakteristische Züge heraus.

Nach einer Polizeiverordnung, durften Hunde ohne Aufsicht nicht in den Straßen herumschweifen; jedoch war für die „chiens gentilz“ eine Ausnahme gestattet; von eines Edelmannes Hunde gebissen zu werden, hatte nicht viel auf sich; und während die aristokratischen „Caesars“ sich in ungebundener Freiheit umhertrieben, hatte man, wie sich's gehört, auf die „Köter“ des gemeinen Volkes ein scharfes Auge. Und wie mit Hunden, so mit Menschen. Kein Mensch von gemeinem Thon unterstand sich, nach der Abendglocke, mit Schwert oder Dolch bewaffnet, auszugehen; ein Anderes aber war's mit den porzellanen Klassen, „den großen Herren, den Männern von Gehalt“ und ihren Dienern, die ihnen mit Fackeln vorleuchteten, — die mochten sich, wenn's ihnen beliebte, bis an die Zähne bewaffnen. In zwei Punkten jedoch galt die Gleichheit der Stände vor dem Gesetz: 1) war den Bootführern streng untersagt, Männer oder Frauen außer am hellen Tage nach den Bädern in Southwark zu fahren; das geschah der Sicherheit wegen; 2) war an gewissen Stellen des Flusses das Baden für Jedermann verboten; und wehe dem, der sich's beikommen ließ, in dem Tower-Graben oder in dessen Nähe, in der damals klaren Themse, seine Schwimmlust zu büßen! Der Tod stand darauf. Dies geschah aus Rücksicht auf die Sicherheit der Festung.

Das „soziale Uebel“ ward von den Behörden jener Tage nicht übersehen. Nach einer königlichen Verfügung durften die „Töchter der Lust“ nicht in der Stadt wohnen, und ein Viertel außerhalb der Ringmauern war ihnen angewiesen. Selbst ihre Tracht war ihnen vorgeschrieben, damit sie sich auch äußerlich von den keuschen Matronen und Jungfrauen Englands unterschieden. Sich in Hermelin und Zindel*) zu kleiden, war ihnen nicht erlaubt. Thaten sie's doch, desto schlimmer für sie und desto besser für die Stadt-Büttel, die ermächtigt waren, den unglücklichen Schönen den verbotenen Putz vom Leibe zu reißen, der als gute Prise in die Garderobe der Frau Stadt-Büttelin wanderte. „Kein Weib von lockerm Wandel,“ so lautete das Dekret, „soll eine Karuze tragen, die mit etwas Anderm, als mit Lammwolle oder Kaninchenfell gefüttert ist.“ — Aus Urkunden ist, nach Riley, zu ersehen, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die meisten dieser Weiber aus Flandern herüberkamen.

Das Wehrwort: „Eines Engländers Haus ist seine Burg,“ war damals weit entfernt, seine volle Geltung zu haben; denn „im Namen des Königs“ sprengte die festeste Thür des trotzigsten Bürgers. Wenn die früheren Majestäten von England reisten, sorgte der Hausmarschall für Herberge und Unterhalt des zahlreichen Gefolges. Jeder erhielt einen Zettel (biletum) mit dem Namen des Wirths, der den ungebetenen Gast aufzunehmen hatte. Mit diesem Billet versehen, begab sich der Inhaber nach dem angewiesenen Hause, machte daran einen Strich mit Kalk, warf den Eigenthümer und dessen Familie auf die Straße und nahm von seinem Quartier Besitz. — Wie jedoch der kühne Sheriff John de Caustone dem Seneschall und Marschall des Königs Edward durch den Sinn gefahren, wird in behäbiger Breite erzählt; die Sache ist kürzlich die: Der König begab sich eines Tages mit seiner Familie nach dem Tower. Alan von Leek, ein Unterbeamter des Marschalls le Blunt, wies den Geheimschreiber des Königs, Richard von Aremgane, mit einer Schaar bewaffneter und berittener Dienerschaft, nach dem Hause des John de Caustone, um, dem Herkommen gemäß, dort Aufnahme und Unterhalt zu finden; allein besagter Sheriff John, Angesichts so zu sagen des Königs und seiner Majestät, nahm das Billet nicht an, löschte den Kalkstrich aus und machte die Leute gewaltig herunter.

Und was sagte John zu dieser Anklage: „de contemptu infra virgam?“ wörtlich: „Es geschah ihnen recht; ich habe nichts Ungebührliches gethan; ich habe mein Vaterland mit meinem Leibe gedeckt.“ Und da kamen Mayor und Schreiber, bepackt mit Urkunden und Freibriefen, aus denen sie bewiesen, daß seit den Tagen König Heinrich's bei keinem Bürger innerhalb der Stadtmauern oder in Portsoken — „infra (? wohl intra) muros civitatis neque in La Portsokne“ — Irgendwer, sei es durch Gewalt oder durch Vorzeigung eines Billets vom Marschall, einquartirt werden darf. Sie standen wie Briten für ihre Gerechtsame und Privilegien, die, riefen sie halb zornig, halb verächtlich, von allen nachfolgenden Königen bestätigt, erst dieses Tages durch Alan von Leek so schmählich verletzt worden sind. — Der König gab dem Sheriff Recht und erließ in Folge dessen ein Dekret des Inhalts: „Wenn sich ein Mitglied des königlichen Haushalts oder Einer von der Dienerschaft des Adels unterfangen sollte, von einem Hause innerhalb der City, sei es durch Gewalt, sei es auf Vorzeigung einer Anweisung von Seiten des Marschalls, Besitz zu nehmen, und er bei solchem Unterfangen von dem Hausherrn erschlagen wird: so hat dieser sechs seiner Verwandten als Freischwörer (Compurgatores) beizubringen, und wenn sie und er den Eid leisten, daß er aus diesem Grunde den Eindringling erschlagen hat, so soll er freigesprochen werden.“

Zahlreiche Polizeiverordnungen und Vorschriften wachten über Ruhe

---

*) The White Book. Compiled A. D. 1419. Edited by H. T. Riley Published by the Authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury, under the Direction of the Master of the Rolls. [Munimenta Gildhallae Londoniensis. Liber Albus, Liber Custumarum et Liber Horn.] Vol. I. Containing Liber Albus.

*) Cendalum, ein feines Seidenzeug.

und Ordnung. So wie die Abendglocke anschlug, hörten an Festtagen die öffentlichen Lustbarkeiten auf, schlossen sich Weinstuben und Bierschenken, und Alles eilte, in seine vier Pfähle zu kommen. — Bäcker und Brauer standen unter scharfer Kontrole. Eine ganze Skala Backwerkarten unter verschiedensten Benennungen, für alle Vermögensstände und Verdauungskräfte, von den feinen Semmelbrödchen bis herab auf die gröbste Sorte von ungebeuteltem Mehl wird aufgeführt. Die Diener der Vornehmen hatten das Recht, beim Einkneten zugegen zu sein, weil schelmische Bäcker dem schlechtesten Brode ein schönes Ansehen zu geben verstanden. — Den Schneidern wurde genau auf die Finger gesehen; ihren Arbeitslohn bestimmte ein Tarif. — Die Erwähnung der Färber, die ebenfalls gewissen Gesetzen in der Ausübung ihres Gewerbes unterworfen waren, bringt Riley auf die Bemerkung, daß die Waidfarbe in England von den Zeiten der Urbriten her beliebt war, und will den Namen der belgischen Bluse mit ihrer blauen Farbe in Verbindung bringen. Bluse*) ist aber einfach der Billardsack, mit dem die lockere, ungefüge Kleidung Aehnlichkeit hat. — Bei Gelegenheit der Kostüme weist Riley urkundlich nach, daß seine Vorfahren allerdings Nachthemden trugen, gegen die Behauptung der Alterthümler, daß die Leute im Mittelalter sich splitternackt in's Bett legten.

Einen entsetzlichen Charakterzug in der Physiognomie jener Zeit liefert die Erzählung von der Ermordung eines Juden, Joceus, und seiner Frau Hemea; die Mörder waren ein gewisser Wilhelmus, sein Diener Richard und der Würzkrämer Milo. Wilhelm flüchtete in die Kirche St. Saviour, wo der Schurke eine Silberschale stahl und dafür gehängt wurde. Richard erlitt strenge Behandlung, Milo aber starb in der Freistatt. „Ideo nihil“ also erfolgte weiter nichts. Mit der Untersuchung des Mordes wollten die Sheriffs nichts zu thun haben, das sei Sache des Tower-Kommandanten, wenn er sie aufnehmen wolle. „Nullum factum fuit attachiamentum, quia illud accidit in Judaismo; nec pertinet ad vicecomites aliquod facere attachiamentum de eis, sed tantum ad Constabularium Turris Condinarum“ lautete der Bescheid, in welchem Barbarei des Ausdrucks und Brutalität der Anschauung einander vollkommen würdig sind.

*) Man möchte sie eher mit unserer Blase, etwas Aufgeblähtes, kombiniren.

Frankreich.

Denkwürdigkeiten des Grafen Miot de Melito **).

I.

Frankreich und Italien im Jahre 1796.

Wir kommen noch einmal auf diese auch für unsere Zeit, besonders für die Geschichte Italiens, höchst interessanten Memoiren zurück, beschränken uns aber auf diejenige Epoche, die den Verfasser, als Gesandten am toskanischen Hofe, mit Bonaparte in Berührung brachte und begleiten ihn dann bis zum Beginn des Konsulats.

Achtundzwanzig Jahre alt — 1788 — wurde Miot de Melito im Kriegsministerium angestellt, wo sein Vater eine der ersten Subalternstellen bekleidete. Er verfolgte diese Laufbahn unausgesetzt, sowohl unter der constitutionellen Regierung Ludwig's XVI., als unter der Republik und während der Schreckens-Herrschaft; wir begegnen ihm unter dem Konvent als General-Secretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Da aber die fremden Höfe größtentheils alle Verbindung mit der Republik abgebrochen hatten, so war er hier nur sehr wenig beschäftigt. Er benutzte daher seine Muße, das Archiv dieses Departements zu durchsuchen, um die Wissenschaft und die Geschichte der Diplomatie zu studieren. Unter dem damals üblichen Titel Commissair zum Minister ernannt, war es sein Erstes, die gewonnene theoretische Einsicht praktisch zu machen, Ordnung in den Dienst und Verbesserungen in das Detail zu bringen. Schon hatten Toscana, Preußen, Holland, Spanien mit der Republik Friedensverträge geschlossen und wie Dänemark, Schweden, die Schweiz, Amerika — diese Staaten waren mit Frankreich nie im Kriege — Gesandte nach Paris geschickt; allein die Unterhandlungen mit ihnen gingen nicht durch das Ministerium; dies hatte sich der Wohlfahrtsausschuß vorbehalten. Miot wünschte daher diese schiefe Stellung gegen einen Gesandtenposten zu vertauschen. Man überließ ihm die Wahl zwischen der amerikanischen Union und Toscana; er entschied sich für das letztere.

**) Vergl. Magazin 1858, Nr. 112.

Die französischen Diplomaten hatten damals an den fremden Höfen eben keinen leichten und angenehmen Stand. Trotz dem 9. Thermidor*) konnte man sich nicht vorstellen, daß die Vertreter jenes Konvents, dessen Namen alle Welt nur mit Abscheu und Entsetzen aussprach, civilisirte Menschen seien. „Die wunderlichsten Gerüchte,“ sagt Miot, „waren mir vorausgegangen. Man erwartete einen Schlag Rothhaut in seltsamer Tracht, mit der Sprache eines Kärrners, ohne Begriff von geselligem Anstand, ohne Scheu, gegen jede Sitte zu verstoßen.“ Ein Leichtes war's Miot, diese Vorurtheile zu verscheuchen und sich, für seine Person, desto schwieriger aber die Regierung, die er vertrat, annehmlich zu machen: ihr Dasein schlechthin war eine Drohung für alle monarchischen Mächte. Das Kabinet von Florenz, unter allen das gemäßigteste und furchtsamste, suchte allerdings die Republik zu schonen, weil es ihren Streichen zunächst und am meisten bloßgestellt war; allein es war auch England zu berücksichtigen gezwungen, und wurde, mit Oesterreich durch die engsten Bande verbunden, überdieß von den, auf seinem Gebiete zahlreich zusammenströmenden Emigranten aufgereizt und bei manchen Anläßen durch die Leidenschaftlichkeit seiner eignen Agenten mit fortgerissen. — Das Kabinet von Florenz gab der französischen Regierung nur zu häufig Grund zu gerechten Klagen. Der geringe Erfolg der sonst überall siegreichen, französischen Waffen diesseits der Alpen trug endlich das Seinige bei, den Uebermuth Toscana's zu steigern. Bald aber sollten die Dinge eine andere Wendung nehmen.

Anfangs 1796 übergab das Directorium dem General Bonaparte den Oberbefehl über die italiänische Armee. Im April in seinem Hauptquartier angelangt, schrieb er an Miot und bat ihn um Auskunft über den Zustand der Halbinsel. „An dem gedrängten, lebendigen, obgleich haltungslosen und fehlerhaften Styl,“ sagt Miot, „an den Fragen, die er an mich richtete, erkannte ich sofort einen Mann, wie er mir bisher noch nicht vorgekommen. Ich war überrascht von dem Umfang und der Tiefe eines militairischen und politischen Blicks, wie ich ihn in keiner frühern Korrespondenz mit den Generalen der italiänischen Armee wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Ich ahnete daraus entweder große Erfolge, oder große Niederlagen. Die Ungewißheit sollte nicht lange dauern.“

In kaum zwei Monaten erfocht der neue Befehlshaber eine Reihe glänzender Siege; sie zwangen den König von Sardinien, um den Preis von Savoyen und Nizza, Frieden zu machen, die Herzöge von Modena und Parma die Waffen zu strecken, und brachten das Mailändische unter die Gewalt Frankreichs. Von jetzt an trat Bonaparte in Italien als Diktator auf, das Directorium ahnte es und fürchtete ihn, und die Agenten der Republik waren ihm nur gefügige Werkzeuge; Alle beeiferten sich, das neuaufgegangene Gestirn huldigend zu begrüßen.

Miot begab sich zu ihm nach Brescia, um einen Waffenstillstand mit Neapel zu vermitteln. „Seltsam überraschte mich,“ sagt er, „seine Erscheinung, die so sehr abwich von dem Bild, das meine Imagination sich von ihm entworfen hatte. Ich erblickte einen sehr hagern Mann unter gewöhnlicher Größe, von einem zahlreichen Stabe umgeben; das gepuderte, über den Ohren abgeschnittene Haar fiel über die Schultern herab. Er trug einen bis an den Hals zugeknöpften Rock mit schmaler Goldstickerei; auf dem Hute wehte die dreifarbige Feder. Schön war sein Gesicht nicht; allein aus den ausdrucksvollen Zügen, dem lebhaften und forschenden Auge, der regen und hastigen Gebärde sprühte das innere Feuer, sowie die breite, gefurchte Stirn den tiefen Denker verrieth. Er ließ mich neben sich setzen und wir unterhielten uns über Italien; seine Sprache war kurz und sehr fehlerhaft.

Ohne Schwierigkeit willigte Bonaparte in die erbetene Waffenruhe mit Neapel; bei seiner nächsten Sorge, Mantua, das letzte Bollwerk Oesterreichs in der Lombardei, einzunehmen, war er froh, einen Feind weniger auf dem Halse zu haben; als aber Miot im Verfolg der Unterredung den Wink fallen ließ, daß doch wohl auf die Intentionen der Regierungscommissaire bei der Armee Rücksicht zu nehmen wäre, rief Bonaparte ungeduldig: „die Commissaire des Directoriums haben nichts mit meiner Politik zu schaffen. Ich thue was ich will. Sie verwalten die öffentlichen Einkünfte, meinetwegen; mögen sie das, vor der Hand wenigstens; was darüber ist, geht sie nichts an. Ich denke, sie werden nicht lange zu thun haben, und man wird mir keine anderen schicken.“

Auffallend erschien Miot das Uebergewicht, das der junge General über alle Offiziere gewonnen hatte; sie standen in respektvoller Haltung vor ihm. Von der Familiarität republikanischer Gleichheit, wie sie in den anderen Armeen zwischen dem Feldherrn und seinen Kriegsgefährten

*) Sturz Robespierre's.

herrschte, war hier keine Spur. „Schon hatte er seine Stellung markirt und die Abstände festgesteckt."

Später fand sich Miot in Bologna bei Bonaparte ein, um ihn von dem Gedanken, Livorno zu besetzen, abzubringen. Bei der Gelegenheit erzählt Miot einen charakteristischen Zug. Der General hatte Miot's vertraulichen Umgang mit Berthier bemerkt. „Woher kennen Sie ihn," fragte er. — „Wir sind von Kind auf innig befreundet." — „Sehr wohl; glauben Sie aber auch, wie es alle Welt glaubt, und wie ich's in den Zeitungen gelesen, daß ich Berthier meine Erfolge verdanke, daß er meine Pläne entwirft und ich sie nur ausführe?" — „Mit nichten, ich kenne ihn zu gut, um ihm ein Verdienst beizulegen, das er nicht hat." — „Sie haben Recht," sagte er lebhaft, „Berthier ist nicht im Stande, ein Bataillon zu befehligen."

Als Miot nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt in Korsika, August 1797, nach dem Festlande Italiens zurückkehrte, hatte sich da Alles umgewandelt! Er traf den General in seiner prachtvollen Residenz zu Montebello, umgeben von seiner Familie, die er dahin berufen hatte, um an seiner neugebornen Größe Theil nehmen zu lassen. „Hier sah man vielmehr einen glänzenden Hof als ein Hauptquartier. Eine strenge Etikette herrschte um ihn; seine Adjutanten und Offiziere wurden nicht mehr zur Tafel geladen, und er war überhaupt sehr wählig in seinen Gästen. Er speiste, so zu sagen, öffentlich; während des Mahls erlaubte man den Landleuten, in den Eßsaal zu treten und ihre gespannt neugierigen Blicke an seiner Person zu weiden. Uebrigens zeigte er über diese ausschweifenden Ehrenbezeigungen nicht die geringste Verlegenheit; er nahm sie hin, wie Etwas, woran er vorher gewöhnt war. In den Sälen und in dem geräumigen Zelte, das er vor dem Palast nach den Gärten zu hatte aufschlagen lassen, drängten sich Generäle, Verwaltungsbeamten, Großlieferanten, Männer vom höchsten Adel Italiens, die um die Gunst eines Blicks oder einer kurzen Unterredung buhlen können. Das war nicht mehr der General einer Republik, es war der Eroberer auf eigne Rechnung."

Von den Plänen, die schon damals in seinem Kopfe gährten, zeugen folgende Aeußerungen Bonaparte's gegen Miot und de Melzi, einen der vornehmsten Bürger Mailand's, auf einem zweistündigen Spaziergange durch die weitläufigen Gärten des Schlosses zu Montebello:

„Was ich bisjetzt gethan habe, ist noch Nichts. Ich bin erst am Anfang der Bahn, die ich durchlaufen muß. Glauben Sie, daß ich in Italien Triumphe feiern, um die Advokaten des Directoriums, die Carnots, die Barras groß zu machen? Glauben Sie, daß es geschieht, um eine Republik zu gründen? Welcher Einfall! Eine Republik von 30,000,000 Seelen! Mit unsern Sitten, unsern Lastern! Wo ist hier die Möglichkeit? Es ist ein Traumbild, in das die Franzosen vernarrt sind, das, wie so viele andre, verfliegen wird. Ruhm, Befriedigung der Eitelkeit — das brauchen sie; aber Freiheit! davon verstehen sie nichts. Sehen Sie die Armee! Die Siege, die wir eben erfochten, haben dem französischen Soldaten seinen wahren Charakter wiedergegeben. Für ihn bin ich Alles. Das Directorium lasse sich's einkommen, mir das Commando zu nehmen, und mag zusehn, ob es die Macht dazu hat. Die Nation braucht ein durch den Ruhm verherrlichtes Haupt, keine Theorien, keine Phrasen, keine Reden der Ideologen. Man gebe ihnen eine Klapper, sie werden damit spielen und sich gängeln lassen, nur verheimliche man ihnen geschickt das Ziel, wohin man sie führt. Was Ihr Land betrifft, Herr von Melzi, darin sind noch weniger republikanische Elemente, als in Frankreich, mit dem bedarf's noch weniger Umstände. Daraus werden wir machen, was wir wollen; allein die Zeit ist noch nicht da; man muß dem Fieber des Moments nachgeben, und wir bekommen hier eine oder zwei Republiken nach unserm Zuschnitt. Das wird uns Monge zurecht machen. Inzwischen habe ich schon zwei aus dem italiänischen Gebiete ausgelöscht, und obgleich das sehr aristokratische Republiken waren, so gab es doch hier vorzugsweise einen öffentlichen Geist und entschiedene Meinungen; das hätte uns in der Folge viel zu schaffen gemacht. Ueberdieß ist mein Entschluß gefaßt; ich werde weder die Lombardei, noch Mantua an Oesterreich zurückgeben. Als Entschädigung werde ich ihm Venedig und ein Stück von dem Gebiete der terra firma dieser alten Republik geben.

Als Miot und de Melzi sich laut gegen diesen Plan aussprachen, der Oesterreich wieder von den Thoren Italiens aufstellen und die Hoffnung einer vor kurzem erst aus dem Joche der Oligarchie erlösten Bevölkerung so grausam täuschen würde, versetzte Bonaparte: „dahin werde ich nur dann kommen, wenn mich irgend eine Dummheit, die sie in Paris machen, Frieden zu schließen nöthigt; denn meine Absicht ist es mitnichten, so schnell mit Oesterreich fertig zu werden. Der Frieden ist nicht in meinem Interesse. Sie sehen, was ich jetzt in Italien bin und vermag. Ist der Frieden geschlossen, stehe ich nicht mehr an der Spitze der Armee, die ich an mich gefesselt habe: so muß ich auf diese Macht, auf diese hohe Stellung verzichten, um — den Advokaten im Luxemburg den Hof zu machen. Ich möchte Italien nicht eher verlassen, als bis ich nach Frankreich gehen könnte, um dort eine ähnliche Rolle, wie die hiesige zu spielen, und dazu ist der Augenblick noch nicht da. Die Leitung all dieser Dinge hängt nicht von mir allein ab. Sie sind in Paris nicht einig. Eine Partei erhebt ihr Haupt zu Gunsten der Bourbonen: ich mag zu ihrem Siege nicht beisteuern. Allerdings will ich eines Tages die republikanische Partei schwächen, das soll aber zu meinem Nutzen, nicht zum Nutzen der alten Dynastie geschehn. Inzwischen muß ich mit der republikanischen Partei gehn; der Frieden kann aber nothwendig werden, um den Wünschen der Pariser Philister genug zu thun, und soll er geschlossen werden, so muß ich ihn schließen. Ueberließe ich einem Andern das Verdienst, so würde ihn diese Wohlthat in der Meinung höher stellen, als all' meine Siege."

In diesen Worten des Generals Bonaparte steckte schon der ganze Kaiser Napoleon mit seinem riesenhaften Ehrgeiz und Stolz, der sich gegen jeden Einspruch bäumte, mit seinen tiefen Blicken in die Zukunft, seinen schrankenlosen Entwürfen, seiner Gewohnheit, Alles auf sich zurückzuführen, aus seiner alles aufsaugenden Persönlichkeit einzig und allein den Maßstab zu nehmen, das Gute und das Böse zu messen. Man ersieht aus diesen Worten, was den siegreichen General bestimmte, den Frieden von Campo-formio zu unterzeichnen, obgleich er diesen mit Recht oder Unrecht, einer gesunden Politik nicht angemessen fand, und durch seine Unterstützung die Revolution vom 18. Fructidor, die Frankreich wieder unter das Joch der Jakobiner brachte, zu begünstigen, ja möglich zu machen. Um seine Theilnahme daran zu rechtfertigen und den Verdacht, als hätte er mit den Menschen, deren Sieg er gesichert hatte, etwas gemein, von sich abzuwälzen, äußerte er gegen Miot:

„Ich wollte nicht, daß die Bourbonen zurückkehren, absonderlich, daß sie von der Armee Moreau's und Pichegrü's zurückgeführt würden.... Endlich will ich nicht die Rolle Monk's, und will auch nicht, daß Andere sie spielen.... Allein diese Pariser Advokaten, die man in's Directorium gebraucht, verstehen Nichts vom Regieren. Es sind beschränkte Köpfe (petit esprits).... Ich zweifle sehr, daß wir uns verständigen und lange mit einander gehen können. Sie sehn scheel auf mich, ich weiß, und trotz all' dem Weihrauch, den sie mir unter die Nase streuen, laß ich mich von ihnen nicht foppen. Sie haben mich zum General der englischen Armee ernannt, um mich aus Italien zu führen, wo ich gern, und mehr Souverain, als Heerführer bin. Sie werden sehen, wie die Sachen gehn, wenn ich nicht da bin. Ich lasse Berthier zurück, allein er ist nicht im Stande, den Oberbefehl zu führen, und — wird nur Dummheiten machen. Was mich betrifft, lieber Miot, so erkläre ich Ihnen, ich kann nicht mehr gehorchen; ich habe das Befehlen gekostet, ich könnte ihm nicht entsagen. Mein Entschluß ist gefaßt: kann ich nicht der Herr sein, so verlasse ich Frankreich; ich mag nicht so viel gethan haben, um es den Advokaten zu geben. Und dieses Land (Piemont) wird nicht lange in Ruhe bleiben. Ich habe Alles, was in meiner Macht stand, gethan, um die Ruhe des Königs zu sichern; allein das Directorium hat ein Gesippe von Patrioten und Ideologen um sich, die keine Sylbe von Politik verstehn. Sie werden Italien in Flammen setzen und eines schönen Tages werden wir hinausgejagt werden."

II.

Bonaparte und die Deportation.

Als Miot, im April 1798, nach Frankreich heimkehrte, fand er Paris völlig umgewandelt. Die rohe, republikanische Einfachheit war dem Gewinnfieber, der zügellosen Genußsucht, dem überfeinerten Luxus gewichen. Diese fast allgemeine sittliche Fäulniß war eine Folge des 18. Fructidors. Alles versank in eine grausige Anarchie und dem Jakobinerthum war der Kopf nicht so völlig zertreten, um eine Rückkehr zur Ordnung möglich zu machen. Das begriff Bonaparte. Gespannt mit dem Directorium, das ihn schonte und schmeichelte, ihn aber als verdächtig scheuete; überzeugt von der augenblicklichen Unmöglichkeit der projektirten Landung in England, übernahm er den Oberbefehl über die Armee, die zur Eroberung Aegyptens bestimmt war. Im Interesse seiner Zukunft mußte er sich schlechterdings außerhalb der Schußweite des übelwollenden Directoriums, und außer aller Verantwortlichkeit für das, was auf der schmachvollen Bühne der innern Politik vorging, auf einige Zeit entfernen, und dennoch durfte er nicht in einer Unthätigkeit verbleiben, die ihn bald in Vergessenheit gebracht hätte.

Bekanntlich warf Bonaparte, von dem meteorgleichen Zug aus Aegypten heimgekehrt, das morsche Gebäude des eben so verhaßten, wie verachteten Directoriums am 18. Brumaire (9. November 1799) über

den Haufen. Miot, den die Nachricht in Holland, wo er sich auf einer Mission befand, empfing, sagt darüber: „Der erste Eindruck, den sie auf mich machte, war, ich gestehe es, ein sehr peinlicher: ich sah den gesetzgebenden Körper schimpflich verjagt, die Verfassung des Jahres III. völlig vernichtet und die Freiheit ernstlich bedroht. Indeß beruhigten mich die Namen der Männer, die bei dieser Revolution die Werkzeuge oder die Vertrauten waren; ich kannte ihre Grundsätze und konnte mir nicht denken, daß sie einem Manne die Hand geboten haben würden, der sich als deren Feind erklärt hätte. In der Gemüthsaufregung schwebend, die eine oberflächliche Kunde der Ereignisse stets in uns hervorrufen, erhielt ich einen Eilboten vom General Berthier, der, eben zum Kriegsminister ernannt, mich zu sich berief, um dieselbe Stelle des General-Secretairs zu bekleiden, die mir der Patriot Bernadotte versagt hatte.... Ich war leicht entschlossen, das Anerbieten anzunehmen, obgleich ich noch keine so klare Vorstellung von dem Vorgange hatte, um ein gründliches Urtheil darüber fällen zu können."

In Paris wurde Miot von Bonaparte sehr herzlich empfangen. „Ich fand," sagt er, „seine Unterhaltung kräftiger, gedankenreicher als früher. Er hatte, wie es mir erschien, viel gewonnen. Seine von Natur starke Seele war in den Prüfungen des gefahrvollen ägyptischen Zuges gestählt worden und seine Energie hatte sich gesteigert. Da er meine Ansichten kannte, so zeigte er mir seinen festen Entschluß, die öffentliche Freiheit zu achten, beharrte aber zugleich auf der Nothwendigkeit, eine kräftigere Magistratur, als die eben gestürzte, zu schaffen, und neigte sich hauptsächlich zu Allem, was auf die Centralisation der Gewalt abzielte. Uebrigens war er weniger heftig und suchte eine gewisse Anmuth in seine Rede zu bringen, obgleich seine angeborne Ungeduld sich noch immer herausfühlen ließ."

Je weiter man sich von den unglücklichen Zeiten, die dem 18. Brumaire vorangegangen, entfernt hat, desto nachsichtiger ist die Meinung gegen das Directorium geworden. Man war zu glauben geneigt, daß Frankreich damals eine, vielleicht in manchem Betracht unvollständige, aber doch thatsächliche Freiheit besaß; denn es gab ja eine Presse und Wahlkörper, welche die Gewalt kontrolirten. Das ist ein großer Irrthum: die Herrschaft des Directoriums war durch und durch eine hassenswerthe Tyrannei, die durch die Ausbrüche demagogischer Anarchie nicht gemäßigt, sondern erschwert ward. Seit dem 18. Fructidor erhielt es sich in seiner wankenden Stellung nur durch eine Reihe von Staatsstreichen und Ausnahmegesetzen, die abwechselnd alle Parteien trafen. Diese Aechtungen entfernten von den Geschäften nicht nur alle ehrlichen, sondern auch alle befähigten Leute, und die Mittelmäßigkeit schien die unerläßliche Bedingung geworden, um zu einem öffentlichen Amte zu kommen. Der Sieg war von den Heeren gewichen, die Eroberungen größtentheils verloren; nur Massena's Genie und Brune's Glück hatten für den Augenblick die feindliche Invasion abgehalten.

Es ist nun begreiflich, daß unter solchen Umständen die neue Regierung mit freudiger Begeisterung begrüßt ward. Sie eröffnete ihren Antritt damit, die Proscriptionslisten zu schließen, fast allen Verwiesenen die Heimkehr zu gestatten, die Schreckensmaßregeln des Directoriums aufzuheben, alle ehrlichen und tüchtigen Männer, ohne Unterschied der Parteifarbe, zu sich zu berufen, die Ordnung in den Finanzen herzustellen, endlich durch glänzende Siege von Europa einen Frieden zu erzwingen, ruhmvoller und fruchtbringender, als Frankreich jemals einen geschlossen hat. Mit einer solchen Fülle von Wohlthaten überschüttet, bemerkte man kaum einige willkürliche Handlungen, die, mit den vor kurzem noch erduldeten verglichen, und da sie meist verhaßte Menschen trafen, fast das Ansehn der Gerechtigkeit hatten. Was den neuen Einrichtungen an Garantieen für die Freiheit abging, wurde von der Menge wenig vermißt; denn wie verschwenderisch waren die frühern Verfassungen mit jenen Garantieen und wie wurden sie entweder mit der kecksten Unverschämtheit verletzt, oder in Werkzeuge des Aufruhrs und der Unordnung verwandelt! Selbst der Gewaltstreich, die Nationalvertreter aus ihrem Sitzungssaal zu verjagen — ein Aergerniß des gefährlichen Beispiels, das später von den Freunden der Freiheit so tief beklagt wurde — machte auf die damalige Generation nur wenig Eindruck. War sie ja Zeuge der Handlungen dieser Versammlung, der täglichen Eingriffe in die Verfassung und in die Gesetze, des unbefugten Verfahrens, womit die herrschende Majorität die gesetzmäßigen Bevollmächtigten der Wahlcollegien zurückwies. Natürlich sah sie in dieser Majorität nur verächtliche Usurpatoren und empfand in deren Demüthigung die Genugthuung, die man beim Sturz eines Tyrannen empfindet.

Aus diesem jähen Umschlag der öffentlichen Meinung sind zwei große Lehren zu entnehmen: die eine wird durch manche Beispiele aus der französischen, wie aus der englischen Geschichte bestätigt: daß die im Namen der Freiheit begangenen Verbrechen und Ausschweifungen früher oder später, auf längere oder kürzere Zeit bei den Völkern, die unter jenen zu dulden hatten, das Verlangen, ja das Bedürfniß nach absoluter Gewalt hervorrufen; die andere findet ihre Erhärtung in der Geschichte des Konsulats und des allmählich daraus entwickelten Kaiserthums: daß wenn ein Volk in übelverstandenem Interesse der Ordnung und des Friedens sich rückhaltslos seiner Regierung hingiebt, sie aller Kontrole entbindet und sie mit jener Allmacht berauscht, die kein menschlicher Kopf stark genug ist, auf die Länge auszuhalten: so drängt es dieselbe unausbleiblich zu Thorheiten, die sogar die Ergebnisse gefährden, denen es so viele Opfer gebracht hat.

Es ist bekannt, wie sich die Verschwörungen gegen das Leben des ersten Konsuls häuften. Nach dem Attentat der Höllenmaschine versammelte sich der Staatsrath, um die Mittel zu besprechen, wie die gerichtlichen Verfolgungen gegen die Urheber der Komplotte, die Bonaparte beharrlich nur in den Reihen der Terroristen suchte, wirksamer gemacht werden können. Die Vorschläge, als zu förmlich und weitläufig, genügten ihm nicht. Ungeduldig unterbrach er den Berichterstatter des Rathes mit den Worten:

„In Paris leben etwa 400 bis 500 verbrecherische Individuen, ohne Obdach, ohne Beschäftigung, ohne Unterhalt. Diese Menschen bilden eine Schaar, die unablässig gegen die Regierung wühlt. Sie sind Feinde jeder Ordnung der Dinge, auf welchen Prinzipien sie auch beruhen, jeder freisinnigen Idee, jeder Regierungsform. Sie haben ihre Zusammenkünfte, ihre Geheimverbindungen, ihre Werkmittel, die sie aus der Geübtheit im Verbrechen schöpfen. Diese handvoll muthiger Wölfe, durch die ganze Gesellschaft zerstreuet, überall gezeichnet, da sie das Siegel des Verbrechens an der Stirn tragen, verbreiten einen stets sich erneuernden Schrecken. Was muß Europa von einer Regierung denken, unter der diese Wölfe leben und bestehen? Welches Vertrauen kann es zu einer Regierung fassen, welche die Hauptstadt, vor deren sichtlichen Augen ein höllisches Komplott, das in seinen Wirkungen über einen Theil der Bewohner dieser Hauptstadt Unheil und Verwüstung bringt, vollbracht wird, nicht zu beschützen weiß oder vermag. Unmöglich darf dieser Stand der Dinge länger dauern: die Gesellschaft muß endlich von dieser Geißel gesäubert werden; binnen fünf Tagen von heute ab müssen zwanzig oder dreißig dieser Ungeheuer verendet haben und andre zwei- bis dreihundert deportirt werden. Ich für meine Person bin bereit, die ganze Last und alle Härten einer solchen Maßregel zu vertreten, und ich sehe nur Ehrenhaftes bei einem solchen Akt der öffentlichen Wohlfahrt. Ich würde mir diese Menschen, deren Namen in aller Welt Munde ist, vorführen lassen, in dem größten Saale des Palastes, den ich bewohne, auf einen kurulischen Stuhl steigen, in Gegenwart des gesammten Volkes, wenn es möglich wäre es hier zu vereinigen, würde ich selbst das Urtheil über sie sprechen, Todesstrafe und Deportation ungefähr nach dem eben angedeuteten Verhältniß austheilend, an einem Tage die beleidigte Gesellschaft und Menschheit rächen."

Ueber die Nothwendigkeit einer außerordentlichen Maßregel war man einig; allein der Staatsrath wollte ein Gesetz, und die Regierung verlangte die Willkür. Miot meinte gegen Talleyrand, wenn man sich den Chancen einer Debatte und der Möglichkeit, daß das Gesetz im gesetzgebenden Körper verworfen werden könnte, nicht aussetzen wolle, so sei aus dieser Klemme gar nicht herauszukommen; da das Gutachten des Staatsraths doch nicht eine legislative Abstimmung vertreten könne. „Sie haben Recht," erwiderte der schlaue Diplomat; „allein giebt es denn nur diese zwei Körperschaften? Wozu hätte man denn einen Senat, wenn man ihn nicht gebraucht?"

„Ich begriff sofort," fügt Miot hinzu, „die Tragweite dieses Winks und merkte auch, von wem er ausging. Verlangt man einen Theil der gesetzgebenden Gewalt außerhalb ihrer gewöhnlichen Sphäre, indem man dem Senate das Recht vorbehielt, in außerordentlichen Fällen der öffentlichen Wohlfahrt durch besondere Entscheidungen zu erkennen: so schuf sich die Regierung, anstatt eines trägen nichtsthuenden Körpers, einen Körper, dessen überlegene Gewalt das ganze constitutionelle System beherrschte, und der, unter dem Vorwande, dessen Erhaltung zu sichern, es nach Gutdünken der Regierung handhaben und abändern konnte; denn indem die Regierung dem Senate das Recht, Gesetze zu geben einräumte, behielt sie sich nichts destoweniger die Initiative vor. Die Berathungen dieses Körpers waren geheim; seine Mitglieder zählig und auf Lebenszeit ernannt; hatte man ihn Einmal gewonnen, so hatte man ihn für immer in der Hand, und an Mitteln, ihn zu ködern, fehlte es nicht: man schuf Senatorenpfründen, Dotationen; man ließ die Erblichkeit in Aussicht

blicken. Der Senat, bisjetzt eine Null, wurde die erste Staatsbehörde.... In diesem Zeitpunkt hat man den Keim zu jener außerordentlichen Gewalt zu suchen, die den Veränderungen, deren Zeugen wir in der Folge waren, ein gesetzliches Dasein gegeben, und die ohne Zuckungen, ohne revolutionaire Erschütterung, durch unmerkliche Steigerung eine demokratische Republik in eine absolute Monarchie umgewandelt hat."

Nach langen Berathungen blieb der Staatsrath endlich bei dem Beschluß stehen, den Senat zu veranlassen, unter dem Titel einer Maßregel für die öffentliche Wohlfahrt, aber die Deportation einer gewissen Anzahl, durch ihre revolutionairen Handlungen und Grundsätze berüchtigter Individuen abzustimmen. Der Senat übernahm mit gewohnter Gefügigkeit die Rolle, die man ihm angewiesen. Die Gerechtigkeit verlangt's zwar, zu sagen, daß die Regierung die furchtbare Waffe, die man ihr in die Hände gegeben, schonend gebrauchte. Einige der Geächteten wurden sogar nicht deportirt, sondern blos verwiesen. Nichtsdestoweniger war das Beispiel einer monströsen Ungerechtigkeit gegeben, der Weg der Verwirrung, der Usurpation der Gewalten eingeschlagen; und indem man dem Senate, diesem willigen Werkzeuge in der Hand des Meisters, die Befugniß verlieh, dem für ungenügend erklärten Gesetze ein anderes unterzuschieben, hatte man thatsächlich die Verfassung abgeschafft und den gesetzgebenden Körper, wie das Tribunat, zu Nullen herabgesetzt.

Von nun an war die Republik nur ein Name; alles nahm die Richtung nach der Monarchie; die allgemeine Stimmung begünstigte darin Bonaparte's geheime Absichten. Bald gewann sein Palast ein neues Ansehn. Anfangs stand der Zutritt allen Großbeamten offen; das hörte nach und nach auf: ein strenges Hofceremoniell wurde eingeführt, über das man wohl heimlich murrte, dem man sich aber, aus Nothwendigkeit, dem Quell der Gunstbezeugungen zu nahen, mit Anstand unterwarf. Hatten es die Menschen, welche die Schwäche der Regierung zu ihrem eignen Nutzen erspähen, erst weg, daß der erste Konsul für das eitle Gepränge empfänglich sei, so kamen sie ihm auf halbem Wege entgegen.

„Bonaparte," sagt Miot, „hatte gar keine Mühe, uns für diese Neuerungen gefügig zu machen, und sobald er einen Hof wünschte, fehlte es nicht an Höflingen.... Was mich persönlich betrifft, so bemerkte ich schon in den ersten Monaten die Szenen-Verwandlung. Der trauliche Verkehr mit dem ersten Konsul, der sich von Italien herschrieb, dauerte nur kurze Zeit. Ich sah ihn jetzt nur hin und wieder und die Vertraulichkeit verlor sich allmählich. Nicht blos seine Freunde drängten ihn nach dem Königthum hin, auch die Anhänger der alten Dynastie ermunterten ihn dazu. War erst, dachten sie, die Monarchie in Frankreich wieder hergestellt, so brauchte man nur den Parvenü wegzujagen, oder, wenn das nicht anginge, seinen Tod abzuwarten, um dem frühern Besitzer den von ihm aufgerichteten Thron zurückzugeben.... Der Wellenstoß, der vor zehn Jahren die Gesellschaft unablässig trieb, alle unsere alten Institutionen zu zerstören, hatte jetzt, 1800, einen Rückschlag genommen; Alle, die irgend einen Einfluß auf die Nation übten, suchten sie Schritt für Schritt auf den Ausgangspunkt zurückzuführen und das, was sonst gegolten hat, zum Muster zu nehmen für das, was künftig gelten soll. Nur in der Vergangenheit lag das Gute, und um sie wieder einzuführen, griff man nach Allem, was in den Regierungsformen sofort benutzt werden könnte, ohne gegen die, im Laufe der Revolution angenommenen Gewohnheiten allzu offen zu verstoßen."

Rußland.

Lavater's Briefe an die Kaiserin Maria Feodorowna.

Wir haben über diese in der Schloßbibliothek von Pawlowsk aufgefundenen, vom kaiserlich russischen Staatssecretair, Baron von Korff, zur Festfeier der Universität Jena herausgegebenen Briefe in Nr. 130 des „Magazin" von 1858 berichtet. Fürst August Gallitzin veröffentlicht nun in der Revue des deux Mondes eine Notiz über diesen Briefwechsel und zeigt sich darin nicht nur als aufrichtiger Freund der deutschen Literatur, sondern auch als tiefsinniger Kenner der christlichen Philosophie aller Zeiten. Er giebt zu, daß der heilige Augustin, Bossuet und Fenelon die wichtigsten Fragen des Christenthums überzeugender beantwortet haben als Lavater, aber er sagt, die Aussprüche des Letztern besäßen so viel Zartheit, Treuherzigkeit und Naivetät, daß sie mehr zu Herzen gingen, als alle Weisheit der Genannten.

Die Briefe Lavater's beziehen sich bekanntlich auf die Fragen der Kaiserin, die in ihrer hohen Stellung so recht deutlich erkannt zu haben scheint, daß Alles eitel ist hienieden und sich danach sehnte zu erfahren, wie es einst ihrer abgeschiedenen Seele jenseits ergehen werde. Lavater antwortet immer in der christlichen Auffassung nach dem göttlichen Gesetz, daß der Mensch ärndte, was er gesäet habe; aber er giebt ein sehr mildes Strafmaß an, womit sich die Orthodoxen nicht einverstanden erklären werden. Er sagt, die Seele wird sich selbst ihre Seligkeit oder ihr Elend im Jenseits bereiten. Wenn sie während ihrer irdischen Gefangenschaft im Körper edle, reine Empfindungen gehegt hat, wird sie selig werden, denn sie findet im Jenseits die harmonische Uebereinstimmung damit. Wenn sie aber nur auf Irdisches, Materielles gerichtet gewesen ist, so wird ihre Qual und Strafe darin bestehen, im Jenseits fortzudauern, ohne des geringsten Atoms des Materiellen dort habhaft werden zu können. „Und nun fragen Sie sich, ob Ihre Neigungen so beschaffen sind, daß sie im Jenseits fortleben können, und nach der Antwort Ihres Gewissens urtheilen Sie, ob Sie ruhig oder sorgenvoll dem Tode entgegen gehen dürfen," spricht der geistliche Lehrer zu seiner erhabenen Schülerin. „Ist unsere ganze Neigung auf Gott gerichtet, so brauchen wir den Moment nicht zu fürchten, wo der Schleier fällt, der ihn uns verhüllt; aber wenn das schwache Auge den Sonnenstrahl nicht ertragen kann, wenn der unreine Geist gänzlich von den Nebeln der materiellen Existenz befangen ist, dann ist der Gedanke an die Ewigkeit und ihre Seligkeit eine Strafe."

Dem Herausgeber dieser Lavater'schen Briefe ist es leider nicht gelungen, auch die Briefe der Kaiserin an Lavater aufzufinden, deren ernster Sinn schon aus den Antworten hervorgeht. Das deutsche Büchlein machte in Petersburg sehr viel Glück. Es wäre gewiß für deutsche Buchhändler ein lohnendes Unternehmen, mit Erlaubniß des Baron v. Korff auch für Deutschland eine Ausgabe dieser Briefe zu veranstalten. F. v. H.

Mexiko.

Armand's mexikanische Erzählungen.

Von Armand, dem Verfasser des in unserer Zeitschrift im vorigen Jahre ausführlich besprochenen Buches: „Bis in die Wildniß," sind abermals zwei Bändchen Erzählungen erschienen, unter den Titeln: „Alte und neue Heimat" und „Szenen aus den Kämpfen der Mexikaner und Nordamerikaner."*) Der erste Band enthält die Auswanderungsgeschichte einer süddeutschen Beamtenfamilie, gewissermaßen eine Warnung gegen leichtsinniges Verlassen des heimatlichen Bodens. Die Geschichte ist erlebt, und enthält neben einem Theil Dichtung vielleicht noch mehr nackte prosaische Erfahrung; denn aus mehrfachen Anzeichen glauben wir zu der Vermuthung berechtigt zu sein, daß der Verfasser durch die traurige Geschichte seiner eigenen Familie angeregt worden ist und daß er sich in dem Sohne Albert, welcher nach dem Untergange derselben übrig bleibt und Dienste bei den Nordamerikanern in Texas nimmt, selbst portraitirt hat. Im zweiten Bande tritt er unter dem Namen Aubry, mit demselben Capitain Fallland (einem gebornen Norddeutschen) von den reitenden Jägern, wie Orestes mit Pylades gepaart, wieder vor. Die Ehe mit einer schönen Mexikanerin, bildet in beiden Fällen den Schluß. Wie gesagt, diese Erzählungen (es sind deren drei) tragen alle den Stempel des Erlebten; Sitten- und Naturschilderung, das amerikanische Leben mit seiner Thatkraft und seiner Rohheit tritt uns mit großer Wahrheit entgegen, während die romanhaften Erfindungen hin und wieder vielleicht etwas dürr und mager ausfallen und das Gemüthsleben sehr zurücktritt. Tiefe Reflexionen und die inneren Seelenkämpfe des blasirten Europa's sind diesen kecken, derben Amerikanern unbekannt, und wenn sie sich verlieben, so verlieben sie sich sans phrase, sind einander gut, gehen in einer mexikanischen Alpenszenerie spazieren, finden den Abend herrlich, essen mit einander Tartillas u. s. w.; auch wartet und pflegt wohl die Dame den unbekannten Lebensretter, der verwundet gefunden worden ist — aber sonst ist kein großes Echauffement vorhanden, kein Schmachten, keine Gefühlsdestillation. — Insofern dürfte, wenn die Erzählungen sonst ansprechen, die geistige Kost gesund sein.

Sehr angesprochen hat uns im ersten Bändchen die Schilderung der neuangekommenen Europäer, Herren und Damen, in Galveston — ja, wirklich, so ist es: Zahllose Menschen verlockt wirklich nichts anderes zur Auswanderung, als die Aussicht einen „forschen Kerl" zu spielen, sich ganz als Theaterhelden zu fühlen, was ihnen die Philisterhaftigkeit der alten Dame Europa nicht gestattet. Als Kurort europäischer Narren leistet Amerika treffliche Dienste. „Man erblickte purpurfarbene und

*) Breslau, E. Trewendt 1859.

rothe, mit Schnüren reich besetzte Paletots, spanische Ueberwürfe mit aufgeschlitzten, weiten Aermeln, italiänische Anzüge nach Rinaldo Rinaldini und Masaniello, Lederanzüge nach Natti aus Cooper's Letztem der Mohikaner, Strumpfmützen, mittelalterliche Reiterhüte mit aufgekrämpten breiten Rändern und mit Federn, spitze graue Filzkappen, wie sie die Narren auf deutschen Maskeraden zu tragen pflegten und Stiefel-Façons aus allen Jahrhunderten, in denen solche getragen wurden. In Einer Hinsicht aber stimmten diese Leute sämmtlich überein: sie waren Alle bis an die Zähne bewaffnet und trugen Pistolen, Jagdmesser, sowie Dolche im Gürtel, was ihnen, im Verein mit ihren abnormen Bärten, ein desperates, martialisches Ansehen gab."

Eine ähnliche Romantik herrschte unter den Damen; auch hier die Renommage mit sonderbaren Mimili-, Schweizer- und Bauerntrachten, feurigrothen Miedern, grell bunten Schürzen, Röcken und Bändern oder orientalischen Beinkleidern nach bedeutender Verkürzung ihrer schleppenden Kleidung. Was müssen andere Völker von den Deutschen denken, wenn sie diese Theater-Narrheit sehen, mit der es so bald ein Ende nimmt und die bald in der ärgsten Prosa zu Grunde gehen muß! Wer hätte nicht selbst den einen oder den andern solcher Helden gekannt, der sich lange vor der Abreise nach Amerika schon kostümirt und in abenteuerlichster Tracht auf den Straßen herumlief, übermäßig kühn seine Cigarre rauchend, und jedem Bekannten und Halbbekannten schon von großer Ferne zurufend: „Leben Sie wohl, Herr Schulze — ich gehe nach dem freien Amerika!"

Mannigfaltiges.

— Religionsfreiheit in Italien. In einem Aufsatze des „Deutschen Museum" (vom 2. d. M.), mit der Ueberschrift: „Preußens Stellung mit Bezug auf den Krieg in Italien," wird darauf hingewiesen, daß Sardinien bis jetzt der einzige Staat Italiens war, welcher Religionsfreiheit eingeführt, und daß in Piemont bei einem großen Theile der Bevölkerung Hinneigung zum Protestantismus, namentlich an die uralte Sekte der Waldenser, sich kundgegeben. In gleicher Weise berichtet der Korrespondent des Londoner Athenaeum in Florenz, ein Engländer, der sich dort seit funfzehn Jahren aufhält, daß, nachdem die provisorische Regierung von Toskana das Prinzip der Religionsfreiheit verkündet und die mittelalterlichen Bestimmungen des Konkordats aufgehoben, der Wunsch nach Kirchenverbesserung von allen Seiten in diesem Staate sich kundgebe, in welchem bekanntlich noch vor einigen Jahren die Madiai's wegen verbotener Lesung der Bibel zu Ketten- und Kerkerstrafe verurtheilt wurden. Italien, das Vaterland der Giordano Bruno, der Savanerola und so vieler anderer, von christlich-philosophischem Humanismus erfüllter Gottesmänner, wartet nur auf eine Umgestaltung seiner politischen Verhältnisse, um von den Alpen bis nach Sizilien zu einem, den Geist wie die Sitten veredelnden, evangelischen Christenthume sich zu bekennen. Allerdings ist dies nicht im Sinne der beiden Kaiser, die sich gegenwärtig in Italien bekriegen. Deutschland aber, das sich die Segnungen der Religionsfreiheit mit dem Blute vieler Tausende seiner Söhne im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erkauft hat, kann dem schönen Italien nur Glück wünschen, wenn auch dort diese Segnungen sich ausbreiten.

— Handkarten des Kriegsschauplatzes. Zwei der besten Blätter dieser Art sind die im Verlage von Justus Perthes in Gotha erschienenen. Das Eine, ganz Oberitalien darstellend, umfaßt, außer der Hauptkarte im Maßstabe von 1:850,000, zugleich das Straßennetz zwischen Turin, Genua und dem Lago Maggiore, welches Letztere allerdings durch die Verlegung des Kriegsschauplatzes an den Mincio für Zeitungsleser bereits antiquirt ist, doch ist sowohl dieses Blatt, als das andere, die „Straßenkarte der lombardischen Ebene" (mit Einschluß des Venetianischen) — im Maßstabe von 1:450,000 — nicht blos für den gegenwärtigen Augenblick, sondern auch für den Handgebrauch bei Reisen nach Italien, außerordentlich praktisch und übersichtlich eingerichtet. Das erstgedachte Blatt umfaßt nämlich auch drei Kärtchen von den Umgebungen Alessandria's, Genua's und Venedigs, und ein viertes: die Festungen am Mincio (ohne Legnago). Das letztgedachte Kärtchen gewährt zugleich einen vollständigen Ueberblick des Schlachtfeldes vom 24. Juni am Mincio. Das Terrain war, wie aus diesem Kärtchen sich ergiebt, den Oesterreichern außerordentlich günstig; denn sie befanden sich zwischen den beiden, beinahe einen rechten Winkel bildenden Eisenbahnen Verona-Mantua und Verona-Peschiera, auf welchen den ermüdeten Truppen fortdauernd neue Verstärkungen zugeführt werden konnten. Es kann also diesesmal weder am Terrain, noch an der Uebermacht der Verbündeten gelegen haben, wenn die Oesterreicher wieder vor ihnen zurückwichen.

— Lorck's „Zeithefte." Diese, die gegenwärtigen Kriegsereignisse erläuternden, im Formate der „Europa" und bei dem Verleger dieser Zeitschrift erscheinenden Hefte scheinen mit großer Umsicht redigirt zu sein, da sie bei der Schilderung österreichisch-italiänischer Zustände der Gegenwart einerseits die Sympathien schonen, die jeder Deutsche mehr oder weniger für den alten Kaiserstaat hegt, andererseits aber auch nicht in die ungeschickte Bewunderung einstimmen, die manche süddeutsche Zeitungen der österreichischen Entschließung, den Krieg ohne Zustimmung der Bundesgenossen zu beginnen, gezollt haben. Die uns vorliegenden vier Hefte umfassen folgende Gegenstände: 1) „Wie der Krieg entstand," (zweite Auflage); 2) „das Kriegstheater in Oberitalien," als Text zu jeder Kriegskarte; 3) „Kaiser Franz Joseph, seine Feldherren und Staatsmänner" und 4) „Politische Tages-Charaktere Italiens." Jedes Heft von zwei Bogen kostet 5 Sgr.

— *Anthologie universelle.* Unter diesem Titel ist kürzlich eine „Auswahl der vorzüglichsten lyrischen Dichtungen verschiedener Nationen in den Ursprachen" von dem brasilianischen Gelehrten, Dr. Joaquim Gomes de Souza, bei Brockhaus in Leipzig herausgegeben worden. Sie umfaßt 944 S. und ist höchst geschmackvoll gedruckt. Ueber den Zweck, welchen der Verfasser dabei vor Augen hatte, spricht sich derselbe in einer französisch geschriebenen Vorrede d. d. Rio de Janeiro 1859 kurz, aber klar und genügend aus, indem er zugleich die Gründe auseinandersetzt, die ein solches Unternehmen empfehlen und rechtfertigen, und die Grundsätze darlegt, von denen er sich bei der Ausführung hat leiten lassen. Im Wesentlichen hat er sich auf die lyrische Gattung beschränken zu müssen geglaubt; indeß hat er doch auch ausnahmsweise Bruchstücke dramatischer und epischer Dichtungen mit aufgenommen. Ausdrücklich wird aber bemerkt, daß der Herausgeber von keiner „inclination particulière, sondern nur von dem natürlichen Gedanken sich habe leiten lassen, den am meisten bekannten Literaturen die umfangreichste Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen." Vertreten sind: die deutsche, englische, französische, italiänische, portugiesische, spanische, russische, polnische, serbische, böhmische, ungarische, holländische, dänische, schwedische, neugriechische und zuletzt (sehr schwach) die altrömische und griechische Literatur; am stärksten die deutsche, englische und französische. Das Ganze darf als ein lautredendes Zeugniß der Zeit für das Streben der Nationen nach einer gewissen geistigen Verbrüderung, das zugleich der Idee einer Weltliteratur in die Hände arbeitet, angesehen und mit Anerkennung begrüßt werden.

— Don Quijote und Falstaff, die beiden Zierden der spanischen und englischen Literatur haben sich, so viel wir bisher wußten, nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen, geschweige denn im Guten oder im Bösen mit einander verkehrt. Daß ein solcher Verkehr aber stattgefunden hat, ersehen wir aus einer Novelle von Eduard Schüller*). In der That war es einer der glücklichsten Gedanken, beide Originale zusammenzubringen. Don Quijote zieht abenteuernd nach England, dort aber begegnet er bald dem würdigen Prinzen Heinrich v. Wales und dessen lüderlicher Genossenschaft und geräth in die ergötzlichsten Situationen. Die Krone derselben ist ein Zweikampf, den Don Quijote und Falstaff mit einander bestehen. Der Verfasser hat sich dergestalt in den Typus dieser beiden Charaktere einstudirt, daß sie selbst in den geringfügigsten Zügen lebendig vor uns erscheinen. Wer sich in der gegenwärtig so ernsten Zeit eine heitere Stunde bereiten will, dem sei diese Novelle angelegentlichst empfohlen. A. G.

*) Berlin, Nicolai, 1858.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Sechsundfünfzigster Band.

Juli bis December.

1859.

Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Inhalts-Verzeichniß.

Illyrien.

Ungarn.

Griechenland.

Türkei.

Klein-Asien.

Palästina.

Siam.

Ostindien.

Japan.

Afrika.

Algerien.

Aegypten.

Nord-Amerika.

Kanada.

Mexiko.

Süd-Amerika.

Brasilien.

Mannigfaltiges.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in **Leipzig.**

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Beiträge etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionaire, Herrn C. Devaranne, Jägerstraße Nr. 25, in **Berlin.**

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 79-82. Sonnabend, den 9. Juli 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich.

Jules Simon's Philosophie der Freiheit.*

I.

Die Freiheit im Leben, in der Sitte und Gesetzgebung.

Jules Simon, dessen Werke über die **Pflicht** („Le Devoir") und die **Gewissensfreiheit** („La Liberté de Conscience") wir in diesen Blättern ausführlich besprochen, ist einer der neuern französ. Schriftsteller, welcher jedenfalls die Beachtung auch des Auslandes in höherm Maße verdient, als die meisten Anderen. Man ist es nach gerade gewohnt worden, von den französischen Schriftstellern Witz, oder wie sie das nennen — „esprit," eine blendende hinreißende Suade, geschickte Gruppirung des Materials und alles Mögliche sonst zu erwarten; nur nicht sittlichen Ernst und Charakter. — Die wiederholten Revolutionen, die Verrückung aller Standpunkte, die Unterwühlung alles dessen, was Sitte und Herkommen geheiligt hat, die Seifenblasen toller Systeme und Philosopheme haben eine solche gründliche Verwirrung über Alles, was gut oder schlecht, was klug oder dumm, was rechts oder links ist, hervorgebracht, daß wirklich oft der Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen ist. Was für eine Moral in den Werken eines Eugen Sue, eines Alexander Dumas, ja selbst der George Sand, Beranger's u. s. w. gelehrt wird, brauche ich nicht erst zu sagen, da wir in Deutschland eine ziemlich starke Schule haben, die auf diesen Ton mit eingeht und unserm einfältigen Bauergewissen einen hohen Respekt vor diesen Monstruositäten beibringen will. „Schön ist häßlich — häßlich schön," das sollte das Motto dieser Schule sein, welche sogar über Entweihung des Heiligthums schreien kann, wenn es Jemandem einfällt, die Faulheit dieser Pornolatrie aufzudecken und mit dem rechten Namen zu nennen. Ein so schrecklicher Unfug mit Verkehrung aller natürlichen Grundlagen, aller Grundsätze, mit Fälschung jeder Stimme des Gewissens ist wohl noch nie getrieben worden, wenigstens nicht mit solcher Virtuosität und solchem künstlerischen Selbstbewußtsein; die ganze neue französische Literatur leidet an dieser Krankheit, und manche, sonst edle Geister mühen sich vergeblich, aus diesem Zauberbanne loszukommen, wie z. B. das neue Buch von Michelet, über die Liebe, schlagend beweist.

Man könnte es „die Keuschheit der Schamlosigkeit" nennen, mit der hier alle Mysterien besprochen werden, wie man in Bezug auf andere Erscheinungen der Art von der Frömmigkeit der Gottlosigkeit, dem Edelmuth der Niederträchtigkeit, der Heiligkeit des Ruchlosen u. s. w. reden muß, um sich genügend auszudrücken. Sieht man von dieser Theorie auf die Praxis, von den Phantasiegebilden der Literatur auf die handelnden Personen und Charaktere selbst, so ist es nicht besser und der traurigste Verfall tritt überall vor das Auge. Giebt es in der Literatur- und politischen Geschichte aller Zeiten z. B. etwas Erbärmlicheres, als Lamartine, sublimer Dichter und ehrlosester Bettler — und das ist nur ein Typus aus der geistigen Invaliden-Galerie des heutigen Frankreich. — Wie viele Andere wären anzuführen, wenn es sich darum handelt, die praktische Anwendung der Moral zu zeigen, die jetzt allgemein in Geltung gekommen zu sein scheint. Wohin sie führt, haben wir gesehen. Nichts desto weniger glauben wir, wäre es unrecht, vorzeitig an der Zukunft Frankreichs zu verzweifeln; wir sind keinesweges Feinde der Franzosen und haben es zu wiederholten Malen ausgesprochen, daß wir diese reichbegabte Nation nicht unterschätzen, daß wir von dem Vorhandensein gesunder Kräfte und Säfte im Volke überzeugt sind. Dieselben sind naturgemäß zuerst in der Tiefe wirksam, sie fließen träge und unbemerkt, die neuen Keime wachsen langsam und zeigen sich vereinzelt an der Oberfläche, so daß es nicht immer leicht ist, sie sofort zu erkennen. Es ist dies bei uns so gut der Fall, wie in Frankreich, nur daß bei uns die Mauserkrankheit etwas anderer Art ist.

Als eine solche erfreuliche Erscheinung sehen wir die Schriften von Jules Simon an, deren eine bereits fünf Auflagen erlebt hat. Wir führen sie hier an: „Histoire de l'école d'Alexandrie" — „Le Devoir" (gekrönte Preisschrift), „La Religion naturelle" — „La Liberté de conscience" — „Manuel de philosophie" — und endlich das in zwei starken Bänden vor uns liegende neueste Werk: „La Liberté." Ohne diesem Schriftsteller blind nachzubeten und ihm in Allem beizustimmen, muß man doch zugeben, daß er als Charakter imponirt, daß er eine Unbestechlichkeit des Gewissens und eine Geradheit des Urtheils zeigt, welche der herrschenden Schwindel-Moral ganz entgegengesetzt ist.

Ein Buch — ein französisches Buch mit dem Titel: „Liberté — Freiheit" — hat sofort das stärkste Vorurtheil gegen sich, wenigstens bei Männern, die einige Welterfahrung und Geschichtskenntniß besitzen. — Was kann man über „Freiheit" anders schreiben, als tausend Mal dagewesene Plattheiten, hohle Theorieen, Phantasmen, Dummheiten? — Tausend Mal adulterirter Begriff der Freiheit! Was ist Freiheit? — Der Eine bekommt Uebelkeit bei dem bloßen Nennen des Wortes, der Zweite macht Faust im Sack, der Dritte geräth in Aufregung, und die Mehrzahl lacht darüber. — Was ist Freiheit? — Alles Mögliche, was kluge oder dumme, geistreiche oder pedantische Sophisten daraus machen — Freiheit ist die Erlaubniß, Alles zu thun, was dem Einzelnen Vortheil bringt — Freiheit ist Straßenkrakehl mit Urwählerei und Einkammersystem u. s. w. Zu glauben, daß es möglich sein werde, philosophisch den Begriff Freiheit zu konstruiren, zu definiren und dann die Menschen durch Belehrung und gütliches Zureden zu bewegen, denselben zu verwirklichen, ist doch eine zu große Gutmüthigkeit der täglichen Erfahrung gegenüber, die uns lehrt, daß die Menschen durch bloße Belehrung nie etwas lernen.

* La Liberté. Par Jules Simon. Deux Tomes (514 und 572 S.) Paris, L. Hachette & Co. 1859.

So ist es; der Begriff „Freiheit" ist entstellt und entwürdigt, und wer ihn wieder zu Ehren bringen will, der muß darauf verzichten, vor dem Markte und vor der großen Masse zu reden, die man mit läppischen Kunststückchen an der Nase führt; der muß sich zuvörderst nur an den sehr beschränkten Kreis derjenigen wenden, welche selbständig zu denken, zu urtheilen und zu handeln im Stande sind. — Das hat Jules Simon denn gethan, und zwar auf eine so klare und eindringliche Weise, daß man vor dem Charakter des Verfassers eine hohe Achtung gewinnt.

Er sagt z. B. in der Vorrede:

„Die Politik bildete einst einen Theil der Philosophie; aber seit *einigen* (sic) Jahren ist zwischen ihnen ein Riß entstanden, der weder der einen noch der andern zum Vortheil gereicht. Die Philosophie hat sich mehr und mehr in Abstractionen verloren, und die *Politik, anstatt sich an die Moral zu binden (!!!!) hat in den Tag hineingelebt, nur von Leidenschaften und Interessen beherrscht.* Ein Buch über politische Theorie, welche der Tagespolitik fremd ist, gehört heutzutage fast zu den Wunderdingen. Ich habe geglaubt, es schreiben zu müssen, um die Aufgabe, die ich mir gestellt, weiterhin zu vollziehen, ohne meine Kräfte dazu um Rath zu fragen, die Aufgabe nämlich, die Philosophie zugänglich und praktisch zu machen...... Man wird in den folgenden Blättern vergeblich eine Spur unserer jetzigen Leidenschaften zu finden suchen; ich habe es hier nur mit der Wissenschaft zu thun haben wollen und hoffe, das wird mir gelungen sein."

Der Verfasser glaubt an die Freiheit trotz aller Fehlgriffe, die man bisher gemacht hat; ja er glaubt, daß Frankreich hinfort nur durch Freiheit bestehen, groß und mächtig sein könne; — er ist, wie Napoleon I. sich ausdrücken würde, ein Ideolog — ein edler Schwärmer, der auf das *Gewissen* zurückgeht, und in ihm die untrügliche Richtschnur für alles menschliche, sittliche und politische Handeln findet, der den Begriff Freiheit und Pflicht aus dem Gewissen entwickelt, das man blos zu hören brauche. — Das Kunststück, die Menschen frei zu machen, bestände also wesentlich darin, sie gewissenhaft zu machen. — Ganz gewiß; aber das ist ja eben die Schwierigkeit, welche zu lösen langen Jahrtausenden nicht gelungen ist, die Schwierigkeit, an welcher alle Religionen und Philosopheme zuletzt erlahmt sind. Gewissenhaftigkeit ist Entsagung; das Prinzip der Welt im Großen und Ganzen der Eigennutz; die Geschichte aller Zeiten lehrt uns, daß die Völker stets lieber die Freiheit aufgegeben haben, als den Eigennutz und Egoismus. Es gehört also viel Glaube an die Menschheit und das Göttliche in ihr dazu, die einfache, richtige, aber tausendmal zurückgewiesene Lehre vom Gewissen wieder in's Spiel zu bringen.

Doch wollen wir gleich einige seiner Betrachtungen hier vorlegen:

„Kein Mensch kann an seiner eignen Freiheit zweifeln. Ohne nachzudenken, ohne uns zu fragen, worin die Freiheit bestehe, glauben wir, fühlen wir uns frei. Alle unsere Handlungen, die geringsten, wie die wichtigsten, setzen diesen Glauben an unsere Freiheit voraus. Es ist dies der Glaube, der uns zwingt zu rathschlagen, der uns zögern läßt, der uns freudig oder beschämt über unsere Aufführung macht. Eben derselbe Glaube ist es, der uns bewegt, andere Menschen zu lieben oder zu hassen, ihnen Vertrauen zu schenken oder sie zu fürchten: einen Automaten bittet man nicht, man giebt ihm keine Befehle, man erzürnt sich nicht gegen ihn, man ist ihm nicht dankbar für die Dienste, die er uns leistet. Um zu der Vermuthung zu kommen, daß der Mensch unfrei sei, und daß er blindlings gewissen Einflüssen gehorche, muß man sich durch Denken verstrickt, und einen großen Haufen von Trugschlüssen aufgethürmt haben, wobei man, nach so ungeheurer Mühe auch nur zu einer theoretischen Zweifelsucht kommt; denn die Natur erhebt stets Einspruch dagegen, und wirkliche Fatalisten giebt es nur in den Büchern. Man kann recht wohl behaupten, daß, wenn ich die Hand hebe oder mich rechts und links wende, dies Kraft eines Gesetzes geschieht, welches meinen Bewegungen gebietet, wie die physischen Gesetze den regelmäßigen und gewöhnlichen Gesetzen des Körpers gebieten; in dem Augenblicke selbst, wo man diese schöne Beweisführung macht, giebt es Niemand, der nicht innerlich deren Falschheit einsähe, der sich nicht Herr seiner eignen Kraft fühlte und bereit wäre, jedem den Gebrauch zu sagen, den er unfehlbar davon machen werde. Gegenüber einer so umfassenden, so allgemeinen, so unerschütterlichen Ueberzeugung, einer Ueberzeugung, die sich auf das unmittelbarste Zeugniß des Bewußtseins stützt, hieße es wirklich seine Zeit verlieren, wenn man sich in scholastische Spitzfindigkeiten einlassen wollte. Da mir keine Thatsache fester steht, als meine Freiheit, so kann ich an ihr nicht zweifeln, ohne zugleich an allen Dingen und an mir selbst zu zweifeln.

„Das Vorhandensein und die Gültigkeit des Sittengesetzes sind eben so wenig anfechtbar. Um mir zu lehren, daß meine Freiheit eine Richtschnur habe, brauchen nicht erst Plato oder Aristoteles zu kommen. Die Natur spricht laut genug in mir, und ohne mich in irgend ein System zu verwickeln, weiß ich vollkommen genau, was Guthandeln und was Schlechthandeln ist. Wenn ein Sohn, der Arme hat und arbeiten kann, seinen Vater Hungers sterben läßt, muß ich da erst in die Schule gehen, um zu lernen, daß er ein Nichtswürdiger ist? Der größte Universitäts- und Akademie-Gelehrte ist in diesem Punkte keinen Schritt weiter, als der erste beste Bauer. Ich trete in ein Haus, das nicht das meinige ist; ich bin gewiß, daß mich Niemand sehen oder hören kann; ich habe die Gewißheit, daß meine Anwesenheit an diesem Orte nie kund werden wird; und meiner Straflosigkeit sicher, lege ich die Hand an das Gut eines Andern, an sein Erbe, an den Erwerb seiner Arbeit. Woher kommt es nun, daß ich in dieser Einsamkeit zittere, daß ich schaudere bei dieser Sicherheit? Woher der stechende Schmerz, der in mir wach wird, um mich nie zu verlassen? Die Menschen werden schweigen; aber nicht mein Gewissen. Mein Stand, mein Jahrhundert, mein Land, meine Erziehung ändern darin nichts; es geschieht, weil ich ein Mensch bin. Niemand, als nur Gott allein, hat mich der Gewissensbisse fähig gemacht.

„Wir streiten unser Lebelang über alle möglichen Dinge, wir stellen Alles in Frage, wir bauen Systeme, an denen der Eine erstickt, und die der Andere umstößt, wie ein Kartenhaus; nur Einen Punkt giebt es, über den wir einig sind, und dieser ist das Vorhandensein des Sittengesetzes. Jeder sucht es auf seine Seite zu ziehen, und macht Anspruch, es seinen Trieben, seinen Bedürfnissen, seinen Begehrlichkeiten anzubequemen, aber Niemand leugnet es. Man ruft es an, selbst wenn man es verletzt. Man fälscht es, man verkleidet, entstellt, verschleiert es; aber man leugnet es nicht. Man muß also zugeben, daß, selbst wenn alles Uebrige falsch wäre, diese beiden Punkte unerschütterlich bleiben, daß sie außer und über der Wissenschaft stehen, nämlich: *der Mensch ist frei, und seine Freiheit ist dem natürlichen (Sitten) Gesetze unterworfen.*

„Fragen wir uns einen Augenblick, ob wir irgend eine Macht über das Sittengesetz haben, ob wir es abändern und behandeln können, wie unsere menschlichen Gesetze, die wir umstoßen, wenn sie uns behindern, um sie durch andere zu ersetzen, welche unseren Bedürfnissen mehr zusagen. Steht es in meiner Macht, etwas an diesem Gesetze zu ändern, das kein Lehrer mich gelehrt hat, und dessen Orakelsprüche ich in der Tiefe meines Gewissens vernehme? Wenn es ausspricht, daß ich das Leben und Gut Anderer achten soll, habe ich etwas Anderes zu thun, als mich ihm zu unterwerfen? Was ich nicht durch mich selbst thun kann, wird es etwa ein Anderer an meiner Stelle zu thun im Stande sein?

„Kann mich Jemand unter dem Himmel davon entbinden, die Stimme des Gewissens zu hören, mich entbinden, ihr nicht zu gehorchen, mich entbinden, wenn ich ungehorsam gewesen, nicht Gewissensbisse zu fühlen? Nein, diese Kraft ist unbedingt, unbezwinglich, und wenn alle Menschen im Bunde vereint mir befehlen, einen Mord, einen Meineid, einen Frevel zu begehen, alle diese Millionen von Stimmen, welche in mein Ohr schallten, würden nicht Lärm genug machen, um die Stimme des innern Richters übertäuben zu können.

„Freiheit und Gesetz sind nothwendig für einander; es sind die beiden Endpunkte, die man nicht trennen darf. Wozu ein Gesetz, wenn es nicht ein freies Agens giebt, das es anerkennt und beobachtet? und wozu ein freies Agens, wenn diese Freiheit dem Zufalle anheim fiele und sich nur nach der Bestimmung durch die Leidenschaften bewegte? Es giebt eine Wahrheit für die Handlungen, wie für die Gedanken; und wie der Gedanke nur ein Traum ist, so lange er nicht von den ewigen Gesetzen der Logik beherrscht wird, so ist eine Handlung, welche dem Sittengesetze nicht entspricht, ein Kraftverlust, eine Verminderung des Seins."

Man wird hieraus ersehen, daß Simon's Lehre wesentlich der kategorische Imperativ von Kant ist, obgleich ich sie damit nicht so ohne Weiteres bezeichnen möchte; die Sache ist zu einfach, zu klar und sprechend, als daß es für diese uralte Wahrheit einer besondern philosophischen Etikette bedürfte; denn heutzutage, in dieser blasirten Zeit, wo der Wille und die sittliche Thatkraft der Menschen so unendlich geschwächt und verdorben, hilft man sich gewöhnlich über Gewissensbedenken damit hinweg, daß man eine Philosophie sofort in das philosophische Fachwerk registrirt und ad acta zurücklegt. Wenn man nur sagen kann: „Das ist Idealismus, das ist eine Fichte'sche Idee, das ist Platonisch" ꝛc., ist man schon zufrieden, ohne daß man das Bedürfniß hat, zu fragen, was ist nun aber das Wahre? Wie gesagt, diese Lehre ist zu einfach, als daß man sie erst für Philosophie auszugeben brauchte, und zu alt, als daß sie auf Neuheit Anspruch machen könnte. Schlimm genug ist es nur, daß sie wie neu aussieht. Rigorismus wird man sie auch nicht nennen können; denn das eben ist das Wahre jeder gesunden Sittlichkeit, jeder festen Moral, daß

sie von vornherein rigoristisch ist und alle Ausflüchte, Finten und diplomatische Kniffe zurückweist. Es thut dringend Noth, daß Männer den Muth haben, der verderbten Logik der entfesselten, wühlenden und haltlosen Leidenschaften zu Leibe zu gehen, und den Popanz umzuwerfen, welchen die grundlose Unsittlichkeit des Materialismus als Götzen auf den Altar gehoben hat, und als solcher hat Simon unsern ganzen Beifall.

I call a horse a horse, and a thief a thief!

„Man giebt sich bisweilen viel übel angebrachte Mühe, das Sittengesetz mit Hülfe eines andern Prinzips zu erklären und zu entwickeln." Es ist gewiß, sagt man, daß wir dem Sittengesetze Alles opfern müssen; aber was befiehlt denn dieses Gesetz? Man muß es nur recht verstehen. Befiehlt es, unsere Natur zu zügeln und zu beeinträchtigen? Ist es uns als ein unfreundlicher Herr gegeben, stets bereit, uns das Herz zu zerfleischen? Als Werk eines allgütigen Gottes, wie Alles, was besteht, als ewiger Ausdruck seines ewigen Gedankens, stimmt es überein mit allen Gesetzen der Welt, mit der allgemeinen Ordnung, und trägt mit dazu bei, uns zum wahren Glücke hinzuleiten. Man gehorcht ihm also, wenn man seine Handlungen der Ordnung entsprechend einrichtet. Studiren wir die Wege der Natur und unsere eigene Füglichkeit, verwenden wir alle Sorge darauf, der Kraft, welche alle Wesen zur Erfüllung einer gemeinschaftlichen Bestimmung hinzieht, nicht entgegenzutreten." — Durch diese und ähnliche Scheingründe, wobei man der Gerechtigkeit ihre Würde und ihr Ansehn bewahrt, indem man sie als die alleinige Herrin des Lebens erklärt, kommt man ganz leise dazu, sie durch ein System zu ersetzen. Der Eine will die Gesetze der Gerechtigkeit in den Gesetzen der physischen Welt lesen, der Andere hält sich an die Gesetze der menschlichen Natur; ein Dritter vergiebt uns alle Schwächen und fehlerhaften Neigungen mit dem Vorwand, Gott habe nichts Unnützes gemacht, und findet Mittel, selbst das sittlich Böse mit dem Prinzipe der Gerechtigkeit zu verknüpfen.

„In der That ist es eine große Thorheit, auf diese Weise ein natürliches, helles und Allen gemeinschaftliches Licht zu verlassen, um sich der ungewissen Leitung eines Systems anzuvertrauen. Wenn wir wissen, daß es Gute und Böse giebt, so rührt dies daher, daß es Gott Jedem von uns direkt mit unfehlbarer Autorität in der Tiefe unserer Vernunft offenbart. Wozu sollen wir uns nach einem andern Führer umsehen? Wo können wir hoffen, einen bessern zu finden? Die Ordnung des Weltalls ist ohne Zweifel ein herrliches Muster, das wir uns vorhalten können; aber wie sollen wir sie ergründen, wie sollen wir die Gewißheit erhalten, daß man sie erkennt und versteht? Die Einsicht in die Ordnung des Weltalls setzt voraus, daß alle Wissenschaften vollständig und alle Wissenschaften unfehlbar seien. Die menschliche Natur steht uns weit näher, aber wer kennt dieses Atom, das sich in der Unermeßlichkeit des Weltalls verliert? Wer kann sie ergründen; es giebt nicht eine unserer Leidenschaften, welche uns nach Jahre langem Studium nicht neue Ueberraschungen bereitete. Ist es nicht wunderbar, daß Condillac, Reid und Kant ihr Leben mit dem Studium des Menschen hingebracht haben, und daß dieses ganze, auf ein Studium, auf denselben Gegenstand verwandte Leben sie zu so verschiedenen Schlußfolgerungen führt?"

Das einzig sichre Prinzip, aus welchem der Begriff, Umfang und die Natur der Freiheit und des Gesetzes entwickelt werden kann, ist nach dem Verfasser nur das Gewissen: thue, was es dir befiehlt, und meide, was es dir verbietet. Aus der Stellung, welche das eigne Gewissen dem Gewissen eines Andern und der Gesammtheit überhaupt gegenüber einnimmt, ergiebt sich der Spielraum und die Schranke, die Freiheit und die Gränze der Freiheit, das Gesetz, das Recht und die Pflicht. Kein Recht ist ohne Pflicht und umgekehrt kann keine Pflicht ohne Recht sein, wie keine Freiheit ohne Gesetz und Verbot. Anarchie und Gesetzlosigkeit ist das gerade Gegentheil der Freiheit und nichts als die Tyrannei bei der Ohnmacht des Einzelnen. Alle Freiheit ist sonach im Grunde geistige Freiheit eines gewissenhaften Menschen, der sich in der Sphäre hält, die ihm sein Gewissen freistellt, und aus eben demselben Grunde keinen Eingriff in die Freiheit und das Gewissen eines Andern macht. Wer das Letztere thut, der begeht sofort einen Frevel gegen das eigne Gewissen und thut demnach der eignen Freiheit Eintrag. Der wahrhaft freie Mensch würde also der sein, welcher weiß, was er thun darf und nicht thun darf und die sittliche Kraft besäße, dieser Stimme ganz zu folgen, der seine eigne Freiheitsphäre vollkommen erfüllte und die eines Andern nicht verletzte. Das Gesetz ist also die Abgränzung und Bestimmung der individuellen und gesellschaftlichen Freiheitsphären nach der Maßgabe des Gewissens: es handelt sich darum zu bestimmen und aus dem Grundgedanken zu entwickeln, welche Rechte kann der Einzelne als solcher, als freies Wesen beanspruchen, und welche Pflichten hat er gegen sich und die Andern, sowohl als Individuum, denn als Körperschaften und Allgemeinheiten? Welche Rechte und Pflichten haben diese letzteren in sich, gegen einander, und wiederum gegen den Einzelnen?

Dieses sind etwa die Grundanschauungen, welche in der Einleitung ausgesprochen sind und durch das ganze Buch gehen, welches späterhin ziemlich die ganze Geschichte Frankreichs beleuchtet und die begangenen Irrthümer, die Entstellungen und Zerrbilder der Freiheit an konkreten Beispielen aufweist.

Dieses Eingehen in die Geschichte, die Prüfung einer Unzahl konkreter Fälle bringt den Leser aus der schwindelnden Höhe herab, in welche nach dem Vorhergehenden der Philosoph sich zu verirren schien, und führt ihn aus dem Reiche unfruchtbarer Abstraction wieder in das Leben zurück, und der Verfasser scheint von nun an fast nichts zu thun, als mit unbeirrter Gradheit des gesunden Gewissens zu sagen: das war falsch aus dem und dem Grunde, und deshalb mußte es so oder so sein.

Das zweite Kapitel handelt speziell von der Freiheit — nämlich der politischen — im alten Königthume bis zur Revolution. — Man wird hier viel schon oft Gesagtes finden, und auch darin wird man dem Verfasser beistimmen, daß die Revolution den Franzosen wohl eine Entfesselung, aber keine Freiheit gebracht hat. Das Land schwankt von dort ab stets zwischen Anarchie und Despotismus. Das dritte Kapitel ist überschrieben L'autorité. Hier unterscheidet Simon drei Theorieen des Despotismus: den traditionellen, den revolutionairen und den empyrischen Despotismus, d. h. wohl in konkreter Fassung: Ludwig XIV., Robespierre und Napoleon I. und III. Alle drei Autoritätsprinzipien werden falsch befunden, wie er sich andererseits entschieden gegen den contrat social erklärt. „Die Gesellschaft ist also keine menschliche That, obschon Rousseau es sagt; sie ist kein Kontrakt unter uns selbst. Wir werden in der Gesellschaft geboren, und zwar in einer schon organisirten Gesellschaft. Unmöglich können wir das Recht haben, diese Organisation zu prüfen und zu untersuchen, ob sie uns bequem ist, und ob wir von freien Stücken eintreten wollen. Die politische Gesellschaft kann nicht behandelt werden wie freiwillige Genossenschaften, deren Verpflichtungen und Wohlthaten man völlig frei zurückweisen kann, weil man sie vor dem Eintreten von Außen her untersucht, und sie den Charakter der Nothwendigkeit gar nicht haben. Derselbe Grund, aus dem wir nicht ohne Regierung bestehen können, macht, daß wir nicht das Recht haben, sie zu wählen. Wie die Menschheit nicht aus dem wilden Naturzustande tritt, um plötzlich eines Tages durch einen Vertrag die Gesellschaft zu gründen, so tritt auch Keiner von uns aus einer natürlichen Unabhängigkeit hervor, um die Regierungsform, unter welcher er leben soll, durch Stimmrecht anzunehmen oder zurückzuweisen; denn dieses individuelle Recht der Annahme oder Ablehnung würde eben so viel sein, als Unmöglichkeit und folglich Nichtigkeit der Regierung. Es ist gewiß, daß die Menschen natürliche Rechte haben, und es ist gewiß, daß die politischen Rechte keine natürlichen Rechte sind, denn wenn sie es wären, müßte jeder Einzelne von uns das Privatrecht der Empörung besitzen, und es gäbe dann kein gesellschaftliches Recht mehr."

Man wird aus dieser Anführung sehen, daß Simon wesentlich antirevolutionair ist, und in der That ist dies der Geist seines Buches. Da es in Frankreich etwas zu Konservirendes eigentlich nicht mehr giebt, so würde man dabei Unrecht thun, ihn einen konservativen Schriftsteller zu nennen. Er sucht vielmehr die Grundlagen einer Neugestaltung in ihren letzten und einfachsten Quellen, wie wir bereits gesehen haben, und das ist gut, selbst wenn es ihm nicht ganz gelingen sollte. Das revolutionaire Prinzip als bloße Verneinung, als Prinzip der Zerstörung ist als solches von vornherein unfruchtbar und muß bald sein Ende finden, wenn man nicht die Anarchie als normalen Zustand menschlicher Glückseligkeit ansehen will.

Ein sehr richtiger Satz scheint uns auch folgender zu sein: „Man muß nicht glauben, daß jeder Einzelne von uns für sich die Rechte besitzt, welche die menschliche Gesellschaft im Ganzen hat." Und folgendes Beispiel als Erläuterung: „Die Gesellschaft in ihrer Gesammtheit hat unzweifelhaft ein Anrecht an den höchsten Grad des Wohlbefindens, den sie erreichen kann, und ihre Regierung hat die Pflicht, alle ehrlichen Mittel anzuwenden, um ihr denselben zu verschaffen. Aber der einzelne Bürger hat kein natürliches Recht an den Besitz des höchsten Maßes jenes Wohlbefindens, dessen seine Natur fähig ist, und die Pflichten der Regierung gehen seinerseits nicht so weit, seinen Ehrgeiz zu sättigen und alle seine Wünsche zu erfüllen."

„Ein anderer Irrthum der Philosophen ist, zu wollen, daß das Recht stets bewaffnet sei. Das Recht und die Pflicht sind wechselwirksam, sagen sie; und wenn ich das Recht auf deinen Beistand habe, so hast

du nothwendig die Pflicht, mir zu helfen. Das ist recht und wahr, vorausgesetzt, daß das Recht nicht bewaffnet sei; aber wenn es bewaffnet ist, erscheint der Grundsatz der Philosophen nur falsch und gefährlich. Ich habe im Allgemeinen die Pflicht, denen, die leiden, beizustehen; aber keiner von ihnen hat im Besondern das Recht, meinen Beistand zu verlangen, weil er das Maß meiner Stärke nicht kennt, und weil sich meine Verpflichtung nicht im Besondern auf ihn bezieht. Ich werde meiner Pflicht nicht genügen, wenn ich für einen Unglücklichen nicht Alles thue, was ich thun kann, und er wird seine Pflicht verletzen, wenn er mich zwingt, ihm zu Hülfe zu kommen. Der Vater hat die Pflicht, seinen Kindern auf alle mögliche Weise Gutes zu thun; er hat die größte Pflicht dazu; die Kinder ihrerseits haben ein Anrecht an das volle Wohlwollen ihres Vaters; aber dieses Recht ist nicht bewaffnet: ein Kind darf nicht gegen seinen Vater handeln; es darf seinen Vater nicht zwingen. Ebenso ist es im Staate."

Das Schlimme bei dieser Ermittelung einer wahren, vernunftgemäßen Autorität ist freilich das, daß sie sich nicht machen läßt, wo sie einmal zerstört ist. Die Chemiker können viele Stoffe künstlich scheiden, aber nichts Organisches schaffen; ebensowenig dürfte es der Philosophie und den philosophisch aufgeklärten Menschen gelingen, den wahren gerechten König oder die wahre vernunftgemäße Centralgewalt wie einen Homunculus zu produziren. Die wahre Autorität wächst und beruht auf Banden des Gemüthes, die sich einmal abgerissen, nicht wieder herstellen lassen, wenn nicht ein schwaches, geschontes Rebenreis kräftig emporsproßt. Jeder wirkliche Menschenstaat ist ein Gewächs der Geschichte, das seinen Körper, seine Seele und seinen Geist hat, und das eben ist der Irrthum, daß die Meisten nur den Körper und das Sichtbare sehen, und durch Zusammenheften und Flicken desselben die Seele und den Geist zurückrufen wollen.

Der zweite Theil des Werkes handelt von der Société domestique oder der Familie — die beiden sehr langen Kapitel sind überschrieben la liberté du foyer und la liberté du capital. Im dritten Kapitel (12. Bd.) wird über die Freiheit der Werkstätte (la liberté de l'atelier, die bürgerliche, die öffentliche, die Freiheit der Kulten und die Gedankenfreiheit gehandelt. Da das Buch jedenfalls Epoche macht und namentlich in Bezug auf den thatsächlichen Zustand Frankreichs in bürgerlicher und moralischer Beziehung voller Belehrung ist und uns tiefe Blicke in den Volksgeist jenseits des Rheins thun läßt, so werden wir unseren Lesern noch einige Stücke daraus vorführen, welche von besonderm Interesse sind. Verläßlich ist der Führer jedenfalls bei seinem Freimuthe und seiner edlen Entschiedenheit, welche jede Diplomatie verschmäht und den Sturm nicht fürchtet, welchen seine Gegner erheben. Denn natürlich hat er Alles gegen sich, was von dem geistigen Eigenthume der Encyklopädisten, Voltaire's, Rousseau's, Babeuf's, St. Simon's u. s. w. zehrt, und die Sozialisten und Kommunisten verzeihen es nicht so leicht, wenn er ihre Systeme in voller Haltlosigkeit darstellt und als hohle Chimären kennzeichnet.

Elektrizität als Heilkraft.*

Die Alten wußten recht gut, daß der Bernstein, zwischen den Fingern stark gerieben, leichte Körper anziehe; man behauptet sogar, Numa Pompilius, versteht sich, auch seine Lehrerin, die Nymphe Egeria, hätte die Eigenschaft der Metallspitzen, den Blitz abzuwenden, gekannt. Aber auch das zugegeben — von der Elektrizität hatten die Alten doch keinen genauen Begriff. Merkwürdig indeß bleibt es, daß, trotz dieser völligen Unkunde der Alten über das elektrische Fluidum, an vielen Stellen in Dioskorides und Galenus ausdrücklich angegeben wird, durch elektrische Erschütterungen, die an gewissen Fischen, an dem Zitterrochen z. B. bemerkt wurden, Nervenkrankheiten zu behandeln.

Auf ihrer Reise durch Amerika hatten Humboldt und Bonpland Gelegenheit, über den Zitter-Aal (Gymnotus), einen Fisch, der mit seiner elektrischen Batterie noch weit stärkere Erschütterungen als der Zitterroche hervorbringt, höchst interessante Beobachtungen anzustellen. Wir theilen hier die darauf bezügliche Stelle aus ihrem Werke mit:

„Am frühen Morgen machten wir uns auf den Weg nach einem Dörfchen Rastro de Abaxo; von dort führten uns die Indianer an einen Bach, der in Zeiten der Dürre ein Becken mit schlammigem Gewässer bildet, das von schönen, blüthenduftenden Bäumen umkränzt ist. Hier halten sich die Gymnoten auf. Der Fang mit Netzen ist sehr schwierig, wegen der Behendigkeit, mit welcher sich diese Fische wie Schlangen in den Morast verkriechen. Die Indianer meinten, sie werden sie mit Pferden fangen. Davon konnten wir uns kaum eine Vorstellung machen; bald aber sahen wir unsere Führer aus der Savanne zurückkehren, wo sie ein Treibjagen auf wilde Pferde und Maulesel angestellt hatten; sie brachten einige dreißig Stück mit, die sie nun zwangen, in den Sumpf zu gehen.

„Das ungewöhnliche Geräusch von dem Stampfen der Pferde lockt die Fische aus dem Schlamm und reizt sie zum Kampf. Diese graugelben Aale, großen Schlangen ähnlich, schwimmen nun nach der Oberfläche und drängen sich unter den Bauch der Pferde und Maulesel. Ein Kampf zwischen Thieren von so unterschiedenen Organisationen bietet ein höchst malerisches Schauspiel. Die Indianer, mit Harpunen und langen dünnen Gerten versehen, schließen den Morast eng ein; einige erklettern die Bäume, deren Aeste sich wagerecht über den Wasserspiegel hinstrecken. Durch ihr wildes Geschrei und mit ihren langen Gerten halten sie die Pferde ab, Reißaus zu nehmen. Die Gymnoten, von dem Lärm betäubt, vertheidigen sich durch die wiederholten elektrischen Schläge; lange Zeit scheint sich der Sieg auf ihre Seite zu neigen. Mehrere Pferde unterliegen den heftigen unsichtbaren Streichen, die sie von allen Seiten bekommen; von der Stärke und der Gewalt der Erschütterungen übermannt, verschwinden sie unter Wasser. Andere springen auf, und keuchend, mit sträubender Mähne, angsterfüllten, stieren Augen, suchen sie dem Sturm zu entfliehen, werden aber von den Indianern in's Wasser zurückgetrieben. Einer kleinen Zahl jedoch gelingt es, der thätigen Wachsamkeit der Fischer zu entwischen; sie gewinnen das Ufer, stolpern bei jedem Schritt, strecken sich, erschöpft vor Mattigkeit und erstarrt von den elektrischen Schlägen, in den Sand. Wir zweifelten gar nicht, der Fischfang werde mit dem Tod aller Pferde enden; allein nach und nach nahm der Ungestüm dieses ungleichen Kampfes ab: die ermatteten Gymnoten zerstreuten sich; sie brauchen lange Ruhe und reichliche Nahrung, um zu ersetzen, was sie an galvanischer Kraft verloren haben. Die Pferde und Maulesel zeigten sich jetzt weniger erschreckt, die Mähnen sträubten sich nicht mehr, in den Augen war der Ausdruck des Entsetzens nicht mehr so stark; furchtsam schwammen die Gymnoten an's Ufer, wo sie mit den an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen wurden. . . . . ."

Man muß bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, um dem ersten Anzeichen ärztlicher Anwendung der Elektrizität zu begegnen. Die Beobachtung verdankt man Jallabert, einem gelehrten Genfer. Ein Schlosser, der in Folge eines Falls Bewegung und Gefühl an der einen Seite des Körpers verloren, hatte vierzehn Jahre nachher eine fast gänzliche Lähmung im rechten Oberarm und eine andauernde, mit Abzehrung verbundene Krümmung des Handgelenks und mehrerer Finger. Die bald allgemeine, bald auf die gelähmten Muskeln besonders gerichtete Elektrisirung mit Erschütterung und Funken brachte zum großen Theil Gefühl und Bewegung in das Glied zurück, das an Umfang zunahm und die Steifheit verlor. Die Besserung hielt an, obgleich die Behandlung nach zwei Monaten eingestellt werden mußte. Drei Jahre später sah man den Mann in voller Thätigkeit bei seinem Amboß. Eine gelungenere Kur ist den Aerzten unsrer Zeit nicht zu wünschen.

Trotzdem erweckte die Beobachtung Jallabert's nicht die ganze Aufmerksamkeit, die sie verdiente und war um die Zeit fast völlig vergessen, wo Volta seine erste Säule baute und durch dieses wunderbare Werkzeug eine neue Aera in der Wissenschaft der Elektrizität eröffnete. Das geschah um 1789; Naturforscher und Aerzte geriethen in einen heißen Kampf. Die Ersteren reiheten sich auf Volta's Seite, der alle Erscheinungen der Säule aus der bloßen gegenseitigen Berührung zweier ungleichartigen Metalle erklärte; Letztere bekannten sich zu Galvani's Theorie, der in dem Voltaischen Apparat nichts anderes sehen mochte, als eine Nachahmung der elektrischen Ströme, die, nach ihm, in allen thierischen Körpern vorhanden sind und darin Wärme und Leben unterhalten.

Von der Theorie zur Praxis ist nur Ein Schritt: eine der natürlichen Folgen dieses, noch zur Stunde nicht beendigten, wissenschaftlichen Streites war, daß man die geeignetsten Mittel suchte, die dynamische Elektrizität der Säule den Bedürfnissen des Menschen und insbesondere der Heilkunst dienstbar zu machen.

Unter den Aerzten, die sie mit glücklichstem Erfolg anwandten, stehen in erster Reihe Halley, Nyssen und Magendie. Indeß war das Verfahren sehr unbequem; die Metalle und Säuren mußten jeden Augenblick in der Säule erneuert, und die Kranken vor den während der Thätigkeit des Apparats sich entbindenden Gasen geschützt werden.

Masson, ein Naturforscher erster Größe, dem man die ersten Beobachtungen über die Natur der Inductionsströme verdankt, ließ einen höchst sinnreichen Apparat bauen, in welchen das, von einer Säule mit

* Nach einem von Dr. Robiquet in der französischen Akademie gehaltenen Vortrage.

steliger Strömung erzeugte, elektrische Fluidum durch einen langen Leitungsdraht ging, der sich um Armaturen von weichem Eisen wand. Ein gläsernes, gezahntes Rad, dessen Lücken von Metallplättchen ausgefüllt waren, diente dazu, den Lauf der Strömung durch die Elektromagnete bald zu unterbrechen, bald wieder herzustellen. Man erhielt durch diese Einrichtung eine Reihe kurzer Strömungen, die unaufhörlich unterbrochen und unaufhörlich erneuert wurden, was vom medizinischen Gesichtspunkte schon sehr wichtig war. Indeß war der Apparat noch zu verwickelt und verschiedene Abänderungen desselben wurden versucht. Wir können uns hier auf die Beschreibung eines solchen verbesserten Apparats der Gebrüder Breton, Verfertiger physikalischer Instrumente, um so eher beschränken, als er, auf den Vorschlag des Professors Subeiran, von der kaiserlichen Akademie der Medizin zuerst günstig aufgenommen, überdies seit lange im Dienste der Hospitäler verwendet wird.*

Denken wir uns eine hufeisenförmig gebogene, stark magnetisirte stählerne Stange, um welche ein langer seidebesponnener Kupferdraht schraubenförmig gewunden ist. Wie schon bemerkt, wird sich, durch die bloße Gegenwart des Magnets innerhalb der Schraube, ein Strom in dem Metalldraht entwickeln. Bringt man nun an die Enden des Magnets eine Armatur von weichem Eisen, so wird dieses durch die bloße Berührung ebenfalls ein Magnet, der, auf den ersten zurückwirkend, einen zweiten Strom in der Schraube erzeugt. Nehmen wir rasch die Armatur weg, so tritt Alles in den frühern Zustand zurück und die Intensität der Strömung hat sich geändert. Wenn wir nun die Armatur, statt uns die Mühe zu nehmen, sie bald an den Magnet zu bringen, bald sie davon zu entfernen, an eine Kurbel befestigen und ihr eine ununterbrochene Radbewegung geben: so werden wir augenfällig dieselben Ergebnisse, nur noch mit größerer Schnelligkeit erzielen. Eben in dieser Art nun sind die zwei Hauptstücke des elektrisch-medizinischen Apparats der Gebrüder Breton's eingerichtet; dann können noch mehrere Nebenstücke angebracht werden, die die Bestimmung haben, die Intensität der Ströme bald zu verstärken, bald zu mildern; ferner Leiter mit isolirenden Armen, deren verschiedene Formen den Arzt in den Stand setzen, mit der Beibringungsweise der Elektrizität zu wechseln; endlich ein in Grade eingetheilter Kreis, der das Maß der Energie angiebt, mit welcher das entwickelte elektrische Fluidum auf den Kranken gewirkt hat.

Nicht nur ist dieser Apparat sehr leicht zu handhaben, sondern die durch ihn erzeugten Ströme, eben weil es Inductionsströme sind, haben eine ganz eigenthümliche physiologische Wirkung. In der That haben die Inductionsströme, obgleich von großer Energie, nur eine sehr schwache chemische Wirkung und können demnach das Fluidum des thierischen Organismus nicht ersetzen.

Aus den Arbeiten der Doktoren Duchêne und Beulé geht hervor, daß man zwischen den von den Physiologen beschriebenen Inductionsströmen eine große Auswahl hat. Mancher Strom erregt die Hautempfindlichkeit lebhaft, ohne auf die Muskeln zu wirken; mancher dagegen erzeugt heftige Muskel-Contractionen, ohne die Haut sehr zu berühren.

Im Allgemeinen wird man gut thun, mit einem schwachen Strom anzufangen, dann die Intensität allgemach zu steigern, und wenn der Kranke schon 20 bis 30 Schläge ausgehalten hat, ihm einige Minuten Erholung zu gönnen. Mit ganz besonderer Vorsicht wird man zu verfahren haben, wenn die Elektrizität auf die Netzhaut wirken soll und in diesem Einzelfall darf man niemals die Inductions-Elektrizität gegen den gewöhnlichen Strom der Säule vertauschen, die sehr bedenkliche Zufälle verursachen würde. Für jedes Organ, für jedes kleine Muskel- oder Nervensystem ist eine eigne Art Strom zu finden; das nennt man: die Elektrizität lokalisiren (der Oertlichkeit anpassen). Die bereits gewonnenen Ergebnisse der lokalisirten Inductionsströme sind sehr befriedigend; hoffen wir aus den Bestrebungen der gelehrten Aerzte, die sich dieser Spezialität gewidmet, die Anwendung der Elektrizität auf die Heilkunde eine wahre Wohlthat für die Menschheit reifen zu sehen.**

* Auch die Herren Siemens und Halske in Berlin verfertigen, nach der von Prof. Dubois-Raymond angegebenen Construction solche Apparate, die von wissenschaftlichen, deutschen Aerzten mit dem günstigsten Erfolge angewandt werden. D. R.

** Wenn unsere französische Quelle einer deutschen Autorität auf diesem Gebiete, des Prof. Dr Dubois-Raymond in Berlin, keine Erwähnung thut; so liegt dies eben an der Ignoranz der meisten Franzosen in Bezug auf das, was das Ausland selbst auf den wissenschaftlichen Gebieten leistet, mit welchen sie sich speziell beschäftigen. Von deutschen Aerzten, welche die Elektrizität als Heilkraft mit Geist und Erfolg anwenden, sind ebenfalls in Berlin die Herren Professor Dr. Remak und Dr. Moritz Meyer zu nennen. D. R.

England.

Englische Preßfreiheit und deren Märtyrer.

Der Mensch will immer etwas Neues wissen. Selbst die Wilden haben ihre Zeitungen oder „Neuigkeits-Papiere," wie's die Engländer nennen. Dort hat ein rothhäutiger Held, genannt die „große Schildkröte", einen Kanoe voll Fische heimgebracht. Das muß der ganze Stamm wissen, und lebendige Neuigkeitsboten fliegen umher, das Ereigniß zu verkündigen. Weißt du, wie viel Kopfhäute „der dicke Buffalo" abgeschnitten? Der es weiß, läuft meilenweit zu denen, die's nicht wissen und macht sie glücklich durch Verkündigung der neuesten Nachrichten, wobei es natürlich auch nicht an „Enten" und „Sicherem Vernehmen nach" fehlen darf. Es war immer so. Schon um die Tatzen der ältesten Sphinxe versammelten sich lebendige Zeitungen und Neuigkeitssüchtige, die Maul und Nase aufsperrten über die Kunde von fernen pharaonischen Siegen oder Niederlagen, von den Hyksos, den Kindern Israel, dem Minister Joseph u. s. w. Die Griechen waren zum Sprüchwort geworden wegen ihrer Neuigkeitensucht und ihrer Zeitungsmacherei auf öffentlichen Märkten und neben den Tempelmauern. Die Hauptzeitung wurde auf dem Fischmarkte gemacht und verbreitet. Eine Glocke verkündete jedesmal den Beginn der Neuigkeits-Vertheilung. Die Athener waren die größten Virtuosen, aber auch Lacedämon liebte sein lakonisches Geschwätz, selbst das fette, dumme Böotien und das simple glückliche Arcadien waren tüchtige Neuigkeitskrämer.

„Was giebt es Neues?" Das war, so lange die Welt steht, die erste Frage nach dem Gruße. Und wer weit aus der Fremde, von Potsdam in Berlin, ankam, galt so lange für einen Schatz, bis er ausgebeutelt war.

Als es noch keine Posten, noch keine Chausséen, geschweige Buchdruckerkunst und Neuigkeitsblätter gab, hatte es ganz unerhörte Schwierigkeiten, Neuigkeiten, Nachrichten, Gesetze und Kabinetsordres zu verbreiten. Man hielt oft spezielle Staatsboten und Herolde, welche wichtige oder dem Feinde gefährliche Botschaften in Sätteln, Schuhsohlen u. s. w. verbargen, durch mannigfaltige Lebensgefahren und Abenteuer an Ort und Stelle trugen.

Es giebt im Museum und Tower zu London noch solche Botschaften und Briefe, welche dem Träger, der Blutspuren auf ihnen zurückließ, das Leben kosteten und das Schicksal von Dynastieen entschieden.

Eine Zeit lang versuchte man's mit feurigen Kreuzen und Hieroglyphen von Thürmen und Höhen, woraus später die telegraphischen Zappelmänner wurden, die ihre vielen Arme auf Hausdächern seltsam verrenkten: Einer nach dem Andern, in langsamer Bedächtigkeit von Stadt zu Stadt, gespenstische, fleischlose, verzweiflungsvoll und mysteriös in die Ferne winkende Riesen. Allerdings hatten wir damals auch schon Posten und Zeitungen, aber selbst Chausséen und Eisenbahnen genügten nicht mehr, die ewige Frage, den nie zu stillenden Hunger der Menschheit nach Neuigkeiten zu befriedigen. Erst der elektrische Telegraph wird's mit der Zeit thun. Vielleicht wären wir schon auf dem besten Wege, die Menschheit rund um die Erde durch die Boten des Blitzes zu verbinden, wenn der ekelhafteste und schmachvollste aller Kriege nicht wie eine Pestbeule am europäischen Staatskörper ausgebrochen wäre, der alle gesunden Kultursäfte des Jahrhunderts in sein mörderisches Gift zu verwandeln droht.

Das Neuigkeits-Bedürfniß der Menschheit führte zu einer förmlichen Industrie, der Presse, der Neuigkeitskrämerei, dem geschäftlichen Handel mit Nachrichten und Meinungen darüber.

Die Presse ist in dem einzigen Lande, wo sie wirklich frei ist, neben den gigantischsten Fabriken eine der großartigsten Industrieen geworden, im Lande der „Times," der sechsten Großmacht. Sie ist nur just jetzt schmachvoll geschlagen worden und hat den Respekt verloren, da gegen ihre Stimme der ekelhafteste aller Kriege ausbrach. Dies ist nicht Schuld der Presse an sich, sondern, weil die sechste Großmacht die Palmerstons, Malmesburys u. s. w. unterstützte, um die jetzigen Großmächte des Krieges über alle menschliche und vernünftige Rücksicht hinaus groß zu ziehen. Ohne Palmerston's und der Times jahrelange Verhöhnung der Rechte Europa's zu Gunsten eines gemüthlosen Abenteurers hätte es niemals zu dieser Schande des Jahrhunderts kommen können.

Aber Summa Summarum ist die Presse in der ganzen civilisirten Welt eine Großmacht geworden, vor der sich die Mächtigen der Staaten desto mehr fürchten, je absoluter sie herrschen. Selbst wo die Presse durch Kerker und Ketten und furchtbare Gesetze machtlos danieder liegt, beweist die scharfe Wache und Censur über die gebundene, geblendete und geschorene noch die Furcht vor dem Riesen Simson. Welch' furchtbare Kämpfe, Martern und Märtyrer hat es gekostet, ehe in England die

Presse ihre beneidete, aber noch nicht gesicherte Freiheit errang! Diejenigen, welche um Gedanken- und Preßfreiheit jammern und damit verlangen, daß man sie ihnen gefälligst von Oben her schenken sollte, werden in einem Rückblick auf den blutigen Preßfreiheitskrieg in England wenigstens inne werden, daß das große Gut entsetzlich theuer bezahlt ward.

Die erste Zeitung, die in London gedruckt erschien, war die ärmliche, mit Spott und Hohn begrüßte „Weekly Newes," vom Capitain Nathaniel Butler, im Jahre 1622. „Als die Herrlichkeit Jacob's I. zu Ende ging," sagt Knight Hunt in seiner Geschichte der englischen Presse, „als Ben Johnson als poeta laureatus gefeiert und Shakspeare von seinen Freunden am frischen Grabe beweint ward, Cromwell noch Bier braute zu Huntingdon und Hampden, der erste Steuerverweigerer und Vater der großen englischen Revolution, noch in Buckinghamshire pflügte, als Milton im sechszehnten Jahre zuerst lateinische Verse zu machen suchte, da kam Butler zuerst auf den Gedanken, regelmäßig jede Woche ein Blatt voller Neuigkeiten herauszugeben: The Weekly Newes."

Es war die erste Zeitung. Die Römer hatten zwar schon „Acta Diurna" gehabt, in Venedig waren zuweilen Gazetta's gedruckt worden, auch England hatte bereits einzelne, unregelmäßige Neuigkeits-Bogen und Broschüren gekauft, aber die Weekly Newes waren die ersten wirklichen Versuche und Thatsachen einer regelmäßig erscheinenden Zeitung, des gewerblichen Handels mit Neuigkeiten. In Frankreich war Theophrastus Renaudot mit derselben Idee etwas früher gekommen. Wer in Deutschland die erste Zeitung druckte, weiß ich nicht. Giebt es schon eine Geschichte der deutschen periodischen Presse?*

Butler kam einem „tiefgefühlten Bedürfnisse" entgegen, aber er wurde verhöhnt und verspottet, selbst von Ben Jonson, eben weil er mit einer neuen Idee, mit einer noch nicht dagewesenen Erfindung auftrat. Die Menschen haben's immer, oft viel schlimmer mit ersten Ideen, Erfindungen und Entdeckungen so getrieben. Nirgends wurde das erste Dampfschiff so grimmig verhöhnt und verspottet, als in dem Lande der Dampfschiffe, England.

Butler's Idee, wöchentlich in einem armseligen Halbbogen in Quart, wie ein Marktflecken-Amtsblatt auftretend, wuchs, verbreitete und befestigte sich. Durch die Revolution wurde die Presse groß und frei. Noch jetzt staunen wir über die Broschüren-Bibliothek der Cromwell'schen Zeit, aufgestapelt und separirt im Britischen Museum.

Aber unter Heinrich VIII. und besonders Elisabeth begann und erblühte das Märtyrerthum. Letztere duldete blos eine konzessionirte, für Cambridge, Oxford und London monopolisirte Presse, welche sich auf Lobesqualm für die jungfräuliche Königin, Hochkirchen-Dogmatik, schmutzige Gedichte und obscure Possenspiele beschränken mußte. Papistische Ideen oder puritanische Wünsche durften nicht laut, geschweige gedruckt werden. Dies führte natürlich, wie immer und seither unter ähnlichen Restrictionen, zur Winkel- und verbotenen Presse. Als Elisabeth davon hörte, befahl sie, daß solche gedruckte Sachen confiscirt und verbrannt, Verfasser, Drucker und Käufer verfolgt und bestraft werden sollten. Einer der ersten Preßverbrecher, Knightley, wurde wegen puritanischer Neigungen und Drucksachen vor die Sternkammer gefordert, schwer in Geld bestraft und tüchtig herunter gemacht. Dies sieht sehr generös aus, wenn man ihn mit späteren Märtyrern vergleicht. Coleman, Secretair des Herzogs von York, wurde wegen verschiedener aufrührerischer „Circular News Letters" vom Herzog entlassen, von der Herzogin aber als ihr Spezial-Secretair angenommen, welche ihm versicherte, daß ihn seine Königlichen und mächtigen Patrone nicht verlassen würden. So fuhr er fort, papistisch zu schreiben, bis er gefaßt, gefangen und in Tyburn gehangen ward.

Nächstdem kam Dr. Alexander Leighton, der Puritaner, „von kurzer Statur und mit hoher Stirn" vor die Sternkammer, angeklagt in seinem Werke „Appeal to Parliament against Prelacy" (1630) englische Bischöfe, „antichristlich, satanisch," Prälaten „Männer des Blutes" und Geistliche „Raben und Elstern" genannt zu haben. Er wurde verurtheilt zu lebenslänglichem Gefängniß, 10,000 Pfund Geldstrafe, Amtsentsetzung, Pranger, Abschneidung der Nase und Ohrlappen und Brandmarkung auf die Backen. Gebrannt und verunstaltet lag er im Fleetgefängnisse, entkam aber mit Hülfe des Gefängnißwärters, ward jedoch wieder gefangen und eilf Jahre in dem scheußlichen Fleet-Kerker gequält. Im Jahre 1641 beschloß das Unterhaus, daß seine Verurtheilung „ungesetzlich" gewesen und er entschädigt werden müsse. Die eilf Jahre Leben, die Nase und die Ohren konnte man ihm nicht ersetzen.

---

* Robert Prutz hat einen glücklichen Versuch als Geschichtschreiber der deutschen Journalistik gemacht — einen Versuch, der einer vollendeten Ausführung von derselben Hand wohl werth sein würde. D. R.

Prynne wurde wegen seines Buches: „Histriomastix, or a Scourge for the Stage-players" und wegen Beleidigung der Königin Elisabeth (die sich für beleidigt hielt, weil sie an einem Hofmaskenballe Theil genommen, während die „Geißel gegen die Schauspieler" gedruckt ward) von der Sternkammer zum Pranger, Verlust der Ohren, 5000 Pfund Geldstrafe und lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Sein Buch wurde vom Henker verbrannt, Verleger und Verbreiter ebenfalls zum Pranger und Geldstrafen verurtheilt. Einige Jahre später (1637) stand Prynne mit Bastwick und Burton wieder vor der Sternkammer in Westminster. Alle Drei waren aufrührerischer Bücher „gegen die Hierarchie" angeklagt. Ihr Urtheil lautete: Abschneiden der Ohren im Palast-Hofe zu Westminster, lebenslängliches Gefängniß (Prynne mußte also gesetzlich vier Ohren und zwei Leben haben) in drei entfernten Gefängnissen des Königreichs, 5000 Pfund Geldstrafe für Jeden. Außerdem für Prynne: Brandmarkung auf die Backe mit den Buchstaben S. L. (seditious libeller; aufrührerischer Pasquillant). Als er am Pranger stand, wurden seine Werke so dicht neben ihm verbrannt, daß er erstickend im Rauche ohnmächtig ward und eine Zeitlang vom Schandpfahle heruntergenommen werden mußte. Alle Drei litten übrigens als Männer und Märtyrer für die Sache der Wahrheit und endlich errungenen Freiheit, daß die Leute glaubten, sie seien mit besonderer göttlicher Kraft ausgestattet worden, so daß ihre Schmach zum Triumphe, ihre Brandmale zu Heiligenglorien wurden.

Später, in demselben Jahre 1637, wurden John Wharton, 30 Jahr, und John Lilburne, 20 Jahr alt, wegen Einführung und Verbreitung von Büchern aus Holland zu je 500 Pfund, dem Schandpfahle und der letztere außerdem zu Gefängniß verurtheilt. Lilburne, jung und stark, ward, statt des Gefängnisses, zu Spießruthen durch zwei lange Straßen Londons verdammt. Das heißt, er ward fortwährend gepeitscht. Aus vielen Wunden blutend und unter anhaltenden Peitschenhieben ließ er nicht ab, auf dem ganzen Wege enthusiastisch zum Volke zu reden. Vom Schandpfahle donnerte er in fanatischer Beredtsamkeit gegen die Bischöfe und die englische Hochkirche, worüber das dichtgedrängte Volk jauchzte und jubelte. Die Sternkammer, von diesem Triumphe des Märtyrers benachrichtigt, schickte einen Boten mit dem Befehle, daß er schweigen solle. Aber der noch knabenhafte Held schrie: „Ich will sprechen und meine Sache vertheidigen und sollt' ich unmittelbar hier gehängt werden." Jetzt schickte die Sternkammer Knebel, womit sie ihm thatsächlich den Mund stopfen und die Zunge festrammeln ließ. Er lag zwei Jahre, von Eisen geknebelt, im Gefängnisse, bis er heimlich von Freunden und Mitgefangenen befreit ward. Letztere hatten ihn durch Spenden von ihren kärglichen Mahlzeiten vor dem langsamen Hungertode, zu welchem er heimlich verurtheilt war, bis dahin am Leben erhalten. Befreit, trat er noch kühner auf und klagte Ireton und Cromwell des Hochverraths an. Darüber vernommen, vertheidigte er sich mit solcher Kraft, daß man ihn freisprach. Er starb schon 1657.

Prynne, Burton und Bastwick wurden vom langen Parlamente (1641), welches die Sternkammer abschaffte, in Freiheit gesetzt. Karl II. machte Prynne zu seinem Akten-Bewahrer und patronisirte ihn außerdem, vielleicht um ihn unschädlich zu machen. Gunst, Amt und Stellen haben fast stets mehr gegen die Gefahren der Preßfreiheit ausgerichtet, als abgeschnittene Ohren. Das lange Parlament und die „Commonwealth" riefen eine ganz beispiellose literarische Thätigkeit durch Freiheit hervor. Von 1640 bis 1660, dem Jahre der Restauration, waren 30,000 Zeitungen, Journale und Broschüren erschienen. Ein Mr. Thomassen sammelte Alles, was während dieser freien Periode erschienen war. Die Sammlung hatte manche Schicksale, bis sie in die Hände Georg's III. und von da in's Britische Museum kam, wo sie noch jetzt einen der interessantesten Theile der riesigen Bibliothek bildet. Mit Karl II. kam das Concessionswesen wieder, und an die Stelle der Sternkammer trat Old Bailey. Der Concessioneur und Censor l'Estrange, informirt, daß ein gewisser Twyn ungesetzlich drucke und publicire, schickte eines Nachts 1663 in die Wohnung des Denunzirten und fand ihn bei der Arbeit ungesetzlichen Druckes. Unter dem Oberrichter von Old Bailey, Hyde, ward er nach einem barschen und raschen Verhör wegen ungesetzlichen Druckens zu folgender Strafe verurtheilt:

Schleifung auf einer Kuhhaut nach dem Richtplatze Tyburn, um dort gehängt zu werden, aber nicht, wie jetzt „until dead," sondern um noch lebend wieder abgeschnitten zu werden, zu folgender Maßregel gegen die schlechte Presse. Der Bauch ward ihm aufgeschnitten, die Eingeweide wurden herausgenommen und verbrannt vor seinen Augen. Hierauf wurde er, noch zuckend, enthauptet und dann geviertheilt. So bestrafte man in England vor noch nicht 200 Jahren den ungesetzlichen Drucker eines schlechten d. h. demokratischen Buches.

Old Bailey war ein „würdiger" Nachfolger der alten furchtbaren Sternkammer. Lord Hyde, dem zu Ehren der „Hyde-Park" getauft ward, suchte noch ein anderes Opfer zu einem „Beispiele" zu machen. Ein gewisser Keach, zum Drucken concessionirt, hatte ein Buch gedruckt, worin behauptet ward, daß auch ein Laie das Evangelium predigen könne. Wegen dieser Doktrin wurde er zum Pranger, einer schweren Geldstrafe und Gefängniß verurtheilt, da Tod und Todesmarter durch Intervention ihm geschenkt wurden.

Dem Ungeheuer Hyde folgte Jeffreys. Er ließ selbst von Geschwornen freigesprochene Preßangeklagte im Gefängnisse, bis sie Geld zahlten oder Anderen Platz machten, gegen welche Etwas ermittelt worden war. Richard Baxter, der Geistliche Samuel Johnson u. s. w. wurden ihrer Aemter entsetzt, degradirt, auf den Schandpfahl gebunden, schwer an Geld bestraft und bis auf's Blut gepeitscht, weil sie Worte geschrieben, die jetzt als zu matt und trivial in dem wohlwollendsten Leitartikel kaum eine Stelle finden würden. Der blutige, oft brutale Kampf gegen die Presse dauerte fort bis zur Königin Anna, welche menschlichere Bedrückungen einführte: Zeitungsstempel, Abgabe auf Anzeigen (beide erst vor drei Jahren abgeschafft) doch ließ sie es auch nicht an Verfolgungen fehlen. Tutschin, Dehar, Dr. Sacheverell und unzählige Andere wurden wegen Veröffentlichung unbeliebter Gedanken hart bestraft. Steele wurde sogar aus dem Unterhause relegirt, blos „weil er ein beliebter Whigistischer Zeitungsschreiber" war. John Matthews wurde in seinem neunzehnten Jahre als Verfasser einer Brochüre zu Gunsten allgemeinen, nicht feudalen Erbrechts, in Tyburn gehängt. So ging's fort mit Gefängniß, Geldstrafe, Schandpfahl und Galgen, bis nach dem Ableben der beiden hannöverschen Regenten Wilkes als der tapfere Ritter der freien Presse auftrat. Er wurde oft als Preßverbrecher bestraft, aber ging siegreich daraus hervor. Noch bedurfte es freilich mancher Hunderte von Märtyrern, unter denen nur Paine, John und Leigh Hunt, Shelley, Home und einige Andere als Repräsentanten genannt zu werden pflegen.

Jetzt ist das Grobe des Kampfes durch Sitte und Gewohnheit überwunden, aber immer noch nicht auf gesetzlicher und verfassungsmäßiger Grundlage. Die Sache ist nur, daß die regierenden Klassen die quantitativ unbesiegbare Tagespresse nicht mehr peitschen, pfählen und an den Galgen hängen, sondern sie auf eine Weise beeinflussen, gegen welche die kontinentalen Maßregeln wie naive Kinderstreiche erscheinen. Es giebt Summa Summarum keine freiere, aber auch keine servilere Presse, als die englische. Wer die Times (die eigentliche Macht) genauer studirt hat, weiß, daß sie trotz der donnerndsten Opposition in Leitartikeln zu gewissen Zeiten, doch immer wieder zu rechter (von Oben her angezeigter) Zeit einlenkt, um Alles zu beschönigen, was die englische Diplomatie Dummes und Verbrecherisches gegen fremde Länder und das eigene verübt hat, thut oder beabsichtigt. Sie hat Napoleon in den Schmutz getreten, aber hernach zärtlicher und begeisterter weiß gewaschen, vergöttert und angebetet, als selbst Palmerston. Die englische Presse hat den grandiosesten Heldenkampf für ihre Freiheit hinter sich. Die Märtyrer haben ihre industrielle Blüthe und moralische Verworfenheit in der Times, der Großmacht, nicht zu verantworten.

London. H. B.

Lewes über den deutschen Idealismus.

In seinem Werke: „Goethe's Leben und Schriften" (Buch 3, Abschnitt 6) urtheilt Herr G. H. Lewes auf das Allerkürzeste über deutsche Literatur ab. Er gesteht freilich selbst die Mangelhaftigkeit eines solchen Urtheils zu, indem er sagt: „Wie das Land, so die Literatur: eine ungeheure verschiedenartige Masse, die sich nicht leicht auf eine einzige Formel zurückführen läßt. Aus so vielen verschiedenartigen Zügen einen bedeutendsten auszuwählen und zu behaupten: das sei der Geist der deutschen Literatur, muß unter solchen Umständen immer etwas Willkürliches haben und jede Wahl wird gewiß zahlreichen Ausstellungen begegnen." Aber ungeachtet dieses Zugeständnisses, stellt er sein Urtheil doch als ein festes abgeschlossenes hin: „der durchgehende Charakterzug, den man den Geist der deutschen Literatur nennen kann, ist der Idealismus." Diese Ansicht will er im Folgenden durchführen. Wie gewagt, unvollständig und mangelhaft ein solches Urtheil ist, hat uns ja Herr L. selbst von vorn herein zugegeben; wiewol wir auf der andern Seite zugestehen müssen, daß der obige Ausspruch auch sein Richtiges hat. Doch sehen wir zu, wie Herr L. seinen Beweis führt.

Im Anfange giebt er uns eine confuse Definition vom Idealismus. Unter Idealismus versteht er, „was auch oft Spiritualismus und Mystizismus genannt wird." Dies sind aber drei so verschiedene Begriffe, daß sie unmöglich miteinander verwechselt werden dürfen. Genauer bestimmt er seinen Idealismus als „die Richtung des Geistes, in der Natur eine tiefere und höhere Bedeutung zu sehen, als sie auf der Oberfläche trägt." Jedoch die Richtung des Geistes, in der Natur keine tiefere und höhere Bedeutung zu sehen, als sie auf der Oberfläche trägt, könnte man etwa Oberflächlichkeit nennen. Was aber nicht Oberflächlichkeit ist, braucht deshalb selbstverständlich noch lange kein Idealismus zu sein. Idealismus und Oberflächlichkeit sind disparate Begriffe. Ferner wird der Idealismus bezeichnet als „die Richtung; Stoff und Form, als bloßen Leib des Geistes, als die rohe Schriftsprache seiner Offenbarung, gering zu achten." Und endlich als „eine Richtung, die auch mit dem Worte subjectiv bezeichnet wird." Hier nun verwechselt Herr L. den Idealismus mit dem Subjectivismus.

In der folgenden Darstellung vermischt Herr L. auf eine eigenthümliche Weise echt deutsches und spezifisch christliches Element. Er will uns den Gegensatz der christlichen Richtung, die, wie er sagt, wesentlich deutsch ist, zu der griechischen Vorstellung darthun und stellt deshalb die Sage vom Tannhäuser und die Geschichte von der Hetäre Phryne und Hyperides neben einander. Jedoch die Sage vom Tannhäuser ist weder echt deutsch, noch echt römisch oder griechisch, noch echt christlich, oder vielmehr richtiger gesagt, sie ist dies Alles zusammen; die genannten drei Elemente greifen in dieser Sage auf das Wunderbarste ineinander. Aus diesem einen Beispiel nun folgert Herr L.: „das andere (das deutsche) Volk betrachtet die Schönheit als einen verwünschten Zauber, als ein listiges Werkzeug des Teufels." Hier müßte doch wenigstens statt des Ausdruckes „das andere Volk" stehen, „die christliche Auffassungsweise," denn er hebt gerade das christliche Element in der Sage hervor.

Herr L. sagt: „Wo die thätige Phantasie der Griechen Wälder, Flüsse, Thäler und Felsen mit Hamadryaden und Najaden bevölkerte, Gottheiten, die ein freies, göttergleiches Leben führten," und fährt fort: „da sah die christliche Vorstellungsweise zwar auch überirdische Mächte, aber Mächte der Finsterniß, Werkzeuge des Satans, durch die er die Menschheit versuchte und ängstigte." Ich würde jedoch vorschlagen, fortzufahren: da bevölkerte auch die thätige Phantasie der Deutschen Felder und Wälder, Flüsse und Thäler, Felsen und Berge mit Gottheiten, die freilich nicht Hamadryaden und Najaden hießen, sondern eben nationale, echt deutsche Gottheiten waren und echt deutsche Namen führten; als jedoch unter den Deutschen das Christenthum anfing Wurzeln zu schlagen, da wurde die Sache allerdings anders.

„Die ersten Boten des Christenthums in Deutschland fanden dort eine Mythologie, die sie nicht für eine Götterlehre, sondern für eine Teufelslehre erklärten." Freilich thaten sie das, aber sie thaten es blos in ihrem und ihrer neuen Lehre Interesse, und wir wissen ja genugsam, wie viel oder vielmehr wie wenig wir von den Erzählungen der ersten christlichen Berichterstatter über den deutschen heidnischen Glauben zu halten haben, wir wissen ja, wie sie die christliche Lehre auch auf Kosten des alten heidnischen Glaubens erhoben und wie sie doch aus diesem letztern, so viel sich dies nur irgend thun ließ, in die erstere hinüberzogen. — So muß nothwendiger Weise verlangt werden, daß bei der Betrachtung jener Zeit und jener Verhältnisse, wie auch überhaupt, nationales deutsches Element vom christlichen Elemente so streng als möglich gesondert und so weit als möglich auseinander gehalten werde.

Herr L. ging also von den Deutschen aus, gerieth durch Verwechselung fremdartiger Elemente auf das Christenthum und kommt nun von diesem auf die beiden Italiäner Giotto und Perugino, — und das Alles, um zu zeigen, daß „der durchgehende Charakterzug, den man den Geist der deutschen Literatur" nennen kann, der Idealismus sei. Da er aber vom Christenthum statt von den Deutschen gesprochen hat, so hat er für seine Beweisführung bis jetzt noch nichts gewonnen. Doch sehen wir weiter zu.

Im Folgenden zeigt Herr L. nun, „wie die Formen der Poesie in Deutschland dem realistischeren Süden entlehnt" wurden, „wie sich bei den Minnesängern auch im Inhalt das steigende Uebergewicht des weltlichen, realistischen Sinnes über den Geist christlicher Beschaulichkeit" offenbart. „Nirgends," heißt es weiter, „offenbart sich dieser Realismus deutlicher, als in dem Nibelungenliede." — „In der Reformationszeit treten wieder das realistische, klassisch-heidnische Element, wie es in der Renaissance zur Geltung kam, und das idealistische der deutsch-religiösen Bewegung einander scharf entgegen. Der Protestantismus verbannte alle die schönen Formen der katholischen Kunst. Für die Literatur ist die auf die Reformation folgende Zeit die ödeste und trockenste." In Bezug auf das achtzehnte Jahrhundert sagt Herr L., daß „ein neuer Geist, ein nationaler und protestantischer Geist" erwachte. Und er setzt hinzu: „Der

Protestantismus des achtzehnten Jahrhunderts war negativ gegen die Autorität und positiv für die Natur." Nennt Herr L. das den „nationalen protestantischen Geist?!"

„Mit Klopstock," sagt er, „gelangte der Idealismus wieder (?) zu siegreicher Herrschaft." Doch sogleich heißt es wieder: „Aber er war zu sehr Dichter, um nicht einen starken Beisatz von Realismus, und zu sehr Deutscher, um nicht eine große Neigung zur Nachahmung zu haben." — Wieland wird kurzweg genannt „der Vertreter des deutschen Realismus (?!)." — Von Lessing heißt es: „Ein Wunder (?) fast steht er in seiner Nation, ohne Idealismus," und „auf religiösem Gebiet ist Lessing der wahre Nachfolger Luther's." „Herder knüpft unmittelbar an Lessing an: seine revolutionaire Arbeit nahm er auf, half seine Ideen verbreiten." „Goethe war von Natur ein Realist; sein Verhältniß zu dem Idealismus muß daher immer ein unsicheres gewesen sein." Von Schiller allein heißt es, er könne „als Vertreter des Idealismus gelten."

Ich habe absichtlich alle diese Stellen neben einander gestellt, um zu zeigen, wohin wir jetzt mit Herrn L. gekommen sind. Verwundert fragen wir nun: Was wollte er durchführen? Antwort: der „durchgehende Charakterzug, den man den Geist der deutschen Literatur nennen kann, ist der Idealismus." Aber auf die Frage: Was hat er uns gezeigt? müssen wir antworten: Beinahe alle Vertreter der geistigen Höhe der Deutschen, ja sogar alle (außer Schiller) mehr oder weniger hat er zu Realisten gestempelt. — Doch wo bleibt denn seine Behauptung, wo bleibt der deutsche Idealismus?

So glaube ich denn dargethan zu haben, daß Herr L. bei seiner Durchführung der oben genannten Behauptung gerade auf das Gegentheil dessen gerathen ist, quod erat demonstrandum. K. A.

Nord-Amerika.

Aus einem amerikanischen Skizzenbuch.*

I.

Dürfen Frauen das ABC lernen?

Paris lächelte eine Stunde lang oder zwei, als im Jahre 1801, mitten unter den mächtigen Projekten Napoleon's für Umgestaltung der Religion und Verfassung seines Reiches, ein „Gesetz-Entwurf, betreffend das ABC der Frauen," von dem Satyriker Sylvain Maréchal erschien. Kühn, sarkastisch und gelehrt, hat diese kleine Abhandlung noch so viel von ihrer beißenden Schärfe behalten, daß wir uns kaum über die ehrliche Einfalt der Freundin und Biographin des Verfassers, Madame Dufour, wundern dürfen, welche erklärte, dieser müsse halb verrückt sein und durch eine Widerlegung sich selbst so erwies. Sein „Entwurf" besteht aus 82 Paragraphen, die durch 113 gewichtige Gründe unterstützt werden. Er durchforscht die Geschichte, um zu zeigen, welche schreckliche Resultate das Kosten vom Baum der Erkenntniß gehabt; er führt die Encyklopädie an, zum Beweise, daß die Frau, die nicht zu den Analphabeten gehört, schon einen Theil ihrer Unschuld verloren habe; er citirt Molière, welcher meint, daß, wenn irgend ein weibliches Wesen Etwas der Art gelernt habe, es wo möglich Unwissenheit affektiren müsse; er behauptet, daß Wissen Männer selten anziehend mache, Frauen niemals; er versichert, daß Frauen nicht nöthig haben, Ovid's „Kunst der Liebe" zu lesen, da sie sie ohnehin kennen; er bemerkt, daß drei Viertheile aller weiblichen Schriftsteller nicht besser sind, als sie sein sollen; daß Madame Guion viel nützlicher gewesen sein würde, wäre sie blos hübsch und unwissend gewesen, wie die Natur sie gemacht hatte, — daß Ruth und Naemi nicht lesen konnten, und Boas wahrscheinlich nie in die Familie geheiratet haben würde, hätten sie jene Fertigkeit besessen, — daß weder die spartanischen Weiber das Alphabet kannten, noch die Amazonen, noch Penelope oder Andromache, noch Lucretia, noch Johanna d'Arc, noch Petrarca's Laura, noch die Tochter Karl's des Großen, noch die dreihundertfünfundsechzig Weiber Mohamed's; — aber daß Sappho und Frau von Maintenon zu gut lesen konnten; daß der Fall der heil. Brigitta, die der Welt zwölf Kinder und zwölf Bücher schenkte, ein beispielloser Ausnahmefall war. — Wir räumen ein, daß der beredte Franzose die Wurzel des Gegenstandes berührt hat. Dürfen Frauen das ABC lernen? Das ist der Schwerpunkt der ganzen Frage. Gebt ihr diese kleine Stütze, und Archimedes wird die Welt umdrehen, ehe sie fertig ist; es wird eine bloße Zeitfrage. Hier muß Widerstand geleistet werden, oder nirgends. Obsta principiis. Die Frau muß untergeordnet sein oder gleich stehen; da giebt es keinen Mittelweg. Wie, wenn demnach das chinesische Sprüchwort der Gipfelpunkt aller Weisheit würde: Für Männer ist Tugend ausüben Wissen, für Frauen ist dem Wissen Entsagen Tugend.

Die Begebenheiten schreiten langsam, nach den Gesetzen der Schwerkraft vorwärts. Sicherlich waren seit der Blüthezeit China's bis vor zwölf Jahren nur wenig Veränderungen in der gesetzlichen Stellung der Frauen eingetreten. Rechtsgelehrte sagen, daß die fundamentale Theorie über diesen Punkt im englischen und orientalischen Gesetz dieselbe ist: Mann und Weib sind Eines, und dies Eine ist der Mann. Es ist die älteste Rechtstradition. Wenn Blackstone erklärt, daß „das eigentliche Sein und die Existenz der Frau in der Ehe aufhört," und der Amerikaner Kent einstimmt, daß „sie ihre legale Existenz und Autorität gewissermaßen einbüßte," — wenn Petersdorff behauptet, daß „dem Ehemann das Recht körperlicher Züchtigung zusteht, wenn er sie für nothwendig erachtet," und Bacon sagt, daß „der Ehemann durch das Gesetz Macht und Herrschaft über seine Frau hat und sie mit Gewalt innerhalb der Gränzen ihrer Pflicht halten und sie schlagen kann, aber nicht auf heftige oder grausame Weise," — wenn Justice Coleridge ausspricht, daß „der Ehemann in gewissen Fällen das Recht habe, seine Frau in seiner Behausung einzuschließen und sie auf unbestimmte Zeit der Freiheit zu berauben," und Baron Alderson alles zusammenfaßt in dem Satz: das Weib ist blos die Dienerin ihres Gatten — so bestätigen diese Autoritäten blos das Dogma des über 4000 Jahre alten chinesischen Codex: „Ein Mann muß seine Frau so in Unterwürfigkeit erhalten, daß sie nie Herrin ihrer Handlungen sei. Wenn die Frau ihren eignen freien Willen hat, so wird sie, wenn sie auch zu den Klügeren gehört, unrichtig handeln."

Indeß beginnt bei diesen unveränderlichen Institutionen ein seit Jahrhunderten fühlbarer Gegendruck zu reagiren und droht, sie alle über den Haufen zu werfen. In der alten Welt (selbst in England) wo die meisten Frauen das ABC noch nicht überwunden haben und ihren eignen Namen nicht in's Kirchenbuch eintragen können, ist die Wirkung noch nicht ersichtlich. Aber in Amerika sind die großen Veränderungen der letzten zwölf Jahre schon Gegenstand der Geschichte geworden. Kein Trompetenstoß ist gehört, kein Erdbeben gefühlt worden, während ein Staat nach dem andern der Hälfte seiner Bevölkerung gesetzliche Existenz zusicherte. Mit Ausnahme vielleicht von Illinois und New-Jersey hat jeder der Vereinigten Staaten den verheirateten Frauen unter irgend einer Form eigne Verfügung über ihr Vermögen zugestanden: Maine, Massachusetts, Connecticut und Pennsylvanien sind noch weiter gegangen und haben ihnen die Verwaltung ihrer selbst verdienten Gelder völlig und direkt überlassen, während es New-York und andere Staaten nur theilweise oder indirekt gethan haben. Gesetzgebende Ausschüsse in Ohio und Wisconsin haben in gedruckten Akten die Erstreckung des Wahlrechtes auf Frauen anempfohlen. Kentucky (ebenso wie Kanada) hat wirklich in gewissen die Erziehung betreffenden Angelegenheiten das Stimmrecht auf die Frauen ausgedehnt und in Massachusetts hat ein gesetzgebendes Komité dasselbe vorgeschlagen, während im constitutionellen Konvent von Kansas mindestens zwölf Stimmen darauf drangen, es ohne Rückhalt auf Frauen auszudehnen und das Wort männlich aus der Verfassung zu streichen. Gewiß könnte jetzt hier der arme Maréchal ausrufen: die bittern Früchte der Erbsünde kommen zu Tage, und die traurige Frage drängt sich wiederum auf, ob die Frauen jemals das ABC hätten lernen sollen?

Everett befürwortete im vorigen Jahre, vielleicht ohne die nöthige Vorsicht, die Bejahung dieser Frage. Mit gewohnter Beredtsamkeit lenkte er die Aufmerksamkeit Suleiman Bey's auf die gleiche Betheiligung beider Geschlechter am Bostoner öffentlichen Schulunterricht, während er ihm zu sagen unterließ, daß diese Gleichheit noch nicht von sehr lange her datirte. Zweifelsohne würde sich der ausgezeichnete Orientale sehr gefreut haben, zu vernehmen, daß dieser öffentliche Unterricht der Frauen im Alphabet wenig länger als ein halbes Jahrhundert in Boston besteht. Dokumente aus früherer Zeit bekunden, daß zum großen Theil die puritanischen Frauen ihren eignen Namen nicht schreiben konnten, und insbesondere in Boston enthielten vor 150 Jahren die öffentlichen Schulen nur Knaben. Im Jahre 1789 wurde indeß die denkwürdige Entdeckung gemacht, daß die durchschnittliche Schülerzahl vom April bis Oktober blos die Hälfte von der Schülerzahl betrug, die auf den übrigen Theil des Jahres kam. Das war eine augenscheinliche Verschwendung von Geld und Einrichtungen, und es ward deshalb vorgeschlagen, daß jährlich während dieses Zeitraumes weibliche Schülerinnen eingeführt werden sollten. Demgemäß blühten gleich andern Blumen die Schulmädchen nur

---

* „Ought Women to learn the Alphabet?" From the Atlantic Monthly. Boston, 1859.

im Sommer, und dieser Stand der Dinge dauerte nach des Schulsuperintendenten dritten Bericht mit geringen Veränderungen einige 40 Jahre. Erst 1828 wurden alle Unterscheidungen in den Bostoner Kommunalschulen abgeschafft; in den höheren Schulen erhielten sich die letzten Spuren der „guten alten Zeit" weit länger, bis eine falsche Oekonomie die heilsame Lehre Sylvain Maréchal's umstieß und das ABC unter die Frauen gerathen ließ.

Nach den Theologen ist es richtig, daß Eva uns Alle ruinirte, ohne die Buchstaben zu kennen. Doch läßt sich noch etwas zur Vertheidigung dieser ehrwürdigen Aeltermutter anführen. Die Veroneserin Isotta Nogarola, von der 536 gelehrte Briefe durch de Thou erhalten sind, hat einen Dialog verfaßt über die Frage: Ob Adam oder Eva die größere Sünde begangen habe? Aber Ludovico Domenichi behauptet in seinem „Dialog über den Adel der Frauen," daß Eva gar nicht gesündigt hätte, weil sie noch nicht einmal erschaffen war, als Adam verboten wurde, von dem Apfel zu essen. Er sagt schlau: in Adam starb Alles, Niemand starb in Eva. Das läßt sich hören. Sei dem nun wie ihm wolle, Eva's Töchter sind in unseren revolutionairen Tagen in Gefahr, eine ganze Aeendte verbotener Frucht zu verschlingen, wenn nicht Etwas gethan wird, ihnen die Hülfsquellen abzuschneiden.

Es ist ernstlich versichert worden, daß während des letzten halben Jahrhunderts mehr Bücher von und über Frauen geschrieben worden sind, als in allen vorhergehenden ungezählten Zeitaltern. Das mag wahr sein, obgleich, wenn wir die unzähligen Bände Memoiren von Französinnen des 17. und 18. Jahrhunderts bedenken, deren jede die Existenz ihrer eignen zehn Bände mit der Bemerkung rechtfertigt, daß alle ihre Zeitgenossinnen eben so viel geschrieben, wir uns einige Zweifel dagegen zu erheben erlauben. Was aber die Menge allgemeiner Abhandlungen über das weibliche Geschlecht, seine Erziehung, sein Leben, seine Gesundheit, seine Leiden, seine Reize, seine Kleidung, seine Thaten, seine Sphäre, seine Rechte, sein Unrecht, seine Arbeiten, Verdienste, Anmaßungen, Idiosynkrasien betrifft, so kann darüber kein Zweifel aufkommen, und das armseligste dieser Bücher erfreut sich einer solchen öffentlichen Anerkennung, wie sie kein andres Zeitalter sich träumen ließ. Indeß bewahrt die Literaturgeschichte einige Namen von Reformatoren schon vor der Reformation. Da war die Venetianerin, Signora Moderata Fonte, die ein nach ihrem Tode (1592) zu veröffentlichendes Buch schrieb: „Dei Meriti delle Donne." Da war ihre Landsmännin Lucrezia Marinella, die zehn Jahre später in ihre Fußstapfen trat mit der Abhandlung: „La Nobilità e la Eccellenza delle Donne; con Difetti e Mancamenti degli Uomini;" ein viel umfassendes Thema, wahrlich! dann folgte die hochgebildete Anna Maria Schurmann 1645 mit ihrer: „Dissertatio de Ingenii Muliebris ad Doctrinam et meliores Literas Aptitudine" nebst einem kleinen Anhange von Briefen in griechischer und hebräischer Sprache. 1665 trat Jacquette Guillaume kühn auf und warf den Fehdehandschuh hin mit ihrem Titelblatt: „Les Dames Illustres; où par bonnes et fortes Raisons il se prouve que le Sexe Féminin surpasse en toute Sorte de Genre le Sexe Masculin; mit ihr kam Margarethe Boufflet und eine Schaar Andrer, zuletzt in England Mary Wollstonecraft, deren berühmtes seiner Zeit gefürchtetes Buch noch heute unterhaltend sein möchte, und in Amerika die fromme, würdige Dame, Mrs. H. Mather Croker, Baumwollen-Mather's Enkelin, die im Jahre 1818 das erste Buch diesseits des Atlantischen Ozeans über die „Rights of Woman" schrieb.

Jedoch hat es auch nie an Männern und starken Männern gefehlt, die in diesen Ruf einstimmten. Von Cornelius Agrippa und seinem Essay (1509) „über die Vortrefflichkeit der Frau und ihren Vorzug vor dem Mann" an, bis zu der ersten jugendlichen Thesis von Agassiz: „Mens Feminae Viri Animo superior" erhoben sich eine ganze Menge Stimmen in der Wildniß. In England schrieb 1599 Anthony Gibson ein Buch: A Woman's Worth defended against all the Men in the World, proving them to be more Perfect, Excellent, and Absolute in all Vertuous Actions than any Man of what Qualitiy soever, Interlarded with Poetry." Per contra veröffentlichte der gelehrte Acidalius ein Buch in lateinischer, später in französischer Sprache, um zu beweisen, daß Frauen keine vernünftigen Geschöpfe seien. Neuere Theologen sind schlimmsten Falls etwas säuerlich und sagen nicht immer, was sie denken. Unterdessen haben die Meisten die Welt ihren Lauf gehen lassen in diesem Punkte, wie in allen anderen, und haben sich in jenen strengen Beschluß gefügt, in dem Timon von Athen alle seine Flüche auf das Frauengeschlecht zusammenfaßt: Wenn zwölf Frauen um den Tisch sitzen, so lasset ein Dutzend von ihnen sein — wie sie sind.

Alter oder neuer Streit darüber, Nichts ist so wichtig, als der streitige Punkt selbst. Es giebt keinen Streit, wo keine Ungerechtigkeit vorhanden ist. Nichts verräth das Unrecht so, als diese kränkliche Selbstvertheidigung; die Klagen sind ein unausgesetzter Protest, die Vertheidigungen ein unaufhörliches Eingeständniß. Es ist zu spät, der Frage die Ohren zu verschließen, und geht man einmal darauf ein, so müssen absolute und permanente Prinzipien festgestellt werden. Es ist da etwas nicht ganz in der Ordnung. Aber wo? Weiß die Frau schon zu viel oder zu wenig? Ward sie dazu erschaffen, des Mannes Unterthanin zu sein oder seines Gleichen? Soll ihr das Alphabet überlassen werden oder nicht?

Die alte Mythologie, die für Alles Rath wußte, verantwortete leicht die soziale und politische Untauglichkeit der Frauen. Goguet erzählt dem heiligen Augustin eine Geschichte nach, die dieser wieder von Varro hatte: Als Cecrops Athen baute, sah er einen Olivenbaum und eine Quelle dicht bei einander aus der Erde hervorkommen. Das delphische Orakel sagte, das sei das Zeichen eines Streites zwischen Neptun und Minerva um die Ehre, der Stadt einen Namen zu geben; das Volk müsse zwischen ihnen entscheiden. Cecrops versammelte darauf die Männer und auch die Frauen, die damals Stimmrecht hatten, und das Resultat davon war, daß Minerva mit einer ruhmvollen Majorität von einer Stimme den Sieg davon trug. Darauf ward Attika überschwemmt und verwüstet; natürlich schrieb das Volk dies Unheil dem Neptun zu, und beschloß, die Frauen zu strafen. Es wurde festgesetzt, daß sie in Zukunft nicht mehr abstimmen dürften, und daß kein Kind fortan den Namen seiner Mutter führen solle.

Mit solcher Leichtigkeit setzte sich die Mythologie über alle störenden Skrupel hinweg. Aber es ist viel, daß sie schon zur damaligen Zeit eine Erklärung für nöthig hielt. Wenn wir nach einer weniger symbolischen Aufklärung Verlangen tragen, so liegt sie in unserm Bereich; es ist wenigstens nicht schwer, die ersten Schritte in das Mysterium zu thun, einige rhetorische Blumen sind allerdings unterwegs zu überwinden. Viele meinen, es wäre die Furcht gewesen, daß der Unterricht der Frauen im ABC ihnen ihr Zartgefühl rauben, oder ihren häuslichen Sinn zerstören, oder den Unterschied zwischen beiden Geschlechtern aufheben würde. Das wären plausible Entschuldigungen, natürliche aber kleinliche Befürchtungen; wir denken anders darüber, wir meinen, das Ding hatte immer eine einzige, wohlverständliche Basis: reine Verachtung der, nach allgemeiner Annahme, untergeordneten geistigen Befähigung der Frauen; sie sollten nicht unterrichtet werden, weil sie des Unterrichtes nicht werth waren. Der obengenannte gelehrte Acidalius hatte die Majorität für sich. Nach Aristoteles und den Peripathetikern war die Frau animale occasionatum (eine Art Ungeheuer, ein zufällig Entstandenes). Mittelalterliche Concilien, die menschenfreundlich die Ansprüche der Frau auf menschlichen Rang geltend machten, erklärten sie doch zur Belehrung für untauglich. In den Dramen der Hindu's sprach sie nicht einmal in derselben Sprache wie ihr Herr, sondern im Sklavendialekt. Als im sechzehnten Jahrhundert Françoise de Saintonges Mädchenschulen in Frankreich zu gründen wünschte, ward sie auf den Straßen verhöhnt, und ihr Vater berief vier gelehrte Doktoren zusammen, zur Entscheidung, ob sie vom bösen Geist besessen wäre, da sie daran dächte, Frauen erziehen zu wollen — pour s'assurer qu'instruire des femmes n'était pas un oeuvre du démon.

Ebenso war es mit ihren politischen Rechten. Das falische Gesetz war nicht blos aus Besorgniß für weibliche Zartheit und Häuslichkeit entstanden, sondern, wie Froissart bestätigt, geradezu aus herzlicher Verachtung der Frauen, „da das Königreich Frankreich ein zu edles Reich war, um von einem Weibe regiert zu werden."

Derselbe Grundsatz wurde in Betreff der amerikanischen Institutionen mit etwas milderen Worten von Theophilus Parsons ausgesprochen, in seiner berühmten Vertheidigung der Rechte der Männer von Massachusetts (1778): „Frauen, gleichviel von welchem Alter, haben keinen genügenden Grad von Klugheit [um Freiheit zu genießen]."

In Einklang damit stehen die verschiedenen Grundsätze und Bonmots berühmter Männer in Bezug auf Frauen. Niebuhr dachte, er würde ein Mädchen nicht gut erzogen haben, weil er sie zu viel gelehrt hätte. Lessing sagte: „Die Frau, welche denkt, ist so lächerlich, wie der Mann, der sich schminkt." Voltaire sagte: „Ideen sind wie Bärte; Frauen und Knaben haben keine." Der witzige Doktor Maginn treibt die Schändlichkeit auf's Aeußerste: „Wir hören gern ein paar vernünftige Worte von Frauen, sowohl als von Papageien, weil sie so unerwartet unser Ohr berühren." Doch wie können wir uns über diese Meinungen wundern, wenn die Heiligen noch strenger waren als die Weisen? Wenn der fromme Fenelon lehrt, daß wahre Jungfräulichkeit fast ebenso unerträglich mit dem Lernen sei, wie mit dem Laster, — und Dr. Channing sich in seinem „Essay on

Exclusion and Denunciation“ über Frauen beklagt, die die Zartheit ihres Geschlechtes über theologischen Grübeleien vergessen.

Mögen nun diese Ansichten von der weiblichen Untergeordnetheit richtig oder falsch sein, jedenfalls dienen sie zur Erklärung der Thatsachen, die sie als feststehend voraussetzen. Wenn auch Verachtung nicht geradezu Fehler erzeugt, so erhält sie sie doch. Wird ein Individuum oder eine ganze Klasse von der Geburt an bis zum Tode systematisch entmuthigt, so wird es oder sie in neun Fällen von zehn sich in die Herabwürdigung fügen, wenn nicht gar sie als Ruhmeskrone beanspruchen lernen. Wenn der Abbé Choisi die Herzogin von Fontanges pries, weil sie „schön sei wie ein Engel und dumm wie eine Gans,“ so war es natürlich, daß alle jungen Damen am Hofe sich bemühten, durch Dummheit zu ersetzen, was ihnen an Reizen abging. Da alle Frauen-Generationen im Schatten geistiger Verachtung groß gezogen worden sind, haben sie natürlich auch viel gethan, dieselbe zu rechtfertigen. Sie haben sogar oft zu frivolen Zwecken die ärmlichen Mittel benutzt, die ihnen zu Gebote standen. Sie haben das Alphabet, wie Molière sagt, hauptsächlich dazu gebraucht, das Verbum amo zu buchstabiren. Ihre Anwendung der Wissenschaft war ähnlich wie die der Mlle. Launay, die die Verringerung der Leidenschaft ihres Liebhabers nach seiner Abkürzung ihres allabendlichen Spazierganges berechnete, da er den Platz quer durchschnitt, statt um ihn herum zu gehn; „daraus schloß ich,“ sagte sie, „daß seine Leidenschaft abgenommen habe, in dem Verhältniß zwischen der Diagonale eines rechtwinkligen Parallelogramms und der Summe zweier angränzenden Seiten.“ Und ihr Verständniß selbst für Kunst ist sehr oft nach dem Maßstabe Properzia de Rossi's gewesen, die 65 Köpfe in eine Nußschale einschnitt; es ist dies wohl das kleinste aller berühmten Sinnbilder weiblicher Sphäre.

Alles Andre möchte vielleicht noch zu überwinden sein, wenn das soziale Vorurtheil, das die Frau entmuthigt, nur diejenigen verhältnißmäßig belohnen wollte, die diese Entmuthigung besiegen. Je mehr Hindernisse, desto größer der Ruhm, wenn die Gesellschaft nur im Verhältniß der Arbeit lohnen wollte, aber sie thut es nicht. Da den Frauen nicht allein vorher die Erziehung fehlte, die zu großen Thaten vorbereitet, sondern nachher auch Lob und Entschädigung, so wäre Schlaffheit die nothwendige Folge.

Die Laufbahn ausgezeichneter Männer beginnt gewöhnlich mit Kollegien und Erinnerungen an Miltiades und endet mit Reichthümern und Ruhm. Die Frau beginnt unter Entmuthigungen und endet unter noch tieferen. Alleinstehend, arbeitet sie mit halber Vorbereitung, mit halbem Lohn; verheiratet, überläßt sie Namen und Vermögen ihrem Gatten, ist Schmidt's oder Müller's Frau im Leben, Schmidt's „hinterbliebene Wittwe“ auf dem Leichenstein, und doch wundert sich die Welt, daß ihre Werke unbedeutend sind; sie sind unbedeutend, wie die Anregungen, die sie dazu gehabt.

Italien.

Guicciardini's politische Gespräche.

Die beste Staatsverfassung.

Unter dem Titel „Ungedruckte Werke Francesco Guicciardini's“* ist im vorigen Jahre in Florenz ein Buch erschienen, in welchem der berühmte, im Jahr 1482 geborene und 1540 gestorbene Geschichtsforscher Francesco Guicciardini seine Ansichten über Staatsverfassung in einer Reihe kurzer Abhandlungen und zwei längern Dialogen ausspricht, welche Mittheilung von dem sind, was sein Vater Piero Guicciardini ihm mündlich zu wiederholten Malen erzählt hat über die Zeit, in welcher Piero von Medici aus Florenz vertrieben war. Die redenden Personen jener Dialoge ** sind Francesco's Vater, Piero Guicciardini, der während seiner bürgerlichen Wirksamkeit als Abgesandter zu Kaiser Maximilian nach Mailand geschickt wurde und zu den Beförderern der Freiheit von 1494 gehörte; Paolo Antonio Soderini, einer der verständigsten und angesehensten Männer der Republik, die er nach dem Muster Venedigs gebildet haben wollte, wo er als Gesandter gewesen war; Piero Capponi, einer der eifrigsten Vertreter der Freiheit, der bei Annäherung der Armee von Karl VIII. im Senat rief: „Es ist endlich an der Zeit, daß wir uns lossagen von der Kinderverfassung, um Freiheit wieder zu gewinnen,“ und Bernardo del Nero, ein Mann von großer Würde und bedeutendem Ansehn, Freund Lorenzo's und Piero's von Medici, als Gonfaloniere di Giustizia Mitwissender der Verschwörung, welche Piero von Medici nach Florenz zurückführen wollte.

Diese vier, in ihrer Denk- und Redeweise sehr verschiedenen Charaktere läßt Francesco Guicciardini ihre tiefdurchdachten Ansichten über die florentinische Verfassung, eigentlich über die Grundlagen einer im Sinne des Alterthums gefaßten, auf Italiens damalige Zustände berechneten, bürgerlich wohl geordneten freien Staatsverfassung mit solcher Ruhe aussprechen und erörtern, daß es nicht ungeeignet erscheinen kann, in diesem Augenblick, wo jenes Land sich in so konvulsivischer Bewegung befindet, einen Theil seines Vorworts und mindestens den Eingang zu dem ihm folgenden Dialoge hier zu veröffentlichen.

Vorwort von Francesco Guicciardini.

„Es ist so schön, so ehrenvoll, so erhebend, sich über das Regiment der Staaten in Betrachtungen zu ergehen, von denen das Wohlsein, das Leben der Menschen abhängig und alles geistige Schaffen hienieden bedingt ist. Müssen wir deshalb auch der Hoffnung entsagen, als könne sich je auf diesem Gebiet erfüllen, was wir erstreben, so bleibt es doch lobenswerth, Zeit und Gedanken solch' würdigem Gegenstande zuzuwenden, wenn auch nicht überall passender Stoff für unsere jetzigen Zustände vorliegen sollte. Als Plato über das Wesen der Republik schrieb, wähnte er nicht, das ihm vorschwebende Regiment könne von den Atheniensern in's Leben gerufen werden, denn sie waren zu seiner Zeit in solchem Maße üppig und träge geworden, daß er zwar versuchte, sie zu einer guten Verwaltung zu bewegen, doch (wie eine seiner Episteln lehrt) sie für ganz unfähig hielt, sich wohl zu regieren und deshalb nimmer an der Republik Geschäften sich betheiligen wollte.“

„So auch kann nicht tadelnswerth sein, über die Verfassung von Florenz zu schreiben, hier in einigen Dialogen die ihr geltenden Betrachtungen mehrerer unserer Mitbürger bekannt zu machen, deren Kenntniß ich der wiederholten Erzählung meines Vaters danke. Dieser pflegte im Jahre 1494, bald nach Piero von Medici's Flucht mit Piero Capponi und Paolo Antonio Soderini in der Kirche Santa Maria Impruenta zusammen zu treffen, und sie besuchten auf ihrem Heimwege den sehr alten und weisen Bernardo del Nero.“ Bei ihm wurde das erste der Gespräche gehalten, welches also beginnt:

Capponi.

Es ist uns hohe Freude, an dieser geheiligten Stätte zu stehen; sie aufzusuchen aber hat uns gedrängt, daß wir hier Euch sehen können, dessen Fernsein vom Regierungspalast wir für pflichtwidrig, ja bei so großer Staatsumwälzung, als eben geschehen ist, für völlig unbegreiflich erachten.

Soderini.

Nicht wir allein reden also, die wir Euch stets gleich einem Vater geliebt und geehrt haben; Alle, welche Urtheil besitzen, stimmen unserer Ansicht bei und giebt Jedermann einzig Muth, daß man weiß, der jetzt wider alles Recht herbeigeführte Umsturz werde sich in kurzem wieder herstellen lassen. Dieselben, welche Euch jetzt gern den öffentlichen Angelegenheiten fern stehen sehen, werden die Ersten sein, Euch zurückzurufen, wenn nur erst die Leidenschaften schweigen und sie erkennen, wie sehr sie Eurer Besonnenheit und Eures Rathes bedürfen.

Bernardo.

Die Stadt ist nicht so arm an Männern, daß sie zu irgend einer Zeit meines Rathes bedurft hätte und jetzt vornehmlich nicht, wo mein Geist vielleicht nicht minder, als mein Leib gebeugt ist durch die Last der Jahre. Dies ist in solchem Maße der Fall, daß ich nicht daran denken darf, zu den Mühen der Regierungsgeschäfte zurückzukehren; ja, wäre ich noch darein verwickelt, so müßte ich suchen, mich davon frei zu machen, und schmerzt mich gar sehr, daß meine Versäumniß, dies nicht schon vor einer Reihe von Jahren gethan zu haben, an einer Staatsumwälzung und der Vertreibung der Medici schuld ist, welche mich schmerzt, weil ich jene edle Familie stets so hoch verehrte, noch weit mehr schmerzt, weil ich im Laufe meines Lebens erkannte, daß Umgestaltungen jeder Zeit mehr Nachtheil als Gewinn bringen.

---

* Opere inedite di Francesco Guicciardini, illustrate da Giuseppe Canestrini e publicate per cura dei Conti Piero e Luigi Guicciardini Firenze, Barbera, Bianchi e Comp. 1858.

** Die Notizen über diese in der Florentiner Geschichte bekannten Männer sind der dem obigen Werke beigefügten Einleitung Giuseppe Canestrini's entnommen.

Capponi.

Weshalb seid Ihr überzeugt, daß die jetzige Umgestaltung nachtheilig sei?

Bernardo.

Ich sage Euch, daß ich immer erkannte, jede Veränderung bereite der Stadt Mühe und thue üble Wirkung.

Soderini.

Auch dann, wenn sie denen Eurer Zeit gleich sind, welche man mehr Wechsel von Personen, oder wie Ihr es besser ausdrückt, Aenderungen als Umgestaltungen des Staates nennen kann? Bei diesen ist entweder die ausübende Macht von einem Bürger auf den andern übergegangen, oder durch bürgerliche Streitigkeiten die Gewalt des Regierenden gesteigert worden. Solche sind die von 1433—34, von 1466 und 78 und die ihnen folgenden gewesen, bei welchen ein Gouvernement mit dem andern wechselte. Geschieht hierbei, daß ein übles mit einem guten, oder ein gutes mit einem bessern vertauscht wird, so weiß ich nicht, weshalb dies nicht dienlich sein soll. Gilt solches aber von einer Zeit, so gilt es, glaube ich, von der jetzigen, durch welche die an Freiheit gewöhnte, unter den Streitigkeiten der Vorgesetzten in Knechtschaft gerathene, Stadt Florenz endlich ohne Blutvergießen, ohne Verheerung oder erheblichen Skandal, durch Einsicht Weniger ihre Freiheit wieder gewonnen hat, indem sie den einzigen Bürger verbannte, welcher sie im Druck erhielt. Ich glaube, daß Ihr derselben Meinung seid, sie Eurem großartigen, unerschrockenen Geist nicht minder wohl gefällt, als uns, Ihr aber wegen Eurer engen Verbindung mit den Medici für passend erachtet, auf das Bescheidenste zu reden.

Bernardo.

Ich will nicht, daß die Freude unsers Zusammenseins irgend gestört werde, wir sie vielmehr möglichst erhöhen. Lassen wir deshalb Gespräche, bei denen Streit und Ungeduld über wichtige Gegenstände, ob auch in Freundlichkeit vorgebracht, uns Last schafft; laßt uns lieber nach meinen Feldern gehn und die Anlagen beschauen, die ich nicht für mich, sondern für die Nachlebenden anzuordnen denke, mich Euch die Zeichnung zu einem schönen Gebäude zeigen, das man dort bauen könnte, doch nicht ich, der ich im Staatsdienst dazu nicht genug gewonnen habe. Da werdet Ihr sehen, welche Freude ich am Landbau finde und wie man seine Muße nützlich verwenden kann, um Frucht zu erlangen, die jedermann willkommen ist, wie viel mehr dem, welcher sich lange an ehrenvollen Geschäften betheiligt hat und nun sich Ruhe gönnt. Man sollte sie früher aus Wahl, nicht aus Nothwendigkeit suchen wie ich, doch besser spät als gar nicht, und ich fühle mich dabei zufriedener, als je unter Ehren und Ansehn.

Guicciardini.

O lasset Unterredungen über die Zeit der Ruhe, bei welcher, wie wir Alle überzeugt sind, Eure Einsicht sich nicht minder kund thun wird, als bei den Staatsgeschäften. Laßt uns unser früheres Gespräch fortsetzen, nicht wie zwischen Freunden, sondern wie zwischen Vater und Sohn, als welche wir uns Euch gegenüber fühlen, dies wird nicht lästig, sondern ergötzlich sein. Ich für mich kenne keine höhere Freude, als einen hochbetagten, mit seltner Klugheit begabten Mann über öffentliche und Staats-Angelegenheiten reden zu hören, der sein Wissen nicht aus den Büchern der Philosophen, sondern durch Erfahrung und handelnd erlangt hat. Dies zu erreichen, habe ich stets begehrt, und ich glaube Capponi und Soderini sind derselben Ansicht, welche, obwohl mehr wissend als ich, doch Besseres von Euch zu lernen hoffen, als ihnen eigen ist.

Capponi.

Du hast dies Wort meinem Munde entnommen, Piero, ich begehre nichts mehr und wüßte nicht, welch' passenderes Gespräch zu einer Zeit, wie die unsere edle Seelen führen können.

Soderini.

O Bernardo, leistet bei so hochwichtiger Sache Euern Söhnen Folge, denen Ihr stets bei minder bedeutsamen willfährig waret.

Bernardo.

Ich bin bereit zu solcher Unterredung, nicht minder um zu lernen, als um zu lehren. Das Wenige, was ich von diesen Dingen verstehe, weiß ich durch Erfahrung, an welcher es Keinem von Euch fehlt, da Ihr schon mehrere Jahre dem Staate dient, und außer guten Anlagen Kenntnisse besitzt, durch welche Ihr die Zustände der vergangenen Geschlechter weit zurück kennen lernt. Ich konnte nur mit den Lebenden verkehren und meine eigne Zeit beobachten. So laßt mich denn sagen, daß ich, wie Ihr wißt, in langer Freundschaft mit den Medici stand und jenem Hause große Verbindlichkeiten habe. Durch sie bin ich, obwohl nicht gleich Euch von edler Abkunft, zu Ehren erhoben und denen gleich gestellt worden, welche mir ohnedem bei den Aemtern der Stadt vorausgegangen sein würden. Wollte ich deshalb sagen, der Sturz Piero's sei mir nicht mißfällig gewesen, so würde dies unwahr und allzu undankbar sein. Weit mißfälliger als dieser selbst aber war mir, was ihn herbei führte. Ich ahnte ihn und hielt ihn für verderblich, nicht nur für Piero und seine Freunde, sondern auch für die Stadt. Irre ich nicht, so suchte ich ihm vorzubeugen, indem ich Rath ertheilte, ermahnte, mich ereiferte, doch die Bestimmung des Himmels und was geschehen sollte, war mächtiger als meine Rathschläge und die einiger Anderen, welche den Medicis stets wohlmeinend zur Seite standen. Ich liebte also und liebe noch immer jenes Fürstenhaus, dennoch sei Gott mein Zeuge, daß, wenn ich glaubte, jene Umgestaltung könne in irgend einer Beziehung der Stadt nützen, so würde sie mir so lieb sein, wie jedem Andern, denn ich war Florentiner und meinem Vaterlande verpflichtet, bevor die Medicis mich zu Liebe und Dank verpflichteten und weiß, daß, wenn es Florenz übel ergeht, es den Medicis und jedem, der regiert, auch übel ergehen muß. Florenz kann ohne die Medicis groß sein, hiefür will ich kein Zeugniß vorbringen, da ich mit Männern rede, von denen ich gekannt zu sein glaube. Um aber unser Gespräch nicht überlang werden zu lassen, will ich Euch mit Euern Waffen bekämpfen. Hat Herr Massilio Ficino mir recht berichtet, so sagen Eure Philosophen, es gäbe drei Arten von Regierungen, die, welche Einer, welche Wenige und welche Viele handhaben. Die beste ist die von Einem geführte, die mittlere, wo Wenige herrschen, die mindest gute, wo Viele Macht haben. Wie wollt Ihr Euch durch Eure Bücher rechtfertigen, da Ihr von der gerühmtesten Verwaltung Euch lossagend, die mindest gepriesene erwählt?

Capponi.

Hierauf muß antworten, wer gelehrte Kenntnisse hat, die mir fehlen, sie mögen mit den Philosophen streiten, ich werde sprechen, wenn reden kann, wer wenig Schulweisheit besitzt.

Soderini.

Die Antwort kommt Piero Guicciardino zu, der ein Schüler Massilio's ist, und in seinen Schriften gerühmt wird, als mit denkendem, gemäßigtem und glücklichem Geiste begabt. So mag er, der Bernardo zuerst zum Reden aufforderte, zuerst auch Rede stehen.

Guicciardini.

Ihr weiset mir diesen Platz nicht an, um mich zu ehren, sondern weil der Einwurf Euch als leicht und als von Bernardo mehr vorgebracht erscheint, um Euch zu prüfen, als um Euch eine Streitfrage vorzulegen. Ihr beobachtet die Weise guter Heerführer, welche beim Beginn des Kampfes leichte Reiterei aussenden, um den Feind hervorzulocken, bei wachsendem Ernst die Wehrmänner und endlich den Kern des Heeres in Thätigkeit setzen. Damit ich aber bei dem schweren Kampfe Zuhörer sei, will ich gern Euch sagen, was ich von Massa Marsilio lernte und Jeder von Euch besser weiß, als ich.

Es ist sicher, daß von jenen drei Regierungsarten, wenn sie gut geführt werden, die des einigen Oberhauptes die beste ist. Schwerlich aber kann sie gut sein, wenn dies anstatt durch Wahl oder freien Willen der Unterthanen, durch Gewalt oder Partei oder Usurpation zur Macht gelangt. Daß die der Medici auf solche Weise gewonnen wurde, läßt sich nicht leugnen, gleichwie dies bei den meisten unserer italiänischen Staaten der Fall ist; deshalb sind wir außerhalb des Bereiches der Philosophen, welche solches Regiment nie billigen. Ich könnte auch gleich den Philosophen sagen, das Regiment eines Einzelnen sei, wenn gut, das beste, wenn schlecht, das übelste, da es häufiger Unrecht thun wird, als das Vieler, weil ihm mehr Gewalt eigen ist, und es mit weniger Hindernissen zu kämpfen hat. Ich wollte deshalb, die Philosophen erklärten das gut und schlecht beider genauer, sagten, ob der Gewinn, der durch gute Einzelherrschaften oder der Nachtheil, der durch schlechte bereitet wird, größer sei, und ob der Wohlfahrt einer ihr Oberhaupt wählenden Stadt dienlicher sei, einem Einzelnen oder Mehreren die Herrschaft zu übertragen.

Bernardo.

Es ist dies ein schöner Zweifel, doch hier nicht nothwendig, da die erste Antwort genügt.

Mehr aus Guicciardini's, über die italiänischen Zustände des fünfzehnten und den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts so viel Lehrreiches enthaltenden Werke mitzutheilen, erlaubt leider der Umfang dieser Blätter nicht.

Rußland.

Graf Murawjew-Amursky.

Ueber die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes, dessen politische und administrative Thätigkeit ihm unter seinen Landsleuten einen so außerordentlichen Ruf erworben hat, ist im westlichen Europa bisher nur wenig bekannt geworden. Der Unterzeichnete hatte während seiner Anwesenheit in Irkutzk, im November 1858, wiederholte Gelegenheit, ihn in der Nähe zu beobachten, und wurde auch von ihm in seinem im europäischen Styl erbauten Palast empfangen.

Murawjew-Amursky ist vielleicht 46 — 48 Jahre alt, von gerader, militairischer Haltung, offnem und entschlossenem Gesicht, das sich während der Unterhaltung belebt und zugleich Vertrauen einflößt. Er hat ganz Europa bereist, spricht deutsch und französisch so geläufig wie seine Muttersprache, weiß mit der Rauheit des Soldaten, der harte Kämpfe mit wilden Bergvölkern siegreich geführt, heitere Liebenswürdigkeit zu vereinigen, ist voll liberaler Gesinnung, und unumschränkter Herrscher und Gebieter über ganz Ostsibirien, doch Feind aller Beschränkungen sowohl des Handels als der Einwanderung.

Dank seinem mächtigen Einflusse bei der kaiserlichen Regierung, giebt es bis zum Jahre 1861 (er hofft eine weitere Ausdehnung auf zehn Jahre nach Ablauf des jetzigen Termins zu erlangen) keine Zollgrenze weder für Sibirien, noch von Sibirien aus für das ganze russische Reich; Murawjew-Amursky schwärmt, wie er sich ausdrückte, für die Verwirklichung von Cobden's free trade, ein sicheres Mittel, Sibirien und vorzüglich sein geliebtes Amurland einer schnellen Entwicklung entgegenzuführen.

Die zahlreiche Umgebung M's., Adjutanten, Civil- und Militair-Beamte, Privat-Kanzlisten u. s. w., besteht aus jungen, tüchtigen Leuten, die er mit Kennerblick sich zu diesem Posten herangebildet hat, und die besser als alte ausgediente, routinirte Politiker oder Militairs den Geist seiner Regierung begreifen und ihn thätig zu unterstützen vermögen. Mit vielen von ihnen unterhielt ich mich oft und lange, und wurde angenehm berührt von der aufrichtigen Liebe und Achtung, mit der Jeder vom General sprach. Sicherlich versteht M. Herz und Verstand seiner Umgebung zu fesseln, ja selbst mehr als das, denn es befinden sich auch reiche Volontairs unter seinen Beamten, die aus Anhänglichkeit und Verehrung für M. nicht nur ihm unentgeltliche und wichtige Dienste leisten, sondern auch, wie das geschehen, zu nützlichen Zwecken große Summen aus ihrem Privatvermögen hergeben. So hat z. B. ein junger Kanzlist, Beklemischew, den General, der den untern Amur besuchte und auf der Rückreise nach Irkutzk begriffen war, damit überrascht, daß er in der Zwischenzeit, in Transbaikalien, unweit Tschita, ein großes Dorf erbauen ließ, eine bedeutende Zahl von Familien aus Süd-Rußland (Sektirer, die keine Priester haben, weder Spirituosa genießen noch rauchen), dahin übersiedelte, mit Vieh und Lebens-Unterhalt versorgte, und zwar Alles auf seine Kosten, die eine Summe von 15,000 Silber-Rubel betrugen.

Während des letzten Krieges mit den Alliirten hat sich General M. wiederum durch seine besonnene und mit eiserner Beharrlichkeit durchgeführten Maßregeln als tüchtiger Feldherr bewährt. Von ihm gingen die Anordnungen aus, die die Niederlage der Alliirten vor Petropaulowsk zur Folge hatten; unter seiner persönlichen Leitung wurde Alexandrowsk in Castries-Bay schnell und so wirksam befestigt, daß die im Oktober 1855 dahin zurückkehrenden Engländer (Commodore Elliot mit der Fregatte „Sybilla," und die Corvetten „Encounter" und „Hornet") eine Landung nicht wagten; er concentrirte die russischen Kriegsschiffe an der Mündung des Amur, ließ Nikolajewsk, Cap Pronge und den Liman befestigen, und freudig verrichteten Matrosen und Marine-Soldaten, durch seine Gegenwart angefeuert, die unglaublichsten Arbeiten, schafften schweres Geschütz und Kriegsmaterial von den Schiffen auf hohe Felsenufer, unbekümmert um Verstümmlung und Todesgefahr, der sie sich dabei beständig aussetzten.

Zwar wird Manches von der außerordentlichen Strenge erzählt, mit der M. Vergehen der Offiziere bestrafte, doch hat er auch häufig Todesurtheile zurückgenommen und Gnade ergehen lassen.

Als im September 1858 der kaiserliche Courier die Ernennung M's. zum „Graf Amursky" mit lebenslänglicher Pension von 20,000 Silber-Rubeln überbrachte, wurde ganz Ost-Sibirien, vorzüglich die Irkutzkische Bevölkerung in freudige Aufregung versetzt.

Große Festlichkeiten wurden von den verschiedenen Klassen der Einwohner veranstaltet; man wetteiferte dabei in Pracht und Luxus, wie diese in solchem Grade noch nie in Sibirien gekannt waren, und die erforderlichen beträchtlichen Summen wurden bereitwillig gesteuert.

Das seltene Beispiel von allgemeiner gegenseitiger Achtung und Liebe zwischen Vorgesetzten und Unterthan wurde bei dieser Gelegenheit glänzend bethätigt. Die sonst so zähe und engherzige Kaufmannschaft von allen Gilden verließ einmal einstimmig ihre Bücher und Rechenmaschinen, öffnete ihre Truhen und fühlte sich geehrt in der Erhebung ihres General-Gouverneurs.

Wie man sich beeifert, den leisesten Wunsch M's. in Ausführung zu bringen, davon noch ein Beispiel, das sich während unsers Aufenthaltes in Irkutzk ereignete:

Zum weiteren Ausbau eines Dorfes am Amur war, nachdem direkte Sammlungen zu dem Zweck gemacht worden, noch eine fernere Summe nöthig, und M. befahl, eine Theatervorstellung zu geben, deren Ertrag, wie er hoffte, einen Theil der nöthigen Summe liefern würde. Sogleich geht Alles an die Ausführung, aber nicht in der gewöhnlichen von M. beabsichtigten Art. Das besoldete Theaterpersonal ist zwar gut, aber junge und elegante Damen aus den höchsten Kreisen, Beamte und Offiziere übernehmen an diesem Abend die Rollen, jede Loge, jeder Platz wird mit Rubeln aufgewogen, die Einnahme ist eine zwanzigfache, Jeder ist stolz, sich bei der Sache betheiligen zu können, denn die Anregung geht von Nikolai Nikolajewitsch aus, und bei Weitem mehr als die erforderliche Summe ist das Resultat.

Während M. sich den Amerikanern sehr zugethan und von ihrem industriellen und politischen Fortschritt begeistert zeigt, behandelt er auch Deutsche mit großer Achtung und Zutrauen, und hat ein offenes Auge für deren Solidität und andere gute Eigenschaften.

Seine eigene Thätigkeit ist bemerkenswerth, denn von sechs Uhr Morgens, Sommer und Winter, empfängt er Jeden, der bei ihm Audienz begehrt; von neun Uhr beginnen seine Regierungsgeschäfte, Vorträge werden ihm gehalten, Couriere kommen an und gehen von und nach St. Petersburg, Kiachta, Peking, Jakutzk, Nikolajewsk, Petropaulowsk, auch unternimmt er selbst oft Reisen, auf denen er alle etwanigen Terrain-Hindernisse mit unglaublicher Schnelligkeit zu Fuß, zu Pferde, im Schlitten, Dampfer oder Canoe überschreitet.

M's. Gemahlin ist Französin von Geburt, aus Paris und bürgerlicher Herkunft. Sie begleitete ihren Mann auf gefahrvollen Reisen durch Nord-Sibirien und Kamtschatka, zu Pferde und als Kosak gekleidet.

Zur Zeit unsers Besuchs war sie auf einer Reise in Europa begriffen; nach ihrem im Palaste befindlichen Portrait muß sie eine eben so schöne als energische Frau sein. H. J.

Deutschland und das Ausland.

Friedrich der Große und die Schlesier.*

Wie Friedrich der Große Schlesien erobert hat, ist in vielen dicken und dünnen Geschichtsbüchern zu lesen, die in Jedermanns Hand sind — weniger jedoch ist bekannt, wie er das in diesem Lande wohnende Volk, wie er die Schlesier, erobert hat. — Freilich ist das in den Geschichtsbüchern eine Nebensache, obgleich sehr viele und gescheidte Leute es unbedingt zugeben werden, daß es leichter ist, ein Land zu erobern, als ein Volk. — Wer noch daran zweifeln konnte, daß dies dem alten Fritz gelungen, den verweisen wir auf ein neuerdings erschienenes Büchlein: „Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzählen." Wer Anekdoten im gewöhnlichen Sinne zu finden hofft, wird sich großen Theils getäuscht finden; es sind vielmehr Traditionen, wie sie sich theils in lebendiger Erinnerung in einzelnen Städten und Familien bewahrt haben, theils schon frühzeitig aufgezeichnet worden sind, ohne bisher gedruckt worden zu sein. Der Herausgeber, Herr Otto Falch in Brieg, scheint sich mit großer Liebe und Hingebung dem Sammlergeschäfte unterzogen zu haben, obgleich wir glauben, daß noch Vieles über den großen König im Volke

* „Was sich die Schlesier von Friedrich dem Großen erzählen." Brieg, Falch, 1860.

vorhanden sei, was nur die gewöhnliche Indolenz und die Unbekanntschaft mit den literarischen Wegen nicht zu Tage kommen läßt.

Brieg war Friedrich's Lieblingsstadt in Schlesien und nicht ohne Grund. Im siebenjährigen Kriege unterstützte die Bürgerschaft auf heldenmüthige Weise die Bemühungen des tapfern Kommandanten Saß bei Vertheidigung der Stadt. Die Schützenbrüder und andere traten in die Reihen der Infanterie, und 117 Bürger bedienten als Artilleristen die Geschütze. Als Friedrich 1764 nach Brieg kam, und nach einer über das Regiment v. Thiele abgehaltenen Revue in die Stadt ritt, hatten sich die in derselben vom Neißer Thor an die Bürger in ihrer Bewaffnung, wie sie auf den Wällen gedient hatten, aufgestellt, und begrüßten ihn durch Präsentiren, Trommelwirbel und Schwenken der Fahnen. Friedrich stutzte einen Augenblick über dieses unvermuthete Schauspiel; sein Blick ward aber bald außerordentlich heiter, und er ritt langsam, die rechte Hand am Hute, an der Fronte herunter und sprach bei jeder Abtheilung: „Ich danke, Kinder, vor Euern Patriotismus. Ich werde Euch das nie vergessen!" Bei den Bürger-Kanonieren hielt er still und sagte zu den ihn begleitenden Prinzen: „Messieurs, das sein tapfere Leute, noch aus dem Alterthum." Als er vor das Kommandantenhaus kam, rief er den Kommandanten laut: „Major Chauvet!" und da dieser herbeieilte, sagte er zu ihm: „Laß Er die Wache abgehen. Meine getreuen Bürger sollen mich bewachen jetzt und so oft ich nach Brieg komme!" Darüber brach ein Jubel unter dem versammelten Volke aus, der sich nicht beschreiben läßt. Inzwischen marschirte das wieder in die Stadt gerückte Regiment von Thiele vor dem Kommandantenhause auf. Am Flügel stand ein abgesondertes Detachement von 57 Mann. Diese Siebenundfunfzig waren die in dem Regimente dienenden Brieger. Sie präsentirten, stellten die Gewehre zusammen und legten Tasche und Säbel ab, und der König sagte zu ihnen: „Geht zu Hause, Kinder! Ihr habt Euern Abschied! Die Montue könnt Ihr zum Andenken behalten!" Die Angehörigen der Entlassenen und andere Bürger stürzten nun herzu, küßten dem Könige Rock und Hände und dankten ihm unter Freudenthränen. Er aber wehrte sie ab, indem er sagte: „Laßt das! Laßt das! Es wird mehr geschehen!" Noch bei der Abreise nach Breslau rief Friedrich der jubelnden Menge vor dem Kommandantenhause zu: „Adieu, Kinder, ich komme dies Jahr noch einmal wieder."

Brieg erhielt in kurzer Zeit Kantonfreiheit (Freiheit vom Militairdienste) für seine Bürgersöhne und zahlreich waren außerdem die Unterstützungen und Wohlthaten, die Friedrich einzelnen Bürgern durch Geldgeschenke, Häuserbauten u. s. w. angedeihen ließ. Man begreift, wie in Brieg die Anhänglichkeit an den großen König einen besonders hohen Grad erreicht hat, und wie dort die Erinnerung an ihn bis zur Manie (ich erinnere an den Brieger Friedrichs-Dichter, der noch vor etwa zehn bis funfzehn Jahren die „Schlesischen Provinzialblätter" unsicher machte) lebendig geblieben ist. Auch der Herausgeber steht mit diesen Traditionen in unmittelbarer Verbindung, und zwar als Urgroßneffe eines Mannes, der Friedrich's besondere Gunst besaß; es war dies der Destillateur Bieweger, ein geborner Schlesier, bei Brieg zu Hause, der früher in dem oben erwähnten Regiment von Thiele gedient und bei Hochkirch jener Vorposten gewesen war, der zuerst den heimlichen Anmarsch der Oesterreicher entdeckt und das preußische Lager alarmirt hatte.

Was nun alle diese in der ganzen Provinz gesammelten Erinnerungen betrifft, so läßt sich natürlich nicht immer und überall die größere oder geringere Treue durch eine sichere Kritik feststellen; indeß tragen sie durchgängig so sehr das gleiche Gepräge und gewähren so sehr das gleiche Bild des großen Königs, daß sie, bei ihrer schmucklosen, ungekünstelten Art und Weise die innere Wahrheit vollkommen verbürgen. In einem dieser Fälle, der in die Familien-Erinnerungen des Berichterstatters fällt, der in keiner Weise bei dieser Sammlung betheiligt gewesen ist, hat derselbe die Erfahrung gemacht, daß die einzelnen Umstände vollkommen der Wahrheit entsprechen. Eine Fülle von Einzelnheiten, Jahreszahl und Datum, Hausnummern, untergeordnete Persönlichkeiten, die sich nicht erdichten lassen, verbürgen die Thatsache, daß das liebende Gedächtniß des Volkes Alles treu und gewissenhaft aufgefaßt und bewahrt hat. Aus eigner Erfahrung, aus den Erinnerungen meiner Jugend weiß ich, wie umständlich zuweilen sich diese oder jene Geschichte an ihre Oertlichkeit, an dieses Haus, an jene Gasse oder Ecke sich anschließt, wie die Namen der Gewährsmänner stets aufgeführt wurden. Noch vor zwanzig Jahren gab es alte Leute genug, die den König bei dieser oder jener Gelegenheit gesehen hatten und Dieses oder Jenes aus eigner Anschauung zu erzählen wußten. Ich erinnere mich, wie ein hochbetagter Greis bei einem Besuche in einem Gebirgsstädtchen, als zufällig die Rede auf den König kam, mir sagte, daß derselbe, als der Greis noch Knabe gewesen, bei seinem Vater, dem damaligen Bürgermeister, in derselben Stube, worin wir uns befanden, gewohnt und geschlafen habe. Auf näheres Befragen erzählte er eine Anzahl nicht uninteressanter Einzelnheiten, die uns das schlichte Bild des großen Mannes lebhaft vergegenwärtigten.

Friedrich wußte sich dem Charakter, der Sitte und Denkweise der Schlesier auf eine Weise anzubequemen, die wirklich in Erstaunen setzt, wenn man namentlich die ungezwungene natürliche Weise in Betracht zieht, mit der es geschah, ohne daß seine Würde darunter im Geringsten litt. Der feingebildete, sarkastische Zögling Voltaire's und der Franzosen, der brandenburgische Soldatenkönig, der Berliner tritt darin so vollständig zurück, daß der Friedrich, den die Schlesier kennen, völlig wie ihr Landsmann erscheint, ja daß er in der Anschauung der katholischen Gebirgsleute der Grafschaft Glatz zum Katholiken geworden ist. Dies ist um so erstaunlicher, als es den Schlesiern keineswegs ganz leicht geworden ist, gewisse Antipathien gegen die Brandenburger zu überwinden, und es keineswegs an Härten unter dem neuen Regiment fehlte. General Fouqué z. B., der in der Grafschaft Glatz ziemlich wie ein Pascha waltete, existirt daselbst als eine mythische Vogelscheuche, nicht viel besser wie der leidige Gottseibeiuns, während der König daneben zum stillen Hausgeiste geworden ist. Welche patriarchalische Empfindungen erweckt heute noch der Johannes von Nepomuk, der hoch oben auf dem Donjon der Glatzer Festung steht. — Es ist das erste, was dem Fremden gezeigt wird, wenn er über den Paß bei Friedrichswartha (Kolonie, von Friedrich angelegt) gekommen ist und das herrliche Ländchen zwischen den vier Gebirgswänden zu seinen Füßen liegen hat.

Mir erzählte ein alter Soldat, der in den Freiheitskriegen bis Caen in Frankreich gekommen war, daß er dort bei einem Bürger im Quartier gelegen und dieser ihm ein Buch gezeigt, worin deutsche Städte abgebildet waren, darunter auch Glatz. — „Ja," hatte er bei Betrachtung des Bildes erwiedert, „da bin ich zu Hause, das ist Glatz; das ist der Johannes auf der Festung, den der alte Fritz hat setzen lassen." Wo man hinkommt im schlesischen Gebirge, wird man an ihn erinnert; Friedrichswartha, Friedrichsdorf, Friedrichshain, Friedrichsgrund u. s. w., lauter Kolonien, die er angelegt und mit armen, aber fleißigen Leuten bevölkert hat. Ihre Urenkel wissen noch heute, und in den niedrigen Schrothäuschen wird es erzählt, wie nach dem siebenjährigen Kriege „der prei'sche König" jedem Anzügler zwanzig Thaler habe zahlen lassen und wie er's mit den „Underthanern" und dem gemeinen Manne gut gemeint habe, als der Urahn mit dem Großvater als Kind „auf dem Buckel" aus Böhmen oder sonst woher eingewandert war.

Gerade aus diesem Buche wird man recht deutlich erkennen, welche vortreffliche Elemente die mittleren Stände und das damalige Volk enthielten und wie der König dieselben nicht etwa blos geschickt und staatsklug benutzte, sondern echt-gemüthlich würdigte. Friedrich war durchaus nicht gemüthlos, wie uns z. B. Macaulay glauben machen will; im Gegentheil sieht man deutlich, daß er mit einem gemüthlichen Volke auch gemüthlich lebte und das Wesen vom Scheine zu sondern verstand, wie nur irgend Einer, daß seine französische Bildung nur Anstrich, sein eigenstes Wesen aber echt und unverfälscht deutsch war. Nicht eine Spur von Affektirtheit oder falscher Vertraulichkeit mit all den Leuten, die hier auftreten, dem Goldberger Schneider, den er zum Berghauptmann machte, dem Liegnitzer Kräuter, den Gebirgsbauern, den katholischen Geistlichen u. s. w. Nur gegen die gebildeten, umständlich ceremoniellen und devoten höheren Stände, gegen die bis zur Erde sich neigenden Kaufherren und Patrizier ist er ganz König, weil sie sich die Majestät nur in der offiziellen Grandezza vorstellen können und er sie dabei lassen muß. Bei dem gemeinen Manne ist nicht die Spur von sklavischer Demuth und Unterwürfigkeit zu treffen, und das damalige schlesische Volk macht im Ganzen einen höchst angenehmen Eindruck durch die gutmüthige Zutraulichkeit, die, mit Bescheidenheit gepaart, überall hervortritt. Die doctrinaire Ethnologie unserer Tage will zwar dem Schlesier, weil er theilweise von slavischem Geblüte sei, einen gewissen Hang zur Unterwürfigkeit zuschreiben, und selbst Schlesier, die doctrinair genug sind, glauben daran; indeß ist das einfach nicht wahr und das Buch wird reichlich vom Gegentheile zeugen. Nicht blos den Schlesiern, sondern auch andern Völkern, ist durch Unterdrückung eine Unterwürfigkeit andressirt worden, wie sie der Hilflose zu guter Letzt unter allen Umständen als die richtigste Politik erkennen wird.

Die Aufhebung der Hörigkeitsverhältnisse hat den Beweis geliefert, daß selbst den Slaven diese Unterthänigkeit und Kriecherei andressirt ist, und daß sie nicht mehr padam do nóg (ich falle zu Füßen) sagen, wenn sie gewiß sind, daß sie ohne Furcht sprechen können. Der jetzige schlesische Landmann besitzt daher ziemlich das Gegentheil von Unterwürfigkeit und eher könnte man ihm Trotz und Hochmuth vorwerfen; wo noch Reste

davon bestehen, finden sie sich eben bei den kleinen hilflosen Leuten, die zu aller Zeit und an allen Orten sich ducken müssen, weil sie selbst nicht die einfachsten Mittel besitzen, ihr Recht geltend zu machen. Für solche Leute war Friedrich der rechte König und es ist erfreulich zu sehen, wie sie Muth und Zutrauen bekommen, und wie bei ihnen der Mensch zu Tage tritt. Prächtig ist z. B. die Geschichte von dem Bauerjungen, aus der Freistädter Gegend, der den König bei seiner Reise zu Pferde begleiten soll und der statt hinter dem Wagen neben demselben herreitet, um mit Friedrich ein Gespräch anzuknüpfen. Friedrich erkundigt sich nach seiner Heimat (Hartzdurf, Hartmannsdorf) und nach seiner Herrschaft. — Uberswachmeester vun Nasso (v. Nassau) heißt es.

„Wie ist die Herrschaft zu die Unterthauer?"

„„Wenn a besser wär, könnt's nix schaden.""

„Wie so denn? was thut er den Leuten?"

Nun kommt die ganze Bescheerung: „Er verlangt immer mehr von den Bauern, als sie im Kaufe haben (Dienstleistungen). Die Bauern haben auch immer Prozeß mit ihm, aber sie können nie gewinnen. Das Hofgesinde lasse er nicht los; er diene auch bereits zwei Jahre;* zu essen hätten sie schon genug, aber Fleisch sehe man nur alle hohe Feste; und im Stalle beim Vieh habe er die Schlafstelle. — „S'is mer zu lieb," schließt die Rede, „daß ich am gnädigen Herr König alles ha verzählen kinnen; verleicht hilft a mer aus meim Dienst." — Friedrich ermahnte ihn zur Geduld und Folgsamkeit und ließ ihm zwei Gulden Trinkgeld reichen. — Man denke sich nun den armen Schelm, der dem Könige so treuherzig seine Noth klagt, dem gestiefelten und gespornten Herrn Öbristwachtmeister von Nassau gegenüber. Die Fuchtel macht freilich unterwürfig — es gehört aber ein riesiger Ruf von des Königs Güte und Gerechtigkeit dazu, um so einem Burschen die Zunge zu lösen und ihm den Muth zu geben, wider den Herrn von Nassau zu klagen.

Offenbar ergötzte den König der Verkehr mit dem gutmüthigen und arglosen Volke, das, wenn es eine sehr vortretende Eigenschaft, die Blödigkeit abgelegt hat, zutraulicher und offner wird, als manches Andere. Er hatte ein riesiges Gedächtniß und erinnerte sich nach langen Jahren noch an jedes kleine Ereigniß, an jedes possirliche Wort, das ihm Spaß gemacht hatte. 1759 lag Friedrich gerade zur Kirschenzeit zu Reichhennersdorf bei Landshut bei dem Bauer Sigismund Pohl, in dem Hause, das jetzt dem Bauer Thanem gehört, und der König äußerte einen Wunsch, Kirschen zu essen. Da in dem wilden Gebirge der Kirschbaum nicht fortkommt, so lief der Bauer nach Landshut, wo er glücklicherweise welche auftrieb. Mit großem Vergnügen verzehrte sie der König — aber vor ihm stand ein kleines gelüstiges Bauermädchen, die Tochter des Wirthes, die ihm natürlich jede einzeln in den Mund zählte. Friedrich gab ihr hin und wieder eine, schnellte aber die Kerne der aufgezehrten neckend an des Kindes nackte Beinchen. Einige Zeit ließ sich das Mädchen die Sache ruhig gefallen; endlich aber rief es dem Könige zu: „Du, das thut Wieh (Weh)." Friedrich mußte lachen und gab ihr Kirschen — später sagte er zu Pohl: „Ich muß das bei Seiner Tochter wieder gut machen, daß ich ihr heut Wieh gethan. Wenn sie einmal heiratet, da thut Er es mir zu wissen." — Wirklich schickte ihr Friedrich nach vielen Jahren 400 Thaler zur Aussteuer für die „Wiehthat," wie die Schlesier sagen.

Welches unbegränzte Vertrauen muß die arme Frau in der Vorstadt von Landshut gehabt haben, die sich bei dem Könige damit einführte, sie habe nur sehen wollen, ob sie nicht einmal den König erwischen könnte, und zuletzt nach Auseinandersetzung ihrer Verhältnisse treuherzig bittend fragt: „Künnd' a (Er) uns nich die Accise schenka?" — Freilich schenkte er sie, als er sich von der Thunlichkeit überzeugt hatte.

Macauly wirft, wie schon Andere gethan haben, dem König Geiz und Knickerei vor — freilich vom Standpunkte eines reichen englischen Gentleman oder Lords oder eines französischen galanten Kavaliers mit Spielschulden ganz mit Recht — aber Friedrich hatte Geld, wo britische Lords oft keins haben. Trotz des ungeheuren britischen Reichthums, verkommt das niedere Volk in England in Schmutz, Laster, Elend und Barbarei und das Land ist mit Armenhäusern voll gräßlichen Jammers bedeckt. — Friedrich hatte Geld für Soldaten und Kriegsführung, weil er welches haben mußte; er hatte aber auch Geld und viel Geld, wo die meisten anderen Monarchen keines haben und wußte es auf Wucher an Orten anzulegen, von denen tausendköpfige Bureaukratien nicht einmal träumen. Geizig war Friedrich, schmutzig geizig, wo Lüderlichkeit und Verschwendung seine königliche Großmuth mißbrauchen wollte; er opferte diesem Geize selbst intime Freundschaften, wie z. B. die des Chevalier Chasot, als ihm dessen Spielschulden zu arg wurden. — „Euer Majestät Filzigkeit," sagte der dreiste Franzose (oder will es gesagt haben) „ist wirklich unausstehlich; Majestät haben gute Pläne, gute Absichten, aber sie will den einzigen Louisd'or nicht opfern — nun dieser Louisd'or, diese Filzigkeit verdirbt Alles."

Friedrich brach mit ihm auf barsche Weise. Er wußte, wie sein wackrer Vater, daß der reiche Ertrag der Steuern, welcher im Staate zusammenfließt, aus winzigen Bächlein zusammenrinnt, daß der Thaler pfennigweise mit saurem Schweiße verdient wird und nicht dazu da ist, im frevlen Uebermuthe vergeudet zu werden. Gerade das wußte das Volk und das ist es, was es sich bis heute auf das Treueste gemerkt hat. Wo es darauf ankam, wackeren Leuten im Volke aufzuhelfen, hatte der König stets Geld und oft viel Geld; er wußte genau, wo 40 Thaler langten, wo 100 oder 200 oder 400 hingehörten, um dem Zwecke zu genügen; er verdarb das Volk nicht durch falsche Freigebigkeit und zeigte eben durch die anscheinende Kargheit seiner Gaben oft eine Weisheit, über die jeder staunen wird, der von den wirklichen Bedürfnissen des Volkes eine Ahnung hat. Um seine Gaben so richtig zu bemessen, dazu gehörte eben eine Umsicht, eine Kenntniß in das innerste Getriebe des Volkslebens, wovon unsere heutigen doctrinairen Schwätzer, Nationalökonomen, Verfassungssystematiker, Sozialisten u. s. w. keinen Begriff haben. Nichts ist leichter für einen Herrscher, als freigebig zu sein — aber am richtigen Orte und im rechten Maße ist schwer; am schwersten dort, wo es kein Aufsehen macht und keine Schranzen und Lobhudler Hosianna singen können. Friedrich verstand das; er wußte, wo in Bolkenhain ein altes Haus eingestürzt war, wo in Brieg am Markte in der und der Straße das eine einen Giebel, das andere ein Ziegeldach brauchte, das der arme Besitzer nicht erschwingen konnte, er wußte, wie jenem alten Soldaten, diesem durch Kriegsnoth oder Brand verunglückten armen Bürger aufgeholfen werden könnte mit einer lumpigen Summe, die aber heute noch nicht vergessen ist, während er für Bezahlung der Spielschulden des Chevalier Chasot u. a. schon bei Lebzeiten keinen Dank gehabt, sondern Unglimpf und Aerger. Wo's Noth that, hatte er viel Geld — 200,000 Thaler schenkte er dem gänzlich geplünderten Landshut in zwei Raten, mehr als es gebraucht zu haben scheint — denn die Landshuter liehen 90,000 Thaler davon den benachbarten Schmiedebergern. Als der König dies erfuhr, sagte er: „Da sollen die Schmiedeberger die 90,000 Thaler auch behalten," und dabei blieb es.

Und wie kümmerte er sich, ob auch Alles richtig und nach seiner Anweisung geschehen. Kam er in eine Stadt, so besuchte er die von ihm gebauten Häuser, kroch bis unter die Dachsparren hinauf und tadelte es laut, wenn das Holz zu frisch oder zu schwach war, prüfte mit dem Stocke die Güte des Fensterglases u. s. w., bei welcher Gelegenheit er es nicht verschmähte, mit der Frau des Hauses eine Tasse Kaffee zu trinken. Wehe dem Baumeister oder den Kassenbeamten, die nicht rasch genug bei der Hand waren, oder sonst Nachlässigkeiten begingen. Er machte ihnen Feuer auf die Fracke, wie der Ausdruck lautete.

Es war damals nicht leicht, Beamter zu sein. Durch den vertraulichen Umgang mit dem Volke und namentlich mit seinen bewährten Lieblingen, wie z. B. Stadtdirektor Schulze zu Brieg, den er einen „Directeur nach dem Herzen Gottes" nannte, dem Bürgermeister Johannes Speer zu Landshut und vielen andern erfuhr er Alles: Bedrückung, Saumseligkeit, Unterschleif, z. B. der Festungskommandanten, die sich aus Staatsgeldern Häuser bauten oder Fortifications-Ziegel dazu verwendeten. Er pflegte dann wohl spottend, solche Häuser an sich zu nehmen, und solche Contravenienten abzumucken, daß sie nicht den Bauplan beantragt und eingeholt hätten. Ebenso wußte er aber auch seine Vertrauten in die rechten Schranken zu verweisen, wenn sie des Guten manchmal zu viel thaten. Wie dreist und keck manche Leute in ihren Rechtsforderungen wurden, zeigt z. B. die possirliche Geschichte eines gewissen Schittelthau, Brieger Bürgers, dem die Anlage neuer Schanzen und die Occupirung von Bürgergrund nicht gefiel und der deshalb so heftig auf den status quo drang und dem Könige so zusetzte, daß er Mühe hatte, sich seiner zu erwehren. Jedesmal, wenn Friedrich nach Brieg kam, brachten die Brieger diesen ungestümen Mann in eine anständige Haft, um ihn von neuen Stürmen abzuhalten. Noch spät erkundigte sich Friedrich nach diesem Meister Schittelthau und beschenkte ihn sogar.

Den Charakter des Bauern kannte er merkwürdig gut, und ließ sich weder durch naive Zutraulichkeit, wenn sie ein Häkchen hatte, noch durch übertriebenes Kläglichthun — „Pinseln" nennt das der Schlesier — hinter's Licht führen. Sein scharfes Auge zeigte ihm sofort, woran er

* Eine Leistung der Erbunterthänigkeit. — Man nannte dieses unentgeltliche Dienen der jungen Burschen und Mädchen „zu Hofe ziehn." — Es wurde damit durch Verlängerung der Frist und andere Ränke viel Mißbrauch getrieben, der noch im guten Andenken ist. Gewöhnlich war moralische Verschlechterung die Folge dieses Zuhofeziehens, da die Hofeleute natürlich eine ziemlich rohe Gesellschaft bildeten.

war. So kam er z. B. nach dem siebenjährigen Kriege durch Jägersdorf bei Brieg, wo ihm die Bauern mit einer Musikbande entgegenzogen; der Schulze lamentirt natürlich auf Befragen nach dem Zustande, und schloß damit, die Kaiserlichen hätten hier so geplündert und gebrannt, daß sie den Krieg noch im Magen hätten. „Da seid Ihr besser daran, wie ich," erwiderte der König, „mir steckt der Krieg noch im Halse und macht mir schlechten Geschmack. Aber es sieht mir hier nicht danach aus, als ob Ihr zu klagen hättet. Ich kenne Euch schlesische Bauern schon. Ihr habt nie genug und seid mit nichts zufrieden. Ihr habt gute Häuser, gutes Vieh, gute Aerndte habt Ihr auch gehabt, was wollt Ihr denn noch? Eine Kapelle habt Ihr sogar." Mit der Kapelle meint er die Musikanten; aber ein Naseweis unter den Bauern, der das falsch verstand, sagte: „Nein, Ihro Majestät, eine Kapelle haben wir nicht, sondern eine ordentliche Kirche." — „Halt' Er's Maul, Er Esel" bedeutete ihn Friedrich und sagte zum Pastor: „Mein lieber Pasteur, da sieht Er gleich, was seiner geistlichen Heerde fehlt und auf was Er seine orationes richten muß; von der Zufriedenheit muß Er predigen, recht eindringlich muß Er das thun. Vergeß Er mir's nicht, damit sie mir nicht den Kopf voll lamentiren, wenn ich wiederkomme."

Er hatte manche liebe Noth mit diesen Bauern — sie wollten durchaus nicht Kartoffeln bauen, und in der Liegnitzer Gegend erhielt sogar die neue Frucht den Spitznamen „Frieselbissen," weil man davon das Friesel (Fieber) bekomme. Friedrich ging daher so weit, sich überall extra Kartoffeln auftragen zu lassen und sogar öffentlich zur Schau zu essen. Daß er es mit dem niedrigsten Landvolke wohl meinte, und recht wohl seine Leiden kannte, geht daraus hervor, daß er die Gutsherren, Prälaten (z. B. den von Grüssau) eindringlich ermahnte, „gut mit die Unterthaner zu sein."

Wie wir S. 156 erfahren, gingen damals Lieder über die Erbunterthänigkeit, die den König priesen, unter dem Volke um. Sein Verhältniß zu demselben faßte es ganz patriarchalisch auf: der Landrath ist ihm in mehrfachen Anreden „der Vater vom Kreise" — „es schickt sich vor ihn, daß er für die Kinder sorge, die keinen Vater haben" — der Schulze ist der „Vater und Vormund der Bauern." Friedrich hatte die Liebe und Aufopferungsfähigkeit des gemeinen Mannes in der größten Gefahr mehrfach und in rührender Weise erfahren, die Kriegsnöthe und das rauhe, harte Leben im Felde, das ihn aus einem Bauerhofe in den andern warf und oft nöthigte, mit den einfachsten Lebensmitteln und den geringsten Bequemlichkeiten vorlieb zu nehmen, hatten ihn dem Leben, der Denk- und Fühlweise des gemeinen Mannes näher gebracht, als die meisten Geschichtsschreiber je ermitteln und herausfinden werden, eben weil sie selbst von diesen Dingen keine Anschauung haben. Alle Erinnerungen bestätigen es durchaus, daß Friedrich dem verständigen Manne aus dem Volke gegenüber nicht blos herablassend, sondern überhaupt frei von aller falschen Geltendmachung seiner Königswürde war. Er berieth sich mit solchen sachverständigen Leuten, die er trefflich herauszufinden wußte, wenn sie sein Vertrauen erlangt hatten, etwa wie der Fürst mit seinem Minister, der Gutsherr mit seinem Schaffner, da heißt es: „wie machen wir das, wie machen wir jenes..... probire er es doch einmal, ob's nicht geht — wenn's geht, so will ich das und das für die Sache thun." — So machte er den Schneiderältesten Rache in Goldberg, der ihm über den alten Bergbau gute und solide Auskunft gegeben, ohne Weiteres zum Berghauptmann, selbst wider den Willen des bescheidenen Mannes; er sollte den Bergbau auf Gold wieder einleiten: „Ich weiß aber," sagte der König, „daß Er's machen kann und daß Er ehrlich ist; mache Er weiter keine Spirenzien." — „Seine Instruction werde ich Ihm aus Breslau schicken. Halte Er aber die Ohren steif, und lasse Er sich von Keinem verplüffen."

Der Mann war ehrlich, und gestand, als der König später wieder nach Goldberg kam, daß es die Kosten nicht trage und der Ducaten auf $3^1/_2$ Thaler zu stehen komme. Friedrich klopfte ihn lächelnd auf die Schulter, seine Ehrlichkeit belobend, schenkte ihm das gewonnene Gold, baute sein Haus und beließ ihm seinen vornehmen Titel. — Ueberhaupt war sein volles Streben auf die Hebungen aller dieser lokalen Industrien gerichtet, auf die Tuchmacherei, die Töpferei, die Leinwandweberei im Gebirge. Eigenhändig nahm er „die blauen Schnupftüchel, wie Ihr hier sie macht," in Hirschberg von den Webern entgegen, und versprach ihnen, sie zur Probe nach Spanien zu schicken, ob sie vielleicht dort Absatz fänden. Seine Maximen spricht er dem Volke gegenüber so naiv und harmlos aus, daß man aus diesen gelegentlichen Gesprächen oft mehr erfährt, als aus den Geschichtsbüchern. Der Besitzer des schwarzen Raben zu Löwenberg, Abraham Hübner, dessen Haus in sehr traurigem Zustande war, und den der König bei seiner Durchreise aufforderte, es renoviren zu lassen, klagte, daß das Geld nur zu knapp bei ihm sei. „Bei mir auch!" rief Friedrich; „aber mache Er es nur, wie ich, und gebe Er immer etwas weniger aus, als wie Er einnimmt. Da kommt man zu was." Sehr possirlich ist es, daß er hierauf den Wirth auffordert, den durchreisenden Kaufleuten aus Sachsen etwas mit doppelter Kreide zu schreiben. Ueberhaupt ist seine ganze Idee vom Staate die einer großen Wirthschaft und Familie, in welcher Zucht, Ordnung und Rührigkeit sein muß; damit macht er sich auch dem Volke verständlich, und kraft seiner Eigenschaft als Hausvater, greift er scharf zu, wo er Nachlässigkeit und Unordnung findet.

Es ließe sich noch Vieles über viele andere Punkte sagen; möge das Gesagte genügen, eine schwache Vorstellung von dem zu erwecken, was Friedrich für seine Schlesier gewesen ist. Für die alten Provinzen war er natürlich derselbe thätige, rastlos besorgte Landesvater und unser Erstaunen muß wachsen, daß ein einziger Mann, späterhin ein kränklicher Greis, so Ungeheures zu leisten im Stande war. Höre man doch endlich auf, in der doctrinären Phrase von einem „aufgeklärten Despotismus Friedrich's" zu sprechen. Friedrich war ein König, ein Patriarch im besten Sinne des Wortes, und wenn Preußen eine vernünftige, solide Freiheit zu vertragen im Stande scheint, mehr als andere Länder, so ist dies vorzüglich dem großen Könige zu danken, der seine Unterthanen in jeder Art und Weise zum vernünftigen Gehorsam, zur Ordnungsliebe und zur Thatkraft eingeschult hat. Denn dieses sind, wie jeder echte Preuße instinktmäßig fühlt, denkt und handelt, die drei Palladien des Preußenthums.

Mannigfaltiges.

— „Preußen und die deutsche Aufregung." So ist ein Artikel überschrieben, den Herr St. René Taillandier in dem uns vorliegenden neuesten Hefte der Revue des deux Mondes (vom 1. Juli) liefert. Es ist, wie der Verfasser im Eingange sagt, „eine Adresse an die Publizisten Deutschlands, d. h. an die Tagesschriftsteller, an die Abgeordneten in den Kammern, an die Universitäts-Professoren, kurz an alle Gebildeten, die durch Wort oder Schrift irgend einen Einfluß auf die öffentliche Meinung üben." Herr Taillandier, den wir seit Jahren als einen Freund und Verehrer deutschen Geisteslebens, als einen nicht durch die neue kaiserliche Allmacht geblendeten Anhänger freier, politischer Institutionen kennen, bittet in dieser Adresse die Deutschen dringend, nicht um des italiänischen Unabhängigkeitskampfes wegen einen europäischen Krieg heraufzubeschwören. Er wendet sich nicht „an die österreichischen Blätter, oder an deren Verbündete in Augsburg, München und Frankfurt, bei denen ein neuer deutsch-französischer Krieg schon eine ausgemachte Sache ist," sondern ausschließlich „an die von freisinnigen Ideen erfüllten Publizisten, an diejenigen, die anfangs den Wiener Prätensionen und Intriguen feindselig, neuerdings in die deutsche Aufregung sich haben hineinreißen lassen." Er wählt sich unter diesen Publizisten namentlich den Verfasser der Artikel „Von der preußischen Gränze" in den „Gränzboten," dessen in neuerer Zeit stattgefundene Ideenwandlung ihn mit um so größerm Bedauern erfüllt, als er die entschieden preußisch-deutsche Gesinnung desselben stets mit Theilnahme und aufrichtiger Achtung anerkannt habe. Wir können nicht läugnen, daß die Darstellung des Herrn Taillandier sehr viel Treffendes und Schlagendes hat; ja, wir glauben es dem Ehrenmanne lieber, als allen Versicherungen des Moniteur, daß Frankreich nicht entfernt daran denke, das große Deutschland zu bekriegen oder zu beeinträchtigen. Inzwischen irrt er doch, wenn er meint, in alle Publizisten Deutschlands sei mit einemmale eine Berserkerwuth à la Wolfgang Menzel gegen das Franzosenthum gefahren und hier predige jetzt Alles den Krieg. Es giebt im Osten wie im Westen Deutschlands, in Berlin, in Leipzig, am Rhein und in Schlesien zahlreiche Organe, die fortdauernd mahnen, daß Deutschland in dem italiänischen Kriege auch ferner neutral bleibe, und wenn Frankreich sich wirklich so uneigennützig zeigt, wie es zu sein behauptet, dann werden die Deutschen auch an dem Kriege nicht Theil nehmen.

Wir lassen zur Charakterisirung der Taillandier'schen Argumentation nachstehend den Schluß seines Artikels folgen: „Ihr Männer der liberalen Partei, Ihr wahren Söhne Deutschlands, nicht jenes teutonischen Deutschlands, welchem Vaterlandsliebe und Franzosenhaß identisch, sondern des edlen Deutschland, das den Geist seines Jahrhunderts nicht verläugnet, an Euch ist es, die Leiden zu beschwören, welche die Civilisation bedrohen. Dem blinden Patriotismus der Mittelstaaten stellet

die männliche Vaterlandsliebe Preußens gegenüber. Ertheilet Eurem Lande Rathschläge, die in Eurem Munde mehr Gewicht haben als in dem unsrigen. Möge sich der Staat Friedrichs des Großen nicht in einem prinziplosen Kriege compromittiren, möge er allein zu seiner Fahne zu stehen wissen, die deutschen Völker werden schon wieder zu ihm zurückkehren und ihm Dank dafür wissen, daß er es gewagt, sich von Oesterreich zu trennen. Im Interesse Deutschlands haben wir hier gesprochen und im Namen der Freiheit, die in Europa nicht Vertreter genug besitzen kann, und weil Preußen einer von diesen Vertretern ist, so sind auf dem Gebiete der Ideen seine Interessen auch die unsrigen. Was hat denn Preußen bei einem allgemeinen Kriege zu gewinnen? Ich zweifle, daß seine materielle Macht dadurch vergrößert würde. Sicher aber würde es seinen großen sittlichen Schatz verlieren, ich meine jenen Reichthum an Ideen, an freisinnigen Ueberlieferungen, welche ihm eines Tages den Vortritt im deutschen Bunde verschaffen werden, und über welche es nicht Deutschland allein, sondern der Welt Rechenschaft schuldig ist.

— „Ungarn und die Revolution." Abermals, wie vor zehn Jahren, läßt sich in Ungarn die aufrührerische Stimme Kossuth's vernehmen, des Mannes, der unter einer Nation, deren Gewohnheiten, Sitten und Einrichtungen, seitdem sie aus Asien in Europa eingewandert ist, alle einen streng monarchischen Charakter haben, die Republik proklamirte, und der ohne Rücksicht darauf, daß seine fünf Millionen magyarischer Landsleute in einem Lande mit acht Millionen Slaven, Rumänen und Deutschen wohnen, die magyarische Nationalität und Sprache zur alleinherrschenden in diesem Lande machen wollte. Wir haben unsere Sympathien mit den edeln, großherzigen Bestrebungen der Magyaren niemals verleugnet; wir verkennen nicht, daß unter diesen fünf Millionen ein reicher Fonds von Geist und Gestaltungskraft sich findet; wir haben Achtung vor dem Schmerz über ein unterdrücktes, geschichtliches Recht — aber wir protestiren jetzt ebenso, wie wir es vor zehn, vor zwölf und vor zwanzig Jahren gethan, als es sich darum handelte, in Ungarn deutsche Bildung und deutsches Bürgerrecht zu unterdrücken und die ebenso berechtigten slavischen und rumänischen Nationalitäten gewaltsam einem Stamme unterzuordnen, der dort eben so wenig das Recht hat, als der Deutsche, allein maßgebend zu sein. Was haben mit den Sünden, welche die österreichische Regierung in Ungarn begangen, die zahlreichen deutschen Bürger der ungarischen Hauptstädte und die sächsischen Bauern von Siebenbürgen, was die noch zahlreicheren kriegsgeübten und auf ihr Volksthum eifersüchtigen slavischen Stämme Nord-Ungarns, Kroatiens und Dalmatiens gemein? Keine noch so hochtrabende Sophistik wird uns bewegen, den Wühlereien der Herren Kossuth und Klapka auch nur die geringste Theilnahme zu schenken. Deutschland würde sich nur dann freuen, in Ungarn eine andere und bessere Ordnung der Dinge, als die jetzige, hergestellt zu sehen, wenn diese Verbesserungen die Zustimmung des deutschen Königs von Ungarn hätten.

— Mazzini's Journal, „Pensiero ed Azione," ist eingegangen, da der größte Theil der im Auslande lebenden Italiäner, die sich bisher zu den republikanischen Ideen Mazzini's bekannten, zu Napoleon übergegangen und jetzt mit den Piemontesen für die italiänische Unabhängigkeit kämpft. Sie werden jene Mazzinischen Ideen erst dann wieder hervorsuchen, wenn die „Napoleonischen Ideen" das Ihrige gethan und wie der Mohr von Genua wieder gehen können. Mazzini's Wochenblatt, das bisher in London ausgegeben wurde, ist lediglich wegen seines jetzigen Mangels an Abnehmern eingegangen.

— Nationalitäten im Großherzogthum Posen. Nach der neuesten amtlichen Zählung, hat das preuß. Großherzogthum Posen 1,403,628 Einwohner, und zwar 783,692 Polen und 619,936 Deutsche. Unter hundert Einwohnern des Großherzogthums befinden sich demnach 55 Polen und 45 Deutsche. Der Religion nach, zerfällt jene Zahl in 876,714 Katholiken, 454,399 Evangelische, 72,075 Juden, 428 Dissidenten und 12 Griechen. Unter den Katholiken befinden sich demnach mindestens 93,022 Deutsche; die Zahl der katholischen Deutschen im Großherzogthum ist jedoch wahrscheinlich noch größer, da sich andererseits auch unter den Polen eine Anzahl Evangelischer befindet. Es soll häufig vorkommen, daß sich deutsche Katholiken des Großherzogthums der polnischen Nationalität anschließen, was zum Theil darin seinen Grund hat, daß die katholische Geistlichkeit der Provinz fast ausschließlich aus Polen besteht. Die jüdische Bevölkerung wird durchgehends der Nationalität der Deutschen zugezählt, deren Sprache, Schulbildung und Literatur sie mit entschiedener Vorliebe kultivirt.

— Wilh. v. Humboldt's Briefe an F. G. Welcker.* Eine Sammlung dieser Briefe, von R. Haym in Halle herausgegeben, ist vor kurzem erschienen. Wir machen die Freunde W. von Humboldt's auf dieselbe aufmerksam, da sie als ein werthvoller Beitrag zu dessen Selbstdarstellung angesehen werden muß, der eben so den sittlichen, intellectuellen und wissenschaftlichen Charakter des seltenen Mannes veranschaulicht, als er zugleich über manche Lebensverhältnisse und das Familienleben desselben interessante Aufschlüsse gewährt. In der lebendigen Theilnahme Humboldt's an den philologischen und mythologischen Studien Welcker's, gestaltet sich uns die „wissenschaftliche Physiognomie" des Ersteren auf das Treueste. Zugleich geben die Briefe auch über eine bedeutende literarische Epoche in Deutschland interessante Aufschlüsse, und haben sie in dieser Hinsicht nicht blos einen persönlichen, sondern auch einen hohen gegenständlichen Werth. Wie übrigens der Herausgeber ausdrücklich bemerkt, sind die Briefe unverändert dem Publikum mitgetheilt worden; dagegen haben sie durch einzelne Anmerkungen biographischer und literarischer Tendenz, die Welcker selbst dem Herausgeber zur Verfügung gestellt hat, ein weiteres Interesse gewonnen. Die Briefe selbst sind, nachdem Welcker während eines Aufenthaltes in Rom vom Herbst 1806 bis zum Frühjahre 1808 zu Wilhelm von Humboldt, als Lehrer seiner Kinder, in ein näheres freundschaftliches Verhältniß getreten war, aus den Jahren 1808 bis zum Jahre 1830. In dem nämlichen Grade, in welchem W. dem wunderbaren Manne nahe gestanden und in dessen innerstes und eigenstes Wesen einzugehen Gelegenheit gehabt hat, ist nun auch durch diese Briefsammlung eine besondere Veranlassung zu dem Wunsche geboten, den der Herausgeber am Schlusse der Einleitung ausspricht, daß Welcker „die Muße finden möge, dem Freunde ein Denkmal zu errichten, wie unter den Lebenden vielleicht nur er noch im Stande ist."

— Die Philosophie der Hindu's vom christlichen Standpunkte widerlegt. Der englische Verleger, Mr. Madden, hat ein Werk unter der Presse über die philosophischen Systeme der Hindu's, verfaßt von Dr. J. R. Ballantyne, Direktor (Principal) des Regierungs-College zu Benares. Das Werk erhielt einen von einem Mitgliede des Bengal Civil service ausgesetzten Preis für die beste Darstellung und Widerlegung der Hinduphilosopheme, und den Erweis der Richtigkeit der Grundprinzipien des christlichen Theismus. Die Einwürfe des Hinduthums und die Beweisgründe zu Gunsten des Christenthums sollten in einer Form dargestellt werden, die geeignet sei, auf den Geist der gebildeten Eingebornen Einfluß zu üben. Die Aufgabe war von größter Schwierigkeit, da sie eine innige Bekanntschaft mit der Sanskritsprache und Literatur, und mit den Eigenthümlichkeiten des indischen Geistes ebenso erfordert, wie bedeutende logische Kraft und beträchtliche Schriftsteller-Geschicklichkeit. Der Verstand der Hindu's ist scharf und spekulativ, wenn nicht tief, und kann nicht durch Beweisgründe beeinflußt werden, welche den Geist eines minder tiefsinnigen Volkes mächtig bestimmen würden. Dr. Ballantyne besitzt indessen besonderes Geschick für die von ihm unternommene Arbeit. Er ist nicht allein Herr seines Gegenstandes, sondern er weiß auch, wie man sich den Leuten direkt oder indirekt nähern muß, bei denen man Gehör erlangen will. Sein Zweck war hierbei, den Missionär mit den Waffen eines christlichen Kriegsstandes auszurüsten und ihm zu lehren, wie sie geschickt gebraucht werden müssen. Dem Werke geht als Einleitung eine allgemeine Uebersicht der Hindusysteme voran.

* Berlin, R. Gärtner. 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn E. Devaronne, Jägerstraße Nr. 25, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 83-85. Sonnabend, den 16. Juli 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Niederlande.

Motley's Geschichte des Abfalles der Niederlande.*

Von dem ausgezeichneten Geschichtswerke Motley's ist der erste Band bereits in N. 64 u. 65 des vorigen Jahrganges des „Magazin“ angezeigt worden. Es ist dort das Verdienst des Verfassers, daß er sich sowohl als Geschichtsforscher durch die Benutzung früher unbekannter handschriftlicher Quellen, wie auch als Geschichtschreiber durch die treffliche Verarbeitung und Darstellung des historischen Stoffes erworben hat, gebührend anerkannt worden. Der vorliegende Band umfaßt den Zeitraum von dem am 25. August 1566 zwischen der Statthalterin Margarethe von Parma und den Verbündeten des Kompromisses abgeschlossenen Akkord bis zum Entsatz von Leyden, am 3. Oktober 1574. Waren die im vorhergehenden Bande erzählten Ereignisse nur das Vorspiel, so führt uns der gegenwärtige den ersten Akt des großen Drama's vor, in einer Reihe bald der erschütterndsten, bald der erhebendsten Szenen die Zeit der Gewaltherrschaft Alba's und die ersten Jahre der Wirksamkeit seines Nachfolgers Requesens schildernd.

Der Verfasser erspart uns nicht den genauesten Bericht der vielen Gräuel, an denen gerade dieser Theil des niederländischen Freiheitskampfes so reich ist. „Zu mildern,“ sagt er, „wäre feige, zu übertreiben unmöglich. Es ist gut, daß die Welt nicht vergesse, was eine harmlose Nation unter der Hand des Despotismus und in dem heiligen Namen Gottes erduldet hat. Es haben sich Zungen und Federn genug gefunden, die Ausschweifungen des Volkes zu schildern, wenn es von Zeit zu Zeit in rasender Verzweiflung Ketten der Knechtschaft zerbrach. Es ist auch wohlgethan, dieser Verbrechen immer von neuem zu gedenken. Aber nicht minder gerathen ist es, das entgegengesetzte Bild zu studiren. Die Tyrannei, immer jung und immer alt, stets in den nämlichen steinernen Zügen auf's neue erstehend, mit derselben furchtbaren Maske, die sie seit Jahrtausenden trug, kann niemals zu genau erforscht werden, zumal wenn sie selber ihr eigenes Bild entwirft, wenn die geheime Geschichte ihrer Sünden in den Bekenntnissen ihrer Freunde uns entgegentritt. Die Betrachtung ihrer Züge wird uns die Freiheit nicht weniger theuer machen.“

* „Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaates.“ Aus dem Englischen des John Lathorp Motley. Zweiter Band. Dresden, Rudolph Kuntze, 1858.

Wie wahr auch diese Worte sind, so steht doch unter den vielen Tyrannen, von denen die Geschichte meldet, Philipp II. in seiner Gräßlichkeit einzig da. Es ist nicht der Blutdurst des Raubthiers, nicht die Raserei der Leidenschaft, nicht der Zwang der Selbsterhaltung, wodurch Andere zu Tyrannen geworden; es ist der Glaube an die Unfehlbarkeit des katholischen Dogma's, der Fanatismus für die religiöse Form, für die Konfession, der ihn zur Verleugnung des Göttlichen und zur Entäußerung des Menschlichen getrieben. Seine Tyrannei ist die vollendete Heuchelei, die sich selbst betrügt. Wenn andere Tyrannen in der Furcht und in der Reue die Quälgeister fanden, die ihnen den Genuß ihrer Macht verbitterten und ihrer Wuth einigermaßen Schranken setzten, so gewährte Philipp der Wahn seines gottgefälligen Thuns die Hoffnungen und die Gemüthsruhe der Unschuld und jene Sicherheit und Konsequenz des Handelns, die man mit Unrecht seinem Herrschertalente zugeschrieben hat. Der Verfasser urtheilt ganz richtig, wenn er sagt: „Philipp's Meisterschaft des Heuchelns ward in derjenigen Richtung verwerthet, welche die Rathschläge seiner Minister ihm an die Hand gaben. Niemals erzeugte Philipp einen eigenen Gedanken, nie entwarf er einen selbständigen Plan. Seine Stärke bestand darin, stets der Falschheit seiner Natur treu zu bleiben und dabei ohne Ermüden den Einflüsterungen Anderer zu folgen. Man kann keinen größeren Irrthum begehen, als diesem pedantischen, sich ewig fruchtlos abmühenden Monarchen Talent beizulegen. Des Mannes Verstand war verächtlich; nur seine beinahe übermenschliche Bosheit und Falschheit haben seinen Charakter über das Niveau des Gewöhnlichen emporgehoben.“

Während Philipp das blinde Festhalten an der religiösen Form zum Abscheu und zur Geißel der Menschheit gemacht hat und eine gerechte Nemesis alle seine Unternehmungen scheitern ließ, verdankte Wilhelm von Oranien seine Heldengröße und das Gelingen seines großen Werkes der entgegengesetzten religiösen Anschauung, die das Wesen der Religion in die Freiheit und Sittlichkeit setzt. „Suchen wir,“ sagt unser Verfasser, „nach der Quelle des thatkräftigen Muthes, welcher den Prinzen in dem ungleichen Kampfe, dem seine ganze Existenz geweiht war, aufrecht hielt, — wir finden sie nirgend anders, als in dem einen großen Lebensprinzip, welches seine Natur durchdrang, in seinem Vertrauen auf Gott. Er war der Retter der politischen Rechte des Landes, aber zuerst und vor Allem war er der Beschützer seiner Religion. Freiheit des Gewissens für das Volk der Niederländer war das vornehmste Ziel seines Strebens. Freiheit der Gottesverehrung für alle christlichen Gemeinden, Duldung für alle Formen des Glaubens war das höchste Gut in Wilhelm's politischer Philosophie. Er war niemals ein Dogmatiker und suchte im Christenthum zu allen Zeiten weniger das, was die Christen trennt, als was sie vereinigt.“

Der deutsche Uebersetzer macht unserm Verfasser den Vorwurf, daß er in der Beurtheilung Wilhelm's von Oranien eine weniger scharfe und rücksichtslose Kritik geübt habe, als anderwärts. Es wäre zu wünschen gewesen, meint er, daß der Verfasser hierin eine weniger apologetische Stellung eingenommen hätte; er sage nicht ein Wort über den vermuthlichen Beweggrund für Wilhelm's auffallende Bewerbung um Anna von Sachsen; sein Versuch, in des Prinzen religiösen Ansichten eine wirkliche und aufrichtige innere Entwicklung nachzuweisen, sei nur zum Theil gelungen; der Verfasser gestehe selbst ein, im Jahre 1566 hätten politische Rücksichten auf die religiöse Gesinnung des Prinzen gewirkt. — Zugegeben, daß Motley für seinen Helden eine doch wohl gerechtfertigte Vorliebe zeigt, so geht diese doch nicht so weit, daß sie, wie der Uebersetzer

meint, den Werth des Werkes beeinträchtigte. Wilhelm's religiöse Ansicht ließ ihm eben das Konfessionelle als ziemlich gleichgültig erscheinen; daher sein scheinbar zweideutiges Benehmen bei der Heiratsverhandlung mit Anna von Sachsen und seine Hinneigung zum Lutherthum im Jahre 1566 wohl Koncessionen waren, die er der Politik machte, ohne daß wir daraus auf machiavellistische Grundsätze schließen dürfen, wenn auch, wie der Uebersetzer anführt, Prescott daran erinnert hat, daß Machiavelli der Lieblingsschriftsteller des Prinzen gewesen sei.

Aehnlich wie Wilhelm, dachte und handelte auch sein Bruder Ludwig von Nassau. In einem Briefe an Karl IX. von Frankreich, vom 1. Juni 1573, worin er ihm das Unsittliche und Unpolitische der pariser Bluthochzeit mit aller Freimüthigkeit vorhält, wies er mit einfachen, aber beredten Worten auf die Unmöglichkeit hin, die Gedanken der Menschen in Fesseln zu legen. Die unsterbliche Seele sei außer dem Bereiche der Könige; das Gewissen lasse sich nicht bezwingen, der religiöse Geist nicht in Banden schlagen. „Es ist ein tief in den Herzen der Menschen wurzelndes Gefühl, welches nicht mit Gewalt der Waffen ausgerottet werden kann. Lasse sich darum Ew. Majestät nicht durch Schmeichelreden derer betrügen, die wie die schlechten Aerzte ihre Patienten in Unwissenheit ihrer Krankheit halten, welche ihnen den Untergang bringt." — Die Geschichte ist eine treffliche Lehrmeisterin, nur schade, daß sie nicht immer gelehrige Schüler hat.

Das zweideutige Benehmen Margaretha's von Parma war nicht geeignet, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Egmont ließ sich von ihr täuschen, nicht so Oranien, der auf ihre Einladung nicht in Brüssel erschien. Er war deshalb nicht Rebell; denn, wie der Verfasser richtig bemerkt, muß jeder verständigen Auffassung der Geschichte Philipp als ein gewissenloser Usurpator erscheinen, der aus einem Grafen von Holland und Herzog von Brabant ein absoluter König zu werden versuchte. Wilhelm war der Konservative, Philipp der Revolutionär. — Unter Alba's Herrschaft, 1567—1573, empfing die Freiheit der Niederländer die Bluttaufe. Egmont und Horn büßten ihre Verblendung auf dem Schaffot. Ueber die Verhaftung Beider giebt der Verfasser aus bisher unbenutzten handschriftlichen Quellen einige noch nicht bekannte Details. Am Vorabend der Verhaftung, am 8. September 1567, empfing Egmont, wie Renom de France erzählt, eine bedeutungsvolle und mysteriöse Warnung. Ein Spanier, anscheinend ein Offizier höheren Ranges, begab sich insgeheim in sein Haus und bat ihn dringend und feierlich, vor Anbruch des Tages zu fliehen. Die Gräfin, welche diesen Vorfall später erzählte, glaubte, der geheimnißvolle Besuch sei der General Julian Romero gewesen. Egmont verharrte aber immer noch in seinem blinden Vertrauen. Am folgenden Tage gab, wie Pontus Payen berichtet, der Prior Don Ferdinando ein prächtiges Diner, wozu er Egmont und Horn, Noircarmes und andere vornehme Herren vom Adel einlud. Zum Vergnügen der Tafel hatte der Herzog Alba sein eigenes Militairmusikcorps gesandt. Um drei Uhr schickte er eine Botschaft, die Herren zu bitten, sie möchten nach Beendigung der Mahlzeit ihn mit ihrem Besuche in seinem Hause beehren, da er ihren Rath über die Anlage der Zitadelle in Antwerpen einzuholen wünsche. In diesem Augenblicke flüsterte der Prior, der neben Egmont saß, demselben in's Ohr: „Verlaßt, Herr Graf, sogleich diesen Ort; nehmet das geschwindeste Roß, das Ihr im Stalle habet, und entfliehet, ohne einen Augenblick zu verziehen!" Egmont, verwirrt und voll Unruhe, erhob sich von der Tafel und ging in das anstoßende Zimmer. Noircarmes und zwei andere Herren, die seine Aufregung mit Neugierde beobachtet hatten, folgten ihm nach. Der Graf wiederholte ihnen die mysteriösen Worte des Priors und erklärte sich bereit, dem Rathe ohne weiteres Zögern zu folgen. „Ha, Graf," unterbrach ihn Noircarmes, „seht Euch vor, ehe Ihr so leichthin einem Fremden trauet, der Euch zu Eurem Verderben räth. Wird es nicht heißen, Ew. Excellenz sei vom bösen Gewissen dazu getrieben worden? Wird nicht Euer Entweichen als Geständniß des Hochverraths gedeutet werden?" Dieser Rath entschied Egmont's wankenden Entschluß zu seinem Verderben. Um vier Uhr begaben sich Horn und Egmont mit den anderen Herren nach dem Hause des Herzogs. Alba empfing sie mit großer Höflichkeit. Bald erschien der Ingenieur Pietro Urbino und legte der Versammlung Plan und Risse der projectirten Antwerpener Zitadelle vor. Es folgte eine lebhafte Discussion über diesen Gegenstand. Nach kurzer Zeit entfernte sich Alba aus dem Zimmer, während die Anderen noch eifrig mit ihrem Thema beschäftigt blieben. Die Versammlung währte bis nahe an sieben Uhr Abends. Als sie aufbrach, bat Don Sancho d'Avila, Capitain in des Herzogs Leibwache, den Grafen Egmont, noch auf einen Augenblick zu bleiben, da er ihm eine Mittheilung zu machen habe. Sobald er sich mit Egmont allein sah, forderte er ihm den Degen ab. Der Graf, in großer Aufregung, und trotz Allem, was vorangegangen war, dennoch überrascht, wußte kaum, was er antworten sollte. Don Sancho wiederholte, er habe den Auftrag ihn zu verhaften und forderte auf's neue sein Schwert. In demselben Augenblicke thaten sich die Thüren des anstoßenden Zimmers auf und Egmont sah sich von einer Abtheilung spanischer Musketiere und Hellebardierer umringt. Er war in der Falle. So gab er sein Schwert ab mit den bitteren Worten, es habe in vergangenen Zeiten dem König manchen Dienst geleistet. Man führte ihn in ein Zimmer im oberen Stock des Hauses, welches zu einem vorläufigen Kerker ausersehen worden war. Die Fenster waren mit Läden geschlossen, das ganze Gemach schwarz behängt. Hier blieb Egmont vierzehn Tage, vom 9. bis zum 23. September. Während dieser Zeit war ihm jeder Verkehr mit seinen Freunden untersagt. Sein Zimmer war Tag und Nacht durch Kerzen erhellt, er ward von Spaniern in strengem Schweigen bedient und von spanischen Soldaten bewacht. Um Mitternacht zog der Capitain der Wache jedesmal den Vorhang von dem Lager des Grafen und weckte diesen aus dem Schlafe, damit der ablösende Offizier sich von der Identität des Gefangenen überzeuge. — Graf Horn ward gleichzeitig mit Egmont, als er nach dem Schlusse der Rathsversammlung den Hof des Hauses passirte, von Capitain Salinas verhaftet. Auch er wurde in einem Zimmer des Hauses untergebracht und erfuhr dieselbe Behandlung wie Egmont. Am 23. September wurden beide Grafen unter starker Bewachung nach dem Schlosse von Gent abgeführt. Sie blieben dort bis zum 3. Juni 1568, wo sie nach Brüssel gebracht, am 4. zum Tode verurtheilt und am 5. auf dem großen Marktplatze zu Brüssel enthauptet wurden. Nach einer handschriftlichen Chronik von N. de Weert, einem Zeitgenossen, sollen die Köpfe von Egmont und Horn, nachdem sie mehrere Stunden bei Fackellicht ausgestellt waren, in Büchsen verpackt nach Madrid geschickt worden sein, damit sich der König am Anblicke der todten Häupter seiner Schlachtopfer weiden könnte, auch ohne die Mühe einer Reise in die Provinzen auf sich zu nehmen.

Die Hinrichtung Egmont's war nicht blos ein Verbrechen, sondern auch ein politischer Fehler. Der König hatte von Egmont alles zu hoffen und nichts zu fürchten. Granvella kannte seinen alten Feind vollkommen, und er wollte bis zum letzten Augenblicke nicht an die Möglichkeit eines so beispiellosen Schnitzers glauben, wodurch ein zwar braver, aber im höchsten Grade schwankender und unmäßig eitler Mann, welcher sich mit leichter Mühe zu einem höchst brauchbaren Werkzeug der königlichen Absichten hätte erziehen lassen, zum Märtyrer und zum Götzen des Volkes gemacht ward. Egmont hatte keine wahre Sympathie für das Volk, aber es gefiel ihm, wenn der gaffende Haufe zu ihm, dem großen Seigneur, bewundernd emporsah. Er war ein eifriger Katholik, verabscheute die Sektirer auf's Aeußerste und fand nach dem Bildersturm ein wirkliches Vergnügen darin, Prediger und Abtrünnige hängen zu lassen und dem ketzerischen Valenciennes mit Breschbatterien zuzusetzen. Mehr Anspruch auf unsere Achtung und auf die Verehrung des Volkes, die ihm nicht geworden, hat der Graf Horn wegen seiner brüderlichen Anhänglichkeit an Montigny und wegen der männlichen Festigkeit, womit er als Montigny's Stellvertreter zu Tournay es vorzog, die todtbringende Rache Philipp's auf sich zu laden, statt sich zum Henker der schuldlosen Kalvinisten herzugeben.

In einer Episode bespricht der Verfasser das noch immer ungelöste Räthsel von dem Tode des Infanten Don Carlos. Fast gleichzeitig hat denselben Gegenstand ein anderer Historiker behandelt, Prescott in seiner History of the reign of Philipp the second. Beide kommen fast zu demselben Resultate, es sei der Prinz wegen eines Fluchtversuches und wahrscheinlich auch wegen ketzerischer Reden von einer königlichen Kommission als Hochverräther verurtheilt worden, und es bleibe auf Philipp ein starker Verdacht haften, daß er das Todesurtheil heimlich habe vollstrecken lassen. In dem Hefte der Revue des deux Mondes (vom 1. April d. J.) hat Prosper Mérimée in dem Artikel Philippe II. et Don Carlos Prescott's Untersuchung einer Kritik unterworfen. Er bestreitet, daß ein eigentlicher Prozeß gegen den Infanten geführt worden sei; Philipp habe der Kommission nur die Frage vorgelegt, ob der geistige Zustand des Prinzen ihn zur Regierung fähig mache, und im Falle der Verneinung, welche Maßregeln zu ergreifen seien, um die Erbfolge zu ändern. Seine Meinung stützt Mérimée vorzüglich darauf, daß, wenn Don Carlos gegen seinen Vater oder die katholische Religion conspirirt hätte, er auch einige Mitwisser gehabt haben müßte, die sicherlich verbrannt oder gehängt oder heimlich wie Montigny beseitigt worden wären; und doch wissen wir von keiner Verhaftung oder Verurtheilung irgend eines Dieners oder Freundes des Prinzen. Auch sei, meint er, bei der Verstandesschwäche, woran der Prinz notorisch litt, ihm ein tief angelegter

Plan einer Verschwörung gegen den Vater oder eines gefährlichen Angriffes gegen die katholische Religion wohl kaum zuzutrauen. Den Hauptbeweis von der Ketzerei des Prinzen entnimmt Prescott aus einem dunkeln Ausdruck in dem Schreiben, das der Pater Suarez, ehemaliger Almosenier des Prinzen, an denselben, am 18. März 1568, zwei Monate nach dessen Verhaftung, gerichtet hat. Die Stelle lautet: „Was würde die Welt sagen, wenn sie erführe, daß Sie sich geweigert haben zu beichten? und wenn sich andere Dinge offenbaren sollten, die so schrecklich sind, daß sie die Inquisition mit gutem Grunde berechtigen könnten, jeden Anderen als Ew. Hoheit zur Untersuchung zu ziehen, ob er ein Christ sei oder nicht?" Mérimée findet hierin nicht wie Prescott eine Andeutung auf ketzerische Aeußerungen oder Handlungen des Prinzen, sondern er versteht unter den schrecklichen Dingen den vom Prinzen versuchten Selbstmord. Er ist daher überzeugt, daß der Tod des Prinzen ein natürlicher gewesen sei, beschleunigt durch die Exzesse, die sich der Prinz während seiner Krankheit hatte zu Schulden kommen lassen. Mit kurzen Worten faßt Mérimée die Geschichte des Don Carlos folgendermaßen zusammen: „Der Erbe des mächtigsten Monarchen Europa's ist ein junger Mensch, dessen Gesundheit ein beständiges Fieber untergräbt, der sich frühzeitig durch Ausschweifungen entnervt hat und der, in Folge einer Kopfwunde trepanirt, an Geistesschwäche leidet. Von Natur heftig und brutal, droht er den Ministern den Tod, zieht bei jeder Veranlassung den Degen, läßt das Verlangen sehen, seinen Vater zu tödten, stößt vielleicht auch Lästerungen gegen die Religion aus und lobt wohl auch die aufrührerischen Niederländer, weil sie sich gegen seinen Vater, den er verabscheut, empört haben. Er will eines Tages entfliehen; man verhaftet ihn, schließt ihn ein, vernachlässigt während seiner Krankheit seine Pflege und er stirbt nach fünfmonatlicher Haft." — Noch ist die Hoffnung auf eine vollständige Lösung des Räthsels nicht aufzugeben. Motley nämlich macht auf ein bisher unbenutztes Dokument aufmerksam, das die Wahrheit in greifbarer Gestalt enthält, aber, profanen Händen bisher unerreichbar, an einem wohlbekannten Orte ruht. Der Vatikan ist es, welcher den Schlüssel des Geheimnisses verbirgt. Philipp schrieb über die Angelegenheiten des Don Carlos zwei Briefe an Pius V. Der Inhalt des ersten (vom 21. Januar 1568) ist bekannt. Er benachrichtigte darin den Papst, daß er sich genöthigt gesehen habe, seinen Sohn in Haft zu nehmen, und versprach in der Sache Alles zu thun, was man von einem Vater und von einem gerechten und vorsichtigen Regenten erwarten könne. Der zweite Brief, in welchem er, wie man wenigstens glaubt, den ganzen Hergang bis zum Tode und dem Begräbnisse des Prinzen erzählte, ist niemals veröffentlicht worden. Jedoch ist Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß dies geheime Schreiben nach drei Jahrhunderten endlich an das Licht komme. Herr Gachard nämlich, Generalarchivar von Belgien, hat dem Verfasser mitgetheilt, daß die Commission Royale d'Histoire eine Kopie des Briefes zuversichtlich erwartet.

Die Schreckensherrschaft Alba's hätte vielleicht zum Ziele geführt, wenn der Herzog seine Maßregeln auf die Knechtung der Gewissen beschränkt hätte. Mit der Einführung willkürlicher Steuern, des zehnten und zwanzigsten Pfennigs, rief er den allgemeinen Widerstand der Reformirten, wie der Katholiken hervor. „In Zeiten der grausamsten Verfolgung," sagt der Verf. sehr wahr, „wird immer ein beträchtlicher Theil des Volkes von ganzem Herzen der Sache der Verfolger anhangen; nicht alle Naturen sind von dem gediegenen Metall, aus welchem Märtyrer geformt werden. In Fragen, welche die Welt des Jenseits berühren, werden Viele sich durch das äußere Interesse ihrer Ueberzeugung entfremden oder sich durch Gewalt zur Verleugnung nöthigen lassen. Die Menschennatur zeigt sich oft geschmeidig und bildsam, wo religiöse Interessen in's Spiel kommen, aber in materiellen und finanziellen Fragen wird der Widerstand gegen die Tyrannen leicht ein einmüthiger."

Am 1. April 1572 ward von der Flotte der Meergeusen unter Admiral de la Marck, dem würdigen Abkömmling des Ebers der Ardennen, die Stadt Brill am Südstrande der Maasmündung eingenommen und hiermit der Grundstein zu der künftigen batavischen Republik gelegt. Die Sache der Reformirten schien gewonnen, da auch Karl IX. ihnen ein Hülfsheer zugesagt hatte, als die Bartholomäusnacht plötzlich die wahre Gesinnung des französischen Hofes enthüllte und alle Pläne des Prinzen von Oranien vereitelte. Man hielt den Sieg des Katholizismus für immer entschieden. Die Metzeleien in den eroberten Städten Mons, Naarden und Harlem, die im Namen der katholischen Majestät geschahen, waren ein würdiges Seitenstück zu den Opfern, die in Frankreich die allerchristlichste Majestät geschlachtet hatte. Glücklicher Weise waren die Gewaltthaten in jenen niederländischen Städten die letzten Wuthausbrüche des Herzogs Alba. An dem heldenmüthig vertheidigten Allmaar brach sich zuerst der Siegesstolz der Spanier, und am 18. Dezember 1573 trat Alba vom Schauplatze seiner Henkersthätigkeit mit der Klage, daß er den Beifall des Königs nicht habe ernten können, während er andererseits den bittern und allgemeinen Haß jedes Individuums in den Provinzen auf sich geladen habe. Der Verfasser schließt diesen Abschnitt des niederländischen Freiheitskampfes mit den Worten: „Der Charakter Alba's, soweit er in seinen niederländischen Thaten zu Tage tritt, steht einer Karrikatur gleich. Als ein Geschöpf der Dichtung würde er grotesk erscheinen. Aber selbst jener hartnäckige historische Skeptizismus, welcher eine Freude darin sucht, das Urtheil von Jahrhunderten umzustoßen und manche Reputation, die seit undenklichen Zeiten in den Staub getreten war, wieder aufzurichten, wird es schwer finden, dieses Mannes geschichtliche Stellung zu ändern. Unumstößliche Urtheile kennt die Geschichte nicht; die Berufung an eine noch spätere Nachwelt, die sich auf ein vollständigeres Beweismaterial stützt, ist niemals ausgeschlossen; aber wo der Wahrspruch auf unbestrittene Thatsachen und auf das eigene Zeugniß des Schuldigen sich gründet, da ist die Aussicht auf eine künftige Abänderung des Urtheils gering. Es ist eine falsche Philosophie, scheinbarer Unparteilichkeit zu Liebe Verbrechen zu beschönigen, die von dem Thäter nicht blos eingestanden, sondern als ruhmwürdige Handlungen in Anspruch genommen werden."

Der neue Statthalter, Don Luis de Requesens y Zuniga, suchte durch eine scheinbare Versöhnlichkeit die Gemüther zu beruhigen. Es gelang ihm nicht; denn man wußte, daß Philipp seine Statthalter, aber nicht seine Grundsätze wechseln könne. — Der Band schließt mit der Schilderung der Belagerung und Befreiung von Leyden und der Gründung und Einweihung der Universität daselbst, am 5. Februar 1575.

Wenn an und für sich das Werk Motley's ein lebhaftes Interesse zu erregen im Stande ist, so giebt es gerade in unseren Tagen, wo sich ebenfalls ein Kampf, freilich nicht unter gleichen Verhältnissen, zwischen Völkern und ihren durch das historische Recht ihnen gegebenen Herrschern entspinnt, Veranlassung zu manchen Vergleichungen und Betrachtungen. Während dem Hause Oranien die schöne Bestimmung geworden, zweien Ländern die Freiheit zu bringen, scheint die Geschichte dem Hause Habsburg die verhängnißvolle Mission ertheilt zu haben, daß sich an seiner Macht die Völker prüfen, ob sie freiheitsfähig seien oder nicht. Die Schweizer und die Niederländer haben die Probe bestanden, weil sie sich auf sich selbst verließen; ob es den Italiänern gelingen wird, sich dem Einflusse habsburgischer Politik zu entziehen, muß die nächste Zukunft zeigen. Das homöopathische Mittel, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen, den Despoten durch den Despoten zu vertreiben, um sich die Freiheit zu erringen, soll sich noch erst in der Geschichte bewähren. M.

Frankreich.

Jules Simon's Philosophie der Freiheit.

II.

Die Freiheit in der Familie und die Gewissensfreiheit.

In unserem ersten Artikel über dieses wichtige Buch haben wir vornehmlich den Grundgedanken desselben und seinen allgemeinen Plan kennen gelernt: Jules Simon entwickelt den Begriff Freiheit und seine Anwendung im Leben, Sitte und Gesetzgebung aus dem Gewissen, als der einzigen Quelle, aus welcher er geschöpft werden könne, und wie wir gesehen haben, nimmt er es damit völlig ernst: das Gewissen ist ihm kein Spaß, kein Gegenstand menschlicher Leichtfertigkeit, welchem man eine Nase drehen könnte; es ist für ihn ein zweischneidiges Schwert, mit welchem er allen Schwindel der Sophisten, alle falsche Logik der Unsittlichkeit und moralischen Schwäche, alle falschen Systeme der revolutionairen Fanatiker durchschneidet. Er hat das Sapere aude männlich befolgt, und es kann daher nicht fehlen, daß er seinem Volke einen Spiegel vorhält und ihm ein Bild von ihm selber zeigt, das diesem kaum gefallen dürfte; gerade aus den Punkten aber, auf die er sein Hauptaugenmerk richtet, kann man vielfach ersehen, welches die Hauptgebrechen sind, an denen Frankreich leidet, und auf die innern sittlichen Zustände schließen, welche sich trotz vieler Besprechung dennoch zum größern Theile dem Auge des Fremden entziehen.

In dem Abschnitte, welcher „La liberté du foyer" überschrieben ist, kommt er auf die Ehe zu sprechen: 1) „die Ehe durch die Natur eingesetzt — 2) durch die Sitten entartet — 3) durch das Gesetz geregelt —

4) von der Scheidung." — Ich will hier in Kürze nur sagen, daß unser Verfasser die Heiligkeit der Ehe auf das Strengste betont, und in ihr das Fundament der menschlichen Gesellschaft erkennt, an dessen Erhaltung Alles gelegen sei. Unterordnung der Frau unter den Mann als natürlichen und verantwortlichen Hauptes der Familie, die väterliche Autorität, Ausschluß aller Emanzipation u. s. w. sind Punkte, die sich von selbst verstehen. Wir setzen nur die Schlußworte hieher; nachdem er das Bild einer normalen, glücklichen Ehe entworfen und ausgeführt, setzt er hinzu:

„Woher habe ich dieses Bild von der Familie genommen? Ist es eine Utopie? Nein, keineswegs, es ist die reine Natur, und ich finde hierin die unzertrennliche Vereinigung des Mannes und der Frau, die Macht des Mannes und die Macht der Frau. Es ist also weit mehr die Natur, als das Gesetz, was den Mann verpflichtet, seiner Frau treu zu bleiben, sie zu schützen, zu ernähren, zu regieren, sie und ihr Kind; was die Frau nöthigt, treu und unterwürfig zu bleiben; den Sohn, Beiden zu gehorchen bis zur völligen Entwickelung seiner Vernunft, und sie zu lieben und zu achten während seines ganzen Lebens. Unterdrückt alle Gesetzbücher, und die Verpflichtungen werden dieselben bleiben, weil sie auf die Natur der Dinge und die Thatsachen gegründet sind."

In dem nun folgenden Abschnitte über die Entartung der Ehe weist er zuerst die Entschuldigung, daß dieselbe durch die Gesellschaft und die Civilisation entstanden sei, als banal und gedankenlos ab; die Gesellschaft und die Civilisation seien eben so gut in der Natur begründet, als die Ehe, und könnten ihr deshalb nicht widersprechen; der Grund liege vielmehr in uns selbst, in dem Mangel an Einsicht in das Bessere und in der Zuchtlosigkeit unserer Begierden, in der Unterordnung der Vernunft unter die Leidenschaften. Hierauf geht er auf die Gründe über, aus denen meist die Ehen geschlossen würden: man denke nicht an den Zweck der Ehe, an die Gründung der Familie, an die Fortpflanzung eines reinen und kräftigen Geschlechts; die rohe Sinnlichkeit sei es meistens, oder die Geldgier, welche die Ehen schließe, wenn man sie nicht gar als Corrections-Anstalt für Taugenichtse ansehe, um sie (äußerlich) zu bessern — eine Anschauung, die nur zu verbreitet und gang und gäbe geworden ist, wie Hunderte von Romanen und Novellen bezeugen.

„Dieser Zustand der Dinge ist ein Unglück, ein großes Unglück, das größte aller Unglücke! Ich werde es nach so vielen Anderen zeigen, ohne Jemandem damit etwas Neues lehren zu wollen; aber dieser Gemeinplatz hat sein Gutes: der Beweis hiefür — alle Welt will nichts von ihm wissen, vermeidet ihn; er ist ein Gespenst, es ist das böse Gewissen. Nun, sehen wir uns ihn an in seiner ganzen Häßlichkeit, betrachten wir zuerst das Konkubinat, man sehe, was es thut: Es verschlechtert den Mann und richtet ihn zu Grunde; es verschlechtert noch weit mehr das Weib, es verdirbt sie ohne Rettung; es verdammt das Kind zum Tode oder zum Elende; es verwirrt Alles im Staate und macht Sittlichkeit wie Gesetz gleich ohnmächtig. Dieses ist so wahr, daß das erste Interesse des Staates, welches auch seine Regierungsform sein mag, darin besteht, die Ehe zu begünstigen und zu heben. Es ist wirklich ein trauriges Schauspiel, das jene Familiensöhne bieten, welche mit Sorgfalt in den Ideen der Ehre und Rechtlichkeit erzogen, das Bild einer keuschen Mutter und eines von Arbeit müden, allgemein geachteten Vaters vor sich gehabt haben, und durch ihre Erziehung in den Stand gesetzt, nun ihrerseits die Mannesarbeit zu vollziehen, einen ehrenvollen Platz in der Welt einzunehmen, aus Leichtsinn des Herzens sich zu Stammgästen und Courmachern des Lasters machen und von nun an mit Prostituirten im Paare zusammenleben; Kuppler am Geschäftsorte, Gauner an den Spieltischen, Bettler bei dem Wucherer — ich weiß nicht, wie ich sie im Schmuckzimmer ihrer Geliebten nennen soll. Was ich bewundere, ist nur, daß Weltleute, namentlich gebildete Frauen nicht beide Verbundene in die Verachtung einschließen, welche die Prostituirten ihnen einflößen. Diese Nächte voll Ausschweifungen, diese schamlosen Verschwendungen, diese kaum verheimlichten, vertrauten Bekanntschaften mit den Entsprungenen des Bagno, werden unter dem Namen „Jugendthorheiten" verziehen. Indeß gerade das Weib hat eine Entschuldigung, nur sie; ehe sie ihr Handwerk trieb, mußte sie erst verführt werden. Ein „hübscher Junge" hat sie in der Dunkelheit einer anständigen Familie aufgesucht, und ihre Dürftigkeit, ihr Elend, ihre Unwissenheit mißbrauchend, sie mit seinen schönen Worten und Lügen verblendend, hat er sie zu dem gemacht, was sie ist. Es bedarf oft vieler Mühe und großer Geschicklichkeit, um ein Mädchen zu verführen; es ist eine regelrechte Belagerung, und es giebt Poeten, die das in Verse gebracht haben. Je schwieriger die Eroberung, desto höher wird sie veranschlagt, d. h., wenn das Opfer in der That unverdorben war! Es ist hoch herabgestürzt! — Welcher Ruhm für den, dem es gelungen, sie zu betrügen und zu verderben! Während er das Nöthige thut, um zu diesem Schlusse zu gelangen, durch Lügen und tagtäglich wiederholten Meineid, wie entschuldigt er sich vor seinen eigenen Augen? Die Leidenschaft reißt ihn fort und verblendet ihn? Falsch! Das ist die Entschuldigung eines Feiglings. Die Gewalt der Leidenschaften ist groß; aber der Wille ist unbesieglich. Du hast nur nicht verstanden, zu wollen, du hast nicht verstanden, nachzudenken, du hast dein Gewissen nicht angehört. Darauf läuft deine ganze Entschuldigung hinaus; sie macht dich nicht zum ehrlichen Manne. Aber es ist schlimmer; aller Wahrscheinlichkeit nach, lügst du, indem du deine Leidenschaft übertreibst. Diese rasende Liebeswuth ist weit seltener, als man sie macht; sie läßt dir bisweilen lichte Augenblicke. Nun denn, wie beurtheilst du denn deine Unternehmung in diesen lichten Augenblicken? Vor Allem mußt du, was das erste ist, in der Seele eines Mädchens alle Ideen und Gefühle von Ehre zerstören, die ihre Mutter ihr eingepflanzt hat. Das sind Vorurtheile, sagst du. — Selbstachtung, Scham, Züchtigkeit und Anstand sind Vorurtheile — o vortrefflich! — Nun wenigstens weißt du, denn alle Welt weiß es, was aus der Seele dieses Mädchens werden wird, wenn du erfolgreich bist: Verzweiflung, wenn ihr Gewissen erwacht; der sittliche Untergang, wenn es schweigt; eine Mitte giebt es nicht. Denn in diesem Punkte den Grundsätzen ihrer Erziehung untreu geworden, hat sie keinen Grund mehr, dieselbe zu achten. Diesen unersetzlichen Schaden fügst du ihrer Familie zu; du zerstörst auch, es ist klar, ihre Ehre, denn sie ist entehrt; nur du bist es nicht, was in der That wunderbar ist. Wenn du später ein rechtschaffener Familienvater sein wirst, so kannst du sie mit der Billigung der Welt aus deinem Hause jagen, wenn sie die Stirn hat, hinzukommen. Du richtest sie dadurch zu Grunde, daß du ihre Unterbringung unmöglich machst, du, der du den Diebstahl so verabscheust. Warum hältst du es für eine ehrlose That, einem Reichen ein Zwanzigfrankenstück zu nehmen, dessen Verschwinden er kaum bemerken wird, während du keine Niederträchtigkeit darin siehst, dieses Mädchen zu einem Leben voll Elend und Schande zu verdammen, blos um deine Leidenschaft zu stillen, oder einer Laune los zu werden? Ich wünschte wohl, daß mir Jemand darauf antwortete. — Und das Alles ist Nichts! Wenn ein Kind kommt, was wirst du thun? Du siehst nicht so weit! Mord? Wie viel Männer giebt es, die, wenn sie ein Mädchen verführt, sich entschließen, sie zu heiraten, wenn sie Mutter wird? Wie viel Männer giebt es, die, wenn sie den guten Willen auch haben, ihn ausführen? Selbst die Kasuisten werden dir sagen, daß, wenn das Mißverhältniß von Erziehung und Vermögen zu groß ist, keine Nöthigung bestehe, zu heiraten. Man ist quitt für ein geringes Geld, gerade genug, um für das Kind Windeln zu kaufen. Es wird sich vom Vater lossagen, und vielleicht auch, leider — von der Mutter. Denn wer kann wissen, was Schande, Elend und einmal vergessene Scham herbeiführen?

„Ich weiß wohl, daß die Welt zweierlei Sprache führt; denn sie widerspricht sich von allen Seiten, sie ist der Widerspruch selbst. Sie hat Grundsätze für alle Gelegenheiten, wie zum Verdammen, so zum Freisprechen. Wenn ein Familienvater in flagranti beim Ehebruch ertappt, der Correctionspolizei überwiesen, auf die Anklagebank zwischen zwei Gensdarmen gesetzt, zum Gefängniß und zu einer Buße verurtheilt wird — welche Schande, sagt man, welch' ein Skandal! Kann man mit den heiligsten Pflichten ein solches Spiel treiben! und diese strengen Sittenrichter haben vielleicht den Verurtheilten in seinen Unordnungen unterstützt, sie haben ihn vielleicht darin übertroffen. Sie setzen sich mit der Moral zurecht durch Ströme tugendhafter Entrüstung, die ihrer geheimen Liederlichkeit nichts kosten. Man fragt sich, worüber die Welt sich beklagt, über das Laster selbst oder über die Ungeschicklichkeit, es zu sichtbar gemacht zu haben."

Im Jahre 1858 hat ein talentvoller Schriftsteller eine Komödie unter dem Titel: „Der natürliche Sohn" auf die Bühne gebracht. Ein junger Mann von guter Familie liebt ein junges Mädchen, die den Tag über bei ihrer Mutter arbeitet; er verspricht nicht, sie zu heiraten, sondern verspricht ihr, sie nicht zu verlassen. Man bewundere diese Unterscheidung; es giebt nicht einen Verführer, der nicht die Klugheit, oder wie man sagt, die Gewissenhaftigkeit hat, dies zu versprechen. Er verläßt sie in der That auch erst, als das Kind anfängt zu stammeln, und verläßt sie mit der größten Rücksicht, indem er ihr einen Rentenantheil läßt ꝛc." Folgt eine schlagende Kritik dieses bekannten Lustspiels vom Standpunkte der Moral aus, die wir ihrer Länge wegen übergehen müssen. Man sieht hieraus, daß der Verfasser auch ein Auge für das Sittenverderbniß in der Literatur hat, welches den deutschen Schöngeistern immer noch nicht zu imponiren aufgehört hat.

Wir geben etwas aus dem Kapitel der Frauen-Emanzipation und was damit zusammenhängt. Man wird nicht sagen, daß der Verf. hier an

seinem prosaischen Verstande irre werde und aus Galanterie es unterlasse, die kahle Wahrheit zu sagen. Zuvörderst erklärt er sich ganz und gar gegen die auf den Glanz und äußern Schein berechnete Erziehung der jungen Mädchen. Etwas schlechte Geschichte, zwei oder drei lebende Sprachen, Musik, Zeichnen u. s. w. haben für die wahre Ehe und das häusliche Glück gar keine Bedeutung, sei eher ein Hinderniß bei den Illusionen, die dadurch dem weiblichen Kopfe eingeflößt würden. „Wenn sie (in den Salons) weiter nichts können, als auf dem dummen Piano (sur un piano insipide) herumschlagen, in einem Album blättern oder von einem ephemeren Vaudeville sprechen, so werden sie es nie den Buhlerinnen gleich thun, welche ausgelernte Meisterinnen in diesen windigen Künsten sind." —

„Das Gesetz aller Völker macht den Mann zum Haupt der Familie und mit Recht. Vor Allem ist nöthig, daß alle Interessen der Familie allen ihren Mitgliedern gemeinsam seien. Sie müssen also einem einzigen Willen unterworfen sein. Es kann sich gar nicht darum handeln, die Familie zu einer berathschlagenden Versammlung zu machen, deren Stimmen nie getrennt sein könnten. Das Interesse des Staates ist die Einheit der Familie, und damit diese ermöglicht werde, bedarf sie neben Anderem ein Haupt. Es ist klar, daß dieses Haupt der Mann ist; denn er hat mehr physische Kraft, mehr Rechtssinn und mehr Willenskraft. Er allein kann die Familie nach außen darstellen, weil er die Arbeit darstellt. Deshalb soll er sie regieren. Alles hält die Frau in Unterwerfung; ihre häufige Kränklichkeit, ihre Schwangerschaften, die Sorge, welche die Kinder von ihr ansprechen, ihre unzweifelhaft geringere Arbeitsfähigkeit, die leichte Erregbarkeit ihrer Phantasie, ihre feine Empfindlichkeit, die ihr nicht gestattet, sich stets durch Gründe leiten zu lassen, ihre Scham, die ihr verbietet, überall offen aufzutreten und sich in alle Besprechungen einzulassen — infans namque pudor.... ihre zur Hingebung, zur Entsagung, zur Leichtgläubigkeit, zum Gehorsam neigende Natur........ „Die Männer haben die Gesetze gemacht. Die Natur selbst hat die Männer mit der Regierung beauftragt, und die Allmacht auf die Seite des Bartes gelegt. Ein Gesetz, welches das Gegentheil aufstellte, würde unmöglich und rücksichtlich der Frauen selbst tyrannisch sein. Weil die Frau einen Herrn hat, kann sie im Staate nicht Bürgerrecht haben. Die Familie hat nur Eine Stimme; hätte sie deren zwei, so wäre sie getheilt und ginge zu Grunde. Am Tage, wo der Sohn Bürger wird, ist er emanzipirt. Uebrigens kann die Frau weder zum Volke sprechen, noch als thätiges Mitglied öffentliche Vereine besuchen, noch ein Amt ausüben, das sie mit der Menge in Berührung bringt, noch die Waffen gegen den Feind tragen. Diejenigen, die diese Unfähigkeiten in Abrede stellen könnten, müßten eben deshalb auch die Scham läugnen. Die Frau wird also keine politische Partei haben, wohl aber eine politische Sache."

Dieses führt er nun weiter aus; er will den Frauen als Gattinnen und Müttern auf das öffentliche Leben einen indirekten Einfluß gewährt wissen und zwar in größerem Maße, als es jetzt der Fall ist; ja er beklagt, daß sich die Frauen zum Theil zu sehr in dem engen Kreise ihrer häuslichen Verhältnisse verlören, und daß ihr Geist zu eng und beschränkt würde. Ohne Zweifel schweben ihm hierbei etwa die spartanischen Mütter oder die römischen Matronen vor Augen. Er klagt, daß der öffentliche Geist, und die Hingebung, die er einflöße, in Frankreich erlösche — die Frauen könnten ihn durch ihr Feuer, ihren Enthusiasmus entflammen! — Schlimm genug! — Wenn dieses Mittel verfangen soll, so müssen noch gute Elemente in den Männern vorhanden sein — einer bankerotten Nation helfen auch die Frauen nichts mehr, und der Unterschied zwischen einer Heroine, die dem Manne das Schwert zum Kampfe für's Vaterland reicht, und einer pathetischen Närrin, die ihn antreibt, einen dummen Streich zu begehen, ist oft eben nicht sehr bedeutend. Bei einer gesunden Nation aber spielen die Frauen trotz ihrer anscheinend bescheidenen Stellung, die ungeheuerste Rolle. Während der Mann im Leben beschäftigt und in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt nach Außen strebt und nur zu leicht in diesem Ringen erstarrt und verknöchert, stellen die Frauen gewissermaßen die Centripetalkraft des nationellen Lebens dar; sie nähren am häuslichen Herde die Flamme der Vesta; Religion, Tugend, altheilige Sitte ist wesentlich ihnen allein anvertraut, und wird von ihnen in die junge Generation, in den Nachwuchs eingepflanzt. Nicht von den Vätern, sondern wesentlich fast nur von den Müttern erhalten wir unsern nationellen Habitus, unser Gemüthsleben, kurz Alles das, wodurch eine Nationalität eigentlich lebt. Der Vater giebt dem Sohne nur mehr die Form, die Dressur, die Zucht dessen, was als Material von der Mutter stammt. Mit Recht hat man bemerkt, daß die Frauen Anhängerinnen des Alten und Hergebrachten in Sitte und Brauch sind. Wo das nicht der Fall ist, wo, wie das in unseren zerrütteten Zeiten häufig genug der Fall ist, der Reform- und Neuerungsteufel in die Frauen gefahren, läßt sich leicht zeigen, daß dies fast immer zum Nachtheil der Familie geschieht. Denn die Frauen verschütten hierin gewöhnlich das Kind mit dem Bade, und wo der Mann höchstens ein halber Narr ist, wird sie, weil die Reflection sie nicht hindert, meist eine ganze Närrin. Das Leben der Männer hat die Bestimmung, sich individuell zu gestalten, weil es im Kampfe mit der Außenwelt steht und sich nach tausend Anforderungen und Bedürfnissen richten muß; jedem wird das Siegel seines Standes, seiner Berufsart und Beschäftigung aufgedrückt; das Leben der Frauen muß ihrer Bestimmung nach mehr generell bleiben, wie das Volk, dem sie angehört, ein genus ist und eine gewisse Gleichförmigkeit behaupten muß. Jede Frau hat in ihrer Familie wesentlich ganz dasselbe zu thun und zu schaffen, was alle andern in den ihrigen, und daraus folgt, daß der Frauen-Charakter auch mehr Generelles als Individuelles haben wird. Ich will sagen, z. B. zwei deutsche Männer können unendlich ungleicher aussehen, als zwei deutsche Frauen; der Mann hat Nationalität, Staatsbürgerthum, Partei, Stand und Beruf; er ist Preuße oder Hesse, constitutionell oder absolutistisch, Jurist, Arzt, Lehrer, Handwerker u. s. w. auf eigne Faust; die Frau aber wird dadurch nur theilweise berührt; daher werden z. B. deutsche Frauen von den entlegensten Landestheilen einander unendlich ähnlicher sehen, sich leichter ineinander finden und verständigen, als ihre Männer. Es ist aber klar, daß auf dieser Gleichartigkeit des Grundcharakters die geistige Einheit der Nation mehr und sicherer begründet ist, als auf den Traktaten der Fürsten und dem Patriotismus der Männer. Wo die Frauen sich an die Oeffentlichkeit drängen, und an der Sucht sich auszuzeichnen, eine Rolle zu spielen, leiden, sind die Zustände nicht normal; es beweist dies, daß das Weib seinen ihm eigenthümlichen Instinkt, dessen Hüterin die Scham ist, überwunden hat und ihren speziellen Beruf als Nebensache betrachtet. Wir denken hierin sehr altfränkisch und glauben, daß die Frauen sehr unrecht thun, wenn sie fragen: „Aber sollen wir denn wirklich in dergleichen prosaischen Dingen, wie Kinderpflege, Kochen u. s. w. ganz und gar aufgehen; soll uns alles Edlere und Höhere verschlossen sein?" — Irrthum! es giebt gar keine edlere, höhere und heiligere Aufgabe, als eine gute Hausfrau, Mutter und Erzieherin zu sein; die prosaischen Sorgen dieses Lebens bis zum Kochen und Windelwaschen herunter sind unendlich mehr werth, als Klavierschlagen, Salongeplauder, Operngesang und Romansudelei — darin wird nicht nur jeder besonnene Mann, sondern auch jede verständige Mutter mit uns übereinstimmen.

In dem nächsten Abschnitte kommt, wie wir schon im ersten Artikel bemerkten, der Verfasser auf das Eigenthum zu reden — für Frankreich ein sehr wichtiger Gegenstand. Ich glaube, daß wir Deutschen, trotz 1848, trotz unserer Sozialisten und Kommunisten, die in den größeren Städten und Fabrikdistrikten spukten, keinen rechten Begriff und keine hinlänglich starke Vorstellung von der Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Frage in Frankreich besitzen. Bei uns ist das Eigenthum immer noch praktisch so sicher, wie nur irgendwo, und der Glaube an die Rechtmäßigkeit des Eigenthumsrechtes im Volksgemüthe zu begründet, als daß die sozialistischen und kommunistischen Sendlinge große Aussicht hätten, mit ihren Ideen Glück zu machen. Dem Spießbürger und Bauer sind 1848 die Augen aufgegangen und er wird sich wohl in Acht nehmen, wieder mit dem Feuer zu spielen. — Anders in Frankreich, wo die erste Revolution alle geschichtlichen Besitzverhältnisse bis in den Grund erschüttert und umgekehrt hat. Was kann das Eigenthum für eine Heiligkeit in einem Lande beanspruchen, wo die gewaltsame Expropriation des ältesten, wurzelhaftesten Besitzthums (das wird man nicht bestreiten) zum Gesetz erhoben war? Soll der Bonapartist, der glückliche Börsenmann, der Emporkömmling fester sitzen auf seinem Landgute, als der alte royalistische Adlige? Kann ihm das Volk nicht eben so gut kündigen, wie es Jenen gekündigt hat, wenn sie lästig werden? Was ist, damit verglichen, bürgerliches Eigenthum, der Erwerb des Kaufmanns, des Fabrikanten, des Spekulanten? La propriété c'est le vol, hat Proudhon gesagt, und, wenn man die Sache faktisch ansieht, wie es im heutigen Frankreich, oder überhaupt in der Welt zugeht, hat er so unrecht nicht.

Wenn alles Eigenthum, das im Laufe der Jahrhunderte unrechtmäßig, durch Gewalt oder List, erworben, d. h. geraubt oder gestohlen worden ist, zurückerstattet und nach der richtigen Rechts-Tradition vertheilt werden sollte — kein Zweifel, die gänzliche Auflösung unserer Gesellschaft wäre da; aber andererseits ist es ein hirnloser Unsinn, einen solchen aus dem Mißbrauch des Erwerbsrechtes hervorgegangenen Zustand als Regel und Prinzip hinzustellen. Abusus non tollit usum. Wer ist der Einzelne, wer ist die Genossenschaft, die, gestützt auf ihre Gerechtigkeit und Unsträflichkeit, es wagen könnte, die Gesellschaft als solche vor ihr Gericht zu ziehen und zu verurtheilen? Bisher sind alte Ungerechtigkeiten nur stets

durch neue verschlimmert worden, und die sozialistischen und kommunistischen Sekten, Ausgeburten proletarischer Verzweiflung und des blinden Fanatismus, sind eben nur das nothwendige Facit der unnatürlichen Zustände, die vorangegangen. Frankreich, Paris, mit seinem Luxus, seinem Börsenschwindel, seinem stupiden Gehenlassen, mit seiner durch und durch unsoliden Gesellschaft, welcher der Erwerb ein Spiel ist, möge zittern, wenn diese unterirdischen Mächte ihr letztes Wort mitsprechen, ob man sagt: la propriété c'est le hazard, wie die feine Gesellschaft, oder c'est le vol, wie die Proletarier — es ist kein großer Unterschied darin.

Diese Ungewißheit, dieses Infragestehen des Eigenthum's und aller Besitzverhältnisse ist ohne Zweifel die Hauptwunde des heutigen Frankreichs; die herrschende Sittenlosigkeit ist nur sekundär und durch die erstere bedingt. Ohne stabilen Besitz ist kein Familienleben, ohne dieses keine Sittlichkeit denkbar. Jeder nähre sich so gut er kann, — ist der allgemeine Grundsatz, — so lange es geht — heute haben wir noch Brot; morgen vielleicht keins. Soll ich mich binden, sagt der junge Mann, wie das Märchen, um an das Elend gekettet zu sein zeitlebens? Leben wir lustig, so lange wir's haben können und so gut, als es möglich ist — Geld ist die Hauptsache, mit Geld ist Alles zu erreichen, ohne Geld Nichts.

Wir können schon denken, wie unser Verfasser hierüber urtheilen wird. Ohne Neues bringen zu wollen und zu können, wird er das zur Geltung zu bringen suchen, was das gesunde Rechtsgefühl aller Völker und aller Zeiten über die Wesenheit des Eigenthums geurtheilt hat. Manchem seiner in der Logik der Revolution erzogenen Landsleute wird er vielleicht etwas Neues sagen. „Die Dauerhaftigkeit des Eigenthums ist, wie die der Familie, zur Freiheit nothwendig." — Es giebt ein Eigenthum des Einzelnen — sein rechtmäßiger Erwerb, der nothwendig in den von der Gesellschaft bedingten Gränzen frei sein muß, ist sein Eigenthum; der Einzelne lebt in der Familie; auch die Familie hat ein Eigenthumsrecht; es giebt ein Erbrecht und einen erblichen Besitz u. s. w. Also Kampf gegen Proudhon, Louis Blanc und die ganze von dem alten Baboeuf aufgebrachte besitzfeindliche Weisheit.

Freilich, eine Herkulesarbeit im Stalle des Augias, in der wir ihm nicht folgen können; — die Kritik aller unhaltbaren Besitztheorien und Zustände seit 1789 erfordert mehr Zeit, mehr Kenntniß, mehr Aufmerksamkeit, als wir ihr hier widmen können. Außerdem ist die Sache, um die es sich handelt, nicht von Theorien, nicht von der Sprache des Gewissens, sondern von der Zeit, den Umständen und der Geschichte abhängig, welche die bestehenden Uebel heilen und natürlichere Zustände schaffen muß. Dasselbe gilt von dem nächsten Abschnitte „La liberté de l'atelier," der Gewerbsfreiheit, der bürgerlichen und politischen Freiheit. Nur über die Religions- und Denkfreiheit wollen wir noch Einiges anführen. Die Hauptsätze, welche Simon ausführlich erläutert, sind folgende: „Die Römer kannten keine religiöse Intoleranz, die Verfolgung des Christenthum's war in ihren Augen nur die Unterdrückung eines Aufstandes. — Die religiöse Unduldsamkeit ist nur der jüdischen, ägyptischen und christlichen Religion eigen (dem Muhammedanismus nicht?). Die Unabhängigkeit von jedem Volksthum und der Bekehrungseifer sind dem Christenthume eigenthümlich. — Die religiöse Intoleranz sollte die bürgerliche Toleranz zur Folge haben. Die bürgerliche Intoleranz ist doppelter Art: theologisch oder politisch; die erstere setzt den Staat in die Kirche, die letztere die Kirche in den Staat u. s. w." Folgen ausführliche Abhandlungen über die Geschichte der Toleranz, Konkordate u. s. w. Der Verfasser verficht die vollständige Freiheit des Glaubens, des Kultus, und, was Viele Wunder nehmen wird — der Propaganda. Jeder hat den natürlichen Trieb, Andern das mitzutheilen, was ihm selbst Freude, Genüge und Glück gewährt, was er für wahr hält; — die Propaganda, die Verbreitung seines Glaubens, seiner Religion Jemandem zu verbieten, wäre ein Widerspruch, da man das Recht jeder andern gesetzmäßigen Propaganda anerkennt. Zudem liege sie so sehr in der menschlichen Natur begründet, daß alle Verbote zu nichts führten und sich als unausführbar erwiesen.

Ebenso lehrt Simon eine unbedingte Denkfreiheit, welche durch jede andere Art der Freiheit bedingt werde und ihren Ausgangspunkt, wie ihren Schlußstein bilde. Auch hier giebt er einen geschichtlichen Abriß, und eine Kritik der Geschichte der Denkfreiheit in Europa.

„So ist die philosophische Freiheit auf drei Länder in Europa beschränkt: Deutschland mit Ausschluß der österreichischen Herrschaft, England und Frankreich, wozu noch Belgien und die Schweiz kommen, zwei französische Länder (sic! sehr naiv!)."

Preußen erhält ein besonderes Lob, obgleich es wahrscheinlich nicht terre française ist, und Herrn Simon die Preßfreiheit darin sehr beschränkt, die Religionsfreiheit sehr unvollständig zu sein scheint — „Was auch übrigens Preußens Aufführung sein könnte, ich werde niemals in mir ein Uebelwollen gegen ein Land empfinden können, welches allen ernsten Wissenschaften die Lehrstühle von Königsberg und Heidelberg (sic! — Kenntniß des Auslandes scheint überhaupt Herrn Simon's starke Seite nicht zu sein) öffnet, und ohne Hemmniß die Werke von Kant, Hegel, Fichte, Schelling verbreiten läßt."

„Es giebt übrigens ein sehr charakteristisches und ehrenvolles Merkmal an der deutschen Nation, ihre Freiheitsliebe in philosophischen Untersuchungen. Wenn man einen deutschen Philosophen aufschlägt, so wird man nicht nur gewahr, daß die Einrichtungen seines Landes ihm die Freiheit lassen, sondern noch mehr, daß er sie so natürlich, so instinktmäßig benutzt, als wäre es gar nicht anders möglich, als müßte man in Behauptung wie Verneinung rein durch die Wahrheit bestimmt werden. Deshalb liest man solche Schriften mit Nutzen, mit deren Grundlehren man durchaus nicht einverstanden sein kann; denn die Zutraulichkeit hat einen besonderen Reiz, und die Abwesenheit jedes Nebeninteresses bringt immer eine gewisse Originalität hervor."

Wir halten das Werk von J. Simon für eine bedeutsame Erscheinung, weil es deutlich einen Wendepunkt markirt. Konservativ kann man den in ihm herrschenden Geist nicht nennen, denn er giebt so ziemlich Alles, was zerstört oder angefressen ist, auf; und doch stellt er sich der specifisch revolutionären und destruktiven Denkweise gegenüber, um ihr Halt zu gebieten. Man könnte ihn einen constructiven Schriftsteller nennen. Daß er übrigens Aussicht habe, seine Gedanken in naher Zeit verwirklicht oder auch nur allgemeiner anerkannt zu sehen, möchten wir schwerlich glauben. Theorie und Praxis sind sehr zweierlei.

Erinnerungen eines Zuaven-Offiziers.*

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Zuaven-Regimenter liefert das unten genannte, kürzlich erschienene Büchlein. Verfasser desselben ist General Cler, ein im Feuer der afrikanischen und orientalischen Kriege groß gewordener Soldat, der in der Kraft und Blüthe des Mannesalters — er zählte zweiunddreißig Jahre — in dem blutigen Treffen bei Palestro, das den Verbündeten die Lombardei und die Thore Mailands öffnete, an der Spitze seiner Bataillone den Tod fand. Das schlicht und anspruchslos geschriebene Büchlein ist weder eine aufgewärmte Erzählung schon bekannter Sachen, noch der bloße Ausdruck persönlicher Erinnerungen eines glänzenden Degens — es ist vielmehr als Tagebuch anzusehen, das diese eigenthümliche Truppe von ihrem ersten Auftreten durch alle Stadien seiner Entwicklung begleitet, die ganze Fülle der Energie und der Hülfsquellen in diesen Soldaten beleuchtend, die sich an einem lustigen Tage den etwas verfänglichen Namen: „Schakale" zugelegt haben.

Diese Truppe nimmt in dem französischen Militair-Organismus eine absonderliche Stelle ein. Sie ist nicht das Werk eines administrativen Befehls, der die Armee um eine Nummer vermehrt, sondern ging gewissermaßen von freien Stücken aus den nöthigenden Umständen des afrikanischen Krieges hervor. In gewissem Betrachte sind diese Zuaven ein Bild der afrikanischen Eroberung. Im ersten Augenblick wußte man nicht recht, was man machen sollte; höchstens wollte man das Littorale besetzt halten; allmählich aber ist daraus ein Frankreich annexirtes Reich geworden. Auch die Zuaven bildeten anfangs eine völlig lokale leichte Truppe, mit einer beträchtlichen Beimischung eingeborner Elemente. Diese wurden mit dem allmählichen Anwachsen des Corps ausgemerzt, und es blieb eine rein französische Schaar, gestählt gegen jede Gefahr und Anstrengung. Bald reicht das Eine Regiment nicht aus und man errichtete mit dem ursprünglichen Kern drei Regimenter, die durch das Band der Erinnerungen, des Namens und der Uniform mit einander verbunden waren, und jene originelle, scharf markirte Phisiognomie stets bewahrten. Seit sieben Jahren fehlten sie auf keinem Platze, wo man die blutigen Würfel schüttelte; jedes dieser Regimenter hat schon seine Geschichte. Kanonen und Krankheiten haben ihre Reihen furchtbar gelichtet, ja sie völlig neu geschaffen — der Geist aber, jener traditionelle Geist, der aus einem Regimente eine Art Kriegerfamilie macht, die sich um ihre Fahne schaart, ist derselbe geblieben.

Um zu wissen, was diese Soldaten im Stande sind zu thun, braucht man nur die allerdings etwas zu rosenfarben gehaltenen Erzählungen des Generals Cler über den Feldzug in der Krim zu lesen. Die Zuaven haben

---

* Souvenirs d'un officier du 2e de Zouaves. Paris, Michel Levy, 1859.

bekanntlich Nichts von jener Eisenfresserei der alten französischen Garde — ein Witz, ein Scherz macht, daß sie alle Strapazen und Mühseligkeiten vergessen; sie sind stets bereit, die Blutarbeit von vorn zu beginnen. In der entsetzlichen Nacht vom 23. zum 24. Februar 1855 stürzten sich zwei Zuaven-Bataillone auf die aufgeworfenen Werke der Russen, um sie niederzureißen, und in der tiefsten Dunkelheit setzten sie den schrecklichen Kampf fort. Der Oberst Cler wäre um ein Haar den Feinden in die Hände gefallen; wie durch ein Wunder entkam er und erreichte die französischen Laufgräben. Hier stieß er auf Zuaven, die, trotz dem gegebenen Signal zum Rückzug, den Angriff wiederholten. „Wohin?“ rief ihnen der Oberst zu. — „Ah, Sie sind's, Oberst! Man sagte uns, Sie wären gefangen; wir wollten Sie eben holen, und hätten wir Sie auch in Sebastopol suchen müssen.“ Am Ende des Feldzugs waren von dieser tapfern Schaar, die stets als die „enfants perdus“ der Armee angesehen werden, nur wenige Trümmer übrig. Dasselbe scheint auch jetzt schon in Italien der Fall zu sein.

Aehnliche Züge, in denen sich der Geist, die Lebensweise, das heitere Wesen, der Heldenmuth des Regiments, dessen Führer der General Cler war, kund geben, kommen in den „Erinnerungen“ häufig vor. Es giebt sich überhaupt, bei den Zuaven freilich in originellster Weise, aber mehr oder weniger auch bei dem gesammten französischen Heere, als Charakterzug die Intelligenz des einzelnen Soldaten zu erkennen. Ehemals waren die Heere gewaltige Massen, die von intelligenten Köpfen der Führer in Bewegung gesetzt wurden; heutzutage gehen die französischen Soldaten gewissermaßen von selbst; ihr Verstand wirkt bei der Action mit; sie dringen bisweilen in das Geheimniß der Bewegung, die man ihnen verzeichnet und diese Art des kritischen Verständnisses unterstützt den Anlauf des unbezähmbaren Muthes, statt ihn zu schwächen. In der Schlacht, zu deren Erfolg General Cler mit seinem Leben beigesteuert hat, haben seine Soldaten zu wiederholten Malen gezeigt, was Geschicklichkeit und Unerschrockenheit bei Kriegern vermögen, die von tapferen Offizieren angeführt werden.

Nord-Amerika.

Aus einem amerikanischen Skizzenbuche.

Zur Geschichte der angeblichen Inferiorität der Frau.

II.

Von vielen berühmten Frauen einige.

Augenscheinlich müssen die Advokaten der Frauen, die mit Antisthenes daran fest halten, daß „die Tugenden des Mannes und der Frau dieselben sind,“ oder mit Sokrates in Xenophon's Gastmahl, daß die Talente des Mannes dieselben sind, wie die der Frau, sich in Acht nehmen, daß sie nicht mehr beweisen, als sie beweisen wollen. Wenn Frauen ohne Gymnasien und Universitäten schon so viel wissen, wie Männer, so ist es ja nicht erst nöthig, sie darin aufzunehmen. Wenn sie eben so gut auf Halbsold arbeiten, so fühlt man sich weniger dazu berufen, ihnen die andere Hälfte zu zahlen. Das Sicherste ist, darauf zu fußen, daß sie gerade genug geleistet haben, um zu zeigen, was sie unter weniger entmuthigenden Verhältnissen geleistet haben könnten. Man nehme z. B. die Alltagsbemerkung, daß Frauen Nichts erfunden haben. Eine gültige Antwort darauf ist die, daß die einzigen, gewöhnlich von Frauen gebrauchten Werkzeuge, Nadel, Spindel und Korb waren, und nach traditionellen Berichten haben sie sie alle Drei erfunden. Auf gleiche Weise zeigt es sich, daß diejenigen Fächer, in denen Frauen den Männern gleichgekommen, die Fächer gewesen sind, in welchen sie die gleiche Erziehung, gleiche Aufmunterung, gleichen Lohn erhalten haben, wie z. B. das Theater. Madame Lagrange, die Primadonna, erreicht nach Jahren kostbaren Studiums den Zenith professionellen Erfolges; sie bekommt, die Zeitungen bestätigen es, 60,000 Thaler des Jahrs, Reisegeld für zehn Personen, Landhäuser, Ställe, Livreen und eine unberechenbare Revenue von Armbändern, Bouquets und Billet-doux. Natürlich glaubt jede junge Debütantin in kurzer Zeit dasselbe erreichen zu können. Auf der Bühne gilt keine Ausschließung des Geschlechts, und darum hat die Frau in dieser Sphäre gleiches Genie gezeigt. Aber jeder Schullehrerin in den Vereinigten Staaten wird der Genuß ihrer 200 Thaler heimlich verbittert durch das Bewußtsein, daß der junge Lehrer im Nebenschulzimmer 1000 Thlr. erhält für nicht schwerere oder verantwortlichere Arbeit, als die ihrige, und daß der ganze Unterrichtsweg für sie voller Hindernisse, für ihn aber geebnet war. Es mag prosaisch klingen, aber die Redlichkeit verlangt ihr tägliches Brod und die Einbildungskraft muß genährt werden. Wir versagen der Frau Unterricht, Aufmunterung, Belohnung und schwatzen dann schönen Unsinn über ihren feinen Instinkt, ihre Anschauungen, sagen höchst gefühlvoll mit dem orientalischen Weisen: „Jedes Buch der Erkenntniß ist von der Natur in das Herz der Frau eingepflanzt worden,“ und machen das Kompliment zum Stellvertreter der Wissenschaft.

Es kann nichts Absurderes geben, als in dieser Hinsicht den beiden Geschlechtern ganz verschiedene Merkmale beizulegen oder zu erwarten, daß die Frau eher wie der Mann irgend etwas Großes ohne die gehörige Vorbereitung und den richtigen Antrieb vollbringen werde. Der Mrs. Patten, die ihres Mannes Schiff vom Kap Horn nach Kalifornien führte, würden trotz all' ihres Heroismus ihre Anstrengungen nicht geglückt sein, hätte sie nicht von Jugend auf mit dem Schiff umgehen gelernt. Als Florence Nightingale von dem Elend in der Krim hörte, stand sie nicht etwa, wie Viele glauben, auf und sagte: Ich bin ein unwissendes Weib mit sehr wenig Verstand oder Bildung, aber mit ausgezeichnet erhabenem Streben; meine Kraft liegt in meiner Schwäche; ich kann alle Dinge thun, ohne irgend Etwas darüber zu wissen. Durchaus nicht. Zehn Jahre lang hatte sie sich gerade **solchen** Diensten gewidmet, hatte alle Hospitäler in London, Edinburg, Dublin, Paris, Lyon, Rom, Brüssel und Berlin besucht, hatte unter der Anleitung der barmherzigen Schwestern ihre Studien gemacht und war zwei Mal als Pflegerin in der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth gewesen. Deshalb trug sie nicht blos das Herz einer Frau, als ihr Handelskapital nach der Krim, sondern sie wußte das ABC ihrer Profession besser als alle Männer rund um sie her. Natürlich sind Genie und Enthusiasmus für beide Geschlechter unvorhergesehene, unberechenbare Elemente; aber als allgemeine Regel erfordert große Vollendung auch große Vorbereitungen und günstige Verhältnisse.

Von dieser Wahrheit abzusehen, ist in der Theorie unvernünftig und grausam in der Praxis. Wenn ein sehr geschickter männlicher Turner mit Hülfe eines Sprungbrettes zehn Fuß hoch springen kann, so würde es lächerlich sein, wollte man von einer Frau verlangen, daß sie ohne ein solches eilf Fuß hoch springe, und doch wäre es genau dasselbe, was Gesellschaft und Kritik immer gethan haben. Erziehung, Lohn und Beifall sind sehr elastische Sprungbretter; die Geschichte bezeugt, wie verschwenderisch sie dem einen Geschlecht geboten und wie beharrlich sie dem andern vorenthalten wurden. Laßt die Frau eine Puppe sein, und kein Putz wird zu prächtig, kein Puppentand zu nichtig sein, daß sie ihn nicht begehren dürfte; verlangt sie aber weiter Nichts, als lernen, arbeiten, leben zu dürfen, so ist es, als wenn dieselbe Puppe ihre Lippen öffnete, um Euclid's 47ste Aufgabe vorzutragen. Während wir alle die hülflose Lage armer Frauen beklagen und bedauert haben, daß ihnen kein anderer Ausweg offen steht, als Nadel, Waschfaß, Schulzimmer und Straße, haben wir uns doch ihrer Zulassung zu jeder neuen Beschäftigung widersetzt, ihnen Unterricht versagt und Belohnung abgeschnitten. Wie Charles Lamb, der durch frühzeitiges Fortgehen am Nachmittag das gut machte, was er durch zu spätes Erscheinen auf dem Amte des Morgens verschuldet hatte, haben wir zuerst die Frauen halb erzogen und dann, um das Gleichgewicht herzustellen, sie nur zur Hälfte bezahlt. Welche unsäglichen Hindernisse sind den weiblichen Aerzten in den Weg gestellt worden! Welche Schwierigkeiten haben weibliche Drucker, Kupferstecher und Zeichner zu bekämpfen gehabt! In London wurde kürzlich Mr. Bennett vom Volke mißhandelt, weil er Frauen das Uhrenmachen lehrte. Hier zu Lande haben wir ernste Professoren gekannt, die sich weigerten, an einem Lyceum Vorträge zu halten, das für angemessen hielt, gelegentlich einen weiblichen Vorleser anzustellen. Mr. Comer erzählt, daß er lächerlich gemacht und verhöhnt wurde, als er vor acht Jahren anfing, Frauen zu Buchhaltern zu bilden, und es ist ziemlich verächtlich von der Verfasserin der „Gedanken einer Frau über Frauen,“ dieselbe Satyre jetzt zu wiederholen, wo sie wissen muß, daß in der Hälfte der Detailhandlungen von Paris ihr eignes Geschlecht die Hauptbücher führe und Mammon kein falsches Gesetz kennt.

Eine genaue Prüfung führt uns zu dem Resultat, daß ausgezeichnete Frauen gewöhnlich mehr ihrer Erziehung und ihrer Lage zu danken hatten, als selbst ihrem Genie. Sie haben ihr eigenes Geschlecht übertroffen, weil sie mehrere der gewöhnlichen Vortheile des andern Geschlechtes genossen. Man nehme irgend ein Gebiet des Wissens, z. B. Kenntniß der Sprachen, das Universal-Alphabet, Philologie. Auf der großen Treppe zu Padua steht die Statue von Elena Cornaro, Professorin von sechs Sprachen an jener einst berühmten Universität. Aber Elena Cornaro wurde von ihrem Vater wie ein Knabe unterrichtet.

An dem großen Universitätsthor zu Bologna steht das Epitaph von Clotilda Tambroni, der verehrten Correspondentin Porson's, ihrer Zeit die erste Griechin im südlichen Europa. Aber Clotilda Tambroni wurde von Emanuele Aponte wie ein Knabe unterrichtet. Wie schön sind jene einleitenden Worte von „einem hochwürdigen Prälaten" zu dem gelehrten angelsächsischen Buch, Elizabeth Elstob's Grammatik: „Unsre irdischen Besitzthümer sind unser väterliches Erbtheil, da sie durch den Fleiß unsrer Väter auf uns überkommen sind; aber die Sprache, in der wir reden, ist unsre Muttersprache, und wer wäre da wohl zu einer Kritik geeigneter, als die Frauen?" Diese merkwürdige Frau erhielt aber die ersten Grundlagen ihrer seltenen Erziehung von ihrer Mutter, noch ehe sie acht Jahr alt war, trotz großem Widerstande ihrer hochwürdigen Vormünder. — Adelung, die höchste Autorität, erklärt, daß alle neuere Philologie auf der Uebersetzung eines russischen Wörterbuches in 200 verschiedene Dialekte durch Katharina II. beruht. Aber Katharina theilte in ihrer Kindheit den Unterricht ihres Bruders, des Prinzen Friedrich und war die Ursache zu manchem Vorwurfe, der ihn traf, da sie, ein Mädchen, so viel rascher lernte als er. Christine von Schweden spottet über die Dacier wegen ihrer Uebersetzung des Kallimachus: So ein niedliches Mädchen, wie Sie sind, schämen Sie sich nicht, so gelehrt zu sein? Aber Madame Dacier erlernte das Griechische, indem sie sich mit ihrer Stickerei in das Zimmer setzte, in welchem ihr Vater ihren dummen Bruder unterrichtete; und ihre königliche Kritikerin konnte den Thucydides lesen, der schwerer ist als der Kallimachus, noch ehe sie das vierzehnte Jahr erreicht hatte. Und so geht es fort bis auf unsre Tage herab, und wer weiß, wie viele stumme, unberühmte Minerven unerkannt untergegangen sind, während Margaret Fuller und Elisabeth Barrett Browning unterrichtet wurden, „wie die Knaben."

Dieser Ausdruck bedeutet einfach, daß sie die solideste Erziehung genossen, die die Zeit bieten konnte. Die meisten Personen würden augenblicklich bei dem bloßen Worte ein Geschrei erheben; so wenig Glauben haben sie an die Unterschiede, die die Natur eingesetzt hat, daß sie denken, daß, wenn das Alphabet oder irgend etwas Anderes beiden Geschlechtern auf dieselbe Weise gelehrt wird, alle Unterscheidungen zwischen ihnen aufgehoben würden. Die gewöhnliche Folgerung ist: Knaben und Mädchen sind bekanntermaßen verschiedenartige Wesen. Nun studiren Knaben Griechisch und Algebra, Medizin und Buchführung. Deshalb sollen Mädchen es nicht. Als wenn Einer sagen wollte: Knaben und Mädchen sind verschiedenartige Wesen; nun essen Knaben Rindfleisch und Kartoffeln, deshalb augenscheinlich sollten Mädchen es nicht.

Die Analogie physischer und geistiger Nahrung ist eine ganz richtige. Inmitten der großen Menge menschlicher Kräfte und Eigenthümlichkeiten ist die des Geschlechtes blos eine derselben. Wesentlich und wichtig an und für sich, bildet sie indeß nicht den ganzen Organismus, sondern nur einen Theil desselben; der Unterschied zwischen männlich und weiblich ist speziell nach einem gewissen Ziel hinstrebend, und abgesehen von diesem Ziel ist er in allen Reichen der Natur von geringer Bedeutung. Von dem Infusorium bis zum Menschen bewegt sich, athmet, blickt, horcht, rennt, fliegt, schwimmt, geht nach Nahrung, ißt, verdaut das weibliche Thier mit wenigen Ausnahmen genau so wie das männliche; alle Instinkte, alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten sind dieselben, mit Ausnahme der einen, einzelnen Thatsache der Mutterschaft. Mr. Ten Broek's Renner, Prior und Priorin, wurden gleichzeitig geboren, auf gleiche Weise genährt, auf gleiche Weise gezogen und liefen endlich neben einander her und erhielten gleiche Preise. Der Adler wird im Fluge nicht gehemmt durch das Bewußtsein seines Geschlechtes, noch verräth es auf der Jagd der furchtsame Hase. Die Natur schafft und hütet den Unterschied des Geschlechtes zu hohen Zwecken, ordnet ihn aber bescheiden noch wichtigeren unter.

Alles dies läuft auf das ABC hinaus. Was ist das für eine Philosophie, die da sagt: Hans ist ein Dummkopf, Johanna ist ein Genie; nichts desto weniger soll Hans, da er ein Mann ist, lernen, Gesetze schaffen, Geld schaffen; Johanna soll, da sie eine Frau ist, unwissend, abhängig, ohne Rechte, unbezahlt bleiben. Natürlich ist die Zeit vorbei, in der so etwas frei herausgesagt werden durfte, obgleich Comte dem ziemlich nahe kommt, von den Mormonen gar nicht zu sprechen. Diese Formel liegt aber allen Raisonnements zu Grunde, die man täglich zu hören bekommt; die Antwort darauf ist: Die Seele steht über dem Geschlecht. Gebt Gleichheit, das Uebrige überlasset dem Fleiß und Genie. La carrière ouverte aux talens. Jeder Mann für sich selbst, jede Frau für sich selbst und das ABC für uns Alle.

So weit ist all unser Argumentiren defensiver und erklärender Natur gewesen. Wir haben bewiesen, daß die Untergeordnetheit der Frauen in gewissen Fertigkeiten, so weit sie eben vorhanden, ein ungültiges Faktum, weil sie ein bloßes durch ihre historische, degradirende Stellung entstandenes Korallenriff ist. Sie haben sich nicht ausgezeichnet, weil ihnen keine Gelegenheit dazu geboten wurde. Der Mann, der seinen Fuß auf den Nacken der Frau setzte, spottete darüber, daß sie sich nicht erhob. Nun bleibt aber noch die fernere Frage zur Beantwortung: Wie kam sie ursprünglich zu dieser Stellung? Erkläre die Erklärung, verlangt der Logiker. Zugegeben, daß die Frau schwach ist, weil sie systematisch degradirt worden, aber warum wurde sie degradirt? Diese Frage erfordert weit tieferes Nachdenken und eine positive Lösung. Wir kommen da auf fast unbetretenes Gebiet und müssen das Beste aufbieten, was in unsrer Macht steht.

Wir wagen also zu behaupten, daß in der Vergangenheit die untergeordnete soziale Stellung der Frauen eine legitimirte Sache war. Allem Anschein nach, wäre die Geschichte ohne dieselbe unmöglich gewesen, wie sie es gewesen wäre ohne eine Kriegs- und Sklaverei-Epoche. Sie ist blos ein Gegenstand sozialen Fortschrittes der immer wachsenden Civilisation. Die Vergangenheit war, und zwar unvermeidlicher Weise, eine Periode der Unwissenheit, physischer Bedürfnisse, brutaler Kraft, nicht aber eine Periode der Freiheit, Philanthropie und Kultur. Während jener Zeit nahm die Frau nothwendiger Weise eine untergeordnete Stellung ein, sie wurde herabgesetzt durch niedere Arbeit selbst in Friedenszeiten, herabgesetzt durch den Krieg, trotz aller Ritterlichkeit, denn hinter all der Höflichkeit des Amadis und des Cid lag die traurige Ueberzeugung: die Frau ist ein Kind oder ein Spielzeug. Die schmeichelnden Troubadours besangen sie als des Dichters Paradies, aber ach, das Himmelreich schloß Gewaltthätigkeiten nicht aus, und der Gewaltigste nahm es ein. Ihre Zeit war noch nicht gekommen. Physische Gewalt muß eine Zeit lang das Uebergewicht behalten, und sie war die Schwächere. Das Lehnrecht wurde ihr natürlich verweigert, weil sie nicht zu Krieg oder Politik abgerichtet war, wie „Les Coustumes de Normandie" sagen: „der Mann ist es, der sich schlägt und der berathet." Andere Autoritäten sprechen es noch deutlicher aus: „Eine Frau kann ihrem Kaiser oder Lehnsherrn nicht im Kriege dienen, weil es ihrem Geschlecht nicht wohl ansteht, noch kann sie ihm mit Rath an die Hand gehen wegen ihrer beschränkten Geistesverfassung, noch kann sie sein Sachwalter sein, ihrer Unsicherheit wegen." Es war dies Alles in den meisten Fällen wahr, und die Herabwürdigung der Frau war ein Theil eines Systems, das seine Zeit gehabt und sich überlebt hat.

Von dieser Gewaltherrschaft sich frei zu machen, stand der Frau keine Kraft zu Gebote; sie konnte nicht fechten oder wollte es nicht. Böhmische Chroniken berichten sogar von einem buchstäblichen Krieg zwischen beiden Geschlechtern, in dem das Heer der Frauen von Libussa und Wlasta geführt wurde, und der damit endete, daß das Männerheer die Burg Dziewin, den Mägdethurm, einnahm, dessen Ruinen noch heute bei Prag zu sehen sind. Die Rüstung Libussa's wird heute noch in Wien gezeigt und der Führer macht auf das lange spitze Schwert aufmerksam, mit dem die zarte Prinzessin die Herzen ihrer Gegner auf dem Schlachtfelde durchbohrte. Und so giebt es hundert Beispiele, wie Frauen in Reihe und Glied mit Männern gekämpft haben. Die altbritischen Frauen mengten sich in die Kriege ihrer Gatten, und ihre Prinzessinnen lernten auf der Mädchenburg zu Edinburg und auf der Insel Skye die Waffen führen. Die maurischen Weiber und Mädchen kämpften für ihre europäische Halbinsel, die Portugiesinnen fochten auf demselben Boden gegen die Waffen Philipp's II. Der König von Siam hat jetzt eine Leibgarde von 400 Frauen; sie sind mit Lanze und Gewehr bewaffnet; eine bewundernswürdige Disziplin herrscht unter ihnen, und ihre Befehlshaberin (sie ward dazu ernannt als sie dem König bei einer Tigerjagd das Leben gerettet) rangirt mit der königlichen Familie und hat zehn Elephanten zu ihrer Disposition. Als die siegreiche Armee des Negerfürsten von Dahomé auf Abbeakuta vorrückte, zählte sie 10,000 Männer und 6000 Frauen; die Frauen wurden, wie gewöhnlich beim Angriff, nach vorn gestellt, weil sie die Zuverlässigsten waren, und von den 1800 Todten, die vor den Wällen blieben, bestand die Mehrzahl aus Frauen. Das Invalidenhaus von Paris hat ein halbes Jahrhundert lang ein schönes Specimen eines weiblichen Soldaten unter seinem Dache beherbergt. „Lieutenant, Madame Bulau, 83 Jahr alt, von Napoleon's eigner Hand mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekorirt, in den Hospitalbüchern verzeichnet mit siebenjährigem Dienst, sieben Feldzügen, drei Wunden, zu verschiedenen Malen ausgezeichnet, besonders in Korsika bei der Vertheidigung eines Forts gegen die Engländer." Aber diese Fälle sind, wenn auch interessant für den Historiker, doch nur außergewöhnliche, und der instinktive Widerwillen, den sie einflößen, ist verzeihlich, da er auf

den Krieg zu beziehen ist und nicht auf die Frauen. Der Grund der langen Unterdrückung der Frauen ist also, daß die Menschheit sich in ihrer ersten Kultur-Epoche befand und die Erhebung der Frauen erst der zweiten vorbehalten war. Wie die verschiedenen Raçen der Männer im Lauf der Geschichte auf einander gefolgt sind, so giebt es auch eine Reihenfolge der Geschlechter. Das Zeitalter der Frauen, wie der skandinavischen Stämme, war zurückgehalten worden, aber es blieb nicht aus. Das Reich der Vergangenheit war nicht eigentlich das des Mannes, sondern es gehörte ihm als eine Herrschaft der mit bestmöglichster Anwendung der niederen Verstandeskräfte verbundenen Muskelkraft. Der Geist der Zeit hat immer mit den Thatsachen Schritt gehalten. So lange die Zeit noch nicht herangereift war, blieb die Frau ein Sklave des Spinnrockens und der Nadel; nun kann das höhere Werk beginnen; der Friede ist ihr mit Erfindungen zu Hülfe gekommen, und die mechanischen Mittel zu ihrer Emanzipation sind schon bereit. Keine Freisprechung nützte ihr, so lange der Mann nicht mit starkem Arm seinen Erstlings-Antheil an der Civilisation davongetragen. „Die Erde harret ihrer Königin," war ein Lieblingsmotto Margaret Fuller's, aber richtiger würde es heißen, daß die Königin auf ihre Erde geharrt hat, bis sie geebnet und für ihre Besitznahme bereitet war. Nun mag Aschenbrödel daran denken, ihre königlichen Kleider anzulegen.

Jedermann sieht ein, daß die Jetztzeit die ganze materielle Stellung der Frauen umwandelt, aber die Meisten sehen scheinbar nicht die unvermeidlichen sozialen und moralischen Veränderungen, die damit Hand in Hand gehn. Wie schon gesagt, war die Frau der alten Geschichte eine Sklavin der physischen Nothwendigkeit im Krieg wie im Frieden. Im Krieg konnte sie zu wenig thun, im Frieden that sie zu viel unter dem materiellen Zwang, der die Zeit beherrschte. Wie konnten die Juden z. B. Frauen unterrichten? Sie konnten sie nicht entbehren bei Wolle und Flachs und dem Licht, das über Nacht nicht verlöschen durfte. In Rom, wenn die Braut zum ersten Mal ihre Schwelle überschritt, fragten sie sie nicht: Kennst du das ABC? Sie fragten einfach: Kannst du spinnen? Es gab keine ruhmvollere Grabschrift als die der Königin Amalasuntha: Domum servavit, lanam fecit. In Böotien führte man die Bräute auf Wagen in die neue Heimat, deren Räder vor der Hausthür verbrannt wurden, zum Zeichen, daß sie nie das Haus verlassen sollte. Pythagoras ordnete in Krotana ein alljährliches Fest zu Ehren des Spinnrockens an; dasselbe that Konfucius in China, und sie feierten nicht die Freiheit, sondern die Knechtschaft der Frauen.

Und noch bis in die Neuzeit hat sich dieselbe tyrannische Nothwendigkeit erhalten. „Geht spinnen, ihr wilden Mädchen, geht spinnen!" war die einzige Antwort, die der Earl von Pembroke den zweimal von Wilton verbannten Nonnen ertheilte. Und selbst jetzt kommen Reisende darin überein, daß durch das ganze civilisirte Europa, mit theilweiser Ausnahme von England und Frankreich, die Masse der Frauen so von Haushaltungsarbeiten absorbirt ist, daß ihre allgemeine Bildung dadurch unmöglich gemacht wird. Aber bei uns in Amerika und in der jetzigen Zeit, wo alle jene weitläufigen Arbeiten mehr und mehr eisernen Armen übertragen werden, wo Rochester das Getraide drischt und Lowell Tuch wirkt und das Feuer auf dem Herd sich in schwarze Trauer zurückgezogen hat, wo die Jungfrau, je weiser sie ist, desto weniger mit Oel in ihrer Lampe zu thun hat, wo die Nadel vor dem Sterben ihr letztes Bekenntniß in dem „Song of the Shirt" abgelegt und die Nähmaschine jene Trauermärsche in entzückende Tänze umgewandelt hat — wie ist es da hier den Blindesten unmöglich zu sehen, daß eine neuere Aera begonnen hat und die Zeit für die Frauen gekommen ist, wo sie das Alphabet lernen dürfen?

Niemand verlangt gänzliche Abschaffung häuslicher Arbeiten für die Frauen, wie äußerer Thaten für die Männer. Natürlich werden viele Frauen fortfahren, sich hauptsächlich mit den häuslichen Sorgen für ihre Familie zu befassen, eben so wie die meisten Männer mit ihrer äußeren Erhaltung. Alles was von beiden Geschlechtern gewünscht wird, ist eine Verringerung der Arbeiten, die ihnen Zeit frei läßt zur Anwendung nach anderen Richtungen hin. Das Argument gegen jede neue Emanzipation der Frauen ist genau dasselbe, wie das stets in Bezug auf die Aufhebung der Leibeigenschaft gebrauchte — daß die neue Stellung sie von ihren rechtmäßigen Beschäftigungen abbringen würde. „Wie kann der (oder die) weise werden, der den Pflug führt (oder den Besen) — dessen Gespräch sich um Viehzucht (kleine Kinder) dreht?" Aber der amerikanische Farmer hat sich selbst schon von diesen eingebildeten Unvereinbarkeiten emanzipirt; und das wird auch des Farmers Weib thun. Bei einem Volk, in dem es keine müssige und keine Bauernklasse giebt, ist diese ganze Ausschließungs-Theorie eine Lächerlichkeit. Wir haben alle einige Mußestunden, und wir müssen sie bestmöglichst benutzen. Wenn wir große Rechte und große Pflichten denen übertragen wollen, die nichts Anderes zu thun haben, müssen wir gradewegs zum monarchischen Zustand zurückkehren; wenn nicht, muß das ABC mit seinen Folgen den Frauen offen stehn, wie den Männern. Jean Paul sagt in seiner „Levana," daß die Frau vor allen Dingen ein menschliches Wesen ist und weder das mütterliche noch das eheliche Verhältniß die menschliche Verantwortlichkeit aufheben könne, es müsse aber Mittel und Werkzeug derselben werden. Einen erfreulichen Eindruck macht die männliche Rede John Quincy Adams über diesen Gegenstand, die unlängst sein würdiger Biograph citirt hat, in welcher er nach einer umständlichen Vertheidigung der politischen Petitionen der Frauen von Plymouth erklärt: „daß Frauen nicht nur gerechtfertigt sind, sondern sogar die erhabenste Tugend ausüben, wenn sie aus dem engen häuslichen Kreise heraustreten für ihr Vaterland, für Humanität und ihren Gott."

Jedem menschlichen Wesen liegen Pflichten ob, zahlreiche und verschiedenartige, die aus dem häuslichen Privatleben und allen seinen süßen Beziehungen entspringen. Die Erhaltung und Sorge für die bescheidenste Haushaltung ist eine Männern, Frauen und Engeln würdige Function. Der stolzeste Geist darf sich nicht über sie hinwegsetzen, die erhabenste Großherzigkeit muß damit beginnen. Der größte Lohn liegt darin selbst; die Selbstaufopferung trägt unermeßliche Freude in sich, und die Selbstsucht, die sie verschmäht, hat Alleinstehen und ein einsames Alter zu erwarten. Jedoch bildet dieser zarte Theil des menschlichen Wirkens nicht das ganze Wirken selbst. Edle Seelen verlangen auch nach anderen Interessen, einer größern Sphäre, auch nach Pflichten, Verantwortlichkeit, Angst und Gefahren, wie sie die Weltgeschichte ihren Helden auferlegt hat; nicht weniger für's Haus, aber mehr für die Menschheit. Als die hochgeborne englische Lady in dem Hospital in der Krim zu einem Posten beordert wurde, der sie mit fast gewissem Tode bedrohte und sie blos ihre Hände zum Himmel erhob und ausrief: Gott sei Dank! Da trat sie nicht aus ihrer wahrhaft weiblichen Stellung heraus, sondern sie nahm sie ein. Als die Königin Jakob's I. von Schottland, nachdem sie schon von ihm in prächtigen Versen unsterblich gemacht worden war, sich eine noch größere Unsterblichkeit gewann, indem sie den auf ihn gezückten Dolch mit ihrem schönen Busen auffing, — als die Gräfin von Buchan in ihrem eisernen Käfig an der Außenseite des Schlosses Berwick hing zur Strafe dafür, daß sie Robert Bruce gekrönt hatte, — als die reine Seele Jeanna d'Arc's gleich Moses, Gott in einer feurigen Flamme begegnete — da waren diese Dinge ganz in der Ordnung. Der Mann darf nicht diese Privilegien der Gefahr, das Geburtsrecht großer Seelen, monopolisiren. Serenaden und Komplimente dürfen nicht jene edle Freundschaft vertreten, die mit der Frau die Glorie des Märtyrerthums theilt. — Wie schön stehen selbst große Staatssorgen, für die man graulöpfig geboren werden müßte, einer weiblichen Stirn! Mit jedem Jahr wird der Ruhm Elisabeth's von England, des größten Beherrschers der größten historischen Nation, leuchtender. Christine von Schweden (so sagt Voltaire) war die Einzige unter den gekrönten Häuptern Europa's, die die Würde des Thrones Richelieu und Mazarin gegenüber aufrecht erhielt. Und sie opferten Beide wirklich nicht ihre Weiblichkeit dabei auf; denn die Garderobe Ihrer britischen Majestät enthielt 4000 Kleider, und Frau von Montpensier erklärt, daß Christine, wenn sie ein Kleid nach der neuesten Mode anhatte, „wirklich äußerst hübsch aussah."

Les races se féminisent — sagte Buffon — die Welt wird immer weibischer. Es ist ein Kompliment, ob der Naturforscher es nun beabsichtigte oder nicht. Die Zeit hat Frieden gebracht, der Friede Erfindungen, und die ärmste Frau wird heutzutage zu einem Erbtheil geboren, von dem sich ihre Vorfahren nichts träumen ließen. Frühere Versuche, den Frauen soziale und politische Gleichstellung zu sichern — Leopold I., Großherzog von Toskana, ließ sie z. B. zum Magistrat zu; die revolutionairen Ungarn gaben ihnen Stimmrecht; New-Jersey versuchte in früheren Zeiten dasselbe Experiment mit großer Vorsicht und revocirte das Privilegium, weil die Frauen (wie in der alten Mythe) unrichtig stimmten — haben, da die Zeit noch nicht reif dafür war, blos Werth als Concessionen, die dem Prinzip gemacht wurden. Aber derjenige, der Angesichts der raschen Veränderungen, die jetzt vor sich gehen, behauptet, die Frauenfrage sei eine bloße Zeitfrage, urtheilt sehr unbesonnen. Der Archimedische Stützpunkt ist schon im ABC hingegeben und wir brauchen blos abzuwarten, ob die Erde sich nicht dreht.

In unserer Abhandlung des Gegenstandes haben wir blos versucht, allgemeine Grundsätze festzustellen, ohne sie im Einzelnen anzuwenden. Wir beweisen blos, daß Frauen entweder Unterthanen oder Gleichberechtigte sein müssen. Jede einem Prinzip gemachte Koncession schließt die

Nothwendigkeit einer zweiten Koncession in sich. Ueberlassen wir einmal das ABC, so begeben wir uns der langen Unterdrückungs-Theorie; die Vergangenheit ist bei Seite gesetzt und uns bleiben nur noch Abstractionen. Wenn wir abstrakt raisonniren, müssen wir einräumen, daß das Argument nur auf Seiten der Frauen war, da kein Mann bis jetzt versucht hat, ihnen mit Vernunftgründen zu begegnen. Das Schrecklichste bei diesem Streite war, daß gegen die traditionelle Ordnung in so fern verstoßen wurde, als die Frauen alle Logik für sich hatten, und die intelligentesten Männer sich ihnen gegenüber auf Satyre und Spott beschränkten. Welche vernünftige Frau, frage ich, kann durch den Unsinn überzeugt werden, der gewöhnlich über sie gesprochen wird, — daß es Recht ist, Mädchen in Kommunalschulen aufzunehmen, aber eben so Recht, sie von Kollegien auszuschließen; daß es passend ist für eine Frau, öffentlich zu singen, aber undelikat, öffentlich zu reden — daß sie in den Postkasten ganz ruhig ein Stück Papier werfen könne, das Wahlkugelkästchen aber ein sehr gefährliches Ding für sie ist. Keine Sache in der Welt kann durch solche Widersprüche über Wasser gehalten werden, die zu schwacher Natur sind, um auch nur den Namen Trugschlüsse zu verdienen. Viele Personen bekennen, daß sie ein Raisonnement mit Frauen für unmöglich halten, und sie haben es doch sicherlich noch nicht versucht.

Aber wir müssen uns daran erinnern, daß unsre amerikanischen Institutionen entweder auf haltbare Dinge oder auf Nichts begründet sind; sie sollen auf natürlichen Rechtsgrundsätzen beruhen, und wenn sie von diesen abweichen, sind sie verloren. In allen europäischen Monarchien herrscht die Theorie, daß die Masse des Volkes Kinder sind, die regiert werden müssen und nicht Wesen, die zur Selbstregierung reif sind. Das steht fest und ist genügend bewiesen worden. In unseren amerikanischen Freistaaten haben wir diese Theorie in Bezug auf eine Hälfte der Bevölkerung förmlich verlassen, während die andre Hälfte noch ganz unter ihrem Einfluß steht. Werden die Ansprüche der Frauen nicht berücksichtigt, so wird die Demokratie eine Monarchie. Was die Amerikaner gewöhnlich den englischen Staatsmännern vorwerfen, nämlich, daß sie fast immer alle auf Naturrecht basirten Argumente vermeiden und jedes legale Unrecht aus dem Grunde in Schutz nehmen, daß es sich in der Praxis gut bewährt — grade dasselbe charakterisirt unsre gewöhnlichen Ansichten über die Frauen. Wir stoßen selten auf einen Gesetzgeber, der zu leugnen behauptet, daß, wenn unseren eigenen Grundsätzen streng nachgekommen würde, beide Geschlechter dadurch genau in dieselbe Stellung vor dem Gesetz und der Constitution sowohl als in der Schule und im geselligen Leben kämen. Aber Jeder hat da seine eignen Spitzfindigkeiten, um zu beweisen, daß wir in diesem Falle alle allgemeinen Grundsätze, zu denen wir uns bekannt haben, aufgeben und uns blos an die Vergangenheit halten müßten; ja, man erklärt auf das Sinnreichste, daß die Ausschließung der Frauen von öffentlichen Angelegenheiten in einer Republik noch weit leichter zu bewerkstelligen ist, als in einer Monarchie, wo selbst das Geschlecht vor dem Range verschwindet und die patrizische Frau mehr Macht haben konne, als der plebejische Mann; aber bei uns gäbe es jetzt blos eine Aristokratie des Geschlechts; alle Männer seien geborne Patrizier, alle Frauen gesetzlich Plebejerinnen; alle Männer hätten gleiche politische Macht und alle Frauen keine. Das ist ein so augenscheinliches Paradoxon und eine solche Abweichung vom humanen Fortschritt, daß es nicht für immer dauern kann, ohne neue Entdeckungen in der Logik oder eine gänzliche Rückkehr zu Maréchal's Theorie in Betreff des ABC.

Indessen harren wir ängstlich auf weitere Entwicklung. Wie jetzt die Sachen liegen, ist die endliche Beilegung des Streites ganz in Händen der Frauen selbst. Von den Männern kann allerdings nicht verlangt werden, daß sie Rechte und Privilegien früher aufgeben, als sie beansprucht werden, oder daß sie den Frauen gegenüber redlicher sein sollen, als diese es gegen einander sind. Die schlimmste Nachwirkung der Unterdrückung ist Schwäche; ja selbst, wenn wir sagen: „die Hände fort!" steht die Dulderin nicht auf. In diesem Fall ist blos ein guter Rath möglich. Es hängt mehr vom Entschluß ab, als von Fähigkeit. Wille und nicht Talent regiert die Welt. Von welchem Wege zur Auszeichnung waren die Frauen traditionell mehr ausgeschlossen, als von der Skulptur trotz: Non me Praxiteles fecit sed Anna Damer? doch hat Harriet Hosmer es in acht Jahren zur höchsten Vollendung darin gebracht. Wer glaubte, daß eine Dichterin jemals mehr werden könne, als eine Annot Lyle auf der Harfe, die mit sanften Melodien ihren Herrn in süße Träume sang, bis das Ding in den Händen Elisabeth Barret's eine Trompete ward? Wo ist das Hohnlächeln geblieben, mit dem Feldherrn und parlamentarischen Redner sich dem ersten Antrage Sidney Herbert's widersetzten, Florence Nightingal nach der Krim zu senden? In wie vielen Städten ist das herkömmliche Vorurtheil gegen weibliche Redner vor einer gewinnenden Anrede Lucy Stone's gewichen! Wo Logik Nichts ausrichtet, bringt der Erfolg zum Schweigen. Erst gebet der Frau, wenn Ihr es waget, das ABC, dann eröffnet ihr ihre Laufbahn; und wenn auch ungläubige und vorurtheilsvolle Männer im Anfang dagegen opponiren mögen, werden sie doch zuletzt den siegreichen Frauen mehr verschwenderisches Lob zu Füßen legen, als es jemals den gefeiertsten Bühnenheldinnen geworden, mehr duftende Blumen, als sie je den schönsten Schmetterlingen des Ballsaales dargebracht haben.

England.

Ein Dichterleben.

Douglas Jerrold.

Die gesammelten Werke und eine Biographie von Douglas Jerrold sind soeben in London erschienen, wodurch die Bedeutung dieses Schriftstellers, der vor Jahresfrist gestorben ist, erst in das rechte Licht gestellt wird. Seine Verdienste um die engl. Literatur sind viel wesentlicher als die von Sir Edward Lytton Bulwer, namentlich durch seine dramatischen Arbeiten, die eigentlich zuerst das englische Schauspiel wieder begründeten, indem durch sie die Sündfluth der französischen Bühnenstücke gehemmt wurde. Douglas Jerrold hegte den glühenden Wunsch, das Theater zu regeneriren und eine neue goldene Aera des Nationalruhms dafür herbeizuführen, wie Shakespeare es gethan. Er vermochte freilich nicht sein hohes Ideal zu erreichen, aber sein Streben war doch nicht ganz fruchtlos geblieben. Seine Stücke haben der englischen Bühne wenigstens den Pfad gezeigt, auf welchem sie ihre Selbständigkeit und nationale Größe wieder erlangen kann. Auch im Sittenroman hat Douglas Jerrold Bedeutendes geleistet, er ist sogar ein Vorkämpfer für Dickens und Thackeray gewesen, ohne die Hälfte der Anerkennung, wie diese, im Auslande zu erringen; vielleicht liegt der Grund hiervon darin, daß er sich stets bestrebte, so spezifisch englisch zu dichten, daß es schwerer war, ihn zu verstehen und zu verdolmetschen.

Es ist merkwürdig, wie langsam und mühsam dies bedeutende Talent sich Bahn brechen mußte, um endlich auf den Gipfel der öffentlichen Anerkennung und der literarischen Geltung zu gelangen. Das Leben von Douglas Jerrold ist eine Kette von Drangsalen und Hindernissen gewesen; es liefert von Neuem den Beweis, daß der Funke des Geistes durch keine irdische Gewalt auszulöschen ist.

Douglas Jerrold ward inmitten einer herumziehenden Schauspielerbande (3. Januar 1803) geboren; sein Vater war der Director derselben, er spielte in Dörfern und Vorstädten, dem Elende beinah fortwährend preisgegeben. Der kleine Douglas Jerrold mußte schon mit fünf Jahren die vorkommenden Kinderrollen übernehmen. Er erinnerte sich, daß er einst bei einer solchen in den Armen des später so berühmt gewordenen Kean gelegen hatte, dessen großartiges Talent damals mit fünfzehn Schillingen wöchentlich bezahlt wurde, abwechselnd spielte er komische und tragische Rollen dafür und wußte sie so hinreißend wirksam darzustellen, daß die Mitspielenden nicht selten ihre eignen Rollen darüber vergaßen und einmal sogar eine junge Schauspielerin, die eine ergreifende Scene mit ihm hatte, ohnmächtig wurde.

Im Jahre 1813 war England vom allgemeinsten Kriegsparoxismus und Franzosenhaß ergriffen, es fehlte an Mannschaften und die Marine nahm Jeden an, der Lust hatte, in Dienste zu treten. Noch nicht 14 Jahr, wurde Douglas Jerrold Seemann und hoffte ein zweiter Nelson zu werden. Der Capitain nahm den Knaben in seine eigene Kajüte, um ihn vor den rohen Neckereien der Schiffsmannschaften zu bewahren. Jerrold fand Bücher auf dem Tische und war nicht mehr hinauszutreiben. Er lernte hier zuerst, Freude am Studium finden. Nach zweijähriger Dienstzeit erhielt er seinen Abschied, weil der Frieden wieder hergestellt war und der arme Nelson in spe wußte nicht, woher er sein Mittagbrod nehmen sollte. Die theatralischen Leistungen seines Vaters waren immer mehr in Verfall gerathen, die Familie siedelte nach London über und verlor dort bald ihr Haupt. Der junge Jerrold mußte nun allein für den Unterhalt von Mutter und Schwestern sorgen. Man sah ihn um diese Zeit häufig an der Schwelle eines der kleinen Theater von London stehen, traurig und gebeugt, die schmächtige Gestalt in einen alten Tuchmantel gehüllt. Die Vorübergehenden kannten ihn und gaben ihm den Beinamen: „der kleine Shakespeare," wodurch er sich keineswegs gekränkt fühlte, denn er verehrte in Shakespeare seinen literarischen Gott. Er bildete sich nach ihm und studirte außer ihm nur die Bibel und Mil-

ton. Mit diesen großen Vorbildern wurde er Dichter, Kritiker und Dramatiker. Aber er und die Seinen hungerten dabei, es blieb ihm kein anderes Hülfsmittel, als in einer Druckerei Beschäftigung zu suchen. Es wurde eine vielgelesene Zeitschrift darin gedruckt und verlegt; Jerrold lernte dadurch etwas von dem Handwerk des Journalismus.

Eines Tages kam er auf den Einfall, auch einen Artikel zu schreiben, er legte ihn heimlich in die Mappe der Manuskripte — aber wer beschreibt die Freude des armen Schriftsetzers, als er am andern Morgen aus der Hand des Dirigenten seinen eignen Artikel empfängt, um ihn abzudrucken. Es war eine Note daran gehängt, die den anonymen Verfasser aufforderte, sich zu nennen und mehr Beiträge zu liefern! Ganz außer sich vor Freude, lief er mit dem noch feuchten Druckbogen nach Hause und zeigte seinen Schwestern triumphirend die Stelle, wo seine erste Prosa öffentlich erschien.

Seine dramatischen Erfolge begannen fast gleichzeitig; mehrere Mitglieder von seines Vaters wandernder Gesellschaft waren große Sterne am Theaterhimmel geworden, Kean, John Kemble u. s. w. Sie waren gütig gegen den Sohn ihres frühern Directors, verschafften ihm freie Entreen und unterstützten ihn auch sonst noch. Der Komiker Wilkinson kam ohne alle Empfehlung und Aussicht nach London. Jerrold freute sich kindisch, ihn wiederzusehen und prophezeite ihm einen eben so großen Erfolg, wie den anderen Größen und versprach ein wirksames Stück für ihn zu schreiben. Seine Kühnheit wurde belächelt, aber er hielt Wort, das Stück hieß: „die Duellanten," und ward einer Theaterdirection eingereicht, die es aber zwei Jahre liegen ließ. Mit Mühe wurde es ihr wieder entrissen und auf dem Theater Sadlers Wells mit vielem Beifall gegeben. Der Autor war achtzehn Jahr alt! Vier andere Stücke von ihm wurden rasch hintereinander ebenfalls mit Erfolg gegeben, aber der Director des Sadlers Wells Theater war nicht sehr gewissenhaft, er beutete den jungen Autor aus und gab ihm in Bausch und Bogen das elende Honorar von 20 Pfund für seine Arbeiten. Aber der Lohn als Setzer und der Ertrag einiger literarischern Versuche genügten dem bescheidenen Sinne Jerrold's, er dachte sogar daran, sich zu verheiraten, wodurch freilich seine häusliche Sorgenlast noch verdoppelt wurde. Er verfaßte Theaterstücke für die kleinen Bühnen, wo sich das Volk von London amüsirt, und erhielt höchstens fünf Pfund für ein Drama. Diese Herabwürdigung seines Talents erzeugte natürlicherweise die Bitterkeit, welche in seinen heitersten Schöpfungen hervortritt.

Obwohl seine Stücke stets den Beifall des Publikums errangen, übten die Theaterdirectoren doch eine maßlose Tyrannei gegen ihn aus, verlangten Aenderungen oder verwarfen auch wohl ganze Stücke. Eins derselben gab Anlaß zu einem heftigen Streit zwischen Jerrold und dem Besitzer des Coburgtheaters, der den „kleinen Shakspeare" verhöhnte und sein Stück zurückwies. Empört eilte er damit zu einem andern Theaterunternehmer, der ihm nach langem Handeln endlich den gewöhnlichen Spottpreis dafür zahlte und — sich schließlich ein Vermögen erwarb mit diesem Stück! Es war eins von jenen Glücksspielen, wie sie zuweilen auf der Bühne vorkommen. Der Erfolg war beispiellos; gleich nach den ersten Scenen brach das Publikum in Enthusiasmus aus und erhob den Autor bis zu den Sternen. Er hatte verstanden, das englische Nationalgefühl zu begeistern durch dies kleine Stück, das unter dem bescheidenen Titel: „die schwarzäugige Susanne," eine Verherrlichung der englischen Marine war. Jerrold hatte die Erinnerungen seiner Kindheit, wo er im Seedienst gestanden, benutzt, um seinen Marinebildern Lebenswahrheit zu verleihen. Die Marine ist Englands Stolz, daher erklärt es sich, daß dies Drama auf allen Theatern Englands neben den klassischen Stücken sich gehalten hat. Vierhundertmal hintereinander gespielt, füllte es das Theater und die Beutel der Unternehmer; der Dichter erhielt nur ungefähr 500 Thlr. von alle dem Gewinn, aber er hatte wenn auch wenig Geld, so doch einen volksthümlichen Namen und Ruhm errungen. Seit neun Jahren hatte er vergeblich angepocht bei den stolzen Theatern der Hauptstadt, — am andern Tage öffneten sie sich weit vor ihm und baten um seine Stücke, die sie bis dahin immer verschmäht hatten.

Von diesem Zeitpunkt an gestaltete sich das Leben Jerrold's ganz anders, er hatte fast bei allen seinen Unternehmungen Glück, bei den meisten großen Zeitungen Londons war er betheiligt und auch als Verleger bedeutender Werke hatte er Erfolg. So war er die Stufen wieder hinaufgestiegen, von denen seine Voreltern, ursprünglich guter Abkunft, hinabgesunken waren. Die vornehme Welt in London drängte sich dazu, ihn kennen zu lernen, aber er behielt stets die Unabhängigkeit seines Charakters und vergaß nie, daß er einst zu den Unterdrückten gehört hatte. —

F. v. H.

Mexiko.

Die Silbergruben von Real del Monte und Pachuca.

Herr Geh. Bergrath Burkart machte in der Versammlung der „Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde" in Bonn am 1. Juni d. J. folgende Mittheilung über den jetzigen Ertrag dieser in neuerer Zeit wieder empergekommenen beiden Bergwerks-Reviere: *

„A. v. Humboldt hat bereits die Lagerstätten dieser beiden Reviere beschrieben und der großen Reichthümer gedacht, welche die Grafen von Regla bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts aus den Gruben von Real del Monte gezogen haben, und soll im Anschluß hieran über die neuesten Betriebs-Ergebnisse dieser Gruben an einem andern Orte ausführliche Mittheilung gemacht werden. Nach mehreren älteren sehr ergiebigen Betriebs-Perioden sind die Gruben von Pachuca schon früher, die von Real del Monte aber erst zu Anfang dieses Jahrhunderts verlassen und letztere sodann im Jahre 1823 von dem englischen Bergwerks-Vereine „The Real del monte mining Company" wieder aufgenommen worden. Letztere waren schon vorher durch einen fast $^1/_3$ Meile langen Stollen gelös't, etwa 42 Lachter (à $6^2/_3$ Fuß) unter dessen Sohle niedergebracht und dann der theuren künstlichen Wasserhaltung, der großen Teufe, der geringhaltigen Erze und anderer ungünstiger Verhältnisse wegen auflässig und im Jahre 1823 zum großen Theil unzugänglich geworden. Der Verein gewältigte die zu Bruch liegenden Schächte und Arbeiten, wandte Dampf-Maschinen zur Wasserhaltung an, ließ die verfallenen Hütten und Amalgamirwerke wieder aufbauen und machte viele andere großartige Anlagen über Tage, sah sich aber dabei genöthigt, das ursprüngliche Actien-Kapital mehrmals zu erhöhen, um zur Ausrichtung reicher Erzmittel und zu einer nachhaltigen Erzförderung zu gelangen. Beides wurde, jedoch erst nach großer Anstrengung und nach vielen Geldopfern, erreicht, und mehrere schöne und reiche Erzmittel ausgerichtet, indem die Erzförderung von 17,500 Centner Erz mit 52 Centner Silber im Jahre 1828 auf 132,000 Centner Erz mit 196 Centner Silber (das höchste Ausbringen des Vereins) im Jahre 1842 und auf 166,170 Centner Erz (die größte Förderung) mit 448 Centner Silber im Jahre 1816 stieg und vom Jahre 1824 an bis zum Schluß des Monats April 1849 nahe an 2 Millionen Centner Erz mit 6232 Centner (312 Pferdelasten) Silber, im Werthe von mehr als 11 Millionen Pesos (à 1 Thlr. 12 Sgr.) beschafft wurden. Dieses bedeutenden Silber-Ausbringens ungeachtet, konnte man aber dennoch keinen Gewinn an die Actionäre vertheilen, indem während des angegebenen Zeitraumes die Ausgaben 16,218,000 Pesos, die Einnahmen aber nur 11,310,000 Pesos betragen hatten, und daher ein Verlust von 4,908,000 Pesos sich ergab.

„Durch dieses ungünstige Resultat entmuthigt, suchte der Verein, der indessen auch in Pachuca einigen Bergbau aufgenommen hatte, sich seines Gruben-Eigenthums zu entäußern und freute sich, als eine neue Gesellschaft, welche die Erfüllung aller seiner schwebenden Verbindlichkeiten gegen Uebergabe der vorhandenen Maschinen, Gebäude, Bestände u. s. w. übernehmen wollte, für ihn in das Unternehmen eintrat. Man hätte glauben sollen, daß die 25jährigen Erfahrungen der vorangegebenen Art Andere davon hätten abhalten müssen, neue Kapitalien auf so tiefe, weit ausgebaute und in der letzten Zeit unergiebige Gruben zu verwenden. Allein die Gewißheit, jetzt weder schwere Gewältigungs-Arbeiten noch große Tagebauten ausführen zu müssen, die Gewinnungs- und Zugutmachungs-Kosten durch einen rationellen Betrieb und geregelten Haushalt ermäßigen und einen großen Theil der, ihrer schwierigen Zugutmachung wegen, stehen gebliebenen ärmeren Erze billiger gewinnen und mit geringerem Silberverlust zugutmachen zu können, bewogen den Herrn John H. Buchan in Mexiko einen neuen Verein für das Unternehmen zu bilden und die Direction der Werke in die Hand zu nehmen. Seiner Thätigkeit und Umsicht ist es denn auch gelungen, da, wo seine Vorgänger Jahre lang mit Zubuße gebaut haben, bald eine sehr bedeutende Ausbeute zu erzielen. Bei Aufwendung eines neuen Betriebs-Kapitals von 538,000 Pesos wurden schon in den ersten Jahren der Thätigkeit des neuen Vereins (von 1849—1852) 935,300 Centner Erz mit 1435 Centner Silber im Werthe von 2,509,000 Pesos, im Jahre 1853 aber schon 543,500 Centner Erz mit 890 Centner Silber, im Werthe von 1,538,000 Pesos gewonnen und die Förderung fortdauernd gesteigert, so daß solche in dem Jahre 1857 die Höhe von 824,000 Centner Erz mit 1731 Centner Silber, im Werthe von 3,039,000 Pesos erreichte, und 1858 812,600 Centner Erz mit 1608 Centner Silber im Werthe von 2,825,000 Pesos, in den letzten 10 Jahren von 1849

* Vgl. die Beilage zur Köln. Zeitung vom 17. Juni d. J.

bis 1858 also 5,170,000 Centner Erz mit 9790 Centner oder fast 450 Pferdelasten Silber im Werthe von 17,180,000 Pesos, fast 24½ Million Thaler Preußisch Courant, betrug.

Die ganze Geld-Einnahme während dieses Zeitraumes hat 17,910,000 Pesos bei einer Ausgabe von 13,518,000 Pesos, einschließlich der Verwendung auf Neubauten und Meliorationen, und der Ueberschuß daher 4,392,000 Pesos betragen. Der letztere wurde zur Zahlung des Gewinnes an die Gruben-Eigenthümer und verschiedener Alimentationsgelder, auf den Ankauf von Grundeigenthum, auf Wiedererstattung des Verlags, und mit 2,310,000 Pesos zur Gewinnvertheilung an die Actionäre verwandt. Einschließlich dieser letzten Betriebsperiode hat das nachweisbare Silberausbringen der Gruben von Pachuca im Ganzen etwa . . . . 57,226,000 Pesos,
jenes von Real del Monte 50,344,000 „
zusammen also 107,570,000 Pesos,
oder über 150,000,000 Thlr. Preuß. Cour. (etwa 29,000 Pferdelasten Silber) betragen."

Mannigfaltiges.

— St. René Taillandier und die Napoleons-Politik. In Bezug auf die Adresse Taillandier's an die Publizisten Deutschlands (Nr. 79—82 des „Magazin") geht uns von einem Leser unseres Blattes in Mitteldeutschland ein Schreiben zu, worin es heißt: „Alle Achtung vor den Worten eines Mannes, der, wie Sie mit Recht bemerken, stets ein aufrichtiger Verehrer deutschen Geisteslebens war und der, trotz der neuen kaiserlichen Allmacht, die alte Liebe zu freien politischen Institutionen sich bewahrt hat, aber — ist nicht gerade darum Herr Taillandier ein sehr schlechter Dolmetscher der Napoleons-Politik? Herr T. und seine Geistesgenossen in Frankreich denken allerdings nicht daran, Deutschland als ein großes, sittliches Ganzes, zu bekriegen und zu beeinträchtigen; dürfen wir jedoch von dem Charakter Napoleon's III. erwarten, daß er, nachdem er Oesterreich — wie vor einigen Jahren Rußland — gedemüthigt und geschwächt haben wird, nicht die erste Gelegenheit wahrnehmen werde, sein Müthchen auch an Deutschland und Preußen zu kühlen und sich für seine Uneigennützigkeit in Italien an der linksrheinischen Pfalz, an Rheinhessen und Rheinpreußen zu entschädigen? Sind wir nicht geradezu im Nachtheil, wenn wir, anstatt ihn jetzt gemeinschaftlich mit Oesterreich anzugreifen, uns hernach ohne Oesterreich von ihm angreifen lassen?"

So weit unser geehrter Korrespondent, und da wir aufgefordert sind, seine Fragen zu beantworten, so thun wir es in Nachstehendem:

Wir geben allerdings zu, daß in der Umgebung des Kaisers der Franzosen keine solche Achtung vor Deutschlands sittlicher Bedeutung in Europa herrscht, wie unter den Vertretern der Wissenschaft und der edleren Literatur in Frankreich; wir wissen sogar, daß persönlich Napoleon III. und sein Vetter, Napoleon Jerome, von denen Ersterer bis zu seinem sechszehnten Lebensjahre ein Gymnasium in Augsburg besuchte und Letzterer in der württembergischen Armee es bis zum Hauptmann gebracht, eine sehr geringe Meinung von den deutschen Heeren, mit Ausnahme des preußischen, hegen und dieß mit solcher Meinung sehr leicht sich die Lust verbindet, Rache an Deutschland für erlittene Unbill zu nehmen. Gleichwohl müssen wir die Schlußfrage unseres Korrespondenten, ob wir nicht geradezu im Nachtheil sind, wenn wir, anstatt jetzt Frankreich anzugreifen, uns später von ihm angreifen lassen, auf das Entschiedenste verneinen. Denn jetzt würden wir keine ausländischen Bundesgenossen, Rußland sogar möglicherweise gegen uns haben, während unsere über 150 Meilen langen Nord- und Ostsee-Küsten mit ihren Seeschiffen und ihren reichen Handelsstädten fast schutzlos der übermächtigen Dampfer-Flotte Frankreichs preisgegeben wären. Wird aber das engverbündete Deutschland — welchem Oesterreich die Bundespflicht der Vertheidigung, die seinen deutschen Kronländern jetzt sehr zu Statten kömmt, unmöglich versagen kann — von Frankreich angegriffen, so ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß unsere Küsten unter dem Schutze Großbritanniens stehen, während auch Rußland nicht den treuen preußischen Alliirten verlassen wird, der selbst nicht die Waffen gegen das nordische Kaiserreich gekehrt, als halb Europa die damals noch verschleierten Pläne Napoleon's III., eine Großmacht nach der andern zu demüthigen, gedankenlos unterstützte. Deutschland allein würde gegen den zweiseitigen Angriff zu Wasser und zu Lande nicht mächtig genug sein, besonders wenn Oesterreich in seinem Innern durch Revolutionen beschäftigt wäre. Wohl aber beweisen die Kriege von 1813 und 1815, daß der Thron Napoleon's gestürzt wird, sobald er eine europäische Coalition herausfordert.

— Payne Collier's „alter Korrektor" Shakspeare's. Die Anwesenheit unsers Landsmannes, Dr. Friedrich Bodenstedt, in London hat zu der merkwürdigen Ermittelung Anlaß gegeben, daß die von Payne Collier vor einigen Jahren herausgegebenen Shakspeare-Korrekturen, die er in einer Folio-Ausgabe von 1632 gefunden und für die Arbeit eines Zeitgenossen dieser Ausgabe gehalten hatte, wahrscheinlich eine Fälschung aus dem vorigen, oder aus dem gegenwärtigen Jahrhundert seien.* Dr. Bodenstedt, der bekanntlich jetzt ein Werk über Shakspeare's Zeitgenossen (Berlin, Decker) herausgiebt, hatte den Wunsch geäußert, jenes mit Randbemerkungen und Noten aller Art ausgestattete Buch aus dem J. 1632 näher einzusehen, und auf diesen Wunsch gestattete der Besitzer desselben, der Herzog von Devonshire, daß es nach dem Britischen Museum gesandt werde, wo es, unter der persönlichen Obhut Sir Frederik Madden's stehend, sowohl von Bodenstedt selbst, als von den Herren Alexander Dyce, Panizzi, Staunton und anderen wissenschaftlichen Männern einer kritischen Prüfung unterzogen wurde. Alle sind übereinstimmend der Ansicht, daß sich Collier, den man jedenfalls für einen ehrlichen Mann hält, außerordentlich geirrt habe. Der Berichterstatter des „Critic", dem wir diese Nachricht entlehnen, fügt hinzu, daß man bei näherer Untersuchung der Schrift zweierlei Dinte entdecke, sowie daß an mehreren Stellen die Worte übermalt, während an anderen Stellen die Korrekturen wieder sorgfältig ausgewaschen werden. Die Worte „Thomas Perkin, his booke," die sich auf dem Deckel des Buches befinden, sind augenscheinlich in einer Handschrift, die nicht dem siebzehnten Jahrhundert, sondern der neueren Zeit angehört. Man erwartet, daß Sir Frederick Madden (Oberbibliothekar der Handschriften des Britischen Museums) oder einer der anderen Gelehrten, die das Buch geprüft, darüber etwas veröffentlichen werden. Jedenfalls hat die Sache großes Aufsehen gemacht.

— Ein Schauspieler als Gesetzgeber. Ein Korrespondent der Times in Melbourne (Australien) bringt den in England, wie es scheint, noch nicht vorgekommenen Fall zur Sprache, daß in Melbourne ein Schauspieler, Namens Coppin, einer der besten Komiker der englischen Bühne, seine Popularität dazu benutzt habe, um sich bei der letzten Wahl für den „gesetzgebenden Rath von Süd-Australien zum Parlamentsmitgliede wählen zu lassen. Er quittirte allerdings die Bühne, sobald er das Mandat als Abgeordneter in der Tasche hatte, aber als im Herbste v. J. die Ferien des gesetzgebenden Rathes eingetreten waren, nahm er keinen Anstand, die Bühne wieder zu betreten, und zwar gab er bei stets gefülltem Hause einige seiner besten komischen Rollen; das Spiel-Honorar aber überwies er den Armen-Anstalten der Stadt. Coppin wurde von dem antidemokratischen Theile der Presse wegen dieser „Profanirung der gesetzgeberischen Würde" sehr stark angegriffen. „Wenn C. ein tragischer Schauspieler wäre," meinte die Kreuzzeitung von Melbourne, „könnte man es sich allenfalls gefallen lassen, aber so —; jetzt werden uns bei seinen feurigsten Parlamentsreden immer die „warmen Knödel" von Jem Baggs einfallen." — Die Times fügt zwar dieser Kritik ihrer Kollegin von Melbourne die Bemerkung hinzu, daß sie nichts Auffallendes darin sehen würde, wenn man etwa Herrn Macready nach seinem Abgange von der Bühne zum Parlamentsmitgliede erwählte. Wir glauben jedoch nicht, daß die sogenannten „respektabeln" Wählerschaften Alt-Englands auf eine solche Neuerung sich einlassen, bevor sie nicht etwas weniger „respektabel" geworden.

* Von diesen Korrekturen sind zwei deutsche Uebersetzungen, die eine von Dr. Julius Frese und die Andere von Dr. F. A. Leo, erschienen.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. — Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Prosemann, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 86-88. Sonnabend, den 23. Juli 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Brasilien.

Zur Auswanderungsfrage.

Die brasilianische Menschenjagd in Deutschland.

Heute von der Auswanderungsfrage zu sprechen, dazu gehört fast Muth. Ganz andere Sorgen beschäftigen die Gemüther und die Diplomatie in Deutschland, und wir würden unser langes Schweigen über die Auswanderungsfrage nicht brechen, wenn uns die neueste brasilianische Thronrede dazu nicht bewegte.

Was diese Thronrede betrifft, so geht aus ihr deutlich hervor, daß das brasilianische Gouvernement fest entschlossen zu sein scheint, die bisherige Menschenjagd in Deutschland nicht aufzugeben, sondern vielmehr dieselbe in der bisherigen Weise, d. h. mit vollster Unterstützung ihrer Diplomaten und Konsuln aus den bisherigen Mitteln, fortzusetzen. Die Thätigkeit, welche in denjenigen deutschen Blättern, die als Organe der brasilianischen Werber und Handlanger sich kennzeichnen, in den letzten Tagen wieder sichtbar geworden, scheint darauf hinzudeuten, daß Brasilien gesonnen ist, gerade jetzt, wo die deutschen Regierungen und die deutsche Presse fast ausschließlich mit andern Gegenständen beschäftigt sind, die Gelegenheit auszubeuten, und es ist daher doppelt nöthig, der brasilianischen Regierung den Wahn zu benehmen, daß man sie hier ungestört im Trüben wird fischen lassen.

Die Auswanderungsfrage war in Deutschland im vorigen Jahre dergestalt in den Vordergrund gerückt worden, daß eine Zeit lang die Erwartung nicht ohne Berechtigung erschien, sie werde endlich eine den handelspolitischen Interessen des Zollvereins und der nationalen Ehre entsprechende Lösung finden: die gesammten deutschen Regierungen, der preußische Landtag, die gesammte deutsche Presse, ja sogar selbst der Bundestag in Frankfurt, beschäftigten sich mit dieser Frage so ernsthaft, daß man wenigstens hoffen konnte, man werde die brasilianische Menschenjagd auf deutschem Boden, wie sie hier mit seltenster Frechheit organisirt war und ist, ein Ende machen; wenigstens nicht dulden, daß die mit einem diplomatischen oder Konsular-Charakter bekleideten brasilianischen Beamten das Geschäft der brasilianischen Werbungen leiten, beschützen und fördern dürfen — eine Operation, welche unseres Wissens von keinem andern Staate seinen Vertretern im Auslande zu einer Hauptaufgabe gemacht ist. In der That ist diese Agentschaft der brasilianischen Gesandten und Konsuln so eigenthümlicher Natur, daß sie längst von der deutschen Presse einer gründlichen Erörterung hätte unterzogen werden müssen; denn nach unserm Bedünken, heben solche Geschäfte den geheiligten Charakter, mit denen Gesandtschaften und Konsuln bekleidet sind, völlig auf, und stellen dieselben auf die Stufe von Geschäfts-Agenten und Mäklern, über deren Thun und Lassen das öffentliche Urtheil das Recht der freiesten Kritik üben darf. Jeder Staat hat das unbestreitbare Recht, Werber von seinen Boden zu verjagen und es würden dieselben unmöglich dadurch geschützt erscheinen, daß man ihnen durch das Völkerrecht geschützte Titel ertheilt.

So viel uns bekannt, ist in allen deutschen Staaten vor der Auswanderung nach Brasilien ernsthaft gewarnt worden, verfolgt man mit Strenge die Winkel-Agenten und Werber, welche zur Auswanderung anreizen, hat man eigene Auswanderungs-Agenten konzessionirt, durch deren Vermittelung die Auswanderung allein bewirkt werden soll; es ist daher wirklich mehr als seltsam, daß man brasil. Agenten für die Auswanderung in Stellungen duldet, von denen aus sie nach Herzenslust unantastbar die brasilianischen Werbungen fördern dürfen; es ist wunderbar, daß man denselben die Pässe nicht eher zugeschickt, resp. das Exequatur entzogen, mit Brasilien jeden diplomatischen Verkehr abgebrochen hat, bis die Regierung jenes Landes ihr hinlänglich gebrandmarktes System der Werbungen in Deutschland aufgegeben, und durch den Abschluß von Sicherheit gewährenden Verträgen mit den Staaten des deutschen Zollvereins, volle Bürgschaften für die nach Brasilien gehenden Deutschen in allen Verhältnissen gegeben hat. Fast scheint es, daß die deutsche Diplomatie das plumpe Spiel der Täuschungen, welches das brasilianische Gouvernement in der Frage der Abschaffung des afrikanischen Menschenhandels 22 Jahre lang (1830—1852) dem britischen Gouvernement gegenüber angewendet, noch heute nicht begriffen habe, so daß die Brasilianer dasselbe Spiel mit unerheblicher Modification in Bezug auf den Handel mit Deutschen erfolgreich wiederholen können. Nur hierdurch wird die bewundernswerthe Gelassenheit einigermaßen erklärbar, mit der man auf sogenannte Kontrakte hin, die ihre Ergänzung in einem die brasilianische Leibeigenschaft und Sklaverei begründenden sogenannten Dienstbotengesetze finden, bei uns lustig fortwerben läßt, sich mit schönen Redensarten und Verheißungen begnügt, unbeweglich bleibt gegen alle die hochtragischen Leiden, welche die verführten Unglücklichen in Brasilien erdulden, keine Rechenschaft fordert für die unzähligen Unbilden und Betrügereien, welche Deutsche in Brasilien und durch brasilianische Agenten erfahren.

Vor einigen Monaten wurde ein Deutscher, der den Muth gehabt, in einem von ihm in Pelotas begründeten Blatte den brasilianischen Behörden, unter der vorgeblichen Garantie der brasilianischen Gesetze, einige Wahrheiten zu sagen, am hellen Tage, mitten in einer volkreichen Stadt, vor vielen Zeugen auf offener Straße vor seinem Hause, allen Berichten zufolge, durch gedungene Banditen ermordet. Die That erregte selbst in Brasilien Aufsehen, wurde in der brasilianischen Presse erwähnt, von der deutschen Presse hervorgehoben; wir haben aber nicht vernommen, daß die Mörder verfolgt, den Urhebern des Mordes nachgespürt, dieselben zur Rechenschaft gezogen worden, noch daß ein deutscher Konsul oder Gesandte dem Vorfalle einige Aufmerksamkeit geschenkt habe. Die deutsche Presse hat eindringlich genug gegen die Werbungen für den Urwald am Mucury und gegen andere sogenannte Kolonieen in den brasil. Urwäldern in der heißen Zone gewarnt. Sie hat in der überzeugendsten Weise nachgewiesen, daß dies nicht Kolonieen in dem Sinne sind, den Boden Brasiliens in Besitz zu nehmen und seinen Reichthum auszubeuten, sondern eine Art Militairposten gegen die Wilden. Brasilianische Gesandte in Deutschland haben dies bestritten; die Thatsache der Ermordung der Deutschen in die-

sen sogenannten Kolonieen durch die Wilden für „lächerlich" erklärt, fast in demselben Moment, wo die brasilianische Presse die Fakta brachte, die Präsidenten der verschiedenen brasilianischen Provinzen in amtlichen Aktenstücken darüber jeden Zweifel hoben. Ein deutscher Konsul bereiste bald darauf die Kolonieen, sah aber den Urwald nicht vor lauter Bäumen, fertigte einen hübschen Bericht, sah und hörte nichts allem Anscheine nach von den deutschen Plantagen-Arbeiten, auch dann noch nichts, als sein schweizerischer Kollege für seine Landsleute einschritt — und Brasilien belohnt solche Verdienste mit Orden. Ganz kürzlich wurde durch Dr. Lallemant eine gute Anzahl armer Landsleute in dem denkbar furchtbarsten Zustande am Mucury angetroffen, von wo aus seit Jahren die herrlichsten Berichte und Briefe von den Brasilien dienenden deutschen Blättern veröffentlicht wurden; von Tschudi, die „Illustrirte Zeitung" und mehrere andere deutsche Blätter beschrieben die Gegend und warnten ebenso eindringlich als vergeblich. Die noch übrig gebliebenen Deutschen brachte Lallemant mit großen, eigenen Opfern und Gefahren, in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet, nach Rio de Janeiro, wo es an deutschen Gesandten und Konsuln nicht fehlt; aber wir erinnern uns nicht, daß diese Tragödie von deutschen, offiziellen oder offiziösen Organen nach amtlichen Berichten dem deutschen Publikum zur Warnung mitgetheilt worden wäre. Fürchtet man vielleicht, daß auch solche „zarte" Angelegenheiten zu diplomatischen Verwickelungen führen könnten? Mit Vergnügen haben wir durch die Zeitungen vernommen, daß in Preußen kürzlich ein Beamter, der mancherlei Privat-Industrien betrieb, namentlich auch öffentlich und geheim viel in Auswanderung gemacht hat — auch von Brasilien mit einer hohen Ordensklasse ausgezeichnet wurde — in das Privatleben zurückgetreten worden ist; denn wir erblicken hierin ein kleines Anzeichen, daß die Furcht vor „diplomatischen Verwickelungen," welche in der anonymen Schmähschrift gegen Kerst „Offene Kritik offener Briefe" betont wurde, in Preußen wenigstens doch nicht allzu groß ist, und man auf dem Wege sich befindet, dem brasilianischen Treiben in Deutschland auf die Finger zu sehen.

Uns liegt der Bericht des Unternehmers der Colonisation in dem „Paradies" am Mucury vor, also von einem Manne, der das größte Interesse an der Sache hat, und den Herr von Tschudi in seinen Reisebriefen als einen Ehrenmann schildert, und dieser Bericht ist überreich an haarsträubenden Thatsachen. Wir können uns nicht vorstellen, daß dieser Bericht durch amtliche Mittheilungen nicht an die deutschen Regierungen gelangt sein sollte, aber es ist uns nicht bekannt, ob ein offiziöses Journal von demselben Kenntniß genommen und denselben veröffentlicht hat.

Eine Reihe brasil. amtlicher Aktenstücke, namentlich Berichte der Provinzial-Präsidenten, haben uns vorgelegen, welche zusammen ein absolut trostloses Bild von dem Zustande des brasilianischen Kaiserreichs geben, wir können uns nicht vorstellen, daß deutsche Konsuln und Gesandte diese Aktenstücke nicht gesammelt und ihren resp. Regierungen zugestellt haben sollten. Ihre Veröffentlichung in Deutschland wäre wünschenswerth, schon um die Täuschungen der brasilianischen Werber zu zerstören und das Gefasel der Hamburger Zeitungen von der hohen Blüthe und dem Glanze des transatlantischen Sklavenstaates in voller Blöße zu zeigen. Hungersnoth, die tiefste Demoralisation im Beamtenstande und Volke, grauenhaftes Elend in den untern Volksschichten, ungestraft bleibende zahllose Mordthaten, fortschreitende Entsittlichung, Verfall der Kirchen in Ruinen, Mangel an allen Straßen, Brücken, Hafenbauten u. s. w., totale Erschöpfung der Provinzial- und Munizipal-Einkünfte, Verwilderung des Volkes aus Mangel aller Erziehung, unaufhaltsamer Verfall des Plantagenbaues — das sind kurz die Ergebnisse aller dieser amtlichen Aktenstücke, und was bedeuten dagegen die öffentlichen Verschwendungen in Theaterluxus, Festen u. s. w. der Hauptstadt Rio de Janeiro, wohin alle Kassen des Landes die Zollrevenuen ausschütten, die Vergeudungen für ein Paar Meilen Eisenbahn, die durch Einöden führen und in Einöden enden? Der Pomp der Hauptstadt, mit dem man der Civilisation und dem Reichthum der Hauptstädte Europa's nachzuäffen sucht, sticht nur um so greller gegen die fortschreitende Verarmung des Landes ab.

Freilich nach dem Schein, den die Hauptstadt verbreitet, urtheilt der beschränkte Diplomat, der nie weiter als bis zu dem per Eisenbahn ein Paar Stunden entfernten Petropolis gelangt, über das Land, sein Volk, seine Zustände. Es braucht Jahre, dieselben gründlich kennen zu lernen; warum sollte der Diplomat sich zuerst um solche, in diesem Lande ohnehin nicht leicht zu erwerbende Dinge und unter der hier Gluth spendenden Sonne bemühen — in Kurzem wird er doch abgelöst, um in einem europäischen Salon sich zu erholen und zu entschädigen, und ein neuer Anfänger in der diplomatischen Carrière, eben so unwissend in der Sprache, Geschichte, den Gesetzen, Verhältnissen des Landes tritt an seine Stelle, um seine Zeit in diesem Fegefeuer auszuharren. Anders steht es freilich mit den nordamerikanischen, britischen und französischen Gesandten, die mit Sorgfalt ausgewählt werden, weil sie Interessen zu vertreten haben und in Wahrheit dieselben mit Kraft vertreten und nicht zur Uebung in der Courtoisie und des altspanischen Hof-Ceremoniels nach Rio geschickt sind. Den Unterschied zwischen diesen und den deutschen Diplomaten wird jeder augenfällig geschrieben finden in den jährlichen Relatorien des brasilianischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. In fünf Minuten kann man sich aus diesen Relatorien vollständig über die mehrjährigen Anstrengungen der deutschen Diplomatie in Brasilien unterrichten, denn in denselben giebt es keinen Abschnitt, der ihre Werke bespricht, gerade als wäre Deutschland wie China dort unvertreten, als gäbe es in Brasilien keine Deutsche, keine deutschen Interessen. — Wir werden berichten, wenn das diesjährige Relatorio des brasilianischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten etwas der Rede Werthes über Verhandlungen, Reclamationen u. s. w. von einem deutschen Diplomaten ausnahmsweise bringen sollte.

Ehe wir zur Thronrede übergehen, müssen wir jedoch noch mit ein Paar Worten der „glänzenden finanziellen Lage" Brasiliens gedenken, welche so überschwänglich in deutschen Blättern gepriesen wird. Man bezeichnet die Finanzen Oesterreichs als zerrüttet, weil dort neben etwas Kupfer nur Papiergeld sichtbar ist. Ganz genau dasselbe ist in Brasilien der Fall. Früher, in der ersten Zeit der Unabhängigkeit, waren 960 Reis = 1 span. Thaler, oder 1000 Reis = $45^1/_2$ Silbergroschen. Papiergeld (Banknoten) hatten ausschließlich nur die Provinzen Rio de Janeiro und Bahia und dasselbe entwerthete bis 1846 immer mehr und mehr. Die Einnahmen des Reiches bestehen hauptsächlich, ja fast ganz ausschließlich, in den Zöllen auf ein- und ausgehende Waaren und Produkte, und die Tarifsätze waren bis 1846 aus dem eben bezeichneten Grunde in der Silber-Valuta verstanden. Seit 1846 aber cirkulirt das Papiergeld im ganzen Reich, Silbergeld ist unsichtbar geworden und die Zoll-Einkünfte, d. h. die Revenüen des Reichs verstehen sich seitdem in der Papiergeld-Valuta. Der Cours dieses Papiergeldes schwankt seit einigen Jahren zwischen 25 und 27 Pence Sterling für 1000 Reis, so daß also gegenwärtig 1000 Reis nur = $20^5/_6$ bis $22^1/_2$ Sgr. preußisch, d. h. noch nicht die Hälfte von dem sind, was sie früher waren. Durch das Münz-Gesetz von 1849 hat man die wenigen ausgeprägten neuen Münzstücke diesem somit entwertheten Papiergelde angepaßt, so daß gegenwärtig ein brasilianisches Milreisstück Silber = 21 Sgr. Preuß. ist. Man erkennt hieraus das „Taschenspielerkunststück" der bezahlten Lobhudler Brasiliens, welches darin besteht, daß sie die gegenwärtigen Einnahmen mit den frühern den Ziffern nach verglichen, ohne die Reduction nach dem heutigen zu dem damaligen Cours von 1000 Reis vorzunehmen, oder auch nur anzudeuten, daß der heutige Werth von 1000 Reis noch nicht die Hälfte ist von dem damaligen Werthe, oder daß eine Million Milreis (1000 Contos) heute noch nicht eine halbe Million (500 Contos) der frühern Periode sind. Ohne Zweifel sind die Revenüen, welche zu einem großen Theile mit von der Kaffee-Ausfuhr abhängen, in den Jahren (von 1852) gestiegen, als der von der Regierung, trotz aller kühnen Ableugnungen, kräftig protegirte Schmuggelhandel mit Afrikanern in höchster Blüthe stand, Jedermann in Brasilien sich beeilte, sich mit Sklaven zu versehen, weil man voraussehen konnte, daß dem plumpen Spiele, von dem wir eben sprechen, endlich doch von England ein Ende gemacht werden würde. Doch diese Hebung der Ausfuhr in Folge der so starken Einfuhr von Sklaven, und in Folge dessen auch die vermehrte Waaren-Einfuhr, in Summa also die Steigerung der Staats-Einnahme, hat gar keinen andern Boden als die Sklavenarbeit; mit dem Absterben der Sklaven verschwindet diese ephemere Blüthe eben so rasch, als sie sich erhob, und wie wir schon erwähnt, ist diese scheinbare Blüthe dadurch zur wissentlichen Täuschung des Auslandes benutzt worden, daß man die Revenüen der verschiedenen Jahre nicht auf den Cours der Landesvaluta reduzirte.

In den letzten Jahren haben gelbes Fieber, Cholera, unbarmherzige Ueberanstrengung der Neger, um aus ihnen das Anlage-Kapital herauszupressen, die Sklavenbevölkerung mehrfach decimirt und natürliche Sterblichkeit räumt unter ihr immer weiter auf, da die Habsucht unklugerweise die Verheiratung unter den Negern zu hemmen suchte, ja dadurch die Vermehrung derselben unmöglich machte, daß man fast nur männliche Sklaven einführte, oder seit 1830 einschmuggelte. Damit sinkt naturgemäß die Production des Landes und folgerichtig die Einfuhr fremder Waaren, worauf die ganze Schaustellung brasilianischer Herrlichkeit

beruht. Dies ist das Fundament, wie man sieht, so morsch und hinfällig wie nur immer denkbar, auf dem diese seit ein paar Jahren vom Hunger durchwühlte Monarchie sich erbaut, die vor der Verzweiflung eines Proletariats, das in solcher Proportion fast kein anderer Staat der Erde kennt, zittert, und daher die letzten Groschen und alle Künste, welche eine solche Lage hervorzusuchen dem Angsterfüllten abnöthigen kann, in's Werk setzt, um sich neue Sklaven, ein europäisches Proletariat, anzueignen, das man im Nothfall gegen die buntgemischte Krieger-Proletarierschaar verwenden kann. Rettung aus solcher Noth und Gefahr konnte das Land, die Monarchie, finden, wenn sie Freiheit, Ehre, Vortheile, alle politischen Rechte mit den deutschen Einwanderern theilen wollte, aber das Land ist eine römische Domaine; der aufgeblähte Sklaventreiber, so dummstolz, als es der eingefleischteste Romane nur irgend sein kann, haßt so gründlich wie möglich die germanische Race, der er selbst die Neger vorzieht, daß daran nicht entfernt zu denken ist, daß er je Macht und Einfluß mit Deutschen und Protestanten theilen werde.

Das Dilemma steht für Brasilien zur Wahl, wenn von deutscher Auswanderung nach Brasilien die Rede ist: „der Deutsche und Protestant Sklave und Regierungsobjekt des portugiesisch-afrikanisch-indianischen Mischlings und Papisten vom reinsten Wasser, oder Theilung Brasiliens mit den eingewanderten Deutschen, Italiänern, unter Beihülfe Deutschlands, Nord-Amerika's und Englands." Es hilft nichts, dies Dilemma zu verschleiern, es giebt kein drittes; aber die Natur der Dinge, der Unverstand, die Anmaßlichkeit und der Bigottismus der in Brasilien vorherrschenden Partei, machen eine Verschmelzung, die Errichtung einer Freiheit, wie sie die germanische Race kennt und versteht, zur absoluten Unmöglichkeit. Wer anders urtheilt, kennt Land und Volk Brasiliens und dessen Geschichte nicht, hat nie über die Kraft nachgedacht, welche Racen und Religionen trennt, Mischvölker in unversöhnbare Kasten scheidet.

Niemand kann aufrichtiger als wir die sichere Begründung und Aufrechthaltung der transatlantischen Monarchie wünschen, aber eben weil wir dies wünschen, fordern wir die unbedingte bürgerliche und politische Gleichberechtigung der in Brasilien einwandernden Deutschen, sowohl der protestantischen als der katholischen Konfession, mit den römisch-katholischen brasilianischen Landpotentaten, diesen vor 1824 eingewanderten portugiesischen Kolonisten. „Wir erklären uns aus diesem Grunde gegen jede „deutsche Einwanderung in Brasilien, so lange diese vollkommene Gleich-„berechtigung nicht durch die brasilianische Verfassung und ganz besonders „durch urkundbare Verträge mit den deutschen Regierungen für alle Zeit „sicher gestellt und in Ausführung gebracht worden ist." Wir sehen in den bisherigen Werbungen Brasiliens in Deutschland nichts als brasilianischen Uebermuth, Verhöhnung und Beschimpfung der deutschen Nationalität, in allen Maßnahmen der Regierung, bezüglich der sogenannten Kolonisten nichts als grobe Täuschungen zum Zweck der raffinirtesten und herz- und gewissenlosesten Ausbeutung deutscher Arbeitskräfte. Und das sind nicht bloße Annahmen. Fast dreißigjährige Erfahrung belegt dies mit einer grauenhaften Fülle von Thatsachen, und jeder Schritt in der Gegenwart bestätigt unser Urtheil von Neuem. Wir sind und bleiben „ein unversöhnbarer Gegner der Auswanderung nach Brasilien," so lange die Regierung Brasiliens auf ihrer bisherigen Höhe beharrt, ihr Spiel der Täuschungen nicht fallen läßt, mit den deutschen Regierungen nicht Verträge der vorhin erwähnten Art abgeschlossen hat. Philanthropie und Politik bestimmen uns gleichmäßig auf Grund dieser dreißigjährigen Erfahrungen die Werbungen Brasiliens in Deutschland als eine uns Deutschen zugefügte Schmach, als einen infamen Menschenhandel vor der Welt zu brandmarken, und wir rechnen es uns zur Ehre an, hiefür von der brasilianischen Presse, von brasilianischen Staatsmännern und von ihren in Deutschland erkauften Söldlingen als „Feinde der brasilianischen Kolonisation" verschrieen zu werden.

Unsere Leser werden sich noch erinnern, daß die brasilianischen Werber unter der Leitung der brasilianischen Diplomatie und Konsuln im Anfange des vorigen Jahres eine gewaltige Thätigkeit entfalteten; Schriften auf Schriften, überreich an Täuschungen und Anpreisungen, Verherrlichung der brasilianischen Zustände &c. erschienen (selbst ein Hamburger Diplomat erschien als Uebersetzer eines auf brasilianische Bestellung gefertigten Fabrikats in diesem Reigen), und hiedurch, und dann schließlich durch die kaiserliche Thronrede vom 3. Mai vor. J., sollte das Geschäft der Werber kräftig gefördert werden. Die deutsche Presse wurde aufmerksam auf diese gewaltigen Zurüstungen und ihr gebührt das Verdienst, viel Unheil abgewendet, die Operationen der brasilianischen Diplomatie in Deutschland merklich gelähmt zu haben. Dies gesteht die brasilianische Presse selbst zu.

Das Ministerium Olinda, welches mit jener Thronrede vor den Kammern erschien und so kräftig den Handel mit Deutschen in die Hand genommen hatte, ist abgetreten und ein neues Ministerium, des Herrn Macedo, ist an seine Stelle getreten. Diese neue Minister-Ausgabe ist keine verbesserte zu nennen; im System ist damit nicht das Allermindeste geändert, die frühern Antecedentien dieser neuen Minister sind bekannt, und da sie nach der Kreuz-Zeitung noch konservativer als die vorigen Minister sein sollen, so kann man schon hieraus entnehmen, daß ihr Programm in Bezug auf die sogenannte „Colonisation" eine Fortsetzung des alten Humbugs ist.

Für die Leichtgläubigkeit des deutschen Michel sorgt denn auch dies Programm durch die diesjährige brasilianische Thronrede reichlich genug.

Die Phrase der vorjährigen Thronrede: Es sind „Maßnahmen nöthig, welche die Verfolgung der Verbrecher ermöglicht," hat dieses neue „konservativere" Ministerium nicht in die diesjährige Thronrede aufgenommen, also ein Versprechen weniger.

Die vorjährige Phrase, daß „die Sicherstellung des Looses der Einwanderer" und die Erlassung eines „Gesetzes, welches dem Einwanderer volles Vertrauen auf sein Adoptiv-Vaterland einflößt" hat das neue „konservativere" Ministerium in die weniger sagende Fassung gebracht:

„Es ist angemessen festzustellen und in einer genauern und wirksamern Weise zu definiren, die gegenseitigen Verpflichtungen und Rechte zwischen den Kolonisten" (soll heißen Plantagen-Arbeiter, vulgo Leibeigene oder Sklaven in Gemäßheit der saubern Kontrakte und des berüchtigten Dienstboten-Gesetzes) „und den Land-Eigenthümern." Alle Definitionen werden nichts helfen, so lange die solidarische Verhaftbarkeit der Weiber und Kinder der Arbeiterfamilien für die vom Vater in Unwissenheit und Leichtsinn kontrahirten Schulden, von denen die Sklavenjäger in Deutschland, die Rheder, die brasilianischen Zwischenhändler &c. den Hauptnutzen ziehen, bestehen, so lange das Dienstbotengesetz in Kraft bleibt und vor Allem, so lange der „Landpotentat" in seinem Bezirke ein allmächtiger Souverain ist, gegen den das Gesetz und die Regierung nichts vermag, dem die bestechlichen, hungernden Beamten und Richter als unterwürfige Spießgesellen dienen. Es ist wenigstens erfreulich, daß sich die neuen Minister nicht, wie die vorjährigen, zutrauen, „das Loos der Einwanderer sicher zu stellen," und ein Gesetz zu Stande bringen zu können, „welches dem Einwanderer volles Vertrauen auf sein Adoptiv-Vaterland einflößt," und durch diese Mäßigung und bessere Erkenntniß ihrer Ohnmacht den „Landpotentaten" gegenüber, stellen sie sich in unserer Meinung höher. Das ganze abscheuliche System abzuschaffen, dazu fehlt ihnen freilich der Muth. Der Menschenhandel wird also fortgehen. Man berichtet uns nun, daß von Deutschland aus der brasilianischen Regierung, oder den von der Regierung koncessionirten brasilianischen Zwischenhändlern das Anerbieten gemacht worden sei, deutsche Arbeiterfamilien auf Kontrakte wie die berüchtigten Halbpacht-Kontrakte, so viele man begehrt, zu liefern, jedoch mit der kleinen Aenderung, daß statt der Hälfte der Aerndte die Familie einen monatlichen Lohn erhalten soll, welcher so normirt wird, daß er etwa die Hälfte von dem Lohn beträgt, den man für einen gemietheten Negersklaven bezahlt. Bei Gott! ist diese Nachricht begründet, und wir haben leider keinen Grund zum Zweifel, so giebt es größere deutsche Schurken, als einer wohl je geglaubt hat und es wäre recht, die Namen derselben an einen Schandpfahl zu heften. Diese Gesellen wären fähig, ihre Weiber, Mütter und Geschwister zu verkaufen, nur um brasilianisches Kopfgeld oder einige Groschen an der Passage zu verdienen. Umlagert von solchem Gelichter, sehend, wie gering im Ganzen bisher der Widerstand der Mächtigen sich den Werbungen gegenüber erweist, wer kann es am Ende der brasilianischen Regierung und den Brasilianern verdenken, wenn sie die Deutschen tief verachten, Deutschland als ein zweites Afrika auszubeuten suchen?

Aus der neuen Thronrede selbst theilen wir die nachstehenden Sätze mit:

„Die Theurung der Lebensmittel fährt fort, auf dem Volke zu lasten, dessen Mangel des Nothwendigen tief mein Herz betrübt. — Die Strenge der Trockenheit in verschiedenen Gegenden, der exzessive Ueberfluß an Regen in anderen, haben das Uebel noch gesteigert. Das Volk erwartet mit Vertrauen die Wirkung der Maßnahmen, welche die Krisis, welche es betrübt, bekämpfen sollen, und deren Ursachen nur durch die Zeit und durch Beharrlichkeit zu zerstören sind. In der Absicht, diese Leiden zu lindern, ist es angemessen, die freie Konkurrenz der Gegenstände des ersten Bedürfnisses gegen alle ungesetzlichen Speculationen zu schützen."

„Meine Regierung ist durch die Anwendung der Mittel und Ressourcen, welche Sie ihr zur Verfügung gestellt hatten, bemüht gewesen,

die Einwanderung von nützlichen und arbeitsamen Kolonisten, welche den Mangel an Arme, von dem der Ackerbau so sehr leidet, ersetzen, zu befördern. Das Wohlergehen der Nation hängt von einer schleunigen Beseitigung dieses Uebels ab, und der Eifer und die Aufmunterungen meiner Regierung werden gewißlich, durch die wirksame Beihülfe unserer Landwirthe, alle ihre wohlthätigen Resultate liefern. Die Entwickelung der vorhandenen Kolonien und die Ansetzung neuer Kolonisten in der Nähe der Märkte, die Eröffnung neuer Verbindungswege und die Verbesserung der hergestellten, sind und werden der Gegenstand Ihrer beständigen Bestrebungen sein, welche auch Ihrem heißen Wunsche, dieses weite, von der Natur so begünstigte Reich in Blüthe zu bringen, entsprechen.

„Die Finanzfrage und die Fluctuation der Werthe (des brasilianischen Papiergeldes), welche die Transactionen des Handels so schwierig machen, und in dieselbe Verwirrung bringen, nehmen Ihre ganze Sorge in Anspruch."

Das Bild, das diese Sätze liefern, ist wahrlich kein glänzendes. Wir haben schon oben erwähnt, daß diese Thronrede erst ihr rechtes Verständniß erlangt durch die Berichte der Präsidenten der Provinzen an die resp. Provinzial-Versammlungen, und es gehört in der That eine gute Portion Dreistigkeit dazu, allen diesen amtlichen Aktenstücken gegenüber die Lage Brasiliens und seine Zustände den Deutschen in glänzenden Farben zu malen. Wir haben alle diese Aktenstücke mit größter Sorgfalt gelesen, sind aufmerksam den Berichten über die Sitzungen des Senats, der Abgeordneten-Kammer und mehreren Provinzial-Versammlungen gefolgt, aber wir sind auf keinen Lichtpunkt gestoßen; wir haben nicht aus einem einzigen Munde der vielen Partisanen der Regierung ein Zeugniß der Befriedigung mit der Lage und den Zuständen vernommen. Die Lobposaune wird nur von bezahlten Scriblern, Werbe-Agenten und habsüchtigen Werbern geblasen, die auf Kosten unserer unwissenden Landsleute sich bereichern wollen.

In den vorstehenden Sätzen der Thronrede wird auch von der Ansiedelung von Kolonisten in der Nähe der Märkte gesprochen. Bis jetzt ist diese Rücksicht nicht genommen, im Gegentheil siedelte man dieselben in den Urwäldern, weit ab von allem Verkehr, als Schutzposten gegen die Wilden an, und nur einzig diese Rücksicht war maßgebend, wobei noch Sorge getragen wurde, daß solche Posten nicht zu volkreich würden; schon San Leopoldo mit seinen 10,000 Deutschen erregte Sorgen und Furcht. Wenn jetzt von der Ansiedelung neuer „Kolonisten" (wohlverstanden nicht von Anlegung größerer Kolonien) in der Nähe der Märkte die Rede ist, so fürchten wir sehr, daß dieses Projekt genau dasselbe ist, welches der Senator Fonseca in der vorigen Session der Regierung so warm empfohlen hat, also eine neue Speculation zum Verderben deutscher Auswanderer ist. Der genannte Senator schilderte die unverantwortliche Wirthschaft der großen Besitzer und der Städte mit ihren Ländereien. Der Raubbau habe meilenweit um die Städte herum und meilenweite Strecken der großen Besitzungen in völlig unfruchtbare Wüsten verwandelt, so daß der Boden gegenwärtig absolut nicht mehr zu produziren fähig sei. Er empfiehlt daher mit Wärme der Regierung, den Städten und großen Grundbesitzern diese „Wüsten" abzukaufen und dann an deutsche Einwanderer zu verkaufen, diese würden dann allmählich durch ihren Fleiß und ihre europäische Gewohnheit im Ackerbau die Wüste zu fruchtbarem Lande wieder umschaffen und dann nach einigen Jahren den benachbarten Städten Lebensmittel, die sie jetzt auf ungebahnten Wegen viele, viele Meilen weit herholen müssen, liefern, das sei die rechte Art zu kolonisiren. Freilich die Gutsbesitzer und die Städte, welche die Staatsgelder für ihre „Wüsten" in die Tasche steckten, würden ein ganz gutes Geschäftchen machen; fruchtbares Land hat in Brasilien, wenn es nicht in der Nähe einer größeren Stadt liegt, absolut keinen Werth (das Weideland in den südlichen Provinzen ausgenommen), und nun die Aussicht, gar „absolut unfruchtbares Land" gut bezahlt zu bekommen! Wir zweifeln keinen Augenblick, daß dies Projekt von allen Seiten her dringend befürwortet sein wird, und daß die Herren Minister und Präsidenten der Provinzen die schöne Gelegenheit nicht versäumen werden, sich viele Freunde und politische Stützen zu erwerben, aber die Deutschen warnen wir bei Zeiten, gegen diesen neuen Schwindel auf der Hut zu sein.

Wir warnen überhaupt auf's Neue gegen jede Auswanderung nach Brasilien. Erhebt man sich gegen eine Einwanderung nach Oesterreich, so sind die Gründe hundert-, ja tausendfach stärker, die gegen eine Auswanderung nach Brasilien sprechen. Dies Thema führen wir vielleicht einmal, wenn uns die Redaction dazu den Raum einräumt, weiter aus. Der Protestantismus in Brasilien wird als Feind behandelt, nichts schützt seine Existenz. Da giebt es keinen westphälischen Frieden, keine deutsche Bundesakte, keinen internationalen Vertrag, kein unabänderbares Grundgesetz zu seinem Schutz. Abgeordnete, Senatoren, Minister, Staatsräthe müssen römisch-katholisch sein, schwören, daß sie vor Allem die römisch-katholische Staats-Religion ungeschmälert aufrecht erhalten wollen; hier herrscht die päpstliche Kurie in Wahrheit. Das kanonische Gesetz ist nirgends, außer vielleicht in Spanien, in so unbestrittener Anwendung. Demzufolge sind protestantische und gemischte Ehen nichts als Konkubinate, die Kinder solcher Ehen Bastarde ohne Erbrecht. In der Türkei ist unendlich größere Glaubens- und Gewissensfreiheit gesichert. England allein hat für seine Unterthanen, in Brasilien wie überall, durch Verträge, Glaubens- und Gewissensfreiheit gesichert, und sein Arm ist stark genug, um die brasilianische Regierung zu zwingen, die vertragsmäßige Toleranz wohl zu beachten. Ein britischer Gesandter in Rio würde eine andere Sprache führen, wenn der Bischof dieser Stadt eine britisch-protestantische Ehe wie jene vielbesprochene deutsche als Konkubinat behandeln wollte. So klug ist selbst ein brasilianischer Bischof, daß er hierin nicht England beleidigt, und die brasilianische Regierung würde rasch Maßregeln zu treffen wissen, den übermüthigen Pfaffen zu zügeln. Mit den Deutschen freilich hat man keine Umstände zu machen; ein Orden als Pflaster, oder eine glatte Redensart und die Sache ist abgemacht. Daß Angesichts dieser religiösen Intoleranz, Rechtlosigkeit und Unwürdigkeit norddeutsche Blätter die brasilianische Toleranz lobpreisen, die Auswanderung protestantischer Familien nach Brasilien empfehlen, dazu direkt oder indirekt anregen, das übersteigt alle menschliche Vernunft, denn es ist Aberwitz, wenn nicht Herzensschlechtigkeit.

Wir geben auf alle brasilianischen Gesetze und Verfassungen nichts, denn wir kennen ihre Ausführung und Handhabung; wir erwarten keine ehrliche Freiheit für Protestanten in Brasilien, wo nur Katholiken die Gesetze machen, berathen und handhaben dürfen, wir erklären die gegenwärtig geheuchelte Toleranz für eine Täuschung, zu der die Noth drängt, um Sklaven zu bekommen und den Zusammensturz der monarchischen Landaristokratie-Republik aufzuhalten, da der eingetretene Hunger des von allem Landbesitz ausgeschlossenen, überaus zahlreichen brasilianischen Proletariats bereits mit einem Verzweiflungskampfe droht, die nördlichen und innern Provinzen sich entvölkern und am Abgrunde der Verzweiflung stehen. Eine deutsche Bevölkerung recht- und schutzlos in dieses Land des Hungers, mit zerrütteten Finanzen, mit einer gewaltigen Lazaronenschaar, wo Mord und Todtschlag eingestandenermaßen von der Regierung nicht gestraft werden kann, weil sie dafür zu ohnmächtig ist, wo Recht und alles Andere für Geld feil ist, wo die Arbeit des Deutschen nicht der Hälfte der des dümmsten und faulsten Negers gleich geschätzt und bezahlt wird, zu verlocken, das ist mehr als Unverstand — es ist ein Verbrechen, vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet.

Spanien.

Die politische Presse in Madrid.

Eiserne Schienen und elektrische Drähte sind die Meßketten des modernen Fortschrittes, die Vorläufer und Sendboten der Civilisation; sie überbringen unsere Güter, unsere Gedanken, und obendrein — uns selbst; sie verscheuchen die Völker trennende Nacht gegenseitiger Unkenntniß, und die Nebel nationaler Vorurtheile sinken vor ihnen zu Boden, ähnlich wie der Blitzableiter den Wolken die zündenden Stoffe entzieht, um sie in den Schooß der Erde, der gemeinsamen alma mater, als unschädlich zu versenken. Der Horizont unsers Wissens erweitert sich in dem Maße, als Telegraph und Locomotive vordringen und, Gebirge erkletternd, Felsen durchbohrend, die entlegensten Thäler friedlich erobern, und deren Bewohner mit dem übrigen Weltall, körperlich, geistig verbinden, verschmelzen. Bei diesem, wenn in arithmetischer Proportion, unstreitig mit geometrischer Progressions-Wirkung um sich greifenden Amalgamirungs-Prozesse, werden zwar manche Lokal-Eigenthümlichkeiten vernichtet, und die Ur-Typen gehen nach und nach verloren; diese Merkpfähle der „guten alten Zeit," diese Schanzkörbe gegen das Andringen der verkannten neuen Aera, sie weichen zurück, sie lösen sich auf in dürres Geflecht, und werden endlich als unnütze Reiser bei Seite geschoben. Unglaublich ist es fast, wie gewaltig unter jenem Pfahlwerke kastenartiger Abgeschlossenheit die letzten dreißig Jahre aufgeräumt haben. Wahrlich, der dreißigjährige Krieg hat nicht so sehr in pejus als die letztere gleiche

Friedensperiode, in melius gewirkt, in alle dem, was Völker-Verkehr und Handels-Entfaltung betrifft. Nehmen wir, um uns an Thatsächliches zu halten, z. B. ein Reise-Handbuch noch aus dem dritten Decennium unsers Jahrhunderts, und vergleichen es mit einem heutigen Bädecker, Murray oder Bradshaw; es dürfte nicht viel mehr als die Meilenzahl in jenem und in diesen übereinstimmen, ja auch das nicht einmal. Ohne hier auf die Einzelheiten so plötzlicher, überraschender Entwickelung einerseits, oder auf die Gründe des vorhergehenden vielhundertjährigen Stillstandes anderseits uns einzulassen, dürfen wir, Widerspruch kaum befürchtend, da das Gefühl dieses Umschwunges allseitig sich kund giebt, die Behauptung aufstellen, daß von Marco Polo's Wanderung durch Tübet bis auf Nicolai's Reisen durch Deutschland, kein solcher Abstand in Sitten und Gebräuchen, in dem, sit venia verbo, specifischen Gewichte der Völker, als geschlossene Einheiten gegen einander, ferner in ihrer Art und Weise sich fortzubewegen, zumal in der Fähigkeit und in dem Geschmacke für Orts-Veränderung, sich kund gibt, als wie er, seit den wenigen Jahrzehnten nach jenes würdigen Spree-Ulysses Tode sich herausgestellt hat, und wie es thatsächlich aus jeder Seite eines kompendiösen Coursbuches pro 1859 uns klar wird. Eine Folge hiervon, unter den vielen andern, ist auch die, daß nunmehr Völker Nachbarn werden, die sich bis dahin kaum dem Namen nach kannten und nun wie Nachbarn thun, was Haus und Küche, Hof und Garten, bieten, sich leihen und vertauschen, absehen und ablauschen. Was vordem als Abzeichen des Einen galt, ist zum Gemeingut Aller geworden. Manche einheimische Unsitte ist geschwunden, die durch fremde, bessere, einträglichere Gewohnheit des Andern verdrängt ward. Charakter-Bilder von Nationalitäten, wie sie einst gang und gäbe waren, und Feder und Griffel so unzählig oft reproducirten, daß man sich exempli causa, den Spanier kaum ohne stolzen stieren Blick und Stiergefechte, den Franzosen fast nur als Tanz- oder Haar-Künstler (ami de la tête et des doigts du pied) denken konnte, sie fallen unaufhaltsam dem Loose anheim, in die Kategorie der „dissolving views“ geschoben zu werden. Ist es doch uns Deutschen ähnlich gegangen. Vor Kant und nach Hegel hielt man uns für eine träumerisch-philosophirende Menschen-Gattung, denen stilles Studium, ruhiges Rauchen und tüchtiges Trinken höchster Beruf und Genuß sei. Nirgends daher, glaubte man einst da draußen, jenseits der Alpen und der Ardennen, würde soviel geschrieben und gelesen, in Wolken und Dunst vegetirt, wie im weiland römischen Reiche. Für Ersteres liefert allerdings der Leipziger Meßkatalog noch jährlich einen doppelten dickleibigen Beweis; wir haben aber dabei sofort einzugestehen, daß die flüchtigere Tages-Presse bei uns einen der Bücher-Production entsprechenden Aufflug bisher nicht genommen, und überdies, daß sie in andern Ländern erstaunlich an Umfang und Einfluß, an sozialer wie politischer Bedeutung gewonnen hat.

Wenig bekannt möchte es sein, daß in dem menschenarmen, unwirthlich rauhen Norwegen, mehr Tages- und Wochen-Blätter erscheinen, d. h. der Kopfzahl nach, als in dem, der Volksdichtigkeit und Volksdurchbildung nach, bei uns am höchsten stehenden Königreiche Sachsen; fast jedes der unansehnlichen, oft kaum 2 bis 3000 Seelen, in hölzernen Blockhäusern beherbergenden Städtchen auf der Kiölenschen Halbinsel, hat seine „tidning,“ und in Folge davon, selbst auf dem flachen Lande — doch bei dem fast gänzlichen Mangel desselben, müßte ich richtiger sagen, auf den Bergen jener freien nordischen Männer, — jeder Wehrfester hat seine bestimmte, scharf begränzte Ansicht über den Staat und Staaten-Verbindung. Es gilt selbst hier schon das Wort jenes dem tiers état angehörenden Redners in der National-Versammlung von 1789, daß Zeitungen so nothwendig, wie Straßenlaternen in einer „bonne ville“ seien. Doch nehmen wir aus entgegengesetztem Himmelsstriche Spanien, als ein anderes und um so frappanteres Beispiel, da dort die herkömmlich in starken Farben geschilderte Indolenz uns nicht gerade darauf vorbereitet, eine große Blüthe der periodischen Literatur daselbst anzutreffen. Vor Thatsachen aber verstummt der Zweifel.

Um nur Einen Punkt hervorzuheben, wollen wir kurz andeuten, was Madrid allein an zarten und kräftigen, den Spargeln gleich in täglich erneutem Aufwuchs emporkommenden Setzlingen auf dem Kunst-Garten-Beete der Politik hervorbringt. — Madrid ist zwar die Hauptstadt, indeß bei Weitem ohne die concentrirende Machtstellung einzunehmen, welche Paris für Frankreich seit dem Erlöschen der Valois, also mit einem soidisant Rechte der Verjährung behauptet; zudem hat es eine fünfmal geringere Einwohner-Zahl, als jene jetzige Residenz korsischer Caesaren, und entbehrt bis zur Stunde fast jeglicher Dampf-Verbindung mit den Provinzen, somit der wichtigsten Arterien des modernen Staats-Organismus; von den eisernen Radien ist nur der nach Alicante sich erstreckende, vollendet. Madrid kann also, schon der noch unverkürzten Distanzen wegen, den leicht beweglichen, stündlich sich modificirenden Ton in der Tagespresse nicht angeben, zumal nicht in der Politik, und in einem Lande, dessen Bestandtheile noch lange nicht genug der hemmenden Scheidewände und Meinungs-Divergenzen baar sind, um nicht Jeder sein eigenes Schiboleth aufzustellen und partikulare Verfassungs-Ideale zu verfolgen. In gedachter Beziehung möchte also auch der Einfluß Madrid's nicht gar sehr über den Rayon hinausragen, den des Manzanares träge Fluth durchwindet. Was aber zeigt sich dort schon auf so engem Raume? Von zweiundzwanzig Zeitungsblättern im größten Folio-Formate, bedecken manche, gleich frisch und früh, wie die Morgensemmel, die marmornen Tafeln der glänzenden caffes, andere die bescheideneren Tische der lustigen posadas, oder finden sich in den gewölbten Hallen der fenster-scheuen hosterias. Da die Tendenz in beinahe allen ziemlich markirt hervortritt, so sollen sie sofort nach ihren Hauptfarben, ohne uns durch die, bei jedem Portefeuille-Wechsel anders schillernden Nüancirungen zu beirren, in Reihe und Glied aufmarschiren. In progessistischem Sinne erscheinen fünf: Las Novedades. — La Peninsula. — Las Cortes. — El Clamor publico. — La Iberia. — Organe der liberalen Union sind drei: La Epoca — El Cristerio — El Norte Español. — Mehr oder minder ministeriell fünf: El Parlamento — El Occidente — La España — Leon Español — El Estado. — Entschieden absolutistisch vier: La Esperanza — El Catolico — La Regeneracion. — La Estrella. — Unverhohlen demokratisch: La Discusion. — dem Moderantismus huldigt: El Diario Español. — Nun kommen die „Wilden,“ solche die weder kalt noch warm, sondern rather matter-of-fact-men sind: Las Hojas autografas (Lithographirte Correspondenz)* — El Heraldo — La Asociacion — La Cronica. Schließlich haben wir einer exotischen Pflanze zu erwähnen, welche, gleich dem Strauche des Midas, den hidalgos in gallischer Mundart das Bewußtsein und den Sinn für die Sitten an der Seine schmeichlerisch säuselnd beibringen möchte: Le Courrier de Madrid; doch könnte man ihn auch einen Hahnenschrei nennen, wie er in ähnlicher Weise am Main und an der Neva, in Odessa, Smyrna und am Bosporus sich vernehmen läßt, je nachdem er als Journal de Francfort, de Petersburg, de Constantinople u. s. w. auftritt und, wenn er auch die Leser nicht stets wach hält, doch das Eine bekundet, daß er einem Stimm-Organe entstammt, welches beständig wach und au qui vive zu sein sich nicht verdrießen läßt, weil es aus der Geschichte weiß, welche Früchte ihm aus reger Wachsamkeit ersprießen. Der von Machiavelli'stischem Zusatze wohl nicht immer freie französische Speculationsgeist, sieht man, hat es nicht vergessen, sondern sich durch vermehrte sporadische Expansion dafür schadlos zu halten gewußt, daß am Themse-Strand der Courrier de Londres 1826 nach funfzigjährigem Dasein erblich, und daß die Gazette de Leyde, die im vorigen Jahrhundert, Generationen hindurch, als das eigentliche diplomatische Organ der gebildeten Welt galt, längst zu den Abgeschiedenen zählt.

Erinnern wir uns indessen, daß wir einstweilen im Geiste noch jenseits der Pyrenäen verweilen, denen wir es wohl aus „unübersteiglichen Hindernissen“ zu Gute halten müssen, wenn als einzig zugängliche Zeitungswaare von drüben, im preußischen Preiscourante von 1859, von all' dem angeführten und resp. nicht angeführten Reichthume aus ganz Spanien nur die Epoca (für 33 Thlr.) und España (für 28 Thlr. pro Jahr) figuriren.** Daß übrigens ohne Abonnenten des Auslandes die besagte Tages-Presse genügend bestehen kann, ihre Verbreitung somit intra muros eine sehr ausgedehnte sein muß, geht, um Anderes nicht zu berühren, welches wiederum mit den hier nicht zu spezificirenden Volkssitten zusammenhängt, daraus hervor, daß die Preise der Zeitungen nach unsern Begriffen sehr hoch sind*** und dennoch ihre Rentabilität nicht darunter leidet, während der Grundsatz, resp. der vortheilhafte Um-

* hoja. — folium- — Blatt; das h vertritt nicht nur das lateinische f (hiero — ferrum, hijo — filius), sondern auch andere Buchstaben, z. B. g in helado — gelidus, erfroren; a in ahogado — (noyé) — ertränkt.

** Die Theuerung mancher ausländischer Zeitungen in Preußen geht jetzt mitunter in's Fabelhafte. So kostet das in Paris erscheinende engl. Blatt „Galignani's Messenger“ nicht weniger als sechsundvierzig Thaler jährlich in Berlin. Wir haben diese und ähnliche Journale, die wir früher durch die Post bezogen, bei ihrer jetzigen Theuerung natürlich abgeschafft. Einen Theil der Schuld trägt die hohe Zeitungssteuer, die sowohl in Preußen, als in Frankreich und Oesterreich eingeführt ist, und die den Staatskassen der drei Länder lange nicht soviel einbringt, als sie dem Absatze ihrer Blätter im Auslande schadet und daher dort auch ihren politischen Einfluß vermindert. D. R.

*** Sie kosten in loco 90 bis 150 reales, in den Provinzen die Hälfte bis $^{2}/_{3}$ mehr.

faß deutscher Publication sich auf den merkantil-rationellen Rowland Hill'schen Penny-Post-Satz stützt: „Die Menge wird Gewinn einbringen." — In Kastilien dagegen kann und muß, eher wie vielleicht irgendwo, ein Redacteur von der Ansicht ausgehen: „Nicht der niedrige Preis, sondern die hohe Gesinnung (d. h. feste Haltung) schafft mir Leser." Im schroffen Gegensatze zu den romanischen Stammgenossen und ehemaligen staatlichen Mitbrüdern im Königreiche beider Sicilien, in dessen größerer continentaler Hälfte nur eine politische Zeitung existirt, haben die Spanier deren in einer Stadt über 20 aufzuweisen.

Wenn man dabei nun, und gewiß mit Recht, aus dem Gehalte ebenso, und noch mehr, wie aus dem Umfange der periodischen Presse auf den Zustand der geistigen und geselligen Bildung einer Nation schließen darf, so lassen die obigen Zustände in doppelter Hinsicht ein erfreulich günstiges Licht auf ein Land fallen, von welchem wir gewohnt sind, unter dem dichten Schatten, den politische Fehden und kirchliche Wirren um sich her verbreiten, nur selten weit leuchtende Strahlen hervorbrechen zu sehen. Jene Thatsache aber lehrt uns ferner, wie der, in den Kämpfen der Communeros mit Karl V. zur Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame bewährte Geist der Unabhängigkeit, unter den folgenden Habsburgern und Bourbonen, zwar wohl unterdrückt, aber nicht vernichtet werden konnte, sondern durch die Constitution von 1820, noch mehr durch deren treulose Verletzung unter Ferdinand VII. neu belebt ist, und eben darum auch mit so zahlreichen, lebensfähigen Blättern den Stamm der Denkfreiheit belaubt hat. Christinos und Carlisten waren nur dynastische Parteien; die Scheidung aber im Absolutisten, Moderados und Liberale greift tiefer ein, wie sich dies lediglich schon kund gibt durch die Menge und Bedeutung ihrer Organe, auf deren Wirken und Wesen wir jedoch jetzt nicht näher einzugehen gedenken.

Frankreich.

Akademische Erörterung über den Monotheismus.

In einer neulich vor der „Academie des inscriptions et des belles lettres" verlesenen Abhandlung, stellte der Akademiker Rénan, Verfasser einer sehr geschätzten Schrift „Sur les langues semitiques" folgende These auf:

„Um den Charakter eines Volksstammes zu beurtheilen, hat man vorweg zu erörtern: Was hat er in der Welt gethan? Welche Spur hat es in die Geschichte eingedrückt?, Welchen Erfolg hatte sein Wirken? Dies vorangeschickt, fragen wir: Welches ist das Werk des semitischen Stammes in der Weltgeschichte? Kein anderes, als die Verkündigung und Gründung des Monotheismus. Die drei großen Thatsachen, durch welche der semitische Stamm, außerhalb des engen Gebietes, das ihm die Geographie anweist, auf dem Schauplatz der Geschichte erscheint, sind: das Judenthum, das Christenthum und der Islam. Diese drei Thatsachen nun, denen keine andere in der Geschichte der Religionen an die Seite zu stellen ist, worauf lassen sie sich zurückführen? Auf die Bekehrung des Menschengeschlechts zur Anbetung eines einzigen Gottes. In keinem Winkel der Erde hat das Heidenthum früher aufgehört, als bis eine dieser drei Religionen dahin gedrungen ist. Eine Art Einimpfung des Semitismus ist nothwendig, um das Menschengeschlecht zu der Religion zu berufen, die man mit Unrecht die Naturreligion genannt hat; denn das Menschengeschlecht, außer dem semitischen Stamme, ist niemals vermöge eines Naturtriebes dahin gelangt."

Diese Thesis entwickelt und erhärtet Rénan, indem er zuvörderst die Behauptung aufstellt, daß, wenn jene drei Bekenntnisse das Werk eines einzigen Zweiges des semitischen Stammes seien, dieser Zug nothwendig dem Charakter des ganzen Stammes angehören müsse; „denn der allgemeine Charakter eines Stammes ist nach dem besondern Charakter des Zweiges zu zeichnen, in welchem er am vollständigsten ausgeprägt erscheint." Er theilt nun, um seinem Beweise, daß der Monotheismus nicht als ausschließliches Erbe dem jüdischen Zweige des semitischen Stammes zugefallen sei, näher zu rücken, die Semiten in zwei Gruppen: 1) die Nomaden: Araber, Hebräer und die Nachbarvölkerschaften Palästina's; 2) die ansässigen Völkerschaften: Phoinikier, Syrer, Mesopotamier, Themener. Er sucht nun darzuthun, daß der Monotheismus bei der ersten Gruppe allerdings sein festestes Bollwerk hatte, ohne jedoch der zweiten fremd gewesen zu sein.

Die jüdischen Schriften insgesammt zeigen uns die Hebräer, wenigstens seit Abraham, als Monotheisten. Das scheinbar polytheistische Elohim ist längst als ein Idiotismus der hebräischen Sprache anerkannt; der Plural soll die Idee höchster Macht und Majestät bezeichnen.* Uebrigens beruhet der Polytheismus nicht auf der bloßen Thatsache, den Gottheitsbegriff als eine Vielheit aufzufassen; er geht vielmehr von der Grundunterscheidung der Weltprinzipien aus, indem er jedem dieser Prinzipien einen Eigennamen und eine Individualität giebt. — Alle anderen Namen der Gottheit bei den Hebräern drücken das erhabenste und einige Sein aus.**

Die Annahme, daß die Abrahamiden sich durch ihre Geistesüberlegenheit aus ursprünglichen Polytheisten in eifrige Monotheisten umgewandelt haben, erscheint unhaltbar; denn das jüdische Volk hat sich, seine erhabene Gottes-Idee abgerechnet, in Wissenschaft, Philosophie, Kriegskunst und Politik gerade nicht ausgezeichnet, und selbst die Propheten, diese hervorragenden Vertreter des Nationalgeistes, waren wesentlich zu reactionairer Natur, wiesen stets zu unwandelbar auf ein der Vergangenheit angehörendes Ideal zurück, als daß von ihnen eine so tiefe Ideen-Revolution ausgegangen sein konnte.

Der Monotheismus ist ferner weder ein persönliches noch von den Aegyptern entlehntes Werk Mosis. Letzteres gründet Rénan darauf, daß uns die religiösen Anschauungen der Aegypter in jenen entlegenen Zeiten völlig unbekannt sind. Der Akademiker und Aegyptolog Rougé erinnert hier zwar gegen Rénan, daß er in einer Abhandlung, die er 1857 der Akademie überreicht, aus einer Inschrift den Monotheismus als den ursprünglichen Glauben der Aegypter bis zur Evidenz nachgewiesen habe, räumt jedoch ein, daß allem Anschein nach der ägyptische und semitische Monotheismus sich nicht gegenseitig bedingen.***

Aus diesen etwas schwankenden Prämissen meint nun Rénan den Schluß ziehen zu können, daß der ganzen Völkerfamilie der Edomiter, Israeliten, Amoniten, Moabiten, Themaniten u. a., welche die Genesis auf Tharah, als ihren Ahn zurückführt, die Anbetung des Allerhöchsten (El eljón), nach abgestuften Graden der Reinheit geeignet habe. Wohl mochten, in einer verhältnißmäßig jüngern Epoche, die Hebräer im Monotheismus einen so bedeutenden Vorsprung gewonnen haben, daß die übrigen Verästungen des Tharah-Stammes vor der Berufung Abraham's als Götzendiener angesehen worden sind; allein nicht die leiseste Andeutung in den ältesten Urkunden der Genesis berechtigt uns zu der Annahme, daß sie wirklich in Idolatrie versunken seien. Der Akademiker, Herr S. Munk, wirft zwar ein, das eine Stelle aus Jona (24, 2.) mit dürren Worten die Ahnen Abraham's als den Göttern dienende brandmarkt, und daß das Buch „Der Ackerbau der Nabatäer" dasselbe andeutet; Rénan glaubt aber, das ganze allegirte Kapitel verdächtige sich durch seine Fassung und einer Art Predigtform als ein Produkt späterer Zeit und das Buch „Der Ackerbau der Natabäer" sei zu apokryph und von der Kritik noch nicht genug akkreditirt, um darauf ein historisches Zeugniß zu gründen. Dagegen bezeugen Männer, wie Malki-Zedek, Priester des El eljón, und Bileam, Zeitgenosse Mosis, ein Prophet, der im Namen Jehovah's redete, obgleich er äußerlich dem Baal-Peor ergeben war, daß die Erkenntniß und Anbetung des einigen Gottes sich nicht auf die Abrahamiden beschränkt haben.

Die semitischen Zweige waren überhaupt in der Religion, unbeschadet eines Kerns von patriarchalischen Monotheismus, eine Art Eklektiker. Die Unterstützungsbeweise für diese Ansicht findet Rénan in dem Buch Ruth, das eine vollkommene Toleranz des moabitischen und israelitischen Kult's kund giebt; ferner in der Parabel, die nicht ausschließlich bei den Hebräern zu Hause ist; endlich in der Hiob-Dichtung, die, in ihrem rein monotheistischen Geiste, bei den Nachbarvölkerschaften Palästina's spielt.

Auch die alten Araber, durch Ischmael — ein echt monotheistischer Name! — von Abraham stammend, gehören zu derselben Kategorie. Leider sind die geschichtlichen Denkmäler für die Periode, die zwischen Is-

* Wie die Gottesnamen: Schaddaj, Adonaj (mit aramäischen Plural). D. R.

** Der wesentliche Eigenname Gottes ist Jahweh, oder nach masoretischer Vokalisation Jehovah = Er Ist und Ehjeh = Ich Bin (Exod. 3, 14.); alle andern Namen sind nur Ausdrücke seiner Attribute: seiner Macht, Weisheit, Güte, Herrlichkeit. Rénan ist hier ungenau, oder unklar. D. R.

*** Wenn den Herren Rénan und Rougé das Zeugniß der h. Schrift etwas gilt, so beweisen zwei Stellen derselben, daß M. weder aus sich, noch aus ägyptischer Quelle den Monotheismus geschöpft hat. Bei der Wundererscheinung im Dornbusche (Exod. 6. 3) offenbart sich ihm Gott als der Gott der Erzväter (Verse 6, 13, 14, 15.). Und Pharaoh sagt zu Moses, der im Namen Jehovah's, die Entlassung der Israeliten von ihm fordert: Wer ist Jehovah, daß ich auf seine Stimme hören sollte u. s. w....? Ich kenne Jehovah nicht u. s. w. (Das. 5, 2.) D. R.

mael und Muhamed liegt, sehr lückenhaft; es fehlt indeß nicht ganz an Eigennamen, Inschriften und an in den Schriftstellern hier und da zerstreuten Notizen. Verschiedenen, von Herodot verzeichneten Städtenamen Arabiens läßt sich eine monotheistische Bedeutung unterlegen. Caussin de Perceval ist der Ansicht, daß neben und über den verschiedenen Göttern, welche jede Völkerschaft in der vor-islamischen Zeit anbetete, eine höhere Gottheit, Allah, vorwaltete, zu der sich die andern nur wie die untergeordneten Engel verhielten. Die Kaaba war, allem Anschein nach, bevor sie später durch Idolatrie entweihet wurde, der Mittelpunkt eines monotheistischen Kult's. Sie hieß von je „das Haus Gottes."

Alle arabischen Schriftsteller behaupten, daß der ursprüngliche Kultus in Arabien der reine Monotheismus war. Muhamed selbst bezeichnet den Islam nur als eine Rückkehr zur Religion Abraham's. Bekanntlich gehörte Christus zu den im Hedjaz verehrten Gottheiten; ja, um die Zeit Muhamed's soll sich ein Bild von Jesus und Maria unter den Idolen der Kaaba befunden haben.

Als eine bemerkenswerthe Thatsache führt Rénan an, daß ähnliche Namen, die man gewöhnlich der Einführung des Islam zuschreibt, sich schon in dem vormuhamedanischen Arabien finden. Darf man nun mit Recht schließen, daß der Monotheismus dem arabischen Kult zum Grunde lag?

Das Judenthum konnte den Arabern nicht den monotheistischen Geist einhauchen, wenn diese nicht schon dafür den Keim in sich trugen; höchstens hätten sie von jenem religiöse Ceremonien aufgenommen. Wären überdieß die Eigennamen von Juden eingeführt worden, so müßten sie jüdisch lauten.*

Der Islam war in der Wirklichkeit mehr eine Reform, als eine radikale Umgestaltung. Wäre der Monotheismus Arabien eingeimpft worden, er würde schüchtern, unentschlossen, mit altem Aberglauben versetzt, aufgetreten sein. So zeigte sich der Islam nicht; im Gegentheil ist er weit monotheistischer, als Judenthum und Christenthum im siebenten Jahrhundert. Niemals ist man dem Ideal des semitischen Monotheismus so nachgerückt, wie im Koran. Die Moslemin betrachten manche christliche Dogmen als vom Polytheismus angesteckt. Und nicht erst seit Muhamed manifestirt sich das angeborne Bestreben der Araber, aus seinem Dogma Alles auszuscheiden, was den alternden Kulten sonst an fremdartigen Elementen anzufliegen pflegt, und es auf seine, durch die dazu bekehrten Völkerschaften getrübte, ursprüngliche Einfachheit und Reinheit zurückzuführen.

Der Wechabismus z. B. ist nicht als eine christliche oder islamische Reaction, sondern als ein gesäuberter Islam anzusehen. Dieser reine Monotheismus verträgt sich mit einer gewissen Keckheit, die sich der Mensch gegen Gott herausnimmt und die, wie Rénan meint, in der Hiob-Dichtung ihren Ausdruck gefunden habe; was Munk, und mit vollem Rechte bestreitet: denn nach ihm, wie nach jeder gesunden Exegese, ist die letzte Tendenz dieses erhabenen Buches gerade Gehorsam gegen den göttlichen Willen und unbedingte Unterwerfung unter die unerforschlichen Rathschlüsse der Vorsehung.

Weit entfernt aber, daß der Monotheismus das Produkt eines religiös überspannten Volksstammes sei, ist er vielmehr die Frucht eines solchen, der sehr wenig religiöse Bedürfnisse hat; ein Minimum, so zu sagen, an Lehrsätzen und Uebungen, entspricht er absonderlich dem Bedürfniß nomadischer Völkerschaften. Daher sind auch die Beduinen unter allen Moslemin am wenigsten werkheilig und der Islam hat sich bei ihnen am reinsten bewahrt. Freilich streift dieser Puritanismus mitunter an Unglauben, und vor lauter Vereinfachung kommt die Religion in Gefahr, sich unter ihren Händen zu verflüchtigen.

Ueber den letztern Punkt, den Unglauben der Beduinen, sind die Opponenten Rénan's in der Diskussion mit ihm einig; Laboulaye weiß aber nicht, wie damit der Fanatismus der Wechabiten, die doch aus den Beduinen hervorgegangen, zu reimen sei. Rénan will diese Erscheinung daraus erklären, daß das monotheistische Prinzip des Islam, das sie mit Feuer verfechten, hauptsächlich gegen den moslemischen Aberglauben reagirt habe. Es galt bei ihnen als Grundsatz, daß es das verdienstlichste Werk wäre, die Grabmäler Muhamed's und der Imams dem Boden gleich zu machen.

In dem Verfolg der Diskussion, die sich durch mehrere Sitzungen ziehet, nimmt Munk noch einmal seine abweichende Ansicht wieder auf, dabei beharrend, daß die in dem Memoire aufgestellte Behauptung eines allgemeinen semitischen Monotheismus in Widerspruch sei mit der Bibel und dem Zeugniß des gesammten Alterthums. Die Araber vor Muhamed waren niemals etwas Anderes, als Götzendiener, die Babylonier nie etwas Anderes als Sternanbeter; die Erkenntniß und Anbetung des einigen Gottes war das ausschließliche Erbgut der Nachkommen Abraham's, sie allein waren die Dichter, Bewahrer und Verfechter des Monotheismus.

* Der Beweis scheint sehr zu hinken. Wer weiß es nicht, daß Eigennamen auf der Wanderung aus einer Sprache in die andre sich gar manche Umwandlung müssen gefallen lassen? So machte der Araber Ibrahim aus Abraham, Jussuf aus Joseph, Massi aus Mescheh u. a. D. R.

Italien.

Szenen aus der toskanischen Revolution von 1849.

Kürzlich ist der zweite Band von Otto Speyer's, in unseren Blättern bereits rühmlichst erwähnten „Bildern italiänischen Landes und Lebens" erschienen.* Während der erste Band ausschließlich dem Großherzogthum Toskana gewidmet war, wo der Verfasser sechs Jahre gelebt und das er daher mit einer auch von der deutschen Kritik anerkannten Gründlichkeit und Treue schildern konnte, wie sie sich selten in den Darstellungen gewöhnlicher Touristen finden, umfaßt der vorliegende zweite Band Rom, Neapel und Sizilien. Hier ist der Verf. allerdings auf einem viel betretenen und unzähligemal geschilderten Terrain, von dem er uns, bei einem ohnedies verhältnißmäßig sehr kurzen Aufenthalt, wenig Neues zu sagen weiß. Gern wird man indessen auch hier dem sinnig beobachtenden, ruhig erzählenden Reisenden folgen, der, mit der Fackel der Wissenschaft ausgerüstet, Landschaften, Alterthümer und Menschen in einem ebenso anziehenden, als wohlthuenden Lichte erscheinen läßt. —

In einem Anhange mit der Ueberschrift: „Der achte Februar 1849 in Florenz" theilt uns Herr Speyer sieben kleine Kapitel aus einem Tagebuche mit, das er während der vor zehn Jahren in Toskana stattgefundenen Revolution geführt hat. Die damaligen Geschichten, denen ebenso wie den florentinischen Ereignissen des Jahres 1859, die Flucht des Großherzogs Leopold voranging, sind ein so lehrreicher Kommentar zu den Letzteren, daß die nachfolgenden Auszüge aus diesem Tagebuche mit Vergnügen gelesen werden dürften. Es wird dadurch auf den Zustand der politischen Bildung und Anschauung der Italiäner ein helles Schlaglicht geworfen, doch darf allerdings nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit nicht blos die Italiäner als kindische Politiker und unreife Staatsmänner sich erwiesen haben.

„Vor meinem Schreibtisch sitzend (sagt der Verf.), starrte ich nachdenklich auf das Morgenblatt der „Alba"**, das in dem gewohnten fulminanten Style seiner Mitarbeiter und jener Tage zum hundertsten Male die allgemeine Bewaffnung des toscanischen Volkes, und von dem gehegten und gepflegten Kinde ihrer Wünsche, der Costituente italiana, als sicheres Resultat die Emancipation und staatliche Einheit Italiens erwartete. Wehe Dem, der damals gewagt, Zweifel an diesem starren Dogma laut werden zu lassen! Selbst die Tage von Custozza und Mailand hatten es nur auf Augenblicke wankend machen können. Von dem Paroxysmus der Leidenschaft, in den er sich hineingearbeitet, und von dem leuchtenden Ziele verblendet, das er vor sich sah und in südlicher Ungeduld mit den Händen zu greifen nicht erwarten konnte, vermochte der italiänische Radikalismus weder rechts noch links zu schauen, noch die Abgründe zu erblicken, die sich vor seinem ungestümen, blindlings überstürzenden Laufe aufthaten. Was ihm nicht gefiel, ihm in Wunsch, Plan oder System nicht paßte, das wollte er nicht sehen, das sah er nicht. Thatsachen, die sich ihm mit der Unerbittlichkeit der Evidenz entgegenstellten, wurden durch künstliche Erfindungen zu entkräften gesucht. Jede verlorene Schlacht im Felde war das Resultat eines Verraths, jede Niederlage im Rathe Folge der Bestechung. Ueberall spukten österreichische

* Bilder italiänischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner, von Otto Speyer. In zwei Bänden. Berlin, E. S. Mittler, 1859.

** Das bedeutendste Organ der extremen Partei in Toscana vom Sommer 1847 bis zur Restauration im April 1849. Wie fast alle größeren Städte Deutschlands, war auch Florenz damals mit einer fabelhaften Anzahl radikaler Journale überschüttet, die sich in Gemeinheit des Styls und der beigegebenen Karrikaturen zu überbieten suchten; nur die Alba war in einem ernsteren Tone gehalten, obwohl auch bis ins Unglaubliche exaltirt. Drei Journale: Patria (später Nazionale), Conciliatore und Rivista, vertraten mit mehr Gesinnung und gutem Willen als Geschicklichkeit die constitutionelle Mittelpartei; die conservateurs à tout prix wagten sich damals nicht an das Licht der Oeffentlichkeit

Zwanziger, jesuitische Agenten. Ihre Schuld war es nicht, daß General Bava, ja vielleicht Karl Albert, der Condottiere der mittelalterlichen Expedition von 1848 selbst, nicht vor ein Scherbengericht gestellt und des Landes verwiesen wurde. Die italiänischen Republikaner sind in dieser Hinsicht noch, was sie gewesen, als die Florentiner den älteren Kosmus verbannten, aus keinem anderen Grunde, als weil er der erste und beste Bürger war, und als der gestrenge Senat der Lagunenstadt den tapferen Grafen von Carmagnola hinrichten ließ, weil der Rückzug eines Feldherrn, der zwanzig Siege erfochten hatte, nur aus Hochverrath entsprungen sein könne. — Und die allgemeine Bewaffnung Toscanas! Wer dieses Volk gesehen und kennen gelernt hatte in seiner Verweichlichung, in seinem Abscheu vor aller Disziplin und allem Blutvergießen, in seiner moralischen Haltungslosigkeit, seiner Alles beherrschenden Vergnügungssucht, seiner politischen Nullität; wer erkannt hatte, daß dieser ganze, sich ungeberdig stellende Patriotismus theils nur das rasch vorüberrauschende Aufwallen eines enthusiastischen Augenblickes war, theils nur in den Köpfen einer mikroskopischen Anzahl wahrer Patrioten und einer nicht größeren Menge Agitatoren von Handwerk, gefolgt von den schreienden Banden des gierigen und hungrigen Pöbels der Städte spukte: — den mußten wahrlich ernste Zweifel überkommen an den Absichten oder an dem gesunden Menschenverstande Derer, die als Panacee für das leidende Vaterland forderten, was ihrem Feinde einen leichten, unblutigen Triumph, ihnen selbst nur Spott und Schmach bereiten mußte.

Ueberdrüßig des Lesens von Thorheiten, deren trostlose Leere der bombastische Schwulst und die abgeschmackte Uebertreibung in Styl und Ausdruck weder auszufüllen, noch zu verbergen vermochten, öffnete ich das Fenster, durch welches der frische Hauch eines heiteren, sonnigen Februar-Morgens hereinströmte. An der weißen Wand mir gegenüber nickten die Schatten der Oleanderbüsche, welche auf der Terrasse über meinem Zimmer im Morgenwinde schwankten. Draußen auf der Straße herrschte das gewöhnliche geschäftige Treiben der Morgenstunden. Der Fiojaro (Blumenverkäufer) mit seinem flachen, ausgeschweiften Korbe voll vielfarbiger Nelken, Heliotrop, Jasmin, Maiblumen und gefüllten Veilchen, deren Blüthen die Gunst südlicher Sonnenwärme schon mitten im Winter erschlossen hatte, brachte seine Waare auf den bunten Markt der Blumenstadt. Das abgetriebene Pferd des barocciajo (Karrenführers) zog mühsam die gewaltige Last der Weinfässer, deren dunkelfarbigen Inhalt der reiche Segen des vergangenen Herbstes auch dem geringsten Tagelöhner zugänglich machte. Schlanke Landdirnen, denen der wagenradförmige Hut auf das sonnverbrannte, aber feine und hübsche Gesicht herunternickte, brachten ihr Strohgeflecht zur Stadt, wo es ihnen die Großhändler für ein Geringes abkaufen, um, nachdem es zierlich in Modeform gebracht, den überseeischen und transalpinischen Zugvögeln den dreifachen Preis dafür abzufordern. Auch der Bettler vom Lande schritt gemächlich vorüber im mächtigweiten Flanellmantel, dessen zacken- und spitzenartige Lappen malerisch im Winde flatterten; den Knotenstock in der Hand, in den groben und wetterzerrissenen, aber ausdrucksvollen und sprechenden Zügen das Vorgefühl einer reichen Ärndte. Denn Polizei gab es ja nicht, schon lange nicht mehr. Glückliche Zeiten für die Bettler! Ungestraft und ungehindert konnten sie die Spaziergänger verfolgen, die Fremden umlagern, die Kaffeehäuser füllen und Euch unablässig Gaben, wenn nicht des Mitleids, doch des Ueberdrusses und der Resignation abnöthigen. Wir lebten in den goldenen Zeiten, wo ein Jeder thun und lassen konnte, was ihm beliebte. Die Regierung, stets mit der Lösung der höchsten staatlichen Probleme beschäftigt, und nicht allein toscanische, sondern auch italiänische, vielleicht sogar ein wenig europäische Politik machend, konnte nicht Zeit gewinnen, um auf solche Kleinigkeiten, wie eine Polizeiordnung, Maßregeln für Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Sorge für die Armen und Nothleidenden sind, zu achten. Unsere Staatsmänner hatten den Kopf voll von der Constituante, von der Schöpfung des neuen römisch-toscanischen Centralstaates; vielleicht sah Einer oder der Andere von ihnen sich im Geiste schon auf dem Präsidentenstuhle der Republik Italien sitzen. Unaufhaltsam hatten sie seit zwei Jahren das Rad der Revolution bergan getrieben, ohne je daran zu denken, daß sie auf den einzelnen Absätzen und Ruhepunkten Wälle und sichere Dämme errichteten, ihm den Rückweg zu hemmen. Im blinden Vorwärtsstürmen sahen sie, trotz aller drohenden Vorzeichen, den unabwendbar nahenden Augenblick nicht, wo die überschätzte und erschöpfte Kraft brechen, wo das gewichtige Rad in betäubender Schnelle rückwärts über ihre Leiber, über alle längst erklommenen Stufen hinweg, bis tief, tief unten ins Thal zurückrollen mußte. Es waren Zwerge, die einen Riesenbau aufrichten wollten, Kinder, die da hofften, ihr Schloß, aus Kartenblättern gebaut, werde den Stürmen des Jahrhunderts Widerstand leisten können. In thörichter Verblendung setzten sie Alles aufs Spiel, was die neue Zeit in stillem Weben und Wirken seit zwanzig Jahren vorbereitet und geschaffen hatte. Das besonnene Vorwärtsstreben der Gegenwart, das uns schon sicher geglaubte, herrliche Ziele zeigte, sollte unter den Händen dieser Menschen, die sich für große Volksführer, für die Helden des Jahrhunderts hielten, weil ihre trostlose Oberflächlichkeit ihnen die Tiefe jeder Frage, die Schwierigkeit jeder Neuerung und Neugestaltung verbarg, weil ihr tolles Vorwärtsrennen, ihre leichtsinnigen goldenen Versprechungen einen Schweif schreienden Pöbels hinter ihnen drein zogen, zur vergeblichen Sisyphus-Arbeit werden.

II.

Ein plötzlicher Trommelwirbel schreckte mich aus diesen trüben Betrachtungen, die mich meinen Umgebungen für einen Augenblick entzogen hatten. Ich horchte genauer: es war der Generalmarsch der Nationalgarde. Also wieder ein außerordentliches Ereigniß! Aber man war der außerordentlichen Ereignisse seit Jahren so gewöhnt geworden, das plötzliche Zusammenrufen der Bürgerwehr war etwas so Gewöhnliches, oft unter den unbedeutendsten Veeanlassungen, daß es höchstens die sprichwörtliche Neugier der Florentiner wachrief, ohne ihre Verdauung zu stören oder ihren Appetit zu beeinträchtigen. Ja, man erfuhr wohl erst aus den Zeitungen, was vorgefallen, und nahm eben nicht viel mehr Antheil daran, als sei Peking und nicht Florenz der Schauplatz der Ereignisse. Aber bald kam eine unruhige Bewegung unter die Menge auf der Straße. Einzelne, die aus der inneren Stadt kamen, wurden umringt und mit Fragen bestürmt. Zahlreiche Gruppen bildeten sich um heftig gestikulirende Redner; neugierige Frauen und Mädchen steckten überall den mit oft nicht allzuweißer Morgenhaube bedeckten Kopf aus den geöffneten Fenstern. Fragen und Antworten, Ausrufe der Verwunderung, der Freude, des Schreckens flogen herüber und hinüber. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür meines Zimmers, und noch im Hereintreten rief mir die Gräfin P........i in ihrer hastigen Art ohne Morgengruß zu: „Wissen Sie schon? er ist fort, geflohen! — er hat sein Land sich selbst überlassen — nun sind wir ganz in den Händen der Schurken!" — „Aber, um Gotteswillen, wer, wie, wann, wo?" Erst nach einiger Anstrengung und einer Menge von Expectorationen, die weder für den Großherzog, noch für das ministerio democratio viel Schmeichelhaftes enthielten, konnte ich erfahren, soviel das Gerücht bis dahin verbreitet hatte. Der Ministerpräsident Montanelli, der bei dem Großherzoge in Siena gewesen, war in der Nacht plötzlich zurückgekehrt mit der Nachricht, der Großherzog habe am Tage zuvor Siena mit seiner Familie flüchtig verlassen — in welcher Richtung? wisse man nicht. — Die Thatsache war zu unwahrscheinlich, um das Gerücht sofort unbedingt für wahr zu halten. Aber während wir im Salon am Frühstückstische saßen, liefen von verschiedenen Seiten her bestätigende Nachrichten ein. Freilich fehlte es auch nicht an den seltsamsten Variationen und Ausschmückungen. Bald war ein österreichisches Corps verabredetermaßen schon über die Gränze gedrungen, um den Großherzog in Empfang zu nehmen und Florenz zu bombardiren; bald zogen die Senesen und das Landvolk mit Sensen und Heugabeln heran, um das Ministerium Guerrazzi-Montanelli fortzujagen und alle Demokraten todtzuschlagen; bald wieder war der Großherzog von den Bauern aufgefangen und als Gefangener nach Florenz unterweges, wie weiland Ludwig XVI. von Varennes nach Paris.

Draußen mehrten sich indessen die Unruhe, das Hin- und Hereilen, die mit halb unterdrückter Stimme hastig geführten Unterredungen, die dichten Gruppen gespannter Horcher um einzelne Erzähler. Auch mir theilte sich allmählich jene fieberhafte Aufregung mit, die bei einer großen, tief eingreifenden Neuigkeit auch für die nicht unmittelbar Betheiligten gleichsam epidemisch in der Luft zu liegen scheint und die Jeder kennt, der die Jahre 1847—49 in Italien durchlebt hat. Ich eilte aus unserem entlegenen Quartier, wo gleichsam nur das Echo und die fernsten und leisesten Wellenschläge der politischen Bewegung hinzudringen pflegten, dem volkreichen Mittelpunkte der Stadt zu. Fortwährend ertönte der Generalmarsch durch die Straßen — die Nationalgarde, durch den anstrengenden Dienst und die häufig zwecklose Plackerei ermüdet, sammelte sich langsam und spärlich in ihren Quartieren. An der nächsten Straßenecke fand ich ein gedrucktes Plakat des Volksklubs (circolo del popolo) das Manifest der Radikalen, die, wie es schien, auf den eintretenden Fall wohl vorbereitet gewesen waren. Es trat unter dem stolzen Titel eines Dekretes des Volkes von Florenz in sehr imperativen Formen auf. Nach einer heftigen Invective gegen den „landflüchtigen Leopold von Oesterreich" verordnete es eine provisorische Regierung in den Personen von Giuseppe Montanelli, Domencio Guerrazzi und Giuseppe Mazzoni.

Diese provisorische Regierung sollte sich sofort mit der römischen vereinigen, dergestalt, daß die beiden Staaten in den Augen Italiens und der Welt nur einen einzigen ausmachen; die definitive künftige Staatsform aber solle der Costituente italiana vorbehalten bleiben. Unterzeichnet waren Niccolini* und Montazio als Präsident und Secretair des circolo — der Eine ein fremder Schwindler und Spekulant auf schwache Köpfe und schwache Herzen, der schon seit einiger Zeit auf Kosten der geheimen Fonds der toscanischen Regierung lebte und fungirte; — der Andere, jener niedrigsten Hefe von Tagesschriftstellern angehörig, die in den letzten Jahren überall aus dem kreisenden Schlamme emportauchten, ein Mann, dem in Leben und Wort Nichts heilig, der in jedem Laster ein erfahrener Meister, dem Ueberzeugung nur ein leeres Wort, der über die Ehre dachte wie Falstaff, dessen Lebenselement die giftige Verleumdung, die gemeinste Zotenreißerei war, und der bereits bewiesen hatte, daß er als geheimer Spion der Regierung zu brauchen war, mochte diese nun einen despotischen oder demokratischen Charakter tragen. Und diese Beiden waren es, die im Namen des Volkes von Florenz das künftige Schicksal Toscanas dekretirten, — dekretirten in einem Tone, wie ihn der Autokrat an der Newa nicht stolzer und gebietender hätte finden können. Und sie konnten es ungestraft, ja des gewissen Sieges froh. Ihnen folgte eine Anzahl ehrgeiziger Thoren, die einen moralischen oder materiellen Bankerott mit einer fetten Sinekure der neuen Republik zu bedecken hofften; ein Schwarm bezahlten Pöbels, der auf ein gegebenes Zeichen für billigen Lohn Evvivas und Katzenmusiken brachte, schrie und tumultuirte, oder Petitionen und Dankadressen votirte und unterschrieb; ihnen folgte endlich eine mikroskopische Anzahl betrogener Patrioten, meist Jünglinge, ohne Arg, ohne Menschenkenntniß und politische Erfahrung, freiheitglühende Schwärmer, die im Stillen verlacht, scheinbar mit Ehrenposten überhäuft wurden, um sie desto sicherer unrettbar zu compromittiren. Und solcher Söldner mußte sich die Regierung, mußte sich, besser gesagt, Guerrazzi bedienen, um die demokratische Partei vorzeigen zu können, die nirgends existirte, und Volkswünsche und Volksbeschlüsse zu vollziehen, von denen das Volk nie Etwas gewußt oder nur geahnt hatte. Aber die Zeit nahete, wo die Schlange, die er groß gezogen, sich gegen den Busen des Pflegevaters wenden sollte.

Dichte Volkshaufen umlagerten diese Maueranschläge; die Zunächststehenden lasen sie mit lauter Stimme, die Andern horchten nicht wenig verwundert über ihre eigenen Beschlüsse; nirgends erhob sich eine Stimme der Mißbilligung oder des Beifalls. Das Manifest des Volksklubs lud die Bürger um 11 Uhr zur Volksversammlung auf der Piazza del popolo, vormals piazza del granduca. Ich eilte dorthin durch die neue Via de' Calzajuoli, die Lieblingspromenade der Florentiner. Sie war nicht gefüllter, noch bewegter als gewöhnlich. Auf dem Platze drängten sich einige hundert Menschen um die prächtige Loggia dei Lanzi, unter deren hochgewölbten Hallen der Volksklub seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Eben hielt Niccolini eine donnernde Rede, von der nur zuweilen die Schlagwörter: „feige im Stich gelassen," „souveraines Volk," „vergebener Versuch, in Siena den Bürgerkrieg zu entzünden," „Haß und Verachtung" und Aehnliches, von Beifallsklatschen und Bravos übertönt, bis zu mir drangen. Der übrige Theil des großen Platzes war leer und ruhig; die Zündhölzchenverkäufer boten ihre Waare feil; die Blumenmädchen, die Stiefelwichser warteten an den Ecken auf ihre Kunden, Herren und Damen gingen auf und ab spazieren und blieben nur zuweilen neugierig horchend stehen, wenn ein schallenderes Händeklatschen und lautere Bravos verkündeten, daß ein besonders beliebtes Schlagwort gefallen sei; zahllose Zuschauer blickten sorglosen und vergnügten Gesichts aus den Fenstern; kleine Straßenjungen ritten auf den marmornen Löwen, die am Eingange der Loggia stehen, oder kletterten an dem Fußgestelle von Cellinis Perseus oder Giambolognas Sabinerraub umher; einige Sprecher, die Niemand sah und deren Worte fast Niemand verstand, schlugen die Volksdekrete vor, und etwa 300 Gassenjungen und Männer aus der Hefe des Pöbels besiegelten die gefaßten Beschlüsse, indem sie in ihre schmutzigen Hände klatschten und ihre schmierigen Mützen und Hüte schwenkten. Und über all dem bunten Treiben wölbte sich ein strahlend-blauer Himmel, wehte eine frische, duftige Frühlingsluft. War das eine Revolution oder war es ein lustiges Gaukelspiel, ein Karnevalsscherz für das vergnügungssüchtige Völkchen? Aber ein bitterer und trauriger Ernst steckte hinter dem Mummenschanz. Als ich mich näher herandrängte, um die Worte Gustav Modenas, des gefeiertsten Deklamators und tragischen Schauspielers Italiens, zu hören, faßte mich eine Menschenwelle und riß mich fort, an der kolossalen Statue des Bandinellischen Herkules vorüber, unter die Hallen des Palastes der Uffizj. Dann wälzte sich der Strom die Riesentreppen hinan, an den erschrockenen Huissiers und Nationalgarden vorüber, in den Sitzungssaal des Consiglio generale (Deputirtenkammer), das durch besondere Berufung seit einer Stunde versammelt war. Hier hatte indeß Montanelli seinen Bericht abgestattet und erzählt, wie ihn der Großherzog durch vorgebliches Unwohlsein getäuscht habe, und wie derselbe dann ganz unvermuthet mit den Seinigen in der Richtung nach Porto San Stefano abgereißt sei. Dann hatte der Ministerpräsident zwei Briefe verlesen, die ihm der Großherzog von der ersten Station aus zugesandt hatte. In dem einen sprach der flüchtige Fürst aus, daß er Toscana nicht verlassen werde, „weil er es zu sehr liebe," und bat, für seine Hausdienerschaft Sorge zu tragen; in dem andern setzte er die Gründe seiner Flucht auseinander. Dem Briefe zufolge hatte die Drohung der Excommunication, die der Papst aus Gaëta gegen die Theilnehmer und Begünstiger der Constituante geschleudert hatte, einen tiefen Eindruck auf das Herz des frommen und schwachen Mannes gemacht. Noch immer hatte er gehofft, die Kammern würden das unbeschränkte Mandat der zu wählenden Abgeordneten in ein beschränktes verwandeln, obwohl das erstere doch von seiner Regierung und in seinem Namen vorgeschlagen war. Da er sich aber getäuscht, hieß es weiter, so habe er einen eigenhändigen Brief an Pius IX. geschrieben, um zu wissen, ob er der gedachten geistlichen Strafe anheimfallen würde, wenn er das Wahlgesetz unterzeichne. Darauf sei nun jetzt die bejahende Antwort eingetroffen, und in der gerechten Besorgniß, die Freiheit des Veto möge ihm in der Hauptstadt genommen sein, ziehe er sich in die fernen Maremmen zurück.

Kaum hatte Montanelli unter tiefem Schweigen der Versammlung seine Vorlesung beendet, als draußen ein lautes Getümmel entstand. Einen Augenblick später drang die „Deputation des Volkes," wie sie sich seltsamer Weise nannte, mit Gewalt in den Saal. Eine noch größere Woge folgte ihr auf dem Fuße, riß auch mich in ihrem Strudel mit und füllte in einem Moment die Tribünen der Zuhörer. Eine geraume Zeit lang hörte man nur Evviva's, Händeklatschen, Bravo's und Jauchzen, vermischt mit dem Rufe: Abbasso il consiglio! — Nieder mit den Kammern! — während die wirklichen Volksrepräsentanten mit bleichen Gesichtern regungslos auf ihren Sitzen blieben. Aber diese Spannung dauerte nur einen Augenblick: dann bedeckte sich der Präsident Vanni, erklärte die Sitzung für aufgehoben und verließ mit dem größten Theile der Deputirten den Saal. Nur die Linke blieb unbeweglich. Hohn und wüstes Geschrei folgte den Abgehenden, während sich Montanelli erhob, um die Flüchtigen wo möglich zur Rückkehr zu bewegen. Die Mitglieder der Linken traten zusammen: „Das Volk wartet, wir müssen unsere Schuldigkeit thun!" rief Einer aus ihrer Mitte. Der Vicepräsident, Chirurg Zanetti, ein ehrlicher, aber schwacher Mann, ein Spielball seiner politischen Freunde, suchte Ruhe und Ordnung in die tumultuirende Versammlung zu bringen. Niccolini, als Präsident der Deputation, las nun die auf dem öffentlichen Platze gefaßten Beschlüsse vor, die Nichts weiter enthielten, als das Manifest des Circolo, die Wahl der Dictatoren Guerrazzi, Mazzoni und Montanelli und das peremptorische Verlangen einer sofortigen Auflösung der Kammer. Abermaliges Klatschen und Schreien, gefolgt vom Eindringen neuer Pöbelhaufen in den Saal, von verwirrten Rufen: „Keine Kammern mehr! Al diavolo il consiglio!" und einer unbeschreiblichen Konfusion, die von Minute zu Minute zunahm, — bis es doch endlich Dem, der wohl selbst der intellectuelle Urheber dieses Tumults gewesen, zu arg kommen mochte. Guerrazzi erstieg die Tribüne und seine schwarzen, glühenden Augen blitzten durch die mächtigen Brillengläser hinunter in die wogende Menge. „Ruhe!" schallte seine donnernde Stimme, „Ruhe! wer hat euch gerufen, wer hat euch erlaubt, in diese geheiligten Räume zu dringen, und Die daraus zu verjagen, denen sie gehören? Wisset, daß wir die uns vom Volke der Hauptstadt zugedachte Würde nie anders annehmen werden, als wenn die hier versammelten Repräsentanten Toscana's sie uns aus freier Wahl übertragen!"

Die „Deputation des Volkes" verstand das Stichwort; sie zog sich mit der eingedrungenen Menge zurück, und in diesem Augenblicke erschienen, von Montanelli geführt, die entwichenen Deputirten. Der Präsident eröffnete von Neuem die Sitzung, und Guerrazzi las das Protokoll über die Nachtsitzung, welche das Ministerium sofort nach der Ankunft Montanelli's von Siena gehalten hätte. Es war darin der Beweis zu führen versucht, daß der Großherzog, nie in seinem freien Willen beschränkt, die

* Nicht zu verwechseln mit dem Dichter der beiden Tragödien: „Arnold von Brescia" und „Filippo Strozzi", der damals ebenfalls in Florenz sich befand, doch wegen seiner leidenden Gesundheit an den politischen Bewegungen keinen Antheil nahm. D. R.

Zustimmung zu der Gesetzesvorlage über die Constituante ohne allen moralischen Zwang gegeben habe, und das Dokument schloß mit den Worten: „In Anbetracht, daß durch die in seinen Briefen enthaltenen Erklärungen das Haupt der Exekutivgewalt das von ihm angenommene ministerielle Programm vernichtet, und die freiwillig, in vollem Gebrauche seiner Fähigkeiten, mit sicherm Wissen und ohne Furcht gebilligten Handlungen von Seiner Hoheit geleugnet werden, hat der Ministerrath einstimmig beschlossen, die Kammern dringlich zusammenzuberufen, ihnen das Vorgefallene mitzutheilen und in die Hände der Volksvertreter die sowohl dem Fürsten wie dem Volke gegenüber treu und rechtlich geübte Gewalt zurückzugeben."

Als er geendigt, entstand eine Pause — eine Pause, möchte ich sagen, der Verlegenheit. Dann erhob sich der Abgeordnete Trinci, ein alter Liberaler von Ruf, einer der ersten Advokaten des florentiner Barreaus, in politischen wie in juristischen Praktiken wohl gewiegt und erfahren. In wenigen scharfen und eindringlichen Worten legte er die Nothwendigkeit dar, eine provisorische Regierung zu ernennen und sie nach dem Wunsche des Volkes in den drei Personen der vortrefflichen und hochgeachteten Mitglieder des demokratischen Ministeriums zu wählen. Niemand wagte zu widersprechen, Niemand in einer Versammlung, die zu zwei Drittheilen aus konservativen Elementen bestand, — Niemand in einer Versammlung, die wenige Wochen vorher in ihrer Adresse den Großherzog bis in den Himmel erhoben hatte. „Sie, Königliche „Hoheit." — hieß es in jener Anrede — „waren und sind die Wonne „der Toscaner . . . Die Dankbarkeit der Völker ist Ihnen gewiß. Wäre „sie es nicht, die Geschichte würde Protest einlegen gegen eine solche Un„gerechtigkeit, die Geschichte, die Ihre Tugend, Ihre großartigen Opfer „für die italiänische Sache erzählen und den glücklichen Zustand Tos„cana's unter Ihrer Regierung preisen wird." — So sprach damals die große Majorität der Volksvertreter, aber der Weltgeist schien es sich in der ganzen Revolutionsgeschichte gleichsam zum Vorsatz gemacht zu haben, die Worttugend und das Wortheldenthum der Toscaner unaufhörlich in das grellste Licht zu stellen. Die schlauen Volksführer drangen auf namentliche, mündliche Abstimmung, — der Trinci'sche Antrag ward einstimmig angenommen. Die Gewählten acceptirten; der Pöbel der Tribünen jauchzte, klatschte und lachte, — die Deputirten schlichen bleich und kleinmüthig, mit dem Gefühl, daß sie ihr eigenes Verdammungsurtheil unterzeichnet hatten, nach Hause.

England.

Fox.

Einiges aus seinem Leben und seiner Zeit.*

Charles James Fox, 1749 geboren, ging 1758 auf die Schule zu Eton und blieb hier bis 1764. Während dieser Zeit besuchte er mit seinem Vater, Lord Holland, das Festland und hatte vor zurückgelegtem funfzehnten Jahre alle Genüsse der Mannesreife gekostet. Nach einem so aufregenden Leben, wie es die Spieltische zu Spaa und die Liebeshändel zu Paris mit sich brachten, mußte ihm die Schule und selbst Horaz sehr langweilig vorkommen. Russell erzählt, daß er bei seiner Rückkehr von den Mitschülern, die seinen Geschichten keinen Glauben schenken mochten, ausgelacht und von den Lehrern wegen Vernachlässigung der Schularbeiten gefuchtelt wurde. Als er aber 1764 nach Oxford abging, schien die Nachwirkung jenes frühern zerstreuungsvollen Lebens größtentheils verwischt. Er las fleißig mathematische und klassische Schriften, und für seine innige Vertrautheit mit den letzteren, geben die edle Einfalt seines Stils wie die zahlreichen und passend angebrachten Anspielungen auf dieselbe hinlängliches Zeugniß. Um diese Zeit geschah es, daß Fox' Mutter die Lady Chatham besuchte und von deren Sohne, damals ein Knabe von acht Jahren, die Vorhersagung aussprach: er werde „sein Lebenlang ihrem Karl ein Stachel in der Seite sein."

Fox verließ Oxford 1766 und nach einer anderthalbjährigen Reise kehrte er im Herbste 1768 nach England zurück. Im November desselben Jahres nahm er im Unterhause seinen Sitz für den Flecken Midhurst. Werfen wir, bevor wir ihn auf seiner Laufbahn als Parlamentsredner begleiten, einen Blick auf die Politiker und Staatsmänner, in deren Kreis er zuerst auftrat.

Der König saß jetzt zehn Jahr auf dem Throne und er hatte diese Periode damit ausgefüllt, die Politik, der er sich geweihet, auszuarbeiten und abzuschließen. 1760 waren die Whigs in drei Parteien, oder sogenannte „Genossenschaften" (Connections) getheilt. Die Partei des Herzogs von Newcastle, oder die Pelham-Genossenschaft war bei weitem die wichtigste. Dann kamen die Grenville-Partei, stark durch den persönlichen Charakter der beiden Brüder Grenville, und die Bedford-Partei, oder „die Bloomsbury-Bande," eine Genossenschaft charakterloser, aber talentvoller und entschlossener Männer, wie: Weymouth, Sandwich, Digby. Außer diesen waren da die persönlichen Freunde Pitt's, die im Augenblick nach seinem Vorgange den Lord Temple, den Bruder Georg Grenville's, unterstützten, die aber durchaus nicht Whigs im höhern aristokratischen Sinne, sondern eher das waren, was wir heutzutage Liberale nennen würden. Das Haupt derselben war Lord Shelburne. Die Rockingham-Whigs waren eine spätere Entwickelung und die Gründer der neuern Whig-Partei.

Nur die völlige Gliederverrenkung des großen Whigkörpers setzte Georg III. in den Stand, seine Pläne durchzuführen. Die Grenville's, die Russell's, die Pelham's waren auf einander, und Pitt war auf sie Alle eifersüchtig. Der König, durch kluge Benutzung der Maxime: divide et impera, übte eine Macht, wie kein englischer Monarch im achtzehnten Jahrhundert. Wohl wurde er, durch die vereinten Anstrengungen der Oligarchie mehrere Mal aus seiner Position verdrängt; zuletzt aber eroberte er sie doch wieder. Und der beste Beweis, daß er einen thatsächlichen und dauernden Umschlag bewirkt, ist, daß er im Stande war, im Jahre 1784 Pitt im Amte zu erhalten.

Newcastle, der stärkste Pfeiler des alten Systems, fiel zuerst, um nicht wieder aufzustehen unter dem neuen. Noch aber war die Birn nicht reif. Bute, der ihm ein Bein gestellt, ward seinerseits von Georg Grenville, der zeitweilig die Bedford-Whigs zum Rückenhalt hatte, aus dem Felde geschlagen.

Der König benutzte Lord Rockingham, Grenville zu stürzen, dessen trockne Reden ihn langweilten, und dem er seinen diktatorischen Uebermuth nimmer vergeben konnte. Die Rockingham-Partei konnte aber nicht auf eignen Füßen stehn; Pitt wollte ihnen nicht die Hand bieten, weil er mit dem Marquis in der amerikanischen Frage nicht übereinstimmte und vielleicht auch, weil er zu fühlen anfing, daß er der Herr der Situation sei. Bald blieb R. öfter aus dem Parlament und die Leitung fiel thatsächlich in die Hände des Herzogs von Grafton, des fünften Premiers innerhalb acht Jahren. Auch Grafton dankte im Januar 1770 ab, und nun war der Sieg des Königs vollständig. Lord North wurde Minister ohne die Fesseln der „Genossenschaften," und Georg III. wurde König, ohne die Fesseln eines Ministers.

Gerade in diesem Moment kam Fox in's Parlament und kaum einen Monat nach der Erhebung Lord North's wurde er Lord der Admiralität. Diesen Widerspruch in seinem politischen Charakter erklärt Russell aus einer ihn anwandelnden Bewunderung des Hofes. Vielleicht aber ist jener Widerspruch eher einer natürlichen Abneigung gegen die Whigs zuzuschreiben. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß ein junger Mann von Fox' Temperament Alles was in dem Tory-System Neues und Edles war — und unleugbar war Etwas von beiden Elementen darin — mit Feuer erfaßte und von dem glänzenden Phantasiebild eines „patriotischen Königs" sich augenblicklich blenden ließ. Georg III. hatte, wie die Ereignisse es bewiesen, einen guten Theil Mutterwitz, war aber der Letzte in seinem Reiche, der einen Charakter wie Fox begreifen konnte. Denn auf Anlaß eines Votums gegen des Königs Ansicht wurde er aus dem Staatsdienst entfernt; und wenn es auch nicht gewiß ist, daß Georg dadurch einen schätzbaren und dauernden Anhänger verloren, so ist doch gewiß, daß er sich einen erbitterten und unversöhnlichen Feind gemacht hat. Der König schrieb an Lord North: „Ich bin höchlich aufgebracht, daß Charles Fox die Keckheit hatte, Sie zu zwingen, in der vorigen Nacht mit ihm zu stimmen; finde es aber sehr löblich von Ihnen, daß Sie Ihre Freunde vermocht haben, mit der Majorität zu stimmen. In der That hat der junge Mensch damit alle Grundsätze der Ehre und Ehrlichkeit ganz beiseite geworfen und muß eben so verachtet werden, wie er verhaßt ist. Ich hoffe, Sie werden ihn sein Betragen gegen Sie fühlbar machen."

Die Entlassung Charles Fox' aus dem Schatzamte am 14. Februar wurde ihm vom Lord North in folgendem lakonischen Billet mitgetheilt: „Se. Majestät hat für angemessen erachtet, die Bildung einer neuen Schatzkommission zu befehlen, in welcher ich Ihren Namen nicht finde."

Lord North stand jetzt an der Spitze einer „starken Regierung" von

---

*) Life and Times of Charles James Fox. By the Right Hon Lord John Russell. M. P. Vol. I

der heutzutage so viel geschwatzt und so wenig verstanden wird. Fox' Haltung in Bezug auf Amerika war durch und durch umsichtig und beharrlich. Mit klarem Blick überschaute er die elenden Ränke und die widerspruchsvolle Gesetzgebung der vergangenen zehn Jahre. Er hatte weder an der übelberathenen Stempel-Akte von Grenville, noch an dem kläglichen Kompromiß von Rockingham Theil genommen, der die Kolonien durch seine Declarations-Akte erbitterte und sie um so kühner in ihrem Widerstande machte, als man die wesentlichen Punkte dieser Declaration zurückzunehmen sich genöthigt sah. Es war die Klippe, an der Rockingham's Kabinet scheiterte. Pitt, der sich dieser Partei in der Opposition gegen das Stempelgesetz angeschlossen hatte, versagte dem neuen Ministerium seinen Beistand, wenn nicht das Prinzip der Besteuerung aufgegeben würde. Hier aber blieben Burke und Rockingham unbeugsam und die Sachen gingen ihren Lauf. Fox, von all dergleichen Präzedention unbehindert, nahm die Frage in voller Freiheit auf, und dieser Umstand, vereinigt mit dem Einfluß, den ihm seine Ueberlegenheit in den Debatten verschaffte, dürften ihn zu der hohen Stellung hinangeführt haben, die er bei der Auflösung des North-Kabinets behauptete.

Der Raum verbietet uns, Fox auf seiner politischen Laufbahn, die in die englische Geschichte jener Periode so tief eingreift, weiter zu begleiten; nur eine Anekdote, in der sich die Zeit, wie der Charakter des großen Staatsmanns und Redners abspiegele, mag hier schließlich eine Stelle finden:

„Fox hatte Adam heftig angegriffen, weil dieser aus der Opposition in das ministerielle Lager übergegangen war und seinen Abfall damit begründete, daß, wenn auch die Minister nicht sehr tüchtig wären, sich doch unter ihren Gegnern keine tüchtigeren fänden. Fox verwechselte nun mit einem rhetorischen Handgriff Geisteskraft mit Rechtlichkeit und schilderte den Minister, wie er sich gegen seinen neuen Anwalt mit den Worten wendet: „„Fort mit dir, Elender! Du machst ein Pasquill auf die Menschheit, indem du Tugend und Laster zusammenwirfst und den Mann beschimpfest, den du zu vertheidigen vorgiebst; denn du sagst ihm in's Gesicht, er sei zwar ein ehrloser Mensch, die anderen seien aber noch ehrloser als er."" — Vergebens suchte Adam eine Erklärung dieser ehrenrührigen Worte von Fox zu erlangen, um sie in die öffentlichen Blätter einzurücken und schickte endlich durch Major Humberston eine Ausforderung an ihn. Das Zusammentreffen fand am 29. November im Hydepark statt. Nachdem die Zweikämpfer ihren Stand eingenommen, forderte Adam Fox auf, zu feuern. „„Ich habe keinen Streit mit Ihnen"" erwiderte Fox, „„feuern Sie!"" Adam feuerte, Fox folgte; beide fehlten. Die Sekundanten, Oberst Fitz-Patrick und Major Humberston fragten nun Adam, ob er zufrieden gestellt wäre. — „„Will Herr Fox erklären, er habe keine persönliche Beleidigung meines Charakters beabsichtigt?"" fragte Adam. Worauf Fox: „„Hier ist nicht der Ort für eine Ehrenerklärung; Herr Adam mag fortfahren."" Adam feuerte seine zweite Pistole ab, ohne Erfolg; Fox schoß dann in die Luft, und sagte, da die Sache nun abgemacht sei, so nehme er keinen Anstand zu erklären, er habe eben so wenig daran gedacht, Herrn Adam persönlich zu beschimpfen, wie es ihm einfallen würde, den hier gegenwärtigen Herrn eine Schmach zuzufügen. Adam äußerte: „„Sie, Sie haben sich wie ein Mann von Ehre benommen!"" Fox sprach dann seine Vermuthung aus, er sei verwundet; und in der That, als er seine Weste aufknöpfte, fand sich, daß die erste Kugel Adams gesessen hatte, ohne jedoch tief eingedrungen zu sein. Die witzigen Köpfe der Opposition meinten, Adam hätte das, wegen seiner Schwäche berüchtigte Regierungs-Schießpulver gebraucht. Es gab in der Folge keine bessern Freunde als Fox und Adam, dessen Offenheit und Herzlichkeit jenem ganz besonders zusagten. In der That blieb unter allen Anhängern des Lords North Keiner während des französischen Krieges Fox so getreu, wie Adam und Lord North's Sohn."

Mannigfaltiges.

— Das junge Frankreich und die italiänische Freiheit. In pomphafter, an den Proclamationen-Styl Napoleon's I. erinnernder Weise hat der Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus in Frankreich, Herr Rouland, das nachstehende Rundschreiben an die Rectoren der Lyceen und Gymnasien (collèges) des Landes erlassen:

„Paris, 1. Juli 1859.

„Mein Herr Rector! Mit tiefer Bewegung folgt Frankreich allen großen Ereignissen, deren Schauplatz Italien jetzt ist. Unsere Väter haben lange gekämpft, um dieses prächtige Land der fremden Herrschaft zu entreißen, und in diesem Augenblicke ringen und triumphiren unsere vom Kaiser geführten Heere wieder für dieselbe Sache. Möchten doch unsere Kinder ihrerseits dieses Erbtheiles einer edelmüthigen Politik sich erfreuen und allen Eindrücken des Vaterlandsgefühls sich hingeben! Ich spreche daher den Wunsch aus, daß alle im Moniteur erscheinenden Bülletins der italiänischen Armee den Zöglingen der Lyceen und Gymnasien vorgelesen und in den Räumen dieser Unterricht-Anstalten angeheftet werden. Die Jugend ist empfänglich für edle Eindrücke; ihr Herz wird von großen Thaten ergriffen und um so anhänglicher an die Dynastieen, die diese unternehmen; sie wird stolz auf den neuen Ruhm der kaiserlichen Fahne sein. Gleichzeitig wird sie, wenn sie die Tages-Geschichte dieses heroischen Feldzuges von Italien vernimmt, darum abnehmen, wie durch Arbeit, Fleiß und Studium die Geschlechter intelligent und stark gemacht werden und wie sehr dieses dazu beiträgt, die Hülfsquellen, die Macht und die Ueberlegenheit Frankreichs zu entwickeln."

Dieses Rundschreiben und die Bülletins über die Schlachten von Magenta und Solferino waren kaum am schwarzen Brett der französischen Lyceen und Gymnasien angeheftet, als auch bereits die Nachricht von dem am 11. Juli in Villafranca zwischen den beiden Kaisern abgeschlossenen Frieden eintraf. Und was ist nun das „Erbtheil jener edelmüthigen Politik Frankreichs," deren seine Söhne auf den Lyceen und Gymnasien sich erfreuen? Ein italiänischer Staatenbund unter den Auspizien der heiligen, römischen Inquisition; die verfassungsmäßige Rechtssicherheit Sardiniens, nach dem Muster des zweiten Dezembers befestigt, und in ganz Italien die unter dem Schutze zweier erhabenen Gönner wieder hergestellte, volle Unterrichtsfreiheit der Jesuiten.

Wohl Allen, sagen wir, die weder als natürliche, noch als unnatürliche Bundesgenossen einen Antheil an diesen Errungenschaften des neuen Italien haben!

— Alexander v. Humboldt's „Reise in den Aequinoctial-Gegenden des Neuen Continentes." In der Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart wird binnen Kurzem ein Werk erscheinen, das überall neben dem „Kosmos" seine Stelle finden wird, dem aber ein ungleich verbreiteterer Leserkreis zu prophezeien ist: „Alexander von Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continentes" in einer deutschen Ausgabe, die des großen Mannes würdig ist. Bekanntlich erschien Humboldt's „Relation historique" vom Jahre 1814 an in drei Quartbänden in französischer Sprache.* Von 1815—1829 erschien ohne Humboldt's Zuthun eine Verdeutschung, eine solche Sudelarbeit, daß Humboldt, wie er selbst sagt, dieses Buch niemals auch nur in die Hand nehmen mochte. Schon vor Jahren beschäftigte den Alten der Gedanke, dieses Buch, auf das er neben dem Essai sur l'état politique de la Nouvelle-Espagne — diesem Meisterwerke — sehr viel hielt, endlich in einer deutschen Ausgabe unter seinen Auspizien erscheinen zu lassen; man verständigte sich über die Redaction des Werkes, das in der deutschen Gestalt allen Gebildeten zugänglich sein sollte, und Humboldt schrieb — eine seiner letzten Arbeiten, wo nicht die letzte — folgende Vorrede dazu, welche die Augsb. Allg. Ztg. bringt:

„Einem wissenschaftlichen Reisenden kann es wohl nicht verargt werden, wenn er eine vollständige Uebersetzung seiner Arbeiten jeder auch noch so geschmackvollen Abkürzung derselben vorzieht. Bouguer's und La Condamine's mehr als hundertjährige Quartbände werden noch heute

---

* Von der eigentlichen „Relation historique" ist allerdings erst im J. 1814 der erste Band ausgegeben worden; die anderen Lieferungen des Werkes sind jedoch zum Theil viel älter. Bereits gegen Ende des Jahres 1807 erschienen in zwei Ausgaben, die eine in Folio und die andere in Quarto, die ersten Lieferungen der „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent, par A. de Humboldt et A. Bonpland," eines der schönsten Denkmäler der Wissenschaft und der neueren Literatur. In diesem umfassenden, voluminösen Werke, das zum Theil in lateinischer und zum Theil in französischer Sprache abgefaßt ist, haben Oltmann den astronomischen, Arago und Gay-Lussac den chemischen und meteorologischen, Cuvier und Latreille den zoologischen, Vauquelin und Klaproth den mineralogischen und Kunth den botanischen Theil redigirt und gemeinschaftlich mit den Herausgebern bearbeitet. Das großartige Werk zerfällt in sechs Abtheilungen, welche die in Rede stehenden Länder nach allen Richtungen darstellen und von denen jede in Unterabtheilungen zerfällt, die an sich wiederum sehr bedeutende Werke, oder vielmehr wahrhafte Wissenschafts-Denkmäler sind. Die sechste Abtheilung allein, die der Botanik gewidmet ist, umfaßt nicht weniger als zwanzig Bände mit 1200 Kupfertafeln, und der Preis dieser luxuriös ausgestatteten Abtheilung beläuft sich auf zehntausend Francs. D. R.

mit großer Theilnahme gelesen; und da jeder Reisende gewisser Maßen den Zustand der Wissenschaften seiner Zeit oder vielmehr die Gesichtspunkte darstellt, welche von dem Zustande des Wissens seiner Zeit abhangen, so ist das wissenschaftliche Interesse um so lebendiger, als die Epoche der Darstellung der Jetztzeit näher liegt. Damit aber die lebendige Darstellung des Geschehenen weniger unterbrochen werde, so habe ich das Material, durch welches allgemeine kosmische Resultate begründet werden, in besondern einzelnen Zugaben über stündliche Barometer-Veränderungen, Neigung der Magnetnadel und Intensität der magnetischen Erdkraft zusammengedrängt. Die Absonderung solcher und anderer Zugaben hat allerdings, und ohne großen Nachtheil, zu Abkürzungen in der Uebersetzung des Original-Textes der Reise Anlaß geben können. Diese Betrachtung war auch geeignet, mich bald mit dem Unternehmen zu versöhnen, einem größeren Kreise gebildeter Leser, die bisher mehr mit der Natur als mit scientifischem Wissen befreundet waren, einen etwas abgekürzten Text der Reise in die Tropen-Gegenden des Neuen Continentes darzubieten. Die Buchhandlung, welche aus edler, ich setze gern hinzu: angeerbter Freundschaft meinen Arbeiten eine so lange und sorgfältige Pflege geschenkt hat, hat mich aufgefordert, diese neue Ausgabe, welche einem vielseitig unterrichteten Gelehrten, Herrn Bibliothekar Professor D. Hauff, anvertraut ist, nicht blos, so viel mein Uralter und meine gesunkenen Kräfte es erlauben, zu revidiren, sondern auch mit Zusätzen und Berichtigungen zu bereichern. Es ist mir eine Freude, dieser Aufforderung zu entsprechen. Die Naturwissenschaft ist, wie die Natur selbst, in ewigem Werden und Wechsel begriffen. Seit der Herausgabe des ersten Bandes der Reise sind jetzt 45 Jahre verflossen. Die Berichtigungen müßten also zahlreich sein: in geognostischer Hinsicht wegen Bezeichnung der Gebirgs-Formationen und der metamorphosirten Gebirge, des wohlthätigen Einflusses der Chemie auf die Geognosie, wie in allem, was anbetrifft die Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper und die Ursache der verschiedenen Krümmung monatlicher Isothermen (nach Dove's meisterhaften Arbeiten). Die durch die neue Ausgabe veranlaßte Erweiterung des Kreises wissenschaftlicher Anregung kann ich nur freudig begrüßen; denn in dem Entwicklungsgange physischer Forschungen wie in dem der politischen Institutionen ist Stillstand durch unvermeidliches Verhängniß an den Anfang eines verderblichen Rückschrittes geknüpft.

„Es würde mir dazu eine innige Freude sein, noch zu erleben, wie die Unternehmer es hoffen, daß meine in den Jahren freudig aufstrebender Jugend ausgeführte Reise, deren einer Genosse, mein theurer Freund, Aimé Bonpland, bereits im hohen Alter dahingegangen ist, in unserer eigenen schönen Sprache von demselben deutschen Volke mit einigem Vergnügen gelesen werde, welches mehr denn zwei Menschenalter hindurch mich in meinen wissenschaftlichen Bestrebungen und meiner Laufbahn durch ein eifriges Wohlwollen beglückt und selbst meinen spätesten Arbeiten durch seine parteiische Theilnahme eine Rechtfertigung gewährt hat.

„Berlin, 26. März 1859.

Alexander v. Humboldt."

— Shakspeare in Frankreich. In dem „Magasin de Librairie" veröffentlicht Herr Alfred Mézières eine sehr gründliche Arbeit über die „Zeitgenossen Shakspeare's" (Les contemporains de Shakspeare). Also nicht blos der von Voltaire noch als „Barbar" bezeichnete und von seinen französischen Bearbeitern (Ducis ꝛc.) in die Pariser Modeform umgegossene, große englische Dichter, sondern auch seine unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger werden des Studiums und der eingehendsten Untersuchung von einer neueren französischen Feder werth gehalten. Herr Alfred Mézières ist ein Sohn des um die Kenntniß der englischen Literatur in Frankreich bereits sehr verdienten Louis Mézières, Verfassers einer „Histoire critique de la littérature anglaise" (1834, 3 Bde.), und, ebenso wie sein Vater, Professor der ausländischen Sprachen und Literaturen (an der Fakultät in Nancy). Seine Arbeit über die Zeitgenossen Shakspeare's trifft mit der unseres Landsmannes Friedrich Bodenstedt völlig zusammen und unterscheidet sich von dieser noch insofern zu ihrem Vortheil, als der Franzose nicht, wie der Deutsche, ganze Tragödien von Webster ꝛc. übersetzt, sondern in seiner Uebersicht der unmittelbaren Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger Shakspeare's mit einer eingehenden Charakteristik und Vergleichung der Einzelnen stets nur die Uebertragung poetischer Szenen oder Monologe ꝛc. verwebt.

— Altgallisches Grab. Man hat kürzlich ganz in der Nähe von Paris das Grab eines keltischen Häuptlings entdeckt, der mit seinem Weibe, seinem Pferde, seinen Waffen vor mehr als 2500 Jahren auf der Halbinsel Saint-Maur les Fossé's an dem Orte begraben worden war, der heutzutage La Varenne-Saint-Hilaire heißt, und wo selbst andere Entdeckungen das einstmalige Vorhandensein einer keltischen Stadt von einiger Bedeutung zu verbürgen scheinen.

Dieses Grabmal, kaum 30 Centimeter über dem Boden hervorragend und mitten im Ackerland befindlich, dessen Schicht an diesem Orte über einen Meter stark ist, bestand aus zwei, ganz verschiedenen Theilen, dem Cromlech oder der geheiligten Einfassung und dem Tumulus oder Grabhügel darin, welcher die zwei Menschenleiber und den des Pferdes verbarg.

Der Cromlech war aus achtzehn rohen Kieselsteinblöcken gebildet, die bei mäßiger Größe sehr verschiedene Gestalt hatten und so neben einander gelegt waren, daß sie eine kreisrunde Einfassung von ungefähr $2,_{30}$ Meter Durchmesser bildeten. Der nördliche Theil davon schien durch die darauf liegende Erde einen starken Druck erlitten zu haben.

Bei diesem Theile und in der Richtung von Südost nach Nordwest befand sich der Tumulus, welcher die zwei ziemlich wol erhaltenen Skelette umschloß, beide auf dem Bauche liegend und mit dem Kopfe nach Südosten gerichtet. Das links, der Leib des Kriegers, befand sich in einer sehr regelmäßigen Lage, der Kopf in seinen beiden Händen ruhend. Die Kinnlade zeigte fast noch alle Zähne, neunundzwanzig an der Zahl, sehr schön und mit ihrem ganzen Schmelze.

Neben ihm lag ein Pfeil mit Knochenspitze, sodann eine aus einem in mehrere Stücke gebrochenen Hirschgeweih gebildete Lanze, etliche Reste eines hölzernen Stieles. Ein Splitter von Eichenholz hat seine Schwere verloren und gleicht ganz dem Korke. Zur Linken, gleichfalls im Innern des Cromlech, befanden sich auf mehreren, jedenfalls zu diesem Zwecke bestimmten Steinen die anderen Waffen des Kriegers, bestehend aus einer Hacke oder Kopfeinschläger (casse-tête) von geglättetem Feuerstein mit runder Schneide und hier und da durchbohrt, aus der Spitze eines Pfeiles oder Wurfspießes, einem zerbrochnen Messer, Alles aus weißem Feuerstein, der in Folge des starken Feuers, das ihn angegriffen, seine Durchsichtigkeit verloren hat. Auch fanden sich Bruchstücke von Geschirren aus fast gar nicht gebrannter Erde, mit allen Kennzeichen der Geschirre aus derselben Periode, die man schon an mehreren Orten gesammelt hat.

Rechts von dem Krieger, hart an ihm lag der Leib seiner Frau, in derselben Lage, doch mit einigem Unterschiede. Jünger als dieser mußte sie nach einem gewaltsamen Tode in dieses Grab gekommen sein. Nach Allem, was wir über Sitten und Gebräuche der alten Gallier wissen, darf man annehmen, daß sie den Opfertod auf dem Grabe des Gatten erlitten hat.

Entdeckt hat dieses merkwürdige Denkmal der Architekt Legay, und es dem Ministerium angeboten. Es soll in das Musée des Thermes et de l'Hôtel Cluny kommen.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig. Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.



Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionaire, Herrn C. Provtanne, Unter d. Linden Nr. 56, in
Berlin.

№ 89-91. Sonnabend, den 30. Juli 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Der 24. Juni in London und in der Lombardei.

Händel- und Humboldt-Feste.

Juli 1859.

Just am 24. Juni war's, dem Solferino-Tage, dort bedeckten sich Thäler und Höhen, Gräben und Hecken, lechzende, glühende Ebenen mit Tausenden, Tausenden von Todten und Sterbenden, gräulich Verstümmelten und entsetzlich Entstellten. Zu den am Morgen Gestorbenen, die zum Theil schon in rasche Verwesung übergegangen, stürzten die von qualvollem Durst und Blutverlust langsam Verdürrenden und athmeten zwischen Verwesung die letzten brennenden Züge ihres rasch versengten Lebens. Hier lagen sie todt oder sterbend ohne Arme oder Beine, dort ohne die eine oder die andere Hälfte des Gesichts. Andere, nicht tödtlich getroffen, verdursteten und starben aus Mangel an Wundarzt und Wasser, von dem Drucke ihres Gepäcks, das den brennenden Wunden keine lindernde Lage, der ganzen hingeschmetterten Gestalt kein Lager zum Sterben gestattete. Aus dem bunten Chaos niedergemetzelter Sterbenden und Todten klagte und gurgelte, athmete und wimmerte es, wand es sich aufschreiend in entsetzlichen Verrenkungen. Hier suchte sich ein Kopf, dort eine Hand, dort ein Fuß bittend emporzustrecken, aber Köpfe, Arme, Füße sanken kraftloser und kraftloser zusammen, bis sie still lagen und sich die stillgewordenen Gestalten starr streckten, aber oft in entsetzlichen Verkrümmungen, mit dem Gepäck auf den Rücken liegend, Kopf mit blutigen Haaren und offenen, weißen, starren Augen hinten überhängend und starrend, versteinert von dem unsäglich furchtbaren Elend und Schrecken umher. Hier und da eilt eine helfende Hand herbei, rasch und roh zugreifend, um in aller Eile nothdürftig zu verbinden, aber bald Dieser, bald Jener stirbt unter der rettenden Hand vor Qual und Durst. Rechts und links bittet, betet, flucht man um Hülfe, um Wasser, um den letzten Gnadenstoß gegen das zerrissene, qualvolle Leben, aber es fehlt überall an Händen zu letzten, wohlthätigen Mordstößen, an Zangen, Kugeln auszuziehen, an Binden und Bandagen, um klaffende Wunden, abgerissene Beine und Arme, fehlende Kinnladen oder ausgeschossene Augen wohlthätig zu verhüllen. Sie liegen da zu Tausenden in unsäglich entsetzlicher Saat und die Zahl der Helfenden zählt kaum nach Hunderten. Letztere eilen athemlos von Einem zum Andern, vor Hunderten links und rechts in Büschen und Tiefen versteckt vorbei, so daß sie noch stundenlang sich winden, noch stundenlang dursten, noch stundenlang ihr qualvolles Ende heranzählen müssen.

So sah's am 24. Juni Nachmittags auf dem glorreichen Schlachtfelde aus, stundenweit hinter dem hin- und herwogenden Pulverdampfe, hinter langen Reihen von Vordringenden und Fliehenden, aus denen jede Minute neue Opfer hinstürzten, um, wenn nicht an ihren Verstümmelungen, doch vor Qual und Durst zu sterben.

So sah ein Theil der Früchte unserer Politik und Diplomatie der letzten zehn Jahre am 24. Juni aus. Und wie grandios und unvergeßlich schön blühte dieser Tag im Süden von London! Es war der letzte Akt des Händel-Festes mit einem glänzenden Personal von mehr als 30,000 Personen, unter denen das größte Unglück ein zerbrochener oder verbogener Krinolinen-Eisenreifen, ein zu lang gezogener, hängen gebliebener Pfropfenzieher von brauner oder blonder Locke, eine halbstündige, frohe Beengung im Coupé oder sonst eine kaum beachtete pétit misère war. Welch' gloriöser, sonniger, in beispiellos üppigster Kulturblüthe des Jahrhunderts sich entfaltender Ehrentag des alten Wunderkindes und Kantorsohns aus Halle an der Saale! Er war am 24. Juni, vor hundert Jahren, dem Geburtsjahre Schiller's, gestorben. Wie ganz anders müßt' es jetzt in Deutschland aussehen, wenn, was sie gesäet und gepflanzt und erstrebt, die vor einem Jahrhundert auflebten oder starben, geehrt, gepflegt, ausgeprägt worden wäre. In Halle kommt's zwar zu einem Händel-Feste, aber es ist doch von vorn herein durch die „Ereignisse und Qualen des Tages" bereits beschränkt und verkrüppelt worden. Das vorbereitete Schiller-Fest ist zum Theil wegen der „ernsten Lage" und wie die faulen Redensarten sonst krächzten, abgesagt worden. Ohne große, begeisternde, die armen, kläglichen, vermeinigten Herzen erhebende und einigende Ideen, Erinnerungen, Hoffnungen, Töne und Thaten, geht Deutschland einem Jena, aber keinem Siege der Kraft, Einheit und Freiheit entgegen. Ist ein Schillerfest dem jetzigen Pathos und der Pathologie Deutschlands im Wege? Hätte man da kaum Raum zu dürftigen Notizen über den beispiellosen Triumph des grandiosesten und kräftigsten aller deutschen Meister der Töne in England? Nun denn, siehe zu, wohin dich dein Patriotismus, dem ein Schiller und Händel im Wege sind, führen wird, armes Deutschland. Wasser thut's freilich nicht bei der Taufe, und ohne Poesie, ohne Leidenschaft, ohne Tyrtäus und Körner giebt's keine Freiheitskriege. Auch wäre ein todter Schiller heuer ordentlich in Erinnerung gebracht, vielleicht ein siegreicherer General und patriotischer Dichter, als die meisten armen Reimisexe, die eine Zeitlang ihr phraseologisches Unwesen in den Zeitungen „unter'm Strich" trieben.

Doch zum Händel-Feste im Krystall-Palaste! Die ersten fünf Tage hab' ich nicht selbst gesehen, so daß ich sie mit bloßer Registrirung abfinde: Am 18. Juni die öffentliche Generalprobe vor 19,680 Personen, am 22. Messias mit 17,000 Besuchern, dann „Dettingen te Deum" nebst Chören aus Saul, Samson, Judas Maccabäus vor 17,644 Zuhörern, Freitag den 24. endlich Israel in Aegypten vor beinahe 28,000 Personen von einem Orchester von mehr als 3000 Vocalisten und Instrumenten von einem Bühnen-Halbmonde herab, der allein die größten, ganzen Konzert-Säle der Welt an Höhe und Breite übertrifft.

Denken Sie sich zunächst die Aufgabe der beiden Eisenbahnen, welche den Krystall-Palast mit dem Ost- und West-Ende Londons verbinden, binnen zwei bis drei Stunden über 30,000 festlich geschmückte, zum Theil käseglockenartig crinolin aufgeschwollene Personen an Ort und Stelle zu dampfen! Doch das war der Wunder größtes nicht. Viel übermenschli-

cher, unmöglicher erschien es, ein paar Tausend Extra-Equipagen durch die alle Tage mehrmals von Tausenden von Fuhrwerken überfüllte und bewegungslos gestaute City zu schaffen. Wie es möglich war, wird Jedem unerklärlich bleiben, der nicht die Wunderkünste Londoner Wagenlenker und der winkenden weißen Policemen-Handschuhe aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt. Es gelang und glückte Alles. Während sich die Hügel und Höhen, Thäler und Alleen, Wege und Stege im sonnigen grünen Süden draußen mit glänzenden Equipagen und noch schöneren Pferden bedeckten, liefen beinahe meilenlange Eisenbahnzüge, immer an zwei Seiten, kurz hinter einander, in dem Bahnhofe des Krystall-Palastes zusammen, so schnell ihre Tausende ausladend, daß die verschiedensten, weiten Zugänge sich bald überstauten und die Barrièren unter dem Zudrange knackten und erstickendes Geschrei aus den festgedrängten Massen hervorkreischte. Sie dachten dann nach 11 Uhr ganz menschlich, daß es besser sei, die Barrièren, statt den Hälsen oder wenigstens menschliche Rippen zu brechen, so daß also erstere ab- und umgehauen wurden, um der Menschenflut Raum zu allerhand Ueberschwemmungen zu gönnen.

Nun füllen sich die gloriösen Räume des Palastes von Glas. Man denke sich diese vierzig Millionen Kubikfuß sonnigen kunst- und naturverklärten Raum einschließenden krystallenen Palast mit 30,000 Köpfen neben und in fünf luftigen Galerieen übereinander gefüllt. Dazwischen ragen Tausende von Statuen und Büsten, leuchtend zwischen Palmen und Platanen, Bannern und Orangen, riesigen Schlinggewächsen und hängenden Gärten, mit historischen und industriellen Courts, kolossalen Reiterstatuen, beschwingten Victorien u. s. w.

Welch' ein Blüthenmeer auserlesener Köpfe! Welche Locken und Blumen, welche Juwelen und Bänder! Und was für strahlende, wunderthätige Augen in manchen dieser blühenden, feinen, vornehmen Gesichter! Ein verwirklichtes, kolossales Feenmährchen am hellen, lichten Tage von substantiellem, nüchternen englischen Fleisch und Blut. Ein Fest für 18,000 Pfund. Zu Ehren des deutschen, national-englischen Tondichters 120,000 Thaler riskirt, um mindestens 100,000 Thaler mehr einzunehmen, und außerdem den Ruhm, das großartigste Fest des Jahrhunderts entworfen und gloriös durchgeführt zu haben. Das ist Etwas, wie man es nicht alle Tage erlebt, und in der That noch keine Zeit gesehen hat, wenn man nicht auf den geschmacklosen, verdorbenen Luxus öffentlicher Feste in der alten römischen Kaiserzeit zurückgehen will. Ich gebe mir keine Mühe, die beispiellos großartige, feenhafte Szenerie zu schildern. Auch die von beinahe 3000 Stimmen, wie von Einer gesungenen, grandiösen, Herzen und Muskeln schwellenden Doppel-Chöre, die 242 Violinen dazu, 120 Violoncello's und Bässe, über 100 Posaunen, Trompeten und Hörner, die ganze Auf- und Durchführung geht über meinen Kreis hinaus und die berühmten Soli's verschwanden auf meinem Halbguineen-Platze ziemlich ganz. Welche Stimme könnte solche und so gefüllte Räume beherrschen! Ich will nur auf das Charakteristische aufmerksam machen, auf den Enthusiasmus und das allgemeine, deutlich und durchweg hervortretende warme Interesse, mit welchem die populairen, zum englischen National-Eigenthum gewordenen Chöre aufgenommen und genossen wurden. Händel ist der erste und größte Komponist Englands, dem er seit dem fünfundzwanzigsten Jahre auch ausschließlich angehörte. Händel ist ein Kultus, der Brennpunkt einer besonderen musikalischen Richtung und dabei Volksmann geworden. Chor und Marsch aus seinem Judas Maccabäus sind eben so bekannt und populair, als God save the Queen und Rule Britania, und sein Todtenmarsch aus Saul hat schon Hunderte von englischen Helden zur letzten Ruhestätte geleitet, wie sein „Conquering Hero" („See the Conquering Hero comes") jeden Triumph eines glücklich durchgeschwindelten Bestryman, wie den des Helden von hundert Schlachten verherrlicht. Mittelpunkt seines Kultus ist die Sacred Harmonic Society, die ihren Sitz und Konzert-Saal in Exeter Hall hat und als steifirömmig verrufen ist, in der That aber diesen Ruf durch nichts begründet, als durch Kultus klassisch-religiöser, besonders der heroischen, majestätischen Musik Händel's. Von ihr ging denn auch die Idee des Festes aus, deren Ausführung die Krystall-Palast-Compagnie übernahm. Beide theilen sich in den bedeutenden Gewinn und den Ruhm, das großartigste Kulturfest des Jahrhunderts in's Leben gerufen zu haben. Es ist für praktische Engländer kein kleiner Trost, mit 120,000 Thaler Auslage ungefähr just das Doppelte gewonnen, und somit hundert Procent reinen Gewinn gemacht zu haben. Die Vorbereitungen dehnten sich über drei Jahre aus und wurden schon voriges Jahr durch eine Vorfeier nicht schlecht verzinst. Soll mich wundern, ob sie nicht noch eine Nachfeier veranstalten. Zwei großartige Feste für den populären Meister der Töne, wenn nicht drei, und in Deutschland scheint man nicht einmal Eine große, würdige Schillerfeier zu Stande bringen zu wollen. England rüstet auch, und zwar doppelt, zu Wasser und zu Lande, aber deshalb besuchten doch über 100,000 Personen die Festloge im Krystall-Palaste, deshalb kam doch die großartigste, prächtigste Feierlichkeit des Jahrhunderts zu Stande. Und ist Schiller nicht unendlich mehr für Deutschland, für die Welt, als alle Meister der Töne? Ich sage, man wird in Deutschland entweder Schiller's hundertsten Geburtstag groß und vom Herzen feiern und sei es mitten im Pulverdampf, oder ein doppeltes, dreifaches Jena erleben.

Händel steht marmorn unter den Helden der Westminster-Abtei. Die Prachtausgabe seiner sämmtlichen Werke in sechsunddreißig Folio-Bänden ist ein anderes würdiges Denkmal. Das dritte, größte ist die Feier im Krystall-Palaste, wenn nicht die heroischen Melodieen, die englische Helden umjauchzen, noch größer, fruchtbringender, edler zu nennen sind.

Um nicht neben dem Erhabenen das naheliegende Lächerliche und Irdische zu vergessen, schreiben wir dem Restaurant des Krystall-Palastes folgende Statistik aus der Küche und der Restauration nach. Die Händelfeiernden verzehrten 19,200 belegte Butterbrode (Sandwiches) 14,000 Sydenham-Torten, über 3000 Fleisch-Pasteten, 20,160 Pfund gebratenes, kaltes Fleisch, 480 ganze Schinken, 3,500 Hühner, 485 riesige Ochsenzungen, 460 Lammkeulen, 150 Hühner-Fricassees, 3,052 Portionen Hummer-Salat, 3,825 Hummern, 6000 Salate, 40,000 Penny- und 20,000 Zwei-Penny-Buns (kleine, runde Rosinen-Kuchen), 32,249 Portionen Eis, 400 große Krystall-Palast-Puddings, 400 Gelées, 400 Erdbeer-Crêmes, 350 Quart Sahne, 350 Frucht-Torten, 29,083 Flaschen moussirende Getränke (Ginger-Bier etc.), 13,824 Flaschen und über 110,000 Pinten-Strut, Ale und Porter, item 3,500 Quarts Thee, Kaffee und Chocolade. Man denke sich den geistigen Umsatz dieses Festes, den materiellen von Entrées, Honoraren und Profiten und den beim Essen und Trinken. Der Restaurant des Krystall-Palastes muß auf jeden Besucher zwei Pence an die Compagnie zahlen, seinen Profit machen und eine kleine Armee dienende Geister ernähren. An die Compagnie bezahlte er also während des Händel-Festes allein etwa 1500 Pfund, also 10,000 Thaler.

Es geht hier immer in's Kolossale, Massenhafte, oft Klobige. Diesmal war's aber auch schön und erhaben, unauslöschlich heiter und zauberhaft. Jeder, der's gesehen und genossen, hat einen nie versiegenden Schatz von Erinnerungs-Kapital gewonnen, dessen sich noch Kinder und Kindes-Kinder (wenn wir Großvater oder Großmutter geworden) an stillen Abenden erfreuen werden.

Auch unser schwarzrothgoldenes Fest am Pfingstmontage war schön und ein echt deutscher Genuß mit den Vorzügen englischer Eichen und des englischen Bodens überhaupt. Das fiel mir gleich im Anfange auf das Rührendste auf, als unserem plötzlich, ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung, in den strotzenden Straßen nach einem Bahnhofe ziehenden, musicirenden, schwarzrothgolden flatternden „Bunde deutscher Männer" in London ein Policeman freundlich und energisch Platz machte. Mir wurde es sonderbar warm im Herzen und feucht unter der Brille, als ich mich plötzlich hinter einer großen, weithinwallenden schwarzrothgoldenen Fahne mit Führern, die breite schwarzrothgoldene Schärpen trugen, mit lauter deutschen Männern und deren Frauen und Kindern in London mit marschirend fand. Aber es kam noch schöner draußen im sonnigen, duftigen Eichenwalde, viele Stationen weit nordöstlich von London, im zigeunerberühmten Epping-Forste, der sich beinahe zwölf englische Meilen lang in's Land hinein ausdehnt.

Der „Bund deutscher Männer" ist einer der geselligen und Bildungs-Vereine deutscher Arbeiter, Kaufleute, Handwerker und Artisten im Osten von London.

Kinkel hatte im „Hermann" eine Humboldt-Feier angeregt, die aber nicht in seinem umfassenderen Sinne zu Stande kam. Deshalb nahm dieser Bund die aufgegebene Idee wieder auf, um sie mit einem heiteren Pfingstausfluge zu verbinden. Als die festliche Schaar in dem Walde angekommen war (wir „Ehrengäste" folgten erst später), eröffneten sie den Tag mit Reden über Humboldt's Größe und mit Gesängen. Nach Mittag wurden die verschiedenen Gäste vom Bahnhofe offiziell schwarzrothgolden abgeholt und vom Vereine mit Hurrah's und Gesängen empfangen. Kinkel und seine Kinder wurden in aller Form vom Vereine mit der Fahne und Musik eingeholt und auf dem Festplatze bewillkommt. Jetzt kam eine Szene zum Malen, das erschütterndste, schönste Bild für mich, das ich je genossen. Wald, wirklicher, wilder, englischer Eichenwald mit sonnigen Plätzen, Thälern und kleinen Hügelzügen, wildem Gestrüpp und üppiger, unbeschnittener Natur. Unter einer Eiche bildet sich ein Kreis von deutschen Männern, Frauen und Kindern. Die deutsche Fahne

weht in den Kreis hinein, Kinkel tritt in den Kreis unter die Fahne entblößten Hauptes, um zu danken. Er beginnt mit einem Gruße in die schwarzrothgoldene Woge über sich und mit Erinnerung an eine Zeit, wo diese Fahne von einem Ende Deutschlands zum andern wehte, wo das deutsche Einheitsgefühl stark war und sich bereits eine Form schuf. Jetzt fehlt's sehr bedeutend an einer mächtigen, gesunden Form für die benöthigte deutsche Einheit. Aber Kinkel brach bald davon ab, ohne ein bitteres Wort zu sagen. Waren doch ohnehin schon manche Augen naß geworden. Er sprach von den Pflichten und Rechten der Deutschen im Auslande mit dem Texte: „So Du Zion vergissest, soll Deiner vergessen werden." Wir haben zwar kein Zion, aber doch ein Deutschland, deutsches Wesen in Sprache, Literatur, Sitte und Gesellschaft, Fleiß und Redlichkeit: damit und dadurch wollen wir Deutsche mit unserm Vaterlande verbunden bleiben.

Dies war eine schöne, erschütternde Stunde, über die wir erst später durch Tänze, Gesänge, Umzüge, Wurst und Schinken, deutschen Humor aller Art hinauskamen. Unserm Zuge nach Hause brüllten von allen Seiten freudige Grüße zu. Man wehte mit Taschentüchern und Hüten. Ueberall Menschen zu Tausenden, alle heiter und glücklich heute; denn Pfingstmontag ist der große Tag vielhundertfachen Ausfliegens in's Freie für die Londoner.

Frankreich.

Alexis von Tocqueville.

Alexis von Tocqueville, einer der bedeutendsten Publicisten Frankreichs von jener doctrinairen Richtung, welche auf Montesquieu zurückgeht, und zu seiner Zeit ausgezeichneter Kammerredner, ist am 16. April dieses Jahres, erst 53 Jahr alt, an einem Brustübel gestorben, dessen Ursprung aus dem Jahre 1849 datirt, wo er als Minister anstrengende Staatsgeschäfte übernahm. Er scheint sich bis zum letzten Augenblicke über die Gefährlichkeit seines Zustandes getäuscht zu haben, und war noch voller frischer Hoffnung, voll Arbeitslust und größeren Plänen, als er der schleichenden Krankheit erlag. Wir entnehmen einem umfangreichen Artikel der Revue des deux mondes über Tocqueville das Wesentlichste, was für unsere deutschen Leser Interesse haben dürfte.

Alexis de Tocqueville, geboren 1805, gehörte einer alten Familie an, die seit Jahrhunderten in der Normandie ansässig, in dem Edelhofe Cotentin, einige Lieues von Cherbourg und hart bei dem Dorfe Tocqueville wohnte, dessen Gutsherrschaft diesen Namen angenommen hatte. Er war der dritte Sohn des Grafen von Tocqueville, der unter der Restauration Präfekt und Pair von Frankreich wurde, eines in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mannes von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit des Geistes; denn er war wohl über 70 Jahre alt, als er, der bis dahin allen schriftstellerischen Arbeiten fern gestanden, 1847 eine „Philosophische Geschichte der Herrschaft Ludwig's XV." verfaßte und veröffentlichte, die aber nicht so philosophisch ist, als der Titel anzudeuten scheint; denn die Erzählung nimmt mehr Raum ein, als die Betrachtung, aber das Werk ist belebt, unterrichtend, unterhaltend, und zeigt eine Unparteilichkeit, welcher kein Vorurtheil zu Gunsten der Vergangenheit in den Weg tritt. Das war also der Vater. Andererseits stammt Alexis von Tocqueville durch seine Mutter, geborne v. Rosambo, von einem der liebenswürdigsten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, von dem edlen Vertheidiger Ludwig's XVI., dem beredten und muthigen Malesherbes, ab. Seine erste Kindheit verlebte er im Schlosse Verneuil bei Mantes, wo er geboren war und wo sein Vater zeitweilig wohnte. Zeitig konnte er dort den Eindruck literarischen Ruhmes empfangen; denn seine Eltern hatten oft den Verfasser des Génie du Christianisme zum Gaste. Chateaubriand war mit dem alten Tocqueville durch seinen Bruder verwandt, welcher eine von Malesherbe's Enkelinnen geheiratet hatte, und mit seiner jungen Frau auf dem Revolutions-Schaffotte gestorben war.

Zwei Knaben, die sie verwaist hinterlassen, kamen unter die Vormundschaft des Grafen von Tocqueville. In seinen Memoires d'Outre-Tombe weiht Chateaubriand diesen Erinnerungen von Verneuil und der Kindheit von Alexis von Tocqueville einige Zeilen. Auch dieser erinnerte sich seinerseits gern daran, daß die Erinnerungen seiner Kindheit, rücksichtlich des melancholischen Verfassers von „René", dessen Alter so traurig war, sich an einen heitern Chateaubriand knüpften, voller Feuer und Anregung, wenn er scherzhafte Geschichten erzählte und Charaden spielte.

Geschult auf dem Collegium zu Metz, wo sein Vater unter der Restauration Präfekt war, machte Alexis von Tocqueville seine Rechtsstudien zu Paris und wurde kurz vor der Juli-Revolution zum Auditeur (jugeauditeur) zu Versailles ernannt.

Jedenfalls gehörte er zu ihren Anhängern. Trotz der Familien-Einflüsse, die ihn davon abhalten wollten, behielt er seine Stelle unter der neuen Regierung; doch entsagte er ihr später, da er bereits das Bedürfniß fühlte, die Sitten und Gesetze der Völker zu beobachten und zu vergleichen, wodurch er später seinen Ruf gründete. Er verlangte und erhielt eine Sendung nach den Vereinigten Staaten, um die Verwaltung der Gefängnisse zu studiren, und verließ Frankreich mit einem seiner besten Freunde, Gustav de Beaumont. Die beiden Reisenden entledigten sich gewissenhaft ihrer Aufgabe; außer sechs Bänden in Folio, welche Dokumente enthielten, und die sie der französischen Regierung vorlegten, veröffentlichten sie miteinander ihre Bemerkungen über diese besondere Frage in einem Bande, der den Titel trägt: Du Système pénitentiaire aux États-Unis.

Bei dieser Gelegenheit hatte Tocqueville die amerikanische Demokratie kennen gelernt und sich für ihre Einrichtungen begeistert. Er fand das französische Revolutionsideal allgemeiner Gleichheit verwirklicht, und hielt sich für überzeugt, daß dasselbe berufen sei, auch die alte Welt zu regeneriren. Um seinerseits etwas dafür zu thun, diese Propaganda in Europa anzubahnen, unternahm er es, diesen Geist der Freiheit in allen seinen Aeußerungen an Ort und Stelle selbst zu studieren, und gewissermaßen eine philosophische Zergliederung der amerikanischen Demokratie insbesondere und des demokratischen Prinzips überhaupt zu liefern. Die zwei ersten Bände, welche den Einfluß nachweisen sollten, der in Amerika die Gleichheit der Lebensstellungen auf Einrichtungen, Gesetze, Parteien, Regierung und das ganze politische Leben übt, erschienen im Jahre 1835, und machten ungemeines Aufsehn. Der bis dahin kaum beachtete Verfasser sah sich plötzlich zur Tagesgröße erhoben, obwohl er noch nicht 30 Jahr alt war. Fünf Jahre später, 1840, erschien die Fortsetzung in zwei Bänden, worin er den Einfluß der Gleichheit auf den geistigen Fortschritt, auf Ideen, Gefühle, Sitte und Geschmack der Amerikaner, insbesondere, dann auch aller demokratischen Völker darstellte. Obgleich das Werk „La Democratie en Amérique" durchaus kein unterhaltendes Buch ist, sondern bei aller Glätte und Feinheit des Styls, bei aller Wärme der Empfindung und Anschaulichkeit einen ernsten, bisweilen strengen und abstrakten Charakter an sich trägt, so hatte es doch mehr Erfolg, als mancher lüderliche Roman; es wurde in eine Menge Sprachen übersetzt und erlebte in Frankreich bereits dreizehn Auflagen. — Die Sache kann indessen weniger Wunder nehmen, als es Anfangs scheint; so ging es in Frankreich auch mit andern Werken, z. B. Montesquieu's Esprit des Lois, u. s. w., die ein ungeheures Aufsehen machten, viel besprochen, aber eigentlich nur von Wenigen gelesen und von noch Wenigeren verstanden wurden. Frankreich ist das Land der politischen Theoreme, und hat ein großes Publikum, das die Weltverbesserung systematisch treibt, ein Publikum, das sprechen, plaudern und räsonniren muß, das, wenn ein System in den Salons ausgebrochen ist, Langeweile fühlt und sich nach einem neuen umsieht. Den Franzosen mußte es ein freudiges Erstaunen erregen, jene Gleichheit, der zu Liebe so viele tausend Köpfe gefallen waren, ohne daß man im Stande gewesen wäre, sie herzustellen, in Amerika so herrlich verwirklicht zu finden. Tocqueville's Buch hat auch (nebst anderen Einwirkungen) auf Deutschland seinen Einfluß geübt; die in den vierziger Jahren grassirende Amerikanomanie, welche jedenfalls dazu beigetragen hat, die Erschütterung von 1848 zu verstärken, beruht auf dieser Theorie demokratischer Gleichheit, die seitdem eine ganze Anzahl häßlicher Blößen bekommen hat. Jedenfalls ist eine Ernüchterung eingetreten, und viele der eifrigsten Amerikanomanen haben sich von der Anbetung der transatlantischen Demokratie bekehrt, da faktisch diese allgemeine Gleichheit gar nicht besteht.

Tocqueville macht aus der demokratischen Idee eine Art Kultus; eine neue Welt ist im Begriffe, zu entstehen und, um sie in's Leben zu führen, bedarf es einer neuen politischen Wissenschaft. „Er stellt fest, daß die modernen Gesellschaften, wie sie das Christenthum gestaltet hat, in der Politik von zwei Ideen, zwei Gefühlen, zwei Kräften bewegt werden, dem Geiste der Gleichheit und dem der Freiheit; daß diese beiden Kräfte vor ihm oft zusammengeworfen oder nur schwach geschieden (denn wir behaupten nicht, daß er sie zuerst geschieden), in einem sehr verschiedenen und oft entgegengesetzten Sinne wirken; daß die eine, der Geist der Gleichheit bisher viel mächtiger ist, als der andere, daß sie einen weit größern Spielraum hat, und daß der Geist der Freiheit, der für das sittliche Leben der Völker noch unentbehrlicher ist, den einzigen Damm bildet, der die Menschheit vor den Gefahren bewahrt, in welche sie die

demokratische Strömung fortreißt. Die Mittel suchen, wie diese beiden Kräfte einander abgeben, was jede zu viel hat, und sie beide zum regelmäßigen Fortschritt des Einzelnen und der Gesellschaft beitragen zu lassen, das ist der Hauptsache nach die Aufgabe, die sich Tocqueville zu lösen gestellt hatte." Er bewies den Franzosen im Jahre 1835, als er sich an dem melodischen Tonfalle der Kammerreden ergötzte, und die höchsten Freuden der charte verité genoß, daß diese lange noch nicht liberal genug sei. Trotzdem wurde er von den Demokraten von Profession auf's Heftigste angegriffen, indem sie ihm in's Gesicht sagten, er verstehe nichts von der Demokratie, die mit der Freiheit untrennbar verbunden sei, und im Grunde sei er nichts als ein verkappter Aristokrat. — Man that Unrecht, ihm dies vorzuwerfen, da er sich an vielen Stellen seines Buches entschieden gegen jede Wiederherstellung aristokratischer Vorrechte ausgesprochen hatte. Jedenfalls liegt den Ausführungen Tocqueville's der Grund-Irrthum zu Grunde, an dem alle diese romanischen System-Erfinder kranken, nämlich der, daß sich durch abstrakte Vorschriften und Gesetze eine Gesellschaft, ein Organismus herstellen lasse. Er erkennt an, „daß ein Volk im Ganzen nicht lange stark bleiben kann, wenn jedes einzelne Glied desselben ein Schwächling ist, und daß man noch nicht die sozialen Formen und politischen Combinationen erfunden hat, die ein Volk energisch machen, indem sie es aus kleinmüthigen und verweichlichten Bürgern zusammensetzen," — und doch glaubt er, daß man solche formes sociales und combinaisons politiques auffinden könne. Kurzum, er möchte seine Franzosen zu Amerikanern machen; zu dem Ende hat er die Frage studirt und ist auf den Esprit d'égalité und den Esprit de liberté als Grundfaktoren gekommen, obwohl diese beiden Gedanken-Gespenster nothwendig unfruchtbar bleiben müssen. Die französische Gesellschaftsfabrication ist nichts, als die künstliche Destillation und Condensation des Faustischen Homunculus, oder die höhere Goldmacherkunst nach den Vorschriften des Paracelsus, während sich das amerikanische Gleichheitsprinzip in einem Worte aussprechen läßt: „Geschichtslosigkeit." — In Amerika erkennt das Individuum höchstens die Familie an, aber keine Corporation, keinen Stand, keine Gesellschaft; alle geschichtliche Vergangenheit läßt es in Europa zurück. Hier heißt es gut deutsch: „Friß Vogel oder stirb!" Wer sich mit groben Rippenstößen in diese seit gestern bestehende nicht höfliche Gesellschaft einkaufen kann, der kann sich Glück wünschen, der gilt so viel als seine Kraft, sein Bowiemesser, sein Revolver, sein Handelstalent, sein Geldsack werth ist. Die Gesetze der Staaten sind der natürliche Ausdruck dieser Gesellschaft. Wem sollte man Privilegien geben? und doch existiren deren. Deutsche Demokraten, die von der Amerika-Tollheit kurirt sind, erzählen schreckliche Dinge davon; nach ihnen giebt es in Amerika eine Aristokratie der Stockfischhändler, der Sklavenhalter, der Stock-Amerikaner, der Weißen rc., und selbst der deutsche Baron- oder Grafentitel soll seine bezaubernde Wirkung auf diese Erzdemokraten nicht verfehlen. Es ist das vollkommenste Armuthszeugnis, das sich Europa und namentlich Frankreich stellt, wenn es in staatlichen Dingen bei den Amerikanern in die Schule geht, die eine colluvies gentium, aber noch lange kein Volk sind, deren Verfassung eine rohe Skizze, aber noch kein Staatsleben ist. Warum ist die amerikanische Verfassung so frei? — Ganz einfach, weil es eine Thorheit sein würde, wenn sie beschränkter wäre? Wozu soll sie die Menschen einschränken, für die Raum da ist? Warum sollte sie ihre gesunde Thatkraft unterbinden? Eine sich erst kolonisirende Gesellschaft ist eo ipso auf Selbsthülfe angewiesen, und der Zustand eines gemäßigten Faustrechts der natürlichste, weil in so vieler Beziehung das jus primæ occupationis seine Geltung hat. Daran, daß Amerika das Problem der Freiheit und Gleichheit gelöst habe, ist nicht im Traume zu denken; im Gegentheil mehren sich Stimmen und Anzeichen, daß die amerikanische Demokratie ganz dieselben Wege und Entwickelungen durchwandeln wird, wie alle anderen Demokratien — Ochlokratie, Despotie und vielleicht Monarchie, wenn's gut geht. Wollen wir es philosophisch ausdrücken, so können wir etwa sagen, aus dem Prinzipe der individuellen Selbsthilfe um jeden Preis entspringt zunächst das Prinzip der associationsmäßigen Selbsthülfe, d. h. deutlicher gesprochen, diejenigen Leute, welche das Help Yourself am besten, gründlichsten und professionsmäßigsten zu üben verstehn, thun sich nach dem Grundsatze: „Eintracht macht stark," zusammen und konstituiren sich als Ideal-Amerikaner. Die Rowdies von New-York, welche den Magistrat, die Gerichtshöfe und Wahlversammlungen terrorisiren, die Walker'schen Flibustier, die sich prügelnden Senatoren im Kongreßhause, die selbst besitzlose Weiße absfangenden Sklavenhalter sind die wahren Fortschritts-Amerikaner, welche das Prinzip der Selbsthülfe am besten begriffen haben, und es läßt sich voraussehen, daß das, was in Kalifornien bereits geschehen ist, nämlich daß sich die anständigen und rechtlichen Leute ermannten und die Tyrannei des Gesindels mit Gewalt niederschlugen, einst im größern Maßstabe wird unternommen werden müssen, um die amerikanische Gesellschaft von der drohenden Tyrannei des Brutalismus zu retten. Dann wird man aber jedenfalls einen neuen contrat-social machen müssen, man wird die Schrankenlosigkeit der individuellen Freiheit sehr beschränken, man wird nicht blos Individuen, sondern auch Stände und Gemeinschaften anerkennen; kurz es wird in Amerika gehen, wie es vom Anfang der Geschichte her zugegangen ist — kein Haar anders. — Alle diese sozialen und politischen Theorien leiden an einem großen Mangel geschichtlichen Sinnes und Verstandes; sie operiren stets mit einem abstrakten Gespenste, das sie für den Menschen halten, aber nicht mit dem konkreten Menschen selbst.

Im Jahre 1839 wurde Tocqueville im Departement de la Manche, Arrondissement Valognes, in die Deputirtenkammer gewählt. Er blieb darin seinen Doctrinen treu. Anfangs hielt er sich, wie er selbst in einer seiner ersten Reden sagte, fern von jeder besondern Verbindung und jedem Parteigeiste; später neigte er sich immer mehr zur Opposition.

Die repräsentative Verfassung der demokratischen Juli-Monarchie schien ihm unter den damaligen Verhältnissen die geeignetste Staatsform, um die soziale Frage zu lösen, die er sich gestellt hatte; zudem hegte er die jedenfalls sehr gerechtfertigte Befürchtung, daß eine neue Revolution alle Errungenschaften der Freiheit wieder in Frage stellen könnte. Er war also dafür, die schmale Grundlage, auf welcher die Juli-Monarchie errichtet war, allmählich zu erweitern, und eben weil er eine neue Revolution fürchtete, trat er mit großer Heftigkeit gegen alle Akte der Regierung auf, die ihm eine Beschränkung und Verengung der Freiheit schienen. Später, als ihn die Zeitverhältnisse außer Cours gesetzt hatten, ließ er seinen Gegnern, Liberalen, wie er selbst, Gerechtigkeit widerfahren; sie hatten sich alle getäuscht: ob die Regierung von der Scylla oder Charybdis verschlungen worden, blieb sich am Ende gleich. Der Liberalismus der Bourgeoisie mit seinen abstrakten Formeln, seiner künstlichen Schaukel, seinen beredten Deductionen war durch die rohe Thatsache überführt worden, daß er die Zauberformel nicht besessen habe, den Revolutionsgeist zu bannen. Er schob freilich Alles auf das Verlassen der Prinzipien, auf die wilden Leidenschaften, die er vergeblich zu besänftigen trachtete. Schon im Jahre 1842 prophezeite er in einer am 18. Januar gehaltenen Rede den Sturz des parlamentarischen Regiments und seinen Ersatz durch eine ganz andere Regierungsform.

In den stürmischen Kämpfen, welche der Februar-Revolution vorausgingen, zeigt die Haltung, welche Alexis von Tocqueville annahm, einen Ausdruck so bestimmter Weisheit und Klarsichtigkeit, daß es wohl werth ist, sie in volles Licht zu setzen. Er war für die Wahl- und Parlaments-Reform; er kämpfte lebhaft dafür, aber nur auf der Rednerbühne. Als die Mehrzahl seiner politischen Freunde sich der radikalen Partei anschloß und die Agitation des Landes in Betrieb setzte, weigerte er sich entschieden, an den Bankett-Vereinen zu Paris oder auswärts den geringsten Theil zu nehmen, weil er überzeugt war, daß die Franzosen im politischen Leben nicht hinlänglich geschult seien, um diese Aufregung zu ertragen, daß der Geist des Widerstandes wohl beschworen, aber nicht so leicht wieder gebannt werden könne und endlich, daß es besser sei, einen gewissen Sieg noch eine Zeitlang in die Ferne zu rücken, als den Erfolg durch gefährliche Mittel in Frage zu stellen. In dem Maße, als die Aufregung mitten im blinden Vertrauen der Einen und der eben so blinden Verachtung der Andern allmählich wuchs, steigerte sich seine patriotische Angst; seine Beschwörungen an die Mehrheit und das Ministerium wurden immer eifriger, drängender, beredter und wahrhaft prophetisch. Man kann heutzutage nicht ohne eine Art Schauder die Stelle einer Rede lesen, die er am 27. Januar 1848, etwa einen Monat vor dem allgemeinen Umsturze Frankreichs und Europa's, gehalten hat:

„Merken Sie nicht, meine Herren, durch eine Art instinktiven Schauens, die sich nicht erörtern, vielleicht nicht erklären läßt, aber die dennoch gewiß ist, daß der Boden in Europa von Neuem zittert? Fühlen Sie wirklich nicht..... was soll ich sagen? einen Revolutionswind, der in der Luft ist? Dieser Wind — man weiß nicht, wo er entsteht, woher er kommt — glauben Sie es nur — wen er mit fort nimmt. Und in solcher Zeit bleiben Sie ruhig im Angesicht der Entartung der öffentlichen Sittlichkeit! — das Wort ist nicht zu stark.

„Ich spreche hier ohne Bitterkeit, ich spreche zu Ihnen, wie ich selbst glaube, ohne Parteigeist; ich greife Menschen an, gegen die ich keinen Zorn hege; aber endlich bin ich gezwungen, meinen Gegnern und meinem Lande zu sagen, was meine tiefe und feststehende Ueberzeugung ist. Ja wohl! meine tiefe und feststehende Ueberzeugung ist die, daß die staatliche Sittlichkeit entartet, daß die Herabwürdigung der staatlichen Sittlichkeit uns in kurzer Zeit, vielleicht in nächster Nähe zu neuen Revolutionen

führen wird.... Haben Sie in der gegenwärtigen Stunde eine Gewißheit von dem, was morgen sein wird? Wissen Sie, was in Frankreich in einem Jahr, in einem Monate, vielleicht in einer Stunde sich ereignen kann? Sie wissen es nicht.

„Aber das wissen Sie: der Sturm steht am Horizonte, er rückt Ihnen näher. Wollen Sie sich von ihm überraschen lassen? Meine Herren, ich beschwöre Sie, es nicht zu thun; ich stelle keine Forderung an Sie, ich flehe Sie inbrünstig. Ich würde mich gern vor Ihnen auf die Knie werfen; für so wirklich und ernstlich halte ich die Gefahr, wenn ich sie ankünde, so ist das um des Himmels Willen keine rhetorische Floskel. Ja wohl, die Gefahr ist groß; beschwören Sie dieselbe doch, da es noch Zeit ist."

Propheten haben stets das Unglück gehabt, verspottet zu werden — die Gefahr wurde weder beschworen noch bekämpft. Nachdem das Unglück einmal geschehen war, zögerte Tocqueville nicht, sich seinem Lande zur Gründung einer geregelten und freien Regierung abermals zur Verfügung zu stellen. Auch bei dem allgemeinen Stimmrechte wurde er wieder gewählt und that, was er seinen Ansichten und Grundsätzen nach, für das Geeignetste hielt, obgleich er für das Leben in einer Republik keinen besondern Geschmack hatte. Trotz seiner Anstrengungen, konnte er bei dem allgemeinen Rausche, der die Geister ergriffen, die fehlerhafte Organisation zwischen gesetzgebender und ausführender Gewalt nicht hindern, welche zwischen beiden einen nothwendigen und unlösbaren Widerspruch hervorbrachte und zeitig nicht nur Republik, sondern auch die Freiheit selbst in Verruf bringen sollte. Nach der Abstimmung, welche den Prinzen Ludwig Napoleon zur Präsidentschaft der neuen Regierung berief, ging Alexis von Tocqueville, frei von aller monarchischen oder Partei-Theilnahme, und nur mit seinem Hauptgedanken, dem Lande seine freien Einrichtungen zu erhalten, darauf ein, in dem ersten, von dem neuen Staatshaupte gebildeten Ministerium eine Stelle anzunehmen. Er hoffte, daß unter dem Drucke des Gefühls der Gefahren und der Uebel einer gewaltsamen Lösung, der gleichmäßig schwer auf allen Wohlgesinnten lasten müsse, zwischen dem Präsidenten und der Mehrzahl der gesetzgebenden Versammlung eine aufrichtige Vereinbarung zu Stande kommen könne, um regelmäßig und friedlich aus der gegenwärtigen Klemme zu kommen: die Lage anfangs bessern, später hinausziehen, ohne indeß die Zukunft zu binden, das war seine Ansicht. Diese Hoffnung, idealistisch genug, und wenn man will, chimärisch, hielt indeß nicht lange vor; als er seine Täuschung eingesehen, stellte sich bei ihm wieder jene Hellsichtigkeit ein, davon wir bereits ein Beispiel gegeben haben; er theilte keine der Illusionen mehr, welchen sich die verschiedenen Parteien der Versammlung immer noch hingaben. In einem Briefe vom 26. Oktober 1849, den er wenige Tage vor der Entlassung des Ministeriums, dessen Mitglied er war, an einen seiner vertrautesten Freunde schrieb, zählt er die gemachten Fehler auf und bedauert, daß die Führer der Majorität sich nicht in die drängende Nothwendigkeit hätten fügen wollen, ein Ministerium der Versöhnlichkeit und Gesetzhaftigkeit kräftiger und standhafter aufrecht zu halten. Dabei sagt er auf das Bestimmteste das Ereigniß voraus, das zwei Jahre später eintreten sollte, und scheint an dem Erfolge nicht zu zweifeln. Trotzdem blieb er in der Versammlung, um alle Mittel gesetzlichen Widerstandes zu erschöpfen. Ihre Auflösung gab ihn dem Privatleben zurück.

Die unfreiwillige Muße, in welche ihn der neue politische Zustand Frankreichs versetzt hatte, gab ihm Veranlassung, über die Ursachen nachzudenken, die ihn herbeigeführt; er wollte sich Rechenschaft über das Schauspiel geben, das Frankreich seit 1789 der Welt bietet, über diese beständigen Selbstwiderlegungen, Anläufe, Rückgänge und sich widersprechenden Strömungen. Doch ehe er das Frankreich der Revolution studirte, empfand er das Bedürfniß, das Frankreich des alten Regime's gründlich kennen zu lernen und wie das eine aus dem andern hervorgegangen. Er ging dabei bis auf die letzten Quellen selbst zurück, und begnügte sich nicht, seine Kenntnisse hierüber blos aus gedruckten Büchern und aus zweiter Hand zu schöpfen, sondern suchte in allen Departements-Archiven nach Aktenstücken und Schriften, welche ihm über die gesellschaftlichen Zustände des alten Frankreichs, über die gegenseitige Stellung der verschiedenen Klassen Aufschluß geben könnten. Aus diesen Untersuchungen ging ein Band hervor, worin der Verfasser die wichtigsten Fragen stellt und löst.

Natürlich stimmen die Ergebnisse, zu denen A. von Tocqueville gekommen ist, in den Hauptsachen mit denen anderer Forscher nahezu überein; daß die erste Revolution kein zufälliges, durch diese oder jene flüchtige Ursache hervorgerufenes Ereigniß, kein Abfall eines hitzigen Fiebers sei, das die ganze Nation plötzlich ergriffen; daß ihre Ursachen vielmehr weit vor 1789 in frühere Jahrhunderte hinaufreichen — das sind Dinge, die wohl hinlänglich feststehen und in's Licht gesetzt erscheinen, als daß es nöthig wäre, sie durch neue Forschungen zu bestätigen. Auch der Nachweis, daß der republikanischen Anarchie der Revolutionsjahre schon längst eine monarchische vorangegangen, ist bereits von Andern geführt worden. Beständiger Kampf der Parlamente und des Königthums, der Parlamente und des Klerus; tiefer unten die Kompetenzconflikte der Behörden, die Ansprüche der Rechtsgelehrten und Adligen, die Verwirrung und die Widersprüche in den Gesetzgebungen: aus diesem Chaos läßt man die Revolution hervorgehen. Allerdings war ein solcher Zustand vorhanden; aber er ist nur der am meisten in die Augen fallende Theil des Schauspiels, aber vielleicht nicht der Haupttheil. Hinter dieser Stirnseite, welche uns eine in der Auflösung begriffene aristokratische Gesellschaft darstellt, zeigt uns A. von Tocqueville einen beinah schon ganz fertigen Neubau, eine schon sehr mächtige Centralisation der Verwaltung, die immer mehr um sich greift, und überall das örtliche Leben ertödtet, und, mit Ausnahme der Staatsländereien, die ihrer Thätigkeit mehr entgehen, aber kaum ein Viertel von Frankreich ausmachen, sich überall den Corporationen, Gemeinde-Obrigkeiten, ja selbst den herrschaftlichen Gerichtsverwaltungen unterschiebt. Alles geht bereits, wie heutzutag: durch den Kabinets-Minister, durch den Oberbeamten (intendant) der Provinz, d. h. durch den Präfekten und durch den Subdelegaten (subdélégué), der dem heutigen Unterpräfekten entspricht. Der größte Theil dessen, was man die Errungenschaften der Revolution nennt, wäre demnach ein Erzeugniß der alten Regierung.

In dieser Verwaltungs-Centralisation, die älter als die Revolution ist, sieht A. von Tocqueville die Ursache mehrerer charakteristischer Merkmale derselben. Wir wollen blos die wichtigsten andeuten. Indem sie den aristokratischen Einfluß vollends ruinirte, trug sie dazu bei, die Privilegien, welche sie dem Adel ließ, immer verhaßter zu machen. Da derselbe immer mehr und mehr von der Theilnahme an der Stadt- und Gemeinde-Verwaltung entfernt wurde, so blieb bald nichts mehr übrig, als eine unnütze, dem ganzen Volke unerträgliche Kaste. Die Kaufbarkeit des Adels, der durchaus keine Verpflichtung irgend welcher Art hatte, seine völlige Abgabenfreiheit ließen ihn als eine Schaar hungriger Drohnen mitten unter dem mühsam arbeitenden Volke erscheinen; alle Lasten trug der Arme und Besitzlose.

Die Revolution brachte politische Freiheit, aber nicht den Geist der Selbstverwaltung, der Selbstbeherrschung; die Franzosen wußten nicht, was sie mit ihrer Freiheit machen sollten, und begingen dumme Streiche, wie ein bis dahin knapp gehaltener, bevormundeter junger Mensch, der plötzlich Herr einer großen Erbschaft und viel Edelmuth, viel Begeisterung, Mannhaftigkeit und Pathos, aber unendlich wenig gesunden Verstand und haushälterisches Talent hat. Die Centralisation blieb und bildete sich eben durch die Revolution, welche die Reste aller corporativen Verbände vernichtete, nur noch einseitiger aus. Wer die Hauptkurbel dreht und nur ihren Griff recht zu packen weiß, der ist Herr von Frankreich und setzt die ganze Ministerial-Präfekten- und Souspräfekten-Maschine in Bewegung. Der Fehler der Bourbonen war nur, daß sie sich von der neuen Freiheit imponiren ließen und nicht zum Aeußersten durchgriffen. Die beiden Napoleone haben das besser verstanden; sie haben der Welt bewiesen, daß nur Muth und kalte Entschlossenheit dazu gehört, um den geraden Gegensatz einer revolutionairen Freiheit herbeizuführen. Die Kammern sind in Frankreich mit einem Streiche beseitigt. — Was haben sie seit 1830, ja seit 1815 eigentlich gethan, was zum politischen und sittlichen Fortschritte gereichte? — Wenig mehr, als Nichts; vielleicht weniger: Deklamations-Institute sind's gewesen, höchstens Börsenvereine.

So viel über das Buch, das den Titel führt: „L'Ancien Régime et la Révolution." Es machte ungeheures Aufsehn selbst in England. Als der Verfasser im Jahre 1857 eine Reise dahin unternahm, wurde er von den höchsten Kreisen der Gesellschaft in der tollen Weise vergöttert, wie dies nur ausgemachten Weltwundern zu geschehen pflegt. Die exklusivsten Clubs und Salons machten sich eine Ehre daraus, ihn empfangen zu können; selbst die Regierung war so zuvorkommend, daß sie eine königliche Fregatte eigens beauftragte, ihn nach Cherbourg zurückzubringen. Als sie daselbst den kleinen schwächlichen Herrn im Paletot mit seinem Reisesacke an's Land gesetzt und sogleich wieder kehrt machte, entstand in Frankreich große Verwunderung, und man fabelte von einem Adjutanten des Kaisers, der aus England gekommen, wo er über das Ceremoniel des Empfanges des Kaisers, wenn er nach Osborn käme, verhandelt habe. Herr v. Tocqueville hielt es nicht der Mühe werth, den Irrthum zu berichtigen.

Im letzten Herbste verschlimmerte sich sein Brustleiden, und deshalb reiste er mit seiner Frau auf den Rath der Aerzte in's südliche Frankreich,

nach Cannes, wo ihn der Tod überraschte. Sein religiöser Sinn war zu jeder Zeit lebendig gewesen, und so kam es, daß er inmitten seiner Familie und Freunde christlich verschied. Seine Frau, seine beiden Brüder, sein Neffe, seine Schwägerin und ein geliebter Jugendfreund, Louis de Kergorlay umstanden sein Lager. Kurz vorher hatte er noch seinen Gefährten auf der amerikanischen Reise, Gustave de Beaumont, einige Tage um sich gehabt. Seinem letzten Willen gemäß, ist er in dem heimatlichen Dorfe bestattet worden und ruht auf dem Kirchhofe von Tocqueville auf der Straße von Cherbourg nach Barfleur.

Alexis von Tocqueville war, seinen bürgerlichen Verhältnissen nach, einer der wenigen Reste des alten Adels, welche die Stürme der Revolution überdauert. Er war Gutsbesitzer auf alt ererbtem Boden, auf dem seine Familie seit Jahrhunderten erbangesessen war und eine nicht unwichtige Rolle gespielt hatte, und hatte andere Reste dieses altpatriarchalischen Verhältnisses neben sich, wie z. B. die Familie der alten Syndici von Tocqueville, in denen das Schulzenamt (maire de village) dieses Dorfes forterbte. Die alten loyalen Wechselbeziehungen waren geblieben, und in dieser edlen Stellung zu seinen ehemaligen Unterthanen that er Alles, was er nach seinen strengen Begriffen von Recht, Billigkeit und Pflicht zu thun sich verbunden hielt, indem er mit musterhafter Treue in den Kommunal-Angelegenheiten, im Armenwesen u. s. w. thätig war. Was er demnach unter Demokratie eigentlich verstand, dürfte wenig zweifelhaft sein; er wollte, daß auch das niedrigste Volk sich seiner Freiheit ganz bedienen solle, daß an die Stelle gängelnder Bevormundung eine vernünftige Selbstverwaltung trete, in der jeder Einzelne sein Recht finde und seine Pflicht gegen die Gesammtheit übe. Eine sehr verzeihliche Täuschung mag es daher sein, wenn er in Amerika sein Ideal verwirklicht zu finden wähnte. Sein Einfluß und sein Ansehn in dem heimatlichen Kanton war daher trotzdem, daß der Staat allen gesetzlichen Verband zwischen Gutsherrn und Bauern aufgehoben, größer und mächtiger, als der jedes seiner Vorfahren, und seine Popularität war ungemein groß. 1848 unter dem allgemeinen Stimmrechte sagte ihm ein alter Bauer, als er ganz ermüdet und abgehetzt in die Wahl-Versammlung nach Saint-Pierre-Eglise, dem Hauptorte des Kantons kam, ein alter unbekannter Bauer im vertraulichsten Tone: „Mich wundert sehr, Herr von Tocqueville, daß Sie so müde sind, denn wir haben Sie ja Alle in der Tasche getragen.“ Alle ohne Ausnahme hatten nämlich den Stimmzettel mit seinem Namen in der Tasche. Sein Besitz war nicht gerade bedeutend; ehe er seinen Vater beerbt, betrug sein jährliches Einkommen etwa 20,000 Francs Rente. Jung verheiratet, hat er fünfundzwanzig Jahre lang eine musterhafte und glückliche Ehe geführt.

Alexis von Tocqueville war von schwächlichem Körperbau; seine Gestalt war fein und anmuthig, dabei fest und frei; sein Benehmen ungezwungen und einfach natürlich bei der höchsten Eleganz; seine Unterhaltung lebhaft, geistreich und vielseitig, ohne daß eine Eitelkeit zu Tage gekommen wäre, sich selbst gern reden zu hören. Zu stolz, um eitel zu sein, und zu bescheiden, um sich geltend machen zu wollen, hörte er mit Geduld und stritt mit Lebhaftigkeit, ohne sich an Kleinigkeiten, wie sie so häufig in den Weg kommen, aufzuhalten. — Stets ging er auf das Ziel los und verfocht, was seine Ueberzeugung war. Ohne menschenscheu zu sein und in der großen Welt völlig zu Hause, liebte er doch die Zurückgezogenheit, das Landleben und ließ sich am liebsten in engeren Zirkeln gehen, weniger in großen Gesellschaften, in denen er sonst so gesucht war. Mit seiner Frau und seinem Freunde Ampère hätte er in einer Wüste leben können.

Beredt war er eigentlich nicht; namentlich bemerkte man im Anfange seiner parlamentarischen Laufbahn in seinen Reden etwas Geschraubtes, Mühsames, und der Einfluß mühsamer Studien blieb sichtbar. Auch fehlte ihm die physische Kraft dazu; doch konnte er in gehobenen Momenten wirklich beredt werden, wie namentlich in einer stürmischen Sitzung der gesetzgebenden Versammlung, welche der römischen Expedition folgte. Mit mannhafter ernster Ruhe, die feinen Lippen kneifend, bei jedem Worte unterbrochen, trotzte er damals den wüthenden Einwürfen der Bergpartei. Auch in seinen Büchern ist sein Mißtrauen zu sich selbst, und eine peinliche Sorgfalt, nur das Richtige zu sagen, vielfach bemerkbar — eine Folge seiner ersten Studien und seiner Gewissenhaftigkeit. Jedenfalls war Alexis von Tocqueville einer der unbescholtensten, reinsten und edelsten politischen Charaktere des heutigen Frankreich, ein Mann, der, was immer der Werth seiner Theorien sein mag, es mit seinem Vaterlande, seinem Volke und der Menschheit gut und aufrichtig meinte. Friede seiner Asche!

Zur Geschichte des Briefgeheimnisses.

Wir theilen den nachstehenden interessanten Beitrag zur Geschichte des Briefgeheimnisses nach einem Aufsatze von Alfred Michiels im Magazin de Librairie mit. Dem Verfasser hat es beliebt, das österreichische Verfahren auf diesem Gebiete zunächst darzustellen. Noch viel anziehendere Dinge hätte er uns gewiß mittheilen können, wenn es ihm gestattet gewesen wäre, die Geheimnisse des Cabinet noir von Paris zu enthüllen. Natürlich müssen wir Herrn Michiels die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit der nachstehend von ihm erzählten Thatsachen überlassen:

„Die Brief-Inquisition in Oesterreich datirt vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Maximilian I. gebrauchte sie, um den Ränken der deutschen Fürsten und den Plänen der Vlaemingen und Mailänder, Karl V. sodann, um allen Geheimnissen der Protestanten auf die Spur zu kommen. Der Landgraf Philipp von Hessen, der davon keine Ahnung hatte, mußte, wie aus der deutschen Geschichte bekannt, seine Korrespondenz mit den kaiserlichen Städten und die darin enthaltenen Schmähungen gegen den Kaiser grausam genug büßen.

Die Kunst, Briefe aufzufangen, zu öffnen und wieder unmerklich zu versiegeln, wurde in der Periode des schmalkaldischen Bundes von Jesuiten und Spaniern zu großer Vollkommenheit und unbegränzter Anwendung gebracht. Als 1572 die männliche Linie der Jagellonen mit dem Tode Sigismund August's erlosch und Maximilian II. um die polnische Krone warb, erhielt der General-Director der deutschen Posten Befehl, den Kardinal Moreni, Gesandten des Papstes, dem man keine freundliche Gesinnung für den Kaiser zutraute, auf der Reise anzuhalten. Man faßte ihn in der That auf eine brutale Weise und nahm ihm alle seine Papiere ab, die freilich den Kaiser nicht sehr erbaueten.

Selbst die Korrespondenzen der Militair-Behörden blieben nicht verschont. Unter Rudolph II. beklagte sich der beim Hofe in großer Gunst stehende General Lazarus Schwendi darüber, daß der Post-Director Biechhauser oft seine Briefe zurück behielt oder erbrach. Wallenstein, der diese Unterschleife fürchtete, schrieb niemals ein Billet, das ihn compromittiren konnte.

Unter Leopold wurde dieses Spionirwesen in ein System gebracht. Die Briefe, die das Publikum der Rechtlichkeit der Verwaltung anvertraute, wurden regelmäßig erbrochen oder unterschlagen. Niemand entdeckte das Geheimniß, und das Wiener Kabinet erlangte auf diesem Schleichwege eine Menge kostbarer Nachrichten über die Politik Frankreichs, Deutschlands, über die Angelegenheiten Ungarns; von großem Nutzen war ihm dieses falsche Spiel während des spanischen Erbfolgekrieges und zur Kenntniß der diplomatischen Ränke, die den Thronwahlen in Polen und Schweden vorangingen.

Erleichtert wurde dieser Postbetrug durch die der Familie Thurn und Taxis bewilligten Privilegien. Vom baltischen Meere bis Triest, von Ostende bis Hermannstadt rannten ihre Eilboten Tag und Nacht. Oesterreich aber hatte das Glück dieses Hauses gegründet; Ferdinand II. erhob das Haupt desselben in den Grafenstand, um später in die Reihe der Fürsten zu treten. Das ganze Geschlecht war natürlich mit Herz und Seele dem Hause Habsburg ergeben.

Ein Mitglied dieser Familie, Franz, soll zuerst 1500 den Plan einer allgemeinen Post-Organisation gefaßt haben. Der Sohn, Johann Baptist, entwickelte seine Entwürfe und richtete, mit Bewilligung des Kaisers Maximilian eine Postverbindung zwischen Brüssel und Wien ein, die für sehr wichtig galt, da der Monarch zu gleicher Zeit die Niederlande und Oesterreich besaß. Am 18. Oktober 1518 unterzeichnete Karl V. zu Augsburg ein Diplom, das Johann Baptist zum General-Director der niederländischen Posten ernannte.

1543 organisirte Leonhard, Sohn Johann Baptist's, eine zweite Postlinie, die aus den Niederlanden über Lüttich, Trier, Speier, Augsburg, Schwaben und Tyrol nach Italien führte. Der Aufstand Belgiens und Hollands unterbrach jedoch den Lauf der Briefe und Depeschen; die Familie Thurn und Taxis erlitt dadurch ungeheure Verluste und gerieth in Schulden; allein Leonhard ließ den Muth nicht sinken. Er nahm offen die Partei Philipp's II. und verfocht dessen Sache mit solcher Hartnäckigkeit, daß der dankbare Monarch ihm die Devise: Perpetua fide in das Wappen ertheilte.

Am 16. Juni 1595 ernannte Rudolph II. Leonhard von Taxis zum General-Post-Director des ganzen Reiches. Seitdem hieß die Anstalt: die kaiserliche Post. Zehn Jahre später erhielt Leonhard den Freiherrn-Titel und endigte sein trugvolles Leben 1612, im Alter von 90 Jahren.

Seinem Sohne Lamoral verliehen Matthias und Ferdinand II. die

Erblichkeit seines Amts in den männlichen und weiblichen Nachkommen. 1621 erhob ihn, wie schon erwähnt, Ferdinand zum Grafen. Er führte zwei neue Brief-Postenlinien ein; die eine ging über die Alpen, die andere von Frankfurt am Main nach Leipzig, Hamburg, Nürnberg, Prag und Wien. Die stets erweiterte Ausdehnung hatte das Unternehmen sehr ergiebig gemacht; es warf jährlich eine Million Gulden ab: ein Gewinn, der zu allen Zeiten als beträchtlich gelten kann, damals aber einem königlichen Vermögen gleich kam.

Indeß erstreckte sich das Thurn'sche Post-Privilegium nicht über ganz Deutschland. Das Erzherzogthum Oesterreich, Brandenburg, Kursachsen, Hessen und Mecklenburg hatten ihre eigenen Post-Anstalten. Man sieht, daß das Haus Habsburg, wie sehr es auch die Familie Thurn und Taxis mit Vorrechten und Ehren überhäufte — sie wurde 1686 in der Person Eugen Alexander's gefürstet — sich in seinen eigenen Staaten freie Hand vorbehielt. Hier wurde die fürstliche Familie Paar mit dem Postwesen vertrauet, ohne daß ihre Eilboten die Gränzen überschritten; der Director und seine Beamten standen unter der Kontrole der Regierung. Die Pforten des schwarzen Kabinets jedoch blieben ihr verschlossen; diese öffneten sich nur den Fürsten von Thurn und Taxis, die an dieser großen Werkstatt des Betruges ihren Handlanger hatten.

An den Mittelpunkten der Post-Verbindung, auf den wichtigsten Stationen der deutschen Straßen, bestanden unter dem Namen Briefzellen geheimnißvolle Anstalten; so in Regensburg, Augsburg, Frankfurt, Eisenach, in den Hansestädten, namentlich in Bremen, Hamburg; endlich in den Residenzen der geistlichen Kurfürsten. Sobald die Depeschen ankamen, wurden sie sortirt, die ausersehenen Briefe auf alle mögliche Weise erbrochen, und, nachdem man den Inhalt abgeschrieben, wieder versiegelt. Dieses schmachvolle Geschäft wurde von der Regierung auf's Reichlichste belohnt und erbte vom Vater auf Sohn. Die Erben des edlen Handwerks übten sich schon früh in der nöthigen Fingerfertigkeit und Verstellung. Die Familie Eberl unter andern trieb es seit Rudolph's II. bis zu den Zeiten Joseph's II.; sie hatte ihren Sitz zu Stokkerau an der Donau. Ein Sprößling derselben, der Kabinets-Courier Lucas, vollbrachte gewisse sehr heiklige Missionen mit solchem Glück, daß er zum Post-Director ernannt und von Matthias 1612 sogar geadelt wurde. Noch 1790 besaß diese gewissenhafte Familie die Briefzelle von Stockerau.

Die von Oesterreich besoldeten geheimen Agenten bildeten allmählich eine Aristokratie zweiten Ranges. Viele wurden geadelt, wie die Eggerle, Appelmann, Pollau, Guggenberger. Die einen erhielten den Freiherren-, die andern den Grafen-Titel. Die Freiherren von Leykam verbanden noch mit der Kunstfertigkeit im Brieferbrechen die Wohlbewandertheit in den Maulwurfsgängen der Polizei. Dieses doppelte Talent empfahl sie absonderlich der Regierung. Aus einem geschickteren und ausgezeichneteren Geschlecht konnte Fürst von Metternich seine zweite Frau nicht wählen.

Die andern deutschen Höfe, als ihnen endlich über dieses Treiben die Augen aufgingen, konnten nichts Besseres thun, als dem schönen Beispiel um die Wette nacheifern, ohne es darin zu der Meisterschaft Oesterreichs zu bringen; dieses behielt das unbestrittene Uebergewicht. Niemals erfuhr Friedrich der Große, daß der Fürst Kaunitz seine Depeschen früher las, als sein Gesandter in Wien. Sie, wie das französische, waren zwar in Chiffern geschrieben; allein die Wiener Diplomatie besaß längst den Schlüssel zu den räthselhaften Zeichen. Alle preußischen Kabinets-Couriere, mit Ausnahme von zweien, waren bestochen von dem Polizei-Director, dem Hofrath Joseph von Beer, dem völlig freie Hand, selbst in Bezug auf die Verwendung der ihm zu Gebote gestellten Geldmittel, gelassen wurde. An der böhmischen Gränze, unfern Pirna, stand ein Haus, das nach örtlicher Lage und Bauart seinem Zwecke entsprach. Nur die Vertrauten der Verwaltung hatten Zutritt; mehrere derselben wohnten darin. Hier erwarteten sie den Berliner Courier, nahmen ihn in ihre Postchaise auf, öffneten das Felleisen, und während die Pferde mit verhängtem Zügel ausgriffen, wurden die Depeschen erbrochen, gelesen und die wichtigsten Stellen copirt. Nach vollbrachtem Werk versiegelte man die Briefe und verschloß das Felleisen wieder. Welche Geschicklichkeit diese Gaunergriffe verlangten, läßt sich denken. Endlich hielt der Wagen an der letzten Station vor Wien, kurz hinter Langenzersdorf; die ehrlichen Leute trennten sich, der Courier und seine Helfershelfer eilten windschnell nach der Hauptstadt; drei Stunden später empfing der preußische Gesandte im völlig guten Glauben seine Depeschen, die Kaunitz bereits in Händen hatte.

In Wien selbst war ein Flügel des kaiserlichen Schlosses, die Stalburg genannt, der Briefinquisition eingeräumt. Hier verwendete man vorzüglich Neapolitaner, deren überlegene Gewandtheit man aus Erfahrung kannte. Nicht nur erbrachen und versiegelten sie die Briefe mit wunderbarer Geschicklichkeit, sondern sie konnten Handschriften nachmachen und verfertigten falsche Sendschreiben, brachten täuschende Nachrichten an den Mann. Ueberdieß forderte ihre Arbeit eine solche Geistesanspannung, so viel Sorgfalt und Raschheit, daß viele darüber von Sinnen kamen. Sie wurden freilich so reichlich bezahlt, daß sie mit ihren Familien in Ueberfluß leben konnten; indeß wurden sie mehr wie Staatsgefangene, denn wie öffentliche Beamte behandelt. Die Polizei ließ sie niemals aus den Augen; man führte Buch und Rechnung über ihren Aufwand, über ihren Verkehr mit Andern; machte es ihnen zur Pflicht, eine Gesellschaft für sich zu bilden, gleich den Beamten der Kanzlei und des kaiserlichen Kabinets. Fremde, besonders Diplomaten, die sich in ihren Kreis einzudrängen suchten, wurden so brutal abgewiesen, daß ihnen die Lust verging, den Versuch zu wiederholen. Jeden Morgen fand der Kaiser auf seinem Schreibtische ein Heft, in das er nur einen Blick zu werfen brauchte, um zu wissen, was Jeder den Abend zuvor vorgenommen hatte. Sie waren einer eben so strengen Disziplin, wie Mönche und Soldaten unterworfen.

Trotz aber aller Gewandtheit, aller wachsenden Schlauheit auf dem vom Hause Thurn und Taxis verwalteten Gebiete, konnte es doch nicht fehlen, daß eine hin und wieder mit unterlaufende Ungeschicklichkeit Aergerniß und Reclamationen hervorrief.

1772 fiel die, Polen und den türkischen Krieg betreffende, Korrespondenz zwischen Preußen und Rußland einem höhern Beamten zu Mainz in die Hände. Von Dietz, der preußische Resident, bekam davon Wind, und heftig wie er war, ließ er unverhohlen seinem Zornausbruch darüber freien Lauf. Preußen, Sachsen und Hannover hätten gern von Stund' an dem Privilegium der Familie Thurn und Taxis ein Ende gemacht. Allein sonst überall in den Kleinstaaten, wo die Agenten der Wiener Diplomatie residirten, und wo das über ihren Pforten angeheftete österreichische Wappen auf die Bewohner drohend herabzuschauen schien, übte das Thurn und Taxi'sche Posthorn seine volle Macht; furchtlos, ja mit einer gewissen Unverschämtheit walteten die schwarzen Kabinette, und Oesterreich ließ sich's sehr angelegen sein, sie aufrecht zu erhalten.

Die furchtbaren Niederlagen bei Ulm und Austerlitz — nur sie allein konnten diesem Treiben ein Ziel setzen. Der Frieden zu Preßburg und die Stiftung des Rheinbundes befreiten das westliche Deutschland davon. Während die Franzosen Wien besetzt hielten, vom 13. November 1805 bis 13. Januar 1806, war das geheimnißvolle Bureau der Stalburg ein Gegenstand allgemeiner Neugier: die Gräfin Rambeck, Schwester des Kanzlers Kobenzl, führte den Fürsten Talleyrand hier öfter herum. Während der französischen Herrschaft feierte das Spionirwesen der Posten.

Allein das Jahr 1814 gab dem Hause Thurn und Taxis das gefährliche Monopol wieder und die österreichische Regierung brachte das unterbrochene Getriebe wieder in Gang. Vergebens warnten Hannover und Sachsen die Fürsten des deutschen Bundes; keiner beachtete ihre offiziösen Mahnungen. Baiern allein benutzte sie. Die kleineren Souveraine räumten den alten Fälschern ihre Vorrechte wieder ein; der Wiener Kongreß erwies sich besonders wohlwollend gegen die Familie Thurn und Taxis, die während des Feldzuges 1814 der heiligen Allianz durch ihre Verbindungen, ihre unermeßlichen Geldmittel, ihren alten Kredit, durch die Reorganisation des Postwesens, durch die rasche und sichere Beförderung der Depeschen wesentliche Dienste leistete. Dieser Eifer heischte eine Belohnung und die Sieger gewährten sie in vollen Maßen; sie bestätigten dem Hause Thurn und Taxis das Monopol und entschädigten es für das verlorene Post-Gebiet durch reiche Domainen.

Die Briefzellen wurden fast überall wieder hergestellt und mit Werkzeugen, chemischen Apparaten ausgestattet, so daß sie weniger Postanstalten, als Laboratorien ähnlich sahen. Die Zellen zu Frankfurt und Eisenach wurden die Mittelpunkte eines den Liberalen verderblichen Spionirwesens; die Hauptmaschine aber arbeitete in Wien, dort liefen die Schlingen des weitausgedehnten Trugnetzes zusammen.

Mit dem Schlage sieben Abends wurde das große Postbureau geschlossen; anstatt aber die Felleisen abgehen zu lassen, brachte man sie in einen Hof des kaiserlichen Schlosses, und die schweren Thore fielen hinter ihnen zu. Hier befand sich das schwarze Kabinet, die Stalburg. Sofort öffnete man die Briefbehälter, sortirte die Briefe, legte die beiseite, die von den Gesandtschaften, den Bankhäusern, von einflußreichen Personen herrührten; ganz besonders richtete man die Aufmerksamkeit auf die Korrespondenz mit dem Auslande. Man verfuhr nun mit den zum Opfer ausersehenen Schriftstücken in oben beschriebener Weise; allein so behend

die Arbeit ausgeführt wurde, und so zahlreich auch das dabei thätige Personal war, so forderte sie doch beträchtlich viel Zeit und man wurde nicht vor 11 Uhr fertig, ja oft verbrachte man bis 1 Uhr des Morgens. Erst dann gingen die Felleisen im gestreckten Lauf durch die nächtliche Finsterniß ab.

Seit 1814, wie vor der französischen Invasion, fand der Kaiser jeden Morgen auf seinem Tische den Bericht des schwarzen Kabinets in der Geheimpolizei. Sein Erstes, wenn er aufstand, war, die Messe zu hören; das dauerte bis 7 Uhr. Nachdem er sich so mit seinem Gott abgefunden, machte er sich eifrig über die Berichte her. Sie enthielten galante Abenteuer des diplomatischen Korps, seltsame Vorfälle in den verdächtigen Häusern, bemerkenswerthe Auszüge aus wichtigen Briefen — Nichts wurde ausgelassen; denn diese Fraubasereien waren eine Hauptunterhaltung des alten Kaisers. Schienen ihm die Einzelnheiten nicht zahlreich, nicht klar genug, so ließ er die Polizei-Agenten kommen, die ihm mündlich ausführlicher und deutlicher berichten mußten. Personen von höchstem Range erlangten mit Mühe eine Audienz, oder wurden gar nicht vorgelassen; wer aber ein ärgerliches Geschichtchen anzubringen hatte, konnte darauf rechnen, sofort Einlaß zu bekommen. Ja oft fand sich der Kaiser am dritten Orte ein, um diesen leidenschaftlichen Hang nach skandalösen Neuigkeiten zu befriedigen.

Diese Schwarzkunst kostete ungeheuere Summen; die dabei verwendeten Handlanger mußten reichlich belohnt werden; die ohnehin zerrütteten Finanzen Oesterreichs empfanden diesen Aufwand nur zu tief; die Anleihen folgten rasch auf einander. Mancher freilich fand dabei seine Rechnung. Metternich und die großen Bankhäuser setzten die Räder des schwarzen Kabinets, der Post-Verwaltung, der Polizei-Agenten in Bewegung, um mit sicherer Aussicht auf Gewinn an der Börse zu spielen. 1828 z. B., als der türkisch-russische Krieg vor der Thüre war, erwarteten die Vertrauten des Ministers den Kourier der Pforte zu Fischernent, auf der zweiten Station der Straße zwischen Konstantinopel und Wien, bezahlten ihn, daß er seine Reise verzögere, kamen ihm um zwei bis drei Tage zuvor und brachten den Börsenspekulanten frische Nachrichten, die ihnen beträchtlichen Gewinn eintrugen.

Wir haben die von dem Verfasser aufgestellten Thatsachen auszüglich wieder gegeben, ohne ihre Authenticität zu vertreten. Seine kosmopolitischen Ergüsse, die Hiebe, die er gegen Oesterreichs hinterlistige Politik führt, die kassandrischen Prophezeiungen, womit er z. B. seine Diatribe schließt: „Allein Trug, Gewalt und Unbill haben niemals Dauerndes gegründet und die Vergeltung, die so lange mit der Strafe gezögert, steht auf dem Punkte, auch an Oesterreich zu kommen" — übergehen wir, weil das Alles im Munde eines Franzosen unter Napoleon III. gar zu wunderlich klingt. Entweder sieht er über dem Splitter in des Andern Auge den Balken im eignen nicht, oder er kehrt vor fremden Thüren, weil die Warnungs-Tafel Cayenne und Lambessa ihn von der eignen Thüre scheucht; oder endlich — und das wollen wir zu seiner Ehre glauben — schlägt er auf den Sack und meint den Esel.

Griechenland.

Die Jonischen Inseln unter englischer Herrschaft.

Die Literary Gazette bespricht ein neu erschienenes englisches Buch über die Jonischen Inseln,* deren wir auch in unserem „Magazin" in letzterer Zeit mehrfach gedacht haben. Da diese Besprechung namentlich für die Stellung, welche England und die Engländer der Bevölkerung dieser Inseln gegenüber einnehmen, sehr charakteristisch ist und wir dabei überhaupt eine Menge von Einzelnheiten über einen uns ziemlich fernen Gegenstand erfahren, so dürfte es am Platze sein, daraus das Wichtigste und für uns Interessanteste hervorzuheben.

„Der Verfasser, welcher mit den Inseln und Inselbewohnern durch langen, persönlichen Aufenthalt unter ihnen genauer bekannt ist, behauptet, sie müßten für die Zukunft nicht blos strenger im Zaum gehalten, sondern überhaupt strenger regiert werden. Sie sind thatsächlich, behauptet er nach persönlicher Kenntnißnahme und Erfahrung, nicht befähigt für die sehr liberale und selbst demokratische (?) Constitution, die wir (die Engländer) haben, und die man in einem Anfall von Edelmuth auch ihnen gegeben hat. In den letzten zehn Jahren haben wir sie ermuthigt, ihre aufrührerische und rebellische Neigung auf die Spitze zu treiben, bis sie zuletzt ganz unregierbar geworden. Die inneren Angelegenheiten der Insel (Korfu) stehen vollständig still, da der Lord Ober-Kommissär und das einheimische Parlament nach ganz entgegengesetzten Seiten hin ziehn," wie die alten Griechen und Trojaner den Leichnam des Patroklus. Wir haben es in der That mit diesen Insulanern verkehrt angefangen. Ihre Sympathien liegen im Osten, nicht im Westen, bei den Orientalen, nicht bei den Europäern. Wie die meisten Griechen sind sie kriechend, unzuverlässig und servil dem Starken, aber tyrannisch und übermüthig dem Schwachen gegenüber.

Daß die Insulaner so verdorben (?) worden sind, mißt der Verfasser zum großen Theil dem „absurden Sentimentalismus" rücksichtlich Griechenlands bei, und geberdet sich ziemlich wild darüber, daß die Regierung einen „ausgezeichneten Homerischen Gelehrten" Gladstone zu ihrem außerordentlichen Abgeordneten gewählt hatte, um die Lage der Inseln zu untersuchen.

„In unserer Verwaltung der Jonischen Inseln haben wir nichts mit Homer zu schaffen, auch ist ein „Homerischer Gelehrter" gerade nicht die geeignete Persönlichkeit, die man bei den jetzigen Verwickelungen wählen konnte. Die Griechen wissen von Homer und kümmern sich um Homer gerade so viel, als wir um Beda Venerabilis. Wenn wir deshalb, weil die Jonier vom selben Stamme wie Homer sind, sie zu Griechenland übergehen lassen sollen, warum sollten wir uns nicht obenein mit Griechenland befreunden und ihm selbst zu einer weitern Ausdehnung über die Levante verhelfen, da es sich auf Homer und eine lange Reihe großer Namen alter Zeit berufen kann? Warum sollten dann die Juden nicht mit gleicher Liebe betrachtet und ihrem Judäa aus Rücksicht auf Moses und die Propheten wieder gegeben werden? Wenn dieser in neuester Zeit entstandene Schwindel uns „zu Schuldnern der Griechen und Barbaren, der Weisen und Unweisen" machen soll, so dürfen wir folgerecht auch die längst abgestorbenen Kopten nicht außer Augen lassen, ohne welche die Griechen selbst Barbaren geblieben wären. Nach derselben Regel müßten wir uns vor Italien beugen, weil es Britannien civilisirt, vor Portugal, weil es das Kap der guten Hoffnung und den Seeweg nach Ostindien entdeckt hat, und vor Spanien, weil durch dasselbe Kolumbus Amerika aufgefunden. Wir gestehen, daß wir selbst ziemlich bewandert sind in diesem „Dienste der Kreatur;" aber das Gerüst des britischen Reiches wurde durch solchen Unsinn nicht aufgezimmert. Nelson und Blake und Latimer sahen streng auf ihr Ziel. Ueberdies, wenn Spanien einen Kolumbus in die Welt sandte, so beschenkte es uns auch mit seiner Armada, Italien mit dem Papste; die Juden lieben mehr das englische Geld als die Engländer, und die Griechen haben durch alle Zeiten der Geschichte einen starken Beigeschmack jeder Art von List und Betrug.

Klassische Sentimentalität geht durch alle griechischen Reisebücher in viel zu hohem Maße und beweist klar, daß ihre Verfasser nicht bei gesunden Sinnen waren. Gott möge verhüten, daß sie unsere Staatsmänner auch vollends ansteckt und sie verleitet, in den Jonischen Angelegenheiten zu straucheln. Werft Klassiker und klassische Zeiten lieber den Hunden vor (sic!), als daß die Ehre oder das Interesse von Groß-Britannien ein Tüttelchen einbüßt."

Eine kräftige, echt englische Sprache, ohne Zweifel — vielleicht etwas zu bramarbasirend, da die Zeit der englischen Catone doch vorüber scheint. Doch wir wissen längst und es ist weltbekannt, daß die englische Politik der nackte Egoismus ist — nur Schade, daß dieser Egoismus auch heuchelt und die Völker, die thöricht genug sind, an moralische Beweggründe zu glauben, in's Verderben bringt. Wir glauben nicht, daß die englische Regierung blos deshalb einen Mann, der Homerischer Gelehrter ist, zum Komissaire ernannt hat, weil sie an klassischer Sentimentalität leidet. Dazu denken englische Minister viel zu kühl, und auch Homerische Gelehrte, die nebenbei Engländer sind, dürften sich nicht so leicht den Kopf verrücken lassen, was die Interessen Altenglands betrifft; im Gegentheil ist eher die Klage geführt worden, daß die Briten als Herren und Beschützer alle Rücksichten zu vergessen und mit roher Brutalität aufzutreten pflegen. Der Kritiker fährt fort:

„Herr Gardener hält den Satz aufrecht, daß wir keinen Augenblick daran denken sollten, unsern festen Punkt auf den Inseln aufzugeben. Sie sind von großen Werthe für uns aus manchen Gründen, politischen, militairischen wie kommerziellen. Zuerst sind sie der Schlüssel des Mittelmeeres und dieses Binnenmeer ist stets der „Mittelpunkt menschlicher Kämpfe" gewesen. Sie sind für uns ebenso unschätzbar als sie es für jede

* The Jonian Islands in Relation to Greece with Suggestions for advancing our trade with the Turkish Countries of the Adriatic and the Danube. By John Dunn Gardener.

andere seeherrschende Macht sein würden. Sie spielten eine große Rolle als Römer und Venetianer sie besaßen und waren diesen mächtigen Staaten von wesentlichem Vortheil. Wir haben sie nun gewonnen und wie sie in der ältesten Geschichte von Europa von ungeheurer Wichtigkeit waren, so können sie es wieder werden. Besonders unschätzbar sind sie als Häfen für die Schiffahrt; ihre Häfen und Stationen sind die schönsten im Mittelmeere. Und dies ist ein hinreichender Grund stärkster Art für ihre Festhaltung. Wenn wir sie verlassen, dürften sie höchst wahrscheinlich bloße Piratennester werden. Diese Seeräuber beunruhigen Griechenland und die Inseln und trotzen mit Erfolg jeder Anstrengung, die man macht, sie auszurotten. Von den jonischen Inseln werden sie durch die Anwesenheit englischer Fahrzeuge in den Häfen zurückgehalten, und sollten wir abziehn, würden sie nur zu froh sein, unsern Platz einnehmen zu können."

Der dritte Grund, diese Inseln zu behalten, ist allerdings der triftigste: der Handel mit Korinthen.

„Korinthen sind in England ziemlich ein Lebensbedürfniß geworden; und wir haben die Mittel, sie leicht und in Fülle zu erhalten von Zante, Cephalonia und den südlichen Inseln. Ich glaube nicht, daß sie irgendwo so stark ausgeführt werden, als von dem korinthischen Meerbusen; aber es würde in jeder Hinsicht närrisch sein, wollten wir unsern Bedarf dieser Früchte von der Gnade einer Regierung, wie die Athenische ist, abhängig machen. Wären die Griechen nämlich in Besitz der jonischen Inseln, so würden sie ein vollständiges Monopol auf diesen Handel haben und wohl wissend, daß England, verglichen mit Griechenland, aus reinem Gold besteht, und das, was ihm gefällt, um jeden Preis kaufen wird, einen schweren Ausfuhrzoll auf den Artikel schlagen, und unsere Korinthen-Puddings würden sehr theuer zu stehen kommen. Homer und die Odyssee und die Gärten des Alcinous sind alle sehr schön, aber ihr Andenken tritt offenbar im Geiste der großen Masse der Briten zurück, verglichen mit der Wonne wohlfeiler Korinthen."

Uns scheint dieser Witz ziemlich affektirt, aber charakteristisch für den plumpen Egoismus John Bull's.

Als Heilmittel für den jetzigen widerwärtigen Stand der Dinge, schlägt der Verfasser eine stärkere und einfachere Regierung vor.

„Das Heilmittel für den gegenwärtigen Zustand auf den Inseln ist sehr einfach; man hebe die unpraktische Constitution des Lord Seaton und Lord Gray auf, und führe solche Gesetze ein, welche die Wohlfahrt der Inseln befördern. Was das Volk verlangt, ist ein geradsinniges Verwaltungssystem (a straight-forward system). Das ist der Ausdruck, den ich zu Korfu am häufigsten gebraucht hörte, und das Wort drückt genau aus, was man bedarf. Sir Thomas Maitland, oder „King Tom," wie man ihn hier nannte, ist das schöne Ideal für Gouverneure dieser Inseln. Der jetzige Lord Ober-Kommissär scheint Mangel an Energie gehabt zu haben, vielleicht, weil ihm die läppische Constitution, die jetzt in Kraft ist, die Hände band. Seine Regierung läßt sich auf Schritt und Tritt schikaniren und verhöhnen u. s. w. Folgen einige Beispiele, z. B. wie die Korfieten aus Haß gegen die Türken bei der letzten Expedition derselben nach Montenegro, den ausgehungerten Truppen auf einem Schiffe kein Brot verkauften u. s. w.

Die Moral der Fabel ist, daß die englische Constitution und Freiheit für Engländer, aber nicht für die Jonier taugt, und daß die Stadthalter in mehr orientalischer Weise regieren möchten.

Süd-Amerika.

Südamerikanische Schriftsteller.

Von Juan B. Alberdi.

Wir erfahren so wenig von den literarischen Bestrebungen in Neuspanien, daß es wohl erlaubt sein wird, auf Schriften aus jenen Regionen zurückzukommen, die schon vor zehn Jahren geschrieben sind, zumal wenn diese Schriften mehr als ephemeren Werth haben. Unter diese rechnen wir die „Zwanzig Tage in Genua von Don J. B. Alberdi,"* die Frucht einer im Jahre 1843 nach Europa unternommenen Reise. — Alberdi gehört unter diejenigen Neuspanier, welche ein feuriges Streben nach höherer Bildung nicht nur die Literatur der gebildeten Völker Europa's, sondern diese selbst und ihre Institutionen an der Quelle zu studiren veranlaßte. Nicht als oberflächlicher Tourist war er daher nach Europa gekommen, sondern mit dem ernsten Vorsatze, Etwas für seine Wissenschaft, die Rechtsgelehrsamkeit, zu gewinnen. In dem richtigen Gefühle, daß ein verwandtes Volk der erste und beste Dolmetscher europäischer Wissenschaft für ihn sein müsse, wandte er sich zuerst nach Italien, nach Genua und Turin, und erst später nach Paris. Was er in der ersten dieser Städte sah, legte er in der vorliegenden Schrift nieder. Allein A. beschaute diese neue Szenerie nicht nur mit dem Auge des trockenen Rechtsgelehrten, sondern auch mit dem des allgemein gebildeten Mannes, noch mehr: mit dem Auge und der Seele eines Dichters. Seine Schilderungen in letzterer Richtung haben uns besonders angesprochen, da sie aus einer naiven, enthusiastischen und häufig für uns ganz neuen Anschauungsweise hervorgegangen, uns auf Dinge aufmerksam machte, die dem Europäer zu geläufig sind, als daß er sie recht würdigte. A.'s Urtheile zeugen von Kunstgefühl, von feinem Takt, von Verständniß nach mehr als Einer Richtung. Was uns vorzüglich an ihm gefiel, war, daß er sich von jenem langweiligen impertinenten Auskramen von Gelehrsamkeit, jener vornehmen Suffisance in Anschauung und Styl, jenem gespreizten Kunstrichterthum, neben stupider Nachbeterei, welche so oft Schriften über Italien kennzeichnen und dem, der es selbst gesehen, so sehr lächerlich erscheinen müssen, ganz fern hält und seine Ansichten und Empfindungen wie ein natürlicher Mensch kundgiebt, eine Eigenschaft, die man bei Südländern überhaupt häufiger findet, als bei den vom Schul- und Bibliothekenstaub selten ganz freien Nordländern.

Was A.'s spezielle Fachstudien betrifft, so hat freilich die neuere Zeit die Rechtsverhältnisse Piemonts mit seiner Politik bedeutend verändert und jene Schilderungen sind auf die Jetztzeit nicht mehr anzuwenden; für die damalige Zeit aber waren sie, wie wir aus eigener Anschauung wissen, getreu und lassen uns erkennen, aus was sich die Neuzeit herauf gearbeitet hat.

Wir können uns nicht versagen, durch einige Abschnitte aus dem genannten Werkchen den Leser mit der frischen, plastischen Darstellungsweise dieses liebenswürdigen Südamerikaners bekannt zu machen, um so mehr als das Original schwer zugänglich und eine Uebersetzung nicht wohl zu erwarten ist.

Ein Auszug aus A.'s Tagebuch schildert seine Ankunft vor Genua folgendermaßen: „Es ist $7^1/_2$ Uhr Abends. Die Sonne ist eben hinter den Bergen von Genua verschwunden. In einer Stunde wird der „Eden" vor Anker liegen. Seit 4 Uhr fahre ich an der Riviera von Genua hin. Schon zeigt mir die Stadt ihre Thürme. Ich habe goldene Träume geträumt; sie sind Nichts gegen das was ich sehe. Alle Abhänge des Gebirges sind besäet mit leuchtenden Gebäuden. Tempel und Paläste erscheinen wie in die Luft gebaut, auf den Gipfeln himmelhoher Felsen. Ich kann das nicht beschreiben: Der Eindruck ist zu groß. Was ich während der Seereise gelitten, ist reichlich aufgewogen. Jetzt will ich den letzten Mate (eine Art feinen südamerikanischen Thee's) auf der See nehmen. — — — Zur Zeit des Abendgebets, d. h. um $8^1/_2$ Uhr Abends lag der „Eden" vor Anker. Einem Europäer werden meine Eindrücke vielleicht lächerlich erscheinen, einem Südamerikaner gewiß nicht. Meine Begeisterung ist die eines jungen Menschen von 20 Jahren; ich bin wie neugeboren. Wie lacht mich Alles an, was mich hier umgiebt! In einer Entfernung von 200 Ellen unterscheide ich im Lichte des schönen italiänischen Mondes den Palast des Fürsten Doria, in welchem Napoleon manche Nacht schlief. Eben noch schütterte der Klang von 500 Glocken durch die Luft. Das Geräusch der nahen Stadt ist wunderbar. Die Bucht bildet einen Halbkreis, ein Amphitheater, in welchem die Schiffe auf einander gedrängt sind wie die Zacken einer Rause. Hier, auf dem Schiffe und geradeüber von dem Gebirge, an dessen Abhängen zahlreiche hellerleuchtete Straßen hinlaufen, erscheinen alle Gegenstände mikroskopisch. Die Paläste sehen aus wie unsere gewöhnlichen Häuser, Gebäude von 7—8 Stockwerken wie die Holzspielwaaren, welche französische Krämer für unsere Kinder bringen. Ich folge mit dem Auge den Laternen der Wagen, welche nach scheinbar unzugänglichen Punkten fahren. Eine Stadt am Abhange eines Berges, welch' ein wunderbares Schauspiel! Wo mein Auge hinblickt, sieht es stolze Gebäude, die im Mondlicht schimmern. Wie neu dieses Schauspiel einer europäischen Stadt für einen Südamerikaner! Doch wie abgeschmackt diese Phrase, die dem, der nicht selbst sieht, so gar nichts sagt. Müßte es dem amerikanischen Leser nicht nützlich und angenehm sein, ein Buch in die Hand zu bekommen, welches die Eindrücke dessen, der diese Orte zum ersten Male besucht, treulich wiedergäbe? Gewiß! so will ich es denn versuchen. — — — O Italien, in deinen Städten ruht deine Poesie, nicht in deinen Dichtern. Du schreibst nicht,

* Veinte dias en Génova por D. Juan B. Alberdi, Valparaiso, Imprenta del Mercurio 1846.

du schaffst Poesie. Du bist selbst ein architektonisches Gedicht, wenn ich mich so ausdrücken darf. Nur das Daguerreotyp kann deine todte Schönheit getreu wiedergeben, deine lebendige begreift nur das Auge des Dichters!"

Der Anblick der ersten Pantomime im Theater giebt A. zu folgenden treffenden Bemerkungen über den Tanz Veranlassung: „Der mimische als pantomimische Tanz, welcher den wesentlichen Bestandtheil der Oper bildet, ist Etwas, wovon wir in Südamerika gar keinen Begriff haben. Und doch ist dies gerade die Kunst der Künste. Die Poesie spricht zum unfühlbaren Auge des Geistes, ihre Echo's, ihre Klänge nisten sich in das Gedächtniß des Gehörs, aber diese Erinnerung ist kaum ein Schatten des Lebens. Die Musik selbst spricht zum Ohre, wie zu einem Blinden, der den Anblick dieses verführerischen Engels nicht genießen darf. Die Malerei spricht wohl zum Auge, aber ihren Schöpfungen fehlt die Bewegung, d. h. das Leben, welches den Menschen von der Statue unterscheidet. Aber der Tanz, o der Tanz spricht zu den Augen, diesen offenen Thoren der Seele, in der Sprache einer unerklärbaren Poesie, einer Poesie, die alle andere in sich aufgehen läßt und zumal repräsentirt, der Poesie des Lebens selbst, denn wenn die andern Künste die Mittel zu ihrer Verwirklichung sind, so ist der Tanz sie selbst mit Leib und Seele. — Hunderte von Schauspielern beiderlei Geschlechts entwickeln dieses Drama entzückender Geberden. Die zuckenden Bewegungen des Blitzes sind weniger gleichzeitig als die rasche Einheit, womit diese Kolonnen von Tänzerinnen ihre Stellungen wechseln. Diese Fünfzig sind nur ein Individuum, das aus fünfzig Spiegeln wiederstrahlt. Aber haben ihre Bewegungen etwas mit denen jener grotesken Gestalten gemein, welche wir in unsern Landen auf dem Theater zu sehen gewöhnt sind? Nicht das Geringste! Nein, in diesem Geberdengedichte findet sich nichts Uebertriebenes, nichts Gewaltsames, nichts Schwerfälliges; die schwierigsten Formen der Kunst werden mit derselben Natürlichkeit ausgeführt, wie ein Schlafender die Lage seines Armes ändert. — Du fragst, Leser, woher die Italiänerinnen das Geheimniß so vieler Grazie und Kunst nehmen? Der Ursprung ist sehr einfach: Die Amme flößt es ihnen mit der ersten Milch ein, oder richtiger gesagt, die Anmuth ist kein Geheimniß in Italien. Seine Bewohner lernen sie an jenen wunderbaren Statuen, welche überall, auf der Straße und in den zahllosen Palästen stehen; an der göttlichen Haltung, der unmeßbaren Majestät und Anmuth der Gestalten, womit Pinsel und Meißel die herrlichen Kirchen bevölkert haben. Vom siebenten Jahre an, wo das Mädchen vor den Altären knieend, sich damit unterhält, diese göttlichen Köpfe zu betrachten, deren Haltung es unwillkürlich nachahmt, beginnt so zu sagen, seine artistische Erziehung. In der Art Gemeinschaft oder Familiarität, in der sie mit den Heiligenbildern leben, nehmen sie deren Mienen und Manieren an, gerade wie man den Accent des Kindermädchens annimmt. Auf diese Art tragen die Meisterwerke der Kunst zur Erziehung und Pflege der Gefühle und Manieren der Gesellschaft bei."

Ueber die genuesischen Paläste sagt A. mit Recht: „Die schönsten Gebäude sind mit Farben bemalt; ich verstehe nicht, wie die Italiäner, ein Volk von so großem Geschmack, ihren majestätischen Häusern diese Harlekinsphysiognomien geben mögen." — Dann auf die Bewohner übergehend fährt er fort: „Die Geistlichen tragen dreieckige Hüte, kurze Hosen, lange Röcke und schwarze Strümpfe — eine Tracht, die ihrer Erscheinung in den Augen eines Amerikaners eben keinen sehr ehrwürdigen Anstrich verleiht. Und wie viele solcher Geistlichen und Mönche giebt es nicht in Genua! Welche Menge Kirchen, Glocken und Läutereien! Einen gewaltigen Eindruck macht der Anblick des Adels, eines dem gegenwärtigen Italien vielleicht nothwendigen Institutes auf einen Amerikaner! Da sieht man Kinder auf den öffentlichen Spaziergängen, die kaum gehen können, und von zwei bis drei Lakaien in Livrée begleitet sind! — Mönche und Heilige, Früchte und Werkstätten, Paläste, Monumente und Kirchen giebt es hier so viele und in einem solchen Durcheinander, daß mir Genua das eine Mal wie ein großes Kloster, das andere Mal wie ein Gemüsemarkt, dann wieder wie ein Alterthümerkabinet, wie ein Lustgarten, wie ein großer weithin gestreckter Palast, wie ein Kehrichthaufen, wie ein orientalisches Märchen vorkommt. Der Gesammteindruck, wenn es überhaupt einen solchen giebt, ist eine Unerschöpflichkeit von Empfindungen. — — — Die Café's sind elegant aber sehr klein. Sie bestehen gewöhnlich aus einem einzigen Zimmer, das gegen die Straße geht. Ihr Inhalt ist so reich und mannigfaltig wie in den berühmten Pariser Café's. Sie sind sehr besucht; doch gehört es nicht zur Sitte, lange in denselben zu verweilen. Der Umstand, daß auch Damen dieselben besuchen, hat einen Ton der Schicklichkeit hervorgerufen, der sie sehr angenehm macht. Eine Menge französischer und italiänischer Journale bedecken die kleinen Marmortischchen und geben dem Salon den Charakter eines Lesekabinets. — Die Frauengesichter, welche man auf den öffentlichen Spaziergängen bemerkt, unterscheiden sich in Nichts von denen einer amerikanischen Stadt z. B. Montevideo's: dasselbe schwarze Haar, dieselben dunklen Augen, dieselbe Blässe, derselbe Gang. Dagegen findet man jene Feinheit der Haltung, jene Reinheit des Teints und jenen guten Ton, der die hervorragende Frau der Gesellschaft in Buenos Aires auszeichnet, nur in sehr wenigen Genueserinnen von Adel. Im Allgemeinen wissen sich die Genueserinnen nicht zu kleiden. Ungeachtet sie nur einen Schritt von Paris entfernt sind und dessen Moden nachahmen, thun sie dies doch in einer Weise, daß sie als weit zurück erscheinen. Doch muß man zugestehen, daß man auch bei ihnen jene Einfachheit und Ungeziertheit in der Kleidung findet, welche die Französinnen so sehr auszeichnet, und die in Amerika, wo doch das geringe Vermögen und der republikanische Geist der Regierung sie von selbst herbeiführen sollten, kaum bekannt sind. — Die Italiänerinnen von Genua haben einen großen Fuß, sanft gebogene Schultern, blassen, nicht sehr reinen und weißen Teint. Ein schöner Mund ist eben so selten, als schöne Augen gewöhnlich sind. Ungeachtet die Genueserinnen nach den Frauen von Vicenza für die schönsten* in Italien gelten, so habe ich doch nur sehr wenige gesehen, die den Namen einer Schönheit verdienten. Ich habe an einer andern Stelle gesagt: Die Natur habe Raphael kopirt, als sie die Italiänerin schuf. Ich sehe nun, daß es wirklich so ist, aber ich muß bekennen, daß diese Kopie keine gute ist."

Wir werden gelegentlich noch einige weitere Mittheilungen aus dem interessanten Buche des Süd-Amerikaners machen.

Deutschland und das Ausland.

Ein Deutscher als französischer Philosoph.

Ein Deutscher als französischer Philosoph, ein Deutscher als Bekenner französischer Wissenschaft ist allerdings eine seltene Erscheinung! Sie ward uns in der Schrift des Herrn Theophil Funck: Philosophie et Lois de l'histoire.** Wir sagen eine seltene Erscheinung; denn obgleich der innige Geistesverkehr der heutigen Völker oftmals eine Mischung der hier und dort überlieferten Begriffe hervorbringt und obgleich die deutsche Lernbegier und die nur allzu große Selbstverleugnung, mit welcher der Deutsche sich der Erforschung des Fremden hingiebt, häufig genug gelehrte und ungelehrte Apostel aller denkbaren nationalen Manien, der Gallomanie, Russomanie, Gräkomanie, Italomanie u. s. w. auf unsere Walstatt der Oeffentlichkeit geführt, so hat doch die spekulative Wissenschaft der Franzosen, ihre Metaphysik, Logik, Moral, Aesthetik seit hundert Jahren keines sonderlichen Ansehns in Deutschland genossen — jeder Deutsche war vorab überzeugt, daß diese Felder des Wissens nirgends besser und gründlicher bestellt werden, als bei uns.

Der Verfasser des erwähnten Werkes scheint andrer Meinung zu sein; französische Erziehung und Bildung haben ihm die französische Metaphysik, Geschichte und Geschichtsphilosophie im Lichte höherer Klarheit gezeigt, gegen welche die entsprechenden deutschen Wissensbereiche geringfügige Ausbeute gewährt haben sollen. Herr Funck hat dies natürlich vor seinem Gewissen zu vertreten; wir unsrerseits glauben zwar, daß die Pietät gegen seine französischen Lehrer, namentlich gegen Augustin Thierry ihn, zumal unter den Umständen der Gegenwart, nicht zum französischen Autor umstempeln durfte. Dergleichen ist freilich Sache innerlichster Prüfung. Aber es gilt davon der Ausspruch, den Cicero de officiis thut: Expendere oportebit, quod quisque habeat *sui* eaque moderari nec velle experiri quam se *aliena* deceant. Id enim maxime quemque decet quod est *cujusque maxime suum.*

Ist französische Bildung und Denkart hiernach das Eigenste des Verfassers, so lag ihm dennoch immer die Verpflichtung ob, in einem zu Paris vor französischer Lesewelt erschienenen Buche die deutsche philosophische Literatur wenigstens nicht herabzusetzen. Leider trifft ihn solcher Vorwurf mit Recht. Nachdem er pag. 20 erklärt: „Hegel — — se perdit nécessairement dans une confusion complète entre les idées et les expressions affirmatives et négatives, entre les mots et leur valeur, et son école devint une nouvelle édition de la Scolastique, moins les données religieuses, fährt er in gleicher Einseitigkeit fort: Pendant que les penseurs de l'Allemagne

* Bei uns gelten die Römerinnen dafür. Aber derartige Urtheile richten sich gewöhnlich nach dem Kreise, in dem man sich bewegt.

** Paris 1859, Didier & Co.

s'avançaient aveuglément vers ces écueils de la raison pure, les philosophes des écoles écossaise et française, sages et prudents glaneurs dans le domaine de la science, recueillirent bien des observations précieuses ou brillantes, sans parvenir cependant à amasser une récolte complète.“ Paris wird dieses Lob zu würdigen wissen.

Doch wir wollen absehn von dem peinlichen Eindruck, welchen die antinationale Form und Haltung des Buches, das übrigens erst zum vierten Theile vorliegt, auf deutsche Leser ausüben muß; gehen wir lieber auf den Inhalt unsers Gegenstandes ein!

Wir haben es mit allgemein-wissenschaftlichen Studien eines gelehrten Arztes (membre de la société médicale allemande de Paris) zu thun, der in der That das ihn ehrende Bewußtsein von der Einheit aller Wissenschaft hegt und der den Zusammenhang der seinigen mit der Philosophie und Geschichte auf der centralen Grundlage der menschlichen Kultur — mehr als ahnt. Diesen Vorzug bestreiten wir nicht. Er ist ein wahrhaft philosophischer. Und wir meinen damit den deutschen Begriff von Philosophie, nicht etwa den so weiten und gleichmäßig inhaltleeren der Engländer, bei denen Brougham z. B. die streng positive Staatswissenschaft political philosophy nennt. — Die Pfleger des in neuester Zeit kräftig emporstrebenden Zweiges der Arzneiwissenschaft, der in Frankreich hygiène, bei uns, jedoch weniger constant, „Gesundheitspflege“ oder „Diätetik“ heißt (v. Bibra, E. v. Nußdorf, Jul. Lehmann u. A. vertreten sie in Deutschland), empfingen durch den Umfang ihres Gebiets den Anstoß zu Forschungen nicht blos über die äußeren Bedingungen der körperlichen Wohlfahrt, sondern auch über dessen geistige Organisation und Seelenthätigkeit, die ebensowohl als erstere Gesundheit und Krankheit bestimmen. Auch Herr Funck scheint von jener Richtung der hygiène beeinflußt zu sein. Zwar stellt er sich entschiedener als unsere deutschen Diätetiker, welche nur Erfahrung, Thatsache, Zahl gelten lassen, auf den philosophischen Standpunkt, aber sein ideales Ziel, offenbar in dem gesunden Zustande der Völker und Staaten und Völkern bestehend, wie seine Neigungen und Abneigungen, verrathen, daß sein Ethos diätetischer Natur ist und seine Philosophie sehr wahrscheinlich von der hygiène ausging. —

Man könnte, beschaut man die Inhaltsübersicht, darüber streiten, welchem der gangbaren Fächer in der Philosophie die vorliegende Arbeit angehört. Ich halte sie, den Andeutungen des Planes gemäß, für eine *Philosophie der Kulturgeschichte*; in andern Rahmen paßt sie mir nicht. Daß Herr Funck eine solche Aufgabe in die Hand nahm, verdient gewiß (wieder abgesehen von der fremdländischen Form) den Beifall der gebildeten Welt, denn Philosophie der Kulturgeschichte — nicht blos Philosophie der Geschichte — ist ein origineller Gedanke und ein echt zeitgemäßer. Schade, daß er dem Auslande zugespielt ward! Schade aber auch, daß der Verfasser darin den Gesammtinhalt der Philosophie beschlossen glaubt. Er weiß nicht, was er geliefert hat und hätte dies gewißlich erkannt, wenn er die Typen der deutschen Wissenschaft zu Rathe gezogen hätte. Der Plan seines Werkes ist folgender:

Das Ganze zerfällt in zwei Theile: La philosophie und Les lois (de l'histoire).

Im ersten Theil erörtert der Verfasser zuerst die Methode d. h. das Verfahren der Wissenschaft, berührt die älteren philosophischen Methoden; geht dann zu den Denkkräften des Menschen über und schließt ein Kapitel von der Methode mit den rein abstrakten Ideen. Das zweite Kapitel des ersten Theils handelt von Gott, insbesondere von den Beweisen vom Dasein Gottes, von dem Wesen der Funck'schen philosophie historique und von den Eigenschaften Gottes (des attributs de Dieu). Soweit ist das Buch erschienen.

Das Sommaire Général verspricht nun in der Fortsetzung: La Genèse (c'est à dire: de la matière), eine Darstellung der Schöpfung vom Urzustande der Materie an bis zu deren Formung, Organisation und Beseelung. Dann folgt das Kapitel: L'homme mit den Abschnitten Sa nature animal, sa nature spirituelle, de l'origine du genre humain, nécessité d'une instruction primitive, origine du mal et ses effets.

Der zweite Theil, der *besondere*, im Gegensatz zum ersten, dem *allgemeinen* Theile, soll geben: Lois générales de l'histoire, Les élements de l'histoire, nämlich die Kulturelemente des Menschenlebens: Staat, Gesellschaft, Religion, Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Handel, Krieg — „die Völker“ und schließlich „die Civilisationen“ (Rapports des peuples, enchaînements des civilisations, développement des éléments de l'histoire dans la succession des peuples et civilisations).

Der Verfasser hat, wie man sieht, die übersichtliche Darstellung erwählt, folglich eine Abhandlung, Dissertation, aber nimmermehr ein System der Wissenschaft geschrieben.

Die franz. Gelehrten nennen ihre Vorlesungen und Lehrbücher „cours,“ sie lieben die zerrissene Darstellung, welche Geschmack und Laune befriedigt, Zerstreuung, Uebereilung und Unordnung beschönigt, Digressionen erlaubt und begünstigt, überhaupt *amüsirt*. Herr Funck ist allzusehr Deutscher, um ganz den vielverschlungenen Weg der geistreichen Abschweifung wandeln zu können; er faßt die Allheit der Dinge in's Auge, er blickt gespannt und überlegt auf seinen Stoff und hat ihn, in den großen Umrissen wenigstens, in gute Ordnung gebracht. Aber erschöpft hat er ihn, allem Anscheine nach, nicht und im Einzelnen ist er sogar öfters in's Discursive gerathen. Der Gebrauch eines fremden Idioms schließt mehr in sich ein, als andere Worte für dieselben Begriffe. Wer die fremde Sprache in den Mund nimmt, der ruft einen Geist herbei, dem er sich willenlos hingeben muß. Der discursive Geist der langue de conversation par excellence bemächtigt sich sofort des Denkers, der eben etwas anderes als Uebersetzer ist. Französische Gedanken wirken französisch und gleichfalls deutsche Ideen — französisch gedacht!

Herr Funck hat Recht: „Une philosophie sans méthode n'est qu'un tâtonnement, quelque importants que soient les résultats,“ aber ein Weg bedarf des Ausgangspunkts, die rechte Methode setzt ein Prinzip der Wahrheit voraus und die deutsche Philosophie ist gewohnt, ihren Gesammtinhalt aus dem Anfang mit strenger Konsequenz zu folgern. Während nun im Allgemeinen unser Autor seinen Stoff ganz richtig geordnet hat, fährt er im Einzelnen urplötzlich mit dem Gegensatze von Prinzipien und Thatsachen drein, ohne daß seine Kritik der früheren realistischen und idealistischen Systeme Englands, Frankreichs und Deutschlands, bei welcher das dritte sehr übel wegkommt, irgend welche Thatsachen als Gegenstand übrig gelassen hätte! Auch wenn die „*concrete Vernunft*“ an die Stelle des abstrakten Ich gesetzt wird, fragt man und gerade dann am meisten: woher kommst du zu deinem Gegensatze? Unsere deutsche Philosophie, deren Stärke allerdings nicht in den Ergebnissen, wohl aber in ihrer Methode wohnt, producirt genetisch ihre Begriffe und Gegensätze, sie läßt sie vor dem Auge des Lesers *entstehen*. Herr Funck producirt in anderer Weise, so, wie der Inspicient seine Schauspieler aus der Coulisse vorschiebt. Erstaunt ruft man: vous voilà! Man habe gesehen (wo?), daß wir uns zu der Wissenschaft der Prinzipien und Gesetze durch das Studium der Thatsachen erhöben und daß ebenso von dem Dasein der Prinzipien und Gesetze die Thatsachen herflössen: les uns se découvrent et se prouvent par les autres, rien ne se découvre ni se prouve par soi-même.* Also eine Wechselwirkung! Doch die Thatsachen sind augenscheinlich vorausgesetzt, denn der Verfasser schwört zu der induktiven, analytischen Methode, ganz im Geiste der modernsten Naturwissenschaft und diese Methode, die man recht eigentlich die *unstäte* nennen kann, weil sie auf der leichtsinnigen Zerstreuung in der Vielheit der Erscheinungen beruht (Siehe die Schrift des Freiherrn v. Meysenbug: Zur Erkenntnißlehre. Berlin 1855, S. 84 und 85), ist um Thatsachen niemals verlegen. Der Verfasser spricht von Thatsachen — faits, von faire abgeleitet — während er noch lange nicht bis zur Handlung und zum Thäter gelangt war, während er die physische Struktur des Menschen in ihrer Beziehung auf die Objekte der Erkenntniß noch gar nicht untersucht hatte! Was eigentlich Wahrheit ist, ahnt er kaum: le vrai c'est ce qui est, meint er, wonach die Lüge auch Wahrheit wäre, eine ziemlich naive Vorstellungsart! Daß der Mensch seit Aristoteles die Wahrheit in der Einheit des Subjekts mit dem Objekte, des Ich mit seinem Gegenstande, gefunden, kümmert ihn wenig, und so darf sein Abschnitt des facultés de la pensée (den er seiner Anschauung nach besser des diverses extensions de la sensation betiteln mußte) hinter der Kritik der Methode und hinter der Entwickelung der eignen nachschleppen.

In Wirklichkeit könnte man als Philosoph gar nicht erdenken, wie Herr Funck schon auf Thatsachen und auf den Gegensatz von Prinzipien und Thatsachen kommt, wenn wir nicht aus anderweitiger, aus naturwissenschaftlicher, Kenntniß wüßten, daß Prinzipien und Thatsachen einen in der heutigen Naturwissenschaft und namentlich in der materialistischen Schule derselben gangbaren Gegensatz bilden, hier sogar einen fundamentalen! Jakob Moleschott und sein Trabant Büchner haben uns die Majestät der Thatsachen genugsam eingeschärft und da die Materialisten die Gegenwart für so gläubig halten, so ist's wohl naturgemäß, wenn wir

* Dies sagt der Autor Pag. 21. Pag. 22 erklärt er: la philosophie porte sa preuve directe en elle-même! Und doch lehrt er eine Wissenschaft von Prinzipien und Thatsachen. Solcher Widersprüche ist das Buch voll.

die Autorität von Moleschott's Thatsachen gläubig hinnehmen und über den überwundenen Standpunkt von Männern wie Liebig, Enke, Ehrenberg, Schleiden majestätisch hinwegsehen. O, Geoffroy St.-Hilaire, was ist aus deiner Synthese geworden!

Wie diese Dilemmata, in welche der Vermittler des Idealismus und Empirismus übrigens nothwendig geräth, hervorspringen können, erklärt uns allein der Einblick in die innerste Stimmung und Strebung unserer Zeit. Heute drängt alles der Wirklichkeit zu, auch die Ideen sollen real sein, Natur und Geschichte ziehen das Auge am meisten an, das Abstrakte weicht dem concreten leibhaftigen Leben! So werden wir das historische Moment der Wissenschaft auf dem Boden einer Aera, die den überschwenglichen Idealismus durchdrungen vom Ernste ihrer Aufgabe abgeschüttelt, lieben und schätzen und also dem Verfasser nicht verargen, wenn er so hohen Werth auf die geschichtliche Entwickelung legt. Auch uns ist die Geschichte die Wirklichkeit des Fortschritts der Menschheit. Auch diejenigen, welche von Helgel'schen Grundsätzen ausgingen, dann aber in's Leben der Zeit eintraten, haben die Abstraction allmählich mit der greifbaren Wirklichkeit vertauscht. Wenn wir auch ferner den Geist unserer Denkergrößen ehren und im Reiche der That Frucht tragen lassen, weilt unser Blick doch emsig vor den dichten Gestalten des äußern Daseins und vor dem Antlitz der lebendigen Persönlichkeit — statt vor dem abstrakten Ich, vor dem persönlichen Menschen, den Völkern, den Staaten, in der Religion vor dem persönlichen Gott und dem persönlichen Christus. Das ist ein tiefsinniger Zug nach Realität im Heute und mag er hier zum fanatischen Aberglauben, dort zum Materialismus ausarten, er durchzieht magnetisch die Zeit und ist von Grund aus berechtigt.

Bei den Männern der Naturwissenschaft und der Geschichte versteht sich der Zug nach Realität schon von selbst; der stete Verkehr mit der Erscheinungswelt schneidet den Flug der zum Nichts sich zuspitzenden, selbstmörderischen Abstraction ab. Nun liegt aber die gesammte Erscheinungswelt vor! Es genügt nicht, „der ewige Versuch," die Allheit der Phänomene zu sammeln; man erkennt die Nothwendigkeit, irgend welche Einheit in das bunte Gewirr zu bringen. Allein die Einheit kommt nicht durch Erfahrung, so wenig wie Allheit und Vollständigkeit. Einheit giebt nur ein einheitliches Grundprinzip, ein Ding, auf das Alles zuletzt hinausläuft. Ohne einen Urgrund aller Dinge sind die Dinge nicht Eins.

Herr Funck hat den materialistischen Kreislauf des Lebens, diese Schlange, die den eignen Schweif verschlingt, in seinem cercle immense ergriffen und doch hat er, daneben ein positiver Christ, das mahnende Bewußtsein von einem lebendigen Gott und Welturheber, sehr im Widerspruch mit der selbstgenügsamen Natur Moleschott's. Beide Standpunkte fallen in seinem Ich, wie das Kapitel „Dieu" zeigt, im echten Renaissancestyl des katholischen Frankreichs völlig auseinander: seine Naturwissenschaft bedarf keines Gottes, seine Kulturgeschichte ist ohne Gott undenkbar. Er hält doppelte Buchführung für beide.

Bekanntlich hat Moleschott nicht das Verdienst einer neuen Idee. Seine Anschauungsweise ist eine bloße Wiederholung des Locke'schen Sensualismus, der das Vaterland England, wo der Skepticismus eines Hume ihn verdrängte, früh verließ, um in Frankreich bei einem sinnlich-geistreichen Volke seine rechte Heimat und bleibende Stätte zu finden. Die *table rase*, welche erst durch die *sensation* Inhalt empfing, war hier ganz ortsgemäß, und es ist nicht zu leugnen, daß die neuere französische Physik noch jetzt dieser sensualistischen Philosophie, immerhin einer Philosophie, viel von ihrer Energie, ihrer „portée" und „étendue" verdankt. Weil der deutsche Naturforscher aller Metaphysik, selbst der sensualistischen, entbehrt, haben energische Geister unter den deutschen Physikern heut und gestern ihre Richtung auf Frankreich genommen und von dorther die ideelle Lebensluft ihres Schaffens, die Einheit des Kosmos, eingesogen.

Was ein Humboldt gethan, dessen brauchte sich unser Autor wohl nicht zu schämen. Als Naturforscher trifft ihn beim dermaligen Stande der Wissenschaft noch kein Vorwurf, aber als Philosoph und Geschichtsforscher ist er im Unrecht, wenn er sich als Franzose gerirt. Realismus, nicht idealisirten Sensualismus (mit dem Motto: „rien n'est sans manière d'être") erstrebt die deutsche Erkenntniß, die Fehler des letzteren sind uns offenbar. Und was die Geschichtschreibung betrifft, haben wir in Ranke, Raumer, Schlosser, Droysen, Sybel, Mommsen Höhen erklommen, auf denen es nicht mehr möglich:

„de ravaler jusqu'au *roman* la science sevère des faits."

E. Trttw. v. B.

Mannigfaltiges.

— Dauer der europäischen Kriege. Von allen Kriegen, welche seit der ersten französischen Revolution, dem Ausgangspunkt der neuern Kriegsgeschichte, unsern Welttheil heimgesucht haben, ist, mit Ausnahme der kurzen Feldzüge von 1815, kein einziger zu einem so raschen Abschluß gekommen wie der jüngste Kampf zwischen Oesterreich, Frankreich und Sardinien. Der erste Coalitionskrieg, der von Frankreich einer,- und von Oesterreich, England, Preußen, Spanien, Sardinien, Holland und einigen kleinen Staaten andererseits geführt wurde, brach am 20. April 1792 aus und ward, nachdem Oesterreich von allen seinen kontinentalen Verbündeten verlassen worden war, am 18. April 1797 durch die Friedenspräliminarien von Leoben, denen der Friede von Campo-Formio folgte, beendigt, dauerte also volle fünf Jahre. Der zweite Coalitionskrieg, an dem sich hauptsächlich Oesterreich und Rußland betheiligten, begann im Dezember 1798 und endete nach 2¼ Jahren, am 9. Februar 1801, mit dem Frieden von Luneville; England, welches nach dem Vertrage von Campo-Formio den Kampf allein fortgesetzt hatte, schloß erst am 27. März 1802 zu Amiens den Frieden, um aber schon in Jahresfrist die Waffen von neuem zu ergreifen und sie erst nach der vollständigen Beruhigung Europa's aus der Hand zu legen. Auf dem Kontinent entbrannte am 9. September 1805 zwischen Oesterreich und Rußland einer-, und Frankreich andererseits ein dritter Krieg, der indeß bereits am 26. Dezember, also nach kaum vier Monaten, durch den von Oesterreich eingegangenen Frieden von Preßburg abgebrochen wurde. Der Krieg Napoleon's gegen Preußen und Rußland begann im September 1806 und endete am 7. Juli 1807 mit dem Frieden von Tilsit, hatte mithin eine Dauer von zehn Monaten. Der Krieg von 1809, in welchem Oesterreich allein gegen Frankreich und die süddeutschen Allirten und Vasallen desselben stand, dauerte vom 8. April bis 12. Juli (Waffenstillstand von Znaym) oder etwas über drei Monate. Der große Kampf Napoleon's, anfangs gegen Rußland allein und dann gegen das verbündete Europa, nahm seinen Anfang mit dem Uebergang der Franzosen über den Niemen am 24. Juni 1812 und kam nach 1¾ Jahren durch den Einzug der Verbündeten in Paris zum Abschluß. Nach einer Waffenruhe von beinah vierzig Jahren, die nur durch partielle Kämpfe — in Spanien, der Türkei, Italien, Ungarn ꝛc. — gestört wurde, erfolgte im Oktober 1853 der Ausbruch des orientalischen Krieges, der durch den Vertrag von Paris am 30. März 1856 sein Ende erreichte; da indessen die Westmächte erst seit Anfang 1854 thätig angegriffen hatten und der Waffenstillstand in der Krim schon im Januar 1856 zu Stande kam, so hatten die Feindseligkeiten in größerm Maßstabe eine Dauer von nicht ganz zwei Jahren. Der soeben beendete Krieg begann mit dem Uebergang über den Ticino am 28. April 1859 und fand durch die Friedenspräliminarien von Villafranca am 11. Juli d. J. nach 2½ Monaten seinen Abschluß. Es geht aus diesen Daten hervor, daß Oesterreich den Ruf der Zähigkeit, in dem es bisher gestanden, nur seinem langen Widerstande im ersten Revolutionskrieg verdankt; die Kämpfe, in die es sich später verwickelt sah, haben diesen Ruhm immer weniger bestätigt, bis er durch die neuesten Ereignisse vollends zerstört wurde.

— Seinguerlet kein Schwabe, sondern ein Franzose. Die „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung" hat sich von einem ihrer Korrespondenten erzählen lassen, der in Heidelberg lebende und für mehrere Pariser Zeitschriften arbeitende Literat, Herr Seinguerlet, sei kein Franzose, sondern ein in Paris sich aufhaltender Schwabe, Namens „Zängerle," „der die fremde Orthographie seines altwürttembergischen Namens wohl nur aus Mitleid für die französische Zunge nöthig befunden habe." Wahrscheinlich ist es aber wohl nur der schwäbische Klang des französischen Namens, der den Korrespondenten verleitet hat, sich eine solche Mystifizirung des Publikums der „Neuen Preußischen Zeitung" zu erlauben. Ueber Herrn Seinguerlet und seine wackere Gesinnung, die unverändert treu an den freien Institutionen des constitutionellen Frankreichs hängt, dessen jetziger Herrscher ihm keine Sympathieen einflößt, ist ebenso in unserm „Magazin," wie in den „Blättern für literarische Unterhaltung" und in der Berliner „National-Zeitung" (in einem Artikel von Adolph Stahr) berichtet worden. In seiner an die Neue Preuß. Zeitung gerichteten Reclamation sagt Herr Seinguerlet: „Wenn ich auch jetzt gerade nicht sehr stolz darauf bin, Franzose zu sein, so möchte ich doch noch viel weniger für einen zum Franzosen umgewandelten Schwaben gelten." — Es erinnert dies an die Antwort jenes tyrolischen Beichtvaters, dem ein Kind in seiner Herzens-Einfalt nichts weiter zu beichten wußte, als daß es ein Schwabe sei: „Nu ä Sünd' is es grod nit, aber schön is es holt au nit."

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Deparanne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 92-94. Sonnabend, den 6. August 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg als Dichter.

Ein Dichter, welcher bis jetzt gewiß den meisten unserer Leser und Leserinnen gänzlich unbekannt geblieben ist, weil seine „Poetischen Versuche" wohl gedruckt (Moskau 1810), aber nicht in's Publikum gekommen, sondern blos einigen hochstehenden Personen und Freunden mitgetheilt sind, gleichwohl aber einer allgemeinen Erinnerung würdig sein dürften, war der Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg.

Geboren den 9. Mai 1784, wuchs der Prinz in Oldenburg während der Stürme der französischen Revolution heran, und wurde nebst seinem ältern Bruder Paul Friedrich August unter den Augen des edlen Herzogs Peter Friedrich Ludwig von Hofrath Christian Kruse, nachherigem Professor der Geschichte in Leipzig, bis nach vollendeten Universitäts-Jahren, welche er in Leipzig in den Jahren 1803 bis 1805 absolvirte, erzogen und gebildet. Diese Bildung war eine, mehr als bei fürstlichen Personen damals gewöhnlich war, gelehrte, indem sie auch die alten Klassiker mit einschloß, worüber die fremden Aristokraten am oldenburgischen Hofe die Köpfe schüttelten. Er sah die französischen Emigranten, früher hohe Herren, auch in seinem Vaterlande als Schneider, Schuhmacher, Lehrer der französischen Sprache und zum Theil als Bettler ihre Tage fristen, sah Könige und Fürsten vertrieben und Reiche vernichtet, und wurde durch den Ernst der Zeiten darauf aufmerksam gemacht, daß dies nicht immer ohne die Schuld der Herrscher geschah.

Da dichtete er einen der ersten seiner dem Druck übergebenen „Poetischen Versuche" im Jahre 1802:

An einem Herbstabend.

Der Baum hört auf, uns zu beschatten,
Der flücht'ge Silberquell zu rieseln;
Die Haine hallen nicht mehr wieder
Von Philomelens süßen Tönen.
Selbst Schönheit welkt, wie Rosenblüthe,
Und wird in's dunkle Grab versenket
Zusammenfallen muß die Erde;
Wir werden kurz auf ihr nur weilen. —
Ist nichts denn, was uns ewig bliebe?
Muß Alles, Alles denn vergehen?
  Nein! — Tugend bleibt, des Lebens Krone.
Schlägt dir ein edles Herz im Busen:
Getrost, das wird dir ewig bleiben!
  So laßt nach Tugend uns nur streben,
Und nicht nach dieser Erde Gütern,
Die doch nur sind für Augenblicke!
Ein edles Herz giebt Crösus' Schätze,
Giebt mehr, als aller Herrscher Fülle.
Dies Kleinod, hast du es verloren,
So bringt es keine Macht dir wieder.
  O Tugend, thronend oft in Hütten,
  O throne du auch in Palästen!

Dies war denn auch sein Wahlspruch für sein ganzes Leben: dies das Ziel, welches er zu erreichen suchte und — erreichte.

In dasselbe Jahr fällt auch sein kurzes Gedicht:

Die Anbetung.

Lobpreiset ihn, der uns erschuf!
Denn seines Daseins mächt'ger Ruf
  Ertönt im Ozean der Welten!
Wohin ihr blicket weit und breit,
Sind Spuren seiner Herrlichkeit,
Sind seiner Weisheit Wunderwerke!

Er winkt und tausend Welten steh'n
In neuer Pracht; und — sie verweh'n,
  Wenn er gebeut, im Staub! — Ihr stammelt,
Ihr Erdensöhne euern Dank!
Der Welten Chor ist Hochgesang,
Verkündend seines Schöpfers Ehre.

Dies war eine Antwort auf den damaligen Unglauben, welcher durch die französische Philosophie über Deutschland herübergewälzt wurde, und dem auch die besten Köpfe anheim fielen. Ohne Pietist zu sein, war der Prinz streng religiös, und handelte auch nach den Vorschriften einer geläuterten Religion.

Auf der Universität zu Leipzig, wo er insonderheit juristische Kollegia bei Haubold, philosophische bei Platner, historische bei Wenk und seinem frühern Lehrer, dem Hofrath Kruse, staatswirthschaftliche bei Erhard hörte, lernte er auch den Freund seiner Jugend, Weiße, kennen, dessen „Kinderfreund" ihm als Kind viel Vergnügen gemacht hatte, indem er die kleinen Theaterstücke Weiße's mit seinem Bruder auf einem Puppentheater oft aufgeführt hatte. Daher im Jahre 1804 seine wenigen, aber innig ergreifenden Worte:

An Weiße's Grabe.

Ruh' sanft o edler Greis in deiner Gruft,
Zu der die Dankbarkeit die Herzen ruft.
Wer ist's, der nicht an deinem Grabe weint,
Und denkt: Hier ruht auch meiner Kindheit Freund!

Liebeständeleien, im Leben, wie in seinen Gedichten, sich nicht ergebend, war er doch nicht leer an Liebe gegen seine Verwandten: Vater, Mutter, Schwester, Lehrer und gegen seine Freunde, welche ein Fürst so selten hat; er aber haben konnte, weil er ganz als Mensch, nicht blos als Fürst erzogen war. So finden sich unter seinen Gedichten tiefgefühlte Worte an Holmer's, des oldenburgischen sehr verehrten Ministers Grabe, zum Troste seiner Wittwe und seines Sohnes, an seine Schwester, an

seinen Vater, am Grabe seiner Mutter, an die Großfürstin Maria Pawlowna, an die Freundschaft. Sind alle diese Gedichte auch mehr Gelegenheits-Gedichte, als freie Poesieen, so wußte der Dichter doch allen diesen Gelegenheiten eine universellere Deutung zu geben, und so einer trivialen Versemachung zu entgehen. Dem Freunde ruft er am Schlusse seines „An die Freundschaft“ überschriebenen Gedichts vom Jahre 1806 zu:

Giebt's höh're Wonne, giebt's ein größ'res Glück,
Als mit den Freunden froh zu scherzen?
Die Freundschaft geht, sie kommt von Herzen,
Wir lesen Lust und Schmerz im Freundesblick.

Wenn bleiche Krankheit mich auf's Lager beugt:
Freund, nahe meinem Sterbebette! —
Erkaufe Sklaven mit der Kette,
Die feile Schaar, die vor dem Stolz sich neigt.

Der du geglaubt, du könntest ohne Freund
Mit deinem Gelde Herzen werben! —
Ich kann in dessen Armen sterben,
Der eine Thräne mir am Grabe weint.

Und dabei war er sich doch auch deutlich bewußt, daß die Freundschaft häufiger den Armen, als den Fürsten beglücke:

Du schenkest unter'm niedern Hüttendach
Dem Bettler oft die reinsten Freuden.
Ihn muß des Landes Herrscher meiden,
Oft schlägt ihm nicht des Freundes Herzensschlag.

Seine Dankbarkeit zeigt sich schon an obigem kleinen Epitaph an Weiße. Noch mehr zeigt sie sich in seinem: „Tribute to England,“ welches Land er besuchte, als Napoleon damals schon im Jahre 1807 seine gierige Hand nach Oldenburg ausstreckte, um es durch Truppen des neugestifteten Königreichs Holland besetzen zu lassen. Er sagt:

Safe from the wreck I saw this Island free,
The abode of peace and hospitality. ....
Here blooms and ripens concord's blessed fruit,
Freedom, of civil happiness the root.
I never fear for England's generous cause,
The King, the Subject, is restrained by laws.
O charming Land along the silver Thames,
Where rich and poor can boast a Freeman's name ...
Fare well, fare well, o happy seagirt shore,
I part — to meet again? — perhaps no more! —

Des Prinzen Ahnung ging in Erfüllung. Im Jahre 1808 ging er nach dem befreundeten und naheverwandten russischen Hofe, und hier war es, wo er mit dem Welteroberer selbst, Napoleon, in die Schranken trat und — siegte. Napoleon's Eitelkeit und seine Sorge für die Erhaltung seiner Krone durch den mächtigen Arm Rußlands wollte ohne Liebe sich mit dem russischen Hofe verschwägern. Der einfache Prinz lernte das zu diesem Zwecke bestimmte Opfer, die höchst gebildete und in jeder Hinsicht liebenswürdige Schwester des Kaisers, Katharina Pawlowna, kennen, und trug, was sonst in den höheren Sphären ungewöhnlich ist, ihr seine Hand an. Katharina willigte ein, Napoleon mußte weichen, und das schönste häusliche Glück des Prinzen begann von diesem Tage an. Vielleicht war auch diese Niederlage Napoleon's ein Beweggrund seiner im Jahre 1811 erfolgten definitiven Besetzung Oldenburgs unmittelbar für Frankreich und des im Jahre 1812 begonnenen Krieges gegen Rußland, welcher mit der Befreiung Deutschlands und der Entsetzung Napoleon's endete.

Der Prinz wurde Gouverneur von Twer, Nowgorod und Jaroslaw und trug viel zu den Vertheidigungsmaßregeln Rußlands mit bei. Der edle Herzog von Oldenburg mußte auch mit seinem ältesten Sohne, Peter Friedrich August, dem nachherigen Großherzoge, dahin flüchten, und der Prinz lud nun auch seinen geliebten Lehrer unter sehr anständigen Bedingungen ein, nach Jaroslaw zu ihm zu kommen, da derselbe auch den Gedanken nicht ertragen konnte, unter der Herrschaft des französischen Usurpators weiter fort zu dienen. So bewährte sich des Prinzen in das Stammbuch des Sohnes seines geliebten Instructors den 14. April im Jahre 1805 in Leipzig eingetragene, in den Gedichten nicht mit abgedruckte Versprechen:

„Denke bei mir der Vergangenheit,
„Ich will wahrlich nicht durch bloße Zähren
„Das Gedächtniß deines Vaters ehren,
„Nein, durch stete laut're Dankbarkeit.“

Auch nach beendigtem Kriege, noch kurz vor seinem Tode, bewährte sich dieses Verhältniß der Liebe und Dankbarkeit noch dadurch, daß er dieselbe, vom Herzoge Peter von Oldenburg ihm gegebene Pension auch seinerseits ihm unter sehr freundlichen Worten, dem alten Lehrer, zugestand. So ist denn auch das Wohlwollen gegen die Familie zunächst auf seinen Bruder, den nachherigen Großherzog, dann auf seinen Sohn, den Prinzen Peter von Oldenburg in Rußland, übergegangen. Die Vermählung des Prinzen mit der Großfürstin Katharina erfolgte im Jahre 1809, sein Tod aber schon im Jahre 1812, den 27. Dezember. So genoß er ein kurzes Eheglück, aber ein solches, dessen wenige Fürsten sich erfreuen mögen, da es auf gegenseitige Liebe und Achtung, nicht auf das Wort herzloser Diplomaten gegründet war. Ergriffen von dem Lazareth-Fieber bei der sorgsamen Aufsicht über die Hospitäler, welche Napoleon's Einfall in Rußland überfüllt hatte, ließ sich seine Gemahlin von dem Bette des Kranken vor seinem letztem Athemzuge nicht hinwegbringen und verrichtete bei ihm die gewöhnlichsten Dienste. Es war das, nach seiner eigenen Erklärung, so beneidenswerthe Glück des tugendhaften Bürgers, welches er so nahe dem Throne genossen hatte. Sein Segen blüht fort in seiner Nachkommenschaft, welche jetzt dem Kaiserthrone noch näher getreten ist, und Wohlstand und Licht über Rußland verbreitet. — Sein Abschied aus dem theuern Vaterlande begeisterte ihn im Jahre 1808 zu einer schönen, dem Monolog der Jungfrau von Orleans etwas nachgebildeten Elegie, worin es u. a. heißt:

Lebt wohl, die ich euch an der Hippokrene
Begegnete; von Hochgefühl entbrannt!
Wenn fern' ich bang' und oft nach euch mich sehne,
Schweb' im Gedankenflug' an deiner Hand
O Muf' ich heim. Durch meiner Leier Töne
Bin ich getrennt und doch im Vaterland,
Wo sich ein zartes Herz zum Herzen findet,
Der Freundschaft Blüthenband sie ewig bindet.

Jedoch leuchtete ihm schon die schönere, von der Liebe geheiligte Zukunft entgegen, wie ein in demselben Jahre geschriebenes Gedicht, „Der Traum“ überschrieben, darthut. Es ist die noch zweifelnde und fast verzweifelnde Liebe, welche sich in demselben abspiegelt, natürlich, da er einen Mitbewerber, wie Napoleon hatte. Er singt:

Das Herz mir schlägt, das Herz mir schlägt;
In Schleier eingehüllt,
Ein Engel an Gestalt sich regt,
Ein reizevolles Bild.

Der Schleier fällt, ich heb' ihn auf,
Benetz' mit Thränen ihn,
Und schon in bangem leichten Lauf
Seh' ich die Schöne flieh'n.

Und daß er dabei an die Majestät seiner Geliebten schon gedacht habe, scheint der Schluß des Gedichts darzuthun:

Das Herz mir schlägt, das Herz mir schlägt,
In Majestät gehüllt;
Schon wieder heim ein Lüftchen trägt
Der Schönheit Himmelsbild.

Mit Scheu im Blick, mit Scheu im Blick
Seh' ich die Holde an —
Doch ach, den süßen Traum zurück
Kein Seufzer bringen kann.

Ein anderes, auf diese Situation sich beziehendes Gedicht, auch aus dem Jahre 1808, ist „Die Nähe der Geliebten“ (ehe ich das Jawort erhielt):

Ich denke dein, wenn mir der junge Morgen
Zur Tugend winkt.
Ich denke dein, wenn nach verscheuchten Sorgen
Die Sonne sinkt.

Ich sehe dich, wenn hehr im Siegeskranze
Die Wahrheit zieht,
Der Schwestern Paar in luft'gem Flügeltanze
Beim Wagen flieht.

Ich höre dich, wenn mich zum höchsten Schönen,
Und tief gerührt
Von Klang zu Klang, der Leiter nach an Tönen
Euterpe führet.

Ich bin bei dir, du sei'st bei Lust und Weinen,
Du bist mir nah',
Die Parze trennt: der Styx wird uns vereinen,
Ich bin auch da! —

Dieser bangen Zeit folgte das Epigramm auf den 28. Oct. 1809, wo der Prinz das Jawort erhielt, betitelt: „Auf den Jahreswechsel.“

Daß ich den schönsten Nebenbuhler selbst nicht scheute,
Das war mein größtes Meisterstück.
Dem dank' im Wonnetaumel froh gewiegt ich heute,
Dem dank' ich noch mein spätes Glück.

Man hätte hier freilich statt des schönsten Nebenbuhlers ein anderes Epitheton erwartet, denn Napoleon gehörte wohl nicht zu den Schönheiten; allein vielleicht ist hier auch auf einen andern Nebenbuhler um die Hand der reizenden Kaiserstochter gedeutet. Schön ist das Sonett, welches der Prinz dann unter dem Titel: „An meine Gattin“ noch im Jahre 1809 dichtete:

Bei Meeresstille harrt der Schiffer lange,
Bis ihm vom günst'gen West das Segel schwillt;
Wie ihn zum Port, führst du mich zum Gesange,
Zum Lebensborne heim, der ewig quillt.
Fort schwing' ich mich durch der Gedanken Räume,
Und fühl' entfesselt mich im Reich der Träume;
Denn du, o du erhieltst im zarten Keime,
Was nur in edlen Herzen herrlich blüht.
In die geheimnißvollen stillen Räume
Der Seele tief der Menschenkenner flieht,
Der Blick aus dir den Sänger hoch anfeuert,
Denn vor ihm steht die beff're Welt entschleiert.

Hiermit endigt der zarte Roman eines der edelsten Fürsten, „dessen Leben,“ wie er von seinem Vater sagt, „nur eine Tugend war.“

Die nachfolgenden Gedichte sind weniger von Bedeutung, mit Ausnahme des Zurufs „An Alexander I. beim Einzuge in Moskau, den 6. December 1809,“ nach der Eroberung Finnlands. Es endigt sich:

Und wie am sternenhellen Firmament
Dem Denker Kreise sich gestalten
Gereiht in eine Sphäre ungetrennt,
Seh'n wir sich deine Welt entfalten,
Wo Freiheit blüht,
Kein Sklave kniet.

Man sieht daraus, was ein Fürstensohn damals dem Kaiser des größten Reiches schon sagen konnte.

Achtung vor jedem Verdienste, Kampf für Wahrheit und Recht, ohne Ansehn der Person, Vertrautheit mit den schönsten Erzeugnissen der Literatur im Allgemeinen, besonders aber auch der deutschen Poesie, welcher er selbst einzelne Mußestunden, wie wir gesehen haben, nicht ohne Begeisterung gewidmet hatte, liehen dem Prinzen auch die Feder, die hervorragendsten Dichter seiner Zeit, bald kurz, bald ausführlicher zu besingen. Sehr treffend scheint uns das kurze Epigramm, das er über die Vorzüge der ausgezeichnetsten Dichter, Jedem das Seine gönnend, im Jahre 1808 sagt:

Wer ist ein Dichter?
Wer so wie Schiller denkt, wie Goethe dichtet,
Wie Wieland spricht, wie Klopstock fühlt,
Wie Hölty mit den Musen spielt,
Wie Voß die Rotten zählt, die Glieder richtet.

Wie Manche mögen in dem noch jetzt fortdauernden Kampfe über die Frage, wer der größte Dichter dieser Zeit gewesen sei, in diese einfachen aber treffenden Worte des Prinzen einstimmen!

Daß er Schiller als den Geist, der das Erhabene am glücklichsten auffaßt, betrachtet, zeigt sein Gedicht vom Jahre 1807: „Die Dichtergröße. An Schiller:“

„Erhab'nen Seelen ist es nur gegeben,
„Im Geiste sich zum Geiste zu erheben“ u. s. w.

sowie sein Gedicht: „Die Dichterwelt“ ebenfalls vom Jahre 1807.

Dennoch zürnt er auf Schiller in seiner Antwort auf Schiller's Epigramm auf den Weserstrom, in den Xenien:

„Du wußtest nichts vom Weserstrand —
„Du kanntest nicht des Norden Herrscherstamm,
„Der seine Wiege da einst fand,
„Und machtest so auf dich ein Epigramm.“

Diese Antwort bezieht sich auf den Oldenburgischen Herrscherstamm im ganzen Norden, von dem v. Halem sagt:

„Die rothen Balken tragen
„Die halbe Welt.“

Allein freilich hatte Schiller wohl nicht diese politische Größe, deren Begründung durch den mythischen Kampf des Grafen Hune mit einem Löwen der Prinz im Jahre 1807 unter dem Titel: „Der Mann von Stroh“ in einer Ballade besingt, im Auge, sondern die poetische Größe, von der in der That bis dahin nur schwache Spuren sich an der Weser gezeigt hatten.

Besonders nimmt sich der Prinz auch des von Schiller und nach ihm von mehreren Andern damals verkannten Bürger an, unter der Aufschrift: „An G. A. Bürger, den Verehrern desselben gewidmet gegen seine Verächter.“ — Der Dichter holt den verspotteten „biedern deutschen Barden“ aus der Unterwelt.

Gekrönt führt dich mein Sieg'stetumph zurück,
Dich grüßen hehr im Sternenlicht
Urania, Apoll im Sonnenblick,
Jahrhundert, grüßest du ihn nicht?

Du schmück'st den Lorbeerkranz, der dir geraubt,
Und stehst im Sturm ein Biedermann,
Dem Eichstamm gleich, den zwar der Herbst entlaubt,
Doch kein Orkan entwurzeln kann.

Dein hohes Lied hebt stolz das Haupt empor
Und es erbebt der Dichterling;
Der Schönen gleich, die Einen nur erkor,
Reicht hold die Muse dir den Ring.

Fleug weg, fleug weg, du leerer Hummelschwarm,
Der du nur summest und nicht fühlst;
Mit Terpsichorens leichtem Schwanenarm
Wie mit der Buhlerin nur spielst.

Schwach glimmt des Irrwisch's sterbend Flämmchen nur,
Es prangt die sternenhelle Nacht;
Die Erde bebt, es zittert die Natur,
Den Todten weckt des Liedes Macht.

Dies galt dem verkannten, lange in's Grab gesunkenen Dichter, einem Manne, welcher Goethe entgegentrat mit den Worten: „Sie sind Goethe und ich bin Bürger,“ für welches Selbstgefühl ihn Goethe zwar schnöde behandelte, aber doch auch als Dichter hochachtete, wie man aus Schäfer's ausgezeichnetem Werke: „Goethe's Leben“ I. 251 ersieht. —

Sehr viele von seinen Gedichten sind auch mit hübschen, von ihm selbst gezeichneten Vignetten versehen.

Da eine kundige Hand jetzt mit der Darstellung des Lebens des Prinzen Georg von Oldenburg beschäftigt ist, so hoffen wir in kurzem ihn noch näher als Mensch und Dichter kennen zu lernen. F. K.

England.

Korrespondenz-Berichte aus London

Krieg, Kriegs- und Soldaten-Literatur.

Juli 1859.

Wenn es nicht so lange her wäre, so daß tausenderlei Dinge sich bereits dazwischen gedrängt haben, würde ich ein langes Loblied über den einzigen rothangestrichenen Tag der Londoner, den Pfingstmontag, singen (nur Weihnachtstag kann ihm an die Seite gestellt werden. Alle übrigen Tage des Jahres sind als volksthümliche und allgemeine Festtage verloren gegangen, verbannt und verboten). Jetzt will doch auch die Literatur etwas von ihren Rechten. Und da müssen wir der Zeit etwas Rechnung tragen, und von Krieg und Soldaten sprechen. Sie wissen wahrscheinlich, daß sich die Engländer mit den Deutschen um Napoleon streiten und beide mit gleichem Eifer auf das Recht Anspruch machen, daß er bei ihnen zuerst einfalle, um die Freiheit, die er zu diesem Zwecke in ganz Frankreich konfiszirt und gesammelt hat, aus seinem Füllhorne auf fremden Boden auszustreuen. Man rüstet deshalb im größten Maßstabe zu Wasser und zu Lande und die Kriegsvorräthe, bereits hinreichend zum Todtschießen der ganzen Menschheit, werden Tag und Nacht tausendweise vermehrt. In das Volk schleuderte man die Rifle-Corps-Agitation, eine Art Volksbewaffnung und freies Exerzier-Spiel, damit man dem Napoleon, wenn er auf dem nächsten Wege über die Lombardei herüberkäme, hübsch artig von allen Seiten begegnen und die persönliche Anbetung des Ritters vom Hosenband-Orden, die man unter Palmerston mit ihm trieb, möglichst wieder gut machen könne. Zwar ist es eben so unwahrscheinlich, daß er jetzt, nachdem sich England wirklich vorbereitet hat, über die Lombardei

hinweg hier einfalle, als er Deutschland, das ebenfalls mit der größten Zuversicht auf seinen Besuch hofft, beglücken werde; aber das Volk und Herr von Beust, von der Pfordten u. s. w. wollen und behaupten ihre Rechte und fürchten sich vor Napoleon und rüsten und marschiren gegen ihn, obgleich er ganz wo anders sein Freiheits-Füllhorn ausschüttet. Obgleich sonst der Teufel, den man an die Wand malt, gern selber kommt, glauben wir doch, daß sich dies Mal England und Deutschland gleichzeitig und mit gleicher Grundlosigkeit zum Empfange des hohen, ungebetenen Gastes rüsten. Der Rifle-Corps-Enthusiasmus hat sich denn auch ziemlich gelegt und in dem schachernden London tauchten kaum schwache Spuren davon auf. Aber von Soldaten und besonders der Flotte wird desto mehr gesprochen und geschrieben. Sie sind die Institute und Geschäfte für Vaterlandsvertheidigung, und sollen auf ihre Pflicht vorbereitet sein. Dafür bezahlt das Volk sein schweres Geld, das im Uebrigen bei seinen Geschäften bleiben und nicht auch noch Soldat spielen will und kann. Die Soldaten-Literatur, die neuerdings mit Rücksicht gegen Napoleon wieder auflebt, wie sie in Enthusiasmus für ihn und in Erbitterung gegen die schlechte, mörderische Soldatenwirthschaft der Krim-Zeit entstand, beschäftigt sich besonders mit Kritik vorhandener Mängel, Reform-Vorschlägen und wirklich in Angriff genommenen Verbesserungen. Das Hauptwerk von Fonblanque, die eigentliche erste Quelle für das Studium des englischen Militair-Unwesens, hab' ich schon erwähnt. Merkwürdiger Weise hat eine Frau und Schriftstellerin von Profession, Harriet Martineau, das Thema wieder aufgenommen und ganz gründlich untersucht, in ihrem „England and her Soldiers" (Smith, Elder and Co. London. Berlin: Asher and Co.). Sie hat die offiziellen Dokumente, die man ihr zugänglich machte, studirt wie ein Professor und das Material dargestellt, wie eine gebildete, liebenswürdige Frau, voller Wohlwollen, Mitleiden und Patriotismus. Ihr erstes Kapitel: „Verlorene Armeen," enthüllt entsetzliche Thatsachen: eine halbe Million durch Englands aristokratische und diplomatische Künste gemordete englische Soldaten, abschließend mit dem Abschlachten der ersten englischen Krim-Armee durch englische Verwaltung und Versorgung, durch welche sie erfroren, verhungerten, an Pest und Cholera starben. Die Beschreibung der Mordhöhlen in den Kasernen, das zwanzigjährige Todtfüttern mit gekochtem Rindfleisch einen Tag wie alle Tage, alle öffentlichen und geheimen Quellen des Siechthums, der Verwahrlosung, Verachtung und höchsten Sterblichkeit unter den englischen Soldaten — das Alles tritt nach und nach aus tausenderlei amtlich ermittelten, aber oft unglaublichen Thatsachen drastisch hervor. Die Ermordung der Krim-Armee durch englische Militair-Verwaltung ist am ausführlichsten behandelt. Ich erwähne blos Ein Factum: Als Lord Raglan mit seinem Heere auf der Krim landete, um die Schlacht an der Alma zu schlagen, hatte das medizinische Departement für die ganze Armee blos zwei Wagen ohne Geschirr und ohne Pferde für die Verwundeten vorräthig.

Die Reformen, welche zu Ende des Buches als theils eingeführt, theils im Werke begriffen, beleuchtet werden, reichen in keiner Weise hin, das Uebel in seinem Grunde zu brechen, weil der Grund, die aristokratische(?) Monopolisirung aller höheren und höchsten Stellungen im Heere und der fürchterliche rothe Bandwurm zersplitterter, widerspruchvoller, überladener, von einander unabhängiger Verwaltung und Disziplin, noch gar nicht reformativ angegriffen ward.

Von den übrigen neuen Soldaten-Büchern hebe ich nur „Die Romanze der Linie" The Romance of the Ranks. By W. A. J. Connolly. London: Longmans hervor. Das Leben in Reih und Glied, das Innere des Lebens und Treibens unter den Soldaten selbst, ist hier mit ausgezeichneter Darstellungskraft geschildert. Der Verf., Quartiermeister der Ingenieurs, spricht sehr stark und grad' aus von der Leber weg, aus eigensten Erlebnissen, und überschüttet uns förmlich mit einer stets frischen Masse von Thatsachen, Anekdoten, charakteristischen, derben und fabelhaften Szenen, daß Novellisten und Romanschreiber ganze Bibliotheken damit füllen und ausspinnen könnten. Das Rohe, Bulgaire, zuweilen Indezente dieser aus dem wirklichen Leben roher Menschen gegriffenen Thatsachen verliert seinen anstößigen Charakter durch die naive und männliche Manier, mit der sie hingeschleudert und durch immer frischere überboten und verdrängt werden. Manche Schilderung ist ganz präraphaelitisch (wie die Schule der Detailmaler nach der Wirklichkeit, nicht nach der Erscheinung sich nennt), in ihrer Minutiosität und Ausprägung, und der alte Invalide in Woolwich und seine Pflegerin könnte von Defoe oder Dicken's kaum anschaulicher geschildert worden sein. Conolly hat etwas Hackländerisches in seinem Soldaten-Humor.

Von Soldaten zu guten, edeln Müttern ist ein merkwürdiger Sprung, obgleich der größte Soldat, Napoleon I., sagte, daß es Frankreich an guten Müttern fehle, um gute, große Männer zu bekommen. Mrs. Ellis hat das schöne, wichtige Thema in einer speziellen Untersuchung reich und anmuthig beleuchtet. Ihre Abhandlungen: „The Mothers of Great Men." London: R. Bentley) fangen mit der Mutter des großen Alfred an, zu welcher sich aus alten Zeiten edle oder wenigstens eigenthümliche und starke Erzieherinnen großer Männer einfinden. Daß es größtentheils Engländerinnen und Engländer sind, versteht sich von selbst, da sich englische Untersuchungen und Darstellungen sehr selten auf ihnen fremd bleibendes Gebiet wagen.

In der Roman-Literatur hab' ich eine interessante Entdeckung gemacht, nämlich einen Schriftsteller, der nicht conventionell schreibt und schildert, sondern aus eigener, naturalistischer, gesunder Anschauung und mit eigener Feder. Der Mann heißt A. J. Barrowcliffe und sein Roman in drei Bänden: „Trust for Trust," (London, Smith, Elder and Co.). Er hat schon einen Roman geschrieben: „Amberhill," den ich nicht kannte, und auch jetzt noch nicht gelesen habe. Seine „Treue für Treue" ist ein chaotisches Ding von Wildheit und Reichthum an Handlung, minutiöser Ausmalung kleinstädtischer, englischer Lebensweise und Verirrung, so daß man den Verfasser der wilden Partieen in den idyllischen und komischen und umgekehrt kaum wieder erkennen würde, wenn man nicht am Ende die Einheit in seiner eigenen Naturalistik, Schreib- und Anschauungsweise fände. Für auswärtige Leser wird Manches unklar bleiben, da der „Borough-Wand-Klub" und dessen Streitigkeiten eine genauere Kenntniß des provinzialen Lebens und des berühmten Self government voraussetzen, aber auch ohne speziellere Einsicht in den Humor dieser Zustände und Szenen wird man eine Art von Roman-Literatur kennen und genießen lernen, die in England neu und eigenthümlich ist, da die meisten übrigen Romanschreiber und Novellisten beiderlei Geschlechts es mit aller Erfindung von Handlungen und Charakteren selten über das gewisse Etwas hinausbringen, das man Conventionalismus nennt und darin besteht, daß es die Leute in Wirklichkeit und Dichtung verhindert, über gewisse gemünzte, schon abgegriffene Phrasen und Anschauungen hinauszukommen. Dies ist es auch, was mich immer unüberwindlicher von Lectüren der Romane zurückgehalten hat. Es war nachgrade nicht mehr zum Aushalten, unter den verschiedensten Verkleidungen immer wieder denselben Liebhaberinnen, Helden und Onkels, Tanten, Dienstmädchen u. s. w. zu begegnen, nachdem sie uns schon bei der ersten Bekanntschaft grausam ennuyirt hatten. Ich will den Barrowcliffe'schen Roman nicht etwa als Composition, als dichterisches Erzeugniß gepriesen haben: ich fand ihn nur so erquicklich, weil hier Alles so zu sagen auf eigenen Füßen steht und mit eigenem Kopfe denkt und handelt.

Lady Morgan (Sydney Owenson).

Wir meldeten kürzlich (Nr. 50—52), daß die einst viel gekannte und viel genannte englische Schriftstellerin Lady Morgan im hohen Alter verstorben ist. Gleichzeitig kam uns ein Artikel im Londoner Athenaeum zu, welcher ihr letztes Werk,* das sie — bereits längst verschollen und todt geglaubt — vor kurzem veröffentlicht hatte, ziemlich ausführlich bespricht. Wir können nicht umhin, Einiges daraus zu entnehmen und unseren Lesern mitzutheilen. — Möge es ein Erinnerungszeichen an eine Schriftstellerin sein, welche in den früheren Jahrgängen unsrer Zeitschrift öfter der Gegenstand der Besprechung gewesen. Der Inhalt des Buches selbst, Fragmente ihrer Lebensgeschichte, ist ja dazu vor Allem geeignet, die Stelle eines Nekrologs zu vertreten, den wir vorläufig nicht zu geben im Stande sind.

„Gelobt von Byron, verlästert von Croker, verzärtelt und gehegt von v. Humboldt, Dénon und Lafayette, geplündert von der ganzen Whig-Aristokratie, hat Sydney, Lady Morgan, durch die Liebe, Bewunderung und Boshaftigkeit dreier Menschenalter gelebt. Eine schriftstellerische Ninon, scheint sie jetzt eben so munter und einnehmend, als zur Zeit, wo Georg IV. noch Prinz und Kavalier war, und die Verfasserin von „Kate Kearney" den gesellschaftlichen und poetischen Lorbeerkranz mit Thomas Moore theilte. Wie sie damals sang, singt sie noch jetzt. Einige Harfen werden nie abgenutzt und verlieren nie ihren Ton. Die Saiten gehorchen ihren Händen, wie in früheren Tagen, hell erschwirrend, wenn sie ihre beredte und muntere Musik hindurchrauschen läßt. Dieses Vermögen zur Lebhaftigkeit und spottlustigen Wohlgelauntheit ist auffallend bei einer Person, deren Leben, so zu sagen, eine Aufeinanderfolge von Bela-

---

* Passages from My Autobiography. By Sidney, Lady Morgan. London, Bentley.

gerung und Sturm gewesen ist. In ihrer Jugend war Lady Morgan weniger eine Frau von der Feder, als eine Patriotin und Parteigängerin. Ihre Bücher waren Schlachten: „The Wild Irish Girl" war ihr Marengo — „France" ihr Rivoli — „Florence Macarthy" ihr Austerlitz — „Italy" ihr Borodino. — Sie erlitt weder ein Leipzig noch ein Waterloo — „das letzte Unglück edler Gemüther." — Aber sie muß doch von dem Kugel- und Bombenhagel gelitten haben. Durch mehr Jahre hindurch, als wir sagen können, war ihr Name ein Signal unter den Kämpfern, ihre Stimme scholl als Trompete durch Whig- und Torylager, und ein neues Buch von ihrer Hand trommelte ein ganzes Heer von Feinden und Freunden unter Waffen.

Sie schrieb überdies in einer Zeit, wo eine Frau sein so viel war, als ohne Vertheidigung sein, und Patriot sein so viel war, als Verbrecher sein. Doch ihre geistige Frische hat sich in einem milden Greisenalter lange erhalten, heiter, als ob der Strom ihres Lebens zwischen grünen und blumigen Ufern hinabgeflossen wäre, — anmuthig und geräuschlos — ihre Mädchenjahre ein romantischer Traum — ihre Frauenzeit eine prophetische Sorge, gesegnet und gekrönt mit jenem Friedensdiadem, welches der Weise für die Tochter seiner Liebe wünscht.

Welche längst vergangene Welt! so scheint es. — Damals studirte Byron einen werdenden Hemdekragen und vervollkommnete sein Credo des Nächstenhasses, indem er dieses Nächsten Frau den Hof machte — Wordsworth ging unbemerkt durch die Londoner Straßen und lud Milton ein, wiederzukommen, um einem neuen Geschlecht Genie, Sittlichkeit und politische Tugend zu lehren — Bonaparte drohte damals noch, Kent mit seiner Koburger Mausefalle durch Feuer vom Himmel zu verheeren — damals hockte der Eiserne Herzog vielleicht hinter seinen unangreifbaren Linien von Torres Vedras.

Nichts dem Aehnliches giebt es jetzt, ganz gewiß. — Keine Anmuth, keine feine Erziehung, kein Vollblut und demgemäßer Geist. Jeder Mann war damals ein Grandison, jede Frau eine Clarissa. Wir haben die Tradition dieses großartigen alten Styles verloren; schlimmer noch, wir haben selbst das Vermögen eingebüßt, ihn zu schätzen ....

Der vorliegende Band enthält unter Andern die Bemerkungen und Korrespondenz von Lady Morgan aus den Jahren 1818 und 1819. Sie war damals auf dem Wege nach Italien — um ihr merkwürdiges Buch über dieses Land zu schreiben. Während des Herbstes und Winters, den sie, zuerst in London, dann in Paris und in la Grange, Lafayette's Landhaus, auf ihrem Wege nach dem Süden zubrachte, bemerkte sie die unteren Schichten einer vulkanischen und revolutionairen Gesellschaft von einem Standpunkte aus, dessen sich englische Schriftsteller selten, weder in London noch in Frankreich erfreuen. Dieser Band ist der Bericht ihrer Eindrücke und ihrer Korrespondenz mit den großen Männern und Frauen dieser Epoche. Natürlich muß es sorgfältig von den zwei anderen Werken der Verfasserin über Frankreich unterschieden werden, davon das erste die neue Gesellschaft beschreibt, die sich 1816 mit den wiederhergestellten Bourbonen aufthat; das zweite aber die Gesellschaft der Doktrinaire und Barrikaden von 1830. Jene Werke sind beschreibend, dieses ist biographisch; jene hatten la belle France zur Heldin, dieses die Verfasserin von „Kate Kearney." Jene waren zusammen geschrieben von Sir Charles und Lady Morgan; dieses besteht hauptsächlich aus der Korrespondenz mit Lafayette, Denon, Humboldt, mit der Fürstin Jablonsky, Lady Charleville und Lady Caroline Lamb.

Einige dieser Briefe gehören nach ihrem Inhalt und ihren Verfassern rein der Geschichte an — dieser Art sind fast alle die von Lafayette über öffentliche Angelegenheiten in Frankreich. Einige beziehen sich auf Wissenschaft und berühmte Gelehrte. So z. B. die von Denon, Humboldt und Lacroix. Wiederum andere — und darunter einige der besten — hangen lose zusammen mit dem unverbundenen Walten der Anmuth, des Humors und der Mode.

Interessant sind manche Daten, die z. B. über Lady Caroline Lamb gegeben werden, mit der die Verfasserin sehr vertraut war — natürlich Alles high London life! — Diese Dame, eine Tonangeberin in der damaligen Londoner Gesellschaft, ist bekannt durch ihre romantische Tollheit für Lord Byron, und die Hartnäckigkeit, mit welcher sie, trotz der steten Hemmnisse von Seiten ihrer Familie, darauf bestand, Bücher zu schreiben und sich einen Namen zu machen — kurzum einer jener weiblichen Charaktere, wie sie eben nur die englische Aristokratie hervorbringen kann — excentrisch, weil man die Mittel und den Eigensinn dazu hat. — Warum sollte man denn nicht? — Warum sollte eine Lady denn nicht Bücher schreiben? — und warum müßten sie gerade gut sein? — oder was soll man sich daraus machen, wenn sie angegriffen und herabgesetzt werden? — Spaß muß sein, was verschlägt es viel? Das ist die Kehrseite der englischen Prüderie. — Wie sich indessen beide bei diesen resoluten Aristokratinnen vereinigen lassen, darüber eine interessante Anekdote, die Lady Morgan bei derselben Gelegenheit von der Tante ihres Mannes erzählt: „Eine reiche alte Lady aus der Provinz, die mehr als einmal die Schale bei einer Wahl zum Sinken gebracht hat und die sich ihrer erlauchten Abkunft von Morgan dem Buccanier und ihrer Schwesterschaft mit Morgan, dem tapfern General in Indien, rühmt. Sie hatte (erzählt C. Lamb) nie geheiratet, weil sie keinem Manne ein gesetzliches Recht über sich einräumen wollte: auch litt sie nur Frauen in ihrem Hause und verköstigte ihre männliche Dienerschaft im Wirthshause. Als einmal eine Diebsbande in ihr Haus zu Grantham um Mitternacht eingebrochen war, ging sie selbst hin, um zu sehen, was geschehe, und fand einen Mann, der zum Fenster hineinstieg. Sie faßte ihn beim Beine und hielt ihn lange genug fest, um sich seiner Wiedererkennung zu versichern. Er wurde ergriffen, vor Gericht geführt und in der Hauptstadt der Grafschaft auf ihr Zeugniß gehenkt. Die Gerichtsherren hatten ihr als eine Sache der Klugheit den Rath gegeben, jede Verfolgung zu unterlassen, da sie eine einzelne unverheiratete Dame sei und für die übrige Bande leicht ein Gegenstand der Rache werden könne. „Mag sein," sagte sie, „aber Gerechtigkeit ist Gerechtigkeit, und der Schurke soll einmal gehenkt werden!" — Niemand belästigte sie späterhin."

Nach Paris kam Lady Morgan gerade zur Zeit, als die Intrigue im Gange war, den Herzog de Cazes aus dem Ministerium zu bringen, die Lamartine in seiner Geschichte der Restauration so glänzend beschrieben hat. Eine Zeit lang studiren wir die Lage und sehen dabei Frankreich tanzen, zechen und spotten, wir sehen einen tyrannischen (?) Hof seinen bleiernen Fuß auf ein lachendes und satyrisches Volk setzen.

Die Presse ist stumm, aber was verschlägt das?

„In diesem Augenblicke ist zwanzigmal mehr Liberalität und öffentlicher Geist in Frankreich, als in Irland, ja als in England selbst. Jeder Laden ist voll mit Bildern von Lafayette und anderen Patrioten, und Schmähschriften werden hier veröffentlicht, die man bei uns verfolgen würde. Viele werden auch hier verfolgt; aber es scheint nur Ein Gefühl durch das ganze Land zu gehen. Preßfreiheit für Zeitungen giebt es nicht, die übrigens klägliche Dinger sind ohne Neuigkeiten und Besprechungen; aber das Volk hilft sich dagegen selbst durch Pamphlete und Karikaturen."

Als Lady Morgan auf dem Wege nach Lafayette's Gute zu Grandville abstieg, wo des Generals Pferde sie abholen sollten und sie eben das Gepäck umladen ließ, hatte sie Gelegenheit, sich selbst als Gegenstand dieser französischen Satyre darzustellen. Sie bemerkte nämlich, wie ein Haufe gaffend vor einem offenen Fenster stand, an dem sich bisweilen eine höchst sonderbare Gestalt zeigte. „Ich frug einen hübschen jungen Mann, der neben uns stand, was das bedeute. „O," sagte er, „das ist Mylady Morgan, welche in ihrem kleinen Buche über Frankreich so schön von uns Industriellen gesprochen hat. — Sie erwartet den Wagen des General Lafayette." — In diesem Augenblicke kam die „Lady Morgan" an das Fenster. Es ist unmöglich, etwas so Groteskes zu beschreiben, obschon solche Figuren in Frankreich noch hin und wieder sichtbar sind. Ein Kopf, gepudert und gesteift, zwei Fuß hoch; mehrere Lagen Schminke auf ihren Wangen und mehr als eine auf ihrem Kinn; schwarze Schönheitspflästerchen à discretion! ein Kleid von Seidendamast mit Scharlachblumen. Darüber trug sie, was man eine mantille de vieille dame nennt. Offenbar war sie über die Siebenzig hinaus. Sie fächelte sich und schien von der ihren Reizen gezollten Huldigung (denn einen andern Grund konnte sie nicht annehmen) sich sichtlich geschmeichelt zu fühlen. In wenig Minuten kam sie heraus und stieg in eins jener sonderbaren kleinen Fuhrwerke, die man désobligeante nennt und denen man noch auf den Nebenstraßen in Frankreich begegnet. Es wurde von einem kleinen, buckligen Kutscher gefahren, der eine Livree hatte so alt und verschossen, als ob er bereits in der Fronde gedient hätte; kurz, es war eine Szene von Molière in's wirkliche Leben versetzt, „die Gräfin d'Escarbagnas und ihr Page Criquet." Sie lächelte und verbeugte sich anmuthig beim Vorüberfahren an der Menge, und war offenbar une grande dame de province. Als ich in die Kutsche aus la Grange (Lafayette's Landhaus) stieg, wandte ich mich zu dem hübschen jungen Manne, der mir hinein half, und sagte: „Ich, moi, bin die echte Lady Morgan." Er sagte, er hätte sich's gedacht." Ein glänzender und anmuthiger Zirkel bewillkommnet uns zu Château de la Grange. Es kann hier nicht in unserer Absicht liegen, den vielmal geschilderten Helden zweier Welten noch einmal zu schildern.

Nur eine Anekdote, die auf Marie Antoinette's Charakter und Wesen Licht wirft, möge hier Platz finden.

„Ist es wahr, General," fragte ich Lafayette, „daß Sie einmal mit der Königin Marie Antoinette im Arm zum Maskenball in der Oper

gegangen sind, ohne daß der König davon etwas wußte bis nach der Zurückkunft?" — „Schrecklich, aber wahr," sagte er; „sie war so indiskret und ich kann mit gutem Gewissen hinzufügen, so unschuldig. Indessen war der Graf v. Artois bei der Gesellschaft und wir waren Alle jung, unternehmend und vergnügungssüchtig. Aber das Tollste bei diesem Abenteuer war, daß, als ich sie auf Madame du Barri aufmerksam gemacht hatte — ich kannte nämlich ihre Gestalt und ihren Lieblingsdomino — die Königin den dringendsten Wunsch aussprach, sie sprechen zu hören, und mich bat, sie auszukundschaften. Sie antwortete schalkhaft, und ich bin sicher, hätte ich ihr meinen andern Arm angeboten, die Königin würde nichts dagegen gehabt haben. Dies war einmal der esprit d'aventure zu jener Zeit am Hofe zu Versailles und in dem Kopfe der stolzen Tochter von Oesterreich." — Ich sagte: „Ah, General, Sie waren ihr Cromwell Grandison." — „Pas encore," antwortete er lächelnd, „dieser Spitzname wurde mir weit später erst von Mirabeau gegeben." — „Ich glaube," sagte ich, „die Königin war für die amerikanische Sache eingenommen." — „Sie glaubte es, aber verstand nichts davon," erwiederte er. — „Die Welt sagte wenigstens," fügte ich stockend hinzu, „daß sie ihren jungen Kämpfer, den Helden zweier Welten, begünstigte." — „Salonklatsch!" antwortete er, und wir ließen den Gegenstand fallen.

Auch von Beranger ist die Rede und seiner Vorliebe für den Keller, wo er saß und zechte, während er es verschmähte, sich von der aristokratischen Welt bewundern zu lassen. „Aber, General," fuhr ich fort (bei einer Abendgesellschaft, wo man Beranger's Lieder gesungen), „warum laden Sie denn diesen allerliebsten Beranger nicht ein?" — „Weil er nicht kommen würde," sagte Lafayette. „Ich habe ihn aufgefordert und er hat's abgeschlagen, aus demselben Grunde, aus dem er sich weigerte, bei Talleyrand und Rochefoucauld zu speisen — weil ich trop grand seigneur bin. — Ich hatte Manuel, den einzigen, der etwas über ihn vermag, mit Ausnahme der schönen Lisette, die er gerade hat, mit der Einladung beauftragt. Seine Antwort war: „Mein Instinkt leitet mich zum Keller (caveau), nicht zum Schlosse (château)."" — „Das," sagte ich, „ist gerade das Gegentheil von Moore, dessen Instinkt wo anders liegt." — Zu meinem großen Erstaunen schienen die Anwesenden wenig von Moore zu wissen."

Neuere Urtheile über Lord Byron und Shelley.

Die Dioskuren der englischen Poesie und des Weltschmerzes, Byron und Shelley, werden nach mehr als dreißigjähriger Ruhe jetzt von neuem in England vielfach besprochen, weil einer ihrer Freunde, E. J. Trelawny seine Erinnerungen an sie durch den Druck veröffentlicht hat. Der literarische Sturm, welcher diese Namen einst umtoste, ist noch immer nicht ganz beschwichtigt. Die Engländer lieben es, den Streit darüber stets wieder zu beginnen. Ein französischer Kritiker hat in der Revue d. d. M. ihre verschiedenen Meinungen zusammengefaßt, die wir hier auszugsweise mittheilen wollen.

Nie hat wohl Jemand so sehr wie Byron danach gestrebt, die Welt in Erstaunen zu setzen; er ist sein ganzes Leben im Paradeschritt gegangen vor den Augen des Publikums und schimpfte doch stets über die Affectation Anderer. Er dachte immer an die Wirkung, welche er hervorbringen wollte; er war im Grunde sehr linkisch und blöde, was er zu verbergen suchte durch forcirte frivole Gespräche. Seine Eitelkeit war eigentlich ein Beweis von demüthiger Selbstgeringschätzung, wie sie selten bei einem berühmten Manne angetroffen wird. Er glaubte stets, sich noch mehr bemühen zu müssen, um Beifall zu erlangen, während andere gefeierte Größen immer denken, genug gethan zu haben. Der ruhige Hochmuth ist ein Zeichen von Kraft, die bewegliche Eitelkeit deutet auf eine schwächere, aber auch auf eine feinere, empfänglichere Natur hin. Byron besaß neben der Eitelkeit auch wohl Stolz, aber nicht den Hochmuth, den man bei einem großen Dichter und Pair von England hätte voraussetzen können. Seine Seele war eine Sensitive; seine ersten Dichtungen, die er im neunzehnten Jahre schrieb, verrathen eine fast weibliche Gefühlstiefe. Er hätte geliebt und geschont werden müssen.

Er hoffte auf Nachsicht; man überhäufte ihn mit Bitterkeit und Tadel bei seinem ersten Auftreten in der Literatur. Zornentbrannt rächte er sich durch eine Satyre, in welcher er dem undankbaren England den Handschuh hinwarf. Er verbannte sich selbst und verlor die Hoffnung auf Lebensglück zu einer Zeit, wo man noch daran zu glauben pflegt. In der ersten Jugend, als sein Herz noch rein war, wurde seine Liebe verschmäht, und als das Laster die Blüten seiner Seele zerstört hatte, wurde ihm Leidenschaft entgegen gebracht. Er gab sich das Ansehn, die Frauen zu verachten, aber er gestand doch ein, bis zu seinem vierunddreißigsten Jahre nur für sie geschrieben zu haben. Daher stammt unstreitig die reizende Mannigfaltigkeit seiner Frauenbilder, während er stets nur sich selbst in allen seinen männlichen Charakteren zu zeichnen verstand. Er ist Lara, Manfred, Don Juan und Childe Harold. Der schlimmste Fleck seines Lebens, seine Ehe, ist aus seinem Mangel an Achtung vor den Frauen hervorgegangen.

Es war ursprünglich eine sogenannte „gemachte Heirat," die junge Dame war reich und vornehm, er gestand selbst ein, daß er damals Geld bedurft hätte; aber die Leidenschaft erwachte in ihm, als er einen Korb erhielt. Es wurde bei ihm zur Ehrensache, die Braut zu erringen. Sie ließ sich bereden und wurde die unglücklichste der Frauen; Dichter sollten nicht heiraten, sie sind selten fähig dazu, ein Wesen zu beglücken, das dazu verdammt ist, alle Höhen und Tiefen der Empfindungen mit ihnen zu durchfliegen. Die feinfühlende, streng erzogene Engländerin war am wenigsten geeignet, Byron's Extravaganzen zu verzeihen. Eine Italiänerin oder eine Deutsche würde eher dazu geneigt gewesen sein, die Eine, weil sie Sympathie für seine Feuerseele, die Andere, weil sie Duldsamkeit dafür gefühlt haben würde.

Die Liebe zu Weib und Kind, die Byron so hinreißend besungen hat, war doch nicht so stark bei ihm, um ihn vor Erniedrigung zu schützen. Man sollte denken, daß der blonde Engelskopf seines Töchterchens wie ein Schutzgeist vor seinen Augen geschwebt hätte, aber während er die andachtsvollen Strophen darauf dichtete, überließ er sich dem ausschweifendsten Leben in Venedig. Lady Byron mußte die Kränkung erfahren, daß alle Geheimnisse ihres ehelichen Mißgeschicks von ganz Europa besprochen wurden; das ist der Fluch eines berühmten Namens!

Nur Eine Empfindung wußte Byron sich rein und unentweiht zu erhalten: die Liebe zur Natur; sie war eigentlich das innerste Wesen seiner Poesie. Schon als Knabe hatte er in den dunklen Thälern und den großartigen Seen Schottlands die erste Regung davon empfunden. Stundenlang konnte er auf dem alten Kirchhof seiner Heimat sitzen und in die Wolken starren. Er war am liebsten allein bei großartigen Naturerscheinungen; bei Gewittern und Meeresstürmen fühlte er sich glücklich. Das geheimnißvolle Band, welches seine Seele mit der Natur verknüpfte, wurde ihm durch die Bekanntschaft mit Shelley's idealem Pantheismus erst recht deutlich. Die beiden Freunde lernten von einander; Shelley, der dichterische Philosoph, hob den Genius Byron's zu den Höhen seiner eignen Ideen empor. Er hatte Goethe's Faust zum Lehrbuch genommen und Manfred war die erste Schülerarbeit, worin Byron bewies, wie tief er ihn verstanden hatte.

Shelley's Irrthümer entstanden aus einer Bethörung seines Geistes; die Lust zum Krieg mit der Gesellschaft war seine vorherrschende Neigung. Es war ein seltsamer Anblick, sein zartes kindliches Gesicht mit großen leuchtenden sanften Augen, sein mädchenhaftes Erröthen, sein schwächlicher Körper und daneben seine welterschütternden Schriften, seine heftigen Reden! Mit sechszehn Jahren schrieb er über die Nothwendigkeit des Atheismus und lange vor George Sand vertheidigte er die Freiheit der Liebe in der Ehe. Er selbst lebte nur theilweis nach seinen Theorien, indem er seine erste Ehe löste, aber in seiner zweiten mit der edlen Mary Wolstonecraft Godwin, der Tochter zweier literarischer Berühmtheiten, stellte er eine wahrhafte Musterehe dar, welche nicht durch die leiseste Untreue getrübt wurde. Ueberhaupt war sein Privatleben ohne die Verirrungen des Byron'schen geblieben, die Sinne hatten keine Gewalt über diesen hochgespannten Geist. Um sich ihrer Naturgewalt noch mehr zu entziehen, näherte er sich wie die Hindu's nur mit Pflanzenkost. Auch den Leidenschaften der Seele war er nicht unterworfen, er kannte weder heftige Liebe noch starken Haß. Er empfand nie Bitterkeit über die Demüthigungen und Anfeindungen, die ihm in England zu Theil wurden, seine Seele war wie Marmor, glatt, rein und kalt; Shelley lebte nur um zu denken, wie Byron, um zu fühlen. England hat beide Genies verbannt und mit Recht, ihre Irrthümer und Versündigungen verdienten es. Die Moral muß verdammen, aber die Kritik darf und wird nicht aufhören, immer wieder zu prüfen und zu beurtheilen, wenn das Große und Schöne sich darbietet.

Frankreich.

Zur Geschichte der französischen Sprache.

Die Wissenschaft der Synonymik.

In einer Sprache, wie die französische, welche so nüchtern-verständig ausgebildet ist, spielt die richtige Anwendung sinnverwandter Wörter eine

Hauptrolle. Besteht doch, abgesehen von den richtigsten, gewandtesten und gangbarsten Constructionen und Redewendungen, die Hauptfeinheit und Eleganz des Styles und der Unterhaltung besonders darin, daß jedesmal der richtigste und schärfste Ausdruck gewählt wird, der für eine Sache ausgeprägt ist. Je fester und unwandelbarer derselbe durch den Sprachgebrauch bestimmt ist, desto geeigneter ist er als Werkzeug für einen Geist, der aller Mühe des Selbsterzeugens überhoben, seine Gedanken wie fertige Münzen hinzählt. Dies ist, wie bekannt, der wesentliche Charakter des Französischen, in zweiter Reihe auch des Englischen und unsers neuen Hochdeutschen, welches nur durch einen embarras de richesse verhindert wird, in ähnlicher Weise zu versteinern. Die Anlagen sind ganz bestimmt dazu vorhanden, namentlich in dem unmäßigen Gebrauche von Fremdwörtern, der immer mehr einreißt und unsere Muttersprache zu einer Art Englisch zu machen droht.

Bei einem solchen Zustande der Dinge ist es natürlich, wenn die Grammatiker ein besonderes Augenmerk auf die sinnverwandten Wörter richten und ihre feinen, feineren und feinsten Unterschiede herauszubekommen suchen, — eine Sache, die gar nicht so leicht ist und viel Kopfzerbrechen macht, um hinterdrein zu einem ungenügenden Ergebnisse zu führen. Was ist z. B. für ein Unterschied zwischen schlau, pfiffig, listig, gerieben, durchtrieben, verschmitzt? oder zwischen reprendre, blâmer, désapprouver, censurer, critiquer u. s. w.? In den modernen Sprachen ist oft dieser Unterschied ein rein historischer und auf Ideenverbindungen beruhender, die auf ganz fremde und verblichene Anschauungen zurückgehen; eben so beruht ihre Anwendung oft auf ganz eingebildeten Unterschieden und reinen Zufälligkeiten — der gemeine Mann z. B. wird blâmer, censurer, critiquer ziemlich eins für das andre gebrauchen können, indem seiner Anschauung nur die allgemeine Vorstellung von „Tadeln" vorschwebt; der Gelehrte geht bei censurer auf die censura und die censores der Römer zurück und erzeugt die Vorstellung des censorischen Tadels, bei critique auf die κριτική und das κρίνειν der Griechen, d. h. Sondern, Wahres und Falsches scheiden, bei blâmer auf βλασφημεῖν, d. i. schimpfen, lästern, fluchen. Man sieht, die Ermittelung der Uranschauung, welche das Wort zuerst bildet, ist jedenfalls der sicherste Leiter zum Verständnisse der Synonymen; ja man kann sagen, kein Wort, wie sehr umhergeworfen, verstümmelt und verunstaltet es auch immer sein mag, kommt jemals ganz los von dem natürlichen Boden, auf dem es erzeugt ist, vorausgesetzt, daß derselbe noch kennbar ist. Freilich haben fast alle Sprachen — man kann dreist sagen, alle — einen gewissen todten Bestandtheil, der etymologisch undurchdringlich ist. — Schon in den ältesten und reinsten Sprachen, z. B. im Sanskrit, im Griechischen, Lateinischen, Gothischen u. s. w. ist dies der Fall, und nur die Sucht, Alles abzuleiten, und die auf diesem Gebiete so leicht verwendbare freie Phantasie können hierüber sich täuschen. — Gewaltsame Verstümmelungen, Verschleifungen, unverstandene uralte Fremdwörter, deren Sprachmutter verloren gegangen ist, bilden diesen allen Anstrengungen der Gelehrten spottenden Bestandtheil. Hier hat denn auch die Synonymik ihre Gränze.

Kürzlich ist nun in Frankreich eine in dieses Gebiet schlagende sehr bedeutende Arbeit erschienen: Lafaye's „Synonymisches Wörterbuch."* Ein gelehrter französischer Kritiker hat über dieses Werk eine sehr ausführliche Rezension im „Moniteur Universel" geliefert, und da dieselbe viele sehr interessante Angaben über die Geschichte der Grammatik in Frankreich enthält, so gestatten wir uns, das, was für unsere Zwecke zunächst von Interesse scheint, daraus hervorzuheben.

„Die Wörter Synonym, Synonymik, stammen bekanntlich aus dem Griechischen (σύν mit, zusammen und ὄνυμα, äolische Form von ὄνομα Name) und bedeuten eigentlich Wörter, deren Bedeutungen zusammenfallen. Die Franzosen halten sich natürlich an diesen etwas schielenden Ausdruck, für den wir im Deutschen den weit bessern: „sinnverwandt" haben, und fangen damit an, seine Richtigkeit zu bestreiten. Schon Fénelon sagt: „Wenn man die Bedeutung der Wörter näher untersucht, so bemerkt man, daß es deren fast keine giebt, die einander völlig synonym (sinngleich) wären." — Ganz richtig, und zwar einfach deshalb, weil jedes Wort seinen individuellen Charakter nach der zeugenden Vorstellung mit auf die Welt bringt, wie jedes Menschenkind in ähnlicher Weise, weil unsere Vorstellungen von Haus aus stets Individuen sind. Kann ich nicht so ziemlich jeden Stab einen Stock und jeden Stock einen Stab nennen? Gewiß! Zollstab, Zollstock z. B. sagt man eins für's andre — aber warum spreche ich Hirtenstab, Herrscherstab, und nicht Hirtenstock, Herrscherstock? warum sage ich Korporalstock, Klopfstock, und nicht Korporalstab, Klopfstab? — Man wird sagen, das hat der Sprachgebrauch festgestellt. — Ganz richtig — aber warum hat der Sprachgebrauch diesen Weg eingeschlagen? Doch wohl von dem freien Instinkte getrieben, daß die beiden Wörter grundverschieden sind und sich von einer bestimmten Stelle vollkommen sondern. — Man fühlt, „Stab" ist edler, Stock gemeiner; das Wort Hirtenstab hat die Poesie geschaffen, während vielleicht der Bauer von einem Hirtenprügel spricht.

Auch Herr Lafaye hat einen großen Theil seines Lebens darauf verwendet, zu beweisen, daß es eigentliche sinngleiche Wörter nicht gebe, und entschuldigt sich sogar, daß er sein Buch Dictionnaire des synonymes und nicht Dictionnaire antisynonymique genannt habe.

Das Studium der Synonymen geht kaum bis in's achtzehnte Jahrhundert zurück. Im vorhergehenden Jahrhundert hatte die Schule der Vaugelas, Ménage, Thomas Corneille und des Pater Bouhours, eine Anzahl von Wörtern durch gegenseitige Vergleichung analysirt und mit Sorgfalt die Abschattungen ihrer besonderen Bedeutungen angemerkt. Es war dies eine Unterhaltung für Tiftler und Sylbenstecher. Man raffinirte in der Sprache wie im Gefühl, und die Spitzfindigkeit schadete der Richtigkeit nicht. Aber diesen Bemerkungen fehlte es an System. Sie waren nicht mit Methode und Folgerichtigkeit gesammelt worden und bezogen sich meist nur auf die Aenderungen im Sprachgebrauch, auf den Unterschied zwischen alter und neuer Bedeutung. In der Wirklichkeit war die Sprache noch frei, offen und natürlich.

Das fortwährende Kunststückmachen im Sprechen war durch die gelehrte Schulbildung noch nicht, wie später, in Aufnahme gekommen. Die Weltdamen, die großen Herren, selbst die Schriftsteller schrieben natürlich, bisweilen genial, zum größten Theil verständig, wenn auch etwas nachläßig.

Die Ungebundenheit und Nachlässigkeit verschwand zugleich mit dem Genie. Bald gab es ein Schriftstellerhandwerk, das man verstand, und das nach den lateinischen Grammatiken gelehrt wurde. Die Professoren der lateinischen Versmacherei gaben die Regeln des französischen Verses, Synonymen und Umschreibungen der lateinischen Prosodie gingen in Gedichte und Trauerspiele über. Man erfand die poetische Sprache, aus der jede Eigenthümlichkeit der Wörter verbannt war. La Bruyère sah diesen Verfall, an dem er nicht Schuld war, und bedauerte das Französische des sechszehnten Jahrhunderts, ohne von dem neuen Geschlecht gehört zu werden. Die Prosa erhielt sich, aber der Vers war verpfuscht und sollte bald das Uebrige verderben.

Die Philosophen fühlten es instinktmäßig heraus. Sie steiften sich gegen die Poesie. Lamotte-Houdart wollte sie unterdrückt wissen. Er verschrie sie in seinen Vorreden und malträtirte sie noch ärger in seinen Versen. Ein Corps von Grammatikern erhob sich, und ein gelehrter Geistlicher, Secretair und Dolmetscher des Königs für die orientalischen Sprachen, und Kapellan der Herzogin von Berry, der Abbé Girard, veröffentlichte seine Synonymes français, nachdem er früher bereits ein anderes Werk herausgegeben: „La justesse de la langue française ou les différentes significations des mots qui passent pour synonymes."

Das Buch hatte Erfolg. Indem er sprechen lehrte, lehrte er denken. Denken! das große Wort des Augenblicks. Die Gönnerschaft der Herzogin von Berry schien ihn in die Mode zu bringen, aber er bedurfte dessen nicht. Wie wunderten sich Bürger, Edelleute, Weltdamen, so lange Zeit Philosophie getrieben zu haben, ohne es zu wissen, und so viele schöne Sachen in den Worten zu finden, die sie alle Tage sagten. Man spielte mit Synonymen, um sich Charaden aufzugeben, man gab sich Synonymen auf als Räthsel oder Rebus und übte so den Witz. Man verfiel in die Pedanterei, aber selbst die Pedanterei sieht nicht übel aus, wenn sie in der Mode ist. Der Geschmack an Synonymen dauerte lange, denn im J. 1777 — und Girard's Buch war 1736 herausgekommen — als Kaiser Joseph die französische Akademie besuchte, las d'Alembert in seiner Eigenschaft als beständiger Secretair vor dem hohen Reisenden über einige Synonymen im Geschmacke Girard's, darunter über den Unterschied zwischen simplicité und modestie. Die Erklärung beider Wörter war natürlich zum Lobe des kaiserlichen Philosophen gewandt, der das Kompliment hoch aufzunehmen schien.

D'Alembert spielte ganz einfach die Rolle des Fräulein von Scudéry.

Die Grammatiker retten die Sprache nicht. Umsonst ergötzte sich das achtzehnte Jahrhundert an Synonymen, umsonst studirte sie Fräulein von l'Espinasse, umsonst protestirte d'Alembert, ihrem Beispiel folgend, gegen die Verse, in denen man ganz unschuldig alle Worte vermengte,

* Dictionnaire des synonymes de la langue française, par M. Lafaye. 1 vol. 8. (1106 pages). Paris, Hachette, 1858.

die etwa durch das Versmaß veranlaßt wurden. „Verdammte Prosa!“ rief Voltaire, wie ein erzürnter Jupiter, und die Prosa machte den Mund zu.

Eine unglaubliche Bewegung fand unter den Geistern statt. Alle Fragen drängten sich zu gleicher Zeit hervor. Nie hatte man so sehr das Wort nöthig, nie hatte man es so sehr geliebt. Unterhaltung, Briefe, Schmähschrift, Zeitung, Flug- und Partei-Literatur war nie französischer, als damals; aber durch eine sonderbare Täuschung schien die schlechte Tragödie noch französischer zu sein.

Das tragische Gedicht war die Ehre und der Stolz der Nation. Sein umschreibender Styl blendete, nichts konnte aufkommen gegen diese spruchreichen Tiraden und ihren hohlen Vollklang. Schließlich verfälschte sich das im Verse verfälschte Französisch auch in der Prosa, was Lafaye vielleicht vergessen hat. Denn er erinnert sich nicht an den Verfall im achtzehnten Jahrhundert, der sich bis zum Anfang des neunzehnten hinzieht. Er spricht von der strengen Disziplin der großen Schriftsteller, unter die man sich heute wieder schaaren will; aber diese strenge Disziplin ist eben so sehr von der Encyklopädisten-Schule verkannt worden. Man weiß, was Voltaire unter „Corneille kommentiren“ verstand. Er hatte in gleicher Weise Pascal kommentirt.

Von Sophokles, von Shakspeare, von der Bibel spreche ich gar nicht. Jener verließ Boileau, la Fontaine, Molière, selbst Marmontel, indem er nur Racine bewundernswerth erklärte. Die philosophische Kritik allein bewies ihre Unabhängigkeit in allen Dingen. Literarisches Vorurtheil wie religiösen Glauben behandelte sie eins wie das andere, und griff im Gegensatz zum Zeitalter Ludwig's XIV. alle Beide an.

Sie kam gerade so aus dem großen Jahrhundert heraus, wie ein Schüler vom Gymnasium oder vom Seminar. Sie wollte nicht wieder zurück unter die Sonde, unter die Ruthe von Bischöfen und Predigern, wie Bossuet, Massillon, Flechier, Bourdaloue. Fénelon begnadigte sie, weil er selber den Stock gefühlt hatte für sein Vergehen gegen die Regel. — Außerhalb der Kirche, aber nicht außerhalb der Frömmigkeit, verzieh sie dem Racine, weil er in Folge einer Ungnade gestorben sein sollte, und er von allen seinen berühmten Zeitgenossen derjenige war, der am wenigsten seiner Zeit gehörte, oder eine am wenigsten veraltete Sprache und alle Festigkeit, Heiterkeit des Geistes und Ruhe besaß.

Darauf ausgehend, jede Autorität, es sei welche es wolle, zu stürzen, fühlten die Leute des achtzehnten Jahrhunderts instinktmäßig, daß die am festesten gegründete Autorität, welche die übrigen noch aufrecht erhielt, die literarische wäre. Sie täuschten sich darin nicht und der Beweis hierfür liegt darin, daß nach dem Sturze der alten Gesellschaft, als der Name Napoleon's die Idee der Autorität in den Gemüthern weckte (sic!), die konservative Kritik (!!), ihre Anstrengungen mit dem Kaiser vereinend, die literarische Autorität herzustellen suchte.

Es folgte nun eine Periode der künstlichen Wiederbelebung des Alten; man veröffentlichte neue Ausgaben der „Klassiker“, man las und analysirte in den Kollegien Bossuet's Leichenreden, pries die Erhabenheit Corneille's u. s. w. Zuletzt kam man beim Mangel alles Anhaltes dahin, an der Zukunft der Literatur zu verzweifeln — alles Gute liege in der Vergangenheit, man könne fortan die Meister nur nachahmen, nicht ihnen gleichkommen.“

Demnächst entscheidet sich der Berichterstatter, dem wir bisher gefolgt sind, für die Neuerungen der romantischen Schule. Die ungeduldige und feurige Jugend habe zwar im Anfange bisweilen über das Ziel hinaus geschossen, aber bald den richtigen Weg wiedergefunden, nämlich, was die Sprache und den Styl betrifft, an die Traditionen des 16. und 17. Jahrhunderts angeknüpft. Er bekämpft hierin die Ansichten des Synonymikers: „Die Gruppe der neuen Dichter brach nicht mit der literarischen Vergangenheit, wie Herr Lafaye sagt, sie brach nur mit den schlechten Dolmetschern der Vergangenheit, so zwar, daß sie sich in die früheste Vorzeit unserer Sprache zurückwarf. Sie fand dort die Ursprünge der französischen Tradition, sie verfolgte sie Schritt vor Schritt, vom Mittelalter zur Renaissance, von Franz I. bis Ludwig XIII. und Ludwig XIV.“

„Aber ob Herr Lafaye anerkenne oder nicht anerkenne, was die Sprache den ersten Uebertreibungen der Schriftsteller von 1826 und 1830 verdankt, so hat er nichtsdestoweniger von den Wohlthaten seiner Zeit Vortheil gezogen: von der bestimmtern Kritik, den Aufklärungen aller Art, die zugleich aus der Geschichte, aus Urtexten, der Archäologie und der allgemeinen Philologie erwachsen, von der Gewohnheit, schärfer und genauer zu übersetzen, das richtige Wort anzuwenden, Richtigkeit und Wahrheit in jeder Untersuchung anzustreben, von dem gegenseitigen Beistande, den sich heute Wissenschaften und Künste leihen. Damit hat er ein treffliches Buch verfaßt oder neu umgearbeitet.“

Nach der nun folgenden Beurtheilung scheint das Werk mehr den Charakter zu tragen, den wir als besonders deutsch gewöhnlich für uns in Anspruch nehmen: treue, solide, fleißige, vielleicht etwas nüchterne Arbeit, ohne allen falschen Esprit, mit welchem im vorigen Jahrhundert dergleichen Dinge behandelt wurden. Damals war Alles bon mot und Epigramm, und der Gelehrte mußte dem Laffen vom Hofe wenigstens die Geberden absehen, um geschmackvoll gefunden zu werden.

Lafaye bringt ein paar recht hübsche Vergleiche, um das Wesen der Synonymen anschaulich zu machen. Er vergleicht eine Gruppe solcher sinnverwandter Wörter mit den Nüancen und Abstufungen einer Farbe, die alle etwas Gleiches und doch wieder Verschiedenes haben; oder zwei solche Wörter mit zwei Kreisen von gleicher Größe, so auf einander gelegt, daß sie zum größten Theile in einander fallen und doch zu beiden Seiten aus einander herausgehen. So können sie sich nähern und entfernen. Allerdings nur Vergleiche, aber doch nicht ohne alle Wahrheit. Wären natürlich zwei Wörter vollkommen gleichsinnig, so müßten die Kreise ganz in einander fallen. — Aber, fällt mir ein, wie ist es denn mit Wörtern verschiedener Sprachen, die einander in der Uebersetzung decken oder decken sollen? Z. B. deutsch „König,“ lat. rex, griech. βασιλεύς, franz. roi, hebr. melech?

Siehe, da kommt eine ganz andre Geschichte zum Vorschein — die Ideen-Assoziation — der altdeutsche chuning ist ein ganz andres Ding, als der griechische βασιλεύς, der indische Radschah; eben so verschieden wie etwa Theodorich, Chlodwig oder Genserich von Agamemnon und Kodrus, als Numa Pompilius und Servius Tullius von David und Salomo u. s. w.

Der Uebersetzer hat nicht einmal Synonyma, er hat reine Symbole zur Verfügung und muß erst unendlich viel vergessen (d. h. die ganze Geschichte des betreffenden Wortes), ehe er übersetzen kann. Wenn ich z. B. sage, „König David,“ so ist David eigentlich schon zum Deutschen geworden, und sicher haben sich ihn unsere altdeutschen Vorfahren ganz in heimischer Weise vorgestellt. Wie gesagt, man kommt aus seinem Volksthume gar nicht heraus, und alles Uebersetzen ist nur symbolische Umdeutung und Uebertragung auf ganz andere, grundverschiedene Vorstellungswurzeln, wenn wir es so nennen wollen. Eben so ist das Lernen einer fremden Sprache ein künstliches Einwachsen in die fremde Vorstellungsart und ihre ganze innere Geschichte. Jeder wird das fühlen, der eine fremde Sprache erträglich handhabt, welche Veränderung in ihm beim Uebertritt aus der einen in die andre vorgeht. Wenn er z. B. englisch redend das Wort King ausspricht, ist seine Phantasie entschieden anders beschäftigt und angeregt, als wenn er französisch roi oder deutsch „König“ sagt. Das Uebersetzen ist ganz vorzüglich die Kunst der Synonymik.

Ostindien.

Indien und seine Regierung.

Nach Leopold v. Orlich.

Ostindien, diese eigene Welt in der Welt, Wiege der ältesten Gesittung, Heimat so vieler Wunder der Natur und des schaffenden Menschengeistes, wo märchenhafter Glanz und Reichthum zu allen Zeiten mit und neben unermeßlichem Leiden und Dulden wohnte — Ostindien, mit der Mannigfaltigkeit seiner Völker, Sprachen, Sitten, Religionen, wird für die übrige Welt noch Jahrhunderte lang eine unerschöpfte Fundgrube der Belehrung sein. In neuester Zeit hat dieses Zauberland ob der langen verzweifelten, bis heute nicht ganz unterdrückten Empörung eines Theils seiner Bevölkerung gegen die britische Herrschaft ein noch lebhafteres Interesse erregt; und nachdem die fieberhafte Spannung, mit der wir den Ereignissen im Süden unserer Alpen folgten, etwas nachgelassen, wird man mit verjüngter Wißbegier dem Werke des Herrn v. Orlich sich zuwenden, eines deutschen Landsmannes, der selbst mehrere Jahre im Süden des Himalaja, in den vom Indus und Ganges bespülten Ländern, gewandert ist,* der außerdem in England und Ostindien mit bedeutenden Persönlichkeiten bekannt und befreundet geworden und auf solche Weise schätzenswerthe Urkunden erhalten hat, die bisher Anderen nicht zugänglich gewesen sind.

* Herrn v. O.'s Reise in Ostindien ist voriges Jahr in dritter Auflage erschienen. Wir lieferten darüber bereits eine kurze Anzeige in unserem Magazin.

Der uns vorliegende Band des auf zwei starke Bände berechneten Werkes führt den besonderen Titel: „Allgemeine Geschichte von Indien, von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1857." Wir halten es nicht für unpassend, etwas aus der Vorrede hier folgen zu lassen:

„Es sind nun hundert Jahre, als die kühne That eines Clive den Grundstein zum indisch-britischen Reiche legte — einem Reiche, das durch seine Entstehung und in seiner Verfassung einzig in der Geschichte dasteht. Während die Völker des christlichen Europa's für ihre Nationalität kämpften, politische und religiöse Freiheit zu erringen suchten, hat das größte derselben in einem fernen Welttheile, beinahe unbeachtet, eine Macht der wunderbarsten Art gegründet. Welches auch immer die Beweggründe und Absichten waren, aus welchen ein solches Staatsgebäude aufgerichtet wurde, so zeigt uns doch jedes Blatt seiner Geschichte an, daß nur ein freies Volk diese Aufgabe lösen konnte.

„Mit welchen Anstrengungen und welchen Opfern das große Werk vollendet wurde, wie jedes Jahrzehnt das Rad des Fortschritts und der Bewegung immer schneller forttreibt, wie Warnung und Lehre zu uns reden, und wie Thaten, würdig der ruhmvollsten aller Zeiten, zur Nachahmung auffordern — das habe ich versucht, in diesen Blättern zu schildern." . . . . . .

„Aber während eine Handelsgesellschaft, erst mit Hülfe von Abenteurern, dann von den Edelsten und Ritterlichsten des Vaterlandes unterstützt, die Herrschaft über beinahe zweihundert Millionen Menschen sich erkämpfte, blieb die Britische Nation beinahe theilnahmloser Zuschauer. Noch heute begreifen nur Wenige, welch ein herrlicher Juwel der britischen Krone eingesetzt wurde. Erst die gewaltsamen Bewegungen unserer Tage haben Großbritannien und Europa aus dieser Apathie gerissen." . . . .

Des Buches erster Abschnitt ist den ältesten Zeiten bis zum ersten Eindringen muhammedanischer Horden gewidmet. Mit diesem Wendepunkte — im zehnten Jahrhundert u. Z. — nimmt Ostindiens Geschichte für uns ihren eigentlichen Anfang. Der zweite Abschnitt reicht von Mahmud dem Gasnewiden bis auf Baber, den ersten wahren Eroberer Indiens und Gründer des Reiches der Groß-Mogule; der dritte erzählt die Thaten und Schicksale Baber's und seiner Nachfolger bis auf Schach Alem, welcher, obgleich sein Name „König der Welt" bedeutet, im Jahre 1806 als Kostgänger der Ostindischen Compagnie aus dem Leben schied. Dann geht der Verfasser im vierten Abschnitte bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts zurück, als dem Zeitpunkte der ersten europäischen Ansiedlungen, von welchen die der Portugiesen gerade ins erste Jahr (1501) fällt. Die Stiftung der britisch-ostindischen Handelsgesellschaft kann man vom letzten Jahre desselben Jahrhunderts datiren, denn 1600 erhielten die zu solchem Zwecke vereinigten Londoner Kaufleute ihren königlichen Freibrief (charter). Die anfangs unscheinbare Compagnie hatte in den ersten anderthalb Jahrhunderten ihres Bestehens nicht blos auf indischem Boden die größten Schwierigkeiten und Gefahren zu bekämpfen, sondern auch den bedrohlichsten Ränken im Mutterlande zu begegnen. Erst seit der Schlacht bei Plassey (1757) sehen wir sie gefürchtet und in die wichtigsten Begebenheiten Indiens erfolgreich verflochten;* seit Bewältigung der Mahratten und das Tippu von Myssore wurde sie der Angelpunkt der ganzen indischen Welt. Besonders fesselnd und zum Theil reich an neuen Aufschlüssen sind die Abschnitte 6—9, worin neben Anderem der Untergang des Tippu, Lake's und Wellesley's unsterbliche Siege über die Mahratten, die merkwürdigen Kämpfe in Nepal und in Birma, die Ueberwindung der Sikh's und der Afghanen ausführlich zur Sprache kommen. Der zehnte Abschnitt behandelt „die Ursachen und ersten Bewegungen des Militair-Aufstandes im Jahre 1857." Werthvolle Zugabe ist ein englisch mitgetheilter Brief des Obersten Outram an den Verfasser (März 1858), denselben Gegenstand betreffend.

Man ist Herrn v. O. die Erklärung schuldig, daß er, trotz seiner innigen Befreundung mit England, musterhaft unparteiisch verfährt. Auf der einen Seite die Verdienste wahrhaft großer britischer Staatsmänner und Heerführer auf indischem Boden ins stärkste Licht setzend, und manchen Zug aufopfernden Heldenmuths, auch da, wo das Schicksal den Helden nicht auf eine höhere Bühne gestellt hat, mit Liebe hervorhebend, verschweigt oder bemäntelt er andererseits nichts, was Unfähigkeit, Unentschlossenheit, Vorurtheil oder tollkühne Uebereilung so mannigfach verschuldet haben.** Eine der Persönlichkeiten, denen Herr v. O. die wärmste Gerechtigkeit angedeihen läßt, ist der nachmalige Herzog von Wellington. „Arthur Wellesley (S. 152—53) war der echte Typus eines Briten in Physiognomie, Geist und Charakter. Schwerfällig und wenig einnehmend für die Seinigen wie für seine Kameraden, war er in sich abgeschlossen ein tiefer Denker. Das ewige Einerlei seines Berufes war ihm so zuwider, daß er einst, verschuldet und in Mitteln beschränkt, das Schwert mit einem mehr einträglichen Posten beim Zollamte zu Dublin vertauschen wollte; aber zu seinem und des Vaterlandes Besten daran verhindert, ist er eben im Begriff, mit dem ihm anvertrauten Regimente nach Canada abzusegeln, als ihm die Aufforderung wird, in Indien unter seinem älteren Bruder thätig zu sein. In der Blüthe seines Lebens traf dieser große Mann, der größte Feldherr, den Englands Geschichte aufweist, zu einer Zeit auf diesem klassischen Boden ein, als England eines Generals bedurfte, und um eine Laufbahn zu beginnen, die seinen Namen unsterblich gemacht hat. Mit Bewunderung folgen wir ihm schon auf seinen ersten Kriegszügen, in seinem Wirkungskreise als Feldherr und als Staatsmann — immer derselbe klare, seines Wollens sich vollkommen bewußte Geist, der Menschen und Verhältnisse so schnell und scharf erkannte, daß er stets das Zweckmäßigste wählte, um seine Zwecke durchsetzen zu können. Seine „Depeschen," die Commentare zu seinen Thaten, werden kommenden Geschlechtern zur Weisung dienen.* Einer der bevorzugten Sterblichen, begann er seine ruhmvolle Laufbahn in der Blüthe des Lebens, blieb, vom Glücke getragen, bis in's späte Alter der Rathgeber von Fürst und Volk und sank, von Allen vermißt, schmerzlos ins Grab."

Der Verfasser schließt diesen Band mit folgender Betrachtung: „Wenige Jahre vor dem Tode des Großmoguls Akbar, vor 250 Jahren, betraten die ersten britischen Ansiedler den Boden Indiens; nach 154 Jahren verwandelt Clive durch die Schlacht bei Plassey die bis dahin Handel treibende Gesellschaft in eine welterobernde Macht. Wie in hundert Jahren diese Compagnie, von den Umständen getrieben, sich ein Reich erobert, größer als Europa, wie während dieser Zeit des Kampfes die Brahmanen-Herrschaft zuerst erschüttert wird, dann die des Islam fällt, und endlich die der Mahratten sinkt, haben wir kennen gelernt. Diesem gewaltigen Reiche Einheit zu geben, herrschten in den letzten 86 Jahren General-Statthalter über dasselbe; nur funfzehn ist die Zahl derselben und sieben die ihrer Stellvertreter gewesen...... Nur drei derselben verbanden mit dieser Würde zugleich die des kommandirenden Generals."

„Während der 101 Jahre, daß die Ostindische Compagnie unter dem Schutze Großbritanniens als erobernde Macht in Indien auftritt, reiht sich ein Krieg an den andern.... kaum 15 Jahre des Friedens weist dieses Jahrhundert auf! Dennoch erfüllt es den Forscher mit Freude; er blickt mit schönen Hoffnungen in die Zukunft, wenn er wahrnimmt, wie mit zunehmender Macht die edelsten Früchte der Menschheit: Gesetz und Rechte, Kultur, Künste und Wissenschaft mehr und mehr gepflegt werden und in den Vordergrund treten. Indien verdankt es dem britischen Volke, der Barbarei entrissen und auf die Bahn des Fortschritts geführt zu sein. Seine siegreichen Heere haben den unterjochten Völkern die Sicherheit gegeben, unter welcher allein die ersten Keime der Civilisation wurzeln können.

„Die Ostindische Compagnie hat aufgehört zu existiren, Indien ist eine Kolonie der Königin geworden. Ein Vicekönig regiert nun im Namen der Herrscherin Großbritanniens; sein Wirkungskreis ist der glänzendste, der einem Sterblichen beschieden ist; er kann der glücklichste und lohnendste werden, wenn es ihm gelingt, bis zu den fernsten Gränzen dieses weiten Reiches in der Brust eines Jeden die Ueberzeugung zu gründen, daß die Regierung weder ein Unrecht dulden noch selbst eines ausüben wird."

Wir erlauben uns, noch einige, fast nur um Sprachliches sich drehende Bemerkungen anzureihen: S. 16. Die bewaffneten Miethlinge der Chalifen waren Türken, nicht „Tataren und Türken." Der Name Tatar kam ursprünglich den Mongolen zu, genauer einem Hauptstamme derselben, und ist erst seit der Mongolen-Herrschaft in Rußland auf die (mit Mongolen vermischten) Türkenstämme dieses Reiches übergegangen. Vor Tschinggiß-Chan war jener Name, das Volk dem er eigentlich zukam, nur in Hinter-Asien bekannt. S. 17 ist Türken zu lesen statt Mongolen, denn Mahmud von Gasna (Gisne) befehligte nur Türkenheere; auf Namen und Volk Mongol (Monggol) findet für die damalige

---

* Nur ein Jahr und zwei Tage vor jener Schlacht hatte der Nowab Suradsch ud-daula nach der Uebergabe des Forts William 146 Engländer in das berüchtigte „schwarze Loch" sperren lassen, wo sie bis auf Wenige elend umkamen.

** Beinahe zu exclusiv scheint uns in dieser Beziehung ein S. 212 ausgesprochenes Urtheil: „Das dem brittischen Charakter eigenthümliche Selbstvertrauen, daß seinem eisernen Willen nichts zu widerstehen vermöge, und mit Ausdauer verfolgt, das Schwierigste überwunden werden könne, ist die Ursache, daß die ausgezeichnetsten ihrer Generale, von Ungestüm fortgerissen, die einfachsten Regeln der Klugheit unbeachtet lassen und dadurch unsägliche Opfer herbeiführen."

* Wir verweisen hier auf das „Magazin" vom Jahre 1834, wo (S. 376 f.) Mehreres aus den Despatches Wellington's, unter Anderem eine klare Darstellung des bewunderten Sieges bei Assey mitgetheilt ist

Zeit dasselbe, was wir über „Tatar" gesagt haben, Anwendung. — S. 20—22. Für Allah-ud-din ist, so oft es vorkommt, Alâ-ud-din zu lesen; denn dieser (arabische) Name bedeutet nicht „Gott der Religion" (eine Verbindung in welcher der Name Gottes nie vorkommt), sondern „Erhabenheit oder Vortrefflichkeit der Religion": das hierher gehörende Alâ (álâ) ist ein ganz anders geschriebenes und von ganz anderer Wurzel stammendes Wort als Allah (welches für al-ilâh, der Gott). — S: 26, Z. 3 (von oben) lesen wir: „Timur, eigentlich Tamerlan(e);" es ist aber das gerade Gegentheil das Richtige. Der echte Name des großen Weltstürmers war Timur, was im Osttürkischen (wie demir im Oßmanischen) Eisen bedeutet. Tamerlan ist eine arge Verstümmelung von Timur-lank, d. h. Timur der Lahme (Hinkende), wo ein persisches Adjektiv, das „lahm," „hinkend" bedeutet, angehängt ist. In demselben Sinne sagen die östlichen Türken Aksak Timur, denn aksak ist das türkische Wort für lahm.* S. 48. Nur Dschihan heißt an sich schon Licht der Welt, und ist rein persisch. — In dem mitgetheilten Briefe des Obersten Outram (S. 516) wird für cyclen (?) wohl cyclique zu lesen sein, da man die Awataren (Herabsteigungen, Menschwerdungen) nach dem Ablaufe bestimmter Perioden oder Zeitkreise (gleichsam Cykeln) zu erwarten pflegt.

Im zweiten Bande wird der Herr Verfasser nach der (noch rückständigen) Geschichte des Sind und Pendschab zeigen, in welcher Weise daselbst das Werk der Colonisation durchgeführt worden ist; wie dort in zwölf Jahren und hier in sieben Jahren Einöden in fruchtbare Landstrecken verwandelt, Straßen gebaut und Kanäle angelegt worden sind, und die dort lebenden Völker im Wohlstande sich gehoben haben. „Aus der Geschichte des Königreichs Oude" — sagt H. v. O. — „werden wir ersehen, wie durch das System des Schutzes Tyrannen groß gezogen, Völker verdorben und die schönsten Landstriche in Wüsten verwandelt worden sind, auch zugleich erkennen, daß Rettung nur durch gänzlichen Umsturz der Regierung kommen konnte. Alsdann werden wir Verfassung und Stärke der Armee, Religion, Lebensweise, Künste und Wissenschaften der Eingebornen und ihre Schulbildung besprechen und endlich mit Schilderung des Verwaltungs-Systems, der Lage der Ryot's,** des Gerichtswesens, der Finanzen und des Handels ein vollständiges Bild von den Zuständen Indiens gegeben haben, wie solche sich gegenwärtig darstellen."

Mancher belehrende Nachtrag und ein sehr ausführliches Register beschließen den ersten Band. Sch.

Japan.

Neuestes aus Japan.

Eine japanesische Minister-Krisis. Tod des Kaisers. Verheerungen der Cholera

Der durch seine Thätigkeit beim Abschluß des Vertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Japan bekannte amerikanische Konsul Townsend Harris giebt in einem an den New-York Herald gerichteten Schreiben aus Simoda vom 4. Oktober v. J. einige anziehende Notizen über die neuesten Zustände jenes geheimnißvollen Inselreichs, welches jetzt endlich mit der civilisirten Welt in diplomatische und kommerzielle Verbindung getreten ist. Es geht daraus hervor, daß auch in Japan, wie in Europa, „Minister-Krisen" stattfinden, von denen die letzte eben durch den von Townsend Harris abgeschlossenen Traktat veranlaßt wurde, der den beiden japanesischen Bevollmächtigten, dem Präsidenten des großen Staats-Raths Hotta, Fürsten von Bittsu, und dem Mitgliede desselben, Ninto, Fürsten von Ki, ihre Stellen kostete, da sie durch die Vorstellung des Amerikaners, daß ihm ein britischer und ein französischer Gesandter mit mächtigen Geschwadern auf dem Fuße folgten, sich zu Konzessionen hatten bewegen lassen, welche das ganze traditionelle System Japan's umstießen. „Die Gegner des Vertrages," schreibt Harris, „behaupteten, daß die beiden Minister von mir eingeschüchtert worden seien; daß weder Engländer noch Franzosen nach Japan kämen, und daß Jene sich durch ihre Feigheit der von ihnen bekleideten Aemter unwürdig gezeigt hätten. Zehn Tage lang war es zweifelhaft, ob nicht allein die Fürsten von Bittsu und Ki, sondern auch die Fürsten von Sinaro und Higo, welche den Traktat mit mir unterhandelt hatten, und selbst die Dolmetscher nicht gezwungen sein würden, die Ceremonie des Hara-kiri zu verrichten, d. h. sich den Bauch aufzuschlitzen. Zum Glück für sie lieferte die Ankunft Lord Elgin's den Beweis von der Wahrheit meiner Anzeige und rechtfertigte die Minister wegen des mir geschenkten Zutrauens; ihr Leben war daher gerettet, aber sie wurden nicht wieder in ihre Aemter eingesetzt." Wir sehen also, daß dergleichen ministerielle Veränderungen in Japan doch etwas gefährlicher sind, als bei uns; man hat es dort in der Kultur noch nicht so weit gebracht, daß man Staatsbeamte, die das Land durch ihre Unfähigkeit oder Mißregierung zerrüttet haben, in Anerkennung ihrer nützlichen Wirksamkeit bei der Verabschiedung mit Orden, Titeln oder Pensionen bedeckt.

Am 17. September wurde dem amerikanischen Konsul die offizielle Anzeige von dem Tode des Trikun (Dschogun) gemacht, der angeblich am 12. desselben Monats erfolgt war. In der That war aber der Kaiser schon am 16. August gestorben, und die Behörden hatten nur sein Ableben verheimlicht, um ihre Unterhandlungen mit den Engländern und Russen beenden zu können, die während der Trauerzeit hätten unterbrochen werden müssen. Der Trikun litt an epileptischen Zufällen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Aufregung, welche die Unterzeichnung des amerikanischen Vertrags in Jeddo hervorrief, zu einem Paroxismus seiner Krankheit geführt hat, der ihr eine tödtliche Wendung gab. Der Thronfolger, ein Adoptivsohn des verstorbenen Monarchen, ist ein Knabe von fünfzehn Jahren, der aber viel Intelligenz besitzen soll. Bis zu seinem achtzehnten Jahre scheint er unter einer Art Vormundschaft zu stehen, da er erst dann heiraten darf.

„Die Cholera," berichtet Mr. Harris weiter, „brach in Nagasaki aus, kurz nachdem unsere Schiffe, der „Powhatton" und der „Mississippi," jenen Hafen verlassen hatten. Sie verbreitete sich rasch über die Inseln Kiusu und Sikok und erschien endlich in Nipon. In den Städten Simoroseki, Osaka, Kioto, Jeddo u. s. w., und in allen Flecken und Dörfern richtete sie große Verheerungen an. Ich habe aus amtlichen Quellen erfahren, daß in Jeddo allein im ersten Monat 150,000 Menschen dieser Krankheit erlegen sind. Zu meiner Freude kann ich melden, daß sie jetzt beinahe aufgehört hat. Meine Lage hier war eine äußerst peinliche; in zwanzig Tagen wurden aus unserm kleinen Dörfchen über hundert Personen von der Seuche hingerafft, und an ärztliche Hülfe war nicht zu denken. Die Cholera trat übrigens in Japan unter ganz neuen Symptomen auf. Die Patienten wurden von einem brennenden Fieber befallen, das bald in Delirium überging, und sie starben oft schon in der zweiten Stunde nach der Erkrankung.

„Die Japanesen erzählen mir, daß die Cholera ihr Land schon früher (ungefähr im Jahre 1822) heimgesucht habe. Dies ist vielleicht ein glücklicher Umstand, da es zu bedenklichen Folgen führen konnte, wenn ihr erstes Erscheinen mit der Eröffnung des Landes für Fremde zusammengefallen wäre. In Nagasaki hatte sich so schon im Volke das Gerücht verbreitet, die Fremden hätten die Krankheit mitgebracht, die Brunnen vergiftet u. s. w.; doch kam es zu keinen ernsten Unruhen, obwohl die Priester, wie man sagt, sich sehr geschäftig zeigten, dem Pöbel solche Ideen einzuflößen.

„Die einzige Wirkung, die sich in Simoda bemerklich machte, war eine religiöse. Niemals waren die Tempel und Mia's so besucht, wie zur Cholerazeit; die Priester erfreuten sich eines bedeutenden Ueberschusses an ihren Einkünften, der aus dem Verkauf von Talismanen und den Geschenken der Andächtigen entsprang. Die Häuser wurden mit Zaubersprüchen aller Art bedeckt; Fischernetze wurden über die Thüren gehangen, um den Bio-ki darin zu verwickeln, wenn er versuchen sollte, in das Haus einzudringen; man brachte Sensen, Messer und andere Schneidewerkzeuge beim Eingang an, um den gefürchteten Feind abzuhalten; Miniaturbogen und dazu passende Pfeile bedrohten den Dämon von jedem Wetterdach herab; Flinten wurden in der Nacht abgefeuert, um ihn zu verscheuchen, und Tamtams so laut und so lange geschlagen, daß, wenn er Ohren hatte, er nothwendigerweise davon taub werden mußte. Es kamen ungeheure Rosenkränze zum Vorschein, einige zwölf Fuß im Umfang und mit Kügelchen von einem Zoll Durchmesser, welche ein Dutzend Andächtige auf einmal durch die Hände gleiten ließen, indem sie aus vollem Halse: Amida! Amida! Amida! schrien. Die Altäre in den Tempeln und Mia's

* Eine apokryphisch klingende Veranlassung zu Timur's angeborner Lahmheit (des einen Fußes) findet man in unserer Uebersetzung einer Auswahl Kiptschakischer, den großen Eroberer betreffende Sagen (Erman's Archiv zur wissensch. Kunde von Rußland, B. 8, S. 686 ff.), aus welchen zugleich hervorgeht, daß jenes Epithet ihm keineswegs spottweise ertheilt ist.

** Unter Ryot (reiot) genau ra'ijât, wofür auch ri'âjâ (fälschlich râjâ), welches Pluralformen des arabischen Wortes ra'ijet d. i. Heerde, sind, verstehen muhammedanische Fürsten alle ihre nicht muhammedanischen Unterthanen. Man spreche übrigens das von uns gebrauchte j so aus, wie es im Deutschen lautet.

hatten das Ansehen von Barbierstuben nach der Unzahl von Zöpfen, welche die Japanesen abgeschnitten und als Opfer aufgehängt hatten, und an allen Wegen waren Talismane angebracht, um die Zugänge zu den Dörfern und Weilern zu versperren."

Mannigfaltiges.

— Deutschland und Italien. Des zweiten Theiles der „Bilder italiänischen Landes und Lebens" von Otto Speyer,* haben wir kürzlich bereits gedacht. Es führt dieser Theil den Leser auch nach Neapel. Dort stand der Deutsche O. Speyer auf dem Marktplatze vor dem Denkmal Konradin's, das dort der deutschgesinnte König Ludwig von Baiern dem Enkel Kaiser Friedrich's IV. hat setzen lassen, und er gedachte da der großen runden Porphyrplatte in St. Peter in Rom, auf der einst die deutschen Kaiser, die weltlichen Herren der Christenheit, von deren geistlichen Oberhirten gekrönt wurden, sowie der mächtigen, alterthümlichen Kaisergräber in Santa Rosalia, dem Dome der sicilianischen Hauptstadt. Dann aber bricht er in die Worte aus, die jetzt in manchem deutschen Herzen einen Widerklang finden werden: „Welcher Deutsche, der diese drei Denksteine deutscher Vorzeit in Italien gesehen, hätte nicht lange sinnend bei ihnen verweilt, der gewaltigen Tragödie gedenkend, die hier Jahrhunderte hindurch spielte, und in der Deutschlands Herrscher in langer, hehrer Reihe als Helden auftraten, die Fäden der Geschicke zweier großer Länder in ihren Händen haltend und zu der Völker und ihrem eigenen Unglück mit Gewalt zu vereinen bestrebt, was die Natur auf ewig geschieden hat."

— Französische Stimmen über den deutschen und den italiänischen Bund. Die Revue des deux Mondes fährt fort, die Angst einiger süddeutschen Blätter, daß Frankreich nächstens über den deutschen Rhein herfallen werde, zu verspotten. Mitleid erregend ist in der That diese Angst, die sich zuweilen hinter einer Art von Schadenfreude in Bezug auf Preußen versteckt. Die Revue fügt übrigens hinzu: „Wir wissen nicht, was in aller Welt Frankreich veranlassen könnte, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Wenn die gegenwärtige Verfassung Deutschlands noch nicht existirte, oder wenn Frankreich die Macht hätte, dieses große Land nach seinem Willen zu organisiren, so könnte Frankreich keine seinen Interessen günstigere Combination ausfindig machen, als das System, welches heutzutage den deutschen Bund regiert. Zwei Mal haben wir dieses System auf die Probe gestellt: in dem Orient-Krieg und in dem jüngsten Krieg in Italien, und beide Mal genügte der bloße Mechanismus des Bundes, um den augenscheinlichen bösen Willen und die Verstimmung, welche die französischen Unternehmungen verursacht hatten, zu paralysiren und ohnmächtig zu machen. Unser eigenes Interesse befiehlt uns daher, an der Maschinerie des deutschen Bundes, die in so erfreulicher Weise zusammengesetzt ist, nichts, durchaus nichts zu ändern."

Die Sache wäre in der That sehr lustig, wenn sie nicht so herzzerreißend traurig wäre!

Hören wir dagegen, was dieselbe Revue des deux Mondes, im Widerspruche mit dem, was sie eben über die Organisation des deutschen Bundes gesagt, über die des neuen italiänischen Bundes hinzufügt: „Die italiänische Conföderation kann keine wirksame und dem Fortschritte Italiens nützliche Schöpfung werden, es sei denn, daß sie eine wirkliche Vertretung des Nationalgeistes und nicht eine bloße Association der Fürsten wird. Es liegt auf der Hand, daß, wenn die Fürsten allein Sitz in dem italiänischen Bundestage erhielten, Oesterreich bei der jetzigen Lage der regierenden Häuser in Italien, mit Ausnahme von Piemont, auf alle Stimmen einer solchen Versammlung zählen könnte. Die so eingerichtete Conföderation würde auf vortheilhafte Weise für Oesterreich die alten Verträge mit den Herzogthümern, gegen die man sich mit aller Macht erhoben hat, ersetzen. Statt unter dem Schutze jener unbequemen Verträge interveniren zu müssen, würde es überall im Namen der gesetzmäßigen Beschlüsse der Bundes-Behörde den Herrn und Gebieter spielen; seine Vorherrschaft würde stärker als in der früheren Zeit sein. Italien wäre dem unerträglichsten aller Kreisschlüsse verfallen. Unser Friede wäre schändlich und lächerlich zugleich. Es ist deshalb ein Ding der Unmöglichkeit, daß dem so sein könnte. Die Schwierigkeit der neuen Lage besteht darin, daß eine Föderation souverainer Staaten, die als solche dazu verpflichtet sind, die besonderen Rechte der Souverainetäten, die den Bund bilden, zu achten, nur eine Versammlung, in der die Souveraine direct vertreten sind, zum Organe haben kann. Um in eine solche Föderativ-Verfassung den rechten und echten Volksgeist Italiens eindringen zu lassen, giebt es nur Ein Mittel, nämlich, daß die einzelnen Regierungen der Ausfluß und der Ausdruck der verschiedenen Bruchtheile des italiänischen Volkes sind."

* Berlin, Mittler und Sohn. 1859.

— Der Vesuv und Alexander von Humboldt. Das Londoner Athenaeum enthält einen aus Neapel vom 14. Juni datirten Bericht über den neuesten Ausbruch des Vesuv, welcher nicht unbedeutende Verwüstungen angerichtet zu haben scheint und unter Anderm auch dem greisen Vincenzo Cozzolino, dem bekannten Cicerone der Vesuv-Reisenden, verderblich geworden ist, indem das ganze liegende Besitzthum des armen alten Mannes, vier Moggi Weinland, der Erwerb langjähriger Mühen, den er zum Heiratsgut seiner Tochter bestimmt hatte, von dem Feuerstrom verschlungen ward. „Es ist dies," schreibt der englische Berichterstatter, „ein schwerer Verlust, den der Vulkan dem guten Cozzolino zugefügt hat, und als er mir davon erzählte, begann ich sogleich nachzudenken, ob er nicht Ansprüche auf die Mildthätigkeit des europäischen Publikums habe, was mir auch wirklich der Fall zu sein schien — denn wurde er nicht auf dem Vesuv geboren und erzogen, und hat er nicht in seinem langen Leben Tausende von Personen zum Gipfel desselben hinaufgeführt, sie vor Gefahr behütet und ihnen die Wunder dieses mächtigen Products der Natur erklärt? In seinem Fremdenbuche, welches ich untersucht habe, sind die ersten Männer der Wissenschaft eingeschrieben, denn Vincenzo war und ist noch jetzt ein Liebhaber von solchen Dingen und hat eine recht hübsche Collection von Autographen zusammengebracht, die allerdings nicht ganz reinlich aussieht — was indeß bei einem Manne verzeihlich ist, der alle seine Mußestunden dazu benutzt, nach Krystallen zu graben. Dort finden sich die Namen der Humboldt und Forbes — oder vielmehr sie fanden sich dort früher, denn leider hat Cozzolino einem Sammler erlaubt, die Unterschrift Alexander von Humboldt's aus seinem schmutzigen, interessanten kleinen Buche herauszuschneiden; ferner sieht man noch die Namen von Sir Roderick Murchison, Gustav Rose, Professor der Mineralogie in Berlin,* James Woodrow, Professor der Chemie und Geologie an der Oglethorpe-Universität in Georgia, Charles Lyell, W. v. Verneuil, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, und einer Schaar von Anderen aus allen Theilen der Welt. Cozzolino giebt eine Menge Anekdoten über die ausgezeichneten Männer zum Besten, denen er als Führer gedient hat und von denen er als von wissenschaftlichen Kollegen spricht. „Alexander von Humboldt," sagt er, „war im Jahr 1820 hier und blieb vier Monat. Ich war sein beständiger Begleiter, und wir gingen mit unsern Hammern aus und klopften den ganzen Tag lang an die Felsen. Er sammelte auch Pflanzen." „„Ich habe die ganze Welt durchreist, Cozzolino,"" bemerkte er eines Tages zu mir, „„und in Amerika großen Erfolg gehabt.""** Dann, die Hand auf meine Schulter legend: „„Sei ein guter Führer, und diene anderen Leuten so treu, wie Du mir gedienet hast."" „Wenn er den Vesuv bestieg, war es immer zu Fuß, denn er war ein großer Fußgänger, ungemein mäßig, und ein starker Wassertrinker. Zwei Mal, als wir spät herabkamen und er nicht dieselbe Nacht nach Neapel zurückkehren konnte, schlief er in meinem Hause." Eine größere Ehre, hätte Vincenzo hinzufügen können, als wenn ein gekröntes Haupt dort geschlafen hätte. „Der König von Preußen," fuhr der Cicerone fort, „ging vor Kurzem hinauf und freute sich, als er hörte, daß ich Humboldt bedient habe." Dann hatte er auch Manches von dem Professor und Cavaliere Forbes zu erzählen, sowie von dem Großherzog von Toskana, der ihn eigens zu seinem Begleiter wählte und ihn über den Charakter der Mineralien befragte, welche sie unterweges sammelten. Kurz, mein Freund Vincenzo Cozzolino ist eine Art von historischer Person, und sehr würde es mich freuen, wenn diese kleine Notiz über ihn und sein Unglück einige von jenen königlichen und mehr als königlichen Personen, die er begleitet hat, veranlassen sollte, eine Kleinigkeit beizutragen, zur Unterstützung des „alten Mannes vom Berge."

— Helfferich über die Franzosen. Unter dem Titel „Engländer und Franzosen" erschien im Jahre 1852 eine Parallele von Adolph Helfferich,*** und sehr zeitgemäß erscheint sie gerade gegenwärtig in einer

* Im Original steht: „Gustave Prose," womit natürlich nur Herr Professor Gustav Rose gemeint sein kann. D. R.

** Ganz so wird Alex. von Humboldt wohl nicht gesprochen haben. D. R.

*** Berlin, Hertz.

zweiten, vermehrten Ausgabe.* Auch wenn man gestehen müßte, daß die Engländer bei der Ausführung der Parallele gar zu gut wegkommen, so würde dies doch den Franzosen selbst nicht im Geringsten zu gute kommen.

Der Verfasser weist nach, daß, wie es falsch sei, die kritischen Zeitläufte der Gegenwart nur auf Rechnung der Persönlichkeit Ludwig Napoleon's setzen zu wollen, und wie es einer gesunden Auffassung der Geschichte widerspreche, dessen Erhebung zu der gefährlichen Stellung, die er thatsächlich einnimmt, nur in einem zufälligen Zusammentreffen von Umständen und in glücklicher Benutzung derselben zu suchen; vielmehr hätte derselbe nimmermehr zu der schwindelnden Höhe sich emporschwingen können, wenn er nicht bereits in der Masse des französischen Volkes „den Stoff dazu vorgefunden" hätte. Er nahm die Leute, wie sie sich ihm darboten, in der ganzen Schwäche ihrer charakterlosen Selbstbespiegelung; er nahm sie so, weil er sie übersah und verachtete, und er konnte dies um so sicherer, da er hierbei von der herrschenden Frivolität der Franzosen, durch welche sie sich selbst, in Folge einer allmählichen Zersetzung der sittlichen Ideen und eines durch Jahrhunderte sich hinziehenden „verfehlten Bildungsprozesses," um ihre Freiheit betrogen haben. Die kürzlich in Paris erschienenen „Lettres sur l'enseignement des colléges en France" von C. Clavel, der mit allem Freimuth den Finger auf die eiternde Wunde legt, ohne gleichwohl das Uebel in seinem ganzen Umfange erkannt und dafür die richtige Heilmethode angegeben zu haben, liefern in jener Hinsicht wenigstens von dem Zustande der französischen Gymnasien genügendes Zeugniß. Es handelt sich bei der Erziehung der Franzosen im Allgemeinen nicht um die Aneignung geistiger und sittlicher Ideen, nicht um die Bildung des Kopfes und Herzens, sondern nur darum, daß „Kinder und Soldaten maschinenmäßig gedrillt, durch Orden und Schulpreise angestachelt sein wollen." Die faulen Zustände Frankreichs in sittlicher, politischer und religiöser, wie in sozialer Beziehung, die in der Frivolität des ausgedehntesten Börsenspiels ihren sichtbarsten Ausdruck haben, gehen von der in ihren Grundlagen faul und morsch gewordenen Staatsmaschine, in Verbindung mit dem Jesuitismus und Obscurantismus der Kirche aus. Helfferich hat vollkommen Recht, wenn er gleichsam ein bekanntes Wort parodirend sagt: L'Empire c'est le Bas-empire, und auch andere unbefangene Beobachter der Zeitereignisse sind, in Hinblick auf Frankreichs Vergangenheit und Gegenwart, der Meinung, daß — das französische Volk sich politisch überlebt habe. Und wenigstens, kann man sagen, daß ein Volk, welches, wie das französische, einen Despotismus und das System einer Regierung ruhig und geduldig erträgt, wie sie der zweite Dezember begründet hat, und demselben sogar auf alle mögliche Weise Vorschub leistet, sich selbst aufgiebt und geradezu diskreditirt; wogegen der von falscher Glorie aufgestachelte Kriegs-Enthusiasmus kein lebensvolles Element ist, wobei das gesunde Staats- und Volksleben auf die Länge bestehen kann.

— Karte von West-Deutschland. Zu den beiden eben so praktischen als wohlfeilen Handkarten Ober-Italiens und der lombardischen Ebene, welche kürzlich die Verlagshandlung von Justus Perthes in Gotha ausgegeben, ist jetzt auch eine eben so wohlfeile (Preis 10 Sgr.) und praktische „Uebersichtskarte der westdeutschen Gränzlande" gekommen. Wir wiederholen, was wir bei Gelegenheit der erstgedachten Arbeiten gesagt, daß diese Karten nicht blos für die jetzige Zeit und den Zeitungsleser, sondern auch für jeden Reisenden und Geschäftsmann bei allen Gelegenheiten von Werth sind. Es reicht die neue Karte, welche zugleich Pläne der Befestigungen von Paris und Lyon und von den sechs deutschen Bundesfestungen darbietet, von Havre bis Schwerin (Mecklenburg) im Norden, und von St. Etienne (Lyon) bis Verona im Süden. Ein beigegebenes, gedrucktes Blatt belehrt uns in sehr instruktiver Weise über die Terrainverhältnisse an den westlichen und an den südlichen Gränzen Deutschlands, namentlich auch über die Rhein-Uebergänge, die Alpenpässe und die beiderseitigen Gränzfestungen. Wir erfahren, daß die Länge der deutschen Westgränze, vom Dollart bis nach Vaduz (Liechtenstein) 255 deutsche Meilen beträgt, von welchen 23 auf Hannover, 51 auf Preußen, 45½ auf Luxemburg-Limburg, 13 auf Bayern, 70½ auf Baden, 3½ auf Württemberg, 43½ auf Oesterreich und 5 Meilen auf Liechtenstein kommen. Läßt man die beiden niederländischen Landestheile außer Rechnung, so wächst Preußens Westgränze gegen das Ausland auf 102 Meilen an. Die Gränze des Bundesgebiets gegen Frankreich ist 65 Meilen lang, von denen auf Baden 30, auf Bayern 11, auf Preußen 18 und auf Luxemburg 7 Meilen kommen. Die Ausdehnung der deutschen Gränzen gegen die Schweiz beträgt 78 Meilen, nämlich für Baden 40½, für Württemberg 3½, für Bayern 2, für Oesterreich 27 und für Liechtenstein 5 Meilen.

* Berlin, ebendas. 1859.

— Mordtmann's Belagerung und Eroberung Constantinopels. Ueber diese interessante und anerkannt historisch-wichtige Monographie war seiner Zeit auch im Magazin* die Rede. Um so mehr erachten wir es für Pflicht auch mitzutheilen, daß sie das Interesse der Griechen ebenfalls und zwar in einem solchen Grade erregt hat, daß sie sogar in einer neugriechischen Uebersetzung erschienen ist. Nachdem einzelne Bruchstücke der Schrift bereits in der neugriechischen Zeitschrift: „Der Hellene" übersetzt worden waren, brachte die „Neue Pandora" 1859 im Mai- und folg. Heften die ganze Schrift in einer, in gutem Neugriechisch geschriebenen Uebersetzung. Der Verfasser derselben ist ein junger Grieche, der noch zur Zeit in Europa studiert. Mit Recht wird es übrigens in der Pandora als ein, auch von deutschen Recensenten anerkannter Vorzug der Mordtmann'schen Schrift und zwar als der größte Vorzug hervorgehoben, daß der Verfasser bei seinen historisch-philosophischen Betrachtungen, besonders über den Fall des byzantinischen Kaiserthums, von wahrhaft christlichen, vielmehr von griechischen Gefühlen sich habe leiten lassen, und daß die wenigen Schlußworte über den Untergang dieses Kaiserthums ein helleres Licht über dieses Ereigniß verbreiten, als alle die weitläufigen Declamationen der Geschichtschreiber, die „nur im Interesse des Katholizismus oder im Allgemeinen aus Ironie gegen das Christenthum schrieben." Unter allen Umständen aber ist es erfreulich, daß die deutsche Wissenschaft auch in Griechenland immer mehr Anerkennung findet.

* Jahrgang 1858, Nr. 41

Abwehr ungegründeter Beschuldigung.

Im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 12. Oct. 1858, welches mir leider erst jetzt in die Hand kommt, wird unter Bezugnahme auf eine, mir bis jetzt noch nicht zugänglich gewordene Mittheilung in den „Nordischen Blättern" ganz keck gegen mich der Vorwurf wiederholt, ich hätte in meiner Novelle: „Die Grafen v. Hochburg," von der nur der Anfang in den beiden letzten Nummern der „Westdeutschen Blätter" abgedruckt worden, von der Novelle des Herrn Spielhagen: „Clara Vere", sowohl Stoff, als auch Charaktere und Anlage entnommen und nur durch Wahl anderer Namen und anderer Form diese eigenthümliche, „literarische Freibeuterei" zu verdecken gesucht. — Zugleich werden andere Journale aufgefordert, dies ungehörige Verfahren, das Niemand mehr, als ich selbst verabscheuen kann, an den Pranger zu stellen. — Diese ehrenrührige Beschuldigung ist aber in der That nichts, als böswillige Verleumdung, gegen welche ich unter Umständen gerichtliche Hülfe anzusprechen nicht unterlassen werde, da meine Novelle lange zuvor geschrieben war, ehe ich in meiner ländlichen Zurückgezogenheit die Spielhagen'sche Novelle zu lesen bekam. Der Theil meiner Arbeit, welcher allein gedruckt dem mindestens sehr voreiligen Ankläger vorlag, ist kaum der zehnte Theil des Ganzen und durchaus nicht so beschaffen, daß sich der Verlauf der Erzählung daraus errathen ließe.

Dann sind auch die in den geschilderten Szenen auftretenden Personen so oft im Leben vorkommende Figuren und die Beziehungen, in denen sie hier zu einander erscheinen, von solcher Einfachheit und für die geschichtliche Entwickelung so wenig maßgebend, daß sie sich von Vielen und zu ganz verschiedenen Zwecken verwenden ließen.

Der Stoff meiner Novelle hat übrigens mit dem der Spielhagen'schen keine Aehnlichkeit; ihn aber aus der gedruckten Einleitung des in den „Westdeutschen Blättern" enthaltenen Abschnitts meiner Arbeit bestimmen zu wollen, wird von jedem unbefangenen und unparteiischen Leser als ebenso große Anmaßung wie Mangel an kritischem Urtheil leicht erkannt werden.

Die Verfasserin der in den Westermann'schen Monatsblättern preisgekrönten Novelle Asperula odorata.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Devaranne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

№ 95-97. Sonnabend, den 13. August 1859. 28. Jahrgang.

Inhalt:

Italien.

Das Testament Karl's V. von Lothringen.*

Das politische Testament Peter's des Großen enthält den Schlüssel zur Politik Rußlands — Karl V. von Lothringen, Großvater Franz I., also Ahnherr des Hauses Habsburg-Lothringen, hat in seinem politischen Testament die Grundzüge der österreichisch-italiänischen Politik gezeichnet, und dieses Programm blieb die Richtschnur des Wiener Kabinets vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis auf die neuesten Tage.

Zuvörderst räth er darin dem Kaiser Leopold, den trübsinnigen und kränklichen Karl II., den letzten König von Spanien aus dem Habsburger Hause, zu vermögen, daß er über seine italiänischen Länder zu Gunsten des Erzherzogs Karl verfüge. Weil aber der Widerstand der italiänischen Fürsten gegen dieses Projekt vorauszusehen sei, so „sollte man in Neapel, Sizilien und Mailand Deutsche in hinlänglicher Zahl einzuschwärzen suchen, um darin Fuß fassen und nicht wieder von den „Nationalingen“ (nationaires) hinausgejagt werden zu können.“ Die unausbleiblichen Aufstände gegen die deutsche Herrschaft werden erwünschte Veranlassung geben, „die italiänischen Nationalingen streng zu züchtigen und sich um so tiefer in ihren Staaten einzunisten.“ Den Besitz von ganz Italien im Auge behaltend, soll Oesterreich den Länderkomplex auf der Halb-Insel zu einem Königreich erheben, so daß „der Zweig getheilt, aber nicht getrennt werde.“ Von Madrid bis nach Wien sei es schwer, leichter aber von Mailand nach Wien den Zweigen des Habsburgischen Stammes, einander die helfende Hand zu reichen. — Die Adria, im Norden schon durch Triest, im Süden durch Neapel österreichisch, muß endlich ein österreichischer See werden. Venedig, dem man nach und nach seine Besitzungen auf der terra firma ausrupfen wird, muß zuletzt, „auf seine Lagunen beschränkt, zu einer Republik, wie Danzig und Genf herabsinken, die außerhalb ihrer Ringmauern über keine Handbreit Landes zu verfügen haben.“ So vergrößert, „kann Oesterreich die Türkei zu Wasser angreifen, wenn sie sich zu ungelegener Zeit auf dem Lande regt.“ — „Piemont mache man zu einer österreichischen Provinz, und Savoyen überlasse man den Schweizern.“ Und der Papst? Man weiß sich wahrlich nicht zu lassen vor Erstaunen über die Frömmigkeit jener Zeiten! Und fromm war Karl V., und zwar sehr aufrichtig. „Zuvor,“ sagt das Testament, „müssen die italiänischen Fürsten auf die Rolle bloßer Statthalter herabgesetzt sein, ehe man daran geht, den Papst, er mag wollen oder weigern, mit den Waffen in der Hand auf die Stadt Rom zu beschränken und durch den Kirchenstaat Neapel mit Mailand zu verbinden. Tiefgelehrte Männer müssen das Volk mündlich und schriftlich über die Nutzlosigkeit und Täuschung der Kirchen-Macht aufklären, wo es sich um das Weltliche handelt, das Jesus Christus niemals der Kirche überwiesen hat. Ist der Papst einmal bis zu dieser Stufe herabgedrückt, dann haben ihm beide Kronen, Deutschland und Italien, alle mögliche Ehrfurcht, das Geistliche betreffend, zu erweisen, und wie sonst in Avignon, so ist er in Rom für die Andacht des regierenden Monarchen zurückzuhalten.“

Bei dieser merkwürdigen Stelle des Testaments kann man sich einer Betrachtung nicht erwehren. Zwei Abkömmlinge des Herzogs von Lothringen: Joseph II. und Franz Joseph haben diese Unterwerfung des Papstes — und sie ist eine der Bedingungen zur Unterwerfung Italiens — nur auf verschiedenen Wegen zu erzielen gesucht: Jener stellte seine weltlichen Vorrechte den geistlichen Vorrechten des Papstthums schroff entgegen; dieser dehnte durch das Konkordat das geistliche Prärogativ des Papstes nicht über die weltliche Macht des Kaisers, sondern über die weltlichen Freiheiten der österreichischen Unterthanen aus, und suchte mittels eines geschickten Bündnisses zu erlangen, was Joseph II. mit Gewalt durchsetzen wollte. Die kirchliche Suprematie des Papstes in Oesterreich war der Preis der österreichischen Suprematie in Italien.

Zur Abrundung dieses politischen Systems stellt das Testament noch zwei einander bedingende Maximen auf:

1) Um die wahre Monarchie — und diese will der Herzog von Lothringen an die Stelle des heiligen römischen Reichs einführen — in Italien und Deutschland zu gründen, muß man England und Holland immer mehr gegen Frankreich anfeuern, die Glut der Antipathieen und Gehässigkeiten bei Regierenden und Regierten immer eifriger schüren, damit Frankreich dieser Dorn im Fuße, außer Stande sei, den klagenden Italiänern zu Hülfe zu kommen.

2) Man muß den Engländern und Holländern, selbst den Portugiesen bei ihren Invasionen in die neue Welt Vorschub leisten, zu ihren Flotten ein in Sardinien auszurüstendes Geschwader stoßen lassen, um von den Errungenschaften in Indien, das jenen zu überliefern ist, mitzunehmen, was man mitnehmen kann. Aus diesem Regal sind die Verbündeten der Familie zu unterhalten.

Daß das Gelüste Oesterreichs nach dem unbeschränkten Besitz Italiens Keinem, am wenigsten Ludwig dem Vierzehnten — er hatte sich durch einen seiner Kabinetsspione in Wien eine Abschrift des Testaments zu verschaffen gewußt — ein Geheimniß blieb, bezeugen die Bündnisse, Kriege, Traktate im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, und die St. Marc Girardin in einem lehrreichen Artikel der Revue d. d. M. ausführlich beleuchtet. Wir müssen uns darauf beschränken, seine in die Tagesgeschichte tief eingreifenden Schlußbetrachtungen wieder zu geben:

„1) Die Unabhängigkeit und Neutralität Italiens sind zwei Jahr-

* Die Authenticität dieses Testaments hat d'Haussonville im dritten Bande seiner trefflichen „Geschichte der Vereinigung Lothringens mit Frankreich“ auf's Klarste bewiesen. Bekanntlich ist Lothringen dadurch an Frankreich gekommen, daß die alten Fürsten desselben es vorzogen, sich von dem letzten männlichen Sprößlinge des Habsburgischen Hauses (Kaiser Karl VI.), dessen Tochter Maria Theresia der Erbprinz von Lothringen geheiratet hatte, abfinden zu lassen, und damit ihre Heimat aufzugeben. D. R.

hunderte Gegenstand der Wünsche und Arbeiten der europäischen Diplomatie gewesen.

„In diesem Sinne richteten sich die Anstrengungen der Diplomatie des achtzehnten Jahrhunderts dahin, das dem Hause Oesterreich im Utrechter Frieden (1713) eingeräumte Uebergewicht in Italien niederzuhalten. Im Aachener Frieden (1748) existirt dieses Uebergewicht nicht mehr. Das Haus Bourbon mit Parma und Neapel hält dem Hause Habsburg zu Mailand und Florenz das Gegengewicht. Die drei Mächte in Italien: Oesterreich, das italiänisch gewordene Spanien, der König von Sardinien halten sich einander die Wage; durch dieses Gleichgewicht sind die Republiken Venedig und Genua, wie der Kirchenstaat, geschützt und verbürgt. Noch hat freilich Italien nicht seine vollständige Unabhängigkeit und folglich auch keine Neutralität; denn nur ein unabhängiges Land kann ein neutrales sein. So lange ein fremder Staat in Italien sitzt, ist dessen Neutralität nicht durchführbar; denn wer mit jenem im Kriege ist, wird ihn gewiß in diesem angreifen.* Da nun der Aachener Friedensvertrag Oesterreich nicht ganz aus Italien ausgeschlossen hatte, so hatte er auch aus Italien keinen neutralen Boden schaffen können; inzwischen aber gab er Italien das Gleichgewicht, das die Unabhängigkeit wenigstens anbahnt. Ueberdieß sind unter diesem Gleichgewichte durch die Zahl und die Bedeutsamkeit der Gebiete die italiänischen Mächte vorherrschend. Neapel wie Parma, obgleich unter spanischen Dynastien, sind italiänische Staaten. Florenz hatte eine österreichische Dynastie, die aber ebenfalls italiänisch wurde. Der Papst, Venedig, Lucca, Genua, Modena, Sardinien waren italiänische Mächte. Mit dem Aachener Frieden bekam also das italiänische Element die Majorität und das Uebergewicht in Italien und gewann somit wieder, was es im Utrechter Frieden verloren hatte.

„2) Die langwierigen und europäischen Kriege haben der Unabhängigkeit Italiens stets geschadet; nur die raschbeendigten es gerettet.

„Nichts beweist die Wahrheit dieses Satzes augenfälliger, als der Vergleich zwischen dem spanischen Erbfolgekrieg, der nach zwölf Jahren in den Utrechter Frieden, und dem Kriege von 1733, der nach zweijähriger Dauer in den Wiener Frieden auslief. Beim Beginn des Erbfolgekrieges erklärten Holland und England die Nothwendigkeit, die Vereinigung der beiden Kronen Frankreichs und Spaniens auf Einem Haupte, so wie die Vereinigung Italiens mit Spanien oder Oesterreich zu hindern; jene würde das europäische, diese das italiänische Gleichgewicht stören. Bei allen Theilungsprojekten, die dem Kriege vorangingen, geschah es daher, daß allemal, wenn man über Spanien zu Gunsten des Hauses Bayern oder des Hauses Oesterreich verfügte, das südliche Italien dem Hause Bourbon und Mailand dem Herzog von Savoyen überwiesen wurde. Der Gränznachbarschaft Frankreichs wie Oesterreichs mit Italien wollte man aus allen Kräften vorbeugen, und das italiänische Gleichgewicht, was wir heutzutage die Unabhängigkeit der Halbinsel nennen, soviel wie möglich sichern. Diese trefflichen und Italien günstigen Maximen bestanden im ersten Jahre des Erbfolgekrieges, und wäre er von kurzer Dauer gewesen, würden sie sich auch in dem Friedensschluß geltend gemacht haben; allein er zog sich ganze zwölf Jahre hin, und unter dem Einfluß der mit jedem Tage mehr und mehr entflammten Leidenschaften des Kampfes dachte man nicht ferner an die Erhaltung weder des europäischen, noch des italiänischen Gleichgewichts; man dachte nur an die Demüthigung Frankreichs. Und was erfolgte für Italien aus dieser Vorherrschaft der Leidenschaften des Krieges über die gesunden Maximen der Politik? Italien wurde geopfert und der Friedensvertrag von Utrecht gründete die Macht Oesterreichs im Norden, wie im Süden, so daß es hoffen konnte, daß mit der Zeit das übrige Italien, der Gewalt oder dem Interesse nachgebend, sein Joch aufnehmen werde. Sehen wir dagegen den Krieg von 1733: begonnen wurde er in der laut ausgesprochenen Absicht, das Uebergewicht Oesterreichs in Italien zu beschränken und bei seiner Kürze, da er schon 1735 zu Ende ging, vergaß man neben dem Kampfe nicht die Politik. Der Frieden, 1735 geschlossen und 1738 befestigt, erkennt das südliche Italien dem Hause Bourbon zu, stellt durch das Gegengewicht einer neuen, italiänisch gewordenen Dynastie das Gleichgewicht in Italien her, und auch im Aachener Frieden 1748 gewann diese Politik, die so italiänisch war, wie sie damals sein konnte, die Oberhand, nicht nur, wie 1738, zwischen dem südlichen und nördlichen, sondern im nördlichen Italien selbst. Zwischen Mailand und Parma hielten sich die Dynastieen das Gleichgewicht; denn Parma kam an das Haus Bourbon der spanischen Linie. Die verderblichen Folgen der langen Kriege für Italien bezeugt unter Anderm auch der Wiener Vertrag 1814; er opferte Italien und befestigte darin das ausschließende Uebergewicht Oesterreichs.

„3) Italien hat niemals gewonnen, außer wenn Frankreich in Uebereinstimmung mit England in seine Geschicke eingegriffen hat.

„Diese Behauptung wird nicht durch den Krieg von 1733 allein, sondern von der ganzen Geschichte der Diplomatie im achtzehnten Jahrhundert unterstützt. Seit den Verträgen der Tripel- und Quadrupel-Allianz arbeiten Frankreich und England vereint mit Eifer und Erfolg an der Feststellung des italiänischen Gleichgewichts; und selbst wenn sie nicht mit vereinten Waffen an der Ausführung dieses Planes wirken, wie in dem Kriege 1733, so greift doch Frankreich nur dann zum Schwert, wenn es der Neutralität Englands sicher ist. Diese Neutralität, die bald in eine Vermittlung überging, führte den Frieden von 1738 herbei, obgleich der erste Vertrag von 1735 unmittelbar zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen wurde. Während des Erbfolgekrieges zeigte der Kampf zwischen England und Frankreich, woher das Unglück Italiens kam. Während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte das Bündniß zwischen Frankreich und England, woher Italien die Hoffnung auf eine nationale Wiedergeburt kommen könnte.

* Die weisen Politiker in Augsburg, München und anderen süddeutschen Städten hätten gern auch Deutschland in die Lage Italiens gebracht, abhängig von Oesterreich und verantwortlich für dessen politische Fehler zu sein, doch ist dies zum Heile Deutschlands durch die preußische Politik abgewandt worden. D. R.

Frankreich.

Musik-Geschichtsforscher in Paris.

Die Musik ist mehr als jede andere Kunst von der Gefahr bedroht, der Zeiten Raub zu werden und der Vergessenheit anheim zu fallen — d. h. nicht die Musik im Allgemeinen, sondern die Musik jeder bestimmten Zeitperiode, in der technischen Besonderheit und Natur, in welcher sie sich darstellt. Die Musik beruht auf der Kultur und Pflege gewisser Gefühls-Zustände, Gefühls- und Schwingungs-Reihen, die mit dem Zeitalter wechseln, welche kommen und gehen und von andern geistigen und materiellen Einflüssen bedingt werden, die wir am wenigsten von allen Dingen zu erkennen im Stande sind. — Es giebt auch ein inneres Leben der Menschheit in der Geschichte, das sich nicht in Bücher bringen läßt. Hieraus erklärt sich, warum die Musik so leicht stirbt, so leicht vergänglich ist. Töne, die sonst Alles entzückt und mit fortgerissen haben, finden keinen Anklang mehr, weil bestimmte Saiten in der menschlichen Brust nicht mehr schwingen, oder nur künstlich in Schwingung gebracht werden können (durch Reflexion). Noch Wichtigeres aber kommt hinzu; die technischen Mittel, deren sich die Musik bedienen muß, sind so mannigfaltig, so zusammengesetzt, so sehr der Veränderung im Kleinen unterworfen, die Fertigkeiten in der Ausführung so individuell oder schulmäßig verschieden, daß es schon in verhältnißmäßig kurzer Zeit schwer fallen dürfte, einen Tongenuß in vollkommen regelrechter und von dem ersten Meister beabsichtigten Weise zu reproduziren. Jedes Instrument und Instrumentlein hat seine Geschichte, die oft in die kleinsten Kleinigkeiten verläuft; der Spielarten, welche die Vortheile des einen mit dem andern vereinen oder besondere Wirkungen hervorbringen sollen, sind ungemein viele; wie viel alte Instrumente giebt es nicht, deren sonderbare Gestalt wir verwundert betrachten, die aber Niemand mehr spielen kann? Kurz, das Feld der Archäologie in der Musik ist groß und schwierig. — Musiker aber, die sich für die Archäologie ihrer Kunst, d. h. für eine trockene Gelehrsamkeit über alles das, womit und wie man früher Musik gemacht hat, interessiren, giebt es nur wenige; auch wagen sich halbe oder ganze Laien nicht heran, weil hier zu viele mysteriöse Kenntnisse und Fertigkeiten nothwendig sind, als daß sie sich so leicht auf dieses Glatt-Eis begeben sollten. Anders freilich bei den bildenden Künsten; hier ist es allerdings möglich, daß Mancher, der nicht im Stande ist, einen Kupferstich von einer Lithographie zu unterscheiden, als Professor der Aesthetik oder als Kunstarchäologe seine Rolle spielt, wie nur Einer, weil ein gut eingeübtes, philosophisches Kauderwelsch oder eine massive Gelehrsamkeit den Mangel an Sachkenntniß verdeckt.

Paris besitzt einen Sonderling dieser Art, der zu gleicher Zeit Komponist und gelehrter Geschichtsschreiber seiner Kunst ist, Herrn George Kastner, seinem Namen nach ein Deutscher, oder wenigstens deutscher Abstammung. Er schreibt interessante Bücher, die mit umfangreichen Partituren schließen, und komponirt Choral-Symphonien, die zur Vorrede eine tief gelehrte Abhandlung haben. Als Komponist scheint Herr Kastner nicht besonderes Glück gehabt zu haben. Die Werke, die er seit 1841 in



Paris zu verschiedenen Malen zur Aufführung brachte: eine Oper „La Maschera," eine andere „Le Dernier roi de Juda," die überdies nur im Konzertsaale aufgeführt wurden, haben ihm keinen besondern Ruhm eingetragen, und Kastner war klug genug, aus dem Maße des Erfolges auf das Maß seiner Begabung zu schließen, eitlen Erwartungen zu entsagen, und sich einen Wirkungskreis zu bilden, der jedenfalls solider und bequemer ist, als jener des angehenden Unsterblichkeits-Kandidaten. Er verfaßte also „Methoden" zum höhern und zum niedern Musik-Unterricht, eine ganze Unterrichts-Bibliothek in Bezug auf die Instrumentation, welche den Beifall des Institutes fand. Eines Tages endlich, als die Erfindung von Adolph Sax die Zustände der alten Instrumentalmusik ganz geändert, und dessen Reformprojekt für die Militairmusik der Prüfung einer Kommission unterworfen wurde, begnügte sich Kastner, Mitglied und berichterstattender Schriftführer der Kommission, nicht damit, nur einen bloßen Bericht über die Preisbewerbung, die auf dem Marsfelde stattgefunden, zu verfassen; er stellte alle Elemente zu einer „Geschichte der Militairmusik bei den verschiedenen Völkern seit dem Alterthum bis auf die heutige Zeit" zusammen.

Diese Arbeit scheint eine weitere veranlaßt zu haben: sein „allgemeines Handbuch der Militairmusik" („Manuel général de musique militaire à l'usage des armées françaises"), worin der Musiker und der Geschichtsforscher Hand in Hand gehen. Die Geschichte der Militairmusik beschäftigt ihn, und deshalb steigt er in die älteste Vergangenheit hinauf, aus der uns einige Notizen und sonstige Andeutungen erhalten sind, um wo möglich ab ovo anzufangen. Die Wilden begeistern sich mit fanatischen Gesängen, dem Blasen von Muscheln, oder dem Schlagen der Schwerter und anderer tönender Instrumente; die Chinesen und Japanesen haben ihre Tamtam's, die alten Aegypter Trompeten und Pauken, wie die Denkmäler lehren, die alten Deutschen ihren barritus und ihre mächtigen Urhörner; die Tyrrhener erfanden die Trompete, freilich mehr ein Signal-Instrument, die Spartaner rückten mit Flötenmusik, welche das Kastoreion spielte, in die Schlacht, während alle Griechen den Beginn derselben mit den Sängen des Päan's, einem Choral zu Ehren des Apollo, einleiteten. Bei den Römern finden sich schon in der Königszeit die Flöten- und Hornbläser (tibicines und cornicines) als besondere Körperschaften der politischen und militairischen Verfassung eingereiht; und spätere Denkmäler zeigen eine Anzahl ziemlich zusammengesetzter Blase-Instrumente, die schwerlich zu bloßen Signalen gebraucht wurden. Natürlich sind das nur flüchtige Andeutungen; wenn man näher zusieht, ist noch eine große Menge von Notizen und archäologischem Wust vorhanden, aus dem sich mit Geduld und besonnener Kritik etwas machen läßt, wenn wir gleich nie dazu kommen werden, je auch nur eine Note dieser alten Musik zu hören.

Die Musikstücke selbst, welche die Sammlung bilden, sind nicht von dem Verfasser selbst; es ist eine Sammlung von Märschen und Signalen der französischen Armee seit Ludwig XIV. bis heute, und eben so der verschiedenen fremden Heere. Ueber die Vollständigkeit und Auswahl läßt sich natürlich nichts Genaueres sagen.

Vielleicht durch diese Arbeit über die Militairmusik darauf geführt, zu untersuchen, über welche Instrumente die musikalische Kunst des Mittelalters verfügte, hatte er nirgends mehr Abbildungen davon gefunden, als auf den sogenannten Todtentänzen; und zu gleicher Zeit hatte wohl dieses sonderbare Spiel der alten Melancholie seine Einbildungskraft angeregt. Kastner schreibt also „Les Danses des Morts," ein Oratorium und zugleich eine Abhandlung über die musikalischen Instrumente des Mittelalters. Sein Buch beginnt mit einem Kapitel: „über die Idee des Todes," und dessen Darstellungen bei allen Völkern, über den Antheil, den er an den heidnischen Kulten, ja selbst an den heidnischen Festen und Lustbarkeiten gehabt hat.

Das Todtengerippe, welches vor den Gästen des Trimalchio tanzte, führt ihn zurück in die ersten Zeiten des Christenthums, wo der Tod nicht mehr den Menschen einladet, das Leben schnell und heiter aufzunutzen, sondern es zu verachten, wie Alles, was vergeht, und die Zeit nur als das unzulängliche Kaufgeld anzusehen, wofür man die Ewigkeit eintauscht. Kastner geht in alle die christlichen Vorstellungen vom Tode, wie sie namentlich durch die Dichtkunst ausgesprochen sind, ein, von dem schrecklichen Dies irae des Thomas von Celano bis zur Comédie de la mort von Theophile Gautier; er erklärt die Figuren und die Symbole; er giebt eine Aufzählung der Todtentänze, die in Frankreich und anderwärts bekannt sind; endlich kommt er zur Geschichte des „Orchesters des Todtentanzes," wobei er mit dem Spielmanne, dem Sänger oder Kapellan anfängt. Flöten, Schallmeien, Oboen, Dudelsäcke, Hörner und Trompeten, Trag-Orgeln, einsaitige, zweisaitige, dreisaitige Schlag-Instrumente, Geigen, Leierkasten, Psalterien, Pauken, Harfen, Lauten, Guitarren, Tambourin's, Zimbeln, Glöckchen und Schellen, Holzklappern, Kastagnetten und Triangeln, Alles wird im Besonderen allseitig und umständlich behandelt auf Grund der Lesung alter Chroniken, alter Urkunden und Gedichte. Das Buch, das er veröffentlicht hat, ist sehr beträchtlich; aber es enthält auch den Stoff von zehn anderen, die man nicht schreiben wird, was das Betreffende abschließt und die Sache auf's Reine bringt.

Kastner scheint ein besonderes Ohr für die Naturmusik zu haben, für alle jene flüchtigen, kaum auffaßbaren, traumhaften Aeußerungen einer uns verborgenen inneren Harmonie, welche unser Gemüth oft so ahnungsvoll anregen, für das Klagen des Windes in alten Gemäuern, das Rieseln der Bäche, das Rauschen des Meeres und der Bäume, kurz für Alles das, was unsere Romantiker oft so zauberisch geschildert haben. Kastner notirt die Intonationen, die launischen und plötzlichen Uebergänge solcher Modulationen. Er glaubt, daß diese Stimme des Windes den Menschen einst die Musik gelehrt habe, und daß die ganze Welt ein Orchester ist, dessen uns zu vertraut gewordene Musik für unsere Ohren aufgehört hat, und deshalb Schweigen genannt wird — kurzum er bekennt sich ziemlich zu der Ansicht des Pythagoras von der Weltharmonie und dem Klange der Sphären. — Pythagoras sah die Welt als eine große Harfe an, deren sieben enharmonisch gestimmte Saiten, die sieben Planetensphären bildeten und über denen als achte, gewissermaßen als große Octave, der Fixsternhimmel stand, und sich mit harmonischem Schwunge drehte.

Natürlich muß sich sein Glaube etwas nach den neueren astronomischen Ansichten gestalten, und deshalb sucht er auch sobald als möglich vom Himmel auf die Erde zu kommen, um festeren Fuß zu fassen. Er bespricht in dem mittlern Raume der Luft die kosmischen Harmonieen, jene Töne, die dort entstehen und sie durchschallen, wie es die Aerolithen thun: also das Waffengeräusch und Pferdegewieher, das man jede Nacht über der Ebene von Marathon vernimmt, die Stimme des Gottes Pan, welcher den Tagläufer Philippides an dem Gebirge Parthenium anhielt, die wilde Jagd, die sich in Deutschland über dem Hörselberge, im Odenwalde und an unzähligen andern Orten vernehmen läßt, die Jagd des Oberjägermeisters im Walde von Fontainebleau, und die Teufelsmusik, welche vier Reisende, Knox, Wolf, Paafner in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und Davy etwa 1821 mit Schrecken an vier Punkten der Insel Ceylon gehört haben. Von Ceylon führt uns der Verfasser nach Thibet, wo boshafte Stimmen den Reisenden beim Namen zu rufen scheinen; nach der Halb-Insel Sinai, wo der Geist Moses über den Gewässern spricht; in die neue Welt, wo die heiligen Trompeten entlang des Orinoko gewaltig erschallen; nach Schottland, wo der Kelpy am Rande der Moräste erseufzt; auf die Insel Meleda, welche noch 1824 von dem Grollen eines unsichtbaren Gewitters erdröhnte. Natürlich ist in dem Buche auch von zahllosen berühmten Echo's, von der Memnons-Bildsäule, die beim ersten Strahl der Morgensonne erklang, von dem prophetischen Säuseln der Eiche zu Dodona, von dem Filao, dem melodischen Baume der Insel Bourbon u. s. w. die Rede. Letzterer hat zu einer hübschen Volkssage „vom singenden Blatte" den Anlaß gegeben. Natürlich wird auch auf die prophetischen Geräusche, das Murmeln der sibillinischen Quellen u. s. w. Rücksicht genommen. Herr Kastner schließt nicht ab; er erzählt nur, was er von Andeutungen, Zeugnissen, Beispielen gelesen hat; nichts ist unnütz. Man dürfte seine Bücher, die diesen Gegenstand behandeln und die „La Harpe d'Éole" und „les Sirènes" betitelt sind (Paris, Renouard 1858), abgesehen von der Musik, etwa mit der deutschen Mythologie von Grimm u. s. w. vergleichen.

Doch Hr. Kastner ist keineswegs ein bloßer Träumer, den nur die reine und heilige Musik der Natur zur Begeisterung hinreißt, er hat auch ein Ohr für sehr profane Töne. Sein Werk „Les Voix de Paris" „die Stimmen von Paris," enthält den Versuch einer Geschichte der Volksrufe vom Mittelalter an bis auf den heutigen Tag.

Aber, wird man fragen, was sind das Volksrufe? Des cris populaires sind ganz einfach die singenden, ewig wiederholten Schreie der verschiedenen Verkäufer und Geschäftsleute, welche die Straßen, Plätze und Hofräume in einer großen Stadt so geräuschvoll machen. Rutebouf (17. Jahrhundert) war der erste in Paris, der den Text dieser Schreie aufnotirte, und seitdem sind sie häufig aufgezeichnet und gedruckt worden, wie man sie aus andern großen Städten (wir erinneren an Hamburg) auch hat.

Die Modulation, das Gejohle und die ganze Intonation dieser Schreie ist oft spaßhaft und possierlich genug, — kurz und gut, Herr Kastner läuft diesen singenden und rufenden Händlern, Verschleißern, Bettlern u. s. w. nach und bringt sie in Noten. Der Gedanke scheint in ihm 1848 entstanden zu sein, wo zu diesen alltäglichen Schreien die politischen

und sozialen kamen, alle sehr ergötzlich und eigenthümlich zu hören. Das Buch enthält vier Seiten mit solchen politischen Rufen, die er 1848 und 1849 notirt, mit ihren Daten versehen hat — ein Stück Zeitgeschichte. Hier findet man Alles, eine Abhandlung über den Ursprung und Charakter des Schreies im Allgemeinen, Abhandlungen über die Schreie in fremden Städten: die Schreie von Paris im Mittelalter, im funfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert, die Schreie von Paris vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis heute, die Schreie der Revolutionszeiten, die Schreie des heutigen Frankreichs, denen das gesegnete Kaiserreich einen Dämpfer aufgesetzt zu haben scheint. Wenigstens behauptet unser französischer Gewährsmann, daß das kleine handeltreibende Paris, das Bettel-Paris rc. nicht mehr so geräuschvoll sei, als ehedem; das laute Singen und Geigen der Bettler, das Pfeifen und Trommeln der Savoyarden mit ihren Marionetten u. s. w., soll sich minder bemerkbar machen. — „Paris se civilise," drückt sich der Berichterstatter aus — kein Wunder, daß es andere Völker auch civilisiren möchte — indessen die Pariser könnten doch bald wieder cris populaires zu hören bekommen, die ihnen nicht ganz in den Kram passen — dies nebenbei. Sonst ist das Buch voller Notizen über das kleine Handwerk, voller Anekdoten, Gassenhauer und anderer Lieder, voller Erinnerungen jeder Art, voller feiner Beobachtungen, Sittenzüge u. s. w.

Alle diese Bücher sind ziemlich dick, wie die Gelehrsamkeit es mit sich bringt — und vielleicht auch die deutsche Natur des Verfassers, obwohl wir von seiner Stellung zur französischen Nationalität nichts wissen. Jedenfalls ist diese Art Sammelfleiß und Sammelgelehrsamkeit eher im deutschen Geschmack, als im französischen. Will ein Deutscher übrigens diese jedenfalls interessanten Felder behandeln, so weiß er eine Hauptfundgrube dafür. Deshalb machen wir darauf aufmerksam.

Ein juristisches Werk über die Börse.

Man pflegt in heutiger Zeit die „öffentliche Meinung" als sechste Großmacht hinter den fünfen aufzustellen, welche als der hohe Areopag die Geschicke Europa's bestimmen — indessen glaube ich, wir — d. h. das Volk im höhern Sinne, wozu jeder Einzelne gehört, der Lust hat, durch Aussprechung und Verfechtung seiner tiefgedachten, aber unmaßgeblichen Meinung ein bischen mit zu regieren — wir, sage ich, sind von einer leicht begreiflichen Selbsttäuschung befangen, wenn wir, unserer Wenigkeit schmeichelnd, uns als die sechste Großmacht ansehen. — Die sechste Großmacht — ja, vielleicht die erste — ach ohne Zweifel die erste — ist die Börse. — Keine Kreuzer, keine Schweizer! — Die Börse ist es, welche mit am grünen Tische sitzt, welche in den Kabinetten Stimmrecht hat, während die öffentliche Meinung draußen vor dem Palaste mißmuthig umherspazirt und Faust im Sacke macht. Es kann daher nicht fehlen, daß die Börse der Gegenstand tiefsinniger Speculationen wird und ihre Philosophen findet, welche die tiefen Geheimnisse und die Naturgesetze des Geldhandels ernstem Nachdenken unterziehen — daß dieser Philosoph ein Franzose ist, kann in den jetzigen Zeiten noch weniger befremden.

Ein französ. Jurist, Herr Jeannotte-Bozérian hat ein Buch über die Börse, ihre Helden und Thaten* geschrieben, welches nicht ohne Wichtigkeit sein dürfte. „Publizisten, Magistrate, Staatsökonomen, Moralisten, Dramaturgen, tragische und komische Poeten," sagt Bozérian in der Vorrede, „Alle machen diesen Gegenstand zum Lieblingsthema ihrer Besprechung. Auch ist, wenigstens vom sittlichen Standpunkte aus, alles Mögliche gesagt worden über das Börsenspiel und seine Gefahren, über die Skandale und Verluste, die es nach sich zieht. Betreten wir also diesen Weg nicht aufs Neue, nachdem er mit mehr oder weniger Talent so vielmal durchlaufen worden ist, von dem Kanzler d'Aguesseau an bis zu den Schriftstellern und Predigern der jüngsten Zeit; versuchen wir nicht einen neuen Stein zu den vielen zu werfen, die man bereits gegen das Börsenspiel geschleudert hat, ohne daß, wie man leider anerkennen muß, das Börsenspiel dadurch Einbuße erlitten hat. Rathschläge werden gegen die Spielwuth stets unmächtig bleiben, und stets werden sich Gimpel finden, welche ihr väterliches Gut in waghalsigen Speculationen verschleudern und andere, noch dümmere, welche durch das Spiel zu bedeutendem Vermögen gekommen, nicht den leichten Muth haben werden, sich zu begnügen, sich zeitig genug dem Umschlage des Glückes zu entziehen, und die durch das Spiel in das Elend zurückfallen werden, woraus das Spiel sie gerissen hatte."

Aber, wenn das Feld so oft betreten worden ist, insofern es den moralischen Gesichtspunkt betrifft, so ist dies nicht der Fall, wenn man den rechtlichen Standpunkt, die Rechtswissenschaft und juristische Theorie in Betracht zieht. Nicht nur, weil zahllose Verhandlungen auf den täglichen Geldmärkten nicht vorgenommen werden können, ohne zu zahlreichen Schwierigkeiten Anlaß zu geben, sondern auch weil die Jurisprudenz gegenüber den neuen Thatsachen, der Entwickelung, die der öffentliche Kredit genommen, der Mannigfaltigkeit der kontrahirten Geschäfte in Verlegenheiten und Schwankungen gerathen ist, die ohne Zweifel erklärbar, aber dennoch höchst bedauerlich sind, indem sie über die Ausdehnung der Rechte und der Pflichten der Einzelnen in Ungewißheit lassen — ist es nützlich und zeitgemäß, ein rechtswissenschaftliches Buch, ein theoretisches Werk zu veröffentlichen, worin die richtigen Prinzipien in's Licht gestellt werden und die Absichten des Gesetzgebers scharf und klar ausgedrückt sind.

Bozérian giebt in der Vorrede eine Uebersicht über die verschiedenen Meinungen und Lehren, welche die Rechtswissenschaft durchgemacht hat, ohne indeß noch dazu gekommen zu sein, über die wichtigsten Fragen eine Uebereinstimmung zu erzielen, z. B. über die Gültigkeit von Gesellschaften, die zur Ausbeutung einer Wechselagentur zusammengetreten, über den wahren Charakter, welcher den Deckungen (couvertures) beizulegen, über das Executionsrecht, über Gesetzmäßigkeit der Transporte u. s. w. und er zeigt, wie die Gerichtshöfe über alle diese Punkte seit fünfzig Jahren abwechselnd von der äußersten Milde zur größten Strenge übergegangen sind. Handelte es sich um Börsen-Operationen, so hat man gesehen, wie die Jurisprudenz, nachdem sie die Zeitkäufe (marchés à terme) unbedingt verboten hatte, dieselben durch eine vollständige Duldung wieder gestattete, wie sie dann zu ihrer ersten Härte zurückkehrte und die Rechtsgültigkeit dieser Käufe von der Bürgschaft des vorläufigen Actiendepots seitens des Verkäufers abhängig machte. Obgleich sie den Unterschied zwischen Käufer und Verkäufer festzustellen gesucht hatte, stellte sie dennoch beide auf gleiche Linie und schätzte den Werth der Operationen nach der Lage der sie unternehmenden Personen.*

Handelte es sich um Deckungen, so sieht man sie noch in Ungewißheit darüber, was sie denselben für einen Charakter beilegen soll. Bald werden sie als anticipirte Bezahlung, bald als einfache Pfandgabe angesehen. Handelt es sich um das Executionsrecht, welches die Geschäftsreglements den Börsen-Agenten unter gewissen Umständen zugestehen, so erkennt sie bald die Rechtsgültigkeit desselben an, dann verwirft sie es wieder vollständig, oder unterwirft seine Ausführung ungewissen und wandelbaren Bedingungen.

Ebenso ist es mit mehreren anderen Punkten, ja es giebt Operationen, die der Jurisprudenz etwas ganz Neues zu sein scheinen und deren Mechanismus sie kaum versteht — sehr natürlich. — Die Börsen- und Geldoperationskunde ist namentlich in dem neuesten Frankreich eine Wissenschaft geworden, die ihre Geheimnisse und ihre schöpferischen Geister besitzt. — Neue Erfindungen werden gemacht, neue Kunststücke ermittelt und ausprobirt, um das, was man öffentlichen Kredit nennt, nicht zur Besinnung kommen zu lassen und die unnatürlichen Zustände, in welchen sich die ökonomischen Verhältnisse der Staaten befinden, künstlich zu verdecken und zu fristen. Diese Erfindungen und diese Kunststücke sind natürlich zum Theil von der Art, daß allerdings die Jurisprudenz in Verlegenheit gerathen kann, die zu Grunde liegende Rechtsidee herauszufinden. Wie, wenn der Actienhandel, was er faktisch in sehr vielen Fällen ist, einfach als eine besondere Art öffentlichen Hasardspieles angesehen würde? — Bozérian meint, wenn das der Fall wäre, so würden die gerichtlichen Entscheidungen sehr häufig keinen Augenblick zweifelhaft sein. Da er hier auf speziell französische Zustände, auf den Kodex Napoleon und dessen hierauf bezügliche Paragraphen eingeht, so können wir ihm hier nicht weiter folgen.

Bozérian's Werk zerfällt in vier Theile. In dem ersten entwirft der Verfasser ein Bild von der Börse und was dazu gehört, von ihrem Personal, von der Natur und dem Mechanismus der an ihr vorkommenden Operationen; im zweiten entwickelt er auf Grund dieser Thatsachen die Eintheilung, den Charakter und den Zweck der verschiedenen Gesetze, welche diesen Gegenstand betreffen, und prüft vom wissenschaftlichen Standpunkte aus alle juristische Schwierigkeiten, die er darbietet. Der

---

* La Bourse, ses opérateurs et ses opérations par de M. Jeannotte-Bozérian, avocat de la cour impériale de Paris

* In neuester Zeit sind die sogenannten „Coulissiers" (in Wien „Börsianer" genannt), d. h. diejenigen Leutchen, die den Börsenschwindel ex professo betreiben, durch kaiserliche Verordnung von der Pariser Börse exilirt worden. D. R.

dritte Theil giebt Aufschluß über den Zustand der Rechtswissenschaft über jede einzelne der im zweiten Theile behandelten Fragen; endlich der vierte ist der Prüfung der gegenwärtigen Gesetzgebung, der Fehler und der Lücken gewidmet, die der Verfasser hier gefunden zu haben glaubt und den Reformen, die ihm nothwendig scheinen.

Das Buch ist nicht blos eine rechtswissenschaftliche Abhandlung, sondern zugleich eine philosophische und national-ökonomische Studie, ja selbst (im ersten Theile namentlich) ein Sittengemälde. — Der französische Beurtheiler will dies nicht ganz lobenswerth finden, weil der Autor zu viel auf einmal umfassen wolle und dadurch eine gewisse Unklarheit und Verwirrung entstehe; auch der Styl leide an diesem Mangel; aus dem juristischen Tone falle er bisweilen in einen ganz entgegengesetzten. „Anstatt interessant zu bleiben, was durchaus ein Vorzug ist, wird er bisweilen spaßhaft, was bei ernsten Gegenständen stets ein Fehler ist." — Wahrscheinlich hat der Verfasser, jedenfalls ein gesetzter und vielleicht etwas pedantischer Jurist, bei seinem Gegenstande nicht ganz den Unwillen los werden können, den dieses Treiben bei jedem gewissenhaften Menschen erwecken muß; daher die Sarkasmen: „Wenn man mit dieser Klasse Börsenleuten (den Spekulanten) höflich umgehen will, so nennt man sie Spekulanten; will man dies weniger, so nennt man sie Spieler; ebenso bezeichnet man ihre Operationen bald mit dem Namen „Speculationen," bald nennt man sie „Profitmacherei" (Agiotage), manchmal sogar „Schmutzerei" (Tripotage). Ebenso wie es an den Roulette-Tischen Leute giebt, die immer auf Roth setzen, und Andere auf Schwarz; wie man unter der Zunft der Aeskulape den Doktor „um so schlimmer" und den Doktor „um so besser" hat; wie es in der Welt Leute giebt, die Alles rosenfarben, und Andere, die Alles schwarz ansehen; wie neben den Herakliten, die nie zu weinen aufhören, Demokrite auftreten, die fortwährend lachen, so giebt es neben den Spielern, die nur das Steigen im Auge behalten, Andere, die nur aufs Fallen spekuliren ..... Die Engländer unterscheiden diese beiden Klassen Spieler durch sehr malerische Namen. Sie nennen die Haussespekulanten Bären (bears), ohne Zweifel, weil sie nach Art dieser Raubthiere, die mit aufgerichtetem Körper und hoher Nase auf ihren Feind zulaufen, meistens Leute von gutem Humor sind und in ihrem Aufbäumen und Gange ein ähnliches Benehmen haben; sie nennen die Baissiers Stiere (bulls), ohne Zweifel in Folge der Gewohnheit dieser Wiederkäuer, den Kopf zu senken, um ihre Gegner mit den Hörnern aufzugabeln und wie die trübgelaunten Baissiers beim Gehen nur auf die Fußspitzen zu sehen." — Difficile est satyram non scribere — das mag wohl die Entschuldigung Bozérian's für solche Betrachtungen sein, die in einem juridischen Werke allerdings nicht recht am Orte zu sein scheinen.

England.

Das englische Schulwesen.

„On the Primary Instruction of the Working Classes in England" (Ueber den Elementarunterricht der arbeitenden Klassen in England) lautet der Titel einer ziemlich umfangreichen, englisch geschriebenen Abhandlung, die der diesjährigen „Einladungsschrift zur Prüfung der Schüler der öffentlichen Handels-Lehranstalt in Chemnitz" beigegeben ist. Als Verfasser ist der englische Lehrer der Anstalt, Herr Thomas Hamblin unterzeichnet. Wir können nicht umhin, Einiges aus dieser recht guten und brauchbaren Zusammenstellung zu übertragen:

„Es ist zu beklagen," sagt unser Gewährsmann (S. 4), „daß in England, welches durch seine genialen Männer so viel Licht selbst in die entferntesten Erdwinkel verbreitet hat, das seiner Menschenliebe heilsamen Einfluß in so manchem fernen Striche hat wirken lassen, das den Schutz seiner Gesetze selbst auf die Thiere ausgedehnt hat, so viel Finsterniß, so viel Barbarei und seelenmörderische Unwissenheit herrscht. Es ist wahr, daß diese Unwissenheit fast ausschließlich unter den niederen Klassen sich findet, daß die Barbarei auf die unterste Schicht der Gesellschaft beschränkt ist; aber es sind doch Engländer, sie bilden einen Theil der Nation, und liegen als Stand, als Körperschaft, innerhalb des Bereiches nationaler Verantwortlichkeit. Daß diese Ueberzeugung fortwährend Boden gewinnt und sich im öffentlichen Geiste befestigt, wird klar bewiesen durch die großen und edlen Anstrengungen, die gemacht worden sind und noch gemacht werden in dieser Sache des öffentlichen Unterrichts. Von 1818 bis 1851 wuchs die Bevölkerung um 54 Proc., die Zahl der Tagschüler dagegen um 218 Proc. und die der Sonntagsschüler sogar um 404 Proc. Die Zahl unfundirter Schulen, beinahe durchaus durch den Eifer und die Wohlthätigkeit religiöser Gesellschaften, ausdrücklich zum Besten der arbeitenden Klassen errichtet, betrug im Jahre 1818 nur 861, 1851 dagegen 11,390. Dies giebt uns eine Idee von dem, was freiwillige Anstrengungen zu leisten im Stande sind."

Es ist klar, wie nur irgend etwas, daß Privatgesellschaften, wie reich an Mitteln und werkthätig sie auch sein mögen, nicht Alles zu leisten im Stande sind und Viel zu wünschen übrig lassen. Von Einheit, Plan und durchgreifenden Prinzipien kann schon von vorne herein nicht die Rede sein, höchstens von einiger Familienähnlichkeit der Erziehungsart, welche der englische Nationalcharakter von selber hervorbringt.

Ebenso sicher ist es, daß eine Erziehung durch die freie Wohlthätigkeit von Privatvereinen, wie rühmlich sie auch für die Theilnehmer sein mag, eine abnorme Erscheinung und ein öffentlicher Anklageakt gegen Kirche und Staat ist, welche schmählich ihre Pflicht verabsäumt haben, und welche nur in der Geschichte der letzten zweihundert Jahre einige Entschuldigung finden. Die gränzenlose Rohheit und Verwilderung der niederen Volksklassen, die in Europa ihres Gleichen schwerlich hat, fällt, wenn sie auch durch den Industrialismus des Landes weitere Ausdehnung gewonnen haben mag, wesentlich auf das Haupt der heuchlerischen und, trotz aller pharisäischen Formen, geistig hohlen und todten Hochkirche. Auch unser Gewährsmann sieht das ein und äußert sich ziemlich verständlich darüber. Diese Hochkirche, d. h. jene rein formelle Hierarchie sogenannter geistlicher Lord's, welche unermeßliche Beneficien genießen, und alljährlich bei der Parlamentseröffnung eine offizielle Farce aufführen, hat kein Herz für das Volk; sie dressirt Lordssöhne und Gentlemenskinder in ihren alten verrosteten Kollegien wie Rugby, Eton, Winchester und auf ihren Universitäten zu Oxford und Cambridge, und versieht sie mit dem nöthigen Apparatus von griechischen und römischen Citaten, damit sie künftig die Parlamentsreden oder die Privatunterhaltung damit schmücken können; sie hält auf ihre 39 Artikel, auf den Kirchkatechismus und jene englische Bigotterie, die abgeschmackter ist als jede andere. Was den gemeinen Engländer betrifft, so ist jedenfalls dieses Mitglied der auserwählten angelsächsischen Race übler mit seiner Kirche und seinem Geistlichen daran, als der russische Leibeigene mit seinem betrunkenen Popen oder der italiänische Kolone mit seinem lustigen Kapuciner oder Franciskanerbruder. Wenn diese das Volk nicht sehr bilden und heben, so stehen sie ihm doch wenigstens gemüthlich nahe und vermitteln ihm immer noch irgend einige geistige Nahrung, irgend einen religiösen Trost, während der bocksteife, hochnäsige englische Hochkirchenmann viel zu exklusiv und vornehm ist, um sich mit dem schoflen Volke zu bemengeln. Was englische christliche Geistliche hierüber zu denken im Stande sind, davon giebt uns der Verfasser selbst ein recht schlagendes Beispiel an einem der jetzigen königlichen Schulinspektoren (Her Majesty's Inspector of Schools), dem Reverend W. J. Kennedy. „Haben wir denn in England," sagt der würdige Mann, „irgend einen Grund oder ein Recht zu erwarten, daß die arbeitenden Klassen im Allgemeinen wohl erzogen sein werden? Ist es verträglich mit der Uebermacht unseres Fabrikwesens, unserer kommerziellen Größe?" — Weiterhin: „Alle Vortheile und Vorzüge haben ihre Kehrseite: unter den niedern Thieren fehlt dem Zugpferde Schnelligkeit, das Rennpferd taugt nicht zum Ziehen; die Nachtigall hat häßliche Federn, der Pfau eine mißtönende Stimme" — kurzum er kommt zu dem Schlusse: zum Fabrikjungen und Fabrikarbeiter gehöre die Unwissenheit nothwendig mit dazu, man müsse dieses Opfer der nationellen Größe bringen.

„Unsere Naturprodukte, unsere Lage auf dem Erdballe, unsere Inselstellung und persönlichen Eigenschaften scheinen England zum größten fabrizirenden und handeltreibenden Volke der Welt zu bestimmen. Wir müssen unserer Bestimmung folgen." — Das gemeine Volk muß also ungebildet und roh bleiben, damit die Fabriken das nöthige Strapazirmaterial haben. — Man sieht, der freie Engländer führt ganz die Sprache, die in anderen Ländern der Sklavenhalter oder Leibeignen-Besitzer führt, und der Geistliche ist ganz in dem Baumwollenmanne aufgegangen. Was kann das Volk von Geistlichen, von einer Kirche hoffen, die so ganz in dem Fabrik- und Handelsvolke aufgegangen ist?

Nicht viel besser steht es mit dem, was die zahlreichen Dissenter-Gemeinschaften für das niedere Schulwesen gethan haben; in ihrem blinden Eifer für das, was sie den wahren Glauben nannten, hatten sie weder Zeit noch Interesse für geistige Entwickelung des Volkes; theilweise verachteten sie gar alle weltliche Gelehrsamkeit und verwarfen alle profane Literatur, indem sie sich allein an die Bibel und einige wenige andere Erbauungsbücher hielten und sie für ausreichend zum Jugendunterrichte betrachteten. Der hochkirchliche Katechismus in den National-

schulen war ihnen ein Dorn im Auge; sie beeilten sich daher, in ihren Sonntagsschulen ihre eigenen Katechismen einzuführen, auf die nun große Wichtigkeit gelegt wurde. Erst in neuerer Zeit sind einige dieser Gemeinschaften davon abgegangen. Wenn die Dissenters auf diese Weise nichts Bedeutendes für den Volksunterricht gethan haben, so muß man freilich in Anschlag bringen, daß ihre Mittel in keinem Vergleiche stehen mit denen der Hochkirche, und daß sie mancher Privilegien und Freiheiten entbehrten, die sie erst in den letzten fünfzig Jahren erreicht haben. Während die „etablirte Kirche" stets reich fundirt war und noch ist und eine Steuer einzieht, die jeder Engländer zu zahlen verpflichtet ist, waren die Hülfsquellen der Dissenters sehr beschränkt und vom Zufall abhängig.

Den ersten Anstoß zu ernsterer Thätigkeit auf diesem Felde gab ein Dissenter, Joseph Lancaster, ein Quäker, von niederer Herkunft, der bekannte Gründer des nach ihm benannten Systems, das unseren Lesern hinlänglich bekannt sein dürfte. Er eröffnete 1798 eine Elementarschule zum Unterricht armer Kinder. Er unternahm dieses Werk aus reiner, hingebender Liebe zu der grauenhaft von Kirche und Staat vernachlässigten Jugend, und da er zur Erhaltung desselben auf seine eigenen schmalen Mittel angewiesen war, er aber so viele Kinder als nur möglich in seine Schule aufnehmen und darin unterrichten wollte, so mußte er daran denken, wie das ermöglicht werde, ohne die Auslagen übermäßig zu erhöhen. Daß ein einziger Lehrer mehrere hundert Kinder zu gleicher Zeit unterrichten könne, bewerkstelligte er durch die Abrichtung der fähigsten Schüler zu Helfern und Unterlehrern — erfand also das Lancasterian oder Monitorial-System, wie es die Engländer nach diesen Helfern (monitors) benennen. Die ersten einflußreichen Gönner und Unterstützer fand er in dem damaligen Herzog von Bedford und Lord Somerville, und, da hierdurch die Sache bekannter wurde und Anklang fand, sah er sich bald in den Stand gesetzt, eine Schule zu bauen, die an tausend Kinder umfaßte. 1805 beehrte Georg III. Lancaster mit einer Audienz, und nachdem er sich über die Natur seines Planes unterrichtet, gaben er und sein Hof ihm eine bedeutende Geldsumme, die ihn, nebst den angewachsenen Zeichnungen für das Institut, in den Stand setzte, ein Schullehrerseminar (a Normal school for the training of teachers) zu gründen, und ihn die Hoffnung fassen ließ, sein System über das ganze Königreich auszudehnen. Um jedes confessionelle Hinderniß für die Zulassung zu dieser Schule zu beseitigen, vermied Lancaster ein spezielles religiöses Glaubensbekenntniß als Unterrichtszweig einzuführen, und gründete allen Religionsunterricht auf Lesenlernen und Lernen der Bibel. Natürlich erweckte er hierdurch den Verdacht und den Bekenntnißeifer der Kirche von England, welche von einflußreichen Personen und selbst vom Hofe ein Unterrichtssystem unterstützt sah, das durch Ausschließung des kirchlichen Katechismus die Dogmen der etablirten Kirche klar und offen für überflüssig zur Schulerziehung erklärt. 28 Bischöfe verbanden sich, um Lancaster in seinem guten Werke entgegen zu treten und schließlich gelang es ihnen auch, ihm die bisher genossene Unterstützung zu entziehen. Bell, der Erfinder eines ähnlichen Systems, wurde beauftragt und mit reichlichen Mitteln unterstützt, dieselbe Unterrichtsmethode zu Gunsten der besonderen Lehre der Kirche zu verbreiten. Lancaster fand zwei gute Freunde in Carlton und Fox, die ihm in seiner großen Verlegenheit zu Hülfe kamen, und mit ihm und andern Personen vereint, 1808 eine Gesellschaft gründeten, genannt: „The Society for promoting the Royal British or Lancasterian System for the Education of the Poor." Diese setzte das Werk fort. 1813 wurde dieser Titel verändert in: „The Institution for promoting the British System for the Education of the Labouring and Manufacturing Classes of Society of every Religious Persuasion;" schon im folgenden Jahre aber wurde er vereinfacht, die Gesellschaft hieß nun: „The British and Foreign School Society" und so heißt sie noch heute. Die Kirche, eifersüchtig auf jede Bewegung, die ihr das ausschließliche Recht auf Kindererziehung bestritt, und reiche Fonds besaß, folgte dem Beispiele und gründete 1811 die „National Society for promoting the Education of the Poor on the Principles of the Established Church." —

So entstanden die zwei großen Gesellschaften, durch deren fortgesetzte und verstärkte Anstrengungen viel Gutes gethan worden ist.

Die Britische- und Fremde-Schulgesellschaft (d. h. die Lancaster-Partei) ist, wie gesagt, nicht sektirerisch; sie sagt: „Die Unwissenheit des Volkes ist ein Nationalunglück; die Unterrichtsmittel müssen daher allen Sekten und Parteien der Nation gewährt werden." Die Einführung der heiligen Schrift ohne Noten und Kommentar, mit Ausschluß der Formularien jeder Sonderkirche, ist ein Grundgesetz dieser Gesellschaft von der Zeit ihrer Stiftung an. Nichts desto weniger wird ein großes Gewicht auf die religiös christliche Erziehung gelegt, wie sich das von englischen Dissenters schon erwarten läßt, und jedenfalls haben die vielen christlichen Sekten in England immer noch Gemeinsames und Positives genug, um der 39 Artikel, oder der schottischen Prädestinationslehre u. s. w. entbehren zu können. Bei den armen zerlumpten Straßenkindern von London und Birmingham, bei den verwahrlosten Fabrikjungen kommt es ja vor Allem darauf an, daß sie einen Begriff von Religion, von Sittlichkeit und Menschenwürde bekommen, nicht daß sie in die Geheimnisse des Scholastengezänkes hineingezogen werden, welches die Religion in Mißkredit gebracht hat. Das Schullehrer-Seminar des Lancaster-Systems befindet sich in der Borough-Road zu London, und ist darauf eingerichtet, 60 bis 70 männliche Zöglinge als Seminaristen aufzunehmen, und etwa 135 in Stand zu setzen, an Vorlesungen und anderm Unterricht Theil zu haben. Für weibliche Zöglinge stehen nur etwa 30 bis 40 Stellen offen. Die Gesellschaft hat zwei Häuser zur Unterbringung noch mehrerer Zöglinge gemiethet, eines für männliche, das andere für weibliche; aber da dies mit Uebelständen verknüpft ist, so beabsichtigt die Gesellschaft, das Hauptgebäude zu erweitern. 1857 wurden 134 junge Männer und 146 Mädchen als Zöglinge zugelassen. Die aufzunehmenden jungen Leute müssen, was ihre religiösen Ansichten betrifft, mit sich im Klaren sein, müssen wenigstens irgendwie einen Beweis von dem Streben gegeben haben, sich einen gewissen Grad von Ernsthaftigkeit, Demuth, Geduld und Sanftmuth aneignen zu wollen. Besonders große Vorkenntnisse werden nicht verlangt. Nach Ueberreichung ihrer Zeugnisse, Empfehlungsbriefe u. s. w. werden sie zu einer Prüfung bestellt, in welcher sie diktirte Fragen schriftlich zu beantworten haben. Auf das Einzelne können wir hier nicht näher eingehen; wir bemerken nur, daß der erhaltene Unterricht sich auf Aussprache, englische Grammatik, englische Literatur, Geschichte, Geographie, populäre Astronomie, Arithmetik, Buchhaltung, Algebra, gewerbliche Mechanik, Mathematik, Physik, Chemie, Latein, Singen, Zeichnen und Schönschreiben erstreckt. — Für Elementarlehrer in Armenschulen ist das etwas viel verlangt, und wir wären wirklich begierig, die praktische Ausführung dieses Schulplanes genauer kennen zu lernen.

Eine Hauptarbeit des geprüften und angestellten Lehrers besteht, wie gesagt, in der Abrichtung der helfenden Kinder, der sogenannten Monitors, eine Arbeit, die täglich ungefähr eine Stunde wegnimmt. Diese Monitors sind völlig in eine Hierarchie gegliedert; es giebt Ober- (m. general) und Untermonitors (subordinate). Die Obermonitors leiten die allgemeinen Operationen der Schule, die letzteren unternehmen den Unterricht der ihnen zugewiesenen Kinder. Obermonitors sind:

1. General Monitors of Orders, welche die Schuldisciplin erhalten, etwa den Klassenaufsehern in unsern Schulen entsprechend, die der Lehrer bestellt, um Ruhe und Ordnung zu erhalten.

2. General Monitors of Arithmetic. Erhalten die Ruhe beim Rechnen und beaufsichtigen das Schreiben.

3. General Monitors of Reading. Beaufsichtigen das Lesen.

Unteraufseher sind:

1. Monitors of Classes, lehren das Schreiben an den Pulten.

2. Monitors of Inspections, helfen den Klassenaufsehern beim Durchsehen des Geschriebenen.

3. Monitors of Drafts, sind beim Lesen, beim Rechnen, der Geographie u. s. w. beschäftigt.

4. Auxiliary Monitors, sind Helfer und Stellvetreter der vorgenannten.

Ohne Zweifel ist dieses Aufsehersystem ein Nothbehelf, hervorgegangen aus Lehrermangel und Mangel an Mitteln; der Unterricht muß nothwendig dadurch etwas Fabrikmäßiges und Mechanisches bekommen, da die so beschäftigten Kinder doch, selbst bei der besten Abrichtung, nur etwas Unvollkommnes und Unverdautes von sich geben können. Es hängt Alles davon ab, daß der allgemeine Mechanismus im gleichmäßigen Gange erhalten und stets kräftig vom Lehrer in Bewegung gesetzt wird — eine Pferde-Arbeit ohne Zweifel, die nur der zu würdigen im Stande sein wird, der aus Erfahrung weiß, wie schwer es ist, selbst die fähigsten Schüler zu einer präzisen Hilfleistung abzurichten. Der Pflichteifer ist das Wenigste; denn dieser läßt sich bei Kindern von einigem Ehrgeize leicht wecken; aber welcher Dünkel, welcher Uebermuth, welche Tyrannei der Kleineren, welche Parteilichkeit macht sich alsbald geltend? Und wie leicht verfällt alle Ordnung und weicht Alles auseinander, sobald der Lehrer, noch eben im besten Vertrauen auf die gemachten Anstrengungen, nur einen Augenblick weniger aufmerksam ist! Es kann eben Alles nur mechanische Dressur sein — Fabrikunterricht. Für den nächsten Zweck mag indeß diese Dressur ihre Vortheile haben, und ich glaube recht gern, daß man hier unsern deutschen Maßstab, der die Kinder viel zu sehr

hätschelt, nicht anlegen darf. Es hängt Alles von der eisernen Zucht ab, die nicht von dem Lehrer allein ausgeht, sondern unnachsichtlich hinter ihm steht. Ist diese Ordnung geschaffen, ist der Geist des Gehorsams und der Unterwerfung einmal eingeführt, so hat der Lehrer freieres Spiel und Alles ergiebt sich von selbst. „In jeder guten britischen Schule fühlt man, daß Ordnung und eine strenge Einhaltung der bestehenden Regeln und Gesetze als Befehl auftreten, und ein neuer Ankömmling, der nicht im Stande ist, zwischen dem geschäftigen Gesumm des Fleißes und dem Geräusch der Unaufmerksamkeit und Unordnung zu unterscheiden, befindet sich bald in einer schiefen und unangenehmen Lage, wenn er Bewegungen versucht oder Geräusche hervorbringt, die nicht zur Thätigkeit des Schulzimmers gehören." — Könnten wir das nur auch von der Mehrzahl unserer deutschen Schulen sagen, in denen der Lehrer meist nur auf seinen pädagogischen Takt, vielleicht auf seine körperliche Ueberlegenheit angewiesen ist, um Zucht und Aufmerksamkeit zu erhalten.

Eines der Hauptschullehrer-Seminare, wie wir sagen würden, der hochkirchlichen National Schools ist das 1841 gegründete St. Marc's-College, in der Pfarrei Chelsea, einer westlichen Vorstadt Londons. Die Anstalt ist sehr großartig angelegt, mit Feldwirthschaft, Collegium, praktischer Schule und Kapelle ausgestattet. Theorie und Ziel dieser Schule lernt man am besten aus einer Stelle aus Mr. Allen's „Bericht über St. Marc's-College" kennen, der die leitenden Grundsätze des Direktors (principal) derselben, Mr. Derwent Coleridge, ausspricht: „Da die Kirche als die Lehrerin der Nation angesehen wird, so kann sie die Erziehung der Jugend in den Grundsätzen der wahren Religion nicht hintansetzen, oder gar bei Seite lassen. An ihrer Hand soll sie in Stand gesetzt werden, so weit menschlicher Unterricht es vermag, von der Lesung der heiligen Schrift Vortheil zu ziehen. Schulkenntnisse können in keiner Weise als nützlich angesehen werden, welche nicht mehr oder minder, direkt oder indirekt, zu diesem Ziele beitragen."

Das Institut nimmt Zöglinge im Alter von 14 bis 18 Jahren auf. Zeugnisse werden verlangt: 1. ein Taufzeugniß, 2. eine Erklärung der Eltern oder Vormünder, daß der sich Meldende mindestens seit einem Jahre vor der Präsentation dem Gottesdienst der englischen Kirche mit ihrer Genehmigung angehört; 3. ein ärztliches Attest (Formular), 4. eine Empfehlung von einem Geistlichen u. s. w. Hierauf folgt eine Prüfung, über gut englisch Lesen, orthographisches Diktandoschreiben, gute Handschrift, Hauptsache der biblischen Geschichte und ziemlich gründliche Kenntniß des Rechnens. Wer die Prüfung besteht und sich in einer dreimonatlichen Probezeit bewährt, wird als ordentlicher Seminarist der National-Gesellschaft aufgenommen und bis zum einundzwanzigsten Jahre erhält er freien Unterricht, Kleidung und Kost, wofür ihn die Gesellschaft nach Gutbefinden über seine Verwendung als Lehrer benützen kann. Gewöhnlich werden sie zuerst als Adjuvanten (Assistents) in großen Schulen oder als Lehrer in kleinen angestellt. Die Erziehung dieser Seminaristen ist theoretisch, praktisch und gewerblich; sie sollen auch das Hauswesen, die Feldwirthschaft und Gartenzucht praktisch kennen lernen. Jeder dieser Zweige hat seinen Monitor. Die häuslichen Dienste, Schuhreinigen, Messerputzen, Tischdecken, Tafelbedienung, Zimmerreinigung, Feuermachen, Wasserpumpen, Anzünden der Gasflammen u. s. w. wird von ihnen in bestimmter Ordnung verrichtet, ganz wie das in deutschen Seminarien und Konvikten hin und wieder stattfindet. In der Wirthschaft müssen sie Kühe, Schweine, Federvieh u. s. w. besorgen und über Alles Buch führen. Es ist also auf alle mögliche Weise dafür gesorgt, daß der Lehrer sich alle jene Kenntnisse und Fertigkeiten aneigne, die ihm namentlich auf dem Lande von Nutzen sein können und ihm eine richtige Stellung unter den Landleuten selbst sichern.

Die Unterrichtsgegenstände sind dieselben, wie bei der andern Gesellschaft, nur daß die ecclesiastical history noch zu der profanen hinzukommt. Auch Geologie und der Gebrauch des Globus wird gelehrt. An Sonn- und Feiertagen erhalten sie überdieß eine theologische Vorlesung. Jeden Tag ist eine Stunde Gottesdienst (a full cathedral service in the College chapel) und sieben Stunden Unterricht; eine Stunde täglich Gesang und nicht ganz zwei Stunden bleiben dem freiwilligen Studium. Die theologische Zurichtung des Seminaristen nimmt einen großen Raum ein; die Zöglinge werden genau bekannt gemacht mit der Kirchengeschichte und so in die Lehren, Formularien, Gebräuche und liturgische Ordnung der Kirche von England eingeweiht, daß sie in der That Laien-Pfarrer (lay parsons) werden, wie man gesagt hat, welche das System der Kirche propagandiren.

Ein anderes Seminar ist die School for the Training of Parochial Schoolmasters zu Battersea. Es wurde im Jahre 1840 von Sir James Kay Shuttleworth und Mr. Tuffnell gegründet, um gut kirchliche Pfarrschullehrer zu beschaffen, nachdem man sich mit den Unterrichtsmethoden, den Einrichtungen ähnlicher Anstalten u. s. w. durch Reisen in Holland, Deutschland (Preußen und Sachsen), der Schweiz und Frankreich bekannt gemacht hatte. Vorzüglich scheint das Seminar zu Kreuzlingen am Bodensee (Direktor Wehrli) in seinen inneren Einrichtungen zu Muster gedient zu haben.

Auch von andern Gesellschaften sind große Anstrengungen gemacht worden, Lehrer für Elementarschulen zu bilden, und jetzt bestehen etwa 40 Anstalten zu diesem Behufe in England und Wales. Auch Schottland ist nicht zurückgeblieben; es besitzt „The Educational Institute of Scotland" und die „Constitution of the General Assembly of Teachers," die beide viel zur Verbesserung der Elementarschulen beigetragen haben, deren Zustand überhaupt gesunder als der in England sein soll. In Schottland werden Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet, Frauen lehren nur Nähen u. dgl.

So viel über eigentliche Elementarschulen. Kurz erwähnt werde die seit 1836 thätige Home and Colonial Society, welche Kleinkinderbewahranstalten, wie wir es nennen, einführt und leitet; ferner die Gewerbschulen für Arme, die man nach dem Muster von Fellenberg's Anstalt zu Hofwyl in der Schweiz eingerichtet hat. Der erste Versuch dazu wurde 1833 zu Ealing Grove School in Middlesex gemacht, und da dieser und andere Versuche Erfolg hatten, so nahm sich die Regierung der Sache an und stiftete solche Gewerbschulen für arme Kinder. Ein ähnliches System ist in Irland von den Beauftragten der National Education eingeführt worden, und seit der Eröffnung der Ackerbauschule zu Templemoyle bei Londonderry (1827 bis 1855) hat sich die Zahl der Bauerschulen auf 165 vermehrt.

Bekannt sind auch die Ragged Schools, welche vornehmlich die Aufgabe haben, die ganz verwahrloste, oft in Laster und Verbrechen versunkene Proletarierjugend zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen. Hier tritt die moralische Seite, die Rettung und Vermenschlichung der Auswürflinge durch Weckung und Bildung des Gemüthes in den Vordergrund — sonst wird nur Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Geographie und Geschichte gelehrt. In manchen Distrikten erhalten die Kinder sogar Tisch, Wohnung und Kleidung und werden zu häuslichen Arbeiten und Handwerksthätigkeit angehalten, Mädchen zum Kochen, Nähen u. dgl., Knaben zum Zimmern, Schustern, Schneidern u. s. w. 1851 bildete die Ragged School Union die Schuhwichs-Brigaden (schoe-black brigades), welche 1856 schon 2,981 Pfd. zum eigenen Unterhalte erwarben. Für solche und andere Schüler wird natürlich nur Abends und Sonntags Unterricht ertheilt. Sparkassen sind gleichfalls eingerichtet, die schon ziemlich bedeutende Einlagen haben. Bei der Jahres-Versammlung des Vereines 1858, die in Exeter Hall zu London gehalten wurde, wurde berichtet, daß die Zahl der Sonntagsschulen innerhalb des Vereines 134 mit 20,500 Schülern betrage; Tagschulen 98 mit 14,300 Schülern; Abendschulen 131 mit 8,650 Schülern. Dabei fungirten 2,580 freiwillige Lehrer, besoldete 328. Das Gesammteinkommen des Vereines und der Lokalschulen betrug 35,000 Pfund.

Für Kinder solcher Arbeitsleute, die kein Schulgeld zahlen können, sind die Pfarr- oder Arbeitshaus-Schulen bestimmt, die durch eine in der betreffenden Pfarrei erhobene Steuer unterhalten werden, und unter der Aufsicht der Pfarrgeistlichkeit stehen. Die Kinder erhalten außer dem Unterricht auch noch Bücher und Schreibmaterialien frei. Die Anforderungen darin sind nicht besonders hoch. In den meisten großen Städten Englands bilden die Parochial charity Schools noch eine besondere Abart derselben, die durch freiwillige Beiträge und Geschenke unterhalten wird. Sie gewähren den Schülern auch Kleidung. Bei nicht vollständiger Armuth tritt Ermäßigung des Schulgeldes ein. Für Kinder solcher Arbeitsleute, die Schulgeld zahlen können, sind die von der National Society und den mit der Kirche von England verbündeten Parteien gegründeten Nationalschulen. Auf derselben Stufe stehen die „Britischen Schulen," die von der British and Foreign School Society und andern religiösen Gemeinschaften gegründet sind; nur, wie gesagt, der kirchliche Charakter der Nationalschulen macht einen Unterschied.

So sehen wir denn, wie die Engländer im Ganzen sehr Bedeutendes für den Volksunterricht gethan haben, ehe der Staat selbst, oder vielmehr die Regierung, eine Art Oberaufsicht und Leitung desselben übernahm, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Faktisch ist das Allermeiste durch freiwillige Association von Privatleuten zu Stande gekommen, selbst in der Hochkirche, und Kirche und Staat sind nur Stempel, die man darauf drückt, um der Sache mehr Autorität zu geben. In England ist die öffentliche Wohlthätigkeit zum größten Theile die Erzieherin, und diese ist eben so wohl durch freithätige Nächstenliebe angeregt, als

durch Furcht vor einem drohenden Unheil, vor der materialistischen Verthierung des größeren Theiles des englischen Volkes. Ein Schulzwang existirt nicht, und läßt sich aus den angeführten Gründen auch nicht gut einführen, wenn auch die von der Freiheit- und Unabhängigkeitsliebe des englischen Volkes hergenommenen Argumente nicht recht stichhaltig scheinen. Wenn die englische Kirche, wie sie selbst sagt, wenn die Regierung die Pflicht hat, das Volk zu erziehen und zu vernünftigen Menschen zu machen, so hat sie auch das Recht, die Mittel zu beanspruchen, durch welche diese Pflicht ermöglicht wird; sie muß nur daran glauben. Da der Schulbesuch also freiwillig bleibt, die Indolenz und Rohheit des niedern Volkes sehr groß ist, da ferner ein sehr großer Theil der Fabrikherren in dem Unterrichte eine nutzlose und nachtheilige Verkürzung seiner Gewerbsthätigkeit sieht, ja vielleicht die Unwissenheit der Fabriksklaven als ein Bollwerk seines Standes betrachtet, wie der amerikanische Pflanzer die Sklaverei der Neger, so haben alle diese Unternehmungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und müssen ihre Wohlthaten förmlich ausbieten.

Man vertheilt Preise, man legt großen Werth auf Zeugnisse, die Schulbesuch testiren. Die Regierung zahlt z. B. einen Preis von 6 Schilling pro Kopf für jedes Kind, das eine unter Regierungsaufsicht stehende Schule 176 Tage im Jahre besucht u. s. w. — freilich Alles sehr prekäre Mittel. Allerdings giebt es eine Partei, die Schulzwang wünscht und bevorwortet; indessen sie hat die große Menge der Nation, den specifisch englischen Geist gegen sich: „Kein Zwang, keine Einmischung der Regierung" ist der allgemeine Schrei. Schulzwang ist das „Prussian System" ein furchtbares, kontinentales Ungeheuer mit Hörnern und Ketten, ein Bastard von Irreligiösität und Despotismus, welcher die englische Freiheit zu verschlingen droht. Wir, von unserem Standpunkte aus, können, bei aller Anerkennung der Opferwilligkeit und Thatkraft der Briten auf diesem Felde, nicht sagen, daß uns der Zustand des englischen Erziehungswesens besonders gesund und normal vorkomme — selbst wenn wir die großen Mängel des unsrigen gern zugeben. Alles ist Nothbehelf, Nichts natürliche Entwickelung. — Die Schulen sind weiter nichts als die natürliche Fortsetzung des merkantilen englischen Systems — Erziehungsfabriken, wo Alles im Dutzend fertig herauskommt. — Niedere, mittlere und höhere Erziehung stehen in keinem organischen Zusammenhange; die Elementarschule paßt nicht zu Gymnasium und Universität — Humane und klassische Erziehung ist ein Privilegium einzelner Stände, zwischen Erziehung der Geld habenden und der nicht Geld habenden Gesellschaft besteht eine Kluft. — Die englischen Gesellschaften geben Erziehung und Unterricht als ein Almosen — das ist sehr gut und löblich — aber doch ein schrecklicher Uebelstand, weil er beweist, daß der größte Theil des reichsten, freiesten und stolzesten Volkes — Bettler und Sklave ist.

Spanien.

Literatur-Bericht aus Spanien.

Wir entnehmen einigen spanischen Zeitschriften folgende Angaben über neue Erscheinungen der spanischen Literatur:

Patricio de la Escosura veröffentlicht eben in Madrid den ersten Band seiner „Verfassungsgeschichte von England." Dies bedeutende Werk wird dem berühmten Publizisten Ehre machen, wenn die Fortsetzung dem Anfang entspricht. Was bisher erschienen, ist sehr günstig aufgenommen worden.

Unter dem Titel: Anales dramáticos del crimen, veröffentlicht Don José Vicente y Caravantes, Doktor des Rechts, eine Auswahl der berühmtesten Kriminalprozesse Spaniens und des Auslandes, also einen spanischen Pitaval. Der erste Band dieser Sammlung ist eben erschienen. Er enthält siebzehn Prozesse und eine große Anzahl Kupferstiche von den besten spanischen Künstlern. Der zweite Band ist unter der Presse. In der ersten Lieferung bildet der dem Don Angel La Riva wegen versuchten Königsmordes gemachte Prozeß den Anfang. Dieser Prozeß ist durch die Thatsache selbst und durch die glänzende Vertheidigung von Perez Hernandez berühmt. Eine besondere Einleitung ist der Untersuchung der verschiedenen Meinungen gewidmet, die über den Königsmord aufgestellt worden sind. Man kann sich denken, daß die des Jesuiten Mariana nicht vergessen ist.

Am 11. Juni hat man zu Cordova poetische „Blumenspiele" (jeux floraux) gefeiert. Diese schöngeistige Feierlichkeit hatte viel Neugierige herbeigezogen. Das Fest wurde durch eine Rede des Präsidenten, des Marquis de Cabriñana eröffnet. Drei Gegenstände, aus der Religion, der Geschichte und dem täglichen Leben entnommen, waren den Wettkämpfern vorgelegt worden. Die Gekrönten sind folgende: Baron de Fuente de Quinto, Marquis v. Cabriñana; Don Luis Maravez, Don Manuel Fernandez Ruano, Don Pedro Enriquez, Don Antonio Alcade Valladares haben das Accessit erhalten. Die Preise wurden von der städtischen Behörde gegeben und an die Sieger von Damen vertheilt, die dafür einen Blumenstrauß erhielten. Man sieht, daß Cordova seine alte Galanterie noch nicht verloren hat. Die städtische Obrigkeit von Valencia hat gleichfalls die Absicht zu erkennen gegeben, Blumenspiele zu feiern nach dem Vorgange Barcelona's. Die Akademie der Wissenschaften und schönen Künste hat die Anregung gegeben und schon sind die Preisrichter ernannt. Das Fest wird am ersten Sonntage im Oktober stattfinden. Glückliches Spanien, wo man noch Geschmack an Blumenspielen findet!

Eine in Cuba eröffnete Subscription zur Errichtung eines Denkmals für Quintana, hat bis jetzt eine beträchtliche Summe eingebracht. Auf der Liste figurirt der General-Statthalter der Insel, Don José de la Concha.

Die Revista de Instruccion publica vom 16. Juni, druckt nach der Gaceta vom 8. desselben Monats die Statuten der königl. Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften ab, die durch Beschluß der Königin unterm 29. Mai von Aranjuez aus bestätigt worden sind.

In dem nicht amtlichen Theile stellt dieselbe Sammlung gründliche Betrachtungen und energische Einsprüche hinsichtlich des Reglements des Elementarunterrichts an. Es wäre zu wünschen, daß die Mitglieder des königlichen Rathes des öffentlichen Unterrichts, die mit der Ausarbeitung dieses Reglements beauftragt sind, die tiefgedachten Bemerkungen des Don Modesto Fernandez y Gonzalez in Betracht zögen.

Dasselbe Blatt richtet an die spanische Regierung sehr energische und dringende Vorstellungen bei Gelegenheit eines gewissen Falles, der zu Villegas in der Provinz Burgos vorgekommen ist. Der Lehrer dieses Dorfes hat vergeblich von den Gemeindevorstehern die Bezahlung für seinen Unterricht verlangt; aber nicht nur hat er es nicht durchgesetzt, daß seinem Ansuchen genügt wurde, sondern er hat obenein vom Schulzen und zwei andern Einwohnern eine unwürdige Behandlung erfahren. Es haben hier Hinauswerfungen und abscheuliche Rohheiten stattgefunden. Der arme Lehrer, ein Schlachtopfer der erlittenen Behandlung, steckt im äußersten Elend. Die Urheber dieses Skandals haben die Unverschämtheit so weit getrieben, dem Lehrer ihrer Kinder einen Prozeß an den Hals zu werfen. In Hinsicht hierauf verlangt Don R. Chaparro mit Lebhaftigkeit die Unterdrückung solcher Gewaltstreiche, welche ein Land entehren, und ruft mit nicht weniger Grund den Schutz der Regierung für diese Klasse der Elementarlehrer an, die so vernachlässigt und doch der Gesellschaft so nothwendig und nützlich sind.

Im botanischen Garten zu Madrid, der zum naturgeschichtlichen Museum gehört, haben bedeutende Verbesserungen stattgefunden. Eine Pyramide, die auf dem Gipfel die Büste des großen Linné trägt, ist dem Andenken der berühmtesten spanischen Botaniker geweiht. Den blühenden Zustand dieser umfangsreichen Einrichtung verdankt man zum großen Theile dem umsichtigen Eifer des Direktors, Don Mariano de la Paz Graells.

Die Novedades und die Revista de Instruccion publica haben in ihren letzten Nummern das ganze in Bezug auf die Universitäten gegebene Reglement gebracht: Reglamento de las Universidades, das vom königlichen Rathe des öffentlichen Unterrichts ausgearbeitet und durch Beschluß der Königin unterm 22. Mai 1859 von Aranjuez aus bestätigt worden ist. Spanien scheint sich also daran zu machen, etwas Gründliches für das ganze Unterrichtswesen zu thun.

In der Nummer vom 9. Juni derselben Revista, welches Blatt der französischen Revue de l'instruction publique (welche vortrefflich redigirt ist) nachgebildet zu sein scheint, findet man verständige Betrachtungen über den Zustand des Studiums der lateinischen Sprache in Spanien unter dem bescheidenen Titel: Cuatro palabras sobre el estudio de la latinidad. Diese „vier Worte" sind sehr gut, mit Freimuth und Klarheit gesagt, wie es für Leute paßt, welche die Dinge ansehen, wie sie sind, und nützliche Reformen verlangen.

Was dieser Abhandlung nicht wenig Werth verleiht, ist auch ein beträchtlicher Auszug aus den Statuten der Universität von Cervera in Katalonien über die Lehrstühle der griechischen und lateinischen Grammatik, deren im Jahre 1749 vier waren, als eine königliche Verfügung (vom 2. Oktob.) die Statuten besagter Universität bestätigte. Der Ver-

fasser dieses wichtigen Artikels, der Licentiat S. de la Campa hat den Titel VI dieses Reglements: De las cuatro cátedras de gramática latina y griega abdrucken lassen und sehr verständig erläutert. Ein gescheidter Gedanke und eine glückliche Anregung. Die ernsten Studien, vornehmlich die humanistischen, haben ihre beste Zeit auf den alten spanischen Universitäten gehabt, und es ist nicht nutzlos, dies den Leuten in's Gedächtniß zu rufen, welche jetzt den öffentlichen Unterricht leiten. In alten, verfallenen Einrichtungen giebt es nachahmungswürdige Beispiele und Richtungen, denen man gut thut zu folgen. Wenn Spanien richtig suchte, so würde es in seiner Vergangenheit viele Dinge finden, welche ihm mangeln.

Dasselbe Blatt vom 2. Juni enthält einen guten Artikel kritischer Natur über die Legende (leyenda).

Don José Maria Bonilla zu Madrid hatte ein Drama in 2 Akten und in Versen verfaßt unter dem Titel: Prólogo á la guerra de Italia. Der Censor D. Ferrer del Rio hatte seine Gutheißung gegeben und das Stück sollte auf dem Theatro de Novedades über die Bretter gehen, als die Staatsregierung einschritt und die Erlaubniß ohne weitere Förmlichkeiten zurücknahm, sowohl das Interesse des Autors verletzend, als ihren Censor preisgebend. (Vielleicht spielt das Stück im gleichzeitigen Frankreich und bringt Napoleon, Viktor Emanuel, Cavour u. s. w. auf die Bühne — der Titel scheint dies zu verbürgen. Es wäre dann möglich, daß die Diplomatie Ursache des Verbotes wäre.)

Die Lieferungen 19, 20 und 21 der Geschichte der Tempel, Historia de los templos, sind eben an die Subscribenten dieses wichtigen Werkes ausgegeben worden, dazu eine Lithographie in Buntdruck von D. Ildefonso Nuñez de Castro, welche die Einfassungsmauer der großen Kapelle am Dome von Toledo (Epistelseite) darstellt. Dieses kostbare Muster von geripptem Gewölbebau geht bis an das Ende des 14. oder bis zum Anfange des 15. Jahrhundert hinauf.

Die Autorcha Manresana (Fackel von Manresa) giebt einen genauen Bericht von den jüngst zu Barcelona gefeierten Blumenspielen (Siehe oben, wo von denen zu Cordova die Rede war, die erst durch die von Barcelona angeregt wurden). Drei Poeten erhielten Kränze bei dieser Preisbewerbung: Don Dámaso Calvet y de Büdallés, Adolfo Blanch y Cortada und Antonio Camps y Febrés. Die Namen sprechen deutlich genug, daß die Gekrönten Catalonier sind; fügen wir hinzu, daß die von ihnen geschriebenen Stücke im catalonischen Dialekte verfaßt sind. Der Vorstand der Blumenspiele von Barcelona hält seine Sitzungen auf dem Rathhause, im Saale der Hundert (salon de Ciento); seine Devise ist: Patria, Fides, Amor. Ob bei diesen Spielen und Spielereien viel herauskommen wird, namentlich zum Vortheil der Literatur, ist freilich eine andere Frage.

Deutschland und das Ausland.

Reiseskizzen von Franz Löher.*

Der nachträglich erschienene dritte Band der Reiseskizzen von Franz Löher, unter dem Titel „Land und Leute in der alten und neuen Welt," liegt uns zur Beurtheilung vor, und wir sehen uns in den Stand gesetzt, auch diesen Band der Beachtung des Publikums zu empfehlen. Freilich scheint dieses nur theilweise nöthig, da ein großer Theil des hier Gebotenen bereits auf dem Wege der Journalistik demselben vorgelegt worden. Doch wie dem auch sei, ein Schriftsteller von der Beobachtungsgabe und dem umfassenden Blicke, wie Löher,** mag immerhin seine zerstreuten Aufsätze sammeln und im Ganzen herausgeben; er wird dabei nichts Ueberflüssiges thun, da Vieles wirklich der Art ist, daß es ein besseres Loos verdient, als das eines flüchtig gelesenen Journal-Artikels. Von diesem Standpunkte aus erbitten wir uns auch die Erlaubniß, Einiges ausheben zu dürfen, was für die Darstellung des Verfassers und seine Betrachtungsweise charakteristisch ist, indem wir zugleich denjenigen andeuten wollen, den wir in dieser kurzen Berichterstattung vorzüglich einzunehmen gesonnen sind, und der auch dem Charakter unseres Blattes am besten entspricht: nämlich den der Ethnographie in mehr psychologischer Hinsicht.

Das Buch hat uns in vielfacher Beziehung an ein anderes gemahnt, das wir vor nicht langer Zeit lasen, und worüber wir kürzlich auch Bericht erstatteten, obgleich dasselbe in seinem Wesen sehr verschieden von dem vorliegenden war — wir meinen Bogumil Goltz in seinen ethnographischen Skizzen. Löher's Standpunkt ist freilich ein ganz anderer; er giebt Erfahrungen und Beobachtungen von einem bestimmten Lande, Boden und Volke, die er durch allgemeine Gesichtspunkte beleuchtet und fruchtbar macht, während Goltz ein ziemlich ähnliches Material nur mehr dazu benutzt, eine allgemeine Theorie über ethnographische Psychologie aufzustellen.

Möglicherweise wird unsere Zusammenstellung dieser beiden Schriftsteller Vielen ziemlich sonderbar vorkommen; indeß glauben wir doch, daß unsere Ideen-Association nicht ohne Berechtigung ist. Beide stimmen ohne Zweifel darin überein, daß sie das konkrete Völkerleben in seiner bunten Mannigfaltigkeit festzuhalten, zu erfassen und auf allgemeinere Regeln zurückzuführen suchen. Auf ein wenig mehr oder minder Praxis oder Theorie kommt es zunächst nicht an. Dieser Zug der Völker-Beobachtung, diese Erfassung des konkreten Menschenlebens, wie sich dasselbe nach Klima, Bodenverhältnissen, Umgebungen, geschichtlichen Verhältnissen gestaltet, ist eine hervortretende Eigenthümlichkeit unserer Zeit. — Wo hätte man noch vor einem Menschenalter daran gedacht, sich so sehr um jedes Einzelne, um Küche und Keller, Topf und Tiegel jeder fremden Menschenfamilie zu kümmern? — Ohne Zweifel läuft dieses Streben auf eine praktische Menschenkenntniß hinaus, die im letzten Grunde zur Selbsterkenntniß jedes Einzelnen werden müßte. Bogumil Goltz hat bereits die Resultate dieser Selbstkenntniß gezogen, zu welcher er hier bei Löher vielen neuen Stoff finden würde. Solche ethnographische Studien und Musterungen laufen stets darauf hinaus, daß die Völker als solche wieder ein Individuum bilden, eine bestimmte, feste Naturgränze haben, über die sie geistig nicht hinauskommen, eine Naturgränze, die ihren guten wie schlimmen Eigenschaften den Charakter giebt. Dieses Volk hat diese Fehler, diese geschichtlichen Gebrechen, diese klimatischen Hindernisse u. s. w. jenes andere; alle aber folgen mehr der natürlichen Schwerkraft ihrer materiellen Voraussetzungen, als freier Selbstbestimmung. Wenn dies dem einzelnen Menschen zum Bewußtsein kommt, und er frei von Eitelkeit und voll starker Wahrheitsliebe ist, so kann es wohl kommen, daß er zu sich selber sagt: „Also du gehörst zur kaukasischen Race, Species so und so, hast diese Stammgebrechen, über die du nicht hinaus kannst, diese Temperamentsfehler, die im Blute liegen, diese natürliche Bornirtheit deines Denkens, die dir nicht gelöst werden kann." — Freilich, wer so denken kann, ist eigentlich schon Kosmopolit und Mensch ohne Species, aber es handelt sich um das, was ihm den festen Standpunkt über seiner Naturbestimmtheit gewährleistet. Es giebt einen ethnographischen Weltschmerz, und dies ist der Punkt, von welchem aus man B. Goltz verstehen muß. Das eine Volk veredelt den Affen, das andere den Hund, das dritte den Bären ꝛc., der Mensch will aber Mensch sein.

Natürlich liegen bei dem positiven ruhigen Löher dergleichen Gedanken ziemlich im Hintergrunde, doch wird man, wenn man Goltz gelesen hat, unwillkürlich an seine Anschauungsweise und Behauptungen erinnert werden, namentlich in dem ersten Abschnitte über die Handelsvölker der Gegenwart. Hier wird jede Volksindividualität gezeichnet, wie sie sich in der betreffenden Lebenssphäre giebt und darstellt: die Orientalen im Allgemeinen, Japaner, Chinesen, Hindus, Malaien, Bucharen, Araber, Türken, Russen, Serben, Armenier, Griechen, Juden; sodann „die Handelsvölker des Mittelmeeres," Portugiesen, Spanier, Franzosen, Italiäner, Deutsche, Holländer, Dänen, Schweden und Norweger, Engländer und Nord-Amerikaner. Am Schlusse dieser Schilderungen, die eine reiche Fülle von praktischer Menschenkenntniß bieten, findet sich ein Ueberblick, den wir nicht umhin können, hier mitzutheilen.

„Ueberschauen wir," sagt unser Verfasser, „die verschiedenen Arten des Handelsbetriebes bei den Völkern und ihren Erfolg. Im Mittelalter sind es neben den Armeniern und Griechen die einzelnen Städte in Italien und Deutschland, welche den Welthandel führen, und auf dessen Ausdehnung und Behauptung ihre Politik richten. Die Italiäner reiben sich gegenseitig auf, ihre Eroberungen in fremden Ländern bestehen blos in einer Besitznahme und Ausbeutung, welche durch Forts und Flotten geschützt wird, aber zuletzt keine Spuren hinterläßt. Die Städte der Deutschen verbinden sich zu gemeinsamer Handelspolitik und besiedeln die ererbten Länder mit Städten und Schlössern, mit Gewerben und Ackerbau, gerade so, wie fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands, welche vormals von Slaven besetzt war, von Deutschen kolonisirt wurde. Die Hansen erlahmen in ihrer Thätigkeit, weil sie der Unterstützung und Leitung durch die nationale Politik eines großen Staatsganzen entbehren.

---

* „Land und Leute in der alten Welt." Göttingen, Georg H. Wigand, 1858.

** Unser „Magazin" war die erste deutsche Zeitschrift, die im Jahre 1848, als eben Löher's Buch über die Deutschen in Nord-Amerika erschienen war, auf die Beobachtungsgabe und den umfassenden Blick des Verfassers aufmerksam machte.
D. R.

Die Handels-Unternehmungen in Portugal und Spanien werden dagegen vorzugsweise von den Königshöfen betrieben, welche blos Ruhm und Schätze suchen, und erhalten dadurch eine ungemeine Kraft. Die Portugiesen errichten, wie die Italiäner, bloße Handels-Kolonieen; sie erobern und besetzen eine Reihe von Hauptpunkten, um die Handelsstraßen zu beherrschen, und den Zwischenhandel mit orientalischen Waaren sich allein zu sichern. Ihre Handelsmacht muß, weil ohne natürliche Grundlage, bald von selbst zusammenbrechen, und das portugiesische Volk selbst kommt unter die Vormundschaft eines stärkeren. Die Spanier gründen in ihren amerikanischen Gebieten vorzugsweise Bergwerks-, nebenbei Pflanzen-Kolonieen; erst in dritter Reihe steht bei ihnen der Handel. Die Folge ist schließlich, statt einer Bereicherung, Verarmung des Mutterlandes an Geld- und Manufakturkraft.

Es treten darauf die Holländer und Engländer auf die Welthandels-Bühne. Beide lassen sich nicht nach romanischer Art lediglich von der Staatsregierung fördern, sondern bilden Handels-Genossenschaften, gleichwie es für den indischen Handel die süddeutschen Kaufleute mit Italiänern schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts thaten. Die holländischen und englischen Genossenschaften werden von ihrer Landes-Regierung privilegirt und unterstützt und erhalten als Besitzer großer Gebiete auch politische Geltung.

Die Holländer beabsichtigten anfangs blos Pflanzer-Kolonieen, unterjochten in ihren Niederlassungen die Eingebornen zum Frohndienst, und richteten ihr Augenmerk darauf, die holländischen Städte für Europa zum Generalmarkte von indischen Waaren zu machen und mit den erworbenen Geldern ihre Fabriken und Rhedereien zu fördern. Weil sie aber für sich allein auf die Dauer nicht mächtig genug sind, können sie ihr engherziges System von Beschränkungen anderer Handelsvölker nicht behaupten und büßen Vieles von ihren Kolonieen und ihre hohe Stellung im Welthandel wieder ein, behalten jedoch in beiden noch einen ansehnlichen Antheil.

Die Franzosen gehen zunächst abenteuernd auf Pelzhandel und Fischfang aus; zu ihren Niederlassungen für diesen Zweck kommen eine Menge Handelsfaktoreien hinzu, darauf ausgedehnte Pflanzen-Kolonieen, endlich auch Ackerbau-Kolonieen; die letzteren gedeihen ihnen weniger. In Frankreich ist es wieder die Staats-Regierung, welche die gesammte Handelsthätigkeit der Nation aufbietet und leitet, durch Reglements denkt man dort Handel und Industrie blühend zu machen. Es kommt wiederholt zur Handelsblüte, aber auch bald darauf wieder zum Verfall. Es wird indessen durch die Regierung wiederholt belebt und angespornt, der Handelsgeist und der Gewerbfleiß bei den Nationen rege gehalten, und wenn sie auch von ihren überseeischen Besitzungen nur einen winzigen Theil behaupten können, so sichert doch ihr eignes, reiches und begütertes Land und ihre Rührigkeit ihnen immer einen vorzüglichen Platz im Welthandel.

Das vielregierte Frankreich ist auch das Land der Handels-Experimente und großartigen Geld-Operationen, welche nur zu leicht in Schwindel sich verkehren; es ist nicht minder das Land der Handels-Theorieen. Das Merkantil-System, welches sich darauf richtet, durch den Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr Geld zu erwerben, wird in Frankreich bestens ausgebildet. Das Handels-Interesse tritt in der Völkerpolitik an Stelle des Religions-Interesses, und gleichwie mit den stehenden Heeren das System des bewaffneten Friedens eingeführt ist, so setzen sich die Völker durch Zölle und Schutzzölle wider einander auf den Kriegsfuß. Dieses System wurzelt so sehr ein, daß jetzt, den Freihandel annehmen, für die meisten Völker so viel heißt, als die Waffen wegwerfen, und sich wehrlos ergeben.

Am schwächsten bleibt es mit einer einheitlichen, nationalen Handels-Politik bei den Deutschen bestellt; sie erwerben keine überseeischen Kolonieen und werden im Welthandel zurückgedrängt. Aber trotz der Zersplitterung seiner Kräfte, trotz der langjährigen Kriegsverwüstung behält Deutschland so viel Hülfsquellen in dem innern Reichthum des Landes und in der Intelligenz und Ausdauer, in dem Gewerbfleiß und der Wirthschaftlichkeit seiner Bewohner, daß diese am Welthandel noch in bedeutender Weise theilnehmen und die Mittel behalten zu größerer Ausdehnung desselben.

Die Engländer haben aus allen Systemen und Operationen der übrigen Völker und Handels- und Kolonialsachen das Passende sich angeeignet und je nach Zeit und Umständen ausgeführt. Sie haben sich in der Kunst ausgebildet, überseeische Gebiete zu kolonisiren und fruchtbar zu machen. Zugleich gingen sie über das bloße System bloßer Beschränkungen des Fremdhandels hinaus und verfolgten rücksichtslos die Politik, bei andern Völkern Seemacht nebst Handels- und Manufakturkraft zu zerstören. Die gesammte Macht Englands wurde auf diese Wege geleitet, und von einem Parlamente zum andern vererbte sich jene egoistische Handelspolitik mit den geheimen Mitteln, sie durchzuführen. England ist jetzt auf einer Höhe angelangt, wo es stehen bleiben möchte, ohne nach fernerer Vergrößerung zu streben. Allein der Erwerb einer so großen Macht trägt auch den geheimen Fluch in sich, daß sie nur durch fortwährendes Wachsthum erhalten werden kann, und zuletzt in diesem Ausdehnungsdrange zerbrechen muß.

Den Engländern thun schon jetzt die Russen nicht geringen Abbruch — ein Volk, das bei den gewaltigen Anstrengungen seiner Regierung und bei den Hülfsquellen seines großen Landes dem englischen Welthandel gefährlich würde, wenn der Russe zum Großhändler geboren wäre. Entschieden ist dies der Nord-Amerikaner. Die Vereinigten Staaten sind mit so vielen, so großen, so energischen Mitteln, den ersten Rang im Welthandel zu erobern, ausgerüstet, wie sie niemals bei einem Volke zusammentrafen. Die nord-amerikanische Handelskraft hat bereits ungeheure Resultate errungen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nur die Anfänge zu größeren sind."

Der zweite Abschnitt trägt die Ueberschrift „New-York" — ein vielbesprochenes Thema — wir heben nur Einiges hervor, was uns besonders richtig und schlagend scheint:

„Die Vereinigten Staaten sind, wie ganz Amerika, in mehr als Einer Beziehung noch jetzt nichts anderes, als eine bloße Kolonie Europa's; namentlich an geistigen Dingen giebt es auf amerikanischem Boden mehr Importirtes als Naturwüchsiges. Wohl aber muß, was von Europa herüberkommt, Ideen, wie Menschen, sofort amerikanischen Charakter annehmen; es wird kecker und straffer, handlicher und praktischer und verliert unterdessen an tieferem Gehalt. Diese amerikanische Behandlung läßt dann vieles als Landes-Erzeugniß erscheinen, was nur aus der Fremde kam. Welcher Amerikaner rühmt sich nicht mit der großen Morse'schen Erfindung des elektrischen Telegraphen, obwohl schon lange vorher deutsche Naturforscher durch dieses Mittel korrespondirten? Freilich, was diese gelehrten und schöpferischen Deutschen zu ihrer geistigen Ergötzung und zu ihrer Bequemlichkeit ausdachten, davon zogen die Amerikaner einen Vortheil, der gleich in großem Maßstabe dem ganzen Volke zu Gute kam.

„Hält man sich lange im Innern der Vereinigten Staaten auf, so gewöhnt man sich sehr an das amerikanische Gepräge alles dessen, was hier vorgeht, daß die europäische Geburtsstätte der ersten Idee dazu weit hinter dem Meere versunken scheint. Nähert man sich wieder den Seestädten, so macht sich eine lebhafte und feinere geistige Strömung bemerklich. Sie kommt von Europa herüber. Bei längerer Beobachtung ließe sich mit ziemlicher Sicherheit der Zeitpunkt feststellen, in welchem jede europäische Bewegung in Politik und Religion, in Mode, Sitten und Industrie an den amerikanischen Küsten anlangt und in das amerikanische Leben eingreift, wenn auch äußerlich nicht sofort sichtbar. Die Amerikaner beuten die europäische Literatur nicht nur aus, sondern sie drucken sie geradezu nach, weil sie selbst, so entschuldigen sie sich, noch keine rechte Zeit zur Schriftstellerei hätten. Weil nun New-York der Einfuhr-Platz der Literatur der alten Welt ist, weil hier Tausende von gebildeten Europäern anlangen und wo möglich haften bleiben, weil dadurch dem häuslichen, wie dem öffentlichen Leben fort und fort ein neues belebendes Element zufließt — deshalb ist in New-York eine Frische, Kraft und Erregtheit im Denken und Thun der Menschen, wie in keiner andern Stadt der Union; deshalb ist die New-Yorker Presse so mächtig und ideenreich, daß im Vergleich mit ihr die meisten andern Blätter des Landes unfruchtbar erscheinen. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nahm Philadelphia, noch früher Boston, die Stelle New-Yorks ein — sie waren damals ebenfalls der Haupthafen für die europäische Einwanderung....."

Die nächsten Abschnitte sind gleichfalls Stadt-Bilder, Boston und Philadelphia:

„Wenn ein Amerikaner von Boston hört, so schwebt ihm gleich etwas Würdiges und Vornehmes vor, eine hochragende Stadt, die nicht wie seine meisten andern Städte sich mit der niedrigen Ebene begnügt. Boston ist das Athen des Staatenbundes, die Sonne, von der nach des Amerikaners Meinung das geistige Licht so gewaltig ausstrahlt, daß im Vergleich damit ein europäischer Bildungsherd nur ein schwaches Kaminfeuer hat. Die Hauptstadt Neu-Englands ist aber auch eine geschichtliche Größe. Nicht nur hochgieblige Häuser stehen dort, deren Räume ihren Bewohnern ein Jahrhundert altes Familien-Andenken erneuern, sondern es ist in Boston auch die ehrwürdige Halle, in welcher die ersten kühnen Beschlüsse gefaßt wurden, aus denen die Unabhängigkeit ihren Ursprung nahm. Auf dem Bunkershill ragt der stolze Obelisk empor, das Schlacht-

Denkmal jenes Tages, an welchem die englischen Waffen zuerst sich vor der kriegerischen Kraft der Kolonisten senken mußten. Für Denkmäler aber aus dem Unabhängigkeitskriege hat der Amerikaner die kindliche Verehrung, mit welcher sich ein Sohn an seiner Eltern Leiden und Kämpfe erinnert, die ihn zu Wohlstand und Ehren gebracht haben."

Abschnitt Fünf ist überschrieben: „Auf dem obern Mississippi." Bei dieser Gelegenheit kommt der Verfasser auf die Mormonen zu sprechen, die zu Nauvoo in Illinois gewohnt hatten, das er besuchte. Seit dieser Zeit sind die Schicksale dieser sonderbaren Sekte schon sehr mannigfaltig und wechselvoll gewesen und eine Menge Berichte darüber veröffentlicht worden. Löher erklärt den Abscheu, mit welchem diese Leute stets von ihren Umwohnern angesehen und ausgestoßen worden (es waren dies nicht Großstädter, sondern meist ruhige Farmer), aus ihrer Geheim-Religion und gemeinschädlichen Organisation.

Der Fanatismus der Mormonen, ihr Trotz gegen Landesgesetz und Sitte mußte den Widerstand herausfordern. Ueberdieß scheint der Grund der ganzen Erscheinung gar nicht Schwärmerei, sondern kolossalster und abgefeimtester Betrug zu sein, auf ein stupides und ganz in der Materie versunkenes Volk berechnet. Ein Betrüger hat sich die noch in der Menge lebenden christlichen und alttestamentarischen Reminiscenzen zu Nutze gemacht, um an sie anknüpfend, eine pseudo-theokratische Despotie zu schaffen, die wesentlich eine Karrikatur des Mosaismus ist. Alle ihre Propheten, von Joe Smith anzufangen, sind nichts als raffinirte Yankee-Gauner, ausgelernte Geld- und Geschäftsleute, wie Herr Löher gleichfalls hervorhebt, die mit den stupiden Westleuten und Einwanderern ein frevelhaftes Spiel treiben, wahrscheinlich aber nach und nach in ihr Lügengewebe sich so eingelebt und eingelogen haben, daß sie zuletzt selber daran glauben — eine gewöhnliche psychologische Erscheinung.

Die Stadt Nauvoo hatte noch ein zweites Mal das Glück, eine Narren-Kolonie zu werden. Als die Mormonen abgezogen, kam Herr Cabet aus Frankreich mit seinen kommunistischen Ikariern, um auf dem geheiligten Boden sein Ideal zu verwirklichen. Cabet hatte hier das Unglück, seine Theorieen eine nach der andern scheitern zu sehen; die Ikarier wurden, wenn sie nicht zu Grunde gingen, gründlich geheilt von ihren ikarischen Flugbestrebungen, zu denen sie Dädalus-Cabet angeleitet.

Der nächste Abschnitt Sechs „Auf den Gränzen der Ansiedelungen" hat uns lebhaft angesprochen; wir werden hier in die Urwälder Nord-Amerika's versetzt, auf jene noch jungfräulichen Gebiete, auf denen der Hinterwäldler und der zurückweichende Indianer sich begegnen. — Die Schilderung der letzteren ist ziemlich ausführlich, sogar in psychologischer Hinsicht. — Herr Löher entwirft freilich ein im Ganzen trauriges Bild von den kläglichen Resten dieser Stämme, die dem Untergange rettungslos verfallen scheinen. Wenn man Alles in Allem nimmt und wohl überlegt, so kann man nicht zweifeln, daß hier entsetzlicher Frevel an der Menschheit begangen wird, ein Frevel, den man mit den Floskeln von der Superiorität der angelsächsischen Raçe nur schlecht beschönigt. Die einfache Thatsache, die sich überall zu Tage drängt, ist die, daß die staatlichen Einrichtungen Amerika's es nicht erlauben, unmündige Menschen, wie diese Stämme sind, vor systematischer Rechtsverletzung der rohen Angelsachsen nachdrücklich zu schützen. Es ist Alles gegen sie erlaubt, erst werden sie durch den Branntwein entwürdigt, dann in allen ihren stipulirten Rechten gekränkt, und wenn sie dagegen Einsprache thun, wenn sie zur Selbsthilfe greifen, schonungslos ausgerottet.

Es sind wildere Völker, als die nord-amerikanischen Indianer civilisirt worden; um von unseren Vorfahren zu schweigen, wenn man sie von vornherein auf eine bedeutend höhere Stufe setzen will, lassen sich Beispiele genug anführen: Lappen, Finnen, Ungarn — ehemalige Petschenegen und Hunnen, deren Schilderung man bei den Alten nachlesen mag — aber es gehört Zeit dazu, Liebe, Hingebung, ein Schlüssel zu dem Gemüth des Volkes, wie es das Christenthum war und noch sein kann. — Diese Geduld haben aber die Amerikaner bei ihrem kalten, herzlosen Egoismus nicht. Gerstäcker nennt das planlose, rücksichtslose Jagen in den Urwäldern, welches das Wild tödtet, um hinterdrein das Fleisch verfaulen zu lassen, eine Aas-Jägerei. So eine Aas-Jägerei ist das ganze Verfahren der Amerikaner gegen die alten Besitzer des Bodens und alle Humanität und Philantropie ist diesem Treiben gegenüber eine Redensart, ein Hohn auf die Menschheit. Es ist diese kalte Fühllosigkeit ein häßlicher Zug in dem angelsächsischen (leider auch altsächsischen, wie die Geschichte der slavischen Nordmarken zeigt) Charakter, und Alexander von Humboldt hat es mit Recht den Amerikanern zum Vorwurf gemacht, daß ihre Humanität hinter der spanischen zurückstände, daß die Spanier ihre Sklaven rc. besser behandelten und durch Gesetze schützten. Mag die Grausamkeit und der Fanatismus der Spanier in Mexiko und Peru noch so groß und blutig gewesen sein, beide hatten doch wenigstens geistige Beweggründe, nicht boshafte Rohheit, und die Völker sind dadurch nicht nur nicht ausgerottet, sondern sogar, wenn auch schlecht und oberflächlich genug, der christlichen Gesittung einverleibt worden. Die Spanier gestanden den Indianern, sogar denjenigen, welche die Missionaire Anfangs nur für eine Art Affen zu halten geneigt waren, Menschenseelen zu, und gaben sich die höchste Mühe, für ihr Seelenheil zu sorgen, sie der christlichen Religion, als der höchsten Wohlthat, derer sie selbst theilhaft waren, zu gewinnen — mag das zu Grausamkeiten geführt haben; der Beweggrund war gewiß kein unedler. — Nun vergleiche man mit diesem Christenthume der Inquisitionsmönche das der nord-amerikanischen Sekten-Missionaire. Herr Löher möge uns seine Worte wieder leihen:

„Die Regierung besoldet außerdem einen Prediger (in der Mission bei Fort Atkinson), der die Wilden in's Christenthum hineinführen soll; das ist Alles aber nur zum Schein; auch diese Bekehrungs-Anstalt war zum Verderben der Naturkinder da. Der Prediger, ein finsterer, presbyterianer Eiferer, entwickelte uns seine Ueberzeugung, daß die Indianer die Nachkommen der zehn verlorenen Stämme Israels und ewig verdammt seien." — Wahrlich, hieraus begreift man Alles, den Verderb der Indianer, Mormonismus, Sklavenhalterei u. s. w.

Löher fährt fort: „Und dieser Mann war ein Heidenbekehrer. Alle Frucht seines Wirkens bestand darin, daß die Indianer-Kinder in seine Schule gingen, weil sie gutes Essen bekamen; dann kehrten sie in die Hütten ihrer Eltern zurück, und von Christenthum oder anderer Bildung war auch nicht mehr die bloße Spur mehr zu sehen. In der That Alles, was die Amerikaner mit den Indianern angestellt haben, hat nur ein reißendes Verderben unter diesen entzündet. Noch jetzt hegt der Hinterwäldler das Gefühl gegen den Wilden, daß er ihn lieber niederschießt, als ihm einen Trunk Wasser reicht, wenn der Arme flehend vor seine Hütte kommt."

Auch der folgende Abschnitt handelt über die Indianer und ihr Schicksal. Der Verfasser kommt hier nochmals auf das ganz fruchtlose und nichtsnutzige Treiben der Yankee-Missionaire zurück; nur die französischen Jesuiten und die deutschen Herrnhuter hätten es verstanden, die wilden Kinder der Prairien und Urwälder durch mildes und kluges Eingehen auf ihre Denkweise zu bekehren. Wie gesagt, die Erziehung der Urstämme, die vielleicht Jahrhunderte wegnehmen würde, ist für die Amerikaner eine zu langweilige, unprofitable Sache, und deshalb gehen sie systematisch auf die Zerstörung derselben aus (S. 201). Natürlich triumphirt die angelsächsische Raçe.

Die letzten Abschnitte führen die Ueberschriften: „Kultur-Pioniere, junge Städte im Westen Nord-Amerika's. Auf dem Michigan-, Huron- und Erie-See. Ein Tag wieder in Europa." Doch wir müssen unsere Leser auf das interessante und gut geschriebene Buch selbst verweisen.

Mannigfaltiges.

— Preußen und Herr von Lasaulx. Als kürzlich Herr Professor von Lasaulx in der bayerischen Abgeordneten-Kammer die Politik Preußens und den Minister von Schleinitz in so fanatischer Weise angriff, war ihm seine eigene Theorie „über die prophetische Macht der Seele" (vgl. Nr. 19 des „Magazin" von 1859) völlig abhanden gekommen. Die höhere Anschauung, die er in der gedachten Druckschrift erläutert, würde ihm sonst wohl gesagt haben, daß je fanatischer Preußen von den Ultramontanen angegriffen, um so größer seine Popularität in Deutschland wird. Preußen hat daher Ursache, dem Herrn v. Lasaulx zu danken, und was Herrn von Schleinitz betrifft, so hat sich dieser mit dem von den Ultramontanen ebenfalls verlästerten Lessing getröstet, welcher sagt:

> „Wenn dich die Lästerzunge sticht,
> So laß' dir das zum Troste sagen:
> Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
> Woran die Wespen nagen."

— Französisch-deutsche Gränz-Literatur. Während der Saison in Baden-Baden erscheint dort, oder vielmehr in Straßburg, wo es gedruckt wird, ein Badeblatt in französischer Sprache, welches sich ein „literarisch-artistisches Journal des Schwarzwaldes und des Rhein-Thales" nennt.* Es liegt uns die diesjährige Nr. 9 vom 22. Juli dieses

* „L'Illustration de Bade. Journal littéraire et artistique de la forêt-noire et de la vallée du Rhin."

kosmopolitischen Blattes vor, in welchem die französische Sprache das Kultur-Element ist, das die verschiedenen Nationen, die sich in den Conversations- und Spielsälen von Baden versammeln, zu einer einzigen, großen Gesellschaft verbindet. Als künstlerische Illustrationen befinden sich in der vorliegenden Nummer Abbildungen der beiden altdeutschen Brunnen-Denkmäler von Kaysersberg im Elsaß und von Gengenbach im Kinzig-Thale. Der leitende Eingangs-Artikel feiert den wiederhergestellten Frieden, der hoffentlich allen Mißverständnissen zwischen Deutschen und Franzosen ein Ende machen werde, und in einem Artikel mit der Ueberschrift: „Théâtre de Mannheim" bespricht Herr E. Seinguerlet das Gastspiel des Herrn Döring aus Berlin in Mannheim, von dessen Theater der unterrichtete französische Beurtheiler sagt, daß es sich den von der Zeit Schiller's und Iffland's ererbten Ruhm zu bewahren wisse. Herrn Döring hat er als „Fallstaff" in Shakspeare's Heinrich IV. und als „Franz Moor" gesehen und bewundert. Er sagt bei dieser Gelegenheit: „Jedesmal, wenn ich in Deutschland der Darstellung eines Shakspear'schen Drama's beiwohne, beneide ich den Deutschen den Vorzug, die Werke des großen englischen Tragikers auf ihrer Bühne nationalisirt zu haben, während ich ein lebhaftes Schamgefühl nicht unterdrücken kann, daß so etwas bei uns in Folge der literarischen Vorurtheile einiger gelehrten Philister und akademischen Pedanten nicht möglich ist."

— Biblioteca classica italiana. Von dieser werthvollen italiänischen Bibliothek hat die literarisch-artistische Abtheilung des österreichischen Lloyd in Triest kürzlich die 65ste Lieferung ausgegeben, welche den Schluß der alten Chroniken von Giovanni, Matteo und Filippo Villani bildet. Gleichzeitig sind dieser Lieferung zwei charakteristische Holzschnitte der Chronisten Matteo und Filippo Villani beigegeben. Zu bedauern ist, daß mit dem 20. Mai d. J. das Lloyd aufgehört hat, diese werthvolle Publication, sowie die der „Letture di Famiglia" fortzusetzen. Es ist jedoch zu hoffen, daß, nachdem der Friede die Verhältnisse in Italien wieder beruhigt haben wird, diese in jeder Hinsicht dem Triester Lloyd ebenso zur Ehre, wie dem italiänischen Publikum zum Nutzen gereichenden Publicationen wieder aufgenommen werden.

— Zur brasilianischen Literatur. Im vorigen Herbst erschien zu Rio de Janeiro der erste Band eines Werkes, welches für die Geschichte und Landeskunde Brasiliens sehr wichtige Beiträge liefern wird, die „Corographia historica, chronographica, genealogica, nobiliaria e politica do Imperio do Brasil." Tomo I. Rio d. J., 1858. Der Verfasser, Dr. med. Alexandre José de Mello Moraes in Rio de Janeiro, gebürtig aus der Stadt Alagoas, hat sich in der literarischen Welt Brasiliens bereits durch mehrfache Arbeiten bekannt gemacht, unter denen für das Ausland besonders der „Ensaio Corographico do Imperio do Brasil" 1 Bd. in 12. zu nennen wäre. Das neue Werk, welches „dem ausgezeichneten Diplomaten und wohlverdienten Staatsrath Antonio de Menezes Vasconcellos de Drummond" zugeeignet ist, und das „eine genaue Kenntniß nicht allein von der Geographie, sondern auch von der bürgerlichen und politischen Geschichte Brasiliens" geben soll, läßt der Verfasser auf eigene Kosten drucken. Es soll im Ganzen zehn Bände umfassen, und der Titel verspricht einen sehr reichen Inhalt: historische und politische Notizen über die ganze Entwickelung mit der Entdeckung; über die Begründung der verschiedenen Städte, Flecken und Dörfer; über die Stadthalter; über den Ursprung und Namen brasilianischer Familien; über öffentliche Urkunden, Traktate, Bullen, königliche Handschreiben u. s. w.; über die Geschichte und Politik der Ministerien, die Geschichte der gesetzgebenden Versammlungen; über die Erlangung der nationalen Unabhängigkeit und andere politische Bewegungen; endlich eine geographische Beschreibung, Notizen über Reisen, Geschichte des Bergwesens u. dgl. mehr. Den größten Werth gewinnt das Werk aber durch Mittheilung zahlreicher ungedruckter Urkunden, welche der Verfasser aus dem Archiv des Reichs, der Ministerien, des historisch-geographischen Instituts und andrer öffentlichen und privaten Sammlungen sich verschaffen konnte und ganz oder im Auszuge als Belege seinem Texte anreiht. Sehr wünschenswerth wäre es, daß am Schluß des Werkes über das also mitgetheilte verwendliche Material ein chronologisches Verzeichniß gegeben würde. — Was den vorliegenden ersten Band betrifft, so giebt derselbe vornehmlich mehrere längere Abhandlungen über die Entdeckungsgeschichte Brasiliens und über die Begründung und Schicksale der ältern und wichtigsten Provinzen der Küste; endlich zum Schluß Mittheilungen über die Gestaltung der brasilianischen Reichsgränze, zumal gen Norden gegen das französische Cayenne, wobei wir dann ausführliche Nachrichten und Originalschriften über die Gränzverhandlungen erhalten, welche neuerdings zwischen dem brasilianischen und dem französischen Kabinet stattgefunden haben. — el —

— „Am Mucuri." Wem im Busen ein deutsches Herz schlägt für die Leiden deutscher Mitbrüder in fremden Landen, der sollte die unter diesem Titel erschienene, kleine Schrift nicht ungelesen lassen.* Am Flusse Mucuri in Brasilien, unter 18° 6' 43" S. Br., ist mit Hülfe der brasilianischen Agenten, die seit einigen Jahren in Europa auf die Menschenjagd gegangen waren, eine Kolonie gegründet worden, die aus Deutschen, Schweizern, Holländern und Elsassern zusammengesetzt ist. Diese Kolonie hat Herr Dr. Lallemant auf seiner Reise nach Brasilien im Frühjahr 1859 genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und eine Frucht dieser Bekanntschaft ist seine Schrift: „Am Mucuri," die er gern jedem Deutschen, dem es zu Hause nicht gefällt, mit der Warnung zusenden möchte: „Nur nicht auswandern, und am wenigsten nach Brasilien!" Herr Dr. Lallemant ist Arzt, der auch am Mucuri die Erfahrung bestätigt fand, daß es kein ungesunderes Klima für deutsche Auswanderer geben kann, als das innerhalb des südlichen Wendekreises in Brasilien. Nur südlicher von diesem Wendekreise vermögen europäische Nordlandsgeborene bei Acker- und Gartenbau zu gedeihen. Und wer nicht körperlich in dem brasilianischen Cayenne aufgerieben wird, den ruinirt das sogenannte Halbpacht-System des Herrn Kolonial-Directors Ottoni geistig. Je schöner und glänzender die Versprechungen der Auswanderungs-Agenten in Deutschland waren, um so trostloser und verzweifelter ist die Wirklichkeit in Brasilien. Man muß in der Schrift des Herrn Dr. Lallemant lesen, wie rührend, wie herzzerreißend die Klagen waren, die diese armen, „an den Strömen Babels" weinenden, ihre deutschen Harfen lautlos hängen lassenden Familien gegen ihn vorbrachten. Leute, die durch Zuschriften, Blätter und „Lockzettel" — wie die unglücklichen Betrogenen sie nennen — zum Auswandern verführt worden waren, führen dort gemeinschaftlich mit Farbigen ein wahres Sklavenleben, von dem sie nicht loskommen können, weil sie der Kolonial-Direction die von dieser gemachten Vorschüsse noch schuldig sind. Der deutsche Arzt leistete den deutschen Landsleuten nicht blos in ihren Krankheiten Hülfe, sondern tröstete sie auch durch treuen, landsmännischen Zuspruch, und als er nach Rio de Janeiro zurückkehrte, war es sein erstes Geschäft, den Kaiser durch eine gewissenhaft treue Darstellung von allem Elende zu unterrichten, das er am Mucuri kennen gelernt hatte. Der Kaiser, ein sehr menschenfreundlicher Herr, nahm die Darstellung mit Ernst und Theilnahme auf, und in Folge dessen sind in der That auch Anordnungen getroffen worden, dem Elend am Mucuri einigermaßen, namentlich durch Absetzung von Beamten, durch Gewährung von Mitteln zur Rückkehr und zur Versetzung einzelner Kolonisten, abzuhelfen, doch sind leider die Zustände Brasiliens im Ganzen von der Art, daß demungeachtet ein sehr großer Theil jenes Elends unvermindert fortdauern wird.

— An der Indianer-Gränze. Armand, der allzufruchtbare Verfasser der seit Jahresfrist erschienenen transatlantischen Romane: „Bis in die Wildniß," „Alte und neue Heimat" ꝛc., hat schon wieder eine vierbändige Erzählung dieser Art unter dem Titel: „An der Indianergränze" vom Stapel laufen lassen.** Es ist nicht zu leugnen, daß Herr Armand ein ganz entschiedenes Talent zur Darstellung der von den unserigen so abweichenden, transatlantischen Zustände, namentlich auch der Yankee's, der Deutsch-Amerikaner, der Neger, der Indianer, der Quadronen und aller anderen Racen-Mischlinge da drüben besitzt. Auch wird es den deutschen Leihbibliotheks-Abonnenten gewiß eine sehr angenehme Abwechslung sein, nach den sogenannten historischen Romanen der Mühlbach, der Hesekiel ꝛc. die naturwüchsige, meistens sehr gesunde Kost Armand's zu genießen.

---

* Am Mucuri. Eine Waldgeschichte aus Brasilien zur Erläuterung, Warnung und Strafe für Alle, die es angeht, von Dr. Robert C. B. A. Lallemant. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke, 1859.

** Hannover, Carl Rümpler, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Fromanne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 98-100. Sonnabend, den 20. August 1859. 28. Jahrgang.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Elsaß und Lothringen.*

Der Verfasser der trefflichen „Zeitgenössischen Geschichten,“ Prof. Dr. Adolf Schmidt in Zürich, hat — wohl zu merken — nicht vom schweizerischen, sondern, wie wir dies von dem bewährten Geschichtschreiber erwarten durften, vom deutschen Standpunkte die Geschichte des Abfalles von Elsaß und Lothringen in der vorliegenden kleinen Schrift, und zwar zu Nutz und Frommen derer, die es angeht, nämlich der Deutschen, erzählt.

> Zu allen Zeiten, wo das Reich verfiel,
> Ist's durch die Schuld der Deutschen selbst verfallen.

Die Wahrheit dieses von der Kunst auf das Reich übertragenen Schiller'schen Ausspruches läßt sich durch die gesammte ältere, neuere und neueste Geschichte Deutschlands nachweisen, insbesondere aber, wie hier Adolf Schmidt gethan, in der Art und Weise, wie Elsaß und Lothringen dem deutschen Reiche verloren gingen.

„Die Geschichte jener Verluste,“ sagt der Verfasser, „an denen alle Parteien in Deutschland, die Protestanten und die Katholiken, die Reichsfürsten und die Kaiser, gleiche Schuld tragen, so daß keine berechtigt ist, sie der andern vorzugsweise zur Last zu legen, hat sich in vier Hauptakten vollzogen: Zuerst, im Jahre 1552, gingen uns die drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun durch Betrug verloren; zweitens, im Jahre 1648, die Landgrafschaften des Elsasses durch diplomatischen Schacher; drittens die freien Reichsstädte am Rhein und besonders Straßburg, 1681, durch Raub mitten im Frieden, und viertens im Jahre 1735, das Herzogthum Lothringen durch einen Tausch (gegen Toscana), bei dem nur Oesterreich zugleich verlor und gewann, Frankreich aber nur gewann, ohne etwas zu verlieren, und Deutschland umgekehrt nur verlor, ohne etwas zu gewinnen.“

Der Verf. erzählt die Geschichte dieser vier Hauptakte, wobei er das Kapitel über den Verlust der drei Bisthümer folgendermaßen beginnt: „Man irrt sehr, wenn man wähnt, die Reformation an sich habe das Unheil der Spaltungen seit dem 16. Jahrhundert über die deutsche Nation gebracht; vielmehr, oder in nächster Linie, war es die Reaction des Ultramontanismus, die damals und später das beinahe schon völlig auf dem Boden der protestantischen Geistesfreiheit geeinigte, oder dieser Einigung mächtig zustrebende Deutschland aus seinen natürlichen Entwicklungs-Bahnen herausdrängte und „zur Ehre Gottes“ immer wieder in Fetzen riß. Diese Reaction war es denn auch, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts den deutschen Protestantismus in die Arme des Reichsfeindes, des allerchristlichsten Königs von Frankreich trieb, wodurch dieser den ersten erwünschten Vorwand gewann, um — unter der Firma der „Errettung“ und „Befreiung“ Deutschlands von der „Tyrannei“ des Kaisers — dem deutschen Reiche die herrlichen Bisthümer Metz, Tull, (Toul) und Verdun zu rauben.“

Während in Frankreich die Freiheit der Protestanten zu Tode gehetzt wurde, nahm König Heinrich II. die Miene an, als ob er für diese Freiheit in Deutschland schwärmerische Sympathieen hege und zu den uneigennützigsten Opfern für sie bereit sei. Leider ließ sich Moritz von Sachsen zu der am 5. October 1551 abgeschlossenen, unglückseligen Defensiv- und Offensiv-Allianz zwischen den protestantischen Fürsten und Heinrich II. verleiten, in Folge deren Frankreich, gegen den Willen der mit großen Munizipalfreiheiten ausgestatteten Städte Metz, Tull und Verdun, zum Theil durch List und Verrath und zum Theil durch Gewalt die drei Bisthümer in Besitz nahm. Von Fontainebleau aus erging ein Manifest an die deutsche Nation in deutscher Sprache. Es ist, als ob man die heutigen, offiziellen Artikel des Moniteur läse: „Der König bezeugt vor Gott dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Vorhaben, trotz der großen Unkosten, Gefahren und Sorgen, keinen andern Nutzen oder Gewinn suche und verhoffe, als daß er die Freiheit der deutschen Nation zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit zu befreien und hierdurch einen unsterblichen Namen zu erlangen gedenke.“

„Inzwischen hatten auch schon zwei der Bisthümer, Verdun und Tull, der Uebermacht sich unterwerfen und französische Besatzung aufnehmen müssen. Die Stadt Metz, vertrauend auf ihre Befestigungen, machte zwar Miene, der 35,000 Mann starken, französischen Armee entschlossenen Widerstand zu leisten; durch einen Komplex von Intriguen, Bestechungen und Betrügereien wußte die französische Politik, die vor den möglichen Verlusten und Folgen zurückscheuete, diese Entschlossenheit allmählich zu unterminiren. Ein hoher Würdenträger der Kirche, ein Kardinal, der Bischof Robert von Metz selbst, der ohne Zweifel unter Frankreichs Fittigen die ultramontanen Interessen und seine eigenen besser geborgen glaubte, als unter denen des deutschen Reiches, gab der deutschen Nation das widerwärtige Schauspiel, daß er sein deutsches Bisthum für schnöden Lohn dem Erbfeinde seines Vaterlandes verrieth und verkaufte — ein Beispiel, das nachmals der Bischof von Straßburg, um den protestantischen Münster und die protestantische Bevölkerung Straßburg's wieder katholisch zu machen, nachzuahmen kein Bedenken trug.“

Der französische Oberbefehlshaber, Connetable von Montmorency, ließ unter dem Vorwande des Durchzuges eines einzigen Fähnleins seiner Truppen durch Metz sein ganzes Corps in die Stadt eindringen, deren Magistrat vergebens gegen die Gewaltthat protestirte. Unter dem Vorgeben, daß er todtkrank sei und sein Testament machen wolle, lockte er die zu „Testaments-Zeugen“ erbetenen Magistrats-Mitglieder an sein Bette, von welchem er plötzlich aufsprang und eigenhändig die Schöppen-

* „Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen.“ Von Adolf Schmidt. Leipzig, Veit & Comp., 1859.

Aeltesten durchbohrte, während seine Garden eben so eifrig „die Uebrigen vom Erdboden entfernten."

Erst im westphälischen Frieden, also 96 Jahre später, hat Deutschland den französischen Besitz der drei Bisthümer als zu Recht bestehend anerkannt. Aber alle Protestationen, welche der Regensburger Reichstag gegen jenen Raub schleuderte — Protestationen, die eben nichts weiter als Worte waren, denen, wegen des ewigen Haders der Reichsstände, niemals eine That folgte — hatten keine andere Wirkung, als das fortgesetzte Bestreben Frankreichs, durch Benutzung der deutschen Uneinigkeit mehr und mehr auf Kosten Deutschlands sich zu arrondiren.

Dies geschah denn zunächst, indem auf den Friedenskongressen zu Münster und Osnabrück die Gesandten Frankreichs mit merkwürdiger Unverschämtheit verlangten, daß ihr König „für seine Anstrengungen, Verluste und Ausgaben (während des dreißigjährigen Krieges) eine angemessene Entschädigung erhalte." Kaiser Ferdinand III. hatte zwar anfangs erklären lassen, daß er nie in die Abtretung des Elsaß willigen werde; auch protestirte die öffentliche Meinung des gesammten Deutschland gegen diese Anmaßungen des Auslandes, aber da Frankreich wußte, daß in Deutschland nicht die öffentliche Meinung, sondern lediglich die in Hader und Uneinigkeit lebenden Reichsstände in der Sache entscheiden werden; da Mazarin erfahren hatte, daß der Kaiser in seiner bedrängten Lage den baldigen Abschluß des Friedens für eine Nothwendigkeit halte und daß der Kurfürst von Bayern der Meinung sei: „man müsse den Franzosen das Verlangte bewilligen," so blieben die Gesandten des Königs von Frankreich bei ihrer Forderung, und das einzige Zugeständniß, das sie machten, war die Bewilligung einer Geld-Entschädigung an die Erzherzöge von Oesterreich. Die Umtriebe glückten über Erwarten; der kaiserliche Minister v. Trautmannsdorf willigte zuerst in die Abtretung des untern und dann auch wenige Tage später in die des obern Elsasses nebst dem Sundgau ein.

„Deutschland war vollauf zu den bittersten Klagen berechtigt. Nie hat die französische Diplomatie größere Erfolge durch Zähigkeit errungen. Noch zwar verblieben Straßburg und alle bisher reichsunmittelbaren Stände des Elsasses, sowie das Herzogthum Lothringen, beim deutschen Reiche; aber wie lange konnte für sie, nach so schmachvollen Preisgebungen, das gleiche Schicksal ausbleiben?"

Es ist bekannt, auf welche Weise Ludwig XIV. durch seine Reunionskammern auch die reichsunmittelbaren Stände des Elsasses und durch einen Ueberfall mitten im Frieden (1681) die alte deutsche Reichsstadt Straßburg seinem Königreich einverleibte. Adolph Schmidt erzählt, was dem noch voranging, namentlich die Geschichte des ersten „Rheinbundes," der eben so schmählich für die Ehre Deutschlands war, wie der zweite zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, und der neben dem französischen noch einen zweiten ausländischen Protektor, den König von Schweden, aufzuweisen hatte. Entschieden patriotisch trat unter den damaligen deutschen Fürsten nur der große Kurfürst von Brandenburg auf. Dem Kurfürsten von Köln gegenüber appellirte er an die „Liebe zu unserm Vaterlande deutscher Nation;" er beklagte es als eine besondere Heimsuchung Gottes, „daß die vornehmsten Säulen des Reiches sich durch die Widersacher desselben vom rechten Wege ableiten lassen." Gleichwohl verschmähte es der Rheinbund nicht, Schweden in Bremen, Verden und Wismar zu schützen und im französisch-spanischen Kriege selbst gegen den Kaiser und im Interesse Frankreichs zu wirken, obwohl er nachmals, im Türkenkriege (1664), dem Kaiser und dem Reiche treulich und tapfer zur Seite stand. Im Jahre 1668 wurde dieser erste „Rheinbund" nach neunjähriger Dauer aufgelöst.

Auch von einem de Laguerronière des siebzehnten Jahrhunderts weiß der Verfasser zu berichten. Ein Pariser Advokat und königlicher Rath, Namens Aubery, trat in den Jahren 1662 und 1667 mit zwei Staatsschriften auf, worin er die „Vorzüge des Königs von Frankreich vor allen anderen Potentaten" darstellte und „die gerechten Ansprüche des Königs auf das Reich" deduzirte, indem „der größte Theil Deutschlands das alte Erbtheil der französischen Herrscher sei." Ja, es finden sich sogar in Deutschland feile Publizisten, die nach diesem Vorgange in Ludwig XIV. den Begründer eines neuen Zeitalters, einen neuen Karl den Großen begrüßen. „Die materiellen Bestechungskünste und ihre Erfolge gingen damals in's Unglaubliche. Nicht nur deutsche Gelehrte, auch Diplomaten, Fürsten und kaiserliche Minister, wie Lobkowitz, wurden von Paris her durch Jahrgelder, durch Gratificationen oder reiche Geschenke und anderweitige Vortheile gewonnen. Wie sich der Kurfürst von der Pfalz mit 230,000 Thalern erkaufen ließ," so sagte von den Ministern zu Wien Ludwig selbst, daß bei ihnen durch goldene Ketten Alles zu erlangen sei."

Das eigentliche Raubsystem Ludwig's XIV. begann, als er nach dem Tode des letzten spanischen Habsburgers die spanischen Niederlande und die Freigrafschaft (Franche Comté), das alte Lehen des deutschen Reiches, plötzlich überfiel und in Besitz nahm. Daran schlossen sich demnächst Raubzüge in das Herzogthum Lothringen, gegen die freien Reichsstände des Elsaß und endlich (1689) bis in die Pfalz, die bekanntlich mit Feuer und Schwerdt verheert wurde. Des Kaisers Nachgiebigkeit und undeutsches Verfahren beim Nymwegener Frieden gab den Franzosen Gelegenheit, alle Hinterthüren, die ihnen der Westphälische Frieden offen gelassen, zu benutzen, um sich Alles, was ihnen im Elsaß noch nicht gehörte, sowie zuletzt die Stadt Straßburg selbst, anzueignen.

In Deutschland wurde damals zwar sehr viel über Frankreichs nichtswürdiges Verfahren raisonnirt, aber nichts dagegen gethan. Es fehlte nicht an den heftigsten Ausfällen der Satyre auf Ludwig XIV., wie unter Andern nachstehendes Epigramm beweist:

> „Ihr Deutschen, saget doch zu euern Nachbarn nicht,
> Daß Frankreichs Ludewig den Frieden mit euch bricht,
> Indem er Straßburg nimmt; er spricht: Es ist erlogen,
> Ich hab' euch nicht betriegt, ich hab' euch nur betrogen."

Wir kommen hier auf die Geschichte des Verrathes von Straßburg nicht zurück, da sie bereits vielfach erzählt worden, doch verdient in der vorliegenden Darstellung nachgelesen zu werden, auf welche Weise Frankreich im siebzehnten Jahrhundert sein Raubsystem betrieben und durch die Wegnahme der alten, deutschen, freien Reichsstadt gekrönt hat, deren berühmter Münster nun wieder aus einem evangelischen ein katholisches Gotteshaus wurde.

„Der Verlust des Herzogthums Lothringen," bildet den letzten Abschnitt in der vorliegenden Geschichts-Erzählung. Nachdem das Elsaß und die Freigrafschaft in Frankreich einverleibt waren, konnte das Herzogthum, das dadurch zu einer französischen Enklave geworden, seine Verbindung mit dem deutschen Reiche kaum erhalten, und es ist demnach zu verwundern, daß nach dem Ryswicker Frieden fast noch siebzig Jahre vergingen, bevor Frankreich diese Beute, deren es sich im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte schon mehrere Mal gewaltsam bemächtigt hatte, gänzlich an sich riß. Lothringen steht übrigens, ebenso wie in geographischer, auch in sprachlicher und nationaler Hinsicht in einem ganz andern Verhältnisse, als das Elsaß, zu Deutschland und Frankreich. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil jenes Landes, der noch heute als „Deutsch-Lothringen" bezeichnet wird und der in Metz seinen Mittelpunkt hat, wird von Deutschen bewohnt, während der größte Theil des übrigen Landes, seiner Bevölkerung, seiner Sprache und seiner Sitten nach, völlig französisch ist, ja, stets so französisch war, daß hier, im Bezirke des Bisthums Tull, zu Domremy-la-Pucelle und Vaucouleur die Begeisterung für die von den Engländern bedrohte französische Nationalität die Heldenjungfrau Jeanne d'Arc erweckte.

Auch ist in der kürzlich von uns erwähnten Geschichte der Vereinigung Lothringens mit Frankreich von d'Haussonville in glaubwürdigster Weise nachgewiesen, daß der bei weitem größere Theil der Einwohner Lothringens und insbesondere seine allerdings in der französischen Hofluft herangebildete Grund-Aristokratie nicht die geringste Sympathie für Deutschland oder das deutsche Kaiserhaus hatte, als Herzog Franz Stephan sich mit der Kaisertochter Maria Theresia vermählte und es vorzog, Statthalter von Ungarn zu sein, statt in Luneville oder Nancy zu residiren. Gleichwohl ist die Geschichte des Verlustes von Lothringen ebenfalls sehr charakteristisch für die ungeschickte Politik und Diplomatie Deutschlands im Gegensatze zu den Intriguen und Gewaltthätigkeiten Frankreichs. Letzteres ist sich in dieser Beziehung immer gleich geblieben — mochte es nun von Königen, von republikanischen Konsuln oder von Kaisern regiert sein. Und Deutschland hat sich diese nunmehr volle drei Jahrhunderte spielende Tragödie noch immer nicht zur Lehre dienen lassen; es ist noch immer so rath- und thatlos, so eifer- und hadersüchtig, so konfessionell und constitutionell entzweit dem Auslande gegenüber, wie es im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war.

Hören wir, was Adolf Schmidt am Schlusse seiner lehrreichen Skizze zu Nutz und Frommen unserer Landsleute sagt:

„Der Sturz Napoleon's I. führte, wider Frankreichs Erwarten und zum Verdrusse des deutschen Patriotismus, keine Sühne des dreihundertjährigen Unrechts herbei. Deutschland vergalt seine Leiden mit Großmuth und beutete seine Siege zu Entsagungen aus. Was es in Zeiten des Unglücks preisgegeben, forderte es in den Zeiten des Glückes nicht zurück: die deutschen Provinzen Elsaß, Lothringen und die Bisthümer blieben bei Frankreich. Vielen erschien damals diese Resignation noch schmählicher, als es die Preisgebung gewesen war.

„Und was war seitdem der Dank? Daß die Politik Frankreichs, statt an dem dreihundertjährigen Raube auf Kosten Deutschlands endlich ein Genüge zu finden, vielmehr in ungezähmter Ländergier nach wie vor auf der Lauer und auf dem Sprunge steht, um — der deutschen Resignation zum Trotz und Hohne — dem alten Phantom der „natürlichen Gränzen" nachzujagen, und des „linken Rheinufers" in seiner ganzen Ausdehnung sich zu bemächtigen.

„Was aber haben in neuester Zeit die Lehren der Geschichte gefruchtet?

„Ungewarnt durch den unheilvollen und kostspieligen Despotismus des ersten Kaiserreiches, hat die französische Nation die Begründung eines zweiten, als Conterfey des ersten, sich gefallen lassen.

„Ungewarnt durch den tragischen Ausgang der übermüthigen Kriegsspiele des ersten Napoleon, hat der zweite, der sich den dritten nennt, die blutgetränkten Irrpfade des ersten wiederum betreten.

„Ungewarnt durch die traurigen Erfahrungen isolirter Kämpfe in der ersten Napoleonischen Periode, hat Europa rathlos den gleichartigen Kreislauf einer zweiten sich entspinnen lassen, die — nachdem sie in weiter Spannung erst Rußland in der Krim und dann Oesterreich in Italien gedemüthigt — nunmehr vielleicht ihre Fallstricke um England oder um Deutschland zusammenziehen wird.

„Und was werden die Lehren der Geschichte für die Zukunft fruchten?

„Wird Deutschland, wenn es erkennen muß, daß es — mittelbar oder unmittelbar — in seiner Integrität fort und fort bedroht ist, dennoch immer und immer wieder der nationalen Einigkeit des Wollens und der diktatorischen Einheit der That ermangeln, ohne die keine Festigkeit in den Dingen und kein Erfolg im Handeln möglich ist?

„Und wird Deutschland ferner, wenn es doch am Ende erkennen muß, daß seine Entsagungen nur immer neue und größere Gelüste in den Nachbarn erwecken, sich immer und immer wieder bereit zeigen, auch unter Erfolgen Entsagung zu üben?

„Oder wird Deutschland gar, trotzdem daß es erkennen muß, was zu thun und was zu unterlassen ist, über dem Hange zu innerem Hader neuerdings die „„Gefahren und Folgen deutscher Zerrissenheit,"" eine Periode der Schmach heraufbeschwören und aus dem schon genugsam verstümmelten Kranze seiner Provinzen neuerdings die schönsten Perlen ohne Kampf um Sein und Nichtsein sich rauben lassen?

„Das sind die Fragen, die die Zukunft an die deutschen Fürsten und Völker stellt."

Zur Geschichte des Kalenders.

Das zu wiederholten Malen von uns angezeigte und besprochene Werk „Die gesammten Naturwissenschaften"* liegt nun mit seinem dritten und letzten Bande vollendet vor uns, und wir haben nichts weiter zu thun, als auf unsere früheren Besprechungen zurückzuweisen und eine Uebersicht des reichen Inhaltes zu geben, der in diesem dritten Bande geboten wird. Die einzelnen Abschnitte sind wieder, wie in den vorigen, von besonders dazu berufenen Fachmännern bearbeitet. Die Einleitung ist von Hermann Masius; hierauf folgt die Mineralogie von Dr. Quenstedt, Professor in Tübingen, die Geognosie und Geologie von Dr. J. Nöggerath, Geheimen Bergrath und Professor in Bonn, die Bergbau- und Hüttenkunde, von F. H. Lottner, Kgl. Preuß. Ober-Bergamts-Referendar in Bonn, das Meer von Heinrich Romberg und endlich die Astronomie von Dr. Mädler in Dorpat. Die zahlreichen beigegebenen Holzschnitte lassen wenig zu wünschen übrig.

Wir geben aus der letzten Arbeit eine Probe und zwar aus dem Stücke, das die Ueberschrift führt „Der Kalender."

„Bestimmtere Nachrichten haben wir über die im fünften Jahrhundert v. Chr. zu Stande gekommene Regulirung des Kalenders in Griechenland durch Meton, Euktemon und Kallipus.

Man hatte bemerkt, daß nach je 19 Jahren die Vollmonde wieder auf den gleichen Sonnentag fielen. In der That haben 235 Mondmonate 6939 Tage 16 Stunden 31 Minuten; und 19 Sonnenjahre (à 365 ¼ Tag) 6939 Tage 18 Stunden. Die nächste ganze Zahl von Tagen ist 6940, und so wurden 19 Jahre=235 Monaten=6940 Tagen gesetzt. Unter diesen 19 Jahren mußten also 7 vorkommen, die 13 Monate hatten; und unter 235 Mondmonaten 125, die 30 Tage zählten. Es kam nun darauf an, die 30-tägigen Monate mit den 29-tägigen, so wie die 12-monatlichen Jahre mit den 13-monatlichen so abwechseln zu lassen, daß die Ungleichheit im Verlaufe der Periode möglichst wenig bemerkbar wurde. Und dies haben jene alten Astronomen in musterhafter Weise erreicht, namentlich indem Kalippus den zuviel gezählten ¼ Tag nach je vier Perioden (also 76 Jahren) wieder ausfallen ließ. Bald verbreitete sich diese Anordnung über Griechenlands Gränzen hinaus; der jüdische, wie der römisch-alexandrinische Kalender ist im Wesentlichen derselbe, und noch heute hat seine Geltung nicht ganz aufgehört.

Es scheint indeß, daß man in Rom nicht dahin gelangte, eine fest geordnete Zeitrechnung durchzuführen. Wenigstens klagte man wiederholt über vergessene Tage, und Julius Cäsar fand nicht weniger als 67 derselben nachzuholen. Um endlich Ordnung zu schaffen, setzte er ein Jahr (das 708. der Stadt) von 15 Monaten mit 445 Tagen fest; und um keine neue Verwirrung entstehen zu lassen, ordnete er auf den Rath des ägyptischen Mathematikers Sosigenes ein reines Sonnenjahr mit einem alle vier Jahre wiederkehrenden Schalttage an, wie es im alten Aegypten schon im Gebrauch gewesen zu sein scheint. Dieser julianische Kalender, den auch die christliche Kirche adoptirte, bestimmt die Monate und Schaltjahre, so wie wir sie heute noch zählen. Um möglichst an das alte anzuknüpfen, ließ er sein erstes Sonnenjahr noch mit einem Neumonde am 1. Januar anfangen. Der 1. Januar war schon seit einiger Zeit statt des früher gebräuchlichen 1. März zum Anfang des Jahres gewählt worden; der Quinctilis wurde jetzt zum Julius, so wie später der Sextilis zum Augustus.

Cäsars bald darauf erfolgter gewaltsamer Tod hatte zwar keine Aenderung in Beziehung auf den Kalender zur Folge, gab aber doch einem Mißverstande Raum, indem man den „quartus annus" (das vierte Jahr) so verstand, daß man das 1., 4., 7. u. s. w. (statt des 1., 5., 9.) zum Schaltjahre machte. Erst unter Augustus Regierung, nach 40 Jahren, bemerkte man den Fehler und ließ die überzähligen Tage wieder fort.

Um das Jahr mit der Sonne in Uebereinstimmung zu halten, hatte Julius Cäsar festgesetzt, daß der Frühlingsanfang durchschnittlich durch den 21. März bezeichnet werden sollte. Im Jahre 325 auf dem Nicäischen Concil, das die Osterfeier auf den Sonntag anordnete, der dem ersten Vollmonde nach dem 21. März folgte (also zwischen dem 22. März und 25. April), ward bemerkt, daß er schon bis zum 18. März zurückgewichen war. Cäsar hatte nämlich jährlich 11 Minuten 15′ 4″ zu viel eingeschaltet. Man hatte die Uhr wohl gestellt, aber ihren Gang nicht berichtigt, und so geschah, was geschehen mußte: der Fehler erneuerte sich und war nach 1260 Jahren wieder auf 10 Tage angewachsen.

Aber das frühere Mittelalter wäre schwerlich im Stande gewesen eine gründliche Verbesserung vorzunehmen. Das Ungeschick, mit welchem der römische Abt Dionysius Exiguus im sechsten Jahrhundert die christliche Jahrzahl (das Jahr der Geburt Christi) zu fixiren versuchte (er gab, abgesehen von andern Fehlern, Christo nur 30 Lebensjahre) und in Folge dessen wir noch jetzt 6—7 Jahre zu wenig zählen, würde sich auch bei der Jahreslänge und Eintheilung gezeigt haben. Seit dem 14. Jahrhundert ward ernstlich daran gedacht; allein erst nachdem Copernicus die Länge des Jahres berichtigt und dem ganzen System eine feste Grundlage gegeben hatte, konnte der Kardinal Lavius und seine Mitarbeiter mit einer gründlichen Verbesserung zu Stande kommen. Sie ward am 4. Oktober 1583 durch Gregor XIII. für die katholische Kirche gesetzlich, indem man nach diesem Tage gleich den 15. folgen ließ und feststellte, daß es zwar bei der bisherigen Folge der Schaltjahre bleiben, diejenigen Jahre jedoch, welche durch ein volles Hundert bezeichnet sind, nur dann als Schaltjahre zählen sollten, wenn (wie 1600 und 2000) die vollen Hunderte als solche durch vier theilbar sind, d. h. in 400 Jahren drei Schalttage weggelassen werden sollten, also dreimal das hundertste Jahr ein gemeines, das vierte Mal aber ein Schaltjahr sein sollte. Dadurch kam die Frühlingsnacht gleich wieder auf den 21. März. Eine mit dieser Verbesserung nothwendig zusammenhängende betraf den cyklischen Mondlauf, von dem die Osterrechnung abhing. Auch diese cyklischen Vollmonde wichen schon lange von den wirklichen ab (gegenwärtig fünf Tage), und eine Correction war nothwendig. Man führte also eine Mondgleichung ein, die nach je 300 Jahren einen Tag betrug, und so blieben nur noch hauptsächlich die Ungleichheiten des Mondlaufs selbst übrig, die durch keinen einfachen Cyklus je compensirt werden können, aber auch höchstens einen Tag Abweichung veranlassen.

Dies veranlaßte die protestantischen Stände, nachdem sie über ein Jahrhundert lang die Annahme des neuen (gregorianischen) Kalenders abgelehnt hatten, einen bezüglich dieser Mondgleichung noch mehr ver-

* Essen, bei G. D. Bädeker. 1859.

besserten einzuführen. Der Vollmond sollte jedesmal nach Kepler's Rudolphinischen Tafeln astronomisch berechnet und von einem Cyklus ganz abgesehen werden. Indeß beschloß der Regensburger Reichstag 1777 die Wiederaufhebung dieser Einrichtung und nahm einfach den gregorianischen Kalender an.

Die deutschen protestantischen Stände nahmen 1700, England 1752, Schweden, Dänemark und Norwegen 1753 den gregorianischen Kalender an; so daß gegenwärtig nur Rußland (mit Ausschluß von Polen und Finnland) und Griechenland den julianischen Kalender beibehalten, nur freilich nicht im Sinne Julius Cäsars, der das Frühlings-Äquinoctium durch den 21. März bezeichnet haben wollte. Im russischen Kalender fällt dies Aequinoctium jetzt meistens auf den 9. und zuweilen auf den 8. März. Da in neuester Zeit der Gegenstand in öffentlichen Blättern diskutirt und bei dieser Gelegenheit die Behauptung aufgestellt worden ist, daß auch der neue (gregorianische) Kalender an einem bedeutenden astronomischen Fehler leide, so wird es angemessen sein, das Verhältniß hier zu erörtern.

Das astronomische Jahr ist periodisch veränderlich; seinen größten Werth hatte es

3040 v. Christo, er betrug . . . . . 365 Tage 5 Stunden 49′ 20″
sein geringster Werth (7600 n. Chr.) 365 — 5 — 48′ 9″
sein gegenwärtiger . . . . 365 — 5 — 48′ 47″
der eigentlich mittlere . . . . 365 — 5 — 48′ 44, 6,
er wird zunächst im Jahre 2360 eintreten; bis dahin nimmt die Länge in jedem Jahrhundert etwa eine halbe Sekunde ab.

Mit diesem mittleren Werthe müssen also die verschiedenen Kalender verglichen werden. Nun findet sich:

a) das julianische Jahr = 365 T. 6 St. zu groß um 11′ 15″ 4.
b) Das gregorinanische J. = 365 T. 5 St. 49′ 12″ zu groß um 27″ 4.
c) Der Kalend. Omar-Chejam = 365 T. 5 St. 49′ 5″ 5 zu groß um 20″ 9.

Der sub c) angeführte Kalender wurde in Persien von Omar-Chejam im 11. Jahrhundert eingeführt. Innerhalb eines Cyclus von 33 Jahren fallen 25 gemeine und 8 Schalttage. Die beste Einrichtung würde darin bestehen, daß man nach je 128 Jahren einen Schalttag wegließe. Dies giebt ein Jahr von 365 T. 5 St. 48′ 45″, also nur ²/₅ Sekunden länger, als das mittlere, so daß eine Correction von einem Tage erst nach 216,000 Jahren erforderlich wäre ....

Einen Fehler hat also der gregorianische Kalender allerdings, allein er ist 25 Mal kleiner, als der des julianischen (alten) Kalenders.

Es muß aber noch bemerkt werden, daß ein christlicher, also das Osterfest und die andern davon abhängenden Feste bestimmender Kalender auch den Mondeslauf zu beachten hat. Die sogenannten julianischen Epakten weichen nach je 310 Jahren um einen Tag vom Mondeslauf ab, was seit dem Nicäischen Concil (315 n. Chr.) bis jetzt einen Fehler von fünf Tagen giebt. Dieser Kalender setzt also jetzt, wenn beispielsweise der wirkliche Vollmond auf den 6. April fällt, den cyclischen erst auf den 11. April an und berechnet nach diesem das Osterfest. Da nun überdieß, obgleich der Frühling schon am 8. oder 9. März a. St. eintritt, dennoch der 21. März für die Osterrechung als Frühlingsanfang festgehalten wird, so kann, wenn etwa der wirkliche erste Frühlings-Vollmond zwischen dem 9. und 21. März a. St. einfällt, das Osterfest sich um einen ganzen Monat verschieben.

Im gregorianischen Kalender ist nun eine Correction eingeführt, wonach alle 300 Jahre ein Tag des Mondalters weggelassen wird. Da es nun eigentlich 310 Jahre sein sollten, so folgt, daß nach 9300 Jahren die gregorianischen Epakten einer besonderen Correction bedürfen werden, die in einmaliger Weglassung der dreihundertjährigen besteht."

Schweiz.

Photographische Alpenbilder.

Die Photographie, welche sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit schon ein so bedeutendes Gebiet erobert hat, fängt nun auch an, die Berge, die Alpen, ja sogar den Montblanc zu besteigen, um dort in ihren Kasten die gewaltigen Fernsichten einzufangen, die sich vor den erstaunten Blicken aufthun. Glückliche Erfindung, diese Photographie! selbst bei allen Umständlichkeiten und Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, macht sie eine Sache, die sonst nur durch das Aufnehmen durch freie Handzeichnung geschehen konnte, zum Spielwerk. Ein schönes Vergnügen, da hoch oben zu sitzen auf irgend einer Granitklippe und den Bleistift in der Hand hinaus zu sehen in die blauen Fernen mit ihren zackigen Bergrändern, auf die dunkel bewaldeten Kuppen tief unten mit ihren Lichtungen und Bergpfaden, vereinzelten Bäumen ꝛc. und nicht wissen, wo anzufangen in dieser Herrlichkeit. Hierbei der häßliche Wind im Rücken oder an der Seite, der den Hut zu entführen droht, oder die Haare in's Gesicht bläst oder die Zeichenmaterialien in Unordnung bringt — endlich nach einiger Zeit empfindliche Kälte in den Fingergliedern und allmähliches Erstarren derselben. Und wie lange muß der arme Zeichner sitzen, ehe er auch nur eine annähernd richtige und mäßig gründliche Skizze einer Gebirgsgegend in weiter Umschau hat. Wie oft muß er sich den Bleistift vor die Nase halten, senkrecht und wagerecht, um seinem Augenmaße zu Hülfe zu kommen, wie oft muß er den Gummi nehmen, wenn er hier und da in die Brüche kommt und ihm die Linien nicht ganz stimmen wollen? Und hat er endlich die maßgebenden Umrisse zu Stande gebracht, geht seine Mühe von Neuem an, helle und dunkle Stellen in's Einzelne auszuarbeiten und Relief in die Sache zu bringen. Die Beleuchtung wechselt mit den Wolkenschatten, und er geräth in hundert Verlegenheiten, wie er eine plötzlich eingetretene Schönheit rasch festhalten oder der nächsten opfern soll. Die Sonne rückt weiter, und ehe er sich's versieht, hat ein namentlich in der Nähe befindlicher Gegenstand, vielleicht ein schöner Baum, eine interessante Felsgruppe, ganz andere Beleuchtung — die schönen Streiflichter sind weg, oder ein besonders wirksamer Schatten hat einer nichtssagenden Helligkeit Platz gemacht.

Hierin hat die Photographie eine gründliche Aenderung hervorgebracht. Sie ermöglicht das bis dahin Unglaubliche und fängt, was sonst tagelange Arbeit machte, in einem Augenblicke ein, ohne Zeichenfehler und andere Unvollkommenheiten, die mit der freien Handzeichnung verbunden sind. Freilich hat sie mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen, doch wo gäbe es solche nicht?

Einer der Gebrüder Bisson aus Paris, die als ausgezeichnete Photographen bekannt sind, ist also den Pfaden gefolgt, die Saussure und nach ihm (1844) Bravais und Martins vorangegangen — d. h. hat den Montblanc bestiegen, um von dort rings die Alpenwelt aufzunehmen. Freilich bis zur Spitze des Berges selbst ist er nicht vorgedrungen. Dies Wagestück wäre für einen Photographen auch unnütz, da er auf den schmalen Eisgipfeln von höchstens der Breite eines Meters kaum den Apparat aufstellen und in solcher Höhe schwerlich Bilder erhalten würde. Bisson ist bis zu dem sogenannten Garten (2,828 Meter) gekommen, was immerhin eine beträchtliche Höhe ist.

Schon 1855 hatte ein anderer Meister der Photographie, Martens, in großem Maßstabe die Kette des Monte-Rosa und später das Panorama des Montblanc aufgenommen und in der Akademie der Wissenschaften hatte der beständige Secretair derselben, Elie de Beaumont, ein kompetenter Beurtheiler in diesem Fache, bei Ueberreichung dieser Arbeit auf den wissenschaftlichen Werth solcher Aufnahmen aufmerksam gemacht.

Rein künstlerischen und malerischen Charakter haben die Aufnahmen von Ferrier, der die Alpen vom Wetterhorn bis zu den Apenninen hin durchwandert und eine Menge reizender Punkte aufgenommen hat. Sie sind auf Stereoskope berechnet.

Die Bilder von Bisson sind im größten Maßstabe aufgenommen, um namentlich die Einzelheiten, die kleinsten Partien so deutlich als möglich erkennen zu lassen — indessen sind sie auch in verkleinertem Maßstabe zu haben, wie sie für ein Album geeignet sind. Die Priorei von Chamounix, das Panorama des Thales bilden den Eingang; dann folgen, dem Aufsteigen entsprechend, einzelne interessante An- und Aussichten: der Buschgletscher (glacier des bois), Aussicht vom Gasthause zum Hute, vom Courtil u. a. m.

Ferner andere Alpengegenden, z. B. der Col de la Forclas, Sion, Schloß Chillon, das Thal von Martigny u. s. w. Die Herstellung — Ausführung zu sagen paßt nicht recht — namentlich bei den großen Schwierigkeiten, die in Betracht kommen, soll vortrefflich sein.

Der ältere Bruder des Künstlers, gleichfalls Photograph, hat Süd-Frankreich durchreist, um ein Album von Ansichten berühmter Bau- und Skulptur-Denkmäler zu sammeln, wie man das bereits auch bei uns zu thun angefangen hat. — Gewiß schätzenswerthe Unternehmen, die, wenn sie mit Umsicht, Geschmack und historischem Sinne ausgeführt werden, allen Dank verdienen. Wie viel alte Denkmäler von geschichtlichem Werthe, namentlich Grabmäler berühmter Fürsten mit ihren Bildsäulen, Portraitstatuen u. s. w. finden sich z. B. in unsern Kirchen, und zwar oft in solchen, die fast gar nicht beachtet werden!

Aber man fängt auch bereits an, zu raffiniren, wie wir aus dem

langen Artikel des Moniteur, dem wir hier das Wesentlichste entnehmen, ersehen. Man begnügt sich heutzutage nicht mehr, blos die Ansichten der Denkmäler wiederzugeben, man will belebte Tableaux haben. Die Lieder Berangers sollen auf Pariser Prospekten, Szenen aus Shakspeare, Moliere u. s. w. von alten englischen oder französischen Baudenkmalen zu sehen sein. Ein Paar Photographen (Gebrüder Gaudin) geben ein Carnevals-Album heraus, in dem alle Szenen des bal de l'Opéra u. s. w. zu sehen sind. Was thut man also, um diese Szenen herzustellen? Man bietet Menschen im großartigsten Maßstabe auf, kostumirt sie und läßt sie in der für gut befundenen Weise Modell stehen. Allerdings Anzeichen von Ueberreizung des Geschmackes und einer Frivolität, die wir den Parisern und Londonern lassen können. Jeder verständige Künstler wird uns zugeben, daß mit solchem Modellstehen auf offener Gasse nichts wahrhaft Künstlerisches zu erreichen ist. Ob da vor einem Dome oder einem alten Rathhause ein paar Männchen, oder wie viele ihrer sein mögen, übertriebene Theaterstellungen machen, ist doch eine große Nebensache. Sie können höchstens stören, da sie den Sinn von der Hauptsache ablenken. — Doch die Mode wird Recht behalten.

Frankreich.

Die Restauration der Notre-Dame-Kirche zu Paris.*

Das Napoleonische Regiment will, wie es scheint, gut machen, was die Revolution und die Nachlässigkeit früherer Zeiten an einem Gotteshause gesündigt haben, das für Paris und Frankreich die höchste Bedeutung hat. — Freilich dürften die Gründe zu diesem frommen Werke nicht besonders tief gehen und leicht zu dem Systeme gehören, das eine Regierung zu verfolgen für gut befindet, um Geistlichkeit und Volk zu gewinnen. Seit mehr als zwölf Jahren ist der Dom von Notre-Dame der Gegenstand ausgedehntester Arbeiten, und man kann sich einen Begriff von den Schwierigkeiten derselben machen, wenn man mehrere Stunden damit verbringt, die verschiedenen Stockwerke dieses ungeheuren Gebäudes zu besuchen.

Der Plan der Kirche ist bekanntlich in der üblichen Form eines lateinischen Kreuzes angelegt. Die Dimensionen des Gebäudes wurden ehemals in Versen angegeben, die sich auf einem Bilde nahe der Darstellung des heiligen Christophorus beim Eintritt in die Kirche geschrieben fanden. Sie geben an Rohheit und Naivetät unsern alten deutschen Versen nichts nach. Wir versuchen, sie zu übersetzen:

> Wenn du willst wissen, wie groß der Bau
> Ist von der großen Kirch' unser lieben Frau,
> Er ist in seim Werk, ich meine doch,
> Siebenzehn ganzer Toisen hoch;
> Der Breit sind vierundzwanzig g'nung,
> Und fünfundsechzig ohn' Minderung
> Sind in die Läng. An Thüren hochgestellt
> Sind vierunddreißig wohlgezählt,
> Das Ganz' gebaut auf Pfahlwerk fest,
> Ich sag' dir, wie ich's weiß auf's best.

Wo die vier Arme des Kreuzes aufeinander treffen, befand sich früher ein hoher Thurm-Aufsatz, der erst 1797 eingerissen wurde, weil er, wie man sagte, mit Einsturz drohte.

Er stammte aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wie man aus dem Bildwerke (mit Jahreszahl?) ersieht, das sich am untern Ende der Spille unter dem Dache befand, und das noch erhalten ist. Die Kupferstiche von Israel Silvester, der Plan von Gombouft, der von Méréan, haben uns die Ansicht dieses Thurm-Aufsatzes auf der Mitte des Domes bewahrt, und nach ihnen ist eine genaue Wiederherstellung vollzogen worden. Auf die Einzelheiten dieses Baues wollen wir hier nicht eingehen; es genüge zu sagen, daß er aus champagner Eichenholz gezimmert ist, und eine Bleibedachung von etwa 200,000 Kilogramm Schwere tragen wird. Vier große Bogenstellungen, auf die vier Kreuz-Seiten gestützt, tragen Statuen der zwölf Apostel und der vier Evangelisten-Symbole — auch dieses nach altem Vorbilde, das erhalten ist.

Auch im Innern wurden die bedeutendsten Arbeiten ausgeführt. Seit langer Zeit bestand der Baumeister (Viollet-Le Duc) darauf, daß die Marmorbekleidung an den Pfeilern des Presbyteriums entfernt würde; er behauptete, von dem schlechten Zustande der Pfeiler durch eine Prüfung des obern Baues sich überzeugt zu haben. Man zögerte jedoch, diese Schmarotzer-Verzierungen zu entfernen, die von Ludwig XIV. in Folge eines Gelübdes von Ludwig XIII. ausgeführt worden waren. Die Genehmigung wurde indessen gegeben, und kaum war die Marmorbekleidung entfernt, als man den traurigen Zustand entdeckte, in welchem sich die Pfeiler, ihre Kapitäle und Bogen befanden. Die Arbeit der Untermauerung dieses Theiles des Gebäudes hat ein Jahr gedauert und geht der Vollendung entgegen.

Schon kann man bemerken, wie viel das Gebäude durch die Ausmerzung der schweren Verzierungen aus dem vorigen Jahrhundert gewinnen wird. Um nichts destoweniger das Andenken an das Gelübde Ludwig's XIII. zu bewahren, ist das schöne Mosaikpflaster des Presbyteriums ergänzt und hergestellt worden. Die Statuen von Ludwig XIV. und Ludwig XV. werden sich wieder auf ihren alten marmornen Fußgestellen mit Wappenschildern aus vergoldeter Bronze erheben. Endlich wird das Presbyterium von einem Gitter aus vergoldetem Schmiedeeisen mit den Namenszügen und Kronen von Ludwig XIV. und Napoleon III. abgeschlossen werden, zum Andenken an die schließliche Wiederherstellung dieses Heiligthums. Die schönen, aus Holz geschnitzten Bildsäulen aus dem vorigen Jahrhundert werden gleichfalls ihren Platz wieder erhalten. Die inneren Arbeiten am Chore werden nächste Ostern fertig.

Im Innern ist die Absis der Kathedrale vollständig restaurirt, eben so das Schiff und das westliche Portal. Als dringend nöthige Restaurationen bleiben nur noch das Nord- und Südportal und das gothische Bildwerk an der Giebelfront. Die Vollendung hofft man im Jahre 1863 zu erreichen.

Der polychromische oder besser deutsch-buntfarbige Schmuck, den das Innere der Notre-Dame-Kirche bei Gelegenheit der Taufe des kaiserlichen Prinzen erhalten, dürfte nicht bleibend sein. Man weiß nur, daß der Chor Fenster mit Glasgemälden bekommen wird. Auf die Fenster der Kapellen sollen legendäre Darstellungen kommen, die des Schiffes erhalten Grauscheiben (des grisailles).

Wir können zum Schlusse wohl etwas über den Schatz von Notre-Dame sagen. Bischöfe, Könige, die erlauchtesten Personen im Staate hatten ihn nach und nach mit einer Menge kostbarer Gegenstände bereichert, die zum großen Theile zu verschiedenen Zeiten zerstreut worden sind. Heutzutage haben alle diese ehrwürdigen Denkmäler alter Frömmigkeit den gebührenden Platz wieder erhalten, nämlich in einem dafür hergerichteten Sale über der neuen Sakristei. Darunter ist z. B. die Dornenkrone unseres Heilandes, der zu Ehren der heilige Ludwig die „heilige Kapelle" baute; der heilige Nagel, welcher der Abtei von St. Denis gehörte, das goldene Kreuz des Kaisers Emanuel Komnenos aus dem zwölften Jahrhundert, welches die Prinzessin Anna von Gonzaga 1683 den Mönchen von St. Germain-des-Prés vermachte; zwei silberne, im Feuer vergoldete Kelche aus dem dreizehnten Jahrhundert; die Reliquien des wahren Kreuzes, das 1109 an Galon, Bischof von Paris von Anseau, Kantor an der Kirche des heiligen Grabmals zu Jerusalem, geschickt wurde; das Kreuz aus Holz und Kupfer vom Bischof Eudes de Sully; das Kruzifix, das der heilige Vincenz von Paula trug, als er Ludwig XIII. in der Todesstunde Beistand leistete; die Geißel des heiligen Ludwig; mehrere Fragmente von Stoffen, die angeblich von Kleidern dieses Fürsten herstammen: eine Tasche aus golddurchwebter Seide, ein leinener Gürtel mit farbigen Zierrathen erhöht und andere ihm gehörige Linnentücher. Eine Beschreibung der Notre-Dame-Kirche ist veröffentlicht worden von de Guilhermy und Viollet-Le Duc, dem mit der Restauration betrauten Baumeister.

*) Nach französischen Quellen.

Ein Bild Jeanne d'Arc's im Museum von Orleans.

Wir lesen in der Revue de l'Instruction publique einen Brief, den Herr Mantellier, Director des historischen Museum's zu Orleans, an den dortigen Maire richtet, worin er ihm mittheilt, daß eine bisjetzt ungenannt sein wollende Person ihm ein altdeutsches Gemälde auf Holz aus dem fünfzehnten Jahrhundert übergeben und der Stadt Orleans für das „Museum von Jeanne d'Arc" angeboten habe.

„Dieses Bild stellt eine Frau vor, die auf einem galoppirenden Pferde reitet, vollständig gerüstet, mit Ausnahme des Kopfes, der bloß ist und einen Heiligenschein hat. Ihre blonden, fliegenden Haare werden von einem Perlenbande gehalten, in der Rechten schwingt sie ein blankes Schwert; über ihr hält ein Engel, der aus dem Himmel herabfährt, einen Helm und scheint Willens, ihn auf ihr Haupt zu setzen. Das Pferd ist weiß, mit rothem Geschirre; auf dem Kopfe trägt es einen Federbusch aus rothen, blauen, gelben und weißen Federn. Dieselben Farben finden

sich in den Flügeln und Gewändern des Engels wieder. Unter den Füßen des Pferdes sieht man zerbrochene Lanzen und Menschenknochen; im Hintergrund Bäume und Hügel. Die Gestalt ist jung und schön, ihre Züge regelmäßig; in der heftigen Kampfbewegung bewahren sie einen auffallenden Ausdruck von Milde und Ruhe. Rüstung, Kostüm, Fußbekleidung, namentlich das Geschirr des Pferdes sind aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

„Das Bild läßt sich auf Niemanden anders beziehen, als die Jungfrau von Orleans, deren Ruhm gleichzeitig in Deutschland kaum geringer war, als in Frankreich und wohl einen Maler veranlassen konnte, diesen Gegenstand nicht viel später zu behandeln. Den Engel erklärt man als den Erz-Engel Michael, den Schutz-Engel Frankreichs und der Jungfrau, welche denselben in ihren Gesichten erblickte.

„Das Gemälde stammt aus der berühmten Sammlung des Grafen von Brühl; späterhin besaß es ein Einwohner von Nürnberg, worauf es viele Jahre in der Sammlung des Staatsrathes von Martinengo zu Würzburg sich befand. Im Anfang dieses Jahrhunderts begab sich Schiller, der eben seine Jungfrau von Orleans hatte vorstellen lassen (1801) ausdrücklich nach Würzburg, um das Bild zu sehen und änderte, nachdem er es betrachtet, die Tracht der Jungfrau in zwei Akten (wohl nur Kunsthändler-Mythus). Die vier Farben roth, gelb, blau und weiß sind die Farben der Stadt Orleans, wenigstens kommen sie in dem Wappen derselben vor. Als Maler wird im Kataloge der Sammlung von Martinengo Hans Baldung, genannt Grun (oder Grün) von 1476—1534 angegeben; doch der letzte Besitzer des Bildes, der es dem Museum gegeben, hält es für das Werk eines unbekannten Meisters aus der Schule von Colmar, und setzt es etwa in's Jahr 1429. Es ist sogleich in den neuen Saal des „Museums von Jeanne d'Arc" gebracht und neben dem Teppich aufgehängt worden, welchen diesen Winter der Marquis d'Azeglio geschenkt hat, und der aus derselben Zeit stammt. Seit drei Jahren gegründet, ist das Museum schon ziemlich reich; aber der Besitz dieser beiden Stücke, deren Werth unschätzbar ist, giebt ihm wirkliche Wichtigkeit."

England.

Aus dem Leben Karl's II.*

Die Popularität Karl's II. ist eines der schlagendsten Beispiele von der Macht des Temperaments über die Menschen. Lüderlich, unlenkbar, selbstisch, war er doch so liebenswürdig im Umgang, ein so heiterer, witziger, offener und gutmüthiger Gesellschafter, daß der strengste Cato seine Fehler vergaß, geblendet von der schimmernden Erscheinung. Mochte er auch jedes der zehn Gebote täglich brechen, allen Anstand des Lebens verletzen — Keiner sprach ein böses Wort von ihm, Alle priesen ihn um die Wette. Es galt für kein Verbrechen, daß er seine alten treuen Anhänger umkommen ließ — ein freundlicher Händedruck, ein traulich zugeflüstertes Wort, ein helles, freies, herzliches Lachen waren Zaubermittel, denen kein Cavalier an seinem Hofe widerstehen konnte. Ging er auch als Bittsteller mit leerem Beutel und leerem Magen weg, wie er gekommen — über einem Sonnenblick von dem Gesalbten des Herrn, und von einem Gesalbten, wie der lustige Charlay (Karlchen) vergaß er Armuth und Hunger. In seinem lächelnden Munde und seinen Festtagsworten hatte dieser König den unerschöpflichen Schatz in seinem Reiche.

Das häusliche Leben Karl's war schlechtweg ein schandvolles. Für sein Benehmen gegen seine Gemahlin, die duldende, schmerzensreiche Katharina von Braganza, war das Beiwort brutal das allermildeste; und die Schamlosigkeit, womit er sie zwang, seine Maitressen als Kammerfrauen anzunehmen, empörte sogar seine geschmeidigen Minister, die doch noch einen Rest von Gefühl für die Heiligkeit der Ehe bewahrten. Umsonst sträubte sich Katharina gegen diese Beschimpfung; er beharrte auf seinem Entschluß und setzte endlich seinen Willen durch; was es dem unglücklichen Opfer gekostet, ist aus folgender Anekdote zu berechnen:

„Die Königin kam nach Hampton-Court mit dem festen Vorsatz, die vielbesprochene Dame Lady Castlemaine niemals in ihrer Gegenwart zu dulden; später theilte sie ihren Vertrauten mit, ihre Mutter habe ihr eingeschärft, diesen Weg zu verfolgen. In der ihr vorgelegten Liste ihres Hofstaats hatte Karl die Stirn, seine anerkannte Buhlerin, Lady Castlemaine aufzuführen. Katharina strich den Namen auf der Stelle durch, und als Karl auf der getroffenen Wahl bestand, sprach sie mit Würde in Ton und Haltung: „Eher kehre ich in meine Heimat zurück, als daß ich mich einer solchen Schmach unterwerfe." Zwei Tage darauf führte er die Dame in das Zimmer seiner Gemahlin und stellte sie der Königin vor, die, ohne sich im Augenblick zu besinnen, sie mit derselben Huld, wie die andern Damen und Herren empfing. Aber plötzlich ging ihr ein Licht auf; von dem Stoß überwältigt, erbleichte sie, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, das Blut aus der Nase und sie sank in Ohnmacht. Sie wurde in ein anderes Zimmer gebracht, und die Gesellschaft entfernte sich. Ueber diesen Vorfall, der so viele zu Zeugen hatte, war der König höchlich aufgebracht, und er betrachtete es als Ehrenpunkt der höchsten Gewalt, über die er mit großer Eifersucht und Entschiedenheit wachte, seinen Plan durchzusetzen."

Die arme Katharina fügte sich endlich, die Castlemaine unter ihre Kammerfrauen aufzunehmen; ein Zugeständniß, das ihr nur Verachtung und Mißtrauen von Seiten derer zu Wege brachte, die sie bis jetzt wegen der unwürdigen Behandlung bemitleidet, wegen ihrer Festigkeit und ihrer Grundsätze hochgeachtet hatten. Selbst der König schrieb ihren frühern Widerstand mehr dem Stolz und dem Trotz, als der ehelichen Zärtlichkeit und der weiblichen Würde zu. — Später wurde ein rohes, gemeines und unverschämtes Geschöpf, Ellen Gogme, aus dem Schlamm der komischen Schaubühne herausgezogen und ebenfalls zu dem Amt einer Kammerfrau der Königin erhoben. Hätte Karl eine der ihm angetragenen deutschen Prinzessinen geheiratet, vor denen er aber mit dem Ausruf: „Zum Henker, sie sind alle dumm und plump!" nichts hören wollte — vielleicht hätte ihn das plumpe Element genöthigt, bessere Sitten bei Hofe walten zu lassen. Katharina aber, die arme, schüchterne Katharina hatte nicht die geringste Macht über ihn, und so ließ er seiner Verworfenheit, die selbst einen Pepys, als schlechterdings unerträglich, entsetzte, die vollen Zügel schießen. Clarendon machte sanfte Vorstellungen, um sich bequem mit seinem Gewissen abzufinden, ohne seine Stelle zu gefährden; aber Karl kannte seine Leute und erkaufte die Gefälligkeit des zweideutigen Censors um die Macht, die er ihm einräumte. So lange Clarendon das Ruder behielt, mochte Karl immerhin sündigen.

Allein Karl hatte noch schwerere Frevel zu verantworten, als die Sünden gegen das sechste Gebot. Kurz nach seiner Thronbesteigung drängte er das Parlament zu einer der schmachvollsten Handlungen der englischen Geschichte: „In beiden Häusern ging eine Akte der Ueberführung und Strafverwirkung (of attainder and forfeiture) gegen allen richterlichen Ausspruch, ohne Vorbehalt durch — eine einzige Ausnahme wurde zu Gunsten Ingoldsby's gestattet — und mit dieser Akte wurde der Befehl verbunden, daß Cromwell, Ireton, Bradshaw und Pride ausgegraben, auf einer Hürde nach Tyburn geschleift, an den Galgen gehängt, und nachdem sie hier von zehn Uhr Morgens bis Sonnenuntergang gehangen haben, unter dem Galgen eingescharrt werden sollten. Dieser Befehl wurde nach dem Buchstaben ausgeführt und die Köpfe dieser außerordentlichen Opfer der Justiz, auf Pfähle gesteckt, wurden auf der Firste von Westminster-Hall ausgestellt, als passende Zierde dieses Gebäudes, in welchem das Krönungsmahl vor sich gehen sollte."

Dieser Infamie ging eine noch empörendere voraus. Blake — und beim Klang dieses Namens schlägt das Herz jedes treuen Engländers vor Stolz und Verehrung — Blake, der tapferste Admiral, der jemals über die vier Meere segelte und seine Flagge im Kampf für England's Ruhm und Macht flattern ließ, Blake selbst sollte nicht in Frieden ruhen; seine Asche wurde aus der Kapelle Heinrich's VII. geschleppt und dem Kothe gleich in eine Gosse geworfen. Das geschah auf Befehl des Hofes, kurz nach der Restauration. Dann kam der Mord Sir Harry Vane's. Karl hatte dessen Begnadigung dem Parlamente feierlich zugesagt und doch schrieb er, der Wortbrüchige, an dem Tage nach der Voruntersuchung an seinen frommen Clarendon: „Es ist ein zu gefährlicher Mensch, um ihn leben zu lassen." Am Tage seines Verhörs, als er sich mit siegenden Gründen vertheidigte, äußerte der Oberrichter Foster: „Wenn wir auch nicht wissen, was wir ihm sagen sollen, so wissen wir doch, was wir mit ihm zu thun haben."

Und würdig schloß Karl II. die Reihe dieser königlichen Verbrechen mit der berüchtigten That des Hochverrathes gegen die Nation: mit der Verschacherung Dünkirchens. Die 400,000 L. St. Kaufpreis waren ein hübsches Nadelgeld für seine Maitresse. Trotz aber all' dieser Unthaten liebte ihn das Volk; auf seine Minister und Buhlerinnen fluchten sie mitunter, ihn traf kein tadelndes Wort. Wie konnte man auch einen „ritterlichen" König tadeln, der so herrlich zu Pferde saß, mit so unübertroffener Anmuth sich verbeugte, und der, wenn er auch hin und wieder über die Schnur hieb, doch im Grunde ein so treues Herz hatte! Ein treues Herz, das die Gebeine Cromwell's und Blake's beschimpfen und

* Personal Memoirs of Charles the Second. By J. W. Clayton. 1859.

sich selbst, sein königliches Wort, schändend, Harry Vane, einen der ausgezeichnetsten Männer, morden ließ.

Keinen geringen Antheil an dieser Geduld, mit der die Nation sich unter das Joch eines so willkürlichen und sittenlosen Herrschers schmiegte, hatte das Gefühl der Befreiung von dem so unnatürlichen Puritaner-Regiment. Das psalmodirende und unterdrückende Leben war nach nothwendiger Folge in eine gewaltsame Reaction umgeschlagen; und die essigsauren, griesgrämigen Gesichter der alten Barebones waren buchstäblich die Ursachen der Ausschweifungen der Restauration. Menschen, denen nicht gestattet wird zu lächeln, warten nur, bis der Kerkermeister den Rücken kehrt, um hell auf zu lachen; und, nach einer allgemeinen Erfahrung gehen aus den Familien, wo die Bande der Zucht am straffsten gespannt sind, die ausgelassensten Kinder hervor. Wäre das puritanische England nicht so unnatürlich streng gewesen, so würde das restaurirte England nicht in eine so heillose Sittenlockerheit verfallen sein. Eine andere Ursache der Nachsicht mit des Königs Fehlern und Lastern ist in dessen früheren Mißgeschicken zu suchen. Als er flüchtig umherirrte, hungrig, mit wunden Füßen, während ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und er an keiner Stätte, zu keiner Stunde sicher war, ob es nicht einen Verräther gelüsten könnte, das Blutgeld zu verdienen: da bewies er so viel Muth, Ausdauer, Milde und schlagfertigen Witz, daß er eine Art Familienheld wurde, der besonders Müttern und Frauen theuer war. Das Gefahrvolle und Abenteuerliche dieser dramatischen Episode seines Lebens hatte einen besondern Reiz für den angelsächsischen Sinn, der in seinem Könige weit lieber den tapfern, kühnen Mann, als den gelehrten Pedanten sah. Dieser Lebensabschnitt war dem Volke das Kapitel eines Romans, eine Ballade in rührende Musik gesetzt, eine moderne Odyssee, ein Feenmärchen in Handlung übertragen. Und nun stand er vor ihnen, dieser romantische Held, als Ueberwinder so vieler Gefahren, als Sieger seiner Feinde und als ihr Erlöser aus dem finstern, puritanischen Kerker — was Wunder, daß sie seine Sünden und Verbrechen, die er als König beging, mit dem Mantel der Liebe zu dem Flüchtling bedeckten?

Zum Schlusse geben wir eine charakteristische Anekdote aus seinen Wanderungen als Geächteter:

Eines Tages war er in einer kleinen Schenke zu Yarmouth eingekehrt. Der Hausknecht, ein gewesener Soldat bei den Rundköpfen, machte seiner Wirthin bemerklich, Einer der Gäste, die er scharf in's Auge gefaßt, dürfte wohl der König sein. Sie verwies ihm seine Unverschämtheit mit harten Worten. Der Mensch beruhigte sich jedoch dabei nicht und ging zu dem Pfarrer, einem gewissen Westley, um ihm seine Vermuthung mitzutheilen, wurde aber nicht vorgelassen, weil der Dorfgeistliche gerade mit den Seinigen die Hausandacht abhielt. Unverrichteter Sache kehrte er nun zurück und führte Lord Wilmot, Karl's Begleiter, dessen Pferd ein Hufeisen verloren hatte, zu dem Hufschmied Hamenett, der die drei übrigen Hufeisen genau betrachtend, äußerte: „Dieses Pferd hat nur drei Hufeisen, die in drei verschiedenen Grafschaften, das eine in Worcestershire, angeschlagen worden.“ Diese Bemerkung bestätigte den Hausknecht in seiner frühern Meinung. Nachdem das Pferd beschlagen war, saßen Karl und Willmot auf, und ritten nach Bridgeport. Der Hausknecht ging noch einmal zum Pfarrer und dieser, auf die entgegengenommene Mittheilung, eilte sofort in die Schenke: „Ei,“ redete er die königlichgesinnte Wirthin an, „Ihr seid ja eine Hofdame geworden!“ — „Was wollt Ihr damit sagen, Herr Pfarrer?“ — „Nun, die vorige Nacht schlief Karl Stuart in Eurem Hause und küßte Euch beim Abschied; Ihr seid mithin schlechterdings eine Hofdame!“ — „Ihr seid ein schlechter Mensch,“ bedeutete ihn die aufgebrachte Frau, „daß Ihr umhergeht und mich und mein Haus in's Geschrei bringen wollt. Wüßte ich übrigens, daß es, wie Ihr sagt, der König war, ich würde alle Tage meines Lebens eine um so bessere Meinung von meinen Lippen haben. Macht nun, daß Ihr fortkommt, Herr Pfarrer, oder ich werde Leute holen, die Euch den Weg weisen sollen.“

Adam Bede*

von George Eliot.

Als wir vor einiger Zeit die „Szenen aus dem Leben englischer Geistlichen“ in diesen Bl. besprachen, da versuchten wir es, den Verfasser aus seinen Leistungen zu charakterisiren; diesmal müssen wir auf die Leistung selbst eingehen. Sagen wir es gleich im Voraus, trotz mancher Ausstellungen, die wir uns einstweilen vorbehalten, hat sie unseren Erwartungen vollkommen entsprochen. Um dieselben mit einem Worte zu bezeichnen und dem Leser sofort eine richtige Idee davon beizubringen, was ihm hier geboten wird, wüßten wir kein treffenderes zu wählen, als indem wir das Werk eine „Dorfgeschichte“ im besten Styl nennen.

Fügen wir noch hinzu, daß es eine Dorfgeschichte ist, wie sie nur ein englischer Dichter produciren konnte. Sie ist ein würdiges Seitenstück zum „Landprediger von Wakefield“ und wird gleich diesem Musterwerke einen bleibenden Werth behaupten. Wenn man gesagt hat, daß, wer im Gewühle des Lebens sich prüfen wolle, ob er die Reinheit des Herzens sich bewahrt hat, den „Vicar“ lesen müsse, so kann man das nämliche von diesem Buche sagen. Hat der Leser die kindliche Einfalt und Reinheit des Herzens verloren, so wird er dieser Lectüre keinen Geschmack abgewinnen können und wird er das Buch wahrscheinlich, nachdem er einige Kapitel gelesen, ungeduldig wieder zuschlagen und bei Seite werfen. Für die verdorbenen Magen derer, die sich von den Romanen des Demi-monde, von einer „Fanny“ oder einem „Daniel,“ jenen Ausgeburten einer im innersten Mark verfaulten Gesellschaft genährt haben, ist „Adam Bede“ allerdings keine Kost; — sie werden ihn sehr fade und abgeschmackt finden. Für sie und ihres Gleichen ist diese Erzählung nicht geschrieben. Eben so gut könnte man solche Leser an die biblische Ruth verweisen und erwarten, daß sie an dieser Idylle Geschmack fänden.

Aber auch diejenigen, welche hierbei etwa an unsere neuere und selbst bessere Dorfgeschichte denken, dürften sich getäuscht sehen, denn hier wird uns keine Salonweisheit aufgetischt, wie geistreiche Dichter bei uns sie in den Mund ihrer Helden und Heldinnen legen, sondern Alle sprechen die ihnen angemessene Sprache, fühlen und denken, wie man eben im Dorfe fühlt und denkt, was indessen eine gesunde, eigenartige und urwüchsige Weisheit, die sich zumal bei einer der Personen, Mrs. Poyser, in recht drastischer Weise ausspricht, keineswegs ausschließt. Es liegt der Erzählung aber auch eine höhere Weisheit zu Grunde, „nämlich jene Weisheit, welche von oben ist,“ und diese erst verleiht dem Werke in unsern Augen seinen hohen und dauernden Werth und drückt ihm den Stempel der Echtheit auf. Wir können nicht umhin, es auszusprechen, daß wir ein Land glücklich schätzen, welches ein solches Buch produziren kann und es so zu würdigen versteht, wie „Adam Bede“ in England gewürdigt worden ist.

Das Buch ist freilich kein Buch unserer Zeit. Liest man z. B. das jüngste Erzeugniß Charles Levers, „Davenport Dune,“ so muß man sich sagen, hier haben wir ein treues Zeitbild, das ist der Spiegel, welcher, wie der große Dichter sagt, die dramatische Muse dem Zeitalter stets vorzeigen müsse; all' das Hohle, Falsche, Gemeine unserer Zeit, all' das Drängen und Treiben, das Haschen und Jagen nach Gewinn, dem Götzen des Tages, wird uns hier in lebhaftester Weise geschildert; wir lesen gespannt und athemlos bis zu Ende; denn treu seiner Aufgabe und ihr wohl gewachsen, läßt uns der Verfasser eben so wenig wie das Leben zur Ruhe kommen, gönnt uns keine Pause, keinen Moment der Erholung, sondern dem unaufhaltsamen Dampfrosse gleich, reißt er uns mit sich fort und nicht eher, als bis wir am Ziele angelangt, dürfen wir wieder aufathmen, und gehören wir uns wieder selbst an.

Anders ist es mit „Adam Bede.“ Die Zeit der Handlung ist in das Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts verlegt, und der Ort ist ein Dorf in einer der mittleren oder mehr nördlichen Grafschaften Englands. Wir befinden uns fern vom Geräusch der Welt; nur ein- oder zweimal werden wir leise daran erinnert, daß draußen große Ereignisse vor sich gehen; noch weiß man nichts von Eisenbahnen und Telegraphendrähten; die Kultur fängt eben erst an, die Gegend zu belecken, sie tritt in der Gestalt eines alten Schulmeisters auf, der in einer Abendschule den Erwachsenen Lesen, Schreiben und Rechnen lehrt; in allem Uebrigen herrscht eine patriarchalische Sitten-Einfalt und Reinheit; die guten Bauern kennen keinen größern Mann, als den Squire und keinen bessern als den Pfarrer, der ihnen Aller Freund und Rathgeber ist.

So, ohne irgend einen großartigen, geschichtlichen Hintergrund, hat der Verfasser eine Landschaft hingezaubert, deren einfache Herrlichkeit uns anzieht und fesselt, und bei deren Betrachtung wir wieder einmal längst jene alte, geschwundene Muße genießen, die, wie er selbst sagt, dahin gegangen ist „mit den Spinnrädern, den Lastpferden, den langsamen Frachtwagen und den Hausirern, welche an sonnigen Nachmittagen ihre billigen Waaren an unserer Thür feilboten.“ Das Gemälde bekundet eine Meisterhand in der Landschaftszeichnung. Man sieht es ihm an, daß es con amore gearbeitet, daß der Dichter von jener Liebe zum Landleben beseelt ist, die man so häufig bei dem Engländer antrifft. In der That, es ist dieser Hang nach dem Lande und seinen Freuden wohl bei keinem Volke so vorherrschend, wie bei den Engländern, wenigstens bei den bemittelteren Klassen der Nation. Das Landleben ist gewissermaßen zum Kultus bei ihnen geworden. D. A.

---

* 2 vol. Leipzig, Tauchnitz-Edition, 1859.

Ungarn.

Neuere magyarische Dichter

In neuerer Zeit haben sich A. Dux, Kertbeny, Machik und Andere das Verdienst erworben, die trefflichen Leistungen ungarischer Poesie durch Uebersetzungen Deutschland bekannt zu machen, und es sind uns dadurch Schätze vor Augen gebracht worden, die echtes Gold und Edelgestein in reicher Fülle enthalten, Schätze, die ein würdiger Schmuck eines von jeher durch Edelmuth und Tapferkeit ausgezeichneten Volkes sind. Die ungarische Poesie ist, soweit wir sie bisher durch Uebersetzungen kennen lernten, eine echt nationale; sie hat sich von der Nachäfferei deutscher, englischer, französischer Dichtung fern zu halten gewußt, was man z. B. manchem vielgepriesenen, polnischen Gedicht nicht nachrühmen kann. Welchen bedeutenden Rang seit Jahren einige Ungarn unter den deutschen Dichtern einnehmen, ist hier nicht weiter auszuführen.

Vor uns liegt unter dem Titel: Gisela,* eine Sammlung von deutschen Uebertragungen ungarischer Poesien, die es verdient, in Deutschland mit großer Theilnahme begrüßt zu werden, da sie nur Vortreffliches enthält. Johann Arany, Baron Joseph Eötvös, Johann Garay, Karl Kisfaludy, Alexander Petöfi, Michael Vörösmarty sind Namen, die unter den magyarischen Stammesgenossen mit Recht hochgefeiert werden, und die auch in der Fremde bereits einen sehr guten Klang haben. Joseph von Machik hat mit großer Sorgfalt und mit glücklichstem Griff eine Auswahl aus den Dichtungen dieser Männer getroffen, und dieselbe liegt nun unter obigem Titel in fast tadellosen, deutschen Uebersetzungen vor. Zum mindesten sind dieselben viel besser, als die leider oft sehr flüchtigen und wenig anziehenden Bearbeitungen Kertbeny's, der sich übrigens das Verdienst erworben, den originellsten und bedeutendsten unter den neuern magyarischen Dichtern, Petöfi, in Deutschland eingeführt zu haben. Machik ist ein sehr treuer Uebersetzer, verfällt aber, eben dieser Treue halber, in manchen Fehler; namentlich paßt es nicht, zu sagen:

„Die Nacht umhüllt das Königsschloß,
In schönen Träumen ruht das Sein." (S. 83.)

ferner: „Seinem Sterne schrieb's der Schöpfer
Als der Gnade Zeichen ein,
Daß den Lohn dort seines Ringens
Ahne das verwaiste Sein." (S. 89.)
„Als ob er entfliehen wolle
Seinem eignen düstern Sein." (S. 93.)

endlich: „Erheben will der Knabe sich,
Doch ringt so zartes Sein. (S. 110.)

Doch werden diese Mängel von den wunderbaren Schönheiten der Dichtungen überwogen, in denen es namentlich vermieden ist, allzusehr den Naturschilderungen Raum zu gönnen. Bekanntlich haben in dieser Beziehung die ungarisch-deutschen Dichter, wie z. B. Karl Beck, mehr als nöthig war, geleistet. Welche frische, echte Begeisterung erklingt in dem Liede Alexander Petöfi's:

Hier der Ring da, hier der Ring da,
Endlich mir am Finger steckt!
Ihre Lippe, ihre Lippe
Endlich meine Lippe deckt.

O wie süß ist doch das Küssen
Solcher Lippen, solcher Augen!
Glaub' den Honig aller Welten
Ganz von ihnen aufzusaugen.

Küsse, küsse!... Niemand sieht es...
Ist dir denn das Küssen neu?
Wenn man auch dich sehen würde,
Ist Verlobten Küssen frei.

Her die Lippe, her die Wange,
Deine Augen, deine Stirn,
Daß mit Küssen ich sie decke
Wie Aurora Gletscher's Firn.

O mich schwindelt... stütze mich doch
Mit den Armen, schöne Maid!
Hat das Küssen, hat der Wein mir
Angethan dies süße Leid?

Wein ist's, Wein, der im Olympos
Götter selbst so hoch entzückt,
Doch kein Mensch kann ihn vertragen,
Weil er den Verstand berückt.

Schwer der Kopf mir ward vom Taumel,
Der mich an des Himmels Rand
Hoch versetzte... und die Erde
Unter mir dem Blick entschwand.

Hoch noch über Lämmerwolken
Schwebet trunken meine Seel',
Zwischen Sternen, deren jeder
Singt gleich einer Philomel'.

Wie sie singen, wie sie singen!
Was das Ohr noch nie vernahm.
Blitze zucken, wie das Auge
Noch zu sehen nie bekam.

Und mein Herz noch, und mein Herz noch,
Das ist erst das wahre Leid!...
Junge, nimm dich wohl in Acht, daß
Du nicht stirbst vor lauter Freud'.

Das ist echte Poesie und kein Mondscheingefasel. Herr Machik möge durch den Beifall, den seine trefflichen Uebersetzungen mit vollstem Recht verdienen, ermuntert werden, auch noch fernerhin der Dolmetscher eines Volkes zu sein, dessen Geist so herrliche Schätze birgt. Getrennt durch eine stammverschiedene Sprache von allen übrigen civilisirten Völkern Europa's gehört es zu den tüchtigsten derselben, und seine originale Kraft ist ein wahres Labsal inmitten des Jammers und Elends, womit Jahr aus Jahr ein die deutschen Leihbibliotheken bereichert werden. Die Ausstattung der „Gisela" ist sehr elegant und bezeugt das Interesse, welches die thätige Verlagshandlung an dem Lande nimmt, in dem sie sich ehrenvoll eingebürgert hat. A. G.

* Gisela. Eine Auswahl von Gedichten der hervorragendsten magyarischen Dichter. Deutsch von Joseph von Machik, Professor der ungarischen Literatur. Pest, Verlag von Robert Lampel, 1858.

Rußland.

Das russische Amerika, nach F. H. v. Kittlitz.*

Reiseberichte aus früheren Jahren können nur dann noch ein allgemeines Interesse erregen, wenn sie den Leser durch lebendige Darstellung fesseln, und ein besonderes, wenn sie wichtige, wissenschaftliche Resultate liefern. In beider Beziehung verdient das vorliegende Reisewerk Beachtung, zumal es uns in Länder einführt, von denen wir seit des Verfassers Reise wenig mehr erfahren haben. Herr v. Kittlitz, den frühzeitige Neigung zu naturhistorischen Studien, besonders der Ornithologie, hintrieb, faßte gegen Ende des Jahres 1825 den Entschluß, eine Reise nach dem östlichen Sibirien und dem benachbarten Kamtschatka zum Behufe zoologischer Forschungen anzutreten. Der Fürsprache des Grafen Anton zu Stolberg in Schlesien verdankte er es, daß ihn im Juni 1826 der Prinz Karl von Preußen nach St. Petersburg mitnahm und dem Kaiser Nikolaus empfahl. In Petersburg erfuhr er zufällig, daß zwei russische Kriegsschiffe nach den kamtschadalischen Gewässern auf Entdeckungsreisen geschickt werden sollten. Er that die nöthigen Schritte und war so glücklich, auf kaiserlichen Befehl der Expedition zugetheilt zu werden. Am 26. August begab er sich an Bord des vom Capitain Lütke kommandirten Schiffes „Senjawin," das mit der Corvette „Moller" zu der Expedition ausersehen war. Außer ihm befanden sich noch zwei Naturforscher auf dem Schiffe, Dr. Mertens und A. Postels. Nach einem kurzen Aufenthalte in Kopenhagen und einem längeren in England durchschifften sie den Atlantischen Ozean. Auf Teneriffa wurde kurze Zeit angehalten, und am 7. Januar 1827 gelangte man nach Rio-Janeiro. Der Verf. giebt uns eine Schilderung dieser Kaiserstadt und eines Ausflugs nach dem Gipfel des Corcovado. Nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen verließen die Reisenden Rio-Janeiro und, nachdem sie das Cap Horn umschifft hatten, liefen sie, am 16. März, in die Bai von Concepcion ein, von wo aus Excursionen in die Umgegend gemacht wurden. Eine langwierige Küstenfahrt brachte sie nach Valparaiso, dessen Umgebung unseren Naturforschern reiche Beute gewährte. Hier trafen sie auch mit dem reisenden Botaniker Dr. Pöppig zusammen. Am 15. April verließen sie Chili. Ihr nächstes Reiseziel war die russische Niederlassung Sitcha.

Auf dem Wege dahin bot sich ihnen, als sie den 30. Grad nördlicher Breite passirt hatten, ein merkwürdiges Schauspiel dar. Das Meer erschien mit Myriaden blasenartiger Thiere, die zur Gattung Velella gehör-

* Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka, von F. H. v. Kittlitz. 2 Bände. Gotha, Justus Perthes, 1858.

ten, bedeckt. Zwei Tage durchschifften sie das, so weit das Auge reichte, mit dieser Thierart bedeckte Meer. Da änderte sich plötzlich die Szene. Statt jener und unmittelbar in ihren Schwarm sich eindrängend, zeigten sich nun in langen, stets parallel auf einander folgenden Linien schwimmende Klumpen, deren jeder die Dicke zweier zusammengeballter Fäuste haben mochte, gebildet aus vielen an einem gemeinschaftlichen Kern festgewachsenen Thieren der Lepas fascicularis, von jener sonderbaren Form, welche Cuvier noch unter dem Namen der Cirrhopoden den Mollusken beizählte, die aber neuerdings zu den Gliederthieren gestellt wurden. Diese Thiere sind sämmtlich angewiesen, mit ihrem fleischigen Fuße sich in früher Jugend irgendwo anzuheften und festzuwachsen, worauf der kopflose, größtentheils in einer halboffenen Muschel verborgene Körper sich in der Nachbarschaft umher bewegt, um mit seinen vierundzwanzig gegliederten Fangarmen Beute zu machen. Diese schwimmenden Bündel aber schienen dadurch entstanden zu sein, daß die Lepaden sich an das knorpelichte Rückenstück einer Velella, den Ueberrest eines aufgefressenen Exemplars, anhingen, welches nun der Mittelpunkt des schnell anwachsenden Haufens geworden war. Die größten, wie es schien, völlig ausgewachsenen Individuen hingen ganz unten, während die zum Theil sehr kleinen jüngeren in den Zwischenräumen mehr nach oben Platz fanden. Alle waren um die Wette beschäftigt, diejenigen Velellen, in deren unmittelbare Nähe sie der Strom trieb, zu verzehren. Die Angriffsorgane waren gewöhnlich von diesem Raube blau gefärbt, und die Masse der Velellen schwand zusehends, indem sie dieser neuen Bevölkerung Platz machte. Das größere Gewicht der schwimmenden Klumpen mochte bewirken, daß der Strom sie allmählich immer weiter in den Schwarm der Velellen hineintrieb, dessen gänzliche Vertilgung Aufgabe für sie zu sein schien. Erwägt man, daß die Strecke des Meeres, die die Reisenden mit beiderlei Thieren dicht übersäet fanden, zum mindesten die Ausdehnung von vier Breitegraden hatte, so kann man sich einigermaßen eine Vorstellung von ihrer schwindelerregenden Anzahl machen. Unmittelbar nach ihnen aber kamen Schaaren von Delphinen und Potfischen, die augenscheinlich jenen Bündeln in eben der vertilgenden Weise nachgingen, wie sie selbst den Velellen. „Es war," sagt der Verfasser, „ein überaus großartiges Beispiel der zerstörenden Völkerwanderungen, welche die Thierwelt des Meeres darbietet, in dessen Bereiche bekanntlich der Wahlspruch: Einer frißt den Andern! in kolossaler Einfachheit zur Anwendung kommt, während er in allen Lebensformen des festen Landes mehr oder weniger versteckt und verblümt sich geltend macht."

Nach sechsundsiebzigtägiger Fahrt erblickten die Reisenden am 23. Juni den Berg Edgecumbe und liefen den 24. in den Norfolk-Sund ein. In Neu-Archangel hatten sie Gelegenheit, die indianische Urbevölkerung dieser russischen Niederlassung, die Koloschen, kennen zu lernen, die sich durch eine im Allgemeinen gefälligere und ausdrucksvollere Gesichtsbildung von den anderen Rothhäuten unterscheiden. Ihre Farbe ist nur wenig dunkler, als die der Europäer. Charakteristisch ist eine Aeußerung, die eines ihrer Oberhäupter gegen einen russischen Gouverneur gethan haben soll. „Wir sind," sagt er, „allerdings gegen euch sehr arm und ohnmächtig, aber dafür auch keinem Menschen dienstbar, während ihr bei all' eurer Macht und euren Kenntnissen doch immer nur Diener eures kaiserlichen Herrn seid." — Diese ganze Küste mit Buchten und Inseln und den mit dem dichtesten Walde bedeckten Höhen, die sich unmittelbar aus dem Wasser erheben, zeigt einen die norwegischen Fiorde gewissermaßen wiederholenden Charakter. Je weiter man auf den Buchten in das Innere des Landes dringt, desto wilder und großartiger werden die Umgebungen.

Am 1. Aug. verließen die Reisenden Sitcha und besuchten die aleutischen Inseln. Von widrigen Winden aufgehalten, liefen sie erst am 22. August in die Bai von Illuluk, wo sich das Haupt-Etablissement der russisch-amerikanischen Compagnie auf Unalaschka befindet. Der landschaftliche Charakter dieser, wie der anderen aleutischen Inseln ist durchaus dem von Sitcha entgegengesetzt. Statt des üppigen Waldwuchses, der in Sitcha bis in die Nähe des ewigen Schnee's das Land bekleidet, tragen hier die steilen, reich mit Felsen geschmückten Höhen nur einen zusammenhängenden Grasteppich. Den Eindruck, den diese waldlose Physiognomie des Landes macht, schildert unser Verfasser als einen überraschend schönen. „Das frische Grün des Grasteppichs, weit entfernt, einen monotonen Anblick zu gewähren, war theils durch die malerischen Formen und mannigfachen Schattirungen der Gebirgshöhen, theils durch die verschiedenen Nuancen der Luftperspektive so überaus reichhaltig modulirt und wechselte so harmonisch mit dem Grau des syenitischen Gesteins der dem Ufer benachbarten Felsen, mit den zahlreichen Schneefeldern und dem röthlichen Thonschiefer der höhern Gebirgsregion ab, daß Alles sich in ein überaus heiteres, für uns völlig neues Bild vereinigte. Freilich stand uns auch in Kurzem die Erfahrung bevor, wie bald man sich an eben diesen Grasfluren satt sieht."

Die Aleuten, die man treffend die See-Kosaken genannt hat, sind geborne Seeleute, die in ihren ledernen, gewöhnlich selbst verfertigten Schiffchen die Jagd der Seethiere mit leidenschaftlicher Vorliebe und mit der wunderbarsten Gewandtheit treiben. Auch verstanden sie sich früher auf künstliche Schnitzwerke von Holz und Wallroßzähnen, von denen noch Chamisso 1815 eine zahlreiche Sammlung erhielt, deren Beschreibung und Abbildung er später veröffentlicht hat. Das strenge Dienstverhältniß, in dem jetzt die Aleuten zu der Compagnie stehen, raubt ihnen die Zeit zu dergleichen Arbeiten.

Am 25. September liefen die Reisenden in den Peter-Paulshafen in Kamtschatka ein. Ehe sie noch das Land betraten, fiel ihnen der eigenthümliche Charakter dieser Wildniß auf. Steile Gebirgsmassen mit ansehnlich hohen Felsenwänden an der Wasserseite waren fast durchgängig bedeckt mit lichter Birkenwaldung. Unter diesem Gehölz zeigt der Boden, außer sehr üppigem Gras- und Kräuterwuchs, besonders auf den Höhen, beträchtliche Massen sehr dichten Unterholzes, aus verschiedenen, von einander gesonderten, strauchartigen Gewächsen bestehend, wovon Nadel- und Laubholz zu unterscheiden waren. Die Hauptzierde der Umgebung der Awatscha-Bay, jenes großen, nach Innen fast kreisrund sich erweiternden Wasserbeckens, ist die Ansicht der entfernten Gebirge. Bei heller Witterung bilden hier die hohen, steilen, phantastisch ausgezackten und mit ewigem Schnee reich verzierten Bergketten ein unvergleichliches Panorama, das außerdem noch vier vulkanische Kegel verherrlichen. Der beträchtlichste von ihnen ist die 14,000 Fuß hohe Korätzkaja- oder Streloschnaja-Sopka. Neben ihr, aber der Küste noch etwas näher, erhebt sich der jetzt noch brennende Vulkan von Awatscha. Drei geräumige Buchten befinden sich im Innern der Awatscha-Bai, von denen der Peter-Pauls-Hafen, bei weitem der kleinste von allen, ungefähr in der Mitte des Ganzen, einer der besten natürlichen Häfen ist, die es geben kann.

Gleich am Tage nach der Landung unternahm unser Verfasser eine Excursion in die Umgegend und gelangte zu einem kleinen mit Erlen besetzten Bache, der an seiner Mündung in dem Sande des Ufers einen kleinen See bildete. Hier fand er die Gegend ziemlich belebt von kleineren Singvögeln, die eben auf dem Durchzuge begriffen schienen. Als er ein Exemplar von den das Gebüsch durchschlüpfenden Sylvien geschossen, erkannte er sofort an der hochrothen Kehle denjenigen Vogel, den er stets am lebhaftesten in Sibirien und Kamtschatka zu finden gehofft hatte, die damals in den zoologischen Sammlungen noch äußerst seltene Motacilla Calliope des Pallas, die hier wie unser Blaukehlchen lebt. Die Freude, mit der er diesen glücklichen Fund begrüßte, war nun allerdings wohlbegründet; dennoch fiel ihm schon das Maßlose derselben nicht wenig auf. Kamtschatka, das noch gestern einen so tristen Eindruck auf ihn gemacht hatte, schien ihm heute nichts Geringeres, als ein Paradies; die allergewöhnlichsten Naturschönheiten strahlten in zauberischem Lichte. Seine Reisegefährten, mit denen er um Mittag in der Wohnung des Gouverneurs zusammentraf, erstaunten über die ausschweifenden Lobeserhebungen des Landes, die gleichwohl nur ein schwacher Ausdruck seiner eigenen Gefühle waren. — Diese eigenthümliche Exaltation, die für die künftigen Pläne des Verfassers von wichtigen Folgen war, erklärt er aus dem klimatischen Einfluß, der sich bei eben angekommenen Fremden auffallender zeigt, als bei Eingebornen. Er war nicht der Einzige, der diese Erfahrung gemacht hat. Der Admiral Krusenstern soll selbst erzählt haben, daß er Thränen vergossen habe beim Anblick der kamtschadalischen Birken, die gar nicht einmal den europäischen so ähnlich sind, daß sie den Ausbruch eines plötzlichen Heimwehes leicht veranlassen könnten. Den Dr. Mertens erfaßte eine plötzliche Wehmuth, die er sich nur als eine sonderbare Wirkung des damals eben anbrechenden Frühlings erklären konnte, ein Anfall, der jedoch bald spurlos vorüberging. Bei einem russischen Offizier war das Heimweh so unüberwindlich, daß er, der bisher mit rastlosem Eifer die geographischen Arbeiten der Expedition gefördert hatte, allen Vorstellungen zum Trotz für sich allein die Rückreise nach Rußland antrat. So ließen sich noch viele Beispiele von räthselhafter Niedergeschlagenheit und tiefer Schwermuth, wie von krankhafter Freudigkeit und Entschlossenheit anführen. Ein Fall aber aus der neuesten Zeit verdient besondere Beachtung: Bekanntlich ist in dem letzten Kriege der Engländer und Franzosen gegen die Russen zum Erstaunen der Welt der Angriff auf Peter-Pauls-Hafen verunglückt, wiewohl der Platz als jeder Vertheidigung unfähig zu betrachten war. Immer fragt man sich mit Verwunderung: wie war es möglich, daß bei 700 Mann gelandeter Truppen der Verlust kaum weniger als 200 betragen konnte? Von wirklichen Festungswerken,

deren Wegnahme vergeblich versucht worden, war auch in dem bekannt gewordenen Berichte gar nicht die Rede, wohl aber von ungeheuern Terrainschwierigkeiten. Alles deutet darauf hin; daß der Angriff unter den allerunglücklichsten Gestirnen stattgefunden hat, und in der That meldet auch jener Bericht folgende ganz verwunderliche Thatsache. Der Kommandirende der ganzen Expedition, der englische Admiral Price, ein unter den Waffen ergrauter Seemann, war beim Anblick der besonderen Terrainschwierigkeiten, welche der beabsichtigten Landung entgegenstanden, sofort von einer düsteren Melancholie befallen worden und schien den übeln Ausgang des Unternehmens vorauszusehen. Statt aber den Angriff aufzuschieben, oder andere Dispositionen zu treffen, woran ihm bei seiner entschiedenen Ueberlegenheit zur See nichts hindern konnte, giebt er ruhig alle zum Angriff auf den nächsten Morgen nöthigen Befehle, zieht sich dann in seine Kajüte zurück und — tödtet sich selbst durch einen Pistolenschuß! Dabei wird uns noch ausdrücklich erzählt, daß die ihn umgebenden Offiziere seine Schwermuth gekannt und diese traurige Wendung sich sehr wohl zu erklären gewußt haben.

Der Verfasser ist überzeugt, daß das erhöhte Spiel der menschlichen Leidenschaften mit darauf folgender Abspannung und Erschlaffung gewissermaßen als eine von den endemischen Krankheiten der Ostküstenländer des alten Kontinents betrachtet werden müsse, und daraus ließe sich die Neigung der Eingeborenen, dem langwierigen Zustande der Abspannung und Niedergeschlagenheit durch aufregende Mittel entgegenzuwirken, leicht erklären. Diese Neigung, die wir bisher immer als eins betrachtet haben mit der Trunksucht, wie sie bei uns in den westlichen Theilen des Kontinents sich zeigt, ist doch von derselben sehr verschieden, obschon zwischen beiden Erscheinungen ein geographischer Uebergang unverkennbar ist. Bei uns im Westen erscheint die Trunksucht gewöhnlich nur als Unmäßigkeit in Genüssen, die zunächst den Geschmacksorganen schmeicheln; je weiter man nach Osten fortschreitet, um so häufiger begegnet man Gewohnheitstrinkern, denen es überhaupt nur um den Rausch als solchen zu thun ist, für die demnach ein mäßiges Trinken nur ein zweckloses und widersinniges Beginnen sein würde. Zuletzt, im äußersten Osten, sind die berauschenden Mittel nichts weniger als wohlschmeckend, sie werden nur um ihrer Wirkung willen geschätzt, und der Genuß, den sie bereiten, besteht allein in den angenehmen Phantasien des künstlich exaltirten Zustandes. Diesen Genuß aber schätzen viele Leute so hoch, daß sie nicht nur die abspannenden Folgen desselben, sondern auch die oft mühseligen Vorkehrungen, wie z. B. das Hinunterwürgen des Fliegenschwammes mit Hülfe von kaltem Wasser, nicht scheuen.

Am 31. October ging das Schiff wieder unter Segel, um nach einer Entdeckungsreise bei den Karolinen später noch einmal nach dem Peter-Pauls-Hafen zurückzukehren. Am 29. November erreichten die Reisenden die Korallenkette Brown's-Range, die 1794 durch einen Engländer entdeckt worden war. Die in den Karten mit Colunas, Dexter und St. Barthelemy bezeichneten Punkte hatten sie vergebens gesucht. Am 8. Dezember gelangten sie an die Insel Ualan, die früher schon der Franzose Duperrey besucht hatte. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt gab Gelegenheit, die Natur und die Bewohner der Insel näher kennen zu lernen. In ihrer abgeschiedenen Lage hatten Letztere noch ganz ihren ursprünglichen Charakter und ihre aristokratisch-patriarchalische Verfassung bewahrt. Unter zwölf Oberhäupter, die den Titel Iros führen, war aller Grundbesitz der Insel vertheilt. Sie bewohnten eine gemeinschaftliche Residenz zu Läla und hatten ihre Verwalter und Aufseher auf den verschiedenen Landgütern. Den Grundherren gehörten nicht blos ausschließlich die besten Früchte des Landes, sondern sie schienen auch über die Arbeitskräfte der Landbewohner nach Gutdünken verfügen zu können. „Damals," sagt der Verfasser, „war Ualan vielleicht das einzige Land der Erde, welches den Ehrennamen einer Heimat des Friedens unter den Menschen mit Recht in Anspruch nehmen konnte. Man kannte daselbst weder den Krieg, noch irgend ein Mittel, Gewalt über andere Menschen zu üben. Die Befehle der Vorgesetzten wurden aus natürlicher Gutmüthigkeit und angeborener Achtung ohne Zwang befolgt. Wie folgenreich aber müssen die Veränderungen sein, wenn erst, wie es damals schon unvermeidlich erschien, ein solcher Zwang mit allen seinen Konsequenzen einmal nothwendig wird! Und es ist gar nicht denkbar, daß die Zufriedenheit dieses guten und dabei verständigen Volkes mit seinen frühern Zuständen von Dauer sein könne, wenn es erst mit anderen Völkern, die in anderen Zuständen zu leben gewohnt sind, in bleibende Verbindung tritt. Dergleichen Betrachtungen müssen uns die vermuthliche Gegenwart von Ualan in sehr düsterem Lichte zeigen, zugleich aber auch diesen Erinnerungen aus einer noch ungetrübten Zeit besonderes Interesse verleihen."

Am Morgen des 14. Januar 1828 kam die größte der damals aufgefundenen Senjawins-Inseln, 6° 43′ n. B., 201 1/2° w. L. von Greenwich, in Sicht. Sie ist beträchtlicher als Ualan und mit ähnlichen Naturreizen verschwenderisch ausgestattet. Das Betreten der Insel ward unterlassen, um nicht unter der, wie es schien, feindlichen Bevölkerung unnöthiges Blutvergießen herbeizuführen. Die Korallen-Inseln, die im Süd-Osten und Osten um diese größere Insel liegen, schienen unbewohnt; die kleineren gegen Norden gelegenen Gruppen waren von wenig Menschen bevölkert. Die Eingeborenen nennen die Haupt-Insel Hunnepet oder Funopet, die unbewohnte Gruppe von Korallen-Inseln Andema. — Das nächste Land, das am 24. Januar erblickt wurde, war die Korallen-Grüppe los Valientes oder Seven islands (5° 36′ n. B., 202 1/2 L.). Die Vergleichung dieser Insel-Gruppe, wie sie jetzt gestaltet war, mit der Aufnahme des ersten spanischen Entdeckers, des Capitains Don Felipe Tompson, der sie im Jahre 1773 sah, wirft ein merkwürdiges Licht auf die Fortschritte, welche der Korallenbau in dem Zeitraume von 55 Jahren gemacht haben muß. Zu jener Zeit ward noch ein deutlicher Eingang in die Lagune bemerkt, der jetzt nicht mehr aufzufinden war; auch wurden jetzt acht Inseln gezählt, nicht sieben, wie früher. Alles deutet darauf, daß in diesem Zeitraume Theile des Riffs vollständig in Land verwandelt worden sind, die zu Anfange desselben noch mit Wasser bedeckt waren.

Von da kamen sie in die Nähe der 1795 entdeckten Mortloks-Inseln, deren Aufsuchung und nähere Bestimmung zu den Aufgaben des Schiffes gehörten. Von Lugunor, der längsten dieser Inselchen, wo sie den 3. Februar landeten, erhielten sie viele Besuche von Eingeborenen, die sich als geschickte Schiffer zeigten und noch nicht gänzlich durch den Verkehr mit europäischen Seefahrern ihre ursprünglichen patriarchalischen Tugenden eingebüßt hatten. Hier war es auch, wo unsern Naturforschern eine der größten zoologischen Merkwürdigkeiten aufstieß. Sie entdeckten nämlich zwei, ihrer Körperbildung nach, den Blennioiden genährte Fischarten, die, wie sie sich durch oft wiederholte Beobachtungen vollständig überzeugten, als Schmarotzer in der mit modifizirtem Seewasser angefüllten Bauchhöhle zweier Echinodermen von ungewöhnlicher Größe leben. Die Fische starben immer, wenn sie bei der Zerlegung des Weichthieres aus ihrem Aufenthaltsorte gezogen und in gewöhnliches Seewasser gebracht wurden. Die Vermuthung lag nahe, daß der Fisch wohl irgendwie von außen und zufällig in das Innere des Weichthieres gekommen sein könne; allein sie wurde bald durch eine Reihe von Erfahrungen des damals mit der Anatomie der niederen Thiere sehr eifrig beschäftigten Dr. Mertens vollständig widerlegt, und es blieb zuletzt nichts übrig, als das Dasein von Eingeweidefischen als Thatsache hinzunehmen, so widersinnig es auch jetzt noch den meisten Physiologen vorkommt, daß ein Thier von höherem Organismus ein schmarotzerartiges Leben in einem viel niedriger gebildeten leben soll. Leider hat ein zu früher Tod den Dr. Mertens gehindert, seine Beobachtungen dieser merkwürdigen Erscheinung der Welt bekannt zu machen. Die Spirituspräparate, die er von diesen Fischen gemacht hat, haben sich auffallend schlecht erhalten, und es geben jetzt nur noch die von Postels angefertigten Abbildungen Zeugniß von ihrer Existenz. Die Fische hatten mehr das Aussehen von Eingeweidewürmern, obschon ihr weichknorpeliges Skelett sich in allen Haupttheilen bei der auffallenden Durchsichtigkeit des Körpers zeigte. Die Augen machten den Eindruck, als seien sie nur in Rudimenten angedeutet und kein wirkliches Organ zum Sehen, dessen der Fisch bei der Lebensweise, die er führt, auch wirklich nicht bedarf. Die Strahlen der Flossen waren erkennbar, aber undeutlich, die Haut schuppenlos, durchsichtig und farblos, wie die Körper der Medusen, aber mit vielen bräunlichen und schwärzlichen Pünktchen und marmorirten Zeichnungen überstreut. Von der größeren Art, die ungefähr 4—5 Zoll lang erschien, hat Dr. Mertens etwa drei oder vier Exemplare verwahrt. Sie fand sich immer nur in einer von den beiden sehr großen Holothurien, welche die Eingebornen oft an Bord brachten. Von der kleineren, ähnlich gefärbten, nur in der Form des Kopfes und des Körpers etwas verschiedenen Art hat er nur ein Exemplar erhalten. Es fand sich in einem Thiere, das, den Seesternen, Seeigeln und Holothurien gleichmäßig benachbart, zu einer neuen Gattung der Echinodermen gehört. Diese großen Holothurien waren gewöhnlich 2—3 Fuß lang und im Durchmesser gegen 5 Zoll dick; die eine war hellgelbröthlich, die andere dunkelbraun.

Lugunor ward am 8. Februar verlassen und die beiden benachbarten Inselgruppen Sotoan und Etal am 8., 9. und 10. Febr. aufgenommen. Durch Mittheilung der Eingebornen erhielt Kapitän Lütke Kenntniß von einer wenig entfernten, in Europa noch völlig unbekannten Gruppe, die den Namen Namoluk führt. Sie ward am 11. Febr. aufgesucht und gefunden, 35 Meilen nordwestlich von Lugunor. Sie besteht nur aus

vier Inselchen. — Von hier steuerten sie gegen Norden, um die von einem Spanier 1595 entdeckte Insel Quirosa aufzusuchen. Kapitän Lütke gelangte zu der Ueberzeugung, daß dieselbe mit der von Dupperey beschriebenen Insel Hogulö, die sie am 14. Febr. wirklich zu sehen bekamen und die man auf Lugunor nur unter dem Namen Ruck kennt, eins sein müsse. — Am 16. Febr. kamen sie zu dem südöstlichen Ende der weitläufigen Untiefe zwischen den Koralleninseln Piserarr, Magir und Aneun. Von da ward ein Abstecher nach Guaham, der südlichsten der Marianen, gemacht. Die Insel trägt abweichend von den bisher besuchten bewaldeten Inseln theilweise schon den Steppencharakter. Am 25. März wurden die Entdeckungsreisen bei den Karolinen fortgesetzt und die Inseln Elato, Faroilap, Ifaluk aufgesucht. Nach einem Aufenthalte zu Ulnai fuhren sie bis Eurupyg weiter und kehrten dann nach Norden um. Die Bonins-Inseln, deren Lage zu bestimmen ebenfalls eine geographische Aufgabe der Expedition war, wurden am 1. Mai ziemlich weit von dem Punkte, der ihnen auf den Karten angewiesen ist, aufgefunden. Während der Aufnahme der Insel Peel, die, wie diese ganze Inselgruppe, nach allen Nachrichten, unbewohnt sein soll, bemerkte man eine Rauchsäule, die von einem Vorgebirge aufstieg, und als der Capitain sein Fernrohr auf den Punkt richtete, sah er eine kleine englische Flagge wehen. Es wurde sogleich ein Boot nach der Insel geschickt, und zwei Männer von europäischer Gestalt in englischer Matrosenkleidung erschienen am Ufer und gaben sich als zwei Matrosen des Wallfischfängers Williams, der im Jahre 1826 hier Schiffbruch gelitten hatte, zu erkennen. Die Mannschaft des Schiffes hatte sich an das Land gerettet und wurde bald nachher durch einen anderen, für dasselbe Haus fahrenden Wallfischfänger an Bord genommen; nur die Beiden, der eine ein Norweger, der andere ein Deutscher aus Pillau in Preußen, hatten sich entschlossen, die abermalige Rückkehr des Schiffes abzuwarten, wozu sie theils die Ueberfüllung desselben, theils auch die Hoffnung bewegen mochte, von den Trümmern des Williams noch Manches retten zu können. Seitdem war Capitain Beechey mit der „Blossom" hier, beschrieb die Bonins-Inseln und nahm sie für England in Besitz; als aber im Herbste des nämlichen Jahres der erwartete Wallfischfänger nicht kam, die Beiden abzuholen, auch kein Anderer sich sehen ließ, erwachte bei ihnen die Besorgniß, man möchte sie ganz vergessen haben, vielleicht auch, daß der Hafen durch jenen Schiffbruch in Verruf gekommen sei. So angenehm nun auch der Aufenthalt in fast jeder Beziehung hier war, so liegt es doch in der menschlichen Natur, vor dem Gedanken einer lebenslänglichen Abgeschiedenheit der Art zurückzuschaudern; überdem wäre, sobald einer von Beiden starb, die Lage des Anderen eine sehr melancholische geworden; daher der Eifer, mit dem diese beiden Einsiedler das nächste Schiff, das sie nach langem Warten wiedersahen, herbeizuwinken sich bestrebten, und ihr ganz entschiedener Wunsch, von hier mitgenommen zu werden. Alles, was jene Beiden von dem Klima der Insel erzählten, erweckte die vortheilhaftesten Vorstellungen. Selbst im Winter war die Kälte so wenig bedeutend gewesen, daß sie nie das Bedürfniß einer Fußbekleidung empfunden hatten, und die Hitze des Sommers wurde durch Seelüfte gemildert. Nur die Häufigkeit heftiger Stürme scheint den Aufenthalt auf der Insel einigermaßen zu verleiden. Die Reisenden verweilten einige Zeit hier, um ein Leck des Schiffes auszubessern. Die beiden Matrosen wurden mitgenommen, und der Eine entschloß sich, unseren Verfasser auf seiner beabsichtigten Landreise durch Kamtschatka zu begleiten.

Am 8. Juli erblickten sie die Küste von Kamtschatka wieder. Noch hatte das Land ein ganz winterliches Ansehen, da in diesem Jahre der Frühling sich außergewöhnlich verspätet hatte. Der „Senjawin" setzte seine Fahrt nach den Gewässern der Behrings-Straße fort, während unser Verfasser bis zu dessen Rückkehr das Innere von Kamtschatka durchforschte. Am 10. Novbr. verließ der „Senjawin" in Begleitung des Moller den Peter-Pauls-Hafen. Auf der Rückreise berührten sie wieder die Karolinen und die früher schon besuchten Korallengruppen, verweilten in Manilla, St. Helena, auf der Azoren-Insel Fayal und ankerten am 12. Juli 1829 in dem inneren Bassin von Havre. Von hier begleitete der Verf. seine Reisegefährten noch bis Paris, wo er von ihnen schied, um zu Lande nach Rußland zu reisen. M.

Mannigfaltiges.

— Deutsche und französische Bevölkerung in Elsaß und Lothringen. Wie Adolf Schmidt vom historischen, so behandelt Heinrich Berghaus vom geographisch-statistischen Standpunkte die Abreißung des Elsaß und Lothringens vom deutschen Reiche, und zwar im ersten Hefte seiner „kritischen Studien zur Weltlage."* Mit Hülfe des wackern Statistikers Richard Boeckh und mit Zugrundelegung der Volkszählung von 1856, ist in dieser Schrift folgende Uebersicht des Areals und der Bevölkerung deutscher und französischer Zunge ermittelt, die in vier verschiedenen Epochen an Frankreich kamen:

1552 und 1648, durch die drei Bisthümer und den westphälischen Frieden, 168 Quadratmeilen, worunter 53 von Deutschen bewohnte, mit 260,000 deutschen und 433,000 französischen Bewohnern.

1681—82, durch die Reunionskammern und Straßburg's Ueberrumpelung, 42½ Q. M., worunter nur eine halbe Q. M. von Franzosen bewohnt, mit 370,000 deutschen und 2000 französischen Bewohnern.

1735, durch die Abtretung Lothringens (zunächst an den König Stanislaus Lesczynski von Polen), 298 Q. M., worunter nur 56½ von Deutschen bewohnte, mit 227,000 deutschen und 877,000 französischen Bewohnern.

1789, durch Einverleibung der bis dahin noch einigen deutschen Landesherren im Bereiche des Elsaß und Lothringens gehörenden Besitzungen, 90½ Q. M., worunter 19½ von Franzosen bewohnte, mit 435,000 deutschen und 92,000 französischen Bewohnern.

Zusammen sind es 1,292,000 Deutsche auf 221½ Q. M. und 1,404,000 Franzosen auf 376½ Quadrat-Meilen. Das ist ungefähr soviel, als das Königreich Württemberg und das Großherzogthum Baden zusammengenommen.

— Humboldt und das deutsche Vaterland. In einem Nachrufe an Alexander von Humboldt singt Ludw. Aug. Frankl in Wien:

„Zu all' den gold'nen Gaben ward auf Erden
Die beste Dir: ein großes Vaterland;
Es hat dir nicht gewehrt, Du selbst zu werden,
Es fühlte groß sich, weil es Dich erkannt.

„Frei ließ es Dich als starken Baum erheben,
Beschnitt und bog Dir nicht die Zweige um —
Das Luther, Leibniz ließ zum Himmel streben,
Ließ auch erreichen Dich den höchsten Ruhm.

„So wurdest Du den Seelen ein Befreier,
Ihr Mörder nicht, wie trunk'ner Blödsinn sprach.**
Wir sehen Dir bei Deiner Leichenfeier
Wie einem Halbgott, der sich aufschwingt, nach!

— Zur Säcularfeier des 10. November 1859. Wenn es gegenwärtig, nach wieder eingetretener politischer Stille gestattet ist, an die für den 10. November 1859 bevorstehende Säcularfeier des Geburtstages Schiller's zu erinnern, so mag man auch wohl berechtigt sein, auf die Worte der Aufmunterung des deutschen Volks zu allgemeiner Theilnahme an dieser Feier hinzuweisen, welche kürzlich J. G. Rönnefahrt unter der Aufschrift: „Schiller und Goethe, oder: Der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation" herausgegeben hat.*** Am 13. Juni 1794 war es nämlich, wo Schiller und Goethe in Jena zuerst sich näher traten, und wie Beide lange genug gesonderte Wege gegangen waren, so ist der 13. Juni 1794 eben so durch seine heilsamen Folgen, als wegen der vorausgegangenen Erscheinungen von ergreifender Wichtigkeit für uns Deutsche. Der Verfasser setzt Beides in Bezug auf äußeres Geschick und bürgerliche Lage, auf Ruhmesverhältniß und Geistesart, auf die nach längerer gegenseitiger Abneigung dann wirklich stattgefundene Vereinigung Beider, namentlich in Ansehung der Beschaffenheit des Bundes und der Ergebnisse der Vereinigung, in das gehörige Licht und bringt Manches bei, was wohl geeignet ist, das innige Verhältniß Schiller's und Goethe's zu kennzeichnen und in das Verständniß der Dichterwerke Beider einzuführen, welche unmittelbar oder mittelbar ihr Entstehen jenem Verhältnisse verdanken. Die Darstellung ist verständig und klar, auch wenn das Ganze tiefergehenden Bedürfnissen und Ansprüchen theil-

* Berlin, Verlag von Ferdinand Riegel, 1859.

** Ein Freund des Dichters Frankl fragte, als Letzterer im Jahre 1857 in Berlin war, bei Humboldt an, wann er Jenen vorstellen könne, und erhielt folgende schriftliche Antwort:

. . . „Sie werden mir mit dem Dichter Frankl morgen um ¾1 Uhr willkommen sein, wenn er auch aus einem Lande kommt, wo man mich einen „Seelenmörder" nennt. (Dies hatte bekanntlich Herr Sebastian Brunner in der ultramontanen, „katholischen Literatur-Zeitung" von Wien gethan).

Berlin, 20. Mai 1857. Humboldt.

*** Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung, 1859.

weise weniger entsprechen und genügen dürfte. Jedenfalls kann die Schrift belehren und aufklären, und vornehmlich für den obbemerkten Zweck kann sie „deutschen Männern und Frauen, sowie der reiferen deutschen Jugend von Nutzen sein" und daher empfohlen werden.

— Gräfin Dora d'Istria. Ueber diese interessante Frau und über ihr in deutscher Uebersetzung erschienenes, ursprünglich in französischer Sprache geschriebenes Werk: „La Suisse allemande ou l'ascension du Moench" brachte das vorjährige „Magazin," (Nr. 155) Einiges, was als genügend angesehen werden konnte, um auf die Person jener Rumänin selbst gebührend aufmerksam zu machen. Schon früher war von ihr ein vielfach anziehendes und lehrreiches Werk: „La vie monastique dans l'église orientale" herausgegeben worden, welches zuerst und namentlich in der französischen Presse die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Sie machte in diesem Werke den Versuch, „den belebenden Geist, der im 16. Jahrhundert die Wiedergeburt Deutschlands hervorrief," im christlichen Orient zu verbreiten, um auf diese Weise den nöthigen Reformen in der orientalischen Kirche, deren Nothwendigkeit sie selbst unzweifelhaft erkennt, und dann auch im politischen Leben den christlichen Völkern des Orients im geeigneten Maße von Innen heraus vorzuarbeiten. Jenes Werk ist bereits in einer zweiten, sehr vermehrten Ausgabe erschienen, welche, während die erste nur auf die russischen Klöster sich beschränkte, nun auch noch die der übrigen Länder des orthodoxen Orients berücksichtigt. Von einem schon vor einiger Zeit angekündigten Werke der Gräfin Dora d'Istria: „Les femmes en Orient" ist kürzlich der erste Theil ausgegeben worden.

— Maria Stuart, nach Lamartine. Zu den vielen Apologeten, Bewunderern und Liebhabern der schönen Sünderin von Schottland ist nun auch noch der alte, poetische Sünder von Frankreich, Herr von Lamartine, gekommen, von dem man sich wundern könnte, daß er nicht längst schon die gekrönte, halbfranzösische Schottin zum Gegenstande seiner „Meditationen" und „Lamentationen" gemacht. In englischer Sprache hat er zuerst seine Schrift über Maria Stuart erscheinen lassen,* wahrscheinlich des größern Honorars wegen, das er in Folge dessen von dem britischen Verleger erhält. Um einen Begriff von dem Enthusiasmus zu geben, mit welchem der Dichter seine Heldin auffaßt, theilen wir Nachstehendes aus der Einleitung mit: „Wenn ein zweiter Homer erstände, und dieser eine zweite Helena zum Gegenstand einer modernen Epopöe des Krieges, der Religion und der Liebe sich suchte, so würde er einen solchen nirgends besser, als in Maria Stuart, der schönsten, der schwächsten, der anziehendsten und hingebendsten aller Frauen finden." In der That verwandelt Lamartine die viel erzählte Lebensgeschichte der schottischen Königin in ein lyrisches Poem, das seine Travestie bereits in einem Gedichte Heine's gefunden, der die Gemahlin Darnley's bekanntlich einen „königlichen Besen" genannt hat.

— Die Häfen von Wisconsin. Das vor kurzem erschienene Doppelheft, Nr. 70—71 der „Zeitschrift für allgem. Erdkunde," enthält neben mehreren andern interessanten Aufsätzen — von denen namentlich die „Erinnerung an Alexander von Humboldt" mit besonderer Theilnahme gelesen werden dürfte — eine Uebersicht der Handels- und Hafenstädte des Staates Wisconsin, die einen anschaulichen Begriff von dem großartigen Aufschwung giebt, den dieser Theil der amerikanischen Union, Dank seiner günstigen Lage an den beiden herrlichen Binnenmeeren des Lake Superior und des Michigan und den zur Vervollständigung dieser natürlichen Communicationsmittel erbauten Eisenbahnen und Kanäle, in neuester Zeit genommen hat. Der Staat Wisconsin selbst, dessen Bevölkerung sich im Jahr 1840 nur auf 30,945 Seelen belief, zählte 1850 schon 305,538 und 1855 nicht weniger als 582,109 Einwohner. Auf der Stelle, wo jetzt Milwaukee liegt, errichtete der erste Ansiedler, Salomon Juneau (wahrscheinlich ein französischer Kanadier), im Jahr 1817 ein kleines Blockhaus, und es ist diesem Manne beschieden worden, die Entwickelung dieser Stadt von so bescheidenen Anfängen zu einem der blühendsten Handelsplätze in den Vereinigten Staaten mit eigenen Augen zu schauen; denn im Jahr 1857, wo die Einwohnerzahl von Milwaukee bereits auf 45,000 angegeben wurde, lebte Salomon Juneau noch. Alljährlich langen über 2000 Schiffe an, die sogar mit Europa eine direkte Verbindung unterhalten; mindestens 150 Kaufleute sind mit dem Großhandel beschäftigt, darunter 31, deren Absatz sich auf mehr als 200,000 Dollars beläuft. Die Gesammt-Ausfuhr, die 1851 einen Werth von 2,607,824 Dollars repräsentirte, war 1856 auf 20,274,300 Dollars gestiegen. In letzterem Jahre lieferten die Brennereien der Stadt 35 Millionen Stück Ziegel, welche aber kaum dem Bedürfniß der vielen Bauten genügen konnten; die Mahlmühlen produzirten 116,000 Fässer Mehl, die Brauereien 75,000 Fässer Ale und Bier, meistens „Lagerbier," das Lieblingsgetränk der in Milwaukee sehr zahlreichen Deutschen. Ueber diesen materiellen Bestrebungen wird jedoch die Sorge für die geistigen Interessen nicht vernachlässigt; Milwaukee besitzt eine Universität, eine höhere Töchterschule, eine Handelsschule und sieben Volksschulen. Von den anderen Hafenplätzen am Michigan-See ist Racine der bedeutendste. Seine Bevölkerung betrug im Jahre 1840 erst 337 Seelen; sie war 1857 auf 12,000 gestiegen, und man schätzte den Werth der Manufakturen auf mehr als eine Million Dollars. In der neuen Stadt Manitowoc erscheinen neben zwei englischen auch zwei deutsche Zeitungen. Am Gestade des Oberen See's ist Superior City der ansehnlichste Ort, dessen Bedeutung jedoch hauptsächlich noch der Zukunft angehört, indem das unermeßliche Hinterland, bei dem er die kommerzielle Vermittler-Rolle spielen wird, sich bis jetzt in dem Stadium der allerersten Entwickelung befindet. Die älteste, aber auch die am wenigsten vorgeschrittene, der allgemeinen Regsamkeit ganz fremd gebliebene Stadt ist La Pointe, von französischen Jesuiten und Kaufleuten im Jahr 1680 auf Madeline-Island, der größten von den Apostel-Inseln, angelegt und lange Zeit Mittelpunkt der Operationen der nordwestlichen Pelz-Compagnie.

— „Männer der Zeit." Von diesem biographischen Lexikon der Gegenwart ist kürzlich das siebente Heft ausgegeben worden.* Es befinden sich darin unter Andern die Lebensbeschreibungen von Sir Henry Bulwer Lytton, Victor Hugo, Nathaniel Hawthorne, A. H. Layard, Bernhard Cotta, Theodor Benfey, P. A. Munch, Schlagintweit (Gebrüder), Ferd. Hiller, A. B. Marx, Hector Berlioz, Niels W. Gade und Franz Dingelstedt; ferner der Generale Baillant, Mac-Mahon, Regnault de St. Jean d'Angely, Filangieri, Wimpffen, Zobel, Urban und Grünne, der Minister v. Bach, Gortschakow, Clarendon 2c. Es ist zu bedauern, daß die Herausgeber, zu streng an den Titel der Sammlung sich haltend, nicht auch Biographien von Frauen aufnehmen.

— Deutsche Werke in neugriechischer Uebersetzung. Wenn auch jetzt Manches z. B. aus dem Französischen, (Romane und dergl.) in's Neugriechische übersetzt wird, was im Interesse der wahren Bildung des griechischen Volks ungedruckt bleiben sollte, so wird doch auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete dort manche Schrift und manches große Werk, namentlich aus dem Deutschen übersetzt, was der Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens in Griechenland nur förderlich sein kann, auf der andern Seite immerhin auch eine ehrenvolle Anerkennung für die deutsche Wissenschaft enthält. Wie in den Jahren 1856 und 1857 mehrere Schriften des deutschen Hellenisten Krüger (über die „Dialekte der griechischen Sprache" und „kleine Syntax des attischen Dialekts") von den Griechen Kostopulos und Xanthopulos in Athen in's Neugriechische übersetzt wurden und dort im Druck erschienen, so ward vor Kurzem eine neugriechische geschriebene „Geschichte Alexander's des Großen, nach Droysen, unter Benutzung älterer und neuerer Quellen," von dem Professor Konstantin Phrearitis in Athen herausgegeben. Aus einer früheren Zeit tragen wir hier noch die Abhandlungen Winckelmann's: „Rath für den Beschauer von Kunstwerken" und „über die Grazie in den Werken der Kunst," nach, die der gegenwärtige Professor an der Universität in Athen, Stephanus Kumanudis, seiner Schrift: *Ποῦ σπεύδει ἡ τέχνη τῶν Ἑλλήνων τὴν σήμερον;* (über den Zweck der heutigen griechischen Kunst), Belgrad, 1845 in einer griechischen Uebersetzung anhing.

* Mary Stuart. By Alphonse de Lamartine. Edinburgh, Black, 1859.

* Leipzig, Carl B. Lorck, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Devaranne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postvereine portofrei geliefert wird.

№ 101-103. Sonnabend, den 27. August 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Französische Urtheile über deutsche Wissenschaft.

Die Ansicht in Bezug auf die besondere Befähigung jedes europäischen Volkes für bestimmte einzelne Zweige der Kultur ist in unseren Tagen schon so zum Gemeinplatz geworden, daß es die Geduld des Lesers ermüden hieße, wollte man diesen Satz durch weitläufige Beispiele erst noch erhärten. Anerkannt ist der feine Sinn des Franzosen für die glänzende Außenseite des Lebens, sein überwiegendes Talent für Rhetorik und Declamation neben einer schnellen, lebhaften Auffassung der Dinge um ihn her. Wir reden hier besonders von der literarischen Begabung; die Leichtigkeit des Benehmens, die Elasticität, die körperliche Gewandtheit, der graziöse Muth dieses Typus sind äußere Eigenschaften, welche Verkehr und Umgang praktisch zur Geltung bringen, aber psychologisch haben sie an jenem Sinn und Talent ihren Quell. Denn die Aeußerung des Wesens durch das Mittel der Sprache steht dem Herzen der Volks-Individualität weit näher und zeugt also sicherer für ihren Geist, als der sonstige äußere Schliff einer polirten grande nation policée. Auf der andern Seite würde man dem Bewußtsein der deutschen Wissenschaft und Kunst ein gutgemeintes Unrecht zufügen, wenn man der Ansicht wäre, der Deutsche, dieser Poet bei der Theilung der Erde, wüßte nicht ganz genau, daß Tiefe, sittlicher Ernst, gediegene Innerlichkeit und ein sympathischer Zug nach der Einheit des Wahren und Schönen, philosophisch und dichterisch zugleich, seinen Stamm auszeichnet. Der wohltönende Dichter Platen-Hallermund giebt sich die höchst unnütze Mühe, den Sängern seines Volkes diese Heilswahrheit deutschen Wesens zu predigen, indem er sagt:

> Wer hier zum Volke spricht in stolzen Tönen,
> Der sei auch würdig vor dem Volk zu sprechen,
> Entnervendes zu bieten statt des Schönen
> Ist an der Zeit ein Majestätsverbrechen.
> Zeigt ihr der Väter sonn'gen Ruhm den Söhnen,
> So sucht durch stille Größe zu bestehen.
> Und wollt ihr treffen mit des Witzes Strahle,
> Kredenz' euch Anmuth erst die Zauberschale!

Ich denke, daß gar manchen Früchten nicht blos der schönen Literatur des alten und neuen Frankreichs gegenüber solche Worte viel besser gepaßt hätten, als im Hinblick auf Gegner, unter denen auch ein Immermann hervorragte, und mag Anmuth charakteristischer Vorzug der Söhne der eroberungssüchtigen Frau Gallia sein, Goethe's Lyrik und Schiller's Drama und Lessing's Kritik haben auch uns diesen Vorzug gesichert. Oder sollte unserm Platen die zarte Muse von des Heil. Röm. Reichs Ritter, Freiherrn O. von Redwitz auf Schmölz, in amaranthfarbigen Gewande als Gespenst vergangener Zukunft und zukünftiger Vergangenheit erschienen sein? —

Am meisten macht dem Deutschen der Tiefsinn seiner genialen Weltanschauung Ehre — und „Weltanschauung" ist ein echt deutscher Begriff — der germanische Forschergeist handelt nach Schiller's Regel:

> In die Tiefe mußt du steigen,
> Soll sich dir das Wesen zeigen.

Weil wir Deutschen uns darauf verstehen, hinabzusteigen in die innersten Klüfte und Schluchten der Menschennatur, darum verstehen wir auch die fremden Völker so wunderbar gut, während die Andern uns nicht verstehen. Ehestens dürfte wohl noch — Times-Korrespondenzen abgerechnet — der germanische Engländer sich eignen zum Verständniß der Deutschen. Der Franzose ist in vielen Stücken der Gegenfüßler des deutschen Volkscharakters; ihm ist daher das Urtheil über uns stets am unglücklichsten gerathen. Selbst der große Kritiker Charles Nodier, den jahrelanger Aufenthalt und Studium in Deutschland bei tüchtigem Scharfsinn und redlichem Willen auf einen freieren Standpunkt gerückt hatten, giebt, indem er in seinen Rêveries littéraires, morales et fantastiques die Fähigkeit zur Hervorbringung literarischer Typen bespricht, ein, wie ich glaube, nicht ganz getreues Bild von der reichen Eigenthümlichkeit unserer Landsgenossen, obwohl er, man würdigt es gern, alle andern Urtheiler seines Volks an objektiver Gerechtigkeit gegen uns, ja an Vorliebe für uns, weitaus übertrifft. Er schildert uns, weil er unter dem Eindruck der Herrschaft Napoleon's I. schrieb, allzu ideal-schwärmerisch: en idéologues allemands. Es sind folgende Worte:

„Les Allemands qu'un penchant organique à la mysticité entraine toujours vers le spiritualisme, étaient moins propres à comprendre et à fixer les images de la vie sociale dans ses réalités absolues. L'élan de leur psychisme rêveur les porte vers un monde plus idéal, et quand ils découvrent un type sensible, c'est plutôt par le privilége de la prévision, que par celui de la perception, et dans l'avenir que dans le présent. L'homme qui est disparait pour eux devant l'homme qui sera, ou devant l'homme qui devrait être. Stationnaires dans les moeurs ils ont placé leur vie morale dans une autre région (das Reich des Fichte'schen transscendentalen Idealismus), ils marchent en précurseurs à la tête des idées (Brave!). Ainsi dans les Brigands de Schiller, chef-d'oeuvre dont il concevait à peine lui-même toute la portée, il a jeté en se jouant comme le sommaire poétique des révolutions prochaines. Ainsi, dans la peinture de cette sensibilité rêveuse, irritable et passionnée de Werther, qui finit par être obligée de réagir sur elle-même, Goethe en a révélé le mystère. Si vous pouvez enfermer ces deux types dans un tour du compas, vous n'avez plus besoin de laisser d'autres monumens de notre histoire contemporaine; elle y est toute."

Ein Urtheil, wie das obige, giebt mehr eine künstlerische, als eine wissenschaftliche Kritik des deutschen Nationalcharakters und allerdings absichtlich nur in Bezug auf einzelne Erzeugnisse unserer bildenden Dicht-

kraft; dennoch behaupte ich, daß die poetische Seite unseres Wesens, und bei keinem Volke leichter als bei den Deutschen, tiefer zu einer Gesammtschilderung ausgebeutet werden konnte. Allein ich zweifle, ob unsere westlichen Nachbarn ohne einen radikalen Umschwung ihrer Wissenschaft ihre einmal fertigen und bereitwillig sich darbietenden Ansichten über das Ausland je umwandeln werden — sie selbst sind allzusehr Charaktere dafür und leider finden sie, daß eine liebenswürdige Beharrlichkeit im Unwissendsein häufig weit besser kleidet, als in Staub und Schweiß errungene Gelahrtheit.

Den Mangel wahrhafter und nach allen Seiten hin gerechter Objektivität verschuldet bei den Franzosen offenbar der unvollkommene Zustand ihrer Philosophie. Bestreitet man auch der Philosophie den Rang als „Königin des Lebens", so ist und bleibt sie nichtsdestoweniger eine der Grundwissenschaften und in subjektiver Beziehung sicherlich die Vorbedingung aller andern. Sie steht über den Systemen ihrer Pfleger. Sie ist die nothwendige ideale Ergänzung für alles positive Wissen und Erlernen. In Frankreich hat ihre Bedeutung seit der großen Revolution sehr abgenommen. Weder der eine Zeit lang noch beibehaltene ältere Sensualismus, den Voltaire als Prometheusfeuer aus England herübergeholt, noch die unter der Restauration zu Tag getretene Offenbarungsphilosophie der école catholique, deren positive Grundlage wunderlicher Weise in die Schwärmereien eines St. Simon und Lamennais umschlug, verhinderten das Sinken des philosophischen Geistes. Auch nicht die Kritik. Da kamen Kératry, Degérando und Royer-Collard auf die Idee einer läuternden Verschmelzung des sensualistischen und katholischen Elements, und diese Idee gebar den Eklekticismus. Er war überaus geistreich, nicht unedel noch gottlos, aber er litt in Folge seiner Voraussetzungen stark an mangelnder Eigenthümlichkeit. Ihm fehlte eben ein besonderer Inhalt, bis Victor Cousin den Blick auf Deutschland wandte und von seinen Reisen in die Gauen von Bayern, Hannover und Preußen den Reinertrag der drei Systeme, des Fichte'schen, Schelling'schen und Hegel'schen heimbrachte, nach einander sie in französische Formen goß und von nun an mit einem Gemisch französischer und deutscher Gedanken recht geschickt operirte, und das in einem Styl, der die reizendste Anmuth mit Klarheit und Sicherheit des Ausdrucks zu verbinden weiß. Auch möchte ich ihm und Th. Jouffroy das zugestehen, was Tieck den „breiten Blick" genannt hat, das Vermögen der Ueberschau, d. h. zur weitgreifenden übersichtlichen Darstellung des philosophischen Stoffes. Cousin hat einen Schatz von Ideen den Franzosen zugeführt und er selbst wenigstens ist ehrlich genug, überall seine Quelle zu nennen.

Vor zwei Jahren schrieb ich an einen französischen Freund die obige Meinung, und soviel ich an der französischen Auffassung der Gedankendinge zu loben vermochte, that ich's aufrichtigen Herzens. Aber mein lebhafter Freund, der nach Vollendung seiner Brotstudien zwei Jahre auf die Bekanntschaft mit dem deutschen Geist an Ort und Stelle verwendet hatte, gab mir eine Antwort, die mich höchlich in Erstaunen setzte, indem ich doch Vieles von dem Gesagten einer zuvorkommenden Connivenz-Galanterie und nicht dem reinen Anerkenntniß unserer Vortrefflichkeit zuschreiben mochte. Ich erlaube mir, die betreffenden Passus in deutscher Uebersetzung vorzutragen.

„Sie werfen mir vor, von meinem Gesichtspunkte zuviel Zugeständnisse gemacht zu haben und Sie suchen, die Ehre der französischen Gelehrten dadurch zu retten, daß Sie ihnen den „circumspectus" vindiciren. Welchen Respekt ich nun auch vor der Autorität von Tieck und vor der Ihrigen habe (gut französisch gesprochen!), ich möchte Ihnen indessen in einigen Punkten widersprechen. Die Franzosen, es ist wahr, fassen mit einer seltenen Leichtigkeit das auf, was sich aus einer Idee machen läßt („saisissent le parti qu'il y a à tirer d'une idée"), sie erkennen von fern deren Ausdehnung und Tragweite, aber glauben Sie sie fähig, wissenschaftlich daraus alle die Consequenzen zu ziehen, welche darin enthalten sind? Was die positiven Wissenschaften anlangt (Physik, Chemie, Algebra, Mathematik, Gewerbskunde), da geb' ich es zu, „mais pour la philosophie, non et mille fois non!" Denn blicken Sie näher: das Philosophische, und dieses habe ich im Auge, hat es auch nur ein klein wenig von dem philosophischen Systeme profitirt, deren sich das Deutschland des 19. Jahrhunderts mit gutem Rechtstitel rühmt? Die Philosophie des Herrn Cousin, was ist sie in letzter Prüfung? Ein mehr oder weniger gut kombinirter Eklekticismus, der allerhöchstens den Werth einer geschickten Vermittelung hat. Die von den Professoren der faculté des lettres öffentlich gelehrte Philosophie geht unbemerkt von dem großen Publikum in die Hefte ihrer seltenen Zuhörer über oder in die noch obscureren Seiten irgend eines „manuel du baccalauréat ès lettres." — Was soll man außerdem von Leuten erwarten, die wie Mr. Ch—üe, Professor an der faculté des lettres zu Caën, zu schreiben wagen — — „que la philosophie allemande des 60 dernières années a fait plus de chemin par l'imagination que par la raison. Und das sind Dinge, die sich von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation wiederholen." u. s. w.

Ein Jahr später empfing ich aus Paris von der Hand eines jungen „protestantischen Abbé" folgende Schilderung des dortigen akademischen Lebens:

„In den orientalischen Sprachen habe ich hier rein gar nichts profitirt, während ich dieselben doch unter der Leitung der Professoren von der École des langues orientales und des collége de France studiren wollte. Thörichte Hoffnung das, die auch bald großartig enttäuscht wurde; die Pariser Professoren bilden eine ganz eigene Race „faisant leurs cours par acquit de conscience," folglich sehr schlecht, außerhalb der Hörsäle existiren sie nicht mehr für die Eleven. Zwei Vorlesungen die Woche, oder drei viertel Stunden genügen dem Professor, sich mit den drei Abtheilungen zu beschäftigen, welche die Eleven der Schule begreifen. Und was für Vorlesungen! „C'est à faire dresser les cheveux sur la tête!" Die Eleven übersetzen rollenweise und der Professor fügt von seinem eignen Wissen einige mehr oder weniger banale Bemerkungen hinzu, aber er hütet sich wohl, ernstlich in den behandelten Gegenstand einzugehen. Ein Beispiel zu Ihrer Erbauung. Ein alter Gelehrter, Mr. R., Professor des Arabischen, begann seine Vorlesung, indem er uns aufzeigte, daß die arabische Sprache eine eigne Grammatik habe und hinsichtlich des Baues Aehnlichkeit mit dem Lateinischen, denn wie dieses habe sie Substantiva, Adjectiva und Verba; folglich könne der, welcher einen Begriff vom Lateinischen habe, leicht das Arabische erlernen. — Ich verließ die Vorlesung vollkommen erbaut, und ich habe nie wieder den Fuß dahin gesetzt.

„Alle sind zwar nicht von dieser Stärke, aber es gilt hier überall sonst im wissenschaftlichen Unterricht eine Behutsamkeit („un ménage"), die wahrhaft erstaunlich ist, und abgesehen etwa von einigen ehrenwerthen Ausnahmen, sind alle nach derselben Form geschnitten. Die Philosophie, die Literatur und die Geschichte wandeln zusammen diesen oberflächlichen Weg. Im Uebrigen reden diese Herren sehr gut, ihre Phrasen sind très-académiques und man kann bei ihnen das Französische gut aussprechen lernen, aber inhaltlich geben sie nichts oder fast nichts, und man wünscht nur Eins: sich den Beifall der Menge zu erwerben. Darauf versteht sich Herr St.-Marc-Girardin in seinen Vorlesungen über Literatur bewunderungswürdig; stets reißt er sein Auditorium hin, das regelmäßig auf mehr als zweitausend Personen sich beläuft. Ich möchte nicht daraus den Schluß ziehen, daß er einen trefflichen Cursus giebt und überhaupt einen gelehrten; nein, es sind geistreiche Plaudereien, mit vielem Talent gesprochen, in denen er große Sorge trägt, sich möglichst dem Geschmack der Zuhörer anzuschmiegen; ohne Zweifel kommen große und schöne Ideen in seinem Cursus vor, und er sagt sie mit Feuer, aber sie kehren so häufig wieder, daß man nach einmonatlichem Besuch den ganzen Mann kennt."

„Und Philarète Chasles am Collége de France! Er sagt häufig und besonders bei Gelegenheit deutscher Literatur Dinge von der Stärke des „Meinigen," und wenn Sie ihn hören könnten, würden Sie vielleicht den Wunsch jenes Correspondenten der Augsburger Zeitung theilen, der dem Herrn einen Schlag auf den „Seinigen" zubilligt."

„Und trotzdem sind die Curse von Leuten aller Art besucht. Sie sehen neben den aufgeregten Studenten den Greis mit kahlem Schädel, neben der femme du monde (man läßt zu einigen Vorlesungen auch Damen zu) den pion de collége (— Pennal oder Fuchs —) und Alle klatschen um die Wette, wenn eine jener schnaubenden Phrasen vom Professor geschleudert wird. Ich denke nicht, daß die Curse der Rechtsfacultät und der medicinischen von gleichem Kaliber sind, denn in letzterer vorzüglich giebt es Männer von hoher Befähigung, aber die Studien treibt man dort nicht weniger ungründlich, die Studenten sind zu sehr in ihre Liebschaften mit den „lustigen Karabinern" (der klassische Ausdruck für Grisetten) vertieft, als daß sie den ernsthaften Studien viel Zeit widmen könnten. Das Leben der Universitätsjugend von Paris hat, ich bin dessen sicher, seines Gleichen nicht auf der Welt, und es würde eine wahrhafte Sittenstudie abgeben, wollte man einen geübten Blick in diese Umgebung werfen, wo soviel Geist und Feinheit (élégance) sich mit soviel Elend und Erniedrigung vermischt finden" — u. s. w.

Hoffen wir, daß der vorurtheilsfreie Franzose sein Bild doch etwas zu schwarz gezeichnet hat! Trw.



England.

Korrespondenz-Berichte aus England.

Neue Religion und neue Ideale.

Der schwarze Mann und der schwärzere.

London, im August.

Wir müssen eine neue Religion haben. Manche sind nicht ohne Grund froh, daß das Alte nach Außen und wegen innerer Hohlheit und Fäulniß ziemlich abgethan und nun die neuen Götter Thaler, Groschen, Pfennige, Sauerstoff, Stickstoff, Phosphor und ein Schock anderer zweifelhafter Elemente zur vollen Herrschaft kommen werden; aber die Menschheit im Ganzen und Großen, im Höchsten und Tiefsten kann diese Freude und Hoffnung nicht theilen. Sie muß Ideale haben, vielleicht unerreichbare, aber desto geeignetere zum Aufrichten und Emporstreben, die das Herz erwärmen, erweitern und es aus diesem „Kreislaufe des menschlichen Lebens" zu excentrischen Bewegungen bringen, mit Centrifugalkräften ausstatten.

Der selbstzufrieden thuende Materialismus kann zwar fragen: Wozu imaginäre Centrifugalkräfte, wozu excentrische Ruder in der Herzensmaschine? Sie ist von der Natur dazu bestimmt, wie eine Uhr, durch Essen, Trinken, Athmen, aufgehangen zu werden und endlich abzulaufen.

Gut! Angenommen, die Menschheit sei zu weiter nichts bestimmt, als wie ein Haus-Narr im Lustspiele, aufgehangen zu werden und abzulaufen, angenommen, dies sei immanenter Zweck des Lebens, und die Leute hätten weder Veranlassung, noch Trieb und Recht, sich von der Drehstange ihrer Lebensmühle loszureißen oder wenigstens sich nach Triebkräften aus andern Regionen und für ideale Zwecke zu sehnen, wie Viele können dann unter den bisherigen Verhältnissen ordentlich und mit einiger Sicherheit, daß sie ihren materialistischen Kreislauf erträglich zurücklegen werden, leben und laufen? Wir haben eben erlebt, daß über hunderttausend Menschen in kurzer Zeit ganz unschuldig, zu ihrem, ihrer Eselstreiber und der übrigen Menschheit grimmigen Nachtheile mit Kugeln, Säbeln, Bayonetten, gewaltsamen Mangel an Wasser und Brod todt gemacht und die ganze übrige Menschheit in ihren Kreisläufen so wesentlich gestört ward, daß Exemplare dieser Menschheit auch außerdem hundert- und tausendweise materiell und moralisch gewaltsam niedergerissen wurden. Und nun, da das scheußliche Intermezzo vorbei sein soll, stehen sie alle in ganz Europa noch in Furcht und Zittern, in Wuth und Angst, knietief in schmutziger Lüge, in Mißtrauen Aller gegen Alle neben einander. Wenn der große Hund nicht wieder Krieg anfängt, hat doch Niemand Sicherheit vor diesem und jenem Karnickel eines Mittel- oder Kleinstaates, daß es nicht anfange.

So weit ist's gekommen. In Frankreich kann der unschuldigste Mensch um Mitternacht aus dem Bette geholt und nach Cayenne gebracht werden. Und an derselben Furcht leiden mehr oder weniger alle Herren und Damen Europa's. Der „schwarze Mann," der Cayenne-Pfefferer, stört die Menschheit fortwährend im Wachen und Schlaf. Können die Menschen und Staaten unter diesen Verhältnissen ihren natürlichen Lebenskreis ablaufen? Im Gegentheil, Alles läuft oder stockt in elender Konfusion und Unnatur durch einander, und in Deutschland kann, glaub' ich, der unschuldigste Lampe von einem Hasen nicht mehr seiner Nase nachgehen, ohne durch Kunst und verhunzte Natur gestört und wohl gar gebraten zu werden, bei welchem einfachen Prozesse nicht selten ein halb Dutzend Vergehen gegen Jagd- und Steuergesetze begangen werden.

„Es möchte kein Hund so länger leben!"

Warum sollten's und wie könnten's denn die Menschen? Früher hatten starke Geister ihr sicheres Rezept gegen alle diese Uebel in der Tasche: Republik. Anderen war dies freilich nicht stark genug und zu einfach; sie setzten hinzu: Sociale, wobei sich die Schneidergesellen und andere seiner zugeschnittene Naturen so eine Art vom Staate eingerichtete und erhaltene Kreislauf-Lebensmühle für jeden Einzelnen vorstellten.

Je nun, wir haben eine Republik selbst mit solchen Mühlen für blinde Drehpferde ganz in der Nähe gehabt. Napoleon hielt sie nicht für gut genug und machte plötzlich eine bessere so schön, daß ihm Lord Palmerston entzückt und über den Kanal hinweg um den Hals fiel und klassisch! ausrief. Die andern Weisen des Morgen- und Abendlandes fielen ihm nach, und befahlen Jeder in seinem Lande, daß Niemand an dieser neuen Republik „mit dem verstorbenen Kaiser" an der Spitze etwas tadeln dürfe, da sie die neue, wirkliche, patentirte Gesellschafts-Rettungsmaschine sei. Jetzt ist man bereits allgemein entgegengesetzter Ansicht mit Stahlfedern.

Dann glaubte man auch an die Republiken in der neuen Welt drüben. Aber dort schießen sich die Leute mitten auf der Straße todt und setzen Mörder auf Throne des Volks-Enthusiasmus, und die Damen lassen sich gräfliche Wappen an ihre Kutschenthüren malen und wählen sich auf Broadway ganz ungenirt momentane Vice-Ehemänner theils auf die Stunde, theils auf längere Zeit mit und ohne Kündigungsfristen. Die Wahlen hängen von Rowdies, Runners und Loafers, von Revolvers und Bowie-Messern ab. Wer Farbe hat, wird nicht zu den Menschen gerechnet.

Das ist also auch nichts für uns.

Ja, aber willst du immer weiter schweifen? Sieh das Gute liegt so nah — Großbritannien! Hier sind die verwirklichten Ideale für die Vernünftigen, Gemäßigten hübsch beisammen, so daß man sogar große Auswahl haben mag. Aber freilich an der Spitze steht ein Palmerston, der in seiner Grundfarbe noch viel schwärzer ist, als der „schwarze Mann," dieser von den diplomatischen Grasmücken Europa's, mit Palmerston an der Spitze, fett und feist gefütterte Kuckuk, vor dem sich nun Alle fürchten, und England am meisten, weil es wirklich ihm gegenüber sehr schwer ist. Aber das Parlament? Das ist eine Schwäche mehr, und „England wird nicht untergehen, wenn nicht durch sein Parlament."

Die englische Presse selbst stellt es nachgerade als ein Nest voller Mob (Bentley's Quarterly-Review, 1859, zweites Vierteljahr), voller Schwindler und Bestecher, voll unehrlicher Leute dar.

„Corruption! Corruption!" heißt es in einem Standard-Leitartikel. „Die Themse ist nicht so faul, und Houndsditch (die verrufenste Schachergegend Londons) nicht so betrügerisch, als das englische Parlament. Hier sind wir mitten in dem Gewirr und der Hitze von Wahl-Schwindeleien. Die Geschäfte der Nation müssen den Untersuchungen über Wahl-Schwindeleien, die selbst ein Schwindel sind, nachstehen." — Folgt Beleuchtung einzelner Fälle und der Schluß: „Die letzten Wahlen waren nach einem Modell, durchweg charakterisirt durch den Entschluß, sich auf jede Kosten von Moralität und money durchzubringen und das Wort Wahl zu einem Hohn- und Schimpfwort zu machen. Lord John Russell hat jetzt eine größere Pflicht als Reform vor sich, er muß seinen Schaaren Ehrlichkeit lehren."

Im Wesentlichen stimmen fast alle Organe der Presse mit diesem Tone überein. Selbst Partei-Organen ist der Stoff und die Courage ausgegangen, noch etwas an dieser Heerde zu loben, deren unentbehrlicher Hirt Palmerston wieder geworden ist. Jeder weiß es, daß er mit seinen Künsten und Künstlern die Hauptschuld an der jetzigen schmachvollen Lage Europa's trägt, aber er ist und bleibt unentbehrlicher Premier, weil das der Stand und Gang des großen Schwindler-Hasard-Spiels, genannt Parlament, so mit sich bringt, und Niemand über diese Herren Macht hat, höchstens mit Ausnahme Napoleon's, der ohne Invasion, Schlacht und Sieg beinahe so weit ist, daß er ihnen Befehle herüberschreiben kann, denen man unterthänigst gehorchen würde. Jetzt arbeiten die Größten Großbritanniens an einer Intrigue, durch welche der schwarze Mann von drüben herübergeschmeichelt werden soll, damit man ihn durch Feste, Illuminationen, gutes Essen und gute Getränke, Versprechungen und Leistungen gnädig stimme.

Genug, genug! Wir brauchen eine neue Religion, neue, Menschheit erhebende, einigende, stärkende, in ihrem Thun und Denken tröstende Ideale. Die faktische Welt bietet nirgends etwas der Art, sondern fast lauter Thatsachen und Phänomene, durch welche die Menschheit gleichsam vor sich selbst erschrickt. Niemand kann einen Andern, am wenigsten ein Volk das andere, als Ideal und Muster brauchen. Ich glaube, wir sind mitten in einer Zeit, geeignet, edle Menschen in den Tod oder in die Wüste zu treiben, wie damals, als ein göttlicher armer Jüngling in Einsamkeit fastete und grübelte, bis er als Heiland in's Leben trat und gekreuzigt ward.

Die Unerträglichkeit unserer Zustände ist so allgemein drückend und niederträchtig geworden, die verschiedenen Heil- und Reformmittel dagegen haben sich überall und in den verschiedensten Instanzen als machtlos oder gar schädlich erwiesen, die Führer und Mächtigen des Lebens der Völker stehen theils als unfähig, theils als professionell menschenfeindlich so deutlich enthüllt vor der Oeffentlichkeit, daß man, um doch wieder Hoffnung und Trost zu eröffnen, zu einem Wunder seine Zuflucht nehmen muß. Der Glaube an dieses Wunder hat wenigstens das für sich, daß die Menschheit in ähnlichen Lagen immer von irgend einem plötzlich in die Geschichte tretenden Heilande — der bald eine Person, bald eine Entdeckung oder Erfindung war, zu neuer Auferstehung und neuem Leben gerufen ward. Freilich gingen dabei auch immer unrettbare Völker zu Grunde. Wir wollen hoffen, daß der neue Messias für Europa nicht

durch das Testament Peters des Großen verkündet worden sei. — Wenn Napoleon als Werkzeug für Ausführung desselben aufgefaßt wird und handeln muß, sieht es allerdings sehr schlimm aus.

Diese trostlos erscheinenden Phantasien aus England werden natürlich Jeden befremden und beleidigen, der sich unter England noch den mächtigen Staat vorstellt, der die halbe Welt eroberte, und mit seiner Flotte die ganze mehr oder weniger tyrannisirte. Die Sache ist, daß wir hier immer auf tiefe, bleiche Furcht stoßen, und man selbst die früher allgemein giltige, nationale Renommisterei, mit der im Innern und im Auslande ungeheuer viel erreicht ward, ganz verlernt zu haben scheint. Die Furcht vor Napoleon herrscht in einem bedauernswerthen Grade, ohne daß eine ordentliche, gesunde Reaction dagegen aufkommen kann. Das Parlament kommt der Gefahr und Schmach gegenüber nicht zu männlicher Haltung und nicht über eigene schmutzige Partei-Affairen hinaus. Man traut sich keine Siegeskraft mehr zu, so daß die Deutschen, die geschäftsmäßig verhöhnt, verleumdet und beschimpft wurden, jetzt liebe stammverwandte Cousins genannt werden, mit denen man wegen des Napoleon einmal Brüderschaft machen müsse. In Deutschland wird man das freilich sehr hoch aufnehmen, sich sehr geehrt fühlen und gar nicht daran denken, daß die englische, besonders Palmerston'sche Politik gegen Deutschland ganz wesentlich darin bestand, es politisch zu schwächen, getheilt und uneinig zu erhalten. Gebe Gott seinen Segen zu dem Bündnisse und den Deutschen außer Blücher'scher Courage auch Verstand genug, daß sie nicht wieder für Andere, zu deren und ihrem eigenen Verderben, die Kastanien aus dem Feuer holen. Gott geb' es! Wer könnt' es sonst?

Nord-Amerika.

Streiliges in den Ansichten über Amerika.

Die Achtundvierziger und die ältere Einwanderung.

Wechselwirkung der Nationen auf einander.

Der grelle Widerspruch zwischen einer lange festgehaltenen Vorstellung und den immer augenfälliger zu Tage kommenden Thatsachen mußte natürlich zu einer großen Unsicherheit in den Ansichten über Amerika führen. Decennien hindurch hatte man sich in Deutschland gewöhnt zu glauben, diesseits werde eine überaus harmonische Entwickelung der Menschen angebahnt, wogegen, besonders im laufenden Jahrzehnt, eine Menge Schilderungen amerikanischer Zustände in Europa bekannt wurden, welche die diesseitige Civilisation im Vergleich zur europäischen, als eine unfruchtbare, beschränkte und überhaupt geringhaltige bezeichneten. Der anfangs selbst mit Heftigkeit dagegen erhobene Widerspruch zeigte nur, wie fest gewurzelt der Glaube an das höhere Licht war, das der Sage nach in Amerika sollte aufgegangen sein. Für die geringere Qualität der amerikanischen Kulturentwickelung hätten die Deutschen der neueren Einwanderung, die man oft „Achtundvierziger"* nennt, einen sehr handgreiflichen Maßstab, wenn sie ihn dazu benutzen wollten. Allenthalben kann man von ihnen hören, daß solche Deutsche, die ungefähr zwanzig Jahre in Amerika leben und sich der deutschen Sprache mit jener Unsicherheit und Vorsicht bedienen, als wäre sie nicht ihre Muttersprache, in ihrer Bildung zurückgekommen, verworren, geistig abgestumpft oder verwildert seien und nur einige amerikanische Pfiffigkeit und jene Unverschämtheit gewonnen hätten, die hier zu Lande so leicht ist, weil sie ungestraft bleibt. Man hört wohl es dem und jenem „Zwanzigjährigen" zum hohen Lobe anrechnen, daß er von dieser Regel als eine Ausnahme zu betrachten sei und Geistesfrische, sowie Empfänglichkeit für die höheren Richtungen des Menschen bewahrt habe. Wäre aber die amerikanische Civilisation eine edlere und veredelnde, weshalb verkommt hier die Geistesbildung der Europäer, weshalb werden sie stumpfer, statt aufgeweckter?

Ferner suchen Tausende deutscher Eltern, welche zur Einsicht über den geisttödtenden Schematismus der amerikanischen Schulen gekommen sind, oft mit großen Opfern in irgend einer diesseits gegründeten deutschen Schule ihre Kinder einigermaßen in deutscher Weise unterrichten zu lassen, obgleich solche auf unsicherem Boden gegründeten Privatinstitute mit den gesicherten und fest gewurzelten Anstalten Deutschlands sich keineswegs messen können, und natürlich dieser deutsche Unterricht die amerikanische Entwickelung durch das Leben nicht sonderlich ändern kann. Ich will nicht erwähnen, daß die höheren Bildungsanstalten der Amerikaner, welche ungefähr unsere lateinischen Schulen und Universitäten ersetzen sollen, so seicht und mangelhaft sind, daß sie mit letzteren nicht verglichen werden können; auch weichen sie von ihren englischen Vorbildern immer mehr ab, d. h. sie arten aus. Wäre aber die amerikanische Entwickelung eine so aufgeklärte und lichtvolle, wie Viele sich einbildeten und vielleicht noch einbilden, weshalb ist es mit der Ausbildung der Jugend so schlecht bestellt? Der Abstand der amerikanischen Civilisation von der europäischen wird vielen Familien, in denen die Eltern in Europa aufgewachsen sind, durch die Kinder sehr empfindlich fühlbar. Wenn dieses dürr aufgeschossene kleine Amerika mit der amerikanischen Frühreife, Seichtigkeit und Unverschämtheit heranwächst, wenn das amerikanische Wesen fremdartig und abstoßend in die Familie hineinragt, dann wollen alle trivialen Phrasen nicht mehr vorhalten, in denen man wohl amerikanische Zustände zu preisen pflegte.

Durchschnittlich sind aber jene „Achtundvierziger" weit entfernt, die erwähnten Erscheinungen an den „Zwanzigjährigen" als vergleichenden Maßstab an die Qualität der amerikanischen Entwickelung zu legen, sondern pflegen dieselben lieber zu einem schmeichelhaftern Vergleich zwischen sich und den „Zwanzigjährigen" auszubeuten; am wenigsten aber bedenken sie, daß die geistig und moralisch gesunkene ältere Emigration ihnen als prophetisches Abbild dienen kann, wie sie selbst im Allgemeinen sich ausnehmen dürften, wenn sie einst zwanzig Jahre in Amerika werden gelebt haben. Die Hälfte eines solchen amerikanischen Lebenslaufes haben Viele schon durchschritten, und manche gebildete Männer, die noch vor einigen Jahren mit Entrüstung gegen die Vermuthung protestirt hätten, sie würden sich zu Deutschamerikanern im gewöhnlichen Sinne des Wortes verändern, legen bereits gute Fortschritte dieser Umwandlung an den Tag. Es ist dies auch der naturgemäße Lauf der Dinge; nur mag die neuere Einwanderung sich keineswegs vor dem sittlichen und geistigen Verfall für gesichert halten, welchen sie an der älteren Einwanderung so oft gerügt oder verspottet hat.

Es kann hier nicht darauf ankommen, wie Amerika als sogenannte „neue Heimat" den Ausländern gefällt, welches allerdings bei Beurtheilung der Auswanderung zu berücksichtigen ist, sondern wie sich das amerikanische Wesen in seiner Einwirkung auf dieselben kund giebt. Hier soll die amerikanische Civilisation in's Auge gefaßt werden, wie sie an sich beschaffen ist. Wenn man früher in derselben eine gleiche, ja eine höhere Anlage als in der europäischen finden wollte, so hatte man übersehen, daß auf der westlichen Hemisphäre die Grundbedingungen fehlten, welche die reiche und mannigfaltige europäische Kulturentwickelung entstehen ließen. — In einem frühern Artikel (Nr. 22 des Mag. von 1859) suchte ich anzudeuten, daß das Klima Nordamerika's zur Förderung menschlicher Kultur bei weitem nicht so günstig sei, als das europäische, wie schon die Isothermen-Linien augenfällig zu erkennen geben. Die Linien, welche die schönsten Länder Europa's einschließen, begreifen in Amerika einen ungleich schmaleren und noch einförmiger gestalteten Raum.* Diesen Vortheilen des Klima's, der Lage und der Umrisse des Landes entspricht auch die Geschichte der alten Welt, und die jetzige europäische Civilisation ist das Resultat einer langen und sehr complicirten Entwickelung, in welcher besonders auch die Wechselwirkung der kräftigsten und begabtesten Völker einen mächtigen Einfluß übte. Hierzu war die vielfach eingeschnittene Gestalt Europa's so günstig, daß man etwas Aehnliches auf der Erde nicht finden kann. Ueberall sehen wir dort Ländermassen, die groß genug sind, um starken Völkern Raum zur Ausbreitung zu geben, und gleichwohl nicht so ausgedehnt, um einen lebhaften Verkehr unter ihnen durch zu weite Reisen in unwirthbaren Gegenden abzuschwächen. Gehen wir nur auf die Zeiten zurück, als auf den Trümmern der griechisch-römischen Welt sich die christlichen Staaten entwickelten, so erblicken wir seitdem eine so thaten- und gestaltenreiche historische Bewegung, wie nirgends anderwärts auf der Erde. In furchtbaren Kriegen und mannigfaltigstem Geschäftsverkehr, im Ringen des Geistes nach Licht in der Finsterniß, in der Wiederanknüpfung an die geistige Erbschaft aus dem Alterthum erblicken wir das großartige Völkergewühl, aus dem gewaltige Charaktere und Geister wie Riesen hervorragen und dessen Strömung trotz so vieler Widersprüche unaufhaltsam auf erleuchtete Zeiten hingeht.

Wo ist zu dem Allen auch nur die Anlage in Amerika? Dieser westliche Continent ist weit entfernt, in seinen allgemeinen Umrissen die Vortheile Europa's darzubieten. Fast in der Gestalt eines Insektes besteht er aus zwei schlecht zusammenhängenden großen Flächen. Aehnlich

* Diese Bezeichnung beschränkt sich keineswegs blos auf die politische Emigration, sondern wird auf die neuere Einwanderung, die nach 1848 herüber kam, überhaupt ausgedehnt. Anmerk des Einsenders.

* S. Berghaus' physikalischen Atlas. Anmerk. des Einsenders.

einem langen Darme, verbindet Centralamerika die nördliche und südliche Fläche auf der Karte, keineswegs aber im Verkehr. Südamerika ist für Nordamerika thatsächlich ein überseeisches Land und zwar ein entlegenes, und Centralamerika stellt der Schiffahrt nach der Westküste ein Hinderniß in den Weg, das schwerlich jemals von den noch nicht ergründeten Vortheilen eines Zusammenhanges durch Land aufgewogen wird. Noch weniger läßt sich in diesen auseinanderliegenden Ländermassen eine gedrängte, der europäischen ähnliche Berührung der Völker zur Kulturentwickelung denken. — Ich weiß wohl, daß es sonderlich deutsche Gelehrte geben mag, die mir einwenden: mein Blick reiche nicht weit genug in die Zukunft, jetzt erkenne man nur noch Anfänge; allein es ist über Amerika so viel hohle Zukunftspolitik getrieben worden, daß man die Wirklichkeit und die thatsächlichen Bedingungen dieser Zukunft übersehen hat. Alle Schlüsse auf die zukünftige Entwickelung der Völker entbehren aber des Bodens, insoweit man nicht die Keime zukünftiger Zustände in der Gegenwart wahrzunehmen im Stande ist. Halten wir uns also an die erkennbare Anlage. — In Mexiko, Centralamerika und Südamerika hat sich noch kein gesunder Ansatz einer besseren Civilisation kund geben wollen; im Gegentheil ist dort die weiße Race fast verschwunden und sind degenerirte Mischlinge aller Farbenabstufungen einheimisch geworden, die keine Anlage einer höheren Entwickelung an den Tag legen. — Wenn in Deutschland ein Knabe, oder auch mancher Erwachsene, in einem illustrirten Werke üppige Gegenden mit Palmen, Affen und Papageien oder mit Elephanten und seltsamen Tempeln abgebildet sieht, so kommt ihm wohl die Sehnsucht nach diesen fremdartigen Ländern an, aber seltener wird er sich die Frage zu beantworten suchen: warum sich denn in diesen so paradiesisch abgemalten Landschaften nicht eine eben so hohe Bildung entwickelt hat, als in seinem Vaterlande? — Warum hat sich in dem „Wunderlande“ Indien nur eine Civilisation entwickelt, die wir der unsrigen nicht ebenbürtig an die Seite stellen können und die schon längst kläglich erstarrt und herabgekommen ist? Dennoch hat man auf Colonisation und fortschreitende Civilisation jener Palmen- und Affenländer bis noch vor kurzer Zeit große Hoffnungen gesetzt, obgleich nach geschichtlicher Erfahrung eine lichtvolle Bildung, wie die jetzige europäische oder die alte hellenische, noch niemals in tropischen Ländern entstand oder festen Fuß fassen konnte. Außer dem angloamerikanischen Staatenbund im Norden ist auf dem westlichen Kontinent nur das Kaiserreich Brasilien als ein einigermaßen geordneter Staat wahrzunehmen, worin aber die Volksmassen mit schwarzen Sklaven und freien Farbigen stark gemischt sind, und wo großer Mangel an Arbeitern zur Bebauung ist, wie die Deutschen aus den zahlreichen Verlockungen wissen werden, mittels welcher man deutsche Arbeiter als eine Art Halbsklaven dahin zu bringen suchte. Dieses Reich hat mit den Vereinigten Staaten keinen lebhaften Verkehr zur See und keinen thatsächlichen Zusammenhang zu Lande. Von dem, was dort passirt, werden die Bewohner der Union nicht berührt; es geschieht aber auch wenig. Die übrigen Länder Amerika's romanischer Colonisation sind schon seit einer langen Reihe von Jahren in einem Chaos von Revolutionen und Kriegen begriffen, deren Verlauf historisch zu verfolgen so langweilig als schwierig ist. Die Revolution ist dort permanent geworden, und diese Länder scheinen der Decivilisation entgegen zu gehen, wenn auch hier und da einige Säcke Kaffee mehr als früher gebaut werden.

Wo sind nun die Völker, mit denen die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in eine ähnliche Wechselwirkung kommen könnte, wie die Nationen Europa's unter einander? — Ich weiß nicht, ob die Ansicht in Deutschland noch Anhänger findet, daß die Angloamerikaner alle Völker Amerika's in die Union aufnehmen und nach ihrer Art civilisiren würden; aber hat man sich wohl eine deutliche Vorstellung von der Möglichkeit eines solchen ungeheuerlichen Staatenbundes gemacht? Glaubt man, daß die Angloamerikaner die mexikanischen, centralamerikanischen und südamerikanischen farbigen Gesichter im Congreß würden sitzen lassen? Oder würde vielleicht der amerikanische Unternehmungsgeist über die Länder spanischer und portugiesischer Zunge ausgegossen werden, wenn sie in die Union aufgenommen würden? Das Gegentheil kann man an dem ausgedehnten Lande Neu-Mexiko wahrnehmen, mit dem die Amerikaner nach mehr als zehnjährigem Besitz noch nichts anzufangen wußten und aus dem nur spärliche Berichte hierher gelangen, und zwar gemeinhin solche, welche die Armseligkeit dortiger Zustände bekunden. Nicht einmal in den südlichen Sklavenstaaten können die nördlichen Bewohner der Union den Fortschritt der Barbarei hindern. Besonders läßt sich die in der Kulturentwickelung Europa's so einflußreiche Wechselwirkung romanischer und germanischer Völker in Europa nicht denken. Oft haben in Europa germanische und romanische Heere gegeneinander gekämpft, und es scheint sich jetzt wieder ein solcher Kampf, ich weiß nicht in welchem Maßstabe, vorzubereiten; wer mag aber die bildende und fördernde Macht der gegenseitigen Einwirkung der Romanen und Germanen in der Geschichte Europa's verkennen? Was sollen aber die Anglo-Amerikaner von den auf dem westlichen Continente weit über die Hälfte in Mischlinge mit niederen Racen ausgearteten Völkern romanischer Zunge Bildendes oder Förderndes empfangen? Hier wieder haben die letzteren von den Anglo-Amerikanern nicht allein keine Belebung oder Erfrischung, sondern nur Unterdrückung, Ausbeutung, Plünderung und Sklaverei zu erwarten. Die Amerikaner sind daher bei diesen Völkern auf's Gründlichste verhaßt und haben gleichwohl die Macht nicht, sie zu unterwerfen. Das ausgedehnte Nachbarreich Mexiko wird von der Union oder vielmehr von deren besser angebauten Gegenden durch unwirthbare Landstriche getrennt, in denen Indianer, Mörder und Räuber umherstreifen, und durch welche sich die Handelscaravanen mit ihren Ochsenwagen nur mühselig und langsam schleppen.

So haben denn die Anglo-Amerikaner thatsächlich keine Nachbarn; denn Canada hat große Aehnlichkeit mit ihrer Entwickelung, jedenfalls haben sie von daher nichts zu fürchten, aber auch nicht leicht etwas zu empfangen. Diese Lage hat ihnen die Fortführung der republikanischen Regierungsform möglich gemacht, die sich hier zu Lande keineswegs durch jene sittliche Kraft erhält, welche in der Geschichte der alten Republiken Bewunderung erregt. Könnte man aber den Ocean verschwinden lassen, so möchte die amerikanische Republik eben nicht lange Stand halten. Die Erscheinungen im politischen Treiben der Amerikaner erinnern lebhaft an die schlechtesten Zeiten der römischen Republik, als sie sich ihrem Ende nahte. Hier wie dort haben „die politischen Saturnalien der Canaille“ (wie Mommsen den damaligen römischen Wahlunfug bezeichnet) einen hohen Grad erreicht. Wenn aber die Amerikaner mit dem republikanischen Geiste so schnell fertig geworden, der beiläufig niemals sehr intensiv unter ihnen lebendig war, mag man nicht voreilig schließen, daß sie nun der Monarchie schon nahe ständen. Zu letzterer ist der Stoff noch nicht zu erkennen, weit eher könnte man bei der geographischen Isolirung und vermöge Mitwirkung anderer Ursachen aus der schon so tief eingedrungenen Corruption auf einen dereinstigen Zustand schließen, wo man die republikanische Form nicht los werden und die monarchische nicht erreichen kann, einen Zustand, der, wenn auch mit verschiedener Physiognomie, in Mexiko bereits eingetreten ist. — Die weitere Verfolgung solcher Schlüsse würde uns aber in die Uebel der Zukunft führen. Aber nur ein zerfahrener Kosmopolitismus, welcher die Geschichte unbeachtet ließ, konnte zu der Vorstellung führen, man könne die europäische Civilisation, ihrer vollen Gestalt nach, ungefähr wie einen Exportartikel über die ganze Erde verbreiten. Die Völker der westlichen Hemisphäre entwickeln sich unter anderen Bedingungen, mit anderen Bedürfnissen und in einem anderen Charakter als die Europäer. Allerdings sind sie Nachkommen der letzteren und haben die Hauptumrisse ihrer Kultur von ihnen entlehnt, aber je länger sie selbständig sind, je länger sie nicht mehr von den Europäern regiert werden, desto mehr weichen sie, ihrer inneren Entwickelung nach, von denselben ab, wenn sie auch die Oberfläche der Sitten und des Luxus aus Europa mitnehmen. Die ganze Anlage der amerikanischen Civilisation ist aber ärmer als die der europäischen. Wenn, schon vermöge der räumlichen Trennung durch den Ocean, eine solche Berührung zwischen Europäern und Amerikanern nicht denkbar ist, wie zwischen den europäischen Völkern unter einander, so ist schwer abzusehen, wie man sich hat einbilden können, die Vereinigten Staaten würden als **Großmacht** unter die europäischen Mächte eintreten und dort ein Gewicht in die Wagschale der Politik legen. Womit sollen sie das bewerkstelligen? Um über's Wasser und in so weite Ferne ihrer etwaigen Einwirkung auf die europäische Politik nöthigenfalls militairischen Nachdruck zu geben, müßten sie doch eine formidable Flotte haben. Diese mangelt ihnen aber, und die ihrige ist selbst für ihre beschränkteren Zwecke nicht ausreichend. Die oft wiederholte Behauptung, daß die Amerikaner aus ihrer Handelsmarine schnell eine große Kriegsflotte herstellen könnten, gehört aber zu jenen modernen Mährchen, wodurch man der „neuen Welt“ einen Nimbus gegeben, der weit schneller verschwunden sein würde, wenn man in Europa sich nicht den Widersprüchen gegen dergleichen Phantasien so lange und so hartnäckig verschlossen hätte. Uebrigens haben die Amerikaner auch schwerlich ein Interesse, sich in die europäische Politik zu mischen.

In friedlicher Weise haben die östlichen Staaten der Union einen lebhaften Verkehr mit Europa, aber derselbe ist hauptsächlich commerziell, zu einseitig und nicht eben reich an bildenden Einflüssen aus Europa, jedenfalls nicht ausreichend, um die Bevölkerung der Union auf das Niveau der europäischen Bildung zu erheben oder sie vor einer Ab-

weichung von derselben zu bewahren, die man füglich eine Ausartung nennen kann. Der wahrscheinlich steigende Verkehr der Staaten am Stillen Meere mit China, dem russischen Asien und wohl auch mit Japan kann noch weniger zu höherer Entwickelung der Kultur führen, sondern im Gegentheil den Amerikanern asiatisch-barbarische Elemente zuführen, wie auch schon geschehen ist. Kalifornien hat aber bisher die geschichtliche Erfahrung bestätigt, daß es der sittlichen und geistigen Entwickelung nicht eben förderlich ist, wenn in einem Lande reiche Ausbeute an edlen Metallen gefunden wird. Die thurmhohen Bäume, die zwanzig Pfund schweren Lachse, die ungeheuren Kartoffeln und Kürbisse, sowie die großen Weintrauben, welche Kalifornien erzeugt, scheinen in Deutschland einen Eindruck gemacht und vielleicht sehnsüchtige Blicke nach diesem Eldorado gelenkt zu haben, indeß mag man doch nicht vergessen, daß es noch manche Flecken auf der Erde giebt, wo ähnliche „Wunder der Natur" erzeugt werden, ohne daß sich auf ihnen eine Bildung hätte entwickeln können, wie neben unseren deutschen Eichen, Tannen und Kiefern, bei unseren kleineren, aber recht wohlschmeckenden Aepfeln, Kartoffeln und anderen Früchten. Es ist ein fast kindlicher Zug in der Natur der Deutschen, daß beim Anblick irgend eines Bilderbuches mit angenehmer Beschreibung ferner Länder sich ihnen gleich irgendwo, recht weit in der weiten Welt, ein neues „Paradies" aufzuthun scheint. Was die etwa für Kalifornien erweckte Begeisterung betrifft, so möchten die Berichte, welche wir hier so oft lesen, wenn die Dampfer von dort Nachrichten bringen, abkühlend wirken, wenn man sich drüben die Mühe nehmen wollte, sie zu beachten.

Will man das Gebiet der Vereinigten Staaten als das Europa des westlichen Kontinents ansehen, so ergeben schon dessen Umrisse eine weit eintönigere Gestalt als die des wirklichen Europa, und eine viel zu große Ausdehnung des Landes im Innern, als daß man diesseits zu irgend einer Zeit eine Gruppirung von Staaten und Völkern derjenigen ähnlich vermuthen könnte, die sich auf dem vielfältig eingeschnittenen Europa entwickelt hat. Da aber, wo sich letzteres in der großen Fläche Rußlands nach Asien hin ausdehnt, hat es schon auf der Karte eine geistlosere Physiognomie. Ungleich größere Flächen aber hat Nordamerika aufzuweisen und noch dazu einen schlechten Zusammenhang der östlichen und westlichen Küsten, zwischen denen im Innern sich unwirthbare Länder ausbreiten, von denen sehr große Strecken schwerlich des Anbau's fähig sein dürften. Die Eisenbahn von Osten nach dem Stillen Meere gehört aber bis jetzt zu den Projekten, die wenig Vertrauen verdienen, und dürfte auf den Geschäftswegen, auf denen hier zu Lande der Bau von Eisenbahnen betrieben wird, überhaupt nicht leicht ausgeführt werden. Zu Zeiten, sonderlich bei Präsidentenwahlen, taucht wohl der Plan zu dieser Eisenbahn auf, man muß dies aber nicht zu ernst nehmen. Käme sie aber auch zu Stande, so würde sie doch nur ein verhältnißmäßig schwaches Band zwischen den östlichen Staaten und denen am stillen Meere herstellen. Letztere sind aber jetzt thatsächlich fast überseeische Länder, da der so beschwerliche Landweg durch das Innere nur zu einem schwachen Verkehr benutzt werden kann.

Man nennt die Amerikaner oft ein junges Volk. Insofern man darunter ein Volk verstehen will, das mit jugendlicher Kraft und mit Originalität in der Geschichte auftritt, etwa wie die Hellenen und später die Germanen, paßt diese Bezeichnung nicht. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist eine Mischung aus alten Völkern, in der aber eine Abart der englischen Nationalität sich bereits als das vorherrschende Gepräge erkennen läßt. Anfangs sind in Nordamerika wirkliche Kolonien gegründet worden, später sind zahlreiche Einwanderer gekommen, welche, so viel ihrer auch sein mochten, doch nur als Individuen die Kopfzahl vermehrten und sich den schon festgestellten Formen unterordnen mußten. Diese Entwickelung dauert noch jetzt fort. Amerikaner sind diejenigen, welche in Amerika geboren werden, und gegen welche die Ausländer auch deshalb zurückstehen, weil sie dem Wesen nach sich nicht physisch fortpflanzen, denn ihre Kinder werden Amerikaner und betrachten mit Recht die englische Sprache als ihre Muttersprache, wenn sie auch nicht die Sprache ihrer Eltern ist. Obgleich aber die Ausländer der Hauptsache nach untergeordnet bleiben, sind sie doch bei sehr starker Kopfzahl in der Entwickelung nicht ohne Einfluß, wie z. B. die Deutschen Lagerbier und Musik, die Irländer den Katholicismus verbreitet haben. Bei der großen Menge geborner Europäer kann man wohl sagen, daß verschiedene Nationalitäten hier unter einander wohnen. Die Amerikaner ein jugendliches Volk zu nennen, ist schon ein Widerspruch gegen den Anblick des körperlichen Aeußeren. Sie sind bekanntlich im Allgemeinen schmaler und blasser als die Europäer, besonders je weiter sie von europäischer Abstammung entfernt sind. Wenn man nun hier die Einwanderer aus dem „alten Europa" blühender und stärker sieht, als die Eingebornen, besonders solche, an denen das amerikanische Wesen recht ausgeprägt erscheint, wenn man die eingebornen Frauen nicht blos kränklicher, sondern durchschnittlich früher gealtert sieht, so will die Vorstellung von einem jugendlichen Volke um so weniger passen.

Einen sehr augenfälligen Zusatz in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten bilden die Farbigen, welche allein schon eine große Abweichung der amerikanischen Entwickelung von der europäischen bedingen. In verschiedener Abstufung von dem schwärzlichen Neger mit afrikanischer Physiognomie bis zu dem fast weißen Mischling mögen sie sich auf ungefähr vier Millionen belaufen, größtentheils Sklaven. Daß dieser so heterogene Bestandtheil assimilirt oder verarbeitet werde, ist keine Aussicht vorhanden; im Gegentheil bleiben die Farbigen, auch wo keine Sklaverei besteht, schroff von den Weißen geschieden und es läßt sich bei den letzteren sehr deutlich eine Raçen-Antipathie wahrnehmen, die auch in der Natur gegründet ist. Ich setze voraus, daß man in Deutschland von der Ansicht zurückgekommen ist, den Negern (sowie anderen niederen Raçen) im Allgemeinen gleiche Bildungsfähigkeit mit den Weißen zuzuschreiben. Vorzüglich das geschichtliche Resultat giebt den Ausschlag. — Haben die Neger eine Geschichte? und gleichwohl wurden sie schon auf Monumenten der Aegypter abgebildet, lange bevor uns die Geschichte Kunde von den Germanen giebt. Von den Mischlingen läßt sich im Allgemeinen nicht viel sagen, weil ihre Abstufung und Annäherung an die weiße Raçe sehr verschieden ist. Diese schroff getrennten Farbigen müssen schon deshalb einen sehr störenden Einfluß auf den Fortschritt der Civilisation ausüben, weil sie Sklaven sein können. Welcher Hemmschuh dieser wahrhaft schwarze Fleck in der Entwickelung der Vereinigten Staaten ist, kann man leicht aus der immer wieder auftauchenden Sklavereifrage erkennen, die weit entfernt ist, einer Lösung entgegen zu gehen. — Recht unumwunden setzte kürzlich der demokratische Gouverneurscandidat Magoffin in Kentucky die Tendenz der für Ausbreitung der Sklaverei kämpfenden Demokratie schriftlich auseinander wie folgt: „Daß der Congreß die Macht besitzt, die Sklaverei in den Territorien zu schützen, aber nicht sie zu verbieten; daß die territoriale Gesetzgebung als sein Agent die Sklaverei weder direkt noch indirekt durch unfreundliche Gesetze ausschließen oder abschaffen kann; daß solche Gesetze null und nichtig und von den Bundesgerichten als verfassungswidrig erklärt wurden; daß es Pflicht der Territorialgesetzgebung ist, das Eigenthum in Sklaven wie alles andere Eigenthum zu schützen; daß die Rechte auf jedwedes Eigenthum unter dem Schutze der Regierung, der Verfassung und der Gesetze stehen. Sollte es nothwendig werden, Gesetze zur Durchsetzung der Beschlüsse des Gerichts zu erlassen, oder selbst Truppen zu beordern, dann ist es Pflicht der Regierung, es zu thun."

Doch es kann hier nicht meine Absicht sein, mich ausführlich über die Sklavereifrage auszulassen, obwohl deren Auseinandersetzung in Europa nichts weniger als erschöpft ist; beiläufig will ich aber noch erwähnen, daß sie nächstens durch die auftauchende Frage über Einfuhr afrikanischer Neger in ein neues noch gefährlicheres Stadium zu treten scheint. Vor länger als einem Jahre habe ich die ersten mit einiger Wahrscheinlichkeit eingegangenen Nachrichten von der faktischen Wiedereröffnung des afrikanischen Sklavenhandels in diesen Blättern mitgetheilt. Seitdem sind nicht blos in dem wahrscheinlich in Europa bekannt gewordenen Falle der Yacht „Wanderer" immer mehr unzweifelhafte Thatsachen über die erfolgte Einfuhr afrikanischer Neger veröffentlicht worden.* Vor der Hand stößt allerdings die Agitation für Negereinfuhr nicht blos auf die Opposition nördlicher Gegner, sondern im Süden auch auf die der Sklavenzüchter, welche das Sinken der Preise ihrer Zucht fürchten, sowie auf die von Besitzern großer Plantagen, welche die Herabsetzung des Werthes ihres Eigenthums nicht wünschen. Gleichwohl ist es bei dem steigenden Preise der Sklaven sehr wahrscheinlich, daß die Einfuhr der Afrikaner doch ihren Fortgang nimmt und durchgesetzt wird, indem die Majorität der Sklavenhalter dabei interessirt ist, sich wohlfeilere Arbeitskräfte zu

---

* So enthielt z. B. der zu Richmond in Texas erscheinende Reporter vom 14. Mai folgende Anzeige: „Zu verkaufen. — Vier hundert tüchtige afrikanische Neger, erst kürzlich an der Küste von Texas gelandet. Erwähnte Neger sollen unter den annehmbarsten Bedingungen verkauft werden. Ein Drittel anzuzahlen, der Rest in ein oder zwei Jahren mit 8 Procent Zinsen. Weiteres erfährt man bei C. K. C. Houston oder L. R. G. in Galveston."

Ferner theilte der zu Vicksburg erscheinende True Southron vom 13. Mai den Bericht über eine Gesellschaft zur Beschaffung afrikanischer Arbeitskräfte mit, als deren Präsident der „Achtbare" (Hon.) J. B. D. De Bow bezeichnet wird. — Die Behörden scheinen ohnmächtig oder taub gegen diese schamlose Verletzung der Gesetze zu sein.

Anmerk. d. Eins.

verschaffen; das Gesetz aber ist am Ende die geringste Schranke in einem Lande, wo es im Allgemeinen so wenig geachtet wird.

Klima, geographische Lage, Umrisse des Landes, Mangel an Nachbarn und Wechselwirkung mit andern Völkern, berechtigen zu der Vermuthung, daß die Kultur-Entwickelung der Vereinigten Staaten nicht füglich der europäischen gleich kommen und deren Eindringlichkeit und Inhalt nicht erreichen wird. — Indeß ward schon im vorigen Jahrhundert eine geschäftige Mittelmäßigkeit ohne die Aufregung historischer Erschütterungen als der wünschenswertheste Zustand der Nationen gepriesen, und es mag wohl jetzt, nach dem Ausbruche des Krieges in Ober-Italien, hin und wieder in Europa die Ansicht auftauchen, daß die Vereinigten Staaten, gerade wegen ihrer geringen Anlage zu großen historischen Begebenheiten, einer die europäische übertreffenden Civilisation entgegengingen. Diese Ansicht ließe sich aus der Natur des Menschen widerlegen; hier will ich der Kürze wegen nur darauf hindeuten, daß alle großen, in der Geschichte hervorragenden Völker und Staaten den Weg der ununterbrochenen Beschäftigung mit alltäglichen Geschäften und Arbeiten nicht gegangen, sondern daß ihre Geschichte auch reich an großartigen und außerordentlichen Begebenheiten ist. Jene Ansicht wird durch die Geschichte der Vereinigten Staaten selbst widerlegt, denn während deren so lange wesentlich im Friedensstande vor sich gehenden Entwickelung sind die Menschen weder erleuchteter noch besser geworden. Es läßt sich aber wohl ein Merkmal auffinden, aus dem man am augenfälligsten einen Schluß auf den Charakter der Culturentwickelung Nordamerika's, besonders der Vereinigten Staaten ziehen kann. Um den vorliegenden Artikel nicht zu weit auszudehnen, mag das Nähere darüber einer besonderen Ausführung vorbehalten bleiben.

New-York. Albr. Böhme.

Frankreich.

Zur Diderot-Literatur.

Im vorigen Jahre hat der unermüdliche Génin bei Firmin Didot in Paris die „Oeuvres choisies de Diderot“ in zwei Bänden mit einer „Notice“ über denselben herausgegeben. Für den Literarhistoriker ist eine solche Auswahl nicht berechnet, demjenigen aber, der sich über die Schreibart und den Geist eines Schriftstellers im Allgemeinen unterrichten will, kann sie nur willkommen sein, da sie ihm überhaupt und in diesem Falle in besonders hohem Grade eine weitschichtige Lektüre erspart. Denn Diderot war bekanntlich ein Vielschreiber und trägt alle Fehler seiner Gattung an sich. Hier finden wir nun die bekannten kleineren Erzählungen und Aufsätze (Le neveu de Rameau. Les deux amis de Bourbonne u. s. w.) mit den bedeutenderen Artikeln, die Diderot für die von ihm redigirte Encyklopädie lieferte mit einer Auswahl aus seinen ästhetischen Betrachtungen und Kritiken, den interessanteren Briefen und endlich dem Roman la religieuse vereinigt. Von Jacques le fataliste ist nur ein kleines Stück mitgetheilt und aus der „Nonne“ sind die unzüchtigen Szenen fortgelassen. Endlich finden sich in der Auswahl auch noch die Theaterstücke Diderot's.

Das Interessante an der Ausgabe ist aber die „Notice.“ Génin sucht nämlich nach der leidigen Manier der Franzosen, ihre berühmten Männer von allen, auch den offenbarsten Fehlern rein zu waschen, Diderot gegen den Vorwurf des Atheismus in Schutz zu nehmen. Den Hauptaccent legt er auf eine Fälschung, deren sich Naigeon, der erste Herausgeber von Diderot's sämmtlichen Werken, ein enragirter Atheist, schuldig gemacht hat. Diderot hatte nämlich in dem Artikel „Malebranche“ der Encyklopädie gesagt: „Es ist nicht zu verwundern, daß es überall Atheisten giebt, wo es Abergläubige giebt; „überall wird man so raisonniren, wo man von der Gottheit abgeschmackte Dinge erzählt. Und statt zu sagen: „So wie man ihn mir schildert, ist Gott nicht,“ wird man sagen: „Es giebt einen Gott.“ Hinter diesen Worten setzte Naigeon in den Text seiner Ausgabe die Phrase hinzu: „Und er wird Recht haben.“ (Et il aura raison.) Dieser Satz findet sich allerdings in der Encyklopädie nicht, und eine andere direkte Gottesleugnung hat Diderot vielleicht wirklich nicht ausgesprochen.

Aber wenn dies auch nicht geschehen, so ist noch nicht bewiesen, daß das System Diderot's kein atheistisches war. Dies wird doch wohl von Niemand ernstlich bestritten. Man muß freilich Diderot nicht ohne Weiteres mit Helvétius und Holbach zusammen werfen. Er hatte zu viel Gemüth, um sich ganz der Ahnung eines höheren Lebens entschlagen zu können. „Der Gedanke der Unsterblichkeit,“ sagt er einmal, „und die Achtung vor der Nachwelt haben, ich weiß nicht welche geheime Analogie mit Begeisterung und Poesie.“ Mitunter entgleitet ihm eine Aeußerung, die einen wahren Gottesglauben voraussetzt, wie in der „Interpretation der Natur,“ wo er zu einem jungen Menschen, der Naturwissenschaften studiren will, sagt: „Habe im Geiste immer gegenwärtig, daß die Natur nicht Gott ist, daß der Mensch keine Maschine ist (vergl. l'homme machine!), und sei versichert, daß überall, wo du irgend etwas diesen Prinzipien Widersprechendes zu bemerken glaubst, du mich nicht verstanden hast.“ Ja, er spricht in der Encyklopädie (Artikel Plaisir) von bestimmten Pflichten gegen Gott, indem er sagt: „Endlich liegt Vergnügen in der Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott, gegen uns und gegen den Nächsten. Wir schulden Gott den Tribut einer vollkommenen Unterwerfung unter alles das, was aus der Feststellung seiner Gesetze entspringt.“

Indessen solche positive Aeußerungen sind selten; besten Falls kann man sagen, daß Diderot mit sich selbst über Glauben und Nichtglauben nicht in's Klare gekommen. In der That, man findet in seinen Werken die widersprechendsten Aeußerungen, und Génin hat eine ergötzliche Reihe derselben zusammengestellt. Einem Briefe an Mlle. Voland zufolge könnte man Diderot zur manichäischen Sekte zählen: „Die Natur,“ sagt er dort, „ist eine Thörin, die mit einer Hand das verdirbt, was sie mit der andern gut macht: sie hat sich das Vergnügen gemacht, die Paar Bonbons, die sie ihren Kindern giebt, mit Koloquintensaft zu versetzen. Das System der beiden Prinzipe, des wohlthätigen und des bösen, ist nicht so thöricht, als die Sorbonne sagt. Man muß durch dieses hindurch, oder an den Homerischen Jupiter glauben, der in zwei Tonnen alle Freuden und Leiden des Lebens eingeschlossen hat.“ An einer andern Stelle predigt er dagegen den überall in der Natur vorhandenen Gott, trotz dem besten Pantheisten: „Die Menschen,“ ruft er aus, „haben die Gottheit aus ihrer Mitte verbannt; sie haben sie in ein Heiligthum verwiesen; die Mauern eines Tempels schränken ihren Blick ein, jenseits derselben existirt sie nicht. Sinnlose, die Ihr seid! Zerstört diese Schranken, die eure Ideen einengen, verbreitet Gott, sehet ihn überall, wo er ist, oder sagt, daß er nicht ist.“ In einem seiner ersten Bücher, den Pensées philosophiques, die beiläufig bemerkt, den Pensées Pascal's in der Form nachgebildet sind, zieht Diderot noch heftig gegen die Gottesleugner zu Felde: „Ich unterscheide,“ sagt er in der zweiundzwanzigsten Pensée, „drei Arten von Gottesleugnern. Einige sagen Euch geradezu, daß es keinen Gott giebt, und denken auch so, das sind die wahren Atheisten; die zweiten, in ziemlich großer Anzahl, wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, und möchten die Frage durch den Würfel entscheiden, das sind die skeptischen Atheisten; und drittens noch viel mehr, die im Herzen wünschten, es gäbe gar keinen Atheismus, die aber so thun, als wenn sie von ihm überzeugt wären, und danach leben, das sind die Prahlhänse der Partei. Ich verabscheue die Prahlhänse, sie sind unehrlich; ich beklage die wahren Atheisten, jeder Trost scheint mir für sie todt zu sein, und bitte Gott für die Zweifler, denn es mangelt ihnen an Verstand.“

Drei Jahre später urtheilt Diderot in dem Briefe über die Blinden zum Nutzen derer, die da sehen, schon ganz anders. Er führt nämlich einen blindgebornen Engländer Saunderson, einen damals bekannten Mann, redend ein: „Als der Priester dem Blinden die Wunder der Natur vorhielt, welche doch für die Existenz Gottes zeugten, erwiederte der blinde Philosoph: Ei, mein Herr, lassen Sie doch all' dies schöne Schauspiel, das für mich niemals dagewesen ist. Ich bin verdammt, in Finsterniß mein Leben zuzubringen, und Sie citiren mir Wunder, die ich nicht verstehe, und die nichts beweisen, außer für Sie und Solche, welche sehen wie Sie. Wenn Sie wollen, daß ich an Gott glaube, müssen Sie mich ihn tasten lassen.“ Daraus folgt dann, daß die Sittlichkeit der Blinden von der unsrigen sehr verschieden ist, und daß die eines Tauben wieder von der des Blinden unterschieden sein müsse, mit andern Worten, daß die sittlichen Wahrheiten von den Sinnen abhängen. Stellen der Art ließen sich sehr viele anführen. Der Kern von alle dem Gerede ist die sogenannte Naturreligion, die Voltaire aufgestellt hatte, nur nicht mit derselben Schärfe von Diderot durchgeführt, sondern mit entschiedener Hinneigung zum System Helvétius. Es ist eigentlich lächerlich, einen Mann wie Diderot auch nur im bescheidensten Sinne einen Philosophen nennen zu wollen. Man müßte denn den einen Freund der Wahrheit nennen, der sich von jedem augenblicklichen Eindruck hinreißen läßt. Ein Nichts, ein plötzlicher Einfall, ein plausibler Vergleich, eine entfernte Analogie genügt Diderot, um von einem Extrem zum andern überzuspringen. Diese Zerfahrenheit, die sich auch in seinem Styl abspiegelt, entstammt aber dem Diderot'schen Charakter.

Wie verschieden der französische Maßstab für die Beurtheilung der Sittlichkeit eines Menschen von der unsrigen ist, sieht man recht an Diderot. Den Franzosen gilt er als der honnête homme par excellence, dessen Gutmüthigkeit, Aufopferung und Geradheit sie nicht genug preisen können. Dabei genirt es sie nicht im mindesten, daß Diderot im größten Elend ein ebenso armes Mädchen leichtsinnig heiratete, daß er sie dann Monate lang seinem Vater zuschickte und indessen mit andern Frauen Liebschaften anfing, die er Jahre lang zum Verdruß seiner Gattin fortsetzte. Auch ficht es sie nicht an, daß er, obwohl Familienvater, die unzüchtigsten Geschichten, unter dem Aushängeschild des moralischen Zweckes schreibt. Geschlechtsverhältnisse werden eben in Frankreich nicht so streng kontrolirt, wie bei uns. Auch dürfte es sicherlich nicht für einen grundehrlichen Charakter sprechen, daß in seiner, freilich entbehrungsvollen Jugend Diderot einmal einem Geistlichen unter dem Vorwand, Mönch werden zu wollen, Geld abschwindelte, und daß er zur Zeit der Noth einmal Predigten zur Verbreitung des Christenthums unter den Heiden, Stück für Stück 50 Thlr., ausarbeitete, er, der entschiedene Gegner des Christenthums. Damit soll über Diderot nicht ganz und gar der Stab gebrochen werden; nur Charakterfestigkeit und Ernst müssen ihm unbedingt aberkannt werden. Seine außerordentliche Gefälligkeit ist zu rühmen. Génin erzählt, meistens nach den Briefen der Mde. Vandeul, Diderot's Tochter, einige hübsche Züge derselben. Seine Schreibfertigkeit war in Paris bekannt — kam doch einmal ein Pommadenhändler mit der Bitte, ihm eine Reclame für eine neue Pommade zu verfassen und Diderot schrieb sie ihm lachend hin. Er stylisirte musikalische Lehrbücher, setzte für alle Welt aus reiner Gefälligkeit Bittschriften auf, verbesserte Operntexte für seine Freunde, und daß er an manchem den Namen Holbach tragenden Buche bedeutenden Antheil hat, scheint wohl keine Frage mehr zu sein. Man muß staunen über seine riesenhafte Thätigkeit, sowohl in der Abfassung eigener Werke, als in der Redaction der Encyklopädie. Natürlich fehlt es nicht an Flüchtigkeiten; der ganze Styl trägt das Gepräge eines Tagesschriftstellers; man kann Diderot als den Vater der Feuilleton-Literatur betrachten. Seine Kritiken bei Gelegenheit der Kunstausstellung vor nun fast hundert Jahren könnten der Schreibweise nach für Feuilletons des Siècle oder Journal des Débats von heute gehalten werden.

Es konnte nicht fehlen, daß seine Gutmüthigkeit von schlauen Betrügern gemißbraucht wurde. Ein Mensch, Namens Rivière, kommt zu ihm und bittet ihn um Vermittelung bei einem reichen Verwandten, damit dieser etwas für ihn thue. Diderot begiebt sich zu dem Verwandten und erfährt, daß Rivière ein ganz ordinairer Mensch sei. Trotzdem aber bewegt er Jenen, sich Rivière's anzunehmen. Dieser kommt, empfängt eine bedeutende Summe durch Diderot's Vermittlung, und wie er fortgeht, begleitet ihn Jener höflich zur Treppe. Unten bleibt der Mensch stehen und frägt zu Diderot hinauf: „Herr Diderot, kennen Sie Naturgeschichte?" „„Nun, ein wenig, ich unterscheide eine Aloe von Salat und eine Taube von einem Kolibri."" „Wissen Sie etwas vom Ameisenlöwen?" „„Nein."" „Das ist ein sehr geschicktes Insekt; es gräbt in die Erde einen Trichter, bedeckt die Oberfläche mit feinem Sande, lockt Insekten hinein, fangt sie aus, und indem es sie zum Trichter wieder hinauswirft, sagt es zu ihnen: Herr Diderot, ich wünsche Ihnen guten Abend." Und Diderot lachte aus vollem Halse über den Streich.

Wenn es erlaubt ist, einen Einzelnen als Typus seiner Nation aufzustellen, so ist Diderot das personifizirte Franzosenthum. Er verbindet mit einer Leichtfertigkeit, die nicht immer um Mittel verlegen ist, und mit einem ungeheuren Leichtsinn, der uns Deutschen manchmal gar nicht begreiflich erscheint, eine wirklich liebenswürdige Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit gegen Jedermann. Immer ist er zum Lachen oder zum Weinen aufgelegt, ein Nichts reißt ihn hin, ein Nichts schmettert ihn zu Boden, dabei unaufhörlich schwatzend und gestikulirend, arbeitsam und verschwenderisch, vielerlei wissend und doch nicht viel, ein Polyhistor ohne Gründlichkeit. War er für etwas eingenommen, so erhob er es in den Himmel, war er dagegen, so ließ er auch nicht ein gutes Haar daran, aus einem Extrem in's andere ohne Vermittlung übergehend.

Ueber das Verhältniß Diderot's zu Rousseau und den Grund ihrer Entzweiung bringt Génin nichts Neues; nur sucht er wahrscheinlich zu machen, daß die Ohrenbläsereien Grimm's die Hauptschuld an letzterer trugen. Es ist auch gleichgültig, was für Klatschereien den Bruch zunächst veranlaßten, die Grundverschiedenheit der Rousseau'schen und Diderot'schen Natur hätte sich schwerlich bis an's Ende vertragen. Rousseau, furchtsam, verlegen, brachte im Gespräch kaum ein Wort vor, Diderot war ein ewiger Schwätzer, streitsüchtig, ein Freund der tollsten Paradoxien. Génin sucht — aus den Briefen der Mde. Vandeul sogar zu beweisen, daß Rousseau die Idee zu der Schrift über den Einfluß von Kunst und Wissenschaft auf die Sitten, welche bekanntlich den Grund zu seiner Berühmtheit legte, von Diderot erhalten habe als Rousseau diesen im Gefängniß zu Vincennes besuchte. Jedenfalls stimmt das Paradoxon zu Diderot's Lust an seltsamen Einfällen. In seinen Schriften findet man ein endloses Gerede aus dem Hundertsten in's Tausendste, mitunter einen wahren Galimathias. Diderot war übrigens naiv genug, es ohne Umschweife zuzugestehen, wenn er dummes Zeug geschwatzt hatte.

Jemand fragte ihn eines Tages nach dem Sinn eines Satzes in einer seiner Schriften. Diderot las und las, sann nach und sagte endlich ganz ruhig: „Früher hab' ich's gewußt, aber ich habe es ganz vergessen." Er sprach ebenso lebhaft, wie er schrieb; ein toller Einfall jagte den andern; man kam nicht zur Besinnung und hörte doch dem geistreichen Manne gern zu, wenn man auch wußte, daß das Gesagte bei näherer Prüfung nicht stichhaltig war. Génin vergleicht sein Raisonnement mit einem Meteor, das funkelnd und prasselnd am Himmel aufsteigt; alle Welt fährt zusammen, staunt und freut sich über die prächtige Erscheinung; das Meteor fällt, man läuft hinzu und findet Nichts als einen häßlichen, schwarzen Stein.

Ueber einen Gegenstand verbreitet sich Diderot in Aufsätzen und Briefen am liebsten, über das Theater. Das durch ihn hauptsächlich in Mode gekommene Rührdrama sichert ihm, trotz aller Mängel, die der Gattung anhaften, einen bleibenden Namen in der Literatur; nicht so sehr bei den Franzosen, denn diese leben nicht in der schlaffen Gefühlswelt, welche die „comédie larmoyante" voraussetzt; aber bei den guten Deutschen hat die Gattung desto mehr Erfolg errungen. Gleich nach dem Erscheinen wurden le père de famille und le fils naturel, nebst der sie begleitenden dramaturgischen Abhandlung, von Lessing übersetzt, und sein Freund Weiße, der auch andre Beziehungen zu der Voltaire'schen Schule hat (z. B. durch sein Trauerspiel Jean Calas) übernahm es, ähnliche Werke, nur noch platter und spießbürgerlicher zu schreiben. Es ist jetzt fast vergessen, daß Lessing, der sich so energisch gegen die französische Klassik aussprach, durchaus kein Franzosenfeind war, und für die Diderot'sche Manier eine gewisse Vorliebe hatte. Selbst in „Minna von Barnhelm" läßt sich der Diderot'sche Einfluß deutlich durchfühlen. Später kam durch Gemmingen die comédie larmoyante wieder in Aufnahme und ist seitdem bei uns immer beliebt geblieben; die Namen Kotzebue, Iffland und Birch-Pfeiffer zeugen dafür.

Auch die wissenschaftliche Kritik stand in Deutschland lange Zeit auf Diderot's Seite. Bouterwek (VI, 372) ist sein eifriger Bewunderer. Erst A. W. Schlegel räumte in dieser Beziehung auf. Génin hat die beiden Genannten benutzt, aber wie es scheint in Uebersetzungen.

Diderot's Wirkungen auf Deutschland sind auch sonst bemerkenswerth. Daß Rameau's Neffe zuerst in Göthe's Uebersetzung bekannt wurde, daß er aus dem Göthe'schen Deutsch in's Französische retrovertirt, und erst später in Deutschland das Original wieder aufgefunden wurde, so wie daß Brachvogel diese Gestalt bei uns auf die Bühne gebracht hat, ist bekannt. Aber auch schon bei Lebzeiten Diderot's fanden (abgesehen von der oben erwähnten) Wechselbeziehungen zwischen ihm und Deutschland statt. Seine „moralischen Erzählungen" sind zuerst in der deutschen Uebersetzung von Geßner erschienen, und dieser war der erste deutsche Dichter, der den Franzosen in Uebersetzungen näher bekannt wurde. Man begreift kaum, wie zwei so verschiedene Geister zusammengerathen konnten; die Idyllen Geßners in einer, man möchte sagen, einfältigen Naturaffectation vorgetragen, ohne alle Handlung, in aufgelösten Metren geschrieben; die Erzählung Diderot's auf den complizirtesten Gesellschaftsverhältnissen, Polizei, Hierarchie und Standesunterschieden beruhend, voll von Abenteuern, in nüchterner Prosa abgefaßt. Eins aber vereint sie doch — das Gefühl der Unbehaglichkeit mit den bestehenden Zuständen; aus diesem flüchtete sich Geßner in eine unwahre Idealwelt einfacher, nie dagewesener Verhältnisse, und von diesem getrieben, stieg Diderot in die unteren Volksschichten hinab, dort die geschwundene Einfachheit und Wahrheit zu finden vermeinend; beide, wie Auerbach, nur nicht mit demselben künstlerischen Talent, noch mit demselben inneren Fond, wohl aber zu ihrer Zeit mit gleich großem Erfolge eine Art Dorfgeschichte schreibend.

In der Génin'schen „Notice" sind noch eine Menge interessanter Fakta gesammelt und auf eine anmuthige Weise zu einem Lebensbilde Diderot's zusammengestellt. Vielleicht veranlaßt das Mitgetheilte den Liebhaber, das Buch selbst zur Hand zu nehmen.

Z. F.

Italien.

Zur Geschichte der alten florentinischen Republik.*

I.

Die Verbindungen zwischen Florenz und Frankreich während des Mittelalters.

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen in Italien, namentlich der ganz außergewöhnlichen Lage, in welcher sich Toscana zu seinem Herrscherhause und zu Frankreich und Sardinien befindet, dürfen wir wohl mit Recht auf ein neu erschienenes französisches Werk hinweisen, das sich ausschließlich mit den diplomatischen Verhandlungen Frankreichs mit Toscana beschäftigt und wesentlich eine Dokumenten-Sammlung ist. Ohne Zweifel wird in jetziger Zeit stark an der Vermehrung dieses Werkes gearbeitet. Wir folgen bei unserem Referat einem ausführlichen Artikel in der Revue de l'Instruction publique, dem wir das Wichtigste entnehmen.

„Io di cuore sono Fiorentino!" (Ich bin von Herzen ein Florentiner) sagte Ludwig XII., während Ludwig XI. die Florentiner als „gute Franzosen" betrachtete; so eng war das Bündniß des Freistaates mit Frankreich vor Karl VIII. Zu untersuchen, welches diese Verhältnisse gewesen sind, die man bis heute wenig gekannt hat, zu zeigen, wie viel Interesse sie bieten, welche Wichtigkeit sie für Frankreichs Politik in Italien haben, ihre Dokumente zu sammeln und zu ordnen, die wichtigsten hervorzuheben, sie zu erklären und biographische Notizen über die Gesandten hinzuzufügen — das ist die Aufgabe, die sich das Werk des Herrn Abel Desjardins gestellt, der zum Gehülfen Herrn Canestrini gehabt hat, einen äußerst unterrichteten Florentiner, und ebenso Herrn Bonaini, um die in den Archiven der Uffizj verschlossenen Schätze zu heben."

Der Herausgeber, Hr. Abel Desjardins, ist zweimal auf Sendungen in Florenz gewesen; das erste Mal 1852, das andere Mal 1854, und hat Gelegenheit gehabt, die Dokumente an Ort und Stelle zu studiren. Die vom Minister des öffentlichen Unterrichts verlangten Einsendungen des Herrn Canestrini, sind seitdem fortwährend erfolgt und das Werk schreitet unter der Oberleitung des Ausschusses für historische Arbeiten vor. Es wird aus mehreren Bänden in Quart bestehen und zur Sammlung der „Documens inédits" gehören. Der vorliegende Band ist der erste. Er zählt 73 Seiten Einleitung und 713 Seiten Dokumente, denen Erklärungen, Auseinandersetzungen und biographische Notizen durch Einschaltung in den Text beigegeben sind. Dieser erste Band umfaßt nur die direkten Verhandlungen zwischen Frankreich und Toscana unter den Valois, d. h. von Philipp von Valois (eigentlich seit Philipp dem Schönen, aus dessen Regierungszeit gleichfalls ein diplomatisches Aktenstück vorhanden ist) bis zum Tode Karls VIII.

Augustin Thierry hatte kurze Zeit vor seinem Tode mit jenem wunderbaren Instinkte, der gleich von vornherein ebenso sehr den durchdringenden Kritiker, als den tiefen und denkenden Geschichtsforscher verrieth, Herrn A. Desjardins die reiche Quelle angedeutet, die er zu Florenz für die äußere Geschichte Ludwig's XI. finden würde. „Die Regierung Ludwig's XI., sagte er, soll noch gemacht werden." Ist es nicht beachtungswerth, daß man in den Archiven von Florenz ganz neue Quellen für die politische Geschichte jener großen Zeit entdeckt hat, welche beweisen, daß die französische Politik nicht erst aus der Regierung Franz I. stammt, sondern von Ludwig XI., welcher in Wahrheit die neue Zeit eingeleitet hat? — Ist es nicht, ganz besonders heut von Interesse, zu erfahren, was dieser so kluge, vorsichtige, gescheidte, von den feinen florentinischen Politikern, den Vorläufern Machiavelli's so geschätzte Geist über die Angelegenheiten der Halbinsel dachte, welche Mühe er stets darauf verwandte, in ihr das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten und seinen persönlichen Einfluß auszudehnen, welcher bereits der Einfluß Frankreichs selber war? Freilich muß er sich mit dem des Hauses Anjou zu Neapel und dem des Hauses Orleans zu Mailand vermischen. Aber Ludwig XI. ist auch der Verbündete des Sforza, der hingebende Freund von Florenz, welcher ihn bei halben Worten verstand, während er Rom liebkost, Savoyen und Venedig überwacht und sich dem Ferdinand aus der aragonischen Bastardlinie zu Neapel annähert, dessen Tochter er selbst für den Dauphin gewinnen wollte.

Der Herausgeber hat jeder Regierung, jeder Epoche, ja sogar jeder Gesandtschaft einen kleinen geschichtlichen Ueberblick und biographische Notizen über den betreffenden Gesandten vorangeschickt; jede Geschäftsverhandlung wird mit einem kurzen Abriß eingeleitet, welcher das Wesentliche an's Licht stellt, so daß man in kurzer Zeit in Stand gesetzt ist, den ganzen Inhalt zu überschauen und das Wichtige herauszufinden. Neben rein diplomatischen Aktenstücken kommen auch Stücke und Briefe vor, die in anderer Weise Interesse haben, selbst anekdotenartige Sachen. Einzig in seiner Art ist z. B. der kurze Brief, worin Ludwig XI., dieser gewissenlose Politiker, seinen ganzen Aberglauben an den Tag legt und uns einen tiefen Blick in sein Inneres thun läßt. Er ist an Lorenzo von Medici gerichtet, der ihm den Hirtenring des heiligen Zanobi geschickt hatte, welcher die Hautkrankheiten heilen sollte. Wir setzen ihn französisch her, weil die Uebersetzung ohne Zweifel den alterthümlichen Ton verwischen würde:

Notre-Dame de Cléry, 9 juiellet 1483.

„Mon cousin, mon amy, j'ay veu l'aneau que avez baillé à monsieur de soliers. Meis je désire bien savoir si c'est le même que le sainct portoit; pareillement quelz miracles il a faicts, et s'il a nul guéry, et quy, et comment il le fault porter. Je vous prie que me advertissiez de tout le plus tost que pourrez, ou en rescripviez au général de Normandie, bien au long. Pareillement, se vous avez de par de là nulle autre chose plus espéciale, qui porte la vertu du dit aneau, et se vous en pouvez retrouver, envoyez-le-moy au dit général; et je vous en prie, sur tout le plaisir que me désirez faire. Et adieu, mon cousin, mon amy."

In seiner Einleitung zeigt uns Herr Desjardins zuerst die Beziehungen, welche während des Mittelalters zwischen Frankreich und Toscana existirt haben. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden zwischen den Florentinern und Frankreich die politischen Verbindungen angeknüpft, die sich in der Folgezeit erweiterten und kräftigten. Toscana war eine der Marken des Königreichs Italien unter Karl dem Großen, und Lucca war die Hauptstadt. Otto I. beendigte die Anarchie, die im Norden der Halbinsel herrschte, und so blieb es im Ganzen genommen unter der kaiserlichen Gewalt, bis Mathilde, die berühmte Markgräfin von Tuscien, Partei für Gregor VII. ergriff und bei ihrem Tode 1115 alle ihre Güter dem heiligen Stuhle vermachte. Toscana ist dieser Tradition stets treu geblieben und hat sich stets dem deutschen Einfluß entgegengestellt — ob zu seinem Vortheil, ist freilich eine andere Frage; unserem Berichterstatter zu Folge blieb es „de coeur française," selbst dann, wenn seine Regierung Frankreich feindlich war.

„Es ist interessant unter den jetzigen Umständen, die ersten Ursprünge jener Sympathie und jener Treue (?) für Frankreich aufzusuchen und durch's Mittelalter und die neueren Zeiten die Entwickelung dieser Politik zu verfolgen, eine Frucht des durchdringenden Geistes und des instinktmäßigen Scharfsinns des Florentiners, welcher stets den deutschen Fremdling, den gierigen Schutzherrn von dem verbündeten Franzosen, dem uninteressirten Befreier, zu unterscheiden gewußt hat."

Schön gesagt, ohne Zweifel, mein würdiger Gallier; nur Schade daß man diese Zeilen sechs Wochen später liest, als sie geschrieben worden sind. Der Himmel segne den Florentinern den uninteressirten Befreier und erhalte ihn denselben recht lange. Aerger in die Dinte konnten sie wohl nicht kommen. Leider sind die Italiäner fortwährend in der übelen Lage, zwischen zwei Uebeln wählen zu müssen, von denen sie nie ganz genau heraus bekommen können, welches das größere und welches das kleinere sei — daher kommt es, daß sie stets das gegenwärtige für das größere halten, weil es am meisten drückt, und so lange die Hand nach dem anderen ausstrecken, bis sie es haben, und das Frühere zurückwünschen. Das erste Auftreten der Franzosen als Mitbewerber um den politischen Preis in Italien war traurig genug; derselbe Papst, der mit unbeugsamem, unversöhnlichem Hasse die letzten Hohenstaufen verfolgt und nicht geruht hatte, bis er seine Oberlehnsherrlichkeit durchgesetzt, schlug bald die Hände über dem Kopfe zusammen, als sein frommer, sehr getreuer Lehnsmann, Karl von Anjou, in Italien war und ihn über die Natur seiner Lehnsherrlichkeit aufklärte. Jedenfalls verstanden die Franzosen die Umgangsformen, mit denen man die Italiäner behandeln muß, weit besser, als die plumpen und ehrlichen Deutschen, und dies scheint auch die Hauptsache zu sein, weshalb die Italiäner stets so große Vorliebe für die Franzosen gezeigt haben. Schneiden sie gleich Beutel und Kehlen, so geschieht es doch mit Grazie. Auch imponirt die Entschlossenheit; die Franzosen, einmal in Italien, litten nicht an der unbegränzten, gläubigen Pietät und Rücksichtsnahme, die selbst den freigeistischen Friedrich II. von Hohenstaufen in seinem Verhältnisse zur Kirche nie verließ; so ein Philipp der Schöne fand sogleich die richtige Sprache, die man reden müsse. Gensdarmen, Exil nach Avignon, Durchsetzen französischer Bischöfe in der Papstwahl — hätten das die deutschen Gimpel verstanden, wie unendlich

* Negociations Diplomatiques de la France avec la Toscane, documents recueillis par Giuseppe Canestrini, et publiés par Abel Desjardins, doyen de la Faculté des Lettres de Douai.

verschieden würde der große welthistorische Kampf zwischen Kaiser und Papst aussehen! Allerdings hatte Heinrich V. einen Anlauf ähnlicher Art unternommen; aber das war mehr die schnell verrauchende furia tedesca gewesen.

Die machiavellistische Politik, die unendlich älter als Machiavelli selbst ist, verstehen nur Romanen zu führen; die deutschen haben weder Geduld, noch Schick, noch kalte Gewissenlosigkeit genug dazu: sie machen stets mehr oder minder Gefühlspolitik und wenden die offene Gewalt nie zur richtigen Zeit an, sondern entweder zu früh, weil sie der Jähzorn übermannt, oder zu spät, um ihre Ehre zurückzukaufen.

II.

Die republikanischen Zünfte und Vorstände.

Die ältere Geschichte von Florenz während der Zeit der fränkischen Kaiser und der Hohenstaufen rahmt sich in die allgemeine Geschichte jenes Zeitraums ein, die wir als bekannt voraussetzen dürfen. Die Stadt war wesentlich guelphisch und erst nach der Schlacht bei Corte-Nova, wo Friedrich II. die Lombarden besiegt hatte, erhob sich in ihr eine ghibellinische Partei. Doch als später Florenz gegen seine äußeren Feinde glücklich gewesen war, vertrieb die republikanische Partei die Ghibellinen aus ihren Mauern 1258, was die Folge hatte, daß der apulische Manfred, der natürliche Sohn Friedrich's II., nach dem Tode des Kaisers sich gegen die guelphische Stadt erklärte und im Bunde mit den Sienensern die Florentiner 1260 bei Monte Aperto schlug. Nur die Beredtsamkeit des Farinata degli Uberti rettete die Stadt vor völliger Zerstörung, in welcher die ghibellinische Partei wieder herrschend wurde, bis Charles von Anjou nach Manfred's Besiegung das Uebergewicht der Guelfen wieder herstellte. Er war der erste französische Protector von Florenz, das ihm auf zehn Jahre die Signorie der Stadt übertrug. Von nun an beginnt die eigentliche Glanzperiode der Stadt in Toscana, da Pisa als Seemacht von Genua in der berühmten Schlacht von Meloria vernichtet wird, und es bald auch seine andern Nebenbuhler herabdrücken kann.

Die Schwarzen und die Weißen erneuerten im Jahre 1301 alle Gräuel der Guelfen und Ghibellinen. Karl von Valois, den man zum Schiedsrichter gemacht, verfolgte die Weißen mit Proscriptionen und Dante Alighieri war eines der Opfer dieser Strenge. König Robert von Neapel wurde hierauf der Verbündete der Republik, deren Reichthum durch einen umsichtigen und thätigen Handel wuchs.

Herr A. Desjardins widmet die zweite Abtheilung seiner Einleitung der Beleuchtung der Handels-Verbindungen, welche zwischen Florenz und Frankreich in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters stattfanden. Er setzt den Ursprung der Zünfte (arti) auseinander, den Antheil, den sie an dem Stadt-Regimente haben, und die Vertretungen durch Konsuln, die sie sich in Frankreich geben. Die Zünfte oder Künste waren:

1) Die arte di Calimala, welche darin bestand, die französ. Tuche der Fabriken von Paris, Saint-Denis, Bourges, Rouen, Caen, Montivilliers, Troyes, Lagny, Provins, Avignon, Arles, Toulon, Marseille, Nimes, Montpellier, Narbonne, Beziers, Perpignan, Carcassonne und Toulouse zu decadiren, zu scheeren, zu glätten, zu schneiden und vor Allem zu färben. Die Zwischen-Orte des Handels in Frankreich waren Narbonne, Montpellier und Marseille. Die Florentiner waren in dieser Kunst so ausgezeichnet, daß alle Luxustuche durch ihre Hand gehen mußten, und daß Italien die Märkte von Frankreich versah, welches das rohe Tuch selbst nach Italien ausgeführt hatte. Heute findet das Gegentheil statt, wenigstens in Bezug auf die Seide, die Italien erzeugt, Lyon verarbeitet und dann zurückbringt.

2) Die Wollenweberei, welche die ganze aus Portugal, Frankreich, England, den Balearen, der Barbarei und Italien selbst kommende Wolle verarbeitete. 1338 gab es zu Florenz 200 Wollenwebereien, welche jährlich 70 bis 80,000 Stück Tuche im Werthe von 1,200,000 Goldgulden erzeugten und mehr als 30,000 Menschen Nahrung gaben. Die Fortschritte des französischen und englischen Gewerbfleißes im fünfzehnten Jahrhundert führten den Verfall der florentinischen Fabrication herbei.

3) Die Seidenweberei erhielt sich im blühenden Zustande bis in's siebzehnte Jahrhundert und die Stoffe von Gold- und Silberbrokat, welche man persischen Stoffen nachgeahmt, waren lange Zeit ohne Konkurrenz.

4) Das Wechselgeschäft, das zu Florenz seit dem zwölften Jahrhundert erfunden worden war und aus der Republik bald den Mittelpunkt der Bank-Operationen des westlichen Europa's machte. Die Florentiner begnügten sich nicht, rein kommerzielle Geschäfte zu treiben; allmählich waren sie die Agenten der Regierungen und der Herrscher geworden, die von ihnen oft bedeutende Summen entlehnten. Sie hatten Comptoirs und Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen Italiens, Portugals, Spaniens, Frankreichs und Englands. Als Banquiers des heiligen Stuhles bewerkstelligten sie im ganzen Katholicismus die Einnahmen und Auszahlungen für die Päpste. Die großen Reichthümer, welche von der Hauptbank zu Florenz langsam und ehrlich erworben waren, erweckten oft die Lüsternheit der Könige, und man weiß, daß Philipp der Schöne sie nicht verschont hat unter dem Vorwande, die Wucherer zu bestrafen. Diese ungeheuren Profite der toskanischen Bank sind das Geheimniß der verschwenderischen Kunst-Unternehmungen, welche den Fremden in Florenz so sehr in Erstaunen setzen.

5) Die Arzneikunst; die Ausfuhr der Droguen und Spezereien aus dem Orient in's Abendland nahm einen besonders großen Aufschwung, als Florenz die Herrin von Pisa (1416) und Livorno (1421) wurde.

Florenz war also durch die Einsicht, mit der es seinen Handel führte und die Kunst, die seinen Gewerbfleiß auszeichnete, dem übrigen Europa um vier Jahrhunderte voraus. Die ersten Valois begriffen nicht alle Vortheile, die aus den Handelstraktaten erwachsen konnten; sie hinderten sie vielmehr bisweilen; aber Ludwig XI. und seine Nachfolger gestanden den Florentinern neue Privilegien zu, und Karl VIII. verlieh ihnen durch den Vertrag vom 24. November 1494 in Frankreich alle Rechte seiner eigenen Unterthanen.

In der dritten Abtheilung des Werkes finden wir eine sehr werthvolle Auseinandersetzung der verschiedenen Verfassungen von Florenz, aus der wir Einiges hervorheben wollen.

Florenz war eine demokratische Republik im weitesten Sinne des Wortes, aber eine Handelsrepublik. Die Geldleute bildeten darin ausschließlich die Aristokratie — ob das nun ein besonders demokratischer Zustand sei, wie unser Gewährsmann meint, lassen wir billig dahin gestellt; denn im Grunde bleibt es sich vollkommen gleich, ob der Aristokrat Grund besitzt, Felder bebaut, Ochsen und Pferde züchtet und über Leibeigene herrscht, oder ob er Börsengeschäfte treibt, Fabriken besitzt und seine Fabrikleibeigenen und Klienten hat, die ihm unbedingt ergeben sind. Ob sich ein Adel aus den großen Bauern bildet, oder aus den großen Bürgern und Kaufleuten, ist ziemlich gleichgültig und thut zum Begriffe der Demokratie weder etwas hinzu, noch nimmt es davon etwas ab. Cosmus und Lorenzo von Medici übten allerdings nie eine andere Dictatur aus, als die der Einsicht, des Geldes und der Freigebigkeit — das ist aber auch Alles — damit waren sie im Stande, die republikanischen Freiheiten aufzukaufen und die Demokratie auf diese Weise zu beseitigen. Gewöhnlich aber sind die Demokratieen, bei denen weiter nichts dahinter steckt, ziemlich leicht und wohlfeil zu haben.

Man kann die Geschichte der florentinischen Verfassung füglich in fünf Perioden theilen. Die erste reicht vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert. Unter der Markgräfin Mathilde befreite sich Florenz von der deutschen Feudal-Aristokratie. Die in der Stadt zurückgebliebenen Reste dieser Aristokratie verbanden sich mit den Begüterten und bildeten die gemischte Klasse der Nobili, welche als Ghibellinen der guelfischen Klasse der Popolari entgegenstanden. Diese letztern siegen im Jahre 1250, und von da an datirt die Demokratie. Die ausübende Gewalt und die Gesetzgebung war den Konsuln (Consoli) vertraut, deren Anfangs zwei, später drei, vier, sechs, acht, neun, dreizehn bis zwanzig waren. Sie wurden jährlich von den Angesehensten der Stadt aus den Nobili gewählt. Ein fremder Podestà, auf ein Jahr erwählt, übte die bürgerliche und peinliche Gerichtspflege.

3) Das Consiglio dei cento buoni uomini oder c. di Credenza, d. i. der Rath der hundert guten Leute oder Vertrauensrath, welcher aus den Zunftältesten und zehn erfahrenen Bürgern (savi) jedes der sechs Quartiere bestand, und dessen Sitzungen geheim waren. Man berathschlagte darin die Vorschläge der Konsuln und brachte sie in bestimmte Fassung, in welcher Form sie dann 4) an das Consiglio generale und 5) an das Consiglio speciale kamen, die nach Stimmenmehrheit aus den Notablen gewählt waren und die Gesetze ohne Discussion entweder annahmen oder verwarfen. Man sieht hieraus, daß die Florentiner Verfassung wesentlich ein Kompromiß zwischen dem Patriziate und den zünftigen Bürgern war. Das Patriziat der Nobili wählte die zwei Senate, welche die Initiative und Entscheidung in der Gesetzgebung und Regierung hatten; das Volk wurde durch seine Zunftältesten und Viertelsmeister vertreten und hatte das Recht der Begutachtung und Prüfung der von den Konsuln, d. h. jedenfalls eigentlich von dem Consiglio speciale ausgehenden Vorschläge.

Die Zeit von 1250 bis 1282 bezeichnet man mit dem Namen des alten Volkes. Leider dauerte der Glanz der jungen Demokratie nur kurze Zeit. Statt der Konsuln treten jetzt die zwölf Alten (Dodici anziani) auf, die vom Volke gewählt wurden, wenige Jahre später aber bereits als Buoni nomini auftreten, welche die Functionen der ehemaligen Konsuln versahen. Die Kriminaljustiz hat hauptsächlich der Capitano del Popolo in Händen; die Civiljustiz übt der Podestà. Die Capitani der guelfischen Partei bildeten ebenfalls eine besondere Behörde, welche anfangs eingesetzt war, die konfiszirten Güter der Ghibellinen zu verwalten. Außerdem bestand fort das Consiglio del cento Buoni nomini oder di Credenza, völlig guelfisch und ganz in derselben Weise organisirt, wie vor 1250; sodann bestand ein Consiglio generale der Dreihundert oder del popolo, in welchem der Capitano del popolo den Vorsitz führte; ferner ein Consiglio speciale oder dei novanta, del commune, del Podestà genannt, welches den Podestà zum Vorsitzer hatte. Später nannte man es das Consiglio delle Capitudini. So viel kann man wohl sagen, einfach war die Verfassung nicht, und es begreift sich, wie diese verschiedenen Räthe zeitig genug in Konflikt kommen mußten.

Die Zeit von 1282 bis 1434 heißt die Epoche des zweiten Volkes, von vornehmlich politischem und kommerziellem Charakter und durch das Eindringen der Condottieri bezeichnet. Die sieben größeren „Künste" und die vierzehn kleineren schließen sich ab zu Körperschaften, und die Grundlage der neuen Verfassung ist ganz industrieller Natur. Es bilden sich drei Klassen der Gesellschaft heraus: die Ottimati, alte Patrizierfamilien, welche die städtischen Aemter besetzt hatten, das Popolo grasso (das fette Volk) das ist: die reichen guelfischen Bürger, und das Popolo minuto (die kleinen Leute).

Im Jahre 1378 gewinnt das „kleine Volk" die Oberhand und macht das Gesetz. Der Streit zwischen den Ottimati und den Medici, die sich auf das „kleine Volk" stützen, fängt von neuem an. Cosmus kehrt 1434 nach Florenz zurück, und eine neue Aera beginnt. Während dieser Periode, die mit der Rückkehr des Mediceërs endet, haben wir als Magistrate 1) ausübende Macht: „die acht Prioren der Künste (statt der zwölf (Buoni nomini), selbe Verrichtungen, Amtsdauer 2 Monate. Sie wurden aus den Bürgern erwählt, die in den Zunftbüchern eingetragen waren. Als Wappenzeichen hatten sie ein blaues Schild mit dem Worte Libertas in goldenen Buchstaben und wohnten im Palazzo Vecchio. 2) Der Gonfaloniere der Justiz, der bald die erste Person im Staate wurde; er befehligte Tausend Mann zu Fuß und hatte das Banner von weißem Taffet mit rothem Kreuze in seiner Hut. Seine Kleidung war von Purpur mit Goldbesatz und scharlachner Fußbekleidung. Der Gonfaloniere und die acht Prioren bildeten zusammen die Signorie. 3) Der Podestà, ein Fremder, Amtszeit jährlich; sein Ansehen ist im Verfall. 4) Der Capitain des Volkes, ein Fremder, jährlich, selbe Machtvollkommenheit wie früher, Kleidung von schwarzem Sammet. 5) Der Exekutor der Gerichtsbefehle, 1306 geschaffen, gleichfalls ein Fremder. 6) Der Vorsteher der Polizei (Bargello) ein Fremder. 7) Der Offizial der Waaren, ein Fremder, der dem Handelsgerichte vorsitzt, das aus sechs von der Stadt gewählten Mitgliedern besteht. 8) Die Capitaine der Guelfenpartei, die schon oben genannt sind und sich im vierzehnten Jahrhundert das Recht anmaßten, die als Ghibellinen verdächtigten von den Ehrenstellen fern zu halten; eine furchtbare, alle zwei Monate erneute Censur. Hierzu kommen als rathschlagende Körperschaften 9) der Rath der zwölf Buoni nomini, aus sieben Vertretern der höhern und fünf Vertretern der niedern Künste bestehend. 10) Die zwanzig, später sechszehn Bannerherren (Gonfaloniere) der Genossenschaften. Bei wichtigen Fällen dürfen die Signorie und die Räthe eine außerordentliche Berufung der erfahrenen Bürger (richiesti) ergehen lassen. Die zwölf Buoni nomini und die sechszehn Gonfaloniere der Genossenschaften bildeten die sogenannten Kollegen; die Signorie und die zwei obengenannten Kollegen hatten nur die Initiative. 11) Der geheime Vertrauensrath (consiglio segreto di Credenza), aus den Konsuln der Künste und den Notabeln bestehend, hatte, wie früher, die eigentliche Berathung.

Mehr als sonst entschied er souverain über gewisse Angelegenheiten. Was die andern betrifft, so wurden sie an den allgemeinen Rath der Dreihundert (später Zweihundert) gebracht, und an den besondern Rath oder die Dreizehn. Man stimmte in beiden Versammlungen ohne Discussion, wie früher.

Die Signorie, der Kapitain des Volkes und der Podestà allein halten das Recht, beide Räthe oder Versammlungen zu berufen. In außergewöhnlichen Fällen, wenn die Signorie es für nöthig erachtete, an der Staatsverfassung zu ändern, versammelte sie das Volk als Parlamento, und falls das Volk die Veränderung genehmigte, bestimmte die Signorie eine sogenannte Ballei (Balia) d. h. eine bestimmte Anzahl von Diktatoren. Fernere Behörden waren die Konsuln der Künste (Zunft-Aeltesten), die Münzbeamten, die Kämmerer der Einkünfte, die sechs Magazinmeister, welche für die Proviantirung der Stadt zu sorgen hatten.

Um die politischen Rechte zu genießen, mußte man Guelfe sein und eine der einundzwanzig Künste betrieben haben, d. h. Mitglied einer der einundzwanzig Zünfte sein und wenigstens an den untergeordneten Gewerben, die sich daran schließen, sich betheiligt haben.

III.

Die Medici als Herren von Florenz.

Der vierte Zeitraum der Republik dauert von 1434 bis 1530 und umfaßt die Zeit, wo die Medici die republikanischen Freiheiten aufgekauft hatten, aber das Scheinbild der freien Verfassung bestehen ließen. Es war ihnen durch ihr Vermögen und ihr Ansehen gelungen, alle städtischen Aemter in die Hand ihrer ergebenen Anhänger zu bringen, und indem sie die republikanischen Einrichtungen beibehielten, waren sie eigentlich die Herren von Allem. Zuerst modificirten sie die Verfassung, welche nach der Vertreibung von Peter II. im Jahre 1494 auf noch demokratischerer Grundlage (Savonarola) hergestellt wurde, als sie früher gewesen war. 1512 brachte eine Revolution die Medici wieder an's Ruder; 1527 erfolgte eine neue Vertreibung, bis endlich die Republik 1530 ganz zu Grunde ging und die Medici erbliche Fürsten wurden (von 1530 bis 1737). Nach der Uebergabe von Florenz 1530 bildete die Partei der Medici eine Ballei, welche zwölf Reformatoren wählte. Ihre Constitution wurde 1532 verkündigt. Die Signorie, die Kollegien und die Räthe wurden unterdrückt, überhaupt die lächerliche große Zahl der Aemter und Obrigkeiten vereinfacht. Dem erblichen Fürsten aus dem Hause Medici steht ein Senat von achtundvierzig Mitgliedern und der Rath der Zweihundert zur Seite, der aus lebenslänglich Erwählten bestand und sich nur mit sehr untergeordneten Dingen zu beschäftigen hatte. Die Vorlagen für diese zwei Beiräthe des Fürsten wurden von den zwölf Prokuratoren gemacht. Der Herzog führte im Senate den Vorsitz; außerdem hatte er noch einen geheimen Rath von vier Senatoren zur Seite, die er alle vier Monate neu erwählte.

Schon 1547 richtete der Herzog Cosmus einen Kabinetsrath (Pratica segreta) ein, der bald die andern Körperschaften, die noch eine Verfassung darzustellen schienen, beseitigte und zu bloßen Namen machte. Der Wille des Herzogs wurde oberstes Gesetz. Florenz war an der Vielregiererei zu Grunde gegangen; die zahlreichen Magistrate, Räthe, Versammlungen ꝛc. waren zu locker organisirt, entbehrten zu sehr der sittlichen Grundlage eines kräftigen Freiheitsgefühles und Unabhängigkeitssinnes im Volke, als daß sie im Stande gewesen wären, der gemüthlichsten aller Tyranneien zu entgehen. In einem Handelsstaate ist Geld Alles; der Einzelne darin ist zu sehr von der Gesammtheit abhängig, als daß er einen besonders wirksamen Trotz entwickeln könnte. Kein Wunder daher, wenn da, wo Alles seinen Werth und Cours hat, auch die Freiheiten und zuletzt die Freiheit selbst (wenn sie je mehr gewesen ist, als eine bloße Fiction) von demjenigen aufgekauft werden, der die besten Speculationen gemacht hat. Wie mißtrauisch die florentinischen Handelsleute waren, geht schon daraus hervor, daß so viele wichtige Aemter von Fremden besetzt werden mußten. Alle diese italiänischen Republiken leiden an einem Grundübel, an dem Mangel einer wirklich durch ihr Interesse conservativen Partei, die aber zugleich die politische Freiheit für ihren Bestand nöthig hat. Der Handelsstand ist das nicht, selbst der größte, reichste und stolzeste, weil er eben so gut unter einer Tyrannei als in einem Freistaate existiren kann, und vielleicht erstere ihrer größeren Ruhe und Gemüthlichkeit wegen vorzieht. Alle wirklich dauerhaften Freistaaten sind Bauer-Republiken gewesen und haben so lange bestanden, als die ursprüngliche Biederkeit, Einfachheit und geistige Beschränktheit vorgehalten haben, so lange man den Staat und das Gemeinwesen wie eine große Bauernwirthschaft regieren konnte.

* * *

Hinter dieser Einleitung folgen die Dokumente, die, wie gesagt, zunächst vom vierzehnten Jahrhundert bis Karl VIII. reichen. Zuerst steht ein Brief, den die Florentiner an Philipp den Schönen richten, um sein Wohlwollen zu Gunsten des Handels der Republik zu erlangen. Es war dies gerade in der Zeit, als die guelfische Stadt sich von dem Römerzuge des Kaisers Heinrich VII. bedroht sah. Sie korrespondirte zur selben Zeit mit Robert von Neapel, dem französischen Prinzen und übertrug die

Signorie der Stadt seinem Sohne, Karl von Calabrien, welcher als Stellvertreter den berühmten Walter von Brienne nach Florenz schickte. Die Beziehungen, welche zwischen der Republik und Frankreich unter den Regierungen von Philipp von Valois und Johann dem Guten bestanden, bieten nur wenig Interessantes. Unter Karl VI. bewog sie, erschreckt durch die Erfolge von Galeazzo Visconti, den König durch Vermittlung des Filippo Corsini in Italien gegen den Herzog von Mailand einzuschreiten, und es bildet sich gegen ihn eine Liga zwischen Frankreich, Florenz, Lucca, Bologna, Mantua, Ferrara, Padua und Rimini. Der Erfolg entsprach den Erwartungen der Republik nicht; aber Johann Galeazzo starb (1402).

Von 1402—1406 sicherte sich die Republik den Besitz von Pisa, der ihr von Frankreich streitig gemacht wurde, welches bereits seit 1396 Herr von Genua war. Die Gesandtschaft von Bonacorso Pitti besänftigt den Hof und läßt ihn die Besitzungen von Florenz respectiren. Livorno wird 1421 erworben. Florenz ist dann bei der Beseitigung des Schisma's betheiligt und unterstützt die Anstrengungen des zweiten Hauses Anjou, sich in Neapel festzusetzen.

Unter Karl VII. enthüllt uns ein sehr merkwürdiges Dokument von 1447 die Pläne des Königs auf Genua und die Ansprüche des Dauphin auf Mailand. Man sprach von einem geheimen Vertrage, nach welchem Philipp Maria Visconti den nachmaligen Ludwig XI. zur Nachfolge in seinem Herzogthume berufen sollte. Nach dem Tode Philipp Maria's besteht die Politik von Florenz darin, daß es die Sforza zu Mailand und die Pläne des Renatus von Anjou auf Neapel begünstigt. Seinerseits wird es von den Venetianern und dem Könige Alphons von Aragonien bedroht.

Die Depeschen aus dem Anfange der Regierung Ludwig's XI. enthüllen uns seine ganze italiänische Politik; in dieser Epoche läßt sie sich in drei Punkte zusammenfassen: sich fester als jemals mit Florenz und den Sforza zu verbinden, die er selbst gegen die Orleans halten will; die Wiederherausgabe von Genua an Frankreich und die Befestigung des Hauses Anjou in Neapel. Der Stoß, den Johann von Calabrien 1463 bekam, modificirte die Politik des Königs; er schloß seine Verbindung mit den Sforza immer fester und fester und trat ihnen seine Ansprüche auf Genua ab. Beim Tode von Francesco Sforza sichert das Einschreiten Ludwig's XI. den Erben des Emporkömmlings den bedrohten Besitz des Herzogthums und rettet Italien vom Bürgerkriege. Die Medici entgehen der Verschwörung der Pitti und Acciaiuoli 1466, und Ludwig XI. beglückwünscht sie darüber. 1468 (dem Jahre von Peronne), schrieb er an Sforza, um ihn zu warnen vor den Intriguen Savoyens, und an die Venetianer, um sie nach der Verschwörung der Pazzi 1478 in der Neutralität zu halten. Papst Sixtus IV. verband sich mit Ferdinand von Neapel, um das mit Gewalt durchzusetzen, was er durch Verbrechen nicht hatte durchsetzen können. Ludwig XI. hörte nicht auf, im Interesse seines „Freundes," seines „Vetters" Lorenzo von Medici, zu unterhandeln. Commines kam nach Florenz; er sicherte dem Sohne „des Prächtigen," der sich der Kirche geweiht hatte, die er einst als Leo X. (Johann von Medici) regieren sollte, reiche Beneficien in Frankreich zu.

Unter der Regentschaft von Anna von Beaujeu hatte Lorenzo von Medici nur wenig Beziehungen mit Frankreich; er bemühte sich wenigstens, in Italien das Gleichgewicht herzustellen, das Ludwig XI. eine Zeitlang gesehen hatte. Es gelang ihm; aber während er sich Neapel näherte, starb der große Mann 1492 und Alexander VI. bestieg den päpstlichen Thron.

Peter von Medici warf sich blind in die Arme des Aragoniers, und entfremdete sich Ludovico Moro, welcher die Intervention des französischen Königs nachsuchte. Karl VIII. kaufte die Rechte des Hauses Anjou auf Neapel zurück. Peter von Medici schickte eine Gesandtschaft nach der andern, um den König von seinem Plane abzubringen. Das sind die drei Legationen von Francesco della Casa, von Gentile Becchi mit Piero Soderini (dem lebenslänglichen Gonfaloniere) und von Guidantonio Vespucci mit Piero Capponi. „Besonders in den geistreichen Depeschen des Francesco della Casa hat man alle Elemente der politischen Geschichte, alle Züge und Farben zu suchen, die dazu dienen können, ein Gemälde von dem Hofe Karls VIII. zu entwerfen, ein treues und belebtes Gemälde, worin alle Figuren mit Meisterhand gezeichnet sind." Besonders gewährt seine Depesche vom 28. Juni (1492?) ein lebendiges Bild des französischen Hofes und giebt die Portraits aller Personen, die er genauer zu kennen das Interesse hat. Der Marschall des Cordes, ein tüchtiger Anführer, unparteiisch und versöhnlich, der Admiral de Graville, ein alter, vergessener Diener und Feind aller Neuerungen; Briçonet, ein feiner Mann, den man achten muß, weil er Achtung verdient; Etienne de Vese, der alle Macht besitzt und für sich allein mehr gilt als der ganze Rath; der Prinz von Salerno in ziemlich guter Lage für einen so armen Herrn; Perron de Basche, Gesandter des Königs in Italien, der sich überall auf seiner Reise zu bereichern sucht; Philipp de Commines, ohne großes Ansehen, weil man ihn für zu geschickt, umsichtig und hellblickend hält, den Florentinern aus Neigung ergeben und den Medici aus Hoffnung auf einigen Gewinnst. Der König endlich war so wenig fähig die Geschäfte zu behandeln und so wenig mit dem bekannt, was vorgeht, daß der mitleidige Gesandte oft statt seiner eine Art von Scham empfindet.

Karl VIII. schickte einen Gesandten über den andern nach Florenz, um die Republik zur Erklärung zu bewegen; aber Peter von Medici brachte endlich durch seine ausweichenden Antworten und seine aragonische Politik den König auf und stürzte sich selbst. Commines machte einen letzten Versuch, um die Medici von den Gefahren zu überzeugen, denen sie sich aussetzten. Er schlug fehl. Der vor Karl VIII. hergehende, nach Florenz geschickte Bischof von Arezzo scheiterte.

Doch wir können auf diesen merkwürdigen Zug der Franzosen nach Italien hier nicht näher eingehen. Die bekannt gewordenen Depeschen werfen darauf volles Licht und sind voller Belehrung für jene so merkwürdige Zeit und die Zustände der Halbinsel und die Politik ihrer Höfe. Mit dem Tode Karls VIII., oder besser gesagt, mit einer Depesche vom 8. Januar 1498 endigt dieser erste Band. Die folgenden werden neue Thatsachen und Bemerkungen über die Politik Ludwig's XII. und Franz's I. bringen, ebenso über die inneren Unruhen Frankreichs unter den letzten Valois. Mit großem Interesse wird man den noch nicht edirten Brief lesen, den Catharina von Medici eigenhändig in der Bartholomäusnacht geschrieben hat.

Mannigfaltiges.

— Schiller's Säkularfeier in Moskau. Wir freuen uns, daß unter den Deutschen in Rußland für den Dichter der Ideale und der sittlichen Freiheit eine so große, lebhafte Begeisterung herrscht. Wie öffentliche Blätter berichten, haben die deutschen Einwohner Moskau's beschlossen, das Andenken Schiller's dadurch zu ehren, daß sie zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages am 10. November d. J. ein Jahres-Stipendium von sechshundert Rubel gründen, für welches alljährlich ein Studirender der Moskauer Universität, deutscher Abkunft und russischer Unterthan, der eine Fakultät cum laude absolvirt hat, im Auslande reisen soll. Außerdem beabsichtigt man, dem Städtchen Marbach, wo Schiller geboren, eine in Moskau gegossene Glocke zu schenken, die, der Form nach, der im Kreml befindlichen Glocke gleich, mit Emblemen nach Schiller's „Glocke" geschmückt sein wird.

— Verwechselt das Bäumchen! Was wir in unserer Zeit doch für merkwürdige Metamorphosen erleben! Während das revolutionärste Volk der Welt geduldig den Nacken unter das Joch beugt, das ihm der unbeschränkte Wille eines Einzelnen auflegt, verkünden die Organe des unumschränktesten Selbstherrschers der Welt, daß der Wille der Völker heutzutage ein nothwendig zu beachtendes Moment sei. Der Moniteur der russischen Armee, der „Russische Invalide," vom 10. August d. J., sagt in einem Leitartikel über die Unumgänglichkeit eines europäischen Kongresses zur Ordnung und definitiven Feststellung der italiänischen Angelegenheiten wörtlich Folgendes: „Die kriegführenden Kabinette haben die Waffen niedergelegt, aber um des Wohles und der Ruhe Europas willen, muß der Friedensschluß in allen Punkten von den Völkern, die er angeht, angenommen und zur Ausführung gebracht werden. Italiens Lage erfordert Europas Untersuchung und gemeinsamen Beschluß. Bleiben die alten Keime der Zwietracht, werden die Wünsche des Volkes gewaltsam erstickt, so trägt dieser Friede keine guten Früchte und die blutigen Szenen wiederholen sich bald wieder. Ein Kongreß ist unerläßlich, und zwar ein solcher, der die Lage des gesammten Europa genau revidirt; denn nicht nur die italiänische Frage ist gefahrdrohend, auch die deutsche ist es nicht minder. Die Metternich'sche Bundesverfassung bedarf einer Reform. Die Einheits-Bestrebungen machen sich wieder wie 1848 geltend und drohen eine Revolution herbeizuführen. Es ist hohe Zeit, in dem wurmstichigen Gebäude dieses deutschen Fürstenbundes Reformen einzuführen und ihn zu einem deutschen Volksbunde zu machen."

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und der Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn E. Droscanne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Nº. 104-106. Sonnabend, den 3. September 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Kardinal Wiseman.

I.

Der Katholizismus in England.

Wir gaben vor einiger Zeit eine kürzere Anzeige von einer Sammlung von Schriften, die bei Bachem in Köln erscheint und freilich zunächst nur für das katholische Publikum Deutschlands berechnet ist: eine Sammlung von klassischen (!) Werken der neueren katholischen Literatur Englands. Jedenfalls ist die Erscheinung bedeutend genug, um auch die Augen der Protestanten auf sich zu ziehen, und sie, welche Stellung sie auch sonst dazu einnehmen mögen, so weit möglich bekannt zu machen. Unsere Stellung soll die des reinen Literaturhistorikers sein.

Wir haben schon in der ersten Anzeige flüchtig darauf hingewiesen, wie wir die Bezeichnung „klassisch" ansehen. Man ist in neueren Zeiten mit diesem Ausdrucke ungemein freigebig geworden, so daß ziemlich jeder Schriftsteller, der einen erträglichen Styl schreibt, von der Buchhändler-Spekulation als klassisch bezeichnet wird, und wir dürfen uns also nicht wundern, wenn die Katholiken Englands in kurzer Zeit so viele „klassische" Werke hervorbringen. Doch dies nebenbei — gern wollen wir anerkennen, was Anerkennung verdient, und das „Klassische" auf sich beruhen lassen.

Das vorliegende Bändchen enthält: „Reden und Vorträge von Sr. Eminenz Nicolaus Kardinal Wiseman, Erzbischof von Westminster.* Kardinal Wiseman ist jedenfalls eine Erscheinung, die allgemeines Interesse erregt, und deshalb wollen wir doch eine nähere Bekanntschaft mit diesem vielgenannten Manne machen. Er präsentirt sich sogleich selber in Kupferstich, vorn neben dem Titelblatte, natürlich in Kardinaltracht, mit dem Hermelinmantel und Brustkreuze; ein Herr, wie es scheint, von kräftiger Statur, mittleren Alters und ziemlich behäbiger Gesichtsrundung. — In den schwarzen buschigen Brauen, in den bebrillten Augen und dem kräftig gesammelten Munde mit etwas starker Unterlippe liegt Charakter, vielleicht auch ein eigenthümlicher humoristischer Zug; die mäßig lange, gerade Nase zeigt den nordischen Typus; die Stirn ist hoch und frei, das ganze Gesicht würde aber nicht eigentlich den Briten erkennen lassen. Geistige Rüstigkeit, Derbheit und Selbstbewußtsein liegt jedenfalls darin deutlich ausgeprägt.

Kardinal Wiseman, wie überhaupt der englische Katholizismus, dessen Haupt und Vertreter er ist, haben etwas Räthselhaftes, wenn man von der allgemein verbreiteten Vorstellung über Englands protestantische Natur ausgeht, etwas um so Räthselhafteres, als dieser auf eine große Minderzahl beschränkte Katholizismus eine Regsamkeit entfaltet, die selbst den deutschen Katholizismus in Schatten stellt.

Der beste Beweis dafür sind diese zahlreichen und im Ganzen tüchtigen Literaturwerke, die deutsche Katholiken zu übersetzen für gut finden. Jedenfalls ist der deutsche Katholizismus weniger selbständig und weit mehr mit protestantischen Einflüssen getränkt, als viele seiner Vertheidiger zugeben. Gebildete, und namentlich gelehrte Katholiken, deren es eine große Anzahl giebt, betreiben die ernsten Wissenschaften, ohne daß ein schärferer Gegensatz zu protestantischer Gelehrsamkeit hervorträte, weil einerseits in der Vielheit der protestantischen Richtungen sich Anknüpfungspunkte genug finden. Andererseits hat aber der hierarchische Theil des Katholizismus in Deutschland zu wenig Sinn und Verständniß für die literarischen Hebel und zieht sich in sein Inneres zurück, um die alte scholastische Tradition fortzupflanzen, die nichts von einer Vermittelung mit dem Profanen wissen will. Wo sie dieselben ansetzt, geschieht es meist sehr ungeschickt, und eine rohe Polemik ist nur zu sehr an der Tagesordnung.

Will man dieses unerwartete Aufkommen des Katholizismus in England, der nach katholischen, wie protestantischen Angaben, daselbst große Fortschritte machen soll — wir haben nicht die Mittel dies zu beurtheilen — will man, sag' ich, dieses auffallende Hervortreten begreifen, so muß man die Lage der Katholiken vor der Emanzipation, und die Natur des englischen Protestantismus näher in's Auge fassen. Alle Welt weiß, wie die Reformation in England eingeführt wurde, und welche Schicksale sie erlebt hat. Protestanten sind in England nur die Dissenters, nicht die Hochkirche, wenn man der Sache auf den Grund geht. Heinrich VIII., der defensor fidei, der große scholastische Philosoph, trennte aus Gründen, die man nicht zu den reinen zählen kann, die englische Landeskirche vom päpstlichen Stuhle, indem er sich selbst an dessen Stelle setzte. — Die ganze alte Hierarchie blieb, wie auch in Schweden, unangetastet, und vorläufig war die ganze Sache, katholisch betrachtet, nichts als ein Schisma, ähnlich dem griechischen. Modificationen der Glaubenslehre sind Nebensache, sogar nicht einmal beabsichtigt; die Hauptsache ist der Primat des Papstes, den die Hochkirche immer noch indirekt anerkennt, indem sie auf die apostolische Nachfolge ein großes Gewicht legt. Unzweifelhaft hat sie diese apostolische Nachfolge, trotz der alten britischen Kirche von Rom, da die englische Kirche auf der Grundverfassung des Abtes Augustin beruht, den Gregor der Große nach England sandte, um die Angelsachsen zu bekehren. Was Macaulay z. B. in seinen Essays dagegen sagt, um die Unterbrechung dieser Tradition darzuthun, ist rabulistische Spiegelfechterei, und nichts weiter, wie man sie auch in andern Punkten von ihm gewohnt ist.

Die englische Hochkirche ist also, von Nebensachen abgesehen, weiter nichts, als ein Katholizismus, der an die Stelle des Papstes den jedesmaligen Herrscher von England gesetzt hat, und ist heutzutage mehr Katholizismus als jeder andere, wenn man die thatsächlichen Zustände in's Auge faßt. Das dürre Gerüst der heutigen Hochkirche mit ihrer Hierarchie, ihren alten Stiften, ihren Schulen und Universitäten von

* Köln, Bachem, 1859

Oxford und Cambridge, ihrem Unterrichtswesen ist im Ganzen ungestört vom Mittelalter auf unsere Zeiten übergegangen, während die Einrichtungen des römischen Katholizismus auf dem Festlande die stärksten Veränderungen durchgemacht haben. Die Vertretung der Kirche im Parlamente, die freilich im Grunde eine leere Förmlichkeit ist, steht, etwa Schweden ausgenommen, einzig als Rest des feudalen Mittelalters da. Was nach diesen Verhältnissen die Hochkirche für geistige Waffen gegen Rom hat, ist leicht zu ermessen — so gut, wie gar keine. — Wir wollen keinen Papst — no popery — weil wir Engländer sind und den König oder die Königin von England zum obersten Bischofe haben. Daher die gewaltige Grundfeste der neunundbreißig Artikel, die zum Theil sehr anfechtbar sein dürften, jedenfalls aber kein Fundament abgeben, auf dem die Kirche einen prinzipiellen Rechtsstand behaupten könnte.

Protestanten im deutschen Sinne sind also eigentlich nur die Dissenters, die sich aus der englischen Staatskirche ausschieden und zu ihr in ein Verhältniß traten, etwa ähnlich, wie die Lutheraner und Calvinisten gegen den römischen Katholizismus. — Heterodoxe gegen die orthodoxe Landeskirche. — Seit die Hochkirche sich mit den Dissenters zum Sturze der Stuarts verbunden, seit nach Jakob's II. Vertreibung dieselben Duldung und staatliche Rechte erhielten, hatte die staatliche Hierarchie ihren Halt verloren und schrumpfte rasch zu dem Skelett zusammen, als welches sie noch fortbesteht: eine aus Pietät und Gewohnheit beibehaltene Anstalt ohne eigentlichen Zweck, aber zum großen Nutzen und Wohlgedeihen der erblichen Oligarchie, welche England regiert. Da die Beseitigung des Cölibats alles Unbequeme benimmt, so lassen sich die vornehmen Lords zu Bischöfen und Würdenträgern der Kirche machen, um die reichen Fundationen des Mittelalters abzuessen, und paradiren jährlich einmal bei der Eröffnung des Parlamentes als Figuranten. Nebenbei dilettiren sie vielleicht in theologicis, betheiligen sich bei Bibelgesellschaften, Missionsvereinen u. dgl., agitiren gegen die papistischen Chorhemden, oder für die Heiligung des Sabbaths, halten auf die Orthodoxie der neunundbreißig Artikel u. s. w.; sonst aber, wenn sie nur ihren Vikar mit ein paar Hungerbrocken abfinden, kümmert sie die Seelsorge wenig; sie können ruhig in Italien leben oder Reisen in alle fünf Erdtheile machen, sich für Geognosie oder Geologie interessiren und die vaterländische Industrie befördern.

Die schauderhafte Vernachläßigung des gemeinen Volkes fällt ohne Zweifel zum guten Theile der Hochkirche und ihren Hierarchen zu, die viel zu sehr gentlemen sind, um sich mit dem schmutzigen Pöbel zu befassen.

Nun denke man sich, wenn in dem zur Hochkirche gehörigen Engländer wirklich religiöses Gefühl erwacht, wenn er sich über den herkömmlichen Formalismus und Pharisäismus erhebt und das Ideal seiner Kirche verlangt. Macaulay selbst, ein unverfänglicher Zeuge, und nichts weniger als Gefühlsmensch, sagt uns, daß das gemeine Volk in England gar nicht aufgehört habe, katholisch zu sein, zu fühlen und zu denken, daß die kirchliche Denkart, wie zu Shakspeare's Zeiten, wesentlich noch die altkatholische sei, weil sich das Volk dieses Ueberganges wenig bewußt geworden und seine religiösen Gewohnheiten ruhig fortgeführt habe. Es ist bekannt, wie sehr der Engländer am Buchstaben, an der Form, am Gesetz festhält, und welchen Abscheu er gegen alle Freidenkerei und Religionslosigkeit hegt, deren er namentlich die Deutschen beschuldigt. — Wenn also der Hochkirchler die Einrichtungen und den Bestand dieser seiner Kirche als etwas Festes und bedingungslos Gültiges betrachtet und dann deren Entstehung und die Rechtmäßigkeit ihrer Trennung von der alten Kirche untersucht, so wird er in den meisten Fällen arge Gewissensbedenken bekommen, nachdem der alte Haß und die frühere Erbitterung des Reformationszeitalters einer ruhigen Betrachtung Platz gemacht hat. Den Anglikanern ist Alles daran gelegen, ihren Bischöfen die ununterbrochene Tradition der Kirche und die apostolische Nachfolge gesichert zu haben. Natürlich führt dieser ganz katholische Gedanke nach Rom zurück, zumal die Gründe äußerst bedenklicher Natur sind, welche die Trennung herbeiführten. Heinrich VIII., der den Bruch herbeiführte, als er die von ihm betriebene Ehescheidung beim päpstlichen Stuhle nicht durchsetzen konnte, sein würdiger Erzbischof Cranmer und andere Leute, die er als Werkzeuge benutzte, dürften sich schwer als wirkliche, gottbegeisterte Reformatoren ansehen lassen. Wenn also der Engländer über seine nationalen Antipathien hinwegkommt und im Stande ist, in den ihm über den Papismus überlieferten Vorstellungen, die zum guten Theile von Sekten-Fanatismus und Verleumdung erzeugt sind, Wahres und Falsches zu sondern, wenn er außerdem eine ausgesprochene Abneigung gegen Sektirerei, gegen Irrlehren besitzt und den thatsächlichen Zustand seiner Kirche in's Auge faßt, so ist er, ohne es zu wollen, schon stark drei Viertel Katholik, und es bedarf eines geringen Anlasses, um vollends über Heinrichs VIII. Reformation hinweg zu kommen. Eine ganze und bedeutende Schule steht auf diesem Standpunkte, die „Tractarians", oder wie sie gewöhnlich nach ihrem Stifter genannt werden, die Puseyiten. Dadurch, daß sie die verknöcherte Hochkirche wieder beleben wollen, gerathen sie unvermerkt in den Katholizismus zurück, und das Gewöhnliche ist ein schließlicher Uebertritt zur römischen Kirche.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Kardinal Wiseman der rechte Mann ist, den englischen Katholizismus zu sammeln, zu organisiren und ihm die möglichste Geltung zu verschaffen. Seine Gelehrsamkeit ist, ohne daß wir sie überschätzen wollen, in einigen Fächern, z. B. im Syrischen, nicht unbedeutend; bei starkem und glücklichem Gedächtnisse und dem umfassenden Verkehr, den ihm eine hohe und gesicherte Stellung mit allen Charakteren und Denkweisen ermöglicht hat, ist dieselbe im größten Maßstabe angelegt und hat, frei von allem Pedantismus des in kleinen Verhältnissen festgehaltenen Fachgelehrten, jenen universellen, kosmopolitischen Anstrich, der selbst der vornehmen Welt imponiren wird, während der große Haufe sich davor im Staube beugt. Kardinal Wiseman hat darin eine gewisse Aehnlichkeit mit Bunsen, nur daß er natürlich bei seinen hohen Gesichtspunkten und philosophischen Perspektiven, über malavische und mongolische Schädelbildung, Sündfluth und babylonischen Thurmbau, Pyramiden und Hieroglyphen, altindische Byssusfabrication und assyrische Bildwerke mehr ex cathedra spricht und die Kritik selbstverständlich in Anspruch nimmt. Daß seine Glaubensgenossen, die vor diesen leicht zu Ketzerei verführenden Dingen noch großen Theils einen frommen Abscheu haben, in ihm hierin ein unfehlbares, nicht weiter appellables Orakel sehen, daß sie den kühnen Meister bewundern, welcher der Häresie auch diese Ehrenkrone entreißt — das wird nicht gerade besonders merkwürdig sein, wenn man den Blick auf ähnliche Erscheinungen in Deutschland richtet; aber es ist nicht zu leugnen, daß Kardinal Wiseman auch der Mehrzahl seiner protestantischen Landsleute imponirt. — Sein vornehm gesetztes, etwas breites phlegmatisches Wesen, wie es aus diesen Schriften spricht, ist völlig das des vornehmen, respektablen Engländers. — Alles wird mit einem würdigen Ernst, in jener lehrmeisterlich umständlichen Weise, mit jenem vornehmen Benehmen gesagt, das ihn zum echten gentleman, zum gelehrten Lord stempelt, und hiermit ist er in die höchste Kaste eingekauft und durch alle Rücksichten geschützt, welche ein solches Verhältniß mit sich bringt. Natürlich schadet ihm das Gekläff und Gebell der niederen Sorte englischer Religionsleute, die Angriffe von Methodisten, Quäkern, Wesleyanern und wie sie heißen mögen, nur wenig oder gar nicht; er hat nicht nöthig sich zu erhitzen und kann sie durch seine vornehme Ueberlegenheit allein aus dem Felde schlagen, wenn auch das gerade nicht die Wahrheit aller Behauptungen verbürgt, die ein moderner katholischer Kirchenfürst im Interesse des Systemes macht. Es ließe sich hierüber Vieles sagen, was indessen hier unterbleiben muß.

Korrespondenz-Berichte aus England

London bei Tages- und Gaslicht.

Alfred Tennyson's „Königslieder" und andere literarische Erscheinungen.

London im August.

Ich habe mir London einmal wieder recht gründlich bei Tag- und Gaslichte angesehen und in der ungeheuren Poesie und Prosa dieses Ungeheuers trotz des ungeheuern Reichthums und Verkehrs nichts Tröstliches finden können. Der Macaulay'sche Neuseeländer, der die Trümmer der Paulskirche von der London-Brücke zeichnen will, spukte gewaltig.

Unter dem Tages- und Gaslichte von George Augustus Sala* sieht London wie die kolossalste, brillanteste, erschütterndste Tragödie aus. Er ist ein echtes Stadtkind, obwohl portugiesischer Abkunft, und kennt es eben so gut als Charles Dickens, den er an Salz, Cayenne-Pfeffer und schüttelnder Bitterkeit übertrifft, während ihm die versöhnlichen Elemente des Humors ziemlich abgehen. Sala ist ein Schüler und ehemaliger Household-Words-Freund von Dickens, dabei ein enragirter Engländer dem Auslande gegenüber, das er in seiner „Journey to the North" (Petersburg) als echter Cockney mißverstand und demgemäß schilderte. Um so schlagender werden seine Ausfälle gegen das über alle Völker und Zu-

* Gaslight and Daylight; with some London Scenes they shine upon. By George Augustus Sala. — London: Chapman and Hall. Berlin: Asher and Co

stände geliebte England und London, um so erschütternder seine bitter lachende Klage über die unabsehbaren Szenen von Elend und Tod, wie sie sich jeden Tag und jede Nacht unter dem trüben Sonnen- und dem brillanten Gaslichte durch ununterbrochene dichte Lebensströme drängen und bald hier, bald da, bald in dieser, bald in jener Form zu sinken, zu fallen, sich zu stürzen oder niedergetreten zu werden scheinen.

Er kennt die große Metropolis in- und auswendig, in allen Winkeln und Windungen, wie ein Professor der Anatomie jeden Knochen und jedes Winkelchen davon, und alle Adern, Venen, Sehnen und Muskeln, die in ihrem Gewinde den Organismus bilden. Das Messer spielt geschickt in seiner Hand; alle Wege und Wendungen des Lebens und Todes werden unbarmherzig sezirt und zu Tage gelegt. Er kennt aus langem, genauen Studium und praktischer Erfahrung die tausenderlei Entbehrungen, Leiden, Mißstände und Mißbräuche, durch welche immer Hunderttausende zum Wohle eines Einzigen geopfert werden, damit dieser Einzige auf den Köpfen und Schultern derselben nicht nur hoch stehe, sondern auch bequem gehe und fahre, insofern diese Köpfe als Ausfüllung der Unebenheiten des Weges verwandt werden.

Ich übersetze einige Szenen, die blos der Kürze wegen gewählt sind, da jeder andere Maßstab die Wahl beinahe unmöglich macht:

„Die Hauslosen und Hungrigen."

Das Gaslicht brennt immer die ganze Nacht in den Asylen der haus- und heimatlosen Armen. Ich stand, gekehrt an eine der vielen hölzernen Säulen, die sich durch die Schlafräume ziehen, und sah auf diese traurige Szene. Die Bettstellen füllten sich schnell. Viele der übermüdeten Umhertreiber lagen schon im tiefen Schlafe; Andere saßen noch aufrecht und suchten ihre armseligen Lumpen zu flicken, noch Andere lagen wach, aber ganz still und schauerlich bewegungslos. So weit das Auge dringen konnte, immer wieder neue Reihen von Trögen, immer neue Haufen von Lumpen und Fetzen, Leben umhüllend, niedergestreckt. Ich wechselte meinen Platz nervös, beunruhigt, da ich, wie und wo ich ging und stand, immer im Lichte unzähliger Augen war, bewegungsloser, fixer, brütender, hoffnungsloser Augen.

Wer kennt nicht dies Gefühl, der einmal durch ein Hospital, ein Irrenhaus, ein Gefängniß wanderte? Die Augen sind auf dich, du weißt es, ernsthaft starrend, traurig, vorwurfsvoll gerichtet. Du bist nicht der Doctor zum Heilen, nicht der Priester zum Trösten, nicht die Dame Gütig zum Erquicken. Was hast du für ein Recht hier zu sein, menschliches Elend verzeichnend und Seufzer und Thränen in deinem Notizbuche anmerkend?

Ich fand den Wundarzt am Pulte beim Feuer. Er war eben in einem sehr bösen Falle geholt worden. Der „böse Fall" wurde eben von einer langen Bank in's Bett getragen. Er war hereingebracht und sehr schlimm befunden worden, nicht an Cholera leidend, oder Fieber, oder sonst einer dogmatischen Krankheit, sondern an der englischen Krankheit, genannt Starvation, langsamen Sterben von jahrelangem Hunger und Durst. Er war einfach am Thore des Todes wegen Verschmachtung und Erschöpfung, trunken, bewußtlos vor Hunger, gefesselt wie mit Eisen vor Kälte, ohnmächtig vor Ermüdung. Man kam ihm weder mit Amputation zu Hülfe, noch mit Schröpfen oder Aderlaß, noch mit Chinin, Colchicum oder Sarsaparilla, sondern mit dem, was ihn just vor dem Tode rettete und ihm Wärme gab, etwas Grütze und Cognac. Das kostete zusammen höchstens sechs Pence. Aus längerer Entbehrung dieses Belanges von Nahrung wäre am nächsten Morgen die Ausgabe für einen gedruckten Zettel an der Mauer der Polizeistation entstanden mit der Ueberschrift: „Dead body found." Ich fragte den Doctor, ob solche Fälle öfter vorkämen. O ja, sagte er. Ob sie öfter tödtlich endeten? — Gelegentlich. Erst vorige Nacht wurde Jemand von einem Polizei-Sergeanten hereingeführt. Dieser hatte ihn hinter einem Wagen liegend gefunden, einen großen, athletischen Kerl, der aber nicht mehr stehen konnte. Während der Sergeant den Fall erzählte und zu „Buche gab," fiel der Mann mit seiner athletischen Gestalt plötzlich nach vorn auf den Boden, auf's Gesicht, todt. Er war in keiner Weise krank, blos „starved" — eine Todesart, die in London endemisch ist, und hoffentlich weder übersetzt noch übertragen werden kann.

Sehen wir nach, wie es aus Sala's Augen in den Londoner Trink-Palästen, Public Houses, aussieht:

„Diebe, Bettler, Ausrufer von den Straßen, struppige, alte Leute, verkrüppelte, zerlumpte, stoppelhaarige Kinder, aufgedunsene, schlumpige Weiber, plumpe Männer, gelbliche, kränkliche, heruntergekommene aller Art mit langem, fettigem Haar. Wiederholt erzählte Geschichte. Ist's nicht dieselbe überall? Dieselben Thonpfeifen, derselbe Schmutz, dasselbe heulende, schimpfende, boxende, taumelnde Gin-Fieber. Wie Druckplatten zu „Stereos" vervielfältigt durch den elektrischen Prozeß — dieselben Duplikate, Triplikate u. s. w. überall. Dasselbe Frauenzimmer, ihrem Säuglinge Gin in den Hals gießend, dieselbe abgemagerte, zerhauene, verzanste Frau, versuchend, ihren betrunkenen Mann nach Hause zu schmeicheln, dieselbe, noch mädchenhafte, furchtsame junge Gattin, zu furchtsam sogar, ihren schurkischen Lebensgefährten zu bitten, daß er die letzten Pence des Wochenlohnes nicht auch vertrinken möge, damit der Säugling zu Hause nicht hungere. Sie sitzt deshalb demüthig in einem Winkel mit zwei blutunterlaufenen Augen, das eine noch frisch geschwärzt vom letzten Sonnabend. Derselbe müde kleine Mann, der immer bei Zeiten kommt, in einen Winkel kriecht und den Tag und Abend über stehend zuweilen einnickt, zuweilen aufwachend, um frische Tropfen zu nehmen. Dasselbe rothnasige, zerlumpte Individuum, das dich bald durch die gemeinsten Billingsgate-Ausdrücke ennuyirt, bald durch lateinische und griechische Citate überrascht. Derselbe dünne, gespenstische Mann, der kein Geld hat und mit jämmerlich übereinander gelegten Händen stundenlang steht, und mit fischigen Augen die geliebte Flüssigkeit anstarrt, sie riechend, sich in sie hineindenkend und sie hoffnungslos begehrend. Und endlich dasselbe miserable Mädchen, sechszehn an Jahren, hundert in Elend, mit muffigem, verfitztem Haar, Tod in ihrem Gesichte, in einem zerfetzten Plaid-Shawl und zerrissenen Stiefeln, eine Gin- und Nebelstimme und ein hoffnungsloses Auge."

Das sind ein Paar Proben, freilich nicht viel mehr, als einige Ziegelsteine, um ein Haus anschaulich zu machen. So etwas muß man nach und nach lesen und den Seher und Kenner verfolgen, durch alle die tausenderlei Windungen und Wendungen der Londoner Straßen, Elends- und Verbrecher-Phasen, durch Docks, über Schiffe und Brücken, durch die Gespenster der Königlichen Börse, die sich rasch und stupid ruinirenden Lebemänner, von den im Gas blendenden Brücken hinunter in die tiefe, schmutzige, rauschend ebbende und fluthende Themse, deren Wogenlichter sich manchmal in wirrem Zickzack brechen, weil ein zu Tode gehetzter Körper eben hinunter sprang, um sich endlich eine sichere Ruhestätte zu verschaffen. Diese in die Themse gehetzten Unglücklichen erinnern mich an Alfred Tennyson, der nach langem Schweigen plötzlich wieder an zwei Stellen zugleich auftrat. Eine Nummer des „Once a Week" (Bradbury's, des ehemaligen Verlegers der „Household Words" Konkurrenzblatt gegen das jetzige Dickens'sche „All the year Round,") enthielt ein längeres Original-Gedicht von ihm: „The Grandmother's Apology," eine schwatzhafte Selbstbiographie der Großmutter. In derselben Woche erschienen die lange erwarteten „Königs-Idyllen,"* in denen eine der lieblichsten Liebenden endlich auch im Wasser Erlösung findet.

> „And, peradventure, had he seen her first,
> She might have made this and that other world
> Another world for the sick man; but now
> The shackles of an old soul straightened him
> His honour rooted in dishonour stood
> And faith unfaithful kept him falsely true."

Durch solche paradox-antithetische Passagen und glänzende Bilder der Schilderung in einzelnen Gesängen suchte die Kritik die neueste, große Production ihres alten lyrischen Fürsten zu retten und ihr die gewünschte Höhe zu sichern; ich meinestheils konnte mich mit dem Ganzen durchaus nicht versöhnen. Die Zeiten Arthur's und der Tafelrunde und des Zauberers Merlin treten für uns gar mager und auch zerstückelt in Versen und rhythmischer Prosa auf. Wer Immermann's Merlin kennt, findet diese Königs-Idyllen vollends verfehlt, just weil Merlin und seine Liebe einen Vergleichungspunkt bieten, und wir bei dem englischen Lyriker Alles vermissen, wodurch Immermann tragisch, gewaltig und mysteriös erhaben wirkte. Auch scheinen mir die einzelnen Geschichten und Gesänge in Form und Inhalt zu sehr auseinander zu fallen. Doch will ich mit diesen flüchtigen Bemerkungen auf Grund der Eindrücke erster Lecture (während großer Hitze) noch kein definitives Urtheil gegeben haben.

Dies möcht' ich bei allen meinen früheren und künftigen Urtheilen ein für allemal vorausgesetzt wissen. Die englische Literatur ist, wie alle englische Production, zu massenhaft und dabei so furchtbar mit Fabrik-Arbeit, mit Labyrinthen von Personal-, Verleger- und Gesellschafts-Geheimnissen, auch mit falscher, parteiischer Kritik überladen, so daß der Einzelne selten Alles, Vieles falsch, Anderes ganz übersieht und sich fast immer in einem embarras de richesse befindet. Ich habe versucht, in

* Idylls of the King. By Alfred Tennyson D. C. L. Poet Laureate. — London: Moxon and Co.

einem Jahresberichte über die englische National-Literatur während des Jahres 1858 (für das „Jahrbuch der romanischen und englischen Literatur" des Herrn Prof. Ebert in Marburg) eine Uebersicht des literarisch Bedeutenderen und Geschaffenen zu geben, und zwar auf Grund englischer Kritik. Wer sich unter englischer Leitung noch mehr und für einen weiteren Kreis näher orientiren will, findet in einer kritischen Skizze über die englischen Dichter in Prosa* von David Masson mindestens ein sehr reiches Material, obwohl uns der Verfasser, der dieses Thema zu seiner speziellen Profession für öffentliche Vorträge machte, gerade da im Stiche läßt, wo wir über einen unbekannteren, älteren oder neuen Schriftsteller Auskunft suchen, just wie es alle mir bekannt gewordenen englischen Conversations-Lexika machen (mit Ausnahme des Brockhaus'schen, das jetzt im Verlage der Gebrüder Chambers heftweise und illustrirt erscheint, übersetzt und bearbeitet). Er ist über alte, bekannte und berühmte Romanschreiber, eben so über Dickens und Thackeray, sehr ausführlich, was ihm Jeder leicht nachmachen kann. Von den neuesten Schriftstellern fehlen einige der populärsten ganz und gar.

Unter den Reiseschriftstellern finden wir diesmal einen Dichter ersten Ranges, Dr. Charles Mackay, den Sänger der „Salamandrine," „Egeria," „Insel-Legenden" u. s. w. Er war zwei Jahre in Amerika, und schildert nun dessen „Life and Liberty,"** nach seinen während der Zeit gesammelten Eindrücken und Erfahrungen, den lebensgefährlichen Crinolinen-Wahnsinn in New-York, die Unsicherheit des Lebens und Eigenthums am hellen lichten Tage in den Straßen, die ungesunde Lebensweise vor bratenden Anthracit-Kohlensäuern, die verkränkelten, treibhausüberreifen Kinder, die gelehrte, vorlesungstolle und unitarische Langweiligkeit Bostons, das Sklavenkettenschmieden im Norden für den Süden, Auswanderung, Indianer, Literatur, Musiklosigkeit im Herzen etc. Alles in einer Zutrauen einflößenden, ruhigen, einfachen, anschaulichen, wohlwollenden, warmherzigen Weise, so daß Jeder, auch wer Amerika besser und genauer zu kennen glaubt, es mit Vergnügen und Belehrung, ja mit Erbauung lesen wird.

Ich breche davon ab, blos um noch ein Buch zu erwähnen, das schon lange erschienen war, mir aber erst neuerdings bei guter Gelegenheit zum Durchlesen in die Hände kam: „Frauen-Gedanken über Frauen,"*** von der Verfasserin des „John Halifax, Gentleman." Wir lernen hier ein wirklich edles Frauenherz im Schmerze über das nach Oben und Unten verwahrloste, weibliche Geschlecht Englands kennen. Nach Oben wüthet die Demoralisation der „Lady"-Manie, welche die junge Dame aus der „Lady's School" zu den lächerlichsten Ansprüchen und sittlich-sozialen Verrenkungen in die Höhe treibt, wo es blos Kleider und Crinolinen, Equipagen und Besuche, ungeheuere Rechnungen, kein Mutter- und kein Frauenherz mehr giebt, sondern blos Langeweile und puppenkopfartige Steifigkeit und Kälte. Nach Unten (auch nach Oben) wüthet der Stoff, die Noth, die Verschwendung etc. Die edle Frau giebt ein Buch voll praktischem, tiefempfundenen Rath für diese Unglücklichen, besonders die in Ladyship verwahrlosten, unglücklichen Geschöpfe.

Frankreich.

Der Protestantismus in Frankreich.

I.

Die geschichtliche Entwickelung.

Th. Jouffroy, eines der Häupter der eklektischen Schule der Philosophen Frankreichs, welche altfranzösischen Sensualismus und deutschen Idealismus zu verschmelzen strebt, sagt einmal: La religion est une réponse au problème de la destinée humaine et à toutes les questions qu'elle entraine à sa suite. Ohne nun mit Jouffroy darüber zu rechten, daß er sich ausdrückt: une réponse, wie Stahl eine gleichartige Wendung Bunsens (Hyppolytus I., 347, 348: „vor Allem aber bedürfen sie — die Nationen — der Heilung ihrer Wunden durch ein Christenthum, das da eine lebensdauernde Lebensfrische bekunde, mit Vernunft und Gewissen im Bunde stehe") diesem sehr bitter verdacht hat, müssen wir doch leider zugeben, daß die Antwort je nach dem Einzelbekenntniß nur allzu verschieden ausfällt. Dies könnte, wenigstens für den Bezirk des Christenthums, einem unparteiischen Beobachter höchst merkwürdig erscheinen, wenn er nämlich sieht, daß ein Kultus, der in der persönlichen Einheit des Gottesmenschen gipfelt, der das ideale Prinzip aller Individualität, das von der orientalischen Mystik und Kabbala durch die nüchterne Scholastik hindurch bis zur speculativen Dialektik eines Fichte und Hegel die Geisterwelt bestimmt — wenn er sieht, wie das Christenthum die Dreieinigkeit zum Grund-Dogma hat, und er doch vor die Untiefen des Zwiespalts und der Zerklüftung sich versetzt findet! Die Geschichte giebt freilich eine schnelle Erklärung des Sachverhalts, aber sollte man nicht denken, daß das, was die Geschichte als Wirklichkeit aufzeigt, auch einen innern idealen Grund habe, aus welchem heraus erst das Geschichtliche verwirklicht ward? Wollen wir mit Lessing, der das ewige Axiom der Gewissensfreiheit (ich möchte hinzusetzen, die wahre Voraussetzung jeder positiven Religion) seinem Zeitgeiste gemäß doch mehr im Sinne der Unentschiedenheit formulirt hat, allen Bekenntnissen eine gewisse relative Wahrheit zubilligen — und diese Idee, was Bunsen nicht merkt, sogar die Idee der „Katholizität" Stahls, hat selbst nur relative Wahrheit — so wäre das Problem ebenfalls leicht gelöst, aber die Gegenwart, so sehr sie die Duldung, zumal für das staatliche Zusammenleben erheischt, kommt täglich mehr zu der Einsicht, daß relative Wahrheit überhaupt einig, einzig und unbedingt ist! Aber es kommt darauf an, zu erforschen, wo diese Wahrheit lebt.

Bekanntlich hat der römische Katholizismus vor und nach seinem Abschluß durch das tridentinische Konzil (1545—1563) das Wahrheitsbedürfniß der Menschen, und auch wieder in neuester Zeit recht geschickt auszubeuten verstanden, indem er sich mit der einen, einzigen, unbedingten Wahrheit schlechthin gleichsetzte, ein Verfahren, das auf der Ausdehnung der Untrüglichkeit bis auf die äußern Formen des Gottesdienstes beruht, und indem es diese dogmatisirt und heiligt, nothgedrungen zur Ueberschätzung der Aeußerlichkeit, zur Pflege sinnlicher Kultushandlungen und folgeweise zur Vernachlässigung des innerlichen Momentes führen muß, andererseits aber auch zur Ausschließlichkeit, zur Unduldsamkeit, ja zur fanatischen Verfolgung! Als hingegen der Protestantismus in die Welt kam, da waren seine Losungsworte: Evangelium, Gewissensfreiheit! Das innerliche Wesen des Christenthums, hocherhaben über der Wandelbarkeit menschlicher Zuthat, Satzung und Formung, trat in den Vordergrund. Auch der Protestant behauptete nun die einzige unbedingte Wahrheit des Christenthums, aber nicht kraft historischer Autorität und kirchlicher Amtsgewalt, sondern kraft der Schrift, als des göttlichen Wortes, und er machte sich mit Freuden anheischig, vor dem Gewissen Aller, nur auf rein geistige, d. h. wissenschaftliche Mittel gestützt, die Wahrheit seiner Behauptung zu beweisen.

Auf den Zeugenbeweis der Apostel folgte der Beweis durch die Urkunden des Gedankens.

Von dieser sittlichen Höhe der evangelischen Lehre hat Roms Propaganda, selbst die gemäßigtste und ehrenwertheste, kaum mehr als die Ahnung eines Verständnisses erlangt. Im Sinne ihrer äußerlichen Auffassung der Religion vermochte sie das Emporkommen der Kirchenreform nur ganz äußerlichen und grobsinnlichen Gründen zuzuschreiben. Gewinnsucht und Habgier, Herrschsucht und Zügellosigkeit der Fürsten, des Adels, der Stadt-Obrigkeiten, vielleicht auch noch gelehrte Eitelkeit, sollen die Anstifter der religiösen Umwälzung gewesen sein! Es hieße wohl nicht seinem Lutherthum etwas vergeben, wenn man im Hinblick auf die Geschichte der deutschen Reformation zugestände, daß diese Anschuldigung, wenn überhaupt, noch eher wider das Lutherthum, als gegen den ursprünglich so ascetischen Calvinismus vorgebracht werden könnte. Für die Lutheraner jedoch antwortet der freilich „nicht mehr zeitgemäße" Bossuet: „Sie ist gekommen, diese Sekte, unter der Führung Luthers, und indem sie den Titel „Reform" annahm, hat sie sich gerühmt, die Wünsche der ganzen Christenheit erfüllt zu haben, da doch die Reformation ersehnt war von den Völkern, vom Lehrstande und von den katholischen Prälaten." Und Hippolyte Fortoul, der Unterrichts-Minister Napoleon's III., geht in seiner Histoire du seizième siècle (Paris 1838) noch entschiedener auf die geschichtliche Rechtfertigung ein: „Der Fortschritt der Sitten und der Ideen ließ Luther da zum Ziel kommen, wo seine Vorgänger nur eine Gelegenheit hatten finden können, die Höhe ihrer Intelligenz und den Muth ihres Glaubens zu zeigen. Die frischen Gebrechen der Päpste, der Ehrgeiz und die Kunstgriffe, welche sie in ihren Beziehungen zu den Für-

* British Novelists and their Styles; being a Critical Sketch of the History of British Prose Fiction. By David Masson, M. A. — London: Macmillan and Co. — Berlin: Asher and Co.

** Life and Liberty in America in 1857—1858. By Charles Mackay, L. L. D., F. I. A. With ten Illustrations. Five volumes. London: Smith, Elder and Co. — Berlin: Asher and Co.

*** A. Woman's „Thoughts about Women. — London: Hurst and Blackett.

sten Europa's aufgedeckt, hatten viele Geister bekehrt." Am besten aber scheint uns Herr J. Chauffour in Colmar, der juridische Vertheidiger des Straßburger St. Thomasstifts — die Reformation von dem Vorwurf, daß weltliche Leidenschaft, namentlich Habgier, sie hervorgerufen habe, mit den folgenden Worten zu reinigen:

„Es genügt unparteiisch zu sein, um für jene Bewegung viel tiefere und wirksamere Gründe aufzufinden; wir sagen noch mehr: es genügt, das rechte Gefühl von den Gesetzen zu haben, die des Menschen Regung hinieden bestimmen, um den Ursprung der Reformation von jener Verleumdung zu reinigen, die blos einer der Gemeinplätze ist, die man der leidenschaftlichen Polemik der Parteien überlassen muß. Hieße es nicht in der That die menschliche Natur übertreiben, wenn man durch die einfachen, individuellen Leidenschaften der Gewinnsucht und Raubsucht das Aufkommen dieses Glaubens erklären wollte, der sich der Welt auf Kosten der größten Opfer bekräftigt, der den unerhörtesten Verfolgungen widerstanden hat, wie der verfänglichsten Verderbniß; der während mehrerer Jahrhunderte die Geschichte mit seinen Denkern, seinen Helden und Märtyrern bevölkert hat und der, ohne zu wanken unter den Schauern eines Krieges sonder gleichen, den Ruhm gehabt hat, in das Rechtsbuch der Völker die von nun an unvergänglichen Grundsätze der Unverletzlichkeit des Gewissens, der Freiheit des Glaubens und der allgemeinen Duldung einzuzeichnen?"

Das gilt von den Reformirten so gut wie von den Lutheranern: Duldung und Gewissensfreiheit bilden den breiten und festen Grundstein der ganzen evangelischen Kirche. Ihre Gemeinschaft schließt Alles ein, was nach religiöser Wahrheit ringt, sie verträgt jede Verschiedenheit der Auffassung, so lang' es eben bei der Auffassung bleibt und nicht der Inhalt geleugnet wird, aber sie verträgt nicht Ausschließlichkeit, nicht Zwang, nicht Verfolgung. Erst der Protestantismus hat die Prinzipien der Duldung und der Gewissensfreiheit auf den Schauplatz der Geschichte getragen.

Ein merkwürdiges, psychologisches Phänomen, das gerade in der Gegenwart wie ein Blitz, der zwei Elektrizitäten vereinigt, sich öfters kund gab, zeigt sich darin, wie dieselbe Idee an mehreren Punkten zugleich durch die Geisterwelt zuckt und dergestalt einen Zeitgedanken Aller offenbart. Solcher Art ist der Gedanke, daß jeder europäische Staat und jedes europäische Volk sein Schicksal von seinem Verhalten zu der ersten und größten Idee der Neuzeit, nämlich zu dem Prinzip der Reformation, abzuleiten hat. Man darf diese Anschauung nicht einseitig schelten, denn die Geschichte der Kulturvölker schreibt ihren warnenden Beleg. Ob die Reformation, die an das Gewissensthor aller christlich-civilisirten Völker pochte, Eingang fand oder nicht, das hat auch auf die politische und sociale Entwickelung derselben entschieden gewirkt.

Haym's „preußische Jahrbücher" enthielten neuerdings in zwei Artikeln: „Spanien unter den Habsburgern" betitelt, den deutlichen Fingerzeig, daß das Elend der edlen spanischen Nation von nichts Anderem herrühre, als von der Verstocktheit ihrer Führer gegen die reformatorische Idee. Lord Macaulay, der dies bestätigt, widmet im ersten Kapitel seiner History of England demselben Gedanken eine seitenlange Betrachtung, indem er sämmtliche germanische und romanische Nationen als Beispiele für obigen Satz heranzieht. Ueberall erblickt er bei den katholischen Völkern eine niedere Kulturstufe gegen die gleichzeitige der protestantischen, und wenn er Frankreich ausnehmen zu müssen glaubt, so fließt ihm das Recht hierzu aus dem Umstande, daß in keinem katholischen Lande die römische Kirche Generationen hindurch so geringes Ansehen besessen hat, als in Frankreich!

Man kann das Letztere zugeben — und wir haben sogar bei ähnlicher Gelegenheit ausdrücklich darauf hingewiesen — ohne Frankreich von der aufgestellten Regel ausnehmen zu müssen. Nur darf uns die glänzende Außenseite der französischen Bildung nicht täuschen. Auch Frankreich hat im sechzehnten Jahrhundert den Würfel seines Geschicks geworfen, und es empfindet noch heutzutage die Folgenreihe seiner damaligen Entscheidung. Es wählte die schimmernde Renaissance statt des schmucklosen Kerngehalts der Reformation; es hat später, statt der Reform, die Revolution gewählt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert geht ein trauriger Riß durch das Volksleben Frankreichs; der Nation fehlt etwas, sie fühlt einen Mangel, begreift aber nicht welchen. Dasselbe Uebel geistiger Halbheit, das Spanien, Portugal, Italien, Polen, Oesterreich, die südamerikanischen Republiken betroffen, es markirt auch Frankreich. Kirche, Staat, bürgerliche Gesellschaft, Familie sind leidend.

Wer die Gestalt betrachtet, welche der Streit für die Fortschritts-Ideen seit Voltaire unter den Franzosen annahm, diesen Zweifel an jeglicher Lebensordnung, diese Unterhöhlung des Bestehenden, welche die Vertiefung in das Gegebene ersetzen sollte, diesen leichtfertig bitteren Hohn auf den Lippen der Encyklopädisten, der Philosophen, der Volksmänner — möchte der wohl denken, daß Calvin, der glaubensmuthige, furchtbar eifrige Reformator, der die Gewissensfreiheit nur in der innigsten Einheit mit Gewissenspflicht freiwilliger Unterwerfung unter das Wort Gottes vertheidigen konnte, der mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ascetischen Ernst und gediegene Würde verband, der Sohn desjenigen Volkes sei, welches das Christenthum zuletzt als bloße Staatsangelegenheit und als ein scheinheiliges Herrschmittel des Fürsten und der privilegirten Klassen auffaßte (Beweis: die mit der des Christenthums identisch gehaltene Abschaffung des Katholizismus in der Revolution), eines Volkes, dem der weltergreifende Inhalt dieser Religion wirklich abhanden gekommen war?

Aber es schwebt auch ein wunderbares Verhängniß über der gallicanischen Reformation! Man merkt der französischen Bewegung an, daß der Gegensatz von Kirchenreform und Kirchenverfestung oder von Protestantismus und Romanismus im Grunde doch nur äußerlich sich gestaltete, keine Zerlegung und Richtung der Geisteskräfte hervortrieb, vielmehr bezeichnend genug, in politische Parteigruppen aufging. Die Reformation war und blieb im Ganzen und Großen ein fremdartiger Ansatz am Baum dieses Volksthums. Innerlich schlug sie nicht Wurzel im Fruchtboden desselben.*

Die Ursache hiervon liegt einmal in der Veräußerlichung des National-Charakters, dessen celteromanischen Keim, der schon Glanz, Prachtliebe und ein gewisses Maß von Eitelkeit enthielt, die römische Kirche auf die Bahn üppiger Entfaltung gezogen hatte, dann aber in der Art und Weise, wie die Reformation das Volk der Franzosen ergriff. Sie kam vom Ausland und trug bereits den Stempel ausländischer Formung.

Bekanntlich drang zuerst die deutsche, lutherische Reformation unter Franz' I. Regierung in Frankreich ein. Die Pariser theologische Fakultät, die Sorbonne, glaubte sich zum Kampf gegen die Neuerer berufen, und die deutsche Reformation erlag ihr, hauptsächlich gewiß aus Mangel an innerm Anhalt am Volke, das wohl kaum durch Stimmung, geschweige denn durch Neigung, das Lutherthum unterstützte. Nur eine einzige, lutherische Gemeinde, die von Meaux bei Paris, hat sich unter so ungünstigen Umständen festsetzen können und ihr Dasein bis in die Neuzeit behauptet. Im übrigen brauchte Franz nicht gar viele Scheiterhaufen, um diesen geistigen Brand zu ersticken.

Dem Ursprunge nach und dem Selbst der französischen Artung verwandter mußte eine Glaubensform sein, welche den Namen eines gebornen Franzosen, des Picarden Jean Chauvin oder Calvinus aus Noyon, (1509—1564) als Erkennungszeichen führte, von dem Verfasser der Institutio christianae religionis (zuerst Basel 1535) auf das religiöse Bedürfniß seiner französischen Landsleute berechnet war und von 1536 ab in der französischen Schweiz, zu Genf, unter Mitwirkung der Franzosen Guillaume Farel aus der Dauphiné und Theodor's de Béza, 1519 zu Vecelay in der Bourgogne (daher „Vecelius") geboren, 1605 in Genf gestorben, des getreuen Schildknappen Calvin's, der sich zu diesem, wie Melanchthon zu Luther verhält, die Weihe wissenschaftlich-theologischer Ausgestaltung empfing. Und in der That, die calvinische Lehre fand in Frankreich bei weitem kräftigern Widerhall als die lutherische; um 1571 mochte sich die Anzahl der reformirten Franzosen auf fünf Millionen belaufen. Trotz der Verfolgungen durch König Heinrich II. sehen wir schon unter ihm den Calvinismus kühn sein Haupt erheben, die Häuser Bourbon, Navarra und Condé, Nebenlinien des Königsgeschlechts, treten zum Protestantismus über; 1559, im Todesjahr Heinrichs, versammelt sich auf den Betrieb des Pariser Predigers Antoine de Chandieu zu Paris die erste Nationalsynode der Protestanten von Frankreich und entwirft die streng calvinistische „Confession des églises réformées de France" oder Confessio Gallicana und eine Kirchenverfassung nach dem Muster der Genfischen. Man überreicht 1560 Franz II., 1562 Karl IX. diese Confessio Gallicana, welche 1571 auf der Synode zu La Rochelle bestätigt und unterschrieben ward und von dort her auch den Namen „Confession de La Rochelle" trägt. So hat der französische Protestantismus seine dogmatische und canonisch-institutionelle Grundlage gewonnen.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die reformirte Kirche Frankreichs aus einer ecclesia militans nur allzu früh in eine ecclesia pressa

* Den philosophischen Grund dieser Erscheinung, den blos empirische Geschichtsforschung nicht zu entdecken vermag, scheint mir auch das verdienstliche Werk von Gottlob von Polenz „Geschichte des französischen Calvinismus in seiner Blüthe." Gotha, Perthes, 1857, nicht recht gewürdigt zu haben. A. d. V.

sich verwandelte; aber, fragen wir, sollte das Mißgeschick der Calvinisten lediglich aus dem blutigen Religionshaß der Katholiken entsprungen sein? Aeußerlich möchte das Bild des erbittertsten Glaubenskampfes und grausamer Uebermacht auf katholischer Seite zur Erklärung der hugenottischen Besiegung hinreichen, wesentlich genügt eine solche Erklärung nicht. Hätte nicht wirklich in dem Wesen und Gebahren der Reformirten etwas gelegen, das den Gesammt-Charakter und die Sitten des Volkes abstieß und im Widerspruch war mit dem Geist seiner damaligen Staatsverfassung, kein Haß, keine Gräuelthat, keine Hinterlist, keine blutgierige Verfolgung hätten die reformatorische Idee im Herzen des Volkes zu erschüttern vermocht. Allein jenes Etwas bestand; es bestand in dem schweizerischen Element des communalen Republikanismus, der das Gemeindeleben der Kirche zum Gemeinwesen unabhängiger (indépendants!) Bürger stempelt, in republikanischem Freisinn, in republikanischer Einfachheit, republikanischer Strenge und Zucht. Und Menschen, die unwillkürlich diese Gesinnung aus Bekenntniß und Kirchenordnung einsogen, fanden sich in die Mitte eines aristokratisch-monarchisch-feudalen Staatsthums gestellt und eines Volkes, voll von Liebe zu Glanz, Ruhm und „äußerer Ehre vor der Welt." Das konnte nicht gut thun, und der wie ein Abgrund klaffende Gegensatz war überdies aus der Fremde her eingedrungen. Obgleich ein Geschichtsschreiber, wie der katholische Legitimist Capefigue in seiner „Histoire de la Réformation, de la ligue et du règne de Henri IV." (Paris 1834, 8 vol.) manche Bedenken wider seine Glaubenswürdigkeit aufkommen läßt, so scheint es dennoch nicht unwahrscheinlich, daß die Hugenotten den Gedanken der Gründung eines Freistaats gefaßt hatten; selbst die Etymologie des Wortes „huguenots" deutet auf die schweizerische Eidgenossenschaft, nämlich auf „eignots," Eidgenossen, hin, eine Etymologie, welche zweifellos mehr für sich hat, als die von Béza, der die nächtlichen Versammlungen der Reformirten zu Tours mit der Sage von den nächtlichen Erscheinungen des dort umgehenden Königs Hugo in Verbindung bringt. Der Name schon, ursprünglich ein Schimpfname, sollte die fremdländische Gesinnung der Hugenotten bezeichnen. Der Zusammenhang der Hugenotten mit Genf hat sich sogar bis auf die Gegenwart erhalten, denn Genf gilt, wie wir im zweiten Artikel aufzeigen werden, in theologischer Beziehung als inländische Akademie. Auch politische Beziehungen der Hugenotten mit Genf lassen sich nicht in Abrede stellen, wenigstens nicht für die spätere Zeit, eben so wenig als das Einverständniß der französischen Koryphäen von 1789 mit den Genfer Radikalen. Andererseits ist die Ehe des Genferthums mit dem Franzosenthum stets unglücklich gewesen; für das vorige Jahrhundert sind, ein jeder in seiner Richtung, Rousseau und Necker ihrem Schicksale nach klassische Belege dazu; in unserm Jahrhundert auch Guizot, obwohl geborner Franzose.

Die Seiten der hugenottischen Geschichte sind wahrhaft mit Blut geschrieben. So darf denn die oftmals hervorstechende Härte und Starrheit ihres Wesens nicht Wunder nehmen. Durch den Kampf der Aristokratie mit dem Königthum auch in die politischen Parteiungen verwickelt, ihrem eigenen Charakter zufolge schon mit politischer Färbung versehen, gerathen sie in den Strudel des Bürgerkriegs. Es trifft sie das Schwert eines zweischneidigen Hasses. Kaum hatten bei dem Religionsgespräch zu Poyssy, 1561, Béza Angesichts des leichtfertigen Hofes das calvinische Bekenntniß glänzend vertheidigt und die Bourbonen das Edikt vom Januar 1562 mit dem Rechte öffentlichen Gottesdienstes außerhalb der Städte für die Protestanten erlangt, als Franz von Guise am 1. März 1562 die Reformirten zu Bassy, die in einer Scheune das Abendmahl feierten, überfiel und zweiundvierzig derselben niederhieb. Drei Bürgerkriege folgten, in jedem Katharina von Medici, Karl's IX. Mutter, die geheime Urheberin des Friedensbruches. 1570 erwirken die Hugenotten im Frieden von St. Germain Gewissensfreiheit, öffentlichen Gottesdienst, außerhalb von Paris und des Hoflagers, politische Rechtsgleichheit und einige feste Plätze zum Pfand ihrer Sicherheit. Die Vermählung des reformirten Königs Heinrich von Navarra mit der reine Margot, der Schwester Karl's, soll die Versöhnung der Parteien besiegeln. Da zerreißt die Mordnacht von St. Barthélemi vom 23. auf den 24. August 1572, die zuerst dem greisen Coligny Tod brachte, das Hinschlachten der Hugenotten zu Paris und auf des Königs Befehl auch in den Provinzen, das lose Band der Parteien selbst. Zwar muß Karl's Nachfolger, Heinrich III., vor der Wuth der Guisen und ihrer „heiligen Ligue" in das Lager der Feinde seines Glaubens fliehen, aber war die Zerrüttung des Reichs ein Ersatz für die tausendfache Einbuße des Protestantismus? Heinrich IV., das Haupt der Hugenotten, der nur durch Abschwörung der calvinischen Lehre sich den unbestrittenen Besitz des Thrones verschaffen konnte, bedurfte aller Macht des königlichen Ansehens, um das „unwiderrufliche" Edikt von Nantes (Edictum Nanneteuse irrevocabile) vom 13. April 1598, welches der reformirten Kirche ungeschmälertes Dasein, den Hugenotten öffentlichen Gottesdienst und politisch-korporatives Dasein, sowie eine Anzahl Schutzfestungen gewährte, bei den Landesbehörden zum Vollzug zu bringen. Noch immer schwebte das Recht der Hugenotten auf der Spitze des Schwertes. Auch dies Edikt war eigentlich blos ein Waffenstillstand. Das zeigte sich, als Kardinal Richelieu, der staatsmännische Priester, die Hugenotten zum Aufstande trieb, ihre Festungen, vor allem La Rochelle, angriff und nach der Niederlage der politischen Partei und deren Entwaffnung die kirchlichen Grundrechte von Nantes durch den „Gnadenakt" des Ediktes von Nimes 1629 bestätigte. Also von der Gnade des Königs hing jetzt der Protestantismus ab.

Ludwig XIV. wußte das tödtlich fühlbar zu machen. Sein „car tel est notre plaisir" vom 17. Oktober 1685 hob das „unwiderrufliche" Edikt von Nantes vollends auf, nachdem die Dragonaden des Herrn von Louvois das Vorspiel zur Vernichtung gegeben. Eine halbe Million betriebsamer Bürger verließen, vor Schwert und Galeeren fliehend, allen Auswanderungsverboten zum Trotz, das feindliche Vaterland, 1600 reformirte Kirchen (auch die von Charenton, das Muster zum französischen Dom in Berlin) sanken in Trümmer, zwei Millionen Evangelische blieben rechtlos zurück, den Unbillen methodischer Verfolgung auch fernerhin ausgesetzt. Der Sieg, den der Bauernkittel des Camisarden in den Sevennen von Languedoc 1704 über die goldbetreßten Marschälle davon trug, gab nur eine Nothfrist. Die Jahre 1715, 1724, 1744 und 1752 sind durch grausame Verfolgungen der protestantischen Bekenner bezeichnet. In wüsten Einöden („les églises du désert" — beschrieben von Ch. Coquerel) mußten sich die reformirten Gemeinden zum heimlichen Gottesdienst versammeln. Noch 1762, inmitten des Zeitalters der Aufklärung und der Philosophie, starb der fromme Protestant Jean Calas, unschuldig an dem Blute seines selbstmörderischen, katholisirenden Sohnes, am Justizmorde der „chambre de la Tournelle" (durch Turnus besetzte Kriminalkammer) des Parlaments von Toulouse. Er ward lebendig gerädert und dann auf's Rad geflochten. Voltaire's Traité sur la tolérance à l'occasion de la mort de Jean Calas (Paris 1763, Berlin 1789) kam leider zu spät. Erst zwei Jahre vor der Revolution, nämlich 1787, gewährte das Edikt von Versailles den Reformirten Sicherheit des Privatrechts — die Revolution natürlich, bei der ein Rabaud-St.-Etienne und andere Häupter der Reformirten mitwirkten, war freigebiger.

Man könnte es frivol nennen, daß einige unserer Konservativen spöttisch die Achseln zucken, wenn eine französische Regierung oder Partei sich auf die „großen Prinzipien von 1789" beruft, wie z. B. Louis Napoleon deren Aufrechthaltung versprach. Diese „großen Prinzipien" sind großentheils keine hohle Doktrin, sondern höchst praktische Rechtsgrundsätze, die freilich erst Ströme Blutes zu ihrer Durchsetzung forderten. Ohne daß man zugiebt, daß die Revolution von 1789 die Prinzipien der religiösen Duldung und Gewissensfreiheit und der Gleichberechtigung aller Konfessionen in das Mark des französischen Volkslebens eingeätzt hat, sind die Calvinisten noch heute rechtlos. Denn ihre Rechtsstellung ist nicht, wie die der Lutheraner in Elsaß und Lothringen, völkerrechtlich gewährleistet. Napoleon I. hat in dem „organischen" Dekret vom 18. Germinal X. (8. April 1802) jene Wohlthat der „großen Revolution" anerkannt, doch als Ludwig XVIII. auf den Thron seiner Väter zurückkehrte, glaubte der legitimistisch-katholische Pöbel in der Provence, im Geiste seiner Staats-Religion, auch den konfessionellen Standpunkt der Revolution rückgängig machen zu dürfen, und Europa sah im 19. Jahrhundert in der Gegend von Nimes (1814—1816) das Schauspiel einer mörderischen Protestanten-Verfolgung. Sogar die Juli-Charte von 1830 giebt dem katholischen Kultus einen Vorzug, indem sie denselben die „Religion der Mehrzahl der Franzosen" nennt, was auch praktisch seine Folgen gehabt hat (z. B. das arrêté des Cassationshofes von 1843, das die Protestanten unter das Vereinsgesetz stellte.) Nicht einmal die Revolution von 1848 schadete dem Ultramontanismus des Univers, der allmählich das Feld der gallikanischen Richtung erobert hatte — dem Protestantismus viel eher. Was diese Blätter über die Drangsale des elsässischen Lutherthums berichtet haben, legt ein Zeugniß ab für die Gefahr der Protestanten in Frankreich und beweist, daß Napoleon's III. organisches Dekret vom 26. März 1852, welches, zur Ausfüllung einiger Lücken des Dekretes vom Jahre X erlassen, Reformirte und Lutheraner auf gleiche Linie stellt, herbe Eingriffe in den Rechtsbestand einer staatlich anerkannten Kirche nicht verhindern konnte.

Wir kommen im Folgenden auf den Rechtszustand zurück.

Aegypten.

Zur altägyptischen Geschichte.

Nach Entdeckungen von Mariette und Rougé.

Die zwanzigste Dynastie bei Manetho, welche auf die glänzenden Herrscher der neunzehnten folgt, wird von den Chronographen, die den Manetho ausgeschrieben, das ist von Africanus und Eusebius nur mit der Zahl der Jahre ihrer Dauer und der Notiz aufgeführt, daß in ihr zwölf Könige regiert hatten. Die Denkmäler haben auf diese Dynastie ein überraschendes Licht geworfen, das durch die neuesten Entdeckungen, die wir gleich besprechen werden, noch vermehrt wird. Zuerst ist mit Gewißheit festgestellt, daß die zahlreichen Könige, die in ihr regiert, aus derselben Familie der Ramses stammten, welche in der vorhergehenden einen so mächtigen Glanz entfaltete und die Macht Aegyptens weit über seine natürlichen Gränzen hinaustrug. Wir dürfen nur an den glänzenden Sethos und seinen Sohn Ramses Miamun erinnern, in denen der Ruhm des alten Sesostris wieder auflebt, und deren Bauwerke, namentlich zu Theben, alles Andere hinter sich zurücklassen. — Warum wird nun eine neue Dynastie angesetzt, während aus den Denkmälern hervorgeht, daß der erste König der Zwanzig der legitime Nachfolger des letzten der Neunzehner war? Ramses III., das Haupt der Zwanzig-Dynastie, war, wenn nicht ein Sohn, so doch rechtmäßiger Thronerbe von Ramses Setnecht. Denn man liest in einem Papyrus, welcher einen Hymnus enthält, den dieser König an Ammon richtet: „Ich bin auf den Thron meines Vaters gesetzt worden, wie du den Horus auf den Thron des Osiris gesetzt hast — ich habe nicht den Platz eines Andern weggenommen." Freilich will Herr v. Rougé auf diese Stelle hin Ramses VII. nicht als Dynastiehaupt anerkennen; allein, abgesehen von der chronologischen Unthunlichkeit, ihn als solchen wegzuschaffen, finden wir den gesuchten Dynastien-Abschnitt auch bei den andern Königen nicht begründet.

Es müssen also wichtige Gründe vorhanden gewesen sein, diese Zwanzig-Dynastie von der der Neunzehner zu trennen. Man kann sie darin finden, daß während der letzten 60 bis 80 Jahre d. h. seit Menephtha Hotephima (seit 1322 v. Chr.) Aegypten in tiefen Verfall gerathen und auf seine Gränzen beschränkt geblieben war, auch nachdem die Barbaren und Rebellen aus dem Lande verjagt waren, von denen Josephus nach Manetho erzählt. Von Ramses III. steht es fest, daß er die ägyptischen Waffen wieder über die Gränzen des Landes hinaustrug und sogar eine Seemacht schuf, mit welcher er an den Küsten Syriens siegreich mit den Barbaren kämpfte. Sein Tempel zu Medinet-Habu giebt darüber in seinen Gemälden und Inschriften umfangreiche Auskunft. (Vgl. „Magazin" von 1856, Nr. 5.)

Er kämpfte mit den Cheta (Nordsyrern), Ai, Karkamascha (Karchemisch am Euphrat), Aratu, Arasa, mit den Pulisita (Philistern), Taanu, Uaschascha; er lieferte den Zakkaru und Schairutana jene berühmte Seeschlacht, welche in seinem Tempel abgebildet ist. Im Lande Tahi (Cölesyrien?) siegte er gegen die Nordvölker, unter denen die Maschausch die Hauptrolle spielten, und brachte ihnen einen Verlust von 12,535 Menschen bei, worauf er eine Festung gegen fernere Einfälle (den Thurm des Ramses) anlegte.

Es ist also höchst wahrscheinlich, daß dieser König ehrenhalber zum Dynastien-Haupte erhoben wurde, weil er das alte Reich in seinem Glanze wieder hergestellt und Asien unter den frühern Gehorsam gebracht hatte. Eine Inschrift aus dem zweiten Jahre seines Nachfolgers, Ramses' IV., zeigt uns, die Rotennu (ohne Zweifel ein assyrisches Volk, Nachbar der Cheta, das eine große Rolle spielt), sich vor ihm niederwerfend und ihre Tribute bringend, und alle Aamu (die gelblichen Semiten Asiens im Gegensatze zu den weißen Tu-mahu's oder Nordländern) vor ihm zitternd .... Dieser „König ist weise wie Thot und ebenso weise in seiner Lehre." — Derselbe König scheint zu Hammâmat einen wichtigen Posten gegründet zu haben, um die zum Rothen Meere führende Handelsstraße zu sichern.

Eine Stelle von Silsilis enthält das Lob Ramses' V.; ebenso wird Ramses VI. wegen der Pracht und der Zahl seiner Bauwerke gepriesen. Seine Arbeiten haben bedeutende Spuren übrig gelassen und sein Grab zu Bab-el-Moluk (bei Theben) ist das wohlerhaltenste von allen, die man dort bewundert. Eine Inschrift zu Hammâmat berichtet, daß Ramses IX. eine der Straßen des „Götterlandes" (Ta-unter) eröffnen ließ, die man bis dahin noch nicht gekannt hatte. Dieses Ta-unter war ein asiatisches Land, aus dem die mesopotamischen Fürsten kostbare Stoffe und Gegenstände bezogen, aus denen zum Theil die Tribute bestanden, welche sie den Pharaonen zahlten. Dieselbe Inschrift redet von einem Heere von 8368 Mann, das der König nach Hammâmat geschickt hatte, und man mag nach der Wichtigkeit dieser Besatzung urtheilen, welch bedeutendes Interesse sich an diesen Militairposten und an den auf dieser Straße getriebenen Handel knüpfte.

Ramses XI. rühmt sich seiner Siege. Ein „Häuptling der Schreiber seiner königlichen Pforte" bezeugt in seinem Grabe, daß alle Völker des Nordens ihm unterworfen waren. Ramses XII. endlich, den Mariette zum Unterschiede von dem gleichnamigen berühmten Könige der neunzehnten Dynastie Ramses Miamun — Ramses Miamun II. nennt, (seine Denkmalsnamen sind Tuser-ma-ra Setep-en Ra, Ramses Meri-Amun) empfing ruhig die Tribute in Mesopotamien, nachdem er seine ersten Jahre mit Eroberungen bezeichnet hatte. Vicomte de Rougé hat in der Pariser Akademie über eine Stelle gelesen, die diesen König betrifft und von der höchsten Wichtigkeit für die Geschichte des ganzen Zeitraumes ist. Diese Vorlesung bildet den Anfang zu einer umfangreichen Arbeit, welche im Journal Asiatique veröffentlicht wird; wir entnehmen diese und andere Daten aus der Revue de l'instruction publique:

„Die besagte Steintafel ist ein historisches Dokument und enthält den Bericht einer Reise, die dieser König Ramses Meriamen II., den eigentlich erst Mariette entdeckt hat, nach Baschtan (in Mesopotamien) unternahm, um sich mit einer Königstochter Bint-Reschit (offenbar einer Semitin, wie der Name zeigt) zu vermählen. Diese Ehe des Ramses mit einer Prinzessin asiatischer Abkunft, die hohe Meinung, die man damals in Asien von der ägyptischen Wissenschaft hatte, die Verehrung, die diesen Völkern der thebanische Gott (Ammon) einflößt, des Königs langer Aufenthalt zu Baschtan, und die beiden großen von seinem Gefolge gemachten Reisen sind ebenso viele charakteristische Thatsachen, die diesem Denkmale eine hohe Wichtigkeit zusprechen. Sie bezeugen die friedlichen Verbindungen zwischen dem Nilthale und den Ufern des Euphrat während des friedlichen Zustandes, der den durch die Siege Ramses' III. beendigten weltlichen Kriegen folgte. Die unbestrittene Oberhoheit der Pharaonen ist ein so wichtiger Punkt in der alten Geschichte Asiens, daß man nichts vernachlässigen darf, um annähernd die chronologische Stelle dieser Ereignisse und ihre Verbindung mit der Geschichte beider Erdtheile zu bestimmen." — Ramses ist also ein glücklicher Sieger, er beaufsichtigt die asiatischen Provinzen und nimmt den Tribut und die Huldigungen der Fürsten in Empfang, die jene entfernten Striche verwalten. Es ist der letzte Pharao, welcher sich persönlich an die Ufer des Euphrat begiebt bis auf Nechao. Von Mariette in seinem Ueberblick über die Apisleiber der zweiten Dynastie erfahren wir, daß fünf Apis unter ihm beigesetzt wurden. Einem derselben ist das dreiunddreißigste Regierungsjahr beigeschrieben.

Eine merkwürdige Thatsache, die sich durch die Denkmäler herausgestellt hat, ist, daß der weltlichen Dynastie der Ramses eine geistliche zur Seite geht, oder besser, daß die Oberpriester des Ammon von Theben mehrfache Versuche machten, sich der Königsgewalt zu bemächtigen, bis es endlich einem derselben, der nach Ramses Miamun II. lebte, dem Her-Hor, gelang, dies durchzusetzen. Durch die neuen Entdeckungen und durch die Entzifferungen von Mariette und Rougé ist auch hierauf bedeutendes Licht gefallen. Schon unter Menephtha Hotephima (v. 1322 bis 1281), jenem frommen Könige, der ein Götterschauer werden wollte, und dann, von den Unreinen vertrieben, 13 Jahr in Aethiopien lebte, tritt ein Mann, Namens Rai (der Sohn des Paapi bei Manetho, der den König leitet?) auf, der sich die Obergewalt über die ganze ägyptische Priesterschaft anmaßt, ebenso die Oberaufsicht über alle bürgerlichen und militairischen Aemter, die Bauten des Reiches und die Anführerschaft der Soldaten des Ammon — ein Amt, dessen Entstehung Hr. v. Rougé erklärt. In den Kriegen Ramses' Miamuns I. stellten nämlich auch die Tempel ihre Kontingente, welche wahrscheinlich aus den Zins- und Frohndebauern der Tempelgüter genommen wurden. Auf Kosten der Tempel ausgerüstet wurden sie von Priestern befehligt. Diese Militairmacht vermehrte, wie man sich denken kann, den Einfluß der Oberpriester. Rai und sein Nachfolger Rama ließen sich an einem Theile des Tempels von Karnak, dessen Herstellung sie überwacht hatten, zu Fuß darstellen, begleitet von einer großen Widmungs-Inschrift. Bis dahin hatten nur die Herrscher selbst diese Ehre für sich in Anspruch genommen.

Menephtha, der Sohn des großen Ramses, hatte zwei Gegenkönige zu bestehen, die ihn (mit Hülfe der Unreinen?) vertrieben, Menephtha Siphtha und Amenmes, deren Regierungsdauer man von 1314, dem Jahre der Vertreibung, bis zum Antritt des Sohnes von Menephtha Hotephima 1281 rechnen muß. Ihre Regierungsdauer von 31 Jahren (5 + 26) füllt nämlich diesen Zeitraum aus: die Vertreibung der Unreinen und der Sieg des aus Aethiopien zurückkehrenden Sethos ist von Manetho bezeugt. Beide Gegenkönige führen nämlich den Stan-

dartennamen Scha en Chev (Erhoben zu Chev, einer Stadt.) Das Grabmal des Siphtha und seiner Gemahlin Tatuser, zeigt uns die Königin im Range vor dem Könige. Ein Mann, Namens Bai, dessen Titel „Großkanzler von ganz Aegypten“ zu bedeuten scheint, rühmt sich darin, den König auf den Thron gehoben zu haben. Es scheint also damals eine starke Gegenpartei gegeben zu haben, welche sich gegen den Ramessiden und seine von Priestern gestützte Herrschaft erhob. Unter Amenmes findet sich eine Person, Namens Seti, Federträger (eine Würde, die nur den höchsten Beamten und den Prinzen zukam), Prinz von Kusch (Aethiopien) und Befehlshaber der südlichen Gegenden. Jedenfalls ist dies der Prinz Sethos, von dem Manetho erzählt, daß er mit seinem Vater aus Aethiopien zurückgekehrt und die Unreinen besiegt und vertrieben habe. Wahrscheinlich hatte Sethos scheinbar der Partei des Amenmes angehört und war auf diese Weise abgefunden worden, oder auch hatte man dem vertriebenen König die Herrschaft von Aethiopien, als ägyptischen Nebenlandes, gutwillig zugestanden. Seti II. nahm später das Grab des Siphtha in Beschlag und ließ Malereien darin anbringen, bis er sich später entschloß, sich ein eigenes zu bauen. Erst sein Nachfolger Setnecht nahm es ganz in Beschlag, nachdem er die Arbeiten von Siphtha theilweise hatte vernichten lassen.

Unter Setnecht (1264—1245) tritt abermals ein Oberpriester, Namens Meri-Pascht (Meri=Beset, wie Rougé liest) „Geliebt von Bubastis“ als Oberster des Palastes, Haupt der Propheten u. s. w. auf. Hr. v. Rougé will in ihm den Ahnherrn der bubastitischen Könige erkennen, welche mit der nächsten Dynastie auftreten.

Unter Ramses IX. und X. finden wir abermals einen Oberpriester Ramses=Nechtu, Obersten des Palastes, Obersten der Arbeiten u. s. w. Ebenso sehen wir unter Ramses XI. (Nefru-ke-ra) und Ramses XII., dem oben besprochenen Miamun II., einen Oberpriester und Obersten des Palastes, Namens Amenhotep. Der letztere kräftige König scheint indessen den Einfluß dieser Priester zeitweise zurückgedrängt zu haben; denn während unter seinen beiden Vorgängern Nefrukera und Suscha=en=Ra Siphtha, die nach Mariette zu gleicher Zeit regierten, mehrere Oberpriester des Amonra sonther sich im Tempel zu Karnak und in dem des thebanischen Chons (Herkules) an Stellen verewigen ließen, die sonst nur den Königen und Göttern vorbehalten waren, verschwinden diese Zeichen der Anmaßung unter Ramses Miamun II. gänzlich, und sein Palastoberster, der Priester Amenhotep scheint also seine Ansprüche von der Macht des Königs zurückgezogen zu haben. Mit diesen trat indessen sein Sohn Her-Hor, der den zwei Nachfolgern des Miamun II. gleichzeitig ist, um so bedeutend hervor.

Schon unter Ramses XIII. (nach Mariette X.) mit dem Beinamen Ramenma Setepenphtha, dem Nachfolger Ramses Miamuns II., macht er sich bemerkbar. Endlich riß er die Obergewalt ganz an sich, indem er den eigentlichen Königen neben sich vielleicht ein Dasein gönnte, wie die fränkischen Hausmeier den langhaarigen Merovingern, den rois fainéants. Nach Ramses XIV. (Mariette XI.) Racheperma erscheint er plötzlich auf den Denkmälern mit der doppelten Krone geschmückt (Leps. Denkm. III, 243.) Er dankt in einer Inschrift dem Ammon „daß die Häuptlinge aller Länder der Rotennu täglich kommen, sich vor seine Füße zu werfen.“ Es ist das letzte Mal, daß ein Pharao sich eine so bedeutende Macht zulegt, und die Rotennu (in Oberasien) verschwinden aus den Denkmälern, bis sie in ptolemäischer Zeit wieder auftauchen. Keine Spur mehr von Eroberungszügen nach Asien, und hiermit stimmen die Berichte der Bibel überein, welche die Richterzeit in jenes Jahrhundert verlegen und nichts von einer Macht Aegyptens über die Landenge von Suez hinaus wissen. Die Philister vergrößern sich selbst auf Kosten Aegyptens, da ihre Stadt Gaza einst den Pharaonen gehörte. Dieser Verfall Aegyptens beförderte ohne Zweifel damals das Wachsen des israelitischen Staats unter Saul, David und Salomo. Letzterer heiratete bekanntlich die Tochter eines Pharao (Psusennes.) Merwürdig ist, daß unter den 19 oder 20 Söhnen, die Her=Hor hatte, wenigstens sechs davon unägyptische Namen tragen, die an die der Häuptlinge der Cheta (Nordsyrien) erinnern — Spuren eines fremden Einflußes, der seinen Grund haben muß. — Bekanntlich sind auch in der Sesonchisdynastie solche assyrisch=babylonische Namen gebräuchlich (wie Nimrod, Takelut.)

Der Sohn dieses Anensi Her=Hor, Pianch mit Namen, war gleichfalls Oberpriester und gleichzeitig mit zwei oder drei andern Ramses, die nicht näher bekannt sind.

Ihm folgte Pinetem I., Oberpriester mit königlichen Titeln gleichzeitig mit zwei Prinzessinnen Kentta und Rekamat; hierauf Ramencheper, Oberpriester mit königlichem Doppelschilde, neben einer Prinzessin Isi-en-chev, zuletzt Pinetem II. Wahrscheinlich waren also diese letzten Könige und Prinzessinnen bloße Figuranten, die unter Vormundschaft der Priesterkönige standen und beibehalten wurden, um die Anhänglichkeit des Volkes an seine alte Königsfamilie nicht zu verletzen.

Her=Hor war unter Ramses XIII. mit der Anführung der Heere und der Regierung beider Länder (ein wirklicher Major domus) betraut. Die Namensschilde des Ramses' erscheinen nur noch blos der Form wegen, und der Uräus schmückt die Stirn des Priesters. Auf den Denkmälern läßt er seine Krönung darstellen. Set (Typhon) setzt ihm die rothe Krone Unterägyptens auf; Horus giebt ihm den Pschent der Thebais. Sein ältester Sohn Pianch ist nun „Anführer der Reiterei und doppelter Häuptling;“ Ein anderer zweiter Prophet des Enpe (En=her?) u. s. w. Her=Hor's Gattin erscheint dabei mit dem Namen Netem=Net, wie auch Unterägypten hieß.

Sein Sohn Pianch selbst ist später bloßer Oberpriester, was Hr. v. Rougé durch Annahme eines weltlichen Königs erklärt, der seine Ansprüche zurückgedrängt habe.

Pianch's Sohn, Pinetem I., nimmt wieder königliche Abzeichen an, wobei er indessen die niedrigeren Titel, die ihm früher gesetzlich zukamen, beibehält. Er schließt seinen Namen nicht in einen Ring ein, wie die beiden Prinzessinnen aus königlichem Geblüte; wahrscheintich war er mit der einen oder der andern (oder beiden?) verheiratet. Später findet sich indeß sein Name von dem Ringe eingeschlossen, wie ein Denkmal im Louvre und eine Inschrift im Tempel des Chons zu Theben zeigt. Wahrscheinlich war auch sein Nachfolger Ramencheper mit der gleichzeitigen Prinzessin Isi=en=chev verheiratet, um die Legimität an seinen Thron zu fesseln.

Herr v. Rougé will gegen Lepsius die Zweiundzwanzig-tanitische Dynastie mit Scheschenk an der Spitze und so auch die frühere von dem ersten Oberpriester Meri=Pascht, dem Namen nach einem Bubastiten (?), ableiten — aber einestheils sind diese Könige ja gar keine Bubastiten, sondern Taniten, anderntheils reicht ein bloßer Name, worin die Göttin Bubastis vorkommt, noch gar nicht hin, um für bubastischen Ursprung zu beweisen.

Was die chronologische Einordnung dieser Zwanzig=Dynastie betrifft, so beklagt Hr. v. Rougé, daß die Texte des Manetho zu verderbt und die monumentalen Daten zu unvollständig seien. Seine Schätzungen sind also nur ungefähr. — Bei dieser Gelegenheit wird angeführt, daß die sicheren Daten, die sich aus den Denkmälern der Apis=Gräber ergeben, nur bis zur Regierung des Aethiopen Tahraka reichen, *dessen erstes Jahr dem Jahre 53 der Aera Nabonassar's, d. h. 695—694 entspricht, das Jahr der Eroberung Aegyptens als das dritte des Kambyses angenommen.* — Ich freute mich, in meinem „Systeme der ägyptischen Chronologie“ dasselbe Jahr 695 als erstes des Tahraka angesetzt zu finden (S. 102.) Da dieser Ansatz auf der Anordnung der Dynastien des neuen Reiches seit dem ersten Jahre des Amoses 1667 v. Chr. beruht, so dürfte in dieser Uebereinstimmung ein ziemlich gültiger Beweis für die Richtigkeit meiner Erklärung des Manetho liegen, und die übrigen Ansätze einige Verlaßbarkeit haben. Darnach fällt die fragliche Zwanzig=Dynastie von 178 Jahren zwischen 1245 und 1067 v. Chr., etwas später als nach Hrn. v. Rougé. Ramses III. hätte also 1245 zu regieren angefangen. Merkwürdigerweise berichtet Dikäarchos von einem König, Namens Phruoro oder Nilus, derselbe habe 436 Jahre vor Olymp I. zu regieren angefangen und 19 Jahre regiert. 436 Jahre v. Olymp I. ist 1212 v. Chr., wonach zwischen 1245 bis 1212 ein Zwischenraum von 33 Jahren liegt, den Ramses III. ausfüllen wird, welcher nach einem Apisdenkmale mindestens 26 Jahr regiert hätte. Dieser König Nilus wäre also Ramses IV., jener König, der so „gelehrt wie Thoth“ war. Wenn er 19 Jahre regiert hat, so fällt sein Ende 1193 v. Chr.

Bis hierher läßt sich die Dynastie von oben herab bestimmen. Mehrere Könige regierten gleichzeitig, z. B. Sischaenra (Ramses X.) und Nefrukera (Ramses XI.), vielleicht auch die Brüder von Ramses IV., die Ramses V., VI., VII. Um die Regierungszeit des berühmten Ramses Miamun II. zu bestimmen, nimmt Hr. v. Rougé ein Datum aus assyrischen Denkmälern zu Hülfe, indem er sich auf Oppert beruft. Nach ihm haben die Chaldäer unter Tiglat=Pileser I. Ninive im Jahre 1122 v. Chr. eingenommen. Da sich unter dem besagten Miamun ganz Vorderasien im unbestrittenen Besitze der Aegypter befindet, so meint er, derselbe müsse vor dieser Zeit regiert haben. — Aber angenommen auch, daß Oppert's für uns unprüfbare Angabe richtig sei, wissen wir vor der Hand, ob diese Einnahme von Ninive eine vorübergehende oder eine dauernde war, ob nicht die Herrschaft der Aegypter daneben noch immer bestehen konnte? — Asien ist groß. — Rühmt sich Her=Hor nicht auch noch der Herrschaft

über die Rotennu? Es ist also ebenso gut denkbar, daß Ramses Miamun II. nachher lebte, daß er die siegreichen Chaldäer, (wenn man so weit gehen darf) wieder zurückschlug oder doch beschränkte. Setzen wir ihn vor dieses Datum, so fällt sein Regierungsanfang mindestens 1160 v. Chr. (denn sein dreiunddreißigstes Jahr ist gesichert) und wir erhalten nur etwa 33 Jahre, um die Könige von Ramses V. bis zu ihm, der der XII. ist — offenbar zu wenig für sieben Könige, selbst wenn sie theilweise gleichzeitig regiert haben sollten, was nicht mit allen der Fall war. Setzen wir ihn danach, so erhalten wir oben Raum, und er käme dann etwa von 1120 bis 1080 zu stehen, vielleicht noch etwas später. Da 1067 die tanitische Dynastie beginnt, so bleiben für seine Nachfolger immer noch 10 bis 20 Jahre, und der Priesterkönig Her-Hor würde dann mit dem ersten Taniden (Smendes) gleichzeitig. Dies ist höchst wahrscheinlich. Die Fürsten des unteren Landes mochten, als sie die legitime Familie beseitigt sahen, die Anerkennung verweigern und so zu Tanis sich ein Gegenkönig aufwerfen, ein Statthalter, wie später Psammetich. Während der ersten tanitischen Dynastie bestand also die Priester-Dynastie in Theben gleichzeitig, bis der Tanite Scheschonk, der Zeitgenosse Rehabeam's, Theben eroberte und beide Kronen wieder vereinigte. Ausdrücklich nennt ihn sein Standartenname den Vereiniger beider Kronen, und Scheschonks Thaten sind in Theben verewigt, das von den früheren Taniten nichts weiß. So wurde er Stifter der zweiten tanitischen Dynastie, die von 932 bis 816 dauerte. Die fünf Priesterkönige seit Her-Hor würden recht füglich die Dauer der einundzwanzig von 135 Jahren ausfüllen, indem auf einen etwa 27 Jahre kämen. Auch sind nach der jetzigen Kenntniß der Denkmäler richtig 12 Könige in dieser Dynastie von Ramses III. bis Her-Hor, wie sie Manetho anführt.

Türkei.

Don Joseph Nasi, Herzog von Naxos.*

Herr Dr. Levy in Breslau, durch seine „Phönizischen Studien" der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt, bringt in dem angezeigten Schriftchen (IV. S. Vorrede, 29 S. Text und 28 S. Anmerkungen und Belege), mit Benutzung des von Kassel, Karmoly und Grätz gesammelten Stoffes, das nach Quellen gezeichnete, getreue Lebensbild einer hervorragenden Persönlichkeit, die nicht nur in die Geschichte der Juden im osmanischen Reiche während des sechzehnten Jahrhunderts tief eingreift, sondern auch auf der diplomatischen Bühne, am Hofe Soliman's und Selim's II., eine bedeutende Rolle spielt.

Joseph Nasi — als Christ den Namen Juan Miguez oder Mignez führend — um 1530 geboren, gehörte einer spanischen Maranen-Familie an, die, wie so viele andere, von den Bluthunden der Santa hermandad umwittert und gehetzt, zuerst nach Flandern ausgewandert war, wo seine Oheime ein weitverzweigtes und gewinnreiches Bankgeschäft errichteten. Später siedelten sie nach Italien über. Allein seine Tante, die hochgebildete und reiche Wittwe Donna Beatrice de Luna, die sich danach sehnte, sich offen zur Religion ihrer Väter zu bekennen, was sie weder in Flandern noch in Italien, wo ihr die Kerker und Scheiterhaufen der Inquisition droheten, wagen durfte, ging 1552 nach Konstantinopel. Hier trat sie unter ihrem ursprünglichen Familiennamen: Donna Grazia Nasi auf; dahin folgte ihr bald ihr Neffe Joseph und heiratete ihre Tochter Reyna.

Von Mose Hamon, dem einflußreichen, jüdischen Leibarzt Soliman's an diesen empfohlen, gewann er bald durch anerkannte Geschäftskenntniß dessen Gunst, die in noch erhöhtem Grade auf dessen Sohn Selim überging. Diesem genußsüchtigen Prinzen, der mit seinem ältern Bruder Bajazeth um die Thronfolge in beständigem Streit lebte, wußte er sich durch gesellige Talente, durch klugen Rath und durch reiche Mittel, seine Leidenschaften für Wein, Weiber und eine leckere Tafel zu befriedigen, unentbehrlich zu machen. Und als er nach Soliman's Tod, 1566, zum unbestrittenen Besitz des Thrones gelangte — Bajazeth war schon 1561 gestorben —, da schüttete er das ganze Füllhorn von Belohnungen über den Günstling aus. Unter andern machte er ihn zum Herzog von Naxos und der damit annectirten Kykladen. Joseph ließ aber sein Herzogthum, das er niemals persönlich besuchte, durch einen redlichen spanischen Edelmann, Franz Coronello, als Statthalter verwalten. Ohne seine Unterthanen zu drücken, brachte ihm der Ertrag des Weinzehnts 15,000 Scudi jährlich, wovon er nur 2000 Scudi in die Sultanskasse abzugeben hatte. Dabei genoß er ununterbrochen das unbedingte Vertrauen des Herrschers, der ihn, trotz der geheimen Ränke und Anschwärzungen des ihn neidenden und gehässigen Großwesirs Mohamed Sokolli, bei den wichtigsten Staatssachen zu Rathe zog. Auf seinen Betrieb unternahm Selim die Eroberung Cyperns und nach einem zweijährigen Kriege (1570—1571) kam die wichtige Insel aus dem Besitz Venedigs an die Türkei. Den Friedensschluß vermittelte ein anderer jüdischer Leibarzt des Großwesirs Salomo Nathan Aschkenasi.

Auch auswärtige Höfe erkannten den Einfluß Joseph's ehrend an: Wilhelm von Oranien schickte 1569 einen Vertrauten an den Herzog von Naxos, der aus naheliegenden Gründen der fanatischen Tyrannei Philipp's II. in den Niederlanden entgegen zu wirken suchte. Kaiser Maximilian schrieb (1571) einen eigenhändigen Brief an ihn, und schon früher hatte er ihn bei dem Friedensschluß (1567) unter den andern Würdenträgern der Pforte mit den üblichen Geschenken bedacht.

Nach Selim's Tode (12. December 1574) verlor zwar Joseph unter dessen Nachfolger Murad IV. seinen bisherigen Einfluß, behielt aber seine Herzogswürde und die damit verbundenen Einkünfte. Er zog sich von dem politischen Schauplatz in sein Schloß Belvedere zurück, wo er durch den Umgang mit Gelehrten und durch Werke der Wohlthätigkeit seine Muße ausfüllte; eifrig förderte und unterstützte er wissenschaftliche Arbeiten auch dadurch, daß er den Studirenden die reichen Schätze seiner Bibliothek aufthat. Eine Frucht seiner eigenen literarischen Thätigkeit ist ein selten gewordenes Schriftchen: „Ben Porath Joseph," religiös-philosophischen Inhalts. Tief betrauert von seinen Glaubensgenossen, endete er am 2. August 1579 sein bewegtes, thatenreiches Leben.

Und mit diesem kurzen Referat sei denn das interessante Werkchen allen Geschichtsfreunden bestens empfohlen.

* Von Dr. M. A. Levy. Breslau, Schletter, 1859.

Süd-Amerika.

Alberdi über südamerikanische Zustände im Vergleich mit europäischen.

Wir haben in Nr. 89—91 des „Magazins" über Don Juan B. Alberdi's „peinte dias en genova" berichtet und uns dabei vorbehalten, auf einzelne Skizzen des Verfassers zurückzukommen. Wir wählen dazu einige Episoden, in welchen er zum Theil italiänische und zum Theil spanische Zustände mit südamerikanischen vergleicht und namentlich auf den organischen Zusammenhang hinweist, in welchem sich noch heutzutage der neuspanische Geist mit dem altspanischen befindet. Hier folge zunächst das an sich interessante Bild eines genuesischen Advokaten und seiner Klientel:

„Wenn man in unserer Republik den Ruf eines Advokaten taxiren will, so fragt man, wie viele Klienten er habe. In Italien wie in Frankreich trifft dieser Maßstab nicht zu. Oft haben die bedeutendsten Advokaten die wenigsten Klienten. Der Rang, nicht die Zahl der Klienten bestimmt das Ausgezeichnete in der Praxis der großen Advokaten in Europa. So ist auch die Klientel der bedeutenderen Genueser Advokaten eine kleine, besteht aber meistens aus großen Grundbesitzern und Kaufleuten. Diese Advokaten lassen sich jedoch nur zu Consultationen herbei, und man kann sagen, ihre eigentliche Klientel bestehe aus den jungen Advokaten, welche sich Rath bei ihrer Erfahrung holen, um den rechten Weg, die richtige Taktik zur Aufnahme und Fortführung eines Prozesses zu finden. — Die Empfehlungsbriefe, welche ich an einige dieser Herren besaß, verschafften mir die Gelegenheit, die materielle Anordnung ihrer Studir- und Geschäftszimmer kennen zu lernen. Ich will daher die Gemächer des Herrn Castiglioni, des genuesischen Philipp Dupin, beschreiben. Dieses treu wiedergegebene Gemälde mag zeigen, wie sehr sich die Advokaten von Ruf in Italien, was Eleganz und Geschmack in Ausstattung ihrer Geschäftszimmer betrifft, von den südamerikanischen Gelehrten unterscheiden, welche seit einigen Jahren, besonders in Rio de la Plata, eine Verschwendung von Mahagoni und Tapeten an den Tag legen, die mit der koketten Eleganz der Salons der vornehmen Welt rivalisirt. — Die Geschäftsräume des berühmten Advokaten bestehen aus zwei großen Zimmern, welche im ersten Stock eines stattlichen Hauses liegen; es giebt ja überhaupt in Genua fast kein Haus, das nicht einem Palaste gleich sieht. — Im ersten Zimmer arbeitet ein Praktikant, der die Klienten empfängt. Kopisten sind nicht da, wofern nicht der Praktikant selbst einer

ist. — In diesen friedlichen Räumen, deren Stille nur durch die Schritte eines Mächtigen unterbrochen wird, den der Ehrgeiz oder ein Mißgeschick hierher führt, bemerkt man wenig Akten, wenig Geschäfte, wenig Menschen. An jeder der vier Wände steht ein Holzverschlag mit drei Abtheilungen oder Rahmen in fünf Nischen, von ungeschliffenem, kaum angestrichenem Holze ohne Firniß oder irgend welchen Schmuck. Diese vier Ständer sind angefüllt mit den alten, staubigen, in Pergament gebundenen Folianten der scholastischen Glossatoren und Kommentatoren des römischen, des kanonischen Rechts oder irgend eines Gegenstandes aus dem allgemeinen Rechte, endlich mit Bänden, welche die Rechtsangelegenheiten des Herrn Castiglioni selbst enthalten. In dieser Sammlung liest man die Namen Parladorio, Casanova, Gregorio Lopez, Cardinal di Lucca &c. Der Staub, der sie deckt — denn kein Glas schützt sie vor dieser Umhüllung — beweist, wie wenig sich der gottlose Genuese ihrer bedient; die Beweglichkeit ihrer Deckel deutet aber nicht weniger darauf hin, welche entscheidende Macht sie ehedem bei allen Streitigkeiten des Forums übten. Ein Dutzend grotesker Rohrstühle steht an den Wänden dieses Zimmers umher, welches übrigens weder Teppiche noch Matten, noch Gardinen, noch die in Europa unerläßlichen Vorhänge aufzuweisen hat. Die Praktikanten arbeiten an zwei kleinen, aus gewöhnlichem Holze gefertigten, angestrichenen und mehr vom Alter als von der Arbeit abgenützten Tischen. Derjenige von den Beiden, welchem der Empfang der Klienten obliegt, ist sehr wenig ceremoniös und macht hierin keine Ausnahme von den übrigen, denn kein Genuese ist ceremoniös. Genua gleicht in dieser Beziehung Nordamerika; die Ligurier sind mit Händedrücken und Hutschwenkungen durchaus nicht verschwenderisch. — Der Anblick dieses Zimmers machte keinen besonders günstigen Eindruck auf mich; um so weniger, als der Praktikant den Charakter, in dem ich erschien, mißkennend, mir einen Platz neben einem alten Weibe, einer Klientin, anwies und mich so eine halbe Stunde sitzen ließ, die für mich allerdings nicht verloren war. — Endlich wurde ich dem berühmten Advokaten vorgestellt, der meinen Empfehlungsbrief las und mich artig Platz zu nehmen bat. Er sprach nicht spanisch: Diese Sprache ist den italiänischen Gelehrten vollständig fremd; sie kennen Calderon und Don Quixote nur aus Uebersetzungen. Die Analogie der beiden Sprachen machte es jedoch möglich, daß wir uns derselben gegenseitig bedienen und uns leicht verstehen konnten. Castiglioni ist ein Mann von etwa 45 Jahren, von gewöhnlicher Statur, blassem, fleischlosem Gesichte, hoher Stirne und markirten Zügen. Das Sprechen, sowohl öffentlich als privatim, wird ihm schwer; er ist jedoch der Mann, der im Gerichtssaal von Genua den gesunden Menschenverstand, das tiefe Wissen, die ausgebreitete Gelehrsamkeit repräsentirt. Es liegt etwas Liebenswürdiges und Einfaches in seinem ungekünstelten Ernste; es ist ihm daran gelegen, den Fremden mit den Einrichtungen seines Landes, die er klar, ohne Kritik und Ruhmredigkeit auseinandersetzt, bekannt zu machen. Der Genuese ist in der That der bescheidenste Mensch, der mir in Europa vorgekommen ist; nur auf seine Paläste ist er stolz, und zwar auch derjenige, welcher vermöge seiner republikanischen Gesinnung Gebäulichkeiten scheel ansehen müßte, welche die alten aristokratischen Ungleichheiten in Vermögen und Rang personifiziren. — Er ergriff einen Fascikel Prozeßakten, öffnete ihn und zeigte mir im Detail die Anordnung der Instruction und des Formalismus, welcher sich von dem unsrigen wenig unterscheidet: es ist dieselbe Qualität des Papiers, dasselbe Format, dieselbe Brechung, dieselbe schlechte, unleserliche Schrift. Das Siegel oder der Stempel ist weit kleiner, als der, dessen wir uns bedienen. Nach dem auch bei uns gebräuchlichen Modus theilen die Italiäner ihre Prozeßakten in so viel Fascikel, als Instanzen vorkommen. Dabei wird stets ein Index der Stücke oder Schreiben, aus denen ein Fascikel besteht, beigefügt. Wie die Franzosen, haben auch die Genuesen keinen gesetzlichen Formalismus für diese Art Schreiben. Der Gebrauch hat zwar einen solchen herbeigeführt; derselbe läßt sich aber ohne Anstand je nach dem Range des Tribunals, für welches er bestimmt ist, oder auch nach dem persönlichen Gutdünken des Schreibers ändern. — Als ich in das zweite Zimmer des Advokaten, seinen Lieblingsaufenthalt, trat, und mein Blick Hunderte von kleinen Büchern traf, die, meist ungebunden und ganz neu, nachläßig auf den großen Ständern mit glatten, kaum angestrichenen Brettern ohne Glasthüren herumstanden, da gestehe ich, daß ich meine aus dem verdächtigen Vortrabe im ersten Zimmer hervorgegangene Ansicht über den Gelehrten änderte. Die vier Wände waren von unten bis oben mit ausgezeichneten Werken bedeckt. Ich machte die Bemerkung, daß kein einziges englisches darunter war; die englische Sprache ist unter den italiänischen Gelehrten wenig bekannt. Eben so wenig sah ich spanische Werke, was mich weniger verwunderte, als die Abwesenheit der ersteren. Mit wenig Ausnahmen bestand die ganze Bibliothek aus französischen Büchern, und zwar enthielt sie das Neueste und Beste, was die Rechtswissenschaft jenseits der Alpen zu bieten hat. Der Schreibtisch war klein und bescheiden. Da die Geschäfte des Gelehrten nicht von so vielfältiger Natur waren, wie die eines Chefs in einem öffentlichen Bureau, so schien er sich mit einem kleinen Tische begnügen zu können und jener großen nicht zu bedürfen, welche die Eitelkeit mancher Advokaten mit einigen wenigen Aktenstößen bevölkert."

Bei Gelegenheit einer kirchlichen Handlung zieht Alberdi eine interessante Parallele zwischen europäischer und südamerikanischer **Kirchenmusik**: „Ich erstaunte nicht wenig," sagt er, „als ich die Klänge einer sehr gewöhnlichen Orgel vernahm, wo ich ein brillantes Orchester erwartet hatte. Ich erstaunte aber noch mehr, als ich hörte, wie man auf dieser Orgel genau dieselben ohrenkitzelnden profanen Weisen abspielte, die mich in den Kirchen am La Plata so geärgert hatten. Während der Messe wurden mehrere Walzer von Strauß gespielt. Die Zuhörer waren hierbei weniger würdig gestimmt als in den südamerikanischen Kirchen oder richtiger als in La Plata; denn in Brasilien geht die Unschicklichkeit und Achtungslosigkeit bei religiösen Feierlichkeiten in's Fabelhafte. Ich sah dort, wie in der kaiserlichen Kapelle, während der Kaiser selbst die Messe hörte und ein Bischof das Hochamt abhielt, das ganze Auditorium dem Altar und Thronstuhl den Rücken kehrte, um einem schlechten Sänger zu lauschen, der sich auf dem Chore hören ließ, und wie man eine gewisse brillante Stelle mit allgemeinem Bravo-Gebrüll begleitete."

Die **Naturschönheiten Italiens** werden von A. nach Gebühr, aber mit offenem Auge gewürdigt. „Allerdings," sagt er, „ist die Natur schön in Italien, aber man darf nicht vergessen, daß die Wunder dieser Schönheit fast ausschließlich ein Werk der Kunst, der Arbeit und Pflege des Menschen sind. Ohne diesen durch die Hand der Industrie bebauten Boden, ohne diese sorgfältig gesetzten, gepflegten und kunstvoll aneinander gereihten Bäume, ohne diese Villen mit ihrer graziösen Perspektive wäre das Land zwar immer noch schön, aber nicht mehr als manche andere Gegenden in Europa oder Afrika. Was dagegen Amerika betrifft, so ist hier die Sache ganz anders! Ich werde der Schönheit gewisser mittäglicher Landschaften in Europa stets Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber der vielgerühmte Himmel Italiens findet seines Gleichen und mehr in Südamerika, die Seen der Schweiz sind weniger lachend als die weißen Ströme des Paraná mit ihren blumenreichen Inseln und ohne jene Gebirgshorizonte, die alles Licht ausschließen; die erhabenen Sturzbäche und Felsenpartien Savoyens kamen mir weniger großartig vor als die von Tucumán, wo die italiänische Kunst Typen zur Nachahmung finden könnte, welche zu schaffen die menschliche Phantasie nicht ausreicht. Wenn aber die Schönheit Amerika's nicht gehörig gewürdigt wird, so kommt dies daher, weil ihr jener Zaubermantel der Berühmtheit fehlt, jener Glanz, den die Hand der Zeit und die Mitwirkung der Einbildungskraft den Gegenständen verleiht, und diese letztere kämpft immer für entfernte Schönheit und vergangene Reize; insbesondere aber weil ihr noch die Magie des Dichters fehlt, die das Blau des Himmels blauer und das Roth der Rosen röther macht. Wir wissen nicht, wie viel die europäische Kunst den Naturwundern Amerika's verdankt, aber es mag genügen, wenn wir daran erinnern, daß einer der ersten Dichter des Jahrhunderts, der Verf. der „Atala" und der „Natches," seine erhabensten Inspirationen der andern Hemisphäre entnommen hat; während es dem amerikanischen Poeten oft geschieht, daß er im hellen Lichte des amerikanischen Mondes Verse an den Mond Italiens dichtet, mit Begeisterung Schilderungen der Schweiz liest, indem er selbst auf Lilien und sammtenem Grase wandelt oder in den Hainen des Paraná von den Wundern des Orients träumt, indeß goldene Vögelchen in sein Ohr singen und über die Beine des Schlummernden spazieren!"

Schließlich fügen wir noch eine abschweifende Bemerkung Alberdi's über das **Verhältniß Neuspaniens zu Altspanien** bei, deren Wahrheit in die Augen springt und ein neues Zeugniß von der gesunden Urtheilskraft dieses Touristen ablegt: — „Spanien ist vielleicht dasjenige Land in Europa, welches den südamerikanischen Reisenden am meisten zum Studium auffordert. Dort liegen die Wurzeln unserer Sprache und Verwaltung, das Geheimniß unsers Wesens und Charakters; dort wurden die Gesetze geschrieben, die uns regieren, die Sprache gebildet, die wir sprechen. Wir haben dies Alles ohne unser Hinzuthun wie Pflegesöhne zu Handen bekommen. Um daher unsere Gesellschaft zu studiren, um den Zweck und den Geist der Institutionen kennen zu lernen, auf welchen seit langer Zeit ihre Grundfesten ruhen, muß man das Mutterland studiren. Erst von der Höhe seiner Metropolis aus erhalten wir ein vollständiges Bild der Gesellschaft, in der wir leben. Dort ist

unsere Hauptstadt, dort wird sie noch lange sein. Zwar regieren uns ihre Könige nicht mehr; auch nicht das Beispiel ihres gegenwärtigen Lebens, wenn man so will. Aber das Joch ihrer frühern Thätigkeit, den Einfluß ihrer vergangenen Macht vermögen wir um so weniger abzuschütteln, als sie in der Form unserer Schädel, in dem Blute unserer Adern wurzeln; mit Einem Worte, wir sind Spanier — wie können wir uns von Spanien emanzipiren? Wenn wir ruhig darüber nachdenken, so müssen wir einsehen, daß die Unabhängigkeit Amerika's nichts Anderes heißt, als die Zerstückelung der politischen Macht Spaniens, die Spaltung dieser Nation in zwei unabhängige und souveraine Familien. Im Uebrigen ist der Typus der Civilisation, das Wesen des Charakters, die Form der Städte, der Gang des Lebens in beiden gemeinschaftlich und gleich. Die Art der Revolution hat den Ast abhauen können, durch welchen sich der Saft des Stammes bis in die Zweige unsers genealogischen Baumes ergoß. Der Sprößling hat in unserm Boden Wurzel gefaßt; die exotische Pflanze verlangt aber denselben Boden, dieselbe Pflege wie in ihrem Heimatlande. Suchen wir daher dort das System, nach welchem unsere Väter der Gesellschaft, von der wir stammen, und deren Charakter und Eigenthümlichkeiten wir noch heute bewahren, Leben und Größe verliehen. Fangen wir nur erst an zu begreifen, daß das Geheimniß unserer gegenwärtigen Existenz in dem Studium unserer kolonialen Vergangenheit ruht. Bald werden wir dann einsehen, daß, um unsere koloniale Existenz gehörig zu kennen, wir zu der Geschichte des europäisch-spanischen Volkes zurückgehen müssen, aus dessen Elementen das amerikanisch spanische Volk gebildet wurde. Dann wird unsere Geschichte in drei große Theile zerfallen: in die Geschichte Spaniens in Spanien, in die Geschichte Spaniens in Amerika und in die Geschichte des amerikanischen oder unabhängigen Spaniens. So werden uns die allgemeinen Ideen und die Wissenschaft eines Tags in den Schooß unserer Familie zurückführen, die wir in der Hitze unseres häuslichen Zwistes — der amerikanischen Revolution — verkannt und verleugnet haben. Bald wird der Tag kommen, wo man nicht mehr auf spanisch sagen wird: der Spanier sei ein Barbar! Wir haben unserer eigenen Raçe alles mögliche Schlimme nachgesagt; es ist Zeit, die Rückseite des Bildes zu betrachten, zum spanischen Herde zurückzukehren und uns vor der — der Familie fremden Welt der Titel zu rühmen, die uns unser Ursprung verleiht. Bereits haben wir die Männer von 1810 gepriesen; steigen wir höher und preisen wir die Männer von 1492, welche die Hälfte der Welt entdeckten, barbarische Raçen daraus vertrieben und sie mit der schönsten europäischen Raçe, mit der edeln spanischen bevölkerten, die Männer, welche ein Reich gründeten, in welchem drei Jahrhunderte lang die Sonne nicht unterging, und deren Gesetze, wie die Winde, den ganzen Planeten, den wir bewohnen, umkreisten; die Männer, welche die zwanzig Völkerschaften hervorriefen, die heute ihre Sprache sprechen, die von ihren Gesetzen regiert werden, ihre Religion und ihre Tempel, ihre Wohnorte und ihre Landstraßen, ihre Gerichtshöfe und ihr Steuersystem, ihre Militairorganisation, ihren Handel, ihre Städte und ihre Monumente bewahren. Dies will Etwas mehr heißen, als unsere kaum vierzehnjährigen Triumphe, die wir den Waffen und dem Geiste der Besiegten verdankten. Und dies Alles verkennen und verkleinern wir, um unsere Institutionen in die Lüfte zu erheben, die der revolutionäre Wind mit fortnimmt, dieser Wind, der vergebens gegen die Mauern des großen alten Baues stürmt, ohne ihn zerstören zu können. Bekämpfen wir also die spanische Raçe nicht, denn wir selbst sind sie, ihr Werk nicht, denn es ist die Welt, die wir bewohnen; ihre Herrschaft nicht, denn sie umfaßt unsere ganze Existenz weniger den achten Theil, ihre Gesetze nicht, denn sie beherrschen uns noch zum größten Theil, und sie müssen nicht so schlimm gewesen sein, denn sie gaben uns die Fähigkeit, uns zu emanzipiren, sobald sich eine Gelegenheit darbot. Studiren wir daher Spanien, um uns selbst kennen zu lernen, und um Spanien recht kennen zu lernen, studiren wir es in Spanien!" A. S.

Mannigfaltiges.

— Geheime Geschichte der österreichischen Regierung. Von Alfred Michiels, nach dessen Darstellung wir kürzlich (Nummer 89—91) eine Geschichte des Briefgeheimnisses in Oesterreich geliefert, ist jetzt eine sogenannte „Geheime Geschichte der österreichischen Regierung, nach authentischen Quellen," erschienen.* Der Verfasser behauptet zwar im zweiten Titel seines Buches, daß dasselbe die erste, nach authentischen Aktenstücken bearbeitete Geschichte Oesterreichs sei; er giebt jedoch in der Einleitung selbst zu, daß zum Theil deutsche Historiker, wie Hormayr, Ranke, Hurter, Vehse &c., ihm den Stoff zu seiner Darstellung geliefert, wozu allerdings noch die Forschungen gekommen, die er in französischen und belgischen Archiven angestellt hat. Im Ganzen ist das Buch übrigens mehr nach dem Muster Vehse's, als nach dem der anderen von ihm benutzten, deutschen Historiker gearbeitet und daher nichts weniger, als eine gründliche, achtunggebietende Forschung, wiewohl es ebenso, wie die „Geschichte der deutschen Höfe," mit vieler Kurzweil sich lesen läßt. Die Abhandlung „zur Geschichte des Briefgeheimnisses," die wir geliefert, kann als Probe seiner Schilderungsweise dienen. Mit der Geschichte Ferdinand's II., dieses „gelehrigen Zöglings der Jesuiten," beginnt die Erzählung, die bis zur französischen Revolution von 1789 reicht, aber auch die neueste Zeit und namentlich den Abschluß des Konkordats von 1855 berührt. Der Verfasser erinnert daran, daß bei der Wallfahrt, die Ferdinand II., als Erzherzog, im Jahre 1597 nach Loretto unternommen, der junge Prinz dort den Eid leisten mußte, „keine Lebensgefahr zu scheuen, um den katholischen Glauben in seinen Erbstaaten, und wenn er könne, in ganz Deutschland wieder in seinem vollen Glanze herzustellen." Aehnliche Versprechungen, deutet Herr Michiels an, ließen sich die Jesuiten auch heutzutage noch geben. Derselbe erzählt auch, auf welche Weise Ferdinand zuerst im Erzherzogthum Oesterreich, dann in Böhmen und Ungarn und endlich auch in Deutschland jenem Versprechen nachkam, indem er den Protestantismus mit Feuer und Schwert auszurotten suchte. Besonders aber bei der Politik, die Ferdinand II. und seine Nachfolger in Ungarn befolgten, verweilt der französische Geschichtsschreiber, welcher nachzuweisen sucht, daß bereits Leopold I., den er als einen der grausamsten Despoten bezeichnet, das Verfahren Oesterreichs den ungarischen Freiheiten und Rechten gegenüber innegehalten, das in neuester Zeit wieder befolgt worden. Herr Michiels behauptet, daß Leopold I. ebenso wie Karl V., Philipp II., Ferdinand II. und noch einige andere Habsburger von einem politisch-religiösen Fanatismus besessen war, den man nur einer chronisch wiederkehrenden fixen Idee beimessen könne. Auch Michelet hat in seiner Geschichte Frankreichs, bei Gelegenheit der Charakterisirung Karl's V., eine ähnliche Behauptung aufgestellt.

— Savoyen und Frankreich. In Savoyen, dem Stammlande der Könige von Sardinien, hat sich bekanntlich vor kurzem eine Bewegung zu Gunsten des Anschlusses an Frankreich kund gegeben. Die Revue des deux Mondes macht bemerklich, daß der Anstoß zu dieser Bewegung von der ultramontanen Partei ausgegangen, die in Savoyen eben so wenig, wie in anderen Ländern, patriotisch gesinnt und lediglich auf das klerikale Interesse bedacht sei. Der König Victor Emanuel ist bekanntlich von Rom exkommunizirt, weil er in seinem Lande dem Clerus nicht den ersten Platz einräumen wollte, und weil man ihn überhaupt ketzerischer Ansichten bezüchtigt. Die genannte Revue bemerkt, es sei ein Irrthum, wenn die Ultramontanen von Savoyen unter französischer Herrschaft größere Benefizien sich versprechen, da dieses Herzogthum, das ungefähr die Bevölkerung eines französischen Departements enthält, nicht weniger als einen Erzbischof und drei Bischöfe besitze, während es in Frankreich ein einziges Bisthum bilden würde. Die unter den Savoyarden verbreitete Beschwerde, daß jetzt die Abgaben im Königreich Sardinien zu drückend seien, kann insofern nicht für den Anschluß an Frankreich sprechen, als hier die Abgaben noch viel drückender sind. In Sardinien kommen nämlich im Durchschnitt 25 Francs jährlicher Steuern auf den Kopf, während die Franzosen mindestens das Doppelte zu zahlen haben. Es ist daher lediglich der Haß der freien, politischen Institutionen, was die ultramontane Partei in Savoyen zu Frankreich hinzieht. Frägt man das savoyische Volk nach dem Zuge seines Herzens, wie seiner materiellen Interessen, so ist es allerdings nicht entzückt dafür, sich für die italiänische Nationalität opfern zu müssen, welcher es nicht angehört, aber wenn es seine alten Fürsten nicht mehr besitzen soll, so will es dafür in keinem Falle das französische Joch eintauschen, sondern vielmehr der benachbarten Schweiz sich anschließen, mit deren französischem Theil es sowohl in materieller, als in moralischer Beziehung sympathisirt.

— Das Jahrbuch der Wallonischen Gesellschaft in Lüttich. Wir haben im vorigen Jahre („Magazin" vom 18. August) über die in Lüttich gegründete Wallonische Literatur-Gesellschaft, sowie über den ersten Jahrgang des von ihr herausgegebenen Jahrbuches berichtet. Kürzlich ist nun der zweite Jahrgang desselben erschienen,* ein stattlicher

* Histoire secrète du gouvernement autrichien. Première histoire d'Autriche, écrite d'après des documents authentiques, par Alfred Michiels. Paris, Dentu, 1859.

* Bulletin de la société Liégeoise de littérature Wallonne, Deuxième année. 430 p. in 8. Liége, Casmanne. 1859.

Band mit zahlreichen, zum Theil poetischen und zum Theil prosaischen, durchweg aber anziehenden Beiträgen in wallonischer Mundart. Es bestehen diese Beiträge aus drei Lustspielen und fünf größeren Dichtungen von acht verschiedenen Verfassern, von denen mehrere mit dem Preise und andere mit dem Accessit der Gesellschaft gekrönt worden. Wir freuen uns, daß Letztere für ihre ehrenwerthen Bestrebungen allgemeine Anerkennung und Zustimmung in ihrer Heimat findet und darum auch den Kreis ihrer Wirksamkeit immer mehr ausdehnt, so daß wir demnächst auch grammatisch-linguistische und literarhistorische Arbeiten von ihr erwarten dürfen, die für das Ausland gewiß von noch größerem Interesse sein werden, als die bisherigen Leistungen in Poesie und Prosa. Wie Herr Adolph Picard in einem, im Namen der Gesellschaft, am 24. Juni 1859 gehaltenen Vortrage sagt, ist zwar der Zweck derselben nur, das wallonische Volk nach und nach mit den Ideen der Literatur vertraut zu machen, es an Dichtungen, Lieder und Erzählungen zu gewöhnen, die einen edleren Charakter tragen, als diejenigen, die ihm sonst als Geistesnahrung geboten werden und ihm dadurch den Wunsch einzuflößen, sich bis zum Verständnisse der französischen Literatur zu erheben. Es können jedoch durch diese Annäherung des literarischen Geistes an die ursprünglichen, lebendigen Quellen, aus denen das Volk schöpft, auch für die Gebildeten selbst und sogar für die Wissenschaft Erfolge erzielt werden, die als ein wirklicher Gewinn zu betrachten sind. Docendo discimur. Indem wir das Volk in seiner Sprache belehren, können wir auch von ihm unendlich viel lernen. Herr Picard weist übrigens im Verfolg seiner Rede mit Recht darauf hin, wie sich Belgien durch sprachliche und nationale Bestrebungen dieser Art stets mehr die Achtung der Welt erwerbe. „Furchtbare, politische Bewegungen," sagt er, „haben seit mehr als zehn Jahren Europa erschüttert; wir aber waren so glücklich, ruhige Zuschauer derselben bleiben zu können. Gemeinsam haben wir, Vlamingen und Wallonen, fortdauernd unsere freisinnigen Institutionen auszubauen gesucht. Unsere nationale Einheit ist jetzt eine vollendete Thatsache der europäischen Geschichte. Es würde kein Beweis von Klugheit sein, wenn wir unsern ehemaligen Zwiespalt auf ein anderes (sprachliches) Gebiet übertragen wollten. Jede Spaltung, gleichviel welcher Art, und wäre sie auch nur eine literarische, würde etwas ebenso Kindisches als Beklagenswerthes sein.* Was insbesondere unsere Stadt betrifft, so weiß man seit langer Zeit, von welchen Gesinnungen sie beseelt ist: Es ist unser Bestreben, Lütticher zu bleiben, aber vor Allem wollen wir Belgier sein.

— **Englische Schauspieler zur Zeit Shakspeare's in Deutschland.** Herr Buchhändler Albert Cohn in Berlin (von der Firma A. Asher & Co.), der bereits vor mehreren Jahren den Shakspeare-Freunden in England durch das Londoner Athenaeum einige (zur Zeit auch in unserm „Magazin" erwähnte) interessante Notizen in Bezug auf die „Englischen Komödianten" mittheilte, die gegen Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Deutschland Vorstellungen gaben, kommt neuerdings in der genannten englischen Zeitschrift (Nr. 1652 vom 25. Juni d. J.) auf diesen Gegenstand, und zwar abermals in einer Weise, durch die er sich gewiß den Dank der englischen Shakspeare-Freunde erwirbt. Er hat nämlich das Glück gehabt, ein vom Hofe der Königin Elisabeth unter dem 10. Februar 1591 durch C. Howard, augenscheinlich an die Generalstaaten von Holland gerichtetes Schreiben aufzufinden,** worin eine Gesellschaft englischer Schauspieler, die im Begriffe ist, sich nach Deutschland zu begeben, der Unterstützung der Behörden in Seeland, Holland und Friesland empfohlen wird, zu welchem Zwecke ihnen ein Paß unter dem Siegel der Generalstaaten ertheilt werden soll. Der Eingang dieses amtlichen, in französischer Sprache abgefaßten Schreibens lautet folgendermaßen:

„Messieurs, comme les présents porteurs, Robert Browne, Jehan Bradstriet, Thomas Saxfield, Richard Jones, ont deliberé de faire ung voyage en Allemagne, avec intention de passer par le païs de Zelande, Hollande et Frise, et allantz en leur dict voyage d'exercer leurs qualitez en faict de musique, agilitez et joeuz de commedies, tragedies et histoires, pour s'entretenir et fournir à leurs despenses en leur dict voyage."

Hieraus geht nun hervor, daß diese „Englischen Komödianten" nicht **gelegentlich** von den Niederlanden nach Deutschland, sondern von England ursprünglich hierher gegangen waren, sowie daß sie, außer Lustspielen, Trauerspielen und historischen Dramen, auch musikalische Aufführungen und äquilibristische Kunststücke zum Besten gaben, welche Letztere in den fremden Landen wohl hauptsächlich aufgesucht wurden. Nebenbei mochten auch kleine Lustspiele und Farcen aufgeführt werden, die dann einem Andreas Gryphius und Jacob Ayrer als Muster dienten. In dem von Payne-Collier für die "Shakspeare Society" herausgegebenen „Henslowes Diary" werden, wie Herr Albert Cohn bemerkt, zwei der in den obigen Schreiben genannten Schauspieler, Richard Jones und Robert Browne, ebenfalls namentlich aufgeführt, welches Zusammentreffen allerdings eine für die Geschichte der englischen Bühne zur Zeit Shakspeare's nicht uninteressante Ermittelung ist.

— **Shakspeare in Frankreich.** Kürzlich ist der dritte Band der „Oeuvres complètes de Shakspeare" übersetzt von François Victor Hugo, einem Sohne Victor Hugo's, erschienen. Mit dem Sprachtalent seines Vaters verbindet der Uebersetzer eine genaue Kenntniß der englischen Sprache und Literatur, und seine Arbeit verräth überall die höchste Achtung vor dem großen Dichter der Engländer. Der erste Band „Les deux Hamlets" betitelt, bringt zwei Uebersetzungen Hamlet's und zwar nach den beiden ganz verschiedenen englischen Ausgaben dieses Dramas. Der zweite Band führt den Titel „Les Féeries" und umfaßt den „Sturm" und den „Sommernachtstraum." Der eben erschienene dritte Band endlich heißt „Les Tyrans" und bringt neben „Macbeth" den „König Johann," welchen übrigens „König Richard III." als Dritter im Bunde hätte angereiht werden können, doch vermuthen wir, daß dieser einem andern Pendant aus den historischen Tragödien Shakspeare's beigegeben werden wird. Jedes Stück ist übrigens mit einer geschichtlichen Einleitung und mit sprachlichen Anmerkungen des Uebersetzers ausgestattet.

— **Bayle St. John.** Am 1. August starb in London der bekannte Schriftsteller Bayle St. John, dessen Werk über das „Subalpinische Königreich" unseren Lesern noch aus einem früheren Jahrgang des „Magazins" erinnerlich sein wird. Wie er in dieser Schrift, vom demokratischen Standpunkt aus, die Politik des Grafen Cavour einer strengen Kritik unterwarf, hatte er in seinen „Purple Tints of Paris" die französischen Zustände unter Napoleonischem Regiment in nackter Naturwahrheit dargestellt; da aber damals die entente cordiale mit Frankreich in vollster Blüthe stand, so wurde sein Buch von der englischen Presse „todtgeschwiegen." Zu seinen neueren Arbeiten gehören ein gleichfalls in unserm „Magazin" besprochenes „Leben Montaigne's" und eine englische Bearbeitung der Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Bayle St. John war Mitglied einer durch Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit ausgezeichneten Literatenfamilie; sein Vater, James Augustus, hat außer Reisebeschreibungen, Romanen und zahllosen Journal-Artikeln ein gedankenreiches Werk über Naturreligion herausgegeben, von dem einmal in den Briefen unseres Londoner Korrespondenten die Rede war; von den Brüdern ist namentlich der jüngste, Horace, Verfasser interessanter Schilderungen Indiens. Bayle war am 19. August 1822 geboren und hatte mithin noch nicht das siebenunddreißigste Jahr seines Lebens zurückgelegt.

— **Zur Statistik des ehelichen Lebens.** Ein englisches Blatt publizirt, angeblich nach der Mittheilung eines Parlamentsmitgliedes, folgende Ehestatistik: „In London giebt es 1363 Frauen, welche ihre „Gatten" verlassen haben, um ihren Geliebten zu folgen, 2371 „Husbands" oder Gatten, welche von ihren „Gattinen" fortgelaufen sind, 4120 Ehepaare, welche nach Uebereinkunft getrennt von einander leben, 191,123 Paare, welche unter einem Dach auf dem Kriegsfuß mit einander leben, 162,320 Paare, welche sich gründlich hassen, aber vor der Welt ihren Haß unter erkünstelter Artigkeit verbergen, 510,132 Paare, welche in einem Zustand der Gleichgültigkeit mit einander leben, 1,102 Paare, welche vor der Welt als glücklich gelten, aber in Wirklichkeit diese Ueberzeugung nicht theilen, 135 Paare, welche im Verhältniß zu anderen als glücklich gelten können, 7 wirklich und wahrhaft glückliche Ehepaare."

* Wenn das nur auch die Stämme Deutschlands von den Wallonen und Vlamingen lernen wollten! D. R.

** Leider sagt Herr Albert Cohn nicht, wo dieses Schreiben aufgefunden worden und wo es sich jetzt befindet, da eine mehrseitige Prüfung doch nöthig scheint, um die Echtheit desselben zu konstatiren. D. R.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Nieder-Wallstraße Nr. 21) und die Verlags-handlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Neumann, Unter d. Linden Nr. 26, in
Berlin.

№ 107-109. Sonnabend, den 10. September 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Ungarn.

Lebens- und Leidens-Bilder aus Ungarn.

Nach Moritz Jókai.*

Es darf das vorliegende Werk weniger als Roman bezeichnet werden, denn als eine staatsweise Denkschrift, die in treuer Auffassung und klarer Uebersicht aus dem Kleinen und genau Bekannten das Größere entwickelt in echter und wohlbegründeter Vaterlandsliebe, voll dabei von Schilderungen, die in wunderbarer Naturwahrheit ungarisches Volk und Leben dem Leser zur Anschauung bringen. Keine Politik — wenigstens nur in den allerleisesten und den nicht sehr Eingeweihten kaum verständlichen Andeutungen, die bei diesem Bericht gänzlich seitab geschoben werden mögen; eben so die verschiedenartigen, mehr oder minder künstlerisch schönen Verwicklungen des Fadens der Erzählung, worin jede vorkommende Persönlichkeit einer höchst charakteristischen Zeichnung nicht ermangelt; anders, ganz anders, wie man dieses an Dickens gewohnt ist, aber mit einer gleichen, ja mit einer diesen großen Maler der Einzelwesenheiten noch — namentlich in der Tragik — überbietenden Meisterschaft. Vornehmlich aber ist es der Kampf wider das Fremde, Uneingeborne, der Natur des Volks und des Landes Aufgedrungene, — der Kampf wider jene Industrie, die den Einzelnen fürstlich bereichert und die Massen kläglich verarmen läßt, — der Kampf, den stolze Wahrheit wider die feige Lüge allerorts zu kämpfen hat, — der diesem höchst beachtenswerthen Werke die Weihe giebt.** Wie es denn durchaus national Ungarisch ist, so gehört auch die deutsche Uebersetzung einer ungarischen Feder an und enthält, sonderlich für den Norddeutschen, des Fremdartigen und Ungefügigen in der Ausdrucksweise gar viel.

Wäre es die Absicht des Referenten, den Leser zu ergötzen, so würde er zunächst einen „Hergelaufenen" — zu deutsch Parvenü — zum Anschauen hervorheben, wie er, als „Arrendator" (Pachter) der weiten Besitzungen der alten Grafen Maróth von Bernócz, bis dahin nur in schmuzig-gieriger Geldmacherei lebend und webend, die Burg glänzend in Stand setzen läßt für den Besuch der Besitzer, nachdem er zuvor so frei gewesen, eine Reihe kleiner ökonomischer Zweckmäßigkeiten anzubringen — z. B. auf dem kostbaren Gitterwerk, woran sonst die Turnier-Wappen hingen, die Häute gefallener Schafe an der Sonne zu trocknen, die Familiengruft mit Käsen anzufüllen, im Ahnensaal Schafschur zu halten und Zwiebelkränze an den Ritterstatuen aufzuhängen, — die nun eiligst beseitigt werden müssen, um einem erborgten, lächerlichen Glanz Platz zu machen; doch es gilt hier den Ernst des Buches darzulegen.

Es beginnt mit den Schilderungen einer Hungersnoth, die ein armes Dörflein, Kallósfalva, aussterben läßt in Elend und Jammer, während dicht daneben die weitausgebreiteten Speicher des Industriellen reich angefüllt sind, und der ungeheure Rauchfang seiner „Geistbrennerei" schwarze Wolken über die Verhungernden hinwegziehen läßt. Es ist ein Nebenbetrieb des in der Burg der alten Grafen hausenden Arrendators. Das theuer erkaufte „Salva guardia" über dem Thore der Geistbrennerei sichert ihn vor jeder unbequemen Einmischung, selbst der Behörden.

Zunächst durch Säge- und Walkemühlen hatte, zur Zeit der alten Grafen, das Dörflein mit wenig fruchtreicher Feldflur, zwischen Waldhöhe und Fluß gelegen, sich genährt. Industrieller Pottaschenbrand aber hatte nach und nach die Berge entwaldet, wodurch theils traurige Dürren, theils schadenbringende Ueberschwemmungen veranlaßt worden. Als nun die Geistbrennerei fertig war, gingen die Säge- und Walkemühlen langsam zu Grunde, die Häuser geriethen in Verfall, das Volk artete aus, es wurde arm und elend. In der Geistbrennerei wurde ein höherer Lohn gezahlt, als in den Walkmühlen, darum gingen von den Mühlen die Arbeiter zum Branntweinbrenner hinüber. Dort erhielten sie dann einen Theil ihres Lohnes in Branntwein; Branntwein wurde immer mehr und mehr der größere Theil des Lohnes, zuletzt verschlang er nicht nur den ganzen Lohn, sondern es ging auch das Haus, die Wirthschaft, das Feld der Leute darauf. Das brave, fleißige, sparsame Volk wurde nun verschwenderisch und faul; was der Bauer im Herbst ärndtete, das schuldete er schon im Frühling; seine einzige, magere Nahrung, die Erdäpfel, verkaufte er dem Branntweinbrenner, weil dieser sie gut bezahlte, und behielt sich selbst kaum so viel, als er bis zur neuen Aerndte brauchte; kam der Bauer in Noth, so nahm er mit tausend Precent Zinsen von seinem eigenen Gewächs etwas zum Anbau zurück.

So ungefähr klagt der Dorfrichter, der „junge" Sztropkó Michâli, ein Greis von achtzig Jahren, — der alte gleichen Namens ist weit über Hundert und nimmt, in des Hungertodes Erstarrung liegend und von seiner kleinen Urenkelin rührend bewacht, zu Anfang des Buchs die Theilnahme in Anspruch, — dem zur Abhülfe der Noth nebst Oberfiskal und Obernotar herbeigeeilten Vicegespann; dann fügt er wörtlich hinzu: „So ging das ganze Volk der Ortschaft, seiner eigenen Dummheit halber, zu Grunde. Es scheint, die Geißeln Gottes wollen das gänzliche Aussterben desselben betreiben. In diesem Jahre traf uns ein früher nie gekannter Schlag; die Erdäpfel fingen an zu faulen. Binnen zwei Wochen kämpfte der größere Theil der Hauswirthe mit dem Hungertode; da theilten wir Vorsichtigeren unsere übrig gebliebenen Vorräthe aus, hoffend, daß, während diese andauerten, wir von der Grundherrschaft — jenem erwähnten Arrendator von Bernócz — zu was immer für Procenten Lebensmittel erhalten würden. Wir täuschten uns aber. Der Arrendator schlug unsere Bitte ab und sagte, daß wir ein unordentliches, nichtsnutziges Volk seien, das nicht werth sei, daß man es am Leben er-

* „Die guten, alten Táblabiró's." Roman von Moritz Jókai. Aus dem Ungarischen übersetzt von T. Karffy. 2 Thle. Pest, Gustav Emich, 1856.

** Nebenbei können die „Lebens- und Leidensbilder," die wir dem vorliegenden Werke entlehnen, dem deutschen Publikum einen neuen Beweis liefern, daß Ungarn in seiner jetzigen Verfassung ebenso wenig, wie etwa Brasilien, ein Land sei, nach welchem deutsche Auswanderer ihre Schritte zu lenken haben. D. R.

halte, und gab uns auch nicht einen Samen Frucht. Er hatte auch recht; — wer weiß, ob wir's ihm je hätten zurückzahlen können."

So spricht in tiefem, schmerzlichen Zürnen der junge Sztropkó Michàli, einst kaiserl. Wachtmeister, und zeigt den menschenfreundlichen Beamten vierundsiebenzig ganze Sessionen (Bauernhöfe) und fünfzig Kleinhäuslergründe, die leer stehen; in den noch bewohnten Häusern finden sie, neben Leichen, bloße Schreckbilder des Jammers. Und war es ihnen auch gelungen, am Waldessaum eines andern Komitates das zähe Leben des in der Angst des Hungers ausgewanderten alten Sztropkó Michàli noch einmal anzufachen — dem hinsterbenden Orte erneuete Lebenskraft einzuhauchen, selbst mit reichster Hülfe waren sie unvermögend, wenn gleich der junge Oberfiskal seine ganze Existenz daran giebt, und gewaltsam in die Geistbrennerei „Salva Guardia" einbrechend, ein „Crimen majoris" begeht. Er wußte, daß er seine dienstliche Stellung, seinen Adel, seinen Besitz verwirkte, aber die Schauder solchen Mitleids hatten seinen wildesten Zorn aufgeregt und schnellen Beistand wollte er bringen, wenn auch in eigenem Untergang.

Herr von Krénffy, der nicht adlige, sondern geadelte Arrendator, nimmt die Sache rein praktisch; er wird mit des jungen Oberfiskals Vermögen sich bereichern, und was aus dem ausgehungerten Dörflein geworden, zeigt ein besonderes Kapitel des zweiten Bandes, wie folgt:

„Klein-Amsterdam."

„Erschrick nicht vor diesem Namen, freundlicher Leser! Wir sind in Ungarn.

Dieses Klein-Amsterdam war vor zwei Jahren noch das Dorf Kallósfalva.

Zur Zeit jener furchtbaren Hungersnoth starben vier Fünftel der Dorfbewohner aus oder zogen in andere Gegenden des Landes; die Grundstücke blieben verwaist.

Das war Herrn von Krénffy sehr recht. Es war eine alte Lieblingsidee von ihm, statt dieser faulen, verdorbenen Sorte von Menschen, welche dem Grundherrn mehr zur Last als zum Nutzen ist, arbeitsamere, reichere Bauernfamilien hier anzusiedeln. Er hat die Plage mit diesem Bettelvolke schon satt, welches die Wahrheit spricht, wenn es sagt, es besitze gar nichts mehr; ein Volk, das seine elenden paar Gulden Rauchgeld nicht im Stande ist, zu zahlen; ein Gepack, das lieber ißt, als daß es das Brodgeld hervorsucht, das lieber in Lumpen und Fetzen herumgeht, als sich ein paar Gulden für Kleidung zu verdienen; eine Bagage, deren ganze „Liedrigkeit" (Betriebsamkeit?) darin besteht aus dreitausend Joch „(zumeist abgeholzter)" Waldung ein paar miserable Backtröge und ein Bündel Kochlöffel zu schnitzen und Käse zu machen weiß, wenn es Milch bekommt; ein Gesindel, welches den Hafer, der von selbst gewachsen, einheimset und sammt dem Stroh aufzehrt.

Ein solches Volk muß man lichten auf seinem Grundbesitze, meinte Herr von Krénffy.

Was für andere Menschen wohnen dort, wo der Landwirth von einem kaum drei Schritte langen Flachsfelde so viel Zwirn erzeugt, daß er, falls er allen zu Spitzen klöppeln läßt, ein größeres Einkommen davon hat, als hier ein ganzes Dorf, dort, wo sie von zwei Kühen weiß Gott was für Wunder wirken können, mehr als hier mit der ganzen Heerde.

Seine großartigen Pläne hatte Krénffy bald beisammen und wußte dieselben geschickt auszuführen.

Auch damals gab's im Auslande Leute, die sich das eigenthümliche Gewerbe wählten, in einigen hier und da etwas dichter bevölkerten Dörfern, den Bauern zur Einwanderung nach Ungarn zuzureden, wo, wie bekannt Honig mit Sahne auf den Wiesen fließt und Semmel und gebratene Tauben in der Luft herumfliegen.

Diese kleine Filouterie aber sagte Herrn von Krénffy nicht zu. Er wollte eben für seinen eignen Hunger leider nicht wieder ein hungriges, ausgemergeltes Volk einhandeln; er wollte keine Kolonisten aus Oberschlesien und von den Agenten in Bremen, Kolonisten, die höchstens einen guten Magen, eine schlechte Gesundheit und sehr viel Kinder mitbringen.

Seine zahlreichen Verbindungen machten ihn mit einem sehr reichen holländischen Gutsbesitzer bekannt, der, selber einst Kolonist auf einer ostindischen Insel, der Meinung war, daß, was Colonisation betreffe, Niemand die Sache besser verstehe, als er; er kenne sie aus allertiefstem Grunde, meinte der Holländer. Der Anfang freilich sei schwer, aber wer Geld habe, um vorläufige Opfer zu bringen, dem sei es unmöglich, nicht auf einen grünen Zweig zu kommen. In Ungarn aber bedeutet dieser grüne Zweig auch das, was man einen Galgen nennt.

Einen solchen Mann brauchte Krénffy.

Der Holländer hatte vier Söhne; drei davon hatte er schon versorgt, es waren lauter brave, thätige Menschen: Fabrikanten, Rheder, Spekulanten; einem jeden griff der Vater im Anfang mit ein paar Tausend Thalern unter die Arme und hatte auch dem Jüngsten so viel zugedacht, wenn sich ein gutes Geschäft fände, das er unternehmen könne.

Und hätte es denn ein besseres Geschäft geben können, als einem verödeten großen Grundstück Wiesen, Wald und Wasser zu verschaffen in diesem reichen, uncultivirten Ungarn?.....

Herr von Krénffy pries Kallósfalva so sehr an, daß der brave Kapitalist zur Colonisation endlich Lust bekam.

Als echter Holländer wollte er aber auch die Sache sehen, bevor er den Handel einging, und reiste in Begleitung seines jüngsten Sohnes nach Kallósfalva. Er besah sich hier alles „praktisch," kostete Erde und Wasser und machte die Bemerkung, daß in dieser Gegend die Straßen denn doch schlecht seien, diese müsse man vor Allem herstellen; daß das Gras, welches hier wachse, keine gute Milch geben könne, man müsse ein anderes anbauen; dann müßten auch die Gewässer noch durch Schleusen regulirt werden, um sie schiffbar zu machen; die Häuser müßten natürlich ganz anders gebaut werden, wie in Holland und auf Borneo und Malabar, wo sie den dortigen Verhältnissen der Witterung entsprächen.

Uebrigens war er mit dem Orte sehr zufrieden; auszuroden brauche man nicht viel, — was in den Prairien eine so schwierige Aufgabe sei — und die Beschaffenheit der Bodenkrume (Humus und Thon mit alkalischen Salzen) sei besonders für Wurzelgewächse sehr passend. Giebt es hier in der Nähe Fabriken? — Krénffy zeigte ihm seine Geistbrennerei. Er werde übrigens auch eine Zuckerfabrik errichten, meinte er.

Der Holländer freute sich sehr über dieses Projekt; in diesem Fall wird für die Ansiedler die Kultur der Zuckerrübe sehr angezeigt sein. — Baut man hier den Krapp? Krénffy sagte mit Bedauern nein; und er selbst würde doch, meinte er, so gern die Speculation mit diesem Produkte unternehmen, das im Lande ein ungemein gesuchter Artikel sei.

Dies notirte sich der Holländer in seine Brieftasche.

Hierauf reisten Beide nach Wien zu dem Grafen und ließen den Vertrag durch denselben unterschreiben, wonach eine holländische Kolonie in Kallósfalva für ewige Zeiten in Besitz trat, was der Graf vollkommen billigte und seinerseits an Reluition der grundherrlichen Giebigkeiten ein paar Tausend Gulden gewann, was sonst in einem Jahre kaum fünfhundert Gulden ausmachte.

Der ehrliche Holländer kehrte hierauf in seine Heimat zurück, und in ein paar Monaten kam der Sohn mit einer sehr ansehnlichen Colonisations-Karavane in Kallósfalva an.

O, das waren nicht die gewöhnlichen Einwanderungs-Processionen, die man durch die Hauptstadt des Landes ziehen sieht! Der Familienvater selbst und der Haushund vor einem zerlumpten Karren gespannt, dicht eingehüllte, frostige Gestalten mit den Bündeln auf dem Rücken, Mitleid erregende Gruppen von Kindern, Kranke auf einem Ochsenwagen liegend, deren Hände und Füße auf die Erde herabhängen, voran der Aelteste der Familie, statt einer Fahne den herabgenommenen Hut in der Hand, mit dem Motto: „Erbarmt euch der armen Auswanderer." — Die holländischen Ansiedler waren lauter schöne, gesunde, kräftige Gestalten, denen man ansehen konnte, daß sie nicht vor dem Hunger aus ihrer Heimat flohen; ihre starken Pferde in Einspännern, für jede Familie eine schöne, wohlgenährte Kuh, Frauen und Mädchen in saubern, langen Röcken, die Männer in grauen oder lichtblauen Schoßröcken mit glänzenden Knöpfen.

Nicht zu betteln sind sie hieher gekommen. Jeder hatte einen Beutel mit blanken Thalern, die Frauen goldne Ohrgehänge; die Aelteren von ihnen brachten sogar einen ansehnlichen Bauch mit, dessen Erhaltung in statu quo eine nicht geringe Summe voraussetzte. Ueberhaupt waren diese Ansiedler, vom Familienhaupte angefangen bis zu den Mädchen und Kindern herab, alle so lebensfroh und zeigten ein so zufriedenes gutes Aussehen, wie dies nur je von niederländischen Malern in den glücklichen Gestalten des Stilllebens dargestellt worden ist.

Als dieses brave Volk, sammt seinen Führern, dem Sohne des Kapitalisten, dem Vicegespann Lippay* sich vorstellte, sagte dieser in seinem gewohnten Humor, welcher selbst in der Bitterkeit noch etwas Süßes hatte, zu dem eben anwesenden alten Erkelety: „Die braven, armen Leute! Wie dürr und ausgezehrt, wie zerlumpt und aufgerieben werden sie in drei Jahren von hier durchgehen, aus diesem Krénffy'schen Paradiese, ohne Wagen, ohne Ohrgehänge und Knöpfe!"

Die guten Leute verstanden nicht diese in ungarischer Sprache ge-

* Die drei Táblabirós, Helden der Geschichte, sind der Vicegespann von Lippay, der Obernotar von Erkelety und der Oberfiskal von Fényery.

machte Bemerkung, welche Lippay übrigens noch vor einigen Monaten dem Holländer selbst sagte, der aber, als ein „praktischer" Mann dazu nur lächelte. Das verstehen die geehrten Táblabirós nicht.

Als die Ansiedler sich aus dem Zimmer Lippay's entfernten, blieb ein alter Quäker noch zurück, und die kurze kleine Pfeife im Munde behaltend, drückte er ganz freundschaftlich dem Vicegespann die Hand. Er sagte dabei etwas in seiner breiten Sprache, wobei man, mehr der Gesichtsbewegung als den Worten nach zu urtheilen, entnehmen konnte: sie werden es schon zeigen, wie man in einem solchen Lande wirthschaften müsse. Lippay erwiederte herzlich den Händedruck des alten Holländers und sagte: „Wirst nach drei Jahren auch dein Pfeifenrohr umdrehen, alter Bursche, und an dem untern bittern Ende saugen. Adieu!"

Es gehörten nicht drei Jahre dazu, und der alte Quäker hatte von den Leuten schon erlernt, daß es, wenn Einem der Tabak ausgeht, am besten sei, das Pfeifenrohr verkehrt in den Mund zu stecken.

Es war ein Leichtes, die noch übrig gebliebenen, hungrigen Autochthonen in Kallósfalva aus ihrem brachliegenden Grundbesitze zu expropriiren; man schob sie mit Hab' und Gut weiter in das Gebirge hinauf, theilte sie hier unter die Arbeiter von Papier- und Sägemühlen ein, und die armen Leute freuten sich sogar noch, festen Verdienst erhalten zu haben. Einige von ihnen hielten es aber nichtsdestoweniger für passender, in ihren alten Behausungen und in dem bisherigen Jammer fortzuleben. Ein solcher war der alte Popáck und der einstige Richter des Dorfs — der junge Sztropkó Michâli, — so wie dessen alter Namensgenoß, die dann zum allgemeinen Gelächter in ihren ärmlichen Hütten am Ende des Dorfes verblieben, nachdem die Ansiedler ihre neuen Häuserreihen dort zu bauen anfingen, wo das alte Dorf aufhörte.

Ach, es war dies eine herrliche Ansiedlung; die Kolonisten wußten auf eigenthümliche Art ohne Oefen Ziegel zu brennen, daraus mit Hülfe von Quaderbalken hohe Häuser mit Galerien, schlanken zickzackigen Dächern und zierlich geschnitzten Figuren zu erbauen. Das Ufer des kleinen Flusses wurde ganz umgestaltet, Brücken mit kühnen Bogen gebaut, Eisbrecher errichtet und künstliche Schleusen angebracht, mittelst welcher man die nöthige Wasserkraft zu den Mühlen leitete und die Wiesen bewässerte. Sogar an eine Forellenzucht wurde gedacht.

Der junge Kapitalist selbst ließ für sich ein schönes rothes Oekonomie-Gebäude aufführen, an welchem das Balkenwerk mit dem Steinbau in wunderbar schöne Harmonie gebracht wurde, — ein wahres Kartenhaus, einfach und schön.

Dann gings über den Boden her, den sie zwölf Zoll tief unbarmherzig aufackerten und daraus alles Gestrüpp entfernten. Im ersten Herbste wurde darauf schöner englischer Weizen gebaut, dessen Schwere und Güte den Banater übertrifft; für das Frühjahr behielt man sich die wunderschönste Gerste, schottischen Hafer, blauen Klee und Turnips, und die eine Größe von einem halben Centner erreichende Burgunderrübe vor; der fetteste Boden aber wurde von dem Unternehmer selbst zu Anpflanzungen von **Krapp** auserlesen, der, in schönen Reihen und in Beete getheilt, angebaut und aus netten Blechkannen fleißig begossen wurde.

Herr v. Krénffy war außer sich bei dem Anblick einer so großen Industrie; er wußte nicht genug den Fleiß, die Ordnung und Ausdauer der Kolonie zu loben und ruhete nicht eher, als bis der junge Ansiedler einwilligte, dieser Kolonie den stolzen Namen **Klein-Amsterdam** beizulegen.

Diese Anerkennung schmeichelte dem Nationalstolze des Holländers ungemein.

Eines Tages sagte ihm Krénffy ganz bestürzt: er wisse nicht, was er thun solle, nachdem er auf so und so viel tausend Metzen Raps mit einem Pester Spekulanten einen Kontrakt eingegangen sei, mit einem andern Handelsmann wieder eine bedeutende Lieferung von Krappwurzel abgeschlossen habe, endlich einem dritten wegen einer ansehnlichen Quantität von Zuckerrüben kontraktlich verpflichtet sei; in seiner ganzen Wirthschaft verstehe Niemand die Production dieser Artikel, und er werde jetzt genöthigt sein, dieselben aus dem Ausland um theures Geld kommen zu lassen, denn er habe bei den Spekulanten ein Daraufgeld von 20,000 Gulden erlegt, welches er jetzt verlieren würde.

Der junge Kolonist rechnete ein wenig im Kopfe nach und sagte dann, Krénffy möge nicht besorgt sein: er sei bereit, alle diese Artikel beizuschaffen, ja, wenn es sein müsse, sogar in doppelter Quantität.

Krénffy lächelte, was den jungen Mann sehr beleidigte. Hier in Ungarn glauben die Landwirthe, daß, weil sie nicht wissen und können, überhaupt alles unmöglich sei. Er aber beruft sich auf das goldene Prinzip: **Nicht der Boden, sondern der Wirth ist schlecht.**

Jetzt machte Krénffy ein ernstes Gesicht. Er sagte, das sei kein Spaß. Er selbst sei mit 20,000 Gulden zur Erfüllung des Kontraktes verpflichtet und selbst im schlechtesten Falle, wenn man nämlich Alles vom Auslande müsse bringen lassen, glaube er mindestens 20,000 Gulden bei dieser Unternehmung gewinnen zu können, das seien also 40,000 Gulden! Eine so große Summe könne man nicht auf's Spiel setzen bei einem, von einem jungen Manne übernommenen zweifelhaften Versuche. — — —

Dies brachte den Holländer vollends aus der Ruhe. Also ihm, dem Produzenten und Unternehmer, schenkt man kein Vertrauen und sagt ihm in's Gesicht, daß er der übernommenen Verbindlichkeit nicht entsprechen, diese nicht gehörig sicherstellen könne!

Noch denselben Tag bot, nein, zwang er Herrn von Krénffy, die 40,000 Gulden als Caution anzunehmen, daß er ihm die gewünschten Produkte an einem gewissen Tag ganz bestimmt liefern werde. Was hätte Krénffy thun sollen? Er nahm den Kontrakt an. Er hat den braven Mann ja nicht mit einem Wort zu dieser Unternehmung gezwungen. Aber unter der Hand stimulirte er den Holländer fleißig. Er lobte seine Vorbereitungen und Anstalten, Alles war großartig, Alles den besten Erfolg versprechend. — —

Die guten Leute glaubten jetzt steif und fest daran, daß sie hier eine Musterwirthschaft errichtet hätten, nach welcher ganz Oberungarn zu einem neuen Paradiese sich umgestalten würde.

Nur der alte Popáck, der gewesene Dorfrichter, und der Hundertjährige schüttelten beim Anblick dieser Neuerungen den Kopf und sagten unter sich: **Es wird nicht gut sein.**

Es ist allerdings ein goldnes Wort und mag als ökonomisches Prinzip immerhin Geltung haben: **Es giebt keinen schlechten Boden, nur der Landwirth ist schlecht!** Aber im Leben giebt es Ausnahmen von allen Regeln.

Es giebt einen schlechten, malitiösen, verfluchten Boden, auf dessen unheilbare Gebrechen ein ehrlicher Landmann seinen Käufer immer von vornherein aufmerksam zu machen pflegt und ihm bemerkt, daß der Grund nur deshalb zu so geringem Preise zu haben sei, weil derselbe mit einem **Maleficium** behaftet ist. Ein solcher **malitiöser** Boden ist es, den die hundert und hundert Jahr dort wohnenden Bauern sehr gut kennen und erprobt haben und nun veröden lassen. **Dieser** Boden — Inseln der Armuth und des Elends — wartet der frommen Kolonisten.

Ich kenne ein Komitat, wo sich zwischen zwei Bergrücken ein liebliches Thal hinzieht. Man staunt darüber, daß hier keine ansehnlichen Weiler und Meierhöfe anzutreffen sind. Man findet keine Spur von Feldkultur, und die Triften dienen höchstens zur Viehweide. Die Nachbarn dieses Thales sagen, daß jene Fluren ein **Maleficium** besitzen. Man nennt dieses Uebel die Erdfluth. Nirgends in der Nähe ist ein Fluß oder Teich anzutreffen und dennoch erscheint jeden Herbst und Frühling dieses unheilbare Uebel. Der Boden wird klaftertief aufgeweicht und gährt wie Sauerteig; wo man nur mit dem Stock in den Grund bohrt, sprudelt Wasser hervor; man weiß nicht, woher es kommt, und werden Schafe oder Ochsen auf das üppig wachsende Gras zur Weide getrieben, so werden sie von der Egelseuche und dem Milzbrand befallen; der Mensch aber, selbst der an diese Gegend gewöhnt ist, siecht am eintägigen Fieber dahin. Man versuchte, dem Uebel durch Drainage abzuhelfen, aber der Boden hat die Eigenthümlichkeit, daß, je tiefer man hinein gräbt, um so mehr Feuchtigkeit derselbe enthält; in ein paar Jahren verschlang er auch die Drainageröhren. Einmal versuchte man, eine Straße durch dieses Thal zu bauen und errichtete auf Kosten der Gemeinde eine Steinbrücke mit zwölf Bogen an der sumpfigsten Stelle. Es vergingen aber kaum fünfzig Jahre, und die Erde verschlang die Brücke sammt den Bogen so, daß, während früher unter derselben ein Heuwagen durchfahren konnte, jetzt dort kaum mehr ein Mensch durchschlüpfen kann. Das nennt man dort das **Maleficium** des Bodens.

Ich hatte einen Freund, der in einem Komitate Oberungarns einen schönen, konzentrirten Grundbesitz hatte, für welchen man damals 25,000 Gulden bot. Mein Freund wollte seine Wirthschaft ordnen und ging selbst an das Werk, da er ein guter Landwirth war, eine große Erfahrung und unschätzbare praktische Kenntnisse besaß. Auch das nöthige Geld hierzu fehlte ihm nicht. Binnen zehn Jahren verwendete er abermals 20,000 Gulden auf das Gut, ohne eine Art des landwirthschaftlichen Betriebes entdecken zu können, welche dort mit Erfolg anzuwenden gewesen wäre. Wo er es mit Dünger versuchte, brannte die Saat aus; wo er das Feld ungedüngt ließ, keimte sie nicht einmal auf; sein Vieh fiel einer Seuche zum Opfer, die niemand kannte, — in fünf Jahren verkaufte er dann seinen Besitz um 15,000 Gulden. 10,000 Gulden ließ

er von dem früheren Preise dem Käufer nach, weil er ehrlich genug war, zu bekennen, daß der Boden ein Maleficium habe.

Auch Krénffy kannte sehr gut den „malitiösen" Boden von Kallósfalva. Hier war der erste Uebelstand der, daß das Thal dem Norden so wunderbar preisgegeben und gegen Süden so stark verschlossen war, daß hier das Erwachen der Natur gewöhnlich einen Monat später als in andern, obschon höher gelegenen Gegenden des Landes, erfolgte. — Zur Zeit der Hundstage trat hier gewöhnlich ein furchtbares, fluchbeladenes Wind- und Sturmwetter ein, welches aus Polen herüberzog und nach der Erfahrung der Aeltesten in der Gegend, falls dasselbe in drei Stunden nicht aufhörte, drei Tage oder gar auch drei Wochen fortzuwüthen pflegte. Dann aber war es aus mit allen Pflanzen und Gewächsen. Nur der anspruchslose, verwaiste Hafer und die schlauen Kartoffeln, die so viel Verstand haben, daß sie nur die schlechte Seite nach außen kehren, hielten das Unwetter aus. Aber bei ungewöhnlich starken Stürmen gingen auch diese zu Grunde, und es trat dann Hungersnoth in der Gegend ein. Von den Kartoffeln kam aber auch nur eine Gattung davon, die übrigen hatten viele Wurzeln, aber keine Knollen, oder verfaulten in der Erde.

Diese Stürme um die Mitte des Sommers hielt kein anderes Thier aus, als die in dieser Gegend acclimatisirten langhaarigen Kühe mit magern Backen und verkümmerten Eutern; aber auch diese verloren oft die Geduld und schickten ihre Häute dem Eigenthümer.

Das war das eine Maleficium der Kallósfalvaer Gegend.

Das zweite bildete der an diesem Dorfe vorbeifließende Bach; dieser pflegte gewöhnlich im Winter, wenn andere Gewässer ruhen, grimmig auszuarten. Im Thale unten deckt noch dickes Eis die Gewässer, aber oben in den Gebirgen schmilzt schon der Schnee, und es füllt sich dann das ganze Bett auf einmal, die Eistrümmer stauen sich in dem Felsthale auf, und das Wasser erhebt sich bis an die Hausdächer, bleibt in dieser Höhe tagelang stehen, bis es sich wieder verwüstend und verheerend eine neue Bahn bricht.

O ihr armen Holländer! — — —

Mit welchem Fleiße, mit welchen Opfern richteten sie ihre Ansiedlung ein. Kraft und Ausdauer bot dem schlechten Boden Trotz. Der frühe Morgen fand sie draußen auf dem Felde, von welchem sie nur spät Abends heimkehrten. Alles arbeitete, Frauen, Mädchen und selbst Kinder; Alles wurde mit Lust und Freude vollbracht.

„Seht, ihr Tagediebe!" pflegte Herr Coros* den einstigen Bewohnern von Kallósfalva zu sagen, wenn er mit ihnen auf den herrlich prangenden Gerstenfeldern der Holländer zusammentraf. „Hättet ihr auch so gearbeitet, ihr ginget jetzt nicht in Lumpen einher." — Die Bauern aber schüttelten ungläubig den Kopf und antworteten ihm: „Sie wissen es recht gut, Herr Ispán, daß diese Arbeit und Plage all' umsonst ist, daß diese bunten Kräuter und Gräser die Aerndte nicht erleben."

Und so geschah's.

Mitte Juni, in der Nacht, die auf den heißesten Tag folgte, erschien der nie ausbleibende Nordwind, der damit anfing, die Ziegeldächer der netten Häuser abzudecken und die Scherben in Garten und Hof zu streuen; der die eisernen Rauchfänge herabdrehte und alle kleinern landwirthschaftlichen Baulichkeiten von Grund aus zerstörte.

Die Holländer empfingen den guten Gast damit, daß sie die beweglichen Theile ihrer Behausungen mit Stricken banden, vernagelten, unterstützten, — aber umsonst — die stärksten Bäume unterlagen ächzend und krächzend dem Unwetter, und man konnte froh sein, wenn von zehn Brunnenschwengeln nur einer Stand hielt.

Die guten Kolonisten erschraken, waren aber der Meinung, in einigen Stunden werde sich das Sturmwetter legen, wie jedes andere anständige Sturmwetter. Dieses aber hielt den ganzen Tag an und wurde in der Nacht noch wüthender. In der Frühe sahen alle Blätter der Bäume schon so aus, als ob sie zu kleinen Cigarren gedreht worden wären. An die Felder wagte niemand zu denken. Wie mag's erst dort aussehen!

Das Unwetter hielt auch den andern Tag an und setzte fort, was es einmal begonnen hatte. Die frommen Kolonisten in ihren schwankenden Häusern flehten zu Gott: er möge dies Gespenst in Gnaden von ihnen abwenden.

Nach einem achtundvierzigstündigen Wüthen legte sich endlich der Sturm; Dächer und Balken hörten auf zu knarren und zu krachen, Thüren und Fenster ruhten aus, und in den Rauchfängen verstummte das fürchterliche Brüllen. — Gegen Morgen war wieder Alles stille. — Aber in den Zimmern fühlten die Schlafenden, daß die Sommerbettdecke zu dünn sei und Hände und Füße vor Kälte fast erstarrten. — —

Als sie dann aus den Fenstern blickten, waren die armen Kolonisten wie versteinert; Hausdächer, Bäume und Zäune, Alles, Alles war mit etwas Weißem bedeckt. Was war aber das Weiße? Der nächtliche Reif!

Die ganze Gegend war mit diesem giftigen Zucker wie besäet.

Weinende, verzweifelnde Gruppen drängten sich auf's Feld; die Frucht des Fleißes war dahin, niedergetreten, als hätte eine kämpfende Kriegsschaar ihre Spuren hier zurückgelassen. Die üppigen schönen Saaten beugten ihr Haupt, als wollten sie klagen, daß man sie hierher gebracht habe. — Die Blätter der Pflanzen und Kräuter lagen wie abgebrüht am Boden, von Blüten war keine Spur zu sehen. Die aufgehende Sonne setzte dann ihre Wirkung wieder fort; in der Gemarkung von Klein-Amsterdam gab es aber nichts mehr, was wieder hätte keimen und blühen können, nur oben an der Berglehne sah man hier und da ein schmales rostfarbenes Band: die Haferfelder der alten Bewohner dieses Orts; diese Saaten waren allein im Stande, dem Unwetter Trotz zu bieten.

Mit dem Raps war es also aus, und der junge Kapitalist mußte denselben für theures Geld Herrn von Krénffy herbeischaffen; natürlich war der Spekulant, von dem der Holländer dieses Produkt kaufte, abermals ein Kommissionair Krénffy's, der seinen eigenen Raps theuer verkaufte und zu einem billigen Preise wieder einlöste, um ihn wieder mit hohem Gewinn verkaufen zu können.

Runkelrüben und Krapp aber, deren Wurzeln die Erde schützt, schienen dem jungen Holländer einen reichen Ersatz für den ersten Verlust zu bieten. So hoffte er es wenigstens. Er tröstete sich damit: es bedeute Glück, im ersten Kaufe nichts zu gewinnen, beim zweiten werde der Gewinn ein um so größerer sein.

Und in der That, die Wurzeln schienen ein gutes Resultat hoffen zu lassen, obschon sie es mit einem sehr schlechten Boden zu thun hatten.

Zu Michaeli, als die neue Hirse-Aussaat der Kolonisten zu reifen begann, machte der Holländer einen Ritt in die Felder hinaus und sah, daß die slovakischen Bauern ihre Kartoffeln schon einärndteten.

Er verstand schon etwas slavisch und erkundigte sich, warum die guten Leute sich mit der Einheimsung der Kartoffeln so beeilten?

Ein über hundert Jahr alter Mann, der selbst noch sein Tagewerk arbeitete, gab hierauf zur Antwort: „Es wird früh Winter werden, Herr! Der Krammetsvogel läßt sich schon hören im Wald, und der Hamster hat sein Loch bereits zugedeckt. Es taugt nicht, nach Michaeli etwas in der Erde zu lassen."

Dem Kolonisten kam diese Antwort so sonderbar vor, daß er bis zu der Wohnung Krénffy's in einem fort darüber lachen mußte. Diesem erzählte er dann die Furcht der Bauern und setzte hinzu: er seinerseits werde Alles noch ein paar Wochen in der Erde lassen, denn die Rübe bekomme jetzt erst ihren wahren Zuckergehalt, und der Krapp werde jetzt erst recht dunkel.

Krénffy billigte diese Ansicht vollkommen. — Krénffy bemerkte, er habe ja auch über 600 Säcke Kartoffeln einzuärndten, und bis er nicht die Aerndte beginne, möge der Holländer auf das Geschwätz der Bauern nicht achten.

Drei Tage darauf trat ein so furchtbarer Frost ein, daß Rüben und Krapp total erfroren. — Krénffy verlor 600 Säcke Kartoffeln und behielt die 40,000 Gulden, die der Kolonist als Caution hinterlegt hatte. Er drohte diesem sogar auch noch mit einem Entschädigungs-Prozeß.

Der arme junge Mann eilte hierauf zum Vicegespann und flehte mit Zornesthränen um Schutz gegen diesen furchtbaren Menschen.

Der Vicegespann legte ihm die Hand freundlich auf's Haupt und sprach: „Sei froh, mein Sohn, daß Du nur so viel verloren hast. Packe zusammen was Dir übrig geblieben und kehre heim nach Holland; denn setzest Du die Bekanntschaft mit Krénffy noch länger fort, so bleibt Dir auch der Rock nicht am Leibe. Für die Zukunft möchte ich Dir aber rathen, das Land zu fliehen, wo man Dir den heiligen Erdboden gratis anbietet."

Der Kolonist sagte tausend Dank für den guten Rath und reisete noch denselben Tag nach Holland zurück, sich nicht einmal darum kümmernd, was nun mit seinem Hause und Viehstand und mit seinen Grundstücken geschehen würde.

Was Sommer und Herbst nicht beendigten, ergänzte der Winter. Ein furchtbarer Eisgang überfluthete um die Mitte des Monats Januar die kleine Kolonie; die künstlichen Schleusen und Deiche waren nur zum Hinderniß da, die Wasser staueten sich, der Fluß überschwemmte das

* Der im Roman eine große Rolle spielende Ispán oder Verwalter des Arrendators.

ganze Thal und machte zuletzt an mehreren Stellen sich ein neues Bett, und noch dazu in den kultivirtesten Feldern und Wiesen.

Die netten Wohnungen der Kolonisten stürzten fast alle zusammen; das aufgespeicherte Futter, die Wintervorräthe gingen verloren; Zäune und Thorflügel riß die Strömung mit sich.

Die Hausthiere wurden von einer furchtbaren Seuche befallen und starben zu Dutzenden auf einmal; nur hier und da hielt eines aus. Gegend, Klima, Berge, Gräser und Wasser wirkten verderblich auf dieselben ein. Die Häute der gefallenen Thiere vermehrten die traurigen Erfahrungen der armen Kolonisten.

Zuletzt aber kam die bitterste.

Es war ein kleiner, viereckiger, von einem aufgeworfenen Graben begrenzter stiller Ort an der Berglehne, der bei dem Ausbau des Dorfes zum Friedhof hergerichtet worden. Er war im Verlaufe einiger Monate angefüllt. Die Kolonisten waren beständig argen Krankheiten ausgesetzt; Lungenentzündungen, bösartiger Husten, hitzige Fieber forderten schrecklich viele Opfer und schienen dieses Thal zum Aufenthaltsorte auserlesen und es besonders auf die Fremden abgesehen zu haben.

Nach Verlauf eines Jahres freuete sich die eine Hälfte der Einwanderer nicht mehr über den gratis dargebotenen Grund und Boden; in der That, jenen sechs Schuh großen Raum hätten sie auch in der Heimat erhalten und zuvor eines längeren Erdenlebens vor Gott sich erfreut.

Im zweiten Jahre nach der Ansiedelung gab's keinen Unterschied mehr zwischen den Kolonisten und den wenigen älteren Bewohnern des Dorfes. Das Gesicht der Holländer hatte dasselbe fahle Aussehen, ihre Kleider waren ebenso zerlumpt, ihre Häuser ebenso baufällig, von außen durch Pfosten unterstützt, von innen mit Lehm verschmiert; das Brot eine ebenso große Seltenheit, wie bei den alten Kallósfalvaern. — Ihre ersparten Pfennige wanderten fast ohne Ausnahme in die Brennerei hinüber, wo man die Größe ihres Elends gehörig zu würdigen verstand, und für theures Geld und unerhörten Wucher ein Stück Brod und den Samen zum Anbau verabfolgte.

Ganz wie es der Vicegespann gesagt hatte: ausgezogen, verkümmert und ermattet stand die Kolonie unter dem Schutze Krénffy's, schon im zweiten Jahre.

Frankreich.

Der Protestantismus in Frankreich.

II.

Der Zustand der Gegenwart.

Wenn wir im vorigen Artikel die Entstehung und geschichtliche Entwickelung des französischen Protestantismus in's Auge faßten, so geschah dies nicht etwa in der Absicht, für eine trockene Aufzählung von Namen und Thatsachen eine anregende Einleitung zu gewinnen, sondern in der strengen Richtung auf die Gegenwart, deren Charakter man nur begreift, wenn man erwägt, wie er geworden ist. Zugleich mußte auf die kulturhistorische Seite der Sache unter Berücksichtigung des nationalen Typus eingegangen werden, denn die Reformation umschlingt mit ihrer ideal wirksamen Spannkraft mehr als das kirchliche Bewußtsein der Menschheit, sie begreift auch das Völkerleben. Und es ist an sich schon hochwichtig, inwiefern ein Volk seine Religion mit den sonstigen Bedürfnissen seiner Fortschritts-Entwickelung in Einklang zu bringen wußte; ob ihm dies überhaupt gelang, oder nicht. Letzteres scheint uns die Achillesferse des französischen Geistes zu sein, und der ganze sensuelle Skepticismus der Aufklärungs-Philosophie von Voltaire, Helvetius, Diderot, der die Revolution zeugte, ist nichts Anderes als ein geheimes, unbewußtes, an die Fessel katholischer Voraussetzung geschmiedetes Streben nach Protestantismus, gelähmt durch Ueberdruß und Frivolität. Ein Volk fühlt, warum es haßt und wen es zu hassen hat; so der Böhme, der Magyar, der Italiäner, der Franzose, und so dunkel dieses Gefühl sonst ist, zuweilen durchbricht es den Schleier der Umstände, wie der Franzose Corneille in seinen „Horatiern" Camilla die Worte ausstoßen läßt:

„Rome, l'unique objet de mon ressentiment!"

Wer Frankreichs Kirchengeschichte verfolgt, staunt nicht länger über den wirklich trostlosen Zustand der Religion, über den Verfall der Sitte, über die Machtlosigkeit des Gewissens. Man hat die Encyklopädie des 18. Jahrhunderts gut schelten — als wenn nach Unterdrückung der religiösen Freiheit eine andere, als eine religionslose Freiheit möglich geblieben wäre! Das Gebiet, wo gleichmäßig die ideale und reale Volkskraft zur vollen Entfaltung gedeihen kann, der Protestantismus nämlich, ist eine große Diaspora, zerstreute Lichtpunkte am Nachthimmel des nationalen Bewußtseins.

Von der Gesammtheit der französischen Protestanten aller Denominationen, welche man auf $2^1/_2$ Millionen schätzt, bilden nur die elsässisch-lothringischen Lutheraner deutscher Zunge nebst den Lutheranern von Mömpelgard französischer Zunge eine größere kompakte Masse; die Pariser Lutheraner beider Zungen und die deutsch-evangelischen Einwanderer in Algerien sind offenbar der Diaspora beizuzählen. Sämmtliche „Protestants de la confession d'Augsbourg" mögen etwa 650,000 Seelen umfassen.

Die calvinische Kirche, d. h. die Glaubensgemeinschaft der „Confession de foi de la Rochelle," von welcher das offizielle Belieben die 30,000 Zwinglianer des Oberrhein-Departements mit ihrem Consistorium zu „Mulhouse" (Mühlhausen) nicht trennt, sind über den Norden, Nordwesten, Süden, Südwesten und Südosten von Frankreich zerstreut, ohne die Anhänger der freien Kirche; $1^1/_2$ Millionen, besonders in den Departements: Gard, Lozère, Tarn et Garonne, Haute-Garonne, Gironde, Dordogne, Charente inférieure, Puy de Dôme, Seine, Somme, Pas de Calais, Meurthe, Moselle, Bas-Rhin u. s. w. Der Schwerpunkt des Calvinismus liegt im Süden, wo auch das geistige Emporium Montauban (Depart. Tarn et Garone) sich befindet.

Das Gemeindeleben in dieser reformirten Nationalkirche hatte, da der skeptische Geist des 18. Jahrhunderts nicht ohne Einfluß auf sie geblieben war, im gegenwärtigen eine mehr oder weniger rationalistische Färbung angenommen und gleichzeitig die Unentschiedenheit den Grundsätzen des Bekenntnisses gegenüber zum Theil erschlaffend gewirkt. So geschah dem calvinischen Sinn eine Wohlthat, als die 1831 zur Wiederherstellung des schriftgemäßen Calvinismus zu Genf auf englischen Betrieb gestiftete freie Association der „Société évangélique" 1833 als „Société évangélique de France" auch über Frankreich sich verbreitete und während sie innerlich den Zusammenhang mit den Satzungen der Väter zu erneuen strebte, nach außenhin die Fahne des Protestantismus muthig erhob, und das Werk der Evangelisirung Frankreichs unternahmen Bibelträger, und Reiseprediger thaten mit solchem Eifer das ihrige, daß bald in sieben Departements (namentlich in Yonne und Haute-Vienne, zwei Departements des Innern) Kirchen und Schulen emporblühten. Aber die Staatsregierung, der alten katholisirenden Politik getreu, sah diesem Treiben nicht ruhig zu; es kam zu heftiger Verfolgung der Geistlichen, Schließung der Schulen und Kirchen unter politisch-administrativen Vorwänden; erst neuerdings sind diese Anstalten wieder theilweise geöffnet, ohne jedoch von dem auf ihnen lastenden Druck der Verwaltung befreit zu sein. Die „Société évangélique" verwendet gegenwärtig zehn Pfarrer, sieben Evangelisten, eine große Zahl von Schullehrern und Bibelträgern. Ihre Hauptsitze sind: für die Lutheraner Straßburg, für die reformirte Nationalkirche Paris und Nimes, für die freie Kirche Paris. Man bemerkt übrigens hierbei, daß in Frankreich, sehr im Gegensatze zu Deutschland, die Energie konfessioneller Bestimmtheit keineswegs eine unwürdige Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten erzeugt.

Zwar nicht aus denselben, aber aus ähnlichen Gründen, als in Schottland, hat sich auch in Frankreich nach der Februar-Revolution eine freie Kirche gebildet. In jenem Jahre des Parteikampfes, 1848, traten die allmählich innerhalb der calvinischen Kirche erwachten Gegensätze, besonders der der Schriftgläubigkeit und der Bekenntnißgläubigkeit, in voller Stärke hervor und auseinander, die Pariser Synode von 1848 beschloß, um die Gefahr einer Kirchenspaltung zu vermeiden, daß der konfessionelle Standpunkt der Schriftauslegung dem einzelnen Geistlichen frei gestellt werden sollte, was den Austritt des Pfarrers Frédéric Monod (Bruders des berühmten Predigers Adolphe Monod) und des edlen Grafen Agénor de Gasparin zur Folge hatte. Beide versammelten im folgenden Jahre, 1849, die Vertreter von dreißig ihnen gleichgesinnten Gemeinden zu einer Synode in Paris, welche im Sinne der Confession de la Rochelle ein eignes Glaubensbekenntniß entwarf, auf dessen Grunde die „Union des Eglises évangéliques de France," eine freie nur durch individuellen Anschluß bedingte Vereinigung evangelischer Gemeinden und Bekenner, gestiftet ward, independentisch, was Cultus und Verfassung der Einzelgemeinden betrifft, unter Verzichtleistung auf Unterstützung durch Staatsmittel, aber auch unter Protest gegen staatliche Einmischung. Alle zwei Jahre sollte eine Synode zu Paris tagen, in der Zwischenzeit eine Synodalcommission den Mittelpunkt bilden.

In Paris hat die freie Kirche gegenwärtig zwei Denominationen,

nämlich 1) die „Eglise réformée évangélique," von Frédéric Monod begründet, und 2) die „Chapelle Taitbout," an deren Spitze der vielgenannte Edmond de Pressensé steht — neben ihm mehrere Pfarrer. — In den Provinzen besitzt die „Union" noch 23 Stationen mit 25 Pfarrern, welche hauptsächlich in den Departements Dordogne, Gironde, Charente inférieure und Puy de Dôme wirken.

Jede Aeußerlichkeit am Gottesdienst hat man in dieser Kirchengemeinschaft abgestreift: die Pfarrer tragen keine Kirchenröcke, man singt ohne Orgel, die Kirchen entbehren der Altäre, die Laien beten zuweilen beim Gottesdienst laut, statt des Pfarrers.

Im Zusammenhang mit der „Union" befindet sich außerdem noch die „Eglise évangélique de Lyon" mit 600 Gliedern und 5 Pfarrern, welche ganz nach apostolischem Muster eingerichtet ist und nur gläubige Christen aufnehmen will — es soll manchmal auch Spreu mit unterlaufen. Die Armenpflege wird hier blos von Laien besorgt, die überhaupt dem Pfarrer Alles abnehmen, was nicht eigentliche Seelsorge ist, z. B. die Leichenbegängnisse u. dergl. m.

Dem Katholizismus gegenüber verhält sich die freie Kirche thätig und erobernd; ihre Mitglieder rekrutirt sie größtentheils von dort (und aus ganz katholischen Provinzen wie Limousin, Anjou, Touraine, Bretagne, Champagne) und so wird sie denn vom Staate mit mißfälligem Auge betrachtet. Daß diese Kirche positiv ist, versteht sich nach dem Obigen von selbst. —

Im Schooße der alten Nationalkirche hat die Persönlichkeit der Führer, der unlängst verstorbene Adolphe Monod (vergl. die Nummer des Magazins vom 7. Mai d. J. S. 220) auf „evangelischer" d. h. bekenntnißgläubiger, Athanase Coquerel père auf schriftgläubiger, der liberaleren Seite, wenigstens die äußere Einheit des Kirchenbestandes in Verfassung und Gottesdienstordnung aufrecht erhalten, und es läßt sich auch wohl ferner erwarten, daß beide Richtungen, die doch eigentlich in allen protestantischen Gemeinschaften wiederkehren, ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit zum Heile des Ganzen eingedenk bleiben.

Außer den drei Hauptdenominationen der Protestanten: Altreformirte, Lutheraner und Unionisten, giebt es noch Wesleyanische Methodisten unter dem Namen „Communautés wesleyennes" mit 152 Kapellen und Oratorien, 29 Pfarrern, 72 Lokalpredigern und 1511 Mitgliedern; auch 300 mit England in Verbindung stehende und einige unabhängige Baptisten.

Bei solcher Mannigfaltigkeit der religiösen Anschauungsweise mußte die Ausdehnung des 1846 zu London gestifteten „Evangelischen Bundes" auf die große französische Diaspora doppelt von Segen sein. In richtiger Erkenntniß der Aufgabe der „alliance évangélique," wie der Bund in Frankreich genannt wird (nicht zu verwechseln mit der „union des églises évangéliques"), welche Aufgabe nicht in der Betonung des Dogma, sondern in der Geltendmachung der erhabenen reformatorischen Idee und des gemeinsamen protestantischen Standpunkts besteht, hat der französische Zweig, dessen Dasein von der Gründung des Bundesvereines in Lyon 1848 datirt, die dogmatische Basis der Alliance (die neun Lehrgrundsätze) kürzer und weiter gefaßt, und dergestalt auf der zu Paris bei Gelegenheit der allgemeinen Industrie-Ausstellung 1855 gehaltenen Versammlung von protestantischen Christen aller Länder eine zahlreiche Betheiligung der Franzosen möglich gemacht. Altreformirte und Unionisten, von Ersteren die Monod und Coquerel, von Letzteren z. B. Pastor Fisch, haben in dieser Versammlung den Beweis geliefert, daß keine unübersteigliche Schranke sie trennt und gemeinsames evangelisches Gefühl sie dennoch innig verbindet.

Die protestantische Wissenschaft Frankreichs besitzt zwei Lichtheerde in den protestantisch-theologischen Fakultäten zu Straßburg und Montauban. An jede derselben schließt sich ein protestantisches Seminar an, zu Straßburg das Séminaire protestant de la Confession d'Augsbourg, in Montauban das Séminaire protestant de la Confession de la Rochelle. Doch die Straßburger Fakultät selbst (amtlich „Faculté de théologie protestante") ist nicht gleichfalls nur für Augsburgische Confessionsverwandte bestimmt, es ist auch ein „professeur de dogme réformé" angestellt und so besuchen auch reformirte Theologen die Straßburger Hochschule. Die meisten Calvinisten studiren aber in Genf, wo sie bedeutende Stipendien genießen, und machen erst das Schlußexamen in Straßburg oder in Montauban. Denn die Zeit ihres Studiums in Genf wird ihnen gerade so angerechnet, als wenn sie dieselbe auf einer französischen Akademie zugebracht hätten.

Frühere Nummern dieser Blätter haben schon dargelegt, daß die theologische Fakultät von Straßburg den Geist deutscher Gründlichkeit pflegt, indem sie die geistige Brücke schlagen will zwischen französischer und deutscher Bildung, sie ist daher vorzüglich auf theoretische Einsicht in das Wesen der Dinge gerichtet, wogegen die Fakultät von Montauban mehr das praktische Christenthum zu fördern sucht und die Erziehung einer seelsorgerisch wirksamen Geistlichkeit im Auge hat. Der Gegensatz ist bezeichnend: der Abkömmling deutscher Vorväter arbeitet für den Kulturplan der Menschheit, der Franzose für seinen unmittelbaren Berufskreis!

Uebrigens könnte die Straßburger Theologen-Fakultät ein Muster abgeben für manche „eigentlich" deutsche ihrer Art, was Tiefe, Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit des Wissens betrifft und an weiser Verschmelzung des Christlichen mit dem Humanen. Die Straßburger Theologen sind nicht blos Theologen, sie sind christliche Philosophen, und so ist denn Prof. Matter, der Geschichtschreiber der alexandrinischen Gelehrtenschule, Verfasser eines Werkes „De l'Allemagne" und einer Philosophie de la Religion in 2 Bänden, Professor Jung der Bibliothekar von Straßburg, Prof. Fritz Verfasser einer Pädagogik, Prof. Schmidt, Kirchenhistoriker und Exeget, Verfasser eines „Essai historique sur la société civile dans le monde romain et sur son changement par le christianisme." Gegenwärtig ist von Schmidt unter der Presse „Histoire du Chapitre de St.-Thomas au moyen âge." Prof. Bruch, der Dekan (doyen) der Fakultät hat ein Handbuch der christlichen Sittenlehre, eine populäre Dogmatik und eine Geschichte der Philosophie bei den Hebräern verfaßt und ist Mitbegründer der „Rèvue germanique." Werke der Professoren Bartholmeß (im September 1856 in Straßburg am Gehirnschlag verstorben) und Willm sind hier bereits erwähnt worden. Prof. E. Reuß hat sich berühmt gemacht durch seine Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique, Strasb. 1852. Herr Colani schrieb als Zeugniß für die lebendige Gemeinschaft mit deutschem Wissen eine Abhandlung über Kant's Kritik der reinen Vernunft; er ist Redakteur der Nouvelle Rèvue de Théologie, die zu Straßburg erscheint. Schließlich erwähnen wir, als Beispiel Straßburger Wissenschaft, der trefflichen Dissertation eines geistvollen jungen Theologen, Herrn Alfred Weber-Pfeffinger, interessant namentlich für Berliner, denn sie führt den Titel: „Le système dogmatique de Philippe Conrad Marheineke," Strasbourg, Jan. 1857, die uns vor zwei Jahren als eine kritische Darstellung Hegel'scher Grundsätze zugeschickt ward.

Unter den Docenten von Montauban treten hervor: Sardinoux, der Mehreres von Neander übersetzt hat und Puaud, ein ausgezeichneter Controversist, der eine „Histoire populaire de la Réformation" geschrieben hat.

Außerhalb der engeren akademischen Lehrkreise wirken in der altreformirten Nationalkirche schriftstellerisch Athanasius Coquerel père in seiner „Christologie" (1858), ein berühmter schönrednerischer Prediger. Sein Sohn Athan. Coquerel fils, Redakteur der religiösen Zeitung: „Le Lien" soll ein tief gründlich gebildeter Theolog sein, weniger zum Rationalismus hinneigen als sein Vater, und bei zwar geringerer Beredtsamkeit von reicherem Inhalt. Pastor Grandpierre, ein Positivist, der in Deutschland auf der evangel. Septemberversammlung zu Berlin 1857 nebst Fisch von der freien Kirche durch seinen Bericht über die protestantischen Zustände Frankreichs bekannt wurde, ist Redakteur der Zeitschrift „Espérance."

Beiläufig bemerken wir, daß sowohl Guizot, als der Letzte der Familie Delessert, Mitglieder des Pariser reformirten Consistoriums sind.

In der freien reformirten Kirche ist Edmond de Pressensé ein eifriger Arbeiter an der zu Paris erscheinenden Rèvue chrétienne und hat kürzlich ein größeres, viel Aufsehen erregendes Werk herausgegeben: „Histoire des trois premiers siècles de l'Église chrétienne;" Graf Agénor de Gasparin ist Verfasser des Buches „Les intérêts généraux du Protestantisme français," Paris 1843, der Banquier Luthereth schrieb „Chronologie de la semaine sainte." Auch hat sich ein Mitglied dieser Confession, Herr Rosseluu-St.-Hilaire, als Professor der Geschichte an der Sorbonne hervorgethan.

Wo der Geist frei schalten und walten kann, wie in Wissenschaft und Literatur, da zeigt sich eine sprudelnde Mannigfaltigkeit der Formen; wo dagegen ein herrschendes System, von Wissenschaft und Geschichte fern, nach Rücksichten der leichteren Uebersicht und äußeren Gleichartigkeit gruppirt und durchgreift, ist Einförmigkeit das erwünschte Ziel. Centralisation, das Feldgeschrei der französischen Verwaltung, hat Lutherthum und Calvinismus geschickt in Ein Gefäß der Kirchenverfassung gegossen, die Presbyterial- und die Consistorial-Verfassung sind verbunden, aber mit überwiegend presbyterial-synodalem Prinzip. Natürlich ist hier nur von den Lutheranern und Altreformirten die Rede.

Ihren Quasi-Abschluß hat die Kirchenverfassung durch das orga-

nische Dekret vom 26. März 1852 erhalten, eine Ressortmodification erfolgte erst kürzlich in dem Dekret vom April 1859.

Die Organisation ist nun folgende, wir schicken die Lutheraner voran: Die Exekutivgewalt der lutherischen Kirche ruht in den Händen des „Directoire de la confession d'Augsbourg" zu Straßburg, aus fünf Mitgliedern bestehend: aus dem Präsidenten, aus einem von der Regierung ernannten Mitgliede, aus dem ältesten „Inspecteur ecclésiastique" (Superintendent) in Straßburg und zwei Mitgliedern, welche das Oberconsistorium („Consistoire supérieur") hineinwählt. Das Direktorium stellt die Pfarrer und Vikare an, wacht über die Kirchenordnung, verhängt Strafen bei Verletzung derselben, ernennt die Professoren des lutherischen Seminars und Gymnasiums, muß aber von seinem Thun und Lassen alljährlich vor dem Oberconsistorium, der gesetzgebenden Gewalt der lutherischen Kirche, Rechenschaft ablegen. Das Oberconsistorium besteht aus den Mitgliedern des Direktoriums, dessen Präsident (jetzt Herr Th. Braun) auch hier den Vorsitz führt, aus den sechzehn Laienabgeordneten der acht Kircheninspectionen (Superintendenturen), den acht kirchlichen Inspectoren, die zugleich Pfarrer sind, und einem Abgeordneten des lutherischen Seminars. Es hält jährlich eine Session von fünf bis sieben Tagen, prüft das Kirchenbudget und arbeitet die Kirchengesetze aus, die der Sanction der Regierung unterliegen. Und diese Sanction wird manchmal verweigert.

Unter dem Oberconsistorium stehen die Consistorien, je nach der Lage der Ortschaften aus fünf bis sieben Pfarreien gebildet; in Straßburg selbst hat jede Pfarrkirche ihr Consistorium. Jede Pfarrei wiederum bildet ein Presbyterium, an dessen Spitze der oder die Pfarrer stehen und dessen sechs Mitglieder Laien sind. Die Mehrzahl der Mitglieder der Consistorien besteht ebenfalls aus Laien. Mehrere Consistorien endlich bilden eine Inspection mit dem Inspector an der Spitze.

Die altreformirte Kirche hat, was Presbyterien und Consistorien betrifft, die gleiche Organisation, doch fehlen Oberconsistorium und Direktorium, es gehen vielmehr die Beschlüsse und Eingaben der Consistorien, die auch hier begreiflicher Weise über den Presbyterien stehen, direkt durch den Präsidenten jedes Consistoriums an den Minister für Cultus and Unterricht, während in der lutherischen Kirche Alles vorher durch die Hände des Direktoriums gehen muß. Um die einzelnen Consistorien, die unabhängig von einander stehen und höchstens ein Mal alle zwei Jahr sich zu einer Provinzialsynode vereinigen dürfen, mit einander in Berührung zu bringen, versuchten die Calvinisten, das Institut einer Generalsynode durchzusetzen, ein Versuch, der an der Weigerung der jeweiligen Minister gescheitert ist; die Regierung ihrerseits versuchte in dem Dekret vom 26. März 1852 die Einführung einer dem lutherischen Direktorium gleichartigen Centralverwaltungsbehörde unter dem offiziellen Namen „Conseil central des Eglises réformées," aus notabeln von der Regierung ernannten Pariser Protestanten und einigen (zuerst zwei) dortigen Pfarrern gebildet. Allein die Weigerung aller Consistorien, eine solche Autorität anzuerkennen, ließ auch diesen Versuch mißglücken: der Centralrath besteht zwar, hat aber keine Gewalt und wird blos in schwierigen Fällen, der Information wegen, vom Ministerium zu Rathe gezogen.

Die vielbesprochene Ressortverordnung vom April 1859, welche in gewissen Beziehungen die protestantische Kirche unter den Staatsrath stellt, hat folgende Bedeutung.

Die Oberaufsicht über die protestantische Kirche führten seit Napoleon I. das „Ministère de l'instruction publique et des cultes" einestheils und was die sogenannten externa betrifft, das Ministerium des Innern anderntheils. In letzterem befindet sich eine Abtheilung „Cultes non catholiques" mit einem Unterdirektor. Vom Ministerium des Innern hingen die Protestanten insofern ab, als es den Präfekten überlassen war, über die Eröffnung neuer Cultuslokale, die Abhaltung religiöser Versammlungen von über 20 Personen und überhaupt in Allem zu entscheiden, was sich auf die Ausdehnung der protestantischen Kirche bezog. Diese Befugniß (wohlverstanden: positiv und negativ) hat das neueste Dekret den Präfekten genommen und auf den Staatsrath übertragen. Die sonstige Zuständigkeit der Präfekten, ihr begründetes Votum da, wo es sich um Kirchenbau, Unterhalt der Pfarrhäuser, Ernennung von neuen Pfarrern (hier ein politisches Zeugniß für den Kandidaten) handelte, hat das Dekret nicht angetastet.

Die lutherische Kirche, deren Geschäftsgang weit geregelter ist, als der der reformirten, wird durch die neue Maßnahme wenig berührt. Sie soll in den letzten Jahren, trotz aller klerikalen Proteste, blos auf den Nachweis der zur Gründung einer Pfarrei nöthigen Anzahl von Evangelischen, mehrere neue Pfarreien, z. B. in Hagenau, Saargemünd, Schlettstadt, erhalten haben. Uebler gings den Calvinisten und namentlich ihrer freien Kirche, deren Geistliche ihre Standhaftigkeit vor der prokonsularischen Willkür, welche Schulen und Bethäuser zuweilen auf Monate schloß, oft hart büßen mußten. Ein Straßburger Freund schrieb uns im Mai d. J. seine Ansicht über den Erfolg der Ressortveränderung, und leider hat sich dieselbe, Pariser Nachrichten zufolge, nur allzu bald bestätigt. Er stimmte nicht ein in den Jubel der Mehrzahl, die der Unparteilichkeit und Leidenschaftslosigkeit des höchsten Verwaltungsgerichts unbedingt vertrauten. Er sah vielmehr in dem Erlaß das erste Glied einer langen Kette von Beschränkungen: „denn mehr als je hebt die ultramontane Partei das Haupt!" Wir hörten auch bald, daß der Staatsrath bisher alle Gesuche der Protestanten um Eröffnung neuer Cultuslokale (offiziell „temples" genannt, so gut wie die jüdischen) abgeschlagen habe. Das ist ein Denkstein zur „Situation!"

Die Natur und die Bibel.

Eine vortreffliche, die Resultate der neueren Naturforschung zusammenfassende und dieselben auf die Paläontologie anwendende Abhandlung von Alfred Maury in der R. d. d. M.,* liefert unter Andern den Beweis für die nicht genug zu beherzigende Wahrheit, daß alles fromme Streben, das kirchliche Dogma, das sich von dem Buchstaben der Bibel kein Jota abhandeln läßt, mit der Naturwissenschaft auszugleichen, nicht nur eitle Mühe sei, sondern auch dem Ansehen der heiligen Schrift, das es zu retten wähnt, mehr schade, als nütze. Auch die Religion dürfte bei diesem Anlaß in jenes Stoßgebet einstimmen: Gott behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich selbst behüten.

In einem frühern Aufsatze hatte der Verfasser, die Bildung des Erdkerns und die Erzeugung der mineralischen Bestandtheile unsres Planeten behandelnd, die Untersuchung bis zu dem Punkte geführt, wo die organisirten Wesen auf dem Schauplatz erscheinen, und diese bilden nun den Gegenstand des zweiten Theils der Abhandlung. Wir heben zu unserm Zwecke eine Partie heraus und geben sie mit den eignen Worten Maury's wieder.

„Die Untersuchung der Erdschichten giebt Zeugniß von dem hohen Alter des organischen Reiches auf unserem Planeten, und es war eine der ersten Sorgen der Geologen, die Revolutionen, welche nacheinander die Vertheilung der Geschöpfe über die Erdfläche bedingt haben, chronologisch festzustellen. Da man in keiner alten Formation menschliche Ueberreste entdeckte, da die Säugethiere erst in den tertiären Gestaltungen zum Vorschein kamen, so nahm man natürlich an, die Schöpfung habe eine aufsteigende Thierleiter verfolgt, so daß das thierische Leben, je nach dem Grade des Organismus und der organischen Reihe, sich stufenweise manifestirte. Man theilte demnach die Geschichte der Erde in Epochen, deren jede durch die Erscheinung der Gattungen und Arten von einer immer höhern Ordnung markirt war. Und da um die Zeit, wo diese Ideen auftraten, die Bibel noch einen mächtigen Einfluß auf die Meinungen hatte, so suchte man zwischen der Genesis und den geologischen Altersstufen Beziehungen auf. Die sechs Werktage wurden zu großen Epochen; denn unmöglich konnte man das hebräische jom (Tag) im buchstäblichen Sinne nehmen. Freilich beugt die Genesis jedem möglichen Mißverständniß des Sinnes dadurch vor, daß sie die Tage nach jüdischer Weise zählt und jeden Tag mit dem Abend beginnen und mit dem Morgen enden läßt; allein diese Schwierigkeit verursachte den Geologen kein Kopfzerbrechen, und die Theologen nahmen großentheils willig eine Erklärung auf, die sie aus der Verlegenheit zog. Man braucht aber nur die Bibel unbefangen von irgend welcher hypothetischen Theorie zu lesen, um sich zu überzeugen, daß hier an keine Epochen zu denken sei, und daß der heilige Verfasser noch weniger beabsichtigt habe, eine systematische Darstellung der von dem Schöpfer befolgten Ordnung zu geben. Die Classification der Naturforscher und die der Genesis entsprechen einander in keiner Weise. In der biblischen Schöpfungsgeschichte sammeln sich Wasser, damit das Feste, die Erde, sichtbar werde" — womit beiläufig weder die Neptunisten noch die Vulkanisten etwas anfangen können. — „Elohim befiehlt der Erde, sich mit Pflanzen zu bedecken, und dann erst erscheinen die großen Lichter und die Sterne, einzig und allein bestimmt, wie die heilige Urkunde sagt, die Welt, die wir bewohnen, zu erleuchten. Weiter befiehlt Elohim, daß das Wasser sich rege von lebenbegabten Wesen und die Luft sich bevölkere mit gefiederten Geschöpfen. Er erschafft ferner die großen Seethiere und

---

* „Les premiers âges de notre planète"

Alles, was in den Flüssen lebt. Dann folgen die Landthiere, Vieh, Gewürm, Waldthiere. Endlich ruft Elohim: „Laßt uns den Menschen machen nach unserm Bilde und nach unserer Aehnlichkeit!" Ist hier nur eine Spur jener Eintheilung in die natürlichen großen Gruppen der Strahlenthiere, der Mollusken, der Gegliederten, der Wirbelbeinigen? Wo ist hier die zoologische Ordnung der Fische, der Reptilien, der Vögel, der Säugethiere? Die Eintheilung der Genesis ist eine solche, wie sie sich dem Verstande eines Volkes in der Kindheit darbietet, eines Volkes, das nicht den geringsten naturgeschichtlichen Begriff hat und die Thiere nur nach ihrem Aufenthaltsorte und nach dem Nutzen, den sie ihm gewähren, unterscheidet."

Der Verfasser berührt ferner jene vom wissenschaftlichen Standpunkt noch ungelösten und wohl niemals zu lösenden Probleme über die Einzigkeit des ersten Menschenpaars und über die Schöpfung aus Nichts. Wir können nicht näher in seine Erörterung eingehen und müssen uns darauf beschränken, den resumirenden Schluß des durchweg lehrreichen und anregenden Artikels herzusetzen:

„Wir sind zu einer anscheinend steten Periode gelangt, weil wir die Erde nur während ihres Lebens von einigen Jahrhunderten betrachten; auf eine lange Dauer hat jedoch diese Stetigkeit nicht zu rechnen. Die Erde erkaltet, langsam freilich, aber sie erkaltet. Vormals waren die Klimate anders vertheilt, als gegenwärtig, obgleich die Thierformen schon so waren, wie sie jetzt sind. In der langen Reihe der Zeitalter wird endlich das Centralfeuer erlöschen. Die Sonne wird immerhin dieselbe Quantität Wärme der Erde zusenden, aber die Vulkane werden ihre Thätigkeit einstellen. Die Mineralquellen werden versiegen, die obern Wasserschichten in den Alpenseen, in den Meeren werden demselben Temperaturwechsel unterliegen, wie schon jetzt die obern Erdschichten. Die Seeufer werden ihren Pflanzenschmuck verlieren, und der Winter wird sich auf den Inseln mit derselben Stärke fühlbar machen, wie in den Gegenden des Festlandes unter gleichem Breitengrade und auf gleicher Höhenlage. Noch manche andere Erscheinung, die wir nicht voraussehen können, wird eintreten, woraus gewisse Veränderungen in der Vertheilung des Lebens hervorgehen werden. Der Mensch selbst arbeitet auf diese Umgestaltung hin; er zerstört alles Wildwüchsige, vervielfältigt die Hausthiere, entwickelt die Nährpflanze auf Kosten des sogenannten Unkrauts. Es giebt demnach nichts Andauerndes auf unserm Planeten; und wie wir in den urzeitigen Schichten des Bodens die Spuren der langsamen Umgestaltungen verfolgen können, so wird uns die Möglichkeit analoger Umgestaltungen in der Zukunft begreiflich. Der Wissenschaft jedoch ist der Weg zu dieser Erkenntniß abgeschnitten, und wenn die Geschichte der Vergangenheit dunkel und schwierig ist, so ist die Geschichte des zukünftigen Lebens undurchdringlich, wie Gott selber."

England.

Kardinal Wiseman.

II.

Das spanische Kind, der römische Seminarist, der englische Prälat.

Wir können nichts Besseres thun, als aus der Vorrede zu dem uns vorliegenden Buche Einiges hervorzuheben, was uns über die Stellung und Wirksamkeit dieses bedeutenden Mannes näheren Aufschluß giebt.

Die Familie Wiseman ist seit der Zeit Eduard's IV. in Essex begütert. Im 16. Jahrhundert erhielt John Wiseman die Ritterwürde; sein Enkel William, der mit Capel, dem späteren Grafen von Essex, verschwägert war, wurde 1628 von Karl I. zum Baronet ernannt. Ein Bruder des zweiten Baronet war Bischof von Dromore. Der Baronets-Titel hat sich bis auf die Gegenwart vom Vater auf den Sohn vererbt. Der Vater des Kardinals, James Wiseman, gehörte einem jüngeren, zu Waterford in Irland ansäßigen Zweige dieser Familie an. Auch von mütterlicher Seite stammt der Kardinal aus einem uralten, englischen Geschlechte.

Wie seine Familie nach Spanien kam, wird uns nicht gesagt; wir lesen nur, daß sein Vater und andere Verwandte als wohlhabende und geachtete Kaufleute zu Sevilla in Spanien wohnten, wo Nicolaus Wiseman am 9. August 1802 geboren wurde. Sein Vater starb wenige Jahre darauf. Der Knabe wurde völlig als Spanier erzogen und hätte vielleicht ganz andere Lebensschicksale gehabt, wenn nicht seine Mutter in Folge der französischen Invasion mit ihm im Winter 1808 nach England geflüchtet wäre. In der Erziehungsanstalt eines Geistlichen zu Waterford lernte der Knabe erst die Sprache, welche er jetzt seine Muttersprache nennt. Von 1810, wo er erst acht Jahr alt war, bis 1818 lebte und studirte er in dem eben damals gegründeten St. Cuthbert's-Kollegium zu Ushaw bei Durham, dem ersten katholischen Priesterseminar, das wieder auf englischem Boden stand. Der berühmte Geschichtschreiber Lingard war dort sein Lehrer. Der junge Wiseman war dort während seines Aufenthaltes ein schwächlicher und kränklicher, und theilweise, in Folge davon, ein stiller und schüchterner Knabe. An den langen Spaziergängen und an den lärmenden Spielen und kräftigen Leibesübungen seiner Mitschüler* konnte er bei seiner schwachen Constitution selten Theil nehmen; er war daher während der Erholungsstunden meist sich selbst überlassen und benutzte diese Zeit in den letzten Jahren seines Aufenthaltes im Kolleg fleißig zur Lektüre der englischen Klassiker und zum Studium der Naturwissenschaften, namentlich der Chemie und Physiologie, so wie der Geschichte und Topographie von Rom — noch zu Ushaw verfaßte er in seinen Mußestunden eine Erzählung aus der römischen Geschichte. Manche seiner Mitschüler hielten ihn wegen seines stillen und zurückgezogenen Wesens mit Unrecht für einen Kopfhänger. Seine Lehrer aber liebten ihn wegen seiner glänzenden Fortschritte in den Studien und wegen seines guten Betragens und konnten ihm beim Abgange das Zeugniß ausstellen, daß er sich nie einen Verweis zugezogen. Während des letzten Jahres, welches er im Kolleg zubrachte, drohte ein heftiges Nervenfieber und darnach eine Lungenentzündung alle Erwartungen, die man von dem vielversprechenden Jünglinge hegte, frühzeitig zu vereiteln. Kaum genesen, trat er am 2. Oktober 1818 die Reise nach Rom an, wo er in das von Pius VII. eben wieder eröffnete englische Priesterseminar eintrat. Nicolaus Wiseman gehörte zu den ersten zehn Studenten. Von 1818 bis 1840 blieb derselbe in Rom, hatte also Zeit genug, sich in das römische Wesen vollständig einzuleben. In dem eben erwähnten Seminar war Wiseman der erste englische Alumnus, der 1819 am Stephanstage nach langer Zeit wieder vor dem Papste deklamirte.

Am 7. Juli 1824 erwarb er sich durch eine öffentliche Disputation die theologische Doktorwürde, empfing 1825 im Frühjahre die Priesterweihe und wurde, erst 23 Jahr alt, zum Vice-Rector des englischen Kollegs ernannt. In dieser Stellung und seiner späteren als Rector, hielt er für die Alumnen des Kollegs Vorlesungen über biblische Theologie, namentlich über biblische Einleitung, Hermeneutik, Dogmatik, mit besonderer Rücksicht auf die Unterscheidungslehren. 1827 wurde er Professor der orientalischen Sprachen an der römischen Universität, nachdem er zu seiner Habilitation die „Horae syriacae" geschrieben, deren erste Abhandlung gegen einige englische Theologen gerichtet ist. Er zeigt darin, daß die syrische Sprache Ausdrücke genug hat, um die feinsten Unterschiede zwischen „sein" und „bedeuten" auszudrücken, daß also die calvinische Abendmahlslehre sich nicht auf die Unvollkommenheit der syrochaldäischen Mundart, in welcher Christus die Einsetzungsworte sprach, berufen kann, wie sie gethan hatte. Eine ausgedehnte Bekanntschaft mit den deutschen protestantischen Werken über die Bibel thut sich in dem ganzen Werkchen kund.

1832 und 1833 erschienen von ihm zwei wichtige Aufsätze in dem Londoner „The Catholic Magazine," gleichfalls theologischen Inhalts, die Echtheit der Stelle I. Joh. 5, 7, betreffend, und eine Untersuchung über den Ursprung der ersten lateinischen Bibelübersetzung der sogenannten Itala. Seine Aeußerungen über die Wichtigkeit des kritischen Studiums der heiligen Schriften haben indeß, wie sehr leise angedeutet wird, einigen Widerspruch gefunden. Von wem, wird man leicht ermessen.

Mehrere Auszeichnungen, die ihm von den regierenden Päpsten zu Theil wurden, müssen wir hier der Kürze wegen übergehen. 1831 erschien Wiseman's Schrift „über die Unfruchtbarkeit der protestantischen Missionen" in italiänischer Sprache, veranlaßt durch seine Aufnahme in die „Akademie der katholischen Religion" zu Rom. Kardinal Cappellari, nachmaliger Papst Gregor XVI., hatte, selbst noch während des Conclaves, worin er zum Papste erwählt wurde, die Korrekturbogen durchgesehen.

Im Jahre 1835 hielt Dr. Wiseman im Hause des englischen Kardinals Weld vor einem zahlreichen Kreise von Gebildeten eine Reihe von Vorträgen über den Zusammenhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der geoffenbarten Religion, die dann später gedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt worden sind. Es lagen ihnen Vorlesungen

* Die englischen Katholiken scheinen also hierüber anders zu denken, als viele deutsche. Turnübungen und lärmende Spiele in den seminariis puerorum, wo Alles auf Heiligkeit dressirt wird! Freilich treiben die Jesuitenschulen gleichfalls Gymnastik, aber, so zu sagen, nur zur Cavaliererziehung — Cavaliere können darin sogar Fechten lernen.

zu Grunde, die er den Alumnen des englischen Seminars gehalten. Wir kennen die deutsche Uebersetzung davon, glauben indeß, daß Döllinger ihren Werth etwas überschätzt. Die Belesenheit und der geistige Horizont Wiseman's ist darin allerdings ein weitumfassender; indessen wendet sich die Beweisführung doch zu oft an den guten Glauben und die Zugeneigtheit der Hörer, wie wir das in den meisten derartigen Werken, und nicht blos katholischen, gewohnt sind. Den allermeisten Gläubigen kommt es nur darauf an, daß überhaupt etwas gesagt wird, was gelehrt und selbstgewiß auftritt und wie eine Beweisführung aussieht; nicht aber darauf, daß das Gesagte durchaus stichhaltig ist; der Kardinalpurpur breitet sich schützend über den Gelehrten, und es wäre ein vergebliches Unterfangen, den Gelehrten, Wiseman abgesondert vom Kardinal, unparteiisch prüfen zu wollen. Ohne daß man auf der Seite der modernsten Naturwissenschaften zu stehen braucht, und bei dem besten Willen, der positiven Religion alles Recht widerfahren zu lassen, kann man doch nicht umhin zuzugeben, daß Widersprüche zwischen der Offenbarung, d. h. den Schriften des alten Testamentes, namentlich den Mosaischen, und den Ergebnissen der Forschungen in vergleichender Sprachkunde, Chronologie, Geologie u. s. w. bestehen, und daß sie auf dem jetzigen Standpunkte nicht befriedigend gelöst werden können. Man kann diese Widersprüche verkleistern, aber nicht aufheben; eine so rabulistisch dumme Auslegung der alten ehrwürdigen mosaischen Urkunden, wie sie von den modernen faiseurs in Religion betrieben wird, wo man Sauer- und Wasserstoffgas, polarisirtes und nicht polarisirtes Licht in die Schöpfungsgeschichte bringt u. s. w., widerspricht zu sehr unserem Gefühle.

Im selben Jahre 1835 reiste Dr. Wiseman nach England, gerade in einer Zeit, als eine ungewöhnliche religiöse Gährung und Aufregung durch ganz England ging. Die häufigen Uebertritte zum Katholizismus, die steigende Wichtigkeit der irischen Angelegenheiten, das politische Gewicht der Vertreter der irischen Katholiken im Parlament, Alles brachte den Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus wieder zum Bewußtsein, und der Letztere wendete alle seine Kraft an, den Ersteren zu bekämpfen; namentlich thaten zwei Wanderprediger, Mac-Ghee und O'Sullivan in Exeter-Hall, wo das papstfeindliche England seinen Hauptsitz hat, alles Mögliche, um den Katholizismus in herkömmlicher Weise zu bekämpfen.

Um dem ein Gegengewicht zu geben, hielt Wiseman im Advent 1835 in der sardinischen Kapelle, und 1836 während der Fastenzeit in der großen St. Marienkirche in Moorfields eine Reihe von Vorträgen über die vorzüglichsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche, die dann später gedruckt wurden und auch in's Deutsche übersetzt worden sind. Die Katholiken überreichten ihm zum Danke für seine Vorträge eine von Scipio Clint geprägte goldne Medaille, während von Seiten der Protestanten eine Reihe von Streitschriften gegen dieselben erschienen, eine davon sogar, wie man glaubte, von einem anglicanischen Bischofe. Gegen vier der bedeutendsten veröffentlichte Wiseman im Jahre 1839 eine Replik. Während seines Aufenthaltes gründete er auch im Verein mit Daniel O'Connell und Michael J. Quinn eine katholische Vierteljahrschrift, die Dublin Review, die zuerst im Mai 1836 herauskam. Er hat viel für dieselbe geschrieben.

Im selben Jahre nach Rom zurückgekehrt, übernahm er wieder die Leitung des englischen Kollegs; als aber 1840 Papst Gregor XVI. die Zahl der apostolischen Vikariate von vieren auf acht erhob, ernannte er Dr. Wiseman zum Bischof von Melipotamus in partibus, und zum Coadjutor des apostolischen Vikars des Midland-Distriktes Dr. Walsh. Nachdem er am 6. Juni 1840 vom Cardinal Fransoni die bischöfliche Weihe erhalten, begab er sich nach England, und übernahm zugleich die Leitung des St. Marien-Kollegs zu Oscott. 1842 und später 1847 reiste er in kirchlichen Geschäften nach Rom, um die Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in England zu betreiben, an die schon Gregor XVI. gedacht hatte. Durch die Unruhen in Rom 1848 verzögerte sich die Ausführung, die bereits beschlossen war. Wiseman wurde daher vorläufig apostolischer Provikar des Londoner Distrikt's und bald darauf Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge des Dr. Walsh, und als dieser das nächste Jahr starb, trat er an dessen Stelle als apostolischer Vikar.

Im Jahre 1850 waren die Unterhandlungen über die Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in England zum Abschluß gekommen; Wiseman wurde nach Rom beschieden und am 30. September im Consistorium, wie man erwartet hatte, zum Kardinal ernannt. Er war der siebente Engländer, der seit der Reformation diese Würde erlangt hatte; die früheren sind Pole, Allen, Howard, ein Herzog von York, Weld und Acton. In der Bulle vom 29. Sept. Universalis Ecclesiae war für England das Erzbisthum Westminster mit zwölf Suffragan-Bisthümern bestimmt worden, und Wiseman wurde zum ersten Erzbischof von Westminster, und vorläufig auch zum Administrator des Bisthums Southwark ernannt. Noch von Rom aus erließ er einen Hirtenbrief und reiste im Oktober zurück nach England.

Das äußere Leben des Kardinals seit 1850 bietet wenig Stoff dar; es verfloß in vielseitiger Thätigkeit. Im Sommer 1858 machte er für einige Wochen eine Reise durch Irland und wurde überall mit großer Begeisterung aufgenommen. Die Times schlugen mit dieser Reise an die große Glocke, wie man sich wohl erinnern wird; auch in diesem Jahre wurde der Name Wiseman und sein Verhältniß zum Ministerium Derby, zu Russell u. s. w. mehrfach genannt. Abgesehen von seiner Stellung als Metropolit des katholischen Englands, die ihm den umfangreichsten Wirkungskreis sichert, zeigt er eine Rührigkeit und Lebendigkeit des Geistes, die wirklich in Erstaunen setzen muß. Ein unermüdlicher Prediger, was wohl die wenigsten Bischöfe sind, schreibt er überdies zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften, hält als gefeierter lecturer Vorlesungen vor gemischtem Publikum, schreibt Novellen (wie Fabiola), ja, wenn die Geschichte nicht erfunden ist, soll er sogar als Lustspieldichter aufgetreten sein. Man kann also nicht sagen, daß Kardinal Wiseman sich in unnahbare Heiligkeit hülle, und daß er, wie die meisten Kirchenfürsten, für das Volk nur in der äußern Repräsentation vorhanden sei; jedenfalls hat er, trotz seiner ganz klerikalen Erziehung, den Geist der Zeit recht gut begriffen, und man wird nicht umhin können, ihm das Lob einer kräftigen und energischen Persönlichkeit zuzugestehen. Das thun denn auch die Engländer selbst; im Krystallpallast von Sydenham steht seine Büste unter den Büsten der berühmten Männer, mit der Inschrift versehen: „Kardinal Wiseman, Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche in England." — Wie groß seine Thätigkeit in Verfechtung der Rechte und Interessen seiner Kirche, in Organisirung eines katholischen Unterrichtswesens, namentlich der Armenschulen, ferner der Besserungsanstalten rc. sei, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

III.

Kardinal-Tugenden und Leistungen. Leistungen und nicht Laster.

Was nun die vorliegenden Reden des Kardinals betrifft, so versteht es sich von selbst, daß der sichtbare Faden, der hindurchgeht, stets und immer die Vertheidigung und der Ruhm seiner Kirche, also namentlich ihrer Hierarchie ist, die nun einmal ganz rein und ohne Flecken dastehen muß, und wir glauben fast, daß er dabei völlig bona fide verfährt, wenn es dem Profanen auch wirklich schwer fällt, eine solche Anschauung begreiflich zu finden. Diese Priester haben ein Auge für die Sünden aller Welt, aber nur nicht für ihre eignen und die ihrer Corporation, welche nun einmal mit der heiligen und lautern Kirche selbst identisch bleibt und bleiben muß.

Was hat sich nicht Kardinal Wiseman für Mühe gegeben, die römischen Zustände zu vergolden und vielleicht sogar als nachahmungswerth darzustellen! Da ist Alles Unkenntniß, Verleumdung, offenbare Bosheit, Mißverständniß von Seiten der profanen Welt; die italiänischen und römischen Zustände sind nicht blos nicht schlecht, sondern sogar in vielfacher Beziehung besser, als die anderer Staaten, selbst Englands, und wenn sie Mängel zeigen, so liegt die Schuld an den protestantischen Bibelgesellschaften, an dem Voltairianismus, an dem Eindringen der liberalen Ideen, an den Carbonari. Kurzum es schwindelt Einem im Kopfe, wenn man diese Apologieen liest, und danach wieder eine profane Reisebeschreibung, einen Zeitungsbericht, oder gar ein Buch, wie das von About, und man kann nur bedauern, daß diese fleckenlose Heiligkeit so gar nicht zur Geltung kommen kann.

Gleich in dem ersten Vortrage „über die Hindernisse des sittlichen und politischen Fortschrittes" wird viel über die Toleranz gesprochen und die Verfolgungssucht der Protestanten in den früheren Zeiten in's Licht gestellt. Natürlich lauter Apologie, wie wir sie in Deutschland bis zum Ekel anhören müssen. Es ist richtig, daß die protestantischen Geschichtschreiber früherer Zeit, noch ganz im Parteieifer befangen, die Verfolgungen von Seite der Katholiken stark in's Schwarze gemalt und die eigene Partei, Lutheraner oder Calvinisten, über Gebühr rein gewaschen haben; es ist richtig, daß über Tilly, Gustav Adolph, die katholische Maria u. s. w. manche Mährchen umgehen, die nicht ganz haltbar sind; andererseits aber ist es jetzt, wo so viele protestantische Schriftsteller ersten Ranges leuchtende Beispiele ruhiger Unparteilichkeit aufgestellt haben, durchaus verspätet, wenn diese ultramontanen Tendenzmänner den alten Sud und Wust aufrühren und glücklich herausbringen, daß die Protestanten einige tausend Nasen und Ohren mehr abgeschnitten, und sonstige Gräuel

mehr verübt, als die Katholiken. Es ist richtig, auch die Protestanten haben Ketzer verbrannt, auch Calvin hat für Servet (ein Prachtstück der ultramontanen Polemik) den Scheiterhaufen angesteckt; aber jedenfalls doch nur, weil er ein Schüler jener großen und weisen Kanonisten war, welche, um von Huß z. B. zu schweigen, an der Jungfrau von Orleans ihr Meisterstück gemacht haben, von deren Kanonisirung man jetzt redet. Es handelt sich darum, wer von beiden großen Parteien am gründlichsten mit jener alten Art der Belehrung und der Verfolgungssucht gebrochen hat, ob die Protestanten oder Katholiken; und da dächten wir doch, würde die Thatsache dafür sprechen, daß dieses Lob den ersteren zufällt. Der beste Beweis dafür liegt darin, daß Kardinal Wiseman dergleichen Apologien vor einem gemischten Publikum halten und seine Religion vertheidigen kann. Einem anglicanischen Bischofe würde das Gleiche in Italien, Oesterreich u. s. w. nicht möglich sein, schon der Versuch würde als ein ungeheures Verbrechen angesehen werden.

Wollte man von Kardinal Wiseman ein klares, unzweideutiges Geständniß haben, ob er die Verfolgungen, die von Seiten der Katholiken ausgegangen, rücksichtslos verdamme, so sind wir überzeugt, daß er, wie alle seine geistlichen confratres strictae observantiae in diesem Falle, nur eine sehr verklausulirte Antwort geben würde. Wenn die Protestanten Verfolgungen gegen die Katholiken erhoben, so ist ja klar, daß sie im Unrecht sind, weil sie überhaupt Unrecht haben, während umgekehrt die katholischen Verfolgungen doch ihren Rechtstitel daraus schöpfen, daß der Katholizismus nicht blos Recht, sondern rechter und rechtest hat, wie der englische Humorist Thomas de Quincey, die Logik des Fanatismus verspottend, sagt. Gegenüber Zuständen, wie sie die päpstliche Kurie mit Festigkeit vertheidigt, gegenüber der Wiederauffrischung alter Ketzergesetze, gegenüber der Jesuitentheorie, der jetzt höchstens die Polizei zu Gebote steht, wie früher die Waffen, sollte man lieber den alten Sud auf sich beruhen lassen und sich in Acht nehmen, die Kirche in den Ruf der Rabulisterei zu bringen. Denn mehr ist es allerdings nicht, und selbst rechtschaffene, gut kirchliche Katholiken nehmen Anstoß daran, wie die hohen Kirchenhäupter so geschickt aus demselben Munde warm und kalt blasen können. Glaubt man im Besitze des richtigen Christenthums zu sein, so greife man nicht zu Mitteln, die es in Mißkredit bringen müssen, da man alle alten Sünden und Verbrechen der Hierarchie, die auch aus Menschen besteht, mit in den Kauf giebt. Muß man aber zu solchen Mitteln greifen, so ist der Beweis des Gegentheils geliefert, nämlich der, daß eine in Selbstgerechtigkeit ertrunkene Hierarchie, und die katholische Kirche und das Christenthum, ganz verschiedene Dinge sind. Die Zeit wird's lehren.

Nr. 2 führt die Ueberschrift: „Das alte und neue Rom," natürlich ein gelinder Panegyrikus auf die „ewige Stadt." — Kardinal Wiseman hat „von kaiserlichen Lippen" (von Napoleon III.?) vernommen: „Die Herrlichkeit Rom's beruht nicht auf der Schönheit der neuen Stadt; für mich liegt sie darin, daß man die Ueberreste des kolossalen alten Reiches huldigend vor dem Kreuze liegen sieht." — Wenn dem nur so wäre! Gott weiß es.

Nr. 3 handelt über „die Heerstraßen des friedlichen Verkehrs und die Heerstraßen der Künste," jedenfalls ein interessanter, von Belesenheit und Anschauung zeugender Vortrag. 4. Zwei Vorträge über die häusliche Erziehung der Armen enthalten sehr gediegene Lebensanschauungen und Vorschläge, die ein italiänischer Kardinal nicht machen würde, namentlich in Betreff einer Volksliteratur. 5. Der heilige Thomas von Canterbury, sehr lesenswerth. — Die zweite Abtheilung enthält Reden und Vorträge von der Reise in Irland im Herbst 1858.

Er giebt gleich in der Einleitung an, daß er wesentlich als Katholik nach Irland gereist sei und Alles mit katholischen Augen betrachtet habe. Die Veranlassung zu der Reise war die Einladung eines irischen Bischofs zur Einweihung einer Kirche, und der Kardinal verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß es eine absichtliche Beobachtungsreise gewesen; er habe sich nichts aufgeschrieben, sich gar keine Notizen gemacht, kaum einen Brief geschrieben. Wir können gestehen, daß dieser Theil des Buches mit den besten Eindruck auf uns gemacht hat; ein mitleidiges Wohlwollen mit den armen Iren, die Freude über günstige Anzeichen ist der Ton, der durch diese Vorträge geht, und wo das Unrecht früherer Zeiten, wo die Leiden der Unterdrückung besprochen werden, da geschieht es ohne Gehässigkeit und Seitenblicke auf die Engländer und ihren Protestantismus. Das Gegebene ist sehr mannigfaltig und zwanglos nebeneinandergestellt, ohne eigentlich feste Physiognomie, so daß sich daraus nicht eigentlich eine größere Probe mittheilen läßt. Man muß nämlich in Anschlag bringen, daß diese Vorträge vor einem Publikum gehalten wurden, das mit den irländischen Zuständen vertraut ist oder wenigstens als vertraut gedacht wird.

Die folgenden Vorträge führen die Ueberschrift: 2. „Der Glaube, das Erbtheil Irlands," 3. „Der Sieg des Glaubens über die Welt," und sind die beiden Predigten, von denen er im ersten Vortrage angiebt, daß er sie in Irland bei der Kirchenweihe habe halten sollen, in den Kirchen zu Ballinasloe und zu Dundalk. Hierauf folgt eine Marienpredigt, gehalten zu Dublin 10. Sept. 1858. 5. „Ueber die alten Glasarbeiten, welche man in den Katakomben findet" (kunstgeschichtlich interessant). 6. „Wissenschaftliche Bildung und sittliche Vervollkommnung in ihrem Zusammenhange," Rede an einen katholischen Jünglingsverein, wieder von sehr intensiv englischer Färbung; der Kardinal läßt sich sehr eingänglich und umständlich über alle Art Naturwissenschaft, Technologie u. s. w. aus, daß man wohl sieht, daß er auch hierin wohl bewandert ist. Ueberhaupt geht dieses Doppelgesicht durch alle Schriften hindurch; manchmal nimmt es einen frappant englischen Ausdruck an, dann geht es unmerklich wieder in den katholischen Kirchenfürsten, in den Römer und Romanisten über; wie der Kardinal selber, dessen irisch-spanische Abkunft freilich auch zur Erklärung herbeigezogen werden muß, diese Gegensätze in sich durchgearbeitet und versöhnt hat, ist natürlich eine Sache, die wir nicht zu untersuchen haben; doch will es uns scheinen, daß es ein schweres Stück Arbeit ist. Kardinal Wiseman ist ein viel zu nüchterner, besonnener und verständiger Mann, um durch eine bloße Gefühlserregung darüber hinwegzukommen; er kennt Rom gewiß nicht blos in den glänzenden Vorzügen, die er schildert; er wird besser wissen, als mancher Andere, wie das innere Getriebe der Hierarchie aussieht, und was für Heilige oder Unheilige das Ruder führen.

Er kennt auch England und seine parlamentarische Regierungsmaschine und weiß genauer als tausend andere, wie diese die Welt regiert, und was es mit der happy constitution und der liberty des englischen Volkes für eine Bewandtniß hat. Er kennt alle diese alten aristokratischen Querköpfe und whimsical gentlemen mit ihren eingerosteten Denksystemen und traditionellen Mucken, welche das glückliche Britanien durch Wahlbestechung, Parteikuppelei, Aemterhandel, und grobe Volksvorurtheile regieren; die Schwindeleien und Taschenspielerstücke eines Palmerston und Konsorten sind ihm durchsichtiger und wohlbekannt bis zu den letzten Schnürchen der Maschinerie, und gewiß darf man annehmen, daß er nicht jene Hochachtung und Ehrfurcht vor der englischen Freiheit und dem protestantischen Engländerthum empfindet, wie etwa ein deutscher Professor, der das Rezept zur Weltbeglückung sucht. — Kardinal Wiseman muß wissen, wie nur Einer, quantilla sapientia mundus regitur, wie Axel von Oxenstierna seinem Sohne schrieb — er ist zu Rom sicher nicht blos einer ex intimis, er ist mehr, er ist einer der hierarchischen Weltregierer selbst; er leitet vielleicht das Kardinalkollegium und hat größeren Einfluß auf dasselbe, als dieses auf ihn, trotzdem daß er fern auf dem Außenwerke steht. In einer Zeit, wo alle natürlichen Operationsbasen verloren werden, darf man sich nicht wundern, wenn Rom an der Themse vertheidigt wird, wenn die altersschwache und gepeinigte Priester-Oligarchie zu Rom mit hoffender Erwartung auf den mit der Ketzerei so vertrauten und gewandt fechtenden Hyperboräer schaut und Hoffnungen hegt, die bei ihren jetzigen Verhältnissen fast chimärisch erscheinen.

König Alfred's angelsächsische Uebersetzung der Weltgeschichte des Orosius.*

König Alfred war nicht allein der größte Feldherr und Staatsmann, sondern auch einer der gelehrtesten Schriftsteller seiner Zeit, und seine Version der Weltgeschichte des Orosius gehört zu den interessantesten Denkmälern der angelsächsischen Literatur. Paulus Orosius war bekanntlich ein spanischer Priester, der in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts lebte, als das weströmische Reich unter den Schlägen der Barbaren zusammenfiel, und der auf den Wunsch seines Gönners, des heiligen Augustinus, einen Inbegriff der Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 416 schrieb. Mit Ausnahme einiger Notizen über die ihm zunächst liegende Periode, kann man diesem Buche eine besondere historische Wichtigkeit nicht einräumen; es wurde hauptsächlich in der Absicht verfaßt, die Malcontenten zu widerlegen, welche das Unglück jener Zeit und den Verfall des römischen Reichs dem Christenthum zur Last legten, und den Beweis zu führen, daß in den alten heidnischen Tagen noch größeres Elend geherrscht habe, noch schwerere Prüfungen erduldet

* King Alfred's Anglo-Saxon Version of the Compendious History of the World by Orosius. By the Rev. Joseph Bosworth, D. D. London: Longman & Co. Berlin: Asher & Co.

worden seien. Natürlich erwarb Orosius sich hierdurch den Beifall der Geistlichkeit in hohem Grade, und sein Werk wurde im Mittelalter allgemein als Leitfaden beim Unterricht in der Universalgeschichte benutzt. Der Geist, in dem es geschrieben ist, geht aus der Weise hervor, in der der Verfasser am Schlusse zeigt, wie Gott den Römern seine Barmherzigkeit erwiesen habe, indem er ihre Stadt durch den Gothen Alarich erobern ließ — „den christlichsten und mildesten der Könige, der Rom mit so wenig Gewaltsamkeit erstürmte, daß er Befehl gab, Niemanden zu tödten und Nichts fortzunehmen oder zu beschädigen, was sich in den Kirchen befand." An einer andern Stelle fügt er der Erzählung von der Einnahme Rom's durch die Gallier die Bemerkung hinzu, „Dies sind die Zeiten, nach welchen die Römer sich jetzt sehnen und sagen, daß sie durch die Gothen noch schlimmer geworden seien, obgleich letztere sie nur drei Tage hindurch geplündert haben!"

Als König Alfred, der nach Besiegung der Dänen die Bildung seiner Unterthanen zur Hauptaufgabe seines Lebens machte, sich nach einem Handbuch der Universalgeschichte umsah, um es in die Landessprache zu übertragen, wählte er dazu das Werk des Orosius, welches damals auf dem Gipfel der Popularität stand. Allein die angelsächsische Uebersetzung hat einen weit höhern Werth, als das Original. Was das Historische anlangt, so hielt sich Alfred ziemlich streng an die Erzählung des Orosius, aber er wünschte seine Unterthanen nicht nur mit der Geschichte, sondern auch mit der Geographie bekannt zu machen und ihnen die Länder und Völker der Welt zu schildern, wie sie in seiner eigenen Zeit und nicht vor mehreren hundert Jahren existirten. Ueber Afrika und Asien konnte er ihnen zwar nicht viel Neues sagen, da er selbst mit diesen beiden Welttheilen nur wenig bekannt war, aber er fügte dem Berichte des spanischen Presbyters eine Skizze der Geographie und Ethnographie Europa's im neunten Jahrhundert hinzu, die zwar kurz ist, sich jedoch durch ihren Inhalt den wichtigsten Dokumenten anreiht, welche das Mittelalter uns hinterlassen hat.

Es verdient Bemerkung, daß Alfred fast das ganze im Norden des Rheins und der Donau gelegene Europa unter dem Namen Teutschland begreift, und daß in seiner Ethnographie die skandinavischen Völkerschaften augenscheinlich zu den Deutschen gerechnet werden. Das Land im Osten des Rheins und nördlich von den Quellen der Donau wird von den Ostfranken occupirt; südlich von ihnen, am andern Ufer der Donau, wohnen die Swaefas oder Schwaben; im Süd-Osten die Baiern, mit ihrer Hauptstadt Regnesburh (Regensburg); im Osten die Bema oder Böhmen; im Nord-Osten die Thyringes (Thüringer). Nördlich von den letztern saßen die „Altsachsen," eine Benennung, durch welche Alfred die deutschen Sachsen von seinen eigenen Landsleuten unterscheidet, und unter welchen er alle Zweige dieses Volkes versteht, die das Land zwischen Weser und Eyder inne hatten. Westlich von den Altsachsen, sagt Alfred, liegt die Elbmündung und nordwestlich Friesland. Im Nord-Osten gelangt man zu dem Gebiete der Angeln, zu einem Bezirk, den er Sillande (Seeland?) nennt und zum Lande der Dänen. Nördlich von den Altsachsen wohnen die Apdrede (die Obotriten, bekanntlich ein slavischer Stamm im heutigen Mecklenburg), nordöstlich die Wylte (Wilzen), östlich die Wenden und südöstlich die Maroaro oder Mähren. Von dort geht es südwärts nach Carendre (Kärnthen) und im Osten dieses Landes, „jenseits der Wüsten," liegt Pulgra (Bulgarien), welches an das Land der Griechen stößt. Wisleland (das Land von der Weichsel) befindet sich im Osten von Mähren, und noch weiter östlich Dacien, „wo früher Gothen waren." Ferner kennt Alfred in diesen Gegenden die Dalomensan, ein slavisches Volk, nordöstlich von den Mähren, die Horithi (Horwathen) und Surpe (Sorben) im Osten und die Sysele im Westen der Dalamensan; nördlich von den Horithi das Maegth-land (Mägdeland) und noch weiter gegen Norden die Sermende, von denen er über das Baltische Meer nach Westen zurückkehrt.

Die nördlichen Gewässer hatten für die damaligen Angelsachsen ein bedeutendes Interesse, da sie bereits den Wallfischfang betrieben und der Wallroßzahn ihnen statt des Elfenbeins diente. Alfred, der auch die Schifffahrt und den Handel seines Volks zu heben suchte, hatte zwei kühne Seefahrer in Dienst genommen und von ihnen Berichte über ihre Reisen erhalten, die er seiner geographischen Skizze einverleibte. Der erste von ihnen war ein angesehener, normännischer Häuptling, Ohthere oder Other, der das Nordcap umschifft hatte und in das Weiße Meer oder die Cwaen-sae, wie er es nennt, eingedrungen war. An der nördlichen Küste Norwegens lebend, war das Verlangen in ihm rege geworden, die Länder und Meere zu erforschen, die sich nach Norden und Osten ausdehnten. Es ist dies die erste Entdeckungsreise der Normannen, von der wir genaue Kunde besitzen. Other gelangte bis zu einem großen Fluß, „über den hinaus er nicht zu segeln wagte, wegen der Feindseligkeit der Einwohner, die alles Land an jener Seite des Flusses bewohnten." Dieser Fluß war die Dwina und das Volk, welches sich dem Reisenden so feindselig zeigte, waren die Beormas oder Biarmier, deren Name sich in dem heutigen Perm erhalten hat. Die Nachrichten, welche Other über diese Biarmier und die anderen von ihm besuchten Völker und Länder im äußersten Norden giebt, müssen in dem Werke König Alfred's nachgelesen werden, wo sich auch der Bericht über eine zweite Reise findet, die er nach der Südküste der skandinavischen Halbinsel unternommen hatte. Wulfstan, der andere Seefahrer, von dem Alfred seine Kenntniß jener Regionen entlehnte, war, wie es scheint, ein Däne, der seine Züge nach den Finnischen Meerbusen erzählt. Beide Reisebeschreibungen sind in dem einfachen, naiv-ernsten Tone jener Zeit abgefaßt, und der anschauliche Begriff, den sie von dem Zustande der Nautik und Hydrographie im neunten Jahrhundert gewähren, verleiht ihnen einen nicht geringen Werth.

Der „Orosius" König Alfred's, von dem nur zwei handschriftliche Exemplare vorhanden sein sollen, wurde zuerst im Jahre 1773 von Barrington durch den Druck veröffentlicht. Die jetzt erschienene neue Ausgabe ist von Professor Bosworth in Oxford, Verfasser eines sehr brauchbaren angelsächsischen Wörterbuches, besorgt und enthält, außer einer Einleitung und den von philologischen Noten begleiteten Text, auch eine wörtliche englische Uebersetzung mit historischen Anmerkungen. Das Buch ist ferner mit schönen Facsimile's der Original-Manuskripte versehen, sowie mit Karten, welche die geographischen Ansichten König Alfred's erläutern.

Griechenland.

Eine altgriechische Komödie aus dem 15. Jahrhundert.

Zu den gelehrten Griechen, die nach dem Jahre 1453 aus Griechenland nach Italien ausgewandert waren, gehört auch Demetrius Moschus aus Lacedämon, der anfangs in Venedig, später in Ferrara und Mantua, sowie in Mirandola, sich aufhielt und griechische Sprache und Literatur lehrte. Bisher kannten die Gelehrten in Europa von ihm nur das epische Gedicht: *Καθ' Ἑλένην καὶ Ἀλέξανδρον*, in welchem Moschus in 461 Versen die Geschichte der griechischen Helena von ihrer Geburt an bis zu dem, nach ihrer Vermählung mit Menelaus von den Atriden wegen ihrer Entführung durch den trojanischen Paris (Alexander) beschlossenen Rachezuge nach Troja übersichtlich erzählte, und das durch eine bewunderungswürdige Leichtigkeit in der Composition sich auszeichnet. Aber er schrieb auch außerdem viele Gedichte, Epigramme, Elegieen und Komödien, die er nur seinen vertrautesten Freunden mittheilte, ohne jedoch etwas davon durch den Druck zu veröffentlichen. Nur eine seiner Komödien hat sich, so viel wir wissen, in einer Handschrift der Laurentinischen Bibliothek in Florenz erhalten, und dieselbe liefert einen deutlichen Beweis dafür, welche Pflege damals in Italien der griechischen Sprache gewidmet wurde. Namentlich war dies auch am Hofe zu Mantua der Fall, dessen im Jahre 1478 regierenden Markgrafen Ludwig Gonzaga der Grieche Demetrius Moschus jene Komödie widmete. Diese altgriechische Komödie, die den Namen: „Neära" nach der Hetäre führt, welche eine Hauptrolle in dem Stücke spielt, wurde im Jahre 1845 zum ersten Male von dem bekannten griechischen Gelehrten, Andreas Mustoxydis in Korcyra, einem der ersten der jetzt lebenden Hellenisten und Archäologen Griechenlands, herausgegeben, aber sie ist damals, sowie nachher, in Deutschland selbst nicht bekannt geworden. Um so erfreulicher ist es, daß dies kürzlich durch den besonders auch als Herausgeber der „Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur,"* geschätzten Gelehrten, den Dr. A. Ellissen in Göttingen, geschehen ist, der dabei den im Jahre 1845 in Athen erschienenen ersten Abdruck der Florentinischen Handschrift zum Grunde legte.** Indeß hat er zugleich die kleine Farce, — eine wahre altgriechische Komödie nach dem Muster Lucians und im Geiste des Menander, die im alten Athen selbst spielt, und die in altgriechischer Sprache, jedoch in Prosa, gedichtet ist, — dem deutschen Publikum durch eine natürliche und sehr gefällige, wenn auch etwas freie, doch dem Geiste und den Sitten der altgriechischen Komödie, wie sie zur Zeit Menanders und Philemons beschaffen war, vollkommen entsprechende deutsche Uebersetzung, so wie

* Drei Theile. Leipzig, O. Wigand, 1855—1857.

** Neaera. Komödie von Demetrius Moschus von Lacedämon. Griechisch und deutsch. mit Einleitung und Anmerkungen von A. Ellissen. Hannover. Rümpler, 1859.

durch eine Einleitung, die zum besseren Verständnisse der Komödie dient, besonders mundrecht gemacht. Wie einfach auch, ohne künstlich angelegten und durchgeführten Plan, ohne feine Charaktergemälde und namentlich ohne anziehende und spannende Verwicklungen und Situationen, die Komödie ist, so zieht sie doch durch den leichten, gefälligen und heiteren Dialog in nicht geringem Grade an und fesselt durch die Klarheit und Durchsichtigkeit der Charakteristik. Was namentlich das Original anlangt, so werden Hellenisten die Sprache desselben allerdings nicht allenthalben als rein altgriechisch anerkennen; indeß hat die Komödie jedenfalls und unter allen Umständen ein literarhistorisches und kulturgeschichtliches Interesse, vorzüglich, weil sie aus einer Zeit stammt, wo das Altgriechische noch eine lebende Sprache war. Noch der gelehrte Italiäner Franz Philelphus, der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, und einige Zeit in Konstantinopel sich aufhielt, bemerkte, daß „die Hofleute die alte Würde und Eleganz der Sprache bewahrt hätten, und daß besonders bei den vornehmen Frauen, die mit Ausländern keinen Umgang gehabt, die alte reine Sprache der Griechen in unverdorbener Weise anzutreffen gewesen wäre.“ K.

Mannigfaltiges.

— Am Rhein und in Westfalen. Die im J. 1859 eingetretene, zweihundertfunfzigjährige Jubelfeier der Vereinigung der Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg und der Grafschaften Mark-Ravensberg mit der brandenburgisch-preußischen Monarchie hat zwei historische Schriften veranlaßt, die auch außerhalb der betreffenden Provinzen und des preußischen Staates bekannt und gelesen zu werden verdienen.* Die erste der beiden untengenannten Schriften hat auch ein allgemeines historisches Interesse, indem sie die Geschichte des Jülich-Clevischen Erbfolgestreites, besonders vom Standpunkte der Religions- und Denkfreiheit, behandelt, während dieser Streit in der deutschen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts gewöhnlich nur beiläufig und in seinen Hauptmomenten erwähnt wird. Es fiel der gedachte Streit zum Theil mit der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, mit der von den Jesuiten geleiteten Reaction gegen die Kirchenverbesserung und mit dem dreißigjährigen Kriege zusammen. Die jesuitische Reaction begann bekanntlich damit, daß man der religiösen Reform lediglich politische Zwecke unterschob und so die Reformation zur Revolution stempelte. In den Jülich-Clevischen Landen stand dem durch Brandenburg vertretenen Prinzipe des Fortschritts der zum Katholizismus und zur Fahne der Jesuiten übergegangene Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg gegenüber. Letzterer wurde von den Spaniern unter General Spinola und Ersteres von den Holländern unterstützt. Glücklicherweise ist es in diesem Theile Deutschlands der jesuitischen Reaction nicht, wie in Kärnthen, Steiermark, Böhmen und den belgischen Niederlanden, gelungen, den Protestantismus zu unterdrücken, der nachmals in dem großen Kurfürsten seinen Hort fand, welcher Letztere durch die in ihm lebende Ueberzeugung, daß die brandenburgisch-preußische Macht die Wahrerin und Mehrerin der Religions- und Denkfreiheit vom Rhein bis zur Weichsel sei, sein Reich zum natürlichen Hegemonen des zukünftigen Deutschlands machte. Die Geschichte dieses Kampfes und Sieges hat O. v. Schaumburg in seiner Geschichte der preußischen Herrschaft am Niederrhein und in Westfalen auf das Lehrreichste dargelegt. Aber auch in der, einen kleineren Geschichtskreis umfassenden Denkschrift des Dr. Gustav Natorp ist diese Idee festgehalten und mit Erfolg durchgeführt, weshalb wir beide Schriften in gleicher Weise der Beachtung aller Freunde der deutschen Religions- und Denkfreiheit empfehlen können.

— Neue Gesammtausgabe von Leibniz. Bekanntlich hat Graf Foucher de Careil, der sich zu diesem Behufe auch längere Zeit in Hannover aufhielt und die Schätze der dortigen Bibliothek studirte, bereits mehrere sehr werthvolle, bisher unedirt gewesene Schriften von Leibniz in französischer Sprache herausgegeben.** Es sind dies indessen, wie kürzlich der beständige Secretair der französischen Akademie, Herr Villemain, in einer Sitzung derselben ankündigte, nur die Vorläufer einer neuen Gesammtausgabe der nach den vorhandenen Manuskripten revidirten Werke von Leibniz gewesen. Bereits vor zwei Jahren schrieb Alex. v. Humboldt an Graf Foucher de Careil: „L'Allemagne verra avec plaisir, et l'Académie de Berlin croira de son devoir d'encourager une publication aussi utile aux sciences qu'agréable aux amis des lettres et de la philosophie.“ — „Die französische Akademie,“ sagte Herr Villemain in ihrer oben erwähnten Sitzung (vom 28. Juli d. J.) „wird ebenso wie die französische Literatur ein ganz besonderes Interesse an einer Sammlung nehmen, welche der Oeffentlichkeit so viele bisher unedirte Schriften übergiebt, die für die Geschichte der Sprache und des Geschmackes nicht minder werthvoll sind, als für die der Ansichten und Meinungen. Die Briefe Pellisson's* sind für sich allein schon eine Entdeckung, für die wir dem neuen Herausgeber Leibnizens nicht dankbar genug sein können.“

Graf Foucher de Careil hat übrigens gleichzeitig auch zwei sehr werthvolle, unedirte Schriften von Descartes (Cartesius) herausgegeben.** Eine derselben: „Cartesii Cogitationes Privatae,“ mit Anmerkungen von Leibniz ausgestattet, hat er unter halb vermoderten Handschriften des Letztern in Hannover aufgefunden. Sie ist von Descartes in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre geschrieben, während sein berühmter „Discours de la methode,“ welcher bisher als die erste von Descartes herrührende Schrift galt, erst im vierzigsten Lebensjahre des Autors entstand.

— Die Deutschen auch Erfinder der Kupferstecherkunst. Unter den werthvollen Büchern, die dem bekannten französischen Bibliographen und Mathematiker Libri gehörten und deren Versteigerung im Monat August d. J. in London stattgefunden, befand sich auch ein im Jahre 1475 oder 1476 gedruckter deutscher Kalender zum Gebrauche von Astrologen. Es enthält dieser Kalender zwei Kupferstiche, nicht bloße Holzschnitte, sondern wirkliche, in Kupfer gestochene Platten. Nun hat man bisher die Italiäner für Erfinder des Kupferstichs gehalten, weil Bettini in einem zu Florenz im J. 1477 gedruckten Buche zuerst solche in Kupfer ausgeführte Illustrationen herausgab. Aus dem astrologischen Kalender Libri's geht jedoch die Priorität der deutschen Ansprüche unzweifelhaft hervor, und so muß denn, wie Herr P. Mérimée in einem Artikel des Moniteur Universel vom 1. August bemerkt, den Deutschen die Ehre zuerkannt werden, auch Erfinder der Kupferstecherkunst zu sein.

— Deutsche Gebirgsbewohner. Zwei ebenso belehrende als unterhaltende kleine Schriften über den Charakter deutscher Gebirgsbewohner im Norden und im Süden sind kürzlich gleichzeitig ausgegeben worden.*** Beide Schriften gehören nicht zur oberflächlichen Fabrikarbeit dieses Genres, sondern beruhen auf tieferen Studien der Kulturgeschichte und der Menschennatur der betreffenden Landschaften. Es verlohnt sich, diese Schilderungen der sächsischen Erzgebirgsbewohner mit denen der „Wäldler“ in Vorarlberg zu vergleichen. Man wird die allerverschiedensten Charakterzüge des deutschen Volkes hier und dort kennen lernen; im Erzgebirge bei großer Armuth die liebenswürdigste Freundlichkeit und die langweiligste Pedanterei; im Bregenzer Wald, bei nicht minder ärmlichen Zuständen, allemannische, etwas abstoßende Gedrungenheit; dort mehr Kopf und hier mehr Herz; dort das Bewußtsein, daß man, bei aller gebirgischen Abgeschlossenheit, doch dem großen sächsischen Stamme und dem noch größern, deutschen Volke angehöre, hier die naive Hingebung an den Kaiser in Wien, während man dem freien Schweizer ebenfalls ein nicht abgeneigter Nachbar ist und es auch, ebenso wie der allemannische Elsasser, leicht verschmerzen würde, wenn man etwa der deutschen Mutter ganz abhanden käme. Beide Büchlein, so unscheinbar sie sind, können wir dem gebildeten, volksfreundlichen Leser bestens empfehlen.

* „Die Begründung der brandenburg-preußischen Herrschaft am Niederrhein und in Westfalen, oder der Jülich-Clevische Erbfolgestreit.“ Nach älteren Quellen bearbeitet durch O. v. Schaumburg. Wesel, A. Bagel, 1859.

„Die Grafschaft Mark.“ Denkschrift zur Feier des 250. Jahrestages ihrer Vereinigung mit der brandenburgisch-preußischen Monarchie. Von Dr. Gustav Natorp. Iserlohn, Julius Bädeker, 1859.

** „Refutation inédite de Spinosa par Leibniz, précédée d'un Memoire par M. Foucher de Careil.“

„Lettres et opuscules inédits de Leibniz, précédés d'une introduction.“ Première partie.

„Nouvelles lettres et opuscules inédits de Leibniz, précédés d'une introduction par M. Foucher de Careil.“

* Diese bilden mit den Briefen Bossuet's den ersten Band der Sammlung.

** „Oeuvres inédites de Descartes, précédées d'une introduction sur la méthode,“ par M. le Comte Foucher de Careil. Paris, Durand.

*** „Lebensbilder vom sächsischen Erzgebirge.“ Von Bertold Sigismund. Leipzig, Lorck.

„Aus dem Bregenzer Wald.“ Von Andreas Oppermann. Breslau, Trewendt.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Pevatonne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 110-112. Sonnabend, den 17. September 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Illyrien.

Südslavische Literatur-Zustände

I.

Bulgaren, Kroaten und Serben.

Die südslavische Literatur bietet bis zum heutigen Tage das Bild eines sich mühevoll, langsam und schwerfällig entwickelnden geistigen Lebens und Strebens dar; welchem zufolge man leicht geneigt sein dürfte, dem Entwickelungsprozesse des Gesammtslaventhums kein günstiges Prognostikon zu stellen. Allein der Umstand, daß die einzelnen slavischen Völkerschaften sich nunmehr blos als Glieder eines großen Körpers betrachten, wo das eine ersetzt, was dem andern abgeht, öffnet dem Beobachter neue Standpunkte zur Auffassung des slavischen Kulturlebens und hindert ihn, sich im Hinblick auf einzelne schwache Punkte dauernden Täuschungen hinzugeben, als wäre das Slaventhum im Verlöschen, weil die Literatur des einen oder des andern Slavenvolkes auf Verfall hindeutet. Dieser scheinbare Verfall hat sich bei seinem periodischen Wiederkehren immer nur als eine zufällige äußere Erscheinung erwiesen, durch zeitweilige Umstände herbeigeführt. Die politischen und sozialen Zustände der Südslaven der Gegenwart bieten aber so wenig Tröstliches und Aufmunterndes und tragen so auffallend den Stempel einer Uebergangsperiode an sich, daß die schwachen, literarischen Kundgebungen in diesen unterwühlten Gebieten keinen richtigen Maßstab geben für die nationalen Bestrebungen, die den Kern des slavischen Lebens jetzt durchdringen. — Weder in ihren Journalen, noch in Broschüren sprechen sich die Slaven über ihre letzten Tendenzen aus, am wenigsten die Czechen und Südslaven, bei welchen letzteren eine organische Literatur-Entwickelung sich gar nicht zeigen will. Dem Inhalte ihrer Bücher und Zeitschriften nach sollte man glauben, sie seien sammt und sonders über den idyllischen Standpunkt bescheidener, ästhetischer und harmloser philologischer Bestrebungen noch gar nicht herausgekommen, während es doch kein Geheimniß ist, daß das Südslaventhum vielleicht schon in nächster Zukunft eine kaum weniger stürmische Zeitfrage abgeben wird, als gegenwärtig Italien.

Die südslavische Literatur ist nicht von neuem Datum, und wenn sie auch bis zum heutigen Tage in der Reihe der europäischen Literaturen eine nur sehr bescheidene, ja, wir wollen sagen, beschränkte Stellung einnimmt, so ist sie doch mit Beachtung der Verhältnisse, unter denen sie sich aufrecht hält, von um so größerer Wichtigkeit, als sie mit den stufenweisen Fortschritten der sich entwickelnden Volkskultur zwar langsam, aber fest und entschieden fortschreitet. Die Südslaven fingen sehr zeitlich an, sich auf nationalen Grundlagen zu entwickeln, und hatten ihre Dialekte schon zu jener Zeit vervollkommnet, wo die romanischen und germanischen Völkerschaften erst anfingen, sich um ihre besonderen Sprachen zu kümmern. Ja, sie hatten schon damals eine nicht arme Literatur, als die Romanen und Germanen sich fast ausschließlich noch der lateinischen Sprache bedienten. Aber die Entwickelung der Südslaven ward durch mächtige historische Ereignisse gewaltsam unterbrochen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert mußte die Feder weggeworfen und das Schwert ergriffen werden. Aber selbst in dieser stürmischen Periode fand die Literatur ihre Zufluchtsstätten. In dem unterjochten Serbien schrieben einzelne Mönche Biographien dieses und jenes Beherrschers und verzeichneten die Leidensgeschichten und Kämpfe ihrer Brüder. Auch die Poesie hörte nicht auf, zu muthigen Thaten anzufeuern, und Aehnliches geschah auch in Kroatien und Dalmatien.

Der verwundete Kämpfer fühlt in entbranntem Schlachtgewühle kaum die Wunden, an denen er blutet; auch die südslavische Nation in ihrem Kampfe für Glauben und Vaterland fühlte nicht die Abnahme ihrer Kräfte; erst als die Gefahren sich verminderten und die aufgeregten Elemente sich wieder zu legen begannen, begann dies Volk seine Ohnmacht zu fühlen, eine Ohnmacht, aus welcher es erst der Geist der neuen Zeit erweckte.

Unsere Literatur — sagt Racky, dessen Mittheilungen in der illyrischen Nationalzeitung wir hier zum Theile folgen wollen — möge sie nun in lateinischer oder cyrillischer Schrift auftreten, ist doch ein sichtlicher Beweis, daß wir leben. Aber die Freude an unserem Dasein wird mannigfach verkümmert, wenn wir das literarische Leben anderer europäischer Völker in's Auge fassen. — Eine lebendige, literarische Entwickelung ist für uns von höchster Wichtigkeit, und die Südslaven müssen mit größter Aufmerksamkeit die Fortschritte ihrer Brüder in Norden und Westen beobachten und die literarische Wechselseitigkeit unter den verwandten Stämmen mit Eifer zu fördern suchen. Auf dieser Wechselseitigkeit allein — dem literarischen Panslavismus — beruht die Kraft ihrer Zukunft.

Der slavische Süden theilt sich in drei Dialekte: den serbisch-kroatischen, bulgarischen und slavonischen. Der serbisch-kroatische Dialekt überragt die beiden andern nicht nur durch seinen grammatikalischen Organismus, sondern auch durch die Gediegenheit seiner literarischen Produkte. Die bulgarische Literatur ist am weitesten zurückgeblieben und wird, trotz des Opfermuthes und der Anstrengungen der bulgarischen Nation, kaum eher aufschauen, bis die politischen Verhältnisse daselbst sich geändert haben. Aber auch die nachbarlichen Slovenen werden bei all ihrem Fleiße und Eifer noch viele Opfer bringen müssen, um die gemeinsame südslavische Literatur in ihrem speziellen Gebiete nicht verfallen zu lassen.

Die Gegenwart läßt sich ohne die Vergangenheit nicht erklären und so wird ein Blick auf alt-bulgarische Zustände hier nicht am unrechten Platze sein. Das bulgarische Reich gehörte schon am Ende des 7. Jahrhunderts der selbständigen Nation der Bulgaren, einem Volke, welches den größeren Theil der eigentlichen Bulgarei, Rumeliens, Macedoniens, Albaniens und Thessaliens einnimmt. Durch seinen kriegerischen Geist beunruhigte es vielfach das trostlose, byzantinische Reich, mußte aber der jungen russischen Macht weichen, da der ruhmbegierige Großfürst Svja-

toslav I. durch einen Kriegszug im Jahre 971 einen großen Theil Bulgariens eroberte. Damals schon pflegte die Geistlichkeit die bulgarische Literatur. Die gelehrten Arbeiten des Presbyters Tchan Exark im zehnten Jahrhundert, werden von den Slavisten hochgeschätzt. Er schrieb kleine philosophische Abhandlungen und eine berühmte Predigt auf die Himmelfahrt Christi, übersetzte aus dem Griechischen die Theologie des Johannes Damascenus, die Gespräche des heiligen Basilius, dann ein Werk des Damascenus von den acht Redetheilen. Im vierzehnten Jahrhundert erhoben sich die Bulgaren neuerdings zu einem mächtigen Volke, unterjochten einen Theil Romaniens und Macedoniens, und ihr Beherrscher Zar Alexander, ein Zeitgenosse des Moskowitischen Großfürsten Tchan Danilowič Kalita, nahm den Titel eines Selbstherrschers aller Bulgaren, Griechen und Albanesen an. Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts unterlag die Bulgarei der Macht der Türken, und unter diesem Joche verfiel die bulgarische Literatur gänzlich. Alle schriftlichen Denkmäler der Bulgaren gingen inzwischen verloren. Die höhere Geistlichkeit bestand aus Griechen und die Reinheit der bulgarischen Sprache ging durch griechische und türkische Einflüsse verloren. Unter diesen Umständen blieb den Bulgaren nichts übrig, als aus der Nachbarschaft mit Rußland in literarischer Hinsicht Vortheil zu ziehen. Auch unterließ nicht die jüngere Geistlichkeit, welche die nationale Sprache zu schätzen wußte, diese Nachbarschaft zu benutzen. Sie beschränkte nach Möglichkeit den Gebrauch der von den griechischen Bischöfen verschickten bischöflichen griechischen Bücher und verschaffte sich slavische Bücher aus Moskau. Namentlich kamen solche Bücher in's Land durch die bulgarischen Wallfahrer nach Kijov, welche die dortigen heiligen Stätten besuchten. So erhielt sich die Kenntniß der slavischen Sprache in Bulgarien selbst dann, als in den von der griechischen Geistlichkeit errichteten Schulen die bulgarische Jugend nur in der griechischen Sprache unterrichtet wurde, in jener Zeit, wo man es offenbar unternahm, die slavische Sprache zu verdrängen, mit der ausgesprochenen Absicht: „daß die Bulgarei keine Art von literarischer Verbindung mit Rußland unterhalte, daß sie Niemanden habe, dem sie schreibe, oder von dem sie Antworten erhalte u. s. w.“ — Trotzdem aber, daß die Griechen sich bemühten, die bulgarische Sprache auszurotten und die Türken keine höheren Lehranstalten aufkommen ließen, wußten energische bulgarische Patrioten ihre Sprache zu retten. Männer, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, fingen an, sich neuerdings mit ihrem Studium zu beschäftigen, und durch ihre gemeinsamen Bemühungen wurden Elementarschulen nach der Lancaster-Methode errichtet, wo neben der griechischen auch die bulgarische Sprache gepflegt wurde; auch gründete man höhere Unterrichts-Anstalten, die sich bald als Pflanzschulen der bulgarischen National-Literatur erwiesen. Bulgarische Lehrbücher waren die ersten Früchte der neuen Bestrebungen. Eine Reihe von Schriftstellern trat auf, deren Produkte freilich der pädagogischen als allgemeinen Literatur angehören, welche aber durch ihren Eifer und bewunderungswerthe Ausdauer einen reichlichen Samen zu künftigen Entwickelungen legten. Die Arbeiten sind im Beginne.

Die südslavische Mundart ist hinsichtlich ihrer Form und ihres inneren Organismus so reich und mannigfaltig, daß es nothwendig ist, sie zu erklären. — Sie gleicht einem Strome mit breitem Bette, der sich weit über Wiesen und Flächen ergießt und den in feste Ufer zu schließen nothwendig ist, damit er tief und schiffbar werde. Wo es sich nun darum handelt, zu bestimmen, welche Form die beste ist, darf nicht geantwortet werden, es sei jede gut, weil jede im Munde des Volkes lebt. Ueber eine solche Ansicht haben alle literarischen Völker Europa's längst das Urtheil gesprochen. Sie führt zur Anarchie und zum Nihilismus im literarischen Felde, von wo aus die Folgen dann weiter eingreifen. Auf solche Fragen muß mit größter Bestimmtheit geantwortet werden: diese Form muß festgehalten werden, weil sie die slavische Wechselseitigkeit am meisten fördert. Aber gegen diesen Grundsatz haben sich die Serben und Dalmatier versündigt, was vielleicht daher kommt, daß sie sich mit slavischen Studien weniger befassen, als wünschenswerth, ja nothwendig erscheint, im Hinblick auf slavische Literaturzwecke. Die Kroaten und Serben haben sich nun zwar auf grammatikalischen Formen festgesetzt, allein der nationale Styl liegt im Argen. Der Einfluß nichtslavischer Elemente macht sich gar zu auffallend geltend.

Die Kroaten und Serben, welche eine und dieselbe Literatursprache haben, umfassen nahe an sechs Millionen Seelen, theils zu Oesterreich, theils zur Türkei gehörig. Eine solche Volksmasse reicht wohl hin zur Aufrechterhaltung einer nationalen Literatur. Aber hier ist ein großes Hemmniß; das literarische Leben unter den Kroaten und Serben in Oesterreich und dem serbischen Fürstenthume ist an sich nur ein vorbereitendes, leises Erwachen, und im alten Serbien und Bosnien so zu sagen noch im Halbschlaf, dabei ist es auch ein Unglück für sie alle, daß sie zweierlei Buchstaben haben.

Die Kroaten und Serben, nach Illyricum gekommen, setzten sich in Gegenden fest, wo römische und griechische Kultur sich als Gegensätze bekämpften, wozu später noch die kirchliche Spaltung zwischen Rom und Konstantinopel trat. Dieser doppelte Kampf, der politische und kirchliche, erfaßte auch die Kroaten und Serben. Die Serben neigten sich zu Griechenland, die Kroaten zu Rom, und eine unermeßliche Kluft trennte die Parteien einer einzigen Zunge. Die Kroaten nahmen hierauf in ihre Literatur die lateinischen Buchstaben auf, die Serben die cyrillischen. Die einzige Glagolitik hätte als Vermittlerin dienen können, da sie unparteiisch und ursprünglich slavisch gewesen. Allein der Verfall des bulgarischen Reiches hatte sie zum Falle gebracht, und sie mußte dem griechisch-cyrillischen Elemente weichen, das unter der Herrschaft der Türken sich zur slavisch-bulgarischen Literaturschrift erhob. Eine und dieselbe Sprache zerfiel somit in zweifache Schriftart. Die zweifache Buchstabenform macht dem Augenschein nach eine zweifache Literatur, und nur die Südslaven allein haben das Unglück, daß eine und dieselbe Sprache eine Doppel-Literatur aufzuweisen hat. Jeder Denkfähige begreift leicht den Uebelstand. Zum Aufblühen einer Literatur bedarf es vieler gediegener Schriftsteller und auch vieler Leser. Die Kroato-Serben würden vereint beides aufzuweisen haben; durch das Alphabet getrennt, kommt keiner der beiden Theile zu frischem Leben. Schriftsteller und Leser sind in zwei Lager getheilt. Die Schulen sind nicht danach eingerichtet, daß das südslavische Volk beide Alphabete zu lesen verstände, was sich unter günstigen, politischen Verhältnissen schon lange hätte leicht durchführen lassen. So aber sind dem Kroaten die in seiner Sprache, aber mit cyrillischen Lettern gedruckten Bücher ganz fremd, und den Serben die mit lateinischen. —

Und dieses zweifache Alphabet, nicht die Sprache trennt die Serben von den Kroaten. Den gebildeten Südslaven ist dies kein Hinderniß, aber die Volks-Literatur leidet darunter unermeßlich. Weder die serbische, noch die kroatische Literatur wird auch bald in die höhern wissenschaftlichen Sphären eingreifen. Es liegt ihnen beiden zunächst ob, die wissenschaftlichen Errungenschaften anderer Völker, namentlich der Polen und Russen, der südslavischen Mittelklasse zugänglich zu machen, und hier einen festen Boden zu gewinnen, damit sie aus vaterländischen Quellen schöpfe und mit auf nationalem Boden erwachsenden Früchten kräftige. Aber ist dies so leicht möglich bei dem Zwiespalte des Alphabets? Man denke, es würde z. B. das protestantische Deutschland mit griechischen, das katholische mit deutschen oder lateinischen Lettern schreiben, wären die Folgen einer solchen Spaltung nicht bedauernswerth? Unter andern Verhältnissen wäre leichte Abhülfe. Es brauchten die Serben nur die lateinischen, oder die Kroaten die cyrillischen Lettern anzunehmen, und die literarische Einigung wäre vollendet. Die Durchführung hängt aber mit einem politischen Umschwung zusammen, welcher erst der Zukunft angehört.

Da wir es hier nur mit den literarischen Bestrebungen der Südslaven zu thun haben, so lassen wir die Wege der politischen Agitatoren außer Acht, um uns an Thatsachen bestimmterer Art festzuhalten. Hier fällt uns zunächst die kroatische Literatur lateinischer Schrift in's Auge, und vor allem das Journalwesen. — Es erscheinen derzeit in Kroatien, Slavonien und Dalmatien nur zwei Zeitungen, die Narodne Novine in Agram und der Glasnik dalmatinski in Zara. Die Narodne Novine bestehen bereits seit fünfundzwanzig Jahren und erlebten mannigfache Metamorphosen. Sie begrüßten und förderten die Anfänge der literarischen Wiedergeburt der Südslaven, trugen viel zur Erörterung des Nationalgeistes bei, und man kann von ihnen mit vollem Rechte sagen, sie seien mit dem nationalen Leben auf das innigste verbunden. Dies allein sollte die Südslaven bestimmen, sich dieses Organes auf das wärmste anzunehmen, und die Schriftsteller sowohl als das Publikum zur eifrigsten Theilnahme zu wecken. Aber diese Theilnahme fehlt. Welche Gleichgiltigkeit in dieser Beziehung gegenwärtig herrscht, leuchtet schon daraus hervor, daß selten ein Schriftsteller sich herbei läßt, einen Bericht einzusenden, der das heimatliche Leben berühren würde, und die Zeitung somit benöthigt ist, sich mit Nachdrucken und Uebersetzungen zu behelfen. Man muß sich in der That wundern, wo all' die publicistischen Kräfte hingekommen sind, die noch vor einigen Jahren eine so lebendige Thätigkeit entwickelten. Da nun die Publicisten und Schriftsteller der National-Zeitung gegenüber ihre Pflicht nicht erfüllen, so ist es kein Wunder, daß dieses Blatt blos vegetirt. Wir glauben überhaupt, daß die Kroaten, was das Zeitungswesen anbelangt, das letzte Volk in Oesterreich sind, selbst die Romanen nicht ausgenommen. An nicht politischen

Blättern erscheint ein kirchliches, ein ökonomisches und ein belletristisches Blatt. Die katholische Zeitung dauert bereits zehn Jahre und hält sich ritterlich. Unter der trefflichen Leitung des Prof. Nik. Horvát geht sie, trotz geringer, materieller und geistiger Unterstützung, doch rüstig vorwärts. Vor Kurzem erklärte der Redacteur, sein Blatt habe zu viele Abnehmer, um einzugehen, aber zu wenige, um sich vervollkommnen zu können. Das größte Verdienst dieses Blattes ist, daß es sich nicht durch Uebersetzungen nährt und national gehalten ist. Gospodarski list (ökonomisches Blatt) hat das Glück an Bohuslav Sulek einen so gediegenen Redacteur gewonnen zu haben, daß es sichtlich zu neuem Leben sich erhob, und der Kreis seiner Leser unter Bauern und Grundbesitzern sich täglich erweitert. — Das belletristische Blatt Neveh ist vor Kurzem eingegangen, in Folge der Theilnahmlosigkeit des Publikums, und die Kroaten haben sich hierdurch, daß sie ein Blatt, das seinem Programme nach sich am weitesten verbreiten und am wirksamsten erweisen konnte und theilweise erwies, elend verkümmern ließen, ein großes Dementi gegeben. — Thatsache ist es, daß literarische und sonstige Kulturvereine zumeist geeignet sind, der um sich greifenden Lethargie entgegenzuwirken. Wenn wir über die ökonomische Gesellschaft hinwegsehen, die sich ausschließlich mit landwirthschaftlichen und gewerblichen Interessen beschäftigt, finden wir in Kroatien blos zwei literarische Gesellschaften: die Matica ilirska und den Verein für Pflege südslavischer Geschichte und Alterthümer. — Die Matica ilirska ward gleich zu Anfang der literarischen Wiedergeburt der Südslaven 1842 begründet, in Folge eines Antrags des leider früh verstorbenen Grafen Johann Draskovic. Sie hatte sich zum Ziele gesetzt, die alten nationalen Klassiker und auch neuere wissenschaftliche und sonst nützliche Bücher herauszugeben. Dieses Ziel wurde in der Vereinssitzung vom 9. Februar 1851 dahin geändert, „daß vorzugsweise nützliche und auf Bildung des Volkes wirkende Bücher auf Kosten des Vereines herausgegeben werden sollen, und außerdem, so weit eben der Fond hinreicht, sonstige illyrische Klassiker. So wurde der frühere Hauptzweck zum Nebenzwecke, und die Herausgabe populärer Schriften die eigentliche Aufgabe der Gesellschaft. Bisher aber hat die Matica nur die Schriften der alten Klassiker Gnedalic, Gjorgjev und Palmoticev an das Licht befördert und drei periodische Werke theils unterstützt, theils selbst herausgegeben: Kolo, Dubrovnik und Neven; für die populäre Literatur aber gar nichts gethan. Selbst die einem Schriftsteller aufgetragene Uebersetzung eines naturwissenschaftlichen und eines mathematischen Werkes kam nicht zu Stande. — Das aktive Vermögen des genannten Vereines betrug im Jahre 1857 die Summe von 31,087 Gulden, was zwar zu literarischen Unternehmungen nicht hinreicht, aber doch auch nicht zuläßt, daß alle Thätigkeit eingestellt werde und das Kapital nutz- und zwecklos liegen bleibe.

Bei Betrachtung des historischen Vereines fühlen wir einige Erleichterung. Ivan Kukuljevic hat durch umsichtige Leitung und unermüdliche Energie alles Vertrauen erworben. Das Archiv, das der Verein herausgiebt, enthält viel unschätzbares Material für die südslavische Geschichte; auch soll, dem Vernehmen nach, baldigst ein historisches Blatt neben dem Archiv erscheinen, so daß dieses blos als Sammelwerk alter geschichtlicher Schriften dastehen, das Blatt aber einen literarisch-historisch-kritischen Charakter annehmen würde.

Im übrigen läßt sich über die neueste Gesammt-Literatur Kroatiens nicht viel Erfreuliches berichten. Schriftsteller und Publikum scheinen sich nur zu kümmern, daß die kroatische Literatur nicht gänzlich hinsterbe, nicht aber, daß sie an Kraft und Wirksamkeit abnehme. Eine Literaten-Kaste giebt es in Kroatien nicht. Niemand kann sich dort ausschließlich der Literatur widmen; sie wird dort nur als Nebenbeschäftigung betrieben. Noch nie aber hat ein ausschließlicher Dilettantismus große Dinge zu Tage gefördert. So nothwendig er sich als Stütze eines unmittelbar auf den Zweck losgehenden, ihm gänzlich gewidmeten Strebens erweist, so schadhaft wird er als Beherrscher der Verhältnisse. Wenn die „Ritter vom Geiste" im Kroatenlande die große Sache der nationalen Entwickelung und literarischen Fortschrittes nur so nebenbei fördern, so stehen ihnen Amt und Geschäft näher als das Vaterland, und der Egoismus findet reichliche Nahrung in dem Vorurtheile, daß Literatur und Wissenschaft keinen Lebenszweck abgeben können.

Bei den Südslaven läßt sich manche Rüge, mancher Vorwurf vernehmen, hinsichtlich des matten, literarischen Gebarens. Das Publikum wirft den Schriftstellern, diese wieder jenem Erschlaffung und Theilnahmlosigkeit vor. Das Lesepublikum zerfällt in die Geistlichkeit, den Adel, die Bürger und die Landleute. Die Geistlichkeit tritt überall in Kroatien fördernd in den Vordergrund. Sie unterstützt alles Naturländische, ohne sie könnte die südslavische Literatur gar nicht halten. — Der Adel stand einst an der Spitze der Nation. Er stand groß da in der Vergangenheit; aber seit jener Zeit, wo der höhere kroatische Adel theils ausstarb, theils sich entnationalisirte, theils verarmte, ist seine Macht, sein Ruhm und seine Energie gebrochen. Einzelne Männer unter dem höhern kroatischen Adel der Gegenwart zählen nur wenig, wo der gesammte Stand an Gesinnung und Thatkraft herabgekommen. Es steht zu hoffen, daß er sich wieder ermannen werde, falls er überhaupt zur Geltung zu kommen nicht versäumen wird.... — Der Bürgerstand hat sich überhaupt bei den Slaven erst spät entwickelt und bei den Südslaven am spätesten. In Dalmatien herrscht unter den Bürgern der italiänische Geist vor, in Kroatien und Slavonien — gar keiner! — Die Literatur hat aber auch Nichts gethan, um den Bürgerstand durch Vertretung seiner Interessen zu gewinnen. — Um das eigentliche Volk der Südslaven haben sich neuestens einzelne hervorragende Männer große Verdienste erworben, namentlich durch Förderung der Volksschulen, und sie fanden ihre Bemühungen durch eifriges Entgegenkommen und vielfältige Unterstützung von Seiten des Volkes reichlich belohnt, ein Beweis, daß das südslavische Volk weder so träge, noch so verwildert ist, als man anzunehmen pflegt. Aber keine populäre Literatur kam diesen Bemühungen zu Hülfe, und der gemeine Mann in Kroatien ist auch nicht so weit geweckt, daß er das Bedürfniß guter Bücher fühlen würde. So etwas findet sich auch anderwärts, als in Kroatien, allein überall ergreift die Literatur die Initiative, um einem solchen Uebelstande abzuhelfen. Mögen die kroatischen Schriftsteller sich dies zu Herzen nehmen, falls ihnen an ihrem nationalen Fortschritt wirklich gelegen ist.

Die serbische Literatur cyrillischen Alphabets hatte bereits unter dem Zar Dusan dem Starken, 1336—1356, eine beachtenswerthe Stellung eingenommen. Eines der schönsten Denkmäler jener Periode ist das 1349 zu Stande gebrachte Gesetzbuch. Mit dem Verfalle des serbischen Zarenthums verfiel aber auch die Literatur. Nur die Mönche gaben einige literarische Lebenszeichen von sich, und bis zum Jahre 1563 erschienen einige serbische Bücher. Aber bald verloren sich alle Spuren geistiger Bestrebungen, nur einige Volkslieder und historische Nationalgesänge erhielten sich aus jener Zeit, gleichsam um Zeugenschaft zu geben von den blutigen Kämpfen der Serben gegen ihre Unterdrücker, die Türken, und eine alte Blutschuld nicht in Vergessenheit sinken zu lassen bei der neuen Generation. Unter dem Joche der türkischen Barbaren war ein Aufleben der Literatur undenkbar, und als einziger einsamer Stern am literarischen Horizonte Serbiens zeigt sich der letzte serbische Despot, Georg Brankowic, 1645—1711, der in altslavischem Dialekte eine Geschichte der Serben bis zu Leopold I. verfaßte. Brankowic starb in Eger in Böhmen, wo er in Verbannung lebte. Dort auch hat er sein Werk in fünf Heften handschriftlich hinterlassen, und es befindet sich als Manuscript in den Händen des Patriarchen von Karlowiz. — Nach Brankowic herrschte wieder völliges literarisches Dunkel, bis erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die altserbische Literatur zu neuem Leben erwachte, namentlich durch die Bemühungen der Serben unter österreichischem Szepter. — Die Anfänge der neuerwachten serbischen Literatur waren aber den Bedürfnissen der Nation durchaus nicht angemessen, denn die serbischen Schriftsteller, die ihre Bildung meist auf auswärtigen Universitäten empfingen, verstiegen sich in Gebiete und Anschauungen, die in Serbien nicht begriffen wurden und keinen Anklang fanden. Das Volk verstand die im vorigen Jahrhundert erschienenen philosophischen und naturwissenschaftlichen Werke weder dem Sinne noch auch selbst der Sprache nach. Sie waren sämmtlich in altserbischer Mundart, die als Schriftsprache der Serben gebraucht wurde. In diesem nur der gräko-slavischen Geistlichkeit geläufigen, aber dem Volke entfremdeten altslavischen Dialekte, schrieb auch der Archimandrit Raic (Raitsch) außer vielen andern Werken seine fleißig gearbeitete „Geschichte der Südslaven," die 1792—1794 in Wien erschien. Er hinterließ viele historische und religiöse Schriften im Manuscript, unter andern auch eine Geschichte der Spaltung der griechischen von der römischen Kirche und viele geistliche Lieder. Sein Einfluß auf die Literatur der Südslaven war von großer Bedeutung, denn er war der erste, der für das Volk zu schreiben begann über Gegenstände, die diesem zugänglich waren, durch die Wahl der Stoffe sowohl als durch eine reich mit Serbismen durchflochtene Schreibart. Aber der erste, der durch die That bewies, was und wie man für das Volk schreiben müsse, war Dositej Obradovitsch (1739—1811) ein Mann von seltener Begabung und Tiefe (geboren zu Cakov im Banate), der nach gesunder Erwägung der Verhältnisse und wahren literarischen Zwecke die altslavische Kirchensprache bei Seite legte und in der serbischen Volkssprache zu schreiben begann. Mit ihm nimmt also die eigentliche serbische National-Literatur ihren wahren Anfang, und wir wollen im nächsten Artikel ihren weiteren Verlauf verfolgen.

Spanien.

Philipp II. und Don Carlos.

Nach H. Prescott.*

Zu der psychologisch tiefen, wie poetisch lebendigen Charakterskizze Philipp's II. und der schlagenden Parallele zwischen ihm und seinem Vater Karl V., deren Kenntniß wir bei deutschen Lesern voraussetzen — denn welchem gebildeten deutschen Leser sollte unseres großen Dichters Werk: die „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande" unbekannt sein? — mögen zuvörderst folgende Züge aus dem unten genannten Werke Prescotts als Ergänzung dienen.

Bei einem schrankenlosen Ehrgeiz, worin er seinem Vater nichts nachgab, liebte Philipp dennoch weder den Krieg, noch nachhaltige Unternehmungen. Aengstlich vorsichtig, überlegte er oft da noch, wo er schon hätte handeln sollen. Unter Umständen, wo Karl V. zu Pferde gestiegen wäre, schrieb Philipp II. zwanzig Briefe, wovon keiner vielleicht einen scharf bestimmten Befehl enthielt. Arbeiten und Leben war für ihn Eins und dasselbe; nur daß die Arbeit zu oft eine unfruchtbare war. Herr eines unermeßlichen Reiches, zersplitterte er seine Regententhätigkeit in Verwaltungskleinlichkeiten. Stets verschob er einen zu fassenden Entschluß auf morgen. Banger noch zauderte er, wenn er seinen Statthaltern Vollmacht geben sollte. Aus Scheu, ihnen allzu freie Hand zu lassen, überhäufte er sie mit einem Wust kleinlicher Vorschriften, verzögerte ihre Abreise an ihren Bestimmungsort, betrog sie sogar, indem er sie bald mit eiteln Hoffnungen täuschte, bald mit seinen wahren Absichten hinterm Berge hielt. In Einem Punkte jedoch glich er seinem Vater: im Mißtrauen; nur daß Karl es im Nothfalle hinter die Maske der Gutmüthigkeit und Offenheit zu verbergen wußte; ein Kunstgriff, für den der finstre Philipp zu plump war. Karl mit seinem genialen Scharfblick unterschied die seltenen Männer, auf deren unbedingte Hingebung er stets, von den ehrgeizigen, selbstsüchtigen Talenten, auf die er nur so lange zählen konnte, wie ihre Interessen mit den seinigen Hand in Hand gingen. Von beiden machte er erfolgreichen Gebrauch. Die erste Lehre, die er seinem Sohne in der Regierungskunst gab, bestand darin, gegen seine Diener auf der Hut zu sein. „Der Herzog Alba," sagt der Kaiser in einem noch vorhandenen Briefe an seinen Sohn, „ist der geschickteste Minister und der tüchtigste Heerführer in meinem Staate. Frage ihn um Rath, besonders in Militairsachen; unbedingt aber verlasse dich weder auf ihn, noch auf Irgendwen; verlasse dich überhaupt auf Niemand, als auf dich selber. Der hohe Adel wird um deine Gunst buhlen, um unter deinem Namen regieren zu können; lässest du ihm aber darin seinen Willen, so wird es dein Unglück sein. Schon die bloße Vermuthung, daß Irgendwer Einfluß auf dich habe, würde dir unermeßlich schaden. Bediene dich Aller, rechne aber schlechterdings auf Keinen." Diese Rathschläge erhielt Philipp mit siebzehn Jahren (1543), als Karl ihm die Regentschaft in Spanien übertrug; er hat sie nie vergessen.

Das treue und unparteiische Bild, das Prescott von Philipp entwirft, ist aber keinesweges der Typus des spanischen National-Charakters. Philipp besaß unbestritten alle Vorurtheile der Spanier im sechszehnten Jahrhundert, aber keine einzige ihrer Tugenden: Seelenadel, Freigebigkeit, Rittersinn hatten keinen Platz in seinem ausgedörrten Herzen. Die religiöse Unduldsamkeit des Kastilianers ist leicht zu erklären. Ein Volk, das sieben Jahrhunderte die Waffen nicht aus der Hand legte, um seinen ihm entrissenen Boden Schritt für Schritt zurückzuerobern, seine unterdrückte Religion zu verfechten — das aus seinem Glauben allein die Stärke zu Widerstand und Sieg schöpfte — ein solches Volk verwechselt in seinem Hasse die Gegner seiner Religion mit den Feinden seines Vaterlandes. Der Fanatismus der Spanier des sechszehnten Jahrhunderts stand auf gleicher Linie mit der ausschließlichen Vaterlandsliebe der Griechen und Römer, die alle Menschen außerhalb der Gränzen Hellas' und Latiums zu verächtlichen Barbaren stempelten. Vaterland und Religion waren den Spaniern sinnverwandt. Keinesweges aber waren die spätern Autodafé's eine nothwendige Konsequenz der langen Kriege zwischen den Christen und Moslemin. Als Isabella die Inquisition in ihre Staaten einführte, sah das Volk anfangs darin eine Schutzwehr gegen den erbitterten und noch immer furchtbaren, wenn auch besiegten Feind. Der Sieg hatte den Haß gegen die Ungläubigen nicht gestillt. Was Wunder, daß das befriedigte Rachegefühl der leidenschaftlichen Menge über die ersten Opfer, die auf den Scheiterhaufen der Inquisition rauchten, in freudigen Jubel ausbrach. Allein Torquemada verstand das Ding ganz anders und zeigte nur zu bald, daß er's nicht blos auf die rückfälligen Mauren abgesehen habe, sondern daß seine entsetzliche Unparteilichkeit weder den erprobtesten Patrioten, noch den ältesten Christen zu schonen gewillt sei, wenn sich ein Angeber fände. Die Inquisition in dieser Gestalt stieß daher auch in den ersten Jahren auf lebhaften Widerspruch, und der Abscheu gegen sie wuchs dermaßen, daß Torquemada und seine Helfershelfer Urtheil und Vollstreckung jählings, unvorbereitet erfolgen ließen, und daß sie eine lange Zeit sich genöthigt sahen, durch eine imposante militairische Macht den Ausbruch des öffentlichen Unwillens niederzuhalten.

Nach zwei Generationen aber, als der Aufstand der comuneros des Landes Mark erschöpft hatte, herrschte die Inquisition dauernd und unangefochten durch den Schrecken. Keiner dachte mehr daran, das Ungethüm zu bekämpfen, sondern nur durch stumme Ergebung zu entwaffnen. Der Schrecken ist ein rascher Volkserzieher. „Tod den Ketzern!" war das Gebet, das die spanischen Kinder des sechszehnten Jahrhunderts in der Schule lernten, und wahrscheinlich war's das erste, das Philipp stammelte. Bei dem ersten Autodafé, dem er als König beiwohnte, äußerte er, wenn sein leiblicher Sohn dem Spruche des heiligen Tribunals verfiele, würde er mit eigenen Händen den Holzstoß anzünden.

Nichts ist gefährlicher, als eine tief eingewurzelte Ueberzeugung in einem mittelmäßigen Kopf, der zu großer Macht berufen ist. Philipp war von seiner Unfehlbarkeit überzeugt; er glaubte steif und fest an seine göttliche Sendung; glaubte, daß die Feinde seiner Politik die Feinde der Religion sind und daß sie, von ihm erwürgt, obendrein in die Hölle zu ewiger Strafe kommen. Sein Fanatismus, von seinem ungeheuern Stolz geschürt, hatte alles menschliche Gefühl in ihm ausgebrannt und seine schlechtesten Thaten kosteten ihm vielleicht keinen einzigen Gewissensbiß. Was die kleinen Sünden betrifft, welche die heiße, spanische Sonne ausbrütet, und woran es auch in seinem Leben nicht fehlte: so dachte er ohne Zweifel mit jener vornehmen Dame, der liebe Gott werde sich das Ding zweimal besehen, ehe er einen Fürsten aus so gutem Hause, Sohn eines Kaisers, und einen Monarchen, in dessen Staaten die Sonne nicht untergeht, der Verdammniß preisgebe.

Diese „Unerschrockenheit, die bona fide vor keinem Verbrechen sich einschüchtern läßt," zeigt sich in Philipp in ihrer ganzen entsetzlichen Naivetät bei Gelegenheit der langvorbereiteten Rache, die er an dem Baron Montigny nahm. Die Sache ist kürzlich diese.

Das einzige Verbrechen Florent's von Montmorency, Barons von Montigny, war, daß er's gewagt hatte, dem Könige von Seiten des vlaemischen Adels ehrfurchtsvolle Vorstellungen gegen die tyrannischen Edikte zu machen. Er wurde zu Madrid verhaftet, als die Kunde der Hinrichtung Egmont's und Horn's hieher kam. Drei Jahre saß er in Spanien gefangen, während man ihm in Flandern heimlich den Prozeß machte. Als, Dank dem Henkerbeil Alba's, die Ordnung in den Niederlanden herrschte; als Montigny in Vergessenheit gerieth; als der schreckliche Gouverneur dem Könige schrieb, daß nun der Augenblick gekommen sei, durch eine offene Amnestie die Unterwerfung der Flamänder zu vollenden: da, erst da ließ Philipp den Baron Montigny erdrosseln, und zwar in tiefstem Geheimniß, nachdem er offiziell bekannt machen ließ, Montigny wäre krank, es ginge immer schlimmer mit ihm, es wäre keine Hoffnung mehr. Als man dem Verurtheilten den Spruch mittheilte, ließ man ihn, kraft Instruction des Königs, die Vergünstigung hoffen, eine Art Testament machen zu dürfen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er in dieser Urkunde erkläre, er sterbe eines natürlichen Todes. Alles war geschickt berechnet, die Zeitgenossen zu täuschen und das Verbrechen der Nachwelt zu verhüllen. Allein Philipp fürchtete nur die Zeitgenossen. Im Archiv von Simancas ließ er alle Schriftstücke dieses Prozesses, seine Befehle, seine Depeschen, das echte und das falsche Protokoll über den Tod Montigny's niederlegen. Noch mehr, er theilte die ganze Verhandlung dem Herzog von Alba mit, den er nicht um Rath gefragt, und also auch nicht nöthig hatte, zu instruiren. Es scheint ihm, von einer gewissen Autor-Eitelkeit gequält, leid gewesen zu sein, daß so schöne Erfindungen unbekannt bleiben sollten. Der Bericht nach Brüssel war vorsichtig in Chiffern abgefaßt. Der König, kleinlich in Allem, der kein beschriebenes Blatt sehen konnte, ohne eine Randglosse anzubringen, erwähnt darin die gottseligen Gesinnungen, die Montigny in seinem letzten Augenblicke gezeigt hätte, und berief sich auf das Zeugniß des Beichtigers, der ihn zum Beistande zugeordnet worden, dahin lautend: „Er hat sich als ein so guter Katholik erwiesen, wie ich selber einer zu sein wünsche." Dazu hatte der König anfangs die Bemerkung diktirt: „Vielleicht ist das ein Blendwerk des

* History of the Reign of Philipp the Second. By Henry Prescott. Wir benutzen hierbei ein Referat Merimée's in der R. d. d. M. über den kürzlich verstorbenen amerikanischen Verfasser, der leider seine Geschichte Philipp's II. unvollendet hinterlassen hat D. R.

Satans, der, wie wir wissen, den Ketzer auch in der letzten Stunde nicht verläßt." Dann aber besann er sich eines Andern und schrieb an den Rand des Konzepts eigenhändig: „Löschet das in der Chiffern-Uebertragung aus; von den Todten soll man stets das Beste denken." Und doch wollte er seine Bemerkung nicht umkommen lassen; sie hat sich in dem Konzept seines Briefes an Alba in dem Archiv von Simancas richtig erhalten.

Philipp blieb bei den gräßlichsten und schändlichsten Handlungen in einem Grade fühllos, daß man in Zweifel gerieth, ob ein Mensch, der solcher Thaten fähig ist, wie ein wildes Thier gejagt oder wie ein Wahnsinniger eingesperrt werden muß. Sicher ist, daß sein Gewissen von ganz anderer Beschaffenheit war, wie bei allen andern Menschen. Entfährt ihm bisweilen ein menschlich milder Laut, so entschuldigt er sich hinterher. Er giebt einige Ellen schwarzes Tuch her, damit die Dienerschaft Montigny's bei dem Todtenamt ihres Herrn in der Kirche anständig erscheinen könne, unterläßt aber nicht, dem Herzog Alba zu bemerken, „daß bei der geringen Anzahl der Dienerschaft die Ausgabe sehr unbedeutend war." Die Seelenruhe Philipp's läßt sich nur mit der des Henkers vergleichen, der ohne Gewissensbisse köpft und würgt, in dem Bewußtsein, er thue es als Werkzeug des Gesetzes. Auch Philipp hielt sich für das Werkzeug der Vorsehung, und seine feindseligen Leidenschaften dünkten ihn Stimmen aus der Höhe.

Da man nur den Reichen leihet, so entschädigten die Zeitgenossen Montigny's, die an dessen natürlichen Tod hatten glauben müssen, sich dadurch, daß sie Philipp die Ehre erwiesen, ihm den gewaltsamen Tod seines Sohnes Don Carlos auf die Rechnung zu setzen. Prescott, der dieses große geschichtliche Problem mit gewissenhaftester Sorgfalt studirt hat, findet keine genügenden objektiven Beweise, um ein Verdikt auf Mord gegen den König abzugeben; läßt aber schreckliche Vermuthungen durchblicken, die bei einem sonst so unbefangenen und umsichtigen Geschichtsforscher einer moralischen Ueberzeugung gleich kommen. Merimée gelangt zu einem entgegengesetzten Schluß, nachdem er die wohlbewährten Thatsachen zusammengestellt, auf die sich ein Urtheil gründen läßt. Denn Dichter und Romanschreiber haben die Person des Don Carlos dermaßen zu einem Phantasiebild umgestaltet, daß sie die Zeugnisse der Mitwelt fast ganz in den Hintergrund gedrängt haben; es erscheint ihm also wichtig, an diese zu mahnen, und er führt zunächst Branthôme an, einen stets sorgfältigen und meist genauen Beobachter, einen uneigennützigen Zeugen, und zu sehr auf Skandal versessen, um seinen Lesern etwaige Entdeckungen der Art vorzuenthalten.

Branthôme verweilte 1564, also beiläufig drei Jahre, vor der fraglichen Katastrophe am spanischen Hofe. „Don Carlos," sagt er, „war sehr nastre und hatte mancherlei humeurs bigarées." Nastre ist ein in Périgord noch heutzutage übliches Wort im Sinne, Duckmäuser und humeurs bigarées scheint ein vermäntelter Ausdruck der Hofsprache, um darunter den eigentlichen Gedanken, wie er aus dem folgenden Bilde deutlich hervortritt, zu verbergen, daß es in dem Kopfe Seiner königlichen Hoheit nicht richtig gewesen sei. Der venetianische Gesandte — bekanntlich hatten die Gesandten der Republik den Auftrag, den Charakter der Fürsten, bei denen sie akkreditirt waren, zu studiren und darüber zu berichten — schrieb an seine Regierung: Der Prinz verräth eine frühzeitige Grausamkeit, der unter andern sich daran belustigt, Hasen lebendig zu braten." Dieser edelmännische Zeitvertreib verkündigte gerade keine Neigung, die Autodafé's abzuschaffen. Schon in der Kindheit war er von Gallenbeschwerden heimgesucht. Er hatte öftere Fieberanfälle. Er wurde im Wachsthum sehr aufgehalten und wenige glaubten, daß er die Mannesreife erreichen werde. An einem noch vorhandenen, von Sancho Coello gemalten Portrait, das nach allen Anzeichen naturgetreu ist, fallen dem Beschauer sofort die gekrümmten Schultern, der nach vorn überhängende Kopf und der trübselige Ausdruck auf; die Gesichtsfarbe ist bleich, die Augen erstorben und der ganze Habitus zeugt von einem krankhaften Wesen. Obendrein fiel er in seinem zwölften Jahre von einer Treppe hinab auf den Kopf und mußte trepanirt werden; zu allen Zeiten eine heiklige Operation und für die damaligen Wundärzte erst recht. Lange schwebte er zwischen Leben und Tod, bis man auf den Gedanken kam, die Reliquien des Fraters Diego, der im fünfzehnten Jahrhundert im Geruche der Heiligkeit gestorben war, in sein Bett zu bringen. (Das Bild dieses Mönches, von Murillo gemalt, ist im Museum des Louvre zu sehen; er ist in dem Moment aufgefaßt, wo er durch die Glut des Gebets von der Erde verzückt wird und die Engel statt seiner — er war nämlich der Koch des Klosters — die Küche beschicken.) Der Heilige erschien dem Kranken in der Nacht und kündigte ihm Genesung an. Aus Gewerbseifersucht schrieb der Leibarzt des Prinzen sich die Ehre zu; aber kein Mensch hörte auf ihn. Fray Diego wurde kanonisirt, Don Carlos aber um kein Haar gescheidter. „Sein Vergnügen war," sagt Branthôme, „in Begleitung von zehn bis zwölf Pagen aus den ersten Häusern Spaniens, auf den Straßen umherzuschwärmen und die Leute mit dem Degen anzufallen. Begegnete er einer schönen Frau, mochte sie auch den vornehmsten Ständen angehören, so faßte er sie und küßte sie mit Gewalt vor Aller Augen ab und hieß sie dann H..., Sau u. s. w." Dies muß besonders auffallen, da die Achtung gegen Frauen von je ein Zug in dem kastilianischen Charakter war. Branthôme und Cabrera erzählen noch manches andere artige Stückchen von dem Prinzen. Seinen Schuhmacher, der ihm die Stiefel zu eng gemacht hatte, zwang er, sie, als Fricassée zubereitet, aufzuessen. Er trug nämlich gern geräumige Stiefel, nicht in dem Fuße, denn es wird nicht gesagt, daß er an Hühneraugen litt, sondern in den Schäften, die nach der Mode Trichterform hatten, und in die er überdieß ein Paar Terzerole steckte; eine gefährliche Gewohnheit bei einem so cholerischen Menschen. Einmal prügelte er seinen Gouverneur durch, ein andermal wollte er seinen Kämmerling zum Fenster hinabwerfen. Kardinal Espinosa, Präsident des Rathes von Kastilien, hatte einen Schauspieler, den Carlos liebte, aus Madrid gejagt. Bei der nächsten Begegnung faßte er Se. Eminenz am Kragen und mit der Hand am Dolchgriff schrie er ihm zu: „Schuft, du unterstehst dich, mit mir anzubinden? Beim Leben meines Vaters, ich durchstoße dich!" Seine Brutalitäten, seine Gassenjungenstreiche konnte man, streng genommen, als prinzliche Amüsements gelten lassen; versteht sich, eines Prinzen, der so erzogen wurde, wie der Sohn Philipps erzogen werden konnte: planmäßig umgeben von untergeordneten Dummköpfen oder Schurken, die ihr Interesse dabei fanden, ihn zu verderben. Eine Tugend besaß Carlos, die er nicht von seinem Vater hatte: er war sehr freigebig. „Wer soll denn geben, wenn ein Prinz nicht giebt?" pflegte er zu sagen. Leider regneten diese Wohlthaten zumeist auf seine liederlichen Genossen.

Mitten in diesem ausschweifenden Leben wandelte ihn mitunter die Lust an, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, und er zürnte seinem Vater, der ihn von dem Staatsrathe ausschloß. Alles beweist, daß Philipp sich keine ernste Mühe gab, ihn zu bessern; er zeigte ihm nur den Widerwillen, den seine Aufführung ihm einflößte. Er entfernte ihn aus seiner Nähe und umgab ihn mit Spähern. Als Kind fürchtete, als Jüngling haßte Carlos seinen Vater. Er allein wagte es, dem allmächtigen Despoten zu trotzen, ja sich über ihn lustig zu machen. Er ließ sich ein dickes Buch von weißem Papier binden, das den Titel führte: „Große und wunderbare Reisen des Königs Don Philipp." Die einzelnen Blätter waren überschrieben: „Ging von Madrid nach Escorial" — „von Escorial nach Madrid" — „von Madrid nach Aranjuez" rc. Hätte Carlos wirklich Neigung und Tüchtigkeit zu den Geschäften gehabt, so konnte er Don Philipp gefährlich werden; unglücklicher Weise dachte er mit Molière's Edelmann, daß ein Prinz Alles weiß, ohne Etwas gelernt zu haben. Er wollte eine Rolle spielen, eine Hofhaltung, vielleicht um Gelegenheit zu haben, die Leute zu prügeln und zu beschimpfen. Als die Stelle Margarethen's in den Niederlanden zu ersetzen war, meinte Carlos, daß ihm die Regentschaft recht wäre. Ob er sie von seinem Vater erlangt habe, weiß man nicht; aber, als er die Ernennung Alba's erfuhr, wüthete er, verbot dem Herzog die Annahme, und, nach seiner Gewohnheit, drohete er, ihn zu ermorden. Er zückte wirklich den Dolch gegen ihn; allein der alte Krieger, der schon andere Leute vor sich gehabt, entwaffnete ihn und hielt ihn in gehörigem Abstand, bis der Prinz, überzeugt, daß er den Kürzern ziehen würde, in sein Zimmer ging, um hier seine Verzweiflung und seine Wuth zu verbeißen. Wenige Tage nach diesem heftigen Auftritt wurde Carlos verhaftet. Leider werden die zeitgenössischen Zeugnisse von diesem Moment ab immer seltener und dunkler.

Nur eine nicht ganz zuverlässige Quelle, ein Bericht von einem namenlosen Kammerdiener des Prinzen, ist die einzige, aus der wir schöpfen müssen. Nach dieser Darstellung war Don Carlos kurz vor Weihnachten 1567 in einer furchtbaren Aufregung. Vor seinen Dienern, später auch vor seinem Oheim, Don Juan d'Austria, den er mehr als Irgendeinen am Hofe achtete und liebte, äußerte er wiederholentlich, er wollte einen Menschen, mit dem er einen Streit hätte, umbringen. Den 28. December wollte die gesammte königliche Familie nach dem Brauch öffentlich das Abendmahl nehmen. Den Tag zuvor ging Don Carlos zur Beichte und bekannte dem Priester unverhohlen, daß es bei ihm Wunsch und Absicht sei, einen Mord zu begehen. Erschrocken über dieses Bekenntniß, versagte ihm der Beichtiger die Absolution. Don Carlos, mehr überrascht als erzürnt, sah sich nach einem minder strengen Priester um; berief endlich sechszehn Mönche, Kasuisten von großem Ansehen, zu einer Consultation und legte ihnen die Frage vor, ob er nicht Absolution erhalten und kommuniziren könne, bevor er seinen Feind abthue? Die feste

Antwort Aller lautete, es sei an keine Absolution zu denken, so lange er solche Absichten hege. Da brach der Prinz ab und bat, man sollte ihm beim Abendmahl eine ungeweihte Hostie reichen, um das öffentliche Aergerniß zu vermeiden, das eine Versagung der Theilnahme an der Communion unfehlbar hervorrufen würde. Einer der Kasuisten, der wohl sah, daß er's mit einem Verrückten zu thun habe, und es für wichtig hielt, zu erfahren, wem der Prinz zu Leibe wolle, gab ihm zu verstehen, daß, bevor die Doktoren sich entscheiden, sie schlechterdings den Namen des so verhaßten Feindes, dessen er sich erledigen wolle, wissen müßten. „Es ist mein Vater," sagte Carlos ohne Anstand. Sofort ging die Meldung an den König, der gerade im Escorial sich aufhielt.

So weit der Kammerdiener. Merimée bemerkt dazu: Wohl konnte jener die blutigen Drohungen des Prinzen gehört haben, aber bei der Consultation der Doktoren war er nicht anwesend. Und diese ganze Partie seiner Erzählung verträgt sich, abgesehen von ihrer Seltsamkeit, schwer mit den Zeit-Angaben. Die Consultation hatte hiernach am 28. December 1567 stattgefunden; Don Carlos wurde aber erst den 18. Januar 1568 verhaftet. Und so lange sollte Philipp gezaudert haben, ehe er zu einem Entschluß kam, indeß der Mensch, von dem er Alles zu fürchten hatte und der Pistolen in den Stiefeln trug, frei herum ging?

Ferner berichtet er, und diesmal übereinstimmend mit der Korrespondenz des apostolischen Nuntius, daß Carlos am 17. Januar beim Postdirektor acht Pferde auf den folgenden Tag bestellte. Dieser antwortete, daß er keine zur Verfügung habe, und berichtete sofort an den König, nachdem er die Vorsicht gebraucht, alle seine vorräthigen Pferde von Madrid zu entfernen. Philipp kannte schon, zum Theil wenigstens, die Pläne seines Sohnes; denn „seit wenigen Tagen," schreibt der Nuntius, „ließ dieser sehr gottesfürchtige Monarch in mehreren Klöstern Gebete halten, daß ihn Gott in einem Anliegen von der äußersten Wichtigkeit erleuchten möge." Darf man dem Kammerdiener Glauben beimessen, so hätte Don Juan dem Könige hinterbracht, daß Don Carlos eine beträchtliche Summe, 150,000 Dukaten, als Darlehn aufgenommen und Jenem den Vorschlag gemacht habe, ihn auf der Flucht zu begleiten. Als Don Juan den Prinzen am 18. Januar besuchte, warf ihm dieser den Verrath vor und griff nach dem Degen; Don Juan mußte sich vertheidigen und Leute rufen, um einen Zweikampf zwischen Oheim und Neffen zu hindern. Dieser Auftritt wird auch von andern Zeitgenossen mit einigen Abänderungen erzählt; durchaus unwahrscheinlich ist er gerade nicht.

Don Carlos hatte, das wußte der ganze Hof, aus seinem Schlafzimmer eine Art Waffensaal gemacht. Beiläufig bemerkt, ist diese Sucht, sich mit Waffen zu umgeben, gewöhnlich bei allen Personen von gestörter Vernunft. Die Thüre dieses Schlafzimmers war mit starken Riegeln versehen, die der Prinz, vermöge eines angebrachten Mechanismus mit einem Stricke von seinem Bette aus zurückschieben und die Thüre denen öffnen konnte, die er verlassen wollte. Diese Vorsichtsmaßregeln und die Waffen besonders beunruhigten den König sehr. Zuvörderst brachte man, vom Prinzen unbemerkt, den Mechanismus in Unordnung. Den 18. Januar um Mitternacht — erzählt der besagte Kammerdiener, der vor dem Schlafzimmer des Prinzen den Dienst hatte, erschien der König in Rüstung, mit einem Helm auf dem Kopf, begleitet von dem Herzog Feria, seinem Gardekapitain, von vier oder fünf Edelleuten und einem Dutzend Soldaten. Don Carlos schlief fest, und die Thüre wurde ohne Geräusch aufgemacht. Der Herzog schlich zuerst auf den Fußspitzen hinein, bemächtigte sich des Degens und des Dolches, die am Kopf-Ende lagen, dann einer mit Kugeln geladenen Büchse, die etwas entfernt, aber so stand, daß sie vom Bette aus zu erreichen war. In diesem Augenblick erwachte der Prinz: „Wer ist da?" rief er. — „Der Staatsrath," antwortete der Herzog. Im Nu war der Prinz auf den Beinen und suchte seine Waffen, aber schon hatten ihn die Soldaten gefaßt. Jetzt zeigte sich der König und befahl ihm, sich wieder zu legen und ruhig zu verhalten. „Was wollen Sie von mir?" fragte der Prinz. „Das werden Sie bald erfahren," lautete die Antwort des Königs. Eine Schatulle mit Papieren wurde weggenommen und das Zimmer von allen, besonders eisernen Geräthschaften geräumt, die als Waffen hätten dienen können. Fenster und Thüren wurden dann geschlossen und mit Vorlegeschlössern versehen. Beim Weggehen sagte er zum Herzog, dem er die Bewachung des Gefangenen übertrug: „Ihr haftet mir mit Eurem Kopfe für ihn!" — „Sie thäten besser, mich auf der Stelle zu tödten," schrie Carlos; „wenn Sie es nicht thun, so werde ich mich selber umbringen!" — „Das werden Sie nicht thun," sagte der König; „es wäre die That eines Tollhäuslers." — „Ich bin nicht toll, aber Sie behandeln mich so schlecht, daß Sie mich zur Verzweiflung bringen." — Die Stimme des Prinzen war von Schluchzen halberstickt. Er blieb auf seinem Bette ausgestreckt liegen und zerfloß in Thränen. Tages darauf berief der König seinen Rath und ließ den Prozeß gegen den Prinzen einleiten. Die Sitzung dauerte von 1 Uhr Nachmittags bis 9 Uhr Abends, und das Protokoll bildete einen Aktenband von einem halben Fuß.

Was ist nun von all dem zu halten? Die Erzählung der Verhaftnahme erscheint glaubwürdig; sie wird durch die Berichte der fremden Gesandten bestätigt, und ein Auftritt, der fünfzehn bis zwanzig Zeugen hatte, konnte dem Publikum nicht verborgen bleiben. Auch der Zusammentritt des Staatsraths unter Vorsitz des Königs, am Tage nach der Verhaftung, ist unbestritten. Die Frage ist nur: Handelte es sich hier um einen Prozeß oder eine Untersuchung? Wurde der vor seinem Vater verhaftete Prinz als Hochverräther oder als Wahnsinniger dargestellt? Unter den Mitgliedern der Kommission findet sich kein Arzt, und doch konnte ja der Leibarzt des Prinzen als Zeuge aufgefordert, oder ihm, was der damals üblichen Prozedur noch mehr entsprach, ein schriftliches Gutachten abgefordert werden. Bemerkenswerth ist überdies die Thatsache, daß in den diplomatischen Mittheilungen von Seiten Philipps an die fremden Höfe von dem Wahnsinn des Prinzen keine Rede ist. Der König sagt blos, daß „um seinen Pflichten gegen Gott und den Staat zu genügen, er gezwungen ist, seinen Sohn gefangen zu halten." — „Dieser Entschluß," schreibt er an seine Tante, die Königin von Portugal, „wurde weder durch ein Vergehen meines Sohnes, noch durch einen Mangel an Achtung seinerseits gegen mich hervorgerufen. Es ist keine Strafe, die ihm auferlegt worden; denn wäre diese Strafe auch eine nur zu verdiente, so würde sie doch ihre Dauer und ihre Gränze haben. Ich habe keine Hoffnung, daß dies ihm als Lehre dienen wird, sich zu bessern. Diese Angelegenheit hat eine andere Ursache und einen andern Grund. Das Heilmittel beruht nicht auf der Zeit und den Maßnahmen." — Wollte Philipp hier nicht verstanden werden, so ist es ihm trefflich gelungen. Es scheint aus diesen verzwickten Redensarten nichts Anderes hervorzuschimmern, als daß es dem stolzesten der Könige schwer wurde, einfach zu sagen, sein Sohn, der vermuthliche Thronerbe, sei wahnsinnig und er hoffe auf keine Heilung.

Prescott hingegen legt diese in Nebel gehüllte Sprache anders aus. Wäre Don Carlos wahnsinnig gewesen, weshalb machte man ihm den Prozeß? Weshalb wurde eine Spezial-Kommission beauftragt, ihn zu richten? Sie bestand aus dem Kardinal Espinosa, demselben, den Carlos mit dem Dolch bedrohet, aus dem Fürsten Eboli und aus Briviesca de Muntañones. Nichts deutet an, daß der Prinz einen selbstgewählten oder amtlich ernannten Vertheidiger gehabt hätte. Er wurde, wie es scheint, nicht einmal verhört, und das ganze Verfahren blieb tiefstes Geheimniß. Nach dem Tode des Prinzen wurden die Akten dem Kanzler übergeben, der sie, nach seiner Gewohnheit, in das Archiv von Simancas schickte, wo sie sich aber nicht mehr befinden sollen.....

Prescott führt nun einen Brief an, den der päpstliche Nuntius in Folge eines Gesprächs mit dem Kardinal Espinosa am 24. Januar 1568, also sechs Tage nach der Verhaftung des Prinzen, an den heiligen Vater geschrieben hatte. „Ist es wahr, wie es überall heißt," fragte der Nuntius, „daß der Prinz einen Mordversuch gegen Seine Majestät gemacht hat?" — „Wenn es," antwortete der Kardinal, „sich nur um eine persönliche Gefahr Seiner Majestät handelte, das könnte hingehen, denn es wäre leicht, den König zu bewachen; es ist etwas bei weitem Schlimmeres — wenn es etwas Schlimmeres geben kann. Seit zwei Jahren sucht der König ein Mittel, ihn von dem bösen Wege, den er eingeschlagen, abzubringen; allein er konnte ihn nicht aufhalten, noch seinen Kopf in Ordnung bringen, so daß es dahin kommen mußte." Nach Prescott kann dieses „bei weitem Schlimmere" nur auf Ketzerei gedeutet werden; denn nur für die Männer der Kirche ist Ketzerei das einzige Verbrechen, das schlimmer als Vatermord ist. Und in der That, der Nuntius selbst und der toskanische Gesandte legen den Worten des Kardinals diesen Sinn unter.

Merimée indeß kann aus den Argumenten Prescott's nicht dessen Ueberzeugung gewinnen. Zuvörderst meint er, lege man zu großes Gewicht auf das Wort Prozeß. Erschiene es nicht richtiger, zu sagen, eine Kommission sei beauftragt worden, in Bezug auf den Prinzen zu prozediren (zu verfahren)? Kann denn Einer mit Bestimmtheit sagen, ob sie über ein Verbrechen zu erkennen, oder den Seelenzustand des Prinzen festzustellen, oder dem Könige die Maßregeln vorzuschlagen hatte, die Erbfolge zu ändern, in dem Falle, daß der Prinz für unfähig oder unwürdig erklärt würde, den Thron zu besteigen? Ja, es läßt sich entschieden behaupten, daß der Zweck der Kommission nicht war, als Richter ein Urtheil zu sprechen. In der That, hätte Don Carlos gegen seinen Vater

oder gegen die katholische Religion konspirirt, so mußte er Mitverschworene haben, die sicherlich gehängt, verbrannt, oder im Nothfalle, wie Montigny geheim aus der Welt geschafft worden wären. Nun aber verlautet nicht das Geringste von einer Hinrichtung, einem Urtelspruch, einem Verhaftsbefehl gegen einen Diener oder Freund des Prinzen. Mit Recht wundert sich Merimée, daß diese Bemerkung Prescott entgangen ist; er mußte ja wissen, daß ein Prinz niemals allein eine Verschwörung anzettelt. Man erinnert sich, daß Don Carlos den Tag vor seiner Verhaftung acht Postpferde bestellte. Sicherlich nicht für ihn allein, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1568 die Wege nicht so beschaffen waren, um von Madrid nach der Gränze in einer Kutsche zu flüchten. Es waren also Reitpferde, die er bestellt hatte, und rechnet man einige für die Postillone ab, so muß immer noch das Gefolge aus drei oder vier Personen bestanden haben. Woher käme es nun, daß diese nicht aufgesucht und bestraft wurden? Nur eine einzige Erklärung ist zulässig: der Fluchtplan gehört ganz dem Prinzen, und die Leute, die er mitnehmen wollte, waren die ersten, die denselben dem Könige verriethen.

Nachdem Merimée noch aus inneren und äußeren Gründen die Ansicht, daß Don Carlos der Ketzerei angeklagt worden, zurückgewiesen, kommt er zu dem wahrscheinlichen Schluß, daß man Carlos einfach als gefährlichen Wahnsinnigen eingesperrt habe.

Allein mit der Verhaftung hört das Geheimniß noch nicht auf. Der Prinz starb am 24. Juli 1568, über fünf Monate nach dem Verlust seiner Freiheit. War sein Tod ein natürlicher? — Llorente, auf Grund einer Handschrift, die ihm allein mitgetheilt worden, und deren Ursprung er nicht einmal andeutet, erzählt, daß die gedachte Kommission am 9. Juli dem Könige Bericht erstattet, dahin lautend, daß der Angeklagte des Hochverraths ersten und zweiten Grades schuldig sei: 1) weil er sich gegen das Leben seines Vaters verschworen, und 2) weil er den Versuch gemacht habe, die Souverainetät über die Niederlande an sich zu reißen. In Betracht, daß diese beiden Verbrechen die Todesstrafe nach sich ziehen, stelle es die Kommission dem Könige anheim, zu entscheiden, ob diese Strafe auf den Präsumtiv-Erben Anwendung finde. Der König hatte die Kommission bedeutet, das Gesetz wäre für Alle gemacht; es gäbe aber ein Mittel, das Aergerniß einer Hinrichtung zu vermeiden. Die Gesundheit des Prinzen sei sehr gestört, man überlasse ihn seiner ungeordneten Lebensweise, und er werde sich unfehlbar und rasch aufreiben. Nur müsse man es so einrichten, daß er noch Zeit habe, zur Selbstkenntniß zu kommen, um seine Seele zu retten. Darauf sei ihm vom Leibarzt ein heftiges Abführungsmittel beigebracht worden, das den erwünschten Erfolg gehabt hätte.

Diese Erzählung scheint nach dem Tode des Prinzen erfunden, um das Geheimnißvolle desselben zu erklären. Aus zahlreichen und unwiderleglichen Beweisen geht hervor, wie der Prinz in der Gefangenschaft behandelt wurde. Der König selbst diktirte die zu nehmenden Maßregeln, und sein Befehl datirt vom 2. März, also über vierzig Tage vor der Verhaftung. Die allgemeine Ueberwachung war dem Herzog Eboli mit noch sechs Edelleuten anvertraut; zwei blieben abwechselnd stets in unmittelbarer Nähe des Gefangenen. Nach ihrer Instruction mußten sie ihn den Tag über durch Unterhaltung zu zerstreuen suchen; von Politik, besonders über die Motive seiner Einsperrung zu sprechen, war ihnen streng untersagt; befragte sie der Prinz darüber, mußten sie schweigen; kein Auftrag an ihn durfte zugelassen, keiner von ihm übernommen werden. Die einzigen Personen, die Zutritt hatten, waren: der Leibarzt des Königs (proto-medico), der Beichtvater des Prinzen, sein Barbier und ein Kammerdiener.

Anfangs zeigte sich Don Carlos bis zur Raserei aufgereizt und soll versucht haben, Hand an sich zu legen; auf diese Wuthausbrüche folgte aber dann eine dumpfe, hinbrütende Verzweiflung. Gleichgiltig gegen die Umgebung, sprach er kein Wort; die Andachtsbücher, die man ihm gab, warf er weg, er wollte weder seinen Beichtiger, noch seinen Arzt sehen. Seine Gesundheit ging rasch auf die Neige, ein Schleichfieber untergrub sie. Der Arzt erklärte dem König, daß das Ende unaufhaltsamen Schrittes sich nahe. Da überfiel Philipp II. ein fürchterlicher Gedanke: Wenn sein Sohn in der Verzweiflung stirbt und seine Seele zu Grunde geht, so würde er vielleicht dafür verantwortlich sein.

Da wandte sich der König an den Pater Suarez, frühern Almosenier des Prinzen, dem dieser mitunter Beweise von Zuneigung gegeben hatte, und dem man einigen Einfluß zutraute, und forderte ihn auf, an seinen Sohn zu schreiben. Der Brief blieb aber im Augenblick ohne Wirkung. Don Carlos, obgleich seine Wächter ihn nicht aus den Augen ließen, war andrerseits sich völlig überlassen. Er stand fast nackt im Luftzuge, überschwemmte sein Zimmer mit Wasser und ging darin mit bloßen Füßen auf und ab. Sein Unterbett ließ er mit Eis belegen. Tagelang nahm er keine Nahrung zu sich, dann verschlang er wieder auf einmal eine Pastete aus vier Rebhühnern mit der Kruste und trank an einem Tage 11—12 Pinten Eiswasser. Und das geschah vor sichtlichen Augen des Herzogs Eboli und seiner sechs zugeordneten Edelleute! Brauchte man dem Unglücklichen, der so mit sich verfuhr, noch Gift zu reichen? Der Nuntius, der diese Einzelheiten an seinen Hof berichtet, fügt hinzu: „Der Prinz, dem die Hände gebunden sind, sich durch ein rasches Mittel den Tod zu geben, scheint die Absicht zu haben, durch die Diät, die er befolgt, auf einem nicht minder sichern Weg zum Ziel zu kommen."

Auf der letzten Stufe der Erschöpfung und sein nahes Ende fühlend, schien Don Carlos plötzlich ein anderer Mensch geworden. Er verlangte aus freien Stücken nach seinem Arzt und seinem Almosenier, erfüllte die kirchlichen Pflichten mit gesammeltem Gemüthe und, da die Natur seiner Krankheit ihm nicht gestattete, die Hostie zu nehmen, so betete er sie in demüthiger Inbrunst aus der Ferne an. „Er zeigte eine solche Zerknirschung, eine solche Verachtung der weltlichen Dinge, eine solche Sehnsucht nach dem Himmel, daß man sagen möchte, Gott habe ihm die Fülle aller Gnaden für die letzte Stunde aufgespart;" schrieb der Nuntius Castaneo an den heiligen Vater. In einem Vorgefühl, wie es die Kranken bisweilen haben, hatte er geäußert, er werde bis zur Vigilie des heiligen Jacob leben. Als man ihm bemerkte, daß noch vier Tage bis dahin seien, rief er: „Ach, noch vier Tage des Elends!" Er verlangte nach seinem Vater; der Beichtiger aber machte dem König begreiflich, daß es besser wäre, den Sterbenden nicht an die Dinge dieser Welt zu mahnen. Während nun Don Carlos in jenen Schlummer, der Vorbote des Todes, sank, kam der König bis in's Zimmer und gab, hinter dem Herzog verborgen, aus der Ferne seinem Sohne den Segen. „Hierauf," sagt sein Biograph Cabrera sehr naiv, „zog er sich in seine Gemächer zurück, eine Betrübniß mehr im Herzen, und eine Sorge weniger im Kopfe."

Am 24. Juli 1568, nach Mitternacht, sagte man dem Prinzen, jetzt beginne die Vigilie des heiligen Jacob. Ein Freudenstrahl fuhr über sein abgezehrtes Angesicht; er verlangte, daß man ihm eine geweihte Kerze in die Hand gebe, mit der andern schlug er sich auf die Brust und hauchte den letzten Seufzer aus. „Kein Katholik," schreibt der Nuntius, „hat je katholischer geendet."

Nun noch ein Wort über Elisabeth von Frankreich, Gemahlin Philipp's II. Prescott hat die romanhafte Ueberlieferung, die aus Don Carlos den Nebenbuhler seines Vaters und diesen zu einem zweiten Blaubart macht, mit gewohnter Sorgfalt und Umsicht in dem kritischen Schmelztiegel geprüft und auch nicht die Spur eines geschichtlichen Kerns darin gefunden. Allerdings war die Rede gewesen, Don Carlos mit Elisabeth zu vermählen und dadurch den Frieden zwischen Spanien und Frankreich zu befestigen; allein die Ehe hätte nicht sofort vollzogen werden können, da Elisabeth erst vierzehn Jahre zählte und Don Carlos noch einige Monate jünger war. Da sollen die französischen Bevollmächtigten zuerst den Vorschlag auf's Tapet gebracht haben, daß der König selbst die Tochter Heinrich's II. heiratete; und Philipp, der eben von der englischen Elisabeth einen Korb bekommen, war froh, ihr zu zeigen, daß es ihm nicht an guten Partieen fehle, und nahm sofort die Hand Elisabeth's an. Er war zur Zeit der Vermählungsfeier zweiunddreißig, sie fünfzehn Jahre alt. Don Carlos mochte es beim Anblick seiner reizenden Stiefmutter der Diplomatie übel vermerkt haben, daß sie ihn zu jung gefunden, um den Bund zwischen den beiden Kronen zu verkitten; allein er wußte sich bald zu trösten. Dankbar für das Wohlwollen, das ihm Elisabeth bewies, schien er sie allein von der Verachtung, die er gegen die Frauen zeigte, auszunehmen, ohne daß in ihrem Verhältniß die leiseste Spur von Liebe zu entdecken war. Elisabeth wollte ihn aus seinem liederlichen Leben reißen und hatte den Plan, ihn mit ihrer jüngern Schwester Margaretha von Valois zu verheiraten. Ueberdies hat Prescott die zahlreichsten und glaubwürdigsten Zeugnisse gesammelt, daß bis zum letzten Augenblick zwischen Philipp und seiner Gemahlin Vertrauen und Zuneigung geherrscht haben. Ein Beispiel unter vielen ist, daß er ihr, der spanischen Hofsitte entgegen, erlaubte, ohne Schleier zu erscheinen. Der Hofhalt der Königin war ganz französisch. Der strenge Philipp selbst konnte sich dem mächtigen Einfluß der jungen und schönen Fürstin nicht entziehen. Und als sie, wenige Monate nach Don Carlos im Wochenbette, starb, erklärte Philipp das als den härtesten Schlag, der ihn je getroffen.

Portugal.

Antonio José da Silva,

der portugiesische Plautus jüdischer Abkunft.

Das in Lissabon auf Kosten der Regierung erscheinende „Diccionario Bibliographico Portuguez" enthält neben vielen anderen werthvollen Angaben über die ältere und neuere Literatur Portugals eine interessante Notiz über den Dichter Antonio José da Silva, dessen dramatische Werke ihm den Namen des portugiesischen Plautus erworben haben. Zwei kurze Lebensbeschreibungen dieses Dichters finden sich schon in Barbosa Machado's „Bibliotheca Lontova," die eine in dem ersten Bande, welcher 1741 herauskam, die andere in dem vierten, welcher 1759 veröffentlicht wurde. Es heißt darin, daß er aus Rio de Janeiro gebürtig war, in Coimbra studirte, in Lissabon als Rechtsgelehrter lebte; daß er „ein Talent für die komische Poesie besaß, welches er durch verschiedene Werke an den Tag legte, die von dem Publikum mit Beifall aufgenommen wurden," und endlich, daß er „am 19. Oktober 1739 starb;" aber es fehlt jede Andeutung über die Art seines Todes — daß er nämlich bei einem Autodafé lebendig verbrannt wurde. Zwanzig Jahre nach dieser Katastrophe wagte Machado noch nicht, mit einem einzigen Worte darauf anzuspielen. Die Schriften des von einem so tragischen Schicksal Betroffenen wurden zu wiederholten Malen unter dem Titel „Teatro Comico Portuguez" aufgelegt, aber der Name des Verfassers stets unterdrückt* und sie waren den Theaterliebhabern nur als die „Werke des Juden" bekannt; denn das todeswürdige Verbrechen Antonio José's bestand darin, daß er — ein Jude war.

Unter dem Schutze der ketzerischen Holländer, welche im siebzehnten Jahrhundert unter der Anführung des tapferen Moritz von Nassau den größten Theil von Brasilien eroberten, hatten sich mehrere jüdische Familien dort niedergelassen. Nachdem die rechtgläubigen Portugiesen wieder Herren des Landes geworden, was sie hauptsächlich der Eifersucht des protestantischen Englands auf die maritimen und kommerziellen Erfolge der Holländer verdankten, hörte natürlich diese dem Judenthum erwiesene Toleranz auf, und die Anhänger desselben mußten sich, wenigstens zum Schein, in den Schooß der römisch-katholischen Kirche aufnehmen lassen, welche die Neubekehrten einer scharfen Kontrole unterwarf. Aus einer solchen Familie wurde Antonio José im Mai 1705 zu Rio de Janeiro geboren. Im Jahr 1712 machte seine Mutter sich des Rückfalls zum Judaismus verdächtig, und man schickte sie mit ihrem Gatten und ihren Kindern nach Lissabon, um sich dort vor der Inquisition zu rechtfertigen. Bei einem im Jahr 1713 gehaltenen Autodafé schwor sie ihre Irrthümer ab und versöhnte sich öffentlich mit der Kirche, worauf man die Familie eine Zeit lang in Ruhe ließ. Der Sohn bezog, wie schon erwähnt, die Universität Coimbra und unterstützte nachher seinen Vater in der Praxis eines Advokaten. Ein zweiter Sturm brach im Jahr 1726 gegen sie los, wo Antonio José selbst der Hinneigung zum Judenthum beschuldigt wurde, und als Bestätigung dieser Anklage diente der Umstand, daß er unter der Folter den Namen Gottes statt des der heiligen Jungfrau anrief! Doch kam er mit einer öffentlichen Abjuration davon, zu der auch seine Mutter sich zum zweiten Mal verstehen mußte. Es war nach diesem Vorgeschmack des ihm harrenden Schicksals, als er als Lustspieldichter auftrat und schnell die Gunst des Publikums erwarb, das er durch seinen derben Humor entzückte. In einem Drama über das oft behandelte Sujet des Amphytrion legte er jedoch einer seiner Personen, einem unschuldig zum Kerker Verurtheilten, einige Verse in den Mund, die auf seine eigene Lage Bezug hatten und den Zorn der Inquisition erregten. Im Jahr 1737 wurde er mit seiner Frau und seiner Mutter zum dritten Mal verhaftet; sein achtzigjähriger Vater war glücklicherweise schon vorher gestorben. Das Loos der drei Angeklagten findet sich verzeichnet in der offiziellen „Liste der Personen, die in dem öffentlichen Autodafé verdammt wurden, gefeiert in der Klosterkirche von St.-Domingo zu Lissabon am 18. Oktober 1739, unter dem General-Inquisitor Cardinal Nuno da Cunha." Die Frau und die Mutter Antonio José's wurden zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt, er selbst aber, obwohl der König sich persönlich für ihn verwendet haben soll, zum Scheiterhaufen verurtheilt.

Es ist tröstlich zu erfahren, daß das Inquisitions-Gefängniß in Lissabon jetzt niedergerissen ist, und an seiner Stelle ein Privat-Theater steht, wo auch die Lustspiele des „portugiesischen Plautus" nicht selten gegeben werden. Sein Schicksal selbst ist von einem brasilianischen Autor, Senhor Magalhaens, zum Gegenstande eines Drama's unter dem Titel: „Der Dichter und die Inquisition" genommen worden. Ein zweiter Brasilianer, von deutscher Abkunft, Senhor Varnhagen, hat eine Biographie von ihm geschrieben, aus welcher einige der obigen Angaben entlehnt sind. In Sismondi's Literaturgeschichte wird bemerkt, daß der unglückliche Dichter in dem letzten Autodafé das überhaupt in Portugal stattfand, verbrannt wurde; allein dies ist unrichtig, da das letzte erst im Jahr 1761 abgehalten ward. In Spanien ist, wie man in Pastor Diaz' „Galeria de Españoles celebres" lesen kann, noch im Jahr 1826, unter dem Ministerium Calomarde, ein Schullehrer, Namens Ripoll, zu Valencia als Deist verbrannt worden.

* Der Herausgeber des Diccionario Bibliographico hat jedoch entdeckt, daß die Anfangsbuchstaben eines der Sammlung vorgedruckten Gedichts das Anagramm: Antonio José de Silva bilden.

Frankreich.

Moll's landwirthschaftliche Encyklopädie.*

Nachdem Bellona's Furien ihren blutigen Reigen zum Stillstand gebracht haben, und ihr waldähnliches Rauschen von gloire mit den unter ihren Händen sich entblätternden Lorbeer-Reisern momentan verstummt ist, können wir es um so freudiger begrüßen, wenn die symbolische Sprache der Oliven-Zweige bereits wieder vernehmliche und gehaltvolle Laute vom Ufer der Seine zu uns herübersendet. Nicht verstehen wir hierunter diplomatische Botschaften oder polemische Broschüren über die Chancen eines illusorischen Friedens, sondern Werke der Wissenschaft und technischer Tüchtigkeit, sofern sie bekunden, daß unter dem Lärmen der Kriegstrompete auch andere Dinge gedeihen, als solche, die gemeiniglich durch Schlachtfelder-Düngung groß gezogen werden, wie z. B. Bulletins und Moniteurs, Marketender und Marschälle, Armee-Lieferanten und sonstige noch höhere und geschicktere Trumpf-Spieler, sive Triumph-Fabrikanten. Indem wir von diesen nicht gerne reden, wenden wir uns um so lieber solchen Erscheinungen zu, die bleibenderen Nutzen versprechen. Auf literarischem Gebiete, zumal auf französischem, ist uns seit lange keine derartige begegnet, die nach Zweck, Anlage und Verwendung der zu Gebote stehenden Mittel, so bedeutend zu nennen sein dürfte, wie das Moll'sche Werk. Der vorliegende erste von den versprochenen funfzehn Bänden dürfte dennoch kaum $^1/_{20}$ des Ganzen umfassen, welches in alphabetischer Ordnung eine Gesammt-Uebersicht alles dem praktischen Landwirthe in seinem Fache Wissenswürdigen zu geben erzielt. Auf den bis jetzt erschienenen 870 Spalten, sind circa 370, die hauptsächlichsten jedesmal von ihrem Verfasser unterzeichnete, Artikel enthalten, deren letzter erst amidon (Stärke) ist. Wahrlich den Unternehmer einer solchen Riesenarbeit sollte man bei diesem letzten Worte halten, und ihm dasselbe in ungeschwächtem Maße, wir meinen in deutsch-figürlicher Bedeutung, zur Fortsetzung seiner Thätigkeit wünschen, die wirklich um so staunenswerther erscheint, da Herr Moll nicht nur Professor am Conservatoire des arts et métiers, sondern dabei auch einer der bewährtesten, durch eigene Erfahrung gebildeten, Landwirthe ist.

Was nun das neueste Produkt seiner Feder betrifft, so könnte in der Beurtheilung desselben ein Deutscher sich leicht verleiten lassen, und somit berufen fühlen, sowohl mit der Form als mit dem Inhalte zu rechten. Bei der beliebten Darstellung unserer Lehrbücher nach individuellen, leider indeß häufiger selbstwilligen als selbständigen Systemen, wodurch oft Schnürstiefel-ähnliche Einzwänzungen entstehen, in Folge deren gar manche Wissenschaft ein blindes Hühnerauge davon und unfreiwillig darin zur Schau trägt, wird Manchem das lose Aneinanderreihen nach den Initialen der Materien nicht behagen; doch er bedenke, daß eben dieses Verbesserungen und Ergänzungen leichter gestattet, daß dem zeitkargen, selten leselustigen Landwirthe mit raschem Nachschlagen und Auffinden am besten gedient ist, und drittens, daß hauptsächlich nur Franzosen, und zwar praktische, wie sie meist alle sind, das in's Auge gefaßte Publikum bilden. Dieser letztere Gesichtspunkt waltet auch besonders bei der Wahl und Ausführung der einzelnen Artikel vor. Die Departements Frankreichs sind mit einer leicht begreiflichen Vorliebe einzeln behandelt, z. B. „Ain," „Aisne," „Allier," „Alpes," gegen welche „l'Allemagne" allerdings mit einer gewissen Kargheit absticht. Einem Deutschen wenigstens, dem sich der Begriff seines Vaterlandes so-

* Encyclopédie pratique de l'Agriculture. — Paris, Firmin Didot. 1859.

fert nach etlichen dreißig gesonderten National- oder doch Staats-Einheiten zergliedert, dürften statistische Notizen, wie z. B. Spalte 629, daß „l'Allemagne" etwa 90 Millionen Morgen Ackerboden, 48 dito an Weiden, 63 an Waldungen u. s. w. besitze, keinenfalls genügen, so lange er dieses Facit nicht durch Auflösung in die einzelnen Faktoren ermitteln kann. Indessen, gründliche geographisch-statistische Belehrung über seine ihm zunächst liegenden heimatlichen Interessen wird auch kein Bayer oder Preuße, geschweige denn ein Sondersbäuser oder Lobensteiner in französischen Büchern aufsuchen, sondern zu diesem Behufe sich lieber den echten eigenen Quellen zuwenden, die unter der Gestalt von authentischen Sammlungen, statistischen Mittheilungen, Central-Organen aller Art, noch viel ergiebiger und weitreichender sprudeln würden, wenn nicht so manche aus Mangel an entgegenkommender Theilnahme nach kurzem Wirken, wie noch jüngst die Pickford'sche volkswirthschaftliche Monatsschrift, leider fast spurlos wieder versiegen müßte.

Wer dagegen über einzelne Zweige des großen Baumes, der unter der Bezeichnung, „l'agriculture," in dem Moll'schen Werke, für viele Nester und Vögel und deren diverse Gesanges-Weisen elastischen Raum unter erfrischendem Laubdache bietet, genauere Kenntniß sich verschaffen will, der findet darin höchst gelungene Monographien, wie z. B. der Artikel: abeille, eine solche, mit Bienen-Emsigkeit aus allen Zonen der Empirie, zusammengetragene ist, deren ein Dzierzon sicher sich nicht schämen, und an der ein Dritter nur das rügen würde, daß gerade die Leistungen dieser Autorität darin nicht gebührend gewürdigt sind.

Im Uebrigen hat das Streben nach Vollständigkeit zuweilen fast zuweit geführt, indem z. B. unter: alcool, nicht nur der Gehalt desselben in den Haupt-Wein-Sorten und Spirituosen, sondern zugleich eine völlige Analyse des Weines selbst gegeben wird, so daß man schüchtern fragen könnte, was denn später dem Artikel: vin, noch bliebe, wenn man ihm, wie hier geschieht, seinen esprit schon gleich vorweg nimmt; aber seien wir nachsichtig, da wir wissen, daß solch Verfahren überhaupt in etwas eine französische Splitter-Manier ist, — die man auch anderswo, in der Nähe heimischer Balken, bereits adoptirt sieht.

Zum Beweise, daß die Materien nicht nur mit spezieller Sach- und Fach-Kenntniß, welche die Franzosen bekanntlich bei Gelehrten höher schätzen, als deren blos universelles Wissen, behandelt sind, sondern auch mit umsichtigem Blicke auf historische Zustände und social-politische Probleme, verweisen wir auf die Artikel: „accaparement" und „alimentation." Bei jenem wird auf die Entstehung des berüchtigten Hunger-Vertrages (pacte de famine) von 1729 unter Ludwig XV. zurückgegangen, der aus diesem wucherischen Kornaufspeichern entspringenden schrecklichen Katastrophen bis 1776 hin Erwähnung gethan, und nicht ohne Grund vermuthet, daß eben wegen des damals häufigen Elendes das Volksmißtrauen gegen großartige Getreide-Speculationen in Frankreich noch jetzt immer herrschend, folglich an einen Freihandel nach englischem Vorbilde, mit Peel'scher „anti-corn-law-league," auf lange hinaus nicht zu denken sei.

Unter alimentation werden die Nahrungsstoffe nach ihren chemischen Bestandtheilen, physischen Wirkungen u. s. w. erörtert, der Werth der Cerealien folgerecht hervorgehoben, und zuletzt, die einem andern Autor (Delamarre, la vie à bon marché) entlehnte, aber äußerst richtige Bemerkung gemacht, die wir hier wiederzugeben uns erlauben:

„Welch sonderbarer und schmerzlicher Kontrast! Der Mensch, der sich für ein Wunder an Wissen, Gedankenreichthum und Macht hält, der Mensch, der in seinem Hochmuthe die Elemente meistern will, er versteht es nicht einmal, sich regelmäßig Brod zu verschaffen. Alles glaubt er erfunden zu haben und hat dennoch nicht das offene Geheimniß entdeckt, für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen; ja, nach zahllosen Umwälzungen und ungeheuren Fortschritten, inmitten aller Zauberkünste, deren Schauspiel unaufhörlich die Welt uns bietet, fristet die Mehrzahl ihrer Bewohner noch immer unter harten Entbehrungen ein kümmerliches Dasein."

Wo die Belehrung mit solchen, Geist und Herz ansprechenden Winken, die wie praktische Schlußsätze aus theoretischen Prämissen sich ergeben, ertheilt wird, da darf man erwarten, daß sie begierig ergriffen und somit Früchte tragen werde, wohl noch über des Kaiserreiches weite Grenzen hinaus. Denn auch fremdem Verdienst ist Anerkennung gezollt; wird doch unter „agriculteur" ausdrücklich die von Thaer, „dem erhabenen Gründer der rationellen Landwirthschaft," beliebte Eintheilung der Boden-Besteller in solche, die dies Geschäft als Handwerk, als Kunst (resp. Industrie) oder als Wissenschaft betreiben, zur noch heute gültigen Norm aufgestellt.

Schließlich noch ein Wort über den Artikel, der zugleich der Titel des Ganzen ist: „l'agriculture." Wir finden hier eine Menge controversfähiger Systeme cursorisch besprochen, und als Resultat ein vom Herrn Moll entworfenes Tableau (Spalte 371—378), welches in die zwei Haupttheile „production" und „économie" zerfallend, ein übersichtliches Bild gibt von den verschiedenartigsten Kenntnissen, Leistungen, Geräthschaften, Inventarstücken u. s. w., die ein gebildeter Landwirth sich wird zu eigen machen müssen, um seiner Aufgabe mit Geschick und Erfolg, auch gegen etwaiges Mißgeschick, gewachsen zu sein. Wir sind überzeugt, daß ihm dabei ein Werk, wie das Moll'sche, sofern die Fortsetzungen dem Anfange entsprechen, wesentliche Dienste leisten könne, und wenn wir eine deutsche Uebersetzung auch nicht in Aussicht nehmen, ja nicht einmal für durchaus wünschenswerth erachten, so dürfen wir vielleicht hoffen, daß es von anregendem Einflusse auf ein ähnliches Unternehmen bei uns in Deutschland, mit schärferer Betonung und Berücksichtigung germanischer Interessen sein werde.

Die dem Texte des ersten Bandes eingefügten, über 130 erläuternden Holzschnitt-Abbildungen von Pflanzen, Maschinen 2c. sind der hohen Stufe der heutigen Xylographie durchaus angemessen, was kaum der Erwähnung bedarf, wenn man weiß, wie Vorzügliches darin selbst die periodische Presse in Frankreich, wie z. B. „l'Illustration," das „Journal pour tous," und andere allwöchentlich liefern.

Das Studium der griechischen Grammatik in Frankreich.

In welchem schlechten Zustande die griechischen Studien in Frankreich sich befinden, das wissen Diejenigen am besten, die Gelegenheit haben, diese Studien näher kennen zu lernen. Verständige Franzosen selbst räumen ein, daß die griechischen Studien in dem Lande, das „an der Spitze der europäischen Civilisation marschirt," kläglich daniederliegen. Laut und öffentlich erklärt man dort, wo doch sonst in der Regel die Eitelkeit Alles absorbirt, daß „kein Franzose griechisch verstehe," und dies müsse selbst von Herrn Cousin gelten, obgleich er den ganzen Plato übersetzt hat. Ein ähnliches Geständniß legte bereits im Jahr 1836 Ambroise Firmin Didot insofern ab, als er, nachdem er behufs der neuen Ausgabe seines „Thesaurus Graecae linguae" von Stephanus und seiner „Bibliothèque des auteurs grecs" die bedeutendsten französischen Hellenisten um sich versammelt, jedoch bald eingesehen hatte, daß er sie nicht einmal zu Correctoren gebrauchen konne, sich genöthigt sah, für seine Zwecke an deutsche Gelehrte sich zu wenden. In den philologischen Erzeugnissen französischer Gelehrten, die in den letzten Jahren nach Deutschland gekommen sind, macht sich noch immer der alte ungründliche Dilettantismus breit, infolge dessen selbst Mitglieder der höchsten philologischen Corporation Frankreichs, des Instituts, mit der griechischen Declination und Conjugation in fortwährendem Hader leben, und es ihnen in der griechischen Syntax an Kenntnissen gebricht, die in Deutschland jeder Primaner besitzt. Der Hauptgrund hiervon liegt in der Unzulänglichkeit des Handbuchs, welches bei dem Unterrichte in der griechischen Grammatik in Frankreich, in Schule und Universität, zur Grundlage dient. Dieses Handbuch ist eine griechische Grammatik, die der Akademiker Burnouf im Jahre 1813 veröffentlichte, und die er, ohne eigene Studien hierbei gemacht zu haben, aus verschiedenen Lehrbüchern zusammengetragen hatte. Obgleich das Buch von Fehlern wimmelte, wurde es doch als wissenschaftliche Offenbarung angesehen, und der Verfasser ging selbst so weit, daß er bei der sechsten Auflage der Grammatik seinen Text, der bis dahin nur in Kleinigkeiten einige Verbesserungen erfahren hatte, geradezu für unverbesserlich erklärte. Nachdem das Buch einundfünfzig Auflagen erlebt hatte, übrigens der Verfasser inzwischen im Mai des Jahres 1844 verstorben war, setzte die französische Regierung diesem Unfuge später dadurch die Krone auf, daß die Grammatik Burnouf's an allen hohen und niedern Unterrichtsanstalten Frankreichs mittelst eines Ministerial-Erlasses offiziell eingeführt und jede andere griechische Grammatik von der Konkurrenz ausgeschlossen wurde.

Es war unserm deutschen Landsmanne, dem von Didot nach Paris als Mitarbeiter an dem „Thesaurus" berufenen gelehrten Philologen und Kritiker Friedrich Dübner, vorbehalten, gegen dieses Treiben öffentlich sich zu erheben, und er unterließ nicht, in mehreren Broschüren das Ministerium auf die Mängel dieses „ouvrage impérissable" und darauf aufmerksam zu machen, daß dasselbe mehr Fehler als Paragraphen enthalte.* Man versuchte es zwar, Dübner zum Schweigen zu bringen, aber Niemand wagte es, auch nur Eine Zeile wider ihn

---

* Dieser Dübner ist der nämliche, dessen Schulausgaben alter Klassiker die „erbärmlichen" französischen Arbeiten in den Hintergrund gedrängt haben

zu schreiben, und da man ihn nicht widerlegen konnte, begnügte man sich damit, seine Angriffe zu ignoriren, dagegen es bei der griechischen Grammatik von Burnouf, „dem Schrecken aller Lyceisten und Kollegisten" nach wie vor zu lassen — bis zu dieser Stunde. Wer über dieses literarische und kulturhistorische Kuriosum noch mehr interessante Einzelheiten lesen will, der findet sie in Jahn's „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik,"* Bd. 79 u. 80. Heft 6, zweite Abtheilung, S. 271 bis 276; aber im Wesentlichen ist der Stand der Sache noch immer derselbe, wie sehr man sich auch in Deutschland über diese imbécillité und die vis inertiae der französischen Regierung verwundern mag, mit welcher sie sich den Fortschritten der Wissenschaften hartnäckig verschließt. Um so mehr arbeitet sie freilich in Sachen der „sagesse politique" und der „mission civilisatoire," und sie thut auch auf diesem Gebiete die außerordentlichsten Wunderdinge, voll innerer und äußerer Widersprüche.

England.

Englische Philosophie.

Man wird sich erinnern, daß in den Londoner Korrespondenzen unseres Blattes öfters von englischer Philosophie die Rede war — nicht gerade zum Vortheil derselben. — Interessant war es uns, in dem englischen Blatte The Critic etwas zu finden, was in dieses Fach einschlägt und gelegentlich einen Einblick in den Zustand dieser Frage in England und Schottland gewährt. Wir können nicht umhin, den jedenfalls geistreichen Artikel, der durch ein mittelmäßiges Buch veranlaßt worden ist, unsern Lesern theilweise vorzulegen.

Ein Schotte, Rev. W. R. Pirie, hat ein Buch geschrieben, das den Titel führt: An Inquiry into the Constitution, Powers and Processes of the Human Mind, with a View to the Determination of the Fundamental Principles of Religious, Moral and Political Sciences. Des Kritikers Urtheil im Critic stimmt so ziemlich mit dem überein, was unser Londoner Korrespondent von der schottischen, resp. englischen Philosophie behauptet; das Buch zeige „keine Spur von der halb persönlichen, halb landschaftlichen Arroganz, durch welche schottische Bücher on mental philosophy (d. i., was wir Philosophie überhaupt nennen; die Engländer haben auch eine philosophy of eating, riding etc.) sich auszeichnen; der Verfasser kritisire seine Vorgänger ganz wohl; aber — — wenn wir uns nach etwas Positivem, etwas Anregendem umsehen, finden wir nur eine traurige Leere." Der Grundfehler des Buches ist einer, den wir wiederholt gerügt haben: der menschliche Geist wird als ein unabhängiges und organisches Wesen behandelt. Dies ist ganz gewiß nicht der Fall. Wir selbst würden die Letzten sein, das geistige Prinzip im Menschen zu leugnen; wir verabscheuen den Materialismus und greifen ihn unausgesetzt an. Aber wenn wir den Menschen studiren, müssen wir ihn ausschließlich als lebendiges Individuum betrachten; sonst verirren wir uns in die traurigsten Hirngespinnste. Dr. Pirie greift Kant mit dem klarsten Rechte und unbezwinglicher Kraft als einen tollen und pedantischen Architekten des Chimärischen an (ob ihn beide, Verfasser wie Kritiker, verstanden?); aber baut Dr. Pirie selbst auf soliderer Grundlage?

Zuerst bekämpft der Kritiker Pirie's Forderung, daß die Psychologie als schlußmäßige Wissenschaft der Erfahrung behandelt werden solle: „Die geistige Philosophie fing an mit der Ontologie; ihr nächster Schritt war zur Metaphysik; der nächste darauf durch den schlimmen Einfluß der Cartesianer zur Psychologie."

„Für das fruchtbare Staunen der Urältern der Erde war das Weltall ein ungeheures, lebendiges Ganze; es war ein riesiges lebendiges Wesen mit Myriaden von Gliedern und Myriaden von Stimmen. Diejenigen, welche mit genialerem Auge die Myriaden von Gliedern betrachteten, welche mit schärferem Ohre den Myriaden von Stimmen lauschten, waren die ersten Ontologen. Leute mit mehr Nachdenken kamen, für deren reiche und anbetende Phantasie das Geheimniß des Unsichtbaren mehr und mehr verschwand. Sie waren die ersten Metaphysiker. Dann kamen Leute, welche das gefährliche Geheimniß der Selbst-Analyse lernten, die sich von dem sichtbaren und unsichtbaren All, von dem strahlenden Schauplatze unendlichen Lebens wegwandten, um in der Wüste ihres eignen schwächlichen Gehirnes zu graben und zu säen. Dies waren, dies sind die Psychologen."

* Leipzig. Teubner.

Nach dem Kritiker ist dies kein Fortschritt, sondern „eine ungeheure und beklagenswerthe Entartung." Er will die ernstesten Anstrengungen gemacht haben (muß also ein bekannter Name in England sein), die Lehre von der Trockenheit des Psychologischen zu den Erhabenheiten des Metaphysischen, und von da zu den Wundern des Ontologischen, welche in der That das wahre Kleid der Gottheit seien, zurückzuleiten.

„Die Schotten sind Psychologen, die Franzosen rhetorische Mathematiker, die Deutschen Metaphysiker, die Engländer Ontologen (sic! also die wahren Philosophen, inclusive des Rec.). Daher kommt es, daß diese Völker, was Philosophie betrifft, einander nicht verstehen. Man kann indessen mit Sicherheit voraussagen, daß der transcendenteste Flug des modernen deutschen Gedankens als sein einzig praktisches Ergebniß **eine englische Ontologie zur Folge haben wird.** (Wir arbeiten also, wie immer, für die Engländer — happy nation!). Die letzte Entwickelung englischer Philosophie wird ein erweiterter und umgestalteter Baconismus sein. Aber der Baconismus hat wohl die Berechtigung, sich mit dem Makrokosmus abzugeben, nicht aber mit dem Mikrokosmus. Schlußbeweis ist nicht die bloße Hinzufügung von Thatsachen zur Thatsache; er ist das unausgesetzte Vordringen zu immer größerer Wirklichkeit. Er sucht die Elemente, die eine Einheit ausmachen; und wenn er sie (die Elemente) gefunden hat, sucht er alle verwandten Einheiten. Und wenn er sie gruppirt hat, geht er weiter, um eine höhere zu suchen, die noch ausgiebiger ist, sie zu umfassen; und so immer fort."

Rec. bemitleidet dieser Methode gegenüber, die bisher oft genug angewandt worden ist, doch zu etwas völlig Haltbarem nicht geführt hat, die Psychologen, „die sich im Mikrokosmus einschließen und für den Makrokosmus weder Sinn noch Seele haben."

„Philosophie ist die Vertiefung, wie Religion die Heiligung des Menschendaseins; aber die eine weist ebenso emphatisch, wie die andere, jede Gemeinschaft mit Trugbildern zurück. Wenn gewisse Philosophen zu Tage gefördert haben, was sie die Prinzipien des gesunden Menschenverstandes nannten, so meinten sie damit nur, daß eine Philosophie mit Widersprüchen gegen das Normale, gegen das Gesunde in der menschlichen Natur falsch sein müsse. Die tiefste Philosophie kann dies nicht thun; die seichteste thut es sehr oft."

Hierauf nimmt er die „Intuition," das innere Schauen der Seele, lebhaft in Schutz, ohne dieses sei keine Philosophie möglich; philosophische Pedanten und Schulfüchse hätten davon keine Ahnung. „Ihr habt nicht des Dichters Genius, deshalb giebt es keine Dichter. Ihr habt nicht des Heiligen ekstatische Entzückungen, deshalb giebt es keine Heiligen. Der Schluß ist bewundernswerth." Da die Sehergabe eine Offenbarung an den Auserwählten ist, so muß sie eine Offenbarung von dem Auserwählten sein, und nur diese Offenbarung von dem Auserwählten ist es, die Anspruch auf den Namen Philosophie hat. — Solche schaukräftige, instinktmäßige Philosophen sind Pythagoras, Plotinus, Giordano Bruno, Schelling gewesen." .... Da Rec. so sehr gegen Kant und Hegel eingenommen ist, so scheint er wenigstens theilweise Schellingianer zu sein. — Er verwahrt sich noch einmal kräftig dagegen, daß bloße dialektische Fertigkeit, Besitz des logischen Handwerkszeuges zur Philosophie befähige, und stellt die Schulphilosophie der Pedanten der „Philosophie des tiefen und ernsten Herzens" entgegen. — „Die erstere schafft sich Probleme, um das Vergnügen und den Ruhm zu haben, sie aufzulösen; sie zerstört aus Eitelkeit die selbstgemachten Seifenblasen. Aber die beschauende Philosophie bietet einfach die Früchte der Betrachtung und ladet den Demüthigen und Heiligen ein, Theil zu nehmen. Trotz der scholastischen Schulsprache und des scholastischen Verfahrens ist in der deutschen Philosophie ein reiches und mächtiges beschauliches Ferment; und trotz dem, was Dr. Pirie zu ihrer Herabsetzung sagen mag, sind ihre Eroberungen in andern Ländern wohl berechtigt. Seine Geringschätzung und Denuntiation wird sicherlich ihren Fortschritt nicht hemmen. In unser Land eindringend und sich darin ausbreitend, wird sie es verschmähen, die Psychologen und ihre mühseligen Doktrinen zu bekämpfen. Es ist ein sonderbarer Selbstbetrug von Seiten Dr. Pirie's, zu glauben, daß uns nur ein verbesserter und entwickelter Lockeismus retten kann, und dies zu glauben, obschon Locke lange Zeit ein König ohne Krone und Reich gewesen ist. Wir überlassen Kant und Hegel Dr. Pirie's schärfster Beurtheilung; sie sind nicht unsere Lieblinge. Aber ist nicht die deutsche Brust ein Heiligthum für eine weit himmlischere Philosophie geworden, als Kant oder Hegel je aufgeschlossen? Wir geben zu, daß Kantismus und Hegelianismus zur Verzweiflung führen; aber dies ist gerade darum der Fall, weil sie den Systemen nur zu ähnlich sehen, welche Dr. Pirie selbst zu predigen und zu preisen geneigt ist."

„Der deutsche Sinn ist jetzt nicht skeptisch (?). Es ist eine Neigung

vorhanden, christliche Mystik und neuplatonischen Pantheismus mit reicher Baconischer Kleidung zu verhüllen. — Die Deutschen entlehnen von uns für die Außenseite ihrer Philosophie, wir leihen von ihnen und werden ferner leihen für das Innere der unseren.

Die „Versöhnung des Baconismus mit dem Christenthum und der neuplatonischen Idee ist ein Zwischenspiel, an dem Deutschland und England in gleicher Weise Theil zu nehmen berufen sind. Weder auf deutscher Seite, noch auf englischer, darf dies als Eklektizismus bezeichnet werden. Das als Eklektizismus bekannte Flickwerk war ein Versuch des französischen Geistes, um seine eigenen Antriebe zu bekämpfen, die immer zum Sensualismus hinneigten. Bei den reinsten, spiritualistischen französischen Schriftstellern treffen wir auf die gröbsten materiellen Bilder. Es würde eine boshafte und nichtswürdige Verleumdung sein, zu behaupten, alle Franzosen seien zuchtlos. Aber die Zuchtlosigkeit Frankreichs hat die ganze französische Literatur so durchdrungen, daß sie ihr eine Wärme und einen Geruch mehr von dieser Erde als vom Himmel, selbst in der heiligsten Sprache über die heiligsten Dinge, mitgetheilt hat. Frankreich ist stets eine Magdalena, die daran ist, sich zu bekehren, aber immer auf eine passende Zeit wartet. Frankreich stürzte sich in den Eklektizismus, als es vor vierzig oder funfzig Jahren durch gehäufte Katastrophen eingeschüchtert und gedemüthigt war. Es war daran, Buße zu thun, aber es hat sie nicht gethan. Möge man nicht eine der vorübergehenden Launen Frankreichs mit dem geistigen Verkehre verwechseln, der in der Welt des Gedankens stets fortschreitet, und selbst die nationale Philosophie mehr weltgemein (catholic), als national macht. Doch, obwohl weltgemein, ist die Philosophie nicht unabhängig von dem Vorübergehenden. Die Erneuerung von Deutschlands politischem und die Ausdehnung seines gewerblichen Daseins haben eine merkliche Wirkung auf die neuesten Gestaltungen seiner Philosophie gehabt. Ein Rückzug von den Hegel'schen Ausschweifungen hat stattgefunden, sowohl in spiritualistischer als materialistischer Weise. Der Transcendentalismus hat gelernt, eine verständlichere Sprache zu reden, wie sie wohl im Stande ist, durch Eisenbahnen und elektrische Telegraphen in alle vier Winde zu gehen. Selbst ohnedies war diese Revolution, die eher mit als durch Kant begann, vollständig. Die deutsche Philosophie hat aufgehört, schöpferisch zu sein. Die hervortretendsten und begabtesten Leute der neuen Generation, wie z. B. Kuno Fischer, versuchen blos dadurch zu philosophiren, daß sie die Geschichte der Philosophie schreiben. Hierin zeigen sie ebenso sehr ihre Bescheidenheit als ihre Weisheit.

„Aber Deutschlands verhältnißmäßig dürre Zeit wird Englands fruchtreiche Jahreszeit sein. Wir stehen am Vorabend solcher philosophischen Umgestaltungen in England, daß sie fast unsern poetischen Ruhm verdunkeln und ohne Gleichen sein werden, (unsern Segen dazu, obwohl die Prophezeihung etwas stark ist!). Dr. Pirie und seine Brüder mögen indeß nicht glauben, daß sie während sie die wahre Natur der Philosophie mißverstehen, Theil haben werden an diesen erhabenen philosophischen Entdeckungen und Triumphen.

„Sie sind Leute des Mikroskopes; aber nur durch Männer des Teleskopes kann es geschehen, daß das Weltall für englische Seelen ein göttlicheres Ansehen gewinnt. Wir verlangen einen Festschmaus, und Dr. Pirie giebt uns anatomische Präparate u. s. w."

Den Schluß macht ein langer Ausfall auf die schottische Philosophie im Allgemeinen, welche auf ein nicht gerade freundliches Verhältniß zwischen den Philosophen beider Länder schließen läßt. Das beste Argument gegen die schottische Philosophie sei der Ekel, den sie hervorbringt. — Rec. findet die Hauptursache hiervon in dem stereotypirten Charakter der schottischen Theologie, einer dürren Scholastik, die nur wieder beschränkte Scholastiker und trockene Pedanten hervorbringen könne. Schottland habe vielleicht große Prediger gehabt, aber nicht einen einzigen großen Theologen. Alle schottischen Philosophen seien bei der Buchstabengläubigkeit und der mechanischen Tradition der schottischen Theologie nur bloße Kritiker der Philosophie, aber in keiner Weise schöpferisch. Doch verwahrt sich Rec. am Schlusse wider den Verdacht der Heterodoxie, die er keineswegs begünstigen will. „Wenn wir von Magerkeit (der schott. Theologie) sprechen, so spielen wir nicht auf die Orthodoxie an. Es giebt eine Orthodoxie, die weitherzig ist, reich an Phantasie, voll von Mitgefühl, mächtig in Organisation; dann giebt es eine Orthodoxie, die rein ein dürrer und veralteter Dogmatismus ist, ohne Einsicht in die höchsten himmlischen Dinge, ohne Sympathie für die schönsten Dinge auf Erden. Orthodoxie kann gleicherweise als das allerumfassendste, oder aber als das allerengste und ausschließendste Prinzip gefaßt werden. In den besten Zeiten der katholischen Kirche war das Erstere der Fall — in Schottland ist Orthodoxie immer das exklusivste aller Prinzipien gewesen; keine weitherzige Umfassung anbetungswürdiger Geheimnisse, sondern ein Gefängniß, worin der menschliche Geist nur durch schreckliche Eisenstäbe zum Ewigen aufblicken durfte."

Mannigfaltiges.

— Das germanische Museum in Nürnberg. Am 18. Aug. fand in Nürnberg die Einweihung der ehemaligen Karthäuser-Kirche zur Kunsthalle des germanischen Museums statt, bei welcher Gelegenheit ein großes Wandgemälde von Wilhelm von Kaulbach, den Besuch des Kaisers Otto III. in der Kaisergruft zu Aachen darstellend, das der Künstler dem Museum geschenkt, aufgestellt wurde. Mit Vergnügen stimmen wir, die wir das germanische Museum kennen und seine von dem Freiherrn, Dr. v. Aufseß geleitete Verwaltung schätzen, in nachstehende Worte des Berichtes über jene Feier ein: „Es galt hier die Weihe und Eröffnung eines dem ganzen deutschen Volke zu eigen gehörenden Tempels deutscher Kunst und Geschichte. Während man in der Gegenwart so viel von deutscher Einheit spricht und schreibt, und dennoch die Klügsten noch lange nicht wissen, wie sie herzustellen sei, finden wir faktisch und in Wahrheit hier im germanischen Nationalmuseum, welches der ganzen deutschen Nation als ewiges Eigenthum gehört und von allen deutschen Stämmen ausschließlich und ohne Unterschied der Stände erhalten wird, einen nicht nur geistigen, sondern auch materiellen und sichtbaren Einigungspunkt, der in unserer Zeit von hoher Bedeutung sein muß und der Anerkennung und Theilnahme jedes Deutschen werth ist."

— Literarische Vorbereitungen zur Schillerfeier. Die Buchhandlung Veit & Co. in Leipzig wird, wie wir vernehmen, eine neue Ausgabe des vortrefflichen, Schiller's ganzes poetisches Leben umfassenden Briefwechsels Schiller's und Körner's mit der Einleitung eines geschätzten Literarhistorikers veranstalten.

Von der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart wird eine illustrirte Ausgabe von Schiller's Gedichten angekündigt, ferner: „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt;" „Charlotte von Schiller und ihre Freunde; herausgegeben von Emilie von Gleichen und Ludwig Urlichs;" „Schiller und Goethe; Uebersichten und Erläuterungen zum Schiller-Goethe'schen Briefwechsel, von H. Düntzer." Auch dürfen wir der vollständigen kritischen Ausgabe von Schiller's Werken entgegensehen, die einem längst gefühlten dringenden Bedürfnisse entgegenkommt.

— Schillerfeier in der Schweiz. Am frühesten hat die deutsche Schweiz, welche zu Schiller's Ehren das Rütli erworben, das Geburtsjahr Schiller's öffentlich gefeiert durch einen im Rathhaussaale zu Bern am 18. März d. J. von Dr. L. Eckardt gehaltenen akademischen Vortrag, der jetzt auch unter dem Titel: „Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft in ästhetischer, politischer und religiöser Beziehung" in Druck erschienen ist. Der durch seine ästhetischen und dramatischen Arbeiten, so wie durch seine erfolgreiche Thätigkeit zur Belebung der literarischen Schweiz bekannte Verfasser behandelt hier mit vieler Wärme nicht allein Schiller's hohe Bedeutsamkeit, sondern auch eine Reihe der wichtigsten die Gegenwart bewegenden Fragen, zu deren Lösung er in Schiller die feste Richtung gegeben findet. Das hohe Bild Schiller's als Mensch und Dichter hat derselbe zu gleicher Zeit in einem den Namen des Gefeierten tragenden fünfaktigen Drama mit begeisterter Liebe darzustellen gesucht.

— Erfindungs-Patente in England. Die letzten fünfundzwanzig Jahre brachten uns viele Erfindungen und Entdeckungen von höchster Bedeutung: die Elektrotelegraphie, die Galvanoplastik, die Photographie, die Daguerreotypie, das Chloroform, die Schießbaumwolle, das Collodium sind Kinder der Neuzeit. Wie Wenige kennen jetzt noch die Namen der ersten Erfinder dieser bedeutenden, für unser Aller Wohlfahrt so wichtigen Gegenstände; gar zu leicht vergißt der Mensch Denjenigen, der den jungen Baum gepflanzt und gepflegt hat; aber der Name des Ruchlosen, der mit scharfem Messer in der Rinde eingeschnitten, bleibt und erlischt nur mit der Vernichtung des Baumes. Und dennoch könnte es anders sein, wenn mindestens für den Einen löblichen Zweck: bedeutende Erfindungen, Entdeckungen oder Verbesserungen durch eine europäische Jury belohnen zu lassen, eine Einigung der Völker Europa's

zu Stande kommen würde. — Wir sind zwar keineswegs für Prämien-Ertheilung durch Regierungen, eben so wenig können wir das System des Patentirens, wie es jetzt in so verschiedenartigen Prinzipien in den verschiedenen Ländern gebräuchlich ist, unterstützen; dennoch war die Ertheilung einer Prämie und einer lebenslänglichen Pension an Daguerre (gegenüber der kleinlichen Geldprellerei anderer Staaten) von Seiten der französischen Regierung unter Louis Philipp eine achtungswerthe Handlung. Wie verschieden die Patentgesetze in den einzelnen Ländern basirt sind, beweist z. B. das Verhältniß zwischen Preußen und England. In Preußen werden die Erfindungen geprüft, und nach Beurtheilung der technischen Commission, wird ein Patent auf zwei und mehrere Jahre unentgeltlich ertheilt; in England wird jede angeblich neue Sache oder jedes neue Verfahren ohne Untersuchung von Seiten der Behörde patentirt, sobald der Erfinder bezahlt. So haben wir jetzt ein Beispiel, wie ein Kaufmann in London, Herr Gabriel Benda, eine neue Sorte Harlequins (aus Holz geschnittene Gliederpuppen) patentiren ließ, obgleich er weder der Erfinder ist, noch die Erfindung als Eigenthum in Deutschland, wo dieses Spielzeug zuerst gefertigt wurde, gekauft hat. Zunächst ist allen Fabrikanten die Einfuhr dieser Waarengattung nach England verboten, oder sie müßten deshalb prozessiren. Herr Benda hat für einige Jahre ein Monopol, während der wirkliche Erfinder, irgend ein armer Spielzeugarbeiter in Sonneberg in Thüringen, einzig auf die Gnade des Herrn Benda angewiesen ist, der sich des Monopols für England unberechtigter Weise bemächtigt hat.....

Deshalb wäre es im Interesse der Menschen, wenn eine internationale Jury gegründet würde, gebildet aus den bedeutendsten, wissenschaftlichen Autoritäten Europa's, mit einer Central-Jury in Brüssel oder Paris, mit nationalen Unterabtheilungen in den einzelnen Staaten, welche die Aufgabe hätten, alle bedeutenden Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen zuerst zu prüfen, um diese dann für die Prämien der internationalen Central-Jury zu empfehlen. Diese ertheilt dann die Prämie und giebt die Ausbeutung und Benutzung der Welt frei, wie es die französische Regierung mit der Daguerreotypie gethan. Die Mittel müßten von den Handelskammern, Gewerbvereinen und Einzel-Regierungen in einer jährlichen Summe von **mindestens** einer Million Francs aufgebracht werden. („Hermann.")

— **Russische Journalistik im Jahr 1858.** Wie wir aus einer im Journal des russischen Ministeriums der Volksaufklärung enthaltenen Notiz bemerken, sind im Jahr 1858 siebzehn neue Zeitungen und Zeitschriften in Rußland gegründet worden, von welchen zehn in Petersburg und sieben in Moskau erscheinen. Es befinden sich darunter, außer dem schon in diesen Blättern erwähnten „Athenäum," ein Журналъ Землевладѣльцевъ, welches ausschließlich der Besprechung der Leibeigenschaftsfrage, und was damit zusammenhängt, gewidmet ist; und der Весельчакъ, eine Art von russischem „Kladderadatsch." Ferner sind zwei neue Zeitschriften in **armenischer** Sprache in's Leben getreten: „die Taube" in Moskau und „die Biene Armeniens" in Tiflis. Die zahlreiche armenische Bevölkerung Rußlands war in dieser Beziehung bisher hinter ihren Stammverwandten in andern Ländern zurückgeblieben, indem zwei in ihrer Sprache geschriebene Journale, der „Kaukasus," welcher 1845, und der „Ararat," welcher 1851 entstand, nach kurzem Bestehen wieder eingegangen waren. Im Ganzen erschienen im russischen Reiche (ohne Polen und Finnland) im Jahr 1858 hundert neue politische Zeitungen, Handels- und Intelligenzblätter, und fünfundneunzig Zeitschriften, mit Inbegriff der periodisch herausgegebenen Verhandlungen gelehrter Vereine, und zwar in acht verschiedenen Sprachen. In russischer Sprache kamen in Petersburg dreiundzwanzig Zeitungen und siebenundfunfzig Zeitschriften, in Moskau fünf Zeitungen und dreizehn Zeitschriften heraus. In fünfundvierzig Gouvernementsstädten erschienen Губернскія Вѣдомости oder „Gouvernements-Zeitungen," deren äußere Ausstattung, namentlich in den entfernteren Gegenden, sehr bescheiden ist, die aber oft werthvolle Artikel über die Statistik, Ethnographie, den Handel und die Industrie ihrer resp. Territorien enthalten; außerdem besitzt Wilna den russisch-polnischen Kuryer Wileński, Kasan eine theologische und zwei wissenschaftliche Zeitschriften (darunter die durch ihre vortrefflichen mathematischen Abhandlungen bekannten „Gelehrten Memoiren der Kasaner Universität"), Kiew ein Magazin für Homiletik, Tiflis den Кавказъ und die Memoiren der kaukasischen landwirthschaftlichen Gesellschaft, Odessa den Одесскій Вѣстникъ und zwei wissenschaftliche Zeitschriften. In französischer Sprache wurden in Petersburg sieben Blätter, eins in Moskau und eins in Odessa herausgegeben; in deutscher sechs in Petersburg, vier in Dorpat, sieben in Riga, drei in Mitau, eins in Reval, eins in Libau, eins in Pernau, zwei in Kronstadt und eins in Odessa; in englischer drei in Petersburg und eins in Odessa; in polnischer der Tygodnik Petersburgski; endlich gab es zwei lettische Blätter in Lemsal und in Mitau, und zwei grusinische in Tiflis. Der armenischen haben wir bereits Erwähnung gethan. Seit 1854 hatte sich die Zahl der in Rußland erscheinenden periodischen Schriften aller Art um dreiundvierzig vermehrt.

— **Paul Saweljew.** In Petersburg ist unlängst der russische Orientalist Paul Stepanowitsch Saweljew, dessen wissenschaftliche Arbeiten ihm auch außerhalb seines Vaterlandes einen Namen erworben hatten, mit Tode abgegangen. Saweljew war ein Schüler des berühmten Frähn, dessen nachgelassene Schriften er edirt und dessen Verdienste um die orientalischen und numismatischen Studien er in einer eigenen Denkschrift geschildert hat. Er selbst war als Schriftsteller äußerst thätig; sein Hauptwerk ist jedoch: „Die muhamedanische Numismatik in ihrer Beziehung zur Geschichte Rußlands" (1847), in welchem er eine Uebersicht der in Rußland und den Ostseeländern ausgegrabenen kufischen Münzen giebt und nach ihren Fundörtern den Gang des Handels zwischen Asien und dem nordöstlichen Europa im Mittelalter zu bestimmen sucht. In den letzten Jahren seines Lebens war Saweljew hauptsächlich mit der Herausgabe der Memoiren der russisch-archäologischen Gesellschaft beschäftigt, bei der er als Sekretair fungirte und deren Publicationen er mit vielen werthvollen Abhandlungen bereicherte. Seine interessante Biographie des gelehrten Buräten Dordji Bansarow und die von ihm veröffentlichte Auswahl aus der Korrespondenz desselben wird nächstens in unserem „Magazin" näher besprochen werden.

— **Oppert's Grammatik der Sanskrit-Sprache.** Die erste sanskritanische Grammatik in französischer Sprache ist kürzlich von unserm Landsmanne, Dr. Julius Oppert, der jetzt als Professor des Sanskrit an der kaiserlichen Bibliothek in Paris angestellt ist, in einer deutschen Verlagshandlung herausgegeben worden.* Jedem Worte in Devanâgari ist die lateinische Umschreibung zur Seite gestellt, was für Anfänger und beim Selbststudium eine große Erleichterung ist. Im Ganzen ist die Arbeit auf der deutschen Sanskrit-Grammatik von **Theodor Benfey** basirt, doch hat sie auch ihre besonderen, der französischen Lehrmethode eigenthümlichen Vorzüge. Auch in England ist es bekanntlich ein Deutscher, Herr Dr. **Goldstücker**, der sich um die Kenntniß des Sanskrit durch sein Lexikon** ein großes Verdienst erworben hat.

— **Der Kopf des Kardinal Richelieu.** Französische Blätter berichten über einen nahe bevorstehenden Prozeß, der in der That mehr als gewöhnliches Interesse erregen dürfte. Es ist bekannt, daß die irdischen Ueberreste des Kardinal Richelieu in der Kapelle der Sorbonne beigesetzt wurden, wo sich sein Grabmal auch jetzt noch befindet. An einem der Schreckenstage der ersten französischen Revolution stürmte das Volk jedoch auch jene Kapelle, riß die Leiche des berühmten Kardinals aus ihrer Gruft und schnitt ihr den Kopf ab, der dann auf eine Pike gesteckt und im Triumphe durch die Straßen von Paris getragen wurde. Ein ehemaliges Mitglied des Konvents hat sich diesen Kopf zu verschaffen gewußt und ihn als Erbschaft seinem Sohne hinterlassen, der, wie es scheint, einen sehr großen Werth darauf legt. Vergebens hat man ihn bisher zu bewegen gesucht, dem in der Gruft der Sorbonne ruhenden Rumpfe des Kardinals den Kopf zurück zu erstatten, und es handelt sich jetzt darum, ihn durch einen Prozeß zur Rückgabe zu zwingen — falls nämlich festzustellen, daß die irdischen Ueberreste eines berühmten Staatsmannes wirklich dem Staate gehören und dieser also ein Reclamationsrecht besitzt.

---

* Grammaire sanscrite. Par Jules Oppert. Berlin, Springer. 1859.
** London: D. Nutt. Berlin, A. Asher & Co.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Dijenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Neumann, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 113-115. | **Sonnabend, den 24. September 1859.** | **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich.

Frankreich und die Preßfreiheit.

Das größte Räthsel des neunzehnten Jahrhunderts wird für unsere Nachkommen unstreitig die Erscheinung sein, daß in einem Lande, welches im Laufe von sechzig Jahren drei blutige Revolutionen für Erringung der Denk-, Rede- und Preßfreiheit unternommen hatte, zuerst zehn Jahre lang — von 1804 bis 1814 — und dann zum zweitenmale wieder zehn Jahre, innerhalb deren wir selbst noch leben, diese Freiheit dergestalt unterdrückt werden konnte, als hätte das geistig streb- und bildsamste Volk der Welt niemals eine Neigung dafür an den Tag gelegt. Inzwischen ist es doch dem zweiten Unterdrücker nicht so gelungen, wie dem ersten, das Andenken an diese Freiheit so zu vertilgen, daß nicht die Sehnsucht danach wieder lebhaft erwachen sollte, ohne daß englische und deutsche Waffen sie dem Lande zurückbringen, wie dies in den Jahren 1814 und 1815 geschehen war. Der „Schulmeister"* war in den dreiunddreißig Jahren der Restauration und der Juli-Regierung zu thätig in Frankreich, als daß seine Aussaat für einen mehr als vorübergehenden Zeitraum in den Wind gestreut sein sollte. In den Räumen der französischen Akademie ist das freie Wort auch während des laufenden Jahrzehends niemals verhallt. Obwohl jetzt Greise, haben doch **Villemain, Mignet, Cousin, Guizot, Viennet**, die durch Gedanken- und Preßfreiheit ihre Namen groß werden sahen, nicht aufgehört, den Neigungen ihrer Jugend treu zu bleiben, und auch jüngere Kollegen, wie **St. Marc Girardin, Charles Remusat** u. A. sind mit Ehren ihrem Beispiele gefolgt. Wir selbst haben in diesen Blättern kürzlich über das ausgezeichnete Werk berichtet, in welchem **Jules Simon** die Freiheit, und zwar hauptsächlich die Denk-, Rede- und Preßfreiheit, philosophisch und siegreich gegen die Eingriffe des Jesuiten- wie des Säbel-Regiments vertheidigt. Andere Stimmen, von gleichem Geiste beseelt, sind seitdem mehr und mehr hervorgetreten. Napoleon III. selbst scheint zu erkennen, daß die kaiserliche Strenge in Sachen der Rede- und Preßfreiheit nicht aufrecht zu erhalten sei und allmählich einem mildern Verfahren Platz machen müsse.

Die Napoleonische Amnestie und der den französischen Journalen gewährte Ablaß für die ihnen bisher zu Theil gewordenen polizeilichen Verwarnungen giebt dem Chronisten der Revue des deux Mondes (vom 1. September) zu folgenden, unsere vorstehend entwickelten Gedanken bestätigenden Glossen Veranlassung:

. . . . „Um vorläufig nur von der periodischen Presse zu sprechen, so halten wir nachstehendes Verfahren für den gesetzlichen Weg, den sie einzuschlagen haben wird: Um unter den Schutz des gemeinen Rechtes wieder zu gelangen, hat die Presse auf drei Bedingungen zu halten: erstlich auf Definition der Preßvergehen und der denselben entsprechenden Strafen; zweitens auf Beurtheilung dieser Vergehen durch den gewöhnlichen Richter, und drittens auf die Befähigung jedes Staatsbürgers, eine Zeitung zu gründen, wenn er die gesetzlich erforderlichen Garantien darbietet. Diese drei Bedingungen entsprechen gerade den Bestimmungen, die unter dem bestehenden Regiment die Presse paralysiren. Die gedachten Bestimmungen gewähren in der That der Verwaltungsbehörde das Recht, Verwarnungen zu motiviren und anzuwenden, d. h. selbst nach der Lage der Sache ein Vergehen zu definiren, von dem der Schriftsteller nichts weiß, und auf dieses Vergehen eine übertriebene Strafe anzuwenden, indem sie bis zur Eigenthums-Vernichtung gehen kann. Außerdem ist die Gründung eines neuen Journals von der Zustimmung des Ministers des Innern abhängig, so daß die Herausgabe öffentlicher Blätter eine Art von Privilegium geworden. Daß ein solches System die periodische Presse Frankreichs förmlich paralysirt hat, kann nicht überraschen, da sie, der Möglichkeit ausgesetzt, für Vergehen bestraft zu werden, deren Natur sie nicht kennt, in einem Dunkel sich befindend, in welchem sie den richtigen Weg von den Fehltritten nicht zu unterscheiden weiß, es vorzieht, sich innerhalb der engsten Gränzen zu bewegen und sich ein sittliches Leben zu versagen, um nur das materielle Leben zu fristen."

Nachdem der Chronist der Revue darauf hingewiesen, daß der **Senat** jetzt diejenige politische Behörde sei, die nicht blos zu prüfen hat, ob die Gesetze verfassungsgemäß, sondern auch ob sich die Verfassung selbst nicht modifiziren lasse, fordert er auf, sich mit Bittschriften an den Senat zu wenden, daß dieser den traurigen Zustand der Presse in Frankreich in Erwägung ziehen und Maßregeln zur Abhülfe desselben anordnen möge. „Es giebt Rechtshändel, die sofort gewonnen sind, sowie man sie öffentlich auseinandersetzt, und zu diesen gehört die Sache der Preßfreiheit. Letztere wird nicht blos aus Gründen der Nützlichkeit verlangt, sondern auch weil sie auf den offenbarsten Rechtsgrundsätzen, auf den durch das J. 1789 sanctionirten Prinzipien des Eigenthums, der Freiheit und Gleichheit basirt ist."

Auch das Ausland sollte durch seinen moralischen Einfluß diese Petition der sich nach ihrer alten Preßfreiheit zurück sehnenden Franzosen unterstützen. Sollte es dem Beherrscher Frankreichs nicht zum Bewußtsein kommen, was er der Würde dieses großen intelligenten Landes schuldig ist, wenn er wahrnimmt, daß selbst Länder, wie Spanien und Italien, deren unterdrückter Geisteszustand lange von Europa bemitleidet worden, jetzt selbst voll Mitleid auf die gefesselte Presse der Franzosen herab blicken?

---

* „The schoolmaster is abroad," ist ein bekanntes Wort Lord Brougham's aus jener Zeit. D. R.

Neue physiologische Arbeiten der Franzosen.

Das Nervensystem und die Muskeln.

Auch in Frankreich herrscht auf dem Felde der Physiologie, die in Deutschland zu so lebhaften Fehden zwischen Materialismus und Spiritualismus Anlaß gegeben hat, reges Leben. Herr Paul de Remusat zeigt in der Revue des deux Mondes eine Reihe neuer Schriften an,* die in dieses Fach einschlagen, und knüpft daran eine längere Erörterung, aus der wir Einiges hervorheben wollen, und zwar aus dem allgemeineren Gesichtspunkte, den unser Verhältniß zum Auslande und den fremden Literaturen giebt. Man lernt die Sache unabhängig von dem bei uns flammenden Partei-Eifer ansehen, was unstreitig seinen Werth hat. Wir heben gerade Solches hervor, was die Art und Weise verdeutlicht, mit der die Franzosen eine Sache ansehen, in der sie ohne Zweifel ein Wort mitzusprechen haben. — Sie sehen weniger durch die theoretische Brille und ohne jene Systemsucht, die in Deutschland von Kant und den tiefsten Philosophen bis herab zu dem einfachen Pedanten alle Stufen durchläuft.

„Es ist ein großer Uebelstand für eine Wissenschaft, wenn sie zu nahe an die Metaphysik (wir würden sagen Philosophie) gränzt; sie läuft nicht blos Gefahr, hierbei an Schärfe und Klarheit zu verlieren; man verlangt auch, daß sie unerklärliche Dinge erklären soll. Sie behandelt vielleicht die höchsten Gegenstände unserer Erkenntniß und geht einerseits bis zu dem Verhältnisse des Geistes zur Materie herab, während sie andererseits die einfachsten und gewöhnlichsten Verrichtungen unserer Organisation betrifft, und dabei soll sie alles Beides erklären. Während Jeder sich sonst begnügt, von den Naturforschern z. B. die Aeußerungen, Wirkungen und Gesetze der Schwere zu erfahren, ohne sich über die Natur und erste Ursache der Kraft den Kopf zu zerbrechen, ist Niemand damit zufrieden, nur allein die Thatsachen der Wissenschaft vom Leben kennen zu lernen; man verlangt, daß die Physiologen zu gleicher Zeit erklären und philosophiren sollen. Gern vernachläßigt man das in's Kleine gehende Studium der Wirkungen und Gesetze der Lebenskraft (diese wird von den Materialisten in Deutschland geleugnet), der Grundursachen, die ihre Entwickelung hemmen oder fördern, um zugleich zur Erkenntniß der Natur des Lebens, des Denkens, Fühlens und der Thätigkeit des Willens selbst zu gelangen, welche durchaus keine stoffliche sichtbare Wirksamkeit auf feste Körper, wie die Nerven und Muskeln thun, ausübt. Die Physiologie lehrt, welchen Weg das Nerven-Agens nimmt, woher es kommt, wohin es geht, die genaue Stelle, wo es sich bildet, sie unterscheidet die leitenden Organe desselben von denen, die es hervorbringen, ebenso wie die Physik nachweist, welche Metalle die Elektrizität leiten, welche Bedingungen sie frei machen, und ihre verschiedenen Wirkungen auseinandersetzt. In diese beiden Wissenschaften ist Schärfe und Klarheit gebracht worden, aber die erstere wird Niemandem genügen, so lange sie nichts weiter über das Wesen der thätigen Kraft selbst sagen wird. Es ist ohne Zweifel unter einem gewissen Gesichtspunkte ein Vortheil für diese Wissenschaft, bis in gleiche Höhe mit der Philosophie zu reichen, und ein Beweis dafür, daß ihr Vorrang über alle anderen nicht verkannt wird. Uebrigens begreift man, daß die Menschen neugieriger auf dieses Studium als auf jedes andere sind. Mag sein; aber es ist auch eine Gefahr dabei, denn dieses Streben, welches sie zum Gegenstand der Bewunderung für Unwissende machen kann, vermag auch den Geist derer zu fälschen und irre zu führen, die sie verstehen, und sie in Geringschätzung bei denen zu bringen, welche darin das finden wollen, was eine Wissenschaft vor Allem bieten muß, nämlich klare Begriffe und Thatsachen.

Vor Allem ist das Studium des Nervensystemes naturgemäß mit den tiefsten Problemen verflochten, und dieses Studium ist das Hauptziel der Physiologie. Wenn man in den Nerven-Phänomenen Alles erklären, von Allem Rechenschaft geben könnte, von Ursachen wie von Wirkungen, so hieße hierin wohl bewandert sein nicht blos einen Theil der Wissenschaft, einen Zweig der Physiologie kennen; es hieße dies so gut, als wie Alles wissen, es wäre die höchste Philosophie selbst; die aus ihren Urgründen erklärte Gefühlsamkeit würde die vollständige Wissenschaft des Sein's voraussetzen. Unglücklicher Weise sind wir nicht so weit, und man muß sich sagen, die Wissenschaft behält viele geheimnißvolle Theile und wird sie wohl immer behalten. Bei der einfachen Handlung des Armhebens müßte man, um nichts dunkel zu lassen, den Gedanken erklären, der uns dazu bestimmt, den Willen, der darüber entscheidet, endlich die Ueberleitung des Willens auf die Muskeln, die sich nun zusammenziehen. Von allem Diesen klare Rechenschaft zu geben, würde unmöglich sein; aber man kann die verschiedenen Erscheinungen unterscheiden, vor Allem diejenigen beseitigen, die zum Bereich der Physik gehören und aus der Theorie des Hebels erklärt werden, dann das Denken und die tiefere Erklärung der Philosophie überlassen und für die Physiologie nur die Thatsache behalten, daß der Wille auf die Muskeln übergeht und ihre Zusammenziehung bewirkt. Die Lebenserscheinungen sind den allgemeinen Gesetzen unterworfen, und man muß in diesen zusammengesetzten Vorgängen vor Allem das feststellen, was das Ergebniß der durch die anderen Wissenschaften erforschten oder über alles positive Wissen hinausgehenden Ursachen sein kann oder sein muß, um nur gerade das zu studiren, was wirklich zu dieser besonderen Wissenschaft der Physiologie gehört.

So begreift man, daß es zwei verschiedene Arten giebt, die physiologischen Erscheinungen zu betrachten, ebenso wie das Nervensystem in zwei Theile zerfällt. Man kann die Ursachen der Lebenskraft oder vielmehr die Aeußerungen dieser Kraft zu erforschen suchen, wie man das Gehirn, den physischen Sitz des Gedankens, oder die Nerven, welche die Sinneswahrnehmungen und den Willen leiten, studirt. Der philosophische Theil ist sehr dunkel, und man muß hier, wie immer, die wirkliche und positive Seite kennen, ehe man über das Uebrige philosophirt."

Der Berichterstatter bespricht hierauf die wichtigen neuen Arbeiten des würdigen Nachfolgers von Magendie, Claude Bernard. Nachdem er einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Nerven-Physiologie und zuletzt der Entdeckungen Magendie's gegeben, fährt er fort:

„Die physiologischen Vorlesungen, die Herr Bernard während der Jahre 1856 und 1857 am Collége de France gehalten hat, galten vornehmlich dem Studium der Nerven-Phänomene. Der gelehrte Professor hat die Unterscheidung zwischen Bewegungs- und Empfindungsnerven vervollkommnet; er hat die Functionen, die Wirkungen der Durchschneidung, der Reizung und Vergiftung beider dargelegt. Er hat viele Punkte der Geschichte dieser Nerven aufgehellt und einige Irrthümer erklärt und berichtigt, die seit den ersten Tagen der Entdeckung von Ch. Bell in die Wissenschaft eingedrungen waren und sie in Mißachtung gebracht hatten. Ein Beispiel mag zeigen, durch welche Reihe von Anstrengungen und kleinen Untersuchungen die Wissenschaft gehen muß, um zu diesen Berichtigungen zu gelangen. Magendie hatte nach einigen Erfahrungen, die ihm seine Unterscheidung zwischen Bewegungs- und Empfindungsnerven bestätigt hatten, plötzlich bemerkt, daß die Bewegungsnerven-Wurzeln empfindlich seien; er hatte ziemlich zur selben Zeit erkannt, daß die Durchschneidung einer Empfindungswurzel die Empfindlichkeit der entsprechenden Bewegungswurzel vernichtet. Die Empfindlichkeit des Bewegungsnerves kam also aus dem Gefäser des Empfindungsnerves, dessen äußerste Fäserchen sich mit den Bewegungsnerven vereinen und mit ihnen bis zum Rückenmarke zurückgehen. Wenn man ein Thier ätherisirt, sieht man thatsächlich die Empfindung zuerst in der Bewegungswurzel schwinden, dann auf der Haut und endlich im Rückenmarke, und es ist klar, daß die Empfindlichkeit zuerst an den Enden der Nerven, später in den Centraltheilen verschwinden muß. Einen entgegengesetzten Gang muß sie nehmen, wenn sie wieder erscheint. Die Empfindlichkeit der Bewegungsnerven, die von der Umbeugung, Rückwendung der Empfindungsnerven herrührt, war die rückläufige Empfindlichkeit genannt worden. Die Experimente waren von Magendie und seinen Schülern oft wiederholt worden, als Longet, der vielleicht einige Rechte auf diese Entdeckung hatte, um neue Beobachtungen zu machen, Thiere in bekannter Weise präparirte und bald bemerkte, daß die Bewegungswurzel niemals empfindlich sei. Der Versuch wurde, wie er sagt, dreihundertdreißig Mal wiederholt, ohne daß je neue Empfindlichkeit sich gezeigt hätte. Magendie stellte gleichfalls wieder Experimente an und fand die von ihm so oft beachtete, rückläufige „Empfindlichkeit" nicht mehr wieder. Was er 1822 gesehen, konnte er 1839 nicht mehr wieder erblicken, und doch schienen die Bedingungen dieselben, die Thiere waren von derselben Gattung; derselbe Operateur, dieselben Instrumente. Was sollte man daraus schließen? Hatten die Thiere eine Fähigkeit verloren, die zwar wenig wichtig, aber doch thatsächlich scheint? Hatte man schlecht gesehen in einem der beiden Fälle? Das war wenig wahrscheinlich. Magendie befaßte sich, wie man weiß, wenig damit, Schlüsse zu suchen; er war der Geschicklichkeit seiner Hände und der Schärfe seiner Beobachtung gewiß und begnügte sich die beiden einander widersprechenden Thatsachen mit seiner ganzen Verachtung aller Theorien drucken zu lassen.

So standen die Dinge vier Jahre lang, und die „rückläufige Empfindlichkeit" war aus der Wissenschaft verschwunden, als Bernard neue ge-

* Leçons sur la physiologie et la pathologie du système nerveux, par M. Claude Bernard de l'Institut, etc. 1858. II. De la vie et de l'Intelligence, par M. Flourens, 1858. III. De l'Électrisation localisée etc. par le docteur Duchenne, de Boulogne, 1855. IV. Traité des Applications de l'électricité, par M. A. Becquerel, 1857. V. Leçon sur les effets des substances toxiques et médicamenteuses, par M. Claude Bernard, 1857. Schriften, die theilweise in Deutschland bereits Aufsehen gemacht.

naue Untersuchungen anstellte, die Anfangs ganz mit Longet übereintrafen, bis er endlich dahinter kam, woran der Fehler lag — nämlich in der Abstumpfung der gräßlich gequälten Thiere, die als Chloroformirung wirkt. — Wenn man sie einige Stunden ruhen ließ, erschien die Empfindlichkeit der Haut wieder, und so wurde die „rückläufige Empfindlichkeit" aufs Neue in ihr Recht eingesetzt.

Hierauf bespricht der Berichterstatter den großen sympathischen Nerv, der die willenlosen Bewegungen der innern Organe regelt, und dann die Nerven der Sinnesorgane.

„Was die Nerven der Sinnesorgane betrifft, so würden sie eine besondere Untersuchung verdienen; denn sie haben, jeder für sich, eine besondere eigenthümliche Empfindlichkeit, und wenn man sie reizt, bringt man weder Schmerz noch Bewegung hervor, sondern eine besondere und bei jedem verschiedene Empfindung. Die Anregung des Sehnerves läßt ihn den Eindruck des Lichtes zum Gehirn fortpflanzen, wie es z. B. bei einem Schlage in's Auge geschieht, daß Feuer herauszuspringen scheint, und so bei den andern (Ohrensausen, Pfeifen u. s. w. in Folge dieser Reizung).

Diese Nerven können sich nicht gegenseitig vertreten und jeder von ihnen hat besondere Eigenthümlichkeiten. Ohne dieses würden sie alle ohne Unterschied dem Gesichte, dem Gefühle, Geschmacke, Gehöre dienen, was nicht der Fall ist. In dieser Hinsicht wollen wir nur eine Bemerkung bezüglich der Eindrücke machen, welche die Mehrzahl derselben uns überliefert. Diese Eindrücke entstehen durch einen gewissen Zustand der Sinnesnerven, und nicht durch wirkliche Eigenschaften äußerer Körper. Das Licht an sich ist nicht hell, der Ton an sich nicht tönend; sondern gewisse Schwingungen des Aethers versetzen die betreffenden Nerven in einen Zustand, den wir als Empfindung des Lichtes oder des Schalles an uns erfahren. Zwischen dieser Empfindung und der Wirklichkeit giebt es kein abschätzbares Wechselverhältniß. Es ist ebenso falsch zu sagen, daß wir unaufhörlich durch unsern Sinn getäuscht werden, als es richtig ist, das, was sie uns zuführen, von dem zu unterscheiden, was sie anregt. Der Schall und das Licht existiren blos als Vibration (kann ich mir darunter etwas Genügendes vorstellen?). Wenn man eine Stimmgabel nahe an der Hand vibriren läßt, so wird man ein Kitzeln empfinden. Soll dieselbe Empfindung als Schall wahrgenommen werden, so muß noch etwas zu den Vibrationen hinzukommen, und die Erfüllung dieser Bedingung ist nur an den Gehörsnerv geknüpft. Entsprechend bringt man durch einen Reiz oder durch Elektrizität den Eindruck einer Reizung des Sehnerves, d. h. einen Lichteindruck hervor, ohne daß man Licht erhalten hätte. In einem Prozesse in Deutschland behauptete ein Mann einen Dieb erkannt zu haben, und zwar vermöge des starken Lichtes, das bei dem Schlage entstanden, den ihm der Dieb in's Auge gegeben — (dieser Zug scheint für einen neuen Münchhausen verwendbar). Er täuschte entweder sich selbst oder die Richter. Sein Auge hatte das Licht gesehen, aber ohne daß dieses einen Gegenstand erhellt hätte. So ist es mit allen Sinnesnerven. — Sie enthüllen uns das Dasein der körperlichen Welt, aber lehren uns nichts bezüglich ihrer Natur und ihrer Wesenheit."

Hieraus würde also folgen, was viele der tiefsten Denker alter und neuer Zeit, namentlich Kant, längst behauptet und ausgeführt haben, daß das Sein der Dinge, das Ding an sich schlechthin unerkennbar sei. — Wir wissen also auch nicht und können nicht wissen, was Licht, Wärme, Schall u. dgl. an sich sind, weil wir sie nur als subjektive Empfindung besitzen und über unsere Sinneswerkzeuge nicht zu ihnen hinaus können. — Mit Ausdrücken, wie Undulation, Schwingung, Bewegung u. s. w. ist wenig gewonnen — denn was ist Undulation? Bewegung? ja, wenn das der Metaphysiker wüßte! Alle Welt weiß es, und der Seichteste am allerbesten.

Ein zweiter Abschnitt handelt über die Wirkungen der Gifte, namentlich über Strychnin und Kurar (le curare), über welches Letztere wir etwas Interessantes hervorheben. Dieser Stoff ist bereits seit 1575 entdeckt, aber seine Eigenthümlichkeiten, inwiefern es auf die Nerven wirkt, hat man erst seit Kurzem kennen gelernt. Es besteht aus dem Safte einer oder mehrerer wenig bekannter Lianen; denn es ist niemals wissenschaftsmäßig zubereitet worden; man hat es stets aus Amerika eingeführt, und die Reisenden, die seiner Zubereitung beigewohnt haben, stimmen in Bezug auf die angewandten Pflanzen nicht überein; aber ob dieses Gift aus dem Safte des Manzanillo-Baumes besteht, oder aus dem der Wurzel der Woorara, der worba corbacura, aus der Milch der Euphorbia cotinifolia, der Guateria veneficorum, des bejuco de mavacure u. s. w., wie nach einander La Condamine, Bancroft, A. v. Humboldt, Boussingault, Goudot gemeint haben, ist für uns von wenig Belang.

Das Eine ist gewiß, daß man seit langer Zeit eine Eigenthümlichkeit dieses Giftes kennt, die früher für ein Wunder galt. Es tödtet, wenn es in eine Ader eingeführt wird, aber man kann es ungestraft verschlucken. In einer Auflösung von Kurar tränken die Wilden ihre Pfeile, von denen die geringste Verwundung tödtlich ist, während das Fleisch der so getödteten Thiere durchaus nicht giftig und ganz genießbar ist. Andrerseits — und diese Entdeckung ist neuer — weisen die Konvulsionen des Thieres, seine Bewegungen, die Schnelligkeit seines Todes, alle Symptome mit einem Worte auf eine tiefgehende Veränderung des Nervensystemes hin. Unglücklicherweise ist dieselbe nicht sichtbar, aber vielleicht ist es möglich zu wissen, auf welche Nerven das Gift wirkt, und ob seine Wirkungen denen des Strychnins ähnlich sind. Man hat eben gesehen, daß das Nervensystem nicht einfach ist, daß die Bewegungsnerven von den Empfindungsnerven verschieden sind, welches sind also diejenigen, die hierbei verletzt werden? Sind es immer dieselben, oder stirbt das Thier, weil es in einem Falle die Fähigkeit sich zu bewegen verloren hat, oder in andern die zu fühlen? Dies müßte man erfahren, und in der That hat Bernard es mit dem ganzen Glücke geschickter Leute herausbekommen.

Ein mit Kurar vergifteter Ochs stirbt etwa in 25 Sekunden, ohne daß eine sichtbare Verletzung den schnellen Tod erklärt. Nur der Athem wird unterbrochen, während das Herz fortarbeitet. Das Gift wirkt also wenig oder gar nicht auf das sympathische System. Andererseits, wenn man von Zeit zu Zeit durch einen passend angebrachten Blasebalg Luft in die Lunge bringt und dabei in Zwischenräumen die Brust mit den Händen zusammendrückt, d. h. mit einem Worte, wenn man ein künstliches Athemholen herstellt, so beginnt der Wechsel des Oxygens und der Kohlensäure von Neuem; das Gift ist rasch zerstört vermittelst dieser Art Verbrennung, welche das Leben unterhält.

Das Thier kommt wieder zu sich, und jede Spur der Vergiftung schwindet. Die kaltblütigen Thiere haben viel Aehnliches mit den Thieren höherer Gattung; aber bei ihnen sind die Lebenserscheinungen langsamer sowohl beim Verschwinden als Erwachen. Wenn man nun auf eines derselben, z. B. auf einen Frosch einwirkt, so bewirkt das unter die Haut eingelassene Kurar nicht einen plötzlichen Tod. Es hindert das Athmen, nicht weil das Blut gerinnt, oder weil das Thier nicht mehr das Bedürfniß dazu fühlt, sondern einfach deshalb, weil die Bewegungsnerven paralysirt werden, und sich die Seiten nicht mehr heben, bei der Unwirksamkeit der Nerven auf die Brustmuskeln. Dabei bleibt die Empfindlichkeit, wie Bernard erprobt hat. Er unterband nämlich vor der Vergiftung die unteren Theile der Beine, so daß das vergiftete Blut nicht hinkommen konnte; aus dem Schlagen und den Schmerzäußerungen, wenn man diese Theile stach u. s. w., war die Empfindlichkeit zu erkennen.

Das Strychnin hat die umgekehrte Wirkung, indem es die Empfindungsnerven außer Thätigkeit setzt, die Bewegungsnerven unberührt läßt, ja sie im Gegentheil anregt.

Was hierauf über die Nerven-Elektrizität gesagt wird, namentlich was den Standpunkt betrifft, auf dem Galvani und Volta sie gelassen, ist bekannt genug. — Sie geriethen nämlich in Streit darüber, ob das Zucken des galvanisirten Froschbeines von dem darin lebendigen elektrischen Strome herrühre, wie Galvani, der Eisen und Kupfer nur als Leiter betrachtet wissen wollte, behauptete, oder ob dieser Strom nur durch den Kontakt beider Metalle entstehe, wie Volta's Meinung war. Sie hatten beide, jeder zur Hälfte, Recht. Du Bois Reymond hat gesehen, daß die bei Galvani's Experiment zu Tage kommende Elektrizität eine dem Nerve zugehörige ist, aber blos dem Bewegungsnerv. Uebrigens ist ein anderer Strom im Muskel selbst sehr merkbar, der vom Längenschnitte nach dem Querschnitte geht, ohne daß es möglich wäre, diese beiden Ströme in einen zu leiten.

Dies macht den Uebergang zu der wichtigen Entdeckung des Dr. Duchenne in Boulogne, die derselbe Faradisation (expression un peu barbare) genannt hat. Wir haben erst vor Kurzem über dieselbe ausführliche Auseinandersetzungen in deutschen Journalen gelesen. Durch sie ist man in den Stand gesetzt, die Elektrizität (bei Krankheiten vornehmlich) gerade auf die Stelle zu leiten, wo man sie hin haben will. Ohne Einschnitt, ohne Stechen, blos dadurch, daß man bald trockne, bald feuchte Leiter anwendet, läßt man sie durch die Haut dringen und begränzt ihre Thätigkeit in den Nerven, in den Muskeln und selbst in den Knochen.

Dieses ist so wahr, daß Armmuskeln, die Gefühl und Regungsfähigkeit durch die Zerstörung des Radialnerves verloren haben, elektrisirt werden konnten, ohne daß irgend eine Empfindung auf der Haut verspürt wurde, obgleich dieselbe alle ihre Eigenschaften behalten hatte. Herr Duchenne hat überdies bemerkt, daß die Zusammenziehung der Muskeln durch zugeleitete Elektrizität direkt ist, d. h. daß der Wille, das Gehirn

nicht in's Spiel kommen. Es findet also in diesem Falle weder Erregung der Hautempfindlichkeit, noch Aufregung, noch Erstarrung noch sonst etwas Statt, was so oft in den mit Maschinen-Elektrizität gemachten Operationen eingetreten ist. Man hat nicht nöthig, die Haut zu stechen und einen neuen Schmerz hinzuzufügen; mit Einem Worte, jeder Arzt und jeder Kranke, der einiges Vertrauen auf die Elektrizität hat, kann diese Faradisation benutzen. Das Hauptverdienst der Entdeckung besteht übrigens wohl darin, daß sie die Anatomie selbst belehrt. Das Seciren ist langsam und schwer und lehrt selbst eigentlich wenig über die besondere Thätigkeit der Muskeln. Aus den zwei Befestigungspunkten, der Länge und der Form eines jeden, aus den Dimensionen des Knochens und der Kenntniß der Gesetze des Hebels, schließt man ziemlich unsicher auf die Wirkungen der Zusammenziehung. Die Bewegungen sind niemals einfach, und stets wirken mehrere Muskeln durch ihre Contraction zusammen, um die leichteste von ihnen zu bewerkstelligen, die einen als Hauptursachen, die anderen als Gehilfen. Beim Schreiben z. B. ziehen sich mehr als zwanzig Muskeln zusammen, um jeden Finger in die Lage zu bringen, die er einnehmen soll, um die letzten Glieder zu schließen, die Faust und den Arm aufzustützen, und ihn bald rechts bald links zu treiben, den Ellbogen zu biegen, den Schulterknochen die leichte Rundbewegung in der Schulter zu geben. Die Aufzählung der auf diese Weise zusammengezogenen Muskeln würde Seiten einnehmen. Obgleich die Muskellehre der leichteste und bekannteste Theil der Anatomie ist, obgleich Winslow und Borelli die Mechanik der Glieder aufgehellt haben, so ist damit doch noch nicht Alles geleistet. Die so komplizirten Muskeln der Hand sind schlecht bekannt, wenigstens ihrem Gebrauche nach. Nun hat die Elektrisirung nicht blos die festgestellten Erkenntnisse bestätigt, sondern sogar Irrthümer zu berichtigen angefangen. Man kann es, wie gesagt, bei Lebenden in Augenschein nehmen. Das Erstaunen war groß, als Herr Duchenne vor wenigen Jahren die Schüler des Professor Berard zu Zeugen seiner Experimente machte. So ließ er durch elektrische und unfreiwillige Zusammenziehung die Glieder die verschiedensten und komplizirtesten Bewegungen machen. Unterstützt durch seine tiefe Kenntniß der Anatomie, zeigte er uns, welche Muskeln den Arm senken, welche andern ihn erheben, und wie durch gleichzeitige Zusammenziehungen die großen Veränderungen von Volumen und Form eines sich zusammenziehenden Gliedes vermieden werden. Eine und dieselbe Bewegung kann unter ganz verschiedenen Bedingungen je nach der Zahl der agirenden Muskeln ausgeführt werden.

Die Anatomen sprechen gern von der Anwendung ihrer Wissenschaft auf die Künste, Malerei und Skulptur. Unter diesem Gesichtspunkte sind die Erfahrungen Herrn Duchenne's gleicherweise werthvoll. Nichts ist auf Bildern oder an Statuen störender, als Muskeln am unrechten Ort, und, was noch häufiger vorkommt, zu starke oder zu schwache Zusammenziehungen, oder solche, die ganz überflüssig sind bei der gemachten Bewegung. Ein Irrthum dieser Art ist nicht entscheidend für ein Kunstwerk, und der antike Gladiator bleibt eine schöne Statue trotz der sonderbaren Contraction einer der Armmuskeln; aber es ist doch gut, wenn ein Fehler vermieden wird, und wie man nie sicher ist, ob man wirklich große Vorzüge besitzt, so muß man vor Allem die Fehler entfernen. Die Nachahmung des Modells ist, wenn man den Mechanismus der Muskeln nicht kennt, selten vollkommen genug, um die Gewißheit der Fehlerlosigkeit zu geben. Diese Experimente, welche so zu sagen, jede Bewegung analysiren, können nicht ohne Nutzen sein und den Eleven lehren, an welchen Stellen sie den Marmor zu vertiefen, an welchen stehen zu lassen haben. Besonders für das Gesicht, wo die Muskeln zahlreich und auf einen engen Raum zusammengedrängt, wo die Bewegungen komplizirt und bedeutungsvoll sind, wo die geringste Falte durch Contraction eine Leidenschaft oder ein Gefühl ausdrückt, ist das Studium der Muskeln, ihrer Befestigungspunkte, ihre Wirkung auf die Backen, die Lippen oder die Stirn sehr nothwendig. Alle Welt weiß, daß gewöhnliche Zusammenziehungen der Physiognomie schnell sehr verschiedenen Ausdruck geben; aber gewisse Contractionen sind mit einander unverträglich; einige gehören dem Alter, den Mannesjahren oder der Jugend an, einige sind willkürlich, andere unwillkürlich. Mit Hülfe passender Applicationen von Inductionsleitern verleiht man dem Gesicht das Ansehen des Alters durch die Contraction des Myrliform, der Heiterkeit durch die des großen Jochmuskels, der Traurigkeit durch die des kleinen. Man kann mit Einem Worte durch leichte und kurze Experimente Begriffe erwerben, welche früher lange und mühselige Studien kaum gewährten. Alles ist in dieser Sache von Nutzen, für die Künste, für die Chirurgie, wie für die Physiologie.

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Englands Freundschaftsgefühle gegen Deutschland und deren Motive.

Das große Ostschiff.

London im September.

Die Engländer sind jetzt unsere besten Freunde. Selbst die Times, die für uns selten etwas Anderes als Fußtritte und Hohn hatte, bietet uns die Hand und nennt uns liebe, brave Cousins, welche im Ganzen, sogar frei zu werden längst verdient hätten. Auch hat Lord John Russell geschrieben, daß er sehr wünsche, daß Preußen und England in allen wichtigen europäischen Fragen Hand in Hand gehen möchten. Es giebt wieder einen Napoleon, der, von Palmerston und englischer Diplomatie groß gezogen, anfängt, gefährlich, ja höchst unbequem zu werden. England sehnt sich nach einem neuen Blücher. Deshalb muß man den Deutschen wieder einmal schmeicheln. Doch wir werden von den verschiedensten Seiten ermahnt, den Motiven dieser neuen Freundschaft nicht zu sehr in's Herz zu sehen und sie als ehrlich dankbar aufzunehmen, zu erwiedern, zu kultiviren. Auch Kinkel hat im „Hermann" bitter getadelt, daß wir auch jetzt nicht gemüthlich und dankbar werden, da doch sogar die Times für uns sei. „Wir Deutschen thun uns vielen Schaden durch jene ungerechte, mindestens einseitige Kritik," sagt er. „Die deutsche Literatur und Zeitungspresse ist in England bekannter, als man sich gewöhnlich denkt, und wenn wir als Volk den guten Willen unserer starken Stammesbrüder zu gewinnen wünschen, sollten wir ihnen vor Allem guten Willen entgegentragen. Ist jene Idee des **Pangermanismus**, die ich im vorigen Blatte (Nr. 34) anregte, zu realisiren, so kann sie nur aus dem Herzen, aus der Neigung und Bruderliebe der teutonischen Völker hervorgehen, und diese Bruderliebe soll jeder einzelne Germane in sich und Andern hegen und pflegen durch herzliche Anerkennung gegenseitigen Verdienstes, durch Einstehen für einander in Erschaffung und Fortbildung der öffentlichen Meinung Europa's und durch Uebertragung gesunder Lebenskeime von einem Boden auf den andern."

Das klingt so nobel und rührend! Und ich werde ordentlich schamroth über die Bosheit, die ich Jahre lang an unseren starken Stammesbrüdern ausgeübt, statt ihnen guten Willen entgegenzutragen. Aber so beschämt und reuig ich mich auch fühle, ich alter Sünder kann mich nicht mehr bessern. Der Times zunächst werde ich die Hand nie reichen, mich wenigstens sofort mit der schärfsten Seife waschen, wenn ich's in einem schwachen Augenblicke gethan haben sollte. Mein verstocktes Herz sagt mir: „Unsere starken Stammesbrüder" reichen uns die Hand, weil sie sich schwach fühlen und sich vor dem „schwarzen Manne" in Paris, dem bösen Gewissen Europa's, dem Kinde Palmerston'scher Altersschwäche, fürchten. Im Uebrigen würden sie uns immer wieder gern verhöhnen, zu schwächen und zu entzweien suchen. Ich meine nicht die Engländer als Volk. Die jetzigen Völker Europa's würden sich gewiß gut vertragen, wenn sie nicht von Politik und Diplomatie gegen einander gehetzt würden. Es handelt sich hier um politische Brüderschaft, und da mögen alle Menschen dem jetzigen, immer noch Palmerston'schen England trauen, ich nicht. Kinkel und andere mehr noble als kritische Naturen, Gemüthsmenschen, statt kalte Korrespondenten, die sich Details und Thatsachen ansehen, sind gerührt von dem Rufe, der jetzt durch die englische Presse geht. „England hat das höchste Interesse daran, daß Deutschland eine, Eine Großmacht sei!" Uns ist das lieb, insofern man nur hoffen darf, daß Englands Diplomaten nicht gleich wieder, wie seit Menschenaltern, Mehlthau auf deutsche Entwickelungskeime streuen werden, aber so lange England von der Palmerston'schen Diplomatenschule regiert wird, **dürfen** wir nicht trauen, nicht gemüthlich glauben, lieben und hoffen, weil wir uns im besten Falle dadurch lächerlich machen würden. Ein Mann und Volk von Ehre kann die schweren Wunden, welche uns die englische Diplomatie geschlagen (ich erinnere nur an Schleswig-Holstein, die Lombardei von 1849, die Großfütterung der „politischen Cholera" oder Napoleon's), ignoriren, verzeihen, vergessen, aber er kann mit ihr nicht gleich wieder Brüderschaft trinken, wenn sie uns lieber Vetter! nennt und etwas von uns haben will. Das geht bei aller Gemüthlichkeit nicht. Außerdem hat Deutschland vorläufig noch genug damit zu thun, es zu einem respektablen Germanismus zu Hause zu bringen. Für den Pangermanismus findet sich hernach aus starker Quelle von selbst Kraft, Zeit und Erfolg. Ueberhaupt möcht' ich in meiner unverbesserlichen Bosheit gegen die englische Diplomatie, besonders die auswärtige Politik, nichts eifriger und dringender rathen, als daß sich Deutschland mit aller seiner Kraft, Bruderliebe und

Einheitsbewegung **auf sich selbst** koncentrire und Alles, was im engern Sinne deutsch ist, zu einem respektablen Ganzen zusammenzuschweißen suche. Das ist allein mehr Arbeit, als man vorläufig fertig bekommen wird, zumal da selbst demokratische Zeitungen zur „Vorsicht," Langsamkeit rathen und vor „tiefer greifenden Veränderungen" warnen.

Deutschland werde aus eigenen Mitteln einig und stark, recht stark, damit es — nach jetzt beseitigter Conjunktur gemeinsamer Gefahr — den dann schwerlich ausbleibenden Widerstand gegen Deutschlands Größe und Einigkeit von Seiten der englischen Diplomatie abweisen, respektive überwinden könne. An eine ehrliche und dauernde Freundschaft Englands und Deutschlands in politischer Sphäre ist blos dann zu denken, wenn diese Palmerston'sche Schule (die in die Metternich-Castlereagh'sche Kategorie gehört) vollständig ausgestorben, tief begraben und durch neue Menschen ersetzt sein wird, welche Völker- und Staats-Interessen nicht mehr trennen und sogar als Gegensätze behandeln.

Was die Engländer und Deutschen als Völker, als kultivirte, producirende Menschen betrifft, so fehlt es längst nicht mehr an gutem Willen und guter That auf beiden Seiten. Es werden immer frisch und freudig gesunde Lebenskeime herüber und hinüber getragen. Und in dieser Beziehung haben's die Deutschen nie an sich fehlen lassen. England bezieht aus Deutschland eine immer freudiger steigende Masse materieller und intellektueller Waaren und bezahlt dafür mit seinen Ueberflüssen. Dies würde längst viel besser gehen, wenn die englische Diplomatie nicht ganz vorzüglich (Andere verstehen's allerdings auch) dafür gesorgt hätte, daß deutsche und ausländische Waaren und Werthe vom Zollhause an bis zum Empfänger nicht selten noch einmal bezahlt werden müssen. Wenn der Korrespondent sich immer gesunde Lebenskeime zum Berichten aussuchen oder warten könnte, bis solche wieder aufwachsen, würde der Vorwurf, daß er nicht brüderlich und freundschaftlich genug von England schriebe, eher gerechtfertigt sein. Aber da müßt' er oft lange suchen und warten. Was hätte er während der Zeit anfangen sollen, als alle öffentlichen Stimmen und Zeitungen von den Bestechungen und Schwindeleien in Sachen des Palmerston'schen Parlaments in kochendem Grimm überflossen? Wie hätte er während der letzten vierzehn Tage die fürchterliche Smethurst-Irritation umgehen und verschweigen können, daß sich Gericht, Geschworene und besonders Chemiker und Aerzte auf das Entsetzlichste blamirt haben? Dr. Smethurst sollte seine bigamische zweite Frau vergiftet haben. Man fand kein Gift in den Eingeweiden, womit der Analytiker operirt hatte. Darauf hin wird der Angeklagte zum Galgen verurtheilt. Man hat Chimborasso's darüber geschrieben. Der Kern davon ist, daß es an jedem juristischen Beweise für die Schuld des Angeklagten fehlt, daß die Aerzte und Chemiker sich in ziemlich gleichen Hälften für und wider theilen und der Analytiker, der das Gift aus den Eingeweiden nachweisen mußte (wofür er **eine** Guinee bekömmt in einem Prozesse, der selten unter 5 bis 6000 Guineen absolvirt wird), selbst gestand, die Spur von Gift, die er gefunden, könne in seinen angewandten Chemikalien gewesen sein. Ein solcher Rechtszustand, eine solche Gesetzespflege, eine solche medicina forensis und diese offizielle Guinee, wofür der erste Beste über Leben und Tod eines Angeklagten entscheiden muß, werden um so tiefer als Schmach und Schande empfunden, je herzlicher man dem Volke, wo so etwas passirt, wohl will.

Selbst über den Great-Eastern, der endlich nach achtjähriger Arbeit, Verlegenheit, Verschwendung und Blamage in mechanischen Wissenschaften, in aller Pracht und Herrlichkeit seefertig geworden, empfand ich keine rechte Freude, als ich ihn endlich wiedersah und den großen Salon,* in welchem vielleicht ein Kriegsschiff Platz hätte, staunend bewunderte, mit seinen Spiegeln für dreitausend Pfund, seinem Gold, Roth und Blau, seinen Sammet-Divans, seinen grandiosen, heitern Kolonnaden, seinen Straßen, Häusern, Hôtels und Labyrinthen in den verschiedenen Deck's, seinen Doppelmaschinen mit zwölftausend Pferdekraft. Ich konnte nicht vergessen, welche Verluste, Thränen, Spöttereien, wissenschaftliche und praktische Irrthümer in dem gloriösen Ungeheuer begraben liegen. Einem freien, reichen, in Mechanik und Maschienenbau so berühmten Volke hätte dies Alles erspart werden müssen. Deshalb liegt meiner Bosheit darüber, wie über alle Dinge und Thatsachen, die mich Jahre lang empörten, echtes Wohlwollen und wahre Achtung zu Grunde.

* Dieser Salon ist bekanntlich in Folge der Explosion, die auf dem „Great Eastern" stattgefunden, ganz demolirt. Das Ereigniß fand statt, nachdem das vorliegende Schreiben aus London abgegangen war. D. R.

Leigh Hunt.

„Die goldenen Bänder, welche die literarische Gegenwart Englands mit den Geistern einer vergangenen Zeit lebendig einigten, lösen sich eins nach dem andern. Die heitere Sydney Lady Morgan schweigt; die ästhetisch-witzige Frühstückstafel von Samuel Rogers ist verlassen; old Landor, gegen welchen Byron seine Witzpfeile abzielte, ist in sozialem Exil, und jetzt ist auch der Letzte unter den Besten, James Henry Leigh Hunt, dahin gegangen."

So fing ein Leitartikel vom 30. August in einem englischen Morgenblatte an. Ich sah mich in andern Partieen der Zeitungen um und fand, daß er zwei Tage vorher, beinahe 75 Jahre alt, verstorben war. Er war der Sohn eines amerikanischen Flüchtlings, einer seitdem ganz ausgestorbenen Seltenheit. Sein Geburtstag fällt auf den 19. October 1784. Erzogen in Christs Hospital, der Schule von Coleridge und Charles Lamb, bekam er eine Stelle als Geistlicher in Southgate, seinem Geburtsorte, kurz darauf als Unterbeamter im Kriegs-Ministerium. Aber schon 1808 ging er ab, um seinen Bruder John in Gründung und Redaction des „Examiner" zu unterstützen. Schon vorher hatte er, jung und keck, für ein Journal seines Bruders geschrieben, aber erst im Examiner wurde die Welt seinen literarischen Stachel gewahr, und die höheren Behörden bombardirten gegen die beiden Brüder mit Preß-Prozessen, die mehrmals in Freisprechung ausliefen. Nur als Leigh Hunt den damaligen Prinz-Regenten in einer Zeitung als ersten Gentleman in Europa und Adonis geschildert, näher als „Adonis in den Fünfzigern" bezeichnet hatte, mußten beide Brüder, Jeder mit zweihundert Pfund und zwei Jahren Gefängniß, dafür büßen, wenigstens als sie den ihnen vorgeschlagenen Weg zur Gnade, „Aenderung ihrer politischen Gesinnung" u. s. w. einzuschlagen verweigert hatten. Das Gefängniß wurde ihnen zum Ehrentempel; alle Tage hielten Equipagen vor ihrer Thür, die mit Blumen geschmückt prangte, und hinter welcher mächtige Herren und schöne Damen Trost und Erfrischungen, Ehre und Wein spendeten. Sie kehrten mit neuen Kräften zum Examiner zurück, der unter Leigh Hunt's Redaction mehrere Jahre als Organ erster Klasse blühte, bis er ihn anderen Händen übergab, um auf Byron's und Shelley's Einladung nach Italien zu gehen und eine neue Wochen-Zeitung „The Liberal" zu gründen. Nachdem er einige Monate bei Byron gewohnt, aber gefunden hatte, daß sich nicht gut mit dessen Empfindlichkeit, Reizbarkeit und allgemeiner Seltsamkeit leben lasse, kehrte er nach London zurück. Hier arbeitete und producirte er Jahre lang fast ununterbrochen in allen möglichen Zweigen der Literatur. Seine „Story of Rimini," „Captain Sword and Captain Pen," die „Legend of Florence," aus dieser blühenden Zeit jugendlicher Manneskraft, gehören auch zu seinen besten und bleibendsten Schöpfungen. Letzteres Werk, das einzige dramatische, wurde sehr oft in Covent Garden aufgeführt, später neu belebt in Sadler's Wells und sogar für den Hof in Windsor. Unter seinen Romanen wird „Sir Ralph Esher" als der beste bezeichnet. Die Zahl seiner Productionen ist sehr groß. „The Indicator," „The Companion," The Seer," „Men, Women and Books," „Table Talk," „Stories from the Italian Poets," A Jar of Honey from Mount Hybla," „The Town," „The Old Court Suburb" und eine Autobiographie repräsentiren einige der Hauptfrüchte seiner langen, erfolgreichen, literarischen Thätigkeit. Viele Uebersetzungen aus dem Italiänischen und einige aus dem Französischen würden die Bändezahl seiner Werke vielleicht um ein Dutzend vermehren. Die nicht mehr auszufindende Menge seiner Essays und kritischen Abhandlungen, berühmt wegen ihrer Eleganz und Grazie, seine kritischen Ausgaben Congreve's, Wicherly's und Farquhar's, deren Werth und Witz er durch scharfe feine Kommentare wieder zum Tageslicht brachte, die bis in die letzten Wochen seines Alters fortgesetzte Thätigkeit für Journale und Review's — würden zusammen gebunden allein eine kleine Bibliothek ausmachen. Hoffentlich wird man durch eine Ausgabe des bleibend Werthvollen das Unsterbliche von dem Untergange retten und ihm nicht, wie so vielen Andern, den schlechten Freundschaftsdienst erweisen, unzählige „Occasional Papers" (wie er sie kurz vor seinem Tode noch dem Spectator schickte), als Spreu über den Weizen zu schütten.

Leigh Hunt genoß seit 1847 eine Pension von zweihundert Pfund, die ihm auf Lord John Russell's Verwendung von der Regierung gesichert worden war.

Er hatte zwei Generationen überlebt. Selbst unter den brillanten Genossen seiner Jugend, Shelley und Byron, Lamb und Hazlitt, war er ein Licht, eine Sonne gewesen.

Man verglich ihn in der Poesie mit Tasso, in der Politik mit Junius und fand in ihm die witzige Gefälligkeit von Charles Lamb und die

delikate Empfindlichkeit Thomas Hood's combinirt. Er entflammte einem starken populairen Geschlechte. Sein Vater hatte den Muth gehabt, Land und Stellung seiner Ueberzeugung aufzuopfern, sein Bruder ward ein gefürchteter radicaler Redner. Er selbst fand es schon in früher Jugend unmöglich, sich mit einer sichern, aussichtsreichen Staats-Carrière abzufinden, und zog es vor, mit seinen Gaben für Journalismus, Kritik, glänzende Prosa und wahre Poesie selbständig zu ringen und zu streiten. Solcher Schriftsteller giebt es nur noch wenige; vielleicht ist dieser Schlag ganz mit ihm ausgestorben. Nach einem Leben voller Kampf und Angriff, wobei ihn nie die Grazie und Anmuth verließ, wurde er der gefeierte Repräsentant geist- und liebevoller Zufriedenheit mit der Welt, der in allen Dingen etwas Gutes, Heiteres, Interessantes zu entdecken wußte. Das heitere Zwielicht eines langen, ruhigen, natürlichen Untergangs („So stirbt ein Held," ruft Karl Moor beim Anblick der ruhig am heitern Himmel untergehenden Sonne), wurde der jüngern Schriftstellerwelt zu Erholungsfesten. Sie strömten zu ihm, ihrem Nestor, und vernahmen aus seinem lächelnden Munde die Glorie früherer Tage, die Stimme eines Jahrhunderts, gesänftigt, nicht gebrochen aus seinem greisen Munde. Kaum giebt es ein geliebtes englisches Haus, in welchem er fehlte, der den Sang von Rimini schuf, der in seinen glücklichsten Tönen italiänischer war, als selbst Italien und uns mit den süßesten Reizen eines Hafis beseligte, Honig vom Berge Hybla für uns sammelte und uns durch die legendenreichen Galerien von Florenz führte. Er machte alte englische Größen wieder verständlich und fashionable. Zuletzt lockte er noch Tausende nach Kensington hinaus, die „alte Hofvorstadt," wo er so lieblich plauderte von alten Herrlich- und Lächerlichkeiten. In diesen und mündlichen Plaudereien war er lieblicher und klassischer, als irgend ein sociales Talent. Er war und blieb bis in die spätesten Tage der frischeste und leichteste Erzähler und „gossiper." Alle Klassen der Bevölkerung waren bei ihm vertreten und willkommen. Shelley gehörte zu seinen enthusiastischsten Bewunderern, und Charles Dickens begrüßte ihn als den Freund des menschlichen Geschlechts.

Kein Wunder, daß solch' ein Mann durch sein Scheiden von allen Seiten Zeichen tiefer Trauer hervorrief. Noch lebt zwar ein literarisch beliebter Sohn als Erbe seines Namens; aber es ist ein tragisches Gefühl, mit welchem man die letzten, lebendigen Zeugen und Vertreter einer literarischen Blüthezeit der Geschichte anheimfallen sieht.

Leigh Hunt mit seiner Krone von toskanischen Lorbeeren war ein lebendiges Zeugniß von der Impotenz der Gunst oder Ungunst der Höhe; sein „Adonis in den Funfzigern" war beinahe ein Menschenalter lang todt, als er seine Regierungs-Pension erhielt, ehrenvoll für ihn, wie für die Regierung. Die Partei, die unter seiner Feder sich empörte und beugte, ist zur Bedeutungslosigkeit gesunken. Sein Journal, das er gründete, blüht noch, sein Sohn gehört zu dem engern Zirkel der literarischen Producenten. Seine Werke gehören zu den Ornamenten englischer Literatur, und sein Ruhm wird dauern und wachsen, so lange die Schöpfungen des Genius verstanden und gewürdigt werden.

Ob das noch wachsende Geschlecht der Dichter und Schriftsteller, drei- bis zehnfach an Zahl, die alten geschiedenen Größen ersetzen und das Gebiet der reich kultivirten Production verschönern, bereichern wird, ist oft bezweifelt worden, aber was jung ist und strebt, bildet noch keine abgeschlossene Größe. Wir werden an einem jungen Helden nachweisen, daß sie in ihrer modernen Weise auch zu säen und zu ärndten wissen.

Ethnographische Skizzen von Latham.

Der Mensch und die Natur.

Wir brachten vor einiger Zeit einen Artikel über Bogumil Goltz' ethnographische Skizzen, indem wir den Standpunkt, von dem dieser Schriftsteller seine Aufgabe betrachtet, im Allgemeinen festzustellen suchten. Es war ein wesentlich ethisch religiöser, welcher, von einem Ideale der Menschheit ausgehend, überall die Entartung und das Zerrbild desselben auffindet und darzustellen versucht. Von einem wesentlich verschiedenen Gesichtspunkt geht das neue Werk des Engländers Latham, eines eifrigen Arbeiters auf diesem Felde, aus, welches wir hiermit dem deutschen Publikum zur Anzeige bringen.* Er hält sich mehr an die natürliche Seite, an die Thatsachen, wie sie sich aus dem Studium der Völkereigenthümlichkeiten ergeben; verfolgt also mehr den wissenschaftlichen Zweck, als den sittlichen.

Latham erklärt seine Wissenschaft, die Ethnologie, als „Physical History of Man" (Naturgeschichte des Menschen), Pritchard als „Science of Races" Wissenschaft der Raçen, gegen welche letztere Benennung Manches eingewendet wird. Denn, ehe man Menschenraçen als Thatsache hinnimmt, läßt sich doch wohl fragen, was eine Raçe, und ob sie eine Nothwendigkeit der Naturgeschichte des Menschen sei, zumal die Raçen keineswegs festgestellt sind und mannigfach in einander übergehen. Andererseits greift die Benennung „Naturgeschichte des Menschen" wieder in die Anthropologie über, und man weiß abermals nicht recht, wo die eine Wissenschaft aufhört, die andere anfängt.

Indessen sind dies ziemlich überflüssige Spitzfindigkeiten, wenn man bedenkt, daß alle Wissenschaften nur eigentlich Zweige eines Wissens sind. Was ist Anthropologie wieder? — Wenn man will, Alles. Ethnologie ist nun, wie auch weiterhin gesagt wird, historische Anthropologie, historische Naturgeschichte des Menschen. „In ähnlicher Weise, wie die Anthropologie mit der Zoologie, hängt die Ethnologie in dieser ihrer historischen Auffassung mit der allgemeinen Geschichte selbst zusammen. In der allgemeinen Geschichte betrachten wir die Menschheit als beeinflußt von moralischen Ursachen, indem die menschlichen Handlungen das Agens bilden. In der Ethnologie sind die Ursachen, deren Einfluß auf die Menschheit man betrachtet, rein physisch — Boden, Klima, Ernährung. Die Thatsachen ferner, mit denen die Ethnologie zu thun hat, sind bisweilen älter, als die, welche den Gegenstand der allgemeinen Geschichte bilden. Die Methode, nach welcher die Geschichte verfährt, besteht in der Anführung und Benutzung von Zeugnissen, während die Methode der Ethnologie eine rein induktive ist und seit Jahren bereits als solche gebührend anerkannt wurde."

Die beiden andern wichtigsten Hilfsmittel für die Ethnologie sind physische Geographie und Philologie. Die Beziehungen zwischen den klimatischen Bedingungen und dem Nationalcharakter ist ein Gegenstand, der seit Dr. Arnold in den englischen Colleges oft genug als Thesis besprochen worden ist.

„Man kommt in Bezug hierauf im Allgemeinen wohl überein, daß Klima, Boden, Ernährung wohl *einigen* Einfluß auf den menschlichen Körper und seine Gestalt ausüben, daß er aber keineswegs ein unbeschränkter sei. Die tellurische Beschaffenheit des Wohnortes wirkt zunächst nur bestimmend auf die leibliche Konstitution der Menschen, nicht aber unmittelbar auf ihren *Charakter* ein."

Man wird diese Sätze sehr gern unterschreiben, wenn man zu der Einsicht gekommen, daß die Geschichte unter keiner Bedingung wohlerworbene Rechte an die neue zur Geltung gekommene ethnologische Betrachtung abtreten darf, ohne sich selbst aufzugeben. — Die Ethnologie hat es, so zu sagen, nicht mit dem ganzen Menschen, sondern nur mit dem *Menschenthiere*, seinen ältesten Abarten, seiner Existenzmöglichkeit unter gegebenen Bedingungen, seinem dadurch theilweise bedingten Temperamente, seinen Mucken und Launen zu thun. — Man könnte ebensogut eine Ethnologie der Pferde, Hunde oder anderer Thiere schreiben, als die des Menschen, wenn man das, was über dieselben jetzt in den Naturgeschichten steht, von dem ethnologischen Standpunkte, d. h. von der geographisch-klimatischen Variation des gegebenen Grundthema's (des Thieres) auffaßte. Körperlicher Habitus, Sitten, Temperament, Launen, werden z. B. bei dem arabischen, englischen oder südamerikanischen Pferde ebenso verschieden (wenn auch minder ausgesprochen) sein, als bei entsprechenden Menschenarten, und ihren Grund in den verschiedenen Naturbedingungen finden.

Eine Ethnologie des Pferdes z. B. ist also möglich — aber warum nicht auch eine Geschichte? d. h. eine innere Geschichte, in der die Pferde aktiv eine Rolle spielen, nicht eine Geschichte der Art und Weise, wie sie von den Menschen benutzt worden sind. Denn eine solche wäre freilich möglich. — Antwort: das Pferd, wie alle andere Thiere, hat keine Geschichte; — und warum nicht? — Weil das Geistige in ihnen in der Natur gebunden bleibt und nicht über sie hinaus kann; denn alle Geschichte ist im Grunde Geschichte des Geistes, der sich mehr oder minder selbstbewußt von der Natur losmacht, sich darüber erhebt und sie äußerlich, wie innerlich zu überwinden und aufzuheben trachtet. Die Bildung des Charakters beim einzelnen Menschen, wie einem ganzen Volke, fängt genau dort an, wo die Bedingung durch Naturverhältnisse aufhört, indem er das Ergebniß des freien Entschlusses und selbstbewußten Willens ist. Freilich kommt auch er nicht ganz von der Natur los und bleibt stets von dem Temperamente, welches wieder in der rein körperlichen Constitution seinen Grund hat, mehr oder minder beeinflußt; nichtsdestoweniger ist er etwas davon ganz Verschiedenes.

Die materialistische Naturforschung unserer Tage hat daher einen

---

* Descriptive Ethnologie. By R. G. Latham, (London, Van Voorst).

entschiedenen Widerwillen gegen die Geschichte, oder im besten Falle kein Verständniß dafür; der Mensch soll nun einmal durchaus nur das Menschenthier, der homo sapiens des Linné sein, der in der Naturgeschichte als Zweihänder gleich vor den Vierhändern rangirt. Daher das Bestreben, auch den geschichtlichen Menschen wieder fest an die Natur zu ketten, und Alles, selbst die höchsten geistigen Eigenschaften, aus den Naturbedingungen, aus Klima, Nahrung, Umgebung u. s. w. abzuleiten. Vergebliche Mühe! Wie der Mensch zum geschichtlichen Leben, d. h. zum ersten Selbstbewußtsein, zum Bewußtsein seiner Verschiedenheit von der Natur erwacht, (eine Thatsache, die allein für sich schon nicht aus blos physischen Voraussetzungen erklärt werden kann) beginnt eine Entwickelung, die geradezu durch das Streben veranlaßt wird, von der Natur loszukommen, sie innerlich wie äußerlich aufzuheben. Der Mensch will von den Naturbedingungen frei sein, soweit sie seinem Dasein nicht förderlich und zuträglich sind. — Allerdings thun dies die Thiere zum Theil auch; indeß ist dies doch eine ganz andere Sache; nicht die äußere Befreiung von der Natur durch die richtig angewandten Mittel gegen ihre Unbill, Wohnung, Kleidung, Urbarmachung des Bodens u. s. w., ist es, welche dem Menschen zum geschichtlichen Fortschrift hilft und ihn ermöglicht, sondern gerade die innere Befreiung zuerst. Dadurch daß der Mensch in sich tiefere Bedürfnisse empfindet, welche weit über die äußere Nothdurft hinausgehen, Bedürfnisse, welche nicht blos individuell, sondern generell im weitesten Umfange sind, wird er über die Schranke des Thieres erhoben. Dieses lebt nur für sich oder höchstens für seine Jungen, oder für einen außer ihm liegenden Zweck; der einzelne Mensch in der Urzeit lebte bereits für den letzten Menschen der Zukunft, d. h. für die ganze Menschheit; nicht das einzelne Sonderwesen hat seine Aufgabe, sondern das ganze endlose Geschlecht; und weil sich das einzelne Wesen nicht löset, sondern eben nur die ganze Menschheit, entsteht die Geschichte als fortlaufende Lösung, Verfehlung, Wiederauffindung dieser rein divinatorisch im Menschengeiste gegebenen Aufgabe. Schon im Traumleben der Barbaren liegt Alles das vorgebildet, was die civilisirtesten Völker in die Form der Wissenschaft gebracht und sich zum Verständnisse erhoben haben, und nicht nur das, sondern auch Alles, was über die exakte Wissenschaft hinausliegt, die tiefsten Fragen und Räthsel des Menschengeistes, die in Philosophie und Religion eine Lösung suchen.

Der Nationalcharakter ist demnach unstreitig ein Erzeugniß der Geschichte und ihrer Entwickelung und kann nicht aus physisch-lokalen Grundbedingungen erklärt werden; dieses ist nur mit dem vom Körper und den niederen Ursachen abhängigen lokalen Temperamente der Fall, welches freilich stets den Charakter zu beeinflussen, d. h. seine Entwickelung zu hemmen oder zu stören suchen wird.

Wie sich gewöhnlich bei der großen Mehrzahl der Mitglieder eines Volkes der Nationalcharakter darstellt, ist er in der That nicht reiner Charakter, sondern ein Gemisch von sittlicher Haltung und Temperament, welche mehr als bloßes Temperament, aber weniger als Charakter ist, eben weil der Mensch nie von seinem Naturgrunde loskommen kann. Auch die nationellen Unterschiede sind keine nothwendigen Entwickelungen der Natur; der Mensch ist nicht dazu geschaffen, in nationellen Typen sich auszuprägen und dazu gewissermaßen zu künstlichen Thierarten zu erstarren, wozu seine körperliche Natur die Neigung hat; sondern seine Aufgabe ist, wie gesagt, eine höhere, nämlich den Menschen als rein geistiges, vom natürlichen Schlechten und Unvollkommenen befreites Wesen herzustellen. Aus diesem Grunde ist also das, was wir Nationalcharakter nennen, schon etwas Unvollkommnes, durch die Materie Getrübtes und muß es sein, weil er auf dem Grunde eines lokalen Nationaltemperamentes beruht. Das ist es, was die verschiedenen Nationalitäten wieder gewissermaßen zu besonderen Individuen macht. Bogumil Goltz hat demnach vollkommen Recht, wenn er sein Menschenideal nirgends verwirklicht findet, wenn er selbst in den gebildetsten Völkern mit seltener Virtuosität die nicht überwundene, oder abermals Herr gewordene Barbarei nachweist — das nämlich, was er Naturalismus nennt.

Sehr originell ist die Art und Weise, mit der Herr C. Latham sein Werk beginnt:

„Ich folge der Horazischen Regel und stürze mich gleich vorn weg in medias res. Ich bin am Indus; aber nicht auf der indischen Seite desselben. Ich bin am Himalaja, aber nicht an seiner südlichen Seite, sondern in den nordwestlichen Strichen, mit der Tartarei im Norden, Bochara im Westen und Hindostan in Süden; ich bin an einer Stelle, wo die drei großen Religionen zusammentreffen, Mohammedanismus, Buddhaismus und Brahminenthum. Ich muß doch irgendwo beginnen; also beginne ich hier."

Es sind in der That so viele Antworten möglich, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus auf die Frage gegeben werden können, wo der Anfang zu machen sei, daß man mit des Verfassers kühnem Entschlusse nur einverstanden sein kann. Irgendwo muß angefangen werden, und im Grunde ist es zuletzt gleichgültig, wo es geschieht; denn die Fülle des Stoffes ist erdrückend und Alles einer systematisch-gliedernden Behandlung entgegen; Zoologen, Philologen (als Ethnographen), Geschichtsphilosophen würden wahrscheinlich ganz verschiedene Länder und Striche zu ihrem Ausgangspunkte machen.

Es giebt ein Hinderniß, das unserem Versuche, eine vollständige Uebersicht von dem Inhalt dieses schätzbaren Buches zu geben, im Wege steht; dieses Hinderniß besteht in der erdrückenden Masse von Gelehrsamkeit, die der Verfasser in sein Werk zusammengedrängt hat. Wenn irgend Jemand aus „der Ueberfülle seines Herzens" gesprochen, so hat es Dr. Latham in seiner „beschreibenden Ethnologie" gethan. Zuerst und vor Allem ist es ein Buch für den Gelehrten, und die reine Liebe zur Wissenschaft der durchgehende Grundzug. Aber ebenso ist es für den Reisenden ein unschätzbarer Rathgeber, indem es die reichsten Vorrathskammern von Thatsachen enthält, welche Gebräuche, Sitten, Naturprodukte u. s. w. der beschriebenen Völker und ihrer Länder betreffen. Und mehr noch als das, es sollte ein Handbuch für den gebildeten Missionär sein, dem es mehr von dem wirklichen Seelen- und Gemüthszustande der Heiden erzählen würde, als manches eigentliche Missionär-Handbuch, indem darin vielfach die Ritualien und Kultusgebräuche derselben beleuchtet werden."

Die Darstellung ist einfach und sich rein auf das Thatsächliche beschränkend; kein Wort zuviel, nicht die Spur eines Schmuckes, wie aus folgender Stelle über die Mongolen hervorgehen mag.

„Wenn es irgend Nomaden in der Welt giebt, sind es die Mongolen. Kein Volk ist so ausschließlich nomadisch.

„Die Suniden, die (beiläufig) mehr als jeder andere Stamm, von dem wir eine möglichst vollständige Beschreibung haben, vornehmlich Steppenbewohner sind, mögen die wahren Mongolen darstellen, und das Folgende ist ihre Beschreibung: Ihr Land ist mehr steinig als sandig, mehr wellenförmig und durchschnitten, als eben; auch ist es mehr steinig als lehmig. Es hat Ueberfluß an nitrösen und andern salzigen Mineralien. Die Brunnen sind sechs bis zehn Fuß tief. Doch fehlen Ströme keineswegs. Wenn das Mongolenland in Afrika läge, würde es eine Wüste voller Oasen sein. Die Lebensart so wie sie existirt, ist mehr nomadisch als ackerbauerisch. Weizen haben sie. Flachs wächst wild. Hirse ist indessen der Hauptgegenstand der Anpflanzung. So unbestimmt und streng sind die Jahreszeiten, daß in gewissen Jahren von Heerden von 1000 Stück nicht mehr als 80 gerettet worden sind. Reichthum an Metallen mag vorhanden sein, vielleicht auch nicht. Es ist nur bekannt, daß die Mongolen für den Bergbau ebenso wenig Geschmack haben, als für den Ackerbau. Selbst Gold ist wahrscheinlich zu finden. Aber es giebt wenige oder keine Wäschen und Gräbereien. Ein Umstand begünstigt hauptsächlich die Viehzucht. Es giebt wenige oder keine quälende Insekten.

„Holz giebt es wenig. Die Zeltgestelle bestehen aus Bachweide. Das Hauptbrennmaterial ist Kameeldünger. Dies ist der Fall in den Steppen. Doch an der russischen Gränze giebt es Holz im Ueberfluß, und in der östlichen Mongolei wächst Weizen, und das Ackerbauleben ist entwickelt. Der Handel ist in den Händen der Chinesen. Wenige Mongolen sind Kaufleute und verkaufen ihre Waaren in China. Zahlreiche Chinesen machen gewinnreiche Reisen in verschiedene Theile der Mongolei. An der östlichen Ecke der Wüste ist kein Mangel an Regen — an unregelmäßig vertheiltem Regen. Ableitungsrinnen (draughts) sind häufig; doch der Regenfall ist beträchtlich. In den Flüssen finden sich mehr Fische, in den Ebenen mehr Kleinwild, als die Einwohner zur Nahrung brauchen, deren größerer Theil von den Heerden beschafft wird. Von Hausthieren sind Pferd, Kameel, Rind, Schaaf und Hund die hauptsächlichsten. Die Katze ist selten. Ein Paar Stapel Heu eingeschafft zu haben, will viel bedeuten im mongolischen Haushalte.

„Unter derartigen Bedingungen ist eine dichte Bevölkerung unmöglich. Für einen einzigen Hirten und eine Heerde ist ein großer Strich Land nöthig. Es muß eine Winterweide und eine Sommerweide geben. Es muß Bewegung von Ort zu Ort stattfinden, und Stelldichein's geben. Die Bevölkerung ist dumm. Es ist zweifelhaft, ob selbst die chinesischen Beamten richtige Volkszählungen haben. Jeder mongolische Fürst, der sich China unterworfen, gab die Zahl der Leute an, die er in's Feld führen konnte. Jeder Djarsak oder Edle muß 3 bis 23 Compagnien, Schwadronen oder Regimenter, jedes aus 150 Reitern bestehend, in's Feld bringen. Nimmt man 13 als die Mittelzahl und multiplizirt man sie mit den 49 Bannern der südlichen Mongolen, und den 84 der Kalkas,

so erhält man (nach Timkowski) 260,000 Mann; die 8 Banner der Tschakar, zu 241,000 Mann berechnet, nicht mit gezählt. Diese Schätzung indessen bezieht sich auf das Ende des 17. Jahrhunderts, nach dem Streite zwischen China und den Dschungariern. Seit dieser Zeit ist Friede gewesen und kein allgemeines Aufgebot wurde benöthigt. Im Frieden wächst aber die Bevölkerung eher. Die gegenwärtige Schätzung ist 500,000 Zelte, oder 2,000,000 Seelen."

Nach dieser Probe wird man zugeben, daß Herr Dr. Latham einfach schreibt und überflüssigen Schmuck verschmäht. Meist kurze, nackte, einfache Sätzchen, unerbittlich vom Nachbar durch den Punkt getrennt, auch wo derselbe in näherer Verbindung steht. Wir haben diese sonderbare Interpunction — auch Bogumil Goltz hat eine solche, geradezu originelle — nicht geändert. Jedenfalls ist der Styl mit Absicht angenommen. Der Verfasser will die reine Thatsache geben und hat deshalb echt englisch die ausgezogene Kraftbrühe kondensirt und wie Bouillon in Täfelchen geschnitten. Wenn man heißes Wasser darauf gießt, so geht das Ding hübsch auseinander.

Illyrien.

Südslavische Literaturzustände.

II.

Die neuere serbische National-Literatur.

Dositej Obradović durchreiste fast das ganze Europa, und in sein Vaterland zurückgekehrt, nahm er sich vor, den geistigen Fortschritt seiner Landsleute auf neuen Wegen ersprießlich zu fördern. Er ging mit der Ueberzeugung an's Werk, daß die slavische Gelehrtensprache, das alte kirchenslavische Idiom in die Volksschichten Serbiens nicht so bald eindringen könne und werde, daß Schriften, in einer todten Sprache abgefaßt, der allgemeinen nationalen Bildung wenig oder gar nicht zu Statten kommen. In Folge dieser Ueberzeugung erhob er die serbisch-kroatische Volkssprache zur Schriftsprache, und sein Bemühen ward mit reichlichen Erfolgen gekrönt. Er war zunächst ein praktischer Mann von großem Scharfblick und gereiftem Verstande, der seine Blicke mehr auf die geistigen und moralischen Bedürfnisse seines Volkes richtete, als daß er sich hätte von der mehr idealen Richtung seiner literarischen Vorgänger bestimmen lassen. Seine Schriften enthalten daher zunächst allgemeine moralische Wahrheiten, und ihr nächster Zweck war, auf Veredlung der Volkssitten hinzuwirken. Der gesunde Menschenverstand war der Boden, auf welchen er sich gestellt, um Vorurtheile zu bekämpfen und richtige Ansichten über Welt und Leben unter den Serben zu verbreiten. Seine Bearbeitung Aesopischer Fabeln erschien das erste Mal in Leipzig 1788. Seine übrigen ethischen Schriften theils in Wien, theils in Ofen. In neun Bände gesammelt, kamen sie 1833 in Belgrad heraus, so wie 1845 seine zahlreichen Briefe. Er zuerst zeigte seinen Landsleuten die wahre Bahn des nationalen Fortschrittes, begründete den serbischen Styl und erreichte den Hauptzweck vorzugsweise dadurch, daß von nun an die serbische Nationalsprache in die Literatur-Welt eingeführt wurde. Seine nächsten Nachfolger hatten einen schweren Stand. Die Opposition der alten Partei war heftig, weit heftiger wohl als die der gelehrten Lateiner anderer Völker im Mittelalter, als die Nationalsprachen deren scholastische Narrheit durchbrachen. Obradović selbst führt ein lebendiges Beispiel hiervon in seinen „Aussprüchen des gesunden Menschenverstandes" an: „Als mein Igumen sah, daß ich ein solches gedrucktes Buch neuer Art in Händen hatte, sprach er ohne Rückhalt, daß ich, wenn ich solche Schriften nicht fliehe, noch das letzte bischen Verstand verlieren müsse, der mir noch übrig geblieben. Siehst du denn nicht, sprach der Igumen, — daß in diesem Buche zur Hälfte lateinische Buchstaben vorkommen, und weißt du nicht, daß jedes Buch, in welchem auch nur ein einziger lateinischer Buchstabe vorkömmt, mit dem Anathema belegt ist, und daß die Leute seit der Zeit, wo solche Bücher an das Licht treten, Unrath zu essen begannen? Wahrlich die Welt könnte noch einige Jahrhunderte stehen, wenn Ihr sie nicht mit solchen Büchern an den Abgrund gebracht hättet!"

Trotz alledem drang das Bessere durch, und Obradović hat auch in der Hinsicht auf die Mehrzahl der serbischen Schriftsteller gewirkt, daß sie anfingen sich auf nützliche, den praktischen Bedürfnissen des serbischen Volkes entsprechende Gegenstände zu werfen, und dieses Bemühen charakterisirt das ganze erste Dezennium des 19. Jahrhunderts in der literarischen Welt der Serben. Eine Reihe populärer Schriften, theils Originale theils Uebersetzungen traten nun an das Licht. Geschichte Geographie, Gesundheitslehre, landwirthschaftliche Bücher verbreiteten die wichtigsten Erkenntnisse im Lande, und auch die schöne Literatur begann sich zu heben, ja selbst die Anfänge einer serbischen Literaturgeschichte machten sich bemerkbar; der Roman, das Lustspiel und Drama fanden Eingang. Die Schriften in altslavischer Mundart wurden seltener, die serbische Sprache wurde in der Literatur herrschend. Die Schriftsteller zeichneten sich nun durch überraschende Fruchtbarkeit und Rührigkeit aus. Vidaković (1779—1841) trat als Romanschriftsteller auf, und da er seine Stoffe dem serbischen Volksleben entnahm, so brachte er der Literatur auch noch den großen Vortheil, daß er ihr einen großen Leserkreis erwarb. Seine Schriften wurden mit außerordentlichem Eifer gelesen, die beliebtesten seiner Romane sind: „Der Jüngling in der Einsamkeit" und „Ljubomir im Elysium." — In Versen schrieb er „Die Geschichte vom schönen Josef," „Der junge Tovija" u. a. m., sämmtlich Schriften, die wiederholt aufgelegt wurden.

Rakić schrieb viel, meist religiösen Inhaltes, doch seine Popularität erwarb er sich durch das Epos: „Das Leben des serbischen Königs Nemanić." — Berić schrieb die erste serbische Pädagogik und Methodik.

Neben der Prosa wurde aber gleich bei Beginn der neuserbischen Literatur-Periode zugleich die Poesie gepflegt, Anfangs ebenfalls in altslavischer, später in serbischer Sprache. Schon 1788 dichtete Alex Vezilić „Vom zufriedenen Leben," Raić gab 1791 ein satyrisches Gedicht heraus: den „Kampf des Drachen mit dem Adler" — und im Jahre 1791 eine Tragödie: „Der Tod des Czar Uroš." Auch kleinere Gedichte gab er heraus, unter dem Titel: „Lieder ohne Namen." — Auch Obradović hatte einige Gedichte geschrieben. Aber diese sämmtlichen Kunstdichtungen fanden bei der Nation nur eine kalte Aufnahme; sie sprachen nicht zum Herzen, berührten nicht die Gefühle des Volkes. Erst mit der Veröffentlichung der herrlichen Volkslieder der Serben, die sich aus alter Zeit im Munde des Volkes erhielten, wurden die Muster aufgestellt, denen die serbischen Dichter nun nachstrebten, und die Quellen geöffnet, aus denen zu schöpfen sie berufen sind. Von nun an wurden nicht mehr Gedichte geschrieben, um in Büchern aufbewahrt zu werden für die Zukunft, sondern um die Nation zum Leben zu wecken, für das Vaterland zu begeistern, ihr Unabhängigkeitsgefühl rege zu erhalten. Durch Herausgabe dieser Lieder hat sich Vuk Stefanović Karadžić ein so vielseitiges und hohes Verdienst um die serbische Nationalliteratur erworben, daß sein Name auch außerhalb Serbien gekannt zu werden und in den Annalen der Weltliteratur verzeichnet zu werden verdient.* Die Einführung der Volkssprache in die Literatur war bisher mit vielen formellen Unzuträglichkeiten verbunden. Es hatten sich eine solche Masse altslavischer Worte in die Literatur unnütz eingedrängt, daß eine Art Misch-Idiom daraus entstand, das sich nur als Uebergang erhalten konnte. Vuk Stefanović machte der Anarchie ein Ende. Im Jahre 1814 gab er seine Sammlung serbischer Volkslieder in zwei Bänden heraus, zugleich auch eine serbische Grammatik, die der berühmte Grimm später in's Deutsche übertrug. Mit diesen zwei Werken deutete Vuk seine künftige literarische Laufbahn an. Die serbische Nationalität und die serbische Sprache waren seine Parole. Er setzte sich den Zweck vor, die Nationallieder zu sammeln, sowie auch die Sprüchwörter und Volksmährchen der Serben, und machte überhaupt alle volksthümlichen Gebräuche seines Vaterlandes zu seinem eifrigsten Studium; der Erfolg war glänzend. Er durchreiste zu seinem Zwecke mehrere Male ganz Serbien, Bosnien, Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Montenegro. Obradović lehrte in der Nationalsprache schreiben; Vuk ging weiter, er zeigte, welches die eigentliche Nationalsprache sei, setzte ihre Grundsätze und Regeln fest und lehrte ihre richtige Anwendung. Im J. 1818 gab er sein serbisches Lexikon heraus, das 1852 in erneuerter, vermehrter Auflage erschien. Auch seine Sammlung serbischer Volkslieder erlebte bereits mehrere Auflagen. Vom J. 1826—1829 gab er den Almanach Darica heraus, dessen Bedeutsamkeit für die neuere Geschichte Serbiens allgemein anerkannt ist. 1834 erschien seine Sammlung serbischer Sprichwörter, 1847 seine Uebersetzung des neuen Testamentes, 1849 seine trefflichen Mittheilungen über Geschichte, Sprache und Volkssitten der Serben. Seine Volksmährchen der Serben erschienen bereits 1833, und sein letztes größeres Werk besprach die Verhältnisse der serbisch-slavischen Sprache. Viele kleinere Schriften und in Journalen verstreute Abhandlungen lassen wir unerwähnt. Bedeutend ist Vuk als Reformator der serbischen Orthographie, welche er vereinfachte, und hier müssen wir die Kuriosität anführen, daß vor einiger Zeit die serbische Regierung das Einführen der

* Seitdem Frau Talvj die serbischen Volkslieder übersetzt hat, ist auch der Name Wuk Stefanowitsch Karadzitsch in Deutschland bekannt. D. R.

Schriften Vuk's in das Fürstenthum Serbien verboten hatte, weil er orthographische Neuerungen veranlaßte!!!

In demselben Jahre als Vuk in der serbischen Literatur auftrat, begann auch die Thätigkeit des verdienstvollen Dimitri Davidović (geb. in Semlin 1789; im J. 1821 Sekretär des Fürsten Milosch). Er begann 1814 in Wien die erste serbische Zeitung herauszugeben, die sich bis 1821 erhielt. Außerdem erschien von 1813—1821 unter seiner Redaktion ein jährlicher Almanach Zabavnik, der später, 1833—34—35, wieder erschien. In der Zeitung konzentrirte sich fast die gesammte literarische Thätigkeit der Serben jener Periode. Um Davidović sammelte sich ein schöner Kreis strebsamer Männer, unter denen Lucian Mušicky und Milos Svetić durch poetische Begabung vorzüglich hervorragten. Mušicky erwarb sich einen bedeutenden Namen als Dichter und übte einen mächtigen Einfluß auf die serbische Literatur aus. Anfangs schrieb auch er in altslavischer Mundart, ging aber später zu der neueren über. In seinen Oden besang er zumeist den Ruhm, die Sprache und den Glauben und die Helden der Serben. Seine Oden: der Harfenklang und die „Stimme des Vaterlandsfreundes" wirkten elektrisch. Gesammelt erschienen seine Gedichte erst nach seinem Tode, in vier Bänden. — Etwas später als Mušicky trat der Advokat Svetić auf. Sein erstes poetisches Produkt erschien 1821. Hierauf 1827 gab er eine Uebersetzung des Horaz: de arte poetica mit einigen eigenen Gedichten heraus, in denen sich ein hoher poetischer Schwung beurkundete. In neuester Zeit beschäftigte er sich viel mit philologischen Arbeiten. Viele seiner poetischen, historischen und philologischen Produkte gingen bei dem Brande von Neusatz 1849 — wo er sich aufhält — im Manuskript zu Grunde. Im Jahre 1855 begann er seine gesammelten Schriften herauszugeben.

Die Literatur gewann inzwischen einen immer größeren Leserkreis, was wieder auf die Production merklich zurückwirkte; der Weg, den Vuk und Davidović eingeschlagen, wurde nicht mehr verlassen. Den Bedürfnissen der Nation zu entsprechen, das Volk zur Erkenntniß seiner selbst zu bringen, seine Vergangenheit und Gegenwart zu beleuchten, ward nun der Wahlspruch der serbischen Schriftsteller. Die allgemeine und speziale Geschichte fanden ihre Bearbeiter, Zeitverhältnisse wurden besprochen und Vieles aus fremden Sprachen übersetzt, dabei aber das Hauptziel, Belehrung und Aufklärung des serbischen Volkes, im Auge behalten. — Endlich trat im J. 1825 die serbische Matica in's Leben, ein Institut, das in der Entwickelungsgeschichte der slavischen Literatur überhaupt eine bedeutende Rolle spielt, denn nach dem Muster dieser serbischen Matica ward später die böhmische, kroatische, wendische in der Lausitz, begründet, und neuestens wollten die Slowaken in Ungarn in die Reihe treten.

Begründet wurde die Matica srbska durch die Bemühungen einiger gelehrten Serben, an deren Spitze der bekannte Hadzic (Svetić) im Vereine mit Mušicky, Magarašević, Safarik und Petrović im J. 1825 zu Pesth getreten war. Ihr Zweck war, zu ermöglichen, daß die ganze Nation Gelegenheit finde, durch mäßige Geldbeiträge zum Aufschwunge der Literatur beizutragen, und andererseits wieder, daß die Männer, die sich den literarischen Fortschritt Serbiens zum Ziele gesetzt, bei Veröffentlichung ihrer Schriften genügende Unterstützung finden. Die Begründung dieses Instituts war unumgänglich nothwendig, wenn die junge serbische Literatur den mannigfachen Hemmnissen nicht erliegen sollte, die sich ihr entgegenstellten. Der größere Theil der Nation war des Lesens nicht kundig, und die, welche lesen konnten, betrachteten den Ankauf von Büchern als Luxus. Die Schriftsteller waren zumeist arme Leute, die Herausgabe der Bücher mit großen Unkosten und Schwierigkeiten verbunden, weil man auf privilegirte Buchdruckereien in Wien und Ofen beschränkt war — Orte, die von den Sitzen der Serben weit entfernt waren. Auch gab es keine buchhändlerischen Verbindungen. Der Zweck der Matica war, diesen Schwierigkeiten nach Möglichkeit abzuhelfen, und diese Idee fand einen solchen Anklang in der Nation, daß das Institut in Kurzem in's Leben treten konnte. In den ersten zwei Jahren betrugen zwanzig Beiträge schon die Summe von 1000 Gulden. Im Laufe der Zeit vermehrte sich das Vermögen der Matica bis auf 120,000 Gulden.

Die Matica übernahm sogleich die fernere Herausgabe der „serbischen Jahrbücher," die Magarašević redigirte, und machte sich überhaupt durch lebendiges Eingreifen in die serbische Literatur bemerkbar. Nach dem Tode des ersten Redacteurs übernahm Svetić (1830) die Leitung, ihm folgte 1831—1832 Stamatović — aber schon 1834 hörten die Jahrbücher auf einige Zeit zu erscheinen auf. Die Matica erlahmte in Folge persönlicher Spaltungen, die Jahrbücher, welche sie 1837 wieder zu fördern begann, fielen bald in die Reihe jener Bücher, von denen es kein Schaden wäre, wenn sie nicht wieder aufgelebt. Die serbische Literatur-Zeitung Vojvodjanka schrieb 1851 über die Matica: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Serben für die Matica mehr thun sollten und könnten, bei alledem haben sie doch mehr gethan, als die Matica ihrer Thätigkeit zu Folge verdient. Die Beiträge waren groß genug, aber die Matica hat weniger gethan für das Volk, als dieses für sie, ja nicht ein Viertheil davon!"

Anfangs hatte die Matica, wie gesagt, eine schöne Wirksamkeit entfaltet. Statt einzelner, trat nun eine Reihe von Schriftstellern auf, und nach dem Muster der Jahrbücher erschienen ähnliche Schriften und Almanache, wie der „Helikon" von Stojkić, der „Banater Almanach" von Dr. Tirol, die „Ruzica" von Nikolić, „Blüthen" von Lazarević, die „Serbische Biene" 1830—1841 herausgegeben von Stamatović, das „Wäldchen" von Mladenović, die „Morgenröthe" von Teodić (1836 in Wien.) „Golubica" in Belgrad (1833—1844) redigirt von Svetić, „der serbische Morgenstern" (1836—1837) von Gruić, wo überall sich anregende und interessante Dichtungen und prosaische Aufsätze finden. An der Spitze der Dichter dieser Perioden steht Simon Milutinović (Čajković) geboren zu Sarajevo in Bosnien 1791. Sein erstes bedeutendes poetisches Produkt „Serbianka" erschien 1826 in Leipzig, das in Serbien mit großem Beifall begrüßt wurde. Später erschienen seine kleineren Gedichte. Seiner Richtung folgten bald andere Poeten, und überhaupt zeichnete sich diese Periode durch Selbständigkeit und innere Kraft der literarischen Produkte aus. Das lyrische, epische und dramatische Feld wurde mit Glück gepflegt; der treffliche Lyriker Pačić, der Epiker Popović, der Dramatiker Lazarević verdienen hier besonders erwähnt zu werden.

Als im J. 1834 die serbischen Jahrbücher äußerer Umstände wegen zu erscheinen aufhörten, begann ein Jahr darauf der Advokat Theodor Pavlović ein Wochenblatt „Serbisches Nationalblatt" — herauszugeben, und übernahm als die Matica 1837 neuerdings die Jahrbücher erscheinen ließ, zugleich die Redaction derselben. Im Jahre 1838 gründete er auch die politische „serbische National-Zeitung," so daß die Hauptorgane der serbischen Literatur sich in seinen Händen befanden. Aber der sonst fleißige Pavlović entsprach keineswegs den Erwartungen, die man von ihm hegte. Unnützer Weise füllte er die Blätter mit langweiligen Rezensionen und mit beleidigenden polemischen Artikeln über den Namen Serb und Ilyr, in denen er die kroatischen, ja alle illyrischen Schriftsteller auf das unschicklichste herabsetzte. Hierdurch entspann sich ein langer Kampf zwischen den „Serben" und „Ilyrern," der auf die Entwickelung der serbischen Literatur hemmend einwirkte und der ganzen südslawischen Entwickelung auf lange Zeit im Wege stand. Pavlović hat sich durch die Art seines Benehmens gegen das gesammte Slaventhum auf das gröbste versündigt und eine bedauernswerthe Beschränktheit gegenüber der Idee seiner Gegner an den Tag gelegt. — Von da an wurden neue literarische Erscheinungen immer seltener. 1838 erschien zwar ein neues Wochenblatt, das jedoch den zweiten Jahrgang nicht erlebte. Eben so der „Ofen-Pesther Kurier" der 1842 zu erscheinen begann. Pavlović gab noch im Jahre 1847 ein belletristisches Werkchen Dragoljub heraus. Sieben Jahre darauf starb er. Seine Biographie erschien 1857 von Dr. Pejčić in Neusatz.

Rußland.

Briefe eines Mongolen

In den „Arbeiten der morgenländischen Abtheilung der russischen archäologischen Gesellschaft" (im dritten Bande) hat Herr Paul Saweljev, dessen Ableben wir kürzlich gemeldet, eine Auswahl Briefe abdrucken lassen, die theils schon im Originale russisch waren, theils aus dem Mongolischen übersetzt sind. Sie gehören zum Nachlaß eines (1855 in Irkutsk verstorbenen) jungen Burjat-Mongolen, der, ohne seinem heidnischen Glauben (dem lamaitisch-buddhistischen) zu entsagen, in Rußland europäische Bildung sich angeeignet und in mancher schätzenswerthen Arbeit seinen kritischen Scharfsinn und gründliche, ja vielseitige Kenntniß bewiesen hatte. Der Name des begabten Jünglings war Dordji Bansarun d. i. D. des Bansar... (ergänze Sohn, mongolisch köbüün); er vertauschte aber die mongolische Genitivpartikel un mit dem russischen ov und so wurde Bansarov daraus. *

* Vgl. Erman's Archiv zur wissenschaftlichen Kunde von Rußland, Bd. VIII., S. 212, und Bd. XV., S. 237 ff. Am Ausführlichsten handelt von ihm Saweljev im zweiten Bande obenerwähnter „Arbeiten" S. 128 ff.

Einige der mitgetheilten Briefe haben einen Anflug von Humor und erinnern einigermaßen an die Lettres Persanes; aber Montesquieu's mit einander korrespondirende Perser sind bekanntlich, wie die Briefe selber, reine Fictionen, während wir in Dordji's Briefen die Ergüsse eines echten Mongolen vor uns haben.

Zu den im Originale mongolischen Briefen gehört der folgende, welcher aus Petersburg an Bobrownikov (einen „verrußten" Kalmyken und Verfasser einer mongolisch-kalmykischen Sprachlehre) in Kasan geschrieben ist.

St. P. April 1848.

„An den zum Ziele aller Weisheit vorgedrungenen, wie die sommerliche Sonne im Ozean der Grammatik leuchtenten Oirat-Kalmyken, der da berühmt geworden unter dem russischen Namen Bobrownikov — ein kleines Sendschreiben.

„Euer geringer, Euch Gesundheit und Zufriedenheit wünschender Bruder ist beim Empfang Eueres vielbedeutenden Briefes so hoch erfreut geworden, wie jene fünfhundert Kaufleute, als sie im Ozean eine Kostbarkeit fanden, von der Größe eines Pferdekopfes. Der Inhalt Eueres Schreibens ist tiefer als der Fluß Ibil (die Wolga). Solche Tiefe kann nur Derjenige erweisen, welcher der stillen Betrachtung der sechs Paramita's sich hingiebt.* Wie könnte ich, Euer geringer, durch Städte und Länder wandernder Bruder, zu solchem Tiefsinn gelangen! Die an dem Wege, auf dem ich gereiset, wohnenden Russen sind von lauter Sorgen um vergängliche Dinge niedergebeugt; darum werden sie nie aus den Händen der Schimnu's sich retten können.** Durch die Macht des Verhängnisses als Ungläubige in's Dasein gekommen, sind sie außer Stande, Tugend und Laster zu erkennen — ja sie haben von den „zehn schwarzen Lastern" und den „zehn weißen Tugenden" nicht einmal gehört, und rechtschaffene Leute giebt es unter ihnen sehr wenige. Hier ist gleichsam der Mittelpunkt des Ortschilang (materiellen Treibens). Es giebt in Rußland Leute, die Indisch und Tibetanisch verstehen und unsere heiligen Bücher lesen; aber der Geist derselben bleibt ihnen fremd. Sie sind wie ein umgeworfenes Gefäß, in dessen Inneres nichts fallen kann. Sie ziehen aus unseren Büchern niemals Begriffe von Tugend, sondern es ist ihnen beim Studiren derselben nur um weltliche Vortheile zu thun.

„Wenn man das Treiben dieses Volkes beobachtet, so ergiebt sich, daß es von anderen Völkern sehr verschieden ist. Der Sprachen giebt es viele: Einer spricht Tschuchomisch (Estnisch, Finnisch), ein Anderer Deutsch, ein Dritter Französisch ꝛc. Die Lehre Buddha's scheint mir gar nicht bis in diese Gegenden verbreitet zu sein. Unschuldige und unerfahrene Leute werden hier leicht betrogen und übervortheilt; nach Erwerbung sündhaften Gewinnes strebt Jeder mit derselben Gierigkeit, mit der man um Schätze des Herzens sich bewerben sollte. Ihre Gewinnsucht ist so schamlos, daß Jeder sein Gewerbe auf eine eiserne Tafel schreibt: „Ich mache Stiefel" — „Ich mache Särge" — „Ich scheere das Kopfhaar" — „Ich mache Fuhrwerke" — „Ich schlachte Ochsen" u. s. w. Solche Tafeln hängen sie an die äußere Mauer ihrer Häuser. Einige stellen sogar Bilder, wodurch sündhafte Gedanken erzeugt werden, an ihre Fenster! Alle diese Leute sind Ausgeburten der Schimnu's (s. oben). Durch den Rathschluß des Verhängnisses hierher gekommen, thue ich nun seit zwei Wochen gute Werke und lebe im Geiste bei Euch.

„Es ist hier ein großes Gebäude, das man Akademie nennt, und wo viel Buddhistisches aufbewahrt wird. Ich habe Alles in gute Ordnung gebracht, desgleichen die Bücher in der Mandschu-Sprache und ein Verzeichniß davon angefertigt. Auch besitze ich schon einige Bücher der Ungläubigen und werde noch mehrere bekommen; denn die hiesigen Gelehrten vertheilen ihre Werke unentgeltlich, in der Hoffnung, ihren Ruhm dadurch weiter auszubreiten.

„So freundlich Euer Brief überhaupt, noch freundlicher ist doch das Versprechen, ein neues Spiel Karten und guten Branntwein bereit zu halten, wenn ich Euch besuche. Geht dies zum Nutzen aller Wesen (!) in Erfüllung, so wird Euere Tugend unaussprechlich groß sein.

„Wenn J..... in eine Tatarin sich verliebt hat, so ist dies ein Zeichen, daß er zur Religion des Muhamed übertreten will. Er wohnt in einem reinen Hause und verletzt doch das Gelübde der Keuschheit. In Folge dessen wird seine Sünde doppelt so groß — aus einer schlechten Handlung entstehen zwei.

„Bei den Völkern des Abendlandes ist jetzt eine unruhige Zeit eingetreten,* sie haben ihre Chane und Oberherren vertrieben und dann sich selbst unter einander angefeindet. Es mag dies ein Zustand sein, wie damals, als Gesser und Chan in dieser Welt geboren ward.** Will jetzt nicht wieder ein Gesser erscheinen? Vielleicht würde er uns Beide unter seine dreiunddreißig Helden aufnehmen.

Verbleibet im Glauben an die kostbaren Drei.***

Euer jüngerer Bruder
Banjar's Sohn.

Aus dem vierzehnten Briefe, einem der im Originale russischen, welcher an den Kollegienrath Schiefner gerichtet ist, hat der Herausgeber nur das nachstehende Fragment abdrucken lassen:

Irkutsk im August 1852.

.... „Meine lieben Burätischen Stammesgenossen sind gar schlichte und einfältige Leute; darum glauben sie z. B., ein russischer Herr habe ein eisernes Kästchen in die Selenga gesetzt, den Abendstern vom Himmel herab in das Kästchen gezaubert und ihn dann in seiner Tasche nach Rußland entführt. Ich wollte die guten Leute beruhigen und ordnete deshalb eine gerichtliche Nachsuchung an — vergesset nicht, daß ich Würdenträger (tschinownik) bin — damit der Uebelthäter ausgemittelt und nach Verdienst bestraft würde. Nun — errathet Ihr wohl, wer das Verbrechen begangen? Ich zittere, es auszusprechen, es war — ein ordentliches Mitglied der kaiserlichen Akademie! Unter dem Vorwande, die Breite und Länge des Flusses zu messen, beschwor der Gewissenlose das Abendsternlein in sein Kästchen und reiste mit dem Schatze zurück nach Petersburg! Vor Kurzem ist der Stern jedoch am burätischen Himmel unverletzt wieder eingetroffen."

Nord-Amerika.

Der amerikanische Luftschiffer Wise über seine große Luftreise von St. Louis nach New-York.†

Die Reise, welche am 28. Juni angetreten werden sollte, wurde durch verschiedene Vorbereitungen bis zum 1. Juli hinausgeschoben. Um 6 Uhr Abends war der Ballon „Atlantic" mit Gas gehörig gefüllt, und während wir für Ballast und Lebensmittel sorgten, fuhr Herr Brooks, Direktor des St. Louis Museums, welcher uns in seinem Ballon „Comet" über den Mississippi eskortiren wollte, ab. Um 7 Uhr 20 Minuten war der „Atlantic" reisefertig. Die Herren La Mountain und Gager hielten es für schwierig, mit den Schaufelrädern abzufahren; es wurde daher beschlossen, sie erst am andern Morgen anzubringen. In Hinsicht auf die üblen Erfahrungen, welche wir schon durch heftige Winde gemacht, hatten wir in St. Louis einen starken Korb anfertigen lassen, von Reifen eingeschlossen, welcher zwischen dem Ballon und der Gondel befestigt wurde. Die Letztere enthielt 600 Pfund Ballast, einen Eimer Wasser, einen Eimer Limonade, eine Menge Brod, Wein, Geflügel, Sandwiches und Delikatessen aller Art, die von unsern Freunden herbeigebracht wurden. Herr La Mountain übernahm das Commando über Gondel und Ballast und placirte sich an dem einen Ende, Herr Gager am andern, ihm waren Karten und Kompaß zugetheilt. Herr Hyde, Lokal-Redakteur des St. Louis „Republican," nahm in der Mitte Platz, mit Notizbuch und Bleistift, als Historiograph. Herr Hyde stand zwar nicht auf dem Programm, wir gestatteten ihm jedoch einstimmig, uns zu begleiten, vorausgesetzt, daß er uns nicht lästig fallen werde; es war nämlich ausgemacht, daß man nöthigenfalls die Gondel unterwegs zur Erde bringe und ich oder La Mountain die Reise allein fortsetze.

Der Korb enthielt 350 Pfund Ballast, einen Barometer, Thermometer, Wein und Lebensmittel und mich, welchem das zur Klappe führende Seil und die ganze Leitung des Unternehmens anvertraut war.

Zwanzig Minuten nach 7 Uhr fuhren wir vom Washington Square in St. Louis ab. Der Ballon schlug eine nordöstliche Richtung ein. Als wir in die Höhe kamen und über den Mississippi waren, sahen wir Herrn Brooks auf freiem Felde landen.

Um $8\frac{1}{2}$ Uhr verloren wir St. Louis und den Mississippi aus den Augen, obwohl es bis nach 9 Uhr hell blieb. Da ich durch die Arbeit

* Paramita heißt Uebergang und ist ein Sanskritwort. Man benennt so die verschiedenen Stufen der Erleuchtung oder moralischen Abklärung, auf welche man durch angestrengte Beschaulichkeit gelangen kann.

** Schimnu's heißen die Dämonen der bösen Versuchung.

* Dieses gilt der Februar-Revolution in Frankreich und ihren Ablegern.

** Man sehe unseren Artikel über diesen mythischen Weltbefreier in der Ersch- und Gruber'schen Encyklopädie unter „Gesser." W. Sch.

*** Unter der „kostbaren Drei" versteht man Buddha, seine Lehre und den Verein der Geistlichkeit.

† Nach amerikanischen Blättern.

beim Einlassen des Gases unter der brennenden Sonne sehr ermüdet war, so überließ ich die Leitung für diese Nacht Herrn La Mountain, welcher mich wecken sollte, falls wir des Klappenseiles bedürften. Ehe ich mich schlafen legte, hatten wir eine Höhe erreicht, in welcher sich der Ballon ganz ausdehnte und die Luftströmung östlich war. Hier wurde es frostig, und Herr La Mountain, welcher schon mehrere Tage unwohl war, und die Uebrigen empfanden den Temperaturwechsel jetzt unangenehm; alle Kleider konnten es uns nicht komfortabel machen, obwohl der Thermometer auf 42 und der Barometer auf 23 stand, und dies war der niedrigste Stand beider auf der ganzen Reise, mit Ausnahme der Strecke über den Ontario. Herr La Mountain wünschte, daß wir die niedrigere Strömung wählten, so lange sie uns nur wenige Punkte von dem nordöstlichen Course entfernte; ich sagte ihm, er solle ganz thun, wie ihm gut dünke, und am andern Morgen seine Berechnung mittheilen. Ich wünschte dann der Gesellschaft gute Nacht, hüllte mich in meine Decke, war in wenigen Minuten eingeschlafen und schlief fest bis 11½ Uhr, als Herr La Mountain, welcher wieder in die obere Strömung zu gelangen wünschte, mich ersuchte, die Klappe ein wenig zu öffnen, da der Ballon außerordentlich stark ausgespannt war. Das Gas entströmte mit großem Geräusch; da Herr La Mountain vermuthetete, ich sei von dem Gas betäubt, so veranlaßte er Herrn Gager vermittelst eines hierzu bestimmten Seiles zu mir hinaufzuklettern. Herr G. fand mich krampfhaft athmend; kräftiges Schütteln und die Entfernung des Ballon-Endes von meinem Gesichte, wodurch ich wieder der kalten Luft ausgesetzt war, brachte mich bald wieder zum Bewußtsein, und ich beschloß, während der Nacht nicht mehr zu schlafen.

Um Mitternacht fühlte ich mich sehr wohl, meine Beobachtungsgabe neu belebt, und das Interesse an unserem Experimente erhöht. Der ganze Himmel war von einem milden, phosphoreszirenden Lichte überstrahlt, die Sterne schimmerten prachtvoll, und die Milchstraße glich einer illuminirten Wolkenschicht. Wenn immer wir über Wasser fuhren, war der sich darin abspiegelnde Himmel unten eben so klar wahrzunehmen als über uns. So stark war das phosphoreszirende Licht in dieser Atmosphäre, daß der Ballon durchsichtig schien wie Oelpapier. Wir unterschieden Prairie vom Walde, wir nahmen deutlich Straßen, Zäune, Felder, Häuser wahr, wenn wir nicht mehr als eine Meile über der Erde waren, und auch in der größten Höhe waren Prairie vom Holzland und Wasser zu unterscheiden. Wenn immer wir Halloh! riefen, hörte man das Echo, und auch hiernach waren wir im Stande, auf die verschiedene Höhe zu schließen.

Um 3 Uhr Morgens kamen wir zu dem Schlusse, daß wir uns irgendwo über Indiana oder Ohio befinden müßten. Um 4 Uhr fuhren wir über eine Stadt hin, wußten aber nicht welche; aber um 5 Uhr entdeckten wir den Erie-See vor uns, woraus wir schlossen, daß jene Stadt Fort Wayne gewesen. Um 6 Uhr passirten wir Toledo, und ungefähr eine Stunde später kamen wir dem Spiegel des Sees, ein wenig nördlich von Sandusky, näher. Nach einer Berathung von einigen Minuten und einer Revue über unsern Ballast entschlossen wir uns, es zu riskiren, der Länge nach über den Erie-See zu fahren und die von mir immer für nichtig gehaltene Behauptung zu erproben, daß Ballons nicht lange über Wasser gehalten werden können, wegen einer eigenthümlichen Affinität beider. Nach einer kleinen Unterhaltung mit der Mannschaft eines Schraubendampfers, welche uns vergeblich abrieth, uns auf das Wasser zu wagen, stiegen wir auf, bis der Ballon voll war und der Barometer auf 23 fiel, um längs des südlichen Seeufers hinzufahren; aber auf Herrn L.'s Einwand, daß wir Buffalo erreichen könnten, wenn wir nur einige hundert Fuß über der Oberfläche hinführen, öffnete ich die Klappe, bis wir allmählich bis auf fünfhundert Fuß über das Wasser herabsanken. Hier fanden wir einen starken Sturmwind, von ungefähr 1 Meile in der Minute, und wir beschlossen, ihn zu benutzen, bis wir Buffalo in Sicht hätten, und dann aufzusteigen und darüber hinwegzufahren. Dies war eine der interessantesten Partieen unserer Reise. Wir überholten sieben Dampfbote, salutirten gegenseitig und verloren sie bald aus den Augen. Um 10 Uhr 20 Minuten fuhren wir längs des canadischen Ufers dahin und passirten nahe der Mündung des Welland-Kanals.

Bald stiegen wir weiter auf, um eine mehr östliche Richtung zu gewinnen, was uns zwischen Buffalo und den Niagara-Fällen gelang, indem wir bei Grand-Island den Niagara kreuzten, Buffalo zur Rechten und Lockport zur Linken lassend. Wir waren nun im Staate New-York, aber zu weit nördlich, um die Stadt New-York zu erreichen, weshalb wir übereinkamen, nahe Rochester zu landen, die Gondel abzusetzen, nebst den Herren Gager und Hyde, worauf ich und Herr La Mountain weiter segeln wollten, um bei Portland oder Boston uns niederzulassen. Demgemäß ließen wir uns allmählich herab; aber ehe wir bis tausend Fuß über der Erde herabkamen, fanden wir einen furchtbaren Sturm darüber hinbrausen. Ich sagte meinen Freunden, daß wir verloren seien, wenn wir in diesem Sturme zur Erde kämen; der Ballon schoß aber schon in rasender Eile nieder. Schon waren wir den Gipfeln der Bäume eines kleinen Waldes nahe, und ich schrie: „Um Gottes willen, La Mountain, werft über Bord, was Ihr könnt!" und gleich darauf antwortete dieser: „Alles gut!" an der Seite der Gondel stehend, mit dem Apparat zu den Schaufelrädern, um im Nothfalle Alles über Bord werfen zu können.

Herr Hyde sah zu mir herauf und sagte feierlich: „Dies ist eine kritische Geschichte, Professor. Was sollen wir thun?" „Vertrauet auf Gott und auf Euer kaltes Blut!" war meine Antwort. In furchtbarer Eile ging's jetzt dem Ontario zu, und hu! wie entsetzlich heulte und tobte der Sturm. „La Mountain!" rief ich, „ich habe noch 150 Pfund Ballast in meinem Korbe, ein schweres Felleisen (das der Expreß Company) und Lebensmittel." „Gut," lautete seine Antwort, „wenn das nicht genügt, schneide ich das Boot ab, und wir können uns über Wasser erhalten, bis wir das andere Ufer erreichen." Dies war in unserer Richtung noch beinahe hundert Meilen. Rasch ließ ich den Ballast in die Gondel hinein.

Alles deutete nun darauf hin, daß wir zu Grunde gehen würden; die Frage war nur, zu Wasser oder zu Lande? Auf mein Geheiß kletterten Hyde und Gager zu mir herauf, und ich stellte ihnen vor, daß ich meinestheils lieber ertrinken, als an Felsen und Bäumen zerschmettert werden möchte. „Ich," sagte Hyde kaltblütig, „bin bereit zu sterben, aber ich möchte dies lieber am Lande thun." Gager war ebenfalls dieser Ansicht.

La Mountain raffte inzwischen unten Alles zusammen, was irgend das Luftschiff beschwerte. Unsere Reisesäcke, Instrumente, Lebensmittel flogen eines nach dem andern hinab; nur der Expreßsack blieb noch. Wir erspähten nun das Ufer, etwa 40 Meilen vor uns, zwischen einer dichten Wolkenschichte und der Wasserfläche am Horizonte, und schossen mit rasender Schnelligkeit über thurmhohe Wellen dahin, und — krach! schlug unsere Gondel auf jene auf, und herein stürzte nun das Wasser durch die eingedrückten Seiten. La Mountain hielt bei seiner Gondel aus wie ein Held, verlor aber seinen Hut und wurde von den Wellen gebadet; er warf gleichmüthig den Expreßsack und den übrigen Ballast über Bord und rief: „Nur ruhig, meine Herren, ich werde uns noch einmal flott machen." Und gleich darauf waren wir wieder ein paar Hundert Fuß über Wasser, und der Propeller „Young America" fuhr dicht unter uns her und bewillkommnete uns mit einem Hurrah! Ich schlug nun vor, den Ballon in's Wasser stürzen zu lassen, da wir hoffen konnten, von dem Dampfer aufgefischt zu werden. Meine Gefährten wollten aber lieber ihr Glück am Lande versuchen. La Mountain hatte nun Alles aus der Gondel geworfen, und wir waren 15 Meilen vom Ufer; der Sturm wüthete fort. Als wir endlich das Land erreichten, stieg La Mountain ebenfalls zu uns herauf. Wenn ich die hin- und herschwankenden Bäume ansah, so mußte ich erkennen, daß unserer die größte Gefahr am Lande wartete; aber ich hatte immer noch eine blinde Hoffnung, daß wir gerettet würden. Ich stellte zwei Mann an das Klappenseil, und wir stürzten, 100 Ellen vom Ufer, unter einige zerstreute Bäume; unser Anker, welcher 1¼ Zoll dick war, brach wie das Rohr einer Thonpfeife beim ersten Versuch, ihn an einem Baume festzuhalten, und der Hexentanz ging durch die Baumgipfel fort. Nachdem wir beinahe eine Meile über den krachenden Wald dahingesaust, eine tiefe Furche hinter uns zurücklassend, fuhren wir, furchtbar anprallend, in die Krone einer hohen Ulme; der Korb flog nach allen Richtungen umher, während die Gondel sich in den Aesten verfing; doch schnell blähte der „Atlantic" sich wieder auf, auseinander rauschten die Zweige, mit einem plötzlichen Ruck wurde das Boot wieder frei, den 8 Zoll dicken, mit seinen Aesten und Zweigen 6 — 800 Pfund wiegenden Baumzacken mit sich führend, und wir erhoben uns noch einmal etwa hundert Fuß. Aber das Gewicht war zu schwer für den „Atlantic;" plötzlich fuhr er auf einen schlanken Baum herab und klappte zusammen. Der Sturm war schrecklich, und unsere Situation zwischen Himmel und Erde einen Augenblick eine nichts weniger als trostreiche. Doch Keiner war verletzt; die vielen Schnüre, die starken Reifen und das dichte Geflecht unseres Korbes retteten uns, und wir kletterten so schnell als möglich herab, da die Maschinerie wohl kaum mehr zwei Minuten zusammengehalten hätte.

Wir befanden uns auf dem Lande des Herrn T. O. Whitney, im Town Henderson, Jefferson County, New-York.

Wir werden den „Atlantic" bald wieder reparirt haben, um ihn zu einem, wie wir hoffen, erfolgreicheren Unternehmen benutzen zu können.

Stanwix Hall, Albany, N.-Y., 3. Juli 1859.

John Wise.

Mannigfaltiges.

— Schiller's Säkularfeier in Frankreich. Als Festgabe der Franzosen zu der bevorstehenden November-Feier wird eine neue, und zwar die erste vollständige Uebersetzung von Schiller's Werken angekündigt. Dieselbe ist von dem geschätzten Akademiker Adolphe Regnier, Erzieher des Grafen von Paris, veranstaltet, der lange im Hause der verewigten Herzogin von Orleans in Eisenach gelebt hat. Das Ganze, dem eine Lebensbeschreibung des Dichters aus der Feder des Herrn Regnier vorangeht, wird in vier Bänden erscheinen, und zwar bei L. Hachette & Co. in Paris.

— Schiller's Korrektor. Eine den Freunden Schiller's überaus interessante kleine Schrift ist die von dem Gymnasial-Director Joachim Meyer in Nürnberg, der im Jahre 1844 mit der Korrektur des Druckes von Schiller's Werken beauftragt wurde, herausgegebene Rechtfertigung seiner Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Textes.* Eine Probe der zum Theil sehr überraschenden Emendationen, die Herr Meyer mit Scharfsinn und unwiderleglicher Kritik bewirkt hat, liefert Hermann Marggraff in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 36 vom 1. Septbr. d. J.), der dort zugleich bemerkt: „Meyer wird für die unsäglichen Mühen, die er auf seinen Gegenstand verwendet hat, und für seine in der Herbeischaffung des kritischen Materiales bewiesene, aufopfernde Thätigkeit den Lohn in sich selbst und in der Anerkennung einiger weniger Kenner zu finden wissen; denn von Seiten des großen Publikums ist nicht sehr auf die gebührende Anerkennung zu rechnen, die eine so mühselige Arbeit ohne Zweifel verdient." Unter Anderem erfahren wir auch von Herrn Meyer, daß im Jahre 1848 in Leipzig ein von Schiller eigenhändig durchkorrigirtes Druck-Exemplar seines „Fiesco" zum Verkauf gekommen. Dasselbe war zuerst in die Hände eines Engländers übergegangen, von welchem es jedoch Hr. Meyer, der Schiller-Korrektor, durch glückliche Vermittelung einiger Freunde zu erwerben wußte. Der Engländer scheint den Werth des Buches nicht recht gekannt zu haben; das British-Museum würde, wenn es ihm angeboten worden wäre, gewiß einen sehr hohen Preis dafür gezahlt haben. Ebenso würden aber auch in England Emendationen eines großen Dichters, wie sie Herr Joachim Meyer erörtert, mit ganz anderer Werthschätzung aufgenommen werden, als in Deutschland, wo sogar der durch Schiller reich gewordene Verleger Anstand genommen zu haben scheint, seinen mit kritischem Scharfsinn verfahrenden Korrektor auch fernerhin zu honoriren.

— „Der Stunden Gottesgruß."** Hier ist eine für den Lesetisch unserer Frauen ganz besonders sich eignende, poetische Gabe von weiblicher Hand. In sinniger Weise sind hier die zwölf Horen gruppirt, jede ihren „Gottesgruß" spendend, durch das Mutterherz zuerst, dann im Menschenwort und in der Natur, in der Wissenschaft, in Freude und Liebe, in der Kraft und Wahrheit, in Freiheit und Treue, in der ewigen Jugend und im Frieden. Den Müttern ist das reichhaltige, schön ausgestattete Büchlein mit den Worten gewidmet:

> ...„O Mütter, Euch vor Allen ist gegeben
> Das Evangelium von dem Gott im Leben,
> Auf daß Ihr's Euren Kindern sollt erzählen
> Und ihren Geist dem Gottesgeist vermählen, —
> Um — nützend Euer heilig schönes Recht —
> Zu bilden ein Gott würdiges Geschlecht!!!
> Drum Euch, den Gründern einer neuen Zeit,
> Sei dieser Stunden Gottesgruß geweiht!!"

— Racine und seine Zeit. Diesen reichhaltigen Stoff hat auf eine für die französische Literaturgeschichte dankenswerthe Weise Herr F. Deltour in einem kürzlich erschienenen Werke bearbeitet.*** Man erfährt daraus, daß gerade dieser gemüthvolle, edle Dichter ein Gegenstand der lebhaftesten Polemik und der gehässigsten Kritik seiner Zeit gewesen sei. Die laudatores temporis acti in der französischen Akademie, die Chapelain, Benserade, Perrault &c., wollten nicht zugeben, daß der poetische Thron Corneille's durch einen Jüngeren, durch einen Lebenden, wieder besetzt werde. Eine mächtige Kabale war gegen ihn beständig in Thätigkeit, und ihr gelang es auch, ihn von der Bühne zu verdrängen. In der heiligen Schrift, zu der er seine Zuflucht nahm, fand er zwar später die Stoffe seiner edelsten Tragödien, aber die gegen ihn eifernde Kritik flößte ihm noch auf dem Sterbebette Zweifel ein, ob sein Name auf die Nachwelt kommen werde.

— Turcos und Zuaven. Ein Pariser Korrespondent der Literary Gazette liefert ein Bild von den gegenwärtigen Zuständen dieser französischen Truppentheile, das allerdings geeignet ist, Bedenken über die Maßregeln zu erregen, die diese Zustände vielleicht erforderlich machen. Er sagt: „Sind Turcos und Zuaven schon fürchterlich gewesen, als sie nach Italien ausmarschirten, so sind sie nach ihrer „glorreichen" Rückkehr noch viel fürchterlicher geworden. Das Lager von St. Maur bei Vincennes bietet ein Schauspiel unerhörten Frevels und gänzlichen Mangels an Mannszucht dar. Es werden hier täglich und stündlich die ärgsten Ausschweifungen einer in Feindes Land fourragirenden Armee begangen. Die Gutsbesitzer und Bauern an den Ufern der Marne flehen vergeblich den Schutz der Gesetze für Leben und Eigenthum an, die fortdauernd durch diese Prätorianer bedroht sind. Die befehlhabenden Offiziere vermögen nichts mehr über diese trunkene Bande; ja, oft genug wird ihnen von ihren nächsten Untergebenen gerathen, sie möchten sich doch nicht in Dinge mischen, die sie nichts angehen. Schuld an Allem ist, daß man in diesen Leuten den Hochmuthsteufel geweckt, indem man ihnen lange genug gesagt hat, sie seien die ersten Soldaten von Frankreich. Schon während des Krieges in Italien war ihre Aufführung unerträglich und der „Armée d'Italie" wahrhaft zur Schande gereichend. Sie halten sich für die eigentliche „Elite-Truppe" und blicken auf die Anderen, auf Garde sowohl als Linie, wahrhaft verächtlich herab. Das „bürgerliche Pack" wird erst gar nicht beachtet, und der „bourgeois" von Paris ist ihnen nichts als ein „contribuable," gerade so, wie es ihnen der „bourgeois" von Mailand und Brescia war, der dem Himmel auf den Knieen dankte, als ihn diese seine „Befreier" endlich verließen. Der Pariser „bourgeois" ist inzwischen nichts weniger als geneigt, sich auf diese Weise von der halbafrikanischen Soldatesca mißhandeln zu lassen. Es ist bereits zu ernsten Mißhelligkeiten gekommen, und noch viel ernstere dürften bevorstehen. Sehr natürlich ist daher auch die Frage: was mit dieser zuchtlosen Bande anfangen? In welchen Kanal läßt sich die furiose Energie dieses alle Dämme durchbrechenden Elementes ableiten? Wie ist der Frieden verträglich mit einem Feldlager, das keine Macht kennt und fühlt und das, wenn nicht im Auslande beschäftigt, sehr bald im Lande selbst einen Krieg hervorrufen möchte? Dies ist das große Dilemma, das in der That die ganze Situation beherrscht und Louis Napoleon zwingt, Manches zu thun, was er bei ruhigem Urtheil für verwerflich halten würde."*

— Bodenstedt's Mirza-Schaffy. Wir nehmen gern davon Kenntniß, daß vor kurzer Zeit eine neue Auflage (die sechste) der Lieder Mirza-Schaffy's erschienen ist.** Nächst den herrlichen Blüten des Orients, die wir zuerst aus Goethe's und dann aus Friedrich Rückert's Hand empfingen, hat wohl kein Deutscher den Humor des Morgenländers mit der Gemüthlichkeit des Abendländers so in Eins zu verschmelzen gewußt, wie Friedrich Bodenstedt mit Hülfe seines, wenn auch nicht gerade apokryphen, doch jedenfalls anmuthig germanisirten Freundes.

---

* „Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes" Sendschreiben an Dr. Heinrich Viehoff &c. Von Joachim Meyer. Nürnberg, Campe und Söhne, 1858.

** Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht von Franziska Gräfin Schwerin. Leipzig, Veit & Co., 1859.

*** Les ennemis de Racine au XVIIe siècle. Par E. Deltour, Paris, Durand.

* Das Einfachste würde sein, wenn die Turcos und Zuaven jetzt nach China eingeschifft würden, wo sie Gelegenheit hätten, den Schimpf zu rächen, den die französische Flagge kürzlich in Gemeinschaft mit der englischen auf dem Pei-ho erlitten. D. R.

** Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt. Sechste Auflage. Berlin, Decker, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in **Leipzig.**

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Devaranne, Unter d. Linden Nr. 76, in **Berlin.**

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 116-118. Sonnabend, den 1. October 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Das Ausland und die deutschen Einheits-Bestrebungen.

Schon seit dem Tode des Kaisers Nikolaus von Rußland, noch mehr seitdem der Prinz-Regent das Staatsruder in Preußen führt, am meisten aber seitdem die italiänische Frage Europa mit Besorgnissen vor einer Erneuerung der Kriege zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erfüllt, ist die Stellung des Auslandes zu der Frage der deutschen Einheit, die mit der der Machtstellung Deutschlands auf das Innigste zusammenhängt, eine ganz andere geworden. Welcher Deutsche erinnert sich nicht mit Bitterkeit und Schmerz des Hohnes und der Feindschaft, mit welchen in den Jahren 1848 bis 1850 alle Bestrebungen deutscher Männer, eine Form für die im ganzen deutschen Volke ersehnte Einigung zu finden, nicht blos in Frankreich und Rußland, sondern auch in dem Freiheits- und Einheitsstolzen England aufgenommen wurden? Was wurde nicht in den englischen Blättern für Hohn über die „deutschen Professoren" ausgeschüttet, die in Frankfurt am Main ein „Imperial Parliament" improvisirten; mit welcher Nichtachtung und Geringschätzung nahm die republikanische Regierung Frankreichs den Gesandten des neuen deutschen Bundes, Friedrich von Raumer, auf; und was erlaubte sich nicht Alles die hochmüthige Politik von St. Petersburg und Warschau gegen die Unions-Bestrebungen Preußens und seiner deutschen Freunde! Am Feindseligsten aber war das in dieser Beziehung völlig übereinstimmende Ausland, als es galt, die Wahrung der deutschen Nationalität und Verfassung in Schleswig-Holstein als unberechtigte Anmaßung zu erklären.

Wir wollen nicht verkennen, daß ein großer Theil dieser ungerechten Politik des Auslandes durch Deutschland selbst verschuldet worden, das sich anfangs wie ein unverständiger Nachäffer der unverständigen französischen Februar-Revolution gebehrdete und im weiteren Verlaufe der Ereignisse durch und durch zerklüftet, sowohl in seinen Stämmen und Staaten, als in seinen religiösen und politischen Parteien sich zeigte, so daß die österreichische Regierung, die weder deutsche Einheit, noch eine Machtstellung Deutschlands in Europa wollte, leichtes Spiel hatte, die Mitwirkung Rußlands, Frankreichs und Englands gegen alle deutschen Bestrebungen zu gewinnen.

Gott sei Dank, daß die deutsche Nation in den seitdem verflossenen zehn Jahren sehr viel gelernt und dagegen die österreichische Regierung Nichts vergessen hat. Namentlich ist es als eine Folge des letztgedachten Umstandes zu betrachten, wenn Rußland seine Ansicht über die Selbstbestimmung des deutschen Volkes, was die innere Einigung seiner Staaten betrifft, vollkommen geändert hat, während es dem besonnenen Verfahren der deutschen Presse nach dem Frieden von Villafranca (natürlich mit Ausnahmen in Augsburg und einigen andern Orten), sowie der zuerst in Hannover und Eisenach hervorgetretenen patriotischen Männer zu verdanken ist, wenn sich jetzt das parlamentarische England vollständig auf der Seite derer befindet, die eine künftige, unabhängige Machtstellung Deutschlands erstreben.

Ein aufmerksamer Beobachter der englischen Gedankenströmung, Dr. **Kinkel**, sagt in dem von ihm gegründeten, Londoner deutschen Wochenblatt „Hermann" (Nr. 35 vom 3. Sept.): „Wenn man den Ton der englischen Presse von heute mit ihrer Stimmung vor etwa fünf Jahren vergleicht, so tritt eine Aenderung in Hinsicht auf Deutschland sehr deutlich hervor. Die Times, die einst unsere politischen Bestrebungen verspottete, erklärt jetzt diese deutsche Reform-Bewegung zur Einheit hin für eben so berechtigt, als unerläßlich; sie erlaubt ihren Korrespondenten, Deutschlands Ansprüche auf Schleswig-Holstein gegen das dänische Recht der Gewalt geltend zu machen, und von allen Ecken und Enden tönt durch die britische Presse der Ruf: England hat das größte Interesse daran, daß Deutschland eine Großmacht sei. Dieser letzte Gedanke ist in England neu; überraschen kann er nicht. Seit es eine Flotte giebt, die mit der englischen wetteifern kann, seitdem der Dampf die Landung eines starken, voll ausgerüsteten Kriegsheeres an den englischen Küsten ermöglicht, seit Napoleon III. sich fähig gezeigt hat, von guten Unterfeldherren unterstützt, große Heeresmassen zu lenken, — seitdem darf England auf seine frühere Isolirtheit nicht mehr rechnen. Auch das stolze Albion braucht heute kontinentale Bundesgenossen, und der treueste Bundesgenosse gegen ein eroberndes Frankreich ist — ein starkes und einiges Deutschland. In England ist daher jetzt guter Wille für uns da, und wo die hiesige Presse über unsere politischen Zustände spottet, da müssen wir ihr vielmehr Dank wissen; sie spottet ja über alle die Mängel, die wir selbst 1848 angriffen, und es ist ein Glück, daß hier in England über diese Mängel wenigstens von der Leber weg gesprochen wird, während bei uns jetzt selbst die demokratischen Blätter mit den Wölfen heulen."

Was diese letzte Anspielung betrifft, so wiederholen wir, was wir bereits oben angedeutet, daß eben der veränderte, um- und einsichtige Ton, den jetzt viele demokratische deutsche Blätter, im Gegensatze zu ihrem unpolitischen Gebahren im Jahre 1848, anschlagen, unserer deutschen Sache die Zuneigung und das Vertrauen des Auslandes mit hat gewinnen helfen. Damals hatte es das Ansehen, als verlange Deutschland nur nach Einheit und europäischer Machtstellung, um mit allen Nachbarn, mit Rußland, wie mit Frankreich, Händel anzubinden und eine soziale Revolution heraufzubeschwören; daher also auch in solchen Ländern Widerstand gegen deutsche Bestrebungen, wo, wie in England, alte historische Sympathieen vorausgesetzt werden durften; um wieviel mehr aber noch in Frankreich, dessen traditionelle Politik Deutschland gegenüber von jeher die Schürung der Zwietracht unter den Regierungen dieses Landes war.

Aber auch hier hat, wie es scheint, der italiänische Krieg den Gesichtspunkt wesentlich verändert. Man wird sich erinnern, daß der Moniteur, der beim Ausbruch und Fortgang dieses Krieges alle acht Tage eine Ansprache brachte, die an die Deutschen gerichtet ward, uns fortdauernd zu belehren suchte, daß wir unmöglich an den Italiänern das mißbilligen und anfeinden könnten, was wir selber als das höchste Gut erstrebten: Einigung und Einheit des Zusammengehörigen. Frankreich, hieß es damals im Moniteur, könne und werde nie etwas dagegen haben, wenn die deutsche Nationalität eine einige, kompakte Macht bildete. Es mag dies allerdings nur eine für den Augenblick berechnete Phrase gewesen sein, aber die Leser des Moniteur haben sich den Gedanken gemerkt, und der freisinnigere Theil derselben, der seine Freude hat an einem in gesetzlicher Freiheit und nationaler Einheit erstarkenden Deutschland, bringt das Wort jetzt in Erinnerung. Der Chronist der Revue des deux Mondes sagt in seiner politischen Rundschau vom 15. September:

„Wir verkennen keineswegs, daß für Frankreich eine gewisse Sicherheit darin liegt, wenn Deutschland politisch gespalten ist, aber da der Fortschritt freisinniger Institutionen in unseren Augen die beste internationale Bürgschaft ist, die im Zeitalter der Civilisation die Völker einander gegenseitig ertheilen können, so sind wir auch nicht der Ansicht, daß sich eine wahrhaft verständige Politik heutzutage noch streng an die Vorschriften der alten Routine halte. In Deutschland wird, wie in Italien, der entschiedene Fortschritt der bürgerlichen Freiheit auch die nationale Einheit unbedingt fördern, und an dem Tage, wo Frankreich wieder offen seine freisinnigen, für den Augenblick leider unterbrochenen Ueberlieferungen aufgenommen haben wird, wird es auch für sich keine Gefahr mehr darin sehen, daß jene alten Bollwerke zusammengestürzt, die es einst in der Spaltung der großen Nachbarstämme, der deutschen wie der italiänischen erblickte. Wie dem nun aber auch sei, das ist gewiß, daß sich die gegenwärtige deutsche Bewegung, hervorgerufen durch den letzten Krieg, nach dem Beispiele der mittelitaliänischen, durch ihren Zusammenhalt, ihre Mäßigung und ihren praktischen Geist auszeichnet. Die Deutschen haben den überspannten, utopischen Unitarismus von 1848 aufgegeben; sie beschränken sich für den Augenblick auf das Verlangen nach einer Centralgewalt in den Händen einer ausschließlich deutschen Macht, der man die diplomatische und militairische Initiative in den Beziehungen des deutschen Bundes zu den auswärtigen Mächten übertragen will. Diese Forderung ist in Resolutionen niedergelegt, welche sich in allen deutschen Staaten (mit Ausnahme Oesterreichs) mehr und mehr mit Unterschriften bedecken. Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß Preußen diejenige Macht ist, deren Händen die freisinnigen deutschen Männer die Vertretung und Leitung der deutschen auswärtigen Politik anvertrauen möchten. Nur ein Souverain, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, hat sich bisher dieser patriotischen Bewegung angeschlossen, mit welcher er übrigens bereits durch seine freisinnigen Antecedentien zusammenhing.... Die meisten anderen deutschen Regierungen hegen die Besorgniß, daß, bei einer solchen Gestaltung der Dinge, ihr allerdings schon jetzt nicht bedeutender und sehr unfruchtbarer politisch-militairischer Einfluß in Europa ganz verschwinde, und weil sie dies nicht wollen, haben sie sich mit Oesterreich, dem Beschützer des status quo, verbündet. Während also eine Strömung die Bevölkerungen zu Preußen hinzieht, zieht eine Gegenströmung die Höfe zu Oesterreich hin. Es ist dies eine Erscheinung, die nicht ohne Analogie mit dem ist, was in Italien vorgeht, doch mit dem Unterschiede, daß Preußen nicht die überschwängliche Kühnheit Piemont's besitzt."

Der Chronist der Revue theilt demnächst den Inhalt der Antwort mit, die der preußische Minister des Innern, Graf von Schwerin, auf die Adresse von Stettin ertheilte, und knüpft daran die Bemerkung: „Nicht das, was man in der Gerichtssprache ein „fin de non-recevoir"* nennt, liegt hier vor. Vielmehr hat sich Graf von Schwerin, wenn er auch die Hoffnungen der Bittsteller vertagt, doch gehütet, sie zu entmuthigen. Er nimmt für die preußische Regierung, welche sich vorbehält, zur richtigen Zeit die Wünsche des deutschen Volkes mit den Pflichten Preußens in Einklang zu bringen, das Vertrauen der Nation in Anspruch. Im Angesichte einer Meinungs-Bewegung, die erst von so kurzer Zeit datirt, konnte man von einer so umsichtigen Regierung, wie die gegenwärtige preußische, keine andere, als eine abwartende Politik erwarten. Wie dem aber auch sei, so kündigt diese unitarische Bewegung das Wiedererwachen eines kräftigen politischen Lebens in Deutschland an, und es ist anzunehmen, daß der bevorstehende Winter nicht vorübergehen werde, ohne interessante Ergebnisse geliefert zu haben."

* Die Einwendung, daß eine Klage nicht annehmbar sei.

Gräße's Bücher-Lexikon.*

Mit dem kürzlich erschienenen sechsten Hefte ist der erste Band des „Trésor de livres," die beiden Buchstaben A und B umfassend, abgeschlossen. Ein stattlicher Band von 588 Seiten in groß 4°, von welchen eine jede durchschnittlich etwa zwanzig größere oder kleinere Artikel enthält, liegt vor uns, und jeder Literarhistoriker, jeder Bücherkenner hat Stoff und Gelegenheit, nach dem, was bereits geleistet ist, sein Urtheil über das Ganze zu bilden.

Diejenigen Urtheile, die bisher von kompetenter Seite im In- und Auslande über dieses Unternehmen laut geworden, lassen alle den umfassenden Kenntnissen und dem Sammlerfleiße des Herausgebers volle Anerkennung zu Theil werden. Was den Fleiß und die bibliopolische Sachverständigkeit betrifft, so mag allerdings der französische Lexikograph Brunet mit unserm deutschen Landsmann um die Palme ringen; keineswegs kömmt er diesem jedoch an umfassender Kenntniß der Weltliteratur gleich. Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Verfasser des „Lehrbuches der allgemeinen Literärgeschichte" einen viel tiefern Einblick in die geistigen Beziehungen der Literatur zu thun vermag, als der Verf. des „Manuel du libraire," der sich zeitlebens fast nur mit den Titeln, Einbänden und Preisen, niemals aber mit dem Inhalt der Bücher beschäftigt hat.

Gleichwohl hat sich Herr Brunet nicht enthalten können, in dem Prospectus der neuen (fünften) Ausgabe seines „Manuel" auf das Unternehmen des deutschen Gelehrten mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung herabzusehen, während doch Letzterer bei keiner Gelegenheit unterläßt, auf Brunet mit voller Beachtung dessen, was dieser geleistet hat, hinzuweisen. In der uns vorliegenden sechsten Lieferung von Gräße fehlt unter dem Buchstaben B. natürlich auch nicht der Name Jacques Charles Brunet und dessen in fünfter Auflage angekündigtes „Manuel;" mit Recht weist jedoch dabei der deutsche Verfasser auf das unedle Verfahren seines französischen Kollegen hin.

Was wir übrigens bei unserer Anzeige der ersten Lieferung Gräße's vorausgesehen: daß das Unternehmen unmöglich in sechzehn Lieferungen wird beendigt werden können, das bestätigt sich jetzt, nach Abschluß des ersten Bandes, der eben nur die beiden ersten Buchstaben des Alphabets umfaßt. Der Verleger kündigt auch bereits an, daß, um das Ganze in seiner bisherigen Vollständigkeit zu Ende zu führen, eine Vermehrung der Lieferungen nothwendig ist, doch soll fortan jede derselben für den bisherigen Preis (2 Thaler) dreizehn, statt zwölf Druckbogen enthalten.

Um ein Beispiel zu geben, wie der Verfasser seinen reichhaltigen Stoff behandelt, theilen wir den nachstehenden Artikel aus der fünften und sechsten Lieferung mit.

„Bonaparte, Louis Lucian, zweiter Sohn Lucian Bonaparte's (dessen älterer Sohn Karl Lucian Bonaparte der bekannte naturwissenschaftliche Autor), Bruders des Kaisers Napoleon's I., ward geboren zu Morngrove (Worcestershire in England) im Jahr 1813. Er ist ein ausgezeichneter Linguist, der der vergleichenden Sprachwissenschaft unseres Jahrhunderts ebenso durch seine Studien, wie durch seine Liberalität und sein Beispiel, einen neuen Impuls gegeben. Bisher hat er sich vorzugsweise mit der baskischen Sprache beschäftigt, in welcher die wichtigsten Werke seine eigenen Schöpfungen, oder doch auf seine Veranlassung entstanden sind. Ein Theil dieser Werke wurde in der Privatdruckerei des Prinzen gedruckt, und zwar mehrere blos in der Zahl von zwölf Exemplaren.**

„Wir geben in der nachfolgenden Liste ein vollständiges und genaues Verzeichniß aller Werke des Prinzen, die entweder von ihm selbst geschrieben, oder deren Abfassung durch seine großherzige Unterstützung veranlaßt ist. Wir verdanken diese Liste dem Buchhändler Herrn N. Trübner in London, der mit dem Prinzen in häufiger, direkter Verbindung ist und deshalb für die Richtigkeit derselben einzustehen vermag. (Es folgen nunmehr die Titel von 32 Werken in baskischer, spanischer, bretonischer, gälischer, niederschottischer, englischer, friesisch-holländischer, italiänisch sardinischer und französischer Sprache. Das Baskische ist dabei in sieben verschiedenen Dialekten bedacht; ebenso ist das Spanische, Französische und Englische nur in abweichenden Dialekten vertreten. Hauptsächlich sind es das Evangelium St. Matthäi und einige andere biblische Bücher, die der Prinz in die verschiedensten Sprachen und Dialekte übersetzt hat,

* Trésor de livres rares et precieux, ou Nouveau dictionnaire bibliographique. Par J. G. Th. Graesse. Tome premier. A—B. — Dresde. Rudolf Kuntze, 1859.

** Der wissenschaftliche Nutzen einer solchen bibliographischen Spielerei ist allerdings sehr fraglich. D. R.

oder von Anderen hat übersetzen lassen. Aber auch grammatische Werke, über das baskische Zeitwort, Wörterbücher rc. befinden sich darunter. Die meisten dieser Bücher sind zu London 1858—1859, andere, namentlich baskische, in Bayonne gedruckt).

Nord-Amerika.

Korrespondenz-Bericht aus New-York.

Die europäischen Nachrichten über Krieg und Frieden in Amerika.

„Drei Tage Neueres aus Europa" — „Vom Kriegsschauplatz" — „Waffenstillstand" — „Friede" — „Näheres über den Frieden" — „Aus europäischen Blättern" — das waren Monate hindurch Ueberschriften von Zeitungsnachrichten, welche alle anderen in den Hintergrund drängten, die mit Spannung erwartet und mit Lebhaftigkeit, ja mit Hitze besprochen wurden. — Je nach dem Wetter und der Schnelligkeit der Schiffe, haben wir zwei, drei, wohl auch vier Tage auf solche Nachrichten zu warten; zuweilen bekommen wir auch „Einen Tag Neueres aus Europa," in manchen Fällen eine Fülle von Nachrichten, in anderen nur einige Brocken oder Andeutungen, wohl auch mit Widersprüchen oder Unverständlichem gemischt. Wenn der Faden ohne Befriedigung abgerissen war, fragte man sich: „Wann wird, wann kann der nächste Dampfer aus Europa kommen?" Dieser unregelmäßige Zufluß bedingt auch einen unsteteren Gang der Betrachtungen und Vermuthungen, als in Europa, wo derselbe stets in gleichmäßigem Flusse berichtet, verschlungen und besprochen werden kann.

Wenn man erfuhr, daß Vormittags oder den Tag über Dampfer angekommen, deren Nachrichten noch nicht in den Zeitungen stehen konnten, suchte man vor den Häusern, worin Blätter redigirt werden, einige Brocken des Neuesten zu erhaschen. Eine besonders in dieser Hinsicht gesuchte Gegend ist die Kreuzung von Spruce- und Nassau-Street, wo in zwei schief gegenüber liegenden Eckhäusern die New-York Tribune und die New-York Times redigirt werden. Bei Eingang der Nachrichten werden nämlich an dergleichen Häusern auf Anschlagblättern in großen, mit dem Pinsel geschriebenen Lettern einige Andeutungen veröffentlicht. Während des lauten Schalles der europäischen Kriegstrommeln konnten sich die Nachrichten aus der neuen Welt nur wenig Gehör verschaffen, obgleich wir auf dieser Hemisphäre durchaus keinen Mangel an Krieg und Revolution haben. So bringt z. B. aus der Nachbar-Republik Mexiko fast jeder Dampfer eine neue Wendung der Dinge, aber man liest sie kaum, es ist keine Entwickelungstendenz, kein Faden mehr in diesem Wirrwar aufzufinden. — Miramon und Juarez, Juarez und Miramon, Santa Anna im Hintergrunde, Belagerungen, Schlachten, die Revolution permanent; kein Licht mehr in dieser Nacht, das Licht ist ausgelöscht.

Auch in verschiedenen anderen Ländern Amerika's hat es nicht an Krieg und Revolution gefehlt, wie zum Beispiel aus folgenden Andeutungen der Nachrichten einiger Wochen zu entnehmen: — Peru. Die Berichte über die von Oberst Zeballos in Cuzco versuchte Revolution sind so widersprechend als verworren, indeß laufen in Lima immer neue Gerüchte von Pronunciamientos ein. Uebrigens hat Castilla endlich den Krieg gegen Ecuador erklärt. Die peruanische Flotte blockirt Guajaquil, auch sind andere Streitkräfte von Peru dahin aufgebrochen. — Ecuador. Die Bewegung, welche den Präsidenten Robles stürzen sollte, ist gescheitert, und deren Leiter, Garcia Moreno, nach Peru geflüchtet. — In Chili scheint man der Revolution Meister zu werden, das Gouvernement hat Copiapo wieder genommen. — Venezuela. Aus Porto Cabello ward ein Negeraufstand in der dortigen Umgegend berichtet. Gemetzel, Gefechte mit Gouvernementstruppen. Später kam die Nachricht, daß General Falcon an der Spitze von 500 Insurgenten unterhalb Porto Cabello gelandet war, und nachdem General Guevara sich ihm angeschlossen, sich zu einem Angriffe auf die Stadt anschickte, welche von 200 Mann Regierungstruppen und sechs Geschützen vertheidigt ward. — In Yukatan brach Exgouverneur Barrera plötzlich mit 500 Mann aus den Gebirgen, drang in die nahe Stadt ein und proklamirte eine neue Insurrection. Er ward aber von General Espiosa's Leuten bei der Siesta überrascht und nebst Don Manuel Castellanos gefangen genommen, worauf sich die Insurgenten zerstreuten. — Buenos Ayres ist mit Krieg bedroht. Man beabsichtigt nämlich, diese Republik wieder in die Argentinische Conföderation einzureihen. Zu diesem Zwecke will man Urquiza's, des Präsidenten der Argentiner, Regierungszeit verlängern. Truppen sind zu Rosario eingetroffen. Urquiza hofft auf die Unterstützung von Brasilien, Uruguay und Paraguay. — Privatnachrichten aus Tucon in Arizona melden, daß Pesquiera in Hermosillo angekommen und seine Absicht erklärt habe, alle Apachen an der nördlichen Grenze durch das Sonora-Bataillon zu vertreiben. — Im nördlichen Theile Sonora's ist ein Aufstand ausgebrochen, wobei 400 Mann unter Anführung eines Papapo-Indianers großen Schaden anrichteten. —

Die Comanches- und Kaw-Indianer beabsichtigen eine Allianz zu schließen, um die Bewohner von Council Grove zu züchtigen, welche vor Kurzem zwei Kaw-Indianer gehängt haben. Da sich nur zwei Compagnien dort befinden, so werden die Truppen der Vereinigten Staaten ausbrechenden Feindseligkeiten schwerlich Einhalt thun können. — Nachrichten von Fort Smith in Texas melden, daß die Creek- und Cherokee-Indianer im offenen Kriege mit einander begriffen sind. 400 Creeks standen im Felde und erwarteten die Bewegungen der Cherokees. — Der Omaha Nebraskian schreibt, daß bei den neulichen, durch die Pawnee-Indianer verübten Räubereien den Ansiedlern Eigenthum im Werthe von 15,000 Dollars geraubt ward. Governor Black steht gegen sie mit 200 Mann Infanterie und 70 Dragonern im Felde. — Außerdem berichtet man aus Nebraska von einer Indianerschlacht. Ein Haufen Omaha-Indianer ward von einer großen Anzahl Sioux auf den Ebenen angefallen und siebzehn der Ersteren wurden getödtet und eben so viele verwundet; indeß nahmen die Omaha's fünf Scalps der Sioux mit sich fort.

Das sind einige Kapitel amerikanischer Geschichte. Man ersieht daraus, daß während des Krieges in Europa auch auf dieser Hemisphäre Truppenzüge, Schlachten und Belagerungen vorkamen, aber abgesehen von ihrer Kleinheit fehlt ihnen Inhalt und Zusammenhang. Während in Europa Völker und Staaten gedrängt neben einander liegen und äußerst fühlbare Beziehungen haben, sind in Amerika Völker, Staaten und Individuen mit wenig Zusammenhang, geringem Inhalt und einseitiger Thätigkeit über ungeheure Flächen zerstreut. Die Völker sind entweder wenig entwickelt oder frühzeitig verkommen und manche eilen einer Verwilderung entgegen, welche sie den Ureinwohnern immer ähnlicher macht. Was geschieht, hat wenig Tragweite, und die Begebenheiten haben großentheils weder Sinn noch ein verständliches Ziel. Früher hat man sich wohl bemüht, in diese, auf weiten Flächen zerstreuten Staatengebilde durch allerhand Fictionen oder durch das Spielwerk der Zukunftspolitik mehr Inhalt zu bringen. Alle diese amerikanischen Begebenheiten mußten in Nebel verschwinden, als die europäischen Kriegsnachrichten eintrafen. Wenn der Vesuv ausbricht, sieht man nicht mehr nach den Irrlichtern.

Die amerikanische Parteipolitik trat ebenfalls mehr als gewöhnlich in den Hintergrund. Haarsträubende Vorfälle, die in den Vereinigten Staaten so häufig sind, machen auch in gewöhnlichen Zeiten keinen Eindruck mehr. Selbst die sogenannten Wholesale Slaughters (Abschlachtungen im Großen) wie man die entsetzlichsten Dampfboot- und Eisenbahn-Unfälle nennt, gehen spurlos vorüber, obgleich ellenlange Artikel zur Unterhaltung des Publikums darüber in den Zeitungen gedruckt werden, worin das Stöhnen der Sterbenden und Verwundeten und blutige Schrecknisse ganz fürchterlich beschrieben sind. Kleinerer Unfälle nicht zu gedenken, kamen während des Krieges zwei große dieser Art vor, (der eine mit mehr als 60 Todten.) Die Gleichgültigkeit gegen diese Ereignisse hängt mit dem Wesen der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zusammen. Auf das gegen den einheimischen Mord und Todtschlag so abgestumpfte Publikum konnten die europäischen Kriegsnachrichten ihre Wirkung nicht verfehlen, denn was sind die furchtbarsten Wholesale Slaughters gegen europäische Schlachten! Und wo haben diese in der Tagesgeschichte immer wiederkehrenden Tödtungen einen Zusammenhang mit großen politischen Interessen und der Perspektive auf neue Entwickelungen?

Ungefähr Anfangs Februar fing man hier an, die europäischen Angelegenheiten mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zu besprechen, welche natürlich stieg, als die Ereignisse sich drängten. — Am 10. Mai ward der Uebergang der Oesterreicher über den Ticino hier bekannt. (Große Sensation.) Zwischen der Spannung auf Kriegsnachrichten blieb die am 18. Mai verbreitete Nachricht vom Tode Alexanders von Humboldt nicht ohne Eindruck und ward auch in den nächsten Tagen besprochen. In den illustrirten Blättern erschien das Portrait des großen Verstorbenen neben den Bildnissen der kriegführenden Monarchen und ihrer Generale.

Am 5. Juni früh lasen wir hier von der Schlacht bei Montebello und am 18. Juni Nachmittags verbreitete sich die Nachricht von der Schlacht bei Magenta, am 21. Vormittags von dem Einzug der Alliirten in Mailand, sowie Abends unvollständige Andeutungen über die Schlacht

bei Melegnano. — Am 6. Juli kamen die ersten Nachrichten von der Schlacht bei Solferino in's Publikum. Am 21. Juli erfuhren wir den Abschluß des Waffenstillstandes, (Baumwolle stieg sofort, Brodstoffe fielen,) und am 25. Juli den Frieden von Villafranca.

Freilich können hiesige Sympathieen und Antipathieen, kann Alles, was in Amerika über den Krieg und den Frieden gesprochen und geschrieben ward, in Europa weder von Gewicht noch von Einfluß sein; vielleicht ist aber das Allgemeinste aus dem diesseitigen Wiederhall des europäischen Kriegslärms dort nicht ganz ohne Interesse. Von den Amerikanern sympathisirte bei weitem die Mehrzahl nicht allein mit der italiänischen Sache, sondern mit den Alliirten überhaupt, und Napoleon III. hat unter ihnen eine große Anzahl Bewunderer; ja ein Amerikaner schrieb aus Paris in ein hiesiges Blatt, daß der Kaiser kaum in Frankreich so viele Bewunderer zähle, als unter den Amerikanern. Nicht weniger bewundert unter ihnen ist auch die Kaiserin Eugenie. In einem amerikanischen naturgeschichtlichen Werke sah ich Cäsar und die Kaiserin Eugenie als Typen der edlen weißen Raçe abgebildet. Anti-Napoleonische Richtungen wurden allerdings auch unter den Amerikanern bemerkt und durch einige Blätter vertreten, aber durch den Erfolg der französischen Waffen abgeschwächt, obwohl sie nach dem Frieden von Villafranca wieder hervortraten. Während des Krieges ward in verschiedenen Kirchen amerikanischer Protestanten über die segensreichen Folgen einer Befreiung Italiens gepredigt und dabei hervorgehoben, daß dadurch auch eine Verbreitung der Holy Bible möglich werde. Andererseits ward in katholischen Kirchen englischer und deutscher Zunge für den Papst und den Sieg der österreichischen Waffen gebetet. Am eifrigsten vertrat die New-York Times die Bonapartische Politik.

Wie verschieden aber auch die Ansichten der größeren amerikanischen Blätter sein mochten, so schrieben sie doch im Allgemeinen gebildet über die europäischen Angelegenheiten, wenn auch hin und wieder etwas Ungeschicktes oder ein Zeichen von Unwissenheit vorkam, das in Europa mehr aufgefallen wäre als diesseits. Sie bemühen sich, Ihr Publikum in die Tiefe und in die lange Perspektive historischer Vorgänge blicken zu lassen, auf denen die europäische Gegenwart ruht, was hier zu Lande nicht gerade leicht verständlich gemacht werden kann, da selbst der höhere Unterricht über europäische Geschichte nur sehr oberflächlich ertheilt wird. In verschiedenen amerikanischen Provinzialblättern thaten sich Unwissenheit und ungeheuerliche Vorstellungen über die europäischen Angelegenheiten in einem Grade kund, der nur einen komischen Eindruck machen konnte.*

Von den illustrirten Blättern in deutscher und englischer Sprache läßt sich im Wesentlichen genau dasselbe sagen, was in Nr. 74 und 76 des „Magazin" („Die Kriegsliteratur und ihre Einflüsse") über die illustrirten Blätter in England berichtet wird. Hier wie dort brachten sie auf's allerschnellste Abbildungen aller geschlagenen Schlachten, haarsträubender Szenen, der Märsche über die Gebirge, die Portraits der Monarchen und Feldherren, überhaupt aller Gegenstände, die sich abbilden lassen. Zuweilen hätte man denken sollen, die Bilder wären auf dem Telegraphen befördert worden. Kaum irgendwo konnten diese Sachen ein unbefangeneres und dankbareres Publikum finden, als in Amerika. Dergleichen Bilder werden hier weit schlechter als in England ausgeführt, was sich leicht vergleichen läßt, da die englischen illustrirten Blätter in großer Zahl hierher gelangen. Wo es irgend passen wollte, wurden die hiesigen Illustrationen den englischen nachgeahmt, in anderen Fällen wurden sie hier in größter Eile fabrizirt, wobei zum Theil deutsche Künstler thätig waren.

Nicht so schnell als mit Bildern konnte man mit Landkarten das Bedürfniß befriedigen, obgleich die Anfertigung von Karten geschäftsmäßig sehr ausgedehnt in den Vereinigten Staaten betrieben wird; aber erstens werden die Karten zwar sehr groß und sehr bunt, aber mit wenig Genauigkeit und wenig Ortsnamen gemacht, und zweitens werden zwar ungeheure Karten von den bekannteren und obscuren Staaten und Territorien der Union angefertigt, aber nur wenige und durchschnittlich kleine von europäischen Ländern. Bei der ersten Nachfrage nach Karten vom Kriegsschauplatz war hier nur eine kleine Karte aus Colton's (eines der bedeutendsten Kartenfabrikanten) Atlas von Ober- und Mittel-Italien zu haben. Der geringe Vorrath europäischer Karten konnte nicht in Betracht kommen, als die Nachfrage am lebhaftesten war, und eine größere Sendung deutscher Karten kam zu spät an. In der ersten Hälfte des Juni erschienen größere, aber sehr schlecht gemachte Karten vom Kriegsschauplatz. Einige waren in Holzschnitt ausgeführt, grell colorirt und mit den Bildnissen von Celebritäten des Krieges verziert. Erst in der zweiten Hälfte des Juni erschien eine brauchbare, ziemlich große in Steindruck ausgeführte (von den Alpen bis Rom) von J. C. Eves, einem Ingenieur-Offizier in der Armee. Derselben folgte Ende Juni eine ebenfalls in Steindruck, aber besser und eleganter ausgeführte von F. Schedler, einem Deutschen, (von den Alpen bis Capua.)

Anders, als unter den Amerikanern, wurden die europäischen Nachrichten über Krieg und Frieden unter den Deutschen aufgenommen. Daß die Deutschen in Amerika keine Nation sein können, sondern nur Individuen aus einer weit entfernten Nation, wird in Europa nicht unbekannt sein. Gleichwohl mußte die Stimmung welche die europäischen Kriegsnachrichten unter ihnen erweckten, mußte ihre Anschauungsweise eine andere sein, als die der Amerikaner. Sie hatten es nicht wie die letzteren blos mit Krieg und Verwickelungen fremder Völker zu thun, sondern wie bereit sie auch zuweilen gewesen sein mochten, ihre Nation herabzusetzen, drang doch unwillkürlich das Gefühl bei ihnen durch, daß jene Deutschen in Deutschland eben die Nation sind, aus der sie hervorgegangen und deren charakteristische Züge sie auch in der Fremde nicht abwerfen können.

Natürlich läßt sich die etwa auf hunderttausend Köpfe zu schätzende deutsche Bevölkerung von New-York weder in ihren Abstufungen, noch in ihren Lebensäußerungen mit der gleich großen Einwohnerzahl einer Stadt in Deutschland vergleichen. Wenn mich aber auch die bisherigen Beschreibungen des „deutschen Elements" in Amerika nicht befriedigt haben, bin ich doch weit entfernt, hier eine solche versuchen zu wollen, sondern will nur, um die Erregung in einer ungewöhnlichen Zeit anschaulicher zu machen, einige Umrisse der hiesigen deutschen Bevölkerung andeuten.

Bekanntlich besteht in den amerikanischen Städten der größere Theil der Deutschen aus Handwerkern oder solchen Arbeitern, die entweder nichts Bestimmtes oder doch nicht das gelernt haben, womit sie beschäftigt sind. Der höher gebildete, besonders der wissenschaftlich gebildete Mittelstand, der in Deutschland als der hauptsächlichste Träger der Bildung angesehen wird, ist in Amerika mehr noch wegen seiner schiefen Stellung, als wegen seiner geringen Zahl so wenig vertreten, daß er keinen sonderlich bemerkbaren Zug des Publikums bilden kann. Unter dieser Art von Deutschen war übrigens in den letzten Jahren ziemlicher Abgang ohne Ersatz vorgekommen. Einige waren gestorben, Andere waren nach Europa zurückgekehrt, Andere waren wahnsinnig geworden und noch Andere geistig und moralisch dergestalt gesunken, daß man sie füglich nicht mehr als gebildete Männer anerkennen konnte. Zwischen jenen vereinzelten Männern allgemeinerer Bildung und der großen Zahl von Arbeitern giebt es aber eine sehr breite und gemischte Schicht von Künstlern, Halbkünstlern, Technikern und kleineren Geschäftsmännern, die in New-York breiter als irgendwo in Amerika ist und sehr bemerkbar, laut und lebhaft hervortritt, so daß sie einen sehr augenfälligen Zug des deutschen Publikums ausmacht. In dieser Schicht wird unter sehr fluctuirenden und wechselnden Verhältnissen der Individuen beträchtlicher Luxus getrieben, und es bestehen in derselben wie unter dem Arbeiterstande eine Anzahl von Vereinen. Die höhere Kaufmannschaft, welche der äußeren Lage nach die erste Schicht bildet, lebt zurückgezogener. Unter derselben bestehen verschiedene Klubs, die sich in neuerer Zeit vermehrt haben. Daß die Grenzen dieser nur in den äußersten Umrissen angegebenen Klassen in Amerika mehr als in Deutschland in einander greifen, daß fremdartige Züge aus amerikanischen Zuständen in die gesammte deutsche Bevölkerung hineinspielen, brauche ich nicht zu erwähnen, aber der gesellige Zusammenhang mit den Amerikanern ist ziemlich gleich Null. Der Deutsche

---

* Als Probe aus zwei solchen Blättern, die beiläufig in weit von einander liegenden Gegenden erscheinen, mag folgender Artikel des „New-Yorker Demokraten" hier Platz finden: „Der heutige Krieg ist ein guter Lehrer der Geographie für Amerikaner, sagt der New-Yorker „Herald," — warum nicht auch der Geschichte! Die amerikanischen Provinzialblätter müssen aus diesem Grunde um lange Dauer des Krieges bitten." So sagt ein westliches Blatt über die Eroberung Mailands:

„Mehrere Stunden lang hielten die brutalen Sklaven des Hauses Habsburg diesen furchtbar befestigten Platz gegen die einrückenden Sardinier und Franzosen. Doch nicht länger, denn das Volk erhob sich wie ein Mann und stürzte sich auf die Feinde, die flohen und zur Hälfte aus Furcht in die Kanäle fielen und ertranken. Die Sieger zogen nun ein, und Alles war ein großartiger 4. Juli. Oesterreichs Herrschaft in Italien ist zu Ende, Napoleon hat sein Wort erfüllt."

Der unterseeische Telegraph steht aber sicherlich einem New Hampshire Blatt zu Gebote, das sich so vernehmen läßt:

„Der französische Kaiser hat bereits die Oesterreicher aus Italien gefegt, den Papst zum Gefangenen in einem von dessen eignen schmutzigen Kerkern gemacht und den König Bombast (?) durch Schrecken getödtet. Das ist der Weg, Europa zu rechter Zeit zur Republik zu machen und Napoleon zu ihrem ersten Präsidenten."

Auf dieser Stufe stehen nicht wenige Provinzialblätter, mit denen das Land überschwemmt ist und welche in Deutschland so oft als Mittel der Volksaufklärung gerühmt werden. Nicht minder kann man daraus auf ihr Publikum schließen. Man braucht übrigens nicht eben weit von New-York „in's Land" zu reisen, um dergleichen Blätter in Ueberfluß anzutreffen.

Der Einsender.

verlangt in der Fremde nach seinem Biere, seinem Weine, seinem Käse, überhaupt nach seinen vaterländischen Genüssen und nach deutscher Geselligkeit, so leichtsinnig und unerfreulich er auch oft sich das Ansehen giebt, seine Nationalität abzuwerfen. Die politische Emigration bildet keinen ausgeschiedenen oder hervortretenden Theil, hat auch keine gemeinsame Berührung, sondern verliert sich unter der übrigen deutschen Bevölkerung.

Trotz der großen Anzahl von Vereinen giebt es für die Deutschen keinen gemeinsamen Mittelpunkt, und niemals wird in irgend einem öffentlichen Auftreten die deutsche Bevölkerung auch nur annähernd im Allgemeinen repräsentirt. Wenn man also z. B. vielleicht kürzlich gelesen hat: in New-York sei von „den Deutschen" eine Gedächtnißfeier zum Andenken an Alexander von Humboldt veranstaltet worden, die man nicht als eine angemessene bezeichnen konnte, so ist dies dahin zu berichtigen, daß dieselbe von einer verhältnißmäßig nicht eben zahlreichen Fraction ausgeführt ward, obgleich Vereine im Ueberfluß als theilnehmend bezeichnet wurden, nicht zu erwähnen, daß die Beimischung des intelligenteren Theiles der hiesigen Deutschen nur gering zu sein schien. Ueberhaupt pflegen dergleichen deutsche Feierlichkeiten durchschnittlich zu verunglücken, besonders wenn sie mit Umzügen verbunden sind. — Ebenso sind alle Einflüsse der Deutschen in Politik oder in irgend einer Richtung, wo zusammenwirkende Theile von ihnen mit Bewußtsein und Absicht etwas durchführen wollen, nach Verhältniß ihrer Kopfzahl auffallend schwach; wo sie aber in ihren vaterländischen Sitten, Gewohnheiten und Genüssen als eine unabsichtliche und unbewußte Einheit erscheinen, bilden sie einen sehr bemerkbaren, ja geräuschvoll hervortretenden Zug in der New-Yorker Bevölkerung, der auf den Amerikaner nicht ohne Einfluß geblieben ist. Außerdem sind die Deutschen in New-York eine Musterkarte aller deutschen Volksstämme und Staaten, wie man sie in Deutschland wohl nirgends so vollständig finden kann. Dabei haben sie den heimischen Partikularismus nach allen bunten Gränzlinien der Karte Deutschlands, trotz aller Redensarten von deutscher Einheit und Freiheit, überraschend konservirt. Zu diesen aus der Heimat herübergeschleppten Scheidewänden treten noch Spaltungen durch das amerikanische Parteiwesen, so daß mithin an Zersplitterung durchaus kein Mangel ist.

Im Anfange der durch die europäischen Nachrichten erzeugten Anregung und Aufregung that sich unter der deutschen Bevölkerung eine nicht geringe Verworrenheit kund. Bei weitem die Majorität war gewohnt, die europäische Politik im antimonarchischen Sinne nach dem Maßstabe einer idealen Republik, die sich auch hier zu Lande nicht entdecken läßt, zu beurtheilen, ohne sich um Wirklichkeit und Fortentwickelung der Nationen jenseit des Meeres zu kümmern. Die Meisten dachten sich Deutschland so und in denselben Strömungen der Stimmung, wie in der Zeit, als sie es verlassen hatten. In diesem Sinne waren die Leute auch gewohnt, mehr die innere als die äußere Politik zu betrachten.

Schon bevor der Krieg ausbrach, widersprachen aber die immer ausführlicher eingehenden Nachrichten aus Deutschland diesen Traditionen, und die diesseitigen Deutschen mußten eine Stimmung der deutschen Nation erkennen, die ihrer Vorstellung davon in vieler Hinsicht sehr widersprach. Nach und nach mußten sie sich zur Politik der Thatsachen und zur Betrachtung der internationalen Politik bequemen. Nach einigen Wochen klärten sich die Ansichten mehr und mehr ab, obwohl in den verschiedensten Parteiungen, die sich aber an die des Vaterlandes anschlossen und sich auf dem Boden der deutschen Wirklichkeit bewegten. So haben sich in der Stimmung der hiesigen deutschen Bevölkerung die meisten Richtungen der Stimmung Deutschlands mit Ausnahme solcher, die hier durchaus keinen Boden hatten, abgespiegelt, wobei eine warme Theilnahme an der deutschen Sache unverkennbar vorherrschte. Die Schilderungen der Tapferkeit der österreichischen Armee wurden mit nationaler Genugthuung aufgenommen. Dieses Kannegießern war also nicht gerade das, welches der Dichter bezeichnet als

> „Ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten, weit in der Türkei,
> Die Völker aufeinander schlagen."

— wenn auch die Völker, die drüben aufeinander schlugen oder schlagen konnten, viel weiter entfernt sind, als die Türkei von Goethe's gemächlichen Spießbürgern.

Ueberall, an öffentlichen Orten und in Privatgesellschaften, war die Rede vom Kriege und der europäischen Politik, und in der Zeit, wo die Aufregung zunahm und die Gespräche immer hitziger wurden, hätte ein Fremder sich einbilden können, die hiesigen Deutschen würden von den Begebenheiten gerade so unmittelbar betroffen, wie die Deutschen jenseit des Ozeans, nur daß hier die verschiedenen, dort mehr zerstreuten Richtungen so laut und durcheinander ausgesprochen wurden, wie schwerlich in einer und derselben Stadt Deutschlands. Reisende, die damals aus Deutschland kamen, haben dies bestätigt. Trotz dieses lauten Durcheinander, trotz des Mangels so vieler in Europa vorwaltenden Rücksichten, wurden doch die europäischen Nachrichten nicht selten so gebildet besprochen, daß ein Europäer keinen Anstoß würde gefunden haben; wogegen freilich zuweilen selbst an Orten, wo man oft eine bessere Conversation finden konnte, in der unvermeidlichen Mischung der hiesigen geselligen Elemente und der Haltungslosigkeit des Verkehrs grobe persönliche Verletzungen vorkamen, die in Europa mehr als hier möchten aufgefallen sein. Wenn höher gebildete Männer in Aufklärung der Verworrenheit nicht ohne Einfluß blieben, so kann man doch nicht verschweigen, daß einige, wenn auch nur wenige, an Grobheit mit Leuten der rohesten Klassen zu wetteifern schienen. Die Erziehung durch das amerikanische Leben hatte in diesen Fällen erfolgreiche Fortschritte gemacht.

Die hiesige deutsche Presse ließ es nicht an Bemühungen fehlen, ihren Lesern den Stand der europäischen Angelegenheiten zu erklären, und brachte mehrere wohlgeschriebene Artikel, sowie eine ungewöhnliche Anzahl europäischer Korrespondenzen verschiedenen Werthes. Daneben sind aber freilich auch in Blättern, die zu den gebildeten gerechnet werden, Artikel vorgekommen, welche nur zu sehr an die amerikanische Haltungslosigkeit erinnerten, oder durch jene Schimpfereien, wodurch sich die Presse zum Fischweib erniedrigt, den Werth der Preßfreiheit herabsetzten.

Die überraschenden Nachrichten über den Frieden von Villafranca erregten von neuem die Hitze der Besprechung europäischer Angelegenheiten, welche jedoch in der ersten Hälfte des August schon merklich abnahm, und jetzt (in der zweiten Hälfte desselben Monats) ist so ziemlich wieder Alles in's alte Gleis zurückgekehrt, und die amerikanische Parteipolitik wird auch in der deutschen Presse wieder mehr als während der Kriegszeit mit ausführlichen Artikeln bedacht. — In anderen Städten der Union scheinen die Eindrücke jener europäischen Nachrichten von ähnlicher Wirkung wie hier gewesen zu sein, nur daß New-York an Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit voranstehen möchte. — Jedenfalls hat die hier erwähnte, Monate hindurch mit ungewöhnlicher Erregung fortgesetzte Besprechung der überseeischen Politik, besonders unter der deutschen Bevölkerung, zu einer besseren Einsicht in die Fortentwickelung und den wirklichen Zustand der europäischen Nationen nicht wenig beigetragen.

Indem ich die Irländer übergehe, will ich aus anderen europäischen Nationalitäten, die sich aber weder mit den ersteren noch mit den Deutschen an Kopfzahl messen können, nur einige Züge aus der aufgeregten Zeit hervorheben. — Im April v. J. machten Italiäner, Franzosen und Deutsche die sogenannte „Orsini-Demonstration," d. h. sie veranstalteten einen großen Umzug als Todtenfeier Orsini's. Viele derselben französischen Arbeiter, welche bei jener Gelegenheit „Vive la republique universelle!" gerufen hatten, riefen schon im April d. J. in großen Werkstätten hiesiger Fabriken: „Vive l'Empereur!"

Unter den Italiänern trat ein Comité zusammen, um Geld für den italiänischen Befreiungskrieg zu sammeln, und erließ zu diesem Zwecke einen Aufruf in öffentlichen Blättern. In ähnlicher Weise hielten auch Ungarn für eine gehoffte ungarische Insurrection Versammlungen, und ein ungarisches Comité erließ einen Aufruf zur Beisteuer von Geld. Wie viel ungefähr eingezahlt worden sei, kann ich nicht angeben, indeß wird jedenfalls die Summe nicht beträchtlich gewesen sein, da die Erfahrung aus ähnlichen Vorgängen lehrt, daß man auf diesem Wege in den Vereinigten Staaten für dergleichen Zwecke nie große Summen aufbringen kann. Von alledem hat man nichts mehr gehört, seit die Nachricht über den Frieden von Villafranca bekannt ward.

New-York. A. B.

England.

George Augustus Sala als Genremaler Londons.*

Der sogenannte Präraphaelismus in der englischen Malerei, welcher allen Schein und allen Idealismus verachtend, das Wirkliche in seiner nackten, realistischen, detaillirten Individualität wiederzugeben sucht, ist am Ende blos eine Form und Phase des ästhetischen Realismus überhaupt, der in allen Sphären der Literatur und Kunst durchbricht und mit

* Vgl. den Londoner Korrespondenzbericht in Nummer 104—106 des „Magazin."

zunehmender Kühnheit von dem jungen und jüngsten Geschlecht ästhetischer Producenten praktizirt wird. In der Malerei hat er sich wohl ziemlich überlebt, ohne je zu rechter künstlerischer Ausbildung gekommen zu sein, da dem Pinsel die Gabe abgeht, durch spiritualistische Darstellung detaillirter Wirklichkeit über den Widerspruch zwischen Kunst und Natur im Präraphaelismus hinauszukommen. Die mit botanischer Detailgewissenhaftigkeit gemalte Landschaft kann doch niemals Blätter und Blüthen so gut und genau wiedergeben, als sie von der Natur in saftiger, körperlicher Dimension geliefert werden. Im Genre- und der Figuren-Malerei können faktisches Elend, zerlumptes Verbrechen, schneidende Kontraste, kaustische, humanistische, tragische, satyrische Gefühle, die darin stecken, oder in dem Erlebenden und Beschauenden erzeugt werden, wohl zu möglichst naturgetreuer Darstellung in Objekte kommen; aber der Pinsel kann die Versöhnung, deren das künstlerische, poetisch darstellende Wort fähig ist, nicht dazu malen. Und erst durch letzteren Prozeß wird die oft unerträglich häßliche Wirklichkeit Kunst-Objekt, schön, poetisch. Der Dichter kann das Häßlichste schildern, wenn er es nur durch Humor, Tragik, Komik, kurz dichterische Behandlung gleichsam auflöst. Dem Maler ist dies nur dann möglich, wenn er ähnliche Prozesse in dem Beschauer anregt, also durch tragische oder komische Darstellung des Wirklichen, wobei ihn aber immer die Gränzen zwischen Malerei und Poesie, die Lessing mit klassischer Schärfe zog, auf einen sehr engen Kreis beschränken werden. Die tragischen und komischen Prozesse, wodurch sich reale Dinge aus ihrer Gebundenheit und Häßlichkeit erlösen, fallen in der Zeit nach einander, in Handlung, die der Maler selten neben einander so darstellen kann, daß man aus dem einen dargestellten Momente den ganzen Verlauf errathen kann. Und dann erräth man ihn blos im glücklichsten Falle. Der Dichter giebt den ganzen Verlauf in Wort und Bild, wobei der Phantasie immer die Freiheit bleibt, sich das Häßliche und Abstoßende der Wirklichkeit möglichst erträglich und flüchtig vorzustellen und es nur als untergeordnetes Moment des Ganzen zu empfinden. Giebt uns aber der Maler einen spanischen Betteljungen, der sich laust, oder einen Bräutigam, der neben seiner eben an der Schwindsucht sterbenden Braut vor deren und unsern Augen die neue, dralle, zukünftige küßt, welches ekelhafte Bild auf einer präraphaelischen Ausstellung des vorigen Sommers in London prangte, so kann er uns nichts Versöhnendes, keine Rache für den Frevel, kein Gelächter, keine Thräne über das Elend des Betteljungen geben, womit uns der Dichter und Maler mit Worten noch gerade recht glücklich machen kann. Kurz, die realistische Richtung in Kunst und Poesie rechtfertigt sich blos durch den ästhetischen Prozeß, der die Wirklichkeit in der Darstellung zugleich zum Genuß des Schönen, sei es in tragischer, sei es in komischer Richtung auflöst, also doch wieder durch Idealität. Somit wird sich die eigentliche Sphäre dieses Realismus hauptsächlich auf die Poesie und Schilderung beschränken und in der Malerei und Skulptur immer mehr oder weniger als Verirrung erscheinen.

Unter den jungen Schriftstellern Englands hat sich der unseren Lesern schon bekannte **George Augustus Sala** als gepfefferter, humoristischer Maler nackter und zerlumpter Wirklichkeit einen pikanten Namen erschrieben. In Ausmalung des ekelhaften, tiefsten Elends des Londoner Lebens ist er oft der erhabenste Dichter, obgleich er uns kaum die haarsträubendsten Details erspart. Seine Bilder, Skizzen, Essays, Novellen und Kritiken zerstreuten sich bisher größtentheils in Zeitungen und Journalen. Endlich sammelte er eine Auswahl dieser zerstreuten Kinder in ein Buch, wo sie nun theils unter Tages- theils unter Gaslicht Londons * in bunter Mannigfaltigkeit neben einander auftauchten. Er schildert uns Londoner Alltagsleben, aber in solchem minutiösen Detail und mit so gedrungenen, schlagenden, stechenden, blitzenden, elektrisch-erschütternden und Funken sprühenden Worten, daß wir das Bekannteste und Abgedroschenste immer in ganz neuem Lichte und mit erschütternd tragischer oder komischer Erschütterung lesen. Er kennt das Ungeheuer London in jedem Winkel und den schwärzesten Höhlen des Elends oder Verbrechens auswendig. Das Secirmesser spielt in seiner Hand unbarmherzig und legt die kränksten und ekelhaftesten Theile eben so gewissenhaft blos, wie die Elemente der Gesundheit und Schönheit, so daß sie oft in den schönsten Kontrasten neben einander offen liegen.

Wir suchen ihn mitten in seinen Wanderungen durch London auf und finden ihn zufällig zuerst auf Haymarket, an der verrufensten Ecke des Londoner Nachtlebens und des unsittlichsten weiblichen Fleischmarktes. Hier macht er uns unter Anderm mit „drei auserwählten Geistern von Lebemännern" bekannt. Es ist spät in der Nacht. „Sie haben offenbar Schlafstellen, obgleich sie etwas zögern, diese aufzusuchen. Ich weiß genau, daß sie Hausschlüssel haben, sonst würden sie nicht so entschieden aussehen und so zuversichtlich reden. Eben kamen sie, oder wurden geworfen aus einem Auster-Shop. Sie sind alle Drei sehr betrunken, haben Einer des Andern Hut auf und Einer noch etwas Hummer-Salat auf der Kravatte. Diese hoffnungsvollen Gentlemen „are out on the spree" (unübersetzbar, annähernd „auf dem Striche," wollen Lust und Leben kennen lernen). Die Thüren gasflammender Publik-Häuser und Austernläden lassen immer wieder neue Detachements ähnlicher auserwählter Geister heraus, alle den Haymarket herunter, einige von höchst patrizischer Sorte mit grausamsten Schnurr- und Backenbärten, die ich wohl schon gesehen und wieder sehen werde in Jockeystiefeln und mit goldenen Aiguillettes, stolzirend auf schwarzen Riesenpferden neben der Equipage Ihrer Majestät zur Parlaments-Eröffnung. Die „Gents" auf „spree" nennen dies „Leben." Sie werden morgen wahrscheinlich in der Polizeistube aufwachen und wegen tumultuarischen Benehmens zu verschiedenen Strafen verurtheilt werden. Sie werden sich auch ferner dreihundert Male im Jahre betrinken — ungefähr noch drei Jahre lang. Während dieser Zeit werden sie mehrere Dutzend Policemen kappen („bonnet"), mehrere hundert Gaslaternen zerbrechen, mehrere hundert Skandäle („larks") und einige Dutzend Schlägereien („rows") haben. Sie werden per Eisenbahn nach Epsom fahren, auf der Rennbahn Unordnung machen und die „sticks" (Sport-Terminus) und die „Sally-Tanten" cujoniren. Sie besuchen Adelphi zu halben Preisen (nach 10) und sind dann Stammgäste in Nachthäusern. Sie verbringen ihre Salaires in Völlerei und verschaffen sich wieder Geld von Wechsel-Discenteurs, um welches sie in Spielhäusern beschwindelt werden. Eines Tages, wenn Geld und Gesundheit erschöpft sind, und sie von allen Seiten wegen ihrer Wechsel und von allen Kaufleuten, die sie plünderten, verklagt werden, verabschiedet man sie, und alle Freunde lassen sie in Stich. Dann verschwinden sie in Whitecross-street (Gefängniß für Privatschuldner) und darauf sterben sie, Gott weiß wie! höchst miserabel, vielleicht am „delirium tremens."

Ein Blick in eins der Tausende von strahlenden Public-Häusern und Gin-Palästen: Diebe, Bettler, Händler von den Straßen, weißhaarige Greise, kleine, zerlumpte, struppaarige Kinder, backengedunsene, schlumpige Weiber, rumpfige Männer, dürre, gelbliche, junge Aufschößlinge (hobbe de hoy's) mit langem, schmierigem Haar. Alte Geschichten, immer dasselbe überall. Dieselben Thonpfeifen, Schmutz, Brüllen, Schimpfen, Gebalge, taumelndes Ginfieber — überall dasselbe. Wie Kupferplatten, durch den elektrischen Prozeß vervielfältigt, überall Duplicate, Triplicate u. s. w. dieser verlornen Wesen. Dasselbe Weib, ihrem Säuglinge Gin einflößend, dieselbe dürre, zerzauste Frau, versuchend, ihren trunkenen Mann nach Hause zu schmeicheln. Dasselbe milde, schüchterne Mädchen, selbst zu furchtsam, ihren schurkischen Lebensgefährten zu bitten, daß er nicht den letzten Wochenlohn vertrinke, die deshalb demüthig im Winkel sitzt mit zwei blutunterlaufenen Augen, eins noch frisch von voriger Woche. Dasselbe kleine, müde Männchen, das immer bei Zeiten kommt, in einen Winkel kriecht, stehend nickt und nippt, um gelegentlich für'n „frischen Tropfen" aufzuwachen. Dasselbe rothnasige Subjekt, das jetzt im gemeinsten Billingsgate schimpft und dich dann durch Citate aus dem Griechischen und Lateinischen überrascht, derselbe dünne, gespenstische Mann, der kein Geld hat und mit kläglich übereinander gelegten Händen stundenlang dasteht, und mit fischigen Augen auf das geliebte Naß starrt, es riechend, sich hineindenkend, es hoffnungslos begehrend. Endlich dasselbe miserable Mädchen, sechszehn an Jahren, hundert in Misere, mit dumpfen, verfuchsten Haaren und Tod im Gesicht, mit einem zerfetzten Umschlagetuch und in zerlumpten Stiefeln, einer Gin- und Nebelstimme und einem hoffnungslosen Auge.

Und was erst die Gasreihen auf den Themsebrücken gesehen haben und beleuchten! Die Nachtlichter in Asylen und Hospitälern! Die Gespenster der Börse. In Zwischendecks auf der Themse!

Selbst Hunde und andere Thiere versteht er bis in die individuellsten Regungen und Gefühle. Der halbverhungerte Hund am Sonntagsmorgen in Pimlico, der an das gute Wort nicht mehr glaubt, das man ihm zuruft, weil er arm und hungrig ist, kam mir noch rührender, noch tragischer vor, als alle die Tausende von Menschen, die wir in tausenderlei Formen unsäglicher Verrenkung und Verwahrlosung kennen lernten und durchschauen.

* Gaslight and Daylight; with some London Scenes they shine upon. By George Augustus Sala.

Frankreich.

Biblische Exegese.

Renan's Bearbeitung und Erklärung des Buches „Hiob."*

Rénan, der unsern Lesern bereits bekannte französische Orientalist, ist nun an eines der schwierigsten Probleme biblischer Exegese, an eine erklärende Uebertragung des Buches „Hiob" gegangen — ein Problem, das schon so viele denkende Köpfe unter Philologen und Theologen, in Deutschland namentlich, beschäftigt hat. Da eine exegetisch-philologische Kritik — wissenschaftlicher Erscheinungen außer dem Bereich unseres Blattes liegt, so beschränken wir uns auf ein einfaches, möglichst gedrängtes Referat über diese jedenfalls bedeutende Leistung auf dem Gebiete biblischer Auslegung. Wir folgen dabei einem Referate der Revue de l'Instruction publique.

„Die Sprache des Buches „Hiob" ist ein reines Hebräisch — die wenigen Chaldäismen läßt der Verfasser mit Recht unberücksichtigt, da sie meist auf Rechnung der poetischen Diction kommen — und unmöglich kann es ein Andrer, als ein Hebräer geschrieben haben; aber weder die Personen, die darin auftreten, noch die Gebräuche, die darin beschrieben werden, sind jüdisch; der Kult gehört der patriarchalischen Zeit an, ohne irgend welche Anspielung auf mosaische Satzungen. Die Atmosphäre, worein uns dieses merkwürdige Buch versetzt, ist nicht mehr specifisch hebräisch, als idumäisch oder ismaelitisch; die Grundideen gehören dem nomadischen Zweig des semitischen Stammes, ohne irgend einen der Züge, die dem jüdischen Volke im Schooße dieser Völkerfamilie eine so gekennzeichnete Stellung anweist. Zur Erklärung dieser seltsamen Thatsache bieten sich zwei Annahmen: Entweder lebte Hiob vor der Zeit, wo die mosaische Gesetzgebung in's Leben trat, oder der jüdische Verfasser hat mit großer Feinheit ein vollständiges und treu durchgeführtes Nachbild des patriarchalischen Lebens gezeichnet.

„Die letztere Hypothese entbehrt aller Wahrscheinlichkeit; bis zu dem Grade der Treue gelingt keine Nachbildung; sie verräth sich stets als solche, und die Juden, die nicht den geringsten Begriff von der sogenannten Lokalfärbung hatten, waren durchaus unfähig für solche literarische Kraftstücke.

„Andrerseits aber ist kein Grund vorhanden, deshalb die Abfassung des Buches bis über die mosaische Zeit hinaufzurücken, oder gar Moses selber vor seiner Gesetzgebung zum Verfasser desselben zu machen, weil darin auf die mosaischen Gesetze nicht hingewiesen wird; denn weder in den Sprüchen, noch in dem Buche der Richter und dem ersten der Könige,** noch überhaupt in den Schriften vor der letzten, in einen Wendepunkt getretenen Epoche des Reiches Juda, unter der Regierung des frommen, königlichen Reformators Josias geschieht ihrer Erwähnung. Nichts in der Sprache Hiob's verräth den nachexilischen Verfall; der künstliche, geschraubte, von allem Alterthümlichen und Ursprünglichen abgestreifte Styl kann aber kein Erzeugniß der mosaischen Epoche sein. Eben so wenig ist die Dichtung in die Zeiten Salomo's zu legen; denn die Chaldäer, die darin (1, 17) als Räuberhorde aufgeführt werden, kommen als solche erst unter Usia (770 v. Chr.) vor. Es dürfte sich demnach das achte Jahrhundert (v. Ch.) als die Abfassungszeit mit ziemlicher Gewißheit herausstellen. Damals ließ Hiskia die Sprüche sammeln, die mit unserem Buche so manche Aehnlichkeit darbieten. Auch in der Genesungs-Hymne desselben Königs und in den Weissagungen seiner Zeit ließe sich manches Analoge im Ausdruck, wie in den Gedanken nachweisen. Einige deutsche Ausleger wollen dem Buche ein weit jüngeres Datum geben, jedoch ohne zuverlässige Begründung; denn obgleich die unmittelbaren Hinweisungen auf Hiob sich erst in den sehr späten Apokryphen Tobias und Sirach finden; so erwähnt ja auch Ezechiel (um das Ende des sechsten Jahrhunderts) seiner; und Jeremias hat ihm sichtlich nachgeahmt.(!)***

„Neuere Kritiker bezeichnen einige Stücke der Dichtung als interpolirt. Zunächst nämlich erscheinen ihnen der Prolog und der Epilog mit dem Körper der Dichtung in Widerspruch. Während sie Hiob als Muster der schweigenden, resignirten Geduld darstellen, geht er in der Dichtung selber, so wie er nur zu reden anfängt, in seiner kalten Sprache bis zur Gotteslästerung. Das ist indessen kein zureichender Grund, die beiden epischen Gesänge, die zur Erklärung des Poems so nothwendig sind, aus dem Buche zu verweisen. Den Maßstab strenger Regeln des Zusammenhanges und der Einheit, denen sich jedes echte Kunstwerk der Neuzeit unterwirft, darf man nicht an das morgenländische Alterthum legen. Ein Anderes aber ist's um die von der Kritik, und mit mehr Recht, als spätere Einschaltungen bezeichneten Reden Elihu's. Die weitschweifige, schleppende Sprache, der abstrakte Ideengang, die vorgeschrittene Naturanschauung stechen zu scharf gegen die übrige Dichtung ab. Rechnet man noch die Umstände hinzu, daß weder im Prolog noch im Epilog, die die drei Freunde Hiob's namentlich aufführen, Elihu's nur gedacht wird; daß dieser, seltsam genug, sich auf die Lösung einiger Fragen einläßt, mit denen erst späterhin Jehova dem Hiob zu Leibe rückt; daß nach dem Schluß seiner Reden Jehova sich unmittelbar an Hiob wendet und Elihu, so zu sagen, ignorirt: so erscheint die Annahme einer Interpolation als nothwendig, die offenbar zum Zwecke hatte, der Widerlegung der Anklagen Hiob's, die dem Interpolator in der ursprünglichen Dichtung zu schwach dünkte, mehr Nachdruck zu geben."

Den Inhalt des Buches resumirend sagt Rénan: „Die Größe der menschlichen Natur enthält einen Widerspruch, über den die Weisen aller Zeiten tief nachsannen, der aber auch zeugungskräftig erhabene Gedanken und eine edle Philosophie in's Leben rief; den Widerspruch zwischen dem Bewußtsein einerseits, das Recht und Pflicht als höchste Realitäten anerkennt, und den täglichen Thatsachen andrerseits, die diese innersten Bestrebungen des Geistes verleugnen; daher die erhabene Klage, die so alt ist wie die Welt und die bis an's Ende der Zeiten den Protest des sittlichen Menschen gen Himmel tragen wird. Die Hiob-Dichtung ist der hehre Ausdruck für diesen Seelenschrei. Die Gotteslästerung schließt sich an das Loblied, oder besser, ist selber ein Loblied; denn sie ist nichts anderes, denn eine Berufung an Gott wider die Lücken, die das Bewußtsein in dessen Werken findet. Der Stolz des Nomaden, seine kalte, strenge, aller Gemüthsandacht bare Religion, sein sich überhebendes Selbstbewußtsein — nur die erklären die wunderliche Mischung von schwungvollem Glauben und keckem Trotz.

„Diese Dichtung ist ein Muster der Vorzüge und Mängel semitischer Kunstwerke dieser Art: Sittenstrenge, Größe und — Trockenheit; der Satzbau thut dem Styl, wie die Dialektik dem Gedanken Abbruch. Die Rede bewegt sich in kurzem, lebhaftem Schritt, ohne oratorischen Rhythmus, ohne geregelten Ideengang. Der wissenschaftliche Instinkt fehlte den Semiten durchaus. Das Erforschen der Ursachen galt ihnen als eitles Mühen; der Wille Gottes, das war die Ursache aller Ursachen, bei dem blieben sie stehen. Seine Weisheit wurde mehr als die praktische Klugheit eines Patriarchen, denn als höchstes Prinzip mit dessen unwandelbaren Gesetzen aufgefaßt. Das entlegenste klassische Alterthum machte einen schwachen Anlauf, sich der Idee der Naturgesetze zu nähern; die Semiten hatten nie eine Ahnung davon.(?)* Der Moslem unserer Tage hat davon keinen klareren Begriff, als der Verfasser des Hiob. Er verwirft die europäische Wissenschaft als Eingriff in die göttliche Allmacht, da sie die Weltregierung auf ein Spiel von berechenbaren Kräften zurückführt. Es kann, nach unserer Dichtung, keine Wissenschaft der Weltgesetze geben, da das Weltregiment von dem Belieben eines launenhaften und auf keine Gründe sich einlassenden Herrschers abhängt. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Unwissenheit ein Kultus und die Wißbegier Gottverachtung. Das in einem nimmer zu lüftenden Schleier gehüllte Geheimniß anstaunend, legt der Mensch dem Unerklärlichen den Charakter der Größe bei; jegliche Erscheinung, deren Ursache sich verbirgt, jegliches Wesen, dessen Zweck sich dem Denken entzieht, ist eine Demüthigung für den Menschen und ein Ruhm für Gott. Der Hellene sieht das Göttliche in dem Harmonischen und Klaren, der Semite in dem, was ungeheuer und dunkel ist. Der ungeschlachte Leviathan ist die schönste Hymne an Jehova. Das Thier mit seinen verborgenen Instinkten wird stets dem Menschen entgegengesetzt, ihm sogar vorgezogen; denn es ist unmittelbar abhängig von dem göttlichen Geiste, der in demselben ohne dasselbe wirkt, während die reflektirende Vernunft und die Willensfreiheit gewissermaßen einen Raub an dem Schöpfer begehen....

---

* Le livre de Job, traduit de l'hebreu par Ernest Renan, membre de l'Institut. — Étude sur l'age et le caractère du poëme etc.

** R. scheint die Stelle (1. K. 2, 3. „daß du beobachtest, was gegen Jehowa deinen Gott zu beobachten ist ..... wie geschrieben ist in dem Gesetze Mosis.") übersehen zu haben. Ref.

*** Hiob (3, 3,) und Jeremia (20, 14 ff.) verwünschen ihre Geburt. Vergleicht man aber die beiden Stellen unbefangen, so zeigt sich nur der einzige Zug: „Warum starb ich nicht bald nach der Geburt," der beiden gemein ist. Auf diese schwache Aehnlichkeit aber die Vermuthung eines Plagiats zu gründen, daß gerade Jeremia Kopie und Hiob Original sei, scheint uns doch etwas zu dreist. Ref.

* Hier kann sich Ref. nicht enthalten, den Herrn Rénan zur Modifizirung dieser etwas schroffen Behauptung folgende Bibelstellen zu empfehlen: Hiob 38, 33. Jerem. 31, 35. 33, 25; ganz besonders aber die Psalmenstelle: „... Denn Er hat geboten und sie wurden geschaffen und Er stellte sie fest auf ewig und immerdar, Gesetz hat Er gegeben und Er überschreitet es nicht." (Was beiläufig an Seneca's berühmten Spruch erinnert: Semel jussit, semper paret).

„Handelte es sich nur um ein dem menschlichen Geiste zugängliches Problem, so wäre es uns widerwärtig, die Regeln wissenschaftlicher Forschung auf so rohe Weise verletzt zu sehen. Allein die Aufgabe, die sich das Buch Hiob gestellt, ist gerade eine solche, über die jeder Denker sein Sinnen anstrengt, ohne sie lösen zu können; und dennoch, das ängstlich angelegentliche Suchen, das Drehen und Wenden des enggeschürzten Knotens nach allen Richtungen, ohne das Faden-Ende zu finden — darin steckt mehr Philosophie, als in der durchhauenden Scholastik, die mit anscheinend logisch-klaren Antworten die Vernunft abzufertigen und deren Zweifel zu beschwichtigen vermeint. Gerade der Widerspruch in diesen Dingen ist die Signatur der Wahrheit; denn das Wenige, das dem Sterblichen gegönnt ist, von dem Grundriß des Universums zu erschauen, beschränkt sich auf einige Bruchstücke von Zügen und Strichen; ihre Verbindung sehen wir nicht ein, weil sie im Unendlichen zusammenlaufen. Die Bedürfnisse des Gemüthes, die Einsprüche des Bewußtseins, die Zeugnisse des Realen neben einander gelten zu lassen — das ist Weisheit. Der allgemeine Gedanke der Dichtung ist demnach vollkommen wahr. Dem maßlosen Dogmatismus, wie der anmaßenden Flachheit, die darein zu reden sich erdreistet, wenn sich's um Theologisches handelt, giebt sie eine große Lehre, die in Einem Sinne das höchste Ergebniß aller Philosophie ist; sie ruft dem Menschen zu: Verhülle dein Antlitz vor dem unendlichen Geheimniß des Weltregiments, das du noch sinnend zu entschleiern trachtest. Der scheinheilige Pietist Eliphas, wie der keck offene Hiob, verfehlen beide das Ziel, das Räthsel zu lösen. Gott selber hütet sich, das Lösungswort zu geben, und anstatt dem Menschen das Universum zu erklären, zeigt er ihm nur den winzigen Fleck, den er darin einnimmt.

„Die Sittenlehre Hiob's ist eben so einfach, wie seine Theorie der Natur. Der Unterschied zwischen gut und bös findet sich auf dem Wege, den Gott dem Menschen geoffenbaret und vorgezeichnet hat. Gott belohnt das Gute und bestraft das Böse dadurch, daß der Gute in der Zeit stirbt und ohne Vorgefühl des Todes in die Gruft steigt, während der Böse vor der Zeit, von Todesängsten gequält, stirbt. Die Guten genießen, was Rénan das Eden des patriarchalischen Lebens nennt; es gehört der Aristokratie der respektabeln Leute. Die Unglücklichen, die Armen existirten nur unter den niedrigen, verachteten Raçen, denen man kaum den Namen Mensch zuerkannte. Das änderte sich aber mit dem zehnten Jahrhundert (v. Chr.), als das semitische Palästina und dessen Umgebung den Weg der profanen Civilisationen einschlugen. Da sah man glückliche Frevler, ruhmgekrönte Tyrannen, ehrenvoll zu Grabe bestattete Räuber, ausgeplünderte Fromme, die sich gezwungen sahen, ihr Brod zu betteln. Die Zeltbewohner empörte dieses Schauspiel der Ungerechtigkeiten, von einer Civilisation herbeigeführt, deren Tragweite und Ziel sie wohl begriffen. Die Lehre der Unsterblichkeit würde das beängstigende Räthsel gelöst haben; allein bei den Hebräern, ohne daß sie dem ihnen fälschlich aufgebürdeten Materialismus huldigten, waren die Ideen von der Seelenfortdauer schwankend und unbestimmt. Sie glaubten an eine Wiederfahrt in den Schéol nach dem Tode; den Schéol aber dachten sie sich als einen unterirdischen Ort, in welchem die Abgeschiedenen ein nebelhaftes Dasein verbringen, ähnlich demjenigen der Manen des griechischen und römischen Alterthums oder der Schatten der Odyssee. Auf einem so sandigen Glaubensgrunde konnte kein festes Lehrgebäude der zukünftigen Strafe und Belohnung, um die ungerechte Vertheilung der Güter und Uebel hienieden auszugleichen, aufgeführt werden. Das Buch Hiob ist demnach der Ausdruck für das in die Irre gerathene Bewußtsein zu der Epoche, wo die alte, einzig und allein auf die Verheißungen des irdischen Lebens gegründete patriarchalische Lehre unzureichend geworden war. Der Verfasser erkennt die Schwäche dieser Lehre, lehnt sich aber mit Recht gegen die schreiende Ungerechtigkeit auf, die eine flache Auslegung der Rathschlüsse der Vorsehung nothwendig herbeiführt. Ein Ansatz, das alte Vorurtheil seiner Raçe abzuwerfen, bleibt ohnmächtig, oder verläuft sich in fortwährende Widersprüche. Nach einem hin und wieder flüchtig aufblitzenden Lichtschimmer, fällt er in das Dunkel des alten Glaubens zurück, der endlich im Epilog die Oberhand behält. Hiob geneset, sein voriger Glanz kehrt wieder, seine Heerden verdoppeln sich, die verlorenen Kinder werden ihm ersetzt. Ein Vater unsrer Zeit würde sich darüber nicht völlig trösten; allein die väterliche Zärtlichkeit war den Patriarchen eben so unbekannt(!),* wie sie es dem moslemischen Morgenland noch heute ist."

Wir brechen hier ab und geben zum Schlusse aus der Uebersetzung, in der sich ziemlich wörtliche Treue mit Deutlichkeit paart, als Probe jene wunderbar feurige Schilderung des Schlachtrosses (39, 19—25).

19 Est-ce toi qui donnes au Cheval la force = Giebst du dem Rosse die Stärke?
Et qui revêts son cou d'une crinière flottante = Bekleidest du ihm den Hals mit wallender Mähne?
20 Est-ce toi qui le fait bondir comme une sauterelle = Machst du es springen gleich der Heuschrecke?
Son fremissement superbe répand la terreur = Sein prächtiges Schnauben verbreitet Schrecken.
21 Il creuse du pied la terre, il est fier de sa force = Es scharrt mit dem Huf im Grund, ist stolz* ob seiner Stärke
Il va au-devant des armées ennemies = Es zieht entgegen den feindlichen Heeren (wörtlich: Waffen).
22 Il se rit de la crainte, il ne tremble = Es lacht der Furcht, es zittert nicht,
Ni ne recule devant l'épée = Weicht auch nicht zurück vor dem Schwert.
23 Sur son dos retentit le carquois = Auf seinen Rücken erklingt der Köcher,
La lance étincellante et le javelot = Die funkelnde Lanze und der Wurfspieß.
24 Il fremit, il hennit, il devore la terre = Es schnaubt, es wiehert, schlürft den Boden,
Il ne se possède plus quand le clairon sonne = Es ist seiner nicht mächtig, wenn das Horn erschallt.
25 Au premier bruit de la trompette, il dit: Allons! = Beim ersten Trompetenstoß sagt's: Wohlauf!
De loin il flaire la bataille = Unfern wittert's die Schlacht,
La voix tonnante des chefs et les cris de l'armée. = Die Donnerstimme der Obersten und den Feldruf.

Algerien.

Erlebnisse eines Deutschen bei der Fremdenlegion.**

Dem Buche, welchem wir das Folgende entnehmen, geht eine „kurze Ansprache an deutsche Militairs" voraus, des Inhaltes, daß kein deutscher Soldat nach Frankreich desertiren möge, um die Genüsse von Algerien zu kosten, weil in der That dort nichts zu holen sei. Es werde in den heimatlichen Kasernen und Wachtstuben oft so viel von französischen Diensten in Afrika und meistens davon so vieles Schöne gesprochen, daß Mancher meine, es geschehe ihm hier zu weh, und er sich nicht des Wunsches erwehren könne, in Germersheim, Saarbrücken oder anderswo am Rheine zu stehen, um nach Frankreich zu entweichen.

Der Verfasser versichert, daß man in Deutschland keine Idee habe von den Mühseligkeiten und Gefahren des Felddienstes in afrikanischen Wildnissen, und wer es selbst mit angesehen hat, wie Hunderte ehemaliger deutscher Militairs, Offiziere nicht ausgenommen, dort schmählich zu Grunde gehen, wird seine Warnung nur am Platze finden.

„Jeder der deutschen Fahnenflüchtigen ginge gern wieder zurück, wenn er die Mittel dazu hätte, und sollte er selbst wieder acht neue Dienstjahre in der Heimat zu übernehmen oder halbjährige Festungsstrafe zu erstehen haben. Alle stimmen darin überein, daß der europäische Garnisondienst nur Spielerei ist gegen die Plackereien fortwährenden Felddienstes in einem heißen, wilden Lande......

„Drei Sommer in Afrika haben den Verfasser zu einem guten Deutschen gemacht."

So die Vorrede. — Wenn man das Buch selber liest und gelesen hat, empfängt man einen andern Eindruck; die Romantik des Abenteuers macht sich geltend, der Humor des Erzählers ist so frisch und unverwüstlich, daß die Vorrede dazu kaum zu passen scheint. „Jucundo peracti labores," oder wie das Motto auf dem Titelblatte lautet:

„Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen."

Der Verfasser, der die Erzählung seiner Erlebnisse mit Paris beginnt, ohne die Art und Weise, wie er in seine dortige Stellung gekommen, näher zu erörtern, ist, wie wir namentlich am Schlusse erfahren,

---

* Aber wenn Jacob, der Patriarch, beim Anblick des blutigen Rockes sich alles Trostes weigert und, trotz der Umgebung einer zahlreichen Nachkommenschaft, verzweifelt ruft: „Ich werde trauernd zu meinem Sohne in die Gruft fahren" (Gen. 37, 35); so will uns bedünken, daß sein tiefes Vatergefühl sich von einem modernen zärtlichen Vater nicht braucht beschämen zu lassen. Es scheint überhaupt, daß dem Herrn R., in Hiob zu vertieft, die übrige biblische Welt ganz in den Hintergrund getreten ist. Ref.

* Wörtlicher: und frohlockt.

** Erlebnisse und Abenteuer eines Deutschen bei der französischen Fremdenlegion in Afrika (1856 bis 1858). In humoristisch-pittoresken Bildern von J. G. Sedeur. Leipzig, Chr. E. Kollmann, 1859.

ein Schwabe vom Bodensee, ein Lindauer von ganz gesundem Humor und frischem Sinne, der in seiner Compagnie stets den guten Bruder und Lustigmacher gespielt zu haben scheint. Zwar ist er, wie er selbst naiv genug versichert, „kein Wissenschafter," zeigt aber in seiner ungezwungenen, leichten Schreibart und in seiner sonstigen Auffassung des Lebens so viel theoretische und praktische Bildung, wie sie jedenfalls in der Fremdenlegion nicht benöthigt wird.

Wir möchten fast rathen, daß er seines Zeichens ein Bergmann sei. Das Büchelchen hat uns viel Spaß gemacht, und man kann Manches daraus lernen, selbst in Bezug auf ethnographische und Kulturverhältnisse, eben weil dem Menschen in niedriger Lebensstellung weit mehr Mittel zu Gebote stehen, in das Leben und Treiben eines fremden Volkes einzudringen, und weil er nicht die abscheuliche theoretische Brille mitbringt, durch welche die wissenschaftlich gedrillten, vornehmen Leute Alles sehen. Ueber das innere Leben der Fremdenlegion erfahren wir nicht gerade viel und wenig Erfreuliches, nur so viel sagt der Verfasser am Ende, daß ihm der Ton nicht gefallen. — Wir wissen aus den mündlichen Mittheilungen eines Freundes, der gleichfalls einen Feldzug in den Atlas mitgemacht, so ungefähr, was dieser decente Ausdruck meint, und verargen es dem Verfasser nicht, daß er so flüchtig darüber hinweggeht.

Wir geben als Probe eines der wilden Schlachtenbilder im Atlas.

„In unserem Lager wurden Vorbereitungen zum morgigen Angriffe getroffen; denn es ließ sich eine auffallende Rührigkeit auf den umliegenden Hügeln bemerken. Der heutige Tag verstrich damit, daß wir Wäsche und Fußzeug in Ordnung richteten, und Alles, was wir nicht unmittelbar nöthig hatten, in unsere Tornister packten.

„In der folgenden Nacht waren fortwährend reitende Spahi's als Botschafter zwischen den verschiedenen Lagern hin- und hergeeilt, es mußte nicht ganz richtig sein, denn die Zelte des Generalstabes waren die ganze Nacht hindurch erleuchtet und ein reges Leben darin bemerkbar.

„Die prächtigen Berberhengste der höhern Offiziere waren die ganze Nacht hindurch gesattelt und gezäumt, und Alles mußte sich in den Kleidern niederlegen, um beim ersten Alarmzeichen auf den Beinen zu sein. Die Gewehre lagen geladen zu unserer Seite, damit bei allenfallsig nächtlichem Ausbruche der Feindseligkeiten keine Verwirrung entstehen und dem unangenehmen Verwechseln der Gewehre vorgebeugt sei.

„Wenige Schüsse ausgenommen, welche die Kabylen abfeuerten, um uns zu necken, lief die Nacht ruhig ab; wir erwarteten bei Sonnenaufgang den Befehl zum Aufbruch, um den Kabylen zuvorzukommen, doch plötzlich ertönte das Kriegsgeschrei der Beni-Ratems.

„Das auf dem jenseitigen Hügel liegende Dorf war der Sitz der anführenden Häuptlinge; es war unsere Aufgabe, uns desselben zu bemächtigen und sie zur Uebergabe zu zwingen. Während ihr Allah-il-Allah (Herr Gott ist Gott) in den Bergen erscholl, schickten wir uns an zum Aufbruche. Unsere Effekten wurden compagnienweise auf einander gehäuft und Bedeckung dabei zurückgelassen.

„In wenigen Minuten standen wir, mit weiten Trillichhosen angethan und auch im übrigen so leicht als möglich gekleidet, in Reih und Glied.

„Erste Zuaven, dritte Turcos, zweite Legion, neunzigste Linie! In Tirailleur- (Scharfschützen oder Plänkler) Linien auseinander!

„Eine Escadron Spahis und Chasseurs- d'Afrique war uns beigegeben.

„Wir vertheilten uns compagnienweise in einen weiten Halbkreis und sollten in diesen Stellungen einige Zeit lang die Manöver der Feinde beobachten, bevor Weiteres unternommen ward.

„Während wir so in Gruppen beisammen auf dem Boden saßen, sprengten zwei Ganni's herbei, um uns zu melden, daß vergangene Nacht eine Abtheilung unserer Truppen den Kabylen zum Opfer geworden. Wir sollten in ein nahe gelegenes Thal hinabsteigen, um selbst zu sehen, was vorgefallen.

„Sogleich wurden mehrere Compagnien aus verschiedenen Corps nebst einer Escadron Spahis nach dem unsaubern Orte abgesandt.

„Als wir hinkamen, lagen ihrer hundertundfünfzig Mann, Offiziere und Alles miteinander, im Blutbade und zwar Alle ohne Köpfe, denn diese hatten die Feinde mitgenommen, um dieselben als Sieges-Trophäen auf ihre Säbel zu spießen.

„Es war die Voltigeur- (Schützen-) Compagnie unseres Bataillons gewesen, welche hier abseit auf Vorposten gelegen. Ermüdet und abgespannt von den unaufhörlichen Anstrengungen hatten die nächtlichen Wachen geschlafen, und die lauernden Kabylen hatten den Augenblick benutzt, um, in massenhafter Anzahl sich herbeischleichend, die Vorposten lautlos niederzumetzeln.

„Weiter zu uns heran hatten sich die Feinde nicht gewagt, denn wie schon gesagt, war an unsern nächtlichen Wachtfeuern, wie beim Lagern einer größeren Truppe immer stets ein bewegtes Leben; sonst wären auch wir vor einem derartigen Angriffe nicht sicher gewesen.

„Der scheußliche Anblick der Mordszene hatte auf uns denselben Eindruck gemacht, und wir sannen noch mehr auf Rache.

„Unzweideutige Spuren bewiesen uns, daß die That von demselben Stamme begangen worden sei, aus dessen Händen wir einst, wie ich schon erzählt, einige Kameraden von dem Kopfabschneiden gerettet hatten.

„Auf unser Vordringen nach dem arabischen Zeltlager kamen in gestrecktem Galopp zwei der Aeltesten uns entgegengeritten. Sie ahneten nichts Gutes und suchten auf alle mögliche Weise darzuthun, daß ihr Lager unschuldig an der Meuchelei sei. Sie wurden jedoch als Mithelfer überwiesen und als solche für mitschuldig erklärt, worauf sie zum letzten Mittel griffen und eine Entschädigung von baaren zwanzigtausend Francs boten.

„Ihre Berathungen mit den Offizieren wurden unterdeß von unserem Geschrei übertönt; laut und einstimmig forderten wir die Vernichtung des ganzen Lagers, und die beiden Parlamentaire sprengten flugs nach den Zelten zurück.

„Bunt durch einander, Infanterie und Kavallerie, stürmte Alles auf das Lager los, dasselbe in immer engern Kreisen umzingelnd. An Widerstand war nicht zu denken, und so wurde Alles, was nicht von den kreuz- und querschwirrenden Kugeln getroffen ward, mit Säbeln und Bajonnet niedergemacht.

„Im Nu waren die Zelte von den Hufen der tummelnden Pferde niedergetreten; Vieh, Hunde und Geflügel stoben ängstlich auseinander, und in wenigen Minuten war das Gemetzel beendet......"

Rußland.

Romantische Sagen der Kirgisen.*

Kosu Kurpetsch und Bajan Sulu.

Auf dem Wege von der Stadt Ajagus nach Kapal,** jenseit des Flusses Ajagus und eine halbe Werst von seinem Ufer sah ich das merkwürdigste kirgisische Mausoleum welches mir bis jetzt vorgekommen. Hier ruhen die irdischen Ueberreste zweier, von den Kirgisen hoch verehrten Personen, des Kosu Kurpetsch und seiner geliebten Bajan Sulu. Ueber ihrem gemeinsamen Grabe wurde, nach kirgisischer Ueberlieferung, vor mehr als zweihundert Jahren eine Art Pyramide aus röthlichem Stein errichtet, deren Höhe etwa sechs (russische) Klafter beträgt. An der östlichen Mauer stehen vier menschliche Statuen aus rohem, weißgrauem Steine, die vor der russischen Herrschaft im Innern gestanden.

Die Kosaken des benachbarten Wachtpostens trugen mir auf meine, das Denkmal betreffenden Erkundigungen ein sehr langes Gedicht vor, welches die Kirgisen in melancholischem Tone absingen, und dessen Inhalt ich hier in kürzerer Fassung mittheile:

Vor mehr als zwei Jahrhunderten lebten in der Kirgisensteppe zwei reiche und angesehene Sultane, Kara-bai (Schwarz-reich) und Sary-bai (Gelb-reich); sie waren innige Freunde. Eines Tages gingen sie mit einander auf die Jagd und erlegten zwei Maral's,*** ein Männchen und ein Weibchen. Bei Untersuchung des letzteren ergab sich, daß es mit zwei Jungen, die ebenfalls ein Männchen und ein Weibchen waren, trächtig gegangen. Voll Mitleid auf die getödtete Mutter und ihre zwei Kinder blickend, schwuren die Freunde einander, daß, wenn ihre schwangeren Gattinnen, die Eine einen Sohn, die Andere eine Tochter, gebären sollten, diese Kinder im Alter der Reife einander heiraten sollten.

Gleich nach diesem Gelöbniß kommt ein Bote zu Kara-bai und verkündet ihm, daß seine Gattin einen schönen Knaben geboren. Der erfreute Vater zieht sein bestes Kleid aus, steigt vom Pferde, schenkt Beides dem Boten, zieht dessen eignes Kleid an, besteigt dessen Pferd und spornt es nach Hause. Ein anderer heransprengender Kirgise bewegt ihn, wieder Halt zu machen. Es war ein Bote an Sary-bai mit der Meldung, daß dessen Gemahlin eine schöne Tochter geboren habe. Der erfreute Sary-

---

* Mitgetheilt von Herrn Abramov in den Записки der Morgenländischen Abtheilung der kaiserl. archäologischen Gesellschaft zu St. Petersburg.

** Von Semipalatinsk beinahe gerade südlich bis Ajagus sind 271¼ Werst, und von da bis Kapal in derselben Richtung, 375.

*** Der Maral ist ein Steppenwild, dem Elenthier sehr ähnlich, aber kleiner.

bai belohnt den Boten ebenso, wie sein Freund gethan; darauf verschworen Beide sich wieder, daß ihre Kinder einst durch das Band der Ehe verbunden werden sollten. Jetzt beschleunigte Kara-bai seinen Heimritt, stürzte aber, als er über einen Graben setzen wollte, vom Pferde und blieb auf der Stelle todt. Da überlegte Sary-bai, der neugeborne Sohn könne, nun er ohne Vater sei, leichtlich arm werden; er beschloß daher, seinen Schwur zu brechen und seine Tochter dem Sohne des Kara-bai nicht zu geben. Wirklich wurde der verwaiste Knabe — er hieß Kosu Kurpetsch — zwar ein schöner Jüngling, aber sein Besitz verminderte sich. Unterdeß wuchs auch Bajan Sulu zu einer blühend schönen Jungfrau heran.

Kosu Kurpetsch und Bajan Sulu sahen einander öfter und fühlten gegenseitige Liebe. Sie wußten lange nichts von dem Gelöbniß, das ihre Väter einander gethan, der Vater des Mädchens und die Mutter des Jünglings hielten es ihnen verborgen. Da verrieth plötzlich Aibas, der väterliche Oheim des Kosu Kurpetsch, diesem das Geheimniß. Kosu Kurpetsch sehnte sich, die ihm Verlobte zu besitzen, und der Oheim versprach dazu seine Beihülfe. Seine hohe Abkunft und Stellung verheimlichend, begab sich Aibas zu Sary-bai und trat in dessen Dienste. Bei guter Gelegenheit offenbarte er der Bajan Sulu die Liebe seines Neffen und dessen Wunsch, sie zu heiraten, erfuhr aber von ihr, daß ein bei ihrem Vater sehr in Gunst stehender Kalmyk, Namens Kodar, den Vorsatz habe, sich ihrer zu bemeistern, koste es was es wolle. Endlich sagte Aibas der Bajan Sulu, er wolle die Flucht ergreifen und nach seinem Weide-Revier zurückkehren. Das Mädchen gab ihm allerlei Geschenke mit, darunter ein goldgesticktes Feierkleid für ihren geliebten Kosu Kurpetsch, auch ein goldenes Bakan für dessen Mutter.* Aber auf der Flucht vor seinen Verfolgern warf Aibas das Feierkleid und die übrigen Geschenke in ein Wasser, das er durchschwimmen mußte; nur das Bakan hatte er aus Vergessenheit auf einer Bergkuppe zurückgelassen.

Zum Weide-Revier des Kosu Kurpetsch gekommen, zeigte Aibas diesem an, Bajan Sulu liebe ihn leidenschaftlich und wolle, wenn es ihm gelänge, sie zu entführen, mit ihm fliehen. Kosu Kurpetsch meldete der Mutter seinen Vorsatz, nach dem Weide-Revier Sary-bai's zu reiten und die Braut zu stehlen. Die Mutter widersetzte sich diesem Verlangen, und als er nicht gehorchte und sich auf den Weg machte, da stellte sie ihm, vermöge ihrer Zauberkraft, die höchsten Berge, dichtesten Wälder, breitesten und tiefsten Ströme in den Weg; er aber besiegte alle Hindernisse.

Nach seiner Ankunft im Weide-Revier des Sary-bai hielt sich Kosu Kurpetsch an verschiedenen Orten versteckt. Als nun ein kirgisischer Feiertag einfiel, gab es ein Wettrennen, und in dem großen Gedränge der Zuschauer befand sich auch die schöne Bajan Sulu. Da schwang der Jüngling sich schnell auf's Pferd, ergriff seine zur Flucht schon gerüstete Geliebte und sprengte mit ihr davon. Viele setzten ihnen nach, konnten sie aber nicht einholen.

Eine Zeit lang trieben sich die beiden Liebenden in verschiedenen abgelegenen Gegenden herum. Ihr Lieblingsplätzchen war kaum zwölf Werst von der heutigen Stadt Kapal, eine runde, vom Ala-Tau getrennte Bergkuppe, die noch jetzt Bajan Dschurük (das Herz der Bajan) genannt wird.

Sary-bai und der bis zum Wahnsinn in Bajan Sulu verliebte Kalmyk Kodar suchten das Paar unermüdet in allen Gegenden. Endlich entdeckte sie Sary-bai und sprengte ihnen mit so stürmischer Hast nach, daß seine beiden andern Töchter, die ihn begleitet hatten, weit zurückblieben und in der Gegend erfroren, wo jetzt die nach ihnen benannten Flüsse Ai und Ajagus entspringen.

Kosu Kurpetsch, überall von dem Kalmyken Kodar verfolgt, konnte nicht entrinnen und fiel unter seinen Streichen. Bajan Sulu kam wieder in die Gewalt ihres Vaters. Aber die Bosheit des Kalmyken begnügte sich nicht mit der Ermordung des Kosu Kurpetsch; er mordete bei nächtlicher Weile auch den Sary-bai und raubte dann die schöne Bajan Sulu. Lange versteckte er sich mit ihr in der Steppe, aus Furcht vor Verfolgung. Eines Tages klagte Bajan Sulu über brennenden Durst und bat ihn, bei einem Brunnen am Wege zu verweilen. Man konnte aber aus dem Brunnen nicht Wasser schöpfen, daher mußte Kodar an einem Stricke hinabklettern. Als er unten war, ließ Bajan Sulu den Strick los, und der verhaßte Kalmyk ertrank.

Von dem Bösewicht befreit, begab sich die Verlassene nach dem Grabe ihres Geliebten, um ihn zu beweinen und ihr unglückliches Dasein zu enden.

Lange vergoß sie Thränen und schon hatte sie ein Messer ergriffen, um ihr Herz zu durchbohren. Da kamen vierzig wandernde Zauberer, die verhinderten sie am Selbstmorde und baten sie, von ihrer Schönheit entzückt, daß sie Einen von ihnen zum Manne wähle. Bajan Sulu versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, jedoch sollten sie vorher, vermöge ihrer Zauberkraft, den Kosu Kurpetsch auf drei Tage wieder auferwecken und ihr diese kurze Zeit mit ihm allein zu verleben gestatten. Die Zauberer waren damit einverstanden. Kosu Kurpetsch entstieg seinem Grabe gesund und schön, und Bajan Sulu nahm den Heißgeliebten in ihre Arme. Nach Ablauf der drei Tage verwandelte er sich in einen halb verwesten Leichnam, und als seine treue Geliebte die Verwandlung sah, starb sie vor Gram. Die Zauberer bestatteten sie im Grabe des Kosu Kurpetsch; aber die Angehörigen Beider errichteten über der Gruft eine steinerne Pyramide, welche bis heute unbeschädigt geblieben ist.

Die oben erwähnten vier Statuen stellen, außer den beiden Liebenden, Kosu Kurpetsch's wohlwollenden Oheim Aibas, und eine Dschingge, d. i. Freiwerberin dar.

* Bakan heißt in den kirgisischen Kibitken ein Spannbaken vom Fußboden bis zum Dache

Brasilien.

Brasilien und die Einwanderung.

Kürzlich gingen uns die letzten Lieferungen eines bereits in diesen Blättern erwähnten verdienstvollen Werkes zu, der „Geschichte von Brasilien," von Dr. Heinrich Handelmann, Privatdocent in Kiel (Verlag von Julius Springer in Berlin). Die Schlußbetrachtung enthält eine Abhandlung über „Brasilien und die Einwanderung." Sie liefert einen Blick in die Lage der Sache, wie folgende Uebersicht ergiebt:

Die Sklaven-Einfuhr ist seit 1850 unmöglich gemacht. Dies mußte einen Rückschlag auf die gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse äußern. Denn Brasiliens Haupterwerbzweig, der Ackerbau, beruht wesentlich auf Sklavenarbeit. Die Nachfrage nach brasilianischen Erzeugnissen wuchs, der Abgang an Arbeitskräften ward durch die Verheerungen, welche im Lauf der letzten Jahre Cholera und gelbes Fieber längs des ganzen Litorales Brasiliens anrichteten, noch bedeutend gesteigert. Im Lande selbst ist keine Abhülfe; die freie Bevölkerung, selbst der gemeine Mann, im Ganzen indolent, träge und jeder körperlichen Arbeit abgeneigt. Die reicheren Mittelprovinzen, zwischen Bahia und S. Paulo wußten sich noch zu helfen; sie kauften den ärmeren Nordprovinzen ihre Sklaven ab; Bahia sah sich sogar genöthigt, auf jeden Sklaven hundert Milreis Ausfuhrzoll zu legen, um die Ausfuhr südwärts zu erschweren! Wir sehen also die ganz naturwidrige Erscheinung, daß der Binnen-Sklaven-Handel, der naturgemäß, wie in Nord-Amerika, die Neger aus den gemäßigten in die heißen Distrikte zu schaffen hat, hier umgekehrt dieselben aus der heißen in die gemäßigte Zone transportirt. Der Neger wird der tropischen Region, die ohne seine Arbeit wahrscheinlich nicht nutzbar zu machen ist, entzogen und dahin geführt, wo sie die freie Arbeit der Weißen schon eher ersetzen könnte. Die zeitweilige Fortdauer des Wohlstandes einiger Provinzen wird auf den desto schnelleren Ruin der andern basirt.

Die europäische, freie und freiwillige Einwanderung blieb das einzige Hülfsmittel für Brasilien. Dieser Einwanderung aber sind schon durch die Natur- und klimatischen Verhältnisse bestimmte Schranken gezogen; am besten zu ihrer Aufnahme eignen sich die Süd-Provinzen S. Pedro, S. Catharina, Parana; aber das Hochland von S. Paulo, Rio de Janeiro, Minas Geraes und Espirito Santo nur bedingter Weise. Also der Nordhälfte des Kaiserthums, den Landschaften des Zuckers (Bahia, Pernambuco u. s. f.) und der Baumwolle (Maranhao u. s. f.) kann die europäische Einwanderung eigentlich nicht zu Gute kommen; bedingter Weise den Kaffeelandschaften (Rio de Janeiro, Minas Geraes, San Paulo), am meisten den Süd-Provinzen, wo schon die europäisch-amerikanischen Cerealien überwiegen. Aber soll in der Südhälfte Brasiliens eine spontane Einwanderung Platz finden, so muß dabei eine durchgängige Veränderung des Wirthschaftssystems Vorbedingung und Folge sein; an die Stelle des Plantagenbetriebs muß allgemach der eigentliche Ackerbau, an die Stelle des Pflanzers der Bauer, und an die Stelle der Sklavenarbeit die freie Arbeit treten.

Bisher aber war die grundbesitzende Klasse, die Pflanzer-Aristokratie, einem derartigen Umschwung durchaus nicht geneigt. Abgesehen etwa von den drei Landschaften des äußersten Südens ist allenthalben in den brasilianischen Küstenprovinzen der werthvollste und wohlgelegenste Theil des Bodens, das Uferland des Meeres und der schiffbaren Flüsse, in den Händen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Pflanzern, theils

kraft Schenkung von der Regierung und den vormaligen Erb- und Kronstatthaltern, theils kraft einfacher langverjährter Besitzergreifung; es soll im ganzen Reich nur 160,000, nach einer andern Angabe nur 40,000 Grundbesitzer geben; die einzelnen Besitzungen sind demnach von unermeßlicher Ausdehnung; der Eigenthümer kann sie niemals ganz nutzbar machen, er begnügt sich zur Zeit, immer einen Winkel seines Grundes und Bodens nach einem System des Raubbaues auszubeuten. Aber er läßt keinen Theil seines wüst daliegenden Grundeigenthums aus der Hand; im äußersten Süden haben wohl einzelne Pflanzer parcellirt, aber aus den Kaffee-Landschaften ist kein Beispiel bekannt; hier will man den großen geschlossenen Grundbesitz aufrecht erhalten, mit der Arbeit von Negersklaven oder europäischen Parceristen. Unter allen Halbpacht-Contracten war nicht einer, der dem Parceristen nach Ablauf der Dienstzeit einen Zoll breit Grund und Boden in Kauf oder Erbpacht ablieſ. —

Welche traurigen Folgen die sogenannte „Parceria" — das Halbpacht-System — für die Einwanderer hat, namentlich die deutschen, die dort förmliche Leibeigene, oder Robot-Bauern der Barone werden, das haben wir im „Magazin" vielfach zu berichten Anlaß gehabt.

Mannigfaltiges.

— Heyse's Fremdwörterbuch in zwölfter Auflage.* Nach dem vor einigen Jahren erfolgten Ableben des als Gelehrter, wie Mensch, gleich hochgeschätzten akademischen Lehrers, Professors Heyse in Berlin, hat der als Forscher auf den mannigfaltigsten Gebieten der Linguistik rühmlichst bekannte Dr. Mahn die Verbesserung und Herausgabe des seit fünfundfünfzig Jahren in elf Auflagen verbreiteten und anerkannt als in seiner Art mustergültigen Heyse'schen Fremdwörterbuchs übernommen. Es liegen uns die ersten Lieferungen der neuen (zwölften) Auflage vor, die ebenso in ihrem Aeußern, wie ganz besonders in ihrem Innern außerordentlich gewonnen hat. Das Buch hat jetzt eine vollständige andere Form und Bedeutung als damals, da es von dem Gründer desselben, dem Schuldirektor Dr. J. C. A. Heyse in Magdeburg, zuerst herausgegeben wurde. Vor einem halben Jahrhundert genügte es dem Bedürfnisse des Publikums vollkommen, als das „Verdeutschungs-Wörterbuch" die in den Zeitungen, im täglichen Verkehr und namentlich im Handel häufig vorkommenden Wörter ausländischen Ursprungs dem allgemeinen Verständniß näher brachte und durch möglichst sinnverwandte, deutsche Wörter wiederzugeben suchte. Seitdem hat die Wissenschaft der Sprache und die Terminologie der Technik und des gewerblichen Lebens eine förmliche Revolution erfahren, und es konnte einem so philosophisch gebildeten Sprachkenner, wie Professor Heyse in Berlin, nicht entgehen, „daß das bisher mehr unorganisch durch äußerliches Anhäufen immer neuer Wörtermassen angewachsene, als von innen heraus organisch fortgebildete Werk der sprachwissenschaftlichen Kritik viel zu wünschen übrig ließ." Deshalb war derselbe auch schon vom Erscheinen der neunten Auflage (1844) ab bemüht, auf dem Wege der wissenschaftlichen Sprachforschung dem reichen, aber rohen und todten Stoffe organisches Leben einzuhauchen. Herr Dr. Mahn, der den verewigten Herausgeber schon während seiner Erkrankung unterstützt, und namentlich die Redaction der elften Auflage vom Buchstaben R ab ganz allein besorgt hatte, ward von Heyse selbst als sein befähigtster Nachfolger auf diesem Gebiete bezeichnet, und demgemäß hat er denn auch seine Wirksamkeit in der uns vorliegenden neuen Ausgabe auf eine dem Werke, wie der Wissenschaft, zu großem Nutzen gereichenden Weise begonnen. Er hat sich namentlich bestrebt, den Fortschritten der vergleichenden Philologie und der etymologischen Wissenschaft entsprechend, seinen Ableitungen und Erforschungen der allen Sprachen der Welt, todten sowohl als lebenden, angehörenden, in unserer Schrift- oder Verkehrs-Sprache verbreiteten Fremdwörter den größtmöglichen Grad von Sicherheit und Zuverlässigkeit zu geben und allen zu gewagten Vermuthungen oder bloßen Einfällen keinen Spielraum zu gestatten. Es ist in der vorliegenden Ausgabe eine große Menge neuen Stoffs hinzugekommen, aber auch andererseits manches jetzt Ueberflüssige, Veraltete und Ungebräuchliche, ja Irrthümliche ausgeschieden. „Die neuen Wörter wurden hauptsächlich solchen Wissenschaften, Künsten und Gewerben entnommen, die mit den praktischen Gebieten des Lebens in nächster Verbindung und Berührung stehen, und hier ist auch die Entstehung und Verbreitung neuer Fremdwörter jetzt am Größten." Aber nicht blos Praktiker, Techniker, Kaufleute und Gewerbetreibende, sondern auch Gelehrte und Freunde der Sprachwissenschaft werden sich des Werkes in seiner neuen Gestalt mit Vergnügen und Vortheil bedienen können.

— Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Frankreich, Deutschland und Oesterreich. Ein Seitenstück zu der im „Magazin" kürzlich erwähnten Schrift von Adolf Schmidt über Elsaß und Lothringen ist eine andere von Friedrich Hurter in Wien: „Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oesterreich, zur Zeit Kaiser Ferdinand's des Zweiten" (Wien, Braumüller), welche noch mehr als jene dem Zeitinteresse entgegenkommt. Denn sie ist in der That ein Spiegel unserer Zeit, in dem, mit Veränderung der Namen und der Jahrzahlen, die französische Phraseologie und Rhetorik vom Glücke der Völker, wie wir sie vom Moniteur und sonst noch kennen, sich treu und unverändert wiederholt, und wobei auf die französische Politik des 17. Jahrhunderts Schlaglichter fallen, die bis weit in die Gegenwart herein reichen. Die Schrift des Wiener Historiographen führt besonders in die Geschichte des dreißigjährigen Krieges ein, und sie enthüllt die Politik Frankreichs unter Richelieu gegen Oesterreich und Deutschland, eine Politik, die in gleicher Weise auf die Trennung der Reichsfürsten von ihrem Oberhaupte gerichtet war, wie sie in neuester Zeit das Auseinanderhalten der beiden mächtigsten Staaten Deutschlands als ihr Ziel verfolgt, und wobei Frankreich zugleich insgeheim seine Macht auf Kosten Deutschlands zu erweitern bemüht war, offen aber Ludwig XIII. der „Hort der Erhaltung und der Wohlfahrt des deutschen Reichs" zu sein vorgab. Es ist ein Gewebe der schändlichsten und der elendesten Heuchelei, wie sie nur jemals getrieben und geübt worden; aber der Verfasser hat Recht, wenn er im Vorworte sagt, daß auf solches Gewebe von Intriguen, wie sie hier dargelegt werden, „nur Frankreich stolz sein könne, dessen neueste schriftliche Manifestationen den Beweis liefern, daß das Bestreben nicht gemangelt habe, in jener Kunstfertigkeit es immer weiter zu bringen."*

— Kartographisches. Auch den kartographischen Anstalten ist der Friede von Villafranca unerwartet und viel zu früh gekommen. Die Zeichner, die Pressen und die Coloriver der Herren Perthes in Gotha, D. Reimer in Berlin und Flemming in Glogau waren eben noch in der schwunghaftesten, gewinnversprechendsten Thätigkeit, als denselben durch den Kuß der beiden Kaiser ein plötzliches Ende gemacht wurde. Inzwischen werden einige Nachzügler, die uns erst nach abgeschlossenem Frieden, oder vielmehr — um uns präziser auszudrücken — nach Einstellung der Feindseligkeiten in Italien, zugegangen, auch jetzt noch in weiten Kreisen willkommene Erscheinungen sein. Wir zählen dazu vorzüglich die „Straßenkarte der Alpen und des nördlichen Apennin," gezeichnet von Hermann Berghaus,** ein Blatt, das, bei einem Umfange von 14 Zoll Höhe und 23 Zoll Breite und mit einem erklärenden Texte von 21 Seiten ausgestattet, doch nur 12 Sgr. kostet. Von Straßburg bis Rom und von Lyon bis Wien reichend, enthält diese Karte sämmtliche im Betrieb und im Bau befindliche Eisenbahnen, durch Kolorirung hervorgehoben die Kunst- und Fahrstraßen, sowie im Gebirge alle anderen wichtigen Wegeverbindungen, alle festen Plätze und auch eine, allerdings nicht durch Schraffirung, sondern nur durch Kolorirung angedeutete Bezeichnung der Boden-Erhebungen in Zonen von 2000 Fuß (Bergland) und 5000 Fuß (Alpenland), sowie der Schneeregion, der Gletscher und der Thal-Engen. Der beigegebene Text geht ausführlich auf die Straßenbeschreibung, und zwar sowohl der Pässe über die Alpen, als der sie durchschneidenden Straßen, ein, so daß den Alpenreisenden vom Semmering bis zum Jura kaum ein lehrreicherer und bequemerer Leitfaden empfohlen werden kann.

Als einen anderen dieser willkommenen Kriegs-Nachzügler möchten wir die dem diesjährigen achten Hefte der Petermann'schen „Mittheilungen" beigegebene Uebersichtskarte der „Häfen des Adriatischen Meeres" (in zehn besondere Kärtchen zerfallend) bezeichnen. Es sind diese Kärtchen von Triest, Pola, Fiume, Venedig, Ancona ꝛc. mit aller der Sauberkeit und Zweckmäßigkeit gezeichnet und ausgestattet, die wir an den Arbeiten des unermüdlichen Petermann zu bewundern gewohnt sind.

* Dr. Joh. Chr. Aug. Heyse's allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung der Wörter, nebst genauer Angabe ihrer Abstammung und Bildung. Zwölfte Ausgabe. Nach den früheren Bearbeitungen von Dr. K. W. L. Heyse, weil. Professor an der Universität zu Berlin, neu verbessert und sehr bereichert herausgegeben von Dr. C. A. F. Mahn. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung (1. u. 2. Lieferung.)

* Wir werden nächstens eine zwar von französischem Standpunkte aufgefaßte, aber gleichwohl auch diese Ansicht über Frankreichs traditionelle Politik bestätigende Darstellung der Geschichte der französischen Diplomatie während des dreißigjährigen Krieges liefern. D. R.

** Gotha, Justus Perthes.

— Die neue, wohlfeile Ausgabe von Barth's afrikanischer Entdeckungsreise liegt uns bereits in ihren beiden ersten Lieferungen vor,* und können wir das Buch in dieser Form jedem Freunde einer wahrhaft belehrenden und unterhaltenden Lektüre zur Anschaffung empfehlen. Während das ursprünglich fünf Bände umfassende Reisewerk, wegen seiner kostspieligen Ausstattung, ein für Privatsammlungen zu theures und auch, bei seiner etwas zu ausführlichen, tagebuchartigen Darstellung, nicht populäres Buch ist, eignet sich der vorliegende Auszug, der nur zwei Bände von 50—60 Bogen bilden und den Preis von drei Thalern nicht übersteigen wird, sowohl zu Jugend-Geschenken, als für den Lesetisch jeder gebildeten Familie. Es ist dieser Auszug unter Dr. Barth's Mitwirkung veranstaltet, und zwar als ein eigener Reisebericht des wackern, deutschen Mannes, der uns bewiesen hat, daß es auch im heutigen Afrika noch sehr viel Neues giebt, das wir nicht kennen. Manche interessante Einzelheiten, die Dr. Barth verhindert war, in seinem großen Reisewerke mitzutheilen, sind sogar in dieser neuen Ausgabe hinzugefügt, die dadurch also auch ihren eigenthümlichen Werth erhält. Uebrigens fehlt es selbst dieser wohlfeilen Ausgabe auch nicht an künstlerischen Beigaben, wie schon die ersten Lieferungen beweisen, die neben vielen Holzschnitten, einen Farbendruck von dem Zusammenfluß des Benue und Faro enthalten. Eine Uebersichtskarte der Reise wird Dr. A. Petermann liefern.

— Chaucer und die französischen Troubadours. Ein französischer Literar-Historiker, Herr E. G. Sandras, hat kürzlich eine auch in England mit Achtung aufgenommene Schrift über den Vater der englischen Poesie, Chaucer, und über dessen Zusammenhang mit den französischen Troubadouren herausgegeben.** Chaucer kam mit einer Gesandtschaft des Königs Eduard im Jahr 1372 nach Genua, um mit dem Dogen wegen Anlegung eines italiänischen Handels-Packhofes in einem der englischen Häfen zu unterhandeln. Damals bereits hatte er einen solchen Ruf als poetischer Bearbeiter französischer Stoffe, daß Philippa von Hennegau ihn „Le grand translateur" nannte. Aus dieser Zeit schreiben sich wahrscheinlich seine Bearbeitungen einiger Stoffe von Dante und Petrarca her, doch behauptet Herr Sandras, daß Chaucer, auch bei Nachahmung der Italiäner, französischen Mustern gefolgt und diesen so treu als möglich geblieben sei. Eine seiner ersten Dichtungen war eine englische Bearbeitung des „Roman de la Rose," von Guillaume de Lorris und Jean de Meung, die auch heute noch den Engländern als „Romaunt of the Rose" bekannt ist. Herr Sandras weist aber auch nach, daß die berühmten „Canterbury Tales" von Chaucer sämmtlich nach den Mustern alter französischer „Fabliaux" gearbeitet seien.

— Alterthümer auf der Insel Samos. Wie wir im ersten diesjährigen Mai-Hefte der in Athen erscheinenden „Pandora" lesen, hat man im Jahre 1858 in der Nähe von Astypaläa (der alten Burg der Samier, ehe ihre Stadt den Umfang erhielt, den ihre Mauern noch zeigen), im Süden der Insel theils in einem Felde, theils unter einer Fahrstraße zwei Bildsäulen und vier Marmortafeln gefunden. Die Bildsäulen, jede ein französisches Mètre hoch, sollen von ungewöhnlicher Schönheit sein, und die eine nach ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten einen Bacchus, die andere eine Artemis darstellen. Beide wurden von dem Grundbesitzer für 1000 Piaster (250 Drachmen = etwas über 60 Thaler) an den Fürsten Johann Ghika verkauft. Die Marmor-Tafeln enthalten ein Verzeichniß von Athleten, woraus sich ergiebt, daß auf Samos Preiskämpfe der Athleten gefeiert wurden, woran auch fremde Athleten, eben so wie einheimische, Theil nahmen und den Preis gewannen, deren Namen sodann auf Tafeln oder Stelen eingegraben, diese aber zur Erregung des Wetteifers des Volks an geeigneten Orten öffentlich aufgestellt wurden. Die „Pandora" theilt die Inschriften unvollständig mit, da sie zum Theil verdorben und verstümmelt sind. An dem nämlichen Orte entdeckte der Engländer Richard Pococke im Jahre 1739 ebenfalls mehrere griechische Inschriften, die er später herausgab und welche Böckh in die Sammlung der Inscriptiones graecae aufnahm.

— Luther's Denkmal in Worms. Das Londoner Athenaeum vom 3. September liefert eine Beschreibung des Modells dieses großartigen Denkmals, wie es Professor Karl Rietschel in Dresden entworfen hat, und wie es auch bereits von dem Großherzog von Hessen genehmigt sein soll. Luther selbst, sein Wort personifizirend: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" umgeben von den berühmtesten fürstlichen und geistlichen Reformatoren seiner Zeit, sowie von seinen Vorläufern Huß, Savonarola, Petrus Waldus und Wickliff, macht den erhabensten, nachhaltigsten Eindruck. Es ist unbezweifelt, daß, wenn dieses Modell erst in England mehr gekannt sein wird, man sich auch für die bekanntlich durch freiwillige Beiträge zu Stande kommende Ausführung des Denkmals sehr interessiren werde.

— Hugo vom Meere contra Kolenati. Herr Professor Kolenati hat als Fortsetzung seiner in diesen Blättern besprochenen „Bereisung Hocharmeniens" (Dresden, Rud. Kuntze) eine „Bereisung Circassiens" erscheinen lassen, worin er zur Sittenschilderung der Bergvölker auch zahlreiche, angeblich denselben entlehnte poetische Darstellungen mittheilt. Diese werden nunmehr aber von dem in Dresden lebenden Dichter Hugo vom Meere (Hauptmann Richard von Meerheim) als bloße Plagiate einer von Letzterem im Jahre 1848 bei Brockhaus in Leipzig herausgegebenen Original-Dichtung „Gulat und Dschadra"* bezeichnet und nachgewiesen. Das „Dresdener Journal" vom 1. September d. J. hat zuerst auf dieses, eines wissenschaftlichen Mannes unwürdige Verfahren hingewiesen, das auch wir, nachdem wir der Arbeiten des Herrn Kolenati in unseren Blättern früher gedacht, nicht ungerügt lassen können. Herr v. Meerheim weist in einem uns vorliegenden Exemplare seines „Gulat und Dschadra" nach, daß Herr Kolenati nicht blos ganze Gesänge aus dieser Original-Dichtung, in Summa ungefähr dreihundert Verse, entlehnte, um dem Publikum glauben zu machen, es seien tscherkessische Nationallieder, sondern auch einzelne Schilderungen von Gefechten und Festlichkeiten in Prosa übersetzt und sie in seine Darstellungen verwebt habe, als ob es von ihm persönlich erlebte Szenen wären! Der Dichter von „Gulat und Dschadra" könnte es allerdings als eine schmeichelhafte Anerkennung der Wahrheit und Lebendigkeit seiner poetischen Auffassung betrachten, daß ein wissenschaftlicher Reisender, der selbst an Ort und Stelle gewesen, ohne Weiteres seine Darstellungen acceptirt und wiederholt; ebenso könnte jedoch jeder Nachdruck, ja jeder Diebstahl als eine dem Bestohlenen und seinem Geschmack erwiesene Ehre angesehen werden, und wir können es daher dem Dichter des übrigens mit Unrecht und wahrscheinlich nur in Folge der Sturmfluth des Jahres 1848 unbeachtet gebliebenen „Gemäldes aus Tscherkessien" nicht verargen, wenn er aus allen Kräften dagegen reklamirt.

— Goethe und Schwan. Eine harmlose Anekdote aus dem Leben Goethe's, das Zusammentreffen des preußischen Rittmeisters Schwan, der eben in dem Treffen bei Großgörschen verwundet worden war, mit dem ihm persönlich unbekannten Dichterfürsten im Bade zu Töplitz, hat Herr Carl Grosse in Knittelversen behandelt und im Druck erscheinen lassen.** Die zahlreichen Besucher Weimar's werden sich dergleichen poetische Waare, wenn sie auch an sich keinen besonderen Werth hat, gern als Andenken mitnehmen. Auch vermuthen wir, daß die in denselben Verlag erschienenen Verse „zur Erinnerung an die großherzogliche Bibliothek zu Weimar," worin die Lokalität und der äußere Schmuck dieser Büchersammlung geschildert wird, ebenfalls aus der Feder des Herrn Carl Grosse geflossen sei.

* Dr. H. Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika, in den Jahren 1849—1855. Im Auszuge bearbeitet nach dem in fünf Bänden erschienenen Tagebuche. Gotha, Justus Perthes, 1859.

** Etude sur G. Chaucer, considéré comme imitateur des Trouvères. Par E. G. Sandras, Agrégé de l'Université. Paris, Durand.

* „Gulat und Dschadra. Gemälde aus Tscherkessien. In vier Gesängen, vom Hugo vom Meere." Leipzig, Brockhaus, 1848.

** „Goethe und Schwan in Töplitz 1813." Von Carl Grosse. Weimar, T. F. A. Kühn, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Devantier, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 119-121. Sonnabend, den 8. October 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Friedrich der Große und Voltaire.*

Ueber das Verhältniß des größten deutschen Fürsten neuerer Zeit zu dem geistreichsten französischen Schriftsteller seines Jahrhunderts ein Buch zu schreiben, das den Anforderungen unserer Zeit mehr genügt, als die vielen Darstellungen, die wir bereits in deutscher, französischer und englischer Sprache von diesem Verhältnisse besitzen, ist eine Aufgabe, welcher Herr Venedey nicht gewachsen war — mindestens nicht mit Hülfe derjenigen Quellen, deren er sich dazu bedient hat. Der Verfasser scheint nicht einmal im Besitze der neuen akademischen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen gewesen zu sein, in welcher dessen Korrespondenz, und zwar auch die mit Voltaire, eine so wichtige Rolle spielt: denn er citirt beständig und ausschließlich die „Lettres du roi de Prusse et de Mr. de Voltaire“ in der Ausgabe der „Oeuvres de Voltaire, Imprimerie de la société littéraire typographique, 1785,“ sowie die zu Paris im Jahre 1802 erschienenen „Lettres inédites de Voltaire a Frédéric le Grand“ — Editionen, deren Friedrich-Voltaire'sche Korrespondenz nicht blos durch Preuß in der vorgedachten akademischen Ausgabe sehr viele Bereicherungen und Verbesserungen erfuhr, sondern die auch in Frankreich selbst schon durch neuere Ausgaben vervollständigt und insbesondere durch die von de Cayrol gesammelten und von Alphonse François im Jahre 1856 herausgegebenen „Lettres inédites de Voltaire.“ (zwei Bände) ganz unbrauchbar gemacht ist. Ebenso wenig aber, wie diese wichtigen Vermehrungen des Briefwechsels, scheint Herr Venedey dasjenige gekannt zu haben, was Varnhagen von Ense bereits vor zwanzig Jahren über die Ausweisung Voltaire's aus Potsdam und Frankfurt a. M. und was in neuerer Zeit Arsène Houssaye über das Verhältniß Voltaire's zum Könige von Preußen veröffentlicht hat. Zum Ueberflusse wollen wir auch noch den ebenfalls von Herrn Venedey nicht gekannten, im Jahre 1857 herausgekommenen Briefwechsel von Maupertuis mit Friedrich dem Großen nennen,** der sowohl über das Freundschafts-Verhältniß des Königs zu dem Präsidenten seiner Akademie, als über die Beziehungen des Letzteren zu Voltaire viele neue Aufschlüsse darbietet — um unseren Lesern zu zeigen, wie wenig Herr Venedey in seiner literarischen Abgeschiedenheit zu Oberweiler in Baden im Stande war, für die heutige Zeit ein Buch: „Friedrich der Große und Voltaire“ zu schreiben und, wie er glaubt, „ein neues Licht auf das Verhältniß zwischen Beiden“ zu werfen.

Ein neues Licht würde nur dann auf dieses Verhältniß gefallen sein, wenn Herr Venedey mit Hülfe der in den letzten Jahren erschienenen, ihm jedoch unbekannt gebliebenen Werke über Friedrich den Großen und Voltaire bewiesen hätte, daß Letzterer doch kein so ganz miserabler Charakter gewesen, als wir gewohnt sind, ihn uns vorzustellen, und daß er namentlich in Bezug auf Friedrich, trotz der verleumderischen Pasquille, die er gegen ihn geschrieben, in einzelnen Fällen wie ein edler, großherziger Mensch gedacht und gehandelt habe. Es läßt sich dieses Letztere vollständig aus den von de Cayrol gesammelten Briefen von Voltaire beweisen, aus welchen wir in unserem „Magazin“ (1858 Nr. 10—12) zahlreiche Auszüge geliefert haben. Herr Venedey kann sich aus diesen Auszügen überzeugen, wie ernst und wie gut es Voltaire gemeint, als er sich in der Zeit vom 20. October 1757 bis zum 12. Februar 1758 durch Vermittelung seines Freundes, des Banquier Tronchin in Lyon, an den Kardinal von Tencin und durch diesen wieder an den Hof von Versailles (Bernis und Pompadour) gewandt, um dem, wie er ihn bezeichnete, „unseligen“ Kriege Frankreichs gegen Preußen ein Ende zu machen, „durch welchen nur die Macht Oesterreichs in Deutschland, zum Schaden des europäischen Gleichgewichts, begünstigt würde.“

Voltaire thut in seinen eigenen „Memoiren“ allerdings so, als habe er durch diese ganze Verhandlung den Kardinal von Tencin nur zum Besten haben wollen; wer jedoch seine jetzt vollständig gedruckt vorliegende Korrespondenz durchliest, der theilt auch die von St. Marc Girardin in der Vorrede zu diesen „Lettres inédites“ ausgesprochene Ueberzeugung, daß Voltaire lediglich jene Bemerkung gemacht, um von sich den Schein abzuwälzen, als habe er sich bei dieser von Ludwig XV. zurückgewiesenen Verhandlung ebenso blamirt, wie der Kardinal von Tencin. Er hatte die ihm freilich nicht zur Ehre gereichende Schwäche, lieber seinen Charakter, als seinen Verstand und seinen politischen Scharfblick beeinträchtigt sehen zu wollen. Seine lange unbekannt gebliebenen Briefe aus jener Zeit, sowie die darin angeführten Worte der Markgräfin von Baireuth, Friedrich's Schwester, reden Voltaire ein viel besseres Zeugniß, als er sich selbst in seinen „Memoiren“ ertheilt. Ja, es ergiebt sich daraus, daß die auch von Venedey angeführten, lieblosen, in einem Briefe Voltaire's an den Grafen Argental vom 2. December 1757 enthaltenen Aeußerungen über Friedrich nur den Zweck hatten, in Frankreich den Verdacht abzulenken, daß er (Voltaire), der damals in der Schweiz lebte, mit dem Könige von Preußen, dem Kriegsgegner der Franzosen, in Briefwechsel stehe und mit ihm ein geheimes Einverständniß unterhalte.

Herr Venedey stellt die durch nichts, als seine eigene Hypothese, gerechtfertigte Behauptung auf, daß die schwermüthige, bis zur Absicht des Selbstmordes gesteigerte Stimmung des Königs in der Zeit zwischen den Schlachten von Kollin und von Roßbach nichts weiter, als eine Maske gewesen, um zunächst Voltaire und durch diesen den französischen Feldherrn, Herzog von Richelieu, zu täuschen, was dem König auch vollkommen gelungen sei, indem der Herzog, von Voltaire benachrichtigt, mit Friedrich eine Art von Mitleiden gehabt und diesem es dadurch leichter gemacht habe, die Schlacht von Roßbach zu schlagen. Auch diese ganz unhistorische und des preußischen Königs unwürdige Behauptung wird ebenso durch die obengedachte Korrespondenz Voltaire's, in welcher auch

* „Friedrich der Große und Voltaire.“ Von J. Venedey. Leipzig, Heinrich Hübner, 1859.

** Vie de Maupertuis, par L. d'Angliviel de la Beaumelle. Ouvrage posthume suivi de lettres inédites de Frédéric le Grand à Maupertuis.

die Schlacht von Roßbach eine Rolle spielt, als durch die von Preußen herausgegebenen „Oeuvres de Frédéric II." widerlegt, wo Herr Venedey noch mehr Zeugnisse darüber finden kann, daß Friedrichs melancholische Stimmung im Jahre 1757 keine blos simulirte war.

Daß der König sehr wohl wußte, was er von Voltaire's Charakter, namentlich von seiner Habsucht und von seinem Neide, zu halten habe, das geht aus zahlreichen Stellen seiner Briefe, und zwar schon solcher, die in den ersten Jahren seiner Thronbesteigung geschrieben waren, unzweifelhaft hervor; aber die Achtung, welche Friedrich vor dem Geiste und den außerordentlichen Fähigkeiten des Mannes hatte, der zugleich in vielen Fällen als ein Beschützer der unschuldig Verfolgten und immer als ein Gegner der Heuchelei und des Fanatismus sich erwiesen hatte, war so groß, daß er ihm darüber seine Charakterfehler und sogar die Treulosigkeit vergab, die Voltaire gegen ihn zu wiederholten Malen an den Tag gelegt hatte. Am 18. Juli 1759 schrieb Friedrich an Voltaire: „Sie sind in der That ein seltsamer Mensch..... Wenn mir die Anwandlung kömmt, Sie auszuschelten, dann brauche ich nur einige Zeilen von Ihnen zu lesen, und der Vorwurf erstirbt mir auf den Lippen. Bevor ich Sie als so streitsüchtig und mißgünstig erkannte, habe ich Sie vergöttert — und was haben Sie mir für Streiche gespielt! Reden wir indessen nicht mehr davon. Alles zu Allem gerechnet, ist mir doch mehr Gutes, als Böses von Ihnen erwiesen worden..... Das Vergnügen, das ich über Ihre Werke empfinde, ist viel größer als der Schmerz, den mir Ihre Streiche verursachen. Ja, wenn Sie nicht Fehler hätten, so würden Sie zu hoch über den anderen Menschen stehen."

Ein trefflicher Aufsatz in den Beilagen der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Ende August und Anfangs September d. J.) „über Friedrich's des Großen Briefwechsel" spricht sich über das Verhältniß des Königs zu Voltaire in ganz anderer Weise und viel richtiger aus, als Herr Venedey. Dort heißt es: ....„Mit dieser Bewunderung für Voltaire stand die hohe Meinung in Verbindung, die Friedrich überhaupt von der Literatur, namentlich aber von Poesie, Philosophie und Geschichte hegte, die er weit über die physikalischen und mathematischen Wissenschaften stellte, und von denen er sagte, daß sie nicht blos diese oder jene Seite im Menschen, sondern den ganzen Menschen bilden. „Welch' ein Genuß ist es doch," schrieb er in seiner Jugend an Suhm, „mit Leuten von Geist umgeben zu können." Und in den letzten Jahren seiner Korrespondenz mit Voltaire heißt es mehrere Mal: „Die Bücher sind das einzige Vergnügen meines Alters, das Einzige, woran ich noch Geschmack finde." Er stellt die literarischen Leistungen höher, als alle anderen, und meint, daß große Schriftsteller einen höheren und dauernderen Ruhm erwerben und zurücklassen, als selbst die ausgezeichnetsten Fürsten. Man habe von Aristoteles mehr, als von Alexander dem Großen gesprochen; die Werke Cicero's würden mehr, als die von Cäsar gelesen; Virgil und Horaz würden häufiger, als Augustus genannt, und dasselbe könne man von Ariost und Tasso im Vergleiche zu Karl V. und Leo X. sagen. In einem Briefe an seinen Vorleser Catt (August 1777) äußert sich Friedrich folgendermaßen: „Ich versichere Ihnen, daß, hätte ich über meine Bestimmung verfügen können, ich den Umgang mit den Musen dem Glanze des Thrones und dem Stolz, über Heere zu gebieten, vorgezogen haben würde. Ich bin zwar nur mit mäßigen Talenten für die Literatur geboren, finde aber in der Beschäftigung mit ihr den nöthigen Trost, um die Last des Lebens zu ertragen."

In den vorstehenden Aeußerungen des Königs ist die vollständige Motivirung seiner außerordentlichen Verehrung für das Genie Voltaire's und seiner Nachsicht gegen die Charakterschwächen dieses in seiner Universalität allerdings bewundernswerthen Geistes enthalten. Herr Venedey hat es bis zu dieser Abstraction von seinem gewiß ganz ehrenwerthen Abscheu vor der Herzensschlechtigkeit nicht bringen können, aber ihn darum für einen gerechteren Menschen, als selbst den König Friedrich II. zu halten, können wir uns doch nicht entschließen.

Frankreich.

Die Religion der Zukunft.

Das freie Gewissen, nach Charles Dollfus.

Wir leben in einer in vieler Hinsicht sonderbaren und trotz aller Verständlichkeit und anscheinenden Klarheit höchst unklaren Zeit, ganz besonders aber in Hinsicht auf eine Haupt- und Lebensfrage, deren Wichtigkeit Niemand abstreiten wird, auf die Religion. Hier geht ein Schnitt durch die Geister, so tief und schmerzhaft, daß Keiner daran mit voller Entschlossenheit zu rühren wagt, ein Schnitt, der mit unendlich viel Putz, Flitter und Beiwerk begleitet ist, aber dennoch überall sichtbar und fühlbar wird. Daß dieses eine kranke Stelle in unserem geistigen Leben ist, eine sehr kranke und fast unheilbare Stelle, darin werden uns wohl die Meisten, welche eine derartige Sache nach zwei Seiten zu erwägen verstehen, und die nicht ganz in blindem Partei-Eifer befangen sind, Recht geben. Man rührt nicht gern daran, man vermeidet es so viel als möglich, darüber zu sprechen und sich zu unterhalten, weil man durch lange Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubt, daß bei solchen Streitigkeiten Nichts herauskomme, weil man einander nicht traut und seine letzten Gedanken, sein innerstes, geistiges Wesen, das vielleicht in einem Zustande großer Unfertigkeit sich befindet, bloszustellen sich fürchtet.

Durch die religiösen Kämpfe und Streitigkeiten seit dreihundert Jahren sind ferner die Logik, der gute Wille und die Unbefangenheit auf protestantischer, wie katholischer Seite gründlich verdorben worden; ein echter Kampfheld der alten positiven Bekenntnisse würde eine Sünde zu begehen glauben, wenn er den Gegner verstünde, oder zu verstehen suchen würde. — Die atheistische Philosophie des vorigen Jahrhunderts in ihrem Kampfe mit der Scholastik, die französische Revolution mit ihrer furchtbaren Praxis und die darauf erfolgten Restaurationen und alle daraus entstandenen religiösen, sozialen und politischen Systeme, haben die Geister so übertäubt, verwirrt, verdutzt, rabulistisch und verbissen gemacht, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht und nicht mehr das Einfachste zu begreifen im Stande ist. Der Parteien sind unzählige, der Religionen fast so viele als Individuen; die Verwirrung der Sprache ist durch das Jahrhundert lange Sektenwesen, durch die seitdem aufeinander gefolgten philosophischen Systeme, die jedes eine besondere Geisteswelt und Schulsprache hatten, so groß geworden, daß sich die besten Freunde oft nicht mehr verstehen.

Selbst die unbedingten Anhänger des Alten machen darin nur höchst selten eine Ausnahme; auch sie können sich dem Einflusse des herrschenden Geistes nicht entziehen: Scholastik, neuphilosophische Kant'sche, Hegel'sche, Schelling'sche Formeln und Vorstellungsweisen, moderner Humanismus laufen wirr durcheinander, und der gute Wille, das Haltbare im Alter zu retten oder wieder mehr zur Geltung zu bringen, scheitert an den ungeschickten und zweideutigen Mitteln. Die ersten Verkünder des Christenthums, die ebenfalls in einer konfus gewordenen und auf tausendfachen Irrpfaden umhertappenden Welt auftraten, hatten den Muth, dieses Zaubergewebe, das die zahlreichen philosophischen Systeme gesponnen, wie einen gordischen Knoten zu zerhauen, und die Weisheit dieser Welt, d. h. die abgestandene, griechische Philosophie, mit ihren Formeln und dialektischen Künsten einfach für Unsinn und Thorheit zu erklären. „Sie sind albern geworden in ihren Vernunftschlüssen," sagt Paulus (Brief an die Römer 1, 21.).

Unser heutiger Zustand ist fast noch unerquicklicher, als jener des versinkenden und vermorschten Heidenthums; gegenüber dem Raffinement unseres geistigen Lebens, unserer Gefühlslagen, unserer Dialektik, gegenüber dem Mischmasch unserer Systemfragmente und dem Kauderwelsch unseres Gedanken-Ausdruckes erscheinen die alten Zustände, als Stoiker und Epikuräer zu Athen und Alexandrien über das höchste Gute u. dgl. philosophirten, fast einfach. Die Verwirrung wird immer größer, die Spielarten der Sekten immer mannigfaltiger, der Glaube an die Möglichkeit der Auffindung der Wahrheit immer schwächer, die Phrasen und Formeln immer hohler, die Routine immer vorlauter und frecher.

Gläubige wie Ungläubige erscheinen gleich ungenießbar; die Welt hat weder den Muth, den Glauben kräftig zu ergreifen, noch ihn entschieden aufzugeben. Hier fürchtet sie die Schwärmerei und die Bigotterie, dort die nackte Schamlosigkeit des Atheismus — kurz wir leben in einer Zeit, in der wir (wie Livius sagt) nec vitia nostra nec remedia ferre possumus, in einer Zeit der Unentschiedenheit, der Halbheit, des Zuwartens! Die Philosophie wird immer systemloser, schwatzhafter, formelgläubiger; die Wissenschaft immer solider, kompakter, stoffgläubiger, anspruchsvoller, aber eben darum ideenloser. — Viele halten das für einen Vortheil, sie glauben die Zeit nahe, wo man den Glauben mathematisch demonstriren könne. — Glückliche! wir werden weiter unten darüber unsere unmaßgebliche Meinung sagen. — Unterdeß behilft sich der gedankenlose Haufe der Gebildeten mit Surrogaten und läßt sich vom „Göttlichen" anwehen, anregen, anheimeln in Kunst und Musik, Poesie und dergl., wenn nur nicht eben auch diese schönen Dinge immer hohler, widriger und leerer würden. Allmählich bildete sich, namentlich bei uns in Deutsch-

land, das stets gemüthlich sein wird, eine Art Heroendienst heraus, der sogar schon ein gewisses Ritual entwickelt und sehr bald mit dem chinesischen Kulte der Vorfahren, dem altindischen der Pitris und dem griechischen der Heroen die größte Aehnlichkeit haben dürfte. Die Kultusgemeine entwickelt sich aus freiwillig zusammengetretenen Beilderschaften, welche die geistige Wahlverwandtschaft mit dem Kultusgegenstande vereint. Die gelinden, schöngeistigen, quietistischen Epikuräer verehren Goethe, die frischgefärbten Tugendfreunde Schiller; die Kritiker und Aesthetiker schaaren sich um Lessing und Winckelmann als ihre Prototypen, und was die Naturwissenschaftler betrifft, so wird Humboldt ihr Schutzpatron. Mit welcher roben Komödie man ihn bereits in Amerika geehrt hat, ist in den Zeitungen zu lesen gewesen. — Wahrlich, diese große Männer thun uns leid; es kann ihrem Namen keine größere Unbill widerfahren, als diese läppische Verehrung mit ihren Festessen und wasserklaren, unendlichen Reden; ein solches Treiben muß nothwendig im Sande verlaufen.

Unsere großen Philosophen, namentlich Hegel, haben das Ihrige beigetragen, die Köpfe in dieser Beziehung gründlich zu verwirren. — Nach Hegel rangirt die Religion als Aeußerung des menschlichen Geistes neben der Kunst, und unter dieser Firma hat man sich glücklich noch in der jetzigen „Weltanschauung" konservirt.

Man hat im Gegensatze zu dem Voltairianismus des vergangenen Jahrhunderts die Entdeckung gemacht, daß die alten positiven Religionen im Stande gewesen sind, eine Reihe angenehmer Gefühle zu erwecken, die man sich nicht entgehen lassen darf. Das „poetische Element" in der Religion ist von der deutschen Gemüthlichkeit herausgefunden worden, und sie will es zum Hausgebrauch verwerthen, nachdem der überflüssige Ernst, die finstere, sittliche Strenge der alten Dogmatik beseitigt ist; die Religion löst sich in Aesthetik auf, und man glaubt sehr fromm zu sein, wenn man alttestamentliche, katholische, indische, griechische, muhamedanische Religionsgefühle und Gemüthsbewegungen ästhetisch nachfühlt. Man schwärmt für die Madonnen von Giotto und Raphael; man macht ein ernstes Gesicht bei Anhörung des Requiems von Mozart und seines „dies irae," man mengt in Opern, Konzertstücken und dergl. alle mögliche Effekte, von denen man weiß, daß sie einmal angesprochen haben — aber vor lauter künstlich produzirten, angelernten Gefühlen ist die natürliche Quelle versiegt. — Dieses ganze Treiben ist bei großem Fanatismus (man denke an die Zukunftsmusik) doch eigentlich alles Ernstes baar und läuft auf eine zwecklose Aufregung von Gefühlen, d. h. auf eine Art geistiger Buhlerei aus, die zur gänzlichen Verweichlichung und Erschlaffung führen muß.

Wofür hat denn Lessing gelebt und seine Aesthetik gegründet, wenn diese neueren Kunstschulen den Opiumrausch, der aus dem Mischmasch alter Künste entstehen soll, als die höchste Aufgabe der Kunst hinstellen und alle Klarheit und Ruhe des Denkens durch irrationelle Gefühlsstürze betäuben wollen? Sieht man wirklich nicht, daß es jählings bergab geht, daß man nicht in den goldenen Zeiten der griechischen Kunst, sondern, trotz alles Glanzes und Scheines, in der Zeit des römischen Kaiserthums wandelt, daß Kunst, Poesie und Geistesleben immer plunderhafter und reifer zum Untergange werden, wenn wir uns nicht noch zeitig genug besinnen und unsere alte Mannhaftigkeit wieder finden?

Ja wohl, „alle Menschen bedürfen der Gottheit," sagt der alte Homer (Od. 3, 48), selbst der scheinbare Atheist bedarf ihrer; es giebt einen Gotteshunger, der sich, trotz alles verkehrten Willens, trotz alles Leugnens, immer wieder fühlbar macht, und durch alle falschen, ungesunden Surrogate nicht stillen läßt. Der Mensch kann nach und nach im Leben an Allem irre werden: an Menschen, Freunden, am Staate, an der Kunst, selbst an der Wissenschaft und ihrer Unfehlbarkeit — wenn ihn der Glaube an ein Unvergängliches und Ewiges im Vergänglichen und Trüglichen nicht festhält, so ist sein Loos am Schlusse die Verzweiflung. Daher selbst in einer Zeit, wo die Welt sich zu häuten scheint, wo das Alte überall einsinkt oder sich ändern muß, wo der religiöse Glaube seiner materiellen Stützen beraubt wird, das Streben nach Herstellung einer Religion, die dem menschlichen Geiste Genüge thun soll.

* * *

Vor uns liegt ein französisches Buch,* welches das eben genannte Ziel verfolgt und deshalb eines näheren Eingehens werth sein dürfte, um so mehr, als es uns einen Einblick in das geistige Leben des heutigen Frankreichs gestattet. Der Verfasser, wie wir hören, früher ein wohlhabender Industrieller aus Mühlhausen im Elsaß, ist als Mitredacteur der Révue Germanique einem großen Theile unseres Publikums wohl bekannt. Wir können voraussetzen, daß das Buch nicht ohne Anknüpfungspunkte an Deutschland und deutsche Vorstellungsweise sein wird.

In den „vorläufigen Betrachtungen," die den Eingang bilden, beginnt der Verfasser einen Blick auf das Christenthum: „Denket nicht," hat Jesus gesagt, „daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzuheben; ich bin nicht gekommen sie aufzuheben, sondern zu erfüllen." (Matth. 5, 17). Das Christenthum beruht, abgesehen von seiner ewigen Seite, welche die Liebe ist, auf Moses; und dadurch ist es ausschließlich, zufällig und vorübergehend. Es ist in ihm eine geschichtliche Seite, eine andere für die unveränderlichen Institute des menschlichen Herzens. Was in der Geschichte entstanden, das fordert auch die Geschichte zurück.

Die Bibel bildet ein geschlossenes, systematisches Ganze. Wenn man das Dogma vom Falle Adams zugiebt, so muß man auch das von der Erlösung in Christo, die Lehre von der Prädestination und Gnade und als unumgänglichen Schluß den Himmel der Seligen und die Hölle der Verdammten. Jedermann weiß indeß, daß es viele Leute giebt, die sich Christen nennen, ja sich den Beruf zulegen, im Namen des Evangeliums zu predigen, und es sich dabei so bequem gemacht haben, daß sie aus eigener Machtvollkommenheit im Christenthum Alles unterdrücken, was das moderne Bewußtsein zu unsanft berührt. Wenn sie Philosophen sein wollen, warum sagen sie es nicht? So ganz leichten Kaufes ist man nicht Christ, die Sache ist sehr unbequem und kostet der Vernunft größere Opfer. Der Protestantismus geht so weit, die als heilig und unverletzlich geltenden Texte durch das individuelle Bewußtsein zu erklären; aber er geht nicht bis zur vollkommenen Souverainetät des Gewissens in Betreff der Texte selbst, des materiellen und traditionellen Ausdrucks der Lehre. Diese absolute Souverainetät ist die Philosophie, sie ist nicht mehr der Glaube, wie ihn die christliche Kirche verstehen muß, welche ihrer Verwirklichungen man auch nehmen mag. Man setzt sich also außerhalb dieser Kirche, wie man die vollkommene Unabhängigkeit des Gewissens in Bezug auf die heiligen Bücher erklärt.

Werde ich also Christ bleiben, wenn es meinem Gewissen einfällt, die Bibel ganz oder zum Theil zu verwerfen? Nein. Und wenn ich sie annehme, weil sie meinem individuellen Gewissen entspricht, werde ich wahrhaft ein Christ sein? Abermals nein, wie scheinbar es auch sein möge; denn meine Autorität wird in meinem eigenen Individuum haften, nicht außerhalb in einer übernatürlichen Offenbarung; und thatsächlich glaube ich nur an mich selber. Das Wort Gottes läßt mit sich nicht Handel treiben; es verlangt das Opfer meines Ich's. Wenn die Philosophie der einer Kontrole des Gewissens unterworfene religiöse Glaube ist, so ist der Glaube im heiligen Sinne des Wortes im Gegentheil das dem Joche der übernatürlichen Offenbarung unterworfene Gewissen, das Gewissen als Sklave des Wunders.

„Eine übernatürliche Offenbarung schließt vor Allem die vollständige Unfähigkeit des Menschen in sich, Gott und das Sittengesetz durch seine eigene Kraft zu finden."

Doch wir sehen bereits, wo der Verfasser hinaus will — er entscheidet sich gegen Offenbarung und Wunder und polemisirt dabei; wie auch späterhin gegen den Protestantismus, oder genauer gesagt gegen das, was man heutzutage in der technischen Theologensprache den Rationalismus vulgaris nennt.

Welches ist nun die Grund-Idee, durch die der Verfasser die Religion neu begründet? „Das Gewissen des Menschengeschlechts," welches über das Wunder triumphiren wird.

„Das freie Gewissen ist der Widder, der in das alte ruinenhafte Gebäude der Kirche vollends durchbrechen wird. Schon hat es überall durchgeschlagen und die Mauern öffnen sich; die Sonne des Fortschrittes und der Freiheit, hinter diesen gothischen Wällen verborgen, fängt wieder an zu scheinen, und ihre Strahlen erwecken neue Hoffnungen im Herzen des Menschen. Die Axt hat die alten Formeln getroffen, der Buchstabe ist zerbrochen, und überallhin verbreitet sich der Geist, das schöpferische und unsterbliche Element im Raume, um zu neuen Organisationen fortzuschreiten.

„Das freie Gewissen wird uns eine Religion geben, denn das Gewissen des Menschen ist, was auch Manche dagegen sagen mögen, seinem Wesen nach religiös. Es trägt in sich eine bildende und göttliche Kraft, welche, obwohl unter einer erneuerten Form, immer das Zustandekommen eines Glaubens herbeiführen muß, der seinen Instinkten entsprechen wird. Aber es braucht Muße, zu zeugen; der Lebenssame braucht Zeit zum Keimen und zur Entwickelung. Das Gewissen hat Perioden anscheinender Dürre, nöthige, aber vorübergehende Perioden....... Das freie

* Révélation et Révélateurs, par Charles Dollfus. Paris, Michel Levy frères, 1858.

Gewissen ist der Boden, der Same ist die Idee (welche?), die von Innen kommt. Das Gewissen hat das Recht, alle Religionen zu beherrschen; keine Religion hat das Recht, und wäre es auch im geringsten Falle, das Gewissen zu fesseln. Der wahre Mensch gehört nur seinem Gewissen, weil er selbst sein Gewissen ist. Die wahre Religion ist das freie Geschenk, welches das Gewissen von sich selbst einem seinem Streben entsprechenden Glauben macht u. s. w."

Also eine Construction der Religion aus dem Gewissen, oder vielmehr der Glaube, daß aus dem Gewissen eine Religion erwachsen werde! — Wir haben erst vor einiger Zeit in diesen Blättern ein französisches Werk, „Die Freiheit" von Jules Simon besprochen, der gleichfalls eine Reform des gesellschaftlichen Lebens aus der Natur des Gewissens angebahnt und entwickelt wissen will. Der Verfasser hatte in seinem mit vollem sittlichen Ernste unternommenen Werke unseren vollen Beifall, während wir dem Gewissen gegenüber, wie es Herr Dollfus auffaßt, mehrere ernste Bedenken haben. Es scheint uns nämlich, daß derselbe der thatsächlichen Natur des Menschen, wie sie seit Beginn der Geschichte erkennbar wird, zu wenig Rechnung trägt und sie viel zu abstrakt und oberflächlich auffaßt. Ganz einfach gesagt, wir glauben nicht, daß die wahre Religion dem freien Gewissen wie ein reifer Apfel in den Schooß fallen wird.

Was ist das für ein Ding, das freie Gewissen? Wir verstehen es ganz wohl! es ist das Gewissen, das nicht durch die Superstition der alten Religion, wenn man es so nennen will, behindert wird, das nicht zwischen Himmel und Hölle, zwischen Belohnung und Bestrafung oscillirt, das Gewissen des autonomen, selbstbewußten Menschen! — Meint Herr Dollfus wirklich, ein Mensch, der, wie er selbst sich entscheidet, keine persönliche Unsterblichkeit glaubt, werde gewissenhafter und tugendhafter werden, als ein Gläubiger, den die Furcht schreckt und die Belohnung anspornt? Das ist schwerlich zu glauben; denn es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die ein freies Gewissen hatten, die sich über ihre angestammte Religion und ihre Vorschriften wegsetzten — aber man findet nicht, daß sie besonders gewissenhaft und tugendhaft gewesen; im Gegentheil werden, um ganz unverfängliche Gründe zu bringen, selbst bei Romanschreibern Religionslosigkeit und Gewissenlosigkeit in Zusammenhang gebracht. Die frommen Atheisten und heiligen Unsterblichkeitsleugner sind etwa erst seit hundert Jahren erfunden worden. Das Gewissen allein an und für sich reicht auch gar nicht aus, weder eine Religion zu bilden, noch tugendhaft zu machen; das Gewissen ist nichts als ein Schiedsgericht, das lobt und tadelt, belohnt und straft und von der sittlichen Kraft wohl zu unterscheiden. Das Gewissen ist keine konstante Größe, nicht etwas Unveränderliches, sich Gleichbleibendes, sondern etwas, das sich nach dem jeweiligen sittlichen Zustande, so zu sagen auf- und abschiebt: es spricht lauter oder leiser, es wird betäubt, es schläft ein, es erwacht, es redet oft selbst bei ganz darniederliegender sittlicher Energie und Lasterhaftigkeit. Dasjenige aber, was den Willen des Menschen dirigirt, was ihn zum Guten hinzieht, ist es entschieden nicht. Das Gewissen hat auch seine natürliche Schranke im Menschen, über die es nicht hinauskommt. Warum hat das ganze Heidenthum den Grundsatz: Liebe den Freund, hasse den Feind? Warum erkannten die alten Völker nicht das Entwürdigende der Sklaverei, der Gladiatorenkämpfe und dergl.? Einfach, weil ihr Gewissen nicht sprach, weil erst das Christenthum so zu sagen eine neue Zunge im Geiste lösete. Das sogenannte allgemeine Gewissen ist zudem eine Sache, die in der That gar nicht existirt. Nehmen wir alle denk- und urtheilfähigen Menschen unter den einigen dreißig Millionen Franzosen, so haben wir eben so viele individuelle Gewissen, die auf den ungleichsten Standpunkten stehen werden, von dem ascetischen Mönche und Priester bis zum Galeerensklaven herab, vom sittenreinen Gelehrten und Bürgersmann bis zum niedrigsten Gauner und Betrüger herab, von der edlen Dame bis zur verworfenen Buhldirne ꝛc. Der Eine wird sich bedenken und sich Skrupel machen, wenn er vielleicht einmal aus Versehen am Fasttage Fleisch gegessen, wenn er zu spät in die Kirche gekommen, und wird Reue und Leid darüber fühlen, daß er einen Menschen mit zu rauher Stimme angeredet, der Andere wird sagen: „Was? einmal ein galantes Abenteuer zu bestehen, sollte Sünde sein? Dummheit! — einen über's Ohr zu hauen mit tausend Francs — das ist ein Spaß; der Schurke verdient's. — Giebt Herr Dollfus ein Mittel an, den Menschen vor seiner eigenen Radulistik, vor der allstündlichen Fälschung seines Gewissens zu retten? Nein. — Eine bessere Erziehung soll das thun — Thorheit! — Niemand kann etwas besseres lehren, als was er selber ist und weiß. — Dieses sogenannte allgemeine oder freie Gewissen, welches kein Gesetz außer sich und über sich anerkennt, kann nur bergab führen und hat bereits bergab geführt; die sittlichen Zustände Frankreichs, und namentlich die von Paris, scheinen nicht derart zu sein, daß sie viel Vertrauen zur Auferstehung der wahren Religion aus dem Gewissen erwecken.

Herr Dollfus glaubt an einen Glauben, der sich aus dem Gewissen entwickeln wird. — Es ist ihm mit diesem Glauben ein tiefer Ernst. Er gesteht es, es sei ihm eben so unmöglich, ohne Religion zu leben, als sich mit den Formen der Vergangenheit zu begnügen, und widmet sein Buch allen denjenigen, die sich in gleicher Lage befinden. (S. 17.).

Wenn wir das Buch im Ganzen nehmen, so können wir gestehen, daß es uns den Eindruck des schmerzhaften Suchens gemacht hat, ohne daß wir im Stande gewesen wären, den Verfasser ganz zu verstehen. Wir möchten fragen, ob er sich selber wohl ganz verstanden hat, ob er wohl frei genug ist von Ansichten, die ein gewisses Grundgebrechen an sich tragen.

Einestheils wird zugestanden, daß das Grundprinzip des Universums, das Prinzip der Einheit, der Solidarität und Harmonie (also das, was man sonst „Gott" nennt, schlechthin und undurchdringlich in seiner Wesenhaftigkeit bleibe (S. 17), und anderntheils wird von Offenbarungen gesprochen — es wird der Glaube an die Unsterblichkeit betont und sogar die Wirklichkeit des Todes geleugnet, und doch eine persönliche Fortdauer nach dem Tode in Frage gestellt — es wird fortwährend gegen den Rationalismus gekämpft, und doch wüßten wir nicht, mit welchem Namen man diese ganze Anschauungsweise, die doch auf einen reinen Vernunftglauben hinausläuft, besser bezeichnen könnte. Die Art und Weise, wie Herr Dollfus sich die Entstehung der alten Religionen denkt, läuft doch am Ende auf den alten Voltairianismus hinaus, d. h. mehr oder minder auf einen frommen Betrug. Die Religionsstifter, meint er, hätten allerdings aus derselben Quelle geschöpft, woraus auch er zu schöpfen gedenke, nämlich aus dem Gewissen, aber die Fährte davon mehr oder minder absichtlich verborgen. Darein spielen dann Ideen, die der französischen Revolution angehören, wie z. B. die ganz eigenthümliche politische Auffassung der liberté, in welcher die Mehrzahl der heutigen Franzosen lebt, wie die Menschen in der Luft leben, oder die Fische im Wasser, die aber doch wohl schon zu oft Bankerott gemacht hat, als daß man viel darauf geben dürfte. Praktisch haben es die Franzosen in der Verwirklichung dieser Idee doch stets nur bis zur Zuchtlosigkeit und einer Ideen-Verwilderung gebracht, die für den progrès nicht gerade glückverheißend scheint.

Sollen wir den Charakter des Buches kurz und bündig bezeichnen, so wollen wir es einen Versuch nennen, die Grundzüge der allgemeinen Humanitätsreligion zu entwerfen, die jetzt in der Luft liegt. Denn die Zahl derer, die, wie Herr Dollfus sagt, vor lauter Christenthümern nicht mehr zum Christenthume kommen können, die philosophisch zu tief gebildet sind, um an dem scholastischen Abhub der Jesuiten, oder an der wiederaufgebrauten Reformatoren-Theologie der protestantischen Sekten Genüge zu finden, die aber trotzdem ein lebhaftes Religionsbedürfniß fühlen, ist Legion. Das Schlimmste bei dieser Neugestaltung der Religion ist nur dieses, daß sie, von vorn herein chimärische Hoffnungen auf die Natur der Menschheit im Großen und Ganzen setzend, in eine Art Schwärmerei ausarten muß; ferner daß sie den lebendigen Hebel der Autorität nicht kennt. Mag man sagen was man will, ohne Zucht, ohne Zwang, moralischen wie äußern, ohne Kommando wird nichts, auch nichts in religiöser Beziehung, und wer glaubt, daß die Menschheit allmählich von selbst oder durch bessere Erziehung (proh dolor!) dazu kommen wird, besser und gewissenhafter zu werden, daß einst auf dem Wege der Reflection, der sittlichen Kräftigung und Selbstbestimmung alle Buhler und Buhlerinnen, Gauner, Taschendiebe, Räuber, Betrüger oder auch nur alle kleingeistigen Philister und Krämerseelen zu freien, gottbewußten, tugendhaften Menschen werden können, hat im Grunde einen stärkeren Glauben und ist ein größerer Schwärmer, als die alten Propheten und Apostel, welche, ehe sie ihre Religion predigten, erst die Gewissen gewaltsam ergriffen und in eine ganz andere Richtung zu bringen suchten. — Ob sie mit lauten Bußpredigten besser verstanden haben, was Gewissen sei, als die neuen Religionsverbesserer, wollen wir der Erwägung des Lesers überlassen. Da man im Gegensatze zur alten Dogmatik gewöhnlich behauptet, daß der Mensch von Natur eigentlich gut sei, so wollen wir dem nicht entgegentreten; aber das wird man zugeben, gut oder böse von Natur, ganz gleich — faul ist der Mensch von Natur, faul zur Arbeit, faul zum Gutesthun — faul namentlich, seine sinnliche Natur zu überwinden. — Diese natürliche Faulheit zu brechen, hat man bei $^{99}/_{100}$ der Menschen gar kein anderes Mittel, als den Zwang und die Dressur. — Wenn der faule Schusterjunge so und so oftmal den Knieriemen gefühlt, wenn er durch Gewohnheit Sitzefleisch bekommen, stellt sich endlich die Lust zum Arbeiten ein, und er wird vielleicht ein thätiger, umsichtiger,

braver Meister werden. — So ist es im ganzen Leben — auch in Künsten, Wissenschaften, in der Religion, — erst, wenn der todte Punkt überwunden ist, wenn der Geist das Fleisch besiegt hat, wie die Theologen ganz richtig sagen, fängt die freie Selbstbestimmung an. So sind die alten Israeliten zum Mosaismus, so unsere Vorfahren zum Christenthume dressirt worden — die Menschen im Großen und Ganzen auf ihre freie Selbstbestimmung und ihr Gewissen verweisen, heißt, sie im geistigen Elend und in sittlicher Arbeitsscheu verkommen zu lassen. Wer ein Führer des Volkes sein will, muß seine Autorität, sein Gott sein und an sich und an den Gott glauben, der die Führerschaft giebt; es mit der eigenen geistigen Unruhe und dem unbefriedigten Zweifel nähren, heißt einen Verrath begehen, der sich bitter rächt. Hierin beruht das Geheimniß der alten positiven Religionen; weil das Volk Priester und Orakel bedarf, deshalb hat es Priester und hält an ihnen fest; weil es instinktmäßig die Ratblosigkeit der Reformer fühlt, deshalb bleibt es taub für alle Ueberredungen; weil ihm „die Offenbarungen der Gottheit in Kunst, Recht und Wissenschaft" ganz unverständliche, theilweise unerreichbare Dinge sind, deshalb hält es die Verkündiger derselben für Gottlose. Es giebt sehr gescheidte und nichts weniger als bigotte oder altgläubige Männer, welche bedenklich die Köpfe schütteln und der einreißenden Abstraction der Vernunftreligion mit Bangen zusehen. Fällt erst die große Masse des Volkes der freien Selbstbestimmung, d. h. der Rathlosigkeit anheim, so wird es nicht lange dauern, und Betrüger werden auftreten, sich als Heilande, Messiasse &c. ausgeben und reißenden Zulauf finden. Die plumpsten Taschenspielerstückchen werden als Wunder angestaunt, Philosophie, Wissenschaft &c. und ihre kühlen, mundfertigen Vertreter verlacht, vielleicht verhöhnt und verfolgt werden. Man denke nur an die Mormonen und ähnliche Erscheinungen.

Will man etwa hierbei das Volk von den Gebildeten trennen, so macht man zwei Menschenraçen, was der Humanität ganz und gar widerspricht. Daß man die Menschen in Gängler und Gegängelte schiede, in Führer und Geführte, in Kluge und Dumme, in Gelehrte und Unwissende, würde ein Rückfall in frühere Jahrhunderte sein und sich nur durch Aufrichtung neuer Kasten bewerkstelligen lassen, die man ja eben eingerissen hat; ferner ist zu bedenken, daß das Volk stärker auf die Gebildeten zurückwirkt, als man gewöhnlich glaubt. Daß aber die bei weitem größere Mehrzahl der Menschen durch die Macht der Verhältnisse geistig unmündig bleiben wird, wie sich auch soziale und politische Verhältnisse gestalten mögen, das können wir bei einiger konkreter Kenntniß der Menschen und ihrer Zustände dreist behaupten. $^{90}/_{100}$ mäßig gerechnet, sind geistig unselbständig und auf Glauben und Gegängelt werden angewiesen, und der Gescheidteste wird eine oder mehrere Stellen an sich finden, wenn er sich recht prüft, wo er sich ruhig den Uebrigen anreihen und beiordnen muß, nachdem er an der eigenen Weisheit mehr oder minder irre geworden. Mancher kennt wohl Hunderte von respektablen Leuten, von Leuten, die Amt und Würde bekleiden, und deren politische Meinung ein genauer Abklatsch von der des Mannes ist, der die Leit-Artikel der Zeitung schreibt, die sie lesen; ebenso ist es in der Religion heutzutage. Alles zersplittert sich in Individualitäten; dieser Seelenhirt glaubt an Tholuk, jener an Hengstenberg, dieser an Röhr, Brettschneider oder Paulus — das Schwächere lehnt sich an das Stärkere — Autorität bleibt selbst da noch, wo sie Ruge oder Uhlich heißt. Bei den sogenannten Gläubigen ist es auch nicht viel besser; auch sie faseln und schreiben zur Bekehrung der Ungläubigen unendlich viel über Gott und Offenbarung, obwohl sie davon eben so wenig wissen und zuletzt glauben wie jene. Die Griechen hörten den lebendigen Apollo aus dem Munde der Pythia sprechen; die jüdischen Hohenpriester empfingen das Wort durch die Urim und Thumim; die Propheten vernahmen Gott in ihren Verzückungen; die ersten Christen hörten den lebendigen Geist Gottes in den Gemeindeversammlungen aus dem Munde ihrer Propheten reden — wo ist das heute? — Nur der Katholizismus hat eine fast verschwindende Abschwächung davon: die von Vielen scholastisch bestrittene Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er ex cathedra Petri spricht; — der Thatsache nach ist also der Gott der Scholasten und theologischen Streithähne eben so unlebendig, undurchdringlich und unerreichbar, als jener der Rationalisten u. s. w. Woran sie glauben, das sind überlebte scholastische Formeln, jus canonicum, christlicher Talmud.

Herr Dollfus nimmt drei verschiedene Thätigkeiten der Seele an, um das Göttliche, das eine endliche und erkennbare Seite habe, zu erfassen: die Vernunft, das Gefühl und das gesellschaftliche (allgemeine) Gewissen, oder, wie man auch sagen kann, der geistige Sinn (le sens intellectuel) der poetische und der moralische Sinn.

Das erste Kapitel handelt von der Religion im Allgemeinen. Wir geben eine längere Stelle daraus:

„Die niederen Wesen sind in Verbindung (en religion) mit dem Allwesen, aber sie haben keine Religion. Der Mensch ist ein religiöses Geschöpf und kann nie aufhören, es zu sein. Das Gewissen, welches er naturgemäß besitzt, ist das Bewußtsein seiner Verbindungen mit dem Unendlichen; ohne auf sich selbst zu verzichten, ist es ihm doch untersagt, auf die Religion zu verzichten. Die Menschheit ist ein bestimmter Ausdruck des Bandes zwischen dem Endlichen und Unendlichen; sie enthüllt die Allreligion unter einem ihrer unzähligen Anblicke. Der religiöse Instinkt ist die noch wirre, aber lebhafte Ahnung (intuition) dieses Bandes, dessen fortschreitend errungenes Verständniß die Wissenschaft bildet, welche nichts ist, als die in die Sprache des Geistes übertragene Religion. Die Ahnung unserer Abhängigkeit gegenüber dem All hat im Prinzipe alle Religionsdarstellungen erzeugt; aber die Vernunft allein konnte diese religiösen Instinkte in Begriffe verwandeln, indem sie dieselben aus den dunklen Tiefen des Gefühls an den Tag der intellektuellen Klarheit führte. Während sie dieselben losmachte von jeder unwürdigen Verbindung und jeder leeren Einbildung, kam es ihr zu, sie (die religiösen Instinkte) in ihrem Ursprunge und in ihren Bestrebungen zu rechtfertigen, sie zu befestigen und zu erheben durch die Stütze der Intelligenz, welche in der natürlichen und sittlichen Ordnung das große Gesetz der allgemeinen Harmonie entschleiert.

„Die Menschen, welche sich Mühe geben, die Religion durch Vernunft zu zerstören, ebenso wie die, welche sie ohne Vernunft und wider Vernunft begründen wollen, unternehmen etwas ganz Chimärisches; nur wenn der Mensch aufhören will, vernünftig (intelligent) zu sein, kann er aufhören, religiös zu sein; die Vernunft ist der Mensch selbst.

„Das religiöse Gewissen entwickelt sich nur langsam.* (?) Seine Geschichte ist die des Geistes. Die Anfänge sind sehr klein, aber schon im Strauche liegt die künftige Macht und Majestät der Eiche. So bieten die kindischen Formen des Fetischismus eine erste Erscheinung des unvergänglichen Samens, der in der Menschenbrust niedergelegt ist. Der Fetischismus ist der embryonische Zustand der Religion; aber, um hier den glücklichen Ausdruck eines Naturforschers anzuwenden, eine prophetische Embryogonie. Nichts wird in Zukunft die stufenweise Erhebung ihrer Metamorphosen hindern können, bis die volle Entfaltung der religiösen Instinkte in den heiteren Regionen der Wissenschaft eintritt.

„Die Religion fängt mit dem Gefühle der physischen Abhängigkeit an und gipfelt in dem der sittlichen und geistigen Abhängigkeit. Der Mensch hängt zugleich von der äußern Natur und seiner innern ab, die in uns wohnt unter der Form der Humanität. Daher die zwei Gesichter der Religion wie auch der Wissenschaft. Die Religion bleibt unvollständig, wenn sie den Menschen nicht gänzlich mit der Natur und der Menschheit zusammenknüpft.

„Bei ihrem Auftreten zeigt sich die Religion von der ersten Seite. Sie ist physisch, ehe sie moralisch wird &c."

Die Grundanschauungen, die dieser Religionsphilosophie zu Grunde liegen, sind bekannt genug; sie sind unserer deutschen Philosophie entlehnt und haben insofern einen wohlthätigen Einfluß auf den französischen Geist ausgeübt, als sie die kalte Frivolität des Voltairianismus gemildert und mehr als eine Brücke zum Verständniß gebahnt haben. Die Religion als geschichtliche Erscheinung kommt doch wenigstens zu ihrem geschichtlichen Rechte, obgleich auch diese Fortschritts-Theorie philosophisch, wie empyrisch, ihre schwachen Seiten hat und im Grunde genommen nicht über einen fortgesetzten Selbstbetrug der Menschheit hinauskommt. Ein schlechtes Prognostikon für die Zukunft! Aller religiöse Glaube besteht eben darin, daß zwischen Gott und Mensch ein Band besteht, wie zwischen Geist und Geist.

„Wie spricht ein Geist zum andern Geist,"

um mit Goethe in Faust zu reden, ist allein eine Offenbarung, die diesen Namen verdient — wer dagegen die Ueberzeugung hegt, daß alle Menschen, die bisher an die durch Abraham, Moses, Christus gegebene Offenbarung geglaubt haben, nur durch einen Selbstbetrug dieser Männer, freilich zu einem relativ Guten, in ihrem Geiste gefesselt worden sind, wird mit Mißtrauen für alle Zukunft erfüllt sein und Alles meiden, was

* Dagegen ließe sich vom Standpunkte der alten Religionsgeschichte sehr viel sagen; das religiöse Gewissen ist, je weiter man zurückgeht, bei aller Sonderbarkeit des Ausdrucks, frischer, umfassender, gewaltiger. — Die alte Geschichte fängt mit lauter Theokratien an, und alles Gesetz ist auf den Willen der Götter gegründet, an die man mit voller Innigkeit glaubt — sie endet mit einem unversöhnten Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, zwischen Wissenschaft und Glauben, den die alte Wissenschaft nicht geheilt hat, eben so wenig, wie ihn die neue heilen wird.

ihn zu diesem oder einem ähnlichen Selbstbetruge verleiten könnte — namentlich Mystik, Ascese, kurzum die Entwickelung der dämonischen Seite des menschlichen Geistes, die bei Religionsstiftungen und geistigen Umwälzungen eine so große Rolle spielt; er wird fürchten, ein Narr oder Wahnsinniger zu werden, wie es in der That viele durch religiöse Vorstellungen geworden sind — aber er wird auch in einer kühlen, niedrigen Temperatur des Geistes gebannt bleiben, die ihm eigentlich nicht erlaubt, über Dinge, wie Religionsstiftungen, mitzusprechen. Ein Krämer versteht den Krämer, ein Dichter den Dichter, ein Prophet den Propheten.

Ueber die Unsterblichkeit spricht sich Herr Dollfus aus, wie wir es vielfach zu hören gewohnt sind — mit „Sternentrost," wie Bogumil Goltz sagen würde (S. 30). Was man auch gegen die „eingebildeten Himmel" sagen mag, so viel bleibt stehen, daß dem Menschen bei einer künftigen Unsterblichkeit nichts daran liegt, wenn die Kalktheilchen eines seiner Fingerglieder in zehntausend Jahren an einem Königspalaste vermauert werden oder die Hirnschale eines Papageien bilden, sondern daß ihm an der Fortdauer seiner eigenen noch so geringen Persönlichkeit seines Ichs, seines Bewußtseins Alles gelegen ist. Woher denn sonst das zähe Haften an einem an Leiden und Unvollkommenheiten so reich gesegneten Leben? Woher die Furcht vor dem Tode? Wir wenigstens glauben die Erfahrung gemacht zu haben, daß bei jedem Leugner der persönlichen Unsterblichkeit ein künstlicher Todtschlag des eigenen Ich's, oder milder ausgedrückt, ein unendlich schmerzlicher Resignationsakt vorausgegangen ist — der am Ende nichts hilft; — alte Unsterblichkeitsleugner fangen, wenn es zur Neige geht, gewöhnlich wieder an, sich mit Jenseitsgedanken herumzuschlagen. Wenn viele gute und rechtschaffene Menschen heutzutage um diesen einfachen, dem Menschen angebornen Glauben kommen, dessen Instinkte aller theoretischen Klügeleien spotten, so liegt dies in der Unnatur und Verschrobenheit unseres ganzen geistigen Lebens, von der man sich schwer losmacht.

Wenn das denkende Ich, das Bewußtsein, die geistige Einheit aufhört, welche die physischen Atome belebt und zum Wunderbau verknüpft hält, dann hört in der That Alles auf — und doch sagt Herr Dollfus (S. 28): „Wenn der Tod eine wesenhafte Wahrheit ist, dann ist der Fortschritt eine Lüge. Wer den Fortschritt behauptet, muß den Tod leugnen. Man schreitet vor, wie der Fortschritt sich in der Gattung vollzieht, die bleibend ist, während die individuellen Erscheinungen eine um die andere vorübergehen."

Hier hat man wohl ein schlagendes Beispiel für das eben Gesagte, bis zu welchem Grade die Logik und das Denkvermögen selbst wohlwollender und das Beste anstrebender Männer in die Irre geführt ist. Man leugnet die Unsterblichkeit einerseits, und man leugnet den Tod andererseits — theoretisch mag der Tod etwas anders sein, als er gewöhnlich scheint; praktisch ist er als das vorhanden, was er ist, und darum handelt es sich hier. Diese Theorie lehrt eine Resignation auf das Ich, die eben deshalb falsch ist, weil sie das Ich, welches um jeden Preis Befriedigung sucht, im Stich läßt. Was die Unsterblichkeit der Gattung betrifft im Gegensatze zur Vergänglichkeit der Individuen, so ist sie wenigstens problematisch und demnach nicht zu einem Dogma zu verwerthen. Die Geologie kennt mehrfache untergegangene Schöpfungen; wenn Plesiosauren, Ichthyosauren, Mammuthe zu Grunde gegangen sind bis auf's letzte Einzelwesen, warum sollte die Menschengattung unsterblich sein, zumal die orthodoxe Ansicht aller Völker in Mythe wie in fertiger Doktrin einen allgemeinen Untergang lehrt?

„Zeus tilgt einst auch dieses Geschlecht worttgliedernder Menschen,"

singt der alte Hesiod. — An der Unsterblichkeit der Gattung kann dem Einzelnwesen aber eigentlich gar nichts liegen; dem Gestorbenen ist es vollständig gleich, ob er im Leben Rind oder Mensch, oder Nußheher gewesen. — Doch diese Gedanken sind wohl nicht philosophisch genug.

Wir können solche Gedanken unserem Buche gegenüber äußern, da der Verfasser sehr großen Werth auf das Herz und die Befriedigung des Herzens gegenüber einem seichten Rationalismus (S. 46, 47) legt. „Es ist ein falscher und engherziger Rationalismus, das Gefühl aus der Religion auszuschließen. .... Der Rationalismus, so verstanden, wird nie den religiösen Instinkten des Menschen genügen, und das ungesättigte Herz wird in seinen Protesten dawider bestärkt werden." — Wir unterschreiben das vollkommen, glauben aber, daß Herr Dollfus, ein Suchender, wie er selbst gesteht, mit einigen seiner Grundansichten auf der falschen Fährte ist; das Herz will entschieden mehr, als eine Offenbarung in der Physik, die als Höchstes den Kosmos von Humboldt, oder was man sonst will, bietet; es will mehr als eine Offenbarung in der Wissenschaft; in der Kunst Werke, wie Phidias und Raphael sie schufen; in der Poesie genügt ihm selbst Homer und Shakspeare nicht; in der Gerechtigkeit bleiben ihm alle Gesetzbücher und Staatsverfassungen unvollkommen — wie gesagt, das Herz ist unersättlich, es will Alles — es will nicht vielköpfige und vielarmige Götzen, wie schön und reizend sie auch angeputzt sein mögen — es will einen Gott — und nicht einen hypothetischen, problematischen, philosophisch oder theologisch mit Formeln getödteten Gott, sondern einen lebendigen. — Um an einen solchen zu glauben, dazu gehört eine gewisse urwüchsige Dummheit und Einfalt, wie sie die alten Orientalen und unsere Vorfahren besaßen — wir sind zu klug und zu gescheidt dazu.

Die folgenden Abschnitte tragen die Ueberschriften: La Révélation Physique, La Révélation dans la Science, La Révélation dans l'Art, La Révélation dans la Justice, Conclusion, in welcher die Grundgedanken zusammengestellt sind.

„Die Wahrheit, die Schönheit und die Gerechtigkeit setzten die Menschen in Uebereinstimmung mit sich selbst, mit ihres Gleichen, mit der Natur. Ihr Endergebniß ist die Hervorbringung der Harmonie der Dinge, die ihre Religion bildet; es ist also ein Prinzip der Harmonie, ein wesentlich religiöses und göttliches Prinzip, welches in ihnen wohnt und sich mit ihrer Hülfe offenbart. Die Wahrheit ist der Cement der Geister, die Schönheit der Cement der Seelen, die Gerechtigkeit der Cement der Herzen. Mit diesem Cemente baut die Menschheit das Gebäude ihrer Geschicke. Alles, was vereinigt, ist göttlich; Alles, was den Menschen von sich selbst loslöst und ihn gegen seines Gleichen und die Natur bewaffnet, bringt ihn in Zwiespalt mit der Gottheit selbst. Der Zusammenhang der Dinge ist ihr Gesetz, ihr Gesetz ist ihre Wesenheit.... Das Gesetz suchen, heißt Gott suchen, oder die allgemeine Harmonie der Dinge, welche Gott ist (und noch etwas mehr). Dem Gesetze gehorchen, heißt nach Gott, nach der Natur, nach dem Menschen leben; es heißt die Harmonie verwirklichen, sich durch sie entwickeln und sich befreien. Indem es den Menschen mit sich selbst, mit seines Gleichen und der Natur vereint, ergeben sich die drei Formen der allgemeinen Harmonie. Das Gewissen in seiner Uebereinstimmung mit dem Gesetze giebt ihm die Ruhe, Kraft und Würde, während es das Feuer des Lebens schürt und jene heilige Begeisterung für das Ideal hervorbringt, jene edlen Strebungen, die zu großen und fruchtreichen Thaten führen.

„Die wahren Erlöser der Menschheit sind diejenigen, welche in ihrer Existenz und in ihren Werken in irgend welcher Weise eine der Formen des Unendlichen enthüllen, wie es sich in der Menschheit darbietet: Schönheit, Wahrheit und Gerechtigkeit rc." — also die großen Herren, Gesetzgeber, Wohlthäter, Erfinder, Dichter, Künstler rc.

Wie wir schon gesagt haben, steht darnach ein Heroendienst in Aussicht — denn der Geist des Menschen kann nur wieder den Geist ehren, nicht aber ein Blindes, Absolutes, das schlechterdings unerkennbar ist. Alles in Allem kommt der Verfasser durch seine Spekulation dem Gedanken des Logos nahe, nämlich daß Gott dem Menschen geoffenbart ist als Harmonie, als unendlicher Gedanke seiner selbst; aber er bleibt außerhalb dieses Logos, er kommt in denselben nicht hinein, weil er den Logos nur in seiner Vielheit erfaßt, in seiner einheitlichen Offenbarung in der Menschheit nicht erfassen kann. Diese Einheit, ein Bedürfniß ebensowohl des menschlichen Kopfes, wie des Herzens, läßt sich nicht durch eine bloße Synthese gewinnen; das Gesetz (der Logos), nach dem der Mensch zu leben hat, das dem suchenden Gewissen zur Richtschnur dienen soll, läßt sich nicht durch Speculation so feststellen, daß es bindend würde. Die Lebensregel, die ich mir selbst mache, ist nicht bindend, weder für mich selbst, noch für andere, weil ich des Rechtes, sie zu ändern, gegen mich selbst nicht verlustig gehen kann; jedes Gesetz ist nur Gesetz durch Autorität — dieses Gesetz als Autorität für alle Menschen kann also kein Mensch geben; er würde im besten Falle stets nur ein Usurpator und Tyrann, ein Bevormunder seiner Mitgeschöpfe sein.

Wer diesen Gedanken tiefer durchdenken will, wird finden, wo die Achillesferse dieser und ähnlicher Systeme einer Humanitäts-Religion liegt.

Afrika.

Deutsche Briefe aus Afrika.

Der elektrische Telegraph in Nubien.

Leben mit den Negern.

Und die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auch schon bis auf Nubien sich erstreckt.

Suakim (Unter-Nubien), im Juni 1859.

Da sitze ich denn mitten in Nubien, unter Larven, die einzig fühlende Brust, oder besser gesagt, unter viel Schwarzen und Schmutzigen

fast der einzige Weiße und rein Gewaschene. Dieser Brief kann allerdings erst in drei Wochen abgehen, da unser Dampfboot, das einzige Band, welches uns mit der civilisirten Welt verbindet, erst dann eintrifft. Mit demselben werden uns die Beamten der Herren Siemens und Halske in Berlin verlassen, die uns bisjetzt Gesellschaft leisteten, um heimzukehren. *

Von weitem gesehen, macht Suakim einen großartigen Eindruck, der aber immer kleiner wird, je näher man kommt, und beim Landen bleibt nur noch sehr wenig Schönes übrig. Die Stadt zählt ungefähr fünfzehn bis zwanzig gemauerte Häuser, von denen eines uns, eines dem Gouverneur, die übrigen den hier ansäßigen reichen arabischen Kaufleuten gehören. Zwei Moscheen, jedoch ohne irgend welchen künstlerischen Schmuck, sind ebenfalls vorhanden. Die Wohnungen der Eingebornen bestehen nur aus in die Erde gesteckten Stangen und darauf befestigten Matten. Einer der arabischen, sehr begüterten Kaufleute, hatte bereits vor unserer Ankunft auf uns spekulirt und ein großes Haus erbaut, welches mehr als zwanzig Zimmer und eine imposante, in maurischem Styl erbaute und ausgeschmückte Halle enthält. Seine Speculation erwies sich insofern als richtig, als wirklich die Compagnie jenes Gebäude für zwanzig Jahre miethete. Die große Halle enthält nun unsere Instrumente, und wir bewohnen das schönste Gebäude Suakims, das jetzt von vier europäischen Zimmerleuten, die man uns für einige Zeit zurückgelassen hat, europäisch wohnlich gemacht wird.

Unser Mobiliar brachten wir mit, so daß, wenn Alles fertig sein wird, wir uns ganz behaglich fühlen werden. Allerdings ist weder bei uns, noch sonst irgendwo in Stadt und Land, eine Glasscheibe zu finden, und die von uns mitgebrachten Spiegel sind bei Eingebornen ein Gegenstand großen Erstaunens.

Suakim, unter dem siebzehnten Grad nördlicher Breite, also tropisch belegen, ist auf einer Insel erbaut, die jedoch nur durch eine schmale Wasserstraße vom Festlande getrennt ist. Für den afrikanischen Binnenhandel ist Suakim von großer Wichtigkeit, und hat die Türkei, welcher die Stadt gehört, außer einem Gouverneur und etwa zweihundert Soldaten, auch ein Zollhaus hierher gesetzt, welches jährlich eine Einnahme von circa 10,000 Pfund Sterling liefert. Dabei ist die Zoll-Einnahme von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen. Die Haupthandels-Gegenstände sind Gummi-Arabicum, Elephantenzähne, Straußenfedern und etwas Kaffee, welche Waaren alle auf der großen Karavanenstraße, die von hier bis nach dem Sudan geht, angebracht werden. Grade vor unserer Thür ist das Zollhaus, und das fortwährende Singen der auf- und abladenden Neger ist die einzige Musik, die wir hier zu hören bekommen.

Es existiren hier zwei Arten von Negern. Die eigentlichen Ureinwohner von Nubien sind sehr schwarz, haben langes Haar, das auf dem Kopfe starr in die Höhe steht, während es an den Seiten und hinten in langen künstlichen Locken herunterfällt. Ein langes gelbes Holz, das ihnen als Lockenwickel dient, steckt fortwährend in den Haaren. Der größte Theil pudert sich das Haar noch mit einer gelben Erdfarbe und ist auf diesen Kopfputz nicht wenig stolz. Größtentheils sind diese Neger schön gewachsene große Leute, mit durchgehends regelmäßigen, sogar oft edlen Zügen, in denen man den wilden, rachsüchtigen und überaus fanatischen Charakter, den sie besitzen, durchaus nicht wahrnehmen kann.

Ich las in einer alten französischen Reisebeschreibung: „Die Bewohner von Suakim übertreffen an Grausamkeit alle anderen Stämme Afrikas." So arg ist es jetzt allerdings nicht mehr, und bei dem thätigen Beistand, den uns der Gouverneur und seine Soldaten leisten, dürfte wenig oder gar keine Gefahr für uns in dieser Beziehung vorhanden sein. Im Gegentheil, die Eingeborenen haben sich bereits an uns gewöhnt, die Häuptlinge sind sämmtlich bei uns zum Besuch gewesen, und mit Kaffee, Tschibuks und — einigen elektrischen Schlägen traktirt worden, welches letztere uns oft genug Gelegenheit zum Lachen giebt. Zur Dokumentirung des Einflusses, den der religiöse Glaube auf jene Menschen übt, erwähne ich, daß Einer von ihnen, der bei mehrfachen Versuchen die Wirkungen einer elektrischen Batterie nicht ertragen konnte, endlich *zur Bannung dieser Zauberei* seine Gabelschnur von Mecka (nach Art der Rosenkränze) als Amulet benützte und nun bei den heftigsten Schlägen wie eine Mauer stand.

Die zweite Art von Negern sind Sklaven mit aufgeworfenen Lippen, plumpen Zügen und kurzen wolligen Haaren.

Außerdem leben hier noch eine Menge von zum Theil sehr reichen Arabern, mit denen Allen ich guter Freund bin. Europäer leben hier, außer dem Gouverneur und seinen Soldaten, die größtentheils Albanesen sind, nur zwei. Ein Deutscher, ein junger Mann aus *Köln*, etwa zwanzig Jahr alt, unterhält eine Art Kneipe. Der zweite ist ein alter Franzose, Namens Thibaut, welcher fast vierzig Jahre im Innern Afrika's gelebt, selbst Entdeckungs-Expeditionen zur Erforschung der Nilquellen mitgemacht hat und seit langen Jahren alle afrikanischen Reisenden kennt. Ich habe Briefe an ihn vom Fürsten Pückler-Muskau, von Barth, Overweg und Anderen gesehen, die mit großer Achtung von Thibaut sprechen. Er ist ein höchst interessanter Mann und für uns von unschätzbarem Werthe; da seine langjährige Erfahrung in Beziehung auf Klima und Lebensweise ihn die Krankheiten des Landes und die besten Mittel dagegen genau hat kennen lernen lassen. Thibaut fungirt als Agent der „Medjidje-Dampfschifffahrts-Compagnie," und nach dem Kontrakt, den unsere Compagnie mit jener geschlossen hat, alle Monate ein Dampfboot hierher zu senden, welches verpflichtet ist, uns Alles, was wir verlangen, mitzubringen, hat man den Alten hierher versetzt.

Einen arabischen Koch haben wir uns von Cairo mitgebracht, aber leider giebt es wenig zu kochen. Alle Tage Schaffleisch, selten Hühner oder Eier, öfters Kaninchen, dagegen aus dem fischreichen Meer Fische aller Art in Ueberfluß und einen wohlschmeckenden Blattsalat Riglie genannt. Das Brod, welches hier gebacken wird, ist für uns ungenießbar, weshalb wir bis zur Anlegung eines eigenen Backofens Schiffszwieback, den uns die Dampfschiffe zuführen, vorziehen. Ein großer Uebelstand ist das Wasser. Obgleich es täglich aus dem Innern auf Kameelen in großen Schläuchen gebracht wird, hat es doch einen großen Salzgehalt. Glücklicherweise haben wir von England große Filtrir-Apparate mitgebracht, die das Wasser rein und süß machen. Um es kühl zu haben, kauften wir in Alexandria eine Menge poröser Krüge, Guhlei's genannt, aus einem sehr porösen Thon bestehend, der das Wasser nicht vollständig hält, es sickert überall fein durch, so daß eine ziemlich tiefe untergestellte Schaale etwa in zwölf Stunden gefüllt ist. Durch die Verdunstung des durchsickernden Wassers wird der Inhalt des Kruges kühl und erfrischend.

Gegenwärtig zeigt das Thermometer 30 bis 32 Reaumur im Schatten, obgleich die nächste Zukunft erst die eigentliche Hitze bringen soll. Wir haben Alle außen weiß und innen grün bezogene Schirme in Gebrauch, die selbst bei Promenaden am frühen Morgen nicht außer Anwendung bleiben dürfen. Die Hitze plagt uns überhaupt entsetzlich und macht es auch, daß wir, gleich den Eingeborenen, die durchaus keine Schneider-Rechnungen bezahlen, sondern sich mit einem kleinen Stückchen Zeug um die Hüften begnügen, nach europäischen Begriffen höchst ungenirt kleiden. Ein wollenes Hemd, ein Paar leichte Beinkleider, einen etwa zehn Ellen langen seidenen Shawl um den Unterleib gewickelt, ein Paar rothe ungeschickte türkische Schuhe, die so groß sind, daß man sie überall stehen lassen kann, und einen runden Hut mit darum gewundenem Turban, das ist Alles. Eine rühmliche Ausnahme macht die Frau unseres Ober-Intendanten, die nie ohne großen Putz inclusive umfangreiche Crinoline zu Tisch kommt. Es bildet dies einen recht angenehmen Gegensatz zu unserer Verwilderung, die übrigens auch nicht nur äußerlich ist. Ich bin nie ein Freund großer Ceremonien gewesen, aber hier wünschte ich doch manchmal etwas mehr davon. Alberti's Komplimentirbuch ist hier selbst in der ersten, noch nicht verbesserten und vermehrten Auflage noch unbekannt.

Von allem Eß- und Trinkbaren, was hier zu finden, ist der Kaffee das Beste. Allerdings wird er nur aus kleinen Puppen-Tassen getrunken; er hat aber einen eigenthümlich guten Geschmack, der in Europa nicht gekannt ist. Von Milch oder Zucker ist keine Rede. Kaffee ist aber das allgemeine Getränk. Macht man einen Besuch oder erhält einen solchen, so wird Kaffee und Tschibuk gereicht. Ehe man an fremden Orte trinkt, muß man dem Hauswirthe einige Komplimente machen. Da die kleinen Schaalen zu warm werden, stehen zwei in einander. Pfeife und Nargile, in die der Rauch erst durch Wasser geleitet wird, erhält man schon angezündet präsentirt.

Die Zeit, wo das Dampfboot der „Medjidje-Compagnie" hier weilt, ist für uns stets eine sehr angenehme. Die Offiziere sind sehr liebenswürdige Leute, und fast jeden Tag sind wir an Bord zu Tische. Gar Manches, was wir entbehren müssen, kommt dann auf die Tafel, und wenn zuletzt ein Glas Champagner das Gemüth erheitert, ist man munter wie in der Heimat; gesungen wird in allen Sprachen und Zungen, so daß die Schwarzen am Lande die Ohren spitzen und mit Mund und Ohren hören. Ich aber repräsentire allein das *deutsche Lied*. Geht der Dampfer dann wieder fort, so fühlen wir uns recht einsam, und ich versetze mich gar gern im Geiste nach Deutschland.

Wie schön ist nicht eine Dämmerstunde zu Haus; man zögert mit dem Lichtanzünden, denn es ist sehr traulich im Halbdunkel. Auch das müssen wir hier entbehren; denn sowie die Sonne untergegangen, ist es

* Unser Korrespondent ist Beamter der englischen Telegraphen-Compagnie.

auf einmal finstere Nacht geworden. Das Ab- und Zunehmen der Tage hat etwas Gemüthliches; hier aber hat der Tag stets gleiche Länge. Früh 5 Uhr geht die Sonne auf, Abends 6½ Uhr unter. Wenn etwas dafür entschädigt, so ist es der herrliche südliche Sternenhimmel mit seinem „Kreuz des Südens" und seinen andern reizenden Sternbildern. Den Hintergrund zur Aussicht von unsrem Hause bilden hohe Berge, die etwas sehr Anlockendes haben. In den Bergen wohnt der Stamm der Bischariks, dessen Häuptling mich zur Jagd eingeladen hat, welcher Aufforderung ich nächstens Folge zu geben gedenke. Die Hauptjagd bilden Gazellen, von denen ein ganzes Rudel zahm vor unsrem Hause herum läuft. Auch ein zahmer Strauß streckt täglich seinen Kopf zum Fenster herein und bettelt um einen Bissen. Aber auch Tiger, Löwen, Hyänen birgt die Umgebung von Suakim, und letztere wagen sich bei Nacht nicht selten bis in die Nähe der Häuser.

Meine naturhistorischen Sammlungen wachsen immer mehr und mehr, und fast täglich erwerbe ich Eines oder das Andere. Die Leute des Landes wissen bereits, daß ich solche Sachen ankaufe, und bringen mir in Massen Papageien, Straußeneier, Muscheln ꝛc. zum Kauf. Auch zwei Tigerfelle besitze ich schon und hoffe demnächst auch eine Löwenhaut zu acquiriren. So kaufte ich neulich einen Elephantenzahn von circa fünf Pfund Gewicht für einen österreichischen Thaler. Auch viel Schildkrot habe ich erworben. In meiner Stube sieht es demzufolge sehr bunt aus. Hörner, Felle, Korallen von ungeheuren Dimensionen, Muscheln, altägyptische Götzenbilder sind dort aufgespeichert. Perlen wurden mir oft, aber zu verhältnißmäßig hohem Preise offerirt. Es ist merkwürdig, daß hier die am besten gangbare Münze die Maria-Theresia-Thaler (sogen. „Laubthaler") sind, die zu Tausenden hier coursiren. In Oesterreich selbst existiren sie fast gar nicht mehr. Die kleinste Münze hier ist ein Para, von denen vierzig auf einen Piaster, (gleich 1½ Sgr.) gehen. Größere Landesmünzen existiren hier nicht, und vertreten eben jene österreichischen alten Thalerstücke, einunddreißig auf einen Piaster, deren Stelle.

Ein Scheikh aus den Bergen, der mich schon mehrere Male besuchte, sendete mir zum Geschenk ein paar Hörner von einer Gazellenart, die ich noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Ich revanchirte mich mit einem Stück Windsor-Seife und bin überzeugt, ihn dadurch sehr erfreut zu haben. Wahrscheinlich wird der gute Scheikh die Seife an einer Schnur um den Hals tragen, da die Eingeborenen, gleich vielen unkultivirteren Völkerstämmen, sehr viel auf Schmuck halten.

Gradeüber von Suakim, auf dem Festlande von Afrika, liegt die Stadt El-Kaif, die außer einer Moschee kein gemauertes Haus hat, und doch ist der Ort sehr interessant, weil man daselbst das Leben der Neger in ihrem Naturzustande studiren kann. Kein einziger Europäer, kein Araber wohnt daselbst, nur Neger sind die Herren des Ortes.

Die Hitze beginnt jetzt fast schon unerträglich zu werden, und wie uns der Gouverneur sagte, wird es bald nicht mehr möglich sein, in den Zimmern zu schlafen, sondern wir bringen dann die Nächte auf dem platten Dache zu. Die Neger schlafen stets im Freien auf einer geflochtenen Matte.

In kurzer Zeit werden wir hier Besuch erhalten. Eine große französische Expedition zur Erforschung der Nilquellen wird von Suakim aus in das Innere vordringen. Zu den Vorbereitungen dürften sie einige Wochen Zeit bedürfen, die sie in unserer Gesellschaft verbringen werden. Ein Photograph, den die Expedition bei sich hat, wird mir hoffentlich Gelegenheit bieten, mir getreue Ansichten des Ortes und der Umgebung zu dauerndem Andenken zu verschaffen.

Auch Major Macdonald, der für das „Britische Museum" reist, hat uns seinen Besuch in nächster Zeit angekündigt. Die Besuche aus Ort und Umgegend nehmen übrigens gar kein Ende, und unser Weinkeller wird stark in Anspruch genommen, obwohl der Koran den Genuß des Weines verbietet. Ist der Besuch mir persönlich bestimmt, so erhält er reinen Spiritus zu trinken, von dem ich eine Quantität zur Präservirung von Reptilien mitgenommen habe, und derselbe schmeckt den Herren Negern ausgezeichnet. Gestern hatten wir den ersten heißen Wind. Von der Wüste kommend, bringt er eine solche Masse Sand mit sich, daß förmliche Dunkelheit eintritt. Eine Hitze, vor der man sich nicht zu retten weiß, sowie der feine, alle Ritzen durchdringende Sand, sind unerträglich.

Von Zeit zu Zeit legt hier ein englisches Kriegsdampfboot an und gewährt uns in unserer bei jetziger Hitze ziemlich monotonen Lebensweise viel Abwechselung. Auch dieser Brief wird bis Suez unter dem Schutz englischer Kanonen, und zwar auf Ihrer Majestät Fregatte „Cyclops" gehen.

Rudolph Schück.

Japan.

Japan und der europäische Handel.

Bei der in Aussicht stehenden preußischen Expedition nach Japan, welche für Norddeutschland und seinen Handel von Wichtigkeit zu werden verspricht, dürfte sich in Kürze die Aufmerksamkeit jenem merkwürdigen Lande, das seit einigen Jahren wieder in den Bereich des Welthandels und der internationalen Beziehungen getreten ist, in erhöhtem Maße zuwenden. Es wird daher am Orte sein, auf ein wichtiges Werk aufmerksam zu machen, das vor kurzer Zeit in England erschienen ist und in den gelesensten englischen Zeitschriften anerkennende Besprechung gefunden hat.* Wir entnehmen das Folgende daraus.

„Seit der Ratification des Handels-Vertrages mit Japan hat alle Welt das Verlangen gehabt, in dieses Reich einzudringen und seine Neugier hinsichtlich der Gesichtsbildung, Sprache, der Sitten, der Regierungsform und Religion dieses eigenthümlichen Kulturvolkes zu stillen. Handelsleute waren bemüht, die Bedürfnisse der Japanesen kennen zu lernen und sich zu vergewissern, mit welcher Gefahr oder mit welchem Gewinne Bedürfnisse geschaffen werden könnten. Die Ordnung der japanesischen Kirchen- und Staatsfrage regte die Untersuchung an über die Abgränzung der einheimischen weltlichen und geistlichen Macht — wie weit der Dairi oder geistliche Herrscher Gegenwirkung und Hemmniß fände durch den Siögun oder weltlichen Kaiser — und ob die Verordnungen des Dairi selbstverständlich von den Bonzen befolgt würden. Nachdem wir so Fragen gestellt über Einrichtungen und Gebräuche, waren wir neugierig, etwas von der Naturbeschaffenheit und den äußeren Verhältnissen von Japan zu erfahren, wie es gegen China und die Mandschurei, gegen die wachsenden Niederlassungen Rußlands im Norden und die geschäftigen Posten der Amerikaner im Westen gestimmt sei — wie weit die Insel von Amur entfernt liege, an dem Rußland jüngst unbegränzte und werthvolle politische Eroberungen gemacht — wie weit von Honolulu und Tahiti, wo die Franzosen unter den spaßhaftesten Bedingungen Poste gefaßt — wie weit von Hong-Kong und dem Frazerflusse, wobei England ein großes Interesse hatte — oder von Batavia, wo wir mit den Holländern ein Compagniegeschäft machten, und endlich wollten wir die Wahrscheinlichkeit prüfen, ob dieses reizende Eiland nicht der Gegenstand liebevoller Vorsorge, wenn nicht gar schließlichen Streites zwischen einer Anzahl politischer Liebhaber und Nebenbuhler werden könnte."

Der tüchtige englische Marine-Offizier, Herr Tronson, giebt uns in seinem vorliegenden Werke die erste authentische Belehrung über den gegenwärtigen Zustand von Japan und die benachbarten Niederlassungen. Man braucht nicht viele Seiten dieser Reisebeschreibung zu lesen, ohne von der Wichtigkeit einer genauen geographischen Uebersicht für die Förderung, oder selbst die Aufrechthaltung der englischen Interessen im Osten überzeugt zu werden. Rußland hat sich vorzüglich durch seine geographische Kenntniß Vortheile am Amur gesichert; die Offiziere, die es in seinen Diensten verwendet, sind nicht unternehmender oder tapferer, als die englischen, aber ihre sprachliche Ausbildung giebt ihnen mehr als den Letzteren Gelegenheit zur Annäherung und zum Verkehr mit den Eingeborenen.

Das Reich Japan besteht aus vier Inseln vulkanischen Ursprungs, Jeso, Nipon, Kiusiu und Sikok, mit unzähligen Inselchen in der Nähe. Die größte der Inseln ist Niphon oder das eigentliche Japan, wo der Siögun oder weltliche Fürst (zu Jeddo) regiert, obgleich des Kaisers Residenz eigentlich Miako ist, die ostensible Hauptstadt.

Südwestlich von Jeso ist die Insel Kiusiu, wo die Holländer zweihundert Jahre lang eine Faktorei hatten, und worauf seit der Vertreibung der Portugiesen der Verkehr mit den Fremden beschränkt war. Das von Franz Xaver mit größtem Erfolg gepredigte Christenthum ist bekanntlich, wie man Grund zu glauben hat, gänzlich ausgerottet worden, und feiern die Japanesen noch ein jährliches Fest zur Erinnerung an diese Unterdrückung der fremden Religion. Die Holländer erkauften sich die Handelsvortheile, welche sie durch die Zulassung erlangten, durch entehrende Demüthigungen, die sie über sich ergehen ließen. Namentlich soll dazu auch immer eine heuchlerische Verleugnung des Christenthums gehört haben.

Von 1610 an erfreute sich die ostindische Compagnie durch den Einfluß eines Engländers, Namens Adams, zehnjähriger Handelsprivilegien mit Japan — seit dieser Zeit aber haben sich alle Versuche, einen Ver-

* Personal Narrative of a Voyage to Japan, Kamtschatka, Siberia, Tartary, and various parts of the Coast of China, in Her Majesty's Ship „Barraconta." By J. M. Tronson, R. N. (Smith, Elder & Co.)

lehr anzuknüpfen, als fruchtlos erwiesen. Schiffen wurde in der That erlaubt, Anker zu werfen, die Mannschaften wurden gastlich verpflegt; aber wenn für ihre Bedürfnisse gesorgt und der Schaden des Fahrzeuges im Hafen ausgebessert war, wurden die europäischen Besucher unweigerlich in's Meer geschickt. 1852 sandte die Regierung der Vereinigten Staaten, auf die Vermittlung der Holländer bauend, eine Expedition aus, welche im Sommer des folgenden Jahres zu Jeddo ankam. Eine russische Expedition folgte unmittelbar danach, und durch Vermittelung der Holländer, welche dem Kaiser von Japan von der Eröffnung der Häfen nicht abriethen, wurden mit Amerika und Rußland Handelsverträge abgeschlossen. Im Oktober 1854 wurde von Sir James Stirling zu Nagasaki eine Convention unterzeichnet, welche britischen Schiffen die Häfen von Nagasaki und Hakodadi öffnete, um Ausbesserungen vorzunehmen und sich frisches Wasser und andere Bedürfnisse zu verschaffen — und welche britische Schiffe und Unterthanen „zu einer Gleichheit von Vortheilen mit denen der am meisten begünstigten Nationen, außer der den Holländern und Engländern aus ihren mit Japan bestehenden älteren Beziehungen erwachsenden Vortheilen" berechtigte.

Die Kreuzfahrt des britischen Geschwaders von Jang-tse-kiang nach Nagasaki, die bekanntlich zu den Verhandlungen und dem Abschlusse des Vertrages führte, ferner die Besichtigung der nördlichen Küste von China, von Korea bis zur Mündung des Amur, endlich eine Reise vom Cap Elisabeth bis zu der russischen Niederlassung Petropawlowsk ist es, was die Reisebeschreibung des Herrn Tronson, eines der Offiziere der „Barracouta" umfaßt. Im September 1854 die Mündung des „Sohns des Ozeans," des Jang-tse-kiang verlassend, welcher das Meer auf einer Strecke von fünfzig engl. Meilen seewärts färbt, kam der Expedition noch am selben Nachmittage die Insel Kiusiu in Sicht, und sie näherte sich langsam der Bucht von Papperberg, dem äußern Ankerplatz von Nagasaki. Höflichkeit gegen die Japanesen und Folgsamkeit gegen ihre Gesetze wurden eingeschärft — treffliche Anordnungen, die auch ausgeführt worden zu sein scheinen. Das Land erhob sich hoch und steil, mit Zedern und Fichten bedeckt, aus denen manche mächtige Kanone hervorblickte. Als die Schiffe in die Bucht einfuhren, wurden einheimische Polizeiboote ausgesetzt, und warnten die Fremden durch Schwingen von Flaggen und Papierstreifen, nicht in den Ankerplatz einzulaufen. Diese Boote waren aus weißem Tannen- oder Zedernholze gezimmert und mit Kupfer überzogen. Sie waren niedrig und breit mit einem scharfen Vordertheile, von dem eine Koppel von Seilen herabhing — der vordere Theil hatte ein Deck für die Offiziere. Eine Zahl derselben umringte das Geschwader, um, wie die einheimischen Obrigkeiten erklärten, Zudringliche abzuhalten. Den Tag darauf liefen die Schiffe durch eine Reihe befestigter Inseln in den Hafen ein und ankerten bei einer Tiefe von zehn Faden. Die Hügel auf beiden Seiten starrten von Batterien, und nahe am Wasser standen Soldatenhütten mit blauen und weißen Vorhängen.

Südwärts lag die Stadt mit einem mittendurch strömenden Flusse und dahinter erhoben sich belaubte Hügel. Kamelien, Azaleen, Rhododendren, wurden beim Landen sofort erkannt, ebenso Hopfenranken, Akazien, Rosen, Dorn, Huflattich und Klee und in einigen Theilen des Landes der heimische Weißdorn. Auf einer benachbarten Insel wurden die Töne der Drossel und des Goldfinks gehört, und die Vögel, welche auf das Verdeck des Schiffes kamen, ließen eine rothe Beere fallen, welche zerquetscht einen köstlichen Geruch hatte und für Bergpfeffer erklärt wurde. Die an Bord geschickten Gemüse gaben uns keine vortheilhafte Idee von japanischer Gartenzucht oder sollten vielleicht absichtlich den Briten den Geschmack an dem Lande verderben. Ein Haufen von Hühnerdarm bildete einen stehenden Artikel, den Jack nie verfehlte, schleunigst über Bord zu expediren. Den ganzen Tag über ruderten die japanesischen Bootsleute um den Dampfer mit der eintönigen Melodie: Ah sin jah, Ah sin ja; O — hei — oh! riefen die Beamten, wenn sie mit einer tiefen Verbeugung an Bord kamen — ein gewöhnlicher Ausruf, sagt Mr. Tronson, aber „ohne viel Sinn." Die Tracht dieser blassen und abgemagerten Beamten war ein Anzug aus Wolle und Seide, ein loses Paar Hosen, ein Säbel im Gürtel, ein kupfernes Dintenfaß und Federhalter, endlich Pfeife und Tabaksbeutel. Sie bildeten einen auffallenden Gegensatz zu den Arbeitsleuten, welche rein mongolischer Raçe waren, und deren Anzug aus einem einfachen Gürtel von blauer Baumwolle mit Kreuzbändern daran und fußlosen Strümpfen bestand.

Am 4. October empfing der japanesische Statthalter den englischen Admiral. Das Centrum der Dschunkenlinie öffnete sich auf den Befehl eines Beamten, welcher mit einem Bündel unbeschriebenen Papiers und einem Speere zur Seite in einem Boote saß, während darüber eine kaiserliche Fahne mit einem weißen Fächer (fan) in der Mitte wehte. Beim Landen „hoffte der Statthalter, der Admiral befände sich wohl, und seine Offiziere befänden sich auch wohl — hoffte, daß sie froh wären und daß ihnen die Luft zusagte." Dann folgten Erfrischungen, Thee und Pfeifen, Näschereien. Der Statthalter und der Admiral hatten eine geheime Unterredung, und der Vertrag war geschlossen.

Nachdem die „Barracouta" die britischen Interessen in den Gewässern von Hong Kong beschützt, und an den nördlichen Küsten entlang auf russische Schiffe Jagd gemacht hatte, kehrte sie im Dezember nach Japan zurück. Die Schönheit der Thäler, die sich zu beiden Seiten der Meerenge öffneten, zog die Reisenden an. Smilax und Hopfen krochen über die Felsen und hingen in Gewinden über das klare Wasser.

Zum Meere hinunter rollten Wasserfälle von Fels zu Fels, Boote mit viereckigen Segeln erschienen hier und da auf dem Wasser, und über die rauhen Klippenreihen hinaus sah man weiße Häuser, über welche dunkelgrüne Bäume emporragten. Südwärts erhob sich das Felseneiland Sado oder die Silberinsel, einst wegen ihrer Gruben berühmt. Die Felsen im Norden erhoben sich zur Höhe von 3,800 Fuß und auf dem Südkamme zu 4,500 Fuß. Zunächst kamen die Gotto-Inseln, nackt und klippig; dann eine niedrige Insel, welche unsere Schiffsleute für die Insel Firando hielten, die wir 1613 mit den Holländern besetzten. Nach einer Tagesfahrt fuhren wir im Hafen von Nagasaki ein. Man fand, daß der Vertrag ein todter Buchstabe sei, da die japanesischen Beamten sich einer Besichtigung der Küste widersetzten und strenge Obacht auf die Bewegungen der Fremden hatten. Die alten Karten waren vollkommen nutzlos — „in einer war die Küstenlinie der Tatarei ganz falsch gesetzt, ebenso die Gotto-Inseln — und was die Kurilen betrifft, so sind ihre Zahl und ihre Namen einem fortwährenden Wechsel unterworfen gewesen, indem sie nach den verschiedenen Seefahrern von achtzehn bis achtundzwanzig abwichen." — Indeß wurde die Erlaubniß gegeben, an einem kleinen Inselchen zu landen. Hier wurde die Neugier der Briten durch die Manufaktur-Artikel erregt, welche sie bemerkten. „Feine Gold-, Silber- und Kupferarbeiten, Bronzeverzierungen auf Schwertern — ausgezeichnet vollendete Kupferdintenfässer — Papier von sonderbarer Textur, von irgend einem Baume verfertigt und als Taschentuch zu verbrauchen, wie auch zum Daraufschreiben — Kleider von einem schönen florartigen Gewebe, einer Mischung von Seide mit Alpaca (Wolle des Paca) ähnlich — und Lichter aus den Beeren der Talgpflanze." Die Japanesen hatten für die Fremden zwei nette Lusthäuser zurecht gemacht, vor denen Pinien standen, die mit Bambusbast eingebunden waren. Die Fenster waren von Papier, die Täfelung der Decke aus Zedernholz und die Wände mit Kalk aus Seemuscheln geweißt und wie Marmor geglättet. Hölzerne, schwarz angestrichene Pfeiler trugen das Dach. Hier blieben die englischen Offiziere in gastlicher Gefangenschaft zum großen Erstaunen der Russen, welche auf der Ausführung ihres Vertrages bestanden, gelandet waren und trotz der Japanesen Beobachtungen gemacht hatten. Bei der Rückkehr der Barracouta nach Hakodadi im Sommer 1858 hatte Mr. Tronson bessere Gelegenheit, die Stadt und das Volk zu studiren. Das erste, was er sah, war ein Badehaus, wo er sich überzeugen konnte, wie naiv die Sitten der Japanesen in diesem Falle seien. Beide Geschlechter, jung und alt, badeten da in demselben Becken.

Die Reinlichkeit der Häuser, die Thätigkeit und peinliche Sorgfalt der Hausfrauen, ebenso wie ihre Gastlichkeit ziehen unsers Verfassers Aufmerksamkeit auf sich und erhalten seine Anerkennung. Die Frauen sind klein, hübsch, anmuthig, obschon nicht gerade schön — ihr Haar ist schwarz, von der Stirn weggekämmt und in einen Knoten geschlungen — die Männer haben harte Züge und mongolische Gesichtsbildung. Nach der Verheiratung schwärzen die Frauen ihre Zähne mit einem Eisenpräparate. Man war allgemein beflissen, Englisch zu lernen und Japanesisch mitzutheilen. Selbst unter dem Landvolke war dieser linguistische Zug bemerkbar. Als einmal die Fremden neben einem Schuppen saßen und ihre langen ostindischen Cigarren (cheroots) rauchten, fand sich ein japanesischer Gräber zu ihnen, der seinen schweren Spaten niederlegte, in der Hoffnung, ein oder zwei kuriose englische Wörter zu lernen. „Ingles! yes — coat, yes — coat; pipe, yes — pipe." Als er diese Einsylber einige Mal wiederholt und sich mit seiner Aussprache zufrieden gestellt hatte, ging er lustig seines Weges weiter.

Kohle wird auf der östlichen Küste von Jeso gefunden, obschon die Japanesen die Matrosen nicht von der Lage der Kohlenfelder unterrichten wollten, aus Furcht, sie könnten sich selbst dazu verhelfen. „Es war zu Tage liegende Kohle, und nach ihrem holzigen Gefüge von junger Bildung. Sie brannte langsam und mit todter Flamme, aus Mangel an genügendem Bitumen. Die Japanesen schickten sie in Strohsäcken an Bord, und obwohl man später die gewöhnlichen Kohlensäcke hergab, so

fuhren doch die conservativen Kohlenleute fort zu thun, wie sie Jahrhunderte lang gethan hatten, und brachten die Kohle in alter Weise.

Indeß verachten sie nicht alle Neuerungen, da sie bereits eine Pinasse nach französischem Modelle gebaut haben, mit Segeln, Sparren rc. genau nach dem Muster. Das Land ist ein Blumen-Paradies — der Duft von Veilchen, Maiblumen, Geisblatt durchwürzte die Luft — Päonien, Hagedorn und wilde Rosen finden sich auf der entgegengesetzten Küste, und dann und wann hört man den Ton des Kukuks. Nach der Anstrengung des Tages erholt sich das Volk von Hakodadi in einem Theegarten.

„Wenn man durch einen Cypressenhain eingetreten ist, breitet sich der Garten in einem weiten von Bäumen umgebenen Lustgefilde vor uns aus. Hier sind Grotten, gewundene Gänge und ein künstlicher See, der mit eben blühenden schwimmenden Wasserlilien bedeckt ist. Hübsche Theehäuser standen in Zwischenräumen auf Plätzen, die von Weiden und Sykomoren beschattet waren, und zur linken Seite des Gartens befand sich das Kochhaus und das vornehmste Theehaus. Hier trat ich ein und wurde von der Herrin des Hauses mit der gewöhnlichen höflichen Begrüßung O—hei—o aufgefordert, Platz zu nehmen und Thee zu trinken.

„Ich that, als wäre ich zu Hause und setzte mein kleines Kapital japanesischer Wörter in Cours, welches bei dem Unterrichte einer schönen Lehrerin, die neben mir saß und die Aussprache jedes Wortes korrigirte, sich reißend schnell vermehrte. Ich meinerseits lehrte ihr etwas Englisch, das sie richtig und mit Betonung aussprach. Ich konnte meine Freunde (die ihn begleitet hatten) nicht bewegen, irgend welches Geschenk anzunehmen, sie hatten zu große Furcht vor den Spionen der Regierung. Eine der Frauen nahm mich beim Arm und mich zu einem Fenster führend, zeigte sie mir zwei Leute, die meinen Fußstapfen gefolgt und jetzt nur wenige Schritte vom Garten entfernt waren. Die Köche waren emsig beschäftigt, für einige erwartete Gäste Mittagbrod zu bereiten. Dieselbe Reinlichkeit, welche Alles was sie that, charakterisirte, konnte auch beim Kochen beobachtet werden. Ein Wasserstrom floß durch einen Trog in die Küche, und darin wurden Fische und Gemüse sorgfältig gewaschen, während auf einem Tische von Weißtannen Leckereien aller Art bereitet wurden. Ich blieb hier eine ganze Stunde, während welcher Zeit die Besucher ziemlich zahlreich wurden. Obschon höflich waren sie doch etwas neugierig, jeden Theil meiner Uniform zu untersuchen. Ich kehrte auf einem andern Wege zur Stadt zurück und traf mit einigen Tischgenossen zusammen, die eben an Bord gehen wollten.

Eine japanesische Theegesellschaft ist sehr ergötzlich, und wir möchten ihr beiwohnen. „Wir machten der niedlichen Wirthin und den schönen Damen des Gasthauses einen Besuch. — Beiläufig gesagt, eine derselben sagte, sie hätte auf meine Rückkehr gewartet und ein Kätzchen für mich angerichtet, wofür ich dem hübschen Geschöpfe dankte und sagte, ich würde eine andere Gelegenheit wahrnehmen, ihr Geschenk anzusprechen. Wir setzten unsere Wanderungen durch den Garten fort und stießen plötzlich auf eine Gesellschaft japanesischer Damen und Herren, die in einem niedlichen Sommerhause beim Thee saß. Wir machten ihr beim Vorübergehen ein Kompliment, und da wir nicht wünschten, uns bei ihnen einzudrängen, waren wir schon daran, uns zu entfernen, als ein junger Herr aufstand, auf uns zukam und uns aufforderte, einzutreten und eine Tasse Thee zu trinken. Wir nahmen das Anerbieten bereitwillig an und waren bald mit unseren neuen Bekanntschaften auf vertrautem Fuße.

„Kleine viereckige Tische von lackirten Holze, etwa anderthalb Fuß hoch und sechs Zoll in's Gevierte, standen zur Rechten des Japanesen. Sie trugen Theetassen, Konfekt, Kuchen und kleine lackirte Schaalen mit Reis und Obst. Vier verheiratete Frauen saßen auf einer Seite beisammen und bei ihnen ein alter Herr. Geradeüber saß ein junger japanesischer Offizier und zwei junge Damen, die eine etwa siebzehn Jahr alt, die andere etwa zwanzig. Die letztere war sehr hübsch. Wir ließen uns gar nicht träumen, solche Schönheiten an diesem versteckten Flecke zu finden. Ihre Haut klar und weiß, wie die einer Circassierin, mit einem gesunden Roth auf ihren Wangen, welches der Schminkbüchse nicht bedurfte; fein gewölbte Brauen über lebhaften schwarzen Augen, welche bei einiger Erregung noch lebhafter wurden und die von langen Wimpern beschattet waren; kleine, aber gerade Nasen, eine an Adlernase gränzend; schmale, wohl geschnittene Lippen, hinter denen gleiche Reihen blendend weißer Zähne zum Vorschein kamen. Ihr pechschwarzes Haar war von den Seiten und von hinten aufwärts gestrichen und auf dem Scheitel vermittelst einer Schleife von blaßrother Seide in einen Knoten befestigt. Die ältere war die hübschere von beiden und der Hauptgegenstand der Anziehung für den jungen Offizier, wie er uns häufig zu bemerken gab, indem er den Arm um ihren Leib schlang und ihr verliebt in die Augen blickte. Es war Anmuth in allen ihren Bewegungen, besonders als sie auf das Bitten ihres Liebhabers eine Guitarre nahm und uns mehrere Stücke spielte, doch die Musik war etwas eintönig und ohne Harmonie; wenigstens konnten unsere stumpfen Ohren keine herausfinden. Sie sang dazu durch die Fistel, eine Art Gewimmer, nicht ganz so mißtönig, wie das der Chinesinnen, aber eben blos durch seine Sonderbarkeit erträglich. Die Schwester stimmte nun im Duett ein, und eine bemühte sich, die andere zu überschreien. Unsere älteren Gastfreunde waren entzückt über die Leistung und wunderten sich über unsere Stupidität; aber unsere Ohren waren an die Musik der Grisi und Mario gewöhnt und konnten selbst die besten japanesischen Sängerinnen nicht ertragen. Da wir die Damen so gefällig fanden, vermochten wir die eine, daß sie tanzte, während die andere spielte. Der Tanz war eigenthümlich; sie ging im Zimmer rund herum, wie in einem langsamen Walzer, wobei sie anmuthig die Arme schwang und für sich selbst ein Lied summte, dabei höchst lieblich lächelnd und sich vor uns verbeugend, wenn sie herum kam. Sie waren in reich gestickte Seide gekleidet, ein loser Oberrock mit weiten Aermeln war rund an ihrem Leibe mit einer breiten Schärpe von blaßfleischfarbener Seide befestigt. Darin steckte ein Fächer, und um den Rücken jeder Dame zu unterstützen, befand sich hinten ein dreieckiges flaches Bretchen mit bunter Seide überzogen. Die verheirateten Damen trugen Kleider von einem Stoffe, der wie Kaschmir aussah und von dunkler Lavendelfarbe war. Nach dem Thee brachte man Pfeifen und leichten Wein. Der japanesische Tabak ist sehr schwach und ohne Wohlgeschmack, so daß wir baten, man möchte uns erlauben, uns nach unserer Sitte Cheroots anzuzünden."

Der japanesische Markt bietet eine Reihe einheimischer Fabrikate. „Matten oder Tabletten von Zedernholz, schön lackirt mit mehreren Mustern. Auf einigen waren in halberhabener Arbeit vergoldete Störche vorgestellt, welche einen Fisch oder eine Schildkröte mit dem Schnabel faßten, während der Mond durch vergoldete Wolken guckte. Den Rand der Tablette bildeten zum Theil Kränze von Bambus oder von Pyrus oder Camellia Japonica. Schönes schneeweißes Porzellan, sehr fein und theuer; dickere Porzellanvasen, Dintenwischer, japanesische Dinte und Bleistifte. Seecompasse sehr verschiedener Größe mit Sonnenuhrzeigern. Die Arbeit dieser Artikel dürfte mit den besten wetteifern, welche von den Fabriken zu Birmingham erzeugt werden. Die Nadel auf einem Stifte wies nach den Punkten des Kompasses, die auf einen Kreis von weißem Metall eingravirt waren. Der Raum, in dem sie sich bewegte, war verglast. Den Verschluß bildete eine kleine kupferne Büchse mit Scharnier und Schnapper. Wenn man das obere Lid zurückschlug, zeigte sie eine runde Höhlung mit einem Stifte in der Mitte, die von einem ähnlichen Rande umgeben war, wie der rund um die Nadel. Geschlossen konnte sie mit einem kupfernen Kettchen an jedem Theile der Kleidung angehängt werden. Einer, den ich kaufte, und mit dem Hauptcompaß der „Barracouta" verglich, war vollkommen richtig. Kleine beflitterte Haustempelchen, große Tablette, Tabakspfeifen und Tabaksbeutel, Bilderbücher, Puppen und japanesische Sandalen waren in Fülle vorhanden. Die sonderbarsten Artikel waren geölte Papierröcke, von der Borke einer Art von Maulbeerbaum gemacht. Bogen dieses Papiers werden nach einem Muster zu einem Rocke oder Mantel zugeschnitten, zusammengenäht oder mit Gummi geleimt, geölt und gemalt — d. h. die äußere Lage — denn es ist Alles doppelt — schwarz oder grün; die innere Lage oder das Futter ist blos geölt. Diese Röcke sind, wenn sie nur vor Nägeln, scharfen Steinen oder Baumästen in Acht genommen werden, sehr dauerhaft."

Die Japanesen sind von ausgezeichnet guter Laune. Der Verfasser sah selbst keinen Beamten je seinen guten Humor verlieren, und obwohl man die Fremden überwachte, wurden sie doch stets gut behandelt.

Ueber die Regierung des Landes hatte Mr. Tronson nicht Gelegenheit, viel zu erfahren, außer was man schon weiß, daß es zwei Herrscher im Reiche giebt.

„Einer, das geistliche Haupt, führt ein abgeschlossenes Leben in seinem Palaste zu Miaco und nimmt keinen Theil an den Staatsangelegenheiten, außer, wenn geistliche Gegenstände in's Spiel kommen, und bei der Wahl eines neuen weltlichen Herrschers.

„Er verläßt nie die Gränzen seines Palastes, und wenn er die reine Luft seines Gartens einathmet, darf kein ungeweihtes Auge ihn sehen. Die Kleider, die er trägt, werden täglich erneut; der Becher, aus dem er trinkt, die Schüssel, aus der er ißt, selbst die Porzellanteller, auf denen man Obst und Konfekt auf seine Tafel bringt, werden nie zum zweiten Mal benutzt; jedes Ding muß neu sein. Die alten, oder besser gesagt, die einmal benutzten Gegenstände werden in Stücke geschlagen, damit nicht gemeine Sterbliche sie benutzen. Die andere, bei weitem wichtigere Person, der weltliche Kaiser oder Oberbefehlshaber des Reiches, residirt zu

Jeddo, dem wahren Regierungssitze, von wo aus alle Gesetze veröffentlicht werden und die Edikte nach allen Theilen von Japan hin erfolgen. Er erfreut sich zahlreicher Titel, von denen die hauptsächlichsten Kubo und Siögun (Ziogoon) sind. Er führt ein sehr thätiges Leben und wird in der Regierung von den Regierern der Provinzen unterstützt, welche Fürsten sind und schwere Tribute nach Jeddo zahlen, auch häufige Reisen dahin machen. Einige Mitglieder dieser Fürstenfamilien bleiben als Geißeln für die Treue der Provinzialverwalter am Hofe. Unter diesen sind abgeordnete Statthalter, Offiziere aller Grade und offizielle von Jeddo gesandte Spione. Der Siögun empfängt in Person Gesandte fremder Mächte und erhält sich selbst in Kenntniß mit den kleinsten Umständen betreffend die Wohlfahrt des Reiches."

Mannigfaltiges.

— Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte.* Wer die edle, liebenswürdige Charlotte Stieglitz kennt, wenn auch nur aus dem Buche des Andenkens, das im Jahre 1835 Theodor Mundt publizirte,** der wird gewiß die von einem Neffen des vor zehn Jahren ebenfalls verstorbenen Heinrich Stieglitz jetzt herausgegebenen Briefe des Letzteren an seine Braut aus den Jahren 1823 bis 1828 mit Vergnügen empfangen und mit der größten Theilnahme lesen. Noch Studirender in Leipzig, als er eben durch seine „Griechenlieder" sich den Ruf eines Dichtertalents erworben, hatte sich Heinrich Stieglitz mit der anmuthigen, geist- und gemüthvollen Charlotte Willhöft versprochen. Von Berlin aus, wo er sich demnächst als Gymnasiallehrer habilitirte, und wo er nach einigen Jahren eine Anstellung als Custos an der königlichen Bibliothek fand, knüpfte er diesen Briefwechsel mit seiner Braut an, der außer den hochgehenden, leider über dasjenige, was sein schönes Talent zu erreichen im Stande war, stets sich täuschenden Plänen des Dichters auch eine lebendige Darstellung des damaligen literarischen, künstlerischen und geselligen Lebens von Berlin umfaßt. Es ist zu bedauern, daß nicht auch die Briefe Charlottens aus Leipzig mit abgedruckt sind. Sie würden dem Bilde dieses mit der dichterischsten Liebe sich umfassenden und nach einigen Jahren in dieser Liebe sich geistig aufreibenden Paares erst die rechte Weihe gegeben haben. Doch auch so schon durchzuckt uns aus den vorliegenden Briefen die Ahnung, warum schon wenige Jahre, nachdem der letzte derselben geschrieben war, das dichterische Band gewaltsam sich lösen mußte. Leider täuschte sich Charlotte in dem, was Stieglitz als Dichter zu leisten vermochte, nicht minder, als er selbst. Statt ihn mit ihrem edeln, frommen Gemüth zu sänftigen und zu erziehen, gab sie in ihrer stets opferwilligen Liebe den Sturm- und Drang-Gefühlen des über das wirkliche Leben gänzlich unklaren Dichters nach und bestärkte ihn in seiner beständigen Unzufriedenheit mit den freilich etwas prosaischen, aber keineswegs den Geist niederdrückenden Arbeiten seines praktischen Berufes. Und als zuletzt alle künstlichen Mittel, ihn poetisch zufriedener zu stimmen, alle Reisen in Deutschland, wie zu den gern aushelfenden, reichen Verwandten in Rußland, nicht anschlagen wollten, da meinte die edle Charlotte in ihrer Opferwilligkeit und ihrem poetischen Irrthum, daß ihr Tod allein ihm die verlorene Besinnung wieder verschaffen und ihn auf der via sacra der Dichtung zu dem erträumten Gipfel des Ruhmes hinaufführen werde. Und in diesem Irrthum greift sie nach dem Dolch und macht ihrem schönen, fleckenlosen, gegen jede Verketzerung mit einem Schilde der Tugend und der Weiblichkeit umgebenen Leben ein Ende. Noch steht der Morgen des Neujahrstages 1835, als wir die Hülle der theuren Märtyrerin der mütterlichen Erde übergaben, mir lebhaft vor der Seele. Auch mir war die Edle, wie jedem ihrer geistig strebenden Freunde, mit ihrem, wo es nicht Heinrich Stieglitz betraf, stets klaren, maßgebenden Rath und Urtheil beigestanden, besonders bei der Gründung dieses literarischen „Magazin des Auslandes," das sie als eine Materialiensammlung für die „Bilder des Orients," für die „Völkerwiegen und Völkergräber" ihres Gatten betrachtete und liebte. Und jetzt wehete ein eisiger Nordwind um ihr frühes Grab, das zugleich eine Wiege der Auferstehung für den umschleierten Geist des Dichters sein sollte, der bei allem seinem Schmerz doch nicht diejenige Stimmung hatte, die uns — seinen und ihren Freunden — die Verwirklichung ihres letzten und einzigen Wunsches auch nur hoffen ließ. Stieglitz ist vierzehn Jahre später in Venedig, in dem Augenblicke, als diese Märtyrerin der italiänischen Unabhängigkeit und Freiheit den Waffen Oesterreichs unterlag, als Freund Manin's und Tommasini's, gestorben. Der Herausgeber der vorliegenden Briefe macht uns Hoffnung auf weitere Publicationen aus dem Nachlasse von Stieglitz, worunter sich noch „Erinnerungen an Charlotte aus Tageblättern 2c." ferner ein lyrisches Epos in zwei Gesängen: „Venedigs Auf- und Niedergang," und endlich ein biographisches Denkmal des Dichters befinden. Von der Aufnahme, welche die vorliegenden Briefe beim Publikum finden, wird der Druck der übrigen Reliquien abhängig gemacht. Wir zweifeln nicht, daß die Erinnerung an Charlotte den vorliegenden Briefen viele Freunde erwerben wird, doch fürchten wir, daß sich bei dem hohen Preise des Buches (zwei mäßige Bände vier Thaler!) nicht viele Käufer finden werden. Es ist diese jetzt immer mehr um sich greifende Theuerung deutscher Bücher ein offenbarer Nachtheil für die Literatur, und auch der deutsche Buchhandel wird dabei schwerlich seine Rechnung finden.

* In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von Louis Curtze. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1859.

** „Charlotte Stieglitz; ein Denkmal." Berlin, Veit & Comp.

— Graf Foucher's Ermittelungen in Bezug auf Leibniz. Graf Foucher de Careil, der verdienstvolle Herausgeber der neuen Ausgabe von Leibnizens, zum Theil bisher unedirten Werken, hat sich kürzlich abermals nach Hannover begeben, und zwar um einige Text-Korrekturen, die ihm ein Kritiker in der Revue de l'instruction publique hatte nachweisen wollen, mit den auf der Bibliothek zu Hannover zu vergleichen, von welchen er nur die Abschriften nach Paris gebracht. Merkwürdig und überraschend war in der That eine dieser Korrekturen. In den „Animadversiones contra Weigelium" läßt nämlich Graf Foucher seinen Leibniz Folgendes sagen: „Poterimus in calculis usualibus contenti esse hoc Catone arithmeticae decimalis." Hierzu machte der Kritiker die Bemerkung: „Was hat dieser „Caton d'arithmétique décimale" zu bedeuten, wie die Stelle auch von Herrn Foucher de Careil übersetzt werden? Viel einfacher und richtiger wird es sein, zu lesen „canone," d. h. ... „„werden wir uns mit diesem Dezimalrechnungs-Verfahren begnügen können."" Den Grafen Foucher hatte diese kühne Konjektur so verblüfft, daß er ausdrücklich dieserhalb die zweihundert Lieues auf der Eisenbahn von Paris nach Hannover zurückgelegt zu haben scheint. Kaum auf der Bibliothek angelangt, nahm er das Manuskript zur Hand, suchte die Stelle auf, las sie selbst zu wiederholten Malen und zeigte sie dann dem Dr. Grotefend und zweien Custoden der Bibliothek, die Alle darin übereinstimmten, daß Leibniz nicht „canone," sondern „Catone" geschrieben, was auch, wie die gelehrten Herren ebenfalls übereinkamen, im Zusammenhange mit dem von dem Kritiker nicht vollständig wiedergegebenen Satze einen plausibeln Sinn giebt.*

Wir führen dies hauptsächlich an, um zu zeigen, daß es in dem blasirten, oberflächlichen Frankreich doch noch vornehme Herren, reiche Grafen, giebt, die nicht blos ganze Abschnitte ihres Lebens** einem deutschen Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts widmen, sondern die es sich auch nicht verdrießen lassen, eine kostspielige Reise zu machen, um ein richtiges Wort dieses Autors zu ermitteln. Graf Foucher de Careil, der über dieses Ergebniß seiner Reise in einem an den Herausgeber der Revue de l'instruction publique gerichteten Schreiben aus Hannover vom 26. August 1859 berichtet, fügt hinzu, daß er bei seinem diesmaligen Besuche der königlichen Bibliothek von Hannover „die, gleich jenen fantastischen Grotten aus Tausend und Einer Nacht, die wundervollsten Schätze birgt" doch auch noch einige andere interessante Entdeckungen gemacht. So habe er einen Brief von Spinoza aufgefunden, worin dieser bereits im Jahre 1675 folgendes Urtheil über Leibniz abgiebt:

„Leybnizium de quo scribeis, me per literas novisse credo: sed qua de causa in Gallia profectus sit, nescio: visus est mihi homo ingenii liberalis et in omni scientia versatus."

Ferner hat Graf Foucher in Hannover eigenhändige Anmerkungen sowie einige Zeichnungen von Leibniz aufgefunden, woraus mit Sicherheit hervorgehen soll, daß dieser große Philosoph Ansprüche auf die Ent-

* Herr Friedrich Dübner macht in der Revue de l'instruction publique vom 15. September darauf aufmerksam, daß Sueton in seinem Leben des Kaisers Augustus (Kap. 87) die Redensart „Contenti simus hoc Catone" für ebenso gebräuchlich erklärt, wie etwa die Ausdrucksweise „ad kalendas graecas." Augenscheinlich hat sich also der Kritiker mit seiner Hypothese ebenso vergriffen, wie der Uebersetzer mit seinem „Caton d'arithmétique décimale."
D. R.

** Graf Foucher de Careil beschäftigt sich seit sieben Jahren mit dem Studium und der Herausgabe der Leibniz'schen Werke.
D. R.

deckung der Dampfkraft habe, in Bezug auf welche er mit Papin in Verbindung gestanden.

— Eduard Vogel's Reisen in Central-Afrika. Als dritter Band des Spamer'schen „Buch der Reisen und Entdeckungen," erscheint jetzt die von H. Wägner herausgegebene, unter der Aufsicht des Schul-Directors Dr. Vogel in Leipzig redigirte Bearbeitung der schriftlichen Mittheilungen und der Briefe des leider der wissenschaftlichen Welt so früh entrissenen, deutschen Afrika-Reisenden Eduard Vogel.* Das uns vorliegende erste Heft enthält außer der Einleitung, die eine Uebersicht der früheren Reisen nach dem Süden liefert, einen Lebens-Abriß (mit Bildniß) von Dr. Eduard Vogel (geboren zu Crefeld, am 7. März 1829) und endlich den ersten Abschnitt der Vogel'schen Reisen, den Aufenthalt in Tripoli und die Vorbereitungen zur Wüstenreise umfassend. Schon dieses erste Heft ist mit einigen schönen Holzschnitt-Illustrationen ausgestattet, worunter wir „eine Straße in Tripoli" die „Ueberreste der Wasserleitung des alten Karthago" und das „Zusammentreffen Dr. Vogel's und Dr. Barth's" hervorheben.

— Böhmische Dörfer in Paris. Die Pariser Gazette des Tribunaux macht mit Recht ihre Glossen darüber, daß ein Gerichtshof in Prag den Herausgeber des „Tagesboten aus Böhmen," Herrn Dr. Kuh, wegen seiner Artikel gegen Herrn Professor Hanka und die Echtheit der Königinhofer Handschrift, nicht blos zu einer Geldstrafe und zu viermonatlicher Gefängniß, sondern auch dazu verurtheilt habe, den ersten und den dritten Freitag jedes der vier Monate seiner Haft bei strengem, absolutem Fasten zuzubringen! Das böhmische Gericht hat sich durch sein Salomonisches Urtheil, das auch bereits durch die amerikanische Presse publizirt worden, einen wahrhaften Weltruf erworben. Die Gazette des Tribunaux macht jedoch bei dieser Gelegenheit wieder einige ihrer gewohnten geographischen und historischen Schnitzer. Sie erzählt nämlich, daß die Königinhofer Handschrift ein sehr altes germanisches Manuskript sei, das Herr Bibliothekar Hanke kürzlich zu Königinhofen in Baiern aufgefunden habe.

— Eine Stimme aus der Schweiz. Unter den literarischen Nachzüglern des jüngsten österreichisch-italiänisch-französischen Krieges verdient eine kleine Schrift Ludwig Eckardt's, „Bürgers des Kanton Zug" und Verfassers der Dramen „Sokrates" und „Friedrich Schiller" besonders noch erwähnt zu werden.** Sie giebt Zeugniß von der in der Schweiz vorherrschenden antinapoleonischen Gesinnung. Nach dieser und einigen andern literarischen Kundgebungen zu urtheilen, würde die Schweiz, falls es zu einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich unter den jetzt vorhandenen politischen Umständen gekommen wäre, jedenfalls eher für das Erstere Partei genommen haben.

— Der Alpenklub in London. Es ist bekannt, welche Rolle die Klubs in England spielen und welche sonderbare Dinge oft hervorgesucht sind, um eine ressourcenartige Vereinigung von Leuten zu bilden, die darin ein Schutzmittel gegen die Langeweile und eine Zuflucht aus der Ungemüthlichkeit des englischen Lebens suchen. — So hat sich nun auch seit vorigem Jahre ein Klub gebildet, der nur aus Alpenreisenden besteht und auch fernere Alpenreisen in Anschlag nimmt. Da nun die Alpen ein ganz besonders beliebtes Laufrevier der Engländer sind, so kann es an Mitgliedern, und sogar an solchen, die ihre Odyssee in erträglichem Englisch zu erzählen wissen, nicht fehlen. Schon jetzt ist der Alpenklub literarisch aufgetreten und hat eine Anzahl Reisen seiner Mitglieder, unter denen sich sogar Professoren befinden, beschrieben: „Peaks, Passes and Glaciers: A Series of Excursions by Members of the Alpine Club. Edited by John Ball, Resident of the Alpine Club." (Longman & Co.) Es sind übrigens nicht Alles Montblanc- und Mont Rosa-Besteiger darin; auch 4 bis 6000 Fußleute sind zum Rennen zugelassen, wie z. B. ein Mr. Forster die Bäder von Stachelberg beschreibt. Besonders gelobt werden die Mittheilungen von Mr. Mathews und Mr. Hinchcliff, einem renommirten Alpophilen oder Alpisten, während Professor Tyndell, der mit einer Besteigung des oft bestiegenen Col du Géant kommt, ziemlich hart angelassen wird. Mr. Ramsay, der über die Gletscher in der Schweiz und in Wales schreibt, giebt etwas, das wenigstens wissenschaftlichen Werth zu haben scheint. Mr. Ball, der Herausgeber, ist ein in England wohlbekannter Alpentheorist; er wird gerühmt, die beigegebenen Karten (nach Schlagintweit) von mehreren Fehlern befreit zu haben. Der englische Berichterstatter in der Literary Gazette, dem wir hierbei folgen, hofft auch neue Veröffentlichungen des Alpenklub's für die Zukunft; indessen denken wir, daß es auf die Dauer langweilig werden muß, immer und ewig nur von den Alpen sprechen zu hören, die ohne dies so vielmal beschrieben worden sind.

— Aus Wilna. „Zur Erinnerung an die Anwesenheit Kaiser Alexander's II. in Wilna am 6. und 7. September 1858"* hat die dortige archäologische Gesellschaft ein Collectaneum herausgegeben, dessen Hauptinhalt, außer einigen Gedichten und anderen auf jenes für die Bevölkerung Lithauens erfreuliche Ereigniß bezüglichen Artikeln, in einer ausführlichen Arbeit des bekannten lithauischen Geschichtsforschers Kirkor besteht, welche den Titel: historisch-statistische Skizzen der Stadt Wilna führt. Mit den vorhistorischen Zeiten beginnend, schildert der Verfasser die wechselvollen Schicksale dieser Stadt bis auf unsere Tage herab, theilt dann statistische Data über dieselbe mit und schließt mit einer Beschreibung ihrer Merkwürdigkeiten. Wilna ist eine der ältesten Städte Lithauens. Ihre Gründung wird von Einigen den Lithauern selbst, von Anderen den Slaven zugeschrieben, während eine dritte Hypothese sie von den Warägern erbauen läßt. In der Geschichte wird sie erst seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bekannt, wo der lithauisch-russische Großfürst Gedimin den Ort zur Errichtung eines Schlosses wählte. Unter den Jagellonen erreichte Wilna schnell einen hohen Grad der Blüthe; im sechzehnten Jahrhundert wurde die Einwohnerzahl auf nicht weniger als 200,000 geschätzt. Mit dem Verfall der polnischen Republik sank auch Wilna immer tiefer; in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zählte es nur noch 60,000 Einwohner, im Jahr 1830 etwa 50,000. Am 1. Januar 1858 bestand die Bevölkerung aus 51,752 Seelen, worunter sich 4,891 orthodox-griechischer, 22,086 römisch-katholischer Confession und 25,308 Juden befanden. Die städtischen Einkünfte beliefen sich im Jahr 1857 auf 47,236, die Ausgaben auf 44,349 Rubel.

Die genannte Gesellschaft hat ferner einen gleichfalls von Kirkor ausgearbeiteten Katalog der in dem Wilnaer Museum enthaltenen Gegenstände publizirt, der von dem glücklichen Fortgang dieses vor nicht langer Zeit auf Anregung einiger patriotischen Männer entstandenen Institutes Zeugniß giebt. Danach besitzt dasselbe schon 2,920 archäologische Objekte, 3,247 Münzen und Medaillen, 9,621 naturwissenschaftliche Specimina und 13,099 Nummern verschiedener Druckwerke, Handschriften, alter Urkunden, Autographen u. s. w.

— Moschek. So nennt sich eine Reihe von Erzählungen in französischer Sprache, die das Ghetto zum Gegenstand haben und à la Siegfried Kompert ausgeführt sind. Es ist jedoch weder ein italiänisches, noch ein böhmisches oder das Frankfurter Ghetto, das der Verfasser, ein Herr L. Holländers, schildert, sondern der traurigste von allen Zuständen der Juden, der polnischen nämlich. Es können solche Darstellungen, wenn sie mit Beobachtungstalent und einem menschlich fühlenden Herzen ausgeführt sind, indirekt sehr viel zur Milderung jener der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts zur Schande gereichenden Zustände beitragen.

* Dr. Ed. Vogel's Erforschungs-Reisen in Central-Afrika. Herausgegeben von H. Wägner. Mit 8 Tonbildern, etwa 100 Illustrationen, einer Karte u. s. w. (In sechs Heften à 5 Sgr.) Leipzig, Otto Spamer, 1860.

** „Nationalität oder Freiheit? Centralisation oder Föderation? Eine Stimme aus der Schweiz." Von Ludwig Eckardt. Wenigen-Jena, Karl Hochhausen's Verlag, 1859.

* Na pamiatke pobytu Najjasniejszego Cesarza Jego Mosci Alexandra II. w Wilnie 6. i 7 Wrzesnia 1858. roku. Wilno 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Desarenne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 122-124. Sonnabend, den 15. October 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich.

Die Volksstimmung in Frankreich.

In diesen Blättern wurde vor einiger Zeit bei Gelegenheit der Besprechung englischer Zustände der Satz aufgestellt, die Jämmerlichkeit der Dinge diesseits und jenseits des Kanals angesichts des Spiels mit Menschenwohl und Menschenleben sei so trostlos und hoffnungslos, alle Ideale von Republik und Parlamentsregierung in Wahrheit so trügerisch, so abgenutzt, daß in diesem Elend der Menschen nur Eins noch helfen könne: eine neue Religion.

Nun ich denke, dies ist denn doch schwarz gesehn! Und obgleich der „schwarze Mann" sammt seinem „Cayennepfeffer" eine traurige, unbestreitbare Wahrheit ist, für die wir in diesen Zeilen selber ein hübsches Beispiel anführen wollen, so gehören wir doch zu den altgläubigen Leuten, die immer noch das Vertrauen hegen, der alte Gott und die alten Ideale und die alte Religion könnten ausreichen, und die da meinen, daß die Welt es getrost mit dem Christenthum weiter versuchen dürfe, weil eben nichts Besseres jemals erfunden ward und der schmähliche Bankerott der bisherigen philosophischen Systeme und ihrer Götter wohl unbedingt eher einen Beweis für als gegen die Wahrheit der alten Offenbarung liefern.

Freilich, der Beweggrund, der den Ausruf der Sehnsucht nach neuen Idealen abgepreßt hat, ruht tief im Herzen der heutigen Menschen und hat seinen Anhalt an ihrer innersten seelischen Natur. Geht es doch Tausenden, und wahrlich nicht den schlechtesten Menschen, wie dem Braunschweiger Dichter Friedrich Wilhelm Rogge, der im vorigen Jahre eine poetische Epistel an Alexander von Humboldt erließ, in welchem höchst merkwürdigen Gedicht der Verfasser bezeugt, wie selbst die hocherleuchtete Naturkunde des Altmeisters, ja alle wissenschaftliche Erfahrung ihm nicht die Räthsel des Menschendaseins gelöst haben und ein herber Stachel des Zwiespalts und des Mangels an Frieden und Versöhnung in der Brust zurückblieb.

Wer sollte dann noch glauben, daß die sogenannte „neue Idee" vom materiellen Kreislauf des Lebens Licht bringen könnte in die dunkle Wirrniß kleinlicher Kunstgriffe und erbarmungsloser Temperationsmittel, welche die Politik des Westens hüben und drüben der kranken Menschheit verordnen mag — recht aus dem Charakter der Zeit heraus, oder vielmehr aus deren Charakterlosigkeit! Wie könnte auch der Materialismus, selbst der gelehrte, Trost schaffen, sintemal er selber die vollendete Trostlosigkeit! Er hat schon mit Sitte und Gottesbewußtsein Abrechnung gehalten, denn wo Lehren, wie die französischen Socialtheorien aufkommen sollen, da müssen die Ideen des Wahren und Guten längst untergraben sein!

In Frankreich ist in der That mit allen die Menschheit beglückenden Ideen auf den ersten Blick dermaßen Tabula rasa gemacht, daß rein gar nichts von objektivem Bestande übrig gelassen scheint. Der Zweifel hat sich über den Unterschied dessen, was menschliche Erfindung und Einbildung und dessen, was ganz unabhängig von unserm Gutdünken besteht, sorglos hinweggesetzt und mit den abgestreiften Schalen auch den Inhalt selbst in die Polterkammer geworfen. Nun sieht es natürlich trostlos genug aus! Wenn die Idee des lebendigen Gottes, der Nothwendigkeit des Staates für den Fortschritt einer geordneten Gesellschaft und der Heiligkeit der Grundformen dieser Gesellschaft, vor Allem der Familie, wenn das Recht der Gemeinde aus thörichter Feindschaft gegen Rechte der Gesammtheit zertrümmert ist — wer kann da noch Hoffnungen hegen? Man müßte wirklich verzweifeln, wenn man nicht der Erkenntniß theilhaftig würde, daß keine dieser Lebensordnungen in unsere jeweiligen Ideen über dieselben aufgeht, sondern in ihrer unzerstörbaren, angeborenen (weil **menschlichen**) **Realität** alles individuelle Meinen und Klügeln **überschreitet.**

Und wo Legitimismus, Bürgerkönigthum und Doktrinarismus, dreifarbige und rothe Republik, Fourier's Phalanstère so gut als Cabet's Icarien und Proudhon's Nationalwerkstätten nach einander in Mißkredit sanken, da mußte eine bleierne Abspannung um sich greifen. Nach so vielen Täuschungen, nach den bittersten Erfahrungen von Revolution und Reaction, ist es da ein Wunder, daß inmitten dieser Abgestumpftheit alle Hoffnung zum Wahnwitz wird und der Zweifel zu trostloser Verzweiflung gesteigert nur noch der Konsequenz des äußersten, eisernsten Zwanges weicht?

Es ist, überschaut man die Geschichte seit 1789 oder auch nur seit 1815, wahrlich kein Wunder diese Unterwürfigkeit unter geistlos-äußerliches Machtgebot. Sollte man abwarten, bis die Parteien sich zerfleischt hatten, abwarten den „grauenvollen Umsturz?" Was Geld in der Tasche und einen eleganten Rock auf dem Leibe hatte, rief in seiner Seelenangst: „Nur nicht das rothe Gespenst! Schafft uns das rothe Gespenst aus den Augen!" Und die **wohlgeordnete Truppe,** Säbel, Kanone und Carabiner, die Söhne des Mars, für die der Name Napoleon noch immer ein Zauberwort, die schritten auf Befehl des Prinzpräsidenten im Gleichschritt daher, und der 2. Decembee 1851 rettete die Gesellschaft — vor dem rothen Gespenst! Es **ward verbannt** aus dem Anblick der Menschen und garde de Paris, sergents de ville, gendarmes, 1. division militaire, St. Arnaud und Magnan an der Spitze, übernahmen die Beseitigung des Schreckbildes, eiserne Ordnung überwachte die Ordnung.

Ein Jahr darauf, und der Kaiser der Soldaten bestieg den Thron, und der erste Stand im Reiche wurden die Soldaten des Kaisers!

Jedwede Ordnung bringt ihre Unbequemlichkeit mit sich. Das erkannte z. B. ein ehrliches Straßburger Kind, daß einst beim Vorbeifahren des auf Stadtkosten neu und schön glänzend angestrichenen Abdeckerkarrens auf gut deutsch in die Worte ausbrach: „Jetzt sieht der Wagen so schön aus, daß der Kaiser sich nicht zu schämen braucht, drauf zu fahren!" Man bedenke, daß dieses Gefährt zugleich Guillotinekarren! Also, eine ungeheure Majestätsbeleidigung! Nicht weit von dem treuherzigen Burschen stand ein agent de police, der hatte den Lobspruch

gehört. Der gute Mensch wanderte mit einer Armensündermine „au grand violon," ward vor den Instructionsrichter gestellt und erst auf vielfaches Zeugniß und Erkundigung, als sich seine völlige Unverdächtigkeit erwies, mit fünfzehn Tagen Polizeigefängniß begnadigt, nachdem man ihm eingeschärft, sich niemals wieder so unschicklicher Vergleiche zu bedienen.

Allein dergleichen Unfälle sind noch eine Kleinigkeit. Schwerer trafen die ungeheuren Verluste im orientalischen Kriege, der Streifzug in die Dobrudscha, der elfmonatliche Lagerdienst vor Sebastopol und schließlich die nach der Versöhnung mit Rußland ausgeführte Haupt- und Staatsaction der Erstürmung des Malakoff! Als die Armee nach der Heimat abrückte, sollen in Konstantinopel 80,000 Todtenscheine ausgefertigt worden sein, 20,000 mehr als das amtliche Zugeständniß! Auf ein armseliges Dorf im Niederrheindepartement, das nur 300 Einwohner zählt und bei deren Schwächlichkeit ein sehr geringfügiges Kontingent stellt, fielen allein acht Todtenscheine! Das war etwas für die Familien! Der gemeine Soldat rechnete die Bluthekatomben nicht nach den Schlachtnamen, sondern nach der Ankunft auf dem Kriegsschauplatz als erste, zweite, dritte Lieferung! Ganz ähnlich wie die fournées in der Schreckenszeit der großen Revolution.

Die Furcht übt eine große Macht über die Menschen. Hatte die Furcht vor dem rothen Gespenst sie unter die Flügel des Kaiseraars getrieben, so mußte Furcht das nächstliegende Mittel sein, sie in ihrer Stellung darunter zu erhalten. Furcht war somit vollkommen geeignet, die Unzufriedenheit mit Polizeidruck und Kriegsverlust zu heben. Das verrufene Sicherheitsgesetz leistete dies in überraschender Weise. Das Beispiel jenes Arztes aus Angers ist nicht das einzige. Dicht an Deutschlands Gränze kam ebenfalls eine solche Entführung vor. Ein begüterter Straßburger Müller, der niemals wegen politischer Vergehen bestraft war und dem man höchstens vorwerfen konnte, 1848 im Gefühl seiner Wohlbehäbigkeit vor den Gästen eines besuchten Bierhauses öfter als nöthig seine republikanischen Grundsätze entfaltet zu haben, hatte auch das merkwürdige Schicksal, daß er eines schönen Tages verschwand. Es fuhr nämlich ein mit fünf Gendarmen besetzter, sonst schmuckloser Wagen vor seinem Hause vor, zwei Gendarmen sprangen ab und stiegen die Treppe hinauf. Die Gattin des Bürgers wollte ihren Ehemann verleugnen, aber es half nichts, er ward von den Kriegsknechten entdeckt, unter den Arm gefaßt und höflich ersucht, auf dem Wagen zwischen ihnen Platz zu nehmen. Der Wagen rollte fort, und Niemand hat je etwas von dem Entführten gehört.

Bei so mannigfachen Verlusten, welche die Familien Frankreichs an Mitgliedern erlitten, nach den gewaltigen Aderlässen der Menschen- und Geldkraft des Landes, dem unablässigen Steigen der Staatsschuld, der verhältnißmäßigen Steigerung der Staatslasten, nach den furchtbaren Einbußen in den Schlachten des italiänischen Krieges möchte man den Rausch der Begeisterung, der sich für den Ruhm des Heeres, namentlich bei den Landleuten kund giebt, aber auch bei den Städtern, kaum für denkbar halten. Und doch ist es so! Die Städte des Elsaß sollen eine feierliche Einholung der in ihre Garnisonen zurückkehrenden Regimenter der italiänischen Armee beschlossen haben, ein Beschluß, der wahrscheinlich auch schon ausgeführt ist. Auch im Elsaß, dieser einzigen Provinz, die noch in Einer Lebensrichtung eine gewisse Besonderheit vertritt, indem, wie früher hier nachgewiesen, das Recht der die Mehrzahl der Bevölkerung bildenden Protestanten nicht auf Staatsgesetzen, sondern auf Verträgen des Völkerrechts ruht, selbst in dieser halbdeutschen Provinz hat der fervor gallicus die Einwohner angesteckt, daß sie, uneingedenk der schweren Verluste, nur Worte haben für den Jubel über den Ruhm der Sieger von Magenta und Solferino. Dies wenigstens ist der äußere Anblick. Die Trunkenheit ob so überraschender „Erfolge" hat sich sogar der friedlichen Gelehrten und Geistlichen bemächtigt. Ich selbst erlebte davon Ende Juni einen erbaulichen Beleg. Von einem mir durch wissenschaftliche Arbeiten und Beschäftigung mit deutscher Philosophie bekannt gewordenen jungen Geistlichen erhielt ich aus B. bei Montbéliard, statt einer literarischen Mittheilung, eine politische Bravade, voll übermüthiger Schmähungen auf Deutschland und Preußen, auf den guten deutschen Michel, wider den sich die romanische und slavische Race verschworen hätten, Aeußerungen zum Theil von der Art, daß ich sie hier gar nicht wiedergeben kann und welche mit dem Namen des Urhebers veröffentlicht, denselben in einem wenig schmeichelhaften Lichte darstellen würden. Der bibelfeste Pfarrvikar hatte die Stelle eines Feldpredigers bei der Observationsarmee des Marschalls Pelissier (von ihm „Rheinarmee" genannt) erlangt; der Eindruck dieser Thatsache und der zu B. eingetroffenen Nachricht von dem Siege bei Solferino hatten den Mann dergestalt entflammt, daß er sich sofort an den Schreibtisch setzte und sein kriegerisches Bewußtsein und seine Siegesfreudigkeit einem der verhaßten Tedeschi, dessen Adresse er bei der Hand hatte, vor die Augen schob. Nachdem der christliche Redner mir eröffnet, daß die Stadt B. für den Sieg von Magenta illuminirt habe und auch heute Abend (den 25. Juni c.) illuminiren werde, meint er aus dieser illuminirten Stimmung heraus, der Sieg bei Cavriana sei entscheidend und werde das berühmte Festungsviereck, „le dernier ancre de salut des Tedeschi" unweigerlich in die Hände der Franzosen liefern. Denn die Schlag auf Schlag erlittenen Niederlagen der Oesterreicher sprächen wenig für die kriegerische Begabung der Deutschen. Vous avez la science et les arts, la culture intellectuelle, morale, religieuse, mais vous ne savez pas faire la guerre, qui demeure l'avantage de la nation française surtout quand elle a à sa tête un Napoléon!" Ich verschone den Leser mit der Wiederholung des strategischen Beweises, den der protestantische Herr aumônier hierauf sehr bündig entwickelt, mit den Angriffen auf die Großmacht Preußens; interessanter ist sein Mömpelgardischer Protest wider deutsche Gesinnung in Elsaß und Lothringen, den er gut mömpelgardisch seine „façon de pensée" nennt. Hier heißt es:

„Selbst Elsaß und Lothringen, welche bis diesen Tag wohlwollende Gesinnungen und eine gewisse moralische Verwandtschaft für die germanische Race bewahrt haben, wünschen sich mehr als jemals Glück dazu, 1815 nicht wieder deutsch geworden zu sein, und nach den Niederlagen der Tedeschi in Italien fürchten sie nicht länger die Drohungen der Augsburger Zeitung. Arme germanische Race, sie verliert von Tag zu Tag mehr an Boden! Heute das linke Ufer des Po, morgen vielleicht schon das linke Rheinufer, ohne von Posen, Gallizien, Ungarn u. s. w. zu reden." — Am Schluß prophezeit mir der Briefsteller, daß wir zu Köln oder Coblenz uns wiedersehen würden, Er, als Feldprediger bei der Rheinarmee, ich als mobilisirter Doktor! — Doch genug von diesem Gallimathias! Aber soviel beweist er doch, daß, wenn Leute, die mit deutscher Wissenschaft vertraut sind, mit in den Taumel der nationalen Bewunderung der gloire de l'armée — eines Heeres, das übrigens, wie die im Felde jedem Armeecorps beigegebene Gendarmerie-Legion beweist, selber polizeilich überwacht wird — in solchem Grade hineingerathen, daß sie darüber alle Rücksichten der Schicklichkeit vergessen, die Stimmung der Massen jedenfalls ein wahrer Rausch des Entzückens ist, den nur die Art, wie in Frankreich „öffentliche Meinung" fabricirt wird, irgendwie erklärlich macht.

Ist einmal ein tüchtiger Anstoß gegeben, eine That blendenden Aussehens, ein hochtönendes Wort, so thun die „entrainements," dieser unübersetzbare Begriff, das Uebrige. Da wird mit Acclamation begrüßt, mit Acclamation votirt. So erfocht Mirabeau seine parlamentarischen Siege, so gewinnt Napoleon III. den Eindruck der seinigen. Da hat der Legitimist Mac Mahon vergebene Arbeit, den Strom einzudämmen, welchen der Legitimist Castellane mit seinem: „l'armée s'ennuie" entfesselt hat. Der Enthusiasmus kennt keine Gränzen, während ihn doch, so denkt jeder Vernünftige, die einfach nüchterne Erwägung dessen, was geschah, und warum es geschah, und ob es zu geschehen brauchte, auf ein sehr bescheidenes Maß zurückführen müßte. Ein Blick auf den wahren Zustand der Dinge, denkt man, müßte genügen. Aber, wer wagt diesen Blick? Lieber nicht sehen, als schwarz sehen ist französische Losung. Et à quoi bon? Friede deshalb, um die Agiotage zu befördern? Schöner als das Elend der Innenseite, ist der Ruhmesglanz der Außenseite, der erfreut und erhebt; das Andere drückt nieder. Dieses Gefühl trieb 1793 die Gemäßigten zum Kalbfell, sollte 1859 nicht ein ähnliches Motiv gewaltet haben? Ein Volk, welches den Schein prunkender Größe so überaus zärtlich liebt, mit seiner Naturanlage, mit seinem Kultus darauf gerichtet und das froh ist, diesen Genuß erlaubter Weise pflegen zu können, das opfert dem prahlenden Ruhmesglanz und vergißt, so lange es kann, was der Mensch vergessen muß, um glücklich zu sein. Und der Rest ist Schweigen!

Steht etwa das Haschen nach sinnlichem Lebensgenuß in seiner krampfhaften Unruhe und seiner unsäglichen Raffinerie mit solchem Kriegsmuth in Widerspruch? Man denke an die erste Kaiserzeit Roms bald nach dem Untergang der freien Republik, und man findet im Zeitalter von Ovid und Horaz, wo Tiberius, Drusus und Germanicus die cäsarischen Veteranen über Alpen und Rhein hinausführten, das Reich durch unbekannte Länder vermehrend, einen gleichen Hang zu den Freuden der flüchtigen Stunde. Den Tag also zu nutzen, machte die einzige Weltweisheit aus. Eine Weisheit voll tragisch-sarkastischer Ironie! Besitz und Genuß erstrebt der Privatmann einzig, und von den Lippen des Dichters fließt der unaufhörliche Rath: carpe diem —

Quid sit futurum cras, fuge quaerere et
Quem sors dierum cunque dabit, lucro
Appone — — — :

„Fliehe das Geheimniß der Zukunft und rechne Dir zum Gewinn an jedweden Tag, den Dir das Schicksal gewähren möchte!“ Aber derselbe Mann besingt die Siegesthaten der Neronen. Es gab ja noch ein Heer, das den „ruhigen“ Besitz und Genuß vor Parteikampf und Sklavenaufstand sicherte. Welch ein ruhmvolles Heer! Welche Säule des Erdballs! Besitz und Genuß, schimmernde Pracht und mächtiges Ansehen vor Parthern und Indiern, pomphafte Triumphe der Legionen, die lorbeerbekränzt ihren Einzug hielten in die Hauptstadt der Welt, panis et circenses den Armeen — was durfte man weiter beanspruchen? Wehe Dir, wenn Du mehr verlangtest!

Aehnelt nun völlig das französische Bild unserer Gegenwart jenem römischen? Allerdings nicht ganz! Die Religion der modernen Völker, wenn auch noch so äußerlich bekannt und geübt, macht einen Unterschied. Unser neues Europa hat mehr Streben und mehr Hoffnung, es enthält den stetigen Trieb nach Vorwärts. Es hat eine höhere Anerkennung des innersten, seelischen Ich, als das Alterthum. Deshalb ist eine Heilung des Volkslebens immer noch möglich, so lange das Volksgewissen für irgendwelche Erregung empfänglich. Und es läßt sich nicht leugnen, einzelne, obgleich spärliche Lebenszeichen hat das Volksgewissen Frankreichs in diesem Jahrzehnt von sich gegeben. Es giebt noch einzelne Männer von ernsthafter Lebenswürdigung, die nicht in den Leichtsinn des après nous le déluge der Massen miteinstimmen. Wenige sind es freilich. — Hier hat, was das Insichgehen, was die Vertiefung des nationalen Bewußtseins betrifft, in der That die Religion ein gewaltiges Arbeitsfeld vor sich, aber nicht eine neue Religion, sondern die Erneuerung, die Verinnerlichung der alten!

Zur Geschichte der Kritik der Alten.

Lamotte und sein französirter Homer.

Der Verein der Unterrichtsmethoden (La Société des methodes d'enseignement), welcher es neben Anderm sich auch zur Aufgabe macht, ältere klassische oder sonst bedeutende Werke, die für die reifere Jugend von Wichtigkeit sind, neu abdrucken zu lassen und herauszugeben, hat eben einen Auszug aus den Werken des alten Akademikers Lamotte veröffentlicht, der wesentlich die kritischen Arbeiten dieses zu seiner Zeit hoch angesehenen Schriftstellers umfaßt.* Wenn wir unser Publikum damit näher bekannt machen, so geschieht es in der Absicht, einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der französischen Literatur zu geben. Das Zeitalter Ludwig's XIV. bleibt stets das goldene Zeitalter der Franzosen, und wie man auch darüber urtheilen, wie einseitig und fehlerhaft man auch den ganzen Zuschnitt dieser Literatur finden mag, es läßt sich nicht leugnen, daß die Zeit im Großen und Ganzen imponirt, daß wirklich damals in Frankreich eine Fülle von Geist, Poesie, Gelehrsamkeit, ja von Geschmack konzentrirt war, nach der wir uns später vergeblich umsehen. Der französische Geist hat damals seinen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt erhalten, und unwillkührlich kommt er stets wieder darauf zurück.

Antoine Houdart de Lamotte, geboren zu Paris 1672 und gestorben 1731, Nachfolger von Thomas Corneille in der französischen Akademie seit 1709, war einer der feinsten und talentvollsten Geister seiner Zeit und trat namentlich als Kritiker auf, verfiel aber in Einseitigkeiten, die ihn später in Mißachtung gebracht und ihm den Ruf eines Querkopfes zugezogen haben. Villemain sagt über ihn in seinem Discours sur les avantages et les inconvenients de la critique: „Der geistvolle Lamotte hatte die richtige Sprache und, so zu sagen, die Anmuth der Kritik. Sein Tadel ist eben so fein, als sein Styl elegant. Blos das Rechthaben fehlt ihm. Aber er täuschte sich hierüber, als er anfangs die Alten angriff, und späterhin, als er seine Sache vertheidigte.“

Um das Gesagte zu verstehen, muß man anführen, daß Lamotte's Geist gewissermaßen Ein Sinn gänzlich abging, und gerade der Sinn, den ein Kritiker ganz besonders haben soll.

Der Sinn für das Poetische ging ihm ab. Er hörte aus den Alexandrinern wohl das Klappen der beiden gleichen Vershälften heraus, ebenso den Reim, aber nicht mehr. Seine eignen Verse schienen ihm, obwohl er es vielleicht nicht geradezu sagte, eben so harmonisch als die besten von Racine. Ja noch mehr, er übertrug den Racine in Prosa und fand, daß sie nichts verloren hätten, als den Reim und die Regelmäßigkeit der Cäsuren. Bei diesem Umstande begreift sich, daß Alles das, was Harmonie, Bilder, Bewegung und Leidenschaft betrifft, kurz Alles, was den Reiz der Dichtkunst ausmacht, ihm entging und sein Urtheil falsch machte, obschon er selbst glaubte, daß über das, was er so klar fühle, kein Irrthum stattfinden könne.

Dieser Fehler, welcher sich bei Kritikern gewöhnlichen Schlages häufig genug findet, würde hinreichen, ihn in Mißachtung zu bringen. Lamotte verband indessen mit diesem Naturfehler eine große Aufrichtigkeit. Er sagte ganz naiv, was er dachte, und hat sich damit in jene Schule von Skeptikern und Dissidenten eingereiht, welche nichts zulassen wollen, als was ihnen der klare Verstand lehrt, und die schönen Künste auf ganz unzulängliche Weise beurtheilen. Schon vor Lamotte waren Perrault und Fontenelle derartig aufgetreten; und späterhin fand diese Schule in Montesquieu, Condillac und Buffon noch glänzendere Vertreter. Lamotte wollte beweisen, daß er die Dichtkunst nicht aus Unvermögen herabsetze; er fabrizirte Gedichte aller Art, Oden, Tragödien, Epen, Eklogen, Apologien und leichtere Stücke (pièces fugitives), und sonderbar genug, wir finden hier bestätigt, was wir eben über den Charakter seines Talentes gesagt haben: je weniger die Dichtarten, worin er arbeitet, die großen und anmuthigen Eigenschaften der Dichtkunst, als z. B. Leidenschaft, Bewegung, Harmonie erfordern; um so besser werden seine Leistungen. Seine Oden, seine Cantaten, seine Trauerspiele, seine Ilias, in der er den Homer verbesserte, sind, wie man dreist sagen kann, erbärmlich; seine Eklogen, deren Ton schon ruhiger und weniger schwungreich ist, taugen schon mehr; seine Lustspiele von mittlerem Ton, z. B. der Großartige (le Magnifique), und besonders die zimperliche Geliebte (l'Amanta difficile) sind recht hübsch; seine Fabeln kommen gleich hinter den La Fontaine's und Florian's; und was Lieder, Räthsel, Gedichte mit gegebenen Reimen betrifft, so giebt es vielleicht nichts Besseres.

Nicht zufrieden damit, auf diese Weise gezeigt zu haben, was er im Stande zu leisten sei, wollte Lamotte dem Publikum auch mittheilen, was er über die verschiedenen Dichtarten dächte, oder welche richtige oder anfechtbare Bemerkungen er gemacht habe. Er verfaßte damals unter dem Titel: Discours gleichsam als Einleitung zu seinen verschiedenen Sammlungen eine Art von Abhandlungen, die voll neuer Ansichten und kühner Gedanken sind, worin Irrthum unzweifelhaft mit Wahrheit gemischt war, worin er aber das große Verdienst hatte, nicht auf die Worte Anderer zu schwören. In den umfangreichen Werken Lamotte's zerstreut und vergessen, verdienen sie es doch, den Literaturforschern bekannt und von ihnen studirt zu werden, und deshalb ist diese Ausgabe veranstaltet worden.

Alle diese Abhandlungen sind nicht nur angenehm zu lesen, sondern haben auch das Verdienst, interessante Fragen der Literatur und Kritik anzuregen, die Gedankenlosigkeit des Schlendrian's zu durchbrechen und uns neue Gesichtskreise zu öffnen, wobei immerhin gewahrt bleibt, daß Lamotte manchen Irrthümern anheimfällt. Der Herausgeber hat in vielen Fällen dieselben in kurzen Noten unter dem Texte, wenn nicht berichtigt, so doch angedeutet und nach Kräften erläutert. In der Vorrede, der wir die gegebenen Daten entlehnten, giebt derselbe uns Deutschen einen Hieb, indem er unserer Kritik seit Lessing die Originalität zu bestreiten scheint. Man habe, sagt er, die Fragen, die uns im ersten Viertel des Jahrhunderts so lebhaft beschäftigt, aus Deutschland zurückgebracht, überstrichen mit der Schminke germanischer Gelehrsamkeit, und so übertrieben, daß Lamotte es schwerlich gebilligt haben würde. „Aber es fand sich darin nichts Fundamentales, was nicht unser Akademiker zuerst gesagt hätte.“ — „Also eröffnete auch hier, wie fast in allen Bahnen, Frankreich wahrhaft den Weg.“ — Freilich, versteht sich von selbst, daß die belle France immer den Vortritt haben muß nach der tollen Eitelkeit, die einmal ihr Völkchen besitzt — indessen ist die wissenschaftliche Kritik älter als die Franzosen und Ludwig XIV., und andererseits sind selbst die heutigen Franzosen schwerlich im Stande, die deutsche Kritik, d. h. Lessing, recht zu schätzen.

Unsere deutsche Nach-Lessing'sche Aesthetik bildet freilich den geraden Gegensatz gegen die kahle Verstandesschärfe und rationalistische Trivialität der alten französischen Kritiker, und leidet eher am Stupor poëticus, welcher den Verstand in der Dichtung wo möglich ausschließt und mit dem „Poetischen“ einen sonderbaren Mißbrauch treibt.

Man lese einmal diesen Discours sur Homère, aus dem wir weiterhin Einiges herausheben wollen — es wird, so scheint es, an dem unsterblichen Dichter der Hellenen kein gesunder Fleck gelassen — und was

---

* Les Paradoxes Littéraires de Lamotte, ou Discours écrit par cet Académicien sur les principaux genres de poëmes, réunis et annotés par B. Jullien, docteur ès lettres, licencié ès sciences et reimprimés avec le concours de la société des méthodes d'enseignement. Paris, Hachette, 1859. 567 p. 8°.

noch sonderbarer ist, so lange man liest, kann man allenfalls finden, daß Lamotte im Großen und Ganzen Recht hat, vorausgesetzt nämlich, daß man über edle Entrüstungen in dieser Beziehung hinaus ist. — Und warum? — Ganz einfach — Lamotte ist ein gebildeter, gelehrter, aufgeklärter Mann, Akademiker, Franzose, Mensch der Civilisation, des feinen Geschmacks und geläuterten Gefühls — und was ist Homer, was sind seine Helden dagegen; jedenfalls halbe Kannibalen, einfältige Götzendiener, ungebildete, ungeschlachte Menschen — Homer selbst weiß nicht einmal ordentlich mit Tournüre und Anstand zu reden. Da heißt es ewig: „Jetzt sagte der — und jetzt sagte der, und dann sagte der wieder.“ — Was von den Göttern erzählt wird, alle diese sonderbaren Abenteuer &c. sind Alfanzereien, Dummheiten, wie schon der große Philologe Julius Cäsar Scaliger anerkannte, für welchen Homer ein „ausgemachter Narr“ war. Dummes Zeug von Anfang bis zu Ende — dieser Homer, und als Gedicht höchst langweilig, weshalb ihn auch Lamotte umgedichtet, und etwa auf ein Drittel des Umfanges gebracht hat. Seine Absicht hierbei war, ein lesbares Werk zu machen, die größten Tollheiten auszumerzen, der Sprache einige Gelenkigkeit und Eleganz zu verleihen, endlich die Helden mit etwas nobleren Sentiments zu versehen. — Wir lachen darüber — aber daß im vorigen Jahrhundert ein deutscher Rationalist (Bahrdt) in ähnlicher Weise die Bibel verballhornte und in's Moderne übersetzte, macht einen weniger lächerlichen Eindruck, einfach deshalb, weil wir den religiösen Rationalismus gerade so gewöhnt sind wie die Franzosen, namentlich früher, den poetischen. Im Grunde genommen, entspringen beide aus derselben Quelle und sind wesentlich dasselbe. Ein griechischer Philosoph hat gesagt: „der Mensch ist das Maß aller Dinge“ — und das ist eine Wahrheit; Lamotte maß den Homer mit dem Kulturmenschen des 17. Jahrhunderts. — Wir Deutschen sind in der Beurtheilung des Homer gerade in's Gegentheil gerathen, unser Respekt vor der Schönheit und Vollkommenheit ist ein unbedingter, namentlich seit die Wolf'sche Hypothese denselben zur Kollektivperson gemacht hat.

De Lamotte's Abhandlung über Homer brachte durch ihren dreisten, selbstgefälligen Ton, durch ihr unbarmherziges Absprechen einen großen Skandal hervor. Schon früher hatte er eine Ode geschrieben, wo er den Schatten des Homer erscheinen und sich von ihm rathen läßt, wie man ihn nachahmen solle. Homer bescheidet den Akademiker in sehr prosaischen und holprigen Versen, er möge ihn erstens nicht über Gebühr bewundern, zweitens, aus der Ilias nehmen, was Gutes darin sei und das Uebrige weglassen, drittens, ihn hinlänglich abkürzen, um nicht zu langweilen, viertens, seine Götter und Helden von den Lastern befreien, die sie verabscheuenswerth machten; fünftens, einige Reden abkürzen oder weglassen, sechstens, alle unnützen oder ungefälligen Wunder entfernen. — Das sind im Großen und Ganzen die Gedanken, die in der Abhandlung über Homer weitläufiger entwickelt sind.

Wie gesagt, hatte Lamotte auch den Muth, nicht blos bei der Theorie stehen zu bleiben, sondern seine Ansichten praktisch durchzuführen und einen verbesserten Homer auf die Welt zu setzen. Freilich wurde diese kurzweilige französische Iliade, die im Gegensatz zur langweiligen griechischen nur etwa dreitausend Verse, das heißt ziemlich ein Drittel enthielt, mit allgemeinem Spotte aufgenommen. „Homer,“ sagte der Abbé des Fontaines, „mußte sich für die Paradoxen Lamotte's durch den schlechten Erfolg der französischen Ilias für vollkommen gerächt halten.“ J. B. Rousseau schleuderte bissige Epigramme gegen unsere Akademiker; ebensowenig schonte ihn Voltaire und Laharpe in seinem Lycée. Trotz alledem hat Lamotte in seiner Kritik des Homer ganz gute, scharfsinnige und richtige Bemerkungen gemacht, wie schon d'Alembert anerkannte.

Eine kleine Probe, wie Lamotte den Homer in Alexandrinern verballhornt, möchten wir doch wohl geben, da in dem späteren Aufsatze Reflexion sur la Critique, worin Madame Dacier, die berühmte französische Homer-Uebersetzerin, vielfach bekämpft wird, mehrere Bruchstücke davon vorkommen. Zuerst die treue Uebersetzung der Stelle im 1. Gesange der Ilias V. 106 von Voß, wo Agamemnon in der Versammlung auf den Kalchas ergrimmt losfährt, weil er die Noth der Griechen von der Zurückbehaltung der Priesterstochter Chryseïs herleitet.

„Unglücksseher, der nie ein erfreuliches Wort mir geredet!
Immerdar nur Böses erfreut dein Herz zu verkünden,
Gutes hast du noch nimmer geweissagt oder vollendet!
Jetzt auch meldest du hier als Götterspruch den Achaiern,
Darum habe dem Volk der Treffende Jammer bereitet,
Weil ich für Chryseïs Tochter die köstliche Gabe der Lösung
Anzunehmen verwarf. Denn traun, weit lieber behielt' ich
Solche daheim; da ich höher wie Klytämnestra sie achte,
Meiner Jugend Vermählte; denn nicht ist jene geringer,
Weder an Bildung und Wuchs, noch an Geist und künstlicher Arbeit,
Darum geb' ich sie willig zurück, ist solches ja besser.
Lieber mög' ich das Volk errettet schaun, denn verderbend.“ u. s. w.

„Laßt uns nun sehen, wie ich diese Rede wiedergegeben habe,“ sagt Lamotte, nachdem er die letzte Sentenz „J'aime mieux le salut de mon peuple que sa perte — oder wie Madame Dacier schon färbt: qui doute que je n'aime mieux etc. — zu kalt gefunden hat.

„Jusqu' à quand, malheureux, dans tes tristes fureurs
Feras-tu tes plaisirs d'annoncer nos malheurs?
Des volontés des dieux incommode ministre,
Ta voix nous est toujours d'un présage sinistre.
Tu dis que pour Chrysès mes injustes dédains
Ont armé d'Apollon les redoutables mains.
Le ciel, par tant de morts, demande Chryséïde:
D'un partage si doux veux-tu priver l'Atride?
Car enfin à tes yeux je ne m'en cache plus,
Mes feux pour ma captive ont fondé mes refus:
Je l'aime, et de ce bien mon âme trop jalouse,
Déjà se partageait entre elle et mon épouse.
Cependant, s'il le faut, je la rends dès ce jour:
Le salut de la Grèce est mon premier amour.“

Prächtig gesagt: „das Heil Griechenlands ist meine erste Liebe! wie nobel, wie epigrammatisch, statt des läppischen: „ich will die Leute lieber erhalten sehen, als verderben.“ — Daß ein alter Grieche gar nicht in Epigrammen denkt, wie die Franzosen zu denken gewohnt sind (etwa La France, c'est une religion, oder L'empire, c'est la paix u. s. w.) entgeht dem Akademiker, der wie die meisten Modernen überhaupt von dem Wahne eingenommen ist, ein Gedicht müsse durchaus ein reines Kunststück sein und sich stets nur in der höchsten Sphäre der Geistreichheit bewegen.

Hören wir, wie er Madame Dacier mit Witz angreift und sich gegen sie vertheidigt:

„In diesen Büchern gebe ich zu großen Schmerzen der Mme. Dacier Veranlassung. Die bedeutenden Kürzungen und kühnen Veränderungen, die ich darin mache, scheinen ihr unverzeihlich. Sie ruft aus, daß ich „Homer unbarmherzig verstümmele; sie könne das nicht ohne Mitleid, ohne Entrüstung und ohne zu Hülfe zu eilen mit ansehen.“ Der Name „dummer Stolz“ genügt ihr nicht, um mein Verbrechen zu qualificiren, sie erklärt, keinen Namen dafür zu haben: „Er erwürgt,“ sagt sie in ihrem Eifer, „in einem einzigen seiner Bücher sechs ganze Bücher des Homer; und was für Bücher! eines derselben zieht er in acht Verse zusammen, ein anderes in sechszehn, noch ein anderes in fünfzig; endlich vier herrliche Bücher, worin Alles kostbar ist, in hundertvierundzwanzig Verse — und in was für Verse!“ — Das ist richtig; die Rechnung stimmt, und nun mein großes Verbrechen!! — Mme. Dacier ist in einer ebenso großen Aufregung als Agamemnon, als er seine Truppen von Hektor gemäht werden sah und „die Thränen aus seinen Augen flossen, wie zwei reichliche Quellen, die sich hoch vom Gebirge herabstürzen.“ — Es thut mir leid, sie in diesem Zustande zu sehen; und, wenn ihr Schmerz aufrichtig ist, so bitte ich sie um Verzeihung, obgleich ich nur die unschuldige Ursache dazu bin. Aber ich bitte sie, darauf Acht zu geben, um sich zu trösten, daß ich mich gar nicht darauf eingelassen habe, den ganzen Homer nachzuahmen, daß ich nur den Anspruch gemacht, das in der Ilias auszuwählen, was mir als das am meisten Pathetische oder zur Handlung Wesentlichste erschien, und das es also, falls das von mir Unterdrückte schön ist, genügen mag, wenn das Gewählte nicht minder schön ist, um mich vor allem Vorwurfe zu sichern.“

Man sieht, Lamotte's Absicht war, aus der Ilias ein Gedicht zu machen, wie es für die Franzosen seiner Zeit genießbar wäre. — Schade, daß er ein so schlechter Dichter war, oder, daß der alte Grieche sich nur sehr schlecht zum Monsieur mit Chapeaubas und Allongenperücke travestiren läßt — eine solche Aesthetik ist die Aesthetik der großen Menge fast aller Zeiten gewesen, und es fehlt in unserer Literatur nicht an ähnlichen Versuchen — z. B. Aeschylus oder Sophokles in den Schiller zu übersetzen, Homer und Virgil in ottave rime zu bringen und Tassonisch zu romantisiren. Lamotte's Schuld war es nicht, daß die Franzosen nichts als den steifen lendenlahmen Alexandriner zur Verfügung hatten, auf dem sie heute noch als ihrem unermüdlichen Pegasus reiten und reiten werden, so lange es Franzosen und stumme E's in ihrer Sprache giebt. Das Mißlingen aller solcher Versuche ist übrigens der beste Beweis dafür, daß die großen Namen der Poesie, wie Homer, Aeschylus, Sophokles, Dante u. s. w. nur für diejenigen vorhanden sind, die sich zu ihnen selbst bemühen, nicht aber für das große Publikum und sein Lesebedürfniß. Dieses ist zufrieden, einen großen Respekt zu haben vor dem, was es entweder gar nicht oder zum geringsten Theile versteht, und läßt

sich willig von dem Urtheile der Gelehrten unterjochen. In der That, für das Publikum, welches vom Lesen und von Aesthetik Profession macht, wird Homer, Dante, Milton, das Nibelungenlied (das nebenbei gesagt, durch unsere Teutonomanie ungeheuer überschätzt wird) u. s. w. ungenießbar, langweilig, vielleicht läppisch sein.

Lamotte schildert in seinem Discours sur Homère recht satyrisch die, wie er zum Theil vielleicht mit Recht meint, übermäßige Bewunderung dieses Dichters von Seiten der Gelehrten seit ältester Zeit und macht aufmerksam darauf, daß er zu allen Zeiten auch seine Gegner und Herabsetzer gehabt habe — und „die Mehrzahl — namentlich in unserem Jahrhundert hat über den Werth seiner Werke sehr oberflächlich entschieden" — dies ist gewiß richtig.

Lamotte stellt den unbedingten Bewunderern der Größe, die zu allen Zeiten eine stehende Kohorte bilden — man denke an Shakspeare, an Göthe und ihre Anbeter, wie namentlich der Erstere zum Theologen, zum Juristen, zum Katholiken, zum Protestanten, zum Arzte, zum Staatsmann, u. s. w. gemacht wird, da er überall zu Hause ist, im Sitzungssaale des Königs, wie in der Kneipe, im Gerichtszimmer wie auf dem Fischmarkte, im Feldlager wie im Bauernhofe, in der Versammlung der Priester und Heiligen wie im Bordelle — Lamotte stellt also den Bewunderern die Tadler gegenüber, die seit alter Zeit an ihm herumgenagt haben: er habe die früheren Dichter unterdrückt (sic!), er habe alle zu seiner Zeit landläufigen Dummheiten in seinen Kopf gepfropft, von den Göttern die dümmsten und abgeschmacktesten Mährchen in Umlauf gebracht — er sei ein grober Betrüger, den Plato wie alle andere Poeten mit Recht aus seinem Staate verbannt wissen wolle u. s. w. In poetischer Hinsicht kein Plan, keine Ordnung, widerspruchsvolle Charaktere, kindische Gedanken, falsche Sentenzen, Reden ohne nachfolgende Handlung, weitläufige Erzählungen, gezwungene Vergleiche, triviale Sprüche, kalte und ermüdende Epithete! —

Lamotte spielt nun den Schiedsrichter zwischen diesen Bewunderern und Tadlern: „Woran soll man sich halten? Es hat den Anschein, als ob beide Portraits nicht ganz ähnlich seien. Bewunderung und Verachtung werden vielleicht gleichmäßig übertrieben sein!" — Er sucht die goldene Mittelstraße und zeigt nun, worin Homer fehlerhaft sei.

Wir können nun nicht auf die Einzelheiten eingehen, wie er Plan der Ilias, Vergleiche, Reden u. s. w. bespricht und seiner Meinung nach die Gebrechen aufzeigt, die sich darin finden. Die Art und Weise der Kritik, die häufig durchaus nicht verächtlich ist und in mehr als einer Stelle an Lessing und seinen kritischen Scharfsinn erinnert, scheint veraltet, weil er im festen Glauben ist, Homer als eine bestimmte leibhafte Person vor sich zu haben. Die in Deutschland völlig als Thatsache angenommene Wolf'sche Hypothese, welche diese Person in Stücke zerschlägt und die Werke des göttlichen Homer zu einer Konglomeratbildung macht, hat natürlich auch zu einer ganz verschiedenen ästhetisch-kritischen Betrachtungsweise Veranlassung gegeben, die vielleicht ebenso falsch ist, als die Lamotte's. Scheinbar ist sie im Stande, viele Unvollkommenheiten und Schwächen der Gedichte von den Urverfassern abzuwälzen und die armen Rhapsoden und Diaskeuasten zu Prügeljungen dafür zu machen; andererseits aber schafft sie in den Homeriden eine Kaste von Dichtergenie's und erfindet einen Kultus des griechischen Genius, der alle verständige Betrachtung zurückweist. Wir verkennen keinen Augenblick, wie diese Hypothese eine bei Weitem tiefere Erkenntniß der Entstehung der griechischen Dichtkunst, wie überhaupt des griechischen Alterthums angebahnt hat; sie selbst aber dürfte sich überlebt haben. Schon erheben sich gewichtige Stimmen gegen dieses „Zusammensingen" von Epen, gegen diese traumhaften Schöpferkräfte, mit denen man junge Völker so freigiebig ausgestattet hat, und man emanzipirt sich aus dem Zauber, mit dem Wolf die Philologen in seine Anschauung gebannt hat. Ist Homer erst wieder ein selbstbewußtes Wesen, eine geschichtliche Person, dann wird sich die ästhetische Betrachtung seiner Werke wieder anders gestalten müssen, und man wird auf Manches zurückkommen, was jetzt ziemlich sonderbar klingt; man wird den Homer aus seiner Zeit heraus beurtheilen und ihn vielleicht auch aus seiner Zeit heraus nicht als absolut vollkommen finden. — Homer ist mehr als ein Dichter, er ist ein Typus der Weltgeschichte, vielleicht ist er der Ausgangspunkt des Griechenthums, und dasselbe durch ihn geistig geschaffen; jedenfalls hat er ihm, mehr als je ein Dichter, unverlöschlich seinen Stempel aufgedrückt. Kunst, Wissenschaft und Weisheit der Hellenen verhalten sich zu Homer, wie der Kommentar zur Urschrift; ohne Homer kein Griechenthum, ohne Griechenthum keine Kunst, ohne Kunst keine Aesthetik. Das ist seine große Bedeutung.

Italien.

Grundzüge einer Verfassung der römischen Legationen.

Ein merkwürdiges Buch über das diplomatische und polizeiliche Verhältniß Oesterreichs zum Kirchenstaate hat Herr Eugène Rendu geschrieben,* der bekannte französische Ministerialbeamte und Staatsrath, der vor einigen Jahren über das katholische Schulwesen in Deutschland und namentlich auch in Bayern einen Bericht herausgegeben. Abweichend von der gewöhnlichen Ansicht, daß Oesterreich noch katholischer, als der Papst selbst sei, behauptet Herr Rendu in dieser Schrift und sucht es nachzuweisen, daß Oesterreich, welches stets seine eigenen Machtverhältnisse in Italien vorangestellt, aus diesem Grunde allein schon zu allen Zeiten ein prinzipieller Gegner des heiligen Stuhles war. Der Verfasser sagt, daß Oesterreich nur darum den Papst aufgemuntert habe, die politischen Zustände des Kirchenstaates in ihrer alten, faulen Verfassung zu lassen, damit dieser in den Augen der Welt verachtet bleibe und des Kaisers Herrschaft in Italien nicht durch die größere moralische Macht des Papstes beeinträchtigt werde. Unter Anderem führt Herr Rendu ein Rundschreiben des Fürsten Schwarzenberg vom Jahre 1850 an, das gegen die patriotisch gesinnten katholischen Priester gerichtet war und das, wie er sagt, „aus der religiösen Gesinnung eine Kriegswaffe und aus der katholischen Religion eine kaiserlich königliche Staatsreligion macht." Unter den pièces justificatives," welche der Verfasser aus dem französischen Staats-Archive mittheilt, befindet sich auch ein für die gegenwärtige Zeit besonders interessantes Aktenstück: eine im Mai 1815 dem Wiener Kongresse von dem Grafen Aldini, Minister-Staatssekretair des Königreichs Italien, überreichte Denkschrift in Bezug auf die künftige Organisation der römischen Legationen. Es kömmt dieses Aktenstück gerade noch zur rechten Zeit zu Tage, um in Bologna, wo man sich eben mit einer Neugestaltung der Legationen beschäftigt, als wichtiges Material benutzt zu werden. Im Jahre 1815 wurde dieser Organisationsplan in den Papierkorb geworfen, weil weder Metternich noch Talleyrand wünschte, daß sich in Italien irgendwo eine würdige, selbständige, politische Form gestalte.

Folgendes sind einige Hauptbestimmungen dieses vom Grafen Aldini im Jahre 1815 entworfenen Organisationsplanes: „Der Papst, als Souverain, soll in den Legationen durch einen von ihm ernannten General-Gouverneur vertreten sein (Art. 1). — Eine von den Räthen jeder Provinz errichtete Tagsatzung tritt mindestens einmal in jedem Jahre zusammen, um über das Budget, die Civil- und Kriminal-Gesetzgebung zu berathen und Beschluß zu fassen (Art. 2, 4, 5, 7). — Die Landes-Verwaltung wird einem General-Gouverneur und einem von der Tagsatzung bestellten Rathe von sechs Mitgliedern übertragen (Art. 8). — Dieser Rath hat für alle Verwaltungs-Angelegenheiten eine entscheidende und in Bezug auf alle anderen Fragen eine konsultative Stimme (Art. 9). — Unter den Staats-Ausgaben steht obenan ein jährlicher Tribut an den Papst, bestimmt für seine Person und sein Haus. Der Betrag dieses Tributs soll ein für alle Mal festgestellt werden (Art. 14). — Die Legationen stellen zu der päpstlichen Armee ihr Kontingent, dessen Offiziere aus den Landeseingeborenen gewählt werden (Art. 15). — Außerdem ist im ganzen Lande eine Nationalgarde zu errichten (Art. 18). — Das Landesgebiet wird in drei Provinzen und diese werden wieder in Kreise und Gemeinden eingetheilt (Art. 19 und 20). — Jede Provinz erhält einen von Sr. Heiligkeit ernannten Gouverneur, ein General-Conseil und eine Provinzialverwaltung. Jeder Kreis erhält einen Kanzlei-Director und einen Landrath; jede Gemeinde einen Magistrat und einen Gemeinderath (Art. 21, 22, 23). — Die Rechtspflege wird im Namen des Souverains durch Ortsrichter, Kreisgerichte und ein Obertribunal ausgeübt. Handels-Rechtssachen werden vor einem Handelsgericht verhandelt. Militairische Rechtshändel gehören allein vor das Forum des Kriegsgerichtes (Art. 26, 31, 34).

Man wird zugeben, daß dieser Organisationsplan des Grafen Aldini noch heutzutage die richtigen Grundlagen für eine Verfassung der römischen Legationen enthält.

* L'Autriche dans la confédération italienne. Histoire de la diplomatie et de la police de la cour de Vienne dans les états du Pape depuis 1815, d'après des documens nouveaux et des pièces diplomatiques. Par M. Eugène Rendu. Paris, Dentu, 1859.

Nord-Amerika.

Ein Blick in die Wandlungen der Natur.*

Stein, Baum und Mensch.

Es ist eine dem denkenden Geiste zusagende Vorstellung, daß die Welt zu der Zeit, wo sie noch im nebelhaften Wust lag, die Stoffe aller künftigen, beseelten wie unbeseelten, Formen enthielt — daß die Wesen des dreifachen Naturreiches in ungeschlachten Massen durch den Raum schwebten. Die menschlichen Geschöpfe, noch in Dunst zerflossen, bevor sie, gleich dem Geist aus der berühmten Wunderlampe Aladins, sich zu Gestalten verdichteten, harrten der Berührung des allmächtigen Stabes, um Bildung und Leben anzunehmen. Seitdem die Massen sich senkten und das Land auftauchte, gab es in all den unterschiedenen Schöpfungswerken, den organischen wie unorganischen, kein Element, das nicht schon bestanden hätte, als die Erde noch „wüst und leer" war.

Die Naturkundigen sagen uns, daß dreihundertundfünfzig Millionen Jahre verfließen mußten, ehedenn die Erdkugel Festigkeit genug bekam, um nur die niedrigste Pflanzenart aus sich zu erzeugen. Und mehr denn eine Million Jahre bedurfte es wiederum, ehe ihr junges Antlitz sich mit den ersten Pflanzen verschleierte, um sie, nach der Absicht der väterlich göttlichen Fürsorge, zur Aufnahme des Menschen vorzubereiten. Waren nun — so ist's uns gesagt worden — die Tage Kain's und Abel's das Kindesalter der Welt, wann wird sie die Mannesreife erreicht haben?

Ja, es ist ein gewaltiger Gedanke, daß jegliches Ding, oder dessen Bestandtheile, schon im Anbeginn, wenn auch weitverschieden an Formen, vorhanden war — daß der Allmächtige an diesem Theil des Universums all die Stoffe gesammelt hatte, um daraus nach seinem Wohlgefallen die mannigfaltigsten Formen zu schaffen — daß in dem nebelhaften Chaos nicht nur die Gase webten, die, in allerlei Weisen und Verhältnissen sich verbindend, die steinige Kruste und die wässerige Hülle der Erde bildeten; sondern daß in dem dicken und dumpfen Qualm auch die Elemente all der schönen Dinge schwammen, die das Leben schmückten — daß Blumen und Bäume, Vögel und Fische, Käfer und Mastodone, das Aufgußthierchen und der Mensch damals noch ungestaltet, kaum als Keim in der Erscheinung und nur in der Gottesidee existirten. Christ und Moslem, Jude und Heide, Kaukasier und Neger, Hindu und Paria, alle die widersprechenden Naturen, die sich wie Oel und Wasser vertragen — sie waren in einen gemeinsamen Dunst gemischt.

Endlich begann die Verdichtung der gasischen Elemente, die luftartigen Substanzen wurden flüssig und das Wasser — was für mineralische Bestandtheile enthielt es? wann wurde es von Granit und Marmor, von Diamant und Rubin, von Arsenik und Eisen geschwängert? — Das Wasser schlug aus dem Qualm nieder, und über ihm blieb ein unserm Licht nur entfernt ähnlicher, leichter Dunst schweben, der aber immer noch schwer genug war, als daß ihn irgend eine Lunge, sei es von Menschen oder Gewürmen, ertragen konnte; und ein weiterer Schritt mußte geschehen, um diese Atmosphäre von ihren ungesunden Bestandtheilen zu reinigen. Dann führte der allmächtige Wille die Pflanzenkeime nach einander ein; zuerst die niedrigsten Ordnungen: die Farnkräuter, die den Schatten suchen; die Flechten, die in dumpfer und dunkler Verborgenheit wachsen; die Mooße, die nackte Felsen hinanklimmen und fast nur von Luft und Wasser leben — alles Vegetabilische, das keinen Sonnenschein zu seiner Erstärkung und keines Bodens, darin zu haften bedarf. Jahrhunderte lang sogen diese bescheidenen Gewächse ihre Nahrung aus den dumpfen Dünsten, welche die Erde einhüllten, und nachdem sich so diese Gase zu lebendigen Geweben von Stengel und Blatt gestaltet hatten, starben sie jahraus, jahrein hin; ihre Leichen häuften sich auf dem Gestein und bildeten einen angemessenen festen Boden für mächtigere Pflanzen. Die Bäume erschienen, die Stauden und Gräser in allerlei Art, und allerlei Thiere, was nur geht, fliegt oder schwimmt, wurde vor der Schöpfung des Menschen eingeführt.

Als ob die aus der Nebelsubstanz ausgeschiedenen Elemente in ihrem ersten Zustande zu roh gewesen, um unvermittelt den menschlichen Organismus herzustellen, mußten sie zuvörderst durch das Medium der Pflanzen- und Thierformen gehen, um sich dann den Wesen einzuverleiben, die nach dem Bilde Gottes geschaffen werden sollten. In der That aber blieben die Elemente bei all diesen Uebergängen unverändert. Es war derselbe göttliche Akt, durch den jegliche Pflanze aufging und jegliches Lebendige sich regte. Jeglicher Same und jegliches Ei war im Anfang von Ihm gebildet. Kein mythischer Pygmalion, kein sorgfältig unterhaltener elektrischer Strom vermag einen Wurm in ein durch Lungen athmendes Geschöpf umzuwandeln oder gar im langsamen Fortschritt das Menschengebilde zu erreichen. Wenn eine neue Pflanze erschien, hatte die Hand Gottes den Samen geformt. Wenn eine neue Thiergattung auf die Erde kam, hatte sie dieselbe Macht hervorgerufen. Allein die Stoffe waren nicht neu; „aus Staub von der Erde" ward der Mensch gebildet.

Sauer-, Wasser-, Kohlen- und Stickstoff — diese vier Elemente sind die Hauptbestandtheile aller Pflanzen- und Thierorganismen. Drei derselben außer ihrer Verbindung sind Gase, und auch das vierte im Verein mit Einem der übrigen ist ein Gas. In verschiedenen Combinationen bilden sie buchstäblich den Staub der Erde, sie machen Gestein und Wasser, Dunst und Luft. In der Hand des Allmächtigen sind sie eben so viele plastische Elemente, die jetzt eine niedrige Flechte und dann eine stattliche Eiche, jetzt einen Fisch und dann einen Menschen bilden. Und der Keim jegliches organischen Wesens hinterläßt seinem Sprößling die Macht, Seinesgleichen hervorzubringen, so daß jegliche nachfolgende Generation eine unveränderte Wiederholung der vorangegangenen ist.

Wollten wir die Spuren eines Stofftheilchens auf seiner Wanderung verfolgen, wir würden kein Ende finden. Vernichtung ist ein Ausdruck, der auf die Materie unanwendbar ist; denn diese vergeht nimmer, ruhet selten. Der Sauerstoff, z. B., der wichtigste Bestandtheil unsrer Atmosphäre, ist das verbindende Element aller Dinge, der Vermittler zwischen den Naturreichen, der ihre wechselseitige Einwirkung auf einander bewerkstelligt. Er nimmt Leben an im Menschen, indem er sich bei jedem Athemzug mit dem Blute verbindet; er wird von der Blüthe eingesogen, um bei der Fruchtbildung verwendet zu werden; manches Mineral ist zum praktischen Gebrauch unfähig, wenn er nicht, es angreifend, sich damit verbindet; er ist der Faktor bei der Production des Lehms, der Soda, der gewöhnlichen Mineralfarben; er erfreuet uns, sich mit den Pflanzensäften vereinend, mit den schönen Tinten des Herbstlaubes; ihm verdanken Gewächse und Thiere ihr Leben, er ist aber eben so bereit, bei ihrer Zerstörung mitzuwirken, wenn des Todes Schatten auf sie fallen. Die Prozesse der Gährung und Fäulniß können nicht eher eintreten, bis sie mit dem Sauerstoff den Bund eingegangen. Speisen in luftleer gemachten und dann hermetisch verschlossenen Gefäßen erleiden keine Veränderung, so lange der Luft kein Zutritt gewährt wird. Die kleinste Oeffnung jedoch, die der Atmosphäre Eingang gestattet, veranlaßt die Verbindung des Sauerstoffs mit der Speise; Gährung und Fäulniß sind die Folgen. Der Rost, der des Messers Schärfe stumpft, ist nur ein anderer Name für Sauerstoff; wetzet das Messer, und kein Sauerstoff wagt's, es anzutasten; der leichteste Fleck aber ist eine Bresche, durch die der stets wachsame Feind eindringt und nicht abläßt, bis er die Zerstörung vollbracht hat.

Alle Elemente haben einen großen Geselligkeitstrieb; sie können nicht allein leben; sie haben ihre Zuneigungen und Abneigungen; sie gehen Bündnisse ein, die so lange dauern, bis sie durch stärkere Anziehungskräfte gelöst werden, um neue Bündnisse zu schließen; und auf diesem abwechselnden Binden und Lösen beruhen die sogenannten Metamorphosen in der Natur.

Wenn Hamlet in seinem bitter grübelnden Humor die Möglichkeit aufstellt, daß der große Alexander durch eine Reihe von Wandlungen sich in dem Spundloch eines Bierfasses als Lehmstöpsel wiederfindet, so sagt er damit nur eine schlichte Wahrheit. Eine ähnliche Anspielung auf die Umgestaltungen der Materie macht er in der Unterredung mit dem Könige an dem Leichnam des Apollonius: „Ein Mann mag mit dem Wurm fischen, der einen König gegessen, und den Fisch essen, der den Wurm verspeist hat." Die alte Mythologie, in deren Fabeln stets ein Strahl von Wahrheit durchschimmert, verwendet diese Thatsachen der Natur zu ihrem Zwecke, indem sie die Götter an gewissen Personen die Verwandlungen ohne vermittelnde Uebergänge vollbringen läßt. Entkleiden wir die Metamorphosen Ovid's ihres mythischen Gewandes, so zeigt sich uns die nackte Realität in den alltäglichsten Erscheinungen, was wir nun durch einige naheliegende Beispiele darthun wollen.

Die Luft, die wir bei jedem Athemzuge aus den Lungen hauchen, enthält eine Menge Kohlensäure. Ein Mensch, tagelang in einen luftdichten Raum eingesperrt, würde fast den ganzen Vorrath von Sauerstoff darin in Kohlensäure verwandeln und die Luft zur Unterhaltung des thierischen Lebens untauglich machen. Was aber für die Thiere ein Gift, ist eine gesunde Nahrung für die Pflanzen. Diese saugen unablässig die Kohlensäure durch die Poren am Tage ein — Nachts ziehen sie den Sauerstoff vor — und geben sie, mit andern Zuthaten vermischt, als gesunde Früchte wieder. Reine Kohlensäure in Menge mit dem Blute ver-

* Nach dem Atlantic Monthly. Vom Verfasser des vortrefflichen Aufsatzes „Die Natur in Bewegung," im „Magazin" von 1855.

mischt — was beim Einathmen geschieht — kann den Tod bringen; in kleinen Quantitäten in den Magen gebracht, ist sie unschädlich. Ein Zug davon, z. B. wenn wir in einen langverschlossenen Brunnen steigen oder uns über ein Kohlenfeuer beugen, macht uns schwindlig; ein Trunk Wasser dagegen, das damit noch so reichlich geschwängert ist, wirkt erheiternd und erfrischend.

Wenn Pflanzen Seelen hätten, so müßten sie reinster Natur sein, da sie so giftige Berührung ohne Nachtheil ertragen können; ja, aus so schlechter Kost, die wir ihnen reichen, uns so köstliche Gerichte bereiten. Wir geben ihnen den Auswurf und den Abschaum der Materie und tauschen dafür schöne Blumen und wohlschmeckende Früchte ein.

Stirbt ein Thier, so fällt der ganze Nachlaß der Natur zur Disposition anheim. Ein guter Theil ist beiseite zu legen für Ameisen und Fliegen, die ungefragt brav zulangen. Wer es je gesehen hat, wie ein Aas unter der fleißigen Bearbeitung der Schmeißfliegenlarven rasch verschwindet, der weiß, wozu gewisse Fliegen da sind. Auch die Ameisen schleppen, wo nicht schwerere, doch umfänglichere Lasten, als sie selber, fröhlich davon. Aber auch ungestört von den Verwüstungen dieser nützlichen Insekten geht das Aas seiner Auflösung entgegen. Der Compagnieverband: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff, zur Förderung der Thätigkeiten eines Reh's, eines Fuchses, eines Fisches geschlossen, hört mit dem Tode des Thieres auf, und die Compagnons, unmittelbaren Gebrauch von ihrer Scheidung aus dem Verbande machend, gehen in ihrer jetzigen unorganischen Form auf neue Engagements aus, indem sie es dem Schwefel, dem Phosphor und andern untergeordneten Elementen der Thierleiche überlassen, ihr Gewerbe auf eigne Hand zu betreiben. Sie waren bei einem Schafe im Geschäft, jetzt werden sie bei einem Menschen, einem Eichbaum, einer Insektenkolonie, oder sonstwo in Dienst treten. Unter der Form von kohlensaurem Ammonium verbreiten sich diese Elemente durch die Luft oder werden von der Erde eingesogen. Hier stellen sie sich den Wurzeln und Blättern der Bäume zur Verfügung, bereit, bei ihnen, wie früher bei den Thieren ihre belebenden Operationen fortzusetzen.

Manche Pflanzen scheinen sich mit dem ihnen aus der Luft und der Erde zugeführten kohlensauren Ammonium nicht zu begnügen, sondern suchen sich diese aus der thierischen Verwesung entwickelten Nahrungsstoffe auf eigene Hand zu verschaffen. Der Sonnenthau (archemilla vulgaris) z. B. schwitzt auf der Oberfläche seiner Blätter eine leimige Substanz aus; die daran angezogenen und festgehaltenen Insekten tragen augenscheinlich durch ihre verwesten Leiber zum Unterhalt der Pflanze bei. Die Venusfliegenfalle (dionaea muscipula) in den Südstaaten hat einige mit Dornen besetzte Blätter, die, sobald ein Insekt sich darauf niederläßt, zuklappen und den Gefangenen, wie er sich auch sträuben und zappeln mag, nicht mehr loslassen. Offenbar dient der verfaulte Körper ihres Schlachtopfers zu ihrer Nahrung. Man hat die Beobachtung gemacht, daß Pflanzen dieser Gattung, in englischen Treibhäusern gezogen, von denen alle Insekten sorgfältig abgehalten wurden, hinzuwelken begannen und sich erst dann wieder erholten, als man ihnen Stückchen Fleisch in die Blätterfalle legte; die Fäulniß derselben scheint demselben Zweck entsprochen zu haben.

Die vorerwähnten vier Elemente erschöpfen jedoch nicht die Zahl der Stoffe, die die Bestandtheile der thierischen Körper ausmachen. Da sind auch Phosphor, Kalk, Magnesia, Soda, Schwefel, Chlorine, Eisen; und glaubt Ihr den Chemikern, so giebt es kaum ein Mineral, daß sich nicht im menschlichen Körper vorfände.

Was wird nun aus dem Phosphor und den übrigen Nebenbestandtheilen, wenn das Thier stirbt? Laßt gut sein, sie bleiben nicht müßig; auch sie unternehmen ein neues Geschäft. Sie bedingen ebenso unerläßlich, wie die vier Hauptelemente, den Bau des thierischen Gerüstes. Wir essen viel Fleisch und Brod und nur wenig Salz. Allein die wenigen Salzkörner sind eben so wichtig zur Erhaltung des Lebens, wie der große Brodlaib. Kaum ist ein Gefäß im Körper, das von phosphorsaurem Kalk frei wäre. Der Lichtschimmer, der an einigen faulenden Substanzen, besonders von Fischen, in der Nacht erscheint, rührt von der langsamen Verbrennung des Phosphors her, der bei der Zersetzung der Gefäße in die Luft entsteigt.

Der Landwirth benutzt mit Vorliebe den phosphorsauren Kalk als Dünger, ohne zu wissen, daß sein eigen Fleisch und Bein denselben als Bestandtheil enthält und daß er aus diesem Grunde seinen Acker damit zu versorgen hat. Er weiß nur, daß ihn durch dieses Düngmittel Korn und Gras besser gedeiht. Wenn er sich aber auch dann um nichts kümmert, so laßt's euch sagen, daß der Mensch diesen phosphorsauren Kalk in der Milch und dem Fleisch der Kühe, und die Kuh ihr Futter in diesem Grase findet, und das Gras daher zu dem Landmanne bittend aufschauet, daß er's ihm an dieser nützlichen Mineralmischung nicht fehlen lasse. Wenn also ein Thier stirbt und demnach des phosphorsauren Kalks nicht mehr bedarf, so verbindet sich dieser, durch die Zersetzung des Körpers frei geworden, mit dem Boden ringsumher und fördert das Wachsthum von Korn und Gras.

In geringer Quantität findet sich auch Schwefel im Fleisch und Blut. Eine tägliche Erfahrung beweist seine Gegenwart im Ei, aus dem er sich leichter als aus dem Fleisch entbindet; der silberne Löffel, womit man den Dotter ausnimmt, färbt sich schwarz. Wenn nun das Thier stirbt, die Lebenskräfte den chemischen Wahlverwandtschaften weichen, der Phosphor und die andern Grundstoffe ihren Abzug antreten, so wandert auch der Schwefel aus und findet sonstwo Unterkommen und neue Beschäftigung.

Chlorin und Sodium, zwei andere Elemente im thierischen Organismus, sind die beiden Faktoren des gemeinen Salzes, ohne welches unsere Küche so unschmackhaft sein würde, daß schon dieser Umstand seine Nothwendigkeit als Nahrungszuthat beweist. — Die Thränen, „die ewige Beglaubigung der Menschheit" beurkunden durch ihre beißende Schärfe das Vorhandensein des Salzes im Körper.

Eine Zeit lang galt die Meinung, daß nur die Nahrung aus dem Thierreiche alle Elemente liefere, die zum Unterhalt des Lebens nothwendig sind, bis Liebig die Entdeckung machte, daß auch die vegetabilen Substanzen dieselben Elemente und meist beinah in denselben Verhältnissen darbieten.

Da es uns hier nicht um eine ausführliche Diätetik zu thun ist, so bemerken wir nur im Allgemeinen, daß, obgleich Brod- und Fleischkost, jede für sich allein, die Elemente der Knochen- und Muskelbildung enthalten, es doch vorzuziehen ist, sie in Verbindung mit einander, statt ausschließlich die eine oder die andere zu genießen.

Es frägt sich nun, wohin gehen diese Elemente, wenn sie beim Menschen ausgedient haben? Die Antwort ist: die ganze Natur nimmt sie in Anspruch. Jede Pflanze hält ihren Mund offen, sie einzunehmen, so bald sie in entsprechender Form in ihren Bereich kommen. Als Gase werden sie von den Blättern eingeathmet, in tropfbarem Zustande von den Wurzeln getrunken. Nicht alle Pflanzen lieben indeß dieselbe Kost und theilen sich daher nach freundschaftlichem Uebereinkommen in die ihnen vorgesetzten Gerichte. Gräser und Getreide verzehren viel phosphorsauren Kalk, den sie in Hülsen verwandeln. Erbsen und Bohnen brauchen wenig Stickstoff, den sie andern Schwestern überlassen. Kohl, Rüben und Sellerie verlangen eine reiche Portion Schwefel.

In der Kost der Pflanzen und der Thiere ist der große Unterschied bemerkbar; die Pflanzen genießen ihre Nahrung ausschließlich als Gase und Flüssigkeiten im unorganischen Zustande; das Futter der Thiere dagegen muß erst organische Form annehmen. Kein künstlicher Prozeß vermag Sauerstoff, Wasserstoff u. s. w. in eine der Ernährung der Thiere zusagende Form zu bringen. Die Kunst kann so wenig Faserstoff und Kleber herstellen, wie der Alchimist den Stein der Weisen finden kann. Wir wissen chemisch genau zu berechnen, wie sich die unorganischen Urstoffe in einem zusammengesetzten organischen Element zu einander verhalten; ein organisches Element aber nachmachen, können wir so wenig, wie wir ein Blatt bilden können. Was wir aber nicht thun können, das thut die vegetabile Welt für uns. Und so kommen wir zu der Einsicht, warum die Erde sich erst mit Pflanzen bekleiden mußte, bevor sie die Thiere aufnehmen konnte. Eine Feldmaus stirbt und verwest, und um ihr Grab theilen sich die Wurzeln in die Erbschaft; wie leicht stellen wir uns die nächsten Mäuse-Generationen vor, die Kinder und Enkel des dahingeschiedenen Nagers, wie sie an der zarten Rinde knuppern, die sich aus den Ueberresten ihres Ahnen gewebt hat.

Pflanzen wie Thiere haben ihren besondern Nahrungsbedarf. Entziehet einem Kornfelde seinen phosphorsauren Kalk, und es trägt nichts mehr. Ihr könnt einen damit bestellten Acker drei oder vier Jahre hintereinander besäen; allein eure Aerndte wird zuletzt auf Nichts herabkommen, wenn ihr nicht jahraus jahrein dem Boden so viel von jenem Mineral zuführt, wie das Korn verzehrt hat. Alle Pflanzen haben das Vermögen, aus dem Boden gerade die zu ihrem Wachsthum nöthigen Nahrungsstoffe auszuwählen; finden sie diese in dem Boden nicht, so werden sie auch nicht wachsen. Es ist heutzutage eine allbekannte Thatsache, daß, wenn ein alter verkommener Hochwald gefällt wird, an dessen Stelle ein Gebüsch von Immergrün aufsproßt. Die alten Eichen, Hickorien, Buchen verbringen ihre letzten Jahre in Ruhestand; sie treiben zwar noch Blätter, tragen jedes Jahr sparsame Früchte; ein neues Gehölz zeugen sie aber selten. Eine Eiche hat nach 200 Jahren ihr volles Wachsthum er-

reicht, lebt aber dann an die 600 Jahre in verhältnißmäßiger Unthätigkeit; sie scheint nicht mehr zuzunehmen, einzig und allein, weil sie den Nahrungsstoff aus dem Boden rings um ihre Wurzeln erschöpft hat. Wenigstens wissen wir, daß, wo sie geschlagen ist, nicht Eichen, aber Fichten fortkommen; denn Fichten haben andere Bedürfnisse und finden in dem Grunde die Stoffe zu ihrem Unterhalt, die ihre Vorgänger unberührt gelassen. Daher auch der von den Landwirthen so viel besprochene Fruchtwechsel. Früher ließ man nämlich den Boden, wenn er spärlich zu tragen begann, jahrelang brach liegen, damit er den Verlust an Nahrungsstoff aus der Luft ergänze und so wieder zu Kräften komme. Jetzt, nach dem erkannten Prinzip des Fruchtwechsels, stecken wir Bohnen, wo wir das vorige Jahr Korn gebaut haben.

Nicht aber dadurch allein berauben sich die Pflanzen des Unterhalts für die Zukunft, daß sie in der Gegenwart den Vorrath an Nahrungsstoffen erschöpfen; manche Gattungen setzen überdies Substanzen in den Boden ab, die für sie wie für andere Pflanzen ein Gift sind. So dringt aus den Wurzeln der Hülsenfrüchte in beträchtlicher Menge ein gewisses Harz, das zu ihrer Nahrung durchaus untauglich ist, so daß Bohnen und Erbsen, auf demselben Flecke mehrere Jahre nach einander gepflanzt, nur kümmerlich gedeihen. Dieses Harz zeigt sich jedoch dem Getraide als zuträgliche Kost, so daß der abwechselnde Anbau von Hülsenfrucht und Getraide beiden ersprießlich ist. — Liebig bringt die Ergebnisse einer Reihe von Experimenten, welche die gegenseitige Einwirkung der verschiedenen Pflanzenarten auf einander in helles Licht setzen. Verschiedenartige Gewächse wurden in Wasser gesetzt, um die Natur der Wurzelsecretionen zu beobachten. Das Wasser von Hülsenpflanzen färbt sich braun, und Pflanzen derselben Art hineingebracht, wurden im Wachsthum gehemmt und gingen frühzeitig ein; dagegen gediehen Getraidehalme darin kräftig und die Farbe verblich augenfällig; es stellte sich denn klar heraus, daß die Secretionen der Leguminosen von den Cerealien aufgesogen wurden.— Die Eiche, dieses große Laboratorium des Gerbestoffes, legt einen großen Vorrath davon nicht nur in Rinde und Laub an, sondern ihre Wurzeln, setzen auch im Boden eine hinlängliche Menge desselben ab, um die Würzelchen aller Pflanzen zu gerben, die zufällig ihre Saugfäden in diese Gegend strecken; durch diesen Gerbeprozeß schließen sich die Poren ihrer Schwämmchen so fest, daß sie nicht länger ihre Function verrichten können, und die Pflanze stirbt ab. Pflanzen, deren Wurzeln sich mit den Mohnwurzeln verzweigen, saugen das von diesen in dem Boden ausgeschwitzte Narkotikum in sich; Betäubung und Tod sind die Folgen für die armen Opiumesser wider Willen.

Das Aquarium in den Apotheken liefert ein interessantes Beispiel der gegenseitigen Abhängigkeit der drei Naturreiche von einander. Hier in einem Behältniß, das wenig Gallonen Wasser und Etwas atmosphärische Luft faßt, ist eine abgeschlossene Welt im Kleinen, die die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse aus sich selber schöpft. Der Erfolg ist durch die Zahl und den Charakter der Bewohner bedingt; die Pflanzen müssen in hinlänglicher Menge vorhanden sein, um durch den Ueberfluß die sie umgebenden Grasfresser zu versorgen, und die Thiere wiederum, mögen sie von Pflanzen oder von ihren kleineren und schwächeren Mitgeschöpfen leben, haben in ihren Secretionen die mineralischen Stoffe abzugeben, um die Pflanzen in den Stand zu setzen, den täglichen Verlust, den ihnen die auf ihre Kosten lebenden Seeräuber zufügen, wett zu machen. So hat ein entsprechend eingerichtetes Aquarium alle Erfordernisse und Bedingungen zu fortdauerndem Bestande; oder vielmehr, das einzige Hinderniß seiner unbegrenzten Fortdauer ist, daß eine sterbliche und keine göttliche Hand hier Licht und Wärme abgewogen hat.

Bei der Untersuchung der Stoffe, die sich die Pflanzen aus dem Boden aneignen, finden wir, daß sie die eingesogenen Mineralsubstanzen in größerer Menge aufnehmen, als sie zu ihrem Wachsthum und zur Reife ihrer Früchte verbrauchen können; der Ueberschuß setzt sich dann unter Krystallform in der Pflanze ab. Schneiden wir einen Rhabarberstengel quer durch, so bemerken wir mit Hülfe des Mikroskops zwischen den Fibern nadelförmige Krystalle von kleesaurer Potasche, der Quelle der intensen Bitterkeit dieser Pflanze. Läßt man Ahornzucker bis zur Syrupdicke einkochen und ruhig stehen, so zeigt sich Sand, oft in beträchtlicher Menge, als Bodensatz; in geringerer Quantität dürfte er sich in dem Ahornzucker überhaupt vorfinden und so das Klagen über die Griesigkeit dieses Produkts rechtfertigen, die aber keineswegs den Fabrikanten zur Last zu legen ist, sondern der Natur auf Rechnung kommt. Es ist nichts denn in Wasser aufgelöster Kies, den die Ahornwurzeln eingesogen haben. Wird der Baum angezapft, so fließt der Saft klar wie Wasser heraus; durch Sieden aber verdickt, setzt er das Mineral in seinen Krystallen ab, und der Boden der Pfanne erscheint wie mit Sand bedeckt.

Die Kieselsäure ist in der Mineral- und Pflanzenwelt weit verbreitet; zum Gebrauch im thierischen Organismus muß sie natürlich erst zersetzt und in organische Form gebracht werden. Die zahlreichen Pflanzengattungen, deren Stengel den Winden zu widerstehen haben, wie die Getreidehalme, das Zuckerrohr, der Bambus u. a. saugen das Silikat durch die Wurzeln ein und lagern es als Steifungsmittel in den Stengeln ab. Die messerscharfen, blutigschneidenden Ränder gewisser Grasblätter rühren von dem Kieselbestandtheil her. Glas ist eine Mischung von Kiesel und Potasche. Jeder kann den Versuch im Kleinen machen, wenn er einen Strohhalm entzündet und mit einem Rohr in die Glutasche bläst; die Asche verzehrt sich und an deren Stelle erscheint ein Kügelchen reinen Glases. Ein Beispiel in größerem Maßstab wird von dem Physiologen Dr. Carpenter beigebracht. Auf einer Heuwiese zwischen Mannheim und Heidelberg bemerkte man nach einem Gewitter eine geschmolzene glasige Substanz in beträchtlicher Masse. Anfangs hielt man sie für ein Meteormineral; eine genauere chemische Analyse aber erwies sie als eine Combination von Kiesel und Potasche, unter derselben Form, wie sie in den Pflanzen enthalten ist. Bei fernerer Untersuchung ergab sich nun, daß auf demselben Platz ein Heuschober gestanden, den der Blitz verzehrt und die Asche in die fragliche Substanz verwandelt hatte.

Nichts in der Natur macht auf den Neuling einen so überraschenden Eindruck wie die ersten Anschauungen der mannigfaltigsten, scheinbar widersprechenden und mindestens unerwarteten Gestalten, in welchen ein und dasselbe Mineral sich darstellt. Besonders interessant ist in diesem Bezuge die Kohle. Nach den Chemikern ist der Diamant das einzige Exemplar reiner Kohle in der Natur. Unter dem Einfluß einer intensen Hitze verbrennt er (verflüchtigt er sich) in Sauerstoff, ohne Asche zurückzulassen. Ihm zunächst steht — seltsame Abstufung! — die Holzkohle, die von ihm nur durch einen geringen Zwischenraum getrennt ist; und doch erscheint der Abstand so ungeheuer, daß nur ein Chemiker die nahe Verwandtschaft ahnen mag. Dann kommen die unermeßlichen Steinkohlenlager in der Erdkruste, die vor dem Auftreten der Thierschöpfung sich dadurch bildeten, daß ein Riesenwald seine mächtigen Stämme in die Tiefe vergrub, die mit der Zeit zu einem weitgestreckten Bette verkohlter Steine wurden.

Betrachten wir die Reiche der Pflanzen und Thiere, so finden wir in jedem Gewebe die Kohle als Bestandtheil. Es giebt aber gewisse Gewebe und anatomische Elemente — wie sich die Physiologen ausdrücken — die viel Kohle und gar keinen Stickstoff enthalten; es sind die Oele und Fette und alles damit Verwandte. Höchst interessant erscheint namentlich die Umgestaltungsmacht, womit diese Substanzen in einander übergehen. Stärke, Kleber und Zucker können alle in Fett verwandelt werden. Die Erklärung liegt in der Thatsache, daß all diese Substanzen chemisch gleich sind, d. h. sie alle haben fast in denselben Verhältnissen Kohle, Sauerstoff und Wasserstoff und keinen Stickstoff, und dennoch macht sie dieser unbedeutende Unterschied der Combination zu eben so vielen unterschiedenen Substanzen in der Natur. Ihre wesentliche, bis zur Identität steigende Aehnlichkeit wird durch die Thatsache bestätigt, daß in unseren Laboratorien Stärke in Gummi und beide in Zucker verwandelt werden. Die letztgenannte Verwandlung geht stets beim Reifen der Früchte vor sich. Die Landfrauen, die Johannisbeergallert und Johannisbeerwein für die Wirthschaft machen, wissen recht gut, daß, wenn sie Beeren überreif werden lassen, ihr Gallert nicht die gehörige Dichtigkeit bekommt, wie wenn sie dieselben eben gereift abnehmen, und überdies leicht in den Zustand der Krystallisation übergeht. Anfangs nach der Reife haben die Johannisbeeren nur wenig Zucker, aber desto mehr Gummi und Kleber; überreif geworden steigt der Zuckergehalt auf das zwölffache, während die andern beiden Stoffe sich sehr vermindert haben, d. h. in Zucker übergegangen sind. Jede gereifte Frucht zeigt uns die Zuckermetamorphose unter dem Zauberstabe der Sonnenstrahlen. In der reichen Zuckerquelle, dem Zuckerrohr, stellt sich derselbe Prozeß dar. Ein französischer Arzt, Bernard, hat entdeckt, daß die Leber aus jeglicher Nahrung, vorzüglich Stärke- und Gummihaltiger, Zucker bereitet, während ihr Gegenpart, die Lunge, das Produkt wieder in dessen chemische Elemente auflöst.

Stärke und Gummi können, wie gesagt, durch die Kunst Zucker werden; kein Chemiker aber ist im Stande eine thierische Substanz nachzumachen, und die Verwandlung dieser drei Elemente in Fett kann nur in dem Körper vor sich gehen. Die Neger auf den Plantagen werden fett von dem Zucker, dem sie um die Siedezeit tüchtig zusprechen; den Chinesen macht die ausschließliche Reiskost wohl beleibt; Reis aber ist hauptsächlich stärkehaltig. Eine der interessantesten Beobachtungen jedoch über die Wandlung des Zuckers in Fett hat Huber bei den Bienen gemacht. Er hat nämlich einige dieser Insekten in einen Stock gesperrt und sie mit

reinem Honig oder mit Zucker gefüttert, und sofort begannen sie eine Wabe anzulegen. Wachs ist nur Fett und der von den Bienen genossene Honig — nicht, wie man früher geglaubt, der von den Blumen abgestreifte Staub — wird in ihrem Körper zum Theil in Wachs verwandelt. Vierundzwanzig Stunden nachdem sie den Magen mit Honig gefüllt, erscheinen dünne Wachsplättchen an den Schuppen der innern Unterleibswand; durch acht Oeffnungen der Schuppen sintert die Flüssigkeit durch und verhärtet sich hier. Daraus bauen sie ihre Zellen.

Um wieder auf die Pflanzen zu kommen, so finden wir, daß sie zu gewissen besondern Zwecken von chemischen Mischungen Gebrauch machen, allein, wie wir gesehen, schafft das gesammte Pflanzenreich aus den acht oder zehn Urstoffen, die es mit den Thieren gemein hat, die unendliche Mannigfaltigkeit der Produkte zur Erhaltung, zur bequemen Einrichtung und zur Verschönerung des Lebens.

Wir haben nun die Grundstoffe auf ihrer Wanderung vom Stein und vom Baum zum Menschen und auf ihrem Kreislaufe rückwärts eine Strecke begleitet; laßt uns nun, ehe wir von ihnen scheiden, noch einen kurzen Ausflug in die erschaffene Welt machen. Nehmen wir ein Stückchen Marmor — Marmor ist, seiner chemischen Verfassung nach, kohlensaurer Kalk — etwa ein Stückchen von dem Marmor, aus welchem Venedigs Paläste erbaut sind. Jahrhunderte lang haben die Gewässer des Adria, und nicht wirkungslos, an diese Paläste gespült. Mit ununterbrochenem Wellenschlag haben sie das Gestein bearbeitet und die abgeriebenen Theilchen mit sich fortgeschwemmt. Unmerkliche Stäubchen sind's allerdings, aber unbenutzt verlieren sie sich nicht. Denn der kohlensaure Kalk, der meist Theil nahm an den stolzen Bauten der „herrlichen Stadt im Meere," steuert nun bei, die rauhen Gehäuse der Austern zu bilden; oder ist einverleibt den weitgestreckten Korallenriffen, die aus Westindiens Eilanden aufschießen; oder wird jahraus jahrein abgesetzt von den sterbenden Schalthieren, die mit ihren Ueberresten dem Ozean sein Unterbett bereiten. Denselben venedischen Marmor haben sich ohne Zweifel auf nassem Wege — das Seewasser hatte ihn aufgelöst — die Fische angeeignet und ihn in ihr Fleisch und Bein umgestaltet. Ausgeworfen an Italiens Gestade wurde er, zersetzt, von den durstigen Wurzeln des Waldes getrunken, angesichts der nämlichen Mauern, von denen er sich getrennt hatte. Und wer weiß, ob nicht Theile desselben jetzt als Korallen oder köstliche Perlen den Nacken einer venetianischen Schönen schmücken. Denn wie sagt Ariel im „Sturm" zu Ferdinand:

Fünf Faden tief liegt Vater dein,
Sein Gebein wird zu Korallen,
Perlen sind die Augen sein.
Nichts an ihm, das soll verfallen,
Das nicht wandelt Meeres-Flut
In ein reich und seltnes Gut.

Das ist ein bloßer Wink von der Wandelbarkeit der erschaffenen Dinge. Marmor, Seemuscheln, die Kreideklippen Dovers, die Fossilien in den Kalklagern, die uns die Thierformen längst ausgestorbener Gattungen verwahren, die Korallenbildungen, die in so manchem tropischen Gewässer ihre gefährlichen Riffe weithin strecken — Alle sind wesentlich und ihren Bestandtheilen nach einerlei, die durch Naturprozesse und mannigfaltige Zufälle fortwährend ihre Zustände gegen einander austauschen.

Es liegt nichts Idealfeindliches in solchen Gedanken; das Wirken der Natur ist stets bewundernswürdig. Allein, wenn die sterblichen Reste mit Vorbedacht zu gemeinen Zwecken verwendet werden, bevor sie ihre ursprüngliche, wir sagen besser, letzte Form ganz abgestreift haben — würden es die meisten Menschen mit Recht als einen Akt der Entweihung brandmarken. Mit welch heiligem Abscheu würden die alten Aegypter es ansehen, daß ihre einbalsamirten Leiber zu Quacksalbereien herabgewürdigt werden! Und doch wird in den Werken des berühmten Ambrosius Paräus, im sechzehnten Jahrhundert Oberwundarzt nacheinander bei fünf französischen Königen, von den Mumien als Heilmittel gehandelt. „Sie werden gepulvert und in Pillen- oder Mixturform denen verordnet, die von einer Anhöhe gestürzt oder sich sonst Schaden gethan haben." Der gelehrte Doktor eifert gegen diese, wie er sagt, bei der Fakultät allgemein beliebte Arznei als unwirksam und ekelhaft; „denn," sagt er, um seine Behauptung der Ekelhaftigkeit zu begründen, „die Mumien, die schon die ägyptischen Apotheker als Heilmittel bereiteten, rührten von den Leichen des niedrigsten ägyptischen Pöbels her; da der Adel und die Vornehmen des Reichs, welche die Denkmäler ihrer Ahnen mit religiöser Scheu verehrten, es nimmer zugegeben hätten, daß die Leiber ihrer Freunde und Angehörigen zu schmutzigem Gewinn und scheußlicher Verwendung in die Laboratorien wandern sollten." Ist nun schon ein solcher Handel empörend, was soll man zu jenen Priestern in Nicaragua sagen, die, um ihre überfüllten Leichenäcker zu räumen, die Gebeine der Todten ausgraben lassen und sie mit der daran klebenden Erde an die Salpetersiedereien verkaufen? Kein Gefühl der Verehrung vor den Grabstätten ihrer Väter spornt sie, den Anfällen fremder Seeräuber Widerstand zu leisten; denn — sie verarbeiten ja die Gebeine ihrer Väter zu Schießpulver.*

Doch hinweg von dem widerwärtigen Gemälde! Der Blick in die Wandlungen der Natur, die wir unsern Lesern zum Theil aufgethan, ist bei weitem anziehender. Wir vertreten nimmer irgendwelchen Versuch, den Menschenleib vor der Zersetzung zu schützen; im Gegentheile möchten wir von Herzen Alle aufmuntern, die Formen der geliebten Hingeschiedenen den ursprünglichen Elementen zurückzugeben, um der Möglichkeit vorzubeugen, daß die theuren Ueberreste unsrer Lieben Abscheu und Ekel erregen oder pestartige Ausdünstungen verbreiten. Unbezweifelt wird auch die Leichenverbrennung wieder in Gebrauch kommen, und unser Gefühl wird sich ebenso wenig gegen dieses Verfahren sträuben, wie es jetzt davor zurückschreckt, die kostbaren Reste der langsamen Verwesung hinzugeben und den Würmern zum Fraß vorzusetzen. Nur wenigen dürfte dann der Gedanke peinlich sein, auf Einmal der gemeinsamen Luft und Erde beigemischt zu werden und unter anderen Formen zu nützlicher Wirksamkeit zurückzukehren, nachdem die Seele zu den himmlischen Kreisen eingegangen ist, um die Segnungen eines unsterblichen Lebens zu genießen.

Ungarn.

Wogulische Sprache und Sage.

Unter den zum großen finnisch-uralischen Stamme gehörenden und mit dem Ungarischen (Magyarischen) verwandten Sprachen ist die Wogulische bis heute eine der ganz unerforschten gewesen. In ihren Grundzügen zu klarer Anschauung gebracht wird uns diese Sprache erst in einer kürzlich erschienenen Schrift Herren P. Hunfalvy's, welche ihr Verfasser vorlas, als er den Sitz eines ordentlichen Mitgliedes der ungarischen Akademie zum ersten Male einnahm.** Nach grammatischer, der Formenlehre, Wortbildung und Wortfügung gewidmeter Einleitung folgt eine lange, die Weltschöpfung betreffende Sage des Wogulenvolkes — Text und ungarische Uebersetzung — dann ein lexikalisches Verzeichniß der im Texte vorkommenden Wörter und Redensarten, mit lehrreichen Vergleichungen.

Die Schöpfungs-Sage befand sich im literarischen Nachlasse Anton Réguly's, der das Wogulische an Ort und Stelle erlernt hatte und mit dessen Beihülfe Herr Hunfalvy dieses Idiom studirte. Die Wogulen lassen den höchsten Gott (Numi Tárom) das erste Menschenpaar in einer Wiege aus Silberdrath an eisernen Ketten vom Himmel herunter senken; da aber noch keine bewohnbare Erde existirt, so treiben die Winde das Paar im Wasser nach allen Richtungen, und erst ein Gebet des Mannes verschafft ihnen soviel Erde als hinreicht, um einem Hause als Stütze zu dienen. Auch dieses einzige Eiland blieb ein Spiel der Winde, die es aus einem Meer in's andere trieben. Das Menschenpaar erhält in seinen alten Tagen noch (auf natürliche Weise) einen Sohn, und dieser Sohn wird Schöpfer der Erde und ihrer Bewohner, oder eigentlich nur das Werkzeug ihrer Schöpfung; denn er muß öfter den träge dasitzenden Numi Tárom um guten Rath anflehen, ehe Alles so ist, wie es sein soll. Die Erde wird geformt, befestigt, bevölkert; dann wird für Ernährung, Bekleidung, Fortpflanzung, und endlich — gegen Uebervölkerung gesorgt. Das feste Land und seine Gewässer entstehen aus Klumpen Erde, die der Demiurg tief aus dem Meere geholt; Menschen und Thiere formt er, indem er Schnee und Erde durcheinander knetet, die Stammältern der verschiedenen Arten Fische aber empfängt er schon fertig aus Numi Tárom's Händen. Zuletzt bringt er den Kulyater d. i. Todesgott vom Himmel herab, damit immer hübsch Raum auf Erden bleibe. In der ganzen Erzählung spielt die Siebenzahl eine große Rolle: die Himmelsleiter hat sieben Sprossen, Numi Tárom sieben Zöpfe; die Zeitabschnitte sind gewöhnlich sieben Tage oder sieben Jahre. Wasser und Erde sind

* Nur als Verirrung der hausbackenen, frostigen Philanthropie ist es zu bezeichnen, daß der grundehrliche, aber etwas beschränkte Roland dem Konvent vorschlug, die Todtengebeine — zu Dünger zu verwenden. D. R.

** Sie ist abgedruckt im „Anzeiger" (Értesítő) der genannten Akademie für das laufende Jahr, und hat den Titel: Egy Vogul Monda, Vogul nyelvtani és szótári kisérlettel, d. i. Eine Wogulische Sage, mit grammatischer und lexikalischer Begleitung.

schon vorhanden, ehe eine bewohnbare Welt da ist, und die Winde stürmen über das Chaos hin. Was die verschiedenen Bedingungen unseres irdischen Daseins betrifft, so können diese für das erste Menschenpaar und dessen Sohn nicht vorhanden sein; denn alle drei kommen für ihre Person wegen Nahrung und Bekleidung nie in Verlegenheit, auch sollte ihnen die Fortpflanzung nicht mehr Geheimniß sein, da der Sohn den Eltern offenbar auf natürliche Art geworden ist. Merkwürdiger Weise fragt dieser in jeder Verlegenheit zuerst seine Eltern um Rath und wendet sich dann erst an Gott, obgleich Jene ihm von Anbeginn erklären, daß ihre Abgestumpftheit sie ganz außer Stand setzt, mit nützlichem Rathe auszuhelfen.

Auf die Wogulen-Sprache selber werden wir in einem für Erman's Archiv bestimmten Artikel näher eingehen. W. Sch.

Deutschland und das Ausland.

Grundzüge der Ethnographie, nach Perty.*

Die Ethnographie ist eine noch junge Wissenschaft. Den Grund zu ihr hat Blumenbach mit seiner Schrift de varitate generis humani nativa gelegt. Seitdem hat sich ein reiches Material angesammelt, um dessen übersichtliche Zusammentragung Herr Perty in seiner oben genannten Schrift sich ein anerkennenswerthes Verdienst erworben hat. Als seine Aufgabe bezeichnet er die Darstellung eines Gesammtbildes der Menschheit nach ihrer ethnographischen Gliederung und nach ihrem Lebensprozesse. Die Schrift zerfällt in drei Hauptstücke. Das erste ist den einleitenden allgemeinen Betrachtungen gewidmet. Es ist zunächst von der Entstehung des Menschengeschlechtes die Rede. Die Belebung der kleinsten wie der größten Organismen ist nur durch ein unsichtbares, seelisches Wesen begreiflich, welches an und für sich ein gleichsam Jenseitiges, aus dem unsichtbaren Reiche göttlicher Ideen in die Sichtbarkeit hinübertritt, und sich in derselben einen Leib anbildet. Auch der Mensch ist, nachdem seine Zeit gekommen war, aus dem unsichtbaren göttlichen Ideenreich in der Sichtbarkeit erschienen, und man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß mit der Erscheinung des Menschengeschlechtes die Erde die höchste uns bekannte Entwickelungsstufe, wenigstens bisjetzt, erreicht habe.

Ueber die Urheimat, über das Alter des Menschengeschlechtes, und ob es von einem oder mehreren Paaren abstammt, werden die Meinungen wohl immer divergiren. Mit den meisten und bedeutendsten Naturforschern und Philosophen entscheidet sich auch unser Verfasser dafür, daß die verschiedenen Menschenformen als Raçen einer Species zu fassen seien. Ob nur eine oder mehrere Raçen von vornherein anzunehmen seien, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Der Verfasser neigt sich mehr zu der Annahme einer Urraçe hin. „Ich sehe keinen Grund," sagt er, „weshalb nicht angenommen werden dürfte, daß die Beschaffenheit der Urmenschen eine gewisse Biegsamkeit und Veränderlichkeit hatte, vermöge welcher nach den verschiedenen Umständen, unter welche die Nachkommen geriethen, eine Differenzirung in Raçen stattfinden konnte und mußte, welche, weil sie naturnothwendige Differenzirungsmomente sind, einmal geworden, so große Bestimmtheit und Festigkeit zeigen. Daß jetzt aus der Mischung der Raçen lauter Produkte entstehen, die halbschlächtig sind, ist naturgemäß; ebenso daß jetzt in Afrika aus dieser Mischung keine Neger, in Amerika keine Indianer mehr entstehen, weil die erzeugenden Eltern sowohl, als die äußeren Umstände ganz anders beschaffen sind, als sie in der Zeit der Raçen-Entstehung waren."

In den wesentlichen Charakteren zeigen die verschiedensten Raçen und Stämme große Uebereinstimmung, nur in untergeordneten Merkmalen finden sich Verschiedenheiten. Von hervorragender Wichtigkeit für die Charakteristik der Raçen ist die Schädel- und Beckenform.

Was die physischen Eigenschaften betrifft, so haben alle Menschenraçen und Stämme Vernunft und Sprache; alle begreifen die Gesetze der Logik und Mathematik; alle haben religiöse Vorstellungen und den Trieb, über die Ursachen der Dinge nachzudenken; alle endlich haben sittliche und rechtliche Begriffe.

Die Raçen sind durch Zwischenraçen verbunden; doch ist der Raçencharakter so tief eingeprägt, daß keine Veränderung des Aufenthaltes und Klima's ihn zu vernichten vermag. Nur die Zeugung durch Individuen verschiedener Raçen kann hier Aenderungen bewirken, einen Mittelschlag hervorbringen.

* Grundzüge der Ethnographie. Von Dr. Maxim. Perty. Leipzig und Heidelberg. Winter, 1859.

Der Mensch ist mehr als alle anderen Organismen geeignet, in den verschiedensten Klimaten und Ländern zu leben; doch hat man den Einfluß der äußeren Natur auf den Menschen vielfach übertrieben, indem man häufig die Schicksale und den Entwickelungsgang der Nationen fast allein von ihm abhängig machte, welche doch eben so sehr, ja noch mehr von der eigenthümlichen Natur der Raçen und Stämme bedingt wird. — Die Größe der Menschengestalt scheint sich seit den ältesten Zeiten nicht wesentlich verändert zu haben. Ob die Lebensdauer in der Urzeit eine längere war, ist ein ungelöstes Problem. Der wahrscheinlich älteste Mensch in der neueren Zeit war der Portugiese Taveira, der 1738 im 198. Lebensjahre starb. — Durch Völkerwanderungen haben sich von den ältesten Zeiten an die Raçen gekreuzt. Es ist falsch, daß die Menschheit immer von Osten nach Westen wandert; in den Kreuzzügen und sonst auch fanden Wanderungen von Westen nach Osten statt.

Die Vermischung der Raçen durch tausendjährige Kreuzungen macht eine befriedigende Systematik der Raçen sehr schwierig. Der erste Versuch einer Eintheilung der Menschenraçen rührt von einem Unbekannten im Journal des Savans 1684 her. Er theilte das Menschengeschlecht in vier Varietäten: 1) Europäer mit Ausnahme der Lappen, Westasiaten, Nordafrikaner und Amerikaner; 2) die übrigen Afrikaner; 3) die übrigen Asiaten und 4) die Lappen. Die meiste Verbreitung hat mit Recht das System Blumenbach's gefunden, der fünf Raçen annimmt: die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malayische, und zwar so, daß die kaukasische die Stamm- und Mittelraçe, ihre Extreme die mongolische und äthiopische sind, die amerikanische den Uebergang zwischen der kaukasischen und mongolischen, die malayische zwischen der kaukasischen und äthiopischen bildet. Unser Verfasser theilt das Menschengeschlecht in drei Hauptraçen: die arisch-ozeanische, die turanisch-amerikanische und die afrikanisch-australische.

Das zweite Hauptstück giebt eine Uebersicht der Völker und Stämme, die einer jeden dieser drei Hauptraçen angehören. Die Völker werden nach ihrer physischen und geistigen Beschaffenheit in Charakterbildern porträtirt, und man kann im Allgemeinen die Naturtreue loben; nur zuweilen wird die Zu- und Abneigung des Verfassers aus der Auftragung der Farben sichtbar. Und doch sollte ein Ethnograph noch weniger wie ein Historiker cum studio et ira malen; ihm müssen Völker und Nationen reine Naturobjekte sein, bei deren Schilderung sich nur sein wissenschaftliches, nicht sein nationales oder politisches Interesse kund geben soll. Den Völkern dürfen nicht die Sünden ihrer Führer, woran sie selbst gewöhnlich ohne Schuld sind, und wovon sie oft am meisten zu leiden haben, angerechnet werden. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

So haben die Dänen allerdings in der neuesten Zeit sich gegen die Deutschen nicht gerade, wie es Nachbarn und Stammverwandten ziemt, benommen; deshalb aber durfte der Verfasser nicht, während er an den Schweden und Norwegern ihr sanftes und edles Benehmen, so wie ihre Gastfreundschaft rühmt, von den Dänen sagen, daß sie einen arglistigen Zug haben. Wenn auch ihre Staatsleiter eine arglistige Politik verfolgen, so ist deshalb noch nicht das Volk arglistig.

Ebensowenig darf den Franzosen immer wieder die Revolution, der Königsmord und die Vertreibung ihrer Fürsten zum Vorwurf gemacht werden. Auch die Engländer haben ihre Revolutionen gehabt, auch sie haben ihren König Karl I. hingerichtet und die Stuarts entthront. Die Völker haben, wie die Individuen, ihre Krankheiten: einige siechen hin, bis sie eines langsamen Todes sterben; andere suchen in heftigen Krisen den Krankheitsstoff auszustoßen. Es zeugt immer von einer kräftigen Natur und einer bedeutenden Lebenskraft, wenn es noch zu einer Krisis kommt. Was der Kranke in seinem Fieberparoxysmus thut, darf ihm nicht als moralisches Gebrechen angerechnet werden. Kein Volk hing seinen angestammten Fürsten treuer an, als die Franzosen vor der Revolution. Es bedurfte der mehr als hundertjährigen Mißgriffe der Bourbonenfürsten, die Liebe zum Königshause in den Herzen der Franzosen in Haß zu verwandeln. Ja, jetzt selbst noch fühlt sich das Volk immer wieder zur Monarchie hingezogen, und es erträgt eher die despotische Herrschaft eines Napoleon I. und III., als die Republik oder selbst nur die constitutionelle, den Engländern entlehnte Verfassung. Was den Franzosen noth thut, ist ein zweiter Heinrich IV., der durch persönliche Liebenswürdigkeit die Herzen zu fesseln und durch Gerechtigkeit und Milde die Parteien zu versöhnen verstände. Nur ein solcher könnte die Revolution für immer schließen.

Den Einfluß der französischen Literatur schlägt der Verfasser ebenfalls zu gering an, wenn er meint, daß ihre Triumphe ohne nachhaltigen Gewinn und ohne bleibende Resultate vorübergehen. Von der Tageslite-

ratur gilt dies in der That. Ist es aber mit der unseren anders, die ja nicht einmal sich einen augenblicklichen Triumph bei fremden Völkern zu verschaffen versteht? Daß aber die Geistesprodukte ihrer besseren Schriftsteller ohne Gewinn und ohne bleibende Resultate für die Welt sein sollen, möchte eine schwer zu beweisende Behauptung sein. In einer Literatur, wie die französische, die eine geraume Zeit die Welt beherrscht hat und auch jetzt noch einen so bedeutenden Einfluß übt, kann die Macht nicht blos auf formellen Vorzügen, wie Klarheit der Gedanken und Bestimmtheit der Sprache, die der Verfasser mit Recht an ihr rühmt, beruhen, sondern sie muß auch durch ihren Inhalt ihre Gewalt äußern. Die französische Literatur wirkt denn auch in der That nicht nur nach wie vor dadurch heilsam, daß sie Muster giebt, wie man in faßlicher und geschmackvoller Form ohne pedantischen und unpraktischen Gelehrtenkram das Wissen gemeinnützig mache, sondern sie war und ist auch jetzt noch zum Theil, wenn sie nicht durch äußere Fesseln gebunden ist, ein wirksames Gegengift gegen hierarchische Verdummung und despotische Knechtung des Geistes. Gewiß kein kleines Verdienst!

Wie gegen die Franzosen, so kehren auch gegen die Juden immer dieselben Vorwürfe wieder, die gerade ein Ethnograph am wenigsten wiederholen sollte. Die dem jüdischen Glauben angehörenden beiden Herausgeber der Berliner „Zeitschrift für Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie" sind, wie aus einer Vergleichung ihrer Schriften mit denen des Herrn Perty hervorgeht, unbezweifelt nicht blos wissenschaftlichere und philosophischere, sondern auch christlich-humanere Ethnographen, als Herr Perty. Letzterer hätte doch mindestens Anstand nehmen sollen, den Juden wie den Negern einen spezifisch widerlichen Geruch beizulegen. Im Mittelalter gab ihnen das Volksvorurtheil neben dem spezifischen Teufelsgeruch auch noch Hörner und Pferdefüße; unser Ethnograph riecht an ihnen nur noch das Dämonische! — „Die Ursache," meint er, „warum die Juden von andern Völkern verachtet werden, liegt zum Theil in Vorurtheilen, zum Theil in ihnen selbst, hauptsächlich in dem berechnenden, den Gewinn über Alles setzenden Wesen, in einer nicht selten hervortretenden Gemüthslosigkeit, im Mangel des chevaleresken Elements in ihrem Charakter, öfters selbst dann, wenn sie durch Reichthum, Wissenschaft und Kunst sich auszeichnen, in ihrer Unreinlichkeit." Neu ist uns in diesen Vorwürfen die Beschuldigung der Gemüthslosigkeit. In Geldsachen hört freilich die Gemüthlichkeit auf, aber nicht blos bei Juden. Sonst ist es unerklärlich, wie man einem Volksstamme, der sich von jeher durch sein inneres Familienleben, durch sein thätiges Mitleid gegen Arme und Unglückliche nicht blos seiner, sondern auch fremder Confession, durch seinen Abscheu vor groben Verbrechen und rohen Exzessen ausgezeichnet hat, Mangel an Gemüth vorwerfen kann. Erklärlicher ist der Mangel des chevaleresken Elements bei einem Volke, das unter zweitausendjähriger Bedrückung und Verachtung gelebt hat. Die Ketten des Sklaven werden schneller abgestreift, als ihre Spuren am Körper verschwinden. Ein wahres Ehrgefühl kann sich nur in der Freiheit entwickeln. Daß der Reichthum nicht chevalereske Gesinnung fördert, zeigt die Geldaristokratie jedes Volkes, und Wissenschaft und Kunst sind auch bei Nichtjuden oft unwirksam, nicht blos chevalereske, sondern selbst schon humane Gesinnung zu erzeugen. Die Erfahrung endlich, daß Unreinlichkeit nicht eine spezifische Eigenschaft der Juden sei, dürfte der Verfasser leicht in allen den Ländern machen, wo die Juden nicht mehr in Ghetto's eingeschlossen sind, und wo ihnen Raum und Gelegenheit gegeben worden ist, durch ehrlichen Erwerb und gesicherten Besitz den Werth eines behaglichen Lebens schätzen zu lernen.

„Die Juden," fährt unser Verfasser fort, „haben sich in neuerer Zeit im Allgemeinen als zersetzende negirende Potenz erwiesen, in der Literatur, wie in der Politik; man kann eine gute Zahl von ihnen nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß sie unter für sie ungefährlichen Formen den Bau der Staaten, die Bande und Gesetze der Gesellschaft zu lockern, den Glauben an das, was den Völkern als heilig gelten soll, zu verhöhnen und zu untergraben suchten, und zwar auch da, wo sie aller staatsbürgerlichen Rechte anderer Glaubensgenossen theilhaftig sind." Sehen wir davon ab, daß eine so gehässige Insinuation durchaus nicht in ein Lehrbuch der Ethnographie gehört, so hätte der Verfasser wohl berücksichtigen sollen, daß aus dem, was ein Häuflein Juden in der neuesten Zeit geschrieben oder gethan, durchaus nicht der Volksgeist beurtheilt werden darf. Nicht aus Zeitungsartikeln und Tagesschriften einzelner Juden, die zum Theil nicht einmal mehr Juden, sondern Apostaten waren, als sie schrieben, muß ein Ethnograph schöpfen, der ein treues Charakterbild der Juden geben will, sondern aus ihrer mehr als dreitausendjährigen Geschichte und Literatur. — Der Verfasser schließt seine Bemerkungen mit den Worten: „Nicht die durch die Vernunft und die Anerkennung der Menschenrechte gebotene Emancipation der Israeliten allein, sondern auch die ihrerseits bewirkte Abstreifung jener Mängel und die Erhöhung und Reinigung ihres Wesens ist zu einer aufrichtigen Befreundung und wahrhaften sozialen Verschmelzung mit den anderen Völkern unerläßliche Bedingung." Eine vollständige Emancipation hat überall die Wirkung, daß sie die Emancipirten zu einem höhern Selbstbewußtsein erhebt und von den Untugenden der Knechtschaft reinigt. Wo die Emancipation diese Wirkung nicht gehabt hat, da ist sie auch nicht eine vollständige gewesen. Ueberhaupt ist jede äußere Emancipation illusorisch ohne jene innere Emancipation von allen religiösen und nationalen Vorurtheilen und Bornirtheiten, zu der nicht blos die Juden, sondern alle Glieder eines Staates, besonders aber auch diejenigen schreiten müssen, die sich berufen fühlen, ihre Zeitgenossen zu belehren, wenn eine aufrichtige Befreundung und wahrhaft soziale Verschmelzung der verschiedenen Konfessionen und Nationalitäten erfolgen soll.

Das dritte Hauptstück, von dem Leben der Menschheit, handelt von den Bedingungen menschlicher Kultur, von den Lebens- und Genußmitteln, der Kleidung, Schmückung, Verunstaltung, den Wohnungen, Geräthen und Waffen, dem Gewerbe, der Sprache, Schrift, Kunst und Wissenschaft, der Familie, dem Stamme und Volke, der Sitte und Lebensweise, dem Staate, dem Kriege, der Sklaverei, der Religion und Geschichte. — Das Resultat, das der Verfasser aus seiner ethnographischen Darstellung für die Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechtes zieht, ist, daß die harte, mühevolle Arbeit so vieler Generationen die Menschheit der Gegenwart zu einem höheren Ziele geführt habe, und daß für die Zukunft des Menschengeschlechtes sich wohl mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen lasse, daß es, vermöge der stets vollkommeneren Benutzung der Kräfte und Produkte der Natur, sowie der wachsenden Einsicht in allen Gebieten der Erkenntniß und des praktischen Lebens, immer höhere Kulturstufen erreichen werde, wenn auch auf der anderen Seite unübersteigliche Schranken aufgerichtet sind, die alle menschliche Thätigkeit in eine streng umschlossene Sphäre eingränzen. Das Ende der Menschheit nach Zeit und Art dürfte uns wohl ebenso verborgen bleiben, wie ihr Anfang.

Mannigfaltiges.

— Die Zeit des Augustus. Der eben erschienene zweite Band von Eduard Munk's „Geschichte der römischen Literatur",* umfaßt die Geschichte der eigentlichen, klassischen Literatur der Römer, des sogenannten Augusteischen Zeitalters, das jedoch, was die klassische Prosa betrifft, bereits unter den Kämpfen der Republik, mit Cicero, begonnen hatte. „Die Zeit des Cicero" ist daher auch die Ueberschrift der ersten Abtheilung, während die zweite speziell der Zeit des Augustus gewidmet ist. Nicht uninteressant ist nachstehende Charakteristik des damaligen Rom, wenn es mit dem heutigen Frankreich verglichen wird. „Durch den Sieg bei Actium wird Octavianus unbestrittener Alleinherrscher des römischen Reiches. Der Neffe des großen Oheims wird der Cäsar des Friedens: Pacificator orbis terrarum. „L'empire c'est la paix" war auch damals die Phrase, die das der Revolutionen und der Bürgerkriege müde Volk über den Verlust der Freiheit tröstete und in Augustus den Retter des Staates erblicken ließ. Die politischen Leidenschaften hatten ausgetobt, und es trat mit der wiedergewonnenen Ruhe eine allgemeine Erschlaffung ein, deren Folge der selbstsüchtigste Materialismus war, der in dem ungestörten Lebensgenusse den positiven Gewinn fand, den man aus der Erfahrung gezogen zu haben glaubte, wie in den idealen Gütern der Tugend und Freiheit das Glück nicht liege.

„Bürger, o Bürger, zuerst muß Geld zu erwerben man suchen,
„Tugend nach klingender Münze..."

war das allgemeine Losungswort (Hor. Epist. I. 1, 53). Und dieser Materialismus wurde von dem Machthaber gefördert; nur hielt er klug auf die Bewahrung des äußern Scheins und Anstandes. Durch strenge Polizeigesetze wurden äußerlich der Demoralisation, die der Geldgeiz und die Genußsucht zur Folge hatten, Schranken gesetzt, und eine zur Schau getragene fromme Verehrung der Götter verdeckte oberflächlich den Unglauben und den religiösen Indifferentismus, der zur Zeit der bürgerlichen Unruhen allgemein geworden war. Die alte Römer-Tugend war verschwunden und mit ihr die echte Vaterlandsliebe. Doch führte man jetzt mehr als sonst die römische Tüchtigkeit, Einfachheit und Mäßigkeit

* Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1859.

im Munde, zu der zurückzukehren man doch nicht die Neigung und Kraft hatte."

Wir können den Freunden der alten römischen Literatur, die deren Geschichte zugleich durch reichhaltige Auszüge aus ihren fließend übertragenen Schriftstellern und Dichtern kennen lernen wollen, kein besseres Werk als das Vorliegende, zum Studium empfehlen.

— Thomas Hood. Eine das Original möglichst annähernd wiedergebende deutsche Uebersetzung dieses englischen Volksdichters ist kürzlich von Hermann Harrys herausgegeben worden.* Thomas Hood (geboren 1798, gestorben 1845) ist in England ebenso als elegischer, wie als humoristischer Dichter populär. Unermeßlich war die Wirkung seines „Lied vom Hemde" (Song of the Shirt), das zuerst im „Punch," dessen Mitredacteur er eine Zeit lang, ebenso wie Douglas Jerrold war, abgedruckt erschien, und das noch heute im Volke fortlebt. Dieses Plaidoyer zum Besten der armen Londoner Nähterinnen veranlaßte zahlreiche Hülfsvereine für die Letzteren; ja, eine eigene Parlamentsakte nahm in Folge des Eindrucks, den diese Dichtung machte, die armen Arbeiterinnen gegen die sie ausnutzenden Arbeitgeber in Schutz.

> Mit Wimpern schwer und roth,
> Mit mag'rer müder Hand,
> In ärmlicher Hütte saß ein Weib,
> Saß an die Nadel gebannt —
> Stich, Stich, Stich!!!
> In Hunger und Kummer verblüht,
> Doch in Tönen, die noch der Schmerz durchschlich —
> O hörten's die Reichen, wie schauerlich!
> Sang sie vom Hemde dies Lied.

„Hood's Humor," sagt Herr Harrys in seiner Skizze aus dem Leben des Dichters, „war wirksamer, als der seiner meisten Vorgänger, weil er Hand in Hand mit der Poesie geht. Wo der Dichter nach den gewöhnlichsten Stoffen greift, wo er die tollen Streiche der Schulbuben oder die goldene Kindheit einer Miß Kielmannsegg beschreibt, wo er im Straßengewirr schlendert, oder schlechte Blumen am Wiesenrande sammelt — immer weiß er eine Saite des Herzens zu berühren, oder Regungen der Phantasie zu wecken, die den lächelnden Leser plötzlich hoch über die Sphäre des Komikers emporheben. Umgekehrt liebt er es zuweilen, selbst in seine pathetischen Dichtungen wunderliche Gleichnisse und das Spiel des Witzes zu mischen, und diese Verbindung des Nächsten und Faßlichen mit dem Fernen und Idealen hat ihn zum Dichter aller Herzen gemacht, des Träumers, wie des Mannes der Wirklichkeit, des Geringen, wie des Vornehmen. Nur den Heuchlern sind Hood's geniale Sarkasmen Gift gewesen; seine Späße wirkten und stechen um so tiefer, weil sie die Späße eines Dichters waren."

Mit diesen Worten ist der Dichter Thomas Hood vortrefflich und erschöpfend charakterisirt. Herr Hermann Harrys, wenn wir nicht irren, ein Sohn von Georg Harrys, langjährigem Redacteur belletristischer Zeitschriften in Hannover und Hamburg, ist mit Geistes- und Sprachgewandtheit in die Intentionen des Originales eingedrungen, und wenn sich ein so eigenthümlicher, fremder Volksdichter überhaupt gut verdeutschen läßt, so ist es in dem vorliegenden Buche geschehen.

— Deutsche Druckschriften aus Amerika. Gleichzeitig sind uns aus der deutschen Presse in Nord-Amerika zwei Druckschriften zugegangen, die sich beide mit dem Staate Missouri beschäftigen, den sie der deutschen Einwanderung, und zwar allem Anschein nach, nicht mit Unrecht, mehr als andere Staaten der Union empfehlen. Die umfangreichere dieser Schriften** ist im Verlage der „Farmers and Vine-Growers Society" (Gesellschaft der Landwirthe und Weinbauer) in St. Louis erschienen und hat Herrn Friedrich Münch zum Verfasser, der bis zum Jahr 1834 eine Landprediger-Stelle in der Provinz Oberhessen bekleidete, in dem genannten Jahre aber, zugleich mit Paul Follenius, als Führer der Gießener Auswanderer-Gesellschaft, nach Missouri kam, und hier im Kreise (County) Warren, in der Duden'schen Ansiedelung, Grundeigenthum erwarb, auf welchem er seitdem mit seinen Kindern lebt. Der Verfasser bewohnt das Land also seit einem Vierteljahrhundert, und da er ein Mann ist, der mit einem schönen Beobachtungstalent reiche Kenntnisse verbindet, so ist er wohl mehr als irgend Jemand geeignet, über dasselbe zu schreiben. Er giebt in 28 Abschnitten Aufschluß über das Städtewesen und die Ländereien in Missouri, über Klima und Bevölkerung, über Handel und Gewerbe, über Landwirthschaft, Viehzucht und Weinbau, über Kirchen- und Schulwesen, Verfassung, Gesetzgebung und Literatur, über Nativismus und Sklaverei und speziell auch über die bereits sehr zahlreich im Staate Missouri und besonders in der Hauptstadt St. Louis wohnenden Deutschen. Wir werden nächstens Gelegenheit nehmen, einige Auszüge aus diesem reichhaltigen Buche zu liefern, dem sich übrigens die zweite kleinere Schrift anschließt,* die hauptsächlich den Zweck hat, die Productionsfähigkeit des nördlichen Theiles dieses Staates und insbesondere der Ländereien darzuthun, die zu der Hannibal- und St. Joseph-Eisenbahn gehören.

Beide Schriften, aus der deutschen Buchdruckerei von L. Hauser in New-York hervorgegangen, gereichen dieser Offizin zur Ehre. In derselben wurde bis vor kurzem auch die „Atlantis" gedruckt, diese treffliche deutsche Monatsschrift „zur Vermittelung der deutschen und amerikanischen Kultur und Literatur," die von dem leider in diesem Jahre verstorbenen Christian Essellen gegründet und bis zu seinem Tode herausgegeben wurde.

— Livingstone, der Missionair.** Wir freuen uns, den wackern Missionair und Afrika-Reisenden, David Livingstone, in diesem seinem Gewande, als einen Theil des in Leipzig erscheinenden, ebenso vortrefflich ausgestatteten, als ungemein billigen „Buch der Reisen" bereits zum zweiten Mal erscheinen zu sehen. Letzteres beweist, daß einerseits das deutsche Publikum an der merkwürdigen Reise des Missionairs, der das südliche Afrika, wie kein Anderer, erforscht und durchzogen, in dieser Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Interessantesten aus seinen umfänglichen Berichten Gefallen findet, und daß andererseits die gegen die erste Auflage dieses Buches von einem anderen Leipziger Verleger erhobene Beschuldigung des Nachdruckes als völlig unbegründet sich erwiesen.*** Wir erfahren übrigens mit Vergnügen, daß die mit Geschmack und Umsicht geleiteten, hauptsächlich der lernbegierigen Jugend gewidmeten, illustrirten Verlagswerke des Herrn Otto Spamer auch im Auslande so viele Anerkennung finden, daß die meisten derselben bereits in mehrere fremde Sprachen übertragen worden. So sind von dem „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien" (dritte Auflage) Uebersetzungen in's Holländische, Französische und Russische veranstaltet; von Müller's „Pflanzenwelt" erschien in Brüssel eine französische, in Leyden eine holländische und in Lemberg eine polnische Uebersetzung; das „Buch der Geologie" ist in holländischer, polnischer und ungarischer Sprache erschienen; „Kane, der Nordpolfahrer" erscheint gleichzeitig holländisch, dänisch und russisch. Nicht minder sind Birnbaum's „Reich der Wolken," Stahl's „Wasserwelt," der „Skalpjäger," die „Buschjäger" und andere Theile der Spamer'schen „Jugend- und Haus-Bibliothek" mit ihren geschmackvollen Illustrationen in mehrere fremde Sprachen übertragen. Wir zweifeln nicht, daß auch Livingstone's Reisen in dieser zweckmäßigen Bearbeitung und mit dieser reichen Ausstattung, die trotzdem einen so billigen Preis des Buches gestattet, ihren Weg durch halb Europa finden werde.

---

* Thomas Hood. Von Hermann Harrys. Hannover, Karl Rümpler, 1859.

** Der Staat Missouri, geschildert mit besonderer Rücksicht auf deutsche Einwanderung. Von Friedrich Münch. Mit zwei Karten. (Druck von L. Hauser in New-York.) Bremen, in Kommission von Heinrich Strack, 1859.

* Kurze Beschreibung des nördlichen Theiles des Staates Missouri. Druck von L. Hauser in New-York.

** Erforschungen im Innern Afrika's. In Schilderungen der bekanntesten älteren und neueren Reisen, insbesondere der großen Entdeckungen im südlichen Afrika während der Jahre 1840—1856, durch Dr. David Livingstone. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Otto Spamer, 1860.

*** Die Geschichte dieser merkwürdigen Beschuldigung, die, wenn ihr Folge gegeben worden wäre, einen großen Theil aller deutschen Bearbeitung der Literatur des Auslandes unmöglich gemacht hätte, hat der Verlagsbuchhändler, Herr Otto Spamer, in einer vor einigen Monaten herausgegebenen Schrift: „Behme oder Justiz?" dargestellt. Es ist diese Schrift ein interessanter Beitrag zur Erörterung und Definirung des literarischen Eigenthumsrechts. D. R.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Bengranne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 125-127. Sonnabend, den 22. October 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich.

Frankreichs Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Nach französischer Darstellung.*

I.

Heinrich IV. und das Haus Habsburg.

Das System des europäischen Gleichgewichts datirt von den ersten Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts.** Damals erstand eine Macht, die Alles zu überwältigen drohete. Das Haus Habsburg war weniger durch das Schwert, als durch Erbschaften und Familienbündnisse groß geworden. Die Vermählung Maria's von Burgund mit Maximilian, Philipp's des Schönen mit Johanna von Aragonien, dann die Eroberungen Navarra's, Neapels und eines Theils von Nordafrika unter Ferdinand dem Katholischen, endlich die Entdeckungen des Columbus, die Spanien mit einer Welt beschenkten — das waren die Ereignisse, welche die Quadern zu dem furchtbaren Riesenbau lieferten, den Karl V. als Erbe überkam, und auf den er als Giebelschmuck die Kaiserkrone setzte.

Frankreich war es vorbehalten, die bedroheten Interessen um sich zu schaaren und sie der österreichischen Uebermacht als Gegengewicht entgegenzusetzen. Die Liga von Cognac, kurz nach dem Madrider Traktat (1526) geschlossen, bildete den Ausgangspunkt dieser Politik. Heinrich VIII. von England, die Republik Venedig, der Herzog von Mailand und Papst Clemens VII. schlossen sich Franz dem Ersten an, um der Macht Karl's V. Schranken zu setzen. Damals erschienen die Türken zum ersten Mal auf der politischen Bühne Europa's, und der allerchristlichste König fand sich aus Staatsgründen bewogen, sich der Ungläubigen zu bedienen, um seinen furchtbarsten Feind zu bekämpfen.

Die Politik bewog Franz den Ersten, die eine Hand den Moslemin, die andere den Protestanten zu reichen; diese waren in Deutschland keine religiöse Sekte mehr, sie waren eine politische Partei. Der Schmalkaldner Bund hatte sich zur Stütze des Augsburger Bekenntnisses gebildet. Franz hatte die Bundesglieder nicht als Protestanten, sondern als Feinde des Kaisers um sich zu ziehen gesucht und sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehn, die Reformation, die er daheim blutig verfolgte, auswärts zu vertheidigen. Es stand ihm keine Auswahl an Alliirten zu Gebote, England hatte sich gegen ihn gekehrt; nur Schottland, dessen junge Königin Maria Stuart mit einem französischen Prinzen verlobt war, blieb ihm treu. Er besaß auch Freunde im Norden an Dänemark, besonders aber an Schweden, dessen Unabhängigkeit Gustav Wasa soeben gegründet hatte. Von diesem Moment an nahm Schweden Theil an der allgemeinen Politik und trat in den Kreis der europäischen Staaten. Es diente dem französischen Reiche als Werkzeug, Oesterreich im Norden in Zaum zu halten.

Durch diese Bündnisse gelang es Franz I., der österreichischen Macht die Waage zu halten und Karl's weltmonarchischen Plänen einen Strich durch die Rechnung zu machen. Heinrich II. verfolgte die väterlichen Traditionen, und unter seiner Regierung zeichnet sich die Gleichgewichtspolitik schärfer und kräftiger ab. Zu gleicher Zeit regte er die kleinen italiänischen Staaten gegen Oesterreich auf und verband sich mit den deutschen Protestanten gegen Karl V. In dem Friedwalder Vertrag (1551) verpflichtete er sich zu Subsidien an die Bundesfürsten und zum Angriff des Kaisers von Lothringen aus. In seinem Kriegesmanifest nahm er den Titel eines „Vertheidigers der germanischen Freiheiten" an. Er besetzte die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun; nach jenem Vertrag war er ermächtigt, „sie als Reichsvikar in Verwahrung zu nehmen."

Der neue König hütete sich, das Bündniß mit der Türkei aufzulösen; er suchte vielmehr die Venezianer in ein Bündniß mit Frankreich und der Türkei hereinzuziehen, um gemeinschaftlich Neapel den Spaniern abzunehmen. Die Unternehmungen scheiterten zwar; allein die vereinigten Flotten Frankreichs und der Türkei bemächtigten sich, nach einem Angriff auf Sizilien, der Insel Elba und machten einen Versuch, Korsika der genuesischen Herrschaft zu entreißen; sie besetzten fast alle Küstenplätze, Bastia, Bonifacio, Calvi.

Die geschickt geführten Unterhandlungen, die gutberechneten Bündnisse, die Kriege mit wechselndem Erfolg zeigten Europa, daß es Frankreich weder an Willen noch an Mitteln fehle, dem Umsichgreifen Oesterreichs hemmend entgegenzutreten. Karl selber trug durch seine Abdankung nicht wenig dazu bei, das von ihm bedrohete Gleichgewicht herzustellen. Die dadurch eingetretene Trennung des Hauses Oesterreich in die spanische und deutsche Linie, obgleich gegen Frankreich vereint, bot doch für die Zukunft eine schwache Seite, die dem Gleichgewicht feindseligen Bestrebungen leichter zu bekämpfen.

Nach dem Frieden von Chateau Cambrésis (1559) aber begannen die langwierigen Religionskämpfe, die, Frankreich gegen Frankreich waffnend, zur Vergrößerung seiner Feinde beitrugen. Während dieser Periode, die vom Tode Heinrich's II. (1559) bis zum Erlaß des Edikts von Nantes (1598) reicht, sucht man vergebens nach einem leitenden Gedanken und der auswärtigen französischen Politik. Es machten sich viel-

---

* La France et l'Autriche au Dix-Septième Siècle, par A. Filon. Wir folgen hier einem französischen Geschichtschreiber, um darzuthun, welche Wege Frankreichs Politik im siebzehnten Jahrhundert einschlug, Deutschland zu entzweien und auf seine Kosten in Europa zu herrschen.

** Wissenschaftliche Italiäner, wie Guicciardini, Machiavelli u. A., waren es, die die Theorie vom politischen Gleichgewicht zuerst in Italien aufstellten, von wo es der Habsburgischen Herrschaft in Deutschland und Spanien gegenüber nach dem übrigen Europa verpflanzt wurde. — D. R.

mehr eine Menge Politiker neben einander geltend; jede Partei hatte die ihrige, ja bisweilen hatte jede Fraction einer und derselben Partei eine andere politische Ansicht. Die Staatsmänner waren weder im Kabinet noch auf dem Schlachtfelde einig, und fast Alle opferten das Nationalinteresse ihren Meinungen und Leidenschaften. Während Prinz Condé Havre den Engländern überliefert, um sie für den Verlust von Calais zu entschädigen, ist eine gewisse Partei der Liga, die Pasquier als die spanische bezeichnet, bereit, das salische Gesetz billig loszuschlagen und ganz Frankreich dem Ehrgeiz Philipp's II. preiszugeben.

Erst Heinrich IV. war's, der nach seinem Siege die wahren Traditionen der französischen Politik wieder aufnahm. Dieser Fürst, der, nach dem glücklichen Ausdruck eines Zeitgenossen, Frankreich im rechten Augenblick verliehen wurde, gehörte nicht zu den ritterlichen Naturen, die das Gute in Begeisterung und aus Hingebung thun. Er vergaß sich selbst niemals, weder seines Vortheils, noch seiner Genüsse; aber er war human, rechtlich, zutraulich; er liebte den Ruhm und sein Volk; er schrak vor keiner Arbeit und vor keiner Gefahr zurück, er übte, mit einem Worte, gewissenhaft seine Königspflichten im Kriege, wie im Frieden. Er war zu dem Berufe der höchsten Gewalt nicht durch gründliche politische Studien vorbereitet; allein er besaß einen richtigen, feinen und an Auskunftsmitteln fruchtbaren Verstand; mit Einem Blick übersah er alle Schwierigkeiten, und sein einmal gefaßter Entschluß war unwiderruflich. Durch genaue Berichte erfuhr er Alles, was in Frankreich und an den fremden Höfen vorging. — L'Estoile erzählt in seinem Tagebuche, der päpstliche Nuntius habe eines Tages dem spanischen Gesandten Don Pedro gesagt, was er vom Könige halte. — „Er weiß Alles," antwortete er, „und hat mir Dinge gesagt, die im spanischen Kabinetsrath besprochen wurden, und die ich in undurchdringliches Geheimniß gehüllt glaubte." — „Gut, aber wofür halten Sie ihn?" — „Für mehr als den Teufel, das ist sicher."

In dem Edikt von Nantes feierte das Prinzip der Gewissensfreiheit den Sieg, den der Kanzler l'Hospital vergebens aufgestellt hatte. Heinrich IV. war, wie Augustin Thierry sagt, der l'Hospital in Waffen. Zu Verviers schloß Heinrich mit Spanien einen Vertrag, der Frankreich sein ungeschmälertes Gebiet wiedergab. Als er nun den Frieden nach innen und außen hergestellt sah, war seine erste Sorge, überall die Spuren des Bürgerkrieges zu verwischen. Sully half ihm die Finanzen verbessern und dem öffentlichen Wohlstand neue Quellen öffnen. Zugleich arbeitete er daran, seinem Lande den verlorenen auswärtigen Einfluß wieder zu gewinnen.

Das christliche Europa war damals in zwei Lager getheilt: in das österreichische, Philipp II. an der Spitze, und das nicht-österreichische unter der Führung Elisabeth's und Heinrich's. Indeß hatten die letzten Ereignisse in ihrem Ausgang in der Politik Frankreichs und seiner Stellung in Europa eine Modification herbeigeführt. Während Spanien und England die schroff entgegengesetzten Pole bildeten, indem jenes noch immer von Universalmonarchie und der Wiederherstellung der katholischen Einheit träumte, dieses sich mit der Vertheidigung seiner Nationalkirche und der Förderung seiner materiellen Interessen ausschließlich beschäftigte, nahm Heinrich die unparteiische, uneigennützige, gewissermaßen kosmopolitische Mitte ein, wo die Devise auf seiner Fahne lautete: Religiöse Freiheit, europäisches Gleichgewicht. Dieser Gedanke lag dem ihm zugeschriebenen Entwurf eines ewigen Friedens und einer christlichen Republik zu Grunde. Man hat diesen Entwurf für ein ideales Luftschloß angesehen, und doch enthielt er gesunde politische und praktisch anwendbare Elemente. Um dem spanischen Ehrgeiz Zaum und Gebiß anzulegen, mußte man Holland beistehen, seine Unabhängigkeit zu gründen; selbst die Südprovinzen der Niederlande mußte man befreien, um sie entweder zur Republik der Generalstaaten zu schlagen, oder daraus einen neutralen Staat zu bilden. Zur Erreichung dieses Ziels, die Kräfte der verschiedenen Staaten im Gleichgewicht zu erhalten, lag ferner im Plane, dem Herzog von Savoyen die lombardische Krone zu geben, die Besitzungen des Papstes zu erweitern und durch ein föderatives Band die kleinen italiänischen Fürstenthümer zu vereinigen. Böhmen und Ungarn, von Oesterreich abgelöst, sollten wieder in ihre alten Rechte treten und Wahlmonarchieen werden. Endlich dachte man auch daran, den Spaniern die ungetheilte Macht zur See, die es seit der Eroberung Portugals besessen, zu entreißen. Das waren keine utopischen Träume, die die Politiker belächeln; es waren fruchtbare Ideen, die später im Interesse der europäischen Gesellschaft sich verwirklichen sollten. In der Religion wollte Heinrich das Prinzip, dem er in seinem Staate den Sieg errungen hatte, auch in der gesammten europäischen Christenheit zur Geltung bringen: die Freiheit der drei Bekenntnisse, des katholischen, lutherischen und kalvinistischen; diese drei Formen einer und derselben nur verschieden aufgefaßten Lehre, die nun lange genug gegen einander gekämpft hatten, sollten fürderhin neben einander in Frieden leben, gemäß der brüderlichen Liebe, die das Evangelium, die gemeinsame Glaubensquelle, allen Menschen empfiehlt. Diese Toleranz war die Seele seiner Politik. Ueberall, soweit sein Einfluß reichte, trat er der Glaubensverfolgung entgegen. Die Katholiken Englands vertheidigte er gegen den anglikanischen Despotismus, wie die deutschen Kalvinisten gegen die Eifersucht der Lutheraner. Und wenn die Heißsporne der einen oder andern Partei diese wahrhaft christliche Liebe als Glaubenslauheit verwarfen, pflegte er, wie Sully erzählt, zu antworten: „Ich halte mich nicht für weiser als Gott, der ja nur zu wollen brauchte, um die ihm widerwärtigen Religionen mit einem Male wegzuschaffen, und der sie dennoch in seinem Universalreich duldet."

Diese Toleranz, von der Heinrich niemals abging, hinderte ihn jedoch nicht, die katholische Kirche, zu der sich der bei weitem größte Theil seiner Unterthanen bekannte, unter seinen besondern Schutz zu nehmen. Es lag ihm sehr am Herzen, das alte Band zwischen Frankreich und dem heiligen Stuhl wieder anzuknüpfen. Mit Eifer ergriff er daher den Anlaß, in der Angelegenheit des erledigten Thrones von Ferrara zu Gunsten Clemens' VIII. einzuschreiten. Ganz Italien war einer Vergrößerung des Kirchenstaates abgeneigt; Spanien stimmte für einen Erben aus dem Hause Este; Heinrich aber machte Miene, sein Schwert in die Wagschaale zu werfen und die Frage war entschieden: das Herzogthum Ferrara wurde dem päpstlichen Reiche einverleibt. Diese Politik trug ihre Früchte; Frankreich gewann in Italien das ganze Terrain, das Spanien verloren hatte, und die Kirche, von einem Beschützer befreit, der ihr drückend zu werden begann, fühlte sich nun ungehemmt in der Ausübung ihrer geistlichen Gewalt......

In den letzten acht Jahren seiner Regierung (1602 — 1610) beschränkte sich seine Politik auf die reine Defensive: auf die Abwehr der Ränke und der ehrgeizigen Umgriffe des Hauses Oesterreich. Ein klares Bild seiner Politik in dieser Beziehung geben die geheimen Unterredungen mit seinem alten Verbündeten, Moritz, Landgraf von Hessen, der 1602 eine Reise nach Paris machte, und die wir hier auszüglich aus seinem Tagebuche* wiedergeben wollen.

„Der König führte mich an der Hand in den Saal und eröffnete das Gespräch mit der Frage: „Wie stehen die Sachen in Deutschland?"

Ich. „Ew. Majestät wissen selbst, wie traurig es dort aussieht."

König. „Ich hätte gewünscht, daß die deutschen Fürsten einen Bund bildeten. Die Protestanten erschöpfen ihre Kräfte in gegenseitigem Hader, und doch können sie nur durch Einheit unter Frankreichs Schirm sich der Tyrannei Oesterreichs entziehen."

Ich. „Diese heilsame Maßregel ist noch nicht getroffen, ich hoffe aber, daß sie zu Stande kömmt, wenn Ew. Majestät sich zum Protector des Bundes erklären."

König. „Dazu bin ich wohl geneigt, vorausgesetzt, daß die Fürsten selber darüber einig sind. Welche deutsche Fürsten sind bereit, in die Union zu treten?"

Ich. „Auf den Pfalzgrafen, auf die Häuser Brandenburg, Braunschweig, Hessen, Baden, Anhalt, auf die Grafen der Wetterau können wir sicher rechnen; weniger zuversichtlich auf die Höfe Holstein, Dänemark, Mecklenburg und Pommern; Sachsen und Würtemberg sind noch unentschieden."

„Der König erkundigte sich dann nach dem Charakter der Fürsten, die ich genannt hatte; nach der Lage ihrer Regierung, dem Stande ihrer Finanzen; er wollte ferner wissen, ob die Reichsfürsten einen andern Kaiser, als aus dem Hause Oesterreich zum Oberhaupte wünschten. Auf das Letztere gab ich eine allgemeine Antwort, daß im nöthigen Falle sie keiner darum tadeln könnte. Leichthin, wie im Scherze, bemerkte ich noch, es sei zu bedauern, daß sich die Gewalt des Königs über die französische Nation noch nicht vollkommen befestigt habe, und daß einige Fürsten unserer Partei nicht abgeneigt wären, Sr. Majestät ihre Stimme zu geben. Der König, ohne eine ehrgeizige Absicht zu verrathen, ließ dennoch den Wunsch durchblicken, das Gespräch in dieser Richtung fortzusetzen; ich brach aber ab, weil wir nicht mehr, wie bisher, ohne Zeugen waren."

In einer anderen geheimen Unterredung kam man, nach wiederholter Versicherung des Königs, daß er an der Sache der Reformation lebhaften Antheil nehme,** wieder auf die deutsche Union, und sprach über

---

* Nach der „Correspondance de Henri IV. avec Maurice le Savant, Landgrave de Hesse, publiée par M. de Rommel L. Paris, 1840.

** Moritz legt sogar dem Könige die Aeußerung in den Mund, er sei der reformirten Religion im Herzen nach wie vor ergeben und gehe damit um, vor seinem Ende sich wieder öffentlich zu ihr zu bekennen. Das aber stellt Filon in Abrede.

die Mittel, den Kurfürsten von Sachsen dafür zu gewinnen. „Mein Vetter," sagte der König zum Landgrafen unter Anderem, „sagen Sie doch Ihren befreundeten deutschen Fürsten, daß ich zu ihrer Hülfe und Stütze bereit bin, nur müssen sie fest vereint sein und ihre Angelegenheiten mit gutem Rath walten." Dann auf das Haus Baiern übergehend, fragte der König, ob man sich Hoffnung auf dasselbe machen dürfte, und ob es mit dem Hause Oesterreich rivalisire? Von dem Letzteren, erwiderte Moritz, halte er sich überzeugt; um es aber für die gemeine Sache zu gewinnen, müßte der Versuch eher von Frankreich, als von protestantischen Fürsten ausgehen. — Natürlich, Baiern war ein katholisches Land und daher hatte der Protestant seiner nicht erwähnt; Heinrich aber, der die Sache aus einem höhern Gesichtspunkt auffaßte als der Landgraf, wollte dem Bunde eine möglichst weite Ausdehnung geben, und seine Fahne nicht blos unter den Protestanten, sondern unter allen Staaten aufpflanzen, in deren Interesse es lag, die österreichische Suprematie zu bekämpfen.

Aus der vorgenannten Korrespondenz ist auch ersichtlich, mit welcher Aufmerksamkeit Heinrich die Ereignisse in Ungarn verfolgte, wo Oesterreich einen ununterbrochenen Krieg gegen die Türken unterhielt, und wo, wie er gegen seinen Gesandten in Konstantinopel, Herrn de Brèves, verdrießlich äußert: „die Sachen für den Sultan stets schlimm und schlimmer gingen." Voll Unruhe sieht er den Verfall des osmanischen Reiches voraus; nicht daß er sich das Schicksal desselben sehr zu Herzen nehme, sondern weil er in der Niederlage der Pforte den Sieg Oesterreichs erblickt. „Ich würde mich keinen Augenblick darum kümmern, wenn meine Feinde nicht darob triumphirten. Meine Feinde aber sind Alle, die es mit dem Hause Oesterreich halten." — Treu den Capitulationen, die seine Vorgänger mit der Pforte geschlossen hatten, verlangte er von Achmed I. einen Vertrag, in welchem Frankreich neue Vorrechte eingeräumt und Heinrich der Titel Padischah (dem Titel Kaiser entsprechend) beigelegt werde. Noch Soliman, wenn er an Franz I. schrieb, nannte ihn schlechtweg: „Bey des Landes Frankreich." Die Franzosen besaßen um diese Zeit Faktoreien und Konsulate in Alexandrien, Kairo, Beiruth, Tripoli und waren die Beschützer der christlichen Völker auf dem Mittelmeere.

Gestützt auf das Bündniß mit den Türken im Osten, mit England, Holland, Dänemark und Schweden im Norden, Vertheidiger der Kleinstaaten in Deutschland und Italien — war Heinrich in der Verfassung, beiden Zweigen des Hauses Oesterreich die Spitze zu bieten und das Gleichgewicht der christlichen Republik auf einer festen Grundlage zu basiren. Der Tod Elisabeth's war indeß ein harter Stoß für seine Politik. In einem Briefe an Sully giebt er seinem tiefen Schmerz lebhaften Ausdruck. Er betrauert in dieser Frau die große Fürstin und die treuergebene Freundin, „die unversöhnliche Feindin seiner unversöhnlichen Feinde."

Von ihrem Nachfolger, dem schwachen, feigen Pedanten Jacob I., war nicht viel Gutes zu erwarten. Schon flüsterte man von seiner Hinneigung, mit Spanien zu unterhandeln und den Niederlanden die ihnen von Elisabeth gewährte Unterstützung zu entziehen. Heinrich eilte, die drohende Gefahr zu beschwören. Sully ging mit doppelten Instructionen versehen als Gesandter nach London, wurde vom englischen Volke mit großer Begeisterung aufgenommen und war auch in seiner Sendung beim Könige glücklich. Er überwand die Unentschlossenheit Jacob's und brachte ihn dahin, Partei gegen Spanien zu nehmen. In dem Traktat von Hampton-Court verpflichtete er sich, den vereinigten Provinzen 6000 Mann Hülfstruppen zu schicken, die Besoldung übernahm Frankreich. Bald aber zeigte sich die ganze Schwäche dieses erbärmlichen Fürsten. Kaum hatte er mit Frankreich unterhandelt, so schloß er mit Spanien Frieden, in dem er sein Wort verpfändete, den Feinden Philipp's III. keinen Beistand zu leisten. Somit war jener Vertrag zerrissen und die Niederlande waren in Stich gelassen.

Nie war die Lage Hollands in einer so schwierigen Krisis. Ostende, seit drei Jahren von Spanien belagert, war auf dem Punkte, zu unterliegen. Die meisten Einwohner hatte das Schwert oder der Hunger getödtet, und die Spanier hatten mehr als 50,000 Menschen vor den Wällen verloren. Ganz Europa sah staunend auf die Beharlichkeit der Belagerer und auf den noch heldenmüthigeren Widerstand der Belagerer. Der Platz war ein bloßer Trümmerhaufen, und Malesherbes, die Darstellung Grotius' poetisch übertragend, sagte:

Um einen Kirchhof nur streitet man noch.
Sprich aus, o Schicksal, wer soll ihn haben?

Ostende ergab sich endlich an Spinola. Einen Monat früher aber hatte Moritz von Nassau sich der Festung Sluis bemächtigt, und die Generalstaaten sahen darin eine so vortheilhafte Entschädigung für den Verlust Ostende's, daß sie eine Denkmünze schlagen ließen mit der Inschrift: Jehovah plus dederat quam perdidimus (Jehovah hat mehr gegeben, als wie verloren.) Einige Zeit darauf wurde die spanische Flotte in der Schlacht von Gibraltar zu Grunde gerichtet und Philipp ließ zuerst Worte des Friedens vernehmen. Die Holländer waren darüber getheilter Meinung. Der Statthalter wünschte den Krieg fortzusetzen, der für die wachsende Macht und Größe seines Hauses günstig erschien. Der Pensionair Barnevelt und seine Freunde dagegen waren geneigt, mit Spanien zu unterhandeln, um die Republik zu organisiren und die bürgerliche Freiheit zu gründen. Da sich die Mehrheit der Staaten diesen Ansichten anreihete, so wurde eine Waffenruhe abgeschlossen und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang.

Die niederländische Unabhängigkeitsfrage war keine Privatangelegenheit zwischen Spanien und Holland; die Frage war eine europäische, an welcher Frankreich ein unmittelbares Interesse hatte. Heinrich strebte keineswegs, wie man ihn beschuldigte, nach der Souverainetät über die Vereinigten Provinzen; er wollte sie nur durch das Band der Dankbarkeit an sein Reich knüpfen, um im Nothfall auf sie gegen die spanischen Niederlande rechnen zu können, wie sich seine Vorgänger ehemals Portugals gegen Kastilien und Schottlands gegen England bedient hatten. Es war wieder ein Zug in dem großen Plan, das Haus Oesterreich zu schwächen, um das europäische Gleichgewicht zu sichern.

Der Präsident Jeannin und der Staatsrath Buzenval gingen nun als Gesandte nach dem Haag, um den zu eröffnenden Friedenskonferenzen beizuwohnen; dahin schickte auch England zwei Gesandte, um Frankreich die Ehre der Theilnahme an ihrer so wichtigen Verhandlung nicht allein zu lassen.

Nach zahlreichen Konferenzen, in denen Jeannin eine seltene Gewandtheit entfaltete, kam in Antwerpen eine zwölfjährige Waffenrast zu Stande. Die Unabhängigkeit der Republik wurde anerkannt; sie behielt ihr Gebiet und ihre Regierung; die Handelsfreiheit nach Indien wurde ihr, freilich in zweideutigen Ausdrücken, zugestanden. So legte Spanien, vom Einfluß der französischen Diplomatie überwunden, nach einem vierzigjährigen Kampfe die Waffen nieder.

In Deutschland indeß verwickelten sich die Sachen mit jedem Tage mehr. Oesterreich arbeitete unausgesetzt daran, den Katholizismus zu restauriren und zugleich die kaiserlichen Vorrechte auszudehnen. In den Ländern des Erzherzogs Ferdinand, in Steiermark, Krain, Kärnthen, wie in den des Kaisers Rudolph II., in Ober- und Niederösterreich, in Ungarn und Böhmen war die Reformation seit sechs Jahren geächtet. Die mährischen Brüder, denen ihre Kirchen geschlossen wurden, hatten nun die Wahl zwischen Glaubensabschwur und Landesverweisung. So ging es nicht blos in den Erbstaaten; im ganzen Reiche sah sich der Protestantismus in seiner Existenz bedroht.

Zu Straßburg, Aachen, Donauwörth, überall, wo beide Bekenntnisse neben einander bestanden, schaffte das kaiserliche Belieben durch Gewalt dem katholischen Prinzip das Uebergewicht. — An den Grundlagen des Augsburger Friedens wurde von beiden Parteien immer mehr gerüttelt; die kaiserlichen Räthe sahen in demselben nur ein zeitweiliges Uebereinkommen und stellten seine Gültigkeit in Frage, und die Protestanten ihrerseits hielten sich eben so wenig an die Artikel desselben gebunden, die ihrem Interesse entgegen waren. Wider den, unter den Namen des geistlichen Vorbehalts bekannten Schlußartikel,* waren eine Menge Bisthümer und Abteien seit 1555 säcularisirt worden. Die Katholiken hatten dagegen reklamirt und die Reichsgerichte, die kaiserliche Kammer, der Hofrath ihnen Recht gegeben; allein die Protestanten kehrten sich daran nicht. Der Zündstoff häufte sich täglich mehr und brach schon hier und da in vereinzelten Flammen aus, die jenen furchtbaren dreißigjährigen Weltbrand ankündigten.

Am meisten litten die freien Reichsstädte. Der Kaiser nahm ihnen die Religionsfreiheit, belastete sie mit Auflagen, bestritt ihnen sogar das

Wohl mochte Heinrich seinen Eifer betheuern, seine ehemaligen Glaubensgenossen im In- und Auslande zu unterstützen; allein er kannte die Nothwendigkeit, die ihn gezwungen hatte, dem Protestantismus abzuschwören, zu gut, um daran zu denken, jemals in dessen Schooß zurückzukehren. Der Fürst hat wahrscheinlich den König mißverstanden und diesen Theil der Unterredung nicht ganz treu wiedergegeben.

* Er besagte: daß, wenn in der Folge ein Geistlicher höheren oder niederen Ranges aus der römisch-katholischen Gemeinschaft tritt, er damit auf seine Diöcese oder Pfründe verzichte, und das Kirchengut seinem Nachfolger vorbehalten bleibe.

Recht auf Sitz und Stimme im Reichstage, und ihre Lage war um so beklagenswerther, als sie nicht nur den kaiserlichen Despotismus, sondern auch den Ehrgeiz der Fürsten, die sich auf ihre Kosten zu vergrößern suchten, zu fürchten hatten.

Eine andere Landplage waren die spanischen Truppen, die sich während des niederländischen Krieges besonders im Klevischen, Münster'schen und Kölnischen eingenistet hatten. Die zuchtlosen Banden lebten auf Unkosten der Einwohner und verwüsteten das Land. Obgleich nun ganz Deutschland unter diesem Drucke seufzte, wie schon der Landgraf von Hessen in der obenberührten Korrespondenz mit Heinrich IV. auf diesen rechtlosen Zustand hinweist, so wagten es die katholischen Stände dennoch nicht, ihre Klagen laut werden zu lassen, weil sie es mit Spanien, dessen Allianz sie zu bedürfen glaubten, nicht verderben wollten. Die Protestanten aber begriffen die Nothwendigkeit, sich zu vereinigen, um diese fremden Söldlinge aus dem Lande zu jagen und im Innern den Uebergriffen des Kaisers einen Damm zu setzen. So wurde denn auf Anrathen Heinrich's IV. der Heidelberger Bund geschlossen, in den Anfangs nur wenige protestantische Fürsten traten, da die Lutheraner sich weigerten, den Reformirten die Hand zu reichen. Erst die gemeinsame Noth und die dringenden Mahnungen Heinrich's brachten endlich die beiden Parteien zusammen. Der Bund wurde auf breiterer Grundlage erneuert; die Lutheraner und die Reformirten beschwichtigten ihre gegenseitigen Antipathieen, und so kam endlich die wirkliche, von Heinrich so sehr gewünschte Union zu Stande. Sie war nicht sowohl eine religiöse, als eine politische Verbindung zur Aufrechthaltung des Friedens und zur Ausführung der Reichsgesetze.

Der erste Akt der Union war, eine Gesandtschaft an den Kaiser abzuordnen, um die Beschwerden vorzutragen und um Abhülfe zu bitten. Rudolph gab Zusagen, ohne den Willen, sie zu halten. Der Fürst fing an zu altern; die jugendliche Anmuth, der man so Manches übersieht, hatte er verloren und in der Schule der Jahre nichts gelernt. In den Gemächern seines Palastes versteckt, über den Träumen der Astrologie und Alchymie brütend, verschloß er die Augen gegen die schreckliche Wirklichkeit, die das Reich bedrohete. Ungleich und launenhaft auch in seiner Frömmigkeit, ließ er sich heute von seinen tollen Leidenschaften hinreißen, um Morgen, von Gewissensbissen geplagt, zur Sühne einen Streich auf die Protestanten zu führen, und wie Saint-Simon später von Ludwig XIV. sagt, sich zur Buße auf fremde Rücken zu geißeln. — So sah er sich täglich tiefer verachtet und seine ganze Macht in Fetzen zerfallen, die theils die Parteihäupter, theils die Prinzen seines Hauses an sich rissen.

Der schwache Kaiser stand zwischen seinem Neffen, Erzherzog Ferdinand, der ihn durch seine fanatischen Gewaltstreiche compromittirte, und seinem Bruder Matthias, der in seiner ungebändigten Ehrsucht ihm den Kaisermantel auszuziehen und sich anzulegen trachtete. Die Protestanten der Erbstaaten forderte die ihnen genommene Gewissensfreiheit zurück. Mathias trat als ihr Anwalt auf. Gerade in dem Moment, wo die obengedachte Union geschlossen wurde, reizte er Ungarn, Oesterreich und Böhmen zum Aufstand gegen seinen Bruder. Rudolph entschloß sich, einen Theil seiner Staaten zu opfern, um den Rest zu retten. Er hoffte wenigstens Böhmen zu behalten, allein es wollte ihm nur unter der Bedingung treu bleiben, wenn es die geraubte Religionsfreiheit zurückerstattet bekäme. — Der Kaiser zauderte; als aber ein furchtbarer Aufstand sich unter der Leitung des Grafen Thurn und des Hochadels bildete, da unterzeichnete er den Majestätsbrief, der den böhmischen Protestanten freie Religionsübung bewilligte. Die Schlesier, die sich den Böhmen angeschlossen hatten, erlangten das ähnliche Zugeständniß, und auch Mathias sah sich genöthigt, den Reformirten Ungarns und Oesterreichs die zugesagte Freiheit zu gewähren.

Angesichts dieser Wiedergeburt des Protestantismus glaubten die Katholiken, zur Abwehr der ihnen von ihren Gegnern drohenden Gefahr, sich auch ihrerseits verbinden zu müssen. Der Herzog von Baiern gründete zu München den Bund, der später den Namen die heilige Liga bekam. Er wurde zum Haupt desselben ernannt. Die beiden Parteien theilten nun Deutschland in zwei voneinander unabhängige Conföderationen; die politische Einheit war zerrissen. Von der kaiserlichen Gewalt, die schiedsrichtend zwischen die streitenden Parteien treten sollte, war kaum der Schatten geblieben. Es gab kein Forum mehr, einen Streit zu schlichten, einen Zwist beizulegen. Der Krieg allein konnte den Ausschlag geben, und die beiden gerüsteten Gegner standen auf der Mensur, über den Kopf des Kaisers weg ihre Schwerter zu kreuzen.

So standen die Sachen, als durch die Jülich'sche Erbfolgefrage der ohnehin angehäufte Zunder keinen geringen Zuwachs erhielt. Schon vier Jahre früher hatte der Landgraf in einem Briefe an Heinrich IV. geäußert: „Die kleve-jülich'sche Nachfolge wird große Verwirrung in diesem Lande hervorrufen, da die Betheiligten unter sich nicht einig sind.“ — Die Hauptbewerber um den Nachlaß waren Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf Ludwig von Neuburg und die Häupter der beiden sächsischen Häuser. Die erstern beiden begründeten ihre Ansprüche darauf, daß ihre Gemahlinnen aus dem jülich-kleveschen Hause waren; die letztern beriefen sich auf einen offnen Brief Karl's V., der ihnen, in Ermangelung männlicher Erben in den jülich-kleveschen Landen, die Nachfolge sicherte.

Heinrich IV. hatte so gut wie Moritz von Hessen die Gefahren, von denen Deutschland auch durch diesen Streit bedrohet sein würde, in ihrem ganzen Umfange erkannt; er hatte daher die mit ihm verbündeten Fürsten beschworen, ihre Mißhelligkeiten, namentlich in Betreff der jülichschen Erbschaft bei Zeiten gütlich beizulegen.

Und nur zu bald sollten seine Warnungen in Erfüllung gehen. 1609 starb der letzte Herzog von Kleve, Johann Wilhelm, kinderlos. Der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, schickten sich sofort an, von der Hinterlassenschaft Besitz zu ergreifen, während die sächsischen Fürsten die Augen auf den Kaiser gerichtet, von dem sie einen Bescheid zu ihren Gunsten erwarteten, sich ruhig verhielten. Rudolph, in Uebereinstimmung mit Spanien, wollte gar keinen protestantischen Fürsten in der Nachbarschaft der Niederlande. Er wies die Bewohner zur Ruhe und beschied die Sache vor das Reichskammergericht. Allein diese Verhandlung hatte keine andere Folge, als daß die bewerbenden Fürsten — so nannte man die Kurfürsten und den Pfalzgrafen — übereinkamen, sich gütlich auseinander zu setzen, und ihre Heeresmacht nur gegen diejenigen zu wenden, die in ihre Rechte greifen würden.

Darauf erging von Rudolph ein Verbot an die Völker des streitigen Gebiets, irgend einen der Bewerber vor der kaiserlichen Entscheidung des Landesherrn anzuerkennen. Da sich nun Keiner daran kehrte, ließ der Kaiser von dem Reichskammergericht auf Beschlagnahme der Hinterlassenschaft erkennen, und beauftragte den Erzherzog Leopold mit der Ausführung des Erkenntnisses. Diese Schritte Rudolph's riefen den Verdacht Deutschlands wach; man glaubte, er wolle die Länder als erledigtes Reichslehen sich zueignen, und das wäre allerdings ein Todesstreich für die Reichsverfassung gewesen, dem selbst die fremden Mächte nicht gleichgültig zusehen durften; denn war das Gleichgewicht in Deutschland aufgehoben, so war auch das europäische Gleichgewicht gefährdet.

Als die bewerbenden Fürsten sich nicht fügen wollten, schritt Leopold zur That. Mit kaiserlichem und spanischem Gelde warb er Truppen in Straßburg und Passau und forderte die drei geistlichen Kurfürsten zu seinem Beistande auf; die soeben gebildete katholische Liga bot ihm aus freien Stücken ihre Hülfe an. Aber auch die Bewerber blieben nicht müßig, sie wandten sich an die protestantische Union, die auch Unterstützung zusagte. Sie erließ einen Aufruf an das protestantische Deutschland, setzte sich überdies in Verkehr mit allen Staaten Europa's, welche theils durch die Religion, theils durch die Politik sich gedrungen fühlten, Partei gegen Oesterreich zu nehmen, wozu namentlich Frankreich, England, Dänemark, Holland, die Schweiz gehörten. Der Fürst von Anhalt reiste persönlich nach Paris, um Heinrich's Beistand zu erwirken, und der König war sofort bereit, bewaffnet einzuschreiten. Frankreich konnte unmöglich ruhig zusehen, daß das Haus Oesterreich Provinzen in Besitz nehme, die eine direkte Verbindung zwischen den kaiserlichen und den spanischen Ländern vermittelten.

Heinrich ließ ohne Verzug Truppen an die Gränzen rücken und schickte zugleich Thumerias de Boissise an die Versammlung der Union, wo dieser unter Anderm erklärte: „Meinem König, der nun dem Bürgerkriege in Frankreich ein Ende gemacht, liegt Nichts so sehr am Herzen, als der Friede und die Freiheit Deutschlands, zu dessen Beschützer (?) er sich nach dem Beispiel seiner Vorgänger (!) erklärt hat..... Er ist fest entschlossen, die rechtmäßigen Erben des jülichschen Nachlasses zu vertheidigen. Dabei sucht er weder den Krieg zu schüren, noch dem Ansehen des Kaisers Eintrag zu thun. Sein einziges Ziel ist, die Rechte seiner Verbündeten zu vertreten und Deutschland, diesem Bollwerk der christlichen Republik, den Frieden zu sichern.“

In dem nun zwischen Frankreich und der Union geschlossenen Vertrage verpflichteten sich Heinrich einer- und die konföderirten Staaten andererseits, die Sache der rechtmäßigen Erben gegen die kaiserlichen Beschlüsse zu verfechten. Brandenburg und Pfalz-Neuburg versprachen überdies ihre Hülfe, wenn Frankreich künftighin mit Spanien in Krieg gerathen sollte.

Eine noch ernstere Frage war vielfach Gegenstand angelegentlicher Besprechung zwischen dem Gesandten und den Fürsten. Die Erledigung

des kaiserlichen Thrones durch den Tod Rudolph's stand vor der Thür und Boissise suchte die Verbündeten zu überzeugen, daß an keine Sicherheit zu denken sei, so lange das Reich als Patrimonium Oesterreichs angesehen würde und die Fürsten, denen das Kurrecht zusteht, dringend zu mahnen, daß sie in der Zeit die nöthigen Maßregeln nehmen, die Kaiserkrone auf ein anderes als habsburgisches Haupt zu setzen. „Allerdings," fügte er hinzu, „sind die spanischen Niederlande ein Stein des Anstoßes für die Wahlfreiheit; allein der König würde sich willig mit den deutschen Fürsten vereinigen, die Spanier aus den Städten an der Maas zu vertreiben und im Nothfalle die Holländer zu diesem Zwecke anzuregen; auch den König von England hoffe er für die Interessen der Union zu gewinnen." „Vielleicht," meint Richelieu in seinen Memoiren, „wäre ihm beim Essen der Appetit gekommen, und hätte er sowohl nach Flandern gelangt, wie den Rhein zur französischen Gränze gemacht."

Die Zeit schien Heinrich IV. gekommen, seine umfassenden Pläne gegen das Haus Oesterreich auszuführen. Während er sich hier gegen den deutschen Zweig mit den Protestanten verbündete, bewarb er sich dort um einen Bund mit dem Herzog von Savoyen gegen den spanischen Zweig. Karl Emanuel war ein selbstsüchtiger und schlauer Fürst, der nur so lange seinem Worte treu blieb, wie sein Interesse heischte, es zu halten. Er liebte Frankreich so wenig wie Spanien und verband sich nur mit dem erstern, weil ihm Vortheile geboten wurden; Heinrich sagte seine älteste Tochter dem Sohne des Herzogs zu.

Anfangs 1610 unterzeichnete der Herzog zu Brusol einen Bundesvertrag zu Schutz und Trutz mit Frankreich. Er machte sich anheischig, eine Armee von beiläufig 20,000 Mann in's Feld rücken zu lassen; eine ungefähr gleiche Truppenzahl versprach Heinrich dazu stoßen zu lassen und die beiden kombinirten Heere sollten die Eroberung Mailands unternehmen. Das mit Piemont vereinte eroberte Gebiet sollte, zum Königreich erhoben, Karl Emanuel zufallen. Dafür bedingte Heinrich für sich die Abtretung der Grafschaft Nizza und des Herzogthums Savoyen; außerdem die Schleifung des Frankreich bedrohenden Schlosses Montméliau. Auch die Venezianer wurden in den Bund aufgenommen, und ihnen die Rückgabe von Ghiara d'Adda zugesagt.

Der Papst Paul V. suchte freilich einem Kriege vorzubeugen, der in Deutschland zum Vortheil der Protestanten ausschlagen konnte; allein Heinrich's Entschluß stand unerschütterlich fest. Nachdem er der Königin die Regentschaft übergeben hatte, ging er zur Armee ab, indem er sich einen Weg durch die spanischen Niederlande öffnete. An der Spitze einer furchtbaren Artillerie zog der Marquis von Rosny, ein Sohn Sully's, in's Feld. Der Herzog von Rohan kommandirte 6000 Schweizer, die kürzlich aus ihren Kantonen angekommen waren. Zugleich sollte Lesdiguières in Piemont einrücken und sich mit der Armee des Dauphinats dem Herzog von Savoyen anschließen. Der Herzog de Laforce in Béarn hatte über die Gränze gegen Spanien zu wachen. Der furchtsame Jacob I. wagte es nicht, sich gegen Spanien zu erklären; allein das Volk verlangte den Krieg, und das Parlament war bereit, Subsidien zu dem Behufe zu bewilligen. Die Holländer waren nur eines Winks vom Könige gewärtig, um über den Erzherzog herzufallen. Die französisch gesinnten Deutschen und Italiäner, die in Heinrich ihren Befreier sahen, folgten willig seinen Fahnen.

Dieser großartige, lange vorbereitete Schlag sollte an allen Punkten mit niederschmetternder Raschheit fallen, als Ravaillac's Dolch von Oesterreich den Schlag abwandte, zu dem der König schon ausgeholt hatte. Auf die erste Kunde der Blutthat verbreiteten sich Gerüchte von fremden Komplotten durch Paris. Vor die Häuser der Gesandten mußten Schutzwachen gestellt werden, besonders war der spanische Gesandte von der Volkswuth lebensgefährlich bedrohet. Andere glaubten, der Tod des Königs sei die Loosung zu einem Aufstande, in dem die Protestanten als erste Opfer fallen würden. Indeß blieb die Hauptstadt ruhig, und war, wie Malesherbes am 19. Mai 1610 einem Freunde schreibt, nur durch Eins in Aufregung, durch die allgemeine Trauer.

Die Größe der Politik Heinrich's kennzeichnete sich dadurch, daß kein selbstsüchtiger noch gewaltsamer Zug sie entstellte. Sie war allerdings eine nationale, denn sie gab kein einziges französisches Interesse preis; sie war aber dennoch weltbürgerlich, wahrhaft christlich, denn sie vertheidigte überall den Schwachen gegen den Starken, den Geknechteten gegen den Tyrannen. Was ihren Werth noch erhöht, ist, daß sie stets mit sich selber übereinstimmte und zu Werkzeugen einen überlegenen Verstand und einen unerschütterlichen Willen hatte. Nur zu bald merkte man die unermeßliche Lücke, die durch diesen Tod nicht in Frankreich allein, sondern in ganz Europa entstanden war.

England.

Julius Cäsars Invasion in Britannien.*

Ein englischer Gelehrter, Herr Thomas Lewin, hat eine Monographie über die Expeditionen Cäsars nach Britannien geschrieben, die neben ihrem historischen Werth auch in Hinblick auf die politischen Verhältnisse der Gegenwart nicht ganz ohne Interesse ist. Die Invasionspläne, mit welchen der ci-devant „herzliche Verbündete" umgehen soll, sind bekanntlich in England nicht allein bei den stereotypen panic-mongers, sondern auch bei vielen verständigen, nüchternen Leuten ein stehender Glaubens-Artikel geworden, und während man sich mit Ernst zur Abwehr rüstete, wurde doch etwas ängstlich auf den Umstand hingedeutet, daß, sobald es wirklich zu einer feindlichen Landung in England gekommen, diese auch stets gelungen sei und die Unterwerfung des Landes herbeigeführt habe. Von den Römern, den Sachsen, den Dänen, den Normannen bis auf Heinrich von Richmond und Wilhelm von Oranien herab habe Jeder, der den englischen Boden betreten, sich auch dort behauptet, und nach diesen Analogien zu schließen müsse man, wenn die berühmten „hölzernen Wälle" nicht mehr zum Schutze des Landes hinreichen sollten, für die Zukunft desselben ernstliche Besorgnisse hegen. Herr Lewin beweist nun, daß wenigstens die Invasionsversuche des ersten angeblichen Eroberers von Britannien, trotzdem er Herr des Meeres war und seine Landung ohne erheblichen Widerstand bewerkstelligte, einen für ihn nicht sehr günstigen Ausgang nehmen und daß, wenn neben den römischen Bulletins auch britische Kriegsberichte vorhanden wären, sie mit Fug und Recht die vollständige Niederlage des großen Cäsar würden melden können. Die Thatsachen, auf welchen sich diese Behauptung stützt, werden folgendermaßen resumirt:

„Ich habe jetzt," sagt der Verfasser, „die beiden Invasionen Cäsars in England beschrieben, deren geringer Erfolg unser Erstaunen erregen muß. Das erste Mal wagte sich Cäsar kaum eine (engl.) Meile von der Seeküste. Er hatte die Stärke des Feindes ganz und gar erkannt, und da es ihm auch an Reiterei fehlte, so beschränkte er sich nach der ersten Landung durchaus auf die Defensive. Bei der zweiten Expedition versuchte er, an der Spitze einer dreimal stärkeren Macht und eines zahlreichen Kavallerie-Korps die Scharte wieder auszuwetzen; aber er traf von Seiten der Briten auf so hartnäckigen Widerstand, daß er in die schwierigste Lage versetzt wurde, aus der ihn nur der Aufstand der Trinobanten befreite. Selbst nach dem Bürgerkriege, der die Trinobanten und die mit ihnen verbündeten Stämme in die Arme Cäsars trieb, blieb Cassivelaun mit seinen Streitwagen Herr des ganzen Landes, die unmittelbare Nachbarschaft der Legionen ausgenommen. Die Römer waren ohne Zweifel den Briten in der Disciplin überlegen, und in der Strategie mochte Cassivelaun sich mit Cäsar nicht messen können, aber er entwickelte so viel natürliches Kriegstalent, und die Insulaner zeigten einen so unüberwindlichen Muth, daß Cäsar froh war, sich ohne wesentlichen Vortheil aus dem Kampfe zurückzuziehen. Statt als Gefangener nach Rom geführt zu werden, unterhandelte der britische Häuptling den Frieden auf dem Fuße der Gleichheit, und wenn er auch Bedingungen einging, die für Rom günstig schienen, so wurden sie doch nie erfüllt, wenn überhaupt ihre Erfüllung jemals beabsichtigt wurde. Ein Punkt ist wenigstens klar — daß nämlich Cäsar sich von der Insel entfernte, ohne einen einzigen Mann zurückzulassen, und daß die Briten noch fast ein Jahrhundert lang so frei blieben, als ob eine römische Legion niemals ihren Boden betreten hätte. Cäsar stellt natürlich seine Thaten in dem günstigsten Lichte dar und will uns zu dem Glauben verleiten, daß er Geiseln genommen und einen Tribut auferlegt habe; wären aber die britischen Annalen zur Seite der römischen Commentarien auf uns herabgekommen, so würden wir vielleicht von der Vernichtung der Reiterei Cäsars durch die Essedarier, der Schwächung seiner Legionen durch glückliche Angriffe auf ihre Nachhut und der Lichtung ihrer Reihen durch Strapazen und Entbehrungen hören, bis endlich der Eroberer Galliens sich gezwungen sah, einen schmachvollen Frieden einzugehen. Seine eigenen Landsleute haben den Briten Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem Tacitus gesteht, daß Cäsar durch seine zwei Feldzüge nur die Entdeckung Britanniens, nicht die Eroberung desselben vollbracht habe; daß, obwohl siegreich in mehr als Einer Schlacht, er am Ende den Kürzeren gezogen und genöthigt worden, das Unternehmen aufzugeben; daß die Briten, mit einem Wort, ihre Unabhängigkeit behauptet und sich dem römischen Joch nicht unterworfen hätten. Lucan spricht es sogar unverhohlen aus, daß Cäsar und seine Armee den

* The Invasion of Britain by Julius Caesar. By Thomas Lewin, M. A. London: Longman & Co.

Briten geradezu den Rücken gezeigt hätten, und Horaz und Tibull reden Beide von Britannien als zu ihrer Zeit noch unbesiegt. Strabo bemerkt, daß Cäsar keine großen Fortschritte gemacht habe, und Dio Cassius berichtet, Cäsar sei von den Briten zurückgeschlagen worden und habe den Krieg zu einem für ihn nicht sehr befriedigenden Abschluß gebracht. Dies können wir uns leicht denken, denn die Kosten für den Bau von 800 Fahrzeugen und den Transport einer zahlreichen Armee mußten ungeheuer sein, und was war das Resultat? Cäsar in Gallien, und in ganz Britannien kein einziger Römer!"

Ueber die Geographie des alten Britanniens und namentlich über den von Cäsar erwählten Landungspunkt legt Herr Lewin einige neue Ansichten vor, die indeß starken Widerspruch gefunden und eine lebhafte Polemik zwischen dem Verfasser und dem Astronomer Royal, Professor Airy, hervorgerufen haben.

Ein Leben für das andere.

Von der Verfasserin des „John Halifax."*

Wie in ihren früheren Schriften, so wird auch in der vorliegenden Novelle wieder die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der ehelichen Bande betont. Es scheint in der That, als ob die talentvolle Schriftstellerin sich die Aufgabe gestellt hätte, den, durch die seit Kurzem in England erleichterte Scheidung, hereinbrechenden Uebeln entgegenzuarbeiten und durch das sittliche und religiöse Gefühl das wieder zu kräftigen und zu befestigen, was die Landesgesetze einigermaßen gelockert haben. Andere singen das Hohelied der werbenden oder jungfräulichen Liebe; sie singt das der ehelichen. Das gegenseitige Gelöbniß genügt ihr, den Bund zweier Herzen zu schließen und sie zu vereinigen; die Kirche kann ihm nur die höhere Weihe verleihen und ihn anerkennen. Aber wohlverstanden: daß es auch wirklich ein Bund sei, der auf Liebe, auf reiner, echter Liebe beruht, und nicht etwa ein hohles, aus weltlichen Rücksichten geschlossenes, der Liebe entbehrendes und daher unheiliges Bündniß! In solchem Falle ist es besser, das Verhältniß zu brechen, ehe es den kirchlichen Segen empfangen. Jener aber ist ein Bund im Angesichte Gottes geschlossen, und nur der Tod vermag ihn zu lösen.

Diese Grundsätze werden indessen nicht etwa didaktisch vorgetragen, wenn auch gelegentlich ein solcher Ton sich bemerkbar macht, sondern ergeben sich vielmehr aus der Erzählung selbst, die einfach und klar dahinfließt und einen bedeutenden Scharfblick in der Analyse der Charaktere verräth.

„Sie schreibt," sagt das Athenaeum, „aus ihren eignen Ueberzeugungen heraus und hat die Gabe, das, was sie zu sagen wünscht, nicht blos klar sich vorzustellen; sondern es auch in einer wirksamen und kräftigen Sprache auszudrücken." Die Darstellung ist eine eigenthümliche. Es werden uns die Tagebücher zweier Liebenden, des Dr. Urquhart und der Miß Theodora Johnston, vorgelegt, und auf diesen Blättern entrollt sich, anfangs allerdings etwas langsam und schleppend, die später höchst interessante Handlung vor unsern Augen.

Um dieses seltsame Buch kurz zu charakterisiren, glauben wir kein passenderes Bild wählen zu können, als indem wir an den berühmten Handek oder Aarefall in der Schweiz erinnern. Von zwei entgegengesetzten Seiten her stürzen dort bekanntlich die Gewässer (der Aerlenbach und die Aare) herab; getrennt haben sie ihren Weg über Fels und Gestein zurückgelegt; eine unwiderstehliche Macht hat sie zu einander hingezogen und, — siehe da! sie haben sich endlich gefunden — sie sind eins geworden und ein tausendfältiges Farbenspiel, an der Felsenwand vom Sonnenstrahl erzeugt, feiert ihre Vermählung. D. A.

Italien.

Professor Luigi Palmieri's Bericht über Vesuv-Ausbrüche.

Ueber die Ausbrüche des Vesuv, welche im Laufe dieses Jahres erfolgten und die so bedeutend waren, daß sie in Neapel alle Aufmerksamkeit absorbirten, hat der Direktor der Sternwarte auf dem Berge, Prof. Palmieri, einen Bericht erstattet, den wir in Folgendem wiedergeben.

„Am 4. Mai sandte ich Ihnen meinen letzten Bericht über den fortgesetzten Ausbruch des Vesuv. Seit dieser Zeit fließt die Lava fast in derselben Weise; sie hat denselben Charakter und dieselbe Richtung behalten. Im Verhältniß zur Zeit hat sie sich indessen nur wenig ausgebreitet, und zwar aus zwei Gründen; erstens nämlich fiel sie in ein tiefes Thal, „Rio di Quaglia," und zweitens floß die neue Lava über die ältere verhärtete fortwährend hin, so daß jetzt da, wo früher ein sehr tiefes Thal „Fosso Grande" war, ein hoher Berg entstanden ist. Der fortgesetzte Abfluß der Lava nach Fosso Grande hatte die Folge, daß sie auf der einen Seite nach der Straße, und auf der andern über bebautes Land in der Richtung der „Tironi" sich ergoß. Sie fließt immer auf verdeckte Weise heraus und setzt durch einige unterirdische Gänge, nach Art eines Aquäducts, welcher sich von selbst gebildet hat, ihren Lauf fort. Ist ihre Masse groß, so bricht sie oft durch die Wände des Ganges und zeigt sich dann unvermuthet an einer Stelle, wo man sie eine Zeit lang nicht gesehen. Wird der Lavastrom schwächer, so kann man bisweilen den Feuerlauf durch ein Loch fließen sehen, das bei dem aufsteigenden Rauche in einer gewissen Entfernung wie ein gewöhnliches Rauchloch aussieht. Im Allgemeinen zeigt die Lava das Bestreben, am Ende ihres Laufes hervorzutreten, und zwar besonders dann, wenn sie an einer abschüssigen Stelle angelangt ist.

„Am 3. August Abends schienen die Lavaströme gegen das Ende ihres Laufes schwächer zu werden; aber am folgenden Abend zeigte sich der Strom in einer kleinen Entfernung von seinem Ausflusse in einer Gegend, wo er seit einem Jahre nicht sichtbar gewesen war, und Alle vermutheten, daß ein anderer Krater sich hier geöffnet habe. Dieser neue Lavastrom folgte der Richtung der „storie" (Schlacken) von 1819, und die Ströme am Rio di Quaglia und den Tironi ließen dadurch etwas nach. Die Lava, welche sich am 4. August zeigte, unterschied sich sogar in der Farbe etwas von der der anderen Ströme. Wenn der Ausbruch noch nicht beendigt ist, wie es der Fall zu sein schien, so ist der Strom jedenfalls von der ursprünglichen Richtung abgewichen, und später wird an einer anderen Stelle ein um so stärkerer Ausbruch erfolgen.

„Im Juni zeigte der Seismograph (Instrument zur Beobachtung von Erderschütterungen) vier Erdstöße an, den letzten am 29. desselben Monats, der sehr stark war; von da an bis zum 10. August erfolgte kein anderer. Am Variations-Apparat von Lamont nahm ich bedeutende Störungen wahr, durch welche die Scala des Instruments über die Röhre hinausgegangen war, von wo ein Zurückgehen erst nach einiger Zeit erfolgte. Das Quellwasser nahm im Mai sehr ab; und zwar war dies besonders bei denjenigen Brunnen der Fall, welche östlich von einer Linie lagen, die man sich vom Gipfel des Berges bis zum Glockenthurm der Kirche Unserer lieben Frau in Pugliano gezogen denken muß. Westlich davon zeigten die Brunnen einen unveränderten Wasserstand. Der nicht bedeutende Rauch der Lava hat der Vegetation keinen Schaden gethan, da er Chlorsäure, aber keine Schwefelsäure enthält. Das ist indessen nicht der Fall mit den zwei rauchenden Oeffnungen am Gipfel des Berges, deren Exhalationen, besonders in ihrer Vermischung mit Regen, beträchtlichen Schaden verursacht haben. Die Lava, welche aus der Seitenöffnung am Fuße des Kegels unter der Masse welche sie verbirgt, herausgeflossen ist, kann mit größter Wahrscheinlichkeit bei einer Oberfläche von circa zwei englischen Quadratmeilen auf ungefähr 36. Mill. Cubikmeter abgeschätzt werden.

„Die durch die enorme Masse verhärteter Lava veränderte Form des Bodens, die Ausfüllung von Thälern, das Aufsteigen von Bergen und die Bildung von neuen „burroni" (Gräben), setzen viele Güter großen Gefahren künftiger Lavaüberfluthungen aus; nach meiner Meinung aber sind sie um so gesicherter vor Wassersgefahr, da die „storie" die merkwürdige Eigenthümlichkeit haben, das Regenwasser zu absorbiren und zurückzuhalten. Vor 1855 stürzte ein reißender, durch den Regen gebildeter Strom gerade hinter der Sternwarte durch den Fosso della Vetrana herab, ergoß sich dann in einen anderen, Farame genannt, und floß endlich in einen gemauerten Kanal. Als die Lava jene großen „burroni" (Thäler) gefüllt hatte, sah man keinen Tropfen Wasser mehr auf Massa und San Sebastiano herabfließen.

„Schon früher erfolgten lange dauernde Ausflüsse von geringer Ausdehnung durch Oeffnungen am Gipfel des Kegels; aber es ist eine ganz neue Erscheinung, die Lava fünfzehn Monate lang durch eine Oeffnung am Fuße des Kegels fließen zu sehen. Auch ist die Art, in welcher die Lava ausbricht, neu und eigenthümlich. Manchmal fließt sie länger als eine halbe Stunde hin, ohne daß man sieht, woher sie kommt; nicht einmal Rauch bemerkt man. Bedenkt man aber, daß solch eine Oeffnung am Fuße des Kegels in unmittelbarer Verbindung mit dem untern Theil

---

* A Life for a Life, by the Author of John Halifax In 2 vols. Leipzig, B. Tauchnitz, 1859.

der Centralaxe desselben steht, d. h. mit der gewöhnlichen Esse des Vulkans, so wird das Faktum zwar neu, aber sehr natürlich erscheinen; und man wird dann nicht mehr darüber erstaunen, wenn hier an der Stelle, wo die Lava durchbricht, kein Rauch erscheint. In solchen Fällen steigt nämlich der Rauch im großen Kegel des Vesuv empor, während unten die Lavagüsse erfolgen. Ich habe meine Gründe, warum ich glaube, daß die Lavaergüsse jetzt in unmittelbarer Verbindung mit der Centralaxe des Kegels stehen, in den „Annali dell' Osservatorio" auseinander gesetzt.

„Ich bin keineswegs erstaunt über die lange Dauer des Ausbruches und hoffe nur, daß irgend ein Umstand ihm bald Einhalt thun werde, obwohl es möglich ist, daß er noch länger fortdauert. Sollte er aufhören, so sind wir vielleicht im Stande, einen Weg zur Sternwarte zu bahnen, die jetzt von den Fremden sowohl als von mir nur mit Gefahr besucht werden kann, da man, um zu ihr zu gelangen, über harte, holperige Lavahügel klettern muß. Die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche ich," fügt Prof. Palmieri hinzu, „über diesen Ausbruch angestellt habe, habe ich dem Publikum in derselben Nummer der „Annali dell' Osservatorio" mitgetheilt. Hier bleibt mir nur noch zu bemerken übrig, daß ich in den Sublimationen, welche an den Rauchlöchern gefunden wurden, eine Menge Blei entdeckte, obwohl das Chlorüre vom Blei allein und von Krystallisationen sehr selten gewesen sind. Blei wurde niemals in der Lava von denjenigen gefunden, die vor mir die Masse prüften, die sich in den Rauchlöchern befindet. Zum ersten Male fand ich es in einer Oeffnung der Lava 1855 als Chlorüre, aber bei diesem Ausbruche bildet es einen Theil der Sublimationen, und ist beinahe immer mit anderer Masse gemischt, welche gewöhnlich Chlorüre und Sulphat ist."

Alfiéri und die deutsche Kritik.*

Im Januar d. J. verkündete die Zeitschrift „Stimmen der Zeit," H. Grimm „sitze über Alfiéri, wie ein römischer Proconsul über die unterworfenen Syrer zu Gericht;" im August verkünden dieselben „Stimmen": H. Grimm „verhimmele" den — „im tiefsten Kern hohlen Declamator!!" — „Ernsthaft gegen die Verhimmelung des italiänischen Pseudo-Tragikers zu Felde zu ziehen, gegen diesen im tiefsten Kern hohlen Declamator wird uns Niemand zumuthen." So steht es schwarz auf weiß. Wir aber muthen dem Zeitstimmen-Kritiker, der hier in der That die stolze, wegwerfende Mine eines römischen Proconsuls annimmt und sich nicht herablassen will, sein Verdammungsurtheil über den unterworfenen Syrer zu begründen, wir muthen ihm zu, „ernsthaft gegen diesen im tiefsten Kern hohlen Declamator zu Felde zu ziehen." Denn einen Mann von eminenter Charakterkraft, einen Mann beseelt von dem ernstesten, unermüdlichsten Streben, dem Ideal, das seinem Geiste vorleuchtete, in seinen Werken einen immer entsprechenderen Ausdruck zu geben; einen Dichter, der, trotz der von H. Grimm wohl bemerkten und hervorgehobenen, aber zugleich erklärten Mängel, den vollsten Anspruch auf den Ruhm eines großen Tragikers hat; einen Dichter, den Leopardi mit der höchsten Auszeichnung da nennt, wo er der besten Namen, wo er Dante's gedenkt; einen Dramatiker, dessen dargestellte Tragödien Byron auf's Tiefste erschütterten, in einen „Todeskampf mit hervorbrechenden Thränen" versetzten; einen Dramatiker endlich, der unserem Schiller — und seine Zeit war kostbar! — bedeutend genug erschien, um den Entschluß zu fassen, sich in einer französischen Uebersetzung durch die einundzwanzig Stücke hindurch zu lesen, und dem Er „das Verdienst, den Gegenstand aus der Prosa und Geschichte glücklich herausgewunden zu haben, auf jeden Fall zugestehen muß" — Alfiéri, sagen wir, ohne die gründlichsten Beweise für solche Behauptung, kurzweg einen „im tiefsten Kern hohlen Declamator" zu nennen, das ist nichts weiter, als Anmaßung, die eben anmaßend ist, weil sie nichts besseres zu sein weiß, die, weil sie gegen Grimm's angebliche „Verhimmelung" Alfiéri's nichts Schlagendes vorzubringen hat, sich sogar nicht scheut, die Person H. Grimm's moralisch zu verdächtigen und den Mann, weil er die poetischen Vorzüge von Alfiéri's „Mirra," wie sie ihm durch die geniale Darstellung der Ristori strahlend vor die Seele traten, richtig erkannt und gewürdigt hat, dem Publikum in das „Sardanapalische Unwesen" verstrickt vorzuführen, was die gespreizten, verlogenen, ungesunden, romantischen Traditionen noch bis zur Stunde in gewissen Berliner Zirkeln treiben."

Oder glaubt der Kritiker wirklich etwas Schlagendes gegen Alfiéri und H. Grimm gesagt zu haben, wenn er eine „unerlaubte Neigung, Menschenfleisch zu essen" erfindet, und diese nun der ungeheuren Leidenschaft, die Mirra wie eine Krankheit befällt, gleichsetzt? Kann es einem Dichter in Gottes weiter Welt auch nur einen Augenblick in den Sinn kommen, jene Neigung als Seele einer Tragödie brauchen zu wollen? Und gesetzt, es wäre möglich, so Unsinniges zu wollen, kann er sie in einem uns auf's Tiefste ergreifenden Kampfe wirklich veranschaulichen? Könnte er es, d. h. wäre er im Stande, uns zum innigsten Antheil an diesem Kampfe zu zwingen, so hätte jene Neigung eben ein ganz anderes Verhältniß zu unserer menschlichen Natur, so wäre sie keine unmenschliche, nur der verthierten Menschheit, die ihr aber unbedenklich con amore fröhnt, eigenthümliche; sie wäre vielmehr eine wirklich menschliche Neigung, wie jene ungeheure Leidenschaft Mirra's. Diese Leidenschaft ist allerdings etwas Ungeheueres, und darum glücklicherweise höchst Seltenes; aber wir fühlen, sie ist möglich, sie kann aus dem relativen Nichtsein in's schaudervolle Sein treten, und wo sie wirklich hervortritt, ist das Weh unaussprechlich, erreicht das Tragische eine nicht mehr zu überbietende Höhe. Daher die Theilnahme, die Erschütterung, die unser Herz bei Mirra's Schicksal unmittelbar mitempfindet; daher der „Todeskampf mit hervorbrechenden Thränen," welcher den großen britischen Dichter bei Alfiéri's Meisterwerk ergriff.

Th. D.

* Man vergl. „Alfiéri und Hermann Grimm." Magazin für die Literatur des Ausl. Nr. 26. 1859.

Esthland.

Kalewi Poeg, eine esthnische Heldensage.

Im Jahrgang 1857 des „Magazin" Nr. 115. berichteten wir über die drei ersten Gesänge des „Kalewi Poeg." Vor Kurzem ist uns die zweite Lieferung (Gesang 4—6) zugekommen, und wir erlauben uns mit Beziehung auf jenen früheren Artikel die Analyse dieses Volks-Epos fortzusetzen.

Der dritte Gesang endete — wie man sich erinnern wird — mit dem fruchtlosen Bemühen der drei Söhne Kalev's, ihrer geraubten Mutter auf die Spur zu kommen. Der jüngste Sohn, den gemeinsamen Verlust am tiefsten empfindend, läßt sich nach angestrengtestem Suchen am Strande nieder und stiert voll dumpfer Verzweiflung in die scheidende Abendsonne.*

Aber schlaffes Entsagen ist dem jungen Helden fremd. Nach kurzer, mit düsteren Betrachtungen ausgefüllter Rast, stürzt er sich kopfüber in die Wogen, um nach Finnland, der Heimat des tückischen Räubers, hinüber zu schwimmen:

> Mit den Händen kräftig rudernd
> Steuert er mit seinen Füßen,
> Läßt das Haar als Segel wehen
> . . . .
> . . . .
> Und des Meeres Schaukelwiege
> Wälzte die gewalt'gen Glieder
> Woge auf- und Woge abwärts,
> Immer weiter hin nach Norden,
> Seinem Ziele immer näher.
>
> O du starker Sohn des Kalev,
> Seiner Wittwe Trost und Stütze!
> Nichts vermochte deinen Eifer,
> Deine Riesenkraft zu lähmen
> Sterne kamen, Sterne gingen,
> Nur der glänzende Polarstern
> Und der alte Wagen hielten
> Unverändert Wacht am Himmel.**

Zu einer Insel im Golfe gekommen, steigt K.—P. ermüdet aus dem Meere und wirft sich auf das Moos unter einem vorspringenden Felsen:

> Seine Füße wohlbehaglich
> Noch den Wellen überlassend,
> Die um seine Zehen kosten,
> Und mit weichem Schaum die Sohlen
> Und die Knöchel spielend küßten.

* Dieser jüngste Sohn wird vorzugsweise Kalewi Poeg, das ist „Kalev Sohn" genannt; einen anderen Namen führt er nicht. Ueberhaupt verdient Bemerkung, daß, mit Ausnahme der Eltern der drei Kalewiden, alle im Epos vorkommende Personen namenlos sind.

** Buchstäblich: „Nordens Pflock hielt (seine) Stelle, Alter Wagen (blieb) ohne Wanken" (põhja-naela pidas paika, wana wanker wankumata). „Pflock" oder „Nagel," und zwar bald „goldner," bald „eiserner," heißt der Nordstern auch bei den verwandten Mongolen und Tatar-Türken.

Eben will er in Schlummer versinken: da weckt ihn eine durch die stille Finsterniß tönende weibliche Singstimme. Das Lied lautet wie folgt:

Weit entfernt ist mein Geliebter,
Unerreichbar meinen Blicken.
Zwischen mir und meinem Trauten
Thürmen sich des Meeres Wogen,
Liegen weitgestreckte See'n,
Ungezählte Haideflächen.

. . . .

. . . .

Nicht in Monden, nicht in Jahren
Hör' ich seine traute Stimme,
Seh' ich in sein treues Auge.

. . . .

. . . .

Bringt ihm, Lüfte, meine Grüße,
Ach ihr Wolken, schützt sein Leben!
Meereswogen, Regenströme,
Rauscht ihm Wonne zu und Freude.

. . . .

. . . .

Bringt ihm, Lüfte, so viel Grüße
Als das Erlenwäldchen Blätter,
Nadeln uns're Tannen zählen;
Als es Wellen giebt im Meere,
Sterne an dem Himmelsbogen!

K—P. hat fast athemlos dem Liede gelauscht; er sehnt sich die Sängerin zu entdecken: ein weithin schimmerndes Flämmchen zeigt sie ihm, wie sie, am Fuße einer Eiche sitzend, das zum Bleichen ausgebreitete Linnen ihrer Mutter hütet. Jetzt beginnt auch er zu singen:

Traure nicht um den Entfernten,
Den die Meerflut von dir trennet!
Sag' dich los von dem Verlor'nen!
Warum willst du, reizend Mädchen,
Einen n a h e n Freund verschmähen,
Einen Freund, in dessen Armen
Sanft und warm sich's ruht, o Theure? u. s. w.

Das Mägdlein steht auf und schleicht mit hochklopfendem Herzen immer näher, bis sie den schönen Fremden — wir wissen nicht bei was für einer Beleuchtung — auf der Moosbank erblickt. Ehe der Morgen angebrochen, sind die jungen Herzen Beider von Liebeszauber gefesselt: in kindlicher Unschuld sinkt das Inselmädchen ohne Bangen an die Brust des Jünglings. Der Sänger deutet nun in folgenden Zeilen an, was er auszusprechen sich scheut:

Mägdlein mit den braunen Augen,
Kind, was ist dir widerfahren,
Daß ein Schrei sich dir entwindet,
Daß du, bitt're Thränen weinend,
Jammernd laut um Hülfe rufest?
Ist im Arm des Kalewiden,
Wo du warm und selig ruhtest,
Dir ein schweres Leid begegnet?
Hat er Streit mit dir begonnen,
Dir ein Weh gethan, der Fremdling?

Die Eltern hören ihren Weheruf und glauben anfangs zu träumen. Von der Wirklichkeit überzeugt, ergreift der Insel-Vater (saare taati) seine Keule und eilt nach der Gegend hin. Sobald er aber die Riesengestalt des K—P. erblickt, entsinkt die Waffe seiner Hand und erstickt ihm das Wort im Munde. Die Tochter schlägt ihre thränenschweren Blicke nieder; aber K—P. schaut dem Alten ruhig in's Auge und fragt ihn unbefangen, ob nicht Finnlands stürmekundiger Zauberer hier vorbei gesegelt sei. Der Alte verneint dies, will aber nun über Heimat und Abkunft des Fremden belehrt sein:

. . . .

Daß die Götter dich erzeugten,
Tara's* Erbtheil dir verliehen,
Ist auf's Antlitz dir gezeichnet,
Strahlt aus deinem Feuerblicke,
Spricht aus jedem deiner Züge.

K—P. erzählt nun mit großem Selbstgefühle (ein wahres *εὔχομαι εἶναι*), wie er im buchenreichen Wierland und an Harriens Felsgestade das Licht erblickt habe:

Dort stand meiner Kindheit Wiege,
Dort mein Nest in Fels gehauen.

* T a r a hieß bei den heidnischen Esthen die höchste Gottheit.

Der in's Dasein mich gerufen,
War der Vater starker Männer;
Meine kinderreiche Mutter,
Deren volle Brust mich säugte,
Ward in Wiecklands Erlenbüschen
Aus des Birkhuhns Ei geboren.
Könnt' der Sproß des hohen Tara,
Jener starke Vater Kalew,
Nicht 'nen Sohn gezeuget haben
Der hierher verschlagen worden?
Wär's nicht möglich, daß der Spätling,
Jenes letzte Nestkind Linda's,
Hier sich deinen Blicken zeigte?

Das Mädchen schrickt zusammen und erbleicht, als der Fremde Kalew seinen Vater und Linda seine Mutter nennt. Darauf schwankt sie an den nahen Abhang und stürzt sich vom hohen Felsrand in das Meer.* Vergebens springt K—P. ihr nach, sie zu retten: „der Tiefe Schlummerstätte" hielt das arme Kind schon gefangen und wollte sie aus dem feuchten Schoße nicht mehr herausgeben. Der Jüngling taucht allein wieder empor und ruft aus den Wellen dem unglücklichen Vater zu:

Lebe wohl, betrübter Vater!
Dir entriß das Meer die Tochter,
Mir ein Räuber meine Mutter:
Leidensbrüder sind wir Beide,
Gleiches Loos hat uns getroffen!

Dann setzt er gleich seine Schwimmfahrt nach Norden weiter fort und entzieht sich so beschämenden Erörterungen.

Der fünfte Gesang beginnt mit des Helden Ankunft an Finnlands Strande, wo er in frischer Morgenluft zum Ausruhen sich niederlegt. Vom Hauche des Friedens in der ganzen Natur angeweht, versinkt er in tiefen Schlaf. Hier läßt ihn der Sänger eine Weile ungestört und besucht im Geiste die Eltern des verunglückten Insel-Mädchens. Statt ihrer Tochter hatten diese einen jungen Eichbaum, ein Adler-Ei und einen Helm aus dem Wasser gefischt. Den Baum pflanzen sie an die Schaukel, auf welcher die geliebte Tochter sich so oft lebensfroh zu wiegen gepflegt; das Ei wird im Helm durch Einwirkung der Sonnenwärme bei Tage und der Bettwärme bei Nacht ausgebrütet, und es entkriecht ihm ein junger Adler, der ein winziges Männlein mit einem Aextlein auf der Schulter unter seinem Flügel birgt.

Der Sänger kehrt wieder zu K—P. Durch sehr langen Schlaf gestärkt, bringt dieser auf ungangbaren Pfaden in Finnland vor, immer um sich schauend, ob er nicht „im bethauten Grase seiner Mutter Spuren entdecke." Endlich erblickt er vom Gipfel eines Berges ein wohl angebautes Thal — hier lag das Gehöfte des Zauberers, der eben im Schatten seiner Behausung sorglos schnarchte. K—P. reißt eine junge Eiche aus der Wurzel, schneidet sich den Baum als Keule zu und wüthet vorwärts, daß der Boden unter seinen Eisentritten schwanket. Erschrocken fährt der Zauberer empor, hat aber noch Zeit, eine Hand voll Flaumfedern aus der Busentasche zu langen. Diese bläst er vor sich hin, daß sie in der Luft durcheinander wirbeln, murmelt kräftige Sprüche dazu, und gleich wandeln sich die Daunen in ein Heer geharnischter Krieger, die wie Hagel über unsern Helden herfallen. Der aber schlägt sie schaarenweise todt, und nur Wenige finden ihr Heil in der Flucht:

Gleich dem Säemann auf dem Acker
Streut er aus mit jedem Schritte
Sich're Saat des bleichen Todes,
Und die nimmermüde Keule
Saust in der gewalt'gen Rechten
Links und rechts und schmettert nieder
Was nur Odem hat und Leben.

. . . .

. . . .

Bis zum Gürtel stieg der Blutstrom,
Der sich durch die Pforte wälzte
Und den Anger überströmte.

* Warum dies? Man könnte sagen: weil die göttliche Abstammung des Jünglings ihr alle Hoffnung, ihn zu besitzen, mit einem Schlage raubt. In der verwandten finnischen Kullerwo-Sage endet das verführte Mädchen, welches dem Helden in der Wildniß begegnet war, ebenfalls freiwillig in den Fluten; aber dort thut sie es, nachdem die Erwähnung seiner Eltern ihr klar gemacht, daß Kullerwo ihr leiblicher Bruder war. Von unserm Inselmädchen wird nicht gesagt, die Alten seien nur ihre Pflegeeltern gewesen, auch geschieht einer Tochter Linda's (die etwa als Kind sich verlaufen haben könnte, wie die Schwester des Kullerwo), nirgends Meldung. War dem esthnischen Erzähler die Annahme eines geschwisterlichen Verhältnisses der Beiden zu anstößig? Vgl. W. S c h o t t: „Ueber die finnische Sage von Kullerwo." Berlin, 1852.

Bis er in der fernen Koppel*
Sich zu einem See vertiefte.

Es ist beachtenswerth, daß die Rhapsoden des K—P. ihren Helden nie durch Zauber wirken lassen; seine physische Kraft trägt über alle Zauberkünste den Sieg davon; er braucht also die letzteren gar nicht zu besitzen.**

Der Stürmekundige, jetzt völlig machtlos, meldet seinem Ueberwinder, der Wahrheit gemäß, daß ihn bei Linda's Verfolgung ein Wetterstrahl betäubt habe, und ihr ferneres Schicksal ihm unbekannt sei. Allein K—P. mißtraut seinen Worten und erschlägt ihn. Dann sucht er seine Mutter vergebens in allen Winkeln der Wohnung; endlich versinkt er, von Anstrengung und Seelenpein ganz erschöpft, in Schlaf. Ein Traumgesicht verwandelt den wüthenden Schmerz des Helden in sanftere Trauer: es erscheint ihm seine Mutter, wie sie als Mädchen in erster Jugendblüthe auf der Schaukel sich wiegte, und er hört sie folgendes Lied singen:

Rüst'ge Schaukler, liebe Brüder,
Laßt die Schaukel höher fliegen!
Herrlich ist es, aus der Höhe
Ueber's ganze Land zu schauen!
Schwingt so hoch mich in die Lüfte,
Daß die Wolken meinen Kopfschmuck
Mit den Flatterbändern küssen,
Daß mein Kleid im Kungla-Lande,***
Sein Besatz dem Donnergotte
Und den Sternen sichtbar werde!
Dann versammeln sich die Freier,
Werben Sonne, Mond und Sterne
Um der Birkhuhns-Tochter Liebe,
Kommt selbst Kalew, mich zu freien

Diese Vision erkennt er als eine aus seligen Höhen herabgesandte, und ist nun überzeugt, daß seine Mutter dieser Erde nicht mehr angehört.

Sechster Gesang. Nach Besänftigung seines Schmerzes will K—P. den Heimweg antreten — da erinnert er sich, daß irgendwo in Finnland ein berühmter Waffenschmied wohnen soll, und es kommt ihm die Lust, bei diesem ein tüchtiges Schwert zu kaufen. Er schlägt sofort eine andere Richtung ein und vertieft sich in unbetretene Wildnisse. Eines Tages läßt ihn der Sänger unter einem Baume ruhen und sein heimatloses Dasein beklagen, wie es Kullerwo thut, nachdem er aus Ilmarinen's Behausung entflohen ist. † Zwei Vögel rathen ihm, sich gegen Abend zu wenden;†† nähere Auskunft über die Lage der Schmiede ertheilt ihm aber ein altes Mütterchen. In einem schönen Thale hämmert der wackere Schmied mit seinen drei Söhnen. Nach biederer und herzlicher Begrüßung von Seiten des „rußgeschwärzten Papachens" (tahmamusta taadikene) erprobt der Ankömmling die Tüchtigkeit vieler fertigen Schwerter auf dem „Felsblock" (kaljupak), aber sie zerspringen oder stumpfen sich ab. Endlich wird ein erstaunlich theures Schwert, an welchem der Meister sieben Jahre lang unter kräftigen Zaubersprüchen gearbeitet, aus wohlverwahrtem Schreine hervorgeholt. Dieses hatte der alte Kalew weiland selber für sich bestellt, war aber vor der Vollendung gestorben. K—P. wirbelt die mächtige Klinge wie ein Feuerrad und läßt ihre Wucht mit Blitzesschnelle auf den Ambos niederfahren, daß sie ihn sammt dem unterstützenden Klotze spaltet, ohne die winzigste Scharte zu erhalten.

Dem sofort abgeschlossenen Handel folgen lange Festgelage mit Völlerei und ungeheurem Jubel. In der Aufregung des Rausches erzählt K—P. mit übermüthiger Selbstgefälligkeit sein Abenteuer auf der Insel. Ob dieser rohen Prahlerei zu edlem Zorn entflammt, erhebt sich der älteste Sohn des Schmieds und verbietet dem Fremdling ernstlich, den Ruf eines braven Mädchens zu besudeln. K—P. wiederholt mit stärker malenden, also noch empörenderen Ausdrücken sein unehrenhaftes Geständniß. Es entsteht ein Streit, in dessen Verlaufe unser Held von der neu erworbenen Waffe schnöden Gebrauch macht, indem er den Kopf seines edeln Gegners vom Rumpfe schlägt. Der Alte fordert in der ersten Wuth des Schmerzes seine andern Söhne auf, ihren Bruder zu rächen, besinnt sich aber bald eines Besseren, indem er die Rache höheren Mächten überläßt: der Mörder soll durch dasselbe Schwert umkommen, das er mit dem Blute der Unschuld befleckt hat.

K—P. stürzt taumelnd hinaus, eine einsame Stelle suchend, wo er seinen Unmuth und seinen Rausch ungestört verschlafen könne:

Als er kaum sich hingestrecket,
Da begann er auch zu schnarchen
Daß ringsum der Boden dröhnte.
Felsen wankten, Berge bebten,
Staub erhob sich auf der Fläche,
Kiesel hüpften auf den Wegen,
Vögel hörten auf zu singen,
Häschen duckten scheu sich nieder,
Und die Leute frugen ängstlich:
Ob wohl Feinde eingedrungen,
Ob der Kriegeswagen rolle.*

Das Uebrige vom sechsten Gesang spielt wieder auf jener Insel, wo K—P. zuerst gelandet, und wo er so viel Herzleid angerichtet. Der Sänger benutzt schon zum zweiten Male die gute Gelegenheit, wann sein Held eingeschlafen ist, um einen Abstecher dorthin zu machen. Der aus dem Meere gefischte und an die Schaukel gepflanzte Eichbaum war bald so ungeheuer hoch und breit gewachsen, daß er die Sonne verdunkelte. Vergebens sucht man nach Einem, der diesen Baum zu fällen sich getraute; endlich übernimmt es oberwähnter unter dem Flügel des Adlers entdeckter Däumling. Bei dem Riesenbaum angelangt, wird das winzige Wichtlein selbst zum Riesen und drei Tage darauf kracht die Eiche nieder: der Stamm fällt auf die Insel und der Wipfel in die Wogen, (tamme tüwi katis saare, ladwa langes laanetessa). Aus dem Stamme zimmert man eine Brücke über den finnischen Golf in seiner ganzen Breite; aus dem Wipfel werden stolze Schiffe gebaut u. s. w. Endlich die letzten Bruchstücke geben ein bescheidnes Häuschen für den Sänger, wo er einsam die Fäden seiner Lieder spinnte.

Diese zweite Lieferung läßt uns dem Uebrigen mit eben so lebhaftem Verlangen entgegensehen, wie die erste. Herrn Reinthals Verdeutschung verdient auch jetzt noch unseren wärmsten Dank, denn sie ist zum Verstehen des Textes oft unentbehrlich, da das dürftige esthnische Wörterbuch Hupel's von dem in K—P. sich entfaltenden Reichthum der Sprache gar sehr überflügelt wird. Leider aber trägt sie dieses Mal an vielen Stellen das Gepräge großer Eilfertigkeit, welche bald in allzu prosaischen Ausdrücken oder Wendungen, bald in einer an Untreue gränzenden Freiheit sich kund giebt. Wir haben bei weitem nicht Muße genug finden können, um Text und Uebersetzung Zeile für Zeile zu vergleichen; es ist dies nur gleichsam sporadisch geschehen, und doch ist die Ausbeute schon ziemlich ergiebig. Wörter wie „Sukkurs" (S. 75), „Strapazen" (S. 89), „robust" (S. 113 und 121), würden höchstens in komischer Rede Entschuldigung finden. „Ungewaschne Reden" (S. 127) ist ein gemeiner und, auf schamlose Prahlerei bezogen, doch wieder zu schwacher Ausdruck; „zauberspukig" (S. 77), (noch obendrein mit ck gedruckt!) eine häßliche Wortbildung —** „Thränen weinen" (S. 5), eine widerwärtige Tautologie, da die Thränen hier nicht qualifizirt sind.*** S. 62—63 lesen wir: „Saß doch Niemand da zum Brüten Auf dem Ei im Eisenhute." Das Wort Niemand paßt nur auf Menschen, giebt also hier einen lächerlichen Sinn. Die Textesworte sind: muna ei andund andujata, pesa ei peale istujata, d. i. „Ei nicht brütete Brütendes, Nest nicht darauf Sitzendes;" man übersetze also etwa: denn es saß kein Vogel brütend Auf dem Ei im warmen Neste. S. 35 lesen wir als Anrede des Sängers an Vater oder Mutter des ertrunkenen Mädchens: „Glücklich eiltest du nach Hause, Bargst den Fund in deiner Kammer." Wie können aber tiefbetrübte Eltern glücklich nach Hause eilen, wenn sie statt ihres geliebten Kindes einen alten Helm und ein Ei gefischt haben?! Der Text ist freilich daran unschuldig, denn da heißt es: „In den Helm das Ei du bargest, Trugst es heim in deine Kammer (panid muna kübarasse, kandsid koeu kamberissa)." Also nichts von „glücklich" und nichts von „Eile."

* Koppel heißt der umzäunte Heuschlag am Gehöfte. Die deutsche Uebersetzung Reinthals ist übrigens hier, wie öfter, ungenau; es heißt dem Texte nach: „das Blut .. .... strömte aus der Pforte (Zaunthür) auf den Anger, vom Anger hinab in den Heuschlag; es strömte wie ein Fluß, und dieser Fluß schwoll zum See an." Sollte die Koppel auch so fern liegen?

** Dies um so weniger als feindliche Zaubermacht nur durch Heraufbeschwörung physischer Gewalten gegen ihn zu wirken im Stande ist.

*** Das Land Kungla scheint ein Eldorado der Esthen zu sein, und ist vielleicht eins mit dem „Goldlande" (Kulla ma).

† Vgl. obige Abhandlung Schott's, S. 4

†† In der Wilkina-Saga (Kap. 146) geben zwei Vögel dem jungen Sigurd den Gedanken ein, seinen Pflegevater, den Schmied Mimer, zu morden; in K—P. ist die Ermordung eines Schmieds wenigstens das Ergebniß der Reise.

* Waenu wanker weeremaies d. i. (ob) der Feindschaft Wagen im Rollen (sei). Reinthal übersetzt diese Zeile mit Umgehung des Bildes „Ob der Krieg schon ausgebrochen."

** Das entsprechen sollende sönul sünnitud des Textes heißt „durch's Wort (durch Zauber) gezeugt."

*** Daher kann z. B. „bittere" oder „heiße" Thränen weinen recht gut passiren.

S. 129. „Als der Schmiedemeister sich Nach und nach bewußt geworden Welch ein Unglück ihn betroffen, Rief er: Mörder ꝛc." Dies ist unnöthige Fälschung des Textes, der also lautet: Wana sepa wandumaje parast wannet pajatama: mörtsukas... was man so wiedergeben mag: „Da begann der Schmied zu fluchen, Seinen besten Fluch zu sprechen: Mörder u. s. w." Die Verfluchung selbst ist sehr ungenau übersetzt; man lese nur unsere prosaische Uebertragung der Textesworte (V. 711—16), und vergleiche damit die versificirte des Herrn R.

Prosa.

Erbebe dich, Eisen, als Todschläger, wachse (werde) zum Halsabschneider! Zahle die Schuld dem Mörder, vergilt ihm vollständig, (und zwar da) wo Gedanke vorher nicht hingegangen, wo Ahnung selbst im Traume nicht gewesen (d. h. tödte ihn an einem Orte, wo er nie, selbst im Traume nicht, sein Lebens-Ende erwartet hat).

Verse.

Wenn der Mörder meines Sohnes
Auf der Bahn des Ruhmes einst
Arglos sich der Ruhe hingiebt,
Dann zerschneide du den Faden
Seines Lebens unerwartet.

Die „Bahn des Ruhmes" und das „Zerschneiden des Lebensfadens" stehen, wie der Leser sieht, für Einiges, was ausgefallen ist. Auch dürfte der abzuschneidende Lebensfaden den Vorstellungen der Esthen schwerlich angemessen sein. W. Sch.

Griechenland.

Der griechische Handel.*

Ueber den griechischen Handel, der für Griechenland als eine reiche Erwerbsquelle gleiche Wichtigkeit hat, wie die Schiffahrt, hat das griechische Finanzministerium seit längerer Zeit, nämlich seit dem Jahre 1851, alljährliche Tabellen veröffentlicht, aus denen namentlich die einzelnen Summen für Einfuhr und Ausfuhr sich haben übersehen lassen. Auch für das Jahr 1858 ist eine solche Uebersicht erschienen, und es ist erfreulich und verdient besondere Anerkennung, daß das Ministerium dabei manche früher über gewisse Mängel der bisherigen Tabellen ausgesprochenen Bemerkungen, Rügen und Wünsche berücksichtigt hat. Aus dieser Uebersicht ergiebt sich zugleich, welche Erzeugnisse des Auslandes in Griechenland eingeführt werden und welche eigene Produkte dasselbe dagegen ausführt, und sie läßt vornehmlich die einzelnen Arten und den Umfang der Bedürfnisse erkennen, welche Griechenland selbst und aus eigenen Mitteln nicht zu befriedigen vermag. Namentlich die Vergleichung der einzelnen Jahre unter einander gewährt lehrreiche Winke und Nachweise, und in gleicher Weise ist dies auch insoweit der Fall, als aus der Uebersicht sich ersehen läßt, mit welchen Ländern das Königreich Griechenland in Handelsbeziehungen steht. Auch das Ausland hat an den diesfallsigen Ergebnissen ein unleugbares Interesse, und vielleicht um so mehr, da bisher der jährliche Betrag der Einfuhr den der Ausfuhr fortwährend überstiegen hat.

Nach dem, was wir darüber im zweiten Augusthefte der diesjährigen „Pandora" gelesen, entlehnen wir hier Folgendes: Der Gesammtbetrag des Werthes der Einfuhr war im Jahre 1858 44,246,518 Drachmen, dagegen der der Ausfuhr 28,865,185 Drachmen. Unter den Gegenständen der Einfuhr sind die wichtigsten: baumwollene, wollene, leinene und seidene Zeuge (für 9,562,005 Drachmen), sodann Felle, theils unbearbeitete, rohe (121,043 Okka's,** zu einem Werthe von 4,255,446 Drachmen), theils bearbeitete, (107,665 Okka's, zu einem Werthe von 784,747 Drachmen), von denen jedoch in beiden Gattungen wieder ein Theil ausgeführt werden, woraus unleugbar ein Fortschritt der griechischen Industrie mindestens in diesem Punkte sich abnehmen läßt; ferner Getraide, Vieh, Holz zum Bau von Schiffen und von Häusern,*** Zucker, Reis, Roheisen, Faßdauben, u. s. w.

Unter den Gegenständen der Ausfuhr nehmen die Korinthen die erste Stelle ein, und zwar sind dieselben in der tabellarischen Uebersicht für das Jahr 1858 mit einem Ertrage von 62,561,050 Pfund und dem Werthbetrage von 11,800,922 Drachmen aufgeführt. Und gleichwohl ist dieser Betrag um so geringer gewesen, je größere Nachtheile die Traubenkrankheit auch in Griechenland der Ertragsfähigkeit der Weinstöcke im Jahre 1858 zugefügt hatte, während berechnet worden ist, daß außerdem, bei gänzlichem Verschwinden der Krankheit und dafern alles zu Korinthen-Pflanzungen geeignete Land dazu verwendet würde, der Betrag der Ausfuhr bis zu 240,000,000 Pfund Korinthen sich würde erhöhen können.

Der zweite Rang unter den Gegenständen der Ausfuhr gebührt der Rohseide, indem im Jahre 1858 an Cocons 120,120 Okka's zu einem Werthbetrage von 1,783,257 Drachmen ausgeführt wurden. Die Zahl der Maulbeerbäume, deren es vor dem Jahre 1857 etwa 300,000 gab, hat sich in neuester Zeit bis auf 1,600,000 erhöht. Außerdem sind Weintrauben und Wein in Fässern, Feigen, Oel, Tabak, Knoppern, Citronen vorzügliche Ausfuhrgegenstände des griechischen Handels. Für die Verbesserung und Veredlung des Weins in Griechenland erwartet man günstige Ergebnisse von der in Patras bestehenden Weinbereitungs-Gesellschaft (*οἰνοποιϊκὴ ἑταιρία*). Die Länder, mit denen Griechenland vornehmlich in Handelsverbindungen steht, sind England, Oesterreich, Frankreich, die Türkei, Rußland, die jonischen Inseln, Holland und Sardinien.

* Vergl. „Magazin," 1858 Nr. 21.

** Okka, ein türkisches Gewicht, hält 2½ Pfund.

*** Auch in Griechenland wird darüber laute Klage geführt, daß so viel Waldboden zu Weideland umgewandelt worden ist und daß so viel Holz in den Waldungen zu Kohlen verwendet wird.

Kanada.

Der europäische Buchhandel und die Amerikaner.

Kanadische Steuer auf englische Bücher.

Die Literary Gazette beklagt sich in einem Artikel, überschrieben: „The Canadian Book-Tariff" über eine sehr verfängliche Maßregel der kanadischen Kolonialregierung. Da die Sache nicht ohne Interesse für den europäischen Buchhandel ist, so theilen wir den Artikel seinem wesentlichen Inhalte nach mit.

„Wir haben neulich die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine höchst unglückselige und, wir glauben, höchst unkluge Maßnahme der kanadischen Gesetzgebung gelenkt. Wir meinen die Steuer, die sie für passend gehalten hat, auf englische Bücher zu legen. Zwischen Ländern, in denen dieselbe Sprache gesprochen wird, hat das Druckrecht eine doppelte Wichtigkeit. Wir sind seit langer Zeit gewohnt gewesen, die Werke unserer besten Schriftsteller in Amerika nachgedruckt zu sehen, und zwar ohne irgend welche Art der Abfindung mit dem rechtmäßigen Eigenthümer des Werkes. Byron schrieb scherzhaft in ein Neues Testament, das er dem bekannten Verleger John Murray gab: „Nun, Barabbas war ein Buchhändler." Aber was bei dem großen Dichter ein bloßer Scherz war, könnte die ganze Länge und Breite der Vereinigten Staaten hindurch mit aller ernsten Würde gesagt werden. Raub ist dort die Regel — Zahlung die Ausnahme, und die meisten amerikanischen Verleger würden Einem geradezu in's Gesicht lachen bei der Idee, daß ein englischer Schriftsteller einen Antheil an den Tausenden von Dollars beanspruche, die sie auf seine Kosten gewonnen haben.

„Es ist wahr, ein Anlauf ist neuerdings gemacht worden, dem Uebel der Gesetzlosigkeit zu steuern, und ein englischer Schriftsteller von Ruf erhält jetzt eine Kleinigkeit, wenn er die ersten Druckbogen seines Werkes an einen namhaften Verleger schickt und ihn so in den Stand setzt, eine starke Auflage herauszugeben, ehe das englische Buch seine Aufwartung an den amerikanischen Gestaden machen kann. Man sagt uns bisweilen, daß dieser Uebelstand sich von selbst heben, und daß Amerika, wenn es nur einmal sich selbst eine Literatur schafft, es der Mühe werth erachten werde, unser Erzeugniß zu schützen, weil es das seinige in England schützen muß. Aber diese Ansicht nimmt zu Viel für ausgemacht an und verfällt überdies in einen Grundirrthum. Amerika hat ja bereits eine glänzende Literatur, und wir sehen mit Bedauern, daß sie ebenso sehr diesseits zum Gegenstande unehrlicher Aneignung gemacht wird, als die unsere jenseits. Ein Longfellow, Washington Irving, ein Bancroft oder Prescott verdiente es wohl, ein internationales Eigenthumsrecht zu haben, wie es von uns ein Tennyson, ein Dickens oder Thackeray verdienen würde.

„Es ist nicht sehr schmeichelhaft für unsern Nationalstolz, es zu sagen, aber die Thatsache ist nichts destoweniger klar, daß, wenn ein populärer Schriftsteller hier seine Leser nach Hunderten zählt, er es dort nach Tausenden thut. Daher ist es eine Sache von unendlich größerer Wichtigkeit für

den Engländer, als für den Amerikaner, daß zwischen beiden Ländern ein internationales Druckrecht vereinbart werde.

„Bei diesem Zustande der Dinge ist es ziemlich klar, daß England es gar nicht schlimmer gemacht sehen kann. Wir sind schlimm genug daran, und unter solchen Umständen eine Ohrfeige von den eignen Kolonien zu erhalten, ist alles Mögliche, nur nichts Angenehmes. Das ist es aber in der That, was die kanadische Gesetzgebung gethan hat, indem sie einen Eingangszoll auf englische Bücher gelegt hat. Die Wirkung dieser Maßregel wird sein, daß die Interessen der britischen Literatur in dieser Provinz unseres Reiches materiell Schaden erleiden. Die Sache ist bisher behandelt worden, als wäre sie nur eine reine Buchhändler-Frage; aber das ist eine sehr engherzige, unpolitische Betrachtungsweise. Es ist klar, daß, wenn zwischen England und Kanada ein lebhafter Handel mit Büchern besteht, die Schriftsteller ebenso sehr profitiren müssen, als die Buchhändler. Jede Maßregel, die diesen Handel zu beschränken sucht, muß für beide Theile gleich nachtheilig sein. Dann giebt es auch, ganz unabhängig von der Geldfrage noch eine andere, die erst jüngst höchst vernehmlich vor die Nation gebracht worden ist: Die Loyalität der kanadischen Provinzen ist oft auf die Probe gestellt worden und hat sich stets im reichsten Maße bewährt. Können wir zweifeln, daß die Anhänglichkeit an das Mutterland, welche jahrelang den Wühlereien von Republikanern im Innern und „Sympathisirern" draußen zu widerstehen im Stande war, etwas von ihrer Stärke der gesunden englischen Literatur verdankte, die fortwährend in die Kolonien strömte? Kanada war stolz auf England, und England war stolz auf Kanada, und Mutter und Tochter sagten sich das fortwährend in's Gesicht. Die Abnahme, die nun in dem Einströmen englischer Publicationen stattfinden muß, wird schwerlich dahin führen, die noch herrschenden Sympathieen zu verstärken. Die bloße Thatsache, daß die neue Steuer bei uns als ein Akt der Ungerechtigkeit gegen unsere Literatur, als ein politischer Schnitzer, ein finanzieller Fehlgriff betrachtet werden wird und bereits als solcher gilt, ist schon an sich selbst ein Nachtheil.

„Und das ist noch nicht Alles. Durch das offene Thor wird Amerika seine unbesteuerten Nachdrücke einführen und den Markt einnehmen, von dem wir vertrieben sind; es wird seine Rechnung bei Allem finden, was unter der Form einer periodischen Schrift, eines Magazins, einer Flugschrift oder Zeitung gemacht werden kann.

„Gerade das Buch, das thatsächlich in der Form verboten ist, in welcher es dem Verfasser einigen Vortheil bringen kann, wird in der Gestalt einer amerikanischen Zeit- oder Flugschrift willkommen geheißen werden. Wie häßlich, wie unwürdig des Buches dies auch sein möge, schadet nichts — der amerikanische Druck wird genommen, der englische zurückgewiesen. Man kann schwerlich erwarten, daß man einen Beschluß, wie der, zu welchem die kanadische Gesetzgebung gekommen ist, so geduldig und ohne Widerrede hinnehmen wird. Die literarische Welt in diesem Lande sollte zu gleicher Zeit dagegen remonstriren und auf den ebenso sittlichen, als literarischen und kommerziellen Nachtheil hinweisen, der daraus jedenfalls hervorgehen muß. Und hier dürfte vielleicht die geeignete Stelle sein, auf das Licht aufmerksam zu machen, das durch solche Zwischenfälle in der Geschichte unseres Kolonialreiches auf unsere Kolonialverhältnisse geworfen wird. Es würde sich lohnen, zu untersuchen, wie weit die Macht einer solchen Besteuerung innerhalb des Reiches gestattet werden dürfe. Wir wissen, was einst durch eine Steuer auf Thee hervorgerufen wurde (die Losreissung der Vereinigten Staaten), und wir können nicht einsehen, daß alle Gefahr dadurch beseitigt wird, daß man die Last der Steuer einfach auf andere Schultern wirft. Man kann sehr zweifelhaft sein, ob es der oder jener Kolonial-Gesetzgebung zuständig sein dürfe, eine Steuer auf das Mutterland zu legen, und ganz besonders, wenn dieselbe Steuer dem heimischen Erzeuger den Markt versperrt und ihn dem fremden absichtlich öffnet.

„Es mag ein großer Sprung scheinen, von der Betrachtung des Einfuhr-Zolles auf englische Bücher, auf die allgemeine Frage der Kolonialregierung überzugehen; in Wahrheit aber ist es dies nicht. Jede Irrung, namentlich eine finanzielle, sollte heutzutage sorgfältig untersucht werden, nicht blos in Bezug auf ihre Wirkungen, sondern auch in Bezug auf ihre Ursachen; und die Unzufriedenheit, die sich in einigen unserer Kolonien eingeschlichen, wird, wir glauben bestimmt, aus einer gleichen Fehlerhaftigkeit der Verfassung derselben entspringen.

„Warum sollten sie nicht im britischen Parlament vertreten sein? Warum sollte der Titel Baronet nicht freigebiger an sie vergeben werden, als bisher? Warum sollten die Statthalter nicht, innerhalb gewisser Gränzen bevollmächtigt sein, die Ehre der Ritterschaft (Knighthood) zu verleihen? Warum sollte es keine koloniale Peerschaft geben, welche ihre Vertreter in's britische Parlament sendete, gerade wie es in Schottland und Irland geschieht? Im Allgemeinen, warum sollte nicht ein engeres Band mit der heimischen Regierung bestehen, als es bis jetzt bestanden hat?"

Unsere deutschen Leser werden aus dem Tone dieses Artikels leicht entnehmen, mit welcher bangen Besorgniß die Engländer auf ihre kanadische Kolonie hinblicken, die das böse Beispiel eines geglückten Abfalls in nächster Nähe hat. Allerdings sieht diese Steuer auf die geistigen Erzeugnisse des Mutterlandes mehr einem erwachenden Trotze, als einer bloßen Finanzmaßregel ähnlich, und muß die Engländer empfindlicher kränken, als manche andere mehr materielle Maßregel; auch ist es klar, daß die kanadische Gesetzgebung hierdurch fast ganz souverän auftritt und das Mutterland wie ein fremdes behandelt. Ob die vorgeschlagenen Mittel zur Begründung einer festern Verbindung Erfolg versprechen, ob sie rechtzeitig oder zu spät sein würden, das zu untersuchen, müßte man eine genauere Bekanntschaft mit diesen Verhältnissen besitzen; nur so viel steht fest, daß England für seine Kolonien zu fürchten Grund hat.

Mannigfaltiges.

— Die deutschen und die italiänischen Einheitsbestrebungen. Si duo faciunt idem, non est idem, was, auf Deutschland und Italien angewandt, soviel heißt als: Wenn auch hier wie dort dasselbe zu geschehen scheint, so ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem, was hier, und dem, was dort geschieht. In Italien hat man unter dem direkten oder indirekten Beistande Frankreichs drei Souveraine vertrieben und den vierten im besten Theile seiner Staaten zum Fürsten in partibus infidelium gemacht — Alles um einer Centralisation willen, die nicht mehr die bloße Einheit des nationalen Bewußtseins und gemeinsame Bürgschaften der Landes-Unabhängigkeit und Freiheit, sondern auch Einheit aller Regierungsgewalten, wie aller Staatsangehörigkeit, auf Kosten der geschichtlich überlieferten Stammes-Verhältnisse will. In Deutschland dagegen hat bei der großen Mehrheit der Nation alles Streben nach Einheit augenscheinlich den Zweck, nicht blos die volksbeliebten, sondern auch sogar einige sehr unbeliebte Souveraine davor zu bewahren, daß sie bei künftig eintretenden, neuen Konflikten mit dem Ausland, wie bei dem Reichsdeputations-Hauptschluß und im Jahr 1806 geschehen, ihrer Souverainetät gänzlich oder theilweise verlustig werden. Die im Jahr 1859 zunächst durch den Krieg in Italien und dann durch den Frieden von Villafranca hervorgerufene deutsche Bewegung hat sonach eine konservative Tendenz, wie verblendet man auch in Wien und anderwärts bei der Behauptung des Gegentheils beharrt. Freilich will das deutsche Vol[k] nicht eine Bundesverfassung konserviren, die nur den Nachbarn links und rechts bequem und genehm ist, Deutschlands Machtstellung und Unabhängigkeit jedoch in keiner Weise sichert. Es will nach Außen hin die Einheit des deutschen Namens und der deutschen Ehre gewahrt wissen, aber nach Innen die Mannigfaltigkeit und die Gliederung seiner Stämme nicht zum Opfer bringen. Das deutsche Volk denkt nicht daran, zu wünschen, daß Berlin oder Wien auch für München, Dresden, Hannover, Stuttgart und die vielen anderen fürstlichen Residenzen und freien Städte Gesetze der Landesverwaltung gebe. Einheit und Mannigfaltigkeit, Freiheit und Selbstbeschränkung, Gleichheit und Unterordnung erscheinen zwar dem Kurzsichtigen als Gegensätze, aber dem Weisen sind sie es nicht, und Deutschland, das Land des philosophischen Begriffes, ist mehr als jedes andere geeignet, der Welt zu beweisen, daß gerade aus der Vereinigung dieser Gegensätze der wahre Einheits-, Freiheits- und Gleichheits-Staat hervorgehe.

— Heinrich's IV. von Frankreich Karte von Europa. Als in unsern Tagen ganz unerwartet eine Revision der Karte von Europa an das Licht trat, zeigte man sich höchst verwundert; aber es war nicht der erste Fall dieser Art. Schon vor dritthalbhundert Jahren hat Heinrich IV. von Frankreich ähnlichen Träumereien sich hingegeben. Auch damals sollte das Haus Habsburg geschwächt, und zwar zu jener Zeit in Europa auf Spanien beschränkt, dagegen in Amerika mit neuem Länderbesitz bedacht werden. (In ähnlicher Weise und zu gleichem Zwecke hatte die Großmuth und Freigebigkeit des jetzigen französischen Länderverteilers auf der Karte dem Habsburgischen Hause Aegypten zugedacht). Die Vorlande sollten außerdem dem Nachbar, Tyrol der Schweiz überlassen werden; die Niederlande, mit einigen Abtretungen an den Schöpfer des neuen Staatensystems, seien in eine Republik zu verwandeln, Böhmen möge in Verbindung mit den incorporirten Ländern einen eigenen König

sich wählen; Ungarn, mit Beseitigung des bisherigen Herrschergeschlechts, sollte das Erzherzogthum Oesterreich bis hinauf nach Karnthen sich nehmen. Dem Herzog Maximilian von Bayern gedachte der Revisor der europäischen Karte die Kaiserkrone nebst der Präsidentschaft der großen europäischen Republik vorzuspiegeln, wiewohl Heinrich IV. im Geheimen vielmehr danach strebte, die Kaiserkrone auf das eigene Haupt zu bringen, und wirklich gab es schon am Schlusse des 16. Jahrhunderts einzelne deutsche Fürsten, welche die patriotische Absicht hatten, diesen Feind Oesterreichs zum Reichsoberhaupt zu erheben. Man sehe das Nähere in Friedrich von Hurters „Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oesterreich." (Wien, 1859) und vergleiche zugleich unsern heutigen Artikel „Frankreich."

— Der Protestantismus und die griechische Kirche in Ungarn. Ueber diesen Gegenstand bringt der „deutsche Botschafter," von Otto Hübner (Nr. 12 vom 19. Septbr.), bei Gelegenheit des kaiserlichen Patents in Betreff der staatsbürgerlichen Stellung der protestantischen Kirchengemeinden in Ungarn, einen Artikel, dem wir Nachstehendes entnehmen:

„Bekanntlich nahmen die Magyaren schon zur Zeit der Reformation die Lehren Luther's und Calvin's mit Vorliebe an, und die neue Kirche fand weit im Lande schnelle Verbreitung, dadurch aber natürlich Widerstand an der katholischen Kirche. Die blutigen Aufstände der Ungarn unter beiden Rakoczy's — welche, beiläufig gesagt, Oesterreich beinahe an den Rand des Verderbens drängten — wurzelten mehr in kirchlicher Bedrängung der Protestanten, als in der politischen Unterdrückung des Magyarenthums. Nichts war daher natürlicher, als das später nach Unterdrückung der Unruhen die protestantische Kirche mit Schaffot und Kerker, durch Jesuiten und Dominikaner, durch Bedrohungen und Versprechungen eingeengt und unterdrückt wurde; daß viele ihrer Anhänger in den Schooß der alten katholischen Mutterkirche zurückkehrten, während die Wege, die aus letzterer in die protestantischen Tempel führten, verschlossen und abgesperrt wurden. Nichts desto weniger wurzelt der Protestantismus im Leben des ganzen ungarischen Volkes; der Ungar nennt mit Stolz den „Protestantismus" den „Magyar hid" oder die „Ungarische Religion" und der Protestantismus ist in Ungarn mit dem magyarischen Nationalitätsbewußtsein auf das Innigste verbunden.

„Die Rechte der protestantischen Kirche in Ungarn basiren auf dem Linzer Friedensschlusse, der Convention von Szathmar und verschiedenen Reichstagsbeschlüssen; diejenigen der morgenländischen Kirche auf den Privilegien, welche Kaiser Leopold dem Patriarchen Arsenie Czernovics gab, als er mit 40,000 serbischen, der griechischen Kirche angehörigen Familien aus der Türkei nach Kroatien und Slavonien übersiedelte. Beide Kirchen hatten dadurch gesetzliche Berechtigung und Anerkennung einerseits und vollkommene Parität mit der römisch-katholischen Kirche andererseits erhalten. Nach den bestehenden Gesetzen hätte die letztere bis zum Jahre 1849 auch keineswegs etwas anderes als eine gesetzlich bestehende und anerkannte sein sollen — demungeachtet war sie faktisch die herrschende, und die beiden anderen Kirchen wurden tolerirte und beherrschte.

„Da der Uebertritt von Katholiken zur griechischen Kirche oder auch nur der Rücktritt der Unirten gesetzlich erschwert oder eigentlich unmöglich gemacht ist, so erfolgte im Jahre 1845 der Uebertritt oft ganzer griechisch-unirter Gemeinden zum Protestantismus, und dann einige Zeit nachher aus diesem zur griechisch-orthodoxen Kirche. Man mußte den Umweg durch eine andere Kirche machen, um wieder in den Schooß der Mutterkirche zurückzugelangen."

— Englische Literatur des dreizehnten Jahrhunderts. Unter dem Titel „Wörter-Verzeichniß der gedruckten englischen Literatur des dreizehnten Jahrhunderts"* hat Herr Henry Coleridge einen ursprünglich von ihm im Namen der Philological Society in London herausgegebenen Index aller Wörter, die in den gedruckten englischen Schriftwerken des dreizehnten Jahrhunderts enthalten sind, auch für das größere Publikum drucken lassen. Es ist dieses Buch als der Grundstein der historisch-literarischen Abtheilung des englischen Wörterbuches zu betrachten, das die genannte philologische Gesellschaft herausgeben will, da die eigentliche englische Literatur erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als unterschieden von der angelsächsischen und vom „semi-saxon," ihren Anfang nahm. Herr H. Coleridge hat, wie aus der Liste der von ihm benutzten Werke hervorgeht, einen großen Theil derselben selbst in neuerer Zeit dem Druck übergeben. Diese Liste, die mit den Gedichten „Havelok the Dane," „Geste of Kyng Horn," „Kyng Alysaunder" und „The Land of Cokaygne" beginnt, umfaßt natürlich auch viele biblische Bücher und andere Legenden; im Ganzen sind es vierunddreißig verschiedene Editionen. Unter den außerdem benutzten Werken befindet sich auch H. Burguy's „Grammaire de la langue d'Oïl," deren „Glossarium" als „excellent" bezeichnet wird. Für die Geschichte der englischen Sprache ist der „Glossarial Index" von H. Coleridge ein überaus werthvolles Buch.

* A Glossarial Index to the Printed English Literature of the Thirteenth Century. By Henry Coleridge. London: Trübner; Berlin: A. Asher & Co., 1859.

— Inner-Afrika, nach Burton und Speke. Wenn die Erforschung Inner-Afrika's unter allen Kontinenten ohne Zweifel das größte und anhaltendste Interesse stets erregte und fortdauernd noch erregt, so umfassen und bilden wiederum den Brennpunkt Inner-Afrikanischer Forschungsgebiete diejenigen, welche die Quellen des Nils und den sogenannten großen Inner-Afrikanischen See in sich schließen. Nachdem in Bezug auf beide Probleme die Geographie Jahrhunderte lang auf höchst unsichere Angaben der Eingebornen beschränkt war, brachen endlich die deutschen Missionäre Krapf, Erhardt und Rebmann als Entdeckungs-Reisende zuerst Bahn, indem sie von der Küste von Zanzibar aus in's Innere und bis an den Fuß der äquatorialen Schneeberge vordrangen. Das Endresultat aller ihrer Forschungen publizirte zuerst Dr. Petermann in einem Bericht und einer größeren Karte, die im ersten Heft der „Geograph. Mittheilungen" für 1856 enthalten sind. Diese Karte erregte damals in England so viel Interesse, daß die Expedition unter Burton und Speke ausgerüstet und ausgeschickt wurde, vornehmlich um die Richtigkeit derselben zu prüfen und die Entdeckungen der deutschen Missionäre zu verfolgen und weiter auszudehnen. Burton und Speke haben diese Expedition mit außerordentlichem Erfolge ausgeführt, und ihre Entdeckungen sind unbedingt zu den allerwichtigsten zu zählen, die in diesem Jahrhundert überhaupt gemacht sind, wie aus den Berichten und Karten zu ersehen, die gegenwärtig in den „Geograph. Mittheilungen" publizirt werden. Einem kleinern Bericht im achten Heft (der auch Nachrichten von Roscher brachte) folgt in dem nun ausgegebenen neunten Heft ein größerer nebst ausführlicher Originalkarte, die einen großen Theil Inner-Afrika's, als zum ersten Mal von Europäern betreten und erforscht, den Blicken darlegt. Aus dieser von Dr. Petermann gezeichneten wichtigen Karte ist u. A. ersichtlich, daß dessen Korrection des großen See's der Missionare der durch Burton und Speke festgestellten wahren Lage und Ausdehnung sehr nahe kommt. Obgleich indessen der See noch kleiner ist, als jener annahm, würde er — wenn man sich ihn auf das Rheinthal gelegt denkt, immer noch von Basel bis Amsterdam reichen, und sein Areal würde etwa doppelt so viel betragen als das ganze Großherzogthum Baden.

— Deutsches Schillerfest in London. Für die Feier des hundertsten Geburtstages unseres Schiller hat sich auch in London unter den Deutschen aller Stände viel Interesse und Begeisterung kund gegeben. Doch fehlte es lange an einem Mittelpunkte. Erst als Herr T. Ogilvy, einer der Directoren des Krystall-Palastes, dem Londoner Buchhändler Trübner den Wunsch mittheilte, eine deutsche Schillerfeier im Krystall-Palaste nach einem von einem deutschen Comité entworfenen Programme zu veranstalten, bildete sich ein solches provisorisches Comité zu weiterer Berathung dieses Vorschlages. Es bestand unter Anderen aus den Herren Trübner, Gerstenberg, Born, Kinkel, Freiligrath, E. Juch, R. Hirschfeld, Beta, A. Petsch ꝛc. Im Auftrage dieses provisorischen Comité hat demnächst Dr. H. Beta eine größere Versammlung von Deutschen am Dienstag den 11. October in Seyd's Hotel veranlaßt, und es steht nunmehr zu hoffen, daß die projektirte Feier im Krystall-Palaste wirklich zu Stande kommen wird.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Desoranne, Unter d. Linden Nr. 16, in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 128-130. Sonnabend, den 29. October 1859. 28. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich.

Transmerkurische Planeten.

Die Erforschung der Ursachen, welche die Abweichungen des „Uranus" von seiner durch die Astronomen berechneten Bahn herbeiführten, hat bekanntlich die Entdeckung, oder vielmehr die Berechnung des Planeten „Neptun" durch Leverrier zur Folge gehabt. Eine ähnliche Erforschung der Ursachen, die einer Abweichung des Planeten „Merkur" von seinem berechneten Durchgange zwischen der Erde und der Sonne zum Grunde liegen, hat den Entdecker des „Neptun" nunmehr auf den überraschenden Gedanken gebracht, daß zwischen der Sonne und dem „Merkur" ebenfalls ein Planet, oder auch eine ähnliche Asteroiden-Gruppe, wie diejenige, sich bewege, die zwischen „Mars" und „Jupiter" sich befindet.

Wenn „Uranus," vermöge seiner großen Entfernung von der Sonne und der Langsamkeit seiner Bewegung, dem Astronomen und seinen Berechnungen große Schwierigkeiten darbot, so entzieht sich „Merkur" dagegen durch die Schnelligkeit seiner Flucht am Himmel und durch sein beständiges Untertauchen in die Sonne einer längern aufmerksamen Beobachtung von unseren Sternwarten. Daher kommt es auch, daß wir von diesem Planeten, obwohl er, mit Ausnahme von „Venus" und „Mars," der Erde näher, als irgend ein anderer ist, doch weniger von ihm, als von allen sonstigen uns bekannten Himmelskörpern wissen.

Aber gerade um unserer Unwissenheit in Bezug auf die Natur dieses Planeten ein Ende zu machen, hat Herr Leverrier ihn zum Gegenstande einer Reihe von Beobachtungen gemacht, deren Resultate er in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 12. September mittheilte — welche Mittheilung nun ein nicht minder großes Aufsehen zu machen geeignet ist, als die über seine Berechnung und Entdeckung des „Neptun."

Die Bewegungen des „Merkur" finden bekanntlich nicht genau so statt, wie sie nach Newton's Theorie der Schwerkraft berechnet und festgestellt worden, und auf diese Abweichung hat Leverrier in neuester Zeit hauptsächlich seine Aufmerksamkeit gerichtet. Namentlich stimmten bei dem Durchgange des „Merkur" zwischen Erde und Sonne die Zeiten des Ein- und Austrittes nicht mit den Vorausberechnungen dieses ziemlich oft wiederkehrenden Phänomens überein, und nach Leverrier's Ermittelungen, hat das Perihel der Merkursbahn eine um achtunddreißig Sekunden größere Geschwindigkeit, als es nach Newton's Theorie des Sonnensystems haben müßte. Es ist unmöglich, diese Abweichung einem Irrthum in den Beobachtungen beizumessen, da hier nicht Ein Irrthum, sondern ein Fehler vorliegen würde, den die berühmtesten Astronomen aller Länder seit Newton sich hätten zu Schulden kommen lassen.

Leverrier sah sich genöthigt, zur Ausgleichung dieser Differenzen, zwischen der Sonne und dem „Merkur" das Dasein eines Weltkörpers anzunehmen, dessen Masse derjenigen des „Merkur" gleich sei, oder auch vorauszusetzen, daß in diesem Weltraume eine Anzahl von Asteroiden sich bewege, deren Gesammtwirkung dem Einflusse eines einzelnen Planeten von der Größe des „Merkur" gleichkomme.

Nimmt man nun an, daß diese Asteroiden existiren, so kann man, um dieselben zu entdecken, zwei verschiedene Beobachtungs-Systeme befolgen. Das eine würde darin bestehen, die Sonnenscheibe täglich zu photographiren, was Sir John Herschel bereits vor mehreren Jahren empfahl. Die andere Art der Beobachtung würde jede Sonnenfinsterniß wahrzunehmen haben, um mit geeigneten Instrumenten die gesuchten Asteroiden in der Nähe der für uns verfinsterten Sonne als blinkende Pünktchen zu entdecken. Wahrscheinlich wird bereits die am 18. Juli 1860 eintretende, in Spanien und Algerien totale Sonnenfinsterniß vielen Astronomen Gelegenheit geben, sich das Verdienst des Herrn Galle zu erwerben, nämlich die sinnreiche Berechnung des Herrn Leverrier zu bestätigen.

Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Astronom Lemonnier eine Anzahl kleiner, undurchsichtiger Körper in einer Linie vor der Sonnenscheibe vorüber ziehen sah, und zwar dauerte dieser Vorbeizug mehrere Minuten. Leicht möglich daß es diese undurchsichtigen Körper sind, die die Abweichungen des „Merkur" verursachen, also auch nicht bei Sonnenfinsternissen entdeckt, wohl aber durch das System der Sonnen-Photographirung ermittelt werden können.

Nord-Amerika.

Zur Geschichte der Mathematik.*

Die Differential- und Integralrechnung.

„Viel Mächtiges giebt es; doch Mächtigeres giebt's nicht's, als den Menschen" — den witzbegabten Menschen" — sagt der griechische Dichter (Sophokles). Und sicher unter vielen Wundern, die menschliche Bemühung hervorgebracht hat, giebt es wenige von höherem Interesse, als das herrliche System mathematischer Wissenschaft, das Erzeugniß so vieler langsam sich umwälzenden Zeitalter und mühsamer Hände, das noch unvollständig ist und vielleicht ewig unvollständig bleibt aber heutzutage in seinem weiten Umfange viele erstaunliche Trophäen umfaßt, die es der Natur im schärfsten Streite abgerungen hat. Ohne Zweifel giebt es wunderbare Tiefen im menschlichen Geiste, Gründe, wo das allgemeine Sonnenlicht der Vernunft uns vollständig ausgeht; wollen wir hier eindringen, so muß es demüthig und im Vertrauen geschehen, indem wir unsere Rechte ehrfurchtsvoll in Gottes Rechte

* Nach dem in Boston erscheinenden Atlantic Monthly.

legen, auf daß er uns führen möge. Es giebt Fähigkeiten, die weiter reichen als alle Vernunft und Aeußerungen von höherer Wichtigkeit, als der ihren — Probleme vor Allem, bei deren Lösung wir sehr wenig Hülfe von irgend welchen mathematischen Betrachtungen erwarten können. Diejenigen, welche nicht so denken, sollten noch einmal und noch aufmerksamer die traurige Geschichte fanatischer Narrheit und gränzenloser Zuchtlosigkeit lesen, welche mit dem Datum September 1792 für ewige Zeiten niedergeschrieben und der Welt prahlerisch als die neue Aera, das Jahr I des Zeitalters der Vernunft, verkündet worden.

Doch nirgends haben alle ihre Kräfte einen so vollkommenen Ausdruck in praktischer Anwendung gefunden, als in den Studien, die man ganz besonders die Lehre (Mathematik) nennt, insofern sie alle μάθησις, alles gediegene Lernen umfaßt. Ringsum nach einem sichern Ankergrunde suchend, hierhin und dorthin treibend über wechselreiche Meere von Erscheinungen, bildete sich eine große Gesellschaft von Leuten, durchaus tiefe und klare Denker, vor etwa vierundzwanzig Jahrhunderten ein, daß sie in den festen, ewigen Verhältnissen von Zahl und Quantität alle Wahrheit gefunden hätten. Daher die weitverbreitete pythagorische Philosophie mit ihrer Sphärenharmonie und ihren esoterischen Geheimnissen, die so lange Zeit Männer des Gedankens und der That — sollen wir sie für geringer, als uns halten? — in eine Brüderschaft vereinten.

Doch merkt, was folgte! siehe, schön und klar in den Umrissen, wie ein griechischer Tempel, wuchs unter ihren Händen die Wissenschaft der Geometrie empor. Vollkommen für alle Zeiten und unfähig einer Veränderung oder Verbesserung, wie das Parthenon, erscheinen die Elemente des Euklid, dessen Stimme durch die Zeitalter fluthend, in einem bedeutungsvollen Kehrreime herabtönt: „Non est regia ad mathematicam via.“ „Es giebt keinen chaussirten Weg zur Mathematik.“ — Es ist die Antwort des ruhig blickenden, gedankenvollen Mathematikers an den ersten Ptolemäus, der gefragt hatte, ob es nicht einen minder schwierigen Weg zu den Geheimnissen gebe. Doch die griechische Mathematik war keineswegs auf die Anfangsgründe beschränkt. Schon vor Euklid soll Plato über den Eingang seines Gartens geschrieben haben: „Keiner trete hier ein, der unbekannt mit Geometrie ist.“ Er selbst hatte die geometrische Analysis enthüllt, indem er die ganze Kraft und Schwäche des Instrumentes gezeigt und es mit Erfolg in der Besprechung der Eigenschaften der Kegelschnitte angewandt hatte.

Zahlreich waren die Entdeckungen, und zahlreich auch die Entdecker, die nun alle in Ruhe schlafen, wie Archimedes, der größte von allen, in seinem sicilianischen Grabe, überwachsen mit Gestrüpp und vergessen, erst wieder gefunden durch sorgfältiges Nachsuchen von dem edelsinnigen Cicero, und nur an der Kugel und dem umschriebenen Cylinder darauf erkannt, die nach dem Willen des verstorbenen Mathematikers darauf eingemeißelt waren.

Laßt uns indessen die Augen anderswohin richten, auf jenes sonderbare Volk, dessen Name schon alle Leidenschaft, all die tiefe Ruhe des Osten vor die Seele führt. Sehr ungleich den Griechen werden wir in den Arabern ein Volk finden, das geistig wie physisch mehr durch Geschicklichkeit als Ausdauer, mehr durch freie sorglose Anmuth als durch vollkommene, wohlgeordnete Symmetrie charakterisirt wird. Nach Jahrhunderten stolzer Ruhe aufgerufen, nicht ungeschmückt von edlen Studien und Poesie, fegten sie, wie ein Waldbrand, unter Mohammed und seinen Nachfolgern über Palästina, Syrien, Persien, Aegypten und besetzten vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts Sicilien und den Norden von Afrika. Spanien fiel bald in ihre Hände — nur jene siebentägige Schlacht von Tours, mit mancher glänzenden Waffenthat leuchtend, voll Feldgeschrei und Getümmel und schicksalsschwerer, als jene staubigen Kämpfer selbst wußten, rettete Frankreich. Denn bis zum letzten Jahre des elften Jahrhunderts, fast vier Jahrhunderte lang, beherrschten die Chalifen die spanische Halbinsel. Baukunst, Musik, Astronomie, Chemie, Medizin — alle diese Künste gehörten ihnen; Alhambra's Anmuth besteht noch jetzt; tief und dauernd sind die Spuren, welche die Sarazenen in der europäischen Civilisation zurückgelassen haben.. Während dieser ganzen Zeit waren sie nie müssig. Fortwährend griffen sie die Gedanken Anderer auf, indem sie dieselben aus allen Theilen zusammensuchten, die griechischen Werke über Mathematik übersetzten, die Arithmetik und das Ziffersystem der Indier annahmen, welches wir unsererseits das arabische nennen, und die Welt mit wilden astrologischen Phantasien erfüllten. Ja, der gute Harun Al Raschid, uns allen wohlbekannt als der edelherzige Herrscher der Feenwelt, soll von Bagdad i. J. 807 oder ungefähr um diese Zeit, als königliches Geschenk an Karl den Großen, eine sehr merkwürdige Uhr geschickt haben, welche die Stunden durch den klangreichen Fall schwerer Kugeln in ein eisernes Becken angab. Um Mittag erschienen zugleich an zwölf offnen Thoren zwölf gewaffnete Ritter, die sich, wie die Uhr schlug, einer nach dem andern zurückzogen. Die mechanische Uhr hatte also den Sonnenzeiger und das Stundenglas überholt, die mechanischen Künste hatten keinen geringen Grad der Vollkommenheit erreicht. Doch wenn wir auch alle erfindungsreiche Mechanik übergehen, und von den astronomischen Entdeckungen, deren einige überraschend genug sind, keine Erwähnung machen wollen, so müssen wir doch für die algebraische Analysis den Mauren unsern Dank im besonderen abstatten. Ohne Zweifel übten kabbalistische Charaktere und die verborgenen, dieser Wissenschaft eigenthümlichen Denk- und Schlußprozesse einen eigenthümlichen Zauber auf diese pfiffigen Männer aus. Sie stellten dieselbe auf eine feste Grundlage, indem sie Gleichungen von nicht gewöhnlicher Schwierigkeit (vom vierten Grade, sagt man) lösten, und bereicherten unsere Arithmetik mit vielen aus dieser Quelle geschöpften Regeln, einfache und doppelte Position unter andern. Trigonometrie wurde ein hervorragender Zweig des Studiums unter ihnen, doch wie sie plötzlich aufgetaucht waren, so gingen sie auch schnell vorüber. Der maurische Ritter hatte keine Stelle mehr in der Geschichte kommender Tage. Der Weise hatte seine Schuldigkeit gethan und schied hinweg in seinen geheimnißvollen, von sonderbaren, und wie Manche glaubten, unheiligen Zeichen wimmelnden Handschriften die Elemente der Wahrheit, gemischt mit vielen Irrthume zurücklassend — mit Irrthum, der im Laufe der Jahrhunderte so leicht, wie die Hülse von reifem Getraide abfiel. Ob die gegenwärtige Civilisation Spaniens ein Fortschritt über die maurische hinaus ist, dürfte in mancher Hinsicht ein Gegenstand des Zweifels sein.

Lange Lethargie und geistige Trägheit brütete über dem christlichen Europa. Das Dunkel des Mittelalters erreichte seine Mitternacht und langsam brach die Dämmerung an, lieblich tönend im Zirpen zahlloser Troubadours und Minnesänger. Im zehnten Jahrhundert war Gerbert, später Papst Silvester II., nach Spanien gegangen und hatte von dort Arithmetik, Astronomie und Geometrie gebracht; und fünfhundert Jahre später schiffte Camillo Leonardo von Pisa, geleitet von der alten Tradition maurischer Kunst, über See zum entfernten Osten und brachte die vergessene Algebra und Trigonometrie zurück — eine reiche Ladung, besser als Goldstaub und viele Neger. Dann, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte entdeckte man Vieles, was von Interesse ist, aber hier nicht erwähnt werden kann. Kopernikus, Galilei, Keppler — wir müssen vorwärts, indem wir blos diese Namen von Männern angeben, deren Leben etwas Romantisches hat — so sehr sind sie angefärbt von den Charakterzeichen eines eben für immer scheidenden, ausgespielten und vollendeten Zeitalters. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Wiederherstellung klassischer Gelehrsamkeit, die Entdeckung von Amerika, die Reformation folgten einander in glänzender Folge, und das siebzehnte Jahrhundert dämmerte über die Welt herein.

Das siebzehnte Jahrhundert! ewig merkwürdig ebenso durch geistige, wie physische Thätigkeit, das Zeitalter Ludwig's XIV. in Frankreich, die revolutionäre Periode der englischen Geschichte — oder besser gesagt — die Cromwell'sche Periode, die in deutscher Erinnerung unvertilglich durch den dreißigjährigen Krieg niedergeschrieben ist — dies sind blos die äußeren Kundgebungen jener fabelhaften Thätigkeit, die in jeder Richtung stattfand. Inzwischen wurden die beiden Wissenschaften der Algebra und der Geometrie, die in sofern, als sie jede von ihren eigenen Quellen abhängen, einzeln dastanden und folglich auch nicht vollkommen entwickelt waren, da Nichts von menschlichem oder göttlichem Ursprung allein stehen kann, im ersten Beginne dieser Epoche durch Descartes vereinigt.

Dieser Philosoph wandte zuerst die Algebra zur Lösung geometrischer Probleme an; und in dieser glänzenden Entdeckung lag der Keim eines plötzlichen Wachsthums des Interesses an der reinen Mathematik. Die Ausdehnung und Leichtigkeit dieser Lösungen gab der Erforschung der Curven einen neuen Reiz; und leicht über die Kegelschnitte hinweggehend, beschäftigten sich die Mathematiker des Tages damit, die Oberflächen, den Flächen-Inhalt, die Tangenten u.s.w. aller erdenklicher Curven zu finden — einige davon merkwürdig genug: z. B. das zuerst von Galilei aufgegriffene Cykloid — ein Stein des Anstoßes und Zankapfel unter den Geometern, lange Zeit nachdem er es zugleich mit seinem Systeme des Universums unfertig verlassen. Descartes, Roberval, Pascal, wurden der Reihe nach Herausforderer oder Herausgeforderte, hinsichtlich etwelcher neuen Eigenthümlichkeit dieser Curve. Hierauf folgten die Epicykloide-Curven, welche — wie das Cykloid durch einen Punkt auf der Peripherie eines Kreises entsteht, der in gerader Linie fortgedreht wird — durch einen ähnlichen Punkt entstehen, während der Weg des Kreises eine beliebige Curve bildet. Kaustische Curven, Spiralen ohne Zahl folgten hinterdrein, von denen blos eine zur Erwähnung berechtigt sein soll —

die logarithmische Spirale, die zuerst von Jakob Bernouilli ausführlich besprochen wurde. Diese Curve besitzt die Eigenschaft, sich selbst auf vielfachen, eigenthümlichen und interessanten Wegen zu reproduciren. Deshalb wünschte Bernouilli, daß man sie mit folgendem Motto auf sein Grab setze: Eadem mutata resurgo. Sollen wir in unserer Weisheit die Köpfe schütteln über alles Dies als unerheblich? Können wir nicht sehen, wie die Hand der Vorsehung durch die ganze Geschichte die Menschen leitete, weiser, als sie selbst wußten?

Und so leitete in dem Falle, welcher zu unsern Betrachtungen Anlaß gab, dieses ganze eifrige Studium sinnloser Curven (wenn es im sternigen All etwas Sinnloses giebt) stufenweise, aber geradezu hin zur Entdeckung des wunderbarsten aller mathematischen Hülfsmittel, der Rechnung im eigentlichsten Sinne. In der Quadratur der Curven war die Methode der Erschöpfungen uralt, wobei ähnlich umschriebene und eingezeichnete Polygone dadurch, daß man die Zahl ihrer Seiten fortwährend vermehrte, der Curve immer näher gebracht wurden, bis der zwischen beiden enthaltene Raum erschöpft oder auf eine nicht mehr abschätzbare Kleinheit herabgebracht war. Die Seiten der Polygone, das war klar, mußten dann unendlich klein sein. Doch die Polygone und Curven wurden stets als verschiedene Linien betrachtet, welche unendlich wenig von einander abweichend, aber doch verschieden wären. Das sorgfältige Studium der bewegten Periode leitete zu einer neuen Entdeckung, nämlich, daß jede Curve betrachtet werden kann als aus unendlich kleinen geraden Linien zusammengesetzt. Denn nach der Definition, welche einem Punkte einen Ort ohne Ausdehnung anweist, kann keine Berührung von Punkten außer durch Zusammenfallen in einen stattfinden. Also können in der Kreislinie keine zwei Punkte, die gleich weit vom Centrum entfernt sind, einander berühren, und die Kreislinie muß also aus unendlich kleinen rechtlinigen Seiten bestehen, um diese Punkte zu verbinden.

Eine klare Auffassung dieser Thatsache führte fast unmittelbar darauf zu der Methode der Tangenten von Farmat und Barrow; dies ist abermals eine Stufe näher zur Differential-Rechnung, die selbst eine besondere Anwendung dieser Operation ist. Dr. Barrow betrachtete die Tangente rein als die Verlängerung irgend einer der unendlich kleinen Seiten und zeigte, in welchen Verhältnissen diese Seiten zur Curve und ihren Ordinaten ständen. Sein Werk, betitelt „Lectiones Geometricae" erschien 1669. Mit seinen hohen Fähigkeiten verband er eine fast erhabene Einfachheit des Charakters. „Tu, autem, Domine, quantus es geometra!" war auf das Titelblatt seines Apollonius geschrieben, und in der letzten Stunde drückte er seine Freude aus, daß er jetzt, im Schooße Gottes, zu der Lösung vieler Probleme von höchstem Interesse ohne Qual und Ermüdung kommen würde. Die Bemerkung des französischen Geschichtschreibers schleudert einen beißenden Sarkasmus gegen die Encyklopädisten: — „On voit au reste, par là, que Barrow était un pauvre philosophe; car il croiroit en l'immortalité de l'âme, et une Divinité, autre que la nature universelle."

Der Italiäner Cavalleri hatte schon vordem seine „Geometrie des Untheilbaren" veröffentlicht und seine Theorie vollkommen festgestellt in den „Exercitationes Mathematicae," welche 1647 erschienen. Angeleitet zu diesen Betrachtungen durch verschiedene ungewöhnlich schwere Probleme, die der große Keppler gestellt, welcher unendlich große und unendlich kleine Größen zuerst in mathematische Rechnungen eingeführt zu haben scheint, sprach Cavalleri, in einer Abhandlung über das Messen stereometrischer Körper, den Grundsatz aus, daß alle Linien aus unendlich vielen Punkten bestehen, alle Flächen aus unendlich viel Linien, alle Körper aus unendlich viel Flächen.

Was dieser Aufstellung an strenger Genauigkeit mangelt, wird reichlich ersetzt durch ihre Bestimmtheit; und wenn einiger Streit darüber entstand, so ergab sich doch, daß der Widersinn nur scheinbar sei, und daß der Urheber selbst eine ganz richtige Einsicht hatte, trotz der anscheinend herben Ausdrücke: unendlich kleine Seiten, Flächen und Schnitte. Nachdem die Wechselbeziehung zwischen diesen Elementen und ihren Ursprüngen festgestellt war, lag der Weg offen zur Integral-Rechnung. Die größten Geometer des Tages, Pascal, Roberval und Andere nahmen ohne Zögern diese Methode an und gebrauchten sie in den dunklen Untersuchungen, die ihre Aufmerksamkeit beschäftigten.

Und nun, als blos die magische Berührung nöthig war, um diese zerstreuten Elemente zu vereinen und in Uebereinstimmung zu bringen, kam Newton. Frühzeitig von Dr. Barrow erkannt, entsagte dieser wahrhaft große und gute Mann dem mathematischen Lehrstuhle zu Cambridge zu seinen Gunsten. Siebenundzwanzig Jahr alt, trat er sein Amt an, als er seit 1660, d. h. drei Jahre, im Besitze der Fluxionsrechnung war. Warum sollten wir von seinen andern Entdeckungen sprechen, die der ganzen Welt bekannt sind? Animi vi prope divina, planetarum motus, figuras, cometarum semitas, Oceanique aestus, sua Mathesi lucem praeferente, primus demonstravit. Radiorum lucis dissimilitudines, colorumque inde nascentium proprietates, quas nemo suspicatus est, pervestigavit. So lautet die Inschrift in der Westminsterabtei; und in manchem staubigen Kämmerlein stehen die „Principia," vielleicht ein stolzeres und dauerhafteres Denkmal, als Erz und Marmorstein. Und doch zögerte der große Mann mit einer seltenen Bescheidenheit, die sich Mancher mit Vortheil zum stets erneuten Beispiele nehmen möchte, der Welt seine großen Entdeckungen mitzutheilen, indem er wünschte, ihnen noch mehr Reife und Vollendung zu verschaffen. Das Andrängen des Dr. Barrow bewog ihn indeß um diese Zeit die „Analysis of Equations, containing an Infinite Number of Terms" zu veröffentlichen, ein Werk, welches unbestreitbar beweist, daß er im Besitze des „Calculus" war, obschon er nirgends seine Grundsätze entwickelt.

Dieser Aufschub führte den heftigen Streit zwischen Newton und Leibniz herbei — einen Streit, der von geistesbeschränkten Parteigängern übertrieben wurde, und, um die Wahrheit zu sagen, für keinen der beiden Theile in allen ihren Verzweigungen, sehr ehrenvoll ist. Newton theilte im Laufe einer wissenschaftlichen Korrespondenz mit Leibniz, die 1712 von der Royal Society unter dem Titel: „Commercium epistolicum de Analysi promota" herausgegeben wurde, nicht blos viele merkwürdige Entdeckungen mit, sondern fügte hinzu, daß er im Besitze des umgekehrten Problems der Tangenten sei, und daß er zwei Methoden, die er nicht veröffentlichen wolle, anwende. Aus diesem Grunde versteckte er sie durch anagrammische Umstellung so erfolgreich, daß er den schwachen Lichtschimmer, der durch die dürftige Erklärung schien, ganz auslöschte. Die Bezugnahme geschah auf das, was später als die Methode der Fluxionen und Fluenten bekannt wurde. Diese Methode leitete er von der Betrachtung der gleichmäßig variirten Bewegungsgesetze ab, wie die Bewegung des äußersten Punktes der Ordinate jeder beliebigen Curve. Der Name, den er seiner Methode gab, ist abgeleitet von der Idee der mit ihrem Ursprunge verbundenen Bewegung.

Auf diese von Newton gegebenen Aufstellungen Rücksicht nehmend, kam Leibniz auf einem etwas verschiedenen Wege zu der Differential- und Integral-Rechnung, indem auch er über unendlich große und unendlich kleine Größen nachdachte, dabei aber das Problem statt geometrisch — algebraisch anfaßte, und theilte sofort das Ergebniß seiner Studien dem englischen Mathematiker mit. In der Vorrede zur ersten Ausgabe der „Principia" sagt Newton: „Es ist zehn Jahre her, daß ich mit Hrn. Leibniz in Briefwechsel stehe, und nachdem ich ihm mitgetheilt, daß ich im Besitze einer Methode sei, Tangenten zu bestimmen und Fragen rücksichtlich maxima und minima zu lösen, einer Methode, welche unverständliche Ausdrücke einschloß, und sie durch Umsetzung der Buchstaben versteckt hatte, antwortete er mir, er habe eine ähnliche Methode entdeckt, die er mittheilte, und die sich von der meinigen nur durch die Ausdrücke und Zeichen, ebenso durch die Entstehung der Größen unterschied."

Dies würde hinreichend scheinen, allem verständlichen Streite ein Ende zu machen, da es einen gleichen Anspruch auf Urheberschaft feststellt und die Ehre der Entdeckung Newton zugesteht. So weit war Alles offen und ehrenhaft gewesen. Die unbedeutende Anklage, daß, während Leibniz seine Entdeckungen Newton offenherzig mittheilte, der Letztere die seinen kleinlich verheimlichte, würde Beachtung verdienen, wenn es für jeden Mann von Genie bindende Pflicht wäre, der Welt die Ergebnisse seiner Arbeit auf der Stelle mitzutheilen. Da es aber viele Gründe für ein verschiedenes Verfahren geben kann, die zu wissen wir nicht im Stande sind, so wollen wir vorübergehen und blos an Galilei's Beispiel erinnern. Als die ersten schwachen Schimmer der Saturnusringe undeutlich im Felde seines unvollkommenen Fernrohres schwankten, wurde er zu dem falschen Glauben verführt, daß drei große Körper den damals entferntesten Stern unseres Systemes bildeten — ein Schluß, den er 1610 an Keppler in folgendem Logograph mittheilte:

smaismrmilmepoetaleumibunenugttauiras.

Man wird sich nicht wundern, wenn das Räthsel ungelöst blieb. Das alte Problem, aus dem griechischen Alphabete die Ilias zu finden, unterscheidet sich von diesem fast nur mehr im Umfang, als in der Art.

Der entzifferte Satz lautet so:

Altissimum planetam tergeminum observavi.

Und doch haben wir nie gehört, daß Keppler, oder thatsächlich Leibniz selbst über ein solches Verfahren sich gekränkt gefühlt hatten.*

* Der Grund liegt darin, daß damals die Geheimnißkrämerei noch herkömmlicher Stil war, daß die Wissenschaft mit Adeptenwesen, Zunftgeheimnissen u. s. w. noch eng zusammenhing. Was konnte Newton für Gründe zur Geheimhaltung

Doch Leibniz veröffentlichte seine Entdeckung, ohne Newton irgend welche zugestehende Erklärung zu machen; und so geschah es, daß verschiedene patriotische Engländer den Schrei über Plagiat erhoben. Keil erklärte in den „Philosophical Transactions“ für 1708, Leibniz habe die Methode der Fluxionen veröffentlicht, ohne mehr zu thun, als Name und Bezeichnung zu ändern. Es erfolgte nun viel Zank und heftige Erörterung — und, o Jammer über die menschliche Schwäche! — Newton selbst strich in einer spätern Ausgabe der „Principia“ die edelmüthige Anerkennung des Genies, die oben erwähnt wurde, aus, und stimmte mit ein, Leibniz einen Betrüger zu nennen — während der Letztere behauptete, daß Newton die dunkleren Tiefen der neuen Rechnung nicht ergründet habe. Das „Commercium Epistolicum“ wurde gedruckt und gab zu neuen Streitigkeiten Anlaß. Erst als Leibniz 1716 starb, schlief die Sache endlich ein.

Die Differentialrechnung fand ihre Hauptunterstützer auf dem Festlande. Jakob und Joh. Bernouilli, Varignon, der Verf. der „Theorie der Variationen,“ und der Marquis de l'Hôpital waren die ersten, welche ihren Werth anerkannten; aber bald zog sie die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in solchem Maße auf sich, daß die frivole Bevölkerung von Paris ein wohlbekanntes Lied mit dem Refrain hatte:

„Des infiniment petits.“

Aber auch Gegner fehlten nicht. Querköpfe und Dickköpfe sind unglücklicherweise zu zahlreich zu allen Zeiten und an allen Orten. Ein gewisser Nieuwentyt, ein geistiger Nebelbewohner, der sich dadurch ausgezeichnet, daß er in einem seiner Werke die Existenz Gottes bewiesen hatte, machte um diese Zeit etwas, das er ohne Zweifel als eine zweite Entdeckung betrachtete. Er fand einen Schnitzer in Leibnizen's Beweisführung, nämlich den, daß er (Nieuwentyd) sich von unendlich kleinen Größen keine Vorstellung machen könne! ein gewisser Chever betrieb absonderliche, eigenthümliche mathematische Kunststücke, wie z. B. die Quadratur des Kreises, ein Problem, das er auf die einzige Frage zurückführte: Construere mundum divinæ menti analogum, und zeigte, daß die Parabel, der einzige von Geometern alter und neuer Zeit quadrirte Kegelschnitt nie quadrirt werden könne, zum ewigen Aerger und Unglimpf von Archimedes' Schatten. Leibniz wandte jedes in seiner Macht stehende Mittel an, diese würdigen Gegner in einen Streit hinsichtlich seiner Rechnung zu verwickeln; es gelang ihm aber leider nicht. Auch Bischof Berkeley, Verfasser des Buches „Versuch über das Therwasser,“ ein frommer Ungläubiger gegen allen Materialismus, konnte der Lockung nicht widerstehen, eine Don Quijote-Lanze gegen eine Wissenschaft zu brechen, welche so viel Hülfe zur Entschleierung der Sternenräume versprach, über die er ganz alte Ansichten hegte. Er veröffentlichte 1754 den „kleinen Philosophen“ und bald darauf „der Analyst oder der Discours eines Mathematikers,“ beweisend, daß Mathematik der Religion widerstreite und den Geist des Unglaubens nähre. Dagegen erhoben sich zahlreiche Vertheidiger; unter andern Maclaurin.

Auf Maclaurin fußte Taylor, dessen Theorem von La Grange weiter entwickelt wurde. Seine Methode ist von der Leibnizen's und Newton's darin verschieden, daß sie die angewandten Hülfsmittel anders entwickelt und durchaus auf analytischen Betrachtungen fortschreitet. Seine Werke „Théorie des Fonctions.“ und namentlich seine „Mécanique Analytique“ mögen hier genannt sein, ohne von den späteren Entwickelungen zu sprechen, die man seinem Genie und seiner Arbeit verdankt. Es sind dies Geheimnisse, die nur die Eingeweihten kennen, und zur Einweihung gehört viel.

Wie viel gehörte dazu, diese Rechenkunst zu ihrem jetzigen Grade der Vollkommenheit zu bringen, wo sie namentlich in der Astronomie die ungeheuerste Rolle spielt. Die ganze mécanique céleste von La Place beruht auf ihren sicheren Grundlagen.

Belgien.

Einblicke in die Zustände des Sozialismus.

Die Encyklopädisten sterben nicht aus; vor uns liegt ein Buch, das diese Methode des Volksunterrichts und der Volksabrichtung in seiner Weise fortsetzt und in mehr als Einer Hinsicht merkwürdig ist.* Der Verfasser ist Sozialist — nein — Kommunist — nein — ebenso wenig Fourrierist, Liberaler, Doktrinär, Konservativer, noch irgend etwas, was man in heutiger Zeit unter den billigsten Bedingungen sein kann — denn gegen alle diese Parteien und Benennungen steht er in erklärtem Kriegszustande — aber dennoch würde er, wenn man ihn von einem außerhalb gelegenen Standpunkte betrachtet, unbedingt in die sozialistische Kategorie fallen. Ein Sozialist ist er, der am Ende aller Weisheit steht, die alle revolutionäre Parteien aufgebracht haben, der in Allem, was die einzelnen Sekten sagen und lehren, „Unsinn“ findet und sie mit dem neuerfundenen Namen „Opinionisten“ beehrt. Ganz Feuer und Flamme, wie es einem Weltbeglücker ziemt, setzt er ihnen und allen übrigen Parteien, Priestern, Philosophen, Materialisten, welches Wort bei ihm einen ganz eigenthümlichen Sinn hat, seine eigene, nicht-opinionistische Weisheit entgegen, und da er sich nicht auf lange Widerlegungen, auf Hin- und Herreden einlassen will, so thut er es ganz positiv in Form eines Wörterbuches und sagt bei jedem Worte, was man sich dabei zu denken hat, oder was derjenige, der zu seiner Schule sich bekennt, denken soll. Es ist dies ächt romanisch. Man kann dann die einzelnen Sätze ganz füglich auswendig lernen. — Alles ist in einem sehr kurzen, determinirten, wenn man will, groben Style geschrieben, was indeß nicht auffallen kann, da Hr. de Potter, wie sich der Verfasser nennt, den man keinesfalls wohl mit dem kürzlich verstorbenen belgischen Oppositionsmann und Revolutionair unter der holländischen Regierung verwechseln darf, jedenfalls — Recht hat; und wer Recht hat, von dem darf man füglich nicht verlangen, daß er mit Katzenpfötchen auftrete.

Wir sehen indeß diese Sachen nicht als Scherz an; es muß ein schrecklicher geistiger Zustand sein, in dieser unterirdischen Hexenküche, in dieser sozialistisch-kommunistischen Volksbeglückungsfabrik zu leben, und man begreift wohl, wie ein Mann, der noch etwas Witz und Verstand besitzt, zuletzt zu dem Schlusse kommen kann, Alles und Alles für Unsinn zu erklären und folglich sich selbst für den Klügsten und Unfehlbarsten zu halten. Es ist dies gar nicht freier Entschluß, es ist die reine Konsequenz der Verzweiflung. Wer alle Schulen durchgemacht, die ganze Verbissenheit und den Fanatismus der Parteien und ihr Festhalten an den greifbarsten Irrthümern kennen gelernt, wer viele Jahre getäuscht und an der Nase herumgeführt worden ist, wie sollte der nicht, bar des Autoritätsglaubens, wie er ist, zeitig genug dahin kommen, sich auf die eigenen Füße zu stellen, alle Parteien zu verachten, und sich, da er ja ihre Irrthümer einsieht oder einzusehen glaubt, für klüger als Alle zu halten? Dieser Zustand ist heutzutage der von Hunderttausenden, wenn auch davon nur die Allerwenigsten den Muth haben, den Kampf mit aller Welt und allen Parteien aufzunehmen. Sie sind zu gescheidt dazu, weil sie einsehen, daß dies Tollheit wäre — dieser Zustand ist die natürliche Folge des revolutionären Prinzips, der Zustand der Autoritätslosigkeit, der Excommunication und Ausschließung aus jeder geistigen Gemeinschaft. — Ein solcher Mensch ist gewissermaßen ein Geächteter, ein Wehrwolf — er gegen Jedermann und Jedermann gegen ihn, kein Wunder, daß er beißt und seine Haut so theuer verkauft, als nur möglich. — Daher der Fanatismus dieser unterirdischen Sekten, deren einzelne Mitglieder, oder wenigstens deren Stimmführer alle auf diesem Standpunkte stehen; daher ihre gegenseitige grimme Anfeindung und ewige Entzweiung.

Unser vorliegendes Buch ist im vollständigsten Orakel- und Imperatorentone geschrieben. — Kein Appell, keine Einwendung gegen Hrn. de Potter und seine Autorität — wir sollen sein Wörterbuch als Kodex der neuen Weltordnung, die er proklamirt, ohne Widerrede annehmen, weil Alles, was die einzelnen Parteien lehren — Unsinn ist. — Höchst natürlich. — Wir sehen hieraus, der Mensch mag sich stellen und drücken, wie er will, der Autorität kann er nicht entgehen; vorn ausgetrieben, kommt sie hinten herein, und sollten sozialistische Apostel einmal eine herrschende Kirche stiften, an ordres du Mufti würde es nicht fehlen, auch nicht an Bastonnaden für die Irrgläubigen.

Es ist kennzeichnend für die Zustände unserer Zeit, wenn ein Mann, der nicht eine einzige originelle Idee hat, der auf der Oberfläche des Gedankens lebt und von philosophischer Forschung offenbar keinen Begriff hat, der den ganzen Leierkasten sozialistisch-liberaler oder libertinischer Ideen, wie ihn der Voltairianismus und die Revolution geschaffen, nur mit anders eingeschlagenen Stiften herableiert, den Orakelton anschlägt und den geistigen Gesetzgeber im weitesten Sinne spielen will.

---

haben? sich den Ruhm der ersten Entdeckung sichern; weiter nichts. So scheint es uns wenigstens. Leibniz verfuhr jedenfalls argloser und nobler, daß er keinen der vielen geheimen Gründe, die der Amerikaner für möglich hält, für sich geltend machte. D. R.

* Dictionnaire rationnel des mots les plus usités en sciences, en philosophie, en politique, en morale et en religion, avec leur signification déterminée et leur rapport aux questions d'ordre social, par de Potter. Bruxelles et Leipzig, Aug. Schnee.

Uebrigens ist das Buch in mehr als Einer Rücksicht interessant, und man kann viel daraus lernen, wär' es auch nur für die Beurtheilung der geistigen Symptome unserer Zeit und ihrer Bestrebungen. Es ist gut und nützlich, auch dahinunter einen Blick zu werfen, wo die ganze Verzweiflung, Rathlosigkeit und Vermessenheit unserer Zeit sich concentrirt; es ist heilsam, namentlich für die, welche in gemüthlichen Verhältnissen und geistiger Ruhe lebend, sich nur zu leicht über die Größe des Uebels täuschen, das von Zeit zu Zeit wieder drohend, wie ein Gespenst hervortritt, ja die, wie die nächste Gefahr verschwunden, wieder zu scherzen und ihre eigene Furcht zu bespötteln anfangen.

Um gleich von vorn herein einen Beleg von dem Tone und der Begriffsverwirrung in diesem Buche zu geben, heben wir eine Stelle aus der Vorrede hervor, über die wir später noch mehr sagen wollen, weil sie treffliche Orientirungspunkte gewährt. Der Verf. sagt:

„Wir haben versprochen, Alles auf die Sozial-Wissenschaft zurückzuführen. Wir werden also fragen, wohin führt der sozial verwirklichte und in Praxis versetzte Materialismus? Man begreift, daß in der Zahl derjenigen, die ihn bekennen, die Spitzbuben (les fripons) behaupten, er sei das wahre Ordnungsprinzip in der Gesellschaft, die wahre Grundlage der Vereinigung und Rangabstufung unter den Menschen, die Quelle der Tugend und der Hingebung. Aber sie brauchen Dummköpfe, um das zu glauben; sie brauchen Dummköpfe, die sich ein Pflichtgesetz auflegen lassen, welches ein anderes ist, als das Gesetz sich selbst genug zu thun, immer und in jeder Sache, auf Kosten jedes beliebigen, so oft man nur der Geschicktere und Stärkere ist.

„Ja, wenn dieses Gesetz nur bindend wäre, d. h., wenn man bei seiner Verletzung einer Strafe gewiß wäre, die größer ist, als das Vergnügen, dem man entsagt, um ihm zu gehorchen. Aber wird der Materialist, der alles andere Vergnügen (als das materielle) leugnet, hingebend gerecht, sozial sein blos für das einzige Vergnügen, sich unglücklich zu machen? Das Ausschweifende der Sache ist greifbar. Und doch lebt die Gesellschaft nur von Opfern. Irdische Egoismen, ohne ein Band im Jenseits (? sans un lien ultra-vital), welches sie vereint, sind nothwendig in beständiger Feindschaft miteinander. Und diese Feindschaft ist dann das Werk derselben Vernunft, auf die sich die Gesellschaft basirt haben würde, wenn die Beweisführung die Religion zum Ausgangspunkte gehabt hätte.

„Der Materialismus! und was würde die Gesellschaft sein, wenn es nichts Wahres und Wirkliches gäbe, als ihn? Was würde der Mensch selbst sein, eine vom Zufall organisirte Täuschung mit dem Zwecke vorausgesetzter Ordnung? Und die soziale Ordnung wäre nur eine soziale Physik, ein Mechanismus, welchen sich für denkend und wollend haltende Wesen gezwungen, nothwendig und ohne Vernunft in Betrieb setzten?"

Offenbare Lichtblicke! Es ist klar wie nur irgend etwas, daß der Materialismus zum schrankenlosen Egoismus führen muß, da die normale Beförderung des Stoffwechsels höchstes Gesetz wird, und daß damit keine Moral bestehen kann, die eine Entsagung lehrt. Es ist auch lächerlich, zu glauben, daß die Menschen aus eigener Bewegung das Gute und Andern Zuträgliche zum eignen Nachtheile thun werden, blos um damit der Gesammtheit zu helfen; daher sagt der Verfasser ganz richtig: „Irdische Egoismen ohne ein über-vitales Band, welches sie vereint, sind nothwendig in beständiger Feindschaft gegen einander." — Man sollte danach denken, derselbe sei zur Anerkennung der Nothwendigkeit eines kategorischen Sittengesetzes, eines belohnenden und strafenden Gottes, einer ausgleichenden göttlichen Gerechtigkeit gekommen. Ein solches übernatürliches Band ist aber ohne den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele nicht denkbar. Nun lese man aber die betreffenden Artikel im Wörterbuche, z. B. immortalité! — Man höre: „die Unsterblichkeit der Seelen ist vom wahren Materialismus" — (l'immortalité des âmes est du véritable matérialisme.).

Hieraus mache man seine Vermuthungen, was sich der Verfasser unter Materialismus vorstellen mag, da seine Materialisten (unter Umständen) an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Bisher gelten diese Leute eher für Spiritualisten, und man sieht hieraus, welche babylonische Sprach- und Begriffsverwirrung heute möglich ist. Indeß es muß noch besser kommen. Wenn man mehrere Artikel hinter einander liest, so wird einem ganz kurios zu Muthe, bei der sonderbaren Mosaik von Ansichten, philosophischen Denkfragmenten, sozialistischen Orakelsprüchen — christliche, pantheistische, gläubige, nihilistische Anklänge an alle möglichen Sekten und Schulen, durch eine durchgreifende, rohe Logik auf's Gerathewohl gegliedert, treiben sich unter einander herum. Zu welchem, vielleicht befriedigenderen Gesammtbilde sie in des Verfassers Geiste vereint sind, wagen wir nicht zu entscheiden; wir geben nur den Eindruck, den es auf uns gemacht hat. Ein paar Proben werden am Orte sein.

„Diable (le). Das Prinzip des Bösen personifizirt. Der Teufel ist der untrennbare Acolyth (Folger) Gottes und zur selben Zeit sein Gegner. Man hat Gott den Geist der Wahrheit und den Teufel den Geist des Irrthums und der Lüge genannt. Er ist die Personification der Unwissenheit. Ueberall, wo man eine Hypothese als geoffenbarte Wahrheit ohne andern Beweis, als daß es das Wort Gottes sei, hat annehmen müssen, herrscht ohne Zweifel die Unwissenheit. Da, wo Gott gebietet, hindert der Teufel, so viel er kann, ihm zu gehorchen. Wenn die Unwissenheit zerstreut sein wird, oder, um beim Gleichnisse zu bleiben, wenn der Teufel besiegt sein wird, wird Gott als Incarnation der Wahrheit und der Vernunft vor der Vernunft selbst als unnöthig verschwinden." —

Damit ja kein Zweifel darüber entstehe, wie der Verfasser es meint, wollen wir etwas aus dem gleich darauf folgenden längeren Artikel Dieu geben.

„Gott ist die Sanction des Zusammenhanges, welcher schicksalsnothwendig (fatalement) zwischen den Handlungen, die freie Wesen in einem Leben begehen, und dem Schicksale besteht, welches für sie die vernünftige Folge davon ist und nothwendig in einem andern Leben eintritt. Das heißt, vor der Vernunft ist Gott ganz und gar Nichts. Es ist unmöglich dem Worte Gott, welches den Sinn: persönliches Wesen, Ursache, Schöpfer besitzt, einen bestimmten Werth zu geben, ohne in's Absurde zu gerathen. Als Abstraction der Wahrheit und Gerechtigkeit drückt dieses Wort eine vernünftige Idee aus; es ist ein Unsinn, wenn es ein höchstes Wesen bezeichnen soll, welches kann, will und handelt.

„Ein Gott, der von der Welt verschieden ist, beleidigt die Vernunft (siehe das Wort Dieu anthropomorphe). Ein Allgott (pantheistischer Gott? Dieu-Univers) beleidigt sie gleichfalls, obschon weniger direkt. Mit ihm indeß verschwindet jede andere wirkliche Individualität, und die Vernunft selbst ist dabei nur eine Chimäre. Für die Zeit der Unwissenheit ist Gott die Personification der sittlichen Ordnung, eine individualisirte Abstraction; für die Epoche des Wissens (!) ist er die moralische Ordnung selbst, die wirklich wesenhaft und folglich (!!!) unpersönlich ist. „Nehmt aus der Welt, ruft de Maistre aus, dieses unbegreifliche Wesen, im selben Augenblicke weicht die Ordnung dem Chaos, die Throne werden verschlungen und die Gesellschaft verschwindet." — Das ist unbestreitbar so lange wahr, als die soziale Unwissenheit über die Wirklichkeit des Rechts und der ewigen Sanction dauert. Denn, damit sich die Ordnung in der Gesellschaft aufrecht erhalten könne, ist Eines von Zweien nöthig; entweder, daß ein persönlicher Gott den Glauben an ein Prinzip bestimmt, worauf die Ordnung beruhen soll, oder daß dieses Prinzip die Vernunft selbst sei, die durch das Denken (raisonnement) näher bestimmt wird. Da die Gesellschaft sich auf keine dieser beiden Basen stützen kann, so hängt sie in der Luft und alle mögliche Ordnung verschwindet. Auf diesem Punkte sind wir angelangt." (Sehr gut!).

„Angenommen, daß die wirkliche Vernunft entdeckt wäre (sehr gut, hier sitzt der Haken) und auf die soziale Organisation angewandt werden könnte, so muß, weil der persönliche Gott sozial unfähig geworden, die von ihm gegründete Organisation zu schützen, selbst das Wort Gottes aus der begriffsmäßigen Sprache verbannt werden."

Er schlägt dafür den Ausdruck „ewige Gerechtigkeit" vor! — Man sieht, wie weit man ist! in der That, die Menschen spielen mit ernsten Dingen und sind wohl fähig, alle philosophische Speculation über den Haufen zu rennen, wie es die neueren Sophisten aller Spielarten alle zu thun gewohnt sind. — Woher will Herr de Potter seine ewige Gerechtigkeit herholen? etwa aus Gheel, der belgischen Irren-Kolonie? Daß er wenigstens nicht der Prophet der ewigen Gerechtigkeit sei, können wir ihm zuversichtlich auf Grund seines Buches sagen.

Sehr interessant ist, wie gesagt, die doppelte Vorrede, weil sie einen tiefen Einblick in den Zustand der französischen Gesellschaftsfabrik gewährt. Denn so lange der Verfasser nicht positiv wird und seine eigene Philosophie auskramt, sondern sich verneinend gegen Andere verhält, ist er bei gutem klaren Verstande. — Freilich weiß er nicht, daß er, obgleich in der Epoche des Wissens lebt, einem Dritten die stärksten Waffen gegen sich selbst in die Hand giebt.

Die erste Vorrede ist einem früheren Buche des Verfassers (La Réalité déterminée par le raisonnement, Brüssel, 1848) entlehnt und soll als ABC der Sozialwissenschaft gelten. Seinen ersten Angriff darin richtet er gegen den Materialismus: „Wir greifen kühn, offen und unter allen Formen den Materialismus an, diese heute so allgemeine Lehre, sowohl derjenigen, die ihn bekennen, als die ihn verheimlichen, derjenigen,

die sich desselben bewußt sind, wie derer, die sich keine Rechenschaft darüber zu geben wissen; derer, die fest an seine Wahrheit glauben, wie derjenigen, die nur in Frage stellen, ob es eine andere Wahrheit gäbe, als die seinige......" Das ist eine schreckliche Herausforderung, und wenn wir, was wir zur Beruhigung des Verfassers nicht sind, Materialisten wären, wir würden uns gewiß sehr fürchten und diese Lehre aufgeben. Denn wie kräftig die Befehdung ist, haben wir schon oben gesehen. Auch meint Herr de Potter unter Materialismus ziemlich dasselbe, was wir in Deutschland seit dem Auftreten der neueren Physiologen verstehen; denn als wir den Artikel Matérialisme der Neugier halber aufschlugen, fanden wir die richtige Definition: „Materialismus-Behauptung, daß es nur Materie gäbe." Doch dehnt der Verfasser den Begriff Materialismus sehr weit aus; nach ihm sind z. B. Materialisten auch diejenigen, die an die persönliche Unsterblichkeit glauben. Er ruft Voltaire und Chateaubriand zu Hülfe gegen die Materialisten. „Der Atheist (Materialist klammert er ein), Schuft, Undankbare, Verleumder, Räuber, Blutmensch denkt und handelt folgerecht, wenn er von Seiten der Menschen vor Strafe sicher ist. Denn wenn es keinen Gott giebt (man lese — sagt de Potter — wenn es keine immateriellen, reellen Seelen giebt), so ist dies Ungeheuer sein eigener Gott." — So sagt Voltaire (sic). Man sollte denken, Herr de Potter müsse ein sehr frommer Mann sein — aber man höre die Vorrede weiter. Der alte Gott der Gläubigen, wie das „höchste Wesen" der Philosophen ist abgethan für ihn, und der Allgott der Pantheisten löst sich, wie er selbst sagt, in Fatalismus und Materialismus auf. Die Seelen sind immateriell und reell und doch leugnet er eine Unsterblichkeit derselben.

Wenn man den Kopf noch voll altfränkischer und überlebter Ideen hat, so hält es wirklich schwer, sich in diese neuen und originellen Denkweisen zu finden — un principe ultravital und doch kein Gott, kein anthropomorpher, kein deistischer, kein pantheistischer, eine ewige Gerechtigkeit und doch weder Ewigkeit noch Gerechtigkeit. — Wahrlich, es ist viel möglich, es ist möglich — und ich sehe es voraus — daß Vogt und Moleschott rc., noch als große Spiritualisten gelten werden. Denn sagt nicht der große Proudhon: „Die Worte haben aufgehört, das zu bedeuten, was sie zur Zeit des Glaubens bedeuteten" (S. 192).

Wir sind also richtig wieder bei dem Punkte angelangt, wo die Griechen vor Sokrates Zeit standen, als die Sophisten bewiesen, daß das Weiße Schwarz, Helena keusch, Penelope verbuhlt und Thersites schöner als Achilles gewesen sei. An die Frömmigkeit des Atheismus, an die Heiligkeit des Lasters und dergleichen Dinge haben wir uns bereits gewöhnt, weil wir's alle Tage hören.

Der Verfasser stößt also, wie er sagt, „nicht blos die alten Ideen vor den Kopf, nein auch (er liebt dieses vor den Kopf stoßen ungemein) die neuen, die nur an die Stelle der früheren getreten, um heute den Despotismus, morgen die Anarchie herbeizuführen" (S. 91). Nun werden die einzelnen Parteien der Reihe nach abgethan.

„Der Glaube an die priesterlichen Offenbarungen und die theologischen Dogmen ist eben so unvernünftig, als der Glaube an die Analogien und Schlüsse der vorgeblichen Wissenschaft." — Da habt ihr es, ihr Philosophen und Gelehrten! ihr seid übertrumpft! Hört nur weiter. „Was sollen wir von den eben in Gunst stehenden Philosophien sagen, vom Eklektizismus, Mystizismus, von der Intuition und dem Gefühle, die alle, von der Natur abhängig und sich auf die Organisation gründend, nur das sehen können, was physiologisch oder physisch, was materiell ist? Wie die Volksreligionen, wie Deismus und Pantheismus führen sie alle nothwendig zum endlichen fatalistischen Nichts."

Dann kommen die Konservativen daran. „Ihre Politik hat keine Chancen mehr." — Perpétuer les anomalies et les maux de la société? C'est insulter cruellement au neuf dixièmes du genre humain.

Nicht besser geht es den Fortschrittsmännern. „Kennen sie das Ziel, dem sie zustreben, und den Weg, den sie einschlagen sollen?"

Die Monarchie taugt auch nichts — er meint, wenn sie die absolute Ausführung der sozialen Vernunft sein könnte, wäre sie möglich; aber das kann sie nicht; „denn der Glaube an eine relative Vernunft ist sozial erloschen, und die Erkenntniß der absoluten Vernunft ist noch nicht sozial." — „Was die von constitutionellen oder revolutionairen Majoritäten abhängige Monarchie anlangt, so ist sie eine zu kostbare Ueberflüssigkeit, die nichts Gutes bewirkt und nichts Schlimmes verhindern kann."

Hierauf kommt die Aristokratie. Taugt natürlich nichts — noch weniger als die feudale taugt die Aristokratie des Kapitals der Thaler — er will nur eine Aristokratie der Arbeit und des Geistes gelten lassen.

Auch die Republik taugt nichts. — „Hat es jemals eine gegeben, die wahrhaft frei gewesen? Kann man frei sein, ohne die Wahrheit zu kennen?...... Was hat mit dieser Freiheit (der geistigen) die von ihrem Luxus an Declarationen und Declamationen überlastete republikanische Formel, was haben damit ehrgeizig unbestimmte und salbungsvoll hohle Worte gemein, die so deutlich die Leere verrathen, über der sie schwebt? Eitle Formen bedingen keinen soliden Inhalt; Symbole sind lange nicht Prinzipien und nicht bewiesene, nicht unumstößlich bewiesene Prinzipien sind gar Nichts. Man dekretirt weder Wahrheit noch Tugend. Die Brüderlichkeit von Seiten der Verfassung und des Gesetzes setzen immer einen ältern Bruder voraus, der zugesteht, und befiehlt und jüngere Brüder, die annehmen und gehorchen. Die Ausübung der politischen Rechte erheischt bei dem Proletarier Bildung und Wohlstand, aber sie giebt ihm weder Aufklärung noch Brod. So lange die soziale Obergewalt nicht der Ausdruck der sozial unwiderleglichen Vernunft geworden (das ist das Kunststück, das von Münchhausen machte, als er sich am Zopfe aus dem Sumpfe zog), werden die politischen Rechte in der Hand eines jeden Beliebigen nur Mittel der Ausbeutung sein können, sei es durch Einschüchterung oder durch List; und Demokratie wird nur die Herrschaft eines Volkes über ein anderes oder eines Volkstheiles über den andern, der aus Sklaven besteht, bedeuten."

Im Ganzen wie vernünftig! — aber sieht denn der Verfasser nicht, daß alle diese Versuche nach demselben Rezepte schon gemacht sind, das er selbst vorschlägt? — Alle haben eine absolute Gerechtigkeit und Vernunft in ihrem Staate verwirklichen wollen, aber Alle sind daran gescheitert, daß sie eine vernunftgemäße Autorität zu beschaffen nicht im Stande waren. Wird es ihm mit seiner justice éternelle besser ergehen? welcher einzelne Mensch, welche Gesellschaft wird sie theoretisch herausdestilliren, und wenn sie festgestellt wäre, wer würde ihr gehorchen?

Auch der St. Simonismus ist falsch. Seine Apostel träumten, die Ordnung würde hergestellt werden durch das Schiedsrichteramt eines damit betrauten Mannes über eben so aufgeklärte und freie Menschen, wie er selber, das er im Namen seiner eigenen Menschenwürde übte.

Der Fourierismus, der „Alles von einem mechanischen Ineinandergreifen vernunftloser Leidenschaften erwartet," ist ebenfalls nicht der ersehnte Heiland.

Dann kommt der „falsche Sozialismus" an die Reihe, dem Herr de Potter natürlich den richtigen entgegenstellen wird. Er scheint die Unterdrückung berechtigter Eigenthümlichkeiten und Triebe des Individuums zu Gunsten der Allgemeinheit an ihm zu tadeln.

Die Staatsökonomie ist ein System des materialistischen Positivismus, läßt die Dinge gehen wie sie gehen und beweist, daß es so gehen müsse. Unreformirbar, also falsch.

Auch der Kommunismus ist zu verwerfen. Er hebt das Eigenthum auf, also auch die Liebe dazu, folglich den Erwerbstrieb und die Liebe zur Arbeit.

„Der Kommunismus wird die Bourgeoisie auf die Könige hetzen, die Proletarier auf die Bourgeoisie, den Hunger und die Verzweiflung auf die Proletarier, den Despotismus auf die Anarchie, die Zuchtlosigkeit auf das Alleserlaubtsein, und die Anarchie auf alle Welt. Es wird dann Nichts mehr geben, wenn die Wahrheit sich zeigt und die Gerechtigkeit nicht von Allen aufgenommen wird."

Das klingt ja fast wie eine Prophezeiung vom Weltende, und man braucht sich gerade nicht zu wundern, wenn die Stimmen der Gläubigen, die das Nahen des Antichrist verkünden, immer häufiger werden. Es liegt wirklich etwas Unheilvolles in der Luft — „der Liberalismus, fährt der Verfasser fort, wird es sicher nicht sein, der uns rettet."

Die Doktrinäre werden die Puritaner des Liberalismus genannt. „Die Nabel, um die sie die Welt wollen drehen lassen, das Dogma von der absoluten Trennung der Kirche vom Staate, des Geistlichen vom Weltlichen, hat eine von aller Religion abhängige Moral oder eine nicht garantirte, nicht sanctionirte, nicht verbindliche Moral als soziale Verdollmetschung, also gar keine Moral." Es handelt sich stets um den Materialismus, mit dem zu brechen man sich durchaus zu entschließen hat, wenn man eine wahre Moral, eine wahre Gesellschaft haben will. „Beim Materialismus kann man keine andere Moral haben, als die, welche die Einfaltspinsel den Gaunern überliefert."

Also Facit unserer geistigen Entwickelung; Bankerott! — Alle diese Systeme — und es sind wohl so ziemlich alle — sind „Utopien — „Elemente der Verwirrung, Ursachen des Leidens, Reize, die immer heftiger anstacheln, das Reich der wahren Sozialwissenschaft zu erstreben." — (S. 13.).

Man wird hieraus sehen, daß wir keineswegs zu hart in unserem

Urtheile sind, wenn wir uns dahin aussprechen, daß hier die Logik der Verzweiflung, der vollständigsten Rathlosigkeit spricht. — Wie richtig, wie scharf ist die Beurtheilung der Gebrechen dieser Systeme, und wie handgreiflich fällt der Verfasser in die größten Abgeschmacktheiten, sobald er positiv gestalten will! Welche großartige Verkennung der menschlichen Natur und der Geschichte! Bis zu welchem Grade muß das Denkvermögen verkehrt worden sein, wenn man die Gottheit als Urgrund aller Dinge, als schaffenden Geist, als wesenhaften Grund der moralischen Weltordnung frech bis zur wahnwitzigen Blasphemie leugnet, und dabei eine „ewige Gerechtigkeit" ohne weiteren Inhalt lehrt, wenn man einestheils die Unsterblichkeit der Seelen leugnet und daneben ein wüthender Bekämpfer des Materialismus ist. Wo eine Gerechtigkeit ist, dort sollte man meinen, müßte ein Gerechter, eine gerechte Person vorausgehen und Belohnung und Strafe stattfinden. Eine Gerechtigkeit, die nicht richtet und entscheidet und den Entscheid nicht ausführt, ist nach allgemeiner Ansicht gar keine. Die Sache ist die: Der Verfasser des Dictionnaire's hat den ganzen vollen revolutionairen Haß gegen die alten Religionen in ihrer äußeren Gestalt und die Zerrbilder, die er allein kennt; vom Wesen der Religion hat er keinen Begriff. Vom Christenthum, Katholizismus, Protestantismus redet er, obschon sein Buch von Citaten aus selbst spezifisch christlichen und namentlich katholischen Schriftstellern wimmelt, wie der Blinde von der Farbe. Das Geistreichste, was er sagt ist, daß „der Kommunismus für die heutige Zeit das sei, was das Christenthum für die heidnische Gesellschaft der alten Welt gewesen" — und das hat er nicht zuerst gesagt, es ist eine jener großen Phrasen, welche den französischen Geschichtsphilosophen geläufig ist. Trotz der Blasphemien und Lästerungen, geht sein Instinkt entschieden auf dem Wege, der zum Offenbarungsglauben führt — denn er macht vor der Verzweiflung, die ihn auf der Seite des Materialismus und der Negation anstiert, Versuche, zu fliehen und um jeden Preis eine unfehlbare Autorität zu finden. Daher sein Toben gegen den Materialismus und sein Suchen nach einem principe ultravital, das aber nur nicht der Gott der Priester sein darf. Hic Rhodus, hic salta! Könnte er nur über die prêtres wegkommen, ich bin überzeugt, er würde den alten Gott nicht so vernunftwidrig finden, als er ihn erklärt.

Rathlosigkeit und Verzweiflung machen mürbe. — Er stimmt Mirabeau bei, der gesagt hat: „Die Menschen müssen sich glücklich schätzen, wenn ihre Lage nicht schlechter wird, und eine schwache Hoffnung haben, daß sie jemals viel besser sein wird." Dieses wird geschehen, wie er weiter sagt, wenn sie ihre Rechte und ihre Kräfte kennen lernen, und wenn der allgemeine Wille und das Gesammtinteresse, das ist die Gerechtigkeit (!) in Folge fortgeschrittener Bildung das allgemeine Grundgesetz der Gesellschaft sein wird.

„Was wir wollen? eine einzige Sache, die Ordnung" — sagt de Potter weiter — „die Ordnung durch die Vernunft, die noch nicht sozial bestimmt worden ist (schade!), aber die bestimmt werden kann und wird (?) weil die soziale Nothwendigkeit sie künftighin als einziges Mittel des Heils und der Daseinsmöglichkeit auflegt." — Die Logik der Verzweifelung, weil einen Menschen das Wasser mit sich fortreißt und zu ertränken droht, deshalb wird er in diesem Augenblicke schwimmen können.

Der Zweck des Verfassers ist: „die Ordnung dadurch, daß der Staat der Kenntniß und der Gerechtigkeit an Stelle des Staates der Unwissenheit und der Gewalt gesetzt wird." Leider haben es alle vor ihm auch gesagt — aber wie macht man's denn? Die Geschichte ist immer klüger, als die Menschen — wer Ordnung will in Frankreich, hat Ordnung; Louis Napoleon thut sicher, was menschenmöglich ist, und für Frankreich ist er ohne Zweifel eine Art Heiland — er heilt mit allen hippokratischen Mitteln, und es wäre ja möglich, daß er die verlangte „vernunftgemäße Ordnung" mit der Zeit herbeiführte — aber man müßte ihm doch Zeit lassen, so schnell geht die Erziehung nicht. — Wir haben dabei keineswegs vergessen, daß der Verfasser ein Belgier ist, denn es bleibt sich gleich, da er erklärt, in Belgien stünden die Dinge nicht besser als in Frankreich.

Was uns selbst betrifft, so möchten wir nicht gern mißverstanden werden. Obgleich wir keineswegs die Größe des Uebels absichtlich wie Viele unterschätzen, und uns in behagliche Sicherheit einschläfern lassen wollen, so sehen wir doch bei weitem noch nicht so schwarz.

Es ist wohl ziemlich gewiß, daß die bisherigen Systeme der Menschenbeglückung unhaltbar geworden, und durch die Thatsachen ad absurdum geführt sind. Wir sehen das in unserem lieben Deutschland eben so gut, wenn auch auf andere Weise, als die Franzosen und Belgier bei sich zu Hause; die Rathlosigkeit der Klugen ist groß, und man läßt es eben gehen, wie es geht, und dreht fleißig das Kaleidoskop fest gerittener Ideenfragmente, wie die Buddhisten ihre Gebetsmühle und das heilige om ma ni pat me hum drehen; aber, Gott sei Dank, noch sind nicht alle Menschen philosophisch, politisch und sozial verderbt und in ihrem Denken und Wollen zu Grunde gerichtet; der Instinkt der Dummen, d. h. der Theorielosen scheint immer noch lebendig und in dem Reiche der Unwissenheit ist immer noch eine ganze Portion gesunder Menschenverstand vorhanden. Es ist eine sonderbare und für die Menschen nichts weniger als schmeichelhafte Erfahrung, daß die Vorsehung, wenn die Menschen zu klug, zu pfiffig, zu haarspaltend geworden sind, um an sie zu glauben und ihre Leitung herauszufühlen, gewöhnlich aus der Mitte der Dummheit das Neue und Unerwartete, das Einfache und Ueberzeugende hervorbringt.

Italien.

Die italiänische Schule der Politik.

Canestrini's Einleitung zu Guicciardini's politischen Gesprächen.

In Nr. 79—82 des „Magazin" (vom 9. Juli) haben wir den Anfang eines politischen Gespräches aus den im Jahre 1858 erschienenen „Opere inedite" von Francesco Guicciardini mitgetheilt. Wünschten wir durch jenen Aufsatz unsere Leser wenigstens in etwas bekannt zu machen mit der schlichten Einfachheit und Ausdrucksweise des berühmten italiänischen Staatsmannes aus dem 16. Jahrhundert, so geben wir jetzt nachträglich hier die dem Texte vorausgehende Einleitung des Herausgebers Giuseppe Canestrini, worin derselbe die großen Verdienste der Italiäner um Begründung einer wissenschaftlichen Politik hervorhebt. Es können solche Mittheilungen dazu beitragen, die Vorwürfe zu widerlegen, die man im Auslande noch häufig den Italiänern macht, daß sie mit Oberflächlichkeit und Leichtsinn so ernste Fragen, wie die der Staatsverfassung und der Freiheit behandeln. Vielmehr waren sie es, welche zuerst diese Fragen im neueren Europa angeregt und, gleich Guicciardini, Macchiavelli und Anderen, mit Scharfsinn und Gründlichkeit durchgeführt haben. Canestrini ist augenscheinlich ein würdiger Schüler seiner florentinischen Lehrer, doch müssen wir die Leser um Nachsicht bitten, wenn zuweilen die Uebersetzung seiner gedrungenen, an Dante und die alten Römer erinnernden Wortfassung etwas weniger klar, als ein gewöhnlicher politischer Leitartikel erscheint:

In der gegenwärtigen Zeit, in der die bedeutendsten Köpfe Italiens veranlaßt worden, mit höchstem Fleiße dahin zu trachten, daß die Verfassungen der Staaten eine Gestalt bekommen und von einem Geiste durchdrungen werden, die der öffentlichen Freiheit am zuträglichsten sind, in einer Zeit, in der die Nation, kraft der Wiederauflebung einer Schule der Politik für Italien und mit Beachtung der alten Lehren praktischer Wissenschaft, neu zu erwachen schien, muß es zweckmäßig und willkommen sein, wenn wir ein noch nicht bekanntes Werk des berühmten Staatsmannes Francesco Guicciardini veröffentlichen, ein Werk, welches ausführlichen Bericht giebt über verschiedene Regierungsformen, die mehr oder minder geeignet sind, den Staat zu erhalten und zu vertheidigen, mit einem Worte, welches die wichtigsten Fragen unserer Zeit, die Fragen über politische Freiheit erörtert. Die Gründe für die Nothwendigkeit und den Nutzen staatsmännischer Kenntnisse sind heutigen Tages allgemein anerkannt, da fortschreitende Civilisation und Verlangen nach besserer Existenz uns, Gott sei Dank! die ewig unvermeidliche Nothwendigkeit klar erkennen lassen, mit Sorgfalt zu erforschen und bei ernstem Prüfen festzustellen, welche staatliche Anordnungen zumeist geeignet sind, die edelsten Wünsche der Völker zu befriedigen. Hiermit wird hoffentlich die schmerzliche Periode des Kleinmuthes und der Knechtschaft überwunden sein, welche seit drei Jahrhunderten in Italien Regierende und Regierte in Argwohn erhält und sie unausgesetzt dahin führt, verderbliche Probleme aufzustellen, welche politische Umwälzungen über die Völker bringen, und die Staatsverwaltungen oftmals stürzen, während diese glauben, jene Probleme gelöst zu haben.

Höchstes Ziel politischer Kenntnisse war es bei allen Völkern und zu allen Zeiten, unabhängige und sichere Staaten zu gründen und die politischen Rechte der Bürger festzustellen, als Gewährleistung für die freien Anordnungen der Regierung, oder richtiger die Wirkung von Handlungen kennen zu lernen, welche der Publizist ernster Prüfung unterwirft, indem er die Obliegenheiten des Gouvernements und die Anforderungen der Bürger in ihren Prinzipien und weit mehr noch in ihren Handlungen und

in ihren Gränzen erörtert, durch welche ihre gegenseitigen Verpflichtungen dem Rechte gegenüber sich klar herausstellen. Gerade über diesen wichtigsten und schwierigsten Theil der Gesetzgebung, über welchen Einige geschwiegen, oder doch nicht Genugsames gesagt haben, redet Guicciardini ausführlich in dem obigen Buche. Es wird darin mit tiefer Gelehrsamkeit und einleuchtender Wahrhaftigkeit von den Pflichten der Bürger geredet, von dem Platze, welchen sie in der sozialen Rangordnung einzunehmen haben, von den Würden, nach welchen sie trachten dürfen, mit einem Worte von den Schranken, welche eine wohlgeordnete Constitution Regierenden und Regierten setzt. Hierin beruht nach unserer Ueberzeugung das Hauptverdienst der italiänischen Schule der Politik, vornehmlich der des Guicciardini, welcher dieses schwierige Thema vollkommen meisterhaft in der herrlichen Abhandlung über das Regiment von Florenz und in einigen Dialogen entwickelt, welche wir mit Befriedigung in ihrer ersten Veröffentlichung den Staatsmännern und Wiedererweckern Italiens zur Prüfung vorlegen.

Der Mensch hat im Gefühle seiner Vervollkommnungsfähigkeit Vorliebe für politische Rechte, welche ihm gestatten, den Gesetzen der Vernunft und Moral gemäß zu handeln und sich ungehindert zu veredeln. Daher die natürliche und allgemeine Liebe zur Freiheit, welche die unbegränzteste, wahrhafteste und erhabenste Lehre umfaßt, die von edeln Geistern als die Grundlage politischer Verbrüderungen anerkannt ist. Die politische Freiheit, sagt einer der mit uns Gleichdenkenden, ist zu allen Zeiten und von allen Völkern mit so viel Fleiß gesucht, gewünscht, erstrebt, mit dem eigenen Blute vertheidigt und höher als die theuersten Güter, als Kinder, Gut und Leben geachtet worden; deshalb kann nicht verwundern, daß sie bis zurück in das frühste Alterthum von erhabenen, charaktervollen Männern vertheidigt und gepriesen worden ist. Die berühmtesten griechischen und römischen Schriftsteller sowohl, als die unsern, von Dante bis Machiavelli und Guicciardini und von diesen bis Gioberti Baldi und Buon-Compagni, zeigen sich bei dem, was sie über Staatsverfassung sagen, mehr oder weniger als warme Verehrer freier Institutionen, und nähern sich allmählich der Form politischer Einheit, welche mit möglichster Wahrung der natürlichen Menschenrechte, das stärkste Fundament sozialer Verbrüderung bildet. Während jedoch alle politischen Schriftsteller Vertheidiger der Freiheit sind, ist die Weise, in welcher sie ihr nachstreben, also verschieden, daß man sie in zwei große Schulen theilen kann: die Schulen der Philosophie der Vernunft und der Philosophie der Erfahrung.

Zu dieser letztern gehören die großen italiänischen Staatsmänner, Söhne der wiedererwachten Freiheit in Wissenschaft und Kunst. Sie begann mit Dante, welchen Balbo den erfahrenen und forschenden Politiker nennt, und reichen bis auf unsere Zeitgenossen. Sie Alle trachteten die Kenntniß der Politik zu vervollkommnen und aus ihr praktische, auf den Staat bezügliche Lehren zu schöpfen, studirten die Anfänge des Rechtes in seinem Ursprung und in seinem Verhältniß zur Vernunft und Erkenntniß. Sie abstrahirten deshalb nicht von der historischen Ueberlieferung der Lehre der Erfahrung und den thatsächlichen Folgerungen, erkannten im Staate nicht den abstrakten Menschen, konnten dies nicht, ließen vielmehr den Beweis der Thatsachen und ihre Ergebnisse bestehen, und gründeten hierauf vornehmlich die Kenntniß der Politik und die Kunst des Regierens.

Die italiänischen Staatsmänner prüften die Geschichte aller Völker und Zeiten, durchwühlten die Asche früherer Staaten, nicht sowohl um zu suchen, was da sein sollte, als was da gewesen ist. Eitle Lehrsätze und abstrakte Theorien ließen sie fallen, strengten sich an, ihre Mitbürger mit einer wissenschaftlichen Praxis bekannt zu machen, welche wesentlich nutzen konnte, die eigne Freiheit und Selbstregierung lebendig und stark zu erhalten. Moralische und religiöse Betrachtungen und Wahrheiten verbannten sie dabei nicht, schärften im Gegentheil stets ein, den Vorschriften der gesundesten Moral und der reinsten Religion zu folgen, und ihr kräftiges Wort vertheidigte, ehrte und vertrat die Grundsätze der Gerechtigkeit, des Ehrgefühls und der erhabensten Tugenden. Steht das, was gerecht und erhaben ist, in harmonischer Uebereinstimmung mit den praktischen Unterweisungen der Erfahrung, so ist eine große Schwierigkeit überwunden, und das ist es, was der auf Erfahrung gegründeten Schule der italiänischen Staatsmänner ihren Hauptwerth verleiht.

Diesen und vornehmlich den florentinischen Staatsmännern danken wir nicht nur die Wiedererweckung einer Schule wissenschaftlicher Politik, welche mit allen übrigen geheiligten Lehren in den Dämmernissen des Mittelalters verschwunden war, sondern auch die Fortschritte jener Wissenschaft. Sie wurde durch die Unsern von den metaphysischen und rationalen Regionen auf das Feld der Politik versetzt, hörte auf, Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen und philosophischer Abhandlungen zu sein, wurde ausübende Wissenschaft, die alle Zweige der öffentlichen Verwaltung erfüllte und belebte, indem sie Regierungskunde schuf. Daher die bewunderungswürdigen Entdeckungen im politischen und praktischen Staatshaushalt, in den Finanzen, der Schifffahrt, mit Einem Worte die ganze industriöse und maritime Gewerbthätigkeit, die Kunst der Kriegführung und Diplomatie. Diese letztere wurde durch die italiänischen, insbesondere die florentinischen Staatsmänner zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß selbst Fremde eingestanden, bei uns die Kenntniß der Unterhandlungen gelernt zu haben. Höchste Vollkommenheit erlangte in Italien diese Wissenschaft im fünfzehnten Jahrhundert, als die italiänischen Staatsmänner das System des politischen Gleichgewichts, von ihnen auch „Gegengewicht“ genannt, einführten, das System, welches die Neueren auf alle Staaten Europa's ausdehnten, wohin es von den Italiänern, namentlich von Karl Emanuel I. übertragen worden war, der auf dem Wege der Waffen und der Unterhandlungen ein solches System auch außerhalb Italiens zur Geltung brachte und dessen Fortschritte erleichterte.

Durch das praktische Verfahren der italiänischen Schule der Politik, welche sich unabhängig machte von dem Freiwerden der Gemeinen und Umgestaltung der Munizipalverfassungen, erhalten wir Vorbilder für jede Constitution, vom Volksgouvernement bis zu dem aristokratischen durch die Vornehmsten geführten und dem durch Gesetze und Rathsherren gemäßigten Fürstenthum. Für alle Formen der Regierung wurden die sinnreichsten und weisesten Einrichtungen aufgefunden. Bestimmter Charakter dieser Schule aber ist, daß sie den Unterschied zwischen geistlichen und politischen Dingen darlegt. Alle Staatsmänner demnach, von Dante bis auf Savonarola, von Machiavell, Guicciardini und Vettorio, von den Venetianern und den übrigen Politikern Italiens bis auf die Neuern, mühten sich nicht nur, die dem Staate dienlichen, besten politischen und bürgerlichen Gesetze und Reformen aufzufinden, sondern zugleich auch die religiösen Angelegenheiten also zu ordnen, daß man sie zu ihren wahren und heiligen Grundsätzen zurückführe.

England.

Aus Douglas Jerrold's Jugendzeit.*

In der Nachbarschaft London's liegt Sheerneß; weder schön noch interessant, noch poetisch, erscheint dieser Ort als ein großes Atelier zur Anfertigung von Marinegegenständen, in dem das Schiffsvolk, unbekümmert um den Theerdunst, um das Geräusch der Dampfpfeife und der schweren Hämmer sich häuslich niedergelassen hat, auf Eleganz, Comfort und Vergnügen Verzicht leistend. Ohne Telegraphen-Verbindung mit London, mit unvollkommener Gasbeleuchtung, ohne Theater, bleibt dem unglücklichen Seemann nur die Wahl, seine abendlichen Mußestunden in unsauberen Bierstuben oder in den durch klerikalen Eifer entstandenen Versammlungshäusern für religiöse Erbauung zuzubringen.

Zur Zeit der großen Kriege mit Frankreich hatte Sheerneß zwar weniger Ausdehnung und Ansehen als heutzutage, aber die Bevölkerung war zahlreicher und lärmender; es bestand ein Theatersaal, wo Trauer-, Schau- und Lustspiele vor dem sich drängenden, eben so naturwüchsigen als enthusiastischen Publikum zur Darstellung kamen.

Im Jahre 1807 war ein Herr Samuel Jerrold Director dieses Theaters in Sheerneß, obschon nur dem Namen nach, denn seine jüngere, umsichtigere und energischere Ehefrau hatte die Leitung ganz in Händen. Ihr vier Jahre früher geborener Sohn, der nach seiner in Cranbrook, in der Grafschaft Kent wohnenden Großmutter den Vornamen Douglas führte, war bei dieser geblieben, während die umherziehenden Eltern ihre Talente mit mehr oder minderem Erfolge ausbeuteten. Kurze Zeit nach ihrer Niederlassung in Sheerneß nahmen sie das kleine, muntere, lebensfrohe Kind zu sich, und bereiteten es allmählich und mit Schonung für seine spätere Bestimmung vor, so daß aus ihm nach und nach eine jener armen lebenden Gliederpuppen wurde, welche bald von Hermione mit fliegenden Haaren, bald vom wuthschnaubenden Gloecester in ihren Umarmungen aus Liebe oder Haß fast erstickt werden.

Als England im Jahre 1813 zu einem letzten Aufgebot von Soldaten und Matrosen, ohne weitere Auswahl treffen zu können, gezwungen war, ergriff der nationale Patriotismus auch den kleinen Komödianten-Lehrling. Gleich Nelson, wollte er Seemann werden; wie dieser gegen

* Vergl. Nr. 83—85 des „Magazin“ von 1859.

Bonaparte kämpfen. Unser elfjähriger Held wurde in die Uniform gesteckt und als Volontair erster Klasse an Bord des Wachtschiffes „Namur" beordert. Der Capitain behielt den jugendlichen Midshipman, welchem die Matrosen stets lächelnd gehorchten, gern in seiner Nähe; seine Beschäftigung bestand darin, auf's Eifrigste Buffon's Naturgeschichte zu lesen, Tauben abzurichten und ein Theater zu erbauen, wozu ein etwas älterer und ernsterer Gefährte die Decorationen mit kühner Hand herstellte. Solcher Zeitvertreib genügte jedoch nach zweijährigem, thatenlosem Aufenthalt auf dem Wachtschiff seinem feurigen Muthe und sorglosen Enthusiasmus nicht mehr; nach wiederholtem Drängen gelangte er in aktiven Dienst auf einer Transportbrigg, welche Kriegsmunition zur bevorstehenden Schlacht bei Waterloo nach Ostende und Helgoland beförderte. Seine kaum begonnene Carrière ist jedoch schnell beendigt, die Brigg „Ernst" hat zwanzig Tage nach der großen Schlacht bei Waterloo traurige Ueberreste derselben, siebenundvierzig Verwundete, nach Sheerneß zu transportiren, und am 21. Oktober wird ihre Bemannung entlassen. Der junge Volontair muß nun allen Träumen von Ruhm entsagen und zunächst an die Erwerbung von Existenzmitteln denken.

Während seines Seelebens hatten die Geschäfte seiner Familie einen schlechten Gang genommen. Herr Samuel Jerrold war so weit zurückgekommen, daß er nur noch auf die Energie und Umsicht seiner Frau zu rechnen hatte. Sie ging zuerst nach London; am 1. Januar 1816 langten auch Douglas und seine Schwester, welche den Herbst hindurch unter dem Schutz ihres Vaters in Sheerneß geblieben waren, in der Hauptstadt an. Dort lief sein erstes Debüt schlecht ab; vor Scham und Kälte erstarrt, denn die Luft war eisig und man hatte ihm seinen Ueberrock gestohlen, wurde er außerdem von den Londoner Gaunern ausgebeutet.

Einige Jahre später steht er vor einem der bescheidensten Theater Londons, jenseits der Themse — ein junger, schon ermüdet aussehender Mann, von kleinem Wuchse, mit leicht gekrümmten Schultern und langen Haaren, in einen braunen Mantel gehüllt. Die Besucher kennen dieses ausdrucksvolle Antlitz, diese entschlossene Physiognomie, diese muthige Haltung, diesen begeisterten Blick; es ist der angestellte Dichter dieses Theaters, dem man den Spitznamen „der kleine Shakspeare im Camlott-Mantel" beigelegt hat, was er jedoch nicht ungern hört, denn Shakspeare ist sein literarischer Gott — Milton, Shakspeare und die Bibel werden stets im traditionellen England Schriftsteller erzeugen.

Dieser Shakspeare der Vorstadt ist Douglas Jerrold, der von der gebieterischen Nothwendigkeit gedrängt, nachdem er den Hirschfänger des Midshipman an den Nagel gehängt hatte, als Lehrling bei dem Buchdrucker Sidney eingetreten war; hier hatte er einige der geheimen Triebfedern des Journalismus kennen gelernt. Kurze Zeit hernach fallirte Sidney; Douglas trat in einer andern Druckerei ein, wo der „Sonntagsbote," eine Wochenschrift, verlegt wurde. Schon waren in einem ziemlich obscuren Magazin einige Sonette, Epigramme und kleinere Artikel von ihm erschienen, doch anonym und ohne Honorar.

Eines Abends, nach Beendigung einer Aufführung des „Freischütz," konnte der junge Buchdrucker dem Drange nicht widerstehen, sein Urtheil über dies Meisterwerk niederzuschreiben und es heimlich zu den übrigen Manuscripten des Journals zu legen. Wie groß war seine Freude, als er am nächsten Tage aus der Hand des Chefs sein Schriftstück zum Setzen erhielt, mit der für den anonymen Verfasser hinzugefügten Note, für das Journal weitere Arbeiten zu liefern. Hiermit war der Rubicon überschritten; in höchster Aufregung zeigte Douglas Jerrold seinen erstaunten Schwestern das noch feuchte, mit seiner ersten Prosa bedeckte Blatt.

Eines Abends äußerte er, voll Enthusiasmus für einen ihm vom Theater in Sheerneß befreundeten Komiker, welcher eben in London angekommen war, zu diesem: „Sie werden ohne Zweifel reüssiren und ich werde für Sie eine Rolle schreiben." Douglas war damals vierzehn Jahre alt; im folgenden Jahre wurde das versprochene Stück dem Director des englischen Opernhauses übergeben, welcher es, ohne sich die Mühe zum Durchlesen zu nehmen, beiseite legte. Erst zwei Jahre später, als Wilkinson, für den es geschrieben war, zu einer Aufführung desselben Aussicht hatte, konnte er es mit großer Mühe wiedererlangen. Wilkinson veränderte den Titel „The Duellists" in den passenderen „More Frightened than Hurt," und so wurde es am 30. April 1821 mit ziemlichem Beifall im Sadler's Wells-Theater aufgeführt. Dies war das erste Debüt des nachmaligen, dramatischen Dichters Douglas Jerrold.

Polen.

Ukrainische Volksdichter.

Alexander Groza.

Wie in der sozialen Welt manchmal Bewegungen eintreten, welche den bisherigen Zustand der Gesittung und Denkweise plötzlich aus seinen Angeln heben und neue Anschauungen in das vertrocknete Bett einer in die verdiente Vergessenheit hinabgeflossenen Zeit leiten, so entstehen auch in der Literatur, deren genauestem Abdruck, oft ohne wahrnehmbare äußere Veranlassung, Bestrebungen, die Fesseln alter Formen zu durchbrechen und sich neue Gestaltungsweisen zu schaffen. Die wahren Anfänge solchen Strebens und Regens blieben meist dem großen Haufen so lange verborgen, bis durch einen schöpferisch auftretenden gewaltigen Geist erst die gesammte Neuerung und Umgestaltung mit einem Male klar vor Aller Augen gelegt wird.

Eine der interessantesten dieser Umwälzungen fand gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen statt; ihr Ziel und ihre Tendenzen, die so ziemlich in Analogie mit dem gesammten Geiste der großen französischen Revolution stehen, sind bekannt genug. Wir haben es hier nur mit der abermaligen Umwandlung einer ihrer Hauptrichtungen, dem „Kosmopolitismus," zu thun.

Jenes Propagandamachen für universelle, für „Weltideen," das ein merkwürdiges Kennzeichen der durch die Stürme jener Zeit erzeugten Geistesströmung ist, wandelte sich auf dem Gebiete der Poesie, von den Zeiten der Restauration angefangen, in eine Neigung um, den Menschen nicht mehr als Angehörigen einer großen von einerlei Geist geführten Familie, sondern als Bestandtheil eines abgesonderten, abgegränzten Typus eines Landes, eines bestimmten Bodens zu betrachten. Wir stehen in der Epoche der „Nationalitäten."

In der polnischen Poesie hat Karpinski's derbe Natürlichkeit, welche auf einer individuellen Provinzialnatur erwachsen war, zuerst diesen Uebergang vermittelt. Schon bei ihm haben wir nur mehr den Menschen vor uns, insofern er Mitglied eines Stammes, Eingeborener eines Landes ist.

Boguslawski's beliebtes Drama „Die Krakauer und die Bergbewohner," ein hinsichtlich der szenischen Anlage jedenfalls sehr schwaches Produkt, sucht zuerst auf dem Theater die polnische Nationalität darzustellen. In Ermangelung gründlicher und umfassender Studien sucht er sein Ziel durch das Nebeneinanderstellen zweier verschiedener Provinzial-Charaktere zu erreichen.

Von nun an, gegen das Ende des zweiten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts, mehrten sich die Versuche in allen Gauen des Polenlandes den durch den Druck der reactionairen Restauration auch in politischer Beziehung gespannten Nationalitäts-Bestrebungen den entsprechenden Ausdruck auf dem allerdings von oben herab vielfach beschränkten Gebiete geistigen Schaffens zu erringen.

Hier klang es nüchtern und derb, da sehnsüchtig und verlangend, dort phantastisch und wild. Wo nun aus irgend gegebener äußerer Veranlassung ein gewisses poetisches Moment das gemeinsam Anregende sein konnte, was durch die Natur einer Provinz, durch freundschaftliches Zusammenwirken eines kleineren Dichterkreises u. s. w. gegeben war, stellte die Kritik alsbald den beliebten Schablonen-Ausdruck der „Schule" auf.* Es zeigte sich jedoch auch hier wie überall, daß die Poesie bei dem von der Materie herübergeholten Ausdruck „Schule" nichts gewinnt; zur Schule gehören bestimmte Ueberlieferungen eines großen Meisters, der sie gegründet, dessen Geheimnisse in Behandlung des Lichtes, im Mischen der Farben und Töne sorgfältig im abgeschlossenen Geheimniß gehalten werden. Als man diese Bezeichnung auf die Poesie übertrug, brachte man diese in Gefahr, auf's Neue in jenen conventionellen Ton der Ueberlieferung zu fallen, aus welchem sie sich, vom Verlangen nach Anschauung wahrer, unmittelbarer Natur getrieben, so eben erst mit unfäglicher Mühe herausgearbeitet hatte. Mit eignen Augen, nicht mit den eines Andern sehen, war ja der Sinn der heilsamen Reaction gewesen. Der Begriff „Schule" ist übrigens außerdem bei Dichtern unpassend, deren Kräfte, unabhängig von einander, nur darauf gerichtet werden, aus den Quellen des Lebens selbst die Perlen des Gedankens zu holen, und dürfte mehr denjenigen ziemen, die in längst bebauten Schachten in den vorgezeichneten Gängen nach Erz suchen.

Was für Spanien Altcastilien, für Deutschland der Rhein, für

---

* Vgl. Siemieński, Lucjan. Kilka rysów z literatury i społeczeństwa od roku 1848—1858. t. II. p. 142. Warszawa, 1859.

Rußland Kieff und Moskwa bedeuten, ist der polnischen Dichtung die schöne Ukraine. Ohne von den tausendfältigen Erinnerungen zu sprechen, welche ihr kühnes Volk durch mährchenhafte Thaten in der Geschichte der polnischen Länder zurückgelassen, müssen wir uns daran erinnern, daß schon ihre natürliche Beschaffenheit der fröhlicheren Entwicklung dichterischen Geistes die günstigsten Verhältnisse darbietet. Die Ukraine gehört unter die mildesten, von Slaven bewohnten Himmelsstriche; ihre üppige Vegetation, ihre warme Luft, die freie Natur der Steppen sind schon oft auch von abendländischen Reisenden bewundernd gerühmt worden. Im Rahmen solcher Umgebungen mußte sich der Pole am liebsten geschildert sehen. Bohdan empfand das Staunen und die Wetter der Steppe und durchscheint und erwärmt sie in seinen Liedern; Malczewski zeigt uns den Adel der Ukraine an seinem Herde; Goszczyński eilt den wilden Gestalten der Kosaken nach, die zu Mord und Brand dahinjagen. Der Verfasser des „Starosten Kaniewski," Alexander Groza, dessen für unsere Betrachtung vor allen in's Gewicht fallende Schöpfung wir hier besonders zu betrachten haben, wählte das seltsame Gebiet des fast allen naturwüchsigen Völkern eigenen Glaubens an Elementargeister, der, als Bruchstück uralter mythologischer Anschauungen, der dichterischen Phantasie vollen Spielraum läßt, auf seinem Hintergrund wunderbare und doch echt volksthümliche Gebilde zu schaffen; diese haben vor andern rein individuell von dem Dichter ersonnener Phantasieschöpfungen den großen Vorzug, daß sie in dem Glauben, oder nach heutiger Ausdrucksweise in dem Aberglauben eines Volkes wurzeln.

Die Dichter aus den übrigen polnischen Ländern besitzen kein so fest bestimmtes, markirtes Gepräge, wie die der Ukraine, welche bereits den halben Erfolg eines Dichters, ein dichterisches Vaterland haben. Die jetzige Zeitrichtung verwischt alles Ureigene der Sitte, der Kleidung, der Sprache; das glatte Vorurtheil flüchtet sich vor solchen „Phantastereien" lieber auf das Gebiet industrieller Fragen und eines nüchternen Journalismus. Die eiserne Schiene zieht rasch einen Strich durch die Besonderheiten provinzieller Färbung, um Alles Allem und Nichts ähnlich zu machen. Es kann demnach nicht auffallen oder gar getadelt werden, wenn ein Dichter auf einem fast noch jungfräulichen Erdwinkel dessen gesunden, ausgeprägten Charakter und ursprüngliche Lokalfärbung benutzt, um seine Wunder in Natur und Menschen darzustellen und so im Gesange zu bewahren, was in der Wirklichkeit früher oder später unvermeidlich untergeht.

Die üppige Ukraine ist die Mutter so vieler dichterischer Motive in Liedern, Ueberlieferungen, Mährchen, Legenden, selbst in der Geschichte, daß, um auf den Namen eines Dichters einigermaßen Anspruch machen zu können, es schon genügen dürfte, zu sammeln und mit einigem Verständniß zu ordnen. In den Minen Kaliforniens oder Australiens kann Jeder reich werden, wenn er so glücklich ist, ein Stück Gold zu finden; aber in den Händen eines Benevenuto Cellini wird der Klumpen ein Wunder der Kunst oder die Zierde einer Krone.

Alexander Groza, als Dichter des „Starosta Kaniowski,"* muß noch unter die ersten Eroberer jenes ukrainischen Bodens gezählt werden, auf welchem Bohdan, Malczewski und Goszczyński zuerst die Fahne ihres Ruhms entfalteten.

Mikulaj Potocki Starosta Kaniowski, eine im Munde der Polen populäre Gestalt, spielt die erste Rolle in diesem Gedichte. Der Dichter hatte die Aufgabe, aus den Wunderlichkeiten, Grausamkeiten, Tollheiten und der endlichen Buße dieses abenteuerlichen Mannes, dessen Andenken auch in russischen Liedern und Erzählungen fortlebt, ein dichterisches Ganze zu schaffen.

Bei der Wahl dieses zwar in mancher Hinsicht echt epischen, dennoch als dichterisches Object mancherlei Einwendungen zugänglichen Stoffes, ließ sich der Dichter von einer glücklichen Ahnung führen. Wie wenige solcher adeligen, also halb geschichtlichen Figuren erscheinen in der polnischen Geschichte, deren Andenken im Volke nicht erloschen ist, oder denen bis auf den heutigen Tag Ehrenbezeugungen zu Theil werden, wie sonst nur großen Helden oder Wohlthätern des Menschengeschlechts! Der Starosta Kaniowski wird noch heute in dem unterirdischen Gewölbe des Poczai'schen Klosters, wo sein Leichnam aufbewahrt wird, von tausend und aber tausend Küssen des Volkes bedeckt, das sich in langen Zügen dorthin drängt.

Dieser charakteristische Zug aus der Psychologie des Volkes giebt ein vollgültiges Zeugniß für die beziehungsweise Vortrefflichkeit altslavischer Herrschaft und altpolnischen Regententhums. Wenn ein grausamer, rücksichtsloser Unterdrücker seiner Unterthanen, der zuletzt sogar außerhalb des Schutzes der Gesetze erklärt wurde, nach seinem Tode so verehrt und in den Gesängen des Volks verherrlicht wird, ist die Folgerung daraus einfach genug. Das alte Verhältniß der Herrschenden zu den Untergebenen war außerordentlich leicht, in der Regel fast unmerklich und stimmte vollkommen zu den Anschauungen und patriarchalischen Gewohnheiten des Volkes. Man verehrt in ihm nicht den Mann, sondern die Erinnerungen einer längst vergangenen Zeit.

Nach Ueberlieferungen, welche wichtige historische Ereignisse oder tief eingreifende Umwälzungen im Leben des Volkes berühren, sucht man fast immer vergebens, oder findet man deren, so sind sie so schwach und verwischt, daß sich aus ihnen Nichts aufklären läßt. Das Andenken eines Kaniowski dagegen lebt und bewegt sich in verschiedenartigen Formen durch das Land. Dies physische Phänomen deutet abermals auf die traurige Wahrheit hin, daß, wenn der Name uneigennütziger, friedlicher Wohlthäter des Volkes erlischt, das Andenken des grausamen Unterdrückers volksthümlich bleibt, als ein unerschütterliches Denkmal. Darum sagt der geistreiche Franzose: „Heureux le peuple dont l'histoire est ennuyant," woraus sich Rückschlüsse machen lassen, welche die Geschichte alle Mal bestätigt. Byron's Ausspruch: „Die Geschichte Venedigs liest sich wie der interessanteste Roman," kann einen Kommentar dazu liefern.

Doch zu Kaniowski in Groza's Dichtung. — Die Anordnung des Stoffes verursacht dem Leser viel Mühe. Oft scheint dieser an einem Wege zu stehen, wo viele Seitenstraßen, die nach allen Richtungen abzweigen, ihn in Verlegenheit setzen müssen. Ein großer Theil des Gedichtes besteht nämlich aus lose zusammenhängenden Episoden; der Leser, der sich über das Ganze Rechenschaft geben will, ist gezwungen, sich durch die ganze, oft unwesentliche Masse hindurchzuarbeiten, um den Hauptfaden wieder zu finden. Der vielfach verschlungene Inhalt der Dichtung, meist Szenen und Gedanken umfassend, welche dem deutschen Leser unerquicklich und fremdartig erscheinen müssen, hat um so weniger Anspruch auf Nacherzählung und Analyse, als die Anlage des Ganzen keine Spur von Verwicklung erkennen läßt. Eine übel angebrachte Nachahmung der Excentrizitäten der romantischen Schule zerstört die architektonische Einheit der Schöpfung und ihrer Grundgedanken. Würden die vielen Episoden beschnitten, andere unterdrückt, so könnte durch Hereinbringen künstlerischer Einheit und gedrängten Ebenmaßes der Leser mit weniger Verdruß und Beschwerden zum Genusse der vielen, wirklich schönen Details gelangen.

Die Nachbildungen von Erzählungen, Volksmährchen, Liedern 2c., deren Verfasser Groza ist, leiden an dem so schwierig zu umgehenden Mangel, der in dem Gegenstande selbst liegt. Die Erfahrung lehrt, daß solche Produkte des Volksgeistes für sich betrachtet und ohne den Zusammenhang mit der engen Welt, der sie ihr Dasein verdanken, dargestellt, dem Leser nur schwaches Interesse, besser gesagt, Langeweile einzuflößen geeignet sind. Nur in Verbindung mit dem geschichtlichen, wirklichen Leben, nur in ihrer Wechselwirkung mit der alltäglichen Wirklichkeit aufgefaßt, nähren sie den Lebenssaft einer dichterischen Ader. Abgesehen von der Furcht vor der kaum zu umgehenden Breite, absichtlichen Einfachheit und der Nachbildung und des dadurch getheilten ästhetischen Eindruckes, sollte den Erzähler vor Allem die Ueberzeugung leiten, daß derlei Dinge nur als rohes Material betrachtet werden müssen, um damit hie und da eine Arabeske an einem andern Werke zu schaffen, nicht aber als unantastbares Vorbild und Schema. Auch in Polen gab es eine Zeit, wo Volkslieder und Mährchen die künstlerischen Meisterwerke der gebildeten Welt entthront hatten. Von dieser Zeit blieb, nach eingetretener nothwendiger Reaction nichts, als eine innigere Bekanntschaft mit einigen genießbaren Elementen des Volksgeistes, aus welchen sparsam von Zeit zu Zeit die einheimische Kunst einen verjüngenden Trunk schöpfen soll.

Heinrich Noë.

* Die beste Ausgabe dieses vor ungefähr sieben Jahren zum ersten Male erschienenen Gedichtes findet sich im ersten Bande der zu Warschau erschienenen, gesammelten poetischen Werke Groza's.

Griechenland.

Literarisches und Pädagogisches aus Griechenland.

Die in No. 147 des „Magazin" von 1858 erwähnte patriotische Rede des Professors Asopios in Athen über Alexander den Großen hat bei dem griechischen Publikum einen solchen Anklang gefunden, daß der Redner Veranlassung gehabt, den an ihn ergangenen Aufforderungen wegen eines wiederholten Abdrucks der Rede Gehör zu geben, und daß

sie demgemäß, unter dem Titel: *Λόγος Κ. Ἀσωπίου ἐπὶ τῆς δευτέρας αὐτοῦ πρυτανείας, τῇ κέ Σεπτεμβρίου 1856, ἐκ νέου νῦν ἐκδιδόμενος*,* in einem zweiten Sonderabdrucke erschienen ist. Denn außerdem war sie auch schon in einigen, in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften, in der *Ἐφημερὶς τῶν Φιλομαθῶν*, sowie in der *Θελξινόη* abgedruckt worden. Nach dem, was wir über die Rede im „Magazin“ mitgetheilt haben, und bei der patriotischen und nationalen Haltung derselben, ist ihre Vervielfältigung in Griechenland vollkommen erklärlich, und in gleicher Weise ist es auch gerechtfertigt, daß der Verfasser die neueste Ausgabe seiner Rede „den Macedoniern, Epiroten, Thessaliern und allen Griechen als ein Symbol der griechischen Einheit“ gewidmet hat. Die besonders zahlreichen und umfangreichen Anmerkungen, welche von S. 83—335 reichen und Einzelnes in der Rede weiter ausführen, auch zu Manchem die nöthigen literarischen und sonstigen Nachweise beibringen, zeugen von einer genauen und anerkennenswerthen Bekanntschaft mit fremder, namentlich mit deutscher und französischer Literatur.

Das Schulwesen entwickelt sich im Königreich Griechenland immer segensreicher und fruchtbarer, und besonders ist es erfreulich, daß man dort immer sichtbarer bemüht ist, den Schulunterricht auf die Grundlage der religiösen und sittlichen Bildung zu stützen und nach dem Grundsatze der alten Griechen, daß Wissen ohne Tugend keine Weisheit, sondern Schelmerei sei, die Erziehung der Jugend hauptsächlich auf die Bildung und Veredlung des Herzens durch christliche Tugenden zu richten. Die Früchte dieser Erziehung und dieses Unterrichts beschränken sich nicht allein auf das Königreich Griechenland, sondern sie kommen auch den Griechen in den noch unter der Herrschaft des Sultans lebenden türkischen Provinzen zu Gute. So besteht in Athen seit länger als zwanzig Jahren mit Unterstützung einer Gesellschaft, die sich die Erziehung der Jugend zur Aufgabe macht (*Φιλεκπαιδευτικὴ ἑταιρία*), eine Mädchenschule, die nach dem Begründer, dem reichen Griechen Apostolos Arsakis, mit dessen Geldmitteln die Schulgebäude selbst aufgeführt wurden, den Namen: *Ἀρσάκειον Παρθεναγωγεῖον* führt, und in welcher im letzten Schuljahre über sechshundert Schülerinnen Unterricht genossen. Die Gegenstände desselben waren: Heilige Geschichte und Religionslehre, altgriechische Sprache, Geographie, Geschichte, Arithmetik, Geometrie, französische Sprache, Tanzen, Musik, Kalligraphie, Zeichnen, Blumenmalerei und Gymnastik. Den Zweck der Ausbildung der Schülerinnen zu jeder christlichen Tugend, sowie auch zu tüchtigen Hausfrauen, hat das Lehrsystem auch an jener Schule nachdrücklich im Auge. Ueberhaupt ist man sich in Griechenland, nach der Ansicht, daß das Wohl des Staates großentheils von der sittlichen und geistigen Bildung des weiblichen Geschlechts abhänge, der besonderen Nothwendigkeit der Pflege des weiblichen Unterrichts zur Genüge bewußt, und Athen selbst geht gerade hierin mit einem guten Beispiele voran, so daß es außer der vorerwähnten arsakischen Mädchenschule dort noch ein nach der Königin Amalie genanntes, und gleichwie auch jene unter ihrem Schutze stehendes Waisenhaus für Mädchen, sowie eine Mädchenschule des Griechen Surmelis giebt. Jenes Waisenhaus wurde im Jahre 1855 aus Anlaß der Cholera in Griechenland gegründet und hat seit seinem Bestehen durch freiwillige Beiträge u. s. w. die bedeutende Summe von 802,766 Drachmen eingenommen. Sein ausdrücklich ausgesprochener Zweck geht dahin, „verständige und sittsame Jungfrauen als auch gute Hausfrauen im Interesse des Staates“ zu bilden.

Mannigfaltiges.

— Briefe und Dichtungen Friedrich's des Großen.** Nachdem Herr Dr. Schwalb vor mehreren Jahren bereits eine kleinere Sammlung von Briefen und Dichtungen Friedrich's, als Theil einer bei G. D. Bädeker in Essen herauskommenden „Bibliothèque choisie de la littérature française,“ hatte erscheinen lassen, ist in diesem Jahre eine stark vermehrte Auflage dieses Buches von ihm edirt worden. Zu den 216 Briefen der ersten Epoche, die von 1727 bis 1755 reicht, kamen 278 Briefe der zweiten Epoche, von 1756 bis an das Lebensende des Königs. Diese 494 Briefe — eine Auswahl von den etwa vier Tausend, welche die akademische Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen enthält* — bilden zusammen eine wohlgeordnete Erläuterung zu dem Leben, Denken und Wirken Friedrich's — eine Erläuterung, die natürlich Niemand so gut geben kann, als der große König hier mit seinen eigenen Worten thut. Wer diesen reichen, seltenen Geist vollständig kennen will, muß freilich seine nachgelassenen Schriftwerke selbst zur Hand nehmen, doch genügt auch die hier mit Geschmack getroffene Auswahl, um wenigstens einen befriedigenden Einblick in das Seelenleben, die literarischen Beschäftigungen und die historischen Ideen des großen Königs zu thun. Eine von dem Herausgeber hinzugefügte chronologische Uebersicht der Ereignisse aus dem Leben Friedrich's, sowie biographische Notizen über die 37 verschiedenen Männer und Frauen, an welche die hier mitgetheilten Briefe des Königs gerichtet waren, dienen dazu, dieses Buch um so belehrender und praktischer zu machen. Gleichwohl wird dasselbe immer nur als eine Probe, nicht aber als ein Stellvertreter für die gesammte, großartige Korrespondenz des Königs dienen können.

— Dr. Buschmann, die aztekischen Sprachen und Alex. von Humboldt. Die Akademie „des inscriptions et des belles lettres“ in Paris hat dem Professor Dr. Buschmann, Bibliothekar an der königlichen Bibliothek von Berlin, für sein kürzlich erschienenes Werk über die Sprachen des nördlichen Kontinents von Amerika den von dem Grafen Volney gestifteten linguistischen Preis von 1200 Francs zuerkannt. Dieses Werk, das zu den von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Schriften gehört, führt den Titel: „Die Spuren der aztekischen Sprache im nördlichen Mexiko und höheren amerikanischen Norden; zugleich eine Musterung der Völker und Sprachen des nördlichen Amerika's.“ Der doppelte Titel weist auf die beiden großen Bestandtheile des Werkes hin, die hier in einander verflochten sind. Dr. Buschmann gehörte zu den bevorzugten, näheren Freunden Alexander's von Humboldt, die im täglichen Austausche wissenschaftlicher Ideen natürlich mehr von ihm erfuhren und lernten, als sie ihm summarisch aus ihrer Lecture solcher Werke, die er nicht persönlich durchzulesen vermochte, referiren konnten.

Wir theilen bei dieser Gelegenheit ein Dekret mit, das nach dem Ableben Humboldt's der gegenwärtige (augenblicklich in Veracruz residirende) Präsident von Mexiko, Don Benito Juarez, zunächst an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten dieser Republik erlassen hat:

„Der Bürger Benito Juarez, interimistischer, verfassungsmäßiger Präsident der Vereinigten Staaten von Mexiko, an deren Bewohner: Wisset, daß in dem Wunsche, ein öffentliches Zeugniß zu geben von der Achtung, in welcher Mexiko, wie die ganze Welt, das Andenken des berühmten, gelehrten und wohlthätigen Reisenden Alexander von Humboldt hält, sowie von der großen Dankbarkeit, zu welcher ihm Mexiko für die Studien verpflichtet ist, die er in diesem Lande über seine Natur- und Boden-Erzeugnisse, über dessen land- und staatswirthschaftliche Elemente und über so viele nützliche Materien angestellt, die, durch seine unermüdliche Feder publizirt, der Republik, als sie noch „Neuspanien“ hieß, Ehre und Vortheil gewährten — ich für gut befunden, Folgendes zu verfügen: Art. 1. Alexander von Humboldt wird als wohlverdient um das Vaterland (bene merito della patria) erklärt. Art. 2. Für Rechnung der Staatskasse der Republik soll eine Bildsäule in Marmor, Alexander von Humboldt in natürlicher Größe darstellend, in Italien angefertigt und, nachdem sie von dort hierher gebracht, in der Berg-Akademie der Stadt Mexiko mit einer passenden Inschrift aufgestellt werden. Art. 3. Das Original dieses Dekretes soll der Familie, oder den Repräsentanten Alexanders von Humboldt und ein Exemplar jeder der gelehrten Körperschaften, denen er angehört hat, mit der Bitte übersandt werden, es in ihren Archiven aufzubewahren. Demnach befehle ich, daß es gedruckt, bekannt gemacht, in Umlauf gesetzt und gebührend ausgeführt werde. Gegeben im Palast der National-Regierung, in dem heldenmüthigen Veracruz, am 29. Juni 1859. Benito Juarez.“

— Shakspeare als Kenner der Geisteskrankheiten. Herr Dr. Bucknill, Oberarzt des Irrenhauses der Grafschaft Devon, hat von seinem medizinisch-psychologischen Standpunkte aus eine Analyse der

---

* Athen, 1858.

** In französischer Sprache und in biographisch geordneter Auswahl herausgegeben von Dr. A. Schwalb. Essen, G. D. Bädeker, 1859. (500) S. Preis 1⅙ Thlr.)

* Wir freuen uns berichten zu können, daß die Decker'sche Verlagshandlung in Berlin sich entschlossen hat, eine neue, in einzelnen Bänden stattfindende Ausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand“ zu veranstalten, so daß die Verehrer des großen Königs im Stande sein werden, sich in den Besitz der gesammten, reichen Original-Korrespondenz zu bringen, ohne daß sie nöthig haben, alle dreißig Bände der neuen Ausgabe zu kaufen. Wer nur irgend eine werthhabende Bibliothek besitzen will, sollte doch ja nicht versäumen, von dieser Gelegenheit sich sämmtliche, oder einzelne Werke Friedrich's anzuschaffen, Gebrauch zu machen. D. R.

Charaktere Shakspeare's versucht und in seinem Werke: „The Psychology of Shakspeare"* bewiesen, daß Macbeth, Hamlet, Ophelia, König Lear, Timon von Athen, Malvolio und andere bekannte, psychologische Schöpfungen des großen Dichters nicht blos für die Laien die Beglaubigung der Wahrheit in sich tragen, sondern auch für den Kenner aller physiologischen Entwickelungen, Krankheiten und Ausschreitungen der Psyche Erscheinungen sind, wie sie unmittelbar aus dem Leben und aus der Hand der Natur hervorgehen. Es ist kein ästhetisch-kritischer Versuch über Shakspeare, wie wir deren in Deutschland und England bereits Hunderte besitzen, was hier vor uns liegt, sondern ein Buch, das ebenso von praktischen Medizinern, wie von Philosophen, Lehrern und Schauspielern mit Nutzen studirt werden kann. Der Verfasser sagt, er sei bei näherem Eingehen auf den Gegenstand seiner Untersuchungen so erstaunt gewesen über Shakspeare's genaue Kenntniß psychischer Abnormitäten, daß er nur annehmen könne, der große Dichter habe die abnormen Zustände der Seele zum besondern Gegenstande seiner Studien gemacht. Als Shakspeare schrieb, gab es noch keine Irrenhäuser in England, mit Ausnahme des damals sehr dürftigen „Bethlehem-Hospital" (Bedlam), dessen Gebäude Heinrich VIII. den Mönchen abgenommen und der Stadt London zum Geschenk gemacht hatte, die etwa siebzehn Jahre vor des Dichters Geburt dasselbe in einen Zufluchtsort für Wahnsinnige verwandelte. Gewöhnlich waren jedoch die Geisteskranken, sofern ihr Zustand nicht geradezu gefährlich für Andere war, von der menschlichen Gesellschaft nicht ausgeschlossen. Sie zogen durch das Land, wo sie sich durch das Mitleid der Menschen ernährten, oder wo sie, wenn sie gutmüthiger Natur waren, als „Narren" von Profession behandelt und aufgezogen wurden. Wer sie also zum Gegenstande seiner Beobachtungen machen wollte, der hatte dazu überall leicht Gelegenheit, und Shakspeare scheint dieselbe sehr viel benutzt zu haben, da außer der Liebe und dem Ehrgeiz kein anderer Seelenzustand des Menschen so oft und so tief von ihm in seinen Dramen behandelt worden, als eben der Wahnsinn. Man könnte hiernach eben so gut behaupten, daß Shakspeare Medizin studirt habe, wie man von anderer Seite behauptet hat, daß er ein gelernter Jurist gewesen sei.

— Eheschließungen in England. Aus dem, dem Parlamente vorgelegten „Blaubuch" über die Geburten, Heiraten und Todesfälle, die im Jahre 1857 in England und Wales stattgefunden, macht das preußische „Justiz-Ministerialblatt" (vom 30. Sept. d. J.) einige interessante Mittheilungen, denen wir Folgendes entlehnen:

„Nach englischem Rechte konnte in England und Wales bis zum Jahre 1836 keine Ehe — ausgenommen wenn beide Theile Quäker oder Juden waren — rechtsgültig an einem andern Orte, als in einer Kirche oder öffentlichen Kapelle der „established Church" (Staatskirche), in welcher auch das Aufgebot erfolgt sein mußte, geschlossen werden. Eine Uebertretung der betreffenden Gesetze war mit schweren Strafen bedroht, und nur der Erzbischof von Canterbury konnte einen Dispens von den bestehenden Vorschriften ertheilen. Hatten sich Personen ohne einen solchen Dispens oder ohne vorangegangenes Aufgebot verheiratet, so war die Ehe in jeder Beziehung null und nichtig. Demgemäß waren — mit Ausnahme der Juden und Quäker — alle Personen in England und Wales, sie mochten zur Staatskirche gehören oder nicht, gezwungen, zu dieser ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie eine Ehe gesetzlich gültig eingehen wollten. Dieser Zustand, dessen die Gewissen bedrückende Unbill auf der Hand liegt, führte nach vielfach vergeblichen Versuchen endlich in den Jahren 1836—37 zu einer Reform der Gesetzgebung, indem durch Statute vom 17. Aug. 1836 und 30. Juni 1837 den Katholiken und Dissenters die Vergünstigung gewährt wurde, ihre Ehen in ihren eigenen Gotteshäusern und nach ihren Gebräuchen schließen zu dürfen, überdies die Civilehe, als fakultative Form der Eheschließung überhaupt, eingeführt wurde.... Nach der Bestimmung eines Gesetzes vom 29. Juli 1856 kann dem Civilakte die kirchliche Einsegnung nachfolgen; es darf jedoch keine bereits abgeschlossene Civilehe in einer Kirche oder Kapelle ohne Genehmigung des ordentlichen Geistlichen eingesegnet werden."

Im Jahre 1857 sind in England und Wales 28,066 Civilehen, 2348 mehr als im Jahre 1856, abgeschlossen wurden, was, wie das „Blaubuch" bemerkt, nicht etwa einer Abnahme der religiösen Gesinnung im Volke zuzuschreiben, sondern lediglich eine Folge der wohlthätigen Toleranz-Grundsätze des Gesetzes vom 29. Juli 1856 sei, das mit dem Jahre 1857 in Kraft getreten.

— Die ägyptischen Sothisperioden.* Eine kleine (nur 43 Seiten), aber inhaltreiche Schrift, die für die Aegyptologen von Fache von Bedeutung ist. Der Verfasser ist Astronom und Mathematiker, was die meisten derselben nicht sind, und sucht nach kurzer, aber sachgemäßer Prüfung der bisher über diese Ausgleichungsperiode von 1460 Jahren, die an das Zusammentreffen des Jahresanfanges mit dem Aufgange des Hundsterns geknüpft war, die rein mathematischen Grundlagen dieser Kalendereinrichtung. Das Resultat ist, so zu sagen, ein ägyptischer Kalender, ein Verzeichniß der Jahres- und Monatsanfänge für alle Jahre, die innerhalb der zwei letzten Sothisperioden fallen, von denen man die erstere indeß vielleicht mit Unrecht annimmt. Es ist stete Rücksicht auf die anderen Zeitrechnungen, wie die Aera des Nabonassar, die seleucidische, die julianische Zeitrechnung genommen, indem danach die Daten wechselweise bestimmt werden. Eine dritte Sothisperiode von 136 bis 1596 n. Chr., hat der Verfasser aus astronomischen Gründen berechnet, beigefügt, wobei wir bemerken, daß er mit v. Gumpach den Anfang der Aera des Menophthes, nicht wie gewöhnlich in's Jahr 1322, sondern 1325 setzt.

Den Schluß bilden Tafeln, in welchen der ägyptisch-julianische Kalender aus fünf verschiedenen Zeitläuften der Sothisperiode II berechnet ist, so vom Jahre 1326 v. Chr. bis 1321 v. Chr. von 762 bis 744, von 526 bis 517 (Zeit des Kambyses), von 2 v. Chr. bis 1 n. Chr. und von 13 bis 14 n. Chr. (Augustus).

— Romeo und Julie, eine Symphonie mit Chören. Diese ist von Herrn Hector Berlioz, dem bekannten französischen Zukunftsmusiker, komponirt und zum erstenmale (wenigstens theilweise) in einem am 29. August d. J. unter der Direction des genannten Komponisten und unter der Mitwirkung von Madame Pauline Viardot in Baden-Baden stattgehabten, großen Konzerte aufgeführt worden. Das Orchester bildeten die großherzogliche Kapelle von Karlsruhe und die Musiker der Badekapelle, und auch die Chöre, welche die französischen Gesänge vortrugen, bestanden aus deutschen Sängern von Baden, Karlsruhe, Stuttgart und Straßburg. Wir geben nach dem in der „Illustration de Bade" enthaltenen Programme den Inhalt der vier ersten Abtheilungen dieser jedenfalls eigenthümlichen, musikalischen Schöpfung: Erste Abtheilung. Instrumental-Einleitung (Kämpfe, Tumult, Einschreiten des Fürsten). Prolog in Form eines choralen Recitativs. Strophen, gesungen von Madame Viardot. Scherzetto für eine Baßstimme mit Chor. Ende des Prologs. Zweite Abtheilung. Andante und Allegro. Melancholie. Entfernte Ball- und Konzert-Musik. Großes Fest bei Capulet (für das Orchester allein). Dritte Abtheilung. Der Garten Capulets, einsam und still. Die vom Feste kommenden jungen Capulets trällern Melodieen, die an den Ball erinnern (Chor und Orchester). Liebesszene (Orchester allein). Vierte Abtheilung. Die Königin Mab, oder die Fee der Träume (Orchester allein). Hiermit endigte der Theil der Symphonie, der in Baden aufgeführt wurde. Es schlossen sich daran Proben einer andern Composition von Hector Berlioz, nämlich Szenen aus seiner großen Oper „Die Trojaner." Das Konzert fand zum Besten der Armen-Anstalten von Baden statt. Der Preis eines Billets war auf 10 Francs und für reservirte Plätze auf 20 Francs festgesetzt.

* By John Charles Bucknill, M. D. London: Longman. Berlin: Asher, 1859.

* Chronologische Tafeln derselben u. s. w. von P. J. Junker, königl. Professor und Doktor der Phil. Leipzig. Dyk, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Peacanne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 131-133. Sonnabend, den 5. November 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Korrespondenz-Berichte aus London.

Ueberfluß an gedruckten und gesprochenen Worten.

Blicke in das Innere des riesigen englischen Unternehmungsgeistes.

Lärm in der stillen Zeit.

October 1859.

Once a Week, All the Year Round, Everybody's Journal, Daily Telegraph, Standard, Morning or Evening or White Star, Parlour Journal, Welcome Guest, Sir, only one penny, Sir. Dies lange und oft noch durch Punch und sonstige illustrirte Namen verlängerte Register wird uns hier zu jedem Omnibusfenster herein, auf jeder der hunderte von Londoner Eisenbahnstationen, an jedem Dampfschiff-Halteplatze täglich in unendlicher Wiederholung und aus vielstimmig mißtönig schrillen Kehlen zugeschrien. Die Jungen springen dabei auf abfahrende Omnibus und schreien aus Leibeskräften zu verschiedenen Fenstern herein; sie klammern sich an davon eilende Eisenbahnzüge und laufen dann athemlos zurück, um den eben ankommenden nächsten, noch ehe er still steht, mit demselben Geschrei zu belagern und Arme voll Zeitungen und Journale vor Fenster und Gesichter zu pressen. Um das lange Register zunächst in seine Bestandtheile aufzulösen, bemerken wir, daß „Once a Week" das von den alten Verlegern der Household Words herausgegebene Wochen-Journal ist, welches mit dem neuen Dickens'schen, „All the Year Round" scharf konkurrirt, „Everybody's Journal" sich seit einigen Wochen als eine Quintessenz der Zeitungen und Journale und als Tummelplatz von Originalbeiträgen berühmter Mitarbeiter (Capitain Mayne Reid, Dr. Doran, Gerald Massey, Dudley Costello, Mr. und Mrs. Howitt, Samuel Lover, Mrs. S. C. Hall u. s. w.) breit macht, bisjetzt aber ziemlich plebej aussieht, während der „Welcome Guest" sich aus einem schäbigen Quart in anständigeres Octav mit doppeltem Preise konsolidirt hat, und als ein illustrirtes „All the Year Round" bezeichnet werden kann. Als Mitarbeiter werden genannt James Hannay, einer der „rising literary men" und urban witzig, Oxenford, R. und W. Brough, H. S. Edwards, Draper, Godson Turner, F. Talfourd und G. A. Sala, der schon wieder mit einem Witzbande hervorgetreten ist, für beide Journale. Der Zeichner für das erstere ist der enorm theuere Gilbert, und für den neuen „Willkommnen Gast" Phiz. Das „Parlour Journal" giebt sich eine etwas respektablere Miene, scheint aber auch dafür um so langweiliger zu werden. Das sind neben dem politischen „White Star" die hauptsächlichen journalistischen Neuigkeiten (denn alle will ich damit noch lange nicht erwähnt haben), welche sich mit eintretendem Herbste und ablaufender „stillen Zeit" ganz besonders hervordrängen, und das Publikum durch Tausende von fliegenden Buchhändlern, wie Mosquito's, maltraitiren.

Die drei großen täglichen Penny-Zeitungen, Daily Telegraph, Standard, Morning und Evening Star, (täglich zwei Mal) jede von achtundvierzig enggedruckten Folio-Spalten, haben sich als Wunder der wohlfeilen, politischen Tagespresse nicht nur gehalten, sondern auch zu einer wirklichen Großmacht gegen die Times gestärkt und ausgedehnt. Der Daily Telegraph hat Korrespondenzen aus Berlin (die besten in England mit wahrhaftem Verständniß Deutschlands und seiner politischen, selbst lokalen Angelegenheiten) und anderen Hauptstädten Europa's, gegen welche die in der Times oft als Altweibergewäsch erscheinen. Aber Summa Summarum, d. h. mit den großen, theueren, politischen Tages- und noch voluminöseren Wochenzeitungen, mit den unzähligen, belehrenden und unterhaltenden Fach- und Partei- oder Spezial-Journalen ist's viel zu viel des Geschriebenen und Gedruckten. Drei Viertheile schriftstellerischer Talente werden dadurch absorbirt, ruinirt, verbraucht, verflacht, verdummt. Es ist wie mit der Rednerei, dem speechifying. Jeder in England kann reden und redet gern Ellen lang, Stunden lang, wo und wie sich eben Gelegenheit findet. Diese Reden sind fast alle egal, und erinnern an die Künstler, welche mit zwei, drei bis sechs und gar zehn Kugeln werfen und sie immerwährend mit beiden Händen vor ihrer und des Publikums Nasen auf- und abfliegen lassen, immer dieselben Kugeln in den verschiedensten Wendungen und Windungen, sogar hinten herum und unter den Beinen hindurch. Just so machen's die englischen Redner. Mit den glatt abgescheuerten, der Vokal- und Konsonantenkraft entledigten, geläufigen, gemünzten zwei bis zehn Worten und Phrasen können sie eine Stunde lang Redensarten zum Halse herauswerfen, immer wieder auffangen und in verschiedenen Reihenfolgen und Verbindungen wiederholen, ohne jemals zu stocken und zu stottern. Die guten Redner begnügen sich natürlich nicht mit zwei bis zehn phraseologischen Jongleurkugeln, sondern gehen bis in die Hunderte mit ihrer Zunge, aber im Ganzen ist's doch dasselbe, nur etwas komplizirter. Ich glaube, man kann alle stenographischen Berichte einer ganzen, halbjährigen Parlamentssitzung Wort für Wort durchlesen, ohne einen neuen Gedanken zu finden. „Die Hauptquelle dieses Uebels (oder ist's dessen Mündung?) ist das Parlament, zusammengesetzt aus den schwatzhaftesten (chattering) Leuten, die je zusammenkommen, um öffentliche oder private Geschäfte abzumachen." So sprach vor einigen Wochen bei einem Festessen Sir William Payne Gallway, seit acht Jahren Parlamentsmitglied und Vertreter des Wahlfleckens Thirsk in Yorkshire, ohne je eine Rede gehalten zu haben. Er ist aber nicht nur durch diese erste Rede „out of doors," sondern auch durch sein Schweigen berühmt geworden, weil er damit einen thätigen, kräftigen, redlichen Lebenswandel verbindet. „Nach dem Beispiele mehrer

rer meiner Yorkshire-Freunde," sagt der würdige Baronet an einer andern Stelle seiner Rede, „habe ich meine parlamentarischen Pflichten schweigend gethan, und ich schäme mich nicht, dies zu bekennen. Im Gegentheil, ich glaube, daß diese Pflichten eben so gewissenhaft für den Einzelnen als zum Heile der Nation im Stillen und schweigend, als durch lange Redemacherei erfüllt werden können." — „Das große Uebel eurer gesetzgebenden Versammlung ist der ungeheure Vorrath von Einbildung und Selbst-Ignoranz, den man dort aufgehäuft findet." — „Männer in gräßlicher Unkenntniß ihrer Unwissenheit bestrafen ihre Zuhörer mit einer Masse von Langweil und Ekel, entsetzlich zu ertragen." — Wahr, sehr wahr, Sir William, heißt es in einem Zeitungs-Kommentare dazu. In der That giebt's nichts Erfreulicheres im Bereiche menschlicher Kenntniß, als die enorme Selbstüberschätzung und Fadheit dieser Männer. Niemand hört auf sie, selbst die Stenographen nehmen keine Notiz von ihnen. Manchmal ist das Haus lauter Lärm und Unordnung, oder gar in einem Sturme des Unwillens, oder es wird leer durch fortlaufenden Beifall; sie reden immer weiter. Das ist nun nicht mehr bloße cacoethes, sondern Redetollwuth und müßte als solche traktirt werden. Jedenfalls muß etwas dagegen geschehen, und zwar schnell und gründlich, wenn das englische Unterhaus nicht Lachstoff für die ganze Welt werden soll. Die Protestation, mit welcher Sir William den politischen Theil seiner Rede abschloß, wird von Dutzenden schweigender Parlamentsmitglieder und jedem vernünftigen Manne unterzeichnet werden. „Ich fühle mich empört über Classification der Parlamentsmitglieder nach ihrem Reden oder Schweigen, über einen Mann als ein nützliches Mitglied zu sprechen, weil er schwatzt, über den andern als ein obskures, weil er seine Pflichten still, aber ordentlich und gewissenhaft erfüllt." Ja das ist richtig. Und wenn hier Gerechtigkeit geübt würde, müßten die meisten dieser Schwätzer und Schnatterer für den Rest ihres Lebens zu schweigender Einzelhaft verurtheilt werden. Ein Geistlicher, Holcombe Tree, hat ein Buch veröffentlicht, welches lehrt, wie Jeder auf die leichteste Weise ein öffentlicher Redner werden könne. Das Ding wurde in einer Kritik ein nützliches Buch genannt.

Ich glaube es nicht, eben so wenig wie Engländer, die diese Beredtsamkeit, welche sich da einstellt, wo Begriffe fehlen, aus Erfahrung verabscheuen. Das Buch gießt Oel in's Feuer, oder vielmehr Wasser in die Sündfluth. Das nützliche Buch, welches hier fehlt, ist ein Lehrbuch der Kunst, das Maul zu halten. Es ist merkwürdig. Die Engländer sind das schweigsamste Volk auf Gottes Erdboden. Im Omnibus, auf Eisenbahnen, auf Dampfschiffen sitzen sie stundenlang neben einander und sich gegenüber, ohne daß Einer nur ein Wort spricht. Selbst Kinder, sonst offen, plauderig und zutraulich, wenden sich in der Regel scheu ab, wenn sie ein Fremder anredet und antworten nicht auf die freundlichsten Fragen. Bei Morgenbesuchen setzen sie sich, nachdem sie von „a fine day" und sonstigen meteorologischen Merkwürdigkeiten gesprochen haben, verlegen und schweigsam gegenüber und gehen nach vierzehn Minuten wieder davon. Ein englischer Freund versicherte mir, daß einmal Sonntags Nachmittags zwei Freunde zusammengekommen seien, von fünf Uhr Nachmittags bis Abends um zehn Uhr vor dem Feuer gesessen und es abwechselnd gepokert hätten, ohne ein Wort zu sprechen. Ja sie sind entsetzlich schweigsam und wortkarg. Aber so wie Einer aufsteht, um eine Rede zu halten, wird auch das dümmste Maul Stunden lang zur Wasserkunst, zur Phrasen-Cascade. Beides ist sonach richtig. Beide Uebel bestehen in seltsamen Kontrasten neben einander: nichtssagende Schweighaftigkeit und nichtsagendes Geschnatter. Dabei sind sie in ihren, besonders in Fremder Augen immer noch das praktische, das eigentlich handelnde, geschäftsvirtuosische Volk. Wollen sehen, ob's noch wahr ist.

Obgleich der große Triumph des großen Ostschiffes und die Explosion auf demselben durch ein neues „nationales Unglück" für den Augenblick wieder verdrängt wurden, müssen wir die Sache doch mit registriren.

Das Ungeheuer sollte binnen drei Jahren für ein Drittel der jetzt verwendeten Summe vollendet sein; man brauchte acht Jahre dazu, und nun ist es noch lange nicht voll ausgebaut. Die Entstapelung, auf drei Tage berechnet, dauerte sechsundneunzig Tage und kostete ziemlich *eine Million Thaler*, statt der veranschlagten Hunderttausend. Die Explosion war Folge einer Stupidität, welche sich keine Köchin zu Schulden kommen lassen dürfte, ohne für blödsinnig und unbrauchbar erklärt zu werden. Man hatte en gros einen Topf, halb voll Wasser, hermetisch verschlossen, glühend gemacht, dadurch unentweichbaren Dampf erzeugt, und ein Theil des Schiffes mit dem großen Salon, worin für 5000 Pfund Spiegel waren, wurde zertrümmert und mit mehreren Menschen in die Luft gesprengt. Doch es ist vergeben und vergessen. Man stolzirte doch hinterher über die Glorie und Substantialität des Schiffes und bewies, daß eine solche Explosion auf dem größten Kriegsschiffe dasselbe in lauter Atome zerschmettert haben würde, während das große Ostschiff dabei still gestanden und in seinen übrigen Theilen unversehrt geblieben sei. Es wird also hier der bloßen vis inertiae eine ganz besondere Tugend zugeschrieben und als ein Triumph des Unternehmens, des Baues bezeichnet, was ein bloßes Naturgesetz ist. Wenn ein Pfund Pulver explodirend ein kleines Fenster zerdrückt, so haben neun andere Fenster, die nicht denselben Druck erfuhren, weil sie zehmal größer waren, deshalb keinen Vorzug vor dem zertrümmerten. Das große Ostschiff besteht eigentlich aus *zehn* an einander geschmiedeten großen Kriegsschiffen, jedes mit einer doppelten starken Eisenhaut. Wenn diese Masse eben größer und stärker ist, als eine zehn Mal geringere und schwächere, so liegt dieser Vorzug von Natur in der Masse selbst und ist durchaus nicht durch Technik und Wissenschaft hineingezaubert worden. Doch genug davon. Das Unglück gilt für überwunden und the Great Eastern für den Begründer einer ganz neuen Periode in der merkantilen Nautik, ohne bisjetzt wirkliches Ozeanwasser gepflügt zu haben.

Das neue große Unglück, welches mehrere Nächte hindurch von dem hohen, vergoldeten Knoblauchzwiebelkopfe der ungeheueren, gothischen, labyrinthischen Parlaments-Kaserne (Ausdrücke des Daily Telegraph) wie heiser geschrieenes Geheul des wilden Heeres, oder wie unerhörtes Liebesgeheul von zehntausend Katern, im Chor über London hin zitterte, verstummte endlich plötzlich und ergab sich als eine zweite Berstung der glorreichen, in der ganzen Welt unübertroffenen Parlaments-Glocke „big Ben." Die Glocke selbst galt, zum zweiten Male gegossen, für vollkommen gelungen, und für die erste, größte, schönste in der Welt. Aber sie ist durch unglaubliche Stupidität hoffnungsloser zerschmettert worden, als die erste. Diese, von der berühmten Firma Warner gegossen, fiel beinahe doppelt so schwer aus, als bestellt und erwartet worden war. Man mußte deshalb auch den vorher fertig gewordenen Hammer wegnehmen, da er dem Ungeheuer keinen Ton entlockte und einen doppelt so großen machen lassen. Die Glocke ward unten so arrangirt, daß ein Paar Dutzend Menschen den Klöppel an starken Tauen seitwärts ziehen und so gegen die Glocke in Schwingung bringen konnten. Es klang fürchterlich, besonders nach dem zehnten Schlage. Die Glocke war geborsten. Die furchtbare Metallmasse, mit manchen ungesunden Stellen und ungemischten Bestandtheilen, ward zerschlagen und den Herren Mear's in Whitechapel zur Umgießung übermacht. — Diese galt für gelungen und ward nach einer unglaublich langen Konfusion von Rathschlägen und Versuchen endlich in den Kopf der Thurmzwiebel hinaufgezogen und in der Mitte eines furchtbaren Eisengerüstes festgehangen. Es war dabei vorausgesetzt, daß die Glocke frei hängen und für ihre Vibrationen genug Spielraum haben müßte. Aber die praktische Weisheit und Wissenschaft eines mächtigen Dummkopf's setzte es durch, daß die Glocke an einen dicken Balken *unbeweglich fest angeschraubt* ward, so daß sie nur wenig vibriren und für diese Vibrationen den ganzen Thurm, an welchen sie festgeschmiedet war, mit in Schwingungen versetzen mußte. Der Unsinn und die Gefahr dieses Verfahrens ward nachher von Sachverständigen deutlich nachgewiesen. Die Sache blieb Monate lang in der Schwebe, bis endlich big Ben, fest geschmiedet und geschraubt, in furchtbaren Mißtönen die Stunden anzuzeigen begann, bis ihm nach kurzer, mißtönigster Herrlichkeit schon die letzte Stunde schlug. Die festgemauerte, zum freien Vibriren geborne Glocke sprang unter den Schlägen des Hammers. Sie muß heruntergenommen, zerbrochen, zum dritten Male gegossen, probirt, auf den Thurm gezogen und wieder placirt werden. Wenn jede dieser sechs Operationen, durchschnittlich in 3 Monaten, das Ganze binnen 1 Jahre vollendet und so endlich die berühmte Glocke für den *zehnfachen* Preis der zuerst veranschlagten Kosten der Körperschaft von Schnatterern im gothischen Kasernen-Parlaments-Labyrinthe glückliche Stunden zu schlagen anfängt, kann man sich noch gratuliren.

Von den Hunderten verunglückter Versuche, mörderliche neue Kanonen und meilenweit hinfliegende En-gros-Zerstörungs-Instrumente zu gewinnen, habe ich schon früher etwas angedeutet. Eine ordentliche Liste dieser Unglücksfälle würde länger werden, als der Homerische Schiffskatalog und die Kosten größer, als das hübsch groß gewachsene, ganze preußische Budget.

Das in England fabrizirte atlantische Telegraphentau wird jetzt in Amerika in Stückchen als Kuriosität verkauft, um zu zeigen, wie die Drähte, die inwendig sechsfach isolirt und gegen das Meerwasser geschützt sein sollten, hie und da *ganz frei hervorgucken*, um diesen glorriosen Zweig des riesigen Unternehmungsgeistes leuchten zu lassen.

„Wundervoll stupide, wie diese Affairen sind," heißt es in der „Illustrated Times," sie fielen ganz nach demselben Gusse aus, wie Regie=

rungs-Unternehmungen immer. So wurde z. B. jetzt wieder im Haslar Creek eine ungeheure Summe verschwendet, um die Krim-Kanonenboote auf einer besondern bergauf gehenden Eisenbahnstraße auf's Trockene zu bringen. Die Untertheile dieser Boote sind ganz unversehrt und durch isolatorische Masse gegen das Meerwasser geschützt. Sie wurden für etwa 50,000 Pfund auf's Trockene gebracht, verrosten nun, und werden deshalb für einige tausend Pfund wieder auf's Wasser gesetzt. In Netley läßt die Regierung „das größte Hospital in der Welt" bauen. Ueber 200,000 Pfund sind verbaut, und nun wird das Ganze aufgegeben, weil man jetzt unwiderleglich entdeckt hat, daß die Stelle eine der ungesundesten in ganz England ist, und der Bau in Plan und Construction allgemein verdammt ward. Die große Anker-Geschichte wäre noch unglaublicher, wenn die Thatsachen nicht aktenmäßig fest ständen.

Im Jahre 1853 wurden von einem Comité der Admiralität sieben Arten von Ankern probirt und die Trotmann'schen einstimmig für die besten und billigsten erklärt, die bisherigen der Admiralität aber für die theuersten und schlechtesten. Die Admiralität bedient sich noch heute dieser theuersten und schlechtesten. An der Yacht der Königin, dem Great Eastern, an allen neuen Privatschiffen bedient man sich der Trotmann'schen Anker. Trotmann forderte neulich zur Probirung eines seiner Anker auf, der 50 Centner wiegt und 90 Pfund kostet, im Vergleich zum besten der Admiralität, der über 100 Centner wiegt und 365 Pfund kostet. Die Admiralität verweigerte den Versuch. Die Admiralität berechnet jährlich 50,000 Pfund für Anker, die Trotmann'schen würden besser für 12,000 Pfund zu haben sein. Warum also die 38,000 Pfund wegwerfen? Sir John Packington, an einem Abende im Parlamente gepreßt, den Grund anzugeben, antwortete: er selbst verstehe nichts von der Sache und habe keine persönliche Kenntniß von diesen Trotmann'schen Ankern, aber auf Anfrage bei praktischen Marine-Officieren habe er vernommen, daß sie sich bei praktischen Versuchen nicht bewährt hätten. Diese praktischen Marine-Officiere, die keinen einzigen dieser Anker auf ihren Schiffen, wo noch kein Einziger Zugang fand, wirklich probiren konnten, zeigten sich also in ihrem Urtheil mächtiger, als das Comité der Admiralität selber, dessen vielseitige praktische Prüfung auf das einstimmige Gutachten hinauslief, daß die Trotmann'schen Anker die besten und billigsten, die der Admiralität die schlechtesten und theuersten seien. — Etwa 3—4 alte Knickstiebels (old fogies) entschieden die Sache bei einer Flasche alten Port etwa so: „Hör, Bowline, Sir John braucht zu wissen, was wir von diesen neumod'schen Ankern halten. Ihr habt sie geseh'n, natürlich." — „O gewiß und thu' sie nicht lieben. Bin 'n alter Kerl, siehst'e und thu neumod'sche Dinge nicht lieben. Wir hatten nichts Neumod'sches, als ich noch auf'm Wasser war. Und doch, wir thaten wohl, Grampus, nicht? Aber was denkst du davon, alter Junge? du hast etwas Dienst geseh'n" — „Nuell, mit dir, denk' ich. So stoß' mir die Bulle her und hier ist 'n Toast: „Alte Freunde! Alte Zeiten! Alter Port!" — „Von ganzem Herzen, und du sag' nun dem Sir John, daß wir als praktische Leute entscheiden: die alten Anker sind die besten. Vergiß nicht zu sagen praktische, Grampus!"

So etwa wurde die praktische Frage nach der Illustrated Times (dem „Lounger in the Clubs") im praktischen England entschieden. Immer hübsch praktisch! Keine leeren Theorien, wie in Deutschland.

Es war bisher „stille Zeit," wo, wie die Engländer sagen, „Niemand in London ist." Ich für meinen Theil war mit 2½ Millionen Andern Einer dieser Niemands, die viel Lärm theils machten, theils vernahmen. Anfangs der stillen Zeit machte der Great Eastern den meisten Lärm, dann kam der große „strike" der Bauhandwerker dazu, der noch nicht beendigt ist, so daß in unzählige unvollendete Gebäude die October-Regen zerstörend hineinwaschen. Wir haben hier manche dieser Arbeits-Einstellungen entstehen und friedlich verlaufen sehen; aber dieser grandiose „strike" hat eine immer dämonischere Gestalt angenommen. Arbeiter und Arbeitgeber stehen sich in compakten, organisirten Massen hartnäckig und geschlossen gegenüber. Erstere werden seit Monaten von allen Arten von Arbeitern aus dem ganzen Lande mit Tausenden von Pfunden unterstützt und sind so disciplinirt und unter geheimnißvolle, drakonische Gesetze gebannt, daß bald hier, bald da ein Kopf über die Mauer eines Arbeitsplatzes guckt, mit einer Pfeife ein Zeichen giebt und damit allen Arbeitern sofort die Hände lähmt. So wie sie das Pfeifen vernommen haben, läßt jeder seine Werkzeuge fallen, steigt von Leitern und Gerüsten, geht nach dem Platze, wo seine Arbeitsjacke hängt und sein Brodkorb steht, zieht erstere an, nimmt letzteren an einer Hacke oder einem Beilstile auf den Rücken und geht stillschweigend mit den Hunderten seiner Kollegen von dannen. Mit den Hunderten! Ja, es handelt sich hier immer um Hunderte und Tausende. Die Häuserfabrication (Architektur giebt's nicht) ist durch die eigenthümlichen Grundbesitzverhältnisse in den Händen Weniger monopolisirt worden. In Deutschland kann sich jeder zu Gelde gekommene Schnaps-Boutiker aus dem Keller ein riesiges Haus nach seinem und seines Architekten Geschmacke auf eigenen Grund und Boden bauen lassen, und der latschige Bauer nennt den Boden, den er pflügt, auf dem er mit Weib, Knecht, Magd und Vieh wohnt, sein Eigenthum, von welchem ihn selbst die Allmacht eines Stieber u. s. w. nicht leicht vertreiben kann. In England haben nur einige Tausend unter den Millionen Grund und Boden und zwar nicht mehr, als ein ganzes, deutsches, souveränes Fürstenthum, das Preußen Vorschriften machen hilft, umfassen mag. Diese großen Herzöge, Lords und Bischöfe schachern mit ihrem Grundeigenthum, lassen es parcelliren und in Stücken an einzelne große Kapitalisten auf 21 bis 99 Jahre verpachten. Diese großen Kapitalisten werden dann Baumeister, „Master-Builders," oder akkordiren mit solchen über so und so viel Hundert Häuser, oder so und so viel Dutzend Straßen auf 21 bis 99 Jahre zu bebauen, woraus dann während dieser Zeit so viel Geld als möglich geschlagen werden muß. So lassen sich die „Master-Builders," die 1000 bis 10 und 15000 „Hände" beschäftigen, leicht erklären, eben so ihre Macht und ihre Sucht, Alles so wohlfeil wie möglich an Dritte in Akkord auf Lieferung zu geben oder selbst zu kaufen. Die vielen Tausende von Bauhandwerkern kamen dadurch in eine ganz uniforme, unselbstständige, sklavische Stellung, gegen welche sie durch nicht gesetzlich verbotene Combination und Association ein Gegengift zu bekommen suchten. Was man auch von ihren Forderungen halten mag, grandios und imposant ist die Einheit, die Organisation, der Terrorismus, der Gehorsam, die Sympathie anderer Arbeiter und deren Opfer, wodurch es ihnen bisher möglich gewesen, die grandiosesten Arbeitsplätze leer zu halten und sich, ihre Frauen und Kinder durch bloße Unterstützungen aus eigenen und anderen Arbeiterkassen zu erhalten. Als der strike in seinem vollsten Umfange war, opferten die Arbeiter wöchentlich 60,000 Pfund Arbeitslohn.

Auch ein kirchliches Skandalosum brachte viel Lärm in die stille Zeit. — Am Trafalgar-Square erhebt sich eine verhältnißmäßig schöne Kirche, dem hochkirchlichen Cultus gewidmet, worin sich aber Puseyiten als Geistliche breit zu machen anfingen mit ihren karikirten, affenartig nachahmenden katholischen Ceremonien in Kleidung, Knieen, schlechtem Gesang von Geistlichen, in welchen die Gemeinde alle 2—3 Minuten mit einzelnen Silben, Worten oder Phrasen immer mißtönig einfallen muß. Die eigentliche Gemeinde wurde über dieses Blöken eingelernter Schafe der geistlichen Hirten ungehalten und fing an, in Petitionen und Protestationen und der Presse dagegen zu eifern. Es half nichts, so daß es in der Kirche selbst zu Unterbrechungen, lauten Schimpfereien und sogar Schlägereien kam. Wozu es noch kommen wird, weiß ich nicht, denn der Puseyismus macht sich in ganzer pharisäischer, hohler Häßlichkeit noch überall breit. Ueberhaupt sind diese Engländer in nichts häßlicher und unerträglicher, als in ihrer Kirchlichkeit. Wie's im Innern der Kirchen aussieht, weiß ich eben so wenig wie Fallstaff aus eigner Anschauung, aber ich hörte gelegentlich schreckliche Berichte. Nur den Gottesdienst auf den Straßen kenne ich einigermaßen. In allen möglichen Winkeln der Straßen von London, auf Feldern und Bergen außen stellen sich Sonntags furchtbare Kerle auf mit weißen Halsbinden und abgeschabten Leibröcken und fangen an, fürchterlich zu brüllen. Es bleiben Leute stehen. Sie brüllen immer toller und werden braun und blau dabei. Die Augen glotzen ihnen aus dem Kopfe. Sie schlagen mit geballter Faust auf's Bibelbuch, das sie in der linken Hand halten und jagen durch diese besessene Berserkerwuth immer mehr Menschen davon, als sie anlocken. Noch nie hab' ich ein sanftes, christliches Wort aus den ungewaschenen Mäulern dieser blödsinnigen Söldlinge der Hochkirche vernommen; immer Hölle, Sünde, Buße, Hölle und Sünde, Sünde und Hölle, ewige furchtbare Strafe, die nur auf die unnatürlichste Weise durch Glauben an das dümmste Zeug, durch unermeßliches Beten und Singen abgewandt, wenigstens gemildert werden könne; aber bei geringster Abweichung trete der furchtbare „Lord" wieder hervor und schmeiße den Rückfälligen in ewige Höllenpein.

Die Straßengottesdienste hab' ich seit acht Jahren gelegentlich beobachtet, aber solcher Wahnsinn, solche konstante Wuth der armen Schelme, die dies Alles für zehn Schillinge thun, hab' ich noch nie wahrgenommen, wie während der letzten Wochen. Ob die irischen revival-Szenen damit sich ankündigen? Haben Sie schon Schilderungen solcher Szenen gelesen? Ich habe keine Zeit, Materialien dazu nachzusuchen und komme vielleicht ein andermal darauf.

Vorbereitungen zum Schillerfeste im Krystall-Palaste zu London, die durch Nachlässigkeit und Lauheit der wie Kraut und Rüben durch

einander gewürfelten und über das Städtemeer Londons verstreuten Deutschen verschleppt wurden, sind mir plötzlich fast allein über den Hals geladen worden. Die Meisten, die Interesse dafür zeigten, zogen sich zurück, weil mit diesen Deutschen doch nichts anzufangen sei und man sich nur blamire. Ich hab's gewagt, mich allein der Gefahr auszusetzen und mich zu blamiren. Noch hab' ich Hoffnung auf ein würdiges Schillerfest. Wird aber nichts daraus, mach' ich auch auf die Ehre Anspruch, mich allein in einer solchen Sache blamirt zu haben, stolz darauf, daß doch in London unter den 100,000 Deutschen Einer war, der die Courage und die Begeisterung aus rothwangiger Jugendzeit übrig behalten, wo uns die Marquis-Posa-Jamben zu höherer Gluth entflammten, unsern Schiller auch hier ehren zu wollen. Noch hoff' ich und glaub' ich. Bald mehr darüber.

Frankreich.

Frankreichs Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Nach französischer Darstellung.*

II.

Richelieu und die Protestanten Deutschlands.

Der Steuermann, der mit gewaltiger Hand und klarem Blick das Staatsschiff durch furchtbare Stürme gelenkt, die inneren politischen Parteien gezähmt und darüber dennoch nicht die Lage Europa's aus dem Auge verloren — Heinrich IV. — lag im Grabe, und ein Weib, wie die Regentin Maria von Medici, war zu ohnmächtig, um dem Parteienkampf im Innern die Spitze bieten zu können — die Adelspartei unter Condé, dem sich die bedrückten Hugenotten anschlossen und die Regentschaftspartei unter Marschall d'Ancre, dem Günstling Maria's, befehdeten einander, und riefen den kaum beschwichtigten Bürgerkrieg wieder wach — zu bornirt, um den umfassenden politischen Plan Heinrich's nach außen durchzuführen. Anfangs schien die Regentschafts-Regierung, den Traditionen Heinrich's treu, das Bündniß mit den protestantischen Fürsten Deutschlands aufrecht halten zu wollen. Denn das Heer der Champagne rückte durch Lothringen gen Jülich, zwang diese Hauptstadt der clevischen Lande zur Uebergabe und verhalf dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg zum unverkürzten Besitz der Erbschaft. Während sie aber die Bestimmungen des Haller Traktats zum Theil ausführte, ließ sie, trotz des Traktates von Brusol, den Herzog von Savoyen in Stich, und zwang ihn, sich vor Spanien zu demüthigen.

Es lag überhaupt in der geheimen Absicht Maria's, sich allmählich von den alten Freunden Heinrich's zu entfernen und dagegen seinen Feinden sich zu nähern. Eine Doppelheirat mit dem Hause Philipp's III. sollte das Band zwischen Frankreich und Spanien befestigen. Unter den Wirren des drohenden Bürgerkriegs — der Hof mußte sich zur Abholung der Infantin in Bordeaux von einem Heere eskortiren lassen — wurde die Vermählung des Königs vollzogen.

Erst nach der Verhaftung Condé's, als Richelieu zum Staatssekretair ernannt wurde, kam Heinrich's Politik wieder zu Ehren. Der Minister arbeitete mit aller Kraft, Frankreich im Innern zu beruhigen und nach Außen zu heben. Mit England und Holland ward ein lebhafterer Kabinetsverkehr durch außerordentliche Gesandten vermittelt. Graf von Schomburg namentlich, ein geborner Deutscher, ging als Gesandter nach Deutschland, und seine von Richelieu eigenhändig aufgesetzten, sorgfältig ausgearbeiteten Instructionen bekunden die wieder aufgenommene Politik in Bezug auf Deutschland. Einige charakteristische Stellen daraus mögen dafür als Beleg dienen:

„Graf von Schomburg möge den Hauptzweck seiner Reise im Auge behalten, die Erdichtungen zum Nachtheil Frankreichs, die man dort in Umlauf setzen könnte, zu zerstreuen und dem Namen des Königs die möglichste Achtung zu verschaffen.".... „Es ist eine reine Verunglimpfung, von uns zu sagen, daß wir so römisch und spanisch sind, um zum Nachtheil unserer alten Verbündeten und zu unserem eigenen Nachtheil die Interessen Roms und Spaniens zu den unsrigen zu machen.".... „Die spanischen Heiraten haben Frankreich keineswegs in zwei Parteien getheilt, und die Verschiedenheit des Glaubens ist kein Hinderniß für die Einheit des Staats.".... „Getrennt im Glauben, bleiben wir in einem Fürsten vereint, in dessen Dienst kein Katholik so verblendet ist, um in staatlicher Beziehung einen Spanier höher zu stellen, als einen französischen Hugenotten.".... „Es ist darauf hinzuweisen, daß wir die Spanier, die bis jetzt noch um die Königin sind, nach ihrer Heimat schicken, und daß es durchaus nicht in unsern Wünschen liege, Spanien Vorschub zu thun.".... „Wir sind erbötig, den deutschen Fürsten, freilich unter der Hand, beizustehen, den geheim angelegten Minen des Königs von Spanien, die Krone Ungarn, Böhmen und die Kaiserkrone mit der Zeit auf das Haupt eines seiner Söhne zu bringen, entgegen zu wirken."....

Man siehet, daß Richelieu schon bei seinem ersten Ministerium die Lage Deutschlands, die Ränke Oesterreichs und die angemessene Rolle Frankreichs richtig aufgefaßt hat.*

Mathias war an das ersehnte Ziel gelangt. Nachdem er seinem Bruder ein Erbland nach dem andern entrissen hatte, nahm er nun auch seine Stelle auf dem Kaiserthron ein. In dem Familienvertrag, der den Grätzer Ferdinand zum muthmaßlichen Erben erklärte, war das Uebereinkommen getroffen, daß in Ermangelung männlicher Nachkommenschaft und der deutschen Linie die sämmtlichen Erblande des Hauses Oesterreich auf die spanische Linie übergehen sollten. Und so war die Aussicht auf einen Neubau der Monarchie Karl's V. in naher oder ferner Zukunft eröffnet, eine Aussicht, die weder Frankreich noch Europa Ursache hatte, freudig zu begrüßen.

Die jülich'sche Erbfolge war durch jene famose Maulschelle, die der Kurfürst in einem Anfall trunkenen Zornes dem Pfalzgrafen, seinem projektirten Schwiegersohn, gegeben hatte, in eine neue trübe Phase getreten. In Folge dieser Beschimpfung soll der aufgebrachte Pfalzgraf nicht nur die Unterhandlung abgebrochen, sondern seine Partei und Religion verlassen, die Schwester des Herzogs von Bayern geheiratet und sich an Spanien um Beistand gewendet haben. Spinola, der längst auf einen Anlaß lauerte, sich in Deutschlands Angelegenheiten zu mischen, fiel in's Jülich'sche ein und bemächtigte sich der bedeutendsten Punkte. Der Kurfürst, sich zu schwach fühlend, es allein mit den Spaniern aufzunehmen, rief Hollands Hülfe an, und um sich ihre Willfährigkeit zu sichern, nahm er das reformirte Bekenntniß an. Der Statthalter Moritz besetzte Jülich, Emmerich und mehrere andere Plätze. Um aber den zwölfjährigen Waffenstillstand nicht förmlich zu brechen, vermieden sie jeden unmittelbaren Zusammenstoß und suchten nur durch List und Schnelligkeit bei der Besetzung der Pässe einander den Rang abzulaufen.

Frankreich, England und Dänemark traten vermittelnd zwischen die verfeindeten Prätendenten, und in dem Vertrage von Santen kam es zu einer einstweiligen Regelung; dem Kurfürsten sollte Cleve, Mark und Ravensberg, dem Pfalzgrafen Berg und Jülich zufallen. Die fremden Truppen hatten keinen Grund mehr im Lande zu bleiben, und dennoch machte weder Spanien noch Holland Miene, die besetzten Plätze zu räumen. Und so blieb die Erbschaft, um die die deutschen Fürsten stritten, eine Beute der Fremden. Durften Frankreich und die andern vermittelnden Mächte eine solche Verhöhnung des Traktats dulden, der unter ihren Auspizien geschlossen wurde?

In Italien hielt der Herzog von Savoyen, obgleich von der französischen Regierung wenig unterstützt, wacker Stand gegen die spanische Tyrannei. Die Erbfolge von Mantua hatte neuen Stoff zu Streit gegeben. 1612 war nämlich der Herzog Vincenz von Gonzaga und bald nach ihm sein ältester Sohn gestorben. Für die Witwe des letztern, Margarethe von Savoyen, nahm ihr Großvater Karl Emanuel das Montferrat in Anspruch; allein der jüngere Sohn Vincenz's, Kardinal Ferdinand, wollte die ganze Erbschaft behalten. Mathias und der König von Spanien erklärten sich entschieden für Ferdinand; Maria, damals noch Regentin, schwankte. Dennoch rückte der Herzog von Savoyen, von Lesdiguières, der sich, ohne Befehl seiner Regierung, mit dem Heere des Dauphinats ihm angeschlossen hatte und von Venedig unterstützt, in's Feld, erlitt aber eine schwere Niederlage bei Asti, die leicht ganz Piemont unter spanische Gewalt gebracht haben würde, wenn nicht Frankreich auf Richelien's Betrieb dazwischen getreten und den Vertrag zu Asti vermittelt hätte. (1615).

Richelieu, der mit der Königin und dem Günstling eng verbunden war, fiel natürlich in Ungnade, als dieser eine Widersetzlichkeit gegen die auf Befehl des Königs an ihm vorgenommene Verhaftung mit dem Leben büßte, und Jene in die Verbannung wanderte. „Jetzt bin ich König!" rief Ludwig XIII., als ihm der gewaltsame Tod des Marschall d'Ancre berichtet wurde. Wie täuschte er sich! Die ganze Macht kam in die Hände seines Lieblings, Albert's von Luynes, unter dessen unfähigem Regiment die aus-

---

* Vgl. Nr. 125—127 des „Magazin."

* Wir brauchen wohl nicht zu wiederholen, daß es die Worte des französischen Historikers (A. Filon) sind, die hier den Text bilden. D. R.

wärtige Politik, namentlich Deutschland und Italien betreffend, in den Gegensatz zu Heinrich's Politik umschlug. Aus den furchtbaren, durch die Revolutionen in Böhmen und Ungarn heraufbeschworenen Stürmen, die das Haus Habsburg mit einer Vernichtung von Grund aus bedroheten, war es nach der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) siegend hervorgegangen. Die Reformation war in allen österreichischen Landen geächtet; die Union, den Keim der Zwietracht in ihrem Schooße bergend, war zersprengt. Ferdinand II. saß in ungeschwächter Macht auf dem Kaiserthrone, den er, trotz aller Gegenminen der feindlichen Kurfürsten, am 28. August 1619 errungen hatte. Der unglückliche Winter-König von Böhmen, Pfalzgraf Friedrich, seiner Erbländer durch einen kaiserlichen Gewaltbefehl beraubt, irrte rath- und hülflos umher, und die Pfalz wurde von Maximilian's und Spinola's Heerhaufen verwüstend überschwemmt. Zu spät erkannten Ludwig XIII. und sein Günstling den begangenen Fehler, daß sie mitgeholfen, dem Kaiser den Weg zum Siege bahnen. — „Das Dekret gegen den Pfalzgrafen," schrieb der König an seinen Gesandten, „läßt mich glauben, daß es der Plan des Hauses Oesterreich ist, sich durch Waffengewalt zu vergrößern, so daß eure Mühe unnütz und meine Vermittelung unbeachtet bleibt."…. „Die spanischen Minister bedienen sich Frankreichs Vermittelung als Sprosse zu der Leiter, an der sie ihre Monarchie zum höchsten Gipfel der Macht erheben wollen, und dann würde die Waage, die ich in der Christenheit zu halten vermeinte, nicht mehr in meinen Händen sein."…. „Wenn Ihr mit protestantischen Fürsten Deutschlands zusammenkommt, ermahnt sie zur Beharrlichkeit und zum Vertrauen auf meinen guten Willen, der nicht die Unterhaltung der Wirren in Deutschland, sondern die Erleichterung der Mittel zu einer billigen Ausgleichung bezweckt." — Zu spät suchte man die Fürsten auf, die man neulich im Stich gelassen hatte. Die Gesandtschaft konnte das Gewebe, woran sie mitgewirkt hatte, nicht wieder auftrennen und kehrte unverrichteter Sache nach Frankreich heim, während der Kaiser, den beschwornen Majestätsbrief mit eigenen Händen zerreißend, die religiöse Freiheit wie die Reichsverfassung unter die Füße trat.

In Frankreich war auf den verstorbenen Luynes ein noch unfähigeres Ministerium gefolgt; Ludwig XIII. war an Geist und Willen zu schwach, den Staat persönlich zu leiten, und das Parlament klagte 1623 über den herabgekommenen Zustand der öffentlichen Angelegenheiten; da trat Richelieu zu rechter Zeit wieder auf die Bühne.

Richelieu hatte sieben Jahre in Ungnade und Verbannung gelebt, und scheinbar aller Politik entfremdet, sich eifrig mit theologischen Gegenständen beschäftigt. Als der Oberintendant Lavieuville jetzt mit der Aufforderung zu ihm kam, wieder in's Kabinet zu treten, heuchelte er anfangs entschiedene Abneigung. „Gott hat mir," äußerte er unter Anderm, „einiges Talent und Stärke der Seele verliehen, aber mit einer solchen Zugabe körperlicher Schwäche, daß sie mich hindert, bei dem weltlichen Geräusch und Gewirr, von Jenem Gebrauch zu machen."… „Vor Allem würden die Audienzen mein Tod sein; ich halte es nicht aus, daß Jemand mit mir auch nur von Privatangelegenheiten spricht." „Der König dürfte es auch nicht übel vermerken, wenn ich oft beim Lever fehlte; mein Leiden macht mir das lange Stehen zur Qual."…. Lavieuville ließ aber nicht ab, der König und die Königin-Mutter, die sich ausgesöhnt hatten, vereinigten ihre persönlichen Bitten mit denen des Vermittlers, und Richelieu ergab sich endlich darein, Frankreich zu regieren.

Sein erster Gedanke nach seinem Wiedereintritt in den Rath war, das gesunkene Ansehen Frankreichs im Auslande wieder zu heben. Das müßte, nach seinem Dafürhalten, sogar der Beruhigung des Staates im Innern vorausgehen. Denn ein Bürgerkrieg könnte sich ohne fremde Hülfe nicht erhalten; keine auswärtige Macht aber würde es wagen, einem innern Aufstand Vorschub zu thun, wenn sich der König überall in Achtung zu setzen wüßte. England hatte soeben ein Heiratsprojekt des Prinzen von Wales (des nachmaligen Karl I.) mit einer spanischen Prinzessin abgebrochen, und Jacob I. ließ bei Ludwig XIII. um die Hand der Madame Henriette für seinen Kronprinzen anhalten. Richelieu unterstützte die Werbung mit allem Nachdruck, und die Verbindung wurde abgeschlossen. Nach eingeholter päpstlicher Dispensation wurde die Vermählung im folgenden Jahre (5. April 1625) gefeiert.

Mit diesem Familienbündnisse bezweckte Richelieu hauptsächlich, im Verein mit England, Holland gegen Spanien zu schützen. In Compiegne (10. Juni 1624) kam es zu einem Vertrag zwischen Frankreich und den Vereinigten Provinzen. Der König schoß ihnen 3,120,000 Livres vor; dagegen verpflichtete sich die Republik, ihm mit ihrer Flotte beizustehen und ohne seine Einwilligung mit keiner Macht einen Frieden oder einen Waffenstillstand einzugehen. Alle, die an dieser Allianz mit Ketzern Anstoß nahmen, bedeutete der Kardinal, daß sie den Instructionen des verstorbenen Königs entspreche, daß das Staatswohl sie heische, daß selbst Rom sie nicht mißbillige. — Während Jacob I. dem Grafen Mansfeld die Mittel gewährte, 12,000 Mann in England zu werben, schickte Richelieu einen Gesandten an den König von Dänemark, und bewog ihn, sich gegen den Kaiser zu erklären. Christian IV. wurde von den Ständen des niedersächsischen Kreises zum Feldobersten erwählt und rüstete sich zum Kampfe gegen das siegreiche Heer Tilly's.

Mit nicht geringerm Eifer als im Norden, arbeitete Richelieu auch im Süden den Uebergriffen des Hauses Oesterreich entgegen. Durch den Traktat zu Susa (10. Novbr. 1624) verband sich Frankreich mit Savoyen gegen das spanisch gesinnte Genua. Mit gleichem Nachdruck wurde die bisher so treu behandelte Veltlin-Frage zur Lösung gebracht. Spanien, um sich einen freien Durchgang nach Mailand zu bewahren, war nach dem Veltlin von je sehr lüstern. Nach einem frühern Uebereinkommen der darum streitenden Parteien sollte der Papst bis zur ausgemachten Sache die festen Plätze des Ländchens in Verwahrung halten. Wessen man sich aber von Urban VIII., bei seiner vorwiegenden Hinneigung zu Spanien, zu versehen hatte, wußte Richelieu; er sandte daher den Marquis de Coeuvres an die Tagesatzung, und ließ ihr begreiflich machen, wie wichtig es sei, den Spaniern den Durchweg zu verlegen. An der Spitze einer kleinen Franzosenschaar, von den Schweizern unterstützt, rückte nun der Marquis in Graubünden ein, jagte die Oesterreicher hinaus, stellte den Graubund in seiner Unabhängigkeit wieder her, drang in's Veltlin und zwang den Grafen von Bagne, den Befehlshaber der päpstlichen Truppen, zur Herausgabe der vier Hauptfestungen. Die jahrelangen Unterhandlungen fanden endlich in dem französisch-spanischen Traktat zu Monçon ihren Abschluß; das Veltlin wurde den Graubündnern wieder zugestellt und so ein Streit, der den ganzen Süden Europa's zu entzünden drohete, zum Vortheil Frankreichs und seiner Verbündeten gedämpft.

Richelieu begnügte sich nun vor der Hand, Frankreich nach außen wieder in die Bahn der Politik Heinrich's IV. hineingelenkt zu haben; weiter wollte er nicht gehen, bevor er im Innern die Ordnung hergestellt, und seine Macht, die mit der königlichen Macht zusammenfiel, befestigt hätte. Von der Riesenthätigkeit, die er hier entwickelte, geben wir nur einige andeutende Züge. Mit unbeugsamer Willensstärke, mit einer Kühnheit, die sich von keinem Widerstand einschüchtern ließ, beugte er den Uebermuth des Adels, der Parlamente und der Geistlichkeit. Die Burgen, hinter denen die Barone im Mittelalter dem Königthume trotzten, fielen mit Einem Schlage im ganzen Umfange des französischen Reiches. Die Duelle und die staatsverrätherischen Verbindungen mit dem Auslande, die unter den großen Herren gäng und gäbe waren, bestrafte er mit unnachsichtlicher Strenge. Durch die Einlösung der verpfändeten Krongüter und durch Unterdrückung unnützer Ausgaben suchte er die Hülfsquellen des Königs zu vermehren, ohne das arme Volk mit neuen Auflagen zu belasten. Eine nicht blos ökonomisch, sondern auch politisch vortheilhafte Maßregel war die Abschaffung der beiden Großwürden des Connetabels und des Admirals. Abgesehen von den ungeheuren Summen, die sie verschlangen, da sie jeder Kontrole von Seiten der Oberintendantur entzogen waren, griffen sie auch, als unentsetzbar, in die königliche Machtvollkommenheit ein.

Zur Hebung des französischen Einflusses im Auslande, erschien ihm die Wiederherstellung oder vielmehr die Schöpfung einer achtunggebietenden Marine als unabweisliche Forderung, unter deren Schutz erst die sich gründenden Gesellschaften zum Betrieb des Welthandels und die Anlagen von oberseeischen Kolonieen gedeihen mochten. Schon 1625 hatten sich französische Pflanzer in St. Christoph niedergelassen; zehn Jahre später fingen französische Handelsleute an, Martinique und Guadelupe auszubeuten. In dieselbe Zeit fallen die ersten Colonisationsversuche in Cayenne und Senegambien. Um sich die freie Schifffahrt auf dem Mittelmeere zu sichern, wurden erfolggekrönte Unterhandlungen mit den Barbaresken angeknüpft. Auch der Kaiser von Marokko bewilligte allen Schiffen unter französischer Flagge freie Einfahrt in seine Häfen, und französische Konsulate wurden 1631 in Marokko und Sofia eröffnet. Nur der Plan einer Verbindung mit Persien, um dem französischen Handel einen Weg in Binnenasien anzubahnen, wurde aufgegeben, weil es bedenklich erschien, dadurch die türkische Allianz zu gefährden; denn unmöglich konnte man der Freund zweier Völker sein, die seit lange einen Kampf auf Tod und Leben mit einander führten.

Noch ein letzter Schritt blieb übrig, um die Emancipation der Krone zu vollenden: den Protestanten ihre beiden Bollwerke La Rochelle und Montauban, und damit ihre Macht als politische Partei zu nehmen. Eine genügende Provocation war die seit der Heirat Karl's I. einge-

tretene Erkaltung der englischen Freundschaft. Das unbesonnene Benehmen Henriettens und ihrer katholischen Umgebung, ihren Beichtiger Peter von Berulle an der Spitze, reizte den Unwillen und erweckte das Mißtrauen des Parlaments, auf dessen Vorstellungen Karl I. den Priestern vom Orden des Oratoriums und dem größten Theil der Dienerschaft der Königin die Weisung ertheilte, binnen kurzer Frist das Land zu verlassen. Die Bemühungen des französischen Gesandten Bassompierre, die Mißhelligkeiten auszugleichen, blieben fruchtlos; es kam zum Bruch. Karl's I. Liebling, Buckingham, der den Krieg wollte, machte sofort Jagd auf die Kauffahrer, die aus französischen Häfen kamen, und reizte durch Versprechungen englischer Hülfe die Hugenotten zum Aufstande. Auch Lothringen und Savoyen, die zwar keine Theilnahme für die protestantische Sache fühlten, aber Ursache haben mochten, über Frankreich zu klagen, wußte England in sein Interesse zu ziehen, und so sah sich Richelieu wider Willen auf die spanische Allianz allein angewiesen. Mit Schmerz sahen die Verbündeten Frankreichs und Englands auf dem Kontinente dieses unselige Zerwürfniß, das keinen andern Erfolg haben konnte, als dem Hause Oesterreich die Uebermacht zu sichern und das europäische Gleichgewicht zu zerstören.

Indeß verlor Richelieu keine Zeit. Wie durch Zauberschlag in einen Kriegsmann verwandelt, leitete er persönlich mit Umsicht und unermüdlicher Thätigkeit die Belagerungsarbeiten und nach fünfzehnmonatlichem, hartnäckigem Widerstand, verlassen von den Engländern, die wiederholentliche, aber fruchtlose Entsetzungsversuche zu Schiffe gemacht hatten, ergab sich La Rochelle; die Festungswerke, bis auf die nach der Seeseite, wurden geschleift, so daß die Stadt, der Krone gegenüber entwaffnet, nur noch ein Hort gegen den fremden Feind blieb. Auch Montauban öffnete seine Thore, und bald darauf unterwarf sich der Herzog von Rohan, der den Bürgerkrieg in Süden fortgesetzt hatte, der königlichen Gewalt. Die Reformirten behielten ihre Religionsfreiheit, wie sie ihnen in dem Edict von Nantes zugesichert worden war, verloren aber unwiederbringlich ihre politischen Rechte.

Der Adel war niedergeworfen, die Protestanten überwunden, und nun konnte der Kardinal seine Gedanken ungetheilt auf das Ausland wenden; namentlich fesselten Deutschland und Italien seine Aufmerksamkeit. Hier war nach dem Tode des kinderlosen Vincenz II. ein Erbstreit um Mantua von neuem ausgebrochen. Der Kaiser wollte den gesammten Nachlaß Cäsar von Guastalla, einem Sprossen der jüngeren Gonzagaschen Linie zuwenden; Spanien und Savoyen dagegen waren übereingekommen, das Montferrat unter sich zu theilen; indeß der Herzog von Nevers als rechtmäßiger Erbe das Ganze für sich in Anspruch nahm. Mit einer Schaar französischer Freiwilligen und von Venedig unterstützt, vertheidigte er sich tapfer in Mantua und Casale. Allein von einem vereinigten spanischen und savoyischen Heer hart bedrängt, stand die letztere Festung auf dem Punkte zu fallen, wenn nicht Frankreich, sich zu seinen Gunsten erklärend, eingeschritten wäre und überhaupt der italiänischen Sache eine andere Wendung gegeben hätte. Den Herzog von Savoyen abgerechnet, der nur seine alten Vergrößerungspläne zu verfolgen, sich momentan mit Spanien verbunden hatte, erscholl der einmüthige Ruf Italiens nach Frankreichs Hülfe gegen die spanische Tyrannei; selbst Genua, bisher den Spaniern treu ergeben, fing an, mißtrauisch zu werden, und bewarb sich um die französische Allianz.

Der Kardinal, zur Intervention entschlossen, fand anfangs Widerspruch im Kabinet; selbst Ludwig XIII. zauderte. Richelieu setzte nun in einer dem Könige überreichten Denkschrift die Nothwendigkeit des Einschreitens auseinander. Er ging von dem Grundsatz aus, daß es Frankreichs Sendung zu allen Zeiten sei, den Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker Hülfe zu bringen. „In seinem Namen wurzelt das Recht, die durch fremde Macht wiederrechtlich Geknechteten zu befreien, und darauf gründet sich der Titel des Königs, als Vertheidiger des Herzogs von Mantua aufzutreten. Unter den Umständen, in denen sich Europa befindet, bestehe die Politik Frankreichs darin, überall und immer Spaniens Fortschritte zu hemmen. Während diese Macht sich das Ziel gesteckt, ihre Gewalt zu vermehren und ihre Gränzen zu erweitern, habe Frankreich nur daran zu denken, in sich selber zu erstarken und sich die Thore nach den benachbarten Ländern offen zu halten, um diese gegen die spanische Tyrannei zu schützen. Vor Allem sei die sich bietende Gelegenheit in Italien zu ergreifen und Casale auf's schleunigste zu entsetzen."

Der König, kein politischer Kopf, hatte doch das Herz eines Soldaten; er liebte den Krieg und brannte vor Begierde, auf dem Schlachtfelde die Lorbeeren zu pflücken, die ihm in der Regierung seiner Staaten nicht blühen wollten. Der Kardinal drang durch. An der Spitze von 30,000 Mann setzte sich der König (Mitte Februar 1629) nach den Alpen in Bewegung. Richelieu, die dreifache Rolle eines Oberintendanten, eines Proviantmeisters und eines Generalissimus in sich vereinigend, sorgte mit rastloser Thätigkeit und mit allumfassendem Scharfblick für Alles, entwarf die Pläne und leitete alle Arbeiten. Auf der Straße über den Genèvre rückt der König an der Spitze von 30,000 Mann an die Gränze, dringt, als die gütlichen Vorschläge von Seiten des Herzogs von Savoyen zu keinem Ergebniß führen, stürmend durch den mit einer dreifachen Barrikade verlegten Paß von Susa. Stadt und Feste Susa öffnen ihm ihre Thore, und fünf Tage nach diesem raschen Siege werden die durch den Sturm abgebrochenen Unterhandlungen mit Savoyen wieder aufgenommen. In dem endlich geschlossenen Traktat machte sich der Herzog anheischig, der französischen Armee den Durchzug zu gestatten und Casale auf Kosten des Königs wieder zu verproviantiren. Dagegen versprach der König im Namen des Herzogs von Mantua dem Herzog von Savoyen, als Entschädigung für dessen Ansprüche auf das Montferrat, die Stadt Trino nebst einer Rente von 15,000 Goldstücken. Susa, Stadt und Citadelle, verbluteten als Unterpfand des Traktats in den Händen der Franzosen. Der spanische General, Gonzales v. Cordova, im Gefühl seiner Ohnmacht, den Kampf allein fortzusetzen, erbot sich, das Montferrat vor Ankunft der Franzosen zu räumen, ferner binnen sechs Wochen die Bestätigung des Susaer Vertrags von Seiten seiner Regierung und die Belehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua von Seiten des Kaisers zu erwirken.

Der Plan Richelieu's, zum Widerstand gegen künftige Uebergriffe Spaniens und zur Herstellung einer vollkommenen Ruhe auf der Halbinsel, einen italiänischen Staatenbund zu stiften, verwirklichte sich nur zum Theil; Venedig, Mantua und Savoyen unterzeichneten den Bund; Urban III., obgleich er die Spanier gründlich haßte, nahm dennoch Anstand, beizutreten; auch den Großherzog von Toscana hielt die Furcht zurück, indeß äußerte er, wenn man Ernst machen wollte, die spanische Macht in Italien zu vernichten, so sei er zu einem Einsatz in dieses Spiel erbötig, nur müsse er auch am Gewinn seinen Theil haben.

Ein anderer Gedanke lag nun dem Kardinal sehr am Herzen, und zwar das gelockerte Band zwischen Frankreich und England, das ihm für den Kampf gegen das Haus Oesterreich unumgänglich nothwendig erschien, wieder anzuknüpfen. Karl I. zeigte sich dazu geneigt, und der erneuerte Allianzvertrag kam wirklich zu Stande. Am 24. April 1629 wurde er in Susa unterzeichnet.

Während seines Aufenthalts in Piemont erhielt Ludwig eine Gesandtschaft aus Holland, die ihm die Glückwünsche der Republik zu seinem Siege mit dem Versprechen überbrachte, die Spanier im Norden zu beschäftigen, um sie von jedem Unternehmen gegen Frankreich abzuhalten; nur verlangte sie eine außerordentliche Geldbeisteuer, die ihr der König auch unter der Bedingung bewilligte, ohne seine Zustimmung weder Frieden noch Waffenruhe mit Spanien zu schließen.

Dieser rasche Feldzug in Italien war mithin durch glückliche Ergebnisse gekrönt; Frankreich hatte seine Fahnen jenseit der Alpen mit Ehren entfaltet; Ludwig XIII. trat in Susa, wie früher seine Ahnen Ludwig XII. und Franz I., als Schiedsmann und Rächer Italiens auf, und durch die Versöhnung mit Großbritannien, durch regere Befestigung seines Bundes mit Holland, hatte Frankreich in Europa die Partei der Unabhängigkeit und Freiheit, die Opposition gegen das Habsburgische Haus neu organisirt.

Die Feinde Racine's.*

Es ist dieses Buch, wie wir bereits bemerkten, ein wichtiges Werk für die Literaturgeschichte Frankreichs. Man besaß bisher keine irgend genügende Arbeit über das Leben Racine's, was den Franzosen gewiß nicht zum Ruhme gereicht, wenn man es dem gegenüberstellt, was die Deutschen, freilich auch erst in neuester Zeit, für Goethe, Schiller, Lessing ꝛc., die Engländer für Shakspeare und andere ihrer großen Dichter gethan haben. Theilweise liegt wohl die Schuld mit an Racine selbst, der ein sehr bescheidenes, zurückgezogenes Leben führte und seinen Ruhm vor seiner eigenen Familie geheim hielt — seine Frau wußte gar nicht, welchen großen Dichter sie zum Manne hatte; ebenso scheint er seine Töchter, die gleich aus dem väterlichen Hause in's Kloster traten, vielleicht aus religiösen Bedenken, nicht mit seinen weltlichen Dichtungen bekannt gemacht zu haben. Der gute Racine! — Sein Sohn, der beim Tode des Vaters

* Nach dem in Nr. 113—115 erwähnten Werke: „Les Ennemis de Racine au 17 siècle," von F. Deltour.

erst sieben Jahr alt war, hat ihm das erste Denkmal gesetzt. Louis Racine liebte ebenso sehr wie sein Vater die Zurückgezogenheit und verkaufte seinen Edelmannsposten am Hofe, um in Ruhe seinen Studien leben zu können.

Aus den Erzählungen seiner Mutter und den Erkundigungen, die er von Despréaux und andern Freunden und Bekannten seines Vaters einzog, stellte er Nachrichten (mémoires) über das Leben desselben zusammen. Nach seinen religiösen Grundsätzen hielt er das Theater für etwas Verwerfliches. — Es läßt sich daher erwarten, daß er über das, was den Allermeisten das Wichtigste wäre, leichter hinweggeht, als man wünschen möchte, und daß die kindliche Liebe und Ehrfurcht, welche ihn ziert, hier gerade dem Buche Eintrag thut.

Es fehlt sonst nicht an Winken und Fingerzeigen für das Leben Racine's, aber es ist lückenhaft und zerstreut. Es giebt Nachrichten über seine Anfänge, seine Studien, sein kleines Amt bei der Intendanz des Hôtel de Luynes, seine ersten Verbindungen mit den Schauspielern, seine Auflehnungen gegen seine Lehrer von Port-Royal, sein erstes Auftreten als Schriftsteller, seine Verdrießlichkeiten, Händel &c.; aber Racine im Hause seines Vetters Vitart, Racine im Theater, Racine zu Versailles, Racine mit Port-Royal gespannt und wieder versöhnt, sind noch vier ganz verschiedene Bilder, die man näher studirt und zusammengearbeitet sehen möchte.

Das oben angezeigte Buch nimmt nur einen Theil der Aufgabe vor, es ist, wie man in Frankreich sagt, eine sogenannte „thèse." Ein französischer Beurtheiler der Schrift meint, statt „les Ennemis de Racine," würde der Titel richtiger lauten: „La Critique des critiques de Racine." — Er tadelt, daß der Verfasser sich etwas zu sehr auf die Seite Racine's stelle. Man kann sich leicht denken, daß das Buch von den literarischen Fehden u. s. w. des großen Dramatikers handelt. Es kommen interessante Sachen darin vor, z. B. der große Skandal, den es in Paris machte, als Racine seine „Phädra" aufführen lassen wollte und Pradon, wahrscheinlich auf Anstiften der Herzogin von Bouillon, in drei Monaten eine Gegen-Phädra anfertigte, die das dem Hôtel de Bourgogne, (Racine's Theater) feindliche Theater de la rue Guénégaud aufführen sollte. Eine ganz gemeine Intrigue. — Mit knapper Noth kam ihr Racine zuvor, da sein Stück den 1. Januar 1766 aufgeführt wurde, Pradon's Phädra aber zwei Tage später. Die Claque war bataillonsweise hierzu organisirt worden. Uebrigens war Landsmannschaft im Spiele, da Pradon von Rouen und also Landsmann von Corneille war, den Racine in Schatten gestellt hatte.

Ganz Paris stand sich hier offen im Felde gegenüber; die Herzogin von Bouillon als Beschützerin Pradon's und der Corneillianer mit einer furchtbaren Claque für Pradon und einer eben so furchtbaren Pfeifer- und Pochermeute gegen Racine — auf der andern Racine und Boileau, die junge Schule, die für sich die Jugend, das Publikum und den König hatte.

Racine war ein Gegner Corneille's. — Schon mit 21 Jahren, als er seine Erstlingstragödie (Amasis) beim Theater eingereicht, schrieb er an seinen Freund, den Abbé Levasseur: „Ich fürchte sehr, daß die Schauspieler heutzutage nur den Gallimathias lieben, wofern er nur von dem „großen Dichter" kommt. Er entthronte ihn in der Folge, trat aber später (nach dem Skandal mit der Phädra), ganz wie Corneille nach seinem „Pertharite," vom Theater zurück, um ganz der Frömmigkeit zu leben. Racine war ein sehr leidenschaftlicher Mann, der seine Gegner nicht schonte, und kam eben deshalb zeitig beim Ueberdrusse an. Uebrigens fiel ihm die Resignation schwer genug, da er, wie aus vielen Fällen hervorgeht, bei allem Edelsinne seines Herzens, des festeren moralischen Muthes ermangelte. Seinem Temperamente nach, war er Franzose durch und durch.

Akademische Erörterungen über den Monotheismus.

Zweiter Artikel.*

Herr Rénan verfolgt seine Untersuchung der Grundunterschiede in den religiösen Anschauungen der Semiten einerseits und der arischen Raçen andererseits. Er weist nun zunächst nach, daß im Buche Job die monotheistische Idee als schaffende Ursache durchaus abgelöst ist von den himmlischen Erscheinungen. Gott befiehlt dem Morgen, läßt die Sterne aufgehen oder versiegelt sie, weiset das Licht und die Finsterniß in ihre gegenseitigen Gränzen. In den arischen Mythen dagegen ist Aurora eine Tochter der Nacht, gebiert vom Helios den Tithonos = Tag — liebt den Kephalos — hat die Prokris = Thau zur Nebenbuhlerin — wird in den Armen des Helios erdrückt. Rig-Veda läßt sie jedes Haus, es sei klein oder groß, besuchen, den Reichthum dahin bringen; sie ist eine unsterbliche Gottheit.

* Vgl. Magazin Nr. 86—88.

Die Sprachen geben diese Gegensätze treu wieder. Fast in jeder Wurzel der arischen Sprachen verbirgt sich ein Gott, während die semitischen Sprachwurzeln allem Mythischen fremd sind. Hat man z. B. die Wurzel div auf ihre Urbedeutung: reiner Himmelsglanz zurückgeführt, so erklären sich von selbst die Sproßformen: dies, divum (sub div) Ζεύς, Jupiter, Diespiter, Dyauschpitar (Sanskrit), Teutates Tou-tad (Celtisch) — teu = Ζεύς. tad = Vater;* kurz alle indogermanischen Wörter, die Tag und Gott bedeuten, wurzeln in div. Eben so enthalten agni (= ignis), der Feuergott, Warunа (der Meergott) ge oder de (Δημητηρ), die Erdgottheit, den Keim der Individualitäten, die, von dem ursprünglich natürlichen Sinn sich entfernend, im Verlauf der Jahrhunderte sich zu Persönlichkeiten entwickelten.

Vergeblich würde man suchen, aus den semitischen Wörtern: or (Licht), samâ (Himmel), ars (Erde), när (Feuer), eine Theologie derselben Ordnung herzuleiten. In dieser Sprachen-Familie halten sich die Wörter streng an die Sachen, sind ungefügig für Mythologie und Metaphysik; das physische Bild verschattet die Abstraction, und groß ist die Verlegenheit des Hebräers, wenn er die einfachsten philosophischen Begriffe bezeichnen will. Die mythologischen und epischen Conceptionen der arischen Völker ließen sich in den semitischen Sprachen nicht ausdrücken. Homer und Hesiod im hebräischen Gewande sind undenkbar. Gedanke und Ausdruck sind bei den Semiten tief monotheistisch, und die fremden Mythen gestalten sich bei ihnen nothwendig zu blos geschichtlichen Erzählungen um. Der Monotheismus ist daher stets mild in seinem Urtheil über die mythologischen Religionen. Da er die ursprüngliche Vergötterung der Naturkräfte — und das war ja die Quelle aller Mythologie — nicht begreift, so siehet er in den mythischen Dichtungen nur eine ausgeschmückte Geschichte, oder das Lebensbild vergötterter Menschen.

Nach diesen Thesen kommt Herr Rénan zum Schluß. Die Geschichte ist das große Kriterium der Raçen. Zuvörderst ist der Begriff Raçe genau zu bestimmen. Anfangs war das Menschengeschlecht in eine Anzahl scharf unterschiedener Familien getheilt, jede mit gewissen Gaben ausgestattet und mit gewissen Mängeln behaftet. Der Punkt des Raçenunterschiedes war überwiegend. Später kamen zu den Raçen Ereignisse von höherem, allgemeinerem Charakter hinzu, als da sind: die auf Belehrung ausgehenden Religionen: Buddhismus, Christenthum, Islam; die Eroberungen Alexanders, Roms, der modernen Völker — es entstanden nun künstliche Gesammtheiten, in welchen die Idee der Raçe, ohne sich ganz zu verwischen, auf einen zweiten Entwurf übertragen wurde. In einigen Ländern gelang es sogar, sie völlig auszumerzen und den gesellschaftlichen Bau, offiziell wenigstens, auf die Gleichheit der Menschen, die man ohne Rücksicht auf ihre Abkunft, als abstrakte Einheiten auffaßte, zu gründen. Daher fällt es dem Franzosen so schwer, die ethnographischen Betrachtungen zu begreifen und ist er so leicht versucht, die auf Raçenunterschiede fußenden, wissenschaftlichen Theorieen für Uebertreibungen und Paradoxen anzusehen. Er vergißt, daß außerhalb des westlichen Europa's diese ethnologische Unterscheidung von höchster Wichtigkeit ist, und daß sie der Schlüssel zu allen geschichtlichen Ereignissen der Vergangenheit in sich birgt.

Ja, die uranfänglichen Impulse dauern auch dann noch fort, wenn die Raçen, von denen sie ausgegangen, verschwunden oder unkenntlich geworden sind. Von vorn herein sind die Raçen physiologische Thatsachen, allmählich aber streben sie historische Thatsachen zu werden, und das Blut geht darin völlig auf. Um die Zeit der französischen Revolution war sicherlich keine Spur des Unterschiedes zwischen Gallo-Römern und Germanen zu erkennen, und dennoch war's der Jahrhundert alte Kampf der beiden Raçen, der sich in den Kampf der Volksklassen und Ideen umgesetzt hatte: die Männer des Fortschritts und der Bewegung forderten die Rechte zurück, deren die gallo-römische Raçe beraubt worden war und die germanische Raçe verfocht Vorrechte, die ihr ursprünglich der Sieg errungen hatte; und doch war das Blut beider Raçen auf's innigste gemischt. In der Türkei ist nur die Grammatik türkisch, denn in den Individuen, den Gesetzen, der Religion ist keine Spur des Volkstypus, dem sie ihren Namen verdanken.

Die Ethnographie und vergleichende Sprachforschung trifft demnach nicht der Vorwurf, daß sie das Blut zu hoch anschlagen und die moralische

* „Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant." Caesar de B. G. VI, 18.

und universelle Seite des Menschen verkennen. Vielmehr betrachten sie die Raçen als Typen, die einmal in die Erscheinung geworfen, sich nimmer verlieren, sondern sich oft in Individuen darstellen, die mit der ursprünglichen Repräsentation des Typus gar keine physische Verwandtschaft haben. Die Raçen schlagen mithin in geistig-sittliche Gießformen um. Der Türke unserer Tage ist als frommer Moslem weit mehr wahrer Semit, als der Israelit, welcher Franzose geworden. Fast ganz Afrika und ein großer Theil Asiens repräsentiren gegenwärtig, Dank dem Islam, den semitischen Geist, obgleich die Vollblut-Semiten nur einen unbedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen. Die Folgen schwerster, moralischer Umwälzungen gingen mitunter aus einer unbeträchtlichen Infusion fremden Blutes hervor. Die indo-europäische Raçe strömte in so kleinen Bächen nach dem Westen, daß sie sich, der Quantität nach, in dem Völker-Meer verloren. Gallier und Spanier wurden von den Barbaren: Franken, Normannen, Gothen germanisirt; das fremde, germanische Element, ein Tropfen im Verhältniß zu dem celto-römischen Blute, reichte demnach hin, die germanische Periode in der Geschichte zu schaffen.

Wir gehen, wie es scheint, einer Zukunft entgegen, in der das Wort Pauli sich verwirklichen wird: „Da giebt es weder Jude noch Heide, weder Grieche noch Barbar;" und das würde ein geistiger Fortschritt sein, denn er strebt nach dem Ziele, die Menschen ihrer irdischen Abkunft vergessen zu machen und sie an die Brüderlichkeit zu mahnen, die aus ihrer gottähnlichen Natur hervorgeht. Allein selbst dann, wenn die Raçen aufhören und nur der Mensch bleibt, der Mensch mit seinen allgemeinen Begabungen und natürlichen Rechten, so wird sich doch die uranfängliche Mannigfaltigkeit erhalten als Grundlage und Erklärung der vorzeitigen Thatsachen, als das Geheimniß der Ideen, Gesetze und Sitten selbst derer, in denen die Erinnerung an ihren Ursprung spurlos erloschen ist.

Italien.

Zur Statistik der Lombardei.

Ueber den Grundbesitz und das Landvolk in der Lombardei ist im Jahre 1857 eine von der „Gesellschaft der Wissenschaften und Künste" in Mailand gekrönte Preisschrift in italiänischer Sprache erschienen, aus welcher wir die nachstehenden statistischen Angaben entlehnen:

I. Die Lombardei enthält einen Flächenraum von 21,417 Kilometer. Davon bestehen fünf Theile (die Hälfte des Ganzen) aus Ebene, ein Theil (1/10) aus Hügelland und vier Theile aus Bergland.

Von der Gesammt-Oberfläche . . . . 2,141,700 Hektaren (1 Hektare = $3_{,91662}$ preußische Morgen) sind:

Nicht besteuert und nicht angebaut . . . . . . 137,000 „
(darunter: 24,000 H. Steppen und Felsen und 18,000 H. Haideland)

Angebaut und besteuert . . . . 2,004,000 „
(darunter: 1,132,700 H. Ackerland).

Die Gesammtfläche verhält sich zu dem kultivirten Theile wie 100 zu 52. Von dem Letzteren kömmt auf jeden Einwohner: $0_{,39}$ Hektare.

II. Die Einwohnerzahl belief sich 1818 auf 2,167,782, 1830 auf 2,380,637, 1837 auf 2,460,079, 1846 auf 2,670,833, 1854 auf 2,835,219.

Die jährliche Bevölkerungs-Zunahme betrug von 1818—1854 nach dem 36jährigen Durchschnitt $0_{,8}$ pCt.

Von der Gesammtbevölkerung waren im Jahre 1854
männlichen Geschlechts 1,434,153,
weiblichen „ 1,401,066,

Von der männlichen Bevölkerung waren Geistliche 9896, Adlige 3409, Beamte 16,272, Grundbesitzer 502,205, Marktbewohner, Kaufleute und Handwerker 167,275.

Hiernach bildete der geistliche Stand 1/3 pCt. und die Adligen 1/8 pCt. der männlichen Bevölkerung. Der ganze Adelstand dagegen bildete 1/3 pCt. der Bevölkerung und vor 20 Jahren beinahe 1/2 pCt., die Zahl der Beamten 1 1/7 pCt. der männlichen Bevölkerung.

Die oben angegebene Zahl der Grundbesitzer, welche nur diejenigen über 18 Jahr umfaßt, bildet ca. 17 pCt. der Gesammtbevölkerung; rechnet man die Frauen und Kinder mit, so umfaßt der Bauernstand die Hälfte der Gesammtbevölkerung.

III. Die Anzahl der Gemeinden beträgt 2109
darunter sind Städte 13
Marktflecken von 14,000—3000 Einwohnern 115
Dörfer 2550

Auf ein Haus kommen durchschnittlich zwei Familien und auf eine Familie 5 1/4 Köpfe.

Die Einwohnerzahl der Städte und Marktflecken bildet 1/3, die ländliche 2/3 der Gesammtbevölkerung.

IV. Der Viehstand betrug im Jahre 1854: Pferde 68,738, Maulthiere 12,054, Esel 15,557, Hornvieh 387,489, Schafvieh 124,498, Ziegen 51,892, Schweine 106,839. Der Gesammtbetrag des Viehes wird auf 155,079,837 österr. Lire geschätzt. (1 österr. Lire = 7 Sgr. oder 20 Kreuzer C. M.).

V. Die Bodenproduction ergab 1854 an Weizen 2,027,287 Hektoliter (100 Hekt. = $181_{,9}$ preuß. Scheffel), Roggen 408,417 Hekt., Gerste 36,372 Hekt., Hafer 512,338 Hekt., Mais 276,730 Hekt., Reis 491,490 Hekt., Gemüse 80,311 Hekt., Obst 105,651 Hekt., Kartoffeln 151,886 Hekt., Kastanien 83,575 Hekt., Wein 170,198 Hekt., Oel von Nuß 10,759 Hekt., von Oliven 3,075 Hekt., von Lein 23,731 Hekt., Cocons 125,455 Hekt., Leinsaat 62,024 Hekt., Hanfsaat 11,893 Hekt., Holz, hartes 3,045,065 Hekt., weiches 2,320,155 Hekt., Kohlen 670,724 Hekt., Milch und Butter 187,309 Hekt., Käse 247,754 Hekt., Schafwolle 5449 Hekt.

VI. Ueber den Vermögensstand der Lombardei im Jahre 1854 finden sich folgende Angaben:

Es betrug

1) der approximative Werth der unbeweglichen Güter . . . . 2,424,000,000 österr. Lire,
und zwar pro Hektare . . . . . . 1,875 „ „
2) die Höhe der Hypothekenschuld . . . 601,000,000 „ „
3) der Werth der unbeweglichen Güter nach Abzug der Hypothekenschuld . . 1,823,000,000 „ „
4) die auf Handel und Industrie verwendeten Kapitalien belaufen sich nach Abzug der Arbeitsverdienst-Beträge auf . . . . 381,069,880 „ „

Hiernach stellt sich der Gesammtwerth des unbeweglichen Eigenthums, der Hypothekarforderungen und der Industrie-Kapitalien auf 2,805,069,880 österr. Lire und kömmt danach auf jeden Einwohner eine Kapitalsquote von 989 österr. Lire.

VII. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden die öffentlichen Lasten in der Lombardei auf eine ungleichförmige Art umgelegt. Im Jahre 1718 befahl indeß Kaiser Karl VI. durch die Verordnung vom 7. September die Einrichtung einer Steuerregulirungs-Behörde unter dem Namen Giunta del Censimento. Die ausschließliche Aufgabe derselben war, ein neues allgemeines Kataster abzufassen und die Lage, Ausdehnung und den Werth jedes steuerbaren Objekts für immer festzustellen. Auf dieser Grundlage sollte dann die Vertheilung der Steuern nach Maßgabe des in Scudi berechneten Kapitalwerthes stattfinden. Die darauf bezüglichen Arbeiten verzögerten sich indeß, so daß das neue Kataster erst im Jahre 1760 in Wirksamkeit gesetzt und später auch im Herzogthum Mantua und in den Provinzen Bergamo, Brescia und Veltlin eingeführt wurde.

Vor dem Jahre 1802 wurde 1 Scudo geschätzten Werthes mit 9 Cent. Steuer belastet. Dieser Steuerbetrag wurde damals auf 19 pCt. des reinen Grundertrags angenommen und mit Hinzurechnung von 2 Cent. Gemeindezuschläge auf 23 pCt. — In der Folge stiegen die öffentlichen Abgaben indeß immer mehr. Die Auflagen, welche zu Anfang des Jahres 1859 auf dem Grundbesitz in der Lombardei hafteten, waren folgende:

	Cent.	
1) die gewöhnliche Grundsteuer	17.	7
2) der landesfürstliche Zuschlag von 1851	5.	9
3) die Gemeinde-Umlage	8.	—
4) der Steuerzuschlag fur die Militairleistungen 1848 und 1849	1.	—
5) der Zuschlag für den Landesfond von 1852	1.	—
Totalsumme 34 Cent.		

Diese 34 Cent. nahmen ca. 32pCt. des Grundertrags in Anspruch.

VIII. Der Gesammtbetrag der direkten und indirekten Steuern der Lombardei belief sich auf 80 Mill. Lire. (ca. 18 Mill. Thlr.) Die Lombardei bildete den 30. Theil der Oberfläche Oesterreichs und enthielt 1/14 der Gesammtbevölkerung; sie leistete ein Neuntel der Gesammt-Abgaben und trug 1/6 der Grundsteuer des ganzen Kaiserstaates mit ca. 42,750,000 Lire.

IX. Das lombardisch-venetianische Königreich in seiner Gesammtheit, enthielt nicht weniger als neunundzwanzig Ortschaften mit mehr als zehn

tausend Seelen, und zwar befinden sich darunter Gemeinden, die, ihrer starken Bevölkerung ungeachtet, im Auslande kaum dem Namen nach bekannt sind.* Wir geben die Namen dieser Ortschaften nach der Reihefolge ihrer Bevölkerung, wobei wir in Betreff der Zahlen-Angaben einem Aufsatze in Petermann's „Mittheilungen" folgen:

Mailand	168,596	Como	19,801
Venedig	106,353	Monza	19,668
Padua	53,993	Treviso	17,974
Verona	52,054	Casalmaggiore	15,749
Corpi-Santi	38,057	Viadana	15,500
Bergamo	35,803	Belluno	12,949
Brescia	35,441	Bassano	12,344
Vicenza	34,045	Rovigo	11,917
Cremona	30,375	Adria	11,917
Mantua	29,398	Busto-Arsizio	11,566
Chioggia	26,393	Caverzere	11,187
Pavia	25,852	Legnano	10,795
Gonzaga	24,123	Varese	10,676
Udine	23,692	Este	10,640
Lodi	19,978		

X. Einer von dem k. k. Ministerial-Secretair, Dr. Adolph Ficker in Wien, angestellten Berechnung zufolge, beträgt der durch den Frieden von Villafranca an Sardinien abgetretene Theil der Lombardei 369 Quadratmeilen mit 2,635,907 Einwohnern, während das österreichisch bleibende Venetien mit Einschluß von 23 Quadratmeilen (138,000 Seelen), die von der Lombardei abgetrennt werden, 457 Quadratmeilen mit 2,452,813 Einwohnern umfaßt.

Klein-Asien.

Archäologische Entdeckungen in Klein-Asien.

Im Hofe des British Museum ist jetzt eine Sammlung von griechischen Alterthümern aufgestellt, von welchen namentlich die Bildhauer-Arbeiten an Großartigkeit mit den Ueberresten Ninive's und an Schönheit mit denen des Parthenon wetteifern. Sie wurden zu Anfang dieses Jahres aus Budrum, Kindus, Branchidä, Kalymnos und Rhodus nach England gebracht und sind das Produkt der umfassenden Ausgrabungen und Untersuchungen, die von dem Archäologen Newton in jenen Gegenden vorgenommen wurden.

Unter den Skulpturwerken erregen die des berühmten Mausoleum, sowohl wegen ihres edlen Styls als ihrer historischen Erinnerungen, das meiste Interesse. Die kolossale Statue des Mausolus ist aus 63 Fragmenten wieder zusammengesetzt und scheint nur wenig gelitten zu haben. Von dem Wagen, auf dem sie stand, sind zwei Pferde zum Theil erhalten und zwar in vortrefflichem Zustande, ebenso wie vier Platten des Frieses in Hautrelief, der den äußern Portikus einschloß. Ein Eckkapital, mehrere Stufen der Pyramide, die dem Wagen zur Unterlage dienten, und Tragesteine von andern Theilen des Gebäudes werden die Mittel gewähren, den Plan desselben zu bestimmen; den Charakter seiner Verzierungen aber zeigen zahllose Bruchstücke von Figuren und Friesen.

Die in Kindus zu Tage geförderten Schätze stehen denen von Halikarnaß nur wenig nach. Der merkwürdigste unter ihnen ist ein Löwe, zehn Fuß lang und sechs Fuß hoch, der aus einem einzigen Block weißen Marmors gehauen ist und einst das pyramidenförmige Dach eines dorischen Grabmals auf dem Vorgebirge von Kindus krönte. Der Temenos der Demeter, der Persephone und des Pluto hat verschiedene Bildsäulen der beiden ersteren Gottheiten, mehrere der Persephone gewidmete marmorne Ferkel und eine Menge Fragmente in schönem parischen Marmor aus den besten Zeiten der griechischen Bildhauerkunst geliefert. Außerdem ist eine Statue der Demeter in einem Grabmal gefunden worden, das von den Einwohnern von Kindus ihrem Mitbürger Lykothios errichtet wurde, dessen Namen ihre Dankbarkeit verewigt hat.

Zu den bemerkenswerthesten Resultaten der bei Milet vorgenommenen Excavationen gehören ein Löwe, eine Sphinx und zehn sitzende Statuen, die sich auf der nach dem Tempel des Apollo zu Branchidä führenden Via sacra befanden. Sie zeichnen sich alle durch ihre alterthümlichen, fast ägyptischen Formen aus, und zwei von ihnen sind mit Inschriften in sehr alten griechischen Schriftzügen versehen. Wie man glaubt, datiren sie aus dem Jahre 560 bis 520 vor Chr., in welchem Falle sie zu den ältesten, jetzt vorhandenen Proben griechischer Skulptur gerechnet werden müssen.

Die von Herrn Newton gesammelten Inschriften bieten eine lange und interessante Serie dar, welche die Haupteigenthümlichkeiten der griechischen Paläographie während einer Periode von etwa 800 Jahren, — 520 vor Chr., oder früher, bis wenigstens 300 n. Chr. — erläutern. Eine der zu Budrum entdeckten bezieht sich auf die von Ptolemäus Philadelphus in Halikarnaß erbaute Stoa. Ein anderer Ptolemäer, der achte dieser Dynastie, wird auf einer unweit Branchidä gefundenen Inschrift erwähnt, welche die Uebersendung einer elfenbeinernen Thür als Opfergabe für den Tempel des Apollo berichtet. Von Grabschriften aus der römischen Zeit finden sich zahlreiche Exemplare, darunter eine in elegischen Versen von ziemlicher Länge.

Die der Keramik gewidmete Abtheilung enthält zuvörderst eine reichhaltige Sammlung von Thonvasen aus Rhodus, in dem sogenannten phönicischen Styl, wo Friese, Ungeheuer, Thiere und Blumengewinde, karmoisinroth und schwarz auf milchfarbenem Grunde, die Gegenstände des Gemäldes bilden. Die Formen dieser Sammlung sind äußerst mannigfaltig; namentlich befinden sich darunter große Schüsseln, wie man sie an keinem anderen Orte bemerkt hat. Ihre kräftige Zeichnung und die Frische und der Glanz ihres Kolorits machen sie zu höchst werthvollen Proben der alten Kunst. Ueberdies verleiht ihnen der Umstand ein besonderes Interesse, daß sie auf derselben Stätte entdeckt wurden, wo vermuthlich das alte Kamirus stand, und in denselben Gräbern mit andern Alterthümern, von denen einige ohne Zweifel aus Aegypten stammen, während andere wahrscheinlich Gebilde phönicischer Kunst sind, entstanden in jener Periode, die der Vertreibung der Kaufleute von Sidon und Tyrus aus ihren Stationen an der Ostküste des Mittelländischen Meeres durch die Griechen voranging. Die aus den Gräbern von Rhodus zu Tage geförderten Alterthümer bieten interessante Vergleichungspunkte mit denjenigen dar, die vor einigen Jahren zu Pallidrara, bei Vulci in Etrurien, ausgegraben wurden.

Die Insel Telos hat drei große Vasen aus der letzten Periode griechischer Kunst beigesteuert, die mit den im südlichen Italien aufgefundenen viele Aehnlichkeit haben. Zwei Vasen mit rothen Figuren entdeckte Herr Newton in den Gräbern des östlichen Todtenackers von Halikarnaß, in welchen sich auch einige unedirte Silbermünzen fanden, die den Todten in den Mund gelegt wurden, um ihre Ueberfahrt über den Styx zu bezahlen. In Kindus wurde keine große Vase bemerkt; dagegen lieferte der Temenos der Demeter eine bedeutende Anzahl Lampen von einer schwarzen Masse, die an das Wedgewood-Geschirr erinnern.

Von Terracotta-Arbeiten sind die wichtigsten einige kleine, höchst zierlich geformte Köpfe und Figuren aus der Gegend des Mausoleum und aus dem Temenos der Demeter und Persephone zu Kindus. Die bei dem Mausoleum haben zum Theil vielleicht den bei diesem Werk beschäftigten Bildhauern als Modelle gedient; die große Mehrzahl aber besteht zweifelsohne aus Opfergaben. Eine Menge kleine, aber weniger kunstvoll ausgeführte Figuren wurden gleichfalls in den Gewölben eines Gebäudes der römischen Periode zu Budrum gefunden, und in Kindus einige Tassen und Lampen mit interessanten Gruppen in erhabener Arbeit ausgegraben.

Unter den gröberen Thonarbeiten sind zahlreiche Henkel von Weinkrügen (diotae), so wie eine Auswahl von Abzugsröhren, Dachziegeln und künstlichen Ornamenten von dem Mausoleum und aus Kindus zu erwähnen.

Von den übrigen Alterthümern sind folgende die merkwürdigsten: Eine Alabastervase mit dem Namen des Xerxes in hieroglyphischen und keilförmigen Charaktern, entdeckt am Fuße einer in das Mausoleum hinabführenden Treppe; mehrere Vasen und eine kleine Figur von blauem Porzellan, so wie einige Vasen von undurchsichtigem Glas, nebst einer großen blauen Farbentafel, mit den oben beschriebenen phönicischen Vasen zu Kamirus auf Rhodus gefunden; eine Gruppe in erhabener Arbeit, Eros und Psyche vorstellend, auf dem Henkel einer großen, bronzenen Vase, die angeblich von Telos kömmt; Theile einer alten Flöte, mit knöchernem Mundstück, aus einem Grabmal in Budrum; eine bronzene Trinkschale von ausgezeichnet schöner Form, bei den schon bemerkten Vasen mit rothen Figuren in Budrum gefunden; ein sehr kleiner, aus Elfenbein geschnittener Elephant, von der östlichen Peribolosmauer des Mausoleum.

Von den zu Budrum befindlichen tessellirten Fußböden ist eine Anzahl Mosaik-Figuren und Muster entnommen, die jedoch roh gearbeitet und in schlechtem Zustande sind. Die numismatische Sammlung enthält

* Die Insel Sicilien hat fast vier mal soviel Städte, als Dörfer, und zwar ebenfalls eine außerordentliche Menge größerer Städte.

mehrere seltene oder noch unedirte Münzen, meist von Kupfer, aus Karien und den anliegenden Inseln.

Das von Herrn Newton und seinen Reisegefährten gesammelte schriftliche Material ist, nebst den zur Geschichte ihrer Expedition gehörigen Plänen, Zeichnungen und Photographien, im British Museum niedergelegt und sieht seiner baldigen Veröffentlichung entgegen.

Mannigfaltiges.

— Deutsches Geistesleben in Amerika. Aus Madison (Wisconsin) vom 30. August d. J. schreibt die patriotische Nürnbergerin, deren Briefen die Mittheilungen in der Nummer des „Magazin" vom 9. April 1859 entnommen waren, Folgendes: „Die Nachricht von dem Ableben Alexanders von Humboldt hat auch unter den hiesigen Deutschen große Aufregung und Trauer verursacht. Ja, in der ganzen Union gab sich ein Mitgefühl kund, welches die Yankees in Erstaunen setzte, und welchem sich namentlich diejenigen hingaben, die den großen Mann persönlich oder durch seine Werke kannten. In den größeren Städten wurde, um den edlen Todten zu ehren, eine vielleicht nicht immer geschmackvolle, doch stets patriotische Todtenfeier gehalten, welche unseren Deutschen Ehre macht. In Amerika, wo man auf so billige Weise zu den besten Werken gelangen, wo jeder Handwerker, wenn er Sinn für Bildung hat, die großen Schriftsteller unseres Volks durch Ankauf und Lesung ihrer Werke kennen und schätzen lernen kann,* hat jeder Verein, jede Schule ihre Bibliothek, in jedem parlour findet man einen Büchertisch mit dem Neuesten und Schönsten der Literatur. Ach, wenn in Deutschland, wo die meisten dieser Schätze erzeugt wurden, die Mittel- und niedern Klassen solche Wohlthat und Gelegenheit sich zu bilden besäßen, so stände es anders um die deutsche Nation. Die Meisten fühlen dies, wenn sie herüberkommen, und suchen dem Mangel, soviel in ihren Kräften steht, abzuhelfen. Zur Schillerfeier werden auch schon längst Anstalten getroffen; ein festes Programm ist aber noch nicht zu Stande gekommen. . . . . So eben fand ich in der neuesten Nummer der New-Yorker Staatszeitung einen Artikel mit der Ueberschrift: „Die Einheit Deutschlands," im weitern Verfolg der Lektüre bemerkte ich freilich, daß ein solches Ziel erst angestrebt wird, aber auch dies schon ist etwas Herrliches. Gott gebe seinen Segen dazu! Die Nachricht hat mich, die Sechzigjährige, förmlich verjüngt. Wenn ich die Einheit Deutschlands noch erlebte, dann habe ich keinen Wunsch weiter; dann sterbe ich gern."

— Italiänische Grammatik, von Wiggers. Mit dem Motto: „Die Grammatik soll nicht Formeln dem Gedächtniß darbieten, sondern Gesetze zur Erkenntniß bringen," haben die Herren Julius und Moritz Wiggers eine neue italiänische Sprachlehre herausgegeben, deren wissenschaftlicher Standpunkt eben durch dieses Motto angezeigt ist.** Dergleichen Grammatiken sind allerdings nicht für die Menge, nicht für die italiänisch singenden, deutschen Damen, und nicht für die Signori Toscani oder Romani, die in unseren vielsprachig gebildeten Hauptstädten vergeblich so gute Geschäfte zu machen wünschen, als die Herren Professeurs français. Gleichwohl giebt es in Deutschland noch genug Verehrer der Sprache Dante's Petrarca's, die, gleich den Verfassern dieses Buches, von der Ansicht ausgehen, „daß die Sprache nichts Willkürliches oder Zufälliges ist, sondern aus der Eigenthümlichkeit und Geschichte eines Volkes als ein lebendiger Organismus sich entwickelt, und daß die Beschreibung dieses Organismus und die Darstellung der Gesetze, nach welchen sein Leben sich regelt, die Aufgabe des Grammatikers ist." Dieser Aufgabe gemäß, schreitet die vorliegende Sprache organisch von der Lehre des Elementaren und der Formen zur Satzlehre, und zwar in einer so umfassenden Weise, daß der Schüler zugleich mit der italiänischen die Gesetze der allgemeinen Grammatik überhaupt kennen lernt. Statt der mechanischen, zusammenhängenden Uebungsstücke, durch welche in anderen Grammatiken diese Lehren erläutert werden, sind hier überall Belegstellen aus den besten italiänischen Schriftstellern beigefügt, die dem Schüler mit der Kenntniß des klassischen Ausdrucks zugleich eine Vorübung für das Verständniß der schwierigern Autoren verschaffen. Besonders aber auch für das Verständniß der Dichter haben die Verfasser durch einen „Abriß der italiänischen Metrik" gesorgt, die in anderen Grammatiken gar nicht beachtet zu sein pflegt.

* Beispielsweise führt die Schreiberin einen jungen Sattler an, der bei ihrem Bruder Musik lerne und bereits Goethe's wie Schillers Werke, Humboldt's Kosmos und Ansichten der Natur u. a. m. besitze.

** Grammatik der italiänischen Sprache. Nebst einem Abrisse der italiänischen Metrik. Von Julius Wiggers und Moritz Wiggers. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1859.

— „Die Kirche der Väter. Bilder aus dem Leben und den Schriften der Väter des vierten und fünften Jahrhunderts von J. H. Newman."* Die Schrift (256 S.) gehört zu der Sammlung von Uebersetzungen aus der katholischen Literatur Englands, die bei Bachem in Köln herauskommt und von uns mehrfach erwähnt worden ist. Es ist ein ansprechendes Buch, welches Leser aus allen christlichen Confessionen finden dürfte, da es in der That nichts enthält, was in irgend einer Weise verletzen könnte. Die darin auftretenden Charaktere sind Basilius, der Stifter des ältesten Mönchsordens, welcher in der griechischen Kirche noch heut als der einzige fortbesteht, Gregor von Nazianz, Apollinaris, der Stifter einer doketischen Sekte, der ägyptische Anachoret Antonius, Athanasius, Augustinus und Martinus, der Apostel Frankreichs. — Wie einerseits der abergläubige Legenden-Ton, so ist andererseits die Trockenheit der Kirchengeschichte vermieden, und selbst der profane Leser, der nur eine eigenthümliche geschichtliche Erscheinung studirt, wird seine Rechnung finden. Die geistige Einheit bildet größtentheils der Kampf gegen den Arianismus, und man wird sich aus den mit Kritik und Geschmack gegebenen Darstellungen leicht überzeugen, daß es sich hier allerdings um eine Lebensfrage des Christenthums, und nicht blos um theologische Kunstworte handelte. Der Verfasser ist ohne Zweifel ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens, und manche Parallelen sind überraschend glücklich, z. B. zwischen Augustinus und Lord Byron. Die sehr lesbare Uebersetzung ist von Dr. Joh. Kayser.

— Rußland als Weltreich. Durch Besitznahme der am japanischen Meere gelegenen Küstenstrecke der Mandschurei hat Rußland seinen Erwerbungen am Amur eine wahrhafte Weltbedeutung verliehen, denn es ist jetzt dem chinesischen und indischen Meere so nahe gekommen, daß es besser als irgend eine andere große Macht, den Handel mit Japan und den Lu-tschu-Inseln, mit den Marianen, Karolinen und den Philippinen und selbst mit den Sunda-Inseln zu beherrschen vermag. Die Meere von Kamtschatka und von Ochotzk, auf welche sich bisher seine Küstenverbindungen mit dem großen Weltmeere beschränkten, sind während eines großen Theils des Jahres durch das Eis geschlossen; von der mandschurischen Küste aus, die im Süden bis Corea reicht, vermögen die russischen Schiffe jedoch zu allen Jahreszeiten mit Australien und Amerika in direkte Verbindung sich zu setzen. Erst jetzt ist Rußland ein wahres Weltreich geworden, das nicht blos in hyperboräischen Ländern, sondern auch in kulturfähigen, südlichen Klimaten seine Herrschaft über Europa, Asien und Afrika ausdehnt. Ungehindert durch die Meerengen des Oeresund, Gibraltar's und der Dardanellen, wird die russische Schifffahrt dort ihre Flagge entwickeln und dem Handel seines Festlandes neue Reichthümer zuführen können. Allerdings dürfte es ihm vorläufig an Seeleuten und Kapitalien fehlen, um so umfassenden Welthandels-Anknüpfungen zu entsprechen; wenn es sich jedoch zu diesem Behufe mit einem befreundeten Staate, z. B. mit Preußen verbände, so würden deutsche Intelligenz mit russischer Capacität im Verein sehr leicht die außerordentlichsten Erfolge für Handel und Industrie erzielen.

— Ein Schreiben Victor Emanuel's an seine Tochter. In den „historischen Bildnissen" welche der geistreiche französische Gelehrte, Hippolyt Castille, herausgiebt, findet sich in dem Bändchen, das als Nr. 14 unter dem Titel: „Victor Emanuel II."** in diesen Tagen erschienen ist, ein eigenhändiges Schreiben dieses Königs abgedruckt. Es ist ein Brief an seine mit dem Prinzen Napoleon vermählte Tochter in Paris, wovon wir folgende Uebersetzung geben:

„Liebe Clotilde!

Ich danke Dir für Deinen Brief, der mich erst nach drei Tagen gefunden hat und den man mir bald da- bald dorthin nachschickte, wo man mich gerade vermuthete, worüber ich einigermaßen ungehalten war. Ich bin sehr zufrieden, Dich wohl zu wissen und über alle die mir gegebenen Nachrichten. Gott möge Dich segnen, das ist das heißeste Verlangen und der Wunsch meines Herzens; thue stets Deine Pflicht, und sorge, daß Du Dich Deiner neuen Familie und Deinem neuen Vaterlande würdig machst; erinnere Dich daran, daß die Frauen unseres Hauses dies stets gethan haben. Ich habe noch zwei Tage lang Fieber gehabt, doch ist es ohne Aderlaß vorübergegangen. Ich habe in diesen letzten Tagen stets gearbeitet, um das Gesetz über die fünfzig Millionen vorzubereiten, welches gestern mit ungeheurer Mehrheit durchging. Du mußt Deinem Napoleon sagen, daß die Rede des Kaisers hier sehr gefallen hat, und daß Alles

* Köln, Bachem, 1859.

** Paris, G. Dentu.

vollkommen ruhig ist. Grüße den Kaiser, die Kaiserin und Deinem Napoleon von mir, und danke dem Schwiegervater (Prinz Jérome) für den Brief, den er mir geschrieben. Schreibe mir sobald Du kannst. Mit vielen Küssen

Dein Dich liebender Vater
Vittorio."

Turin den 10.*

— Das italiänische Volk, nach Theod. Mundt. Theod. Mundt in seinem vielfach anziehenden und anregenden Buche: „Rom und Pius IX."** bestätigt die auch von O. Speyer in seinen „Bildern italiänischen Lebens" ausgesprochene Ansicht, daß die Italiäner ihre Unfähigkeit, ein freies und großes Volk zu werden, vielfach dargethan haben. Mundt sagt geradezu (S. 189 seines Buches), daß es dort „kein Volk, sondern nur noch Gesindel und Karrikaturen aller Stände" giebt, und er meint, daß „das italiänische Volk, das kaum jemals in organischen Nationalzuständen existirte oder sich für dieselben fähig erwies, jetzt vollständig alle Eigenschaften verloren habe, durch die es zu einem eigenthümlichen und in sich geschlossenen Volksdasein berechtigt sein könnte.... Italien, (fügt er hinzu) würde vorzugsweise der Staat der Räuber und Gauner werden, wenn man es seiner angestammten Bevölkerung überließe, sich ganz und gar nach seinen Neigungen und Trieben darin einzurichten."*** Daher glaubten auch die Männer der italiänischen Revolution, z. B. Graf Mamiani in Rom, „einer der volksthümlichsten Männer Italiens und ein Liebling der Massen" (S. 246), damit anfangen zu müssen, „erst ein Volk zu machen," namentlich „auf der Grundlage der Volksbildung." Im Uebrigen gingen auch die Grundsätze Mamiani's, die er selbst in seinen philosophischen und politischen Schriften: „Dialoghi di Scienza prima" (1846) und „Del papato" (1851), aussprach, dahin, die Massen des italiänischen Volkes wirksam zu einigen und daraus die Wiedergeburt Italiens auf volksthümlicher und nationaler Grundlage zu erschaffen." Ueber die Mittel und Wege, ein neues und einheitliches Italien zu schaffen und die Nation selbst zu einigen, gingen freilich die Ansichten der Patrioten selbst gar sehr auseinander; aber wohl eine jede dieser Ansichten, wobei von gewissen trügerischen Voraussetzungen ausgegangen werden mußte, beruhte auf einer Täuschung. Der gewaltigste Irrthum war aber jedenfalls der, in den Mazzini gerathen war, „auf der Grundlage der Revolution das italiänische Volk erzeugen zu wollen." Mit Recht bemerkt Mundt (S. 169), daß die Revolution „nie wie Phidias gearbeitet habe, sondern das Thier behauptet in ihr leicht von vorn herein das Uebergewicht gegen den Menschen, und das Heroische verliert in dem Maaße an Größe und Bedeutung, als das Bestialische die ganze Gruppe zu beherrschen anfängt."

— Französische Hofgeschichten.† Herr George Hesekiel in Berlin, der schon in seinen Roman „Drei Jahre" (Berlin 1857) sein Interesse für französische Zustände, namentlich des ancien régime, kund gegeben, bringt unter obigem Titel jetzt ein Bändchen Novellen vor das belletristische Publikum. Bei der Vorliebe des Verfassers für aristokratisches Wesen, insbesondere seinem hohen Begriff von der Bedeutung des Adels in der Monarchie, ließ sich erwarten, daß er seinen Gegenstand auch mit Liebe behandeln würde, und wir können nicht leugnen, daß diese novellistischen Skizzen einen derartigen Eindruck machen. Mit großer, allerdings nicht ohne Anmuth, doch zuweilen etwas zu sinnlich erregter Lebhaftigkeit schildert Herr Hesekiel in der Geschichte vom „Rehbock des Königs" einzelne Momente aus dem Hofleben Ludwig's XIV. Das Gemisch von starrem Hochmuth, knechtischer Devotion und in feiner Form versteckter Ausschweifung, welches seit der Mitte des 17. Jahrhunderts den guten Ton der grande noblesse charakterisirte, hat unser Novellist, vielleicht sogar wider seinen Willen, anschaulich genug gezeichnet. Gelungen scheinen uns namentlich zwei Bilder: „Die Geliebte des Königs" (Frau von Montespan) und „Ein großes Lever in Versailles." Wenn dagegen in dem Kapitel „Märchen-Vertraulichkeiten" zwei blutjunge Kloster-Pensionärinnen, von beiläufig dreizehn und vierzehn Jahren, sich ihre Ahnenreihen und Wappenzeichen genealogisch-heraldisch entwickeln, so sieht das doch nicht eben natürlich aus, sondern schmeckt nach Tendenz. Jenes halbjungfräuliche Alter hat wenig Sinn für das Kastenmäßige, empört sich vielmehr gern wider Rang und Etiquette. — Die zweite Novelle, „Ein Verehrer der Pompadour" betitelt, ist mit mehr Ernst als die vorige geschrieben und steht ihr an künstlerischer Technik nicht nach. Sie enthält die Liebes- und Leidensgeschichte des Marquis Latude, der als Jüngling das Unglück hatte, sich in die Marquise von Pompadour zu verlieben, es ziemlich plump anfing, sich ihr zu nähern und für seine Dreistigkeit ein Menschenalter in der Bastille verbüßen mußte. Wenn Herr Hesekiel das ancien régime nicht blos von der rosigen Seite zeigen wollte, so ist die zweite Novelle eine nothwendige Ergänzung des Inhalts der ersten, und es gebührt dem Verfasser die Anerkennung, in seiner Weise zur Kenntniß des alten Frankreichs und seiner Sünden, welche die Revolution hervorriefen, etwas beigetragen zu haben.

— Griechische Quell- und Brunnen-Inschriften. Ueber diesen anziehenden Theil der griechischen Epigraphik schrieb Ernst Curtius in Göttingen, zur Feier der hundertjährigen Wirksamkeit der bayerischen Akademie der Wissenschaften am 28. März 1859, eine Abhandlung, die auch im Druck erschienen ist.* Sie kommt dem Interesse entgegen, welches in Folge des in Griechenland und in den Ländern des Orients mit griechischer Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten zu Tage geförderten Inschriften-Schatzes in besonderem Grade unter den Hellenisten und Archäologen, nicht blos denen Deutschlands und Frankreichs, sondern auch Rußlands erwacht ist, wie Letzteres z. B. aus den „Mélanges Gréco-Romains tirés du bulletin historico-philologique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg (II T. 1859) hervorgeht. — Professor Curtius stellt in seiner Abhandlung manche neue Gesichtspunkte für seinen Gegenstand auf, und er durchdringt dabei mit Takt, Geist und tiefer Kenntniß des griechischen, wie des römischen Alterthums die einzelnen Seiten und Richtungen des öffentlichen Lebens der Alten, namentlich der Griechen, insoweit es nämlich um die den Quellen und dem fließenden Wasser überhaupt zugewendete religiöse Beachtung und Verehrung sich handelt. Bei dem warmen Naturgefühle und der scharfen Naturbeobachtung, die die Griechen für die Quellen ihres Landes zeigten, erklärt sich auch um so mehr die mannigfaltige Ausstattung derselben mit Denkmälern und Inschriften, wovon wir durch Schriftsteller, so wie durch das Vorhandensein dieser selbst, Kunde haben. Alle diese Verhältnisse und Beziehungen werden durch die kenntnißreiche und geschmackvolle Behandlung des Verfassers in das gehörige Licht gesetzt und durch entsprechende Beispiele nach gewissen Kategorien erläutert, welche Alles in's Auge fassen, was irgendwie auf Quellen und Wasser Bezug hat und ebenso deren heiligen Charakter, als die religiöse Verehrung der Menschen, für sie bezeichnet und ausdrückt. Dem Verf. kam unleugbar auch der Umstand zu statten, daß er das heutige Griechenland aus unmittelbarer Anschauung kennt, und er hat daher auch auf einzelne, den Neugriechen in Ansehung der Quellen und Flüsse ihres Landes eigenthümliche Anschauungen und diesfallsige Ausdrucksweisen und Beziehungen mit Recht Rücksicht genommen. Er hätte es, besonders mit Hinsicht auf die in Griechenland so häufigen Ortsbenennungen: *Κρυοβρύσις* (die kalte Quelle), so wie auf den durch ganz Griechenland gehenden Glauben an die Neräiden (Quell- und Brunnen-Nymphen, Elfen), die auch „die guten Frauen" heißen, noch in weiterem Umfange thun können.

— Die Befreiung Griechenlands. Wie ungünstig man auch jetzt mancher Orten über die Befreiung Griechenlands aus den verschiedensten Gründen denken und urtheilen mag, und wie sehr auch wahre Freunde Griechenlands über manche getäuschte Hoffnung und über verkümmerte Früchte am Baume der griechischen Freiheit, mehr in Folge störender Einflüsse von Außen als innerer Ursachen, zu klagen haben; die Thaten des Volks selbst, aus denen jener Baum hervorgewachsen ist, gehören mit allem dem, was dazu beigetragen hat, die Befreiung Griechenlands zu begründen, der Geschichte an, und auch das, was irgend von jenen Thaten und von den Begebenheiten, welche mit der Befreiung Griechenlands in innerer Verbindung stehen, die bildende Kunst zu verewigen gesucht und gewußt hat, wird der unbefangene Kunstsinn festzuhalten und er wird der Bildungen selbst sich zu erfreuen bemüht sein. Diesem Kunstsinn bietet gegenwärtig ein durch Vermittelung der Lithographie mit trefflicher Charakteristik und technischer Reinheit und Schärfe dargestelltes Kunstwerk sich dar, welches unter dem Titel: „Befreiung Griechenlands in XXXIX Bildern entworfen von Peter Heß. Auf Befehl Sr. Majestät Ludwigs I. Königs von Bayern. Lithographirt von H. Kohler und Atzinger,"** und mit der Widmung an König Otto von

* Der Monat fehlt in dem Autograph; nach dem Inhalte des Schreibens zu schließen, ist hier „April 1859" zu ergänzen. D. R.

** Berlin, O. Janke. 1859.

*** Andere deutsche Beobachter des italiänischen Lebens, wie namentlich unser Mitarbeiter, Herr J. F. Neigebaur, der in jedem Jahre mehrere Monate in Italien lebt, sind nicht dieser Ansicht. Letzterer vindizirt den Italiänern vielmehr manche Vorzüge, die weder Deutsche noch Franzosen oder Engländer haben sollen. D. R.

† Französische Hofgeschichten. Von George Hesekiel. Berlin, Rudolph Wagner, 1859.

* Göttingen, 1859.

** Eigenthum und Verlag von Kohler & Comp. in München.

Griechenland, kürzlich erschienen ist. Jedes der neununddreißig Bilder enthält eine kurze Angabe des Gegenstandes der Darstellung in griechischer, deutscher, französischer und englischer Sprache, und ein besonderes Blatt giebt in derselben Weise über die einzelnen Gegenstände noch weitere Auskunft. Die „Befreiung Griechenlands" beginnt auch hier mit Rigas und endigt mit der Landung König Otto's in Nauplia am 6. Febr. 1833. Die auf den übrigen siebenunddreißig Bildern zum Theil dargestellten Großthaten der Griechen mögen dem Gedächtnisse vieler Zeitgenossen entschwunden sein, und es ist gut, wenn eine geschichtliche Kunst sie wieder auffrischt. . K.

— Persische Manuskripte. Die Bodleyan Library in Oxford hat neulich einen Zuwachs durch eine ebenso reichhaltige als werthvolle Sammlung an poetischen Manuskripten erhalten, die ihr von Herrn John B. Elliott, einem ehemaligen Civilbeamten der Ostindischen Compagnie, verehrt wurde. Die Manuskripte, deren Zahl mehr als tausend beträgt und die zum Theil aus der Bibliothek des berühmten Orientalisten Sir Gore Ouseley stammen, befinden sich alle im unversehrtesten Zustande und sind nicht weniger ausgezeichnet durch ihre kalligraphische Schönheit, als durch ihren literarischen Werth. Zu den merkwürdigsten derselben gehören: Rauzat ul tahirèn, eine höchst seltene Geschichte von Indien; Ayén-i Akbari, die Institute Akbar's, zwei vollständige Exemplare; Dakai ul schnorá, ein biographisches Dichter-Lexikon, bisher unbekannt; kulliyál-i Altár, die gesammelten poetischen Werke Altár's, von denen sonst kein vollständiges Exemplar vorhanden ist; Tárikh-i Muhammed Schàh, Rajàu's Annalen Muhammed Schah's, die zuverlässigste Geschichte dieser Monarchie; Majmú ul nafóis, Memoiren der Dichter, mit vielen historischen Details; Majális ul múminin, eine werthvolle Geschichte der Schia-Sekte; Nafáis ul forúm, eine Encyklopädie; Tárikh-i hukuma, Geschichte der Philosophen, von der es in Europa nur einige Exemplare giebt; Diwáu-i Saif Isfaranji, eine alte und seltene Gedichtsammlung; Tárikh-i Samarkand, Geschichte von Samarkand; Masiri Sultomya, Genealogie der Fürstengeschlechter des muhamedanischen Indiens; Hafe Iklim, ein richtiges historisch-biographisches Werk; Tárikh-i Herat, Annalen von Herat u. s. w. Außerdem enthält die Bibliotheca Elliottana einige schöne Exemplare des berühmten Heldengedichts Schàh Nàme, mehrere seltene persische Wörterbücher und eine Sanskrit-Grammatik in persischer Sprache, so wie viele persische Uebersetzungen aus dem Sanskrit.

— Das deutsche Gymnasium in Triest. Triest, diese italiänische Stadt des deutschen Bundesgebiets, die, obwohl dort zahlreiche deutsche Banquiers, Kaufleute, Buchhändler und andere scheinbar gebildete Leute deutscher Zunge angesiedelt sind, einen merkwürdigen Mangel hat an Sinn für deutsche Kultur und Sitte, ist in unseren Schilderungen der „deutsch-adriatischen Eisenbahn,"* sowie in unserer kleinen Schrift: „Deutschland, Oesterreich und Italien"** hinlänglich charakterisirt.

Während wir von den Deutschen in Rußland, namentlich in Moskau und St. Petersburg, und von den Deutschen in Nordamerika hören, mit welcher Begeisterung sie sich zu der nahe bevorstehenden Schiller-Säkularfeier rüsten, geht uns aus Triest die Nachricht zu, daß die einzige dort bestehende Pflanzschule deutscher Gesittung und Wissenschaft, das deutsche Gymnasium, auf den Antrag vieler notabeln Bürger dieser Stadt, italisirt werden wird, da der meistens aus Italiänern bestehende Magistrat von Triest, dessen Verhandlungen und Bekanntmachungen nur in italiänischer Sprache stattfinden, einem solchen Antrage natürlich nicht entgegen ist. Als wir, bei unserer Anwesenheit in Triest nicht umhin konnten, unsern Schmerz zu erkennen zu geben über den Mangel aller deutschen Gesinnung und alles deutschen Patriotismus unter der einen ansehnlichen Theil der Einwohnerschaft bildenden deutschen Bevölkerung einer, der besonderen Gunst der kaiserlichen Regierung sich erfreuenden, deutschen Stadt, machte man uns auf die Vortheile und Auszeichnungen aufmerksam, die es für die Triestiner zur Folge habe, wenn sie sich nicht als Deutsche, sondern als Italiäner gerirten, da die Deutschen in Oesterreich, obwohl den Slaven als überlegen, doch den Italiänern als gesellschaftlich untergeordnet angesehen werden. Also das ist die Frucht der deutschen Kultur, die Oesterreich angeblich nach dem Osten trägt, daß große Städte, wie Triest, Prag, Pest, wo Tausende von Deutschen wohnen, ohne welche man dort von Bürgerfleiß, Handel, Kunst und Gewerbe kaum etwas wissen würde, daß ganze Landschaften, wie das sogenannte Wälsch-Tirol, Deutsch-Friaul, Krain &c. mit aller Gewalt sich lossagen von deutscher Gesittung, Bildung und Wissenschaft! Wäre es nicht für das deutsche Ministerium in Wien, an dessen Spitze Graf Rechberg steht, viel angemessener, darauf zu sehen, daß die eigenen deutschen Provinzen deutsch bleiben, als eifersüchtig darauf hinzublicken, daß man in anderen deutschen Ländern von den preußischen Waffen und der preußischen Staatskunst einen größeren Schutz deutscher Nationalität und Ehre erwartet, als von den Waffen und der Politik Oesterreichs? Ja, vor Allem ist es nothwendig, daß der Kaiserstaat seine deutschen Bewohner auf ein gleiches Kultur- und Bildungs-Niveau mit anderen deutschen Ländern erhebe, damit das in Triest, Friaul, Istrien, Illyrien und Tirol eingedrungene italiänische Element nicht immer mehr um sich greife — was eben nur möglich ist, wenn es an nationaler Kraft und individueller Bildung dem deutschen überlegen scheint.

— Schillerfeier in Warschau. Ganz besonders erfreulich ist die Theilnahme, die auch unsere polnischen Nachbarn für Schiller's Säkularfeier an den Tagen legen. Die „Breslauer Zeitung" meldet in dieser Hinsicht: „Das Comité für die Schillerfeier hat sich nunmehr definitiv konstituirt und wählte zu seinem Vorsitzenden den Wirklichen Staatsrath v. Kruse, Präsidenten des evangelischen Konsistoriums, und den Staatsrath Baron von Stender, Präsidenten der Examinations-Kommission. Dieses Comité hat unter Bekanntmachung seines vorläufigen Programms das Publikum zur Theilnahme an diesem Feste aufgefordert. Nicht unerwähnt können wir hierbei lassen, daß auch die polnischen Blätter in ehrenvollster Weise dieser seltenen Feier Erwähnung gethan haben, und namentlich hat sich die „Gazeta Warszawska" durch einen sehr warm gefühlten Aufsatz ausgezeichnet. Die vierte Nummer des provisorischen Programms bildet eine polnische Rede über den Einfluß Schiller's auf die polnische Literatur, welche den berühmten polnischen Dichter und Schriftsteller Korzeniowski zum Verfasser hat. Die Betheiligung des polnischen Publikums an diesem, im Grunde rein deutschen Feste wird voraussichtlich nicht unbedeutend sein."

* „Magazin" von 1859 Nr. 1—11.
** Leipzig. Veit & Co., 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Neumann, Unter d. Linden Nr. 26, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 134-136. Donnerstag, den 10. November 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:



Es war im Laufe des siebenjährigen Krieges. Die Schlacht von Kunersdorf war geschlagen, Friedrich's Heer war fast vernichtet; ein edler deutscher Dichter hatte für das Vaterland geblutet. Oesterreich triumphirte und seine deutschen Schaaren, verbunden mit den fremden Horden, verwüsteten den deutschen Boden. In dieser finstern Nacht ging Deutschland ein Stern auf: Friedrich Schiller ward geboren!

Hundert ereignißschwere Jahre sind vorübergerauscht. Das deutsche Reich ging seiner Auflösung entgegen, während Friedrich's Monarchie in jugendlicher Kraft emporwuchs. Die Stürme der französischen Revolution zertrümmerten das morsche Gebäude des deutschen Kaiserthums; Preußen ward durch Napoleons Waffenglück gedemüthigt, damit es aus dem Schlummer, in den es Friedrich's Ruhm gewiegt hatte, zu neuem Leben geweckt würde, und wiedergeboren befreite es Deutschland aus den Fesseln des Zwingherrn; doch die Eifersucht der Fürsten und Völker ließ die Deutschen getrennt und geschieden. Das deutsche Volk sprach nicht mit im Rathe der Völker. Deutsche Wissenschaft und Kunst leuchteten den Völkern vor, deutscher Gewerbfleiß und Handel bahnten sich Wege in die entferntesten Welttheile, deutscher Glaube und deutsche Sitte bewährten sich als echt und treu, wie in der Urzeit, als sie Tacitus pries; und doch war der deutsche Name den Fremden ein Spott und den Deutschen selber nicht selten ein Aergerniß.

Es ist anders geworden! Der Deutsche fühlt heute seinen Werth und seine Kraft. Er will nicht mehr ein Werkzeug für fremde Interessen sein; er ist sich seiner Mission bewußt; er erkennt, daß ihm die Aufgabe geworden, im Osten der asiatischen Barbarei und im Westen der romanischen Despotie Schranken zu setzen und im friedlichen Verkehr mit den anderen Völkern seinen Zoll beizutragen zu dem Schatze europäischer Gesittung und Bildung. Er weiß es, daß auf dem Markte des Lebens das, was deutscher Geist und deutsche Hand geschaffen, seinen vollen Preis erhält, und er will diesen Preis sich nicht durch künstliche Hemmungen und Schranken verkümmern lassen. Er fühlt sich mündig und der Vormundschaft in der Führung seiner eigenen Angelegenheiten entwachsen. Er will zu seinen Fürsten stehen als freier Bürger in freiwilligem Gehorsam des Gesetzes. Die Zeiten sind vorüber, wo der Deutsche bewundernd nach anderen Völkern blickte, wo man in fremde Formen den deutschen Geist zu zwängen sich bemühte; aber auch die Zeiten sind nicht mehr, wo man für das Germanenthum Hermann's des Cheruskers oder für das Deutschthum des Mittelalters schwärmte. Was wir in der Fremde oder in der Vergangenheit suchten, das haben wir selbst und besser!

Vor hundert Jahren bestand der preußische Staat, die politische Schöpfung deutschen Geistes, den Kampf mit ganz Europa um seine Fortdauer; vor fünfzig Jahren bereitete er seine Wiedergeburt vor, und heute ist er es, von dem das deutsche Volk das große Werk der nationalen Einigung erwartet. Vor hundert Jahren erlöste ein deutscher Mann, Lessing, den deutschen Geist von den Fesseln der Wälschen; vor fünfzig Jahren trauerte noch das deutsche Volk um seinen Liebling Schiller, der aus einem Dichterkreise, wie ihn die Welt seit Perikles' und Augustus' Zeiten nicht gesehen, geschieden war, und heute begeht es in allen Gauen und Städten und Flecken Deutschlands und überall in der Fremde, wo deutsche Herzen schlagen, die Jubelfeier seiner Geburt.

Ein einziges Gefühl des Dankes und Stolzes beseelt die Millionen Deutschen, und wie einst Homer um der Griechen Stämme und Völkerschaften, so hat Schiller um das zerrissene und getrennte Deutschland ein geistiges Band geschlungen. Ein Volk, das sich geistig eins fühlt, das muß auch, wenn es gilt, im Leben und Wirken der Welt mit einander gehen können. Darum ist es kein Zufall, daß die Jubelfeier Schiller's zusammenfällt mit dem allgemeinen Verlangen nach nationaler Einigung. Die Mahnung des Dichters:

> „Die angebor'nen Bande knüpfe fest,
> An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
> D'rum haltet fest zusammen, fest und ewig,
> Seid einig — einig — einig!“

hat Beherzigung gefunden. Man hat an den Idealen des Dichters sich so lange erwärmt und begeistert, bis die Zeit gekommen, wo man mit männlicher Besonnenheit der Wirklichkeit Rechnung tragend den sicheren Grund zu dem Baue legen will, dem diese Jubelfeier die heiligende Weihe geben möge.

Fragen wir, wodurch Schiller eine solche Macht auf sein Volk übt, wie selbst Goethe nicht, so ist es offenbar seine ideale Auffassung, mit der das deutsche Gemüth besser sympathisirt, als mit der realen Goethe's, die als nothwendiger Gegensatz dem deutschen Geiste den sicheren Boden bewahrt in seinem Fluge nach dem Idealen. Und doch hat es Kunstrichter gegeben, die Schiller's Idealismus die Berechtigung und Wahrheit abgesprochen haben; die Goethe zu erheben meinten, wenn sie Schiller herabsetzten, damit, wie in der Geschichte, so in der Literatur mit dem Rufe: Hie Welf, hie Waiblingen! hie Schiller, hie Goethe! die Parteispaltung verewigt werde. Auch diese Trennung soll ausgeglichen werden, und das ist nur möglich, wenn wir die Leistungen unserer großen Dichter nicht auf der schwankenden Wage ästhetischer Prinzipien, sondern nach der Wirkung abschätzen, die sie auf Mit- und Nachwelt geübt haben; wenn wir sie aus dem Geiste und der Zeit, woraus sie hervorgegangen, zu erfassen versuchen. Dazu dürfte von den zahlreichen Schriften, die die

neueste Zeit über Schiller gebracht hat, keine geeigneter sein, als die von Emil Palleske: „Schillers Leben und Werke.“*

Wir haben über den ersten Band des trefflichen Buches bereits in einer früheren Nummer des „Magazin“** berichtet. Der vorliegende zweite Band umfaßt die Zeit vom April 1785 bis zu dem Tode Schiller's, 9. Mai 1805. Der Verf. schreibt in der Vorrede: „Schiller's Gestalt ist auch der größten Stunde gewachsen. Einige Kritiker wollen es bestreiten. Sie haben aus dem Dichter einen falschen Idealismus, einen Schein- und Schatten-Kultus herausgelesen. Es war die Aufgabe, namentlich des vorliegenden zweiten Bandes, dieser Ansicht entgegenzutreten. Ich mußte eine Verdächtigung hinwegräumen, welche eben so grundlos, als verderblich das deutsche Volk von einem seiner edelsten Führer zu entfernen suchte.“ Gewiß eine würdige Aufgabe! Daß Schiller's Idealismus kein falscher, kein Schein- und Schatten-Kultus gewesen, beweist schon sein Verhältniß zu Goethe. Treffend hat der Verf. die Entstehung dieses Verhältnisses, das immer innigere Anschließen beider großen Geister und die Wechselwirkung auf dieselben auseinandergesetzt. „Das deutsche Volk,“ sagt er, „hat einen wahren Schatz edler Freundschaften zwischen großen Männern aufzuweisen. Es ist, als hätte die Natur durch ein festeres Fasergewebe dieser Art unserer Nation das Mark und die Dauer sichern wollen, welche anderen Nationen ihre staatliche Einheit gewährt. Die Namen Melanchthon und Luther, Blücher und Gneisenau werden ewig verbunden genannt. Aber wir bewundern diese Freundschaften nicht in dem Maße, wie die Freundschaft unserer größten Dichter. Denn die Stärke bedarf der Besonnenheit und die That des Rathes. Wir finden es natürlich, daß die gleichgestimmten Seelen der neuerwachten Dichtung, daß Klopstock und Gieseke, daß Lessing und Kleist zusammenhielten. Wir machen ihnen kein Verdienst daraus. Warum rührt und ergreift uns so mächtig der Bund zwischen Schiller und Goethe? Darum, weil er eine Versöhnung, darum, weil er ebenso eine freie That war, als eine geheimnißvolle Wirkung der waltenden Ideen.“

Von welcher Bedeutung dieser Bund nicht blos für die Dichter, sondern für das deutsche Volk überhaupt gewesen und noch ist, hebt der Verf. besonders hervor: „Welchen bedeutenden Einfluß beide auch auf einander übten, das Alles ist doch nur unbedeutend gegen das noch nie bis dahin gesehene Vorbild, welches sie für alle Zeiten dem deutschen Volke mit ihrem Bunde gegeben haben. Mit Recht meint Gervinus, daß, wenn einmal die Einigung und gegenseitige Anerkennung der Gegensätze, welche in unseren Dichtern zur reinsten Erscheinung kamen, in weitesten Kreisen und größeren Gebieten fortgeschritten ist, auch wir von jener Aussöhnung eine neue Epoche zählen können. Die Reformation hat das geistige Leben der Nation zerrissen und mußte es zerreißen, die Dichtkunst hat es wieder geeinigt. Fragt den Ausländer nach Deutschlands größtem Ruhme, er nennt Euch Schiller und Goethe. Ihr Bund ist der erste schüchterne Umriß einer neuen nationalen Gestaltung. Der Genius des deutschen Volkes war zu edel, um von der Noth abzuwarten, was allein der Macht der Ideen zu geben gebührte, und ehe noch die größten feindlichen Stämme vor den Waffen Frankreichs sich einten, verbrüderten sich die größten, die entgegengesetztesten Dichter. Es war die altgermanische Sitte, die Barden gingen den Heeren voran.“

Ja, nicht blos das Vorbild künftiger Einigung des deutschen Volkes, sondern auch das des ewigen Kampfes menschlicher Geister und ihrer endlichen Versöhnung bietet der Freundschaftsbund beider Dichter. Mit richtiger Selbsterkenntniß hatte Schiller seinen Idealismus dem Realismus Goethe's gegenüber gewürdigt. Der Realist, meint er, erstreckt sein Wissen und Wirken auf Alles, was bedingungsweise existirt, und nie bringt er es weiter, als zu bedingten Erkenntnissen; will er daher in seinem Wissen zu etwas Unbedingtem gelangen, so muß er es auf dem nämlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Seine Moralität liegt in der Summe seines Lebens. Sein Wille fließt zwar nicht aus materialistischen Antrieben, aber doch aus der Natur, freilich aus der Natur als nothwendigem Ganzen. Auf Würde und Größe wird er keinen Anspruch machen können; denn diese ist nur der Preis der Selbständigkeit und Freiheit. Den Idealisten befriedigt im Wissen nicht die einzelne Erkenntniß, sondern philosophische Einsicht; in der moralischen Beurtheilung wird ihm die sittliche That im Einzelnen, weniger die moralische Gleichförmigkeit im Ganzen gehören. Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Zustande bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich an Allem, wovon er Kundschaft hat und wonach er ein Bedürfniß empfindet — was kümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein und es ist Licht in seinem Verstande und Zufriedenheit in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen; er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen, noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist Alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verläugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen Andere. Er ist zwar großmüthig, weil er sich Anderen gegenüber seines Individuums weniger erinnert; aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum ebenso leicht in Anderen übersieht. — „Mit dieser Selbstkenntniß,“ fügt der Verf. hinzu, „und mit der Anschauung dessen, was an ihnen beiden das Endliche war, hatte Schiller den ersten Schritt zur Ueberwindung seiner Schranke bereits gethan. Ein geschichtliches Gesetz sprach er aus vom ewigen Streit des Realismus und Idealismus, der Erfahrung und der Idee, des Bestehenden und des Fortschrittes, ein Gesetz, dessen Entdeckung, wie Gervinus eingesteht, das ganze Gebiet der Geschichte wie eine hochgehobene Fackel durchleuchtet. Beide Dichter wurden die ersten Bürger des neuen Staates, in welchem dieses Gesetz einst als wahres Duldungsedikt anerkannt sein wird.“

In der Beurtheilung der Dichtungen Schiller's, namentlich seiner Tragödien, hat sich der Verf. nicht von abstrakten ästhetischen Prinzipien leiten lassen, sondern er entwickelt uns aus der Seele und der Zeit des Dichters die Tendenzen seiner unsterblichen Schöpfungen mit einer Pietät und Begeisterung für den Dichter, die gewiß auf die Zustimmung aller der Leser rechnen kann, die sich durch noch so scharfsinnige Ausstellungen ihren Schiller nicht wollen verleiden lassen. Wir verweisen auf die glückliche Polemik gegen Tieck in der Auffassung des Wallenstein und auf die geistreiche Würdigung der ganzen Trilogie. Ein aufrichtiges Bravo rufen wir dem Verfasser ferner zu für die gerechte Abfertigung Julian Schmidt's, der dem Dichter der Maria Stuart den Vorwurf macht, daß er der katholischen Königin das Interesse zugewandt, dagegen das nationale und protestantische Element bei Elisabeth habe zurücktreten lassen; es sei eine ungerechte Unparteilichkeit, erkläre sich indessen aus der artistischen Bildung, welche den Schein über das Wesen setze. „Ich glaube gern,“ erwidert der Verf., „daß Julian Schmidt ein so guter dogmatischer und parteiischer Protestant ist, wie Schiller und Goethe niemals waren, aber er ist in Sachen Schiller's ein unglücklicher Kritiker. Schiller war wirklich zu sehr der Wahrheit ergeben, zu groß, um den äußerst feinen und schwierigen Begriff einer ungerechten Unparteilichkeit und gerechten Parteilichkeit in sein sittliches Bewußtsein zu verarbeiten. Es war eine durch und durch ehrliche Natur und seine eigentliche Lebensaufgabe war, nicht den Schein über das Wesen zu setzen, sondern durch den Schein das Wesen darzustellen. Die Tragödie ward ihm recht eigentlich das Mittel dazu. Eine unerbittliche Gerechtigkeit, das zarteste Pflichtgefühl, das strengste Gewissen zeichnet seine Dramen vom ersten bis zum letzten aus. Ich beneide den nicht um seine sittliche Bildung, welcher verlangt, der Dichter solle in der Tragödie eine Vorliebe für ein Bekenntniß auf Kosten der Unparteilichkeit zeigen, und den nicht um seine ästhetische Bildung, welcher verlangt, daß Schiller der Maria Stuart gegenüber die Elisabeth zur tragischen Heldin hätte machen sollen. Shakspeare war nie ein schlechterer Dichter als da, wo er in „Heinrich VI.“ den Franzosen gegenüber den enragirten Engländer spielt; denn man begreift nicht, wie diese Hanswürste von Franzosen mit der lüderlichen Pucelle den Engländern gefährlich werden können. Der Protestantismus hat seine Berechtigung vor dem verfälschten Christenthum; der protestantische Mensch hat keine Berechtigung vor dem katholischen Menschen. Die letzte Aufgabe des Tragikers aber ist nicht, den Protestantismus, sondern den Menschen im Verhältnisse zur höchsten Sittlichkeit darzustellen. Daß Elisabeth den Protestantismus herstellte, war weise daß sie in Uebereinstimmung mit dem Volkswillen regierte, war groß, daß sie die Jungfrau spielte, während alle Welt von ihren Kindern sprach, war lächerlich, daß sie die Maria dem Willen des Parlaments opferte, mag politisch noch so sehr zu rechtfertigen sein, die Art, wie sie es that, war nach den unserem Dichter bekannten Historikern das Betragen einer feigen, ausgelernten Heuchlerin.“ — „Das Drama ist ein Gemälde der Leidenschaft, gespannt in den Rahmen der Geschichte. Seine Charaktere sind so geschichtlich, wie Lessing sie nur gewünscht, seine Zwischenhandlungen nicht freier erfunden, als Lessing sie erlaubt hätte, der historische Hintergrund, das Wesen der

* Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Zweiter Band. Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1859.

** 1858, Nr. 95—96.

schottischen und englischen Antipathie, das Wesen des Katholizismus und Protestantismus ist mit einer erstaunlichen Kunst, beide Bekenntnisse sind mit hoher Gerechtigkeit in ihrer Schranke, in ihrem Adel gezeichnet. Denn Paulet, der treue Pflichtmensch, der Unterthan, und Shrewsbury haben den besseren Geist des Protestantismus empfangen, so wie Melvil, der Unterthan, den besseren Geist des Katholizismus. Es ist ein wahrhaft herrlicher Zug, daß Melvil die Königin Maria absolvirt, und an Paulets Gewissenhaftigkeit der Mordanschlag der protestantischen Elisabeth scheitert. Im Volke sucht Schiller die Wahrheit der Bekenntnisse und das Gewissen; auf den Höhen waltet die Leidenschaft und die Politik, jesuitischer Fanatismus auf der einen, staatskluge Heuchelei auf der anderen Seite."

Einen ähnlichen Vorwurf hat man der „Jungfrau von Orleans" gemacht, einem Stücke, über das Goethe nach der ersten Lektüre das Urtheil gefällt hat: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß!" Man hat behauptet, die Lecture Calderon's und die Tendenzen der romantischen Schule hätten auf dieses Drama einen verderblichen Einfluß geübt; man hat es für eine Treibhauspflanze erklärt, indeß es doch mit allen Wurzeln in der damaligen Zeit und im deutschen Volke ruht, wie ein anderes Stück, mit dessen Plane sich damals Schiller trug, „die Malteser." Lag in dem Plane der „Malteser" die Idee des Tugendbundes, die Herstellung des geistlichen Sinnes aus der Verweltlichung, der Einigkeit aus der Zwietracht durch große Beispiele, so sprach die „Jungfrau von Orleans" dies Eine, was noth that, mit der ganzen Gewalt der Vaterlandsliebe noch eindringlicher aus. Man brauchte nur in den bezüglichen Stellen statt Frankreich Deutschland zu setzen, und Alles paßte. Das aber war eine vielleicht unbewußte Ironie höchster Genialität, daß der Dichter diejenige Nation, welche Schmach und Gewalt verhängte, in ihrer eigenen Schmach zeichnete, daß er aus ihrem Schooße uns die Rächerin beschwor und der geschlossenen Kraft teuflischen Uebermuthes die jungfräuliche Kraft der reinen Volkserhebung, der heiligen Vaterlandsliebe entgegenstellte. Wenn irgend ein Drama, so ist die „Jungfrau von Orleans" ein Selbstbekenntniß des Dichters. Es ist das Mysterium eines gottbegeisterten Idealismus, das wundervolle Bekenntniß eines Glaubens an den Sieg des reinen Geistes, eines Glaubens, welcher von je den Widerstand der stumpfen Welt besiegte. Das Vaterland ist die höchste sittliche Macht in dieser Tragödie. Jede Nation ist zunächst ein natürliches Ganze, sie wird ein moralisches Ganze, wenn sie sich ihrer Einheit bewußt wird. Selbst das Weib wird bei einem rechten Volke von dieser Gluth durchflammt, von dem gemeinsamen Drang, den Feind des mütterlichen Bodens zu vertilgen. Bei allen Völkern von starker Nationalität, im Alterthum bei den Juden und bei fast allen modernen Völkern hat das Weib sich in der höchsten Noth des Vaterlandes zu dem kriegerischen Manne gestellt, den unkriegerischen angefeuert. Solch ein Entschluß ist nur in einer verzweifelten Lage, nur bei einem ungewöhnlichen Charakter möglich. Er stellt sich deshalb als ein Ruf von oben dar, aber er ist, indem der Mensch diesem Rufe folgt, eine so freie That, wie nur irgend eine bewußte That frei genannt werden kann. Es ist ein herrlicher Beweis für die echt nationale und volksthümliche Gesinnung des Dichters, daß er seinen erhabenen Idealismus mit lebendigem Athem beseelte in der Hingebung eines Weibes an ihr Volk und Vaterland. — Man hat in der Berufung des Dichters an das kindliche Volksbewußtsein, das in der Jungfrau die Seherin und in ihrer Sendung ein Wunder erblickt, wieder eine Entfremdung vom Protestantismus und Gott weiß wovon sehen wollen, damit der einmal schablonisirte falsche Idealist aus Schiller herauskomme. Aber wenn der Kern der Handlung so gesund, die Freiheit des Charakters in seinem Schuldbewußtsein so klar entwickelt ist, wie in der Jungfrau, so mag der Dichter alle Geister des Himmels und der Hölle citiren, seine Personen hellsehen, weissagen und Wunder thun lassen, so viel er will; er hat dann zu Allem ein Recht, was er uns im Augenblick glauben machen kann, und hierüber hat vor Allem das Publikum zu entscheiden. Das Publikum aber nahm und nimmt Schiller's Tragödie mit Enthusiasmus auf."

Noch vernehmlicher als in der „Jungfrau von Orleans" sprach Schiller im „Wilhelm Tell" zu seinem Volke. „Es giebt Werke, welche vom Volke gleichsam beim Dichter bestellt werden. Solch ein Werk sind die „Perser" des Aeschylus, solch ein Werk ist der „Tell." Der deutsche Volksgeist wollte ein Bild seiner Erhebung sehen, sein besseres Selbst, seine Noth und Qual, seine Zerfahrenheit und seine Einigung, seine Wehr und seine Rache, seine Hoffnung und seinen Sieg. Der „Tell" ist eine Volkserhebung in ihrem organischen Verlaufe. Eins war dem Dichter klar geworden: die Freiheit ist kein Rock à la française, der ohne Weiteres jedem Volke übergezogen werden kann. Wo sie dem Volke nicht im Charakter liegt, da kommt die Freiheit nicht; wo sie nicht geschichtlich erwächst, da wurzelt sie nicht. Das Beispiel eines solchen Volkes geben die Schweizer. Die Freiheit, wußte der Dichter ferner, wird nicht geschenkt, sondern vom Volke geschaffen. Im Drama der Freiheit mußte das ganze Volk handeln, von vielen Punkten aus die Freiheit weben. Die Einzelnen mußten zeigen, daß sie Männer sind, die Masse, daß ein Wille sie durchflammt. Sollte diese Erhebung mit dem Charakter der Allgemeinwahrheit wirken, so mußte dieses Volk kein eigensinnig beschränktes, hündisch treues, pfaffenverdummtes Tyrolervolk sein. Schiller stellte ein bei aller Einfalt bereits ausgebildetes Gemeinwesen dar, eine monarchische Gewalt, geachtet als höchste Rechtsinstanz, eine brutale Beamtenwirthschaft, einen Adel, getheilt zwischen Hof und Volk, ruhige Bürger in gepflegtem Besitz, Geistliche mit Neigung zum unbedingten Gehorsam, Kaufleute, Fischer, ein geordnetes Handwerk, Hörige, welche der Befreiung harren. Die schlaffen Freibauern werden von den Hirten im Gebirge, wo der Sinn noch frisch und das Herz noch gesund ist, unterschieden."

Welche Bedeutung der „Tell" für die Zeitgenossen hatte, davon zeugte der Jubel, mit dem er bei seinem Erscheinen überall empfangen wurde, und wie das Stück im Volke gewirkt, das beweisen die Thaten des großen Befreiungskampfes. „Mit diesem Drama hatte Schiller sein Volk gegen Napoleon gewaffnet, so weit ein Dichter es waffnen kann. Wenige Jahre nachher stand es auf, Stein entfesselte die Volkskraft und entflammte die Fürsten, Schill und York handelten ohne Rütli-Beschlüsse. Und die ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich? Schon sind sie im Herzen der Völker und schon fühlen gerechte Fürsten, daß nur in ihnen der Wall der Ordnung ruht. Wenn aber einmal Attinghausen's Prophezeihung für Deutschland erfüllt ist, dann wird man auch im Vaterlande Schiller's „Tell" so in Ehren halten, wie man in der Schweiz ihn schon heute ehrt."

Wir haben aus Palleske's Schrift besonders das Verdienst hervorgehoben, das sich Schiller um die nationale Erweckung und Erhebung seines Volkes erworben. Auch er war ein Reformator, wenn schon in einer anderen Richtung als Luther, mit dem er den Geburtstag theilt. Aus seinem Reiche der Dichtung wird ein Reich der Wahrheit hervorgehen; die Saat, die er gestreut, reift langsam, aber sicher der Aernte entgegen. „Wir sehen," sagt unser Verf., „auf der Höhe seines Lebens den Dichter auf's innigste mit dem Volksgeist verbunden und alle Formen desselben mit praktischem Blick erfassen. Solch ein Streben als falschen Idealismus zu verklagen, ist nur eine Kritik fähig, welche, ihrem ganzen Treiben nach, nichts als die letzten Ausläufer des jungen Deutschlands und der romantischen Schule vorstellt. Schiller's Genius wird auch diese Gegner überwinden, und die neue Zeit der politischen und religiösen Entwicklung, welche für Preußen und Deutschland hereinbricht, wird, wenn sie einmal das Höchste erfüllt, nichts anderes erfüllt haben, als die Ideale Lessing's und Schiller's, welche wie jene leuchtende Wolke Tausende von starken Herzen durch die Wüste der Entwürdigung in Literatur und Leben geleitet haben."

M.

Schiller und Körner.

Was dem neuesten Biographen Schiller's, Emil Palleske, einen so großen Vorsprung vor seinen Vorgängern, Hoffmeister, Schwab, Carlyle u. A. verschafft hat, war hauptsächlich auch die Kenntniß und Benutzung des Schiller-Körner'schen Briefwechsels, der erst im Jahre 1847, lange nachdem die Genannten ihre Biographien Schiller's verfaßt hatten, zum erstenmale publizirt wurde.* Mit Recht sagt Dr. M. Veit in seinem, dem vierten Bande der Schiller-Körner'schen Korrespondenz vorgedruckten „Vorwort der Verleger": „Der Briefwechsel giebt neuen und anregenden Aufschluß über so viele dunkle Gebiete der deutschen Geisteswelt, daß es der verschiedenartigsten Organe bedürfen wird, um seinen Goldgehalt auszubeuten und ihn für Geschichte und Philosophie, für Literatur, Poesie und Theater nutzbar zu machen." Ein solches Organ der Nutzbarmachung dieses Schachtes ist Palleske's Buch, dessen zweiter Theil namentlich die Lesewelt auf den Reichthum desselben hinweist, so daß die jetzt von den Verlegern veranstaltete, neue wohlfeile Ausgabe des Schiller-Körner'schen Briefwechsels allgemein als eine willkommene Erscheinung begrüßt werden wird.**

* Auch Johannes Scherr in seinem sehr zu empfehlenden Werke „Schiller und seine Zeit" (Leipzig, Otto Wigand, 1859) hat, ebenso wie Heinrich Düntzer in seinem Kommentar zum Schiller-Goethe'schen Briefwechsel (vergl. unsern heutigen Artikel „Mannigfaltiges") von dem reichen biographischen Material der Schiller-Körner'schen Korrespondenz ausgedehnten Gebrauch gemacht. D. R.

** Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweite, wohlfeile Ausgabe. 4 Bde. (jeder von etwa 400 S.) Leipzig, Veit & Co. 1859. Pr. 2 Thlr.

Mit dem Briefe, den Körner im Juni 1784 im Namen des vierblätterigen Kleeblattes in Leipzig (Minna und Dora Stock, Körner und Huber) an Schiller in Mannheim schrieb, mit den Worten, die der Anlaß wurden, daß Schiller das südliche Deutschland für immer mit dem nördlichen vertauschte, wo seine bis dahin in wilder Gährung befindliche, den Gefahren eines frühen Unterganges ausgesetzte Natur alle begünstigenden Einflüsse zur Entwickelung einer edeln, künstlerischen Reife fand — mit diesen Worten beginnt der Briefwechsel, dessen letztes Datum der 5. Mai 1805 ist. Schiller selbst war von diesem Gruße aus Leipzig, der von den Portraits der ihm bis dahin unbekannt gewesenen vier Freunde und von einer Handarbeit Minna's, der nachmaligen Gattin Körners, begleitet war, so ergriffen, daß er an seine Freundin, Henriette von Wolzogen in Bauerbach, als hätte er das heutige Jubelfest der Nation im Geiste vorhergesehen, schrieb: „Ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zuruf der Welt ... und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke ... daß man vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn mein Staub längst verweht ist — mein Andenken segnet und mir im Grabe noch Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichter-Berufes und versöhne mich mit Gott und meinem harten Verhängnisse."

Und jener erste Brief Körner's war der sinnige Vorläufer, dem ein mehr als zwanzig Jahre dauernder, brieflicher Gedanken-Austausch zwischen den beiden Freunden folgte, wie ihn keine andere Literatur aufzuweisen hat; denn in diesem Briefwechsel zwischen dem schöpferischen Dichter und dem receptiven, kritischen Freunde besitzen wir eine förmliche Geschichte aller poetischen Arbeiten Schiller's während der künstlerischsten Periode seines Lebens. Wir sehen vor unsern Augen die Keime, die Blüthen, die edeln Früchte der lyrischen und der dramatischen Muse unseres Lieblingsdichters sich bilden, sich entfalten und reifen. Wir sehen Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell in ihren ersten Anfängen, in ihrem Werden und Wachsen, wobei der stets maaßvolle, objektive, den Gegenstand beherrschende und doch seine Persönlichkeit immer bescheiden unterordnende Freund dem exaltirten, hin und wieder von seinem Naturell über das Maaß der Wahrheit und Schönheit sich hinreißen lassenden Dichter Fingerzeige giebt, die dieser oft benutzt, oft auch im Bewußtsein seiner poetischen Ueberlegenheit von sich weist. In beiden Fällen aber ist es höchst anziehend, dem Gedanken-Austausche der beiden Freunde zu folgen.

Es war bei der ersten Ausgabe des Briefwechsels abgelehnt worden, denselben mit irgend einer kritischen Einleitung, die auf dasjenige hinwies, was ihn von anderen, bereits früher gedruckten Briefwechseln Schiller's unterscheidet, auszustatten. Der gegenwärtigen Säkular-Ausgabe jedoch haben die Verleger eine von Hermann Marggraff ausgearbeitete Einleitung beigegeben,* die ebenso geeignet ist, auf den großen Werth des Buches, das von Vielen noch gar nicht gekannt wird, als auf einzelne, besonders anziehende Momente dieser aus mehr als tausend Briefen bestehenden Korrespondenz aufmerksam zu machen.

Hermann Marggraff liefert von beiden Freunden eine Charakteristik, die über Schiller sowohl, als über Körner manches Treffende enthält, wie es in dieser Weise noch nicht gesagt worden ist. Wir wollen dieser Charakteristik Einiges über den weniger bekannten der beiden Freunde entnehmen.

„Von Christian Gottfried Körner wußte das deutsche Publikum bis zum Erscheinen dieses Briefwechsels nicht viel mehr, als daß er der Freund und Wohlthäter Schiller's und der Vater des Dichters von „Leier und Schwert," Karl Theodor Körner, war. Von seinen literarischen Arbeiten hatte etwa nur die von ihm verfaßte Lebensskizze Schiller's, die seit 1812 jeder Ausgabe von Schiller's „Sämmtlichen Werken" beigefügt war, seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Erst nach dem Erscheinen seines Briefwechsels mit Schiller erkannten seine Landsleute, von welcher innern Tüchtigkeit dieser Mann war, welchen Schatz von edeln Empfindungen sein Herz, welche reiche Gedankenwelt sein Kopf in sich schloß; man erkannte zugleich, welchen feinen, klaren, präcisen und durchgebildeten Ausdruck er seinen Gedanken zu geben wußte. Tieferblickenden konnte sich die Wahrheit nicht verschließen, daß er durch seine Anregungen und gesellschaftlichen Beziehungen höchst bedeutendes gewirkt, daß er zu Denen gehört, die den deutschen Pedantismus durch Beispiel und Lehre erfolgreich bekämpften und eine freiere Lebensanschauung und eine humanere Gesinnung in Deutschland anbahnen halfen"....

„Körner selbst hat zwar in die deutsche Literatur mehr dadurch eingegriffen, daß er Andere und namentlich seinen Freund Schiller (wie nachmals seinen Sohn Theodor) in jeder Weise förderte und zum Arbeiten und Schaffen ermunterte, als daß er selbst sehr produktiv gewesen wäre, doch verdient auch diese Seite seiner Thätigkeit mehr Beachtung, als sie bisher gefunden hat. Freien Sinnes, wie er war, stellte er den Beruf des Schriftstellers ungemein hoch, und zwar zu einer Zeit, wo die Schriftstellerei unter pedantischen und althergebrachten Vorurtheilen noch mehr zu leiden hatte, als jetzt. So bedenklich war es damals in Kursachsen für einen Beamten, in seinen Mußestunden sich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen, daß Körner, so unverfänglicher Art auch seine literarischen Arbeiten waren, auf's Aengstlichste auf Anonymität hielt, um nicht seiner amtlichen Laufbahn und seiner Beförderung zu höheren und einträglicheren Stellen zu schaden. Man hatte nichts dagegen, daß ein Beamter seine Mußestunden im Wirthshause, im Theater, in Gesellschaft, beim Kartenspiel, oder bei Musik verbrachte, aber sie in schriftstellerischer Thätigkeit zu verwenden und dadurch der Menschheit nützlich zu werden, das war ein Verbrechen, für welches keine Verzeihung zu finden war. Körner dagegen beneidete Jeden, der Talent und Produktivität genug besaß, um von seiner Feder leben zu können; er bewunderte Voltaire, der den Stand des Schriftstellers zu jener Größe erhoben hatte, „wovon man bis jetzt noch kein Beispiel gehabt," und er zeigte sich gar nicht sehr damit einverstanden, daß Schiller sich dazu entschied, eine Professur zu übernehmen, weil er fürchtete, daß dadurch Schiller's schriftstellerische und besonders seine dichterische Thätigkeit Schaden nehmen könne."

Als Theodor Körner für Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit kämpfte und glorreich fiel, hatte auch sein Vater in Dresden zu den Waffen des Geistes gegen den Unterdrücker des gemeinsamen, großen Vaterlandes gegriffen. Der alte Körner lieh seinen patriotischen Gefühlen und Gesinnungen Ausdruck in einer Schrift, die anonym unter dem Titel „Deutschlands Hoffnungen" erschien. Nicht minder sprach sich dieser Patriotismus in den Opfern aus, die er dem deutschen Vaterlande durch Ausrüstung von Freiwilligen brachte, welche sich zur preußischen Armee begaben, während die Franzosen selbst noch in Sachsen und Dresden standen, was seine Stellung dort nicht wenig bedenklich, ja gefährlich machte. Aber diese deutsche Gesinnung Körner's war es auch, die, als die siegreichen Verbündeten in Dresden eingezogen waren, es veranlaßte, daß der alte Freund Schiller's zuerst in das damalige General-Gouvernement von Sachsen als Rath, und nach dessen Auflösung als Staatsrath nach Berlin berufen wurde, wo er in hohem Alter, allgemein geachtet und geehrt, am 13. Mai 1831 verstarb. Seine Gattin überlebte ihn noch zwölf Jahre, während deren treue Schwester Dora, die unverehelicht im Körner'schen Hause verblieben, im Jahre 1833 mit Tode abgegangen war.

Theodor Körner's Grab, unter der tausendjährigen Eiche bei Wöbbelin in Mecklenburg, hat auch die übrigen Mitglieder seiner gänzlich ausgestorbenen Familie aufgenommen. Zuerst begrub der Vater dort, im Jahre 1815, neben dem einzigen Sohne die einzige Tochter Emma, die wir aus Theodor Körner's Lebensbeschreibung als ein edles, hingebendes, mit seltenen Eigenschaften des Geistes ausgestattetes Wesen kennen. Jetzt sind auch die Eltern dort mit ihren Kindern vereinigt. Da ist also ein Stück heiliger, deutscher Erde, wie es sich nicht leicht anderswo findet: Neben dem freiheits- und vaterlandsliebenden Sänger von „Leier und Schwert" ruht der edle, hochsinnige Freund Schiller's, des Dichters, der, wie kein zweiter, im deutschen Volke das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Einheit geweckt und der durch seine, das Herz des gesammten Volkes bewegenden Worte von deutscher Ehre und deutscher Treue dieses Volk aus seinem langen nationalen Schlummer emporrief, so daß es wenige Jahre nach des Dichters Tode wie Ein Mann sich erhob, als es galt, das deutsche Vaterland von den Fesseln des ausländischen Unterdrückers zu befreien.

J. L.

Schiller's historische Bibliothek.

Der Buchhändler Herr J. A. Stargardt in Berlin besitzt seit dem Jahre 1851 eine kleine Büchersammlung, die er dem vor zwei Jahren verstorbenen, ältesten Sohn unseres großen Dichters, dem Freiherrn Karl von Schiller (Oberförster zu Neuenstadt am Kocher) abgekauft. Diese Büchersammlung besteht ausschließlich aus historischen Werken,

* Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Von Hermann Marggraff. Einleitung zur zweiten wohlfeilen Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. Leipzig. Veit & Co., 1859.

und zwar meistens aus Memoiren-Sammlungen in französischer Sprache, die sich Friedrich Schiller um die Zeit etwa angeschafft hatte, als er Professor der Geschichte in Jena wurde und, nach dem Muster der damals in Paris, sowie in englischer Bearbeitung in London, erscheinenden Sammlung aller auf die Geschichte Frankreichs sich beziehenden Denkwürdigkeiten, eine allgemeine Memoiren-Sammlung gründete, die er zuerst 1789—1790 allein herausgab. Später verband er sich mit Woltmann und Paulus zur gemeinsamen Bearbeitung und Herausgabe dieser Memoiren, als deren Quellen er fast ausschließlich die französische „Collection universelle" benutzte, die eben hauptsächlich die „Schiller-Bibliothek," bildet, deren Katalog Herr Stargardt selber zum Besten des Schiller-Vereins hat drucken lassen.* Das werthvollste Stück dieser „Bibliothek" ist ein von Schiller eigenhändig auf drei Folio-Seiten geschriebenes Bücherverzeichniß, von welchem Herr Stargardt seinem Katalog ein interessantes Facsimilie beigefügt hat.

Es umfaßt diese Schiller-Bibliothek 156 Bände in fünfzig verschiedenen Werken, von denen nur zwei, Millot's „Universal-Historie"** (12 Bände, Leipzig, 1777) und eine Uebersetzung von Gibbon's Geschichtswerk (19 Bände, Leipzig, 1779) in deutscher, drei oder vier in italiänischer und alle übrigen in französischer Sprache verfaßt sind. Mehrere dieser Bücher haben Titel-Aufschriften von der Hand Schiller's (beglaubigt durch das Zeugniß seines Sohnes), einige sind mit Randbemerkungen und anderen Spuren eines sorgfältigen Studiums ihres ehemaligen berühmten Eigenthümers ausgestattet, und die meisten lassen sich, ihrem Inhalte nach, leicht in Beziehungen zu einzelnen historischen Arbeiten Schiller's bringen.

So ist z. B. „Vertot, Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jerusalem" (Nr. 39—45 des Katalogs) nicht blos die Quelle zu der Ballade „Der Kampf mit dem Drachen," sowie zu Schiller's Vorrede zur „Geschichte des Malteser-Ordens," bearbeitet von Niethammer, sondern auch die zu dem Drama „Die Malteser," mit dessen Plan und Ausarbeitung Schiller lange beschäftigt war, und von welchem sich ein Fragment in seinen Werken findet. Die in diesem Exemplar des Vertot von Schiller angestrichenen Stellen sind, wenn man sie mit diesem Fragmente vergleicht, ein vollkommener Fingerzeig für den Gedankengang und den dramatischen Plan Schiller's. Ein Buch „La France d'après nature" (Cologne, 1747), das von den Intriguen des französischen Kabinets gegen Oesterreich handelt, hat auf vielen Seiten handschriftliche Verbesserungen Schiller's und eine von ihm eigenhändig geschriebene Inhalts-Anzeige von acht Seiten. Die „Memoires de Sully" sind der von Schiller verfaßten Einleitung zur „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen," zum Grunde gelegt. Ebenso ist die letzte historische Arbeit Schiller's, die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Herzogs von Vieilleville" (für die „Horen" von 1797 geschrieben) aus dieser „Collection" hervorgegangen.

Hat Schiller auch als Geschichtschreiber nicht die Geltung, die der Dichter und selbst der Philosoph besitzt, so tragen doch auch seine historischen Arbeiten alle das Gepräge eines edeln, stets an die Erziehung des Menschengeschlechts denkenden Geistes. Darum sind uns auch die Blätter, auf denen nachweislich einmal sein Blick geruht, und aus welchen er Anregungen zu erhabenen Gedanken und edeln Geisteswerken geschöpft, geheiligte Reliquien, und wenn es größtentheils auch nur veraltete französische Memoiren sind, die uns in diesen zum Verkauf angebotenen Büchern vorliegen, so ist doch zu wünschen, daß sie als ein Theil von Schiller's Bibliothek erhalten bleiben und nicht zersplittert werden, oder in's Ausland gehen.

Wie Schiller übrigens über die Memoiren-Literatur dachte, mit deren Bearbeitung er eben beschäftigt war, und auf welche Weise er dieselbe für deutsche Leser übertragen zu sehen wünschte, geht aus einem Briefe von ihm an Körner vom 12. März 1789 hervor.*** Es wird den Lesern unserer Zeitschrift, die doch auch zuweilen dergleichen Bearbeitungen liefert, nicht uninteressant sein, die Grundsätze kennen zu lernen, die Schiller darüber aufstellt, und wir theilen daher die betreffende Stelle vollständig mit:

„Weimar, 12. März 1789.

„Ich vergaß Dir neulich noch einige Anfragen in Deinem Briefe zu beantworten. Wegen der Memoires weiß ich Dir nichts Genaueres zu bestimmen, als daß ich die englischen Memoires vom Mittelalter gern von Dir bearbeitet wünschte. Für die französischen habe ich schon gesorgt. Da ich von den englischen wenig weiß, so kann ich Dir auch nicht bestimmen, welche Du bearbeiten sollst. Ich vermuthe, daß man vor dem eilften Jahrhundert wenige antrifft. Die Collection der französischen Memoires, die jetzt periodisch in Paris herauskommt, und von der ich Dir neulich schrieb, fängt mit Joinville (unter Ludwig dem Heiligen) an. Ich werde aber die Memoires des Commines, die noch älter sind, vorangehen lassen. Du siehst ein, daß es am besten gethan sein würde, wenn wir eine synchronistische Ordnung beobachten könnten; fändest also Du im Englischen so frühe Memoires, so ist es desto besser. Zwei Bände sind den französischen gewidmet, einer den englischen, der vierte wechselsweise den deutschen, italiänischen und spanischen u. s. f., wo es deren giebt. In Ansehung der Art, sie zu bearbeiten, mußt Du über folgende Hauptpunkte mit mir übereinkommen:

„1) Alles herauszuwerfen, was in der Geschichte nichts aufklärt, was bloßes Geschwätz, oder pedantische Mikrologie oder dergleichen ist, und dadurch die Memoires auf den kleinmöglichsten Auszug zu reduziren, wo möglich auf die Hälfte oder auch noch weniger.

„2) Charakteristische Kleinigkeiten vorzugsweise zu erhalten, und allgemein bekannte Thatsachen so kurz als möglich zu berühren.

„3) Der Verständlichkeit des Textes mit historisch-kritischen Anmerkungen nachzuhelfen.

„4) Mit Freiheit zu übersetzen, daß die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Styls nachgesetzt wird.

„Ich lege meinen Kontrakt mit Mauke bei, woraus Du das Uebrige ersehen kannst. Aus beigelegtem Zeitungsblatte kannst Du den Werth der französischen Sammlung näher ersehen; und überhaupt wirst Du finden, daß die Entreprise viel Solides hat, und daß die gleichzeitige Erscheinung eines ähnlichen Werkes in Frankreich dem unsrigen zu einer Stütze und Empfehlung dient. Ich überlasse Dir nun die Wahl der englischen Memoires, wie auch ihre Anschaffung, ganz und werde mich nicht mehr darum bekümmern. Mache nun Deine Eintheilung und fange bei so frühen Zeiten an, als sich Memoires in England finden. Ueber den Begriff, was ich für Memoires gelten lasse, müssen wir uns aber auch noch verständigen. In diesen Begriff gehört erstlich, daß der Schriftsteller gesehen haben muß, wovon er schreibt; zweitens, er beschreibt entweder eine einzelne merkwürdige Begebenheit, an der mehrere Personen Theil nahmen, oder er schreibt das Leben einer einzelnen, merkwürdigen Person, die viele Begebenheiten erlebte: also weder Chronik noch Geschichte; drittens, er liefert partikuläre Aufschlüsse zu bekannten Begebenheiten."

Es ist mit Recht hier und da Verwunderung darüber ausgesprochen worden, daß ein Sohn Schiller's so werthvolle Reliquien, wie diesen Theil der väterlichen Bibliothek, einem antiquarischen Buchhändler veräußern konnte. Herr Stargardt beweist jedoch durch die Art, wie er seinen Katalog zusammengestellt, daß er diese Bücher nicht als einen bloßen Handelsartikel ansieht. Gewiß wird auch er gern das Seinige dazu beitragen, daß dieser Theil von Schiller's historischer Quellensammlung der deutschen Nation — vielleicht durch Erwerbung für die Weimar'sche Bibliothek — erhalten bleibe. J. L.

* Friedrich von Schiller's Bibliothek. Mit einem Facsimile aus seinem eigenhändigen Bücherverzeichniß. Zum 10. November 1859. Berlin, Stargardt. Pr. 5 Sgr.

** „Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitet, habe ich mir die Universalhistorie des Millot angeschafft."

Schiller an Körner. (Briefwechsel. Bd. II. S. 69.)

*** Schiller's Briefwechsel mit Körner, Bd. II. S. 61.

England.

Alfred Tennyson, der Poeta laureatus.

Die „Königs-Idyllen"* kamen noch zu rechter Zeit für die „obersten Zehntausend," deren spezieller Poet der laureatus ist, um auf ihren letzten Soiréen von ihm sprechen und den Band mitzunehmen in Bäder und darin zu lesen an müssigen Abenden und an langweiligen Morgen in Spaa, in Italien, neben ägyptischen Pyramiden und wohin sie sonst ausgeflogen sein mögen. Sie wurden schon voriges Jahr erwartet, die „Königs-Idyllen," fein, gefeilt und sorgfältig gereiht wie Perlen, oder gefaßt wie geschliffene Diamanten; aber gewissenhaftere und respektable Freunde hohen Ranges hatten die Köpfe geschüttelt zu einer Art von

* Idylls of the King. By Alfred Tennyson, D. C. L., Poet Laureate. London: Hoxon & Co. Berlin: Asher & Co. Vergl. Nr. 104—106 des „Magazin."

Philine oder vielmehr Immermann'scher „Ninicna," die neben den musterhaft deutschen und treuen Heldinnen, Königinnen und Dulderinnen des Gedichts ihr frivoles Wesen trieb, das mit zu schönen, sensualistischen Farben gemalt sein sollte. Der peinlich gewissenhafte laureatus der Aristokratie verweigerte also seinem Verleger das endlich versprochene Werk und hielt es noch ein Jahr zurück, um seine „Vivien" keuscher und reiner zu machen und den hohen Töchtern Englands kein Aergerniß zu geben.

Aber sie wurde gerettet in ihrer Frivolität und unrespektablen Sinnlichkeit und kam nach einem Jahre der Prüfung eben so gelungen mißrathen unter die gute und hohe Gesellschaft, wie sie den Dichter verlassen hatte. Letzterer fühlte sich durch einen inzwischen zunehmend in Gunst kommenden literarischen Geschmack behindert, seine ungerathene Tochter einer ästhetischen und moralischen Corrections-Anstalt zu überweisen. Die neue und neueste materialistische oder vielmehr realistische Richtung in der schönen Literatur Englands, die sich aus rasch populär werdenden Romanen und Erzählungen geltend macht und von der Kritik allgemein gepriesen, als das neue Evangelium allein anerkannt ward, gab auch dem laureatus und seinen Freunden Muth, seine Sünderin ungebessert, ganz wie sie war, unverändert neben den keuschen Blondinen von Arthur's Tafelrunde-Heldinnen in die höchsten drawing-rooms einzuführen.

Alfred Tennyson ist in keiner Weise ein populärer Dichter. Seine Bewunderer, obgleich zahlreich und sich mehrend, findet man blos unter den „obersten Zehntausend." Sein strenger Klassicismus, eine gewisse elegante, hochmüthige Vornehmheit, die fast alle seine Dichtungen charakterisirt, die Finesse seiner Anschauungs- und Dictionsweisen „too skilled to track Suggestion to her inmost lair," sein Konservatismus und der gänzliche Mangel an Humor werden immer und ewig Hindernisse wahrer und warmer Popularität bleiben. So oft er sich auf Tages- und Volkssachen einließ, auf irgend eine publica materies, wie in „Maud" fühlte und sagte man, dies sei nichts für ihn und das hätte er lieber weniger hohen Geistern überlassen sollen. Unter den höheren und intellektuellen Klassen aber giebt es keinen gefeierteren Namen, als den Alfred Tennyson's. Er ist vielleicht der einzige von allen modernen Dichtern, der von beiden sterilen und klassisch, wie theologisch bornirten Universitäten Englands mit Ehren anerkannt und zugelassen wird. Jeder, der in den Klosterräumen von Oxford oder Cambridge unrespektirlich von ihm spräche, würde eher in Streit und Unannehmlichkeiten gerathen, als durch eine theologische Theorie, die nicht im Einklange mit den neununddreißig Artikeln. Der hart arbeitende Vikar oder Curate, der müssige, aus Mangel an Prozessen ästhetische Advokat, der wartende und harrende „Fellow" einer der beiden Universitäten — Alle bewillkommnen die feinen, gefeilten Verse und hohen Aussprüche des laureatus mit zärtlicher, oft affektirter Bewunderung. Selbst die verschrieenen Kritiker der Saturday Review entlassen ihm gegenüber ihre kaustische, bittere Diction und üben sich im Gebrauche von Worten des Ruhmes.

Die Königs-Idyllen, von denen schon im Sommer vorigen Jahres einzelne Klänge, wie nahe kommende Musik, in's Publikum kamen, wurden endlich mit einer Art Enttäuschung ganz in Empfang genommen. Es sind am Ende doch nur simple Erzählungen von Liebe und wilden, persönlichen Kriegen alter Helden, die dem Feinde gelegentlich mit einem Schlage den Kopf vom riesigen, athletischen Körper herunter hauen, vier Novellen in Versen, genannt: Enid, Vivien, Elaine und Guinevere. Wir finden auch Arthur, Lancelot, Merlin u. s. w., also den Heldensagenkreis und deren mystische Gnostik, aus welchen Immermann seinen „Merlin" schuf, ein gewaltiges, originales, heroisches Ganze mit dem dämonischen, gnostisch- und mystisch-philosophischen Hintergrunde des heiligen Gral und einer tiefmittelalterischen Metaphysik. In Tennyson's lose zusammenhängenden, epischen Gesängen fehlt dieses Element, welches wir, als ziemlich unverläuflich im Auslande, speziell germanisch finden. Dadurch werden diese Epen, die immer noch etwas hinter sich bedeuten wollen, zu bloßen versifizirten Novellen, deren Handlung und Persönlichkeiten blos sich selbst bedeuten und dadurch den Charakter des Antiken, im Gegensatz zu der Romantik, welcher der Sagenkreis von Arthur und der Tafelrunde ganz wesentlich angehört, also einen Widerspruch mit sich selbst annehmen.

Dieser Mangel gilt natürlich blos für uns. Die Engländer haben, nach den verschiedenen Kritiken zu schließen, nichts davon gemerkt. Sie halten sich an die Erzählungen selbst und an die einzelnen, gelungenen, besonders schönen Passagen und Schilderungen.

Die erste und für die beste gehaltene Erzählung „Enid" ist die alte, rührende Geschichte von einem alten, wahren Ritter, dem tapfern Geraint, der plötzlich auf seine zärtlich geliebte Frau Enid eifersüchtig wird, und nun in seiner Stupidität die Schöne, Unschuldige, bis in's Aschgraue unbedingt fortliebende (wie sie dies in diesen alten Geschichten immer thun) nach echter Ritter- und überhaupt Eifersuchtsweise bis beinahe zu Ende mißhandelt. Aus übergroßer Zärtlichkeit und schon aus keimender Eifersucht bringt er sie vom Hofe mit Skandal wegen Lancelots und der Königin Guinevra in sein eigenes Schloß, wo er seine ihm ungetreue Glückseligkeit mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegt. Eines Morgens wacht er auf und wirft mit einer Bewegung die schwere Decke ab, räuspert die knotige Säule seiner Luftröhre und enthüllt das massive Viereck seiner Brust, die Hügel und Berge seiner strammen Armesmuskeln. Sie bewegt sich auch etwas, schläft aber und spricht im Schlafe:

O me, I fear me, I am no true wife!

Auf Grund dieser Worte und aus keinem andern Nebenumstande, blos wegen dieser Traumgebilde, die ihm nur für einen fernen Ritter in Arthur's Hallen gelten, weckt er sie barsch auf, gebietet ihr, die schlechtesten Kleider anzuziehen, ihr Pferd zu besteigen und ihn zu begleiten. Sie thut so und versucht als zitternde, gebrochene Taube ein erklärendes, menschliches Wort aus der knotigen Säule des ehemännlichen Halses zu locken. Aber er verbietet ihr barsch, nur ein Wort zu ihm zu sprechen und treibt sie stumm und stupid schmollig vor sich her. Selbst als sie sich umwandte, um ihn vor drei im Busche lauernden Banditen zu warnen, verbietet er ihr den Mund. Enid wartet nun, bleich und gramvoll, bis er heranreitet:

And down upon him bare the bandit three.
And at the midmost charging, Prince Geraint
Drave the long spear a cubit through his breast
And out beyond; and then against his brace
Of comrades, each of whom had broken on him
A lance that splintered like an icicle,
Swung from his brand a windy buffet out
Once, twice, to right, to left, and stunned the twain
Or slew them, and dismounting like a man
That skins the wild beast after slaying him,
Stript from the three dead wolves of woman born
The three gay suits of armour which they wore,
And let the bodies lie, but bound the suits
Of armour on their horses, each on each,
And tied the bridle-reins of all the three
Together, and said to her: „Drive them on
Before you!" „and she drove them through the waste."

In mehreren ähnlichen Gefahren zeigt er sich eben so tapfer und siegreich. Aber der Ritter ist zugleich ein gemeiner Knote: Drive them on! Stumm und schmollig reitet er hinter ihr her immer weiter und weiter durch verschiedene Gefahren, denen die Pferde treibende Frau immer zuerst begegnet, bis er in das Gebiet des liederlichen, jungen Earl Limours kommt, der ihn mit seinen Genossen verfolgt und angreift.

And in the moment after, wild Limours,
Borne on a black horse, like a thunder cloud
Whose skirts are loosened by the breaking storm
Half ridden off with by the thing he rode,
And all in passion uttering a dry shriek,
Dashed on Geraint, who closed with him, and bore
Down by the length of lance and arm beyond
The crupper, and so left him stunned or dead,
And overthrew the next that followed him,
And blindly rushed on all the rout behind.

Aber auch der gigantische Geraint ist beinahe bis zum Tode verwundet, fällt auf offenem Felde vom Pferde und wird von der herzzerbrochenen Enid gepflegt und beklagt, bis ein anderer Earl, genannt Doorm, den die zitternden Vasallen den „Bullen" nennen, vorbeireitet und ihn wegen der schönen Pflegerin in seine Halle daheim tragen läßt. Hier erscheint der Earl am folgenden Tage selbst um ein gesellschaftliches Mahl einzunehmen, das weder ganz Homerisch, noch Nibelungisch, sondern wahrscheinlich gut altenglisch ist.

So essen sie also stumm, hörbar wie Pferde, bis der Earl mit brutaler Entrüstung die neben ihrem verwundeten Gatten trauernde Enide auffordert, sich fein anzuziehen, damit sie ihm gefalle, zu essen und zu trinken und lustig zu sein. Sie bittet, daß man mit ihrem Kummer Mitleiden habe und sie allein mit ihm lasse. Und was thut der Earl?

Then strode the brute Earl up and down his hall,
And took his russet beard between his teeth
Last, coming up quite close, and in his mood
Crying: „I count it of no more avail,
Dame, to be gentle than ungentle with you;

Take my salute," unknightingly, with flat hand,
However lightly, smote her on the cheek.

Then Enid, in her utter helplessness,
And since she thought: „he had not dared to do it,
Except he surely knew my lord was dead,"
Sent forth a sudden sharp and bitter cry,
As of a wild thing taken in the trap,
Which sees the trapper coming through the wood.

This heard Geraint, and grasping at his sword,
(It lay beside him in the hollow shield)
Made but a single bound, and with a sweep of it
Shore trough the swarthy neck, and like a ball,
The russet-bearded head rolled on the floor."

Nun ist Alles gut. Er glaubt jetzt an seine Frau, versöhnt sich mit ihr und reitet mit ihr wieder nach Hause.

Das ist die beste und gerühmteste der Tennyson'schen Königs-Legenden. Worin mag's liegen? Blos in dem Ruhme des laureatus, in der geschraubten, poetisch stelzenden Diction, in dem Glauben an ihn, in dem Umstande, daß der laureatus einmal als der Dichter der obersten Zehntausende anerkannt ist. Die Geschichte selbst ist so roh, albern, kindisch, ohne alle psychologische Wahrscheinlichkeit, ästhetisch und psychisch so unmotivirt, daß man im Verlaufe derselben oft kaum seinem Verständniß traut. Man erkennt den Lyriker von Ruhm und Genius blos in den einzelnen, eingestreuten Liedern und Gesängen wieder. Das ist seine Sphäre.

Für längere, große Dichtungen fehlt es ihm an Concentration und Ausdauer. Offenbar kostete es ihm schon Mühe und Zwang, sich hundert Verse lang tapfer und an eine Dichtung zu halten. Er mußte vier verschiedene Bauten aufführen, um es bis auf 260 Seiten zu bringen.

Der zweite Bau „Vivien," der ein Jahr lang so gefährlich erschienen war, erwies sich endlich als ziemlich schwach. Die Verse werden der Moralität Englands gewiß nichts schaden, und die Poesie rechnet sich die heitere, leichte Dirne, die dem alten, grauen Zauberer Merlin im wilden Walde von Broceliande ihre Liebe erklärt und ihn vernarrt macht, um ihm ein Zauberwort zu entlocken, gewiß nicht als besonderen Gewinn an. Sie entlockt ihm das Wort, zaubert ihn damit in Schlaf und schreit triumphirend: I have made his glory mine!

Wie naiv und reizend ist dagegen Immermann's Niniona! Sie entdeckt blos zufällig, daß Merlin, der ihr gleich auf den ersten Anblick wunderbar zusagt, ein großer Zauberer sei. Auf das Wort „unheimlich, tief, verfänglich, das ausgesprochen, ihn an diese Stätte für ew'ge Zeiten bannte," macht er sie selbst neugierig. Die Neugier plagt sie und ihn, bis er's ausspricht, aber nicht recht deutlich.

„Das hab' ich nicht verstanden; klang es so?" Sie spricht das Wort nach, blos um zu erfahren, ob sie richtig verstanden — und Merlin liegt nun in Ketten. Hier ist es Liebe, Liebe eines leichtsinnigen, naiven Dinges, dessen Neugier und Unbedachtsamkeit, wodurch Merlin dem Gemeinen entrissen wird. „Ich hab' es nicht böse gemeint," ruft sie ganz richtig und ehrlich. Bei Tennyson haben wir eine diplomatische Engländerin, die sich Preis giebt, um nach ihrer Ansicht einen höhern Preis herauszuschlagen und so „a good job" zu machen. Niederträchtigkeit und Bosheit haben in der Poesie ihre guten Rechte, aber so eine geschäftliche Speculation ist, abgesehen von aller Moral, durch und durch unpoetisch und nur einem bornirten Shopkeeper weiblichen und englischen Geschlechts möglich.

„Vivien" ist eine nüchterne Fadaise mit einem grob unsittlichen Kerne, dem aber alles Verführerische abgeht.

„Elaine," das Lilienmädchen von Astolat, liebet den Lancelot, der in Verkleidung auf König Arthur's Turnier erscheint. In unerwiederter Liebe stirbt sie am gebrochenen Herzen, schwimmt als todter Körper vor den Palast der Königin, um einen bösen Verdacht der Eifersucht aufzuklären.

„Guinevere" ist einfach die Geschichte der Entdeckung, daß Lancelot und Guinevere in Liebesverhältniß stehen, die Flucht der Königin, des Königs grandioses Verdammungsurtheil und seine Verzeihung. Letztere Passage ist vielleicht das Gelungenste und Schönste, was je aus der Feder des größten lebenden Dichters Englands floß. In einer englischen Kritik wurde dieser Stelle der höchste Rang in der ganzen englischen Poesie zuerkannt. Sie lautet:

„This life of mine
I guard as God's high gift from scathe and wrong,
Not greatly care to lose, but rather think
How sad it were for Arthur, should he live,
To sit once more within his lonely hall,
And miss the wonted number of my knights,
And miss to hear high talk of noble deeds,
As in the golden days before thy sin.
For which of us, who might be left, could speak
Of the pure heart, nor seem to glance at thee?
And in thy bowers of Camelot or of Usk
Thy shadow still would glide from room to room,
And I should evermore be vext with thee
In hanging robe or vacant ornament,
Or ghostly footfall echoing on the stair.
For think not, though thou wouldst not love thy lord,
Thy lord has wholly lost his love for thee.
I am not made of so slight elements.
Yet must I leave thee, woman, to thy shame.
I hold that man the worst of public foes
Who either for his own or children's sake
To save his blood from scandal, lets the wife
Whom he knows false, abide and rule the house;
For beeing through his cowardice allowed
Her station, taken everywhere for pure,
She, like a new disease, unknown to men,
Creeps, no precaution used, among the crowd,
Makes wicked lightnings of her eyes, and saps
The fealty of our friends, and stirs the pulse
With devil's leaps, and poisons half the young,
Worst of the worst were that man he that reigns!
Better the kings waste hearth and aching heart
Than thou reseated in thy place of light
The mockery of my people, and their bane."

He paused, and in the pause she crept an inch
Nearer, and laid her hands about his feet.
Far off a solitary trumpet blew.
Then waiting by the doors the war-horse neighed,
As at a friend's voice, and he spake again:

„Yet think not that I come to urge thy crimes;
I did not come to curse thee, Guinevere,
I whose vast pity almost makes me die
To see thee, laying there thy golden head,
My pride in happier summers, at my feet.
The wrath which forced my thoughts on that fierce law,
The doom of treason and the flaming death,
(When first I learnt thee hidden here) is past.
The pang — which while I weighed thy heart with one
Too wholly true to dream untruth in thee,
Made my tears burn — is also past, in part.
And all is past, the sin is sinned, and I,
Lo! I forgive thee, as Eternal God
Forgives: do thou for thine own soul the rest.
But how to take last leave of all I loved.
O golden hair, with which I used to play
Not knowing! O imperial-moulded form
And beauty, such as never woman wore,
Until it came a kingdom's curse with thee —
I cannot touch thy lips, they are not mine,
But Lancelot's: nay they never were the king's
I cannot take thy hand; that too is flesh,
And in the flesh thou hast sinned; and mine own flesh,
Here looking down on thine polluted, cries:
„I loathe thee!" Yet not less, Guinevere,
For I was ever virgin save for thee,
My love through flesh hath wrought into my life
So far, that my doom is: I love thee still.
Perchance, and so purify the soul,
And so thou lean on our fair father Christ,
Hereafter in that world where all are pure
We two may meet before high God, and thou
Wilt spring to me, and claim me thine, and know
I am thine husband — not a smaller soul,
Nor Lancelot, nor another. Leave me that,
I charge thee, my last hope. Now must I hence.
Through the thick night I hear the trumpet blow;
They summon me, their king, to lead mine hosts
Far down to that great battle in the west,
Where I must strike against my sister's son
Leagued with the lord's of the White Horse, and knights
Once mine, and strike him dead, and meet myself
Death, or I know not what mysterious doom.
And than remaining here wilt learn the event;
But hither shall I never come again,
Never lie by thy side, see thee no more
Farewell!"

And while she grovelled at his feet,
She felt the king's breath wander o'er her neck,
And, in the darkness o'er her fallen head,
Perceived the waving of his hands that blest.

Das ist sicherlich grandios und nobel in Stoff und Form. Ob es der höchste Flug englischer Lyrik überhaupt ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Sicherlich ist aber auch hier Immermann mit seiner Lancelot- und Guinevra-Episode ein unendlich höherer Dichter im romantischen Sinne des Ritterlichkeits-Ideals der Artus-Tafelrunde. Der Tennyson'sche Artus erscheint dagegen blos als nobler Philister, der sich erst seine Frau verführen läßt und ihr dann noch klagend verzeiht und zwar mit der feinen Speculation, sie in jener Welt renommirt wieder zu bekommen.

Im Merlin tritt Lancelot, nachdem er die Königin gesehen, gerettet und sich zur Minne erkoren, offen vor den König hin:

„Ich bitte König Uter's hohen Erben
Daß ich in adeliger Zucht und Sitte,
Mit keuschem Dienste, mit erlaubter Bitte
Um diese deine Minne dürfe werben."

„Du wirbst um deines Königs Frau," ruft Artus, und Lancelot erbietet sich, jede Strafe zu leiden. Er soll sich selbst eine solche diktiren und versucht's. Aber alle Vorschläge verwirft der König und entscheidet selbst, indem er Guinevra den Schleier ab- und dem Lancelot als Schärpe anbindet:

„Trag diese Bind' im Dienste deiner Wahl! —
Nach Fug und Recht und Brauch der Paladine
Gebahr' dich, wage, dulde, wieb' und diene!

Denn Schönheit ist das Licht der hohen Seelen,
In ihr bricht auf das Leben zum Gewinne,
Und keinem Tapfern soll die Blume fehlen
An seines Helmes Spang': die hehre Minne!

Die Schönheit ängstlich, neidisch zu bewachen,
Geziemt nur eines Marke blödem Sinne.
Es höhnt die sorgenvolle Kunst des Schwachen
Die scheue, tiefe, milde, tapfre Minne!

Was hat der Schmerz zu thun mit meinem Amte?
König von meiner Tage Anbeginne
Blieb' ich, ob Pein des Feuers in mir flammte,
Der höchste Schirmvogt ritterlicher Minne!

Und daß sie sich nicht selber arg zerstöre,
Stell' ich sie hiermit in die Hut der Ehre."

Welch ein Unterschied zwischen dem Tennyson'schen und dem Immermann'schen Könige! Er ist beinahe so groß, wie der zwischen Merlin und den Königs-Idyllen überhaupt. Immermann schuf aus demselben Stoffe das grandioseste Mysterium der romantischen Poesie mit ein Paar Gestalten in Satan und Merlin, wie sie keine Poesie der Welt aufweisen kann. Der größte lebende englische Dichter brachte aus demselben Material vier kümmerliche, mühsam gefeilte und versificirte Novellen zusammen, die in Prosa erzählt kaum von dem ärmsten Wochenblatte umsonst gedruckt werden würden. Nur in den mancherlei eingestreuten Liedern und anderen Ausprägungen lyrischer Positionen und Stimmungen erkennen wir häufig den alten Meister der Form und den Münzwardein verschiedener Gefühle und Herzens-Regungen wieder, freilich auch manchmal den lyrischen laureatus in den Fünfzigern, wie es in einer englischen Kritik hieß.

Jedenfalls war Tennyson einer der geistreichsten, gewandtesten und graciösesten lyrischen Dichter Englands und wird es durch die meisten seiner wirklichen lyrischen Compositionen bleiben. Aber als Dichter der obersten Zehntausende wurde er zu sehr in die Höhe geschraubt. In dieser Höhe verlangte man öfters von ihm, daß er etwas Dickes, einen glänzenden Band für 'ne Guinee schreiben müsse, um seine Größe und Höhe zu rechtfertigen. Dies hat er denn hiermit auch mit saurem Fleiße und Schweiße versucht, ohne — in den Fünfzigern am Allerwenigsten — die Gabe, sich so lange und fest auf dem vornehmen, klassisch wählerischen Kothurn zu halten, als zu einer langen Epopee erforderlich war, zumal da das Epische ganz außerhalb seines Talents und Genius liegen mag.

Nord-Amerika.

Aus einem amerikanischen Skizzenbuche.*

Daguerreotypie, Photographie und Stereoskopie.

Demokritus von Abdera, gemeinhin bekannt als der lachende Philosoph, wahrscheinlich weil er das Studium der Wahrheit nicht unerträglich ansah mit einem heiteren Gesichte, glaubte und lehrte, daß alle Körper fortwährend gewisse, ihnen gleiche Bilder ausstrahlten, welche seine Ausströmungen, wenn sie unsere Sinnesorgane träfen, unsere Sinneseindrücke hervorbrächten. Epikur entlieh diesen Gedanken von ihm und verleibte ihn seinem berühmten Systeme ein, von dem uns Lucretius den populärsten Abriß gegeben hat. Diejenigen, welche der Gegenstand interessirt, werden des Dichters Beschreibung im Anfange seines vierten Buches finden. Formen, Bilder, Häutchen sind die nahekommendsten Vertreter der auf diese Ausströmungen angewandten Ausdrücke. Sie lösen sich fortwährend los von der Oberfläche fester Körper, wie Rinde sich vom Baume löst. Cortex ist in der That einer der Namen, den Lucretius ihnen giebt.

Diese verschwindenden Häutchen können in einer ihrer Erscheinungen gesehen werden in jedem klaren ruhigen Wasser, in einem Spiegel, in dem Auge eines Thieres, wenn man sich ihm gerade gegenüber stellt; doch noch besser vom Bewußtsein hinter dem Auge in dem gewöhnliche Akte der Erinnerung. Sie müssen festgepackt werden wie die Blätter eines geschlossenen Buches; denn angenommen, ein Spiegel giebt das Bild eines eine Meile entfernten Gegenstandes, so wird er auch auf jedem Punkte unter einer Meile eins geben, wenn er auch wieder in Millionen Theile zertheilt würde. Doch die Bilder werden nicht dieselben sein, denn das in Meilen-Entfernung aufgenommene wird sehr klein sein; bei einer halben Meile noch einmal so groß und bei hundert Fuß (engl. Meile) fünfzig Mal so groß und so weiter, so lange der Spiegel das Bild fassen kann.

Unter der Einwirkung des Lichtes also macht ein Körper seine Flächen-Ansicht möglicherweise in der Entfernung gegenwärtig, indem er als ein Schatten oder Gemälde abschätzbar wird. Aber man entferne die Ursache — den Körper selbst — und die Wirkung ist entfernt. Der Mensch beschaut sich im Spiegel und geht weg, und alsbald vergessen Beide, der Spiegel wie der Bespiegelte, wie er ausgesehn. Diese sichtbaren Häutchen oder häutigen Exuvien, von denen die alten Philosophen sprachen, haben keine wirkliche, von ihrer beleuchteten Quelle abhängige Existenz und gehen sogleich unter, wenn sie weggenommen wird.

Hätte Jemand dem Demokritus von Abdera einen Metallspiegel in die Hand gegeben und ihm gesagt, er solle sich sein Gesicht darin ansehen, so lange als bis sein Herz etwa dreißig oder vierzig Mal geschlagen, mit dem Versprechen, daß eines von den Häutchen, die sein Gesicht fahren ließ, hier hängen bleiben solle, so daß weder er noch irgend Jemand vergessen würde, wie sein Aussehen sei — der lachende Philosoph würde wahrscheinlich seinen Anspruch auf diesen Titel durch einen Ausbruch des Lachens geltend gemacht haben, der den Sprecher verblüfft haben würde.

Das ist aber genau das, was das Daguerreotyp gethan. Es hat die flüchtigste unserer Illusionen fixirt, das, was der Apostel, der Philosoph, der Dichter gleicherweise als das Urbild aller Unbeständigkeit und Unwirklichkeit angewandt haben. Der Photograph hat den Triumph vervollständigt, indem er ein Stück Papier Bilder wie ein Spiegel zurückwerfen und sie wie ein Gemälde festhalten läßt.

Dieser Triumph des menschlichen Scharfsinnes ist der kühnste, tiefliegendste, unwahrscheinlichste, unglaublichste — der Eine, auf dessen Wiedergewinnung man am wenigsten hoffen dürfte, wenn alle Spuren davon und von allen Entdeckungen, die der Mensch gemacht hat, verloren wären. Es ist für uns eine so alltägliche Sache geworden, daß wir ihre wunderbare Natur vergessen, wenn wir die der Sonne selbst vergessen, der wir die Schöpfungen unserer neuen Kunst verdanken. Doch unter allen Prophezeiungen träumender Enthusiasten, unter allen bestimmten Muthmaßungen über die künftigen Siege über die Materie erinnern wir uns nicht irgend einer Vorhersagung eines so unbegreiflichen Wunders, als unser Nachbar um die Ecke, oder der Besitzer des kleinen Räderhauses, das auf dem Dorfplatze steht, uns für die allerschlechteste Bezahlung liefern wird. Kein Jahrhundert von Entdeckungen schließt dies in seine Möglichkeiten ein. Nichts als die Vision eines Laputaners, der seine Zeit mit der Gewinnung von Sonnenstrahlen aus Gurken hinbrachte, könnte solch' eine Höhe von Irrsinn erreicht haben, um über die Zeit zu faseln, wo einer sein Miniaturbild malen würde, indem er auf eine nackte Fläche blickt, wo eine unendliche Wildniß von Wald und Bäumen, oder ein endloses Babel von Dächern und Thürmen sich in einem Augenblicke so treu, so genau abdrücken würde, daß man mit dem Mikroskop über die Oberfläche des Bildes kriechen kann und jedes Blatt vollkommen findet oder die Buchstaben entfernter Schilder liest, oder sieht, was in den Theatern der „Variétés" oder „Victoria" am Abende des Tages, an dem es aufgenommen wurde, gespielt worden ist, gerade, wie wenn er die

* Nach dem „Atlantic Monthly."

wirkliche Ansicht mit dem Fernglase überflöge, um Alles, was sie enthält, zu erkunden.

Vor einigen Jahren schickten wir mehrere Skizzenbuch-Blätter an eines unserer Journale — den „Knickerbocker," von New-York — in denen die Geschichte aus „Tausend und Einer Nacht" von den drei Königssöhnen erzählt war, deren jeder die Hand einer liebenswürdigen Prinzessin zu gewinnen wünschte, und zur Antwort erhielt, derjenige, welcher den wunderbarsten Gegenstand nach Hause bringe, solle die Hand der Prinzessin zur Belohnung erhalten. Ohne Zweifel erinnern sich unsere Leser der Erzählung von dem fliegenden Teppich, dem Rohre, das, wenn man hineinsah, zeigte, was ein entfernter Freund mache, und dem Apfel, der durch die bloße Einathmung seines Wohlgeruches die schwersten Leiden linderte. Der Eisenbahnwagen, der Telegraph und das Chloroform mit seinem Apfelgeruche verwirklichen alle Tage das Alles, was, der Fabel nach, der Teppich, das Rohr und der Apfel dort thun.

Alle diese Erfindungen drängen sich uns auf in der vollen Ausdehnung ihrer Bedeutung. Es ist deshalb schwerlich nothwendig, einen erheblichen Aufwand von Rhetorik an Wunder zu verschwenden, die so allgemein in ihrem Werthe geschätzt sind. Wenn menschliche Kunst zu Jedem von uns sagt: „Ich will dir Ohren geben, daß du ein Wispern in Neu-Orleans hören kannst, und Beine, um 600 engl. Meilen in einem Tage zu laufen, und wenn du in Folge irgend eines Mangels an den Schienen oder den Wagen so übel behandelt würdest, daß deine eigenen sehr unbedeutenden Bewegungswerkzeuge abgenommen werden müßten, so kann ich des Wunderarztes Besuch zu einem ergötzlichen Traume für dich machen, daß du beim Erwachen fagen sollst, ob er nicht bald komme, um zu thun, was bereits gethan ist — wozu ist hier poetische oder rhetorische Vergrößerung nothwendig? Aber jene andere Erfindung des Spiegels mit Gedächtniß und besonders die Anwendung davon, die uns das Wunder des Stereoskopes gegeben hat, ist nicht so leicht, so vollständig und allseitig anerkannt in all' der Unermeßlichkeit ihrer Anwendungen und muthmaßlichen Benutzung. Das Stereoskop und die Bilder, die es giebt, sind indessen jedem unserer Leser bekannt genug; und da viele Derjenigen, welche nicht damit bekannt sind, über kurz oder lang damit ebenso vertraut werden dürften, als sie es jetzt mit Streichhölzchen sind, so glauben wir, daß einige Seiten darüber nicht unwillkommen sein werden.

Unsere Leser erfahren vielleicht gern die äußeren Umrisse des Verfahrens, wie man Daguerreotypen und Photographieen macht, namentlich wie es Herr Whipple übt, einer der glücklichsten Künstler in Amerika. Wir unterlassen manche der Einzelheiten, die für den ausübenden Künstler Alles sind, aber nichts für den Leser im Allgemeinen. Dabei müssen wir vorausschicken, daß gewisse Substanzen, wenn sie dem Lichte ausgesetzt werden, chemische Veränderungen erleiden, die eine Veränderung der Farbe hervorbringen. Einige Silber-Zusammensetzungen besitzen diese Eigenschaft in hohem Grade — wie z. B. die gewöhnliche unzerstörbare Zeichendinte (eine Lösung von Silbernitrat), die im Lichte alsbald schwarz wird, uns alle Tage zeigt. Dies ist nur einer der unzähligen Fälle veränderter Lichtwirkungen auf die Farbe. Eine lebende Pflanze verdankt ihre glänzenden Farben dem Sonnenscheine, aber eine todte und die daraus gezogenen Tinten werden in denselben Strahlen ausbleichen, welche die Tulpe in Carmoisin und Gold kleiden — wie unsere Leserinnen, die reiche Vorhänge in den Putzzimmern haben, wohl wissen werden. Die Sonne ist also eine Meisterin im Helldunkel, und wenn sie ein lebendiges Blumenblatt zur Palette hat, die erste Koloristin. — Doch wir wollen in das Atelier treten, und uns ihre Malerwerkzeuge etwas genauer ansehen.

Das Daguerreotyp.

Ein silberplattirtes Kupferplättchen wird durch elektrische Plattirung abermals versilbert und gut polirt. Es wird dann in einem Glaskasten den Joddämpfen ausgesetzt, bis seine Oberfläche eine goldgelbe Farbe annimmt. Dann wird es in einem anderen Kasten dem Dampfe von Kalkbrom (bromide of lime) ausgesetzt, bis es blutroth wird. Dann wird es nochmals wenige Sekunden lang dem Joddampfe ausgesetzt, und nun ist die Platte für's Licht empfindlich und wird ihm fern gehalten, bis es in die dunkle Kammer geschoben und der Schub zugemacht worden ist, so daß blos das Bild der camera obscura hineinfällt. Bei starkem Licht und ausnehmend guten Instrumenten genügen drei Secunden Aussetzung — doch die Zeit ist nach den Umständen länger oder kürzer. Die Platte wird nun herausgenommen und Quecksilberdämpfen ausgesetzt bei 212° F. Wenn das Taglicht sehr stark war, hat die empfindliche Oberhaut der Platte eine solche chemische Veränderung erlitten, daß das Quecksilber sogar in das Silber eindringt und eine sehr kleine weiße Körnerschicht darauf hervorbringt, etwa wie ein sehr dünn gefallener Schnee, den der Wind zusammengekehrt. Die starken Lichter sind kleine Häufchen dieser Körnchen, die mittleren Lichter dünnere Lagen derselben, und die Schatten werden von dem dunklen Silber selbst gebildet, das nur dünn mit Fläckchen besprenkelt ist. Um die genaue chemische Natur dieser Körnchen kümmern wir uns weniger, als um ihr fühlbares Vorhandensein, das durch ein Mikroskop von funfzigmaliger Vergrößerung (oder selbst weniger) vollkommen sicher gestellt werden kann.

Das so entstandene Bild würde unter der Einwirkung des Lichtes bald schwinden, da in Folge dessen fernere chemische Veränderungen in dem Häutchen vorgehen, die es bilden. Einige dieser Elemente werden also entfernt, indem man es mit einer Lösung von unterschwefelsaurem Natron wäscht, worauf man es mit Wasser abspült. Es bleibt nun am Lichte, aber ein Anrühren wischt das ganze Bild aus, wie den blauen Duft an einer Pflaume. Um es zu fixiren, wird eine Lösung von unterschwefelsaurem Natron, worin sich Goldchlor befindet, auf die Platte gegossen, die man während dessen über eine Spirituslampe hält. Dann wird sie wieder abgespült und ist nun bis auf den Rahmen fertig.

Die Photographie.

Gerade wie man eine Form haben muß, um Etwas zu gießen, so muß man ein negatives oder umgekehrtes Bild auf Glas aufnehmen, ehe man das positive oder natürliche erhalten kann. Das Erste also, was man thut, ist, auf ein Stück Glas eine empfindliche Oberhaut zu machen. — Kronglas, welches eine natürliche Fläche hat, ist dem Spiegelglase vorzuziehen. Kollodium, d. i. eine Lösung von Jod und Pottaschenbrom, wird angewandt, um auf dem Glase eine dünne Haut hervorzubringen. Ehe die Platte trocken wird, wird sie in eine Lösung von Silbernitrat getaucht, worin sie eine bis drei, vier Minuten bleibt. Hier haben wir also wesentlich dieselben chemischen Elemente, die wir beim Daguerreotyp angewandt sahen — nämlich Jod, Brom und Silber. Durch ihre gegenseitigen Reactionen in dem letzten Prozeß haben wir das empfindliche Silberjodid und Bromid gebildet. Das Glas wird nun, noch immer feucht, in die Kammer gethan und bleibt darin von drei Sekunden bis ein, zwei Minuten, je nach den Umständen. Dann wird es mit einer Lösung von Eisenvitriol gewaschen. Jeder helle Fleck in dem so erhaltenen Bilde wird auf der empfindlichen Haut der Platte schwarz; aber wo die Schatten oder schwarzen Theile des Bildes hinfallen, ist die empfindliche Haut weniger oder gar nicht geschwärzt, wenn nämlich die Schatten sehr tief sind, und so werden also die Schatten des Bildes in der camera zu Lichtern auf dem Glasbilde, die Lichter aber umgekehrt Schatten. Auch ist das Bild verkehrt, wie in jeder camera obscura. Dies ist das negative Bild. Wenn man es erhalten hat, wird es mit einer Lösung von unterschwefelsaurem Natron gewaschen, um die Elemente der Zersetzung zu entfernen, und zum Schutze mit Schelllackfirniß überzogen.

Durch dieses negative Bild wird nun das positive gewonnen und zwar auf folgende Weise: Ein Blatt Linnenpapier wird in Salzwasser getaucht, worauf man es trocknen läßt. Dann wird eine Lösung von Silbernitrat darüber gegossen und das Papier an einem dunklen Orte getrocknet. Dieses Papier ist jetzt empfindlich. Man drückt nun auf das Negativbild des Glases und legt beides in die Sonne, das Glas nach oben gekehrt, indem man sie so drei bis zehn Minuten liegen läßt. Das Papier, welches nun das Bild aufgenommen, wird mit einer Lösung von unterschwefelsaurem Natron gewaschen, mit reinem Wasser abgespült, wieder in einer Lösung von unterschwefelsaurem Natron eingeweicht, zu dem man indeß Goldchlorid hinzugesetzt hat und abermals abgespült. Es wird hierauf noch mit einem Ueberzuge, resp. Firniß versehen.

Wenn nämlich das empfindliche Papier unter dem negativen Glase in die Sonne gelegt wird, hält jeder dunkle Fleck auf dem Glase einen Sonnenstrahl auf, und so bleibt der Fleck auf dem Papiere, der darunter liegt, unverändert; aber jeder helle Fleck des negativen Glases läßt das Sonnenlicht durch, und die darunter liegende Stelle des Papieres wird, je weniger sie durch das Glasbild geschützt wird, durch die chemische Einwirkung schwärzer. So erhält man denn ein Bild, welches Licht und Schatten in richtiger Vertheilung wiedergiebt und verglichen mit dem Originale nicht verkehrt ist.

Wenn man das negative Glas bei durchscheinendem Lichte durch ein Mikroskop mit hundertmaliger Vergrößerung betrachtet, so bemerkt man ganz kleine Körnchen — krystallinisch oder nicht, weiß ich nicht zu sagen, — die denen, welche wir bei Gelegenheit des Daguerreotypes beschrieben, sehr ähnlich sind. Doch ist ihre Wirkung hier umgekehrt. Da sie dunkel sind, schwärzen sie das Glas, wo sie zusammengehäuft liegen, gerade wie der fallende Schnee den Himmel verdunkelt. Wo diese Theilchen also dicht gehäuft sind, haben wir unsere Schatten, und wo sie dünn gesäet

sind, unsere Lichter. Bei Prüfung der Papierphotographieen haben wir keine solche bestimmten Körnchen, sondern zerstreute Flecken von tieferem oder hellerem Schatten gefunden.

Das ist das Lichtbild in der Form, in der wir ihm jetzt gemeiniglich begegnen. — Denn das Daguerreotyp, so vollkommen, wohlfeil und für Miniatur geeignet es auch sein mag, ist von dem Felde der Landschaft, des Stilllebens, der Architektur- und Genremalerei fast verschwunden, um der Photographie Platz zu machen. Die größte Zahl von Lichtbildern, welche wir jetzt sehen, sind Photographieen, die dazu bestimmt sind, durch das Instrument gesehen zu werden, das wir eben beschreiben wollen.

Das Stereoskop.

Dieses Instrument wurde von Wheatstone in London erfunden und von ihm bereits im Jahre 1838 beschrieben. Erst ein Jahr später veröffentlichte Daguerre zu Paris seine große Entdeckung, und fast zu derselben Zeit schickte Fox Talbot seine Mittheilung an die Royal Society ein, worin er einen Bericht über sein Verfahren, durch Einwirkung des Lichtes Bilder auf Papier zu erhalten, abstattete. Jod wurde 1811 entdeckt, Brom 1826, Chloroform 1831, Schießbaumwolle, aus der man Kollodium macht, 1846; das elektrische Plattiren etwa zur selben Zeit mit dem Daguerreotype — lauter Dinge, groß und klein, die zusammenwirken müssen, um das hervorzubringen, was anfangs so seltsam und auch so fabelhaft erschien, wie Aladdin's Ring, jetzt aber so wenig mehr Staunen erregt, als unser tägliches Brod.

Ein Stereoskop ist ein Instrument, welches bewirkt, daß bloße Flächen wie feste Körper aussehen; daher auch der Name, der von dem Griechischen *στέρεος* (gediegen, fest, körperhaft) und *σκοπεῖν* (sehen) abgeleitet ist. Alle Gemälde, in denen Perspektive, Licht und Schatten geeignet behandelt sind, haben mehr oder minder das Aussehen der wirklichen Körperhaftigkeit, doch durch unser Instrument wird diese Wirkung so erhöht, daß der Sinnenbetrug ein vollständiger ist, und sich die Augen vergeblich anstrengen, dort eine Fläche sehen zu wollen, wo in der That eine Fläche ist.

Man hat guten Grund zu glauben, daß diese Wahrnehmung der Körperhaftigkeit durch das Auge rein eine Sache der Gewöhnung ist. Der berühmte Fall von einem jungen Menschen, welcher sich der Operation des Staarstechens unterzog, den Cheselden erzählt, und ein ähnlicher, der im Anhange zu Müller's Physiologie berichtet wird, führen zu dem Beweise daß jedes Ding so lange nur als eine Flächen-Ausdehnung gesehen wird, als nicht die anderen Sinne das Auge gelehrt haben, die Tiefe oder dritte Ausdehnung, welche die Körperlichkeit giebt, aus dem Zusammenlaufen der Linien, der Vertheilung von Licht und Schatten, der Veränderung der Größe und dem Gefüge der Oberflächen zu erkennen. Cheselden's Patient glaubte, daß alle Dinge, die nur immer sein Auge berührten, dies in ähnlicher Weise thäten, wie er sie mit seiner Haut fühlte. Der Patient, dessen Fall von Müller erzählt wird, konnte die Form eines schief vor sein Auge gehaltenen Kegels nicht von der eines flachen Stückes Pappdeckel unterscheiden, das dieselben Umrisse hatte. Jeder dieser Patienten sah nur mit Einem Auge — da das andere in dem einen Falle zerstört und in dem andern noch lange Zeit nach dem ersten nicht operirt war. In Zeit von zwei Monaten hatte Cheselden's Patient gelernt, Körperhaftes zu erkennen; in der That, er schloß aus Licht, Schatten und Perspektive, die er in Gemälden wahrnahm, ganz logisch auf Vorsprünge und Zurückweichungen, und war erstaunt, zu entdecken, daß es platte Flächen seien. Wenn diese Patienten das Licht beider Augen plötzlich wieder erlangt hätten, so würden sie wahrscheinlich leichter und schneller Körperhaftes zu erkennen gelernt haben.

Wir können gewöhnlich leicht genug auch mit Einem Auge sagen, ob ein Gegenstand körperhaft sei; aber doch besser mit beiden Augen und bisweilen nur durch Anwendung beider Augen. Wenn wir auf ein viereckiges Stück Elfenbein nur mit Einem Auge sehen, so können wir nicht sagen, ob es eine Fournirschale sei, oder die Seite eines Kubus, oder die Grundfläche einer Pyramide oder das Ende eines Prisma. Doch wenn wir jetzt das andere Auge öffnen, werden wir eine oder mehrere seiner Seiten sehen, wenn es deren hat, und wissen, daß es ein Körper ist und was für einer.

Wir sehen etwas mit dem zweiten Auge, was wir mit dem ersten nicht sahen; mit andern Worten, die beiden Augen sehen verschiedene Bilder desselben Dinges, aus dem einfachen Grunde, weil sie von um zwei oder drei Zoll verschiedenen Punkten aus sehen. Mit Hülfe dieser zwei verschiedenen Ansichten eines Gegenstandes fühlt der Geist gewissermaßen rund herum und bekommt eine Vorstellung ihrer Körperhaftigkeit. Wir umfassen einen Gegenstand mit unseren Augen, gleichsam wie mit den Armen, Händen, Daumen und Fingern, und so erkennen wir, daß er etwas mehr sei, als eine Oberfläche. Dies ist natürlich mehr eine Anschaulichmachung der Thatsache, als eine Erklärung ihres Mechanismus.

Obwohl, wie wir gesehen haben, die beiden Augen auf zwei verschiedene Bilder blicken, so gewahren wir doch nur Ein Bild. Die beiden sind ineinander geflossen und haben sich zu einem dritten vermischt, welches uns Alles zeigt, was wir in jedem derselben sehen. Aber wenn sie auf diese Weise in Eins zusammenfließen sollen, müssen sowohl Auge als Gehirn in natürlichem Zustande sein. Man drücke ein Auge mit der Fingerspitze etwas zurück, und das Bild wird verdoppelt oder mindestens undeutlich und verwirrt. Nur gewisse Theile der beiden Netzhäute wirken harmonisch zusammen und du hast ihre natürlichen Beziehungen gestört. Oder trink zwei oder drei Gläser mehr, als die Mäßigkeit erlaubt, und du siehst doppelt; die Augen sind wahrscheinlich hinlänglich in Ordnung, aber das Gehirn ist verwirrt und giebt die telegraphischen Botschaften nicht richtig weiter. Diese Ausnahmen illustriren die Allerweltswahrheit, daß unsere beiden Augen, wenn sie in guter Ordnung sind, zwei etwas verschiedene Bilder sehen, welche unsere Wahrnehmung vereint, um ein Bild hervorzubringen, das die Gegenstände in allen Dimensionen und nicht blos als Flächen darstellt.

Wenn wir nun zwei künstliche Bilder von irgend einem gegebenen Gegenstande bekommen können, eins, wie wir es mit dem rechten, das andere, wie wir es mit dem linken Auge sehen würden, und wir dann mit dem rechten Auge blos auf das Bild rechts, und mit dem linken blos auf das Bild links blickend, es gewissermaßen zu Stande bringen, daß diese beiden Bilder in eins zusammenfließen, wie wir gesehen haben, daß die zwei Bilder eines natürlichen Gegenstandes thun, so werden wir den auch gleichen Eindruck der Körperhaftigkeit davon erhalten. Die Zurüstung, die dies bewirkt, wird nach unserer Erklärung dieses Instrumentes ein Stereoskop sein. Wie werden wir aber diese beiden Ziele erreichen?

Ein Künstler kann einen Gegenstand zeichnen, wie er ihn sieht, indem er blos mit seinem rechten Auge darauf blickt. Dann kann er eine zweite Ansicht von demselben Gegenstande aufnehmen, wie er ihn mit seinem linken Auge sieht. Es wird nicht schwer sein, einen Kubus oder Octaeder auf diese Art zu zeichnen, und in der That waren die ersten stereoskopischen Figuren so gezeichnete Doppelumrisse, rechts und links, von festen Körpern. Aber die ungemein kleinen Einzelheiten eines Portraits, einer Gruppe, einer Landschaft, welche für beide Augen so fast gleich ausfallen, aber in jedem der beiden Bilder unserer natürlichen Doppelsicht keineswegs identisch sind, würden aller menschlichen Kunst, die sie genau hervorbringen wollte, spotten. Und gerade hier tritt die Photographie ein, um die Schwierigkeit zu heben. Ein erstes Bild eines Gegenstandes wird genommen — dann das Instrument ein Paar Zoll oder etwas mehr seitwärts gerückt, so viel etwa die Entfernung der menschlichen Augen von einander beträgt und abermals ein Bild genommen. Noch besser ist es, wenn zwei Bilder zu gleicher Zeit in einer Doppelkammer genommen werden.

Wir haben nun das doppeläugige Zwillingsbild oder Stereograph gewonnen, wenn wir diesen Namen schmieden wollen. Um diese zwei Bilder als eines zu sehen, haben wir zwei Wege. Wir können schielen, wenn wir sie ansehen; aber dies ist langweilig, schmerzhaft, und für einige ganz unmöglich, oder wenigstens sehr schwierig. Wir werden es weit leichter finden, durch ein Paar von Gläsern zu sehen, welche für uns schielen. Wenn sie zu gleicher Zeit die zwei Bilder vergrößern, so gewinnen wir eben so viel in der Deutlichkeit des Gemäldes, was ein großer Vortheil ist, wenn die Bilder klein sind. Einer der leichtesten Wege, diesem doppelten Zwecke genug zu thun, besteht darin, daß man eine konvexe Linse mitten durchschneidet, die Kurven der beiden Hälften zu geraden Linien abschleift und sie bei ihren dünnen Ecken verbindet. Dies ist ein schielender Vergrößerer, und wenn er so angebracht wird, daß wir mit seiner rechten Hälfte das Bild rechts auf der Fläche sehen, mit der linken das Bild links, so schielt er sie inwendig so zusammen, daß sie in einander laufen und ein einziges Bild abgeben.

Die erste Wirkung, die eine durch das Stereoskop gesehene Photographie auf uns hervorbringt, ist ein Erstaunen, wie kein Gemälde es je hervorgebracht hat. Der Geist fühlt seinen Weg in die tiefsten Tiefen des Bildes. Die riesigen Aeste eines Baumes im Vordergrunde dringen auf uns ein, als ob sie uns die Augen ausstechen wollten. Der Ellenbogen einer Figur steht hervor, bis zum Unbequemwerden für uns. Dann liegt eine solche erschreckliche Menge von Detail darin, daß wir dasselbe Gefühl unendlicher Verwickelung und Zusammengesetztheit empfinden, das uns die Natur giebt. Ein Maler zeigt uns Massen; die stereoskopischen Bilder bleiben uns Nichts schuldig — Alles muß da sein,

jedes Stöckchen, Strohhälmchen, jeder Kratz, so treu, wie der St. Petersdom oder der Gipfel des Mont-Blanc, oder die ewig bewegliche Ruhe des Niagara. Dies ist ein unendlicher Reiz in den photographischen Zeichnungen. Theoretisch ist eine vollkommene Photographie rein unerschöpflich. In einem Gemälde kann man nichts finden, was nicht der Maler schon früher gesehen hat; aber in einer vollkommenen Photographie werden so viele Schönheiten unbemerkt lauern, als es Blumen giebt, die ungesehen in Wäldern und auf Wiesen blühen. Es ist ein Irrthum zu glauben, man kenne ein stereoskopisches Bild, wenn man es hundert Mal mit Hülfe der besten unserer gewöhnlichen Instrumente studirt hat. Kennen wir denn Alles, was sich in einer Landschaft befindet, wenn wir vom Stubenfenster aus sie überschauen? Ein Figürchen im Hintergrunde, dessen Gesicht vielleicht nur ein weißes Fleckchen von der Größe eines Hirsenkornes bildet, zeigt, durch den Vergrößerer gesehen, die volle Portrait-Aehnlichkeit, daß man die Person auf der Stelle erkennen könnte.

Deutschland und das Ausland.

Brasilien und seine deutschen Freunde.

Wir können es nur als ein günstiges Zusammentreffen bezeichnen, daß kurz vor dem Erscheinen des letzten Heftes der in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten, auf gründlichen Forschungen ruhenden „Geschichte von Brasilien," von Dr. Heinrich Handelmann,* noch ein anderes deutsches Werk zur Kenntniß dieses Kaiserreiches, Dr. Robert Avé-Lallemant's „Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858" (Leipzig, Brockhaus) ausgegeben worden ist. Deutschen Lesern ist in diesen beiden Werken hinreichend Gelegenheit gegeben, das ferne transozeanische Land kennen zu lernen, nach welchem die Schritte unserer auswandernden Landsleute hinzulenken die Speculation fortdauernd, und zwar leider! nicht ohne Erfolg bemüht ist. Wir sagen: leider! denn die historischen und sozialen Zustände Brasiliens, wie sie sich uns nach Lesung der beiden genannten deutschen Werke darstellen, sind keinesweges der Art, daß sie dem deutschen Einwanderer, die mindestens doch wohl zu verlangende Bürgschaft für seine religiöse und bürgerliche Freiheit gewähren — ganz abgesehen davon, daß auch die Möglichkeit, drüben in ehrenhafter Weise seinen Unterhalt zu finden und sein Leben zu fristen, nichts weniger als feststeht.

Mit Recht beklagt Dr. Handelmann, daß der brasilianische Reichstag auch bis zum heutigen Tage noch keine jener gesetzlichen Maßregeln durchgeführt habe, welche die öffentliche Meinung längst als die unerläßlichen Vorbedingungen einer spontanen, europäisch-deutschen Einwanderung bezeichnet hat. „Im Gegentheil, wir erblicken manche Anzeichen eines Rückschrittes. Die kaiserliche Regierung, die schon den richtigen Standpunkt in der Einwanderungs-Frage gewonnen hatte, ist durch den mächtigen Einfluß der Pflanzer-Aristokratie in und außer dem Reichstage wieder irre gemacht worden und hat abermals viel Mühe und Geld aufgewendet, um eine künstliche Einwanderung von Lohn-Arbeitern und „Parceristen" (Halbpächter und Halbsklaven) anzulocken."

Ja, sehr viel Mühe und sehr viel Geld wird zu diesem Zwecke aufgewendet! Man braucht nur an gewissen, mit Brasilien in genauerer Verbindung stehenden Orten, namentlich in Hamburg, nachzuforschen, um einerseits über die Mittel und andererseits über den Mangel an Vaterlandsliebe zu erstaunen, die dort einigen Leuten zu Gebote stehen, welche den Auswanderungs-Schwindel en gros betreiben. In Folge der von der brasilianischen Regierung im Jahre 1857 zugestandenen Geldprämie für die Einführung von Kolonisten — einer Prämie, die seitdem in ein förmliches Kopfgeld verwandelt worden, das den Spekulanten zufällt — schossen überall Auswanderungs-Agenturen für Brasilien wie Pilze aus der Erde. Von der deutschen Nord- und Ostsee-Küste bis hinauf nach Tyrol treiben die Werber und Seelenverkäufer ihr Unwesen; unter schönen Versprechungen verhüllen sich wieder unklare und dehnbare Kontrakte — und darum dürfen die wahrhaften Kenner brasilianischer Zustände und Verhältnisse nicht aufhören, gegen die sogenannten Brasilien-Freunde in die Schranken zu treten.

Unsere historische Quelle, das Geschichtswerk des Herrn Handelmann, weist auch auf die leider nicht befolgten Rathschläge hin, die ein um Brasilien hochverdienter Deutscher, der ehemalige Generalkonsul Sturz, den brasilianischen Gesetzgebern zur Erreichung einer spontanen, nicht von feilen Agenten herbeigeführten Einwanderung ertheilt hat. Als unumgängliche Vorbedingung einer solchen freien, deutschen Einwanderung hatte er auf Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels, Herstellung eines soliden Länderei-Vertheilungssystems nebst allgemeiner Grundsteuer, und auf gehörige, gesetzliche Garantieen für die Freiheit des nichtkatholischen Cultus und des Unterrichts gedrungen. Aber er ist weder in Brasilien, noch in Deutschland, wo seine männlich-ehrenhafte Haltung allen Agenten als Muster hätte dienen sollen, gehört und beachtet worden. Im Gegentheile hat das brasilianische Ministerium, wahrscheinlich auf die Denunciation von Agenten, deren undeutschem Treiben er mit Offenheit entgegen getreten war, ihn in seinen amtlichen Functionen suspendirt!

Dafür weisen aber auch brasilianische Blätter selbst, wie der Correio Mercantil und das Journal do Commercio, auf den traurigen Ruf hin, den jetzt Brasilien in Deutschland genießt, sowie auf den Umstand, daß nur einige feile Winkelblätter dieses intelligenten Landes jetzt noch die Sache Brasiliens führen und zur Auswanderung dorthin aufmuntern. Das zu Petropolis in Brasilien erscheinende deutsche Blatt „Brasilia" — das durch Inhalt und Form seinen Herausgebern und Druckern zur Ehre gereicht — enthält fast in jeder seiner uns vorliegenden Nummern Berichte über neue Enttäuschungen deutscher Einwanderer und über deren beklagenswerthe Zustände drüben, selbst in den früher mit Recht empfohlenen deutschen Ansiedelungen Donna Francisca und Blumenau, und nur noch die älteste derselben, Petropolis, scheint einigermaßen eine Ausnahme zu machen.

„Es ist darum," so schließen wir mit dem Vorworte zu dem mehrerwähnten historischen Werke von Handelmann, „die höchste Zeit, daß Brasilien mit Ernst und Energie zu jenen Heilmitteln greife, die allein wahrhaft helfen können. Und das ist erstens ein wahrhaftiges, ernstliches und wohlwollendes Entgegenkommen gegen die spontane, europäisch-deutsche Einwanderung und dann ein mit Hülfe derselben, unter ernstlicher Mitwirkung des Volkes und der Regierung zu beschaffender, wirthschaftlicher Umschwung im Süden, der dort, an die Stelle des Plantagen-Betriebes, die kleine, freie Ackerwirthschaft setzt und so eine Konzentrirung des gesammten Sklaven-Bestandes in den heißen, Mittel- und Nord-Provinzen ermöglicht."

Was das Buch des Dr. Lallemant, des deutschen Arztes, betrifft, dessen kleine Schrift über die abschreckende deutsch-schweizer-elsassische Ansiedelung „am Mucury" wir früher besprochen haben, so ist zu bemerken, daß es in einem jugendlichen, geistesfrischen Tone geschrieben ist, bei dem, trotz aller traurigen Erlebnisse und Wahrnehmungen, der Muth und der zuversichtliche Blick in die Zukunft ungetrübt bleibt. Namentlich erwartet der Verfasser von den deutschen Ansiedelungen, die in der Provinz Rio Grande gruppenweise zwischen den verrotteten Nationalitäten der Spanier und der Portugiesen gegründet worden, daß sie ihr Volksthum, ihre Sprache und insbesondere auch ihren protestantischen Glauben sich erhalten und noch auf Kindeskinder vererben werden. Wir fürchten, daß in dieser Beziehung die Ansichten des Herrn Dr. Lallemant, der sich jetzt als praktischer Arzt in Rio de Janeiro niedergelassen, etwas zu optimistisch sind, da alle anderweitige Erfahrung sich damit im Widerspruch befindet. Gleichwohl nehmen wir diese Zukunfts-Hoffnungen des wackern Reisenden, der unter Anderm auch noch den berühmten Aimé Bonpland, kurz vor dessen Tod, in Sta. Borja do Uruguay gesehen, als ein tröstliches Wort aus Brasilien auf. J. L.

Mannigfaltiges.

— Schiller's Eltern und Geschwister. Ein Werk der Pietät für Schiller's Vaterhaus liegt uns in dem soeben erschienenen Buche: „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen" vor.* Herr Alfred Freiherr von Wolzogen, Enkel Henriettens von Wolzogen, der mütterlichen Beschützerin Schiller's, als dieser von Stuttgart entflohen war, und Neffe Karolinens von Wolzogen-Lengefeld, der Schwägerin Schiller's, übergiebt dem deutschen Publikum zur Säkularfeier des Dichters, zugleich im Namen von dessen einziger, noch lebenden Tochter, der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, dieses Familienbuch Schiller's, dem auch einige Briefe desselben an Henriette von Wolzogen und an deren Tochter Charlotte, der ersten der drei Charlotten, denen Schiller's Herz gehörte, hinzugefügt sind. Den Anfang des ziemlich umfangreichen Bandes bildet die Selbstbiographie des Vater Schiller, „Curriculum vitae meum," die der alte Herr auf Schloß „Solitude"

* Berlin, Julius Springer, 1860.

* Stuttgart, Cotta, 1859.

bei Ludwigsburg am 17. Mai 1789 vollendet hat. Er starb am 7. Sept 1796, nachdem der Nachfolger Karl Eugen's den Schloßverwalter von Solitude, der bis dahin den Charakter eines württembergischen Hauptmanns gehabt, am 26. März 1794 zum Major ernannt hatte — eine Ranges-Erhöbung, die der längst vom Militair verabschiedete Alte unstreitig nur dem Rufe seines Sohnes verdankte, der eben ein Jahr lang in Württemberg zum Besuch gewesen war. Das „curriculum vitae" gleicht ganz dem vorgedruckten Portrait und dem Bilde, das wir uns immer von Schiller's Vater gemacht, den wir uns etwa, wie den Wachtmeister in Lessing's „Minna von Barnhelm," ferndeutsch und ferngrob, gedacht haben. Er war aber zugleich eine geistig gesunde Natur und ein frommer Herr, wie sowohl aus den von ihm verfaßten, hier mit abgedruckten Gebeten, als aus den Briefen an seinen großen Sohn hervorgeht, den er, als sein Name bereits in der ganzen gebildeten Welt bekannt war, immer noch per „Er" anredete. Die „Mutter Schillerin," die Bäckerstochter aus Marbach, ist, ihrem Bilde wie ihren Briefen nach, ebenfalls eine zu biederherzige Natur, dabei aber auch eine sinnige, feinfühlende Frau gewesen, in deren seelenvollem Blick, wie in den hier schon gealterten Gesichtszügen überhaupt, der poetische Sohn sehr wohl sich erkennen läßt. Dieses Bild, gleich dem des Vaters, während Schiller's Besuch in Ludwigsburg, von seiner Jugendfreundin Ludovike Simanowiz, geb. Reichenbach, im Jahre 1793 gezeichnet, weicht sehr wesentlich von allen bisher bekannten Bildnissen der Mutter Schiller's ab. Wir hätten gewünscht, daß auch von Christophine Reinwald, Schiller's älterer und ihm in manchen Stücken gleichender Schwester, ein solches Portrait dem Buche beigefügt wäre, das auch von ihr eine Reihefolge von Briefen bringt, die sowohl über ihr eigenes reiches Herz, als über Schiller's Verhältniß zu seiner Familie sehr viele anziehende Aufschlüsse enthält. Ein viel geringeres Interesse bieten die Briefe von Louise Franckh, Schiller's jüngerer Schwester, dar, wogegen wir für die Schiller-Briefe und die charakteristischen Bildnisse der Frau Henriette von Wolzogen und ihrer Tochter Charlotte nur dankbar sein können.

Herr von Wolzogen macht darauf aufmerksam, daß noch sehr viele ungedruckte Briefe Schiller's in Autographen-Sammlungen versteckt liegen, da sowohl Christophine Reinwald in ihrer Gutmüthigkeit, als die beiden Söhne Schiller's, nicht damit geizten, wenn sie um die Ueberlassung solcher Reliquien angegangen wurden. Mit Recht weist Herr von Wolzogen darauf hin, wie unrecht es sei, dergleichen für die Nation werthvolle Erinnerungen an Schiller blos deshalb zurückzuhalten, damit man sich rühmen könne, etwas Ungedrucktes von Schiller's Hand zu besitzen. J. C.

— Schiller und Goethe. Der gedruckte Briefwechsel der beiden Dichter hat bekanntlich durch die von H. Hauff im Jahre 1856 besorgte zweite Auflage viele sehr schätzbare Bereicherungen erhalten, zu denen auch ein für Literaturhistoriker sehr brauchbares und nützliches Register gekommen. In diesem Augenblicke empfangen wir nun noch eine zweite Zugabe zu diesem Briefwechsel, und zwar aus der Feder Heinrich Düntzer's,* der es sich zur Aufgabe gemacht hat, der Entstehungsgeschichte und dem Zusammenhange jedes einzelnen Briefes der Schiller-Goethe'schen Korrespondenz nachzuforschen, die darin erwähnten Persönlichkeiten zu charakterisiren und die berührten Ereignisse oder literarischen Beziehungen, wo es durch den Briefwechsel selbst nicht geschieht, näher aufzuklären. Das Buch ist eine eben so willkommene, als unentbehrliche Ergänzung des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe. J. C.

— Schillerfeier in Paris. Diese findet heute am 10. November, Abends in dem größten öffentlichen Lokale statt, das die französische Hauptstadt aufzuweisen hat, nämlich im „Circus der Kaiserin" in den Champs Elysées. Auf den Wunsch des Fest-Comité hat sich Meyerbeer, der eben in Paris anwesend, demselben angeschlossen und nicht blos die erforderlichen musikalischen Vorbereitungen treffen helfen, sondern auch für das Fest zwei Gesänge komponirt, deren einer von Herrn L. Pfau gedichtet ist. Außerdem wird das bekannte, von Felix Mendelssohn komponirte Bruchstück aus Schiller's „Künstler," sowie das Finale aus der neunten Symphonie von Beethoven mit dem Liede „Freude schöner Götterfunken" zur Aufführung kommen. Die Festrede wird von Herrn Ludwig Kalisch gehalten. Das Orchester und die Chöre, aus 500 Personen bestehend, werden von Herrn Pasdeloup dirigirt. Die Gesang-Soli sind durch die ausgezeichnetsten Künstler der Hauptstadt vertreten, während die Chöre von den deutschen und schweizerischen Gesangvereinen und Liedertafeln gesungen werden. Der Reinertrag der Aufführung ist einem wohlthätigen Zwecke zu Ehren Schiller's bestimmt. J. C.

* „Schiller und Goethe. Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe." Von Heinrich Düntzer, Stuttgart, Cotta, 1859.

— Schiller-Gedenkblatt. Ein von Dr. M. Kurnik in Breslau herausgegebenes „Jubel-Gedenkblatt zum hundertjährigen Schillerfeste"* enthält: 1) einen chronologischen Abriß von Schiller's Leben; 2) ein Gedicht von Karl von Holtei, worin der preußische Friedrich der Große nach den Schlachten von Roßbach, Leuthen und Kunersdorf mit dem eben in Schwaben gebornen großen Friedrich Schiller zusammengestellt wird; 3) eine Skizze von A. E. Brachvogel: „Das Schiller-Haus in Weimar;" 4) das „Lied der Parzen" aus dem Festspiele: „Vor hundert Jahren," das Friedrich Halm zur Säkularfeier Schiller's gedichtet hat; 5) einen ungedruckten, eigenhändigen Brief Schiller's, den August Kahlert aus einer Autographen-Sammlung mittheilt. Dem aus Jena vom 25. Mai 1795 datirten Briefe fehlt die Adresse, doch war er augenscheinlich an den in Breslau lebenden Philosophen Christian Garve gerichtet, den Schiller zur Mitarbeit an den „Horen" auffordert. Der Inhalt des Briefes ist sehr anziehend und bespricht, außer dem Gebrauche und dem Begriffe des Fremdwortes: „ästhetisch," auch die Eigenschaften des Schriftstellers, der durch seine Individualität auf das Publikum wirken wolle. Das „Gedenkblatt" enthält ferner: 6) von Alfred von Wolzogen (Regierungs-Assessor in Breslau) eine Nachricht über ein noch ungedrucktes Lustspiel Schiller's, das von dem Adoptiv-Sohne Körner's, Herrn Ulrich (jetzt Kaufmann in Berlin), aus dem Körner'schen Nachlasse an den Authographen-Sammler, Herrn Karl Künzel in Heilbronn, verkauft wurde, jedoch unter der Bedingung der Nichtpublizirung der Handschrift, weil Persönlichkeiten darin in einer Art berührt sind, die der Familie Körner ein öffentliches Bekanntwerden derselben nicht wünschenswerth machten. Schiller hatte nämlich während seines Aufenthalts im Körner'schen Hause in Dresden für diesen Familienkreis das Lustspiel geschrieben, in welchem Körner selbst, Minna (seine Frau) und deren Schwester Dora, ein zudringlicher Kandidat der Theologie und Körner's ganzes Hausgesinde vorkommen. Die Zeit, diesen Scherz dem Publikum vorzuenthalten, scheint allerdings vorüber, da wohl Niemand mehr lebt, auf den der Scherz Bezug hatte. Herr Dr. Max Ring lieferte 7) zu dem Gedenkblatte eine gut erzählte Anekdote von einem in Berlin beim königlichen Theater als Rollen-Austräger angestellten, ehemaligen Barbier Schiller's, woran sich zum Schlusse 8) ein Gedicht von Julius Rodenberg: „Schillerfeier" reiht, dessen letzte Zeilen die besten sind:

„Bei dem Klange seiner Leier
Schließe fest sich Hand in Hand:
Und die beste Schillerfeier
Sei das ein'ge Vaterland!"

J. L.

* Breslau, M. Kundras.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn C. Drobanne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

№ 137-139. Sonnabend, den 19. November 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Schiller, nach polnischer Darstellung.*

Schiller! — Warum erweckt dieser Name ein so mächtiges Mitgefühl? Warum bewegt er das Herz auf eine so auffallende, persönliche Weise, wie die Liebe, die Hoffnung, das Glück? — Vielleicht, weil er ein so großer Poet, ein Genie war! — Nein, großer Poeten giebt es viele, und obgleich der Genius eine unbestreitbare Macht ausübt, besitzt er doch nicht durch sich selbst die Kraft, die Saiten des menschlichen Herzens so wesentlich zu berühren.

In diesem allgemeinen Gefühle liegt etwas Auffallendes, und man kann wohl gestehen, daß weder das Geburtsfest Goethe's noch Shakspeare's eine so einstimmige Begeisterung erregen würde. — Warum das? frage ich noch einmal. — Deshalb, weil Schiller ein Gefühl über alle andern Gefühle, über Alles hochgestellt hat; ein Gefühl, ohne welches weder Vernunft noch Bildung etwas gelten — das Gefühl des moralischen Ideals. Er zeigte uns ein unendliches, vollkommnes Ziel, eine überirdische Schönheit. In diesem Gefühl ist nichts deutlich Bestimmtes; man kann die Züge dieses Ideals nicht ergreifen, aber das eben ist wichtig, das war nöthig, das wird ewig bleiben.

Das moralische Ideal anderer Poeten hat Schranken; es richtet sich nach der Gegenwart. Das Ideal Schiller's steigt nie bis zur Wirklichkeit herab, ist nicht plastisch, denn es soll glänzen über alle Zeiten, denn ihm stand es nicht an, sich in gewisse Formen des Zeitalters, in die Gewänder bestimmter Völker zu kleiden. — Ist diese Wahrheit nicht völlig klar? — Zeigt sie sich nicht in dem heutigen, innigen Mitgefühl? — Lange glaubte man, daß das Ideal Schiller's rein subjektiv ist, als ob es eine Einseitigkeit, eine Schwachheit des Poeten wäre; das war die Meinung der Aesthetiker, welche noch heutzutage vorhanden ist; doch ist dieses Urtheil vollkommen ungerecht und nur auf Schein gegründet. Die Stimme der allgemeinen Verehrung ist ihm beredter Widerspruch dagegen. Denn ich frage, ob ein subjektiver, also einseitiger Poet, also kein Genius, so mächtig auf Massen einwirken könnte? O, in Wahrheit! es giebt eine höhere Objektivität, als die Goethe's und Shakspeare's, eine Objektivität des Ideals, die Nachbildung eines unendlichen Gegenstandes, einer unveränderlichen Wahrheit.

Der Maler eines solchen Gegenstandes endigt sein Werk nicht,* er sucht das Kolorit dazu nicht in der äußern Welt; er gebraucht Menschen und Personen nur als Grundfarbe, als Grundzüge, um sich danach zu richten, damit die Wirklichkeit die Eindrücke und die Aufmerksamkeit der Menschen festhalte. Ein solcher Maler war Schiller, und wenn noch Jemand daran zweifeln sollte, so geben wir ihm einen neuen Beweis, der sich, so zu sagen, von selbst darbietet.

Die Natur Schiller's zog ihn zur Lyrik, einzig und allein zur Lyrik hin, aber die Lyrik entsprach nicht dem Sehnen seines Genies, denn sein Genie — das ist sein Herz, seine Liebe, es ist die Liebe zu der Menschheit, welche er erheben und würdigen wollte. Also dieser Schiller, dieser Lyriker, macht sich zum Dramaturgen; er sucht die große rührende Wirklichkeit, die mächtigsten Karten der Weltgeschichte hervor, damit ihn die Menschen anhören, die Massen verständen, damit sein Ideal sich in Formen einkleide, auf der Erde wandele und den Nachkommen vorleuchte! — Und wie wandeln diese Wesen? Erkennt man da die Ohnmacht des subjektiven Poeten? Können wir sagen, daß dort Mangel an Wahrheit, an Leben sei? Nein, es ist Zeit, von diesem Vorurtheile zurückzukommen, es ist Zeit, zu gestehen, daß die Wahrheit und das Leben da sind, aber nur nicht von einem gewissen Zeitalter, nicht nach mündlicher Ueberlieferung, nicht an Einzelheiten gefesselt. Und beiläufig müssen wir gestehen, daß eine solche Art, die Wirklichkeit zu schildern, immer das Merkmal großer Maler war. Weder Raphael noch Michel Angelo begriffen die Objektivität so, wie wir sie heut begreifen. Das heutige Streben hat einen unbestreitbaren Werth, denn man kann das Schöne sowohl im Atome als im Ideale finden; auch steht die Betrachtung der Einzelheiten in enger Verbindung mit den wesentlichen Fortschritten der Menschheit. Dessen ungeachtet kann man unmöglich leugnen, daß die Methode der Meister niemals atomistisch war; sie bekümmerten sich wenig um treue Genauigkeit, um bestimmte Aehnlichkeit.

Schiller ist also ein ganzes, ein vollkommnes Genie. Er weiß, warum er so ist, wie er ist, und will es mit der ganzen Kraft seines Charakters, seines Willens sein.

Der Wille! der Charakter! — diese Worte führen uns ein in den zweiten Theil unserer Betrachtungen. Schiller ist nicht nur ein Poet des Ideals, ein Maler der unendlichen Wirklichkeit, der göttlichen Wahrheit — sondern er ist auch noch ein Poet des Willens, der moralischen Würde, der Persönlichkeit. Und könnte er dies wohl sein, wenn alles dasjenige, was wir von ihm gesagt haben, nicht wirklich wahr wäre, wenn wir bei der früheren Ansicht der Aesthetik stehen blieben, welche ihm ein zu großes Uebergewicht von Subjektivität vorwirft? Und daß er ein Poet des Willens, ein Poet moralischen Charakters ist, daß er die persönliche Würde emporgehoben hat, das fühlt jedes Herz, jedes Gemüth, das seinen höheren Einfluß zu empfangen im Stande ist. Und hierin liegt der Hauptbeweggrund, daß die heutige Festlichkeit, das Andenken seines Namens, ein

* Wir theilen hier eine für Schiller's Säkularfest aus der Feder einer polnischen Dame geflossene Charakteristik mit, welche die von dem geschätzten Literaten Kraszewski in Warschau redigirte Zeitung Gazeta Codzienna am 10. November brachte. Man wird in Deutschland zugeben, daß hier eine polnische Dame ist, die unsern Schiller würdig und trefflich zu beurtheilen weiß. D. R.

* Die geehrte Verfasserin meint damit wohl, er überläßt die Vollendung dem Gefühle, der Phantasie. D. R.

so allgemeines Mitgefühl erweckt; hierin liegt der Grund, daß dieses Mitgefühl sich heut mächtiger zeigt, als irgend jemals, denn heute gerade ist dieses Streben in seiner Blüthezeit. Dasjenige, was Schiller einst verhieß und was der Geist des Christenthums ausgesäet und gepflegt hat, das fängt heute an, Früchte zu tragen, That zu werden.

Große Erschütterungen sind vorübergegangen, das Grab Schiller's bedeckten andere, ihm widerstrebende Ideen. Das Zeitalter mit seinem großen Rivalen, mit den beiden großen Repräsentanten der deutschen Philosophie, hat sich auf die entgegengesetzte Seite geworfen. Die Individualität ist in dem Ganzen verloren gegangen; der Mensch hat sich mit wunderbarem Heldenmuthe gutwillig in die Menschheit vertieft; er hat seine persönliche Existenz verleugnet. Das waren Phasen, das waren Proben, welche in den Ländern, wo Religionsfreiheit herrscht, weder gehemmt werden, noch Gränzen finden konnten. — Und bedauern wir diese Proben nicht, sie waren zur Ermessung der Tiefe des Abgrundes, zur Ergründung menschlicher Ideen nothwendig, aber die göttliche Wahrheit ging siegreich aus diesem Kampfe hervor. Der Mensch empörte sich gegen diese Mißbräuche, der Mensch — die Persönlichkeit und die moralische, christliche, zugleich Schiller'sche Individualität.

Die neue Theorie konnte bei der Ueberzeugung nicht bestehen, welche aus der Tiefe des menschlichen Herzens sich nicht herausreißen ließ. — Das Resultat dieser tiefen Opposition (Protestation) zeigt sich in den jetzt in dem Vaterlande Hegel's erscheinenden Werken; in den mächtigen, auf die Psychologie angewandten Forschungen des neuen deutschen Spiritualismus,* in den tiefen metaphysischen Betrachtungen, deren Grundsatz nicht mehr das Werden, nicht mehr die Sphäre der Ontologie ist, sondern das unveränderte, mit unbestreitbarem Wahrheitsgefühl begabte Gemüth des Menschen** — das Gemüth, in welchem, wie in einem Saamenkorn, alle Prinzipien enthalten sind, die, indem sie seine moralische Persönlichkeit ausmachen, zugleich von der unendlichen, göttlichen Persönlichkeit zeugen ... —

Auf diesem Standpunkte entwickelt sich die natürliche Religion und das Naturgesetz, zwei Gegenstände, welche die Zeitgenossen immer mehr beschäftigen. Auf der Basis dieser Religion und der natürlichen Moral erhebt sich der Mensch zu vollkommenen Begriffen einer großen Thatsache in der Geschichte, das heißt, der göttlichen Offenbarung, welche keineswegs, wie man glaubte, das Produkt der gesellschaftlichen Evolutionen ist, sondern ein dem Individuum verliehenes Licht, das sein natürliches Licht vermehrt und ebenso wohlthätig auf die menschliche Gesellschaft, als auf den einzelnen Menschen wirkt.

Wir stehen also wieder auf dem Boden Schiller's, auf dem Boden seiner großen Ideen, seiner liebsten Ueberzeugungen; wir gehen mit ihm Hand in Hand, und die Erinnerung verwandelt sich in Begrüßung, die Vergangenheit in ein großes, unendlich moralisches Ziel der Zukunft.

Warschau, im November 1859.

Eleonore Ziemięcka.

Zur Geschichte von Schiller's „Lied von der Glocke."***

Das „Lied an die Freude," das Schiller bald nach seiner Versetzung aus dem südlichen Deutschland nach dem nördlichen, im Jahre 1785, im Dorfe Gohlis bei Leipzig, gedichtet, hat ihm ebenso, wie seine ersten Bühnenstücke, das Zujauchzen der gesammten Nation verschafft. Mitlebende aus jener Zeit erzählen, daß das „Lied an die Freude" bald nach seinem Entstehen in Leipzig, Dresden und anderwärts den Rundgesang jeder fröhlichen, sinnigen oder begeisterten Gesellschaft bildete. Und auch jetzt noch hebt sich die Brust jedes fühlenden Mannes, röthet sich die Wange aller sinnigen Jünglinge und Mädchen, feuchtet sich der Blick gefühlvoller Frauen und ernster Matronen, wenn der herrliche Rundgesang ertönt:

> Festen Muth in schweren Leiden,
> Hülfe, wo die Unschuld weint,
> Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
> Wahrheit gegen Freund und Feind,
> Männerstolz vor Königsthronen —
> Brüder, gält es Gut und Blut —
> Dem Verdienste seine Kronen,
> Untergang der Lügenbrut!
>
> Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
> Schwört es bei deutschem Wein,
> Dem Gelübde treu zu sein;
> Schwört es bei dem Sternenrichter!

Es wird erzählt, daß Schiller sich zur Dichtung des Liedes an die Freude dadurch gestimmt und veranlaßt fand, daß es dem edeln Manne, bald nach seiner Ankunft in Leipzig, geglückt war, auf einem Spaziergange, den er zufällig an den Ufern der Pleiße machte, einen jungen Studenten, der sich eben aus Verzweiflung in den Fluß stürzen wollte, am Leben zu erhalten, indem er ihm zunächst mit seinen eignen geringen Mitteln und dann durch die Beisteuern anderer guter Menschen aus der Noth half.

Von dem „Lied von der Glocke" ist mit Recht gesagt worden, daß, wenn Schiller auch gar nichts weiter, als dieses Hohelied gedichtet hätte, in welchem eine edle Symbolisirung des bürgerlichen Fleißes und der Handarbeit mit einer idealen Auffassung des Lebens in der Familie und im Staate Hand in Hand geht, doch sein Ruhm für alle Zeiten feststehen würde.

Zur Geschichte dieses Liedes gehört Folgendes: Schon im Sommer 1788, als sich Schiller in Volkstädt bei Rudolstadt aufhielt, entstand in ihm die Idee zu dem herrlichen Gedichte. Dort lebte mit ihrer Mutter und Schwester Charlotte von Lengefeld, seine nachmalige Gattin.

> „Und herrlich in der Jugend Prangen,
> Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
> Mit züchtigen verschämten Wangen
> Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n.

In Rudolstadt befand sich eine große Glockengießerei, die Schiller oft besuchte, da ihm die mannigfaltigen Verrichtungen, die Feuerarbeiten und die Ausführung des Gusses außerordentlich anziehend waren. Der alte Guß-Meister Meyer, das Original zu dem Bilde des Meisters, das uns in dem „Lied von der Glocke" vorgeführt wird, war noch viele Jahre später stolz darauf, erzählen zu können: Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in seine Werkstatt gekommen und sich von ihm über die Technik des Glockengusses belehren ließ. Er erzählte ferner, daß Schiller schon damals manche schöne Betrachtung bei dem Anschauen der Arbeit angestellt, und daß der Dichter namentlich gesagt, es gehe doch, im Grunde genommen, da unten auf der Erde nichts Menschlich-Ergreifendes vor, was die Glocke nicht zu verkünden bestimmt sei.

> „Was unten tief dem Erdensohne
> Das wechselnde Verhängniß bringt,
> Das schlägt an die metall'ne Krone,
> Die es erbaulich weiter klingt."

So daß der alte Guß-Meister beim Anhören dieser Betrachtungen damals schon sich gesagt: „Ja,

> Wenn gute Reden sie begleiten,
> Dann fließt die Arbeit munter fort."

Inzwischen war Schiller zu jener Zeit einerseits mit dem Gedanken an die Begründung einer eigenen Häuslichkeit und andererseits mit seinem Geschichtswerke über den Abfall der Niederlande, welches ihm den Weg zu dem historischen Lehrstuhl in Jena bahnen sollte, zu sehr beschäftigt, als daß er an die Ausführung jenes durch die gewerbliche Thätigkeit in ihm erweckten poetischen Gedankens schon hätte gehen können. „Wer sich ewig bindet," so sagte er sich eben selbst, „der prüfe, ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reu ist lang." Und er fügte hinzu:

> „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben;
> Die Blume verblüht, die Frucht muß treiben.
> Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben,
> Muß wirken und streben
> Und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen,
> Muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen."

Erst nach einigen Jahren, als Schiller Professor in Jena war und mit Goethe gemeinschaftlich, außer dem Journale die „Horen," auch einen „Musen-Almanach" jährlich herausgab, wollte er für Letzteren das „Lied von der Glocke," dessen Plan er längst mit sich herumtrug, ausarbeiten, und er nahm, um seine Erinnerungen an den Guß-Meister Meyer und die Glockengießerei in Rudolstadt wieder aufzufrischen, die bekannte Krünitz'sche Encyklopädie zur Hand, die damals glücklicherweise schon über den Buchstaben G hinaus gelangt war, obwohl sie erst vor einigen Jahren den Buchstaben Z erreicht hat. Aus dem Krünitz hat er unter Anderm auch das bekannte Motto: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango" entlehnt.

---

* Fichte.

** Apelt.

*** Nach E. Palleske und Johannes Scherr. Aus einem Vortrage zum 10. November 1859.

„Dieses Gedicht," so schrieb Schiller am 7. Juli 1797 an Goethe, „liegt mir sehr am Herzen; es wird mir aber noch mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist." Daß Schiller das „Lied von der Glocke" von Anfang an auch für die musikalische Composition bestimmt hatte, geht aus demselben Briefe hervor, denn er schreibt, daß er deshalb so zeitig im Jahre an das „Glockengießerlied" gegangen, weil er sich überlegt, „daß der musikalische Theil des Almanachs vor allen Dingen fertig sein muß, indem sonst der Komponist nicht fertig wird."

Nach zwei Monaten, am 15. Sept., schreibt er jedoch: „Das Lied von der Glocke habe ich bei meinem Uebelbefinden, (er litt an einem sehr starken Husten) nicht vornehmen können und mögen." Und am 22. Sept. fügt er hinzu: „Mein letzter Brief hat Ihnen schon gemeldet, daß ich die Glocke liegen lassen mußte. Ich gestehe, daß mir dieses, da es einmal so sein mußte, nicht so ganz unlieb ist: denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses Jahr (1797) einmal das Balladen-Jahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Lieder-Jahr zu werden, zu welcher Klasse auch die „Glocke" gehört."

Goethe antwortet ihm darauf in einem berühmten Briefe vom 14. October 1797, worin er ihn zugleich auf den Stoff zu „Wilhelm Tell," den er selbst bearbeiten wollte, aber nachmals wieder fallen ließ, aufmerksam macht: „Die Glocke wird nur um so besser klingen, als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist."

Inzwischen unterbrachen auch in den beiden folgenden Jahren Störungen, Krankheiten und Berufsarbeiten die Ausarbeitung des seinen Grundzügen nach längst entworfenen Gedichtes. Erst 1799, gegen Ende des September, nachdem ein Aufenthalt in Rudolstadt ihm alte Zeiten und das Bild des Glockengusses erneut hatte, ward die schöne Dichtung, werth der langen Zeit, die sie gekostet, vollendet.

Das „Lied von der Glocke" erschien zuerst im „Musen-Almanach" für das Jahr 1800, dem letzten dieser Almanache, den Schiller herausgab. Körner schreibt am 6. Nov. 1799 an Schiller: „Der Almanach ist reicher, als ich nach Deinen Aeußerungen erwarten konnte. Besonders kann sich das „Lied von der Glocke" neben Deine vorzüglichsten Produkte stellen. Es ist ein gewisses Gepräge von deutscher Kunst darin, wie in dem „Gang nach dem Eisenhammer," das man selten echt findet und das Manchem, bei aller Prätension auf Deutschheit, sehr oft mißlingt."

Dem „Lied von der Glocke" läßt sich in der gesammten lyrischen Poesie Deutschlands und anderer Länder Nichts an die Seite stellen. Palleske sagt von ihm: „Vielleicht keine Dichtung ist so tief in unser edleres Bürgerthum eingedrungen, ist so sehr eine poetische Verklärung unseres Städtelebens, wie Schiller's Glocke." Bewundernswürdig sind die Hauptmomente des Gusses selbst in die Worte des Meisters eingewebt, und, wie eingänglich dem Verständnisse des Volkes, das merkt man erst, wenn man sich etwa mit einem technischen Kommentar in der Hand die ganze Prozedur des Gusses vergegenwärtigt. Hier ist nicht mehr der Dichter er selbst, sondern es ist das Bürgerthum, das aus ihm spricht, des arbeitenden Menschen Wohl und Weh, zu dem er sein Herz und seinen Sinn erhoben hat. Alles, was dieses Bürgerthum ziert: Frömmigkeit, Zucht, Fleiß, Ordnung, der Freiheit Schutz, des Hauses Ehre klingt voller oder leiser an; die Gefahr des Elementes, des verheerenden Krieges, des „Menschen in seinem Wahn," der Revolution, deren Schrecknisse der Dichter, während er sich mit dieser Dichtung im Kopfe trug, erlebt und deren Beendigung eben durch den Revolutionsfrieden von Campo-Formio stattgefunden hatte — weshalb er auch sein Glockenlied mit den Worten schließt: „Friede sei ihr erst Geläute!" — Alles dies ist in der Dichtung unserer Einbildungskraft vorgeführt. Alles, was sich ungezwungen in den Gesichtskreis des fleißigen, ruhigen Bürgers, des ehrenwerthen Meisters und seiner Gehülfen drängt und an ihr Tagewerk anschließt, ist in ebenso einfach kernigen Weisen als gesteigerten Schilderungen eingewebt. Von Schiller's gesammter lyrischer Poesie aber gilt, was er von der Glocke sagt:

> „Hoch über'm niedern Erdenleben
> Soll sie im blauen Himmelszelt,
> Die Nachbarin des Donners, schweben
> Und gränzen an die Sternenwelt,
> Soll eine Stimme sein von oben
> Wie der Gestirne helle Schaar,
> Die ihren Schöpfer wandelnd loben
> Und führen das bekränzte Jahr."

Berthold Auerbach's deutscher Volkskalender.

Es ist ein eigenes Ding um die Herausgabe eines deutschen Volkskalenders. Es geht damit, wie mit dem einigen Deutschland. Wer das große Ganze im Auge hat, erreicht damit weniger, als wer es mit den kleinen Partikularitäten des deutschen Volkes hält. Wir kennen solche Partikular-Kalender, die in 10—12000 Exemplaren verbreitet sind, obwohl ihr Inhalt ohne großen Geistes- und Kosten-Aufwand vom Verleger selbst zusammengestellt ist und manchmal blos aus Nachdruck besteht, den die Verfasser gegen eine geringe Entschädigung verstatteten. Dagegen machen so gediegene, auf das ganze deutsche Volk berechnete Publicationen, wie die Kalender von Hebel, Berthold Auerbach und selbst „Musen-Almanache" von Schiller, nicht immer großes Glück. Es haben uns einzelne Sortimentshändler versichert, daß sie, im J. 1859, neben hundert Exemplaren des Provinzialkalenders „der Bote," nur zwei bis drei Exemplare von Auerbach's neuem „Gevattersmann" abgesetzt, obwohl gerade in diesem Jahrgange die prächtige Schiller-Novelle: „Friedrich der Große von Schwaben" enthalten war und beide Kalender denselben Preis hatten.

Wir fürchten, daß es mit dem vorliegenden deutschen Volkskalender* für 1860 nicht besser gehen werde. Er ist für das gesammte, einige, allerdings unter Preußens Vortritt einige, Deutschland bestimmt. Aber wie schön es sich auch für die Idee eines großen, einigen Vaterlandes schwärmen läßt — für das Haus, für den warmen Ofen kaufen wir uns doch lieber unsern alten, schlesischen, schwäbischen, erzgebirgischen, wandsbecker oder rudolstädtischen „Boten." Auerbach eröffnet seinen Kalender diesmal mit einer Dorfgeschichte, die zunächst den moralischen, aber auch bisweilen unmoralischen Einfluß der landwirthschaftlichen Preisvertheilungen, Thierschau- und Wettpflug-Feste zum Gegenstand hat. Der „Wettpflüger" heißt diese Dorfgeschichte, die auch manches, an den deutschen Bürger gerichtete, beherzigenswerthe Wort enthält. So sagt darin ein junger, preußischer Landwirth: „Ganz Preußen muß jetzt der Wettpflüger sein. Wir müssen der Welt und vor Allem unseren deutschen Brüdern zeigen, was rechtschaffene Arbeiter aus einem guten Acker machen können, und unser Vaterland ist ein guter Acker, und wir haben rechtschaffene Arbeiter, die ihn bebauen. Der Preis soll uns nicht entgehen." Ferner sagt ein anderer Landwirth: „Was war in den letzten zehn Jahren? Pfaffentrug und Börsenschwindel! Das ist nun anders geworden. Man hat wieder einsehen gelernt, daß aller Wohlstand nichtig ist, wenn nicht Rechtschaffenheit, Gesetz und Freiheit die Völker groß und stark machen. Die Menschen denken jetzt wieder an das große Gesammte, und das ist viel werth. Frisch auf! Die Geister sind mobil!"

„Der Wettpflüger" ist die Geschichte eines Ackerknechtes im schlesischen Gebirge, der durch einen Preis, den er bei einem landwirthschaftlichen Feste erlangt hatte, aus einem stillen, gehorsamen zu einem fortdauernd auf Andere blickenden, stets nach neuem Lob gierigen und darum nie zufriedenen Menschen geworden war. Glücklicherweise ist der preisgekrönte Knecht auch noch Soldat, wie sein Herr, der Rittersgutsbesitzer, welcher Hauptmann bei der Landwehr ist, und die letzte Uebung, das letzte Manöver, das Beide mitzumachen haben, bringt dem Einen, wie dem Andern, zum Bewußtsein, was sie gegen die zu einem gesunden und zufriedenen Beisammenleben nothwendige Ordnung und Disciplin gesündigt, und dies führt nicht blos ihre Versöhnung, sondern auch ein neues, bescheidenes und glückliches Leben des preisgekrönten Wettpflügers herbei.

Ein Nachspiel aus der jüngsten Zeit reiht sich an diese Geschichte: Der Hauptmann-Rittersgutsbesitzer und sein längst zum zweiten Aufgebot gehörender Vorwerks-Verwalter schließen sich im Jahre 1859 freiwillig der vom Prinz-Regenten in's Feld gerufenen, mobil gemachten Armee an, um mit den deutschen Brüdern einen möglicherweise gegen den Rhein gerichteten Angriff des verhaßten Bonapartismus zu bekämpfen. Nicht haben sie etwa Lust, als Schergen der Unterdrückung gegen das seine Einigung und Unabhängigkeit erstrebende Italien zu dienen, aber sie wissen ja, daß ihr ritterlicher, sein Wort und seine Bundespflicht gegen das eigene Land, wie gegen die anderen deutschen Fürsten, streng erfüllender Prinz-Regent nur die Sicherheit und die Ehre des großen, deutschen Vaterlandes wahren will, und dieses Bewußtsein macht, daß sie freudig Haus, Hof und Familie verlassen, um sich wieder dem Dienst unter den Waffen zu weihen. Zwar kehren die in's Feld gerufenen Männer, nachdem Oesterreich plötzlich und unerwartet Friede gemacht, bald wieder in ihre Heimat zurück; doch die Geschichte ist, wie der Verfasser in einer

* Berthold Auerbach's deutscher Volkskalender. 1860. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von Julius Scholtz. Nebst einem populär-astronomischen Kalendarium. Leipzig, E. Keil. (Für den Debit in Preußen hat Hofmann in Berlin den Verlag des Kalenders übernommen).

Nachschrift sagt, noch nicht aus, „und das ist das Beste daran, daß die Menschen, die wir hier kennen gelernt, noch Manches erleben sollen für sich und für das Vaterland."

Mit gewohnter Kunst hat der Verfasser diese Dorfgeschichte behandelt. Friede und Unfriede des Gemüths- wie des Gesellschafts-Lebens auf dem Lande sind uns hier wieder mit allen naturtreuen Einzelheiten der Genremalerei vorgeführt. Nur hin und wieder kömmt uns Einiges zuviel vor, doch liest sich auch das Ueberflüssige mit Interesse an dem Inhalt, wie an der Form.

Es sind außer dieser Novelle in dem vorliegenden Jahrgange vom Herausgeber selbst wieder zwölf „neue Geschichten des Gevattersmanns" — also für jeden Kalender-Monat Eine — geliefert. In der ersten dieser Geschichten wird daran erinnert, daß die Kalender-Männer viele vornehme und berühmte Ahnen haben; z. B. Johann Kepler, Friedrich Schiller (1802), Benjamin Franklin und J. P. Hebel, von welchem Letztern, der vor gerade hundert Jahren (10. Mai 1760) als Sohn eines armen Webers und ländlichen Dienstmannes auf die Welt kam, manches Volksgeschichtchen erzählt wird, unter Anderem, daß er, der spätere Prälat, einmal eine Stunde lang Jude war, was ebenso unterhaltend als nützlich zu lesen ist.

Drei andere Beiträge des Kalenders sind von Karl Andree. „Deutsches Bier in Amerika;" von Friedrich Gerstäcker: „Eine Heimkehr aus der weiten Welt," und von Berthold Sigismund (dem kürzlich von uns belobten Erzgebirgs-Schilderer): „Acht Tage in einer thüringer Waldhütte" — drei Skizzen, die sämmtlich so anmuthig ausgeführt sind, wie man es von der geschickten Hand der Verfasser erwarten darf.

J. C.

Frankreich.

Die Umkehr der Geschichte.

Der Pater La Chaize und die Jansenisten.

Unsere Zeit ist reich an Geschichtschreibern, reich an solchen, welche die Erkenntniß der Geschicke der Menschheit durch Eröffnung neuer Zugänge zur Vergangenheit gefördert haben, reich aber auch an solchen, die sich nach Anhäufung eines mehr oder weniger bereits bekannten oder Ausfüllung des nur noch stellenweise lückenhaften Stoffes damit begnügt haben, den Standpunkt der Auffassung unserer Vorfahren zu berichtigen, angeblich aus reinem Eifer wider das Vorurtheil, und welche lieber die in der Geschichte wirksamen Ideen und Ideenträger in's Auge faßten, als den pragmatischen Zusammenhang der Dinge selbst und die hieraus folgende einheitliche Gruppirung wirklicher, leibhaftiger Menschen.

Die Gefahr dieses Redens vom Kothurn einer Idee herab leuchtet unschwer ein; ohne ein tiefes Studium der Philosophie und der Geschichte neben der Entwickelung unser obersten Gedanken geräth der Forscher in irgend eine einseitige, nur zum Theil begründete und doch allgemeine Anschauung, er wird tendenziös und beginnt den gesammten Stoff in die engen Mauerwände der Sackgasse, in die er sich verrannt hat, mühselig einzuzwängen. Der Schweiß perlt ihm von der Stirn bei dieser Arbeit „de corriger la fortune" d. h. das Schicksal zu verbessern. Kein Paradoxon ist seltsam genug, um nicht als Paradepferd der staunenden Mitwelt vorgeritten zu werden. Da ist Tilly an Magdeburgs Zerstörung so unschuldig, wie eins der dort verbrannten Kinder, er hat vielleicht gar nicht zum Sturm kommandirt, ist er denn auch wirklich dabei gewesen? Personen verschwinden vom Schauplatz der Geschichte, an deren Dasein sich Jedermann gewöhnt hatte, andere tauchen auf, von einem Zauberspruch aus der Erde emporgeschnellt. Es ist Alles so über alle Erwartung ganz anders, als man es sich vorstellen konnte! Nichtsdestoweniger wird das Erstaunliche, Ungewöhnliche mit Daten, Zahlen, Urkunden, Zeugnissen von Betheiligten und Unbetheiligten belegt, daß der Zweifel des Laien davor zurückbebt und sogar der Kenner oft für Momente stutzig gemacht wird. In der That, wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Verfasser ihre bestimmte und daher verstimmende Absicht bei der Kundgebung ihrer neuen Entdeckungen haben, man ließe sich in unbefangener Laune unvermerkt blenden und irre führen. Gerade der objektive Charakter ist an sich am ersten versucht, auf solche Behauptungen näher einzugehen, sie ernsthaft und arglos zu prüfen. Aber zum Glück schaut der Pferdefuß der Tendenz aus dem starren Gewebe immerdar deutlich hervor. Die Täuschung gelingt selten. Sie gelingt fast ebenso wenig bei dem lebhaften, leicht erregbaren Franzosen, als bei uns „kopfhängerischen" Deutschen. Die französische Kritik hat die Tendenzgeschichtschreiber der katholischen und der sozialistischen Schule ganz tüchtig in's Herz zu treffen gewußt, kein noch so großer Name hat seinen Eigenthümer vor der gerechten Rüge geschützt.

Zu den Werken, welche diesen Tadel verdienen, gehört der vorliegende Gegenstand unserer Besprechung: „Der Pater La Chaize, Beichtvater Ludwigs XIV., Studien in der Religionsgeschichte von R. de Chantelauze.*" Wenn ich nicht irre, ist der Verfasser ein Sohn oder doch naher Verwandter des Siegelbewahrers und Justizministers Karl's X., der die berüchtigten Juli-Ordonnanzen mit unterzeichnet hat. Der Name Chantelauze folgt in den Contrasignaturen jener unglückseligen Erlasse unmittelbar auf den Namen Polignac. (Vergleiche den Anhang zu den Memoiren des Fürsten Polignac.) Mag aber noch ein Zweifel an der Blutsverwandtschaft der Namensvettern übrig bleiben, die Gesinnungsverwandtschaft Beider ist aus den biographischen Studien des Herrn R. v. Chantelauze unverkennbar. Denn die Gestalt des Pater La Chaize ist mit großer Vorliebe für die Sache des Jesuitismus gewählt. Er ist der Brennpunkt, um welchen Ludwig XIV., die Frau von Maintenon, Bossuet, Fénélon, St.-Simon, Pascal, Arnaud, Quesnel, kurz die ersten Personen ihrer Zeit sich herumbewegen, und Herr v. Chantelauze macht diese Anordnung mit vollem Bewußtsein. Ihm ist keine Figur des siebzehnten Jahrhunderts, ohne selbst die Bossuet's auszunehmen, „von der Wichtigkeit, wie die des Pater La Chaize, um der Darlegung der religiösen Hauptfragen der Zeit zum Mittelpunkt zu dienen und um sie herum die Ereignisse zu gruppiren." Dieses Selbstbekenntniß sagt, auf was es in der vorliegenden Biographie ankommt: auf eine Besprechung der damaligen Zeitfragen — von welchem Standpunkte aus, werden wir erfahren! So bringt er denn, wie sein Pariser Beurtheiler, Herr Basseur, sehr hübsch hervorhebt, seinen Stoff in die Episoden der Jesuitenmissionen unter; die Kirchenversammlung von Paris, deren Erklärung und die pragmatische Sanction von 1682, der Widerruf des Edictes von Nantes, der Jansenismus und der Quietismus bilden die Hauptabschnitte.

Der wahrhafte Biograph richtet seinen Blick mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die Persönlichkeit, deren Leben und Thaten er schildern will; was von Zeitgeschichte mitunterläuft, das ist mit dem Leben jener Person in ihrer Zeit von selbst gegeben. Die Charakteristik dieser Persönlichkeit in allen Beziehungen ihres Verkehres mit der Umwelt ist der erste Zweck des Biographen. Sie verleiht Einheit und Abrundung des Ganzen. Anders der Tendenzschriftsteller: ihm ist es gar nicht um eine genaue Charakterzeichnung seines Helden zu thun, das Leben dieses Helden ist nur der Faden, an welchen er seine Hypothesen, Meinungen und vorgeblichen Entdeckungen anknüpft. Auch in dieser Hinsicht ist Herr von Chantelauze von einer löblichen Offenheit. Er sagt: „Vielleicht hätten wir mit ein wenig Kühnheit die Lücken der Geschichte ausfüllen und dem Leser ein plastisch hervortretendes Bild darbieten können auf dem Boden des ursprünglichen Planes und so vollständig als möglich. Der Pater von La Chaize hätte, anstatt sich in der Entfernung zu befinden, wie er es in diesen Studien ist, das ganze Gemälde beherrscht und allein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dieses hypothetische Verfahren hat sich allerdings unserem Geiste vorgestellt ...... aber es hat uns weiser geschienen, uns innerhalb der Grenzen der geschichtlichen Wahrheit zu halten."

So bleibt denn der Pater La Chaize in dem freiwillig aufgesuchten Dunkel, „wo ihn eine gewissenhafte Kritik belassen muß" und das Streben des Autors geht auf weiter nichts, als darauf, die „geistliche Geschichte des großen Jahrhunderts, in welchem sich sein Name (der des Pater La Chaize) auf jeder Seite eingewoben findet, unter neuen Gesichtspunkten zu studiren."

Welche Bewandtniß es mit den neuen Gesichtspunkten hat, darüber haben wir einen baldigen Aufschluß. Herr v. Chantelauze hält die Rolle, welche der Pater La Chaize neben Bossuet dem Verhältniß ihres Königs zur Marquise v. Montespan gegenüber gespielt hat, sehr geeignet, in einer geistlichen Geschichte des „großen Jahrhunderts" Platz zu greifen. Daß es auch dem gewandten Beichtvater nicht gelang, seinen Herrn von dieser Verirrung zu bekehren, daß er dem Könige die Sakramente nicht zu verweigern wagte, sich vielmehr als ächter Hofmann mit einer halben Bekehrung begnügte, bespricht Frau v. Maintenon in einem Briefe an eine Freundin vom Jahre 1676. Sie fügt, was die halbe Bekehrung anlangt, vertraulich hinzu: „Sie sehen wohl, daß etwas Wahres in den kleinen Briefen steht" (in den Lettres provinciales). „Der Pater La Chaize ist ein Ehrenmann, aber die Hofluft verdirbt die reinste Tugend und mildert die strengste." Ein wahres Wort der Frau von Maintenon! Denn sie selbst, welche die schöne Buhlerin zu verdrängen gewußt, vermochte mit all' ihrer Andacht einem verderbten Hofe, nach dem ganz

* Le Père de la Chaize, confesseur de Louis XIV, Etudes d'histoire religieuse, par R. de Chantelauze. Paris, 1859. Lib. Douniol.

richtigen Ausdruck des Herrn Vasseur, „nur den Schein der Frömmigkeit und die Heuchelei des Anstandes aufzuerlegen." Derartig war die Sittlichkeit des großen, der geistlichen Geschichte so würdigen Jahrhunderts beschaffen! Bei solchem Zeitgeist mußte der Schlund der Bastille ein treffliches Mittel sein, die Schmach so manchen hochadeligen Hauses zu begraben, weshalb Herr v. Chantelauze auch die klägliche Frage thut, ob denn die Einnahme jener Frohnfeste ein wirklicher Fortschritt war, oder nicht eher zu bedauern ist — eine Zweifelsfrage, die der ehrliche Elie, dieser am 14. Juli 1789 urplötzlich zum Heldenthum gepreßte Tanzmeister, der mit der Commandantur von Givel und Charlemont seine Kriegerlaufbahn endete, hätte er sie noch bei Lebzeiten in seiner Zurückgezogenheit zu Varenne vernommen, schwerlich mit Dank belohnt haben würde! Herr von Chantelauze konnte mit demselben Rechte die Frage thun, ob die lettres de cachet nicht ebenfalls eine ganz vorzügliche Einrichtung abgaben? Auch sie tragen die Weihe des „großen Jahrhunderts" an sich. Inzwischen enthält das Jahrhundert Ludwig's XIV. eine Reihe von Thatsachen, die, wenn man alle bisher gültigen Urtheile auf den Kopf stellt, allerdings zu ihrem größten Vortheil in einem neuen Lichte erscheinen würden. Dahin rechnen wir von unserem Standpunkte nicht so sehr die pragmatische Sanction von 1682, welche die römische Kirche dem französischen Staate unterthan machte — die Freiheit des Staates von ausheimischen Banden und der Grundsatz der Staatseinheit schien diesen Schritt zu erheischen — wohl aber die Unterdrückung und grausame Verfolgung der Protestanten, ferner die minder heftige der Jansenisten und der Quietisten. Hier besteht die Neuheit der Auffassung darin, daß Herr v. Chantelauze den Unterdrückten den Krieg erklärt und mit Hülfe von Citaten aus Nicolas (Advokat am kaiserl. Gerichtshofe von Bordeaux, Verfasser philosophischer Studien über das Christenthum), Capefigue (in seiner „Geschichte der Reformation, der Ligue und der Regierung Heinrichs IV.") Crétineau-Joly und andern katholisirenden Schriftstellern einen Wust von Anklagen wider die Ketzer zusammenhäuft. Es ist wenig glaublich, daß ein Mann wie Capefigue durch die Tendenz seiner Geschichtschreibung seinen Ruf vor den Augen Europa's gehoben hat, dergleichen muß man eben auch dem größten Talente verzeihen! Einen Anfänger, als welchen Herr v. Chantelauze sich selber darstellt, wird eine solche Paradoxie zur Klippe, an der sein Unternehmen scheitert. Um jede Gewaltthätigkeit zu rechtfertigen, sieht er sich auch zu der weiteren Zweifelsfrage veranlaßt, ob denn die Auswanderung von 500,000 gewerbsamen Leuten der französischen Industrie einen wirklichen Schaden zugefügt hat, ja er geht bis zu der schwindelig kühnen Behauptung, daß jene Auswanderung die nationale Unabhängigkeit gerettet habe. Zu Behauptungen dieses Kalibers bieten freilich nur die Parteiwinkelblätter Analogien — wir Deutschen müssen leider bekennen, daß auch wir mit derlei Zeug gesegnet sind.

Waren die Protestanten bei Herrn v. Chantelauze übel weggekommen, so ergeht es den Jansenisten kaum besser. Im Gegentheil. Herr F. Vasseur spricht eine große Wahrheit aus, wenn er den Jesuiten für die Jansenisten noch eine geringere Vorliebe zuschreibt, als für die Calvinisten. Letztere machten auf rechtgläubigen Katholizismus gar keinen Anspruch, aber hier, im Lager der eignen Kirche, da war eine Opposition doppelt empfindlich. Der geistige Freisinn von Kloster Port-Royal war den Jesuiten tödlich zuwider. Unser Autor, der überall am Strang der Ultramontanen zieht, nimmt natürlich für die Feinde der Jansenisten Partei und mit Hitze und Erbitterung. Die Rechtgläubigkeit, Sittenstrenge und Wissenschaftlichkeit der Männer von Port-Royal wird von ihm als eine buntscheckige Heuchlermaske dargestellt, er wendet ohne weiteres den Satz Joseph's de Maitre auf sie an, der da lautet: „Die falschen Meinungen gleichen der falschen Münze, die zuerst von großen Uebelthätern geschlagen wird und dann von ehrlichen Leuten ausgegeben, die das Verbrechen verewigen, ohne zu wissen, was sie thun." Und nun folgt ein Ausfall desselben Herrn de Maitre, des rhetorischen Verfassers der „Abende von St. Petersburg," der auf die angedeutete Beschuldigung hinausläuft. Zwar soll auch nach Voltaire das jansenistische System weder philosophisch noch tröstlich gewesen sein, aber hierin steht Voltaire, wie in so vielen andern Punkten, mit unserm deutschen Geschichtschreiber Leo in Widerspruch. Leo, es ist der Mühe werth, es zu bemerken, vertheidigt nicht nur den Jansenismus auf's Wärmste, er behauptet in seiner allgemeinen Geschichte sogar, daß der Jansenismus denjenigen Grad von Reformation vertritt, den die Kirche des Mittelalters zu ihrer Vollendung allein noch bedurfte. (Lutherthum und Calvinismus hätten Maß und Ziel der Kirchenverbesserung überschritten.) Das klingt doch ein wenig anders als die Art und Weise, mit der Herr v. Chantelauze nach seines Meisters Vorgang die Jansenisten förmlich heruntermacht! Es habe unter ihnen „nicht Einen Hebraisten, nicht Einen Latinisten, nicht Einen Antiquar, nicht Einen Lexikographen, nicht Einen Kritiker, nicht Einen berühmten Herausgeber, und mit stärkerem Grunde, nicht Einen Mathematiker, nicht Einen Astronomen, nicht Einen Physiker, nicht Einen Dichter, nicht Einen Redner gegeben, sie haben (Pascal natürlich immer ausgenommen) kein einziges Werk der Nachkommenschaft hinterlassen." So spricht der weiland Königl. Sardinische Staatsminister Herr Joseph de Maitre, und Herr v. Chantelauze spricht es nach. Ist es denn aber wirklich war, daß Port-Royal so arm an schöpferischen Geistern gewesen? Der Pariser Kritiker schweigt dazu, er hätte leicht antworten gehabt. Das Kloster Port-Royal, dessen Geschichte Racine zu schreiben würdigte, besaß einen Lancelot und Le Maitre de Sacy, dessen Uebersetzung der Briefe des jüngern Plinius als einzig in ihrer Art hochgeschätzt ward, einen Arnaud d'Andilly und jenen andern Arnaud, der den Beinamen „der Große" führt, den feinsten Dialektiker seiner Zeit, es besaß Duguet, den Moralisten Nicole, dessen „Essais de morale" zu der Jesuitenkasuistik den äußersten Gegensatz bilden, und vor Allen, es hat einen Pascal gezeugt.

Diesen Pascal (er war am 19. Juni 1623 in der Auvergne geboren und starb am 19. August 1662) unternimmt Herr v. Chantelauze zu widerlegen, scheint es doch noch heute nothwendig! Zwar nicht den Pensées gilt der erste Angriff, die stehen zu fest ihrem Mann, aber den Petites Lettres, den sogenannten Lettres provinciales (dieser berühmtesten Streitschrift wider die Jesuiten). Sie sind lügnerisch, strotzen von gefälschten, verwechselten, im Sinn entstellten Citaten, sie sind geschrieben, um die ungelehrte Menge zu blenden, die keiner Widerlegung fähig; man darf in Blasius Pascal „nur einen genialen Verläumder und Urheber unsterblicher Lüge sehen." Der edle Vicomte von Chateaubriand, der unsterbliche Erfinder dieser Wendung, hat gewiß nicht gewußt, daß Unsterblichkeit sonst blos der Wahrheit beigelegt wird. Die Wahrheit fürchtet man lange Zeit, den Irrthum nicht so sehr, er verschwindet vor der Wissenschaft. Aber die „kleinen Briefe" fürchtete man dermaßen, daß sogar vierzig Jahre nach ihrer Veröffentlichung der Pater La Chaize im Jahre 1694 beim Könige das Verbot des Verkaufs und Vertriebs einer „Antwort auf die Lettres provinciales" von Pater Daniel durchsetzte. Die Antwort mußte ja den ursprünglichen Brief errathen lassen! Die öffentliche Meinung war einmal durch die abscheulichen Briefe irre geleitet: „ja wenn ein zweiter Pascal zu Gunsten der Jesuiten aufgetreten wäre — ein Mann, ebenso beredtsam, ebenso geistreich, wie Louis de Montalte!" Ja wenn! Aber ein Pascal war freilich weder der gründliche Brisacier, noch der scharfsinnige Filiutius, noch der ehrenwerthe Escobar, noch endlich der weniger obscure Pater La Chaize.*

Hierauf kommen die „Pensées" an die Reihe. In ihnen ist Pascal der Vorläufer der Revolutionäre schlechtester Sorte, er zertrümmert die Souverainetät der Fürsten, hebt auf die ihnen schuldige Ehrfurcht, das Eigenthum, das Privatrecht, die Ehe, die Familie, die Religion. Viel auf Ein Mal! Pascal ist folglich auch der Vater „jenes fürchterlichen Schülers von Kant und Feuerbach, der, weil er die Vernunft vergöttert hatte, in seiner Allmacht verfügte, daß das Eigenthum Diebstahl ist und Gott das Böse!"

Herr Vasseur findet diese Anklagen mit einer niedlichen Fabel ab. Sie lautet also: „Ein Pedell, der zugleich ein Stück von einem Schreiber war, trat in ein Laboratorium. Oh, oh, rief er, während er die Etiketten las: Damit schläfert man ein, damit brennt man, mit jenem andern Dings da schmettert man einen Lebenden nieder. Schnell, setzen wir, um die Unkundigen zu unterrichten, eine Inschrift über die Thür: „Hier wohnt

---

* Herr Vasseur meint, seitdem hätten die Gegner Pascal's wieder das Wort bekommen. Ich bemerke dazu, daß schon der berühmte Jesuit Bourdaloue, der große Kanzelredner, in seinen Sermons sur le jugement de Dieu zwar sehr leise und vorsichtig und ohne ausdrückliche Erwähnung der Briefe Pascal's, aber doch mit deutlicher Beziehung die angeblichen „Heuchler, Ränkeschmiede und Eigennützigen" unter den Dienern Gottes und den Frommen in Schutz nimmt — später, nach den blutigen Stürmen der Revolution, als die Wiederaufrichtung des Glaubens Gewissenspflicht schien, da hat die ultramontane Reaction alle Männer der Aufklärung in den Staub gezerrt. Es namentlich der Univers mittelst der ihm dienstbaren Federn sehr lebhaft das Wort ergriffen und wider die öffentliche Meinung der Vergangenheit, welche die der Gegenwart geschaffen hatte, alle früheren Verurtheilungen von Leuten ultramontaner Richtung auf das Hitzigste bekämpft. Aber, mögen nun auch die Feinde des humanen Fortschritts ihre Waffen dem Arsenal der Gegner entlehnt haben und in einer Zeit, die keinen Mangel hat an Zerrissenheit und Schwäche der Herzen, sowie an paradoxirender Opposition gegen gemeingültige Wahrheiten, vielfache Erfolge errungen haben; wir wissen doch und erkennen schon an ihrer leidenschaftlichen Sprache genau, daß der Quell ihrer Gedanken nicht die freie Wissenschaft ist und daß diese Schwärmer nicht beseelt sind von dem liebevollen Geiste der Wahrheit, welchem die Zukunft der Menschheit angehört

Anmerk. des Verf.

ein Giftmischer!" — Herr Vasseur fügt hinzu: „Die Moral der Fabel ist die, daß ein Chemiker ebensowenig ein Giftmischer, als ein Pedell ein Gelehrter ist." — Eine scharfe Abfertigung für Herrn von Chantelauze, nicht wahr?

Mit der Hinschlachtung Pascal's nicht zufrieden, sucht unser Autor, um Port-Royal vollends todt zu machen, ganz fein zu insinuiren, daß es mit der strengen Sittlichkeit der jansenistischen Beichtväter nicht gar viel auf sich gehabt habe. „Man weiß, daß Arnaud d'Andilly, um das System der unwiderstehlichen Gnade triumphiren zu machen, vorzugsweise die hübschesten Büßerinnen auswählte." Dies „Man weiß" wird sofort belegt durch ein Schreiben der Frau von Choisy, die von zärtlichen Umarmungen spricht und durch eine Stelle aus den Briefen der Frau von Sévigné, welche den „bon homme d'Andilly" beschuldigt „lieber eine Seele gerettet zu haben, die in einem schönen Körper stak, als eine andere." „Man sieht," fährt Herr von Chantelauze fort, „die Einsiedler wußten recht gut die Strenge ihrer Sittlichkeit vor den Anforderungen der Politik des Weltlebens zu beugen."

— Sonst warf man gerade dies den Lehrern der zureichenden Gnade und der bequemen Andacht d. h. den Jesuiten vor. Der Biograph oder Nichtbiograph des Pater La Chaize findet alle kirchliche Heuchelei und Scheinheiligkeit im Lager der Jansenisten, und indem er dies zu finden sucht, hat er bald eine neue, eine glückliche Entdeckung gemacht. Da nämlich die Jansenisten die eigentlichen Tartüffe's waren, so konnte unmöglich ein Jesuit, des Pater La Chaize nur gar nicht zu gedenken, das Urbild des Molière'schen Tartüffe sein! Und richtig, es findet sich, ein Jansenist, der Abbé de la Roquette, ein Höfling der Frau v. Longueville, ist das Urbild des Tartüffe. Welche überraschende Entdeckung! Sie ist so ganz anders, als man bisher immer das Sachverhältniß sich zu denken vermochte! Molière hätte also — abgesehen von dem Ausgang des Stückes selbst, das mit der Verjagung der einflußreichen Schurken endet — nicht aus dem am Hofe allmächtigen Jesuiten, sondern aus den unterdrückten, verfolgten, gemißhandelten Jansenisten seinen Typus gewählt. Er hätte das Unglück dem Spott und dem Hasse Preis gegeben! Aber, da nun einmal kein Jesuit der Tartüffe sein kann, so muß wohl Molière diese „Niederträchtigkeit" begangen haben. Was schadet es, daß Molière's eigne Geschichte laut dagegen zeugt? Die Nothwendigkeit ist eisern. Sie zwingt zu einer Umkehr aller bisher gültig erachteten Wahrheiten, sie zwingt, Alles auf den Kopf zu stellen: die Meinungen, die Urtheile, die Grundsätze, die Sittlichkeit, die Geschichte! 'S thut's halt nit anders!

England.

Ein neues Werk von Lewes.*

G. H. Lewes, der gefeierte englische Verfasser von Goethe's Leben zeigt sich uns von einer neuen Seite: „Naturstudien am Seestrande" ist sein neuestes Buch betitelt, das in einer guten Bearbeitung des Uebersetzers von „Goethe's Leben und Schriften" vor uns liegt. Scheinbar trägt dieses Werk einen sehr verschiedenen Charakter von dem, durch welches Herr Lewes sich in Deutschland so schnell einen Namen gemacht, indeß zeigt sich doch bei näherer Betrachtung, daß zwischen beiden mehr als Eine Verbindung besteht. Der Verfasser erscheint uns hier als Naturfreund und sinniger Belauscher der Geheimnisse einer großen Anzahl von Natur-Erscheinungen, die sonst der Aufmerksamkeit der Meisten ganz zu entgehen pflegen. Es ist glaublich, daß er hierin bei Goethe in die Schule gegangen und von ihm dieses still kontemplative Versenken in die Natur gelernt hat, welches dem großen Dichter so reichlichen Stoff der Unterhaltung und Belehrung gewährte — es ist glaublich, obgleich wir damit Herrn Lewes keineswegs die Originalität in dieser Hinsicht beeinträchtigen wollen und uns gern bescheiden, wenn vielleicht umgekehrt diese Wahlverwandtschaft ihn zu Goethe geführt hat. Zuletzt verträgt sich ja Beides miteinander.

Das Buch ist aus einzelnen Aufsätzen entstanden, welche der Verfasser 1856 und 1857 in „Blackwood's Magazin" veröffentlicht hat, später aber bedeutend umgearbeitet und mit Zusätzen vermehrt in einen Band sammelte, den er unter dem Titel: „Sea-Side Studies at Ilfracombe, Tenby, the Scilly Isles and Jersey veröffentlichte. Es ist dem berühmten Anatomen Richard Owen gewidmet. Ueber den Zweck seines Buches bemerkt der Verfasser:

„Ich habe mich bemüht, den Besucher der Seeküste durch einfache Anweisungen in das Studium und den Genuß an den Wundern des ozeanischen Thierlebens einzuführen, und von den Thieren und ihrer staunenswerthen Organisation Schilderungen zu geben, wie sie den Leser auch an seinem Arbeitstisch interessiren können."

„Man kann bei der Beschäftigung mit der Natur einen doppelten Zweck im Auge haben — Genuß und Wissen. Bei dem einen ist die Freude an den sinnlichen Dingen als solchen das Wesentliche, bei den andern handelt es sich um ein philosophisches Eindringen in die verwickelten Gesetze des Lebens. Da bei meinen Naturstudien am Seestrande der letztere Zweck maßgebend war, so ist er selbstverständlich in dieser Schrift überwiegend berücksichtigt worden, und obwohl ich mich durchweg einer populären, für alle Gebildeten verständlichen Darstellung befleißigt habe, so habe ich doch auch einen engern Kreis von Lesern im Auge gehabt, dessen Urtheil über den Werth der neuen Thatsachen und physiologischen Entwickelungen entscheiden muß. Jeder Kundige wird einsehen, daß meine Entdeckungen das Ergebniß ernster Arbeit und angestrengter Forschung sind, und da ich das Maß der Zuverlässigkeit und die Art des Beweises — Beobachtung, Section und Versuch — überall sorgfältig angegeben habe, so läßt sich, wo Irrthum ist, dessen Ursprung mit Leichtigkeit entdecken."

„Die überraschendste der von mir aufgestellten neuen Ansichten, die über die Einheit von Wachsthum und Fortpflanzung, ist kürzlich durch die ausgezeichneten Untersuchungen Huxley's über die Blattläuse, wonach meine Beobachtungen über die Entwickelung der Polypen weit weniger befremdend erscheinen, in auffallender Weise bestätigt worden."

Wo das Buch nicht auf minutiöse Untersuchungen über eine Unzahl kleiner Seethiere eingeht, die selbst dem Namen nach nur einem sehr geringen Theile unserer Leser bekannt sein dürften, erkennt man aus der novellenartigen leichten Schilderung der Umstände und Ergebnisse, unter welchen er jene Untersuchungen anstellte, leicht den Biographen Goethe's wieder. Im Eingange erfahren wir, daß der Verfasser weniger seiner Gesundheit wegen, als um seine Untersuchungen in der allgemeinen Physiologie, die er bereits seit zwanzig Jahren betreibe, zu fördern und die Organisation der Seethiere zu studiren, sich nach dem Seebade Ilfracombe in Devonshire begeben habe rc. — Im Ganzen glauben wir, daß diese Verschmelzung zweier so ganz heterogener Dinge, wie die einer Reiseschilderung und einer Unzahl minutiöser Forschungen des Novellisten und des Fachgelehrten gerade keine glückliche ist. —

Offenbar thut Herr Lewes als Naturforscher etwas zu viel, wenn er, um sich die Popularität, in der heute die Naturwissenschaften stehen, nicht entgehen zu lassen, seinen ganzen Naturenthusiasmus mit in den Kauf giebt und über etwas, was in seinen Einzelheiten doch für die große Menge der Gebildeten Caviar ist, eine wohlschmeckende pikante Sauce gießt. Wenn er z. B. als Zoolog weich wird, als Anatom aber kalt bleibt, daß ihm einer seiner Lieblinge — ein Seefloh, eine Qualle und dergl. abgestorben, wenn er den Tod eines Schmarotzerkrebses rc., den er anatomisiren will, mit einer Menge von Bildern aus dem menschlichen Leben illustrirt, und alte Onkel, Tanten u. s. w., die eine Rente hinterlassen, vorbeipassiren läßt, so ist das entschieden schlechter Geschmack (bad taste), selbst wenn ihn ganz England theilen sollte; ein Seefloh ist ein Seefloh und eine Qualle eine Qualle, und es ist entschieden eine Entwürdigung des menschlichen Gefühls, damit eine Affectation zu treiben, oder es auf ganz untergeordnete Gegenstände zu verwenden. Der Naturkultus hat seine sehr leicht ausfindbaren Gränzen.

Wie gesagt, wir glauben, daß es unmöglich ist, einen derartigen, unabsehbaren, in tausend kleinste Anschauungen und Bemerkungen zerbröckelten Gegenstand durch novellistische Künste völlig flüssig und geschmackvoll zu machen. — So weit geht die Geduld und Aufmerksamkeit der Leute, die Aquarien halten, und sich für Polypenarme, Quallenschleim, Verticellen, Plaurobranchen u. dgl. interessiren, gewiß nicht, daß sie sich von dem Honig, mit dem die Sache bestrichen worden, verleiten lassen werden, das Ganze zu verdauen. Andererseits ist die novellistische Umhüllung nicht ausgiebig und interessant genug, um die trockenen Partien vergessen zu machen. Wir glauben also, daß Herr Lewes, in dem Bestreben populär zu bleiben und als Naturforscher zugleich den Schöngeist zu spielen, sich etwas vergriffen hat. Denn die Naturforscher von Fach werden seine Resultate gewiß gern annehmen, je eingänglicher und umfangreicher sie sind, ihm aber gern die Masse von Gefühlen, Gefühlchen und Phantasien schenken, über welche der Schöngeist nach Gefallen gebietet. Wir haben durchaus nichts gegen eine gefällige, selbst unterhaltende Dar-

* „Naturstudien am Seestrande. Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey." Von G. H. Lewes. Deutsch von Julius Frese. Berlin, Franz Duncker, 1859.

stellung, aber dann ist es doch nöthig, streng bei der Sache zu bleiben und nicht fortwährend seine eigene Persönlichkeit in lauter höchst unbedeutenden und alltäglichen Lagen hineinzumengen.

Es ist dies etwa so, als wenn ein Cicerone, der uns interessante Sammlungen und dergl. zeigen soll, uns fortwährend zugleich seine Gefühle darüber mittheilt und uns mit seinen Familienangelegenheiten, seinem Gesundheitszustande zu behelligen bemüht ist. Die Naturforschung macht sich interessant; dabei verliert aber gerade die Interessantheit des Gegenstandes, der keineswegs leicht verdaulich ist. Herr Lewes führt uns eine Unzahl winziger Seegeschöpfe vor, oft in einem Athem so viele, daß man den Kopf beisammen behalten muß, um nur die Namen deutlich auseinander zu halten; Actinia crassicornis, pecten maximus, Anemone, Anthea, Goniaster, Pedicillina u. s. w. Und mit jedem dieser Geschöpfchen thut er so menschlich vertraut und gefühlvoll, als ob alle Welt dieselbe klare Anschauung von ihm haben müßte, die er ohne Zweifel davon besitzt. — Aber ein Leser, der nicht strenger Fachmann ist, der nicht selbst ein langes Studium auf diesen Zweig — und Viele werden dies nicht sein, verwandt hat, ist bei dieser humoristisch-sentimentalen Vertraulichkeit mit Wasserflöhen, Meerspinnen, Verticellen und dgl. in einer sonderbaren Lage, weil ihm die Anschauung abgeht. Herr Lewes, ganz vertieft in seinen Gegenstand, scheint darauf nicht geachtet zu haben.

Das ewige Vergleichen thierischer Zustände mit menschlichen wirkt zuletzt ermüdend, und wenn das eine neue Phase des englischen Humors ist, so dürfte es besser sein, von ihm abzugehen. Indeß glauben wir, ist es nur eine neue Phase des Kathederwitzes, die auch in Deutschland eingetreten, seitdem die Vorlesungen vor gemischtem Publikum Mode geworden sind, und es Damen-Naturforscher, Damen-Philosophen, Damen-Historiker u. s. w. giebt. Molluske, Shakspeare, Seekrebs, Goethe, konzentrirte Schwefelsäure, Kromwell rc.; Alles durcheinander.

Hätte Herr Lewes statt eines Buches zweie geschrieben, eine geistreiche Reisebeschreibung, immerhin mit allgemeiner Rücksicht auf die Seethiere — und ein streng wissenschaftliches Werk ohne Humor, wir glauben, sie würden beide gut genug ausgefallen sein. So aber ist das Buch auf zwei ganz verschiedene Klassen des Publikums berechnet, die einander theilweise ausschließen. Der Naturforscher schenkt ihm seine persönlichen Begebnisse, seinen Humor, die Geschichte der Scilly-Inseln u. s. w.; der schöngeistige Leser und Dilletant in der Naturforschung die tiefen und gedankenschweren Untersuchungen.

Daß H. Lewes einen vortrefflichen Styl schreibt und ein geistreicher Mann ist, daß er eine große Vorliebe für Deutschland hat, die auch wiederholt in diesem Buche zu Tage tritt, brauchen wir wohl nicht zu sagen; auch sind wir gewiß weit davon entfernt, ihm den Geschmack an Deutschland verderben zu wollen.

Zudem wird er bei dem Eifer, mit dem man jetzt die mikroskopische Welt selbst unter Dilettanten studirt, Leser und Bewunderer genug finden, die nicht unserer Meinung sind, und die ihn lebhaft gegen unsere prosaischen grämlichen Anschauungen in Schutz nehmen werden — Chacun à son gout. — Wir haben Humor genug, einen kleinen Sturm der lebhafteren Naturfreunde über uns ergehen zu lassen, ohne darüber in besondere Aufregung zu gerathen. Wir geben demnach eine kleine Probe des gut geschriebenen Buches.

„Wir verlassen die Seesterne und wenden uns zu diesen allerliebsten Kauris und nackten Mollusken. Reizen euch diese beiden grünen Aktäons mit goldenen Flecken nicht? Ich kann indessen nichts Besonderes über sie sagen, da ich keine von ihnen secirt und einer genauern Untersuchung als einer flüchtigen bewundernden Betrachtung unterworfen habe. Von jener prächtigen Doris tuberculata werde ich später noch zu sprechen haben; einstweilen erfreuen wir uns an den mannigfachen Farben ihres Mantels und der zarten Schönheit ihrer gekrausten Kiemen; denn an ihrem Auftreten im Allgemeinen ist nicht viel zu rühmen; sie versteht nicht durch Zierlichkeit unser Herz zu fesseln, sie ist nur eine prunkende Schönheit, groß, träge, aufgedunsen und geistlos. Die andere Doris, hat nicht einmal glänzende Farben, um Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; ihre ganze Person ist in einen schmutzigen, weißen Mantel gehüllt und besitzt außer dem zarten Kiemenbüschel durchaus nichts, worauf sie stolz sein könnte. Indessen wie Fallstaff sich damit tröstet, daß seine zerlumpte Bande „sterbliche Menschen" und eben so gutes „Futter für's Pulver" sind, wie bessere Leute, so betrachte ich meine Doris mit dem Auge des Anatomen und finde sie beachtenswerth. Die Eoliden sind diesmal nur schwach vertreten, nur eine Papillosa und eine Alba; doch sind hier zahlreiche Exemplare des Pleurobranchus, einer nackten Mollnske von durchscheinend röthlicher Farbe, die ich auf den Felsen zuerst für eine Doris hielt, bis ich die Unmöglichkeit, daß es eine sein könnte, einsah, und mich aus Woodward's und Gosse's Werken über ihren Rang und Stand genau unterrichtete. Dies Thier trägt seine Kieme an der Seite unter dem Mantel und läßt sie zierlich wie eine Straußenfeder von einem Damenhute herabhängen; seine Muschelschaale trägt es, statt sie wie einen Brust- oder Rückenharnisch anzulegen, unter der Haut, wie feige Tyrannen ihre Rüstung unter den Kleidern tragen. Der Pleurobranchus war mir ganz neu, und als der Fischer, der mich begleitete, um die Steine umzukehren, zuerst den Stein, unter welchem er kroch, bei Seite warf, versprach ich ihm in meiner Begeisterung verkehrter Weise ein besonderes Trinkgeld, was ihn vollständig außer sich brachte. Von diesem Augenblicke an war er unerträglich. Jedes Thier, das ich zu mir nahm, ward ihm ein Gegenstand lauter Lobeserhebungen, blos weil er die unbestimmte Hoffnung hegte, er könne mir einreden, ich habe einen glänzenden Fang gethan, und dadurch neue Aeußerungen meiner Freigebigkeit hervorrufen. „Nein, so etwas Schönes! nicht wahr, wir haben noch kein solches? Das ist sicher ein Pfund werth!" das waren die stehenden Ausrufungen, mit denen er die Ueberreichung einer Anemone oder eines Stückchens von einem Schwamm begleitete. Namentlich die Schwämme wirkten auf seine Hoffnungen abwechselnd belebend und niederschlagend. In einem fort rief er: „Sehen Sie hier! was ist dies?" und mußte fortwährend die Antwort hören: „Nur ein Schwamm, Pat!" was sein Feuer nicht wenig dämpfte. Einen Augenblick glaubte ich, er würde mir einzureden versuchen, der Schwamm sei von unermeßlichem Werthe; allein er wählte den sicheren Weg, die gefangenen Anneliden zu bewundern. Mein Gefühlsausbruch war, wie gesagt, im höchsten Grade unpolitisch gewesen, da sein Gespräch sich von dem Augenblicke an, wo seine goldenen Träume erregt worden waren, mit ermüdender Einförmigkeit in der Richtung nach Trinkgeldern bewegte. — Am andern Tage nahm ich einen andern Mann rc."

Solcher einzelner Ausflüge zur See werden sehr viele beschrieben. — Für Besucher von Seebädern, welche sich für Naturwissenschaft und namentlich für die kleine Welt in der See interessiren, dürfte das Buch ein trefflicher Leidfaden sein, und für sie ist es wohl vorzüglich berechnet, da in England ein derartiges Publikum ziemlich zahlreich ist.

Gern hätten wir etwas von Herrn Lewes' wichtigen Entdeckungen über den Generationswechsel oder die sogenannte Parthenogenesis mitgetheilt; aber der Abschnitt ist so umfangreich und die einzelnen Theile greifen so in einander, daß sich ein Fragment davon nicht füglich sondern läßt. Besonders interessant war es uns, die Geschichte dieser wichtigen Entdeckung, welche Herr Lewes zur Einleitung giebt, zu verfolgen. Die verschiedenen Metamorphosen, welche diese Thiere in ihrer Fortpflanzung durchlaufen, werden hier mit großer Anschaulichkeit dargestellt und der Phantasie nahe gebracht. Als Ergebniß der Untersuchungen, mit denen früherer Forscher (z. B. Chamisso, Krohn, Huxley, Leuckart, Vogt, Steenstrup, Owen, von Beneden, Quatrefages, Siebold) zusammengestellt, stellt Herr Lewes Folgendes hin:

1. Eine Meduse bringt Eier hervor.
2. Diese Eier entwickeln sich durch einen Infusorienzustand hindurch zu Polypen.
3. Diese Polypen bringen abermals Eier hervor.
4. Diese Eier entwickeln sich entweder zu Medusen, und vollenden so den in 1 begonnenen Kreislauf, oder entwickeln sich zu Polypen und vollenden so den Kreislauf, der in 3 begann.

Hierauf folgt eine Kritik der verschiedenen Theorien, die man zur Erklärung aufgestellt hat und des Verfassers eigene Ansicht. Ueber die Physiologie der Nerven dürfte viel Schätzbares geboten sein. Beigegeben sind sieben sauber lithographirte Abbildungen einzelner Seegeschöpfe.

Englische Philosophie.

Alexander Bain's Theorie des menschlichen Willens.

Das Erscheinen von Alexander Bain's philosophischen Werken, des vorliegenden, wie des früheren, über „die Sinne und das Erkenntnißvermögen" (The Senses and the Intellect), bezeichnet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der englischen Psychologie. Sie sind das erste Beispiel einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung der Aeußerungen des menschlichen Geistes und tragen wesentlich dazu bei, das, was bisher wenig mehr als das Spiel abspringender Theoretiker gewesen, zum Range einer exakten Wissenschaft zu erheben.

* The Emotions and the Will. By Alexander Bain, A. M. Examiner in Logic and Moral Philosophy in the University of London. (John W. Parker & Son).

Zwei Ursachen haben sehr vorurtheilsmäßig auf die Mehrheit selbst ausgezeichneter Denker gewirkt. Zum ersten ist die Psychologie deduktiv behandelt worden. Man ist von einem aprioristischen Prinzipe ausgegangen, durch welches alle Erscheinungen des Geistes erklärt wurden. Indem man den körperlichen Organismus eher als den Sklaven des Geistes betrachtete, denn als seinen Ausdruck, und den ganzen Gegenstand durch die Einführung des sittlichen und religiösen Gefühls verwirrte, hat man die Möglichkeit eines Fortschrittes abgeschnitten. Jedes neue Werk hat das Ansehen einer neuen philosophischen Theorie angenommen, die sich verwandten Geistern empfahl, aber niemals allgemeine Bestimmung erzwang.

Die vorgefaßten Meinungen, die Jedermann zur Forschung mitbrachte, sind beständig wieder in ihren Resultaten zum Vorschein gekommen. Man kann wohl sagen, es gab überhaupt gar keine Wissenschaft des Geistes, sondern nur mehr oder weniger richtige Meinungen.

In zweiter Stelle, ja fast als eine natürliche Folgerung der ersten Ursache, hat nur sehr wenig oder fast keine Theilung der Arbeit stattgefunden. Wie Rémusat sich beklagt, hat seit Cartesius jeder neue Philosoph wieder von Neuem angefangen; Keiner ist zufrieden gewesen, das Studium dort aufzunehmen, wo Andere es gelassen hatten; Jeder hat sich mit der ganzen Masse geistiger Erscheinungen befassen wollen. Die Vortheile, welche die Theilung der Arbeit z. B. in der Medizin zu Wege gebracht, sind für die psychologischen Forscher ganz verloren gewesen. Die gegenseitige Eifersucht der idealistischen und materialistischen Schulen hat keinen Raum für Verständigung gelassen; die losen Annahmen der einen und die strengen Schlußfolgerungen der andern haben die Annahme jeder Methode verhindert, welche zu soliden Ergebnissen führen konnte.

Herr Bain ist glücklich durch beide, das Urtheil beirrende Einflüsse hindurchgesteuert. Indem er nicht mit einer abstrakten Theorie des Geistes, sondern mit einer Classification seiner Aeußerungen beginnt, versetzt er das Studium auf eine neue Grundlage. Es wird in jeder Hinsicht induktiv. Der Weg ist für jeden künftigen Forscher erklärt, sei es daß er die Liste der Erscheinungen vermehrt oder „media axiomata" bildet. Ohne eine Theorie des Geistes aufzuzimmern, kann er sich mit dem Studium jedes Zweiges seiner Wirksamkeit befassen; gerade wie ein Physiologe sich begnügt, die Nerven zu studiren, und ein anderer die Gewebe, so kann Einer Beiträge zur Psychologie liefern in Hinsicht auf einige Erscheinungsformen der Gemüthsbewegungen, und ein Anderer in Hinsicht auf einige Erscheinungen des Willens. Dieses Resultat verdankt man der halbmaterialistischen Schule. Herr Bain hat ihre Methode angenommen, ohne ihre Schlüsse anzunehmen. Wenn man glaubt, daß der Geist sich einzig und allein durch einen stofflichen Organismus manifestirt, so geht die Forschung vor Allem auf die Modificationen, welche besondere Zustände des Bewußtseins in diesem Organismus hervorbringen. Wie Professor Frazer richtig bemerkt, ist unser Bewußtsein in diesem Leben ein eingekörpertes Bewußtsein. Wir müssen einen doppelten Vorgang anerkennen, die Wirkung des Geistes auf die Materie, und die Rückwirkung der Materie auf den Geist. Weil wir finden, daß gewisse Veränderungen des Hirns und der Nerven stets mit gewissen Geistesakten in Verbindung stehen, dürfen wir nicht etwa schließen, daß das Gehirn das Ursprünglichere und der Geist das Abgeleitete ist, oder daß der Gedanke, wie Vogt annimmt, eine Secretion des Gehirnes ist, wie Galle eine Secretion der Leber. Dies ist einfach eine Umkehrung von Ursache und Wirkung, und die Wahrheit besteht darin, daß gewisse Veränderungen des körperlichen Organismus Manifestationen der Wirksamkeit des Geistes sind, und daß wir getrost die einen als die Zeichen der andern studiren können. Form und Materie sind, um aristotelisch zu sprechen, ohne Zweifel synthetisch vorhanden; und Schelling hat gezeigt, daß dies weder zum Pantheismus noch zum Materialismus zu führen braucht.

Die Gefahr, in welche die Anhänger dieses Systems gerathen könnten, liegt in dem Glauben, er könne mehr thun als die Gesetze und die Arten geistiger Thätigkeit zu zeigen. Keine Synthese der Manifestationen des Geistes kann uns den Geist selbst geben, gerade wie keine Synthese von Farben uns das Licht geben kann. Wir sind so unwissend über die Natur des Geistes, wie nur über die Natur irgend eines Dinges, und müssen uns auf das beschränken, was die Gränze unserer gegenwärtigen Untersuchungen ist. Selbst Fichte hat es ausgesprochen: „Das Ich ist nicht seiner selbst bewußt, und kann es nie werden, als nur unter seinen empirischen Determinationen." —

Der vorliegende Band zerfällt in zwei Abtheilungen, die Gemüthsbewegungen und der Wille, mit einem Anhange über das Bewußtsein. Die Abhandlung über die Gemüthsbewegungen ist der vollständigste und am meisten logische Theil des ganzen Werkes. Was man auch gegen verschiedene Schlußfolgerungen von Herrn Bain einzuwenden haben mag; gegen seine Methode wird man wenig oder nichts einzuwenden haben. Sie steht ebenso außer Frage, wie die jeder andern induktiven Wissenschaft. Gerade wie die vergleichende Anatomie in logischer Ordnung der Anatomie einer besonderen Species vorausgeht, so gehen die allgemeinen Eigenschaften der Gemüthsbewegungen den besonderen voraus. Die allgemeinen Eigenschaften, d. h. die, welche als allen Gemüthsbewegungen gemeinsam, die Definition des Genus bilden, werden auf dem zweifachen Wege der physikalischen und geistigen Analysis festgestellt. Das Resultat der physikalischen Analysis, d. h. die bekannte Veränderung des Organismus, ist die „Erregungswelle" (emotional wave), der Gefühlszustand, oder das subjektive Bewußtsein, welches Jedem durch eigene Erfahrung bekannt ist, vergesellschaftet sich mit einer Zerstreuungsaction (diffusive action) über das ganze System, durch das Medium der cerebralen Hemisphären. Hierzu muß bei dieser Nerventhätigkeit das Streben gerechnet werden, auf die Muskeln und andere Theile des aktiven Systems zu reagiren. Das Ergebniß der geistigen oder einblickenden Analysis ist die Verbindung von Gemüthsbewegungen mit Lust und Schmerz, mit Wollen und Denken. Diese zwei Klassen von Eigenschaften laufen so neben einander her, daß keine derselben, vornehmlich die physischen, eine feste Grundlage zur Classification abgeben würden. Wenn wir in jedem Falle die allgemeine und lokale Stärke der „Zerstreuungswelle" bestimmen könnten, so brauchten wir blos der entsprechenden Modification des Bewußtseins nachzuforschen; aber da dies bis jetzt unmöglich ist, so sind wir gezwungen, eine vorläufige Classification nach einer Vergleichung und Verbindung der beiden zu machen. Wir sagen „vorläufig," denn wir können Herrn Bain's Classification weder für endgültig noch erschöpfend ansehen.

Der Analysis der generellen Eigenschaften und ihrer Eintheilung in Species folgt nothwendig eine Uebersicht über die Merkmale der Species, d. h. der Charaktere der verschiedenen Klassen der Gemüthsbewegungen. Eine klar entschiedene Gemüthsbewegung hat „einen vorangegangenen Stachel," d. h. Ursache, Gegenstand von bestimmtem Charakter, wie die Dinge, welche auf die äußeren Sinne wirken — eine besondere Art des Bewußtseins — einen äußeren, begleitenden Ausdruck — und eine bestimmte Art von Beziehungen zu dem Willen und dem Erkenntnißvermögen. Vielleicht kann kein besseres Beispiel angeführt werden, als die Gemüthsbewegung des Schreckens, welche Herr Bain mit merkwürdiger Genauigkeit behandelt hat.

Als ihre Ursachen oder Objekte finden sich: gleichzeitig gefühlter Schmerz, die Furcht vor Uebel, Finsterniß, Ungewißheit und Zweifel. Der physische Ausdruck des Schreckens kann im Allgemeinen beschrieben werden als die außergewöhnliche Spannung einiger Theile des Nervensystems, und die Erschlaffung anderer, welche für gewöhnlich stramm sind; sein geistiger oder Bewußtsein's-Charakter als ein „massenhafter und bösartiger Zustand des Elends;" seine Beziehungen zum Willen als einerseits der Drang nach Schutz und Vorkehrung, und andererseits als eine reichliche Verschwendung unbestimmter Kraftanstrengung; und seine Beziehungen zum Erkenntnißvermögen als die unnöthige Erregung des Gedächtnisses und der Phantasie. Dieser Analyse des Schreckens folgt eine Uebersicht über seine verschiedenen Stufen: Furchtsamkeit bei Thieren und Kindern, sklavische Furcht, Ahnungen künftigen Unglücks, Angst, Argwohn, panischer Schrecken und Aberglauben — und seiner Gegenwirkungen: Kraft des Nervensystems, Gewohnheit und Kenntniß.

„Um die Philosophie der Gemüthsbewegungen zu vervollständigen, mag noch etwas Weiteres gesagt werden, was die schließliche Analyse der oben aufgezählten, verschiedenen speziellen Empfänglichkeiten betrifft. Es ist immer ein interessantes Studium, wie es ein geeigneter Gegenstand für wissenschaftliche Forschung ist, zu bestimmen, welche Erscheinungen primitiv und unauflöslich, und welche abgeleitet sind. Was zwei Glieder der obigen Classification betrifft, Selbstgefälligkeit und Erzürnlichkeit, so habe ich mich bemüht zu zeigen, wie sie sich in andere einfachere Gefühle zerlegen lassen. Angenommen, daß mir dies gelungen, so würde es für die Untersuchung noch offen bleiben, ob die sieben übrigen Glieder der Classification sich nicht noch auf eine kleinere Anzahl einfacher Gefühle zurückführen lassen. Es sind die folgenden: 1. der freie oder gehemmte Zug der Erregung, unter welchem man sich im Allgemeinen zum freien Spiel und zur Hemmung von Antrieben hinwendet, was gewöhnlich unter den umfassenden Bezeichnungen „Freiheit und Zwang" begriffen wird. 2. Verwunderung, 3. Schreck, 4. zärtliche Erregung, 5. Gemüthsbewegung der Kraft (Emotion of Power), 6. Verfolgung, Streben (pursuit), 7. Gemüthsbewegungen des Erkenntnißvermögens."

Herr Bain ist der Ansicht, daß Schreck und zärtliche Erregung die

zwei einzigen Glieder dieser Gruppe sind, welche an sich einfach und unabgeleitet auftreten, und daß die andern verallgemeinert oder auf Stufengrade unserer Erregungsnatur zurückgeführt werden können, die weit umfassender sind. Der wichtigere Theil der Abhandlung ist der, welcher folgt: an erster Stelle steht das Kapitel über Sympathie und Nachahmung, welche mit Recht als in Wechselwirkung stehend betrachtet werden, indem sich die erstere Benennung auf die Gefühle, die andere auf die Handlungen bezieht. Der Grund ist beinahe noch gänzlich unbetreten, aber es machen sich hier verschiedene bemerkenswerthe Auslassungen fühlbar. Denn die Sympathie hat zwei Formen, welche je nach den Umständen von realen oder idealen Objekten angeregt werden; und die letztere Form bezieht sich ganz besonders auf den Willen in einer sehr von jener verschiedenen Weise, die bei der Nachahmung sich ergiebt. Die Sympathie, welche wir mit Havelock haben, ist generisch von der verschieden, die wir mit Hektor haben, weil das eine die Sympathie der Werthschätzung, das andere die der idealen Handlung ist (?). Die letztere steht in engster Verbindung mit den idealen Gemüthsbewegungen, die sich demnach in Beweise für das Vorhandensein von Eigenschaften in uns auflösen, welche der besondere Kreis unserer Umstände nicht zur äußeren Existenz entwickelt hat. Diese idealen Gemüthsbewegungen verdienen eine weit genauere Prüfung, als ihnen Herr Bain gewidmet hat; ihre zwei großen Abtheilungen, Gemüthsbewegungen, die in der Idee zurücklaufen oder stehen bleiben mit oder ohne thätige Willenswirkung und Gemüthsbewegungen, ideal erregt durch die Einbildungskraft mit einer Willensreaction auf die Einbildungskraft, sind beide höchst interessant, da sie mit dem gewöhnlichen Leben der meisten Menschen so innig verwebt sind.

Zwei Kapitel folgen über die ästhetischen und ethischen Gemüthsbewegungen, indem das erstere zu der Betrachtung der Idee des Schönen führt, das andere zu der des moralischen Sinnes und der Idee des Rechtes. In keinem der beiden Fälle können wir Herrn Bain's Schlüssen beitreten; besonders glauben wir, daß er über den zweiten Punkt eine sehr einseitige Theorie aufgestellt hat; die Erscheinungen des Gewissens werden nicht alle erklärt, wenn es gemacht wird zum „ideellen Abbilde der öffentlichen Autorität, das in dem Besondergeiste erwächst, und zum gemeinsamen Ziele strebt.“ Auch wird die Idee abstrakter Wahrheit nicht zerstreut, wenn blos bewiesen wird, daß sie keine geisterähnliche äußere Existenz abgesondert von dem wahrnehmenden Geiste habe.

Die Abhandlung über den Willen können wir hier nicht besprechen, aber es dürfte interessant sein, die Art und Weise der Auffassung anzuführen, wie er mit der heiklichen Frage von Freiheit und Nothwendigkeit zu thun hat.

„Die Vorstellung, daß der Mensch in seinen Handlungen frei sei, erscheint zuerst bei den Stoikern (?*) und später in den Schriften des Juden Philo. Der tugendhafte Mann galt als frei und der lasterhafte als ein Sklave, indem die Absicht vorlag, durch eine starke Metapher der Tugend ein hohes Kompliment zu machen und das Laster mit einem entwürdigenden Stigma zu brandmarken. Insofern die Erklärung des menschlichen Willens hier in's Spiel kommt, kann nichts übler gemacht sein, als diese Namen — eine Anwendung übrigens, die gar nicht in der Absicht derer lag, die sie ursprünglich erfanden. Es würde gerade so richtig sein, und in manchen Fällen richtiger, zu sagen, daß der tugendhafte der Sklave sei und der Lasterhafte der Freie, da man einsieht, daß der Mensch, welcher den wenigsten Zwang anerkennt, die größte Freiheit hat.** Die Lehre von der Freiheit wurde zum ersten Mal von Augustinus gegen Pelagius in ein metaphysisches System verarbeitet; und in späterer Zeit wieder zwischen den Arminianern und Calvinisten streitig; ein Hauptcontroverspunkt in Theologie und Metaphysik für Jahrhunderte lang. Eine Antwort, die man den Vertheidigern des freien Willens zu machen hat, ist diese: „Ich begreife die äußere Ungeeignetheit des Namens oder Begriffes, um die fraglichen Phänomene zu erklären....... Der Ausdruck „Fähigkeit“ (ability) ist unschuldig und hat einen verständlichen Sinn, aber der Ausdruck „Freiheit“ wird gewaltsam eingedrängt in eine Erscheinung, für die er ganz und gar nicht zusammenpaßt* .... Wir sehen den Unterschied ein zwischen Sklaverei und Freibürgerthum, zwischen Censur und freier Presse, zwischen Despotismus in jeder Gestalt und der Freiheit des Unterthanen (oft schwer genug einzusehen!!); aber wenn Jemand fragt, ob der Verlauf des Wollens in einem Menschen oder in einem Thiere eine Sache des Despotismus oder eine Sache der Freiheit sei, so antworte ich, daß diese Ausdrücke gar keine Anwendung auf den Gegenstand finden.“

Herr Bain streitet hier nicht gegen die Sache, sondern gegen das vieldeutige Wort Freiheit, das wesentlich einen Zustand bedeutet, in welchem der Mensch keine Hemmungen für sein Denken und Handeln findet.

Palästina.

Biblische Literatur.

Das Leben Abraham's.**

Gleich allen alten Völkern schaute auch das jüdische Volk seine nationale Urgeschichte in dem Hohlspiegel der Phantasie; Thatsachen und Charaktere nahmen, verschwommen in dem fernen Nebel, immer ungeheuerlichere Dimensionen, immer fremdartigere Färbung an. Für diese phantastisch-subjektive Geschichte sind die Formen der Gedanken, Zeit und Raum, nicht vorhanden; ihr fehlen die Augen der wirklichen Geschichte, Chronologie und Geographie, und sie überträgt ihre gegenwärtige Umgebung, mit allen Meinungen, Anschauungen, gesellschaftlichen Zuständen auf die entlegensten Zeiten und Orte. So bildeten sich allmählich immer mehr erweiterte, immer ausgeschmücktere Sagenkreise, die meist an die biblischen Heroen anknüpften, wo diese Sagen in der Agada niedergelegt sind.

Herr Dr. Beer in Dresden, in den Räumen dieses Gebietes der talmudischen Literatur zu Hause, hat nun die darin zerstreuten Sagen und Legenden in Betreff Abraham's mit großem Fleiß gesammelt und sie, in zwölf Abschnitten systematisch gruppirt, an die wichtigsten Lebensmomente seines Helden gereihet. Die Geburt und Kindheit Abraham's namentlich, über die die Bibel schweigt, bot der erfindenden und ausschmückenden Wundersage einen dankbaren Boden. Und wer sich die gar nicht schwere Mühe geben will, eine Parallele zu ziehen, dem werden die korrespondirenden Punkte zwischen der agadischen Geburts- und Jugendgeschichte Abraham's und der neutestamentlichen Geburts- und Jugendgeschichte Jesu wie von selbst unter die Hände laufen; er wird in dem „gewaltigen Jäger vor Jehovah“ Nimrod — der dort eine bedeutende Rolle spielt — den blutdürstigen Herodes wiedererkennen; dort wie hier fehlt es nicht an dem leuchtenden Stern im Osten bei der Geburt des Wunderkindes; nicht am bethlehemitischen Kindermord, nur noch in weit vergrößertem Maßstabe — 70,000 Knaben wurden hingeschlachtet! — nicht an Flucht und Verbergung der Mütter mit dem Neugeborenen; rc.

Die Frühreife des Kindes steigert die Sage bis zu dem Grade, daß Abraham schon im dritten Jahre aus eignem Nachdenken zur Erkenntniß des wahren Gottes gelangte und von Abscheu vor dem herrschenden Götzendienst erfüllt ward. Von seiner, mitunter handgreiflichen Polemik gegen diesen, erzählt die Sage manche artige Mähr; hier Einiges als Probe.

Terach, Abraham's Vater, als Hofbeamter Nimrod's, diesem und dem Fetischismus völlig ergeben, trieb nebenbei einen einträglichen Handel mit Götzenbildern, den er dem inzwischen herangewachsenen Sohne Abraham anvertraute, und dieser übernahm das Geschäft offenbar nur in der Absicht, den Kunden Verachtung gegen den Bilderdienst einzuflößen. So fragte er eines Tages den Käufer eines Bildes: „Wie alt bist du?“

---

* Ist mehr als zweifelhaft! Der Glaube, daß der Mensch nach freier Entscheidung Gutes und Böses thue, ist so alt, als die Menschheit selbst; die ältesten Sprachen haben klare, präzise Ausdrücke dafür, ohne Willensfreiheit keine Verantwortlichkeit — das Bewußtsein der Verantwortlichkeit aber ist dem Menschen a priori einwohnend. „Freiwillig, freiwillig hab' ich gesündigt, ich läugne es nicht,“ sagt schon der Prometheus des Aeschylus; die freie Willensentscheidung steht an der Spitze des alten Testamentes. Die Stoiker haben höchstens die Formen bestimmt. Anmerkung des deutschen Referenten.

** Herr Bain verirrt sich hier in sehr oberflächliche und gefährliche Sophismen, vielleicht aus reiner Liebe zur exakten Wissenschaft. Daß die Freiheit dessen, der sich über den moralischen Zwang hinwegsetzt, keine sei, ist die klare Erkenntniß aller Denker aller Zeiten; er fällt der Leidenschaft anheim, er wird Sklave des fehlerhaften Hanges; Geiz, Trunksucht, Geschlechtstrieb sind harte Herren, die den tyrannisiren, welcher ihnen dadurch anheim fällt, daß er sich von dem Zwange des Sittengesetzes frei macht. Die wahre geistige Freiheit ist allerdings nur im Durchgange durch den Zwang des Gesetzes, des Sittengesetzes, zu gewinnen. Der ganze Irrthum liegt darin, daß man die Freiheit als Schrankenlosigkeit auffaßt, was sie in keinem Falle ist.

* Im Deutschen könnte man allerdings schärfer und richtiger sagen: Wahlvermögen, Entscheidungsvermögen. Anmerkung des deutschen Referenten.

** Leben Abraham's, nach Auffassung der jüdischen Sage, mit erläuternden Anmerkungen und Nachweisungen von Dr. B. Beer. (Aufgenommen unter die Schriften des Instituts zur Förderung der Israelitischen Literatur.) Leipzig, Oscar Leiner, 1859.

— „Ich bin siebzig geworden." — „Willst du das Bild, oder soll dieses dich anbeten?" — „Welche Frage! es ist ja mein Gott!" — „Du Thor! du bist ja weit älter; du zählst siebzig Jahre, und es ist erst heute Morgen gezimmert worden." — Ein andermal brachte ihm eine Frau eine Schale Mehl als Opfergabe für die Götter. Nachdem sie sich entfernt hatte, griff Abraham nach einem Stock, zerschlug alle Bilder bis auf den Größten darunter, dem er den Stock in die Hand gab. Terach, heimkehrend, über diese Verwüstung erschrocken, erkundigt sich nach dem Urheber. „Was soll ich leugnen," sagt Abraham, „ein Weib brachte eine Schale Mehl, und bat mich, sie den Göttern vorzusetzen. Natürlich konnte sie nur Einer haben und doch verlangten Alle danach. Darüber kam's zu Streit; der größte und stärkste schlug sie insgesammt zu Boden und nahm das Opfer für sich." — „Du hast mich wohl zum besten? Haben denn diese Bilder Bewußtsein?" — „Nun, so mögen denn deine Ohren hören, was dein Mund spricht!" — Der eingefleischte Heide und Höfling, das Vatergefühl verleugnend, übergab den Sohn dem König Nimrod zur Bestrafung. Dieser stellte Abrahm zur Rede, wobei sich folgendes Zwiegespräch entwickelt:

N. So laß uns denn das Feuer anbeten!

A. Eher das Wasser, das das Feuer bewältigt.

N. Wohl, so laß uns das Wasser anbeten.

A. Eher die Wolke, die das Wasser (als Regen) trägt.

N. Gut denn, die Wolke.

A. Nicht doch, lieber den Wind, der die Wolke verweht.

N. Den Wind denn!

A. Und warum nicht den Menschen, der dem Wind Stand hält?

N. Leeres Gerede! ich bete nur das Feuer an; in das werde ich dich werfen; mag dann dein Gott kommen und dich daraus retten. — Das geschah nun, aber Abraham ging unverletzt aus dem Feuerofen.

Abraham wird von der Agada mit allem humanen und theologischen Wissen ausgestattet. In der Mathematik, Astronomie und Astrologie Lehrer der Aegypter, ist er Verfasser von 400 Schriften, unter denen das kabbalistische Buch Jezirah hervorragt; in Bibel und Talmud ist er vollkommen einheimisch; ja er beobachtet gewissenhaft den minutiösesten rabbinischen Brauch.

In den Anmerkungen, die über die Hälfte des Büchleins einnehmen, giebt Herr Dr. Beer genau die Quellen an, und die gelegentlich eingestreuten historischen, philologischen und kritischen Notizen, die von großer Belesenheit und gründlicher Sachkunde zeugen, sind für die Fachmänner eine schätzbare Zugabe. Anerkennenswerth ist ferner, daß der Verfasser in seiner Darstellung sich zu seinem Gegenstand rein objektiv verhält und nur selten eine Erklärung riskirt, die hier stets mehr unterlegender, als auslegender Natur zu sein pflegt.

Siam.

Eine Intrigue am Hofe von Bangkok.

Der berühmte Reisende Sir Robert Schomburgk, der sich jetzt als britischer Generalconsul in Bangkok aufhält, liefert von dort aus dem Londoner Athenaeum interessante Berichte über die Sitten und Gebräuche des Reiches Siam, von welchen wir Folgendes mittheilen.

Bald nach meiner Ankunft in Bangkok lud der Erste König mich ein, ihm einen Privatbesuch in seinem Salon, in der Nähe der Vogelhäuser, abzustatten. Ich begab mich am Abend des bestimmten Tages nach dem großen Palast, wie die königliche Residenz genannt wird, und fand den König im Salon auf- und abgehend, von sechs seiner jüngsten Kinder umgeben, fünf lieblichen Mädchen von drei bis acht Jahren und einem derben, elf Monate alten Knaben, der, da er noch nicht ganz fest auf den Beinen war, von einem Diener getragen wurde. Es schien mir etwas ganz Neues und Interessantes, einen „orientalischen Monarchen," statt von Hofschranzen, von seinen Kindern umgeben zu sehen. In ihrer Kleidung wichen sie nicht wesentlich von anderen siamesischen Kindern weniger hohen Ranges ab, durch ihre Schönheit und ihr feines Benehmen aber unterschieden sie sich höchst vortheilhaft von den Kindern, die ich früher gesehen hatte. Die lieblichste unter ihnen war die etwa sechsjährige Prinzessin Somawaty. Wie mir der König sagte, ist ihr Name eine Abkürzung von Somanaß Wadhanawaty, dem Namen der verstorbenen Königin, die sie an Kindesstatt angenommen hatte, obwohl ihre Mutter, Chanchom Teang, noch am Leben ist. Es ist dies eine in Siam keineswegs ungewöhnliche Sitte, die sowohl von den höheren als den niederen Klassen befolgt wird. Als es dunkel wurde, ersuchte mich der König, ihn in seine Privatgemächer zu begleiten. Ueber dem Eingang war in englischer Sprache „Royal Pleasure" geschrieben, unter welchen Worten sich eine Zeile in Sanskritschrift befand, die, wie ich vom König erfuhr, dasselbe bedeutete. Hier wurden Erfrischungen aufgetragen, wobei die Kinder gegenwärtig waren, und ehe ich den Saal verließ, waren Prinzessin Somawaty und ich große Freunde. So oft ich den König nachher besuchte, schien die junge Prinzessin und ich gegenseitig erfreut, uns wiederzusehen, und der König, der sie zärtlich lieben soll, fühlt sich offenbar durch die Aufmerksamkeit geschmeichelt, die ich seinem Kinde erweise.

Der Hof von Siam ist berühmt wegen seiner Festlichkeiten, seiner Prozessionen und seines Schaugepränges. Der König ließ Mr. und Mrs. M.* und mich einladen, der großen Prozession des Teep-ching-cha, des Sühnopfers für den Erfolg der Reis-Aerndte, beizuwohnen. Die Tänzerinnen der Königin und einige der jüngsten und schönsten Bewohnerinnen des königlichen Harems begleiteten die Prinzessin, in schwarzsammtenen mit Goldtressen besetzten Tuniken gekleidet, auf reichgezäumten Pferden, auf welchen sie rittlings saßen. Unter ihnen befand sich Eine, die, wie viele andere in dieser Gruppe, jung und hübsch war, die aber meine Aufmerksamkeit hauptsächlich durch die Gewandtheit auf sich zog, mit der sie ihr etwas störrisches Pferd regierte, und ich konnte mich nicht enthalten, einige Bemerkungen zum Lobe ihrer Reitkunst an meine Begleiter zu richten, ohne weiter daran zu denken. Indeß wurden meine Aeußerungen, obwohl in englischer Sprache gemacht, von einem der Höflinge behorcht, den der König uns auf dem Balkon zur Seite gestellt hatte und der, wie ich später erfuhr, englisch verstand, und sie wurden von ihm den jungen Damen wieder erzählt.

Vor ungefähr einem Monat erhielt ich eine Botschaft, dem Namen nach von der Prinzessin Somawaty, mit der flehentlichen Bitte, mich bei dem Könige für das Leben ihrer Tante, Chom (d. i. Frau) Choi zu verwenden — desselben Mädchens, wie mich der Bote erinnerte, dessen Reitkunst ich bei Gelegenheit der soeben erwähnten Prozession bewundert hatte. Es ergab sich, daß sie jetzt das Opfer einer Hofintrigue werden sollte. Choi war die zweitjüngste von sechs Schwestern, den Töchtern eines hohen und einflußreichen Adeligen, der nach siamesischer Sitte diese hübschen Knospen noch ganz jung dem Könige präsentirt hatte, um in dem Harem Seiner Majestät erzogen zu werden. Somawaty's Mutter war eine von den Schwestern, und folglich war die Prinzessin eine Nichte der Frau Choi. Unter den siamesischen Standespersonen, welche den König umgaben, war ein junger Edelmann Nai Kien, der schon verheiratet und im Besitz eines Harems war. Wie es scheint, fühlte sich Chom Choi durch die Aufmerksamkeit dieses Mannes und seine unverhehlte Bewunderung ihrer Reize geschmeichelt. Nach und nach wurden Geschenke zwischen ihr und ihrem Anbeter ausgetauscht, aber es erhellt aus dem gerichtlichen Verfahren, welches hernach stattfand, daß ihre Schuld nicht weiter ging. Der merkwürdigste Umstand ist jedoch, daß die erste oder Hauptfrau des Edelmanns die Unterhändlerin machte, die verbotene Leidenschaft ihres Gatten ermuthigte und seine Botschaften und Geschenke an Choi überbrachte. Eine von den königlichen Konkubinen war längst auf den Einfluß eifersüchtig gewesen, den Choi und ihre Schwester auf den König ausübten, und durch einen seltsamen Zufall war es gerade die jüngste von ihnen, welche die Katastrophe herbeiführte. Auf dem Lager Choi's findet sie einen Papierstreifen mit den Worten: „ich will" oder „ich möchte nach dem Vogelhause gehen" in der Handschrift ihrer Schwester, ohne die Adresse der Person, an die sie gerichtet sind. Das Mädchen liest sie laut vor; die auf Choi eifersüchtige Dame ergreift begierig das Billet, erklärt es für ein Stelldichein an den Liebhaber Choi's, beschuldigt sie der Untreue gegen den König und macht ihre Entdeckung öffentlich bekannt. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht durch den Harem und erreicht die Ohren des Königs. Die Angeklagten, mit Einschluß der Gattin des jungen Edelmanns, werden sogleich in den Kerker geworfen.

Der König darf in solchen Angelegenheiten nicht selbst entscheiden; er muß die Untersuchung einem eigenen Tribunal übertragen, aus Edlen und Staatsbeamten bestehend, die gleichsam ein Geschworenengericht bilden. Das Resultat der Untersuchung wird alsdann der obersten Rathsversammlung vorgelegt, welche über die den Schuldigen aufzuerlegende Strafe entscheidet; doch hat der König das Recht, das Urtheil zu kassiren oder zu mildern, oder auch die Angeklagten ganz zu begnadigen. Es erwies sich aus den Ermittelungen des unteren Tribunals, daß der Mann und seine Frau sich in eine Intrigue eingelassen hatten; gegen Choi aber lag durchaus kein Beweis vor, daß sie sich eines anderen Vergehens schuldig gemacht

* Wahrscheinlich Markham, der Dollmetscher des Konsulats. D. R.

habe, als großer Unbesonnenheit. Trotzdem wurden sie, ihr angeblicher Liebhaber und seine Frau zu einem schmachvollen Tode verdammt.

Nachdem dieses Urtheil ausgesprochen worden, hatte man sich im Namen der Prinzessin Somawaty an mich gewandt, um durch meine Fürsprache das Leben ihrer Tante zu retten. Ich richtete demgemäß eine Bitte an den König, obwohl, wie ich gestehen muß, ohne große Hoffnung auf Erfolg. Ich schrieb ihm, daß jede Religion Vergebung der Schuldigen lehre; daß auch die heiligen Bücher des Buddhismus diese himmlische Vorschrift enthielten, und da ich Beweise hätte, daß er in anderen Fällen Verzeihung bewilligt und meinen Rathschlägen Gehör geschenkt habe, so beschwöre ich ihn, den begangenen Fehltritt nicht nach orientalischen Ansichten zu beurtheilen, sondern mit den Gefühlen, die aus den Eingebungen der Religion und eines edlen Geistes entspringen. Ich führte zur Entschuldigung Choi's ihre Jugend an und bemerkte, daß, so viel ich wüßte, man ihr nur Unbesonnenheit und Gefallsucht vorzuwerfen habe. Mit Spannung erwartete ich die Antwort des Königs, welche den Tag nach Empfang meines Briefes erfolgte; sie ist vom 4. Juni datirt. Ich war entzückt, daraus zu entnehmen, daß meine Fürsprache Eingang gefunden habe. Das Schreiben des Königs verräth edle Gesinnungen; er beklagt die Sitte der Polygamie und erkennt an, daß sie zu vielen Uebeln führe. „Indessen,“ fügt er hinzu, „ist sie von den Monarchen und den Völkern Siam's befolgt worden, so weit die Geschichte reicht.“ Er leugnet nicht, daß sie Verletzungen jener Treue mit sich bringt, die der Herr des Harems von den Bewohnerinnen desselben fordert, weshalb das Gesetz die Uebertreter mit einer angemessenen Strafe bedroht. „Wenn aber ein Verbrechen dieser Art in den Harems der Könige verfällt, so betrachtet das siamesische Gesetz es als den größten und ungeheuersten Verrath gegen das Königthum. Denn es sind in der Geschichte Siam's viele Beispiele verzeichnet, daß, wo das königliche Blut sich mit dem einer niedrigeren Klasse vermischt, es gewöhnlich Empörungen oder Ermordung des rechtmäßigen Souverains zur Folge hatte. Da nun die Nation ein Interesse an der legitimen Erbfolge ihrer Monarchen hat, so bestimmt das Gesetz, daß alle Vergehen, welche diese gefährden könnten, in der strengsten Weise bestraft werden.“ Nach dem Inhalt seines Briefes zu schließen, hielt der König Chom Choi nicht für so schuldig, als ihre Freunde sie darzustellen suchten, „obwohl man,“ bemerkte er sehr naiv, „sie nicht jung nennen kann, wie Ihr es thut, da sie neunzehn Jahr alt ist; indeß soll sie den Tod nicht erleiden — ihr und anderen Weibern soll diese Strafe erlassen werden; aber Gefangenschaft auf das ganze Leben oder auf lange Zeit, je nach meinem Belieben, ist unvermeidlich.“

Obgleich hierin keine direkte Versicherung lag, daß alle bei der Intrigue betheiligten Personen begnadigt werden sollten, so glaubte ich doch nicht, daß es anders sein könne. Leider hatte ich mich geirrt; das mit der Untersuchung beauftragte Tribunal, die Adeligen, deren Verwandte bei früheren Gelegenheiten die Todesstrafe wegen ähnlicher Vergehen erlitten hatten, — Alle forderten ein Sühnopfer für das gegen den königlichen Harem versuchte Attentat, und zum Unglück gab der König ihren Vorstellungen nach. Ich erfuhr nichts von dem Beschlusse des Raths, daß der in diesen Prozeß verwickelte Edelmann und seine Frau am Leben gestraft werden müßten, bis das Urtheil schon vollstreckt worden war, und zwar in der empörendsten Weise. Die Verbrecher wurden nach dem Richtplatz geführt, wo — schrecklich zu erzählen! — man dem Vater der Frau befahl, der Henker seiner eigenen Tochter zu werden. Er nähert sich ihr, zögert den Streich zu führen und tritt voll Entsetzen zurück. Gedrängt, ja gezwungen von denjenigen, welche über die Vollziehung des Urtheils zu wachen hatten, wankt er zum zweiten Mal herbei, und führt einen Streich gegen sein Kind, der sie aber nur verstümmelt, und der gewöhnliche Scharfrichter, der bisher neben ihr gestanden, muß endlich hinzutreten, um sie vollends zu enthaupten. Der Gatte war verurtheilt worden, erst der Enthauptung seiner Frau beizuwohnen und dann einen ähnlichen Tod zu erleiden. Zum Glück für ihn geschah dies auf eine weniger schauderhafte Art. Aber hiermit war diese barbarische Szene noch nicht zu Ende. Die Delinquenten waren mit Fesseln an den Knöcheln nach dem Richtplatz gebracht worden; diese nahm der Henker nach dem Tode der Schlachtopfer nicht dadurch ab, daß er die Eisenbande aufschloß, sondern er hieb der unglücklichen Frau die Fersen ab, um sie über die Füße zu ziehen. Der Körper des Mannes wurde mit den Armen an eine Art von Kreuz befestigt, worauf eine Compagnie Soldaten vortrat und den Inhalt ihrer scharfgeladenen Musketen in den Körper hineinfeuerte. Die beiden Leichen blieben dann als Warnung bis Sonnenuntergang auf dem Richtplatze hängen.

Es wird berichtet, daß in früherer Zeit Verbrechen, wie das von den Unglücklichen begangene, deren barbarische Hinrichtung ich soeben erzählt habe, in folgender Weise bestraft wurden: Der Verurtheilte wurde mit den Armen und Beinen an vier Elephanten gebunden und jedes dieser mächtigen Thiere mit dem Kopfe nach einem der Hauptstriche des Compasses gestellt; dann wurden sie alle zugleich von ihren Lenkern vorwärts getrieben und der Verbrecher war fast augenblicklich in Stücke gerissen. Welche von diesen beiden Methoden — von Elephanten zerrissen zu werden, oder die Todesstrafe, welche jenes Ehepaar erdulden mußte — die empörendste ist, möchte schwer zu entscheiden sein. Obgleich es meiner Vermittlung gelungen war, das Leben einer der handelnden Person in diesem Drama zu retten, so bewegte es mich doch schmerzlich, daß ich mich in Betreff der beiden andern nicht eines gleichen Erfolges zu erfreuen hatte.

Mannigfaltiges.

— Schiller-Ausstellung in Berlin. Unter den zahlreichen Schillerfeiern, die in Berlin veranstaltet worden, nimmt die Ausstellung von Bildnissen, Handschriften, Drucken, Musikalien und anderen Erinnerungen des großen Dichters nicht den untergeordnetsten Platz ein. Ja, wir sind überzeugt, daß Vielen hier unter diesen Erinnerungen, die so unmittelbar das Herz berühren, weil sie unmittelbar aus dem Herzen und der Hand des edeln Todten gekommen, wohler und erhebender zu Muth gewesen, als unter den vielen geräuschvollen, musikalischen, dramatischen und schönrednerischen Festen des Tages. Der von den Herren Wendelin von Maltzahn und von Löper zusammengestellte Katalog dieser Sammlung, um deren Mannigfaltigkeit auch Herr Dr. F. A. Märcker sich verdient gemacht, ist schon an sich ein ganz interessantes literarisches Erzeugniß.* Derselbe umfaßt 281 Nummern, die in zwei Sälen der Akademie ebenso übersichtlich, als belehrend aufgestellt sind. Von Schiller's Bildnissen, ist das von Graff in Dresden im J. 1787 gemalte (Nr. 1 des Katalogs) dasjenige, das für alle späteren Abbildungen des Dichters maßgebend und mustergiltig geblieben, wogegen wir das von Tischbein 1804 gemalte, das uns eher wie ein Portrait Iffland's erscheint höchstens als einen Ausdruck der künstlerischen Idee bezeichnen möchten, die sich der Maler von dem großen dramatischen Dichter gemacht. Von Graff's korrektem Pinsel finden wir auch die Bildnisse von Körner und seiner Braut Minna Stock, deren Schwester Dora uns ebenfalls diese Bildnisse, wie ihr eigenes, aus späterer Zeit geliefert. Daß sich neben Schiller's Büste, von Dannecker, die in Rom von Trippel im J. 1787 modellirte Büste des männlich schönen 38jährigen Goethe, sowie Thorwaldsen's Büste Wilhelm's v. Humboldt befindet, ist eine wahrhaft klassische Vermehrung der Schiller-Ausstellung. Auch Schiller's Medaillon in Bronze, vom Hofbildhauer Franck in Stuttgart, bei Schiller's Anwesenheit daselbst im J. 1793 modellirt, vielleicht das einzige bekannte Exemplar dieses Bildnisses, ist ein werthvolles Stück. Es reihen sich an die zahlreichen (43) Kunstgegenstände nicht weniger als einundsiebzig Handschriften Schiller's, die in solcher Mannigfaltigkeit und von solchem literar-historischen Werthe wohl an keinem andern Orte sich beisammen finden. Unter Anderm sind hier zwei Briefe Schiller's, der eine an Körner aus Gohlis vom 3. Juli 1785 und der andere an seine Schwester Christophine vom 28. Sept. 1785 (auf Körner's Weinberg bei Dresden), die den Wendepunkt, der in diesem Jahre in Schiller's Seelenleben eingetreten war, ergreifend darstellen. Auch der Brief an Garve, dessen wir in unserer vorigen Nummer gedachten, ist in diesen werthvollen Glasschränken, die neben dem Manuskript des „Wallenstein“ auch das bekannte „unterthänigste Promemoria an die Körner'sche Wasch-Deputation in Loschwitz“ enthalten. Es folgen zahlreiche Briefe aus dem Familien- und Freundes-Kreise des Dichters, sowie andere ihn betreffende Schriftstücke, unter Anderm Schiller's Taufschein, der ebenso, wie Schiller's Schwester, Louise Frankh, in einem ihrer kürzlich gedruckten Briefe, ganz einfach dabei bleibt, daß Johann Friedrich Schiller am eilften November geboren worden. Nicht minder interessant sind die ersten Drucke und Ausgaben von Schiller's Dichtungen und Dramen, viele musikalische Schilleriana, unter Anderm Beethoven's Composition des „Lied an die Freude“ in seiner neunten Symphonie begleitet von seinen autographischen Worten; und endlich auch sachliche Erinnerungen, wie Schiller's Siegelring, eine Haarlocke von seinem Haupte u. s. w.

— * Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's im Saale der k. Akademie vom 12.—22. Novbr. 1859 aufgestellten Bildnisse, Handschriften 2c. Mit zwei Schrifttafeln (Facsimiles von Schiller). Preis 5 Sgr. Zum Besten des Schiller-Denkmals in Berlin.

— Karl Bädeker. Mit Recht bemerkt die „Köln. Ztg." daß selten die Kunde von dem Ableben eines Buchhändlers in so weiten Kreisen Theilnahme erregt hat, als die von Karl Bädeker in Koblenz, geboren 1801 und gestorben am 4. October 1859. Er stand noch im besten Mannesalter und erfreute sich einer Rüstigkeit des Körpers und der Seele, wie sie immer nur Wenigen zu Theil wird. Damit verband er die rastloseste Thätigkeit im Berufe, und darum wird sein Name von seinen ehrenwerthen Fachgenossen stets mit Auszeichnung genannt werden, ebenso wie der seines im J. 1841 verstorbenen Vaters, des Buchhändlers G. D. Bädeker zu Essen in Westfalen. Von ihm empfing er das unschätzbare Erbe eines tüchtigen Charakters, eines unausgesetzten Strebens nach dem Bessern und Höhern, einer wahren Liebe zu Wissenschaft und Bildung, welche allein dem Buchhändler, als Vermittler des geistigen Lebens und Strebens seines Zeitalters, Werth und Geltung zu geben vermag. In dieser Rücksicht reihen Beide, Vater und Sohn, den hochgeachteten Namen sich an, welche die Zierden des deutschen Buchhandels sind, wie sie denn auch mit vielen derselben persönlich in freundschaftlicher Beziehung standen. Karl Bädeker war nicht blos der Verleger, sondern auch der Verfasser der unter seinem Namen bekannten Reisebücher, die er ursprünglich nach dem Muster von Murray's englischen Handbüchern angelegt, bald aber nach deutschem Bedürfniß abgeändert und zum belehrenden Führer von Reisenden der verschiedensten Art, des bescheidenen Fußgängers, wie des stolzen Passagieres erster Klasse, gemacht hat. Diese Bücher werden seinen Namen noch lange in der Reisewelt populär erhalten.

— Charles Furne. Einen ganz ähnlichen Ruf, wie Karl Bädeker im deutschen, besaß der Pariser Verleger Charles Furne im französischen Buchhandel. Zu Paris unter sehr bescheidenen Verhältnissen geboren, bekleidete er bis zum Jahre 1825 einen Subalternen-Posten im Steuer-Fache. Zu dieser Zeit veranlaßte ihn die angeborene Lust an literarischen Beschäftigungen, sich bei einer neuen Ausgabe seines Lieblingsschriftstellers La Rochefoucauld zu betheiligen, und nachdem diese Speculation gelungen war, die Werke Racine's drucken zu lassen und neu herauszugeben, mit welchem Unternehmen er sich dem Buchhandel vollständig zuwandte. Seit dieser Zeit verdankt die Literatur ihm eine lange Reihefolge werthvoller und stets mit künstlerischem Geschmack ausgestatteter Publicationen. Er selbst war auch, wie Bädeker, Schriftsteller. Unter Anderm hat er den Don Quijote in's Französische übersetzt, und um dieses Werk würdig auszustatten, machte er mehrere Reisen nach Spanien, wo er sich mit allen Orten, wo Cervantes gelebt und gelitten, persönlich bekannt machte und alle Materialen selbst sammelte, die der Illustrirung des von ihm verlegten Buches zum Grunde liegen. Den Schriftstellern gegenüber war er einer der großherzigsten und freigebigsten Verleger, die Frankreich je besessen hat. Regelmäßig zahlte er jedem Verfasser, dessen Werk guten Absatz gefunden, aus freien Stücken ein nachträgliches Honorar, weit über die kontraktlich festgestellte Summe. Jeder hülfsbedürftige, würdige Literat war sicher, bei ihm Unterstützung zu finden. Bei dem in unserm „Magazin" zur Zeit besprochenen Brüsseler Kongreß zur Berathung eines internationalen Verlagsrechts hat er den französischen Buchhandel mit vieler Umsicht vertreten und dabei mit dem richtigen Gefühle dessen, was eine Nation einerseits ihren bevorzugten Geistern schuldig ist, andererseits aber auch von ihnen fordern darf, gegen die ewige Dauer des Verlagsrechtes gesprochen. Während des letzten italiänischen Krieges war er nach den Ufern des Ticino und des Po gereist, um wieder selbst die Materialien zur Ausstattung eines Werkes über diesen Feldzug zu sammeln, für welchen er, bei seinen Sympathien für die italiänische Nationalität und Einheit, ungemein schwärmte. Doch noch bevor dieses Werk erscheinen konnte, bald nach seiner Rückkehr aus Italien, starb Charles Furne, am 14. Juli d. J. plötzlich, als er eben ein Bad in einem Badehause nehmen wollte. Sein Kollege, der Pariser Buchhändler Charpentier hat dem Verstorbenen einen ehrenden Nekrolog in dem, von dem Ersteren herausgegebenen „Magasin de Librairie" gewidmet.

— St. Marc Girardin's Erinnerungen. Der geschätzte französische Akademiker St. Marc Girardin hat unter dem bescheidenen Titel: „Politische Erinnerungen und Betrachtungen eines Journalisten"* seine dreißigjährigen Erfahrungen in dem wechselvollen Staatsleben Frankreichs drucken lassen. Es befinden sich in diesem Buche ebensowohl akademische und Kammer-Reden (der Verfasser war lange Staatsrath und Unterstaats-Secretair für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Grafen Salvandy), als Leit-Artikel für das Journal des Débats, und zwar hat Herr Girardin, um unter den jetzigen Verhältnissen mit solchen Anklängen und Erinnerungen an eine ruhmreiche, freiheitliche Vergangenheit des Landes keinen Anstoß zu geben, auch einige seiner akademischen Reden und politischen Betrachtungen aus neuerer Zeit hinzugefügt, welche letzteren allerdings immer nur die auswärtige Politik, die Verhältnisse Frankreichs zu England, Rußland, Oesterreich, Preußen und Spanien, nicht aber auch die inneren Angelegenheiten des Landes, zum Gegenstand haben. Gleichwohl ist das Buch immerhin eine Protestation gegen die Zustände der Gegenwart. Das Bedauern über die entschwundene Vergangenheit und die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft geben sich auf jeder Seite zu erkennen. Man fühlt es, trotz des reservirten Tones in den der heutigen Zeit angehörenden Aeußerungen, heraus, daß der Verfasser ein ehrlicher Mann und nicht wie Andere, die sich ebenfalls Journalisten nennen — wir brauchen nur an seinen adeligen Namensvetter Emil zu erinnern — eine Windrose ist, die der Direction der herrschenden, über Geld und Ehrenstellen verfügenden Macht gehorcht.

* Souvenirs et reflexions politiques d'un journaliste, par M. St. Marc Girardin, de l'Académie française. Paris, Michel Levy, 1859.

Zur Säkular-Feier von Schiller's Geburtstag.

Wenn ganz Deutschland an diesem Tage in Schiller vorzugsweise einen seiner größten und volksthümlichsten Dichter feiert, so ziemt es Männern der Wissenschaft insbesondere, seiner auch als Genossen ihres engeren Kreises ehrenvoll zu gedenken.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat daher geglaubt, ihre Theilnahme an diesem Nationalfeste am passendsten zu bethätigen durch Ausschreibung und Bekanntmachung

der nachstehenden Preisaufgabe:

Würdigung Schiller's in seinem Verhältniß zur Wissenschaft, namentlich zu ihren philosophischen und historischen Gebieten.

Darlegung seiner wissenschaftlichen Ausbildung mit Rücksicht auf seine Zeit- und persönlichen Verhältnisse; — kritische Würdigung der Eigenthümlichkeit seiner Leistung auf den Gebieten der Geschichte und Philosophie; Beleuchtung der Wechselwirkung zwischen diesen und seiner Dichtung; Nachweisung seines Einflusses auf historische Darstellungsweise, wie auch auf ästhetische Anschauungen und sittliche Grundsätze.

Preis: Zwei Hundert Stück k. k. österreichische Münz-Ducaten.
Termin der Einsendung: 10. November 1860.
Ertheilung des Preises: am 30. Mai 1861.

Zur Verständigung der Preiswerber folgen hier die auf die Preisschriften sich beziehenden Paragraphen der Geschäftsordnung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften:

§ 56. Die um einen Preis werbenden Abhandlungen dürfen den Namen des Verfassers nicht enthalten, und sind, wie allgemein üblich, mit einem Motto zu versehen. Jeder Abhandlung hat ein versiegelter, mit demselben Motto versehener Zettel beizuliegen, der den Namen des Verfassers enthält.

In der feierlichen Sitzung am 30. Mai eröffnet der Präsident den versiegelten Zettel jener Abhandlung, welcher der Preis zuerkannt wurde, und verkündet den Namen des Verfassers. Die übrigen Zettel werden uneröffnet verbrannt, die Abhandlungen aber aufbewahrt, bis sie mit Berufung auf das Motto zurückverlangt werden.

§ 57. Theilung eines Preises unter mehrere Bewerber findet nicht Statt.

§ 58. Jede gekrönte Preisschrift bleibt Eigenthum ihres Verfassers. Wünscht es derselbe, so wird die Schrift durch die Akademie veröffentlicht.

§ 59. Die wirklichen Mitglieder der Akademie dürfen an der Bewerbung um diese Preise nicht Theil nehmen.

Von der
kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Wien, den 27. October 1759.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franko an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn E. Pesaronne, Unter d. Linden Nr. 76, in
Berlin.

№ 140-142. | **Sonnabend, den 26. November 1859.** | **28. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Das internationale Schillerfest in London.

Nach etwa zwanzig, größtentheils warmen Debatten und nächtlichen Sitzungen eines zum 11. October berufenen Comités, waren endlich alle Vorbereitungen zu einer allerdings gewagten Schillerfeier im Krystall-Palaste, d. h. vor dem Richterstuhle der Engländer und mit ihnen gemeinsam zu Stande gekommen, so daß wir am 10. November mit Weib und Kind und schwarz-roth-goldener Rosette am Rockaufschlage früh aufbrachen und unter einer ungewöhnlich heiteren Herbstsonne per Omnibus und Eisenbahn uns hinausdkämpften in die neun Millionen Kubikfuß einschließenden Räume des scheinbar niemals zu füllenden Krystall-Palastes. Die Meisten hatten sich vor dem Horror vacui gefürchtet, und die definitive Wahl dieser gefährlichen Räume nach einer langen Debatte über den Vorzug etwa eines Theaters oder großer Konzertsäle war ein Akt ungewöhnlichen Muthes und Folge des verführerischen Reizes dieser kolossalen Sirene von Glas und Eisen. Ich will Sie nicht unnöthiger Weise hinter die Coulissen führen und die Regie des Programms schildern. Das Programm war in etwa 20,000 Exemplaren Deutsch und Englisch vertheilt worden und sollte heute ausgeführt werden.

Wir kamen früh in dem ziemlich menschenleeren, durchsonnten und vieltausendfach farbig durchblumten Krystall-Palaste an. Die unabsehbaren Reihen weißer Statuen, ethnologische Gruppen von Kaffern, Eskimaux, Botokuden, Indianern, Negern, Chinesen, Kameelen, Tigern, Rennthieren u. s. w., sahen still und schweigsam aus dem ewigen Grün hervor. Rothkehlchen schnickerten, Fontainen plätscherten auf üppig blühende von Legionen Goldfischen umwölkerte Wasserpflanzen. Durch unabsehbare Reihen leerer Stühle hindurch drangen wir über den Haupt-Transept, den Mittelpunkt des heutigen Festes, hinüber in den Schauplatz der Chrysanthemums- und Pompanen-Ausstellung, deren Muster und Preise vor dem großen Orchester im Haupt-Transept prangten.

Die Chrysanthemum-Blume ist die Freude des sonst trostlosesten englischen Monats, der sprüchwörtlich dem Selbstmord dedicirt ist. Vor jeder Hütte mit einer Hand voll Erde vor der Thür, in jedem Garten blühen die Chrysanthemums millionenweise in die englischen Nebel und Fröste hinein, weiß und roth, gelb und blau, in unzähligen Lichtern und Schattirungen, Rose, Nelke und Aster in sich vereinigend. Ich selbst erfreue mich vor und hinter meinem Häuschen der sechszehn blühenden Hauptfarben, die Frost und Sturm tapfer überstanden, und von eisigem Thau befreit mit jedem Tage heiterer durch den trüben November zu mir herausleuchten.

O, es ist eine poetische Blume, schon oft besungen!

> „Welcome in our leafless bower,
> When November's breath has come,
> Welcome golden-anthered flower,
> Ever fair Chrysanthemum!
> Like an old friend's pleasant face,
> Though the earth is void of grace,
> And the very birds are dumb,
> Cheerful, gay Chrysanthemum!“

Im Krystall-Palaste, wo Alles in's Kolossalste getrieben werden muß, um nur bemerkt zu werden, hatten sie über eine Million Blüthen in Tausenden von Töpfen hinterrassirt, die wundervollsten Formen und Farben, Töpfe mit Meeren von Blüthen und unerhörten Farbentinten, lauter ausgesuchte, seltene, kostbare Sorten. Die abgeschnittenen Musterblüthen, riesige Centifolien in den zauberhaftesten Farben, die heitersten, vollsten, größten Töpfe schmückten unten das riesige Orchester, das 5000 Personen faßt und sich heute zu Ehren unseres hundertjährigen Unsterblichen, zu Ehren der Deutschen in London eben so gut füllen sollte, wie die mit Augen kaum ermeßlichen Räume, davor. Mich und andere Comité-Mitglieder überfiel der Horror vacui, mich besonders als den Autor der Feier in diesen Räumen. Endlich dringt heitere Marschmusik herauf. Die schwarz-roth-goldene Fahne winkt, deutsche Vereine kamen in Prozession und die von zwei Endpunkten Londons alle fünf Minuten ankommenden Eisenbahnen liefern mit der Zeit so viel Tausende ab, daß man Menschen zu sehen anfängt. Eine Prozession armer deutscher Kinder, geführt vom Prediger Kappel, wird mit Jubel begrüßt. Mehr deutsche Prozessionen. Gewaltige Orgeltöne mit deutschen Melodieen. Geschäftiges Menschen-, viel seidenes Rauschen von Frauen und Mädchen. Die 3000 reservirten, abgeschlossenen, nur für eine halbe Krone zugänglichen Plätze füllen sich mit lauter bekannten Gesichtern und ihren geputzten Familien. Man erkennt sich von weiten Fernen und Höhen der Galerieen und ruft sich zu. Auf dem ungeheuren Orchester klettern Menschen wie Zwerge von schwindelnden Höhen herunter, andere klettern hinauf. Die deutschen Handwerker-Insignien, alle frisch schwarz-roth-gold gemalt, bilden einen Halbmond um einen Halbkreis deutscher Dichterbüsten, in deren Mitte eine mit grünem Tuch verhangene Pyramide ragt. Alle Arten von musikalischen Instrumenten bilden einen mehrfachen Halbkreis, dessen vorderster Rand allmählich von deutschen Jünglingen und Männern ausgefüllt wird. In deren Mitte stehen drei Männer mit Fahnen. Im ganzen Transept, scheinbar nicht auszufüllen, drängt sich rauschendes Leben, die reservirten Plätze werden ängstlich und eifrig von allen Seiten aufgesucht, während ein heiterer Festmarsch, anfangs für einen kostümirten Festzug, die Schiller'schen Hauptcharaktere darstellend, bestimmt, wegen Unsicherheit der Kostümirung aber aufgegeben, die Feier eröffnet. Es folgt die Ouverture zum Wilhelm Tell, auf die Niemand hören kann, da es von allen Seiten drängt, läuft, sucht und fragt. Vor eine unruhig wogende, unabsehbare, dicht gedrängte Menschenmasse tritt eine edele, heroische Mannesgestalt hinter den Fahnen

hervor. Haar und Bart sind altersgrau, die blühende Wange aber und das leuchtende, dunkele Auge zeigt noch Feuer und Kraft der Jugend, wie seine ganze Haltung. Er blickt ruhig und fest über die unruhige Menge hin, die sich nun richtet und zur Aufmerksamkeit anspornt. Jeder weiß, daß es Gottfried Kinkel ist. Jeder sieht, daß er reden will, reden zur Ehre unseres edelsten Dichters und zur Ehre der Londoner deutschen Kolonie vor den Engländern, zur Weihe und zum Siege des gewagten internationalen Festes. Mit vollster, heroischer Rednergewalt donnern folgende Worte über die dicht gedrängten lauschenden Schaaren hin:

„Im Namen der Deutschen in England, die zu dieser Stunde mit Stolz ihres Stammes gedenken; im Namen des blutsverwandten Briten, der vor allen fremden Sängern dem deutschen Genius eine Heimat gab in seinem Gemüth; im Namen aller Herzen, die für die Freiheit glühen, grüß' ich heute in Ehrfurcht Dich, der uns den Wallenstein schuf, der die Glocke goß, den Bogen Tells spannte! Ich grüße Dich, Sohn des Feldscheers und der Bäckerstochter, dessen Wiege in der Hütte stand und dessen Sarg rastet unter den Großen der Erde! Mit der wandelnden Sonne schreitet Dein Geist heut' um die Erde, und wo Deutsche sind, da hallt ihm Preis und Jubel nach, denn in Dir fühlt Dein Volk in zwei Welten sich eng verknüpft. Und wie Du, gekrönt mit dem Doppelkranz des Dichters und Bürgers, an uns vorüberschreitest, so rufe ich Dich an, Mächtiger, bei dem Namen, der eine Unsterblichkeit in sich schließt, ich rufe Dich bei dem Namen Friedrich Schiller!"

Mit diesem in gewaltigster Beredtsamkeit ausgestoßenen Donner war die Menge gefesselt, gewonnen. Sie folgte Schritt für Schritt den ruhiger gesprochenen Schilderungen der Hauptzüge des gewaltigsten, edelsten, sich rasch aufopfernden, schöpferischen Dichterlebens.

Wer die gedruckte Rede genau durchliest, wird finden, daß hier die Auswahl des Thatsächlichen eben so charakteristisch, wie die Form oratorisch ist. Dabei werden Züge und Vergleichungen geltend gemacht, die eben so durch ihre Neuheit, als ihre überraschende, schlagende Richtigkeit glänzen. So in Bezug auf Wallenstein und Napoleon und Demetrius.

„Als nach all den Niederlagen der Schicksalstag kam, als Moskau seinen zweiten Demetrius ausstieß, da fiel Schiller's Leier seinem Jünger Theodor Körner zum Erbtheil, und er wand sie mit dem Schwerte zusammen in seinem blutgetränkten Todtenkranz. Dein Geist aber, o großer Seher, flog unsern Adlern vorauf und auf Deinen Namen, mit zwei rothen Siegeln prägten Leipzig und Belle Alliance die Unsterblichkeit.

„Sein sterblich Auge hat ihn nicht gesehen, den Tag der Erlösung! Zu stark war ihm der Trieb des Schaffens; am Liebsten aus dem dunkeln Schooße der Mitternacht stiegen ihm farbenhell die Gestalten der Vorzeit herauf, und nur zu oft kühlte erst der blaue Strahl des Morgensterns ihm die fiebernden Schläfe. Viele Jahre hindurch trug nur der Adlerflug seines Geistes den siechen Körper mit empor, aber nie ist die starke Schwinge erlahmt. Unter allen Werken sein herrlichstes ist das letzte der Demetrius, in welchem er den Blick wagte in die noch zukunftverschleierte Welt des europäischen Ostens, an diesem unvollendeten Marmorblock erkennt sich vor Allem die Kraft und Schärfe seines Meißelschlags. Aus dem Demetrius las er ganze Szenen laut sich vor in den letzten Arbeitsnächten; das letzte Blatt auf seinem Schreibtische war der Monolog Marfa's, der Mutter des Demetrius, in dem sie ihres Sieges genießt über den Mörder ihres Hauses, den Räuber ihres Thrones. So ist er, wie Goethe ihn nannte, der Dichter der Freiheit gewesen, bis zur Minute des Scheidens. Wie seine Sternenbahn aufstieg durch die Räuber, so hat sie geendet mit einem letzten Protest gegen Unterdrückung, einem Aufruhr zum Kampfe für das Recht. Vernehmt Schiller's letzte Dichterworte:

„Er ist's, er zieht mit Heeresmacht heran
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen" u. s. w.

Mit einer fast übermenschlichen Gewalt und Wirksamkeit schleuderte der Redner diese und die folgenden Worte unter die etwa 20,000 Hörenden und gespannt Horchenden. Eben so die letzten gesprochenen Worte des Sterbenden, die Visionen von Kettenkugeln und Kanonen, vom Lager und lustigen Rundgesang. Dann setzte er hinzu:

„Das waren die letzten Bilder Deiner Sterbestunde, Du Sänger und Prophet. Träumtest Du nur von längstvergangenem, Du Sohn der Windsbraut, oder führtest Du schon im Geiste Deine deutschen Jünglinge in die kommende Völkerschlacht? Die Ewigkeit versiegelt die Antwort, Du nahmst sie mit in's Grab."

Der nun folgende Schluß der Rede war eine Steigerung des physischen und oratorischen Pathos, dessen Gewalt und Wirksamkeit sich zuletzt in stürzenden Thränen und aufbrausenden Jubelstürmen unaussprechlicher Energie und maßlosem Enthusiasmus kund gab. Während der letzten Worte riß er die deutsche Fahne an sich und schwang sie über die versammelten Schaaren hin.

„Wenige Freunde geleiteten Dich, und nur die Nachtigallen der warmen umwölkten Mainacht schlugen voller als je ihrem Sangesbruder nach. Uns aber lebst Du, ein Unsterblicher, in ewiger Jugendkraft; Dich feiert ein großes Volk, an dessen Brust Du als Jüngling Dich warfst. Uns ist er heilig, dieser 10. November, der Dich uns gab. Unter den fallenden Sternen, die der Himmel in diesen Nächten auf die Erde schüttet, stiegen drei mächtige Seelen auf die deutsche Erde herab. Vor einem Jahrhundert Schiller; und vor vier Jahrhunderten gab derselbe zehnte November uns den kühnen Bergmannsknaben, den Martin Luther, der die Berge umwarf in der Kraft des Glaubens und Gewissens.*

„Nicht ist Euer Geschick vollendet, Ihr drei Sternensöhne, bevor Eure Deutschen Eins sind, bevor die Macht unter Europa's Völkern, die uns gebührt, uns zufällt unter dem Schwarz-Roth-Gold. Dir aber, o Geist Schiller's, schwören wir's heute: Wir wollen, ob auch im fremden Lande, stehn zu unserm Volke, und was Du gesprochen hast in den Tagen der Schmach, als unsere Heere sanken, als unser Reich zusammenbrach, das wollen wir heute schon sprechen, und wenn die Stunde sich erfüllt hat und Ein Gesetz, Ein Volk, Ein Gebot waltet, so weit Deine Sprache hallt, dann wollen wir es sprechen mit vollerem Jubel, was heute im Namen dieser Aller ich Dir nachsprach, o Friedrich Schiller, mit Deinen eigenen Worten: „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein!"

Das war die erste unvergängliche Minute als Brennpunkt aller Festlichkeiten, vielleicht die Geburtsstunde deutschen Selbstgefühls und deutschen Zusammenwirkens der bisher zerstreuten, versteckten, auseinanderfallenden starken deutschen Kolonie in London.

Der zweite Höhepunkt fällt in das Werk des andern deutschen Dichters, dessen gewaltige Poesie, gehoben und beflügelt durch die Composition des berühmtesten deutschen Musiklehrers in London, E. Pauers, und durch die kräftigen, begeisterten Männerstimmen der fünf hauptsächlichsten deutschen Vereine, uns als zweiter Vorzug der Schillerfeste in ganzer Schönheit und Kraft zu Gute kam, Freiligrath's Cantate:

„Steht auf, er naht, er neigt sich unsern Bitten!
Stolz vom Olymp kommt er geschritten —
Die Stirne glüht, die Locke fließt!
Sei, Friedrich Schiller, uns gegrüßt,
Gegrüßt, gegrüßt, gegrüßt,
Drei Mal und tausend Mal gegrüßt,
Uns, Deinen Deutschen, bei den Briten."

Die Tausende erhoben sich, schwenkten Hände und Hüte, schrieen, jauchzten durch den Trompeten- und Posaunen-Donner und die gewaltigste Kraft der hier einstimmigen zweihundert Männer und Sänger, während der grüne Vorhang langsam die kolossale Büste von Andreas Graß verlies. Welche erhaben einfache Schiller-Trophäe! Das riesige, trotzig-edele Haupt auf einer grünen Säule vor grünen Bäumen und der gewaltigen Orgel, über einer goldenen Lyra, auf welche zwei Victorien feierlich ernst hinzeigen, die Schöpfung vieler Tage und Nächte eines selten genannten, aber längst der Unsterblichkeit sichern Künstlers, Andreas Graß. Ja, das ist er!

„Sehet, das ist er!
Das ist der Große
Der uns erzog!
Der als ein Herold die Schönheit verkündet,
Der uns das Herz für die Freiheit entzündet,
Höhen der Menschheit für uns auch erflog!
Er blickt als der Uns're
Durch Gang und durch Halle,
Umjauchzt von der Menge,
Umwölkt vom Krystalle!
Seht, das die Schulter,
D'rauf sich die Muse
Flüsternd gelehnt!
Seht, das die Stirn, die so trotzig gegohren,
Seht, das die Brust, die so Kühnes geboren,
Das ist das Auge, das stets sich gesehnt!
Da, seht ihr die Schläfe,
Die hoben, nicht pochen —?

* Der Redner nannte als Dritten im Bunde der beiden großen Deutschen des zehnten November: Robert Blum. Aber — so viel menschliche Theilnahme wir auch dem Träger einer politischen Idee schenken, der das, was er gefehlt und geirrt, längst mit dem Leben gebüßt — ihn dem Auslande gegenüber neben Luther und Schiller zu stellen, das kann selbst nur als ein schwer begreiflicher Irrthum bezeichnet werden. D. R.

So ist er im Kampf einst
Zusammengebrochen!
Aber jetzt lebt er!
Nicht hält den Hundert-
Jährgen der Tod!
Fest von Geschlecht zu Geschlecht in dem Herzen
Wurzelt er, unser in Lust und in Schmerzen,
Unser in Elend, in Glück und in Noth
Er dauert — im Antlitz
Des Siegers Geberde,
Ein Geist des Olympos,
Ein Bürger der Erde."

So hatte ihn Andreas Graß dargestellt, ein Haupt, hinter welchem jeder ganze Mann zum Zwerge wird, so formen-kolossal, so edel, so fein, so göttlich-trotzig, nicht den gebeugten, sentimentalen, sondern den Titanen Schiller.

Es folgte ein unpassendes Solo von dem polnischen Violin-Virtuosen Wieniawski, das gegen die berühmte, recht für Ort und Zeit geweihte Posaune des Herrn Nabich, als vermeintlich bessere Lockspeise für Engländer in's Programm octroyirt war; dann als Schluß im Krystall-Palaste die Glocke, von der englischen Sing-Akademie des deutschen Herrn Benedict, über zweitausend Personen stark, in englischer Sprache gesungen. Sie alle waren freiwillig gekommen, mit uns dem Genius der gebildeten Menschheit, nicht eines Volks, zu huldigen. Die Romberg'sche Musik ist aber sehr wässrig, besonders nach einer solchen Glorie, wie die Freiligrath-Pauer'sche Cantate mit zweihundert begeisterten, kräftigen, deutschen Männern, die nach ausnahmslosem Urtheil lauter, hörbarer, wirksamer sangen, als die tausend Engländer. Aber unser Dank wird dadurch nicht schwach. Mit Stolz sei's hier gesagt, daß sie der internationalen Feier die Weihe gaben.

Der Schluß draußen war feenhaft. Der Mond beleuchtete den ungeheuren Bergabhang des Parkes und dessen Hunderte von Statuen und gab dem Krystall-Palaste Tausende glänzender Augen. Die Wasserspiegel, die Landschaft, die Statuen, Alles leuchtet bläulich. Grüne Lichter schießen von den Wasserthürmen. Unten wachsen plötzlich achthundert dunkelglühende Fackeln wie aus der Erde heraus und dehnen sich über die ganzen 1600 Fuß Breite des Parkes aus. Jetzt schießen mitten unter ihnen Hunderte von weißen Wassergeistern empor und spiegeln sich in den Fackel- und Mondlichtern. Alle Fontainen springen. Der Fackelzug, die breiten schwarz-roth-goldenen Schärpen und Marschallstäbe konzentriren sich. Eine ungeheure Feuer- und Rauchsäule steigt empor und beleuchtet die Sänger. „Was ist des Deutschen Vaterland?" — Schluß. Einzelne Prozessionen im illuminirten Palaste, Sängergruppen, Festessen, wobei die Begeisterung und Einheit, wenn nicht zu Wasser, so doch zu schlechtem, theurem Wein ward, gehören nicht mehr zu diesem ersten großen Tage des Genius-Kultus und dem ersten Keime eines kosmopolitischen Weihnachts- und Auferstehungsfestes.

Nord-Amerika.

Oberst Fuller von New-York über den Hof und das Volk von England.

Wieder einmal England, und zwar im Spiegel eines Yankee! Er hat nicht blos England gesehen, er hat auch Frankreich und Italien durchflogen, um zu beobachten, was die alte Matrone Europa thut und treibt. Nun ist er wieder nach Hause zurückgekehrt und packt da Alles aus, was er in seinem Taschenbuche und in seiner Mappe mitgebracht hat. In seinen „Lokomotiven-Funken"* erzählt er seinen Landsleuten von den schönen Anglo-Normanninen im Hydepark, von Her Majesty, vom Parlamentsgebäude, von Old Father Thames, von den alten und neuen verräucherten Gebäuden des Themse-Babels und von Gott weiß was sonst noch Allem. Mr. Fuller kann den Charakter eines Yankee nicht ganz verleugnen; er hat manche schwache Seite an Alt-England entdeckt, und er macht sich die Freude, mit einem gewissen Stolze nach seinem Vaterlande hinüber zu blicken. Aber man kann ihm dies schon nachsehen, denn er ist bei alledem ein heiterer, witziger, gutmüthiger Bursche.

Er kam auf der „Asia" nach Europa in einer muntern, lebendigen und geistreichen Gesellschaft, worunter sich besonders ein gewisser George Francis Train auszeichnete. Letzterer machte gleich am ersten Tage den Vorschlag, die Passagiere sollten zu einer gegenseitigen Selbstbewunderungs-Gesellschaft zusammentreten. Gesagt, gethan. Die Gesellschaft konstituirte sich und beschloß zu jenem Zweck eine Zeitung an Bord des Schiffes erscheinen zu lassen. Alle Talente schienen dadurch rege geworden zu sein, und jeder der Theilnehmer der Gesellschaft suchte sich bald als Sänger, bald als Redner, bald als Witzkopf, als Poet und Journalist zu zeigen. Lord Bury schrieb eine Geschichte unter dem Titel: „Nachgelassene Schriften des Dr. Blanco," welche den Romanen von Dickens in keiner Weise nachstand. Train war besonders fruchtbar; er schrieb Bände über Statistik und ellenlange Poesien. Und ein junger Mann, Namens Burns, ein Kommis eines New-Yorker Handelshauses, machte Gedichte, die seines berühmten Namens-Vetters würdig gewesen wären. Die Zeitung trug den Namen: „The Asiatic Lottery" eines Theils nach dem Schiffe Asia, andern Theils nach dem Capitain, dessen Name Lott war. Am Schlusse der Fahrt wurde sie verloost, und eine Dame war die Glückliche, die sie gewann; sie trat sie indessen dem Lord Bury ab, dessen Feder sie nach Oberst Fuller ihre glänzendsten Partien verdankte.

In Liverpool angekommen, schlug Mr. Fuller sein Quartier in Mr. M'Henry's Hôtel auf. Mr. M'Henry ist eigentlich nur ein Gastwirth, aber er ist zugleich einer der größten Finanzmänner Europa's. Oberst Fuller läßt dem Manne volle Gerechtigkeit widerfahren und erkennt seine Talente sowohl im Großen als im Kleinen an. Mr. M'Henry, erfahren wir durch ihn, beschäftigt sich, abgesehen von andern größern finanziellen Speculationen, nicht blos mit der Erbauung eines Mammuth-Hotels nach amerikanischen Plänen, sondern beabsichtigt auch eine Wasser-Anstalt in Wales anzulegen, und vor Kurzem hat er den Londoner Spectator, der früher von dem großen Samuel Johnson herausgegeben wurde, angekauft, und hat Mr. Thornton Hunt, den Sohn Leigh Hunts, zum Redacteur gemacht.

Oberst Fuller geht des Wassers halber zunächst nach Great Malvern und des Whiskeys halber nach Dumfries. Dann stattet er Edinburg einen Besuch ab, und endlich kommt er nach London. Schon die alten Griechen waren bei allem Republikanismus immer neugierig, einen König zu sehen; warum sollte man es dem Oberst Fuller, der einen so offenen Sinn für weibliche Schönheit hat, übel nehmen, wenn er vor Allem die englische Königin zu sehen wünscht? Um den Anblick Ihrer britischen Majestät zu haben, sucht er bei der Eröffnung des Parlamentes mit hineinzukommen, und nun folgt ein Gemälde dessen, was er gesehen hat.

Er weiß das prächtige, glänzende Schauspiel, das er dort hatte, nicht farbenreich genug zu schildern. „Das ganze Haus," sagt er, „war gefüllt mit den Frauen, Töchtern und Schwestern der Peers in großem Staate, und nur in der Mitte desselben war ein kleiner Raum noch übrig, den die Peers und die Bischöfe in ihren scharlachenen Mänteln einnahmen. Die ganze Gallerie, welche sich an dem Hause rings herum zieht, war mit fein gekleideten Damen besetzt, und diese geputzte Reihe wurde nur durch die Gallerie der Berichterstatter dem Throne gegenüber unterbrochen. Hinter derselben saßen wieder Damen, Bank an Bank. Jetzt ertönt die Trompete; das ist das Zeichen, daß die Königin nahet. Sie verläßt den Palast in ihrem Staatswagen, der von acht milchweißen Rossen gezogen wird, und ihre Begleitung bilden die Minister und die Beamten des Hofes in Wagen, die sich nur sehr wenig von dem Wagen der Königin unterscheiden. Der Zug wird von der Leibgarde auf schwarzen Pferden escortirt, und das Ganze gewährt ein überaus prächtiges Schauspiel. Wenn Ihre Majestät aus dem Wagen steigt, so setzt sie ihren Fuß auf einen elektrischen Draht, durch den im Park eine Kanone gelöst wird. Der Träger des goldenen Stabes giebt ein Zeichen, und mit einem Male werfen alle Damen ihre Shawls und Mäntel ab." Mr. Fuller ist ganz entzückt bei dem Anblicke aller dieser Reize, die jetzt mit einem Male sich vor seinen schwelgenden Augen enthüllen. Er kann kaum Worte finden, um die Szene zu schildern, wo die ganze glänzende Versammlung von Ladies,

„Entblößt den runden Arm,
Den Busen voll und warm,
Entzückt der Gaffer Schwarm
An die sechshundert."

Aber da tritt die Königin ein, „angethan mit den Zeichen ihrer Würde. Auf dem Haupte trägt sie eine schimmernde Tiara von Diamanten, während hinter ihr auf einem Sammetkissen die Krone von England getragen wird. Sie besteigt den Thron, zu dem drei oder vier Stufen führen und der einem goldenen Stuhle ähnlich sieht. Sobald die beiden Ehrendamen ihre lange Schleppe von carmoisinrothem Sammet in Ordnung gebracht

* Sparks from a Locomotive; or Life and Liberty in Europe. By the author of Belle Brittan Letters. New-York, Derby and Jackson.

haben, nimmt sie ihren Sitz ein, jeder Zoll eine Königin," wie Oberst Fuller meint. Die Engländer können mit diesem Amerikaner zufrieden sein, denn er sieht die Dinge wirklich durch keine dunkle Brille. Aber hören wir ihn weiter:

„Ein Ton, wie von rauschender Seide — und die Versammlung sitzt und tiefes Schweigen herrscht ringsum. Man wartet zehn Minuten, dann erscheinen die Mitglieder des Hauses der Gemeinen stolpernd an der andern Seite des Saales. Neues Schweigen; nun empfängt die Königin ihre Rede aus der Hand des Lord-Kammerherrn und liest sie mit sehr deutlicher und vernehmbarer Stimme vor, wie Shakspeare sagt: „with good emphasis and discretion." Oberst Fuller war so aufmerksam, daß er auch nicht ein Wort von der Rede verlor, und er gesteht, daß die Königin ihm nachher noch zehnmal majestätischer als vorher erschien. Das ist keine geringe Schmeichelei für den echten Engländer, denn wenn man seine Königin lobt, so fühlt er dieses Lob wie sein eigenes ihm durch alle Adern strömen. Mr. Fuller findet die Stimme der Königin sehr lieblich; und er glaubt auch, daß sie vollkommen verstanden habe, was sie vorlas.

Die großen Männer Englands kommen in seiner Schilderung bei weitem nicht so gut weg, als die „lovely six hundred." Oberst Fuller wird nicht müde, immer wieder zu den englischen Schönheiten zurückzukehren.

So sagt er: „Man sieht in England nicht selten Damen ohne Begleitung ausfahren, und je höher sie dem Range nach stehen, um so einfacher ist ihre Kleidung, und um so ungenirter bewegen sie sich." Die amerikanischen Damen können seiner Ansicht nach viel von den englischen lernen. Er hat im Waggon niemals letztere mit unnöthigem Putz überladen gesehen, und er macht die sehr richtige Bemerkung, daß Kleider von Atlas und Seide in den Straßen Londons nicht, ohne Verdacht zu erregen, getragen werden können. „Der Balmoral" sagt er, „wird fast allgemein getragen, und sogar feuerrothe Strümpfe sind nicht ungewöhnlich." Merkwürdiger Weise will er niemals lange Kleider außerhalb des Gesellschaftszimmers gesehen haben, und er behauptet, daß sie da kurz und lang getragen würden. Ein besonderer Gegenstand seiner Bewunderung ist die Busenfülle der Engländerinnen, die seiner Ansicht nach „don't care who knows it." Bei Tafel und im Theater erscheinen die Damen mit bloßem Halse und mit bloßen Armen, und zwar wird die Etiquette in dieser Beziehung sehr streng gehandhabt. Die Herren dagegen tragen schwarzen Frack und untadelhafte Handschuhe. In Liverpool besuchte er das Theatre Royal in Gesellschaft einer Dame, welche einen kleinen Hut trug; aber selbst dieser wurde nicht geduldet, und man nöthigte sie, denselben abzunehmen.

Die Engländerinnen lassen also betreffs der „busts" nichts zu wünschen übrig; wie steht es aber mit ihren Füßen? Oberst Fuller will nur einen schönen Fuß in England gesehen haben; er hielt früher die Geschichte von der alten Frau, welche in einem Schuhe lebte, für eine Fabel, aber seit er das Fußgestell einer Anzahl englischer Ladies gesehen hat, ist er nicht abgeneigt an „Mother Goose" zu glauben. Die Engländerinnen selbst scheinen ihm aber ihre großen Füße nicht als eine Beeinträchtigung ihrer Schönheit anzusehen, denn sie tragen keine knappen Schuhe, um ihren Fuß kleiner erscheinen zu lassen. Im Gegentheil lieben sie plumpe Stiefletten mit dicken Sohlen, die ihren Schritt keineswegs feenhaft machen. Und das rechnet ihnen Oberst Fuller hoch an; denn er behauptet, ein guter Theil Amerikanerinnen würde nicht an der Schwindsucht sterben, wenn sie nicht so oblaten-dünne Söhlchen an den Schuhen trügen. „Da sitzen die Amerikanerinnen," sagt er, „schmachtend in atlasüberzogenen Lehnstühlen im übermäßig geheizten Zimmer und naschen Zuckerkand und erwarten sehnsuchtsvoll den Doktor und seinen Schatten, den Todtengräber, während diese muntern Schönen Englands in ihren „Wasserdichten" umhertrampeln, oder durch Feld und Park reiten. Die Engländerinnen bilden sich aber auch nichts darauf ein, zart und schwachnervig zu erscheinen. Sie halten Gesundheit und Körperkraft für etwas sehr Wichtiges und zwar nicht blos deshalb, um Alles mitmachen zu können, sondern auch besonders deshalb, weil sie fühlen, daß sie nur bei gesundem Körper ihre Pflichten als Gattinnen und Mütter recht erfüllen können. Und demgemäß kleiden sie sich und essen und trinken."

Oberst Fuller speist in Clubs, tanzt in Kasino's, besucht berühmte Leute und plaudert über den Wein in ersteren, über die Liebenswürdigkeit in den Kasino's und erzählt, was die berühmten Leute gesprochen haben. Er war auch bei Leigh Hunt, ein Besuch, der wegen des seitdem erfolgten Todes desselben noch ein besonderes Interesse gewinnt. Er schildert ihn folgendermaßen.

„Als ich in das kleine Besuchszimmer, welches ihm zum Studirzimmer dient, eintrat, kam mir eine lange Gestalt in einem Schlafrock mit einem großen Kragen entgegen, faßte mich mit einer fast weiblichen Zärtlichkeit und Innigkeit bei der Hand und sagte: Ich freue mich, Sie begrüßen zu können, der Sie so herzliche Worte für Burns gesprochen haben. Der Thee wurde aufgetragen, und zwei Stunden lang saß ich da und lauschte dem ununterbrochen fließenden Redestrome des Zeitgenossen, Gesellschafters und Freundes von Byron, Keats, Coleridge, Wordsworth, Southey, Lamb, Moore, Campbell und aller der witzigen und weisen Männer, welche während der letzten fünfzig Jahre am literarischen Himmel Englands glänzten. Leigh Hunt ist jetzt fast achtzig Jahr alt; gleichwohl ist sein Aussehen noch ziemlich jugendfrisch. Sein Haar ist so weiß, wie die Blüthe des Mandelbaumes und so voll und glänzend, wie bei einem Kinde. Seine Brauen sind breit und schön, und sein Auge ist so sanft und so klar, wie das einer Frau, welche niemals einen trüben Tag gesehen hat. Sein Herz ist fröhlich, wie das eines Vogels, und sein Blick und sein Wesen erscheint bald heiter, bald gedankenvoll, aber niemals traurig. Der gute alte Mann, mit all' der Fülle seiner Erinnerungen, mit seiner ehrwürdigen Jugendlichkeit — dieser geistreiche Achtziger, wie ähnelte er seinem „Abu Ben Adhem," in dem er gewissermaßen die Religion auf das Feinste sublimirt hat. Wir erfahren nun, daß Leigh Hunt das erwähnte Gedicht selbst an den Oberst Fuller geschickt hat, und da es in der That schön ist, so geben wir eine Uebersetzung davon.

Abu Ben Adhem (Segen dem Geschlecht!)
Erwacht im Traume, als er zur Ruh gelegt
Sich eines Nachts, und sieht im Mondenschein
Ein Engel, weiß und schön und lilienrein.
Der schreibet still und leise in ein Buch von Gold,
Das liegt so friedlich vor ihm ausgerollt.
Ben Adhem wagt's und fraget ihn:
Was schreib'st du hier? Da wendet zu ihm hin
Der Engel sich und spricht mit seelenvollem Blick:
Die Namen derer, denen Gott zu lieben dünket Glück
Ist auch der meine d'runter? fraget Jener dann.
Nein, sagt der Engel. Abu blickt ihn an
Recht heiter und spricht leise: Schreib' auch mich,
Und daß die Menschen lieb' ich inniglich.
Der Engel schrieb's, verschwand, kam wieder nächste Nacht,
Ein helles Licht er hatte mitgebracht
Und zeigte jene Namen, die begnadet Gott —
Ben Adhem's war der erste nach des Herrn Gebot.

Eine Copie dieses Gedichts, sehr zierlich geschrieben, mit Verzierungen versehen und einem hübschen Rahmen darum, sah Oberst Fuller neben dem Schreibtische des Dichters hängen.

Interessant sind die Urtheile, welche Leigh Hunt über einige seiner berühmten Zeitgenossen fällt. Von Wordsworth sagte er, er wäre schöner Lattich mit zu vielen Außenblättern. Von Byron sprach er mit großer Sympathie und Bewunderung. Er gedachte des schädlichen mütterlichen Einflusses und des Spottes, den er seines lahmen Fußes wegen von seinen Schulkameraden zu erdulden hatte, worüber er sich natürlich schwer ärgerte. Aber trotzdem wäre er nach Hunt's Mittheilung gewöhnlich nicht mürrisch gewesen. Morgens habe er gesungen, und Abends habe er seine ernsteren Werke geschaffen. Nach ihm war Byron fortwährend in einem Konflikt mit sich selbst, den die Welt niemals ganz verstand; der Lord sei nämlich neidisch auf den Dichter und der Dichter neidisch auf den Lord gewesen. Auch von Burns und den alten Dichtern sprach Hunt mit großer Bewunderung und zitirte mit sichtlichem Vergnügen die Stelle:

Our gude man cam' hame at e'en,
And home cam' he.

Schließlich hatte unser Amerikaner noch die Freude, ein Exemplar von Hunt's letztem Gedicht: The Town von dem Dichter zu erhalten.

Oberst Fuller stattet, nachdem er England gesehen, auch noch Frankreich und Italien einen Besuch ab, und zurückgekehrt von da nach dem Insellande wirft er noch einen Blick darauf. „Wenn man den Kontinent gesehen hat, sagt er, erscheint England weit größer, reicher und substantieller als vorher. Dieselbe Erde wird fester und die Männer und Frauen kommen einem tüchtiger, ernster und der Unsterblichkeit würdiger vor. In Italien ist der Abend des menschlichen Geschlechts angebrochen, in Amerika ist es Morgen und in England sicher Mittag. Wenn die Sonne im Meridian steht, verschwinden die Schatten." Dieses letztere Compliment werden sich die Engländer von Heute gern gefallen lassen, ohne daß sie — wie wir meinen — nur im Geringsten Ursache hätten, auf die Bemerkung des Amerikaners stolz zu sein.

Rußland.

Rußland unter Alexander dem Wohlmeinenden.*

Herr Iwan Golowin, der bald aus London, bald aus New-York, bald aus Berlin — bald in russischer, bald in deutscher, bald in französischer Sprache Broschüren über russische Zustände und Persönlichkeiten in die Welt schickt, ist jetzt wieder mit einer Schrift hervorgetreten, welche den Titel: „Rußland seit (unter?) Alexander dem Wohlmeinenden“ führt. Er behandelt darin die verschiedenartigsten Themata: den Charakter des regierenden Kaisers und seines Vaters, die Günstlinge, die Polizei, die Presse, die Literatur, die Emancipation, die Armee, die auswärtige Politik, die Deutsch-Russen ꝛc. ꝛc., und zwar in einer Weise, die das dem Buche vorgesetzte Motto: L'Empereur en permettra la lecture à ses sujets als frommen Wunsch erscheinen läßt. Pikantes findet sich in demselben genug, Belehrendes weniger; der Verfasser springt unaufhörlich von einem Gegenstande zum anderen über und mischt ernste politische Betrachtungen, historische Enthüllungen und Salonklatschereien sehr ungenirt unter einander. Er gefällt sich in kurzen, epigrammatischen Sätzen, in denen sich französischer Esprit mit russischer Malice verschwistert, die aber oft jeden Zusammenhang vermissen lassen. In der Parallele zwischen den Kaisern Nikolaus und Alexander II heißt es z. B.: „Unter Nikolaus waren es die drei von Uwarow eingeführten Worte: Orthodoxie, Autokratie, Nationalität, welche die Tendenzen des Zaren ausdrückten. Er war ein geschworener Feind der Freiheit und der Civilisation. Unter seinem Sohn leuchtet die Sonne, aber sie erwärmt nicht; die Tyrannei herrscht nicht, aber auch nicht die Freiheit und Gesetzlichkeit .... Die Höflinge verbargen die Wahrheit vor Nikolaus; auch Alexander ist der Letzte, der sie erfährt. Von seinem Vater eingenommen, ertheilt er, statt das von diesem begangene Unrecht wieder gutzumachen, in seiner kaiserlichen Barmherzigkeit Torso's von Amnestieen, verkümmerte Gnaden, halbe Gunstbezeugungen .... Nikolaus gab seinen Kindern eine gute Erziehung; sein Sohn erzieht die seinigen weniger gut (?). Nikolaus hatte eine prachtvolle Stimme; Alexander kommandirt weniger gut, spielt aber auch weniger Soldat. Der Eine hatte eine eiserne Energie; der Andere hat ein vortreffliches Herz. Nikolaus beschützte die Künste; Alexander hat die Absicht, die Wissenschaften zu beschützen. Rußland beugte sich unter Nikolaus; Alexander beugt sich unter Rußland. Der Eine glich den württembergischen Prinzen; der Andere ist ein Prinz von preußischem Blut.“ — Gleich darauf aber heißt es zur weiteren Charakterisirung Alexanders: „Die Gardehusaren hatten eine rothe Uniform, Alexander hat ihnen eine weiße gegeben. Die Generale hatten weiße Beinkleider, jetzt haben sie rothe. Die Uhlanen sind vielleicht die einzigen, die bei der Veränderung ihres Aeußern gewonnen haben!“

Vom Kaiser Alexander II. erzählt Herr Golowin eine Menge Anekdoten, deren Glaubwürdigkeit wir dahingestellt sein lassen, da der Verfasser, der, wie er sagt, seit zwanzig Jahren nicht in Rußland war, über manche Thatsachen offenbar schlecht unterrichtet ist. So nennt er den berühmten Todleben einen livländischen Pfarrersohn, während es doch allgemein bekannt ist, daß er der Sohn eines Mitauer Kaufmanns, Johann Heinrich Todleben, ist, der später nach Riga übersiedelte. Indessen wollen wir einige von den harmloseren der gedachten Anekdoten mittheilen, natürlich ohne dafür die mindeste Garantie zu übernehmen.

„In der Nikolauskapelle auf dem Isaaksplatz fand man ein an den heiligen Nikolaus gerichtetes Schreiben. Man wagte nicht, es zu entsiegeln, und brachte es zum Metropoliten, der, nachdem er es gelesen, es dem Kaiser vorlegte. Die anonymen Briefsteller baten den heiligen Nikolaus, sie von drei Uebeln zu erlösen: von Baranov, Adlerberg** und Alexander II.

„Seine Majestät befahl, die Schuldigen ausfindig zu machen und sie vor Gericht zu stellen. Sie wurden zu harter Strafe verurtheilt. Es waren junge Leute, von denen zwei oder drei eben erst zu Offizieren ernannt worden. Der Kaiser ließ sie auf vierzehn Tage auf die Hauptwache bringen, und was die Kadetten betrifft, so ließ er ihnen die dritte Schüssel beim Mittagstisch entziehen. Ganz Petersburg entsetzte sich über die als Schwäche ausgelegte Milde des Zaren, dessen Weisheit es nicht zu würdigen wußte. Inzwischen ist es doch wohl Zeit, daß der Grundsatz, wonach jede geschriebene oder gesprochene Thorheit bestraft wurde, zu den Akten der Inquisition gelegt werde.“

„Man überreichte dem Kaiser die Namensliste der Personen, die den Redacteur der „Glocke“* in London besucht hatten. Der Kaiser zerriß sie, ohne sie zu lesen.“

„In Hapsal drängte sich das Volk, den Kaiser bei einer Revue zu sehen. Früher hätte man es zurückgetrieben, um den Truppen Platz zu machen. Der Kaiser ließ die Letzteren einen großen Umweg machen, „um seine bürgerlichen Unterthanen nicht zu derangiren.““

„Als der Kaiser die neuen Uniformen einführte und darüber viel Gerede entstand, sagte er: „Ich kann es nicht aller Welt zu Gefallen machen, aber ich bin entschlossen, diesem Kapitel nicht über zehn Minuten meiner Regierung zu widmen.“ — Jemanden, der über die den Generalen gegebenen rothen Beinkleider gescherzt hatte, wollte die Polizei der Majestätsbeleidigung anklagen. Seine Majestät sagte zum Grafen Orlov: „Zeigen Sie mir das Gesetz, welches verbietet, sich über rothe Hosen lustig zu machen.“ Hiermit hatte es sein Bewenden.“

„Ein Witzbold hing einer Sau das große Kreuz des St. Annenordens um den Hals. Die Polizei wollte den Schuldigen bestrafen, aber Se. Majestät sagte: „Es giebt schon so viele dekorirte Schw...., daß es auf eines mehr oder weniger nicht ankömmt.““

„Der heilige Wladimir jagte den Hirsch und den Eber; Alexander II. geht bei russischer Kälte auf die Bärenjagd. Graf Baranov und Tolstoy begleiten ihn gewöhnlich auf diesen Jagdpartien, die für die zweite Vorsehung Rußlands nichts sehr Gefährliches haben, indem Jäger bereit sind, den Bären zu tödten, wenn Se. Majestät ihn verfehlen sollten. Einmal war ein Garde-Oberst gegenwärtig, der so gut schoß, daß Graf Baranov auf ihn eifersüchtig wurde und fürchtete, er würde ihn aus der kaiserlichen Gunst verdrängen. Er ließ daher den Kaiser nach der Jagd den Abschied dieses ausgezeichneten Offiziers unterzeichnen. Bald nachher sieht der Kaiser den Obersten auf der Wachtparade in Civil und fragt, seit wann er den Dienst verlassen habe? „Seit dem Tagesbefehl Ew. Majestät von dem und dem Datum,“ erwidert der Ex-Oberst, worauf sich der Kaiser zu Baranov mit den Worten wendet: „Ich habe Ihnen hundert Mal gesagt, mir nach der Jagd keine Befehle zum Unterzeichnen zu geben.“ Aber ganz vor Kurzem hat man dem Kaiser nach der Jagd ein Gut kaufen lassen, welches er nicht brauchte und welches er weit über den Preis bezahlen mußte.“

„Der Statthalter des Kaisers in Polen (Gortschakov) ist ein trefflicher Mann, obwohl etwas trocken und zerstreut. Er war es, der in seiner Eigenschaft als Chef des Generalstabes die berühmten Worte schrieb: „Sire, Ungarn liegt zu Ihren Füßen.““

„Beim Besuch des Kaisers in Warschau war es verboten, eine gewisse Linie im Umkreis der Eisenbahn zu überschreiten. Der Fürst-Statthalter sieht ein Kind innerhalb derselben und sagt zu ihm: „Was machst du hier, kleiner Taugenichts? scher' dich fort!“ Am Abend fragt ihn der Kaiser mit der ihm eigenthümlichen Grazie: „Warum waren Sie heute früh so streng gegen meinen zweiten Sohn?“ Man denke sich die Verlegenheit des Generals.“

„Ein Offizier, der sich im Kaukasus ausgezeichnet hatte und in Petersburg befördert worden war, fand bei seiner Abreise aus der Hauptstadt, daß man nicht schnell genug fuhr, und öffnete das Fenster seiner Equipage, um seinem Bedienten zu sagen, daß er den Kutscher antreiben möge. Er erhielt zur Antwort, daß die Pferde zu müde seien. Als er bei der nächsten Station ausstieg, schalt der Offizier seinen Diener, sagte ihm, daß er ihn selbst schlagen werde, wenn er die Pferde nicht peitschen lasse, und von Worten zur That übergehend, gab er dem Lakai einen Faustschlag, den dieser energisch erwiderte. Der Offizier stieg wieder in seinen Wagen und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Als der Kaiser diese Katastrophe erfuhr, rief er aus: „Er hat als Tapferer geendet, denn nach einer solchen Beschimpfung konnte er nicht länger leben.““

„Folgende Thatsache bezeichnet die Verschiedenheit in den Gesichtspunkten, aus welchen Kaiser Nikolaus und sein Sohn die Emigrationsfrage betrachteten. Der berühmte Sänger Iwanov war auf Kosten der Krone zu seiner Ausbildung gereist; statt aber in sein Vaterland zurückzukehren, zog er es vor, die theatralische Laufbahn im Auslande zu verfolgen. Der Hausminister, Fürst Wolkonsky, zu dessen Ressort die kaiserlichen Theater gehörten, forderte den Kaiser Nikolaus auf, strenge Maßregeln zu ergreifen, um Iwanov zur Rückkehr zu zwingen. „Wie viel wirst du ihm geben?“ fragte Nikolaus. — Dreitausend Franken jährlich. — „Und wie viel bekommt er im Auslande?“ — Zehntausend Franken. — „Nun denn, wie kannst du erwarten, daß er zurückkehren werde?“ —

---

* La Russie depuis Alexandre le Bien-intentionné. Par Ivan Golovine. Leipzig et Frankfort s. M. 1859.

** Der Graf Adlerberg ist Minister des kaiſ. Hauses, sein Neffe, Graf Baranov, Chef des Garde-Generalstabes. Sie stehen Beide beim Kaiser in hohem Ansehen. D. R.

* Колоколъ, die bekannte von Alexander Herzen herausgegebene russische Zeitschrift. D. R.

Als Kaiser Alexander noch Großfürst-Thronfolger war, machte er eine Reise nach London, und ihm zu Ehren gab man im Buckingham-Palast ein Konzert, bei welchem Iwanov mitwirkte. Der Großfürst näherte sich ihm und sagte zu ihm russisch: „Sie verdienen es nicht, daß ich mit Ihnen spreche." Der junge Prinz konnte einer Aufwallung des Zornes nicht Herr werden, den sein beleidigter Patriotismus ihm einflößte."

„Auf die „Deutsch-Russen" ist Herr Golowin, wie in seinen früheren Schriften, auch in dieser sehr schlecht zu sprechen. „Die Herren Deutschen von den Ostseeprovinzen," meint er, „bilden unter sich eine Art von privilegirter Kaste oder Freimaurerloge. Sie unterstützen und protegiren sich gegenseitig." Inzwischen gesteht doch Herr Golowin, daß die Beamten aus den Ostseeprovinzen „trop gentilshommes pour voler" seien — mit alleiniger Ausnahme der Forstbeamten. Warum gerade die Forstbeamten eine solche Ausnahme bilden, darüber läßt er uns vollständig im Dunkeln, erzählt aber als Beleg folgende kuriose Anekdote: „Der Chef des Forstwesens in den Ostseeprovinzen, Herr von Korff, schmälte so oft mit seinen Untergebenen, daß sie ihm einen Streich zu spielen beschlossen. Eines Tages findet er, daß man für einige zwanzigtausend Rubel Holz gefällt hat, und berichtet darüber nach St. Petersburg. Man schickt einen russischen Beamten, um eine Untersuchung anzustellen, aber die Förster erklären, daß die Haufen, welche man sieht, Heu und nicht Holz sind, und ihre Einstimmigkeit bringt den Revisor und Herrn von Korff ganz aus dem Konzept. Man schickt einen zweiten Revisor, vergißt aber Wache zu stellen, und das Holz verschwindet. Korff erhält seinen Abschied und wird verrückt. So unwahrscheinlich* diese Geschichte auch scheinen mag, sie ist leider nur zu wahr."

Der russischen Presse ist ein ziemlich kurzes, der neuern Literatur ein etwas ausführlicheres Kapitel gewidmet. „Herr Alexander Dumas," heißt es darin, „hat in seinen Impressions de voyage en Russie, in welchen er die Ereignisse und die Namen, den unsrigen eingeschlossen, verhunzt, ein glückliches Wort auf Anlaß des frühzeitigen Todes von Puschkin ausgesprochen: „Die Aeste des russischen Baumes sind zu schwach, um solche Früchte zu tragen." J. J. Rousseau, Béranger sind dort unmöglich, und die Puschkin und Lermontov sinken vor der Zeit in's Grab. Der verderbliche Hauch des Despotismus hatte gegen das Ende der Regierung des Kaisers Nikolaus jede Literatur unmöglich gemacht. Sie erblüht wieder unter seinem Sohn, dessen Regierung in dieser Beziehung eher der Ludwig's XIV. als Ludwig's XVI. gleichen wird. Es giebt weder einen Puschkin noch einen Lermontov, und man sagt sogar, daß die russische Literatur im Auslande interessanter ist, als die in Rußland; aber es giebt einen Schwarm von ausgezeichneten Schriftstellern. Gontscharov wetteifert in Popularität mit Iwan Turgenev. Ersterer hat für einen seiner Romane 10,000 Rubel Honorar erhalten, und das „Adelsnest" des Letzteren verspricht, sich seinen „Erzählungen eines Jägers" zur Seite zu stellen. Dostojevsky ist wieder in Petersburg angekommen, nachdem er wegen des „Klubs von Petroschevsky" nach Sibirien verbannt worden. Die Zahl der Leser vermehrt sich ansehnlich, während zugleich ihr Geschmack sich immer mehr reinigt. Die Zeitschriften absorbiren nicht mehr die Literatur, die Buchhändler werden aufgeklärter; kurz, das Licht beginnt aus den höheren Sphären in die niederen Regionen herabzusteigen. Wir haben die Gräfin Rostoptschin verloren, welche aufhörte, die Sonne der Freiheit anzubeten, als sie eben zu leuchten begann, aber wir haben noch Nekrassov, der sich durch seine Verse wie durch seine Prosa auszeichnet. Man zitirt Maikov und Ferté (?), aber Ogarev's Leier hat viel verloren, seitdem sie aus dem Nebel der Themse ertönt. Die Leute, die an den Verfall des Westens glauben, prophezeien sogar, daß Rußland sich bald an der Spitze der europäischen Civilisation befinden werde. Wir, die wir die ganze Lebhaftigkeit des englischen Schriftstellers, die ganze Tiefe des deutschen, die ganze Klarheit des französischen Geistes kennen, sind nicht so sanguinisch in unsern Hoffnungen, obwohl man uns dafür bezahlt, zu glauben, daß Rußland das einzige bewohnbare Land sei. (?)

„Die Wissenschaft bleibt nicht hinter der Literatur zurück. Herr Solowjev macht, daß Karamsin auf dem Gebiet der russischen Geschichte vergessen wird, und Herr Tschitscherin verspricht um so mehr, da er von dem praktischen Geiste Zeugniß giebt, an dem Iskander (Herzen) so vollständigen Mangel leidet. Die geographische Gesellschaft veranlaßt und veröffentlicht eine Menge schätzbarer Arbeiten. Die Novelle fährt fort, den Roman zu beherrschen, und die dramatische Literatur ist von der äußersten Armuth. Man lobt jedoch die Stücke von Ostrovsky und Tschernyschev. Der Nationalcharakter hat Mühe, eine Form und eine Stelle in der europäischen Civilisation einzunehmen. Der schlechte Zustand unserer Gesellschaft macht die Pessimisten geneigt, ihr Heil in den primitiven Gesellschaftszuständen der Wilden zu suchen. Allein dies heißt nur das Uebel verschlimmern und seinen Posten kleinmüthig verlassen."

Unsere Auszüge werden den Geist hinlänglich bezeichnen, der sich in dem neuen Werke des Herrn Iwan Golowin ausspricht. Daß es an Beiträgen zur Chronique scandaleuse nicht fehlt, haben wir bereits angedeutet. Was uns persönlich betrifft, so finden wir an solchen Commèragen wenig Gefallen; wer aber dergleichen liebt, den können wir nur auf das Buch selbst verweisen.

* Und unverständlich, hätte der Verfasser hinzusetzen können. Was ein russischer „Revisor" auf sich hat, das wissen wir freilich aus Gogol's Lustspiel unter diesem Titel. D. R.

Frankreich.

Ursprung des phönizischen Alphabets.

Die Schriftzeichen, deren sich die Europäer und ihre Abkömmlinge und Kulturverwandten, wie z. B. die zum Christenthume bekehrten Heidenstämme bedienen — also genauer gesprochen, die Schriftzeichen der christlichen Völker sind alle entweder griechischen (wie bei den Russen und Südslaven) oder lateinischen Ursprungs. Davon ist wieder das lateinische Alphabet, welches über mehrere nahverwandte den Sieg davon trug, altgriechischen Ursprungs und griechischen Kolonien in Unteritalien entlehnt, wahrscheinlich im siebenten bis achten Jahrh. v. Chr. Die Griechen ihrerseits hatten dieses Alphabet von den Phöniziern, und nicht der geringste Zweifel kann hierüber obwalten, selbst wenn der halbmythische Kadmos, an den die Einführung dieser Schriftzeichen geknüpft wurde, kein Phönizier gewesen sein sollte. Namen, wie Gestalt der Buchstaben beweisen die ursprüngliche Gleichheit beider Alphabete, des griechischen und phönizischen. Man vergleiche nur die ganz ungriechischen Namen der Buchstaben Alpha, Beta, Gamma, Delta u. s. w. mit den hebräischen Aleph, Beth, Gimmel, Daleth u. s. w., die alle einen Sinn im Semitischen haben (Aleph: Stier; Beth: Haus u. s. w.). Wenn man die hebräischen Buchstaben mit den griechischen (der ältesten Denkmäler) vergleicht, so sind die Formen derselben in der That höchst abweichend; indeß das kommt daher, daß diese hebräische Quadratschrift, wie sie genannt wird, eine sehr späte Entwicklung ist und erst in die Zeit nach dem Exile fällt. Die echte, altphönizische Schrift, die man aus einer Anzahl kleinerer Inschriften schon früher kannte (z. B. die Monumenta von Gesenius), erscheint in einem umfangreichen Denkmale, dem berühmten Sarkophage des Eschmun-Ezer, das vor mehreren Jahren in den Trümmern von Tyrus entdeckt wurde, und aus dem sich das ganze Alphabet zusammensetzen läßt, der ältesten griechischen zum Verwechseln ähnlich, wie die beigegebene Tafel beweisen wird.

Aber woher haben die Phönizier ihr Alphabet? Haben sie es selbst erfunden oder anderwärts entlehnt. Sie besitzen in der That einen alten mythischen Schrift-Erfinder, den Taaut, und erzählen (im Sanchoniathon) selbst von späteren Erfindern einzelner Schriftzeichen. Indessen setzten sie diesen Taaut mit dem ägyptischen Schrifterfinder, dem ibisköpfigen Priestergotte und Erfinder aller Weisheit der Aegypter gleich; ja, wenn man genauer zusieht, so erklären sie diesen Taaut nicht einmal für einen Schrift-Erfinder, sondern mehr als einen Erfinder priesterlicher Symbolik. — Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die Phönizier ursprünglich ihr ganzes Kultuswesen nach ägyptischem Muster geordnet und so auch den Taaut als obersten Priestergott von den Aegyptern entlehnt haben.

Es entsteht nun die Frage: haben sie ihre Buchstabenschrift von den Aegyptern entlehnt?

Man hat sich frühzeitig zu dieser Ansicht hingeneigt, und erst in neuerer Zeit sind Stimmen in Deutschland vernehmbar geworden (wie z. B. Professor Wuttke in Leipzig, Levy in Breslau), die den Phöniziern hierin eine größere Selbständigkeit gewahrt wissen wollen. Prof. Wuttke verwirft z. B. die Ansicht derer, welche die hebräischen Buchstaben aus flüchtigen Bildern von Dingen (z. B. Aleph, Stier von einem Ochsenkopfe mit Hörnern, ꝛc) entstanden, erklären und glaubt, daß ihnen diese Namen erst später nach den Anfangsbuchstaben dieser Wörter beigelegt worden seien. Das einfache Element dieser Schrift sei ein Strich, wie bei der Keilschrift der Keil, der durch diakritische Striche näher bestimmt worden. — Aehnlich Levy, wenn wir nicht ganz irren, denn das Buch ist uns nicht gerade zur Hand.

Wenn die Phönizier ihre Schrift den Aegyptern entlehnt haben,

wofür schon alte Gewährsmänner sprechen, (Sanchoniathon, Plato, Diodor, Plutarch, Aulus Gellius, Tacitus Annalen XI., 14), so kann dieses allerdings nicht die grundverschiedene Hieroglyphenschrift gewesen sein, eben so wenig die demotische, die, wie man jetzt weiß, nicht viel über Psammetich (650 v. Chr.) hinaufgeht, während die phönizische Schrift, selbst wenn der Sarkophag Eschmun-Ezer's nicht, wie Manche meinen, in's zwölfte Jahrhundert vor Christi hinanfreicht, doch allermindestens so alt, als die Schreibkunst der Hebräer (Moses, vor 1300 v. Chr.) sein wird. Wenn eine Vermuthung gerechtfertigt ist, so ist es die, daß die Phönizier ihre Zeichen aus der hieratischen Cursivschrift gewählt haben werden, indem sie aus den mehrfachen Zeichen für einen und denselben Laut (die Homophonen), welche diese Schrift hatte, stets nur einen nahmen und so das Schreiben unendlich vereinfachten. Einem praktischen Volke sieht das ähnlich; durch Pietätsrücksichten gegen den Gott Thot waren sie nicht so stark gebunden, wie die Aegypter, und so konnten sie es wohl unternehmen, aus der heiligen Kunst des Hieroglyphenmalens das profane Schreiben zu machen, das auch die unreinen Laien betreiben konnten. Den gewitzten Geschäftsleuten kam es gewiß trefflich zu statten, wenn auch die ältesten Handlungsbücher in den Comptoiren von Sidon, Tyrus, Aradus u. s. w. sehr einfach gewesen sein dürften. Die Griechen scheinen diese phönizischen Zeichen des Handelsverkehrs erhalten zu haben, wahrscheinlich schon im zweiten Jahrhundert vor Christi. Denn wie uns scheint, sind die Philologen gar zu furchtsam, wenn sie die Einführung der phönizischen Schrift in Griechenland über alle Gebühr tief herabrücken. Die Schlüsse, die sie auf einige alte Inschriften und klägliche Trümmer bauen, sind nicht verlaßbar genug, und was Homer betrifft, so erwähnt er allerdings nur an einer Stelle (im sechsten Buche der Ilias) einen Uriasbrief, d. h. ein Täfelchen, auf dem σήματα λυγρά „traurige Zeichen“ gestanden; aber es ist doch jedenfalls ein Brief, den der Empfänger versteht. Ein Brief, der die Aufforderung enthält, den Ueberbringer zu tödten, besteht allerdings aus „traurigen Zeichen“ und man kann finden, daß Homer sich recht poetisch ausgedrückt hat. Wenn er dafür ἐπιστολή (Brief) oder γράμματα (Buchstaben) gesetzt hätte, so würde dies wieder den Philologen nicht recht sein, sie würden ihn zu nackter Prosa zeihen, oder höchst wahrscheinlich eine Interpolation vermuthen.

Die Hypothese von dem ägyptischen Ursprunge der phönizischen Schriftzeichen konnte, so glaublich sie auch war, doch nicht eher fester begründet werden, als bis man die nöthige Kenntniß der ägyptischen Schriftgattungen erlangt. Dies ist in neuester Zeit geschehen, und so ist es denn in der Ordnung, wenn die Wissenschaft diese offne Frage wieder aufnimmt und nach Kräften zu lösen trachtet. Neulich nun hat der als Aegyptolog rühmlich bekannte und sehr thätige Vicomte de Rougé in einer Sitzung der Akademie eine sehr umfangreiche und eingehende Vorlesung hierüber gehalten, von der wir das Hauptergebniß mittheilen wollen. Sein Verfahren ist durchaus kritisch und vorsichtig aufbauend, und er hat die leitenden Grundsätze dazu ausführlich entwickelt. Für das Phönizische benutzt er wesentlich nur das aus dem Sarkophage des Eschmun-Ezer gezogene Alphabet, während er für das Aegyptische gleichfalls nur Schriftzeichen herbeizieht, die dem ältesten hieratischen Manuskript entlehnt sind, dessen man habhaft werden konnte. Jedenfalls durfte er nicht unter der neunzehnten und zwanzigsten Dynastie (vor 1100 vor Chr.) hinabgehen, da die Einführung der Schrift bei den Phöniziern mindestens in's dreizehnte bis vierzehnte Jahrhundert hinaufreicht. Lepsius hat nachgewiesen, daß die ältesten Aegypter nur etwa fünfzehn oder sechzehn verschiedene Laute und Articulationen kannten, deren jede sie mit einer nicht gerade bedeutenden Zahl von homophonen Zeichen schrieben.

Es frägt sich nun, wenn die Semiten aus diesem Alphabete ihre Schriftzeichen ausgewählt haben sollten, ob sich unter den mehreren homophonen Zeichen stets eines findet, das dem entsprechenden phönizischen Schriftzeichen ähnlich genug ist, um seine Entstehung durch eine leichte Aenderung zu erklären — d. h. ob z. B. eines der mehreren hieratischen A oder B dem phönizischen A und B ähnlich sieht.

Wir können füglich der genaueren Untersuchungen über die Natur der Sprachlaute entbehren, und es wird genügen, wenn wir hier die von V. de Rougé gegebene Uebersichts-Tafel der verschiedenen Alphabete folgen lassen. Bei einigen dieser Zeichen ist allerdings die Uebereinstimmung schlagend. Hierbei wollen wir noch auf etwas aufmerksam machen, was zur Versöhnung der Ansichten beitragen kann. Wenn nämlich die semitischen Buchstaben aus abgekürzten ägyptischen Hieroglyphen entstanden sind, so fällt allerdings die Ansicht derjenigen, die z. B. Aleph für eine semitische Hieroglyphe, eine Nachbildung des Ochsenkopfes ꝛc. halten, und Herr Wuttke würde Recht behalten mit seiner Annahme, daß den phönizisch-hebräischen Schriftzeichen ihre Namen erst nachträglich beigelegt worden seien. So erklärt man z. B. das hebräische ו (wau) als Haken und Bild eines Haken; nun aber würde es aus einer ägyptischen Hieroglyphe entstanden sein, die eine Ohrenschlange darstellt (sehr häufig v oder f bezeichnend). Und so bei allen andern Buchstaben.

Wir lassen die Uebersicht der verschiedenen Alphabete folgen.

Latein.	Aeltestes Griechisch	Phöniz.	Aegypt.	Hebräisch.	Griechisch.
a				א	A
b				ב	B
g				ג	Γ
d				ד	Δ
e					E
v (f)				ו	Φ
z (ds)				ז	Z
h				ח	H
th				ט	Θ
i				י	I
k				כ	K
l				ל	Λ
m				מ	M
n				נ	N
ss				ס	Σ
o				ע	O
p				פ	Π
z				צ	Z
(koppa) q				ק	—
r				ר	P
sch				ש	—
t				ת	T

Deutschland und das Ausland.

Slavisches in Deutschland.

Es ist bekannt, daß nach der großen Völkerwanderung der größte Theil des ältesten wie des heutigen Deutschlands von slavischen Stämmen besetzt wurde, daß bis tief nach Thüringen und Franken, ja bis nach Hessen hinein, wie andererseits an der Nordseeküste bis nach Oldenburg, wo der obotritische Bischof saß, slavisch geredet wurde. Später drangen die auf diese Weise eingeengten Deutschen erobernd und kolonisirend wieder

nach Osten vor. Ziemlich das ganze mittlere und östliche Deutschland ist also ein Kolonieland; und in der That sind die Spuren bis heutigen Tag in manchen Sitten, Gebräuchen, Orts- und Personennamen wohl erkennbar. Die „witz" und „itz," „schütz" und „au" gehen nicht aus. Im Ganzen lassen sich die östlichen Deutschen nicht gern daran erinnern, daß sie zum Theil Urgroßväter und Urgroßmütter gehabt haben, die in den wohllautenden krz und trz redeten; ja, man befaßt sich nicht leicht mit der slavischen Vorzeit dieser Marken; der Deutsche thut alles Mögliche für die Urbevölkerungen aller Länder, für das vorrömische Italien, für das vorgallische Europa selbst, doch die Arbeiten über die früheren Bewohner Ostdeutschlands lassen sich zählen, obgleich es nicht uninteressant zu wissen wäre, in welchem Verhältnisse z. B. die Dialekte der einzelnen norddeutschen Slavenstämme zum Böhmischen, Polnischen u. s. w. gestanden haben. — Material dazu mag freilich nicht viel vorhanden sein; auch gehörte eine Kenntniß der slavischen Sprachen dazu, die nicht viele Deutsche haben dürften, und das Beste ist hierin immer von einem gebornen Slaven zu erwarten.

So hat denn im vorigen Jahre Dr. Cybulski, Lektor der slavischen Sprachen an der Universität Berlin, in höherem Auftrage eine Untersuchung über die Bedeutung der slavischen Ortsnamen Potsdams und seiner nächsten Umgebung unternommen, welche dem Werke von L. Fidicin „Die Territorien der Mark Brandenburg" beigegeben ist (Berlin 1858, 4.) Herr Dr. Buttmann in Potsdam hatte sich zwar in einer kleinen Schrift dieselbe Aufgabe gestellt, doch konnte er unmöglich so erschöpfend in die Behandlung der Frage eingehen, als sein slavischer Kollege in Berlin. Cybulski's Abhandlung ist dieses Jahr denn auch besonders abgedruckt erschienen (B. Behr), und noch weitere Arbeiten über alle slavischen Ortsnamen in Brandenburg stehen in Aussicht.

Gegen diese Schrift hat nun Herr Victor Jacobi, Professor an der Universität in Leipzig, ein Schriftchen veröffentlicht, das den Titel führt „Ortsnamen um Potsdam, vom Standpunkte der Terrainplastik und der Ansiedlungspraxis — Gegenschrift wider Herrn Dr. Cybulski in Berlin und die dortigen Sprachforscher und Geographen."* Professor Jakobi hatte nämlich schon 1856 ein Buch herausgegeben, das den Titel führt: „die Bedeutung der böhmischen Dorfnamen für Sprach- und Weltgeschichte. Topographisch, naturhistorisch und etymologisch nachgewiesen." Ein Buch, das uns gleichfalls vorliegt.

Man wird uns nicht zumuthen, daß wir uns in diesen Streit mischen sollen, der anscheinend sehr heftig geworden, — denn aufrichtig gestanden, bei dem anerkennenswerthen Muthe des Herrn Dr. Jakobi und einer ganz friedfertigen Gesinnung unsrerseits, haben wir einige Furcht, entschiedenen Widerspruch zu erheben — nach der einen wie nach der andern Seite. Denn es ist offenbar nichts Kleines, den slavischen Sprachforschern und Geographen in Berlin so in Bausch und Bogen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Wenn wir also eine Meinung zu äußern wagen, so geschieht es in dem vollen Bewußtsein eigener Schwäche und mit dem besten Willen, uns des Genauern belehren zu lassen.

Herr Professor Jacobi bezeichnet sich selbst im Motto des Werkes über die böhmischen Dörfer als: „un original, qui ne se désoriginalisera jamais" — und in der That scheint dieses Motto, nach dem Inhalte seiner Bücher, sehr gut gewählt. Selbstvertrauen herrscht darin, das sich durch keine Einwürfe erschüttern läßt; nur scheint es allerdings, als ob dasselbe ihn manchmal etwas zu weit fortgerissen habe. Dies ist um so mehr zu bedauern, als er dadurch seinen Gegnern, den „schulgerechten Philologen," bisweilen eine Blöße giebt.

Herr Dr. Jakobi hat ein eigenthümliches Prinzip zur Erklärung slavischer Ortsnamen aufgestellt, das in Kürze sich dahin ausdrücken läßt: die ältesten Ansiedler haben die Ortschaften, die sie gründeten, stets nach terrainplastischen und ansiedlungspraktischen Eigenthümlichkeiten genannt; also wo ein Berg war, da sagten sie Berg, Hügel, Höhe u. dergl., wo ein See, ein Fluß, eine Furth u. s. w. desgleichen. — Herr Dr. Jakobi wundert sich, daß man dieses Prinzip nicht einleuchtend finde bei seiner ungemeinen Einfachheit — „verum simplex" — „die einfachsten Erklärungsversuche sind die besten" lauten die Motto's beider Schriften auf dem Titelblatte. Sein Gegner, Herr Cybulski in Berlin, behauptet nämlich, daß Ortschaften nicht nothwendig nach „Terrainplastik" u. s. w. benannt sein müßten, sondern auch nach andern Anlässen, wie z. B. Bestimmung und Zweck der Gründung, dem Namen des Gründers, einer Gottheit u. s. w. genannt sein könnten — worin er augenscheinlich recht hat.

Professor Jakobi bestreitet das zum allergrößten Theile, und gestützt auf seinen rustikalen Scharfblick und seine slavischen Kenntnisse, die in der That staunenswerth sind, sucht er die Berliner Sprachforscher und Geographen zu widerlegen, die allerdings seine Originalität nicht besitzen, und meist auf der Heerstraße philologischer Methodik einherwandelnd, der Divination keinen Spielraum verstatten. Wir, als unparteiische Referenten, können nur den Leser, der sich für diesen wichtigen Gegenstand interessirt, auf das Büchelchen hinweisen, dem ein sauberes Kärtchen der Umgebung von Potsdam beigegeben ist. Dasselbe ist einem hochgestellten sächsischen Staatsbeamten gewidmet.

* Leipzig, Hermann Schulze, 1859.

Aegypten.

Das Boot und die Karavane in Aegypten und Palästina.*

„Das Boot und die Karavane" ist die Beschreibung einer Reise nach Aegypten, Palästina und Syrien, welche in England bereits fünf Auflagen erlebt hat; denn nach der fünften Auflage ist dieses schon in früheren Jahrgängen von uns erwähnte populäre Buch von Dr. C. A. W. Himly in Göttingen übersetzt worden.

Unter Boot ist das Nilboot (die Dahabijeh) zu verstehen, auf welcher die englische Familie, deren nähere Bekanntschaft wir bald machen werden, den Nil hinauf bis nach Assuan fuhr, unter Karavane ihre Reiseart durch die Wüste nach Palästina. Verfasser des Buches nämlich ist Mr. Dalton, ein englischer Kaufmann, der sich, nachdem er einen genügenden Reichthum erworben, aus Gesundheitsrücksichten vom Geschäfte zurückzog und auf den Rath seines Arztes mit Frau und Kindern (einem Sohne und einer Tochter noch im schulpflichtigen Alter) eine Reise auf den Kontinent machte. In Neapel traf Mr. Dalton einen alten Freund, der aus Indien zurückgekehrt war und sich in Italien aufhielt, um seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Dieser wußte ihn für eine Reise in den Orient zu interessiren und ihm die damit verbundenen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten so gering darzustellen, daß Mr. Dalton trotz der schwachen Gesundheit seiner Frau es wagen zu können glaubte. So reiste man also über Malta nach Alexandrien, von da nach Assuan, zurück nach Kairo, durch die Wüste nach Jerusalem, Damaskus, Baalbek, Beyrut und von da zurück nach England, zunächst nach Marseille.

Die große Popularität, deren diese Reisebeschreibung in England sich erfreut, beruht ohne Zweifel auf der Einfachheit und Schlichtheit der Erzählung bei großer Mannigfaltigkeit der Gegenstände und guter Beobachtungsgabe, besonders aber wohl auch auf dem darin vertretenen religiösen Elemente. Mr. Dalton ist ein guter, gläubiger, englischer Christ, ebenso ist seine Gemahlin in einem Grade bibelfest, wie es nicht viele deutsche Damen sein dürften.

Kein Wunder demnach, wenn die Reise durch Palästina so ziemlich den Charakter einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande an sich trägt. — Wir sagen, so ziemlich — denn die Familie Dalton besitzt die falsche Scham, nicht eingestehen zu wollen, daß sie eine Wallfahrt mache, und ihr arabischer Dollmetscher, der diesen Glauben hatte, mußte sich Mr. Dalton's Belehrung hierüber gefallen lassen — indessen dürfte die Reise der Familie durch Palästina schwerlich einen andern Charakter haben, da sie alle erdenklichen heiligen Orte aufsucht, überall die betreffenden Bibelstellen zu Rathe zieht und sich in religiöse Gedanken vertieft — freilich alles das mit einer gelinden Kritik. Mr. Dalton, der, was wir nur loben, über andere christliche Religionsparteien und selbst über die Israeliten nur billige und sanftmüthige Urtheile fällt, verfehlt nie seinen Kindern, die nur zu geneigt sind, den lateinischen und griechischen Mönchen, welche die heiligen Stätten zeigen, auf's Wort zu glauben, hinterdrein eine kleine kritische Vorlesung über den Unterschied von Bibel und Mönchs-Tradition zu halten und nach reiflicher Ueberlegung festzustellen, was von der letzteren richtig, und was falsch sein dürfte. — Man kann auch nicht sagen, daß er aus Eifer gegen die Mönchstradition allzu skeptisch wäre, und in den Fehler vieler gelehrten Topographen verfiele, bei denen es nicht selten schon ein Grund zur Verwerfung ist, wenn es die Mönche sagen. — Nein, er ist Alles in Allem genommen ein höchst achtungswerther, gutmüthiger Kritiker, und diese seine Kritik thut seinem festen und aufrichtigen Glauben keinen Eintrag, wenn sie im Buche selbst auch etwas ernüchternd wirkt und nicht gerade den besten Eindruck hervorbringt. Doch das hängt zum Theile vom Leser ab; der bibelfeste Engländer ur-

* Das Boot und die Karavane. Nach der fünften Auflage des englischen Originals von Dr. C. A. W. Himly.

theilt vielleicht anders, da diese gemüthliche Kühle in seinem Charakter liegt. Jedenfalls kann das Buch in den betreffenden Abschnitten als die Beschreibung einer frommen Pilgerfahrt gelten und fast als ein Leitfaden für solche angesehen werden, welche die heilige Wallfahrt im Geiste mitmachen wollen. Da es bei seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit namentlich für die Jugend und für Personen von einfacher, schlichter Bildung ansprechend sein muß, und sowohl dem religiösen Gefühle als profaner Wißbegierde Genüge thut, so sind seine fünf Auflagen und seine Verbreitung wohl erklärlich. Geistreiche Reisebeschreibungen, die für das geistreiche und viellesende Publikum geschrieben sind, haben gewöhnlich das Schicksal, recht schnell zu veralten; das Einfache hält sich länger und dringt tiefer ein.

Interessant war es uns, die Bekanntschaft eines alten Freundes zu erneuern, mit dem uns Lane „über die Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter" bekannt gemacht hat, und der nichts weniger als ein großer Zauberer ist. In Aegypten blüht die Magie, sowohl die weiße, wie die schwarze, noch wie in den Zeiten, als die Erzählungen von Tausend und Einer Nacht verfaßt wurden, und die Moslemin erzählen Wunderdinge von den Leistungen, die einige dieser würdigen Männer verrichten. Lane, der ein genauer Kenner der ägyptischen Zustände ist, gab sich große Mühe, dahinter zu kommen, was an der Sache sei, und wohnte mit ängstlicher Aufmerksamkeit und Vorsicht den Vorstellungen eines der berufensten Magier bei, den er eigens zu sich bestellt hatte. Es ist dies der Scheikh Abd-el-Kadir el Magrabi (der Marokkaner), der eine Mantik aus dem Dintenspiegel betreibt. Er ruft nämlich einen beliebigen Knaben herbei, und zeichnet in seinen rechten Handteller mit der Feder ein magisches Diagramm (bei Lane abgebildet), in dessen Mitte er später etwas Dinte gießt. Er befiehlt dann dem Knaben unverwandt auf die Dinte zu blicken, und nachdem er Rauchwerk angezündet und einige Zauberformeln gesprochen, die Lane gleichfalls mittheilt (zwei spiritus familiares Tarschun und Tarjüschun spielen die Hauptrolle), befragt er den Knaben, was er darin sehe. Auf seinen Befehl erscheinen dann die von den Zuschauern genannten Personen, welche der Knabe, den man befragen darf, beschreibt. So wünschte Lane den Lord Nelson zitiren zu lassen, und wirklich beschrieb ihm der von Lane auf der Straße selbst von Fabrik-Kindern aufgegriffene, etwa acht Jahre alte Knabe einen fränkischen Herrn im schwarzen Frack, der nur einen Arm habe; ebenso einen entfernten Freund, der gerade bettlägerig war, und ebenfalls als bettlägerig beschrieben wurde, bis auf seinen Schnurrbart. Lane, der alle Vorsichtsmaßregeln gegen vermuthlichen Betrug bis in's Einzelnste genommen, der später die Knaben, welche er selbst zu der Probe gewählt, examinirt und durch Anbieten von Geld zu einem Geständnisse zu bewegen gesucht hatte, war offenbar sehr bedenklich geworden, und mehr als ein halber Gläubiger. Er erzählt uns noch eine Anzahl höchst merkwürdiger Proben, welche andere Engländer mit dem sehr phlegmatischen und scheinbar offenherzigen Zauberer gemacht hatten; eine junge Engländerin, die sich selbst den Dintenspiegel in die Hand machen ließ, bekam Anfälle, als sie (ein gewöhnlicher Anfang der Vorstellung) den gespenstigen Besen darin kehren sah, ohne einen Kehrenden zu bemerken.

Lane's Erzählung erregte große Aufmerksamkeit in England, und bei der Gründlichkeit der matter-of-fact-Leute ließ es sich erwarten, daß man dem Zauberer hart zu Leibe gehen würde, um zu sehen, was dahinter sei. 1844 ließ Herr Lane in dem Werke seiner Schwester „English women in Egypt" eine Erzählung abdrucken, die über den nähern Sachverhalt bedeutende Aufschlüsse gab. In einer Vorstellung, die Abd-el-Kadir vor zwei englischen Reisenden, Lord N. und Major G. gab, und wobei Lane als Dollmetscher fungirte, mißlangen die Kunststücke vollständig. Der Zauberer schob die Schuld auf die Knaben, die Lügner seien und die Gegenstände falsch beschrieben, und gestand zuletzt, daß er zu Lebzeiten Osman Effendi's (des Dollmetschers, der bei Lane's erster Prüfung zugegen gewesen war), in seinen Leistungen immer glücklich gewesen sei; seitdem dieser aber gestorben, wolle ihm nichts mehr gelingen. Dieser war damals etwa seit neun Jahren todt, und seit dieser Zeit hatte der Ruf des Magiers sehr abgenommen. Wie Lord Nugent, welcher derselben Vorstellung im Jahre 1844 beiwohnte, in seinem Buche „Lands Classical and Sacred" v. I. p. 137 erzählt, war dieser Osman Effendi ein geborner Schotte, der 1807 bei Alexandrien gefangen worden und in Sklaverei gerathen war, später Renegat wurde, in einem Militairspital sich einige medizinische Kenntnisse erwarb und auf Burkhardt's (Scheik Ibrahim) Verwendung und durch Salt's, des britischen Konsuls, Vermittelung seine Freiheit wieder erlangte, worauf er zweiter Dollmetscher am Konsulat wurde. Dieser Osman hatte stets den Vorstellungen beigewohnt, und war gewöhnlich bei den Vorberathungen seiner alten Landsleute über die Personen, die man erscheinen lassen wollte, zugegen gewesen. Höchst wahrscheinlich hatte er also den Helfershelfer des Magiers gespielt — auf welche Weise, bleibt freilich unklar.

Daß komplicirte optische Täuschungen, Hohlspiegel und dergl., wie das Quarterly Review meinte, nicht im Spiele gewesen seien, ist ziemlich klar. Somit wäre der Betrug im Allgemeinen durchsichtig und ein Schlüssel dazu gefunden, wenn man auch das Einzelne der geheimen Vermittelung und des Rapportes mit den Knaben eben so wenig erklären kann, wie gewisse Taschenspieler-Kunststücke.

Wenn man das Vorhergehende in seinen nähern Einzelheiten gelesen, so wirkt der Bericht, den Herr Dalton giebt, ziemlich spaßhaft.

„Die jungen Leute hatten an Herrn Lane's Berichte über einen ägyptischen Zauberer großes Interesse gefunden und waren begierig, einer Schaustellung seiner wunderbaren Kunst beizuwohnen. Es wurde mir gesagt, daß er für keine geringere Summe als fünf Dollars eine Vorstellung geben würde, aber da der Gegenstand beim Mittagstische im Hôtel erwähnt wurde, so vereinigten sich mehrere der Gesellschaft, sich in die Kosten zu theilen, und der Mann wurde auf denselben Abend bestellt. Er wurde in einen trüb erhellten Salon gebracht, etwa zwanzig Europäer versammelten sich bald um ihn, als er mit gekreuzten Beinen sich auf den Erdboden niederkauerte. Bald darauf erschien ein Araberknabe und setzte sich dicht neben den Zauberer. Der letztere, der ein ernster, ältlicher Mann war, schüttete, nachdem er den Knaben die Hand auszustrecken geheißen, etwas Tinte in diese. Nachdem er dann etwas Weihrauch angesteckt und einige unverständliche Worte manchmal und mit großer Schnelligkeit wiederholt hatte, befahl er dem Knaben, in diesen tintigen Spiegel hineinzublicken und zu beschreiben, was er sehe. Zuerst sagte der Bursche, daß er nichts sehe, da begann der Magier seine Zauberformeln noch rascher herzuschnattern. Bald nachher behauptete der Knabe sich zu fürchten und sagte, er sehe einen Mann fegen, (siehe oben). Der Zauberer ersuchte dann die Gesellschaft, an eine Person zu denken, die sie kenne, und versprach, daß die Gestalt derselben, männlich oder weiblich, von dem Knaben gesehen und genau beschrieben werden würde. Eine Verhandlung entstand zwischen den Anwesenden, und mehrere wohlbekannte öffentliche Charaktere wurden vorgeschlagen. Es erschien mir aber wahrscheinlich, daß zwei bis drei Malteserdiener in dem Zimmer waren, die vielleicht in England gewesen und jetzt als Dolmetscher dienten, und daß zwischen ihnen und dem Zauberer einiges Einverständniß sein möchte. Deshalb sagte ich ihm ohne weiteren Verzug, daß ich jetzt an eine Freundin denke. Die Person, die ich mir in's Gedächtniß zurückrief, war eine starke, ältliche Dame in einer Wittwen-Mütze und mit grauem Haare. Der Knabe beschrieb sie als eine schlanke, junge Dame mit dunklem Lockenhaar. Dann schlugen andere von der Gesellschaft verschiedene Personen vor, die der Knabe alle zu sehen behauptete und mit gleicher Unrichtigkeit beschrieb. In einem einzigen Falle war ein Schatten von Richtigkeit in seiner Schilderung. Die arme Emilie (Dalton's Tochter), deren Neugier auf den höchsten Punkt gespannt war, wurde auf eine traurige Weise durch dies wiederholte Fehlschlagen getäuscht, während mehrere der Gesellschaft nicht faul waren, ihre Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß der alte Zauberer ein arger Betrüger wäre, und der Knabe an dem Betruge Theil nehme. Der Magier merkte bald, daß ein Sturm im Anzuge sei, und machte sich hastig auf den Rückzug, da er Sorge getragen hatte, vorher seine Bezahlung zu erlangen. Auch der Knabe verschwand im Stillen, aber in Eile. Ich hatte von Anfang an einen Ausdruck von Unruhe, Zögern und Furcht in des alten Mannes Benehmen bemerkt und mich bei einem der Dolmetscher erkundigt, woher das komme. Die Antwort war spaßhaft: „Ich glaube, mein Herr, es ist, weil englische Herren ihn gewöhnlich die Treppe hinunterwarfen und den Knaben hinterdrein." Dieses ausdrucksvolle, aber nicht sehr angenehme Zeugniß, welches „englische Herren" seinen Verdiensten als Zauberer gaben, wurde bei dieser Gelegenheit unterlassen; aber man möchte fragen, ob es ihm nicht hätte ausgestellt werden sollen. Die ganze Geschichte war eine so mit Händen greifbare, grobe und unverschämte Betrügerei, ohne irgend einen vergütenden Zug von Originalität, daß die Gegenwärtigen verleitet wurden, zu glauben, der Mann sei nicht der nämliche, wie der, welcher auf Herrn Lane und andere Reisende einen so großen Eindruck machte, sondern ein von den Dienern des Hôtels angestellter Betrüger, der sich für jenen ausgeben mußte, während dem Knaben auch seine Aufgabe vorher gelehrt worden sei."

Es ist auch möglich, daß die letztere Vermuthung ihre Richtigkeit hat, und daß ein Anderer die Rolle des Abd-el-Kadir spielte. — Was thut der Mensch nicht um's liebe Geld, selbst auf die Gefahr hin, zuletzt die Treppe hinab geworfen zu werden? Wenn das Zaubern ein einträgliches Geschäft ist, und die Leute dumm oder neugierig genug sind, warum

sollten sich nicht Mehrere darauf verlegen? Wir haben ja unsere Kartenschlägerinnen und anderes derartiges Volk, zu dem oft sehr gescheidte Leute — freilich zur Nachtzeit — gehen, und wer in die Lotterie gesetzt hat, glaubt, selbst wenn er der vollständigste Freigeist ist, an wahrsagende Träume. — Was Lane betrifft, so ist es offenbar, daß er sich später schämte, sich durch seine Geständnisse blosgestellt zu haben, da er stets nur sehr schwer zu bewegen war, wenn ihn Reisende ersuchten, mit ihnen diesen Vorstellungen beizuwohnen und den Dolmetscher zu machen; indessen hat er das nach dem, was er uns mit größter Gewissenhaftigkeit überliefert, nicht nöthig. Der echte Abd-el-Kadir lehrte auch Fremden seine Kunst, z. B. einem Franzosen, Herrn Leon Delaborde, und einem Engländer, und sie sollen ganz ähnliche Kunststücke gemacht haben. Wie gesagt, die Möglichkeit ist vorhanden, daß das Kunststück, als noch die richtigen Hülfsmittel vorhanden waren, wirklich wunderbar und verblüffend wirkte — man denke an so manche Taschenspielerstücke. — Wenn jetzt der Betrug plump und grob zu Tage liegt, so ist es allerdings die Schuld des Magiers, der entweder abgebrüht genug ist, um sich nichts aus der Schande zu machen, oder aus Noth gezwungen wird, ein altes, verfallenes Gewerbe fortzusetzen. Bei seinen Landsleuten mag Abd-el-Kadir-el-Magrabi vielleicht noch in hohem Ansehn stehen; vielleicht mißrathen ihm seine Zauberstücke nur, weil er sie vor den Giaurs zum Besten giebt.

Mr. Dalton miethete in Kairo, wie die meisten Reisenden zu thun pflegen, ein Nilboot zur Fahrt nach Assuan, wohin er von Hassanein-Effendi, einem europäisch gebildeten Beamten des Pascha's, einen Empfehlungsbrief an den dortigen Kadi erhielt. Das Schiff war groß genug für die Familie, beinahe achtzig Fuß lang und mit zwei Masten versehen; auch hatte Mr. Dalton alle Vorsorge getroffen, die Reise mit echt englischem Comfort machen zu können, selbst Schinken und Marmelade waren nicht vergessen, sondern schon von Italien aus England verschrieben worden. Daß der Theekessel nicht gefehlt haben wird, läßt sich vermuthen. Die Beschreibung, wie das Innere des Schiffes nach dem bekannten Nécessaire- und Einschachtel-System eingerichtet wurde, liest sich sehr angenehm, und man bekommt ordentlich Lust, unter ähnlichen Verhältnissen eine Nilreise machen zu können. Dicht beim Hauptmaste war sogar eine Koch-Anstalt mit drei kleinen Oefen von Backsteinen, mit eisernen Rosten. Mr. Dalton verabschiedete seinen jähzornigen und etwas zu eigenwilligen malteser Reisediener und nahm an dessen Statt einen arabischen Dragoman, Namens Daireb, einen pfiffigen, geweckten Burschen an, der geläufig englisch sprach und mit dem Pyramiden-Untersucher, Oberst Howard Wyse, in England selbst gewesen war; dazu einen arabischen Koch, dem er trotz seiner guten Zeugnisse nicht viel zutraute — aber wie groß war seine und der Familie freudige Ueberraschung, als dieser Mustapha — so hieß er — sich als einen Kochkünstler auswies, der einem guten Hôtel keine Schande gemacht hätte und dabei einen Kocheifer zeigte, wie er nur aus Ehrgeiz entspringen konnte. So eine Menge Gerichte brachte er jedes Mal auf den Tisch; darunter Pfannkuchen, Beefsteaks, Puddings und alles Mögliche, was einem Engländer die Fremde vergessen machen kann. „Er war wirklich ein vortrefflicher Koch," sagt Mr. Dalton, und unsere Lust wächst, die Nilreise mitzumachen, zumal wir wissen, wo auf dem Schiffe die Flaschenfutterale untergebracht sind. — Glückliche Reise also, Mr. Dalton nebst Familie, genießen Sie die schöne, gesunde Luft Aegyptens. — Wir sind außer Stande, der gemüthlichen Fahrt durch alle Einzelheiten zu folgen; Karl und Emilie machen in bequemster Weise mit dem Buche in der Hand eine Robinsonade durch, und Mr. Dalton, auch wohl Mrs. Dalton beantworten ihre Fragen und geben ihnen die nöthigen wissenschaftlichen und moralischen Belehrungen und Fingerzeige, so daß wir für die gute Erziehung der beiden jungen Leute gar nicht besorgt sind. Manchmal spielt Jungfer Marshall, die englische Dienerin, mit ihrem naiven Erstaunen über die kuriosen Dinge im Mohrenlande eine komische Rolle.

Kurzum, man sah Alles, was man zu sehen bekommt, wenn man den Nil hinauffährt und an den betreffenden Orten aussteigt, Tempel-Ruinen voller Hieroglyphen und Gemälde, Grabhöhlen, Zuckerfabriken, Elend der Fellahs &c., und hörte das ewig wiederholte, tausendstimmige Bakschisch Chowadsche! (Almosen, Herr), das alle Fremden zur Verzweiflung bringt und manche Engländer völlig toll gemacht haben soll. Almehs, Darabuka, Scheiks, Derwisch, Reis, nubische Matrosen u. s. w., wer kennt diese stehenden Typen der Nilreisen nicht? So kam man also, nachdem man sogar mehrfach Krokodile gesehen, bei den Katarakten, bei Philä und bei Assuan an, wo man umkehrte.

Mr. Dalton muß ein sehr gemüthlicher Mann sein. Vor der Rückreise meldete ihm der Reis vier neue Passagiere an und bat ihn um die Erlaubniß, sie einnehmen zu dürfen — vier arme Musensöhne! — ja wohl, und halbnackte dazu. Die neuen Ankömmlinge waren nichts mehr und nichts weniger als vier Studiosen der mohammedanischen Theologie, junge, sehr bescheidene, aber kohlschwarze Leute, die aus ihrer Heimat Dongola nach Kairo zogen, wo bekanntlich eine berühmte Universität ist, und später nach Mekka wallfahrten wollten. Mr. Dalton gab die Erlaubniß unter gewissen Bedingungen, die man nur für verständig erachten kann, auch mußten sie sich anheischig machen, bisweilen etwas beim Rudern zu helfen. Dazu taugten sie, wie alle Studirten, nun gerade nicht sehr viel, verhielten sich aber sonst sehr bescheiden und wohlgesittet, indem sie den ganzen Tag über auf dem Verdeck zusammengehockt und mit Matten bedeckt schliefen und sich nur zeitweise mit Essen, Beten, Lesen oder Abschreiben kleiner Theile des Koran's beschäftigten. Die Sitten und Gewohnheiten der Fremden erweckten indeß doch trotz ihrer sonstigen Theilnahmlosigkeit einige Aufmerksamkeit bei ihnen, und bildeten, wie man sah, einen fortwährenden Gegenstand ihrer Unterhaltung.

Karl schenkte ihnen ein neues Testament in arabischer Sprache, richtete aber vor der Hand nicht viel aus. — Sie scheinen übrigens nicht ganz unbekannt mit der Natur dieses Buches gewesen zu sein; denn der älteste versprach, wenn er es nach späterem Durchlesen nicht behalten wolle, so werde er es einem koptischen Christen geben. — Beim Abschiede zu Kairo schenkte ihnen Mr. Dalton etwas Papier und verlangte von ihnen etwas Geschriebenes zum Andenken. Kurze Zeit nachher brachte einer eine Seite voll geschrieben mit einer kurzen Lebensbeschreibung dieser vier Studenten, woher sie wären, wohin sie gingen u. s. w. Der eine war durch ein Nilpferd in Lebensgefahr gewesen, der zweite hatte eine wilde Kuh getödtet, der dritte eine Gazelle geschossen, alle aber waren „ertrunken," d. h. in der Gefahr des Ertrinkens gewesen.

Es kommen noch mehrere solche Züge von Gutmüthigkeit vor, die Herrn Dalton alle Ehre machen, wenn man das häufig ganz entgegengesetzte Verfahren seiner Landsleute gegen alle Arten von „Niggers" dagegen hält. Als Mr. Dalton mit seiner Karavane, die für seine Familie aus vierzehn Kameelen bestand, aus Kairo ausgezogen war, schloß sich, wie das gebräuchlich ist, ohne um Erlaubniß zu fragen, eine andere kleinere Karavane an, bestehend aus einem Türken auf einem Kameele, einem Syrer und seiner Frau, die gleichfalls ein Kameel und einen Esel hatten, und einem Kopten, der zu Fuße ging. Der arme Kerl war aus Ober-Aegypten zu Hause und hatte dort Eltern, Weib und Kind, befand sich aber jetzt auf der Wallfahrt nach Jerusalem, die ihm Niemand aus dem Kopfe hatte reden können. Da er nicht viel mehr als Nichts besaß, so war natürlich sein Gottvertrauen groß, und in der That wurde es belohnt, indem ihm, wie er selbst äußerte, die Vorsehung den reichen Franken zuführte. Bischai — so hieß der Nachkömmling der alten Pharaonen, der nichts mit sich führte, als einen Wasserschlauch und einen kleinen Brodsack, wußte sich am ersten Abende beim Lagern dem Koche Mustapha gefällig zu machen, indem er ihm fleißig zur Hand ging, und wurde am folgenden Tage von Mr. Dalton gewissermaßen in diesem Amte bestätigt und für etwaige Leistungen dem Dienstpersonale zugeordnet. Er machte sich namentlich später sehr nützlich, als Mrs. Dalton in der Wüste gefährlich krank wurde und in einer improvisirten Sänfte fortgetragen werden mußte, weil sie das Rütteln des Kameels nicht ertragen konnte. Sonst waren seine Talente ziemlich mäßig, ebenso seine religiösen Kenntnisse. — In Jerusalem ließ er sich, nachdem er seine Andacht pflichtschuldigst verrichtet, ein Zeichen auf den Arm tättowiren und hielt große Schmerzen aus. — Seine Landsleute, sagte er, würden ihm nicht glauben, daß er in Jerusalem gewesen, wenn er nicht diesen Ausweis mitbringe. — Er gefiel sich bei der englischen Familie und ihrer guten Nahrung ganz wohl und wäre gewiß noch weiter mit ihr herumgezogen, wenn ihm nicht Mr. Dalton zu Beyrut den Abschied gegeben hätte.

Auch ein Fakir aus Indien mit seinem Sohne, die beide seit langen Jahren wallfahrteten, fanden sich bei derselben Reise durch die Wüste des Sinai ein. Als der Sohn eines Tages abhanden kam und sich Abends am Lagerplatze nicht einfand, rührte das den Alten nicht weiter, und er dachte nicht daran, sich nach seinem Sohne umzusehen. Wenn ihn die Beduinen, meinte der alte Gymnosophist, todtgeschlagen hätten, so nütze es doch nichts, und sie würden ihn höchstens auch todtschlagen — wenn er lebe, so werde er wohl wieder kommen. — Sehr praktische Philosophie! Der Sohn kam in der That wieder und mochte dem Alten nicht das erste Mal abhanden gekommen sein.

Wir können, so verlockend auch die Gelegenheit dazu sein mag, nicht näher auf die interessanten Kreuz- und Querzüge der Familie in Palästina eingehen und müssen uns bescheiden, dem Leser das Buch bestens empfohlen zu haben. Die Uebersetzung ist mit Sorgfalt gemacht und liest

sich wie ein Original; auch sind hin und wieder schätzbare Anmerkungen beigefügt. Mehrere saubere Holzschnitte, Ansichten aus Aegypten und Palästina vorstellend, schmücken das Buch.

Mannigfaltiges.

— Schiller in Frankreich. Der Professor der deutschen Sprache am Lyceum zu Montpellier, Herr Müller, hat eine vollständige, französische Uebersetzung der lyrischen Dichtungen Schiller's, und zwar auch solcher geliefert, die, wie „die Künstler," „das Ideal," dem Verständnisse der Franzosen bisher unzugänglich schienen. Es wird diese Publication ebenso als Festgabe und Jubelschrift betrachtet, wie die am 10. November von der Buchhandlung Hachette in Paris ausgegebene, erste Lieferung der sämmtlichen Werke Schiller's, übersetzt von Adolph Régnier, der zunächst auch eine mit Liebe und großer Sorgfalt geschriebene Biographie des deutschen Dichters beigegeben ist.

— Die Sonnenfinsterniß im Juli 1860. Die von der französischen Akademie der Wissenschaften ernannte Kommission zur Berichterstattung über die bei der letzten totalen Sonnenfinsterniß in Brasilien angestellten Beobachtungen macht die wissenschaftliche Welt auf die sehr wichtigen, in Jahrhunderten nicht so wiederkehrenden Erscheinungen aufmerksam, die bei der im Juli 1860 stattfindenden, für Spanien und Algerien totalen Sonnenfinsterniß zu beobachten sein werden. Mädler in Dorpat gebührt das Verdienst, zuerst darauf hingewiesen zu haben, daß bei dem Eintritt der bevorstehenden Finsterniß vier Hauptplaneten: Venus, Merkur, Jupiter und Saturn, in der Nähe der verfinsterten Sonnenscheibe als eine Art rhomboidischer Figur erscheinen werden — ein Phänomen, das in den astronomischen Jahrbüchern zu den allerseltensten gehöre. Die Kommission spricht die Hoffnung aus, daß mindestens vierzig Astronomen aus Frankreich, England, Deutschland, Rußland und Italien auf verschiedenen Punkten in Spanien und Afrika mit ihren Instrumenten sich befinden werden, um die mit dieser Sonnenfinsterniß eintretenden Erscheinungen — zu welchen jetzt auch die von Leverrier berechneten Asteroïden zwischen Merkur und Sonne gehören — zu beobachten. Herr Faye hat im Namen jener französischen Kommission ganz besonders auch die Berichtigung der Irrthümer in den Mondtafeln, eine möglichst genaue Feststellung der Gestalt der Erde und der Sonne und die Beobachtung jener merkwürdigen, rothen Hervorragungen, die man gewöhnlich bei totalen Sonnenfinsternissen wahrnimmt, empfohlen.

— Kunststrenge des Königs von Neapel. Die Londoner Literary Gazette berichtet: „Der junge König von Neapel tritt, wie in allen andern Stücken, auch in Sachen der Kunst ganz in die Fußstapfen seines verstorbenen Vaters, der aus Besorgniß für die sittlichen Zustände seiner Unterthanen die nackten Stellen seiner Gemälde und Statuen bedecken, Antiken im Kostüm der medizäischen Venus auf den Boden des Museums schaffen ließ und die Ballet-Tänzerinnen nöthigte, grüne Beinkleider zu tragen. Bei einem Besuche, den der König jüngst dem Museo Borbonico abstattete, befahl er die Beseitigung des Gemäldes: „Inneres einer Galerie im Pitti-Palast von Florenz;" weil darin so viele nackte Skulpturen ausgestellt erscheinen, ferner des bekannten Bildes „Raphaels Atelier" wegen der darauf befindlichen „Fornarina" als Modell, und endlich eines dritten Gemäldes, weil dadurch in den Beschauern unerwünschte politische Betrachtungen hervorgerufen werden könnten."

— St. René Taillandier. Dieser Kritiker hat diejenigen seiner in der Revue de deux Mondes abgedruckten Aufsätze, welche historischen und religionsphilosophischen Inhalts sind, jetzt zu einem Buche gesammelt herausgegeben.* Da seine „Essays" meistentheils deutsche Geschichte und Religionsphilosophie zum Gegenstand haben, so unterlassen wir nicht, unsere Leser auf dieses Buch aufmerksam zu machen, obwohl Manche schon haben behaupten wollen, daß sich, was eben die Geschichte der deutschen Literatur betrifft, darin nur Wiederspiegelungen von Julian Schmidt und den „Gränzboten" finden.

* Histoire et philosophie religieuse, par M. St. René Taillandier. Paris, Michel Levy, 1859.

— „Ferdinand II. und die Juden."* Diese kleine Schrift war von der Preßbehörde in Wien lange zurückgehalten worden, angeblich weil darin die Toleranz Ferdinand's II. (!) gegen die Juden, im Gegensatze zu den unter einem Bach herrschend gewesenen Prinzipien der Intoleranz, hervorgehoben wird. Der freisinnigere Minister, Baron Hübner, hat jedoch während der kurzen Dauer seines Interregnums über die österreichische Presse auch dieser unschuldigen Sammlung historischer Aktenstücke wieder freien Weg gegeben. Es ist diese Sammlung, wie der Herausgeber, Herr Dr. G. Wolf, im Vorworte sagt, als Vorläufer zu einer Geschichte der Juden in Oesterreich zu betrachten, mit welcher derselbe beschäftigt ist. Die Toleranz Ferdinand's II. gegen die Juden beschränkte sich, wie aus einigen der vorliegenden Aktenstücke, z. B. aus dem kaiserlichen Rescript „An die Eltisten vnd den Rabbiner zu Prag bei Vertheilung der Steuern die Armen nicht zu bedrücken" d. d. Wien, 2. Mai 1629, und vielen andern hier gedruckten Aktenstücken hervorgeht, darauf, daß er des h. Römischen Reiches „Kammerknechte," mochten sie nun in seinen Erbstaaten, oder in Frankfurt a. M., Hanau, Worms rc. wohnen, sobald sie ihm das sehr hoch bemessene Schutzgeld gezahlt hatten, in ihren sogenannten Rechten nicht beeinträchtigt sehen wollte. Nicht haben wir jedoch entdecken können, daß, wie der Verfasser in seiner übrigens lesenswerthen Einleitung hervorhebt, diese kaiserlichen Briefe, die sich von ähnlichen Rescripten der Kaiser Rudolph II., Mathias rc. durchaus nicht unterscheiden, „von einem wahrhaft religiösen Geiste der Milde und Liebe durchweht sind." Es wird Herrn Dr. Wolf schwer werden, in irgend einem von Kaiser Ferdinand II. ausgegangenen Schriftstücke den Geist der Milde und der Liebe wirklich nachzuweisen, wenn dieser Fürst auch im Vergleiche mit Herrn Sebastian Brunner und anderen frommen Männern dieses Schlages im heutigen Wien, immerhin ein mildes Herz besessen haben mag. Es ist traurig genug, daß man den Letzteren gegenüber, die noch im neunzehnten Jahrhundert Judenhaß und Verfolgung predigen, auf Ferdinand II. hinweisen muß, der den Juden in religiösen Angelegenheiten vollständige Autonomie gelassen und der, ebenso wie Kaiser Karl V., den Wahn bekämpfte, daß Juden zum Osterfeste das Blut von Christenkindern gebrauchten**, während Leute, wie Brunner, in einem solchen Wahne immer noch einen historischen Kern erblicken! Aber darum, daß der Philipp II. von Steiermark besser war, als manche seiner Verehrer im heutigen Wien, wollen und können wir doch den protestantenfeindlichsten, deutschen Habsburger ebenso wenig loben, als den spanischen.

— Die Wiener „katholische Literatur-Zeitung." Wir haben einen Irrthum zu berichtigen, den wir in Nr. 100—102 unseres Blattes begangen, wo wir in einer Anmerkung zu einem poetischen Nachruf an Alexander v. Humboldt gesagt, daß Herr Sebastian Brunner den großen Naturforscher in der „katholischen Literatur-Zeitung" als einen Seelenmörder bezeichnet habe. Wir verwechselten den Namen dieses Blattes mit dem der von Herrn Brunner herausgegebenen „Wiener Kirchenzeitung," welche Letztere selbst allerdings in Deutschland weniger bekannt ist, als ihr Herausgeber durch seine extremen Ansichten, die zuweilen in anderen Blättern wiederholt oder beleuchtet werden. Was dagegen die „katholische Literatur-Zeitung," herausgegeben von L. Meyer in Wien, betrifft, so genießt diese, wie uns vielfach von Lesern derselben versichert werden, wegen ihrer Verbreitung über alle Fächer der Literatur und wegen ihres Tones und Charakters, das wohlverdiente Vertrauen des gelehrten, katholischen Publikums, besonders in Oestreich.

— Friedrich Bülau. Am 26. October d. J. starb Dr. Friedrich Bülau, seit 1836 ordentlicher Professor der praktischen Philosophie und Politik an der Universität Leipzig, geboren zu Freiberg am 8. October 1805, auch den Lesern dieser Blätter bekannt, als Uebersetzer von Macaulay's „Geschichte von England" und kleinen geschichtlichen und biographischen Schriften, sowie als Herausgeber des Sammelwerks: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen," wovon der elfte Band soeben die Presse verlassen und ein zwölfter bis auf die letzte Zeile druckbereit liegt.

* Nach Aktenstücken in den k. k. Ministerien des Innern und des Aeußern, von G. Wolf. Wien, W. Braumüller, k. k. Hofbuchhändler, 1859.

** Kaiser Ferdinand II. beruft sich in dieser Beziehung auf den Freiheitsbrief, „so gemeine Judenschaft im heyligen Reich von weyland Unserem Herrn Vettern vndt Vorfahren am Reich Kayser Carl dem V. hochlöb. Gedächtnus zu Speyer den 3. April A. D. 1544" erhalten, welcher seinerseits sich wieder auf das berief, „was Unsere heyligen Vätter, die Päpste, hierüber Erklärung gethan vnd das zu glauben verbotten vnd weyl. Unsir lieber Herr und Ahnherr Kayser Friedrich löbl. Gedächtnuß auf solche päpstliche Declaration insonderheit ernstliche Befolch vnd Gebottsbrief an alle Ständt des Reichs" erlassen.

(Confirmatio privilegiorum, d. d. 2. März 1621).

Das Feld der Wissenschaft bereicherte er mit mehreren schätzbaren Werken, wie namentlich einer „Encyklopädie der Staatswissenschaften“ (Leipzig, 1832, zweite Aufl., 1856) und einer „Geschichte des europäischen Staatensystems“ (Leipzig, 3 Bde., 1837—39), das der Publizistik mit einer nicht geringen Zahl von Flugschriften. Außerdem redigirte er in den Dreißiger Jahren die Zeitschrift „das Vaterland“ und sodann die von Pölitz angefangenen „Neuen Jahrbücher für Geschichte und Politik“ (beide eingegangen), hierauf von 1843—48 die „Deutsche Allg. Zeitung,“ und seit 1851 mehrere Jahre lang die „Leipziger Zeitung.“ Die Universität, deren Rektorat er während zweier Jahre (1849 ff.) verwaltete, die er auch als Mitglied der ersten Ständekammer vertrat, hat viel durch seinen Hintritt verloren. Die sächsische Regierung würdigte seine Verdienste und anerkannte Loyalität durch Verleihung des Ritterkreuzes des Civil-Verdienst-Ordens. Bülau war ein Mann von umfänglichem, klarem und gründlichem Wissen, ungewöhnlicher Belesenheit und Quellenkenntniß, treuestem und stets präsentem Gedächtniß, unermüdlicher Arbeitslust und Arbeitskraft, beneidenswerther Leichtigkeit und Fruchtbarkeit des Produzirens, großer Gewandtheit im Zusammentragen, Beurtheilen und Verarbeiten seines Materials, dabei von einer Gemüthsruhe und gleichmäßigen Heiterkeit, welche ihm alles Lukubriren weniger zur Arbeit als zur Erholung zu machen schien. Nur Formtalent ging ihm ab. Die Produkte seiner Feder leiden meist an einer gewissen doktrinären Trockenheit, ohne jedoch diejenigen unbefriedigt zu lassen, die, absehend von stylistischer oder belletristischer Anziehungskraft, nach Reichthum und Gediegenheit des Stofflichen verlangen; diese finden jederzeit bei ihm Belehrung und oft unerwartete Aufschlüsse. So fesselte er auch im Hörsaal seine Zuhörer nicht sowohl durch schwungvollen Vortrag, als durch den Kern und Gehalt dessen, was er gab. Im persönlichen Umgange war er, wie überhaupt sein Wesen, schlicht und prunklos, in der Regel wortkarg, zurückhaltend, und besaß nicht dasjenige, was z. B. den Austausch mit dem ihm vor zehn Jahren im Tod vorangegangenen Gottfried Hermann so belebend und fesselnd machte, oder er erschloß sich nur im Kreise seines Hauses und seiner Vertrauten. Aber fest, bieder und human zugleich in allen Verhältnissen des Lebens und Berufs war sein Charakter auch höchst wohlwollend, wo man ihn suchte, hilfreich und, wenn nicht zuvor-, doch freundlich Jedermann entgegenkommend. So haben, nächst seiner Familie, auch seine Kollegen, mit denen er auf das Einträchtigste zusammenging, seine Freunde, Geschäftsverbündeten und sonstigen Bekannten viel an ihm verloren.

— Lord Westmorland. Der verstorbene Lord Westmorland verdient wohl, daß ihm auch ein paar Worte der Erinnerung in einem Blatte gewidmet werden, das in der preußischen Hauptstadt gegründet wurde und ihr noch jetzt zum Theil angehört. Der alte Lord war in Berlin eine sehr bekannte Persönlichkeit, mit dessen künstlerischen Kreisen seine musikalischen Liebhabereien ihn in vielfache Berührung brachten, und wenn unsere Kritiker es auch nicht über sich gewinnen konnten, an den eigenen Compositionen des edlen Diplomaten Geschmack zu finden, so ließen sie doch seinem redlichen Willen und seiner gediegenen Bildung Gerechtigkeit widerfahren. Wichtiger als die musikalischen Leistungen Westmorland's waren unbedingt seine schriftstellerischen Versuche, unter denen die Bemerkungen über die Operationen der Alliirten in Frankreich, so wie die von dem Grafen v. d. Goltz (Berlin 1845) in's Deutsche übersetzten „Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington in Portugal und Spanien“ für die Kriegsgeschichte nicht ohne Werth sind und sich durch ihren einfachen, anspruchslosen Styl empfehlen. Auch in den letzten Jahren seines Lebens, nachdem er sich in Folge der verunglückten Konferenzen in Wien von der Oeffentlichkeit zurückgezogen, versüßte er seine Muße durch literarische Arbeiten, als deren Ergebniß nur wenige Tage vor seinem Tode „Memoirs of the Great European Congresses, from 1814 to 1821“ angekündigt wurden, demnächst bei Murray in London erscheinen sollen und denen wir, als von einem Manne herrührend, der selbst an den von ihm geschilderten Verhandlungen thätigen Antheil genommen, mit Interesse entgegensehen dürfen. Die Gattin Lord Westmorland's ist eine Nichte des Herzogs von Wellington; während ihr Gemahl sich mit der Musik beschäftigte, widmete sich diese Dame mit eben so glücklichem Erfolge der Malerei, und vielleicht hat das Berliner Publikum noch jetzt einige von ihren Gemälden nicht vergessen, die einst seinen staunenden Blicken in den Sälen der Kunstausstellung enthüllt wurden.

— Die Betriebsamkeit der Chinesen. Herr C. F. Jones, Secretair des „St. Pancras-Comité für auswärtige Angelegenheiten,“ macht in einem Memorandum, das englische Blätter mittheilen, darauf aufmerksam, wie schwierig es für den Gewerbfleiß Europa's sei, mit dem chinesischen zu konkurriren. „Wenn in China,“ heißt es in dieser Denkschrift, „die Baumwollen-Aerndte eingebracht ist, dann sind in den Landwirthschaften alle Hände, Jung und Alt, damit beschäftigt, die Baumwolle zu hecheln, zu spinnen und zu weben. Der Stoff, ein schwerer, dauerhafter Zeug, der zwei oder drei Jahre halten muß, wird zunächst zum eignen Gebrauch verwandt, und was übrig ist, wird nach der nächsten Stadt gebracht, wo der Waarenhändler es kauft, um es an die städtische Bevölkerung und die Schiffsbewohner abzusetzen. In diesen einheimischen Stoff sind unter zehn Chinesen neun immer gekleidet, indem man ihn, und zwar immer auf den Landwirthschaften, in den verschiedensten Qualitäten, vom ordinairen Kattun bis zum feinsten Nanking, herstellt. Die Herstellungskosten sind äußerst gering; sie betragen kaum mehr, als den Werth des rohen Materials, das der Landmann selbst erzeugt. Welche Aussicht hat demnach der europäische Fabrikant für den Absatz seiner Stoffe in China? In jeder wohl eingerichteten Hauswirthschaft dieses Landes findet sich auch ein Webstuhl, auf welchem das im Hause selbst gesponnene Garn verarbeitet wird, so daß es in China einer Vermittelung durch Fabrikanten gar nicht erst bedarf. Der Landwirth von Fuh-kien ist nicht blos Landwirth, wie bei uns, sondern stets auch Manufakturist, der das nebenbei betreibt, was wir als einen Grundpfeiler unseres gewerblichen Lebens betrachten.“

— „Handbuch der französischen Nationalliteratur von Descartes bis auf die jetzige Zeit.“ (Für Gymnasien und höhere Bürgerschulen, von Dr. H. Robolsky).* Der erste uns vorliegende Theil dieses Buches, dessen Charakter durch sich selbst gegeben ist, enthält auf 600 Seiten (gr. 8) eine Chrestomathie aus den bedeutendsten Schriftstellern des angegebenen Zeitraumes: Descartes, Pascal, Fenelon, La Bruyère, Le Sage, Montesquieu, Voltaire, Buffon, Chateaubriand, die Staël, Nodier, Pichegru, de Maistre, Bignon, Augustin Thierry u. s. w., bis Arago den Schluß macht. Jedem derselben ist eine biographische und literaturgeschichtliche Skizze vorausgeschickt, wie wir sie auch in andern Handbüchern (Ideler und Nolte, Menzel u. A.) zu finden gewohnt waren. Die Auswahl der Lesestücke, so weit wir nach einer kürzeren Einsicht darüber urtheilen können, ist mit Geschmack und Verständniß getroffen, besonders für reifere, selbstdenkende Leser. Wenn wir etwas gegen das Buch, als „für Gymnasien und höhere Bürgerschulen“ bestimmt, einzuwenden hätten, so trifft es weniger den Herrn Verfasser, als den herrschenden Geist unseres Unterrichtswesens. Wir meinen nämlich, daß der gebotene geistige Stoff für die Verdauungsfähigkeit junger Leute, wie Sekundaner und Primaner (heutzutage oft Kinder oder halbe Kinder) viel zu schwer sei, und den unglücklichen Kopf, der viel daraus liest und in sich aufnimmt, nothwendig konfus machen müsse. Fenelon und Voltaire, die „Lettres provinciales“ von Pascal und Gil Blas von Le Sage, wie reimt sich das zusammen? Der Ideen-Mischmasch, den eine Zusammenstellung so verschiedener Schriftsteller, selbst bei sorgfältigster Auswahl, hervorbringt, wäre zu fürchten, wenn wir nicht aus eigener Erfahrung wüßten, daß der größte Theil unserer jungen Leute lieber gar nichts denkt und selbst bei einem klassischen Schriftsteller viel zu sehr an den Constructionen, an den unregelmäßigen Zeitwörtern und dem Theilungsartikel zu haspeln hat, als daß er sich um Literaturgeschichte u. dgl. viel kümmern könnte. Unendlich weniger wäre mehr; aber die geistige Ueberfütterung ist einmal herrschender Zeitgeist; man füttert Kinder mit dem, was oft für Männer zu schwere Nahrung ist.

* Berlin, Georg Reimer, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 143-145. Sonnabend, den 3. December 1859. 28. Jahrgang.

Inhalt:

Polen.

J. J. Kraszewski's Schiller-Rede in Warschau.

In polnischer Sprache gehalten am 10. November*

Zu Denen, welche heute die Geburtsfeier des großen Dichters begehen, möge es auch uns gestattet sein, im Namen desjenigen Landes zu gehören, das jeden Segen bringenden Hauch, jeden edeln Gedanken, jede Nationalität, wie den einzelnen Menschen, gern gastlich aufnimmt. Der heutige Tag ist ein in der That Epoche machender; denn durch Musik und Wort, durch ein Lächeln oder eine Thräne ehrt an ihm in diesen Stunden die halbe Welt den vor einem Jahrhundert gebornen Dichter, indem es in diesem zugleich einen großen Gedanken verkörpert. Des Poeten Apotheose ist die Apotheose und Anerkennung der Poesie, eines für die Menschheit unentbehrlichen Elementes.

Lange harrte die Welt auf diesen Akt der Gerechtigkeit, auf die Anerkennung der Wahrheit in der Dichtung und dem göttlichen Hauch, der sie durchweht; Jahrhunderte haben daran gearbeitet. Von dem Bettler Homer, dem blinden Milton, die unerkannt von dem großen Haufen ein elendes Leben führten oder als Narren sich hinter dem Hofe der Mächtigen herschleppten, von dem römischen Sklaven, der, indem er die Mühle drehte, es wagte, Poet zu sein, bis auf Corneille, der mit durchlöcherten Sohlen von der ihm gleich einem Almosen hingeworfenen Unterstützung sein Dasein fristen mußte, bis auf Schiller endlich, dem durch ein stilles Opfer fremde Menschen die Ruhe der letzten Augenblicke kauften — wie viel Demüthigung, Elend und Verzweiflung brachte die Tochter des Himmels in jede Hütte, deren Schwelle sie überschritt, in jede Brust, die sie sich zum Wohnort wählte! Ein Wahnsinniger, ein Verlachter war der Dichter, der heller und weiter sah, als die Anderen, ein mit dem Bann belegter, verstoßener Paria, der außerhalb der Schranken der menschlichen Gesellschaft, die ihn floh, umherirrte.

Er war wie der Baum, von dessen Früchten die Menschen sich nähren, dessen Aeste sie aber zerbrechen.

Heute endlich nehmen der Dichter und die Dichtung den hohen Standpunkt ein, den sie einnehmen sollen; wir begreifen, daß dem Leben die Wirklichkeit nicht genügt, daß sie an ihren verdorrten Brüsten dasselbe nicht zu nähren vermag, daß das Wort des Poeten dem Menschen Kraft, der Menschheit Macht verleiht.

Ehre dem, in dessen Namen die Anerkennung der Wahrheit und die große Welt-Idee an uns herantritt.

Deshalb beschränkt sich die heutige Feier nicht auf ein Volk, auf eine Sprache, auf ein Land; in dem Namen des Dichters begegnen sich Tausende seiner vergessenen, Tausende verleugneter oder verstoßener Brüder; die ganze Reihe derselben entsteigt dem Todtenhügel und tritt, den Führer voran, vor die Welt. Wir grüßen euch, lorbeerbekränzte Schatten der Sieger im Kampfe des Lebens!

Noch viele Jahrhunderte werden hinabrollen, ehe die Welt der Dichtung eine Welt der Wirklichkeit wird, ehe auf Erden beide sich einigen und verbinden; allein wir sehen heute schon, daß der Weg der Poesie nicht derjenige des Wahns ist; wir erkennen ihn an, und in dieser Anerkennung prophezeien wir der Menschheit eine glänzende Zukunft.

Weshalb im Namen Schiller's das Bündniß zwischen dem feindlich geschiedenen Ideale und der siegreichen Wirklichkeit zu Stande kam, das machen uns die Charaktere der Gebilde, die Werke des Dichters klar. Seine Lieder athmen nicht wilde Leidenschaft, nicht das Sehnen der Träumerei, noch die Schmeichelei des Bettlers, sondern die heiligsten Gefühle, den erhabensten Aufschwung.

Nie hat sich sein Mund durch Unwahrheit befleckt, nie sein Herz sich für einen Bissen Brod verkauft, noch sein Gedanke sich gegen den hehren Beruf des Dichters versündigt; — er geleitete uns zum Guten, zu den Idealen, zum Himmel, und deshalb ist er heute für uns Alle — das Ideal des Poeten.

In Niemand finden wir die Weihe, die Heiligkeit des Dichters deutlicher und in höherem Grade ausgedrückt, als in Schiller; der Schöpfer der Jungfrau, der Maria Stuart, des Tell, Don Carlos und der Räuber stellte in jedem dieser Werke das Ideal auf die oberste Staffel, und flicht selbst da, wo er die Wirklichkeit malt, mit unnachahmlicher Kunst ein dem Herzen entquellenes Bild ein, welches zeigt, wie es auf Erden sein könnte, wie die Menschen sein sollten.

Nie diente sein Genius unedeln Gedanken, nie den alltäglichen irdischen Bedürfnissen, und ebenso wenig sang er das Lob des Lasters; auch hierin zeigt sich seine Größe, sein Ruhm, daß er, als ein Gesandter des Himmels, sich nach demjenigen sehnte, was zu demselben gehört und zuletzt zu ihm zurückkehrt.

Höher als alle übrigen steht der Dichter Schiller wohl durch die Gabe, mit welcher er Wirklichkeit und Wahrheit mit den unerreichten Idealen in Verbindung zu bringen wußte; er allein zeigt uns das Reich des Schönen und Wahren als etwas Mögliches, indem er es auf solche Weise ausmalt und vergegenwärtigt, daß wir in ihm zu athmen und zu leben glauben. Während die Einen, fortgerissen von der Phantasie, ihre Gestalten hoch über die Erde emporheben und sie dadurch für uns unzugänglich machen, daß sie solche die Gränzen der Welt und der Lebensbedingungen überspringen lassen, Andere das Poetische in der Beschönigung eines Lebens voll Schande und der Leidenschaften suchen, verbindet er den Menschen mit dem Ideale auf solche Art, daß es uns erfaßbar bleibt und uns das Reich Gottes auf Erden verkündet.

* Uebersetzt von J. N. Fritz. Wir freuen uns, dem deutschen Publikum diese, unseres großen Dichters würdigen, gediegenen Worte des polnischen Festredners mittheilen zu können. D. R.

Jede seiner Schöpfungen, jedes Lied von ihm ist eine Prophetenstimme, denn in Allem, was er uns schenkte, glimmt der Funke der Empörung gegen das Böse, leuchtet die Flamme der Liebe zum Guten, und jener Strahl, welcher das himmlische Sonnenlicht mit dem Thautropfen verschlingt.

Man nennt Schiller den Dichter der Jugend, und dieser Titel ist sein schönster Kranz. Die Jugend empfindet seine Schöpfungen am besten, die unverdorbenen Herzen schlagen ihm am lebhaftesten entgegen, denn die Jugend eben ist das Ideal des Lebens, der Augenblick des Aufschwungs zum Himmel. Wehe denen, die, altersschwach und vertrocknet, für diese Dinge das Gefühl verloren haben. Nicht sowohl heiße Leidenschaft, Feuer und Kraft, nicht die Färbung des Gesanges, noch dessen Melodie machen Schiller zum Dichter der Jugend, sondern die großen, erhabenen Gedanken, von denen er beseelt ist.

Schiller's Schöpfungen ergossen sich über den Erdball, trafen überall zum Herzen und wurden, wo sie ertönten, als die, eine neue Aera verkündende Taube begrüßt. Auch bei uns war dies der Fall, und selbst in einem Augenblicke, in dem das Land sich am wenigsten in der Stimmung befand, dem Liede zu lauschen und dasselbe in der eignen Brust widerhallen zu lassen, fand es gastliche, brüderliche Aufnahme.

Sein Einfluß ist bei uns ein augenscheinlicher, und zwar gleicht er dem Wohllaute, dessen Erzittern verwandte Töne hervorruft. Der Charakter der Schöpfungen des Dichters ist ein menschlicher, doch freilich in der edelsten Bedeutung des Worts; er zwängte sie nicht in enge Rahmen ein, sondern machte sie, da er der ewigen Wahrheit nachging und überall den Menschen aller Jahrhunderte vor Augen hatte, für uns greifbar. Unbehindert durch irdische Rücksichten, überschritt der Genius Schiller's die Gränzen von Ort und Zeit; aus diesem Grunde mußte man ihn auch überall empfinden, schätzen und aufnehmen.

Den Stoff zur Begeisterung suchte er auf dem ganzen Erdenrund, an allen Orten, wo er das Ideal im Kampfe mit der Wirklichkeit treffen, wo er die in der Brust ruhenden Gefühle seinen Helden in den Mund legen konnte. Beweise dafür geben die Jungfrau, Maria Stuart, Fiesko, die Braut von Messina, Tell und jener Demetrius, in dem er selbst bis in unsre nordische Heimat griff.

Dieses Eindringen in die ganze Menschheit, das innige Vertrautsein mit der Welt und dem großen Drama menschlicher Thaten, die sich in riesigem Maßstabe vor uns entfalten, macht Schiller überall zum Bruder, zum Sohne jedes Landes, zum Verwandten jedes Volkes.

In früher Zeit schon hat, wie bereits erwähnt, auch unser geliebtes Vaterland, das nach jedem edlen Gedanken die Arme ausstreckt, Schiller's Gesängen Beifall zugejauchzt, ist dasselbe von seinem Worte erzittert.

Der erste, der uns die schöne Blume des Nachbarlandes kennen lehrte, war Brodziński, der Bruder desjenigen, dem wir den ersten Strahl einer neuen, die Wiedergeburt der nationalen Literatur verdanken. Fast in demselben Augenblicke, in welchem sich des Dichters Jungfrau von Orleans zeigte, die auf unsrer Bühne so ungewöhnlichen Erfolg errang, begann auch die Morgenröthe einer neuen Epoche in unserer Literatur, und dies allein schon zeigt Schiller's Einfluß auf dieselbe.

Kurze Zeit nach Brodziński erscheint ein Meister, welcher unserer Literatur neue Bahnen eröffnen sollte. Es ist Mickiewicz, der geistige Verwandte Schiller's, in dessen ersten Dichtungen wir Spuren eines Studiums Schiller's finden, sowie wir dessen Einfluß auch in den Uebersetzungen des Don Carlos und des „Handschuh" wahrnehmen. Daß im Geiste dieser frischen Gesänge, bei denen Millionen von Herzen höher schlugen, die Uebereinstimmung mit dem deutschen Dichter noch deutlicher hervortritt, brauche ich nicht erst zu beweisen.

Wenn wir die ersten Dichtungen von Mickiewicz genauer betrachten, so müssen wir zugestehen, daß dieser Genius, wenn auch nicht seine Kraft — denn diese kam ihm von Gott, sowie von dem Heimatlande — doch in der Form, in welche er seine Schöpfungen kleidete, viel dem Vorgänger schuldig war. Durch Mickiewicz dehnt sich Schiller's Einfluß auf die ganze neue Literatur-Epoche aus und wird noch mehr in die Augen fallen bei dessen Gefährten und Nachfolgern, die, da sie den deutschen Meister weniger erreichen und wiedergeben konnten, doch bemüht waren, dessen Schönheiten in unsere Sprache zu übertragen.

Man kann dreist behaupten, daß die Namen derjenigen, welche die Werke des großen Dichters in's Polnische übersetzten, zugleich die bedeutendsten in unserer Literatur, die verdienstvollsten in Bezug auf Talent oder Arbeit genannt werden müßten. An ihrer Spitze stehen Brodziński und Mickiewicz, dann folgen Odyniec, Minasowicz, Bielowski, Korzeniowski, Korsak, Kiciński, Kamiński, Borkowski, Budzyński, Gorczyński, Lewestam, Trentowski, Tustanowski. Die Zahl dieser Namen bezeugt, wie man bei uns Schiller empfand und liebte; kein anderer fremder Schriftsteller kann sich wohl einer gleichen Menge von Uebersetzungen rühmen, und um dessen Werke vollständig in unserer Sprache zu besitzen, dazu fehlen uns nur noch zwei Bruchstücke. Den Namen, der so viel Mitgefühl rege machte, dürfen wir als uns verwandt, ja wir dürfen ihn fast als einen auch uns zugehörigen betrachten, da ihn Dichter wie Brodziński, Mickiewicz und Minasowicz in unser Pantheon geleiteten.

Vor Allen verdient der Letztgenannte durch die herrliche Form, die Treue und Kraft der Uebertragung Beachtung. Bei Minasowicz hatte sich die Liebe zu Schiller bis zu dem Grade gesteigert, daß er in den deutschen Sänger gleichsam aufging und der Uebertragung seiner Werke den größten Theil seines Lebens, seine ganze Thatkraft widmete. Deutlich fühlt man auch in dessen Uebersetzungen jene Liebe heraus, welche die Fackel der Begeisterung anzündete und den Arbeiter zur Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten anfeuerte. Wer die verschiedene Natur zweier Sprachen kennt und weiß, was es kostet, eine herrliche Form der Dichtung eben so schön wiederzugeben, wer es versucht hat, die Wärterin eines fremden Gedankens zu sein und dieses fremde Kind aufzuziehen, der allein begreift, wie viel wir Minasowicz für seine kräftige, energievolle Arbeit schulden.

Wie manches Mal gingen Schiller's stets mit Enthusiasmus aufgenommene Dramen über unsre Bühne! Unvergessen bleibt die Jungfrau, in welcher die bedeutendste unserer Künstlerinnen sich ein bleibendes Denkmal in unserer Erinnerung gesetzt hat. In Gesängen, Büchern und auf der Bühne tritt uns fortwährend der Name des Dichters entgegen, dessen hundertjährigen Geburtstag wir heute feiern; können wir wohl bestreiten, daß von seinen lebenskräftigen Gedanken, von den Wahrheiten, zu denen er sich durch Schrift und Wandel bekannte, nichts in uns vorhanden sei?

Nehmen wir diese Schriften zur Hand, betrachten wir das Glaubensbekenntniß unseres Jahrhunderts und stellen Vergleiche an, so werden wir finden, daß dasjenige, was in der Jungfrau, im Tell, Don Carlos, den Räubern und im Wallenstein einst als paradox galt, heute zur allgemein anerkannten Wahrheit, oder vielmehr zur Grundlage künftiger Wahrheiten, geworden ist, welche die Menschheit auf dem Wege ihrer weiteren Entfaltung zu erringen die Bestimmung hat.

Ruhm und Ehre dem Dichter — vor Allem aber Ruhm und Ehre dem Menschen, der seine Mission auf so würdige Weise erfüllte und durch sein Leben bezeugte, daß er in Wahrheit Dichter war, daß er verdiente, die göttliche Flamme mit reiner Hand zu pflegen.

Ja, meine Herren, wenn Schiller's Genius sich den Preis einer ganzen Welt eroberte, und als Mensch, wenn gleich arm, dem Stande des Dichters Ehre machte, so verdient er zum ersten noch einen zweiten Kranz für die Art und Weise, wie er Wort und That in Einklang brachte. Wäre er nur Dichter gewesen, er hätte sich nicht so hoch geschwungen. Sein bescheidener, von geborgtem Gelde gekaufter Sarg ist das schönste Zeugniß, daß er bis zum Tode der Wahrheit treu blieb und durch das Werk bestätigte, was sein Mund verkündete.

Preis also dem Menschen und dem Sänger auch in unserm Lande, das ihn vielleicht früher anerkannte, liebte und sich aneignete, als der Westen.

Auf dem Felde der Geschichte haben wir schon manchmal mit dem Volke kollidirt, dessen Sohn Schiller ist; Gleiches kann sich auch noch in Zukunft ereignen, doch darf uns dies nicht hindern, gerecht zu sein, der Wahrheit die Ehre zu geben und ein Blatt in den wohlverdienten Kranz des edeln Dichters zu flechten. Wir stehen in diesem Augenblick über der Sphäre, in welcher sich die kleinen Streitigkeiten der Menschen bewegen; durch den Dichter greifen wir nach dem Ideal, durch das Ideal gelangen wir zu Gott, und in der unendlichen Gerechtigkeit des Himmels herrschen — Liebe und Frieden.

Nochmals also Preis dem Menschen, Preis dem Dichter, Preis dem in ihm verkörperten Gesang und dem Fortschritt, dessen Morgenröthe er ist!

Frankreich.

Victor Hugo's Säkular-Legende.*

Eine Legende in zwei Bänden — wenn auch eine Säkular-Legende — ist in unseren materialistischen Tagen allerdings ein starkes Stück —

* La Légende des Siècles. Par Victor Hugo. Ire Série. Histoire. — Les petites épopées. 2 vol. Bruxelles, Edition Hetzel. Berlin, B.

obendrein in Frankreich, für welches doch der Verbannte in Jersey diese achthundert Seiten Verse geschrieben hat! Und dabei versichert uns der Dichter, daß dies erst die Einleitung sei, die Ouverture zu einer wahrhaft gigantischen Oper, doch bilde, fügt er hinzu, diese Einleitung, diese Ouverture, auch ein selbständiges Werk für sich. Ja, wenn wir sie genauer betrachten, so finden wir, daß es nicht blos eine Legende ist, sondern eine ganze Reihefolge poetischer Erzählungen und Sagen, die wir hier vor uns haben.

Nichts Geringeres, als die Menschheit ist es, deren Bild der Dichter in seinem neuen großen Werke, in dieser modernen „Divina Commedia" entrollen will, zu welcher die beiden vorliegenden Bände den ersten Akt bilden. Es zerfällt die „Säkular-Legende" in historische Epochen. „Von Eva bis Christus" umfaßt acht Legenden, oder sagenartige Oden und Balladen. Die erste derselben ist „Eva, der Mutter der Menschheit" gewidmet. Die zweite heißt „das Gewissen" und handelt von dem Brudermörder Kain. Die dritte Dichtung zeigt uns, daß „Macht gleich ist der Gottheit" daß jedoch der „gefallene Engel," Eblis, diese Macht nie zu erlangen vermag. „Christus am Grabe" (des Lazarus) bildet das Schlußbild der ersten Epoche, von welchem der Dichter zum Verfalle Rom's übergeht. Ein Kleeblatt von Legenden ist dann der Entstehung des Islam gewidmet, worauf fünf Legenden, „das heroische christliche Zeitalter" darstellend, folgen und drei die „fahrenden Ritter" (spanische Balladen) zum Gegenstand haben. Wir werden dann wieder nach Italien versetzt, und hier ist es das große „sechzehnte Jahrhundert," das uns im zweiten Bande mit Dante'scher Farbenpracht vorgeführt wird. Von Italien versetzt uns der Dichter nach der Schweiz, nach dem Lande der Freiheit, wo er Gelegenheit hat, seinem Hasse der Tyrannei die Zügel schießen zu lassen. Möge nur immerhin Einer kommen und es versuchen, diese Freiheit zu unterdrücken:

„Qu'après avoir dompté l'Athos, quelque Alexandre,
Sorte de héros monstre, aux cornes de taureau,
Aille donc relever sa robe à la Jungfrau, —*
Comme la vierge, ayant l'ouragan sur l'épaule
Crachera l'avalanche à la face du drôle!"

Es folgt sodann ein Abschnitt, der der Gegenwart gewidmet und „Maintenant" überschrieben ist. Man wird darin jedoch weniger Anspielungen auf die jetzigen Zustände Frankreichs finden, als man vielleicht sucht. Den Beschluß endlich macht die Zukunft „Zwanzigstes Jahrhundert" überschrieben.

Wir wollen, um unsere Leser mit des Dichters Plan und Ideen bekannt zu machen, seine eigenen Worte mittheilen, indem wir in Nachstehendem das Vorwort übersetzen, in welchem sich Victor Hugo über seine Dichtung ausspricht, die jedenfalls zu den großartigsten Erzeugnissen unserer Zeit gehört:

„Derjenige Leser, der nach einer Prüfung dieses Buches mehr als einen bloßen Anfang darin sehen will, hat eine falsche Vorstellung davon.

„Ist dieses Buch also ein Fragment? Es besteht für sich und hat, wie sich zeigen wird, seine Exposition, seinen Mittelpunkt und seinen Abschluß. Aber gleichzeitig ist es gewissermaßen die erste Seite eines neuen Buches.

„Kann ein Anfang ein Ganzes sein? Gewiß! Ein Peristyl ist ein Bauwerk.

„Der Baum, mit dem der Wald beginnt, ist ein Ganzes. Er gehört dem Einzelleben durch die Wurzel, dem gemeinsamen Leben durch den befruchtenden Saft an. An und für sich bedeutet er nur den Baum, aber er kündigt den Wald an.

„Wenn auch in solchen Vergleichen etwas Gekünsteltes liegt, so hat dieses Buch doch jenen Doppelcharakter. Es besteht für sich und macht ein Ganzes aus. Es steht in wechselwirkendem Zusammenhang mit Anderem und bildet den Theil eines größeren Ganzen.

„Was wird nun dieses Ganze sein?

„Die Menschheit in einem cyklischen Werke darzustellen; sie nacheinander und nebeneinander in ihren verschiedenen Erscheinungen, der Geschichte, der Fabel, der Philosophie, der Religion, der Wissenschaft zu beleuchten — Erscheinungen, die sich zu einem einzigen und unendlichen Aufschwung zum Licht zusammenfassen; in einer Art dunkeln und hellen Spiegels — der vielleicht vom Tode, jenem Unterbrecher aller irdischen

Behr, 1859. Die Rieger'sche Verlagshandlung in Stuttgart kündigt bereits eine Uebersetzung des Werkes, von Dr. Ludwig Seeger, unter dem Titel „Welt-Legende" an.

* Deutschen Lesern entgeht vielleicht der Reim „Jungfrau" auf „taureau;" wir machen sie daher darauf aufmerksam. D. R.

Bestrebungen, vernichtet wird, noch ehe er die vom Autor erträumte Ausdehnung erreicht hat, — das große, einige und vielfältige, traurige und wonnevolle, vom Verhängniß verfolgte und gesegnete Wesen, den Menschen, wiederzustrahlen, das ist die Idee, der Ehrgeiz, wenn man will, aus denen die Säkular-Legende hervorgegangen ist.

„Die beiden ersten Bände enthalten nur den ersten Theil, die erste Reihenfolge, wie der Titel besagt.

„Die Gedichte dieser beiden Bände sind also nur eine Aufeinanderfolge von Abdrücken des menschlichen Profils, die mit Eva, der Mutter der Menschen, beginnen, und bis zur Revolution, der Mutter der Völker (?), reichen, die, theils der Barbarei, theils der Civilisation, immer aber dem Leben der Geschichte entnommen und auf der Drehscheibe der Jahrhunderte geformt sind.

„Wenn erst spätere Theile das Werk etwas vervollständigt haben, so wird diese Reihe in eine gewisse chronologische Ordnung gebrachter Abdrücke eine Art Galerie menschlicher Gedenkbilder ausmachen können.

„Für den Dichter, wie für den Geschichtschreiber, für den Archäologen, wie für den Philosophen zeigt jedes Jahrhundert einen Wechsel der menschlichen Physiognomie. In diesen beiden Bänden, die, wir wiederholen es, fortgesetzt und vervollständigt werden sollen, wird man den Wiederschein einiger dieser physiognomischen Veränderungen wahrnehmen. Man wird darin Einiges aus der Vergangenheit, Einiges aus der Gegenwart (XIII. Maintenant) und auch wie in matter Luftspiegelung aus der Zukunft lesen. Uebrigens sind diese durch ihr Süjet verschiedenen, aber aus demselben Gedanken geflossenen Gedichte unter sich durch nichts als einen Faden zusammengehalten, einen Faden, der sich zwar manchmal bis zur Unsichtbarkeit verliert, aber doch niemals reißt — den großen, geheimnißvollen Faden des menschlichen Labyrinths, den Fortschritt.

„In der Mosaikarbeit hat jeder Stein seine Farbe und eigene Form, und auch das Ganze giebt eine Figur.

„Diese beiden Bände also, man wolle es nicht vergessen, sind für das Werk, zu dem sie gehören, und das später vollständig erscheinen wird, was der Symphonie die Ouvertüre ist. Sie können kein fertiges, genaues Bild von ihm geben, sind aber ein Abglanz des Ganzen.

„Das Gedicht, das der Autor im Geist trägt, ist hier nur halb geoffenbart.

„Was nun diese beiden Bände selbst betrifft, so hat der Verfasser noch ein Wort zu erinnern. Das menschliche Geschlecht, als großes Kollektivwesen betrachtet, das von Epoche zu Epoche eine Reihe von Thaten auf der Erde vollbringt, hat zwei Seiten, die historische und die sagenhafte. Die zweite ist nicht weniger wahr, als die erste, die erste nicht weniger muthmaßlich als die zweite. Man schließe — beiläufig gesagt — nicht aus diesen letzten Worten, daß es dem Verfasser einfallen könne, den hohen Werth der Geschichte schmälern zu wollen. Kein dem menschlichen Genius offenstehender Ruhm übersteigt den des philosophischen Geschichtsforschers. Der Verfasser will, ohne die Tragweite der Geschichte zu verringern, die der Legende feststellen. Herodot macht die Geschichte, Homer die Legende.

„Die sagenhafte Seite ist es nun, die in diesen beiden Bänden vorherrscht und den Gedichten ihre Färbung giebt. Die Gedichte reichen einander die Fackel menschlicher Tradition. Quasi cursores. Das Licht dieser Fackel bildet den wahren Kern, der die Einheit des Buches ausmacht. All' diese Gedichte, wenigstens die der Vergangenheit entlehnten, sind von verhüllter oder doch gedachter historischer Wahrheit, Manches ist erdichtet, Nichts verfälscht, nirgends findet eine Vergrößerung der Linien, überall aber Treue in Bezug auf Zeitfärbung und den Geist der verschiedenen Civilisationsarten statt.

„So z. B. enthält der Verfall Roms (1. Theil, Seite 49) auch nicht Ein Detail, das nicht streng richtig wäre; die mohamedanische Barbarei geht aus Kantemir,* trotz des Enthusiasmus des türkischen Geschichtschreibers, gerade so hervor, wie es von uns auf den ersten Seiten von Zum-Zizimi und Sultan Murad dargestellt ist.

„Der Verfasser zweifelt nicht daran, daß der im Studium der Vergangenheit bewanderte Leser im ganzen Buche Wahrheit und Aufrichtigkeit des Tones antreffen werde. Eines dieser Gedichte (Christi erstes Zusammentreffen mit dem Grabe) ist dem Evangelium entlehnt, der Verfasser kann wohl sagen: daraus übersetzt. Zwei andere „Roland's Hochzeit" und „Aymerillot" sind Blätter, die der kolossalen mittelalterlichen

* Fürst Demetrios Kantemir (1673—1723), Hospodar der Moldau und russischer Geheimrath, schrieb eine „Historia de ortu et defectione imperii turcici," welche die Geschichte der Türken vom J. 1300 bis zum J. 1711 umfaßt. D. R.

Epopee: Kaiser Karl der Große entlehnt sind und direkt aus jenen Chroniken des Ritterthums stammen. Das ist an den Pforten der Legende vernommene Geschichte.

„Was die Entstehungsart einiger anderer Gedichte betrifft, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wenn man die wenigen Zeilen liest, die der 126. Seite als Notiz beigefügt und wo „die Gründe des Monotombe" dargelegt sind. Der Verfasser gesteht darin, daß ihm oft ein unbemerkbarer, in der Chronik oder Tradition versteckter, dem bloßen Auge kaum sichtbarer Keim genügt habe. Es ist dem Dichter sowohl als dem Philosophen nicht verboten, bei sozialen Ereignissen zu versuchen, was dem Naturforscher bei zoologischen Beobachtungen zusteht: die Wiederherstellung des Ungeheuers aus dem Abdruck der Klauen oder der Kinnlade.

„Hier eine Lücke, dort das eingehendste gründlichste Detailstudium — das sind die Schattenseiten einer fragmentarischen Arbeit. Dieser Mangel des Gleichmaßes kann nur ein scheinbarer sein, und der Leser wird es sicherlich billig finden, wenn er mit einem endgültigen Urtheil bis zum vollständigen Erscheinen der Säkular-Legende warten muß.

„Die Usurpationen z. B. spielen in der Geschichte des mittelalterlichen Königthums eine solche Rolle und bringen im Verein mit dem Lehnswesen so viele Verbrechen hervor, daß der Verfasser sie nach ihren drei verschiedenen Erscheinungen in drei Dramen darstellen zu müssen glaubte. Was uns jetzt als unmotivirte Entwickelung eines Gegenstandes erscheint, wird sich später im Zusammenhang rechtfertigen.

„Lachende Bilder sind in diesem Buch so selten, wie in der Geschichte.

„Der Verfasser beseitigt, wie wir sehen werden, das menschliche Geschlecht nie aus seinem irdischen Rahmen. Damit die menschliche Seele ihre wahre, natürliche Stimmung widertöne, bringt der Verfasser sie mit jenen vom Menschen verschiedenen Objekten in harte Berührung, die wir Thiere, Gegenstände, todte Natur nennen, und die, Gott weiß welche Functionen im schwankenden Gleichgewicht der Schöpfung erfüllen.

„So ist dies Buch. Der Verfasser übergiebt es dem Publikum, ohne seine große Unzulänglichkeit zu verkennen. Es ist nur ein Streben nach dem Ideal und nichts weiter.

Dies letzte Wort bedarf vielleicht der Erklärung. Später, wenn noch mehrere neue Theile dieses Buches erschienen sein werden, wird man, so glauben wir, das Band erkennen, das im Entwurf des Verfassers die „Säkular-Legende" mit zwei andern Gedichten verbindet, die zur Zeit beinahe vollendet sind, und von denen das Eine die Entwickelung, das Andere die Krone derselben bildet: „das Ende Satans" und „Gott."

„Um das oben Gesagte zu vervollständigen, will der Verfasser hier andeuten, daß er in der Stille ein Gedicht von gewisser Ausdehnung skizzirt hat, in dem er das einige Problem, das Dasein in seinen drei Erscheinungen, der Menschheit, dem Bösen und dem Unendlichen, also dem Fortschreitenden, dem Relativen und dem Absoluten dargestellt hat, nach denen man auch drei Gesänge die „Säkular-Legende," das „Ende Satans" und „Gott" benennen kann.

„Er veröffentlicht heut den ersten Karton dieser Skizzen — die anderen werden nachfolgen. Niemand kann sich verpflichten, zu vollenden, was er angefangen; der entworfenen Arbeit ist keine Minute gewisser Fortsetzung gesichert. Der Entschluß fortzufahren, ist leider Alles, was dem Menschen gegeben ist, aber erlaubt ist es selbst dem Schwächsten, eine gute Absicht zu haben und auszusprechen.

„Nun wohl, die Absicht dieses Buches ist gut. Ein Zeugniß des Aufblühens des Menschengeschlechtes von Jahrhundert zu Jahrhundert, des von der Finsterniß zum Ideal aufstrebenden Menschen, der paradiesischen Verklärung der irdischen Hölle, des langsamen und erhabenen Tagens der Freiheit, des Rechtes in diesem Leben, der Verantwortlichkeit für jenes; eine Art religiöser Hymne in tausend Strophen, die im Herzen einen innigen Glauben und als Ausgangspunkt ein hohes Gebet hegt; — das Drama der durch das Antlitz des Schöpfers erleuchteten Schöpfung — nun ein solches wird, wenn einst vollendet, das Gedicht im Ganzen sein, wofern Gott, der Herr menschlichen Daseins, einwilligt."

Hauteville-House, Septbr. 1859.

Marcelline Desbordes-Valmore.

Nachstehende Lebensskizze der verstorbenen Schriftstellerin ist aus der Feder des Herrn Taxile Delord geflossen.

Marcelline Valmore stieg in dem von Dichterinnen selten erreichten Alter von 72 Jahren in's Grab. Der Tod schien Achtung zu haben vor der Muse mit grauem Haar. An Prüfungen hat es ihr im Leben nicht gefehlt; sie hat sie uns selbst erzählt. Ihr Vater Desbordes, ein Maler in Douai, fristete, wie es eben ging, sein und seiner Familie Leben, indem er bald Portraits oder Kirchengemälde, bald Wappen auf die Wagen und Sänften des Adels von Artois malte. Da brach die Revolution aus, und der Maler war ruinirt. Wie sollte er in Zukunft Frau und Kindern Brod verschaffen? Eines Tages, während eben die arme Familie um den ziemlich leeren Tisch versammelt ist, klopft der Briefträger an und überreicht einen Brief aus Amsterdam. Der Vater öffnet ihn; ein Großonkel, ein Millionär aus jener Stadt, macht ihm darin das Anerbieten, er möge mit seiner Familie zu ihm kommen und sein Vermögen mit ihm theilen.

Zwei Brüder Desbordes waren um die Zeit der Widerrufung des Edikts von Nantes nach Holland geflüchtet, hatten daselbst eine große Buchhandlung gegründet und einen Kampf mit Büchern und Spottschriften gegen Ludwig XIV. eröffnet. Beim Falle der Monarchie konnten sie ihrer Agitation gegen dieselbe auch einen Antheil daran beimessen. Der älteste der beiden Brüder starb im 123sten Jahre seines Lebens, der andre im 121sten. Als sie ihr Ende herannahen fühlten, hätten sie gern ihr großes Vermögen ihrer Familie zugewandt, unter der Bedingung, daß ihr Großneffe mit Frau und Kindern zum Protestantismus überträte.

Der Brief ist zu Ende gelesen. Der Mann öffnet seine Augen fragend auf seine Frau, unschlüssig, was er thun soll. Auf einer Seite Reichthum, auf der andern Abschwörung ihrer Religion. Für sich allein schwanken die Gatten nicht, aber haben sie das Recht, ihren Kindern Leiden und Elend aufzuerlegen? Giebt es nicht gewisse Opfer im Leben, die man nicht scheuen darf? Statt aller Antwort, drückt die Frau ihre Töchter an's Herz und wirft sich in die Arme ihres Gatten. Keinen Reichthum um diesen Preis; seinen Glauben verkauft man nicht. Und die rechtschaffenen Leute wiesen das Anerbieten der Oheime zurück.

Nach einer solchen edeln Weigerung hätten eigentlich die alten Buchhändler ihren Verwandten die Arme öffnen sollen; aber sei es nun, daß der kirchliche Fanatismus bei ihnen über jedes andere Gefühl siegte, oder sei es, daß sie in dieser Weigerung Mangel an Rücksicht und Liebe sahen, sie kümmerten sich fortan nicht mehr um ihre armen Angehörigen. Krankheit gesellte sich bald zu dem Elend der letzteren; der Vater Marcellinens starb; seiner Witwe wird von einer seit langer Zeit in Amerika ansässigen Schwester ein Asyl angeboten. Sie schifft sich mit ihren Kindern ein; sie kömmt an, — ihre Schwester ist von den Negern gemordet, die ihre Niederlassung in Brand gesteckt haben; das ganze Land ist in Aufruhr; das gelbe Fieber wüthet mit dem Bürgerkrieg um die Wette; Madame Desbordes wird ein Opfer der Krankheit und läßt ihre Tochter als eine Waise zurück.

Nach Frankreich zurückgekehrt, muß die junge Marcelline ihren Lebensunterhalt suchen. Sie hatte singen gelernt; es fehlte ihr nicht an Anmuth, Geist und Geschicklichkeit; man rieth ihr, zur Bühne zu gehen. Sie debütirte in Havre mit Erfolg; von da kam sie nach Rouen. Zwei Jahre lang hatte sie auf dem Theater dieser Stadt gespielt, als ihr der Direktor der Opéra Comique in Paris ein Engagement anbot. Madame Saint Aubin verließ die Bühne; es handelte sich um Besetzung ihrer Stelle. Der Uebergang von einem Provinzial-Theater zu einem hauptstädtischen war zu jener Zeit ein ungeheuerer Sprung. Heutzutage ist die Kluft ausgefüllt; die Schauspieler gehen aus den Provinzen nach Paris, aus Paris in die Provinzen, ohne daß es ihnen große Umstände macht.

Ich habe eine Nummer des Journal de Paris vor mir, das sich folgendermaßen über die Debütantin ausspricht: „Ihre Stimme hat keinen großen Umfang, auch klingt sie etwas verschleiert, aber sie singt anmuthig und ausdrucksvoll. Sie ist von zarter Gestalt, ihre Gesichtszüge sind unregelmäßig, aber der sanfte, schwermüthige Ausdruck derselben fesselt. Die junge Dame scheint Alles zu empfinden, was sie sagt. Ihre Diction ist klar, die Betonungen sind richtig und wechselvoll, ihre Bewegungen leicht und gewandt, mit Einem Wort, sie besitzt alle Mittel, deren eine Künstlerin bedarf."

Die Debütantin hatte inzwischen einen andern Beruf, dessen sie sich damals noch nicht bewußt war. Sie war Dichterin. Zwei Jahre nach ihrem ersten Auftreten in der Opéra Comique im „Prisonnier" und in „Lisbeth" entsagte sie, 1806, dem Ruhm, Madame Saint-Aubin zu ersetzen und trat von der Bühne zurück, um sich der Poesie widmen zu können.

Die ersten Dichtungen von Fräulein Desbordes, verehelichten Valmore, „Elégies et Romances" datiren aus dem Jahre 1818. Ihr letztes Buch: „Jeunes têtes et jeunes coeurs" erschien 1855. Im Alter schrieb sie nur noch für die Jugend. Man kann wohl sagen, daß sie wäh-

rend der 37 Jahre ihrer literarischen Thätigkeit eigentlich nur aus innerem Bedürfniß, aus dem Gefühle, von dem ihr Herz überströmte, geschrieben hat. Madame Valmore glich nicht den Schriftstellerinnen ihrer Zeit; sie floh Geräusch, Oeffentlichkeit und Glanz, und diese Bescheidenheit verleiht ihren Versen um so größeren Reiz. Die Verfasserin der „Elégies et Romances" ist allerdings nicht eine jener Größen, die eine neue Epoche in der Kunstgeschichte des Jahrhunderts bezeichnen, aber den kleinen Platz, den sie in derselben einnimmt, wird ihr die Zeit niemals wieder entziehen. Auf sie muß man sich immer berufen, um den Angriffen derer zu begegnen, die die Dichterinnen unserer Zeit des Mangels an Aufrichtigkeit und an Inspiration zeihen, die da sagen, daß sie nur Verse machen und nicht dichten. Madame Valmore verdient diesen Vorwurf nicht; ihre einfachen, leichten, rührenden Verse kommen aus dem Herzen, und beim Lesen sowohl ihrer ersten als ihrer letzten Schriften denkt man unwillkürlich an die Worte jenes Journalisten aus dem Jahre 1804: „diese junge Dame scheint Alles zu empfinden, was sie sagt."

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

I.

Schriften über die politische Einheit Italiens.

Zu den durch die letzten politischen Ereignisse veranlaßten Schriften gehört folgende:

„Il papa e l'imperatore," discorso di N. Tommaseo. Italia 1859.

Der gelehrte Dalmatiner Tommaseo, der seit einiger Zeit in Turin lebt, spricht sich hier, und zwar, wie er behauptet, vom Standpunkt eines guten Katholiken, dafür aus, daß die weltliche Macht des Hauptes der Christenheit aufhören müsse, und findet dies für die wahre Religion sogar sehr vortheilhaft. In demselben Sinne äußert sich auch eine andere Flugschrift von demselben Verfasser, die den Titel führt:

„La pace e la confederazione Italiana." Torino, 1859, Franco.

In dieselbe Kategorie gehört folgendes Buch:

„La pace di Villafranca, pensieri di G. F. Avesana." Torino, 1859, Franco.

Der Verfasser geht von der Möglichkeit aus, daß Venedig durch bedeutende Geldopfer von dem österreichischen Kaiserstaat getrennt werden könne.

Die folgende Flugschrift:

„Venezia e la libertà Italiana." Milano, 1859, Agnelli.

enthält Klagen darüber, daß Venedig nicht das Schicksal der Lombardei theilt, wobei besonders auf die heldenmüthige Vertheidigung im Jahre 1848 verwiesen wird, wo die tapferen Bürger diese Stadt so lange hielten, bis Mangel an Trinkwasser, Hunger und die Cholera die Uebergabe nothwendig machten.

Auch Neapel findet seine Fürsprache in folgender Schrift:

„Napoli ed Austria, ossia delle brighe e delle intervenzioni austriache a Napoli. Cenno storico politico da Gemelli." Firenze, 1859, Barbera.

Der Verfasser zeigt, wie die Abhängigkeit vom Auslande Neapel geschadet, und giebt dem jungen Könige Rathschläge, die früheren Fehler zu vermeiden. Werden sie befolgt werden? —

Die toskanischen Angelegenheiten, in Bezug auf welche der bekannte Guerrazzi einen Aufruf an seine Landsleute erlassen hat, werden auch in folgender Schrift behandelt:

„Interesse della Toscana, dal De' Gori." Firenze, 1859.

Der Verfasser verweilt besonders bei den finanziellen Vortheilen, welche Toscana durch die Vereinigung mit Sardinien haben würde (?), das nach den Wünschen des mittleren Italiens ein Staat von eilf Millionen Einwohnern werden sollte.

Auch in Betreff des Herzogthums Modena ist eine besondere Schrift erschienen:

„Documenti risguardanti il Governo degli Austro-Estesi in Modena." Modena, 1859, Zanichelli.

Diese Schrift wird von der durch eine Verfügung der provisorischen Regierung vom 31. Juli 1859 eingesetzten Commission zur Untersuchung der Landes-Verwaltung Modena's, von 1814 bis 1859, amtlich herausgegeben.

Allgemeine Betrachtungen über den jetzigen Zustand Italiens sind in folgender Flugschrift enthalten:

„Profezie politiche di Vincenzo Gioberti." Torino, 1859, Tip. editrice.

Darin werden die Hegemonie Piemonts in Italien, die Verbindung mit Napoleon, die Pflichten des künftigen italiänischen Bundestages, die Politik Mazzinis, die Einheit und Nationalität Italiens, mit und ohne einen Bundestag u. s. w. besprochen.

II.

Historische und soziale Romane und Tragödien.

Die neuen Romane in Italien haben stets eine politisch-geschichtliche Unterlage, so daß es der Frivolitäten, wie sie in den französischen neueren Romanen à la „Fanny" zu finden, nicht bedarf, um sie für das an vaterländischen Gegenständen mehr theilnehmende Publikum Italiens genießbar zu machen. Ein solcher Roman ist:

„Il Barone di Strebor, narrazione, di Giorgio T. Cimino." Milano, Vallordi, 1859.

Die hier zu Grunde liegenden Thatsachen gehören dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts an, und schildern die Religionskriege und Verfolgungen, welche die Schweiz und Frankreich im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mit Blut befleckten. Wenn der Verfasser auch nicht ein sehr hervorstechendes Talent entwickelt, so sind der Erzählung doch nicht Wärme und Gefühl abzusprechen.

Ueberhaupt arbeiten in Italien die Geschichtschreiber der Kunst vor; oder beide gehen vielmehr Hand in Hand. Wir dürfen nur an die lebendigen und klaren geschichtlichen Arbeiten des Cavaliere Ercole Ricotti erinnern, dessen Geschichte Europa's und besonders Italiens ebenso lebendig ist, wie sein Vortrag als Professor der Geschichte auf der Universität Turin. Seine auf Urkunden gestützte Geschichte der Condottieri, der „Capitani di Ventura," in Italien u. s. w. lesen sich wie Romane. Selbst die von ihm bekannt gemachten Briefe des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen sind nicht blos den gelehrten, sondern auch dem größeren Publikum interessant. Sie enthalten gewissermaßen die Einleitung zu dem vorliegenden Romane. Die erste Abtheilung der Briefe dieses ausgezeichneten Herzogs von Savoyen enthält zuvörderst die Konzepte seiner Briefe, die er als Erbprinz, meist unter dem Geräusche der Waffen, schrieb; denn er war im Heere Karls V. bei der Schlacht von Mühlberg, zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges; als spanischer General-Gouverneur von Flandern führte er den Krieg gegen Frankreich, der mit dem Frieden von Chateau Cambresis endete. Unter diesen Briefen sind mehrere an Karl V., an den Herzog von Alba und an den Vater des Prinzen, Herzog Karl III. von Savoyen, gerichtet. Die zweite Abtheilung enthält viele Original-Briefe Emanuel Philiberts, von denen Manche auch für die Geschichte der Verfolgung der Waldenser wichtig sind. Unter den Fürsten, die sich für dieselben verwendet hatten, befand sich auch im Jahre 1560 der Herzog August von Sachsen; in der darauf ertheilten Antwort erwähnt Emanuel Philibert seine Abstammung aus dem sächsischen Fürstenhause. Es war nämlich das alte Wappen der Grafen von Savoyen zugleich mit dem sächsischen Wappen verbunden, und es ging die Sage, daß diese Familie von Wittekind abstamme, was aber jetzt durch die Forschungen des gelehrten Ministers, Cavaliere Cibrario, als Fabel nachgewiesen ist.* Die dritte Abtheilung des Werkes enthält Tagebücher jenes bedeutenden Fürsten, besonders aus der Zeit seiner Feldzüge in Flandern, meistens in spanischer Sprache. Der gelehrte Herausgeber hat sich aber nicht mit den Erläuterungen dieser Urkunden begnügt, sondern davon siebenundvierzig zum ersten Male abdrucken lassen, von denen die älteste von 1545, die jüngste von 1579 ist.

Ein Roman dagegen, welcher auf keiner geschichtlichen Grundlage ruht — in Italien eine Seltenheit — ist folgender:

„Dopo il carcere, romanzo sociale contemporaneo, di Vittore Ottolini." Milano, 1858, Sanvito.

Dieser dem Mailändischen Volksleben entlehnte Roman hat einen durchaus moralischen Zweck; der Verfasser zeigt das traurige Schicksal eines Menschen, den sein erstes leichtes Vergehen in das Gefängniß geführt hat, und der nach seiner Entlassung sich von der Gesellschaft ausgestoßen sieht; so daß ihn das Schicksal gleichsam zwingt, der verbrecheri-

* Von dem Geheimen Justizrath J. F. Neigebaur.

* S. „Die Insel Sardinien," von J. F. Neigebaur. II. Auflage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1855.

schen Laufbahn zu folgen, wenn die Menschlichkeit sich nicht seiner annimmt. Man sieht dieser Arbeit an, daß sie einem jugendlichen Gemüth entsprungen, aber wenn dem Verf. auch nicht alle Hülfsmittel der Kunst zu Diensten standen, so weiß er doch Theilnahme zu erregen, und seine Erzählung giebt ein getreues Bild von dem Volksleben in der Lombardei.

Das folgende Werk versetzt uns dagegen wieder auf geschichtlichen Boden:

„Girolamo Olgiato, tragedia con note storiche, di Giacomo Battaglia," Milano, Barroni, 1858.

Obwohl dieses Trauerspiel die Jahreszahl 1858 trägt, wurde dasselbe doch erst in diesem Jahre ausgegeben, da es früher von der österreichischen Polizei verboten war. Der Gegenstand gehört der Mailändischen Geschichte an, und zwar ist es die Verschwörung der drei jungen Patrizier, Olgiato, Visconti und Lampognano, welche, von dem berühmten Professor der Beredtsamkeit, Cola Mantano, begeistert, den Herzog Galeazzo Maria Sforza ermordeten. Die Handlung dieses in Versen geschriebenen Trauerspiels ist sehr gut durchgeführt, die Haltung der damaligen Geschichte treu, angemessen und voll von edlen erhabenen Gesinnungen. Der Verfasser, Mitarbeiter an der anerkannt besten Zeitschrift Italiens, „Il Crepuscolo," war einer der ersten, die Dienste bei den Freischaaren Garibaldi's nahmen, und fiel bei S. Jeome. Sein Tod ward in Mailand allgemein betrauert.

III.

Epische und lyrische Dichtungen.

Ueber Kampfeslust und Dichtkunst sieht man aber auch die klassischen Studien in Mailand nicht vernachlässigt; dies zeigt die folgende Uebersetzung der Aeneide:

„Virgilio, l'Eneide, tradotta in ottave rime da Francesco Duca. Milano, 1859, Bernardoni.

Der Bearbeiter gab schon vor dem J. 1848 eine österreichische Anstellung auf und lebte seitdem lediglich den Wissenschaften, wovon diese Uebersetzung eine lobenswerthe Frucht ist. Die Bearbeitung ist treu, und dabei die Sprache edel und poetisch. Man hielt eine italiänische Uebersetzung des Virgil in Ottave-Rime bisher für sehr schwierig; jetzt geben die Kenner zu, daß Herr Duca das Ei des Columbus gefunden. Der Dichter ist seit kurzem bei dem neuen General-Gouvernement angestellt.

Aehnliches Lob erhält auch eine Uebersetzung der „Messiade" von Klopstock:

„Il Messia, di A. T. Klopstock, poema epica, fatta Italiana da Sebast. Barozzi. Milano, S. Pietro.

Der Uebersetzer ist aus Bellune im Venetianischen, er war politisch verdächtig im Gefängniß und in der Verbannung, hat aber, wie diese treffliche Arbeit zeigt, sich sehr gut zu beschäftigen gewußt.

„Cantice di G. Regaldi." II. Vol. 1859, Torino.

Regaldi ist aus Novara gebürtig und jetzt als der beste Improvisator Italiens bekannt. Seine vorliegenden Gedichte erscheinen hier bereits in der zehnten Ausgabe. Als Dichter ziehen ihn viele dem aus Wälsch-Tirol gebürtigen Dichter Prati vor. Regaldi ist jetzt beschäftigt, die Sagen aus dem Thale der Dora Riparia zu sammeln und herauszugeben.

Politische, künstlerische und architektonische Zustände in Florenz.*

Der Glaube des Volkes an seine heilige Sache, obgleich jetzt noch fest, könnte durch hohe Steuern und theures Brod doch bald erschüttert werden. Die Priesterpartei ist, trotz ihrer lauten Betheuerungen nationaler Gesinnung, überall unermüdlich, auf Roms Geheiß, ihre Positionen gegen die bestehende Regierung zu nehmen. Wenn, um uns der grob cynischen Redensart blasirter Politiker zu bedienen, Toscana „in seinem eignen Sude" fortduseln darf, so kann die Zeit kommen, wo es schwer werden wird, bei leerem Magen „Viva il nostro Rè!" zu schreien, besonders wenn der Held dieses Rufes gründlich genug gemaßregelt wäre, um das Kompliment abzulehnen. Die Frage, ob das nichtkaiserliche Europa mit gefalteten Händen dasitzen und theilnahmslos dem Kochgeschäfte bis zu seinem unheilvollen Schlusse zusehen wird, ist eine, die jede politische Partei nach dem Maße ihrer Einsicht beantwortet. Aber daß Aushungern ein gutes Ersatzmittel für Bayonette ist und mit weniger Geräusch oft dieselben Wirkungen hervorbringt, ist eine den Leuten, die über das Geschick der Herzogthümer zu Gericht sitzen, nur zu wohlbekannte Sache.

Uebrigens beschäftigt sich die provisorische Regierung außer ihrer politischen Sphäre auch mit anderen Dingen, z. B. mit der gänzlichen Umgestaltung der Kunst-Akademie (Accademia delle Belle Arti). Der zu verfolgende Plan ist in der „Nazione" vom 5. September in einem geschickten Artikel auseinandergesetzt, nachdem eine Versammlung der tonangebenden Künstler von Florenz stattgefunden, in welcher man die Sache durchgesprochen und entsprechende Beschlüsse gefaßt hatte. Der allgemein verehrte Marchese Gino Capponi hatte darin den Vorsitz geführt. Der ganze Plan ist darauf berechnet, dem mechanischen Wesen entgegenzuarbeiten, das dergleichen Akademien nur zu leicht zum Schaden der künstlerischen Fähigkeiten ihrer Zöglinge fördern, und den nothwendigen Unterrichtszwang mit der größtmöglichsten Freiheit in Hinsicht auf die natürlichen Anlagen jedes Einzelnen zu vereinen. Die Zulassung zur Akademie war bisher im Verhältniß zu den Schwierigkeiten und Umständlichkeiten, die z. B. in England oder selbst in Preußen gemacht werden, leicht zu erlangen, und es bedurfte nur der allergewöhnlichsten Vorbildung hierzu. Dies führte den Uebelstand herbei, daß arme Leute ihre Knaben, trotz geringer oder gar keiner Befähigung, hinbrachten und zu Künstlern ausbilden ließen, um ihnen einen Lebensunterhalt möglich zu machen. Natürlich ging hieraus eine Saat von Raphaelen hervor, die eben geschickt genug waren, die Meisterwerke von Florenz nachzusudeln und Europa mit schlechten Kopien zu überschwemmen. Man hat also die Erfordernisse zur Zulassung bedeutend höher gestellt.

Das Streben der Commission, welche von der Regierung beauftragt werden soll, die vorgeschlagenen Umgestaltungen in's Leben zu führen, wird darauf gerichtet sein, die tonangebenden Künstler von Florenz, sowohl Maler als Bildhauer, in der Eigenschaft als unbesoldete oder freie Meister (maestri liberi) an die Akademie zu fesseln. Ihre Werkstätten sollen demnach eben so viele Schulen des hohen Unterrichts (alto insegnamento) werden; dabei sollen sie die Schüler erst bekommen, wenn diese einen Elementarkursus in der Akademie durchgemacht haben. Die Zahl der maestri liberi ist in keiner Weise beschränkt, vielmehr soll jeder Künstler von Ruf zu jeder Zeit unter dieselben aufgenommen werden können. Dabei versteht sich von selbst, daß die Schüler, sobald sie die gehörige Vorschule gemacht, sich nach Talent und Neigung ihren Lehrer wählen können. Für diese Leistungen sollen die Meister auf dreifache Weise entschädigt werden: erstens erhalten sie vom Staate ein gutes Atelier umsonst, zweitens eine Anzahl jährlicher Aufträge zu Statuen oder Gemälden aus Fonds, die bis jetzt auf unnütze Kunstzweige verschwendet wurden; drittens eine Pension im Alter.

Auch will man eine Professorstelle für die Aesthetik in dieser neu umgestalteten Akademie gründen, um den Zöglingen in der Geschichte und den Prinzipien ihrer Kunst die gehörige Bildung angedeihen zu lassen. Es wird davon gesprochen, daß Signor Giudici, Verfasser des Werkes „Le belle lettere d'Italia" diese Stelle unter dem neuen Regime bekleiden werde. Er gilt als ein kenntnißreicher und gründlicher Gelehrter im Kunstfache. Die alten Accademici, die Inhaber der festfundirten Stellen, verhalten sich natürlich dabei sehr theilnamlos, und die Regierung trifft Anstalten, wenn nicht mit ihnen aufzuräumen, so doch ihnen eine Stellung anzuweisen, in welcher sie sich nützlich machen können.

Auch in Mailand unternimmt man eine ähnliche Umformung der Akademie, indem man dabei auf die liberalen Institutionen von 1803 zurückgeht. In der dazu ernannten Commission werden auch die Namen des Ritters Massimo d'Azeglio und des Marquis Roberto d'Azeglio aufgeführt.

Auch auf die Säuberung und Wiederherstellung alter geschichtlicher Baudenkmale verwendet die neue Regierung ihre Sorgfalt; so z. B. läßt sie das alte Staatsgebäude des Bargello womöglich wieder in die Gestalt versetzen, die es hatte, als es zuerst von Arnolfo di Lapo mit der Bestimmung erbaut wurde, der Palast des Podestà zu sein. Der Korrespondent schildert in Nachstehendem einen Besuch, den er daselbst machte, um zu sehen, wie weit das Werk der Zerstörung späterer Anbauten gediehen sei.

Jeder Besucher von Florenz kennt den Bargello, majestätisch und malerisch selbst in seiner letzten jämmerlichen Entstellung und Entwürdigung zum Gemeingefängnisse von Florenz, das er mehrere Jahrhunderte lang war. Maler von jeder Schattirung, Photographen von jedem Kaliber haben ihr Bestes gethan, um das wundersame Spiel von Licht und Schatten in dem dunklen Hofraume zu verewigen, welcher den Rahmen zu so manchem tragischen Gemälde in den Tagen der bösen Medizäerherrschaft abgab. Dieser Hofraum entfaltet nun noch einmal die schöne Symmetrie seiner säulengetragenen Bogen, indem er an drei Seiten des

---

* Nach den Berichten eines in Florenz seit mehreren Jahren angesiedelten Italiäners im Londoner Athenaeum.

Flurs eine Art offenen Korridor's bildet, nachdem das barbarische, weißgetünchte Ziegelgemäuer zwischen den Säulen bis auf den Boden abgetragen worden ist. Kein schweres Holzdach entstellt mehr den malerischen, äußeren Treppengang mit seinen Marmorbasreliefs und seinem Rembrandts-Helldunkel, den so mancher Gefangene barhäuptig herabstieg, um auf den Stein in der Mitte des Hofes zuzugehen, wo der Scharfrichter und der Kapuziner ihn am Blocke stehend erwarteten.

Oben am Ende der Treppe ist gleicherweise ein schöner Flur mit einer gerippten Decke und Resten alter Freskobilder an den Wänden von Ziegel- und Mörtelverkleisterung befreit worden, welcher Flur geradeaus in eine mächtige Halle führt, wo einst der Podestà, d. h. der oberste Kriminalrichter von Florenz, seine feierlichen Sitzungen hielt und seine Urtheile fällte. Eine herrliche Reliquie der mannhaften Tage der alten Republik ist dieses weite, einfache gothische Gemach, welches noch vor wenigen Monaten so gut als nicht existirte. Vier Stockwerke über einander liegender schmutziger Kerkerzellen füllten nämlich seine majestätische Höhe aus, die sich nun wieder, wie vor Alters, vom ersten Flur des Palastes bis zu dem zinnenverzierten Dache hinaufstreckt. Die so wieder erstandene Halle mit ihren ungeheuren Verhältnissen und ihrer majestätischen Architektur ist weit edler, als selbst die schöne Sala dei Cinque Cento im alten Palaste (Palazzo Vecchio), welche vom Herzoge Kosmus mit allen Herrlichkeiten der Malerei und prachtvoller Verzierung ausgestattet wurde. Ich ging vollständig auf den fast kindischen Stolz und die Bewunderung des possirlichen, treuherzig blickenden capo maestro muratore (Maurermeisters) ein, der mir zur Seite stand, über und über vom Lächeln übergossen bei dem begeisterten Lobe, das wir diesem glänzenden Ergebniß so langmonatlicher schwerer Arbeit zollten. „Ach," sagte er mit seiner klaren, herzlichen Stimme, indem er wie verliebt hinaufblickte zu den riesigen, massiven Eisenringen über unsern Häuptern, welche in den Schlußsteinen des gewölbten Steingetäfels hingen: „Ach, lor Signori irren sich, wenn Sie glauben, dies ist Alles. Noch ein Paar Monate, und wir werden allen jenen Schund (robarcia) hinweggeräumt haben," wobei er auf einen Knoten moderner Gänge deutete, der durch einen fernen Thorweg sichtbar wurde. „Und dann wird die Galerie zu Giotto's Kapelle in ganzer Ausdehnung offen sein. Allora si, che sarà una magnificenza! (dann ja, was wird das für eine Pracht sein!)." Im unteren Geschoß ist eine andere große Halle von derselben Größe, wie die oben, die von vier massiven Säulen getragen wird. Nur fehlt ihr die stattliche Höhe des obern Gemaches, um denselben ernsten Eindruck hervorzubringen. Der capo maestro bat uns zu bemerken, wie stark die massiven Wände gestützt und gepfeilert sein müßten, um die erschreckliche Zahl harter Schläge auszuhalten, die sie während der Einreißung ungehöriger Nachbauten nothwendig erleiden. Der ganze Körper des Gebäudes war buchstäblich vollgepfropft mit Zellen und kleinen schwarzen Treppengängen, und jedes minder feste Mauerwerk als das Arnolfo's, würde während der Restauration ohne Zweifel den Leuten auf die Köpfe gefallen sein.

Man sagt, daß dieses stattliche alte Gebäude, sobald es gänzlich gereinigt und hergestellt ist, zu einem großen Nationalmuseum für die Reliquien der alten Republik gemacht werden wird; ja man spricht von einer Uebersiedlung der Antiken aus den Sälen der Uffizj in dasselbe, weil die Marmorstatuen dort durch ihre Schwere den alten Bau gefährden und jährliche Reparaturen nothwendig machen. Doch die Herstellung des Bargello wird mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen „und schon vorher, meinen die Codini (Altkonservativen), könnte es sich ereignen, daß die medizäische Venus zu Wien paradirte."

England.

Dickens' und Thackeray's neueste Schriften.*

Die französische Revolution von 1789 ist und bleibt das größte und furchtbarste, aber auch das fruchtbarste Weltereigniß, das sich je zugetragen. — Nicht allein dem Staatsmanne, dem Historiker und Philosophen, sondern auch dem Dichter, besonders dem Dramatiker und dem Novellisten, bietet sie reichen Stoff zum Nachdenken und zur Darstellung. Sie ist so großartig, daß selbst ihr Schatten, der Schatten dessen, was da kommen soll, in einer Dichtung wirkungsvoll ist und ihr etwas Großartiges verleiht. Wir, die wir den Verlauf des großen Schauspiels, dessen letzter Akt noch nicht zu Ende ist, kennen, werden eben deshalb selbst von der Schilderung der Periode, die ihm voranging, so mächtig ergriffen, Furcht und Mitleid, die ewigen Bedingungen jeder Tragödie, regen sich in unserer Brust und erschüttern uns bis in's Innerste der Seele, wenn die einmal geweckte Erinnerung alle die Schreckens- und Gräuelszenen wieder heraufbeschwört und die ewig denkwürdigen Gestalten jener Zeit werden in aller Lebendigkeit unserer Phantasie vorgeführt. Diesmal hat es Dickens versucht, das große Ereigniß seiner Erzählung zu Grunde zu legen, und zwar im vorliegenden ersten Theil zunächst eben das bloße Vorspiel desselben. Er ist zu diesem Behufe augenscheinlich bei Carlyle in die Schule gegangen und hat dessen Ansicht von den Ursachen und Veranlassungen der Revolution adoptirt. Daß Dickens stets in kräftigen Zügen schildern wird, ist selbstverständlich; indessen kann er auf diesem speziellen Gebiete kaum seinen Lehrer erreichen; denn etwas Grandioseres als Carlyle's Gemälde jener grauenhaften Zustände giebt es in der ganzen Literatur nicht wieder. Dieses Anschließen an Carlyle darf man als einen erfreulichen Fortschritt für Dickens bezeichnen. Es hat dadurch diese seine neueste Schrift bedeutend an Inhalt gewonnen und gleichsam eine neue Kraft in ihm selbst entwickelt. Schon daß er überhaupt seiner Erzählung wieder einmal (wie früher in Barnaby Rudge) einen historischen Hintergrund gegeben hat, hebt deren Werth und verleiht ihr einen um so größeren Vorzug vor seinen letzteren Schöpfungen, die sich nicht ganz auf der Höhe seiner Erstlingswerke erhielten. Ja, es überschlich uns bei der Lektüre des Bleak-House und Little Dorrit sehr oft das Gefühl, als ob auch er sich ausgeschrieben hätte. Hingegen hat diese seine jüngste Leistung wieder eine Frische und Kraft, wie wir sie sonst an Dickens gewohnt waren, obschon uns auch in diesen neuen Gestalten manche alte Bekannte mit nur neuen Namen und unter etwas veränderten Umständen entgegen treten.

Ein ganz ähnliches Bewandtniß hat es mit Thackeray's nun zu Ende gebrachtem längeren Werke: „The Virginians." Wie wir in Obigem in die Vorzeit der französischen Revolution versetzt werden, so hier in die des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges Thackeray hat sie mit Meisterhand geschildert und ein vollendetes Gemälde jener Zeit vor unseren Augen entrollt. Wir enthalten uns, hier näher auf die mannigfachen Verdienste dieser seiner neuesten Schöpfung einzugehen, die sich nach unserem Dafürhalten seinen besten Leistungen anreiht. Statt dessen sei es uns gestattet, eine einzige Stelle aus dem Werke hier anzuführen, um den Lesern des „Magazin" zu zeigen, welche Hochachtung Carlyle bei seinen Zeitgenossen genießt und wie anerkennend englische Schriftsteller gegen einander sind.

„Ich freue mich, sage ich," (schreibt Thackeray im 3. Bande p. 172) daß Harry Warrington an jenem berühmten Schießpulver-Festtage, am 5. November des Jahres 1757 nicht bei Roßbach war, noch bei jener furchtbaren Schlachtpartie zu Leuthen, die der König von Preußen einen Monat später spielte; denn diese wunderbaren Thaten werden bald in andern Bänden erzählt werden, die ich und die ganze Welt sehnsuchtsvoll erwarte. Soll diese Geschichte etwa mit jenem Buche wetteifern wollen? Darf mein leichter, bunter Parkphaeton sich vermessen, gegen jenen grimmigen, donnernden Kriegswagen anzulaufen? Oder mein sanfter, kleiner, im langsamen Trabe einherschreitender Pegasus es mit jenem Hengst von schäumendem Gebiß und flammenden Nüstern aufnehmen? Lieber, freundlicher Leser, mein guter, geduldiger Leser! Es ist ein Glück für uns beide, daß Harry Warrington dem König von Preußen nicht gefolgt ist, wie er es anfangs wollte, denn dann würde ich Schlachten zu beschreiben gehabt haben, die Carlyle malen wird, und ich möchte keine gehässigen Vergleiche zwischen mir und jenem Meister gezogen haben." *

An einer anderen Stelle wird auch Charles Lever gebührendes Lob gespendet. — Durch solche Anerkennung ehrt der Dichter sich selbst nicht minder, als die, denen er sie zu Theil werden läßt, und wir glauben, wir dürfen dieses Beispiel manchem unserer Schriftsteller zur Nachahmung empfehlen.

D. A.

---

* A Tale of Two Cities, by Charles Dickens, Vol. I.
The Virginians Vol. I—IV. by W. M. Thackeray. Leipzig, Tauchnitz — Edition, 1859

* Kürzlich ist in Berlin (Decker) die deutsche Uebersetzung des zweiten Bandes von Carlyle's Geschichte Friedrich's des Großen, mit des Verfassers Autorisation von J. Neuberg bearbeitet, ausgegeben worden. Der zweite Band reicht bekanntlich erst bis zur Thronbesteigung Friedrichs. Ein Mehreres ist aber auch in England bisher nicht erschienen; wir sind daher noch lange nicht bei der Geschichte des siebenjährigen Krieges.

D. R.

Die kleinen Gewerbe Londons.*

I.

Fisch- und Austern-Händler.

Mit dem Namen Großbritannien verbindet sich schon ganz naturgemäß die Idee des Handels und der Industrie. Seine „hölzernen Wälle," wie es seine Schiffe nennt, schützen nicht allein die britischen Küsten gegen jeden feindlichen Einfall, sondern unter dem Schutz der Nationalflagge führen sie ihm auf den Meeren die Produkte aus den fernsten Gegenden zu. Docks, zu denen alle Reichthümer der Welt ihren Weg finden; Fabriken, in denen Feuer, Eisen und Wasser Tag und Nacht nicht ruhen; Waarenpaläste, Banken, in denen das Geld in Strömen durch die Finger der Kassirer gleitet — Alles verkündet den Sieg der Arbeit über die Materie. Indessen beziehen sich meine Studien nicht auf den großen Handel, der auf Schifffahrt, zahllosen Fabriken und Bergwerken beruht; sie betreffen einen andern Handelszweig, ein unbekannteres, aber weites Feld, das die bescheidensten Klassen der englischen Gesellschaft bestellen. Mit diesen niederen Klassen beschäftige ich mich vor allen anderen deshalb, weil hier hauptsächlich die Originalität der angloſächsischen Raçe anzutreffen. Diejenigen, die aus dem Pariser Faubourg Saint-Germain oder von der Chaussée d'Antin in die Zirkel des West-End von London kommen, wechseln blos die Salons. Sie finden mit geringen Unterscheidungen dieselben Manieren, oft sogar dieselbe Sprache; denn Engländer von Distinction sprechen gern französisch mit den Franzosen. Das trifft man aber nicht bei den unteren Schichten, dem Urgestein, wie die Geognosten sagen, an.

Bisher hat die Geschichte verabsäumt, uns mitzutheilen, wie die Völker leben. Die Jahresberichte (blue books) der englischen Regierung, die so reich an Details über einige Zweige des großen Handels sind, schweigen fast ganz von den kleinen Gewerben Londons. Die einzige eingehende Forschung auf diesem Gebiet ging von Henry Mayhew aus, im Jahr 1851. Gerade die Straßenwelt, wie sie von den englischen Staatsökonomen genannt wird, bietet seit Jahrhunderten ein wechselvolles Bild ergötzlicher Thatsachen und eigenthümlicher Sitten mehr oder minder nomadenhafter Stämme.

Die kleinen Erwerbszweige in London zerfallen in drei abgeschlossene Gruppen; in die, welche verkaufen, die, welche etwas aufsuchen (finders) und die, welche Kleider und Schuhe putzen.

An der Spitze der Verkäufer auf offner Straße stehen die Costermongers. Ursprünglich war der Coster-monger, auch Costard-monger, wie sein Name verräth, ein Apfelhändler. Aber heutigen Tages beschränkt sich sein Geschäft nicht etwa auf diese Winterfrucht; er verkauft Eßwaaren aller Art. Es würde mir schwer werden, in dem endlosen London dieses schwankende Heer, das alle Straßen, Plätze, Märkte und finstere Gäßchen einnimmt, zu beobachten, hätte es nicht bestimmte Zusammenkunftsorte. Um die Sitten der Coster-mongers zu studiren, thut man am besten, einen der Hauptmarktplätze zu wählen, an denen sie sich an bestimmten Tagen auf einige Stunden versammeln, und von wo aus sie über die ganze Stadt sich verbreiten.

Da ich wußte, daß der Billingsgate-Markt sehr früh Morgens eröffnet wird, rückte ich schon vor Tagesanbruch dahin aus. London schlief. Die Glocken verkündeten einzeln, wie verlorene Posten, mit eherner Zunge durch die klare Morgenluft die dritte Stunde... Nach langer Wanderung befand ich mich endlich vor Billingsgate. Dieser aus Backsteinen aufgeführte, auf eisernen Pfeilern ruhende Bau hat von der Wasserseite aus gesehen mehr Physiognomie, als von der Straße her. Eine niedliche kleine Glocke, die das Gehäuse einer Uhr bildet, begrüßt auf der Themse eine Gruppe Masten aus Hartlepool, Whitstable, Harwich, Great-Grimsby und andern Häfen und großen englischen Fischereien. Ehe Billingsgate ein Marktplatz war, war es ein Hafen, in dem die Schiffe und Kähne Fische, Austern, Salz, Zwiebeln und Obst ausluden. Die Etymologie des Namens Billingsgate hat die englischen Sprachforscher schon viel beschäftigt. Einige behaupten, daß Belin, König der Briten um 400 v. Chr. da ein Schleusenthor, — watergate — anlegte, dem er seinen Namen gab, und daß, als er todt war, seine Asche hier in einer Art Obelisk aufbewahrt wurde. Dieser Ursprung wird heut als Fabel betrachtet; man glaubt allgemein, daß der Name Billingsgate von dem Namen eines der alten Besitzer dieses Kais herkommt. Ich war übrigens, muß ich gestehen, begieriger, die gegenwärtigen Begebenheiten des Marktes kennen zu lernen, als mich in die Londoner Alterthümer zu vertiefen.

Ich hatte einen Freitag gewählt, weil an diesem Tage der Woche der Billingsgate-Markt aus Gründen der Religion und der Oekonomie die meiste Aufmerksamkeit verdient. In den ärmeren Vierteln von London leben eine Menge Irländer, die die Gebote der katholischen Kirche streng befolgen. Andrerseits sind die englischen Arbeiter, die alle Sonnabende abgelohnt werden, am vorletzten Tage der Woche sehr von Geld entblößt und können eben nur ein mageres Mittagbrod bezahlen. Sie nehmen also Fische, wie diejenigen, denen die Religion Fastenspeise vorschreibt. Da der Markt noch nicht begonnen hatte, begnügte ich mich damit, die schönen Steinbutten, die Salmen mit Perlmutterschaalen und die Stockfische mit weitaufgesperrten Mäulern anzustaunen, die auf dem Kai aufgestapelt wurden. Die seefahrenden Nationen lieben den Fisch nicht blos als Nahrungsmittel, sondern auch als poetischen Gegenstand. Englische Dichter haben einem blauen Himmel mit weißen Wölkchen den Namen Makrelenhimmel (mackerel-sky) gegeben. Ein Fischermädchen, das mich den Kontrast der Hummer im natürlichen Kleide mit den Hummern im Kardinalgewand beobachten sah, rief lachend: „Das zeigt uns, wie schön wir werden, wenn wir im Todeskessel gesotten sind." Diese Fische und Schaalthiere, die frische Morgenluft mit Seewassergeruch, das noch feuchte Tauwerk, Alles erinnert an die Meeresküste. Um die Täuschung zu vervollständigen, begann in den Nachbarstraßen und finstern Gäßchen, wie „Dark-House-Lane," das Geräusch der Menge sich wie Meeresrauschen zu erheben.

Die acht zum Billingsgate-Markt gehörigen Taxatoren (auctioneers) hatten sich zwischen 4 und 5 Uhr früh in einer der drei Hauptschenken versammelt, um über die Quantität und Qualität der zu versteigernden Fische zu berathen. Um 5 Uhr begaben sie sich auf ihre bestimmten Plätze, und die Auction begann. Vor jeder Loge (box) thürmten sich von Minute zu Minute ungeheure Körbe auf, die unter dem Namen „Doppelte" bekannt sind. Jeder „Doppelte" enthält 3—4 Dutzend Fische. Es ist den Käufern durchaus nicht gestattet, die Waare vor dem Kauf zu prüfen. Bis dahin war der Markt nur von den großen Fischhändlern Londons und einigen reichen bumbarees* besucht.

Die Menge der kleinen Händler hielt sich noch in einiger Entfernung. Die aristokratischen Lachse und Forellen werden übrigens nicht dem demüthigenden Versteigerungsverfahren unterworfen, sondern auf dem Wege des Privatkontraktes verkauft. Als die unter dem Namen regular fish-mongers bekannten Negotianten die Blume des Marktes gepflückt hatten, entstand eine Bewegung wie die der Meeresfluth; die Engländer nennen dies rush. Es schlug 6 Uhr; dies ist der Augenblick, in dem die Straßenhändler (costers) erscheinen. Die Auctionsszene wurde bald von einer Menge Leute in groben baumwollnen Westen verdrängt. Die Anzahl derselben beträgt im Winter 3—4000 und 2500—2800 im Sommer. Sie kaufen ein Dritttheil der auf dem Markt befindlichen Fische auf. Einige Zweige dieses Handels sind sogar ganz in ihren Händen. Man zeigte mir unter ihnen einen langen hagern Mann mit einer roth und gelben Kravatte um den Hals, der alle Morgen 15—20 Körbe kauft. Dieser Fisch-Rothschild wohnt in Somers-Town. Er verkauft einen großen Theil seiner Waare an die offnen Buden, die sie auf der Straße braten. Der Billingsgate-Markt war in diesem Augenblick ein wahres Babel an Sprachverwirrung. Aus dem Tumulte von Stimmen erhob sich das Geschrei der Verkäufer (salesmen), die mit weißen Schürzen um die Taille auf Tischen stehend die Köpfe der Menge überragten und die Preise ausschrieen. Mir fiel der Ausdruck von Nachdenken auf, den die harten rohen Züge der Männer, Frauen und selbst der jungen Mädchen annahmen, wenn sie der Versteigerung folgten. Dieser Ernst kontrastirte seltsam mit dem Bild der Unordnung und Konfusion, das der Markt gewährte. Unter der Last ungeheurer Körbe gebeugte Träger in leinenen Jacken machten sich in dem Gewühl Bahn mit dem Rufe: Platz da! Platz! (Move on, move on!)

Der offne Theil des Marktplatzes ist nicht der einzige Verkaufsschauplatz. „Austernstraße" wird die Reihe von Fischerkähnen genannt, die sich längs des Gebäudes hinzieht. Das Tauwerk und die aufgespannten Masten dieser Schiffe traten aus dem Morgennebel hervor, der einen Schleier über die Themse breitete. Die „Austernstraße" ist tiefer gelegen als der Marktplatz, und man gelangt auf Leitern hinunter, die, an einen Werft (wharf) gelehnt, mit der Fluth sich heben und senken. Wohl zwanzig Schiffe lagen vor Anker, und wenn man von oben die von Männern und Frauen wimmelnden Verdecke sah, dachte man, sie müßten jeden Augenblick untersinken. Die Austern werden nicht ausgeboten, sondern Scheffelweise für einen Preis, über den man sich mit dem

* Nach Alphonse Esquiros: „Les petits métiers de Londres."

* Die „bumbarees" oder „bummarees" sind Leute, die die Fische auf Bänken zum Wiederverkauf ausbieten.

salesman einigt, verkauft. Ein Mann, von dem man weiter Nichts sah, als das Erscheinen und Verschwinden seiner rothen Mütze, holte mit einer Schaufel die Austern aus dem dazu bestimmten Schiffsraum in die Höhe, und ein anderer maß sie in einem Scheffel, während die Schiffer in ihrer Guernesey'schen Tracht am Bord saßen und nachlässig ihre Morgenpfeifchen rauchten. Der Käufer kann seine Austern nicht selbst mit sich nehmen; er muß sie Lastträgern (regular shoremen) überlassen. — Auch allerlei Muscheln werden in Säcken zum Verkauf gebracht. Endlich entdeckte ich noch im Nebel eine Gruppe Schiffe mit polirten eichenen Planken, deren Bauart holländischen Ursprung verrieth. Es waren Aalschiffe; Barken mit Käufern umgaben sie. Auf Jedes Begehr tauchte der Besitzer, ein Holländer, ein Netz in ein Reservoir und brachte es mit Aalen gefüllt in die Höhe. Die Käufer untersuchten sie aufmerksam und feilschten um den Preis. Dieser Handel auf dem Wasser ist eines der interessantesten belebtesten Schauspiele Londons. Als ich über den Billingsgate-Markt zurückging, war der Verkauf fast zu Ende. In den dunkeln Winkeln des Marktes und den benachbarten Straßen sah ich Gruppen mit der Theilung von Fischen beschäftigt. Die costers schießen nämlich oft zusammen, um die Kosten zu bestreiten, und theilen dann die Einkäufe. Es war jetzt bald zehn Uhr — die Frühstücksstunde. Sie überließen ihre Reichthümer der Obhut Gottes und des policeman und zerstreuten sich. Einer großen Anzahl von ihnen folgte ich in ein den costers wohlbekanntes Haus, Rodway's Coffee-House. Dort kann ein Mann für zwei Pence frühstücken. Ich trat in einen großen mit Tischen angefüllten Saal, an denen mehr als 1500 Personen ihr Morgenmahl einnahmen. Die Versammlung war schweigsam. Auf den Gesichtern prägte sich der Ernst der Stunde aus, die dem großen Lebensereigniß der Straßenhändler, dem Verkauf, vorausgeht. Die wenigen Worte, die ich erhaschen konnte, waren nicht englisch. Ich fragte einen meiner Nachbarn, dessen Aeußeres am Wenigsten abstoßend war, ob seine Gefährten nicht zufällig Fremde seien? Er lachte und erwiderte mir: „Unter uns Eingeweihten wird slang gesprochen; das ist eine Sprache, die weder von den Bürgern, noch von der Polizei, noch von den Inländern verstanden wird, und das ist sehr gut, denn die Leute brauchen sich nicht um unsre Angelegenheiten zu kümmern." Das slang ist ein Kauderwälsch, mit Hülfe dessen sich die costers auf den Märkten und Wirthshäusern und auf der Straße unter einander verständigen.

Nach dem kurzen Frühstück zerstreuten sich die coster-mongers in die verschiedenen Stadtviertel Londons. Es war interessant, ihre Transportwerkzeuge zu sehen. Die Aermsten unter ihnen hatten Handwagen, die sie selber zogen, die meisten andern einen kleinen Karren mit einem Esel, und die vom Glück am meisten Begünstigten, hatten Ponies vorgespannt. Das Geschirr dieser Thiere variirte je nach der sozialen Stellung der costers, die Einen waren geschmackvoll gezäumt und trugen Zierrathen von Kupfer oder Wolle, und Andere waren mit elenden Stricken an die Karren gespannt. Zwischen Herren und Thieren schien das beste Einvernehmen zu herrschen; ich sah mehr als Einen coster sein Stück Brot mit seinem Esel oder Pony theilen.

Nord-Amerika.

Streitiges in den Ansichten über Amerika.

Oeffentliche Bauten und bürgerliche Wohnhäuser.

Am Schlusse meines letzten Artikels über die abweichenden Ansichten in Bezug auf Kultur und Civilisation in Nord-Amerika*) habe ich auf ein Merkmal hingedeutet, woraus man vielleicht am augenfälligsten den Charakter der amerikanischen Civilisation zu erkennen im Stande ist. Ich meine die Architektur. Sehr treffend sagt Herr W. Lübke in einem Artikel über die deutsche Architektur der Gegenwart: „Treuer als irgend eine andere Kunst spiegelt die Architektur den Geist der Zeiten. Wenn in den übrigen Künsten Wille oder Kraft eines Einzelnen leicht fördernd oder maßgebend einwirken kann, wenn sie vermöge ihrer ideelleren Stellung und ihres subjektiveren Gehaltes sich eher von allgemeinen Einflüssen frei zu erhalten vermögen, so erfüllt sich in der Architektur, weil sie vorzugsweise allgemeinen Zwecken und Ideen dient, das Wesen einer Zeit, eines Volkes so vollständig, spricht sich nach allen Seiten so markirt aus, daß man in einem Gesammtbilde der Architektur einer Epoche zugleich ein Gesammtbild der religiösen und staatlichen Einrichtungen, des gesellschaftlichen, privaten und öffentlichen Lebens, der Kulturstufe und der Geschmacksbildung empfängt." (Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte, October 1856.)

Man hat die Architektur eine gefrorene Musik genannt; wollte man diesen Vergleich auf die amerikanische ausdehnen, so müßte man dieselbe als gefrorene Mißtöne bezeichnen. Nirgends wohl in der civilisirten Welt zeigt die Anlage der Städte im Allgemeinen und die Physiognomie der Gebäude im Besonderen eine so geistlose Leerheit im Ausdruck, solche Eintönigkeit und Plattheit als in den Vereinigten Staaten. Je größer die Stadt ist, desto ermüdender und abstoßender wird dieser Anblick. — Wenn ich von einer Höhe das todte Häusermeer einer großen amerikanischen Stadt überschaute, worin die Häuser wie zusammengeschobene Kasten erscheinen, habe ich mich oft der Betrachtungen erinnert, die in Ritter's „Asien" aus dem Berichte eines geistreichen Reisenden beim Ueberblick von Nanking mitgetheilt werden, und dort mag die Fremdartigkeit der chinesischen Formen doch nicht ohne Reiz geblieben sein, während die amerikanischen Städte nur eine matte und korrupte Nachahmung der europäischen sehen lassen. Von den Vortheilen neuerer Stadtpläne ist nur die geradlinige Richtung der Straßen benutzt, während neuere Stadttheile in Europa zugleich zweckmäßiger und schöner angelegt sind. Dieser nichtssagende Ausdruck ist dergestalt in's Breite gezogen, wie schwerlich bisher in der Welt, und kündigt dem ankommenden Fremden, wenn er nämlich Verständniß dafür hat, die trostlos ausgedehnte Eintönigkeit an, die er zu erwarten hat.

Der merkantile Charakter, in welchem amerikanische Städte angelegt werden, bedingt schon die steifen Umrisse, nach denen sie heranwachsen müssen. Schon bei der Geburt werden sie in eine beschränkte Schablone eingezwängt, in deren endloser Wiederholung es nicht darauf ankommt, ob die Menschen, welche die Stadt bewohnen sollen, Luft und Licht und Annehmlichkeit finden, sondern ob diejenigen, welche sie anlegen, möglichst viel Geld machen. Auf irgend einem Fleck Erde, welcher bestimmt ist, eine Stadt zu tragen, zieht man gerade Linien für die Straßen. Vermöge deren Durchkreuzung werden Rechtecke oder Quadrate gebildet, auf denen man die von den Straßen getrennten Häusermassen (Blocks oder Squares) errichtet. Diese Blocks werden zu Baustellen (Lots) zerschnitten, deren schmale Seite nach der Straße liegt, etwa 25 bei 100 Fuß, zuweilen auch in abweichendem Verhältniß. Wohl bleiben für das Rathhaus, für Kirchen und Schulen einige Plätze frei, aber in demselben eintönigen Verhältniß. Für Promenaden, öffentliche Anlagen und dergl. bleibt in der Regel nichts übrig. Daher werden die Außenseiten amerikanischer Städte weder durch Vorstädte noch durch Promenaden umgeben, sondern von wüsten Baustellen, die deren Eigenthümer, bis sie ein Geschäft damit machen können, unbenutzt lassen, und auf denen inzwischen Disteln und Dornen wachsen. Will eine Stadt nicht aufkommen, so ist zwar Raum genug da, aber es ist eben nichts damit anzufangen; prosperirt sie aber, so steigt der Werth von Grund und Boden und ebenso die Miethe auf's allerschnellste zu enormen Preisen, und man wird in den bewohnten Theilen, trotz so vielen wüsten Raumes, auf dürftige Enge beschränkt. In manchen Fällen ist dieses schnelle Steigen blos durch Täuschungen erzeugt, und das hinaufgeschwindelte Städtchen geht mit einem Gefolge von Bankerotten ganz miserabel rückwärts. — Es wird nichts vorbedacht, Alles ist nur ganz kurzsichtig auf den nächsten, gierig ergriffenen Gewinn berechnet.

Wenn in großen Städten der Mangel an Raum, Luft und Reinlichkeit zu einem sehr eindringlich fühlbaren Uebelstand wird, bemüht man sich gewöhnlich zu spät, mit ungeheuren Kosten etwas frische Luft und Natur der Bevölkerung leichter zugänglich zu machen. In dieser Hinsicht ist charakteristisch, wie die größte Stadt Amerika's, New-York, eine Promenade verlor und eine neue gewonnen hat. Die alte Promenade ist die Batterie, welche an der Bai herrlich gelegen ist. Im Laufe der letzten dreißig Jahre ist aber der daran gränzende Theil der Stadt in langer Ausdehnung von Bewohnern fast entvölkert und mit Waarenlagern der Großhandlungen angefüllt worden. Schwerbeladene Karren, das Schleppen von Kisten, Fässern und Ballen mit unvermeidlichem Staub und Lärm mögen zwar in diesem Stadttheil sehr einträglich sein, aber gleichwohl ist die Promenade dadurch von dem bewohnten Theile der Stadt so gut wie abgeschnitten. Immer noch stehen schöne Bäume dort, immer noch weht die Seeluft von der Bai herüber, immer noch hat man die schöne Aussicht auf die weiten Gewässer und die Inseln, aber die Spaziergänger fehlen und statt deren hat sich allerhand unerquickliches Gesindel eingefunden.

Nun hat man ungefähr eine deutsche Meile von der Batterie aufwärts mit vielen Kosten den weit größeren Centralpark angelegt, der in der That eine Zierde von New-York zu werden verspricht. Denselben

* Vgl. Nr. 101—103 des „Magazin" von 1859, S. 404.

können aber, ohne zu fahren und viel Zeit aufzuwenden, wieder nur die wenigsten Einwohner erreichen. Tausende haben ihn noch nicht gesehen, andere Tausende hören und lesen die Kunde davon nur wie ein Mährchen von Weitem. Außerdem sind zwar in größeren Städten von jeher Baumanlagen angebracht worden, die aber zu klein und eintönig sind, um als Promenaden zu gelten, nämlich die öffentlichen und nicht öffentlichen Squares, die mit Bäumen ungefähr den Platz eines Square voll Häuser füllen. Vor den Häusern sind oft Baumreihen gepflanzt, die aber selten regelmäßig fortgeführt werden und in den lebhaften Geschäftsstraßen verschwinden. Bei einer so schlechten Architektur wie in Amerika können solche Baumreihen allerdings als Zierde dienen. Man liebt sie zwar hin und wieder auch in Deutschland, aber italiänische Stadtprospekte würden sie verunzieren. — Im Allgemeinen wird man sich in den Vereinigten Staaten vergeblich abmühen, Promenaden in europäischer Bedeutung herzustellen, denn das Bedürfniß, sich in freier Luft zu ergehen, ist bei der Bevölkerung sehr schwach.

Auf den oben bezeichneten schmalen Baustellen sind nun die Häuser sowohl zu geschäftlichen Zwecken wie zum Wohnen aufgeführt, und zwar mit einer Fronte von drei Fenstern auf 25 Fuß Breite. Eins darüber und gar fünf Fenster sind schon großer Luxus, weit öfter sieht man Façaden unter den durchschnittlichen 25 Fuß mit nur zwei Fenstern. Die Thüre ist auch bei dreifensterigen Façaden nur selten in der Mitte, sondern nach der Seite hin angebracht, was allerdings durch die gewöhnliche innere Einrichtung bedingt wird. In der Tiefe bedeckt das Haus die Baustelle ungefähr 65 bis 75 Fuß, so daß ein kleiner Hof übrig bleibt. Zuweilen wird derselbe noch durch ein Hintergebäude verengt, das mittelst eines schmalen Halses mit dem Vorderhause zusammenhängt. Ich übergehe die Blockhäuser, bei denen von Architektur nicht die Rede sein kann und die nur als provisorische Hütten gelten können, wenn sie auch nicht Wenigen zu dauernden Wohnungen dienen. Obgleich sie in Romanen und solchen Büchern, die man für Liebhaber des „fernen Westens" zur Unterhaltung verfertigt, als eine Art poetisches Element benutzt werden, so sind sie doch weit entfernt, einen malerischen Eindruck zu machen, und leisten auf Gemälden nicht einmal so viel, als jene Häuschen mit Strohdächern, welche vormals noch mehr als jetzt zu idyllischen Effekten ausgebeutet wurden, die aber Goethe, als er in Italien gewesen, froh war, aus seinen Landschaften los zu werden; ja ich habe in Polen aus Holz gebaute Häuschen gesehen, die für das Auge malerischer und ihrer inneren Einrichtung nach bequemer als die amerikanischen Blockhäuser waren, nicht zu erwähnen jene großen hölzernen Häuser, die man in der Schweiz und in Tyrol antrifft.

Dem Material nach, bestehen nun die übrigen Gebäude in den Vereinigten Staaten, besonders in den maßgebenden Städten aus Framehäusern und Brickhäusern (Häusern aus Backsteinen). Wenn hin und wieder Gebäude aus gebrochenen Steinen und in Landstrichen, die vom spanischen Amerika den Vereinigten Staaten annektirt sind, andere aus Adobes (in der Sonne getrockneten Bausteinen) aufgeführt werden, so kann dies nicht sonderlich in Betracht kommen, denn Backstein und Fachwerk sind die hauptsächlichsten Elemente nordamerikanischer Bauten.

Das in Deutschland gebräuchliche Fachwerk giebt aber keine richtige Vorstellung von dem amerikanischen Framewerk. Das Gerippe des letzteren wird durch dünne, ungefähr drei Zoll starke und auf der Schneidemühle geschnittene Balken hergestellt. Die äußeren Seiten verkleidet man mit horizontal aufgenagelten und etwas überschießenden Bretern, und im Inneren werden auf die Balken dünne Latten genagelt. Auf letztere wird Mörtel gestrichen und mit Geschick zu einer recht sauberen Wand geglättet. Zwischen derselben und den äußeren Bretern bleiben aber hohle Räume, die nur in seltenen Ausnahmen ausgefüllt werden. Daher sind dergleichen Häuser nicht allein im Winter sehr kalt, sondern auch der Aufenthalt einer großen Menge von Ungeziefer. In größeren Städten nimmt diese Bauart immer mehr ab, aber auf dem Lande und in kleineren Ortschaften ist sie sehr verbreitet. Der äußere Anstrich ist gemeinhin weiß, und wenn sie mit grünen Jalousien versehen und gut im Stande erhalten sind, haben die Häuser ein freundliches Aussehen. Manche, die an einer oder an mehreren Seiten mit Säulengängen versehen sind, machen einen malerischen Eindruck, der aber durch die Wiederkehr derselben Verzierung oder doch weniger Variationen und selbst im günstigsten Falle durch Magerkeit der Ausführung abgeschwächt wird. Die Architektur ist auch nicht leicht durchgeführt. Bald sieht man Säulen, welche der Antike entnommen sind, ohne daß doch die betreffende Ordnung, besonders auch in den übrigen Gliedern, richtig beobachtet wäre; bald sieht man, statt der Säulen, nur dünne, magere Pfähle, die den Namen der Pfeiler nicht verdienen. In Deutschland würden diese äußeren Galerien sich nicht gut anwenden lassen, da sie das Licht benehmen, in Amerika aber ist dies kein Hinderniß; da die Amerikaner gewohnt sind, sich in verdunkelten Zimmern aufzuhalten.

Die Backsteinhäuser werden meist im Rohbau ausgeführt, zwar mit sehr dünnen, aber wohlgefügten Mauern. Zu der Fronte bedient man sich gepreßter Backsteine, und die Fugen werden sauber weiß ausgestrichen. Da nun diese Bauart in den Städten bei Weitem überwiegt, ist Ziegelroth die vorherrschende Farbe der Häuserreihen. Anders gefärbte Häuser sind nur Ausnahmen; indeß ist im laufenden Decennium die Anzahl von Gebäuden, deren Fronten mit Platten gehauener Steine belegt werden, bedeutend gestiegen, und hierin ist New-York allen anderen Städten voraus; besonders haben die Häuser zugenommen, die mit weißem Marmor belegt sind. Da sieht man lange Reihen hoher Gebäude alle mit Marmorfaçaden. Dies nimmt sich stattlich, ja pomphaft aus und imponirt auch vielen Leuten, kann aber wegen Mangels guten Geschmacks, Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit in Composition und Ausführung auch nur mäßige Ansprüche an eine gute Architektur nicht befriedigen. Uebrigens wird, um den Kunden zu imponiren, der Marmor mehr zu Gebäuden für geschäftliche Zwecke als zu Wohnhäusern gebraucht. Zu letzteren verwendet man, wenn sie die Stufe der Backsteinwände überschreiten sollen, vorzüglich einen braunen Sandstein, der sich zwar anständig ausnimmt, aber den Façaden ein düsteres Aussehen giebt. — Der amerikanische Marmor ist zwar gröber als der italiänische, aber ein sehr fester Baustein und wird in großer Menge gebrochen.

Wie das ganze amerikanische Treiben voller Widersprüche ist, so findet man auch in der Architektur, trotz aller Oberflächlichkeit, einen Zug von Gediegenheit, den man oft in Deutschland vermißt. Auch an solchen Gebäuden nämlich, deren Wände nicht mit Steinplatten belegt sind, werden Verzierungen an Fenstergewänden und dergl., besonders in neuester Zeit, gemeinhin aus gehauenem Stein ausgeführt, während in Deutschland zu meiner Zeit dergleichen Ornamente gar oft aus Stukko gemacht wurden. Dagegen sind an neuen amerikanischen Bauten die übermäßig weit und schwülstig ausladenden Gesimse und Konsolen nur aus angestrichenem Holze. Die immer mehr einreißende Anwendung des Gußeisens zu ganzen Façaden und einzelnen Theilen droht die Straßen sehr zu verunzieren. Dergleichen Fronten, die gemeinhin in einem schwülstigen Phantasiestyl mit mehr Glas als Eisen zusammengesetzt werden, sehen einer großen Laterne ähnlicher als einem Werke der Baukunst. Freilich hat man in Europa (obwohl in England) die Glaspaläste nicht allein erfunden, sondern auch für bewunderswürdige Produkte der Kunst gehalten. Ob sie die Nachwelt als kolossale Laternen blos für Curiosa halten wird, hängt allerdings davon ab, wie diese Nachwelt beschaffen ist. Die Bauart aus Gußeisen und Glas scheint aber recht eigentlich für die Amerikaner erfunden zu sein. Alles nach der Schablone, Alles mit der Maschine, schnell fertig und recht willkürlich. Auch in Häusern aus Backstein werden die inneren Wände von dem oben erwähnten hohlen Framewerk gemacht, so daß sie ebenfalls mit Ungeziefer reichlich versehen sind, dagegen hat man die Bequemlichkeit, dergleichen leichte Wände nicht Mauer auf Mauer, sondern nach Belieben in den verschiedenen Stockwerken anzubringen. Die Dächer bestehen aus Schindeln, Schiefer oder roth angestrichenem Blech. Schindeln und Schiefer erfordern spitze Dächer und kommen vorzüglich an den älteren Häusern vor. Erstere sind beiläufig besser als die in Deutschland noch hin und wieder vorkommenden und bestehen aus glatten, kurzen Bretern, die, gehörig über einander gelegt, nicht leicht Nässe durchlassen. Die Blechdächer, deren man sich vorzüglich in neuerer Zeit bedient, sind so flach geneigt, daß man bequem darauf gehen kann. Durch den Wechsel der Witterung bekommen sie leicht Risse und bedürfen häufiger Reparaturen.

Die meisten Façaden der gewöhnlichen Backsteinhäuser sind kalt, mager und nichtssagend; oben und unten an den Fenstern Widerlagen aus gehauenem Stein, an den Thüröffnungen oft irgend eine Verzierung, durchschnittlich, wie erwähnt, drei Fenster in der Breite, die älteren Häuser meist zwei oder drei Fenster über einander und darüber Dachfenster, die neueren drei, vier und fünf Fenster über einander, im Allgemeinen schlechte Verhältnisse und nach Größe der äußeren Wand viel Fensterglas. Oft sieht man lange Reihen Häuser von derselben Höhe und derselben Bauart, wie eintönige Kasernen, nur durch die Thüren unterschieden, an anderen Stellen findet man sie von verschiedener Höhe nebeneinander. Die verzierten Gebäude (in der Minderzahl) sind meist aus neuerer Zeit. Die Nachahmung romanesker, an das Mittelalter erinnernder Stylarten ist jetzt bei Weitem von dem sogenannten italiänischen Styl überflügelt worden. Derselbe besteht darin, daß Fenster und Thüren mit Frontispizen in Dreiecken und Segmenten verziert werden, auch Roccoco in

Muschelwerk und allerhand ausschweifenden Formen wird nicht verschmäht. — Am erträglichsten wird dieser Styl bei Wohnhäusern ausgeführt, aber an Gebäuden zu geschäftlichen Zwecken, besonders an glänzenden Kaufläden und Waarenlagern, sind die Mißtöne noch weit schreiender. Da werden romanische Bogen und Säulchen, Renaissance und Roccoco mit der Willkür äußerster Unwissenheit und Gefühllosigkeit durch einander gemischt. Ungeheure, durch mehrere Stockwerke geführte Fenster wechseln mit kleineren. Die Architekten scheinen die Façaden eben so willkürlich zusammenzusetzen, wie die Modistinnen den Ausputz der Hüte und Mantillen. Das Publikum findet aber diese Herrlichkeiten eben so schön wie die Damen, welche den überladensten Putz kaufen.

Der Grundriß bleibt derselbe, wie bei den unverzierten Backsteinhäusern. Nur werden Verzierungen, die in der italiänischen Architektur weiter auseinander liegen und auf größere Mauerflächen berechnet sind, meist in schwerfälliger Ausführung auf die schmalen und hohen Façaden dicht an einander gehäuft, so daß der äußerste Grad von Ueberladung und Unruhe zum Vorschein kommt. Gleichwohl wird mit diesem Ausputz die geisttödtende Eintönigkeit wenig oder nicht beseitigt, denn jene Decorationen sind nur an der Vorderseite derselben Kasten angebracht, welche dieselben Fächer hergebrachter gesellschaftlicher Bedürfnisse oder dieselben Kaufläden und Waarenlager enthalten. Die Composition richtet sich immer wiederkehrend nach wenigen geistlosen Typen. Nirgends eine Spur von Originalität; Alles ist von europäischen Mustern entlehnt, das Wesentliche von der englischen Bauart. Es läßt sich aber nachweisen, daß noch vor fünfzig Jahren die europäischen Vorbilder, welche man nachahmte, besser verstanden wurden als heutzutage. Für Alle, die Geist und Sinn der Architektur verstehen, gehört eine gewisse Abhärtung dazu, um bei Durchwanderung der unabsehbaren Straßen den Eindruck der platten Physiognomie der Gebäude nicht peinlich zu empfinden; bei den Meisten aber, die früher wohl etwas davon gefühlt haben, ist diese Abhärtung längst in Abstumpfung übergegangen. Man spricht wohl von Palästen der Geldaristokratie, besonders in der fünften Avenue in New-York, aber Paläste, die diesen Namen verdienen, giebt es nicht. Die größeren Häuser, die man so nennt, haben zuweilen drei etwas weiter auseinander liegende Fenster, zuweilen auch fünf in der Façade und die Thüre in der Mitte, Alles nach diesseitigen Begriffen großer Luxus. Die Zahl solcher Häuser aber ist so gering und deren Architektur doch so unbedeutend, wenn nicht verschroben, daß sie die ausdruckslose Physiognomie der Städte nicht verändern können. Uebrigens sind auch in der berühmten fünften Avenue dergleichen Häuser sehr in der Minderzahl; bei Weitem die Mehrzahl hat nur die ewigen drei Fenster in der Façade und die Thüre, wie gewöhnlich nicht in der Mitte. Diesen Mangel an Palästen hat man dem Mangel an Geburtsaristokratie zugeschrieben. Dies ist nur zum Theil richtig, denn nicht Wenige aus der Geldaristokratie haben den besten Willen, sich möglichst aristokratisch hervorzuthun, aber nicht Geist genug, um es mit Geschmack im Stande zu sein. Auch kleben sie zu sehr am Schlendrian, um wenigstens durch große Räume nach außen ihren Häusern mehr Auszeichnung zu geben; lieber suchen sie im Innern mittelst Ueberladung durch künstlerisch werthlose Luxuswaaren oder durch Gemälde, die ungefähr in dieselbe Kategorie gehören, zu zeigen, daß sie Aufwand machen können. Der Hausstand ist auch keineswegs so einfach, als der geringe Umfang der Häuser anzukündigen scheint, denn bei den Familien der Geldaristokratie findet man sechs, sieben und mehr Diener. Wird aber Equipage gehalten, so sind die Ställe ebenfalls sehr kleine Gebäude. Die südliche Aristokratie der Sklavenhalter, die sich oft Ritterschaft nennt und unverhältnißmäßig viele Diener hat, ist aber noch weniger im Stande gewesen, sich durch Paläste oder Schlösser bemerklich zu machen, als die nördlichen Kaufleute und Geldmänner, deren größere Häuser die vornehmsten Wohnungen in den Vereinigten Staaten sind. —

Wie gern aber auch die wohlhabenden Amerikaner die europäische Aristokratie nachäffen, scheint ihnen doch der Luxus des Raumes unbekannt geblieben zu sein, und in einem Lande, wo so ungeheure Flächen wüst liegen, ist der Raum in den Wohnungen beschränkter, als im dicht bevölkerten Europa. Ich glaube zwar, daß man in Europa von dem alten Vorurtheil, in Amerika sei Alles so überaus praktisch, zurückgekommen ist; weil es aber auch hier Tausende von Deutschen giebt, welche behaupten, das Innere der amerikanischen Häuser sei überaus zweckmäßig, will ich diesen Punkt doch nicht ganz übergehen, obgleich man aus den beschränkten Umrissen schon auf eine sehr beschränkte Zweckmäßigkeit schließen kann. Gleichwohl fürchte ich, die Spalten dieser Blätter schon zuviel für Architektur in Anspruch genommen zu haben; ja ich fürchte, daß man vielleicht die einseitige Vorliebe eines Mannes von Fach dahinter vermuthet, und will daher nicht unterlassen zu bemerken, daß ich weder Architekt noch irgend eine Art von Künstler bin.

Ich muß mir daher für einen späteren Artikel die Bemerkungen über die innere Einrichtung der amerikanischen Häuser, über größere Gebäude und über Kirchen insbesondere vorbehalten. Vorläufig mag nur bemerkt werden, daß Kirchen und andere größere Gebäude an demselben Mangel an Geist und Originalität leiden, wie die gewöhnlichen Wohnhäuser, deren Zweckmäßigkeit nur unter gewissen, durchaus nicht immer vorkommenden Bedingungen zugegeben werden kann und dann noch, im günstigsten Falle, eine Zweckmäßigkeit mit Hindernissen ist. Müßte man aber auch diese Zweckmäßigkeit unbedingt anerkennen, so würde es immer ein trauriges Zeichen von dem Geiste einer Nation sein, wenn sie, auf nichts als das Nützliche bedacht, durchaus kein Gefühl für das Schöne und Erhabene an den Tag legte, um so trauriger aber, wenn die Zweckmäßigkeit durch Mode und Schlendrian beeinträchtigt wird, und man vom nackten Bedürfniß zu einem so kostspieligen als sinnlosen Luxus überspringt, der mehr verwirrt als erheitert, trotz alles Haschens nach Effekt die Eintönigkeit nicht unterbricht und nicht über den Eindruck der Ueberladung hinauskommt.

Es ist nicht schwer, selbst bei oberflächlicher Betrachtung der Straßen, den Mangel an Eigenthümlichkeit, Tiefe, Mannigfaltigkeit und Geschmack zu erkennen, welcher alle Richtungen der amerikanischen Bevölkerung bezeichnet. Auffallender möchte der Widerspruch zwischen dem amerikanischen Individualismus und dem Mangel an Individualität in den Bauwerken erscheinen, welche auf Befehl des unumschränktesten Autokraten hergestellt zu sein scheinen; allein der Individualismus kann wohl die Willkür begünstigen, aber Inhalt und Erfindung nicht vermehren. Die durchgehende Schablone zeigt eben die Einseitigkeit, welche alle Verhältnisse durchdringt; die Willkür des Individualismus wird aber an den Ornamenten und an der Composition größerer Gebäude als Karrikatur der Originalität sichtbar.

New-York. Albr. Böhme.

Mannigfaltiges.

— Die Schillerfeier in Triest. Wie die Augsburger „Allg. Ztg." meldet, hat die Schillerfeier in Triest mit unendlichen Hindernissen zu kämpfen gehabt, indem die dortigen Italiäner den von einem aus Nord- und Süddeutschen zusammengesetzten Comité erlassenen Aufruf zu einer solchen Feier für eine herausfordernde Demonstration erklärt hatten, während man auf deutsch-österreichischer Seite die Achseln zuckte, sich ängstlich zurückhielt und den Rath ertheilte, lieber gar keine Feier zu veranstalten, um gewissen Herren in Triest kein Aergerniß zu geben. In diesem Sinne verweigerte auch die deutsche „Triester Zeitung" die Aufnahme jedes, auf die Schillerfeier sich beziehenden Artikels, „da sie ihre italiänischen Abonnenten schonen müsse." Ja, diese Schonung, diese Rücksicht ist es, die das deutsche Elend in Triest zu hohen Jahren kommen läßt! Der talentvolle Redacteur der „Triester Zeitung," Herr Dr. Pipitz, ist zugleich der Secretair des Oesterreichischen Lloyd, oder vielmehr des „Lloyd Austriaco," wie er sich selbst nur nennt, und obwohl die Namen der Lloyd-Direktoren fast Alle deutschen Klang haben, hält dieses Institut doch streng darauf, daß die unter seinen Auspizien erscheinende deutsche Zeitung von Triest keine allzudeutsche Physiognomie bekomme. Nachdem nun gleichwohl am Adriatischen Meer eine Schillerfeier stattgefunden, hat diese Zeitung nur Worte der Theilnahmlosigkeit und des Hohnes dafür. „Höchlich bedauern," sagt sie, „müsse man die kleindeutschen Tendenzen, die sich dabei kundgegeben und eine Vertretung der deutschen Nationalität auf breitester Basis unmöglich machten." Aber wer anders kann denn dafür, als sie selbst, wenn die deutschen Oesterreicher Triest's aus kleinlichen, armseligen Rücksichten einer Feier zu Ehren des deutschesten aller deutschen Dichter nicht beiwohnen? Sie haben nicht den Muth, den Nichtdeutschen gegenüber gerade den edleren Theil des Deutschthums voranzustellen, und darum müssen sie es sich gefallen lassen, daß die Deutschen sowohl als die Nichtdeutschen sich von ihnen abwenden.

— Aus Weimar's goldenen Tagen. Eine der interessantesten Festgaben zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's, in bibliographischer Hinsicht jedenfalls die wichtigste, ist die, welche unter dem Titel: „Aus Weimars goldenen Tagen," von C. G. Wenzel,* in der würdigsten

* Dresden, Arnold.

äußeren Ausstattung erschienen ist. Die Schrift liefert einen werthvollen Beitrag zu einer möglichst vollständigen Goethe- und Schiller-Literatur, und der Verf. ist mit Recht der Meinung, daß, wenn dieser Zweck erreicht werden, er selbst auch seine Aufgabe gelöst habe, da, wie er sagt, „eine absolute Vollständigkeit der gedachten Literatur den fortwährenden Erscheinungen im Buchhandel gegenüber sich ohnedies nicht erreichen läßt." Unzweifelhaft giebt diese Festgabe, die zugleich ein Denkmal der tiefsten Verehrung und innigsten Liebe ist, eben so „Kunde von Deutschlands wahrer Größe und geistiger Macht," als sie ein rühmliches Zeugniß deutschen Fleißes und deutscher Sorgfalt liefert. Außer biographischen und bibliographischen Mittheilungen über die fürstlichen Personen aus Weimars goldenen Tagen: Anna Amalia, Karl August, Louise Auguste und Konstantin, gewährt sie auf S. 11—352 die reichhaltigste Zusammenstellung literarisch-bibliographischen Apparates über Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke, so wie über ihre Freunde, Familie, u. s. w. Der Hauptinhalt bezieht sich auf die Werke, Dichtungen und Schriften von Goethe und Schiller, deren Ausgaben, Recensionen, Kommentare und Kritiken, Uebersetzungen, Nachahmungen, musikalische Compositionen, Illustrationen, u. s. w., und in dieser Beziehung enthält jener Apparat einen Schatz, von dessen Reichhaltigkeit Niemand eine Ahnung hat, und der in der That an's Unglaubliche gränzt. Daß der Schatz sogar unerschöpflich, nämlich unerschöpflich in dem Sinne ist, daß selbst diese reichhaltige Zusammenstellung noch nicht als vollständig und erschöpfend angesehen werden kann, das wird, so wahr es ist, doch dem Herausgeber selbst theils an und für sich, theils nach dem, was er offen bemerkt und zugestanden hat, Niemand zum Vorwurfe anrechnen. Auch hier soll dies durchaus nicht geschehen, obwohl wir nachstehend Einiges nachtragen.

Zu S. 156 fehlt: „Der Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's, von Dr. E. W. Weber. Weimar, 1854.

Der „Erlkönig" (zu S. 126) ist auch in's Neugriechische von Alex. Rizos Rangawis in dessen *Διάφορα Ποιήματα* (Athen, 1840), Bd. 2. S. 351 ff. übersetzt worden.

Ebenso giebt es (zu S. 288) von Schiller's „Idealen" eine lateinische Uebersetzung von Dr. Freyberg, Abendz. 1838. Nr. 179, und „Der Graf von Habsburg" ist von der Italiänerin Codige de Battisti di S. Giorgio, als Anhang zu ihrer Uebersetzung der „Maria Stuart" (Verona, 1829), in's Italiänische übersetzt worden.

— Russische Presse in Berlin. In dem Verlage von Ferdinand Schneider in Berlin erscheinen von Zeit zu Zeit Werke in russischer Sprache, meist Produkte älterer Schriftsteller, die bisher wegen Censur- oder anderer Hindernisse im Vaterlande derselben nicht zur Veröffentlichung gekommen. So liegen uns jetzt wieder zwei Bücher vor, wovon sich das eine als eine „Tragödie" von Krylov (st. 1844), das andere als ein Bruchstück aus der russischen Geschichte von Polewoi (st. 1846) präsentirt*, bei welchen wir aber leider jede Andeutung der Gründe vermissen, die ihre bisherige Publication verhindert oder ihre nunmehrige veranlaßt haben. Die sogenannte Tragödie des bekannten Fabeldichters ist eine triviale und trotz ihrer Kürze recht langweilige Posse, die möglicherweise eine Parodie auf die einst in Rußland gangbaren Nachahmungen französisch-klassischer Trauerspiele vorstellen soll, deren Komismus aber hauptsächlich in dem Radebrechen der russischen Sprache durch die beiden Helden, einen Deutschen und einen Polen, zu bestehen scheint. Politische Beziehungen haben wir in derselben nicht zu entdecken vermocht und hätte unserer Ansicht nach das ganze Opus füglich ungedruckt bleiben können. Das „historische Bruchstück" behandelt die Regierung Johanns des Schrecklichen — ein für den russischen Absolutismus allerdings nicht sehr schmeichelhaftes Thema, dessen Darstellung aber wohl schwerlich einem Censurverbot unterlegen haben kann, da die von Polewoj nur flüchtig skizzirten Scheußlichkeiten jenes wahnsinnigen Tyrannen schon längst von Karamsin (im neunten Bande seiner „Geschichte") in allen ihren haarsträubenden Details geschildert wurden. — Die Ausstattung beider Schriften ist äußerst sauber, und die russischen Typen machen der Officin von G. Pätz in Naumburg Ehre; die etwas zu zahlreichen Druckfehler entschuldigt vielleicht unleserliches Manuskript.

* Трумфъ, трагедія въ двухъ дѣйствіяхъ. И. А. Крылова. Берлинъ 1859.

Царствованіе Іоанна Грознаго. (Отрывокъ изъ Исторіи Госуд. Россійскаго.) Н. А. Полеваго. Берлинъ 1859. (Berlin, Schneider.)

— Juan Caballero's Novellen. In Nr. 31—32 des „Magazin" vom 12. März 1859 haben wir auf die andalusischen Sittenromane dieses in Spanien lebhafte Theilnahme findenden, pseudonymen Novellisten aufmerksam gemacht, der es, wie Walter Scott zur Zeit der größten Beliebtheit seiner Romane, liebt, sich in das mystische Dunkel eines „großen Unbekannten" zu hüllen, weil das auch seinen Büchern in den Augen des Publikums einen eigenthümlichen Reiz verleiht. „Juan" und „Caballero" sind Namen, die in Spanien so verbreitet sind, wie bei uns „Johann" und „Schulze." Als die Feuilletons der Madrider Zeitungen die ersten Erzählungen mit dieser Namens-Unterschrift brachten, zerbrach man sich den Kopf, wer wohl eigentlich der Verfasser dieser geistvollen, aus dem Leben gegriffenen Skizzen sein möge, da Niemand zweifelte, daß „Juan Caballero" eben nur eine angenommene Firma sei. Die Einsendungen Caballero's waren meistens aus Cadix oder Puerto-Sta. Maria datirt, und da an beiden Orten die durch vielfache schriftstellerische Arbeiten bekannte Familie Böhl von Faber wohnt, so hielt man die an einen vornehmen andalusischen Hidalgo verheiratete älteste Tochter des deutschen Herausgebers der „Floresta de rimas antiguas castellanas" für die Verfasserin der Novellen, die übrigens ebenso durch ihre Vorzüge, wie durch ihre unverkennbaren Mängel, ihren weiblichen Ursprung verrathen. In Folge einer Anfrage, die der Breslauer Verleger einer von A. Geyder übersetzten Sammlung dieser Novellen veranlaßte, hat zwar die „große Unbekannte" ihre Identität mit der Tochter unseres geschätzten Landsmannes geleugnet und die Versicherung ertheilt: „Ich bin Don Fernan Caballero;" doch dies ist gerade soviel, als ob Jemand versichern wollte: „Ich bin Herr von N. N." Außer Geyder hat übrigens auch der durch seinen langjährigen Aufenthalt in Spanien bekannte L. G. Lemcke in Braunschweig angefangen, eine Uebersetzung der Novellen von Juan Caballero herauszugeben, und namentlich ist von ihm bereits „La Gaviota" (die „Möwe," der „Seevogel") erschienen, während Dr. A. Geyder mit „Clemencia" begonnen, deren Analyse wir in Nr. 32 des „Magazin" geliefert.

— Völkerschaften von Marokko. Die Mehrzahl der marokkanischen Bevölkerung bilden die Berberen, die Numiden der Römer. Bis zur Invasion der Muselmänner besaß diese Rage alle jene weiten Gegenden zwischen dem Ozean, dem Mittelländischen Meere, das rechte Ufer des Senegal bis nach Aegypten. Die Berberen theilen sich in Amazirgen und Schellocks, deren Sprache übrigens wenig verschieden ist und die ihren Namen nach der Gegend verändern, z. B. Kabylen in Algerien, Zuaven in Tunis, Adems in Tripolis, Tualen oder Tuaregs in der großen Wüste. In Marokko erkennt nur der kleinere Theil derselben die Oberherrschaft des Kaisers an. Um sie im Zaum zu halten, zwingt dieser ihre Chefs, als Geißeln an seinem Hofe zu leben. Demungeachtet ist seine Autorität nur nominell gegenüber den Omzarghs oder Marabuten, welchen jene Stämme unbedingt gehorchen. Die Amazirgen wohnen vom Riff bis Tafilet in etwa zwanzig Stämmen. Sie haben europäische Physiognomie, treiben Ackerbau und Viehzucht, sind stolz auf ihre Unabhängigkeit und Freiheit, bewohnen daher auch in der schlechten Jahreszeit lieber die höchsten Berge, als daß sie sich der Polizei in den Thälern unterwerfen. Uebrigens streiten sie fortwährend mit einander, und der kleine Krieg nimmt kein Ende. Blut- und Erbrache geben fortwährend neuen Stoff und ersticken alles menschliche Gefühl, oft auch empören sie sich gegen ihre Vorgesetzten, und der Kaiser hat beinahe alljährlich einen Feldzug nach den Höhen des Atlas zu unternehmen. Die Schellocks sind die Berberen des Südens, ihre Sitten sind ähnlich wie die ihrer Stammverwandten, jedoch treiben sie vorzugsweise Jagd und wohnen in den Wäldern der höchsten Berge. Man beschreibt sie als sehr robust und kräftig, obwohl sie niemals Fleisch essen und nur von Honig und Gerste leben.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt korrespondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 146-148. Sonnabend, den 10. December 1859. 28. Jahrgang.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Der zehnte November in Amerika.

Die deutsche „New-Yorker Staatszeitung" von Freitag, 11. Nov. 1859, die uns durch freundliche Aufmerksamkeit der Redaction (Herausgeber: Oswald Ottendorfer) direkt zugegangen, ist gewiß eines der interessantesten, zahlreichen „Schiller-Säkularblätter," die zur Feier des großen Dichters erschienen sind. Die vierzig enggedruckten Riesenspalten dieses Blattes sind fast ausschließlich der Beschreibung der Schillerfeier in den Vereinigten Staaten gewidmet, vorzugsweise natürlich der Feier in New-York und seinen Nebenstädten Hoboken, Brooklyn und Williamsburg selbst, wo sie bereits am 8. Nov. Abends begonnen hatte, aber auch Korrespondenz- und ausführliche telegraphische Berichte über die Feier am 10. Nov. in Philadelphia, Washington, Boston, Baltimore, Cincinnati, St. Louis, Chicago, Milwaukie, Buffalo ꝛc. ꝛc. fehlen nicht, und zwar in einem Blatte, das am 11. November Morgens in New-York ausgegeben wurde! Von den wackeren, deutschen Typographen, die durch ihre Nacht-Arbeit dem heimatlichen Dichter auch ihre Huldigung dargebracht, wird am Schlusse gesagt: „Während Alles in heiterer Bewegung hin- und hereilte, Jedermann im Kunstgenusse glücklich war, mußten sie ernst und schweigsam am Setzkasten stehen — sie, die Verkörperer des geschriebenen Wortes. Die Verehrung des großen Dichters erfüllte zwar auch sie, allein sie hatten ihn durch ihr gewöhnliches Tagewerk zu ehren. Und waren sie auch die Ersten, die den Bericht über die Festlichkeiten zu lesen bekamen, so fehlte doch die Freude der unmittelbaren Anschauung." Die Redaction selbst bittet, wenn in dem Festberichte hier und da Etwas übergangen sein sollte, es mit der Eile der Arbeit zu entschuldigen, und fügt dann hinzu: „Bei der zweiten Säkularfeier der Geburt Schiller's wird die Maschinerie der Publizistik weiter entwickelt und das Fest-Referat in seiner Vollständigkeit tadelfreier sein."

„Das Schiller-Jubiläum in der Union," sagt die New-Yorker Staatszeitung, „war ein Fest, wie es die deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten noch nie gefeiert. Möge die Kunde davon beflügelt in's alte Vaterland bringen und jede Wallung, die in Amerika die Adern deutscher Bildung durchströmt, auch im Herzen unserer Nation, auf Deutschlands kunstbebautem Boden, wiedergefühlt werden! Stolz sage es sich der Deutsche, dessen Heimat noch auf alter Mutter-Erde ruht, daß durch jene Regionen, wo bei der Geburt Schiller's noch der rauhe Pfeil des Indianers durch die Wildniß schwirrte, bei der Säkularfeier der elektrische Funken als Vermittler seiner in Kunstleistungen wetteifernden Stammgenossen arbeitete, um den Ruhm des Dichters zu verherrlichen."

Es würde den uns zugemessenen Raum weit überschreiten, wenn wir hier eine Uebersicht der unzähligen Feste, Reden, Gedichte, dramatischen, musikalischen und bildlichen Darstellungen, Fackelzüge und Illuminationen geben wollten, über welche die New-Yorker Staatszeitung aus allen Gegenden der Union, „vom nordöstlichen Winkel Neu-Englands bis zu den Gränzbezirken von Texas, von den Städten des Golfes bis an die fernsten Ansiedelungen der westlichen Ebenen, ja bis an Kaliforniens blühende Gestade," berichtet. Genug, daß auch in Amerika Nord- und Süddeutsche, Sachsen und Schwaben, Preußen und Bayern, Oesterreicher und Schweizer durch Schiller's Namen sich vereinigt zu Einem Volke fühlten und zum ersten Male in einem gemeinsamen Vaterlandsgefühle sich begegneten.

Auch die englisch-amerikanische Presse weist auf diese schöne Uebereinstimmung der Deutschen hin, wie sie es auch an trefflichen Worten über Schiller bei dieser Gelegenheit nicht fehlen läßt. So sagt die „New-York Tribune," bekanntlich das verbreitetste englische Blatt der Union: „Wo immer Deutsche, dieses wanderlustige Volk, sich niedergelassen, da können wir auch die Lieder Luther's und Schiller's hören, die sie mitgebracht. Es ist wohl möglich, daß der amerikanische Leser, insbesondere der literarisch gebildete, mehr von Goethe gehört und darum vielleicht annimmt, daß dieser der größte, deutsche Dichter sei; aber wer je einen Blick in das Herz des deutschen Volkes gethan, der hat gefunden, daß Schiller der Lieblingsdichter desselben ist.... Unseren deutschen Mitbürgern gereicht der Enthusiasmus, der sich schon in ihren Vorbereitungen zur Schillerfeier kundgab, zur größten Ehre, und ihr Beispiel verdient Nachahmung. Ihre Nation hat zu jener Literatur, die nicht einem einzelnen Lande blos angehört, sondern Gemeingut der ganzen Welt zu werden bestimmt ist, reichlich beigesteuert. Solche Feste werden die Welt mit diesen Leistungen der Deutschen mehr vertraut machen und sie belehren, was diese eigentlich sind."

Präsident des Schiller-Comité von New-York war Dr. Löwe (von Kalbe), der in der großen Festversammlung am 10. November auch die sehr verbindlichen Dankschreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten, James Buchanan, des österreichischen Gesandten in Washington, Hülsemann, des preußischen Gesandten, v. Gerolt, und Washington Irving's verlas, die sämmtlich verhindert waren, bei dem Feste in New-York, zu welchem sie eingeladen waren, zu erscheinen. Von den Festreden, die in dieser Versammlung von den Herren Dr. Löwe, Dr. Schramm, Dr. Wiesner, dem berühmten amerikanischen Dichter W. C. Bryant und dem nicht minder bekannten amerikanischen Richter Daly gehalten wurden, theilen wir in Nachstehendem den Vortrag Bryant's mit, weil es für unsere Leser interessant sein wird, das, was der berühmte Anglo-Amerikaner über Schiller gesagt, mit dem zu vergleichen, was wir kürzlich aus dem beredten Munde eines Polen vernommen:

„Es wäre eine Anmaßung, wenn nicht eine Absurdität, wenn ein Amerikaner in der Gegenwart von Deutschen, welche in einem Grade, der nicht von uns erwartet werden kann, mit Allem, was er geschrieben, vertraut sind, und die viel befähigter sein müssen, den Geist seiner Werke in

allen Einzelheiten zu erfassen, über den literarischen Charakter Schiller's sprechen wollte. Erlauben Sie mir aber zu sagen, daß Schiller's Name, mehr als der irgend eines anderen Dichters seines Landes und zwar eben aus dem Grunde, weil er ein großer tragischer Dichter war, nicht allein der Literatur Deutschlands, sondern der ganzen Welt angehört. Die Deutschen selbst haben uns diese Wahrheit in Betreff tragischer Dichter gelehrt. Nirgends in der Welt wird unser Shakespeare eifriger studirt, als in Deutschland, nirgends sind seine Werke gründlicher kritisirt worden, und die deutschen Uebersetzungen seiner Dramen sind einzig in ihrer Art.

„Wohl mögen wir deshalb den Landsleuten Schiller's zurufen: „Schiller gehört euch, aber er gehört auch uns an. Es war euer Land, wo er geboren, aber die Völker aller Länder haben ihm das Bürgerrecht ertheilt. Der Einfluß seines Genius hat längst die Gränzen überschritten, innerhalb deren seine Muttersprache gesprochen wird, und er wird jetzt in der dramatischen Literatur der ganzen Welt wahrgenommen. In einer oder der andern Form, ohne daß dabei freilich die originale Pracht und Schönheit erreicht sein mag, aber immerhin herrlich und voll des mächtigsten Eindrucks auf den menschlichen Geist, sind seine Dramen das gemeinschaftliche Eigenthum der ganzen Welt geworden. Seine Personen findet man auf unserer Bühne, die Worte, welche er ihnen in den Mund gelegt hat, hört man an unserem häuslichen Herde. Wir zittern abwechselnd vor Furcht und Hoffnung; wir werden vor Bewunderung bis zu Thränen hingerissen, wir zerfließen in solchen vor Mitleid; es ist Schiller, welcher die kräftigste Saite anschlägt, welcher zu unserem Herzen dringt. Er nöthigt uns zum schmerzlichsten Mitleid mit seinem Räuberhauptmann; wir werden Mitverschwörer Fiesco's und legen uns seiner edlen Gemahlin zu Füßen; wir werden von Kummer erfüllt für den jungen, großherzigen, edlen, unglücklichen Don Carlos und von nicht geringerem Schmerz für die arglose, engelgleiche Elisabeth; er blendet uns mit dem hochfliegenden Ehrgeize, er erschüttert uns durch den majestätischen Fall Wallenstein's; er macht uns weinen um Maria Stuart und um die Jungfrau von Orleans; wir gerathen außer uns vor Bewunderung und Entzücken über den glorreichen Aufstand, welchem Wilhelm Tell zum Siege verhilft. Gestattet uns denn, Theil zu nehmen an den Ehren, welche ihr seinem unsterblichen Andenken erweist, Frühlings-Veilchen auf sein Grabmal zu schütten und es mit Immergrün zu umwinden.

„Wir in diesem Lande besonders müssen Schiller ehren als den Dichter der Freiheit. Er war einer von Denen, welche mit Cowper sagen könnten, wenn er etwas dem menschlichen Auge Sichtbares oder von Menschenhänden Gebildetes anbeten könnte, so würde er der Freiheit einen Altar errichten und dort Morgens und Abends sein Gebet verrichten. Schiller schrieb seine Erstlingswerke, als unser Land mit Großbritannien um seine Unabhängigkeit kämpfte, und sein Genius erlangte seine Reife, eben als wir Frieden mit unserem mächtigen Gegner geschlossen hatten und als reife Nation dastanden. Damals schuf der Dichter sein herrliches Drama „Don Carlos," worin der Marquis Posa dem Tyrannen Philipp von Spanien das große Gesetz der Freiheit auslegt. In dem Drama „Die Räuber," einer Jugendarbeit Schiller's, spricht sich ein heftiger, vernichtender Zorn gegen die menschliche Gesellschaft, wegen der Mißbräuche, welche sie duldet, aus, ein beinahe plan- und zielloser Enthusiasmus für Reform, aber in seinen späteren Werken finden wir die wahre Philosophie der Reform ruhig und klar niedergelegt. Der Marquis Posa sagt Philipp, obwohl sein Kopf auf dem Spiele steht, Wahrheiten, die er nie zuvor gehört, er beschwört ihn, seinen Thron auf das Glück und die Liebe seines Volkes zu bauen, indem er ihm die demokratische Lehre vorhält, daß kein Band den Bürger fesseln sollte, als das der Achtung und Heilighaltung der Rechte seiner Brüder, wie seiner eigenen, und den bevorstehenden Ausbruch der Herrschaft der Freiheit, des Völkerfrühlings, auf welchen wir aber leider heute noch warten, in prophetischem Geiste verkündet.

„Und doch war Schiller kein toller Neuerer. Er sah, daß die Gesellschaft der Reinigung bedürfe, aber er wünschte nicht, daß sie mit der Wurzel ausgerissen werde — er wollte Reform, aber nicht Zerstörung. Was veraltet in ihren Gebräuchen und Gesetzen, wollte er womöglich verbessern und den jetzigen Bedürfnissen der Menschheit anpassen. Ich erinnere mich einer Stelle, worin seine Achtung vor solchen Institutionen, wodurch man in vergangenen Jahrhunderten die Macht der Herrscher zu beschränken und in den rechten Gränzen zu halten suchte, wunderschön ausgedrückt ist. Ich zitire sie aus der gediegenen Uebersetzung Wallensteins von Coleridge. Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß ich keine englische Uebersetzung irgend eines längeren Gedichtes kenne, welche, wenige Stellen ausgenommen, so vollständig das Original wieder giebt, als diese, und daß, wenn wir die übrigen dramatischen Werke dieses Dichters von demselben Manne übersetzt hätten, wir einen englischen Schiller hätten, welcher dem deutschen würdig an die Seite gestellt werden könnte. „Mein Sohn," sagt Octavio Piccolomini zu dem jungen Helden Max:

> „Mein Sohn, laß uns die alten, engen Ordnungen
> Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
> Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
> An seines Drängers raschen Willen band:
> Denn immer war die Willkür fürchterlich —
> Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
> Er ist kein Umweg. — — —"
>
> (My son, of those old narrow ordinances
> Let us not hold too lightly. They are weights
> Of priceless value, which oppressed mankind
> Tied to the volatile will of the oppressor.
> For always formidable was the tongue
> And partnership of free power with free will.)

„Und dann, indem er bemerkt, daß, was zermalmt und vernichtet, direkt auf sein Ziel losgeht, wie die Kanonenkugel und der Blitzstrahl, Alles zerschmetternd, was ihnen in den Weg kommt, während die alten Ordnungen, welche für die soziale Maschine von so großer Bedeutung sind, zu deren Besten auf Umwegen auf ihr Ziel lossteuern:

> „Mein Sohn! die Straße, die der Mensch befährt,
> Worauf der Segen wandelt, diese folgt
> Der Flüsse Lauf, der Thäler freien Krümmen,
> Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
> Des Eigenthums gemess'ne Gränzen ehrend —
> So führt sie später doch zum Ziel."
>
> (My son, the road the human being travels,
> That on which Blessing comes and goes, doth follow
> The river's path, the valley's playful windings,
> Curves round the corn-field and the hill of vines,
> Honoring the holy bounds of property,
> And thus, secure, though late, leads to its end.)

„Schiller erkannte die große Wahrheit, daß alte Gesetze, wenn man nicht auf seiner Huth ist, leicht in Mißbräuche ausarten, und wußte, daß beständige Auffrischung die nothwendige Bedingung eines freien Gemeinwesens sei; aber bei dieser Auffrischung sollte nicht vergessen werden, daß in den Adern der Lebenden dasselbe Blut fließt, wie in denen ihrer Vorfahren. Er wollte, daß die neuen Kleider dem Körper, für den sie bestimmt sind, so angepaßt werden, wie es dessen Verhältnisse, ja auch dessen Mißverhältnisse erheischen. Er wollte, daß das Alte sich stufenweise in das Neue umwandle, ohne Gewalt und deren Begleiter, Verwirrung und Elend!"

Das Schillerfest in Paris und im Elsaß.

Die Revue de l'instruction publique sagt von diesem Feste: „Es war ein Aufruf an die Eintracht, die Brüderlichkeit und die Versöhnung der Völker, der am 10. November in unserm Cirque de l'Impératrice Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiäner, Russen, Polen und andere Nationalitäten vereinigt hatte. Dieses Gefühl sah man auf allen Gesichtern ausgedrückt, gab sich in den unzähligen, herzlichen Händedrücken kund, die man empfing und wiedergab, und bezeichnete den wahren Charakter eines Festes, das noch lange in den Erinnerungen aller derjenigen fortleben wird, die daran Theil genommen.

„Meyerbeer hatte, wie man weiß, seine Mitwirkung versprochen, und sein Marsch, wie seine Cantate, von wahrhaft ergreifender Majestät und durchweg originell, sind von zahlreichen Choralmassen und von einem vortrefflichen Orchester ausgeführt worden. Die Ouverture zu Weber's „Oberon" und das Finale der neunten Symphonie von Beethoven haben den musikalischen Theil des Festes vollendet.

Herr Ludwig Kalisch hielt einen Vortrag, in welchem er die Bedeutung Schiller's in sehr eindrucksvoller Weise würdigte. Alle Gemeinplätze, wie sie über einen solchen Mann und an einem solchen Tage nur allzu geläufig sind, vermeidend, wurde er von den Versammelten besonders warm applaudirt, als er, nachdem er von der Hochherzigkeit und dem Edelsinne Schiller's gesprochen, an alle hier bei dem Feste vertretenen Nationalitäten sich wandte und dann besonders an Frankreich, dem er für seine Theilnahme an dieser deutschen Feier dankte.

„Demnächst trat Herr Bogumil Dawison auf und las den dritten Akt des „Don Carlos." Der Name dieses Künstlers, der als der

erste jetzt lebende Schauspieler Deutschlands angesehen wird, war bisher in Frankreich wenig oder gar nicht bekannt. Aber auch diejenigen Zuhörer, die nicht deutsch verstanden, folgten seinem warmen, energischen, zuweilen etwas barschen (rude) Vortrage mit lebhaftem Interesse. Herr Dawison ist, wie wir hören, Pole von Geburt und ist nach einem sehr bewegten Leben, nachdem er früher Journalist in Warschau gewesen, zuerst als Schauspieler in seiner Muttersprache aufgetreten. Nachdem wir ihn gehört, können wir uns sehr wohl denken, welche Theilnahme er in Deutschland in seinen Hauptrollen findet, unter denen uns vorzugsweise die des Richard III. als seine beste Schöpfung genannt wird."

* * *

Die deutschen Kinder des Elsasses haben zwar nicht in dem Maße Liebe und Anhänglichkeit für das alte Land der deutschen Treue behalten, wie die über das Meer gewanderten Deutschen und deren Kinder, aber so ganz vergessen, als Viele meinen, ist Deutschland doch auch nicht dort. In dem gewerbreichen Mülhausen (oder Mulhouse, wie es sich jetzt meistens nennt) kam unter Anderm eine Schillerfeier zu Stande, an deren Spitze der durch seine deutschen Dichtungen rühmlichst bekannte Professor August Stöber, sowie der Herausgeber des deutschen „Sonntagsblatt" von Mülhausen, Herr Fr. Otte, standen. Das gedachte „Sonntagsblatt" sagt darüber: „Es ist nicht zu leugnen, daß die Universitätsstadt Straßburg, wo zu Füßen des Erwin-Domes so viele ausgezeichnete Männer lehren und wirken — daß die Stadt, wo Goethe, Herder, Jung-Stilling, Lenz und Andere ihre schönsten Jugendjahre verlebten, der geeignetste Ort zur Feier des Schillerfestes gewesen wäre. Da Straßburg jedoch aus unbekannten Gründen* keinen Anstoß dazu gab; da Kolmar, der altberühmte Sitz elsassischer Meistersänger, der Geburtsort Pfeffels, stumm blieb; da Schlettstadt, auf dessen Lehrstühlen zur Zeit der Reformation die bedeutendsten Männer des Landes saßen, keine Miene machte, sich zu erheben, so kam es Mülhausen zu, die ersten Schritte zur Feier des Schiller-Säkularfestes zu thun, und es wurden dieselben vom schönsten Erfolge gekrönt."

Hauptsächlich waren es die Mitglieder einer seit zehn Jahren in Mülhausen bestehenden, literarischen Gesellschaft, sowie einige in der Nähe der Stadt wohnende Schweizer und Deutsche, die an der Feier sich betheiligten, bei welcher Herr Aug. Stöber die Festrede hielt und der Gesangverein unter Leitung des Herrn Maisch Schiller'sche Lieder vortrug. Ein Festgedicht des Herrn Otte fand sehr vielen Beifall, besonders nachstehende Strophe:

„So lange wir noch Luther's Bibel lesen
Und doch der Schönheit ewig Banner schwingen;
So lange noch vom Gipfel der Vogesen
Nebst Frankreichs Liedern deutsche Lieder klingen;
So lange wir noch nach selbsteignem Wesen
In Wissenschaft, in Kunst und Sprache ringen;
So lang wir uns der Väter werth erweisen,
Wirst Du, o Schiller, unser Liebling heißen!"

Schillerfeste in Schweden.

Das Schillerfest in Stockholm wurde am 10. November Mittags mit der Ouverture zu „Wilhelm Tell" eröffnet. Nach einem Prolog wurde der „Ritter Toggenburg" (Musik von Geijer) gesungen. Die Festrede hielt Magister Nils Arfridson, über Schiller's Leben und Werke, sowie über das Freiheitsgefühl und die hohe lyrische Begeisterung, welche die Hauptzüge seiner Dichtungen ausmachen. Nachdem „des Mädchens Klage" (von Schubert) gesungen worden, wurde die Romberg'sche Musik zum „Lied von der Glocke" aufgeführt. — Im Königl. Theater wurde an demselben Abend „Wallenstein's Tod" gegeben.

In Gothenburg fand am 9. November Abends eine Feier Statt, an deren Spitze der dortige „deutsche Verein" stand. Nach der Ouverture wurde die Festrede von Dr. C. Heinemann gehalten; sie hatte Schiller's Einfluß auf die Mit- und Nachwelt, sowie seine Bedeutung für das Ausland, zum Gegenstande. Nachdem Schiller's von Blumen und Flammensternen umgebene Büste unter Gesang enthüllt worden, wurde das „Lied von der Glocke" vorgetragen und durch „lebende Bilder" unter Musikbegleitung illustrirt. Ein Festessen beschloß die Feier. — Am 10. November wurde im Theater, nach der Vorstellung der Tragödie „Axel och Walborg," ein Telegramm an das Fest-Komité zu Weimar abgesandt, welches die Theilnahme des Publikums an den in Deutschland gefeierten Festen ausdrückte. Hierauf wurde, nach der Ouverture zu „Tell," Schiller's „Lied an die Freude" unter Gesangbegleitung der Chöre deklamirt. Zum Schlusse zeigte sich Schiller's Büste von der Muse bekränzt, und von den Hauptfiguren seiner Theaterstücke umgeben, im Hintergrunde.

Zur Geschichte der Schiller-Verehrung.

Das Cotta'sche Schiller-Album.

Dieses ältere Schiller-Album, das wir der jetzt lebenden Generation inhaltlich vorzuführen und damit sein Ehrengedächtniß zu erneuern wünschen, erschien im J. 1837 als „Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart," begleitet von einem Stahlstiche (darstellend die daselbst im Mai 1839 errichtete Statue des Dichters von Thorwaldsen) und einem Facsimile (Brief Schiller's aus Jena d. d. 24. Juni 1793 an seine Landsmännin, die Künstlerin Ludovike von Simanowitz geb. Reichenbach in Ludwigsburg).*

Ein Verein notabler Männer in des Dichters Heimat, von welchen dieses Unternehmen ausging, hatte durch ganz Deutschland einen Aufruf oder Programm ergehen lassen und zu kurzgefaßten und eigenen Beiträgen in gebundener oder ungebundener Rede eingeladen. Zahlreich war die Betheiligung im Norden wie im Süden, so daß, laut Nachricht am Schlusse des Albums, im Ganzen 1749 Exemplare desselben, theils an die Theilnehmenden direkt, theils an die vermittelnden Buchhandlungen zur Versendung kamen. Unter den unzähligen deutschen, prosaischen oder Dichtgaben befindet sich auch eine in französischer Sprache (von Eugène Bovet in Neuchatel), eine in italiänischer (von Enrico Mayer in Florenz), zwei in englischer (von Hedwig Hülle in Bremen und dem Irländer Patrick Darnin). Die Spezialkommission des Vereins, welche mit der Redaction des Albums betraut war, schloß jedoch alle diejenigen Einsendungen vom Drucke aus, welche den Vorschriften des Programms nicht genau entsprechend befunden worden waren, namentlich die von pseudonymen, nicht als Schriftsteller oder Künstler bekannten Verfassern, ferner die den vorgeschriebenen Raum überschreitenden, unleserlichen, polemischen, Entlehntes oder ganz Unbedeutendes enthaltenden Beiträge.

Seit 1837 sind volle 22 Jahr vorübergegangen, zwei Drittel einer Generation. Ein eigenthümlich schmerzliches Gefühl erweckt uns jetzt, nachdem der Jubel der Novemberfeste nur noch in schönster Erinnerung fortlebt, ein Einblick in dies Album. Wir halten eine Todtenschau. Fürwahr, der Tod hat eine überreiche Aernte gehalten, hat während dieser zwei Dezennien nicht nur die Reihen derer, die dereinst, berühmt und unberühmt, im Lichte wandelten, grausam gelichtet, sondern auch der erlauchten Häupter mehrere hinweggemäht. Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas, regumque turres, spricht Horaz. Wohl lebt noch der greise königliche Dichter, Ludwig von Bayern, der an der Spitze des Schiller-Albums steht; aber die nächstfolgenden, der Großherzog Karl Friedrich von Weimar, und nun auch die edelsinnige Großfürstin Marie, sind zur Ruhe der Seligen eingegangen. Doch wandeln ja auch noch viele unter uns und freuen sich des rosigen Lichts, wie nach den Vorgenannten die annoch in kräftigem Mannesalter stehenden Herzöge Ernst und Albert von Koburg-Gotha, so daß wir, beim Durchblättern des Albums, bald vor einer Grabstätte mit Cypressenzweigen, Immortellen oder Vergißmeinnicht, bald vor einem noch duftenden Gartenbeete stehen. Wir wollen sie beide, die Todten und die Lebendigen, getreulich, wenn auch immer summarisch verzeichnen.

Um mit dem Heimatslande Schiller's, dem sangreichen Schwabenlande zu beginnen, so hat dieses ein Kontingent von 27 Betheiligern gestellt. Heimgezogen sind von diesen der ritterliche Alexander von Würtemberg, selbst ein trefflicher Dichter, Autenrieth, von Kölle, K. A. von Wangenheim, Ernst Münch, Bührlen, Reinbeck, Seydelmann, Neuffer, Gustav Schwab und der Prälat von Pahl, vielleicht auch J. G. Moser; noch aber leben die Dichter-Veteranen Uhland und Justinus Kerner, leben Gustav und Paul Achaz Pfizer, Karl Mayer, Charlotte Birch-Pfeiffer, Fr. Schott, Wolfgang Menzel, Gustav Schilling und der Prälat Grüneisen. — Der Bayern und Franken sind 18; von ihnen todt Graf Bentzel-Sternau, Maler Reinhart, der Philosoph Salat, Schmel-

---

* Die Gründe werden wohl in der, allen deutschen Erinnerungen feindseligen, französischen Verwaltung von Straßburg zu suchen sein. D. R.

* Von ihr sind bekanntlich das schöne Portrait des Dichters vom J. 1793, sowie die trefflichen Bildnisse von Schiller's Aeltern in dem Buche „Schiller's Beziehungen zu Aeltern und Geschwistern" (Stuttgart, Cotta, 1859). D. R.

ler, Eduard von Schenk, noch lebend Friedrich Rückert, von Siebold (in Göttingen), Adalbert Müller (in Regensburg). — Der Kaiserstaat zählt 35, Preußen nicht weniger als 54 Namen. Von jenen gehören den Todten an: der Tiroler Anton Koch, Feuchtersleben, Hammer-Purgstall, Graf Mailath, Castelli, Deinhardstein, Nimbsch von Strehlenau (Lenau), Karoline Pichler, Ferd. Raimund; den Lebenden: Graf Auersperg (Anastas. Grün), Max Löwenthal, Gabriel Seidl, Zedlitz, Eduard von Bauernfeld und Braun von Braunthal. Von den Preußen sind überlebend E. M. Arndt, Cornelius, Fr. Diez, Fürst Pückler-Muskau, A. Reumont, der Kriegshistoriker Beitzke, K. Rosenkranz, Leopold Scheffer, Wilh. Häring (Willibald Alexis), Simrock, der Jubilar Fr. Gottlieb Welcker, Aug. Kahlert und Straß (Otto v. Deppen); verewigt, Chamisso, Elsholtz, Franz Horn, Ferrand (Eduard Schulz), Houwald, Tiedge, Tieck, Succow (Posgaru), Raupach, Smets, Karl Seidel, Eduard Boas, Delbrück, Hüllmann, Stägemann, Strombeck, Streckfuß, G. A. v. Maltitz, der Philolog Karl G. Jacob, Aug. Zeune und Varnhagen v. Ense.

Kommen wir zum Lande Sachsen. Im Königreiche begegnen wir 23 Beiträgern, worunter 11 in Dresden, 7 in Leipzig. Von den letztern sind Blümner, Methusalem Müller, Hasse, Krug, Schnorr von Carolsfeld und Spazier abgeschieden, und nur ein Einziger übrig: der Philolog Klotz, zu welchem sich ein ehemaliger Zwickauer als Zweiter gesellt hat, G. E. Köhler. Auch von den Dresdenern leben nur noch Eduard Gehe und Wachsmann; verstorben sind: Ammon, Böttiger, Nostitz-Jänkendorf (Arthur von Nordstern), Heusinger, Fr. Kuhn, F. A. Schulze (Fr. Laun) Winkler (Th. Hell), und Max Götzinger; noch lebend: Döhner (in Zwickau) und der Dichter Julius Mosen. In den sächsischen Herzogthümern zählen wir zweiunddreißig Namen von dort Gebornen oder einheimisch Gewordenen. Von diesen sind zur Ruhe eingegangen: die Weimaraner v. Fritsch, Alfred v. Gersdorff, Fr. v. Müller, Karoline v. Wolzogen, Peucer, Froriep, Gernhard, Eckermann, Riemer, St. Schütze, Schorn, Schwerdgeburth, Brunnquell und der Schauspieler Graff; in Jena der berühmte Jurist Martin und der Improvisator Wolff, auch die gebornen Eisenacher Christian Müller (in Genf) und Christian Schreiber; in Gotha: F. G. Becker (Herausgeber des Allg. Anzeigers der Deutschen, und des Noth- und Hülfsbüchleins), Präsident von Hoff, Fr. Jacobs, Ukert, Kries und Adolf Stieler, sonst noch Sickler und Hesekiel. Die einzig noch Lebenden sind Bechstein, H. Döring und der Philolog Rost. Unter den Deutschen anderer Gaue sehen wir einzig noch lebend die Dichter Freiligrath, Hoffmann (v. Fallerleben) und Adelheid v. Stolterfoth; bereits abgeschieden sind: Auffenberg, A. A. L. Follen, Grabbe, Karl Geib, H. Stieglitz, Wessenberg, der Theolog Paulus, Creuzer, Rotteck, Kortüm, K. Th. Welcker, Iken in Bremen und Adelbert von Gleichen-Rußwurm, Schiller's Eidam. — Von Nichtdeutschen, die sich am Album betheiligten, bemerken wir zuerst den Meister der Stuttgarter Schillerstatue, Thorwaldsen (†), den Berner v. Tillier (†), den Aarauer Fabeldichter Fröhlich, den Elsässer Aug. Stöber, außerdem mehrere russische Staatsbeamte, wie H. A. Stöckhardt u. a.

Unbetheiligt blieben von den im vorigen Jahrhundert gebornen und entweder noch lebenden oder seit 1837 entschlafenen Dichtern: H. Heine, Grillparzer, Pyrker, Egon Ebert, Eichendorff, K. Müchler, Agnes Franz, Helmina v. Chezy, Holtei, Rellstab, v. Gaudy, Immermann, W. Meinhold, Fr. Kind, Aloys Schreiber, Aug. Gebauer, Spitta, und selbstverständlich A. W. Schlegel. Von den im neunzehnten Jahrhundert gebornen, wirklichen Theilnehmern können nur der Sachse Julius Mosen und der Westfale Freiligrath genannt werden. Aber außer ihnen, welcher Reichthum an Sängern in allen Tonarten, deren Kehlen theilweise vor zwanzig Jahren noch nicht gestimmt waren! Wir verzeichnen auch die Namen dieser im Album Fehlenden, auf die Gefahr hin so mancher Lücke geziehen zu werden, nur um bemerklich zu machen, wie frisch und froh und vielstimmig es fort und fort im deutschen Dichterwalde rauscht und klingt. Es fehlen also Dingelstedt, Herwegh, K. Beck, Kinkel, Wolfgang Müller, Gottfried Keller, Annette v. Droste-Hülshoff (†), Albert Knapp, Mörike, Geibel, Bodenstedt, Franz v. Kobell, Paul Heyse, Aug. Becker, H. Lingg, J. G. Fischer, Roquette, Kopisch (†), Prutz, Gottschall, Alfred Meißner, M. Hartmann, Halm, Hebbel, Laube, Mosenthal, Putlitz, Redwitz, O. Müller, O. Ludwig, Reinik (†), B. Auerbach, Mügge, Levin Schücking, Mundt, Fanny Lewald, H. Marggraff, Max Waldau (†), Adalbert Stifter, Edmund Höfer u. a. Ihrer aber nicht wenige haben in Festreden, poetischen Spenden und Anordnung der Festlichkeiten an der so schön verflossenen Säkularfeier unseres unsterblichen Dichters thätigst theilgenommen, oder widmen dem so glänzend gedeihenden National-Unternehmen der Schillerstiftung ihre kräftige Unterstützung. **E. K-r.**

Spanien.

Zur spanisch-portugiesischen Literaturgeschichte.

Ferdinand Wolf's Studien.*

Ein gründlicher Kenner der spanischen und portugiesischen Literatur, Herr Dr. Ferdinand Wolf, von der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, hat soeben ein Buch herausgegeben, das für die zahlreichen Freunde derselben in Deutschland und namentlich für die Forscher von erneutem Interesse sein dürfte. Wir sagen, von erneutem Interesse — denn die einzelnen längeren Arbeiten, aus denen diese Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Literatur bestehen, sind bereits früher veröffentlicht worden und hier nur, zu einem Ganzen gesammelt, abgedruckt. Es ist eine Sammlung von „Essays," wie sie die gelehrten englischen Reviewer zu veranstalten pflegen. In der Widmung an die Freiherren Eligius von Münch-Bellinghausen und Adolph Friedrich von Schack, „seine sehr verehrten Freunde und Fachgenossen," welche die Einleitung bildet, spricht sich der Verfasser folgendermaßen über seine Sammlung aus: „In Folge Ihrer Aufforderung habe ich es unternommen, sie (diese Blätter) zu sammeln und wieder herauszugeben. Ein minder freundlicher Mahner, das Greisen-Alter,** rieth auch zur Rückschau und zum Abschluß. Doch kann ich nicht leugnen, daß diese Rückschau auf vor dreißig Jahren Begonnenes, mit dem Resultate, daß ich auch nun, trotz der ruhigern Prüfung, der reicheren Erfahrung und des besonneneren Urtheils noch so Vieles nur zum subjektiven oder hypothetischen Abschlusse habe bringen können, ein sehr wehmüthiges Gefühl in mir erregt hat." ..... „Ich habe diese Aufsätze, die fast alle ursprünglich in der Form von Anzeigen oder Recensionen und in großen Zwischenräumen erschienen, wohl so zu ordnen gesucht, daß sie in einer Art von pragmatischem Zusammenhange stehen; auch habe ich die auf dieselben Gegenstände sich beziehenden verschmolzen, um Wiederholungen zu vermeiden ꝛc."

Ebenso hat eine Ueberarbeitung anderer Art stattgefunden, indem einestheils Manches weggelassen, anderntheils vielfach Neues, wie es die fortschreitende Forschung mit sich bringt, hinzugefügt worden ist. Die Inhaltsanzeige enthält folgendes Verzeichniß:

Die Abhandlung über die spanische Uebersetzung der spanischen Literaturgeschichte unsers deutschen Bouterwek, welche, von D. José Gomez und D. Nicolas Hugalde verfaßt, im Jahre 1829 zu Madrid herauskam, war zuerst in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" (1831—1832) abgedruckt und würde in der vorliegenden Gestalt für sich allein schon ein selbständiges Buch (235 S.) von großem Interesse bilden. Natürlich ist es mehr als eine bloße Recension oder Besprechung. Nachdem das Verhältniß zwischen Bouterwek und seinen theilweis abkürzenden, überarbeitenden und Zusätze machenden Uebersetzern ausführlich dargelegt ist, knüpft der Kritiker an den Faden dieses umfangreichen Werkes vielfache Bemerkungen, Erläuterungen und Bereicherungen aus den Schätzen seiner eigenen Forschungen, die zum Theil sehr in's Einzelne gehen. Die Darstellung trägt meist den streng gelehrten Charakter des Bibliographen und Forschers, und große Stücke verschiedener Originaltexte, Belegstellen und Urtheile von spanischen Kritikern, Verzeichnisse von Büchern, Nachweise über das Vorhandensein gewisser Bücher in Bibliotheken ꝛc. sind abgedruckt. Dasselbe gilt auch ziemlich von allen übrigen Abhandlungen, obgleich es auch nicht an längeren Abschnitten fehlt, welche allgemeinere Betrachtungen, Urtheile und Darstellungen enthalten, die selbst dem Laien verständlich und von Nutzen sind.

Ebenso ist der zweite Abschnitt über die spanische Romanzenpoesie durch eine Reihe von Ausgaben und Werken anderer Verfasser über dieses Gebiet der Literatur veranlaßt, z. B. der französischen These (Dissertation) „Études sur l'origine de la langue et des romances espagno-

* Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Literatur, von [F]erdinand Wolf. Berlin, A. Asher & Co. 1859. (747 S.).

** Damit scheint es noch gute Wege zu haben, und hoffen wir, daß der hochgeschätzte Verfasser noch recht lange mit jugendlicher Rüstigkeit fortarbeiten werde. D. R.

les, par M. E. Rosseeuw de Saint-Hilaire, Paris 1838. De primitiva cantilenarum popularium epicarum (vulgo Romances) apud Hispanos forma" von V. A. Huber, Berlin, 1844, einer Cid-Ausgabe desselben Verfassers (1844 Chronica del famoso caballero Cid Ruy-Diez Campeador), ferner zweier Romanzensammlungen, deren eine von Depping allein, die andere von diesem und dem Verfasser zugleich herausgegeben worden ist. Bekanntlich verdanken wir ihm auch das Werk Primavera y Flor de Romances, eine Sammlung der ältesten spanischen Romanzen, deren Mitherausgeber Herr Konrad Hofmann ist.

Zum dritten Abschnitte „über das spanische Drama" hat vor Allem das treffliche Werk von A. F. von Schack, „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien," nebstdem aber ein französisches Buch verwandten Inhalts von Philarète Chasles die Veranlassung gegeben. Diese Abhandlungen sind in den „Blättern für lit. Unterhaltung" 1848 abgedruckt gewesen. Ebenso schließt sich der vierte Abschnitt „über die portugiesische Literatur" an ein Werk von Dr. Bellermann (Die alten Liederbücher der Portugiesen u. s. w. Berlin, 1840). Die Abhandlung ist um so interessanter, als sie ein fast gar nicht bekanntes Forschungsgebiet betrifft. Bouterwek und Sismondi waren hier bisher die einzigen Führer, und Letzterer sagte: „L'histoire littéraire de Portugal est encore à faire." Eine Uebersicht derselben ist freilich wohl schon 1826 zu Paris von Ferdinand Denis und J. B. Leitao d'Almeida Garrett erschienen, aber eben nur eine Uebersicht, die ein vollständigeres und gründlicheres Werk vermissen läßt. Der Portugiese behauptet dabei, die beiden Fremden, Bouterwek und Sismondi, hätten incorrectissimamente geschrieben, e de tal modo que mais confundem do que ajudam a conceber e ajuizar da historia litteraria de Portugal (so, daß sie mehr verwirren, als dazu helfen, sich von der portugiesischen Literaturgeschichte einen richtigen Begriff und ein richtiges Urtheil zu bilden). Trotz dessen erklärt Herr F. Wolf das Bouterwek'sche Werk noch immer für das Beste, da die Portugiesen es noch immer sehr an sich fehlen lassen und keinen Grund haben, sich über die estrangeiros zu erheben.

Auf Einzelheiten in diesem sehr schätzenswerthen Buche können wir aus leicht begreiflichen Gründen hier nicht eingehen; wir müssen uns mit dieser Inhaltsanzeige genügen lassen, welche den Zweck nicht verfehlen dürfte, Forscher und Freunde der betreffenden Literaturen auf dasselbe aufmerksam zu machen.

England.

Zur Geschichte der englischen Literatur.

Götschenberger's Buch à la Gervinus.

Es liegt uns der erste Band eines Werkes: „Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sittengeschichte Englands, von Stephan Götschenberger * zur Besprechung vor. Er behandelt „das Mittelalter und die Romantik bis zu den Zeiten der Königin Elisabeth." Das Buch beginnt mit einer Widmung „an Gervinus." Es heißt darin, Gervinus habe die Behandlung des Gegenstandes, wie ihn der Verfasser sich vorgezeichnet, für ein Bedürfniß erkannt. Jeder Kenner, jeder Freund der englischen Literatur wird mit diesen Worten des deutschen Literaturhistorikers einverstanden sein. Es fehlt nicht blos in Deutschland, sondern auch in England an einem Werke, das in der Weise, wie Gervinus selbst die deutsche Literatur behandelt hat, diesem Bedürfnisse entgegen käme. Es fehlt an einem Buche, welches in gemeinfaßlicher, anziehender Darstellung die große Schicht der sogen. gebildeten Gesellschaft über die Geschichte der englischen Literatur unterrichtete. Von Warton's Werk müssen wir sogleich absehen; es ist, trotz der Zusätze und Vermehrungen, die jeder folgende Bearbeiter diesem großartigen Denkmale englischen Forscherfleißes hinzufügte, immer noch zu lückenhaft, und durch die Massenhaftigkeit seines Details für die blos dilettirende Menge zu gelehrt und darum unbrauchbar. Craik's Werk (Literature and Learning in England, London 1844), hat nur in seinem ersten Theile, worin er das frühste englischen Mittelalter behandelt, und zumal in den Partien, in welchen er den Entwickelungsgang der englischen Sprache erörtert, Werth; von der Zeit Elisabeth's an, bis zum Schluß, giebt Craik nicht viel mehr als eine noch dazu unvollständige Nomenklatur.** Chamber's „Cyclopaedia of English Literature," von der soeben eine neue, die jüngsten der englischen Autoren einschließende Ausgabe erschien, macht — wie schon der Titel andeutet — keinen Anspruch darauf, eine Literaturgeschichte zu sein. Es ist vielmehr ein Lexikon zur Literaturgeschichte, das nur statt der alphabetischen, die chronologische Reihenfolge gewählt hat. Unsern Ansprüchen am Nächsten kommt die „Geschichte der englischen Literatur," von Spalding, welche in gewissenhafter, deutscher Uebertragung vor mehreren Jahren in Halle (Graeger, 1854) erschienen ist. Aber, wenn wir uns auch den strengen, mit literarhistorischen Prinzipien und Thatsachen oft unvereinbaren Puritanismus des frommen Professors von St. Andrews gefallen lassen wollten, so wird dies Buch, wegen seiner oft fragmentarischen Kürze und zumeist wegen der Dürre und Farblosigkeit seiner Darstellungsweise, doch niemals bei der Klasse von Lesern populär werden können, für die es geschrieben ist, während es für Fachmänner zu arm an neuem Detail ist.

Außer diesen sind uns keine englischen Werke über den Gegenstand bekannt. Es giebt einen großen Ueberfluß von Monographien, aber keine zusammenhängende Bearbeitung desselben. Die Engländer sagen, ihre Literatur sei zu reich für eine Codification und sie scheuen sich vor einer Geschichte derselben. Sie haben in gewissem Sinne Recht; es fehlt dem Engländer an jenem kritischen Instinkt, der wesentlich ist bei einer solchen Arbeit, und nicht ohne Grund glaubt man, daß es dem deutschen Volke vorbehalten sei, die Literaturgeschichte seiner englischen Stammverwandten zu schreiben. Auch wir haben uns an diese Gedanken gewöhnt und sehen jeder neuen Arbeit, die uns von der bezeichneten Seite zukommt, mit einer gewissen Spannung entgegen. Denn was bisher in Deutschland vorhanden, genügt auch in keiner Weise. Bouterweck ist veraltet, Gräße hat keine Geschichte schreiben wollen und Büchner hat keine geschrieben, wenn er es auch vielleicht wollte. Der Platz ist noch offen, und wir fürchten, daß auch Götschenberger ihn nicht ausfüllen wird.

Zunächst verspricht das Buch viel mehr, als es hält. Von einer politischen und Sittengeschichte darin haben wir nichts gefunden, wenn wir zufällig hier und da eingestreute, sehr allgemein gehaltene Bemerkungen und ein am Ende hinzugefügtes Verzeichniß der englischen Regenten ausnehmen. Weiterhin macht es sich fühlbar, daß der Verfasser seinen Stoff nicht glänzend beherrscht, obwohl er in der Vorrede versichert, daß er fünfzehn Jahre daran gearbeitet; er hat kein rechtes Gefühl für das, was wesentlich, und für das, was es nicht ist, und vermischt Beides in einer für den Laien verwirrenden Weise.

Endlich ist auch seine Darstellung meistentheils so dürr und nicht selten — um das derbe, aber hier bezeichnende Wort zu gebrauchen — so ledern, daß die Lektüre des Buches eher eine Mühe, als eine Freude ist, und Alles in Allem macht es in Bezug auf Form sowohl als Inhalt den Eindruck, als ob der Verfasser weder als Schriftsteller noch als Gelehrter weit über den Dilettantismus hinausgekommen sei. Es thut uns leid, ein so absprechendes Urtheil fällen zu müssen, um so mehr, als der Verleger an die äußere Ausstattung des Werkes viel verwendet zu haben scheint; aber wir sind bereit, unsere Ansicht zu motiviren und dem Verfasser eine ganze Reihe von Stellen nachzuweisen, die von seiner Oberflächlichkeit und seiner Flüchtigkeit zugleich Zeugniß ablegen. — Auf S. 9 sagt der Verfasser, es sei seine Absicht, die Geschichte des englischen Drama's von seinen ersten regelrechteren Anfängen bis zu seiner Vernichtung durch die Puritaner in ein vollständiges Bild zusammenzufassen. Wir würden ihm sehr dankbar sein, wenn er dies thäte; aber wir haben wenig Vertrauen dazu. Denn schon auf der folgenden Seite finden wir, daß er über die Mirakelstücke schneller hinweggehen zu müssen glaubte, „da ich nicht gern Bekanntes nochmals vorbringen mag." Wie kann Jemand, der nur die leiseste Ahnung von diesem Theil der englischen Literaturgeschichte hat, die Geschichte der Mirakel als etwas „Bekanntes" voraussetzen?

Gerade dieser Theil ist es, über welchen noch der dichteste Schleier liegt, und es gehört viel guter Glaube dazu, zu behaupten, (wie der Verf. auf S. 5 gethan), daß Payne-Collier diese Frage erschöpft habe, und es scheint ein hoher Grad von Unkenntniß der literarischen Hülfsmittel zu sein, daß in der neuesten Bearbeitung von Warton's Werk „die Geschichte der englischen Bühne nur zu sehr en passant behandelt" sei, da Price's Noten die ursprünglich vorhanden gewesene Lücke in einer Weise ergänzen, die für den ersten Theil der englischen Theatergeschichte kaum ein Resultat der neueren Forschung über diesen Gegenstand vermissen lassen. — Auf S. 9 finden wir ferner den Satz aufgestellt, daß Celten, Dänen, Angelsachsen und Normannen nur der Vollständigkeit wegen aufgeführt worden seien. Wir wollen ihn insofern gelten lassen, als eine Geschichte der englischen Literatur nicht auch zugleich eine Geschichte aller der Lite-

---

* Prag, Kober und Markgraf.

** Eine neue, theilweis umgearbeitete Ausgabe dieses Werkes soll, wie man uns aus London mittheilt, demnächst erscheinen.

raturen sein kann, die von näherem oder fernerem Einfluß auf sie gewesen. Eben so wenig kann man von Jemandem, der es unternimmt, die Literaturgeschichte eines Volkes zu schreiben, verlangen, daß er jede einzelne Provinz dieses weiten Reiches mit der gleichen Vollständigkeit und Vorliebe durchforscht habe; aber man kann von ihm verlangen, daß er nicht gänzlich Laie in derselben geblieben sei, und ohne Gedanken und Kritik wiederhole, was ihm das erste beste Handbuch über den Gegenstand darbietet. Was die Geschichte der angelsächsischen und „provençalen" (!) Dichter anlangt, so hat schon das „literar. Centralblatt" auf die völlige Unzulänglichkeit und stellenweise Unrichtigkeit dessen hingewiesen, was Götschenberger geleistet. Ziehen wir hier in Betracht, was er über die Celten, speziell die Iren, vorbringt. Als seine literarischen Hülfsmittel nennt er Keating, Owen, Walker, Ledwich, und er bekennt damit, daß er die beiden vorzüglichsten Autoritäten dieser Disziplin, Miß Brooke und Hardiman, den irischen Percy — von den neuen Publicationen der gelehrten irischen Gesellschaft gar nicht zu reden — weder gekannt noch benutzt hat. Darum darf es uns denn auch nicht verwundern, daß das Wenige, was der Verfasser über irische Poesie sagt, von Unrichtigkeiten wimmelt. Er sagt von den irischen Barden (von denen er nicht einmal einen Einzigen dem Namen nach zu kennen scheint): „keines ihrer Gedichte ist übersetzt." Das gerade Gegentheil davon wäre richtig. Es giebt kaum ein Gedicht eines irischen Barden, das von Hardiman, Miß Brooke, Ferguson, Furlony, Curran, Walsh rc. nicht übersetzt wäre; und kaum ein wichtiges Document der altirischen Poesie, welches — nebst englischer Version — von den sogenannten publishing societies in Irland nicht schon herausgegeben, oder zur demnächstigen Herausgabe bestimmt worden wäre. Ferner behauptet Götschenberger, daß die irischen Barden um das Jahr 558 die Höhe ihres Glanzes erreicht hätten und hernach in die „bekannten Märchenerzähler" (was heißt das? Wem sind sie bekannt? Dem Verfasser sicherlich nicht) ausgeartet wären. Wenn der Verfasser sich überhaupt Etwas unter den „bekannten Märchenerzählern" gedacht hat, so kann ihm dabei nur die Fenians-Poesie vorgeschwebt haben, welche sich im zehnten und elften Jahrhundert zu einer Großartigkeit entwickelte, die den Vergleich mit der Nibelungen-Poesie nicht zu scheuen braucht und von der jetzt jährlich neue imposante Reste durch jene Gesellschaften an's Licht gefördert worden. Dieser Glanzperiode der irischen Nationalpoesie folgte im vierzehnten Jahrhundert zur Zeit der O'Daly's eine reiche Nachblüthe, und erst im vergangenen Jahrhundert mit O'Carolan nahm die irische Bardenpoesie ein glänzendes Ende. Wir machen Herrn Götschenberger keinen Vorwurf daraus, daß er alles dies nicht weiß, und wir würden uns beruhigt haben, wenn er ganz über einen Gegenstand geschwiegen hätte, von dem er Nichts versteht. Aber wir dürfen im Interesse der Wissenschaft nicht dulden, daß Falsches mit apodiktischer Sicherheit in einem Buche ausgesprochen wird, das der Wissenschaft zu dienen vorgiebt. — Beiläufig noch eine Bemerkung zur Celteologie des Herrn Götschenberger. In der Uebersetzung einer welschen Ode (auf S. 29) lesen wir: „Ihr Gesicht glänzt gleich dem Perlenthau auf Eryri." Der Verfasser erklärt den Namen mit Gletscher Das ist falsch. Eryri heißt „Adler," und abgeleitet von diesem Begriff wird der Snowdon so genannt, weil von diesem Berge in Cambrien die Sage geht, daß ein großer Adler alle Donnerstag auf demselben erscheine, welcher seinen Schnabel an einem dortliegenden Steine wetze, in der Hoffnung eines reichen Mahles, welches ihm die Todten des Schlachtfeldes gewähren würden, auf welchem die Freiheit und Unabhängigkeit des cambrischen Volkes gesiegt.

Das Unbescheidenste jedoch (wir finden kein anderes Wort dafür!), was Herr Götschenberger geleistet, ist die Weise, wie er über die Ossianischen Gedichte abspricht. Es ist leicht, Macpherson einen „offenen Betrüger" zu schelten und bequem obendrein; man braucht sich wegen des Beweises nur auf die Schrift der Talvj zu berufen. Aber wenn man da, wo diese Beweise aufhören, fortfährt, diejenigen lächerlich zu machen, welche „annehmen, daß Macpherson seinen Ossian aus echten Studien aufgebaut habe," und mit der Miene eines tiefen, gründlichen Forschers den Machtspruch thut, daß „dennoch nichts Echtes, Altes, Natürliches in dem ganzen Machwerke" ist, so verdient ein solches Benehmen allerdings eine kritische Zurechtweisung. Herr Götschenberger hätte es als bekannt voraussetzen dürfen, daß der Ossian des Macpherson eine literarische Fälschung ist; jedes Kind bringt das aus der Schule mit. Wohl geziemt hätte es sich dagegen für einen Geschichtschreiber der englischen Literatur, daß er gewußt hätte, Fin Mac Chul, Oisin und Osgur seien die Hauptpersonen der irischen Märchen, Sagen und Bardenpoesie und im achten Jahrhundert mit den irischen Ansiedlern nach Schottland hinübergebracht worden, wo wir sie als Fingal, Ossian und Oscar wieder finden. — Wir müssen gestehen, daß an dieser Stelle weniger die falschen Behauptungen, als vielmehr die Weise, wie Herr Götschenberger sie vorträgt, uns mißfallen haben.

Doch gehen wir weiter. Ist es Absicht oder Irrthum, wenn der Verfasser zwei Mal von einer runischen Sprache (S. 32 und S. 36) und ein Mal (S. 62) sogar von einer runischen Dichtkunst redet? Was denkt Herr Götschenberger sich unter Runen? Er scheint es nicht zu wissen, daß die „Runen" nichts weiter sind, als eine Geheimschrift, welche von den Angelsachsen, sowie von den meisten germanischen Völkerschaften, vor ihrer Bekehrung zum Christenthum gebraucht und von diesen für zauberkräftig gehalten worden sind. Von einigen Runen glauben sie, sie könnten das Schiff in seinem Laufe, den Pfeil in seinem Fluge aufhalten, Liebe oder Haß bewirken, den Leichnam aus dem Grabe rufen, die Lebenden in Todesschlummer versenken. Wo bleibt nun die Möglichkeit, von einer runischen Sprache oder gar von einer runischen Dichtkunst zu sprechen, da die Runen nur ein Alphabet sind, in welches die Skandinaven, die Angelsachsen rc. gewisse Sprüche und Worte ihrer eigenen Sprache gleichsam nur versteckten?

Höchst nachlässig im Ausdruck — wenn wir die mildeste Art der Interpretation wählen, ist es, wenn der Verfasser (S. 46) vom Versmaße Cadman's sagt, daß es ohne bestimmtes Sylbenmaß und Reim sei und „nur Alliterationen unterscheiden es von der Prosa." Der Leser, welcher von Form und Wesen der altgermanischen Poesie nicht schon früher unterrichtet war, wird durch das, was Götschenberger ihm darüber mittheilt, einen ganz falschen Begriff bekommen. Das Gesetz der Alliteration ist ein so striktes und regelmäßig bindendes, daß man diese Versform vielmehr den schwierigsten der italiänischen Dichtkunst an die Seite setzen könnte; und wenn Götschenberger sagt, sie sei „ohne bestimmtes Sylbenmaß," so ist das so ungenau, daß man annehmen könnte, er habe Nichts von der Messung nach Hebungen und Senkungen gewußt, die das Eintreten der Alliteration regelt. Ueberhaupt ist der ganze vierte Abschnitt — in welchem wir diese Irrthümer und Fehler entdeckten — über die „christlichen Angelsachsen" im höchsten Grade ungenügend und trägt vielfache Spuren der unkritischen Art, in welcher der Verfasser gearbeitet. Während viele Namen vorkommen, die — weil sie unwesentlich sind — nur verwirren, finden wir die eines Gildas, eines Nennius nur flüchtig erwähnt und suchen umsonst den eines Asser, des bis auf unsere Zeit berühmt gebliebenen Biographen Alfreds, sowie den des Scotus Erigena, der neben Asser und Beda der dritte Stern seines Jahrhunderts gewesen. Von Geoffroy von Monmouth erfahren wir nichts weiter, als daß man seine Leichtgläubigkeit als Geschichtschreiber häufig tadelte, und von Giraldus (warum schreibt der Verfasser Gyraldus?), Cambrensis wird berichtet, daß er ein Bankett in Oxford veranstaltet habe; von der Wichtigkeit jedoch, die beide Namen für das Studium der celtischen Sagenkreise, aus welchen bekanntlich die Romantik ihre Nahrung schöpfte, besitzen, suchen wir vergeblich eine Andeutung. In solchen Dingen von hoher Wichtigkeit pflegt unser Verfasser sich einer dunklen Kürze zu befleißigen, weitläufiger dagegen ist er in Stellen, wie den folgenden: Alexander Neillham († 1217), war der Freund, Genosse und Korrespondent Peter's von Blois, gebildet zu Paris und durch häufige Reisen nach Italien. Er ward ein Polyhistor. Theologie, Philosophie, Moral, Dichtkunst, Philologie, Grammatik, waren die Felder, die er bebaute. Er schrieb auch (!) eine Abhandlung über die Mythologie der alten Dichter, äsopische Fabeln und eine Elegie auf das Mönchsleben mit vielen schönen Stellen. In dieser schlottrigen Weise geht es noch einige Zeilen weiter, und dabei gehört Neillham so sehr zu den dii minorum gentium, daß die englischen Handbücher nicht einmal seinen Namen erwähnen. — Bei der Erwähnung des „Brut d'Angloterre" wird wiederum sehr viel Ueberflüssiges mitgetheilt, während mit keinem Worte angedeutet ist, was „Brut" in diesem Sinne heißen soll? Und doch erschien Brutus, der Held der alten cambrischen Sage, der die ersten Einwanderer aus Troja nach Britannien geführt haben soll, den alten Chronisten als eine so wichtige Figur, daß sie ihre Chroniken nach ihm nannten und aus dem Namen der Person einen Namen der Gattung machten.

Einen der folgenden Abschnitte (den neunten) beginnt der Verfasser mit den Worten: „Die Minstrels waren die Barden oder Skalden des Mittelalters." Es sind dies die Worte Percy's, die Goetschenberger gedankenlos nachspricht; aber sie enthalten einen Irrthum. Man kann Barde und Minstrel nicht in einen Gegensatz der Zeit, sondern nur in einen der Nationalität bringen. „Bard" ist der celtische Name und Begriff dessen, was die romanischen Völker „Minstrel" nennen; ja die Barden haben die Minstrels der Zeit nach überdauert, da noch im vorigen Jahrhundert irische Barden florirten, die mit ihrer Harfe und ihrem Gesange vom Sitze eines Edlen zum andern zogen. — Im zehnten Abschnitt

lesen wir „Parabeln, Fabeln, Geschichten bilden die Literatur eines ungebildeten Zeitalters; denn nur in gebildeten Perioden stellt sich Kritik und Forschung ein." Das klingt sehr arg und ist auch nicht richtig, wenn man den einen Theil des Satzes mit dem andern vergleicht. Denn da in der Zeit, wo die Homerischen Gesänge und das Nibelungenlied entstanden, sich „Forschung und Kritik" wohl noch nicht eingestellt haben können, so müßte man sie nach dem Verfasser unter die „ungebildete Periode" rechnen, was man doch ebensowenig kann, als sich die beiden großartigsten Monumente der epischen Dichtkunst unter das registriren lassen, was Herr Götschenberger „Parabeln, Fabeln und Geschichten" nennt.

In dem Abschnitt von den „Mysterien" heißt es unter Anderem von ihnen, daß sie „noch den besonderen Zweck hatten, die Verbreitung der französischen Sprache beim Volke zu begünstigen." Die Meinung dieser Stelle kann keine andere sein, als daß die Mysterien in französischer Sprache aufgeführt worden seien, und es muß auf Collier's Autorität hin gewesen sein — obgleich er sie nicht anführt —, daß Götschenberger diese Behauptung ausspricht. Nun aber hat Collier vor dreißig Jahren geschrieben, und die Wissenschaft hat inzwischen Fortschritte gemacht. Manches, was er mit Bestimmtheit noch aufstellen konnte, ist von seinen Nachfolgern in Frage gestellt und bezweifelt worden. Schon Spalding sagt (S. 63): „Erwähnung verdient es, daß der Ursprung des alten englischen Drama's der Zeit nach als ziemlich zusammenfallend mit der Bildung der alten englischen Sprache angesehen werden darf;" und das Hauptargument Collier's dafür, daß die Sprache der Mysterien bis Higden (1338) die französische gewesen sei, der Umstand nämlich, daß dieser sie auf päpstliche Erlaubniß zuerst in's Englische übertragen habe, ist längst erschüttert worden. Es ist Thatsache — um diesen Punkt beiläufig zu erörtern —, daß der Papst erst nach dreimaligem Ansuchen seine Erlaubniß zur englischen Version gegeben habe. Wäre die ursprüngliche Sprache Latein gewesen, so könnte man sich sein Bedenken, die heilige Sprache für die vulgäre aufzugeben, wohl erklären. Der Vortheil jedoch, den die Sache des englischen Hofes und Adels durch französische Vorstellungen hatte — wenn es überhaupt noch ein Vortheil war zu einer Zeit, wo für die Masse des Volkes sich bereits der Unterschied zwischen Normannen und Sachsen verwischt hatte, würde den Papst sicherlich nicht veranlaßt haben, seine Erlaubniß zu verweigern. Und was nun gar die Geistlichkeit anbelangt, so machte sie sich in der geschilderten Zeit durch französische Vorstellungen eher verhaßt als das Gegentheil. Außerdem aber spricht Collier nur von dem Chesterspiel, nicht aber im Allgemeinen von dem Mirakelspiel in England, wie Herr Götschenberger. — Wir können von einem Handbuche nicht verlangen, daß es uns die Forschung und Beweisführung der Wissenschaft selbst bringe; aber sehr schlimm ist es, wenn wir die Resultate derselben vermissen!

Es würde uns in jeder Weise zu weit führen, wollten wir alle Irrthümer verbessern, deren sich Herr Götschenberger schuldig gemacht, oder alle zweifelhaften Thatsachen, die er als gewiß hinstellt, auf's Neue in Frage ziehen. Wir wollten nur zeigen, daß das Buch des Herrn Götschenberger nicht das Buch ist, welches wir erwarten; es füllt die Lücke in der Geschichte der englischen Literatur nicht aus, sondern zeigt vielmehr auf's Neue, wie groß sie ist. Wir sind sehr streng gewesen und hätten noch strenger sein können, obgleich es uns im Herzen leid genug thut, über ein Werk also haben aburtheilen zu müssen, an welchem der Verfasser, wie er sagt, fünfzehn Jahre seines Lebens, und der Verleger eine gute Ausstattung verwandt hat. Möglich, daß der zweite Band lobenswerther ist und die Stimme des Herzens nicht wieder in einen Conflict mit der der Kritik bringt. Vorläufig jedoch blieb uns im Interesse der Wissenschaft und aller derer, die diesen Zweig derselben in Zukunft noch zu bearbeiten gedenken, keine Wahl.

Die kleinen Gewerbe Londons.

II.

Gemüse- und Obsthändler.

Billingsgate-Markt ist das Centrum der coster-mongers, die der Arbeiterklasse Fische feilbieten. Covent-Garden-Market ist der Mittelpunkt derer, die Obst und Gemüse in London herumtragen. Auf der Stelle, auf der heute der Covent-Garden-Market steht, war früher ein großer zur Westminster-Abtei gehöriger Garten. Derselbe Lieblingsort Pomonen's, der früher den Tisch der Mönche versorgte, versieht heutzutage das Ungeheuer, das man London nennt, mit Nahrung. Am Sonnabend um 6 Uhr muß man den Grünzeugmarkt, green market, besuchen. Da dies Stadtviertel fast nur von Künstlern und der Theaterwelt bewohnt ist, begegnet man an den Fenstern nur sorgfältig niedergelassenen Vorhängen. Alle diese schlafenden Leute werden auf der Straße durch die coster-mongers ersetzt, welche die Zugänge des Marktes von Long-Acre bis zum Strand, von Bow-Street bis Bedford-Street besetzt halten und für die sorgen, die Abends für sie wachen. Wenn man in die Menschenmenge eindringt, entdeckt man hohe Pyramiden von Körben mit Früchten beladen, Berge von Gemüsen über einander gehäuft. Mächtige Wagen, die die ganze Nacht hindurch gefahren sind, seufzen unter Mauern von Kohl, deren Aufbau von geschickter Hand hergerichtet ist. Nicht ohne Mühe gelangt man auf den eigentlichen Markt von Covent-Garden, der seine Entstehung 1828 dem Herzog von Bedford verdankt. Eine Kolonade umgiebt von Außen das fast viereckige Gebäude, von dem Straßen und Gäßchen auslaufen. Oberhalb des Haupteinganges stehen auf einer Terrasse zwei Glashäuser in ziemlich elegantem Styl, in denen feine Blumen gezogen werden. Es ertönt kein Geschrei wie auf dem Billingsgate-Markt, aber von Zeit zu Zeit erhebt sich ein lang anhaltendes Murmeln gleich dem Summen eines großen Bienenschwarmes. Menschen in allen möglichen Kostümen, vom coster in seinen groben Manchesterkleide an bis zum Fruchthändler (green grocer) mit blauer Schürze, befinden sich in diesem Garten, in dem die Natur stückweise ihre Spenden der Civilisation zu Füßen legt. Das Volk der Kaufleute geht auf und ab, mit den Augen auf den Bodenerzeugnissen haftend, die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt. Mitten darunter bewegen sich athletische Gestalten mit säulenartig aufgethürmten runden Körben auf dem Kopfe, und junge Blumenmädchen mit Veilchensträußchen. Diese abgeschnittenen Blumen theilen das Geschick der Verkäuferinnen; frisch aufgeblüht, aber ohne Lebenswurzeln, sind sie verurtheilt, die Straßen Londons zu durchlaufen, wo die Schönheit rasch dahinwelkt. Man zählt Sonnabend Morgens, besonders im Sommer, 2000 Männer mit kleinen Wagen und 3000 Frauen mit Körben auf dem Covent-Garden-Market. Diese costers kaufen ungefähr ein Dritttheil des Obstes und der Gemüse, aber es wird ihnen kein Kredit gegeben, weil die salesmen sie als veränderliche Kunden, heute hier — morgen da — kennen. Der Markt und die Nachbarstraßen waren — es war im Monat Juli — mit Zuckerschoten, Erdbeeren, Himbeeren und aromatischen Kräutern bedeckt, durch deren Duft man sich auf's Land versetzt glaubte; nur der Vogelgesang fehlte. Man muß übrigens wissen, daß alle britischen Inseln, Belgien, Holland, Frankreich und selbst die südlichen Gegenden zum Reichthum des Marktes beisteuern, indem sie es sich zur Ehre anrechnen, ihre Produkte der Königin-Stadt (queen-city) zuzuführen. Ein großer Theil der Gemüse und Früchte hatte das Meer pasirt. Auf der nordöstlichen Seite des Marktes von der Ecke der Queen-Street bis zum Eingang der großen Hauptstraße breitet sich ein Parterre von Blumenstöcken aus. Die gemeinen Blumen, die aber viel kostbarere aufwiegen, Rosen, Geranium, Nelken, Reseda rc. hatten großen Theils die Bestimmung, auf kleinen Karren durch die Straßen Londons gefahren zu werden. Die costers tauschen sie gegen Geld, oft sogar gegen alte Kleidungsstücke in den ärmsten Stadtvierteln ein, in den Gassen ohne Licht und ohne Sonne, wo jene Blumen vor ein angelaufenes Fenster gestellt, die Idee der Natur vergegenwärtigen sollen. Die Semiramis dieser hängenden Gärten ist zumeist irgend eine arme Nähterin. Die englischen Moralisten sprechen von dem Aufschwung, den der Handel mit Blumenstöcken in den bevölkertsten Stadttheilen in den letzten Jahren genommen hat. Sie stützen sich auf den Ausspruch eines Bettlers: „Ich fürchte nie, vergebens an ein Haus zu klopfen, an dessen Fenstern ich einen Blumenstock stehen sehe; ich bin sicher, daß da eine gute Seele wohnt, ein Duft der Mildthätigkeit weht mich an."

Unter den Arkaden des Platzes, die den Markt einrahmen, trug sich eine andere interessante Szene zu. Auf einigen breiten niedrigen Säulen waren Kaffee's unter freiem Himmel errichtet worden. Ungeheure zinnerne Kannen (tin-cans) gossen nach allen Seiten hin den schwarzen rauchenden Trank, während riesenhafte Haufen Butterbrod, auf Bretern ausgelegt, den von der Morgenluft gereizten Appetit entfesselten. Diese improvisirten Kaffee's werden im Winter durch spanische Wände gegen den Wind geschützt; die Leute frühstücken auf Bänken oder Stühlen sitzend. Aber London hat Hunger; es ist zwischen 9 und 10 Uhr; in allen Straßen in der Nähe des Marktes setzt sich die Prozession der kleinen Wagen in Bewegung und bis auf die Stufen der öffentlichen Gebäude und Theater begegnet man barfüßigen jungen Mädchen bei der ernsten Beschäftigung, die im Covent-Garden gekauften Gemüse in kleine Bündel (penny bundles) zu theilen. Sie sind von weit her gekommen mit

etwas in ihren Tuchzipfel eingebundenem Kleingeld; sie müssen noch viele Meilen durch die grausamen Straßen Londons wandern, in die obskursten Gassen dringen und froh sein, wenn sie am Ende des Tages einen kleinen Profit davontragen.

Wie wir gesehen haben, fand der Fischmarkt Freitags statt, weil an diesem Tage die Arbeiterklasse die wenigsten Geldmittel besaß; aus ganz entgegengesetztem Grunde ist der Gemüsemarkt in Covent-Garden am Sonnabend. Sonnabend Abends erhält der englische Arbeiter seinen Arbeitslohn ausgezahlt; das ist der Zeitpunkt, an dem er sich verproviantirt. Er besucht dann gern gewisse große bevölkerte Straßen Londons, wie z. B. Whitechapel-Road, da ist ein wahrer Jahrmarkt zu finden. Hunderte und aber Hunderte von kleinen Buden (stalls) ziehen sich zu beiden Seiten der Straße hin, und in jeder dieser Buden brennt mindestens ein Licht. Diese Lichter in Papierlaternen, die runden blendenden Kugeln der Theehändler, die Gasbecken, die Ströme schwankenden Lichtes auf die Fleischbänke werfen und auf weite Entfernung der Atmosphäre einen röthlichen Schimmer verleihen, das Stimmengewirr, das Drängen der Menschen, die durch Handwagen versperrten Wege, Alles giebt dieser nächtlichen Szene einen eigenthümlichen Charakter, der den alten Hogarth aus dem Grabe erwecken sollte.

Es wird hiernach leichter werden, sich von der Klasse der costermongers, die man auf 40,000 Personen, Männer, Weiber und Kinder, abschätzt, eine allgemeine Idee zu machen. Einige haben ihren festen Stand; die anderen nomadisiren. Die ersteren führen den Namen stallmongers; die umherwandernden heißen itinerant-dealers. Bei diesen letzteren unterscheidet man legitime und illegitime Kinder. Die legitimen, es handelt sich hier nicht etwa um die Geburt, sind die regular costers, die alle Arten von Fischen, Gemüsen und inländischen Früchten verkaufen; die illegitimen tragen Orangen, Marronen, spanische Mandeln, Kokusnüsse, auch Brunnenkresse, sprats (eine Art frischer Sardinen) und periwinkles (Meerschnecken) herum. Nichts kommt der erhabenen Verachtung gleich, mit der die regular costers auf diese Seitenzweige des Straßenhandels herabsehen. Lieber würden sie Hungers sterben, als sich zum Handel mit solch fremden Artikeln herbeilassen. Die Orangensaison wird von ihnen ironisch „die Aerndte der Irländer" genannt. Dies eingewurzelte wunderbare Vorurtheil einer gewissen Klasse gegen exotische Früchte und Parfümerien schreibt sich daher, daß der Verkauf von Orangen fast ganz in den Händen der Irländer und der der Kokusnüsse theilweise in den Händen der Juden ist.

Die Straßenwelt ist aus drei Elementen zusammengesetzt, die übrigens ganz in einander verschmelzen; die, welche darin geboren sind, die, welche Neigung dazu getrieben hat und die, welche durch die Umstände dazu hingedrängt worden sind. Die wahren coster-mongers mischen sich fast gar nicht unter die andern Klassen der Bevölkerung, daher halten sie fest an ihren Gebräuchen und ihrer Lebensweise. Diese zahlreiche Familie wächst mit den schweren Zeiten, das allzuhäufige Brachliegen anderer Industrie-Branchen und Jahre der Hungersnoth üben sehr großen Einfluß auf die Entwickelung des Straßenverkaufes. Seit der Hungersnoth, die vor etwa zwölf Jahren in Irland wüthete, ist die Zahl der wandernden irischen Handelsleute fast auf das doppelte gestiegen.

Eine andere natürlichere und weniger betrübende Ursache des alljährlichen Anwachsens der street-dealers ist die große Zahl der Kinder, die frühzeitig den Stand ihrer Eltern ergreifen. Die Straßenverkäufer bilden eine sehr alte soziale Familie, deren Rechte erblich sind. Der wandernde Handel ging dem stationären Verkauf voran. Die komischen Theaterdichter haben den coster-mongers der alten Zeit ein oder zwei Typen beigelegt, und sie auf der englischen Bühne eingeführt. Vom ökonomischen Standpunkt aus verdient diese Klasse unsere Beachtung. Selbst arm, versorgen die costers die Armen. Diese nützlichen Vermittler verleihen den Produkten mehr Werth, indem sie sie vertheilen und den kleinen Konsumenten Zeit ersparen. Seit einigen Jahren indeß sind die street-dealers eine verfolgte Kaste geworden, da die Stadtpolizei fast auf dieselbe Weise Jagd auf sie macht, wie die Yankees auf die Rothhäute in Amerika. — Der Kreuzzug gegen die Aepfelhändler, der Krieg mit den Körben und Wägelchen regt die Gemüther einer zahlreichen Bevölkerung mehr auf, als die Kriege in der Krimm und in Italien. Gerade diese verfolgte, unglückliche, oft herabgewürdigte Klasse ist es, die den Wohlstand der großen Märkte Londons aufrecht erhält. Man schätzt den Werth der Fische und Früchte, die durch Vermittelung dieser obskuren Hände in Londons Straßen verkauft werden, auf 200,000 Pfund Sterling jährlich. Die unsichere, bedrohte Lage der coster-mongers, die Wichtigkeit ihrer kommerziellen Umsätze, die Hartnäckigkeit, mit der sie diesen Kampf des Lebens führen, der jeden Abend blos aufhört, um Morgens von Neuem zu beginnen, die wirklichen Dienste, die sie der Arbeiterklasse leisten, Alles trägt dazu bei, aus dem Charakter und den Sitten dieser Straßenkaufleute einen Gegenstand interessanten Studiums zu machen.

Frankreich.

Die französische und die englische Flotte in neuester Zeit.*

Seit zehn Jahren herrscht dies- und jenseits des Kanals in Häfen und Werften eine überstürzende Thätigkeit. Ein flüchtiger, an der Oberfläche haftender Blick könnte in dieser fast fieberhaften Bewachung Mißtrauen und Eifersucht sehen, womit der Adler hüben und der Löwe drüben einander stets beobachten, und doch liegt die Ursache weit tiefer.

So viel ist Jedem klar, daß das Fortschreiten der Wissenschaft und der Technik einerseits und die zerstörende Gewalt der Zeit und der Elemente andererseits Verbesserungen und Erneuerungen bei der Flotte, wie bei allem menschlichen Werke periodisch nothwendig machen. Stände nun die Schifffahrtskunst heute noch auf dem Standpunkte, den sie in den ersten vierzig Jahren unseres Jahrhunderts eingenommen, so könnten die Vervollkommnungen und das Ausfüllen der unvermeidlich eingerissenen Lücken ihren langsamen Gang verfolgen. Allein die Anwendung der Dampfkraft hat auch auf diesem Gebiete eine totale Umwälzung hervorgerufen und den bedächtigen Schritt zu einem reißend schnellen Lauf gezwungen. Den ersten Anstoß bei der französischen Marine gab der Prinz von Joinville;** und seitdem war das Dampf-Linienschiff für die wissenschaftlichen Fachmänner eine Aufgabe, die ihre letzte Lösung in der Schraube gefunden hat. Kaum daß noch einige Vervollkommnungen in den Einzelheiten anzubringen sind; in Bezug auf die wesentlichen Punkte ist die Umwälzung vollbracht.

Unter diesen Bedingungen war merkwürdiger Weise ein Moment eingetreten, wo die Großstaaten zur See sich ohne Flotte, oder doch ohne das, was diesen Namen verdient, befanden. Zwischen dem eingehenden Segel und dem auftretenden Dampf blieb so zu sagen eine Pause auf der Bühne. Kaum waren der „Napoleon" und der „Royal Albert" vom Stapel gelaufen und für seetüchtig anerkannt, als das frühere Linienschiff sich in seiner völligen Ohnmacht darstellte; undenkbar erschien von nun an ein Kampf zwischen den alten, von den Launen der Winde abhängigen Kriegsfahrzeugen und den neuen, die frei in ihren Bewegungen, zum Angriff wie zur Abwehr den richtigen Moment wählen, ihre Stellung regeln und bei der geringsten eignen Gefährdung dem Feinde den meisten Schaden zufügen konnten. Und erst die Schiffe niederen Ranges — sie waren so gut wie wehrlos jenen furchtbaren Maschinen gegenüber; höchstens blieben ihnen noch die Kreuzfahrten auf fernen Meeren, wo es an der nöthigen Speise, an Kohlen fehlte. Umsonst suchte man die dringenden Mahnungen der Thatsachen durch den Einwand zu entkräften, daß das Segel ein billiges, der Dampf dagegen ein kostspieliges Agens sei — der Einwand hielt nicht Stich; denn nicht die Kosten, sondern der erzielte Nutzen beider Agentien mußte gegen einander abgewogen werden. Und hier traten die Erfahrung und das Urtheil der Fachmänner entschieden auf die Seite des Dampfes, verbunden mit der unter der Seefläche agirenden und geschützten Schraube. Mit diesen Umänderungen der Schiffe mußte die Artillerie gleichen Schritt halten; die Tragweite, das Kaliber, der Nachdruck der Geschosse waren Gegenstand der Versuche und Studien, die auf eine größere Zerstörungsgewalt und eine gründlichere, wissenschaftliche Berechnung abzweckten. Mit Einem Worte, das ganze alte Material war unbrauchbar geworden und man hatte, so zu sagen, tabula rasa vor sich.

So wäre nun die obenerwähnte außerordentliche Thätigkeit erklärt; die Umstände heischten sie dringend. Allein konnte sie nicht trotz dieser Dringlichkeit mit mehr Mäßigung geregelt, auf eine gewisse Anzahl Jahre so vertheilt werden, daß sie weder das Gepräge einer Herausforderung noch einer Drohung trug? Allerdings; indeß hier machte sich wieder der alte Geist nationaler Eifersucht geltend, und wie immer wollten die beiden Völker auch bei der Umgestaltung ihrer Flotten einander durch Schnelligkeit den Rang ablaufen. Heutzutage giebt es, selbst in Staaten, die sich auf das Schweigen stützen, kein Geheimniß mehr.

Man kannte hüben und drüben die in den Arsenälen herrschende

---

* Nach der Darstellung des Akademikers Louis Reybaud in der R. d. d. M.

** In seiner Broschüre: Note sur l'état des forces navales de la France (1844.)

Bewegung und wußte, woran man war; die Erfahrungen, in Bezug auf vervollkommnete Mittel zu Abwehr und Angriff, die der Eine machte, gingen für den Andern nicht verloren. Brachten wir ein Schiff auf das Werft zum Umbau, brachten die Engländer zwei; beschlugen wir unsere Fahrzeuge mit Eisen, sofort machten es die Engländer nach; dasselbe geschah mit unsern Kanonierflotillen und ihren schwerfälligen gepanzerten Pontons, den sogenannten schwimmenden Batterien, wie mit den gezogenen Kanonen. Selbst Constructionen, die sich zur See noch nicht erprobt hatten und nur bedingte Dienste leisteten, blieben von diesen Versuchen nicht ausgeschlossen; man wollte Alles prüfen, um das Beste zu behalten; man scheute keine Kosten, ließ sich von keinem zweifelhaften Erfolg abschrecken. Eine Folge dieses Wetteifers war die fieberhafte Hast und Ueberstürzung, wonach man ein Werk, das unter geregelten Bedingungen mindestens ein Vierteljahrhundert zu seiner Vollendung gebraucht hätte, in fünf Jahren ausführt.

Das Budget der englischen Admiralität bietet seit 1852 folgende Ausgabesätze:

1852—1853 betrug die Ausgabe . 5,707,988 L. St.
1853—1854 . . . . 6,132,543 „
1855—1856 . . . . 11,857,506 „
1857—1858 ging sie zurück auf . 8,010,526 „
1858—1859 hob sie sich wieder auf 8,440,871 „
1859—1860 steigt sie bis auf . 9,813,181 „

Rechnet man nun zu der Ausgabe des laufenden Verwaltungsjahres noch drei veranschlagte Ergänzungskredite, so wird sich die Summe zu 12,000,000 abrunden, so daß die Summe in den acht Jahren beiläufig 51,000,000 L. St. oder 350 Millionen Thaler beträgt. Selbstverständlich mußte Frankreich gleichen Schritt halten, und es wurde auf beiden Seiten weder Sorgfalt noch Geld gespart, um die Maßregeln der gegenseitigen Seemacht in derselben Höhe zu erhalten.

„Seht, was dort vorgeht," sagen nun die Engländer „und gesteht, daß alle Besorgnisse gerechtfertigt sind. In Frankreich giebt es nur eine Atzung des Geistes: Waffenruhm, ein einziges Werkzeug, sich einen Namen zu machen: das Schwert. Es hat eine Zeit gegeben, wo dieses Feuer ableitend gemäßigt wurde; das Wort ausgezeichneter Redner auf den Tribünen, die Bewegung des politischen Lebens gaben den Leidenschaften der Menge eine andere Richtung; da hatte das Volk, das seine Geschäfte selbst besorgte und die Verantwortlichkeit übernahm, stets Etwas zu thun. Diese Elemente der Begeisterung und der Thätigkeit liegen jetzt zertrümmert. Was bleibt ihm nun? Das Blendwerk kriegerischer Glorie; sie allein hat Aussicht, die öffentliche Meinung mit sich fortzureißen, zu entflammen. Alle Weisheit und Mäßigung werden an der Klippe dieser Situation scheitern."

Aber fühlt sich England so ganz ohne Schuld und Fehl? Sollen wir es an die Zeit mahnen, wo Britannia, stolz auf ihre Flotten, stets und überall den Völkern imponirte, die Gelegenheit zu Hader vom Zaune brach? Sprach sie nicht das Recht zu ausschließlicher Herrschaft an und legte sie nicht gar zu oft die Hand an den Schwertgriff? Doch lassen wir die aufreizenden Erinnerungen. Dünkte sich England bedroht, so that es wohl daran, sich auf den möglichst besten Vertheidigungsfuß zu setzen. Das erste Gut eines Staates ist das Gefühl der Sicherheit, das nichts zu erschüttern und zu verkümmern vermag, und das muß er daher aus sich und nicht aus der Mäßigung seiner Feinde schöpfen. Daraus erklärt sich, daß Untersuchungen angestellt, Commissionen niedergesetzt wurden; daß einflußreiche und sachkundige Männer die Autorität ihrer Ansichten in die Wagschale der Volksbewegung gelegt und daß zwei prinzipiell entgegengesetzte Kabinette in diesem Punkte übereinstimmend gehandelt haben. Die Bevölkerung wehrhaft machen, den Bestand der Linientruppen vermehren, die Häfen, Rheden und Arsenäle gegen eine überraschende Landung sichern, vor Allem aber die Flotten neugestalten — das ist angenommenes Progamm, dessen Ausführung fürderhin Nichts zu verzögern vermag.....

Hr. Reybaud geht nun, die Flotten der beiden Rivalen vergleichend, in ein Detail ein, dem wir nicht folgen können und theilen wir deshalb nur das Resultat mit, wonach sich folgendes Verhältniß herausstellt:

	England besitzt:	Frankreich besitzt:
Schraubenlinien-Schiffe	60	38
Segellinien-Schiffe . . .	35	9
Kanonen über	8000	kaum 5000

Wenn einerseits diese Vergleichung genügen müßte, alle Besorgnisse der Engländer zu beschwichtigen, so ist doch ein Umstand nicht zu übersehen, der das Uebergewicht ihrer Flotte aufzuheben scheint. Sie kann, da sie fast das ganze Erdenrund zu überwachen hat, nicht an Einem Punkte zusammengedrängt bleiben, sondern muß sich beständig hierhin und dorthin zerstreuen. Der Eroberungsgeist hat England ein schönes, aber eben so lästiges Reich gewonnen; ohne eine stets gegenwärtige Heeresmacht würde es ihm stückweise aus den Händen fallen. Seine Schiffe müssen überall kreuzen, um seine Vasallen einzuschüchtern oder seine Unterthanen zu schirmen, bald im Interesse seines Handels, bald in dem seiner Herrschaft. In China und Japan mußten sie die Einfahrt in die Häfen erzwingen, in den Südmeeren die anderen Seemächte in Respekt halten, im Norden Amerika's den Uebergriffen eines unruhigen und hitzköpfigen Volkes die Zähne weisen, am Kap, in Australien, Bengalen, Westindien die ihm gehörigen Besitzungen schützen, im Rothen Meere seine Gebietserweiterungen verfolgen, im Baltischen Meere den Aufschwung der Schifffahrt mit mißtrauischem Blick überwachen, an den Küsten Afrika's den Handel mit schwarzem Menschenfleisch unterdrücken, in den ehemaligen spanischen Kolonien seiner Flagge das Uebergewicht sichern. So sieht es seine Fahrzeuge, mittlern und niedrigsten Ranges in alle Welt versprengt, und tragen sie auch seinen Namen und Einfluß in weite Ferne, so sind sie doch in der Nähe für seine Vertheidigung fast verloren. Selbst seine Linienschiffe ersten Ranges sind nicht alle auf dem Platze; sie müssen sich auf die beiden großen Bühnen der militairischen Operationen, den englischen Kanal und das Mittelmeer vertheilen. Je weiter es seine Macht auf den entlegenen Gestaden ausdehnt, desto mehr schwächt es sich am Kernpunkt seines Reichs; je mehr es Alles nach außen vor sich zittern macht, desto eher kann es mit ihm dahin kommen, von innen für sich zu zittern. Es ist die Strafe einer bis auf's äußerste getriebenen Entwickelung. Und wie, wenn ein Bündniß mit den Seemächten zweiten Ranges Frankreich den Stützpunkt bietet, der ihm zur Ausgleichung fehlt und so das Gleichgewicht der Kräfte zu seinen Gunsten herstellt — könnte es da nicht die Lust anwandeln, sich für alle die Niederlagen und Demüthigungen, die England ihm im Laufe der Jahrhunderte zugefügt, volle Genugthuung zu verschaffen?

Von diesem Standpunkte aus angeschauet, hatten die Besorgnisse schon etwas mehr Grund, und es ließe sich erklären, daß ein Staatsmann, wie Lord Lyndhurst, militairische Notabilitäten, wie Sir John Burgoyne und General Shaw Kennedy, jene Besorgnisse getheilt haben. Indeß halten sie einer ernsten Prüfung nicht Stich.

Behält England nur 40 Schraubendampfer zur Bewachung seiner Küsten, so kann es sich kaum noch, wie man zu sagen pflegt, ruhig auf's Ohr legen. Sind seine Kräfte zersplittert — die unsrigen sind es nicht minder, und ohne Unbesonnenheit könnten wir sie nicht auf Einen Punkt zusammendrängen. Toulon kann nicht zu Gunsten Cherbourg's entblößt, weder Brest noch Rochefort dürfen ohne Schiffe gelassen werden; Algerien ist zwar gegen eine Eroberung durch sein Landheer gedeckt, gegen einen Ueberfall kann es nur ein Geschwader schützen. Jeder Staat — und der unsrige macht davon keine Ausnahme — hat eine solche Achillesferse. Der unvergleichliche Vortheil Englands besteht aber darin, daß es nur von der Seeseite etwas zu fürchten hat; wir müssen auch unsere Gränzen zu Lande decken. Fühlten sich unsere Nachbarn jemals von uns bedroht, so würde es ihnen weder an gutem Willen, noch an Mitteln fehlen, uns Diversionen zu machen, die uns unter dem ersten Kaiserreiche so verderblich waren.

Gesetzt aber, die Chancen zu Lande schlügen ihnen fehl, und wir bekämen hier die Hände frei, dennoch fände England in der Natur seiner Bevölkerung Beruhigungsgründe genug. In der Marine ist das Material nicht Alles, auch das Personal ist in Anschlag zu bringen, und hier ist der Abstand in den numerischen Verhältnissen ein noch bedeutend größerer als dort. Nach der letzten Zählung der Admiralität betrug die Zahl der amtlich eingeschriebenen Matrosen der Handelsmarine 227,911; rechnet man aber dazu die darin nicht aufgenommenen Seeleute an der Küste, dann diejenigen, die sich auf kurze Fahrten engagiren, endlich die Besatzungen der Flotte, so erwächst die Ziffer zu einem Totale von 322,000 und nach andern gar zu 420,000. Freilich hat die Regierung kein Recht über diese Leute, die nicht wie Franzosen an einen zeitwierigen Dienst gebunden sind, sondern ein freies Gewerbe treiben und segeln können, wohin und wie es ihnen recht ist. Der Staat hat keine andere Hülfsquellen, als freiwillige Anwerbungen gegen ein Handgeld. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung haben sich in England Zweifel erhoben, und es kam zur Sprache, ob das französische Verfahren nicht vorzuziehen sei? In Frankreich verfügt nämlich die Regierung nach Belieben über die seemännische Bevölkerung, wirbt sie an, oder verabschiedet sie und kann daher zur bestimmten Stunde auf die festgesetzte Zahl rechnen, während in England dadurch, daß mit jedem Einzelnen kontrahirt wird, die Bemannung sehr langsam und unter vielen Schwierigkeiten von Statten geht.

Indeß müßte England, bevor es sich für eine entsprechende Veränderung seines Systems entschließt, die Sache wohl überlegen. Die angestaunte seemännische Ausbildung der Briten begann und entfaltete sich unter dem Banner der Freiheit; ob sie unter der Zucht des Zwanges dasselbe Gedeihen gehabt hätte, dürfte sehr zu bezweifeln sein. Der englische Seemann gehört sich an, der französische ist bis zu einem gewissen Alter wenigstens nicht sein eigener Herr. Jener hat ein festes Gewerbe, aus dem man ihn ohne seine Zustimmung nicht reißen darf; des Letztern Beruf ist schwankend, abhängig, von äußern Uebereinkünften bedingt, die ihm unablässig in die Quere kommen und bisweilen mitleidslos seine Kraft brechen. Thäte England seinen Sitten und Institutionen Gewalt an und adoptirte eine derartige, selbst gemilderte Maßregel, so wäre die nächste unmittelbare Wirkung, die dem Seemann so natürliche Auswanderungslust wach zu rufen. Statt zu sichern, würde es seine Hülfsquellen verkümmern. Und weshalb sollte es an seinen Matrosen zweifeln? Erwiesen sie sich nicht hingebend in den verhängnißvollsten Umständen? Haben sie dem Vaterlande gefehlt, wenn ihm Gefahr drohete?

Im Anfang unsers Jahrhunderts griff England allerdings nach einem sehr harten Mittel, seine Flotten zu bemannen, der Matrosenpresse. Allein die Erinnerung an diese Gewaltsamkeit blieb in den Gemüthern so tief eingegraben, daß man sie zu den Todten warf, und die größte Dringlichkeit der Bedürfnisse, selbst die Nothwendigkeit einer Küstenvertheidigung könnte sie nicht wieder in's Leben rufen. Daher die vermittelnden Vorschläge, um dem Zwang minder gehässige Formen zu geben, die, indem sie einerseits den Dienst sichern, andrerseits eine größere Achtung vor der persönlichen Freiheit bekunden. Besser aber bleibt es, diese Freiheit völlig unangetastet zu lassen, und das kann sie auch, unbeschadet der Raschheit und des Nachdrucks der Ausrüstung. Die Maßregeln, die die Admiralität so eben genommen hat, geben den Beweis dafür; sie sind gerechter, menschlicher und den Landessitten entsprechender. Das ganze Geheimniß besteht in Erhöhung des Soldes, der sich mit dem Grad in den Dienstjahren steigert, in der Eröffnung von Aussichten auf Pension und Aufnahme in das Hospital von Greenwich; dadurch zieht sie die besten Matrosen von den Kauffahrern auf die Staatsflotte. Sie will ferner die Zahl der Schiffsjungen, so wie der Seetruppen und der Küstenwächter, eine stets bereite und wohlerprobte Reserve, vermehrt wissen. So wird ihr eine reiche Pflanzschule zur Verfügung stehn, aus der sie zu jeder Zeit und ohne Mühe die Kriegsflotte bemannen kann.

Was hat Frankreich dieser Bevölkerung von 420,000 Matrosen mit 6000 Seeoffizieren entgegenzustellen? Höchstens 80,000 mit 2000 Offizieren aller Grade. Wohl können sich die Gemeinen an seemännischer Tüchtigkeit, wie die Offiziere an wissenschaftlicher Berufsbildung mit jeder Marine messen und würden es im Anfange eines ausbrechenden Krieges mit jeder Seemacht aufnehmen; unglücklicherweise aber hat dieses Heer keine Reserve, um die nothwendig entstehenden Lücken in seinen Reihen sofort auszufüllen; denn ein Seemann macht sich nicht aus dem Stegreif; er ist vielmehr das Produkt der Zeit und der in einer harten Schule erworbenen Erziehung.....

Reybaud resumirt nun seine Betrachtungen in folgendem Schluß:

„Auf beiden Seiten mußte die Marine umgeschaffen werden; alle Umstände heischten es dringend, und man ging demgemäß vor. Die Uebelstände, welche die Ueberstürzung mit sich führte, sind oben angedeutet; beide Marinen setzten sich aber denselben lieber aus, als daß sie ihre Länder unbeschützt gegen einen möglichen Angriff ließen. Hierin, sagt Lord Palmerston, ist jeder Staat der Beurtheiler des Weges, den er zu gehen hat, und darf sich nicht nach dem richten, was man anderswo thut und denkt. Es dünkte England, daß die Ereignisse ihm Vorsicht als ein Gesetz auflegten. Es habe sich nun darin getäuscht oder nicht, gehandelt hat es, wie es nach der Voraussetzung handeln mußte. Die öffentliche Meinung hat sich ausgesprochen, und die Regierung hat sie gehört. Sie untersuchte den Zustand ihres Seewesens und ihrer Küsten, beschleunigte die Anwerbungen, übte die Bürgerwehr, bewaffnete die Freiwilligen, vermehrte die Zahl der Linientruppen. Der Charakter dieser Maßregeln ist offenbar ein defensiver und hat durchaus nichts Bedrohliches für auswärtiger Staaten. England will nur in der Fassung sein, jeden Angriff, woher er komme, welche Mittel er anwenden mag, nachdrücklich abzuwehren. Kann man ihm das verargen? Es hat sich dabei nur vor Einer Gefahr zu hüten: über das vorgesteckte Ziel hinaus zu greifen. Unter den Rathschlägen, die ihm gegeben worden und die nur in dem übertriebenen Eifer ihre Entschuldigung finden, ist Einer, der sich auf die Behauptung gründet, England könne nicht ferner, ohne Benachtheiligung dessen, was sein Ansehen und seine Stärke bedingt, seine freien Institutionen ausüben. In diesem Sinne haben sich besonders zahlreich die Männer vom Degen vernehmen lassen. Die offiziösen Vorschläge in Bezug auf die Marine wurden auf die Armee ausgedehnt; sie sollte zu einem kräftigern Element der Vertheidigung geschaffen, die Regimentsstämme erweitert, ihr eine dauerndere Organisation gegeben, die Rekrutirung minder schwankend gemacht, mit Einem Worte, die Prozeduren entlehnt werden, die durch die Erfahrung auf dem Festlande gerechtfertigt erscheinen. — England hüte sich aber, diesen gefährlichen Abhang zu betreten! Was es seinen mannhaften Institutionen verdankt, das sieht, das fühlt es; es weiß, was es bei diesem scheinbaren Mangel an Manneszucht gewonnen hat, unter dieser ungeregelten Oberfläche ruhet ein fester Kern von Ordnungssinn; es weiß, daß außerhalb und über den organisirten Heeren, in den Gemeinden verborgene Kräfte liegen, die, von dem warmem Hauch ausgedehnten Rechte hervorgelockt, da ihre Wirksamkeit beweisen, wo die Ehre auf dem Spiele steht, oder die Wohlfahrt des Vaterlandes Opfer heischt. An der Hand der Freiheit sehen wir England zu dieser Höhe geführt; es lasse die Hand nicht los, wenn es von dieser Höhe nicht herabstürzen will.

„Frankreich seinerseits that ebenfalls, was es thun mußte, es konnte nicht schutzlos bleiben, wenn Alles um es her den Harnisch anlegte und den Schild vornahm. Die Pflichten waren dieselben, und die Handlungen mußten sich nach den Pflichten regeln. Unsere Werfte, Arsenale, Schmiede, Maschinenbau-Anstalten kamen in größere Bewegung, und eine Flotte ging daraus hervor, die zu den schönsten zählt, die wir jemals besessen haben, und die sich mit Glück alle die neuesten Entdeckungen anzueignen wußte. Ist sie eine Drohung? Wir haben es bereits gesagt, wir glauben es nicht. Indeß, wenn zwei Völker Freunde bleiben wollen und müssen, so wäre der Weg, der zu diesem Ziele führen soll, ein höchst seltsamer, um die Wette gegen einander zu rüsten, und zwar unter einem steten Austausch von Freundschafts-Betheuerungen. Bei diesem Spiel erbittert man sich, und die Wette hat ihre Gefahren. Es wäre überdies eine sehr kostspielige Wette, und der öffentliche Schatz würde die Nachwehen verspüren. Mehr als jemals ist die Marine eine Kostenfrage. Das Brennmaterial hat die Betriebskosten sehr hinaufgeschraubt, und um sich davon eine Vorstellung zu machen, bedenke man, daß ein Dampfer ersten Ranges jeden Fahrtag 3000 bis 4000 Fr. an Kohlen verbraucht.

„Bei alledem war das Bündniß zwischen Frankreich und Großbritannien nicht ernstlich bedroht und das ist eine Bürgschaft für den Frieden. Es wird zu den bemerkenswerthesten Thatsachen dieses Jahrhunderts gehören, daß dieses Bündniß sich so lange hat erhalten können, daß es aus den Wolken, die es von Zeit zu Zeit verhüllten, immer wieder und immer heller hervorging, und je heller, desto freudiger begrüßt wurde. Dankbar anzuerkennen ist das Gedächtniß jener so angeschwärzten Regierungen, die sich trotz mancher Mißhelligkeit standhaft geweigert, das Bündniß zu zerreißen und ihm sogar die zu ihrer Existenz nothwendige Popularität zum Opfer gebracht haben. Bisweilen erwachen die Gehässigkeiten, die Köpfe erhitzen sich, von Verdächtigungen geht man zu Herausforderungen über; es grollt wie dumpfer Schlachtendonner in der Luft. Soll es zu dem so lange vertagten Zusammenstoße kommen? Nicht doch; es ist eine bloße Krisis, der eine Besänftigung der Gemüther folgen wird. Es ist zu wünschen, daß dieses Gefühl in den Herzen fest wurzele. Die letzte Stütze der europäischen Civilisation ist in dieser Eintracht; ein Seekrieg mit den neuen Kräften, die man darin entwickeln kann, wäre ein europäisches Unglück. Halten wir schon den bloßen Gedanken fern und suchen wir den Kampf auf einen bessern Wahlplatz zu versetzen. Neulich hat man uns gerathen, unsern Wettstreit mit England auf die industrielle Thätigkeit zu beschränken, dazu allein wären wir berufen. Dem ist nicht so; es kommt uns vielmehr zu, das Programm zu erweitern und unsere Thätigkeit auf geistige Eroberungen anzuwenden. Die Großstaaten sind der lauschenden Welt nicht blos die Beispiele schuldig, wie man die materiellen Interessen leite, sie haben vielmehr die Verpflichtung, wenn sie nicht von ihrer Höhe vollständig herabsteigen wollen, den Nationen das bedeutsame Schauspiel ihrer moralischen Würde und Größe zu geben."

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Neue Erscheinungen auf politischem und literarischem Gebiete.

Als literarischer Vorläufer der in diesem Jahre in Toscana eingetretenen politischen Bewegung kann die Publication des folgenden Werkes angesehen werden:

* Vom Geheimen Justizrath J. F. Neigebaur.

„Apologia delle Leggi di Giurisdizione, Amministrazione e Polizia ecclesiastica pubblicate in Toscana sotto il regno di Leopoldo I.“ Firenze, 1858, società editrice.

Es ist bekannt, daß Toscana seinen blühenden Zustand in der letzten Zeit den trefflichen Regierungsmaßregeln des weisen Großherzogs Leopold I. verdankt, die sich bis zur Franzosen-Zeit erhalten hatten. Er war seiner Zeit vorausgeeilt, und ihm hat man in Italien nie den Vorwurf gemacht, daß er ein Ausländer sei. Seit der Reaction nach dem Wiener Kongresse hat man angefangen, an den vermeintlich zu freisinnigen Leopoldinischen Gesetzen zu rütteln, daher in dieser Schrift auf die Vorzüge jener Gesetzgebung aufmerksam gemacht worden ist. Zugleich ist die Herausgabe dieses Werkes ein Beweis von der öffentlichen Theilnahme der ersten Gesellschaft des Landes an den vaterländischen Angelegenheiten. Es war nämlich eine Anzahl der bedeutendsten Männer Toscana's zusammengetreten, um auf eigene Kosten Schriften zur Verbreitung patriotischer Gesinnungen drucken zu lassen, welche dem größeren Publikum zu sehr wohlfeilen Preisen zugänglich gemacht wurden. In manchen Ländern würde dies von den Exklusiven für ein unziemliches Beginnen angesehen werden; allein hier standen die ersten Männer des Landes an der Spitze der von ihnen herausgegebenen „Bibliothek des Italiänischen Bürgers,“ z. B. der bekannte gelehrte Marchese Cosimo Ridolfi, Baron Ricasoli, Cav. Peruzzi u. A., welche, anstatt durch die gewöhnlichen nobeln Passionen Aufsehen zu machen, sich durch hohe Bildung auszeichnen, und deren Namen wegen ihrer Vaterlandsliebe überhaupt einen guten Klang haben. Das erste auf diese Weise ausgegebene Werk der Volks-Bibliothek war das vorliegende, das gleichzeitig zur Verherrlichung des Namens eines geliebten Monarchen diente.

Das zweite von dieser Gesellschaft herausgegebene Werk war:

„Dell avenire del Commercio europeo ed in modo speciale di quello degli Stati Italiani. Ricerche di Luigi Torelli.“ Firenze, 1858. III. Vol.

Der Verfasser, Abgeordneter im Parlamente des Königreichs Sardien, ein gelehrter Mailänder, welcher seine angenehmen Verhältnisse daheim, im Jahre 1848 aufgab, um an dem damaligen Aufschwunge Italiens Theil zu nehmen, hat sich seitdem in Turin mit Staatswirthschaft und Förderung der Eisenbahnen beschäftigt, die jetzt schon Genua über den Lago Maggiore mit der Schweiz verbinden und bald den deutschen Eisenbahnen am Boden-See die Hand reichen werden. Der Verfasser bezeichnet in der vorliegenden Schrift den Gang welchen der Handel von Central-Europa nehmen wird, wenn Italien, die Wiege des Handels im Mittel-Meere, wieder die Stelle einnehmen wird, die sonst Venedig, Genua, Pisa, Amalfi u. s. w. einnahmen; besonders seit England gezeigt hat, daß die Zeiten der Rivalität der berühmten Navigationsakte vorüber sind, und der Handel mit reichen Nachbarn mehr einträgt, als mit den durch engherzige Handels-Absperrungen verarmten Völkern.

Das dritte Werk, das von dieser patriotischen Gesellschaft ebenfalls als Theil der „Volks-Bibliothek“ ausgegeben wurde, ist:

„I Piemontesi in Crimea, di Mariano d'Ayola.“ Firenze, 1858.

Für den Preis von 1/3 Thaler ist dieses Buch zu haben, obwohl die beigeheftete, von dem Sardinischen Generalstabe bearbeitete Karte des Kriegs-Schauplatzes in der Krimm allein so viel werth ist. Daß die Ausstattung überhaupt trefflich ist, darf bei einem in Florenz gedruckten Buche nicht erst erwähnt werden. Der Verf. ist der jetzt bedeutendste italiänische Militair-Schriftsteller, Marchese d'Ayola. Früher Artillerie-Offizier in Neapel, dann, 1848, von dem Großherzog von Toscana zum Kriegs-Minister ernannt, legte er dieses Amt während der Verwaltung Guerrazzi's nieder. Er ist jetzt Bibliothekar des Herzogs von Genua, (S. die Beschreibung dieser Bibliothek von Neigebaur im „Serapeum“) zugleich giebt er die „Militair-Zeitung“ in Turin mit dem General Mezzacoppa heraus, der mit Garibaldi in Mittel-Italien die bewaffnete Macht organisirt hat. Das von den Mitgliedern der erwähnten patriotischen Gesellschaft diesem Verlags verfaßte Vorwort ist besonders merkwürdig.

Ueber den zu erwartenden Kongreß in der italiänischen Angelegenheit macht folgende Schrift einiges Aufsehen:

„Intorno a un congresso europeo sulle cose dell' Italia Centrale. Considerazioni di Biagio Caranti. Torino, 1859. Botta.

Der Verfasser erwartet von einem europäischen Kongreß nicht viel Gutes für Italien. Die europäischen Herrscher werden einer neuen Gestaltung des Völkerrechts eben nicht sehr günstig sein; er fürchtet, daß der wahrhaft constitutionelle König von Sardinien nicht viele Freunde in einer solchen Versammlung finden dürfte. Es wird daher gerathen, so bald als möglich die Verbindung der italiänischen Länder unter sich zu beschleunigen, damit dieselbe als fait accompli anerkannt werden müsse. Zu diesem Behuf hält der Verfasser es für unumgänglich nothwendig, recht bald eine Achtung einflößende bewaffnete Macht aufzustellen; denn es sei zu fürchten, daß selbst der Kongreß mit einem Kriege enden dürfte, in welchem es zwischen dem göttlichen Recht und dem neuen Völker-Recht zur Entscheidung komme, wobei die Frage entstehen würde, wem die Rechts-Vollstreckung zu überlassen? Dennoch ist der Verfasser einem Kongresse nicht ganz entgegen, aber er wünschte ihn so spät als möglich, damit Central-Italien sich unterdeß in Allem eine solche Verfassung geben könne, daß der Kongreß nur die vollbrachte Thatsache anzuerkennen habe.

Obgleich in Italien die Geistlichkeit bei Weitem nicht den Einfluß hat, den sie sich in Frankreich durch die Frauen zu verschaffen weiß, hat sich doch der Verfasser der folgenden Schrift veranlaßt gesehen, die schwachen Gemüther zu beruhigen:

„L'indipendenza, il cattolicismo e l'Italia, riflessioni di Giacomo Odelo.“ Milano, Carlo Tarati, 1859.

In dieser Schrift wird die sardinische Regierung und Verfassung gegen den Vorwurf vertheidigt, daß sie den „Abbatismo“ begünstige. Wie übrigens das italiänische Volk von seinen zahlreichen „Abbati“ behandelt wird, ist in folgendem Werke ausgeführt:

„Gli ultimi eccidj di Perugia, autenticati e preceduti da molti altri consimili, raccolti per cura di alcuni Perugiani.“ Torino, 1859, Cerutti.

Der Verfasser giebt hier nicht nur das Schauergemälde der von den päpstlichen Kriegs-Knechten in der letzten Zeit in Perugia verübten Gräuel, sondern auch von den unter der päpstlichen Regierung zur Aufrechthaltung dieser unnatürlichen Herrschaft verübten Unthaten, welche der Religion und Moral nur schaden konnten.

Besonders wichtig für die Ansichten der Italiäner über die weltliche Herrschaft des Papstes ist nachstehendes Werk:

„L'assemblea dei ripresentanti del popolo della Romagna.“ Bolonia, 1859, Volpe.

Hier wird ausgeführt, wie das sich in Italien entwickelnde Gemeindewesen, das von dem Lehnwesen Anfangs unterdrückt ward, indem die Kaiser den Rittern mehr vertrauten, als den Bürgern, von den Päpsten getäuscht wurde, welche Anfangs sich als Beschützer der freien Gemeinden darstellten. Die reiche, mächtige Stadt Bologna, deren Bundesgenossen den König Enzio in lebenslänglichem Gefängnisse gehalten hatten, blieb eine freie Stadt, obwohl der Papst sich nach und nach als oberster Schutzherr derselben gerirte. Julius II. wollte den Monarchen über diesen Theil des Kirchenstaates spielen; da zerstörten die Bürger von Bologna seine Bildsäule, obwohl sie von Michel Angelo geformt worden war, und die Stadt behielt ihre frühere Autonomie. Die Höfe fürchteten sich mehr als die Bürger vor den geistlichen Waffen. Der Herzog Welf-Este mußte Ferrara dem Papste überlassen, aber das geistliche Gewissen hinderte nicht, daß der Papst die Romagna an das Königreich Italien unter Napoleon abtrat. Der Wiener Kongreß gab das Land dem heiligen Stuhle zurück, bei welchem Kongresse, nach der Bemerkung des Verfassers, die Mehrzahl der dabei betheiligten Mächte aus Protestanten und Schismatikern bestand. Da nun diese Verträge in Beziehung auf Belgien, Kracau u. s. w. längst aufgehoben wurden, kann es keinem Bedenken unterliegen, diesen Besitzstand des Papstes ebenso zu behandeln, wie den anderer weltlicher Fürsten. Dies sei um so natürlicher, da die päpstliche Regierung, die Niemand lieben werde, in Bologna nur durch die österreichischen Bajonette gehalten wurde, und mit dem Abzuge die Provinzen von Bologna, Ravenna, Forli und Ferrara sich selbst überlassen wurden. In ähnlicher Weise hält auch der Verfasser dieses Werkes die weltliche Herrschaft des Papstes nicht nothwendig für das katholische Christenthum.

Je größer aber die Freude der Italiäner über die bisher schon gewonnenen Errungenschaften ist, desto mehr nehmen sie Theil an ihren Brüdern, denen noch nicht solche Aussichten zu Theil geworden sind. Dies spricht sich in folgender Schrift aus:

„Daniele Manin, il Veneto e l'Italia, desiderio di N. Tommaseo. Torino, 1859, Franco.

Der bekannte gelehrte Tommaseo, welcher als Ausgewanderter in Turin lebt, widmet dem Todestage des Dictators von Venedig, D. Manin, hier einen Nachruf, in welchem er den Venetianern gleiches Schicksal wünscht, wie den Lombarden, wozu ihnen allerdings die Theilnahme an einem italiänischen Bundes-Staate durch den Friedens-Schluß von Villafranca Hoffnung gegeben hat.

Mannigfaltiges.

— Schleiermacher in der Schweiz. Aus der Schweiz, nämlich von Basel und Bern, sind uns zwei Schriftchen zugegangen, welche den am 21. Febr. 1834 verstorbenen Schleiermacher zum Gegenstande haben, und es gewährt ein eigenthümliches Interesse, daß beide Schriften öffentliche Vorträge sind, die bei Gelegenheit des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Todes Schleiermacher's von Professoren in Basel und Bern, ohne daß übrigens Einer vom Anderen gewußt hatte, gehalten wurden. Ein Gleiches war außerdem auch noch in Zürich geschehen, Beweises genug, daß ein lebendiger und geistiger Zusammenhang zwischen der Schweiz und Deutschland stattfindet und dort noch ein Zug nach Deutschland hindurchgeht. Jene beiden Schriften sind: „Schleiermacher. Ein Charakterbild von Dr. C. A. Auberlen" (Basel, 1859), und „Schleiermacher als religiöser Charakter &c., von A. Immer" (Bern, 1859).

Der erstere dieser beiden Vorträge, welcher an das, im J. 1858 in Berlin erschienene Buch: „Aus Schleiermacher's Leben, in Briefen" (zwei Bde.) im Wesentlichen sich anlehnt, hebt charakteristische Hauptzüge aus diesem Leben hervor und stellt Schleiermacher's Bedeutung im Allgemeinen, so wie seine Persönlichkeit und sein Familienleben dar und betrachtet ihn besonders als Patriot und als Theolog.* Zugleich unterläßt der Verfasser nicht, über die wissenschaftliche und kirchliche Stellung der Gegenwart tiefer eingreifende Erörterungen anzustellen, und gerade in diesen Beziehungen ist es vornehmlich angemessen, Schleiermacher's kirchliche Wirksamkeit als theologischer Lehrer und Prediger hervorzuheben und ihn unserer Zeit als praktischen Sittenlehrer und als echten Protestanten voll innigen, lebendigen christlichen Glaubens und charaktervoller Freisinnigkeit darzustellen. Daß er als Theolog auch ein wahrhaft deutscher Mann, „ein Mann voll Mark und Charakter" war, der mit anderen tapfern und heldenmüthigen Männern an der Rettung des Vaterlandes arbeitete, gereicht ihm zu besonderer Anerkennung.

Der andere Vortrag faßt Schleiermacher als religiösen Charakter in's Auge, und der Verf. weiß das Anziehende des Stoffes zur lebensvollen Darstellung der ausgezeichneten Persönlichkeit Schleiermacher's mit großem Geschick zu benutzen. Es ist wichtig, gerade in unserer Zeit, da ein inniges Glaubensleben durch die Gemeinden des protestantischen Deutschlands hindurchgeht, der wahren Union beider protestantischer Kirchen und ihrer immer kräftigeren Förderung zu Einer wahrhaft evangelischen Kirche auf jede Weise vorzuarbeiten, und dazu frommt es auch, Schleiermacher's religiösen Standpunkt und seine Stellung zu den theologischen Parteien darzustellen. Haben wir doch auch auf diesem Gebiete mehr des Einigenden, als des Trennenden! K.

— Lepsius und Pertz. In der Sitzung der Pariser Akademie vom 22. Juli d. J. machte Herr Brunet de Presle Mittheilung von mehreren neuen zweisprachigen, ägyptischen Inschriften, die Herr Lepsius für das königliche Museum in Berlin aus Aegypten mitgebracht und in einer (bisher noch nicht zur Oeffentlichkeit gekommenen) Kupfertafel zu seinen „Denkmälern aus Aegypten und Aethiopien" dem gelehrten Publikum vorlegt. Wie Herr Brunet meint, dem Herr Lepsius einen Probe-Abdruck zugesandt, auf welchem sich jedoch nur die größere Hälfte der Inschriften befindet, rührten dieselben aus der Zeit des Kaisers Hadrian her, der um 130 n. Chr. Aegypten besuchte, und können sie, da sie die griechische Uebersetzung eines zugleich erhaltenen demotischen Textes darbieten, ebenso wie einst die Inschrift von Rosetta, zu mancher überraschenden Belehrung, besonders in Bezug auf die demotische Prosodie, Anlaß geben. Was diese Inschriften vorzugsweise interessant macht, ist der Umstand, daß beide Sprachabtheilungen, die zum Theil aus Versen bestehen, welche sich Zeile für Zeile decken, ein und dasselbe Akrostichon darbieten, nämlich das des Namens Moschion. Leider ist gerade von diesem Akrostichon ein Theil des ägyptischen Textes, da der Stein an dieser Stelle zerbrochen ist, verloren gegangen. Dagegen ist von einem anderen, aus vierzehn Zeilen bestehenden griechischen Gedicht die ägyptische Uebersetzung vollständig erhalten. Eine dritte, auf dieser Kupferplatte noch befindliche griechische Inschrift besteht dagegen nur aus zwei Distichen.

In der Sitzung derselben Akademie vom 29. Juli überreichte Herr Reynaud im Namen des Herrn G. H. Pertz in Berlin ein Exemplar einer Denkschrift desselben unter dem Titel: „Der älteste Versuch zur Entdeckung des Seeweges nach Ostindien," worin der Verfasser unter anderen Zeugnissen eine Stelle aus einer Fortsetzung der Jahrbücher von Genua, von Jacopo Doria, anführt — eine Stelle, die sich auf das Jahr 1291 bezieht. In diesem Jahre also waren einige Genueser unter Segel gegangen, die, nachdem sie die Meerenge von Gibraltar passirt waren, sich südlich wandten, bis sie an einen Ort Namens Gozora gelangten, den Herr Pertz glaubt als Sitz der Berbern vom Stamm Dschozula bezeichnen zu dürfen. Weiteres wurde jedoch nicht von ihnen vernommen. Auch der französische, durch geographische Forschungen bekannte Gelehrte d'Avezac hat früher bereits auf diese älteren Versuche der Genueser aufmerksam gemacht.

— Mäßigkeits-Vereine in Rußland und Polen. Man weiß, welche wohlthätigen Einflüsse auf die Moralität und den Ordnungssinn der Landleute in Irland und Amerika, in Oberschlesien, im Großherzogthum Posen und selbst in einzelnen Gegenden der unter türkischer Herrschaft befindlichen slavischen Provinzen die von katholischen Geistlichen geleiteten Mäßigkeits-Vereine gehabt haben. In Rußland und im Königreich Polen scheint man diese Vereine jedoch als staatsgefährlich zu betrachten und ihnen daher mit aller Macht entgegen zu treten. Der Director im Departement des Innern und des öffentlichen Unterrichts in Warschau hat alle Mäßigkeits-Vereine im Königreich Polen aufheben lassen und denjenigen Priestern, die sich ferner mit Ausbreitung von Temperenz-Grundsätzen befassen, strenge Untersuchung und Strafe, sowie Entlassung vom Amte, angedroht. In Wilna hat, wie das französische Journal „le Correspondant" und nach ihm Herr Albert Gigot in einer von ihm herausgegebenen kleinen Schrift über Polen im J. 1859* berichtet, der dortige Civil-Gouverneur Poschwisniew kürzlich folgendes polizeiliche Rundschreiben ergehen lassen:

„Der General-Adjutant Nasimow beauftragt mich, den Polizeibehörden in den Städten und Dörfern den Befehl zu ertheilen, die Errichtung von Genossenschaften oder Vereinen, die den Artikeln 164 und 169 des Strafgesetzbuches entgegen sind, streng zu überwachen und zu hindern. Indem ich Ihnen, Herr . . ., diese Nachricht mittheile, empfehle ich Ihnen zur pünktlichern Ausführung dieses Befehls, mir jedesmal Anzeige zu machen, sobald Sie in Ihrem Verwaltungskreise Mäßigkeits-Vereine oder Genossenschaften, die durch das Gesetz untersagt sind, entdecken sollten, sowie mich von den Mitteln in Kenntniß zu setzen, welche die Priester anwenden, um ihre Heerden vom Trunke abzubringen."

— Marokkanische Finanzen. Die Einnahmen des Kaisers von Marokko sind:

	Piaster.
Kriegs-Contributionen und Vieh . . .	730,000
Juden-Steuern	30,000
Accise	950,000
Münzprägung	50,000
Zölle in den 14 Häfen	400,000
Tabacksverkauf	25,000
Domainen	40,000
Schatzgebühren	150,000
Geschenke der Konsuln und Personen, welche Audienz erhalten	225,000
zusammen	2,600,000 Piaster.

Die Ausgaben sind für den Hof 110,000, für Paläste und Gärten 65,000, Geschenke nach Mekka und an die Moscheen 65,000, Gehalte der Gouverneure 50,000, Landtruppen 650,000, Marine 30,000, Konsuln in Europa 15,000, Post 5000, zusammen 920,000 Piaster. Der Ueberschuß wird in der kaiserlichen Schatzkammer von Mequinez aufgehäuft.

* Auch in England werden „The Life and Letters of Schleiermacher" sehr viel gelesen. D. R.

* La Pologne en 1859, par Albert Gigot. Paris, Le Douniol. Berlin, librairie B. Behr.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn G. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 149-151. Sonnabend, den 17. December 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Literarische Korrespondenzen aus England.

Die englische Invasions-Besorgniß.

Zur Statistik und Charakteristik von London.

London, December.

Es soll zwar blos ein neuer Palmerston'scher Schwindel sein, wie wir in einer Berliner Zeitung lasen, daß Napoleon und England in lorbeergekrönter und blutbesiegelter Freundschaft sich gegenseitig zum Kriege zu rüsten sich den Anschein geben, und dann auch wieder so thun, als glaubte Niemand an böse Absichten des Andern; aber sicher erscheint mir an Ort und Stelle, daß die Engländer wieder einmal ganz bestimmt eine Invasion ihres vor einigen Jahren vergötterten Freundes fürchten, und selbst die französische Hülfs-Expedition nach China für eine auf die Londoner Bank gemünzte halten. Sicher ist, daß die Engländer, die niemals die Schwindeleien Palmerston's merkten, eben so wenig wie Deutsche, die im Gegentheil fast immer tiefe Weisheit und liebende Wohlthat für die Menschheit darin nachwiesen, auch diesmal mit Begeisterung glauben, er rüste für die Ehre Englands und habe sich an die Spitze der Association für nationale Rifle Corps-Beförderung nur deshalb gestellt, um den einst Vergötterten und nach dem zweiten December per elektrischen Telegraph entzückt Umarmten und Beglückwünschten zu Wasser und zu Lande zu vertilgen. Sollte all' das freiwillige Trommeln und Pfeifen, Schießen und Exerciren bis tief in die Nächte hinein, diese bunte, vielseitige, freiwillige Uniformirung und Militärisirung der friedlichen Merkursöhne Englands blos den Zweck haben, Bright und die Manchestermänner zu entwaffnen, und dem kriegsgerüsteten Palmerston die sonst sehr zweifelhafte Majorität im nächsten Parlamente zu erzwingen, so wäre das ein Exempel, was ein alter Fuchs Alles d'ran wendet, um sich noch ein Paar Tage des Lebens und des parlamentarischen Thrones zu retten. Wir wollen den „Schwindel" nicht weiter untersuchen. Niemand kann dem Busenfreunde drüben, Niemand dem hier an der Themse trauen, da beide Staatsmänner berühmte, bewährte, gefürchtete, siegreiche Diplomaten sind! Man macht und hält sich überall auf's Schlimmste gefaßt. Und so uniformiren, exerciren, marschiren, pfeifen und trommeln und schießen sie jetzt in England überall freiwillig umher, was das Zeug hält. Oft kann ich vor 1 Uhr des Nachts nicht schlafen, da sie auf einem großen Felde, einige Hundert Schritte von meiner stillen Wohnung, so lange pfeifen, tuten, trommeln und tirailliren. London sieht manchmal ordentlich malerisch aus, was sehr viel sagen will. Jedes Rifle-Corps uniformirt sich nach seinem eigenen Geschmacke und Schnitte. Das giebt Leute, weil Kleider, und nicht immer, wie seit Jahren und überall, die geschmacklose, filzige Angströhre von Stülpe und die ewigen Backenbärte, Vatermörder und kalten Hundenasen dazwischen.

England ermannt sich, was selbst vom weiblichen Geschlechte gilt, da sie sich blitzschnell aus ihren Hühnerkörben und Käfegloken von Crinolinen emanzipiren, seitdem die Königin von England, in Folge des Verbotes am Eugenischen Hofe, dieses Monstrum vom Buckingham-Palaste und ihrer ganzen Umgebung verbannte. England ermannt sich, wie wir hoffen wollen, sei's auch nur, um einem Palmerston'schen Schwindel zu dienen.

Tod und Krankheit und Demoralisation haben ab-, Geburt, Leben und Gesundheit zugenommen. Die Statistik, der Generalregistrator, hat bekannt gemacht, daß sich im zweiten Viertel d. J. 84,090 Paare, 4,272 mehr, als während derselben Zeit des vor. Jahres, verheirateten, und überhaupt die lebengebende Macht bedeutend gegen die lebenzerstörende gestiegen war. Es wurden in diesem Vierteljahre 63,972 mehr geboren, als in demselben des vorigen Jahres. Während 92 Tagen ein täglicher Zuwachs von 347 Kindern. Das hängt mit verhältnißmäßig wohlfeilen Nahrungsmitteln und Fortschritten öffentlicher Gesundheitspflege zusammen. Drainage, Ventilation, Erweiterung von Straßen durch scheußliche Krankheits- und Verbrecherwinkel hindurch rc. Dies geht in verschiedenen Städten so weit, daß deren Durchschnitts-Sterblichkeit nicht nur überhaupt bedeutend gesunken ist, sondern deren Gesundheit sich auch ganz erwiesen besser herausstellt, als die in den meisten Gegenden des offenen Landes, wo die gesunde Luft durch Mistlöcher, geschlossene Fenster, niedrige, dumpfe Stuben und Unwissenheit im Allgemeinen verpestet und ihres Segens beraubt wird.

Freilich bleiben auch noch große Städte Stätten großer Laster und massenhaften Elends. Mehr wohlmeinende als gewissenhafte Topographen Londons versichern zwar, daß das berüchtigte „Holy Land" und Buckeridgestreet von St. Giles durchbrochen, niedergerissen und durch neue, weite Straßen mit hohen Häusern ersetzt worden sei und daher St. Giles nicht mehr existire. Aber St. Giles existirt noch groß und breit in der Mitte des Westendes und der City, scheuslich, schmutzig, stinkig, zerfetzt, leichenhaft, aber voll einer unglückseligen Lebens- und Reproductionskraft. Glänzende Straßen mit Spiegelscheiben-Läden und reichen Schauwaaren führen hindurch; aber St. Giles steckt dahinter, umzingelt sie, durchfurcht sie und sitzt auf der Schwelle der Paläste, welche pfiffige Bauspekulanten hierher forcirten, um den infamsten Distrikt Londons zu beschönigen, gleichsam zu tünchen. Man sehe sich das neue italiänische Opernhaus mit seinem Blumenmarkt-Krystall-Palaste daneben an und verliere sich dann, am besten südwestlich, aber wo möglich mit starken Gliedern oder einem riesigen Policeman, in die sich verzwickenden Nebenstraßen, in deren einer unlängst am hellen Tage die bis auf's Hemd beraubte Leiche eines starken, jungen deutschen Mannes gefunden ward. Es ist nicht weit bis zum Britischen Museum und den vielen fashionablen „West-Central"-Squares voller Gelehrten, Juristen, Aerzte, Architekten und Gentry.

Auf dem Wege sieht man vielleicht St. Martins-Hall für populäre Konzerte, Vorlesungen und Meetings, auch große Equipagen-Fabriken für den höchsten Adel des Landes, große Bade- und Waschhäuser und sonstige Beweise, daß die Civilisation auch durch diese berüchtigte Pest- und Verbrecherhöhlen sich Bahn gebrochen. Man dringt bis zur großen Verkehrs-Arterie Oxfordstreet, bis zum Britischen Museum und den schönen West-Central-Squares vor. Auf diesem Wege aber, vom italiänischen Opernhause, oder schon vom Westthore der City, Temple-Bar, an, auf diesem ganzen Wege voll neu- oder pseudogothischer, byzantinischer, vorelisabethischer, elisabethischer oder nachelisabethischer Bauten und Paläste, hattest du St. Giles stets vor, hinter und neben dir, um dich herum. Aus Hunderten stinkiger, enger, krummer Gäßchen und Passagen, in denen verfolgte Diebe oder von trunkenen Männern halbtodt geschlagene Frauen unzählige, verborgene Verschlingungen, Höfe und Schlüpfen finden, kriechen, latschen, hinken, lachen und fluchen, wuseln und wimmeln unerhörte, nie gesehene, alle Tage scheuslichere Schrecknisse und Jammernisse in Menschengestalt in die neuen Straßen und versperren dir oft den Weg auf die undurchbrechlichste Weise durch Ekel, Frechheit, namenlose, fetzenumflatterte Monstrosität. Schnatternde, kreischende, krächzende Manns- und Weibs-Verunstaltungen in schmutzig-klebrigen Lumpen, mit feurigen Köpfen verfitzten Haares, das schon einen Zoll über den Braunen anfängt, mit kriechenden, bleiernen Krokodils-Augen, scheuslichen Mund-Schmarren, gefüllt mit gelben Fängen statt der Zähne, mit kraterartigen Löchern in einem zertrümmerten Hügel, der die Stelle der Nase einnimmt, aus- oder einwärts gekrümmten Beinen und Füßen, Händen und Armen, die nur ausnahmsweise nicht zum Gehen auf allen Vieren gebraucht zu werden scheinen — solche unsägliche Deformitäten und Schrecken erregende Verrenkungen menschlicher Glieder mit absichtlich zur Schau getragenen Beulen und Geschwüren hängen sich an deine Füße wie Reptilien, umkriechen dich wie ekelhaftes Gewürm und verfolgen dich hinkend, schleppend, stelzend mit einem dumpfrasselnden oder im höchsten Diskantschlüssel quiekenden Chor-Geheul um einen Penny oder einen halben. Die Jammergestalten männlichen Geschlechts mögen starken Nerven noch erträglich erscheinen. Ein Penny und eine Drohung — und man kann sie los werden, daß sie halb betend, halb fluchend wieder in ihre Löcher kriechen; aber die mit weiblichen Kleid-Fetzen behangenen kann man nicht ohne Schauder, ohne das Gefühl des tiefsten Elends, trostlosester Demüthigung, daß sie Menschen sind, wie wir, von sich abwehren. Es ist ein so unendlich horribler Anblick! Sie sind so geschlechts- und schamlos, ein so entsetzlicher Widerspruch zu allen, auch den niedrigsten, thierischen Lebensformen! Von Himmel und Erde verlassen, verlottert und verloren, barfüßig, schmutzig in Schmutz patschend, oft in Schnee- und Eisgemisch, von schlechterdings in Form und Farbe unkenntlichen Fetzen kärglich umflattert, magere Schultern bis an ihre gelben, hohlen Backen fröstelnd aufziehend, von nie gekämmten Haar-Strängen halb bekleidet, mit großer, gelber Kralle eine schmutzige Hader von Shawl fest an sich drückend, um den fehlenden Rock und das hier und da mit Bindfaden, oder Fetz' an Fetze gebundene, an den Knieen auseinander klappende, kümmerliche Ueberbleibsel von unversetzbarem Unterrock zu verbergen, so umjammern, umkreischen, umhöhnen sie dich aus dem stinkenden Gin-Tempel heraus, so kriechen und patschen sie unermüdlich neben dir her mit heiserem, hohlem Bettlergeheul, wenn du nur einen Blick des Schauders, der Rührung, der Menschlichkeit auf sie verlorest. Mit wahrer Wuth klammern sie sich an den einzigen, augenblicklichen Augenstrahl der Menschlichkeit an, der sie ausnahmsweise aus einer bessern Welt, aus einem menschlichen Herzen traf. Gieb all' dein Kupfer und eile! Sonst wirst du an jeder neuen Mündung der Elendsstraßen auf's Neue dichter, heulender, schrecklicher umzingelt. Wie eine elektrische Telegraphie, pflanzt sich die Nachricht fort, daß hier ein Mensch passirt, der dieses Elend sah und schanderte und einen Penny gab. Regel und Gesetz des ordentlichen, respektablen, englischen Publikums ist, mit den Augen fest g'rad aus in der Luft, rasch und derb mit Schultern und Ellenbogen hindurchzubohren, nichts zu sehen, nichts zu hören. Dies thun auch die Menschlichen, insofern sie wissen, daß die Qual, einen Penny oder auch Alles zu geben, in keinem Verhältnisse mit dem sehr fraglichen Segen des Mitleidens stehe. Manches Ungeheuer, dem man ein Geldstück giebt, kriecht und humpelt höhnisch vor unsern Augen in das allemal ganz nahe Public-House. Auch wahrer, tiefster Noth wird mit der splendidesten Wohlthätigkeit selten gedient, da sich in der Regel die fabelhafteste Verwahrlosung, ganz unter dem niedrigsten Thiere stehende Unfähigkeit, sich selbst zu helfen, damit verbindet.

Die höheren Klassen Englands betrachten und übersehen deshalb auch all dieses Massen-Elend als eine Art natürlicher, von der „Vorsehung" eingerichteter Lage der Dinge, und erinnern so an die Amerikaner, welche den gebildetsten Farbigen oder auch Weißen und Weisen mit noch einem schwarzen Abstammungsfleckchen unter dem Nagel als ein durchaus untergeordnetes Wesen mißachten, das durchaus keine Ansprüche auf menschliches Dasein machen könne. Ich habe schon oft die feinsten, frömmsten, englischen Damen, die alle Morgen vor dem Frühstück Andacht aus dem „prayer-book" mit anhören und jeden Sonntag in die Kirche gehen, mit der souverainsten Kaltblütigkeit Gespräche über Noth und Verwahrlosung der „unteren Klassen" abweisen hören, sogar mit Bemerkungen der Art, daß es Unzufriedenheit mit den Rathschlüssen of the Lord our God, außerdem schlechten Geschmack verrathe, sich über dieses unglaubliche Elend zu beklagen und Mitleiden, Schauder, Nerven darüber zu haben.

Und doch könnten wenigstens die Kinder unter diesen Lumpenhaufen von St. Giles selbst Steine erweichen. Kinder! Dieses Gewimmel und Gezause, dieses Gewürm, aus den Rinnsteinen hervorkrabbelnd, aus Löchern und Höhlen unerschöpflich auskriechend, zehn Mal zerlumpter, schmutziger und scheuslicher, als die Erwachsenen, hundert Tage, höchstens hundert Wochen alt, mit Gesichtern hunderjähriger Greise und durch Hunger und Verbrechen wölfisch gewordenem Ausdruck, kreischend, balgend, sich im Schmutze wälzend, kriechend und springend wie die Visionen ihres betrunkenen Vaters oder im delirium tremens phantasirenden Mutter — diese in Wirklichkeit alle Märchen-Unholde übertreffenden Fratzen, so klug, so listig, so gewandt im Stehlen und Lügen, im Kratzen, Balgen und Fluchen — das sind Kinder! Morgen steht eins derselben vor dem Polizeirichter, der es zu sechs Monaten mit harter Arbeit verurtheilt, da es schon zum vierten oder fünften Male wegen grober Verbrechen vor Gericht stand. Erste, zweite Fälle werden mit Prügel und Entlassung bestraft. Die Correctionsschulen für Kinder, die Reformatories, sind schon alle zu voll. „Prügel und Entlassung," „sechs Monate mit harter Abeit," das sind die Kinderschulen, welche für Portland und Botany Bay, für den Galgen vorbereiten.

Und nun versichern ganz respektable Leute, daß St. Giles verschwunden, durch Civilisation und Wohlstand verdrängt worden sei. Sieh einmal hinunter irgend eine dieser langen, engen Schlüpfen! Siehe, wie die Kinder aus Gin-Höhlen und Pfandleih-Anstalten hervorpurzeln! Frag den ersten besten Policeman (und die besten und stärksten können hier fungiren), ob nicht jeder Hof, jede Schlucht ein Diebs- oder schlimmeres Verbrechernest sei. Sieh empor in diesen Schlupfstraßen. Was an den Stangen und Leinen querüber hängt, soll gewaschene Wäsche zum Trocknen sein. Gehe näher (mit einem Policeman hinter dir), siehe durch die zerbrochenen Theile der undurchsichtigen Scheiben, die klaffenden, halbverfaulten Thüren, auf deren Schmutzhaufen sich Kinder nackt und in Lumpen wälzen. Siehe, wo und wie sie wohnen, deren Existenz in den Augen respektabler Leute eine Fabel oder eine Einrichtung der Vorsehung ist; die Kranken und Krüppel, hockend und kauernd vor kaltem Kamin auf einem alten Kasten, in einer Höhle ohne Tisch mit einem Bett, das auf den verfaulten Dielen von den am Tage getragenen Lumpen auf Stroh gemacht wird, auf welchem ein Sterbender seine letzten Athemzüge sich aus- und einquält, ein nackter, spärlich bedeckter Todter liegt. Dicht daneben geht's desto lustiger her; die Mutter und Gattin hat eben vom jüngsten die letzten Lumpen für vier Pence versetzen und sich dafür Gin holen lassen. Sie kreischt und lacht und gießt zärtlich ihrem bläulichen, faltigen Säugling eine Neige starken Spiritus in den Hals. Der trunkene Gatte taumelt herein, um eben diese Lumpen, die noch versetzbar waren, selber zu verwerthen. Ihm geht ein Licht auf über die Zuvorkommenheit der Gattin, welche mit fliegenden Haaren und murder! kreischend ausreißt. Der trunkene Mann stürzt durch die halbverfaulte Thür hinterher mit einem Feuerschürer in der Hand, um das gelbe, glotzige Ungeheuer von Frau mit verschwollenem, verhauenen Gesichte mit der Eisenstange niederzuschlagen, mit den schiefgetretenen Absätzen zu treten und zappelnd und kreischend zwischen zwei Policemen in den Polizeikäfig geschleppt, und am folgenden Morgen wegen grober Mißhandlung, Todtschlag oder Mord bestraft zu werden.

St. Giles ist nicht mehr. Es ist durch den „Marsch der Civilisation und der Intelligenz!" ganz verdrängt worden. Aber hier ist St. Giles mit Szenen, wie wir sie heute noch jeden Tag und jede Nacht mit eigenen Augen sehen, oder jeden Tag durch die Polizei- und Gerichts-Verhandlungen bekräftigt, spezificirt sehen können.

Die kleinen Gewerbe Londons.

III.

Leben und Treiben der Coster-mongers.

Die Coster-mongers der Stadt London gehören zwei bestimmten Racen an, der englischen und der irischen.*

Die englischen Coster-mongers halten sich in den Höfen und Straßen in der Nähe der verschiedenen Märkte Londons auf. Diese Gegenden, in denen häufig ganze Kolonien von Coster-mongers entstehen, nennen sie selbst Coster-district. Ihr Domicil besteht meist in einer Stube, in der sie die Schaalthiere kochen, die Sprotten räuchern, die Orangen in Dampf baden,** die Aepfel putzen und mit Frau und Kindern zusammen wohnen. Man kann sich vorstellen, welche Reize solch ein häuslicher Herd hat, auch ist ihr eigentliches „zu Hause": Straße, Bierschenke und Markt. Man hat ausgerechnet, daß nur ein Drittheil der Coster-mongers mit eignem Kapital handelt. Die Einen, leihen sich ihr Einkaufsgeld für den Tag, Andre borgen sich die Waare selbst, wieder Andre leihen sich ihren Korb, ihren Wagen, ihren Esel; Einige borgen sich sogar Maße und Gewichte. Die Interessen des geliehenen Geldes belaufen sich bis auf 20% für die Woche; das Traurige dabei ist, daß diese Steuer nicht nur die Coster-mongers drückt, sondern auch die armen Leute, denen sie die Mundvorräthe liefern. Die öffentliche Alimentation befindet sich also größtentheils in den Händen der Wucherer. Die hausirenden Handelsleute bilden eine ganz unwissende Klasse, unter Zehnen ist nur Einer, der lesen kann. Kaum sind die Kinder zu laufen fähig, so folgen sie dem Karren des Vaters oder der Mutter; sie altern schnell; mit sieben Jahren sind sie Geschäftsleute. Man erstaunt über den Scharfsinn, das richtige Urtheil, die wunderbare Erfahrung in ihrem Handel, die mit der tiefsten Unwissenheit bei ihnen gepaart ist. Die englischen Coster-mongers bekennen sich weder zur herrschenden Kirche, noch gehören sie irgend einer anderen Sekte an. Man darf jedoch daraus nicht schließen, daß ihnen jedes religiöse Gefühl fremd sei; was ihnen im Evangelium, das ihnen sonst ziemlich unbekannt ist, am Rührendsten erscheint, ist die Erzählung, wie Jesus Christus viel armes Volk mit etwas Brot und einem Stückchen Fisch sättigte. „Das beweist," fügen sie sehr naiv hinzu, „daß er ein braver gentleman war." Die Mädchen preisen Gott für einen schönen Tag und für die Sprotten, die beide, wie sie sagen, ein Geschenk des Himmels für die armen Leute sind. Um 1850 waren die Coster-mongers fast alle Chartisten, aber so viel ich für den Augenblick von ihrem politischen Glauben habe in Erfahrung bringen können, besteht er in dem Haß der sie betreffenden administrativen Reglements. Für sie personifizirt sich die Regierung in dem policeman und dem Lord-Mayor von London.

Die itinerant Coster-mongers beschreiben in ihren Wanderungen durch die Stadt einen vorgeschriebenen Kreislauf, von dem sie nicht abweichen. Hauptsächlich suchen sie die finstern Gassen und Armenviertel auf; da machen sie die besten Geschäfte. Außer ihren regelmäßigen Stunden machen sie auch manchmal Extratouren durch die Stadtviertel außerhalb ihres Bezirks, um Kunden (customers) zu gewinnen. Endlich fühlen die Meisten unter ihnen von Zeit zu Zeit das Bedürfniß einer Luftveränderung; dann wagen sie sich auf's Land. Diese Excursionen dauern bisweilen Wochen und Monate. Manche haben sich schon auf hundert Meilen von London entfernt. Wie alle umherirrenden Klassen hängen die Coster-mongers an ihrem bitteren, mühseligen Leben mit unverbrüchlicher Treue. Vor einigen Jahren wurde ein Gelehrter auf die heroischen Kämpfe aufmerksam, die ein junges Mädchen, das seine Mutter durch Straßenhandel ernährte, täglich von Neuem zu bestehen hatte; er nahm sie als Dienstmädchen zu sich. Die Versetzung in den Käfig war dem freien Vogel schmerzlich. Da sie von klein auf barfuß durch die Straßen gewandert war, so war das Schuhwerk eine wahre Qual für sie. Abends, wenn sie alle ihre Dienste verrichtet hatte, bat sie sich einige Erholung aus; darunter verstand sie, ihre Schuhe ausziehen zu dürfen. Die gute Verpflegung, die Vortheile eines bequemen Lebens versöhnten sie eine Zeit lang mit ihrer Gefangenschaft; aber eines Tages hörte sie, daß die Sprotten wieder auf dem Markte angekommen seien; bei dieser Nachricht schlug ihr Herz höher, und als wenn in diesen Fischen eine magnetische Kraft, ein Talismann verborgen läge, bat sie ihre Herrschaft unter vielen Danksagungen um die Erlaubniß, auf die Straße zurückkehren zu dürfen.

* Es giebt unter ihnen weder Schotten noch Abkömmlinge aus dem Lande der Gallier. Diesen stolzen Bergbewohnern widersteht wahrscheinlich der kleine Hausirhandel.

** Ein Verfahren, wodurch die Früchte an Volumen gewinnen, aber an Aroma verlieren.

Der Verdienst der Coster-mongers ist gewöhnlich ein sehr geringer und bösen Zufälligkeiten unterworfen. Die Händler, welche Kresse, Orangen, Zwiebeln, Aepfel und gebratene Fische in einem Korbe herumtragen, verdienen durchschnittlich 2—3 Pence den Tag. Die Verkäuferinnen von Obst, Blumen, Gemüsen und rohen Fischen haben ungefähr 10 Pence Ueberschuß. Auch muß man von diesem schwachen Gewinnst noch die Verluste abrechnen, die durch Verderben der übrig bleibenden Waaren entstehen. Es giebt indessen Straßenhändler, die sich aus diesem Elend durch Energie emporschwingen. Aber diese Tugend ist leider in Londons Straßen selten anzutreffen. Vor zwei Jahren hörte ich in der Society of Arts einen Vortrag des Reverend W. Rogers, in welchem dieser die große Noth der street-dealers weniger der übrigens notorischen Unzulänglichkeit des Profits, als ihrer Unvorsichtigkeit und Zerstreutheit zuschrieb. Er datirte zur Bekräftigung seiner Behauptung eine seine Zuhörer sehr belustigende Anekdote. Als er eines Tages ein Haus in einem Armenviertel seines Sprengels besuchte, hörte er auf der Treppe eine Stimme im ersten Stock singen, deren freudiger Klang seltsam mit den düstern Räumen kontrastirte. Neugierig trat er, sich entschuldigend, in das Zimmer. Hier fand er einen kleinen, vergnügt aussehenden Mann, von Körben voll trefflichen Obstes umgeben, das er mit einer gewissen Koketterie ordnete. Sie scheinen mir ja sehr glücklich zu sein, sagte Herr Rogers. — Ja, mein Herr, ich bin es auch, antwortete fröhlich der Bewohner des Zimmers. Gott war gut gegen mich. — Was ist Euch denn Gutes widerfahren? — Ich habe meine alte Frau verloren, und seit es Gott gefallen hat, sie mir zu nehmen, bin ich stets ein glücklicher Mann gewesen. Auf seine Reichthümer zeigend, fügte er hinzu: Sie sehen diese Früchte, sie alle sind mein Eigenthum. Ich habe mir schon 20 Pfund gespart, und meine Absicht ist, diesen Sommer einen Wagen und ein Pony zu kaufen, um die Sachen im großen Styl zu betreiben. — Ei nun, was hat denn aber der Tod Eurer Frau damit zu schaffen? — Sehr viel, mein Herr, denn sie trank und ruinirte mich. Noch vor $1\frac{1}{2}$ Jahren hatte ich keine Möbel, nicht einmal ein Bett, um darin zu schlafen. Sehen sie mich jetzt dagegen an. Gott segne Sie, mein Herr! Wenn es so fortgeht, werde ich bald ein gentleman sein.

Vornehmlich aus dem Munde der Coster-mongers selbst habe ich einige Belehrung über ihr Leben erhalten. Einer von ihnen, ein intelligenter, offner Kopf, hatte sich mit mir Montag Abends ein Rendezvous in einer unter dem Namen Mahogany-Bar bekannten Schenke gegeben, einem ziemlich schlechten Ort, an dem die Handelsleute und Hausirer zusammenkommen, um Musik zu hören. Seine Geschichte, die er mir in den Zwischenpausen des Konzertes erzählte, war mit einigen Varianten die aller Straßenhändler:

„Ich weiß gar nicht, wann und wo ich geboren bin. Das ist mir indessen auch gleichgültig. Alles, worauf ich mich besinnen kann, ist, daß wir drei Brüder und zwei Schwestern waren, die Alle das Londoner Straßenpflaster traten, um Waare abzusetzen. Glauben Sie übrigens nicht, daß es viel Mühe kostet, ein Kind zu etabliren. Es genügt dazu ein Scheffel Kartoffeln. Abends brachten wir unsern Eltern, was wir am Tage verdient hatten. Die Unglücklichste von uns war meine jüngste, meine Lieblingsschwester. Mit sieben Jahren schon trug sie Kresse in ihrem Korbe herum; ich nenne das kein Existenzmittel, es ist blos der langsamste Weg zum Hungertode. Mehr als Eine Nacht wagte sie sich nicht nach Hause, weil sie die wenigen Pence, die für ihren Unterhalt gebraucht wurden, nicht verdient hatte, und Gott weiß, daß ihre Ernährung nicht viel kostete. Eines Tages begegnete ich ihr, wie sie auf einem einsamen Hof ein Stück Brot aufhob, das die Dienstmädchen wahrscheinlich den Vögeln hingeworfen hatten. O, sagte sie lächelnd zu mir, ich kann es wohl essen, da die Vögel es fressen. Das ist doch nicht gestohlen, nicht wahr, geflügelten Geschöpfen einige Krümchen wegzunehmen, die sie auf Getraidefeldern ohne Furcht vor dem policeman auflesen können?

„Als Aeltester begleitete ich am Häufigsten meinen Vater auf seinen Runden; er hat mich unterrichtet. Ich habe niemals lesen und schreiben gelernt; meine Schule waren Markt und Straße; es ist wahr, mit offnen Augen und Ohren wird man hier mit der Welt vertraut. Mein Leben war indeß nicht das angenehmste; im Sommer mußte ich von 4 Uhr Morgens ab auf den Beinen sein. Als ich beinahe dreizehn Jahr alt wär und meine Flügel wachsen fühlte, sehnte ich mich nach Freiheit. Es ist dies ein kritisches Alter für die Kinder unseres Standes. Eines Tages zankte ich mich mit meinem Vater und verließ das heimische Nest. Mein Vater war eigentlich darüber böse, denn auf unseren Wanderungen durch die Stadt war meine jugendliche Stimme durchdringender in dem Lärm Londons, als die männliche und abgenutzte meines Erziehers; etwas hart hatte er mich erzogen, aber der arme Mann war auch gegen sich selber

hart. Ich borgte mir sechs Schillinge und einen Wagen; das war genug, um meinen Weg in der Welt zu machen. Ich hatte weder Gold noch Silber, aber ich hatte Erz.* Es gleicht nichts dem Gefühl, Handelsblut in den Adern zu haben. Die, welche nicht im Handwerk geboren sind, geben nur traurige Coster-mongers ab; sie haben auf dem Markte Furcht, einen Preis zu riskiren, und vertrauen weder auf's Glück noch auf sich selbst. Mit sechzehn Jahren fing mich mein einsames Leben zu langweilen an, und ich kam auf den Einfall, mich zu verheiraten. Eines Abends begab ich mich in einen Tanzsaal, in dem, wie ich wußte, Herzens-Angelegenheiten sich arrangirten. Dort fand ich viele junge Mädchen, die sich ihr Brot je nach der Jahreszeit mit dem Verkauf von Orangen, Aepfeln und Veilchen verdienten. Das muß man unsern Frauenzimmern zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie im Allgemeinen gesund, kräftig und hübsch sind. Eine von ihnen fesselte besonders meine Aufmerksamkeit, ihre Röcke, die sie, wie es üblich ist, sehr kurz trug, ließen zierliche Knöchel und Halbstiefeln sehen; Sie müssen wissen, daß wir Coster-mongers sehr viel auf Chaussure halten. Ein Anderer hätte vielleicht ihre Stimme ein wenig rauh gefunden, aber da das blos bewies, daß sie in den Straßen brav geschrieen hatte, so erschien mir dieser Fehler, — wenn es einer ist, — als eine Eigenschaft. Außerdem war sie blond, hatte frische Farben und war vielleicht zwei Jahr älter als ich. Ich bot ihr einige Erfrischungen und bat sie, sie nach Hause begleiten und ihren Korb tragen zu dürfen. Da der Korb leicht war, willigte sie darein. Wir verheirateten uns, so wenigstens, wie die meisten jungen Coster-mongers verheiratet sind.** Wir mietheten ein möblirtes Zimmer für vier Schilling wöchentlich. Während des Tages verkaufte ich meinerseits, meine Frau ihrerseits. Abends gingen wir oft in die Tanzsäle, die Pfennigkonzerte und die Theater, wie z. B. in's Surrey-, in's Viktoria-, und oft sogar in Astley's Theater. Wir Coster-mongers lieben die Vergnügungen außerordentlich; das Straßenleben ist so düster, so mühevoll, daß wir gelegentlich einer Zerstreuung bedürfen. Das Theater ist eine schöne Sache, ich finde nur, daß zu viel dabei gesprochen, zu wenig dabei gehandelt wird. Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung sind, aber mir scheint es, daß Shakspeare gewinnen würde, wenn man ihn um die Hälfte abkürzte. Hamlet, z. B., den ich mehrmals habe spielen sehen, würde weit höher geschätzt werden, — ich spreche nach den Ideen unserer Klasse — wenn die Schauspieler ihn auf die Geistererscheinung, die Begräbnißszene und das Duell beschränkten, mit dem das Stück endet. Ich würde auch Macbeth besser leiden können, wenn nur die Hexenszene und die Schlacht gespielt würden. Was das Komische betrifft, so verehre ich Cruikshank.*** Wenn Sie mit den Theaterdirektoren bekannt sind, sollten Sie ihnen rathen, öfter Kämpferszenen in ihren Aufführungen vorkommen zu lassen. Der Mensch hat den Verstand gemacht, aber Gott hat die Kraft erschaffen."

Ohne, wie man sich wohl denken kann, die literarischen Ideen des braven Coster-mongers zu bekämpfen, suchte ich ihn unmerklich auf seine Lebensbeschreibung zurückzuführen. Er fuhr fort:

„Unser kleiner Handel gedieh. Meine Frau, ich sage es, ohne ihr zu schmeicheln, da sie todt ist — war das Muster der Frauen ihrer Klasse. Sie hielt unser Zimmer sauber und besaß in gleichem Grade Industrie und Muth. Im Allgemeinen sind unsre Frauen mehr werth als wir, denn sie spielen nicht. Das Spiel ist unser Verderben; es ist ein Laster, das wir Straßenkinder mit unserm Blut besiegeln. Sie sind auch treuer als die Männer, und wenn sie sich in ihrer Kleidung kokett zeigen, so geschieht das, um dem zu gefallen, den sie als ihren Gatten betrachten. Ich würde indeß kein echter Coster-monger gewesen sein, wenn das Feuer der Eifersucht nicht dann und wann in meinen Adern gebrannt hätte. Eine Frau auf der Straße ist wie ein Veilchensträußchen; man fürchtet immer, daß sie aus einer Hand in die andere gehe. Dies Gefühl machte mich manchmal ungerecht gegen sie; ich habe es immer für feige gehalten, wenn ein Mann eine Frau schlägt, aber es gab Tage, an denen das Gefühl stärker war als ich, die Tage, an denen ich nicht ganz nüchtern war, und ich erhob dann die Hand höher als ich gewollt, nicht ohne folgenden Tages diese schlechte Behandlung zu bereuen. Ich sage Ihnen das Gute wie das Schlimme. Aber wenn Sie mein Leben schreiben, bitte ich Sie, Nichts davon zu erwähnen. Wir hatten drei Kinder, Kinder des Ungefährs (chance children), wie man sie manchmal nennt; aber das ist ein Unrecht und ein Irrthum der Sprache; denn diese Kinder habe ich anerkannt. Der größte Theil meiner Kameraden macht es ebenso. Ich erzog meine beiden Söhne und meine Tochter für den Straßenhandel, wie ich selbst erzogen worden war. Sie sind jetzt etablirt, so daß ich, wenn ich ihnen auf den Märkten oder Straßen Londons begegne, mir keinen Vorwurf zu machen habe. Nichts macht das Herz so leicht als getreue Pflichterfüllung.

„Mein Ehrgeiz geht jetzt darauf hinaus, eine Obstbude zu miethen. Einige meiner Kameraden, die früher den Karren auf dem Londoner Straßenpflaster zogen, haben sich unter meinen Augen zu dieser sozialen Stellung aufgeschwungen. Jetzt sind sie Wähler. Ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mir im Wohlstande nicht den Rücken zugewendet haben, und daß sie die Freunde ihrer alten Kameraden, der armen Teufel von Coster-mongers geblieben sind. Ich würde selbst schon zu der Stellung eines Budenbesitzers gelangt sein, wäre die Polizei nicht so sehr streng. Sie haben gewiß schon gehört, welchen Kampf wir mit den Behörden zu bestehen hatten. Einer meiner Freunde, der lesen kann, eine seltene Sache bei uns, hat dieser Tage in Reynolds' Newspaper gelesen, daß unsere Ausrottung beschlossen sei; der letzte Lord-Mayor von London, Mr. Robert Carden, hatte uns schon den Krieg erklärt, denn Sie wissen doch, daß der Lord-Mayor der König der City und daß die City einer der besten Verkaufsorte Londons ist. Seit dem Amtsbeginn des neuen Mayors hofften wir mit mehr Nachsicht behandelt zu werden. Aber ach, wir sind in unseren Erwartungen getäuscht worden. Sie haben in den Zeitungen gewiß die Geschichte von Mary Ann Dovance gelesen? Ich liebe die Irländerinnen gar nicht, und ich finde, daß die, welche die Vorübergehenden mit Kämmen verfolgen, ein trauriges Handwerk treiben. Aber was sollen die armen Mädchen werden? Sie müssen entweder verkaufen oder stehlen. Man wirft uns vor, daß wir die Straßen mit unseren kleinen Wagen beengen, als wenn die Karossen, die längs des Trottoirs halten, nicht auch den Verkehr hemmten! Und nun sehen Sie, wie sich die Behörden widersprechen. Wenn wir durch Krankheit oder einen anderen Unfall in's workhouse kommen, liefert uns die Gemeinde gern einen Wagen und einige Waare, um uns aufzuhelfen; aber wozu ist das gut, frage ich Sie, wenn die Polizei uns am Verkaufen hindert, und uns so mit einer Hand das genommen wird, was mit der andern Hand uns gegeben worden ist? Das ist schlecht gehandelt, Sie müssen es zugestehen, gegen die armen Leute, die die großen Märkte Londons unterhalten. Ich glaube auch nicht, daß das von dem Lord-Mayor ausgeht, der kein böser Mann sein soll, denn er ißt gerne Sprotten sogar in der verbotenen Jahreszeit. Die wahren Urheber des bösen Systems sind die Krämer der City, die eifersüchtig sind, weil sie nicht so billig verkaufen können wie wir. Und doch thun wir ihnen keinen Schaden; sie bedienen den gentleman, wir den Arbeiter. Zum Glück sind wir von demselben Schlage wie der ewige Jude; von hier verjagt, von dort verjagt, findet man uns überall wieder, trotz Regen, Sturm und Polizei. Der Wahlspruch unserer Väter, den wir unseren Kindern lehren, lautet: Schweige und wandre!"

Vergleichen wir das Leben der irischen Coster-mongers mit dem der englischen, von dem diese naive Erzählung eine Idee giebt, so treten uns zwar viele Aehnlichkeiten, aber auch viele Kontraste entgegen. Ich werde nur die Kontraste nennen. In fast allen Armenvierteln Londons trifft man irische Niederlassungen an; aber vor allen wähle ich Rosemary-Lane als einen der merkwürdigsten Punkte, an denen sich die Bevölkerung der Schwesterinsel zusammengefunden hat. Höfe und Gäßchen, die sich immer wieder abzweigen, bilden ein wahres Labyrinth. Die einander gegenüberstehenden Häuser sind sich so nahe, daß die Nachbarn von den Fenstern aus mit einander sprechen können. Die Bewohner dieser irischen Kolonie haben die Gewohnheit, sich bei Sonnenuntergang mit ihren Körben zu gemeinsamen Unterredungen zu versammeln. Vor jeder Thür fast stehen Gruppen von Frauen und jungen Mädchen nachlässig an die Mauer gelehnt. Im Gegensatz zu den Engländerinnen gehen sie stets mit bloßem Kopf, und ihr flachsblondes Haar hängt wirr über ihre Schultern herab. Fast Alle tragen einen groben wollenen Shawl kreuzweise über der Brust, und unter demselben verbergen sie ihre Hände. Die Irländerinnen, die auf den Straßen verkaufen, sind in der Regel sittlicher als die umherziehenden Engländerinnen, und sie verheiraten sich nie ohne die kirchliche Weihe. Ein charakteristischer Zug ihrer Raçe ist leider der Mangel an persönlicher Würde; die meisten von ihnen steigen sehr leicht von der Händlerin zur Bettlerin herab und flehen das Mitleid mit einer Beredtsamkeit an, wie sie nur den Töchtern des unglücklichen Erin eigen ist. Die irischen Coster-mongers, Männer und Weiber, leben für sich und mischen sich nicht unter die englischen Coster-mongers, von denen sie verachtet und als Eindringlinge (intruders) betrachtet werden.

* Englische Bezeichnung für „Unternehmungsgeist."

** Auf zehn Paare kommt vielleicht eines, dessen Vereinigung durch gesetzliche und religiöse Ceremonien bestätigt ist.

*** Cruikshank ist bekanntlich kein Komödiendichter, aber die Coster-mongers haben von diesem Künstler sehr amüsante Karrikaturen darstellen sehen und schreiben ihm nun durch eine sonderbare Ideenverwirrung alles Komische zu.

Dank dieser abgeschlossenen Lebensweise bewahren sie im Schooße Londons ihre nationalen Gewohnheiten, ihre Sprache und ihre Sitten, und schlingen die Bande der Brüderschaft, die sie unter einander verbinden noch fester, wie die Juden an den Gewässern Babylons. Die Irländer und Irländerinnen nehmen nie zum Wucherer ihre Zuflucht; braucht ein armer fish-street-seller fünf Schillinge, so leiht er sich diese Summe bei einem glücklicheren Mitbewohner seines Hauses, ohne Zinsen dafür zahlen zu müssen. Ueberhaupt helfen sie sich unter einander so viel sie können, das ist das Gesetz des Patriotismus. Bei Krankheitsfällen wird ein Gegenstand verloost zum Besten des leidenden Mitglieds der Kolonie. Wird Einer von irgend einem Unglück betroffen, kommt er in's work-house, so verlieren ihn die Anderen nicht aus den Augen. Stirbt er, so fordern sie seine sterbliche Hülle ein und begraben sie auf gemeinschaftliche Kosten. Darum heißt es, daß unter den Irländern ein Familienkontrakt besteht.

Die irischen Coster-mongers tragen gewöhnlich die allerschlechteste Waare umher und verkaufen sie zum geringsten Preise. Die Fische, besonders die Häringe, die für die kleinen Wagen nicht mehr gut genug sind, werden von den Irländerinnen noch sorgfältig auf ihren Körben ausgebreitet und bei Kerzenschein zum Verkauf geboten. Die Beleuchtung giebt dem Häring in der That den silbernen Schein der Frische wieder. Als ich eines Abends an einem der Eingänge zu Rosemary-Lane vorüberging, sah ich eine alte Irländerin zwischen ihren beiden Töchtern; die letzteren hatten glänzend schwarze Haare, große graue Augen mit langen Wimpern und gingen barfuß mit kurzen Röcken. Da die Irländerinnen sich gern mit Fremden, besonders mit Franzosen unterhalten, weil sie sie als gute Katholiken betrachten, so ließ sich auch die Alte mit mir in ein Gespräch ein. Sie erzählte mir, daß sie und ihre Familie durch eine Hungersnoth aus Irland vertrieben worden waren. Jung, wie sie damals war, hatte sie sich schnell an das Londoner Straßenleben gewöhnt, denn das gehört mit zum Charakter dieser von Natur rauhen Race, daß sie sich leicht in alle harten Lebensbedingungen schickt. Ihre beiden großen braunen Mädchen und sie verkauften, jede auf ihre eigene Hand, nur der Ertrag floß in eine gemeinschaftliche Kasse. Sie klagte nicht allzusehr über den Handel, nur bedauerte sie, daß die schöne Cholerazeit vorüber sei. Da waren Dank der panischen Furcht (ein Ausdruck, den sie gar nicht verstand) die schönsten Früchte, Melonen und Ananas (west-indian pine-apples) in den Straßen Londons zu haben. Ich wünsche Niemanden etwas Böses, fügte sie hinzu, aber wenn die Cholera wiederkäme, wäre es eine große Wohlthat der Vorsehung für die Leute unserer Klasse."

Frankreich.

Memoiren der Madame Récamier.*

Die Nichte und Pflegetochter der Frau Récamier, Madame Lenormant, geb. Cyvoct, hat nach den Tagebüchern ihrer Tante, sowie nach den Erinnerungen aus der eigenen Jugendzeit und nach dem reichen Briefnachlaß der Verstorbenen diese in vieler Beziehung interessanten Denkwürdigkeiten herausgegeben, die unseren historischen Roman-Fabrikantinnen den Stoff zu einer ganzen Garnitur von dreibändigen Leihbibliotheks-Werken darbieten.

Da sind z. B. gleich im Anfange des Buches die romantischen Beziehungen des Ersten Konsuls Napoleon Bonaparte, seines Bruders Lucian und seiner Rivalen Bernadotte und Moreau zu der reizenden, ebenso koketten, als unwiderstehlichen, dabei aber stets klugen Widerstand leistenden Banquier's-Frau. Da ist ferner ihr Liebesverhältniß zu dem im Jahre 1806 in französische Kriegsgefangenschaft gerathenen Prinzen August von Preußen (Sohn des Prinzen Ferdinand, eines Bruders Friedrich's des Großen, und nicht — wie Guizot irrthümlich in der R. d. d. M. sagt — selbst ein Bruder Friedrich Wilhelm's III.), der im Jahre 1811 von Berlin nach Schaffhausen gereist war, um dort ein Rendezvous mit der Geliebten zu haben und sich mit ihr, die sich in der That geschmeichelt zu haben scheint, „Prinzessin" werden können und sich darum von ihrem Gatten hatte trennen wollen, trauen zu lassen. Inzwischen scheint Frau Récamier von ihrer Freundin, Frau von Staël, in Coppet erfahren zu haben, daß es mit der Aussicht auf die „Prinzessin" Nichts sei und höchstens eine morganatische Heirat ihr bevorstehe. In Folge dessen kam sie nicht nach Schaffhausen, sondern blieb unter dem Vorwande, daß sie vom Kaiser Napoleon exilirt worden, in Coppet. Der Prinz, über diese Enttäuschung ganz außer sich, schrieb damals an Frau von Staël: „Ich hoffe, daß dieser Zug (ihres Charakters) mich von der thörichten Liebeskrankheit, an der ich seit vier Jahren leide, heilen werde." Gleichwohl hat er ihr noch über dreißig Jahre später, drei Monate vor seinem Ableben, geschrieben: „Der Ring, den Sie mir geschenkt, wird mir in das Grab folgen." Auch besaß der Prinz ein von Gérard gemaltes, lebensgroßes Bildniß der Récamier, das ihm über Alles theuer war.

Außer der Meisterhand Gérard's, hat auch die von Canova die Züge der schönen Frau verewigt. Während eines Besuches, den sie ihm im Jahre 1813 in Albano bei Rom abstattete, wo sie mit ihm und seinem Bruder, den Abbate Canova, unter seinem gastfreundlichen Dache eine Zeitlang wohnte, hat er ihren Kopf, der den seinigen etwas in Extase versetzt hatte, modellirt. Er überraschte sie eines Tages mit der Enthüllung dieses Kunstwerkes, von dem sie bis dahin nichts geahnt hatte. Aber sie, die ihr Gesicht, weil es kein griechisches Profil zeigte, weniger für den Meißel als für den Pinsel geeignet hielt, schien nicht sowohl überrascht, als unangenehm berührt von dieser Aufmerksamkeit, und Canova gab daher der in Marmor ausgeführten, schönen Büste nachmals den Namen der „Beatrice" des Dante. Das Modell ist jedoch jetzt noch als „Portrait de Juliette Récamier" bezeichnet.

Zu den berühmtesten, unbedingtesten und treuesten Verehrern der schönen Frau, die in mehr als Einer Beziehung an die ebenso schöne und anziehende Deutsche, Henriette Herz, erinnert, gehörten der Philosoph Ballanche und Herr von Chateaubriand. Beide theilten die Empfindungen und Gedanken ihrer letzten Lebensjahre mit der Angebeteten, in deren „Abbaye aux Bois," in der rue de Sèvres in Paris, dem berühmten Salon der Récamier, den auch Eduard Gans in seinen „Rückblicken auf Personen und Zustände"* so anmuthig beschrieben, sie täglich ihre Abendstunden zubrachten, um im Verkehre und im Austausche der Ideen mit ihr die eigenen, hinsterbenden Geisteskräfte neu zu beleben. Chateaubriand, der noch im 79sten Jahre seines Alters, als er eben seine Frau durch den Tod verloren, die Récamier heiraten wollte, hatte gleiches Schicksal mit dem Prinzen August von Preußen, indem sie es vorzog, ihren alten bürgerlichen Namen zu behalten, statt ihn mit dem des Vicomte zu vertauschen. Im Jahre 1840 schrieb er mit zitternder Hand an die Freundin: „Sie sind von hier abgereist, und ich weiß nicht mehr, was ich anfangen soll. Paris ist die Wüste, ohne die Schönheit der Wüste. Wo Sie fehlen, da fehlt es auch an Vorsätzen und Entschlüssen, kurz an Allem. Der alte Kater weiß seine Pfote nicht zu lassen und zieht sie daher ein. Ich gehe nach Hause; meine Schreibkunst versagt mir, meine Ideen verwischen sich, es bleibt mir nur Eine, und das — sind Sie. Meine Gefühle versagen mir nicht, wie die Schreibkunst; sie sind kräftiger als meine Hand. Woran haben Sie bemerkt, daß ich mich über Ihr Stillschweigen beklage? Ich habe nicht ein Wort darüber gesagt. Ich bin der Unterwürfigste, der Zahmste von Allen, die für Sie schwärmen." — In seinen „Mémoires d'outre-tombe," die bekanntlich noch zu Lebenszeiten ihres Verfassers größtentheils ausgegeben und die vor beinahe zwanzig Jahren auch in unserer Zeitschrift ausführlich besprochen wurden, hat Chateaubriand seines Verhältnisses zur Récamier ebenfalls mit großer Liebe gedacht.

Merkwürdig bleibt es zugleich, daß die Récamier, bei aller Leidenschaft, die sie den Männern einflößte, doch bei den Frauen keinen Neid, keine Eifersucht erregte. Nicht blos die männlichen Napoleoniden, auch die Frauen, wie z. B. die Königin Karoline von Neapel, Schwester Napoleons, die Königin Hortensie, schwärmten für sie. Auf das Allerinnigste war ihr jedoch die sonst als so kaltverständlich und unsentimental bekannte Frau von Staël zugethan. Man lese, was Frau Récamier selbst in ihrem Tagebuche über ihr erstes Zusammentreffen mit dieser geistvollen Schriftstellerin schreibt. Herr Récamier, der der Banquier des ehemaligen Minister Necker, des Vaters der Staël war, hatte von diesem im Jahre 1799 den Auftrag bekommen, für ihn in Paris ein Haus zu kaufen. Im Begriff, diesen Auftrag auszuführen, erhielt er von Frau von Staël einen Besuch, die in der Angelegenheit des Hauses Einiges mit ihm besprechen wollte. Nun erzählt die Récamier Folgendes:

„Eines Tages, und dieser Tag bildet einen Abschnitt in meinem Leben, kam Récamier nach Clichy mit einer Dame, die er, ohne sie mir zu nennen, mit mir im Zimmer allein ließ, während er noch einige Per-

---

* Souvenirs et correspondance tirés des papiers de Madame Récamier. 2 vol. Paris, 1859.

* Berlin, Veit & Co., 1836.

sonen, die im Garten waren, aufsuchte. Die Toilette dieser Dame war auffallend: sie trug einen Morgenrock und dabei einen prächtigen, mit Blumen geschmückten Hut. Ich hielt sie für eine Ausländerin. Mich frappirte die Schönheit ihrer Augen und ihres Blickes. Ich konnte mir über das, was ich bei ihrem Anblick empfand, keine Rechenschaft geben, aber sicher ist, daß ich mehr daran dachte, sie zu erkennen und gewissermaßen zu errathen, als die ersten gebräuchlichen Phrasen der Höflichkeit vorzubringen, da sagte sie mit lebhaftee Anmuth zu mir, sie sei entzückt, mich zu sehen, da ihr Vater, Herr Necker..... Bei diesen Worten erkannte ich Frau von Staël! Ich hörte das nicht mehr, was sie noch sagte, ich erröthete, und meine Unruhe war unbeschreiblich. Ich hatte eben ihre „Briefe über Rousseau" gelesen und war für dieses Buch ganz begeistert. Was ich empfand, das sprach sich mehr noch in meinen Blicken, als durch meine Worte aus; ich fühlte mich gleichzeitig eingeschüchtert und von ihr angezogen. Man erkannte in ihr sofort eine ungewöhnliche Natur in einer durchaus natürlichen Erscheinung. Sie ihrerseits fixirte ihre großen Augen auf mich, aber mit einer Neugierde voll Wohlwollen, und machte mir über mein Aeußeres Komplimente, die ich als übertrieben und zu direkt hätte ansehen müssen, wären sie nicht anscheinend unbewußt ihr entschlüpft, was ihren Schmeicheleien etwas unwiderstehlich Verführerisches verlieh. Meine Unruhe schadete mir nicht; sie verstand dieselbe und gab mir den Wunsch zu erkennen, mich bei ihrer Rückkehr nach Paris öfter zu sehen, denn sie reiste eben nach Coppet ab. Es war dies nur eine vorübergehende Erscheinung in meinem Leben, aber der Eindruck war unauslöschlich. Ich dachte fortan nur an Frau von Staël — so sehr empfand ich die Einwirkung dieses ungewöhnlichen, starken Natur."

Auch der Eindruck, den Frau Récamier auf die Staël gemacht, war ein nachhaltiger, wie aus den Briefen der Letzteren an Jene zu ersehen, die in dem vorliegenden Buche abgedruckt sind. Guizot sagt über das Verhältniß, das sich nachmals zwischen Beiden anknüpfte: „Die beiden Frauen verführten und bezauberten sich gegenseitig, die Eine durch ihre Schönheit und den Reiz ihres Umganges, die Andere durch die Macht ihrer Seele und ihres Geistes, die sich wie ein elektrischer Strom um sie verbreitete, sowie durch die ungestüme und stets edle Offenheit, die sie in allen ihren Verhältnissen darlegte, welches auch der Charakter derselben gewesen sein mochte. Niemals vielleicht haben zwei berühmte Frauen in so aufrichtiger Einigkeit mit einander gelebt und sich so lebhaft wie diese Beiden, im vertrauten Zirkel wie unter den Augen der Welt, ihrer gegenseitigen, sehr verschiedenen Berühmtheit erfreut."

Wir wollen an diese Worte noch einige Anekdoten aus dem wichtigen Buche knüpfen; zuerst eine über Frau von Krüdner und Benjamin Constant:

„Mit dem verbündeten Monarchen war (1815) eine Frau in Paris eingezogen, die um diese Zeit bei dem Kaiser Alexander in höchster Gunst stand. Nach einer sehr romanhaft verlebten Jugend, hatte sie sich einer eben so überspannten, wie aufrichtig gemeinten Mystik in die Arme geworfen. Ihr Wunsch, die schon früher gemachte Bekanntschaft mit Madame Récamier zu erneuern, ward von dieser mit großer Zuvorkommenheit befriedigt. Frau von Krüdner bewohnte ein Hôtel im Faubourg St. Honoré, in der Nähe des Elysée, wo der russische Kaiser wohnte. Täglich konnte er, wenn er durch den Garten ging, mit ihr incognito zusammentreffen. Das Haupt-Thema ihrer Gespräche war mehr mystisch religiös, als politisch. Den Schluß machte stets ein Gebet. Sie war über die Jugend hinaus, hatte aber von ihrer frühern Schönheit noch einige Reste von Anmuth gerettet..... Die Macht, die sie anerkannt über den Kaiser übte, reizte die allgemeine Neugierde, diese Art Prophetin zu sehen und zu hören. Ihr Salon war jeden Abend geöffnet für einen Andrang von Eingeweihten, Neugierigen und Hofleuten. Es war die seltsamste Gesellschaft, die man sich denken kann; mit Gebet fing sie an und endete mit weltlich lauter Unterhaltung.... Frau von Krüdner zog namentlich Benjamin Constant aus Mitleid in ihre Nähe; sie hatte ihn in der Schweiz kennen gelernt und fand ihn jetzt in Paris von allgemeiner Mißachtung niedergebeugt. Eines Abends hatte das Gebet bereits begonnen — gewöhnlich verrichtete es die Krüdner und nicht ohne Kunst im Ausdruck. — Alle, darunter auch Benjamin Constant, lagen auf den Knieen; da entstand ein Geräusch, wie von eintretenden Personen; Benjamin dreht sich um und erkennt die Herzogin von Bourbon, von ihrem Gefolge begleitet. Ihr Blick fällt auf den Publizisten, der, voller Verlegenheit über seine Stellung, sich noch tiefer bückt, so daß die Stirn den Boden berührt, und er murmelt vor sich hin: „Schön, die Prinzessin wird gewiß denken und sagen: „„Was hat nur der Scheinheilige vor?"""" Nach beendigter Versammlung ging Benjamin Constant zur Madame Récamier und erzählte ihr lachend sein Abenteuer. Unter den Fehlern dieses seltenen Talents zählte auch der, daß er sich über Alles, auch über sich selber lustig machte... Madame Récamier ging häufig zur Krüdner, und ihr Besuch störte bisweilen die betende Gesellschaft. Da schrieb ihr Benjamin Constant eines Tages folgendes Billet: „Nicht ohne Verlegenheit übernehme ich diesen Auftrag von der Baronin Krüdner. Sie ersucht Sie durch mich, so wenig schön, als Sie können, in die Gesellschaft zu kommen. Sie verdrehen Allen die Köpfe, meint die Baronin, und machen die Aufmerksamkeit und Andacht unmöglich. Sie können freilich Ihren Zauber nicht ablegen; treiben Sie es aber nicht zu arg."

Guizot spricht sich in seinem oben erwähnten Artikel über die Memoiren der Récamier sehr hart in Bezug auf Benjamin Constant aus. Er sagt nämlich: „Bei Frau von Staël in der Schweiz lernte Madame Récamier Benjamin Constant kennen, diesen skeptischen, spottlustigen und bösartigen Sophisten, der das traurige Geschick haben sollte, am Ende seines Lebens selbst zu beweisen, daß er die Freundschaften und die Erfolge, die er lange Zeit erlangt hatte, in keiner Weise verdiente.

Es folge hier nun noch eine den Schauspieler Talma betreffende Anekdote:

„Während des Aufenthalts der Récamier zu Lyon speiste eines Tages der dort gastirende Talma, der das Publikum durch sein Spiel entzückte, bei ihr, und traf hier zufällig mit dem als Prediger ausgezeichneten Abbé de Beulogue zusammen, der, von der revolutionären Regierung verfolgt, durch diese Stadt reiste. Achtungswürdig als Priester, besaß er neben literarischer Bildung feine Weltsitte und einen milden, duldsamen Charakter. Mit den Meisterwerken der Bühne bekannt, ohne jemals ein Theater besucht zu haben, bezeugte er seine Freude über die persönliche Bekanntschaft mit einem Schauspieler ersten Ranges und wünschte eine Probe seiner Kunst zu hören. Mit achtungsvoller und liebenswürdiger Zuvorkommenheit und mit der ganzen Macht seines wunderbaren Talents rezitirte Talma Einiges gerade aus solchen Rollen, die auf das religiöse Gemüth zu wirken geeignet waren. Der entzückte Prälat sprach seine Bewunderung und den empfundenen Genuß offen aus. Talma bat nun bescheiden den berühmten Prediger, ihm ebenfalls einige glänzende Stellen aus seinen Vorträgen zum besten zu geben. Das that der Bischof, ohne sich zu sträuben. Talma lauschte mit dem lebhaftesten Interesse, lobte die Diction, machte einige Bemerkungen über den Geberden-Ausdruck und fügte hinzu: „Vortrefflich, mein Herr, bis hieher," auf die Büste des Bischof's deutend; „der untere Theil des Körpers aber taugt nichts; man sieht, Sie haben niemals über Ihre Füße nachgedacht." — Man wird hierbei an eine ähnliche Kritik seines großen Kunstgenossen Garrick erinnert. Gegen einen Schauspieler, der die Rolle eines Betrunkenen darzustellen hatte, äußerte er: „Es ging im Ganzen recht gut; nur Ihr linker Fuß war nüchtern."

Nord-Amerika.

Das Unterrichtswesen in den Vereinigten Staaten.

I.

Städtische Schulen in Boston und New-York.

Das Unterrichtswesen in Amerika ist jung und eine Schöpfung der Gegenwart oder der unmittelbaren Vergangenheit, und wenn einige alte Traditionen bestehen, wenn die von den „pilgrim fathers" angelegten ältesten Schulen an das englisch-europäische Erziehungssystem des siebzehnten Jahrhunderts angeschlossen haben, so können diese Traditionen nur schwach sein; der riesige Zuwachs neuer Elemente muß sie seit Anfang dieses Jahrhunderts ziemlich überfluthet, überwuchert und wesentlich umgestaltet haben. Es läßt sich demnach erwarten, daß das heutige amerikanische Erziehungssystem in vielen Fällen von dem unserigen verschieden sein wird. Bei uns in Europa ist die Vergangenheit ein Bann, ein Zauber, wohlthätiger, wie andererseits schädlicher Natur; die ausgefahrenen Gleise der Routine, die Pietät gegen das Alte, das Ineinandergewachsensein staatlicher und kirchlicher Verhältnisse, Volksvorurtheile ꝛc. bilden ein Bollwerk, das der kühnste Reformer nicht zu brechen vermag; unser Erziehungswesen radikal umgestalten, hieße das ganze Volk umkehren. Es ist offenbar, daß dies seine schlimme, aber auch seine gute Seite hat. — Einestheils finden heilsame und zweckmäßige Umgestaltungen hartnäckigen Widerstand; andererseits aber wird das Volksleben, das sich ja doch nie von seiner Vergangenheit ganz losreißen kann, theilweise vor den theoretischen Verirrungen geschützt, die gewöhnlich erst ein zweites

oder drittes Menschenalter aufdeckt. Was würde aus dem Volke und aus der ganzen Gesellschaft werden, wenn sie zu gelehrig wäre und jede neue Mode — denn auch die menschlichen Gedanken sind der Mode unterworfen — sogleich bis zum Exceß mitmachte? Amerika ist von einem solchen verzögernden Prinzip nicht behindert, und es wird sich hieraus ergeben, daß das Erziehungswesen daselbst ein weit getreuerer Abdruck der heutigen Zeit und ihrer Strebungen sein muß, als das bei uns der Fall ist. Was bei uns Reform heißt, ist dort erste oder höchstens zweite Einrichtung. — Man kann's haben, wie man's will und wie man's für zweckmäßig erachtet. Daß die angelsächsische Race Kenntnisse zu schätzen weiß, wird Niemand in Abrede stellen: knowledge is power; durch Kenntnisse, wenn auch nicht durch Wissenschaft, ist sie in die Höhe gekommen, durch Kenntnisse gedeiht sie und beherrscht die Welt in ihrer Art.

Ja wohl, durch Kenntnisse! Denn Wissenschaft im deutschen Sinne ist eine deutsche Erfindung — die Erziehung wird also wesentlich praktische Zwecke verfolgen, oder besser gesagt, das Nützlichkeitsprinzip zur Grundlage haben.

Der Staat kümmert sich in Amerika, getreu den demokratischen Grundsätzen, um die Erziehung nur so viel, als unumgänglich nothwendig ist. Es versteht sich von selbst, daß die Schulen, worin derselbe seine technischen Beamten bildet, auf Staatskosten gegründet sind und unterhalten werden, auch vom Staate ihre innere Gesetzgebung empfangen. Dazu gehören die Militairschulen der Vereinigten Staaten, die Marineschulen 2c.

Außerdem sorgt er für den Elementar-Unterricht. Denn es ist in der Verfassung als ein allgemeines Menschenrecht ausgesprochen worden, daß jeder Bürger einen Anspruch auf Unterricht an den Staat habe. — „Wie die Gesellschaft jeden Bürger gegen Diebstahl, gegen Mord, Hunger (?) vertheidigt, so vertheidigt sie ihn auch gegen die Unwissenheit," — drückt sich hierüber unser französischer Gewährsmann etwas à la française aus, was wir auf sich beruhen lassen wollen. Sehr logisch ist es gerade nicht, denn le vol, l'assassinat et la faim ce sont tous des monstres qui attaquent, dagegen ist die ignorance ein monstre passive, das man mit auf die Welt bringt.

Ob der Staat gerade dazu die Verpflichtung habe, und der Unwissende eine Rechtsforderung an den Staat, das ist wenigstens sehr bestreitbar. Warum sollte nicht ein am Staar Erblindeter dasselbe Recht an ihn haben und fordern, daß ihm auf Staatskosten der Staar gestochen werde? Wir glauben, daß, wenn der Staat den Elementar-Unterricht, wie es in Amerika gleichfalls geschieht, zur bindenden Pflicht macht, er nur in der Eigenschaft eines Vormundes verfährt, der das durch seinen Willen als zweckmäßig durchsetzt, weil er nicht überall auf guten Willen rechnen kann. Der Staat hat ein Interesse daran, daß seine Bürger oder Unterthanen wenigstens lesen, schreiben und rechnen können, weil er dies bei seinen Einrichtungen, bei den jetzigen Kultur-Verhältnissen, bei jeder amtlichen Berührung voraussetzen muß. — Um seine Pflichten gegen die Regierten erfüllen zu können, verlangt er, daß auch diese im Stande seien, die ihrigen gegen ihn so gut als möglich zu erfüllen. Es ist auch sehr anerkennenswerth, wenn der Staat über diese Anfangsgründe, (wie auch in Amerika geschieht) etwas hinausgeht und seinen künftigen Bürgern, welche nicht die Mittel haben, zu nützlichen Kenntnissen, als Mitteln zum einstigen Fortkommen, verhilft; aber als eine Pflicht können wir es nicht ansehen, da der Staat keineswegs die einzige Form menschlicher Gemeinschaft ist, und überdies doch immer mehr auf einer geschichtlichen zufälligen Convention, als auf philosophischen Prinzipien beruht.

Keine neu gegründete Gemeinde erhält in den Vereinigten Staaten die Incorporationsakte, ohne daß darin die Errichtung einer Schule ausdrücklich bedungen wäre. — Der Elementar-Unterricht ist bindende Verpflichtung.

Um eine Erziehung und Bildung, die nicht Allen, sondern nur Einzelnen zu Gute kommt, kümmert sich der Staat nicht. Der höhere Unterricht, die Fortbildung der Wissenschaften sind frei von aller Oberleitung. Universitäten, Akademien, Gymnasien werden gegründet und erhalten, ohne Dazwischentreten des Staates, blos durch Privatvereine. Die Einrichtung der Schulen, das Personal, der Unterricht wird weder durch allgemeine, noch durch besondere Gesetze von Seiten des Staates geregelt, und die Schulen sind eben so unabhängig, wie die Gemeinde selbst. Es sind dies Verhältnisse, wie sie in Amerika ganz naturgemäß und selbstverständlich sind, doch glauben wir, ist es unrecht, sich, wie es in Europa vielfach geschieht, dafür zu begeistern. Wir geben gern zu, daß in unsern monarchischen Staaten in dieser Hinsicht des Guten etwas zu viel gethan werden mag, und daß bei uns der Staat sich um viel zu vieles kümmert, was ihn streng genommen, eigentlich gar nichts anginge und recht gut jedem Einzelnen überlassen werden könnte — aber andererseits hat dieses amerikanische Privatpatronat statt des Staatspatronates sehr große Nachtheile. Die Schule ist unabhängig, wie die Gemeinde selbst. — Was heißt denn das? — Wer ist denn die Schule? — Hier kann nur geantwortet werden: das Privatpatronat, das Ephorat, das Kuratorium, oder wie wir es nennen wollen, d. h. der Verein, der die Schule gestiftet hat und unterhält. Wo bleiben aber die Lehrer, welche Stellung nehmen sie ein? — Ein Lehrer-Kollegium braucht Autorität, braucht den Schutz der Gesetze, braucht ein moralisches Gegengewicht gegen die demoralisirenden Einflüsse von unten. — Alles dies kann nur Kirche oder Staat gewähren. — Bei jedem Privatpatronate sind die Lehrer bloße Dressir- und Unterrichtsmaschinen, aber keine Erzieher. — Man vergleiche (z. B. im preußischen Staate) die Verhältnisse von städtischen Gymnasien im Gegensatze zu den königlichen. Wer Geld hergiebt und Kinder in der Schule hat, macht natürlich An- und Zumuthungen, der Eine so und der Andere anders und nicht immer vernünftigster Art, und so kommt es denn, daß, wenn kein Gegengewicht höherer Art vorhanden ist, die Sittenzucht der Schule, welche doch die Hauptsache ist, gänzlich verfällt. — Was nützt da alle Erziehung? — Es ist aber gerade ein Hauptgebrechen, über das in Amerika geklagt wird, daß der Lehrer vollkommen zum Spielwerk einer zuchtlosen und unbändigen Jugend werde.

Ein Aufsatz in der Revue des deux Mondes giebt eine Anzahl sehr eingänglicher Daten über das amerikanische Schulwesen, von denen wir das hervorheben wollen, was wirklich stofflichen Werth hat, ohne uns auf des Verfassers allgemeine Ideen einzulassen, die uns nicht von Bedeutung scheinen.

Will man das amerikanische Schulwesen kennen lernen und seine Entwickelung und Ausdehnung verfolgen, so muß man mit den Schulen von Boston anfangen. Boston ist, wie man weiß, die geistige Hauptstadt der Vereinigten Staaten, wie Washington die politische und New-York die gewerbliche und Handelshauptstadt; Boston ist der Mittelpunkt, von wo die literarische, geschichtliche und philosophische Bewegung in Amerika ausgeht. Die Namen Longfellow, Prescott, Emerson, Channing, Parker, Bancroft, Bryant, Motley haben seit lange die Gränzen der neuen Welt überschritten, um bis zu uns zu dringen. Die Yankee's gefallen sich darin, in der Hauptstadt von Massachusetts ihr Athen zu sehen. Die auf Kosten der Stadt erhaltenen Schulen sind dreierlei Art: Elementarschulen, Grammatikschulen (grammar schools) und höhere Schulen (high schools).

Die Elementarschulen sind 1818 gegründet worden und befassen sich mit dem Unterrichte der Kinder, deren Eltern ihnen diesen Unterricht in der Familie selbst nicht zu geben im Stande sind. Man läßt nur Kinder unter sieben Jahren zu, und sie lernen darin nur buchstabiren und lesen. Laut des Jahresberichtes gab es 1857 211 Elementarschulen in dieser Stadt. Jede Schule hatte im Durchschnitt 60 Zöglinge. Die Gesammtzahl der Kinder betrug 12,733, darunter 6,731 Knaben und 6,002 Mädchen.

Die Grammatikschulen sind weniger zahlreich, aber stärker besetzt. 1857 zählten sie 11,126 Schüler. Jede derselben zerfällt in vier Klassen: in der ersten betreibt man Lesen, Rechnen, Zeichnen; in der zweiten kommt Geographie dazu; in der dritten schriftliche Aufsätze und Deklamiren; das vierte Jahr ist der grammatischen Analyse, der Buchhaltung, der Geschichte, der Sittenlehre und einigen wissenschaftlichen Experimenten (physikalischen?) gewidmet. Erst seit 1830 haben sie diesen vollkommneren Schulplan, während die Schulen selbst zum Theil weit älter sind. Zwei derselben datiren bereits aus dem Jahre 1680. Sie stehen seit der angegebenen Zeit jede unter einem besondern Direktor, dem ein Lehrer-Kollegium beigegeben ist. Die Geschlechter sind getrennt; es giebt heutzutage sechs Knaben- und sechs Mädchenschulen. Schulgeld wird nicht gezahlt; der Unterricht ist ganz umsonst.

Unter den höheren Schulen von Boston verdient die 1821 gestiftete english high school zuerst Erwähnung. Sie zählte 1857 220 Zöglinge, und giebt einen dreijährigen Kursus mit einem vierten Ergänzungsjahre.

Nach dem, was uns darüber vorliegt, muß sie ein Mittelding zwischen vorgerückter Bürgerschule und Realschule sein. Alte Sprachen sind ausgeschlossen. Nach dem übersichtlich gegebenen Schulplane ist indeß der Vielwisserei-Schwindel, an dem unsere ganze heutige Erziehung krankt, dort noch ärger, als bei uns. Schon im zweiten Jahre wird Geometrie, Rhetorik, Trigonometrie, astronomisches Rechnen mit Bezug auf die Schifffahrt betrieben; im dritten Jahre Elementar-Astronomie, Naturphilosophie, Moralphilosophie, Staatsökonomie, englische Literatur und physikalische Geographie. Im vierten Jahre, das als

ein Meisterjahr zugefügt wird, lehrt man blos noch Philosophie, Logik, Spanisch, Geologie, Chemie, Mechanik, die Elemente der Ingenieurkunst und mehrere Theile der Mathematik. — Sehr viel in vier Jahren für Knaben, die aus der Elementarschule, höchstens aus einer Art Untergymnasium kommen. — Wenn das nicht Schwindel ist, so giebt es keinen.

Eine andere höhere Schule zu Boston ist die lateinische Schule (latin school), die bereits 1634, vier Jahre nach der Gründung der Stadt selbst gestiftet wurde, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, in der Absicht „Leute zu bilden, die durch ihre Kenntniß der alten Sprachen im Stande wären, die heilige Schrift gründlich zu verstehen und den genauen Sinn des Originals herauszufinden." Diesen theologischen Charakter hat die Schule jetzt nicht mehr; sie ist eine Vorbereitungsanstalt zur Universität geworden. Der Kursus dauert sechs Jahre; der Lehrplan umfaßt Lateinisch, Griechisch, Englisch, Französisch und Zeichnen. Also eine Art Gymnasium. Sie zählte 1857 176 Schüler (wenig genug für eine Stadt wie Boston); davon waren nur 56 über fünfzehn Jahr alt. Also auch hier der Jugendverderb durch Ueberjagung!

Auch die Mädchen haben zu Boston ihre höhere Schule (girl's high and normal school), die erst 1852 gegründet worden ist und 1857 174 Schülerinnen zählte. Sie lernen im ersten Jahre Arithmetik, Geometrie, Grammatik, Naturgeschichte, Synonymen, Rhetorik (zu kunstmäßiger Ausbildung der Gardinenpredigten?), englische Stylistik, Geschichte, Latein, Zeichnen, Singen; im zweiten Jahre Algebra, Moral-Philosophie, Französisch, Rhetorik, Physiologie, Geschichte; im dritten Jahre Geometrie, Geschichte, Philosophie, Astronomie, Chemie, physikalische Geographie. — Unser Franzose ist ganz außer sich über diese amerikanische Damenbildung. „Es ist dies die Erziehung der gelehrten Frauen des siebzehnten Jahrhunderts, mit jener der philosophischen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts vereint, eine Mischung von Mademoiselle Scudéry mit Mademoiselle Châtelet."

Wir sind durchaus keine Gegner einer möglichsten Entwickelung des weiblichen Geistes, aber wir sehen durchaus nicht ein, was durch eine solche Erziehung, sowohl für die jungen Mädchen selbst, als für die Wissenschaft, Gutes erzielt wird. Es scheint uns vielmehr, als ob dieser maßlose Bildungsschwindel die Kehrseite zu dem gerühmten praktischen und auf das unmittelbar Nützliche gerichteten Geiste der amerikanischen Männer bilde, mit anderen Worten, daß die amerikanischen Damen viel Muße und Gelegenheit zum Nichtsthun haben. Denn wozu ein Dämchen das arme Gehirn mit Algebra, Geometrie, Rhetorik, Philosophie, u. s. w. vollpfropfen soll, um im glücklichsten Falle eine schöngeistige Schwätzerin zu werden, sehen wir nicht ein. Doch es ist ja hinlänglich bekannt und in diesen Blättern vielfach besprochen worden, was es mit dieser Bildung auf sich hat; auch können wir aus ähnlichen Erscheinungen auf heimischem Boden recht wohl unser Urtheil begründen.

Das Budget für die öffentliche Erziehung zu Boston betrug 1857 450,000 Thlr. Die Lehrer werden gut besoldet; die Direktoren der höhern Schulen erhalten 3000 Thlr. im ersten Amtsjahre; dann steigt der Gehalt jährlich um 100 Doll. bis 3500 Thlr. Die andern Lehrer an diesen Schulen erhalten 2000 bis 2500 Thlr. Die Unterlehrer der Grammatikschulen und die Aufseher der höhern Schulen 1500 bis 2000 Thlr. Die Aufseher der Grammatikschulen 1000 bis 1250 Fr. Die obersten Hülfslehrer 600 bis 800 Thlr. in den höhern Schulen, 400 bis 600 Thlr. in den Grammatikschulen.

Alle diese Gemeindeschulen stehen unter einem aus Notabeln der Stadt zusammengesetzten Kuratorium aus 72 Mitgliedern, von denen jährlich ein Drittel ausscheidet und neu eingesetzt wird. Dieses Kuratorium stellt die Reglements auf, bestimmt das Budget, setzt die Gehalte fest und wählt die Schulbücher. Die Mitglieder wohnen den Prüfungen bei und geben jährlich einen Bericht über die Schulen heraus. Sie erhalten dafür keine Besoldung.

Ein besonderes Institut ist das Lowel Institute, worin man öffentliche Vorlesungen für Jedermann hält. Jedes Jahr engagirt das Lowel Institute berühmte Professoren und Gelehrte zu einer Reihe von Vorlesungen (lectures), die vorzüglich im Winter stattfinden und, wie unser Gewährsmann sagt, gewissermaßen das Theater ersetzen. Solche Gesellschaften, die sich meist durch Subscriptionen erhalten, existiren in fast allen bedeutenderen Städten Amerika's und werden Lyceen genannt. Das Lowel Institute hat vor ihnen voraus, daß es fest fundirt ist und Stammkapitalien besitzt. Geschichte, Moral, Literatur, Politik, Physik ꝛc. kommen nach einander an die Reihe. Hier war es, wo Agassiz zuerst in Amerika auftrat, wo Emerson zuerst seine Arbeiten dem Publikum vorlegte.

So viel von Boston. Nun etwas über New-York.

Die ersten Volksschulen zu New-York wurden 1802 von einigen Quäkerfrauen gestiftet, welche zusammentraten, um selbst die allerärmsten Kinder zu unterrichten. Diese Schulen wurden bald unter den Schutz der Kommune gestellt; heutzutage erhält wenigstens die Hälfte der Kinder dieser volkreichen Stadt darin ihren Unterricht.

In New-York wurde zum ersten Mal der Grundsatz einer vollständigen Trennung von Elementar-Unterricht und religiöser Erziehung durchgeführt. Wer damit nicht einverstanden ist, muß sich an eines der zahlreichen Privat-Institute wenden, welche die Doktrin irgend einer bestimmten religiösen Gemeinschaft festhalten.

Dieser sogenannten öffentlichen Schulen (public schools) giebt es achtzehn im Ganzen, aber jede enthält in einem und demselben Lokal drei verschiedene Klassen, eine für den Elementar-Unterricht, eine zweite für die Knaben, eine dritte für die Mädchen, (d. h. in der ersten Klasse scheinen Knaben und Mädchen beisammen zu sein). In einzelnen dieser riesig angelegten Klassenlokale sitzen 1,500 bis 1,800 Kinder jeden Alters, was in der That alles Mögliche ist. Denn wie die Kinder dabei etwas lernen, läßt sich schwer begreifen, trotz Lancastersystem u. dgl.

Außerdem giebt es zu New-York noch 29 sogenannte ward schools, (Kirchspielschulen) die 1842 gegründet worden sind. Hier sind Knaben- und Mädchenklassen getrennt, dazu gehört eine Art Schullehrer-Seminar. Die Zahl der täglichen Schulkinder beträgt zu New-York etwa 100,000.

Zwei Schulen sind abgesondert, für Negerkinder bestimmt, (sogenannte coloured schools) während man zu Boston diese Trennung abgeschafft hat.

Seit 1848 besitzt New-York eine sogenannte freie Akademie (free Academy), ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität. Um aufgenommen zu werden, muß man über 13 Jahr alt sein und $1^1/_2$ Jahr auf einer öffentlichen Schule zugebracht haben, auch ein Examen im Schreiben, Rechnen, in der Geographie, in der Buchhaltung, der Geschichte der Vereinigten Staaten und den Anfangsgründen der Algebra bestehen. Der Kursus umfaßt fünf Jahre. Den Schülern steht frei, die Unterrichtsgegenstände, die fremden Sprachen, je nach ihrem künftigen Berufe zu wählen. Mädchen werden nicht zugelassen, doch denkt man an die Errichtung einer ähnlichen Anstalt für Mädchen. Die Anstalt, deren Gebäude 500,000 Fr. gekostet, hat über 100,000 Fr. jährlich zu gebieten. Sie hat gegenwärtig etwa 500 Schüler.

Was die anderen Städte des Landes betrifft, so fehlt in keiner eine Elementarschule, in welcher Lesen, Schreiben, Rechnen und Geographie gelehrt wird. Alle sind reine Kommunalschulen, um die sich die Regierung nicht weiter kümmert.

In den Städten hat jedes Viertel seine besondere Schule; auf dem Lande besteht eine solche auf etwa je fünf oder sechs Quadratmeilen (englische). Die Oberleitung und Verwaltung hat ein von den Stimmfähigen gewähltes sogenanntes Prudential Committee. Das Sonderbarste bei den amerikanischen Schulen ist, daß sie keine stehenden Lehrer haben, sondern dieselben oft nur ein halbes Jahr, so lange der Kursus dauert, behalten. Denn jedes Semester bestimmt das Kommitee die Lehrer neu, die meistenstheils ausgetretene Schüler sind, welche nun ihrerseits selbst lehren, meistens um ein Stück Geld zur Fortsetzung ihrer Studien zu verdienen. Es soll übrigens nie an Lehrern mangeln, was natürlich genug ist, denn brodbedürftige Individuen wird es stets geben, und da die Forderungen nicht hochgestellt sind, so nimmt irgend ein hülfloser Auswanderer, ein bankerotter Kaufmann, ein geschäftsloser Handwerker ꝛc. eine Lehrerstelle an. Viel Gescheidtes kann dabei nicht herauskommen; indeß schadet es auch nicht viel, da für den Amerikaner das Leben selbst die beste Schule ist und er zum Schwindeln immerhin genug lernt. Bei solchen Zuständen darf man sich über die Gemüthlosigkeit der Amerikaner nicht wundern; wie die Erziehung, so der Mensch. Uebrigens muß man die Umstände in Anschlag bringen, die bei einer so jungen Gesellschaft noch häufig ganz provisorisch sind; es läßt sich in vielen Fällen gar nicht anders thun; man muß den Schulmeister nehmen, wie er kommt, wenn er auch der größte Pfuscher wäre, wie man den Medizinalpfuscher zum Arzte nehmen muß, weil kein anderer da ist.

Alljährlich im Frühlinge votirt der Magistrat das Budget der Schulen, deren Kosten durch eine direkte Steuer aufgebracht werden, die nach der Größe des Vermögens vertheilt wird.

Für die höhere Erziehung müssen, wie gesagt, die Einzelnen oder Vereine sorgen, da die Regierung als solche nichts thut; doch haben die bedeutenderen Städte nach dem Vorgange Bostons höhere Schulen oder Akademien gestiftet, um denjenigen, welche eine Universität nicht besuchen können, Gelegenheit zu geben, Humaniora zu studiren. Das Bedürfniß

und der allgemeine Wunsch entscheidet für die Gründung einer solchen Anstalt, für welche eine Schulsteuer nicht bindend ist, doch muß sich die nicht einverstandene Minderheit der Mehrheit fügen.

Brasilien.

Deutsche in Brasilien.

Verbreitung deutscher Literatur im amerikanischen Kaiserstaat.

Kolonie Sta. Cruz, Provinz Rio Grande do Sul, 11. Juli 1859.

So wie alle Verhältnisse, welche deutsches Wesen und deutsche Sitten betreffen, bei uns noch sehr im Argen liegen, und überhaupt kein Feld, welches nicht augenblicklich die Frucht bringt, im Allgemeinen von den Deutschen in Brasilien zur Zeit fleißig angebaut ist, so liegt auch die deutsche Literatur in diesem großen Reiche noch so ziemlich in der Wiege der Kindheit. Ist zwar der hier lebende Deutsche im Anfange seines Wirkens meistens genöthigt, sich nur auf das Gewinnbringende zu legen, so hat doch auch der Sinn der meisten Deutschen, welche schon längere Zeit hier leben, noch keineswegs eine über das Alltägliche hinausgehende Richtung genommen, und Künste und Wissenschaften werden nur selten von ihnen gepflegt.

Die Literatur der deutschen Sprache ist daher hier sehr arm in Rücksicht auf ihre Erzeugnisse.

Während die griechische und lateinische Sprache in Rio und in den Seestädten, in welchen es höhere Schulen und Akademien giebt, ziemlich fleißig, wenn auch nicht allenthalben so gründlich wie in Deutschland getrieben worden, und es für dieselben gute Grammatiken giebt, so hält der Deutsche sich, was die neueren Sprachen betrifft, meist nur an die von Deutschland herüber gekommenen Grammatiken; namentlich sind hinsichtlich der französischen Sprache die Grammatiken von Sanguin, Müller ꝛc. viel im Gebrauche. Die für Deutsche zur Erlernung der portugiesischen Sprache, welche Landessprache ist, geschriebenen Grammatiken entsprechen nicht durchgängig ihrem Zweck. Sie sind zum Theil von Deutschen geschrieben, die in die Feinheiten der portugiesischen Sprache nicht vollständig eingedrungen sind. Die wegen ihrer Billigkeit sehr verbreitete Grammatik von Gottfried Müller ist nur mit großer Vorsicht von Anfängern zu gebrauchen, da sie nicht ohne Irrthümer ist. Werthvoller, aber für reifere Schüler nicht ausreichend, ist die Grammatik des Herrn Dr. Wollheim, während die des Herrn Lüsche und Anderer weitergehenden Bedürfnissen mehr entsprechen, indessen fehlt es noch an solchen, welche, wie die Orell'sche und Müller'sche für die französische Sprache, geeignet sind, die feineren Nüancen der Sprache darzustellen.

Für Brasilianer, welche die deutsche Sprache erlernen wollen, fehlt es noch an einer guten Grammatik; es wird aber dem Vernehmen nach in einiger Zeit dem Bedürfniß durch Herausgabe einer solchen Grammatik durch Herrn Buchhändler Lämmert in Rio de Janeiro abgeholfen werden.

Die Elementarbücher zur Erlernung der deutschen Sprache, an welchen kein Mangel ist, sind fast nur nach deutscher Methode eingerichtet, obwohl sie nicht durchgängig als zweckmäßig bezeichnet werden können.

Ausgezeichnete Werke für Mathematik sind von Deutschen in Brasilien nicht edirt worden. In Rio soll von einer Anzahl ehemaliger deutscher Offiziere eine mathematische Zeitschrift herausgegeben werden.

Geographie, Topographie und verwandte, dem praktischen Bedürfniß entsprechende Wissenschaften werden noch mehr durch deutsche Schriften vertreten. Außer mehreren kleineren, die einzelnen deutschen Kolonien in Brasilien betreffenden Monographien, ist vorzüglich das Werk des Herrn Hauptmann Hormaier über Brasilien rühmlichst zu erwähnen, sowohl wegen seiner Vollständigkeit als auch wegen der in ihm herrschenden Treue und Wahrheitsliebe.

Am traurigsten steht es mit der Zeitungsliteratur. Referent hat aller Mühe ungeachtet nur „den deutschen Einwanderer" und die „Brasilia" ausfindig machen können. Das erstgedachte Blatt wird zu Porto Alegre, in der Provinz Rio Grande do Sul, von Herrn Carlos Jansen, dem Vernehmen nach aus Elberfeld gebürtig, herausgegeben; es würde dasselbe noch vorzüglicher sein, als es ist, wenn nicht Herr Jansen durch seine übrigen Berufsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen würde. Es erscheint wöchentlich zwei Mal je ein Bogen davon. Die Brasilia, welche zu Petropolis herauskommt, wird sehr verschieden beurtheilt, namentlich wird derselben Einseitigkeit hinsichtlich der Leitartikel zur Last gelegt.

Obwohl in dem großen brasilianischen Reiche manche Erzeugnisse deutscher Literatur erscheinen mögen, so verbreiten sie sich doch nur schwer wegen der in vieler Beziehung noch mangelhaften Communication und wegen der bedauerlichen Unvollkommenheit des Buchhandels, die freilich ihren Grund in den Eingangs gedachten Verhältnissen mit hat. Außer in Rio de Janeiro, Bahia und St. Paulo und vielleicht in noch einigen Orten giebt es nur sehr wenige geschickte und spekulative deutsche Buchhändler in Brasilien, weshalb es sehr schwer ist, ein Manuskript anzubringen. Brasilianer, die gewöhnlich neben dem Buchhandel noch andere Artikel vertreiben, geben sich mit deutscher Literatur in der Regel gar nicht ab. Die gangbarsten Werke führt der Buchbinder in der Stadt, auch wohl der oder jener Material- oder Schnittwaarenhändler in einem besonderen Schränkchen. Daß die Bücher um hundert Prozent theurer als in Deutschland und gewisse Bücher in einzelnen Provinzen gar nicht zu bekommen sind, wird daher nicht auffallen.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte der Pädagogik.

I.

Die geschichtliche Erziehung.

Die Universalität ist ein Grundzug der Wissenschaft unserer Zeit; das Ganze der Weltgeschichte in seinem inneren Pragmatismus zu erfassen und nach Ursache, Wirkung und Zusammenhang zu begreifen, ist ein Streben, das einer großen Zahl von Gelehrten und Wissenschaftsfreunden einwohnt, und dem die Zeit selbst von allen Seiten zu Hülfe kömmt. Wann wäre es früher möglich gewesen, auf ähnliche Weise, wie es heutzutage geschieht, die Quintessenz aus allem möglichen Wissen zu ziehen und zu einem übersichtlichen Ganzen zusammen zu stellen; wann wären die Hülfsmittel auf ähnliche Weise erreichbar und zugänglich gewesen; wann endlich hätte eine Gelehrtenzunft bestanden, die einander so unermüdlich und eifrig in die Hände gearbeitet, wie sie heutzutage in den großen Kulturländern, und namentlich in unserem Deutschland besteht? — Wir sagen Gelehrtenzunft! man lache nicht! — ja wohl — wir hätten auch sagen können, eine Geistes- oder Wissensfabrik, ohne damit etwas Nachtheiliges oder Verächtliches sagen zu wollen. — Es giebt keine besser organisirte Zunft, als unsere Gelehrten schweren Kalibers und keine besser eingerichtete Fabrik, als die große Gedankenwerkstatt, in welcher Alles in die Hände arbeitet, um die Quintessenz des Geistes und des Wissens herzustellen, die dann in Form universalistischer Werke zu Tage tritt. — Dieses ist um so mehr anzuerkennen, als die darin angestellten Arbeiter so wenig materielle Ansprüche machen und, wofern sie nicht etwa ordentliche Professoren oder Akademiemitglieder sind, meistens mit einer Uneigennützigkeit arbeiten, die einem Sokrates Ehre machen würde.

Wir haben jetzt Universalgeschichten ziemlich über Alles, oder, wenn wir sie nicht haben, so steht wenigstens zu erwarten, daß wir sie nächstens haben werden — in der Arbeit sind sie gewiß. Ein Werk dieser Art liegt nun vor uns, eine Universalgeschichte der Pädagogik, die durchaus den Eindruck einer soliden Arbeit macht.* Dem ersten Bande, der uns eben vorliegt, und der die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit enthält, soll noch die Geschichte der christlichen Pädagogik in zwei Abtheilungen folgen.

Ohne auf unsere Bemerkung einen wesentlichen Werth legen zu wollen, möchten wir die beiläufige Frage stellen, ob der Herr Verfasser nicht besser gethan haben würde, auf dem Titel das fremde und dabei einseitige Wort „Pädagogik" zu vermeiden — nicht aus puristischen Gründen — sondern darum, weil in dem Buche wirklich etwas Größeres und Umfangreicheres behandelt wird, als das, was man Pädagogik nennt. Der Verf. behandelt das ganze Bildungs- und Erziehungswesen der Völker und das ist mehr, als der in Deutschland, wenn ich nicht irre, seit Basedow eingeführte Begriff der Pädagogik.

Der Verfasser behandelt, wie gesagt, das ganze Erziehungs- und Bildungswesen, geistliches und weltliches, der alten und neuen Völker. —

* Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Kulturleben der Völker von Dr. K. Schmidt, Oberlehrer am herzogl. Gymnasium zu Cöthen. Cöthen, Paul Schettler, 1860.

Wenn wir also erfahren, wie indische und ägyptische Priesterzöglinge an ihren Tempel-Anstalten studirt, wie die Seminarien der Pythagoräer eingerichtet gewesen, so betrifft das keine eigentliche Pädagogik mehr, die es nur mit Unmündigen zu thun hat. Ebenso ist es mit dem höhern wissenschaftlichen Unterrichte bei den Griechen, den Arabern u. s. w. der Fall.

Doch hören wir den Verfasser selbst, wie er in der Einleitung sich über die Auffassung seiner Aufgabe ausspricht:

„Der Geschichtschreiber der Pädagogik sucht das Erziehungswesen der bisherigen historischen Völker, und zwar nach der praktischen und theoretischen Seite desselben zu erforschen, und in dem Erforschten den Fortgang der Erziehungs-Idee in der Menschheit nachzuweisen, sowie zu zeigen, wie in jedem Volke die Idee der Erziehung zum Bewußtsein gekommen ist, welches Bildungs-Ideal das Volk hatte, wie es das Wesen und den Zweck der Erziehung auffaßte, durch welche Mittel es sein Ideal zu verwirklichen strebte, und wie weit es dieses Ideal in der Wirklichkeit erreichte. Diese seine Aufgabe löst er ethnographisch, wo die Völker von einander abgeschieden sind, und demnach die Erziehung mehr volksthümlich ist, so in der vorchristlichen Zeit.

„In der Epoche der christlichen vorreformatorischen Pädagogik hingegen wird die Darstellung der Geschichte, da die Völker und Staaten in dieser Zeit, und also auch ihre Erziehung auf einerlei Grundlage ruhen, chronologisch auftreten und im reformatorischen und dem ihm folgenden Zeitalter Ethnographie und Synchronismus zu vereinigen streben, indem die Völker und Staaten der Neuzeit unter einander selbständig sind, aber von gleichen geistigen Einflüssen berührt und von übereinstimmenden Bildungsrichtungen geleitet werden.

„Aus dem Wesen der Geschichte der Pädagogik folgt ihr Werth. Wer freilich überhaupt von dem Nutzen einer wissenschaftlichen Pädagogik nichts weiß, sondern durch die banausische Praxis routinirt zu sein für seinen Stolz hält, der kann auch den Werth des Studiums der Geschichte der Pädagogik nicht einsehen. Wer aber erkannt hat, daß nur die Wissenschaft ein klares Bewußtsein über das Leben und seine Erscheinungen giebt, und daß die Wissenschaft der Pädagogik die Basis für die Künstler in der Pädagogik ist, und wer ferner dann weiß, daß die Gegenwart nur das Resultat der Vergangenheit ist, daß also Der die Gegenwart wahrhaft kennt, der ihre Voraussetzung, ihre Basis erforscht hat; der wird auch verstehen, daß nur Der einen wirklichen Einblick in die Aufgaben der Erziehung der Gegenwart hat, und daß nur Der allein den Schlüssel zur Lösung dieser Aufgaben besitzt, der den bisherigen Gang der Geschichte der Erziehung durchforscht und ihre warnende, belehrende und erleuchtende Stimme gehört hat.

„Gegen die Erfahrung von Jahrtausenden — was ist da die Erfahrung des ephemeren Einzelmenschen? Eben so viel, wie die allgemeine Vernunft, die sich im Verlauf der Weltgeschichte aus der Vernunft der Weisesten aller Zeiten heraus entwickelt hat, gegen den auf seine Partikularität sich bornirenden Einzelgeist. In der Geschichte bildet sich der Mensch geistig gesund und verjüngt sich sein Leben, indem er seinen alt- und todtmachenden Egoismus in der allgemeinen Vernunft der Menschheit verbrennt. . . . . Nur der wird in der Gegenwart am besten wissen, was er in der Erziehung will und was er kann, der beobachtet und gelernt hat, was zu leisten möglich ist, das aber lernt und erfährt er durch das Studium dessen, was in der Erziehung geleistet und darin gedacht ist. Nur der kennt das Wesen und den Werth der Erziehung, der der Entwickelung der Erziehungs-Idee im Laufe der Jahrhunderte nachgegangen ist. Nur der endlich kann die wahrhafte Wissenschaft der Pädagogik verstehen und selbst schöpferisch in ihr auftreten, der sich in die Geschichte der Pädagogik eingelebt hat. Die Wissenschaft der Pädagogik ist ohne die Geschichte ein Gebäude ohne Fundament. Die Geschichte der Pädagogik ist selbst das vollendetste und objektivste wissenschaftliche System der Pädagogik."

Wir sehen also, der Verfasser verfolgt wesentlich ein praktisches Ziel und das ist sehr anzuerkennen; jeder Pädagoge sollte die Geschichte der Pädagogik im Zusammenhange kennen, um viele falsche Vorstellungen zu beseitigen. Andererseits glauben wir freilich nicht im ganzen Umfange, daß das Studium der Geschichte der Pädagogik einen so großen Einfluß auf deren Fortbildung habe und namentlich selbst schöpferisch mache, denn hier kommen andere Faktoren in's Spiel; man könnte sogar den Satz vertheidigen, daß es den schöpferischen Geist beeinträchtigen werde. Durch gar zu genaue Kenntniß der Geschichte in jeder Beziehung wird der Praktiker zu leicht furchtsam, zu vorsichtig, zu reflektirt und skeptisch und verliert leicht das Selbstvertrauen; die Vielheit der Hülfsmittel macht in der Wahl verlegen, die Kenntniß aller möglichen Standpunkte läßt es oft nicht zu einem eigenen kommen. Daß dem so ist, beweist z. B. die politische Geschichte — tiefe Geschichtskenner gelten z. B. in neuerer Zeit als schlechte Politiker, und man nennt sie Doktrinaire. Savigny sprach unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung ab — und zu welcher andern Zeit wäre die historische Kenntniß der Gesetzgebungen größer gewesen? So glauben wir, dürfte es auch in der Pädagogik sein, die, wie Manche meinen, heutzutage sich in ziemlicher Rathlosigkeit befindet, namentlich wohl deshalb, weil es uns an einem einheitlichen Erziehungs-Ideale mangelt. Denn das, was wir haben, ist ein ziemlich leicht in ihre Theile zerlegbare Mischbildung von Hellenismus durch redivivus abgeschwächtem Christenthum und einigem Deutschthum, das dabei ziemlich in die Enge kommt. Was eigentlich das Herrschende und Verwaltende sein soll, weiß man nicht recht, und eben hieraus entstehen die vielen Streitigkeiten. Die Zukunft der Pädagogik hängt daher von Faktoren ab, die außerhalb der Schule liegen, von den großen Strömungen und Gewalten, welche das Leben der Völker ergreifen und umgestalten.

Der Verfasser steht auf einem positiven christlichen Standpunkte. „Christus ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte, auch der Geschichte der Pädagogik." — Dies ist der leitende Gedanke des Buches, nach welchem der ganze Stoff gegliedert ist: „Der Gedanke des Gottmenschen ist das höchste Ideal, die absolute Idee, die zu erfassen die Menschheit sich zerarbeitete, bis sie in Jesu von Nazareth als Thatsache erschien. Mit dem Erscheinen des Gottmenschen war das Streben aller vorchristlichen Zeit erfüllt. Und in der Verwirklichung der Idee der Gottmenschheit innerhalb der Einzelmenschen, der Völker und der Menschheit, hat alle nachchristliche Zeit ihre Aufgabe. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist;" damit ist der Erziehung ihr höchstes Ziel gesteckt."

„Die Geschichte der Pädagogik durchlebt, wie die Geschichte der Menschheit, vor Christus ihr Kindes- und Jünglingsalter. Das Leben der hier auftretenden Völker ist vorwiegend Naturleben; ihre Bildung ist naturwüchsig. Sie gehen auf in dem großen Ganzen der Natur. Und auch in ihren selbstgeschaffenen Organisationen, im Staatsleben ꝛc. kommen sie nicht über das Naturleben hinaus. Die Nationalität ist ihre natürliche Schranke. Vor Christus gab es nur nationale Götter, nur nationale Menschen, nur nationale Erziehung. Der Gott hatte an des Volkes Gränze seine Gränze. Der Mensch wußte sich nur als werthvoll, insofern und insoweit er seiner Nation angehörte. Und die Erziehung strebte vor Allem, die Nationalität in den jugendlichen Generationen zu wecken, zu pflegen, zu erhalten und geltend zu machen. Mit Christus tritt die Menschheit in ihr Mannesalter. Im Namen Christi centriren die höhern Denk- und Gefühlsvermögen — die Vernunft, welche die Einheit im Wesen der Dinge erschaut. Mit Christus wird der Weltgott und dieser als Vater aller Menschen erkannt. Damit aber fühlt auch jeder Mensch die Menschheit in sich; er sieht in allen Menschen seine Brüder, und frei weiß er sich in Gott. Wie Alles beim Christen, so bezieht sich auch das Denken und Thun in der christlichen Erziehung auf das Leben Gottes und auf das Ganze der Menschheit. Die christliche Zeit ist die Periode der humanen Erziehung."

Hierauf geht der Verfasser in der Einleitung, welche überhaupt die Grundgedanken seiner geschichtsphilosophischen Anschauung enthält, auf die vorchristliche Zeit zurück. „Die nationale Erziehung gliedert sich, gleich dem leiblich-geistigen Leben der Völker, denen sie eignet, in die substantielle Erziehung der orientalischen Völker, in die individuelle Erziehung der altklassischen Nationen und in die theokratische Erziehung des Volkes Israel."

Wir geben hier gleich den ganzen Schematismus, nach welchem der Verfasser die geschichtliche Erziehung gliedert, weil er für seine historische und philosophische Bildung charakteristisch ist.

Vor Christus; die Weltepoche der nationalen Erziehung.

Der Orient: China, Indien, Persien, Aegypten.
Die altklassischen Nationen: Griechenland, Rom.
Das Volk Israel

Nach Christus.

Die Weltepoche der humanen Erziehung.
Die Fundamente des Christenthums und seiner Erziehung.
a) die mönchische Erziehung der orientalischen Kirche.
b) die scholastisch-geistliche Erziehung der occidentalischen Kirche.
c) das Laienthum und seine Erziehung. Das Ritterthum und seine Erziehung. Das Bürgerthum und seine Erziehung.

Nach der Reformation: Die Periode der vernünftigen Erziehung.
Die Reformation und ihr Einfluß auf die Erziehung.

a) die abstrakt christlich-theologische Erziehung: der Hierarchismus und der Pietismus.

b) die abstrakt menschliche Erziehung: der Humanismus und der Realismus.

c) die christlich humane Erziehung mit ihren Bildungs-Idealen.

Quellen und Literatur für die Geschichte der Pädagogik.

Schriften über das österreichische Konkordat.

Es ist vielleicht kein bloßer Zufall, daß gerade jetzt, wo gewisse Gefahren, welche einem Theile der österreichischen Unterthanen durch das Konkordat bisher droheten, durch das Patent vom ersten Septbr. 1859 geschwunden zu sein scheinen, die katholische Hierarchie es sich angelegentlich sein läßt, die innerliche Berechtigung des Konkordats wider die Angriffe und Vorwürfe der Gegner nachzuweisen und das Konkordat selbst als eine „unschätzbare Wohlthat“ für die Katholiken Oesterreichs darzustellen. Dies ist der Fall mit der einen jener Schriften, die uns kürzlich zukamen und die unter dem Titel: „Oesterreich, der Konkordatenstaat“ * erschienen ist. Wir können dem unbekannten Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er sich von wohlwollenden Absichten habe leiten lassen, indem er die Meinung zu begründen sucht, daß das Konkordat weder „der Würde und den Rechten der Krone, noch den gesetzlichen Freiheiten der zur Monarchie gehörigen Völker, noch den Rechten irgend einer Klasse der Staatsbürger Abbruch thue,“ und daß er dabei sogar vom römisch-katholischen Standpunkte aus vollkommen Recht habe. Aber dieser Standpunkt selbst beruht auf der Ansicht, daß die katholische Kirche die alleinberechtigte sei, und der Verfasser spricht es auch aus, daß der Protestantismus, von welchem er zugleich ein gar trauriges Bild entwirft — in dem nämlichen Grade eine nur vorübergehende Erscheinung in der Weltgeschichte sei, als er auf einem bloßen Irrthume beruhe, und der Verfasser selbst die Rückkehr der Andersgläubigen zum Mittelpunkte der Wahrheit früher oder später erwartet. Wir wissen, daß solche Aeußerungen in den Kreisen des gewöhnlichen Lebens keinen Anklang finden, und daß namentlich solche Grundsätze die Eintracht unter Katholiken und Protestanten nicht zu stören geeignet sind, deren sich Deutschland in weiten Gebieten erfreut; aber um so inniger hängen sie mit dem Systeme und der Anschauungsweise der ultramontanen Partei zusammen, deren entschiedenstes Organ in der französischen Presse, der Univers, kürzlich sogar so weit sich verirrte, daß er vor dem kühnen Schlusse nicht zurückbebte, den er in den Worten aufstellte: „Es giebt nur Eine Leuchte für die Welt, das Dogma. Ohne Dogma Schwankungen; bei Schwankungen kein System; ohne System keine Wissenschaft; ohne Wissenschaft keine Wahrheit, und, da Gott die Wahrheit, auch keinen Gott.“

Es ist eben so interessant, als es die Pflicht des Beobachters seiner Zeit ist, auch die Zeichen der Zeit, hier und dort, für Licht und für Schatten, wohl zu achten und sie mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, und eben darum haben wir hier auf die obgedachte Schrift, so wie auf diejenige, welche unter dem Titel: „Kirchliche Zustände in Oesterreich unter der Herrschaft des Konkordats“ ** vor Kurzem erschienen ist, mit aller Nachsicht und im Gefühle wahrhaft christlicher Toleranz aufmerksam machen wollen. Wir hegen die Ueberzeugung, daß dergleichen Schriften der Sache, für die sie auftreten, nicht nützen, sondern schaden und dies um so gewisser, je weniger sie mit Unbefangenheit und mit Kritik in die Tiefe der Dinge steigen, und wenn auch ohne Absichtlichkeit des übeln Willens, doch nicht ohne Unkenntniß urtheilen. K.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Weihnachtslieder. Eine werthvolle und vielfach ansprechende Sammlung „deutscher Weihnachtslieder“ ist kürzlich unter diesem Titel von Karl Simrock erschienen,*** auf welche wir hier mit wenigen Worten aufmerksam machen möchten. Das Büchlein will „ein Bild des deutschen Weihnachtsfestes, wie es in älteren Zeiten gewesen und in neueren geworden ist, aus dem Spiegel der Dichtkunst zurückstrahlen lassen,“ und es faßt dabei mehr die kirchliche Feier in's Auge, ohne den Zweck der Erbauung besonders zu verfolgen. Es hat mehr eine kulturhistorische Tendenz; und indem es das Weihnachtslied durch seine verschiedenen Phasen begleitet, stellt sich zugleich die deutsche Christfeier in den drei Epochen, welchen die drei Bücher selbst entsprechen, in die die Sammlung zerfällt, nach verschiedenen Auffassungen und Zeitspielungen dar. Das erste Buch enthält das Weihnachtslied der älteren Kirche, welches dem volksmäßigen Charakter entspricht und keinen bekannten Verfasser hat. Das zweite ist dem evangelischen Kirchenliede gewidmet, dessen Verfasser bekannt sind und das, obschon es die Einfachheit und Herzlichkeit des Volksgesanges noch verleugnet, doch sonst schon der Kunstpoesie mehr zuneigt. Das dritte Buch gehört dem Weihnachtsliede neuerer Dichter an, und hier herrscht der kirchliche Charakter nicht mehr vor; das volksthümliche Christfest der alten Zeit hat auch in der Poesie seinen wesentlichen Charakter verloren. Deshalb ist auch in dieser Sammlung mit Recht auf das dem Volksliede verwandtere Weihnachtslied der ältern Kirche das Hauptgewicht gelegt worden. Das Vorwort verbreitet sich in philosophisch-historischen Betrachtungen theils über das heidnische, sowohl nordische und deutsche als römische, theils über das christliche Weihnachtsfest und über den Unterschied von Winter und Sommer, wie namentlich eine naturgemäße Ansicht diese Verschiedenheit einer dunkleren und lichteren Jahreshälfte auffaßt und empfindet, und wie der religiöse Mythus diese Verschiedenheit darstellt.

— L'Allegro und il Penseroso, oder Lebens Lust und Weihe. Eine Doppel-Ode von John Milton.* Ein kleines, nettes Büchelchen, dessen größere Hälfte eine anziehend geschriebene Abhandlung über Milton, namentlich in Bezug auf die zwei oben genannten und in der Uebersetzung angehängten Gedichte enthält. Sie ist ein recht guter Schlüssel zum Verständniß derselben, das nicht ganz leicht ist — Allegro und Penseroso — Genuß und Ernst — Milton führt sich selbst beide vor und prüft sie, wie Herkules am Scheidewege, um sich am Ende für den Ernst zu entscheiden — also Gedichte von tiefer, sittlicher Bedeutung, die es wohl verdienen, näher in Augenschein genommen zu werden. Die Uebersetzung ist sprachgewandt fließend, und dem Sinne nach so treu, als unter diesen Umständen möglich ist. — Wir haben theilweise das Original daneben gehalten. Wir geben eine Probe der Uebersetzung:

> Verhaßte Schwermuth flieh!
> Von Cerberus und schwarzer Mitternacht
> Erzeugt in tiefstem Höllenschacht,
> Wo grauser Spuk und widriges Gebilde
> Und Klageruf den Umkreis füllte, (!)
> Fort düstere Melancholie!
> Einsiedlerhöhlen suche dir,
> Wo brütend dunkel eifersüchtig webt,
> Der Eule Krächzen bebt!
> Verbirg dein struppig Haupt in Felsenklüften
> Dem Lichte fremd, den Himmelslüften!
> Dort in Polarnacht weile für und für.

— Gedichte von Puschkin und Lermontov. Einer unserer geschätzten Mitarbeiter, Herr Theodor Opitz, hat einige der kleineren, in Rußland vorzugsweise beliebten Dichtungen zweier der geachtetsten Dichter des großen Slavenreiches deutsch bearbeitet, und sie sind eben in der Form eines anmuthigen Weihnachts-Büchleins im Druck erschienen.** Von Puschkin sind hier die kleineren, epischen Dichtungen „der Gefangene im Kaukasus“ (welchen Puschkin selbst als „Verse seines Herzens“ bezeichnete), „die Zigeuner“ und das Fragment „Galub“ (das Christenthum unter den Tscherkessen), sowie vierundzwanzig lyrische Gedichte mitgetheilt, während von Lermontov nur die Balladen-Dichtung „der Dämon“ übersetzt ist. Bodenstedt hat in seiner Bearbeitung Puschkin's die genannten epischen Dichtungen gar nicht, und nur eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte aufgenommen. Und was Lermontov's „Dämon“ betrifft, so sagt Herr Opitz: „Bodenstedt hat, wie er selbst bemerkt, den „Dämon“ nicht eigentlich übersetzt, sondern frei nachgebildet, weil ihm das Original nur in verschiedenen, zum Theil undeutlich geschriebenen und verwischten Handschriften vorlag. In dieser freien Nachbildung ist nun aber das Gedicht so bedeutend an Umfang gewachsen, daß fast die Hälfte der Verse Bodenstedt allein gehört. Der „Dämon“ erscheint daher von mir zum ersten Mal nach der Original-Ausgabe übersetzt.“ — Gewiß ist es immerhin ein Verdienst, wenn ein Uebersetzer das Original

* Wien, Braumüller, 1859.
** Leipzig, Engelmann, 1859.
*** Leipzig, T. O. Weigel. 1859.

* Als Manuscript gedruckt. Gotha, Stollberg, 1859.
** Dichtungen von A. Puschkin und M. Lermontov. Deutsch von Theodor Opitz. Berlin, A. Hofmann & Co., 1859.

so treu als möglich, wenn er, wie Theodor Opitz thut, die Folge der Reime, ja deren jedesmaligen, männlichen oder weiblichen Ausgang, genau wiedergiebt. Allein es bedünkt uns, daß bei dem verschiedenen Genius der beiden Sprachen, mit welchen es der Uebersetzer zu thun hat, eine allzu strenge Treue der Form nur zu oft auf Kosten des Inhaltes und des Gedankens eingehalten wird. Wir wollen damit nicht ein Vorurtheil erwecken gegen die vorliegenden, überaus gefälligen, d. h. ohne daß der deutschen Sprache Gewalt angethan ist, lesbaren Bearbeitungen, aber wir möchten doch auch das Recht derjenigen Uebersetzer, besonders poetischer Arbeiten, wahren, die in Modifizirungen oder Erweiterungen der Form des Originals eine größere Treue gegen dasselbe erblicken.

— Ernesto Ferreira França. Dieser brasilianische Dichter und Schriftsteller ist von einer wahrhaft überraschenden Vielseitigkeit. Im vorigen Jahre ist uns von ihm ein in deutscher Sprache abgefaßter, offener Brief an die Redactionen der deutschen Tagespresse, unter dem Titel „Brasilien und Deutschland"* zugegangen, worin Herr França sein Vaterland gegen die nur allzu gegründete Beschuldigung, daß es deutsche Einwanderer anlocke, ohne ihnen Bürgschaften für ihre religiöse und soziale Freiheit zu geben, zu rechtfertigen versuchte. Der juristisch geschulte Verfasser, der unter Anderm auch die „Institutionen" Justinian's „in usum Academiarum Brasiliensium" herausgegeben** und der eine völkerrechtliche Dissertation „De Jure et Civitate" geschrieben, hat sich in jener Rechtfertigungsschrift allerdings auf die geschriebenen Gesetze seines Landes berufen können, die jedem Einwanderer Religions- und bürgerliche Freiheit in einem gewissen Grade zusichern, aber welcher Unterschied zwischen dem niedergeschriebenen Worte und der Praxis des brasilianischen Staatslebens sei, das hat Herr Dr. França erst nach seiner Rückkehr in die Heimat zu erfahren Gelegenheit gehabt, wie dies aus mehreren von ihm im Laufe des Jahres 1859 in Rio de Janeiro veröffentlichten Dokumenten hervorgeht. Ja, die eingewanderten Deutschen können jetzt Herrn Dr. França als den wärmsten Vertreter ihrer Rechte in Brasilien betrachten. Es war dies von einem Rechtsgelehrten, der sich zugleich immer als Dichter, und zwar als Dichter in deutschem Sinne, bemerklich machte, auch nicht anders zu erwarten. Als Dichter ist der junge França bereits vor sechs Jahren mit einer Sammlung anmuthiger, erotischer Canzonen, Sonette ꝛc. unter dem Titel „O libro de Irtilia" aufgetreten, während sein kürzlich im Verlage von F. A. Brockhaus, „Buchhändler Sr. Maj. des Kaisers von Brasilien," in Leipzig erschienenes, romantisches Trauerspiel „Lindoya" den Beweis liefert, daß er ein warmes, für alles Schöne begeistertes Herz und ein wahrhaft poetisches Talent besitzt. Aus einem, diesem Trauerspiele angehängten Gutachten geht hervor, daß es unter drei bei dem dramatischen Conservatorium in Rio de Janeiro im Jahre 1852 eingereichten Bühnenstücken als das beste erklärt wurde. Es behandelt das Martyrium einer zum Christenthum übergetretenen Indianerin in Uruguay, und zwar zur Zeit der dort herrschend gewesenen Jesuiten-Missionen.

— Die Crinoline in Rom und sechs Capucinerpredigten. Wie Theodor Mundt in seinem „Rom und Neapel" (Berlin, 1859) erzählt, riefen in Rom, wo er im Herbste 1858 war, die Crinolinen der römischen Damen durch ihre Maßlosigkeit fast täglich einen oder den andern Straßenscandal hervor. Die römischen Gassenjungen haben sich besondere Lieder eingelernt, mit denen sie die bereifrockten Damen verfolgen, wenn eine derselben durch ein zu großes Uebermaß ihrer Ausdehnung sie dazu reizt, und diese Volksgesänge strotzen von den schmutzigsten Witzen gegen die Tracht, wie gegen das schöne Geschlecht überhaupt. Die Sache der Crinoline wäre in Rom verloren gewesen, wenn nicht der allmächtige Kardinal Antonelli selbst sich zu ihren Gunsten erhoben und den General-Direktor der Polizei veranlaßt hätte, ein besonderes Edikt zum Schutze der Reifröcke zu erlassen. Dagegen hatten sich die frommen Väter der Gesellschaft Jesu leidenschaftlich ergrimmt gegen die Crinoline gezeigt, und einer ihrer berühmtesten Kanzelredner in Rom hatte sogar eine Reihe von Predigten gegen den französischen Unterrock gehalten. Und auch auf den Straßen Roms erschienen die Jesuiten als die eifrigsten Parteigänger gegen die Crinolineträgerinnen, und es soll geschehen sein, daß sie im Vorbeigehen auf der Straße diejenigen Gassenjungen, welche den schönen Römerinnen in der Crinoline den schlimmsten Hohn in's Gesicht sangen, mit ihrem besten Segen oder auch mit einigen Paoli belohnten.

* Leipzig, Brockhaus, 1858.
** Lipsiae, MDCCCLVIII.

Hieran knüpfen wir einige Bemerkungen über ein kürzlich erschienenes Buch: „Modernes Leben, soziale Kapucinerpredigten über Ehe, Familie, Hagestolzenthum, Geselligkeit, Luxus, Mode,"* welches wenigstens im Allgemeinen auch gegen jene unleugbare Verirrung des Luxus und der Mode ankämpft. Der pseudonyme Verfasser (er nennt sich P. Domenico de St. Invention) kennt gewisse soziale Schäden unserer Zeit eben so genau, als er es sich angelegen sein läßt, sie offen darzulegen und ihre Nachtheile an und für sich und in ihren Einflüssen auf das Gesammtwohl der Gesellschaft für Gegenwart und Zukunft nachzuweisen; aber er selbst hat kein besonderes Zutrauen und keinen lebendigen Glauben, daß seine Predigten und philosophischen Declamationen viel nützen werden — gegen die Krankheiten unserer Zeit.

— Frankreich und England. Herr Charles de Rémusat stellt in einem Artikel der R. d. d. M. die ernsten Bedenken zusammen, die sowohl für Frankreich als für England das Aufhören der friedlichen Verhältnisse und ein Krieg zwischen beiden Ländern haben würde. Die Quintessenz dieser historisch-politischen Abhandlung ist nachstehender Passus derselben: „Die Grundlagen, auf welchen unsere Gesellschafts-Zustände ruhen, die gründlichsten Urtheile und die mächtigsten Interessen in Frankreich sind für die Aufrechthaltung einer gewissen Einigkeit zwischen uns und den Engländern. Seitdem diese Ansicht die Regel der praktischen Politik geworden, hat sich im Grunde nichts geändert. Jede Regierung, die nicht auf Legitimität beruht, weiß sehr wohl, daß sie ohne Einschränkung, ohne rückhaltige Gedanken nur in England anerkannt wird und daß jede andere Allianz nur die Combination Eines Tages für sie ist. Wer die französische Geschichte kennt, der weiß auch, daß in Europa ohne die Mitwirkung Englands keine Liga zu Stande kömmt, die von Dauer und deren Frankreich nicht sehr bald Herr sein könnte. Wer den Segnungen der allgemeinen Civilisation, dem Gleichgewicht der politischen Welt und der Unabhängigkeit der Völker Rechnung trägt, der weiß ebensowohl, daß alle diese Dinge nur in Sicherheit sind, wenn Frankreich und England ihre Vertheidigung als gemeinsame Angelegenheit betrachten. Wir würden alle diese bekannten Wahrheiten hier nicht erst in Erinnerung bringen, wenn unsere Ansprache an die Regierung allein gerichtet wäre."

— „Die Religion des Buddha," von Karl Friedrich Köppen.** Wir haben im vorigen Jahre den ersten Band dieses interessanten und vielumfassenden Werkes angezeigt. Es liegt uns jetzt der zweite Band vor, der außerdem den besonderen Titel führt: „Die Lamaische Hierarchie und Kirche." Wer gründlichen Aufschluß über den Dalai Lama, seine Seelenwanderung, über die Schutzherrlichkeit der Chinesen, über diesen geistlichen Staat, über die Hierarchie und den Kultus der wesentlich buddhistischen Religion u. s. w. zu finden wünscht, der wird ihn hier so weit finden, als es bis jetzt möglich ist. Denn allerdings sind dem Verfasser mehrere wichtige Werke und Quellen, namentlich russische, wie er in der Vorrede bemerkt, noch nicht zugänglich geworden. Der Stoff ist übersichtlich in mehrere Theile gegliedert. Nachdem in der Einleitung die Entstehung und das Wesen des Buddhismus noch einmal in der Kürze besprochen und gezeigt worden, wie der Lamaismus sich daraus hervorgebildet, wird zuerst über Tibet und seine Geschichte gehandelt; der zweite Abschnitt geht dann auf die Mongolen und den Lamaismus bei denselben über. Chubilac, ein Nachkomme Tschingischan's trat zu demselben über. Der dritte Abschnitt bespricht die Mandschu und ihren Lamaismus und ist für das Schutzherrnthum der Mandschukaiser von China (1644) über Tibet von Wichtigkeit. Der letzte Abschnitt endlich giebt eine Darstellung der ganzen Hierarchie, ihrer Organisation, ihrer Disziplin, ihrer Wissenschaft und ihres Kultus.

* Leipzig, Friese. 1859.
** Zweiter Band. Berlin, Ferd. Schneider, 1859.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieses Blattes keine Unterbrechung wünschen, werden höflichst ersucht, ihre Bestellungen auf das I. Quartal 1860 baldigst auf der Post, wie durch den Buchhandel zu erneuern.

Für die Redaction bestimmte Briefe, Bücher und Manuscripte sind **franco an die Verlagshandlung des „Magazin" in Leipzig,** oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchhdlg., Unter den Linden 27, Berlin, zu richten.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 152-154. Sonnabend, den 24. December 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Naturwissenschaft und Materialismus.

Wissen und Sein.*

Wir haben es bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben, daß nach unserer unmaßgeblichen Meinung der gegenwärtige Zustand des philosophischen Denkens kein besonders erfreulicher ist und eher einem fortschreitenden Zersetzungsprozesse als einem Aufbauen ähnlich sieht. Offenbar tritt eine Zerklüftung in den Geistern ein, die sehr ernster Natur ist und früher oder später zu Kämpfen führen muß, die durchaus nicht rein theoretischer Natur sein werden. Seit Cartesius und Spinoza (und früher her) galt es als philosophischer Brauch, mit zwei Größen zu rechnen, um das unbekannte X des Daseins herauszubringen, nämlich mit dem Ich und dem Nicht-Ich, der Welt, oder wie man es nennen will; das dritte Unbekannte, die Gottheit, das Sein, das Absolute oder wie man es nennen will, sollte aus den zwei zwar nicht genau bekannten, aber doch möglicherweise erkennbaren Größen, dem denkenden Ich und der Außenwelt, herausgebracht werden, und wenn einige Leute daneben herliefen, welche die dritte Größe mit in den Ansatz brachten, wie z. B. Jakob Böhme, Jacobi, Baader, Schelling, so galten sie, wenn nicht als Schwärmer und Fabler, so doch als nicht streng schulgerechte Philosophen. Seitdem der letzte der großen Zweigrößenrechner, Hegel, von der Bühne abgetreten ist und das Räthsel der Beschaffung des hinreichenden Grundes für Erklärung aller Dinge nicht gelöst hat, wie Viele meinen, ist ein Theil vor den Konsequenzen stutzig geworden, welche die junghegel'sche Schule aus den Lehren ihres Meisters gezogen hat; Andere hat das Rasseln und Klappern der Terminologien, die unendliche Verwandlungsfähigkeit des Sinnes in den subtilen Schulbegriffen, kurzum die babylonische Verwirrung zurückgescheucht, die in dieser neuen Scholastik herrscht, und ein großer Theil hat sogar die Erfahrung gemacht, daß es ohne Schulphilosophie allenfalls auch geht, ja daß man einen Heilungsprozeß an sich verspürt, wenn man sich aus der unterirdischen dialektischen Fechtschule zurückzieht und wieder denkt und spricht, wie alle anderen Leute. — Da die Zweigrößenrechner es zu keinem verlaßbaren Resultate gebracht haben, so schlossen einige hieraus, daß es in der Philosophie etwa ähnlich sein möchte, wie in der Arithmetik, wo man aus drei bekannten Größen eine vierte berechnet, und sie gingen deshalb, von Hegel's Geschichtsphilosophie geleitet, zu den Theologen zurück, um möglicherweise die Bekanntschaft der dritten Größe zu machen. Sie wurden also Dreigrößenrechner. — Natürlich betrachten die Zweigrößenrechner dieses als einen Abfall von der wahren Philosophie und eine Apostasie, die umsomehr zu rügen ist, als die Theologen bisher als geschworene Feinde der Philosophie gegolten haben. Die Vermittlungen zwischen Vernunft und Offenbarung müssen früher oder später wieder die Philosophie wesentlich theologisch oder die Theologie philosophisch machen.

Wenn es in der Philosophie eine Orthodoxie giebt, so müssen diejenigen, welche mit den angegebenen zwei Größen rechnen, heutzutage als die orthodoxen Philosophen gelten, die als solche natürlich den Theologen gegenüber stehen und von einem „Herrgotte," wie sie das nennen, nichts wissen wollen. Hier ist die Scheide der Geister, die für einen aufmerksamen Beobachter immer schärfer und kennbarer hervortritt. — Man kann heutzutage sehr verschiedenartige philosophische Arbeiten lesen und große Mühe haben, herauszubringen, was der Verfasser der Hauptsache nach denke, und in welches Schubfach der philosophischen Registratur (heutzutage die Hauptsache) er zu legen sei; das aber kann man sehr leicht herausbringen, ob er mehr oder minder entschieden diesseits oder jenseits der Scheidelinie steht — nicht aus der philosophischen Sprache, nicht aus Beweisgründen — nein, aus Antipathien, aus gröberen oder feineren Reibungen.

Wir glauben, daß dieser Eintheilungsgrund der Philosophen und Philosopheme einfach genug sei und zu manchen nicht unwichtigen Erscheinungen den Schlüssel geben dürfte. Was nun die orthodoxen Philosophen betrifft, d. h. die mit zwei Größen rechnen, so ist ihre Lage gerade keine angenehme; denn einestheils haben sie den Vorwurf zu entkräften, daß die Philosophie das nicht geleistet habe und nicht leisten könne, was die Welt von ihr so lange Zeit geduldig erwartete; anderntheils schrecken sie selbst vor den Konsequenzen zurück, welche einige mit besonders gutem Muthe und Selbstvertrauen begabte Männer — die Materialisten — aus dem philosophischen Dogma von der Unbekanntschaft und Unnachweisbarkeit der dritten Größe gezogen haben.

Hiermit glauben wir ganz objektiv den Schlüssel zum Verständniß einer Schrift gegeben zu haben, die neulich ein philosophischer Veteran, Herr J. G. v. Quandt veröffentlicht hat.

„Eine lange Vergangenheit liegt hinter mir" — beginnt er in der Vorrede — „und in dem Zeitraume von dreiundsiebzig Jahren habe ich keinen Sturm erlebt, welcher so tief das Gemüth aufgewühlt hätte, als die gegenwärtige Gährung der Geister. Die sozialen Kämpfe waren mehr expansiv, betrafen die äußeren Verhältnisse, und nicht so intensiv, nicht so in das innere Heiligthum des Menschen einbohrend, als die mit einander ringenden Ueberzeugungen von Materialismus und Spiritualismus. Die Gefahr ist um so größer, je unbedeutender sie scheint."

„Nicht nur die Maßregeln, welche die Theologen ergreifen, verrathen, daß von ihnen die verhaßten Lehren nicht nur in ihrem Gewicht geprüft und mehr gehaßt und gefürchtet werden. Sie verlassen sich auf den Schutz politischer Mächte, von denen sie angestellt sind, die Lehren der Staatsreligionen (?) zu predigen."

* „Wissen und Sein." Eine realistische Abhandlung zur Ausgleichung des Spiritualismus und Materialismus von J. G. v. Quandt. Dresden, H. Burdach, 1859.

Hierauf wird weiter ausgeführt, daß die Theologen durch Verfolgungssucht, Zelotismus und Gewissenszwang Viele in den Atheismus geschleudert hätten; die Theologie habe von der Naturwissenschaft gefordert, sie solle Beweise von einem individuellen, außerweltlichen Gotte liefern, und da sie dies nicht konnte, sie für gottlos erklärt. — „Hieraus entstand nun, daß die Naturwissenschaft in Materialismus und das Geständniß, ein Gott könne nicht sinnlich wahrgenommen werden, in positiven Atheismus ausartete." Auch die neueren Philosophen, welche sich sämmtlich, sei es auch nur esoterisch (ei! die großen Lehrer der Wahrheit!), wie nicht sehr schwierig wäre nachzuweisen, zum Pantheismus hinwenden, wurden ungerechter Weise bald für Gottesleugner, bald für Heiden erklärt, ungeachtet sie dem immanenten und allseienden Gott alle Prädikate beilegen (vielleicht exoterisch?), welche die Theologen für ihr dreieiniges Gottesindividium vindiziren." Aber die Identitätsphilosophen werden auch von den „Materialisten, nach deren Behauptung alles, was ist und geschieht, die Wirkungen todter unverständiger Kräfte sind," geschmäht, weil sie einen durchaus seienden Gott erkennen. Pantheisten und Deisten seien, unverhohlen gesagt, gleicher Meinung und nur durch eine etwas verschiedene Form der Auffassung verschieden; ebenso befänden sich Pantheisten und Theisten auf wesentlich gleicher Basis.

Was wir also oben von der peinlichen Lage der orthodoxen Philosophie gesagt haben, findet hier seine Bestätigung. Der Verfasser denkt offenbar an eine Fusion der Theisten, Deisten und Pantheisten gegenüber sowohl den Theologen als den Materialisten.

Ohne Zweifel ist dem philosophischen Veteranen, der die besten Zeiten der deutschen Philosophie mit erlebt hat, der Streit über den Materialismus sehr ungelegen gekommen und hat ihn sehr übel berührt; aber wir glauben, daß er mit Unrecht die Theologen zum Sündenbocke macht. Er glaubt, daß die Zänkerei in der Tinte sitzen geblieben und dem Volke kein Zweifel in den Sinn gekommen wäre, wenn nicht die Kirche Sturm geläutet hätte Durch den kirchlichen Zwang seien nun die Indifferentisten zu Parteileuten geworden, und Viele dem Materialismus beigetreten, „weil er ihnen die meiste Konsequenz des Denkens vorspiegelt, den Menschen aller moralischen Verantwortlichkeit überhebt, weil er ein chemisches Produkt sei und ihm alles Nachdenken erspart, da die Stoffe gemessen und gewogen werden können." —

Wir denken, wenn diese Beweggründe Viele von den Indifferentisten zu Parteileuten zu machen im Stande gewesen sind, so muß etwas in der Philosophie, die bisher als eine Lehrerin der Moral galt, sehr faul gewesen sein, und die Theologen hätten nur Recht gehabt, diesen faulen Zustand aufzudecken. Uebrigens waren es nicht blos Theologen, die gegen die materialistische Lehre auftraten, sondern Männer sehr verschiedener Ansichten, und darunter Identitäts-Philosophen, denen dieser Tabak etwas zu stark war. Der Materialismus war eine Injurie gegen jeden geistreichen Mann; denn das Kompliment, sein Gehirnphosphor sei von besonders guter Qualität, konnte zweideutig genug werden. Auch Herr v. Quandt ist mit dem allgemeinen Urtheile über den Materialismus vollkommen einverstanden. Nachdem er die Einseitigkeit des Spiritualismus seit Kant, welcher (der Spiritualismus) zuletzt das Dasein einer Außenwelt fast gänzlich abzuweisen schien, besprochen, sagt er: „Ist dies nun schlimm genug, so sind die Folgen des Gegensatzes der spiritualistischen Lehre noch verderblicher, weil der extreme Materialismus die Achtung des Menschen vor sich selbst zerstört; denn wie kann Jemand sich achten, der nur ein Haufen unwillkürlich wechselnder, dummer Stoffe zu sein glaubt. Es tritt mit dieser Selbstentwürdigung eine völlige Passivität ein und das Streben nach etwas Höherem, als den Stoffwechsel durch Essen und Trinken zu befördern hört auf. — Muß nun nicht jeder streben, in diesem Zwiespalt mit sich selbst einig zu werden?"

Es hat etwas Rührendes, einen hochbetagten Greis nach einem Leben voller Gedanken noch einmal auf dem Scheidewege zu sehen, um die schwere Arbeit einer geistigen Versöhnung von Gegensätzen zu unternehmen; wir glauben es gern, daß ihn der widerwärtige Streit höchst ungelegen gekommen. Anderntheils wird es interessant sein, das Ergebniß dieser Anstrengung kennen zu lernen und daraus Schlüsse auf den Zustand und die Zukunft der alten pantheistischen Identitäts-Philosophie zu ziehen.

Man täusche sich keinen Augenblick darüber: es handelt sich um ihre Existenz; entweder behauptet sie sich durch eine Versöhnung der Gegensätze, oder sie wird einestheils von der philosophischen Theologie, was die theologische Philosophie zuletzt werden muß, und anderntheils vom Materialismus verschlungen. Offenbarungsglaube in mehr oder minder bestimmter Form, von Bunsen's geschichtsphilosophischer Theorie an durch alle Stadien der Entschiedenheit aufwärts einerseits — und andererseits der Atheismus sans phrase stehen einander, bis an die Zähne gerüstet, gegenüber. Der Gott der Identitäts-Philosophen, der eigentlich nicht weiß, ob er das Ich oder das Ansichsein, das Einssein von Wirklichkeit und Idee u. dgl. ist, hat einen schweren Stand den beiden Heerlagern gegenüber.

Das ist denn auch der Eindruck, den die Stellung unseres philosophischen Altmeisters macht; die Klärung der Geister, die durch die letzten Streitigkeiten eingetreten, hat ihm auch seinen Standpunkt klar gemacht, und ihm gezeigt, daß er eigentlich in denselben geistigen Kerker mit den Materialisten gesperrt sei. Nun wird ihm unheimlich in dieser Gesellschaft, und er trachtet, um jeden Preis davon loszukommen; da er aber mit ihnen die allgemeinen Instinkte der Abneigung wider die Offenbarungsleute, die „Frommen," die Leute, die einen „Herrgott" haben, gemein hat, so sucht er die Materialisten zu belehren und ihrem Atheismus zu entreißen, indem er den immanenten Gott der Theisten, Deisten, Pantheisten, d. h. den Gott unserer deutschen philosophischen Patriarchen, mit der Physiologie (ohne die geht's einmal heute nicht!) — zu versöhnen trachtet. Daher auch die gemüthliche Zuneigung zu den Materialisten, die ungemüthliche Abneigung gegen die Offenbarungsleute. „Die Heerführer der Materialisten sind achtbar; „denn ihre Ueberzeugung ruht auf Gründen" u. s. w. Moleschott's Werk ist „ein kenntnißreiches und gewiß redlich nach Wahrheit strebendes" (S. 14) — „Ganz das Gegentheil davon ist die Anthropologie vom Herrn Professor Fichte. Er schneidet alles naturwissenschaftliche Forschen durch die Offenbarung ab und hat an der Kirche einen furchtbaren Verbündeten."

Wir kennen weder des jüngeren Fichte Theorie, noch seine Anthropologie genauer und wollen uns auch gar nicht verantwortlich für seine möglichen Irrthümer u. s. w. machen; aber es scheint doch, als ob der Verfasser tiefere Schmerzen hätte, als eine bloße Erkenntniß von Irrthümern Fichte's. Die Polemik geht, nach Lessing's Grundsätzen, über das Erlaubte hinaus, wenn sie zu Verdächtigungen greift, die nicht aus der Sache selbst entnommen werden können. So z. B. (S. 53) die Vermuthung, Fichte's Glaube sei wohl nur ein absichtlicher und mehr auf eine Belohnung im Diesseits als im Jenseits berechnet.

Woher diese üble Laune gegen Fichte rührt, ist auch nicht schwer aufzufinden; es wird uns an verschiedenen Stellen deutlich genug gesagt. Wer an eine Offenbarung glaubt, wird natürlich auch an ein Organ im Menschen glauben müssen, das diese Offenbarung aufzunehmen im Stande sei, und da dieses Organ die äußern Sinne nicht sein können, so wird er den inneren mystischen Sinn, der in allen Religionen dafür gegolten hat, dafür halten und in die Anthropologie aufnehmen müssen; also die ungewöhnlichen inneren Zustände des Geisteslebens, Erregungen, inneres Schauen, Extasen u. dgl. Hier sitzt der eigentliche Scheidepunkt, den nichts vertuschen und vermitteln kann. Entweder giebt es ein solches Organ, dann ist eine Offenbarung möglich, ist eine solche möglich, so muß man glauben; und natürlich gehört das Organ, durch welches Offenbarungen empfangen werden, dann in die Anthropologie — oder es giebt kein solches Organ; dann sind alle diese Zustände weiter nichts als geistige Abnormitäten und Seelenstörungen.

Es liegt auf der Hand, daß es gar nicht Sache der Wissenschaft sein kann, auszumachen, ob es ein solches Organ gebe oder nicht, sondern daß dies ein Glaubensartikel ist, den Jeder fertig mitbringt. Die Supranaturalisten sind in dem guten Glauben und der Ueberzeugung, dieses Organ zu haben; die Materialisten werden es auf wissenschaftlichem Wege niemals entdecken, weil man mit fünf Sinnen zwar alles Mögliche, aber keinen sechsten Sinn auffinden kann. Herr v. Quandt verweist Herrn Fichte auf die Seelenärzte, die dergleichen Erscheinungen für Geisteskrankheiten halten, aber Herr Fichte kann mit ebenso gutem Grunde antworten, daß diese Seelenärzte Materialisten, Atheisten und blinde Heiden seien, die von Physiologie so viel wie gar nichts verstehen. Wie sich die neuere Physiologie die Entstehung der supranaturalistischen Religionen denkt, dürfte sich am Besten aus einer Stelle entnehmen lassen, die Herr v. Quandt aus Burdach's Physiologie citirt (Bd. 3. pag. 342). Danach führen die abnormen Zeugungsverhältnisse vorzüglich auf die Abwege der Frömmelei „und des Mysticismus, und die hier eintretende religiöse Schwärmerei ist ebenso Naturerscheinung, wie jede andere Krankheit. Die schlauen Stifter solcher Sekten wissen ebensowohl die Anschauung der Mysterien zu einer vollständigen Verzuckung zu machen, als ihre Proselyten unter erschöpften Lüstlingen und Onanisten, so wie unter unbefriedigten Weibern, in der Pubertäts-Entwicklung begriffenen phantasiereichen Mädchen, einsam gebliebenen Jungfrauen, jungen, geschlechtslustigen Wittwen und alten Koketten, von denen der Herbst des Lebens die Liebhaber verscheucht, zu wählen."

Nun weiß Herr Fichte doch, wer er ist: ein schlauer Sektenstifter, Obermucker u. s. w.; wir andern aber sind darüber belehrt, wie man sich in Zukunft die Entstehung der Religion zu denken haben wird. — Es ist auch ganz offenbar, daß ganz besonders heilige Physiologen und Materialisten die Welt von den Groß- und Obermuckern, wie z. B. Moses, Christus erlösen werden, die unter entnervten Lüstlingen, Onanisten, unbefriedigten Weibern, alten Koketten u. dgl. Propaganda gemacht haben. Es ist sehr hübsch und löblich, wenn man sich offen und hochdeutsch ausspricht — man versteht sich dann besser.

Wir können in den reichen discursiven Inhalt des Buches nicht näher eingehen; klar geschrieben, gewährt es einen interessanten Einblick in die Zustände der heutigen Philosophie; die Kritik des Materialismus ist sehr eingänglich und treffend und man kann nicht umhin, dem Verfasser in fast Allem beizustimmen; man wundert sich nur, daß er den Supranaturalisten dasjenige, was er doch selber unumwunden ausspricht, so ungemein übel nimmt — doch wir haben hierfür bereits den Schlüssel gegeben; der Grundgedanke ist der, daß die Theologen am Materialismus Schuld sind; sie haben die ruhigen und friedliebenden Identitäts-Philosophen in Verzweiflung gebracht, so daß sie aus Desperation Atheisten und Materialisten geworden sind. Sollte man hiernach nicht denken, daß heute noch Ketzer und Ungläubige gefoltert und verbrannt würden! O nein! wir sind nicht in Allem und Jedem Freunde der Theologen, was man so Theologen nennt; aber am Materialismus sind sie wohl ziemlich unschuldig, er ist ein Blümlein, der auf dem Beete des Junghegelthum's und seines absoluten Nihilismus gewachsen ist. „Hier ist Nichts und da ist Nichts, innen ist Nichts und außen ist Nichts" — singt es — „aber hier ist was! hacken wir derb zu! hier ist Fleisch!" — Es ist spaßhaft anzusehen, wie sich so viele Denker und Philosophen von den angeblichen großen Resultaten der Physiologie des Nervensystem's u. s. w. imponiren lassen und auf Vermittlungen mit diesen neuen unumstößlichen Wahrheiten sinnen. — Wir glauben, daß die neuen Entdeckungen sehr bedeutend, sehr schätzenswerth sind, aber daß sie eigentlich nur dem Arzte und der Medicin zu Gute kommen — was die Philosophie daraus für oder gegen gewisse Grundansichten entnehmen könnte, wüßten wir nicht zu finden. Die Entdeckungen von Vogt, Moleschott u. s. w. hätte der Frömmste der Frommen machen können, ohne damit im Geringsten mit seinen Rechtgläubigen in Zwiespalt zu kommen; nicht die Entdeckungen, sondern die angeblich logischen und wissenschaftlichen Schlüsse daraus finden Widerstand, weil sie gar nicht dem Physiologen, sondern dem Atheisten angehören. Wir glauben daher auch, daß Herr v. Quandt mit seinen wohlgemeinten Missionsversuchen unter den Materialisten nicht besonders glücklich sein werde. Der Materialismus ist, wie ja Einige ausdrücklich erklärt haben, Glaubensartikel. Herr v. Quandt ist vor Allem bemüht, den Materialisten gegenüber die Lebenskraft wieder zur Geltung zu bringen; ein sehr lesenswerther und gedachter Abschnitt trägt diese Ueberschrift. Was seine eigne Theorie der Versöhnung betrifft, durch die er die alte Philosophie retten will, so läuft sie, wofern wir Alles recht verstanden haben, da hinaus.

Die Materialisten sagen: der Geist ist nichts als eine sublimirte Materie — Herr v. Quandt kehrt dies etwas um und würde kurzgefaßt sagen müssen: der Geist ist keine sublimirte Materie, sondern umgekehrt ist die Materie condensirter Geist. Sein und Wissen ist identisch; d. h. in der Urzelle, in dem Fötus, aus dem z. B. Alexander v. Humboldt werden sollte, steckte schon der ganze geistige Humboldt d'rin; nur war sein Wissen noch nicht explicirt, noch nicht entwickelt. Sein und Wissen ist nirgends vollständig getrennt, Wissen und materielles Sein geht immer Hand in Hand (S. 97): „Sogar sichtbar gestaltet liegt in der Organisation Wissen und Sein als Gehirn und Sonnengeflechte vor uns," u. s. w. Es giebt ein Allsein und ein Allwissen, das ist Gott. (Giebt es auch vielleicht ein Allgehirn und ein Allsonnengeflecht?) Er ist die Lebenskraft als universelle Kraft, welche eben ein seiendes Wissen als ein wissendes Sein, ein Wollen und Können, kein Ding an sich, sondern als wesentliche Eigenschaft das eigentliche Wesen der durchaus seienden Materie ist.

„Das Wissen und Sein, welches in den höchsten Regionen identisch, sind hier unten auf der Erde die konkrete Wirklichkeit und das Einssein des Idealen und Realen. Das, was wir Individuum nennen, ist kein Ding für sich, sondern blos Moment, Punkt, Einzelerscheinung des Universellen, Symbol des Allseins." — „Man könnte die sich selbst bewußten Individuen als die Ganglien in der kosmischen Organisation betrachten, die sich auf ein Centrum des Wissens beziehen, allein für sich auf enge Empfindungskreise beschränkt sind."

Also Ganglien sind wir, Nervenstränge im Unterleibe des Makrokosmos; unser Denken, Fühlen, Wollen ist ein Nervenreiz, der aufhört, wenn die Ursache vorüber ist.

Wir glauben, den Gedankengang und die Vorstellungsreihe, die diese Grundansicht unserer Phantasie näher rückt, wohl zu kennen: man schließt aus dem physiologischen Mikrokosmos, aus dem Einssein von Sein und Wissen im Urkeime, auf einen ähnlichen physiologischen Makrokosmos. — Da der Herr Verf. den Pantheismus für etwas erklärt, das Niemand von sich abzulehnen Ursache habe, so wird er es auch als keine Verdächtigung unsrerseits auslegen können, wenn wir die Uebereinstimmung seiner Gottesvorstellung mit der brahmanischen überraschend finden. Die Indier haben, sie zu erfinden, nicht erst der Physiologie bedurft.

Wenn wir Materialisten wären, so würden wir dagegen einwenden, daß dieser Gott sich keiner normalen Gesundheit erfreue, sondern an chronischem Somnambulismus leide; denn es ist offenbar, da er keine äußere gegenständliche Welt sich gegenüber hat, auf die er äußere Sinne richten könnte, daß er durch das Nervensystem vom Gehirne in das Sonnengeflecht und die Ganglien hinabsehen muß, um sein Wissen zu bestätigen und seine — Geschöpfe können wir nicht sagen — Gewächse zu sehen, die darin entstehen. Da dieses allwissende Sein also nicht durch äußere Sinne, sondern wie gesagt durch ein makrokosmisches Nervensystem sich bethätigt, so würde daraus logisch folgen, daß wir Individuen sind, als „Momente, Punkte, Einzelerscheinungen des Allseins." Die Inder lehren einen ganz ähnlichen Pantheismus, ohne je Physiologie getrieben zu haben.

Was Herr von Quandt gegen die Unsterblichkeit der Seele sagt, ist ebenso wenig neu, als dasjenige, was Andere dafür anführen, und es läßt sich darüber weiter nicht rechten. Die „Frommen" haben aber doch wohl in ihrem Egoismus, ewig eine Monade bleiben zu wollen, gewisse unläugbare Instinkte für sich, über welche die Gegner durchgängig nur höchst unvollständig und künstlich Herr werden können. Wir haben mehr als Einen alten Herrn gekannt, der sein ganzes Leben hindurch nur in faustischen Witzen hierüber gesprochen, und der zuletzt, wenn es zum Ernste kommen sollte, noch fromm wurde, den Phädon las, oder gar christliche Erbauungsbücher zu Rath zog. Ein umgekehrter Fall, daß ein „Frommer" zuletzt aus Heilbedürftigkeit und aus brünstigem Verlangen, die „Isolirung des Ichs" los zu werden und in's buddhistische Nirvana einzugehen, von seinem langen Wahne zurückgekommen sei, dürfte sich schwerlich nachweisen lassen. Um gewissen unangenehmen Gemüthslagen in dieser Hinsicht zu entgehen, meint der Verf., sei nicht Abstinenz und Abnegation des Lebens nöthig; es handele sich darum „den Eigenwillen in Uebereinstimmung mit dem Willen der Lebenskraft, d. h. dem Willen der Natur, zu bringen." Ein äußerst schweres Kunststück, gegen das die strengste mönchische Ascese im Grunde genommen Spielwerk ist. Wenn der Wille der Natur das Maßgebende ist, warum lassen sich die Leute, wenn sie krank werden, einen Arzt holen, der sie vom Willen der Natur erretten soll? Ist dies dann nicht strafbarer Egoismus? Ist unser ganzes menschliches Dasein nicht ein Streben, dem Willen der Natur zu entgehen?

Mit rein dialektischen Waffen, das geben wir gern zu, ist weder der Materialismus noch die mit ihm vermittelungsfähige Philosophie zu schlagen. Sie können beide nicht über den todten Punkt hinweg, unter den der Mensch hinabfällt, wenn er sich rein auf sich stellt und die großen, allgemeinen Instinkte der Menschheit verliert. Der Materialismus und Pantheismus (beide sind ziemlich identisch) sind, trotz aller anscheinenden Kraft und alles Selbstvertrauens, durch und durch pessimistisch, eine geschminkte Verzweiflung; während die Menschheit im Großen und Ganzen optimistisch ist, d. h. von dem Geiste der Hoffnung geleitet wird. Der Gott, dem die Menschheit zustrebt, ist kein pantheistischer Brahma, der, ohne etwas wollen und wirken zu können, in ewiger Langeweile höchstens seinem eigenen Vegetiren zusieht und seinem unglücklichen Sonderwesen nichts helfen kann; er ist ein Gott der Erkenntniß, des Willens, der That, der seine Wesen nach seinem Ebenbilde gestaltet hat und alle ihre ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Bedürfnisse und Geistestriebe zu befriedigen wissen wird. Wer diesen Gott hat, weiß, was er an ihm hat; wer ihn nicht hat, wird ihn durch alle Dialektik und alles physiologische Forschen nicht herausbringen. — Im Uebrigen wird es jedem Einzelnen überlassen bleiben müssen, wie glücklich oder unglücklich, wie geistig frei oder wie rathlos er sich bei seiner Philosophie und Weltanschauung befindet, oder welcher Meinung, welchem Systeme er sich je nach dem Geschmack und den Voraussetzungen anzuschließen für gut findet. Wir haben nur unsere unmaßgebliche Meinung gesagt und uns hierbei weniger auf den Standpunkt der Schulphilosophie gestellt, als den einer allgemeinern Aussicht über das menschliche Leben, welche noch andere Faktoren in Anschlag bringt, als die logische Formel und die Resultate der combinirenden Wissenschaft.

Zur Geschichte der Pädagogik.

II.

Unterricht und Erziehung in China.

Die erste Stelle unter den von Dr. Karl Schmidt in seiner „Geschichte der Pädagogik" besprochenen Nationen nehmen mil Recht die Chinesen ein.

„Schulen, namentlich für Kinder höherer Beamten, bestanden in China schon früh. Als der erste Kaiser, welcher im J. 2422 v. Chr. öffentliche Schulen gründete, wird Ti-ko genannt. „Siehe, so beginnt Tschu-hi (12 Jahrh. n. Chr.) seinen Bericht über das Schulwesen, wie Fo-hi, Schin-nong, Hoang-ti, Jao und Schün nach einander die höchsten Würden behaupteten, welche der Himmel ertheilt, wie die Minister des Staates aufmerksam waren, deren Instructionen zu befolgen und fortzupflanzen, und woher die Magistratspersonen, welche den bürgerlichen Gesetzen vorstehen, ihre Lehren herleiteten. Nach dem Untergange der zwei ersten Dynastien aber gingen stufenweise die Institutionen, welche jene gründeten, weiter. So geschah es, daß es in den Palästen der Könige wie in den großen Städten und selbst hinab bis in die kleinsten Dörfer keinen Ort gab, wo man sich nicht dem Studium widmete. Hatten die jungen Leute das Alter von 8 Jahren erreicht, so gingen sie, mochten sie nun Söhne der Könige oder der Prinzen, oder des gemeinen Volkes sein, in die Kleine Schule. Da lehrte man sie kehren, gießen, prompt und mit Submission Denen antworten, welche sie riefen und fragten, nach den Regeln des Anstandes herein- und hinausgehen, Gäste mit Artigkeit empfangen und zurückleiten. Man unterwies sie in den Gebräuchen der Menschen und in den Ceremonien, in Musik, Pfeilschießen, Wagenlenken in Schreiben und Rechnen. Hatten sie das Alter von 15 Jahren erreicht, so traten der präsumtive Erbe der Kaiserwürde, so wie alle andern Söhne des Kaisers, bis zu den Söhnen der Prinzen, der ersten Minister, der Gouverneure der Provinzen, der Doktoren des Reiches, gleichwie diejenigen Kinder des Volkes, welche sich durch höhere Anlagen ausgezeichnet hatten, in die Große Schule, und man lehrte sie die rechte Mitte kennen und die Prinzipien der Dinge erforschen, die Regungen ihres Herzens leiten, sich bessern, selbst vervollkommnen und Andere befehligen. Die Lehren, welche man vortrug, waren in große und kleine getheilt. Man forderte kein Schulgeld von den Kindern des Volkes und verlangte nichts, als das zur täglichen Nahrung Nöthige; daher es auch Keinen gab, der sich nicht mit den Schulen beschäftigte. Als beim Sinken der Dynastie Tsche-u die Herrscher nicht mehr die Heiligkeit ehrten und tugendhaft lebten, wurden auch die Reglements der Kleinen und Großen Schule nicht mehr beobachtet. Da erschien in dieser Zeit der allgemeinen Depravation die Heiligkeit des Kong-tse in ihrem Glanze."

Ma-tuan-lin sagt: „In den alten Zeiten, besonders unter den Tsche-u hatte der Distriktchef die Oberaufsicht über die Sitten und die Volksinstitutionen seines Distrikts. Im ersten Monate einer der vier Jahreszeiten versammelte der Studienchef die Einwohner, ließ ihnen die Gesetze vorlesen und brachte die Opfer dar. So belehrte man das Volk über Ritus und Ceremonien. Der Gouverneur einer Stadt zweiten Ranges war angewiesen, über die Studien zu wachen und seine Leute in dieser Beziehung zu prüfen. Da mußte er selbst ein wohlunterrichteter Mann sein und in der Wissenschaft fortgehen. So war es mit den Vorstehern der kleinen und großen Distrikte. Aber unter den Tsin und Han gingen Regiment und Wissenschaft nicht mehr den gleichen Weg mit einander. Die Gouverneure waren nicht mehr zugleich die Instruktoren, sondern es gab zu diesem letzteren Geschäfte besondere Chargen. Nun wurde das Studiren nur wie zu einem Jagd- oder Fischernetze, um Stellen zu erhaschen.

„In den ältesten Zeiten gab es nur zwei Hauptbildungsorte in China: Chou und Tsiang. Später ließ der Kaiser Hongvou in den Städten der ersten, zweiten und dritten Ordnung öffentliche Schulen errichten, und bald darauf auch Landschulen. Im Jahre 310 nach Christus gründete der Kaiser Tao-wu-ti eine Schule, in der 3000 Gelehrte in verschiedenen Gegenständen unterrichteten; und der Kaiser Tai-tsong erbaute 620 nach Chr. zu Singansu eine Lehranstalt, in der sich 1200 Zimmer für Gelehrte aller Wissenschaften befanden. Besonders bemerkenswerth ist noch das „pädagogische Institut," das durch einen Oberdirektor, zwei Rektoren, drei Inspektoren, sowie mehrere Ober- und Unterlehrer die Zöglinge in sechs Klassen unterrichtet, eine reiche Bibliothek, eine Sammlung von Denkmälern und 5000 Unzen Silber zum Unterhalt der Studirenden hat, und mit den Sektionen der Mathematik und Astronomie in Verbindung steht."

„Der Chinese, seine Religion und Staatsverfassung, seine Kunst und Wissenschaft, oder vielmehr seine Entwickelungslosigkeit (??), wie sein Klima und seine Erziehung — es ist Eine Einheit. Wo der Geist so wenig in die Tiefen blicken kann (?), wie bei den Chinesen; wo die mechanischen Geistesthätigkeiten herrschen; wo die Unmündigkeit so weit geht, daß es in Wahrheit keine Emancipation der Kinder giebt; wo die individuelle Freiheit des Einzelnen in dem Kaiser, dem despotischen (auch in der Theorie?) Vater Aller, verschwindet; wo das religiöse Leben von den Schranken des peinlichsten Ceremoniells umzogen ist: da kann auch die Erziehung nicht über Mechanismus und Ceremoniell hinausgehen. Erziehung und Unterricht kommen über Vorstellungskram, über Regelung des äußern Anstandes, über Aneignung der vorgeschriebenen Ceremonien, über Erwerbung von Kenntnissen zu äußerem Fortkommen und äußerer Ehre nicht hinaus.

„Das Schul- und Erziehungssystem in China ist ein Polizeisystem. Es wird hier das zur Mumie gewordene (?) Menschheitskind erzogen, das eben die erste elementare Schulung in der Erkenntniß und Sittlichkeit erhält und erhalten muß, um frei zu werden. — Selbst die großen Weisen des chinesischen Volkes kommen, wie im Allgemeinen, nicht zur Idee der Welt und Gottheit (??), so in der Erziehung nicht zur Idee der Erziehung des Menschen zum Menschen, sondern nur zu moralischen Lehren und Vorschriften."

Wir haben, wo uns das Urtheil des Herrn Verfassers ein problematisches schien, durch Fragezeichen unsern Zweifel ausgedrückt — aus reiner Gerechtigkeitsliebe und aus Respekt vor den Chinesen. Ja wohl, nicht anders! Wir glauben, wenn ein Volk ungerecht, einseitig beurtheilt und durch das ewig wiederholte alte Lied gekränkt wird, so sind das die Chinesen. „Entwickelungslosigkeit, geistloser Mechanismus, mechanische Geistesthätigkeiten, Mumien, Mangel an allem tiefen Gemüthsleben, und Religionsgefühl u. s. w., das sind die stets wiederholten Vorwürfe, die gedankenlos nachgesprochen, aber nie begründet werden. — Wir sehen hier ganz von unserem ehrenwerthen Herrn Verfasser ab, — aber es ist nicht anders. Gern geben wir zu, daß die Berichte über den jetzigen Zustand des chinesischen Volkes der Wahrheit gemäß sind, daß überall der Schlendrian, der Verfall, die Lüge und der krasse Materialismus herrscht. — Wir brauchen es nicht zuzugeben; denn was man von China und seinem Geistesleben weiß, ist so gering im Verhältnisse zu dem, was man nicht weiß, daß es fast lächerlich ist, darauf ein allgemeines Urtheil zu bauen.

Würden wir den für einen Thoren halten, der aus dem, was er in einer Hafenstadt (man nehme Lissabon oder Hamburg oder Marseille) oder auf einer flüchtigen Durchreise sieht, über die Zustände von ganz Europa urtheilen wollte? — und ist es viel Anders mit China? — Aber Alles zugegeben, was beweist das für eine mindestens 4000 jährige Geschichte, die man so gut wie gar nicht kennt, und die in so kolossalen Verhältnissen verläuft, daß die Geschichte unserer europäischen Staaten einem Chinesen ganz bagatellmäßig vorkommen muß. — Doch wir wollen uns darüber etwas anschaulicher aussprechen, um unsern europäischen Landesgenossen einen Spiegel vorzuhalten, und ihnen ihr richtiges Bild zu zeigen. Wir denken uns einen gebildeten Chinesen, der seine Klassiker absolvirt und die Europäer gründlicher studirt hat, als wir die Chinesen, und lassen ihn seinen Landsleuten ein Bild von den Engländern, Franzosen u. s. w. entwerfen, so weit es ihnen interessant sein kann. Wenn derselbe nun folgendermaßen erzählt:

„Die In-ki-li (Engländer) bewohnen zwei kleine Inseln in der Nähe der Fa-lan-su Franzosen. Sie sind Abkömmlinge der Taschne (Deutschen), welche unter der Dynastie so und so ungefähr 2800 nach der Stiftung des Reiches unter Yao als Seeräuber das Land eroberten. Sie waren damals noch Verehrer des Wo-dan, schlachteten Menschen und waren sehr rohe, wilde Barbaren. Später nahmen sie die Lehre des Herrn des Himmels an, blieben aber dabei noch Barbaren, welche keine guten Gesetze und keine Ehrfurcht vor den Königen hatten, so daß bei ihnen fortwährend Mord und Blutvergießen war. Unter der Dynastie so und so fielen die Fa-lan-su in ihr Land ein und machten die In-ki-li zu Sklaven durch 300 Jahre, und weil sie die Sprache ihrer Herren lernen mußten, die sie sehr hochmüthig behandelten, so sprechen sie jetzt eine sehr gemischte Sprache, die wenig Anmuth hat und sie fortwährend an ihre Sklaverei erinnert. Später entstand eine Spaltung in der Religion des Herrn des Himmels, und die In-ki-li verbrannten die Bilder und änderten viele Ceremonien, die wenig Bedeutung haben; zudem war wenig Frieden im Lande, fortwährend kämpften die Städte dritten und vierten Ranges (chinesisch gesprochen) und die kleinen Stammhäuptlinge mit einander, bis sie zuletzt gar ihrem Könige den Kopf abschlugen. Seitdem haben sie gar keine eigentliche Religion mehr, sondern jeder macht es, wie

er's will, ganz wie bei uns — Opferfeierlichkeiten und Ceremonien stellen sie gar nicht an, sondern lesen blos ihre heiligen Bücher, die sie durch gewisse Leute auch in China vertheilen lassen, um dadurch Handelsverbindungen anzuknüpfen. In der Erkenntniß des Göttlichen stehen sie sehr tief, auch haben sie keine Philosophen, außer erst in ganz neuer Zeit; aber sie stimmen in nichts überein. Seit etwa 200 Jahren haben sie sich etwas civilisirt und mehrere nützliche Erfindungen gemacht, die zum Theil bei uns uralt sind; nur durch die Feuerschiffe und Kanonen und Gewehre sind sie uns furchtbar."

Ziemlich derartig scheinen unsere Kenntnisse von China zu sein; denn die wenigen Forscher, die wirklich die Originalschriften kennen, denken anders darüber, als unsere deutsche Geschichtsphilosophie. Wir fragen, wie würde man über die alten Griechen urtheilen, wenn wir sie blos in ihren letzten Ausläufern als verwahrloste Byzantiner kennten? Die Wahrheit ist, wir haben gar nicht das Organ für die chinesische Geschichte und Geschichtsentwickelung, weil wir mit ihr in gar keinem Zusammenhange stehen, weil unsere Phantasie von den Namen der Völker und den Völkerzügen und Veränderungen, die dort stattfanden, gar nicht angeregt wird.

Man sei doch etwas bescheiden und bedenke, daß unsere neue humane Civilisation noch, so zu sagen, die Eierschale auf dem Rücken trägt. Chinesische Zustände, blutige Metzeleien, grausame Hinrichtungen, Aberglauben in allen erdenklichen Formen — wie lange sind sie denn beseitigt? — Taucht denn nicht gerade unser humanes Christenthum eben aus der naturwüchsigen Barbarei auf, und macht uns nicht andererseits unser Büreaukratismus, unsere Industrie, unser Materialismus den Chinesen wieder zum Sprechen ähnlich? Was man an den Chinesen bewundern muß, ist ihr riesiges, ganz unvergleichbares Organisationstalent. — War das Erziehungsideal eines norddeutschen Musterstaates, der noch heute wegen der inneren Ordnung seines Haushaltes gepriesen wird, denn wirklich ein von dem chinesischen so verschiedenes? Das büreaukratische System, dem Hegel seine Philosophie hergab, hat mit ihm die sprechendste Aehnlichkeit und sie wäre noch größer geworden, wenn es nicht an dem Konfessionalismus seine Gränze gefunden hätte; auch läßt sich nicht gerade schwer einsehen, daß das Schul- und Erziehungswesen nicht blos in China ein Polizeisystem ist, sondern so ziemlich überall in unserem lieben Deutschland. Denn ob man die Jugend zu Abbildern des Lao-tse und Kon-fu-tse dressirt, oder zu einer Spielart von heidnischem Athener und christlichem Teutonen mit vorgeschriebenen, durch Staatsraison bedingten Examenhindernissen, bleibt sich der Hauptsache nach gleich; nur hat der Chinese die ungebrochene Einheit der Erziehung voraus, die man ihm gerade als Fehler anrechnet. Wir geben vollständig zu, daß dem Chinesen die geistige Freiheit mangelt, die uns das Christenthum gebracht hat; wir unterschätzen die ungeheure geistige Ueberlegenheit der heutigen Europäer keinen Augenblick — aber sie mögen sich vor sich selbst hüten, daß ihr Civilisationsstolz und ihre Philosophie sie nicht trotz Christenthum zu Chinesen macht — nicht gerade in dem Sinne, wie es die Radikalen meinen — nein, durch Verknöcherung des Denkens und Versinken im Materialismus. In der Industrie sind wir schon mehr als Chinesen, und wenn es so fort geht, so wird man über kurz oder lang von Plato, von der Bibel, von Luther und Schiller, von den religiösen Bekenntnissen u. s. w. reden, wie von Konfutse, von Foh, von den drei Religionen u. s. w. Wir glauben, der edelste der Griechen, Plato, würde die Chinesen bewundert haben, wenn er ihren ungeheueren Staat durch den einen Gedanken der väterlichen Autorität und Ordnung bis in's Kleinste und Einzelne geordnet gesehen hätte — denn er schwärmt in seiner Republik ganz eigentlich für den ägyptischen Priesterstaat mit seinen Kasten und ihrer strengen Polizirung. — Sein Staat ist Nichts, als der idealisirte Kastenstaat, wie er ihn in der Wirklichkeit kennen gelernt.

Der Gedanke, den Herrscher als Vater und das Volk als Familie anzusehen, ist so einzig und bewundernswerth, wie wir ihn nicht zum zweiten Male finden. Die Theorie denkt gewiß nicht an einen Despoten, ebenso wenig wie der Herrscher „von Gottes Gnaden" als Despot zu denken ist. Wie dieser Gedanke aber einmal sehr kräftig und lebendig gewesen ist, beweist der Umstand, daß der Chinese einen Erb- und Ragen-Adel gar nicht kennt, daß er in uralter Zeit das Talent auch aus der geringsten Klasse herauszufinden weiß, daß er für den Königsohn selbst nicht das Privilegium der Befreiung von geistigen Anstrengungen beansprucht. Wenn das nicht Humanität im edelsten Sinne ist, so weiß ich nicht, was Humanität ist; denn dieser Zug beweist, daß der Chinese Stolz und Unterdrückungstrieb fast gar nicht, dagegen Achtung vor dem Geistigen im Menschen im höchsten Grade besitzt. Dies muß noch heute im Ganzen der Fall sein, trotz aller Versunkenheit, wie aus vielen Anzeichen zu schließen ist. Auch der Gedanke, den Menschen in seiner Ganzheit zu erziehen, ihn nicht blos im Theoretischen, sondern im Praktischen bis auf die Umgangsformen auszubilden, ist großartig, wenn er auch in der Ausführung weit hinter der Idee zurückbleiben muß und zuletzt zu einem todten Formalismus führt. — Aber welche menschliche Entwickelung führte nicht dazu? Zudem möchten wir bemerken, daß z. B. bei uns die Erziehung, je weiter hinauf, sich immer mehr dem chinesischen Gedanken nähert. Man denke nur an Tanzmeister, Anstandslehre u. s. w. Wir geben also sehr gern zu, daß der Chinese über den todten Punkt nicht hinauskommt, unterhalb dessen ihn namentlich sein Heidenthum gebannt hat; was er jedoch in dieser Sphäre geleistet hat, ist so großartig, daß wir ihm nichts entgegensetzen können. China ist eine Welt für sich und folgt einem ganz anderen Schwerpunkt, als unsere abendländische Kultur; seine Kultur bleibt in dem Volke geschlossen, dem sie ursprünglich angehört, und zieht fremde Bestandtheile hinein; die abendländische ist eine Wanderkultur, die von Babylon, Assyrien, Aegypten ausgehend nach Griechenland, von da nach Rom, und von da, durch das Christenthum neu belebt, zu Germanen, Kelten, Slaven u. s. w. wandert, um überall in einen Mischungsprozeß mit den ursprünglichen Naturvoraussetzungen einzugehen. Daher ist sie ungleichartiger, mannigfaltiger, vielfach abspringend und wieder in Wechselwirkung tretend; aber auch unsicherer, fragmentarischer und wiedersprechender. Hieraus folgt eine große geistige Unruhe und natürlich das Bestreben, sie zu beschwichtigen. Dieses ist der Grund unserer größeren geistigen Regsamkeit und Thatkraft.

So viel also zur Ehrenrettung der Chinesen. Ein Volk, das vor vier Tausend Jahren eine wohlgeordnete Büreaukratie, Konsistorien, Universitäten, Schulräthe und allgemeinen Elementarunterricht hatte, verdient doch jedenfalls unsere Achtung. Sehr interessant sind die theoretischen Vorschriften über die Erziehung der in dem Hausschatze Kia-phao-tsiouan-tsi (vollständige Sammlung der Familienkostbarkeiten) enthalten sind (S. 88). Ich weiß nicht, was man mutatis mutandis selbst bei uns Besseres sagen könnte. Alles ist recht hübsche praktische Schulmeister-Erfahrung, trotz Pestalozzi. „Die Kinder müssen mit Tagesanbruch in die Schule. Zuerst begrüßen sie den heiligen Konfuzius (Morgengebet) dann ihre Lehrer. Ist die Schule zahlreich, so werden die Schüler beim Nachhausegehen in Abtheilungen entlassen, indem man die zuerst entläßt, die am entferntesten von der Schule wohnen. Auf dem Wege dürfen die Kinder nicht spielen (Unfug machen?). Beim Nachhausekommen sollen sie zuerst die Hausgötter, dann die Ahnen und gleich nachher die Eltern grüßen." ..... „Beim Lesen muß Auge, Geist und Ohr nur auf einen Gegenstand gerichtet sein. Man lese mit leichter Stimme, um seine Lungen nicht anzugreifen und zu ermüden." ..... „Die vier kostbarsten Juwelen eines Gelehrten oder Dichters sind: Tinte, Papier, Schreibzeug und Pinsel. Die Kinder sollen sich während des Schreibens die Finger nicht beflecken und eine gerade Haltung beobachten; das Buch sollen die Kinder drei Zoll vom Körper entfernt halten. Auch dürfen sie nur die vorgeschriebenen Bücher nebst Papier und Schreibzeug mit in die Schule bringen." ..... „Ist der Sinn einer Lection nicht klar genug, so bittet man den Lehrer um genauere Erkärung und begnüge sich nicht mit Zweifeln und verwirrten Begriffen. Jedes Buch zum Vergnügen ist ein Hinderniß für die ernsten Studien (sic) und muß, wie überflüssiges Geld und jegliche Art der Spiele, verbannt werden." — Man sieht, dies Alles könnte in einer königl. oder herzogl. so und so Schulordnung, resp. Regulative stehen, bis auf den letzten Punkt. Denn wir haben „zur Bildung des Herzens und Gemüthes" die Schülerbibliotheken, voller süßen sentimentalen Novellchen und weinerlichen Romänchen, welche die natürliche Vorstufe zur Leihbibliothek, zu Paul de Kock und Alexander Dumas u. s. w. bilden und manchem Schüler frühzeitig den Geschmack am konsistenten Futter der Wissenschaft verleiden. Die Jungen merken früh genug, daß man für sie nur dummes und mittelmäßiges Zeug schreibt, und lassen ihr Herz und Gemüth gerade so weit bilden, als sie Lust haben.

„Die faulen Schüler sollen erst einige Mal ermahnt werden, dann auf ihrem Platze knien, und endlich, wenn Alles nicht mehr hilft, körperlich, *aber nicht gleich nach dem Essen*, gestraft werden." — Nicht gleich nach dem Essen! hört es Ihr Aerzte und Aetiologen, und sagt, was könnten die Chinesen eigentlich von uns lernen? — Die Chinesen erziehen also das artige Karlchen, das reinliche Fritzchen, das bescheidene und wohlanständige Hänschen, und haben es 3000 Jahre vor Pestalozzi, trotz aller neueren Pädagogik, erzogen.

Wollen wir etwas Anders, nachdem der wilde ungezogene Emil, der Struwelpeter des Rousseau, in Mißkredit gerathen ist? — Sie erziehen das Karlchen und Fritzchen und Hänschen zum guten, tugendhaften Sohne und zum loyalen Unthertanen seiner väterlichen Majestät zu Peking. — Wollen wir in der That etwas Anders? Sie interpretiren in ihren

Schulen die Klassiker, haben Encyklopädien und Handbücher, Miniaturdrucke zum Herauslesen beim Examen und drei große Staatsprüfungen, — die öffentlichen Beamten, welche die Prüfungen bestanden, und Sold empfangen, sind loyale Staatsdiener; die durchgefallenen Genies sind Winkeladvokaten, Dichter, Journalisten, Pamphletisten, Demagogen und Unruhstifter, — wie wir erst neulich ausführlich gelesen haben — tout comme chez nous! Wenn die Chinesen gelernt haben werden, Dampfmaschinen und Eisenbahnen zu bauen, wenn sie ihre Heere nach unserem Muster eingedrillt und mit Armstrongkanonen und Miniébüchsen bewaffnet haben werden, wozu bereits der Anfang gemacht ist, dürften sie uns in der Civilisation ebenbürtig sein.

Wir nehmen Abschied von dem reichhaltigen und interessanten Buche und bitten den Herrn Verfasser, unsere mehrfache bescheidene Einrede nicht zu ernst nehmen zu wollen. Wir hegen die größte Achtung vor seinem Werke, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen. Namentlich machen wir die Leser auf die ausgezeichnet schöne Darstellung des Griechenthum's, so weit es in diesen Bereich fällt, auf das über Homer, Pythagoras, Sokrates, Plato u. s. w. Gesagte aufmerksam, wo der Verfasser natürlich sich weit freier und sicherer bewegen kann; wir würden auch gern etwas daraus mitgetheilt haben, wenn uns die Wahl nicht zu schwer geworden wäre und wenn wir nicht gefürchtet hätten, aus dem Tone unserer Zeitschrift zu fallen, die es weniger mit allgemein Bekanntem als seltenern Erscheinungen zu thun hat. Deshalb haben wir es vorgezogen, einen etwas abgelegeneren Gegenstand in den Vordergrund zu stellen.

Polen.

Zwei Genien.

> Welche Philosophie ich bekenne? — Keine von allen,
> Die Du mir nennst! — Und warum keine? Aus Philosophie!

Während man Schiller so verehrt und huldigt und erhebt — mit welchem Auge sieht dies doch wohl der alte Wolfgang an — sein großer Rival? — Er lächelt und wundert sich, obgleich sein erhabener Geist dem Bruder die gebührende Verehrung nicht versagt. Aber zwischen diesen beiden Genien ist ein solcher Unterschied, ein so großer Raum, daß der geniale Schöpfer des „Faust" diesen Raum durchaus mit Mephistophel's Ironie ausfüllen muß.

Möge mir erlaubt sein, meine Gedanken bildlich darzustellen.

Ich sehe eine prächtige Eiche, die ihre Aeste weit ausbreitet; neben ihr, auf einem Felsen, steht ein Riese, welcher den himmelhohen Baum um einen ganzen Kopf überragt, indem er ein ruhiges, plastisches, alterthümliches Antlitz zeigt.

Der Fels, auf welchem der Riesen-Goethe steht, ist eine der philosophischen Wahrheiten, welche ihn über Schiller erhoben hat — eine mächtige, unbestreitbare Wahrheit: das Prinzip der Bewegung und der Fortschritte der Menschheit, das Prinzip der Entwickelung. Er bekümmert sich nicht um das öffentliche Wohl und seinen Triumph; er bewegte sich nicht gewaltsam; sein Herz wurde von keinen Wallungen durchströmt, denn er begriff, daß die Schicksale der Welt nicht allein auf dem Menschen beruhen, daß ein Organismus der Gesellschaft da ist, der allen Hindernissen widerstehen kann. Dieser Gedanke war seine Kraft, sein Friede, sein Genius. — Aber lache nicht zu sehr, alter Wolfgang! Das Recht ist nicht allein auf deiner Seite! — Die gewaltsame Liebe Schiller's zum Guten, zum moralischen Ideal, seine heilige Unruhe und sein individuales Streben vollenden erst dieses große Gesetz und decken dadurch seine wahre, religiöse Bedeutung auf. — Man muß sich kümmern, man muß arbeiten, man muß vor Allem lieben! Denn nicht blinde Nothwendigkeit und unpersönliche Macht der Idee regieren die Welt, sondern der vollkommene und zugleich freie Gott, welcher die Folgen der freien, menschlichen Handlungen genau vorher berechnet hat; nicht die allwissende, pantheistische Idee herrscht, sondern die Logik der Menschheit, welche aus einzelnen, selbständigen Individuen besteht — nicht die bloße Nothwendigkeit, wiederhole ich, sondern auch zugleich der Gedanke der Menschen, das bestimmte, philosophische, aber auch freie und zufällige Element, welches irren kann, welches die Welt durch Paradoxien und Sophismen beunruhigen und den Fortgang der Menschheit erschweren und verspäten kann. — Das Sophisma, der Fehler, ist nicht das logische Moment der Entwickelung; das ist keine Phase der Wahrheit, sondern ein wirkliches Uebel, eine so ewige Unwahrheit, wie die Prinzipien der Wahrheit und des Wissens ewig sind.

Goethe und Schiller also vervollständigen sich gegenseitig, und diese gegenseitige Vervollständigung kann erst die Gegenwart erfüllen, und darum huldigt sie halb durch Instinkt, halb durch die Gedankenfolge geleitet dem großen Repräsentanten, der individualen Kraft des Verdienstes — mit einem Worte — der moralischen, christlichen Persönlichkeit.

> Einig sollst du zwar sein, doch eines nicht mit dem Ganzen;
> Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das Herz.
> Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber.

Aber auch diese zweite Wahrheit übersehen wir niemals! — Es existirt eine gesellschaftliche, logische Macht, die Kraft einer allgemeinen Entwickelung der Thatsachen; es giebt große Merkmale der Zeitalter, welche durch den Genius verstanden und erfüllt werden, und um welche sich das Ganze der Menschheit bewegt.

Friede also und Kampf! — Arbeit und Muth! — und vor Allem vollkommenes, edles Vertrauen! — Sicherheit! — aber nicht gleichgültige, mit Ironie vermischte, sondern christliche — das ist der Stern der Zukunft. Und jetzt in der Sphäre des Schönen, welcher Vergleich wird zwischen diesen beiden Genien sein?

Das Schöne ist die Herrlichkeit der Wahrheit, hat man gesagt, und dies paßt hier mehr als irgend jemals. Beide sind groß, aber so verschieden ihre Philosophie ist, eben so verschieden sind auch ihre Schöpfungen. — Goethe ist allseitiger, Schiller tiefer. — Schiller bleibt zwischen Gott und Menschen, Goethe schreitet wie ein Herrscher zwischen dem Atom und dem Absoluten einher. — Mit derselben Gleichgültigkeit betrachtet er die Geheimnisse, das Farbenspiel in der Strahlenbrechung. — Aber lassen wir diesen Vergleich. — Ehren wir die Vergangenheit in stiller, frommer Erwartung! — denn der Genius ist noch nicht erschienen, dessen Gesang alle Merkmale der Wahrheit, oder besser, des vollkommenen Verständnisses an sich trüge — einen solchen Sänger dürfen wir noch nicht hören.... —

Eleonore Ziemięcka.

Rußland.

Die heutige politische Weltlage.

Nach einem alten russischen Diplomaten.

Der alte russische Diplomat, Herr von Tschichatschew, dessen „Briefe über die Türkei" unser „Magazin" in diesem Frühjahr ausführlich besprochen, hat sich im Herbste einer andern, und zwar noch brennenderen Frage der Diplomatie, nämlich der italiänischen, zugewandt und ein Buch, das zu umfangreich ist, um es als politische Broschüre zu bezeichnen, unter dem Titel „Der Züricher Frieden und der neue europäische Kongreß" herausgegeben.*

Schon das deutsche Motto von Lenau, das der russische Verfasser seiner französischen Schrift gegeben:

> „Zu beklagen ist die Menschheit,
> Will ein Priester ihr gebieten;
> Statt den Himmel ihr zu geben,
> Raubt er ihr die Erdenblüthen."

giebt eine entschiedene Andeutung des Weges, den, nach Herrn v. Tschichatschew, die europäische und insbesondere die russische Politik bei Entscheidung der in Italien obschwebenden Fragen einzuschlagen hat. Welche Veränderung aber die politischen Ansichten der russischen Diplomaten seit den Tagen von Sebastopol erfahren haben, das geht bereits aus den Einleitungs-Worten dieser Schrift hervor, worin die europäischen Souveraine, die vor dreißig Jahren regierten, als die „Kerkermeister" Italiens und die Kongreß-Protokolle von Wien, Troppau, Laibach und Verona als die „lettres de cachet" bezeichnet werden, in Folge deren die Halbinsel so viele Jahre in Fesseln schmachtete.

Der ehemalige russische Diplomat liefert in der Einleitung seiner Schrift eine Geschichte der Verhandlungen, welche den diesjährigen österreichisch-französisch-sardinischen Krieg herbeigeführt. „Die allerdings unfruchtbaren Verhandlungen," sagt er, „hätten gleichwohl noch sehr lange zwischen den Kabineten sich hinziehen und die Lösung der italiänischen Frage vielleicht auf unbestimmte Zeit hinaus verschieben können, wenn nicht in Folge einer in den Jahrbüchern der Geschichte beispiellosen Verblendung Oesterreich selbst sich beeilt hätte, den gordischen Knoten zu zer-

* La paix de Zurich et le nouveau congrès européen, par P. de Tchichatchef. Paris, Dentu; Bruxelles, Schnée, 1859.

hauen, indem es den Verbündeten Frankreichs angriff und dadurch die Sorge übernahm, für den Kaiser Napoleon III. eine Situation herbeizuführen, wie er sie gar nicht günstiger sich wünschen konnte."

Der Verf. sucht nachzuweisen, daß Rußland, trotzdem daß es in Italien um Aufrechthaltung und Durchführung „sogenannter revolutionairer Prinzipien" sich handelte, doch keine andere Partei, als die des mit Frankreich verbündeten Italiens, habe ergreifen können. Er beweist ferner — und dies ist das Hauptaugenmerk seiner Schrift — daß Rußland eben nur so lange der Verbündete Frankreichs in der italiänischen Frage sein konnte, als dieses der Politik treu blieb, die Napoleon III. in seinem bekannten Manifest bei der Kriegserklärung gegen Oesterreich ausgesprochen; daß jedoch der Friede von Villafranca und Zürich, sowie die Allianz Frankreichs mit Oesterreich, in welcher Rußland nicht der Dritte im Bunde zu sein Lust habe, der politischen Stellung desselben sofort eine andere Wendung habe geben müssen.

Wir glauben den Geist, den die vorliegende Schrift athmet, am Besten dadurch zu charakterisiren, daß wir in Nachstehendem den Schluß und das Resumé derselben vollständig mittheilen:

„Rußland kann jetzt nicht mehr, nachdem Frankreich, wie es scheint, mit Oesterreich auf eben so vertrautem Fuß, als mit Ersterem sich gestellt und dieses dadurch in sehr schlechte Gesellschaft gebracht hat, die bis dahin bestandene Freundschaft fortsetzen. Diese Gleichstellung, die in den Augen des großen Publikums von Europa, das sich mit dem bloßen Anschein begnügt, ganz plausibel erscheinen kann, muß für Rußland nothwendig etwas sehr Peinliches haben. Der Besiegte von Sebastopol und der Besiegte von Solferino würden sich anscheinend in der Freundschaft ihres gemeinsamen Besiegers verschmelzen, ganz, als ob sie auf dieselbe Weise besiegt worden wären, und als ob sie diese Freundschaft unter gleichem Rechtstitel acceptiren könnten. Aber wahrlich, wenn jemals zwei Nationen einen schlagenden Kontrast in Bezug auf ihre militairischen Leistungen in ziemlich naheliegenden Momenten dargeboten, so sind es Rußland und Oesterreich im Krim- und im italiänischen Kriege. In keiner Weise auf einen gigantischen Kampf vorbereitet, dessen Möglichkeit es nicht einmal zugab; ohne Eisenbahnen, ohne Verproviantirung, hat Rußland, dessen Armeen durch den Hunger dezimirt waren, oder in den Sümpfen und Schneestürmen der Steppen umkamen, die umfangreicher als das halbe übrige Europa sind, zwei Jahre lang den Kampf bestanden mit vier Gegnern, von welchen zwei die bedeutendsten europäischen Kriegsmächte sind, die zu Lande und zu Wasser alle Hülfsquellen des Dampfes zu ihrer Verfügung hatten; ja, alles dessen ungeachtet ist Rußland aus diesem in jeder Beziehung ungleichen Kampfe hervorgegangen, ohne eine einzige Provinz, eine einzige, wichtige Stadt zu verlieren. Oesterreich dagegen ist unter Verhältnissen, die alle zu seinen Gunsten waren, zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangt. Jahre lang hatte es in seinen italiänischen Provinzen ein ungeheures Arsenal, kampffertige, zahlreiche Armeen und unermeßliche Munition angehäuft; ein Netz von Eisenbahnen und Dampfschiff-Linien verband diese Provinzen mit seiner Hauptstadt und seinen deutschen Besitzungen, welche letzteren durch die Heere des deutschen Bundes noch besonders gedeckt und geschützt waren. Oesterreich hatte es nur mit zwei Gegnern zu thun, denselben, die zum Angriffe gegen Rußland sich mit noch zwei anderen, worunter das mächtige England war, verbinden zu müssen für nöthig gehalten. Jene beiden Gegner waren in schlechter Kriegsverfassung, gewissermaßen unvorbereitet, angegriffen; bei jedem Zusammentreffen stellte ihnen Oesterreich oft an Zahl überlegene, einige Mal gleiche, niemals aber geringere Streitkräfte entgegen, und gleichwohl waren zweiundsiebzig Tage hinreichend für das franco-sardische Heer, um seinen Gegner in sechs regelmäßigen Schlachten zu schlagen und ihm eine seiner schönsten Provinzen abzunehmen!

„Demnach können zwei Staaten, welche Niederlagen von so entgegengesetzter Natur erlitten, und die mit ihrem Besieger hinter einander, aber unter ganz verschiedenen Verhältnissen, in freundliche Beziehungen getreten, diese Beziehungen nicht unter gleichen Formen fortsetzen, ohne daß die scheinbare Gemeinsamkeit für den einen Staat ebenso verletzend wird, als sie dem andern in mißbräuchlicher Weise vortheilhaft ist. Es ist daher unmöglich, daß Rußland um diesen Preis in vertraulichen Beziehungen zu Frankreich verbleibe; es wird vielmehr bald in der Nothwendigkeit sein, seinen Beziehungen jenen Charakter des Vorbehalts und der Würde zu geben, der in den Augen der Welt seine Gleichstellung mit dem neuen Kollegen, den ihm Frankreich gegeben, unmöglich macht — einem Kollegen, der, abgesehen von dieser Rücksicht auf die eigene Würde Rußlands, seit dem Krim-Kriege ein Gegenstand gerechten Widerwillens für dasselbe ist. Es kann aus jener wohlbegründeten Erkaltung der Beziehungen zu Frankreich sehr leicht eine Annäherung zwischen Rußland und England hervorgehen — eine Annäherung, deren spätere Folgen nicht ohne große, politische Tragweite sein würden und sich vielleicht eines Tages — wenn die Verhältnisse sonst dieselben bleiben — als eine Tripel-Allianz zwischen den großen Staaten des Nordens, England, Preußen und Rußland offenbaren.

„Und so wiederholen wir denn, was wir in dieser Schrift bereits ausgeführt, daß der europäische Kongreß, den die italiänischen Angelegenheiten unumgänglich machen, und der natürlich den Feinden Italiens ebenso zuwider, als seinen Freunden erwünscht sein muß, vielleicht dahin gelangen werde, die verschiedenen Ursachen der Mißhelligkeiten zu beseitigen, welche der letzte Krieg zwischen mehreren Staaten Europa's hervorgerufen; inzwischen darf man sich dieser Hoffnung, deren Verwirklichung überdies nur eine untergeordnete Stelle unter den zahlreichen Bestrebungen des Kongresses einnehmen wird, nicht zu sehr hingeben. Seine wahre Aufgabe, das wollen wir nicht vergessen, besteht darin, die Zukunft der Italiäner zu begründen, indem man sie aus der Sackgasse befreit, in der sie sich verrannt haben. Hoffen wir daher, daß Europa sich endlich entschließen werde, zu Gunsten der Befreiung Italiens ebenso viel Eifer und Energie zu entwickeln, als es bis in die neueste Zeit zu seiner Unterjochung entwickelt hat."

England.

Die kleinen Gewerbe London's.

IV.

Hawkers, Pedlars und Patterers.

Die Coster-mongers repräsentiren den wichtigsten Zweig des Straßenhandels; man muß neben ihnen aber noch die Hawkers und die Pedlars nennen. Die Hawkers rufen auf offener Straße alle möglichen Waaren aus. Sie bilden eine sehr alte Klasse, die in den frühesten Zeiten einen sehr übeln Ruf hatte. Der Name Hawker ist mit dem deutschen „Höker" verwandt, das man von „hocken" ableitet. Die Pedlars sind Hausirer, die zu Fuß die Vorstädte und die Umgegend Londons bereisen. Sie rufen ihre Waaren nicht laut aus, sondern besuchen die Häuser, die an ihrem Wege liegen. Unter den Hawkers giebt es solche, die ihrer eignen Hände Arbeit feil bieten, zugleich Handwerker und Verkäufer sind, sich also ohne sogenannte Zwischenträger behelfen. Zu ihnen gehören besonders die Kinderspielzeughändler. Die Anderen setzen die Fabrikate fremder Hand um. Sie verkaufen Alles, Kunstgegenstände, Kalender, Taschenbücher, puzzles (Attrapen, Vexirdosen) Gewürz, mehr oder minder rare Schalthiere, Vögel, Goldfische 2c. Diese Klasse ist die gebildetste unter den Coster-mongers.

Die Interessantesten unter den Hawkers und Pedlars sind die Frauen. Manche von ihnen haben bessere Zeiten gekannt. Ihre Geschichte, die ich aus dem Munde dieser Frauen selbst weiß, ist mit geringen Abweichungen ganz gleichlautend. Eine von ihnen, sie mochte 25 bis 26 Jahr alt sein, durchwanderte die Vorstädte und Dörfer Londons mit einem Korb am Arm, in dem sie Bänder, Spitzen, Stickereien, Briefcouverts und Streichhölzer hatte. Sie klopfte mit zitternder Hand an die Thür eines Hauses, in dem ich mich gerade befand, und bot mit leichtem Erröthen ihre Waare an. Ihr Aeußeres war angenehm, ihr Anzug sauber und anständig. Ich fragte sie, welcher Glückswechsel sie diesen Stand erwählen ließ? Ich bin, erwiderte sie bescheiden, die Frau eines Seemanns. Als er sich einschiffte, ließ er mir die Hälfte seines Soldes zurück, der monatlich aus 15 Schillingen besteht. Ich erkannte sehr bald, daß es unmöglich war, mit dieser Summe mich und meine drei Kinder, von denen das jüngste erst ein Jahr und vier Monate alt ist, zu erhalten. Außerdem mußte ich Miethe, Holz und Licht bezahlen. Ich beschäftigte mich also Anfangs mit Näharbeiten, aber gewann damit nicht Geld genug, um meinen lieben Kleinen Brot zu kaufen. Nun habe ich vor drei Wochen den Entschluß gefaßt, mit meinem Korb hier von Haus zu Haus zu gehen. Der Profit ist nicht groß, aber doch danke ich Gott für die Idee, die er mir den Kindern zu Liebe eingegeben hat. Ein Strahl der Dankbarkeit erglänzte aus ihren Augen, als die Frau des Hauses ihr einige Kleinigkeiten abkaufte. Eine Andere, an die ich verschiedene Fragen richtete, war eine mit einer gewissen Koketterie gekleidete Wittwe, die nicht ganz arm zu sein schien. Ihr Mann war vor sechs Wochen in dem Augenblick, wo ein Schiff von den Londoner Docks auslief, von dem Herunterfallen einer Masse Eisen getödtet worden. „Er hinterließ mir drei Pfund Sterling. In meinem Alter (sie schien

dreißig Jahr alt zu sein) fiel es mir schwer, zur Barmherzigkeit der Gemeinde meine Zuflucht zu nehmen, die mir auch nur wöchentlich einen Schilling und zwei Brote gegeben hätte. Ich fuhr also die Themse hinunter bis nach Woolwich, wo ich eine Schwester habe, bei der ich jetzt wohne; da sie aber zu arm ist, mich zu erhalten, habe ich mir diesen kleinen Handel angelegt. Ich mache keine glänzenden Geschäfte, aber ich lebe doch."

Endlich giebt es noch ein drittes Genre von Straßenhändlern, die patterers. Sie lenken durch marktschreierische Reden, auffallendes Kostüm oder durch Trommeln die Aufmerksamkeit auf sich. Ich begegnete in den Straßen Londons öfter einem Mann, der unter freiem Himmel einen Cursus über häusliche Oekonomie eröffnete; er schloß mit der Einladung an die Zuhörer, in ihrem eignen Interesse die Lichtsparer zu kaufen, die er auf einem Tisch vor sich liegen hatte. In einer Straße von Wapping hatte ein Charlatan (medical botanist) vor drei Jahren ein neues Mittel aufgefunden, seine Praxis auszudehnen. Ein Kriminalprozeß, der des berühmten Vergifters Palmer, machte damals viel von sich reden und hielt die Gemüther in Spannung. Der Charlatan kündigte an, daß er allabendlich die Gerichtssitzungsberichte aus den Times vorlesen würde. Während des Krieges in der Krim entrollte ein anderer patterer ein großes auf Leinwand gemaltes Tableau des Kaisers von Rußland in Eselsgestalt. Diese Art Leute bilden ihrer Idee nach die Aristokratie der street-sellers. Nichts kommt ihrer Verachtung der gemeinen costers gleich, die sie als eine unwissende Klasse betrachten, während sie von ihrer Intelligenz leben. Manche Patterers haben Erziehung genossen; man findet unter diesen Handelsleuten frühere Studenten, Chirurgen und Kommis. Einer von ihnen war der Sohn eines Capitains, der später Unterdirektor der W. I. docks wurde. Der junge Mann hatte studirt und kam nach dem Tode seines Vaters nach London, um eine Stelle zu suchen. Er hoffte, daß man seine klassischen Kenntnisse berücksichtigen werde, wurde aber sehr bald enttäuscht. Nachdem er eine Zeit lang durch Abschreiben von Akten für das Unterhaus wöchentlich zwei Guineen sich verdient hatte, versagte eines Tages diese Erwerbsquelle für ihn, und er gerieth unter die Patterers. Wenn diese auch im Allgemeinen unterrichteter sind als die Coster-mongers, so haben sie doch weit ungeregeltere Sitten. Größtentheils hat der Hang zum vagabundirenden Leben sie diesem Stande zugeführt; sie haben meist kein bestimmtes Domicil und schlafen Nachts in den common lodging-houses. Unzüchtige Sprache, unmäßige Gewohnheiten, unermeßliche Eigenliebe sind die Grundzüge ihres Wesens. Diese Redner und Schauspieler des Straßenhandels bilden eine Gesellschaft, deren Mitglieder in die Kunst und das Geheimniß des patterism eingeführt werden. Sie sprechen ein Kauderwälsch unter einander, das wieder ganz verschieden ist von dem der Fisch- und Gemüsehändler. Der lebhafte Wunsch, Bewunderung zu erregen, treibt sie sehr oft in's tap-room, weniger aus Liebe zum Trinken als der Gesellschaft wegen, die daselbst anzutreffen ist. Bei diesem unordentlichen Lebenswandel verlieren sie sogar den Wunsch, sich moralisch zu bessern.

Aus der Menge der Patterers greife ich eine originelle Figur heraus, den Straßenbuchhändler, street-bookseller, der auch Cheap Jack (billiger Jakob) genannt wird. Sonnabend Abends trifft man in der Gegend von Whitechapel einen Mann mit grauen Haaren, in einem flachen Karren aufrecht stehend und beim Schein einer im Wind hin- und herflackernden Gasflamme Bücher aus zweiter Hand, wie die Engländer sagen, ausbietend. Sein Verkaufssystem besteht darin, die Menge durch feierliche Anreden herbeizuziehen. Denselben Büchertrödler habe ich auch in Woolwich und anderen Orten in der Umgegend Londons angetroffen. Er beginnt seine Reden mit einer demüthigen Selbstanklage, daß er nicht lesen könne; da er aber über jeden Autor und jedes Werk ganz angemessene Bemerkungen macht, erkennt man leicht, daß die erkünstelte Unwissenheit ein rednerischer Vorwand ist, um die Vortheile der Lektüre mehr hervorheben zu können. Ich hatte mir durch den Ankauf einiger Bücher seine Gunst erworben, und so belehrte er mich über seinen Handel und über die Literatur, die der Handwerkerklasse Großbritanniens am Meisten zusagt. „Ich war, erzählte er mir, „Commis in einer Buchhandlung; aber die Abhängigkeit und Gefangenschaft vertrug sich nicht mit meinem Charakter; ich liebe Luft, Straßen und Menschen; ich liebe es, zu sprechen und gehört zu werden. So bald ich einige Schillinge erspart hatte, kaufte ich Bücher und verkaufte sie auf meine eigne Hand. Nun hatte ich meine Flügel probirt, und der Käfig war nicht stark genug, mich festzuhalten. Ich lief auf Märkten und Messen mit meinem Bücherpacket umher, das Anfangs ziemlich klein war, aber bald umfangreicher ward. Die große Kunst meines Gewerbes besteht darin, den Geschmack des Publikums, an das man sich wendet, zu kennen. Vor einigen Jahren verkaufte ich viele Predigten, aber diese Art Literatur ist jetzt in Verfall gerathen. Noch besseren Absatz finden die englischen Klassiker. Sie glauben nicht, welche Anzahl von Geschichten Englands von Goldsmith ich seit zehn Jahren verkauft habe. Lebensgeschichten von Seeleuten reüssiren in gewissen Vierteln wie Wapping, und militairische Schriften in gewissen Städten wie Woolwich. Die „Magazines" sind sehr gesucht, das Volk findet darin eine Quelle der Belehrung, die durch Kupferstiche anziehender gemacht wird. Ich lese oder blättere vielmehr in allen Büchern, die durch meine Hände gehen, denn ich liebe die Bücher, sie sind meine Kinder. Die guten Autoren gefallen mir alle auf gleiche Weise; um die schlechten kümmere ich mich gar nicht. Sie schaden uns mehr, als sie uns nützen, denn wir sind genöthigt, solche Bücher Monate lang von einem Ort zum andern herumzuschleppen. Eines Tages erkannte ich Southey in dem Kreise meiner Zuhörer; ich hatte ihn öfters im Laden meines alten Patron gesehen und seinen „Doktor" mit großem Genuß gelesen. Sie kennen meine Verkaufsmethode, für jeden Band einen hohen Preis zu verlangen, von dem ich dann Schilling für Schilling oder penny für penny bis zum sechsten Theile des Anfangs angekündigten Werthes herabsteige. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß diese Methode mehr werth ist, als die Versteigerung. Nun las ich in den Augen Southey's, daß er Lust hatte, eines meiner Bücher, eine alte, seltene Ausgabe, zu kaufen und beeilte mich, noch weniger dafür zu fordern, als es mich selbst gekostet hatte, 1 Schilling und 6 Pence. Ich würde es ihm umsonst angeboten haben, hätte ich keinen abschlägigen Bescheid gefürchtet. Wie groß war meine Betrübniß, als er mir eine Krone in die Hand drückte und sich in dem Augenblick, in dem ich ihm das übrige Geld herausgeben wollte, entfernte. Ich rief ihn zurück; aber er sagte den Kopf schüttelnd: „So viel ist das Buch für mich werth."

Es giebt zwei Arten Cheap Jacks, einen mehr oder weniger ernsten und einen ganz komischen. Der Erstere verkauft Alles, „von einer Nadel an bis zu einem Schiffsanker," wie er selbst in seiner berühmten Anrede an die Vorübergehenden sagt, aus der ich hier einen Auszug folgen lasse: „Sie sehen in mir den wahren, den einzigen Cheap Jack von Sheffield. Ich bin nicht um schnöden Geldgewinn hierhergekommen, pfui! Ich bin einzig und allein im Interesse des Publikums hergekommen. Ich will Ihnen sagen, wie Sie bis jetzt von prahlerischen Buchhändlern angeführt worden sind, die mehr als hundert Procent an ihrer Waare verdienen. Hier ist eine Petition, — o, warum habe ich keine Zeit, sie Ihnen vorzulesen! — in der man mir eine große Summe Geldes anbietet, wenn ich von hier fortgehe; — aber nein, ich bin viel zu sehr Ihr Freund, um Sie nicht über das skandalöse Verfahren aufzuklären, das ...." Der zweite Cheap Jack macht weit weniger Façons: „Trauen Sie nicht meinen Worten, ich bin der größte Lügner, den es in der Welt giebt. Für jede Lüge, die ich zu sagen vergaß, gab mir meine Mutter eine Ohrfeige, mein Vater einen Fußtritt. Sie können sich selber überzeugen, daß Keiner so billig verkaufen kann als ich, ich kaufe alle meine Waare auf Kredit, das heißt, ich bezahle sie niemals." Die meisten Cheap Jacks sind Irländer, doch giebt es auch viele Engländer darunter. Sie leben während des Sommers in gedeckten Wagen und im Winter in irgend einer Bude oder einem Wagenschuppen.

Im Ganzen genommen, bilden die Straßenkaufleute seit Jahrhunderten eine sich selbst überlassene, vernachlässigte, geächtete Klasse, der jedes Schönheitsgefühl, jeder Sinn für das Ideale abgeht. Zwei Moralisten — das ist wenig genug — haben indeß versucht, diese gesunkene Familie wieder aufzurichten. Vor zehn Jahren hatte Henry Mayhew die Idee, ein meeting zusammenzuberufen und eine friendly association der Coster-mongers von London zu gründen. Er schlug vor, von da ausgehend, den Uebeln abzuhelfen, die an dem Straßenleben haften.*

Das meeting fand am 12. Juni 1850 statt und bot, trotz einiger Verwirrung, ein wahrhaft interessantes Bild. Was den Verein betrifft, so wartet er noch auf Kapitalien, und insofern sind die guten Absichten Mayhew's unfruchtbar geblieben. Ein anderer Freund der kleinen Krämer, der Reverend W. Rogers, hat in seinem Kirchspiel eine Schule für die Kinder der street-hawkers gegründet. Von 80 Schülerinnen haben 50 die Geldbelohnung verdient, die die englische Regierung für den Fleiß armer Kinder ausgesetzt hat. Derselbe clergyman hat

* Seine Propositionen waren folgende: eine Sparkasse anzulegen aus Beiträgen von je einem Penny (penny saving's bank); die Coster-mongers vom Wucher zu befreien durch Bildung einer Bank, welche gegen billigen Zins ihnen das nöthige Geld zum Einkauf ihrer kleinen Wagen und ihrer Marktwaaren verschießen sollte, unter den Mitgliedern des Vereins Gleichheit des Maßes und Gewichtes einzuführen, und anständige Belustigungen an Stelle der verderblichen Zerstreuungen der street-sellers zu setzen.

einen Saal für religiöse meetings eröffnet, die von 150 Frauen und 80 Männern besucht werden. Man mag finden, daß das ein sehr schwacher Damm gegen die Unwissenheit und Demoralisation ist, die jeden Fortschritt im Keim ersticken. Indessen dürfen so ehrenwerthe Bestrebungen nicht ohne lebhafte Anerkennung betrachtet werden. Was schon in dem einen Distrikt Londons geschehen ist, kann leicht in den anderen nachgeahmt werden, und man darf hoffen, daß endlich ein Strahl der Morgenröthe über dem Haupte der düstern, zerstreuten Familie leuchten wird. Ich muß gestehen, ich verspreche mir eher von diesen Moralisten als von den polizeilichen Unterdrückungsmaßregeln, daß dem verdorrten Aste neue Säfte zugeführt werden, auf daß er endlich Spätlingsfrüchte der Civilisation trage.

Nord-Amerika.

Das Unterrichtswesen in den Vereinigten Staaten.

II.

Universitäten und Hochschulen.

Die höheren Unterrichts-Anstalten und Universitäten der Vereinigten Staaten sind fast alle über den bekannten englischen Leisten geschlagen. Nachbildungen von Oxford und Cambridge. Uebrigens sind einige der amerikanischen Universitäten vor der Trennung der Kolonien vom Mutterlande begründet worden. So die berühmte Harvard Universität zu Cambridge in Massachusetts und die ebenso berühmte Yale-Universität in Connecticut, welche 1700 zu Saybrook gestiftet und 1716 nach Newhaven übersiedelt wurde; das Williams-Mary-Kollegium, welches 1691 in Virginien von den Baptisten gestiftet wurde, das New-Jersey-Kollegium, 1746 zu Elisabethtown gestiftet und später nach Princetown versetzt. Wenn man die Programme der Harvard-Universität liest, so glaubt man beinahe, die einer englischen Universität zu lesen. Da ist von guaduates, undergraduates, juniores, seniores etc. die Rede. Doch sind diese amerikanischen Universitäten wesentlich von den englischen verschieden. Die Einrichtung der fellowship ist mit der Trennung vom Mutterlande zu Grunde gegangen; auch fehlt es an den Fundationen hierfür. Das englische Universitätsleben ist ein Stillleben in fast klösterlicher Zurückgezogenheit von der Welt der Politik und aller Tagesinteressen; ganz anders in Amerika, wo man die Universität durchfliegt, um in möglichst kurzer Zeit so viel Kenntnisse als möglich aufzuraffen und im Leben zu verwerthen. Die englischen Universitäten sind vorwiegend aristokratisch, die amerikanischen natürlich das Gegentheil.

Die Harvard-Universität befindet sich zu Cambridge, einer kleinen in der Nähe von Boston gelegenen Stadt. Die Studenten zerfallen hier in zwei Klassen, in die undergraduates oder Zöglinge des eigentlichen Kollegiums und die professional students, welche die besondern Fakultäten des Rechts, der Medizin und der Theologie besuchen. Wir würden also nach unsern Begriffen eine Verbindung von Obergymnasium mit Universität vor uns haben. Das Kollegium der undergraduates hat einen vierjährigen Kursus in vier besonderen Klassen, deren Besucher die Namen freshmen (Frischlinge), sophomores (Klugdumme), juniors und seniors führen. In der ersten Klasse (etwa unsere Untersecunda) wird Griechisch, Lateinisch, griechische Geschichte, Geometrie (Planimetrie) und Trigonometrie vorgenommen; die Sophomoren studiren außerdem noch Französisch, Rhetorik, Chemie und besondere Theile der Mathematik; die Juniors treiben außer den alten Sprachen noch Philosophie, englische Geschichte, die Elemente der Astronomie, Physik, die Seniors erhalten Unterricht über die amerikanische und englische Verfassung, Staatsökonomie, Geschichte der Vereinigten Staaten, Rhetorik, Declamation und Physik.

Die Zahl der Zöglinge betrug 1855 357. Die jährlichen Kosten eines Zöglings des Kollegs betragen im Durchschnitt 320 Thlr., wobei Erziehungskosten (Schulgeld?), Lebensunterhalt und Wohnung bei den Familien, die zur Aufnahme von Kostgängern autorisirt inbegriffen sind. Der eigentlichen Studenten waren in demselben Jahre 300, darunter 104 Mediziner, 111 Juristen, 67 wissenschaftliche Studenten (scientific students), d. h. wohl, was wir Studiosen der Philosophie nennen, zwei Studenten der Astronomie und vierzehn Theologen. Die Kosten für einen Studenten dieser Art belaufen sich jährlich auf etwa 500 bis 800 Thlr.

Um in die Rechtsschule aufgenommen zu werden, bedarf es keines Examens oder des Nachweises früherer Studien, man muß nur mindestens neunzehn Jahr alt sein und ein Sittenzeugniß beibringen. Die Studien dauern nur zwei Jahre, von denen jedes in zwei Cursus von je zwanzig Wochen zerfällt. Der Cursus kostet 50 Doll. Uebrigens können die Rechtsstudenten, wenn sie wollen, nebenbei das Kolleg besuchen, um ihre Kenntnisse zu vervollständigen. Zu unterscheiden sind die eigentlichen Juristen, die sich für die Prozeßführung vorbereiten von denjenigen jungen Leuten, die in's Geschäftsleben eintreten wollen und dazu eine Anzahl juristischer Kenntnisse brauchen. — Die Unterweisung derselben ist ganz formell und amerikanisch praktisch; man hält ihnen Vorlesungen über Handelsgesellschaften, Kontrakte, Versicherungen, Käufe, Rhederei, kurz über Alles, was zum money-making gehört.

Die Medizinalschule der Universität befindet sich in Boston selbst. Jährliches Schulgeld 80 Doll. Die klinischen Vorlesungen finden in den dortigen Hospitälern statt und ergänzen die theoretischen Studien.

Die theologische Schule nimmt an der Harvard-Universität nur eine sehr bescheidene Stellung ein; doch auf einer großen Anzahl der amerikanischen Universitäten ist sie die wichtigste. Das Sektenwesen begünstigt bei der allgemeinen Freiheit einen schrankenlosen Proselytismus, und zahlreich sind die Leute, die sich der geistlichen Laufbahn widmen — freilich was für Leute in vielen Fällen?! — Es giebt keinen Staat, keine Sekte, die nicht ihre Seminarien hätte; Tausende junger Leute lernen darin die Schrift erklären und üben sich zeitig im Predigen.

Verbunden mit der Universität ist die Lawrence scientific school, die von Abbot Lawrence, ehemaligem Gesandten der amerikanischen Freistaaten zu London, gestiftet wurde. Es ist derselbe, welcher die großartigen Lowell-Spinnereien in Massachusetts gegründet hat.

Man liest darin über Chemie, Zoologie, Geologie, Mineralogie, Ingenieurkunst, Botanik, vergleichende Anatomie, Physiologie und höhere Mathematik. Der berühmte Naturforscher Agassiz ist ein Lehrer dieser Anstalt, ebenso der Astronom William C. Bond, dessen Verdienste um Astronomie, Meteorologie, Magnetismus, Geodäsie u. s. w. den Fachmännern wohlbekannt sind.

Außer der Harvard-Universität zählt der Staat Massachusetts eine große Anzahl von Kollegien und Akademien; die berühmtesten sind die Akademie und das theologische Seminar zu Andover, wo der Gatte der berühmten Verfasserin von „Onkel Tom" Professor ist, die Collegien Amherst und Williams. Aus anderen Staaten führen wir an: das College und die Medizinalschule zu Bowdoin, die Seminarien zu Bangor und Redfield, das baptistische College zu Waterville in Maine, das Darmouth-College zu Hanover in New-Hampshire, das College zu Middleburg und die Vermont-Universität im Staate Vermont, die wesleyanische Universität zu Middletown und das Yale-College in Connecticut mit mehr als 500 Schülern, endlich die Brown-Universität zu Providence in Rhode-Island. Der große Staat New-York hat mehrere Kollegien, das Columbia-College zu New-York selbst, das Hamilton-College zu Clinton, Hobart Free-College zu Geneva, und die Universität zu New-York selbst. Die Hauptanstalten in Pennsylvanien sind Alleghany-College in der Grafschaft Meadville, Pennsylvania-College zu Gettysburg, Jefferson-College zu Canonsburg, Dickinson-College zu Carlisle und Washington-College zu Washington.

New-Jersey, zwischen den nördlichen und südlichen Staaten in der Mitte gelegen, hat nur zwei Kollegien von einiger Wichtigkeit: das New-Jersey-College (1746 gestiftet) zu Princetown und Rutgers-College zu New-Brunswick. Der Staat Ohio war vor einigen Jahren in dem Erziehungsfelde noch sehr zurück; heutzutage scheinen seine Anstalten im Aufblühen begriffen. Die wesleyanische Universität zu Delaware hatte vor einiger Zeit 400 Zöglinge; die Miami-Universität zu Oxford 200; das Kenyon-Kollege zu Gambier 144, das Heidelberg-College zu Tiffin 100.

Die Staaten des Südens, welche die meisten Universitäten besitzen, sind Virginien und Carolina. Die Universität von Charlotsville in Virginien zählt mehr als 600 Zöglinge.

Außerdem giebt es noch mehrere ziemlich blühende Colleges: Bethany, Randolph Macon, Richmond, Washington, Hampden-College. Die Universität von Süd-Carolina zu Chapelhill hat etwa 400 Studenten. Gleich nach dieser Anstalt kommt das Normal-College in der Grafschaft Randolph.

Auch Maryland hat mehrere Kollegien: Maryland-Union und St. Mary-College zu Baltimore, St. John zu Annapolis und Mount-St. Mary zu Emmitsburg. In Louisiana haben Jackson und Opelusa Kollegien. Die Generalversammlung hat 1835 einen jährlichen Kredit von 15,000 Dollars auf zehn Jahr für die Förderung des Schulwesens be-

willigt, das hier noch sehr zurück ist. Erst 1849 hat man einen Schulfond (school fund) gegründet. Im Staate Mississippi ist der Elementarunterricht erst seit 1846 organisirt worden. Erst 1849 hat der Staat Tenessee eine Summe von $1\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. dazu bestimmt, das Schulwesen zu fördern. Man erwähnt dort zwei Universitäten, die Cumberlands-Universität zu Lebanon und die Union-University zu Murfreesborough, erstere mit 400, letztere mit 200 Studenten. Der Staat Alabama hat viel für Schulzwecke gethan und eine Universität nahe am Cap Tuscaloosa reich fundirt. Die Universität von Georgien ist bereits 1788 gestiftet; auch dieser Staat hat einen Schulfond. Im selben Jahre ist auch die Universität von Kentucky gestiftet worden. Kollegien giebt es in diesem Staate zu Danville, Bardstown, Augusta, Princetown und Georgetown. Der Staat Michigan hat die wichtige Ann-Arbor-Universität mit mehr als 300 Studenten. Die Madison-Universität in Wisconsin hatte in letzter Zeit 167 Zöglinge, die Missouri-Universität zu Columbia 130, die Wabash-Universität zu Crawfordsville in Indiana etwa ebenso viele.

Die einzige Schule, die direkt vom Staate abhängt und von der Regierung geleitet wird, ist die Militairschule zu West-Point. Schüler aus allen Staaten werden darin aufgenommen, ja der Präsident hat ein Recht, aus jedem Wahlbezirke der Union einen Zögling für West-Point auszuwählen. Denn die Armee soll so viel als möglich unabhängig von einzelstaatlichen und Parteirücksichten sein und dem Ganzen angehören. Viele Zöglinge kommen zum Theil aus diesen Gründen ganz roh und unwissend hin, ohne mehr zu wissen, als etwas Lesen, Schreiben und Rechnen; doch sollen sich die rohen Westländer, eben weil sie eine große Arbeitskraft mitbringen, oft in kurzer Zeit recht gut dressiren lassen.

Unser Berichterstatter findet den ganzen Zuschnitt der Schule dem der Pariser polytechnischen Schule ähnlich: dasselbe Programm, dasselbe System der Prüfungen, derselbe Geist der Gleichheit in der Versetzung. Der Cursus ist vierjährig. Exerziren und Waffendienst bilden gleichfalls einen wichtigen Theil in der Erziehung zu West-Point. Denn die als Offiziere Entlassenen treten sofort in ihr Regiment, als Infanteristen, Kavalleristen oder zur Artillerie. Die Schule von West-Point liefert weit mehr Offiziere, als die Union braucht; indeß dienen viele nur ihr Pflichtjahr ab und treten dann in's bürgerliche Leben zurück. Sie werden dann Milizoffiziere. Wer sich als Ingenieur ausbilden will, muß sich an's topographische Bureau zu Washington wenden.

Seit zehn Jahren etwa hat der Staat auch eine Navigationsschule gegründet, welche für die Marine das sein soll, was West-Point für das Landheer.

Eine höhere Akademie, wie die von Paris, Berlin u. s. w. hat Amerika nicht; Ihren Mangel soll ein Wanderverein ersetzen, die „amerikanische Association für den Fortschritt der Wissenschaften." — Es verhält sich damit ähnlich wie mit unsern Wandervereinen, jährlichen Philologen- und Naturforscherversammlungen und fliegenden Akademien, bei denen eben nicht gerade viel herauskommt, welche aber die Gemüthlichkeit fördern und etwas zur Civilisation der Gelehrten, wie zur Milderung ihrer Sitten beigetragen haben. Auch Herr Langel, unser Berichterstatter, fällt ein ähnliches Urtheil; da Niemand ausgeschlossen sei und ausgeschlossen werden könne, so müßten die Versammelten, eine Menge kurioser Lucubrationen anhören, „rien n'égale la fécondité des ignorans, ils ne perdent pas volontiers une occasion de faire prononcer leur nom et d'étaler leurs prétendues découvertes devant un public en moyenne incapable de discernement." — Sehr richtig!

Gelehrte Gesellschaften giebt es in großer Zahl in Amerika, für Medizin, Ackerbau, Meteorologie, Statistik u. s. w. Ein berühmtes Institut für Naturforschung ist das Smithsonian-Institute zu Washington, das von einem vornehmen Engländer testamentarisch fundirt worden ist. Es scheint eine Art Akademie daraus werden zu können, wenn es einmal über die Anfänge hinaus sein wird.

Amerikanische Luftschifffahrt.

Der New-York-Herald giebt einen sehr umständlichen Bericht über die Vorbereitungen und Zurüstungen von Mr. T. S. Cartincourt Lowe, dem amerikanischen Luftschiffer, die derselbe anstellt, um die Reise von Amerika nach Europa im Ballon zu machen. Er giebt an, daß Mr. Lowe glaube, England, Frankreich oder Spanien in 48, höchstens in 72 Stunden erreichen zu können (?). Der Ballon ist 350 Fuß lang; sein äußerer Umfang beträgt 387 Fuß, und seine Gestalt ist beinahe kugelförmig. 6000 Ellen Zeug sind dazu verbraucht und 600 Gallonen Firniß für die zwei ersten Ueberzüge. Ein Mittelgurt, 26 Fuß in der Weite wird die oberen und niederen Theile verbinden. Denn 29 Fuß abwärts von der Klappe ist das Zeug doppelt, und $5\frac{1}{2}$ Fuß abwärts dreifach mit einem Falz von starker Leinwand dazwischen. Das Netzwerk von Flachsstricken $\frac{1}{4}$ Zoll dick, das eigens zu dem Zwecke gemacht worden, ist an einen Kreis von Hanfseil, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, befestigt, welcher fähig ist, ein Gewicht von fünf Tonnen auszuhalten. 400 Netzmaschen gehen rund um die Mitte der Kugel, jede Masche 8 bis 9 Zoll weit. Die Stricklänge des Netzwerkes beträgt allein über 15 Meilen. Am untern Ende des Netzes ist ein Band von Schmiedeeisen, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, das den Karren, das Boot und alles Andere trägt, was mitgenommen wird.

Der Karren, der 20 Fuß im Umfange und 4 Fuß Tiefe hat, ist von indianischem Rohr (ratan) gemacht. In seinem Boden ist ein Loch, von welchem eine Leiter in das Boot 20 Fuß tief hinabführt. Der Karren ist kreisrund, mit Segeltuch umgeben und 20 Fuß unter dem Reifen aufgehängt. Von dem Reifen aufwärts zur Spitze des Korbes ist ein Vorhang, der den Korb so in ein Zimmer verwandelt. In dem Segeltuche sind Fenster angebracht, damit die Luftschiffer Beobachtungen anstellen können. Der Karren soll von einem Thon-Ofen (?) geheizt werden, eine Vorkehrung, die Herr Lowe selbst getroffen; — neben dem Heizen soll er auch zum Kochen dienen. Unter dem Karren ist ein Rettungsboot mit einer Ericsson'schen calorischen Maschine, um die Schraube zu drehen, die mit zwanzig Fächern versehen ist. Mr. Lowe glaubt im Stande zu sein, eine Hebungs- oder Senkungskraft von 300 Pfd. (?) hervorzubringen, den Steuerweg zu halten und das Umdrehen des Ballons zu verhindern. Im Nothfalle sind Mittel vorhanden, den Ballon vom Boote loszuhauen, und das letztere wird dann als Schraubendampfer weiter getrieben (?). Das Boot ist mit Mast, Segel und Heizungsmaterial für die Maschine versehen. Wasser und Mundvorrath für sechs Monate sollen in Federharztonnen und Büchsen mitgenommen werden. Ein Federharz-Klapp-Rettungsboot soll einen Theil der Ausstattung bilden.

Zwei kupferne Bojen, 100 und 200 Pfd. schwer, je nach den Umständen, um Gas zu condensiren, werden an den Ballon befestigt sein. Mr. Lowe besitzt auch eine Vorrichtung, die Richtung der Luftströmungen zu bestimmen. Es ist ein Seil oder Strick mit Bändern in Zwischenräumen, welche die Richtungen des Zuges in verschiedenen Luftschichten anzeigen. Wenn der Luftschiffer findet, daß der Ballon von einem Strome aus seiner beabsichtigten Richtung gebracht wird, so wirft er seine „Sondirleine" aus, und mit einem Teleskop entdeckt er, wie weit unten der geeignete Strom ist — denn er sieht es an den Bändern oder Flaggen — und mit dem Fächerpropeller läßt er sich nun so weit hinab.

Der Ballon ist mit einem Schiffsanker von 100 Pfd. Schwere versehen, um zum Landen zu dienen. Das Seil daran ist 100 Fuß lang und hat 4 Zoll im Umfange. Zwei oder drei Stück kleiner Enterhacken sind an Bord, um gebraucht zu werden, wenn der große Anker nicht nöthig ist. Ein paar Meilenlängen von dünnem Seil werden mitgenommen werden, um die Bojen zu bugsiren, wenn sie über Bord geworfen werden sollten, und für andere mögliche Zufälle. Das Gesammtgewicht des Ballons mit allem Zubehör beträgt $3\frac{1}{2}$ Tonnen. Seine Hebungsfähigkeit beträgt $22\frac{1}{2}$ Tonnen und läßt somit eine reine Hebungsfähigkeit von 19 Tonnen übrig. Neun Tage wird man brauchen, um ihn mit Gas zu füllen, da man dazu 750,000 Kubikfuß braucht, d. h. 10 mal mehr, als man bisher zum größten Ballon brauchte. Die Kosten der Füllung werden allein 1800 Dollars betragen, während der Gesammtaufwand sich auf beinahe 25,000 Dollars belaufen dürfte.

So weit der New-York-Herald — indeß wird man abzuwarten haben, bis Mr. Lowe nach 48 oder höchstens 72 Stunden in Europa angekommen sein wird, ehe man die Riesenhaftigkeit des amerikanischen Unternehmungsgeistes bewundert. Bis dahin ist die Möglichkeit eines großartigen Humbug nicht ausgeschlossen.

Griechenland.

Das älteste Weihnachtslied.

Die Revue de l'Instruction publique bringt folgendes, vielleicht ältestes Weihnachtslied von dem heiligen Ignatius, Bischof von Antiochien, der unter Trajan (im J. 116) in Rom den Märtyrertod erlitt. Wir

geben es der Merkwürdigkeit wegen mit einer möglichst wortgetreuen Uebersetzung wieder.

Ἀστὴρ ἐν οὐρανῷ ἔλαμψεν	Ein Stern am Himmel erstrahlte
Ὑπὲρ πάντας τοὺς ἀστέρας·	Ueber alle die Gestirne
Καὶ τὸ φῶς αὐτοῦ ἀνεκλάλητον ἦν,	Und sein Licht war unaussprechlich,
Καὶ ξενισμὸν παρεῖχεν	Und Staunen erzeugte
Ἡ καινότης αὐτοῦ.	Die Neuheit* desselben.
Τὰ δὲ λοιπὰ πάντ' ἄστρα,	Die andern Sterne alle
Ἅμα Ἡλίῳ καὶ Σελήνῃ,	Zumal mit Sonne und Mond
Χορὸς ἐγένετο τῷ ἀστέρι.	Traten in Kreis um den Stern.
Αὐτὸς δὲ ἦν ὑπερβάλλων	Er jedoch überstrahlte
Τὸ φῶς αὐτοῦ ὑπὲρ πάντα·	An Licht sie alle;
Ταραχή τε ἦν,	Schauer überkam sie,
Πόθεν ἡ καινότης	Woher wohl die Neuheit
Ἡ ἀνόμοιος αὐτοῖς;	Die unvergleichliche sei?
Ὅθεν ἐλύετο πᾶσα μαγεία,	Von da lösete sich aller Zauber,
Καὶ πᾶς δεσμὸς ἠφανίζετο κακίας,	Alle Fessel der Sünde ward gebrochen,
Ἄγνοια καθῃρεῖτο.	Der Unverstand vernichtet.
Παλαιὰ βασιλεία διεφθείρετο,	Das alte Reich ging zu Grunde,
Θεοῦ ἀνθρωπίνως φανερουμένου	Da Gott in Menschenweise erschien
Εἰς καινότητα ἀιδίου ζωῆς·	Zur Neuheit fortdauernden Lebens;
Ἀρχὴν δ' ἐλάμβανεν	Zur Herrschaft gelangte
Τὸ παρὰ Θεῷ ἀπηρτισμένον.	Das von Gott vollbrachte.
Ἔνθεν τὰ πάντα συνεκινεῖτο	Da gerieth das All in Bewegung
Διὰ τὸ μελετᾶσθαι	Ob dem Beginnen
Θανάτου κατάλυσιν.	Den Tod zu vernichten.

Mannigfaltiges.

— Die Sternenwelt als Weihnachtsgeschenk. Ein solches liegt uns in der That in dem schönen, innerlich und äußerlich werthvoll ausgestatteten Buche von Dr. Otto Ule vor, das die Spamer'sche Buchhandlung in Leipzig soeben ausgegeben.** Es hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem Volke die Wissenschaft der Astronomie begreiflich zu machen, und da er in seinem Buche bei diesem Thema redlich bleibt, ohne sich in andere Gebiete des Wissens, oder gar in die des Glaubens zu verirren, so können sein Streben und das, was er in der vorliegenden Schrift erreicht hat, nur allgemein anerkannt werden. Wie Virgil in Dante's großer Dichtung den Leser durch die poetischen Räume des Fegefeuers, der Hölle und des Vorhimmels führt, so geleitet hier der Verfasser seine Leser durch die astronomischen Himmelsräume, deren Weltgesetze und Phänomene sie bis zu den fernsten Fixstern- und Nebel-Welten in anschaulichster und faßlichster Weise kennen lernen. Begleitet ist der Vortrag, der gleichwohl niemals zur bloßen „belletristischen Schönmalerei" wird, sondern immer die strengen Anforderungen der Wissenschaft im Auge behält, von den mannigfaltigsten Illustrationen, die, anstatt wie die Zeichnungen und Zahlen in gelehrten Kompendien abschreckende Unterbrechungen zu sein, vielmehr die vergnüglichste Aufmunterung zum Lesen und Studieren sind.

— Schillerfeier in Portugal. Eine schöne Feier hatten die Deutschen in Lissabon veranstaltet, obwohl ein kleines Häuflein, und sonst durch kein geselliges Band vereinigt. Der König Dom Pedro V. hatte auf's huldvollste die vom Comitee abgesandte Commission empfangen, und der Vater des Königs, Dom Fernando, sicherte auf's herzlichste seine Betheiligung zu. Die Feier fand am 10. November um 3 Uhr Nachmittags im festlich geschmückten Saal der königlichen Musikakademie statt, wo, die deutsche schwarzrothgoldene Fahne zwischen und über den österreichischen und preußischen Flaggen prangte. König Dom Fernando wohnte mit dem Infanten Dom João bis zum Schluß bei, ferner waren anwesend die Vertreter Preußens und Oesterreichs mit ihren Gemahlinnen, der russische Gesandte mit seiner Familie, viele andere Mitglieder des diplomatischen Corps, die hohen Hofchargen und Repräsentanten der Wissenschaft und Kunst, und fast alle hier wohnenden Deutschen. Letzteren war der freie Eintritt, den Nichtdeutschen gegen unentgeltlich ausgegebene Eintrittskarten, ungefähr 500, gestattet. Auf eine Mozart'sche Ouvertüre (ausgeführt von dem königlichen Marinemusikcorps unter Leitung des deutschen Kapellmeisters Reinhardt) folgte ein vierstimmiger Festchoral nach der Melodie: „Ein' veste Burg." Dann Festrede von Professor Röder, dem Lehrer der Infanten, die mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde. Hierauf verschiedene Vorträge, deklamatorische und musikalische, das Lied von der Glocke, „Nur in Deutschland" von Thrun, Piècen auf dem Pianoforte von unserem Landsmann E. Neumann, und Anderes. Der vierstimmige von der ganzen Kapelle begleitete Chor: „Was ist des Deutschen Vaterland?" riß alle Anwesenden hin, und ein eigens von Kapellmeister Reinhardt componirter Schillermarsch beschloß die Feier. Hierauf fand im Hôtel Alliance in reich geschmücktem Raum ein Festmahl von 44 Gedecken statt, an welchem als Ehrenpräsident der Herzog von Terceira, der dem Thron zunächst stehende Pair des Reichs und Präsident des Ministerraths, sowie die Gesandten der beiden deutschen Großmächte theilnahmen. Den ersten Toast brachte der österr. Gesandten, Freiherr v. Lebzeltern, auf den König und das königl. Haus aus; ihm folgte der Festtoast vom Freiherrn v. Keßler, in kurzen ergreifenden Worten dem Dichter geweiht; dann der Toast des Herrn Hofmann auf „seinen alten General," den Herzog von Terceira, was dieser durch ein Hoch auf die in Portugal lebenden Deutschen, die zum Ruhm, Gedeihen und Fortschritt des Landes stets wesentlich beigetragen, erwiederte. Andere Toaste galten dem Vaterland, den Gesandten Oesterreichs und Preußens, dem Festcomitee. Die Versammlung verweilte unter Gesang (ein Tafellied nach der Melodie: „Vom hohen Olymp" und das „Reiterlied" waren gedruckt vertheilt worden) und den Klängen der Marinemusik in festlicher Stimmung bis zu später Stunde.

Ebenso wurde auch am westlichsten Ende Europa's, in Oporto, von den dortigen Deutschen, etwa sechzig an der Zahl, ihr Zusammengehörigkeits-Gefühl mit dem Vaterland durch eine gemeinsame Feier des 10. Novembers bekundet. Kaufmann Katzenstein vereinigte seine Landsleute in seinem mit deutschen Flaggen gezierten Haus. Ein prachtvoll geschmückter und mit dem Bilde des gefeierten Dichters versehener Saal nahm die Gesellschaft auf. Das Fest eröffnete der Lehrer der deutschen Gemeinde, Herr von Hase, durch einen von ihm gedichteten und gesprochenen Prolog; hierauf folgten abwechselnd Musikstücke und deklamatorische Gedichte. Ein festliches Mahl hielt die Gesellschaft noch bis zur frühen Morgenstunde in fröhlich patriotischer Stimmung zusammen. Das Festlied, nach der Melodie: „Vom hohen Olymp," schloß mit folgendem Verse:

„Auf, laßt uns freudig dieses Glas jetzt heben,
Doch sei's gefüllt mit deutschem Wein!
Am Douro auch soll Schiller's Name leben!
Wir stimmen froh als Deutsche ein,
Mit jedem, der heute mit jubelndem Sang
Hoch leben läßt Schiller beim Becherklang."

— Kurhessen. Die traurige Verfassungsfrage Kurhessens, die in der Geschichte Deutschlands während des berüchtigten Jahrzehends von 1848—1858 das allertraurigste Moment bildet, wird in einer soeben erschienenen, kleinen Schrift* auf ihren richtigen historischen Standpunkt zurückgeführt. Es ist bei der Verwirrung, welche die Partei-Organe in die Darstellung kritischer Momente der Zeitgeschichte zu bringen pflegen, unerläßliche Pflicht aller rechtschaffenen Augenzeugen, dasjenige, was sie von den Dingen wissen, nicht zu verschweigen, ja, auch ungefragt auszusagen, damit das Weltgericht, welches wir Weltgeschichte nennen, ein Urtel fälle, das nicht auf parteiischer, unrichtiger Darstellung beruht. Als eine solche parteiische Darstellung weist der uns unbekannte Verfasser auch die beiden Denkschriften über die kurhessischen Verfassungswirren nach, welche die Kommissarien Oesterreichs und Preußens, Graf von Leiningen und Uhden, in Kassel am 18. und 20. September 1851 unterzeichnet hatten, deren alleiniger Verfasser jedoch der Letztere war. Auf diese Denkschriften wurde der Bundesbeschluß vom 27. März 1852 gebaut, welcher die kurhessische Verfassung vom 5. Januar 1831 für unvereinbar mit den Gesetzen des Bundes erklärte. Da nun die Grundlage dieses Beschlusses als aus Irrthümern und unrichtigen Darstellungen zusammengesetzt, von dem Verfasser der vorliegenden Schrift nachgewiesen wird, so wird derselbe hoffentlich nicht vergebens a papa male informato ad papam melius informandum appellirt haben. Der kurhessische Kommissarius, Staatsrath Scheffer, der im November 1850, an der Spitze

* Das wiederholte καινότης deutet auf die διαθήκη καινή, das neue Testament, oder der neue Bund.

** Die Wunder der Sternenwelt. Ein Ausflug in den Himmelsraum. Den Gebildeten aller Stände und allen Freunden der Natur gewidmet, von Dr. Otto Ule. Mit hundert Illustrationen, einer Sternkarte rc. Leipzig. Otto Spamer, 1860. Preis 1 1/3 Thlr.

* Herr Uhden und die kurhessische Verfassung. Eine Appellation an die hohe deutsche Bundesversammlung. Leipzig, Veit & Comp. 1859.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 155-156. Sonnabend, den 31. December 1859. **28. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Ueber die Natur des Sprüchwortes.

Lateinische Sprüchwörter.

Unsere Zeit hat einen instinktmäßigen Widerwillen, ich will nicht sagen, gegen die Moral (denn das würde stark bestritten werden), aber gegen jede formulirte Moral, anscheinend deshalb, weil langweilige Prediger und Schriftsteller das Moralisiren in Verruf gebracht haben; — indessen liegt der Grund noch tiefer. — Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die allgemein geistige Umwälzung, in der wir seit hundert und mehr Jahren leben, den ganzen alten Moralkodex, der im innigsten Zusammenhang mit alter Religion und Sitte stand, wankend gemacht und jenen Widerwillen erzeugt hat, den ein großer Theil unserer Zeitgenossen gegen die moralische Didaktik hegt. Unsere deutsche Philosophie hat zwar an die Stelle der hausbackenen Spruch- und Lebensweisheit, die man früher Moral nannte, ihre Ethik und das Ethische gesetzt — aber es hat damit eine eigenthümliche Bewandtniß, obgleich das Wort selbst ziemlich dasselbe besagt. — Das Wort riecht nach Professorenthum und Katheder und kommt bis heute nicht in der freien Luft des Lebens fort. Eine ethische Bildung ist ein ganz ander Ding, als eine moralische — an der Ethik hängt die Aesthetik, und an der Aesthetik die ganze Blasirtheit unseres Jahrhunderts. Danach ist auch unsere ganze Bildung zugeschnitten — Alles auf eine Entwickelung und Verfeinerung unseres Gefühls, unseres Schönheitssinn's und unserer Genußfähigkeit berechnet, nichts für das harte Leben und seine Bedürfnisse. — Wenn man früher den Homer, den Hesiod, die Tragiker, mit Einem Worte, die Alten las, so notirte man sich die kräftigen Sentenzen, die Kernsprüche, die Sittenregeln; man stellte sie zusammen, lernte sie auswendig und brachte sie je nach Zeit und Umständen richtig oder falsch an. Diese Zeit ist vorbei, seitdem man die Aesthetik erfunden und die poetischen Schönheiten, d. h. die Entwickelung des Gefühls, in den Vordergrund gedrängt hat. Man würde Unrecht thun, uns etwa deshalb für einen Feind der Poesie und aller ästhetischen Genüsse zu halten — das sind wir keineswegs; aber die Schule der Erfahrung hat uns die Ueberzeugung verschafft, daß diese vorherrschend ästhetische Richtung entschieden vom Uebel und mit Schuld sei, an der herrschenden sittlichen Feigheit und schwammigen Charakterlosigkeit. Wir sind nicht die ersten, die auf den Sumpf hinweisen, in welchen uns diese Gefühlsrichtung, welche zum letzten Ziel doch nur eine raffinirte Wollust hat, zu führen droht. Schon mehren sich die Stimmen, die dringend rathen, aus diesem Opiumtaumel zu erwachen und über den ästhetischen Genüssen und einem erträumten unwahren Griechenleben zur nackten Wirklichkeit zu erwachen. Ja wohl, ein Griechenleben ist es, was uns seit Winkelmann vorgeschwebt hat und wonach wir unsere Erziehung gemodelt haben — græcari (Griechisch leben) nannte der prosaisch nüchterne Römer, der die Welt mit kühler Politik beherrschte, das verfeinerte ästhetische Genußleben, welches die trockene Quiritenmoral ebenso von sich abwies, wie unser in deutscher Gemüthlichkeit verschwimmendes Aftergriechenthum die hausbackene Moral unserer Altvordern. Daß wir trotz Zukunftsmusik, Spatzenlyrik und aller Kunst und Aesthetik ziemlich am Ende unserer Weisheit stehen und uns, wie das Pferd in der Tretmühle, im Kreise herumdrehen, ahnen und empfinden Viele instinktmäßig, eine geringere Zahl sieht und erkennt es, noch Wenigere denken auf Heilung; es ist aber klar, daß unsere Zukunft nur dann gesichert ist, wenn wir uns ermannen, wenn wir unser Deutschthum wiederfinden — nicht ein pausbäckiges, großmäuliges Teutonenthum, womit uns die Romantik beschèert hat, sondern das alte derbe, knappe, gewissenhafte, bescheidene Deutschthum in Haus und Sitte, in Staat und Familie. — Um zu diesem Ziele zu gelangen, müßten wir aber einen unendlichen Wust von überflüssigen Gedanken und Gefühlen von Halse werfen, und uns namentlich von der kläglichen Literatur emanzipiren, die man mit Recht als Epigonenthum bezeichnet. Eine Art geistiger Faste, eine gründliche Magenreinigung wäre natürlich eines der wirksamsten Mittel.

Zu diesen Gedanken wurden wir bei Lesung eines Büchleins veranlaßt, das scheinbar die Veranlassung dazu nicht giebt.* Lateinische Sprüchwörter! — O ja, es giebt hin und wieder noch einen alten Herrn, der in einer Zeit Latein lernte, wo man, trotz schlechterer Grammatiken, die Paradigmen besser wußte, als in der jetzigen, und der sich an Sentenzen, an Kernsprüchen, an Witzen und geistreichen Einfällen belustigt, die in der ehernen lateinischen Sprache einen so gediegenen Klang haben; im Großen und Ganzen aber ist es nicht Styl, sich mit Spruchweisheit zu beschäftigen und moralische Betrachtungen anzustellen. Unsere gelehrten Philologen, die ihre Studien und Bemühungen doch auf ziemlich breiter Grundlage anzulegen pflegen, haben dieses Feld fast gänzlich unbearbeitet gelassen, so daß der Verfasser des vorliegenden Buches, um sein Material zusammenzubringen, bis in's sechszehnte Jahrhundert zurückgreifen mußte. Erasmus von Rotterdam gab nämlich im Jahre 1528 zu Basel unter dem Titel „Adagiorum Chiliades, juxta locos communes digestæ" etc., eine Sammlung der Sprüchwörter der Griechen, Römer, Hebräer, Araber u. s. w. heraus, die später mehrmals (zuletzt Basel 1596) wieder abgedruckt wurde. Selbst die im Jahre 1646 zu Frankfurt a. M. unter dem Titel „Adagia i. e. Proverbiorum, Paroemiarum et Parabolorum omnium, quæ apud Græcos, Latinos, Hebræos, Arabes etc. in usu fuerunt, collectio, in locos communes digesta" gleichfalls in Folio erschienene Schrift ist nichts, als eine vermehrte und verbesserte Ausgabe des Erasmus. Ein Werk, das die Sprüchwörter der Römer allein behandelte und den jetzigen Zeitverhältnissen entsprechend (sic) in deutscher Sprache abgefaßt wäre, existirt, wie uns der Verf. sagt, der dies am besten wissen muß, zur Zeit noch nicht, und somit wäre das Erscheinen des Buches wohl gerechtfertigt. Ein Uebelstand dabei ist freilich, daß der Verfasser, wie er in der Vorrede selbst erklärt, nicht Philolog ist und „keineswegs durch das geschärfte

* Latium, oder das alte Rom in seinen Sprüchwörtern ...... Herausgegeben von August Faselius. Weimar 1859. B. F. Vogt. —

Augenglas der Philologie" sieht; denn er macht sich in der That ziemlich bemerklich, so z. B. in den griechischen Anführungen, die häufig ganz fehlerhaft, meist ohne oder mit falschen Accenten gedruckt sind. Auch ließe sich gegen die Auffassung der Aufgabe, die Auswahl des Stoffes, z. B. gegen die alphabetische Anordnung mancherlei einwenden; indessen wollen wir uns gern durch die Bescheidenheit des Verfassers versöhnen lassen, der „nur die Aufmerksamkeit **Geschickterer** auf einen Gegenstand hinlenken will, dem — wenigstens in der Schulzeit des Verfassers — beim Unterricht in der lateinischen Sprache nicht diejenige Berücksichtigung gezollt wurde, die er in der That verdient." „Als ein Ergebniß von Nebenstunden von Berufsgeschäften anderer Art" wollen wir es dankbar hinnehmen, wie es geboten wird; denn es bedarf in der That nicht immer der grämlichen, pedantischen, krakehlsüchtigen Philologie und Wortklauberei, um ein nützliches und ansprechendes Buch zu machen; ja wo die kritische Note anfängt, hört alle gemüthliche Lebensweisheit auf.

Aber was ist denn nun eigentlich ein Sprüchwort? Der Verfasser führt in der Vorrede mehrere Definitionen der Alten und Neueren an, die im Grunde gar nichts sagen, wie z. B. Donatus: Paroeinia est accomodatum rebus temporibusque proverbium. (Varro's Erklärung von abagio und adagio lib. VI de ling. lat. hätte gar nicht hierher gehört, da er eine bloße Etymologie geben will). Ebenso der Grammatiker Diomedes: Paroemia est proverbii vulgaris usurpatio rebus temporibusque accommodata, cum aliud significatur, quam dicitur. Einige Griechen definiren: „ein Sprüchwort (*παροιμία*) ist eine nützliche Lebensregel, die unter geeigneter Verhüllung viel Nützliches in sich hat;" oder „ein Sprüchwort ist eine Rede, die das Klare in Dunkelheit verhüllt." — Das paßt wohl auf Orakelsprüche, aber nicht auf Sprüchwörter. Auch die Erklärung des Erasmus: Paroemia est celebre dictum, scita quapiam novitate insigne ist lange nicht ausreichend. Der Verfasser erkennt das an und bemerkt, daß ein charakteristisches Kennzeichen des Sprüchwortes sei, daß es **im Munde des Volkes lebe** — aber auch hiermit ist noch Nichts gewonnen. Wenn man unter Volk, wie heutzutage allgemein, blos das gemeine Volk, den großen Haufen versteht, im Gegensatze gegen die Gebildeten, Gelehrten, Vornehmen, so ist dies entschieden falsch, denn es giebt auch Sprüchwörter der letzteren Klassen, die nicht im Munde des Volkes leben. Die Anführungen, welche Gebildete in lateinischer, griechischer oder französischer Sprache ihren Schriften einstreuen, um gewissen Behauptungen eine Autorität und einen Hintergrund zu verschaffen, sind sie nicht ganz dasselbe, was das deutsche Sprüchwort im Munde des Handwerkers oder Bauers? Es giebt ferner unzählige Aussprüche von Dichtern und Prosaikern, die den Charakter des Sprüchwortes an sich tragen, die sofort Sprüchwort werden würden, wenn sie Jemand benutzte, die aber nicht das Glück haben, in den allgemeinen Gebrauch überzugehen, wie es vielen Andern gelungen ist. Sind es etwa deshalb keine Sprüchwörter?

Nein, die Sache verhält sich etwas anders, und will man erklären, was ein Sprüchwort sei, so muß man sie an einem ganz andern Ende anfassen. **Der vorstechende Charakter des Sprüchwortes ist der der Anführung, des Citates, der Berufung auf eine allgemeine Autorität.** Der gemeine Mann gebraucht das Sprüchwort überall da, wo er sich auf das ungeschriebene Gesetzbuch berufen will, das in der Allgemeinheit lebt und durch Sitte und Herkommen seine Gränzen erhält, wo er die Autorität der Erfahrung zu Hülfe ruft.

Jedes Sprüchwort ist demnach ein Gesetzparagraph aus diesem ungeschriebenen Kodex, der in der Menschheit, wie in jedem einzelnen Volke und Menschen lebt, aber lückenhaft und unvollständig ist, weil seine Lesung nur in einzelnen Lichtblicken, in einem gewissen Seherzustande erfolgt und sonst vielfach durch störende Einflüsse getrübt ist; denn es giebt auch unsittliche und unwahre Sprüchwörter. Seher und Dichter sind die ältesten Leiter der Völker; Orakelsprüche und Sprüchwörter sind aus derselben Wurzel entsprossen; viele der Ersteren sind später zu Sprüchwörtern geworden, wie umgekehrt viele späterfundene Sprüchwörter recht gut Orakelsprüche sein könnten. Die Götter redeten dunkel, sie versteckten den Sinn, um den Scharfsinn der Menschen zu wecken, sie gaben die süße Nuß in harter Schaale — das meint auch die oben angeführte griechische Erklärung des Sprüchwortes „*ἐπὶ κρύψει μετρίᾳ πολὺ τὸ χρήσιμον ἔχων ἐν ἑαυτῷ*,"* und die „interessante witzige Neuheit" (scita novitas) des Erasmus. Bei den ältesten Dichtern, z. B. bei Hesiod, sind Orakelsprüche und Sprüchwörter oft noch ganz dasselbe und man merkt es den letzteren durchaus an, daß sie aus dem pythischen Heiligthume hervorgeklungen sind. Wie zum Beispiel: „Die Götter haben den Menschen das Brod versteckt." „Die Götter haben vor die Tugend der Schweiß gestellt;" neben solchen, wie: „Arbeit ist keine Schande, Faulheit ist Schande" *rc.* Viele Sprüchwörter haben noch heute den symbolischen Charakter, indem eine Wahrheit durch ein schlagendes Bild verdeutlicht wird. Z. B. wenn ich sage: „Rom ist nicht an Einem Tage gebaut worden," so heißt das offenbar so viel: „Erwarte nicht, daß eine große und wichtige Arbeit sich in kurzer Zeit vollenden läßt. „Es ist noch nicht aller Tage Abend" heißt: „Der Abschluß des Tages ist noch nicht Abschluß der Sache, um die es sich handelt, und die gewissermaßen in ihrem Verlaufe einen weit größeren, lange Zeiten umfassenden Tag bildet, auf dessen gegenwärtig noch nicht absehbaren Abend ich hoffe." — Solche Sprüche erfindet gewiß nicht der nüchterne Hausverstand; es liegt darin etwas Mantisches, Prophetisches, welches einen langen prosaischen Gedanken in eine einzige kräftige Anschauung zusammendrängt. Warum sagt man: „Hochmuth kommt vor dem Falle" und nicht „Der Fall kommt nach dem Hochmuthe?" Offenbar ist Ersteres kräftiger und ahnungsvoller. Es klingt wie ein Seherspruch, während das letztere nur prosaische Erfahrung wäre.

Der Verfasser ist offenbar in Verlegenheit, wie weit er die Gränzen des Sprüchwortes abstecken soll. Er hat Vieles aufgenommen, was entschieden nicht Sprüchwort ist und nie im Munde des Volkes lebte, z. B. römische Rechtsgrundsätze, wie sie die Juristen aufgestellt haben. Wenn dies Sprüchwörter sind, überhaupt alles älteste Gewohnheitsrecht aus Sprüchwörtern bestehen wird (man denke an die Rheten der Spartaner), so wird man zu der Beobachtung hingeleitet werden, daß man mit dem Begriffe Volk nicht auskommt, und daß man nebst allgemein menschlichen vor Allem die Sprüchwörter der einzelnen Stände zu unterscheiden haben wird. Es wird also Sprüchwörter der Bauern, der Jäger, der Handwerker, der Edlen, der Priester u. s. w. geben, und das ist so wahr, daß man in vielen Fällen noch bestimmen kann, welchem Stande der erste Erfinder angehörte. Audiatur et altera pars hat zuerst ein Jurist im Munde geführt; Oderint dum metuant ein Herrscher (Sulla, Caligula); Phryx plagis melior fit (ein Phrygier wird durch Prügel tauglich); ein Sklavenhalter, pessimæ apes furto proveniunt (Raubbienen sind die schlimmsten) ein mit der Bienenzucht Vertrauter u. s. w. Sodann hat der Verfasser eine Menge Ausdrücke aufgenommen, die eigentlich nur stehende oder malerisch ausgedrückte Redensarten sind, wie z. B. „Par pari referre, Gleiches mit Gleichem vergelten," „pari jugo ire, unter gleichem Joche gehen," „aures arrigere, die Ohren spitzen" für aufmerksam sein u. s. w. Wer das Wesen der Sprache und die Entstehungsweise der Wortbedeutungen genauer kennt, wird zugeben, daß dann ziemlich jedes einzelne Wort einer Sprache zum Sprüchwort werden könnte, weil fast in jedem ursprünglich eine Uebertragung, ein Bild, ein Tropus liegt, und jedes gedanklich erfunden ist. Um sagen zu können, was ein wirkliches Sprüchwort sei, muß man etwas tiefer in die Sache eingehen. Die sprüchwörtliche stehende Redensart hat keine andere Bedeutung als jedes andere Wort, und ist von ihm nur dadurch unterschieden, daß die ursprüngliche sinnliche oder bildliche Anschauung noch nicht etymologisch verwischt ist; der Grieche sagt z. B. *ἀποπτύειν*, anspucken für verachten. Wir haben ähnliche Uebertragungen: „Jemandem den Rücken dreschen" — (Schlechtes von ihm sagen) „Jemandem an der Nase herumführen" (einen Rathlosen gängeln) u. s. w. Wenn ich z. B. sage: „Das Schicksal hat ihm derbe Rippenstöße gegeben," so ist das Sprachsymbolik — der stärkste Hebel der Phantasie und der Dichtersprache. Natürlich hängt dies auch mit der Natur des Sprüchwortes zusammen.

Um über die Natur desselben in's Reine zu kommen, muß man einige Anschauung und Vorstellung von geistigen Zuständen haben, die von denen, in welchen wir leben, sehr stark verschieden sind. Wir Civilisationsmenschen des neunzehnten Jahrhunderts mit unserer künstlichen, aus der Weisheit aller Völker und aller Zeiten zusammengebrauten Bildung, leiden an der Denkkrankheit, an einem chronischen Grübeln, Abstrahiren, Spintisiren, Meditiren, Reflektiren u. s. w., weil wir stets nach einem unbestimmten Etwas, nach dem suchen, das uns eine geistige Ruhe und Zufriedenheit gewähren soll, und selbst diejenigen Menschen, deren Zahl Legion ist, und die in ihrem ganzen Leben keinen eigenen Gedanken gehabt, sondern stets auf geistigen Borg gelebt haben, setzen dennoch, um mit unseren Materialisten zu reden, ihre Gehirnnerven in unausgesetzte Schwingung, indem sie den Geist endlos mit Lesefutter versehen und sich werthlose und überflüssige Gedanken machen; ja man dressirt in unseren Schulen Knaben und Mädchen systematisch dazu, sich überflüssige, falsche

* Daher auch der Zusammenhang zwischen *χρέω* ich orakele, gebe Orakelsprüche, und *χράομαι* ich mache mir zu Nutze, *χρησμεῖον*, *χρηστήριον* Orakel *rc.* Vielleicht sind alle diese Wörter von der Wurzel *χρ* — skr. hri, erfassen, ergreifen, *χείρ*, *χερός* Hand, abzuleiten; *χρέω* ich orakele würde dan eigentlich heißen: ich gebe an die Hand, ich rathe, *χρηστήριον* eine Anstalt, die Rath zum Bedarfe, Gebrauche giebt. Die Orakel waren älteste theokratische Regierungssitze, Erziehungsanstalten roher Völker, wo sie sich beim Gotte Rath holten.

und leere Gedanken zu machen, eben weil unsere Schulmeisterei mitten in dem Hauptgebrechen unserer Zeit drin steckt und gar keinen Begriff von gesunden geistigen Zuständen hat. In der Absicht, sie zum richtigen und gewandten Ausdruck ihrer Gedanken zu erziehen, zwingt man sie zu faseln; d. h. (in den deutschen Aufsätzen) eine Menge andersher entlehnter Scheingedanken zusammenzustellen. „Gefühle beim Anblicke eines herbstlichen Baumes“ heißt das Thema — was denkt sich ein gesunder Mensch, ein Knabe oder ein Mädchen, wie sie die Natur giebt, beim Anblicke eines Baumes? — Gar nichts — und wenn er sich etwas denkt, so denkt er, „das ist ein Baum und kein Haus, u. s. w.“ was auch ganz recht und in der Ordnung ist; denn wollte man über Alles denken, worüber man sich Gedanken machen kann, so würde man bald reif für's Tollhaus sein. Daß der Gedanke als solcher eine große Mühe und Anstrengung sei, daß es sich mit dem Denken und Denkenkönnen gerade so verhalte, wie mit der männlichen Reife und ihrem erst zu bestimmter Zeit und unter gewissen krankhaften Erscheinungen erfolgenden Eintritt, das ist unserer Zeit ein blaues Wunder; das vermag sie nicht zu begreifen, da der größte Theil unserer Bildungsmenschen durch die herrschende geistige Onanie entmannt und herunter gebracht ist, ehe noch seine natürliche männliche Kraft erwacht ist. Dies ist grob gesagt, aber es ist wahr, und gegenüber dem allergrößten Theile unserer schönen Literatur verantwortlich. Denn sie ist weiter nichts als die unkorrigirte Fortsetzung korrigirter Schuldeklamationen. Wenn man selber einen großen Theil des Jammers und der Unnatürlichkeit unserer geistigen Zustände durchgemacht und durch glückliche Fügung und eine gewisse Naturkraft sich durchgearbeitet hat, so sieht man erst, wie viele Gedanken und Gedänkelchen, Gefühle und Gefühlchen, die recht sehr quälen können, überflüssig und vom Uebel sind; man wirft unendlich vielen Wust und Unsinn weg und sieht ein, daß auch im Denken ein Maaß, und daß es großer Nutzen und Vortheil sei, überflüssige Gedanken und Gefühle sich gar nicht erst zu machen. Ich glaube, die Alten nannten so etwas Sophrosyne, und der ganze Unterschied zwischen alter und neuer Bildung wird darin bestehen, daß das, was die Alten dachten, sagten und dichteten, organisch erzeugter Gedanke ist, während wir darauf angewiesen sind, eine Unzahl herrenlos in der Luft flatternder Gedanken und Vorstellungen in uns aufzunehmen und gewissermaßen unserm natürlichen Stamme einpfropfen zu lassen. Um diesen ganzen gliederungslosen, breiartigen Vorstellungs- und Gedankenformelwust nur einigermaßen zu sichten, zu ordnen und zu beherrschen, bedürfen wir natürlich der Schienen philosophischer Systeme und sogenannter Prinzipien; daher dieses Ringen nach Ruhe und Klarheit, das Gähren und Sieden in allen Köpfen, die ihre überflüssigen Gedanken loswerden wollen, daher die Romantik der Poesie, d. h. ein freies Spiel mit heimatlosen Vorstellungen und Gefühlen.

Religiöse und politische Reformer, die alles Heil von der formellen Entwickelung des Denkvermögens erwarten, klagen fortwährend über die Denkfaulheit und geistige Trägheit des Volkes und erwarten alles Heil von einer vernünftigen Volkserziehung. — Wir haben gar nichts dagegen, aber andererseits hat die Denkfaulheit des Volkes ihren guten Grund und findet ihre psychologische Erklärung. Jeder Mensch, und nicht blos der Mann des Volkes, sondern selbst der wahre Gelehrte, der Philosoph, der Künstler, welcher eine solide, dem Allgemeinen zu Gute kommende, pflichtmäßige Thätigkeit übt, denkt innerhalb dieser Sphäre mit vollständiger Klarheit und ohne Einmischung ungehöriger Gefühlselemente; er ist immer bei der Sache, seine Gedanken gehen aus der Erfahrung hervor und bleiben derselben anpassend.

Der Gedanke des gemeinen Mannes haftet also streng an der Sache, um die sich sein leibliches Dasein dreht, und da bei der unendlich größeren Mehrzahl der Menschen die Sorge für das tägliche Brot und die allerdringendsten Bedürfnisse fast das ganze Leben, Dichten und Trachten in Anspruch nimmt, so begreift man leicht, warum das Volk denkfaul und denkscheu ist und auch wohl schwerlich anders werden wird. Natürlich kann sein Denken nicht ganz in der Arbeit und Sorge aufgehen; auch er macht allgemeinere Bemerkungen und Abstractionen, auch er bedarf eines gewissen Gedankenvorraths, um sich im Leben zurecht zu finden. — Siehe da, warum es Sprüchwörter giebt — der gemeine Mann fühlt instinktmäßig seine Schwäche und Unfreiheit einer Gedankenwelt gegenüber, durch welche die ganze Welt der Dinge beherrscht wird, und in deren Besitz er (oft mit Unrecht) die Gebildeten und Gelehrten glaubt — er spricht daher nie oder selten bei Fällen moralischer Natur sein Urtheil als auf eigene Autorität hin aus, sondern beruft sich auf die Autorität aller, auf die forterbende Weisheit der Geschlechter; er citirt aus dem ungeschriebenen Gesetzbuche seines Volkes. Oder er sieht eine Unschicklichkeit, eine Lächerlichkeit, ein verkehrtes Verfahren und kommt in Versuchung, seiner Laune einen satyrischen Ausdruck zu geben. — Der Gebildete, im Denken geübte, findet ein bon mot, einen Witz, der von Gebildeten verstanden wird — der Gebildete, zu ungeschickt und gedankenarm, als daß ihm in den meisten Fällen etwas Aehnliches gelingen sollte, behilft sich in diesem Falle mit dem uralten Witze eines Sprüchwortes, in dessen Gebrauch das ganze Volk um ihn geschult ist. — Tausende von Sprüchwörtern sind nichts als versteinerte Witze, und man hat in den Sprüchwörtern also auch die traditionelle Geistreichheit des Volkes und seinen Humor zu suchen. Ich erinnere hier nur, um auf etwas ganz Hervorstechendes aufmerksam zu machen, auf die uralten Spottgewohnheiten, die sich in Sprüchwörtern ausgeprägt haben, an blinde Hessen, vierzigjährige Schwaben, an die Schildbürgereien u. s. w.

Sprüchwörter, richtig eingetheilt und nicht nach einem äußerlichen Schema, sondern nach einem inneren Prinzipe geordnet, würden die beste und umfassendste Charakteristik eines Volkes und (man müßte dies wohl beachten und unterscheiden) seiner einzelnen Stände geben; ja, wenn man dergleichen Sammlungen von verschiedenen Völkern hätte, so würde man bei der Vergleichung die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten auf eine weit festere und sicherere Weise (gewissermaßen urkundlich) bestimmen können, als dies von geistreichen Beobachtern und Volkspsychologen bisher geschehen ist.

Abtheilungen dieser Art würden etwa folgende sein:

1. Allgemeine sittliche Vorschriften. Davon haben wir indeß nur noch Reste, weil die christliche Religion wie bei anderen Völkern, so auch bei uns Deutschen, den alten heidnischen Sittenkodex beseitigt hat. Durch die Art und Weise der Anwendung (denn das ist die Hauptsache) werden Bibelsprüche u. dgl. allerdings auch zu Sprüchwörtern.

2. Gute Räthe, Ermunterungen, Warnungen, Tadel und Strafen.

3. Gelegenheitssprüche, durch die man sich in besonderer Lage gewissermaßen zurecht findet, besinnt und sich selbst klar macht; Lebenserfahrungen.

4. Paradoxen, um das Denken Anderer zu wecken, witzige Vergleiche, Kontraste, um dadurch zurecht zu weisen.

5. Spott, Sarkasmen, Witze u. s. w.

Die Einkleidung, der poetisch anregende Wortlaut des Sprüchwortes ist es, was es in den meisten Fällen von dem nackten, prosaischen Urtheil unterscheidet.

Wir wollen ein schlagendes Beispiel anführen. Der Satz, daß jedes Verbrechen seine Strafe finde, wenn auch die Vergeltung noch so lange zögere, findet sich bei jedem Volke. Wie drücken ihn nun die Lateiner aus? Seneca sagt es am einfachsten: „Dii lenti, sed certi vindices.“ Die Götter sind späte, aber sichere Rächer. Mysteriöser drückt schon der Spruch bei Makrobius (Sat. I, 6) die Rache aus: „Dii laneos habent pedes,“ wörtlich „die Götter haben wollene Füße“ — oder wie wir sagen würden „die Götter tragen Socken,“ d. h. sie nahen unhörbar, um den Verbrecher, der nicht merkt, zu überfallen. Aehnlich: „Sero Jupiter diphteram inspexit,“ (Jupiter hat spät in's Notizbuch gesehen), ein Spruch, der freilich ursprünglich griechisch ist: *Ὁ Ζεὺς κατεῖδε χρόνιος εἰς τὰς διφθέρας*, oder auch „Sero molunt Deorum molæ“ (Spät mahlen der Götter Mühlen.)

Unendlich viele Sprüchwörter erhalten ihr Kolorit durch örtliche oder zeitweise Zustände und werden sofort unverständlich, wenn diese Zustände nicht mehr vorhanden sind oder in Vergessenheit kommen. Z. B. „Sexagenarios de ponte dejicere“ „die Sechzigjährigen von der Brücke werfen,“ heißt so viel als „die Alten aus den Aemtern ausmerzen, um jüngere Kräfte herbeizuziehen,“ und bezieht sich auf die uralte, zeitig abgekommene Sitte eines Menschenopfers zu Rom, indem man an einem bestimmten Tage im Jahre alte Leute (casnares) von dem Pons Sublicius in den Tiber hinabstieß.

Nach dem vorliegenden Buche zu urtheilen, das doch jedenfalls so viel als möglich zusammengetragen haben will, scheinen die Reste der eigenthümlich altlateinischen Spruchweisheit nur sehr unbedeutend zu sein, was auch gerade kein Wunder ist. Was uns in dem Buche geboten wird, sind zum größeren Theil wohl nur sprüchwörtliche Redensarten, die einiges Kolorit haben, ferner Uebersetzungen griechischer Dichtersprüche rc., Aussprüche und Dogmen von Philosophen, juristische Merksprüche und Rechtssätze, Witze geistreicher Männer, namentlich Cicero's, Dichtersentenzen, ja sogar Bibelsprüche und ganz späte christliche Sentenzen, oder solche, welche die Humanisten erfunden haben. Wie z. B. den Spruch des Apostel Paulus nach der Vulgata: „Si deus pro nobis, quis contra nos?“ (Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns?) „Nemo cum diabolo jocatur impune“ (Niemand spielt ungestraft mit dem Teufel), „Etiam Romæ homines moriuntur,“ auch im (heiligen) Rom (wo die

Päpste sind) sterben Menschen." — Wir glauben, daß der Herr Verfasser etwas zu sehr dem Erasmus gefolgt sein wird — damals lag die Sache wesentlich anders, damals sammelte man Sentenzen um ihrer selbst willen, um seinen Styl zu koloriren, witzig und geistreich Latein zu schreiben; und war deshalb nicht gerade wählerisch. Heut zu Tage ist die Zeit der witzigen und geistreichen Lateiner vorüber; auch sind heut zu Tage die wenigen Ciceronianer viel zu antiquarisch, antiquitätisch und historisch-philosophisch gebildet, als daß sie einer Sentenz sich bedienen sollten, die später als Cicero fiele. Die Anforderungen, die man heute an eine derartige Sammlung stellen würde, dürften mehr vom ethnographisch-psychologischen Standpunkte aus zu fassen sein; man würde die alte unverfälschte Volksmoral des lateinischen Stammes vor der Fälschung und Versetzung mit Griechenthum aus den Sprüchwörtern zusammengestellt wünschen. Plautus, Terenz, der alte Cato, vielleicht Varro, Festus u. a. dürften die Quellen sein, die man einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterziehen hätte. — Man würde bei dem geschärfteren Blicke unserer Zeit, wie ich nicht zweifele, noch Manches finden, was Erasmus z. B. übersehen hat.

Frankreich.

Akademische Erörterung über den Monotheismus.*

In die Schranken der akademischen Debatte, die sich schon durch eine ganze Reihe von Sitzungen hingezogen, tritt ein neuer Kämpe, Herr Wallon, Professor an der Sorbonne und Verfasser eines sehr geschätzten Werkes über die Sklaverei im Alterthume. Er unterschreibt zwar die These Rénan's, daß die semitische Raçe dem Einheitsbegriff am treuesten geblieben, giebt aber nicht zu, daß der Monotheismus, weil er sich in dem semitischen Zweige, den Hebräern, in seiner Reinheit manifestirte, als Charakterzug des ganzen Stammes gelten müsse. Ebenso gut könnte man die gesammte indo-europäische Raçe nach Maaßgabe des griechischen Volkes, oder das gesammte Griechenvolk nach Maaßgabe Athens oder Sparta's beurtheilen. Zugegeben, daß, wie Rénan behauptet, die Wiege der drei Religionen: des Judenthums, des Christenthums und des Islam bei den Semiten zu setzen sei, so habe doch der Islam in seinen zwei Hauptzweigen bei Persern und Türken seine bedeutendsten Apostel gefunden, während Griechen, Römer und Germanen sich vorzugsweise empfänglich für das Christenthum gezeigt; ist dies Alles der Einpfropfung der semitischen Raçe zuzuschreiben?

Gegen Rénan, der den Monotheismus als der semitischen Raçe angeboren vindizirt, beruft sich Wallon auf das widersprechende Zeugniß der heiligen Urkunden, welche Babylon als die große H—, als die Königin des Götzendienstes darstellt. Nirgends war die Idololatrie so mächtig wie in Phönizien. Was liegt daran, daß dieser oder jener semitische Gottesname — z. B. El — auf den einigen Gott hindeutet, wenn sich neben ihm andere Gottheiten geltend machen? Melytta ist die Göttin vorzugsweise; allein ihr zu Ehren geben sich die Frauen preis. Adonis ist der höchste Gott, sein Kultus aber ist die Feier der Naturverjüngung. Moloch, der Gott-König, ist das Feuer, das die Kinder seiner Anbeter als Opfer verzehrt. Erweislich sei demnach gerade der Polytheismus die herrschende Religionsform bei allen Semiten, mit Ausnahme der Juden.

Aber selbst bei diesen wurzelt der Monotheismus mit nichten in der Raçe. In allen Epochen ihrer Geschichte vielmehr, auf dem Zuge durch die Wüste, unter den Richtern und Königen, die Könige selber, wie Salomo, Jerobeam,** Achab u. a. fröhnten den heidnischen Gottheiten. Kurz, der Monotheismus war allerdings im Gesetz, im Instinkt der Nation aber war der Polytheismus. Rénan giebt freilich nicht viel auf den großen Haufen und meint, nur die Prinzipien, nach denen die Elite des Volkes handelt, stellen den Charakter der Raçe dar. Ganz recht, sagt Wallon: wenn es uns lediglich um den philosophischen oder literarischen Standpunkt eines Volkes zu thun ist, dann greifen wir die Sokrates, Plato, Aristoteles heraus und lassen die Mittelmäßigkeit beiseite liegen; ist aber die Rede von dem geistig-sittlichen Leben einer Nation, von ihren Triebkräften und Bestrebungen, so darf die Menge nicht so gering angeschlagen werden.

Rénan stellt das jüdische Volk im Vergleich mit den arischen Völkern auf eine sehr niedrige Stufe der Intelligenz. Woher hatten sie nun diesen hohen Begriff vom einigen Gott? Er ist ebenso wenig von Mose erdacht, wie von den Aegyptern erborgt. Rénan weiß sich nun keinen anderen Rath, als ihn, den erwähnten geschichtlichen Zeugnissen zum Trotz, aus der eigenthümlichen Raçen-Natur herzuleiten. Um aber dadurch die einerseits geistig so tiefgestellten Juden auf der anderen Seite nicht zu hoch zu heben, flicht er seiner etwas zu kurz gerathenen Hypothese den Zusatz an: der Monotheismus sei im Grunde gar nicht so weit her; er sei vielmehr ein Minimum von Religion. Womit er nicht etwa sagen will, daß, wer nur Einen Gott habe, nah daran sei, gar keinen zu haben; sondern daß die semitische Raçe nur deswegen Einen Gott besessen habe, weil sie zu unbeholfen gewesen sei, viele Götter zu erdichten, es habe ihr dazu an Einbildungskraft gefehlt. Der Monotheismus sei blos ein negativer Kultus, der gegen die positiven Gaben, die die indo-europäische Raçe der Menschheit bescheert, nur gering in's Gewicht falle.

Um nun aus diesem Wirrwarr herauszukommen, schlägt Wallon vor, die Lösung der Frage aus dem Buche zu schöpfen, das uns den Monotheismus der Juden aufweist. Ist es denn, frägt er, so vernunftwidrig, anzunehmen, daß Gott den Menschen, als Er ihn schuf, mit der Fähigkeit begabt habe, Ihn zu erkennen? Daß, als die geistig-sittliche Fäulniß das Menschengeschlecht ergriffen hatte, ein Kultus gegründet ward, der im jüdischen Volke die ihm anvertraute Wahrheit, als einstiges Gemeingut der Menschheit, unverfälscht erhalten sollte?

Dieses Theorem über Ursprung und Geschichte des Monotheismus, seine Verbreitung unter den Menschen, seine Verfälschungen bei dem größten Theil, seine Verfassung bei den Juden und seine Macht über die ganze Erde; dieses Theorem hat wenigstens das Verdienst, auf den ältesten Schriften der Welt zu fußen. Und wer es auch nicht als erwiesene Thatsache annimmt, wird nimmer anstehen, ihm auch nur als Hypothese gleichen Werth mit einem System einzuräumen, das mit der Natur der Dinge und mit dem Sinne der Worte in Widerspruch ist.

* Aus den Verhandlungen der Pariser Akademie (des Inscriptions et des Belles Lettres). Vergl. Nr. 86—88 und Nr. 131—133 des „Magazin."

** Die eingeworfene Distinction des Akademikers Munk, Jerobeam sei kein Götzendiener gewesen, sondern habe nur den einigen Gott in dem Bilde des Kalbes dargestellt, will uns etwas scholastisch bedünken. Die biblische Geschichte hat seinen Götzendienst — das goldene Kalb, dem sich die Israeliten auch kurz nach der Gesetzgebung auf Sinai ergaben. Vergl. Exod. 32, 4, mit 1. Kön. 12, 29. — und ihn selbst gebrandmarkt, indem sie ihn als den bezeichnet, „der Israel zur Sünde verleitet." Vergl. ganz besonders 1. Kön. 14, 9.

Der Referent.

Griechenland.

Handelsschulen in Griechenland.

Schon vor fünfzig Jahren gab es unter den Griechen in Rußland, z. B. in Odessa, Handelsschulen, an denen die Gegenstände des Unterrichts mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des Handelsstandes und auf die künftige Bestimmung zu diesem Berufe gewählt waren, und ebenso bestand in Smyrna schon vor dem Jahre 1821 eine Börsenhalle (ἐμπορικὴ λέσχη), welche zur leichteren Anordnung der Handelsangelegenheiten der dortigen Griechen diente und sich durch besondere, auf höchst vernünftigen, auch geselligen Grundsätzen beruhende Gesetze auszeichnete. Nach dem Jahre 1821 und in neuerer Zeit sind nun auch in Griechenland und in andern Ländern mit griechischer Bevölkerung, z. B. in den Donaufürstenthümern, theils Handelsschulen (Ἐμπορικὰ σχολεῖα Ἐμπορικὰ παιδαγωγεῖα) und Handels-Anstalten (Ἐμπορικὰ ἐπιμελητήρια), theils Seehandlungs- oder Schifffahrtsschulen (Ναυτικὰ σχολεῖα) errichtet worden. So besteht eine nautische Schule in Athen und eine Handelsschule in Hermupolis auf der Insel Syra, dem Mittelpunkte des griechischen Handels und der inländischen Schifffahrt in den griechischen Meeren. In den Donaufürstenthümern giebt es in Braila eine Handels-Anstalt, welche auf die verschiedenste Weise die Interessen des griechischen Handels und Handelsstandes, aber eben so auch im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf Stand, Nationalität und Konfession, die Zwecke der Humanität zu befördern bemüht ist. Diese Handels-Anstalt unterhält in Braila ein Krankenhaus für bedürftige Kranke aller Nationen, die von auswärts kommen, und 2 Mal des Jahres, zu Ostern und zu Weihnachten, gewährt sie den Bedürftigen noch besondere Geldunterstützungen. Gegenwärtig beabsichtigt diese Handels-Anstalt, die von dem griechischen Handelsstande in Braila erhalten wird, auch eine Mädchenschule für bedürftige Schülerinnen zu errichten.

Was die nächsten und unmittelbaren Zwecke des Handels betrifft, so vermittelt diese Anstalt jeden Tag die genaue Kenntniß des Werthes

der Wechsel auf Wien, ferner die Preise des einheimischen Getraides, der täglichen und monatlichen Ladungen der Schiffe, des Umschwungs der Schiffahrt im Hafen von Braila, nämlich der ankommenden und absegelnden Schiffe, der Tiefe des Wassers an der Sulinamündung, der Frachtlöhne von Konstantinopel, sowie alles dessen, was auf die Unternehmungen und auf die Thätigkeit der Kaufleute irgendwie Bezug hat. Den Zwecken einer Handelszeitung diente bereits vor fünfzig Jahren eine unter dem Titel: „Hellenischer Telegraph" in Wien erschienene neugriechische, periodische Zeitschrift, welche neben den wissenschaftlichen und politischen Interessen auch die des Handels vertrat, wie dies auch gegenwärtig in einzelnen der, namentlich in Athen zahlreich erscheinenden Zeitschriften geschieht. **K.**

Nord-Amerika.

St. Louis und seine Bewohner.

Nach Friedrich Münch.

Wir haben in Nr. 122—124 des „Magazin" (vom 15. Oct. d. J.) der von Herrn Friedr. Münch, einem im Staate Missouri seit dem Jahr 1834 angesiedelten, ehemaligen Landprediger aus der Provinz Oberhessen, verfaßten, in Amerika gedruckten Schrift über den Staat Missouri gedacht. Unserm Versprechen gemäß, theilen wir aus dieser Schrift mit, was der Verfasser über die Stadt St. Louis und deren Bewohner sagt:

Um zu verstehen, in welch' großartiger Weise die Natur hier dem Verkehre der Menschen vorgearbeitet hat, und zugleich die Wichtigkeit einzelner Orte für den Weltverkehr, durch ihre Lage begründet, zu begreifen, nehme man die Karte zur Hand und richte das Auge auf den Punkt, wo St. Louis liegt. Jeder sieht ein, daß Völker, welche in derselben geographischen Breite wohnen, allmählich in ihren gesellschaftlichen Einrichtungen, in der Art ihrer produktiven Thätigkeit und in ihren Bedürfnissen einander immer ähnlicher, also auch in Dem, was eines vom andern beziehen muß, immer unabhängiger werden, daß dagegen der Handelsverkehr zwischen südlichen und nördlichen Ländern — der verschiedenen Naturbeschaffenheit wegen — für immer bedeutend bleiben, ja mit der fortschreitenden Kultur immer ausgedehnter werden muß. Der Handel zwischen Osten und Westen blüht hauptsächlich, so lange das eine Land neu ist (mit kaum angebrochenem Naturreichthum), das andere alt (mit einem Ueberflusse von Händen, die nach Arbeit verlangen), — zwischen Norden und Süden aber wird der Waarenaustausch nur immer zunehmen. — Sodann müssen Verkehr und Gewerb, um nicht schwindelhaft zu werden, auf eine zahlreiche Landbevölkerung sich stützen, welche die werthvollen Rohprodukte in großer Menge einem dankbaren Boden abgewinnt; — die wichtigsten Verbindungswege müssen von der Natur gegeben, oder doch leicht durch die Kunst herzustellen sein. — Nun liegt St. Louis im Centrum des sogenannten Mississippithales, einer ausgedehnten, so natürlich reichen und für die Erzeugung der mannigfaltigsten, werthvollsten Produkte so geeigneten Landstrecke, wie kaum eine zweite auf der ganzen Erde zu finden ist, — aber es liegt zugleich nahe dem Zusammenflusse der größten Ströme des nördlichen Theiles dieses Kontinentes, die für tausende von Meilen schiffbar sind, und mit deren kleinsten nur die europäischen Flüsse sich vergleichen können, — es liegt auf einer sanft abgedachten Ebene, die eine endlose Vergrößerung gestattet, aber auf felsenfestem Grunde an dem Ufer des „Vaters der Gewässer" (am Mississippi), der fast vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden, schiffbar den größten Theil des Jahres hindurch, hinströmt, — es liegt nur wenige Meilen entfernt von der Mündung des gewaltigen Missouri, auf dem die Handelsgüter fast bis zum Felsengebirge schwimmen, — nahe der Mündung des Illinois-Flusses, der eine Verbindung mit den großen fünf oberen Seen sichert, — nicht fern von der Mündung des „schönen Stromes" (des Ohio), welcher bis zum fernen Osten den Verkehr vermittelt, während durch den, fast immer für die hiesigen Riesendampfer schiffbaren, unteren Mississippi die bequemste Verbindung mit dem Hauptstapel-Platze des Südens (New-Orleans) und durch diesen mit West-Indien, Mexiko, Mittel- und Süd-Amerika und der alten Welt hergestellt ist.* Außerdem laufen Eisenbahnen, von Norden und Süden und in zahlreichen Zweigen vom Osten, sowie aus allen Theilen dieses Staates herkommend, in St. Louis zusammen, und welche Richtung auch einer künftigen Bahn nach den Gestaden des stillen Meeres gegeben werden mag, St. Louis wird jedenfalls mit ihr in direkter Verbindung sein. — Die klimatischen Verhältnisse sind von der Art, daß sie die wichtigsten und mannigfachsten Gewerbszweige begünstigen. — Die reichsten Erzlager der Welt sind fast vor den Thoren der Stadt, und Kohlen und Holz in jeder verlangten Menge kommen entweder aus Missouri oder den Nachbarstaaten; es fehlt kein nothwendiges Material, und Nahrungsmittel für die Arbeiter können in keinem Theile der Union wohlfeiler in großer Masse geschafft werden.

Am 9. December 1763 legte Pierre de Laclede, mit einem halben Dutzend Abenteurer aus Canada kommend und nach einer passenden Stelle für eine neue Handelsstation suchend, sein gebrechliches Ruderboot an der Stelle an, wo jetzt St. Louis steht, fällte ein paar Bäume, schlug sein Zelt auf, nannte den Ort einem seltsamen Heiligen, Ludwig XV., zu Ehren den „heiligen Louis" und sprach den Glauben aus, daß hier einst der größte Handelsplatz des Westens entstehen werde, — eine Prophezeiung, welche durch keine der Propheten des Alterthums überboten ist. Innerhalb weniger Jahre entstand hier ein kleines Franzosendorf, dessen Bevölkerung durch Zuzügler von Louisiana und Canada sich verstärkte und bereits mehrere Zweigdörfer (Carandolet, Florissant, St. Charles u. a.) anlegte. — Einen Angriff der Indianer befürchtend, umgaben die Bewohner 1779 den Ort mit einem Walle von rohen Pallisaden und Erde, — der Ueberfall erfolgte bald nachher, und gegen 20 der Bewohner wurden getödtet. Um diese Zeit erfolgte die größte Ueberschwemmung des Flusses, von welcher man außer der von 1844 weiß. Im Jahre 1809 wurden die Bewohner von der Legislatur des Gebietes Louisiana als Stadtgemeinde inkorporirt. Im folgenden Jahre gab die Censusliste 1,400 Einwohner an, 1820 — 4,123 und 1830 — 6,694 Einw. — Von jetzt am strömten östliche Gewerbs- und Handelsleute, sowie Deutsche in Masse nach diesem so glücklich gewählten Orte, neue Häuser wurden jährlich zu Tausenden gebaut, doch sah der Verfasser 1834 noch Blockhütten in der zweiten Straße stehen. Die Bevölkerung wuchs wie folgt: 1840 — 16,649 Einwohner. 1850 — 74,439 Einw. 1857 — 150,276 Einwohner; in weniger als fünfzig Jahren wird St. Louis die zweit-größte Stadt dieses Kontinentes sein. — Mit der Zunahme der Bevölkerung wuchs der Reichthum der Stadt, — die Nachkommen der ersten französischen Pioniere wurden Millionäre fast ohne Bemühung. Im Jahre 1840 wurde das steuerbare Vermögen der Einwohner bereits zu mehr als 8 Millionen Dollars abgeschätzt, 1850 zu 30 Millionen und 1857 zu 65½ Millionen. — Die früher aus indolenten Creolen, Abenteurern und Pelzjägern bestehende Einwohnerschaft hat sich in eine höchst betriebsame, rührige und vorwärts drängende Bevölkerung verwandelt, welche viele Elemente der höheren Bildung enthält und dabei ihren Geschäften mit so viel Geschick und solidem Sinne vorsteht, daß St. Louis unter den Großstädten des Landes vorzugsweise eines ehrenhaften Namens sich erfreut.

Das hohe Wasser von 1844 richtete auch in St. Louis beträchtlichen Schaden an. Im Herbst 1848 erschien die Cholera und wüthete so schrecklich, daß es schien, als sei die ganze Stadt dem Untergange geweiht. Noch war das Werk der Zerstörung im Gange, als (1849) eine Feuersbrunst entstand, welche in wenig Stunden 15 sogenannte Squares (die je von 4 Straßen umgebenen, ein Quadrat bildenden Häuser) in dem Hauptheile der Stadt in Asche legte, (ihr Werth wurde auf 10 Millionen geschätzt) und zugleich 23 große Dampfer (½ Million werth) vernichtete. Kaum hat die Geschichte die Nachricht von einem gleich großen Brandunglücke aufbewahrt. Aber verjüngt und bedeutend verschönert stieg bald die Stadt aus ihrer Asche wieder empor.

St. Louis liegt unter 33° 37′ 28″ N. Br. und 90° 15′ 16″ W. L., gegen 7 Meilen am Strome hin und 3 Meilen landeinwärts sich erstreckend, ist gut bebaut mit geraden, meistens in rechten Winkeln sich schneidenden Straßen, von welchen die vierte besonders breit und schön ist; an wahren Prachtgebäuden fehlt es nicht, — an der Fluß-Straße (levee) und in den unteren Straßen ist das vom Großhandel untrennbare Drängen und Tosen ungeheuer, — in den oberen Straßen findet man neben Geschäftshäusern auch sehr prachtvolle Privatwohnungen. Wasserwerke und Gasbeleuchtung gehen durch alle Theile der Stadt.

---

* Der Mississippi mit seinen Nebenflüssen bietet eine schiffbare Strecke von mehr als 13,000 (engl.) Meilen dar, nämlich: der Mississippi selbst von seiner Mündung bis zu den St. Anthony's Fällen 2200 Meilen; der Missouri bis zu seinen Fällen 2000 Meilen; der Osage 300, der Kansas 300 Meilen und andere Nebenflüsse des Missouri 600 Meilen; der Arkansas 600; der Rothe Fluß 1100; der Weiße Fluß 400; der St. Francis 100; der Des Moines 300; der St. Peters 300; der Yazoo 100; der Ohio 1000; von dessen Nebenflüssen der Tennessee 600, der Cumberland 300, der Wabash 300, der grüne Fluß mit Kentucky und Muskingum 500, der Alleghany und Monongahela 400; der Illinois 300; der Rock River mit dem Galena, Wisconsin und St. Croix 500; außerdem sind auch die Flüsse Jowa, Minnesota, Platte, Sioux u. a. für Strecken schiffbar.

Die städtischen Ausgaben betrugen 1850 — 27,639 Doll., und 1857 — 93,366 Doll. — Ich finde in einer 1854 veröffentlichten Statistik, daß damals der Tonnengehalt der Dampfboote, geeignet in den bedeutendsten Städten, sich verhielt wie folgt: in New-York 101,487, in New-Orleans 57,175, in St. Louis 48,558, in Philadelphia 24,524, in Cincinnati 23,843, in Louisville 20,123 Tonnen; seitdem muß das Verhältniß sich wesentlich zu Gunsten von St. Louis verändert haben.

Von der Bevölkerung der Stadt giebt der in St. Louis erscheinende „Anzeiger des Westens" (25. Sept. 1858) folgende interessante Schilderung, welche ich ihrem wesentlichen Inhalt nach hier wiedergebe.

St. Louis ist nicht, wie manche andere Stadt, der zufällige und zeitweilige Aufenthaltsort von Reisenden aus aller Herren Länder (auch nicht künstlich emporgebracht durch das Geld, welches durch Fürstenhöfe, hohen Adel, Höflinge, zahllose Beamten, stehende Heere, Pensionäre und Rentenverzehrer in Umlauf gesetzt wird), sondern der dauernde Wohnplatz fleißiger und strebender Menschen, die allein auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sind, — das neutrale Gebiet, auf welchem alle Intelligenzen und Thätigkeiten der verschiedensten Himmelsstriche sich entwickeln dürfen. Wer es weiß, daß in Deutschland die versagte Freizügigkeit, vielfach auch religiöse Engherzigkeit und die mit der Einbürgerung verbundenen Schwierigkeiten sogar die einzelnen Stämme derselben Nation aus einander halten, muß über das in St. Louis ihm vor Augen tretende Bild wahrhaft staunen.

Hier findet sich zuerst ein Stamm von Creolen, besonders im südlichen Stadttheile, Frenchtown genannt, angesiedelt; sie haben jetzt noch großen Grundbesitz in der Stadt und leben mit Ausnahme des noch immer großartig betriebenen Pelzgeschäftes (sie schicken alljährlich eine Schaar von Pelzjägern und Händlern nach dem Felsengebirge und erhalten von da ganze Flotten mit Pelzen und Häuten), mehr von Renten und zufälligen Beschäftigungen, als von regelmäßig betriebenen Geschäften.

Als St. Louis anfing, seine große Zukunft ahnen zu lassen, gesellte sich zur Creolen-Bevölkerung das amerikanische Element und gab dem Orte einen wesentlich veränderten Charakter. Zuerst aus Kentucky, Tennessee und Virginien, dann aber auch aus den östlichen Staaten zogen die rastlos thätigen Amerikaner ein und machten die Anfänge zu dem großartigen Vertriebe, welcher seitdem so reißend schnell gewachsen ist. In ihren Händen sind die meisten Großhandels-Geschäfte, die bedeutendsten Gewerbe und Gasthöfe, die ganze Fluß-Schiffahrt, die Kontrole über die Eisenbahnen, größtentheils die Bank- und Wechselgeschäfte; sie sind die Repräsentanten der kühnen Speculation, aber auch der fernsehenden Strebsamkeit; sie sind die mächtigen Leiter des Handels und der Industrie und Beförderer des Bank- und Creditwesens. Sie sind der Mehrzahl nach religiös befangen (nicht unduldsam), geben aber in Moden und in der Eleganz des Baustyles den Ton an und führen selbstverständlich in der Politik das große Wort. Sie werden kaum mehr als die Hälfte der Stadtbevölkerung bilden.

Ihnen am nächsten stehen wie der Zahl, so dem Einflusse im öffentlichen, gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben nach die Deutschen. Sie betreiben nicht allein ihre eigenthümlich nationalen Geschäfte, wie Brauerei, Wirthschaften, Kunstgewerbe aller Art, sondern auch viele andere, und zwar mit auffälliger Sicherheit und Solidität; in die höheren Lebensverhältnisse finden sich die Gebildeteren unter ihnen sogar leichter als die den Amerikanern sprachlich verwandteren Irländer. Die Deutschen sind die Repräsentanten der Aufklärung, die aufrichtigsten Freunde der republikanischen Freiheit, die Vorkämpfer des humanen Fortschrittes, der Mehrzahl nach Feinde der Intrigue und politischen wie geschäftlichen Schwindelei, ziemlich verträglich unter einander, befördern anständige, öffentliche Vergnügungen, Bildungsanstalten und nützliche Unternehmungen, haben zum Theil bereits zu ansehnlichem Wohlstande sich erhoben, lassen die deutsche Art und Weise frei und kühn hervortreten, werden im Allgemeinen mit Achtung behandelt und vertilgen ungeheure Massen von Bier und Taback. In ihren Häusern stellt sich immer mehr ein recht freundliches, deutsches Familienleben ein, an welchem sie hoffentlich für immer halten werden. Die Vermischung mit den andern Nationalitäten ist nur sehr gering.

Den Deutschen stehen in Zahl am Nächsten die Irländer. Auch unter ihnen giebt es vortreffliche Leute, aber im Ganzen sind sie ein ungehobeltes Element, das Gepräge des Druckes und der Verkommenheit an sich tragend, ihren Priestern selbst in der Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte blind unterwürfig, dem Ganzen durch ihre Handlangerdienste mehr als sich selbst zum Nutzen. Der Spiegel ihres Wesens sind die Stadttheile, in welchen sie vorzugsweise wohnen.

Interessant ist die Zunahme der italiänischen Bevölkerung. Zäh hängen die hier wohnenden dritthalb tausend Italiäner ausschließlich an gewissen Beschäftigungen, hauptsächlich dem Obst- und Süßigkeitshandel, verlangen, obwohl sie geläufig englisch sprechen, niemals ein Amt und halten durch Rath und gegenseitige Unterstützung fester zusammen als vielleicht irgend eine andere Nationalität. Sie gelten als scharfe Geschäftsleute, denen man volles Vertrauen schenkt.

Schweizer, welche sich in ihren Eigenthümlichkeiten den Deutschen und Franzosen, je nach ihrem Ursprunge, anschließen, (meistens praktisch, verständig und industriös), Böhmen im südlichen Stadttheile, (Arbeit in Fabriken und Hausdienst vorziehend), Ungarn und Polen (unfreiwillige Auswanderer aus der unglücklichen Heimat), wenige Schweden (auf ihrem Wege nach den nördlichen Kolonien hier hängen geblieben), vervollständigen die europäische Einwanderung.

Die verwerflichste Art des Weltverkehrs lieferte aus Afrika gegen 3000 Neger hierher, etwa zur Hälfte Sklaven und zur Hälfte frei.

Selbst Asien bleibt nicht ganz zurück und beginnt sein Kontingent zur hiesigen Völkermischung zu stellen. Ganz in der Stille entstehen hier und da kleine, reinliche, chinesische Geschäftslokale, meistens Thee- und Kaffeegeschäfte. Diese Asiaten führen ihre Bücher in chinesischer Sprache. Neulich verband sich hier ein chinesischer Theehändler ehelich mit einer feisten Irländerin (wer wollte nicht herzlich gratuliren?).

Der am 21. October 1858 veröffentlichte Census giebt die Bevölkerung in den zehn Stadtvierteln (wards) von St. Louis wie folgt an:

Weiße männliche Einwohner	69,947
„ weibliche „	61,910
	131,857
Freie Neger „	1,690
Sklaven	1,482
zusammen	135,029
Darunter sind Amerikaner	59,714
Deutsche	43,655
Irländer	22,011
Engländer	3,446
Franzosen	1,250
Alle übrigen Fremden	4,986
Stimmberechtigte Amerikaner	
über 21 Jahre	9,358
Naturalisirte Fremde	14,871
Gesammt-Stimmgeber	24,229

Alle auch von eingewanderten Aeltern hier Geborenen giebt der Census als Amerikaner an, so daß die eigentlich deutsche Bevölkerung gewiß über 50,000 anzuschlagen ist.

In Erziehungs-Anstalten aller Art steht St. Louis gegen keine andere Großstadt der Union zurück. Die öffentlichen Schulen stehen unter der Leitung eines von den Bürgern gewählten Schulrathes, und die Kosten des Unterrichts werden fast ganz aus öffentlichen Fonds bestritten. Es bestehen 18 Kommunal-Schulen, welche über 7000 Schüler aufnehmen können; in denen der deutschen Bezirke wird neben der englischen auch die deutsche Sprache gelehrt. Außerdem giebt es für Knaben und Mädchen Privat-, Parochial- und Klosterschulen; unter den deutschen Privatschulen zeichnet sich die der „freien Gemeinde" aus. Für lange Zeit war das sogenannte College, jetzt St. Louis Universität genannt (ganz unter der Leitung der Jesuiten stehend, mit 24 Professoren, Bibliothek, astronomischen Instrumenten rc.), die einzige höhere Lehranstalt (sie hatte 1854 schon 240 Studenten) von Canada bis Louisiana, von Pennsylvanien bis Mexiko; seit mehreren Jahren befindet sich auch die medizinische Fakultät der Staatsuniversität hier, und neben sehr guten Kaufmannsschulen und andern Hochschulen ist besonders zu nennen das „deutsche Institut" mit einer Bibliothek, einem Lesezimmer, (worin die besten in- und ausländischen Zeitungen und Monatsschriften aufgelegt sind), einem sehr vollständigen physikalischen und chemischen Apparate, Vorträgen über verschiedene Zweige der Wissenschaft und einer mit tüchtigen Lehrern versehenen Realschule. Sonntags- und Abendschulen für unentgeltlichen Unterricht in Sprachen rc., welche selbst von ältern Männern besucht werden, giebt es außerdem. Das unter der Leitung des Predigers der Unitarier-Gemeinde stehende „Washington-Institut" ertheilt neben höherem Unterricht zugleich Anleitung in mechanischen Gewerben; die Töchter-Gewerbsschule (Girl's industrial school) nimmt sich mit bestem Erfolge vernachläßigter Mädchen an; der kaufmännische Bibliothek-Ver-

ein (Mercantile library association) hat 1300 Mitglieder, eine Bibliothek von 14,000 Bänden, ein Lesezimmer, eine Halle zu Vorträgen, welche 2,300 Personen faßt. — Noch können genannt werden, zwei Turnvereine, (der eine unterhält zugleich ein deutsches Theater), sodann der Ackerbau- und Gewerbs-Verein, welcher jährlich große Ausstellungen veranstaltet und 16—20,000 Dollars in Prämien für die besten Erzeugnisse des Landbaues, der Gewerbe und der Künste ausgiebt, — und endlich das Museum mit einem Konzertsaale und Sammlungen von Gemälden, ausgestopften Vögeln und anderen Raritäten.

Zu den Wohlthätigkeits-Anstalten gehören neun Waisenhäuser (worunter 7 katholische Stiftungen sind); drei Hospitäler (das Stadthospital, das Hospital der „barmherzigen Schwestern"); zwei sogenannte Dispensatorien, worin unentgeltlich ärztlicher Rath und Arzneien an Kranke gegeben werden, und die unter Dr. Hammer's Leitung stehende deutsche Heilanstalt für Augenkranke; eine Gebär-Anstalt (für Arme); ein Magdaleuen-Institut; eine Anstalt zur Besserung jugendlicher Bösewichte; ein Arbeitshaus für Arme, Alte und Schwächliche (County farm.)

St. Louis hat über 70 Kirchen, fast alle in den letzten dreißig Jahren erbaut, worunter mehrere höchst prachtvolle Gebäude darstellen, als die Kathedrale, die Messias-Kirche der Unitarier, die Kirche der bischöflichen Methodisten, die Union-Kirche der Presbyterianer, die erste Presbyterianer-Kirche u. a. m. Auch für die Deutschen giebt es katholische, methodistische, altlutherische, evangelisch-orthodoxe, halbrationalistische Kirchen rc.

Zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden gehören: das Court-Haus, (wird über eine Million bis zu seiner Vollendung kosten); das Zollhaus (von Missouri-Marmor) zugleich mit dem Postgebäude; drei Börsen; die Wasser- und die Gaswerke; die Gebäude der genannten Lehr- und Wohlthätigkeits-Anstalten.

Unter den am Meisten in's Auge fallenden Privatgebäuden sind zu nennen; Verandah Row und die Ten Buildings, beide mit den glanzvollsten Kramladen besetzt; auch das Virginia-Hotel und das Pflanzers-Haus; Belcher's Zucker-Raffinerie u. v. a.

Der Erwähnung verdienen die Dampf-Lösch-Anstalten, die Feuer- und Lebens-Versicherungen, Banken, Sparkassen rc.

Unter den Gewerben stehen die Eisengießereien oben an; sie lieferten im letzten Jahre für 18 Millionen Doll. Fabrikate, welcher Betrag sich sehr bald verdoppeln wird.

Im Kolonialwaaren-Markt wird St. Louis für den Westen immer der erste Stapelplatz bleiben; außer Anderem begünstigen die niedrigen Wasserfrachten St. Louis so sehr, daß keine erfolgreiche Konkurrenz von anderer Seite her zu fürchten ist. — Dies gilt auch größtentheils von dem Manufakturwaaren-Handel, und St. Louis wird das Zutrauen, welches seine Großhändler in dem wechselvollen Zeitraume von fünfundzwanzig Jahren sich zu bewahren wußten, sicher künftig nicht einbüßen.

Unter den hervorragenden Geschäften, woran Deutsche betheiligt sind, nenne ich W. Palm's Eisengießerei. Sie beschäftigte früher gegen 250 Arbeiter, (fast nur Deutsche und Franzosen), deren Zahl in Folge der Krisis etwas eingeschränkt werden mußte. Die Arbeiter erhalten einen sehr anständigen Wochenlohn; ein deutscher Arzt spricht jeden Tag in der Fabrik vor. Da ist ein Raum für die Modellmacher, ein anderer für die großartigste Gießerarbeit, einer für die Schmiede mit 14 Feuern; das Getriebe der Fabrik besorgen drei Dampfmaschinen mit 45 Pferdekraft. In einem besonderen Gebäude sind die verschiedenen Maschinen (Hobel-, Drechsel-, Bohr-, Schrauben-, Schneide-Maschinen u. s. w.) zur Herrichtung der einzelnen Stücke, welche zu einer Lokomotive gehören, aufgestellt und in Thätigkeit. — Gegen 50 Lokomotiven sind bereits aus dieser Fabrik hervorgegangen, haben an 90 Pferdekraft, sind für 6 Atmosphären berechnet und kosten gegen 10,000 Doll. das Stück. Oberhalb befindet sich die Kesselschmiede. Eine besser geordnete Anstalt als diese so junge am westlichen Ufer des Mississippi — giebt es schwerlich in der alten und neuen Welt. — Ferner ist zu nennen die „St. Louis Cotton-Faktory," zur Verfertigung von Baumwollengarn und Watten, gegründet von Ad. Maier und Nuß; sie beschäftigt jetzt 3000 Spindeln, — nächstens aber sollen 4000 zum Zweck der Tuchfabrication hinzugefügt werden, sie verbraucht jetzt schon über 2500 Ballen Baumwolle (werth über 100,000 Doll.) im Jahre und täglich 130 Bushel Kohlen (aus Missouri, das Bushel zu 10 Cents.). An diese reiht eine zweite, fast eben so bedeutende Spinnerei von Ruegg und Bosse (Schweizern) sich an. In beiden Fabriken arbeiten größtentheils Deutsche und Schweizer, auch viele Mädchen. — Bemerkenswerth ist nicht weniger die Stearinkerzen- und Seifenfabrik von Schäffer und Anhäuser, welche 130 Arbeiter beschäftigt und das halbe Mississippi-Thal mit ihren trefflichen Fabrikaten versorgt. — Bedeutend ist das Wechselgeschäft von Angelrodt und Barth. — An deutschen Aerzten und Apotheken ist ein Ueberfluß, auch deutsche Advokaten, Notare, Friedensrichter rc. fehlen nicht.

Sehr bedeutend sind die Mahl- und Sägemühlen, der Bau von Dampfbooten, die Oefen-, Sägen-, Pflüge-, Seiler-, Nägel-Manufakturen, eine große Raffinerie, (beschäftigt 630 Arbeiter, meistens Deutsche, verbraucht 600 Fässer Rohzucker die Woche und täglich 1200 Bushel Kohlen), eine Glasfabrik rc. Die Zahl der arbeitenden Maschinen ist kaum in irgend einer Stadt größer, gewiß in keiner deutschen.

Die Druckereien, unterstützt durch eine Typen-Gießerei, sind bedeutend; sie sind mit trefflichen Dampfpressen versehen. Von Zeitungen und Monatsschriften werden gegen 125,000 Exemplare ausgegeben.

Ueber den Handel fehlen die neuesten statistischen Angaben. Schon 1851 betrug die Ausfuhr von Mehl gegen 650,000 Fässer, die von Blei über 472,000 sogenannte Pigs (Klumpen), von Salzfleisch 128,000 Fässer, Taback 9,210 Fässer, Hanf 57,160 Ballen. Das Gesagte wird genügenden Beweis liefern, daß auch schon auf der westlichen Seite des Mississippi reges Leben besteht, und daß man hier schon über die Anfänge der Kultur hinaus ist.

St. Louis ist nicht mehr eine „vornehmlich katholische Stadt" (siehe Wappäus S. 853), obgleich darin, wie die vielen Dome und Klöster zeigen, das katholische Element eine wichtige Rolle spielt, und der hiesige Erzbischof zu seiner kirchlichen Provinz 6 oder 7 Staaten hat, auch das hiesige katholische Kirchenvermögen sich auf Millionen beläuft.

St. Louis ist einer der Einfuhrhafen der Union; 1817 erschien das erste Dampfboot, den Mississippi heraufkommend, und zwei Jahre später lief ein solches zuerst den Missouri hinauf.

Brasilien.

Die deutschen Kolonien Blumenau und Dona Francisca.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung einer von dem brasilianischen Staatsrath Coutto Ferraz herausgegebenen kleinen Schrift über die Finanzlage der blühendsten deutschen Kolonien in Brasilien,* spricht sich ein Berichterstatter in der Berliner „Spener'schen Zeitung" folgendermaßen über Blumenau und Dona Francisca aus: „Ein Deutscher (so viel wir wissen Chemiker, und damals mit einem nicht geringen Kapital von 20,000 Thlrn. ausgerüstet), Dr. Blumenau, hat um das Jahr 1850 die Anfänge der Kolonie gelegt. Er ist, wie aus dem Bericht hervorgeht, jetzt im Besitz von 20 Q.-Leguas, und bei diesem Besitz ein ruinirter Mann, wenn ihn die brasilianische Regierung nicht herausreißt. Die Kolonie besteht zur Zeit aus 684 Köpfen; sie zählt 169 Häuser, wovon $^2/_3$ provisorische Wohnungen, d. h. Hütten. Der Viehstand besteht aus 200 Häuptern Rindvieh und etwa 800 Schweinen. Die Kolonie führt bereits etwas Zucker und Branntwein aus. Aber die Kolonisten sind lange noch nicht im Stande, ihre Schulden abzutragen und die Zinsen zu bezahlen. Fast alle sind noch im Rückstande für Landkauf und die vorgeschossenen ersten Unterhaltungskosten! So ist es leicht erklärlich, daß Dr. Blumenau ein armer Mann ist bei seinen 20 Leguas, von denen überhaupt erst $^1/_3$ Q.-Legua durch die Kolonie angebaut ist! Der Bericht sagt, wollte man die Schuldner zur Zahlung anhalten, so wäre das die Auflösung der Kolonie. Uebrigens hat die Kolonie noch kein Bethaus, auch kein Schulhaus, sondern behilft sich für beides mit kläglichen Räumlichkeiten. Die Wege und die Brücken sind erstaunlich schlecht; der Staatsrath konnte sie oft kaum passiren; die Communication ist oft Tage lang unterbrochen. Nunmehr, da der Unternehmer keine Hülfsmittel mehr besitzt, soll die Regierung die Kolonie übernehmen, Vorschüsse machen, durch Erhöhung Einwanderer heranziehen, den Dr. Blumenau als Director der in ihre Hände übergegangenen Kolonie anstellen!

Wir kommen zur Kolonie Dona Francisca. Sie ist 1851 auf Ländereien gegründet, die dem Prinzen und der Prinzessin von Joinville gehörten. Eine Hamburger Gesellschaft hatte einen Theil der Ländereien erworben. Diese Gesellschaft wandte erst 150,000, dann noch 100,000 Milreis auf die Kolonie (1 Milreis gleich 20 Sgr.). Die brasilianische Regierung bewilligte der Gesellschaft eine Prämie für jeden Einwanderer, ließ die Arbeiten an der Straße nach Parana beginnen.

* Die deutschen Ackerbau-Kolonien in Santa-Catharina. Uebersetzt von Otto Köhler. Hamburg, Riemeyer.

Jetzt sind 2250 Kolonisten angesiedelt. Das Land scheint nicht durchweg gut zu sein. 31 Zuckermühlen und Brennereien sind in Betrieb. Der Viehbestand ist 134 Stück Rindvieh (sehr gering!), 843 Schweine, 122 Pferde. Die Kolonisten sind theilweise mit Kapital gekommen. Der Staatsrath fand einige zufrieden mit ihrer Lage, Andere sehr niedergeschlagen. Nur 31 Kolonisten haben ihre Schulden zurückbezahlt. Der Staatsrath berichtet: die Gesellschaft befinde sich nicht in günstigen Verhältnissen und sei nicht im Stande, für Aufrechthaltung und Entwickelung der Kolonie zu sorgen; ihr ganzes Kapital ist verausgabt und Rückzahlung kann sie nur zum Theil erwarten. Sie erklärt also, von der Kolonie zurücktreten zu müssen, wenn die brasilianische Regierung nicht die unerläßliche Beihülfe gewährt, und der Staatsrath räth, die Regierung möge die Beihülfe bewilligen, und unter Anderm (wie auch bei der Kolonie Blumenau) die Prämie für die Einführung neuer Kolonisten erhöhen.

Das also sind die „blühendsten" und die „bestaccreditirten" Unternehmungen deutscher Ansiedelungen in Brasilien! Der Rath, den der Staatsrath Coutto Ferraz giebt, bezweckt nun bereits das dritte System, das man in Brasilien anwendet, um Einwanderer zu erlangen. Das erste war das Halbpachtsystem. Das zweite war, daß der Staat Arbeiter auf seine Kosten kommen ließ, um sie an die großen Grundbesitzer zu vertheilen. Jetzt giebt man Einfuhr-Prämien, nicht an die herbeizubringenden Kolonisten, sondern an die Unternehmer, die bereits große Landbesitzer sind, aber mit allem ihrem Landbesitz Bankerott machen müßten, wenn es ihnen nicht gelingt, abermals Tausende von deutschen Händen für ihre Wüsten zu gewinnen! Ob das dritte System besser zu rechtfertigen, als die beiden ersten, darüber verlieren wir kein Wort. Wie mißlich es bisher mit den Religions-Angelegenheiten der Protestanten in Brasilien steht, verschweigt auch Herr Köhler nicht. Sein Büchlein empfehlen wir zur dringenden Abmahnung von der Auswanderung nach Brasilien."

Mannigfaltiges.

— Geschichte des Journalismus in Frankreich. Herr Eugène Hatin hat eine Geschichte der periodischen Presse in Frankreich geschrieben, von welcher kürzlich der zweite Band erschienen ist.* Der Titel des Werkes bezeichnet dasselbe zwar als eine „politische und literarische Geschichte der Presse" überhaupt, doch würde dieser richtiger lauten: „Geschichte der politischen und literarischen Zeitungspresse." Der jetzt erschienene zweite Band beginnt mit dem Zustande der literarischen Journalistik im 17. Jahrhundert und reicht bis zur ersten französischen Revolution. Es zerfällt diese Periode in zwei Abschnitte, von denen der erste — 1665—1730 — mit der Gründung des (jetzt noch bestehenden) „Journal des Savans" beginnend, die Geschichte aller literarischen, historischen, politischen und selbst „galanten" Zeitungen dieser Epoche umfaßt, so daß man diesen Theil des Buches als die geheimen Memoiren des literarischen Lebens von Frankreich bezeichnen könnte. Der zweite Abschnitt, von 1730 bis 1789 reichend, wird durch das Emporkommen dessen, was man heutzutage literarische Kritik nennt, bezeichnet, wobei sich besonders ein Ankämpfen des Journalismus gegen den philosophischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts bemerklich macht. Desfontaines, Fréron, Laharpe gehören zu den bekannteren Namen unter den Koryphäen dieser journalistischen Periode. Der schwierigere Theil des von Herrn Hatin unternommenen Werkes wird nun erst mit der französischen Revolution beginnen. Er wird die Kämpfe zu schildern haben, welche einerseits der Journalismus gegen die Regierung, andererseits aber und bis auf den heutigen Tag die Letztere gegen den Ersteren siegreich bestanden hat.

* Histoire politique et littéraire de la presse en France, par M. Eugène Hatin.

— Aus belgischen und spanischen Archiven. Herr Gerhard, Staatsarchivar in Belgien, hat unter dem Titel „Korrespondenz von Karl V. und Adrian VI." eine Sammlung von historischen Aktenstücken veröffentlicht. Ebenderselbe hat in Spanien die Briefe von Philipp II. gesammelt, und wir verdanken seiner Thätigkeit eine höchst merkwürdige Erzählung der Unruhen, die im Jahre 1539 zu Gent stattfanden. Sein gegenwärtiges Werk setzt uns in den Stand, mit den Dokumenten in der Hand, die Beziehungen zu würdigen, die zwischen dem siegreichen Nebenbuhler von Franz I. und dem Bischofe von Tortosa, nachmals Papst Adrian, bestanden. Der Verfasser entrollt ein Bild von den Intriguen, welche den päpstlichen Hof beim Tode Leo's X. in Verwirrung brachten. Wir haben zugleich viele bisher ungedruckte Briefe des Kaisers Karl V. an Heinrich VIII. und seinen Minister Cardinal Wolsey vor uns.

— Wolfgang Menzel. Wenn auf irgend eine Gattung deutscher Bücher der Ausspruch paßt, daß man den Wald vor Bäumen nicht sieht, so ist es die fruchtbare Gattung der deutschen Literaturgeschichten, die nun selbst schon eine ganz ansehnliche Literatur bildet. Vor lauter Literaturgeschichten ist die deutsche Literatur selbst kaum noch zu erkennen. Wer wird uns einmal die Literaturgeschichte dieser Literaturgeschichten schreiben? Sie kann sehr erbaulich, belehrend und unterhaltend werden; Letzteres besonders, wenn sie auf den Clown der deutschen Literaturgeschichte, auf Wolfgang Menzel, kömmt. Da hat dieser jetzt wieder eine solche Historie in drei Bänden unter dem Titel „Deutsche Dichtungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit" (Stuttgart, Krabbe) geschrieben, worin unter Anderm die Menzel'sche Entdeckung mitgetheilt wird, daß zu keiner Zeit die deutsche Dichtung und die deutsche Sprache, weder vorher noch nachher, „roher, ungeschliffener, unfähiger" gewesen, als — im Zeitalter der Reformation. Das schreibt der Mann in Schwaben, während er doch in Briefen von Tausenden schwäbischer Ausgewanderter aus Rußland, Amerika und Australien lesen könnte, daß ihr größter Trost in der Fremde, ihre erfreulichste Erinnerung an Deutschland, die herrlichen, erbaulichen und herzstärkenden Luther-Lieder seien, die sie aus der Heimat mitgebracht, und die auch noch ihre Enkel singen würden. Aber ex ungue leonem — wie Herr Menzel Anathema! ruft, weil das sechzehnte Jahrhundert nicht das zwölfte und das dreizehnte ist, und sich nicht mehr in so „zarter" Minneweise gefällt, wie Gottfried von Straßburg oder Wolfram von Eschenbach, ebenso ruft er auch Wehe! über Goethe, weil dieser große Dichter, durch dessen Namen Deutschlands Literatur allen Gebildeten des Erdkreises bekannt wird, nicht auch, wie Ernst Moritz Arndt, Schwert- und Vaterlands-Lieder gesungen. August Boden hat es für nöthig gehalten, in einer besondern Schrift, „Dr. Wolfgang Menzel's gegen die Größen unserer klassischen Literatur erhobene Anklagen" zu widerlegen. Wir glauben jedoch nicht, daß es nöthig ist, Bücher gegen Bücher zu schreiben, die das deutsche Publikum von vornherein als Makulatur betrachtet.

— Adolph Stieler's Hand-Atlas. Kürzlich ist wieder für dieses unentbehrliche Werk, das stets auf dem Laufenden mit den neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen und politischen Aenderungen gehalten wird und zu welchem bereits in den Jahren 1854—1856 vier Nachlieferungen neuer Bearbeitungen älterer Stieler'scher Karten erschienen, eine solche Nachlieferung ausgegeben worden.* Es besteht dieselbe aus fünf Blättern, die sämmtlich von Hermann Berghaus gezeichnet und zum Theil unter Benutzung des Farben-Steindrucks in Verbindung mit dem Kupferstich auf das Trefflichste ausgeführt sind. Es ist eine wahre Freude, diese Karten des nördlichen und des südlichen Sternhimmels zu betrachten, die auf blauem Grunde die hellen Gestirne zeigen, wobei von den Figuren der Sternbilder nur die älteren, und zwar in schattenartigen, dunkeln Contouren, beibehalten wurden, während sie bei den neueren Sternbildern durch einfache Gränzlinien ersetzt sind. Außer diesen beiden Karten des Sternhimmels bilden auch noch eine Erdkarte nach Mercators Projection, zur Uebersicht der christlichen Staaten und ihrer Kolonien, ferner eine Fluß- und Bergkarte von Deutschland und eine Karte von West-Indien und Central-Amerika die vorliegende fünfte Lieferung, die, trotz ihrer schönen Ausstattung, doch nur 5/6 Thaler kostet.

* Gotha, Justus Perthes, 1859.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieses Blattes keine Unterbrechung wünschen, werden höflichst ersucht, ihre Bestellungen auf das I. Quartal 1860 baldigst auf der Post, wie durch den Buchhandel zu erneuern.

Für die Redaction bestimmte Briefe, Bücher und Manuscripte sind **franco an die Verlagshandlung des „Magazin" in Leipzig,** oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchhdlg., Unter den Linden 27, Berlin, zu richten.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

